3 1761 07826704 4

UNIVERSITY
OF
TORONTO

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/s1allgemeineencyc7879ersc

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

S.D
E734a

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Achtundsiebzigster Theil.

GRADISCANER KRIEG — GRAMMATICO.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1864.

105820
20/10

AE
27
E7
Sect.1
Bd. 78-79

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Achtundsiebzigster Theil.

GRADISCANER KRIEG — GRAMMATICO.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

Erste Section

A—G.

Herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber.

GRADISCANER KRIEG — GRAMMATICO.

GRADISCANER KRIEG.

GRADISCANER KRIEG heißt der Krieg Venedigs mit dem österreichischen Kaiserhause um den Besitz Gradisca's. Die Ursachen, wodurch dieser Krieg herbeigeführt wurde, haben wir ausführlich in dem Art. Gradisca auseinandergesetzt (Bd. 77. S. 469). Kaiser Matthias hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß es ihm gelingen werde, den Erzherzog zu bewegen, in die Forderung Venedigs, den wiener Vertrag endlich in allen seinen Punkten in Ausführung zu bringen, einzugehen und die Venetianer zu vermögen, das Verlangen des grätzer Hofes nach Freigebung der Schiffahrt wenigstens bis zu einer annehmbaren Grenze zu verwilligen. Er hatte zu dem Ende eine Versammlung seiner Minister angeordnet und nicht nur den venetianischen, sondern auch den spanischen und florentinischen Minister dazu eingeladen. Da über die bereits geschehene Vollstreckung der wiener Uebereinkunft widersprechende Ansichten sich geltend zu machen suchten, so wurde beschlossen, es solle der Kaiser einen unparteiischen Commissair nach Zengg senden, um zu erforschen, was in dieser Sache dort geschehen sei, und um dasjenige nachzuholen, was etwa noch nicht vollstreckt wäre; wozu die Republik, falls sie es für gut erachtete, auch ihrerseits Jemanden als Zeugen dahin abschicken könnte; indessen sollten aber die Feindseligkeiten von beiden Seiten eingestellt werden. Die Republik zeigte sich jedoch gleich im Anfange nicht geneigt, ihre Wachtschiffe abzurufen, worauf der Erzherzog nachdrücklich drang, der Kaiser aber schon damit zufrieden war, wenn die Republik nur dafür sorgte, daß sein Bevollmächtigter mit Anstand seine Geschäfte in Zengg besorgen könne. Davon benachrichtigt, ertheilte der Senat an seinen Befehlshaber in Dalmatien unverzüglich den Befehl, dem kaiserlichen Commissar mit vorzüglicher Achtung zu begegnen und alle Bequemlichkeit zu verschaffen. Der Kaiser ernannte zu diesem Geschäfte den Hofkriegsrath Hans von Breuner, ohne ihm Jemanden beizugeben, „damit die Venetianer sähen, wie aufrichtig und redlich diese Handlung tractirt und eraminirt würde." Schon gegen diese Ernennung machte der Erzherzog die empfindliche Bemerkung, daß diese Entsendung den Schein haben könne, als werde seinen Berichten nicht der geziemende Glaube geschenkt, er könne sich nicht verhören lassen u. s. w. Die Abreise Breuner's verzögerte sich so, daß er erst im Juli (1615) nach Grätz kam, von wo er jedoch ohne irgendetwas erzielt zu haben, nach Wien zurückkehren mußte, worüber der Kaiser sehr verstimmt war, Venedig aber daraus den Schluß zog, daß, wenn auch wirklich die Venedig durchaus abgeneigten erzherzoglichen Minister dem Kaiser etwas nachgeben sollten, es jedenfalls nur in der Absicht geschähe, um neue Ausflüchte zu finden und in die Wegschaffung der Uskoken nicht willigen zu müssen. Inzwischen trat das früher erwähnte Ereigniß zu Ende des Monats August ein. Novi, ein 15—20 Miglien von Zengg entfernter, der Insel Veglia gegenüber liegender befestigter Ort und Herrschaft der Frangipani, der unter ungarischer Oberhoheit stand, war derjenige Ort, in dem Nicolaus Frangipani viele Munition und andere Kriegsbedürfnisse, Lebensmittel und sonstige Vorräthe aufgehäuft und namentlich drei derjenigen Geschütze, die von den Uskoken der Galeere des ermordeten Cristoforo Veniero geraubt waren, auf den Mauern aufgepflanzt und auch eine größere Anzahl von Uskoken dahin gezogen hatte. Die Einwohner der Insel Pago geriethen darüber in Furcht und die auf der Flotte dienenden Venetianer sahen die auf den Mauern aufgepflanzten Geschützstücke als eine Aufforderung an, die der Flotte zugefügte Schmach endlich zu rächen. Zugleich stammte der in diese Gegend geschickte venetianische Befehlshaber, Lorenzo Venier, aus dem Geschlechte des Ermordeten. Frangipani war mit einem Theile seiner Leute nach Morlachien gezogen: und so traf Alles zusammen, einen Ueberfall Novi's herbeizuführen. Dieser wurde am frühen Morgen des 27. Aug. unternommen, das Castell, unter mannhafter Vertheidigung des festen Hauptthurmes, der dann geschleift wurde, genommen, wehrlos gemacht, die Kanonen erbeutet, der Commandant zum Gefangenen gemacht, die dazu gehörigen Salzgärten zerstört, der Ort der Plünderung übergeben und die sich Widersetzenden niedergemacht. Als die Nachricht von diesem Ereignisse nach Grätz kam, wurde sogleich ein Courier nach Wien expedirt und gemeldet, daß, außer diesem Frevel auch durch Zerstörung einiger Mühlen bei Zengg des Kaisers Gebiet verletzt worden sei. Frangipani war darüber sehr entrüstet und nicht minder auch der Hof von Grätz. Der Erzherzog suchte bei Matthias Hilfe, verstärkte die Grenzbesatzungen, ließ geübte Schützen von Görz aufbieten, erbat sich bei entstehender Besorgniß eines Bruches den Rath des Erzherzogs Maximilian, gab dem Ban von Kroatien

und Slawonien Befehl, sich der venetianischen Feindseligkeiten wegen ebenfalls zu rüsten, und unterhandelte besonders lebhaft mit dem Kaiser, um ihn zu ernsterem Eingreifen zu bewegen. Dieser blieb auch keineswegs ganz unthätig; er erklärte vielmehr dem venetianischen Gesandten, daß er nicht länger unthätig zusehen könne, sondern zu den Waffen werde greifen müssen, und ließ ihm schließlich die Wahl frei zwischen Entwaffnung, Oeffnung der Päße, Vergütung des zugefügten Schadens oder Krieg. Nun begannen die wirklichen Feindseligkeiten, und zwar zuerst in Istrien und abermals durch die Uskoken. Die tiefer im Lande wohnenden Landsleute derselben machten sich zu Anfang des Herbstes auf, durchzogen das östliche Istrien und vereinigten sich im westlichen mit Bartholomäus Petazzo, Herrn des Castells San Servolo und Hauptmann zu Triest. Es war dieser einer der unruhigsten Köpfe, zugleich aber auch ein tüchtiger Krieger. Es waren ihm am 9. Oct. im Dorfe Podgoreo durch Giovanni Corelio, einen der venetianischen Anführer, aus den ihm gehörigen Landhäusern das Vieh geraubt und einige Häuser ruinirt worden, was ihn so erzürnte, daß er großen Unfug zu verüben anfing, indem er den venetianischen Proveditore Benedetto Lezze (Hurter schreibt irrig Lazze) durch öffentlich angeschlagene Zettel aufs Schimpflichste für vogelfrei erklärte und einige Tage hernach ein Todesurtheil über ihn aussprach, und von da an zogen sich dort Plänkeleien durch den ganzen Monat October hindurch längs der istrischen und österreichischen Grenze hin. Lezze, ein edler Venetianer, um die Ehre seines Amtes und diejenige der Republik zu wahren, brach mit seinen Truppen in das Gebiet des Petazzo ein und verbreitete in der ganzen jenem gehörigen Gegend Verwüstung und Plünderung und schlug einen gleichen Zettel auf den Gütern desselben an, den er vor dem Zollhause in Muda auf österreichischem Grund und Boden ablesen ließ. Als er an dem Flüßchen Rosandra, welches die Grenze zwischen dem österreichischen Gebiete auf der Seite von Triest und dem venetianischen Istrien auf der Seite von Muggia bildete, ankam und von einer Meersalzanlage des Petazzo an der Mündung des genannten Wildbaches Nachricht erhielt, richtete er auch diese zu Grunde. Nachdem aber Petazzo unterstützenden Zuzug erhalten hatte und Lezze sich von 3000 Mann angegriffen sah, zog er mit seinem weit schwächeren Corps nach einigem Verluste sich weiter nach Muggia zurück, die Oesterreicher hingegen, die sich indessen mit Cavalerie aus Kroatien verstärkt hatten, durchstreiften Istrien und verheerten das Land mit Feuer und Schwert. Mehr als 20 Dörfer und Weiler wurden zu Grunde gerichtet. Die Venetianer hatten es allein ihren corsischen Truppen und den Albanesen zu danken, daß Istrien damals nicht ganz unter österreichische Botmäßigkeit kam [1]). Diese Wendung wurde durch zwei Persönlichkeiten herbeigeführt, welche plötzlich auf dem Kriegsschauplatze erschienen, deren eine auf österreichischer, die andere auf venetianischer Seite auftrat. Die Republik hatte in der Zwischenzeit einen neuen Befehlshaber nach Istrien geschickt, nämlich Fabio Gallo, geboren in der anconitanischen Mark, einen Mann, der des Rufes sich erfreute, ein tapferer und erfahrener Krieger zu sein, und zwar, damit er in Verbindung mit dem Proveditore Benedetto da Lezze den Befehl der dort versammelten Truppen führe und die Kriegsoperationen fortsetze. Die ganze venetianische Landmacht wurde (24. Nov.) nach dem Gebiete Triest gerichtet und ihr hauptsächlich die Zerstörung der österreichischen Salinen aufgetragen unter dem schon früher angegebenen Vorwande, was, wie Nani sagt, schon früher mehrmals in Zeiten des tiefsten Friedens ausgeführt worden sei. Dieses Unternehmen brachte aber den Venetianern keinen bleibenden Vortheil, denn es erschien plötzlich der Oberst Wolfgang Frangipani Graf von Tersacz, welcher die Stelle eines Generals Kroatiens vertrat, mit einer Schar von 3000 Mann regulairen Militairs, vereinigte sich mit den 500 nur auf Raub angewiesenen Freibeutern, welche unter den Befehlen Petazzo's und des Hauptmanns Francol standen, griff den Feind, der, da er sah, daß er an Zahl ihm überlegen sei, mit Festigkeit ihm widerstand, mit kräftigem Nachdruck an und benutzte das Terrain zu seinem Vortheil, indem er, gedeckt durch einen Hügel, seine Mannschaft in zwei Theile theilte; mit einem Theile derselben stürzte er, als sei er dazu durch die Geschosse der Venetianer und ihre Uebermacht genöthigt worden, sich über Hals und Kopf in eine scheinbar aufgelöste Flucht, auf der ihm die Venetianer eilends folgten, während er sie, plötzlich still haltend, von beiden Seiten mit solcher Heftigkeit angriff, daß der durch den Hinterhalt, in den er gefallen war, überraschte Feind, nachdem die Ersten von ihnen geflohen waren und die Uebrigen mit sich fortgerissen hatten, keine Gelegenheit mehr fand, sich zu sammeln. Lezze, von der seinen Truppen drohenden Gefahr der Gefangenschaft erschreckt, war der Erste, der sich zurückzog und durch sein Beispiel die Uebrigen mit sich fortriß. Damit aber der Feind sie nicht einholen könne, brachen sie auf ihrer Flucht alle Brücken von Triest bis nach Muggia ab und gaben dadurch gegen 4000 ihrer Gefährten preis, die theils in den Fluthen, theils mit Fabio Gallo auf dem Schlachtfelde umkamen. In derselben Zeit, als diese Feindseligkeiten in der Nähe von Triest bereits vorfielen, befahl der venetianische Senat seinem Gesandten am kaiserlichen Hofe, dem Monarchen sein Bedauern über die fortdauernden blutigen Händel, welche an den Grenzen zwischen den beiderseitigen Unterthanen und Truppen immer wiederkehrend vorfielen, auszudrücken und zugleich die Besorgniß auszusprechen, daß diese Kämpfe am Ende denn doch in einen förmlichen Krieg ausarten könnten, den die Republik verabscheue, und daß er diese Gelegenheit benutze, dem Kaiser die Nothwendigkeit darzulegen, aus Zengg endlich einmal ein Volk auszuweisen, das, ohne die Ruhe seiner eigenen Unterthanen einer fortdauernden Gefahr auszusetzen, nicht länger mehr an diesen beiderseitigen Grenzen geduldet werden könne. In Uebereinstimmung mit diesen Erklärungen erschien auch Papst Paul V. als Vermittler und

1) Le Bret a. a. O. III. S. 224.

Friedensbote, die Republik ermahnend, daß, da sie in Piemont den Krieg mit so vieler Klugheit beendet hätte, sie jetzt ihre Beschwerden und das Rachegefühl dem allgemeinen Besten aufopfern möchte. Dem österreichischen Hause dagegen führte er ins Gewissen, welch eine Schande es für dasselbe sei, Räuber und Mörder, die man als den Auswurf der Welt der allgemeinen Rache aufopfern und preisgeben sollte, noch fernerhin in offenen Schutz zu nehmen. Die streitenden Theile waren aber bereits zu sehr erbittert, als daß sie dieser Stimme Gehör zu geben geneigt gewesen wären, und der erzherzogliche Hof suchte außerdem auch noch den Kaiser in sein Interesse hineinzuziehen. Matthias schlug zur friedlichen Schlichtung des Streites einen zweimonatlichen Waffenstillstand vor, und Venedig, obgleich es mit großer Unruhe und nicht geringerer Besorgniß die Kriegsrüstungen des Erzherzogs wahrnahm, nahm den Vorschlag des Kaisers doch an, der Erzherzog aber schlug ihn aus und machte solche Gegenforderungen, in die der Senat nicht eingehen konnte, und so gingen die bisherigen Grenzstreitigkeiten in einen wirklichen Krieg über. Venedig ernannte zum Proveditore auf dem festen Lande Pietro Barbarigo und zum militairischen Befehlshaber Marco Loredano, und der Senat bestimmte den Paolo Martinengo zum Nachfolger des gefallenen Fabius Gallo; zugleich wurde nach einer längeren Berathung beschlossen, ein auserwähltes Corps von Fußvolk und Reiterei in Friaul unter dem Befehle des Genuesers Pompeo Giustiniani [2]) aufzustellen, eines der berühmtesten Kriegshauptleute jener Zeit, der in Flandern gefochten, dort einen Arm verloren und den Beinamen „Braccio di ferro," der „Mann mit dem eisernen Arme" erhalten hatte, und vom General-Proveditore von Palma, Francesco Erizzo, abhängen sollte. Trotz dieser Vorkehrung lief doch in diesen Gegenden das Gerücht um, daß es sich an den Höfen der österreichischen Fürsten um einen Waffenstillstand handle. Man schenkte demselben auch um so mehr Glauben, als man wahrzunehmen glaubte, daß der Erzherzog Ferdinand trotz der fortdauernden und immer erneuerten Vorstellungen der görzer Regierung dennoch keine oder nur sehr wenige Vorkehrungen zum Schutze seiner Länder treffe, hauptsächlich aber deshalb, weil der venetianische Statthalter von Udine nach Görz zwei Männer, Hieronymus Frangipani und Dr. Marc-Antonio Prampero geschickt hatte, welche der Stadt die Versicherung zu ertheilen hatten, daß, falls sich der Oberst der Kroaten aus den Karstgegenden, in denen er noch immer seine Quartiere hatte, wieder zurückziehen sollte, bevor sie ihrerseits irgend etwas unternähmen, sie sofort den um Udine zusammengezogenen Truppen den Befehl ertheilen würden, sich sogleich zurückzuziehen. Nach dem zwischen Triest und Muggia vorgefallenen Gefechte, welches für die Venetianer so unglücklich ausgefallen war, hatten sich nämlich die Sieger von einem rächenden Einfalle in die venetianische Herrschaft Monfalcone nicht zurückhalten lassen, wobei sie von dem Erzherzoge die Befugniß erhalten hatten, ebenso viele Dörfer auf venetianischem Gebiete zu plündern, als deren auf dem seinigen ausgeraubt worden. So wurden denn von den Oesterreichern, die den Karst überstiegen und durch das Thal Vermigliano in das eben genannte Gebiet eingedrungen waren, mehre Dörfer geplündert, einige verbrannt und bis in die Nähe der Wälle von Palma nuova vorgedrungen, wobei auch manches bäuerliche Gehöfte in Asche sank. Hierauf ließen sie in dem zwischen Monfalcone und Triest liegenden Theile des Gebirges Milizen aus Mitterburg (Pisino), nebst einigen Uskoken und Teutschen als Besatzung zurück. Die Versprechungen der Venetianer fanden leider, wenn auch nicht bei allen, so doch wenigstens bei vielen der Bewohner der Stadt und des flachen Landes Glauben. Trotz aller Warnungen des Befehlshabers von Gradisca, Richard von Strasoldo, der es an keinerlei Vorkehrungen fehlen ließ, die ihm anvertraute feste Stadt gegen einen Ueberfall sicher zu stellen, man möge den Worten der venetianischen Abgeordneten nicht zu viel trauen, wurde doch Karl Panizolo in das Hauptquartier des Grafen von Tersacz geschickt, um ihm vorzustellen, wie unnöthig die Besetzung des Karstes sei, und wie die Bewohner der Grafschaft durch seinen Rückzug vor der Sorge eines Ueberfalles von Seiten der Venetianer würden befreit werden. Der vorsichtige Befehlshaber der Kroaten widersetzte sich zum Glück den Forderungen Panizolo's und suchte ihn von der Unvorsichtigkeit der Görzer und der Gefahr, der sie sich aussetzten, zu überzeugen, was ihm aber nicht gelang, und so verließ er denn, entrüstet über eine solche Verblendung, gegen seine Ueberzeugung einen Posten, von dem aus man sowol dem Küstenlande als der Grafschaft so leicht zu Hilfe kommen konnte. Die Folgen dieses Schrittes zeigten sich nur zu bald [3]). Es dauerten also die Unterhandlungen und die Feindseligkeiten fort, ohne daß von irgend einer Seite Krieg wäre erklärt worden. Im Gegentheil gab sich sowol der Kaiser und der Erzherzog, als auch die Republik die Miene, als suchten sie den Ausbruch eines förmlichen Krieges sorgfältigst zu vermeiden. Ferdinand gab seinen Hauptleuten neuerdings Befehl, die Grenze nicht zu überschreiten, der Kaiser mahnte den Erzherzog, Thätlichkeiten gegen die Venetianer zu unterlassen, und diese betheuerten bei jeder Gelegenheit, wie sehr sie einem Kriege abhold seien. Und doch rüsteten alle drei auf das Lebhafteste. Die Venetianer ließen ihre Landtruppen in aller Eile nach Palma rücken, welches nach und nach der Sammelplatz aller Völker der Republik wurde; und österreichischer Seits wurden Görz und Gradisca zum Sammelplatz der Truppen bestimmt, wohin von allen Seiten her Alles zulief. Hier mußte es also zum Ausbruch kommen. Und so war es auch. Die unseligen Folgen des Aufgebens der Karstposition zeigten sich sehr bald. Kaum hatte der Graf von Tersacz die dominirende Stellung des Karstes verlassen, so erhielt Francesco Erizzo,

2) Siehe den Art. Pompeio Giustiniani in dieser Encyklopädie 1. Sect. Bd. 68. S. 354.

3) Morelli von Schönfeld a. a. O. p. 18—20.

der Befehlshaber von Palma, vom Senate den Befehl, die diesseit des Isonzo liegenden Plätze zu besetzen und dadurch den österreichischen Truppen zuvorzukommen; denn es war das Gerücht verbreitet von größeren Rüstungen des Erzherzogs, als den Verhältnissen nach nöthig gewesen wäre, was die Venetianer bestimmt hatte, rasch in das Gebiet von Görz und Gradisca einzurücken. Schon am 17. Dec. 1615 wurde das wohlhabende Cormons, dann Medea besetzt, ein Theil seiner begütertsten Einwohner nach Padua geführt, der Rest der Herrschaft zu huldigen gezwungen. Am folgenden Tage zog Giustiniani in Aquileja, Maranut und Castell Porpeto ein und verschanzte sogleich, um sich des flachen Landes zu versichern, den Berg Medea. Außerdem bemächtigten sich die Venetianer noch der Orte Sagrado, Cervignano, Villesse, Meriano, Romans und im Ganzen überhaupt gegen 60 Ortschaften des festen Landes, die sämmtlich am rechten Ufer des Isonzo liegen, wo neben Gradisca blos ein einziges Dorf und ein Paar kleine Burgen in der Gewalt des Erzherzogs verblieben. In Lucinico, dem einzigen Passe, der oberhalb der görzer Brücke über den Isonzo, der damals sehr wasserarm, weshalb ein Ueberschreiten desselben zu besorgen war, aus Teutschland über Tolmein nach Friaul führt, getraute sich Giustiniani wegen kluger Anordnungen und herbeigezogenen Kriegsvolkes des Grafen von Tersacz nicht sich festzusetzen, er nahm sein Hauptquartier in Merian und Cormons. Verständige Officiere nahmen es ihm sehr übel, daß er Lucinico nicht besetzt, das arglose Görz nicht überrumpelt und nicht gleich die erste Ueberraschung zu weiterem Vordringen benutzt hatte. Octavius von Neuhaus hatte zuerst die Unglücksnachricht nach Görz gebracht und dort eine unsägliche Bestürzung hervorgerufen. Die Stände der Grafschaft versammelten sich sogleich und bekannten offen den Irrthum, zu dem sie sich durch Hieronymus Frangipani und den Doctor Marc-Anton Pramper hatten verleiten lassen, und um sogleich jene Milizen wieder zurückzurufen, die sie so unvorsichtiger Weise kurz vorher um jeden Preis sich hatten entfernen lassen, ja deren Rückzug sie so dringend begehrt hatten. Sie beauftragten den Anton von Rabatta, sich sofort nach Senosecz, wo sich der Graf von Tersacz aufhielt, zu begeben und ihm die unglückliche Lage zu schildern, in der sich die ganze Provinz ohne alle Hilfe und Unterstützung jetzt befand. Frangipani wollte ihm anfänglich kein Gehör schenken und in seine Vorschläge nicht eingehen, dahin wieder zurückzukehren, von wo er auf eine so thörichte Weise war entfernt worden. Erst nach vielen und langen Erörterungen, in denen Rabatta ihm zu Gemüth führte, daß das Staatsinteresse aller persönlichen Gereiztheit weichen müsse, entschloß er sich, seine Truppen zu sammeln und der Grafschaft zu Hilfe zu kommen; auch versäumte er nicht, inzwischen die nöthigen Weisungen zu ertheilen, auf daß dem weiteren Vordringen des Feindes die geeigneten Hindernisse entgegengestellt würden. Mit Recht hatte man dem venetianischen Befehlshaber den Vorwurf, die Position von Lucinico unterschätzt zu haben, gemacht, denn gleich darauf warf sich der Graf von Tersacz in den Platz, und als Adam Freiherr von Trautmansdorf, den der Erzherzog Ferdinand zum Oberbefehl über sein gesammtes Kriegsvolk, mit dem Titel eines General-Obersten in Steiermark, berufen hatte, ankam, ließ er Gradisca, worin nur 900 Mann lagen und aus dem das feindliche Lager gleich bei seinem ersten Erscheinen mit Geschütz begrüßt wurde, und Görz nebst anderen Plätzen in guten Vertheidigungsstand setzen. Zu derselben Zeit, als das zu Palma nuova versammelte Kriegsheer die früher angegebene Bewegung machte, erschienen im Geleite von drei Galeeren 36 Barken, 2000 Mann Soldaten am Bord führend, vor Lovrana, welches Städtchen an der östlichen Küste Istriens am Meerbusen von Fiume am Fuße der Berge liegt, die als Vorberge des Monte Maggiore sich darstellen. Der Befehlshaber dieser kleinen Escadre forderte die Bewohner des Ortes auf, sich unverzüglich zu entfernen, wie eben ein Jeder könne, denn das Städtchen müsse verbrannt werden. Kaum angekommen, wurde sofort Hand ans Werk gelegt, der Ort geplündert, Häuser in Brand gesteckt, andere niedergerissen, der größere Theil mehr oder minder beschädigt und das Werk der Zerstörung nur darum unterbrochen und unvollendet gelassen, weil ein sich erhebender Wind die Schiffe nöthigte, in See zu stechen. Aehnliches geschah der Benedictinerabtei von St. Jacob. Auf gleich schauerliche Weise wurde der Krieg auch in den Isonzo-Landschaften geführt, wo ganze Dörfer geschleift, die Kirchen zerstört, die Seelsorger davongejagt wurden u. s. w. Der Erzherzog erhob dagegen seine Stimme und beklagte sich bei allen Reichsfürsten, daß die Republik die Feindseligkeiten begonnen und doch nicht den Krieg erklärt habe, er sehe sich also zum Kriege gegen Venedig genöthigt, die das Erzhaus ganz von Italien ausschließen wolle, und erwarte von ihnen Hilfe. Es wurden gedruckte Manifeste bekannt gemacht, wodurch Erzherzog Ferdinand seine Ansprüche auf das Meer und die freie Schiffahrt auf demselben rechtfertigte. Johann Christian Schmidlin wurde in die Schweiz geschickt, um zu verhindern, daß die Republik von dort Truppen bekomme, was sie durch lebhafte Unterhandlungen mit mehren Cantonen zu bewerkstelligen suchte. Der venetianische Senat setzte dergleichen Ausführungen andere Manifeste entgegen und schilderte die Ränke, die man gegen die Republik bei der Pforte angesponnen, und die uskokischen Ausfälle, Nachstellungen und Beschädigungen auf das Ergreifendste. Die Rathssitzung, in der man sich in Venedig zu kräftigen kriegerischen Maßregeln entschloß, war eine überaus stürmische. Den Rath, die Beschwörungen, Abmahnungen und selbst die Thränen der alten, erfahrenen Senatoren verachtend, setzte Reniero Zeno, unterstützt von allen jungen Leuten, in der Versammlung den Beschluß durch, den Krieg in Friaul fortzusetzen und Gradisca zu belagern [4]). Von Seiten der Görzer geschah jetzt viel,

4) Geschichte der Republik Venedig. Vom Grafen Daru. Aus dem Französischen von Theodor Ruprecht. Vollständige Ausgabe. 3. Bd. (Leipzig 1854.) S. 179. Uebrigens ist Daru,

um das früher Versäumte nachzuholen; vor Allem wurden die städtischen Milizen aufgeboten, nach Kärnthen und Krain um Zuzug gesendet, Ridolfo von Colloredo nach Grätz geschickt, um auch von dort Hilfe zu erbitten und dem grätzer Hofe die Lage der Grafschaft zu schildern. Zugleich wurde aber an Ort und Stelle selbst Nichts vernachlässigt, was die Schutz- und Vertheidigungsanstalten des Landes zu erweitern und zu vervollständigen geeignet erschien; namentlich versäumte Strafoldo, der Commandant von Gradisca, der sein Mistrauen gegen Venedig in keinem Augenblicke aufgegeben hatte, Nichts von alle dem, wodurch die Festung in einen tüchtigen Vertheidigungsstand versetzt werden konnte. Er ließ ohne Unterbrechung Tag und Nacht eine Stelle in der Nähe eines alten gemauerten Thores mit Erde ausfüllen, da dort leicht Bresche hätte geschossen werden können, und führte daselbst eine sehr starke Mauer als Stütze auf, die er auch noch durch eine Schanze verstärkte; er gestaltete die zwischen jenem Thore und der Glockenbastei sich erhebende Courtine in eine zur Vertheidigung viel geeignetere Gestalt um, ließ die alten Crenellirungen der Mauern abtragen und führte an ihrer Stelle ein regelmäßiges Erdparapet auf; endlich befahl er die Abtragung der dem heil. Geist geweihten Kirche und all der Häuser, welche im benachbarten Orte im Angesicht der Festung sich erhoben, wodurch Gradisca an Vertheidigungsfähigkeit sehr gewann. Andererseits traf aber auch Giustiniani alle Anstalten zur Verstärkung der venetianischen Streitkräfte in Friaul. Venedig, das nach dem Frieden von Asti seine meisten Truppen abgedankt hatte, brauchte indessen die Landmiliz, die nach Friaul beordert wurde. Giustiniani setzte alle von ihm besetzten Orte der Grafschaft in Vertheidigungsstand und stellte das seit dem Kriege des Kaisers Maximilian I. mit Venedig verlassene Schloß von Cormons wieder her. Zugleich entwickelte der Senat nach allen Seiten hin seine Bemühungen um Hilfsvölker, veranstaltete Werbungen, suchte den Sultan gegen das österreichische Haus aufzubringen, und schloß mit dem Herzoge von Savoyen einen Bund für den Fall, daß der König von Spanien dem Erzherzoge beistehen sollte. Triest blieb dafür auch nicht unthätig; es schickte 30 bewaffnete Barken gegen Venedig, welche der neue General von Dalmatien, Giacomo Zane, mit seinen Galeeren zerstreute. Noch vor dem Schlusse des Jahres (25. Dec. 1615) versuchte Lorenzo Venier das an der Ostküste Istriens liegende Städtchen Moschenicza mit zwei Galeeren und 40 Barken zu überrumpeln, ein Versuch, der schon früher einmal unternommen worden war. Andere venetianische Scharen verbrannten die Castelle von Cosliach und Cresano, überraschten Pedena und zerstörten die Salinen von Triest, zogen aber von allen diesen Unternehmungen nur geringe Vortheile, da die meisten der österreichischen Orte Istriens sowol von den Einwohnern als auch von den kroatischen Truppen zu gut bewacht wurden; sie liefen daher meist auf bloße Streifzüge hinaus, die von mehr oder weniger großen Beschädigungen der armen Landbewohner oder kleiner Städtchen begleitet waren. Am 27. Dec. langte Adam von Trautmansdorf mit einem auserwählten Truppencorps auf dem Kriegsschauplatze an. Sein Eintreffen verbreitete sogleich eine gehobene Stimmung, da man nun einen bewährten Anführer und in den Soldaten geschulte Krieger hatte. Der Schauplatz des Krieges war zum Theil in Schnee gehüllt, der ungewöhnlich reichlich gefallen war, die Straßen des Gebirges machten Schnee und Eis schlüpfrig und den Krieg schwierig, dennoch ruhte er nicht. Wenige Tage nach seiner Ankunft unternahm er eine große Recognoscirung mit einem Detachement von Reitern, um sich in der Gegend zu orientiren. Bei diesem Zuge gewahrte er bald, daß es vor Allem nöthig sei, die Höhen hinter Straussina, welcher Ort am linken Isonzoufer gegenüber von Gradisca liegt, und die Hügel, welche sich im Norden der Grafschaft erheben, mit Truppen zu besetzen. Hierauf ließ er den Berg, der sich hinter Podgora, einem am rechten Isonzoufer gegenüber von Görz und nordöstlich von Lucinico liegenden Orte, erhebt, von einer andern Schar einnehmen und bestimmte einen andern Trupp zur Bewachung der im Innern derjenigen Landschaft liegenden Ortschaften, welche il Coglio genannt werden, lauter Punkte, die, wenn sie von den Venetianern wären früher eingenommen worden, sowol durch die vielen Hügel, als auch durch die zahlreichen und dichten Wälder, von denen sie beschattet sind, ihnen es möglich gemacht hätten, sich nicht nur dort zu behaupten, sondern auch was immer für Unternehmungen gegen Görz auszuführen. Wie klug diese Besetzungen waren, zeigte sich, wie wir später sehen werden, sogleich beim Beginn der schönen Jahreszeit. Indessen auch schon früher zeigte es sich, daß Giustiniani den Sinn dieser Anordnungen Trautmansdorf's recht gut aufgefaßt hatte und den begangenen Fehler wieder zu verbessern suchte dadurch, daß er in das Coglio einzudringen sich bemühte. Noch in der Mitte Januars leitete er ein Unternehmen ein, das beinahe geglückt wäre. Es gab in der rauhen Jahreszeit, bei Schnee und Eis, aus diesen Gegenden nur einen einzigen Fahrweg, auf dem eine Verbindung mit den festen Plätzen von Görz und Gradisca und die Versorgung mit Proviant und Lebensmitteln über das nördlich von Görz sich erhebende Gebirge möglich war, und dieser ging über San Martino di Quisca, Dobra und Chiavoretto [5]). Francesco Giustiniani sollte sich dieser Straße bemächtigen und insbesondere durch die Besetzung Dobra's in das Coglio eindringen. Es gelang ihm auch, mitten im Winter [6]) sich Dobra's zu bemächtigen, wo ein Schloß der Colloredo's einen reich

wie auch in vielen anderen Partien seines Werkes, als ein echter Franzose leichtfertig und um Chronologie ganz unbekümmert. Die Darstellung der Uskokenwirren und des gradiscanischen Krieges ist vielleicht der verworrenste Theil des ganzen Werkes.

5) Siehe die Carta topographica del Regno Lombardo Veneto, und zwar die fogli componenti il Governo di Venezia, das Blatt VIII. H. 3. 6) Hurter a. a. O. VII, 85 setzt das Unternehmen auf den 14. Jan., *Morelli de Schönfeld* l. c. Vol. II. p. 23 auf den 20. Jan.

mit Wein gefüllten Keller dem Feinde eine freudig begrüßte Beute, die unverzüglich hinweggeschafft werden sollte, darbot; dagegen mißglückte, nächtlicher Regengüsse wegen, das Unternehmen auf San Martino di Quisca, dessen die Venetianer sich auch bemächtigt hätten, wenn die Besatzung, in Verbindung mit der slawischen Bevölkerung, nicht kräftigen Widerstand geleistet und sie nicht nur gezwungen hätte, sich von hier zurückzuziehen, sondern auch Dobra aufzugeben, welcher Ort von den Erzherzoglichen unter der Anführung des Francesco Morello wieder besetzt wurde, indem, während ein Theil der Mannschaft Dobra zerstören, der andere die Weine nach Cormons führen wollte, jene über sie kamen und ihnen die Beute wieder abjagten. Ungeachtet der eben nicht spärlichen regulairen Truppen, welche diese Gegenden zu vertheidigen hatten, suchte Giustiniani doch sich wenige Tage darnach Vipulzano's, einer in dominirender Lage südsüdöstlich von Dobra gelegenen Ortschaft, zu bemächtigen, welcher Angriff jedoch ohne Erfolg blieb. Derselbe wurde zu einer Zeit unternommen, als die Oesterreicher unter dem Befehle des Giorgio Vivo einen Streifzug auf der einen Seite bis unter die Mauern von Cividale und auf der andern bis unter diejenigen von Monfalcone unternommen und, um sich wegen der üblen Behandlung des Landes und seiner Bewohner zu rächen, deren sie sich bei ihrem mislungenen Einfalle in das Coglio schuldig gemacht, Alles mit Feuer und Schwert verwüstet hatten. Ebenso wenig gelang der Versuch des venetianischen Anführers Hector Savorgnano [7]) gegen Chiavoretto, der auch wegen des unerwarteten Widerstandes, auf den er stieß, sich genöthigt sah, unverrichteter Dinge wieder nach Cividale zurückzukehren. In der Zwischenzeit ließ der venetianische Proveditore in Palma verkünden, es seien die Bewohner aller von den Venetianern besetzt gehaltenen Orte unter Todesstrafe verpflichtet, der Festung durch den Transport von Munition jegliche Art von Unterstützung zu Theil werden zu lassen. Durch diese Maßregel, welche die Dienste der Unterthanen zum Nachtheil ihres rechtmäßigen Beherrschers und zu Gunsten seines Feindes in Anspruch nahm, wurde erst die Aufmerksamkeit des Obersten der städtischen Milizen, Karl Formentino, auf einen Gegenstand gelenkt, der bisher sich seiner Wahrnehmung entzogen hatte. Er beschied nun durch einen Anschlag (15. Jan.) alle Männer der dem Erzherzoge gehörigen Ortschaften, vom 16. bis zum 60. Jahre, sich binnen drei Tagen, bei Vermögensverlust, im Castell von Görz zu stellen. Dieses Manifest vermehrte die Zahl der städtischen Milizen nicht unbedeutend, sowie andererseits auch einige neue Compagnien von Büchsenschützen, die man in Kärnthen gebildet und unter dem Geleite eines Cavaleriecorps über das Gebirge von Pleß in die Grafschaft geschickt hatte, die Zahl der fremden Truppen vergrößerten. Trautmansdorf bestimmte einen Theil dieser fremden Krieger mit einem Detachement von Soldaten, unter dem Befehle Daniel Francol's, dessen Name noch von den Türkenkriegen her einen sehr guten Klang hatte, zur Verstärkung der Garnison von Gradisca. Francol war ein kühner, muthiger Krieger, aber ein zu feuriger Anführer und viel begieriger nach kriegerischen Unternehmungen, als klug und umsichtig in Ausführung derselben. Seine Regsamkeit fand ihren Erklärungsgrund zum Theil in dem Widerwillen, welchen er gegen die Venetianer hegte. Er konnte es kaum erwarten, sich in den Augen seiner Soldatesca auszuzeichnen. Kaum befand er sich wieder an der Spitze einiger Streitmacht, wie noch vor Kurzem bei Triest, so rückte er am 30. Jan. 1616 mit Fußvolk und Reitern vor die Festung hinaus. Der Festungscommandant Strasoldo übergab den Befehl über den Platz seinem Stellvertreter, Giulio de Fini, und verließ eilends Gradisca, um sich einem Unternehmen zu widersetzen, welches die Truppen einer Gefahr aussetzte, die doch nur zur Verstärkung der Besatzung der ihm anvertrauten Festung bestimmt waren. Die Venetianer führte Daniel Antonini an, ein edler Udineser, dem die Reiter folgten, welche der Adel und die Bürger von Udine gestellt hatten, der voll zweifelloser Hoffnung war, daß er diesmal die Oesterreicher besiegen werde. Francol hatte eine sehr vortheilhafte Stellung in Gräben hinter Weingärten erwählt, in denen das Fußvolk, von Bäumen gedeckt und den Geschossen der Feinde entzogen, vertheilt und die Reiterei auf dem Flügel aufgestellt war. Der Ort bot noch einen andern Vortheil dar, nämlich den einer höheren Lage. So vermochten denn die Venetianer, welche wiederholt mit großer Entschlossenheit angriffen, aber immer mit gleicher Bravour zurückgewiesen wurden, Nichts auszurichten. Da faßte Antonini einen andern Entschluß; er gab der Reiterei den Befehl, die Pferde zu wenden, als ergriffen sie die Flucht; er hoffte durch diesen Kunstgriff die Feinde aus ihrer vortheilhaften Stellung herauszulocken, und er täuschte sich nicht; die Teutschen ließen sich zum Verfolgen der Fliehenden hinreißen, da wurden plötzlich die Fliehenden zu Angreifern, und durch diesen raschen Umschwung die Oesterreicher in Unordnung versetzt, in der sie sich nicht mehr sammeln konnten. Francol, den Strasoldo vergebens von dem Ausfalle und Angriffe abzubringen versucht, und der sich auch jetzt durch seine Kampfeshitze hatte verleiten lassen, seine überaus günstige Position zu verlassen, suchte vergebens die Ordnung unter seinen Kriegern, die theils aus Kroaten und theils aus Kärnthnern bestanden, wieder herzustellen; er warf sein Pferd bald rechts, bald links herum, um hier den einen und dort den andern Trupp wieder zu sammeln und zu ordnen, Alles vergebens, die einmal gebrochene Schlachtordnung, wenn es erlaubt ist, hier diesen Ausdruck zu gebrauchen, ließ sich nicht wieder herstellen. Er wurde bei diesem Bestreben im Gemenge vom Pferde gerissen und bald darauf erschlagen. Das Gleiche widerfuhr auch dem Horaz Panizol, dem Steuereinnehmer des Erzherzogs in der Grafschaft Görz, dem Marzio von Strasoldo, dem Bruder des Richard, und dem Rugyero de Blasiis. Gegen 200 Erzherzogliche bedeckten den Kampfplatz, dagegen nur Wenige von den Venetianern; Gefangene wurden nicht

7) Ueber diesen Savorgnano siehe Einiges bei *B. Vollo* l. c. p. 197.

gemacht, die Fliehenden bis nach Gradisca verfolgt. Dem Richard Strasoldo war das Pferd davongerannt, sonst hätte es ihn vielleicht gerettet. Auf Seiten der Venetianer sind nach Palladio nur wenige gefallen; Ludovico Manio, ein edler Florentiner, starb nach wenigen Tagen an seinen Wunden im Schooße von Verwandten seines Geschlechts. Dem Daniel Antonini gebührte der Lobeer dieses Tages, und Udine empfing Glückwünsche wegen des siegreichen Führers. Als Trautmansdorf die Nachricht von diesem unglücklichen Gefechte erhielt, schickte er sofort fürsorglich ein Corps von Wallonen unter dem Befehle des Johann Perino, eines altgedienten Kriegers, der Philipp II. in Flandern gedient hatte, nach Gradisca und beschäftigte sich ausschließlich mit dem Gedanken, was wol die Venetianer nun zum Nachtheil der Oesterreicher thun könnten, und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf dasjenige, was geeignet schien, ihre Fortschritte zu verhindern. Er befestigte San Martino oberhalb Strauffina, verstärkte die auf den Hügeln aufgeführten Befestigungen und ließ die genaue Aufmerksamkeit und Ueberwachung der Bewohner durch die fremden Krieger unterstützen. Ein anderes Detachement wurde nach Caporetto entsendet, um diesen Paß, durch den die Oesterreicher Zuzug und Zufuhren an Lebensmitteln und Munition aus Kärnthen erhielten, offen zu erhalten. Auf den Höhen, welche sich zwischen den zwei Pässen, durch die die Schiffe auf dem Isonzo hindurchgleiten, erheben, wurden kleine Forts aufgeführt, welche bis zum Castell von Rubia ausgedehnt wurden. Der Befehl über sie wurde dem Wilhelm Hais von Kiernburg anvertraut. Längs des Ufers des Stromes wurden Laufgräben angelegt; desgleichen wurden auch einige Arbeiten ausgeführt, um jene Fläche zu decken, welche bisher zwischen Görz und Gradisca den feindlichen Anfällen ausgesetzt war. Um die Verbindung zwischen dem Castell von Görz und jener Festung bequemer als bisher zu machen und die wechselseitige Unterstützung viel schneller gewähren zu können, wurde zwischen Podgora und Lucinico eine Zugbrücke erbaut. Auf einer Höhe zwischen Görz und Gradisca, zu stetem Beobachten des Feindes trefflich geeignet, legte er die Schanze „Sieh dich für" an, die auch die Frauenschanze darum genannt wurde, weil die Frauen dazu die Erde herbeigetragen hatten [8]). Endlich auf einem nahen Hügel bei Görz wurde das Fort S. Trinità gebaut. Die Operationen, welche die Venetianer seit dem letzten Treffen unternahmen, zeigten, wie klug und wohlthätig die von dem österreichischen Feldherrn vorgekehrten Maßregeln waren. Gleich nach dem Treffen, in welchem Francol gefallen war, hatte Antonini die Absicht, Görz zu überfallen, weil er glaubte, diese Stadt sei von Trautmansdorf weniger beachtet und bewacht als Gradisca und leichter zu nehmen, wurde aber von Giustiniani und Barbarigo überstimmt, vielleicht, abgesehen von anderen Gründen, weil sie zu einem kühneren Unternehmen sich nicht stark genug fühlten. Ein Fehler, den Giustiniani beging, lag vielleicht darin, daß er nicht wie Francesco Erizzo, der Befehlshaber von Palma, gerathen hatte, Lucinico und den festen Thurm an der Brücke, die bei Görz über den Isonzo führte, sogleich genommen hatte; doch ein so erfahrener Krieger, wie Giustiniani war, mochte auch dazu seine guten Gründe haben. Die Stellung und die Stärke beider Theile unmittelbar vor der beginnenden Belagerung von Gradisca war folgende. Babarigo hatte nach der ersten Ueberraschung der Oesterreicher, gleich nach Eröffnung der Feindseligkeiten, den zwischen dem Isonzo und Judrio, nordwestlich von Gradisca liegenden Ort Mariana, den er mit einem Graben und mit Wällen umgab, zu seinem Waffenplatze erkoren. Von dort aus konnte er die ganze Umgegend durch Streifzüge beunruhigen und schrecken, was er denn auch that, wobei viel Gut der Bewohner von Görz und Gradisca zu Grunde gerichtet wurde. Jetzt, nachdem von Venedig Kriegsbedarf aller Art und auch Belagerungsgeschütz angekommen war, besetzte Giustiniani Farra, welche Ortschaft nördlich von Gradisca und schon in der nächsten Nähe der Festung liegt; er legte dahin Fußvolk, die Reiterei dagegen nach Romans, welches große Dorf (Borgo) westlich der Festung und viel näher im Süden von Mariana in der Fläche sich befindet; er ließ auch dieses und das Mariana benachbarte und von diesem westlich liegende Medea verschanzen und veranstaltete zugleich schon, bei stetem Heranzuge neuer Mannschaft, Alles, was zur Belagerung von Gradisca erforderlich war. Die Stärke der ihm zu Gebote stehenden Streitmacht läßt sich nicht mit Zuversicht angeben. Nach venetianischen Berichten hätte das ganze venetianische Heer nur auf 6000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter sich belaufen. Das Fußvolk bestand zu einem Drittheil aus Unterthanen, der Rest aus Geworbenen, die zum Theil Neulinge im Waffenhandwerke gewesen sein sollen. Unter der Reiterei befanden sich 600 Cuirassiere, die übrigen seien Söldlinge aus ehemaligen italienischen Kriegen gewesen, weniger durch Waffenthaten als durch früher erworbenen Ruf ausgezeichnet; dazu kamen noch 1500 Geharnischte, die dem Fußvolke blos zur Stütze dienten. Von dieser ganzen Reiterei sollen nur 700 leichte Reiter aus Friaul, dann 300 Illyrier, bestimmt den Feind zu necken, zu verfolgen, rasch zu überfallen, eigentlich wirksam, die letzteren aber in der Feldschlacht als unbeschirmt minder brauchbar gewesen sein. Die Geschäfte der Befehlshaber waren unter die neun Männer, welche der Senat zur Führung des Krieges nach Friaul geschickt hatte, in folgender Weise vertheilt: Proveditore generale delle armi war anfänglich Pietro Barbarigo, später Giovanni Battista Foscarini, und ihm zur Seite Francesco Erizzo, der zugleich Festungscommandant von Palma war; General-Quartier-Oberster Feldmeister (Mastro di campo) war Pompeo Giustiniano; dem Luigi da Este war die Leitung und der Befehl über das Fußvolk anvertraut, ihn hatte sie schon im J. 1614 mit 2000 Mann in ihre Dienste genommen; Francesco Martinengo befehligte die leichte Cavalerie, Ferrante de Rossi die Artillerie, und Proveditore der albanesischen Reiter war Camillo Trivigiano;

8) Rith von Kolenberg nennt sie Sichtigfir, was offenbar das teutsche „Sieh dich für" ist p. 93 und *Moisesso* a. a. O. p. 67 „Guardati avanti," was ungefähr dasselbe bedeutet.

endlich befand sich bei der Armee auch noch Paruta, so daß man sagte, die Venetianer hätten so viele Generale als Tausende von Truppen, nämlich neun. Bei den Oesterreichern lag der oberste Befehl in den Händen des Kriegsobersten Adam Freiherrn von Trautmansdorf [9]). Hauptmann zu Görz war Karl Formentin, zu Gradisca Rizzardo, Freiherr von Strasoldo. Erst viel später traf der Johanniterritter Oberst Balthasar von Maradas mit 500 Reitern und der Freiherr Felician von Bogen mit 400 andern ein. Der österreichische Feldherr hatte meist mit Geldverlegenheiten zu kämpfen und klagte, daß er Alles aus dem Seinigen bestreiten müsse. Derselbe hatte sich zu der Zeit, als die Venetianer Sagrado verlassen mußten, in Raimund's von Thurn Schloß Sagra (Sagrado) unterhalb der Festung am linken Isonzoufer in dominirender, die ganze Gegend beherrschender Lage festgesetzt. Die ihm zu Gebote stehende Macht war jedenfalls noch geringer als diejenige der Venetianer und kaum zur Abwehr zureichend. Ehe es zur Belagerung selbst kam, unternahmen die Venetianer noch einmal einen Angriff auf Lucinico, der jedoch abermals abgeschlagen wurde. Der Schauplatz der nun folgenden Begebenheiten der eigentlichen Belagerung liegt an der östlichen Grenze der großen friaulischen Fläche, an deren Ostrand der reißende Isonzo sich am Fuße der Karstgebirge dahinwindet. Derselbe ist bis an die Stadt Gradisca zur Frühlingszeit durch geschmolzenen Schnee und in der schöneren Jahreszeit zuweilen durch Regengüsse reißend, im hohen Sommer aus Wassermangel nicht schiffbar, dann bietet er in seinem weißen Geröllbette an mehren Orten Furthen dar, an denen er leicht zu Roß durchwatet werden kann. Der Stadt und Festung gegenüber erheben sich sogleich vom linken Flußufer hinweg von Rubia, das am Einflusse des Wippachflusses in den Isonzo (Isnitz) liegt, über Straussina, welches Gradisca gerade gegenüber liegt, bis Sagrado die Berge des Karstes stufenweise immer mehr und mehr zu bedeutender Höhe. Bei Rubia oberhalb Gradisca und Sagrado unterhalb der Festung erstreckt sich das Flachland Friauls auch auf das linke Flußufer. Von Rubia bis zu der mit ihm auf derselben Flußseite liegenden und vom Castell überragten Stadt Görz erstreckt sich die erwähnte Fläche. Hinter Podgora, Lucinico, Copriva und hinter Görz erheben sich die nördlichen Gebirge der Grafschaft, die bei Görz eine überaus malerische, zunächst von Hügeln und mittelhohen Bergen umsäumte Bucht bilden. Gegenüber dem Karstgebirge, näher an Sagrado als an Rubia, erhebt sich, die Fläche beherrschend, am rechten Isonzoufer das Städtchen und die Festung Gradisca. In oblong viereckiger Gestalt, die sich von Osten nach Westen erstreckt, ruht die Stadt auf festem Gestein, das aller Thätigkeit der Minengräber trotzte. An ihrer Ostseite rauscht der Isonzo vorüber. Erbaut aus gewaltigen Quadern, nach mittelaltriger Weise, erhoben sich die Mauern, deren Winkel zu Bastionen sich abrundeten, ringsum durch Wälle geschirmt. Am Flusse erhob sich, gleichfalls als fünfter Winkel, durch Kaiser Maximilian angelegt, ein Castell, welches den Zugang vom Wasser her hatte; staute sich dieses, so war die Nordseite durch Sumpf und Röhricht gedeckt. Der Südseite diente die Burg zur Wehr gegen jeden Feindesanlauf. So war der Angriff mit Erfolg nur von der Westseite möglich. Die festen Quadermauern waren noch ein Werk der Venetianer. Vieles hatte zu den bisherigen Werken schon Francol zweckmäßig hinzuzufügen anbefohlen, besonders aber ein Viereck, ohne dessen Einnahme kein Feind der Mauer sich nähern konnte. Anderes hatte Rizzardo, Freiherr von Strasoldo, der Commandant des Platzes, der einer der ältesten adeligen Familien Friauls angehörte, neuestens aufführen lassen. Was an den Bollwerken durch Alter verfallen war, ließ dieser herstellen, was Francol begonnen, vollenden, das Kriegsthor durch Erdaufwürfe sichern und blos einen Durchgang zu Ausfällen freistehen. Das eifrigste Mitwirken dazu fand er bei den Einwohnern. Da sah man die edelsten Frauen und Fräulein aus den ersten Geschlechtern die Erde aus den Gärten zur besseren Befestigung ihrer Vaterstadt oder ihres Wohnortes herbeitragen. Eine Gräfin Thurn, Witwe weiland Caspar's Freiherrn von Lanthieri, eine Baronesse Rabatta, die edle Elisabeth Freifrau von Strasoldo, die Gemahlin des Festungscommandanten, und andere gingen mit dem schönsten Beispiele voran. Wie sie dann bei beginnender Beschießung als Wehrlose nach Görz gebracht werden sollten, erklärten sie: mit den Männern bleiben und mit ihnen alle Gefahren und selbst den Tod theilen zu wollen. Etwas stromabwärts von Gradisca am linken Ufer des Flusses lehnt sich an einen Abhang des Gebirges Sagrado an, welches der venetianische Feldherr zum Mittelpunkt seiner Unternehmungen auserkoren hatte [10]). Giustiniani begann die Belagerung am 14. Febr., auf welchen Tag gerade der Faschingsmontag fiel. An diesem Tage ließ er an der Westseite die Schanzgräber ihre Arbeiten anfangen, denen jedoch das täglich gegen sie gerichtete Kanonenfeuer wenig schadete. Giustiniani's Absicht war, von der Umwallung des Lagers bis an das Thor, auf eine Entfernung von tausend Schritten, einen Graben zu ziehen und einen Damm anzulegen, auf dem die Soldaten bis an die Mauern gelangen sollten. Trautmansdorf's, der an der Vertheidigung selbst Theil nahm, Hauptaufmerksamkeit war darauf gerichtet, daß ihm der Zugang von der Flußseite nicht versperrt werde. Dieses bewerkstelligte er, wie schon früher gesagt wurde, durch Wälle, welche er auf den im Angesicht der Festung zwischen Rubia und Straussina und noch weiter gegen Süden sich dahinziehenden Höhen angelegt hatte. Dieselben leisteten ihm einen zweifachen Dienst, einerseits konnte er von da aus durch seine Geschütze die von

9) *Palladio* l. c. col. 166 nennt ihn: „Adamus Traumistorfius Germanorum summus Imperator."

10) Palladio gibt a. a. O. col. 167 u. 168 eine ausführliche Beschreibung der Umgegend von Gradisca, Sagrado (Sagra) und Monfalcone; darnach hat auch Hurter a. a. O. VII, 89 u. 90 seine Darstellung eingerichtet.

Farra heranrückenden Venetianer beunruhigen und andererseits den Fluß decken, auf dem er auf kleinen Nachen jederlei Art von Bedürfnißmitteln der Stadt zuführen lassen konnte. Giustiniani konnte jedoch durch alle diese Vorkehrungen am Arbeiten nicht gehindert werden; seine Schanzarbeiter rückten dem Stadtthore immer näher, zuletzt schon bis auf 30 Schritte und auch die Wälle der Belagerer erhoben sich von Tag zu Tag immer mehr; endlich überragten vier Batterien diejenigen der Festungswerke, sodaß zuletzt nur noch die Maximiliansburg sich über jene erhob. Endlich war Alles so weit gediehen, daß die Batterien mit 24 Kanonen armirt werden konnten, deren Feuer am 4. März begann. Bei der Ungeübtheit der Mannschaft litten, so viel auch gefeuert wurde, die Mauern der Festung nur wenig, dagegen zersprangen den Belagerern der Feuerschlünde nicht wenige, auch durften sie sich nicht auf den Wällen zeigen, ohne Gefahr zu laufen, das Leben zu verlieren. Trautmansdorf ließ es zudem auch auf der gegen Farra sich ausdehnenden Fläche an Scharmützeln nicht fehlen und auch nicht an Ueberfällen, Neckereien, blinden Allarmirungen, sodaß die Venetianer, die zudem eben keine tüchtigen und selbst keine zuverlässigen Krieger, überhaupt aber keine Soldaten waren, durch stäte Nachtwachen und einen anstrengenden Dienst sehr viel litten, weshalb es denn auch viele Ausreißer gab. Auch durch den Tod verloren sie manchen tüchtigen Krieger. So verlor Daniel Antonini, der Sieger im Gefechte gegen Francol, als er sich vorsichtslos die Annäherungswerke besichtigte, zum größten Bedauern der Venetianer sein Leben. Der Rath von Udine ließ seinem wackeren Mitbürger im Innern der Domkirche über dem Hauptthore als Denkmal ein marmornes Reiterbild setzen. Der venetianische Obergeneral Barbarigo verlor um alles dessen willen nicht den Muth und nicht die Geduld, selbst nicht durch die sich immer klarer herausstellende Nothwendigkeit, das auf dem jenseitigen Ufer sich erhebende Sagrado aufgeben zu müssen, wenn schon dadurch das venetianische Gebiet von Monfalcone den verwüstenden Einfällen der Oesterreicher geöffnet wurde; und auch nicht durch die Wahrnehmung, es gestatten zu müssen, daß die auf der Bergeshöhe liegende sogenannte Frauenschanze rasch mit Geschütz ausgerüstet wurde. Auch Giustiniani schreckte das nicht, viel empfindlicher fielen ihm die Wirkungen der von den Oesterreichern trefflich bedienten Geschütze. Er mußte daher seine Kanonen ausdauernder und kräftiger auf die Mauern der Festung einwirken lassen, bis sie endlich einen Wallbruch zu Wege brachten. Dieser war zwar, bei einer Ausdehnung von 20 Schritten, groß und geräumig genug, um einen wenig beschwerlichen Zugang zur Stadt hoffen zu lassen; allein ein Sturm war trotzdem doch nicht räthlich, denn die Belagerten hatten hinter dem Wallbruche nicht nur eilends eine Bastei errichtet, sondern, und das war viel bedenklicher, die keilförmige Schanze vor dem Thore bestrich ihn in einer Weise, daß der Verlust bei einem Sturme viel zu groß und doch in seinem Erfolge mehr als zweifelhaft gewesen wäre. So schwer es auch schien, wollte Barbarigo doch die erwähnte Bastei früher nehmen und die in Aussicht gestellten großen Verluste nicht scheuen. Dennoch wurde er versucht, und schien zu gelingen, denn schon hatten Einige den Wall erstiegen, allein die Nachfolgenden wollten nicht vorwärts, und so mußten denn auch jene zurückgerufen werden. Barbarigo nahm nun zu den Minen seine Zuflucht, ohne sich durch das harte Gestein abschrecken zu lassen, das man durch Hammer und Meißel bezwang und erfolgreich bearbeitete. Der erfahrene Perin sah bald ein, welche Gefahr der Festung drohe, wenn das Werk zur Vollendung käme. Er suchte daher, ehe er irgend etwas gegen dasselbe unternahm, die Venetianer dadurch sorglos zu machen, daß er mehre Tage hindurch das Feuern, selbst aus Handröhren, ganz einstellen ließ. Als er dieses bewirkt zu haben glaubte, unternahm er am frühen Morgen des 21. März den Ueberfall ihrer eben erst errichteten Annäherungswerke, der so glücklich ausfiel, daß vier Compagnien der Venetianer aufgerieben, aber über dem Verfolgen der Fliehenden und dem Niedermetzeln der sich kaum aus dem Schlafe Aufraffenden, die Abtragung der aufgeführten Werke und die Zerstörung und Verstopfung der Minen ganz übersehen wurde. Den Erfolg der hierauf unverdrossen vorgetriebenen Minen vereitelte Perin dadurch, daß er den Winkel, der die Festung vorzüglich bedrohte, durch einen rückwärts gezogenen tiefen Graben von den übrigen Werken abschnitt und auch andere gelungene Vorkehrungen gegen deren zerstörende Wirkung traf. Als endlich nach mehren Tagen die angezündete Mine, unter heftigerem Geschützesdonner denn je, platzte und als Folge der Explosion am Marienverkündigungsfeste (25. März) ein Theil des Halbmondes zusammenstürzte, da bildete sich eine Bresche in der Breite eines Wagengleises, wobei es der Besatzung um so leichter war, jeden Versuch des Hereindringens abzuwehren, als es dem Feinde am Muth gebrach, den Wallbruch zu seinem Vortheile zu benutzen. Nun versuchte Giustiniani ein drittes Mittel, die Uebergabe herbeizuführen; er ließ die Stadt drei Tage hindurch ununterbrochen aus allen Feuerschlünden beschießen, wodurch sie beinahe in einen Schutthaufen verwandelt wurde, die Umwallung aber wenig litt. Man erkannte von Tag zu Tag deutlicher, daß es nur dann gelinge, des Platzes Meister zu werden, wenn es gelänge, des Flusses sich zu bemächtigen, ihn zu sperren und so der Stadt jede Verbindung nach Außen abzuschneiden. Ueber das, was nun, nachdem das Bombardement auch nicht den beabsichtigten Erfolg hatte, zu thun sei, brach Zwiespalt unter den Anführern aus, der noch zu keinem Ergebnisse geführt hatte, als, nachdem die Belagerung 25 Tage gedauert, aus Venedig der Befehl eintraf, die Belagerung aufzuheben. In der Nacht vom 29. März zogen die Venetianer, nachdem sie 4000 Mann verloren, gegen 15,000 Kugeln, die Bomben und Granaten nicht gerechnet, gegen die Festung geschleudert und Alles versucht hatten, um sich des Platzes zu bemächtigen, wohlgeordnet ab, nachdem sie durch Parlamentaire verkündet hatten, daß es nur geschehe, weil der König von Spanien und andere Mächte einen Waffenstillstand vermittelt hätten. In Gradisca

sah es bei dem Abzuge der Venetianer schlimm genug aus. Ein großer Theil der Häuser war nicht mehr zu bewohnen, bei der Unsicherheit in den Kirchen mußten unterirdische Gewölbe zum Abhalten der heil. Messe benutzt werden, von den Mauern und Wällen waren viele sehr beschädigt u. s. w. Nach aufgehobener Belagerung legte man sofort an das Abtragen der von den Venetianern aufgeführten Werke, die man der Erde gleich machte, und an das Ausbessern und Wiederherstellen alles Beschädigten Hand an und rüstete sich für künftige Fälle. Nun folgten nach den verschiedensten Richtungen hin Unterhandlungen zwischen Venedig, dem Erzherzoge, dem Kaiser und mit anderen Fürsten. Die Republik suchte Verbindungen anzuknüpfen in Teutschland, Frankreich und in Constantinopel, unterhandelte mit dem Papste und mit Spanien, und sah, daß selbst England sich an dieser Sache betheiligen wollte. Bei alle dem kam doch nichts Befriedigendes zu Tage. Nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Haltung des Kaisers in dieser ganzen Sache mögen die Ansichten und Rathschläge des Cardinals Khlesl gewesen sein [11]). Bald nach dem Abzuge von Gradisca fanden es die Staatsinquisitoren, nachdem sie vernommen, daß unter den Officieren und dem Proveditor Barbarigo Misverständnisse und Uneinigkeiten herrschten, für nöthig, zum Proveditor der Landmacht den Procurator von San Marco, Antonio Priuli, denselben, der zwei Jahre später zum Dogen erwählt wurde, zu ernennen und ihm den Gian Battista Foscarini und Francesco Erizzo beizugeben. Barbarigo wurde dem Priuli untergeordnet. Priuli sollte vor Allem eine bessere Zucht im Heere herstellen, die dringend nothwendig war. Durch die Waffenstillstands-, Vermittelungs-, Friedens- und anderen Unterhandlungen zur Abschließung von Bündnissen ꝛc. wurden aber die Feindseligkeiten nicht unterbrochen. Beide Theile verstärkten vor Allem ihre Streitkräfte. Venedig rief 2000 Verbannte zurück und gewann durch diese Maßregel ebenso viele, in langer Abwesenheit durch den Krieg abgehärtete Streiter. Auf der anderen Seite rief ein Mandat vom 11. Mai alle Landeseinwohner und Unterthanen aus Feindesdiensten in die erzherzoglichen Länder zurück. Bald wurden hierauf jetzt von Venedig und sodann wieder von österreichischer Seite einzelne Ueberfälle und Streifzüge unternommen. So hatten die Venetianer durch Ueberrumpelung das reiche, aber nur schwach besetzte St. Florian, auf dem rechten Ufer des Isonzo, unfern von Görz und von Lucinico, genommen, wo viel Getreide aufgehäuft war, da man es dort als an einem entlegeneren Orte für besser geborgen hielt. Dafür überschritt Trautmansdorf am 27. April den Fluß und warf hinter Lucinico, den feindlichen Standorten Mariana und Medea gegenüber, Bollwerke auf zur Verhütung oder wenigstens zur Erschwerung ähnlicher Vorgänge, wie der eben erzählte war. In gleicher Weise unternahmen die Erzherzoglichen auch am 2. Mai einen Ueberfall, der den Venetianern eine Anzahl Todter kostete. Zu allen Drangsalen des kleinen, lange ohne entscheidende Erfolge, sich dahinziehenden Krieges kamen nun noch andere Uebel hinzu. Im Monat Juni brach nämlich eine Seuche unter den Pferden aus, welche die edelsten Rosse zu Dutzenden dahinraffte, und bald darauf entstanden auch Krankheiten unter den Menschen, die bis Ende August mindestens 10,000 Menschen den Tod gebracht haben sollen, wozu auch das Heer des Erzherzogs einen bedeutenden Beitrag lieferte. Am meisten wurden dabei Görz und Gradisca mitgenommen, deren Bewohner mehrseitig zu leiden hatten; draußen der Feind, drinnen der oft zuchtlose Soldat und über alle verbreitet die Seuche. Ein Drittheil der Männer erlag dieser, von den weiblichen Bewohnern der vierte Theil. Dagegen halfen alle, auch die zweckmäßigsten Anstalten wenig. Um die Soldaten wenigstens zu beschäftigen und von den Kranken auch räumlich weiter abzusondern, ließ Barbarigo die günstig gelegene Burg von Cormons wiederherstellen, bei Medea das Castell Barbarigo vollenden und Monfalcone befestigen, endlich, um der Festung leichter die Zufuhr abzuschneiden, auch einige Höhen um Monfalcone befestigen. Dabei wurde aber auch ein, nämlich der höchste, bei Fogliano liegende, alle diese Positionen beherrschende Punkt vergessen; dieses Versehen benutzten die Erzherzoglichen und führten nach dem Plane von Maradas an dieser Stelle die Sternschanze auf, welche die Venetianer nach vergeblicher Anstrengung, sie zu nehmen und zu zerstören, bestehen lassen und sich nach Farra zurückziehen mußten, womit Gradisca gerettet war. Während dieser Vorfälle dauerte der Krieg auch in Istrien fort und sollte nun, nach dem Vorhaben der Oesterreicher, auch nach Kärnthen verlegt werden. Der Erzherzog gab schon im Mai [12]) dem Hauptmanne Wilhelm Smith, einem Engländer von Geburt, nach venetianischen Quellen, einem wilden, wüsten Menschen, den Auftrag, das Schloß an der Klause, nächst Pontafel an der Fella, mit thunlichster Beschleunigung einzunehmen und hierauf das venetianische Pontafel selbst zu besetzen und dieses Alles möglichst geräuschlos auszuführen. Nachdem dieses vollbracht sein würde, müsse Gemona unverzüglich angegriffen werden, wozu Trautmansdorf Truppen und alles übrige dazu Erforderliche liefern werde. Statt diesen Auftrag prompt auszuführen, wurde nur das venetianische Pontafel ohne Mühe besetzt, die reichen Kaufmannsgüter, ohne sich weiter zu bekümmern, wem sie gehörten, als Beute erklärt, und namentlich die darunter befindlichen köstlichen Weine sogleich getrunken und darüber die Besetzung der Klause verabsäumt, deren kleine Besatzung aus gedienten Soldaten leicht hätte überwältigt werden können. Die fliehenden Einwohner brachten die Kunde des An-

11) Siehe Hammer's Khlesl's Leben. 3. Bd. S. 350. Urk. Nr. 591, ein Schreiben Khlesl's an den Freiherrn von Molart aus Prag vom 2. Jan. 1616. Hurter a. a. O. VII. S. 101—104.

12) Der Auftrag ist datirt aus Grätz: Graetii IX (nicht, wie bei Hurter VII, 126. Note 167 zu lesen ist, XI) Kal. Junii MDCXVI, und Gulielmo Smeitio Doctori darin der Auftrag ertheilt: „qua maxima poteris diligentia Clusiam arcem, quae Pontebae adjacet occupandam curabis; cui deinde Pontebam ipsam adjunges“ etc.

griffes in die Ebene hinab und vereitelten dadurch die weiteren Erfolge; denn die erste Obsorge der venetianischen Befehlshaber war, die Klause durch eine tüchtige Besatzung rasch zu verstärken, welche von Marc-Antonio di Monzano angeführt und überall auf das Freudigste begrüßt wurde; andere Scharen rückten bald unter Nicolò Gualdo nach. Smith hatte nichts Anderes gethan als den Paß auf beiden Seiten des in tiefer Schlucht dahinrauschenden Baches zu verschanzen. Die Absicht des Erzherzogs, ihn, verstärkt durch Trautmansdorf'sche Truppen, plötzlich durch das ungehütete Land im Rücken der venetianischen Streitmacht erscheinen zu lassen, war vereitelt, ja noch mehr, sogar Kärnthen und Krain gefährdet; denn die Venetianer fochten mit einem unwiderstehlichen Ungestüm, drangen über Pontafel und Malborghet vor, besetzten Tarvis und machten Miene, auf der kärnthnerischen Seite noch tiefer vor- und hinabzudringen, sodaß selbst Villach sich schon zu friedlichem Empfange der Venetianer vorbereitete. Tarvis, das dem Bischofe von Bamberg gehörte, ließ die Venetianer Halt machen, um teutschen Fürsten keine Veranlassung zu Klagen zu geben und sie nicht aufzureizen. Manzano leistete bei diesem ganzen Unternehmen mit seiner Reiterei die ersprießlichsten Dienste. Das den Venetianern entrissene Ponteba blieb nur neun Tage in der Gewalt der Erzherzoglichen. Die Republik beschränkte sich auf den Besitz der Klause und der benachbarten Ortschaft, da, wer diese besaß, Meister der Straße ist, die aus Kärnthen zu diesen Höhen und durch die Schluchten des Fella und des Canal di Ferro genannten Thales nach Friaul und Italien führt. Venedig war weise genug einzusehen, daß schon Ponteba hoch genug im Gebirge liege, um leicht behauptet werden zu können, und ein noch weiteres Vorgehen jedenfalls viel zu bedenklich sei, um gebilligt werden zu können. Es ward also der Rückzug auf die alten Grenzpunkte anbefohlen. Dagegen führten die Venetianer ein anderes Unternehmen mit glücklichem Erfolge aus, sie bemächtigten sich nämlich, bald nachdem die Kunde von der Wiedereinnahme Ponteba's eingetroffen war, Chiavoretto's (Caporetto's), eines Ortes, der in mehrfacher Beziehung von Bedeutung war. Caporetto war allerdings fest, von einer hinreichenden Besatzung vertheidigt und durch seine Lage geschützt; dennoch beschloß Priuli den Angriff. Nicht ohne große Anstrengung kamen sie in den Besitz des Ortes; Granaten mußten Häuser und Werke in Flammen setzen und die Truppen in gewaltigem Andrängen die hinter dem Walle muthig kämpfenden Erzherzoglichen aus dem Orte vertreiben, den sie erst nach großem Verluste und als schon ein Theil der Wohnungen in lichtem Brande stand, verließen. Das Städtchen, am rechten Ufer des Isonzo gelegen und mit dem linken durch eine in einem Bogen gesprengte Brücke verbunden, hatte viele Industrialwerke und Handelsverkehr mit Kärnthen, Krain und über Görz und Gradisca nach Triest. Der Handelseifersucht seines Vaterlandes gedenkend, ließ Priuli die Brücke sprengen und die durch Felsen gesprengte Handelsstraße, die längs des Flusses dahinführte, mit großer Mühe auf einer Strecke von einer Meile zerstören und in den Fluß hinabstürzen, um nicht von der Isonzobrücke her oder von der Flitscherklause aus, durch die der Straßenzug von Tarvis herabführte, beunruhigt zu werden. Aus demselben Grunde stellte er sogleich die Werke wieder her und fügte noch zwei neue auf dem anstoßenden Hügel bei. Die Lage Trautmansdorf's, an sich schon mislich genug, wurde durch die Schwäche, Muthlosigkeit, Erschöpfung seiner Mannschaft, die Fortschritte der Venetianer und die in Görz und Gradisca herrschende Krankheit in die äußerste Verlegenheit versetzt, da, wäre er von Priuli's Hauptheer angegriffen worden, sein entmuthigtes Kriegsvolk einem raschen Angriffe kaum Stand gehalten hätte. Er that daher alles Mögliche, dem Feinde seine Schwäche zu verbergen. Er sicherte die Bollwerke von Podgora und Farra, gab Lucinico auf und concentrirte sich am linken Flußufer in der Ebene von Görz, zwischen den Mauern der Stadt und dem Flusse ein verschanztes Lager beziehend. Es wurde schon früher erwähnt, daß hier zwei Brücken über den Strom führten: eine neuere hölzerne Brücke bei Lucinico und etwa tausend Schritte oberhalb derselben die alte steinerne Brücke mit einem Thurme am linken Isonzoufer, unentbehrlich für Zufuhr und Zuzug von Verstärkung aus dem Gebirgslande, den Trautmansdorf besetzt hielt und den er durch einen Wall wehrhafter machte; überhaupt geschah durch die österreichischen Generale und Obersten Trautmansdorf, Maradas, Wagen, Stauber, vereinigt und einzeln in Vorstellungen, Beschwerden, Klagen bei Kaiser, den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian und den Verordneten und Ständen in Wien, Grätz, Prag und Insbruck alles Mögliche, um ihnen das Gefährliche der Lage der Grafschaft Görz und die Nothwendigkeit der Sendung von Volk, Geschütz und Munition augenfällig zu schildern, und wie weder Gradisca, noch irgend ein Bollwerk für länger als zwei Tage mit dem, was sie brauchten, versehen wäre. Allein es fehlte auch dort meist am Gelde, um genügend Volk anwerben oder die benöthigten Vorräthe ankaufen zu können. Und so mußte Manches unterlassen, Anderes dem Feinde gestattet werden, was sonst nicht geschehen wäre. So richtete Priuli gleich nach dem Rückzuge Trautmansdorf's Lucinico zu einem festen Standquartiere ein, während dieser auch noch das Fort Sta. Trinità in der Nacht auf den 8. Sept. verlassen mußte, sodaß er auf dem rechten Flußufer gar nichts Anderes mehr besetzt halten konnte als Vipulzano, St. Martin, Podgora, Farra und Gradisca. Da aber ohne Podgora Lucinico kaum behauptet werden konnte, wurde jenes nach kurzer Belagerung am 18. Sept. von den Oesterreichern auch verlassen; endlich mußte sich auch das zum Schutz von Farra erbaute St. Peter nach zehntägiger Belagerung und fünf Stürmen gegen freien Abzug der Besatzung mit Kriegsehren nach Gradisca, wegen Mangels an Pulver, vornehmlich aber an Mundvorrath, den Venetianern ergeben. Endlich bekamen die Venetianer auch Vipulzano, dessen Besatzung ohne Gewehre abziehen mußte. Nur St. Martin, durch seine hohe Lage auf schroff ansteigendem Berge geschützt, hielt sich noch,

nur durch die Entziehung der Zufuhr über die Brücke bezwingbar. Bei Gelegenheit der Recognoscirung, wie dieser beizukommen sei, fiel, zum größten Nachtheil Venedigs, Giustiniani am 10. Oct. Das venetianische Heer hatte aber auch schon früher einen anderen Verlust durch den Tod des Mariani Antonini, ebenfalls eines Edlen aus Udine, welche Stadt überhaupt der ausgezeichneten Männer viele dem venetianischen Heere geliefert hatte, zu beklagen; doch auch andere Krieger von österreichischem Gebiete dienten im Heere der Republik, ja selbst als Anführer, so z. B. außer Marc-Antonio auch Francesco de' Manzani, Karl Strasoldo, Urban Savorgnano, Walter von Spilimbergo und Andere. Giustiniani's Verlust sollte nicht ohne Erfolg bleiben. An derselben Stelle, wo Giustiniani gefallen, ließ Priuli die Geschütze aufführen und beschoß von da aus, dem Abrathen des Marc-Antonio di Manzano ungeachtet, die Brücke und den sie deckenden Thurm, bis erstere unbrauchbar wurde; man ersetzte sie aber bald wieder durch eine aus Planken zusammengezimmerte. Marc-Antonio's Behauptung, der Colle di Puima oder di castagna sei, weil er näher liege, dazu viel geeigneter, man solle sie aber lieber nicht in Feindeshand lassen, weil dieser von da aus die Angreifenden beunruhigen und zudem auch noch San Martino Beistand leisten könne, bewährte sich, denn während die Oesterreicher die Venetianer am Ufer beschäftigten, hatten sie jene Höhe besetzt, befestigt und hemmten von da aus jeden Fortschritt ihrer Gegner. Dafür konnten sich diese nur dadurch entschädigen, daß sie die Stadt Görz häufig durch Kugeln begrüßten. Die Venetianer krönten hierauf die Hügel bei Lucinico durch die Bollwerke Priuli und Erizzo, theils um die Zufuhr nach Gradisca zu erschweren, theils um den Streifereien der Oesterreicher über die Ebene ein Ziel zu setzen. Am 11. Nov. gab der Senat dem Collegio de' Savi die Vollmacht, an Giustiniani's Stelle als Oberfeldherrn (Commando generale delle truppe) jenen Giovanni de Medici, einen der natürlichen Söhne des Großherzogs Cosmus I., der sich in den französischen und ungarischen Kriegen einen bedeutenden Namen erworben hatte, zu berufen, der auch schon am 10. Dec. im venetianischen Lager eintraf, aber durch Stolz bald den Erbfürsten von Modena von dem Heere entfernte und auch dem Grafen Ernst von Nassau in dem wichtigsten Augenblicke die Neigung zu durchgreifender Hilfeleistung lähmte; dabei wirkte er aber auch andererseits sehr wohlthätig dadurch, daß er eine strengere Disciplin, eine festere Ordnung, die den venetianischen Heerhaufen sehr Noth thaten, mehr Um- und Vorsicht einführte und auf sorgfältigere Erforschung aller auf die Kriegführung Einfluß habenden Verhältnisse drang, denn die Oesterreicher hatten das vor den Venetianern, deren Mannschaft besser eingeübt war, voraus, daß sie von Allem, was im venetianischen Lager geschah, beantragt oder beschlossen wurde, durch die Landeseingebornen, welche überall sich einschlichen, immer und frühzeitig genug die sicherste Kunde erhielten. Inzwischen war der Winter eingebrochen und der Feldzug des Jahres 1616 ohne weitere große Unternehmungen geschlossen. Derselbe wurde mehr dazu benutzt, Verstärkungen herbeizuziehen und die Gefangenen gegen einander auszuwechseln. Unter diesen war auch Pater Valerio, der Beichtvater des Erzherzogs Ferdinand, der verkleidet durch die Staaten der Republik gereist, aber von den Statthaltern erkannt, gefänglich eingezogen und nach längerer Zeit gegen Francesco Giustiniano ausgewechselt wurde. Was die Verstärkungen anbelangt, erhielten die Erzherzoglichen zwei bedeutende Verstärkungen. In der zweiten Hälfte Novembers traf Dampierre krank mit 500 ungarischen Reitern und 400 Haiducken in Görz ein, was ihn aber nicht abhielt, einen Ueberfall des mitten im großen Orte Romans sich erhebenden, von Wall und Graben umfaßten Schlosses der Bugarino in stiller Nacht mit den Seinen glücklich auszuführen und mit reicher Beute, besonders an Gold und Pferden, in die Standquartiere zurückzukehren. Am folgenden Tage, den 20. Nov., übte Trevisano dadurch eine schwache Vergeltung, daß er einen Einbruch in die Winterquartiere der Wallonen unternahm. Später zog Matthias von Oesterreich, des verstorbenen Kaisers natürlicher Sohn, mit 500 Kroaten daher. In dieser Jahreszeit wurden auch die Unterhandlungen, die eigentlich nie ruhten, wieder lebhafter fortgesetzt; selbst kleinere Aus- und Ueberfälle wurden nicht ganz unterbrochen. Insbesondere wurde die Winterszeit dazu benutzt, Gradisca durch neue Verschanzungen noch enger einzuschließen, um so den Angriff von der Ost- und Westseite zu erleichtern, da die Venetianer den Gedanken einer zweiten Belagerung noch nicht aufgegeben hatten, wogegen Strasoldo zum Schutz des alten Thores einen neuen Halbmond bauen ließ. Ein wohldurchdachter und gut combinirter Angriff zur Einnahme der beiden am linken Flußufer liegenden Bollwerke, der Sternschanze und der Schanze oberhalb der steinernen Brücke, durch die man venetianischerseits Meister des Flusses geworden wäre, worauf der baldige Fall von Görz und Gradisca hätte erfolgen müssen, mislang durch eine entstandene Verwirrung bei der Ausführung, sodaß am Ende der einzige Vortheil des Tages in der Bemächtigung des schwach vertheidigten St. Florian, allerdings mit großer Beute, bestand, ein Gewinn, der aber den Verlust von 400 Mann nicht aufwog. Von einzelnen Unternehmungen sind nur besonders zu erwähnen die Versorgung Piuma's mit Lebensmitteln am 9. April 1617, wodurch die schon drohende nahe Uebergabe verhindert wurde; das Eintreffen von 1000 Mann, welche Erzherzog Maximilian aus Tyrol ins erzherzogliche Lager geschickt hatte, sowie auf Seiten der Venetianer die Einsetzung eines neuen Proveditors in der Person des Antonio Lando; die Gewinnung des Grafen Johann Ernst von Nassau mit einem von ihm angeworbenen großen Söldnerhaufen; der mit vielem Geschick, aber erfolglos unternommene Versuch des Marc-Antonio von Manzano, von Cividale her in Ronzina einzudringen, um von dort bis nach Canale vorzugehen, den Paß am Isonzo einzunehmen (Anfang April) und bis in die Gegend von Salcano vorzudringen, der nur darum nicht gelang, weil Lorenzo Tudini, der sich von

Caporetto her zur bestimmten Stunde hätte vereinigen sollen, zu spät aufbrach; endlich mehrer Gefechte, die vom 9. bis zum 12. April vorfielen und sehr leicht übel für die Oesterreicher hätten ausfallen und überaus böse Folgen nach sich ziehen können [13]). Während dieses in Friaul vorfiel, wurde von den Venetianern auch Istrien bedroht, indem Zane in Istrien landete, die Venetianer die Halbinsel nach verschiedenen Richtungen durchstreiften, plünderten, Dörfer in Brand steckten, die Ernten vernichteten und durch den ihnen allseitig zugefügten Schaden den Landesbewohnern unsäglichen Jammer bereiteten, sodaß sie immer mehr sich geneigt zeigten, den Frieden auch um den Preis der Unterwerfung unter die Herrschaft Venedigs zu erkaufen. Maradas, den Trautmansdorf nach Prag geschickt hatte, wo der Erzherzog Ferdinand sich eben aufhielt, wurde sogleich beschieden, brach am 14. Mai mit einer kleinen Schar dahin auf, durchstürmte Istrien nach allen Richtungen hin, so Freundes als Feindes Land, dort anordnend, was zur Sicherheit diente, hier wenigstens für den Augenblick zurückschreckend und jedenfalls die österreichischen Unterthanen in der alten Treue und Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich wieder befestigend. In der Zwischenzeit erhielt Venedig die von dem Grafen von Nassau in Holland angeworbene Verstärkung, welche an Monfalcone's Gestade landete und das venetianische Heer auf 16,000 Mann brachte, mit denen, hätte die dadurch zwischen Medici und Nassau ausgebrochene Eifersucht nicht jeden Erfolg gelähmt, und wäre der Erstere nach der Ankunft der Holländer rascher zu Werke gegangen, er leicht Görz hätte nehmen und sich der Gradisca beherrschenden Anhöhen des Karstes bemächtigen können. Es verging ein halber Monat, ehe das verstärkte Heer seine Operationen begann. Unter Zurücklassung eines tüchtigen Trupps zur Berennung von Gradisca brachen 6000 Mann auf verschiedenen Wegen nach dem Karste auf. Am 2. Juni begannen die Angriffe auf die Kaiserburg, deren linke Seite die Sternschanze, die rechte die Frauenschanze deckte. Nach wenigen Tagen waren diese und die Werke der Kaiserburg, mit Ausnahme der Sternschanze, in den Händen der Venetianer. Dem Baglioni wurde nun die Aufgabe, das am Fuße des Gebirges liegende Castell Rubia zu nehmen; zu einem Angriffe der Sternschanze konnte sich Medici nicht entschließen, da er zu wissen behauptete, daß dieselbe, sowie auch Gradisca selbst, blos noch für wenige Tage mit Lebensmitteln versehen sei. Die nächste Aufgabe war somit, das Castell Rubia zu bezwingen und des Thiergartens sich zu bemächtigen, in dem es lag und durch den die Straße nach Görz führte. Bei diesem Unternehmen war der Himmel der Verbündete der Oesterreicher, da von ihm häufiger und gewaltiger Regen niederströmte, der die Wippach und den Isonzo mächtig anschwellen machte, davon der erstere die Stellung der Erzherzoglichen deckte, der letztere die Brücken der Venetianer wegriß. Trautmansdorf war viel an Ort und Stelle und verlor bei der Beaufsichtigung der Arbeiten eines Ravelins, der im Thiergarten aufgeführt wurde, am 7. Juni sein Leben. Der Tod Adam's von Trautmansdorf war der schwerste Schlag, den Ferdinand in diesem Kriege erlitt. Der Oberbefehl ging nun an Dampierre und Maradas über; doch hatte man in Grätz, durch Auersperg's kluge Vorsicht bewogen, angeordnet, daß, zur Verhütung von Eifersucht, mit gleichem Ansehen, jenem die Reiterei, diesem das Fußvolk folgen solle. Das Erste, woran nun gedacht werden mußte, war die Verproviantirung Gradisca's, das bereits bittern Mangel zu verspüren anfing; Trautmansdorf war daran durch die Nothwendigkeit gehindert worden, sich der Venetianer erwehren zu müssen. Die Versorgung der Festung gelang jedoch nur theilweise, da die Venetianer den Fluß sperrten, nachdem sie sich früher mehrer für die Festung bestimmter Proviantschiffe bemächtigt hatten; dennoch vermochten die Oesterreicher von Zeit zu Zeit Vorrath zuzuführen. Den Thiergarten konnte Venedigs Kriegsvolk nicht erobern, waran die Zwietracht der beiden Feldherren, des Erzherzogs bester Verbündeter, schuld war [14]). Inzwischen bewirkte der Erzherzog Unterstützungen an Geld, Mannschaft und Munition sowol vom Kaiser als dem Erzherzoge Maximilian, mehren teutschen Reichsständen, besonders geistlichen, und den Ständen seiner Erbländer, sodaß sich der Stand der Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze für ihn wieder besserte. Auch die Venetianer bemühten sich um Beistand, und während auf dem engen Kriegsschauplatze die heißesten Einzelkämpfe durchgeführt wurden, arbeitete man aufs Eifrigste am Friedenswerke. Hierin erwies sich der Kaiser am beharrlichsten und regsamsten. Da aber an dem Kriege der Venetianer auch Spanien und, wegen Savoyens und Mailands, auch Frankreich betheiligt waren und allen diesen Mächten, nicht minder aber auch dem Papste sehr daran lag, daß das Friedenswerk gelinge, so wurden die darauf sich beziehenden Verhandlungen zu Wien, Prag, Venedig, Paris und Madrid gleichzeitig fortgeführt, ohne daß jedoch die Feindseligkeiten in Friaul und Istrien eine Unterbrechung erlitten. Da man bei solcher Zersplitterung der diplomatischen Bemühungen nicht vorwärts kam, so einigte man sich dahin, daß nur an zwei Orten, Prag und Madrid, die Versuche zur Verständigung sollten fortgesetzt werden. Als aber der Minister des Königs von Spanien, Herzog von Lerma, und des Kaisers Gesandter, Franz Christoph von Khevenhiller, mit dem venetianischen Gesandten zu Madrid, Pietro Gritti, zu keinem Verständniß gelangen konnten, ersuchten sie den päpstlichen Nuntius, Gaetano, Erzbischof von Capua, und den Stellvertreter des Königs von Frankreich, ihren Verhandlungen beizuwohnen. Die in solcher Weise verfaßten Vorschläge wurden dem Venetianer schriftlich zugestellt, doch Gritti bewies sich sehr zäh, und auch in Venedig selbst zeigte man sich, in der Hoffnung, am Ende doch noch Frankreichs Vermittelung durchzusetzen, von der sich die Venetianer günstigere Friedensbedingungen

13) Hurter a. a. O. VII, 151.

14) *Palladio* l. c. Lib. V. col. 205.

versprachen, und da sie auf einen Schlag bei Gradisca in Friaul rechneten, wenig nachgiebig. Dort standen die Sachen aber in der That schlecht genug für Oesterreich. Es hatte zwar diesem Albrecht von Wallenstein auf eigene Kosten 180 Cuirassiere und 80 Musketiere zugeführt, aber seit dem 23. Juni beschossen die Venetianer den Thiergarten von Rubia aus 21 Stücken von acht Stellen in der Runde und kreuzweise, Gradisca war mit Lebensmitteln schlecht versehen und zu Wasser und zu Lande gesperrt, denn Lando hatte das schon früher erwähnte Pfahlwerk im Isonzo vollendet, Farra gegen Angriffe gesichert, und nur eine glückliche, große Waffenthat konnte die hartbedrängte Festung noch retten. Diese versuchte Dampierre zweimal, indem er das erste Mal durch die Fuhrt bei dem Werke Priuli setzte und unbemerkt an der zweiten Verschanzung der Feinde erschien; allein er zog daraus keinen andern Vortheil, als daß der Feind viele Leute dabei, und darunter meist Officiere, einbüßte. Unter diesen befand sich Marc-Antonio de Manzano, der bisher bei jedem Zusammenstoße sich bemerklich gemacht hatte. Auch der Verlust der Oesterreicher war bei diesem Zusammenstoße nicht unbedeutend, doch bestand er meist nur in gemeinen Kriegern. Das zweite Mal war er glücklicher. Aufgefordert wurde er zu diesem nächtlichen Ueberfalle durch die steigende Noth Gradisca's. In der Nacht des 13. Juli brach er mit dem Fußvolke auf, erlangte aber nicht mehr, als daß zwei gegen Rubia gerichtete Geschütze vernagelt und ein drittes über den Abhang hinuntergeworfen wurde. Er mußte es zum zweiten Mal, in einer späteren Nacht, wieder versuchen, diesmal zog er, von Proviantwagen gefolgt, aus und kam ohne aufgehalten oder verfolgt zu werden mitten zwischen Farra und dem Fort Lando glücklich vor Gradisca an und kehrte, sobald er Soldaten und einigen Vorrath in die Stadt geworfen, wieder über den Fluß zurück. Nun brachte er nur noch Getreide und Pulver in die Sternschanze, von wo es leicht in die Festung geschafft wurde. Damit war Gradisca wieder für einige Zeit geborgen. Auch vor Rubia war Dampierre's Kühnheit vom Glück gekrönt, er bemächtigte sich mit seinen tollkühnen Haiducken, denen er doch noch an Heldenmuth vorleuchtete, der beiden Basteien, welche Medici, um durch sie den stärkeren Theil der Mauer zu umschließen, hatte aufführen lassen, machte dabei viele Beute, besonders an kostbaren Waffen, und vereitelte dadurch die Absicht des venetianischen Feldherrn, Rubia endlich in seine Gewalt zu bekommen. Der Hauptvortheil, den er aus diesen Unternehmungen zog, bestand aber darin, daß die Spannung und Feindseligkeiten zwischen Medici und Nassau darin neue Nahrung fanden und den höchsten Grad erreichten, als Dampierre, mit geringem Verluste noch weit größere Vorräthe als früher in die Sternschanze bringen und unbehelligt sein Standquartier in Merna, am Einflusse des Wildbachs Vertabizza in die Wippach gelegen, erreichen konnte, was nicht möglich gewesen wäre, wenn man Antonini's Reiterei vom Lager aus unterstützt hätte, was aber nicht geschah, obgleich das Gefecht ein Paar Stunden währte. Einige Tage vor dem 23. Juli stürmten die Erzherzoglichen den Wall, den die Venetianer, um Rubia's Meister zu werden, aufgeführt hatten, und waren auch in diesem Kampfe wieder glücklich. Während Medici's Abwesenheit in Udine unternahm es Dampierre am 20. Aug., neuerdings Lebensmittel für Gradisca in die Sternschanze zu bringen, bei welcher Gelegenheit den Venetianern abermals eine große Schlappe beigebracht wurde, die aber hauptsächlich dadurch für sie am empfindlichsten wurde, daß sie zwei ausgezeichneten Anführern, dem Baglioni und dem aus fürstlichem Geschlechte stammenden Römer Virginio Orsini, das Leben kostete [15]). Da man es aufgeben mußte, Rubia zu nehmen, blieb kein anderes Mittel übrig, sich Gradisca's zu bemächtigen, als durch neue Werke die Verbindung der Sternschanze mit der Stadt zu unterbrechen. Zu diesem Ende blieb nichts Anderes übrig, als die ganze Ebene, in welche Dampierre wiederholt eingefallen war, mittels neuer Gräben und Wälle zu verwahren, was denn auch unverzüglich geschah. Außerdem sollte aber auch noch die Reiterei durch eingeschlagene Pfähle mit eisernen Spitzen am Vordringen in die Ebene gehindert werden. Dadurch konnte aber nicht verhindert werden, die Sternschanze mit dem für Gradisca Nöthigen zu versehen. So rangen beide Theile fortwährend durch ersonnene neue Anschläge einerseits auf Angriff und andererseits auf Abwehr. Dampierre [16]) gelang es, im September noch einmal 360 beladene Saumrosse nach der Sternschanze zu bringen und so Gradisca wieder für einige Zeit zu verproviantiren. Jetzt endlich unternahm es Barbarigo, die Stadt und die Sternschanze mit einer Kette von Schanzen zu umfassen und auf diese Art die Versorgung Gradisca's mittels dieser Schanze für die Zukunft unmöglich zu machen. Die Venetianer setzten sich außerdem auch noch in Straußina fest und bewirkten dadurch, daß die Gradiscaner auch bald an Wasser Mangel litten. Als Barbarigo endlich auch noch den begonnenen Halbmond am jenseitigen Flußufer in möglichster Kürze vollendet und dadurch und durch einige andere Bauten die Einschließung vollendet hatte, da schien Gradisca, dem es nun nach und nach an Allem zu mangeln schien, außer an Muth und Ausdauer seiner Besatzung und Bewohner, nichts Anderes übrig zu bleiben, als sich zu ergeben. Dennoch gab die erstere Tag für Tag neue Beweise ihrer Tapferkeit, und das übrige österreichische Volk glänzendes Zeugniß von der Trefflichkeit seiner Anführung. Der General-Proveditore sah sich genöthigt, sich über den Verlust des wichtigen Postens von Farra zu beklagen, und wie er Romans schwerlich werde behaupten können; der Kriegsrath mußte die unverweilte Zerstörung der erzherzoglichen Ortschaften Cervignano, Ontignano, Visco und Golmich, als zu nahe an Palma gelegen, anordnen, was dann auch theilweise vollführt wurde; man sah die Nothwendigkeit ein, die Truppen zusammen zu halten, endlich wurde auch in Venedig schon an die Zurückberufung des Medici gedacht, woraus sich ergab, daß auch bei

15) *Palladio* l. c. Lib. V. col. 215 et 216. 16) Palladio nennt ihn Amperius.

den Venetianern Vieles nicht so war, wie es hätte sein sollen, dennoch zeigte sich Venedig bei den fortdauernden Friedensunterhandlungen, welche vom 18. Juni bis zum 26. Sept. fortdauerten, sehr hartnäckig, und noch hartnäckiger nach Abschließung desselben. Dieser Friede wurde schon am 6. des letztgenannten Monats [17]) zu Paris geschlossen, die dort getroffene Verabredung am 23. Sept. nach Madrid gebracht, am 25. ihm die endgültige Fassung gegeben und am folgenden Tage dort (zu Madrid) unterzeichnet. Ein Gegenstand, mit dem sich die Diplomaten lange beschäftigen mußten, war die Aufeinanderfolge der Bedingungen nach der Reihenfolge ihrer Vollführung. Die Friedensartikel waren folgende: 1) Sobald der Erzherzog Ferdinand eine teutsche Besatzung nach Zengg verlegt haben wird, soll die Republik einen Zengg benachbarten Platz in Istrien nach freier Wahl des Kaisers und des Erzherzogs abtreten, worauf man von beiden Seiten zwei Commissaire ernennen wird, um zu ermitteln, welche von den Uskoken, die Seeraub getrieben haben, wegzuweisen, und welche in ihrem Wohnplatze zu belassen seien; doch wurden nach Hurter davon die während des Krieges geübten Feindseligkeiten ausgenommen. 2) Alle Raubschiffe sollen verbrannt, dagegen die Handelsschiffe verschont werden; sei dieses vollzogen, dann würden die Venetianer alle von ihnen besetzten Orte, sowol in Istrien, als in Friaul räumen. 3) Die Bewaffnung zu Wasser und zu Lande, doch ohne weitere Feindseligkeiten. Im Laufe dieser zwei Monate sei Alles zu vollziehen. Hierauf solle wieder der Handel frei sein wie zuvor, diese Freiheit sollte aber auch dann eintreten, sobald von den Commissairen erklärt werde, daß sie in zwei Monaten ihren Auftrag nicht vollführen könnten, und sie zur Verlängerung dieser Frist Vollmacht erhalten haben würden. 4) Der wiener Tractat wurde wörtlich einverleibt und die Lösung der Frage über freie Schiffahrt wurde auf eine andere Zeit verschoben. 5) Die Gefangenen wurden von beiden Seiten auf freien Fuß gesetzt und eine Amnestie festgestellt. 6) Der Kaiser und der Erzherzog geben ihr fürstliches Wort, die ausgewiesenen Uskoken nie wieder aufzunehmen oder die Venetianer durch dieselben schädigen zu lassen, wozu auch der König von Spanien als Gewährleister sich erklärt. Außerdem kommen in diesem Frieden noch Bestimmungen vor, die sich auf den Herzog von Savoyen und auf Neapel beziehen. Trotzdem, daß bei Abschließung dieses Friedens die Republik im Verhältnisse zum Erzherzog im Vortheil war, sträubte sich Venedig doch lange gegen die Annahme und Vollstreckung desselben. Erst in den ersten Tagen des November kam in das Feldlager Befehl, Waffenruhe zu halten. In zwei am 7. und 13. Nov. zwischen Maradas und Barbarigo verabredeten Zusammenkünften wurde die Versorgung Gradisca's mit Lebensmitteln geordnet und Waffenruhe ohne gegenseitige Beschädigung angeordnet. Die Unterzeichnung des Friedens zog sich in die Länge, noch mehr die endliche Vollstreckung desselben. Dem abgeschlossenen Frieden zum Trotz dauerten die Feindseligkeiten zu Gradisca bis zu dem oben angegebenen Tage fort, sodaß erst im Frühlinge des Jahres 1618 der eigentliche Krieg als beendet angesehen werden konnte. Der Erzherzog ernannte schon am 23. Dec. 1617 den Grafen Karl von Harrach, des Kaisers geheimen Rath und Erbstallmeister von Oesterreich, und den Freiherrn von Edeling und die Venetianer die Senatoren Girolamo Giustiniani und Antonio Priuli, der bald darauf zum Dogen erwählt wurde, zu Commissarien und Bevollmächtigten bei der venetianischen Friedensexecution. Die zwei letzteren reisten erst am 16. März 1618 nach Veglia ab. Von da an gab es wieder der Anstände allerlei, sodaß erst vom 25. Juli bis 5. Aug. die Ortschaften in Istrien und Friaul geräumt wurden. Maradas wollte nun sofort das Land verlassen, allein die Stände der Grafschaft Görz nahmen ihn als Zeichen ihrer unerlöschlichen Dankbarkeit für seine Verdienste um die Provinz am 18. Juli 1618 in die Reihe der edlen Patrizier der Grafschaft auf. Aber auch Kaiser Ferdinand II. zeigte sich gegen die Bewohner von Gradisca dadurch dankbar, daß er ihnen im J. 1622 in Anerkennung ihrer unerschütterlichen Treue, Anhänglichkeit und Ausdauer, sowie auch des Muthes und der Tapferkeit, die sie während einer zweijährigen Belagerung an den Tag gelegt, ein eigenes Diplom ausfertigen ließ, durch welches er sie ermächtigte, in das Wappen der Stadt den Denkspruch: Fortis et fidelis, mit einem Hunde aufzunehmen, auf dessen Halsbande die Worte sich zeigen: „Noli me tangere, qui Caesaris sum."

(*G. F. Schreiner.*)

GRADISTJE wallachisch, **Várhely** ungarisch, ein Dorf im klopotivaer Bezirke, der ungarischen Gespanschaft des Großfürstenthums Siebenbürgen, in einer engen Bergschlucht, in der Nähe des eisernen Thorpasses gelegen, wozu auch die Ansiedelung Hobitza Várhely gehört, mit 430 Einwohnern, und zwar Wallachen, das zum Theil auf den Ruinen der berühmten römischen Hauptstadt Daciens, Ulpia Trajana oder Zarmizegethusa, erbaut ist. Beim Eingange des Ortes zeigen sich noch die Ueberreste einer Arena und weiterhin auch die Trümmer eines Tempels, einer Wasserleitung, eines Bades, und auf einer Anhöhe wurden vor dem Jahre 1835 viele griechische und römische Münzen ausgegraben und auch noch andere Alterthümer entdeckt. In der Nähe dieses Ortes, der einst die Residenz des dacischen Königs Decebalus war, sieht man noch die Römerstraße, die vom eisernen Thore herabführte. (*G. F. Schreiner.*)

GRADLITZ, slawisch **Hradisko**, eine ehemalige Herrschaft, welche ganz nahe bei der königl. Leibgedingstadt Königinhof liegt und zum ehemaligen königgrätzer Kreise Böhmens gehört, mit dem gleichnamigen, ¾ Stunde von dem Badeorte Kufus nordwestwärts entfernten Markte. Diese Herrschaft wurde von ihrem Besitzer, dem Grafen Franz Anton von Spork, mit ihrem Erträgnisse zum Fond eines Armen- und Krankenspitals angewiesen, welches derselbe im Markte und Badeorte Kufus an der Elbe errichtete und worin er die Krankenpflege den barmherzigen Brüdern übertrug. Dieser Bestimmung ist es auch bisher gewidmet geblieben; das Patronat und Inspectorat dieser Stiftung ist der gräfl.

17) *Muratori*, Annali d'Italia. Tomo XI. p. 62 e seg.

Swerts-Spork'schen Familie geblieben. Zu dieser Stiftung gehören auch das Gut Hermanicz und noch 17 andere Ortschaften. Der Markt hat 140 Häuser, 1100 Einwohner, eine katholische, zum Bisthume Königgrätz gehörige Pfarre, Kirche und Schule, mit einem alten, jetzt verfallenen Schlosse, welches eine Zeit lang als Klostergebäude für Cölestinernonnen gedient hat, einem Rathhause, einer Meierei, Bierbrauerei, vier Mühlen, einer Mineralquelle, einer Schäferei, einem Marmorbruche, einer Ziegelei und mancherlei Gewerben.

(*G. F. Schreiner.*)

GRADLON-MUR (Gradlonus Magnus), gewöhnlich Grallon genannt [1]), dritter König der Bretagne, dessen Geschichte so sehr in Sagen gehüllt ist, daß eine Feststellung derselben zu den Unmöglichkeiten gehört. Er soll der älteste Sohn des Königs Salomo I. gewesen und demselben im J. 434 gefolgt sein; nach andern glaubhafteren Nachrichten aber war er nur ein Usurpator, welcher sich durch Entschlossenheit und Glück emporschwang. Er hatte eine Stiefschwester Conan's, des ersten Königs der Bretagne, zur Gemahlin genommen und mit ihr ein beträchtliches Besitzthum im Lande Leon erhalten; später verlieh ihm sein Neffe, der König Salomo I., den Titel eines Grafen von Cornouaille [2]), wie man die Landschaft um die Stadt Quimper nennt, wodurch sein Ehrgeiz immer mehr gesteigert wurde. Er brachte zuerst durch Gewalt und List die ihm zunächst gelegenen Ländereien der drei Grafen Riwelen Mur Marc'hu, Riwelen Marc'hu und Congar unter seine Herrschaft und verband sich dann gegen den Vortheil des Hauptes seines eigenen Hauses mit den allmälig immer näher rückenden Franken, weshalb sich Salomo genöthigt sah, ein engeres Bündniß mit den Römern zu schließen. Gradlon erhielt durch sein Einverständniß mit dem fränkischen Fürsten Merwig, dem Vater des Gründers der merowingischen Dynastie, beträchtliche Geldsummen von den fränkischen Königssöhnen zur Ausführung gemeinschaftlicher Pläne [3]), wodurch er sich den Verdacht zuzog, daß er mit seinen Verbündeten Theil an dem gewaltsamen Tode Salomo's genommen habe, welcher auch dadurch begründet erscheint, daß er sich des Thrones bemächtigte. Er nannte sich nun König der Bretonen und eines Theiles der Franken, welche sich bereits früher in einzelnen Haufen und als Hilfstruppen in der Bretagne angesiedelt hatten [4]), und verfuhr auf grausame Weise gegen Salomo's Nachkommen und alle seine Gegner. Der Consular Flavius, der Schwiegersohn Salomo's, nahm zum Schutze seiner Tochter und ihrer Kinder den Beistand der Römer in Anspruch und reizte den Zorn des Kaisers Valentinian III. so lange, bis dieser Litorius, dem Statthalter in Aquitanien, den Befehl zukommen ließ, gegen Gradlon als Rebellen zu Felde zu ziehen. Dieser wurde auch im J. 439 bei dem ersten Angriffe geschlagen; er schöpfte jedoch durch den Eifer der Bretonen und Franken, denen die römische Herrschaft verhaßt war, wieder frischen Muth, und sammelte nach einer Frist von sechs Jahren ein starkes Heer, mit welchem er die Grenzen der Bretagne überschritt und am Ufer der Loire aufwärts bis nach Tours vorrückte, welches er auch besetzte, aber bald, der feindlichen Uebermacht weichend, wieder aufgab. Einen schweren Kampf hatte er gegen die nordischen Seeräuber zu bestehen, welche fortwährend die Küsten beunruhigten und sogar bis zur Stadt Nantes vorzudringen und sie zu belagern wagten, aber, nachdem sie eine völlige Niederlage erlitten hatten, sich eiligst auf ihren Schiffen entfernten und fortan ihre Streifzüge nach andern Küstengegenden richteten [5]). Nachdem Gradlon auf diese Weise seinem Lande Ruhe verschafft hatte, lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die Gesetzgebung und die Religion, sorgte für die Handhabung der Gerechtigkeit und gründete an mehren Orten Kirchen und Klöster. Für den heiligen Corentin, der als Einsiedler in einem Walde lebte und bei welchem der König, als er sich eines Tages auf der Jagd verirrt hatte, gastliche Aufnahme fand, schuf er den bischöflichen Sitz in einer Stadt der Coriosopiter, die von dem Heiligen den Namen Kempercorentin erhielt, welcher später in die jetzige Benennung Quimper überging. Für Guingaloëus (Guignolé, Gwennolé) und Jagu (Jacob), andere heilige Männer, welche aus der britannischen Insel, um den Verfolgungen der Sachsen zu entgehen, herüber gekommen waren, gründete er die Abteien Landevenec und Landovard oder St. Jagu [6]), und gewöhnlich werden Gradlon, Corentin und Guignolé als die drei Patrone von Cornouaille (Cornubiae proceres) zusammen genannt. Durch Corentin's Fürbitte wurde Gradlon, wie die Ueberlieferung erzählt, auch aus einer großen Lebensgefahr gerettet, da er sich nämlich gerade in der Stadt Ys (an der Bai von Douarnenez, nicht weit von Quimper) befand, als diese in das Meer versank. Die Stelle nämlich, wo Ys, der Hauptort der Coriosopiter, lag, soll allmälig von den Wogen untergraben und auf einmal gänzlich von ihnen verschlungen worden sein, und selbst jetzt noch nach 13 Jahrhunderten und nach der Einwirkung so vieler Stürme will man bei ruhiger See Spuren der gewaltigen Stadtmauern bemerken. Die Sage, welche einige unter dem Wasserspiegel liegende Felszacken als Trümmer einer Stadt betrachtet, erwähnt auch einer Tochter Gradlon's, der Prinzessin Ahès, welche sich durch

1) Zuweilen heißt er auch Galo, Galluron, Gotis. 2) In der Sprache der Britonen Kerniw, im Lateinischen Cornubia oder Cornugallia. 3) Er kaufte von diesem Gelde (de auro atque argento quod accepit a filiis regum Francorum) auch Ländereien und schenkte sie dem von ihm gestifteten Kloster Landevenet; vergl. *G. A. Lobineau*, Histoire générale de Bretagne. (Paris 1707. fol.) Tom. II. p. 18. 4) Als sogenannte Laeti (Grenzansiedler); solche befanden sich auch zu Rennes, einem Hauptorte der Bretagne, wie aus der Notitia dignitatum Imperii Romani hervorgeht. Da die Franken bereits einen weitverbreiteten Ruf als tapfere Krieger erworben hatten, so war es für Gradlon sehr ehrenvoll, einen Theil dieses Volkes unter seinem Scepter zu haben.

5) *Gurdestini* Vita S. Winwaloei l. II. c. 10 (Act. SS. Antverp. Martii. Tom. I. p. 259): „Pervenit Sancti fama ad Gradlonum Regem occiduorum Cornubensium, gloriosum victorem Normannorum, qui post devictas inimicas gentes sibi duces subduxerat." 6) *J. Mabillon*, Annales ordinis S. Benedicti l. VI. c. 17. 18 (Tom. I. p. 150).

ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten weithin berüchtigt machte. Noch zeigt man in der Nieder-Bretagne bei dem Marktflecken Le Huelgoët eine Schlucht, in die nach der Erzählung der benachbarten Bauern die Königstochter ihre Liebhaber, wenn sie ihrer müde war, stürzte, woher denn auch das klägliche Gejammer rühren soll, welches bisweilen aus der Tiefe heraufdringt. Man schreibt dieser Prinzessin ferner die Erbauung des Schlosses Ker-Ahès zu, welches der Stadt Carhair Keräes ihren Ursprung gab. Der König Gradlon starb im J. 446 und wurde in der Abtei Landevenec begraben, wo man ihm später auch ein Denkmal [7]) errichtete. Die Herrschaft der Bretagne fiel nach seinem Tode wieder an Conan's Nachkommen zurück und Audran, Salomo's Sohn, wurde als König anerkannt, wahrscheinlich weil Gradlon keine männlichen Nachkommen hinterließ, keineswegs aber, weil seine Usurpation verhaßt geworden war, denn er würde in diesem Falle wol nicht den Namen des Großen erlangt und bis jetzt in der Ueberlieferung als Vertheidiger und Retter seines Volkes fortgelebt haben. Die Bretonen des Mittelalters glaubten sogar, daß er nicht gestorben, sondern durch eine Fee in ein unbekanntes Land gebracht worden sei, und wie tief dieser Glaube wurzelte, beweist eines der Lieder (Lais) der berühmten Dichterin Marie von Frankreich aus dem 13. Jahrh., dessen Gegenstand Gradlon-Mur (von ihr Graelent-Meur genannt) bildet. Auch ein Bischof von Quimper ließ ihm im J. 1424 aus Erkenntlichkeit für die reiche Dotation seines Stiftes zwischen den beiden Thürmen der Kathedrale über dem Hauptportale eine Reiterstatue mit folgender Inschrift errichten:

Comme au pape donna l'empereur Constantin
Sa terre, ainsi livra ceste à Saint Corentin
Grallon, roy très-chrestien des Bretons armoriques ...
Cy estoit son palais et triomphant demeure,
Mais voyant, qu'en ce monde n'est si bon qui ne meure,
Pour éternel mémoir sa statue à cheval
Fut cy-dessus assise au haut de ce portal,
Sculptée en pierre bise, neufve et dure
Pour durer a jamais si le portal tant dure.

Der König, welcher über den Schultern einen Mantel, auf dem Haupte eine Krone und in der Hand einen Scepter trägt, beherrscht die alte Stadt und das schöne Thal des Odet, welcher sich hier mit dem Benaud vereinigt, und schaut nach Westen hin über die fruchtbaren Gefilde, welche der Ocean bis zu den steilen Landspitzen von Ratz und Penmarc'h und bis zu der prachtvollen Bucht von Douarnenez bespült. Die Statue war von der Zeit ihrer Errichtung an (vielleicht nach einer noch weit älteren Sitte) Gegenstand einer sonderbaren Förmlichkeit. Um nämlich das Andenken an die Vorliebe dieses Fürsten für die Musik und die Poesie zu ehren, begab sich das Volk am Vorabende des Festes der heiligen Cäcilia in einem feierlichen Aufzuge nach der Kathedrale, und nachdem man Hymnen zum Preise Gradlon's abgesungen hatte, stieg ein Stadtknecht oder ein Spielmann von Hinten auf das Pferd, bot dem Könige einen Trunk an und warf, nachdem er ihm den Mund abgewischt und selbst auf sein Wohl den Becher geleert hatte, diesen unter die Zuschauer, von denen sich jeder bemühte, ihn zu erhaschen; die Feierlichkeit endete damit, daß man einen Lorbeerzweig in den Panzerhandschuh des Königs steckte. Die Revolutionsmänner stürzten im J. 1793 die Statue herab und zerschlugen sie in Stücke, sodaß jetzt nur noch wenige Trümmer derselben übrig sind; vor etwa zehn Jahren traten mehre Bürger von Quimper zusammen, um die Statue ihres Patrons in ihrer früheren Gestalt wieder aufzustellen, bis jetzt ist aber dieser lobenswerthe Plan noch nicht zur Ausführung gekommen [8]). (*Ph. H. Külb.*)

GRADMANN (Johann Jacob), teutscher protestantischer Theolog, am 28. Dec. 1750 zu Ravensburg in Würtemberg geboren, versah nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit eine Hauslehrerstelle und beschäftigte sich in seinen freien Stunden mit literarischen Arbeiten. Er schrieb die beiden letzten Quartale (1778) der von Chr. Fr. Dan. Schubart seit 1774 zu Augsburg herausgegebenen „Deutschen Chronik," bis sie durch ein kaiserliches Rescript verboten wurde, und übersetzte dann Voltaire's Selbstbiographie ins Teutsche („Voltaire's Leben von ihm selbst; aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet." Augsburg 1778. 8.). Als er aber zum dritten Pfarrer und Consistorialrath ernannt wurde, verließ er die von ihm eingeschlagene Richtung vorerst gänzlich und befaßte sich ausschließend mit der Bearbeitung ascetischer Gegenstände. Er begann mit dem „Neuen auserlesenen Gebetbuche für evangelische Christen" (Ravensburg und Nürnberg 1788. 8.), und als dieses Beifall fand, ließ er seine „Lebensgeschichte Jesu Christi, aus den vier Evangelien in einer verbesserten Uebersetzung nach Seiler's größerem Erbauungsbuche" (Nürnberg 1790. 8.), seine „Leidensgeschichte Jesu Christi, aufs Neue aus den vier Evangelisten nach Seiler's größerem biblischen Erbauungsbuche zusammengetragen" (Ebend. 1790. 8.) und seine „Hundert kurze Betrachtungen über biblische Stellen für Leidende, Kranke und Sterbende" (Tübingen 1791. 8. 2 Thle.) folgen. Dann begann er sein bedeutendstes Werk, die „Handbibel der Christen auf alle Tage des Jahres," von welcher aber nur die sieben ersten Monate, Januar bis Juli (Nürnberg 1792—1800. 8. 7 Thle.), erschienen, und da sie mit besonderen Titeln versehen sind, oft als verschiedene

7) Die angebliche Inschrift desselben:
Hoc in Sarcophago jacet inclyta magna propago
Grallonus magnus, Britonum rex, mitus ut agnus,
Noster fundator, vitae coelestis amator,
Illi propitia sit semper Virgo Maria.
Obiit anno 405.
trägt zu sehr das Gepräge der neueren Erfindung an sich, als daß man ihr den geringsten geschichtlichen Werth beilegen könnte.

8) *Bertrand d'Argentré*, Histoire de Bretagne (Paris 1588. fol.) l. I. c. 23 (fol. 84 sq.); *P. A. N. B. Daru*, Histoire de Bretagne. (Paris 1827. 8.) Tom. I. p. 48 sq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 580.

Werke angeführt werden. Dahin gehören: „Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion" (Nürnberg 1792. 8. Thl. 1 der Handbibel); „Die große Lehre von Gott" (Nürnberg 1793. 8. Thl. 2 der Handbibel); „Ueber Schöpfung und Vorsehung" (Nürnberg 1795. 8. Thl. 3 der Handbibel); „Die Sittenlehre der Vernunft und des Christenthums" (Nürnberg 1796—1797 8. 2 Thle., Thl. 4 u. 5 der Handbibel); „Die wichtige Lehre vom Gebet" (Tübingen 1797. 8. ein Theil des fünften Theils der Handbibel); „Unsere Obliegenheiten gegen den Nächsten" (Nürnberg 1799—1800. 8. 2 Thle., Thl. 6 u. 7 der Handbibel) und „Sittenlehre des Christenthums und der Vernunft" (Nürnberg 1796—1800. 8. 4 Thle., Thl. 4—7 der Handbibel). Gleichzeitig gab er noch andere Erbauungsschriften („Gott in der Natur; Betrachtungen und Gedichte." Bregenz 1798. 8., wozu der Bürger und Bäcker Joh. Kleiber zu Isny die Gedichte lieferte; und „Betrachtungen auf die Charwoche," Bregenz 1798. 8.) und Gebetbücher („Sammlung von Gebeten und Liedern zur häuslichen Erbauung." Tübingen 1794. 8. und „Andachtsbuch für Erbauung suchende Christen ohne Unterschied der Religion und ihrer Bekenntnisse, zur Feier der Charwoche." St. Gallen 1798. 8.), ferner die ebenfalls eine erbauliche Tendenz verfolgenden „Sentenzen-Allmanache oder Taschenbücher für die Jahre 1800 und 1801 mit Denksprüchen, Sitten- und Lebensregeln, für jeden Tag im Jahre, nutzbar und brauchbar für Alte, wie für Junge" (Bregenz 1800 und 1801. 8.), den 2. Bd. auch unter dem Titel: „Vermischte Gedanken, Denksprüche, Sitten- und Lebensregeln zur Bildung des Verstandes und Veredelung des Herzens, ein Weyhnachts- und Neujahrs-Geschenk für die Jugend" (Bregenz 1801. 8.) heraus, woran sich die im Leprosenhause zum heil. Kreuz zu Ravensburg am 7. Mai 1800, am Tage vor dem Einzuge der Franzosen gehaltene Predigt: „Wie viele Ursachen wir haben, selbst im größten Creutz und Leiden, getrost und guten Muths zu sein und den Herrn, unsern Gott, zu loben und zu preisen" (Ravensburg 1800. 8.) anschließt. Außerdem beschäftigte sich Gradmann mit mancherlei außerhalb des Kreises seiner geistlichen Wirksamkeit liegenden gemeinnützlichen Gegenständen; so veröffentlichte er auf einem Regalbogen eine „Tabellarische Anweisung, gesund zu bleiben und alt zu werden, größtentheils ein Auszug aus Hufeland's Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" (Bregenz o. J. Nachgedruckt unter dem Titel: „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, von Hufeland." Bregenz 1798. 8.) und ein „Orthographisches Taschenbuch zum täglichen Handgebrauche für Jedermann, besonders für junge Leute, schnell in Ansehung der Rechtschreibung sich Raths zu erholen," nebst einem kleinen Wörterbuche (Bregenz 1800. 8. 2 Thle.). Das letzte Werkchen, welches er kurz vor seinem Tode herausgab: „Ueber Unsterblichkeit, Auferstehen und Wiedersehen; einige Reden zur Beruhigung und Glaubensstärkung für Christen von jeder Confession" (Ulm 1817. 8.), ist eine seiner gemüthlichsten und ansprechendsten Leistungen auf dem Gebiete der christlichen Moral. Er starb am 31. Jan. 1817. Gradmann besaß schätzenswerthe Kenntnisse nicht nur in den verschiedenen Zweigen der theologischen Wissenschaft, sondern auch in andern Fächern und war außer den alten Sprachen auch mehrer neuern mächtig; zu einem tüchtigen Schriftsteller hatte er aber nicht das rechte Zeug und die einzige streng wissenschaftliche oder vielmehr literarische Arbeit: „Das gelehrte Schwaben" (Nürnberg 1803. 8.), welche er, da er keinen Verleger dafür finden konnte, auf eigene Kosten drucken ließ, ist ein mislungener Versuch *). (*Ph. H. Külb.*)

GRADMESSUNG. Schon in dem Artikel Erde hat Kämtz gezeigt, daß, nachdem die Kugelgestalt der Erde erkannt worden und die um die Erde gedachten Kreise ebenso wie überhaupt jeder Kreis in 360 Theile oder Grade getheilt angenommen war, durch die Messung der Entfernung zweier um einen oder mehre Grade von einander entfernter Punkte die Größe und Gestalt der Erde bestimmt werden kann. Diese Operation der Gradmessung ist schon im Alterthum von Eratosthenes, Posidonius, im Mittelalter von den Arabern unter dem Khalifen Almamum und in neuerer Zeit sehr vielfach zur Ermittelung der wahren Größe der Erde angewandt und dem von Kämtz an genanntem Orte gegebenen historischen Entwickelungsgange fügen wir nur Weniges hinzu.

Die Messung der Entfernung zweier Punkte, die in einem Meridian auf unserer Erde und nur in der Breite, aber nicht in der Länge verschieden liegen, heißt eine Breitengradmessung, während Messungen auf demselben Parallel zwischen Punkten, die dieselbe Breite, aber verschiedene Länge haben, Längengradmessung heißt.

Die Breitengradmessungen sind diejenigen, welche besonders oft ausgeführt sind, und erst der neuern Zeit gehören die Längengradmessungen an.

Die ältesten Angaben von 400000 Stadien über den Umfang der Erde von Aristoteles, von 300000 von Archimedes, von 180000 von den Chaldäern [1]) sind so verschieden von einander und entbehren jeder Sicherheit, da die Methode der Ableitung und die Länge des Stadiums nicht genau angegeben ist, daß wir sie übergehen können.

Die erste Messung ist von Eratosthenes, geb. 276 v. Chr. in Kyrene, ausgeführt. Er nahm an, daß Syene und Alexandrien, wo er Bibliothekar des Königs Ptolemäus Evergetes war, unter demselben Meridian lagen, und bestimmte mittels eines Gnomons die Breitendifferenz zu 7⅕ Grad, die terrestrische Differenz zu 5000 Stadien, sodaß darnach der Erdumfang 250000 Stadien wird. Eratosthenes [2]) selbst und auch die Schriftsteller Strabo, Geminus, Agathemer, Vitruv, Plinius, Censorin, Macrobius, Capella u. a. haben daraus 252000

*) Vergl. J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland. Bd. 2. S. 627. Bd. 9. S. 447. Bd. 11. S. 285. Allgemeiner literarischer Anzeiger. Jahrg. 1799. S. 1810 fg.

1) Forster, Fortschritte der Geographie und Naturgeschichte. 2. Bd. S. 168. 2) Die einzige Quelle der Eratosthenes'schen Angaben ist Cleomedes, Cycl. theor. I.

gemacht, um auf jeden Grad genau 700 Stadien zu haben. Obwol die Breitendifferenz beider Oerter nach Rouet 5′ zu groß gewesen und die Entfernung in olympischen Stadien nach d'Anville nicht 5000, sondern nur 4480 gewesen, und noch dazu Syene 3 Grad östlicher als Alexandrien gelegen hat, haben doch die Fehler sich theilweise aufgehoben, und je nach der Annahme des Stadiums haben verschiedene Gelehrte ein mehr oder minder richtiges Resultat erhalten. Schaubach [3]) findet für den Umfang der Erde nach Eratosthenes 5408 Meilen, Posch [4]) 5813; nach v. Swinden's Annahme des römischen Fußes zu 133,717 par. Linien (625 römische Fuß gleich 600 griechischen gleich einem Stadium) würden 5915 Meilen kommen, und so verschieden werden immer die Resultate bleiben, weil man die Länge des Stadiums des Eratosthenes nie genau wird ergründen können.

Posidonius nahm die terrestrische Entfernung der Punkte Alexandrien und Rhodos, die er als auf gleichem Meridian gelegen betrachtete, zu 5000 Stadien an. Die Breitendifferenz bestimmte er durch die Höhe des Canopus, der in Rhodos in seiner Culmination im Horizont, in Alexandrien 7½ Grad hoch stehen sollte, zu 7½ Grad und dadurch den Erdumfang zu 240000 Stadien. Einer Angabe des Strabo zufolge nahm Posidonius ein andermal den Erdumfang zu 180000 Stadien an. Nehmen wir mit Posch den römischen Fuß zu 131,402 par. Linien, so werden darnach dem Erdumfange 5580 oder 4186 geographische Meilen entsprechen. Ideler weist nach, daß Canopus zu Posidonius' Zeiten in Alexandrien mit der Refraction nur die höchste Höhe von 6° 31′, in Rhodos aber die Höhe von 1° 9′ gehabt habe; die unverbesserte Breitendifferenz ist daher nur 5° 22′, und da außerdem Alexandrien über 2 Grad östlicher als Rhodos liegt, kann man sich selbst ein Urtheil über die Angaben des Posidonius bilden.

Erst viele hundert Jahre später im J. 827 n. Chr. begegnen wir wieder einer Gradmessung, die der Khalif Almamum in der Wüste Singar am arabischen Meerbusen ausführen ließ. Nach doppelter Messung mit Stäben fand man für den Grad 56⅔ Meilen, die Meile nach Alfraganus zu 4000 schwarzen Kubitus, jeden Kubitus zu 24 Zoll und jeden Zoll zu 6 mit den Bäuchen zusammengelegten Gerstenkörnern gerechnet. Je nach der Annahme des Kubitus zu 17,334 par. Zoll von Bailly, zu 20,25 par. Zoll von Thevenot, zu 18,759 par. Zoll von Snellius [5]) findet man den Erdumfang 5169, 6038, 5594 geogr. Meilen.

Erst wieder 1525 finden wir den französischen Arzt und Mathematiker Fernel damit beschäftigt, die Länge eines Grades zu bestimmen; am 25. Aug. reiste er von Paris nach Norden auf der Straße nach Amiens, sich so viel wie möglich im Meridian haltend. Am 29. Aug. erreichte er einen Punkt, der genau einen Grad nördlich lag; die Zahl der Rotationen seines Wagenrades, die er als Maßstab benutzte, betrug nach Abzug einer gewissen Anzahl für die passirten Berge und Thäler 17020. Jede Rotation entspricht einer Wegeslänge von 20 par. Fuß und der Grad hat darnach 56747 Toisen. Wenn die Bessel'sche Bestimmung 57055 Toisen für einen Grad in dieser Breite gibt, muß man die erreichte Genauigkeit mehr als ein Spiel des Zufalls, als die Folge der Methode betrachten, denn diese kann unmöglich ein genaues Resultat ergeben. Auch die Instrumente Fernel's scheinen nicht die besten gewesen zu sein; für die Breite von Paris fand er 48° 38′, welche Größe um 12′ zu klein ist.

Ungenaue Messungen sind von Riccioli und Grimaldi in Italien ausgeführt, Riccioli fand den Grad 62650 Toisen, Norwood in England maß 1633—1635 einen Bogen von 2° 28′ zwischen London und York mit der Meßkette und fand den Grad zu 57424, nach andern zu 57300 Toisen.

Eine neue Methode, die der jetzigen Gradmessung, hatte aber schon 1615 der Holländer Snellius angegeben und ausgeführt. Die Triangulationsmethode Snellius' besteht in der Aneinanderreihung mehrer Dreiecke, aus welchen die terrestrische Länge des Bogens der äußern Punkte berechnet wird. In allen Dreiecken werden die Winkel mit der größten Schärfe gemessen und nur in einem Dreiecke außer den Winkeln auch eine Seite, aus der auf trigonometrischem Wege alle andern Seiten mit Hilfe der Winkel abgeleitet werden. Die Messungen wurden angestellt zwischen Alcmaar und Bergen op Zoom und umfaßten einen Bogen von 1° 11′,5 in der Breite. Aus 33 an einander gereihten Dreiecken, in welchen er die Winkel mit einem Halbkreise von 3½ Fuß Durchmesser und die Basis des einen Dreiecks mit der Meßkette zu 326,4 rheinl. Ruthen gemessen hatte, rechnete er die terrestrische Länge des Bogens im Meridian zu 33930 rheinl. Ruthen und fand daraus den Grad zu 28473 rheinl. Ruthen. Dasselbe Verfahren zwischen Leyden und Alcmaar hatte ihm den Grad zu 28510 rheinl. Ruthen ergeben, und er nahm daher den Grad an zu 28500 rheinl. Ruthen gleich 55074 [6]) Toisen.

Das Resultat weicht etwa 2000 Toisen von dem wahren ab, und diese Ungenauigkeit ist einzig und allein den Instrumenten, aber nicht der Methode zuzuschreiben. Snellius fand dies bei nochmaliger Durchsicht selbst und veranstaltete 1622 eine neue Messung, bei welcher er auf dem Eise bei Leyden eine Standlinie maß. Die Rechnungen führte er nicht selbst aus, sondern Muschenbroeck in seinen Physicae experimentales et geometricae dissertationes (Leyd. 1729) erst 100 Jahre später,

3) Schaubach, Gesch. der Astronomie S. 280. 4) Posch, System der Breitengradmessungen (Freysing 1860.) S. 27. Posch nimmt den römischen Fuß zu 131,402 par. Linien, dem Mittel aus zwei Angaben von Uckert, 1 röm. Fuß zu 130,874 und 131,928 par. Linien. 5) Snellius fand im Mittel aus vielen Beobachtungen, daß 89 an einander gelegte Gerstenkörner die Breite von einem rheinischen Fuß gleich 139,13 par. Linien haben.

6) Snellius selbst gibt nach einem andern Verhältnisse der Ruthe zur Toise 55021; s. *Eratosthenes*, Batav. (Lugdun. Batav. 1617. 4.)

und selbiger fand den Abstand der Parallelen Alcmaar und Bergen op Zoom zu 34326,7 rheinl. Ruthen und nach Cassini's Beobachtungen den Breitenunterschied 1° 9′ 47″, woraus der Grad 29514,23 rheinl. Ruthen oder 57033 Toisen wird.

Eine andere Messung soll nach Picard der Holländer Bleau ausgeführt haben und das Resultat dieser Messung von der Picard'schen nur um 60 Fuß verschieden gewesen sein. Da aber nach Vossius Bleau bereits 1638 gestorben sein soll, Picard dagegen Bleau [7]) noch auf seiner Reise nach Uranienburg 1671 gesehen und mit ihm über die Messung gesprochen hat und das Bleau'sche Haus in Amsterdam mit den Manuscripten 1672 ein Raub der Flammen geworden ist, so lassen sich weder die Widersprüche aufklären, noch die Resultate der Messung verificiren.

Die erste französische Gradmessung, veranlaßt durch die 1666 gegründete Akademie in Paris, wurde von Picard im J. 1669 zwischen Amiens und Malvoisine unweit Paris ausgeführt, und daß er trotz der mangelhaften Winkelmessung (er maß bereits mit dem Fernrohr), trotz der um gerade ein zehntel Procent ihrer Länge zu kurzen Toisen, trotz der Vernachlässigung der Aberration und Nutation bei den Breitenbestimmungen doch die große Genauigkeit von 57060 Toisen für den Grad (nach Bessel ist der Grad in der beobachteten Breite 57054 Toisen) erreichte, ist schon von Kämtz in dem Artikel Erde mitgetheilt. Da auch dort die fortgesetzten französischen Gradmessungen mit Benutzung der Originalquellen sehr ausführlich behandelt sind, gehen wir sie hier nur in der Kürze durch. Picard's Vorschlag, die Gradmessung in dem Meridian von Paris fortzusetzen, wurde 1680 von Maraldi, Cassini dem Jüngern und Lahire ausgeführt. Nach längerer Unterbrechung nahmen die beiden letzten Geometer 1700 die Arbeit wieder auf und 1718 theilte Cassini die Resultate der über 8⅕ Grad gehenden Messung von Dünkirchen bis Collioure bei Perpignan mit. Die Länge eines Grades auf dem Bogen fand sich im Süden 57097, im Norden 56960 Toisen und darnach mußte die Erdare länger als der Aequatordurchmesser und die Figur der Erde citronenförmig sein. Aber Newton hatte 1686 aus der Gravitation, Huyghens 1688 aus den Gesetzen der Schwungkraft der Erde eine Abplattung an den Polen gegeben und ersterer für die Größe der Abplatlung den hypothetischen Werth $\frac{1}{230}$, letzterer $\frac{1}{578}$ gefunden. Die Verkürzung des Pendels in Cayenne um 1,25 Linien gegen die Länge in Paris, welche Richer 1672 gefunden hatte, und ähnliche Beobachtungen von Varin, des Hayes und de Glos sprachen für die an den Polen abgeplattete oder pommeranzenförmige Erde; ein Analogon zeigte außerdem der Jupiter, dessen Abplattung an den Polen 1691 Cassini der Aeltere entdeckte.

7) Vielleicht ist dieser Bleau der Sohn Johann des ersteren Wilhelm gewesen.

Der lebhafte, über die Figur der Erde fast ein halbes Jahrhundert hindurch geführte Streit hatte das Gute, daß durch ihn die Gradmessungen in Peru und Lappland ins Leben gerufen wurden. In der Hochebene von Quito maßen Bougner und Condamine die Entfernungen zwischen den Parallelen von Cotchesqui in 0° 2′ 31″,4 nördlicher Breite und von Tarqui in 3° 4′ 32″,1 südlicher Breite nach Bougner zu 176940 Toisen, woraus er bei richtiger Reduction auf den Meereshorizont den Grad zu 56753 Toisen berechnet hat. Condamine [8]) fand für den Grad 56750 Toisen, Godin und die Spanier de Ulloa leiteten aus dem Bogen zwischen Cuenza und Mira von 3° 26′ 52″ Länge 56768 Toisen für den Grad ab und aus den Bougner'schen und Condamine'schen Daten finden Delambre [9]) und Zach [10]) nach wiederholter Reduction und Berücksichtigung der Wärmecorrection 56737 und 56731 Toisen für den Grad. Maupertuis, Clairaut, Lemonnier, Outhier und der Schwede Celsius maßen den Bogen zwischen Torneä unter 65° 51′ 1″,5 und dem Berge Kittis in 66° 48′ 30″ nördl. Breite in Lappland und fanden den Grad 57438 Toisen, den Bouguer, da Maupertuis für die Sterne in der Nähe des Zeniths keine Refraction angebracht hatte, auf 57422 Toisen verminderte. Obwol diese letzte Messung nicht mit der Sorgfalt und der Genauigkeit ausgeführt ist, welche die unter dem Aequator hat, zeigte sie doch im Verein mit den andern Messungen die Abplattung an den Polen und die Größe der Abplattung ergab sich aus der lappländischen und französischen Messung zu $\frac{1}{145}$, aus der lappländischen und peruanischen zu $\frac{1}{215}$, aus der französischen und peruanischen zu $\frac{1}{304}$ [11]).

Nachdem in Frankreich ein so wichtiges Resultat erlangt war, wurden auch in andern Ländern Gradmessungen angestellt.

Die Lacaille'sche Messung 1750 am Cap unter 33° 18′,5 ergab 57037 Toisen und hat, weil dieses Resultat wesentlich von den Messungen auf der nördlichen Halbkugel abweicht, Veranlassung gegeben, die Form der Erde südlich vom Aequator anders anzunehmen, als nördlich. Die Wiederholung dieser Messung durch Maclair [12]), im J. 1848 beendet, hat den Grad aus dem Bogen von 3° 34′ 34,74 zu 56932,4 Toisen (nach Bessel folgte 56888) ergeben, also die große Abweichung Lacaille's nicht bestätigt.

8) Ueber Bougner's und Condamine's Arbeiten siehe: Mém. de l'Acad. 1736, 1744, 1745. La figure de la terre determinée par les observations des Mrs. Bougner et de la Condamine. (Paris 1749.) Mésure des trois premiers degrés du Méridien ... par Condamine. (Paris 1781.) 9) Base du Système métrique III, 112. 10) Monatl. Corr. XXVI. S. 39. 11) Mésure ... par Condam. p. 260 et 261. 12) Astron. Nachr. B. XXIV. Nr. 574.

Die im Kirchenstaate von Boscowich unter Papst Benedict XIV. ausgeführte Messung von etwa 2°, wornach der Grad 56973 Toisen beträgt, ist sehr unzuverlässig. Dasselbe gilt von der in der Ebene bei Turin 1768 von Beccaria ausgeführten Messung, er fand den Grad zu 57024 Toisen. Zach hat aber nachgewiesen, daß in den Seiten Fehler von 15 Toisen, in den Winkeln bis zu 3 Minuten vorkommen.

Die von Boscowich angeregten Messungen in Oesterreich wurden 1762—1769 von Liesganig von Sobieschitz und Brünn über Wien, Grätz nach Warasdin ausgeführt, der Grad fand sich unter 48° 43′ zu 57086, unter 45° 57′ zu 56881 Toisen, Pasquich [13]) hat aber nachgewiesen, daß die Beobachtungen verfälscht und die Resultate unbrauchbar sind.

Schätzbar, wenn auch für die Jetztzeit nicht mehr brauchbar, ist die 1764—1768 von dem Engländer Mason und dem Amerikaner Diron in den Ebenen Pensylvaniens ausgeführte Messung eines Bogens von 1° 28′ 45″ von 38° 27′ 34″ bis 39° 56′ 19″ nördl. Breite. Die terrestrische Entfernung wurde mit der Meßkette gemessen und der Grad findet sich 56888 Toisen.

Nouet begleitete als Astronom 1798 die französische Expedition unter Napoleon nach Aegypten und hat daselbst eine Gradmessung unternommen, nach der der Grad 56880 Toisen haben soll [14]). Eine andere Messung wurde schon 1702 in der Ebene um Peking von dem Jesuiten Thomas auf Befehl des Kaisers Camby und unter Betheiligung eines kaiserlichen Prinzen ausgeführt. Es wurde ein Bogen von 1° 1′ 32″ gemessen und dieser zu 200 chinesischen Stadien gleich 72000 geometrischen Schritten gefunden. Darnach hätte der Grad 70206 geometrische Schritte und da der Schritt zu 5 Fuß gerechnet wird und der chinesische Fuß zum römischen sich wie 16 : 15 verhält, der römische Fuß aber nach Uckert 131,5 par. Linien hat, käme auf den Grad 56987,9 Toisen. Van Swinden findet auf anderem Wege 57912 Toisen und Sicheres läßt sich überhaupt aus den vorhandenen Daten nicht ableiten.

Die zweite französische Gradmessung wurde durch das Verlangen der französischen Republik nach einem Normalmaaß (Meter) ins Leben gerufen, und da das Meter der 10 millionste Theil des Erdquadranten sein sollte, wurde die erste französische Messung nördlich bis Dünkirchen von Delambre, südlich bis Barcelona von Mechain fortgesetzt und erstreckte sich von 51° 2′ 9″,5 bis 41° 21′ 44″,8, also über 9° 40′ 24″,7, 1806 wurde sie von Biot und Arago bis zur Insel Formentera fortgesetzt und erstreckte sich dadurch über 12° 22′ 13″,4. Die Resultate dieser großen historischen Arbeit hat Kämtz in dem Artikel Erde gegeben, und ich erwähne nur, daß die Länge des Meters [15]) zu 443,296 par. Linien bestimmt wurde.

13) Monatl. Corresp. von Zach VIII. S. 507; IX, 32 und 120. 14) Phil. Mag. XII, 208. 15) Ueber die französische Gradmessung und die Länge des Meters siehe: *Delambre*, Base du Système métrique. (Paris 1810—1814.)

Cassini de Thury hatte den Vorschlag gemacht, durch Dreiecke die Sternwarten von Paris und Greenwich mit einander zu verbinden; 1783 begann eine Triangulation Englands durch den General Roy und die Gradmessung durch Mudge und Dalby wurde von Dunose auf der Insel Wight bis Clifton über einen Bogen von 2° 50′ ausgedehnt und mit der größten Sorgfalt ausgeführt, indem 3 Standlinien mehrmals gemessen und die Instrumente und Meßapparate unter directer Leitung des berühmten Mechanikers Ramsden ausgeführt wurden. Es zeigte sich das merkwürdige Resultat, daß die nördlichen Grade immer kürzer gefunden wurden, unter 52° 2′ war der Grad 57069 Toisen, unter 51° 3′ 57108 Toisen, unter 52° 20′ 57017 Toisen und damit fand sich eine Aequatorialabplattung von $\frac{1}{55}$. Die Verlängerung des Bogens hat das Resultat nicht bestätigt. Die unter Oberleitung des Colonel James ausgeführte Triangulation enthält mehre Meridianbögen 2 und 4 Grad Länge von einander entfernt und in einem besondern Werke [16]) sind vor nicht langer Zeit die ganzen Operationen und Resultate niedergelegt. Allerdings findet sich für Großbritannien eine geringere Abplattung als aus den Beobachtungen mehrer Gradmessungen zusammen erfolgt, auch die Dimensionen unserer Erde werden aus dem 10 Grad 56 Minuten umfassenden Bogen von St. Agnes auf den Scillyinseln unter 49° 54′ nördl. Breite bis Saravord auf den Shetlandsinseln unter 60° 50′ nördl. Breite etwas verschieden von den Bessel'schen, aber doch nicht so ungewöhnlich verschieden. Für die Abplattung findet James $\frac{1}{280,4}$, Bessel $\frac{1}{299,15}$, für die Erdaren hat James 3272634,8 und 3260962,9, Bessel 3272077,14 und 3261139,33 Toisen.

In dem Tochterlande Ostindien wurde 1790 eine Gradmessung von Burrow ausgeführt und Dalby [17]) gibt als Resultat dieser Messung die Länge des Grades unter 23° 18′ nördl. Breite zu 56725 Toisen, doch ist dieses Resultat von geringem Gewicht, weil die Instrumente mangelhaft waren. Eine gute Gradmessung wurde 1802 vom Major Lambton unternommen und später vom Oberst Everest fortgesetzt. Lambton [18]) maß zuerst zwischen 11° 44′ 53″ bis 13° 18′ 49″ nördl. Breite 89813,01 Toisen, später setzte er die Messung des Bogens bis zu 9 Grad fort, Everest [19]) dehnte sie bis 1825 von Punnä unter 8° 9′ 31″ bis Kullianpoor in 24° 7′ 12″ aus und hat später noch bis Kallana unter 29° 30′ 48″ gemessen und im Ganzen 8 astromische Punkte auf dem Bogen von 21° 21′ bestimmt.

16) *Col. H. James*, Ordonance trigonometrical Survey of Great Britain and Ireland. (London 1858. 4.) 17) Zach's Monatl. Corresp. XII. S. 488. 18) Asiatic Researches. Vol. VIII. p. 137. 19) *Idem* Vol. X, XII, XIII und *Everest*, Account of the measurement of an arc of the meridian. (London 1830.)

Die von Maupertuis in Lappland ausgeführte Messung hat, wie schon erwähnt, nicht den Grad der Genauigkeit, welchen man wünschen möchte, und schon 1801—1803 wurde diese Messung auf Verwendung des berühmten Melanderhielm von Neuem von Svanberg, Oefverbom, Holmquist und Palander wiederholt und mit den damaligen Hilfsmitteln aufs Sorgfältigste durchgeführt. Die von Maupertuis gemessenen Winkel fanden sich alle um einige Secunden zu klein, die Basis war auf einer geneigten Ebene gemessen und die Resultate Svanberg's [20]) sind in folgenden Zahlen enthalten: Das Signal zu Mallörn hat die Breite 65° 31′ 30″,265, das zu Pahtavura 67° 8′ 49″,830, die Entfernung der durch diese Punkte gelegten Parallelen ist 92777,981 Toisen, und darnach hat der Grad unter 66° 20′ 10″047 die Länge von 57196,159 Toisen.

Die größte Messung, welche überhaupt bis jetzt ausgeführt, ist die russisch-skandinavische Gradmessung, welche 25° 20′ umfaßt.

Die erste Idee eine Gradmessung in den westlichen Provinzen Rußlands auszuführen, so sagt O. Struve [21]), gehört schon dem vergangenen Jahrhundert an. Zu derselben Zeit nämlich, wo sich bei der pariser Akademie das Interesse für die Bestimmung der Figur der Erde besonders lebhaft bethätigte, schlug auch der erste Astronom der petersburger Akademie De l'Isle vor, die günstige Lage der unter dem Meridian der Hauptstadt belegenen Provinzen zu ähnlichen Zwecken zu benutzen. Seine Vorschläge sind in einem von De l'Isle am 21. Jan. 1737 in der Akademie gelesenen Vortrage enthalten, der unter dem Titel: „Projet de la mésure de la terre en Russie" (St. Petersbourg 1737) gedruckt erschien. Nachdem sie die Bestätigung der Kaiserin Anna erhalten hatte, sehen wir De l'Isle schon im J. 1737 den Anfang zur Ausführung seines Planes dadurch machen, daß er auf dem Eise zwischen Kronstadt und Peterhof eine Grundlinie maß und dieselbe 1739 durch Dreiecke mit einigen benachbarten Punkten verband. Hierauf beschränkte sich aber seine Arbeit. Die Gründe, weshalb sie nicht weiter fortgesetzt wurde, sind unbekannt geblieben und über die Operation selbst ist nie etwas veröffentlicht worden. De l'Isle's Plan gerieth daher auch ganz in Vergessenheit und blieb es, bis vor wenigen Jahren die von De l'Isle hinterlassenen, in Paris und Petersburg aufbewahrten Papiere für andere Zwecke untersucht wurden.

Zu gleicher Zeit wurden unabhängig von einander von dem General Tenner und dem Akademiker Struve dem Kaiser Alexander I. Vorschläge über eine russische Gradmessung gemacht und die Vorschläge fanden die allerhöchste Bestätigung.

Tenner, damals Oberst im Generalstabe, begann seine Gradmessungsarbeiten 1817, Struve 1821 und in der ersten Periode der Arbeit bis 1831 maß Tenner den zwischen Bristen in Curland und Belin im Gouvernement Grodno belegenen Bogen von 4½ Grad, Struve mit dem General v. Wrangel einen von Jacobstadt an der Düna bis zur Insel Hogland im finnischen Meerbusen gehenden Bogen von 3½ Grad und beide Bögen wurden 1828 bis 1830 in geodätische und astronomische Verbindung mit einander gebracht und so zu einer einzigen Gradmessung von 8° 2′ Ausdehnung vereinigt.

Die zweite Periode der Gradmessung von 1831 bis 1844 umfaßt die Arbeiten nördlich bis Torneå, dem Südpunkte der Maupertuis'schen Messung. Die geodätischen Arbeiten wurden Anfangs von den Generalstabsofficieren Oberg und Melan und später von Woldstedt ausgeführt und während dieser Zeit beschäftigte sich General Tenner mit den Vermessungen in Wolhynien und Podolien und bearbeitete die Dreiecke bis zum Dniester. Am Schlusse der zweiten Periode konnte erst der zwischen Belin und Torneå gelegene Bogen von 13° 49′ als vollendet angesehen werden.

Im J. 1844 fanden Berathungen zwischen den Generälen von Berg, Tenner und dem Director der pulkowaer Sternwarte W. Struve statt, und ein Plan, die Gradmessung nördlich bis zum Eismeere, südlich bis an die Donau auszudehnen erhielt die kaiserliche Bestätigung. Tenner übernahm die Oberleitung der Vermessung in Bessarabien, welche bis zum Jahre 1850 beendet wurde. Auch eine Vermessung Polens wurde von Tenner ausgeführt. Struve begab sich 1844 nach Stockholm, um der dortigen Akademie die Verlängerung des Bogens von Torneå bis ans Eismeer zu empfehlen und fand das bereitwilligste Entgegenkommen. Unter dem besonderen Schutze Königs Oskar wurde die skandinavische Fortsetzung des Bogens in Schweden unter Oberleitung Selander's von dem Marineofficier Skogman und dem Professor Agarth von 1846—1852, in Norwegen unter Oberleitung Svanberg's von den Ingenieurofficieren Klouman und Lundh von 1846—1850 ausgeführt. Die astronomischen Arbeiten wurden von den Astronomen der pulkowaer Sternwarte Lindhagen und Wagner und von Prazmovsky ausgeführt, erstere bestimmten die Breite in Fuglenaes am Eismeere und Torneå, letztere von dem südlichsten Punkte Ismael an der Donau, Bilin und Ssuprunkowzi. Das Hauptdreiecksnetz umfaßt 259 Dreiecke, von welchen 225 auf russischem, 34 auf skandinavischem Boden liegen, 10 Grundlinien sind gemessen und 13 astronomische Punkte durch Polhöhen und Azimuthe bestimmt.

In dem Werke [22]): Arc du méridien de 25° 20′ entre le Danube et la mer glaciale, mesuré, depuis 1816 jusqu'en 1855 sous la direction de C. de Tenner, Ch. Hansteen, N. H. Selander, F. G. W. Struve, gibt Struve die Resultate dieser großartigen Arbeit, welche in folgenden Zahlen enthalten sind:

20) *Svanberg*, Exposition des opérations faites en Laponie. (Stockholm 1805. 8.) 21) O. Struve, Nachricht von der Vollendung der Gradmessung zwischen der Donau und dem Eismeer. (St. Petersburg 1853.)

22) Es sind zwei Bände mit Kupfern erschienen, die einzelnen Beobachtungen, aus welchen die Breiten abgeleitet sind, werden in einem dritten Bande folgen.

Definitive Entfernung zwischen den Parallelen der 13 astronomischen Punkte auf dem ganzen Bogen von der Donau bis zum Eismeer [23]).

Name der astronomischen Punkte.	Entfernung der Parallelen mit den wahrscheinlichen Fehlern, in Toisen.	Summe der Entfernungen mit den wahrscheinlichen Fehlern, in Toisen.	Breite der Punkte [24]).
1) Staro-Nekrasowka	96415,136 ± 0,651	0,000	45° 20′ 2″,94 ± 0,05
2) Wodolui	98557,988 ± 1,251	96415,136 ± 0,651	47 1 24,98 ± 0,24
3) Ssuprunkowzi	76751,386 ± 0,710	194973,124 ± 1,646	48 45 3,04 ± 0,10
4) Kremenetz	111219,011 ± 1,008	271724,510 ± 2,039	50 5 49,95 ± 0,30
5) Belin	148809,521 ± 1,426	382943,521 ± 2,611	52 2 42,16 ± 0,14
6) Nemesch	105730,879 ± 0,926	531753,042 ± 3,453	54 39 4,16 ± 0,07
7) Jacobstadt	107280,563 ± 0,675	637483,921 ± 3,893	56 30 4,97 ± 0,10
8) Dorpat	97538,618 ± 0,503	744764,484 ± 4,177	58 22 47,56 ± 0,05
9) Hogland	145713,567 ± 1,072	842303,102 ± 4,372	60 4 29,16 ± 0,10
10) Kilpi-Maki	182794,304 ± 1,673	988016,669 ± 4,502	62 38 5,25 ± 0,08
11) Torneå	163221,904 ± 1,689	1170810,973 ± 4,957	65 49 44,57 ± 0,07
12) Stuor-Oivi	113753,906 ± 1,785	1334032,877 ± 5,539	68 40 58,40 ——
13) Tuglenaes		1447786,783 ± 6,226	70 40 11,23 ± 0,06

In Teutschland hatte schon zu Anfang dieses Jahrhunderts der Baron v. Zach mit Müffling den Auftrag zu einer Gradmessung erhalten. Die Arbeit begann 1802 mit der Messung einer Basis, welche 3000 Toisen nach Süden, 5000 nach Norden von der seeberger Sternwarte bei Gotha sich erstreckte. Die Endpunkte der zuerst gemessenen nach Süden gehenden Strecke wurden durch zwei vom Großherzoge von Weimar geschenkte unbrauchbare Kanonen bezeichnet und über diesen steinerne Pyramiden errichtet. Nach der Schlacht bei Jena glaubte man, daß die Kanonen als verborgenes Kriegsmaterial angesehen werden könnten und ließ sie herausreißen, wodurch eine mühevolle Arbeit mit einem Male vernichtet war, denn obwol v. Lindenau die Wiederherstellung des südlichen Punktes gleich darauf versuchte, zeigte sich doch später, daß der Punkt unsicher sei.

Das Bedürfniß nach guten Karten rief Triangulationen hervor, mit welchen sich besonders die militairischen Departements beschäftigten, aber fast überall wurden Gelehrte und besonders Astronomen hinzugezogen, um durch astronomische Bestimmungen die Triangulationen zu Gradmessungen zu machen.

In Hanover wurde Gauß mit der Ausführung einer Gradmessung beauftragt und legte eine Dreieckskette in den Jahren 1821—1824 zwischen den Sternwarten zu Göttingen und Altona. Nur die Resultate dieser Messung [25]) sind bis jetzt publicirt, die Entfernung der Parallelen von Göttingen und Altona ist 115163,725 Toisen, die Breiten [26]), gemessen mit einem Ramsden'schen Zenithsector, sind die von Göttingen 51° 31′ 47″,85, von Altona 53° 32′ 45″,27.

Gauß erfand bei seiner Gradmessung ein neues Instrument, den Heliotropen, durch welchen die Dreiecks-punkte am Tage durch Sonnenlicht einander sichtbar gemacht werden, welches früher durch bengalisches Feuer oder parabolische Reflectoren (Reverberen) zur Nachtzeit geschah.

Gleichzeitig wurde eine Gradmessung von Schumacher von Lauenburg durch Holstein und Schleswig bis zur Insel Alsen ausgeführt. Die von ihm gemessene Grundlinie wurde von Gauß benutzt und durch Anschluß die Gauß'sche mit der Schumacher'schen Gradmessung vereinigt. Die Resultate sind enthalten in den Zahlen:

53° 22′ 17″,05 Breite von Lauenburg,
54 54 10,35 Breite von Lyssabel,
87436,538 Toisen die Entfernung.

Ein ausführliches Werk über diese Arbeit ist noch nicht erschienen.

Die in Ostpreußen von Bessel und Baeyer ausgeführte Gradmessung gehört zu den genauesten, welche wir besitzen. Vom Jahre 1831—1836 beobachteten Bessel und Baeyer [27]) einen Bogen von Trunz bis Memel von 86176,975 Toisen Länge und von 54° 13′ 11″,47 bis 55° 43′ 40″,45 nördl. Breite. Die Grundlinie wurde von 934,993124 Toisen Länge mit einem eigenen Basisapparat gemessen, die Meßstangen aufs Sorgfältigste verglichen und die Zwischenräume zwischen den nur nahe an einander gelegten Meßstangen mit Glaskeilen gemessen. Die Winkelbeobachtungen wurden mit zwei Theodolithen

23) Tom. II. p. 210. 24) Die Breiten sind entnommen aus der Vorrede Tom. I. p. XLI—LXX. 25) Einige Notizen über die Gradmessung finden sich in dem Briefwechsel zwischen Gauß und Schumacher, herausgegeben von Peters. (Altona 8.) 26) Gauß, Bestimmung des Breitenunterschiedes zwischen Göttingen und Altona. (Göttingen 1828.)

27) Gradmessung in Ostpreußen und ihre Verbindung mit preußischen und russischen Dreiecksketten, ausgeführt von F. W. Bessel und Baeyer. (Berlin 1838. 4.)

mit Kreisen von 15 und 12 Zoll Durchmesser, die astronomischen Beobachtungen mit einem Repsold'schen Passageninstrument und für die Breitenbestimmungen Beobachtungen im ersten Vertical angestellt. Die schließliche Ableitung der Resultate ist mit allen mathematischen Hilfsmitteln nach der Methode der kleinsten Quadrate durchgeführt. Die in Würtemberg von Bohnenberger begonnenen Triangulationen sind von Köhler herausgegeben, die Vermessung der Niederlande hat Crayenhoff durchgeführt, in Baiern arbeiteten Soldner und Schwerd, in Hessen-Darmstadt Eckhardt, in Kurhessen Gerling, in Mecklenburg Paschen, Thüringen ist in neuester Zeit vom preußischen Generalstabe vermessen, Baden von badischen Generalstabsofficieren, Oesterreich ebenfalls vom Generalstabe und die preußische Triangulirung hat General Baeyer geleitet und von der russischen Grenze bis zur französischen Grenze geführt und an die russischen, österreichischen, bairischen, hanoverischen, französischen und dänischen Vermessungen angeschlossen. Belgien ist in jüngster Zeit 1849 vom General Nerenburger, Schweden und Sardinien von den Generalstäben triangulirt. Spanien hat ebenfalls eine Gradmessung fast vollendet; in den Astronomischen Nachrichten Band 61. Nr. 1462 gibt der Director der madrider Sternwarte Aguilar folgenden Bericht: Die Triangulation umfaßt 3 Dreiecksketten von Norden nach Süden, deren Entfernungen 2 Längengrade sind, die eine geht durch den Meridian von Salamanca, die zweite durch den von Madrid und die letzte durch den von Pamplona und die längste Meridianausdehnung die von Salamanca hat 7° 35′. Drei Parallelen in 2 Breitengrad Entfernung durchschneiden diese Dreiecksketten, der nördliche in 42° nördl. Breite geht von Gerona über die Nordgrenze Portugals bis an den Ocean, der mittlere durch Madrid und der südliche von der Insel Formentera bis Lissabon hat 11 Längengrade. Die geodätischen Messungen werden von Officieren ausgeführt, mit den astronomischen ist die Sternwarte zu Madrid beauftragt, welche nicht nur die nothwendigen geodätischen Punkte, sondern die Lage aller größern Städte in den Provinzen durch absolute Breiten- und telegraphische Längendifferenzen mit Madrid bestimmt. Die Basis [28]) ist südlich von Madrid gemessen und ist in fünf Sectionen getheilt. Alle Sectionen sind gemessen; man kann aber auch aus der mittlern Section durch Triangulation die übrigen finden und Rechnung und directe Messung geben ein Maaß für die Genauigkeit, welche erreicht werden kann. Die gemessenen und berechneten Zahlen stimmen so überein, daß man es nicht besser wünschen kann, die Zahlen sind:

	Messung. Meter.	Triangulation. Meter.	Differenz. Meter.
Erste Section	3077,459	3077,462	— 0,003
2te "	2216,397	2216,399	— 0,002
Dritte "	2766,604	—	—
4te "	2723,425	2723,422	+ 0,003
5te "	3879,000	3879,002	— 0,002

Die Dreieckseiten haben im Mittel 40 Kilometer Länge und schwanken zwischen 25 und 66 Kilometer, die Punkte werden kenntlich gemacht durch Heliotropenlicht und die angewandten Instrumente sind aus den Werkstätten von Ertel in München, Repsold in Hamburg, Pistor u. Martins in Berlin.

Amerika triangulirt seit mehr als zehn Jahren, in den vereinigten Staaten ist die Coast Survey Office unter Direction von Professor Bache beschäftigt, genaue Messungen anzustellen, in Chili arbeiten französische Geodäten.

Auch in Aegypten ist eine Triangulation unternommen und die Vergleichung der Meßstangen zum Basisapparat [29]) schon ausgeführt.

Bedeutende und große Arbeiten sind aber in der Ausführung begriffen. Der Chef der preußischen Triangulation, Generallieutenant J. J. Baeyer, veröffentlichte 1861 eine Denkschrift über die Figur der Erde zur Begründung einer mitteleuropäischen Gradmessung. Nachdem er in dem Werke einen geschichtlichen Ueberblick der Operationen, welche zur Bestimmung der Größe und Figur ausgeführt wurden, gegeben und die Resultate der bisherigen Gradmessungen besprochen hat, schlägt er vor, eine Gradmessung zwischen den Parallelen von Christiania und Palermo auszuführen, und zeigt, wie zahlreich, da auf dem Meridian der beiden Oerter und auf zwei um 6 Längengrade nach beiden Seiten entfernten Meridianen 30 Sternwarten liegen, die genau astronomisch bestimmten Punkte vorhanden sind. Er denkt sich das astronomische Netz in 9 Hauptpolygone zerlegt und zwar:

das erste Polygon mit dem Centrum Kopenhagen und den Endpunkten Königsberg, Memel, Stockholm, Christiania, Helgoland, Berlin, Königsberg;

das zweite mit dem Centrum Berlin und den Endpunkten Königsberg, Warschau, Krakau, Wien, München, Bonn, Helgoland, Kopenhagen, Königsberg;

das dritte mit dem Centrum Altona und den Endpunkten Helgoland, Lyssabel, Berlin, Göttingen, Leyden, Helgoland;

das vierte mit dem Centrum Berlin und den Endpunkten Trunz, Trockenberg, Prag, Seeberg, Göttingen, Altona, Lyssabel, Trunz;

das fünfte mit dem Centrum Prag und den Endpunkten Wien, München, Leipzig, Breslau, Wien;

das sechste mit dem Centrum München und den Endpunkten Manheim, Seeberg, Prag, Wien, Padua, Mailand, Genf, Manheim;

28) Der Oberst Ibañez hat die Basismessung und die Rechnungen geleitet. Das Werk: Expériences faites avec l'appareil a mesurer les bases appartenant a la Commission de la carte d'Espagne (traduit par A. Laussedat) erschien 1860.

29) Comparacion de la regla geodesica pertinenciente al gobierno de s. A. el Virey de Egipto con la que sirvió para la medicion de la base central del mapa de España por M. Ismail Effendy, D. Carlos Ibañez e Ibañez año 1862. (Madrid 1863.)

das siebente mit dem Centrum Mailand und den Endpunkten Turin, Mont-Cenis, Genf, Bern, Zürich, Padua, Florenz, Turin;
das achte mit dem Centrum Rom und den Endpunkten Florenz, Neapel, Palermo, Turin, Florenz;
das neunte mit dem Centrum Florenz und den Endpunkten Padua, Neapel, Palermo, Turin, Padua.

Zur Bestimmung der Krümmungsverhältnisse könnten folgende Meridian- und Parallelbögen dienen:

I. Meridianbögen.

Nr.	Namen der Punkte.	Länge.	Breite.	Amplituden im Meridian.
1	Brüssel	22° 1′ 53″,1	50° 51′ 10″,5	1° 8′ 16″,9
	Leyden	22 8 59,6	52 9 27,4	
2	Louisberg bei Aachen	23 44 50,0	50 47 8,8	4 35 10,0
	Genf	23 49 3,3	46 11 58,8	
3	Bonn	24 45 45,0	50 43 45,0	5 29 37,1
	Mont-Cenis Obs.	24 36 15,7	45 14 7,9	
4	Helgoland	25 32 38,2	54 10 48,0	7 13 42,0
	Bern	25 6 10,8	46 57 6,0	9 6 42,0
	Turin	25 21 52,1	45 4 6,0	
5	Manheim	26 7 30,6	49 29 12,9	2 6 41,8
	Zürich	26 12 46,9	47 22 31,1	4 1 12,2
	Mailand	26 51 17,7	45 28 0,7	
6	Lyssabel	27 40 —	54 54 10,3	1 21 25,0
	Altona	27 36 18,3	53 32 45,3	3 22 22,4
	Göttingen	27 36 28,5	51 31 47,9	
7	Christiania	28 23 19,5	59 54 43,7	6 32 26,7
	Lauenburg	28 16 —	53 22 17,0	8 58 38,5
	Gotha	28 23 43,5	50 56 5,2	15 15 50,9
	Modena	28 35 29,0	44 38 52,8	16 8 2,9
	Florenz	28 55 30,0	43 46 40,8	
8	Kopenhagen	30 14 34,5	55 40 53,0	4 20 47,0
	Leipzig	30 3 10,5	51 20 6,0	7 32 8,0
	München	29 16 15,0	48 8 45,0	10 15 3,5
	Venedig	30 0 58,5	45 25 49,5	13 46 59,3
	Rom	30 8 30,0	41 53 53,7	
9	Berlin	31 3 30,0	52 30 16,7	4 26 53,0
	Kremsmünster	31 47 50,1	48 3 23,7	11 38 30,1
	Neapel	31 54 50,6	40 51 46,6	14 23 32,7
	Palermo	31 1 10,1	38 6 44,0	
10	Stockholm	35 43 19,5	59 20 34,0	8 13 39,0
	Breslau	34 42 3,7	51 6 55,0	9 44 51,0
	Olmütz	34 56 45,0	49 35 43,0	11 7 58,5
	Wien	34 2 36,0	48 12 35,5	
11	Trunz	37 12 6,7	54 13 11,5	4 9 21,5
	Krakau	37 37 6,0	50 3 50,0	

II. Parallelbögen.

Nr.	Namen der Punkte.	Breite.	Länge.	Amplitude im Parallel.
1	Christiania	59° 54′ 43″,7	28° 23′ 19″,5	6° 53′ 56″,6
	Upsala	59 51 31,5	35 17 16,1	7 20 0,0
	Stockholm	59 20 34,0	35 43 19,5	
2	Kopenhagen	55 40 53,0	30 14 34,5	8 31 14,5
	Memel	55 43 40,4	38 45 49,0	

Nr.	Namen der Punkte.	Breite.	Länge.	Amplitude im Parallel.
	Helgoland	54° 10′ 48″,0	25° 32′ 38″,2	
	Altona	53 32 45,3	27 36 18,3	2° 3′ 40″,1
3	Lyssabel	54 54 10,3	27 40 —	2 7 21,8
	Trunz	54 13 11,5	37 12 6,7	11 39 28,5
	Königsberg	54 42 50,6	38 9 30,0	12 36 51,8
	Leyden	52 9 27,4	22 8 59,6	
4	Berlin	52 30 16,7	31 3 30,0	8 54 30,4
	Warschau	52 13 5,7	38 41 37,8	16 32 38,2
	Göttingen	51 31 47,9	27 36 28,5	
5	Leipzig	51 20 6,0	30 3 10,5	2 25 42,0
	Breslau	51 6 55,0	34 42 3,7	7 5 35,2
	Brüssel	50 51 10,5	21 1 53,1	
	Louisberg	50 47 8,8	23 44 50,0	1 42 56,9
	Bonn	50 43 45,0	24 45 45,0	2 43 51,9
6	Gotha	50 56 5,2	28 23 33,5	6 21 40,4
	Trockenberg	50 24 44,0	36 32 35,0	14 30 41,9
	Krakau	50 3 50,0	37 37 6,0	15 35 12,9
7	Manheim	49 29 12,9	26 7 30,6	8 49 14,4
	Olmütz	49 35 43,0	34 56 45,0	
	München	48 8 45,0	29 16 15,0	2 31 35,1
8	Kremsmünster	48 3 23,7	31 47 50,1	4 46 21,0
	Wien	48 12 35,5	34 2 36,0	
	Genf	46 11 58,8	23 49 3,3	
9	Bern	46 57 6,0	25 6 10,8	1 17 7,5
	Zürich	47 22 31,1	26 12 46,9	2 23 43,6
	Mont-Cenis Obs.	45 14 7,9	24 36 15,7	
	Turin	45 4 6,0	25 21 52,1	0 45 36,4
10	Mailand	45 28 0,7	26 51 17,7	2 15 2,0
	Padua	45 24 2,5	29 32 2,3	4 55 46,6
	Venedig	45 25 49,5	30 0 58,5	5 24 42,8

Durch einen im April 1861 an sämmtliche mitteleuropäische Regierungen gesandten, aus der Denkschrift entnommenen Entwurf ließ Baeyer zur Betheiligung einladen. In dem Ende 1862 ausgegebenen Generalbericht über den Stand der mitteleuropäischen Gradmessung hat Frankreich gestattet, das vorhandene Material zu benutzen. Die Niederlande haben Professor Kaiser aufgefordert, nach Vereinbarung mit General Baeyer Vorschläge zu machen, Norwegen und Schweden hat sich erboten, bis Spitzbergen die Arbeiten auszuführen, Rußland für Polen, Italien, die Schweiz, Oesterreich, Baiern, Baden, Sachsen, Sachsen-Gotha, Hanover, Mecklenburg haben sich bereit erklärt, die Arbeiten auszuführen und Commissare ernannt.

Durch die schon jetzt begonnenen Arbeiten werden viele der obigen Bögen bestimmt, viele aber auch umgeändert und dafür andere eingeführt werden. Die praktischen Arbeiten haben in Preußen, Oesterreich und Sachsen angefangen; im April 1862 hielten in Berlin zur Vereinbarung der Generallieutenant Baeyer als preußischer Commissar, Generalmajor v. Fligely, Director v. Littrow, Professor Herr als österreichische Vertreter und Bergrath Weisbach, Professor Nagel und Director Bruhns als sächsische Commissare eine Conferenz ab und einigten sich dahin, daß jede Triangulation, welche mehr als $\frac{1}{20000}$ der Länge Fehler [30]) hätte, für den Zweck nicht brauchbar sei, daß recht zahlreiche astronomische Bestimmungen und zwar die Breitenbestimmungen wenigstens bis auf $\pm$ 0″,3 genau, die Längenbestimmungen auf telegraphischem Wege ausgeführt würden. In Preußen und Oesterreich werden daher in einzelnen Provinzen neue Triangulationen vorgenommen, für Sachsen ist eine Gradmessung und zwar eine Breitengradmessung und Längengradmessung im Meridian und Parallel von Leipzig beschlossen. Die Hauptpunkte im Lande werden auch astronomisch bestimmt und telegraphische Längenbestimmungen zwischen den Sternwarten Leipzig-Berlin, Leipzig-Breslau, Leipzig-Prag, Leipzig-Wien u. s. w. ausgeführt werden, die Ortsbestimmung von Freiberg und die Längenbestimmung Leipzig-Prag ist im J. 1863 vollendet worden.

30) Diese Fehlergrenze ist sehr hoch gegriffen; Bessel hat gezeigt, daß eine Basis sich bis auf $\frac{1}{600000}$ der Länge bestimmen läßt, und der Fehler mancher Triangulationen ist kleiner als $\frac{1}{100000}$ der Länge.

Betrachten wir nun noch in aller Kürze die Längengradmessungen, so finden wir sie viel seltener, welches seinen Grund in der Bestimmung der Längenunterschiede hat, welche genau zu erhalten viel schwieriger als Breitenbestimmungen sind.

Die erste von Cassini und Miraldi 1734 im Parallel von Paris ausgeführte Längengradmessung, ebenso eine andere 1740 von Cassini de Thury und Lacaille zwischen St. Clair bei Cette und dem Mont St. Victoire bei Aix über 2 Grade sich ausdehnende, bei welcher die Längendifferenzen durch Pulversignale gemessen wurden, und eine in Ostindien von Burrow und Lambton versuchte Längengradmessung ergeben ungenügende Resultate.

Das französische Gouvernement ordnete nach Vollendung des Meridianbogens zwischen Formentera und Dünkirchen die Verbindung der Triangulationen in Savoyen, der Schweiz, Ober-Italien und Istrien an und wollte dadurch die Grundlage einer Längengradmessung vom atlantischen Ocean bis zum adriatischen Meer vorbereiten. Als das Dreiecksnetz von der Mündung der Gironde vom Tour de Corduan bis an die savoyische Grenze [31]) vollendet war, wurden von einer österreichisch-sardinischen Commission [32]) die Arbeiten fortgesetzt, die Franzosen Brousseaud, Nicollet, die Italiener Plana und Carlini und die Schweizer Pictet und Gautier, wodurch auch die Sternwarte Genf mit in das Netz gezogen wurde, betheiligten sich und bestimmten die Längendifferenzen durch Pulversignale. Sieben astronomische Punkte waren auf dem Bogen von Marennes bis Padua, welcher 12° 59′ 3″,72 in der Länge maß, aber zwischen den geodätischen und astronomischen Resultaten zeigten sich große Differenzen, das beobachtete und berechnete Azimuth auf dem Mont-Cenis wich um 49″,55 ab, die geodätische und astronomische Längendifferenz zwischen Mailand und Turin waren um 31″,29 in Bogen verschieden und der Grad desselben Parallels fand sich zwischen zwei astronomischen Punkten 77792,00 Meter, zwischen zwei andern 77984,95 und aus allen sechs Intervallen 77862,60 Meter. Diese beträchtlichen Differenzen sind theilweise durch die unregelmäßige Figur der Erde hervorgerufen, denn die vorhandenen Fehlerquellen, welche aus den damals noch ungenaueren Methoden entstehen, sind nicht der Art, daß sie die großen Fehler erklären können.

Eine andere Längengradmessung in Frankreich von Brest nach Strasburg wurde von den Obersten Henry und Bonne von 1818 bis 1823 ausgeführt und obwol mehre Dreieckswinkel nachgemessen, auch zwei neue Grundlinien, eine in der Nähe von Cap Finistère, die andere in der Nähe von Colmar gemessen wurden, ist sie, da nach Puissant die Bestimmungen der Längendifferenzen ungenügend sind, doch resultatlos geblieben. In neuester Zeit sollte der Bogen über München bis Wien verlängert werden, in Frankreich sind wenigstens die Längenunterschiede zwischen Strasburg und Brest auf telegraphischem Wege schon ermittelt.

31) Nouvelle description géométrique de la France. Par *L. Puissant*. (Paris 1832.) 32) Mésure d'un arc du Parallèle moyen. (Milan 1825.)

Im J. 1816 entwarf der General Müffling eine Längengradmessung zwischen der Sternwarte Seeberg bei Gotha und Dünkirchen, und da durch das Bureau des Longitudes durch Untersuchungen über die zweckmäßigsten Längenbestimmungen die Sache verzögert wurde und sich später zerschlug, führte Müffling [33]) die Arbeit so aus, daß er aus 48 Dreiecken, die zwischen Dünkirchen und dem Seeberg von ihm, General Crayenhof und Oberst Tranchot gemessen waren, die Seiten Dünkirchen-Mannheim, Mannheim-Seeberg und Dünkirchen-Seeberg ableitete. Aus den Polhöhen und Azimuthen der drei Oerter berechnete er die Längendifferenz und fand dadurch die Abplattung der Erde $\frac{1}{316,1}$ oder $\frac{1}{315,2}$, je nachdem er den Bogen Seeberg-Dünkirchen oder Mannheim-Dünkirchen annahm.

In England hat Airy eine Längengradmessung von der Westküste Irlands von Valentia bis Greenwich durch die Bestimmung der Längendifferenz mittels Pulversignale ausgeführt und das Resultat in der Schrift: Determination of the longitude of Valentia niedergelegt; er findet die Länge eines Grades senkrecht zum Meridian in 51° 40′ Breite zu 57226,83 Toisen, und da er nach Bessel's Dimensionen 57226,148 Toisen sein soll, ist die Uebereinstimmung fast vollständig.

Die größte aller Längengradmessungen bahnte aber 1857 schon W. v. Struve an. Durch Krankheit gehindert, war diesem großen Manne nicht vergönnt, die Hindernisse der Ausführung zu überwinden; sein Sohn und Nachfolger, der Director der pulkowaer Sternwarte O. v. Struve, berieth daher im März 1863 in Berlin mit Generallieutenant Baeyer und dem Director der bonner Sternwarte Professor Argelander die dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Ausführung des astronomischen Theiles des internationalen Unternehmens, da der geodätische Theil von Orsk jenseits des Urals an der Grenze des europäischen Rußlands durch Rußland, Polen, Teutschland, Belgien, England bis Valentia an der Westküste Irlands fast vollendet sei. Als Hauptstationen der auf dem 52. Breitengrade fortgehenden Längengradmessung sind angenommen:

Orsk	unter	=	75°	50′	Länge	von	Ferro	und	51° 6	Breite
Orenburg	=	72	46	=	=	=	=	51	45	=
Samara	=	68	52	=	=	=	=	52	50	=
Usman (?)	=	56	55	=	=	=	=	51	55	=
Orel	=	53	44	=	=	=	=	52	58	=
Bobruisk	=	46	25	=	=	=	=	52	55	=
Grodno	=	41	30	=	=	=	=	53	41	=
Warschau	=	38	42	=	=	=	=	52	13	=
Breslau	=	34	42	=	=	=	=	51	7	=
Leipzig	=	30	3	=	=	=	=	51	20	=
Bonn	=	24	46	=	=	=	=	50	44	=
Ostende	=	20	35	=	=	=	=	51	14	=
Greenwich	=	17	40	=	=	=	=	51	29	=
Westk. v. Wales		12	30	=	=	=	=	52	—	=
Valentia		7	19	=	=	=	=	51	55	=

33) Astron. Nachrichten. Bd. 2. Nr. 27. S. 33.

sodaß also der ganze Bogen fast 69 Grade enthält, wovon auf Rußland und Polen 39, auf Preußen 12, auf Belgien 5, auf England schließlich 13 Grad kommen und die Stationen im Mittel etwa 50 teutsche Meilen von einander entfernt sind. Moskau, Berlin, Greenwich sind sogenannte Referenzstationen, zwischen welchen Oertern und den andern obengenannten die Längendifferenzen sowol nach Osten als Westen bestimmt werden. Auf diesen Referenzstationen bleibt immer derselbe Beobachter, an allen andern Stationen beobachtet nach und nach ein- und derselbe Beobachter mit demselben transportabeln Instrumente. Die Längen werden durch telegraphische Zeitsignale bestimmt, die Sterne zu Zeitbestimmungen sind an den Oertern, an welchen gleichzeitig beobachtet wird, dieselben und die Sterne zu Breitenbestimmungen werden genau bestimmt werden. In zwei Jahren gedenkt man die astronomischen Bestimmungen zu vollenden und die Ableitung der Endresultate und ihrer Publication übernimmt die pulkowaer Sternwarte.

Wir können in nächster Zukunft also der Vollendung mehrer Breiten- und Längengradmessungen entgegen sehen und werden alsdann neue genauere Resultate über die Figur der Erde daraus ziehen können. Betrachten wir noch die Resultate, welche in Bezug auf die Dimensionen der Erde aus den Gradmessungen erlangt sind, so ist das erste einigermaßen zuverlässige Ergebniß dasjenige, welches aus der peruanischen, lappländischen und französischen Gradmessung abgeleitet wurde, wornach die Abplattung der Erde[34]) je nach der Combination der französischen mit der lappländischen, oder der peruanischen mit der lappländischen, oder der französischen mit der peruanischen zu $\frac{1}{145}$, $\frac{1}{215}$, $\frac{1}{304}$ sich findet.

Maupertuis selbst hatte nach einer von ihm gefundenen Formel aus seiner lappländischen und der französischen Messung zwischen Paris und Amiens $\frac{1}{178}$[35]) gefunden.

Puissant hatte nach einer ähnlichen, ebenso genauen Formel als Maupertuis aus der peruanischen und dem ersten Theile der französischen Messung $\frac{1}{334{,}29}$ gefunden[36]). Delambre revidirte beide Messungen und fand $\frac{1}{308{,}65}$[37]), Zach nach einer Revision $\frac{1}{310}$[38]), während Puissant nach Verbesserung eines kleinen von Delambre begangenen Rechnenfehlers $\frac{1}{309{,}6}$, also dasselbe findet.

Laplace leitet in der Mecanique céleste Tom. II. p. 163 (Ausgabe 1843) aus den Messungen in Peru, am Cap, in Pensylvanien, Italien und Frankreich, Oesterreich und Lappland $\frac{1}{277}$ für die Abplattung ab, und hierbei zeigt sich der Fehler der Messung am Cap, in Pensylvanien und in Lappland am größten. Der wahrscheinlichste Werth aus den sieben Messungen ist $\frac{1}{312}$[39]); die Messungen in Frankreich allein geben $\frac{1}{150{,}6}$[40]) (Legendre hat $\frac{1}{148}$), welches Laplace für unzulässig hält, weil aus der Präcession und Nutation wenigstens $\frac{1}{230}$ folgt.

Legendre[41]) findet aus dem peruanischen und dem französischen Grade die Abplattung $\frac{1}{305}$.

Lindenau[42]) benutzt die Gradmessungen am Aequator, zwei in Ostindien, die andern in Pensylvanien, in Italien, Frankreich (9° 40′), Oesterreich, England, Lappland, und findet aus allen die Abplattung $\frac{1}{304}$, aus der englischen, französischen und lappländischen $\frac{1}{380}$, aus der peruanischen und pensylvanischen $\frac{1}{506}$, aus der französischen von Montjouy bis Dünkirchen $\frac{1}{155}$, aus der englischen von Dunnose bis Cliston gar eine Aequatorialabplattung von $\frac{1}{55}$. Aus einer ostindischen und einer französischen Längengradmessung leitete Lindenau eine Aequatorialabplattung von $\frac{1}{219}$ ab, die französische Breiten- und Längengradmessung gaben ihm die Abplattung an den Polen $\frac{1}{269}$ und die ostindische Längen-, verglichen mit der Breitengradmessung $\frac{1}{187}$, die französische Längengradmessung mit der englischen Breitengradmessung $\frac{1}{300}$, mit der lappländischen Breitengradmessung $\frac{1}{231}$, und als Endresultat stellt er die folgenden Sätze auf[43]): 1) Die Vergleichung sämmtlicher Gradmessungen gab für die Ellipticität der Meridiane ein Resultat, welches genau mit dem übereinstimmt, wie es aus astronomischen Phänomenen geschlossen wird. 2) Sobald die Zahl der verglichenen Grade kleiner war, wich auch das daraus erhaltene Resultat von dem unter allgemeinern Voraussetzungen folgenden ab. 3) Je kleiner die Entfernung im Parallel zweier verglichenen Bögen war, desto größer waren die Anomalien in den erhaltenen Resultaten.

Von den übrigen ältern Resultaten führen wir hier noch auf den Werth $\frac{1}{305}$ der Abplattung von Bohnen-

34) Mésure ... par *Condamine* (Paris 1781.) p. 260. 261. 35) Ebenda p. 261. 36) Base du Système métrique II. p. 135. 37) Ebenda p. 134. 38) Monatl. Corresp. Bd. 26. S. 58.

39) Mécanique céleste. Tom. II. p. 164. 40) Ebenda p. 166. 41) Mémoire de l'Acad. 1789. p. 422. 42) Zach's Monatl. Corresp. Bd. 14. S. 113 fg. 43) Ebenda Bd. 14. S. 154.

berger [44]), $\frac{1}{314}$ von Timmernan [45]), $\frac{1}{323,065}$ von Svanberg [46]), $\frac{1}{310,31}$ von Lambton [47]), $\frac{1}{307,55}$ von Kater [48]).

Eine schöne Arbeit ist von Walbeck [49]) ausgeführt und aus 6 Gradmessungen, der peruanischen, den beiden ostindischen, der französischen, der englischen von Mudge und der schwedischen von Svanberg leitet er $\frac{1}{302,78}$ für die Abplattung ab, Schmidt [50]) fügte zu diesen noch die hanoversche von Gauß hinzu und findet $\frac{1}{297,479}$, Bessel [51]) unterwirft alle Messungen einer scharfen Kritik, nimmt die von Schumacher, seine eigene in Ostpreußen und 8 Grad 2 Minuten von der russischen hinzu und leitet aus den 10 Gradmessungen die Abplattung zu $\frac{1}{299,1528}$ ab. Airy [52]) hat aus 14 Meridianbögen den Werth $\frac{1}{299,33}$ gefunden und die von James [53]) gefundenen Ausdrücke $\frac{1}{280,4}$, $\frac{1}{291,86}$ aus 8 Gradmessungen und $\frac{1}{294,26}$ haben wir auch schon erwähnt.

Von diesen verschiedenen Resultaten stellen wir von den wichtigsten außer der Abplattung noch die Länge der Aren und des Erdquadranten in Toisen zur Vergleichung hier neben einander. Es ist nach:

	Puissant.		Walbeck.	Schmidt.	Bessel.	Airy.	James.
Abplattung	$\frac{1}{334}$	$\frac{1}{309,6}$	$\frac{1}{302,78}$	$\frac{1}{297,479}$	$\frac{1}{299,1528}$	$\frac{1}{299,33}$	$\frac{1}{294,26}$
Halbe große Are	3271210	—	3271819,5	3271852,3	3272077,14	3272119,6	3272531,6
Halbe kleine Are	3261415	—	3261012,8	3260853,7	3261139,33	3261188,4	3261410,2
Länge des Erdquadranten	5130740	5131111,4	5130878,4	5130779,0	5131179,81	—	—

Die Walbeck'schen, Schmidt'schen, Bessel'schen, Airy'schen Resultate sind fast identisch, denn sie liegen innerhalb der Fehlergrenzen. Die Bessel'schen sind diejenigen, welche seit 30 Jahren fast ausschließlich angewandt werden, und ihre Ableitung läßt sich in der Kürze auf folgende Art darstellen:

Die Triangulation (s. diese) eines Landes gibt zwischen zwei geodätischen Punkten die Entfernung, sei es nun die Länge der geodätischen Linie oder die Länge des sphärischen Abstandes, und die sphäroidische Trigonometrie lehrt die Entfernung der durch die beiden Punkte gehenden Parallelen ableiten. Die Astronomie lehrt, wie die Polhöhen der Punkte bestimmt werden, und die Entfernung der Parallelen nebst den Breiten der Parallelen sind unmittelbare Ergebnisse der Breitengradmessungen, während die Länge des Stückes eines Parallelbogens zwischen zwei Meridianen nebst der Längendifferenz die unmittelbaren Ergebnisse der Längengradmessungen sind.

Ist a die halbe große Are, b die halbe kleine des elliptischen Erdsphäroids, e die Excentricität, φ die Polhöhe eines Ortes, φ' die sogenannte verbesserte Polhöhe oder der Winkel am Mittelpunkte der Erde, welcher durch den Radiusvector ϱ und den in gleicher Ebene liegenden Aequatorialhalbmesser a gebildet werden, x, y die rechtwinkeligen Coordinaten des Ortes in Bezug auf den Mittelpunkt der Erde, wobei die Abscissenare in der Ebene des Aequators liegen soll, so hat man

$$(1) \ldots\ldots \begin{cases} x = \varrho \cos \varphi' \\ y = \varrho \sin \varphi', \end{cases}$$

also

$$(2) \ldots\ldots \operatorname{tg} \varphi' = \frac{y}{x}.$$

Ferner ist

$$(3) \ldots\ldots \operatorname{tg} \varphi = -\frac{dx}{dy}$$

und aus der Gleichung der Ellipse

$$\left(\frac{x}{a}\right)^2 + \left(\frac{y}{b}\right)^2 = 1$$

folgt:

$$(4) \ldots\ldots \frac{y}{x} = -\frac{b^2}{a^2}\frac{dx}{dy},$$

also

$$(5) \ldots\ldots \operatorname{tg} \varphi' = \frac{b^2}{a^2} \operatorname{tg} \varphi.$$

Aus (2) und der Gleichung der Ellipse folgt:

$$(6) \begin{cases} x = \dfrac{a}{\sqrt{1 + \frac{a^2}{b^2} \operatorname{tg}^2 \varphi'}} = \dfrac{a}{\sqrt{1 + \operatorname{tg}\varphi \operatorname{tg}\varphi'}} \\ = \dfrac{a \cos \varphi}{\sqrt{\cos^2\varphi + (1 - e^2)\sin^2\varphi}} = \dfrac{a \cos \varphi}{\sqrt{1 - e^2 \sin^2 \varphi}}, \end{cases}$$

weil $\frac{b^2}{a^2} = 1 - e^2$ ist,

44) Bohnenberger, Astronomie (Tübingen 1811.) S. 210. 45) *Timmernan*, Diss. astr. math. de figura Terrae (Gandae 1822). 46) *Svanberg*, Exposition des opérations faites en Lapponie (Stockholm 1805) p. 192. 47) Phil. Transact. 1813. I. p. 27. 48) Ebenda 1821. I. p. 94. 49) De forma et magnit. Telluris (Aboae 1819). 50) Schmidt, Lehrbuch der math. und phys. Geogr. (Göttingen 1829.) 51) Bessel, Astron. Nachrichten. Bd. 14. 19.

52) *Airy*, Encyclopaedia Metrop. Art. Figur of the Earth. 1849. 53) *James*, Ordonance trig. Survey of Great Britain and Ireland (London 1858).

und

$$(7)\quad \begin{cases} y = \dfrac{a\,\mathrm{tg}\,\varphi'}{\sqrt{1+\frac{a^2}{b^2}\,\mathrm{tg}^2\varphi'}} = \dfrac{a(1-e^2)\,\mathrm{tg}\,\varphi}{\sqrt{1+\mathrm{tg}\varphi\,\mathrm{tg}\varphi'}} \\ = \dfrac{a(1-e^2)\sin\varphi}{\sqrt{\cos^2\varphi+(1-e^2)\sin^2\varphi}} = \dfrac{a(1-e^2)\sin\varphi}{\sqrt{1-e^2\sin^2\varphi}}. \end{cases}$$

Aus (1) und (6) erhält man noch

$$(8)\quad \varrho = \frac{a\sec\varphi'}{\sqrt{1+\mathrm{tg}\varphi\,\mathrm{tg}\varphi'}} = a\sqrt{\frac{\cos\varphi}{\cos\varphi'\cos(\varphi'-\varphi)}}.$$

Bekanntlich wird die Länge s des Bogens einer Curve gefunden durch die Formel

$$(9)\ \ldots\quad s = \int\sqrt{1+\frac{dy^2}{dx^2}}\cdot dx,$$

und da aus (6) durch Differentiation

$$dx = \frac{-a(1-e^2)\sin\varphi}{(1-e^2\sin^2\varphi)^{3/2}}\,d\varphi,$$

aus (3) aber

$$1+\frac{dy^2}{dx^2} = \frac{1}{\sin^2\varphi} \text{ ist, folgt:}$$

$$(10)\ \ldots\quad s = a(1-e^2)\int\frac{d\varphi}{(1-e^2\sin^2\varphi)^{3/2}}.$$

Entwickelt man den Nenner in (10) eine Reihe, erhält man

$$(1-e^2\sin^2\varphi)^{3/2} = 1+{}^3/_2 e^2\sin^2\varphi + \frac{{}^3/_2\cdot{}^5/_2}{1.2}e^4\sin^4\varphi + \frac{{}^3/_2\cdot{}^5/_2\cdot{}^7/_2}{1.2.3}e^6\sin^6\varphi + \ldots.,$$

und setzt man

${}^1/_2 - {}^1/_2\cos 2\varphi$	statt	$\sin^2\varphi$
${}^3/_8 - {}^1/_2\cos 2\varphi + {}^1/_8\cos 4\varphi$	=	$\sin^4\varphi$
${}^5/_{16} - {}^{15}/_{32}\cos 2\varphi + {}^3/_{16}\cos 4\varphi - {}^1/_{32}\cos 6\varphi$	=	$\sin^6\varphi$
u. s. w.		

erhält man aus (10):

$$s = a(1-e^2)\int d\varphi\,[(1+{}^3/_4 e^2+{}^{45}/_{64}e^4+{}^{175}/_{256}e^6+\ldots) - \cos 2\varphi\,({}^3/_4 e^2+{}^{15}/_{16}e^4+{}^{525}/_{512}e^6+\ldots) + \cos 4\varphi\,({}^{15}/_{64}e^4+{}^{105}/_{256}e^6+\ldots) - \ldots\ldots].$$

Dies integrirt zwischen den Grenzen 0 und φ gibt

$$(11)\quad s = a(1-e^2)\,E(\varphi-\beta\sin 2\varphi+\gamma\sin 4\varphi+\ldots),$$

wo

$$E = 1+{}^3/_4 e^2+{}^{45}/_{64}e^4+{}^{175}/_{256}e^6+\ldots.$$
$$E\beta = {}^3/_8 e^2+{}^{15}/_{32}e^4+{}^{525}/_{1024}e^6+\ldots.$$
$$E\gamma = {}^{15}/_{256}e^4+{}^{105}/_{1024}e^6+\ldots.$$

Vernachlässigen wir die Glieder, welche, wenn wir die Abplattung α einführen, mit dem Factor α^2, α^3 und höheren Potenzen von α multiplicirt sind, so haben wir:

$$\frac{a-b}{a} = 1-\frac{b}{a} = \alpha$$

oder $\quad \frac{b^2}{a^2} = (1-\alpha)^2 = 1-2\alpha+\alpha^2$

oder $\quad 1-e^2 = 1-2\alpha+\ldots.$

oder $\quad e^2 = 2\alpha+\ldots.$

und $\quad E = 1+{}^3/_2\alpha+\ldots$

$\quad E\beta = {}^3/_4\alpha+\ldots$

und

$$s = a(1-2\alpha)(1+{}^3/_2\alpha)\{\varphi-{}^3/_4\alpha\sin 2\varphi+\ldots\}$$
$$s = a(1-{}^1/_2\alpha)\varphi - {}^3/_4 a\alpha\sin 2\varphi+\ldots$$

Die Länge des Bogens vom Aequator bis zur Polhöhe φ' wird sein

$$s' = a(1-{}^1/_2\alpha)\varphi' - {}^3/_4 a\alpha\sin 2\varphi'+\ldots$$

und

$$s'-s = a(1-{}^1/_2\alpha)(\varphi'-\varphi) - {}^3/_4 a\alpha(\sin 2\varphi'-\sin 2\varphi)+\ldots$$
$$= a(1-{}^1/_2\alpha)(\varphi'-\varphi) - {}^3/_2 a\alpha\sin(\varphi'-\varphi)\cos(\varphi'+\varphi)+\ldots$$

Ist φ' von φ um 1 Grad verschieden, so ist $s'-s$ die Länge eines Meridiangrades, dessen mittlere Breite $\frac{\varphi+\varphi'}{2}$ beträgt. Nennen wir $s'-s = g$, haben wir

$$g = a(1-{}^1/_2\alpha)1^\circ - {}^3/_2 a\alpha\sin 1^\circ\cos(\varphi'+\varphi)+\ldots$$

und für einen andern Meridiangrad zwischen den Breiten ψ' und ψ wird man haben:

$$G = a(1-{}^1/_2\alpha)1^\circ - {}^3/_2 a\alpha\sin 1^\circ\cos(\psi'+\psi)+\ldots$$

und daraus

$$\frac{g}{G} = \frac{1-{}^1/_2\alpha - {}^3/_2\alpha\frac{\sin 1^\circ}{1^\circ}\cos(\varphi'+\varphi)+\ldots}{1-{}^1/_2\alpha - {}^3/_2\alpha\frac{\sin 1^\circ}{1^\circ}\cos(\psi'+\psi)+\ldots}$$

Nennen wir die mittleren Breiten φ_0 und ψ_0 und setzen $\sin 1^\circ$ gleich dem Bogen von 1°, haben wir

$$\frac{g}{G} = \frac{1-2\alpha+3\alpha\sin^2\varphi_0+\ldots}{1-2\alpha+3\alpha\sin^2\psi_0+\ldots}$$

und daraus

$$\frac{g}{G}-1 = \frac{3\alpha\sin^2\varphi_0 - 3\alpha\sin^2\psi_0+\ldots}{1-2\alpha+3\alpha\sin^2\psi_0+\ldots}$$

oder

$$\frac{\alpha}{1-2\alpha+3\alpha\sin^2\psi_0} = \frac{g-G}{3G(\sin^2\varphi_0-\sin^2\psi_0)}$$

wofür man auf der linken Seite meistens auch α schreiben kann.

Eine ganz ähnliche Formel

$$\alpha = \frac{g-G}{3(g\sin^2\varphi_0 - G\sin^2\psi_0)}$$

leitete Maupertuis ab und diese Formel wurde im vorigen Jahrhundert vielfach angewandt.

Setzt man $\frac{g}{G} = 1 + \mu$, wo μ immer eine kleine Größe ist, so hat man

$$1 + \mu = \frac{1 - \frac{1}{2}\alpha - \frac{3}{2}\alpha\cos 2\varphi_0}{1 - \frac{1}{2}\alpha - \frac{3}{2}\alpha\cos 2\psi_0},$$

und daraus, wenn man die Glieder mit $\mu\alpha$ vernachlässigt:

$$\alpha = \frac{2}{3}\frac{\mu}{\cos 2\psi_0 - \cos 2\varphi_0} = \frac{1}{3}\frac{\mu}{\sin(\psi_0 + \varphi_0)\sin(\varphi_0 - \psi_0)},$$

eine Formel, welche Schmidt gibt.

Noch eine Formel aus der Formel für den Krümmungshalbmesser abgeleitet ist:

$$e^2 = \frac{1 - \left(\frac{g}{G}\right)^{2/3}}{\sin^2\psi - \left(\frac{g}{G}\right)^{2/3}\sin^2\varphi},$$

und sobald e gefunden ist, hat man auch α, die Abplattung.

Kehren wir aber zur Bessel'schen Entwickelung zurück, haben wir aus (11), wenn wir $\varphi = \pi$ setzen für den halben Umfang der Ellipse

$$s = a(1 - e^2)\,E\,\pi$$

und bezeichnen wir die mittlere Länge eines Meridiangrades mit g, ist

$$180\,g = a(1 - e^2)\,E\,\pi,$$

woraus

$$a(1 - e^2)\,E = \frac{180\,g}{\pi}$$

folgt, und hiermit wird aus (11) die Gleichung:

$$(12)\quad s = \frac{180\,g}{\pi}(\varphi - \beta\sin 2\varphi + \gamma\sin 4\varphi - \ldots).$$

Für die Polhöhe φ' ist auch

$$s' = \frac{180\,g}{\pi}(\varphi' - \beta\sin 2\varphi' + \gamma\sin 4\varphi' - \ldots)$$

und

$$(13)\quad s' - s = \frac{180\,g}{\pi}\{\varphi' - \varphi - 2\beta\sin(\varphi' - \varphi)\cos(\varphi' + \varphi) + 2\gamma\sin 2(\varphi' - \varphi)\cos 2(\varphi' + \varphi) - \ldots\}.$$

Setzt man der Kürze wegen l für die Amplitude $\varphi' - \varphi$ und 2L für die Summe $\varphi' + \varphi$, drückt l in Secunden aus und versteht unter ω die Zahl der Secunden für den Radius $\frac{1296000}{2\pi}$, so hat man

$$(14)\quad \frac{3600}{g}(s' - s) = 1 - 2\omega\beta\sin l\cos 2L + 2\omega\gamma\sin 2l\cos 4L - \ldots$$

Da in den gemessenen Bögen Fehler einentheils durch die Unregelmäßigkeit der Erdoberfläche, anderntheils durch die Beobachter sind, werden die Polhöhen nicht genau den Entfernungen der Parallelen entsprechen, und die Polhöhen bedürfen einer Verbesserung, die wir mit x, x' u. s. w. bezeichnen. Die Werthe β, γ u. s. w. sind Functionen der Dimensionen der Erde. Aber diese in g und β enthaltenen Dimensionen bedürfen selbst einer Verbesserung, und gehen wir von Näherungswerthen g_0 und β_0 aus und sind

$$g = \frac{g_0}{1 + i},\quad \beta = \beta_0(1 + k)$$

die wahrscheinlichsten Werthe, so haben wir, um die Verbesserungen x, x' ..., i, k ... zu finden, aus den verschiedenen Gradmessungen Bedingungsgleichungen zu bilden.

Setzen wir in (14) $\varphi + x$, $\varphi' + x'$ für φ und φ' oder $l + x' - x$ statt l und vernachlässigen den Einfluß auf L, haben wir, wenn wir auch die Quadrate und Producte von x und x' vernachlässigen:

$$\frac{3600}{g}(s' - s) = l - 2\omega\beta\sin l\cos 2L + 2\omega\gamma\sin 2l\cos 4L - \ldots + (x' - x)\varrho,$$

wo ϱ für

$$1 - 2\beta\cos l\cos 2L + 4\gamma\cos 2l\cos 4L - \ldots$$

geschrieben ist. Hieraus ist

$$x' - x = \frac{1}{\varrho}\left\{\frac{3600}{g}(s' - s) - (l - 2\omega\beta\sin l\cos 2L + 2\omega\gamma\sin 2l\cos 4L - \ldots)\right\}$$

und jetzt noch

$\frac{g_0}{1 + i}$, $\beta_0(1 + k)$ statt g und β eingesetzt und die höhern Potenzen von i und k vernachlässigt, gibt:

$$x' - x = \frac{1}{\varrho}\left\{\frac{3600}{g_0}(s' - s) - l\right\} + \frac{2\omega}{\varrho}\left\{\beta_0\sin l\cos 2L - \gamma_0\sin 2l\cos 4L + \ldots\right\} + \frac{1}{\varrho}\,\frac{3600}{g_0}(s' - s)\,i + \frac{2\omega}{\varrho}\left\{\beta_0\sin l\cos 2L - \beta_0\frac{d\gamma_0}{d\beta_0}\sin 2l\cos 4L + \ldots\right\}k.$$

γ_0 ist der Werth, in welchen γ übergeht, wenn man für β den Näherungswerth β_0 setzt. Um diesen und $\frac{d\gamma_0}{d\beta_0}$ zu erhalten, müssen wir γ durch β ausdrücken. Es war:

$$\beta = \frac{\frac{3}{8}e^2 + \frac{15}{32}e^4 + \frac{525}{1024}e^6 + \ldots}{1 + \frac{3}{4}e^2 + \frac{45}{64}e^4 + \frac{175}{256}e^6 + \ldots} = \frac{3}{8}e^2 + \frac{3}{16}e^4 + \frac{111}{1024}e^6 + \ldots$$

und

$$\gamma = \frac{\frac{15}{256}e^4 + \frac{105}{1024}e^6 + \frac{945}{4096}e^8}{1 + \frac{3}{4}e^2 + \frac{45}{64}e^4 + \frac{175}{256}e^6 + \ldots} = \frac{15}{256}e^4 + \frac{15}{128}e^6 + \frac{225}{4096}e^8 + \ldots$$

und daraus $\gamma = {}^5/_{12}\beta^2 + {}^{35}/_{108}\beta^4 + \ldots$

und $\beta\frac{d\gamma}{d\beta} = {}^5/_6\beta^2 + {}^{35}/_{27}\beta^4 + \ldots$

Setzt man

$$m = \frac{1}{\varrho}\left\{\frac{3600}{g_0}(s'-s) - l\right\} + \frac{2\omega}{\varrho}\left\{\beta_0 \sin l \cos 2L - ({}^5/_{12}\beta_0^2 + {}^{35}/_{108}\beta_0^4)\sin 2l \cos 4L\right\}$$

$$a = \frac{1}{\varrho}\frac{3600}{g_0}(s'-s)$$

$$b = \frac{2\omega}{\varrho}\left\{\beta_0 \sin l \cos 2L - ({}^5/_6\beta_0^2 + {}^{35}/_{27}\beta_0^4)\sin 2l \cos 4L\right\},$$

so hat man $x' - x = m + ai + bk,$

und jede Gradmessung gibt durch die Verbindung der einzelnen astronomischen Punkte mit einander ähnliche Gleichungen.

Nachdem so die Gleichungen aufgestellt sind, werden sie nach der Methode der kleinsten Quadrate behandelt und die wahrscheinlichsten Werthe abgeleitet.

Die von Bessel benutzten Gradmessungen sind:

	Namen der Oerter.	Beobachtete Polhöhen.	Amplitude.	Entfern. d. Parallelen.
1) Peruanische Gradmessung	Tarqui	— 3° 4′ 32″,068	3° 7′ 3″,455	176875,5 Toisen.
	Cotchesqui	+ 0 2 31,387		
2) Erste ostindische "	Trivandeporum	+ 11° 44′ 52″,590	1° 34′ 56″,428	89813,01 "
	Paudree	13 19 49,018		
3) Zweite ostindische "	Punnae	+ 8° 9′ 31″,132		
	Putchapollian	10 59 42,276	2° 50′ 11″,144	160944,20 "
	Dodagoontah	12 59 52,165	4 50 21,033	274694,30 "
	Namthabad	15 5 53,562	6 56 22,430	393828,09 "
	Daumeragidda	18 3 16,245	9 53 45,113	561690,06 "
	Takal k'hera	21 5 51,532	12 56 20,400	734570,43 "
	Kulliampoor	24 7 11,860	15 57 40,728	906171,67 "
4) Französische "	Formentera	+ 38° 39′ 56,″11		
	Montjouy	41 21 44,96	2° 41′ 48″,85	153673,61 "
	Barcelona	41 22 47,90	2 42 51,79	154616,74 "
	Carcasonne	43 12 54,30	4 32 58,19	259172,61 "
	Evaur	46 10 42,54	7 30 46,43	428019,31 "
	Panthéon	48 50 49,37	10 10 53,26	580312,41 "
	Dünkirchen	51 2 8,85	12 22 12,74	705257,41 "
5) Englische "	Dunnose	+ 50° 37′ 7″,633		
	Greenwich	51 28 39,000	0° 51′ 31″,367	49059,89 "
	Blenheim	51 50 27,632	1 13 19,999	69829,19 "
	Arburyhill	52 13 28,031	1 36 20,398	91696,39 "
	Clifton	53 27 31,130	2 50 23,497	162075,93 "
6) Hanoversche "	Göttingen	+ 51° 31′ 47″,85	2° 0′ 57″,42	115163,725 "
	Altona	53 32 45,27		
7) Dänische "	Lauenburg	+ 53° 22′ 17″,046	1° 31′ 53″,306	87436,538 "
	Lyssabel	54 54 10,352		
8) Preußische "	Trunz	+ 54° 13′ 11″,466	0° 29′ 39″,034	28211,629 "
	Königsberg	54 42 50,500	1 30 28,980	86176,975 "
	Memel	55 43 40,446		

	Namen der Oerter.	Beobachtete Polhöhen.	Amplitude.	Entfern. der Parallelen.
9) Russische Gradmessung	Belin	+ 52° 2′ 40″,864		
	Nemesch	54 39 4,519	2° 36′ 23″,655	148811,418 Toisen.
	Jacobstadt	56 30 4,562	4 27 23,698	254543,454 "
	Bristen	56 34 51,550	4 32 10,686	259110,085 "
	Dorpat	58 22 47,280	6 20 6,416	361824,461 "
	Hogland	60 5 9,771	8 2 28,907	459363,008 "
10) Schwedische "	Malörn	+ 65° 31′ 30″,265		
	Pahtawara	67 8 49,830	1° 37′ 19″,565	92777,981 "

Die von Bessel abgeleiteten Bedingungsgleichungen sind, wenn

$$g = \frac{57008\ T}{1 + i}$$

$$\beta = \frac{1 + k}{400}$$

$$10000\ i = p, \quad 10\ k = q$$

gesetzt wird:

1) Peruanische Gradmessung	$x^1_1 - x_1$	=	+	1″,966	+	1,1225 p	+	5,6059 q
2) Ostindische "	$x^1_2 - x_2$	=	+	0,937	+	0,5697 p	+	2,5835 q
3) Zweite Ostindische "	$x^1_3 - x_3$	=	+	0,455	+	1,0212 p	+	4,8270 q
	$x^2_3 - x_3$	=	+	6,681	+	1,7428 p	+	8,1250 q
	$x^3_3 - x_3$	=	+	1,745	+	2,4983 p	+	11,4652 q
	$x^4_3 - x_3$	=	+	3,878	+	3,5624 p	+	15,9264 q
	$x^5_3 - x_3$	=	+	8,272	+	4,6585 p	+	20,1840 q
	$x^6_3 - x_3$	=	+	2,677	+	5,7458 p	+	24,0262 q
4) Französische "	$x^1_4 - x_4$	=	+	3,991	+	0,9713 p	+	0,8601 q
	$x^2_4 - x_4$	=	+	0,646	+	0,9772 p	+	0,8642 q
	$x^3_4 - x_4$	=	+	0,026	+	1,6378 p	+	1,1889 q
	$x^4_4 - x_4$	=	−	5,025	+	2,7041 p	+	1,2671 q
	$x^5_4 - x_4$	=	+	7,191	+	3,6655 p	+	0,8659 q
	$x^6_4 - x_4$	=	+	5,171	+	4,4537 p	+	0,2051 q
5) Englische "	$x^1_5 - x_5$	=	+	3,504	+	0,3095 p	−	0,3178 q
	$x^2_5 - x_5$	=	+	4,937	+	0,4405 p	−	0,4658 q
	$x^3_5 - x_5$	=	+	3,758	+	0,5784 p	−	0,6308 q
	$x^4_5 - x_5$	=	−	0,892	+	1,0223 p	−	1,2226 q
6) Hanoversche "	$x^1_6 - x_6$	=	+	5,679	+	0,7263 p	−	0,9294 q
7) Dänische "	$x^1_7 - x_7$	=	−	0,369	+	0,5513 p	−	0,8537 q
8) Preußische "	$x^1_8 - x_8$	=	−	0,368	+	0,1779 p	−	0,2852 q
	$x^2_8 - x_8$	=	+	3,790	+	0,5433 p	−	0,9157 q
9) Russische "	$x^1_9 - x_9$	=	+	0,248	+	0,9384 p	−	1,3293 q
	$x^2_9 - x_9$	=	+	5,110	+	1,6049 p	−	2,5184 q
	$x^3_9 - x_9$	=	+	5,939	+	1,6337 p	−	2,5741 q
	$x^4_9 - x_9$	=	+	2,909	+	2,2809 p	−	3,9289 q
	$x^5_9 - x_9$	=	+	5,276	+	2,8953 p	−	5,3824 q
10) Schwedische "	$x^1_{10} - x_{10}$	=	−	0,507	+	0,5839 p	−	1,9711 q

Die wahrscheinlichsten Werthe nach der Methode der kleinsten Quadrate werden:

$p = -0{,}896192$; Gewicht 28,067

$q = +0{,}045098$; Gewicht 282,899.

Die mittlern Fehler der Größen p und q sind

$\pm 0{,}4982$ und $\pm 0{,}15697$,

und es findet sich die mittlere Länge eines Meridiangrades

$g = 57013{,}109$ Toisen mit dem mittlern Fehler $\pm 2{,}8403$.

Die Abplattung $\alpha = \frac{1}{299{,}1528}$, mit $\pm$ 4,667 Einheiten für den Nenner.

Die halbe große Are $a = 3272077{,}14$ Toisen.
Die halbe kleine Are $b = 3261139{,}33$ „
Die Länge des Erdquadranten $= 5131179{,}81$ „
$= 10000855{,}76$ Meter mit dem mittlern Fehler von $\pm$ 498,23 Meter.

Die beobachteten Polhöhen bedürfen darnach kleiner Correctionen und die Differenz zwischen der Rechnung und Beobachtung der Länge der Bögen ist in folgenden Zahlen enthalten:

Ort.	Corr. der Polhöhe.	Bogen Rechn.-Beob. T
Tarqui	— 0″,606	
Cotchesqui	+ 0,606	— 0,020
Trivandeporum	— 0″,271	
Pandree	+ 0,271	— 0,011
Punnä	— 1″,470	
Putchapollian	— 1,712	+ 0,002
Dodagoontah	+ 4,016	+ 0,005
Namthabad	— 1,447	— 0,018
Dammeragidda	— 0,065	— 0,023
Takal k'hera	+ 3,537	— 0,003
Kulliampoor	— 2,859	— 0,057
Formentera	+ 0″,955	
Montjouy	+ 4,115	— 0,026
Barcelona	+ 0,764	— 0,002
Carcasonne	— 0,433	+ 0,002
Evaux	— 6,447	— 0,066
Panthéon	— 1,099	+ 0,005
Dünkirchen	+ 2,144	+ 0,047
Dunnose	— 1″,816	
Greenwich	+ 1,396	— 0,012
Blenheim	+ 2,705	+ 0,001
Arburyhill	+ 1,395	— 0,144
Clifton	— 3,679	— 0,012
Göttingen	— 2″,493	
Altona	+ 2,493	— 0,012
Lauenburg	+ 0″,451	
Lyssabel	— 0,451	— 0,001
Trunz	— 0″,907	
Königsberg	— 1,448	— 0,006
Memel	+ 2,355	+ 0,017
Belin	— 1″,732	
Nemesch	— 2,384	— 0,011
Jacobstadt	+ 1,826	— 0,014
Bristen	+ 2,627	+ 0,004
Dorpat	— 1,044	— 0,019
Hogland	+ 0,707	— 0,013
Malörn	+ 0″,560	
Pahtawara	— 0,560	— 0,024

Unter den Polhöhen kommen oft beträchtliche Abweichungen vor, noch beträchtlicher sind sie bei der Maclear'schen Messung am Cap, Encke[54]) vergleicht sie mit den Bessel'schen Dimensionen und findet:

	Corr. der Polhöhe.	Bogen Rechn.-Beob. T
Cap-Sternwarte	— 4″,59	
Klyp Fontein	+ 3,51	— 0,057
Heerelogementsberg	— 4,24	— 0,042
Kamiesberg	+ 5,33	— 0,007

und diese Abweichungen lassen sich nur erklären durch eine unregelmäßige Gestalt der Erde und durch Localattraction. Der russische General v. Schubert publicirte 1859 in den Memoiren der petersburger Akademie eine Abhandlung[55]) über die wahre Figur der Erde und nahm ein Ellipsoid mit drei verschiedenen Aren an. Er benutzte die große russische Gradmessung von 25° 20′, die ostindische von 21° 21′, die französische von 12° 22′, die am Cap von 4° 47′, die peruanische von 3° 7′, die preußische von 1° 30′, die englische von 2° 50′, die pensylvanische von 1° 29′ Amplitude und findet die kleinste Are 3261467,9, die eine Are in der Ebene des Aequators 3272303,2, die große, deren geographische Länge 58° 44′ und 238° 44′ von Ferro sein sollte, aber 3272303,2 Toisen. Mit diesen Werthen wird die größte Abplattung der Meridiane $\frac{1}{292{,}109}$, die kleinste $\frac{1}{302{,}004}$. Jacoby hat in Poggendorff's Annalen[56]) gezeigt, daß freilich ein dreiaxiges Ellipsoid ins Gleichgewicht kommen kann, die Aren müssen aber sehr verschieden sein. Obiges kann nicht gut bestehen, und General v. Schubert gibt auch sein dreiaxiges Ellipsoid auf. Er behandelt im 55. Bande der Astronomischen Nachrichten die russische, die englische und französische Gradmessung und findet bei einem Rotationsellipsoid

die Abplattung $\frac{1}{283{,}032}$,
die halbe große Are 3272667,1,
die halbe kleine Are 3261104,3,

vergleicht mit diesen Dimensionen noch die preußische, hanoversche, dänische, peruanische, die beiden ostindischen und die Gradmessung am Cap und findet eine genügende Uebereinstimmung.

Die vorkommenden Abweichungen schreibt er Localattraction zu, und diese Meinung müssen wir theilen; in England, Ostindien, am Cap sind beträchtliche Bergmassen, welche eine Localattraction ausüben; ebenso

54) Berliner astron. Jahrbuch für 1852. S. 340. 55) Essai d'une détermination de la véritable figure de la Terre. (St. Petersbourg 1859.) 56) Band 33. 1834.

soll eine am Nordcap bei Flugenaes sein, aber es sind zur Ausübung von Localattraction durchaus nicht große Gebirgsmassen nöthig. Durch die russischen Vermessungen in der Nähe von Moskau in der Ebene ist von dem Astronomen Schweizer eine starke Ablenkung des Lothes erwiesen, und höchst wahrscheinlich ist in dem Erdboden entweder eine große Höhlung oder an einer andern Stelle eine große Anhäufung specifisch schwerer Massen.

Am Schlusse geben wir über die Dimensionen der Erde nach den vortrefflichen Bestimmungen von Bessel noch einige Tafeln. Mit der geographischen Breite findet man in der ersten Columne die verbesserte Breite und in der zweiten die Differenz zwischen der geographischen und verbesserten Breite. Die dritte Columne enthält den Logarithmus des Radiusvectors. Die vierte die Länge eines Grades im Meridian, die fünfte die Länge des Grades im Parallel und die sechste die Länge des Bogens vom Aequator bis zum Parallel.

Die Formeln, nach welchen diese Werthe berechnet, sind in unsern gegebenen Formeln enthalten; wir haben in (5)

$$\operatorname{tg}\varphi' = \frac{b^2}{a^2}\operatorname{tg}\varphi,$$

und in eine Reihe entwickelt folgt:

$$\varphi' = \varphi - \frac{a^2-b^2}{a^2+b^2}\sin 2\varphi + \tfrac{1}{2}\left(\frac{a^2-b^2}{a^2+b^2}\right)^2 \sin 4\varphi - \ldots$$

oder für a und b die numerischen Werthe gesetzt

$$\varphi' = \varphi - 11'\ 30'',65 \sin 2\varphi + 1'',16 \sin 4\varphi \ldots$$

Aus (8) folgt

$$\varrho^2 = \frac{a^2}{\cos^2\varphi'\left\{1 + \frac{b^2}{a^2}\operatorname{tg}^2\varphi\right\}},$$

aus (5)

$$\cos^2\varphi' = \frac{a^4}{a^4 + b^4\operatorname{tg}^2\varphi},$$

daher

$$\varrho^2 = \frac{a^4\cos^2\varphi + b^4\sin^2\varphi}{a^2\cos^2\varphi + b^2\sin^2\varphi} = \frac{a^4+b^4+(a^4-b^4)\cos 2\varphi}{a^2+b^2+(a^2-b^2)\cos 2\varphi} = \frac{(a^2+b^2)^2+(a^2-b^2)^2+2(a^2+b^2)(a^2-b^2)\cos 2\varphi}{(a+b)^2+(a-b)^2+2(a+b)(a-b)\cos 2\varphi}$$

und

$$\varrho = \frac{a^2+b^2}{a+b}\,\frac{\left\{1+\left(\frac{a^2-b^2}{a^2+b^2}\right)^2 + 2\,\frac{a^2-b^2}{a^2+b^2}\cos 2\varphi\right\}^{1/2}}{\left\{1+\left(\frac{a-b}{a+b}\right)^2 + 2\,\frac{a-b}{a+b}\cos 2\varphi\right\}^{1/2}}.$$

Entwickelt man und schreibt dies logarithmisch, hat man, wenn M den Modul des Brigg'schen Systems bezeichnet:

$$\lg\varrho = \lg\frac{a^2+b^2}{a+b} + M\left(\frac{a^2-b^2}{a^2+b^2} - \frac{a-b}{a+b}\right)\cos 2\varphi - \tfrac{1}{2}M\left(\left[\frac{a^2-b^2}{a^2+b^2}\right]^2 - \left[\frac{a-b}{a+b}\right]^2\right)\cos 4\varphi$$
$$+ \tfrac{1}{3}M\left(\left[\frac{a^2-b^2}{a^2+b^2}\right]^3 - \left[\frac{a-b}{a+b}\right]^3\right)\cos 6\varphi - \ldots$$

und mit den numerischen Werthen ist

$$\lg\varrho = 9{,}9992747 + 0{,}0007271\cos 2\varphi - 0{,}0000018\cos 4\varphi.$$

Die Länge eines Meridiangrades, dessen mittlere Breite φ ist, folgt aus (13), und zwar ist

$$s' - s = g\left\{1 - 2\beta\,\frac{\sin 1^\circ}{1^\circ}\cos 2\varphi + 2\gamma\,\frac{\sin 2^\circ}{1^\circ}\cos 4\varphi \ldots\right\}$$
$$= \overset{T}{57013{,}109} - \overset{T}{286{,}337}\cos 2\varphi + \overset{T}{0{,}611}\cos 4\varphi + \overset{T}{0{,}001}\cos 6\varphi.$$

Die Länge eines Parallelgrades ist

$$= \frac{2\pi}{360}\,\varrho\cos\varphi'$$
$$= \frac{2\pi}{360}\,\frac{a\cos\varphi}{(1-e^2\sin^2\varphi)^{1/2}}$$
$$= \frac{2\pi}{360}\,a\,(1 - \tfrac{1}{8}e^2 + \tfrac{3}{64}e^4\ldots)\,(\cos\varphi - [\tfrac{1}{8}e^2 - \tfrac{19}{65}e^4\ldots]\cos 3\varphi + [\tfrac{3}{128}e^4\ldots]\cos 5\varphi\ldots)$$
$$= \overset{T}{57156{,}285}\cos\varphi - \overset{T}{47{,}825}\cos 3\varphi + 0{,}060\cos 5\varphi.$$

Die Länge des Bogens vom Aequator bis zum Parallel findet sich endlich aus (11) oder auch durch Integration sämmtlicher Meridianbögen.

Tafeln
über die Gestalt der Erde nach Bessel's Bestimmungen.

Geogr. Breite.	Verbesserte Breite.	Differenz zwischen der geograph. und verbesserten Breite.	Log. Entfernung vom Centrum.	Diff.	Länge eines Grades im Meridian. Toisen.	Diff.	Länge eines Grades im Parallel. Toisen.	Diff.	Länge des Bogens vom Aequator bis zum Parallel. Toisen.	Diff.
0°	0° 0′ 0″00	0′ 0″,00	0,0000000	4	56727,356	0,173	57108,519	8,639	0,000	56727,414
1	0 59 35,98	0 24,02	9,9999996	14	56727,529	0,519	57099,880	25,917	56727,414	56727,759
2	1 59 11,98	0 48,02	9,9999982	21	56728,048	0,864	57073,963	43,187	113455,173	56728,451
3	2 58 48,05	1 11,95	9,9999961	31	56728,912	1,208	57030,776	60,445	170183,624	56729,487
4	3 58 24,20	1 35,80	9,9999930	39	56730,120	1,550	56970,331	77,685	226913,111	56730,866
5	4 58 0,46	1 59,54	9,9999891	48	56731,670	1,892	56892,646	94,902	283643,977	56732,588
6	5 57 36,88	2 23,12	9,9999843	57	56733,562	2,230	56797,744	112,093	340376,565	56734,649
7	6 57 13,46	2 46,54	9,9999786	65	56735,792	2,566	56685,651	129,252	397111,214	56737,047
8	7 56 50,24	3 9,76	9,9999721	73	56738,358	2,899	56556,399	146,373	453848,261	56739,780
9	8 56 27,26	3 32,74	9,9999648	82	56741,257	3,228	56410,026	163,453	510588,041	56742,844
10	9 56 4,53	3 55,47	9,9999566	90	56744,485	3,554	56246,573	180,485	567330,885	56746,235
11	10 55 42,08	4 17,92	9,9999476	99	56748,039	3,876	56066,088	197,467	624077,120	56749,951
12	11 55 19,94	4 40,06	9,9999377	106	56751,915	4,192	55868,621	214,390	680827,071	56753,985
13	12 54 58,15	5 1,85	9,9999271	114	56756,107	4,504	55654,231	231,253	737581,056	56758,333
14	13 54 36,72	5 23,28	9,9999157	122	56760,611	4,810	55422,978	248,048	794339,389	56762,991
15	14 54 15,67	5 44,33	9,9999035	130	56765,421	5,111	55174,930	254,774	851102,380	56767,952
16	15 53 55,05	6 4,95	9,9998905	137	56770,532	5,406	54910,156	281,421	907870,332	56773,211
17	16 53 34,86	6 25,14	9,9998768	144	56775,938	5,694	54628,735	297,989	964643,543	56778,761
18	17 53 15,14	6 44,86	9,9998624	152	56781,632	5,975	54330,746	314,470	1021422,304	56784,596
19	18 52 55,91	7 4,09	9,9998472	158	56787,607	6,249	54016,276	330,860	1078206,900	56790,708
20	19 52 37,20	7 22,80	9,9998314	165	56793,856	6,516	53685,416	347,155	1134997,608	56797,992
21	20 52 19,01	7 40,99	9,9998149	172	56800,372	6,775	53338,261	363,349	1191794,700	56803,739
22	21 52 1,39	7 58,61	9,9997977	178	56807,147	7,026	52974,912	379,439	1248598,439	56811,639
23	22 51 44,34	8 15,66	9,9997799	185	56814,173	7,268	52595,473	395,418	1305409,078	56817,787
24	23 51 27,90	8 32,10	9,9997614	190	56821,441	7,502	52200,055	411,282	1362226,865	56825,173
25	24 51 12,07	8 47,93	9,9997424	196	56828,943	7,727	51788,773	417,027	1419052,038	56832,788
26	25 50 56,88	9 3,12	9,9997228	201	56836,670	7,942	51361,746	442,647	1475884,826	56840,623
27	26 50 42,35	9 17,65	9,9997027	207	56844,612	8,148	50919,099	458,140	1532725,449	56848,670
28	27 50 28,50	9 31,50	9,9996820	212	56852,760	8,345	50460,959	473,498	1589574,119	56856,916
29	18 50 15,34	8 44,66	9,9996608	216	56861,105	8,530	49987,461	488,718	1646431,035	56865,355
30	29 50 2,88	9 57,12	9,9996392	221	56869,635	8,706	49498,743	503,796	1703296,390	56873,974
31	30 49 51,15	10 8,85	9,9996171	225	56878,341	8,872	48994,947	518,726	1760170,364	56882,763
32	31 49 40,16	10 19,84	9,9995946	229	56887,213	9,027	48476,221	533,504	1817053,127	56891,714
33	32 49 29,02	10 30,98	9,9995717	233	56896,240	9,170	47942,717	548,125	1873944,841	56900,814
34	33 49 20,45	10 39,55	9,9995484	236	56905,410	9,303	47394,592	562,586	1930845,655	56910,051
35	34 49 11,75	10 48,25	9,9995248	239	56914,713	9,425	46832,006	576,882	1987755,706	56919,415
36	35 49 3,84	10 56,16	9,9995009	242	56924,138	9,535	46255,124	591,006	2044675,121	56928,897
37	36 48 56,72	11 3,28	9,9994767	245	56933,673	9,633	45664,118	604,958	2101604,018	56938,482
38	37 48 50,41	11 9,59	9,9994522	246	56943,306	9,721	45059,160	618,730	2158542,500	56948,159
39	38 48 44,92	11 15,08	9,9994276	249	56953,027	9,795	44440,430	632,320	2215490,659	56957,919
40	39 48 40,24	11 19,76	9,9994027	250	56962,822	9,859	43808,110	645,721	2272448,578	56967,746
41	40 48 36,39	11 23,61	9,9993777	252	56972,681	9,910	43162,389	658,933	2329416,324	56977,633
42	41 48 33,28	11 26,62	9,9993525	252	56982,591	9,950	42503,456	671,948	2386393,957	56987,563
43	42 48 31,20	11 28,80	9,9993273	254	56992,541	9,977	41831,508	684,762	2443381,520	56997,528
44	43 48 29,86	11 30,14	9,9993019	253	57002,518	9,992	41146,746	697,375	2500379,048	57007,513
45	44 48 29,35	11 30,65	9,9992766		57012,510		40449,371		2557386,561	

Tafeln

über die Gestalt der Erde nach Bessel's Bestimmungen.

Geogr. Breite.	Verbesserte Breite.	Differenz zwischen der geograph. und verbesserten Breite.	Log. Entfernung vom Centrum.	Diff.	Länge eines Grades im Meridian. Toisen.	Diff.	Länge eines Grades im Parallel. Toisen.	Diff.	Länge des Bogens vom Aequator bis zum Parallel. Toisen.	Diff.
45°	44° 48′ 29″35	11′30″,65	9,9992766	254	57012,510	9,995	40449,371	709,777	2557386,561	57017,507
46	45 48 29,69	11 30,31	9,9992512	254	57022,505	9,985	39739,594	722,969	2614404,068	57027,499
47	46 48 30,88	11 29,12	9,9992258	253	57032,490	9,964	39017,625	733,944	2671431,567	57037,475
48	47 48 32,90	11 27,10	9,9992005	252	57042,454	9,931	38283,681	745,700	2728469,042	57047,423
49	48 48 35,76	11 24,24	9,9991753	251	57052,385	9,885	37537,981	757,232	2785516,465	57057,331
50	49 48 39,45	11 20,55	9,9991502	250	57062,270	9,827	36780,749	768,537	2842573,796	57067,189
51	50 48 43,98	11 16,02	9,9991252	247	57072,097	9,757	36012,212	779,610	2899640,985	57076,981
52	51 48 49,33	11 10,67	9,9991005	246	57081,854	9,675	35232,602	790,448	2956717,966	57086,699
53	52 48 55,49	11 4,51	9,9990759	244	57091,529	9,582	34442,154	801,049	3013804,665	57096,328
54	53 49 2,48	10 57,52	9,9990515	240	57101,111	9,476	33641,105	811,406	3070900,993	57105,858
55	54 49 10,26	10 49,74	9,9990275	238	57110,587	9,359	32829,699	821,520	3128006,851	57115,277
56	55 49 18,84	10 41,16	9,9990037	235	57119,946	9,230	32008,179	831,384	3185122,128	57124,572
57	56 49 28,20	10 31,80	9,9989802	231	57129,176	9,091	31176,795	840,995	3242246,700	57133,732
58	57 49 38,34	10 21,66	9,9989571	227	57138,267	8,939	30335,800	850,352	3299380,434	57143,750
59	58 49 49,23	10 10,77	9,9989344	223	57147,206	8,778	29485,448	869,551	3356523,184	57151,609
60	59 50 0,88	9 59,12	9,9989121	219	57155,984	8,504	28625,997	868,286	3413674,793	57160,301
61	60 50 13,26	9 46,74	9,9988902	214	57164,588	8,421	27757,711	878,859	3470835,094	57168,814
62	61 50 26,35	9 33,65	9,9988688	209	57173,009	8,227	26880,852	885,163	3528003,908	57177,139
63	62 50 40,15	9 19,85	9,9988479	204	57181,236	8,022	25995,689	893,197	3585181,047	57185,264
64	63 50 54,64	9 5,36	9,9988275	198	57189,258	7,809	25102,492	900,958	3642366,311	57193,131
65	64 51 9,79	8 50,21	9,9988077	193	57197,067	7,585	24201,534	908,442	3699559,492	57200,878
66	65 51 25,60	8 34,40	9,9987884	187	57204,652	7,351	23293,092	915,649	3756760,370	57208,348
67	66 51 42,03	8 17,97	9,9987697	180	57212,003	7,110	22377,443	922,575	3813968,718	57215,579
68	67 51 59,08	8 0,92	9,9987517	175	57219,113	6,858	21454,868	929,217	3871184,297	57222,563
69	68 52 16,71	7 43,29	9,9987342	168	57225,971	6,599	20525,651	935,573	3928406,860	57229,293
70	69 52 34,92	7 25,08	9,9987174	161	57232,570	6,331	19590,078	941,643	3985636,153	57235,758
71	70 52 53,67	7 6,33	9,9987013	154	57238,901	6,056	18648,435	947,420	4042871,911	57241,952
72	71 53 12,94	6 47,06	9,9986859	146	57244,957	5,772	17701,015	952,908	4100113,863	57247,867
73	72 53 32,72	6 27,28	9,9986713	140	57250,729	5,482	16748,107	958,100	4157361,730	57253,495
74	73 53 52,97	6 7,03	9,9986573	132	57256,211	5,185	15790,007	962,996	4214615,225	57258,718
75	74 54 13,67	5 46,33	9,9986441	124	57261,396	4,881	14827,011	967,597	4271874,053	57263,863
76	75 54 34,80	5 25,20	9,9986317	116	57266,277	4,572	13859,414	971,896	4329137,916	57268,589
77	76 54 56,33	5 3,67	9,9986201	108	57270,849	4,256	12887,518	975,895	4386406,505	57273,003
78	77 55 18,23	4 41,77	9,9986093	100	57275,105	3,936	11911,623	979,593	4443679,508	57277,100
79	78 55 40,47	4 19,53	9,9985993	92	57279,041	3,610	10932,030	982,987	4500956,608	57280,873
80	79 56 3,04	3 56,96	9,9985901	83	57282,651	3,280	9949,043	986,076	4558237,481	57284,318
81	80 56 25,90	3 34,10	9,9985818	75	57285,931	2,945	8962,967	988,859	4615521,799	57287,432
82	81 56 49,02	3 10,98	9,9985743	67	57288,876	2,608	7974,108	991,336	4672809,231	57290,209
83	82 57 12,37	2 47,63	9,9985676	57	57291,484	2,267	6982,772	993,505	4730099,440	57292,446
84	83 57 35,93	2 24,07	9,9985619	49	57293,751	1,923	5989,267	995,635	4787392,086	57294,741
85	84 57 59,67	2 0,33	9,9985570	40	57295,674	1,577	4993,902	996,917	4844686,827	57296,509
86	85 58 23,56	1 36,44	9,9985530	32	57297,251	1,228	3996,985	998,159	4901983,318	57297,894
87	86 58 47,57	1 12,43	9,9985498	22	57298,479	0,878	2998,826	999,091	4959281,212	57298,947
88	87 59 11,66	0 48,34	9,9985476	13	57299,357	0,528	1999,735	999,712	5016580,159	57299,650
89	88 59 35,82	0 24,18	9,9985463	5	57299,885	0,176	1000,023	1000,023	5073879,809	57300,002
90	90 0 0,00	0 0,00	9,9985458		57300,061		0,000		5131179,811	

(*Bruhns.*)

GRADNER von Windischgrätz, steierisches Rittergeschlecht, das in der Heimath Bayerdorf bei Gratz, Gonowitz, Lankowitz, St. Lorenzen im Santhal, Pfanstätten, Windischgrätz und Graden bei Voitsberg besaß. Mörth Gradner lebte 1340. Ulrich Gradner und Ursula von Schaleck, Eheleute. Peter Gradner, Ulrich's Bruder, hatte eine von Gonowitz geheirathet. Ein Georg Gradner war Wohlthäter der Kirche St. Magdalena zu Köflach, schenkte derselben ein Bergrecht zu Mannsberg und liegt zu Straßgang begraben; Hans Gradner war Wohlthäter der Kirche zu Straßgang, genannt Maria im Elend. Ursula Gradner stiftete die Kapelle zu Bayerdorf. Otto der Gradner war 1368 Pfarrer zu Voitsberg. Georg Gradner auf Lankowitz hat daselbst 1455 Unser Lieben Frauen Kapelle erbaut, auch 1464, Freitag vor Weihnachten, von Kaiser Friedrich IV. Erlaubniß erhalten, bei derselben das Franziskanerkloster sammt Kirche zu erbauen. Die Kirche wurde 1468 eingeweiht. Hans Gradner war 1396 Herzog Albrecht's IV. Kammermeister. Wiguleus Freiherr Gradner von Windischgrätz und sein Bruder Bernhard, von Kaiser Friedrich IV. aus der Steiermark verwiesen, waren mit Erzherzog Siegmund nach Tyrol gezogen, wo Siegmund nach seiner Art ihnen alle Gewalt überließ. Besonders war Bernhard des Fürsten erklärter Liebling. Dies verhalf ihm zu einer reichen Heirath mit Ulrich's von Starkenberg Tochter Veronica. Da Bernhard übermüthig wurde wegen der ungemessenen Gunst, oder diese Gunst sich endlich selbst verzehrte, oder wegen der Unruhen in dem Erzhause Verdacht auf ihn fiel, oder gegen den Fremdling der Neid allzu mächtig wurde, kurz der Fürst wendete sich von ihm ab, nachdem die Stände von Tyrol auf Herzog Albrecht's Betrieb wegen der unausstehlichen Uebermacht des Günstlings geklagt, ihm vorgeworfen hatten, daß er des Erzherzogs Unterschrift nachmache, dessen Sigill misbrauche. In leidenschaftlichen Gemüthern geschieht Nichts nach und nach. Als die Gradner Kälte, bald darauf Nachstellungen wahrnahmen, sammelte Bernhard aus den besten fürstlichen Schlössern möglichst viel Geschütz und Proviant, um damit des Bischofs von Trident Bergschloß Beseno zu versehen. Darin dachte er sich zu behaupten, 1456. Solche Vorbereitungen konnten nur den offenen Bruch beschleunigen. Die Gradner mußten in solcher Eile fliehen, daß Frau Veronica ihren besten Schmuck in Innsbruck zurückließ, „ein runden Perlenrock mit einem fechenen Kirsen, zween gulden Ermel, it. ein grünsammetnen Rock mit Flügeln, darunter ein Cechewer Kirsen mit Unter-Ermel desselben Sammets, it. einen blau Sammetnen mit Flügeln, darunter ein Hermelin-Kirsen, mit Unter-Ermel desselben Sammets, it. ein Conissen Badrock Arres, darunter ein Fehen Kirsen mit silbernen Knöpfen, it. vier Mantel, darinnen ein Frau zu Kirchen geht, mehr sechs andere Frauenröck von Tuch mit Flügeln, darunter Zendel und die Ermel mit grünem Atlas gefüttert waren, dann zweihundert Hermelin-Pelz und viel andere Sachen mehr in großer Anzahl, so jetzt darumben angezogen, damit auch bekannt werde," sagt Burglechner, „der Pracht, so die Frauen dazumalen geführt haben." Der Gradner Absicht, von Beseno aus den Erzherzog zu befehden, scheiterte an dem entschiedenen Widerspruche des Burgherrn, des Bischofs von Trident, und die Brüder flüchteten nach der Schweiz, wo österreichische Malcontenten jederzeit willkommen. Sie kauften von den Zürichern das Bürgerrecht und die Herrschaft Eglisau, Zugrecht vorbehalten für den Fall des Wiederverkaufs. Die Lage war überaus geschickt, Unruhe und Verrath in den österreichischen Vorlanden zu wecken. Zugleich stärkten sich die Gradner durch Kriegsgesellen, als zu nothwendiger Sicherheit; in der That suchten sie Krieg, um ihren Feinden zu vergelten und dem Fürsten zu zeigen, was er verloren. Diesen Krieg herbeizuführen, nur in anderer Weise, zeigte sich nicht minder geschäftig Erzherzog Siegmund in der gegen Cusanus, den großen Fürstbischof von Brixen, geübten Gewalt. Schwer fiel, von Papst Pius II. ausgesprochen, auf den verblendeten Fürsten der Bann. Aller Gottesdienst und kirchlicher Trost sollte verstummen, stocken Handel und Wandel, des Erzherzogs Macht todt und ab, allen benachbarten Fürsten und Völkern sein Land erlaubt sein. Den mächtigen Herzog von Mailand ermahnte Pius, daß er, dem Kaiser zu gefallen, dessen Vetter befehde. Auch benachrichtigte er die nach Beute und Eroberung dürstenden Schweizer von der Aufhebung aller feindlichen Beziehungen zu dem ehrlosen Majestätsverbrecher Siegmund weiland Herzog. Die Gelegenheit zu neuen Erwerbungen wollten die Republikaner nicht verabsäumen, die sich gleich sehr ihrer Stärke und der Schwäche ihres Gegners bewußt. Jetzt fanden bei ihnen Gehör die Gradner, welche, als seien sie jederzeit Schweizer gewesen, ihrem vormaligen Herrn das schweizerische Recht boten. Siegmund versagte in der vollkommen begründeten Ueberzeugung, daß die Eidgenossen nicht angehe, was in dem vorigen Verhältnisse den Gradnern geschehen. Diese freuten sich, griffen ihren Reichthum an, erwarben sich damit Gönner unter den Machthabern in den verschiedenen Cantonen und zogen mehr und mehr Söldner zu ihrem Banner. Nach solcher Vorbereitung fehdeten zuerst auf den Tag der Engelweihe zu Einsiedlen, 14. Sept. 1460, der Erzherzog die von Unterwalden und Luzern, denen sich viele von Uri und Schwyz angeschlossen. Alsbald machte Bernhard Gradner sich auf, da lief von Zürich, Zug und Glaris die beutelustige Jugend herbei, zunächst auf das Thurgau sich werfend, die Landschaft, auf welche die Morgengabe der von dem Papst in der declaratio poenalis ausdrücklich für unschuldig erklärten Erzherzogin versichert. Bald war das wehrlose Land eingenommen. In denselben Tagen wurde der Erzherzog unter Vorwand friedbrüchiger Handlungen und den Gradnern und dem Büchsenmeister Rusch von Luzern gesagten Rechts von der gesammten Eidgenossenschaft, auch von den Grafen Wilhelm und Georg von Werdenberg zu Sargans befehdet. Alles Gesindel der Schweiz war auf den Beinen, wie denn ein Heer von 16,000 Mann vor Winterthur sich legte, während die unordentlichen Haufen der Freischärler die Grafschaft Pfirt ausplünderten. Solchem Sturme zu widerstehen, ver-

mochte Siegmund um so weniger, da die sinkende Macht des Adels nur wenigen Beistand ihm leistete; er unterwarf sich den schmählichen Bedingungen des 15jährigen züricher Friedens, den Oesterreich mit Abtretung alles Landes jenseits des Rheins erkaufte, der in den rebellischen Landschaften die letzte Spur von des Reichs Oberherrschaft vernichtete. Der Gradner Sache blieb unberührt, wie sie dessen von solchen Bundesgenossen sich hätten versehen können. Waren doch von Anfang her die Brüder, Wiguleus am stärksten, den Bauern verdächtig gewesen. Nach des Wiguleus Ableben, 1487, erbte ein Vetter aus der Steiermark Hans Gradner, die Herrschaft Eglisau, die er doch 1496 an Zürich verkaufte. — Eines von den Gradnern von Windischgrätz durchaus verschiedenen, doch häufig mit ihnen verschwägerten Geschlechts sind die heutigen Fürsten von Windischgrätz, die ihren Namen ebenfalls dem Städtchen Windischgrätz in der Steiermark, dessen Besitzer sie doch niemals gewesen, entlehnen. Im 14. Jahrh. kommen die Windischgrätz als Bürger zu Gratz vor, sie besaßen auch in der Steiermark Waldstein, Rabenstein, Thal, Weyer bei Judenburg, Plankenstein, Adelsbühel, Biberstein bei Lankowitz, Algersdorf, Dobra, Kötsch, Lankowitz, einen Hof in dem Würth bei Bruck an der Mur, einen Hof zu Fladnitz, das Amt Laßnitz, Saneck, Amt Praßberg, Kaisersberg, den Hof im Mürrgraben. Friedrich von Windischgrätz starb 1307. Rupert's und der Adelheid von Wolfsthal Sohn Rupert erkaufte 1468 das Schloß Waldstein und starb 1504; seine Enkel Pancratius und Erasmus wurden 1551 von K. Ferdinand I. in den Freiherrenstand, mit dem Prädicat von Waldstein und im Thal erhoben, auch den 27. Juli 1565 mit dem Erbland-Stallmeisteramt der Steiermark belehnt. Pancratius erkaufte 1576 von dem Großmeister St. Georgenordens in Mühlstatt die Herrschaft Trautmannsdorf in Niederösterreich V. U. W. W. und starb den 29. Oct. 1591, als kaiserlicher Geheimrath, Hofmarschall und Präsident des Reichshofraths. Seine Söhne Ehrenreich, Christoph und Friedrich starben ohne männliche Nachkommenschaft; es hat aber Christoph's Tochter Sidonia, geb. 1600, gest. den 25. Dec. 1651, ihrem Gemal, dem Grafen Karl von Windischgrätz, die Herrschaft Trautmannsdorf zugebracht. Erasmus, des Pancratius Bruder, starb im Februar 1575, sein Sohn Andreas im Jahre 1600. Von dessen vier Söhnen Erasmus Siegmund, Karl, der Erwerber von Trautmannsdorf, Bartholomäus und David ist vornehmlich Bartholomäus zu bemerken, als der Vater von Gottlieb, geb. den 23. März 1630, welchen Kaiser Leopold I. am 29 Nov. 1682 in des H. R. R. Grafenstand erhob, worauf er 1695 in dem fränkischen Grafencollegium als Personalist Sitz und Stimme erhielt. Als des goldenen Vließes Ritter, kaiserlicher wirklicher Geheimrath und Reichsvicekanzler ist er den 25. Dec. 1695 gestorben. Seine erste Gemahlin, Amalia Margaretha von Brederode, war die Witwe von Albrecht Heinrich von Slawata, dessen Mutter Margaretha Salome von Smiricky in Folge ihrer Betheiligung bei der Rebellion ein Erbe, das in dem damaligen Böhmen ohne Gleichen war, verscherzt hatte. Alles wurde confiscirt bis auf die unermeßliche Herrschaft Schwarz-Kosteletz, welche Albrecht von Waldstein der Herzog von Friedland für seinen Vetter, den blödsinnigen Heinrich Georg Smiricky gerettet hatte, doch nur um sie zu dem Preise von 600,000 Schock Groschen zu verkaufen. Dieser Kaufpreis befand sich in des Herzogs von Friedland Händen und wurde gleich wie dessen gesammter Reichthum confiscirt; ohne Zweifel galt der Proceß, welchen vor einigen Jahren der Fürst von Windischgrätz gegen die k. k. Hofkammer erhob, dem besagten Kaufschilling. Von der zweiten Gemahlin, der Gräfin Maria Eleonora von Oettingen hatte Gottlieb eilf, von der dritten, der Gräfin Maria Teresa von Saurau drei Kinder. Der älteste Sohn Ernst Friedrich war geboren 1670 und seit 1714 Reichshofrathspräsident. Ihm gilt demnach die von Saint-Simon mitgetheilte, dem Jahre 1717 angehörende Nachricht: „On apprit de Vienne un événement fort bizarre. Le comte de Windischgratz, président du conseil aulique, et le comte de Schönborn, vice-chancelier de l'empire et coadjuteur de Bamberg, se battirent en duel. Je n'en ai su ni les causes ni la suite; mais cela parut une aventure fort étrange pour des gens de leur âge, et dans les premiers postes des affaires de l'empire et de la cour de l'empereur.“ Graf Ernst Friedrich starb den 6. Sept. 1727. Witwer seit dem 28. April 1699 von der Gräfin Maria Teresa von Slawata und kinderlos, ging er die zweite Ehe mit der Gräfin Teresa Rosalia von Rothal, verwitweten Gräfin von Fünfkirchen, ein, von der er zwei Kinder hatte, die aber beide in der Wiege gestorben zu sein scheinen. Des Grafen Gottlieb Sohn dritter Ehe, Leopold Victorin, geb. den 5. Sept. 1686, war Reichshofrath seit 1717, Gesandter in Holland 1719 und 1722 erster Plenipotentiarius bei dem Congreß zu Cambray. Nach seiner Rückkehr, 1725, wurde er wirklicher Geheimrath, 1739 Ritter des goldenen Vließes und 1742 Statthalter in den niederösterreichischen Landen. Er starb den 19. Sept. 1746. Der Sohn seiner Ehe mit der Gräfin Maria Ernestine von Strasoldo, Graf Leopold Karl, k. k. Kämmerer und Regimentsrath in Niederösterreich, geb. den 15. Nov. 1718, erlag am 12. Febr. 1746 der Blatternepidemie, die einen Monat früher, den 17. Jan., seine Gemahlin, die Gräfin Maria Antonia von Khevenhiller, hingerafft hatte. Das einzige Kind dieser Ehe, Graf Joseph Nicolaus, geb. den 6. Dec. 1744, stand unter Vormundschaft der Großmutter, und diese Vormundschaft hat die 180 Jahre hindurch im Hause gewesene Herrschaft Trautmannsdorf 1756 an den Fürsten Batthiany verkauft. Dagegen erbte der Graf, eine Zeit lang Reichshofrath, des am 21. April 1781 verstorbenen Grafen Adam Philipp Losy von Losymthal Besitzungen, die böhmischen Herrschaften Tachau, Stiekna und Winteritz. Seine erste Gemahlin, die Gräfin Josephe Erdödy, vermählt den 12. Oct. 1766, war den 10. April 1777 gestorben. Der Witwer ging am 30. Aug. 1781 die zweite Ehe mit des Herzogs Karl von Aremberg Tochter Leopoldine ein, mit der er fünf Kinder zeugte. Der Graf,

Schriftsteller und Selbstdenker, starb zu Stiekna den 24. Jan. 1802, sodaß er also die beiden Söhne der ersten Ehe, Karl Raimund, geb. den 30. Sept. 1767, gest. den 28. März 1791, und Joseph Ludwig, geb. den 21. Sept. 1769, gest. den 20. Oct. 1791, überlebte, während die Tochter Teresa am 2. April 1800 mit dem Prinzen Ernst Engelbert von Aremberg verheirathet wurde. Des Grafen Joseph Nicolaus Witwe, und als solche zur Vormundschaft berufen, starb den 26. Aug. 1812. Ihre älteste Tochter, Sophie, wurde dem Fürsten Karl von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, die jüngste, Adelheid Aglae, gest. den 8. Oct. 1805, dem Fürsten Wilhelm von Auersperg angetraut. Der älteste Sohn, Fürst Alfred Candidus Ferdinand, geb. zu Brüssel den 11. Mai 1787, erlangte die fürstliche Würde am 24. Mai 1804, nachdem Kaiser Franz II. die durch die Vormundschaft angekauften Reichsherrschaften Eglofs und Siggen in Oberschwaben zu einem Reichsfürstenthume Windischgrätz erhoben hatte. Der Kaufpreis betrug 261,000 Gulden, theilweise in Bankobligationen, während der Rohertrag der Grundgefälle des Fürstenthums zu 1511 Fl. 51 Kr. berechnet wird. Es herrschte eben unter den österreichischen Großen eine von dem Hofe begünstigte Liebhaberei für die Erwerbung reichsunmittelbarer Besitzungen. An dieser wird Fürst Alfred nicht viel Freude erlebt haben. Am 10. Sept. 1806 wurde Eglofs von dem französischen General Börner den würtembergischen Behörden übergeben und das Fürstenthum in eine würtembergische Standesherrschaft verwandelt. In Folge der unterm 9. April 1809 an den Fürsten fruchtlos ergangenen Aufforderung zur Rückkehr in das Königreich und Anerkennung der in der Rheinbundsacte begründeten würtembergischen Souverainität wurde auf die fürstlichen Besitzungen Sequestration gelegt, jedoch am 25. Oct. 1810 wieder aufgehoben, worauf der Fürst den 11. Sept. 1811 den Unterthaneneid leistete. Gleichwol erfolgte im J. 1816 von Seiten des Fürsten eine mit seinem Unterthanenverhältnisse so wenig im Einklang stehende Erklärung, daß in Folge Erkenntnisses des königlichen Obertribunals vom 6. März 1817 eine abermalige Sequestration eintrat, die doch im Jahre 1828 aus landesherrlicher Gnade wieder aufgehoben wurde. Gründlich verschieden hiervon war des Fürsten Lage in Oesterreich, wo er 1835 Feldmarschall-Lieutenant, zweiter Inhaber des Regiments Kaiser-Cuirassier und Divisionair in Böhmen war. Er stand in Prag, als im Laufe der czechischen Unruhen seine Gemahlin, die Prinzessin Marie Eleonore von Schwarzenberg, durch einen heimtückischen Schurken erschossen wurde (12. Juni 1848). Diese Unthat würde Mancher durch Ströme von Blut gerächt haben, der Fürst bedachte in den schrecklichen Augenblicken nur seine Pflicht. Feldmarschall den 17. Oct. 1848 und Oberbefehlshaber der sämmtlichen k. k. Armeen, nur jene von Italien ausgenommen, hatte er zuvörderst die rebellischen Wiener zu züchtigen, dann den Aufstand in Ungarn zu bekämpfen. Der Sieg folgte allenthalben seinen Fahnen, bis er sich in dessen Verfolgung zu der unglücklichen Eparpillirung seiner Truppen verleiten ließ. Schnell gingen die gemachten Eroberungen verloren und sehr scharf trat der von dem Feldmarschall begangene Fehler hervor, als Welden, nachdem er nur 20,000 Mann zusammengezogen, alle weitern Fortschritte der Rebellen hemmte. Eine Folge hiervon war die Beurlaubung des Feldmarschalls von seinem Commando, 12. April 1849, dann die falsche Stellung zu Rußland, in welche der kaiserliche Hof, minder standhaft als gegen die Malcontenten von 1703—1711, sich begab. Fürst Alfred, Ehrenbailli und Großkreuz des Malteserordens, Inhaber des siebenten und zweiter Inhaber des achten Dragonerregiments, auch Chef des zweiten preußischen Dragonerregiments, starb den 21. März 1862. Er hat die Herrschaft Tachau durch Ankauf des Gutes Vogelsang vergrößert. Seine fünf Söhne stehen in k. k. Kriegsdiensten. Sein Bruder, Fürst Weriand Aloys Ulrich, geb. den 23. Mai 1790, erhielt in der Brudertheilung die Herrschaften Winteritz, saatzer Kreises, und St. Peter in der Au sammt Gassenegg in Oesterreich, V. O. W. W., erkaufte auch den 12. April 1836 die Herrschaft Gemnischt, kaurimer, und das Gut Troja oder Unter-Owenetz, rakonitzer Kreises in Böhmen, 1842 die Herrschaften Arnsdorf, V. O. W. W., Gonowitz und Seitz in der Unter-Steiermark, Haasberg in Krain, Pohlig im saatzer Kreise (1815 erkauft). Der Fürst ist Vater von vier Söhnen, deren ältester, Karl Vincenz Weriand, geb. den 19. Oct. 1821, Oberst und Commandant von Khevenhüller, Nr. 35, in der Schlacht am Mincio, den 24. Juni 1859, den Heldentod starb. Er war mit des Feldmarschalls Fürsten Alfred von Windischgrätz Tochter Mathilde vermählt. Seine drei Brüder stehen in der Armee. (*v. Stramberg.*)

GRADO, latein. Gradus, im Munde des Volkes Grao, die nordöstlichste der zwölf Inseln, deren der älteste Chronist Venetiens [1]) als derjenigen gedenkt, auf die sich zur Zeit des beginnenden Sturmes der Völkerwanderung unter Attila, dem Hunnenanführer, die Bewohner der zunächst liegenden Theile Venetiens geflüchtet, gehört jetzt zum österreichischen Küstenlande, und zwar zur gefürsteten Grafschaft Gradisca, und ist das zuäußerst gegen Süden vorgeschobene Eiland dieses österreichischen Kronlandes. Diese Insel, der das Meer seit Jahrhunderten schon arg zugesetzt und bedeutende Ländereien, viele Gebäude, ja selbst Kirchen, sie bei Hochfluthen unterspülend, endlich ganz verschlingend, entrissen hat [2]), bildet heutzutage einen ziemlich langen, sehr schmalen und im Ganzen ziemlich niederen Strand, der sich noch am meisten an der östlichen Seite, bei felsiger Unterlage, hügelartig über den anliegenden Meeresspiegel erhebt. Sie wird westlich durch den Porto di Grado genannten, östlich aber durch denjenigen Dünendurchbruch, der den Namen Porto primero führt, von den benachbarten, dermalen meist unbewohnten Eilanden getrennt, endlich im Norden von den gleichnamigen Lagunen und im Süden

1) Siehe Chronicon venetum, omnium quae circumferuntur vetustissimum et Johanni Sagornino vulgo tributum etc. (Venetiis MDCCLXV.) p. 4. 2) Siehe Ughelli's Italia sacra. Tom. V. col. 1097.

von dem offenen Meere der Adria bespült. In der westlichen Hälfte dieser schmalen Inselzunge, wo tiefer Sand den Fuß des Wanderers ermüdet, kein Grashalm wächst und die marinen Pflanzen, die dort wuchern, von den Gefahren der Hochfluthen ein sicheres Zeugniß geben, liegt, über den etwas erhöhten Kern der Insel hingebreitet, das kleine, armselige, dermalen nur von etwa 2300 meist armen Fischern und Schiffern, deren Bedürfnisse sich auf das Allernothwendigste beschränken, bewohnte Städtchen gleiches Namens, das einst der Sitz eines Patriarchen und seines Domcapitels war, dessen in mehrfacher Hinsicht sehenswerther Dom, gleich jenem von Aquileja, noch übrig geblieben ist, auf den die Bewohner stolz und dem sie, bei all ihrer Armuth, noch immer jegliches Opfer zu bringen freudigst bereit sind. An des Patriarchen und seines Domcapitels Stelle ist jetzt ein schlichter Pfarrer und an diejenige der venetianischen Dogen, die sich zuweilen hier vorübergehend im Exile oder in Geschäften aufhielten, ein einfacher Podestà getreten, der aber selbst dermalen noch wegen der insularischen Lage seiner Gemeinde eine größere Gewalt als anderswo hat, von der er jedoch, bei der einfachen Lebensweise der Einwohner, selten Gebrauch zu machen Gelegenheit findet [3]), da Verbrechen und Vergehen, selbst bloße Uebertretungen eben nicht oft vorkommen. Die schmalen, schlecht gepflasterten, holperigen, meist ansteigenden Gäßchen des Städtchens werden durch kleine Häuser und Häuschen gebildet, die mitunter bloßen Modellen gleichen, so klein, ja winzig sind sie zum Theil; nur wenige der den Ort bildenden Gebäude erheben sich zu Bauten, in deren Innerem gemächliche Wohnungen vorausgesetzt werden können und wirklich vorhanden sind. Von den Kirchen, die einst den Ort schmückten [4]), sind außer dem Dome nur noch zwei Kirchlein übrig geblieben, die außer ihrer eigenthümlichen, höchst interessanten Bauart, des Bemerkenswerthen Nichts enthalten; um so wichtiger ist aber der erstere, der im Rundbogenstiele erbaut und vor dessen Haupteingange der hohe, feste, aus Quadern erbaute Thurm, der Nebenbuhler des Glockenthurms von Aquileja, die beide, den Seefahrern weit hinaus in die offene See bei Tage zu Wahrzeichen dienen, aufgeführt ist. Er steht jedoch nicht so wie jener getrennt von der Kirche da, sondern ist mittels der Halle, die sich vor dem Hauptportale in hohen Bogen hinzieht, mit ihr verbunden. Im Innern hat diese Kathedrale der interessantesten Gegenstände mehre aus der schönen alten Zeit Grado's, die allein schon eines Besuches werth sind; dahin gehören hauptsächlich: Das Hochaltarblatt aus vergoldetem massiven Silber, auf dem die Apostel und viele andere Heilige in getriebener Arbeit abgebildet sind, erinnernd an ähnliche Arbeiten in der Marcuskirche und in der Kirche des Erlösers (a San Salvatore) in Venedig; in der Sakristei ein gleich gearbeiteter kostbarer Reliquienschrein; der uralte steinerne Patriarchensitz, der sich hinter dem Hochaltare in der Apsis der Kirche erhebt und an die ähnlichen in Aquileja, Torcello und in mehren Kirchen Istriens erinnert; die nicht minder alte, an diejenige der Marcus-Basilica Venedigs mahnende Kanzel [5]), und der Mosaikfußboden, welcher in verschiedene Vierecke von verschiedener Größe getheilt, die Namen, meist Krieger, derjenigen enthält, welche dieselben anfertigen ließen. An deren Lesung knüpfen sich Erinnerungen, welche offenbar darthun, daß ein Theil dieses Fußbodens noch aus der Zeit der ältesten und ersten Anlage des Gotteshauses herrühre [6]). Außerhalb des Domes an der Evangelienseite desselben stehen an die Kirchenwand angelehnt vier antike Särge, die man vor vielen Jahren hier ausgegraben hat. Sie alle sind von kolossalen Dimensionen. Der erste dieser Särge ist ganz gut erhalten, mit einem Deckel versehen, zeigt eine in etwa vier Zoll hohen Buchstaben abgefaßte Inschrift folgenden Inhalts: BALBVRIVS. ANICVS | VIV. POS. SIB. ET. PETRONIAE. ŒVGEN (??) | CONIVG. INCOMP. QVAE. VIX. | MECVM. ANN. XLV. | Beiderseits ist neben dieser Inschrift, in je einer Nische, ein Genius, dann die Siglen D. M. Neben diesem Steinsarge liegt links von ihm ein zweiter, der Größe nach ihm ähnlicher, der aber jetzt als Wassertrog benutzt wird. Die sichtbaren Seiten desselben sind kahl, ohne alle Inschrift und Sculptur. Der wieder noch weiter links von diesem liegende dritte Sarkophag von fast gleicher Größe mit den beiden anderen ist auch mit einem Steindeckel versehen. Die Inschrift seiner Vorderseite lautet: C. ANIO. RESTITVTO. | ET. MEMIAE. NICENI. | CONIVGIBVS. QVI. VIXER. | IN. SE. SINE. VLLA. QVAERELL. | ANNIS. XXIII. DIEBVS. xxx | FILII. PARENTIBVS. POSVERVNT. | Auch der vierte, zuäußerst links stehende Sarg ist ganz,

3) Siehe Italienische Briefe. Mit einem Anhange: Erinnerungen aus dem Küstenlande. Von Ludwig Ritter von Heufler. (Wien 1853.) S. 263. 4) In Ughelli's Italia sacra werden in Grado erwähnt die der heil. Euphemia geweihte älteste und zugleich Kathedralkirche, die Kirche des heil. Johannes des Evangelisten, das sacellum des heil. Vitalis, die Kirchen der heil. Agatha, des heil. Peregrinus, die Kapelle des heil. Marcus. Nach an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen gab es in Grado folgende Gotteshäuser, die, wenn auch Kirchen genannt, doch nach den drei noch vorhandenen bloße Kapellen waren, höchstens so groß wie San Gallo in Venedig, nämlich: den großartigen Dom; das Kirchlein des heil. Johannes des Täufers neben dem Dome und noch im Gebrauche; das kleine noch benutzte Kirchlein S. Maria delle grazie; das jetzt als Magazin benutzte Kirchlein des heil. Peregrinus; San Donato, welche das Meer weggespült hat und das da lag, wo jetzt im Osten des Städtchns auf sandigem Ufer, jenseit des Steindammes, die Badehütte sich befindet; San Crisogono, jetzt zu einem Stalle benutzt, und San Vitalis, welches Kirchlein man längst abgetragen hat. Im Ganzen wußten mir also die Leute sieben ehemalige oder jetzt noch vorhandene Kirchen namhaft zu machen. Unter den letzteren ist jedenfalls San Giovanni Battista (ein Achteck), in der nach Ughelli der Patriarch Christophorus (im J. 717) beigesetzt worden ist, wegen seiner Bauart nächst dem Dome die beachtenswertheste, sowie in S. Agatha der Patriarch Vitalis ruht. Auch das Kirchlein der Madonna delle grazie ist des Besuches eines Architekten werth, und sehr zu bewundern, daß Heufler a. a. O. S. 262 diese beiden kleinen Kirchen nicht erwähnt.

5) Abgebildet sind beide in dem Aufsatze: „Der Patriarchensitz und die Kanzel in Grado und das Baptisterium zu Aquileja vom Prof. Ritter v. Eitelberger.“ Taf. XVII u. XVIII. 6) „Temporibus Tiberii Constantini Aug. Helias Patriarcha Aquilejensis in Gradensi Castro ecclesiam S. Euphemiae fabricari praecepit.“ *Ughelli* l. c. V. col. 1082.

auch der Deckel gut erhalten, nur sind seine drei freistehenden Seiten, gleich denjenigen des zweiten Steinsarges, kahl, d. h. ohne alle und jegliche Inschrift oder andere bildliche Darstellung. Auf demselben Plätzchen, welches diese antiken Sarkophage und einen wasserspendenden Brunnen enthält, das sich auf der nördlichen Seite des Domes ausbreitet, liegt auch das dem heil. Johannes dem Täufer geweihte Kirchlein, das sich als ein Achteck darstellt und mit einem achtseitigen, spitzzulaufenden Dachstuhle, ohne andere Decke, eingedeckt ist. Wenige Schritte davon entfernt liegt das Kirchlein Santa Maria delle grazie, welches auch klein und doch durch zehn Säulen, deren je fünf auf jeder Seite stehen, in drei Navaten getheilt und sonst nicht ohne interessante Einzelheiten ist. Auch diese Säulen haben, gleich jenen des Domes, antike Schäfte und jedenfalls fünf derselben auch antike Kapitäle. Sonst enthält das historisch so wichtige Grado aus der Zeit seines Glanzes kein einziges Baudenkmal, selbst nicht einmal die ehemaligen Wohnungen des Patriarchen und seiner Domherren, sondern, bis auf einige, den Badegästen vermiethete größere, fast lauter kleine, ärmliche Häuser. Ein einfaches Gasthaus oder die Wohnung des Pfarrers nehmen den hierher sich verirrenden Reisenden auf. Im Sommer finden sich seit einigen Jahren Badegäste aus der Nachbarschaft hier ein, da der Wellenschlag an diesem Strande viel kräftiger als irgendwo anders hier herum ist, weil unter allen Punkten der istrisch-venetianischen Küste, von dem Vorgebirge bei Pola an bis zur Einfahrt in die Lagunen von Venedig, kein Punkt so weit in das Meer hinein vorspringt, als eben dieser Ort; darum ist aber auch die ganze Insel der Wuth der Meereswogen am meisten ausgesetzt, gegen deren zerstörende Einwirkungen die Stadt durch einen längs der südlichen Seite derselben angelegten Steindamm geschützt ist, welcher zu der Zeit aufgeführt wurde, als der später als Minister des Innern in den Jahren 1848 und 1849 berühmt gewordene Graf Franz Xaver von Stadion Gouverneur des Küstenlandes war. Derselbe zieht sich in einem mächtigen Kreissegmente, der ganzen Ausdehnung des Städtchens entlang, dahin. Er ist in derselben Art wie die berühmten venetianischen Murazzi bei Pelestrina dem Meere entgegengestellt, sodaß die Wogen bei Springfluthen zwar den Fuß der äußersten Häuser, aber schon ganz gebrochen berühren. Der im Rücken des Steindammes bis zu den nächsten Gebäuden aufgehäufte tiefe Wellsand zeugt von der Wuth, mit welcher das Meer bei Winterstürmen gegen diesen Schutzbau ankämpft. Auf der dem Dome entgegengesetzten Seite des Städtchens öffnet sich ein freier Platz, mit dem die einzige breite und regelmäßiger angelegte Hauptstraße, die vom Dome ausläuft, endet und auf dem sich mehre nette Häuser erheben; während auf der dem Steindamme entgegengesetzten nördlichen Seite ein kleiner Lagunenhafen, dessen einst mit Quadern eingefaßten Quais nun nahezu ganz verschwunden und deren Einfassungssteine in der Lagune versunken und dort zum Theil noch zu sehen sind. Seine Umgebung ist ebenfalls unerquicklich und nicht, wie in anderen Orten, durch Gebäude ausgezeichnet; er scheint aber doch auch heute noch von vielen Barken und kleineren Segelschiffen belebt, mit dem Nebenzollamte, einer Hafen- und Sanitäts-Agentie, überragt östlich von den wenigen besseren Gebäuden, die den Badegästen zu Wohnungen dienen. Der Ort zeichnet sich auch durch gutes Trinkwasser aus, das auf diesen Eilanden eben nicht sehr häufig vorkommt. Unter diesen sind einige, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Es sind dies die Laguneninseln San Pietro d'Orio und Barbana. Die erstere derselben trug einst ein bedeutendes Frauenkloster, dessen Gebäude aber ganz von der Erde verschwunden sind. Das Eiland ist verödet, nur der Glockenthurm ragt einsam, den Schiffern ein Wahrzeichen und sicherer Wegweiser, in die blauen Lüfte. Einst stark bevölkert, ist jetzt vom Kloster, seiner Kirche, ihren Meiereien und anderen Wohnungen, die noch im vorigen Jahrhundert hier waren, keine Spur mehr zu sehen, nur der schlanke, aber seiner Glocken beraubte Campanile ist von alle dem übrig geblieben als stummer Zeuge früherer größerer Herrlichkeit. Der Zahn der Zeit nagt aber gewaltig auch an ihm und droht auch ihm das Schicksal der übrigen Bauten, von denen keine Spur mehr zu sehen ist. Die triester Börsen-Deputation soll seit einiger Zeit vermocht worden sein, dafür zu sorgen, daß dieses Schifferzeichen nicht ganz zu Grunde gehe; das thut aber dringend Noth, denn seine Quadern und Ziegelflächen tragen schon die deutlichsten Zeichen der Verwitterung zur Schau. Man muß dieses Nonnenkloster das älteste der ganzen venetianischen Lagunen nennen, wenn es wahr ist, daß schon der Patriarch Elias es gestiftet haben soll. Noch berühmter soll es aber schon in der heidnischen Zeit, und lange vor diesem Patriarchen Elias durch seinen Tempel gewesen sein, den hier Volenus, der zu und um Aquileja sehr verehrt wurde, hier von alten Zeiten her hatte[7]). Das Eiland, auf dem sich dieser Thurm erhebt, liegt nordwestlich von Grado; Barbana dagegen nordöstlich von ihm. Es bildet diese ein kleines rundes Eiland, auf dem eine der Muttergottes geweihte Kirche liegt, zu der die Frommen in zahlreichen Processionen aus weiter Ferne zu Schiff Wallfahrten unternehmen. Die riesenhafte Ulme, welche Jahrhunderte hindurch den Schiffern, ebenso wie der Dom von Grado, der Thurm von Aquileja und jener von San Pietro d'Orio, zum Wahrzeichen diente und die sich vor der Kirche erhob, hat der Sturm vor Jahren gebrochen, sodaß dermalen nur noch ihr umfangreicher Stamm, um den sich auch heute noch die Wallfahrer lagern und ihren mitgebrachten Imbiß verzehren, einige Fuß über den Rasen emporragt. Das, was die Insel jetzt bietet, ist, abgesehen von dem unnennbaren Reiz, den das von aller Welt abgeschiedene, inmitten der Lagune und in der Nähe des Meeres sich er-

7) Siehe Memorie storiche de' Veneti primi e secondi di Jacopo Filiasi. Edizione Seconda Tomo III. (Padova 1811.) p. 38. Dandolo in seiner Chronik Lib. VI. Capitul. II. Part. XVIII. bei *Murat.* Rer. ital. script. col. 103 berichtet: „Hic Patriarcha (nämlich Elias) Templum quoddam Paganorum in Honorem Bethel in contiguo litore situatum in Monasterium puellarum sub sancti Petri Apostoli vocabulo transmutavit."

hebende Eiland für den Bewohner des Binnenlandes umschwebt, im Ganzen höchst unbedeutend. Außer dem Gebäudecomplex des ehemaligen Klosters, der darangebauten Kirche, dem kleinen Friedhofe einer abseitsliegenden Kapelle und einem beschränkten Garten enthält die Insel Nichts, was einer längeren Beachtung werth wäre. Dem Psychologen bieten sich dafür der Gegenstände zu lehrreichen Betrachtungen um so mehr dar, denn das Eiland ist einer der besuchtesten Wallfahrtsorte der ganzen Nordküste des adriatischen Meeres wegen des als wunderthätig für Menschen und Thiere, hauptsächlich Rinder und Pferde, ausgerufenen Muttergottesbildes, welches die Kirche auf dem Hochaltare den Gläubigen zur Verehrung ausstellt, wie solches die Hunderte kleiner Oelgemälde bezeugen, mit denen die Wände des Gotteshauses, der Sakristei und des daranstoßenden Corridors bedeckt sind. Vor nahe einem Jahrtausend wurde, so gab man vor, oder trug sich zu, am Ufer des Eilandes nach einem großen Orkane ein Muttergottesbild gefunden, das bald Wunder zu wirken anfing und Mönchen zur Herbeiziehung von Tausenden frommer Gläubigen diente. Ein kleiner Hafen, eigentlich nur ein Anlandepunkt, der, dem Eingangsthor des ehemaligen Klösterleins gegenüber, am westlichen Ufer des Eilandes angebracht, und durch einen kleinen Molo gegen Sciroccalstürme und seine gewaltigen Wogen geschützt ist, dient den frommen Pilgern zur Bergung ihrer Schiffe. Wenige Schritte von ihm entfernt liegt das ehemalige Kloster, an dessen östliche Seite sich unmittelbar die Kirche so anschließt, daß sein Haupteingang gegen Süden und der Hochaltar gegen Norden liegen. Das Innere des ersteren Gebäudes umschließt einen kleinen Hof, den ringsum Arkaden umgeben, dessen niedrige Bögen, kurze, dünne, auf einer Brustwehr ruhende Säulen tragen, über die sich nur ein gedrücktes Stockwerk erhebt. Die Mitte des kleinen, feuchten Hofraumes nimmt ein Brunnen ein. Schon hier, in den Bogengängen des ehemaligen Klosters, beginnt die lange Reihe kleiner Bildchen, welche die Wunder verewigen sollen, die das den Hochaltar zierende hölzerne Gnadenbild an Menschen und Vieh, z. B. beim Ausreißen der Pferde, auf gefährlichen Gebirgspfaden, bei Stürmen auf der See, Schiffbrüchen und ähnlichen Vorkommnissen, verrichtet haben soll, die sich in der benachbarten Sakristei und in der Kirche selbst, die das Aussehen einer schlichten Dorfkirche hat, fortsetzt. Eine abseitsliegende Kirchhofkapelle, zu der eine kurze Allee von schmächtigen Bäumchen führt, und der prächtige Ausblick auf das nahe Meer, das seine Wogen bis an die östliche und südliche Seite der Insel entsendet, endlich der kleine Garten des Geistlichen, der an den Feiertagen Mariä geistliche Aushilfe braucht, weil die meisten, ja fast alle Wallfahrer, auch die Sacramente empfangen, sind die einzigen Gegenstände, welche die Insel außer der Kirche und dem ehemaligen Kloster enthält. Von der Geschichte des Eilandes ist wenig zu sagen. Der Patriarch Elias gründete hier schon im 6. Jahrh. eine der heil. Jungfrau geweihte Kirche. Den Namen soll sie von dem ersten Abte des Klosters erhalten haben. In den Kriegen der Franken, Ungarn und der Friauler wurde sie fast ganz zerstört und lag nahezu verödet da, bis Patriarch Fortunatus im J. 818 die Gebäude wieder herstellen ließ, Priester und Kleriker, die Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, täglich in Lobgesängen preisen sollten, hersandte, ihnen 30 Pfund Silbers, 100 Malter Getreides und ein ganz ausgerüstetes Schiff zum Verkehr mit dem Festlande und den Inseln, mitgab und so für die Wiederbelebung der Insel sorgte. Nach einer alten, bei Rubeis im Appendix veröffentlichten aquilejenser Chronik soll diese Insel schon vor der Zerstörung Aquileja's ein Ort gewesen sein, wohin sich diejenigen zurückzogen, welche, nach dem Beispiele der Eremiten Aegyptens und Syriens, die Einsamkeit aufsuchten, um in Zurückgezogenheit den Bußübungen und Gebeten obzuliegen. Alle diese Eilande und noch viele andere kleinere Inselchen umspült die nach Grado benannte Lagune, an deren äußerstem Rande, und nicht wie Venedig mitten in ihr, die Stadt liegt. Gleich jener von Venedig besteht auch sie aus tieferen Kanälen, die auch bei dem tiefsten Stande der Ebbe mit Wasser gefüllt sind, und dadurch zur Verbindung ihrer einzelnen Theile dienen, aus erhabeneren Flächen, die zur Zeit jede, auch die wenig hoch gehende Fluth überspült, und wieder aus anderen Bänken, die nur bei höher steigendem Wasserergusse überdeckt werden. Wie in den Lagunen von Venedig unterscheidet man auch an und in ihr Porti, oder Meeresdurchbrüche in dem Dünenzuge, der sie von der See trennt, Canali, Paludi, Sandbänke und Schlammgründe, ungesunde Sumpfgegenden oder die todte und die lebendige Lagune, Valli, Barene, Fondi, Vetme, deren nähere Bezeichnungen uns jedoch zu weit führen würden. Ueber allen diesen Theilen der Lagune von Grado schwebt ein wunderbarer Reiz, der durch den Kranz der fernen Alpen, welche über die ausgebreitete Fläche Friauls sich erheben, ungemein erhöht wird. Die Geschichte des Patriarchats von Grado siehe am Ende dieses Bandes. *(G. F. Schreiner.)*

GRADO oder d'Agrate (Gianfrancisco da), ein italienischer Bildhauer, welcher zu Anfang des 16. Jahrh. blühte und zu Parma, wo er wahrscheinlich auch geboren war, arbeitete. Er leistete besonders Vorzügliches in Figuren und Verzierungen, und man bewundert jetzt noch zu Parma den Sarkophag des Cardinals Bianchi in der Taufkirche; zwei Kanzeln von Marmor in der Kathedrale; das Grabmal der Familie Carissimi; das zierliche Mausoleum des Kanonicus Mantini, welcher im J. 1507 starb; die Verzierung an der Thür und an den Fenstern der Capitelstube in der Kirche des Evangelisten Johannes, sowie die marmornen Kragsteine der in derselben befindlichen, von Begarelli modellirten Heiligenstatuen; das Grabmal und die Statue des im J. 1523 gestorbenen Sforzino Sforza in der Steccata und eine aus der Kathedrale stammende prachtvolle Balustrade in dem Palaste Rosa Prati. — Ein Kupferstecher Francesco de Grado, welcher angeblich aus den Niederlanden stammte, war zu Anfang des 18. Jahrh. zu Neapel thätig, und seine beiden Söhne, Bartolome und

Archangelo, trieben dieselbe Kunst. Am berühmtesten wurde aber Filippo de Grado, Bartolome's Sohn, welcher die Portraits zu den Biographien der neueren Maler, welche Bellori im J. 1728 zu Rom herausgab, und auch mehre Kupfer für das Museo Ercolano stach. Unter den einzelnen Blättern dieses Künstlers wird eine Allegorie, welche einen jungen Fürsten mit einem springenden Pferde am Meere darstellt, als meisterhaft gerühmt*). (*Ph. H. Külb.*)

GRADUALE, oder wie das Wort in älterer Form lautet, Gradale†), ist ein Stück der Meßliturgie, welches der Tradition nach auf Anordnung des Papstes Cölestin I. unmittelbar auf die Verlesung der Epistel folgt. Die Sänger, auf den Stufen des Ambon oder pulpitum stehend, stimmten als Stufenlied einen Psalm (vielleicht einen der Stufenpsalmen) an, dem die Gemeinde respondirte. Wahrscheinlich sind in der alten Kirche ganze Psalmen gesungen worden. *Augustinus*, De verbis ap. serm. 8: Apostolum audivimus, Psalmum audivimus, Evangelium audivimus, consonant omnes divinae lectiones. Serm. 10: Primam lectionem audivimus, Apostoli, deinde cantavimus Psalmum, post haec evangelica lectio decem leprosos mundatos nobis ostendit. Am Schlusse des Psalmes ward, die Bußzeiten des Kirchenjahres ausgenommen, das Alleluja angestimmt und die letzte Sylbe desselben in mannichfachen Modulationen weiter geführt. Dum psallimus Alleluja, sagt Rupert von Deutz, jubilamus magis ac psallimus, unamque brevem digni sermonis syllabam in pluras neumas protrahimus, ut jucundo auditu mens attonita repleatur et rapiatur illuc, ubi sancti exultabunt in gloria et laetabuntur in cubilibus suis. Bekanntlich sind aus diesen Modulationen die Sequenzen entstanden. Daß in der alten Kirche der Gesang der Graduale eine geraume Zeit dauerte, ist daraus zu ersehen, daß in der Missa Illyrici und Chisiana lange Gebete während der Graduale für den Celebranten vorgeschrieben sind.

Heutzutage ist das Graduale sehr abgekürzt und wird nur von dem Celebranten still gelesen. In musikalischen Messen ist es meist in die Composition gezogen und wird dann vom Chore gesungen. Seinem alten Charakter gemäß ist es fast immer aus Psalmenstellen zusammengesetzt; doch kommen auch Stellen aus andern biblischen Büchern, kirchlichen Hymnen und Antiphonen vor. Für gewöhnlich besteht das Graduale aus dem Hauptsatze und einem Versus mit dem Alleluja, z. B. in der ersten Weihnachtsmesse: Tecum principium in die virtutis tuae: in splendoribus Sanctorum, ex utero ante luciferum genui te. Dixit Dominus Domino meo: Sede a dextris meis: donec ponam inimicos tuos scabellum pedum tuorum. Alleluja, alleluja. — Dominus dixit ad me: Filius meus es tu, ego hodie genui te. Alleluja. Am Epiphaniasfeste: Omnes de Saba venient, aurum et thus deferentes, et laudem Domino annuntiantes. Surge et illuminare, Jerusalem: quia gloria Domini super te orta est. Alleluja, alleluja. Vidimus stellam ejus in oriente: ut venimus cum muneribus adorare Dominum. Alleluja. Zur Osterzeit ist das Graduale mehr mit dem festmäßigen Alleluja durchwebt und dabei mehr oder weniger abgekürzt. Am Sonntag Cantate: Alleluja, alleluja. Dextera Domini fecit virtutem: dextera Domini exaltavit me. Alleluja. Christus resurgens a mortuis, jam non moritur, mors illi ultra non dominabitur. Alleluja. In der Fastenzeit dagegen schweigt das Alleluja, und auf den Versus folgt ein längerer oder kürzerer Tractus, ein in langgezogenen ernsten Tönen sich bewegender Bußgesang. So am Aschermittwoch: Miserere mei, Deus, miserere mei, quoniam in te confidit anima mea. Misit de coelo et liberavit me: dedit in opprobrium conculcantes me. Tractus: Domine, non secundum peccata nostra, quae fecimus nos: neque secundum iniquitates nostras retribuas nobis. Domine, ne memineris iniquitatum nostrarum antiquarum: cito anticipent misericordiae tuae, quia pauperes facti sumus nimis. Adjuva nos, Deus salutaris noster: et propter gloriam nominis tui, Domine, libera nos: et propitius esto peccatis nostris, propter nomen tuum. Zuweilen steht statt des ganzen Graduale nur ein Tractus.

Ein kirchliches Buch, in welchem die Gradualien des ganzen Jahres enthalten sind, führt auch den Namen Graduale.

Im Ambrosianischen Ritus kommt zwar nicht der Name Graduale, aber nach der Epistel ein Versus mit Alleluja vor. Die Gallicaner hatten einen Psalmus responsorius zwischen Prophetenlection und Epistel und die Mozaraber an derselben Stelle das Psalterium, z. B. zu Weihnachten: Dominus dixit ad me: Filius meus es tu, ego hodie genui te. Luther erscheint in der Formula Missae von 1523 nicht als Freund des Graduale. „Graduale duorum versuum simul cum alleluja, vel utrum, juxta arbitrium Episcopi cantetur. Porro gradualia quadragesimalia et similia, quae duos versus excedunt, cantet quisquis velit in domo sua. In ecclesia nolumus tedio extingui spiritum fidelium. Sed nec ipsam quadragesimam sive majorem hebdomadam aut sextam feriam penosam, aliis ritibus ostentare decet, quam alias quascunque, ne semimissa et altera sacramenti parte Christum amplius ludere et ridere velle videamur. Alleluja enim vox perpetua et Ecclesiae, sicut perpetua est memoria passionis et victoriae ejus.“ In der preußischen Agende dagegen tritt das Graduale als Spruch vor dem Alleluja auf. Es sind 12 allgemeine und 11 für Feste bestimmte Sprüche mitgetheilt. So zu Weihnachten: Frohlocket ihr Völker der Erde und preiset Gott! Der Heiland ist erschienen, den der Herr verheißen, er hat seine Gerechtigkeit der Welt offenbaret. Alleluja! (*Daniel.*)

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 582. G. K. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 314.

†) Es kommen auch die Namen Responsum, Cantus responsorius u. a. vor.

GRADUS, eine von Jornandes und von Paulus Diaconus erwähnte kleine Insel bei Aquileja, auf welche sich bei der Annäherung der Langobarden im Anfange des 6. Jahrh. der Patriarch von Aquileja und zahlreiche Einwohner flüchteten und hier ihre heiligen Schätze zu bergen suchten. Dies gelang aber nicht auf die Dauer, denn später ließ dieselben der langobardische Fürst von Foro Julii aus wegholen. Die Patriarchen haben aber dennoch viele Jahrhunderte hindurch auf dieser Insel ihren Wohnsitz gehabt. Vergl. Mannert Th. IX, 1. S. 77 (siehe den Artikel Grado). (*Krause.*)

GRAEA (*Γραῖα*), eine der uralten böotischen Städte, welche bereits im Homerischen Epos (Iliad. II, 498) erwähnt worden sind (*Θέσπειαν, Γραΐάν τε πολυκνημόν τ' Ἐτεωνόν*). Zu Strabon's Zeit (IX, 2, 26. p. 410. *Cas.*) war wol nur noch der Name, keine Ruine mehr übrig (*τῶν δ' ἄλλων ἐρείπια καὶ ὀνόματα λέλειπται*). Nach der Dichtung der Korinna war *Γραῖα* nur ein Name von Tanagra (wie Pausanias berichtet IX, 20, 2). Auch dem Strabon war diese Version der Sage bekannt, und er bemerkt l. c.: *τινὲς δὲ τῇ Τανάγρᾳ τὴν αὐτὴν φασιν* (nämlich *Γραῖα*). Nach Aristoteles war aber Graia identisch mit Oropos, in dessen Gebiet von Strabon Graia gesetzt worden ist (*καὶ ἡ Γραῖα ἐστὶ τόπος Ὠρωποῦ πλησίον* l. c.). Stephanos Byz. v. p. 212 (ed. *Meineke*): *Γραῖα, πόλις Ἐρετρίας;* allein p. 600, v.: *Τάναγρα, πόλις Βοιωτίας, ἣν Ὅμηρος Γραΐαν καλεῖ διὰ τὸ πλησίον εἶναι.* — dann *τὴν δὲ Γραΐαν ἔνιοι λέγεσθαι τὸ νῦν τῆς Θηβαϊκῆς καλούμενον ἔδος. τινὲς δὲ τὴν Ταναγραίαν, ὧν εἰς ἐστι καὶ Καλλίμαχος. Ἀριστοτέλης δὲ Γραΐαν τὴν νῦν Ὠρωπόν, ἔστι δὲ τόπος τῆς τῶν Ὠρωπίων πόλεως πρὸς τῇ θαλάττῃ.* Stephanos stimmt also dem Strabon bei, daß Graia ein Ort im Gebiete von Oropos war, welcher, da er früh schon verschwunden, später Veranlassung zu der dichterischen Mähr der Korinna gegeben hat, was auch bei andern früh verschollenen Städten stattgefunden hat. (*Krause.*)

GRAEBE (Karl Otto), teutscher Rechtsgelehrter, am 5. Juni 1751 zu Rinteln geboren, ging, nachdem er auf der Schule seiner Vaterstadt eine tüchtige Vorbildung und einen gründlichen Unterricht in den alten Sprachen, der Geschichte, der Philosophie und der Mathematik erhalten hatte, im J. 1774 nach Göttingen, um sich daselbst dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, jedoch mit dem Vorsatze, auch seine weitere Ausbildung im philosophischen Fache zu versuchen. Nach der Beendigung seiner Studien ward er Lehrer an dem akademischen Gymnasium zu Burg-Steinfurt, befaßte sich aber zugleich mit der juristischen Theorie und Praxis. Im J. 1783 wurde er in derselben Eigenschaft nach Lingen versetzt und im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf nach Rinteln als Professor der Rechte. Er trat, nachdem er noch eine Reise durch den größten Theil der Niederlande gemacht hatte, im Herbste 1784 diese Stelle an und erwarb sich durch seine Vorlesungen über fast alle Theile der Jurisprudenz, besonders aber über Criminalrecht, Lehnrecht und Staatsrecht, welche er eine lange Reihe von Jahren regelmäßig hielt, entschiedenen Beifall. Im J. 1805 wurde er zugleich zum Justizrath bei der Regierung zu Rinteln ernannt. Er legte die Ergebnisse seiner Forschungen meist in Programmen, Dissertationen und Abhandlungen für verschiedene Sammelwerke nieder; von seinen größeren einzelnen Schriften sind hauptsächlich zu nennen: „Vermischte Betrachtungen über Regenten und Unterthanen, Herrschaft und Landeshoheit, insbesondere deren Umfang, Einschränkungen und Gränzen" (Leipz. und Götting. 1780—1782. 8. 2 Thle.); „Ueber die Reformation der peinlichen Gesetze und über die Verdienste und Bemühungen sie zu verbessern, nebst einigen Bemerkungen über Verbrechen und Strafen" (Münster 1784. 8.) und „Nachrichten von der Eigenbehörigkeit und dem Meierrecht in der Grafschaft Schaumburg, sowohl hessischen als lippischen Antheils, nebst einigen Bemerkungen über die Eigenbehörigkeit in Westphalen überhaupt und erläuternden Gutachten." (Lemgo 1803. 8.) Unter den kleineren Abhandlungen dürften die vorzüglichsten sein: „Kurze Darstellung der ungleichen Ehen zwischen Personen des hohen und niedern Adels; eine Vorlesung" (Rinteln 1787. 8.); „Bemerkungen über die gerichtliche Bestätigung" (Rinteln 1799. 4.) und die Erörterung: „Darf man den nächtlichen Dieb ungestraft tödten?" (in Duysing's Annalen der Gesetzgebung. Heft 6. S. 18 fg.), und unter den Programmen: Commentatio continens potiora Apanagii capita (Rint. 1775. 4.); Dissertatio de indole et cautelis Apanagii (Steinf. 1780. 4.) und Programma de origine turturae in Germania (Rint. 1785. 4.). Endlich dürften noch die biographischen Nachrichten über den Theologen Barkey (Programma continens memoriam Dr. et Prof. Theologiae Barkey. Steinf. 1782. fol.) und den Juristen Springer (Memoria J. C. E. de Springer, Consil. int. Cancell. et Prof. Rint. 1798. 4.) zu erwähnen sein *). (*Ph. H. Külb.*)

GRÄBEN dienen auf den Feldern zur Entwässerung, auf den Wiesen zur Be- und Entwässerung. Damit die offenen Gräben alles Wasser, welches sie aufnehmen, abführen können, müssen sie so weit sein, daß sie nicht zuschlämmen, und so viel Gefälle haben, daß das Wasser in ihnen nicht lange stehen bleibt. Es ist oft schwierig, den Gräben das nöthige Gefälle zu geben; der Mangel daran macht oft sehr kostspielige Arbeiten nöthig, doch sind Fälle selten, daß man gar kein Gefälle bewirken könnte. An dem Wasser in den Gräben selbst sieht man leicht, ob dieselben hinlänglichen Fall haben. Gräben, welche das Wasser abführen sollen, müssen mindestens ⅔ Zoll Gefälle auf 100 Fuß Länge haben. Wenn die Gräben nicht tief sind und nicht viel Wasser auf einmal abzuführen haben, so ist es nicht nöthig, ihren Seiten eine starke Abdachung oder Böschung zu geben Es können jedoch Fälle vorkommen, wo man die Gräben sehr tief und breit machen muß, damit sie viel Wasser aufnehmen und damit das nöthige Gefälle gewonnen wird. In solchen Fällen ist es von Wichtigkeit, daß die Böschung stark genug sei, damit die Erde an den Seiten-

*) Fr. Wilh. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. Bd. 5. S. 35 fg.

wänden nicht herabsinke und das Abfließen des Wassers nicht hindere. Die Böschung muß immer im Verhältniß zur Tiefe des Grabens stehen. Ehe man daher einen Graben anlegt, muß man die nothwendige Tiefe desselben und seine Weite auf der Sohle bestimmen; dann steckt man die Breite ab, welche der Graben haben soll, und gräbt in dieser Breite bis zur erforderlichen Tiefe. Hierauf mißt man an beiden Seiten eine der Sohle des Grabens gleiche Breite ab und schrägt so weit die Wände ab. Auf diese Weise gibt man dem Graben ein Böschung von 45°, die in bindendem Boden hinreicht. Bei sehr lockerem, leicht einstürzendem Boden ist eine stärkere Neigung der Grabenwände nöthig. Die Böschung muß stets im Verhältniß zur Tiefe des Grabens stehen. Die Breite der Sohle ist stets von der Wassermenge abhängig, welche der Graben aufnehmen soll. Die Gräben können nur dann eine vollkommene Wirkung äußern, wenn sie jedes Jahr geräumt oder gehoben werden. Der Herbst ist die passendste Zeit dazu. Selbst wenn die Gräben nicht mit Erde oder Schlamm angefüllt sind, müssen sie doch von den darin wachsenden Wasserpflanzen gereinigt werden, weil diese den Lauf des Wassers aufhalten. Der Grabenaushschlag gewährt einen guten Dünger; am besten verwendet man ihn zur Anlegung von Composthaufen. (Dr. *William Löbe.*)

GRÄBNER (David), Arzt, geb. zu Breslau im J. 1655, studirte fünf Jahre Medicin in Königsberg und promovirte dann in Padua. In sein Vaterland zurückkehrend, prakticirte er zuerst einige Zeit in Fraustadt, aber bald ließ er sich in seiner Vaterstadt Breslau nieder, wo er bis zu seinem Tode (21. Jan. 1737) verblieb. Gräbner zeichnete sich durch bedeutende literarische Kenntnisse aus, und seinem literarischen Rufe hatte er es zu verdanken, daß ihn Kaiser Leopold als Edlen von Gräbner in den böhmischen Adelstand erhob. Seine Schriften sind: Medicina vetus restituta, sive Paragrapha hippocratico-galenica in Theodori Craanen tractatum physico-medicum de homine. (Lips. 1695. 4.) Diarium meteorologicum Vratislaviense; accedit de experientia tractatus. (Vratisl. 1703. 4.) (Enthält nur Beobachtungen ohne Benutzung des Thermometers und Barometers.) Tractatus philologico-physico-medici septem. (Vratisl. 1707. 4.) (Die erste Abhandlung bringt des Verfassers Beobachtungen in Breslau von 1692 bis 1702. — Die zweite handelt von den Krankheiten, die 1699 in Breslau herrschten. — Die dritte erläutert das Plagiat in der Medicin. — Die vierte handelt über Streitigkeiten in der Medicin und hat den Titel: Theatrum medicum antagonisticum s. Catalogus librorum eristicorum. — Die fünfte enthält Additamenta ad Theodori Craanen tractatum de homine; darunter die Beobachtung eines Polyphagen. — Die sechste ist Specimen medicinae practicae veterum restitutae, und geht von der Galenischen Abhandlung De curandi ratione per venae sectionem aus. — Die siebente ist nichtmedicinischen Inhalts.) Mantissa operum hucusque editorum tripartita. (Vratislav. 1708. 4.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRAECIA und **GRAECI**, die Namen, mit denen Griechenland (Hellas) und die Griechen (Hellenen) von den Römern bezeichnet wurden, und aus deren letzterem auch der bei der Westwelt nachmals und noch heute gebräuchliche Name der „Griechen" selbst erwachsen ist. Für alles auf diesen Artikel bezügliche Materielle ist hier einfach auf die Bände zu verweisen (Bd. 80 fg. der ersten Section), in denen über die Geographie, Geschichte u. s. w. von Alt-Griechenland eingehend gehandelt wird. Hier nur noch wenige Bemerkungen über den Namen der Graeci oder *Γραικοί*. Es wird im Allgemeinen als sicher angesehen, daß der Name der Gräken ursprünglich derselben Gegend angehörte, wo wir einen der ältesten Sitze des pelasgischen Götterdienstes und zugleich (obwol das letztere nicht ohne Widerspruch verschiedener Gelehrten) den ältesten Sitz des nachmals über ganz Griechenland ausgebreiteten Hellenen-Namens finden: nämlich der Thallandschaft des Dodonäischen Epirus. Wie und wann es nun geschehen, daß der Name der Gräken den Bewohnern des gegenüberliegenden Italiens in dunkler Vorzeit zuerst bekannt, daß dieser Name dann von denselben zur Gesammtbezeichnung der sämmtlichen Stämme der hellenischen Halbinsel erweitert wurde, wird kaum mehr zu ermitteln sein; vergl. Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. Bd. I. S. 782. Bernhardy, Griech. Literaturgesch. Th. I. S. 230. Fiedler, Geographie und Geschichte von Altgriechenland S. 47. Mommsen, Römische Geschichte. Bd. I. S. 132. Was aber den Namen selbst angeht, so nehmen ihn mehre neuere Forscher für eine eigenthümliche Bezeichnung desselben Stammes in Epirus, der gewöhnlich Hellen (Hellenen) genannt wird; so nach *Aristotel.* Meteor. I, 14 namentlich Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. Bd. I. S. 781; vergl. Benfeler, Wörterbuch der griech. Eigennamen Abth. I. S. 259. Bernhardy, Griech. Literaturgesch. Th. I. S. 230. Grote, Gesch. Griech., übers. von Meißner. Bd. I. S. 602 fg. Fiedler a. a. O.

Im Allgemeinen vergl. dann Peter, Griech. Zeittafeln S. 3; Hermann, Griech. Staatsalt. §. 7, 16 und G. F. Hertzberg, Geschichte von Alt-Griechenland in Bd. 80. Sect. I. (dieser Encyklopädie) S. 233.

Erst Curtius in seiner „Griechischen Geschichte" Bd. I. S. 85 (vergl. S. 96) erblickt in dem Namen der Gräken den ersten Gesammtnamen der europäischen Hellenenstämme; dieselbe Ansicht, welche in dem Namen „Gräken" den nicht von Fremden ertheilten, sondern im Lande selbst erwachsenen vorhellenischen Gesammtnamen der griechischen Völker erkennt, hat Mommsen a. a. O.; Bursian, der aber die Pelasger nicht mit den Hellenen identisch setzt, nimmt Gräken (oder Sikeler) für den Namen der epirotischen Pelasger (Geographie von Griechenland. Bd. I. S. 9). — Noch andere Ansichten s. unter Anderen bei Niebuhr, Römische Geschichte. Bd. I. S. 60. Kortüm, Gesch. Griechenl. Bd. I. S. 19 und v. Hahn, Albanesische Studien S. 306.

Der Name der Gräken hat noch der Dichtung Veranlassung gegeben zu genealogischen Fabeln; man schuf

einen Stammvater Gräkos (*Apollod.* 47, 3. Marm. Par. ep. 6, 11); nach Hesiodos (fr. 39) ap. *Lyd.* de menss. I, 13. p. 5 empfing die Pandora von Zeus den Gräkos; nach *Euseb.* p. 98 ist Gräkos der Vater des Thessalos, nach *Steph. Byz.* s. v. Thessalos der Vater des Gräkos. (Vgl. Wachsmuth S. 781. Bernhardy S. 230. Benseler a. a. O. Preller, Gr. Myth. Bd. 1. S. 97 fg.) — Der Name „Gräken" ist bei den Hellenen bald in Vergessenheit gekommen; erst in sehr später Zeit, vielleicht unter dem Einflusse des römischen Gebrauches, wurde er wieder von den Alexandrinern, auch für die Gesammtnation, angewendet (*Callimach.* fr. 104. *Lycophr.* 605). Vgl. Benseler a. a. O. Bernhardy a. a. O. Wachsmuth a. a. O. S. 782. (*G. F. Hertzberg.*)

GRAECINUS LACO — s. auch den Artikel Laco — (römische Geschichte). Dieser Mann war unter dem Kaiser Tiberius der Befehlshaber der nächtlichen Polizeimiliz (vigiles) in der Hauptstadt Rom; er war es, der am 18. Oct. des Jahres 784 d. St., 31 nach Chr., den mächtigen Günstling des Kaisers, den Sejanus, in der im Tempel des palatinischen Apollo gehaltenen Senatsversammlung verhaften mußte (*Dio.* 58, 9. 10). Der Senat beantragte zum Dank dafür, dem Laco außer andern Auszeichnungen Quästorenrang zu verleihen; Laco war indessen klug genug, diese Ehren abzulehnen (*Dio.* l. l. 12). — Laco erscheint später unter Kaiser Claudius als Statthalter in Gallien; Claudius verlieh ihm nach seiner eigenen Rückkehr von jenem Feldzuge des A. Plautius, der einen Theil von Britannien zur römischen Provinz machte (43 nach Chr.), bei der Feier des Triumphes (im J. 44 nach Chr.) außer andern Auszeichnungen auch den consularischen Rang, weil sich Laco während dieses Feldzuges in seiner Umgebung befunden hatte (*Dio.* 60, 23). (*G. F. Hertzberg.*)

GRAECOSTASIS, zur Zeit des Cicero ein freier Platz auf dem großen Forum Roms, vor den Stufen der Curie, in welcher der Senat seinen Berathungen oblag. Dieser Platz war für die Gesandten fremder Staaten bestimmt, um sich hier zu versammeln, und abzuwarten, bis sie von hier ab in die Curie zum Senat geführt wurden. Dieser Raum hatte von den Gesandten der griechischen Staaten (wie in so vielen Fällen das Ganze von einem Theile) den Namen erhalten. Hier hatte einst Clodius während einer ihn betreffenden Verhandlung im Senate eine große Anzahl Menschen von seiner Faction aufgestellt, welche auf einmal ein mächtiges Geschrei erhoben und den Senat wirklich so in Schrecken setzten, daß er, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, von dannen ging. *Cicero*, Epist. ad Quint. Fratrem libr. II. ep. 1. Wenn man von der Curie aus die Sonne zwischen der Graecostasis und den Rostra stehen sah, war es gerade um Mittag, und ein Accensus des Consuls hatte das Amt, diesen Moment der Tageszeit mit lauter Stimme zu verkündigen. Varro (De lingua Latina V, 155) erklärt die Graecostasis als einen sub dextra hujus (nämlich der Curia Hostilia) locus substructus, ubi nationum subsisterent legati qui ad senatum essent missi. Is Graecostasis appellatus, a parte ut multa. Auch Plinius H. N. VII, 60 (cum a Curia inter Rostra et Graecostasin prospexissent Solem) und XXXIII, 6 (aediculam aeream fecit in Graecostasi, quae tum supra Comitium erat, inciditque in tabella aerea eam aedem trecentis quatuor annis post Capitolinam dedicatam; vergl. *Rhodigin.* Ant. Lect. X.) hat diesen Raum erwähnt. Allein da zu seiner Zeit die Curie, in welcher sich der Senat versammelte, eine andere Stelle hatte, so konnte auch die Graecostasis nicht mehr ihren alten Platz behaupten, und muß demnach zur Zeit des Plinius eine andere Lage gehabt haben, sowie auch dieser alterthümliche Name nicht mehr allgemein gebraucht werden mochte. Zur Zeit des Plinius war es ein locus substructus, also wol ein durch Substructionen geebneter Raum auf einem von Natur unebenen Terrain. In der Beschreibung Roms von Ed. Platner, C. Bunsen, Ed. Gerhard und W. Röstell Bd. III. S. 424 fg. wird Folgendes bemerkt: „Ich denke mir darunter ein Atrium, wo die fremden Gesandten warten mußten, bis man sie in die Curie führte, kein Gebäude, sondern ein locus substructus. Dieses ward natürlich verlegt, als die Curie auf einem anderen Platze wieder erbaut war. Man muß es sich in der Tiefe denken, neben dem Fuße der Treppe, welche hinauf, und gewiß nicht zu einer Seitenthür hinein, die Gesandten in die Curie geführt wurden. Daher senaculum supra Graecostasin: kein Gebäude, sondern ein Platz, wo die Senatoren standen (consistebant), d. h. wol, bevor sie in die Curie eintraten. Hier war die Basilica opimia, die area Vulcani, nahe genug, um die Redner von den Rostris hören zu können." (*Krause.*)

GRÄDITZBERG (der), im schlesischen Fürstenthume Liegnitz, eine Meile von der Stadt Goldberg, steigt mit der auf seinem Gipfel ruhenden gleichnamigen Burgruine aus einer weiten Ebene kühn empor. Ein steiler Fußweg in der Nähe des am Fuße des Berges gelegenen Dorfes Gräditzberg führt in den Schloßhof der ehemals prachtvollen Veste. Erhalten hat sich noch zum Theil ein schöner viereckiger Thurm, an den sich links die eigentlichen Burg- und Wohngebäude geschlossen zu haben scheinen. Mehre Wasserbehälter zeugen noch von der angewandten Sorgfalt, feindlichen Angriffen und Belagerungen lange widerstehen zu können. Außer einem großen Rittersaal, den der Graf Hochberg zu Fürstenstein in neuerer Zeit wiederherstellen ließ, haben sich noch zwei an einander stoßende gewölbte Zimmer erhalten. An der Decke des einen Zimmers sieht man noch das Wappen der Herzöge von Liegnitz, der Familien von Zedlitz und von Rothkirch. Alle übrigen Theile der Burg liegen mehr oder weniger in Ruinen. Mit Staunen und Bewunderung erfüllt jedoch noch immer die Größe, die Festigkeit und theilweise Pracht der auf einem Basaltfelsen erbauten Burg, die eine höchst anmuthige Aussicht auf einen großen Theil Schlesiens darbietet, auf die Städte Liegnitz, Heynau, Goldberg und das Kloster Wahlstett, bei heiterem Himmel westlich bis in die Lausitz hinein, nach Süden zu auf das Riesengebirge.

Der alte Name des Berges, auf dem die Burg ruht, soll St. Georgenberg gewesen sein. Dem heiligen Georg war vielleicht auch die am Fuße des Berges liegende Kapelle geweiht. Ursprüngliche Herren der Burg waren die alten piastischen Herzöge bis zum Jahre 1675, in welchem diese Linie ausstarb, und Kaiser Leopold I., trotz der brandenburgischen Rechtsansprüche auf Liegnitz, diese Herrschaft an sich riß. Seitdem verwalteten Burggrafen diesen Landstrich. Im J. 1708 ward Grädițberg an den Grafen von Frankenberg verkauft, dessen Sohn aber die ihm zugefallenen Güter so verschuldete, daß sie sequestrirt und 1749 an den Grafen von Geßler verkauft wurden. Dieser veräußerte sie nach vier Jahren wieder an einen Herrn v. Schellenberg, dessen Familie sie noch 1789 besaß, worauf sie das Eigenthum des Grafen Hochberg wurden.

Die Erbauung der Burg ruht im Dunkel. Die Nachrichten aus dem Hussitenkriege, die so mancher alten Veste erwähnen, übergehen den Grädițberg gänzlich mit Stillschweigen. Es scheint daher, daß die Erbauung der Burg in eine spätere Zeit fällt. Viel für sich hat die Annahme, daß sie unter dem Herzoge Friedrich I. von Liegnitz um das Jahr 1475 entstand. Sie scheint ihm weniger zu seiner Wohnung, als zu einem sichern Asyl in Kriegszeiten gedient zu haben, wozu die Lage und Form des Berges sich auch trefflich eignete. Kaum funfzig Jahre mochte die Burg gestanden haben, als sie unter dem Sohne des Erbauers, dem Herzoge Friedrich II., durch einen Brand verwüstet ward. Mit einer großen Zahl von Gästen, unter andern mit seinen Vettern, dem Markgrafen Georg I. von Brandenburg und dessen Bruder, dem Markgrafen Wilhelm, Kanonicus zu Mainz und Cöln, befand sich der Herzog Friedrich II. auf der Burg, als am 27. Mai 1523 Feuer ausbrach und die Hälfte der Gebäude verzehrte. Unter den Herzögen Friedrich III. und Heinrich XI. gerieth der Grädițberg immer mehr in Verfall. Der Herzog Georg Rudolf mußte ihn in den Jahren 1615—1621 mit großen Kosten ausbessern lassen.

Erhalten hat sich das Manuscript eines Inventariums der alten Veste vom Jahre 1630. Es verdient hier auszugsweise eine Stelle, um die Einrichtung, innere Verzierung und Bestimmung der Burg überhaupt näher kennen zu lernen. Dies Inventarium bietet zugleich einen interessanten Vergleich dar zwischen der Einfachheit der damaligen fürstlichen Wohnungen mit dem Luxus in den Palästen der neueren Zeit. „Im Oberschlosse," heißt es, „am Eingange durchs Thor auf der linken Seite liegt das steinerne große Gebäude, unter welchem sich ein langer Bierkeller befindet. Gegen das alte Gebäude hin ist ein Milch- und Speisekeller. Ueber diesem Keller, wenn man ins Schloß geht, zur rechten Hand, ist eine große gewölbte Stube, mit Bänken, Rechen [1]) und Ofen, einer schönen neuen Thür, Fenster und Fensterladen inwendig. Neben dieser Stube ist eine gewölbte Kammer mit Thür und einem Fenster, wovor ein eisern Gitter. Gegenüber zur Linken ist wieder eine große Stube über dem langen Keller gewölbt. Daneben ist noch ein Gewölbe, in welchem ein Kamin sich befindet und dabei eine steinerne Wendeltreppe, auf welcher man in den andern Stock kommt. Bald wenn man hinauftritt, ist eine gewölbte Stube mit Bänken, Rechen und Tafeln, daneben eine gewölbte Kammer mit Fenstern, welche man der Fürstin Zimmer heißt. — Gegenüber ist ein großer gewölbter Saal mit langen Tafeln. Hinter dem Saal ein gewölbtes Stüblein und daneben eine gewölbte Kammer der Herzogin, worin jetzt ein weißes, zweischläfriges Bett steht. — In dieser Kammer der Herzogin sind auch zwei Gänge, in welchen man in und auf der Mauer gehen kann. Vorn gegen den Schloßhof ist auch ein schöner steinerner Gang. Ueber diesem andern Stock ist das etwas schadhafte Dach. An diesem Wohngebäude stehen, an der Mauer aufwärts, zwei Thürme, darin sind drei kleine Gewölbe. Hinter diesem steinernen Gebäude, zwischen diesem und dem alten Hause, steht ein alter Thurm, in welchen das Wetter einigemal geschlagen, unten aber ist ein gewölbter Weinkeller, über diesem eine finstere Kammer, ohne Thür und Fenster, die ein Kamin gehabt hat. — Der Stock hinter dem steinernen Gebäude hat zum Eingange links eine schöne Stube, darin wohnt der Amtmann, und zur Rechten die Küche; daran ist ein kleines Gewölbe zu Speise- und Küchensachen. Ueber dem Gewölbe eine hölzerne Kammer für den Amtmann; über des Amtmanns Wohnstube ist der zweite Stock. Da ist eine große Kammer, aus welcher man in einem Gange in den steinernen Stock gehen kann, dabei wieder ein Stübchen. An das alte Gebäude stößt ein runder Thurm, in dem jetzt der Amtmann schläft. Neben diesem alten Hause ist das Brauhaus mit allem Zubehör, und in dem Brauhause ein neuer Kuhstall, darüber ein Söller. — Neben an ist das Backhaus mit zwei Backöfen, in dem Backhause ist eine Back- und Badestube; neben dem Backhause ist ein schön gemauerter Windebrunnen mit Wasser, worauf folget ein rundes Thürmchen, mit eiserner Thür verschlossen: Darin ist jetzo des hingerichteten Neudorfer Herrn Daniel von Stange sein Rüst- und Reitzeug. Vorn, gegen den Eingang des Schlosses, ist der größte gevierte Thurm, in welchem unten drei Gewölbe, darüber aber noch sechs unordentliche Gewölbe, dabei ein Schüttboden und Kammer. Gegen diesen großen Thurm, auf der andern Seite, neben dem Thor, sind drei gemauerte Ställe für Pferde. Dieses Thor selbst ist wohlverwahrt mit einem starken eisernen Gitter und einer Aufziehbrücke. Neben dem großen Thor, im Vorhofe, ist das Zeughaus, darüber die Rüstkammer, alles mit eisernen Thüren, darüber ein Schüttboden. Im Vorhofe stehen auch zwei Thürme; der eine steht an dem Kretscham [2]), darin Pulver. Der Kretscham hat zwei große Stuben über einander, zwei Kammern, steinerne Küche, auch Kuhstall, vor der Thür ist eine

1) Ein Hakenbret, an das man Kleider hing.

2) Kretscham heißt in Schlesien eine Schenke, Kretschmar ein Schenkwirth.

Cisterne. Bei der Brücke im Vorhofe gibt es wieder zwei Cisternen, davon die kleine sehr tief ist. Daneben hat der Vogt sein hölzernes Haus. Beim äußern Thore des Vorhofs steht ein neues Wohnhaus mit einer Stube und Kammer, daneben eine Schmiedeesse ꝛc."

So war der Grädițberg kurze Zeit vor seiner Zerstörung beschaffen. Das erwähnte Inventarium zeigt, wie für Alles gesorgt war, was man damals in einer Burg bedurfte. Im 30jährigen Kriege (1633) lagen die Sachsen, die sich späterhin nach der Lausitz zurückzogen, in der Gegend des Grädițberges. Wallenstein's räuberische Horden machten sie zu einem Schauplatz allgemeiner Verheerung. Die Burg diente vielen Familien, die dort ihre Schätze in Sicherheit brachten, zum Asyl. Wallenstein hatte davon Kenntniß, und ihm gelüstete nach jenen Schätzen. Die Burg war aber zu fest und wohlverwahrt, als daß der Versuch sie zu erobern gelingen konnte. Durch Verrath einer Concubine des Befehlshabers der Besatzung der Burg, Kaspar von Schindler, fiel sie in der Nacht vom 5. Oct. 1633 den Wallenstein'schen Truppen in die Hände. Von ihnen ward die Veste unter manchen Schandthaten geplündert. Ein Theil der Gebäude loderte in Flammen empor. Die eigentlichen Festungswerke wurden jedoch nicht gänzlich zerstört. Nach dem westfälischen Frieden (1648) ward der Grädițberg geschleift. Der größere Theil des festen fürstlichen Wohnhauses blieb jedoch stehen. In dem untern Stock haben sich noch einige Gemächer erhalten, der obere ist jedoch durch die Zeit zerstört worden.

Eine Ansicht der Ruinen des Grädițberges, 1808 von Reinhard gezeichnet und von D. Berger gestochen, findet man in Salfeld's Malerischer Reise durch Schlesien (Berlin 1812). Das colorirte Blatt, 9½ Zoll hoch und 15 Zoll breit, stellt den Eingang der Burg ganz in der Nähe dar [3]). (*Heinrich Döring.*)

Gräen, s. den Art. Gorgo (Bd. 74. S. 389 fg.).

GRÄESÖE, eine von Südosten nach Nordwesten gestreckte, fünf Meilen lange und etwa eine Meile breite Insel im bothnischen Meerbusen, nahe an der Ostküste von Schweden und den Alandsinseln gegenüber, zum Stockholms-Län gehörig. Auf der Westseite, der Stadt Oeregrund gegenüber, liegt der gleichnamige Ort, auf dessen Nordseite, unter 60° 22′ nördl. Br., der Leuchtthurm Djurstens-Fyhr sich erhebt. (*H. E. Hössler.*)

GRÄF (Johann Martin), teutscher katholischer Theolog, am 21. Febr. 1751 zu Kastel an der Lauter in der Oberpfalz (im jetzigen bairischen Regenkreise) geboren, trat, nachdem er die nöthige Vorbildung auf der Schule zu Amberg erhalten hatte, in den Jesuitenorden. Nach der Aufhebung desselben kam er in das von dem Kurfürsten Maximilian Joseph aus den Gütern der Jesuiten gestiftete Collegium Albertinum zu Ingolstadt, wo er die Theologie mit Einschluß der Moral und des Kirchenrechtes nach der damaligen Lehrmethode hörte. Nachdem er seine Studien beendigt und die Priesterweihe erlangt hatte, ward er Hofmeister bei den Söhnen des Freiherrn von Riedheim, Oberstallmeisters zu Eichstätt. Er bekleidete diese Stelle sechs Jahre und erhielt dann im J. 1782 die Pfarrei Mailing bei Ingolstadt, welche er im J. 1790 mit der Pfarrei Regling bei Manheim vertauschte. Im J. 1794 nahm er die ihm angebotene Stelle als Prediger an der dem Maltheserorden übergebenen Hofkirche zu Neuburg an, folgte aber schon nach einem halben Jahre einem ehrenvollen Rufe nach Regensburg als geistlicher Rath und Regens des bischöflichen Seminars daselbst. Er trug in dieser Anstalt zugleich die Pastoral-, die geistliche Beredsamkeit und die Liturgie mit großem Erfolg und Beifall vor, bis er von dem Bischofe Clemens Wenzeslaus und dem Domcapitel zu Augsburg als Vormittagsprediger an dem Dome dieses Sprengels angestellt wurde. In diese Zeit seiner Wirksamkeit fallen seine vielgepriesenen „Katholischen Predigten von der Kenntniß Gottes, seines göttlichen Sohnes und von den vorzüglichen Beweisgründen der geoffenbarten Religion; nach dem großen Bedürfnisse unserer Zeit" (Augsburg 1811. 8.) und es ist zu bedauern, daß nicht noch andere Proben seiner Beredsamkeit durch den Druck bekannt geworden sind. Seine früheren, in das Fach des Kirchenrechtes gehörenden Schriften (Ueber den ehelosen und jungfräulichen Stand der katholischen Priesterschaft. Nebst einer wichtigen Beilage: Aufruf an Deutschland, die bösen Bücher betreffend, mit denen Deutschland wie mit einer Sündfluth heimgesucht wird. Augsburg 1803. 8. und Zwei Worte gegen die Schrift: Ueber die Ehescheidung in katholischen Staaten von Dr. Socher. Augsburg 1811. 8.) sind weniger bedeutend und bringen nur das Gewöhnliche auf eine ansprechende Weise. Nach der Säcularisation und der Uebergabe der ehemaligen Reichsstadt Augsburg an das Königreich Baiern erkannte die königliche Regierung sein Decret als Domprediger sogleich an und gab ihm wiederholt Beweise ihrer Achtung. Er starb um das Jahr 1820 zu Augsburg *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRÄF (Johann Samuel Gottlob), teutscher protestantischer Theolog, am 26. Oct. 1736 zu Wenigensömmern bei Weißensee in Thüringen (im jetzigen preußischen Regierungsbezirke Erfurt) geboren, widmete sich der Theologie und fristete nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit als Hauslehrer sein Leben, bis er im J. 1760 Katechet an der Salvatorkirche zu Gera ward. Im J. 1764 rückte er zum Prediger an der Zucht- und Waisenhauskirche dieser Stadt vor. Im J. 1772 ward er endlich seines Rednertalentes wegen gräflich reußischer Hofprediger und im J. 1788 Archidiakon und Assessor des Consistoriums. Erst als Hofprediger fühlte er sich

3) Vergl. Weigel im 5. Bande seiner Beschreibung von Schlesien; J. G. Büsching's Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien in den Jahren 1810—1812 (Breslau 1813. 8.); Fr. Gottschalck, Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Bd. 4. S. 213 fg.

*) Fr. K. Felder, Gelehrten-Lexikon der katholischen Geistlichkeit Deutschlands. (Landshut 1817. 8.) Bd. 1. S. 273 fg. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. V. p. 250.

behaglich genug, um früher begonnene literarische Arbeiten fortzusetzen und insbesondere seine teutsche Uebersetzung des bekannten englischen Werkes des Bischofs Jos. Hall von Norwig über die heil. Schrift zu vollenden. Sie erschien unter dem Titel: „Betrachtungen über die biblischen Geschichten; aufs Neue in einer verbesserten Uebersetzung und mit eigenen Anmerkungen herausgegeben" (Gera und Leipzig 1771—1774. 8. 4 Bde.) und ist noch lesenswerth. Als Kanzelredner war Gräf sehr beliebt und auch gedruckt fanden seine Predigten („Versuch in Predigten über einige Psalmen." Gera 1791. 8. „Drei Predigten bei besondern Veranlassungen." Ebend. 1790. 8. und „Predigt am 18. Sonntag nach Trinitatis nach dem Brande von Gera gehalten." Ebend. 1781. 8.) unter seinen Standesgenossen Beifall. Er starb am 19. Juni 1800 zu Gera*). (*Ph. H. Külb.*)

GRÄFE (Christian Friedrich), wurde am 1. Juli 1780 zu Chemnitz geboren als ältester Sohn des Predigers an der Niklaskirche, Johann Gotthelf. Namentlich durch seinen Vater sorgfältig vorbereitet, wurde er in das Lyceum seiner Vaterstadt aufgenommen, wo er nach Vorgang seines berühmten Landsmanns Heyne sieben Jahre lang zubrachte und einen guten Grund zu gelehrten Kenntnissen legen konnte. Im J. 1799 bezog er die Universität Leipzig, wo er der Theologie oblag, nachdem er zuvor den philosophischen, mathematischen, philologischen und historischen Vorlesungen der Professoren Seydlitz, Platner, Zwanziger, Beck, Ernesti, Hermann und Raabe beigewohnt hatte. Von dem bleibendsten Einflusse ward ihm der Verkehr mit seinem geliebten Lehrer Gottfried Hermann, unter dessen Leitung eine griechische Gesellschaft zu Stande kam, welcher Gräfe mit seinen Freunden Seidler, Thiersch, Hand, Linge, Passow und Weiske angehörte. In diese Zeit fallen zwei Werke, die er gemeinschaftlich mit einem Freunde anonym und pseudonym herausgab; nämlich: Hellas Veilchen von Herder gepflügt, in einen Kranz gewunden von einem Freunde der griechischen Muse (Chemnitz 1801) und *ΜΟΥΣΩΝ ΑΝΘΗ*, sive selecta poetriarum graecarum carmina et fragmenta edidit, earum vitas, animadversiones et indices adjecit A. Schneider. (Giessae MDCCCII. 8.) Im J. 1803 ward er nach Ablegung eines Examens im Oberconsistorium zu Dresden unter die Zahl der Candidaten des Predigeramtes aufgenommen, am 28. Febr. 1805 aber zum Doctor der Philosophie promovirt. Er hatte darauf das Glück, bei dem Prof. der Medicin Christ. Fried. Ludwig ein Unterkommen als Hauslehrer zu finden. In dem Hause dieses Gelehrten kam er in vielfache Berührung mit Naturforschern, unter denen namentlich die Botaniker ihm besonders lieb waren, wie ihm denn auch bis in sein hohes Alter eine besondere Vorliebe für die Pflanzenwelt eigen war. Bereits im J. 1806 gab er einer Aufforderung Gottfried Hermann's nach und folgte einem Rufe als Erzieher in dem Hause des livländischen Landraths Karl Gustav Samson von Himmelstjerna zu Urbs in Livland. Hier lernte er seine nachmalige treue Lebensgefährtin Hedwig, die dritte Tochter des Landraths, kennen. Im J. 1809 ward der nachmalige Graf Speransky auf ihn aufmerksam und leitete seine Berufung auf den Lehrstuhl der griechischen Literatur an der geistlichen Akademie bei dem Alexander-Newskykloster zu St. Petersburg ein. Diese Berufung erfolgte im J. 1810 und im nächstfolgenden übertrug ihm der damalige Curator des St. Petersburger Lehrbezirks Sergius Uwaroff (nachmals Graf) den Lehrstuhl der lateinischen Sprache an dem pädagogischen Institute. Es geschah dies auf Empfehlung Gottfried Hermann's, mit dem Uwaroff nun in regeren Verkehr trat und gleichzeitig sich selbst unter Gräfe's Leitung dem Studium griechischer Dichter hingab. Bei dem edlen Feuer, das den hochbegabten Gräfe für die Dichterwerke der Griechenwelt beseelte, konnte es nicht fehlen, daß er auch in seinem geistreichen Schüler eine ähnliche Begeisterung weckte. Diesem Umstande war es zu danken, daß Uwaroff während seiner Wirksamkeit als Curator seines Lehrbezirks, sowie auch später als Vorstand des Unterrichtswesens das Studium der alten Sprachen, namentlich des Griechischen, auf so nachdrückliche Weise in den Gymnasien wie auf den Universitäten zu fördern suchte. In den Jahren 1811 und 1812 verkehrte der hochherzige Freiherr von Stein während seines Aufenthalts in der nordischen Hauptstadt mit Gräfe, um mit ihm den Thucydides zu lesen. Im Jahre 1817 wurde Gräfe Bibliothekarsgehilfe an der kaiserl. Eremitage, 1821 Conservator des Antiken- und Münzcabinets und 1840 Ehrendirector desselben. Nach Umgestaltung des pädagogischen Instituts zur Universität im J. 1819 ward ihm die Professur der griechischen und 1822 auch die der lateinischen Sprache übertragen, sowie 1829 an dem neuerrichteten pädagogischen Hauptinstitute die Professur der griechischen Literatur. Schon im Jahre 1818 hatte die Akademie der Wissenschaften ihn zu ihrem Correspondenten ernannt, im J. 1820 aber wurde er, nachdem, außer der von seinem Landsmann Köhler bekleideten Stelle für die Realfächer des classischen Alterthums, eine neue für die griechische und römische Literatur creirt worden war, zum wirklichen Mitglied gewählt. In allen Stellungen, in denen Gräfe als Lehrer auftrat, hat er durch seine lebensvolle poetische Behandlung des Gegenstandes die Liebe seiner Schüler gewonnen und auch Liebe für die Griechenwelt geweckt. Es war ihm vergönnt, noch wenige Stunden vor seinem am 12. Dec. 1851 plötzlich im Gebäude der Akademie der Wissenschaften durch einen Schlagfluß herbeigeführten Tode seinen Lieblingstragiker, den Sophokles, zu interpretiren, und merkwürdig genug schloß er die Vorlesung mit Vers 802 des Ajax, nach welchem Kalchas dem Ajax offenbart hatte, „daß dieser Tag ihm Leben oder Tod verhängt." Sein gerader, braver Sinn und seine feinfühlende Menschenfreundlichkeit gingen Hand in Hand mit der gewissenhaftesten Pflichterfüllung, welche letztere ihm vielfache Zeichen höherer Anerkennung zu Wege brachte. So ward er 1819 zum Collegienrath, 1825 zum Staatsrath, 1842

*) J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 4. S. 317.

zum wirklichen Staatsrath befördert und außer mehren andern Ordenszeichen ward ihm 1850 der Stanislausorden erster Classe verliehen. — Die gelehrte Thätigkeit Gräfe's war zweien Gebieten zugewandt: der Textkritik und der Sprachwissenschaft. Die Arbeiten auf dem erstern Gebiete beziehen sich auf die spätern griechischen Dichter, die Bukoliker, die Anthologie, namentlich aber auf Nonnus und dessen Schule. Die im J. 1826 erfolgte Ausgabe der Dionysiaca des Nonnus, welche nach dem Urtheile des neuesten Bearbeiters einige hundert der vortrefflichsten Verbesserungen enthält, ist eine bewunderungswürdige Leistung, um so bewunderungswürdiger, da Gräfe keine weiteren diplomatischen Hilfsmittel besaß als den vom ersten Herausgeber constituirten Text. Er bewährte hier wie in zahlreichen kleineren Aufsätzen in der Handhabung der Conjecturalkritik eine Meisterschaft, die ihm unter den Kritikern aller Zeiten eine ehrenvolle Stelle zuweist. Besonders zeichnete ihn die feinste Gabe der Beobachtung aus, welche sich in die Persönlichkeit des einzelnen Dichters, den er zum Object seiner Studien wählte, mit liebevoller Hingebung vertiefte, um ihm seine poetischen und stylistischen Eigenthümlichkeiten abzulauschen. Durch seine hohe poetische Begabung wie durch die aus dem Studium der griechischen Meisterwerke gewonnene Durchbildung des Geschmackes wurde ihm ein Takt verliehen, der ihn durchaus vor ästhetischen Misgriffen schützte. In dem Erkennen von Fehlern wie in der Heilung derselben legte er einen Scharfblick an den Tag, der mehrentheils das Richtige traf und bei jedem griechischen Dichter, mit dessen Kritik er sich eingehender beschäftigte, hat er seinem Namen ein dauerndes Andenken gesichert. Ein vollständiges Verzeichniß der größern oder kleinern Leistungen Gräfe's, welche sich zum Theil auch auf die Wiederherstellung mehrer im südlichen Rußland gefundener griechischer Inschriften beziehen, findet man im Bulletin historico-philologique der St. Petersburger Akademie Bd. IX. S. 365—368. Es sind daselbst auch die sprachwissenschaftlichen Arbeiten Gräfe's verzeichnet. Man kann es zum Theil als Frucht seiner im J. 1825 ins Ausland unternommenen Reise, auf welcher er unter andern auch Kopitar in Wien kennen lernte, ansehen, daß er in einem 1827 veröffentlichten Universitätsprogramm die beiden classischen Sprachen rücksichtlich der Verbalbildung mit den slawischen Dialekten verglich. Nachhaltiger aber wirkte seine Bekanntschaft mit dem Sanskrit auf seine sprachvergleichenden Studien, bei denen namentlich die Werke Bopp's und Wilhelm von Humboldt's ihn vielfach anregten. Namentlich fühlte er sich mehr zu der Anschauungsweise des letztern hingezogen, wie sich dies leicht aus seiner oben erwähnten sinnigen Auffassung der Natur erklären läßt. Schließlich darf es nicht unerwähnt bleiben, daß Gräfe eine seltene Meisterschaft in der Handhabung griechischer Verse an den Tag gelegt hat, sowol bei patriotischen Begebenheiten, als auch bei dem Säcularfeste der Akademie der Wissenschaften und in Ergüssen der Dankbarkeit gegen seinen hohen Freund und Gönner Uwaroff, der ihm nach seinem Hinscheiden ein kostbares Marmordenkmal auf dem smolensker Friedhofe zu St. Petersburg errichtete*). (*Schiefner.*)

GRÄFE (Christoph), teutscher Schulmann, im J. 1632 zu Sulza in Thüringen (im jetzigen Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach) geboren, lebte in seiner Jugend in so dürftigen Verhältnissen, daß er gezwungen war, das Vieh zu hüten. Später wurden ihm durch einen glücklichen Zufall die Mittel zu Theil, sich weiter auszubilden, und er bezog, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse durch unermüdlichen Fleiß schnell erworben hatte, die Universität zu Leipzig, um sich der Theologie und Philosophie zu widmen. Nach der Beendigung seiner Studien erwarb er sich im J. 1660 die philosophische Magisterwürde und suchte seine Befähigung zum akademischen Wirkungskreise durch mehre Abhandlungen über Gegenstände des hebräischen und römischen Alterthums (Diatriba de *Καταποντισμῷ*, num judaicum fuerit supplicium, nec ne? Lipsiae 1662. 4. Vita C. Octavii Augusti. Altenburg. 1666. 4. De cruce. Jenae 1667. 4.) zu beweisen; es gelang ihm aber nicht, sein Ziel zu erreichen, weshalb er im J. 1667 einem Rufe als Lector an der Schule zu Altenburg folgte, wo er bald darauf Subrector und später Conrector wurde. Außer seinen Berufsarbeiten beschäftigte er sich am liebsten mit der lateinischen Poesie, seine dichterischen Versuche können jedoch nicht besonders glücklich genannt werden; verdienstlich sind dagegen die mit guten Anmerkungen begleiteten Ausgaben fremder, diesem damals noch mit Vorliebe gepflegten Fache, und der Rethorik angehörender Arbeiten, wie der unter dem Namen Pancharis bekannten Sammlung meist erotischer Poesien des berühmten französischen Dichters Jean Bonnefons (Helmstad. 1667. 8.) und der Schrift über das menschliche Elend von dem böhmischen Edelmanne Bohuslaus Hassenstein von Lobkowitz (De miseria vitae humanae liber cum notis historico-philologicis. Altenb. 1667. 12.). Einige andere Schriften, als deren Verfasser er genannt wird (Diss. de monstris, Politicus orientalis), sind ohne alle Bedeutung. Der Schulmeisterei müde, nahm Gräfe im J. 1680 die ihm angetragene Pfarrstelle zu Breitenhayn und Pröbsdorf an, welche er bis zu seinem Tode (1687) gewissenhaft versah†). (*Ph. H. Külb.*)

GRÄFE (Johann Gotthelf), geboren 1750 zu Teucha bei Weißenfels, studirte Theologie auf der Universität zu Leipzig, war seit 1778 Pfarrersubstitut an der

*) Quellen: Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1805 S. 22 fg. Inscriptiones aliquot graecae, nuper repertae, restituuntur et explicantur. Ad Godofredum Hermannum epistola critica Frederici Graefii (Petropoli 1841. 4.) p. 1—5 (war eine Gratulationsschrift zu G. Hermann's Doctorjubiläum). In russischer Sprache: Die ersten 25 Jahre der kaiserl. St. Petersburger Universität (St. Petersburg 1844) S. 56—58 (Perwoje dwadzatipjatiljetie Imperatorskago Sanktpeterburgskago Universiteta). Feierlicher Actus in der kaiserl. St. Petersburger Universität am 8. Febr. 1852. S. 19—23 (Goditschnyj torshestwennyj akt w Imper. Sanktpet. Universitetje bywschij 8 Fewralja 1852 goda).

†) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 505. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. Bd. 2. S. 1112.

Niklaskirche vor Chemnitz. Im J. 1787 ward er dort Pfarrer. Er bekleidete diese Stelle mit rühmlicher Berufstreue bis zu seinem am 18. Juni 1821 im 71. Jahre erfolgten Tode. Neben seinen Amtsarbeiten beschäftigte er sich viel mit Oekonomie, auf die sich auch die meisten seiner Schriften bezogen. Vieljährige Erfahrungen legte er bei einer Schrift: „Vom Obstbau in den Gebirgsgegenden" zu Grunde. Sie erschien 1801 ohne Angabe des Druckorts. Er schrieb ferner eine „Ermunterung zur nützlichen Baumpflanzung für den lieben Landmann." (Dresden 1810. 8.) „Ueber gelungene Versuche, Erfahrungen und Anleitungen zur Hebung des Wassers, mit und ohne Ventil, in den Gebirgsgegenden." 1818. 8. (ohne Angabe des Druckorts). Mehre Aufsätze ökonomischen Inhalts lieferte Gräfe seit 1801 in dem Reichsanzeiger und in dem Chemnitzer Anzeiger. Besondere Erwähnung verdient noch eine im J. 1816 von ihm herausgegebene Schrift unter dem Titel: „Der heilige Zug: Die Landung der verbündeten Mächte auf der afrikanischen Küste, zur Befreiung und Entschädigung vieler Christensklaven und Bestrafung jener Raubstaaten"*). (*Heinrich Döring.*)

GRÄFE (Karl Ferdinand von), war am 8. März 1787 zu Warschau geboren. Sein Vater, Geschäftsträger des Großkronmarschalls von Polen, Grafen Moszynsky, ließ ihn durch einen teutschen Hauslehrer Hermann v. Meyer in dem Flecken Dolck bei Turzisk bis zu seinem 13. Jahre unterrichten. Um diese Zeit (1800) ward Gräfe Zögling des Gymnasiums zu Bautzen. Späterhin besuchte er die Kreuzschule in Dresden, wo unter seinen Lehrern besonders Beutler einen entschiedenen Einfluß auf die Entwickelung seiner Geistesfähigkeiten gewann. Im J. 1805 bezog er die Universität Halle, wo er sich der Arzneikunde widmete. In Leipzig setzte er seine Studien fort. Dort erwarb er sich den medicinischen Doctorgrad durch Vertheidigung seiner Diss. inaug. de notione et cura angiectaseos labiorum. (Lipsiae 1807. 4.) Schon bei den Prüfungen für den Doctorgrad hatte sich Gräfe durch seinen Scharfsinn und durch den Umfang seiner Kenntnisse so ausgezeichnet, daß Platner, der damalige Rector der Universität Leipzig, über ihn das ungemein günstige Urtheil fällte: „Er habe, so viel man sich auch von ihm versprochen, die kühnsten Erwartungen übertroffen."

Durch die erwähnte Inauguraldissertation, die er ein Jahr später in einer ausführlichen teutschen Bearbeitung unter dem Titel: „Angiectasie" (Leipzig 1808. 8.) herausgab, hatte Gräfe die Aufmerksamkeit gebildeter Aerzte erregt, besonders durch das Streben, der Chirurgie einen wissenschaftlichen Geist einzuhauchen und die chirurgischen Heilmethoden auf die Grundsätze der Physiologie, Pathologie und Therapie zurückzuführen. Sein Ruf verbreitete sich schnell. In Halle, wohin er wieder zurückgekehrt war, verschaffte ihm der Professor Keil eine Anstellung an dem Hospitale zu Glaucha. Gräfe stand in seinem 20. Jahre, als ihn (1807) ein Ruf nach seinem Vaterlande überraschte. An der medicinischen Akademie zu Krzemieniec ward ihm die Professur der Chirurgie angetragen. Er lehnte diesen Ruf jedoch ab. Bald nachher acceptirte er den ehrenvollen Antrag, als Leibarzt mit dem Hofrathscharakter in die Dienste des Herzogs Alexius von Anhalt-Bernburg zu treten. Nach Ballenstädt, wo er ein Krankenhaus errichtete, zog der sich immer weiter verbreitende Ruf seiner ärztlichen Praxis bald Kranke aus den entferntesten Gegenden. Wie sehr es ihm mit seinem Berufe Ernst war, zeigte sich dadurch, daß, seiner gehäuften Amtsgeschäfte ungeachtet, nicht leicht etwas, was der leidenden Menschheit nützen konnte, seiner Aufmerksamkeit entging.

Gräfe ward der Schöpfer des unter dem Namen des Alexisbades später so berühmt gewordenen Curorts, indem er eine wenig beachtete salinische Eisenquelle im Selkethale am Harz einer chemischen Prüfung unterwarf und sie dem Herzoge von Anhalt-Bernburg zur zweckmäßigen Einrichtung empfahl. Auch noch in späteren Jahren concentrirte sich ein Theil seiner ausgebreiteten Wirksamkeit in dem Bestreben, die Mineralquellen als integrirenden Theil der ärztlichen Heilkunde einzuverleiben. Sorgsam prüfte und untersuchte Gräfe die verschiedenen Heilquellen und machte sie der zweckmäßigsten Benutzung zugänglich. Um Geilnau und Pyrmont erwarb er sich in dieser Hinsicht bleibende Verdienste. Für diesen Zweck suchte er aber auch in literarischer Hinsicht zu wirken, indem er einer weit verbreiteten und von mehren teutschen Regierungen aufs Kräftigste unterstützten Zeitschrift, „den Jahrbüchern für Deutschlands Heilquellen und Seebäder," als Mitarbeiter beitrat. Auf den vielfachen Reisen, die er in spätern Jahren durch einen großen Theil von Europa unternahm, ließ er die sich ihm darbietende Gelegenheit zu einer genauen Untersuchung der vorzüglichsten Gasquellen nicht unbenutzt. Es konnte nicht fehlen, daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den talentvollen jungen Mann richtete, der damals in seinem 23. Jahre stand. Die Aussicht, Professor der Chirurgie in Königsberg zu werden, hatte nichts Lockendes für ihn. Den Ruf dahin, der im J. 1810 an ihn erging, lehnte er ab. Auch die Lehrstelle der medicinischen Klinik auf der Universität Halle, die ihm von der damaligen westfälischen Regierung angetragen worden war, wies er von sich. Dagegen folgte er 1811 einem Rufe nach Berlin. An der dort neu errichteten Universität erhielt er die Professur der Medicin und chirurgischen Klinik. Ungeachtet seiner Jugend entsprach er in jeder Beziehung dem von der preußischen Staatsbehörde in ihn gesetzten Vertrauen und den kühnsten Erwartungen, die man von ihm in seinen neuen Verhältnissen hegte. Neben seiner akademischen Thätigkeit, die ihm zahlreiche Zuhörer aus allen Theilen von Europa verschaffte, erweiterte sich auch schnell sein Wirkungskreis als praktischer Arzt. Seine Lage war damals in jeder Hinsicht eine glückliche, und rastlos und unermüdet die Anstrengung, durch die er dem Staate, der ihn auf diesen Posten versetzt hatte, seine Dankbarkeit zu zollen bemüht war. Aber dieser Staat war im Unglück, und zu der nicht geringen Zahl derer, die dies tief empfanden und mit Ungeduld die Be-

*) Vergl. Meusel's Gel. Deutschl. Bd. 22. Abth. 2. S. 422.

freiung Teutschlands von dem drückenden Joche französischer Botmäßigkeit entgegensahen, gehörte auch Gräfe, den der glühendste Patriotismus entflammte.

In solcher Stimmung reifte in ihm, als kaum im J. 1813 der später so glorreich beendete Völkerkampf begonnen, die Idee zum festen Entschluß: seinem Lehramte einstweilen zu entsagen und seine Wirksamkeit auf die Masse der für König und Vaterland kämpfenden Heeresscharen auszudehnen. Gräfe wandte sich mit dieser Bitte an den König Friedrich Wilhelm III. Sein Patriotismus machte ihm den Tag, an welchem ihm jene nicht leichten Opfer zu bringen gestattet ward, zu einem der glücklichsten seines Lebens. Er trug kein Bedenken, seine in pecuniairer Hinsicht sehr günstigen Verhältnisse mit dem unentgeltlichen Eintritt in den Felddienst zu vertauschen. Ebenso wenig schreckte es ihn, eine Stellung zu übernehmen, in welcher, um Zweckmäßiges zu leisten, größere Hilfsmittel erforderlich waren, als die damalige Lage Preußens darbieten konnte. Ohne irgend eine Vorbereitung, die der Feldarzt nöthig hat, erfüllte Gräfe die mit dieser ihm völlig fremden Stelle verbundenen Berufspflichten aufs Vollkommenste und unter Umständen, die selbst die Kräfte eines schulgerechten Feldarztes gelähmt haben würden.

Mit dem Charakter eines Divisionsgeneralchirurgus war ihm die Administration der Militairheilanstalten in Berlin übertragen worden. Sein Wirkungskreis erweiterte sich noch, als er einige Monate nachher als wirklich dirigirender Divisionsgeneralchirurg zur Leitung des Lazarethwesens beim vierten Armeecorps, zur Direction des Hauptreservefeldlazareths der Armee und zur Inspection sämmtlicher Provinzialmilitairlazarethe in den drei Gouvernements zwischen der Weichsel und Weser beordert ward. Alle diese Institute waren aber nur dem Namen und der Nothwendigkeit nach vorhanden. Die Aufgabe bestand nicht nur darin, sie zu schaffen und einzurichten, sondern sie auch mit den nöthigen Beamten in ökonomischer und ärztlicher Beziehung zu versehen, und zwar mit möglichster Schonung der sehr erschöpften Staatskräfte. War auch hierbei viel auf den allgemeinen Patriotismus zu rechnen, von welchem Gräfe selbst durchdrungen war, so ließ sich doch die Tüchtigkeit eines unvorbereiteten Beamtenpersonals nicht erzwingen. Vor Allem mußte eine geschulte und erfolgreiche Behandlung der Kranken und Verwundeten erzielt werden. Gräfe scheute in dieser Hinsicht keine Anstrengung und kein Opfer. Seine Thätigkeit und sein Scharfblick ließen ihn kräftig eingreifen in das Getriebe eines ungemein complicirten und ihm bisher völlig fremden Verwaltungsgeschäfts. Seine rastlosen Bemühungen hatten den glänzendsten Erfolg, nicht nur im Verhältniß zu den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, sondern auch zu den ungünstigen Umständen und mannichfachen Hindernissen, mit denen er zu kämpfen hatte. Ueberall, wo sie mangelte, schuf er eine streng geregelte Krankenpflege. Noch schwieriger war für ihn die Reorganisation vieler vernachlässigten Heilanstalten in Berlin, Potsdam, Brandenburg, Zerbst, Halle, Eisleben, Quedlinburg, Halberstadt und andern Orten. So ward es ihm möglich, den Verheerungen der Typhusepidemie, die besonders in Halle und Torgau viele Opfer forderte, kräftig Einhalt zu thun.

Merkwürdig war es, daß unter diesen Verhältnissen seine literarische Thätigkeit nicht völlig ruhte. Er fand noch Zeit und Muße zur Abfassung einiger chirurgischen und medicinischen Schriften. Dahin gehören seine „Normen für die Ablösung größerer Gliedmaßen" (Berlin 1812. 8.) und die „Kunst, sich vor Ansteckung bei Epidemien zu sichern." (Ebendas. 1813. 8.) Auf dem Titel der zuletzt genannten Schrift, die bereits im nächsten Jahre (1814) neu aufgelegt ward, befindet sich der Zusatz: „Geschrieben im Bivouac bei Torgau." Durch ihren allgemein faßlichen Styl fand diese in wissenschaftlicher Hinsicht nicht unwichtige Schrift ein großes Publicum und eine rasche Verbreitung. In diese Zeit fällt auch die von Gräfe verfaßte „Instruction für die ärztlichen Dirigenten und Oekonomiebeamten der Militairlazarethe ꝛc." (Halberstadt 1813. 8.) Mit dem Einzuge der Verbündeten in Paris (1814) schien für Gräfe die Zeit gekommen zu sein, wo er wieder zu seinem rein wissenschaftlichen Berufe zurückkehren konnte. Dazu traf er, ohne sich irgend eine Erholung nach seinem mühevollen Tagewerke zu gönnen, sofort die nöthigen Vorkehrungen. Mit Orden geschmückt und mit Anerkennung seines Chefs und seiner Vorgesetzten war er nach Berlin zurückgekehrt. Die Zeitverhältnisse gönnten ihm jedoch nur eine kurze Ruhe. Napoleon's Flucht aus Elba veranlaßte ihn, abermals eine Anstellung bei dem preußischen Heere zu suchen. Friedrich Wilhelm III. übertrug ihm die Leitung des Lazarethwesens in dem Gouvernement zwischen der Weser und dem Rhein, in Holland und in den Niederlanden, in dem Großherzogthume Berg und am Niederrhein. Er ward zugleich mit der Formation der gesammten Reservefeldlazarethe beauftragt.

Mit einer noch größern Sicherheit als in dem frühern Feldzuge entwickelte sich seine Thätigkeit. Der glänzendste Erfolg krönte seine Bemühungen. An äußern Auszeichnungen fehlte es ihm nicht. Bereits am 20. Oct. 1813 hatte ihm der König von Schweden Karl XIV. Johann aus seinem Hauptquartier zu Mühlhausen den Wasaorden und am 31. Jan. 1814 der Kaiser von Rußland den Wladimirorden gesandt. Am 13. Nov. 1814 erhielt Gräfe das Officierkreuz der französischen Ehrenlegion und am Tage des Einzugs der Verbündeten in Paris von dem Könige von Preußen das eiserne Kreuz. Seine Vorgesetzten, die Zeugen seines unermüdeten und erfolgreichen Wirkens gewesen waren, gaben ihm durch Zuschriften und Berichte an den König die unzweideutigsten Beweise ihrer Anerkennung seiner Verdienste. Worte der innigsten Verehrung richteten seine Untergebenen an ihn, als er aus ihrer Mitte schied.

Schon vor der Zeit ihrer Bedrängniß hatte die preußische Regierung durch die Begründung und Ausstattung der berliner Universität es als eine Hauptaufgabe betrachtet, durch jene Lehranstalt die Wissenschaften zu fördern. In dem 25jährigen Gräfe hatte sie den Mann erkannt, der die damals ziemlich vernachlässigte

Chirurgie auf eine kaum für möglich gehaltene Stufe der Technik und Wissenschaftlichkeit zu heben berufen war. Mit besonderem Interesse waren daher die preußischen Staatsbehörden seinen Leistungen im Kriege gefolgt. Sehr fühlbar war der Regierung aber auch die unausfüllbare Lücke geworden, die seine Abwesenheit zurückgelassen hatte. In dem, was Gräfe im Felde für das Vaterland gethan, lag für die berliner Universität eine sichere Bürgschaft für das, was er, an Erfahrung so viel reicher, im Frieden für die Wissenschaft leisten werde. Kaum war daher die Ruhe wieder hergestellt, als die Universität ihn durch ein Gesuch an das Ministerium vom Schlachtfelde aufs Katheder, vom Lazareth in die Klinik zurückforderte.

Einer so ehrenvollen Aufforderung, die zugleich mit seinem innern Berufe harmonirte, konnte Gräfe nicht widerstehen. In einem den 26. Nov. 1815 an den König gerichteten Schreiben, das eine kurze Schilderung seiner bisherigen Leistungen enthielt, bat er um die Erlaubniß, sich wieder den Wissenschaften widmen zu dürfen. Seine Bitte ward ihm am 8. Dec. 1815 in einem huldreichen Cabinetsschreiben gewährt. Er ward in demselben zugleich zum Geheimrath ernannt. Sein rastloses Streben ging nun dahin, dem Begriff der Arzneikunde nicht nur theoretisch den größten Umfang zu geben, sondern ihn auch praktisch in dieser Ausdehnung zu erfüllen.

Weder in Frankreich und England, noch sonst irgendwo im Auslande fand sich ein Vorbild der ebenso eigenthümlichen als kühn und genial eingerichteten Klinik, wie sie Gräfe bereits 1810 ins Leben gerufen [1]). Sie ward bald eine Musterschule für Lehrer und Lernende. Seinen Ruhm in der Chirurgie begründete Gräfe sowol durch seine kühnen Operationen als durch die kunstgerechte und glückliche Behandlungsweise. Auch durch Einführung und Vervollkommnung von Operationsmethoden und der dazu erforderlichen Instrumente erwarb er sich große Verdienste. Seine Leistungen, namentlich in der Akiurgie, grenzten oft ans Wunderbare [2]).

Treffend und im Allgemeinen unparteiisch charakterisirt ihn ein ungenannter Engländer in der Gallery of medical portraits [3]). „Als Schriftsteller," heißt es dort, „entwickelt Gräfe großen Scharfsinn und Beobachtungskraft. Ein Factum ist kaum von seinem Geiste aufgenommen, so sind auch alle seine Verbindungen darin aufgedeckt, und es ist auf ein allgemeines Grundgesetz bezogen. Seine Erfindungskraft ist sehr groß, und bisweilen scheint er noch glücklicher darin, Auslegungen zu finden, als streng ihren Werth abzumessen. In einer langen Reihe von Thatsachen vergißt er nie das kleinste Glied. Ein kräftiges Urtheil, beladen mit den Früchten reicher Erfahrungen, gibt ihm einen beinahe prophetischen Blick über die Ereignisse, welche die Krankheit verzögern oder beschleunigen können. Der praktische Theil seiner Werke ist unschätzbar; alle verdienen aufmerksames Studium und sind reiche Schätze der Belehrung. Gräfe ist einer der besten Operateurs in ganz Europa. In mechanischer Geschicklichkeit, Geistesgegenwart und Leichtigkeit der Hand übertrifft ihn fast Keiner. Das Messer kann jedoch nur schneiden. Gräfe verdankt aber sowol der medicinischen Behandlung als der Geschicklichkeit seiner Hand den Erfolg seiner Curen. — Von seinen vorzüglichen Erfindungen und Operationen gedenken wir nur der Operation gegen die Gaumenspaltung. Im J. 1817 publicirte Gräfe eine Beschreibung seiner Instrumente und Methoden in Hufeland's Journal. Im J. 1822 unterband er die Arteria innominata bei ihrer Theilung in die Carotis communis und Arteria subclavis subclavia, und heilte wirklich so ein Aneurysma. Er exstirpirte 1823 einen Uterus; in zwei Monaten war die Kranke ganz hergestellt. In demselben Jahre schnitt er die untere Hälfte des Kinnbackens aus; die Kinnlade heilte in drei Wochen. Im November 1828 machte er einen Staarschnitt von Unten herauf. Diese Operation unternahm er acht Mal mit glücklichem Erfolg, zuletzt an dem Herzoge von Cumberland, der den Gebrauch seines Auges dadurch vollkommen wiedererhielt. Bald nachher rettete er Mutter und Kind durch einen Kaiserschnitt."

Im Wesentlichen hatten alle seine Operationen den unterscheidenden Charakter, daß sie durch eine erleuchtete Diagnose die Therapeutik erweiterten. Nicht blos bei einem individuellen Fall anwendbar, wurden sie, selbst von blinden Nachahmern unternommen, nicht verderblich. Sie entsprachen der Natur einer ganzen Krankheitsgruppe und gestatteten eine richtige Würdigung aller einzelnen Modificationen. Sein akiurgischer Apparat war so vollkommen und er wußte ihn so geschickt und in solchem Umfange zu brauchen, daß der Organismus unter seinem Schutze ruhig den feindlichen Angriffen der Krankheit entgegensehen und hoffen konnte, sie zu besiegen. Sein Verfahren schildert Gräfe selbst mit den Worten: „Gegen die Telangiektasie brauche ich nicht immer das Messer zu ziehen, aber es auch nicht vor dem Blutschwamm immer einzustecken. Hiermit sind die beiden Pole gegeben, innerhalb deren die gesammte Akiurgie sich um die Axe der chirurgischen Pathologie herumbewegt und die Therapie mit dem größten Radius umkreist."

Mit gewissenhafter, beinahe ängstlicher Genauigkeit bestimmte Gräfe bei allen seinen Operationen den Moment ihrer Anwendbarkeit. Er warnte dabei vor den unvermeidlichen Gefahren, wenn diese Operationen von rohen Empirikern unternommen würden. Immer legte er bei seiner Akiurgie die von ihm wissenschaftlich erforschten Gesetze der Lebenskraft zu Grunde. Längere Zeit hatte seinen rastlos forschenden Geist die Idee beschäftigt, ob nicht die Lebenskraft des Organismus durch akiurgische Encheiresen zum organischen Ersatze fehlender Theile befähigt und getrieben werden könnte. Die mit dem glücklichsten Erfolg gekrönte künstliche Nasenbildung, welche Gräfe nach mehren Versuchen im J. 1817 zu

1) Vergl. Walther in dem von Gräfe herausgegebenen Journal für die Chirurgie. Bd. 21. S. 2 fg. 2) Vergl. darüber Bernstein's Geschichte der Chirurgie. Th. 2. S. 568 fg. und die von Gräfe seit 1823 erschienenen Jahresberichte des klinischen Instituts in Berlin. 3) London 1834. Vergl. Berliner medicinische Centralzeitung. 1834. Nr. 16.

Stande brachte, ward der vollkommenste Typus aller der Operationen, die seitdem in mehren Theilen Europa's unternommen wurden. Weder durch die negative Unwissenheit, noch durch den ihm widerstrebenden Unglauben und den Ausspruch der Unmöglichkeit von Seiten seiner berühmten Vorgänger und selbst der pariser Akademie ließ sich Gräfe von einmal erkannter Wahrheit abbringen. Die Beweise für alle diese Einzelheiten finden sich theils in seiner Rhinoplastik [4]) (Berlin 1818. 8.), theils in den früheren Jahresberichten seines klinischen Instituts. Eine andere, von Gräfe in Teutschland eingeführte Operation war die Lithotripsie, die er bei Civiale in Paris kennen gelernt hatte.

Außer den bereits erwähnten Orden, die ihm seine mannichfachen Verdienste um den preußischen Staat erworben hatten, erhielt er auch vom Auslande, von Dänemark, Baiern, Hanover und Hessen, ähnliche Auszeichnungen. Im J. 1817 ward er Mitglied der wissenschaftlichen Deputation im Ministerium der Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten und 1820 Mitglied der Obereraminationscommission für die medicinischen Staatsprüfungen. Die kaiserlichen und königlichen Akademien zu Paris, Padua, Neapel und Moskau, die Universitäten zu Pesth, Wilna und Charkow nahmen ihn unter ihre Ehren-, ordentlichen und correspondirenden Mitglieder auf. Als dritter Generalstabsarzt bezog er den mit diesem Amte verbundenen Gehalt, ohne wirkliche Functionen dabei zu übernehmen. Einen vorzüglichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste gab ihm sein Geburtsland. Der Senat des Königreichs Polen wirkte im J. 1825 bei dem Kaiser Alexander die Erhebung in den Adelsstand für ihn aus. Das ihm zugefertigte Diplom, datirt vom 14. Febr. 1826, unterzeichnete der Kaiser Nicolaus, der indessen den russischen Thron bestiegen hatte [5]).

Seiner sehr leidenden Gesundheit wegen unternahm Gräfe im J. 1830 eine Reise nach Italien. Er ging dahin über Tyrol, nachdem er zuvor das von ihm gegründete Alexisbad besucht hatte. Seine Gattin und Kinder ließ Gräfe, als er sich nach Sicilien begab, in Neapel zurück. Kurz vor seiner Abreise hatte er seinen Neffen Adrejewsky beauftragt, die Gasarten der Hundsgrotte zu untersuchen. Durch das zufällige Entladen der Büchse eines seiner Reisegefährten erhielt er am Fuße des Aetna einen Schuß durch die Schulter. Verwundet kehrte er nach Neapel zurück. Er war noch nicht völlig genesen, als er der Heimath zueilte, wo der Ausbruch der Cholera viele Opfer forderte. Den Herbst 1833 brachte er in London zu. Er wohnte im St. Jamespalaste und späterhin bei der königlichen Familie in Windsor. Sein dortiger Aufenthalt war ein Triumph für die teutsche Chirurgie. Die glänzendsten Anerbietungen, ihn an England zu fesseln, wurden nicht gespart. Um wenigstens sein Bild zu haben, ließen die Herausgeber der englischen Journale, die nicht müde wurden, das Publicum von dem ausgezeichneten Manne zu unterhalten, sein Portrait mehrfach stechen. Auch in Frankreich, wohin er sich späterhin wandte, fehlte es ihm nicht an Auszeichnungen. In Paris wollte ihm Dupuytren, mit dem er im Hôtel-Dieu zusammentraf, seinen Lehrstuhl einräumen. Gräfe aber schlug mit den höflichsten Worten dies Anerbieten aus. Auch dem Verlangen, in der pariser Klinik einen Vortrag zu halten, suchte er lange, doch vergeblich, auszuweichen. Ein lauter und stürmischer Beifall begleitete seinen Vortrag über Staphylorapsie und Exarticulation.

Im J. 1840 hatte sich Gräfe nach Hanover begeben, wo er eine Augenoperation des Kronprinzen unternehmen wollte. Dort erlag er am 4. Juni des genannten Jahres einem entzündlichen Nervenfieber. Einer seiner Freunde schildert seine Persönlichkeit mit den Worten: „Sie gehörte dem Größten wie dem Kleinsten an, durch die Sympathie ihres Wesens, durch die Biederkeit, Leutseligkeit, Humanität ihres Trachtens und Handelns. Seine Persönlichkeit hatte für uns Alle etwas, für den gebildeten Umgang ihre anmuthige Sitte, für das ernste Gespräch der Gedanken erhabenen Flug, für die wissenschaftliche Forschung den anregenden, tiefen und lichtvollen Blick in die Reiche des Wissens, für die Freundschaft vertraulichen Erguß, eine schöne mitfühlende Gleichgestimmtheit, edlen Zartsinn und schonende Milde und für die Anliegen auch des geringsten, armen und bekümmerten Mitbürgers ein offenes Herz."

Eine minder günstige Schilderung entwirft einer seiner Zeitgenossen von Gräfe's Charakter, geleitet, wie er sich darüber äußert, von der richtigen Ansicht, daß man einem Todten nur Wahrheit schuldig sei und daher auch seine Schattenseiten enthüllen müsse. „Verschwiegen darf nicht werden," sagt jener Berichterstatter, „daß Gräfe bei aller seiner einschmeichelnden Persönlichkeit Nichts weniger als allgemein geliebt wurde. Er war kein Bild des innern Friedens, wie glatt und fein auch sein Aeußeres zu allen Zeiten sein konnte. Sarmatisches Blut rollte in seinen Adern. Gräfe behielt den Charakter seiner Landsleute mit allen seinen Licht- und Schattenseiten bis an sein Ende. In der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke war er Nichts weniger als subtil, und wie viel sich unter solchen Umständen in der Welt erreichen läßt, sehen wir leider täglich. Bei aller seiner eminenten Volubilität in sieben Sprachen fielen doch die Fehler seiner ambiguen Zunge sehr in die Augen und die weite Toga seines europäischen Rufs bedeckte nicht die Flecken seines Ehr- und Geldgeizes [6]). Von dem sehr bedeutenden Vermögen, das er hinterließ, hatte er auch nicht die kleinste Summe zu öffentlichen milden Zwecken bestimmt. Sein Freund Dupuytren, der ihm im Tode vorangegangen war, hätte ihm hierin zum Vorbild dienen können. Wenn Andern nachgesagt wird, daß sie ohne Feinde und ohne Neider gewesen, so fand bei Gräfe gerade das Gegentheil statt. Er hatte

4) Oder: „Die Art, die Nase organisch wiederherzustellen."
5) Vergl. (J. Hitzig's) Gelehrtes Berlin S. 79 fg.

6) Ungemein soll er sich gefreut haben, als er 1827 für die Cur des Königs von Preußen 5000 Rthlr. in Gold und für die Operation des Herzogs von Cumberland 1000 Pf. St. erhielt.

deren viele. Ihm fehlte der großartige Sinn, der die wahren hochbegabten Naturen beseelt, die keinen Zunftgeist, keinen Brodneid, keine Zwangsrechte in Wissenschaft und Kunst kennen; die, was sie wissen, als Gemeingut Aller betrachten, und weit entfernt, in ihrer Persönlichkeit das Höchste für abgeschlossen zu halten, sich vielmehr der Hoffnung freuen, daß Andere nach ihnen noch höher gelangen und ein immer vollkommneres Geschlecht einem abermals vollkommnern die Fackel reichen werde, einzugehen in das immer reinere Licht der Erkenntniß. Diesen großartigen Sinn, dieses Kennzeichen wahrer geistiger Ueberlegenheit und ruhigen Bewußtseins, daß man eigene Verdienste genug besitze, um sich der fremden ohne innere Beschämung erfreuen zu können, entbehrte Gräfe gänzlich. Auch den kleinsten Gott konnte er nicht neben sich leiden." Ungeachtet dieser Schattenseiten in seinem Charakter als Mensch ward er, abgesehen von seinen allgemein anerkannten Verdiensten in wissenschaftlicher Hinsicht, allgemein betrauert von Tausenden, denen er Helfer und Retter gewesen war.

Außer seinen bereits erwähnten Schriften sind noch vorzugsweise zu erwähnen seine „Jahresberichte über das klinisch-chirurgisch-augenärztliche Institut der Universität in Berlin" (1817—1834. 17 Jahrgänge) und sein „Repertorium augenärztlicher Heilformen" (Berlin 1817). Eine seiner letzten Schriften war: „Die epidemisch-contagiöse Augenblennorrhoe Egyptens" (Berlin 1823). Mit Ph. Fr. v. Walther gab Gräfe seit 1820 ein „Journal für Chirurgie und Augenheilkunde" heraus. Er war Mitredacteur des „Encyklopädischen Wörterbuchs der medicinischen Wissenschaften" (Berlin 1828 u. f. J.) und seit 1839 Mitherausgeber der „Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder." Er hatte Antheil an der Herausgabe von Dupuytren's Praktischen Vorlesungen über die Verletzung durch Kriegswaffen, bearbeitet von M. Kalisch (Berlin 1836) und an verschiedenen, unter seinem Vorsitz vertheidigten Inauguraldissertationen. Vorreden schrieb er zu G. H. Rau's Comment. de nova hernino-inguinalis curandi methodo (Berol. 1813), zu Charles Bell's System der operativen Chirurgie, übersetzt von Kosmeth (Berlin 1815. 2 Thle.), zu Charles Scarle, Ueber die Natur ꝛc. der Cholera (Berlin 1831) und andern Werken. Zahlreiche Beiträge zur Heilkunde lieferte er auch für die gelesensten Zeitschriften.

Gräfe's Bildniß, gezeichnet von Kirchhoff, gestochen von Bollinger, vor dem 129. Theil von Krünitz' Encyklopädie, gezeichnet von Burghardt, gestochen von Schröter (Leipzig 1809), gezeichnet von Kirchhoff, gestochen von Büscher (Berlin 1819), gezeichnet von Krüger, lithographirt von Schall (Berlin 1830), gezeichnet von Krüger, gestochen von Bolt 1831 vor Rust's Magazin für Heilkunde. Bd. 33 (auch einzeln in Quart. Berlin 1831), in Stahl gestochen von G. Metzeroth in der Gallerie der Zeitgenossen. Jahrgang II. 1830. Nr. 32, in ganzer Figur lithographirt, mit Facsimile, in The Lancet. London 1834. Vol. I. Nr. 551; lithographirt von Beck vor Dupuytren's Vorlesungen über die Verletzung durch Kriegswaffen (Berlin 1836), auch einzeln ebendas. 1836 [illegible]. *(Heinrich Döring.)*

GRÄFE (Karl Rudolf), teutscher Jurist, am 18. Juni 1731 zu Taucha bei Leipzig, wo sein Vater Rechtsconsulent war, geboren, besuchte, nachdem er auf der Thomasschule zu Leipzig die nöthige Vorbildung erhalten hatte, die Universität dieser Stadt bis zu dem Jahre 1755 und widmete sich der Jurisprudenz und dem Staatsrechte. Nachdem er seine Studien beendigt hatte und in üblicher Weise durch Vertheidigung einer Abhandlung (Dissertatio inauguralis de rectoribus civitatis. Lipsiae 1755. 4.) Doctor beider Rechte geworden war, ließ er sich als Privatdocent zu Leipzig nieder und leitete seine Vorlesungen wieder durch eine Abhandlung (Dissertatio de imputandis delictis. Lipsiae 1756. 4.) ein. Im J. 1763 wurde er zum ordentlichen Professor des Lehnrechtes befördert, bei welcher Gelegenheit er das Programm: Fidelitas ac commendatio prima foederis formula in propriis et fiscalibus bonis (Lips. 1763. 4.) schrieb. Kaum hatte er aber seine Vorlesungen begonnen, als seine Ernennung zum geheimen Referendar und zweiten Archivar zu Dresden erfolgte. Der Druck eines größeren Werkes (Jus patrium civile), welches bereits begonnen hatte (Lips. 1760. 8.), wurde deshalb nicht fortgesetzt. Im J. 1766 rückte er an die Stelle des ersten Archivars mit dem Titel eines sächsischen Hof- und Justizraths vor und bekleidete diese Stelle bis zum Jahre 1794, in welchem er in den Ruhestand versetzt wurde. Die unter seinen Händen befindlichen Actenstücke veranlaßten ihn zur Erörterung wichtiger Fragen aus dem Staatsrechte. Seine durch den bairischen Erbfolgekrieg veranlaßte, aber ohne seinen Namen erschienene Schrift: Exposition succincte de la conduite que S. A. S. Electeur de Saxe a tenu à l'égard de la succession allodiale de Bavière et des engagemens, qui en sont dérivés entre Elle et S. M. le Roi de Prusse (Dresde 1778. 4.), welche auch ins Teutsche übersetzt wurde, wird von den Sachkundigen als eine sehr gründliche Arbeit gerühmt, von welcher der Geschichtsschreiber jener verhängnißvollen Zeit jedenfalls Kenntniß nehmen muß; von geringerem Interesse, wenn auch ebenso gründlich gearbeitet, ist seine Auseinandersetzung des langwierigen Streites über das Recht der Erstgeburt in dem reußischen Hause („Rechts- und Altenmäßige Vorstellung, wie in dem bey kaiserl. Reichshofrath in die 9 Jahre rechtshängigen Processu ... Frauen Sibyllen Julianen .... c. deren Stiefsohn Heinrich VI. Reuß ... das neuerlich hervorgesuchte Jus

7) Vergl. K. F. v. Gräfe in seinem dreißigjährigen Wirken für Staat und Wissenschaft. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte von Dr. H. S. Michaelis. (Berlin 1840. 8.) J. J. Sachs in s. Medicinischen Almanach auf das J. 1840. v. Lupin im ersten Bande s. Biographien jetztlebender merkwürdiger Personen (Stuttgart 1824). Meusel's Gel. Deutschland. Bd. 13. S. 491. Bd. 17. S. 758. Bd. 22. S. 422 fg. (J. Hitzig) Gelehrtes Berlin S. 79 fg. (J. G. Eck's) Leipziger gel. Tagebuch. 1807. Nr. 43; den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang XVIII. Th. 2. S. 749 fg. Biographien berühmter Zeitgenossen. (Altenburg 1849.) Heft 1. S. 88 fg.

primogenituraе keineswegs fundiret sey, sondern dagegen die bei dem Reußischen Hause hergebrachte Landestheilung Statt habe." Wien o. J. 4.). Gräfe nahm, nachdem er in Ruhestand versetzt war, eine eigenthümliche Richtung und beschäftigte sich fast ausschließend mit religiösen Gegenständen, über die er emsig nachdachte, wie seine letzte Schrift: „Biblische Beiträge zu der von Münch in Briefen an Emma beantworteten Frage: Werden wir uns wiedersehen nach dem Tode? von einem Nicht-Theologen, Apelles post tabulam genannt" (Dresden 1801. 8.), beweist. Er starb am 15. Febr. 1805. Gräfe war nicht nur ein gründlicher Rechtsgelehrter nach altem Schrot und Korn, sondern auch ein äußerst biederer, edler und echtchristlicher Mann *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRÄFENBERG, 1) Stadt in Baiern, in Oberfranken, südöstlich von Forchheim, mit etwa 1100 Einw., einem Schlosse, bedeutender Bierbrauerei, Obst- und Gemüsebau und Essigfabrication. Die Stadt ist der Sitz des gleichnamigen, 5½ □Meilen großen Landgerichts. 2) Dorf im österreichischen Schlesien, berühmt durch die von dem Bauer Vincens Prießnitz (gest. 1851) begründete, sehr besuchte Kaltwasserheilanstalt. Es liegt 4 Meilen südlich von Neiße in dem Theile der Sudeten, der das Gesenke genannt wird, ½ Stunde von der Poststation Freiwaldau in reizender Lage. Dem Prießnitz wurde im J. 1839 von den ungarischen Curgästen ein Denkmal gesetzt, ein von Schwanthaler entworfener Löwe aus Gußeisen auf granitenem Fußgestell. Franzosen ließen ihm eine Pyramide errichten mit der Inschrift: Au génie de l'eau froide.

(*H. E. Hössler.*)

GRÄFENBURG, Trarbach, Traben, Montroyal, als ein Ganzes betrachtet. Ueber dem Städtchen Trarbach thront auf hohem Berge die Gräfenburg, seit 1734 mit dem Gerölle ihrer gebrochenen Mauern und Felswände die Bergseite bis zur Mosel hinab bedeckend. Wie spärlich demnach die Trümmer sind, so läßt sich doch mit ziemlicher Gewißheit, besonders aus dem Umstande, daß der Donjon von seiner Errichtung an zur Wohnung des Amtmanns eingerichtet war, erkennen, daß die Entstehung der Burg in die Mitte des 14. Jahrh. gehört, in die Zeit also der lebhaftesten Zwistigkeiten der Grafen von Sponheim mit dem trierischen Erzbischofe Balduin. Dieser hatte 1314 den Grafen Johann von Sponheim zum obersten Amtmann seiner Lande zwischen Rhein und Mosel ernannt. Solche genaue Verbindung mag, wie schon öfter geschehen, Veranlassung zu gegenseitigen Beschwerden und Zänkereien gegeben haben. Johann's Sohn, Graf Heinrich, lebte nicht lange genug, um weitere Verwickelungen zu sehen (er starb 1322), aber seine Witwe, die Gräfin Lauretta von Salm in den Vogesen, blieb dem vollen, schwer lastenden Unwillen des Erzbischofs Balduin ausgesetzt, zumal sie ihn noch weiter herausforderte, indem sie dessen Mann, den Wildgrafen Friedrich von Kyrberg auf Starkenburg, gefangen hielt. Um ihr schwere Züchtigung zu bereiten, setzte der Erzbischof in die Nähe von Birkenfeld auf trierisches Lehen einen burglichen Bau, dessen Mannen durch stete Raubzüge die Sponheim'schen Hinterfassen beunruhigen sollten, während er selbst sich anschickte, an der Spitze der Lehenträger und Gemeinden des Erzstiftes die Belagerung der Starkenburg zu unternehmen. Zu schwach sich fühlend gegenüber solcher Uebermacht, ließ die Gräfin mit dem zürnenden Nachbar Unterhandlungen anknüpfen. Als erste Frucht der Bemühungen der Vermittler ergab sich ein Waffenstillstand, welchen zu einer Fahrt nach Coblenz zu benutzen Erzbischof Balduin Willens war. In einem kleinen Nachen, beinahe ohne Begleitung, fuhr er, Sept. 1327, die Mosel hinab. Dem Waffenstillstande vertrauend, war es ihm nicht eingefallen, die Anstalten der Reise zu verheimlichen, und die Kunde von seiner Annäherung erreichte alsbald der aufmerksamen Gräfin Ohr. Erfreut, daß der Starke sich freiwillig in ihre Gewalt begeben wolle, unterließ sie doch nicht, in ihrer Getreuen Versammlung die Frage aufzuwerfen, ob und wie man die Gelegenheit, die sämmtlichen Missel mit Trier abzumachen, benutzen dürfe. Es waren der Ritter und Knappen viele in der Versammlung, doch verlautet nicht, daß Volker von Starkenburg, Nicolaus von Schmidtburg, Nicolaus von der Neuerburg oder wer immer die Stimme erhoben hätte, um die Fürstin zu erinnern, nicht an Ritterstitte und Fürstenwort, sondern an das, was dem Wilden heilig zu sein pflegt. Gefällige Werkzeuge im Rathe waren die Herren nicht minder fertig zu böser That. Sie unternahmen es, den arglosen Kirchenfürsten auf seiner Wasserfahrt niederzuwerfen. Am Fuße der Starkenburg, zwischen Trarbach und Enkirch, drängt sich ein mit Buschwerk verwachsenes Vorland in die Mosel. Die anmuthige schattige Post- oder Portswiese hat an die Stelle seit alter Zeit den nach Litzig tragenden Fährnachen geheftet. Ein steiler Schieferfelsen, über die Wiese sich erhebend, hat eine unergründliche Stromtiefe, das Wog vor sich; das Gewässer scheint still zu stehen. Hier war die Mosel durch eine starke eiserne Kette geschlossen, die, von einem Ufer zum andern reichend, auf jeden Fall das Entkommen Balduin's unmöglich machte. Als sein Schifflein der Kette nahe war, brachen aus der Bucht mehre Nachen, mit Bewaffneten besetzt, hervor. Widerstand war undenkbar, so ergab sich Balduin der strengen Haft, die seiner auf Starkenburg erwartete; doch war der Bruder eines Kaisers, der Oheim eines Königs zu vornehm und fürchterlich zugleich, um den Plagen ausgesetzt zu werden, die man nicht selten gegen minder bedeutende, wehrlose, unritterliche Gefangene sich erlaubte. Zudem erregte die frevelhafte That großes Aufsehen, mehre der Nachbarfürsten äußerten unverhohlen ihre Misbilligung, die Ritterschaft des trierischen Sprengels schien nicht ungeneigt, für den Lehensherrn zu streiten, die Geistlichkeit, hoch und nieder, fühlte sich blutig gekränkt durch den einem Amtsbruder oder Vorgesetzten angethanen

*) Vergl. Intelligenzblatt zur Leipziger gelehrten Zeitung. 1805. S. 145 fg. Joh. G. Meusel, Gelehrtes Teutschland. Bd. 2. S. 631. Sam. Baur, Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die in dem ersten Jahrzehend des 19. Jahrh. gestorben sind. Bd. 1. S. 510.

Schimpf. Aber der trierische Kurstaat, von Balduin kaum begründet, war zu neu, um, von seinem Schöpfer getrennt, zu wirken. Geld und Menschen fehlten den ungeschickten Händen, die statt des Kurfürsten regieren sollten, und eitle Drohungen waren das Einzige, womit man ihm zu helfen wußte. Darum nahm er Rath bei sich selbst, und der Gräfin das Begehrte zugestehend, erlangte er die Freiheit wieder. In dem Sühnebriefe vom 7. Juli 1328 opferte Balduin den Burgbau zu Birkenfeld und des Stiftes dasiges Eigenthum, welches fortan, bis zur Lösung, Sponheim besitzen soll. Ein festes Bündniß wird für alle Zeiten das Erzstift und die Grafen vereinigen und Balduin sich verwenden, daß der Gräfin Vater, Johann von Salm, Recht finde in seinem Streite mit dem Voigte von Hunolstein hinsichtlich des Hauses Hunolstein. Drei Raitmänner, für den Kurfürsten Paulus von Eich, für die Gräfin Volker von Starkenburg, der beiden wegen Werner von Randeck, sollten entscheiden über künftige mögliche Zweiung. Klagt die Gräfin, so mögen die beiden ersten Raitmänner einfahren zu Cröff oder Enkirch, klagt der Kurfürst, so sollen sie einfahren zu Berncastel oder Zell, sich da vereinigen und die nöthige Kundschaft einziehen. Kommen sie nicht binnen den nächsten vier Wochen zu einem Schlusse, so haben sie es an den dritten Raitmann zu bringen binnen denselben vier Wochen, und dieser wird binnen den nächsten vierzehn Nächten nach den vier Wochen mit den beiden andern Männern, oder auch nur mit einem von beiden einig werden und der Klage ein Ende geben. Thäte das der dritte Raitmann nicht, so soll er mit seinen beiden Collegen da liegen auf ihre Kosten, bis sie der Klage ein Ende gegeben haben. Damit die Gräfin oder ihre Erben Sicherheit haben für alle diese Punkte, so lange der Kurfürst bei Leben, werden ihnen zu Pfand gesetzt, für eine Summe von 30,000 Pfund Heller, die Schlösser Cochem, Berncastel und Manderscheid. Würde der Kurfürst die Sühne brechen, oder dem Ausspruche der Raitleute nicht nachleben, soll man diese Schlösser der Gräfin überantworten, sie so lange zu halten, bis der Bruch der Sühne gebüßt werde mit 30,000 Pf. Heller, und alsdann sollen noch die Schlösser verbunden bleiben in derselben Weise der Gräfin und ihren Erben, „als lange wir leven und Bischof sin zu Trier." In einer zweiten Urkunde vom folgenden Tage, 8. Juli 1328, bekennt Lauretta, der Erzbischof habe ihr die Schlösser Stahleck, Stahlberg und Braunshorn zu Pfand gesetzt für 11,000 Pfund Heller, die er wegen der Sühne ihr schuldig geworden, habe aber einstweilen die besagten Schlösser dem Grafen Wilhelm von Katzenellenbogen in Hut gegeben. Wären die 11,000 Pfund ihr nicht abgeredetermaßen bis zu kommendem Andreastage entrichtet, sei der Graf gehalten, ihr die Schlösser auszuliefern, die sie jedoch zurückgeben werde, sobald ihr die 11,000 Pfund bezahlt worden. Hiernach erhielt der Kurfürst seine Freiheit, und er hat in allen Punkten sich als ein Sklave seines Wortes bewährt. Noch mehr, er verwandte sich alles Ernstes dafür, daß Papst Johannes XXII. die über die Gräfin verhängte Excommunication, der sie verfallen war, indem sie an einen Gesalbten des Herrn die frevelhafte Hand legte, zurücknehme. In einem Schreiben an den Papst äußert er, die sehr achtbare Gräfin habe ihn und einige seiner Geistlicher durch Ungefähr gefangen genommen und einige Zeit festgehalten; er bitte, die auf sie und die Ihrigen durch die Excommunication geladene Schande von ihr abzunehmen und sie zu absolviren, wie das sein und seiner Geistlichkeit freier Wunsch sei. Hiernach erfolgte am 5. Mai 1329 die Absolution. Schwere Pönitenz traf die Thäter, die Gräfin selbst, die Ritter Nicolaus von der Neuerburg und Volker von Starkenburg, die Wäpelinge (Domicelli) Richwin von Mühl und Nicolaus von Schmidtburg, den Schreiber, den Baccalaureus Bertram, der nach Avignon geschickt worden war, mit dem Auftrage, den heiligen Vater zu besänftigen. Sie mußten sich in einen ansehnlichen, der Stadt Trier benachbarten Ort begeben; nach Trier selbst hätten sie, ihrer Versicherung zufolge, ohne Lebensgefahr sich nicht wagen dürfen. An einem großen Festtage, zu Pfingsten oder auch etwa zu Johanni, sollten sie in ärmlicher Kleidung, ohne Capuze oder Inful, barhäuptig, jede eine vierpfündige brennende Wachskerze in der Hand, vom Thor aus zur Kirche ziehen, daselbst vor dem Hochaltare andächtig und demüthig die Kerzen opfern und ihre Schuld bekennen, und das zwar zu einer Stunde, wo die Kirche am stärksten besucht sei. Sollte der Gräfin eine Kerze des angegebenen Gewichtes zu schwer sein, so möge sie eine kleinere nehmen und die ihr eigentlich bestimmte durch einen Diener tragen lassen. Ferner solle sie möglichst bald 50 Männer, die Nichts zu besorgen haben, nach Trier schicken. Diese werden vom Stadtthore aus, barfuß, brennende Wachskerzen tragend, in den Dom ziehen, vor dem Hochaltare die Kerzen opfern und zugleich vor einer möglichst zahlreich versammelten Gemeinde im Namen der Gräfin deren Schuld öffentlich bekennen. Auch soll die Gräfin vier silberne Ampeln, zusammen 12 Mark schwer, fertigen und von den nämlichen Leuten vor dem Hochaltare des Doms niederstellen lassen, wo sie verbleiben und zu ewigen Zeiten aus den von der Gräfin anzuweisenden Zinsen im Gelencht unterhalten werden sollen. Ueber alles dieses und den ganzen Hergang sind authentische Briefe oder Instrumenta autentica aufzunehmen und dem Papste vorzulegen. Endlich werden die Gräfin und ihre Genossen zwei Jahre hindurch an den Samstagen der Fastenzeit aller Speise sich enthalten und ebenso lange an denselben Tagen Arme speisen, die Gräfin fünf, zu Ehren der fünf Wunden unseres Herrn Jesu Christi, und jeder ihrer Genossen einen. Unbezweifelt wurde diese Pönitenz in aller Strenge eingefordert und geleistet, wenngleich die Gräfin erst im J. 1344, behufs der vier zu Trier im Dom brennenden Ampeln, das nöthige Oel, jährlich einen Ohm, anwies und auf den Kaiserhof zu Cröff versicherte. Die gemachte Beute blieb aber der Gräfin, oder vielmehr ihrem Sohne, Johann III., indem sie bereits 1330 die Vormundschaft niederlegte, um fortan in dem zu ihrem Witwensitz erbauten Schlosse Frauenburg an der Nahe bei Oberstein zu wohnen. Durch den

Namen Frauenburg hat Storck sich verleiten lassen, darin die Gräfenburg zu suchen, sie in Gräfinburg verbessernd, worin die Abschreiber getreulich ihm folgen, ohne zu bedenken, daß der Gräfenstein im Wasgau, das Städtchen Gräfenberg bei Nürnberg, der Gräfenberg bei Kiedrich, Gräfenberg mit der Wasserheilanstalt, Gräfrath ꝛc. sämmtlich von Grafen, nicht von Gräfinnen, den Namen haben. Wohl aber ist anzunehmen, daß die dem Kurfürsten abgewonnenen 11,000 Pf. Heller von Graf Johann verwendet worden sind, um über dem durch seine Lage an der Mosel und als ein Schlüssel zum Hundsrücken so wichtigen, bereits 1144 genannten Dorfe Trauendrebach die nach ihm genannte Gräfenburg zu erbauen. „Die Gebäude wurden auf die Felsenwand aufgesetzt, doch nicht auf der höchsten Spitze des Berges, indem jene noch ein ziemliches über das Schloß hinausragt. Da sollte nun vielleicht jemand vermeinen, solchermaßen könne mon das Schloß von der Höhe leichtlich verderben und zu Grund richten; welches sich aber weit anders in der That befindet. Denn es ist bei erster Aufrichtung desselben dieser Kunst- und Vauvortheil gebraucht worden, daß man vor der ersten Grundlegung ein großes Stück aus dem Berg selber, welcher fast ein lauterer Stein und Felsen ist, vorhero gebrochen und einen ziemlichen Raum gegraben hat, mit den Bruchsteinen aber hernachmals das Gehäus, eben allda an den Berg fest gebauet, also daß jemand nichts weiteres, wo er oben auf des Berges höchstem Gipfel steht, denn nur ein wenig vom Dach zu Gesicht bringen kann: wodurch nicht allein die Gelegenheit, von daraus das Schloß zu beschädigen und zu beschießen, einen klugen und mächtigen Feind abgeschnitten, sondern auch zumal selbigem sonsten auf keiner Seite mit Sturm leichtlich beizukommen ist. Das Schloß an sich selbst ist vornehmlich in zwei Haupt-Gebäude eingetheilt, darunter das eine Pfälzisch, das andere Badenisch anjetzo heißet, nachdem sich beide hohe Gemeinschafts-Regenten derentwegen verglichen haben; jedoch beiderseitig, weil es sonst Irrung geben dörffte, nur einem Ober-Kriegsbefehlshaber anvertraut. Damit wir aber solches Schloß was näher beschauen, so hat selbiges zwei Ein- und Ausgänge: ein ziemlich großes Fahrthor hinwerts gegen den Hausrück, sodann gegen der Stadt eine kleine Pforte, dadurch man mit Pferden nicht kommen kann, weil alldorten eine Treppe von den Auf- und Abgehenden muß bestiegen werden. An dem Schloß sind sieben wohlsichtbare und große Thürme, sammt einem was niedrigern Glockenthurm und Rundelen. Der größte Hauptbau ist viereckig gestaltet und von unten her bis oben an das Dach ganz steinern, und ist an jeglicher Ecke ein runder Thurm aufgeführt, welche alle zusammen, einer wie der andere, mit rundgespitzten Dächern verwahrt und bedeckt. Dieser Schloßbau ist so fest, daß viel Kriegserfahrne dafür halten, wenn schon kein anderes Gemäuer um ihn her seyn sollte, daß derselbe sich dennoch tapfer genug gegen feindliche Gewalt wehren und den verwegenen Anfall abhalten könnte: wozu nicht wenig dienet, sammt dem wohl beschaffenen Zeughaus, darinnen viel alte Waffen, Geschosse, Bogen und Pfeile neben den heutzutage üblichen Kriegsrüstungen in ziemlicher Anzahl sich befinden, ein großer, weiter und tiefer Wasserkasten (Cisterne), immerzu mit nöthigem Wasser versehen, wie auch eine starke Handmühle, worauf für viel Personen die Nothdurft kann gemahlen werden. Gegen dem vorbemelten Fahrthor zu stehen noch drei ansehnliche dicke, steinerne Thürme, worunter der höchste, wiewol sie alle drei rund und von dicken Mauern, bis auf die rund ausgespitzten und mit Schiefersteinen bedeckten Dächer, stark und vest genug aufgeführt sind, weil er, wo nicht halb, doch um einen dritten Theil höher als die andern aufgebauet ist, nicht eben wie ein anderswo kunstabhängiger berühmt, der jedoch seiner Merkwürdigkeit nicht ermangelt. Dann von außen her kann man darein nicht kommen, als durch eine hohe hölzerne Treppe, mittelst deren des Thurms Eingang muß erstiegen werden: welche man gar leicht, wenn es die Noth wegen feindlicher Gewalt erfordern sollte, von dannen hinweg thun kann, und hierdurch allen Zutritt männiglich verwehren. Es hat aber derselbe wegen seiner Höhe, so zu sagen, unterschiedliche Stockwerke, unter denen jegliches absonderlich mit einem dicken und festen Gewölbe abgesondert und verwahret, so einer Calot nicht gar ungleich scheinet, wodurch verhindert wird, daß keine schlagende Feuerkugeln, oder sonst glühende Ballen, ob sie gleich eingeworfen werden sollten, allda durchfallen mögen, oder sonsten schädliche Wirkung verrichten. Alle Eigenschaften, welche bisher von den verständigsten Kriegsbaukünstlern in einer wohlversehenen Vestung an einem Pulverthurm erfordert werden, sind allhier bei diesem hohen Thurm zugegen, welcher dennoch, weil hierzu andere Gewölbe vorhanden, auch sonst zu großem Nutzen kann gebraucht werden. Sintemal derselbe, welches sehr merkwürdig ist, mit zweien und also doppelten Mauern, zwischen welchen eine schmale Stiege, daß eben ein Mann dadurch, von außen unvermerkt, hinauf- und herabgehen kann, aufgeführt worden, dadurch man füglich aus einem also genannten Stockwerk in das andere sich nach Nothdurft kann begeben. Scheinet also schier unmöglich, selbigen Thurm mit Gewalt zu bezwingen, und noch viel weniger, wegen des unglaublich harten Wackenfelsen, worauf er stehet, zu untergraben und mit Pulver zu sprengen. Wann derowegen, solchen Fall gesetzt, auch das übrige Schloß schon eingenommen wäre, so möchte man doch auf diesem Thurm einen ehrgemäßen Vergleich und Abzug erhalten, dafern er anders, wie Vorsehung geschehen mag, an Wehr und Nehrmitteln keinen Mangel hat. Unweit dieses Thurms stehen die zwei anderen schon obgedachten, welche zwar etwas niedriger, aber auch stark und vest gebauet sind, allwo das mehrerwehnte ordentliche Fahrthor gegen den Hunsrück an den Berg hinausgehet. Dieweil man aber dem Schloß an keinem Ort mehr beikommen kann (maßen auf der andern Seite ein ungewöhnlich hoher Absturz ist, der Hunssprung genannt), als eben bei diesem Thor, so ist annoch außerhalb dieser Thürme ein schönes und großes Rundel gesetzt, welches mit Stücken und anderem Geschütz dergestalt versehen,

daß es keinem Feind, es wäre dann mit bald folgender Berennung, leicht gelüsten wird, daselbst einen Angriff zu wagen. Auf der andern Seite, gegen der Stadt zu, hat das Schloß auch seine Abschnitte, Streichwehren und Thürme; darunter sich diese gleichwohl nicht viel höher als die Mauer selbst erstrecken: auf deren einem, mittelst der darin hangenden Glocke und einer Schlaguhr, die Stundzeiten bemerkt und angezeigt werden. Dieses Schloß nun hat bei Trorbach durch seine sonderbare Stärke und Bequemlichkeit der Stadt so viel genutzet, daß man wohl von jenem Kiel allhier die Worte entlehnen mag, und sagen: daß sie freilich des ganzen umliegenden Landes Schutzwehr, Freistatt und Erhalterin gewesen, da anderswo das Kriegswetter in der angränzenden Gegend alles über und über stürzte. Jedoch hat auch die Stadt selber das ihrige nach Vermögen beigetragen; und keiner Gewalt, es sey denn Uebermacht und solchem Ort zu schwer gewesen, ohne mannhafte und mögliche Gegenwehr sich aus übelständiger Furcht untergeben: damit es nicht das Ansehen habe, als ob sie mit ihren neuen Thürmen um die Stadtmauer her, wie auch mit ihren Schaalen oder halben Thürmen durch übeldrohenden Trutzschein nur vergeblich prange." Nach dem Burgfrieden von 1437 soll die Gräfenburg an eisernem Bestand haben: 40 Malter Korn und 10 Malter Mehl, 5 Fuder Wein, 10 Seiten Speck, 1 Malter Salz, 2 Malter Erbsen, 20 Schienen Eisen, ein Schmiedegezeug, 2 Wagen Kohlen, 20 Handbüchsen, 2 Kammerbüchsen, 2 Schirmbüchsen, 3 Tonnen Pulver, 10 Armbrüste, deren jegliche 4 Gulden werth sei, 3000 Pfeile, 2 Centner Blei, 3 Armbrustwinden, eine Reisbank, 3 Armbrustböcke, 6 Hauben, 6 Brustbleche, 6 Paar Armgezeug.

Von der Stärke der Burg zeugt insbesondere der Umstand, daß sie das ganze Mittelalter hindurch unangefochten blieb. Dies änderte sich mit dem großen teutschen Kriege. Am 5. Nov. 1620 mußte Capitain Eberhard Buchlem, der Trarbach und die Gräfenburg Namens der Union inne hatte, beide Festen an Spinola's Spanier übergeben. Darin behauptete sich spanische Besatzung zwölf Jahre lang „unter fortwährenden Kriegssteuern und Einquartirungen," bis Rheingraf Otto Ludwig nach einem mühsamen Feldzuge auf der Hochebene des Hundsrückens eine schwedische Heeresabtheilung in das Moselthal hinabführte. Trarbach, dessen protestantische, vielfach mishandelte Bevölkerung nur des Befreiers harrte, schien ihm der bequemste Ort, seine Operationen zu eröffnen. Zwei Männer, sein Regimentsquartiermeister, Engelbert Balduin, ein geborener Trarbacher und nachmals Bürgermeister in seiner Vaterstadt, und ein Rittmeister von seinem Regiment, Hans Gerhard Patrick, welchem gleichfalls die Ortslage wohlbekannt war, halfen ihm seinen Zweck erreichen. „Dann solche sich angelegen seyn lassen, alles wohl auszukundschaften, und sind hernach, die spanische Besatzung in völliger Sicherheit sich befindend, mit ihren Völkern, dahin sie versteckt waren, unversehens herfürgewischt, die spanische Wacht bei hellem Mittag plötzlich überfallen, und haben sich also der Stadt fortan mit Gewalt versichert. Dabei hat es sehr wenig gefehlt, daß sie nicht durch übermäßiges Glück auch das Schloß Gräfenburg selbst überrascht hätten, wofern nicht ein spanischer Soldat, welcher dazumalen in den Weinbergen einer Grasmagd nachgeschlichen, der Schwedischen Ankunft erblickt und sich unterdessen, bis dieselbe mit Einnehmung der Stadt fertig gewesen, zurückbegeben und auf dem Schloß Lärm gemacht, daher es zu dessen förmlichen Belagerung ausgeschlagen. Zwar des Hrn. Rheingraven Exc. sind in der Meinung gestanden, dieses veste Haus durch starkes Beschießen, als das Geschütz hinter das Schloß gepflanzt, zu der Uebergabe zu zwingen, welches gleichwohl aus denen Ursachen, wie wir oben gemeldet, nicht hat wollen angehen, und sich eine ziemliche Zeit ohne allen Schaden verzogen. Dannenhero Herr Gustav Horn, königl. schwedischer Feldmarschalck, selbst dazu gekommen, die Eroberung des besagten Schlosses desto schleuniger zu befördern, wie er denn die Stücke von dem vorigen Ort abführen und solche auf denjenigen Berg, worauf Kirch und Schul stehen, seinem Ermessen nach bequemlicher pflanzen lassen. In währender Belagerung hat gerühmter Herr Feldmarschalck sich fleißig an dem Ort alle Tage eingefunden, und bei der Kirchenmauer was zu thun, zu lassen oder zu ändern nöthig schiene, jedesmal gemessenen Befehl ertheilet. Nun haben in Wahrheit die Besatzungsvölker auf dem Schloß auch nicht gesäumt, sondern haben tapfer auf denselben Ort, wo ihre Feinde waren, fort und fort Feuer gegeben, welches dennoch vielbesagter Feldmarschalck sehr wenig geachtet, und nicht allein auf dem Kirchhof hin und wiederum spazieret, sondern auch zuweilen, gleichsam als ohne Sorgen, in den Geschichtbüchern Tacitus' gelesen und sich damit ergötzet. Nichts desto minder hätte das Stückschießen, wie streng selbes auch getrieben worden, von außen an dem Schloß sehr geringe Wirkung thun können, wenn nicht endlich, auf empfangenen Befehl der Schützenmeister (Constabel) den Schuß auf ein Fenster gerichtet, welches in des Commendanten Schlafkammer ginge; da solcher Schuß denn so wohl angeschlagen, daß er in einen Balken ginge und solchen zerschmetterte. Der Unfall brachte es eben mit, daß jetzterwähnter spanischer Commendant, mit Namen Drogon, sich zugegen befunden, und alsofort von einem Stück des Balkens getroffen, dergestalt verwirret worden, daß er angefangen, zumalen er sich keines Entsatzes zu getrösten wußte, einen Vergleich zu suchen und von den Schweden freien Abzug zu begehren, welchen er auch erhalten, aber bei den seinigen nicht gar willkommen gewesen." Eine große Veränderung wurde durch die Schlacht bei Nördlingen und den prager Frieden veranlaßt. „Weil nun die Fürstl. Sponheimische Regierung gesehen, daß die Schweden etliche Plätze in den benachbarten Gränzen um Geld an den König von Frankreich verkauft, auch Grävenburg und Trorbach selbst entweder auf diese Weise in ausländische französische, oder nach dem Exempel der Stadt Trier, gar wiederum in spanische Gewalt kommen dürfte, hat selbe hierauf, bei so glücklich laufenden kaiserlichen

Waffen, andere Rathschläge zu fassen für thunlich erachtet. Solches aber um so viel mehr, weil theure Versicherung angeboten worden, daß alles in jetzigem Stand, sonderlich wegen der Evangelischen Glaubenslehre gelassen werden solle, deswegen dann dahin getrachtet wurde, wie man Stadt und Schloß, nachdem dieses sechs Wochen lang umringt und umschlossen gehalten worden, den anwesenden kaiserlichen Kriegsvölkern, bevorab weil solche Herr Eduard Fortunatus, Markgrav zu Baden, dazumal als kaiserlicher Obrister, sie geführet und sie befehligt, besagtermaßen möchte übergeben. Nach allerhand gethanem Versuch hat sich endlich der auf Grävenburg liegende Capitain dergestalt behandlen lassen, daß er mit Vorwendung des Wassermangels, da es doch selbigen Tags, als er seinen Abzug von dannen nahm, mittelst eines starken Regens Wasser genug gegeben, das Schloß den 23. Juli 1635 verlassen, selbst mit seinen Völkern durch freiwillige Unterstellung Dienste angenommen, und nach Irmenach ins Quartier verlegt worden. Herr Obrist Ludwig Reichart von Sickingen, so auch vorhero in schwedischer Bestallung war, hat auf dieser Seite die Commendantenstelle samt der Oberamtmannschaft auch fürtershin übernommen und ist in solcher gedoppelten Bedienstung hernachmals ruhig allda gestorben. Hingegen aber, weil Herzog Bernhard mit seinem Heerlager in die Nähe gekommen, ist jener also von Grävenburg abgezogene Hauptmann durch gelegte Kundschaft erdappet und zur Weimarischen Armee gebracht worden, da er dann vor jedermanns Augen, als ein Ungetreuer und Verräther oder als ein verzagter Hudler, welches auch strafbar, in der Luft hat ersticken müssen." Hunger und Pestilenz drückten jedoch fortwährend auf Trarbach, „allwo die sonst gesunde Luft hinwider nicht helfen mögen. Unterdessen haben die Einquartierungen Jahr für Jahr, bald dieser, bald jener Regimenter immerfort gewähret, auch die Inwohner insonderheit von den Meternichischen nicht allein Schaden, sondern auch Schimpf erdulden müssen, geschweige daß eine große Menge des kostbaren Moselweins schändlich mißbraucht und ohne Noth zu Grund gerichtet worden. Zwar hättens vielleicht die Lothringischen Völker, welche wegen übeler Kriegszucht vor andern berühmt zu seyn getrachtet, es noch weit ärger gemacht, wenn sie in Trorbach, ihrem brünstigen Wunsch nach, das Meisterspiel erhalten mögen. Denn es haben dieselben gar viel Jahr nach einander ihre Winterquartier an dem Mosselstrom überall und rings um diesen Ort her meistens gewaltthätig bezogen, zumal aber vielfältige Anschläge gemacht, wie sie Trorbach, zum wenigsten die Stadt, unversehens möchten überfallen und ausplündern, welches gleichwohl die wachsame Güte Gottes mittelst sorgfältiger Anstalt des Landschreibers, Hrn. Hermann Michael Hertzgens, immerdar gnädig abgewendet; daß also, dem Höchsten sey Dank, die ganze Zeit durch keine völlige Beraubung oder Plünderung an diesem Ort verübt worden." Wie es aber dem Lande überhaupt während des langwierigen Krieges ergangen, welches Elend es selbst gesehen und ertragen, dieses wußte keiner ergreifender zu schildern als der Pfarrer und Inspector zu Trarbach, Johann Nicolaus Artopäus (gest. den 1. Mai 1666), wenn er das jährliche Dankfest für den so theuer erkauften Frieden beging. „Da wußte er nicht nur die Angst der angedrohten Waffen, den Schaden und Schrecken bei den Belagerungen und andern gewaltthätigen Heerzügen wieder ins Gedächtniß zu bringen und zu erzählen. Insonderheit aber war es erschrecklich zu hören, wenn er die eingefallne Theurung, den darauf erfolgten Hunger, zusamt der grausamen Pest, durch die abgehungerten Soldaten dahin gebracht, mit allen Umständen, wie in einer lebendigen Abbildung wahrhaftig und beweglich vorgestellet, daß mir oft, wie auch andern mehr, welche dieses alles haben mit dulden helfen, die Haar darüber gen Berg gestanden. Da mangelte es ihm nicht, Zeit, Ort und Leute eigentlich zu benahmen, da man vielmals wett- und streitweis über manches Todtenaas hergefallen, so daß der entstandene Zwist sich nicht wohl anders stillen lassen, als daß einem jeglichen etwan ein Stücklein davon zu Theil worden, welches sie mit höchster Begierde, als obs Leckerbißlein wären, aufgegessen, verzehrt und dennoch zu völliger Sättigung nicht gelangen mögen. Ja wann endlich, wie er mit gleicher Bestürzung zu sagen wußte, alles Fleischichte von dem Gerippe und Gebein des Aases hinweggerissen war, wie man die Knochen von den todten Gäulen vollends aufgeschlagen und das darin befindliche stinkende Mark sich für Schmalz dienen lassen, das Feldkraut ohne Unterschied dadurch eßbar zu machen und damit gleichsam ein Wohlleben anzustellen." Das Friedensfest wurde den 21. Mai 1652 begangen, „und erstlich Sonntags, Dominica Jubilate, der gnädigen Herrschaft christliche Intention und gnädiger Befehl wegen Anstellung eines schuldigen Dankfestes vor den erlangten allgemeinen Frieden von der Cantzel öffentlich verkündigt und dabei männiglich zur recht herzlichen Buß und Besserung des Lebens, christ- und brüderlicher Versöhnung unter einander, weil unser Fest ein Friedensfest seyn solle, ernstlich erinnert, zu welchem Ende dann folgenden Sonnabend den ganzen Tag Beichte und darauf folgenden Sonntags mit der ganzen Trorbacher Gemeinde das H. Hochwürdige Abendmahl gehalten worden, dabei über 300 Communicanten sich befunden. Donnerstag vor dem Fest, als dem 20. Mai, wurde mit allen Glocken das Dankfest eingeläutet und die Kirche mit grünen Mayen besteckt. Freitags wurden Morgens alle Gassen mit Blumen und Zweigen bestreuet, darauf um 7 Uhr das erste Zeichen zur Predigt geläutet und alsdann wie auch hernach, so oft in der Kirche die Glocken gezogen, auf der Festung mit dem Geschütz und Musqueten ordentlich Salve gegeben worden. Als man zum zweitenmal geläutet, hat sich männiglich auf dem Markt und Rathhaus befunden, von wannen dann zum dritten Geläut man in folgender Ordnung zur Kirche gegangen. Erstlich sind vorn an mit grünen Palmzweigen gegangen die jungen Gesellen, vor welchen sich befunden zwei Musikanten mit einer Violine und Baßgeige, darauf gefolgt sind die herrschaftlichen Diener, nebst diesen Hr. Bürgermeister

und ein ehrbares Gericht in ihrer Ordnung, darauf die Kirchen-Juraten und Censores, dann die bis dahero gewesenen Stadtmumper und nach diesen eine ganze löbl. Bürgerschaft. Zweitens solcher Ordnung nach ist auch gefolget das Weibsvolk, als erstlich die Jungfrauen in Begleitung der Musikanten, mit ihren Kränzen gezieret und Palmzweige in Händen tragend, darauf die übrigen Weibspersonen ordentlich mit einander. 3) Unter den Schulkindern sind etliche 40 Knaben und Mägdlein mit fliegenden Härchen, rein weiß bekleidet, aufs beste gezieret und mit Palmzweigen in Händen und Kränzen auf den Häuptern geschmückt, in feiner Ordnung durch die Praeceptores aus den Schulen und zur Kirche geführet, die übrigen vom Rectore, Diacono und Inspectore begleitet und von den weißbekleideten eine lebendige Krone um die Cantzel gemacht worden. Sobald man nun zur Kirche kommen, ist von der Orgel ein Antiphona gemacht und darauf das Te Deum laudamus per chorum gesungen und gespielet, die gemeine Beichte sammt dem verordneten 66. Psalm, anstatt der Epistel verlesen, nach selben das Gloria in excelsis Deo, auf den absonderlich Choren gesungen und die Predigt über den Text Zephan. 3 angefangen worden. Nach vollendeter Predigt und gehaltenem verordneten Friedensgebet ist abermals ein schön Jubilate musiciret und der Segen darnach gesprochen, auch zum Beschluß ein starkes Salve gegeben worden. Nachmittag wurde die Kirche und Gottesdienst abermals in voriger Procession männiglich besuchet, da alsbald zum Eingang das Nun lob mein Seel den Herren, figuraliter nach der Composition Balliseri, intoniret und hernach mit einhelligen Stimmen der ganzen Kirche ausgeführet, auch der geordnete Text aus dem 46. Psalm V. 9—12, durch den Diaconum in einer Predigt erkläret, das fürgeschriebene Gebet abermals repetiret, mit der Musik und gesprochenem Segen beschlossen worden. Nach verrichtetem Gottesdienst war die Anstalt gemacht, daß die Jugend ein Wasser in einem Reihen umgehend das Friedenslied: Wacht auf Psalter und Harfenspiel u. s. w. fröhlich gesungen. Es hatten auch die gemeinen Vorsteher vor männiglich, jung und alt, einheimische und ausländische, Wein und Weißbrod in das Laboratorium, so mit grünen Mayen allenthalben besteckt, verschaffet. Die vermögenden unter herrschaftlichen Dienern und Bürgern haben neben diesen noch allerhand Speisen zubereitet, davon den Kranken und Armen auch so viel mitgesteuert, daß männiglich zur Nothdurft und zur Fröhlichkeit diesen Tag genug gehabt. Auch wurde zum Gedächtniß rother Wein, so aus einem grünen aufgerichteten Mayen durch ein Rohr gesprungen, der sämmtlichen Jugend, je einem ein Gläslein voll, zu trinken überreichet. Bei dem Friedensmahl gingen auf Kaiserl. Majestät, der beiden Cronen, gesamten Churfürsten und Stände des römischen Reichs, insonderheit aber beider unserer gnädigst. Landesfürsten und Herren Gesundheit und beständige Wohlfahrt, unterschiedliche Freudentrunk herum, wozu dann einmal oder etliche die Stücke gelöset und von der Bürgerschaft aus Musqueten und Mörsern Salve gegeben worden. Beim Abend wurde im Schloßberg an dem halben Mond ein von Harz, Pech, Tannen, alten Fässern und dergleichen zugerichtetes Freudenfeuer angezündet und damit selbiger Tag beschlossen. Den darauf folgenden Sonntag wurde vom Rectoren Scholl das Freudenfest, nach Mittag, in Versammlung des ganzen Oberamts Trorbach continuiret und eine Friedens-Comödie durch die Scholaren ihrem Vermögen nach im Laboratorium gespielet. Der Allmächtige Gott wolle uns und unsere Nachkömmlinge lange Zeit bei Frieden und Freud erhalten." Wünschensgemäß scheint es aber dem treuherzigen Berichterstatter keineswegs gegangen zu sein. Sehr bald kam die Zeit der französischen Reunionen mit all dem Ungemach in ihrem Gefolge. Auch die hintere Grafschaft Sponheim wurde reunirt und die Franzosen haben den Befestigungen der Gräfenburg neue Werke hinzugefügt. Eins, das Fort Moulin, lag auf dem kesteler Berge Fontanges oder Lanterne unmittelbar über der Gräfenburg. Der Name Fontanges galt vielleicht der erhöhten Lage, vielleicht aber auch dem Gedächtnisse der bekannten Maitresse Ludwig's XIV. Vermöge des ryswiker Friedens wurde Trarbach zurückgegeben, nachdem Fort Moulin und Fontanges geschleift worden. Im Beginn des spanischen Successionskrieges waren Stadt und Feste von kur- und oberrheinischen Kreisvölkern unter Befehl des kurpfälzischen Hauptmanns von Bettendorf besetzt. Diese auszutreiben unternahm Tallard in Person (31. Oct.), und schon am 8. Nov. 1702 sah Bettendorf, der Munition ermangelnd, sich genöthigt, eine anständige Capitulation einzugehen. Im Laufe desselben Winters legten Reichsvölker, meist Hessen, sich vor die Stadt. Die von ihnen bei Traben errichtete Batterie von 16 Sechzehnpfündern feuerte unausgesetzt den ganzen 21. Jan. 1703 hindurch, gleichwol wurde die Uebergabe verweigert. Statt hierauf das Feuer fortzusetzen, arbeiteten die Hessen an der Erhöhung ihrer Werke, was die Franzosen ermuthigte, in Scharen auszufallen, um Kugeln aufzulesen. Nicht über 200 Mann blieben innerhalb der Stadtmauern und auf den Wällen. Diesen Umstand benutzte der hessische Oberst Steckenroth, um den 23. Abends 8 Uhr die Stadt an sieben Orten zugleich durch 600 Grenadiere in vollkommenem Feuer bestürmen zu lassen. Nach halbstündigem Gefechte war eine Bresche gewonnen, und da eine Bombe vor dem Laboratorium platzte, eine andere in das Moselthor traf, schlugen die Franzosen Chamade. Ohne darauf zu achten, haben die Hessen ihren Vortheil verfolgt und die Stadt mit Sturm genommen. In wilder Eile suchten die Franzosen die Burg zu erreichen; 150 Gemeine, 4 Hauptleute, 4 Lieutenants, 2 Commissaires blieben als Gefangene zurück, viele andere hatten in dem nächtlichen Gefechte den Tod gefunden. Alsbald wurde die Burg blokirt und vom 10. Febr. an durch unausgesetztes Bombardement in Brand gesteckt, sodaß die Besatzung genöthigt war, in den unterirdischen Gewölben Zuflucht zu suchen. Allein der günstige Augenblick für einen Sturm wurde verabsäumt, sodaß der Commandant, Buravi, Zeit gewann, sich für verzweifelte

Gegenwehr zu rüsten. Sie währte noch, als am 25. Febr. 1703 Tallard's Vortruppen sichtbar wurden; der Hauptmacht zu widerstehen, fand der die Belagerung führende Oberst la Roche nicht gerathen, er zog sich ohne Unordnung in die Stadt zurück und weiter nach Castellaun. Indessen war die Mosel und der sie beherrschende Paß von Trarbach den Alliirten zu wichtig, um ihn länger in der Gewalt der Feinde zu lassen. Am 20. Oct. 1704 brach Marlborough mit 12,000 Mann aus dem Lager vor Landau auf, um Trier zu befreien, Saarburg und sein festes Schloß durch den Brigadier von Seckendorf einnehmen zu lassen und die Anstalten zu der Belagerung von Trarbach, die er dem Erbprinzen von Hessen-Cassel überließ, zu treffen. Den 13. Nov., an welchem Tage der Erbprinz im Lager eintraf, war man eben mit den Einschnitten und Batterien fertig geworden. „Als auch inzwischen die Artillerie anlangte, führte man solche sogleich auf und machte den 17. mit Bombardiren und Canoniren von 5 Batterien den Anfang. Die erste Batterie von 12 Stücken stand jenseits der Mosel unweit Traben, bei dem Münchshof, drei andere diesseits mitten im Berg unter Starkenburg, im Heidenkeller genannt, und die fünfte, von 4 Mörseln, oben auf dem Berg, wo das Schloß gerade darunter liegt. Den 21. Nov. Abends stellte man pro forma mit 200 Granadiren und 11 Bataillons zu Fuß einen Sturm auf die Breche an, es tödteten und blessirten aber die auf dem Schloß, indem sie viele Bäume herablaufen ließen und sehr mit Steinen warfen, viele Soldaten, unter welchen ein Obrist-Lieutenant und andere Officiere sich befanden. Doch quittirten noch diesen Abend die Franzosen die Stadt, worauf die Bürger die Pforten einschlugen und die Teutschen hinein ließen. Alsbald tentirte man etlichmal auf das Schloß einen Sturm, man muste aber allezeit, theils wegen des häufig gefallenen Schnees, theils wegen der Unmöglichkeit und ungemeinen Gegenwehr solches wieder einstellen. Absonderlich versuchte man solches den 24. Nachmittags, mit ohngefähr 300 Mann, die den Berg hinauf gegen die Breche kletterten, die Franzosen aber gaben dergestalt Feuer auf sie, daß viele todt und blessirt den Berg herunter purzelten und der Rest auf der Helffte des Bergs sich unter die Klippen retiriren muste. Weil auch ein starker Regen einfiel, blieben sie unter dem Felsen sitzen, und die übrigen commandirten, von ungefähr 1000 Mann, unten stehen. Gegen Abend gab der Prinz Ordre, sich zurückzuziehen; ehe aber solches geschah, ließen die Franzosen große Balken den Berg hinunterwalzen, wovon etliche blieben. Indessen continuirte man mit Bombardiren und Canoniren so stark, daß man bald den Gouverneur zur Uebergabe zu zwingen hoffte. Den 6. Dec. faßten die Belagerer 30 Schritte von der Brücke Posto und avancirten selbige Nacht so weit, daß sie bis in den ersten Graben kamen, wo sie eine Batterie zu machen, die Breche auf den Fuß schießen zu können, sich vornahmen. Den 10. Dec. wurde der berühmte holländische Brigadier de Trogne, welcher bis anhero die Attaque dirigirt, durch den Kopf geschossen, davon er gleich todt blieb und wegen seiner großen Conduite schmerzlich bedauert wurde. Den 13. standen die Belagerer nur noch 12 Schritte von der Schloßpforte, dennoch wehrten sich die Belagerten so desperat und des Orts Situation war für sie so vortheilhaft, daß man glaubte, man würde noch bei anhaltender Kälte die Belagerung wohl in eine Bloquade verändern müssen. Wider alles Vermuthen aber ließ der Lieutenant du roi, denn der Commendant des Orts, de la Barre, war inzwischen an einer Blessur gestorben, den 17. die Chamade schlagen, weiße Fahnen ausstecken und begehrte zu accordiren." Eine Capitulation wurde sofort bewilligt und die Franzosen zogen am 20. Dec. Vormittags aus; sie, 250 Mann, erhielten eine Escorte bis Diedenhofen. An ihre Stelle trat holländische Besatzung unter dem Réfugié d'Abbadie, der als ein kühner glücklicher Parteigänger von hier aus durch häufige Streifzüge den Franzosen großen Abbruch that. Laut einer Bestimmung des utrechter Friedens wurden die Holländer abgerufen und durch eine kurtrierische Besatzung ersetzt. So wollten es Kaiser und Reich, „welches dann auch zu Vortheil und Sicherheit des gemeinen Wesens bewürcket und bis auf den heutigen Tag (Nov. 1722) continuirt, desfalls aber vermög derer zu Wien und Regenspurg übergebener Rechnung über 200,000 rheinische Gulden verwendet worden." So Kurfürst Franz Ludwig. Zu Trarbach wußte man ihm aber wenig Dank für seine dem gemeinen Wesen gebrachten Opfer. Die Trierer waren einquartiert und fielen den Wirthen häufig durch unvernünftige Forderungen zur Last; die Gemeinde versank in eine tiefe Schuldenlast, nachdem sie vom 9. Nov. 1713 bis Ende 1729 an Service und Verpflegungsgeldern 36,239 Thlr. hatten aufbringen müssen. Vor Allen machte der Commandant, Graf O'Connor, sich durch seine Persönlichkeit verhaßt, sodaß sein Todestag, der 29. April 1730, als der Tag der Erlösung gefeiert wurde. Man legte Arrest auf seine geringe Verlassenschaft, in der Absicht, sie zum Besten der Gemeinde zu verwenden, und der trierische General von Wambold wurde mit seinen Vorschlägen für Regulirung der Verhältnisse zwischen Bürgerschaft und Besatzung kaum angehört. Die Trierer ließen sich aber in ihrem Besitze nicht stören, und sollten wol schwerlich abgezogen sein ohne den Krieg von 1734. Diesen hatte, erbittert durch die von Franzosen in seinem neutralen Gebiete verübten Feindseligkeiten, Kurfürst Franz Georg erklärt, ohne den Reichsschluß abzuwarten. Ein Husarenregiment wurde aus Saarlouis detachirt, um den Verwegenen aufzuheben, todt oder lebendig nach Frankreich zu liefern. Dies glückte nicht, und der Marquis von Bellisle, der nachmalige Marschall von Frankreich, wurde ausersehen, seines Königs Rache zu vollstrecken. Von Saarburg aus begab er sich mit den Grenadieren von 16 Regimentern auf den Marsch; vier Tage hindurch ging es durch dichte Waldungen. Am 8. April 1734 stand er noch zwei Stunden von Trarbach im Walde, ohne daß man die fernste Ahnung von Gefahr gehabt hätte. Um 12 Uhr Nachts sollte ein Ueberfall versucht werden. Diesen zu erleichtern, waren mittels großer Versprechungen

Eingeborene gewonnen worden, auf daß sie den Berg an der Festung, nahe bei dem Moselthor, erstiegen und die aus der Stadt in die Festung führende Communicationsbrücke abwürfen. Allein der Anschlag mislang (9 Uhr Abends), eine Schildwache störte die Arbeiter und machte Lärm; die Besatzung vertheilte sich in die angewiesenen Posten und die Bürger hingen Laternen aus. Gegen 12 Uhr ward Alles wieder still, und Jedermann glaubte, es sei ein von dem Commandanten absichtlich veranlaßter blinder Lärm gewesen; doch machte sich der am Mittag angekommene k. k. Hauptmann, Graf Wurmbrand, nebst Andern bei dem ersten Lärm auf die Festung, der Commandant aber, der trierische Oberst-Lieutenant von Hohenfeld, war die ganze Nacht mit persönlicher Visitation der Posten beschäftigt. Am 9. April, Morgens 4 Uhr, kamen die Franzosen zum Angriff auf das Schott- und Moselthor; jener schlug fehl, weil er Anfangs, durch einen Irrthum der Führer, gegen das Schloßthor gerichtet gewesen, das Moselthor aber wurde durch eine Petarde gesprengt, so rasch, daß der wachthabende Fähnrich Buchholz Mühe hatte, mit seinen 24 Mann sich zu retten. Die Franzosen, des schwachen Schießens von Seiten der Wachen nicht achtend, breiteten sich in den Straßen aus, aller Orten den Leuten Freundschaft verkündigend. Der Bürgermeister mußte von dem Chevalier de Bellisle, dem Bruder des Generals, einen Verweis hinnehmen, daß er die Thore nicht hatte öffnen lassen und die Schlüssel nicht dargebracht habe; dann ward ihm aufgegeben, die neuen Gäste in der Stadt herumzuführen, bei welcher Gelegenheit ein Soldat, der sich verspätet hatte, auf dem Markte erschossen und auf dem Kirchhofe Hauptmann Boudonville mit 42 Gemeinen gefangen genommen wurde. Die Gräfenburg, das eigentliche Ziel des Unternehmens, war jedoch verfehlt, indem die Wegweiser ausgerissen waren, gleichwie des Grafen Wurmbrand Compagnie, die Morgens 7 Uhr, nachdem die Stadt schon verloren war, in Traben ankam, noch bei Zeiten vom Schlosse herab gewarnt, ihren Rückzug, den sie verfolgenden Franzosen zum Trotz, ohne den mindesten Verlust bewerkstelligen konnte. Hingegen sammelte sich allmälig in und um Trarbach der größte Theil des Corps von Bellisle, 3 Regimenter Dragoner, 10 Regimenter Infanterie und 40 Compagnien Grenadiere, die 800 Wagen und mit Kriegsgeräthschaft beladene Karren nachführten; sieben Regimenter blieben in der Stadt Trier zurück. Bereits befand sich die Belagerung der Gräfenburg in vollem Gange, die Localität setzte aber der Errichtung der Batterien viele Schwierigkeiten entgegen; auch unterhielt die Besatzung Tag und Nacht ein lebhaftes Feuer, welches den Belagerern sehr verderblich wurde. Endlich waren zehn Batterien zu Stande gebracht, und am Charsamstag, den 24. April 4 Uhr, begann das Bombardement, welches neun Tage und Nächte hindurch unaufhörlich in einer Heftigkeit sonder Gleichen wüthete. Fehlschüsse ungerechnet, wurden 2634 Bomben, Comminges genannt, in die Festung geworfen; 500 bis 560 Pfund schwer, waren sie außer dem Pulver mit Dingen, die den unleidlichsten Gestank verursachten, angefüllt. Den 27. April wurde zweimal, stets vergeblich, gestürmt, und die Franzosen erlitten darüber solchen Verlust, daß in dem einzigen Starkenburg sieben Scheuern mit Verwundeten angefüllt waren. Der beste ihrer Ingenieure wurde, indem er durch ein Fernrohr sich die Festung ansehen wollte, erschossen. Vom Donjon oder Hauptthurm aus geschah den Franzosen der größte Abbruch, es wurden aber durch dessen Feuer Kirche und Schule arg beschädigt, denn neben diesen Gebäuden hatten die Franzosen, gleich den Schweden im J. 1632, eine Batterie, welche der Gräfenburg besonders heftig zusetzte. Viele Bomben fielen auch in die Stadt, sodaß an sieben Stellen Feuer ausbrach, welches aber jedesmal bewältigt wurde. Vom 29. April bis 2. Mai wurde das Feuer der Belagerer aus sechs Batterien, zwei waren demontirt worden, fortgesetzt, am verderblichsten aus der mit zwölf halben Karthaunen, zu 25 Pfund, besetzten Batterie. Ein Deserteur hatte den Franzosen die Stelle, wo am leichtesten Bresche zu schießen war, verrathen; alle Communicationsgänge, die Bedeckung über dem Hauptthore des großen Platzes, die Commandantenwohnung, die Kasernen wurden in Grund geschossen, der neue Thurm war zertrümmert und 7 Schuh tief unterminirt, das äußerste Barrière- und Wachthaus nach dreimaligem Anlauf genommen, zwei Batterien und eine runde Redoute lagen im Schutt. Die Besatzung, in den aus fünf gewölbten Bogen bestehenden Kasematten zusammengedrängt, befand sich nach dem Verluste der Communicationsgänge unvermögend, den auf den 2. Mai angesetzten Generalsturm abzuwarten, zumal die Bresche weit genug war, daß zwei Wagen neben einander einfahren konnten, und der Commandant erkannte die Nothwendigkeit zu capituliren. Am 2. Mai wurde die Capitulation in Richtigkeit gebracht und stipulirte für die Besatzung freien Abzug mit allen kriegerischen Ehrenbezeigungen; auch durfte sie zwei dienstfähige Kanonen, einen Mörser und zwei verdeckte Wagen mitnehmen. Der Aufbruch erfolgte am 4. Mai und die Mannschaft, 243 Köpfe stark (7 Mann waren getödtet, 14 verwundet worden), erhielt von den Franzosen Geleit bis nach Coblenz.

Sofort ließ Bellisle Hand anlegen, die Gräfenburg zu sprengen und alle sie umgebenden Werke zu schleifen. Es war das ein Glück für die Stadt, deren Bewohner fortan nicht, wie in allen französischen Kriegen, für Eigenthum und Leben zu zittern hatten. Von da an hob sich das Gewerbe. Die Plätze vor der Stadt, die jüngst noch zum Exerciren, Spießruthenlaufen, zu Hinrichtungen dienten, wurden in Gärten umgeschaffen, um den lange unbenutzten sogenannten Graben theils Gärten, theils schwunghafte Gerbereien angelegt, die wegen der Nähe des Schlosses unsichern und beinahe verlassenen Berge mit Reben bedeckt. Den Garten- und Obstbau hatten die Franzosen während ihres langen Aufenthaltes durch Einführung der feinern Gemüse und besonders der köstlichen Obstsorten geweckt, im Frieden konnte er sich ausbreiten. Vorzüglich der Weinbau wurde der Gegenstand sorgfältigen Strebens; weniger von der Natur begünstigt, denn die Berge sind mehrentheils der Sonne

abgewendet, war der Weinbauer hier zu größern Anstrengungen, zum Nachdenken gezwungen. Was die Natur zu versagen schien, das wurde ihr abgedrungen, und seitdem tragen der Ungsberg, Aalfang, Münchenroth, Mühlrecherberg, Landfuhrberg Weine von der vorzüglichsten Qualität. Dieser Fleiß wurde aber nicht einzig für Trarbach lohnend, er ist der ganzen obern Mosel ein Gegenstand der Belehrung und Nacheiferung geworden. Gleich der Production wurde auch die Behandlung des Weines hier früher wie anderwärts ein Gegenstand der Speculation. Es entstanden Handelshäuser von Belang, und wenn auch deren Thätigkeit beinahe alle Geschäftszweige umfaßt, der wichtigste blieb stets der Wein. Die erhöhte Thätigkeit, der den Nachbarn abgewonnene Vorsprung verbreiteten Wohlstand durch alle Classen, neben dem sich doch alle Zucht, Sitte und Lust unverfälscht erhalten, sodaß nach Verlauf zweier Jahrhunderte in den Hauptzügen noch kennbar ist, was Johann Hofmann im J. 1669 beschrieb. „Denn ob die Trorbacher wol auch, bei ihrer harten und schweren Berufsarbeit, ihr Brod mit Freuden essen, so bleiben sie doch nicht stetig, weder in der Einsamkeit, noch in der überlästigen Bemühung, sondern halten manchesmal ihre bürgerlichen Zusammenkünfte, zum Theil sich freundlich mit einander zu besprechen, zum Theil der geziemenden Fröhlichkeit und des Segens Gottes zu genießen, allmittelst aber auch ihren Nachbarn, Freunden und Bekannten veranlaßte Ehrendienstlichkeit zu erweisen. Wir wollen von den Mahlzeiten, wie auch zusammengethanen Freudentrücken, nach eingesammeltem Herbstsegen gebräuchlich, den Anfang machen, und hernach, wiewohl gar kurz, doch ordentlich, was die Trorbacher bei ihren Verheurathungen, Kindergeburten und Leichenbegängnissen für Sitten und Gewohnheiten haben, durchlaufen. Von den uralten Herbstfreuden kann uns das allerheiligste Buch sehr guten Unterricht mittheilen, also daß eine von den schwersten Bedrohungen Gottes geschätzt worden, wenn die Einwohner des Lands deren beraubt werden sollen; deswegen auch die Einheimsung des Herbstes in dieser Stadt lustig und ergötzlich vollstrecket wird. Weil aber um dieselbige Zeit jedermann mit Einsammlung des verliehenen Jahrsegens beschäftiget ist, so versparen sie die Ehrenmahlzeiten bis auf nachfolgende Frist, wenn nämlich, wie sie alldort zu reden pflegen, der neuerwachsene Wein gar ist, und man eine rechte Probe davon haben kann, sodaß allmälig zum Kauf des Weins geschritten wird. Wann nämlich der Weinverkauf zu Herbstzeiten oder etwas hernach vorgehet, wird es damit also gehalten, daß man gemeiniglich derselben Frist erwartet, worin man die rechte Probe vom Wein, nachdem er schon etlichermassen vertobt und vergohren, nun rein haben kann: worauf alsofort eine Zusammenkunft auf dem Rathhaus zu Trorbach angestellet wird, darbei nicht allein die einheimischen oder fremden Kaufleute und Weinhändler, sondern auch die Stadtobrigkeit und ein großer Theil der Gemeinde, und zwar durch öffentlichen Glockenklang berufen, sich mit Freuden einfinden. Wenn selbe sich nun zur Genüge unterredet haben und die Weinproben wohl herumgehen lassen, so wird ein beiderseits gültiger Vergleich getroffen, wie viel das Fuder Wein durchgehends vom neuen Gewächse gelten solle. Wessen sich der gemeine und einfältige Mann, wo er seine Sachen recht thut, zu gutem Vorthel und Nutzen kann gebrauchen, weil ihm hierdurch der Weg gezeiget wird, wie hoch er seinen Wein zur selben Zeit könne unter- und anbringen. Versäumt sich darbei jemand, oder hat er etwan nicht das trefflichste Gewächs, oder die meisten Kaufleute sind schon von den Reichern zur Genüge versehen, so geschieht auch wohl, daß mancher hernach, will er anderst baar Geld haben, seinen Wein etwas geringer muß losschlagen. Gelegentlich solcher Zusammenkünfte pflegen nicht allein zwischen Käufern und Verkäufern wohl zugerichtete Gastmahle angestellt zu werden, sondern es bittet je ein guter Freund den andern zu Gast und lässet an freundlicher und lustbringender Aufnehmung oder Bewirthung sich die Kosten nicht dauern, auch sonst an Aufwartung nichts ermangeln: jedoch geschiehet die Einladung gemeiniglich auf einen Hängel Krametsvögel, als die um solche Zeit vornehmlich, ja den ganzen Winter über häufig zu bekommen sind; eben wie man allhiesiger Orten um Martinstag auf ein Gänsle einzuladen im Brauch hat; wobei doch öfters auch andere kostbare Speisen aufgesetzt werden. Sonderheitlich aber wird das Uffnahms-Gelag, wenn der herrschaftliche Wein nunmehr zusammengebracht und eingenommen worden, in der Fürstl. Kellerei angestellet; allwo wechselweise, jetzt von dem Pfälzischen, jetzt von dem Badenischen Keller, sowohl die herrschaftlichen hohen Oberbeamten, Hr. Land- und Amtschreiber, als auch Hr. Stadt-Bürgermeister sammt zweien Geschwornen aus dem Gericht mit einer kostbaren Mahlzeit bewirthet werden. — Gleichfalls lassen die Trorbacher bei ihren Verheurathungen an allen Stücken, welche zu ehelicher Freude und Ergötzlichkeit dienen, der Vermählten Zustand gemäß, nicht gern etwas kärglich erwenden oder gebrechen; indem nicht allein bei den ersten Ehestiftungen und Verlöbnissen die nächsten Freunde und Anvertraute, nach gepflogener sicherer Heurathsabrede sich mahlzeitlich mit einander erlustigen, sondern auch bei hochzeitlichen Begängnissen, welche nach dreimal wiederholter öffentlicher Ausrufung in der Kirche, darum auf den Dienstag verlegt sind, auf daß der Sonntag nicht nöthig habe, wegen bevorstehender Zurüstung, wie auch fremdeingeladener Gäste Reiß-Verrichtungen hierzu angewendet zu werden, viel weniger daß er, mit Versäumung des Gottesdienstes, gar hindangesetzt verbleibe. Solche ehrenfestliche Zusammenkünfte werden allemal in dem Gotteshaus mit der Sing- und Klingkunst beehret und mit einer Hochzeitpredigt von Herren Kirchen-Inspectoren, gemeiniglich auf den Ehestand eingerichtet, desto feierlicher und gesegneter gemacht; die Gastmahlzeiten aber, so meistentheils zwei oder drei nach einander folgende Tage währen, sind dergestalt beschaffen, daß man zwar Uebermaß und Pracht, von den Gesetzen verboten, nicht leichtlich kann tadeln, viel weniger bestrafen; jedoch lässet man unterdessen an geziemender Gastfreiheit nach der angehenden Eheleute unterschiedenem Vermögen nichts

wohlständiges abgehen. Der Ort und die Stelle, wo dergleichen heurathliche Ehrenmahl gehalten werden, ist nicht unveränderlich bestimmt, weil solches bisweilen in jemands Wohnbehausung, wenn selbe groß genug dazu ist, bisweilen aber auf dem öffentlichen Rathhaus geschiehet. Unter den Hochzeiten selbst ist dieser Unterschied, daß die Vornehmsten und Vermöglichsten, so viel die Einkaufung und Zurüstung belangt, alles für sich anordnen und durch eigene Leute bestellen lassen; von andern aber, welche dahin nicht reichen und eben wohl dem Ehrenfest ein Genügen leisten wollen, wird die Hochzeit einem Wirth verdungen, und heißt eine Irrden-Hochzeit, da jeder Gast sein Gelag bezahlt, wobei öffters eine Mannsperson einen halben Thaler, minder oder mehr, eine Weibsperson aber ungefähr anderthalb Kopfstücke pfleget darzulegen und also die Zeche zu entrichten. Den andern Hochzeittag hat das junge Volk alldorten, welches hierzu eingeladen, eine sonderbare Lust bevorstehen, indem der Bräutigam selbigen etwas verehrt und zu verspielen gibt, welches alsdann diesem aus der Anzahl verbleibet, der den Sieg davon trägt. Das Spiel selber stehet frei, nachdem die Jahreszeit hierzu veranlasset, ob sie es unterm trocknen Dach, oder unter freiem Himmel mit Verloosungen, Karten, Keglen oder andern pfleglichen Spielarten zu gewinnen belieben, wie selbige sich unter einander vergleichen. Insgemein ist die Verehrungsgabe ein hübscher und auserlesener Gockelhahn, mit allerhand bunten und vielartigen Bändern gezieret, welchen die freudige Jugend auf eine lange Stange setzet, der in gesammter Begleitung, sowohl der Jünglinge als Jungfrauen, mittelst vorgehenden Klangspiels außerhalb der Stadtthore getragen wird, allwo man den besagten Hühnern unter Zuschauung der übrigen Hochzeitgäste auf dem Boden vest machet und anbindet, worauf die jungen Gesellen nach solcher Ordnung, welche ihnen das Loos gönnet, sich die Augen verbinden lassen müssen, und also geblendet mit einem Stecken in der Hand einen Versuch thun, ob sie den Hahn mögen schlag- oder streichweise antreffen und des Lebens benehmen. Wer selbigen nun auf gerathwohl recht trifft, der hat diese Bräutigamsgabe gewonnen und wird mit großem Gepräng und Freudenruf als ein glückhafter Obsieger, in abermaliger Nachfolge sämtlicher Mitgäste, nach dem Hochzeithause begleitet. — Der Kindtaufs-Gelager in etwas zu gedenken, läßt ein jeder Vater, der will taufen lassen, so viel Leute, gute Freunde, Bekannte und Verwandte zusammen berufen als ihm beliebt und bei seines Gleichen die Gewohnheit mit sich führet. Aus dieser Anzahl geben die Weibspersonen dem Täufling das ordentliche Geleit in die Kirchen, liefern ihn auch der Kindbetterin zurück. Nach der Hand kommen die erbetenen Männer und Weiber auf dem Rathhause in aller Ehrbarkeit zusammen, und wird einer jeden Person, deren Anzahl vorher bekannt gemacht wird, ein Raum an einem Tisch zugeeignet, mit behörigem Geräth versehen. Nachdem selbe sich nun sämmtlich niedergesetzet, so wird einem jeglichen Mann eine Maas Wein sammt einem Wecken dargereichet, einem Weibsbild aber nur eine halbe Maas und gleichfalls ein Weck vorgeleget, welche beide Stücke ein jedes von dem seinigen, ehe etwas weiters gereicht wird, um den gewöhnlichen Preis muß bezahlen. Des Kindes Vater aber stellet auf jeden Tisch, so viel deren seyn mögen, absonderlich Käse und Butter, und etwa nach Belieben eine Eier-Prezel, welche man insgemein verzehret. Wenn nun dieser bezahlte Wein ausgetrunken ist, so verehren Paten und Goden der ganzen Gesellschaft auch ein Paar Flaschen Weins; diesen folgen des Kinds Großeltern nach, wie auch zuletzt des Kinds Vater mit Ueberlieferung eines gewissen Ehrentrunks, womit man allen und jeden, bis sie ihren Abschied nehmen, freundlich pflegt zu begegnen und, neben andern guten Wünschen, für die Erscheinung Dank zu sagen. Das beste an solchen Zusammenkünften ist, daß niemand darunter über die Gebür und Erträglichkeit beschweret wird, und dennoch die bürgerlichen Leute durch dieses Mittel die alte Kundschaft erneuren und, wenn junge Bürger hernach wachsen, neue stiften, dabei aber von allerhand nützlichen Haussachen sich nachbarlich und gesellschaftlich besprechen; welches jedoch ohne sonderliche und empfindliche Unkosten allerseits geschiehet, da hingegen an Lust und Freudigkeit in den Schranken des Wohlstands gleichwohl niemand einigen Mangel spüret. Es scheinet aber, daß Gnädigste Herrschaft mit Billigung dieses Gebrauchs dahin vornehmlich gesehen, damit die übermäßigen Unkosten, welche bei dergleichen Fällen aufgewendet worden, solchergestalt zurückblieben, und nichtsdestoweniger der Gesellschaft liebende Mensch nicht gar, gleichsam wider die Natur, von solchen ehrlichen und arbeits-erquicklichen Zusammenkünften abgehalten würde. Widrigenfalls, wo dergleichen gar in Unübung ist, werden gemeiniglich anderweitige Zechbrüderschaften desto häufiger getrieben, der bürgerlichen Vertraulichkeit aber hierdurch Anlaß und Gelegenheit benommen, welche die Trorbacher ihrem Thun und Lassen sehr zuträglich befunden, womit selbe sich auch annoch aufs allerbeste vergnügen. — Gleichwie sie nun, in solchen fröhlichen Begegnissen, einander gern zu Willen werden, also entziehen selbe sich dieser Willfahrung nicht, wenn es Leidfälle gibt, indem ein Freund dem andern in allerlei Widerwärtigkeit mit Zuspruch und Trost beispringet, und woraus in Krankheiten die christliche Besuchung und Tröstung, auch sonst mögliche Hülfleistung keineswegs unterlässet. Kommt es dann endlich zum Tod, so erzeiget sich die unverstorbene oder vielmehr unsterbliche Freundschaft mit so klaren und offenbaren Zeugnissen, daß ich nicht weiß, ob man dergleichen anderswo merkwürdiger kann beobachten. Sintemal es bei ihnen Herkommens ist, wo jemand aus einem Haus allda verstirbt, daß dessen abgeseeltem Körper von den vier nächsten Nachbarn das Grab auf dem Kirchhof gemacht wird, welche hernachmals auch die Begräbniß selbst, mit Einsenkung des Verstorbenen und Wieder-Ausfüllung des Grabes liebselig und beileidig verrichten; wannenher solches billig der letzte Ehrendienst heißet. Die vornehmsten von den herrschaftlichen Beamten, Kirchen- und Schulvorstehern, wie auch stadtobrigkeitlichen Personen, wann sie es begehren, werden in die Kirche begraben,

derentwegen zehen Mößler Gulden, darunter jeglicher zwei Kopfstück gilt, den Kirchgefällen zum besten, müssen erlegt und abgestattet werden. Wofern aus jetztberührter Anzahl der Obern jemand stirbet, so wird derselbe von den Gerichtsverwandten zu Grabe getragen, gleichwie die andern von den Zunftgenossen, oder welche sonst ebenmäßigen Beruf mit dem Verstorbenen haben, solchen Dienst zu empfahen pflegen. Der Gottesacker ist außerhalb der Stadt auf dem Kasselberge gelegen, dahin oben am Kirchwege eine absonderliche Pforte durch die Stadtmauern gebrochen ist, so die Leichenbegängnisse hinführet und ableitet. Wenn nun die Leichen zu Grabe getragen werden sollen, so wird vorher, bei Absterbung vornehmer Leute, nächst am Hause ein vielstimmiges Trauerlied nach der Kunst gesungen, wenn aber die Träger den Körper aufheben, so lässet die vorangehende Schule bis an die Grab-Ruhe ein und anderes gewöhnliches Kirchenlied erschallen, welches sie insgemein den Vorgesang heißen, so bei niemand eingestellet wird als bei gar kleinen Kindern, welche man noch nicht in die Schule geschickt hatte; darauf endlich, den Ueberlebenden zu Trost, dem Abgeleibten zum Gedächtniß, eine Leichenpredigt nachfolgt. Nach Vollendung derselben wird eine Sterbrede, entweder auf dem Kirchhofe oder bisweilen, nach Unterschied der Witterung, in der Kirche selber (nur bei den Vornehmsten) an Abdankungsstatt gehalten. Eben bei solcher Gelegenheit, so doch bei eines jeden freien Willen stehet, werden auch Leichenmahlzeiten angestellet, welche mit dergleichen Trauerbegängnissen übereinkommen, bei den gemeinen Leuten aber, damit wohlständiger Unterschied beobachtet werde, bleiben sowohl die Redhaltung als Trauergastung gemeiniglich unterwegen, wohin selbe zum Theil die Sparsamkeit, zum Theil die verfaßten Satzungen anweisen. Jedoch gibt es sonst noch sowohl bei der gemeinen Bürgerschaft, das Jahr über, unterschiedliche Freuden-Trünke, wie auch an höheren Orten mancherlei Ehren-Mahlzeiten, davon wir nur ganz kürzlich etwas wollen anhängen. Wer die Zunftgebräuche weiß, dem wird unverborgen sein, daß bei Annehmung der Lehrjungen, bei Endigung der Lehrjahre, bei Verfertigung des Meisterstücks und in dergleichen andern Gelegenheiten bei den Handwerksleuten etwas solches gar selten mit trockenem Munde vollzogen werde, welches dann ebenfalls von allen Bürgern insgemein, durch eine und andere Veranlassung eines Kaufs und Verkaufs, sonderlich bei Beisitzung der Baugedinger, geschiehet, daß man ohne Löschung des Durstes, Stillung des Hungers, sammt einer freundlichen Zusammensprach schwerlich pflegt von einander zu scheiden. Die volkreichste Zusammenkunft begiebet sich alle Jahr einmal bei dem gemeinen Gelag, da die Bürger alle sammt und sonders gegen Jacobstag auf dem Rathhause sich versammeln und erstlich auf die öffentlichen Straßen und Wege außerhalb der Stadt sich einmüthig begeben, Rottweise ein- und abtheilen und alsdann deren Ausbesserung durch freudige Sammthülfe für die Hand nehmen und vollstrecken. Nachgehends kehren sie wiederum nach dem Rathhaus und wird einem jeden sein Maas Wein sammt einem Wecken dargereicht, wobei sie sich unter einander lustig erzeigen und denselben Tag nicht trauermüthig nach Hause gehen. Maßen dann auch aber zur selbigen Zeit von dem Bürgermeisteramt die Herrschaftlichen, wie auch Kirchen- und Schulvorsteher dahin eingeladen werden, denen gleichwohl, außer obbesagten, schier über die spartanische Weis, annoch Butter und Käse wird vorgesetzet. Bei den obern und mittlern Beamten aber, als herrschaftlichen Bedienten, wenn die Zehend-Bereuttung von denselben geschehen, geht es auch nicht ohne Gastmahl ab, und weiß ich auch insonderheit zu bescheiden, daß alle Jahr H. H. Land- und Amtschreibern, Kellern, Bürgermeistern, Truchsessen zu Enkirch, auch der Clausen allda Probsteiverwesern, dem Schultheißen zu Wolff, nicht weniger dem Aacher Hofmann zu Traben (der die Kosten muß tragen helfen) eine solche öffentliche Mahlzeit ist zugerichtet worden, dazu dieselbe mich gleichfalls wohlgeneigt eingeladen haben. Zum Beschluß muß ich derselben Mahlzeit nicht vergessen, welche man, auf Fürstl. gnädigste Verordnung, so oft die Schuljugend geprüft und erforscht wird, denen dazu bestellten Herren Aufsehern, den Fürstl. hohen Beamten, der Kirche allda vorgesetzten Predigern und etlichen dieser Würde aus der Nachbarschaft dazu Geladenen, gleichwie auch den sämmtlichen Schulbedienten wohlansehnlich zubereitet; dazu der Schaffner des Klosters Wolff, jetzo Hr. Jacob Just Fritzer, aus dessen Stiftsgefällen, daher auch Kirchen und Schulen ihren meisten Unterhalt nehmen, die hierzu erforderten Unkosten jährlich darzuschießen und zu vernehmen pfleget."

„Der christlichen Gemeinde Versammlungsort, die Kirche und nicht weit davon die Hoffnungsburg der künftigen Zeiten, das Schulhaus stehen, von christeifrigen Vorfahren wohlvereinigt, zusammen auf einem erhabenen Berge, welcher über die ganze Stadt raget, welchen man daher, weil auch beim Tempel Gottes zu Jerusalem Schulen waren, das Trorbachische Sion nennen möchte. Was die Kirche belangt, ist dieselbe von uralten Jahren her, nicht völlig wie sie jetzund dasteht, gebaut worden, indem das Chor vorhin allein gestanden, welches man wegen des merklichen Unterschieds am Bauwesen annoch kann wahrnehmen. Folgender Zeit aber, wenn eigentlich und in welchem Jahr ist nicht bekannt, hat man ein ansehnliches Stück an besagtes Chor, welches gedoppelt ist, hinzugebaut." Es ist das der von Zillesius dem Grafen Johann III. von Sponheim zugeschriebene Bau: „erbauet die Kirche zu Trorbach und erlangt von Sixto Cardinal. tit. S. Praxedis, 100 Tag Ablaß darauf, 1395." Ueber der westlichen Kirchenthür steht die Jahrzahl 1410. Die zierliche Vorhalle ist noch jüngern Ursprungs. „Anjetzo stehet in dem einen Chortheil der hohe Altar, worauf das Heil. Abendmahl gehalten und ausgetheilt wird, im andern aber ein ansehnlicher Taufstein. Sonst ist der ganze Bau bis ans Dach, welches mit schönem schwarzen Schiefer bedeckt ist, ganz mit Steinen aufgeführt und von innen mit einem vesten und artigen Gewölbe versehen. So vermehret auch das Ansehen dieses Gebäudes, welches für sich wegen der Berghöhe und seines erhabenen Gemäuers scheinbar genug

ist, der zierliche Glockenthurm, worin das ganze Geläute, welches seinen Schall ziemlich weit durch die Luft wirft, beisammenhängt. An der runden Kirchensäule innerhalb, davon die beiden Hauptbogen des gedachten doppelten Chors gefasset und unterschieden werden, stehet eine steinerne und doch mit hübschen Farben gezierte Cantzel oder Lehrstuhl und auf der Seite ein wohlgeordnetes Orgelwerk von zehn Registern. Auch ist die Kirche überall mit Ständen und Stühlen nach Nothdurft versehen, in welchen die Weibspersonen unten auf dem Boden, die Mannsbilder aber auf unterschiedlichen hierzu gewidmeten Emporkirchen und umher zu stehen kommen. Solche Stühle sind zu merklichem Wohlstande des innern Gebäudes von der gemeinen Bürgerschaft durch Beischuß eigener Unkosten bemahlt worden, und ist über dieses beinahe jeglicher Stuhl mit des Inhabers Wappen oder Zeichen säuberlich und erkenntlich bemerket. Unfern des Fürstl. Stuhls an der Seite gegen Mittag ist das kupferne oder eherne Grabmal des letzten Grafen von Sponheim." Dieses Monument, worauf Johann V. in Lebensgröße abgebildet, ist in der Zeit des Vandalismus um 1800 aus der Kirche verschwunden, doch in einem erträglichen Holzschnitte bei Hofmann S. 139 erhalten. In der Umschrift hieß es: „Hic jacet nobilis dns. Joannes novissimus comes de Spanheim, qui obiit anno dni. MCCCCXXXVII feria quinta post festum Luce Evangeliste, cis aia per miam Dei requiescat in sancta pace A." In dieser, wie in allen übrigen Kirchen der Grafschaft, wurde die Reformation durch die Gemeinsherren im J. 1557 eingeführt (daß Johann Müller als der erste evangelische Pfarrer zu Trarbach im J. 1556 verstorben sei, scheint uns Sage). Nachdem Pfalzgraf Friedrich von Simmern, zur Kurwürde gelangt, seine sponheimischen Lande an Herzog Wolfgang von Zweibrücken abgetreten hatte, wurde das Reformationswerk noch lebhafter fortgesetzt, wozu vornehmlich Marbach, Doctor Theologiae aus Strasburg, und der Superintendent zu Simmern, Nicolaus Beuckius, gebraucht wurden. Einige katholische Priester bequemten sich freiwillig zu der Religionsänderung, andern wurde freier Abzug verstattet; die Klause in Trarbach scheint schon vorher von den Bewohnerinnen verlassen gewesen zu sein. Beim Ausbruche des 30jährigen Krieges war die ganze Grafschaft, das Cröfferreich allein ausgenommen, protestantisch. Da jedoch die badische Gemeinherrschaft unlängst dem alten Glauben sich wieder zugewendet hatte, war man zu Brüssel Willens, den durch das Misgeschick der dänischen Waffen verbreiteten Schrecken zu benutzen, um auch die sponheimischen Unterthanen in den Schoos der Kirche zurückzuführen. Auf diese Nachricht hat sich der Pfalzgraf von Birkenfeld, Georg Wilhelm, „in Person nach Brüssel erhoben und diesen Unfug bei der Königlichen Infantin abzulehnen getrachtet, von dannen auch nicht ohne Hoffnung, wie pfleglich ist, in höchster Gefahr, Land und Leuten zum besten, willigst überstanden, nach ihrem Hoflager zurückgewendet. Nachdem selbige aber das Gegentheil erfahren müssen, daß nunmehr Anstalt gemacht sey, auf einen gewissen Tag durch offenbare Gewalt die Kirche in Trorbach einzunehmen und solche völliglich mittelst Päbstischen Kirchengepränges einzuweihen, haben Dieselben aus christlichem und großmüthigem Eifer zu der wahren Religion, alles auf die äußerste Spitze zu stellen, sich mit tapferm Herzen entschlossen. Derohalben denn Dieselben sich mit ziemlicher Begleitung, so stark dieselbe aufzubringen, bei Zeiten versehen und in eitler Nacht bei sehr rauhem Weg sich nach Trorbach zugewendet, des ernsten Vorsatzes, sich wider solches Beginnen muthig und klüglich zu setzen. Ungeachtet nun dero geheimer Rath, D. Faber, mitten im Wald unfern des Sauerbrunnens mit einem Schlagfluß getroffen Todes verblichen, haben Ihre Durchl. nichts desto weniger, nach gegebenen Befehl den entseelten Körper nach Birkenfeld zu bringen, mit bei sich habender Begleitung die ganze Nacht streng durchgeritten und gar früh bei rechter Zeit dero Stadt Trorbach erreichet. Weil nun die Anstalt zur Hinwegnehmung der Kirche desselbigen Tages gemacht war, so haben Ihre Durchl. sich sammt den Ihrigen alsobald der Kirche genähert, sich auch öffentlich erklärt, daß sie zur Beschützung und Handhabung solcher Kirche das Aeußerste wollten daran setzen, und viel lieber, wenn es ja Gott wider Verhoffen zulassen möchte, ihr eigenes Leben in die Schanze setzen, als dieser widerrechtlichen Entweihung empfangenem Verspruch entgegen, mit sträflicher Geduld entgegensehen. Es hat auch dieser an sich christlöbliche und dem Höchsten wohlgefällige, dem widrigen Theil aber unvermuthete Heldeneifer selbigesmal wohl gefruchtet, indem die ganze Menge Päbstischer Ordensleute, welche sich zu obberührtem Ende häufig eingefunden hatten, wiederum getrennet und ein jeder sich unverrichteter Sache an seinen Ort hinweg begeben; Ihrer Fürstl. Durchl. aber mit tausend Stimmen für diese mächtige Wohlthat, welche die Trorbachische Nachwelt nimmermehr vergessen wird öffters zu wiederholen, Lob und Dank gesagt worden. Als aber nicht lange hernach, auf das im Jahr 1629 ergangene Kaiserliche Ausschreiben von Wiedereinräumung der geistlichen Güter viel sonst mächtige Churfürsten, Fürsten und Stände des Reichs ein Gleiches dulden müssen, hat es anders nicht seyn wollen, denn daß besagte Trorbachische Kirche von den Evangelischen so lange quittirt und das Laboratorium zu Verrichtung ihres Gottesdienstes eingenommen würde, bis der Allerhöchste anderweitige Rettung den Bedrängten möchte zusenden." Diese Rettung hat, wie oben erzählt wurde, der Rheingraf gebracht und den Trarbachern ihre Kirche, nachdem sie drei Jahre lang verschlossen gewesen, zurückgegeben. Denen ist der Kirche Eigenthum verblieben, auch nachdem in Folge der französischen Reunionen und der berühmten Clausel des ryswiker Friedens den Katholiken (deren 117 im J. 1817) ein Simultaneum eingeräumt werden mußte. Vermöge desselben dient die Kirche an Sonn- und Festtagen den Evangelischen von Morgens 7—10 und Nachmittags von 12—3 Uhr, den Katholiken von 10—12 Uhr Vormittags und Nachmittags von 3 Uhr an. — „Nun leitet uns, wegen der Nachbarschaft, die Ordnung nach dem Schulgebäude, dahin aus

der Kirche, allwo die Schulknaben sammt ihren Unterweisern nächst der Orgel zu sitzen pflegen, gleich hinüber durch die Mauer eine Thür führet, mittelst deren die nahe Vereinigung genugsam abzunehmen. Das Schulhaus ist ein großes viereckichtes Gebäude, von lauterem Steinwerk bis an das Dach aufgeführet und mit schwarzen Schiefern bedeckt. Der Gemächer hat es nicht viel, aber weit und Raum genugsam in beiden Stockwerken, dahin man durch eine steinerne Schneckentreppe gegen der Abendseite füglich mag gelangen. Das unterste Stockwerk hat das raumste Gemach, schier so groß als der ganze Bau weit ist, worin nemlich beiderlei Geschlechts junge Leute zur Schule geschickt werden. Der obere Stock hat zwei Zimmer für die Classenjugend oder die lateinische Schule. Diese, das Gymnasium entstand im J. 1573, und es ist gnädigster Herrschaft Freigebigkeit gegen Schul- und Kirchendiener dergestalt beschaffen, daß ihre Besoldungen meisten- und größtentheils, ohne Beitrag und Kosten der Stadt Trorbach, allein aus den Gefällen des Klosters Wolff und der Clausen Enkirch entrichtet werden. Dannenhero diejenigen, welche ihre Kinder in die Schule gehen lassen, mit den Vierteljahr-Schul- oder Lichtgeldern gar nichts zu schaffen haben, noch den Unterweisern etwas Gewisses ihrer Kinder wegen zu reichen haben, es sey denn, daß sie aus freiem und dankbarem Willen etwas selbstbeliebiges wollen verehren." Im J. 1649 wurde die lateinische Schule in zwei Classen getheilt und seitdem lehrten an ihr ein Rector und ein Conrector, seit 1753 auch ein Collaborator. Es sind in derselben viele tüchtige Leute gebildet worden, besonders unter dem Rector Jacob Touton (von 1766 an, gest. im J. 1800). Storck hat ihm einige Seiten, vielleicht die anziehendsten seines Werkes gewidmet. Er bezog jährlich an Geld 195 Gulden, 10 Malter Korn, 2 Fuder 1 Ohm Wein, der Conrector 125 Gulden, 9½ Malter Korn, 2 Fuder 3 Ohm 18 Sester Wein, der Collaborator 9 Malter Korn und 3 Ohm Wein. Diese geringen Besoldungen erschienen in den letzten Jahren sehr unregelmäßig, denn die Revolution hatte die Zehnten, eine der ergiebigsten Einnahmen der wolffer Klosterverwaltung, aufgehoben, der Grundzins wurde beinahe allgemein verweigert und das bei dem Herzoge von Zweibrücken angelegte Kapital, 22,420 Franken, trug keine Zinsen. Die Lehrer darbten, erledigte Stellen blieben unbesetzt, die Schüler fühlten sich entmuthigt. Nachdem Trarbach dem Rhein- und Moseldepartement, Wolff dem Saardepartement zugetheilt worden, erhoben sich zwischen den beiden Behörden Zänkereien hinsichtlich der Verwendung der noch übrigen Gefälle, insonderheit der Kapitalien (57,833 Franken), die Schule wurde indessen nicht aufgehoben, wie denn im J. 1817 noch zwei Lehrer in Thätigkeit waren. Unter preußischer Herrschaft erfolgte am 7. Dec. 1818 die feierliche Wiedereröffnung und Erneuerung des Gymnasiums, nicht zwar in dem alten Bau, sondern in dem von dem Könige hierzu angewiesenen stattlichen Landschreibereigebäude. Zeitig verwandelte sich jedoch das Gymnasium in ein Progymnasium, dann in eine höhere Stadtschule, und auch diese zählte im März 1830 nur 11, im Juli 1835 aber wieder 11 Schüler in der höhern Abtheilung, 21 in der andern. „Von dem Trorbachischen Sion aus wenden wir uns gegen die Schottpforte, woran allernächst das Amthaus, die Landschreiberei genannt, denen vom Hunsrück herein reisenden zu Gesicht kommt, welche über dem Eingange mit dem gemeinschaftlichen Spanheimischen Wappen, in Stein eingehauen, bemerket ist, und stoßet die dazu gehörige Fürstl. Cantzlei alsobald daran. Zu der Landschreiberei-Stelle wird eine solche Person bestellet, welche nicht allein von guter und ehrlicher Herkunft ist, sondern zumal in Regiments- und Rechtssachen wohl unterrichtet und gewiegt, auch sonst in der Welt, um die Taubeneinfalt mit der Schlangenklugheit zu verbinden, von Jugend auf versucht und bewahrt. Der Landschreibereibau ist so gar weitläufig nicht ausgebreitet, jedoch dergestalt mit Zimmern, Saal, Stuben, Kammern und andern Gemächern versehen, daß allda Gelegenheit genug sich findet, die daselbst ankommenden Fürstl. Personen, welches Birkenfeldischen Theils gar oft geschiehet, Badenischen Theils viel seltener, wohl aufzunehmen und zu bewirthen. Aus jetztberührter Oberamts-Cantzlei, womit auch das Archivum vereinigt, hat es einen Durchgang in den Kellereihof, sonderlich in dessen großen Saal, ein altes, aber sehr ansehnliches Gebäude, welches in der Länge 71 Werkschuhe sammt 5 Zollen, in der Breite aber 24 Schuh und 4 Zoll austrägt, von der Erde auf bis ans Dach mit Steinen sehr stark aufgeführt, wiewohl das Dach nur platt ist und mit keinem Thurm versehen; ob es gleich sonst von außen wie eine Kirche anzusehen, auch solche Fenster hat, wie in den Kirchengebäuden zu sein pflegen. Unterhalb dieses Gebäudes ist ein doppelter Keller, darinnen die Fürstl. Weine liegen, der Saal selber ist beinahe eines Stockwerks hoch, hat die völlige Länge und Weite des ganzen Baues innen, allwo in der Mitte unterschiedliche steinerne Säulen stehen, darauf die Last ruhet, der Saalboden aber ist gestrichtt, mit dreien wohl gemachten Kaminen versehen, sammt einem geheimen Abtritt, so wie ein Schrank oder Wandkasten in die Mauer hinein gehet. Es scheinet auch, daß die mehr bemeldte Cantzlei hiebevor wohl gar dazu gehört habe, so das altfränkische Gebäude ziemlichermaßen anzeiget, welches in die Rundung, jedoch etwas dabei eckicht oder erkericht wie ein Kirchenchor, oder doch wie eine Tröstkammer oder Sacristei sich austheilet." Es war aber dieses die Kapelle in der Kellerei zu Trarbach, welche Graf Johann III. im J. 1395 beschenkte. Vor dem Kriegswesen diente der Saal zur Haltung und Versammlung des Spanheimischen gemeinschaftlichen Hofgerichts, nun aber zu den Baugedings-Zusammenkünften, „von welchen bei diesem Anlaß auch etwas zu sagen fället. Es werden nämlich von den Rebleuten zu Trorbach und Traben nicht allein Weingart-Güter gebauet, davon der Herrschaft das Neuntel aus dem Keller muß gereichet werden, sondern wenn bequemes Feld vorhanden, welches der Eigenthumsherr nicht selber will bauen, so wirds jemanden, wer dazu Lust trägt, ums Drittel verliehen, dergleichen

Felder die Herrschaft allda sehr viel hat und großen Nutzen daraus ziehen lässet. Wenn es nun jährlich nach geschehener Verblühung des Weinstocks gegen den Johannestag gehet, daß man nächstbei sehen kann, was für Hoffnung auf den Herbst zu machen, so wird auf diesem Kellereisaal das Fürstl. Baugeding besetzt, welches anders nichts ist, als eine genaue Erforschung, wie dergleichen Felder, so der Herrschaft Drittel zu geben schuldig sind, im wesentlichen und guten Bau unterhalten, auch wohl neue Stücke dergestalt verliehen und dabei die Verbrecher mit Strafe angesehen werden mögen. Solches aber geschiehet gar zierlich und feierlich, wenn nämlich auf einen Sonn- oder Feiertag, nach vollendetem Morgen- und Mittagsgottesdienst, man in diesen kirchenähnlichen Saal sich versammlet, und zwar allerforderst wird eine sonderliche Glocke, die im Kellereihofe hängt, angezogen und geläutet, daß sich diejenigen Trorbacher und Trabener, welche mit diesem Baugedinge zu schaffen haben, in Bereitschaft halten, zu erscheinen. Alsdann finden sich erstlich ein HH. Landschreiber, Amtschreiber, Keller, Bürgermeister, wie auch die Gerichtsverwandten mit ihren schriftlichen Ordnungen und Satzungen; und solches heißet alsdann, die Fürstl. Baugedingsherren haben ihre Stelle besessen. Worauf zum Ueberfluß, obgleich die meisten, so dazu als Mittheilhaber gehören, unterdessen im Kellereihofe zugegen sind, der öffentliche Stadtbote auf die Straßen geschickt wird, welcher mit erhobener Stimme überlaut ausrufet, daß ein jeder sich solle herbeimachen, der bei dieses Geding gehöre. Nach vollbrachtem Ausruf wird die Kellerei aller Orten versperret und zugeschlossen, und hiernächst folget die Verlesung obengeregter Ordnungen, neue Baugedings-Verwandten, an die dergleichen drittheilige Güter durch Erbfälle, oder kaufs-, auch tauschweise kommen sind, werden beeidigt, allmittelst wird auch scharf nachgeforschet, ob jemand wider die Baugedings-Gesetze gehandelt? ob das Bauwesen solcher Weinberge redlich und gebürlich beobachtet? ob man die Grenzen seines Guts recht wahrgenommen? Ob das Rebfeld zur rechten Zeit und zur vollen Genüge besetzt, gestöckt, gedünget und andere Bauarten wohl und unklagbar verrichtet worden? Finden sich dann allhier Verbrecher, so wird durch umgefragte Stimmen, nachdem die Verschuldung groß oder klein, muthwillig oder saumselig begangen, entweder an Ehre oder Gut die Strafe erkannt und hernach vollzogen. Wenn dieses alles nun vorüber, so werden die Thore der Kellerei wiederum eröffnet und wird die gesammte Bürgerschaft von beiden Orten, wer nur dahin zu kommen Lust trägt, hineingelassen und mit einem herrschaftlichen Trunk Weins verehret, welchen sie im Kellereisaal fröhlich mit einander verzehren. Es ist aber die ganze Kellerei sehr weitläuftig und hat mitten einen großen Hof, allwo der Fürstlichkeiten Reit-, Kutschen- und Wagenpferde, so oft sich dergleichen Ankunft begibt, in dem gedoppelten sehr langen Stall ihren zugeeigneten Raum haben. Ueber dieses sind die Wohngebäude, worinnen sowohl der Pfälzische als Badenische Keller jeder sein absonderliches Hauswesen hat, und sind überall umher Speicher zur Aufbehaltung der Fruchtgefälle. Ferner ist in diesem Kellereihof ein großes Kelterhaus mit unterschiedlichen Kellerbäumen, mittelst deren was an Zehendtrauben und anderwärtiger Gebür von Rebwerk der Herrschaft zustehet, absonderlich und allein gekeltert wird. Alsdann wird dieser Herrschaftliche Wein in jene großen Keller nicht allein eingesammlet, sondern auch derselbe dahin gebracht, so nach Aufnehmung des Neuntels der Herrschaft weiter gebürt. Solches Neuntel wird auf folgende Weise empfangen: wenn aller Wein nunmehr in die Keller eingefaßt, so verfügen sich die Fürstl. Beamten, Land- und Amtschreiber, Keller, Bürgermeister, auch außerhalb der Stadt jedes Orts mit denen zu sich gezogenen Amtleuten, Schultheißen oder Truchsessen, in alle Keller, darinnen neuer Wein lieget, lassen darauf durch mitgehende geschworne Küffer und Neuntelträger, nach geschehener Besichtigung der Fässer, alsobald zusammenrechnen, wie viel wegen des Neuntels (welches zwar diesen Namen trägt, aber doch nicht eben der neunte Theil ist) der Herrschaft gebüre, und wird hiernächst so viel Wein, aus welchem Faß es den Beamten beliebt, herausgelassen und in denen dazu bestellten Schiffen nach Fürstl. Kellerei zugeführt und allda bis auf weitere Verordnung wohlverwahrlich aufgehoben." Die Kellerei und die Landschreiberei wurden am 13. Thermidor XIII (1. Aug. 1800) durch die französische Domainenverwaltung, jene um 4600, diese um 3125 Franken verkauft. Der Kellereisaal diente seitdem als Magazin. Die Landschreiberei wurde 1548 von dem Pfalzgrafen Johann II. von Simmern erbaut. Auch das Laboratorium war Privateigenthum geworden.

„Das Rathhaus kann auch von fern durch das darauf stehende Thurmgebäude, worin das Rathsglöcklein hänget, leichtlich erkannt und gefunden werden, voraus, weil auch unten her, gegen dem Marktplatz, das Merkmal der Gerechtigkeit, ich verstehe das Halseisen, anderswo Pranger genannt, solches in der Nähe genugsam unterscheidet. Es hat aber innerhalb mancherlei Gemächer, Stuben und Kammern, sonderlich weil eine offene Wirthschaft darauf geführet wird, darunter gleichwohl, neben der Rathsstube, worin die gerichtlichen Zusammenkünfte gehalten werden; am merkwürdigsten ist das große Stubengemach, so weit nämlich der ganze Rathhausbau reicht, dahin sich bei oftmaligen Gelegenheiten die sämmtliche Bürgerschaft versammlet. Mitten in dieser Stube, auf der Seite gegen den Markt, ist ein großer Erker von sechs Ecken, überall herum mit Fenstern versehen, darin sich allerhand Pfälzische und Badenische Wappen, auch Gedenksprüche und Namen, sodann auf dessen linker Seite die Abbildung des ersten evangelischen Predigers zu Trorbach zum Gedächtniß angemerkt befinden. Vornenher an dem Erker ist mit zweien Kettlein am Zwergbalken eines großen Wallfisches Rippe aufgehängt, von einem Kaufmann aus Niederwesel, Wilhelm Weyern, im J. 1624, als selbiger Orten was seltenes, zum Angedenken des ohne Zweifel allda trefflich erkauften Weins (weil dieser Jahrgang vor andern herrlich und berühmt) dahin gestiftet und verehret. Unter

dem Rathhause befindet sich die Stadtwage. Unfern des Moselthores aber stehet ein großes steinernes Gebäude, so der neue oder gemeine Bau heißet, mit einem zierlich ausgespitzten Thurm erhoben, so vor Zeiten zur Haltung sonderbarer Ehrenmahle, bei Hochzeiten, Kindtaufen und dergleichen, wie auch zu öffentlicher Bewirthung und Aufnehmung der schiff-fahrenden und reisenden Leute ist gebrauchet worden; anjetzo aber, nachdem solches Haus lange Zeit durch das leidige Kriegswesen und Einquartierungen inwendig gar sehr verwüstet gelegen, ist selbiges einem wohlthätigen Bürger gar neulich überlassen worden, welcher auch stark an der Zurüstung arbeiten lässet und es wiederum zu einer Wirthschaft einzurichten gewillet." Besagtes Haus war nachmals zuweilen die Wohnung des Commandanten und endlich des trefflichen Touton Eigenthum. „Sein Haus glich, außer dem freundlichen Wohnzimmer, einer alten Zauberburg; die Fußböden bestanden aus Estrich und das Ganze drohte baldigem Einsturz. Das Haus stand schon Jahrhunderte." So Storck. „Nicht gar weit von jetzt besagtem Thurmgebäude, allwo maus im Fürstl. Hof heißet, stehet abermal ein großes steinernes Haus, welches im J. 1589 auf scheinbares und verheißungsvolles Angeben eines Gern-Goldmachers oder Alchymisten Pfalzgraf Carl mit vielen schönen und ordentlichen Gewölben hat erbauen und zurichten lassen. Nachdem aber der Bau zur gänzlichen Vollkommenheit gelanget war, ist der großsprechende Schmelz- oder Goldkünstler, ehe denn er einzige Probe geleistet, ganz unsichtbar worden; vielleicht sich befahrend, wie denn solche Leute meistentheils große Betrüger sind, daß er entweder in der Luft oder durch den Rauch ersticken dürfte. Ob nun wohl ermeldtes Gebäude zu dem bestimmten Gebrauch nicht kommen, so wird es dennoch wie von Anfang noch heutzutag das Laboratorium von männiglich genannt."

Der große Brand vom J. 1761 betraf hauptsächlich die Oberamtsgasse und vernichtete namentlich die sämmtlichen, von dem spanischen General Verdugo angelegten Häuser auf der linken Seite. Im J. 1776 einigten sich die Gemeinherren zur Aufhebung der Gemeinschaft in dem Besitze der hintern Grafschaft Sponheim, welche Gemeinschaft, durch den beinheimer Vertrag begründet, während einer mehr denn dreihundertjährigen Dauer Ungemach und Unannehmlichkeiten sonder Zahl verursacht hatte. Zweibrücken erhielt das Oberamt Trarbach, die Aemter Castellaun und Allenbach, die Voigtei Senheim und das Cröfferreich, Baden hingegen die Aemter Birkenfeld, Dill, Herrstein und Winterburg sammt der Voigtei Winningen. Die gemeinschaftliche Regierung, die seit dem J. 1672 die Stelle des ehemaligen Sponheimischen Hofgerichts einnahm, die aus der Landschreiberei erwachsene Rentkammer und das Consistorium, im J. 1673 zur Vertheidigung des hergebrachten alleinigen evangelischen Religionsstandes errichtet, wurden aufgehoben, und am 12. Oct. 1776 empfing Herzog Karl II. von Zweibrücken die Huldigung der trarbachischen Bürgerschaft. Der erste pfalz-zweibrückische Oberamtmann ist der Staatsminister Ludwig von Esebeck, der auch den Theilungsvertrag unterhandelt und sich damals das prachtvolle Sponheimische Gut zu Wehlen verdient hatte. Ungleich folgenschwerer war für Trarbach die französische Invasion 1794. Auch nach der Theilung hatte die Stadt immer noch als die Hauptstadt einer, wenn auch kleinen, Provinz gelten können, die damit verknüpften Vortheile gingen nun sämmtlich verloren, Mairie und Friedensgericht waren ein sehr dürftiger Ersatz für das Oberamt; das Gymnasium, die einzige protestantische Anstalt der Art zwischen Rhein, Mosel und Nahe, gerieth in Verfall, Handel und Verkehr stockten, schwere Kriegslasten mußten den Punkt treffen, der, zwischen Trier und Mainz gelegen, einen bequemen Uebergang der Mosel bietet. Sie sind indessen vorübergegangen diese Zeiten der Drangsale, Betriebsamkeit und Sparsamkeit haben auch hier ihre Wunderkraft bewährt, und zu neuem Leben erblüht nochmals die Sponheimische Hauptstadt, die im J. 1600 nur 96, im J. 1780 mit Inbegriff von 84 Witwern oder Witwen, 252 Hausgenossen, im J. 1809 aber 869, im J. 1817 jedoch 1144, im J. 1835 hingegen 1329 Einwohner zählte und neben dem Weinbau bedeutenden, durch vier Kram- und Viehmärkte belebten Handel mit Vieh, Fleisch, Leder, Wolle, Leyen trieb. Fernern Aufschwung schienen die Umstände zu verheißen, da wurde das Städtchen von schrecklichem Unglück heimgesucht. „Es hat dem allmächtigen Gott gefallen," so klagt der in Eile zusammengetretene Hilfsverein, „die Stadt Trarbach an der Mosel mit einem schrecklichen Brandunglück heimzusuchen. Am 21. Juli 1857 waren die Bewohner derselben größtentheils in ihren Weinbergen und auf den Feldern sorglos beschäftigt, als gegen 5 Uhr des Nachmittags an der Nordwestseite der alterthümlich eng zusammengebauten Stadt eins der ältern Häuser in hellen Flammen aufloderte. Von der großen Hitze waren die in Fachwerk aufgebauten Häuser ausgedörrt, ihre obern Räume mit Heu und Holz angefüllt; ein starker wechselnder Wind wehte in solcher Heftigkeit, daß sich das verheerende Element in unglaublicher Schnelligkeit nach allen Seiten hin fortwälzte. Eiligst war von nah und fern Hilfe am Platze. Die nachhaltigste, aufopferndste Anstrengung war vergeblich: in Zeit von kaum vier Stunden lag die Stadt in Asche. Das alte Trarbach ist nicht mehr. Außer der schmalen Moselfronte und weniger Häuser an den entgegengesetzten Thoren ist Alles, Alles, was innerhalb der Stadtmauern lag, niedergebrannt. Von 250 Gebäuden ist etwa der zehnte Theil verschont geblieben. Aber, was Jedermann für unmöglich gehalten hätte, die hoch auf dem Berge allein stehende Kirche, die wie eine Krone die Stadt schmückte, entzündete sich zuletzt noch durch die ungeheure Gluth der Luft; das brennende Heiligthum mit den darunter liegenden Pfarrhäusern und Schulhäusern bot im abendlichen Dunkel einen herzzerreißenden Anblick dar. Bei der reißenden Schnelligkeit, mit der die verzehrende Flamme um sich griff, bei der Enge der Straßen und Gassen, bei der Verwirrung, die sich der Unglücklichen bemächtigte, konnte nur sehr Weniges gerettet werden, und das Wenige, das man in die Keller ge-

flüchtet hatte, wurde zum großen Theil vom Feuer erreicht. Das Elend ist entsetzlich; noch ist es nicht in seiner ganzen Größe zu überschauen: von 1700 Einwohnern sind mindestens 1400 obdachlos. Ein Drittheil hat in dem gegenüberliegenden Traben Unterkommen gefunden, zum Theil bei bedürftigen Leuten." Vollständig ist indessen jetzt, in Bezug auf Bequemlichkeit, der Schaden ausgeglichen, aber das alte Trarbach ist nicht mehr; eine sehr prosaische Regelmäßigkeit ersetzt den Anstrich von Ritterthum und Feerei, in welchem dieser keine andere Stadt des Rheinlandes, selbst nicht Oberwesel, da es von den geraden Linien der Cultur noch nicht durchschnitten ist, zu vergleichen gewesen. Um auch von trarbachischen Autoren zu sprechen, beginne ich mit demjenigen, dessen Arbeit ich so vielfältig benutzen mußte. „Trorbachische Ehrensäul: oder Geschichtliche Beschreibung, Förderst der Fürstl. Spanheymischen Ober-Amts-Statt Trorbach an der Mosel, theils auch anderer Ohrt in derselben Gegend, sonderlich des dahin verbürgerten Haupt-fleckens Traben: Durch Johann Hofmann. In Verlegung des Autoris. Gedruckt zu Stuttgart, von Johann Weyrich Rößlin, im Jahr Christi 1669. 12. S. XIV. 820. LXII. sammt 3 Abbildungen," hat sich ungemein selten gemacht. Der Verfasser wurde 1654 aus Gießen berufen, um bei dem Gymnasium die Stelle eines Rectors zu übernehmen. „Hab den 8. Julii 1654 meinen völligen Aufzug genommen, bin auch in solcher Bedienstung bis auf den 2. Julii 1667 nicht ungern verharret, und alsdann erst, durch abermalige Fürsehung Gottes, deren ich Lebenslang billig alles heimstelle, von der Hochlöbl. des Heil. Röm. Reichs Statt Eßlingen zu ihrer Schul-Rectur, vorhero auch ordentlich beruffen, meinen Abzug von dannen dahin genommen." Gar umständlich beschreibt er den etwa eine Stunde von Trarbach auf einer Höhe über dem Thale der Cautenbach gelegenen Wellstein, in welchem man ein teutsches Denkmal im belgischen Gallien, oder ein religiöses Monument, von irgend einem gallischen Stamme errichtet, vermuthet; er ist wol schwerlich etwas Anderes, als das Fragment irgend einer der Granitfesten, welche hier und da zu errichten der Natur gefiel. Des Bergbaus in der Cautenbach, dessen Mittelpunkt der Wellstein ist, gedenkt Hofmann kaum, wiewol er bereits 1599 in 32 Stämme vertheilt gewesen, auch in seiner blühendsten Epoche jährlich 500 Centner Kupfer vorzüglicher Qualität brachte. Der jüngere Topograph von Trarbach, Johann Heinrich Röhde, zweiter Stadtpfarrer und seit 1776 Collaborator an dem Gymnasium, war zu Traben geboren. Seine Einladungsschrift: „Nachricht von der Stadt Trarbach und ihren Begebenheiten, aufgesetzt in der gewöhnlichen Osterprüfung des Jahres 1782. Zweibrücken, gedruckt mit Hallanzy'schen Schriften 4. S. 66," enthält viel schätzbare Mittheilungen, dergleichen der Verfasser auch in der „Kurzen Nachricht von der Verfassung des Gymnasiums zu Trarbach" gibt. Ein geborener Trarbacher dagegen war Adam Storck, Verfasser der „Darstellungen aus dem Preußischen Rhein- und Mosellande. Essen und Duisburg, H. D. Bädeker, 1818. 8. 2 Bde." Befangen in dem gemeinen Wahn, daß man, um ein Geschichtschreiber zu werden, nur einige Bücher oder Urkunden zu Rathe ziehen dürfe, ist es ihm gleichwol gelungen, ein Werk zu schaffen, das immer noch in einzelnen Abschnitten mit Nutzen und Vergnügen gelesen wird; denn Kenntnisse im Allgemeinen, Geist und Geschmack sind ihm nicht abzusprechen. Er starb, fern der lieblichen Heimath, viel zu früh für seine Freunde und die Wissenschaft.

Eine Ponte unterhält die Verbindung zwischen Trarbach und dem gegenübergelegenen Traben, seitdem die fliehende Brücke, dem Rheinübergange bei Neuwied 1796 zu dienen, von den Franzosen entführt worden war, welche in den Tagen der Herrlichkeit von Montroyal hier eine stehende Brücke gehabt hatten. Der trabener Berg, auf dessen Scheitel die Heide beinahe gänzlich dem Pfluge gewichen ist, trägt um sich einen reichen Gürtel von Reben, der vornehmlich, wie es scheint, den Verfasser der „Trorbachischen Ehren-Säul" verführte, den ganzen Berg als eine Abbildung des dickbäuchigen Bacchus anzusehen. Hiernach hätte Traben seinen Nachbarn Trarbach und Riesbach, die von Thronus Bacchi und Risus Bacchi ihre Namen entlehnen sollen, das Mindeste nicht herauszugeben. Unter den Weinbergen, zwischen lachenden Gärten, die Mosel entlang, hat idyllisch und mystisch zuglich, der freundliche Marktflecken sich gelagert mit seinen zum Theil ansehnlichen Gebäuden, die sich in anmuthigen Gruppen die sanfte Höhe hinauf verlängern bis zu der Stelle, wo Kirche, Pfarr- und Küsterhaus abermals eine abgesonderte Gruppe zwischen den Weinbergen bilden. Ein mehr ansprechender Gegensatz zu dem ernsten, zum Theil wilden rechten Ufer, mit seinen der Sonne abgekehrten, von zahlreichen Steinbrüchen durchschnittenen Bergen, zu dem romantischen, unlängst noch in der vollen Gravität des Ritterthums prunkenden Trarbach ließe sich schwerlich auffinden. Gleichwol ist das in jugendlicher Herrlichkeit lächelnde Traben eine der ältesten Ansiedelungen der Gegend, wie sogleich der gallische Name Traven in der ältern und richtigen Form andeutet. Unter den frühesten Besitzungen des kaiserlichen Krönungsstiftes zu Aachen wird ein Hof in Traben genannt, dessen Wichtigkeit Ludwig der Fromme durch Hinzugabe des Frucht- und Weinzehntes in der ausgedehnten Markung gar sehr erhöhte. Der aachener Hof, wie er heute noch genannt wird, steht dicht an der Mosel, einige hundert Schritte oberhalb des ansehnlichen Rumpel'schen Hauses, welches einst, wie behauptet wird, die Wohnung des Commandanten auf Montroyal gewesen, und nach dem Falle der Festung, mit Beibehaltung seiner ganzen Eigenthümlichkeit, auf die gegenwärtige Stelle versetzt wurde. Des Stiftes Aachen Besitz ist aber selten von Anfechtungen ganz frei gewesen, daher Dechant und Capitel im J. 1423 dem Grafen Johann V. und seiner Gemahlin versprachen „aus Ursachen, daß sie die Hinderung an unserm Zehnten und Geströh zu Starkenburg, Traben, Trorbach und in der Pfleg Irmenach abgethan, mit Vigilien, Seelmessen und vier brennenden Kerzen ihre Jahrzeit zu begehen." Durch Vertrag vom 22. Sept.

1579 hat das Stift den dritten Theil des Zehntens den Gemeinherren der hintern Grafschaft überlassen. Die Klöster Springirsbach und Himmeroth hatten ebenfalls hier Eigenthum erworben. Darin wurde Springirsbach 1183 durch den Grafen Gottfried von Sponheim gestört, Pfalzgraf Konrad vermittelte aber noch in besagtem Jahre einen Vergleich, wornach der Graf gegen Empfang von 24 Mark den Stiftsherren ihren Hof frei und ledig geben sollte. Fast möchte es scheinen, als wäre dieser der Hof, welcher in den kaiserlichen Bestätigungsurkunden, namentlich 1193, unter dem Namen Travendrebach vorkommt, in welchem man gewöhnlich die erste Spur von Trarbach zu finden glaubt. Gleichwie in der übrigen Grafschaft, wurde zu Traben die Reformation durch die Gemeinherren, Pfalzgraf Friedrich zu Simmern und Markgraf Philibert von Baden, eingeführt. Die Witwe des ersten Pfarrers, Christophori, starb den 9. Sept. 1606. Der vierte Pfarrer, Georg Rösner, 1598—1602, hat 1598 das Kirchenbuch angefangen, überhaupt die Zustände der Pfarrei geordnet. Johann Hofmann, Verfasser der „Trorbachischen Ehren-Säul," stand eine Zeit lang als Adjunct an dieser Pfarre. „Derentwegen dann ich fast drei ganzer Jahr vor meinem Hinwegzug aus Trorbach solche Obliegenheit sowohl zu Traben als zu Rißbach werkstellig zu machen, alle Wochen ein paarmal, es sey Winter oder Sommer, böses oder gutes Gewitter gewesen, jetzt über das Wasser, jetzt über das Eis habe setzen müssen." Lebhaft beschreibt er die Gefahren der winterlichen Ueberfahrt, die dabei ausgestandene Angst, sodann benutzte er dieses Amtsverhältniß, um einige brauchbare Nachrichten über Traben zu sammeln, die man wol am liebsten in der ursprünglichen Form finden wird. „Bei den Trabnern bestand die Leibeigenschaft vornehmlich darinnen, daß ihnen nicht erlaubt gewesen, ohne Vorwissen der Herrschaft sich außer Landes zu begeben, oder anderwärts heurathlich und seßhaft sich niederzulassen, sondern sie mußten, wo einer und der andere etwas solches vorhatte, bei gnädigster Herrschaft es suchen und sich vorhero in diese Freiheit loßkaufen. Nun ist zwar dazumal, gegen andere Orte, mit solchem Geldwerth der Freiheits-Erkaufung es noch erleidentlich hergegangen; jedoch ist es auch manchem Wohlvermöglichen ziemlich schwer gemacht und versalzen worden. Hiervon sind die Trabner nunmehro gänzlich befreit, und mögen, wie andere frei-bürgerliche Leute, was ihnen thunlich, dienlich und gefällig scheinet, in diesem Stück unverhindert werkstellig machen. Ferner so ist ein jeglicher Inwohner gleichfalls verbunden gewesen, daß er jegliches unter seinen Kindern ein ganzes Jahr lang hat müssen zu Hof dienen lassen, welches abermal selbige, indem die Eltern gemeiniglich bei ihrem sehr strengen Weingartenbau der Kinder Mitarbeit selber hoch vonnöthen haben, ziemlich beschwert und beläßtigt; davon sie aber gleichfalls, wie von dem ersten mittelst dieser geschehenen Loßzahlung jetzo und fürohin gänzlich befreiet leben. Die dritte Beschaffenheit bestand in unbedingter oder ungemessener Frohnleistung, so oft es die Herrschaft mittelst ihrer Beamten benöthigt war und anbefehlen lassen, und zu dergleichen Leistung sind sie zwar noch verpflichtet, der übrigen Leibeigenschaft aber ganz und gar entlediget" (der Freiheitsbrief für Traben, Litzig und Riesbach ist vom 18./8. März 1661, und es verdanken ihn diese Ortschaften dem um die ganze Grafschaft wohlverdienten Landschreiber Georg Daniel Patrick). „Der Vorzug des Fleckens Traben ist vor diesem gewesen, daß er die Mutterkirche im Besitz gehabt hat, da die Trorbachische nur ein Filial gewesen, wofür aber jetzo die Inwohner, irgends zur Belohnung eines sonderbaren Verdienstes, Vorzugs-genug an diesem haben, daß sie der Städtischen Regierung mittheilhaftig sind. Die Bauform ihrer Häuser ist also beschaffen, daß viel Städtlein dadurch übertroffen werden, indem selbige den Trorbachischen, außer den Festungsgebäuden und herrschaftlichen Höfen, nicht gar nachgeben. Daß aus ihrem Mittel Trorbachische Gerichtsverwandte gewählt werden, davon würde die Wiederholung ein Ueberfluß sein; nur dieses ist allhier zu melden, daß wie die Städtische Bürgerschaft ihren Mambur, also haben sie ihren Zehner, welcher bei ihnen gleiche Verrichtungen verwaltet. Der lateinischen Stadtschule genießen ihre Kinder mit, gleichwie sie auch an der teutschen keinen Mangel haben. Das Trabenische Kirchenwesen, wie denn das Gotteshaus ein sehr ansehnliches Gebäude ist, dahin auch Litzig und Rißbach pfarren, wird durch einen eigenen Pfarrer versehen. Was sie für ein sonderbares gutes Vertrauen auf meine Wenigkeit gesetzet, gibt nicht nur ihr öffentliches und schriftliches Zeugniß, mir von ihnen nachgesendet, sattsamlich zu erkennen, so viel meinen allda verwalteten Kirchendienst anlanget, sondern es hat auch solches ihr Vertrauen gegen mir auf andere Sachen erstrecket, welche zu solchem Amt nicht gehörten, und deren ich lieber, als dazu wenig geschickt, wofern ich in ihre mehrfältige Bitte, auf vornehmer Leute Zuspruch, nicht endlich hätte willigen müssen, mich entübriget wünschen mögen. Denn als J. Fürstl. Durchl. zu Baden dero Sponheimische Land und Leute mit ihrer Gegenwart zu erfreuen sich belieben lassen, haben auch die Trabner, der gnädigsten Freilassung eingedenk, in solcher Nahheit die absonderliche unterthänigste Bewillkommnung nicht wollen einstellen, dabei aber die gnädigste Zusage erhalten, daß Ihre Durchl. ihren Flecken selber wollen betreten und gnädigst heimsuchen. Als dieses nun erfolgte, haben meine lieben Trabner aus allzuguter Zuversichtlichkeit mich begrüßet, in ihrer aller Namen auf dem Rathhause solch hohe Gäste mit einer unterthänigsten Empfehlungsrede gebürend zu bewillkommnen, da denn meine Weigerung, wie schon erwähnt, nicht hat wollen stattfinden. Die Anstalt wurde also gemacht, als Ihre Durchlauchten den Tag benennt hatten, woran sie zu ihnen wollten hinüberfahren, wurde von den Trabnern auf ihrem Rathhause eine Ehrenbewirthung (Collation) in ungesparter Unterthänigkeit kostbarlich zugerichtet, da denn die ganze Trabnerische Bürgerschaft im Gewehr erschienen und vom Austritt des Wassers bis an das Rathhaus ihre bewaffneten Reihen verdopplet, wodurch hin Ihre Durchlauchten sammt ganzem Hofstaat, als mittlerweile bewillkommnende

Freudenschüsse geschahen, nach besagtem Rathhause sich erhoben, allwo im Namen der ganzen Gemeinde folgende unterthänigste Empfahungsrede gehalten worden." Diese Rede mitzutheilen, muß ich mir leider versagen; denn wenn auch Spötter und Neider unserm Hofmann das zweifelhafte Lob verweigern wollen, welches dem trierischen Geschichtschreiber Masenius, rhetor potius et poeta quam historicus, geworden, so will mich doch bedünken, der Sprecher der entzückten Gemeinde habe vollkommen den Ruhm jenes classischen Bodens bewahrt, welcher dem teutschen Cicero das Leben gab. So scheint auch der Fürst geurtheilt zu haben. Denn „es haben die Antwort Markgraf Wilhelm selbst mündlich übernommen: für den guten Wunsch sich leutseeligst bedankt, alles Wohlwollens die Gemeinde zu Traben versichert, sich die Empfahung gnädigst gefallen lassen und dero Landväterliches hohes Vergnügen mit den allerhuldreichsten Worten bezeuget, auch sich nochmals gegen dero unterthänigste Trabnern und ihrem Wortsprecher zu fortwürigen sonderbaren Gnaden erboten. Bald nach diesem setzten Ihro Durchlauchten sich, sammt dero Hofbegleitung, an unterschiedene zugerichtete Tafeln nieder, da mittlerweile die ganze Bürgerei um das Rathhaus her mit ihrem Gewehr aufwartete, um den Trinkenden auf gegebenes Zeichen durch zusammentreffende Freudenschüsse den guten Moselwein zu gesegnen. Endlich als Ihre Durchlauchten sich, nach Verfließung etlicher Stunden, allda aufgehalten und ihre Vergnügung durch offenbare Fröhlichkeit sattsam erwiesen, haben dieselbe, nach gnädigster Anhörung wiederholter tiefster Danksagung und neuer unterthänigster Empfehlung, mit tausend Wunschrufungen begleitet, sich zurück nach dem Wasser gewendet und zwischen vielfältigen Trabnerischen Freudenschüssen über das Wasser gefahren, darauf die im Gewehr zu Trorbach stehende übrige Bürgerschaft ein gleiches gethan und Ihre Gnäd. Fürsten von dieser Wiederkehr mit gleichmäßigem Freudenknall empfangen, da inzwischen die donnerhallenden Stücke auf dem Schloß Grävenburg, wie auch das rings um die Stadt her losgebrannte Hackengeschütz wettweise einstimmend, durch vervielfältigten Wiederhall ein solches Freudengeprassel erweckt, daß man dieser Trabnerischen Fürstl. Heimsuchung selbiger Orten sich noch immerfort mit Ergötzlichkeit rühmet. Nun treten wir wiederum in den Reihen, der doch bald gegen Ende läufet, weil die Trabner ihr ganzes Hauswesen, ihre Kinderzucht, sammt der ehelichen Verträglichkeit nicht viel anders als von dem Städtischen in Trarbach gesagt worden, zu führen sich befleißen, ausgenommen, daß die Handelschaft meistens nur mit dem Wein geschiehet, auch die Handwerker in geringerer Anzahl sich bei ihnen befinden; da hingegen die Feldschaffenden Leute, wie denn die Menge der Einwohner groß ist, mit häufigern Truppen als von Trorbach aus, Morgens und Abends das Rebgebürge besuchen und sich mit ebenmäßigen Schaaren nach Hause verfügen. Jedoch hat der Hauptflecken Traben auch einen absonderlichen Jahrmarkt, welcher allemal auf Martini (in der neuesten Zeit auf Matthias und Dienstag nach Bartholomäi) fället, und eben als die zwei Trorbachischen von einer großen Menge allerhand Käufer und Verkäufer jährlich pfleget besucht zu werden. So pflegen die Inwohner gleichfalls in den übrigen Sitten, in freudigen und leidigen Fällen, nach den Gewohnheiten der Stadt sich zu richten, deren Gerichtszwang sie ohne das einverleibet sind, und bei ihrer schweren Arbeit dennoch gutes Muths leben, indem selbige etliche Zusammenkunft-Zechen und Mahlzeiten mit jenen ganz gemein haben, etliche aber durch Aehnlichkeit unter sich selber anstellen. Sonderlich wird es bei ihnen wegen der Baugedinger eben so scharf gehalten, allmittelst aber, wenn der Ernst vorüber, nicht minder Freudenzeichen verspüret, voraus in dem Aacher Stiftshof, welcher neben dem Kirchenbau und Rathhaus zu Traben eins von den merkwerthesten Gebäuden zu achten. Weil nun Traben ein offener Ort ist, mag jeder leichtlich von selbst urtheilen, daß es in allen Kriegsunruhen noch weit mehr als Trorbach gelitten habe. Gleichwie denn es in diesem letztern Unwesen (des 30jährigen Krieges) sehr übel mitgenommen worden, also, daß die Inwohner öfters nicht genug über Wasser eilen mögen, ihr Leben davon zu bringen und sich nach Trorbach in die Rettung zu begeben. Sintemal eine Brücke allda, wie sonst der Natur des Wassers halber wohl sein könnte, zu erbauen nicht thunlich ist, damit nicht der Vestung hierdurch größerer Schaden zugefügt würde und man solchergestalt allen Heerzügen mit großem Nachtheil der Stadt Platz geben müßte. Unter andern Gästen, welche sich wider Willen der Hauswirthe zu Traben selber eingeladen, sind auch vielmals die Lothringer gewesen, vor deren Ankunft, weil ihr elendes Hausen nicht unbekannt war, haben sich zwar die guten Trabner bei Zeiten aus dem Staube gemacht und fürsichtig mit ihren lieben Leuten und besten Sachen über Wasser die Stadt erreichet, der zuversichtlichen Meinung, sie würden den leeren Flecken von selbst bald quittiren, worinnen selbe sich aber sehr betrogen gefunden. Denn es haben die lothringischen Völker daselbst ihr Quartier eingenommen und bezogen und die Verpflegung theils mit Gewaltthätigkeit an den Gebäuden, theils mit Bedrohungen gegen das Rebwerk, dennoch herausgepresset. Wer nun seinen Wirth, in dessen Behausung er lag, gern bei sich gehabt, der fing oben im Hause an zu klopfen, zu schmettern und abzubrechen, bis sich einer und anderer über Kopf und Hals zu Schiff begeben und durch Verschaffung dessen, was sie begehrt, wenns nur möglich war, zu bekommen, damit ihre Hütten aufrecht bleiben möchten, sie zu befriedigen getrachtet. Zwar ist es bei diesem Zwangsmittel nicht geblieben, sondern die rauhen Gäste, wo man ihnen nicht alsobald willfahret, haben sich trotzig vernehmen lassen, die Weinstöcke auf dem Boden hinweg abzuschneiden und alles Rebfeld gänzlich zu verwüsten, wofern sie dieses und jenes nicht erhielten. Ehe sich nun die armen Leute, weil ihr einziger Aufenthalt für sich und die ihrigen an dem schwachen und gebrechlichen Holz, nebst Gottes Segen, haftet und stehet, gar ins äußerste Verderben setzen lassen, haben selbe schier über vermögen gethan und zur Entlehnung ihre

Zuflucht genommen, damit selbe nur, wenn sie gleich die Wohnhäuser in die Schanz schlagen wollen, ihr armes Feld gerettet und allmittelst die Freiheit erkauft, solches jährlich zu bauen und die sauren Lebensmittel davon zu suchen." Im J. 1837 hatten Traben, Litzig und Riesbach zusammengenommen 1226 Einwohner, im J. 1817 nur 1021, wovon 899 in Traben allein. Die ansehnliche Kirche, dem 15. Jahrh. angehörend, ruht auf einem einzigen Pfeiler. Sie wurde am 1. Juni 1687 von den Franzosen weggenommen, doch nachmals restituirt. Der Katholiken sind 89. Das Hauptgewerbe ist ein fleißig und verständig betriebener Weinbau, der jedoch mit besondern Schwierigkeiten verbunden ist, weil ein großer Theil der Markung auf dem andern Moselufer gelegen ist. Der Wein, zwischen 700 und 800 Fuder in guten Jahren, empfiehlt sich zumal durch die Reinheit des Geschmacks und gilt als die Krone aller Mittelweine der Mosel. Als das Anerkenntniß hiervon kann das altbergebrachte Recht angesehen werden, daß keine fremden Weine, von wem und welches Wachsthums es auch sei, hier eingeschrotet oder eingekellert werden dürfen. Daher gab es hier auch stets viele Forensen, als das Domcapitel zu Trier, das Krönungsstift zu Aachen, die Abteien Himmeroth, Steinfeld und Springirsbach, Kloster Wolf, Hof Corvey, die Jesuiten zu Trier, die Mohr von Wald-, die Cratz von Scharfenstein oder ihre Erben; die Sponheimische Herrschaft besaß 34½ Morgen Weinberg. Dagegen hatte die Gemeinde im J. 1775 eine Passivschuld von 62,000 Gulden, veranlaßt hauptsächlich durch die französischen Kriege. Namentlich hatte die kaiserliche Wagenburg, die sich in dem Feldzuge von 1735 auf Montroyal niedergelassen hatte, der Gemeinde ungeheure Kosten gemacht, daneben das ganze Weingelände mit Früchten und Pfählen gänzlich verheert. In der allerneuesten Zeit ist die Gemeinde vollkommen schuldenfrei geworden, wozu ihr vornehmlich die Veräußerung des Festungsberges in einzelne Parzellen geholfen hat. Zu Traben wurde von Lutherischen Aeltern im J. 1626 geboren Nicolaus Elffen. Zu Trier erzogen, trat er daselbst in die Gesellschaft Jesu, welche bald in ihm eine ihrer Zierden verehren sollte. Vom Lehrstuhle der Philosophie in Trier wurde er nach Cöln berufen, zuerst als Prediger an der Ordenskirche, dann als Dompredi ger. Dreißig Jahre lang beherrschte er die Kanzel und seine Beredsamkeit, bald gewaltig wie des Donners Stimme, bald mild und honigsüß, hat ihm den Beinamen der teutsche Cicero erworben. Kurfürst Maximilian Heinrich zog ihn nach Bonn als seinen Beichtvater und Hofprediger; nach dessen Tode kehrte Elffen nach Cöln zurück, wo er den 4. Dec. 1706 gestorben ist. Er hat Vieles geschrieben; besonders werth gehalten wurden seine Exercitia Sti. Ignatii sive scintillae Ignatianae, die darum vielfältig, auch in teutscher Uebersetzung, aufgelegt worden sind. Ein anderes Werk: Panis parvulorum mit dem Anhange Perlectorum antem est solidus cibus, erschien zu Cöln 1665. Es wurde dieses Buch zum ersten Mal zu Cöln im J. 1681 gedruckt und erlebte viele Auflagen.

Ueber Traben erhebt sich langgestreckt bis jenseits Kevenich und das auf dem rechten Moselufer gelegene Enkirch hinaus der trabener Berg, einst die berühmte Festung Montroyal tragend. Ludwig XIV. verdankte dem Waffenstillstande vom 15. Aug. 1684, für 20 Jahre wenigstens, den Besitz von dem Schlüssel zu Südteutschland, von Strasburg und vor Allem, was durch seine Reunionskammern bis zum 1. Aug. 1681 verschlungen wurde. Dieses war namentlich der Fall mit der hintern Grafschaft Sponheim, und ihre Besitzer mußten sich gefallen lassen, französische Standesherren zu werden. Ludwig XIV. und seine Minister konnten die Wichtigkeit der Mosel, die kürzeste und bequemste Straße nach Teutschland, nicht übersehen; sie hofften sich ihrer durch einen Festungsbau zu versichern. Auf fremden Boden einen solchen Bau zu setzen, wäre eine Handlung offener Feindseligkeit gewesen; in dem reunirten Gebiete entging die natürliche unvergleichliche Festigkeit des trabener Berges der Aufmerksamkeit der Kriegsbaumeister keineswegs. Freilich liegt er von allen Heerstraßen entfernt, aber er beherrscht die Mosel, und gerade die einsame Lage war geeignet, die gewaltigsten Rüstungen zu verbergen, die kühnsten Streifzüge vorzubereiten. Die Arbeiten, von Vauban selbst angeordnet, von dem Intendanten des Landes an der Saar, de la Goupillière, und dem General Graf de Bussy geleitet, nahmen ihren Anfang im Sommer 1687; um sie zu decken, war eine Heeresabtheilung von 8000 Mann zusammengezogen. Dieser Vorsicht hätte es nicht bedurft, denn die Reichsversammlung fand kaum den Muth zu leiser Klage und zu einem Commissionsdecret, war auch zu mehr nicht berechtigt, da der Stillstandsvertrag vom 15. Aug. 1684 in Ansehung der provisorisch an Frankreich überlassenen Bezirke nicht den mindesten Vorbehalt gemacht hatte. Ein dichter Tannenwald, des Berges Zier, war bald gefällt, und von 5000 Arbeitern getrieben, ging das Werk rasch vorwärts, obgleich es niemals die ursprünglich ihm zugedachte Ausdehnung erhielt. Die sieben Bastionen des ersten Plans wurden so wenig ausgeführt, als zu Stande kam der Graben, der die schmale Halbinsel durchschneiden und sein Wasser aus der Mosel schöpfend sie in eine Insel verwandeln sollte. Die Idee eines Grabens, ihn über hundert Klafter tief in den harten Felsen zu treiben, mag den Baumeistern doch zu abenteuerlich vorgekommen sein. Als eine sogenannte Realfestung war Montroyal mit Wällen, Abschnitten und einem starken Hornwerk genugsam verwahrt. Die Landenge, an dem sogenannten Kleinen Eck, wurde durch eine doppelte Schanze vertheidigt; in der Richtung von Traben nach Kevenich befanden sich drei Außenwerke, Roches, Chiens und Lanterne. Das Städtchen, ziemlich regelmäßig erbaut, hatte einen geräumigen Hauptplatz mit einem Springbrunnen, diesem gegenüber die Kirche. Die Wichtigkeit der neuen Festung ergab sich alsbald in dem Kriege von 1688. Montroyal wurde durch Raub und Brand eine Geißel für das westliche Teutschland, und von Mainz bis Cöln fand sich kaum ein Ort, der nicht unter den verwegenen Raubzügen der Besatzung zu leiden gehabt hätte. Nicht nur

das Kurfürstenthum Trier, sondern auch das cölnische Oberland und die Mehrzahl der jülichischen Aemter mußten mit ihr Verträge eingehen und zur Entrichtung regelmäßiger Contributionen sich verpflichten. Der Angstruf der mishandelten Landschaften wiederholte sich durch ganz Teutschland, und der Kurfürst von Brandenburg vornehmlich drang auf die Nothwendigkeit, der schimpflichen Dienstbarkeit durch einen kühnen Angriff auf das Raubnest abzuhelfen. Eine bedeutende Truppenmasse wurde auch in solcher Absicht im Frühjahre 1693 in dem Jülichischen zusammengezogen, gab aber zugleich Veranlassung, daß die hierdurch beregte Thätigkeit der Besatzung auf Montroyal um so verderblicher auf die nächste Umgebung wirkte. Am Fuße des trabener Berges wurde, um den Alliirten den Uebergang über die Mosel streitig zu machen, ein neues Werk, das Fort Turenne, angelegt; es bestand, neben den von Kevenich bis oberhalb Riesbach reichenden Communicationslinien, aus zwei Hornwerken, denen, außer dem einfachen Graben, doppelte Palissaden beigegeben waren. Täglich hatten hier drei Compagnien Wache; daß jedoch das Fort nur mit sechs leichten Feldstücken bewehrt wurde, scheint, gleichwie das spurlose Verschwinden der Werke, anzudeuten, daß es nur eine Feldfortification gewesen. Den anrückenden Alliirten die Operationen zu erschweren, wurde befohlen, alle Saatfelder in der weiten Ausdehnung von Wittlich bis Zell umzuackern; wehe den Gemeinden, die sich hierbei schwierig zeigten. So hatten z. B. die Dörfer um Traben, sieben an der Zahl, geglaubt, auf Schonung rechnen zu dürfen, weil sie doch einmal französisches Eigenthum sein sollten. Augenblicklich wurde allen sieben Feuer eingeworfen und in einem jeden der Ungehorsam durch Einäscherung von einigen Häusern wenigstens bestraft. Von ihren Alliirten, den Türken, scheinen die Franzosen die Einforderung von Menschen-Contributionen gelernt zu haben. Während 500 aufgebotene Bauern Tag für Tag zu Enkirch mit der Anfertigung von Faschinen beschäftigt waren, sollten die Mosellaner, der Hundsrücken, die Eifel noch eine Anzahl junger Bursche von 17—18 Jahren für den Dienst von Montroyal liefern. Alle Aemter waren zu dem Ende tarirt, Berncastel zu 200, Zell zu 150 Mann; an den geeigneten Punkten waren Truppen aufgestellt, um das Ausreißen der brauchbaren Leute zu verhindern. Weil das Umpflügen der Saatfelder nicht in der gehörigen Ausdehnung vollstreckt worden, fiel man auf den Gedanken, Parteien auszusenden, um, so weit sie reichen könnten, das anwachsende Getreide abzumähen. Dergleichen Parteien gingen bis über den pommerer Berg, daher man genöthigt wurde, aus den alliirten Besatzungen in Coblenz, Andernach und Linz ein fliegendes Corps zu bilden, das, überall im Lande herumziehend, den gewaltthätigen Feldfrevlern Einhalt that. Die Schlacht bei Fleurus, wie sie die im Jülichischen aufgestellten Truppen zur Vertheidigung der Niederlande in Anspruch nahm und hiermit jeden Gedanken an die Belagerung von Montroyal unterdrückte, trug auch bei, die Ernten des Moselthales von gänzlichem Verderben zu erretten. In anderer Beziehung blieb Montroyal den ganzen Krieg hindurch eine wahre Pandorabüchse für das linke Rheinufer, wenn auch die von dort ausgehenden Parteien nicht selten mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt wurden. Allein nicht nur zu Angriff und Vertheidigung, auch als Stützpunkt ausgedehnterer Operationen wurde Montroyal mitunter für die französischen Armeen wichtig, wie z. B. bei Gelegenheit der Belagerung von Rheinfels im December 1692. Als sie verfehlt, fanden Artillerie und Gepäck in der Moselfeste ein sicheres Unterkommen. Die letzten Jahre des Kriegs brachten keine für den Mittelrhein wichtigen Ereignisse, nur daß die Besatzung auf Montroyal, soweit sie reichte, regelmäßig Contributionen erhob. Im Uebrigen wurde auf beiden Seiten Ermüdung fühlbar, und Ludwig XIV., schon beschäftigt mit dem Entwurfe, die spanische Monarchie seinem Enkel zuzuwenden, bot die Hand zum Frieden. Er wurde zu Ryswik den 30. Oct. 1697 unterzeichnet, und es heißt in dem Art. 25 des Friedensinstruments: „Ueberdem sollen auch von dem Allerchristl. König die Werke, so nach dem nimmegischen Frieden dem Castell zu Trarbach angefügt worden, wie auch das Fort Montroyal an der Mosel geschleift und von keinem nach diesem wieder aufgebauet werden; doch daß das Schloß und die Stadt Trarbach im vorigen Stand verbleibe und mit allen Zubehörungen den vorigen Besitzern vollkommen restituirt werde." Ein anderer Artikel verfügte die Rückgabe der hintersponheimischen Lande; Ludwig XIV. hatte sie dem Cardinal von Fürstenberg verliehen. Mit den ersten Frühlingstagen des Jahres 1698 begann auf Montroyal das Demolitionswerk. Die Wälle und Gräben wurden geebnet, die Mauern, Thürme und Thore gesprengt, die Häuser insgesammt abgebrochen; von den vielen auf die Anlage verwendeten Millionen blieb als einziger Rest die mit Schutthaufen und Grus gefüllte Fläche. Die Besatzung, welcher das Obdach genommen, zog am 22. Mai 1698 von dannen und nach Hause, bis auf zwölf Compagnien, die Gelegenheit fanden, noch längere Zeit in Traben und Trarbach auf Discretion sich verpflegen zu lassen. Den Vorwand dazu gab das Kreuz, welches französische Feldpatres zu Trarbach auf dem Kirchhofe errichtet, die Einwohner aber nach dem Frieden weggenommen hatten. Nochmals sollte im Laufe des Revolutionskrieges der trabener Berg militairische Wichtigkeit erlangen, aber die von preußischen Ingenieurs im J. 1793 abgestochenen Werke kamen nicht zur Vollendung und wurden noch weniger benutzt. In der neuesten Zeit sind die wenigen Mauertrümmer, die unbedeckten Gewölbe, die noch übrig waren, meist verschwunden; in voller Schönheit entfalten sich die Formen des Berges. Der Festungsplatz, besonders die Stelle am Kleinen Eck, beherrscht eine der schönsten Aussichten des Moselthales. (*v. Stramberg.*)

GRÄFENHAHN (Wolfgang Ludwig), teutscher Schulmann, am 11. April 1718 zu Wilhermsdorf in Franken (im jetzigen bairischen Landgerichte Kadolzburg), wo sein Vater Cantor war, geboren, erhielt, da er diesen sehr frühe (1721) verlor, von seinem Stiefvater Ansong, Pfarrer in Pegnitz, eine sehr sorgfältige Erziehung und

den ersten Unterricht und bezog im J. 1737, nachdem er sich auf dem Gymnasium zu Baireuth die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, die Universität zu Jena, um sich der Theologie zu widmen. Nachdem er hier, trotz längerem Unwohlsein, nicht nur seine Fachstudien beendigt, sondern auch philosophische, historische und philologische Collegien gehört und sich durch eine Inauguraldissertation (De vita Sebastiani de Rotenhahn. Jenae 1739. 4.) die theologische Doctorwürde erworben, dabei auch durch gelungene poetische Versuche die Aufnahme in die zu Jena befindliche teutsche Gesellschaft bewirkt hatte, kehrte er im J. 1740 nach Baireuth zurück, um sich in seinem Fache praktisch auszubilden und sein Glück auf der Kanzel zu versuchen; da er aber, obschon man den gediegenen Inhalt seiner Predigten anerkannte, seiner schwachen Stimme wegen keinen Eindruck zu machen und Beifall zu erwerben vermochte, so faßte er alsbald den Entschluß, sich auf die Universität Halle zu begeben und Jurisprudenz zu studiren. Da ihm auch dieses Fach nicht sehr zusagte, so bewarb er sich in seinem Vaterlande um eine Stelle im Unterrichtsfache und es gelang ihm, im J. 1743 als Subrector an das Gymnasium zu Baireuth zu kommen, wo er Unterricht in der Philosophie und in der Mathematik ertheilte, wo ihm auch in demselben Jahre von der philosophischen Facultät zu Erlangen die Magisterwürde verliehen wurde. Gräfenhahn arbeitete nun zehn Jahre hindurch mit unermüdlichem Eifer und versuchte sich außer seiner Amtsthätigkeit auch als Schriftsteller, besonders bei bestimmten festlichen Gelegenheiten. Von seinen zahlreichen Programmen und kleinen Abhandlungen aus dieser Zeit sind zu nennen: Progr. de Mathematicis natione Germanis inter omnes principibus (Baruth. 1744. fol.); „Ob man die Beredsamkeit mehr in der Muttersprache als in einer andern treiben solle" (Baireuth 1744. Fol.); Progr. de celebratissimis nominibus Germanorum in Optices studio (Baruth. 1745. fol.); Progr. de nexu artium picturae, scenicae, musices et poëseos philosophico (Baruth. 1745. fol.); „Wettstreit der Mahlerei, Musik, Poesie und Schauspielkunst. Vier Reden" (Baireuth und Hof 1746. 8.); Progr. de meritis et inventis Germanorum in Mathesi applicata (Baruth. 1747. fol.); Progr. de speculo caustico Tschirnhausiano (Baruth. 1748. fol.); „Ein gründlich gelehrter Mann kann kein Atheist, kein Religionsverächter sein" (Baireuth 1750. Fol.); De multitudine eorum, qui in literas incumbunt, rei publicae maxime inimica (Baruth. 1751. fol.) und De anima philosophorum quaedam sententiae. (Baruth. 1752. fol.) Im J. 1753 erhielt Gräfenhahn den Charakter eines Professors der Philosophie und Mathematik, worauf er an der im J. 1756 zu Baireuth gestifteten Akademie mit vielem Beifall Vorlesungen in diesen Fächern hielt. Der Markgraf Friedrich erhob ihn im J. 1757 zum Rathe und ernannte ihn im folgenden Jahre (1758) zum Inspector der Alumnen. Kurz darauf (1759) rückte er zum Hofrath und Bibliothekar vor und im J. 1760 wurde er Consistorialrath mit Sitz und Stimme. Neben den Beschäftigungen, welche ihm diese Aemter reichlich darboten, fuhr er fort, sich bei jeder Gelegenheit durch ein Programm oder eine Flugschrift vernehmen zu lassen. In diesen Abschnitt seines Lebens fallen die philosophischen Programme: De immortalitate animae philosophorum Graecorum et Latinorum asserta (Baruth. 1754. fol.); De veteribus philosophis, qui animae immortalitatem impugnarunt, aut plane negarunt (Ibid. 1755. fol.); De contemtu literarum humaniarum (Ibid. 1761. fol.); Naturam non facere saltum (Ibid. 1762. fol.); De Thaletis effato: ἀρχὴ τῶν πάντων ὕδωρ (Ibid. 1765. fol.) und De incremento eruditionis (Ibid. 1765. fol.) und die naturwissenschaftlichen Abhandlungen: „Physikalische Gedanken von der Entstehung der Erdbeben überhaupt und insbesondere des letztern" (Baireuth 1756. 4.); Progr. de altitudine montis piniferi relativa (Baruth. 1758. fol.); Progr. de sideribus Brandenburgicis (Ibid. 1759. fol.); Progr. de Venere sub sole videndo (Ibid. 1760. fol.) und Progr. I et II de oryctographia Burggraviatus Norici Superioris (Ibid. 1764—1765. fol. Teutsch in den Baireuthischen wöchentlichen historischen Nachrichten, 1766. S. 91 fg.). Außerdem erschienen noch von ihm viele Gratulationen und Gedichte, theils unter seinem Namen, theils ohne denselben, Uebersetzungen aus dem Französischen und viele populaire Aufsätze in verschiedenen Wochenschriften. Gräfenhahn starb am 5. Mai 1767 zu Baireuth *). (*Ph. H. Külb.*)

GRÄFENHAIN (Ferdinand Friedrich), teutscher protestantischer Theolog, am 14. Febr. 1743 (nach Andern 1740) zu Beuglingen in Thüringen (im jetzigen preußischen Regierungsbezirke Merseburg), wo sein Vater Cantor war, geboren, erhielt den ersten Unterricht im älterlichen Hause und widmete sich, nachdem er in der Thomasschule zu Leipzig die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, auf der Universität derselben Stadt der Theologie, besuchte jedoch auch philosophische und naturwissenschaftliche Collegien. Nach der Beendigung seiner Studien erwarb er sich im J. 1765 die Magisterwürde und wurde im J. 1767 Katechet an der Peterskirche und drei Jahre später (1770) Sonnabendsprediger an der Thomaskirche zu Leipzig. Hierher kehrte er auch, nachdem er seit 1775 das Diakonat in Taucha versehen hatte, im J. 1779 als Unterdiakon an der Neukirche zurück. Als Diakon in Taucha hatte er sich durch seine Abhandlung über die Auslegung des neuen Testaments (Dissertatio de interpretationibus novi testamenti argutis magis, quam veris. Lipsiae 1774. 4.) den Gelehrten und durch seine verständigen und klaren Predigten seiner Gemeinde empfohlen. Besonders fand seine auch auf allgemeinen Wunsch gedruckte Predigt: „Von der Beruhigung des Christen bei dem drohenden Mangel der Lebensbedürfnisse" (Leipzig 1770. 8.) Beifall. Diesem

*) G. Wolfg. Aug. Fikenscher, Beitrag zur Gelehrtengeschichte (Coburg 1793. 8.) S. 275 fg. J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller Bd. 4. S. 319 fg.

Beifall verdankte er auch seine Beförderung zu dem Oberdiakonate an der erwähnten Kirche (1780), welches er auch bis kurz vor seinem Tode versah. In der Festpredigt, welche er bei der ersten Jubelfeier der Neukirche im J. 1799 hielt und auch herausgab (Leipzig 1799. 8.), bewies er noch glänzend seine Gabe, zum Verstande und zum Herzen zu sprechen, und erklärte offen seine Abneigung, den Geist des Lichts in ein mystisches Dunkel zu hüllen, welcher Irrweg in jener Zeit von vielen Predigern gern betreten wurde. Er schilderte in dieser Predigt sehr treffend die Gotteshäuser als Sammlungsörter für Alle, welche in Zerstreuung leben, als Zufluchtsstätten für Alle, welche in Bekümmerniß seufzen, und als Bildungsörter für Alle, welche nach christlicher Vollkommenheit streben. Die Muße, welche ihm sein Amt ließ, benutzte er eifrig zu seiner eigenen wissenschaftlichen Fortbildung und zu literarischen Arbeiten für Zeitschriften. So nahm er bis in seine letzten Lebensjahre eifrigen Antheil an der seit dem Jahre 1785 von Abelung herausgegebenen Neuen Literaturzeitung, für welche er vorzugsweise das Fach der griechischen Literatur besorgte. Erst in seinen späteren Jahren wurden ihm seine Amtsarbeiten durch einen Substituten erleichtert. Er starb am 18. März 1823 zu Leipzig. Gräfenhain gehörte jedenfalls zu denjenigen Männern seines Standes, welche sich durch Gelehrsamkeit und zugleich durch einen hellen praktischen Blick als christliche Religionslehrer auszeichnen; auch war er einer der ersten Geistlichen in Leipzig, die den Wünschen vieler Mitglieder der Gemeinde, welche der Privatbeichte eine allgemeine Vorbereitung zur Feier des Abendmahls vorzogen, bereitwillig entsprachen *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRÄFENHAINCHEN, eine Stadt im Kreise Bitterfeld des preußischen Regierungsbezirks Merseburg, zwei Meilen von Wittenberg, eine Meile von Dessau, mit 1700 Einwohnern, welche, wegen des für den Getreidebau wenig geeigneten Bodens, viel Hopfen und seit 1777 auch viel Tabak bauen. — Nach älteren Geographen soll der Name der Stadt blos Hainchen gewesen und wegen der gräflichen Besitzer in Gräfenhainchen verwandelt worden sein. Nach anderer Meinung ist die Stadt von Flämingern erbaut und nach der Stadt Gravenhaag Gräfenhainchen genannt worden. Von dem alten Schlosse, welches im J. 1637 sammt der Stadt von den Schweden verwüstet wurde, stehen nur noch starke Mauern. Ein im J. 1719 in der Nähe der Stadt entstandener Gesundbrunnen ist ebenso schnell, als er entstand, wieder verfallen. Gräfenhainchen ist der Geburtsort des geistlichen Liederdichters Paul Gerhard, dessen Vater Bürgermeister war (1606 oder 1607 geboren).

(*H. E. Hössler.*)

GRÄFENHAN (Ernst August Wilhelm), geboren am 18. März 1794 zu Gotha, der Sohn eines dortigen Weißbäckers, ward in seinem 14. Jahre, als er bereits das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte, von seinem Vater zum künftigen Gehilfen bei seinem Gewerbe bestimmt. Mit innerem Widerstreben gab er den Plan auf, sich den Wissenschaften zu widmen, wozu ihn seine Fähigkeiten, sein Fleiß und die günstig lautenden Zeugnisse seiner Lehrer berechtigten. Er verließ das Gymnasium. Seines Vaters Geschäft ward nun auch das seinige. Er fühlte jedoch schmerzlich, daß er zu etwas Anderem geboren war. Wenn er sein schweres Tagewerk vollbracht hatte, entzog er sich den Schlaf. Oft fand ihn noch die Mitternacht unter seinen Büchern. So überraschte ihn einst seine Mutter. Auf ihre Frage, warum er nicht zu Bette gegangen, erwiderte er mit Thränen in den Augen: „Mutter, ich gehe wieder in die Schule." Seine Aeltern willigten, nach kurzer Berathung, in sein Verlangen, und Gräfenhan trat nun wieder in das unter der Leitung des Directors F. W. Döring blühende Gymnasium. Mit rühmlichen Zeugnissen seines Fleißes und seiner Kenntnisse bezog er im October 1813 die Universität Jena, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Danz, Gabler und Schott waren seine Hauptführer im Gebiete dieser Wissenschaft. Er besuchte außerdem die Vorlesungen von Luden, Fries u. A. Mit Vorliebe widmete er sich dem Studium der alten Sprachen als Mitglied des philologischen Seminars, das unter Eichstädt's Leitung damals zu einer ungemeinen Blüthe gelangt war. Von der damals herrschenden Epidemie ergriffen, ward er verhindert, sich den Kämpfern für die Befreiung des Vaterlandes beizugesellen, wozu ihn sein Patriotismus dringend aufforderte. Aus überwiegender Neigung zur Philologie gab er seine theologischen Studien späterhin gänzlich auf, obschon er als Student oftmals mit Beifall gepredigt hatte, und auch nach vollendetem akademischen Cursus vor dem Oberconsistorium zu Gotha sein theologisches Candidatenexamen mit Lob bestand. Im J. 1815 begab er sich nach Leipzig, um dort unter Gottfried Hermann's Leitung seine philologischen Studien fortzusetzen. Um den bedeutenden Aufwand, den die Lebensbedürfnisse in Leipzig forderten, bestreiten zu können, entschloß er sich, da er von seinen Aeltern keine bedeutende Unterstützung erwarten konnte, zur Annahme einer Hauslehrerstelle in Gubitz bei Leipzig, von wo aus er zugleich die akademischen Hörsäle besuchen wollte. Er fühlte indessen bald, wie sehr ihn das übernommene Amt in seinen Studien störte. Kaum ein halbes Jahr hatte er es verwaltet, als er sich nach Leipzig begab, um dort ungestört studiren zu können. Im Jahre 1816 kehrte er nach seiner Vaterstadt Gotha zurück, wo er nach wohlbestandener Prüfung unter die Candidaten des Predigtamts aufgenommen ward. Nur kurze Zeit lebte er im älterlichen Hause. Das Leben ohne praktische Beschäftigung sagte ihm nicht zu. Er ging wieder nach Leipzig zurück. Eben im Begriff, abermals eine Hauslehrerstelle auf einem Gute in der Nähe dieser Stadt anzunehmen, erhielt er einen Ruf nach Halle. Dem dortigen Kanzler Niemeyer durch Gottfried Hermann empfohlen, erhielt er 1817 eine Lehrerstelle an dem königl. Pädagogium der Franke'schen Stiftungen. Seine Lauf-

*) J. G. Meusel, Gelehrtes Teutschland. Bd. 17. S. 758. Bd. 22. S. 425. Neuer Nekrolog der Deutschen. 1823. Bd. 2. S. 805 fg.

bahn als Schulmann hätte kaum unter günstigern Auspicien beginnen können. Der belehrende Umgang mit Niemeyer, Schütz u. a. Professoren blieb ihm während der fünftehalbjährigen Zeit seines Aufenthalts in Halle unvergeßlich. Mit seinen dortigen Freunden unterhielt er späterhin einen selten unterbrochenen Briefwechsel.

Im J. 1821 hatte Gräfenhan die Stelle eines Subconrectors in Eisleben erhalten. In diese Zeit fällt sein erster schriftstellerischer Versuch, eine mit genauer Revision des Textes von ihm besorgte Ausgabe der Aristotelischen Poetik. Sie erschien zu Leipzig 1821 unter dem Titel: Aristotelis de poetica librum denuo recensitum, commentariis illustratum, recognitis Valetti, Hermanni, Tyrwhitti, Buhlii, Harlesii etc. editionibus, cum prolegominis, notis et indicibus. Zu der Ausgabe des Homer von Heyne lieferte Gräfenhan einen Nachtrag (Leipzig 1822), den er das Jahr zuvor in dem Briefe an einen Freund mit den Worten angekündigt hatte: „Ich arbeite jetzt, neben meinem Schulunterricht, den neunten Theil zum Homer von Heyne aus, dessen nachgelassene Papiere ich bekommen habe. Dieser Theil enthält indessen blos Indices und wird zu Ostern fertig, wie auch schon der Meßcatalog zeigt. Ein Rath von Ihnen in dieser Sache würde mir sehr angenehm sein."

Ueber die vorhin erwähnte Ausgabe der Poetik des Aristoteles äußerte sich Gräfenhan mit großer Bescheidenheit und mit dem offenen Geständniß der vielfachen Mängel dieses schriftstellerischen Versuchs in einem aus Eisleben vom 24. Nov. 1821 datirten Briefe an den Professor Schütz in Halle, dem er ein Exemplar geschickt hatte. „Während meines Amts auf dem Pädagoginm" [1]), schrieb er [2]), „habe ich das Meiste zu diesem Werke gesammelt und seit meinem Abgange das Gesammelte verarbeitet, da mich noch dazu besondere Umstände veranlaßten, schnell zu arbeiten, um mich desto eher bei meinen ehemaligen und künftigen Behörden durch einen Beweis meines Fleißes zu empfehlen. Ist mir nun gleich Vollendung des Buchs und Erlangung einer neuen Anstellung beim hohen Ministerium gelungen, wohin ich auch bereits ein Exemplar geschickt habe, so ging doch aus der Schnelligkeit des Arbeitens die nunmehr mir unangenehme Bemerkung hervor, daß ich im Texte, den ich zu einer Zeit corrigirte, wo ich die Anmerkungen nicht zur Hand hatte, Manches falsch gesetzt, was ich nachher in den Corrigendis nachgetragen habe. So hab' ich z. B. auch in den Notitt. editionum et versionum angeführt, daß Sie die Poetik des Aristoteles dem ersten Theil Ihrer griechischen Chrestomathie einverleibt hätten, obgleich ich hätte angeben sollen, daß damit nicht die ganze Poetik zu verstehen sei. Nicht selbst urtheilen kann ich über das, was ich in den Prolegomenen angeführt habe, um endlich die Ansicht über das Buch aufs Reine zu bringen. Ich habe im dritten Prolegom darzuthun gesucht, daß wir sowol die Fragmente von der ausgeführten Poetik als auch an der heutigen Poetik des Aristoteles den echten Entwurf dazu übrig haben. Hr. Professor Hermann hat nirgends von Fragmenten etwas erwähnt und die Ansicht vom Entwurf noch auf ganz ungegründete Hypothesen gebaut [3]). Dies habe ich ihm selbst geschrieben, und er sagt, daß er jetzt das Ganze anders geben würde. Ich weiß z. B. von einem Ihrer Freunde, daß Sie die Textversetzungen, auf die man bei fester Ansicht von einem Entwurfe gar nicht verfallen darf, ebenfalls nicht billigen. Daß Hermann's Ausgabe nicht vollständig ist, brauche nicht ich erst zu sagen. Wie sehr ich die Ansichten über einzelne Stellen anders dargethan habe, als Hermann, ersehen Sie aus dem 16. Capitel. Vielleicht, denke ich, blicken Sie, da Sie eben über dies Buch lesen, gelegentlich hinein, und vielleicht bin ich so glücklich, Ihr erfahrenes Urtheil privatim oder öffentlich aussprechen zu hören. Ich leugne nicht, daß ich auch in dieser Absicht dies Buch gerade Ihrer Aufmerksamkeit empfehle, in dem festen Vertrauen, daß Sie, nach Ueberzeugung meiner Unbescholtenheit und meines guten, ehrlichen Willens und meines Bewerbens um einen angemessenen Posten, mir Ihr Wohlwollen und Ihre Beihilfe nicht versagen. Rathen Sie mir, bei dieser Angelegenheit meinem Recensenten noch besonders ein Exemplar zu senden, so bin ich dazu augenblicklich bereit. Abgeschickt hab' ich schon eins an Niemeyer, Jacobs, Hermann, und nun noch an Wachler, Schäfer und Böckh."

Im Interesse an der ihm übertragenen Lehrstelle fügte Gräfenhan diesem Schreiben noch die Worte bei: „Am Schluß meines langen Briefes kann ich mich nicht enthalten, den Wunsch auszusprechen, einmal eine Anzeige über das hiesige Gymnasium in der Hallischen Literaturzeitung zu sehen. Gern wollte ich dieselbe ausfertigen, wenn sie sich Ihrer Annahme erfreuen dürfte. — Luther ist ein großer Fürsprecher. Erst vor einem halben Jahre gab der König 250 Thaler zu Büchern und neulich 200 Thaler für das anzulegende physikalische Cabinet her. Der Mathematicus Dr. Groll hat seinen Cursus auch schon begonnen. Ich selbst habe 18 Stunden, nach der neuern Instruction auch in höhern Classen über Tertia."

Verheirathet hatte sich Gräfenhan 1821, bald nach dem Antritte seines Schulamts in Eisleben, mit Charlotte Wahn, der Tochter eines Dr. der Medicin in Halle. Er hatte in jeder Beziehung eine glückliche Wahl getroffen. Im häuslichen Kreise fand er Erholung nach ernsten Berufsgeschäften. Sein Diensteifer erwarb ihm die Achtung seiner Behörden, Collegen und Schüler. Viele Freunde verschaffte ihm sein heiterer Sinn im geselligen Leben. Bei seinen mäßigen Einkünften regte sich jedoch bisweilen der Wunsch in ihm, sein Amt mit einem einträglicheren vertauschen zu können. Dieser Wunsch ging 1826 in Erfüllung. Er ward um diese Zeit Prorector an dem Gymnasium zu Mühlhausen.

1) In Halle. 2) Siehe die Schrift: C. G. Schütz. Darstellung seines Lebens von seinem Sohne Julius Schütz. (Halle 1834.) Th. 1. S. 130 fg.

3) In der von ihm besorgten Ausgabe: Aristotelis de arte poetica liber, cum commentariis. (Lips. 1802. 8 maj.)

Auch in diesem neuen Verhältnisse gewann er viele Gönner und Freunde. Im J. 1830 erhielt er, als der bisherige Rector Schollmeyer Superintendent in Mühlhausen geworden war, die Stelle eines Directors am Gymnasium und zugleich an der Bürgerschule. Viele Mühe gab er sich, das wissenschaftliche Streben in den genannten Lehranstalten zu fördern. Seine Bemühungen hatten einen günstigen Erfolg. Mitten in seiner rastlosen Thätigkeit endete er zu früh sein Leben. Im Januar 1836 überfiel ihn eine schwere Krankheit. Durch ärztliche Hilfe ward er im März so weit hergestellt, daß er die Schule wieder besuchen und seine Amtsgeschäfte theilweise verrichten konnte. Im April sank er jedoch abermals aufs Krankenlager zurück. Er starb am 7. Juli 1836 im 42. Lebensjahre.

Als ein tüchtiger Philolog zeigte er sich durch eine gründliche und scharfsinnige Kritik in den von ihm besorgten Ausgaben griechischer Classiker. Seiner Edition der Poetik des Aristoteles ist bereits gedacht worden. Er gab außerdem heraus: Theogenis, Theognideus sive Theognidis, qualis adhuc editus sit, in recentiss. ejus interpretis vindiciae (Muhlh. 1827); Platonis Crito et Sophoclis Antigone. In utriusque coram principe Gymnasii classe interpretationis memoriam composuit (Ibid. 1828); Aristotelis Poeta, sive Aristotelis Scolion in Hermiam (Ibid. 1831) u. a. m. Mit Berücksichtigung der verschiedenen Schulclassen, in denen Gräfenhan Unterricht ertheilte, vereinigte sich derselbe mit seinen Collegen Mönch und Engelbrecht zur Herausgabe mehrer zweckdienlicher Compendien. Dahin gehören seine „Exercitien für zwei lateinische Classen nach dem Cursus der Grammatik, mit steter Hinweisung auf dieselbe, nebst einem Wörterbuche und Anhang" (Halle 1824); „Erste Uebungen für zwei lateinische Classen, zu halbjährigem Cursus, mit einem deutsch-lateinischen Wörterbuche" (Ebendas. 1826); „Vorübungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Hebräische" (Gotha 1833); „Griechische Grammatik für die untern Classen der Gymnasien" (Mühlhausen 1834) u. a. m. Zur Erholung von ernsten Studien gab Gräfenhan eine Sammlung von Romanzen und Balladen heraus (Leipzig 1822). Auch lieferte er eine Uebersetzung von Racine's Tragödien. (Gotha 1825—1827. 3 Bdchn.) Recensionen von ihm befinden sich in Seebode's Archiv für Philologie und Pädagogik, in dessen kritischer Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen, in Zimmermann's Allgemeiner Schulzeitung u. a. m. Aufsätze von ihm stehen in dem Allgemeinen Anzeiger und der Nationalzeitung der Deutschen, in der Preußischen Staatszeitung u. a. Journalen [4]). (*Heinrich Döring.*)

GRÄFENSTEIN, verfallenes Bergschloß unfern Pirmasens, gab einer bedeutenden Herrschaft den Namen, die doch in der neuern Zeit meist das Amt Rothalben genannt wurde. Die Burg, im 12. Jahrhundert denen von Hohenecken, Erbschultheißen zu Lautern, verliehen, kam sodann an die Grafen von Sponheim, die sie den Grafen von Leiningen verpfändeten. Im J. 1367 verpfändeten die Gebrüder Grafen von Leiningen, Friedrich der ältere und Friedrich der jüngere, doch ein Achtel sich vorbehaltend, die Burg sammt den dazu gehörenden Dörfern für die Summe von 6100 Gulden auf Wiedereinlösung an den Pfalzgrafen Ruprecht den Aeltern. Im J. 1371 überließ dieser die Herrschaft dem Grafen Johann dem Aeltern von Sponheim. Graf Johann V. von Sponheim überließ den Gräfenstein sammt zugehörigen Dörfern seinem Vetter, dem Markgrafen Bernhard I. von Baden, pfandweise, im Anschlag von 9000 Gulden. Der Markgraf, seine Tochter Beatrix dem Grafen Emich VI. von Leiningen verheirathend, wies ihre Aussteuer auf die Herrschaft Gräfenstein an, die doch mit 8000 Gulden einzulösen war. Die Auslösung erfolgte von Seiten der Gemeinsherren der hintern Grafschaft Sponheim, die im J. 1540 die Herrschaft an den Pfalzgrafen Ruprecht zu Veldenz verpfändeten, sie aber 1544 wieder einlösten. In spätern Zeiten hat Baden die halbe Herrschaft eigenthümlich, die andere Hälfte als eine Pfandschaft von Zweibrücken besessen. Dieses Verhältniß bestand bis zur Theilung der Hintergrafschaft Sponheim, 1776, da die Herrschaft Gräfenstein vollständig badisches Eigenthum geworden ist. Sie bestand aus den Ortschaften Gräfenstein, Rothalben, Merzalben, Leimen, Clausen, Münchweiler, Kaltenbach, Riegelborn. Der Sitz des badischen Amtes befand sich in Rothalben. Außerdem bestand für das sehr gebirgige, mit ausgedehnten Waldungen bedeckte Gebiet ein Oberforstamt unter der Leitung eines Oberforstmeisters und eines Forstverwalters. (*v. Stramberg.*)

GRÄFFE (Johann Friedrich Christoph), geboren zu Göttingen, hatte an seinen dem Bürgerstande angehörigen Aeltern ein lebendiges Beispiel ungeheuchelter Frömmigkeit und eines streng moralischen Lebenswandels. Den ersten Unterricht ertheilte ihm sein Vater, der ihn früh zum regelmäßigen Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes anhielt. Geweckt ward dadurch in Gräffe die Neigung zum geistlichen Stande, die auch mit den Wünschen seiner Aeltern übereinstimmte. In dem Gymnasium seiner Vaterstadt erwarb sich Gräffe unter der Leitung des Professors Eyring und des Conrectors Gradenstein gründliche Kenntnisse in der lateinischen und griechischen Sprache. Auch in den gewöhnlichen Vorbereitungswissenschaften machte er hinlängliche Fortschritte, um 1770 seine akademische Laufbahn in Göttingen eröffnen zu können. Dort widmete er sich Anfangs vorzugsweise der Sprachkunde, der Philosophie und den schönen Wissenschaften. Heyne's treffliche Vorlesungen weckten in ihm die Liebe zum Studium der römischen und griechischen Classiker. In der Theologie waren Walch, Zachariä, Leß und Miller seine vorzüglichsten Lehrer. Außerdem besuchte er fleißig die Vorlesungen von Feder, Meiners, Beckmann, Kästner, Michaelis, Gatterer u. A.

4) Siehe C. G. Berger's Beschreibung der Eislebenschen Merkwürdigkeiten. Th. 1. S. 423 fg. Schütz a. a. O. Th. 1. S. 130 fg. Meusel's Gel. Deutschland. Bd. 22. Abth. 2. S. 424 fg. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XIV. Th. 1. S. 423 fg.

Nach Beendigung seiner akademischen Studien übernahm Gräffe eine Hauslehrerstelle im westfälischen und später im niedersächsischen Kreise. Aus diesen für seine höhere Ausbildung nicht günstigen Verhältnissen schied er im J. 1783. Ungehinderter konnte er den Wissenschaften leben und sich zu einem Predigtamte vorbereiten, als ihn um diese Zeit der Abt Chappuceau in das Hospiz des Stifts und Klosters zu Loccum aufnahm. Die beträchtliche Klosterbibliothek und die Bereitwilligkeit des Abts, ihm nützlich zu werden, vereinigten sich mit dem freundschaftlichen Umgange der Conventualen. Gräffe bereicherte seinen Geist mit mannichfachen Kenntnissen. Durch die gesunde und reizende Lage des Ortes gewann er auch seine Heiterkeit wieder, die durch Anfälle von Hypochondrie getrübt worden war. In Oberjesa, unweit Göttingen, wo er 1784 Pfarrer geworden war, verheirathete er sich mit Maria Sophie Culemann, der Tochter eines Predigers zu Hintbergen im Lüneburgischen. Seine Amtsverhältnisse gönnten ihm hinreichende Muße zu fortgesetzten Studien. Sehr ernstlich beschäftigte er sich mit der Kant'schen Philosophie, seit durch das Lesen von Wizenmann's Schrift: „Resultate der Jakobi'schen und Mendelssohn'schen Philosophie" manche Zweifel in ihm rege geworden waren. In der Kant'schen Philosophie glaubte er die beste und beruhigendste Auflösung alles dessen zu finden, was ihn bisher gequält hatte. Auch mehre Dialogen Plato's las Gräffe um diese Zeit (1786) mit großem Interesse. Die Art, wie der griechische Philosoph die Begriffe entwickelte, behagte ihm so ungemein, daß er sie auch auf den Unterricht seiner Beichtkinder anwandte. Aus dieser Lectüre und dem fortgesetzten Studium der Philosophie des königsberger Philosophen entstand sein „Lehrbuch der allgemeinen Katechetik nach Kant'schen Grundsätzen." (Göttingen 1795—1799. 8.) 3 Bde.

Unter seinen Amtsverrichtungen und Beschäftigungen mit Katechetik und Philosophie verflossen ihm acht frohe Jahre zu Oberjesa. Aber die mit dem häufigen Predigen verbundene Anstrengung und die durch ein entferntes Filial herbeigeführten beschwerlichen Reisen erzeigten in ihm den Wunsch, nach Göttingen versetzt zu werden. Dies geschah, ohne sein Ansuchen, im J. 1792. Das Consistorium zu Hanover rief ihn nach Göttingen als Pastor an der Nicolaikirche. Die philosophische Magisterwürde erwarb er sich durch Vertheidigung seiner Diss. inaug. qua judiciorum analyticorum et syntheticorum naturam, jam longe ante Kantium antiquis scriptoribus non fuisse perspectam, contra Schwabium probatur. (Gotting. 1794. 8.) Mit großem Beifall hielt er als akademischer Docent Vorlesungen über Katechetik. Er lehrte diese Disciplin theoretisch und praktisch, und verband damit noch Collegien über einige Platonische Dialogen, später auch über die Kant'sche Philosophie, deren Kenntniß er jedem Theologen für unentbehrlich empfahl Im J. 1797 ward er Doctor der Theologie durch Vertheidigung seiner Diss. inaug. de miraculorum natura, philosophiae principiis non contradicente. (Helmstad. 1797. 8 maj.) Den Charakter eines Superintendenten der dritten göttingischen Inspection erhielt Gräffe im J. 1802. Gleichzeitig ward er Aufseher des königl. Pastoralinstituts.

Gräffe starb den 27. Oct. 1816. Ausgezeichnet als theologischer Schriftsteller war er besonders im Fache der Katechetik, Homiletik und Pastoraltheologie. Noch vor seinem bereits erwähnten Lehrbuche der Katechetik hatte er zur Beförderung des katechetischen Studiums ein „Magazin" herausgegeben, von welchem zu Göttingen 1789—1792 drei Bändchen erschienen. Später (1801) fügte Gräffe noch ein viertes hinzu. Er gab auch ein „Katechetisches Journal" heraus (Göttingen 1793—1796. 4 Jahrgänge, jeder von 4 Heften) und ein „Neues Journal der Katechetik und Pädagogik" in fünf Jahrgängen (Hanover 1796—1800). Das fortgesetzte Studium der Kant'schen Philosophie veranlaßte seinen „Commentar über eine der schwersten Stellen in Kant's metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, das mechanische Gesetz der Stetigkeit betreffend." (Celle 1798. 8.) In seinem „Versuch einer moralischen Anwendung des Gesetzes der Stetigkeit" (Celle 1801. 8.) lieferte Gräffe einen nicht unwichtigen Beitrag zur Homiletik, Katechetik, Pädagogik und natürlichen Theologie. In einem sehr ausführlichen Werke schilderte er die „Pastoraltheologie nach ihrem ganzen Umfange." Dies Werk erschien zu Göttingen 1803 in zwei Octavbänden. Der erste enthielt die Homiletik, Katechetik, Volkspädagogik und Liturgie; der zweite Band umfaßte die Seelsorge, die Administration der Kirchengüter, das Betragen in besondern Verhältnissen, den innern und äußern Beruf des Predigers und das allgemeine protestantische Kirchenrecht. Für ein zweckmäßiges Hilfsmittel, den Religionsvorträgen überhaupt und den Predigten insbesondere mehr Anmuth, Würde und Ausdruck zu geben, hielt Gräffe eine Anweisung zum Periodenbau in homiletischer Hinsicht. Er gab unter diesem Titel eine besondere Schrift heraus (Hanover 1807. 8.), die er später in seiner „Anweisung zum Rhythmus in homiletischer und katechetischer Hinsicht" (Göttingen 1809. 8.) noch erweiterte. Hierher gehört auch sein „Prosodisches Lexikon der griechischen Sprache," das er zunächst zum Gebrauch in Schulen bestimmt hatte. Dies Werk erschien 1811 zu Göttingen in gr. Octav. Seine literarische Laufbahn beschloß Gräffe mit einer philosophischen Vertheidigung der Wunder Jesu und seiner Apostel. (Göttingen 1812. gr. 8.)

Sein Bildniß befindet sich vor Beyer's allgemeinem Magazin für Prediger. Bd. 12. St. 3 *).

(*Heinrich Döring.*)

GRÄFFER (August), teutscher Buchhändler und Schriftsteller, im J. 1762 in Schlesien geboren, gründete, nachdem er seine Lehrzeit bestanden und sich eifrig an

*) Vergl. Beyer a. a. O. Rotermund's Gel. Hannover. Bd. 2. Saalfeld's Gesch. der Universität Göttingen S. 152 fg. Oesfen Vierteljährige Nachrichten. 1816. S. 182 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. Bd. 1. S. 525 fg. Meusel's Gel. Deutschland. Bd. 2. S. 632. Bd. 9. S. 448. Bd. 11. S. 287. Bd. 13. S. 491 fg. Bd. 17. S. 759.

verschiedenen Orten für seine weitere bibliographische Ausbildung bemüht hatte, zu Wien ein eigenes Geschäft und richtete seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die militairische Literatur, wie er auch durch sein Firma: „Militairische Buchhandlung" kund gab. Er begann und verlegte den Militair-Almanach (Schematismus) der k. k. Armee, bis er ihn im J. 1814 unter vortheilhaften Bedingungen an die Staatsdruckerei abtrat. Neben der Beschäftigung mit seinem Verlage sammelte er emsig Stoff zur Geschichte des österreichischen Militairwesens und gab allmälig, jedoch ohne seinen Namen zu nennen, heraus: „Geschichte der k. k. Regimenter" (Wien 1792. 8. Zweite Aufl. Ebendas. 1799—1804. 8. 2 Bde. Dritte Aufl. Ebendas. 3 Bde. in 5 Thln. 8.); „Geschichte des Maria-Theresien-Ordens" (Wien 1796. 8.); „Beitrag zu den Annalen der österreichischen Ritterorden" (Wien 1796—1802. 8. 3 Thle. N. Aufl. Ebendas. 1809. 8. 3 Thle.); „Belohnungsgeschichte der k. k. obligaten Mannschaft" (Wien 1797. 8. 2 Bdchn.) und „Skizze des zweiten französischen republikanischen Krieges" (Wien 1804. 8.). Er starb im J. 1816 zu Wien. — Auch sein älterer Bruder, Rudolf Gräffer, widmete sich demselben Berufe und ließ sich, nachdem er zu seiner weiteren Ausbildung und um den technischen Theil seines Geschäftes näher kennen zu lernen, mehre Reisen nach Holland und England unternommen hatte, zu Wien nieder. Er fabricirte zuerst in Oesterreich das Velinpapier und erwarb sich überhaupt um die Aufnahme des Buchhandels im Kaiserstaate nicht geringe Verdienste; das Glück war ihm aber nicht hold und er gerieth in schlimme Verhältnisse, wozu seine Geschäftsverbindung mit dem Dichter Aloys Blumauer seit dem Jahre 1786 nicht wenig beigetragen haben soll *). (*Ph. H. Külb.*)

GRÄFFER (Franz), der jüngere Sohn August Gräffer's, geboren zu Wien am 6. Jan. 1785, arbeitete, nachdem er an der Universität seiner Vaterstadt Geschichte und Literatur studirt hatte, in dem Buchhandel seines Vaters, stand dann einige Zeit als Secretair und Bibliothekar in Diensten des Grafen St.-Leu (Louis Napoleon), des Fürsten Moriz Liechtenstein und des Grafen Karl Harrach und begann später ein Verlags- und Antiquariatsgeschäft, bei welchem er jedoch, da er mehr Literat als Kaufmann war und mehr seine Liebhabereien als seinen Vortheil berücksichtigte, den größten Theil seines Vermögens einbüßte, sodaß er zuletzt genöthigt war, von der Schriftstellerei, die er nur des Geldes wegen und als Handwerk betrieb, sein Leben zu fristen, bis bei ihm im vorgerückten Alter eine völlige Erschlaffung oder vielmehr eine Lähmung der Gehirnthätigkeit eintrat, sodaß er in ein Versorgungshaus und, als der Irrsinn bei ihm ausbrach, in das Irrenhaus gebracht werden mußte, in welchem er im October 1852 starb. Seine Schriften, deren Zahl ungewöhnlich groß ist, erschienen nicht alle unter seinem Namen, sondern zum Theil ohne denselben und zum Theil unter falschem Namen (J. L. Böttiger, F. H. Contée, F. E. Fergar, D. P. Girshoho, A. Janitsch, De Paula, Rittgräff, D. F. Vaillant) und die meisten derselben sind so wenig gediegen, daß er in seinem Alter selbst wünschte, drei Viertheile derselben nicht hervorgebracht zu haben; Beachtung verdienen jedoch besonders seine historischen Sammelwerke: „Cabinet historischer Trauergemälde" (Wien 1813. 8. 2 Bde.); „Clio's Curiositäten-Cabinet" (Ebendas. 1814. 8.); „Historische Raritäten" (Ebendas. 1814. 8. N. Ausg. Ebendas. 1819. 8.); „Historische Unterhaltungen" (Ebendas. 1823. 8.); „Historisch-bibliographisches Bunterlei" (Brünn 1824. 8.); „Nebenstunden geschichtlichen und literarischen Inhaltes" (Wien 1828. 8.); „Josephinische Curiosa; Persönlichkeiten, Details, Actenstücke u. s. w." (Ebendas. 1848. 8. 6 Bdchen. ohne seinen Namen); „Schatten der Vorzeit, Memorabilien, abenteuerliche Begebenheiten u. s. w." (Ebendas. 1832. 8. unter dem Namen F. H. Contée); „Die Helden des Tages, biographische Notizen u. s. w." (Ebendas. 1813. 8. unter dem Namen Rittgräff); „Historische Antiquitäten oder Denkwürdigkeiten" (Ebendas. 1815. 8.); „Galerie von Abenteuern aus der wirklichen Welt" (Graz 1817. 8. 2 Thle.); „Neue Galerie von Abenteuern" (Ebendas. 1819. 8. 2 Thle.) und „Romantische Denksteine oder Schaustücke aus der Welt des Lebens" (Wien 1823. 8. 2 Thle. die vier letzten Schriften ebenfalls unter dem Namen Rittgräff). Ferner enthalten manches Brauchbare seine philosophisch-literarischen Versuche („Andeutungen über Leben, Geschichte, Philosophie u. s. w." Graz 1812. 8. „Arabesken für Freunde der Combination und Kritik." Wien 1812. 8. „Phantasien über Geschichte und Philosophie." Prag 1818. 8. und „Der Buchhandel in Verbindung mit der Buchdruckerkunst, historisch." Wien 1813. 8.), seine encyklopädischen Arbeiten („Geographisch-statistisches Central-Handwörterbuch des österreichischen Kaiserthums." Wien 1827. 8. „Oesterreichische National-Encyklopädie" mit J. J. H. Czilann. Ebendas. 1835—1836. 8. 6 Bde. und „Jüdischer Plutarch; biographisches Lexikon der markantesten Männer und Frauen jüdischer Abkunft," mit Sim. Deutsch. Ebendas. 1848. 8. 2 Thle.) und seine auf die Geschichte, das Leben und das Treiben der Stadt Wien bezüglichen Schriften („Kleine wiener Memoiren, Genrescenen, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten zur Geschichte Wiens." Wien 1845. 8. 3 Thle. „Wiener Dosenstücke; Auftritte, Porträte, Carricaturen u. s. w." Ebendas. 1846. 8. „Wienerische Kurzweil; lustige und schnurrige Geschichtchen." Ebendas. 1846. 8. „Neue wiener Localfresken, geschichtlich, anekdotisch u. s. w." Linz 1847. 8. „Wiener Tabletten und heitere Novellchen." Wien 1848. 8. „Zur Stadt Wien und zwar neue Memorabilien und Genreskizzen, Burleskes und Groteskes." Ebendas. 1849. 8. und „Oesterreichischer Bürger-Kalender." Ebendas. 1846 und 1847. 8.). In seinem Bestreben, die Aufmerksamkeit auf seine Erzeugnisse zu lenken und ein erkleckliches Honorar zu erzielen, wählte er auch sonderbare Stoffe; so schrieb er eine „Kunst,

*) Oesterreichisches Militair-Conversations-Lexikon, herausgegeben von Hirtenfeld und Meynert. Bd. 2. S. 779. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 296.

gut zu verdauen nebst bromatologischem Lexikon" (Wien 1827. 8. N. Aufl. Ebendas. 1831. 8. unter dem Namen D. F. Baillant); ein „Appetit-Lexikon oder alphabetisches Auskunftsbuch über Speisen und Getränke" (Ebendas. 1830. 8.); das Büchlein „Geht zeitlich zu Bette" (Ebendas. 1830. 8. beide ohne seinen Namen) und „Das Schlittschuhlaufen, praktische Anleitung" (Ebendas. 1827. 8. unter dem Namen F. E. Fergar). Auch die Pädagogik ließ er nicht unausgebeutet; dahin gehören seine unter dem Namen F. H. Contée herausgegebenen französischen Lehrbücher (Vocabulaire français-allemand et allemand-français. Graz 1812. 8. 2 Voll. Recueil d'anecdotes, d'histoires etc. Ibid. 1813. 12. Bouquet d'Amour et d'Amitié. Graz 1827. 8.); sein „Poetischer Handapparat und Reimlexikon" (Pesth 1823. 8. unter dem Namen Fergar); sein „Kleiner mythologischer Hausbedarf" (Wien 1824. 8. unter dem Namen J. L. Böttiger) und sein „Fabelschatz aller Zeiten, Völker und Sprachen" (Ebendas. 1829. 8. ohne seinen Namen); sogar das theologische Fach blieb von ihm nicht verschont, wie sein „Reliquienschatz der Christenheit. Aufzeichnung der noch vorhandenen Reliquien der Heiligen" (Wien 1829. 8.); seine „Christliche Legenden oder Lebensgeschichte der Heiligen und Märtyrer" (Brünn 1824. 8. 4 Bde. N. Aufl. Wien 1829. 8. 3 Bde. unter dem Namen A. Janitsch); sein „Leben des heiligen Fiaker" (Wien 1848. 8.) und sein „Muttergottes-Büchlein" (Ebendas. 1827. 8. die beiden letzteren ohne seinen Namen) beweisen. Viel gelesen waren früher, jetzt aber vergessen sind seine belletristischen Schriften: „Romantische Vignetten" (Wien 1813. 8.); „Momus, jocose Geschichten, humoristische Erzählungen u. s. w." (Ebendas. 1829. 8.); „Der Papagei für kurzweilige Zerstreuungen" (Ebendas. 1839—1841. 8. 3 Bdchn.); „Ceres, Originalien für Zerstreuung und Kunstgenuß" (Ebendas. 1823—1824. 8. 2 Thle.) und die Taschenbücher: „Philomele" (Brünn 1825—1826. 12. 2 Bde.); „Aurora" (Wien 1825—1827. 12. 3 Bde.); „Der Freund für das schöne Geschlecht" (Ebendas. 1825—1827. 12. 3 Bde.) und „Veilchen" (Ebendas. 1825—1827. 12. 3 Bde.). Zu dieser Richtung seiner literarischen Thätigkeit gehören auch seine merkwürdiger Weise nicht zahlreichen Uebersetzungen, von denen hier nur „Maria oder die Leiden der Liebe, aus dem Französischen des Grafen St. Leu" (Pesth 1813. 8. 2 Bde.) und „Persien, nach Jourdain, Morier u. s. w." (Ebendas. 1823. 8. 2 Bde.) zu nennen sind, die Redaction des „Conversationsblattes, Zeitschrift für wissenschaftliche Unterhaltung" (Wien 1823—1824. 8.) und des „Literarischen Anzeigers" (Ebendas. 1822. 4.), und sehr zahlreiche Beiträge zu österreichischen und auswärtigen Zeitschriften, Taschenbüchern und Sammelwerken. Außerdem besorgte er noch zum Druck „Mendelssohn's sämmtliche Werke, Originalausgabe in einem Bande" (Wien 1838. 8.); „Lavater's Physiognomik, Auszug und Vervollständigung mit 120 Kupfern von Jos. Stöber" (Ebendas. 1829—1830. 8. 4 Bde.); „Kotzebue's lyrische Gedichte, zum ersten Mal gesammelt" (Ebendas. 1818. 8. 2 Thle.); „Kotzebue's Selbstbiographie," aus seinen Schriften gezogen (Ebendas. 1811. 8.) und „Nachlese zu Schiller's Werken" (Ebendas. 1810. 8. 2 Hfte.). In einer verrufenen Spottschrift über österreichische Dichter und Schriftsteller [1]) wird Gräffer geschildert als „Stämmige Figur, blatternarbig, starker Tabakschnupfer, Buchhändler und Buchmacher, nicht ohne Geist, aber ohne Begeisterung, Liberaler und Kriecher, Freidenker und Legendenschreiber, antiquirt, Cyniker, affectirte Genialität, Lügenfabrikant en gros." Diese Charakteristik, welche die schwachen Seiten des unglücklichen Mannes allzu scharf geißelt, läßt die guten Eigenschaften desselben gänzlich unberührt; er war freilich ein Sonderling, aber ein Sonderling trefflichen Herzens, seltenen Geistes und mit ungewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet, welcher nur Mitleid, keineswegs aber Hohn verdient. Wenn seinen Arbeiten (sagt Constantin v. Wurzbach, einer seiner Schüler und Freunde) auch der kritische Geist, die historische Kunst im höheren Sinne des Wortes mangeln, so waren, ja sind sie es noch immer, welche wesentlich zur geschichtlichen Kenntniß Niederösterreichs, insbesondere Wiens beitragen und die Liebe zu derselben unter allen Classen seiner Zeitgenossen weckten. Bei dem gänzlichen Mangel an Memoiren und persönlichen Aufzeichnungen in Oesterreich sind seine mit bewunderungswerthem Bienenfleiße zusammengetragenen und mit seltener Umsicht ausgewählten einzelnen Züge und Erlebnisse berühmter Individualitäten selbst für den späteren Historiker willkommene und schätzenswerthe Anhaltspunkte. Ein bleibendes Verdienst aber hat er sich durch die Herausgabe der österreichischen Nationalencyklopädie erworben, des einzigen Werkes dieser Art in Oesterreich, dessen Werth mit den Jahren steigt. Als Antiquar stand er an umfassender Bildung und mannichfaltigen Kenntnissen hoch über seinen Collegen und mit ihm ist ein wahrer Schatz antiquarischen Wissens zu Grabe gegangen. Seine Detailkenntniß der Classiker und der Incunabeln setzte Fachgelehrte oft in großes Staunen; auch hat er in Wien den ersten Grund für den Handel mit Autographen gelegt [2]). — Sein älterer Bruder Anton Gräffer, im J. 1784 zu Wien geboren, erlernte ebenfalls das Buchhändlergeschäft und arbeitete seit 1815 in der Kunsthandlung Arteria's, für welche er insbesondere den Kunstverlag und das Auctionsgeschäft besorgte. Er stach auch selbst mehre Blätter in Kupfer und war zugleich ein vortrefflicher Tonkünstler und Meister auf der Guitarre, wie seine zahlreichen für dieses Instrument componirten Variationen, Rondeaux und Phantasien und seine „Systematisch-theoretisch-praktische Guitarre-Schule" (Wien 1811. 4. 2 Thle. N. Aufl. Ebendas. 1812. 2 Thle. Fol.) beweisen. Weniger gelungen ist „Der Friede, charakteristisches Tongemälde für das Pianoforte." Als Schriftsteller erwarb er sich durch mehre Aufsätze und Recensionen über Kunst und Kunstwerke, die er unter

1) „Oesterreichischer Parnaß, besiegen von einem heruntergekommenen Antiquar." (Freysing [Hamburg] o. J. 8.) S. 19. 2) Constantin v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 296 fg. Oesterreichische National-Encyklopädie (von Gräffer und Czilann). Bd. 2. S. 405. Bd. 6. S. 462.

dem Namen Peregrinus Thyß in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, und durch seinen Versuch „Ueber Tonkunst, Sprache, Schrift und Bild. Fragment" (Wien 1830. 8.) verdienten Beifall [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRÄFLEIN (Johann Martin), verdienter Staatsmann der Schweiz, am 26. Febr. 1807 zu Steckborn am Bodensee geboren, widmete sich der Jurisprudenz und trat, nachdem er auf den Universitäten zu Basel und Heidelberg seine Studien beendigt hatte, als Beamter in den Dienst seines damals politisch sehr bewegten Heimathscantons Thurgau. Da ihm seine ausgezeichneten Rechtskenntnisse und seine ungewöhnliche Beredsamkeit bald einen ausgebreiteten Ruf verschafften, so durchlief er schnell die Reihe der Gemeindeämter bis zum Staatsschreiber, als welcher er vorzügliche Dienste leistete, und befand sich im J. 1835 bereits an der Spitze des großen Rathes. Sein besonnenes Wirken als Gesandter des Thurgaus auf der eidgenössischen Tagsatzung in der bekannten Conseilgeschichte und bei der Verfassungsrevision im J. 1837 fand die gebührende Würdigung und wurde durch die Beförderung in das Obergericht und die Justizcommission belohnt. In dieser Stellung bewährte er im Fache der Gesetzgebung bei der Revision der bürgerlichen Proceßordnung, bei dem neuen Erb- und Vormundschaftsgesetze und der neuen Bearbeitung der Rechtstriebgesetze seine Kenntnisse und seine Umsicht auf eine glänzende Weise. Zuletzt war er Mitglied des Verfassungsrathes, Vicepräsident des großen Rathes und Präsident des Obergerichtes und im J. 1848 wurde er von dem großen Rathe zum eidgenössischen Ständerath gewählt, welche Stelle er aber ablehnte, da seine Gesundheit durch seine ununterbrochene Anstrengung im Staatsdienste bereits sehr gelitten hatte; doch glaubte Niemand sein Ende so nahe und die überraschende Nachricht von seinem Tode, welcher am 11. Juli 1849 plötzlich erfolgte, erregte allgemeine Trauer, da er nicht nur als tüchtiger Beamter hochgeachtet, sondern auch als Mensch seines einfachen und herzlichen Benehmens wegen sehr beliebt war *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAELLSIA, eine von Boissier gegründete Pflanzengattung, deren einzige Art früher, wiewol mit einigem Bedenken, zur Gattung Cochlearia gezogen wurde, die sich aber durch folgende Merkmale von letzterer unterscheidet. Die vier Kelchblätter sind am Grunde gleich. Die vier unterständigen, am Grunde in einen Nagel verschmälerten Kronblätter haben einen ganzrandigen Saum. Die Staubgefäße sind zahnlos. Die Schote ist elliptisch, ganz flach, einfächerig, spitz. Die zahlreichen, hängenden Samen sind zusammengedrückt, die Nabelstränge frei, am Grunde ein wenig verdickt. Der Samenkeim ist eiweißlos; die flachen Keimblätter liegen dem Würzelchen an.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, nämlich

Graellsia saxifragaefolia *Boissier* mit kahlen Blättern, von denen die grundständigen gestielt, nierenförmig, handförmig-eingeschnitten-gezähnt, die stengelständigen eiförmig, dreilappig, die obersten linealisch sind.

Die Heimath dieser Art ist Persien. Hierher gehört Cochlearia saxifragaefolia *De Candolle*. (*Garcke.*)

GRAEME [1]) (James), geboren am 15. Dec. 1749 zu Carnevath in Lanarkshire in Schottland, wo sein Vater William Graeme Gutspachter war, erhielt den ersten Unterricht in der Schule seines Geburtsortes. Früh entwickelten sich seine Geistesfähigkeiten. Mit einer lebhaften Phantasie vereinigte er schnelle Fassungskraft und ein treues Gedächtniß und unermüdeten Fleiß. Des bisher genossenen Unterrichts, der ihn wenig förderte, bald überdrüssig, verließ er die Schule zu Carnevath. Er wandte sich nach dem nahe gelegenen Städtchen Liberton. In dem dortigen Institute gewann unter seinen Lehrern vorzüglich John Brown einen günstigen Einfluß auf seine Bildung. Viel Geschmack fand er am Lesen der verschiedenartigsten Bücher historischen, poetischen und selbst theologischen Inhalts. Er erweiterte dadurch seine Kenntnisse und schärfte sein Urtheil. In seinem 14. Jahre (1763) besuchte er die Schule zu Lanark, wo er unter der Leitung seines Lehrers Robert Smith vorzüglich in der lateinischen Sprache rasche Fortschritte machte, und auch mit den römischen Dichtern nach und nach bekannt ward. Früh war in ihm die Liebe zur Poesie erwacht. Außer einigen lateinischen Versionen, durch die er die Aufmerksamkeit seines Lehrers Thomson erregte, fällt in diese Zeit das Fragment einer Sapphischen Ode, in der er unter dem Titel: Descriptio Scholae Lanercensis die Beschäftigungen und Belustigungen der Schüler in ihren Erholungsstunden schilderte [2]).

Mit einer lateinischen Abschiedsrede, die er in den Herbstferien 1766 hielt, verließ er die Schule zu Lanark. Im nächsten Jahre bezog er die Universität Edinburgh, wo er sich während eines dreijährigen Aufenthalts neben der classischen Literatur besonders philosophischen Studien widmete. Seine wissenschaftlichen Fortschritte entsprachen seinem Fleiße. In der Kenntniß der classischen Literatur übertraf er die meisten seiner Commilitonen. Er sprach und schrieb Lateinisch mit ungemeiner Gewandtheit. Auch in griechischen Aufsätzen, die damals auf schottischen Universitäten etwas Ungewöhnliches waren, zeichnete er sich aus. Mathematik, Physik und Metaphysik betrieb er mit solchem Eifer, als ob er sie zu seinem Hauptfache gewählt hätte. Einen besonderen Reiz hatte für ihn die Metaphysik, wozu sein früh erwachter Hang zur speculativen Philosophie nicht unwesentlich beigetragen haben mochte. Unermüdet studirte er die Werke des Aristoteles, Descartes, Malebranche, Locke, Leibnitz, Clarke, Berkeley, Hume

3) Const. v. Wurzbach a. a. O. S. 298. *F. J. Fétis*, Biographie des Musiciens. Tom. IV. (Paris 1862. 8.) p. 76.

*) Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 1849. Bd. 1. S. 530 fg.

1) Auch mitunter Graham geschrieben. 2) Man findet dies Fragment, begleitet von einer teutschen Uebersetzung, in Kosegarten's Denkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften britischer Dichter. Bd. 1. S. 115.

u. A., und versuchte sich in kleinen Abhandlungen über philosophische Materien. Seinen Scharfsinn übte er in Disputirübungen. Von Natur friedfertig, vermied er jedoch dabei jeden Streit. Die Neigung zu philosophischen Speculationen ward jedoch allmälig schwächer, als er darin nicht die gehoffte Befriedigung fand. Lebhafter interessirte er sich für Alles, was dazu diente, seinen Geschmack zu läutern, seine Empfindungen zu berichtigen. Ungemein ergötzten ihn Schilderungen der Natur und Tugend, Darstellungen des Lebens und der Sitten. Den höchsten Ehrgeiz setzte er darein, den besten Mustern in der classischen und schönen Literatur nachzueifern. Schon in frühern Jahren hatte er der Fabel und Romanze besondern Geschmack abgewonnen. Daneben beschäftigte ihn die Lectüre der Novellen des Cervantes, Lesage, Marivaux, Richardson, Fielding, Smollet u. A. Die nordische, celtische und orientalische Mythologie fand an ihm einen warmen Bewunderer. Seine Leidenschaft, durch Bücher der verschiedensten Art seinen Geist zu bilden, kannte keine Grenzen. Eine gehörige Auswahl zu treffen, verboten ihm jedoch seine Umstände. Eigene Bücher zu kaufen, fehlte es ihm an Mitteln. Zu Privatbibliotheken hatte er keinen Zutritt. Er mußte sich mit den Werken begnügen, die ihm die Bereitwilligkeit seiner Freunde, die Leihinstitute und die Universitätsbibliothek darboten. Der letztern hatte er die vorzüglichsten Werke in den Fächern der Philosophie, Philologie und Kritik zu verdanken.

Erhalten hat sich unter seinen damaligen poetischen Versuchen ein in dem Weekly Magazine gedrucktes Gedicht, in welchem er seine mannichfachen Studien schilderte [3]). Er scheute keine Art von philologischen Forschungen, mochten sie Worte oder Sachen betreffen; ihn schreckte kein Feld der Kritik oder des classischen Alterthums, mochte es mit Blumen bedeckt sein oder von Dornen starren. Seine poetischen Studien begünstigte der einsame Aufenthalt zu Easthills im Kirchspiel Dunsyre. Dort hatte er 1768 eine Hauslehrerstelle übernommen. Seine Phantasie war an poetischen Bildern so reich, daß sie, wie einer seiner Freunde sich äußert, in ihrem Ueberflusse zu schwelgen schien. Von Nachahmung seiner Lieblingsdichter hatte er sich jedoch, mit Ausnahme einiger satyrischen und humoristischen Ausflüge, in seinen bisherigen poetischen Producten nicht frei erhalten können. Die Bilder in seinen Idyllen hatte er großentheils aus dem Virgil und Theokrit entlehnt. Ein von ihm verfaßtes komisches Heldengedicht in drei Gesängen The Ralphind betitelt, erinnerte an Pope's Dunciade. Auch eine Menge von Uebersetzungen aus dem Horaz, Ovid, Tibull, Properz u. a. römischen Dichtern waren nach und nach aus seiner Feder geflossen.

Einen freiern Schwung nahm sein Talent und seine Phantasie durch die Leidenschaft der Liebe, die den ersten echten Funken poetischer Begeisterung in ihm anfachte. Die Bekanntschaft mit einem jungen, durch Schönheit und Geistesbildung in gleicher Weise ausgezeichneten Mädchen machte einen tiefen Eindruck auf ihn, der, indem es sein Inneres gänzlich umwandelte, zugleich seine Wahl für die Dichtungsart entschied, die er später am fleißigsten und mit dem meisten Erfolg bearbeitete [4]). Seiner zärtlichen Anhänglichkeit an dieses Mädchen, einer Anhänglichkeit, die nur mit seinem Leben endete, entquollen seine zahlreichen Elegien, unter denen die des Alexis an Mira und an Elisa zu den anmuthigsten Producten in dieser Gattung gehören.

Die Bekanntschaft mit dem Dechanten der Edinburgher Juristenfacultät Alexander Lokhard, einem Manne von gründlicher Gelehrsamkeit und großem Rednertalente, eröffnete ihm 1769 die Aussicht, ein Stipendium auf der Universität St. Andrews zu erhalten. Graeme leistete jedoch darauf Verzicht, weil er dadurch genöthigt war, seinen philosophischen und philologischen Cursus zu wiederholen, was ihm bei dem Umfange seiner Kenntnisse und seinem Weiterstreben zu lästig war. Er machte jedoch in St. Andrews eine interessante Bekanntschaft an dem dortigen Professor der Naturgeschichte, John Wilkie, dem Dichter der Epigoniade, dessen Rath und Beispiel ihn in dem Entschlusse bestärkte, sich auch ferner der Poesie mit ganzer Liebe zu widmen. In Edinburgh, wohin er 1770 wieder zurückgekehrt war, beschäftigte er sich neben seinen philosophischen Studien auch mit der Theologie. Seine wankende Gesundheit erlaubte ihm jedoch nicht, an irgend einer der Probeübungen, die von denen, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, unternommen wurden, Theil zu nehmen. In seinem Geburtsorte Carnevath, wo er die Ferien zubrachte, theilte er seine Zeit zwischen praktischen Arbeiten, zwischen dem Studium der griechischen und römischen Dichter und zwischen einer sorgfältigen Untersuchung der deistischen Streitigkeiten, die sich zwischen Bayle, Hobbes, Colkins, Toland u. A. mit ihren Gegnern Bentley, Butler, Leland, Foster u. A. entsponnen hatten. Das Resultat von Graeme's Forschungen war eine entschiedene Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums. Auch die Kritik der Bibel erregte seine Aufmerksamkeit. Unter den neuern Theologen waren Clarke und Jortin seine Lieblinge. Engherziger Sektengeist blieb seinem Charakter völlig fremd. Gleichgesinnte und vielseitig gebildete Freunde, die einen entschiedenen Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung gewannen, fand Graeme im älterlichen Hause

3) Darin heißt es unter andern:
Ich las, was je der commentirende
Bataver schrieb, durchstörte den Stobbäus,
Citirte Suidas, spähte unermüdet
Mit Gellius dem bärtigen Weisen nach
Durch jede Krümmung eines weisen Sprüchworts,
Beschaute emsig jede brave Narbe,
Half den Sophisten aus der Wortschlacht schleppen.
Mein Herz war unverzagt; mich schreckte nicht
Der muthigste, der dickste Foliant.
Wohin ich lenkte, flohen Riesenspinnen;
Und zitternd zogen Motten sich zurück,
Wenn ich die Blätter umschlug.

4) — Das Lied der Wehmuth,
Die Elegie, die weich und sanft vergleitend
Das Herz in Seufzer auflöst.

an dem Pfarrer Christie, dem Schullehrer Scott und dem Architekten Stodart. Immer näher rückte jedoch der Zeitpunkt, wo diese freundschaftlichen Verbindungen aufgelöst, seine Studien abgebrochen und sein rastloses Streben nach Dichterruhm und literarischer Bedeutung für immer gehemmt werden sollten.

Durch den vorhin erwähnten Pfarrer Christie empfohlen, übernahm er im Sommer 1771 eine Hauslehrerstelle bei dem Erbherrn auf Milton, Martin White mit Namen, der früher in Kriegsdiensten bis zum Range eines Majors gestiegen war. Von diesem vielseitig gebildeten Manne ward Graeme mit einer Auszeichnung behandelt, die ihm den Umgang mit mehren angesehenen Personen verschaffte. Er befand sich in einer sehr glücklichen Lage, die auf die Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß und auf die Entwickelung seines poetischen Talents nicht ohne günstigen Einfluß blieb.

Am wenigsten hatte er Ursache, mit der im obersten Stockwerk des Hauses ihm angewiesenen Wohnung zufrieden zu sein. Seine heitere Stimmung ward jedoch dadurch nicht getrübt. Mit vieler Laune schilderte er vielmehr die mannichfachen Unbequemlichkeiten seines neuen Aufenthaltes in einem vom 26. Juli 1771 datirten Briefe. „Nach manchem müden Schritte," schrieb er, „ist es mir gelungen, meine Stube zu erklimmen. Trotz der Tapeten, Sessel, Vorhänge und tausend ähnlichen Schnörkeln, mit denen sie ausstaffirt ist, argwohnte ich dennoch, daß sie nicht mehr noch weniger ist als eine Dachkammer. Ich war nicht sechs Minuten darin gewesen, als ich zu meinem Leidwesen bemerkte, daß ich allem Anschein nach nicht der Einzige sei, der hier hauste. Eine wohlgenährte Familie von Schwalben begrüßte mich mit offenem Rachen gar vertraulich aus dem Kamin, und eine gefällige Colonie von Ratten zerarbeitete sich aus allen Kräften, durch ihr Poltern längs der Decke den neuen Gast mit der Idee eines Pferderennens zu ergötzen. Die Vertraulichkeit des Einen und der Humor der Andern vermochte gleichwol nicht, eine gewisse natürliche Antipathie in meinem Innern zu übermeistern. Vielmehr sann ich sogleich auf Mittel, meine Mitbewohner aus dem Quartier zu treiben. Um jedoch dem gehässigen Geschäft, alte Insassen aus dem Besitze zu verdrängen, mich nicht allein unterziehen zu dürfen, rief ich meine getreuen Freunde, den Lakeien und den Kater, zu Hilfe. William zündete sofort ein großes Feuer an, um die Schwalben in ihren Winterquartieren zu verscheuchen, und Meister Heinz gab seiner bärtigen Sippschaft durch ein bedeutendes Miauen zu verstehen, wie verderbliche Folgen es für sie haben könnte, wenn sie auf ihrer unzeitigen Ergötzlichkeit beharrten."

Für den Zwang der Etikette, dem sich Graeme in seinen neuen Verhältnissen, so günstig sie auch im Allgemeinen waren, unterworfen sah, entschädigte ihn der Briefwechsel mit einem Freunde. Ihm schrieb er am 29. Aug. 1771: „Welche Erquickung für Jemand, der eine geborgte, d. i. sehr geschmacklose Rolle zu spielen hat, bisweilen die lästige Fessel der Etikette sprengen, und wenigstens Einen Tag von sieben er selbst sein zu können! Mein Antlitz erheitert sich, meine Brust erweitert sich, frische Lebensgeister durchströmen mich. Ich genieße die angeborene Freiheit wieder; ich lebe, während ich sonst höchstens athme. — Laß mich den günstigen Augenblick haschen und mein gepreßtes Herz ausschütten, ehe die Tafelglocke die scheidende Freiheit zu Grabe läutet und jeder geniale Funke in dem kalten, dicken Dunstkreise eines Speisesaals erstickt."

Den größten Theil des Tages beschäftigte sich Graeme mit dem Unterrichte seiner Zöglinge. Manche Stunde raubte ihm die Unterhaltung des Familiencirkels, dessen geselliges Vergnügen er durch sein lebhaftes und geistreiches Gespräch nicht wenig erhöhte. Immer blieb ihm jedoch noch Zeit zum Lesen der verschiedenartigsten Schriften. Auch der Poesie war er nicht untreu geworden. Durch den Beifall ermuntert, den ein von ihm verfaßtes Gelegenheitsgedicht (Verses on Archibald Hamilton) fand, schrieb er die poetischen Erzählungen Abra und Alexis, von denen die erstere jedoch unvollendet blieb. Auch seine Verses on Mr. White fallen in diese Zeit. Nur die freundliche Behandlung dieses Mannes und seiner Familie konnte ihn mit der Abhängigkeit seiner Lage versöhnen.

Mit tiefem Unmuth sprach er sich darüber aus in einem Briefe an seinen Freund, mit dem er noch immer in Correspondenz geblieben war. Dies Schreiben ist für seine Denk- und Empfindungsweise so charakteristisch, daß es hier auszugsweise eine Stelle verdient. „Umsonst," schrieb Graeme den 21. Aug. 1771, „bemühst du dich, aus einigen Phrasen meines letzten Briefes zu folgern, daß ich glücklich sei. Glücklich! Abhängigkeit und Glückseligkeit sind unverträgliche Dinge. Ich wenigstens hab' es stets so gefunden. An Büchern freilich fehlt mir's nicht. Da sind Voltaire, Hume, Rapin, Robertson, Swift, Pope, allgemeine Welthistorie, Biographia Brittannica, Journale, Reisen und tausend andere Werke. Wo ist aber des Freundes erquickendes Antlitz? Wo ist Mira? Wo ist Alles, was das gesellige Leben versüßen mag? So fern, wie der Ost vom Westen. — Ich muß aufhören. Ich kann diese Saite nicht berühren, oder sie vibrirt so lange, daß ich beides, lustig und lächerlich, werde. Einem Jünger der Weisheit ziemt es wahrlich nicht, mit dem Posten, den ihm die Vorsehung in der Gesellschaft anwies, unzufrieden zu sein. Unterwürfigkeit und Demüthigung, erkünstelte Geistesarmuth, ungereizter Hohn und unverdiente Verachtung, sollte man glauben, seien unter allen Gegenständen die letzten, die ein freigeborenes Gemüth sich wünschen möchte. Gleichwol sagt der paränetische Weise: Murre nicht nur nicht, nein, frohlocke sogar in der Widerwärtigkeit, du düstres Kind des Mismuths. Gib ihr Nahrung, gib ihr Kleidung, und die Natur ist zufrieden. Du hast beides, du hast mehr als beides, modo contrahe vela et vale. Zügle nur diese wilden Träume einer erhitzten Phantasie durch die kühlen Ueberlegungen der Vernunft, und du wirst so glücklich sein wie ein König. — Ist es nicht ein Jammer, daß Gemein-

plätze, die in der Theorie so klar einleuchten, daß auch der roheste Anfänger des moralischen ABC sie ohne Mühe begreift, gleichwol in der Praxis so widerhaarig werden, und sich dergestalt in einander verwickeln und verflechten, daß auch der geduldigste und gewandteste Entwirrer, der jemals einen philosophischen Kurbel drehte, nicht so viel von ihnen herauszuzupfen vermag, als zum Verbande auch nur des kleinsten Fingers der Betrübniß gehört, wie viel weniger zu einem vollständigen Siechhuch für die aussätzigen Söhne des Elends. — Sage mir aufrichtig, dünkt dir das Leben nicht eine abgeschmackte, langweilige, regellose, tragi-komische Farce? Der erste Act ist Nichts als Kinderei und Kinderspiel. Die beiden ersten Scenen des zweiten Acts sind leidlich angenehm und charakteristisch. Die übrigen werden nach und nach immer flacher und uninteressanter. Beide, Zuschauer und Spieler, sehnen sich nach der Katastrophe. Sie wird verzögert durch unliebliche und unerwartete Zwischenvorfälle. Wir wenden den Blick nach den Scenen, die uns vorhin ergötzten; wir rufen ein vergebliches Ancora. Was wir begehren, ist unmöglich. Ein buntes Farbenspiel verschönert die Bühne. Sie schimmern einen Augenblick und verblassen, und der geschickteste Maler vermag die vergänglichen Tinten nicht wieder aufzufrischen. Was ist zu thun? Nichts, als die Katastrophe heranzuwünschen und unsere enge, kalte, dunkle, ärmliche Wohnung dem prunkenden, kerzenerleuchteten Theater vorzuziehen. — Weg mit dem Leben! Ich kann nicht daran denken, ohne daß es mir üble Laune macht. Um's Himmels willen, schreibe jede Woche. Es ist der einzige Trost, den ich habe."

In geselligen Cirkeln ermannte sich Graeme zuweilen von dieser trüben Stimmung, um seinen Umgebungen nicht eine Schwermuth zu zeigen, für die sie keinen Sinn hatten. Er zeigte sogar eine Munterkeit, die mitunter in wirklichen Frohsinn überzugehen schien. Sehr freute er sich über den Beifall, den seine bisher im Weekly Magazine zerstreuten Gedichte fanden. Er entschloß sich, sie mit andern in einer besonderen Sammlung zu vereinigen. Während er sich jedoch mit der Revision seiner Poesien beschäftigte, befiel ihn ein mit einem hartnäckigen Husten verbundenes Fieber. Seine Krankheit, Anfangs schmerzlos, drohte in eine Hectik überzugehen. Mit großer Fassung schilderte er seinen hoffnungslosen Zustand in einem Briefe vom 23. Sept. 1771. „Durch nichts Geringeres, als eine Art von Wunder," schrieb er seinem Freunde, „fühle ich mich stark genug, dir das allerwichtigste Ereigniß mitzutheilen, wovon jemals in unsern Briefen die Rede gewesen. Du wirst mich bedauern, ja gewiß, du wirst mich bedauern, wenn ich dir sage, daß ich an der Auszehrung leide, und daß schon mehre Stadien derselben hinter mir liegen. Ich kann nicht drei Schritte gehen, ohne mich übler zu befinden. Ich fühle einen dumpfen Schmerz in Kopf und Brust, und athme nur mit Mühe. Ich schwitze des Morgens, und kurz, ich spüre die Symptome der Hectik. Ich verspreche mir jedoch einigen Vortheil vom Reiten. Der Major hat einen eigenen Schecken zu meinem Gebrauch bestimmt. Leb' ich noch eine Woche, so sollst du mehr von mir hören. Wenn nicht — so sei der Himmel unser Erbe."

Ausführlich, doch mit Resignation, schilderte Graeme dem Freunde seinen leidenden Zustand in dem eben mitgetheilten Briefe mit den Worten: „Ich brauche dir nicht zu sagen, daß ich mit jedem Tage dem Ideal der Magerkeit, einem Skelett, immer näher komme. Unter meinen Strümpfen will kein Paar mehr meinen Waden passen, und meine Beinkleider werden das leibhafte Ebenbild der berühmten Hosen des Hauptmanns Bovadilla. Eine Art von bleichem Gelb hat meine ausgehöhlten Wangen in Besitz genommen, welche ihrerseits vermittels einer natürlichen Sympathie bis zu dem Niveau meiner Augäpfel herabgesunken sind. Abcesse, sagt man mir, bilden sich oder haben sich schon in meiner Lunge gebildet. Ich zweifle nicht im mindesten daran nach dem peinlichen Zwicken, das ich in der Gegend der Lunge fühle. — Sei dem, wie ihm wolle. Ich bin entschlossen, secundum artem zu sterben, ganz methodisch. Jeden Tag reite ich drittehalb Stunden. Mein Zimmer ist nun im ersten Stock. Man pflegt mich wie einen einzigen Sohn. Ich habe gegen diese Familie große Verbindlichkeit. Möge der Himmel es ihr vergelten; ich werd' es nicht können. — Wann werd' ich dich sehen? Irgend ein feindseliger Dämon versucht mich hinzuzusetzen: Nimmer! Gott beschütze dich und erhalte dich für die edlen Zwecke der Gesellschaft, für die ich nimmer bestimmt war."

Mit Resignation sah Graeme seinem von Woche zu Woche sich verschlimmernden Krankheitszustande entgegen. Um der Familie, die schon so viel für ihn gethan, nicht länger lästig zu fallen, entschloß er sich zur Heimkehr in sein älterliches Haus. Im November 1771 war er in Carnevath angelangt. Dort setzte er seine täglichen Spaziergänge fort. Noch im December war er im Stande, eine Stunde weit zu gehen. Jeder Versuch dieser Art hatte Erschöpfung und einen heftigen Fieberanfall zur Folge. Durch den Husten, der ihn bis zu seinem Tode nicht wieder verließ, hatten seine Kräfte so abgenommen, daß er das Reiten unterlassen mußte. Er konnte kaum gehen, ohne sich auf den Arm eines Andern zu stützen. In diesem traurigen Zustande milderte der Besuch einiger Freunde, zu denen außer White besonders Christie, Scott und Stodart gehörten, einigermaßen seine physischen Leiden. Mit der Abnahme seiner Kräfte verminderten sich auch seine Schmerzen. Seine ruhige Fassung und der völlige Gebrauch seiner Sinne blieb ihm bis zum letzten Augenblick seines Lebens. Selbst sein Witz und Humor verließ ihn nicht eher, als bis er nicht mehr zu reden im Stande war. Er starb am 26. Juli 1772 im 23. Jahre. Auf dem Gottesacker zu Carnevath ward er beerdigt. Kein Stein bezeichnet die Stätte, wo er ruht.

Eine Sammlung seiner Gedichte, von seinem Freunde und Landsmann Robert Anderson besorgt, erschien zu Edinburgh 1773 in einem Octavbande unter dem Titel: Poems of James Graeme. In der Vorrede, die eine

Schilderung seines Charakters enthält, äußert sich der Herausgeber mit den Worten: „Ton und Inhalt der hier gelieferten Stücke läßt hoffen, daß diese Sammlung dem gefühlvollen Leser keine unangenehme Unterhaltung gewähren werde. Für ihn nur wurde sie bestimmt; ihm wird sie gewidmet in der Hoffnung, daß er die kunstlosen Ergießungen der Phantasie, der Liebe und der Freundschaft unbefangen zu würdigen und gebührend zu ehren wissen werde." Nach der Schilderung seines Freundes Anderson vereinigte Graeme mit einem einnehmenden Aeußern ausgezeichnete Fähigkeiten, einen umfassenden Geist, rastlose Wißbegierde, Feinheit des Geschmacks und kritischen Scharfblick. Seine ernsten Studien raubten ihm nicht den angeborenen Frohsinn und die scherzhafte Laune, die ihn selbst unter körperlichen Leiden nie ganz verließ. „Wie alle beobachtenden Köpfe," sagt Anderson, „hatte Graeme einen Hang zur Satyre; sie war aber von der gutmüthigsten Art. Er besaß zu viel Herzensgüte, um ein beißender Satyriker zu werden. Menschen von niedriger Denkungsart, arglistige, unmoralische und unwissende Personen waren ihm verhaßt, und er hielt sein wegwerfendes Urtheil über sie nicht zurück. Er war ein leidenschaftlicher Freund der Natur. Im freien Felde umherzuirren, gewährte ihm den reinsten Genuß. Keine Art von körperlicher Bewegung oder Leibesübung war ihm fremd. An jeder seinem Alter angemessenen Ergötzlichkeit nahm er Theil. Sein bescheidenes Lebensloos harmonirte mit der Einfalt seines Herzens, die ihm schon früh für die Tugenden und Schriften des Alterthums Achtung einflößte. Gesteigert ward diese Achtung durch die in spätern Jahren genauere Bekanntschaft mit den Schriftstellern Roms und Griechenlands. Aus dieser Lectüre entsprang auch seine Liebe zur politischen Freiheit. Die Grundsätze einer guten Schreibart fand er im Homer, Xenophon, Herodot, Cäsar u. a. Classikern. Unter den Dichtern liebte er vorzüglich die Elegiker. Ovid's Witz und die Gelehrsamkeit des Properz ließen ihn gleichgültig. Ungemein entzückte ihn aber Tibull's edle Simplicität, die seinem sanften Gemüth besonders zusagte. Mit der französischen, italienischen und teutschen Literatur sich zu beschäftigen, fehlte es ihm an Zeit. Die besten Schriftsteller in diesen Sprachen hatte er in englischen Uebersetzungen gelesen. Sein sanftes Gemüth, seine heitere Phantasie, sein einfacher Geschmack bestimmte auch den Charakter seiner Poesie. Ihr war mehr Zartheit eigen als Hoheit, mehr Anmuth als Würde, mehr Leichtigkeit als Energie. Zu ungeduldig, einen eigentlichen Plan zu entwerfen, dichtete Graeme mit mehr Glück als mit Sorgfalt. Dennoch unterschieden sich seine Gedichte vor ähnlichen Compositionen durch Innigkeit des Gefühls, durch einen lebendigen, nach Maßgabe des Stoffs abwechselnden Numerus, durch oft auffallende, doch stets richtige Gedanken. Seine Versification, wenngleich nicht übermäßig geglättet, war im Allgemeinen fließend und harmonisch, seine Sprache stets correct, in der Elegie mit Epitheten und Metaphern, in reimlosen Versen und im burlesken Epos tönend und prächtig, ohne Dunkelheit und Steifheit. Mit ungemeiner Leichtigkeit entwarf Graeme seine Verse, die meisten Abends vor dem Einschlafen im Bette, die er dann am Morgen auf den ersten besten Papierschnitzel hinwarf, oder auf das weiße Blatt zu Anfange oder Ende eines Buchs hinkritzelte. So blieben sie gewöhnlich frisch und roh, wie sie seiner Phantasie entsprungen waren. Selten konnte er sich entschließen, sie nochmals durchzusehen. Sein letztes Product war stets sein liebstes, doch gefiel es ihm nur, so lange es neu war."

Von zahlreichen Gedichten, die seiner Feder entflossen, enthält die vorhin erwähnte Sammlung nur 38 Elegien, und ungefähr ebenso viel vermischte Poesien und Uebersetzungen. Dies war Alles, was Graeme für das Publicum bestimmt hatte, oder wovon eine vollständige Copie aufgefunden werden konnte. Zu den vollendetsten unter seinen Dichtungen gehören seine erotischen Elegien. Aufrichtig, wie er es in allen seinen Verhältnissen war, dichtete Graeme für eine wirkliche, nicht für eine phantastische Geliebte. Da er die Leiden, die er schilderte, wirklich fühlte, war es ihm nicht um üppigen Schmuck zu thun. Ihm genügte der einfache kunstlose Ausdruck wahrer Leidenschaft. „Dieser Aufrichtigkeit," sagt Anderson, „ist es auch zuzuschreiben, daß der Charakter seiner Elegien nur wenig verschieden ist, daß er uns immer dieselben Töne der Trauer, der Sehnsucht, des Verlangens hören läßt, die nämliche Klage über unerwiederte Liebe, die nämlichen pathetischen Vergleichungen der Ansprüche der Geburt und des Reichthums mit dem Frieden und der Sicherheit eines bescheidenen Loofes, da dann das Resultat immer zu Gunsten des letztern ausfällt" [5]).

Zu seinen vorzüglichsten Dichtungen gehören die „Elegie über den Verlust der Aurora," die „Elegie beim Anblick von Euthally-Castle," „Der October" u. a. Sie vereinigen poetische Schönheit mit der klagenden Zärtlichkeit, welche die Elegie charakterisirt. Ungemein anziehend und rührend ist die Elegie: „Der Häufling" (The Linnet). Unter den vermischten Gedichten unterscheiden sich vortheilhaft das „Nachtstück," die „Hymne an den ewigen Geist," die „Anwandlung vom Spleen," „Abra," „Alexis, der Kunsthändler" u. a. [6]). Eine

---

5) Vermögen Titel zu beseligen?
Vermögen Glanz und Reichthum zu beglücken?
Hohn spricht dem Tand ein unerschrocknet Sinn,
Und jedes feinere Gefühl sagt Nein!

6) Hymn on the eternal Mind. Diese Dichtung, eine seiner vollendetsten, beginnt mit den Versen:

Hail source of happiness! What e'er thy name,
Through ages vast succession still the same,
For ever blest, in giving other bliss
No boon thou askest of the reptile race;
Their virtues please thee and their crimes offend
Not as a governor but as a friend.
What can our goodness profit thee? and say,
Can guilt's black dye thy happiness allay?
Raise vengeful passions in thy heav'nly mind,
Passions that even disgrace the human kind?
No — are we wise? the wisdom is our own;
And folly's miseries wait on fools alone:

dem Norden von Großbritannien eigenthümliche Winterlustbarkeit schilderte Graeme in dem pittoresken Gedicht: On Curling. Seinen Episteln, Liedern, Anakreontischen Gedichten u. s. w. fehlt es nicht an Leichtigkeit und Anmuth. Das Gedicht „Hero und Leander" ist eine Nachbildung des griechischen Originals von Musäus. Ueber den gewissermaßen neuen Plan, den er bei diesem Gedichte zum Grunde legte, äußerte er sich zu seiner eigenen Rechtfertigung mit den Worten: „Ovid ist Nichts weniger als genau. Hätte er die Zeit angegeben, worin die beiden Liebenden lebten, so würde ich aus den Begebenheiten des Zeitraums eine oder die andere hineingeflochten, und dadurch der Fabel einen höhern Anstrich von Wahrscheinlichkeit gegeben haben. Allein aus ihm war Nichts zu lernen, als daß sie nach dem trojanischen Kriege lebten. Die Art, wie ich den Hergang erzähle, mag eben nicht sehr sinnreich scheinen. Ich konnte jedoch nichts Besseres geben, ohne in die Novellen-Intrigue zu gerathen, mit welcher die Würde meines Metrums sich schwerlich vertragen hätte. Auch da, wo Ovid bestimmter spricht, fand ich es nicht immer meiner Convenienz gemäß, ihm zu folgen. Ovid läßt die Amme um das Geheimniß wissen. Ich nehme ihr auch die leiseste Ahnung davon, und das aus reiner Achtung für Hero's Ruhe. Ovid läßt Leandern beim Eintritt des Winters seine Besuche unterbrechen, und er mußte es thun, um auf diesen Umstand seinen Briefwechsel zu gründen. Ich, der ich keinen solchen Zweck hatte, ertränke meinen Helden in dem ersten Sturm, den ich herbeiführen konnte. Die Gründe, die ich für die Katastrophe angebe, oder mit andern Worten, die Moral der Fabel, dürfte manchem modischen Herrn ein Lächeln abnöthigen. Aber das Lächeln eines solchen seinen Herrn kann mich schwerlich aus der Fassung bringen."

Manche von Graeme's poetischen Producten, eilfertig aufs Papier geworfen in einem Alter von 18 Jahren, dürften die Zergliederung einer strengen Kritik zwar kaum ertragen, aber auch die billigste würde zugeben, daß der poetische Werth seiner Arbeiten weit über die Mittelmäßigkeit hinausreiche. Wahres Genie und echtes Dichtergefühl dürften ihm nicht abzusprechen sein, und wol dürften sich unter seinen Gedichten nur wenige finden, die sich nicht durch Zartheit der Empfindung, durch Energie des Ausdrucks, durch lebendige Schilderung und Feinheit des Geschmacks auszeichneten. Welchen Rang man ihm auch unter den schottischen Dichtern zugestehen mag, jedenfalls gehört er zu den Genien, die bei höherer Reife des Geistes etwas Ausgezeichnetes geleistet haben würden[7]).

(*Heinrich Döring.*)

We live and breathe by thy divine command;
Our life, our breath, are in thy holy hand,
But something still is ours, and only ours:
A moral nature, grac'd with moral pow'rs etc.

7) Vergl. Anderson's Vorbericht zu den Poems of Graeme (Edinburgh 1773); The Gentleman Magazine of the year 1784; *Anderson's* Collection of the Brittish Poets; Kosegarten's Denkwürdigkeiten aus dem Leben britischer Dichter. Bd. 1. S. 104 fg.

GRAEMIA, eine von Hooker aufgestellte, zu den Compositen gehörige Pflanzengattung, welche von späkeren Systematikern jedoch mit Cephalophora vereinigt ist. Die Mitglieder dieser Gattung besitzen ein kreisrundes, vielblüthiges gleich- oder verschiedenehiges Blüthenköpfchen, indem die Strahlblüthen zungenförmig, die Scheibenblüthen röhrig und weiblich sind. Die Schuppen des zweireihigen Hüllkelchs sind zurückgeschlagen, linealisch-lanzettlich, so lang oder kürzer als die Blüthchen. Der Blüthenboden ist nackt oder kleingrubig. Die Strahlblüthen, wenn sie überhaupt vorhanden sind, haben eine an der Spitze dreizähnige Zunge, die Scheibenblüthen sind röhrenförmig, außen ein wenig behaart mit sehr kurzer Röhre, verkehrt-eiförmigem Schlunde und fünfzähnigem, zusammenneigendem, etwas schwieligem Saume. Die abstehend-zurückgerollten, an der Spitze schwach behaarten, anhanglosen Narben ragen aus der Blumenkrone hervor. Die kreiselförmig-vierkantigen Schließfrüchtchen sind mit schuppenförmigen, angedrückten Haaren bedeckt. Die 5—8 Schüppchen des Federkelches sind häutig, bespitzt, am Rande schwach ausgerandet.

Die hierher gehörigen krautigen oder strauchigen Arten sind in Chile einheimisch und haben aufrechte, gestreifte, ästige, schwach-weichhaarige Stengel, wechselständige, länglich-linealische, spitze, meergrüne Blätter, endständige, nackte, kugelförmige Blüthenköpfe und gelbe, an der Spitze braune Blumenkronen.

Nach dem gleichen oder verschiedenen Geschlechte der Blüthenköpfe zerfällt diese Gattung in zwei Abtheilungen, nämlich in Encephalophora mit eingeschlechtigem und Actinella mit verschiedengeschlechtigem Blüthenköpfchen. Zur ersten dieser Abtheilungen gehört nun Graemia und zwar die einzige Art dieses Namens: Gr. aromatica *Hooker*, welche schon Schrader mit der Gattung Cephalophora vereinigte.

(*Garcke.*)

GRAENICHER (Samuel), geboren 1758 zu Zoffingen im Canton Bern, widmete sich der Kupferstecherkunst. Er begab sich nach Dresden, wo er unter Casanova's Leitung sich zu einem tüchtigen Künstler bildete. Dresden ward sein bleibender Aufenthaltsort. Er erlangte auch den Ruf eines geschickten Portrait- und Thiermalers. Anfangs malte er Portraits, später auch Heiligenbilder, oftmals Copien. Treffliches leistete er vorzüglich im Fach der Thiermalerei. Dahin gehören sechs radirte Blätter, Landschaften mit Thieren, nach C. du Jardin, P. de Laar und J. Pyl, desgleichen vier Blätter mit Pferden und Kühen; die Hündin mit Jungen, nach J. Seyders; die Löwin mit Jungen, nach Rubens u. a. m. Ausgezeichnet war unter seinen Portraits das Bildniß Pius' VI. Noch hat man von ihm 25 Abbildungen der interessantesten Volkstrachten in Sachsen, nach der Natur gezeichnet, in Aquatinta geätzt und colorirt, in fl. Fol. und in gleicher Manier Costüme der königl. sächsischen Armee. Graenicher starb, ungeachtet seines unausgesetzten Fleißes, zu Dresden 1813 in Armuth *).

(*Heinrich Döring.*)

*) Siehe Nagler's Neues Allgemeines Künstlerlexikon. Bd. 5. S. 315 fg.

GRÄSSE (Johann Gottlob), teutscher Schulmann, am 1. Jan. 1769 zu Leipe, einem Dorfe bei dem Städtchen Jessen (nicht, wie Andere angeben, zu Zemnik) im sächsischen Kurkreise (jetzigen preußischen Regierungsbezirke Merseburg) geboren, widmete sich, nachdem er auf der Schule seiner Vaterstadt seine erste Ausbildung erhalten hatte, auf der Universität zu Wittenberg der Philosophie und Philologie und erlangte, als er durch die philosophisch-moralische Abhandlung: „Was hat man in der Moral von den Handlungen zu urtheilen, welche nicht aus dem Bewußtsein von Pflicht vollzogen werden?" (Wittenberg 1792. 8.) seine Befähigung bewies, die Würde eines Magisters der Philosophie. Nachdem im J. 1793 auch das vorgeschriebene Examen bestanden war, wurde er zum fünften Collegen an dem Lyceum zu Wittenberg ernannt, rückte aber im J. 1794 zum Conrector an dieser Anstalt und im J. 1800 zum Adjuncten der philosophischen Facultät an der Universität vor. In diese Zeit fallen seine aus dem Terentius gezogenen Lehrsätze der Pädagogik (Praecepta artis paedagogicae ex Terentio petita, Dissertatio; Vitebergae 1800. 4.), seine Methode des historischen Unterrichts nach Justinus (Diss. I. Rudimenta studii historiae orbis catholicae in Justino utiliter ponenda. Diss. II. Quomodo Justinus in scholis legendus sit, ut in eo rudimenta studii historiae universae utiliter ponantur. Vitebergae 1800. 4.), seine „Grammatik der lateinischen Sprache" (Leipzig 1799—1800. 8. 2 Bde.), seine „Grammatik der griechischen Sprache für gelehrte Schulen" (Ebend. 1800. 8. 2 Bde.) und sein „Lehrbuch zum Unterricht in der christlichen Religion für Schulen auf dem Lande und in den Städten, wo sie Bürgerschulen heißen; nebst den fünf Hauptstücken der christlichen Lehre nach dem Katechismus Lutheri mit kurzen Worterklärungen." (Ebend. 1800. 8.) Gräße verließ im J. 1801 seinen ihm nicht ungünstige Aussichten versprechenden und nicht unbehaglichen Wirkungskreis, um einem Rufe als dritter Lehrer an der Fürstenschule zu Grimma zu folgen, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1823 blieb, in dem er die zweite Professur erhielt. Er erfüllte sein schwieriges Amt mit gewissenhaftem Eifer und suchte insbesondere die Erlernung der lateinischen Sprache durch praktisch eingerichtete Handbücher zu fördern. Nachdem er es mit Fr. Leonhardi's Anleitung (1787) in einer neuen verbesserten und mit Exercitien für Geübtere vermehrten Auflage („Fr. Leonhardi's Teutsche Aufsätze zum Uebersetzen in die lateinische Sprache, nach der kurz gefaßten lateinischen Sprachlehre oder Grammatik des Herrn Rectors Scheller eingerichtet." Leipzig 1804. 8.) versucht, aber die Methode ungenügend gefunden hatte, bemühte er sich in seiner „Praktischen Anweisung zum Uebersetzen aus dem Teutschen ins Lateinische, nebst dem Regulativ meiner lateinischen Grammatik in Beispielen und Aufsätzen. Thl. I. Die Syntaxis der Nomina für Anfänger; Thl. II. Die Syntaxis der Verba und Partikeln" (Leipzig 1800—1801. 8. 2 Bde.) und in seiner „Sammlung verschiedener Uebungen zum Lateinischlernen" (Ebend. 1803. 8.) eine bessere einzuführen, welche jedoch ebenso wenig, wie die meisten bis jetzt versuchten Methoden schnell und gewiß zum erwünschten Ziele führte. In späterer Zeit scheint sich Gräße wieder mehr dem Unterrichte in der Geschichte und Geographie zugewendet zu haben, wenigstens berechtigen seine „Materialien aus der alten Geographie und Geschichte Griechenlands und dessen Bewohnern, mit Rücksicht auf das verständige Lesen der classischen Autoren" (Leipzig 1805. 8.) zu dieser Vermuthung; außerdem führte er Joh. Chr. Schedel's „Neues und vollständiges geographisches Realwörterbuch für Kaufleute und Geschäftsmänner" (Ebend. 1804. 8. 3 Thle.) zu Ende. Er starb am 16. Dec. 1827 zu Grimma. Die Verdienste des anspruchslosen Mannes wurden nur von seinen dankbaren Schülern anerkannt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRÄTE (Spina) nennt man in der Osteologie stärker vorspringende und langgezogene Theile. Dahin gehört namentlich die Schulterblattgräte (Spina Scapulae), durch deren Vorsprung auf der hintern Fläche des Schulterblattes eine Obergrätengrube und eine Untergrätengrube (Fossa supraspinata et infraspinata) zu Stande kommt. Auch unterscheidet man an der Innenfläche des Unterkiefers eine innere Kinngräte (Spina mentalis interna). (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRÄTENZANGE ist der teutsche Name für jene, halbkreisförmig oder in einem Knie gebogene Zange, deren eigentliche Bestimmung ist, kleine spitzige Körper, wie etwa Fischgräten, aus natürlichen Vertiefungen des Körpers, z. B. aus dem Rachen, zu entfernen. Natürlich können dergleichen Zangen auch zur Entfernung fremder Körper aus offenen Wunden benutzt werden. Acanthobolus ist der in den Armamentarien gebräuchliche Name für derartige Instrumente. (*F. Wilh. Theile.*)

GRÄTER (Caspar), teutscher protestantischer Theolog des 16. Jahrh., um das Jahr 1492 zu Schwäbisch-Hall geboren, ergriff mit Eifer die Lehre Luther's und ward des Herzogs Ulrich von Würtemberg Hofprediger und Rath. Er stand bei seinem Gebieter in solchem Ansehen, daß dieser jeden Tag einer Predigt von ihm beiwohnte und nie auf die Jagd oder ins Bad ging, ohne eine solche angehört zu haben. Seine Schriften („Bedenken eines freien Concilii halber an Herzog Ulrich"; „Bedenken, wie der Streit in Religionssachen aufzuheben und hinzulegen" und „Katechismus") hatten nur zu seiner Zeit einige Bedeutung und sind jetzt werthlos. Er starb um das Jahr 1552. — Größeres Verdienst um die theologische Wissenschaft hat sein Sohn Philipp Gräter, um 1540 zu Cannstadt geboren. Er machte seine theologischen Studien zu Stuttgart und Tübingen und erwarb nach Beendigung derselben die Magisterwürde. Zuerst kam er im J. 1559 als Diakon nach Herrenberg, aber schon im J. 1562 wurde er seines Rednertalentes wegen als Pastor zu Nagold am Schwarz-

*) Vergl. Allgemeine Literaturzeitung. 1828. Nr. 74. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1827. Bd. 2. S. 1046.

walde angestellt, wo er beinahe vierzig Jahre mit Erfolg wirkte. Er war gleich seinem Vater ein beliebter Prediger und seine gedruckten Predigten („Hochzeitspredigten." Tübingen 1580. 4. „Predigt vom heiligen Abendmal, aus dem Katechismo." Tübingen 1585. 4.) beweisen, daß er die Kunst besaß, zu dem Volke eindringlich zu sprechen, für dessen Erbauung und Belehrung er auch durch ein „Gebetbuch" und durch eine Einleitung in den größeren Katechismus des Joh. Brentius sorgte. Für gebildetere Leser sind offenbar seine freisinnig gehaltenen und mit Verstand durchgeführten, auch in sprachlicher Beziehung zu beachtenden kirchengeschichtlichen Schriften: „Biblische Historien des Christlichen Glaubens von Anfang der Welt biß auf diese Zeit, durch zwölf wunderbare Veränderungen der Kirchen Gottes ausgeführt" (Laugingen 1605. 4. 3 Bde.) und „Schatzkammer Lutheri: aller Geschichten und Schriften Lutheri kurtzer Begriff und Erklärung in fünf Theil" (Ebend. 1613. 4.). Ph. Gräter war im J. 1601 zum Propst in Herbrechtingen und zum würtembürgischen Rath befördert worden und starb in dieser Stelle im J. 1612 oder 1613. — Georg Friedrich Gräter, ein anderer protestantischer Theolog aus Halle in Schwaben, welcher in dem letzten Viertel des 17. Jahrh. lebte, machte sich durch ein Werk über den Apostel Paulus („Leben und Wandel des Apostels Pauli." Frankf. 1687. 8.) und durch seine moralisch-polemischen Schriften: „Ananias fide vanus oder das falsche Christen- und Heuchel-Hertz, probiret durchs gantze Christenthum, in der Religion, Leben, Creutz und Tode;" „Das redliche Christenhertz") bekannt. — Von Jacob Gräter (oder Greter), einem teutschen protestantischen Theologen, weiß man nur, daß er um das Jahr 1600 zu Strasburg lebte und durch seine populairen Schriften und Predigten großes Aufsehen erregte und bedeutenden Einfluß übte. Hierher gehören: „Etliche besondere Predigten nach allerhand fürfallender Sachen Beschaffenheit, als zu Rathswahlen, Kirchenbestellungen, heyligen Tagen, Kriegsgeschreyen, Hochzeiten, Leichen und andern zutragenden Anleitungen" (Frankf. 1589. 4.); „S. Martins-Predigt, darin eine Gegenhaltung und Vergleichung des alten Bischoffs Martini und D. Martini Lutheri verfaßt ist" (Tübingen 1688. 4.); „Jubeljahrs-Predigt auf das 1600. Jahr" (Strasburg 1599. 4.); „Bacchanalia, Fastnacht, was es sey, und ob ein Christ mög Fastnacht halten" (Strasburg 1600. 8.); „Predigt von der Seligkeit, gehalten auf den Neuenjahrstag" (Tübingen 1582. 4.) und „Heren- und Unholden-Bericht und Predigten" (Tübingen 1589. 4. Ebend. 1592. 8.). In allen diesen Gelegenheitsschriften ist viel Brauchbares für die Sittengeschichte jener Zeit zu finden, sie sind aber jetzt fast gänzlich unbekannt geworden und der Aufmerksamkeit der Literarhistoriker entgangen. Mit Kaspar und Philipp Gräter, den würtembergischen berühmten Predigern, scheint der protestantische Theolog Christoph Felix Gräter verwandt zu sein, welcher um das Jahr 1669 zu Halle in Schwaben lebte und sich in der lateinischen Poesie versuchte. Seine Gedichte (Poemata und Epigrammata), welche großen Beifall ernteten, sind jedoch völlig vergessen*). (*Ph. H. Külb.*)

GRÄTER (Friedrich David), geboren in der ehemaligen Reichsstadt Schwäbisch-Hall im Würtembergischen, studirte zu Erlangen Theologie, beschäftigte sich aber, aus Vorliebe für den Jugendunterricht, vorzugsweise mit Pädagogik und Sprachstudien. Im Jahre 1789 hatte Gräter eine Lehrerstelle am Gymnasium seiner Vaterstadt Schwäbisch-Hall angetreten. In diese Zeit fällt sein erster literarischer Versuch: „Nordische Blumen" betitelt. Schlözer in Göttingen hatte in seiner „Isländischen Literatur und Geschichte" in Teutschland eine nordische Kälte über nordische Sprache und Literatur, besonders aber über die Mythologie und Dichtkunst, verbreitet. Diese Studien gehörten zu Gräter's Lieblingsbeschäftigung. Er trat daher öffentlich auf gegen Schlözer, der in seinen Behauptungen so weit gegangen war, die Existenz der Edda-Lieder zu bezweifeln. In den erwähnten „Nordischen Blumen" ließ Gräter diese Lieder nebst andern, wie den Todesgesang Regner Lodbrog's und den Walkyrengesang zum ersten Mal drucken oder in einer anziehenden Form erscheinen. Durch die mitgetheilten Proben zeigte Gräter, daß die nordischen Sagen mit ebenso viel Geschmack und Kritik behandelt werden könnten, als die Mythen der Griechen. Noch während seines Aufenthalts in Erlangen schrieb er am 15. Mai 1789 an Denis in Wien einen Brief, den ein Exemplar seiner „Nordischen Blumen" [1]) begleitete. „Um Ihnen," heißt es in diesem Schreiben [2]), „für die von Ihnen herausgegebene Liedersammlung [3]) meinen Dank zu bezeigen, wage ich es, Ihnen meinen ersten schriftstellerischen Versuch zu senden, der seine erste Entstehung Ihren vortrefflichen Uebersetzungen einiger Skaldengesänge und den beigefügten gelehrten Anmerkungen zu danken hat. Sollten Sie diesen Versuch mit allen seinen Mängeln, die freilich Nichts als den Anfänger verrathen, dennoch mit einigem Beifall aufnehmen, so würde ich das allein auf Ihre Gütigkeit und Ihre Liebe zum nordischen Alterthum schreiben. Glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich hoffen dürfte, Ihr Urtheil über meine nordischen Blumen schriftlich zu erhalten."

Ermuntert durch den Beifall, den seine „Nordischen Blumen" nicht blos in Teutschland, sondern auch in auswärtigen Staaten, besonders in Dänemark, gefunden hatten, reifte in Gräter, der 1791 in seiner Vaterstadt Schwäbisch-Hall Conrector geworden war, die Idee, ein allgemeines literarisches Magazin für die teutsche und nordische Vorzeit herauszugeben. Es erschien in den

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 611. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1112 fg.

1) Leipzig 1789. 8. 2) Siehe M. Denis' Literarischen Nachlaß, herausgegeben von J. F. v. Retzer. Abth. 1. S. 188. 3) Ossian's und Sined's (Denis) Lieder. Wien 1784—1785. gr. 4. N. A. (mit einer Nachlese von J. Fr. v. Retzer). Ebendas. 1791—1794. 4. 5 Bde. Zuerst erschienen diese Lieder zu Wien 1768—1769 unter dem Titel: Die Gedichte Ossian's, eines alten celtischen Dichters.

Jahren 1791—1812 in 7 Octavbänden[4]) unter dem Titel: „Bragur." Die letzten Bände dieser reichhaltigen Sammlung führten den Nebentitel: „Braga und Hermode," oder „Neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer, Künste und Sitten." An Denis, dem er ein kleines literarisches Product anderer Art geschickt hatte[5]), schrieb Gräter aus Schwäbisch-Hall am 12. Jan. 1791: „Nähern Bezug auf Teutschland wird ein nordisch-teutsches Magazin haben, dessen ersten Band ich in Gesellschaft eines andern Gelehrten[6]) auf Ostern herausgeben werde. Außer den Aufsätzen werden Uebersetzungen aus nordischen und altteutschen Dichtern, vorzüglich aus den Minnesingern, Anzeigen und Nachrichten von Bücherproben der Originale mit Spracherläuterungen, inedita u. s. w. folgen. Vielleicht dürfen wir uns schmeicheln, auch von Ihnen einige literarische Nachrichten und Beiträge aus den altteutschen Handschriften der k. k. Bibliothek zu erhalten. Auch wenn Sie mich nur auf diejenigen Bücher, in welchen Auszüge und Nachrichten davon enthalten sind, aufmerksam machen wollten, so würde mich schon diese Gewogenheit zu öffentlichem Danke verpflichten, und jeder echte teutsche Mann wird es mit mir thun. Auch die celtische Dichtkunst gehört in unsern Plan, und da ich so glücklich gewesen bin, einige Originale und zugleich Hilfsmittel zur Sprache zu erhalten, so bin ich im Stande, schon zu Ostern einen Gesang Ossian's aus dem Original und im Metrum desselben übersetzt und die Erklärung des Originals selbst bekannt zu machen. Es ist ein Misverständniß, wenn man glaubt, meine Uebersetzung werde mit Ihrem Originalwerk in Collision kommen, und ich werde Gelegenheit nehmen, im ersten Bande gleich mich darüber zu erklären. Solche Misverständnisse und Uebereilungen von allzu eifrigen Freunden sind aber bei aller Vorsicht nicht ganz zu verhüten" [7]).

Die Auszeichnung, im J. 1792 zum Correspondenten der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt zu werden, war für Gräter ein Sporn gewesen, in seiner gewohnten literarischen Thätigkeit fortzufahren. Der Erfolg entsprach jedoch nicht ganz seinen Erwartungen. Ein Brief an Denis von 24. Febr. 1796 enthält Klagen über den Mangel an reger Theilnahme von Seiten des Publicums[8]). „Schwerlich," schrieb Gräter, „werden Ihnen die drei ersten Bände des Bragur unbekannt geblieben sein, noch die Fortsetzung des Werks unter dem Titel: Braga und Hermode, ob ich mich gleich, bei Ihrem jahrelangen Schweigen, nicht erkühnte, Ihnen einige Exemplare zu senden, oder Sie gar öffentlich nebst andern Vaterlandsfreunden zur Empfehlung des Werkes aufzufordern. Vielleicht urtheilen Sie gütig genug darüber, um die Fortsetzung zu wünschen. Leider aber ist die Subscription noch nicht hinreichend, und nicht ohne einige Betrübniß ersehe ich aus dem eben von dem Verleger eingelaufenen Verzeichnisse, daß sich kein einziger Subscribent darunter aus Wien befindet, einer Stadt, die doch durch die Lieder des Barden Sined's so sehr für das vaterländische Alterthum gewonnen sein muß, so viele echte Patrioten zählt und 260,000 Einwohner hat, unter denen sich so viele Gelehrte befinden. Freilich weiß ich wol, daß das Feld der Wissenschaften zu groß ist, als daß man sich für dieses Gebiet immer so allgemein interessiren könnte. Aber Einige lassen sich doch gewiß durch die patriotische Fürsprache eines Denis zur Unterstützung eines solchen vaterländischen Unternehmens bewegen. Auch aus Hamburg sind 33 Subscribenten eingegangen, und ich zweifle nicht, daß Klopstock an dieser Zahl keinen geringen Antheil hat. Mit offenherziger Aufrichtigkeit und vollem Zutrauen zu Ihrer Güte und Vaterlandsliebe ersuche ich Sie daher jetzt noch, nicht nur um Beförderung des Subscriptionsplans; ich wage Sie sogar auch um Beiträge zu bitten, da Ihre reichen Sammlungen und die kostbare Bibliothek, deren Vorsteher Sie sind, gewiß ungemein viel Stoff an die Hand geben, sollten es auch nur ein paar Abschriften von Maximilian's noch ungedruckten Aufsätzen sein. Die Handschriften aus der k. k. Bibliothek, deren in beifolgender Ankündigung gedacht wird, habe ich von Herrn Heidegger in Zürich erhalten. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn noch durch Ihre gütige Verwendung und den Beitritt einer kleinen An-

---

4) Bd. I. Werdomar's Traum. Von Gräter. — Ueber den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie. Erster Band. Von Gräter. 2. Bd. S. 75 fg. 3. Bd. S. 1 fg. 7. Bd. 2. Abth. S. 1 fg. — Gang der ersten deutschen Schriftstellerei bis zum Ende der Minnesängerepoche. Eine Abhandlung von Böckh.

Bd. II. Sayer's Niederfahrt der Göttin Freya. Ein dramatisches Gedicht in zwei Acten; nebst einer kritischen Nachschrift. Von Gräter. — Kurzer Begriff von den Druiden, Barden, Skalden, Minstrels, Minnesingern und Meistersängern. Von Gräter.

Bd. III. Abhandlung von den Meistersängern. Ein Versuch von J. H. Häfelein. — Ueber die alten schottischen Balladen und Lieder und die schottische Musik überhaupt. Von William Tytler von Woodhouselee. — Ueber die deutschen Volkslieder und ihre Musik. — Ueber die alten dänischen Lieder. Aus den Papieren des seligen Sandvig. — Das Lied vom schönen Midel. Ein neu aufgefundenes altes dänisches Volkslied, nebst der Melodie von v. Abramson. — Ueber einige wenig bekannte deutsche Dichter. Von J. F. A. Kinderling.

Bd. IV. Braga und Hermode. Eine mythologische Abhandlung von Gräter. — Verschiedene Proben aus den Minnesingern.

Bd. V. Beitrag zur Kenntniß der alten deutschen Volkslieder, von J. F. A. Kinderling. — Vergleichung der Provençalen mit den Minnesingern. Einleitung von dem Herausgeber. — Versuch über die romanischen Dichter des 12. und 13. Jahrh. von W** S** in B**. S. 109 fg. Abth. 2. S. 1 fg.

Bd. VI. Blumenlese aus den Minnesingern, von Gräter. Altdeutscher oder Allemannischer Gesang zum Lobe der heiligen Jungfrau Maria, mit einigen Erläuterungen versehen von J. F. A. Kinderling.

Bd. VII. Lieder der Liebe, den Minnesingern des 13. Jahrh. getreu nachgesungen von J. G. Hermes. 1. Abth. S. 136 fg. 2. Abth. S. 44 fg.

Ueber die kleinen Aufsätze in diesem Magazin s. das Repertorium von K. T. Heinze über die ersten 6 Bde. des Bragur.

5) Zwei Anakreontische Lieder, beurtheilt und zergliedert von J. D. Gräter. (Leipzig 1790. 8.) 6) C. G. Böckh.

7) Siehe Denis' Literarischen Nachlaß. Abth. 1. S. 189.

8) Siehe a. a. O. S. 190.

zahl von Patrioten der Druck und die Fortsetzung dieses Werkes möglich gemacht, und die wenigen teutschen Alterthumsforscher bald vermehrt, noch recht viel und mit Erfolg für die teutsche Vorzeit zu thun in Stand gesetzt würden."

In dieser Hoffnung sah sich Gräter nicht getäuscht. Die Vorrede zu der Fortsetzung seines Werkes unter dem Titel: Braga und Hermode enthielt das Geständniß, daß sein „Aufruf an das Publicum" nicht vergeblich gewesen. „Es hat wirklich," sagt er dort, „eine Anzahl teutscher Männer gegeben, die eine Zeitschrift für die vaterländischen Alterthümer ihrer Unterstützung werth gehalten und deren Erscheinung möglich gemacht haben. Diesen Männern muß man Dank abstatten, wenn Braga und Hermode einst ein Denkmal des Alterthums nach dem andern ans Licht ziehen, erläutern und für einen künftigen Geschichtschreiber unserer Nation fruchtbar machen sollte; denn die Möglichkeit eines vollständigen und geistreichen historischen Gemäldes hängt einzig ab von der Bekanntmachung und Bearbeitung unserer Alterthümer. Der Alterthumsforscher ist es, der dem Geschichtschreiber zu seinem Werke die Farben reibt. Wie wenig aber unsere Alterthümer noch in allen ihren Theilen hinlänglich aufgeklärt sind, erhellt aus dem flüchtigsten Ueberblicke derselben. Die Alterthümer haben einen so großen Umfang wie die Geschichte selbst. Alles, was den teutschen Nationalcharakter aufklärt, von der Zeit an, da sich die Teutschen zuerst hundert Jahre vor Christo in Dalmatien zeigten, bis nahe an unsere gegenwärtige Zeit — alles dies ist ein Theil der teutschen Alterthümer; denn Alles, was nicht mehr neu, nicht mehr im Sinn und Geschmack unserer Zeit ist, das heißen wir alt: alte Gebräuche, alte Kunst, alte Sprache, alte Sitten und Gewohnheiten. Auch unser Vaterland erstreckt sich in der ehemaligen und jetzigen Zeit weiter als auf die zehn Kreise des teutschen Reichs. Wer die Sprache seiner Nation als seine Muttersprache spricht, ist ein Glied derselben; und nach diesem Begriffe gehören in den ersten Jahrhunderten die Mösogothen und die Skandinavier zu uns. Später machen die Angeln und Sachsen, die nach Britannien gingen, die Longobarden in Italien und mehre einzelne Völkergeschichten einen Theil der unsrigen aus. Alle vaterländischen Alterthümer theilen wir nun ein in Alterthümer der Sprachen, der Kunst und Sitten. — An der Nothwendigkeit einer solchen Zeitschrift, wie die unsrige, wird wol Niemand zweifeln. Fragen aber könnte man leicht, ob wir auch Alles das zu leisten im Stande wären? und bei der Ansicht des ersten Stücks möchte vielleicht Mancher ausrufen: Quid tanto dignum feret hic promissor hiatu! Wir versprechen nicht mehr, als wir geben können. Alle Alterthümer eines Landes zu erforschen, zu untersuchen und bekannt zu machen, ist nicht die Sache einzelner Männer, noch eines einzigen Menschengeschlechts. Das gegenwärtige Stück beschäftigt sich größtentheils allein mit Alterthümern der Sprache und Literatur; das nächste wird schon auf einige Alterthümer der Kunst und Sitten aufmerksam machen. Immer dem bloßen Liebhaber gleiche Unterhaltung zu gewähren, ist wol nicht möglich. Gewährt nicht Alles, und nicht Alles Jedem Vergnügen, so müssen die Leser bedenken, daß nicht unter jeder Hand, zu jeder Zeit und ex quovis ligno ein Merkurius wird."

Mit so bescheidenen Aeußerungen in Bezug auf das Maß seiner Kräfte schilderte Gräter die Tendenz seiner Zeitschrift, und sagte dem Publicum, was es, bei nicht zu hoch gespannten Anforderungen, von der Fortsetzung derselben zu erwarten habe. An dem Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er bisher Conrector gewesen war, hatte Gräter um diese Zeit (1797) den Charakter eines Professors erhalten. Seine Berufsgeschäfte, denen er sich mit großer Gewissenhaftigkeit widmete, waren dadurch nicht wesentlich vermehrt worden. Immer behielt er noch hinreichende Muße zu seiner gewohnten literarischen Thätigkeit. Er bedurfte jedoch auch der Zerstreuung nach angestrengten Arbeiten. Eine um diese Zeit (1797) unternommene Erholungsreise führte ihn durch einen Theil von Sachsen. In Jena besuchte er den Professor C. G. Schütz, den damaligen Herausgeber der Jenaischen Literaturzeitung, für welche Gräter mehre Recensionen geliefert hatte. Er fand dort eine ungemein freundliche Aufnahme, die ihm unvergeßlich blieb. In einem Briefe, den er einige Zeit nach der Rückkehr von seiner Reise an Schütz schrieb [9]), entschuldigt er sich wegen seines bisherigen Schweigens.

„Glauben Sie nicht," heißt es in jenem Schreiben, datirt vom 16. Dec. 1797, „daß die drei Wochen den Eindruck, den Ihre Güte und Gewogenheit auf mich machte, und die vielen angenehmen Erinnerungen das Gefühl meiner Dankbarkeit im mindesten geschwächt haben. Wahr ist's, ärgern sollte ich mich, daß ich die kurze Zeit, die mir meine Verhältnisse erlaubten, an Ihrer Seite zuzubringen, nicht weit anders, besonders in literarischer Hinsicht, benutzt, sondern verscherzt, verlacht und vergaukelt habe, zumal, da ich so viele Fragen auf dem Herzen hatte, die ich alle rein vergaß. Mir ging es überhaupt, da ich nach vier Jahren endlich einmal wieder meiner reichsstädtischen Preßluft entgehen konnte, auf der ganzen Reise wie einem Vogel aus dem Käfige. Mir war um und um so wohl, und so fand ich mich auch bei Ihnen für Nichts als für den Genuß der Freude gestimmt, Sie, meinen alten, theuren Gönner, wiederzusehen und mich neuerdings von Ihren gütigen Gesinnungen gegen mich und der ununterbrochenen Fortdauer Ihrer Gewogenheit zu überzeugen. Nirgends hätte es mir, nach der Lebhaftigkeit meiner Empfindung, schwerer werden sollen, mich loszureißen, als eben in Jena. Aber ich schwebte, etwa wie die Seelen im Elysium, in einer Art von vergnügtem Taumel, und die mich immer umhüpfenden kleinen Dämonen des Scherzes, der Neckerei und der fröhlichen Laune ließen mir bis auf die letzten Augenblicke des Einsteigens, der Zurechtrichtung und der Abfahrt selbst keine Minute übrig, um zur Besinnung

9) Siehe die Schrift: C. G. Schütz. Darstellung seines Lebens von seinem Sohne Julius Schütz. 2. Bd. S. 118 fg.

zu kommen. Und so fuhr ich denn, ohne zu vergleichen, ohne meinen Verlust zu bedenken, kurz, ohne zu wissen, wie mir geschah, durch die Wolken des Morgennebels dahin, trunken wie die seligen Götter. Mir war, als nehme ich Sie und den ganzen Cirkel Ihres Hauses mit auf die Reise. Mein Begleiter K. vollendete diese Täuschung. Nach einer stummen Fahrt von einer kleinen Stunde ward der Anfang gemacht, uns wechselseitig über die vergnügten Tage, die wir in Ihrem Hause zubrachten, mit aller Lebhaftigkeit des Geistes und aller Wärme der Empfindung zu ergießen. — Den ganzen Tag setzten wir diese Unterhaltung fort, wiederholten die aufgegebenen Charaden, gaben uns neue auf, und würden so im Geiste ununterbrochen in Ihrer Gesellschaft gelebt, oder, was einerlei ist, in unserer Phantasie in einer Art von Himmel gewesen sein, hätte uns nicht die Unwissenheit unseres Kutschers Mittags bei Calbe durch eine gefährliche Fahrt auf eine steile Anhöhe, und Abends durch eine noch gefährlichere Verirrung im Walde erinnert, daß wir noch auf dieser irdischen Erde, und Nichts als umwerfbare, hals- und beinzerbrecherische, und wol gar sterbliche und ertrinkbare Menschen wären. Eine elende Dorfschenke zu Moßbach war endlich unser Nachtquartier, ein paar übelriechende Würste unser Göttermahl und eine dicke Jauche von Bier unser Nektar. Erst am andern Mittag kamen wir wieder zu Menschen, die des göttlichen Weins sich freuen, und wenn Sie einen ahnenden Geist haben, mußten Sie in diesem Augenblick empfinden, mit welcher dankbaren Herzlichkeit Ihre reisenden Freunde das erste Glas auf Ihr Wohl geleert haben. Beim Laternenlichte kamen wir erst nach Hof, begierig den Urheber des Hesperus[10]) zu sehen, was uns aber nicht zu Theil ward. Angenehmer war die Fahrt des folgenden Tages und ununterbrochen unsere Unterhaltung, bis wir endlich in der Nacht Baireuth erreichten. Wir recapitulirten alle erfreulichen Erinnerungen und schlossen mit der erfreulichsten von allen, indem wir Ihnen die letzte Libation brachten."

In dem Schlusse dieses mit der heitersten Laune geschriebenen Briefes herrscht eine trübe Stimmung, die sich sogar bis zur Unzufriedenheit mit seiner Lage steigert und den Wunsch in ihm erregt, sie mit einer andern vertauschen zu können. „Schmerzlich empfinde ich es," schrieb er, „daß ich von Ihnen und dem freundlichen Jena getrennt, vielleicht für immer getrennt bin. Nie werde ich mich von dem Wunsche losreißen können, wieder dahin und an Ihre Seite zu kommen, und an einem Orte zu leben, wo die vortrefflichsten Köpfe in jedem Fache versammelt sind. Aber leider nimmt eben dieser Umstand meinem Wunsche die Hoffnung, und ich wüßte selbst nicht, was mit mir dort anzufangen wäre, man müßte denn einen Menschen wie mich zu einem Professor der vaterländischen Sprache und Alterthümer zu erheben für zuträglich finden können. Das sei indessen den Göttern anheimgestellt! — Wie oft müssen wir armen, eingekörperten Planetenbürger mit Träumen vorlieb nehmen, und uns glücklich schätzen, wenigstens in der Einbildung genießen zu können, was uns der Unstern des Geschicks in der Wirklichkeit versagt! So oft Sie mir schreiben, werde ich gern auf einige Stunden vergessen, daß ich

Quem nunc suppositum stellis Cynosuridos Ursae
Innota tenet crudis Sarmatis ora Getis,

in Ihrem geistreichen Kreise nicht wirklich bin und nicht sein darf? Ja, wahrlich, ich lebe in einem kleinen Sarmatien, und empfinde meinem lieben Ovid alle seine Klagen aus dem Pontus von ganzem Herzen nach. Auch hier heißt es beinahe

Non liber — ullus, non qui mihi commodit aurem
Verbaque significent quid meae, norit, adest.

Es ergreift mich oft ein gewaltiger Unmuth, und wenn diese Literaturfinsterniß permaniren und es über mich beschlossen sein sollte, auf immer hier angefesselt zu werden, so will ich lieber bei Zeiten allen literarischen Wünschen, Hoffnungen und Pflichten mein Valet zurufen, und

Si liceat, nulli cognitus esse velim. Utinam liceret.

Doch schwermüthig soll mein Brief nicht werden. So oder so! Das Menschenleben ist doch am Ende nichts Anderes als ein Fegefeuer gewesen, aus dem wir alle gereinigter und besser in ein anderes übergehen. — Wie viel hätte ich Ihnen noch zu schreiben, wie viel zu fragen, zu entschuldigen, und wie manche Nachricht zu geben. Aber wenn die Götter sich nicht erbitten lassen, mich noch in eine ruhigere, zerstreuungslosere und für Geist und Herz wohlthätigere Lage zu setzen, so wird der Stoff zu schreiben, zu fragen und zu entschuldigen immer bei weitem größer sein als meine Muße."

Der Unmuth, der in diesem Briefe herrscht, war nicht bleibend. Nach und nach hatte sich Gräter wieder mit seinem Lehrerberufe versöhnt, der freilich eine angestrengte Thätigkeit erforderte und ihm zu seinen literarischen Arbeiten wenig Muße ließ. Seine pecuniairen Verhältnisse hatten sich jedoch seit dem Jahre 1804 wesentlich verbessert. Er war um diese Zeit zum Rector und Oberinspector des Contuberniums in seiner Vaterstadt Schwäbisch-Hall ernannt worden. Vierzehn Jahre später (1818) folgte Gräter einem Rufe nach Ulm als Rector und Pädagogiarch an dem dortigen Gymnasium. Im J. 1826 ward er mit Beibehaltung des Pädagogiarchats als Rector in Ruhestand versetzt. Er begab sich um diese Zeit nach Schorndorf im Würtembergischen, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Dort starb er am 2. Aug. 1830 im 62. Jahre.

Das von ihm frühzeitig betretene Gebiet der teutschen und nordischen Vorzeit hatte Gräter nie wieder verlassen. Forschungen dieser Art gehörten zu seinem Lieblingsstudium. Im J. 1802 hatte er zu Neustrelitz einen Bardenalmanach herausgegeben. Mehre einzelne Aufsätze bezogen sich auf diesen Zweig der Literatur. In Wieland's Deutschem Merkur (1794. St. 8. S. 389 fg.) ließ er unter andern „Perlen der morgenländischen Dichtkunst des Mittelalters" drucken. Bescheiden äußerte er sich darüber mit den Worten: „Verhüte der Himmel, daß ein Christian v. Scheuerer, Joseph v. Hammer oder

10) Jean Paul Friedrich Richter.

Sylvester v. Sacy mich bei dieser kleinen Blumenlese aus dem Abulfeda zur Verantwortung ziehen sollten. Reiske war mein Führer. Des Arabischen selbst, obgleich einst das Ziel meiner Jugend, bin ich durch unglückliche Umstände nur wenig kundig geworden. Es sollte nur aufmerksam machen auf die poetischen Schätze, die in diesem Abulfeda noch verborgen lagen." — Im fünften Stück von Rüdiger's Zuwachs der Sprachkunde theilte Gräter den ersten Entwurf zu einem Wörterbuche der Schwäbisch-Hallschen Mundart mit. Er hatte außerdem Antheil an mehren Journalen: an der Nürnberger gelehrten Zeitung seit 1788, an der Allgemeinen Literaturzeitung seit 1790, an der Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung seit 1793, an Bertuch's Journal des Luxus und der Moden, an der Zeitung für Theater und andere schöne Künste, an den Rheinischen Musen u. a. Zeitschriften. Besondere Erwähnung verdient noch ein von ihm in Wieland's Deutschem Merkur (1797) mitgetheilter Aufsatz über Bürger's Quellen und deren Benutzung bei seinem Gedichte Lenore. Ueber antiquarische Gegenstände verbreitete sich Gräter auch in seinem Gymnastischen Museum, von welchem jedoch nur das erste Heft (1804) erschien, und in seinen Schulprogrammen [11]). Eine Sammlung seiner Rectorats- und Ephoratsreden erschien 1815 zu Eßlingen in drei Heften.

Den Weg, den er in seinem Bragur und dessen Fortsetzung eingeschlagen, verfolgte Gräter in einer Alterthumszeitung, „Idunna und Hermode" betitelt (Breslau 1812). Der zweite Jahrgang (1813) wurde durch den Krieg unterbrochen. Ein dritter erschien zu Schillingsfürst; ein vierter, der gehaltvollste unter allen, 1816 zu Schwäbisch-Hall. Wie er die Verdienste ausgezeichneter Geschichtsforscher zu würdigen wußte, hatte er gezeigt in seinem bereits 1798 zu Schwäbisch-Hall gedruckten Epitaphium Viri perillust. P. F. Suhmii, Historiographi Regii, defuncti Hafniae. Später übersetzte er noch Suhm's Geschichte der Dänen ins Teutsche (Leipzig 1803) [12]). Zu weiterer Verbreitung des Studiums der nordischen Sprache und Alterthumskunde stiftete Gräter 1822 zu Ulm mit Genehmigung des Königs von Würtemberg eine Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau, die bald mehre angesehene Mitglieder zählte. Längere Zeit beschäftigte sich Gräter mit einer Revision seiner zahlreichen Schriften über nordische Mythologie und Dichtkunst. Von dieser Sammlung erschien jedoch nur der erste Theil zu Eßlingen 1812. Einen Theil seiner kleinen Aufsätze sammelte er 1824 zu Ulm in zwei Bändchen unter dem Titel: „Zerstreute Blätter."

In der Vorrede [13]) äußert er sich über die Veranlassung dazu mit den Worten: „Männer, die sich in einem hohen Grade entweder durch ihre Schriften, oder ihren Rath oder ihre Freundschaft um uns verdient gemacht haben, kommen auch nach ihrem Tode nie aus unserem Gedächtnisse. Immer umschwebt uns ihr Bild, und was wir thun, formt sich nach ihnen. Sie sind unwillkürlich unser Muster, oder doch der Maßstab, an dem wir uns messen. Die Stettin'sche Buchhandlung in Ulm wünschte eine Sammlung solcher poetischen und prosaischen Aufsätze von mir, die zwar nicht blos zur Unterhaltung für Jedermann, aber doch von Interesse für das gebildete lesende Publicum und abwechselnde Nahrung für Geist, Herz und Phantasie sein möchten. Da standen Herder's Zerstreute Blätter vor meinen Augen. Ein edleres Muster wußt' ich mir nicht zu nehmen. Bald zwanzig Jahre ist der Theure todt, aber immer ist er noch unser Lehrer, und der meinige täglich. Seine zerstreuten Blätter liegen immer auf meinem Nachttisch, und ich schlafe noch einmal so ruhig, wenn ich vorher einen Blick in sie gethan habe. Bald bin ich belehrt, bald erheitert und erfreut, bald getröstet und ermuthigt. Es ist eine Art von Dankbarkeit für diesen Genuß, daß ich auch meinen Lesern etwas Aehnliches geben möchte. Selten erreicht man sein Muster, aber doch gewiß etwas Schöneres, Besseres und Edleres, wenn man es nie aus den Augen läßt. Es sollte daher diese Sammlung nicht blos durch den Titel, sondern auch durch ihre ganze äußere Gestalt mich ununterbrochen an diesen Vorsatz erinnern."

Unter den in dieser zweibändigen Sammlung enthaltenen Aufsätzen [14]) verdient die in drei Büchern verfaßte Erzählung: „Gräfin Rosenau, oder der unsichtbare Liebhaber," besonders hervorgehoben zu werden. Der etwas seltsam lautende Titel läßt den Inhalt kaum errathen. Gräter erklärt sich darüber mit den Worten: „Die Betrachtungen zu Anfange des dritten Buchs sind Bruchstücke aus einem Werke, welches Wieland einst der weitern Ausführung und Vollendung für sehr würdig hielt: „Lethe, oder Vermuthungen über die Bildung des menschlichen Geistes in dem Planetensystem der Sonne" [15]). — Allerdings Hypothesen, allein welcher denkende und fühlende Mensch sollte sich nicht, die Unsterblichkeit vorausgesetzt, einigermaßen gedrungen fühlen über das Wie? und Wo? seiner künftigen Existenz zu phantasiren. Die höchst monotone Vorstellung von der Ewigkeit in abstracto gewinnt durch diese Hypothese ein interessantes Ansehen, und die gezeigte Möglichkeit, wie sich die Seele bei ihrer Trennung von diesem planetarischen Leibe in wenigen Minuten in den Himmel, d. h. zu einem entfernten Sterne erheben kann, gibt doch

11) Ueber die Merkwürdigkeiten der Comburger Bibliothek. (Leipzig 1805—1807.) 5 Programme. Ueber die zweite Jahresfeier der Königswürde des Hauses Würtemberg. (Leipzig 1808.) Ueber das Alter und den Ursprung deutscher Königstitel (Leipzig 1808) u. a. m. 12) Es erschien nur die erste Abtheilung des ersten Bandes zu Leipzig 1803 unter dem vollständigen Titel: „P. F. v. Suhm's Geschichte der Dänen; aus Liebe zu dem Studium derselben und aus Ehrfurcht für ihren Verfasser ins Deutsche übertragen." Diese erste Abtheilung enthält „die Geschichte der nordischen Fabelzeit vom grauesten Alterthum an bis zu Ende des achten Jahrhunderts."

13) Datirt aus Ulm vom 6. Juni 1822. 14) Werdomar's Traum, oder die Sänger der deutschen und nordischen Vorzeit; Weisheitssprüche aus dem Orient und Occident; Parallelen über Freundschaft und Liebe; Lebensgeschichten der Blumen und Bäume; Todtenhalle oder Blumen auf Gräber u. a. m. 15) Siehe Wieland's Ausgewählte Briefe. (Zürich 1815.) Bd. 4. S. 81 fg.

wenigstens Eine und vielleicht die erste bestimmte und klare Aussicht an der Pforte des Todes."

Von einigen Liedern des Ausonius, die Gräter ins Teutsche übertragen, meinte er, sie wären der Aufmerksamkeit der Philologen entgangen, was sie doch nicht verdient hätten. Dies bestimmte ihn, sie aus dem sechsten Bande des Bragur in den „Zerstreuten Blättern" [16]) nochmals abdrucken zu lassen. „Es war," sagt er, „keine flüchtige Uebersetzung, sondern ein mit Liebe und Muße angestellter und der Kritik Wieland's [17]) vor dem Abdruck unterworfener Kunstversuch, den Geist der römischen Sprache eines Ausonius und Symmachus mit allen seinen Feinheiten und Schattirungen in den Geist der teutschen Sprache zu übertragen. Um ein unparteiisches Urtheil zu hören, verbarg ich den Namen, und unterzeichnete mich mit Y. Gleim schrieb darauf im Februar 1798 an meinen Verleger Gräff in Leipzig: Wer mag wol der Y. sein, der die schöne Dichtung von den Liedern eines Römers gedichtet hat? Sie zeugt von einem seltenen Genie. Dürfen Sie, so bitt' ich, mir ihn zu nennen. — Ich weiß nicht, ob Gleim diese Lieder für eine wirkliche Erdichtung von mir hielt, oder ob er nur zu einer Uebertragung dieser Art so viel eigene Dichtungskraft voraussetzte. Aber in beiden Fällen ist diese unbefangene Aufmerksamkeit eines so großen Dichters verführerisch genug, um mich über die nochmalige Ausstellung dieses Kunstversuchs zu entschuldigen" [18]).

Der innigen Verehrung, welche Gräter Herder'n zollte, ist bereits gedacht worden. Er unterließ nicht, bald nach des Dichters Tode sein Grab mit einigen Blumen zu schmücken [19]). „Die Politik," sagt er, „weint nicht an deinem Grabe, theurer Schatten, aber die Musen aller Zeiten und Zonen, und jede um ihren begünstigten Liebling. Nicht die Musen der redenden nur, auch der bildenden Kunst, die Muse der Geschichte und die Muse der Weisheit, die du an den Altären des Orients und Occidents, der alten und neuen Hebräer, Griechen, Römer und Teutschen, Skandinavier und Angeln, und an den Altären aller Söhne des alten Roms, in Frankreich, Italien, Spanien und Portugal suchtest und fandest, und überall die edelsten Blumen brachst, um sie auf den Boden deines teutschen Vaterlandes zu verpflanzen! Auch dem rohesten Naturmenschen diesseits und jenseits des atlantischen Meeres horchtest du Töne ab, die unser Herz ansprechen. Aber du selbst hattest ein Herz voll Wohlwollen und Sinn für Natur, Wahrheit und Güte, und mit diesem empfingst du und gabst du wieder! — Du hast es nicht verhehlt, zu wessen Füßen du einst saßest. Oft folgtest du mit ehrerbietiger Anhänglichkeit dem Schatten deines Lessing. Er war es werth, aber auch du warst es werth, bei deiner Nachwelt nicht ein Schüler, sondern ein Meister, und wie er ein Einziger zu heißen. — Wie gern half Herder dem Verdienst, und zog es aus seiner unbekannten Welt hervor. Wie er es that, haben nur Wenige Edelmuth und Resignation genug. Könnt ihr nichts Gutes von den Verstorbenen sagen, oder wollt ihr es nicht, so gönnt ihnen die Vergessenheit, in der sie begraben liegen, und seid so gerecht wie ihre Mitwelt; denn hätten sie größeres Böse gethan, die Annalen ihrer Zeit würden sie nie vergessen haben. Liegt aber ein Verkannter irgendwo, dann, edle Teutsche, scheut die Mühe nicht, und zieht ihn aus seiner Nacht hervor, aber, wofern es ein Gott auch verliehen hat, mit Herder's Geist und Kraft und wunderbarer Gewandtheit, daß er dann für immer dastehe, ein treues und schönes Bild der Natur, und keine Zeit und kein Geschmack mehr vermögend sei, ihn ohne Recht und Spruch zu verdammen, oder der Nachwelt aus den Augen zu rücken. — Von wessen Geist und Herz der Vor- und Jetztwelt Herder die treffende Zeichnung entwarf, der ist auf immer für die Menschheit ein bleibender Lehrer, Freund und Rathgeber geworden, und sein Name wie Herder's unsterblich: es sei ein alter Israelit oder ein späterer Araber und Perser, ein Hoherpriester oder ein Bramane, ein Mönch oder Skalde, ein Meistersinger der In- oder Außenwelt! denn er hat alle Gestalten angenommen und alle Herzen durchschaut, und Aller Sinn und Gefühl wie einen klaren Bach an uns vorübergeführt. Teutschland ist durch Herder um eine ganze Welt reicher geworden! Baut ihm daher kein Denkmal. Er hat sich Denkmale selbst aufgerichtet, die der Zeit und dem Neide trotzen."

Diese rührenden Worte an Herder's Grabe zeigen, wie tief Gräter den Verlust eines Mannes fühlte, der bei der Vielseitigkeit seines Geistes an den verschiedenartigsten literarischen Bestrebungen den lebhaftesten Antheil nahm. Weimar, wohin ihn mitunter eine Erholungsreise führte, war ihm gleichgültiger geworden. Goethe's und Schiller's literarische Thätigkeit war von der seinigen zu verschieden, um mit beiden in eine nähere Berührung zu kommen. Nur das Band, das ihn durch seine Beiträge zu Wieland's Deutschem Merkur schon früh an diesen Dichter geknüpft hatte, war im Laufe der Zeit nicht lockerer geworden. Es war ein Beweis seiner Pietät, als Gräter die von Wieland unbeendigt hinterlassene Uebersetzung der Ciceronianischen Briefe durch den noch fehlenden Band ergänzte. Bescheiden äußerte er sich darüber in einem Briefe an seinen vieljährigen Freund, den Professor Schütz [20]), der seinen Aufenthalt in Jena mit Halle vertauscht hatte. „Ich überreiche Ihnen," schrieb er den 18. Mai 1818, „hier meinen Vollendungsversuch von Wieland's Cicero. Die ganze gelehrte Welt wird es, wie ich, beklagen, daß es nicht von Ihrer Meisterhand geschehen ist. Aber da dies nun einmal im Rathe der Götter nicht beschlossen, und es vermuthlich wegen der Menge und Wichtigkeit Ihrer Arbeiten eine Unmöglichkeit war, so wünsche ich wenigstens, daß Wieland's

16) Samml. I. S. 201 fg. 17) Siehe Wieland a. a. O. S. 170. 18) Worte der Vorrede zu Gräter's Gymnasiastischem Museum. (Leipzig 1804.) Heft 1, wo dieser Versuch abermals, aber ebenso vergeblich abgedruckt war. 19) In Wieland's Deutschem Merkur. 1804. August. S. 241 fg.; wieder abgedruckt in Gräter's Zerstreuten Blättern. Samml. I. S. 287 fg.

20) Siehe die Schrift: C. G. Schütz. Darstellung seines Lebens von seinem Sohne Julius Schütz. Bd. 2. S. 121 fg.

Manen sowol als Ihr eigener Genius nicht zürnen mögen, daß diese Arbeit in Hände wie die meinigen gerathen ist. Oft wollt' ich Ihnen zuvor schreiben, oft Sie da und dort um Belehrung bitten. Aber es war bei der Größe der Arbeit selbst keine Minute zu eigenen Briefen übrig. Die historische Einleitung: Ueber Cäsar's Ermordung und Cicero's Ansicht derselben, gibt diesmal einen Nachtrag, der, auch aus andern Gründen, besonders ausgegeben wird. Ich bin im Begriff, innerhalb acht Tagen von Schwäbisch-Hall mit Weib und Kind, Hab' und Gut, nach Ulm zu ziehen. Daher ist meine Zeit zu beschränkt, als daß ich, außer der Bitte, meine Arbeit mit Nachsicht und Freundlichkeit aufzunehmen, noch etwas hinzufügen könnte."

Es lag in seinem anspruchslosen Charakter, daß er sich und seine literarischen Arbeiten nie überschätzte, sondern vielmehr eine höchst bescheidene Meinung von seinen Leistungen hegte. Diese erstreckte sich auch auf sein poetisches Talent. Nur Wieland's Freundschaft maß Gräter das günstige Urtheil bei, welches dieser über die Sammlung seiner poetischen Versuche [21]) fällte. „Tausendfachen Dank," schrieb er aus Weimar am 1. Jan. 1810 [22]), „für das schöne Exemplar Ihrer Gedichte. Ich muß Ihnen gestehen, daß Sie mich durch den Reichthum, die Mannichfaltigkeit, Genialität und Anmuth Ihres lyrischen Talents überrascht hatten. Sie haben sich dadurch einen Platz unter den vorzüglichsten Lyrikern Teutschlands erworben. Besonders haben die Minnelieder alter teutscher Ritter meinen lebhaftesten Beifall. Ich werde mich noch oft an ihnen ergötzen; nur hätt' ich wünschen mögen, daß Sie, wie bei den dänischen Liedern geschehen ist, die Originale der alten ritterlichen Minnesänger ebenmäßig unter ihre freien und dennoch getreuen Uebersetzungen hätten setzen lassen. Raum war genug dazu, und beide hätten gewiß mehr dabei gewonnen als verloren."

Gräter's Bildniß befindet sich vor Bock's und Moser's Sammlung Nürnbergischer Gelehrten. (Nürnberg 1793.) Heft 10, und vor Gräter's Lyrischen Gedichten (Heidelberg 1809.) gemalt von Graß, gestochen von Lips [23]). (*Heinrich Döring.*)

Grätz, s. Gratz.

GRÄTZ (Joseph), teutscher Tonkünstler, am 2. Dec. 1760 zu Vohburg im bairischen Gerichtsbezirke Ingolstadt geboren, erhielt die erste Anleitung zum Gesang und zum Orgelspiel in der Abtei Rohr bei Abensberg und setzte zu Ingolstadt, wo er Jurisprudenz studirte, und zu Neuburg, wo er Logik, Rhetorik und Physik hörte, die musikalischen Uebungen fort, indem er die Organistenstelle an verschiedenen Kirchen versah und sich im Componiren versuchte. Auch zu Vohburg, wo er nach der Beendigung seiner Studien am Landgerichte practicirte, blieb die Musik seine Hauptbeschäftigung und da er der Rechtswissenschaft keinen Geschmack abgewinnen konnte, so begab er sich bald darauf nach Salzburg, um sich ausschließend seinem Lieblingsfache zu widmen und den Unterricht Michael Haydn's zu genießen, und ging dann auf Kosten eines reichen Gönners nach Venedig, wo er sich unter der Leitung Bertoni's vollkommen ausbildete. Nachdem er von Venedig aus noch Padua, Verona, Vicenza und andere Städte Italiens besucht hatte, kehrte er im J. 1788 nach der Heimath zurück und wählte München zu seinem steten Aufenthaltsorte. Er gab daselbst Unterricht in der Musik und zog viele ausgezeichnete Schüler, unter denen besonders Karl Cannabich, Lauska, Hoffmann, Ladurner, Ett, Moralt und Lindpaintner zu nennen sind. Der unermüdliche Fleiß, womit er die Werke der bedeutendsten Meister studirte, und die Geschicklichkeit, die Grundsätze, denen sie bei ihren Compositionen folgten, zu entwickeln, erwarben ihm einen weit verbreiteten Ruf und man versichert sogar, daß nach seinem Tode, welcher am 17. Juli 1826 durch einen Schlagfluß erfolgte, sich ein Verfall in der Musik bemerklich machte. Wie gründlich aber auch seine Kenntnisse waren und wie klar er diese auch mitzutheilen wußte, so erheben sich doch seine eigenen Compositionen, namentlich seine Messen, welche nur in der Augustinerkirche zu München zur Aufführung kamen, nicht über das Mittelmäßige und werden von Kennern als trocken und erfindungslos bezeichnet; seine Musik zu der Operette „Das Gespenst mit der Trommel" fiel sogar durch. Er hatte den Titel eines Hofclaviermeisters, ohne die Obliegenheit, als solcher am Hofe oder öffentlich aufzutreten, was er auch nie that; zu bedauern ist, daß seine völlig ausgearbeiteten „Gründe der Tonsetzkunst" ungedruckt blieben *). (*Ph. H. Külb.*)

GRÄVE [1]) (Johann Georg), einer der berühmtesten Philologen des 17. Jahrh., am 29. Jan. 1632 zu Naumburg, wo sein Vater Stiftsbaumeister war, geboren, stammte aus einer angesehenen Beamtenfamilie und wurde, um sich zu einem gelehrten Stande vorzubereiten, auf die Schulpforte geschickt, wo er einen ungewöhnlichen Fleiß entwickelte und nicht selten ganze Nächte mit der Lesung der Schriftsteller des classischen Alterthums, insbesondere des Homer und des Hesiod zubrachte, welche Gewohnheit, in der Stille der Nacht zu arbeiten, er nie ablegte. Mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgerüstet begab er sich im J. 1650 nach Leipzig, um sich unter der Leitung der Professoren Andr. Rivin und Joh. Strauch, seines Vetters von mütterlicher Seite und eines der be-

21) J. D. Gräter's Lyrische Gedichte. (Heidelberg 1809. 8.)
22) Siehe Wieland's Ausgewählte Briefe. Bd. 4. S. 290 fg.
23) Vergl. Bock und Moser a. a. O. Heft 10. Grabmann's Gelehrtes Schwaben S. 196 fg. 847. Denis' Literarischen Nachlaß. (Wien 1801.) Abth. 1. S. 188 fg. Wieland's Ausgewählte Briefe. Bd. 4. S. 78 fg. 121 fg. 150 fg. 169 fg. 183 fg. 201 fg. 278 fg. 287 fg. Meusel's Gel. Deutschland. Bd. 2. S. 633. Bd. 9. S. 450. Bd. 11. S. 288. Bd. 13. S. 492. Bd. 17. S. 781 fg. Bd. 22. Abth. 2. S. 426 fg. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. VIII. Th. 2. S. 969 fg.

*) Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 218. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Vol. IV. p. 77.

1) Nicht Grew, Gräfe oder Greffe; er heißt gewöhnlich und in lateinischen Werken ausschließend Grävius.

liebtesten Lehrer der Geschichte und Beredsamkeit, weiter auszubilden und sich dann nach dem Wunsche seines Vaters der Jurisprudenz zu widmen. Er warf sich auch, nachdem er durch die Vertheidigung einer Dissertation (De moribus Germanorum) unter dem Präsidium Strauch's die Doctorwürde erlangt hatte, mit gewohntem Fleiße auf dieses Fach, obgleich es in keiner Weise seinen Neigungen entsprach und er sich in dieser peinlichen Stellung sehr unbehaglich fühlte, bis ihn endlich ein glücklicher Zufall aus derselben befreite. Sein Vater schickte ihn nämlich um diese Zeit nach Ostfriesland, um daselbst die Bezahlung einer bedeutenden Summe, die ein dortiger Graf seiner Familie schuldete, zu betreiben; nach der Erledigung dieses Geschäfts machte der wißbegierige Gräve einen Ausflug nach Holland, um die berühmtesten Gelehrten dieses Landes zu sehen und zu hören. Am meisten fühlte er sich von J. Fr. Gronov zu Deventer, mit welchem er durch einen ihm von Thom. Reinesius mitgegebenen Empfehlungsbrief näher bekannt wurde, angezogen. Durch wiederholte Unterhaltung mit demselben gelangte er bald zu der Einsicht, daß er bis jetzt bei seinen Studien einer verkehrten Richtung gefolgt sei und ohne Säumniß den richtigen Weg einschlagen müsse, wenn er das ihm vorschwebende Ziel erreichen wolle. Es war damals auf den teutschen Universitäten in dem lateinischen Style an die Stelle der gediegenen den Schriftstellern des goldenen Zeitalters nachgebildeten Einfachheit eine den Autoren der ältesten und spätesten Periode entlehnte geschmacklose Ziererei getreten und auch Gräve hatte sich derselben zugewendet, sah aber jetzt seinen Irrthum ein. Er bat deshalb Gronov ihm als Führer zu dienen, und sagte der Jurisprudenz Lebewohl, um zu Deventer seine Studien von Neuem zu beginnen. Nachdem er zwei Jahre den Unterricht des berühmten Lehrers genossen hatte, begab er sich nach Leyden, um auch die Methode des ausgezeichneten Philologen Dan. Heinse kennen zu lernen, und von da nach Amsterdam, um bei Alex. Morus und Dav. Blondel Geschichte zu hören. Hier trat er auf den Rath des letzteren von der Lutherischen zur reformirten Confession über, wozu ihn jedoch kein eigennütziger Zweck, sondern der Drang seines Gewissens bewog. Auf die Empfehlung seiner Lehrer ließ der Kurfürst von Brandenburg im J. 1656 Gräve, dessen Ruf sich allmälig zu verbreiten anfing, obgleich er kaum 24 Jahre alt war, als Professor der Beredsamkeit an die Stelle des verstorbenen Joh. Schulting nach Duisburg kommen, wo er, nachdem er vorher noch eine Reise durch Belgien über Antwerpen, Brüssel und Löwen gemacht hatte, zwei Jahre mit Erfolg wirkte, sich mit Ottilia von Kamp aus Düsseldorf verheirathete und zum ersten Male mit einer neuen Auflage der früher (1638) von J. Fr. Gronov herausgegebenen Briefe Casaubon's (Isaaci Casauboni Epistolae, editio secunda auctior et juxta seriem temporum digesta. Magdeburg. 1656. 4.) als Schriftsteller auftrat. Er beschäftigte sich überhaupt nicht nur zu dieser Zeit, sondern auch später mit besonderer Vorliebe mit der Sammlung von Nachlässen und Briefen früherer Humanisten, er vermochte jedoch nicht, das aufgehäufte Material zu bewältigen und ein großer Theil desselben ging nach seinem Tode verloren. Als im J. 1658 Gronov an die Universität zu Leyden überging, ersuchte er den Senat von Deventer, Gräve seine Stelle an dem Athenäum zu übertragen, und man entsprach bereitwillig seinem Wunsche. Gräve vertauschte, obgleich ihm der Kurfürst von Brandenburg eine Erhöhung seines Gehaltes anbot, gern die Universität zu Duisburg mit dem Athenäum zu Deventer, welches ihm weniger eintrug, entweder weil ihm der Aufenthalt in der Stadt einer toleranten Republik angenehmer war oder weil er von hier aus eine schnellere Beförderung erwartete. Diese Hoffnung täuschte ihn auch keineswegs, denn schon im J. 1662 wurde er nach dem Tode des Antonius Aemilius als Professor der Beredsamkeit an die Universität zu Utrecht berufen und er folgte diesem Rufe, obschon ihm der Senat von Deventer eine höhere Besoldung und die Aufnahme in den Magistrat versprach. Seine Lehrmethode, welche sich weniger mit philologischen Spitzfindigkeiten befaßte, sondern mehr das Verständniß und die Ausbeutung der alten Classiker vom Gesichtspunkte des Geschmackes, der Geschichte und der Moral bezweckte, zog eine große Menge von Studirenden nach Utrecht und besonders schickte der teutsche Adel seine Söhne dahin, um unter der Leitung ihres berühmten Landsmannes einer gründlichen Bildung theilhaftig zu werden. Im J. 1667 erhielt Gräve auch die Professur der Politik und Geschichte und fühlte sich jetzt in seiner Stellung so zufrieden, daß er den glänzendsten Anerbietungen von verschiedenen Seiten leicht widerstand. Vergebens versuchten die Magistrate von Amsterdam und von Leyden wiederholt, ihn nach diesen Städten zu locken, ebenso fruchtlos waren die Bemühungen des Kurfürsten von der Pfalz, ihn nach Heidelberg zu ziehen und selbst die Republik Venedig vermochte nicht, ihn zur Annahme einer Professur an der Universität zu Padua zu bestimmen, obschon sie ihm eine überaus reiche Besoldung und vollständige Religionsfreiheit zusicherte und obschon nach der Einnahme Utrechts durch die Franzosen im J. 1672 sein Einkommen bedeutend geschmälert worden war. Dafür suchte ihn Wilhelm III., Erbstatthalter von Holland, dadurch zu entschädigen, daß er ihn zu seinem Historiographen ernannte und ihm die Erziehung seines nächsten Vetters und Testamentserben Johann Wilhelm Friso anvertraute. Außer seiner unermüdlichen Thätigkeit als Lehrer bewies Gräve auch einen kaum begreiflichen Fleiß als Schriftsteller und von allen seinen Arbeiten dürfte hier ihres Umfanges wegen die Sammlung vorzüglicher und seltener Schriften über das römische Alterthum (Thesaurus Antiquitatum Romanarum, in quo continentur lectissimi quique scriptores, qui superiori aut nostro seculo romanae reipublicae rationem, disciplinam, leges, instituta, sacra, artesque togatas ac sagatas explicarunt et illustrarunt. Trajecti ad Rhen. et Lugd. Batav. 1694—1699. XII Voll. fol. c. tab. aen.; nachgedruckt Venetiis 1732—1737. XII Voll. fol.) zu erwähnen sein, da sie einen großen Schatz von Gelehrsamkeit Jedem zugänglich macht und auch jetzt noch

Anerkennung und Dank verdient, obgleich sie auch nicht wenige weder seltene noch vorzügliche Machwerke enthält und manche Schriften nach fehlerhaften und unvollständigen Ausgaben und viele in anderen Sprachen verfaßte in schlechter lateinischer Uebersetzung mittheilt. Der Herausgeber, von welchem alle Einleitungen herrühren, worin man eine kurze Nachricht über den betreffenden Schriftsteller und den Inhalt seines Werkes findet, veranlaßte, da die lateinische Literatur seine eigentliche Domäne war, Jacob Gronov zur Besorgung einer ähnlichen Sammlung guter Schriften über das griechische Alterthum. Zur Ergänzung beider Werke begann er auch eine Sammlung der besten älteren Schriften über die italienischen Provinzen und Städte (Thesaurus Antiquitatum et Historiarum Italiae, Mari Ligustico et Alpibus vicinae, quo continentur optimi quique scriptores, qui Ligurum et Insubrum seu Genuesium et Mediolanensium confiniumque populorum ac civitatum res antiquas aliasque vario tempore gestas memoriae prodiderunt. Lugduni Batav. 1704. Tom. I—III in VI Voll. fol.), welche Pet. Burmann zum Abschluß brachte [2]), und eine neue erst nach seinem Tode beendigte Ausgabe der von J. Gruter gesammelten römischen Inschriften (Inscriptiones antiquae totius Orbis Romani. Amstelodami 1707. 2 Voll. fol.), wodurch diese früher ungeordnete und von Fehlern strotzende Masse erst recht brauchbar wurde. Zu diesen Unternehmungen kann man ferner Grävе's Sammlung seltener Abhandlungen über verschiedene Gegenstände (Syntagma variarum dissertationum rariorum, quas viri doctissimi superiore saeculo elucubrarunt; ex museo J. G. Graevii. Ultrajecti 1702. 4.) zählen [3]). Großes Verdienst erwarb sich Grävius noch außerdem durch die Herausgabe einzelner noch ungedruckter oder seltener Werke, wozu insbesondere mehre ihm von Sam. Puffendorf aus der Bibliothek des Königs von Schweden mitgetheilte werthvolle Monographien des Alterthumsforschers Joh. Meursius (Ceramicus geminus sive de Ceramici Atheniensium utriusque antiquitatibus liber singularis. Ultraj. 1662. 4., auch in Gronov's Thes. antiq. gr. Tom. IV. p. 905. Libri posthumi de Cypro, Rhodo et Creta. Amstelod. 1675. 4. Theseus sive de ejus vita liber singularis. Ultraj. 1684. 4., auch in Gronov's Thesaur. antiq. gr. Tom. X. p. 465 seq. Themis Attica sive de legibus atticis libri duo. Ultraj. 1685. 4., auch in Gronov's Thesaur. antiq. gr. Tom. V. p. 1945 seq. De regno laconico libri II; de Piraeo liber singularis et in Helladii Chrestomathiam animadversiones. Ultraj. 1687. 4., auch in Gronov's Thesaur. antiq. gr. Tom. V. p. 1929 seq. und 2209 seq.) gehören, außerdem besorgte er zum Druck die nachgelassene Schrift des Alb. Rubenius über das Kleiderwesen der Alten (De re vestiaria, praecipue de Latino clavo libri II, cum aliis ejusdem opusculis posthumis. Antverp. 1665. 4., auch in Gronov's Thesaur. antiq. gr. Tom. VI. p. 913 seq.), des Schotten Georg Mackenzie's Buch über die Schwäche der menschlichen Vernunft (De humanae rationis imbecillitate unde proveniat et illi quomodo possimus mederi, liber singularis. Ultraj. 1690. 8. Jenae 1691. 8. Francof. 1700. 12.), des mailänder Theologen Bern. Ferrari Abhandlung über die Versammlungen der Gläubigen in der alten christlichen Kirche (De ritu sacrarum ecclesiae veteris concionum. Ultraj. 1692. 8.), des Alb. Rubenius Leben des Fl. Mallius Theodorus (De vita Fl. Mallii Theodori V. C. Ultraj. 1694. 12.), Dan. Hunt's Gedichte (Poemata, quotquot colligi potuerunt. Ultraj. 1694. 8. Editio auctior, Ibid. 1700. 12.), des Franc. Junius Werk über die Malerei der Alten (De pictura veterum libri III, accedit catalogus artificum adhuc ineditus. Roterod. 1694. fol.) nebst der Biographie des Verfassers, des Daniel Eremita Schrift über die Regeln des geselligen Lebens (Aulicae vitae et civilis libri IV; ejusdem opuscula varia. Ultraj. 1701. 8.) und Basil. Faber's Encyklopädie der scholastischen Gelehrsamkeit (Thesaurus eruditionis scholasticae cum notis Buchneri et notis posthumis J. G. Graevii. Lipsiae 1710. fol.). Unter seinen Ausgaben der römischen Classiker nehmen die von ihm nach Handschriften berichtigten und durch treffliche Anmerkungen erläuterten Briefe, philosophischen Schriften und Reden Cicero's (M. T. Ciceronis Epistolarum libri XVI ad Familiares, ut vulgo vocantur, ex recensione J. G. Graevii cum ejusdem animadversionibus et notis integris Pet. Victorii, P. Manutii, H. Ragazonii, D. Lambini, Fulv. Ursini, nec non selectis J. F. Gronovii et aliorum. Amstelod. et Lugd. Batav. 1676. 8. 2 Voll. Ibid. 1693. 8. 2 Voll. Nur mit Grävе's Anmerkungen, Amstelod. 1689. 12. M. T. Ciceronis Epistolarum ad Atticum libri XVI ex recensione J. G. Graevii cum ejusdem animadversionibus et notis integris J. Victorii, P. Manutii, F. Ursini, D. Lambini etc. ineditis, item Is. Casauboni, Mureti et J. F. Gronovii nec non selectis variorum. Amstelod. 1684. 8. 2 Voll. M. T. Ciceronis de officiis libri III, Cato Major sive de senectute, Laelius sive de amicitia, Paradoxa, somnium Scipionis, ex recensione J. G. Graevii cum

2) Das vollständige Werk besteht aus XLV Theilen; ein genaues doppeltes Verzeichniß der in diesen Sammlungen enthaltenen Schriften nach der Reihefolge der Bände und in alphabetischer Ordnung gibt J. G. Meusel in seiner Bibliotheca historica. Vol. VI. P. I. p. 52 seq. und p. 83 seq. Verzeichnisse des Inhalts des Thesaurus Antiquitatum Romanarum findet man auch in der Bibliotheca antiquaria von Joh. Alb. Fabricius und in Paquot's Mémoires pour servir à l'histoire littérnire des dix-sept provinces des Pays-Bas. Tom. X.

3) Den Inhalt bilden: Th. Reinesius, Ueber die punische Sprache und über den spanischen Localgott Endovellicus; Herm. Conring's Historisch-chronologische Bemerkungen über die alten ägyptischen und asiatischen Dynastien; Jonsius, Ueber den Ursprung der in der Politik des Aristoteles erwähnten Spartä; Joh. Wandalin, Ueber die Frage, ob Christus an einem Donnerstage oder einem Freitage gekreuzigt wurde; G. Plathner, Ueber die Prophezeihung Jacob's, daß der Scepter nicht von Juda weichen solle; Chr. Daum, Ueber den Verlust alter lateinischer Stammwörter; Andr. Rivinus, Ueber den Ursprung der Benennungen Majuma, Maicampus und Roncallia, und Chr. Fr. Frankenstein, Ueber den römischen Schatz.

ejusdem notis et integris animadversionibus Lambini, Ursini, Langii, Fabricii, Manutii, nec non selectis aliorum. Amstelod. 1688. 8. Diese Ausgabe ist dem französischen Kronprinzen gewidmet, weil sie ursprünglich einen Theil der bekannten Sammlung ad usum Delphini bilden sollte. Nur mit Gräve's Anmerkungen, Amstelod. 1691. 12. M. T. Ciceronis Orationes ex recensione J. G. Graevii, cum ejusdem animadversionibus et notis integris variorum. Amstelod. 1699. 8. 3 Voll.) durch scharfsinnige Kritik, einen erschöpfenden Commentar und eine besonnene Auswahl der besten Erläuterungen früherer Erklärer die erste Stelle ein. In der Ausgabe des Suetonius (Suetonius Tranquillus ex recensione J. G. Graevii, cum ejusdem animadversionibus et commentariis integris Laev. Torrentii, Is. Casauboni, Theodori, item Marcilii, nec non selectis aliorum notis. Ultraj. 1672. 4. Editio auctior et emendatior. Hagae 1690. 4.) versuchte er zum ersten Mal mit Glück die später gewöhnlich von ihm befolgte Methode, das vollständige zur Erläuterung dienende Material der ausgezeichnetsten Gelehrten, nebst einer Auswahl der geringeren Leistungen zu geben, wodurch er die Benutzung älterer Werke überflüssig zu machen und dem Leser Zeit zu ersparen suchte, ohne ihm die eigenen Worte seiner Vorgänger zu entziehen. Dieser Art und Weise mehr oder weniger entsprechend behandelte er die Geschichte des Justinus (Justini Historiae Philippicae, ex recensione J. G. Graevii cum ejusdem castigationibus; his accedunt integrae notae M. Berneggeri, Is. Vossii, Tan. Fabri, Jo. Vorstii, Jo. Schefferi, Jac. Bongarsii, Franc. Modii et aliorum. Lugd. Batav. 1683. 8. Nur mit Gräve's Anmerkungen, Ultraj. 1668. 12. Amstelod. 1694. 12.), den historischen Abriß des Florus (L. Annaei Flori Epitome rerum Romanarum ex recensione et cum annotationibus J. G. Graevii; in fine additus est L. Ampelius ex Bibliotheca Cl. Salmasii. Ultraj. 1680. 8. Mit einer vortrefflichen Einleitung über den Werth und die Latinität dieses Schriftstellers. Cum annotationibus longe auctioribus et correctioribus et cum notis integris Cl. Salmasii et selectis variorum. Amstelod. 1692. 8.), die Denkwürdigkeiten des J. Cäsar (C. Julius Caesar cum notis Dionysii Vossii; accessit Julius Celsus de vita et rebus gestis C. Julii Caesaris ex Museo J. G. Graevii. Amstelod. 1697. 8.), die Gedichte des Catullus, Tibullus und Propertius (C. Catullus, Tibullus, Propertius ex recensione J. G. Graevii cum integris Jos. Scaligeri, Mureti, Achillis Statii, Rob. Titii, Hieron. Avantii, Donsarum, Theod. Marcilii, Passeratii et aliorum notis. Ultraj. 1680. 8. Eine sehr nachlässige Arbeit, wozu Gräve wahrscheinlich nur seinen Namen lieh) und das Reisetagebuch des Rutilius Numantianus (Claudii Rutilii Numantiani Galli Itinerarium, integris Simleri, Castalionis, Graevii aliorumque animadversionibus illustratum; ex Museo Th. Jans. ab Almeloveen. Amstelod. 1687. 12.). Seine Bemerkungen zu Isidor's Glossar (bei Martinii Lexicon. Ultraj. 1698. fol.) und P. Baudri's Ausgabe eines Werkes des Kirchenvaters Lactantius (De mortibus persecutorum. Ultraj. 1692. 8.) sind unbedeutend. Die griechischen Schriftsteller erfreuten sich weniger der Aufmerksamkeit Gräve's, obgleich die Recension des Hesiodus (Hesiodi Ascraei, quae extant, opera, ex recensione J. G. Graevii cum ejusdem animadversionibus et notis; accedunt notae ineditae Jos. Scaligeri et Franc. Guieti. Amstelod. 1667. 8.) jedenfalls zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehört und insbesondere die Lectiones Hesiodeae (auch mit einigen Nachträgen in Clerc's Ausgabe des Hesiodus, Amstelod. 1701. 8.), welche nicht nur Gedichte des Hesiodus, sondern auch viele Stellen anderer griechischen und römischen Schriftsteller erläutern, als Muster einer ersprießlichen philologischen Behandlungsweise gerühmt werden müssen; auch die Bemerkungen zu einer Schrift des Lucian (Luciani Soloecista cum notis J. G. Graevii. Amstelod. 1668. 8.) sind für den Grammatiker von großem Werthe, dagegen gehört, wie mit Bestimmtheit versichert wird, die unter seinem Namen erschienene sehr fehlerhafte Gesammtausgabe dieses Schriftstellers (Luciani Samosatensis Opera omnia ex versione Jo. Benedicti, cum notis integris J. Bourdelotii, J. Palmerii a Grentemesnil, T. Fabri, Aeg. Menagii, F. Guyeti, J. G. Graevii, J. Gronovii, L. Barlaei, J. Tollii et selectis aliorum; accedunt inedita scholia in Luciam ex Bibliotheca Is. Vossii. Amstelod. 1687. 8. 2 Voll.) nicht ihm an, sondern J. Leclerc. Als einen Beitrag zur Literaturgeschichte der neueren Zeit und insbesondere der Universität Utrecht kann man das Sammelwerk Monumenta illustrium virorum et elogia aucta antiquis monumentis in agro Trajectino repertis (Ultraj. 1671. fol.) betrachten. Man sieht aus diesem Verzeichnisse, daß Gräve seinen Fleiß fast ausschließend auf die Erläuterung der Werke Anderer richtete und sein umfassendes Wissen nur in Einleitungen und Commentaren verwerthete. Diese einen Schatz von Gelehrsamkeit enthaltenden Einleitungen nebst mehren zu demselben Zwecke geschriebenen Briefen wurden nach seinem Tode von J. Alb. Fabricius in einer Sammlung (J. G. Graevii Praefationes et epistolae CXX in usum latinae eloquentiae studiosorum collectae; adjuncta est P. Burmanni oratio dicta in Graevii funere. Hamburgi 1707. 8.) vereinigt, viele andere Briefe hat P. Burmann in seiner Sylloge Epistolarum (Lugd. Batav. 1724. 4. 5 Voll.) bekannt gemacht; auch seine zu Utrecht bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen Reden, von denen nur die Leichenrede auf Joh. de Bruyn (In obitum Johannis de Bruyn Oratio. Amstelod. 1675. 4.) einzeln gedruckt zu sein scheint, wurden erst später vereinigt (J. G. Graevii Orationes, quas Ultrajecti habuit. Lugd. Batav. 1717. 8.) herausgegeben. Neben seinen schriftstellerischen Leistungen war Gräve unermüdlich in seinen Vorlesungen, welche er nicht nur in den Collegien, sondern auch noch vor einzelnen Schülern in seiner Wohnung hielt. Als er nach einer solchen Lehrstunde, die er dem Prinzen von Ostfriesland und dem Grafen von Isenburg ertheilt hatte,

einer Einladung P. Burmann's zum Mittagstisch folgen wollte, traf ihn, als er auf dem Hinwege bei Pontanus einen Besuch abstattete, der Schlag und er starb wenige Stunden darauf am 11. Jan. 1703 in dem 71. Jahre seines Alters; von 18 Kindern, die ihm geboren worden waren, überlebten ihn nur ein Sohn und vier Töchter. Durch seinen unvermutheten Tod blieben mancherlei Pläne zu literarischen Arbeiten unausgeführt und mehre bereits begonnene Werke unvollendet, besonders aber ist zu bedauern, daß die Geschichte Wilhelm's III., welche er auf Verlangen desselben und mit reichlichen Hilfsmitteln unterstützt bereits bis zum Jahre 1672 geführt hatte, der Nachwelt entzogen wurde; dem Auftrage Hunt's, die römischen Schriftsteller über Landwirthschaft (Scriptores rei rusticae) für die Sammlung der Classiker ad usum Delphini zu bearbeiten, wollte er aus verschiedenen Gründen nicht entsprechen, obschon er von Ludwig XIV. bereits mit einer Pension bedacht worden war, und auch ein mit Ludolf Küster verabredeter Plan, eine neue Ausgabe der byzantinischen Historiker zu besorgen, kam unerwarteter Schwierigkeiten wegen nicht zur Ausführung. Mit Unrecht wird ihm dagegen das angeblich aus seinen Vorlesungen entstandene elende Machwerk Cohors Musarum seu historia rei literariae (Ultraj. 1715. 8.), welches der Lehrer Wolfard von Bueren ohne nähere Untersuchung allzu voreilig herausgab, zugeschrieben, denn es soll nach späteren Nachforschungen ein von Ludolf Küster für seine Zuhörer verfaßter Entwurf sein. Gräve wird von P. Burmann, einem seiner vorzüglichsten Schüler, als ein sehr verständiger und bescheidener Mann geschildert, welcher seine Gelehrsamkeit nicht pedantisch zur Schau trug und sich im Kreise seiner Familie und seiner Freunde gern des Lebens freute; von der Liebenswürdigkeit seines Charakters zeugt schon sein Wahlspruch: Si vis amari, ama. Daß es ihm übrigens an Feinden und Verleumdern nicht fehlte, läßt schon die Berühmtheit seines Namens erwarten. Er habe, sagt man von ihm, Tag und Nacht gezecht und geschmauft und seine Schriften im Taumel hingesudelt, man sei keinen Tag in seinem Hause vor 3 Uhr des Morgens zu Bett gegangen und er sei als allzu freigebiger Wirth, obschon ihm der Senat von Utrecht fortwährend Zulage gegeben, so arm geworden, daß er oft keinen Heller besessen und sein reicher Schüler Burmann ihm stets Geld vorschießen mußte, weshalb er auch diesen zur Entschädigung zum Nachfolger in seinem Amte empfohlen habe. Ebenso unwahr ist die Nachrede, daß er das Latein nicht geläufig zu sprechen vermochte, und dieser Tadel erscheint jedenfalls nicht weniger lächerlich, als die Behauptung seines Biographen Burmann, daß er nicht besser hätte sprechen und schreiben können, wenn er unter Augustus wäre geboren gewesen. Mögen auch, sagt Friedr. Creuzer [4]), die Lobsprüche in den Schriften seiner Zeitgenossen über ihn meistens übertrieben sein und erreichte er auch seinen großen Lehrer J. Friedr. Gronovius nicht, sowie ihm denn auch die Genialität des mit ihm verwandten Heinsius abging, so muß ihm doch der Ruhm vielseitiger Einsicht und gelehrten Fleißes ungeschmälert bleiben. Seine helle Einsicht und seinen praktischen Sinn für die Bedürfnisse junger Philologen beurkunden schon seine Lectiones Hesiodeae, die eine treffliche Anleitung zum Studium der griechischen Dichter bleiben; seine umfassende und kritische Belesenheit beweisen seine großen Arbeiten über die Werke des Cicero und alle seine Ausgaben alter Schriftsteller, die mehr oder weniger bis auf den heutigen Tag ihren Werth behaupten. Gräve's auserlesene Büchersammlung, welche aus etwa fünftausend gedruckten Bänden und über hundert Handschriften bestand, wurde von dem Kurfürsten von der Pfalz gekauft und der Bibliothek zu Heidelberg einverleibt; seine Handexemplare der Classiker und insbesondere Cicero's sind mit einer Menge Anmerkungen von seiner Hand versehen und man hat hier die beste Gelegenheit, den nie rastenden Fleiß dieses Polyhistors zu bewundern [5]). — Einer seiner Söhne, Theodor Georg Gräve, im J. 1669 zu Utrecht geboren, widmete sich der Jurisprudenz und Philologie und ward nach der Beendigung seiner Studien und nachdem er sich durch die Abhandlung De jure praediatorio (Ultraj. 1688. 4.) die juristische Doctorwürde erworben hatte, Privatdocent (Lector) der Beredsamkeit und Geschichte an derselben Universität. Er erregte große Hoffnungen und versprach der würdige Nachfolger seines Vaters zu werden, starb aber zum größten Schmerz desselben schon im J. 1692 in dem 23. Jahre seines Alters, als seine Recension des Dichters Callimachus, mit welchem er sich eifrigst beschäftigte, bereits der Vollendung nahe war. Sein Vater besorgte den Druck der Ausgabe (Callimachi Hymni, Epigrammata et Fragmenta ex recensione Theodori J. G. F. Graevii, cum ejusdem et aliorum emendationibus. Ultraj. 1697. 8. 2 Voll.), in welcher wol manche Bemerkung von seiner Hand herrühren mag, welche ihm aber deshalb nicht, wie man zuweilen behauptet, ganz anzugehören braucht, da sie keineswegs eine so ungewöhnliche Leistung ist, daß sie nicht aus der Feder eines jungen fleißigen Gelehrten, welcher die Art und Weise seines Vorbildes richtig erfaßt hat, geflossen sein könnte [6]). — Gottfried Gräve, der jüngere Bruder J. G. Gräve's, im J. 1641 zu Naumburg geboren, widmete sich, nachdem er auf der Schulpforte die nöthige

4) Zur Geschichte der classischen Philologie (Frankf. 1854. 8.) S. 115.

5) Vergl. *Petr. Burmanni* Oratio funebris in Joan. Georg. Graevii obitum. Ultraj. 1703. 4. (Auch in *Graevii* Praefat. et Epist. p. 549 und in dessen Orationes p. 559.) *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Tom. II. p. 233 seq. (teutsche Uebers. Bd. 3. S. 188 fg). *J. G. de Chaupié*, Nouveau dictionnaire historique et critique. Tom. II. Art. Graevius. *Paquot*, Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des dix-sept provinces des Pays-Bas. Tom. X. p. 369 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 258 seq. Memoriam duorum, qui e schola Portensi prodierunt, philologorum J. G. Graevii et J. A. Ernesti commendat C. G. Jacob. (Numburgi 1843. 4.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 588 seq. 6) *Paquot*, Mémoires. Tom. X. p. 448. *Chr. Saxii* Onomasticum literarium. Tom. V. p. 396. Biographie générale. Tom. XXI. p. 591.

Vorbildung erhalten hatte, auf der Universität zu Leipzig der Jurisprudenz, besuchte aber zugleich fleißig die Collegien über Alterthumswissenschaft und Geschichte, wozu ihn insbesondere sein Vetter Joh. Schilter ermunterte. Er faßte sogar nach der Beendigung seiner juristischen Studien den Entschluß, sich in der Philologie weiter auszubilden und begab sich deshalb im J. 1663 zu seinem Bruder nach Utrecht, bei welchem er sich zwei Jahre aufhielt und später als Lehrer nicht weniger Ehre erlangt haben würde, als dieser, wenn ihn nicht eine vom Senate zu Leipzig angebotene Stelle als Oberstadtschreiber einer anderen Laufbahn zugeführt hätte. Er nahm im J. 1673 auf den Rath seines Bruders dieses Amt an und wurde bereits im J. 1681 in den Rath gewählt und im J. 1698 zum Syndicus ernannt. In diesem Wirkungskreise und bei der Erledigung verschiedener Aufträge, mit welchen ihn der Senat auf den Landtag nach Dresden sandte, erwarb er sich durch seine Thätigkeit, seine Erfahrung und seine Gewandtheit in Schrift und Wort den Beifall und die Zufriedenheit seiner Amtsgenossen und seiner Mitbürger in so hohem Grade, daß man ihm wiederholt das Bürgermeisteramt anbot, welches er auch, um dem Verlangen seiner Freunde zu entsprechen, im J. 1709 annahm. Großes Verdienst erwarb er sich auch um Leipzig durch die hauptsächlich durch ihn bewirkte Gründung der Rathsbibliothek (der jetzigen Stadtbibliothek), welche er nicht nur nach einem wohl durchdachten Plane anlegte, ordnete und fleißig zu mehren suchte, sondern auch bis zur Annahme der Bürgermeisterwürde musterhaft verwaltete, wobei er nicht selten den Rath seines gelehrten Bruders in Anspruch nahm. Ebenso eifrig sorgte er während seiner Verwaltung für die Verschönerung der Stadt, für die Verbesserung des Volksschulwesens und für alle nützliche Anstalten, sodaß er fast unentbehrlich schien und sein Tod, welcher am 30. Oct. 1719 durch einen Schlagfluß, der ihn auf dem Rathhause traf, erfolgte, eine allgemeine Trauer verursachte [7]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRÄVELL (Maximilian Karl Friedrich Wilhelm), am 28. Aug. 1781 zu Belgard in Hinterpommern geboren, war der älteste von zwei Söhnen eines Feldpredigers, der dort in Garnison stand.

Einen tiefen und erschütternden Eindruck, der ihn durch sein ganzes Leben begleitete, machte auf den Knaben der Tod seiner Mutter. Noch in spätern Jahren entwarf er davon eine rührende Schilderung. „Als meine Mutter starb," schrieb er, „war ich erst sechs Jahre alt, aber theuer und unvergeßlich ist mir ihr Andenken. So lange ihr Leichnam über der Erde stand, habe ich unverrückt bei demselben gesessen, um die Fliegen davon zu verjagen. Eine Stunde vor der Beerdigung trat mein Vater mit meinem jüngern Bruder in das Zimmer, kniete nieder an dem Sarge, und wir mit ihm, und betete zu Gott, daß die Tugenden der Mutter auf uns forterben möchten, damit wir, dereinst wieder mit ihr vereinigt, ihre Freude werden und ihrer Liebe werth sein möchten. — Die Schule, die ich besuchte, lag an dem Kirchhofe, und ich hatte bemerkt, daß alle Morgen um neun Uhr die Kirche geöffnet wurde, ohne daß in derselben Gottesdienst war. Kein Tag verging, daß ich nicht in die Kirche geschlichen, und knieend auf dem Grabe meiner Mutter das Gebet meines Vaters wiederholt hätte. Nach einigen Wochen hatte man mich vermißt, meinen Gang entdeckt und mich überrascht. Ungeachtet des Lobes, das ich erhielt, bin ich seit dem Tage nicht wieder auf das Grab gegangen, um zu beten. Es war mir entheiligt worden, da Menschen den stillen Drang eines kindlichen Herzens beschaut hatten."

Ein zweiter, noch fast härterer Schicksalsschlag traf den Knaben bald nachher. Auch seinen Vater verlor Grävell noch als Kind. Nur neun Monate hatte der Gestorbene seine Gattin überlebt. „Die Sehnsucht nach Vereinigung mit ihr," schrieb Grävell in spätern Jahren, „entriß ihn zwei unerzogenen Waisen. Das Andenken meines guten Vaters war mir so theuer, daß jedes Blättchen von seiner Hand, ein messingnes Petschaft von ihm meine theuersten Schätze waren, und mein sehnlichster Wunsch darin bestand, ihm ähnlich zu werden."

Die erste Pflege und Erziehung verdankte Grävell seiner in Kottbus lebenden Großmutter. Dankbar erinnerte er sich Zeitlebens, wie diese würdige Frau ihm ein lebendiges Vorbild gewesen in seinen Gefühlen und Gesinnungen, die sich später in ihm mit fester Entschlossenheit vereinigten und mit einem unbeugsamen Willen, bei dem zu beharren, was er für gut und recht erkannte. „Fast nie in meinem Leben," schrieb er in späterer Zeit, „habe ich gefunden, daß ein Mensch ohne allen äußern Vorschub und Einfluß eine so allgemeine Verehrung genossen hätte, als diese Frau in ihrem Wohnorte erhielt. Nur einen Beweis ihrer Liebe zu ihren Enkeln will ich erwähnen. Schon vor mehren Jahren hatte sie, auf Anrathen ihres Arztes, bei Tische ein paar Gläser guten Rheinwein trinken müssen, und die Folgen der Unterlassung zeigten sich jedesmal sehr schnell. Um meinen Bruder und mich in den Pensionsanstalten unterhalten zu können, entzog sie sich den Wein mit vielem Ungemach und trank ihn nur dann, wenn wir bei ihr zum Besuch waren, damit wir das Opfer nicht gewahr werden möchten. Ich habe diesen schönen Zug erst nach ihrem Tode erfahren, und ihr nie mit Wort oder That danken können. Wie gern möchte ich noch diese Hand küssen und ihr vergelten!"

Von seiner Großmutter war Grävell in seinem 15. Jahre (1796) in die Kostschule des Rectors Engmann zu Nieder-Wiese bei Greifenberg in Schlesien geschickt worden. Diesem gelehrten Schulmanne verdankte er, neben hinreichenden Elementarkenntnissen, vorzüglich eine große Gewandtheit im teutschen Styl. Aber auch in der lateinischen Sprache machte er schnelle Fortschritte. Einen nicht minder günstigen Einfluß auf seine moralische Bildung äußerte auf ihn Engmann's Gattin, eine ebenso geistreiche als gefühlvolle Frau.

7) *Joh. Cypriani* Programma in Godofr. Graevii memoriam. (Lipsiae 1719.) F. Joh. Gottl. Carpzov, Gedächtniß-Predigt auf Gottfried Grävius. (Leipzig 1719. Fol.) Schuldiges Ehrengedächtniß Gottfr. Grävens. (Leipzig 1723. Fol.)

Religiöse Gefühle weckte in ihm zuerst der Prediger Bechstein in Nieder-Wiese, der ihn zur Confirmation vorbereitete. Die erhabenen Lehren Jesu machten auf ihn einen tiefen Eindruck. Von religiöser Schwärmerei hielt er sich entfernt. Mit inniger Liebe hing er an dem genannten Geistlichen, der wie ein Vater für ihn sorgte. Um so mehr schmerzte ihn ein vieljähriges Augenübel jenes würdigen Mannes, das endlich mit völliger Blindheit endete. Dies traurige Loos ihm möglichst zu erleichtern, hielt Grävell für eine unerläßliche Pflicht. Er erbot sich ihm zum Vorlesen. Die Wahl der Lectüre fiel meist auf theologische, philosophische und literargeschichtliche Artikel in der von dem Buchhändler Fr. Nicolai in Berlin herausgegebenen Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Dadurch ward wahrscheinlich in Grävell der Entschluß geweckt, die Theologie zu seinem Lebensberufe zu wählen. Das Erscheinen des preußischen Religionsedicts, durch den Minister v. Wöllner betrieben, änderte jedoch seinen Entschluß. Er entschied sich für die Jurisprudenz.

Lebhaft traten ihm die Bilder seiner Jugend vor die Seele, als er um diese Zeit, in seinem 17. Jahre (1798) wieder seine Heimath besuchte. „In Pommern," heißt es in einem seiner spätern Briefe, „war es mein Erstes, das Pfarrhaus aufzusuchen, in welchem ich bei meinem guten Vater zuletzt gelebt hatte. Jeder Winkel war meinem Gedächtnisse noch gegenwärtig. Die großen Stuben, der weite Garten, das geräumige Gartenhaus, die Tummelplätze meiner Spiele — Alles stand in meiner Phantasie noch mit denselben lebhaften Farben da, als wenn ich erst gestern davon Abschied genommen hätte. Wie erstaunte ich, als man mir das Haus mit kleinen Zimmern, einem winzigen Gärtchen und einem Käfig von Gartenhäuschen zeigte. Es hielt schwer, mich zu überzeugen, daß Alles noch ebenso sei, wie ich es verlassen hatte. Nachdem ich aber den Versicherungen der Bewohner Glauben beimessen mußte, verschwand das Bild meiner Jugend ganz, und mit aller darauf gewandten Mühe vermochte ich es seitdem nicht mehr zu erneuern."

Von entschiedenem Einfluß für die Erweiterung seiner Kenntnisse war Grävell's dreijähriger Aufenthalt in Züllichau. Die dortige Schule zählte ihn zu ihren fleißigsten Zöglingen. Auch durch sein sittliches Betragen empfahl er sich dort. Er bezog hierauf die Universität Halle. Besonders fesselten ihn die Collegien des Professors Maaß. Weniger durch den Besuch der Vorlesungen als durch ein fleißiges Privatstudium der Rechtskunde nach den besten Compendien machte Grävell rasche Fortschritte in dem von ihm gewählten Fache. Nebenher gewann er der Geschichte ein besonderes Interesse ab. Seine akademische Laufbahn schloß sich mit dem Jahre 1801. Um diese Zeit erhielt er eine Anstellung als Auscultator bei dem berliner Stadtgerichte. Er stand damals in seinem 20. Jahre. Im J. 1802 ward ihm die Stelle eines Regimentsquartiermeisters und Auditeurs bei dem Füsilierregiement v. Sobbe in Westfalen übertragen. Er kehrte jedoch bereits im nächsten Jahre (1803) wieder nach Berlin zurück, wo er als Assessor bei dem dortigen Kammergerichte angestellt ward. Später bekleidete er eine gleiche Stelle bei der Regierung zu Plock in Südpreußen. Von dort durch den Aufstand der Polen im Jahre 1806 vertrieben, begab er sich auf sein ihm gehörendes Landgut Starkow bei Stolpe in Hinterpommern, wo er als Privatgelehrter lebte. Zu unbemittelt jedoch, die sehr zerrüttete Oekonomie seines kleinen Besitzthums wiederherzustellen, verließ er sein Landgut, und ging nach Kottbus. Dort betrieb er mit Eifer die advocatorische Praxis.

Einige juristische Probearbeiten, die er während seines Aufenthalts in Berlin gefertigt hatte, dienten ihm zur Empfehlung, indem sie ihm 1809 die Stelle eines Justizbeamten in Dresden verschafften. Er scheint sich jedoch in diesem neuen Verhältnisse nicht wohl gefühlt zu haben, weil er seine Stelle bereits 1811 niederlegte, um wieder in den preußischen Staatsdienst zu treten. Bei dem Obergerichte zu Soldin ward er um diese Zeit Assessor, 1812 Justitiarius bei der Regierung zu Stargard, und späterhin Rath bei dem dortigen Militairgouvernement.

Die politischen Ereignisse gaben seinen Schicksalen eine andere Wendung. Sein Patriotismus gönnte ihm keine Ruhe mehr, als Preußen 1813 gegen den Kaiser Napoleon die Waffen ergriff, um sich von dem jahrelangen Drucke fremder Botmäßigkeit zu befreien und ein für ganz Teutschland drückendes Joch muthig abzuschütteln. Grävell trat in die pommersche Landwehr als Hauptmann und Adjutant des commandirenden Generals. Er stand damals in seinem 33. Jahre. Seine kräftige Constitution weckte in ihm die Idee, sich gänzlich der militairischen Laufbahn zu widmen. Er hoffte, auf derselben sich in irgend einer Weise auszeichnen zu können. In dieser Hoffnung sah er sich getäuscht. Bei der Blokade von Cüstrin bot sich ihm keine Gelegenheit, sich hervorzuthun. Seines unthätigen Lebens müde, bat er Friedrich Wilhelm III., ihn zu einem im Felde stehenden Corps zu versetzen. Er kam hierauf als Brigade-Adjutant zu dem Berg'schen Corps, das zur Blokade von Mainz gebraucht ward.

Mit dem Jahre 1815 schloß sich seine militairische Laufbahn. Um diese Zeit trat er wieder in das Gebiet der Jurisprudenz und in den Geschäftskreis eines Rechtsgelehrten zurück. Zum Regierungsrath ernannt, lenkte er die Aufmerksamkeit des preußischen Ministeriums auf den Verfall der v. Schöning'schen Stiftung im kottbusser Kreise. Zur Wiederherstellung derselben erhielt er als Administrationssecretair die nöthige Vollmacht. Er stieß jedoch auf so mannichfache Hindernisse, daß, seines rastlosen Eifers ungeachtet, alle seine Bemühungen scheiterten. Das Ministerium fand sich dadurch veranlaßt, ihn im März 1816 als Justitiarius bei der Regierung in Merseburg zu versetzen.

Schon einige Jahre früher war er in den Freimaurerorden eingetreten. Fortwährend blieb ihm ein ungeschwächtes Interesse für dies Institut. Ein großer Theil seiner Thätigkeit gehörte diesem Bunde. Auch als

Schriftsteller hatte er für denselben durch mehrfache Erörterungen zu wirken gesucht, unter andern durch seine bereits 1810 zu Kottbus erschienene Schrift: „Was muß derjenige, der von der Freimaurerei nichts Anderes weiß, als was davon allgemein bekannt ist, nothwendigerweise halten?" Beigefügt hatte Grävell dieser Schrift noch den Titel: „Wozu ist die Freimaurerei nöthig, und was ist von ihr zu halten?"

In sehr unangenehme Verhältnisse war Grävell bald nach seiner Anstellung als Justitiarius bei der Regierung in Merseburg verwickelt worden, namentlich durch seinen Eifer für die Aufrechthaltung der freien Stimme in collegialischen Verhältnissen, für die Entfernung alles persönlichen Einflusses und für die unbedingte Herrschaft des Rechts. Muth und Entschlossenheit waren Grundzüge seines Charakters. Sie vereinigten sich in ihm mit einer Freimüthigkeit, die keine Grenzen kannte, wo er glaubte, seine Ansichten öffentlich aussprechen und Anderer Meinung, wenn sie mit der seinigen nicht übereinstimmte, rüstig bekämpfen zu müssen. Er schonte in dieser Hinsicht keinen Rang und keine Persönlichkeit, verhängte jedoch dadurch über sich das Schicksal, im Februar 1818 von seiner Stelle als Regierungsjustitiar mit Beibehaltung seines Gehalts suspendirt zu werden. Eine ausführliche Schilderung dieses Vorfalls entwarf Grävell in seiner Schrift: „Neueste Behandlung eines preußischen Staatsbeamten." (Leipzig 1818. 8. 2 Thle.) Er wollte Anfangs darin die Actenstücke des über ihn verhängten Processes abdrucken lassen. Sie waren jedoch zu einer so großen Bogenzahl angewachsen, daß er meinte, „Niemand werde sie drucken, und fast noch weniger Jemand lesen wollen" [1]).

Ueber diese Angelegenheit äußerte sich Grävell in spätern Jahren (1837) mit den Worten: „Mein Proceß, der zu Johanni 1818 begann, war so außerordentlich verzögert worden, daß erst im März 1820 das Erkenntniß erster Instanz und im Mai 1822 das der zweiten Instanz eröffnet wurde. Unterdessen war von dem größern Publicum, wenn auch nicht die ganze Geschichte, doch wenigstens der genauere Inhalt der vier Jahre zuvor gelesenen Hefte vergessen worden. Die Theilnahme an der Sache war verraucht. Dagegen hatten die in öffentlichen Blättern erschienenen Kritiken und die Begegnung, welche mir in und außer dem Lande bei häufigen Reisen widerfuhr, in mir die vollste Ueberzeugung hervorgebracht, daß meine persönliche Ehre keiner weitern Genugthuung bedürfe, und daß insonderheit dieselbe durch die Verlautbarung der Proceßhandlungen nicht mehr gehoben zu werden brauche. — Endlich war es damals noch mein Wunsch, in den Staatsdienst wieder einzutreten. Um dies nur mit einigem Erfolg erwarten zu können, durfte ich nicht ohne Noth von Neuem Actenstücke veröffentlichen, in denen ich über so vielerlei zu klagen hatte. Aus diesen Ursachen unterblieb der Abdruck des Processes."

In die Zeit seines Aufenthaltes in Merseburg fällt die vorhin erwähnte kleine Broschüre: „Der Staatsbeamte als Schriftsteller oder der Schriftsteller als Staatsbeamter." Aus einigen darin enthaltenen Andeutungen geht hervor, daß Grävell damals ein Werk unter dem Titel: „Der Bürger" herauszugeben beabsichtigte. Er hatte deshalb bei der berliner Censurbehörde angefragt, ob unter den obwaltenden Umständen des Processes ihm die Erlaubniß zum Abdruck ertheilt werden dürfte. Das Ministerium verlangte das Streichen oder gänzliche Umändern einzelner Stellen. Hierauf hatte Grävell der Censurbehörde erklärt, daß er die betreffenden Abhandlungen auf keine Weise verstümmeln, sondern lieber ganz weglassen wolle, um sie anderwärts im ganzen Zusammenhange zu veröffentlichen.

Der preußische Minister v. Schuckmann verfügte hierauf die Wegnahme des ganzen Manuscripts, und zugleich eine „Ordnungsstrafe" von 50 Thalern, wogegen Grävell vergeblich an die Justiz appellirte. Erfolglos blieb auch ein von ihm an den preußischen Staatskanzler v. Hardenberg gerichteter Brief, und ebenso zwei Schreiben an den König selbst, vom 8. Juni und 20. Sept. 1820. Um sein Recht zu verfolgen, wandte er sich an die teutsche Bundesversammlung. Ehe er jedoch von dieser einen Bescheid erhielt, überraschte ihn die Zurückgabe seines Manuscripts. Die ihm abgenommenen 50 Thaler wurden ihm jedoch nicht ersetzt. Seine Suspension hatte noch fortgedauert, da sein Proceß sehr langsam vorrückte. Im höchsten Grade überraschend war jedoch für ihn das erste Erkenntniß, das ihn, „wegen gebrochener Amtsverschwiegenheit und grober Beleidigung der Staatsminister v. Bülow, v. Schuckmann und v. Kircheisen," nicht nur seines Amts entsetzte, sondern auch aller öffentlichen Aemter für unfähig erklärte. Er ward sogar zu einer sechsmonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Diese Nachrichten machten auf ihn, nach seinem eigenen Geständnisse, einen „erschütternden Eindruck." Ohne jedoch dagegen einzukommen, wie ihm seine Freunde riethen, begab er sich in die ihm zur Haft angewiesene berliner Stadtvoigtei. Nach wieder erlangter Freiheit sah er jedoch ein, wie wenig Aussicht er hatte, eine Wiederanstellung zu erlangen. Er faßte daher den Entschluß, sich ganz aus dem Staatsdienste zurückzuziehen.

„Ich hatte," schrieb er in spätern Jahren, „mein ererbtes Vermögen eingebüßt, indem ich während meines Dienstes in Neupreußen mich dort angekauft hatte, und von dem Kaufgelde, nach meiner Rückkehr nach Teutschland, nie einen Pfennig wiedergesehen habe. Aber durch Fleiß und Sparsamkeit hatte ich seit 1808 mir ungefähr 6000 Thaler erübrigt, sodaß ich, vermöge der Unterstützung einiger Freunde, an den Ankauf eines mäßigen Landguts denken konnte. Die Vorsicht begünstigte mich dabei sichtbar, indem ich durch den Kauf des Rittergutes Wolfshayn eine schöne Erwerbung machte, und durch im Voraus bedungene Terminzahlungen meine Umstände zu verbessern im Stande war."

Im Februar 1824 bezog Grävell sein neues Eigenthum, nachdem er, während sein Proceß noch fortdauerte,

1) Vergl. die von Grävell verfaßte Broschüre: „Der Schriftsteller als Staatsbeamter." (Stuttgart 1820. 8.)

den König von Preußen um gänzliche Entlassung aus dem Staatsdienste gebeten, doch nur die Bewilligung eines unbestimmten Urlaubs erhalten hatte, mit dem Vorbehalt einer weitern Verfügung über seinen Diensteintritt. Sein Gesuch, ihn mit dem Genuß des halben Gehalts in Ruhestand zu versetzen, ward von dem Könige nicht genehmigt. Grävell erhielt, wie bisher, seinen halben Gehalt in einem Wartegeld von 700 Thalern.

Eine große Beruhigung war es für ihn, daß er in der freien schönen Natur mit sorglosem Gemüthe sich ergötzen und eines im Stillen wirksamen Lebens sich erfreuen konnte. In dieser Stimmung tröstete er sich in spätern Jahren über seine bisherigen Schicksale mit den Worten: „Es war mir im Allgemeinen doch gut gegangen in der Welt. Die Stürme, welche durch die Aeste meines Lebensbaums gefahren waren und einige Zweige abgebrochen hatten, waren vorübergegangen, ohne den Stamm zu erschüttern. Vielmehr hatten sie nur bewirkt, daß er um so kräftiger in seinen Boden eindrang, und reichlichere Nahrung aus ihm sog. Heiterkeit und Frohsinn begleiteten mich auf meine Villa. Es gab wenig so glückliche Menschen, wie ich es war. Selbst das Bewußtsein, in diesen Stürmen festgestanden zu haben, nie kleinmüthig und verzagt gewichen, auch durch ein noch so mächtiges Uebergewicht nie zu Boden geworfen zu sein, gab mir eine innere Genugthuung."

Noch von einer andern Seite betrachtet, hatte Grävell keine Ursache, seinen Entschluß zu bereuen. Es drang sich ihm die Ueberzeugung auf, daß er zu dem Geiste und zu der Richtung der gangbaren Staatsverwaltung durchaus nicht passe, daß er viel zu schwach wäre, sie aufzuhalten oder zu ändern, und daß es eine nutzlose Kraftanstrengung sein würde, dies zu versuchen, oder auch nur in ein Verhältniß zu treten, wo die Wahrheit und Redlichkeit in seiner Brust dies nicht ganz hätte vermeiden können.

Grävell hatte das Rechtsstudium mit großem Eifer betrieben und sich bemüht, darin zu klarer Erkenntniß zu gelangen. Ihn konnte daher der ihm oft gemachte Vorwurf nicht treffen, in seinen Staatsansichten ein Idealist zu sein, der von der Rechts- und Staatsverwaltung eine Vollkommenheit verlange, die zwar an sich wohlbegründet, aber bei den Schwächen der Menschen kaum zu erwarten wäre. Gegen diesen Vorwurf rechtfertigte sich Grävell durch die Behauptung, daß dem nicht so sei. „Um zu wissen," schrieb er, „was gut oder schlecht, recht oder unrecht sei, müssen zwar alle Regeln der Verwaltung bis zur denkbarsten Vollkommenheit gebracht werden, mithin in ihrer Anwendung als ideal erkannt, auch bei der Vergleichung irgend eines Vorganges damit und dem darüber zu fällenden Urtheile vergegenwärtigt werden. Aber von dem Urtheile über die Sache und den Werth oder Unwerth einer Handlung ist das Urtheil über die Schätzung der handelnden Personen durchaus verschieden. Sehr guten Menschen begegnet es, Tadelnswerthes zu begehen, und der schlechteste Mensch verübt mehre gute Thaten. In der Sache immer das Ideal vor Augen zu haben, aber über die Person mild zu richten, nicht die Verwirklichung des Ideals als schon vollbrachtes Werk, wol aber als die beständige Aufgabe eines jeden Staatsmanns sich vorzustellen — das ist, meine ich, die richtige Denkart dessen, dem ein gültiges Urtheil in Staatsangelegenheiten zusteht. Nie gebe der Mensch das Bestreben und die Hoffnung der steten Annäherung an das auf, was er als das Ideal des Rechten, Guten und Weisen erkannt hat."

Von dem jedoch, was er durch die Ausbeute der Wissenschaft und des eigenen Nachdenkens für die Bedingung der fortschreitenden Staatswohlfahrt und des Glücks der Menschheit gehalten hatte, sah Grävell in der Wirklichkeit nur wenig erfüllt. Davon überzeugte ihn ein Rückblick auf seinen Lebensgang. „In mehr als Einer Gestalt," äußerte er, „in mehr als Einer Verhüllung sah ich die Selbstsucht listig und verschlagen, aber dreist und frech ihr Wesen treiben, um so sicherer und erfolgreicher, je mehr sie, immer dadurch ihr Recht vergrößernd, der Selbstsucht aller Einzelnen schmeichelte und hilfreich die Hand bot. Ich sah, daß die Erregung zu Anfange unseres Jahrhunderts, lediglich durch die Noth erzeugt, mit der überwundenen Noth wieder erlosch, und wie die Männer und Männlein mit Wasserkannen liefen, jedes Fünkchen davon auszugießen, das noch irgendwo glimmte, anstatt dieses heilige Feuer auf den Altären des Vaterlandes zu sammeln, und mit den reinsten Händen zu hegen und zu pflegen. Ich sah die Leute, welche 1812 weislich daheim geblieben waren und sich fein still gehalten hatten, nachdem die Gefahr vorüber war, immer lauter werden und immer mehr Einfluß gewinnen, sich enger an einander anschließen und die Männer der Zwischenzeit von den Stellen wieder entfernen, auf welche diese jene gehoben hatte. Die neun Jahre meines Aufenthalts in Merseburg umfassen eine der gewaltigsten Zeitperioden in der Politik, die den raschesten Wechsel ihrer Ansichten in sich schließt, und der Folgezeit eine gewaltige Reaction bereitete. Der Aufruf des Fürsten Kutusow vom 26. März 1813, die heilige Allianz und die Anrede des Kaisers Nicolaus an die warschauer Municipalität können als drei merkwürdige Offenbarungen des veränderten Geistes der Zeit beurtheilt werden, wenigstens in soweit, als dieser Geist von oben angeregt wird, und als sich die Nachwirkungen davon unausbleiblich anreihen. Noch kein Vierteljahrhundert liegt zwischen ihnen, und welcher Wechsel!"

Daß die veränderte Richtung des Zeitgeistes mannichfache Zwiste und Reibungen zur Folge haben würde, hatte Grävell prophezeit und sich davon überzeugt durch den Gang des ersten wiener Congresses. Dies hätte, meinte er, kaum ausbleiben können bei der von den Regierungen selbst ausgegangenen Stimmung der Völker, bei ihren Erwartungen, auf Zusagen gegründet, bei dem Bewußtsein ihres anerkannten Verdienstes und ihrer Anstrengungen. Schon die Art und Weise, wie der teutsche Bund sich gestaltet, harmonirte nicht mit Grävell's Ansichten. „Dies Institut," schrieb er, „war für den ganzen Zustand Teutschlands und mittelbar, ich möchte sagen passiver Weise für den Zustand Europa's nach-

theilig geworden, indem dieser Bund durch die ganze Form seiner Zusammensetzung und seines politischen Lebens, vermöge der Schwierigkeit seiner Entschlußfassungen, mehr verneinend und hindernd, als bestimmend und fortbewegend sein mußte, in seinen Bewegungen aber dem Anstoß des Uebergewichts der mächtigsten Glieder nicht widerstehen konnte. Ganz unbedenklich hatte Teutschland, abgesehen von den Mediatisationen und ihren Wirkungen, durch Umgestaltung aus einer Monarchie in reine Aristokratie Nichts gewonnen, sondern nur all' das Gute eingebüßt, was das Ansehen, die Einheit und die Oberherrlichkeit des Kaiserthums noch vermochte."

Daß die dringenden Bitten derer, die dies erkannt, Nichts ausgerichtet, und daß es bei der Weigerung der Wiederherstellung der teutschen Kaiserkrone geblieben, das hielt Grävell nach seinen eigenen Worten „für ein um so größeres Unglück, da eben dadurch," wie er meinte, „eine Bloßstellung des teutschen Bürgerrechts und der Rechtsungewißheit ganz von selbst entstehen mußte."

Nach solchen Ansichten eiferte Grävell aufs Heftigste gegen die Souverainität der Fürsten. „Furchtbar und gottlos," schrieb er, „ist die oft wiederholte Lehre, daß Fürsten nur Gott und ihrem Gewissen verantwortlich wären, daß sie deshalb unbedingt thun und lassen, schaffen und vernichten könnten, und daß es Niemand erlaubt wäre, darüber zu urtheilen, Lob oder Tadel, Zufriedenheit oder Unzufriedenheit darüber laut werden zu lassen. Gott und seinem Gewissen ist jeder Mensch verantwortlich; die Fürsten, welche Menschen sind, können hiervon nicht ausgenommen werden. Aber jeder Mensch vermag sich nur Gott so zu denken, als seine Erkenntniß in die Vorstellungen vom Göttlichen eingedrungen ist, und diese sein Gemüth erfüllen. In seiner Vorstellungsweise macht sich daher Jeder seinen eigenen Gott, und verehrt, liebt und fürchtet ihn in eben dem Maße, als er ihn erkannt. Die Sünder haben die wenigste Scheu vor Gott, sonst könnten sie der Sündenlast nicht Raum geben in ihrem Herzen bei solcher Scheu. Das Gewissen ist eine furchtbare Gewalt im Menschen, aber es ist nicht immer wach, und läßt sich gar sehr irren."

Diese Behauptung unterstützte Grävell durch historische Thatsachen. „Als König Philipp," schrieb er, „die Beschlüsse des tridentinischen Concils durch den blutigen Alba den Niederländern aufzwingen ließ, und König Karl aus seinen Fenstern auf die Hugenotten, seine Unterthanen, schoß, waren beide sicher in ihrem Gewissen mit sich ganz zufrieden. Das Gewissen hinderte weder den Kaiser Nero, sich an dem Brande Roms zu ergötzen, noch den König Heinrich von England, seiner Brunst und seinem Blutdurst zu opfern, wornach ihm gelüstete. Wenn das Gewissen furchtbare Gewaltthaten nicht hinderte, wie viel weniger ist Verlaß auf dasselbe, wo es sich um minder auffällige Frevel oder Unbilde handelt."

Im Wesentlichen war Grävell der Meinung, daß die Fürsten und Völker einiger und einander mehr zugethan wären, als es diejenigen zugeben wollten, die gern Zwietracht aussäen und unter beiden gegenseitiges Mistrauen wecken möchten. „Wo ist ein Volk," schrieb er, „das nicht seinen redlichen Fürsten aufrichtig liebt und ihm vertraut, seinen Thron mit der Leibwache der Gesammtheit umgibt, und Vaterland und Fürst für unzertrennlich achtet? Umgekehrt bekennen die Fürsten mit Freuden ihren Beruf und die Obliegenheit für das Wohl ihrer Völker zu leben und den Scepter zu führen. Es dürfte wol nicht Einen geben, der anzuerkennen sich weigern würde, daß er für das Volk, das Volk nicht für ihn da wäre."

Ungeachtet aber Grävell eine entschiedene Richtung des politischen Lebens zu einer innigen Verbindung der Fürsten und Völker unbedenklich zugab, meinte er doch: ebenso wenig sei zu verkennen, daß das Fortschreiten zu einem geregelten und verbesserten politischen Zustande in mehrfacher Weise aufgehalten und möglichst hintertrieben werde. „Dies geschieht," äußerte er, „hauptsächlich von denen, die, vom Volke sich absondernd, den Staat zu einem Bienenstock machen möchten, in welchem die Menge der Arbeitsbienen dazu bestimmt ist, die Mittel eines genußreichen Lebens für sie herbeizuschaffen, damit sie allein den Weiser umgeben, unterhalten und mit ihm zu Tische und zu Bette gehen. Diese Aristokratie des Erbadels, bei weitem aber noch mehr der Staatsbeamten ist es, welche die Fürsten umkreiset, verderbliche Grundsätze und Lehren erfindet und predigt, eine Scheidewand zwischen Fürsten und Volk bildet, und alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel vornehmlich auf die Befestigung und Verdichtung eben dieser Scheidewand verwendet, so, daß sie die Fürsten selbst dafür zu gewinnen und sie dazu zu misbrauchen wissen, ihnen dabei noch behilflich zu sein. Es ist hiermit auf keine Weise gesagt, daß alle Mitglieder dieser Stände in diesem Sinne denken und handeln. Es gibt deren eine große Zahl, die weit davon entfernt sind und sogar entgegenarbeiten. Eine noch größere Zahl unbedeutender Mitglieder kommt gar nicht in Betracht, weil sie einflußlos sind. Auf der andern Seite folgen auch Viele ganz unbewußt und rücksichtslos dem erhaltenen Antriebe. Selbst die Zahl derjenigen, deren Gewicht in die Wagschale fällt, und die wol wissen, wornach sie trachten, ist nicht klein."

Am wenigsten harmonirte mit Grävell's Ansichten die öffentlich ausgesprochene Besorgniß, daß dem teutschen Volke aus Mangel an Gemeingeist ein Umsturz der Staatsverhältnisse drohe. Grävell glaubte dieser Behauptung widersprechen zu müssen. In dem Vorberichte zu seiner Schrift: „Wie darf die Verfassung Preußens nicht werden? (Leipzig 1819) äußerte sich Grävell bescheiden, wenn auch nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl mit den Worten: „Ob meine Stimme Gehör finden wird, und ich zu den Männern gehöre, die eine besondere Achtung verdienen, kann ich nicht bestimmen. Wenigstens aber weiß ich, daß ich mich der Achtung meiner Mitbürger nie unwürdig gemacht habe. Gewiß weiß ich, daß ich alle meine Kräfte dem Vaterlande zu widmen und zu seinem Wohle meine Ueberzeugung frei auszusprechen den unverbrüchlichen Beruf fühle, daß ich keine desfallsige An-

feindung scheue und dabei Nichts weiter beabsichtige, als dazu nach Vermögen beizutragen, daß die Wahrheit an den Tag komme."

Ueber die Befürchtung einer Teutschland drohenden Gefahr äußerte sich Grävell mit den Worten: „Für den Augenblick sehe ich keine. Noch ist der Himmel heiter. Nur ein schwarzes Wölkchen zeigt sich am Horizont, und die Sturmvögel umflattern die Masten des Staatsschiffes. Der Seemann, der mit dem Meere vertraut ist, eilt die Segel einzuziehen, und Leute an die Pumpen zu stellen. Der unerfahrene Schiffer fährt mit vollen Segeln in den Orkan, der ihn und sein Schiff der Unterwelt überliefert. Zu spät ist es alsdann zu warnen, zu rathen. Furchtbarer als der Orkan des Meeres ist der Sturm entzügelter Leidenschaften der Menschen — der Völker. Aber es hilft nicht, die Zügel schärfer anzuziehen. Der Mund ist empfindlich; es bäumt sich das kräftige Roß; dahin eilt es ohne Reiter, der zerschmettert am Boden liegt."

Aus diesen Aeußerungen und den unmittelbar folgenden Worten scheint hervorzugehen, daß Grävell die Möglichkeit von Gefahren, von denen Teutschland bedroht werden könnte, nicht ganz bezweifelte. „Weil es noch Zeit ist," äußerte er, „habe ich sprechen wollen. Ich weiß wol, welcher Lohn dem Prometheus zu Theil ward, weil er den Menschen das Feuer vom Himmel holte, und welchen Jeder zu erwarten hat, der das Licht der Wahrheit zu den Menschen bringt. Aber ich weiß auch, daß zu seiner Zeit von der Vorsehung immer ein Herkules erweckt wird, der die Ketten des Zeus zerbricht. Was wäre es für ein Verdienst, die Wahrheit zu verkünden, wenn dies Gewinn brächte?"

Ohne allen Eigennutz, der seinem Charakter durchaus fremd war, aber auch ohne alle Rücksichten öffentlich mit seiner Meinung hervorzutreten, war so tief in Grävell's Sinnesart begründet, daß er sich in dieser Hinsicht durchaus keinen Zwang anthat und noch weniger sich irgend Schranken setzen lassen wollte. Ein Rückblick auf seine eigenen Schicksale diente ihm zur Basis, um eine vielfach verbreitete Meinung zu bestreiten. „Es gibt," schrieb er, „Leute in hohen Staatsämtern, die dem Staatsdiener nicht gestatten wollen, als Schriftsteller über die Sphäre herauszutreten, die ihm als Beamter angewiesen ist, und welche, die doppelte Person nicht erkennend, das Recht zu haben meinen, über die Ansichten und Urtheile ihrer Untergebenen, als Schriftsteller, entscheiden und absprechen zu können, wie sie es gewohnt sind, mit den Anträgen und Gutachten derselben zu thun. Es ist gar leicht, die Unzulässigkeit dieser Meinung zu erweisen. Ein Beamter kann zwar in keinem Augenblick sich von den Pflichten seines Amtes entbinden, und wenn er durch seine Schriftstellerei irgend eine strafbare Handlung begeht, muß er dafür in einem Grade büßen, wie er in seiner Eigenschaft als Staatsdiener die Verpflichtung auf sich hat, jede strafbare Handlung zu verhüten. Was aber an sich erlaubt ist, dazu hat auch jeder Staatsbeamte vollen Fug und Recht, in soweit durch seine Bestallung nicht eine besondere Ausnahme gemacht worden ist. Ueberdies darf im Staatsdiener nie der Bürger und im Bürger nie der Mensch untergehen. Die allgemeinen Pflichten des Menschen, des Bürgers darf der Beamte nicht verleugnen. Seiner Brüder Glück aus allen Kräften zu befördern, des Vaterlandes Wohl wahrzunehmen und dazu beizutragen, auf welche Weise er irgend vermag, das ist auch des Beamten Beruf. Wo er nicht handeln kann oder darf, da muß er wenigstens rathen, warnen, ermahnen, wenn auch diejenigen zürnen, die selbst klug genug zu sein meinen."

Die meisten dieser Aeußerungen fallen in die Zeit, welche Grävell auf seinem früher erwähnten Gute Wolfshayn zubrachte, wohin er sich im Februar 1824 von Merseburg zurückgezogen hatte, mit dem Entschluß, sich der Oekonomie zu widmen, mit der Literatur nur noch durch die Theilnahme an einigen Journalen zu verkehren, und als selbständiger Schriftsteller nicht mehr aufzutreten. Nur mit Widerstreben entschloß er sich daher auf die wiederholten Anträge der Kaiser'schen Buchhandlung in Erfurt, einen Commentar zu der preußischen Gerichtsordnung zu liefern.

Noch in späterer Zeit erinnerte sich Grävell mit Vergnügen der fünf glücklichen Jahre, die er in Wolfshayn zugebracht hatte. Er entwarf davon eine Schilderung in den Worten: „Den ganzen Sommer über auf Feldern und Wiesen geschäftig, den Winter mit dem Commentar beschäftigt, sind diese Jahre im Kreise einer Familie verflossen, die, wie wenige, das große Glück stiller Häuslichkeit und sorgsamer Eintracht kennt, und im erquickenden Umgange mit lieben Nachbarn. Ich habe erfahren, wie überaus wahr es ist, mit Horaz den selig zu preisen, dem es vergönnt ist, die Qualen der Städte und Paläste zu meiden [2]), und ein friedliches Landgut, frei von allen Fesseln und Störungen seiner Ruhe, anzubauen. O ihr schönen Jahre, wie oft genieße ich eure Freuden noch in dankbarer Erinnerung!"

Durch seine Lebensschicksale und Schriften hatte Grävell einen nicht gewöhnlichen Ruf erlangt. Er ward daher oft von sehr entfernten Orten in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt. Aber auch sein Haus war selten von Personen leer, die in solcher Absicht zu ihm kamen. Eine politische Wichtigkeit sich dadurch zu verschaffen, wozu sich ihm dadurch die beste Gelegenheit bot, harmonirte nicht mit seiner Denkungsart und lag völlig außer dem Bereich seiner Wünsche. Von einer liebenswürdigen Seite zeigte sich sein Charakter durch seine Humanität. Er hätte sichs, nach seinem eigenen Geständniß, nicht verzeihen können, irgend Einen, der sich mit Vertrauen an ihn wandte, zurückzuweisen, so sehr auch ein solcher Andrang seine ländliche Ruhe störte. Dabei hatte er es sich jedoch zum Grundsatz gemacht, für Keinen eine schriftliche Arbeit zu fertigen, sondern nach Durchsicht der ihm vorgelegten Acten schriftlich oder mündlich Bescheid zu ertheilen, ob in der Sache noch

2) Siehe *Horatii* Epod. Liber. Ode II. Beatus ille, qui procul negotiis etc.

etwas zu thun oder Alles vergeblich sei. Im erstern Falle bezeichnete er genau den Weg, wie die Sache am besten zu betreiben wäre. Dadurch verhinderte er eine Menge von Querelen und vergeblichen Anstrengungen. Ueberall rieth er zum Frieden, zur Milde. Dies überraschte nicht Wenige. Sie konnten die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er selbst in seinen eigenen Angelegenheiten ganz anders gehandelt und sich tapfer gewehrt habe. Diesen Einwand beantwortete Grävell gewöhnlich durch die Warnung, ihn nicht zum Muster zu wählen. „Wer so verfahren wollte," äußerte er, „müßte auch die Kraft und den Muth besitzen, die unausbleiblichen Folgen auf sich zu nehmen. Wem aber diese Eigenschaften fehlen, den müsse man vor einem Wege warnen, der ihn nur ins Verderben stürzen würde."

Zu denen, die sich bei Grävell Raths zu erholen suchten, gehörte unter andern die Fürstin von Pückler-Muskau, als Generalbevollmächtigte ihres Gemahls. Das von Grävell bewohnte Gut Wolfshayn grenzte unmittelbar an die Standesherrschaft Muskau. Die Gemeinde des nahegelegenen Dorfes Groß-Düben war mit jener Herrschaft in eine Menge von Processen verwickelt. Sie stand in dem Rufe, eine der widerspenstigsten zu sein. Wie alle übrigen Gemeinden hatte sie auf Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse angetragen; diese aber hatten, der vielen Processe wegen, keinen sonderlichen Fortschritt gewinnen können.

Durch die von Grävell verlangte Räumung eines Grenzgrabens, bei welcher die ganze Gemeinde Hand anlegen mußte, war er mit derselben näher bekannt geworden, und hatte ihr ein solches Vertrauen eingeflößt, daß sie ihre Deputirten zu ihm sandte, um sich in ihren Händeln mit der Standesherrschaft Muskau Raths zu erholen. „Nachdem ich," erzählte Grävell in spätern Jahren, „mich so weit unterrichtet hatte, daß ich die Lage der Sachen übersehen konnte, sagte ich den Deputirten meine Meinung darüber, sie aufzugeben. Einige Zeit nachher kamen sie wieder und erzählten, daß sie das Alles der Gemeinde vorgetragen hätten, und daß diese mir in allen Stücken folgen wolle, wenn ich so gut sein wollte, ihr Beistand zu leisten, und ihre Sachen zu betreiben. Dies schlug ich rund ab, versprach aber, ihnen ferner meinen Rath nicht vorzuenthalten, wenn sie ihn suchten. Ich rieth ihnen, ihre jetzige Gesinnung ihrer Herrschaft offen darzuthun, derselben nicht zu verhehlen, welchen Antheil ich daran hätte, und derselben anzubieten, auf ein Compromiß einzugehen. Dies wurde von der andern Seite angenommen, und ich gemeinschaftlich zum Schiedsrichter ohne weitere Berufung bestellt. Es gelang mir," fügt Grävell hinzu, „im Verlauf der Verhandlungen nicht allein über die anhängigen Streitpunkte, sondern zugleich über alle Gegenstände der Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse, der Separation der ganzen Flur und der Ablösung aller Servituten unter beiden Theilen einen Generalvergleich zu Stande zu bringen."

In der erwähnten Compromißsache hatte Grävell so viel Umsicht und Thätigkeit bewiesen, daß die Fürstin von Pückler-Muskau sich dadurch wahrscheinlich veranlaßt fand, in einer noch wichtigern Angelegenheit sich an ihn zu wenden. Es handelte sich darum, die Vollstreckung eines rechtskräftigen Urtheils abzuwenden. Hinsichtlich einer auferlegten Leistung hatte dies Rechtserkenntniß etwas beinahe Unmögliches angeordnet, wodurch die Gegenpartei veranlaßt worden war, eine durchaus übertriebene Entschädigung zu fordern. Grävell ward in seiner Wohnung durch einen Besuch der Fürstin überrascht. Er gab ihr eine Anleitung, wie sie die Sache am füglichsten betreiben könnte. Da der von ihr ihm überreichte Entwurf seinen Ansichten nicht entsprach, so entschloß er sich, wenn gleich mit Widerstreben, durch eine eigene Ausarbeitung der Fürstin behilflich zu sein. Der glückliche Erfolg entsprach ihren kühnsten Erwartungen. Nach dem übereinstimmenden Urtheil von Sachverständigen hätte jene Angelegenheit kaum auf einem andern Wege als den, welchen Grävell eingeschlagen, beseitigt werden können. Die Fürstin ward dadurch in der Meinung bestärkt, daß Grävell vor vielen Andern der Mann sei, der die sehr verworrenen Angelegenheiten der Standesherrschaft Muskau und deren ungeregelte Verwaltung in gehörige Ordnung zu bringen vermöchte. Lange sträubte sich jedoch Grävell gegen den ihm gemachten Antrag, jene Verwaltung selbst zu übernehmen, wozu ihm die Fürstin die Vollmacht ihres Gemahls zu übertragen versprach. Es ward ihm schwer, aus seinem freundlichen Stillleben in Wolfshayn wieder in einen Geschäftskreis einzutreten, der seine Zeit und Kräfte vielfach in Anspruch nahm. Die dringendsten Bitten der Fürstin würden vergeblich geblieben sein, wenn sie nicht die Tochter des preußischen Staatskanzlers v. Hardenberg gewesen wäre, und zwar, nach Grävell's eigenen Worten, „nicht blos seine leibliche, sondern auch seine geistige Tochter."

In einer Charakteristik Hardenberg's, welche Grävell in spätern Jahren (1837) entwarf, gestand er seinen Freunden, daß nicht leicht ein Mann auf seine Lebensschicksale einen größern Einfluß gehabt habe. „Freilich," fügte er hinzu, „einen bei weitem mehr nachtheiligen als günstigen Einfluß, ohne mir jedoch schaden zu wollen, blos, weil er auch in Bezug auf seinen Charakter der Richtung gemäß handelte, die derselbe in spätern Jahren angenommen hatte. Stets hatte er mich mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelt. Seine große Humanität und Liberalität hat sich immer in der Art und Weise seines Benehmens zu erkennen gegeben, wo er sich meiner angenommen oder nicht angenommen hatte. Er hat selbst den guten Willen ausgesprochen, mich noch mehr zu berücksichtigen. Aber mein Gang war nicht der seiner feinen und mehr ausweichenden als durchgreifenden Politik; und wenn es zu einer bestimmten Entscheidung kam, hielt er diese entweder hin, worüber unersetzliche Zeit verloren ging, oder er ließ mich fallen, weil das Gegentheil mit seiner Politik sich nicht vertragen haben würde. Dennoch weiß ich, daß er es immer gut mit mir gemeint hat, obgleich ich aus guter Quelle weiß, daß er in seinen letzten Jahren auf mich sehr böse, und über Nichts vielleicht so aufgebracht gewesen ist, als über meine Beurtheilung seiner Staatsverwaltung."

Diese Worte beziehen sich auf eine ausführliche Schilderung jener Staatsverwaltung, welche anonym in einer weit verbreiteten Zeitschrift [3]) erschienen war. Der Verfasser war J. F. Benzenberg. Durch den Verleger jener Zeitschrift (F. A. Brockhaus) war Grävell aufgefordert worden, für ein anderes Journal (den Hermes) eine Kritik jener Abhandlung zu liefern. Grävell war darin tiefer eingedrungen, als der Gegenstand erforderte. Besonders gedruckt ward diese Kritik anonym 1819 unter dem Titel: „Anti-B-z-b-g oder Beurtheilung der Schrift: Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg."

Ueber diese Schrift äußerte sich Grävell in spätern Jahren mit den Worten: „Sie machte damals großes Aufsehen und ging reißend ab. Sie enthielt den Ausdruck der ungeheucheltsten Achtung des großen Staatsmannes, dem Preußen, außer dem Könige, hauptsächlich seine Erhaltung und Wiederherstellung zu verdanken hatte. Zugleich aber waren darin auch allerdings die Wendepunkte, die Rückschritte und die Gefahren aufgedeckt, obgleich nur mehr angedeutet als ausgeführt, welche Hardenberg's Politik seit dem wiener Congreß genommen und herbeigeführt hatte. So schonend und bescheiden dies ausgesprochen war, muß es doch die wunden Stellen schmerzlich berührt haben. — Als sich einige Zeit nach dem Erscheinen meiner Schrift nach Berlin kam und den Geh. Staatsrath v. Stägemann besuchte, fragte mich dieser unter andern: ob ich nicht wüßte, von wem der Anti-B-z-b-g sei? In Berlin schreibe man ihm vielfältig das Werk zu, und selbst der Staatskanzler (v. Hardenberg) lasse sich dies durchaus nicht ausreden und nehme es ihm sehr übel. Ich beantwortete die Frage nicht sogleich, sondern erwog die Sache erst zu Hause. So unangenehm es mir indessen auch war, den Unwillen des Kanzlers auf mich zu lenken, so behielt doch die Betrachtung die Oberhand, daß es unredlich sei, einen Andern für mich eintreten zu lassen. Ich schrieb also am andern Tage an den Staatskanzler, berichtigte seinen Irrthum und setzte hiervon den vermeintlichen Autor gleichfalls in Kenntniß."

Was in der erwähnten Schrift den Staatskanzler v. Hardenberg besonders verletzen mußte, war der ihm gemachte Vorwurf, die Beschränkung der Presse durch Einführung der Censur geduldet zu haben. „Ein Minister," heißt es darin, „der selbst aufgeklärt ist, kann in keinem Lande ein Freund des Obscurantismus und Preßzwangs sein. In Preußen würde, nach 46 Jahren eines Friedrich II., es sogar Stumpfsinn verrathen, die Durchführung jener Maßregel nur einen Augenblick voraussetzen zu wollen. Hiermit scheint mir erklärt, wie ein Hardenberg über allen Censurzwang denken könne. Daß derselbe sich durch einige persönlich erfahrne Schmähungen habe hinreißen lassen, erprobten Grundsätzen untreu zu werden, ist gewiß das Letzte, was man annehmen darf. Wer sich seiner redlichen Absichten und der treuen Erfüllung seines Berufs bewußt ist, der bemitleidet und verachtet diejenigen, die in ihres Herzens Schlechtigkeit ihn schmähen. Findet er aber, daß ein Tadel gegründet wäre, so dankt ein edler Mann für die Zurechtweisung. Dies gilt von einzelnen wie von ganzen Regierungen. Nur wo wunde Flecken vorhanden sind, welche berührt worden, wird man schmerzlich getroffen. Bei einem ruhigen Gewissen läßt man wol gar, wie es einst Friedrich II. that, das Pasquill herunterreißen, damit es besser gelesen werden könne. Daß der Kanzler so denkt, das wissen wir aus rührenden Thatsachen. Wenn aber dem so ist, was kann diesen großen Staatsmann vermocht haben, nicht blos mit dem Beschlusse des Bundestages sich zu begnügen, sondern in Preußen, unter allen Staaten zuerst und von wenigen nur nachgeahmt, Censurverordnungen zu erlassen, welche an sich die schriftstellerische Freiheit beengen, vorzüglich durch ihre Unbestimmtheit und durch die Willkür, die eben dadurch den Censoren eingeräumt wird, am Ende erdrückend werden müssen. Die öffentliche Meinung entschieden lenken, Ideen, die um so tiefer eindringen, sobald sie gefährdet werden, unterdrücken zu wollen, oder irgend einen geistvollen Schriftsteller dadurch zu verhindern, die verpönten Früchte dennoch auf den Markt zu bringen — dies davon zu erwarten, kann einem klugen, die Zeit begreifenden Staatsmann nicht wohl mehr einfallen. Was ist es, was ihn dennoch dazu bewogen hat? Entweder es ist eine Absicht dabei, die wir nicht zu erspähen im Stande sind, oder er hat dem Drange von Außen nicht Widerstand leisten können und den Leuten den Willen gethan, wohl wissend, daß sie bald die eigene Erfahrung machen werden, wie solche Maßregeln ihren Zweck durchaus verfehlen und unausweichbar das Gegentheil von dem bewirken, was man dadurch erlangen will. Daß dieser Erfolg eintreten werde, dies vorherzusagen, darf man eben nicht zu den Propheten gehören wollen."

Aeußerungen dieser Art zu unterdrücken, harmonirte nicht, wie bereits erwähnt, mit der Freimüthigkeit, die einen Grundzug in Grävell's Charakter bildete. Aber Undankbarkeit widerstrebte ebenfalls seinem Zartgefühl. Was der von ihm getadelte Mann ihm erwiesen, wollte er dessen Tochter vergelten, und, wie er sich ausdrückte, „auf seinem erkalteten Haupte in ihrer Person noch feurige Kohlen sammeln für das, was er nicht Gutes gethan." Diese Vorstellung entschied seinen Entschluß, der Fürstin von Pückler-Muskau in ihren früher erwähnten Angelegenheiten seinen Beistand nicht zu versagen. Auf den von ihr gemachten Antrag ging er demgemäß ein, doch nur unter der Bedingung, daß ihr Gemahl selbst ihm sein desfallsiges Verlangen schriftlich zu erkennen gäbe. Ein förmlicher Vertrag sollte den Verwaltungs-Etat fest bestimmen und zugleich die übertragene Gewalt dergestalt geregelt werden, daß sich der Fürst selbst der Befugniß jeder Abänderung oder jedes Vorgreifens durchaus enthielte. Der Vertrag ward sofort vollzogen.

Ueber den Geschäftskreis, in den er eingetreten war,

3) In den Zeitgenossen. Bd. 6. Heft 22. S. 2—75, später auch einzeln gedruckt (Leipzig 1821. N. A. Ebendas. 1822. gr. 8.) unter dem Titel: „Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg."

äußerte sich Grävell mit den Worten: „Die Finanzverhältnisse der Standesherrschaft Muskau waren an und für sich von der Art, daß sie meiner Hilfe nicht bedurften, um ein Erkleckliches abzuwerfen, das den Bedürfnissen des fürstlichen Paares hinlänglich genügte. In dieser Beziehung beschränkte sich mein neuer Beruf nur darauf, durch Einführung einer Etatswirthschaft die Uebersichtlichkeit des Ganzen zu gewinnen und mit Hilfe des mir zur Seite stehenden Oberdirectors Bathe bei der Verwaltung selbst durch Emporhebung der Einnahmen und Verminderung der Ausgaben den Ueberschuß jener über diese möglichst zu erhöhen. Aber in anderer Hinsicht waren die Rechtsverhältnisse der Standesherrschaft überaus verworren, auch zum Theil verdunkelt und so im Argen, daß ohne baldige Ordnung und Aufklärung derselben die Gefahr unabsehbarer Einbußen und Beschränkungen obwaltete."

Wesentlich verändert hatten sich die Verhältnisse der erwähnten Standesherrschaft, seit dieselbe, die früher unter der sächsischen Landeshoheit gestanden, unter den preußischen Scepter gekommen war. Sie hatte ihre bisher uneingeschränkte Souverainität eingebüßt, die in den Mechanismus der preußischen Staatsverwaltung nicht paßte und nicht fortbestehen konnte. Wegen der Aufhebung und Umwandlung der erheblichsten von ihren frühern Gerechtsamen war bereits ein Staatsvertrag abgeschlossen worden. Vieles aber war in diesem Contracte nicht zur Sprache gekommen und noch nicht bestimmt. Die Folge davon war, daß die preußischen Verwaltungsbehörden, wenig bekannt mit der frühern Verfassung, diese wenig berücksichtigten, und indem sie lediglich nach preußischer Weise verfuhren, mancherlei Besitzstörungen und Conflicte herbeiführten. Bedeutende Verluste in jenen Gerechtsamen schienen fast unvermeidlich, wenn dieselben nicht erörtert und vertheidigt würden. Mit besondern Schwierigkeiten war die Einführung des preußischen Hypothekenwesens in der Standesherrschaft Muskau verbunden. Die Einführung dieses Instituts gereichte der Herrschaft zu offenbarem Verderben, weil die Gerichtshöfe dabei überall nach preußischen Vorschriften verfahren und durchaus nicht in Betracht ziehen wollten, daß diese Vorschriften in der sächsischen Zeit nicht beobachtet werden durften. Es galt daher, die eingewurzelten Ansichten der Gerichtshöfe zu bekämpfen, und in sofern dies nicht möglich war, durch eine allgemeine Umwandlung aller Hypothekenschulden die Hindernisse zu heben, die auf diesem Wege nicht weggeräumt werden konnten. Manchen Schwierigkeiten unterlag auch die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse von fast 30 Ortschaften, die zu der Standesherrschaft Muskau gehörten. Am schädlichsten wirkte das Verfahren bei der Generalverhandlung zur Erörterung und Feststellung der gegenseitigen Rechtsverhältnisse. Aus Unkunde der Verfassung, des Herkommens und des Provinzialrechts wurden eine Menge von Processen herbeigeführt, die bei dem Widerspruche der Entscheidungen in ganz gleichen Sachen die Verwirrung und den Zeitverlust noch vermehrten.

Dies war nach Grävell's eigener Schilderung der Zustand der Dinge, in welchen er eingetreten war und die Geschäftsführung übernommen hatte. Er gestand später, darin durch den Fürsten von Pückler-Muskau in keiner Weise gestört worden zu sein, sondern von ihm nur die Weisung erhalten zu haben, jede Sache, die er für unrecht halte, unbedenklich aufzugeben, überall aber beim Verfolgen des Rechts die Billigkeit und Nachgiebigkeit nicht außer Acht zu lassen.

Das hier und da ausgesprochene einseitige Urtheil über den genannten Fürsten berichtigte Grävell in einer Charakteristik, die er in spätern Jahren von ihm entwarf und in welcher das Lob den Tadel bei weitem überwiegt. „Der Fürst," äußerte er, „ist ein ganz anderer Mann, als ich häufig über ihn habe urtheilen hören. — Wer die Verhältnisse kennt, unter denen er aufgewachsen ist, der weiß, daß er eigentlich gar keine Erziehung genossen hat, sondern das, was er ist, aus sich selbst und durch sein Leben in der Welt geworden. Zwar hat er Hofmeister und Erzieher gehabt, aber keiner ist des jungen genialen und kräftigen Menschen Herr geworden. Mit den schönsten Anlagen des Geistes und des Körpers ausgerüstet, hat er früh seine Kraft gefühlt, und dabei reich und vornehm, nur wenig Menschen kennen lernen, die sich nicht beeifert hätten, dem jungen Herrn zu Gefallen zu sein und seinen Wünschen zu fröhnen. Zu keinem Geschäfte ausgebildet oder angehalten, hat der Jüngling oft nicht gewußt, was er mit seinen Kräften anfangen sollte. — Es wäre kein Wunder gewesen, wenn er die Menschen — Werkzeuge seiner Launen — gering zu schätzen und zu verspotten sich angewöhnt hätte. Aber sein ungemein klarer Verstand und die natürliche Anlage des Edelmuths haben ihn abgehalten, sich so zu verirren. Ins Mannesalter getreten und mit Besonnenheit seine Kräfte berechnend, gehört der Fürst zu den gescheitesten und besten Menschen, die ich kenne, und vermöge seiner ausgezeichneten Talente, vieler Erfahrungen und natürlicher Gutmüthigkeit, zu dem angenehmsten und liebenswürdigsten Umgange, den man sich wünschen kann. Er ist nicht ohne alle Vorurtheile seines Standes, nicht ohne manche Angewöhnung der Jugend. Dies zeigt sich in seinem unwillkürlichen Benehmen öfters; aber es hindert ihn nicht, so oft es darauf ankommt, nach Gründen und mit Ueberzeugung sich zu entschließen, sich durch einen ruhigen Verstand und edlen Sinn bestimmen zu lassen. Es ist," fügt Grävell hinzu, „ein Gewinn, den ich in Muskau gemacht habe, daß wir Freunde geworden sind. Die unverhohlene und lautere Dankbarkeit, zu der der Fürst und die Fürstin sich mit Herzlichkeit für meine Leistungen bekannten, und das freundliche Wohlwollen, das sie mir auch nach unserer Trennung bewiesen, sprechen als ein gleich rühmliches Zeugniß für sie und mich."

Unter solchen Verhältnissen hatte Grävell sich der zu Johanni 1825 übernommenen Geschäftsführung in Muskau dergestalt unterzogen, daß er, wie er sich äußerte, „seine eigene nicht mit regerem Antheil hätte betreiben können." Durch seine Thätigkeit und seinen Eifer hatte er es dahin gebracht, daß zu Michaelis 1832 Alles so

geordnet war, daß es übergeben werden konnte. Dies berechnend, hatte er seine Vollmacht bereits zu Anfange des Jahres 1831 aufgekündigt, jedoch dabei versprochen, nicht eher Muskau zu verlassen, als bis Alles im Reinen wäre. Nur die laufenden Geschäfte hatte er noch zu besorgen, als sich in ihm immer lebhafter der Wunsch regte, wieder ganz sein eigener Herr zu werden. Seine Gutmüthigkeit bewog ihn jedoch, auch noch später für eine andere Familie eine gleiche Vollmacht und Geschäftsführung zu übernehmen, die den glücklichsten Erfolg hatte.

Sein Geschäftsleben in Muskau würde ein sehr angenehmes gewesen sein ohne die Eingriffe der höhern Staatsbeamten in seine Handlungsweise. Grävell äußerte darüber in spätern Jahren: „Die dadurch entstandenen Reibungen führten zu mancherlei Beschwerden. Diese aber mußten unglücklicherweise bei demselben Minister angebracht werden, mit welchem ich früher in Streit befangen gewesen war, und der mich bei dieser Gelegenheit zu der Einsicht zu bringen gedachte, daß man keiner Staatsbehörde einen Vorwurf machen dürfe, ohne sich zu vergehen."

Von der Richtigkeit dieser Ansicht konnte sich Grävell durchaus nicht überzeugen. Aller Warnungen seiner Freunde ungeachtet, ließ er sich daher nicht abhalten, wie bisher seine Meinung, ohne Ansehen der Person, frei und unumwunden auszusprechen. Dies hatte zur Folge, daß wegen angeblicher Beleidigungen der königl. preußischen Generalcommission zu Soldin und der königl. Regierung zu Liegnitz zwei fiscalische Untersuchungen gegen ihn eingeleitet wurden, die erst drei Jahre nachher (1834), als er längst Muskau verlassen, beendigt waren.

Mit Grund befremden mußte es ihn, daß die preußische Regierung zu einer Zeit, wo die über ihn ausgesprochene Verurtheilung in erster Instanz schon bekannt war, zu Ende des Jahres 1833 ihn wieder in den Staatsdienst zu ziehen beabsichtigte. Die von ihm gestellten Bedingungen, die er an den Wiedereintritt in die Dienstverhältnisse geknüpft hatte, waren jedoch, ohne sein Vorwissen und seine Zustimmung, so abgeändert worden, daß er Bedenken trug, darauf einzugehen. Das Erscheinen des bestätigenden Erkenntnisses zweier Instanzen kam daher zu recht gelegener Zeit, um einen Conflict zu beseitigen, welchen Grävell durch seine Weigerung herbeigeführt haben würde.

Nicht ohne Bitterkeit äußerte er sich in spätern Jahren über seine Verurtheilung. „Ich habe darin," schrieb er, „nur den Beweis einer unklaren Gesetzgebung bei einer mangelhaften Rechtspflege finden können." — Die Gründe dafür wollte Grävell in einem Schreiben an den König von Preußen in einer ausführlichen Darstellung entwickeln. Durch überhäufte Geschäfte, deren pünktliche Besorgung er für eine unerläßliche Pflicht hielt, und durch eine seiner leidenden Gesundheit wegen angetretene Badereise verzögerte sich jedoch längere Zeit diese Arbeit. Sie verlangte die Zusammenstellung aller Actenstücke, die seine letzten Lebensverhältnisse betrafen. Unerläßlich war es aber dabei, Manches zu berühren, was sich auf seine frühern Verhältnisse bezog. Nur dadurch, meinte Grävell, wäre es möglich, über die wahre Beschaffenheit seiner Handlungsweise ein richtiges Urtheil zu fällen.

„Viele Menschen," äußerte Grävell in spätern Jahren, „haben bei einer meiner frühern Schriften, der „Neuesten Behandlung eines preußischen Staatsbeamten," nicht begriffen, was ich eigentlich mit dieser Schrift und dem ganzen vorangegangenen Verfahren bezweckt habe. Wer die Wichtigkeit der Collegialität der Mittelbehörden im Staate und ihrer Unverletzbarkeit in ihrem ganzen Umfange und Geschäftsleben nicht kennt, dem wird allerdings nie deutlich werden können, welchen Werth mein Widerstand gegen die Geltendmachung und Einmischung des Präsidialeinflusses und der Ministerialherrschaft ansprach. Hätte ich freilich damals schon die Hinneigung der Regierung zur Bureaukratie und die nachherige wesentliche Umgestaltung der Provinzialregierungen und deren Dienstinstruction gekannt, so würde ich einen Widerstand im Geiste der damals noch bestehenden Einrichtungen nicht unternommen haben. — Wie sehr man es auch darauf anlegen möge, daß das Gesetz und dessen Beobachtung in das Gutbefinden der Obrigkeit gestellt werde und davon abhängig bleibe in dem großen Weltkampfe der Zeit: ob die Obrigkeit über oder unter dem Gesetz stehe — so wird doch das Recht und die Heiligkeit des Gesetzes den Sieg erringen. Auf dem Posten, auf welchem ich in diesem Kampfe stehe, werde ich, nach den mir verliehenen Kräften, meine Waffen brauchen."

Eine so kühne Sprache hatte Grävell schon früher in einem Schreiben geführt, das er während seines Aufenthalts in Berlin (1822) an den König von Preußen gerichtet hatte. „Es ist," heißt es darin, „ein sicheres Zeichen der drohenden Gefahr und beginnenden Zerrüttung, wenn in einem Lande den Unterthanen, welchen zu Beschwerden über ihre Obrigkeiten Veranlassung gegeben wird, dadurch der Mund gestopft werden soll, daß sie der Justiz überantwortet werden und die nicht in Abrede zu stellenden Beschwerden als Schmähungen zu ahnden. Ich bin ebenso sehr überzeugt, daß die Feststellung der gegen mich eingeleiteten Untersuchung mir gleichgültig sein kann, wenn die Justiz ihr Amt verwaltet, wie sie soll. Ich bin aber auch auf die Möglichkeit des Gegentheils gefaßt, da die Geschichte aller Zeiten und aller Länder reichliche Beispiele davon liefert, wie es denen ergangen ist, die den Mächtigen unangenehme Wahrheiten gesagt haben. Es ist mir die Wahl nicht schwer, ob ich lieber dem Johannes oder der Herodias nachahmen soll. — Selbst vor dem Throne werde ich meine Ueberzeugung nicht verleugnen. Nie werde ich die der Majestät schuldige Ehrerbietung hintansetzen, aber auch den Stolz und die Aufrichtigkeit bewahren, die dem Manne vor Fürstenthronen geziemen und die den Unterschied des Braven und des Heuchlers machen."

Daß Aeußerungen dieser Art nicht gebilligt und noch weniger gut aufgenommen werden konnten, ist begreiflich. Grävell hätte sich dies selbst sagen müssen. Aber schon der bloße Gedanke, aus Scheu und irgend einer Rücksicht seine Ueberzeugung zu unterdrücken,

empörte ihn. Seine Lage ließ ihn unbekümmert. „Ich habe," schrieb er, „entbehren lernen. Auch das ärmste Mahl wird mir schmecken, weil es von frohem Bewußtsein gewürzt sein wird. Möge es," fügte er hinzu, „Allen so gut werden, denen ihr Gewissen nicht ableugnen kann, mitgewirkt zu haben, daß ein Familienvater und Beamter, der bis dahin nur mit Auszeichnung und Beifall gedient hat, um Amt und Brod gebracht wird."

Ungeachtet dieser Resignation konnte es ihm doch nicht gleichgültig sein, daß er auf seine an den König gerichtete Bitte: ihn mit seinem bisher bezogenen Gehalte in Ruhestand zu versetzen, einen abschläglichen Bescheid erhalten hatte. Seine Ansprüche hatte er auf seine vieljährige Amtsthätigkeit begründet, welcher er aus mehrfachen Ursachen nicht mehr gewachsen zu sein glaubte. „Seit 1802," schrieb er, „habe ich meine Kräfte durch so angestrengte Arbeit erschöpft, daß ich erst, seitdem ich auf dem Lande wohne, angefangen habe, mich zu erholen. Ueber sechs Jahre bin ich außer Dienstthätigkeit gewesen. Sehr Vieles hat sich in diesen sechs Jahren, besonders in der Administration, verändert, was mir fremd geblieben, und wogegen ich, eintretend mit den Ideen, mit welchen ich ausgetreten bin, leicht verstoßen kann. Mit Einem Worte, ich fürchte, selbst für die jetzt bestehenden Dienstverhältnisse so wenig zu passen, daß es mir weit vorzüglicher erscheint, außer Dienstthätigkeit zu bleiben."

Noch einen andern Grund führte Grävell dafür an. „Die Entfernung von meinem Gute," schrieb er, „würde für mich mit einem übermäßigen Verluste verknüpft sein." — Was er hinzufügte, spricht für die Humanität, mit welcher er dem Interesse Anderer sein eigenes hintansetzte, und immer bereit war, ihnen mit Rath und That zu dienen. „Allgemein bekannt," schrieb er, „ist die Noth, in welcher sich die Landwirthe befinden. Sie hat für alle denkenden Wirthe die Unvermeidlichkeit der Veränderung der Wirthschaftssysteme und damit das Unternehmen neuer Anlagen hervorgebracht. So habe auch ich darauf verwendet, was ich irgend gekonnt. Aber diese jungen Anlagen bedürfen noch der Pflege ihres Herrn zu ihrem Gedeihen gar sehr, und würden zu Grunde gehen, wenn sie ihnen entzogen würde. So Manches, was ich unternommen, hat schon Beifall und Nachahmung gefunden, und solchergestalt bin ich in diesem Privatverhältnisse nützlich für die Landleute meiner Gegend. Wichtiger aber ist der Nutzen, den ich dort durch die Anwendung meiner Rechtskenntnisse stifte. Abgesehen von meiner literarischen Wirksamkeit, hat das Zutrauen meiner Landsleute bewirkt, daß mein Haus keinen Tag leer ist von Personen, die sich bei mir Raths erholen wollen, und denen ich, obgleich ich nie für Jemand die Feder ansetze, doch darüber meine Ansicht eröffne, ob sie auf dem rechten Wege sind oder nicht. Da ich mich sehr schämen würde, dafür irgend eine Vergeltung anzunehmen, so ist meine kostenlose Berathung für meine Gegend eine zwar unbemerkte und stille, nichtsdestoweniger aber segensreiche Wirksamkeit. — Es ist die Frage, ob ich, selbst bei irgend einem Collegio angestellt, so viele Gelegenheit hätte, nützlich zu werden. Der Mann, der Gutes stiften kann und will, wirkt überall."

Ungeachtet der heterogenen Beschäftigungen mit der Oekonomie und mit seiner Stellung als Schiedsrichter in der früher erwähnten Compromißsache der Fürstin von Pückler-Muskau hatte Grävell's literarische Thätigkeit nicht geruht. Ein besonderer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war die neue Constitution, die der König von Preußen seinem Volke geben und dadurch einen der sehnlichsten Wünsche seiner Unterthanen zu erfüllen versprochen hatte. Dieser Gegenstand war für Grävell von ganz besonderem Interesse. Es war ihm ernstlich darum zu thun, das zu ergründen, was einem Staate, wie Preußen, vorzüglich fromme, dessen Bestehen, Wachsen und Gedeihen ihm für ganz Teutschland, ja für ganz Europa von der größten Wichtigkeit schien. Unter diesen Umständen mußte es ihm willkommen sein, als ein geachteter Schriftsteller, A. Mallinkrodt [4]), ihm die Aushängebogen seines Entwurfs zu einer Verfassung und Verwaltungsordnung gesendet und ihn ersucht hatte, zur Förderung der Wahrheit sein Urtheil darüber öffentlich auszusprechen.

Für das von Grävell, in Folge dieser Aufforderung, geschriebene Werk: „Wie darf die Verfassung Preußens nicht werden?" [5]) hatte er die Briefform gewählt, als die ungezwungenste, um mit einem Freunde zu rechten, den er schätzte, wenn er auch mit dessen Ansichten nicht durchaus übereinstimmte. Bei der Ausarbeitung seines Werkes hatte Grävell Veranlassung gefunden, Vieles zu wiederholen, was er schon früher in zwei Vorstellungen erwähnt hatte, die er dem Könige und den ersten preußischen Civilbeamten hatte überreichen lassen. Im Wesentlichen enthielten jedoch jene Vorstellungen nur Urtheile und Gutachten über allgemeine Landesangelegenheiten, die jedem Bürger unbedenklich vorgelegt werden konnten, und zu deren Geheimhaltung durchaus kein Beweggrund vorhanden war.

In Bezug auf seine Vorstellungen äußerte sich Grävell mit den Worten: „Es sind nur zwei Fälle denkbar. Entweder mein Vertrag hat Ueberzeugung bewirkt und wird ausgeführt, oder dies ist nicht der Fall. Wenn jenes ist, wird es nicht ohne Nutzen sein, die Beweggründe, deren Richtigkeit die Regierung erkannt hat, auch den Mitbürgern vor Augen zu legen, um eine richtige Beurtheilung der von den Regierungen genommenen Maßregeln hervorzubringen und für dieselben Achtung und Liebe zu gewinnen. — Sollten aber meine Vorschläge den Beifall der Regierung nicht finden, so folgt daraus noch nicht, daß sie selbst Nichts taugen. Wie hoch der Mensch auch stehe, gibt es doch keine Unfehlbarkeit für ihn. Vielleicht wird erst nach einer Reihe

4) Arnold Andreas Friedrich Mallinkrodt, geboren am 27. März 1768 zu Dortmund, gestorben daselbst am 12. Juni 1825 als fürstl. oranisch-nassauischer Regierungsrath. Vergl. über ihn und seine Schriften den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang III. Heft 2. S. 1472 fg. Meusel's Gel. Deutschland. Bd. 5. S. 23. Bd. 10. S. 241. Bd. 18. S. 611 fg. 5) Leipzig 1819. 8.

von Jahren von einer andern Generation anerkannt, was die gegenwärtige noch verwirft. Jedermann kennt die Rathschläge des Ministers Grafen v. Hertzberg [6]) gegen die Zerstückelung Polens, und Jeder ist jetzt damit einverstanden, daß vieles Unglück, welches Preußen erfahren, nicht möglich gewesen wäre, wenn Hertzberg's Stimme Gehör gefunden hätte."

Wie Grävell, ungeachtet der trüben Schicksale, die ihn in Preußen getroffen, seinen Unmuth darüber dergestalt unterdrückte, daß ihm noch immer eine rege Theilnahme an dem Geschicke jenes Staates geblieben war, zeigt folgende Stelle in einem Briefe an Mallinkrodt: „Ich gestehe Ihnen, daß ich, ein geborener Preuße, von der angeborenen Anhänglichkeit aller Pommern an ihr Vaterland nicht lassen kann. In keinem andern Fall würde ich der geworden sein, der ich bin. Es ist mir in Preußen immer gut gegangen. Obgleich ich mit einigen Behörden Unannehmlichkeiten gehabt habe, hat doch die Regierung daran keinen Antheil. Jene Unannehmlichkeiten haben eigentlich nur meine Wirksamkeit getroffen, nicht meine Person, der bisher nichts Uebels widerfahren ist. Wenn ich daher," fügt Grävell hinzu, „mit Liebe und Dankbarkeit an meinem Vaterlande hänge, so ist das kein Verdienst, sondern nur das Vermeiden eines gerechten Tadels, der mir im entgegengesetzten Falle gebühren würde."

Seine Bemerkungen über den erwähnten Verfassungsentwurf Mallinkrodt's in einem Journal zu veröffentlichen, hielt Grävell nicht für passend. Der Raum, meinte er, würde ihm nicht erlauben, sich ausführlich über einen Gegenstand von so allgemeinem Interesse auszusprechen. „Ich bin," schrieb er an Mallinkrodt, „nicht in allen Stücken Ihrer Meinung. Aber ich werde mich nicht blos darauf beschränken, meinen Widerspruch Ihnen zu melden und denselben nach Möglichkeit zu rechtfertigen. Auch bei einigen Stellen, wo ich Ihnen ganz beipflichte, beabsichtige ich die Gründe zu erörtern, in sofern ich darauf doch bei der Beurtheilung der andern Stellen würde zurückkommen müssen. Sie werden mir daher erlauben, die einzelnen Paragraphen, bei denen ich etwas zu bemerken habe, nach der Reihe anzuführen."

Unter den mannichfachen Erörterungen [7]), mit denen Grävell jene Paragraphen begleitete, verdienen einige als besonders wichtig hervorgehoben zu werden. Für unstatthaft hielt Grävell unter andern, den Ständen in der Gesetzgebung ein blos consultatives Votum beizulegen und sie als bloße Rathgeber der Regierung zu betrachten. Wenn dies jedoch, meinte er, unzulässig wäre, so folge darum noch nicht, daß die Regierung durch die Stände absolut gehindert werden dürfte, administrative Einrichtungen und Bestimmungen anzuordnen, von deren Nutzen für den Staat sie überzeugt wäre. Ebenso wenig, meinte Grävell, könnte die Regierung durch den Beschluß der Stände genöthigt werden, Dinge, die dem Staate zum Nachtheil gereichten, hingehen zu lassen, wie sie eben gingen.

„Zwar bin ich," äußerte er, „der Meinung, daß gegen die übereinstimmende Neigung, Gefühl und Verlangen der ganzen Nation von der Regierung keine Gesetze und Anordnungen gegeben und jener aufgedrungen werden dürften, wenn diese auch von deren Weisheit auf das Vollkommenste überzeugt wäre. Jede Regierung ist, ihrem Wesen nach, nur Repräsentant des Gesammtwillens der Bürger. Mithin muß der Bevollmächtigte nicht seinen Willen über den Willen seines Machtgebers stellen wollen, wenn er des letztern gewiß werden kann. Aus der Abstimmung des Reichsraths allein ist jedoch der Gesammtwille des Volks nur dann erst zu erkennen, wenn jener dazu bevollmächtigt ist. Die Frage aber, ob eine solche Bevollmächtigung rathsam und zweckmäßig sei, läßt sich nicht sogleich entscheiden. Es sind noch andere Erkennungszeichen erforderlich, um darüber, was das Volk will, gewiß zu werden. Da ein Befragen aller Individuen des Volks eine unausführbare Sache ist und eine spätere Wiederholung desselben Beschlusses in mehren Sitzungen von veränderten Deputirten die größte Wahrscheinlichkeit der allgemeinen Uebereinstimmung abgibt, so wird dadurch, nach dem Gesetze der Approximation, die Regel begründet werden, daß die Regierung einem solchen mehrfach wiederholten Beschlusse nachzugeben gehalten sei, dagegen sie nach dem ersten Beschlusse ihre bessere Ueberzeugung aufzugeben nicht genöthigt werden darf. Gleichwol liegt noch in diesem einige, wenngleich geringere Wahrscheinlichkeit der Uebereinstimmung der Mehrheit des Volks. Da nun eine Verschiedenheit der öffentlichen Meinung und der Handlungsweise der Regierung immer ein gehässiges und zu vermeidendes Verhältniß ist, so müßte, meiner Ansicht nach, die Verfassung, indem sie der Regierung gestattet, gegen den Beschluß der Stände eine Verordnung zu erlassen, doch zugleich solche Formen vorschreiben, die den König verbänden, von dieser Befugniß lediglich alsdann Gebrauch zu machen, wenn er von deren Weisheit nicht nur sich selbst, sondern auch öffentliche Rechenschaft zu geben vermöchte."

Unter den Bestimmungen, welche Grävell für die Verfassungsurkunde in Vorschlag gebracht, war eine der wichtigsten, daß jedes Gesetz und jede allgemein verbindliche Verordnung die vorherige Erörterung und den Beschluß der Reichsstände voraussetzte. Abänderungen der Verfassungsurkunde und deren Nachträge, sowie überhaupt alle organischen Bestimmungen könnten nur in Form der übereinstimmenden Einwilligung des Reichsraths und der Genehmigung des Königs Gesetzeskraft erlangen. Die Abänderung einer Verordnung müßte, wenn sie in der ersten Ständesitzung gegen den Beschluß

6) Ewald Friedrich Graf v. Hertzberg, königl. preußischer Cabinetsminister, geboren 1725 zu Lottin bei Neustrelitz, gestorben zu Berlin am 27. Mai 1795. Vergl. über ihn: P. F. Weddigen, Fragmente zu dem Leben des Grafen E. F. v. H. (Bremen 1798. 8.) F. Hertzberg, Auch ein Wort über den Grafen v. H. (Berlin 1795. gr. 8.) E. L. Posselt, E. F. Gr. v. H. mit Auszügen aus seiner Correspondenz, die neuesten Welthändel betreffend. (Tübingen 1798. 8.) (F. S. Murfinna's) Galerie merkwürdiger Menschen. (Ghemnitz 1797.) Heft 7. 7) Siehe darüber die bereits erwähnte Schrift: „Wie darf die Verfassung Preußens nicht werden?" S. 9 flg.

des Reichsraths ausfiele, in der nächsten nochmals zum Vortrag gebracht werden. Würde die Verordnung auch dann noch verworfen, so müßte die Sache an die Provinzialstände-Versammlung gebracht werden, deren Abstimmung darüber entschiede, ob das Gesetz in ihren Provinzen ferner bestehen bleiben sollte, oder nicht.

Für etwas Wesentliches und durchaus Unentbehrliches hielt Grävell in jeder Constitution eine damit verbundene gute Verwaltungsordnung. Beide ständen, nach seiner Ansicht, in der unmittelbarsten Wechselwirkung, und müßten daher in gleichem Geiste und nach gleichen Principien geformt sein, da jene (die Constitution) die Anweisung für die Conception, für die Bedingung und Aufstellung der Bedingungen enthalte, von deren Verwirklichung das Staatswohl abhänge, auf der Verwaltung dagegen die gute Ausführung jener Bedingungen beruhe.

„Es verhält sich," äußerte Grävell, „mit der Harmonie des politischen Genusses nicht anders als mit der Harmonie jedes künstlerischen Genusses. Nimmermehr vermag man sich durch den Eindruck eines Concerts zu erheben, wenn man nicht gute Compositionen vorzulegen und dieselben durch geübte Künstler auf guten Instrumenten ausführen zu lassen im Stande ist. Hieraus geht, ohne großen Beweis, die Unwahrheit der Behauptung hervor, die bei einer guten Verwaltung eine weise Verfassung für entbehrlich erklärt. Eine gute Verwaltung ohne Verfassung gleicht einer schönen Phantasie auf dem Fortepiano, deren Begleitung nur im höchsten Grade dürftig sein kann und mit dem letzten Tastenschlage verraucht. Aber Graun's Passion[8]) wird noch oft das Gefühl zum Himmel erheben, so lange es nicht an Künstlern fehlen wird, die sie auszuführen vermögen. Eine Verwaltung kann bewirken, daß der Mangel der Verfassung eine Zeit lang nicht gefühlt wird. Aber alle Talente und Geisteskräfte des Volks zum Besten des Staats in Thätigkeit setzen, das vermag sie nicht. Ein Tyrann, den die Zeit gebiert, oder ein schwacher Regent, der das Spielzeug der Umgebungen wird, oder nicht die Kraft hat, die Feder der Maschine in Spannung zu erhalten: — und dahin schwindet das Glück des Landes und die Ruhe seiner Bewohner. Umgekehrt bleibt die beste Verfassung ohne gleich gute Verwaltung ein Concert auf Noten, an denen sich Niemand ergötzen kann, weil bei der Aufführung weder das Metrum, noch das Taktmaß, noch die Betonung verstanden wird. Soll die Wirklichkeit die Idee erreichen, so muß die Ausführung der letztern in demselben Grade geschehen, der sie aufgefaßt hat. Mithin muß die Verwaltung des Staats in ihren Grundzügen genau dem Geiste entsprechen, in welchem die Verfassung gegeben worden. Sonst sind Mistrauen, Stockung und Reibungen, mithin Misvergnügen, Verunstaltungen und Schmerzen unvermeidlich."

Aber auch von der besten Verwaltung versprach sich Grävell in einem spätern Briefe nicht viel Gutes, wenn derselben die Mitwirkung tüchtiger Männer fehle. „Das ist es," schrieb er, „was Friedrich der Große einsah, und worauf seit der Zeit in Preußen viel mehr gehalten worden, als in den meisten andern Ländern." — Die Bestimmung einer gewissen Studienzeit rechnete er, dem aller Pedantismus verhaßt war, freilich nicht zu den entsprechenden Bedingungen. Er glaubte sogar einen Widerspruch darin zu finden, daß die Bestimmung ihrer Lehrjahre den Handwerkern überlassen, den akademischen Studien dagegen eine bestimmte Zeit von drei Jahren vorgeschrieben wäre. „Lasse man doch," äußerte er, „Jeden sich vorbereiten, wie er kann und will. Blos darnach hat der Staat ein Recht zu fragen, ob der sich meldende Candidat diejenigen Kenntnisse besitzt, welche unerläßlich die Bedingung der Anstellung im Staatsdienste sind. Doch der Besitz dieser theoretischen Kenntnisse thut es allein nicht. Es kommt auch noch auf die Art und Weise der Anwendung und auf den moralischen Charakter der Person an. Zu vielen Werth legen Manche auf den gesunden Menschenverstand im Staatsdienste. Ich ehre ihn gar sehr, weil es wahr ist, daß ein Quentchen Mutterwitz mehr werth ist als ein Centner Schulwitz. Aber in allen technischen Dingen ist man ohne technische Kenntnisse ein Pfuscher, und glaubt es wol nicht einmal, daß man pfuscht. Was ist denn die Wissenschaft anders als die Ausbildung, Berichtigung und Ausfeilung des natürlichen Menschenverstandes?"

In solcher Weise über Alles, was er für löblich oder tadelnswerth hielt, sich frei auszusprechen und durch Anregung des öffentlichen Urtheils es zum Gegenstand der Betrachtung Anderer zu machen, dazu fand Grävell durch seine literarischen Verbindungen mehrfache Gelegenheit. Er verspürte in sich keine eigentliche Neigung zum Wiedereintritt in den Staatsdienst, wo er oft Anlaß zum Widerspruch und zur Widerlegung gefunden, die in den meisten Fällen vergeblich gewesen war. Ohne von der Schriftstellerei Profession zu machen, glaubte er doch, durch seine Feder ein Scherflein zum allgemeinen Wohl beitragen zu können.

Bereits früher ist erwähnt worden, als er die Geschäftsführung in Muskau übernahm, was er dort zu thun fand und mit welchen Hinderniffen er zu kämpfen hatte. Es konnte nicht fehlen, daß er in vielfache Streitigkeiten mit mehren administrativen Behörden gerieth durch die unerschütterliche Festigkeit, womit er die Gerechtsame seines Machtgebers, des Fürsten von Pückler-Muskau, vertheidigte. Mit den meisten jener Behörden blieb er jedoch durch Nachgiebigkeit von ihrer Seite, seltener freilich von der seinigen, in leidlichem Vernehmen. Am schwierigsten war ein Vergleich mit der königl. Generalcommission zu Soldin und mit der königl. Regierung zu Liegnitz. Auch bei der Generallandschaft zu Breslau fand der gleiche Fall statt. Grävell hatte sich hier nicht blos gegen einzelne Anfechtungen seines Machtgebers, des Fürsten von Pückler-Muskau, zu vertheidigen, gegen die ganze Art des Verfahrens jener Behörden und ihre

8) Der Tod Jesu, Cantate von K. W. Ramler, in Musik gesetzt von Karl Heinrich Graun, geboren 1725 zu Wahrenbrück in Sachsen, gestorben 1759 als königl. Kapellmeister in Berlin. Vergl. über ihn Gerber's Tonkünstler-Lexikon. Th. 1. S. 533 fg. Dessen Neues Tonkünstler-Lexikon. Th. 2. S. 379 fg.

sie leitenden Principien glaubte er mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit sich erklären zu müssen. Nur auf dem Wege der Beschwerde war gegen diese administrativen Behörden etwas auszurichten. Leider gingen jedoch diese Beschwerden an das Ministerium des Innern, in welchem der preußische Minister v. Schuckmann den Vorsitz führte.

„Nach früheren Erfahrungen," schrieb Grävell, „wußte ich nur zu gut, daß ich mich des Wohlwollens von Seiten dieses Mannes nicht zu erfreuen hatte. Dies konnte mich jedoch nicht hindern, mich in der gehörigen Instanz in Sachen, die sein Ministerium angingen, an ihn zu wenden. Vielmehr mußte es mich antreiben, die Gründe meiner Beschwerdeführungen um so anschaulicher und eindringlicher vorzutragen. — In den meisten Fällen wurden jedoch meine Klagen zurückgewiesen, wodurch ich genöthigt war, sie in der letzten Instanz vor den Thron zu bringen, wo ich dann größtentheils Schutz und Hilfe fand. Darin lag aber wiederum die Ursache des sichtbaren Misverhältnisses zwischen dem Minister Schuckmann und mir, und so auch mit den Behörden, die sich an ihn anlehnten. Als etwas Unschickliches und Strafbares ward es mir von ihm gedeutet, daß ich mich in meinen Anträgen und Beschwerden so unumwunden und so nachdrücklich geäußert, als ich es gethan. Darin fand ich," fügt Grävell hinzu, „meinerseits wieder ein neues und noch größeres Unrecht, und stellte mich demselben um so rüstiger entgegen, je mehr ich es in dieser schlaffen Zeit für ein Verdienst hielt, fest daran zu halten, daß alle Obrigkeit, was ihres Amts sei, zu thun die Schuldigkeit habe, und daß sie darum weder erst gebeten, noch die Aufforderung dazu von ihr übelgenommen werden dürfte."

Daß die Beobachtung der gesetzlichen Verordnungen nach den Umständen dem Ermessen und Urtheile der Verwaltungsbehörden anheimgestellt werden müßte, war ein Princip, welches Grävell in seinen Beschwerden über die Generallandschaft zu Breslau und die königl. Generalcommission zu Soldin aufs Heftigste, doch leider fruchtlos, bekämpfte. Der Rechtsweg, den er einschlagen wollte, ward ihm dadurch beschränkt, daß die Beschlüsse des engern Ausschusses der Landschaft als souverain betrachtet werden und keiner gerichtlichen Beurtheilung unterworfen sein sollten. „Ich halte jedoch dafür," bemerkte Grävell, „daß keinem Gesellschaftsmitgliede darüber rechtliches Verhör versagt werden dürfe, ob die Gesellschaft durch ihr statuarisches Organ ihre Verpflichtungen gegen dasselbe verletzt habe. Das Gegentheil würde vielmehr unausbleiblich einen Staat im Staate zu Wege bringen — ein Zustand, der durchaus verderblich ist."

Die erwähnten Beschwerdeführungen Grävell's gegen die königl. Generalcommission in Soldin hatten damit geendet, daß in Folge derselben durch einen Cabinetsbefehl die ganze Geschäftsführung in Betreff des Fürsten Pückler-Muskau jener Behörde abgenommen und der breslauer Generalcommission übertragen worden war. Ehe jedoch die königliche Entscheidung erfolgte, hatte der Minister v. Schuckmann aus einer einzelnen Beschwerde über das Verfahren der Generalcommission zu Soldin und aus einer andern über eine Rechtsverletzung durch die Regierung zu Liegnitz sich veranlaßt gefunden, gegen Grävell wegen Beleidigung der erwähnten Behörde zu denunciren und die Eröffnung eines fiscalischen Processes zu beantragen. Einen zweiten Proceß verhängte die preußische Regierung über ihn wegen angeblicher Beleidigung gegen sie selbst. Ihn konnte jedoch kein anderer Vorwurf treffen, als der Regierung widersprochen zu haben, wo sie nach seinem Dafürhalten die Gerechtsame des Fürsten von Pückler-Muskau gekränkt und schonungslos beeinträchtigt hatte.

Obgleich sich Grävell mit gutem Gewissen das Zeugniß geben konnte, nur nach Pflicht und Recht gehandelt zu haben, weckte doch die Vertheidigung gegen solche Anklagen in ihm eine sehr unangenehme Empfindung. „Dazu gesellte sich," äußerte er, „noch die Betrachtung der Folgen, welche eintreten müßten, wenn denen, die jeder Willkür und jedem Misbrauch der obrigkeitlichen Gewalt sich entgegenzusetzen den Muth und die Kraft haben, solche dadurch gebrochen werden sollte, daß sie den Gerichten überantwortet würden. Es ist nicht zu leugnen, daß eben diese Gerichte, selbst Genossen des obrigkeitlichen Ansehens, von dessen Unverletzbarkeit und Aufrechthaltung häufig sehr verkehrte Begriffe an den Tag legen und in dieser Befangenheit sehr verkehrte Anwendungen der Gesetze machen."

Ausführlich erörterte Grävell diese Ansichten in einem aus Muskau vom 2. Jan. 1830 datirten Schreiben an Friedrich Wilhelm III. Noch ein zweites richtete er mehre Monate später an den König. Den Bericht, den sein erstes Schreiben enthielt, hatte er gleichzeitig dem Oberlandesgerichte in Glogau mitgetheilt und auch die königl. Regierung zu Liegnitz davon in Kenntniß gesetzt. Das glogauer Oberlandesgericht fand den Inhalt jenes Schreibens so erheblich, daß es den gegen Grävell eingeleiteten Proceß einstweilen ruhen ließ, um erst die königliche Entscheidung abzuwarten. Erst im September 1832 ward von ihr der Proceß wieder aufgenommen. Beide Processe endeten damit, daß die vorgebliche Beleidigung des Ministers v. Schuckmann und der königl. Regierung in Liegnitz nicht anerkannt worden war. Dagegen ward Grävell der Beleidigung der Generalcommission zu Soldin für schuldig erklärt und dafür zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt.

Unterdessen hatte er die muskauer Angelegenheiten so rüstig betrieben, daß er der Beendigung jener Aufgabe in Kurzem entgegensehen konnte. Ueber seinen Eifer und den Erfolg seiner Bemühungen war der Fürst von Pückler-Muskau so erfreut, daß er jede Gelegenheit ergriff, davon zu sprechen und die ihm geleisteten Dienste zu rühmen. Dadurch mochte sich die Aufmerksamkeit entschiedener als bisher auf Grävell gerichtet haben. Von einer auswärtigen Regierung wurden wegen seines Diensteintritts Unterhandlungen mit ihm angeknüpft, die sich jedoch wieder zerschlugen. Lockend waren für ihn die glänzenden Aussichten, die ihm der Minister v. Kamptz zu einer Wiederanstellung in Preußen eröffnete. Gegen

den Fürsten von Pückler-Muskau, bei dessen Anwesenheit in Berlin, hatte jener Staatsmann geäußert: bei der gründlichen Rechtskunde Grävell's würde es ihm leicht sein, sich den Weg ins Obertribunal zu bahnen.

Aus dem Munde des Fürsten selbst vernahm Grävell diese Aeußerungen. Den Eindruck, den sie auf ihn machten, schildert er mit den Worten: „Ich kann nicht leugnen, daß ich bei dieser Mittheilung große Freude empfand. Für mein Vaterland hatte ich eine große Vorliebe und Anhänglichkeit. Dazu kam es, daß es mir ein unangenehmes Gefühl sein mußte, in meinen besten Jahren so lange Zeit ein Einkommen von dem Lande zu beziehen, ohne Gegenleistung. Konnte ich gleich darum mich nicht bewogen finden, in meine frühern Dienstverhältnisse einzutreten, so hob doch deren Vertauschung gegen ein richterliches Amt jene Bedenken, zumal ich von jeher die größte Neigung für den Justizdienst gehabt und deshalb selbst früher den Rücktritt in denselben angeregt hatte. Als Tribunalrath erhielt ich eine Stellung, vermöge deren ich mit keinem Menschen zu thun zu haben brauchte, wo ich es nicht wollte, sondern nur mit meinen Acten und Sitzungen mich befassen durfte. Eben dies mußte mir um so lieber sein, da die Erfahrung bewiesen hatte, daß aus den frühern Verhältnissen eine gewisse Schärfe bei mir, mehr aber noch bei andern Personen, zurückgeblieben war, welche, so lange ich in untergeordneter Stellung mit manchen Behörden zu thun hatte, manche Händel herbeiführte, an denen ich Nichts weniger als Freude hatte, und denen ich gern aus dem Wege ging, sobald dies geschehen konnte, ohne meinen Posten zu verlassen. Ueberdies lebte in mir die Ueberzeugung, daß ich viel Unbill erfahren und daß ich einen gerechten Anspruch auf desfallsige Genugthuung hätte. Diese Genugthuung konnte mir aber auch stillschweigend gegeben werden, indem die Regierung durch die That bewies, daß alles Vorgefallene sie nicht abhalte, mich zu ehren und selbst mein Verdienst hervorzuziehen. Diese friedliche und versöhnende Wiederherstellung genügte mir, und ich würde dagegen alles Andere aufgegeben haben, da ich den Frieden liebe und ihm gern opfere, was mit der Ehre besteht. Aus diesem Gesichtspunkte besonders war mir die eröffnete Aussicht erfreulich, zumal da dieselbe von einem Manne ausging, von welchem ich glauben mußte, daß er selbst dabei in diesem versöhnenden und wieder gutzumachenden Geiste handle. Denn dieser Mann, der Minister v. Kamptz, war es gewesen, der vor mehren Jahren sich ungemein thätig gezeigt bei der Wegnahme meines Manuscripts: Der Bürger [9]), und durch seine Vorstellungen den König vermocht hatte, das ministerielle Unrecht in Schutz zu nehmen. — Gerade von diesem Manne mußte es mich daher freuen, daß er bereitwillig war, sich selbst zum Werkzeuge meiner Wiederanstellung zu machen."

Grävell säumte nicht, dem Minister v. Kamptz in Berlin seinen Besuch abzustatten. Er fand ihn jedoch minder lebhaft ergriffen von der Idee, für die er sich früher so sehr interessirt zu haben schien. Es sei, äußerte v. Kamptz unter andern, bisher immer Observanz gewesen, die Mitglieder des Tribunals nur aus den fungirenden Räthen der Landes-Justizcollegien zu wählen, und der Fall, daß aus einem administrativen Collegium eine solche Besetzung stattgefunden, sei noch gar nicht vorgekommen. Er trage daher Bedenken, in seiner Stellung hier durchzugreifen.

„So sonderbar," äußerte Grävell, „mir dies auch in dem Munde eines Mannes klang, der an die Spitze der Justizverwaltung getreten war, ohne jemals auf den Etat eines preußischen Gerichtshofes gestanden zu haben, und so wenig überhaupt jener Einwand an sich und rücksichtlich meiner sagen wollte, da ich das juristische Rechtsexamen mit Auszeichnung bestanden und früher als Assessor wirklich bei zwei Landescollegien angestellt gewesen war, so enthielt ich mich doch jeder Gegenbemerkung."

Mit der Ansicht des Ministers v. Kamptz harmonirte zwar der von Grävell gemachte Vorschlag, ihn einige Zeit beim Appellationsgerichte als Hilfsarbeiter anzustellen und ihn später ins Tribunal einrücken zu lassen; aber die Sache zog sich dessenungeachtet in die Länge. Als es damit Ernst werden sollte, hatte Grävell bereits um seinen Dienstabschied nachgesucht. Er zog es vor, bei diesem einmal gefaßten Entschlusse zu beharren. Doch erklärte er sich bereit, im Staatsdienste zu bleiben, wenn er ohne seinerseitiges Zuthun sofort zum geheimen Obertribunalrath ernannt würde. Befremden mußte es ihn, daß er, trotz dieser ausdrücklichen Bedingung, einige Wochen später, als er bereits Berlin verlassen und wieder nach Muskau zurückgekehrt war, in den Zeitungen seine Ernennung zum geheimen Justizrath las. Das war freilich etwas ganz Anderes, als man ihm versprochen und worauf er eingegangen war. Was diese Veränderung veranlaßt hatte, kümmerte ihn so wenig, daß er mit Keinem darüber Rücksprache nahm. Doch vermochte er in einem Schreiben an den Minister v. Kamptz vom 16. Jan. 1834 nicht die nachfolgenden Aeußerungen zu unterdrücken: „Mit Lust und mit Anstrengung aller meiner Kräfte würde ich meinem König und dem Vaterlande während des Restes meiner Tage diejenigen Leistungen gewidmet haben, deren ich irgend fähig bin. Es ist von Jugend an mein Wunsch und mein Ziel gewesen, die Mitgliedschaft des geheimen Obertribunals und der Examinationscommission zu erlangen. Aber die Art, wie ich jetzt diesem Wunsche näher gebracht worden bin, entfernt mich vielleicht mehr als je davon, und erfüllt mich statt mit Freude, mit Trauer."

In ähnlicher Weise glaubte Grävell in einem vom 31. Jan. 1834 datirten Schreiben an den König Friedrich Wilhelm III. sich darüber rechtfertigen zu müssen, daß er sich geweigert, als Hilfsarbeiter in das geheime Obertribunal einzutreten. „Aus meinen dem Justizministerium mitgetheilten Gründen," schrieb er, „werden Ew. Majestät, hoffe ich, hinlänglich ersehen haben, daß es weder Anmaßung, noch Trotz, weder Empfindlichkeit, noch In-

9) Gedruckt erschien diese Schrift unter dem Titel: „Der Bürger, eine Untersuchung über den Menschen, für gebildete Leser." (Merseburg 1822. gr. 8.)

dolenz war, was mich dazu vermochte. Ich muß Bedenken tragen, alle meine jetzigen Verhältnisse um einer blos interemistischen Stellung willen aufzulösen und alle mit jener verbundenen Annehmlichkeiten aufzuopfern, dagegen die Kosten der Ortsveränderung mit einer zahlreichen Familie zu übernehmen, ohne für die Dauer sicher gestellt zu sein und in der Anstellung selbst ein Aequivalent zu finden. Wichtiger als dies aber, ich gestehe es gern, hat mich die Ueberzeugung geleitet, daß nach meiner ganzen Persönlichkeit ich mich nur auch auf einen Platz zu stellen und denselben mit Selbstzufriedenheit und nach den von mir gehegten Erwartungen auszufüllen vermag, wenn über Anerkennung meiner vollen Würdigkeit dazu kein Zweifel obwaltet. Hierdurch hoffe ich vor Ew. Majestät gerechtfertigt zu sein. Ich hatte mich über die Berufung ins geheime Obertribunal aufrichtig gefreut, sowol darum, weil ich durch diese Stellung aller der Reibungen erübrigt worden wäre, deren ich herzlich müde bin, als auch darum, weil in diesem Rufe zugleich eine Anerkennung meiner Bestrebungen und eine Aufforderung zu fernerer gemeinnütziger Thätigkeit lag. Aus diesen Gründen habe ich nur ungern darauf verzichtet. Indessen werde ich, wo ich auch sei, nicht müde werden, meine letzten Kräfte dem Wohle meiner Mitbürger zu widmen, um mir die Achtung aller Guten zu erhalten."

Auf sein wiederholtes Abschiedsgesuch ward Grävell im August 1834 mit Beibehalt seines bisherigen Wartegeldes von 700 Rthlrn. jährlich in Ruhestand versetzt. Er zog mit seiner Familie nach Spremberg, wechselte aber öfters seinen Aufenthalt, ohne jedoch den brandenburgischen Regierungsbezirk von Frankfurt an der Oder zu verlassen. Längere Zeit lebte er zu Ogrose und Lübben. Dem Kreise seiner Familie und seinen Freunden widmete er den kleinsten Theil der ihm gegönnten Muße. Literarisch thätig zu sein war ihm dringendes Bedürfniß. In dieser Beziehung unterhielt er einen fortgesetzten Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten. Aus dem Munde seiner vertrauten Freunde mußte er oft die Klage vernehmen: es sei doch zu bedauern, daß seine Talente und seine Geschicklichkeit keinen angemessenen Wirkungskreis hätten. Den Eintritt in denselben wäre er doch seiner Familie und seinem vorgerückten Alter schuldig.

Was Grävell darauf erwiderte, verdient, nach einem seiner Briefe, als höchst charakteristisch hier eine Stelle. „Das mag Alles gut gemeint sein," schrieb er, „aber der Sache und meinen Grundsätzen nach ist es nicht gut. Nie wird es in der Welt der Vorsehung an den Werkzeugen zur Ausführung ihres Planes fehlen. Nirgends ist ein Mensch unentbehrlich. Niemals hat irgend ein Mensch den Beruf, nach irgend einer Stellung im Staate zu streben. Der wahre Beruf ist immer der, treu und gewissenhaft das zu thun, wozu ein Jeder in der Stellung selbst, die er einnimmt, den Ruf erhält und findet. Es ist eitel Thorheit und Anmaßung, der Vorsehung vorher- und vorsehen zu wollen und in sich einen Beruf zu Dingen zu spüren, die sie fern gelassen hat. Seine Fähigkeiten und Verdienste überschätzt man nur allzugern, und hält sich für geschickt zu größern Geschäften, während man die geringen vernachlässigt, die man zu besorgen wirklich den Beruf auf sich hat. Ich habe immer geglaubt, es sei meine Pflicht, meine Zeit und Kräfte so zu benutzen, daß ich mich vorbereitete zu jedem Berufe, der mir kommen würde, daß ich mit Ehren jeden Platz ausfüllen könnte, und daß, nicht indem ich ihn annähme, sondern indem ich ihn verließe, mir das Zeugniß zu Theil werden müßte: Das war ein Mann auf seinem Platze! Aber ich habe auch geglaubt, daß ich nicht allein so denke, daß jeder Ehrenmann so denken müßte, und daß es deswegen neben mir noch Viele gibt, denen ich nicht mit Unrecht nachstehe. Beklagen aber muß ich alle die, welche ihre Ehre erst von dem Amte oder der Würde erhalten, die ihnen von Außen zu Theil wird, und nicht vielmehr durch ihre innere Würdigkeit. Davon bin ich allerdings überzeugt, daß ich durch meinen Namen geehrter bin als durch jeden Titel, der mir verliehen werden kann, und diesen edlen Stolz mag ich vor aller Welt nicht verleugnen."

Zu solcher Ueberzeugung konnte ihn schon der Beifall führen, der, abgesehen von seiner anderweitigen Wirksamkeit, ihm als Autor zu Theil geworden war. Seine literarische Laufbahn hatte er mit seinem „Antiplatonischen Staat" begonnen. Diese kleine Schrift, die 1808 zu Berlin und in einer zweiten Auflage mit einem Nachtrage ebendaselbst 1812 erschienen war, hatte Grävell selbst eine Skizze genannt, die er „mit besonderer Berücksichtigung Preußens" geschrieben hatte. Er hatte darin seine Ansichten über die beste Staatsverwaltung niedergelegt, und darin ein Thema behandelt, zu welchem er in spätern Jahren noch oft wieder zurückkehrte. Die durch die Indultgesetze erzeugte Rechtsungewißheit veranlaßte ihn zur Abfassung eines „Handbuchs für praktische Juristen" (Berlin 1812—1819. gr. 8. 4 Theile). Eine Reihe von Jahren beschäftigte er sich mit dem Entwurfe eines „Commentars zu den Creditgesetzen des preußischen Staats," die er in ihrer Vollständigkeit und in ihrem Zusammenhange entwickelte. Der erste Band dieses mit großem Fleiß und vieler Gründlichkeit ausgearbeiteten Werkes erschien 1812 zu Berlin, der sechste Band, mit dem das Werk schloß, zu Erfurt 1832. Zur Basis diente diesem Commentar seine nach preußischem Rechte abgefaßte „Systematische Entwickelung der Theorie von hypothekarischen Protestationen." Ans Licht trat dies Werk 1815 zu Berlin. In gleicher Weise behandelte Grävell andere Rechtsmaterien. Dahin gehören seine zu Halle 1816 gedruckten Schriften: „Die Lehre vom Besitz und von der Verjährung." Auch die „Generaltheorie" der Verträge erörterte er in einer lesenswerthen Schrift. In zwei Octavbänden erschien von ihm zu Erfurt 1825 ein „Praktischer Commentar zur allgemeinen Gerichtsordnung für die preußischen Staaten."

Gegenstände der Politik hatten für Grävell von jeher ein sehr lebhaftes Interesse gehabt. Er zog sie ebenfalls in den Bereich seiner literarischen Thätigkeit. Auf ein tiefes Rechtsgefühl gründete sich seine Humanität, die ihn bei Betrachtungen des Staatslebens durchaus keine Rücksichten nehmen ließ, seine freimüthigen Aeußerungen

in irgend einer Weise zu beschränken. Hervorgehoben zu werden verdient in dieser Beziehung auszugsweise ein von ihm verfaßter Aufsatz, in welchem er die Rechte des Volks gegen die fürstliche Macht und Gewalt in Schutz zu nehmen suchte.

„Es ist," schrieb er, „eine Quelle großen Uebelstandes, daß die Begriffssphäre des fremden Worts Souverainität keineswegs so bestimmt ist, daß nicht damit die abweichendsten Vorstellungen verknüpft werden konnten oder verknüpft worden sind. So viel ist nicht zu leugnen, daß es, wie das teutsche Wort Freiheit mehr die Ableugnung eines höhern Zwanges, als die Bethätigung eines Vermögens oder einer Kraft bezeichnet, und daß es ohne alle Beziehung auf Willkür zu verstehen ist. Es gab in Frankreich Parlamente, die den Namen souveraine Höfe führten, obgleich ihr Geschäftskreis ein verfassungsmäßig bestimmter war und sie der Majestät der Krone unterworfen waren. Die Souverainität besteht demnach in dem Rechtszustande der eigenen gesetzmäßigen Einschließung und Ausführung ohne Störung und Hemmung eines unbefugten fremden Willens, oder gar der Willkür eines Andern. Keineswegs also begreift die Souverainität in sich eine Ungebundenheit, mit Einem Worte Willkür. Die Könige von Frankreich, England, Schweden, Sachsen und Würtemberg sind nicht weniger souverain, als die Beherrscher von Rußland, Preußen und Dänemark.

Ebenso wenig entbindet die Souverainität von vorhandenen Verpflichtungen und Obliegenheiten, mögen solche die allgemeinen, aus dem Rechtszustande der Regierung von selbst hervorgehenden Pflichten eines Regenten sein, oder besondere Verpflichtungen, welche durch ausdrückliche oder stillschweigende Verträge, rechtliches Herkommen und hergebrachte Landesverfassung überkommen sind. Es darf demnach Niemandem weiß gemacht werden, daß irgend ein teutscher Fürst um der Souverainität willen befugt sei, das rechtlich bestandene Staatsrecht in seinem Lande nach seinem Gefallen umzustoßen, umzuschaffen oder sich davon loszusagen, wie dies von mehren teutschen Fürsten auf den wiener Conferenzen selbst rühmlich erklärt worden. Wenn aber dem so ist, und wenn ferner Niemand widersprechen wird, daß kein persönliches Rechtsverhältniß eigenmächtig oder durch einen Vertrag mit Andern aufgehoben und verändert werden dürfe, so folgt auch ganz von selbst, daß durch Eingehung des teutschen Bundes kein Fürst irgend einen Theil des Staatsrechts umstoßen und verletzen dürfte; daß die Rechtsbeständigkeit jedes Vertrages selbst und aller einzelnen weitern Erfolge und Vorgänge in demselben bedingt ist durch die vollständigste Beobachtung aller verfassungsmäßigen Obliegenheiten und Bestimmungen, und daß auch kein Bundesbeschluß hiervon auf irgend eine Weise entbinden, oder zu dem Entgegengesetzten verbinden kann. Nur als Regent seines Landes hat jeder einzelne Fürst den Bund geschlossen, und bleibt als solcher dessen Mitglied. Mithin kann und darf der Bund in dem Umkreise der Rechtsverhältnisse eines Jeden Nichts vernichten, und weder ein- noch vorgreifen.

Wenn dies klar ist, wenn der Begriff der Souverainität alle Willkür ausschließt, so darf diese auch in dem Begriff von Unterthanen nicht vorkommen. Ein Unterthan ist mitnichten ein Mensch, welcher der Willkür irgend eines Andern unterworfen ist, und weder selbst denken und darüber urtheilen darf, welches sein Rechtszustand sei, vielmehr den Einfällen, Launen und Geboten seines Herrn oder dessen Dienern unbedingten und unbedenklichen Gehorsam zu erweisen schuldig ist. Im Gegentheil darf jeder Unterthan sich frei äußern, wenn seine Pflichten, so auch seine Rechte, denen die Pflichten der Regierung genau entsprechen, und die entweder ausdrücklich durch Urkunden bestimmt, oder stillschweigend durch das Herkommen eingeführt, oder, wenn auch dieses schweigt, aus der Urquelle alles Rechts, aus der Vernunft, zu erkennen sind. Enthielte nicht die Vernunft den Begriff vom Recht, und vermöchte sie nicht aus ihm selbst alle Anwendungen und Aeußerungen desselben zu denken und zu unterscheiden, wie wollte es irgend ein Recht auf der Welt geben?

Die häufige und zum Theil geflissentliche Vermengung und Verwechselung der Begriffe von Regieren und Herrschen, von Monarchie und Autokratie, von Souverainität und Despotismus, von Freiheit und Willkür, macht es schwer, den Wahn nicht zu erregen und zu nähren, als wenn durch eine Verfassung die freie Bethätigung des guten Willens des Staatsoberhauptes behindert und beschränkt würde, da doch umgekehrt dieselbe eine fortdauernde Veranlassung für jeden Regenten enthält, stets guten Willen zu hegen und an den Tag zu legen, solchergestalt aber auch gesetzmäßiger Weise, d. h. mit voller Freiheit, dem hohen Beruf Ehre zu machen, zu welchem er das unschätzbare Glück hat, von der Vorsehung ausersehen zu sein. Schon in dem Worte Regieren liegt das Merkmal, daß es ein Verfahren nach Regeln, nach unverbrüchlichen Gesetzen sein müsse. Der Regent ist das unmittelbare Organ des Gesetzes, sowol zu seiner weitern Ausbildung und Vervollkommnung aus sich selbst, als zur Bewirkung seines allgemeinen und lebendigen Waltens. Darum ist er des freudigen Gehorsams seiner Unterthanen gewiß, da jeder Vernünftige sein Glück und seine Ehre darein setzen muß, dem zu folgen, in dem das Gesetz lebt. Der Herrscher hingegen kennt kein anderes Gesetz als seinen Willen; kein anderer Wille darf darwider sein, nicht einmal daneben bestehen. Nur über Sklaven hat er zu gebieten, selbst der Sklave seiner Willkür, da eben die Sklaverei in der Entbehrung der Freiheit, in der Willenlosigkeit, in der Unterjochung der freien Entschließung unter der Willkür besteht. Und wenn er sie in goldene Kaftans kleidet, und ihre Speisen ihnen durch die Houri's des Paradieses aufgetragen werden, so wird das Klirren ihrer Fesseln sie doch aufrütteln und ergrimmen, und sie werden Alles daran setzen, ihre Freiheit mit dem Untergange ihres Beherrschers wieder zu gewinnen. Freilich kann nur ein Herrscher blinden Gehorsam begehren, ein Regent kann seine Unterthanen weder für Kinder, noch für Thoren halten, mit denen über die Angelegenheiten des

Staatshaushalts sich zu besprechen und zu berathen, selbst ihre Gewohnheiten und Neigungen dabei zu schonen, unter seiner Würde wäre. Freilich kann nur der Herrscher durchaus durchsetzen wollen, was ihm einfällt und gefällt; der Regent kann nicht umhin sich darum zu kümmern, ob auch seine Unterthanen mit ihm von gleicher Gesinnung sind, und im entgegengesetzten Falle dieselben entweder aufzuklären, oder ihnen nachzusehen und seinen Plan aufzuschieben. Freilich kann nur der Herrscher verlangen, daß seine Einsicht für die Summe aller Weisheit und seine Absichten für die möglichst besten unweigerlich angenommen werden; der Regent wird gern und begierig allen Verstand benutzen, alle Erkenntniß sammeln, und die Rathschläge und Mahnungen derer vernehmen, von denen er etwas Brauchbares erfahren kann. Freilich kann nur der Herrscher seine Lieblinge zu seinen Dienern machen und seine Räthe nach seinem Wohlgefallen wählen, und sie wieder entlassen oder fortjagen, sobald sie ihm misfallen; der Regent kann nicht umhin, nicht blos die Geschicklichkeit, die Tauglichkeit und die Treue seiner Diener genau zu prüfen, sondern er muß auch seine Minister gehörig beaufsichtigen, damit sie der Verfassung und dem Gange der Zeit angemessen handeln, sodaß sie ihm den Staat zu leiten behilflich sind, nicht ihn stören und vergebliche oder gar verderbliche Anstrengungen des Widerstandes unternehmen. Für den Herrscher ist ein Jeder nur ein willenloses Werkzeug seines Willens, mit Ausnahme aller derer, welche es verstanden haben, sich unter der Maske der tiefsten Unterwürfigkeit selbst der Herrschaft über ihn zu bemächtigen; für den Regenten sind dessen Unterthanen Mitgenossen der öffentlichen Wohlfahrt und Theilnehmer an ihrer gesetzmäßigen Beförderung. Die preußische Geschichte der neuesten Zeit spricht in wenigen Worten den ungeheuern Unterschied aus, den der Zustand der leidenden oder der thätigen Mitwirkung für das Heil des Königs und des Vaterlandes mit sich bringt. Als 1806 die Schlacht bei Auerstädt verloren war, zeigten alle Straßen von Berlin die fingerlangen Buchstaben: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" Als der König 1813 den Landsturm auftrief, hieß es in dem Edict vom 21. April: „Ich erachte es für überflüssig, Meine getreuen Unterthanen besonders zu ermuntern, gegenwärtige Verordnung unverzüglich und streng in Ausübung zu bringen. Alles, was ich um mich her erblicke, verbürgt ihre Liebe zu ihrem Könige und Vaterlande, ihr Vertrauen, ihren Gehorsam. Nur wer feig seinen Posten verläßt, wer Sklavensinn zeigt, ist als Sklave zu behandeln."

Hat man erst die Begriffe von der Bestimmung des Staats und dem Beruf des Regenten verdunkelt und verworren, so hält es nicht mehr schwer, vorzugeben: wie es nun einmal ist, so müsse es am besten sein, und es für Unverstand oder bösen Willen auszugeben, anderer Meinung zu sein. Jeder Laut der Misbilligung wird immer zum Misvergnügen und zur Aufregung desselben, jeder Besserungsvorschlag zur Anmaßung, jeder Tadel zur Empörung gemacht. Unruhige Köpfe und ehrgeizige Leute müssen es sein, die sich dergleichen beigehen lassen. Die Furcht, daß dadurch die angelegten Pläne durchkreuzt und unzeitig darüber Licht verbreitet werden möchte, treibt dazu, solche Leute je eher je lieber zu verdächtigen, und nicht blos gegen sie, sondern auch gegen das Volk, aus dem sie hervorgehen und das sie anhört, Mistrauen zu erwecken. Da werden nun die Fürsten bange gemacht, daß es nur darauf abgesehen sei, sie bei den Völkern zu verleumden und anzuschwärzen; da wird ein Vielfältiges von Complotten, Emissairen und Propaganden zur Verbreitung revolutionairer Vorstellungen, zur Beförderung der Vorliebe für Republiken, des Freiheitsgeistes und des Fürstenhasses gesprochen und geschrieben, da wird von mannichfachen Plänen zu Tumulten, zur Umstoßung der bestehenden Regierungen und zum Fürstenmorde erzählt.

Betrachtet man das Alles beim Lichte, so wird man an das Kreisen eines Berges erinnert, um eine Maus zu gebären. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß Einige jetzt, wie zu andern Zeiten, dergleichen tolle Gedanken gefaßt haben, so ist doch deren Zahl so unbedeutend, ihre Pläne sind so lächerlich und romantisch, ihre Verbindungen so eingeschränkt, ihre Mittel so geringfügig, und ihr Treiben so verborgen, daß daraus abzunehmen ist: es spuke nur damit in einigen überspannten Köpfen, aber ohne alle Gefahr und ohne absehbaren Erfolg. Damit soll nicht behauptet sein, daß dergleichen durch die Finger gesehen werden, daß ein wirklich verbrecherisches Unternehmen nicht nach aller Strenge geahndet werden, daß nicht Maßregeln unterdrückt oder beaufsichtigt werden sollten, welche solchen Verkehrtheiten Vorschub thun. Aber dies Alles kann im ruhigen und ordentlichen Gange der Verwaltung geschehen, indem ich keine Veranlassung zu außerordentlichen und gewaltigen Vorkehrungen erkennen kann. Was der Polizei bei allen ihren Vorkehrungen nicht genug zu wiederholen ist, damit sie nicht aus wohlthätiger Vorsicht in unvorsichtigen, gehässigen und das Uebel vergrößernden Zwang ausarte, das scheint mir auch hierbei wahrzunehmen gewesen, damit nicht erst formelle Verbrechen auch da erschaffen werden, wo weder eine materielle Rechtsverletzung, noch eine verwerfliche Absicht wahrnehmbar ist; damit an sich schuldlose Jugendverbindungen nicht zu hochverrätherischen Gesellschaften umgeschaffen werden; damit verbrecherische Pläne von blos überspannten Begriffen und irre geleiteten Meinungen, damit die wenigen wirklichen Verbrechen gleich von Anfang an, und nicht erst hinterdrein, wenn schon viel Böses zugefügt und erduldet worden, von der großen Zahl der Jünglinge unterschieden werden, welche gerade, weil sie vorzüglich an Kopf und Herzen ausgerüstet sind, am ersten für große Ideen und muthige Hingebung begeistert werden können; damit von Vorn herein eine ganz verschiedene Behandlung beider angeordnet werde und stattfinde, welche verhindert, daß nicht an sich edle, brave und nichts Böses beabsichtigende junge Leute lange Zeit wie Verbrecher behandelt, und aus ihrer Laufbahn gerissen werden, ihren Aeltern zur Last fallen, ihnen Kummer und Sorge zuziehen, und zum Theil dem Staats-

dienste verloren gehen; damit endlich nicht durch zu allgemeine, mehr Schuldlose als Schuldige, treffende harte und kränkende Maßregeln Bitterkeit, Haß und Unzufriedenheit verbreitet werde.

Aus derselben Rücksicht dürfte meines Erachtens keine einzige Anordnung sich den Vorwurf zuziehen, daß sie den Unschuldigen mit dem Schuldigen bedrücke, daß die Menge büßen müsse, was einige Wenige verbrochen haben, und sie nicht größern Schaden anrichte, als sie Nutzen stiftete. Wenn diese Regel einleuchtet, so sehe ich nicht ab, warum die akademische Freiheit beschränkt werden mußte, ohne welche keine wahre Jugendbildung der Studirenden möglich ist; warum die Lehrer der Hochschulen insgesammt unter eine ihre Würde schmälernde Aufsicht gestellt, warum der freie Gedankenverkehr gesperrt und die Presse ängstlich beobachtet werden mußte, warum überhaupt Verunglimpfungen und Bedrohungen ausgesprochen wurden, durch welche die Nation sich nicht geehrt fühlen kann. Entsteht aus solchen Vorkehrungen nicht der Argwohn, daß die Regierungen ihre Sicherheit und Wohlfahrt von dem Wohle des Volks gesondert, und nur für jene auf Unkosten dieser gesorgt haben; daß man wenigstens unbesorgt und unbedacht die Ruhe und das Glück der Familien beeinträchtigt und die wichtigsten Gemeingüter der Nation geringschätzig behandelt habe; daß einer an sich nicht sonderlich wichtigen Sache nur darum eine so ungemeine Wichtigkeit beigelegt worden, um das dadurch erregte Mistrauen der Fürsten zur Durchführung anderer Pläne zu benutzen; daß Viele durch den bewiesenen Eifer, die Dienstfertigkeit und die Schonungslosigkeit, die sie in dieser Angelegenheit an den Tag gelegt haben, nur sich selbst wichtig und unentbehrlich zu machen eine erwünschte Gelegenheit haben? Das ist die Meinung gar Vieler. Sei sie richtig oder unrichtig, so ist sie ein Zeugniß, wie nachtheilig die meisten jener Vorkehrungen auf die öffentliche Zufriedenheit, auf das Vertrauen in die Weisheit und Güte der Regierungen und auf die Anhänglichkeit an dieselben wirken, welchen Zunder sie ausstreuen und wie sehr deshalb zu wünschen ist, daß sie recht bald ganz in Vergessenheit gerathen mögen. Dies kann um so zuversichtlicher geschehen bei dem, der nur ein Wenig mit den Volksansichten bekannt ist und das gewissenhafte Zeugniß ablegen muß, wie alle vorerwähnten Verleumdungen der Völker falsche Beschuldigungen und Erdichtungen sind. Es wird nirgends im Volke an irgend eine gewaltsame Umänderung des politischen Zustandes gedacht, und ebenso wenig waltet eine Vorliebe für die Republik und Abscheu vor der Monarchie. Im Gegentheil ist die Ueberzeugung, daß in der Erbmonarchie das Heil der Völker beruhe, in Europa, und zumal in Teutschland, so allgemein, daß nicht der tausendste Theil der Menschen hiervon verschieden denkt, und nicht der zehntausendste Theil sich darauf einlassen würde, gewaltsamer Weise eine Abänderung der monarchischen Staatsform durchzusetzen. Nichtsdestoweniger ist es unleugbar, daß eine sehr große und sehr allgemeine Unzufriedenheit unter den Völkern und zumal in Teutschland herrscht, welche sich auf mannichfaltige Art kundgegeben hat, sodaß die Regierungen selbst davon vielfältig Kunde erhalten haben.

Aber diese Unzufriedenheit, welche unstreitig eine Aeußerung des Misbehagens in dem bestehenden Zustande ist, betrifft nicht sowol die Regierungsform, sondern vielmehr die Verwaltung der Staaten. Nur in sofern diese durch jene selbst geregelt und besonders überwacht wird, ist dabei jene mit in Betracht gekommen und das laute Verlangen erzeugt worden, nicht nach einer Umgestaltung der Regierungsformen, sondern nach einer solchen Ordnung derselben, daß durch diese von selbst die wahrgenommenen drückenden Unordnungen abgestellt werden. Unleugbar kommt deshalb der denkende Theil der Völker darin überein, zu wünschen, daß die Erbmonarchie überall fortbestehe, daß aber das Vorurtheil verschwinde: Der Fürst sei der erste Edelmann im Lande, da er vielmehr das Oberhaupt der sämmtlichen Bewohner desselben sein soll, und das gemeinsame Wohl Aller und Jeder um deswillen die Aufgabe seines Berufs sein muß, dessen Vernachlässigung, Zurücksetzung und Beeinträchtigung demselben widerspricht, mithin unstatthaft und unmonarchisch ist und sein muß. Weil dem so ist, so muß ferner jeder Denkende wünschen, und es wird wirklich gewünscht, daß jeder seine eigene Würde und sein Volk liebende Regent einsehe und für seine unabweisbare Pflicht anerkenne, sich und seine Nachfolger, wie es nur immer möglich ist, davor zu bewahren, daß, weil sie Menschen sind und als solche der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur unterliegen, eben diese sie von dem vorgesteckten Ziel niemals abirre, noch abwende, daß vielmehr dasselbe dem Verstande und dem Willen stets vor Augen schwebe, wozu die besten, zuverlässigsten und bewährtesten Institutionen einzuführen, sonach unmittelbar selbst in dem Bestreben einer sich selbst klar gewordenen Regierungsgewalt liegen muß. Eine Erbmonarchie mit verfassungsmäßigen gemeinnützigen Einrichtungen, eine Souveränität der Fürsten mit verfassungsmäßig angeordneten Formen für ihre äußere Bethätigung, das ist die Summe der Wünsche und der Klagen, wo jene unbeachtet bleiben.

Diese Verfassungsvorschriften sollen aber Nichts weiter bezwecken und bewirken, als eine unumwundene Anerkennung derjenigen Rechte und Gerechtsame, welche jeder Einwohner als Mensch und als Bürger zu genießen hat und die Gewährleistung ihrer Unantastbarkeit gegen jeden Angriff der Willkür, Sicherheit der persönlichen und der Eigenthumsrechte, ganz besonders der unschätzbaren geistigen Güter, welche bei ihrer Mittheilung und ihrem Genuß in den Kreis der äußern Erscheinungen eintreten müssen, gegen jede Anmaßung und gegen jeden unzurechtfertigenden Eingriff der Oberhoheit des Staates ein vollkommenes Recht, da dieser seinem Wesen nach in der Vereinigung der Kräfte Aller zum Gemeinwohl Aller besteht. Gern gesteht man dies zu in Betracht aller materiellen Güter. Aber man hat sich darüber hinweggesetzt in Betreff der geistigen Schätze der Menschheit. Man ist so weit gegangen, sich selbst und Andern weiß machen zu wollen, daß die Regierungen, welche am meisten für jene nur

sorgten, ihren Obliegenheiten Genüge leisteten, und daß es Undank und Chimäre der Völker sei, wenn sie, hiermit nicht zufrieden, über die Hintansetzung ihrer geistigen Güter murrten. In der That, Polen und Belgien haben sich in einem außerordentlich guten materiellen Zustande befunden, als das Volk aufstand, ein Joch abzuschütteln, das ihm unerträglich dünkte, und an dessen Zerbrechung es seinen ganzen Wohlstand zu setzen sich entschloß. Der Mensch ist nicht blos Fleisch und Bein, sondern in diesem lebt eine vernunftbegabte Seele. Vernunft und Religion lehren uns, daß diese das Unverwesliche und Wesentliche, der Leib das Verwesliche und Hinzugekommene ist, eine Hülle, die der eigentliche Mensch wieder ablegt, sobald sie abgetragen ist. Wer hat die Unverschämtheit und Frechheit, seinen Brüdern zu sagen: Ihr müßt den Leib höher achten als die Seele; über das, was jenem behagt, gern vergessen, was dieser frommt; in einem Zustande, wo nur euern materiellen Bedürfnissen vorgesehen wird, euch glücklich schätzen, wenn auch eure immateriellen Schätze nicht geachtet und nicht gepflegt, sondern zurückgesetzt, verkümmert, oder nur theilweise bedacht werden?

Keineswegs ist es nöthig, daß das Volk, entweder selbst, oder durch seine Vertreter, irgend einen Antheil an den Hoheitsrechten, oder an irgend einem derselben habe, noch daß die Gesetzgebung von seiner Einwilligung abhängig gemacht werde, außer in soweit dieselbe die Staatsgrundverfassung selbst, und die in derselben zugesicherten Gewährleistungen enthält. Dagegen ist zu wünschen und wird gewünscht, daß der Gesetzgebung nicht nur die Regel: das Gesammtwohl ist die unverbrüchliche Richtschnur für alle übrigen Bestimmungen, stets gegenwärtig erhalten werde, sondern auch, daß sie über dessen Bestandtheile und Beförderungs- oder Beschädigungsmittel immer richtige und klare Ansichten habe, daß sie frei sei von der Anmaßung und dem Wahne diese am zuverlässigsten oder gar ausschließlich bei den Staatsdienern anzutreffen, das gesammte Volk aber dabei als unmündige Kinder zu betrachten, die nicht wissen, was ihnen zuträglich ist, vielmehr gern den Rath und die Erfahrungen des Volkes selbst darüber vernehme und beachte; daß jedes Gesetz nach allen Seiten vollständig erwogen und im Einzelnen vollkommen durchgeführt sei; daß keinem Theile als Ganzem und keinem Stande irgend eine Vorliebe oder Hintansetzung bewiesen werde; und daß die Thätigkeit der Gesetzgebung an solche Formen gebunden werde, welche alles Bisherige am wahrscheinlichsten bewirken, sodaß von deren Beobachtung ihre eigene Gesetzmäßigkeit abhängig ist.

Die besten Gesetze sind indessen nur ein todter Buchstabe, wenn sie nicht befolgt werden; und diese Ausführung muß sowol nach dem Buchstaben als nach dem Geiste derselben vor sich gehen. Darum thut eine tüchtige Pragmatik der Staatsbeamten höchst Noth, durch welche sie auf der einen Seite in die ganze Würde und Schätzung ihres Berufs eingeweiht und darin befestigt, auf der andern Seite aber von dem so sehr gefährlichen Amtsdünkel, welcher sie ihrer Stellung überhebt und sie vergessen läßt, daß sie als Staatsdiener die Diener der Gesammtheit des Volkes sind und es ihre Pflicht und Schuldigkeit ist, gegen Jedermann bereitwillig, artig und emsig zu beobachten, was ihres Amts ist. Diese Pragmatik des Staatsdienstes muß vor allen Dingen verhüten, daß kein Amt nach Gunst und Wohlgefallen, sondern nur nach allgemeinen Regeln für die Ermittelung der Tüchtigkeit und der Beförderungsansprüche vergeben werden dürfe, und das Sprüchwort nirgends mehr Anwendung finde: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu. Sie muß ferner die Beamten davor sicher stellen, daß sie sich durch strenge und gewissenhafte Amtstreue nicht den Haß, die Mißgunst und die Verfolgung ihrer Obern zuzuziehen, wenigstens nicht dadurch zu leiden oder gefährdet zu werden zu besorgen haben. Sie muß aber auch umgekehrt sie für ihre treue Amtserfüllung so verantwortlich machen, daß diese Verantwortlichkeit nicht von dem Wohlgefallen, noch allein von dem Urtheil ihrer Vorgesetzten abhängig ist, welches eine bloße Scheinverantwortlichkeit bleibt, die der Heuchler und Schmeichler am besten zu umgehen versteht, sondern daß sowol jeder Betheiligte, als auch die Gemeinheit, deren Wohlbefinden dabei allein auf dem Spiele steht, sie nach festen Regeln aufrufen und geltend machen kann, und daß keine Macht oder Gnade dies zu vertheidigen vermag. Die Willkür darf nicht den mindesten Raum behalten, und kein Gehorsam und Willensunterwerfung verlangt werden, den das Gesetz nicht vorschreibt. Dann ist der Bürger ein freier Mensch. Für das Alles sind eigentliche Vorschriften unentbehrlich, und ohne sie besteht keine Freiheit.

Wenn es endlich schon der Begriff des Staates mit sich bringt, daß Alle nach Vermögen zum gemeinen Besten beitragen und mitwirken müssen, und wenn eben hieraus die Befugniß der Staatsgewalt zur Verfügung über Alles für eben diesen Zweck von selbst fließt, so enthält solches zugleich auch die nothwendige Beschränkung dieser Befugniß, über welche hinaus dieselbe aufhört, eine rechtliche zu sein, und in verwerfliche Willkür ausartet. Wenn daher gewünscht wird, daß die Ausgaben nur auf das, was nothwendig und zuversichtlich nützlich, beschränkt werden; daß das, was nur zur Pracht und Eitelkeit dient, gänzlich erspart werde; daß alle Lasten gleichmäßig vertheilt werden, weil in jeder Unverhältnißmäßigkeit eine Mehrforderung an denjenigen enthalten ist, der härter angezogen wird; und daß endlich von dem gesammten Staatshaushalte öffentliche Rechenschaft abgelegt werden möge, weil das Staatseinkommen kein Eigenthum der Staatsgewalt, sondern diese nur Haushalter und Verwalter desselben ist: so möchte wol gegen dies Alles sich ebenso wenig einwenden lassen, als dagegen, daß eine Hintansetzung der mitunter drückenden Abgaben, zu dem Ende aber eine Verminderung des Militair- und Civil-Etats, für möglich und heilsam angesehen wird, zumal bei dem jetzigen Kriegswesen die Pflicht und das Recht der Vaterlandsvertheidigung doch immer mehr und mehr auf die waffenfähige Bürgerschaft zurückgeht.

Ist nun in allen diesen Wünschen schwerlich etwas

Unrechtes, Unbilliges und Unverständiges zu finden, mithin auch in der Unzufriedenheit über deren Nichtachtung nichts Tadelnswerthes zu erkennen, so erhöht sich die Abscheulichkeit und Nichtswürdigkeit der Verleumdungen, durch welche dieselbe dennoch in ein gehässiges und schwarzes Licht gestellt wird, noch besonders dadurch, daß eben dadurch das ganze Grundverhältniß versäuert und vergiftet wird, in welchem Fürst und Volk zu einander stehen sollen und müssen. Aus dem wechselseitigen Bedürfnisse und den wechselseitigen Gesinnungen muß, wo Alles in der Ordnung ist, ein gegenseitiges Verlangen nach einander und gegenseitige Anziehung erwachsen. Vertrauen und Liebe sollen hiernach die Grundtriebfedern in der ganzen Wechselwirkung zwischen Fürst und Volk sein. An deren Stelle wird durch jene Verleumdungen Furcht und Haß gepflanzt und genährt. Haß über das schon anzuschuldigende Unrecht und Furcht vor dessen Wiederholung und Steigerung. So erstickt die Liebe in dem Hasse und das Vertrauen in der Furcht, sodaß man am Ende dahin kommt, zu meinen und es für Weisheit zu halten, daß man die Völker in der Furcht regieren und erhalten müsse, und daß ihnen schon um deswillen keine Selbständigkeit und kein Bewußtsein ihrer Kraft gegeben werden dürfe, damit sie um so leichter in Furcht zu setzen wären. Ueber die Thoren, die nicht wissen, daß aus dem Gefühl der Furcht nur beim ersten Eindruck Verzagtheit entsteht, nach einigem Besinnen und mit dem Zunehmen der Besinnung aber der Trieb zur Gegenwehr und zur Ueberwindung des Furchtbaren! Der Fluch des Bösen aber ist, daß es immer wieder neues Böse gebiert, und daß es, je länger es dauert, durch sich selbst im Bösen immer zunimmt, bis es an die Grenzen kommt, wo der Zwiespalt, der in ihm liegt, ebenfalls zu der Kraft gediehen ist, vermittels desselben den Staat selbst aus einander zu sprengen und in dieser gänzlichen Auflösung unterzugehen. Also bereitet das Regiment der Furcht unvermeidlich auch die Auflösung des Staatsverbandes vor, und treibt die Fugen um so weiter aus einander, je mehr sie selbst sich aufbläht.

Wie sollten aber diejenigen, deren Geschäft es ist, die Fürsten und die Völker durch Argwohn und Furcht zu entzweien, eine andere Triebfeder in Bewegung setzen mögen, da sie selbst dadurch in beständige Unruhe gesetzt werden, und diese unruhige Besorgniß, ihren Einfluß und ihr Ansehen einzubüßen, sie immerfort antreibt, Alles zu deren Erhaltung aufzubieten. Um deswillen muß ihr hauptsächlichstes Trachten darauf gerichtet sein, dem Fürsten ihre Regierungsgeschäfte möglichst leicht und angenehm zu machen, alles Verdrüßliche und Beschwerliche von ihnen abzuhalten, Klagen und Beschwerden nicht zu ihrem Ohre kommen zu lassen; ihnen das mühsame Actenlesen und Selbsterkundigen ganz zu ersparen, vielmehr ihnen Alles vorzutragen und die darauf zu erlassenden Cabinetsbefehle sogleich unterzubreiten, mit Einem Worte, es so einzurichten, daß die Regenten nur durch die Brille sehen, die sie ihnen aufsetzen, und ihnen angenehmeren und ergötzlicheren Zeitvertreib zu verschaffen, als die Regentengeschäfte sind. Ohne eine solche anderweitige Beschäftigung würde alles Uebrige vergeblich sein; die Langeweile würde die Neugier reizen und diese es verursachen, denjenigen noch öfters in die Karte zu gucken, die unter dem Mantel des fürstlichen Ansehens eigentlich das Spiel spielen. Von jeher ist es daher der Hauptkunstgriff des Hoflebens gewesen, die Neigungen und das Steckenpferd des Herrn zu erkundigen, jene zu befriedigen und dieses nicht blos zu streicheln, sondern es auch mit dem besten Futter des Landes zu nähren und dabei so zuzureiten, daß keine Gefahr des Stolperns oder Absetzens übrig bleibt. Da der Mensch beim Vergnügen immer gern Genossen hat, so finden sich auch dazu immer gern Leute, jene Verrichtungen zu übernehmen, und dafür an dem Wohlleben und an der Macht Theil zu nehmen, die unterdessen von Andern verwaltet und ausgeübt wird. Vielleicht gibt es auf der Welt Nichts, was so klar die Fortschritte der Menschheit zu einer höheren Cultur und zu einer bessern Moralität beurkundet, als gerade das Hofleben. Wer die Sitten und Intriguen der Höfe von sonst und jetzt vergleicht, muß sich darüber freuen. Nicht nur, daß sie früher häufig die Schule und die Halle der schamlosesten Sittenlosigkeit und aller verderblichen Bosheit waren, ging die Verruchtheit häufig so weit, planmäßig die Regenten geistig und körperlich so herabzubringen und zu schwächen, daß es ihnen unmöglich würde, auf eigenen Füßen zu stehen und selbst einen Gang zu unternehmen. Wie viele Beispiele sind bekannt, wo dieses höllische Unternehmen mit der ersten Erziehung des jungen Thronfolgers begann. Gott sei Dank, mit den Turnieren und Jesuiten ist auch dies verschwunden. Möge keins von allen wieder bei Hofe erscheinen! Wenn aber auch die Humpen, Meuten, Huren und dergleichen nicht mehr so wie sonst Lieblingsgegenstände an den Höfen sind, so ist darum jene Kunst, dem Geschmack und den Launen der Herrscher zu fröhnen und ihnen alles Uebrige zu opfern, nicht in Vergessenheit gekommen, sondern nur zeitgemäß verfeinert worden. Die allererste Kunstregel dabei muß natürlich die sein: es nicht zu einer anstrengenden und mühsamen Beschäftigung mit irgend einem Gegenstande kommen, nicht in das Wesen und die wahre Beschaffenheit eindringen, nicht das richtige Verhältniß desselben zu allen übrigen Regierungsangelegenheiten und seine daraus abnehmbare Unterordnung erörtern und erkennen zu lassen, sondern umgekehrt ihn möglichst von allem Andern auszusondern, ihm einen selbständigen Werth beizulegen, dessen Glanz durch alle Mittel scheinbar zu machen, die Wichtigkeit desselben und die Verdienstlichkeit seiner sorgfältigen Pflege zu preisen, die eben beliebte Art der Behandlung und die Ansicht davon als die vortrefflichste zu rühmen und durch keinen Widerspruch oder Einwand zu kränken, bei der Beschäftigung selbst aufstoßende Zweifel geschickt zu lösen und die sich ergebenden Arbeiten und Nachforschungen dienstfertig zu übernehmen, immer aber die ganze Beschäftigung in dem Kreise einer unterhaltenden und Genuß gewährenden, aber ganz beliebigen Behandlung eines Dilettanten zu erhalten und bei diesem Allen stets die Miene anzu-

nehmen und den Schein zu bewahren, daß es der Allergnädigste selbst ist, der Alles schafft und bewirkt. Je kunstmäßiger diese Rollen gespielt werden, und um so mehr dadurch die Aufmerksamkeit des Kunstliebhabers auf der Bühne gefesselt wird, um so weniger ist er im Stande, gewahr zu werden, was inzwischen hinter den Coulissen und der Hinterwand vorgeht.

Von allen den Gegenständen, die hierzu gebraucht werden, sind es vornehmlich vier, welche eine nähere Beleuchtung verdienen: erstens die schönen Künste, seien es die darstellenden oder redenden. Ihre Beschirmung und Förderung ist kein Luxus, sondern ein Bedürfniß der Menschen, deren Leben sie bilden, veredeln, trösten und erquicken. Wenn Friedrich der Einzige nach seinem Tagewerke bei seiner Flöte Erholung fand, oder durch den Gesang der Mara die Abspannung seiner Nerven milbern ließ, oder die berühmtesten Schöngeister an seinen Hof lud, nicht um in Witzspielen die Zeit zu tödten, sondern um im Wechsel der Unterhaltung seinen Geist zu beschwingen, und die Humanität in seiner Brust selbst zu unterhalten, welcher Preuße sollte sich bei diesem Anblick nicht bewußt geworden sein: das muß ein guter König sein! Weniger rühmlich sind die Paläste, die er erbauen ließ, weil Arbeitshäuser, Seminarien und mehr dergleichen, die dem Lande noch fehlten, vorher hätten an die Reihe kommen sollen. Ohne Pracht und Freigebigkeit sind indessen die Künste nicht zu hegen. Diese Ausgaben gehören in den Etat einer für alle Bedürfnisse der sich ausbildenden Menschheit bedachten Regierung. Wohl dem Menschen, der Sinn und Geschmack für die Musen hat! Wohl dem Lande, dessen Regent seine Mußestunden zu Schäferstunden mit den Kamönen widmet! Nur das Uebermaß kann verderblich werden, nur die Liebhaberei, welche über diesen Genuß vergißt, daß aller Genuß nicht die Aufgabe des Lebens ist. Wehe dem Lande, wo der Bauer kein Huhn im Topfe behält, weil sein Fürst nur durch Prachtgebäude oder Kunstsammlungen ein rühmliches Andenken von sich auf seine Nachkommen zu bringen weiß! Wehe dem Lande, dessen Fürst Wohl und Heil desselben über Gesang und Tanz vergißt! Wehe dem Lande, wo der Theaterdirector, der Kapellmeister, der Akademiker dem Fürsten lieber ist, als die ernsten Männer, mit denen am besten von Lebens- und Staatsweisheitsregeln zu sprechen und von denen zu lernen ist!

Zweitens: Die Armee eines Landes, das Mittel der Erhaltung seiner Selbständigkeit und Unangefochtenheit, ist an sich ein hochwichtiger Gegenstand der Staatsverwaltung, damit sie stets in dem Zustande sei, ihren Beruf aufs Beste zu erfüllen, damit sie für diesen Zweck immer wohl gerüstet, wohl geübt, und was weit wichtiger ist, als beides, beseelt sei von dem Geiste der Ordnung, der Vaterlandsliebe und der wahren Berufsehre. Eine ernste Aufforderung an jeden Regenten, darauf sein Augenmerk zu richten! Ueberdies ist es für das Gefühl ein erhebender Moment, Hunderttausende um sich zu sehen, deren ganze Beweglichkeit durch das Commandowort eines Einzigen regiert wird. Es ist Nichts zu erdenken, was die Größe und Macht in diesem Umfange und in dieser Stärke zu vergegenwärtigen vermöchte, woher es dann wol kommt, daß es zur Sitte geworden ist, große Paraden bei den Besuchen großer Herren anzustellen. Auch hierbei kommt indessen Alles auf die Beobachtung des rechten Maßes an, damit nicht, was im Staate nur Mittel zu seinem Zwecke ist, durch Liebhaberei selbst zu einem Zwecke oder zu einem überaus kostbaren Spielwerke werde; damit nicht mehr Soldaten gehalten werden, als die Pflanzschule und das Uebungslager der Landesbewaffnung mit sich bringt, und damit nicht die äußern Formen des Militairwesens, die Abzeichen, die Zierathen und die Uebungen in bloßen und theuren Tand ausarten, durch welche des Landes Wohlstand verzehrt und zu Grunde gerichtet und die Kriegsehre verkrüppelt wird.

Drittens sind Geschichte und Alterthumskunde eine der edelsten und belohnendsten Beschäftigungen für einen Regenten, welchem sie in seiner Stellung doppelt den Nutzen spenden, den Jedermann aus ihnen zu schöpfen vermag. Aus ihnen ist der Probirstein für die Richtigkeit der Lehren des abstracten Denkens und der dadurch erschaffenen Ideen zu entnehmen, sie liefern die Denkmale der allmäligen Ausbildung und Umbildung des Menschen bis zu ihrer gegenwärtigen Gestaltung und ihrer Schicksale unter allen Formen der bürgerlichen Gesellschaft und auf allen Seiten der Cultur, sie weisen die Wirkung und den Einfluß nach, den die gesellschaftlichen Einrichtungen, die Lebensart, die Sitten und Gebräuche, die Kenntnisse, die Gesetze und die Handlungsweise auf den Zustand, den Charakter und die Schicksale der Völker gehabt haben. Aus ihnen wird der genaue Zusammenhang von Ursache und Wirkung und Rückwirkung, und das Verhältniß zwischen Unternehmung und Erfolg oder Misgeschick erkennbar, oft in entfernten Zeiten und nach großen Zwischenspielen. Bei ihnen findet der Nachdenkende die praktischen Regeln der Staatsweisheit und Regierungskunst, und vor der Gerechtigkeit der göttlichen Weltordnung, welche die waltende Nemesis in den großen Begebenheiten der Weltgeschichte warnend verkündet, beugt sich das Knie des anbetenden Forschers. O wenn doch die Geschichte in solchem Geiste recht viel studirt, verehrt und beherzigt würde! Ihre besten Lehren, ihre beherzigungswerthesten Mahnungen gehen verloren, weil es nicht so ist; ja man möchte zuweilen glauben, daß die Menschen sich taub machen gegen die Stimme der Geschichte, damit sie nicht inmitten ihres thörichten Beginnens sie abmahne und erschrecke. Damit sie aber solchen Nutzen bringe, ist unerläßlich, daß sie selbst mit philosophisch-pragmatischem Geiste aufgefaßt werde, und daß ihr Studium mit der Philosophie stets Hand in Hand gehe, damit sie einander ununterbrochen beobachten, sich einander unterstützen und von Ausschweifungen abhalten. Wenn die Schulen und die Art der Ausübung irgend einer praktischen Wissenschaft sich schon in historische und philosophische Sekten theilen, die einander entgegengesetzte Methoden beobachten und entgegengesetzte Lehren verkünden, ist es schon darum außer

Frage, daß sie beide, oder wenigstens die eine auf Irrwegen einhergeht. Der wahre Geschichtsfreund wird dann anhalten und sich erst sorgfältig umsehen und besinnen, ehe er weiter fortfährt. Noch bedächtiger wird er sich davor in Acht nehmen, was nicht so selten ist, daß nicht die mühevolle Befriedigung einer ernsten Wißbegier in eine bloße Sättigung der Neugier ausarte, die Werthschätzung der Geschichtsdenkmäler nicht in Raritäten-Liebhaberei und Sucht nach Cabinetsstücken sich umwandle und die Gabe der Auffassung der einzelnen Züge in der Geschichte nicht umschlage in eine parteiische Vorliebe für diesen oder jenen Theil des Ganzen. Wer auf den Gedanken kommen kann, eine an sich bessere Einrichtung, z. B. eine der Verwaltung entsprechende Landeseintheilung, blos darum nicht zu gestatten, weil die Verhältnisse sich bisher, vermöge der Begebenheiten der Geschichte, anders gestaltet haben, wer darauf ausgeht, irgend einen frühern Zustand blos darum wieder zu vergegenwärtigen, weil er schon einmal da war und damals gefiel, wer sich einbildet, das rollende Rad der Entwickelung des menschlichen Geschlechts zum Stillstehen bringen oder gar rückgängig machen zu können, der verräth schon dadurch, daß er von der Geschichte Nichts versteht und nur, ein erwachsenes Kind, mit historischen Bildern ein Spielwerk zum Zeitvertreib treibt, welches gefährlicher ist als wenn Kinder mit Feuerbränden und Messern spielen.

Je heher und heiliger etwas ist, desto abscheulicher muß viertens allemal dessen Misbrauch oder dessen Verletzung sein. Das Höchste, was der Mensch besitzt, ist seine Religion und Gewissensfreiheit das unantastbarste Gut. So oft auch Religion und Kirche irrthümlich verwechselt werden, und so sehr verschieden beide ihrer Natur nach sind, so kommen sie doch darin überein, daß der Staat so wenig in Betreff der letztern, als der erstern, irgend einen andern Zwang ausüben, irgend etwas verordnen darf, außer vermöge seines Rechts der Beaufsichtigung und der Abwehr des ihn selbst Gefährdenden oder Schädlichen, weil außerdem der Staat befugt sein müßte, die Menschen in ihrer Demüthigung vor Gott, Erleuchtung in Gott und Hingebung an Gott in soweit zu Heuchlern zu machen, als ihre Religionsübungen nicht den treuesten Ausdruck und den übereinstimmendsten Abdruck ihrer religiösen Vorstellungen und Gesinnungen darstellen. Jede positive Einmischung des Staates in die Angelegenheiten der Kirche muß deshalb unvermeidlich verkehrt sein und nachtheilig auf sie und auf ihn selbst wirken. Denn wie die Tugend nur ein Erzeugniß der Moralität, der vollen Freiheit des vernünftigen Willens sein kann, und eine erzwingbare Tugend etwas Undenkbares ist, nicht minder eine Frömmigkeit, welche nicht durchweg aus dem Innersten der Seele und ihrer religiösen Empfindung hervorgeht und ein Gottesdienst, der mit dieser nicht durch und durch übereinstimmt. Jede Gewalt muß religiöse Heuchler erzeugen und nach Maßgabe ihrer Größe befördern, mithin den frommen Sinn in seiner Wurzel vergiften. Je tiefer das Uebel sitzt und je mehr es sich in seinen Wirkungen der Wahrnehmung entzieht, desto furchtbarer wird es in den Erscheinungen, welche die weitern Folgen von jenen sind. Diese Gleisnerei in der Religion, die sich auf so mannichfache Weise kund gibt, ist die gemeinsame Quelle der größten Gebrechen der Zeit in religiösem Betracht. Auf der einen Seite verdrängt sie die wahre Frömmigkeit, welche Gott im Geiste verehrt, in des Herzens innerstem Heiligthume sein Andenken heilig hält, in möglichster Stille und Ungestörtheit dasselbe zur Andacht erhebt, und in dem öffentlichen Gottesdienste vornehmlich der Pflicht des öffentlichen Bekenntnisses seiner Verehrung des Allerhöchsten durch die Benutzung des Unterrichts in der religiösen Erkenntniß und durch die Beobachtung der zu jenem Zweck angeordneten kirchlichen Handlungen huldigt, aber alles dieses nur um des Hauptgrundsatzes und Hauptgebots der echten Frömmigkeit willen: So du weißt, was des Herrn Wille ist, so thue darnach, auf daß du das ewige Leben gewinnest! Ueberall hingegen, wo die Religionsübung in äußere Gebräuche gesetzt wird; wo das Frommsein zur Schau getragen, und mit den Andachtsübungen ein Gepränge getrieben wird; wo es nicht darauf abgesehen ist, die Begriffe und Ideen von göttlichen Dingen immer mehr aufzuklären und zu berichtigen, sondern vielmehr über dunkle und verworrene Vorstellungen zu brüten; wo die Religion nicht eine Nahrung der Vernunft ist, sondern blos die Phantasie ihr Wesen damit treibt und in diesem Genusse schwelgt; wo es genügt, diesen andächtigen Träumereien nachzuhängen und die guten Werke in der Beobachtung gewisser Ceremonien bestehen, die Liebe aber nicht durchaus werkthätig ist und nicht rasten kann, sich emsig in allem Guten zu erweisen; wo sie alle Menschen als Brüder umschlingt, sondern Conventikel stiftet, deren Mitglieder sich aussondern und durch gegenseitige Begünstigungen sich zu beglücken bedacht sind; da herrscht keine echte Frömmigkeit, sondern eitel Frömmelei und Mysticismus. Selbst gegen diesen, so weit er religiöse Meinung ist, wenn schon eine verirrte, darf von Staatswegen kein Zwang geübt werden, weil es ihm nicht gebührt, darüber Gericht zu halten. Wohl aber muß der Staat jede Rechtsverletzung und Unbill, zu der er verleitet, verpönen und unnachsichtig ahnden. Wohl kann der Staat mittelbarerweise gar viel zu dessen Ausrottung thun, indem die wohlverdiente Geringschätzung desselben unverhohlen ausgesprochen wird, die Anhänger desselben bedachtsam vermieden werden, und Aufmerksamkeit darauf verwendet wird, daß die Conventikelbrüder einander nicht begünstigen und befördern.

Wie nun die Gleisnerei auf der einen Seite die echte Frömmigkeit verfälscht, im Uebermaß steigert und dadurch um sich selbst betrügt, so ist eben sie es wieder auf der andern Seite, die in den kräftigern Gemüthern dieselbe ganz ertödtet oder doch bedeutend schwächt, indem sie dieselben verleitet, in ihr selbst alle Religiosität zu verachten, herabzusetzen und dafür gleichgültig zu werden. Aberglaube und Unglaube sind die beiden Abwege des Glaubens; wer von demselben abkommt, wird nach den Umständen und nach seiner Natur entweder ein Frömmler oder ein

Freigeist. Weil dies unausbleiblich ist, weil des Staates erster Grundpfeiler die Sittlichkeit des Volks ist, und weil die Sittlichkeit und die Frömmigkeit in ihrem Streben eins, und nur in ihrem nächsten Ursprunge verschieden sind, da diese dem Willen der Gottheit, jene dem Gesetze der Vernunft entspringt, welches doch auch ein göttliches ist: so überreden sich gute und fromme Regenten leicht, oder lassen sich noch leichter überreden, daß es ihr Beruf sei, mit aller ihrer Macht das Reich der Sittlichkeit und der Frömmigkeit zu fördern, und sich dadurch ein großes Verdienst um den Staat und das Wohlgefallen des Königs der Könige zu erwerben, indem sie alles Unsittliche und Gottlose verfolgen und die Menschen zwingen, sich äußerlich so zu zeigen, wie es das Sittengesetz und die Religion verlangen, die letztere aber wiederum durch die Begünstigung der Kirchen zu bewahren und auszubreiten. Gelingt es, einen Regenten dafür einzunehmen, und ihm diese Angelegenheit selbst zu einer Herzens- und Gewissenssache zu machen, der er sich mit um so größerem Eifer ergibt, je frömmer, aber kurzsichtiger er ist: dann haben diejenigen das Feld gewonnen, denen eben diese Hingebung zum geschicktesten Mittel dient, damit die Aufmerksamkeit des Herrn vorzugsweise von den andern Dingen abzuziehen, in denen sie selbst gern die möglichst freie Hand behalten möchten. Um so leichter muß ihnen dies werden, da der Herr ihnen volles Vertrauen schenken und ihnen willig folgen wird, wenn sie ihn ermahnen, sich zu befassen mit denen, die diesen frommen Sinn nicht zu würdigen wissen, weil sie ihn in der Art selbst nicht haben und nicht ehren; Augen und Ohren zu verschließen vor den Ruchlosen, die ihn zu irren und abwendig zu machen trachten von seinem Berufe und von Gott; aller Gemeinschaft sich zu entschlagen mit den Zöllnern und Sündern, sondern es aufrichtig zu halten mit den Pharisäern oder den Sadducäern, welche, obgleich sie sich unter einander leiblich hassen, es doch im Synedrium niemals mit einander verderben; und die ihm von Gott anvertraute Macht zu gebrauchen zur Ehre desselben, zu seinem eigenen Heil und zum Glück des Volks. Welche andere Stimme soll da wol durchdringen, welche sich Gehör verschaffen?"

In dem Gesammtgebiet des Staatswesens und der Politik gab es kaum einen Gegenstand, den Grävell, wenn er ihm irgend von Bedeutung schien, gänzlich unbeachtet ließ. Einer sorgfältigen Prüfung unterwarf er das „Gutachten der preußischen Immediat-Justizcommission in den Rheinprovinzen." In dieser Schrift, die 1819 zu Leipzig in zwei Octavbänden erschien, zeigte er sich als einen entschiedenen Gegner der Jury. Hierher gehört auch die von ihm verfaßte Abhandlung: „Geschwornengerichte," in H. F. Mathy's Allgemeine juristische Monatsschrift für die preußischen Staaten. Bd. 7. S. 309—336. Veranlaßt ward Grävell hierzu durch eine an die Landstände zu Cassel gehaltene Rede des Staatsraths Leist. Drei von Grävell geschriebenen Briefen über „Preßwesen und Volksgeist" (Berlin 1815) hatte er einen „Bericht über das Finanzwesen" beigefügt.

Von dem Censuredict, wogegen er in den erwähnten Briefen eiferte, versprach er sich keinen andern Erfolg, als daß eine solche Maßregel ihren Zweck durchaus verfehlen und gerade das Gegentheil von dem bewirken werde, was man dadurch erlangen wolle. Noch in einer seiner spätern Schriften kam er auf diesen Gegenstand zurück. Auf ein historisches Factum stützte er die Wahrheit seiner Behauptung. „Als in Preußen," schrieb er, „das bekannte Religionsedict [10]) erschien, das eigentlich das Volk gar nicht, sondern nur die Theologen betraf, war der Lärm so groß als jetzt im J. 1820. Indessen ist das längst wieder vergessen, und hat keinen Erfolg weiter gehabt, als daß ein wackerer Mann dadurch unglücklich geworden, die Glaubens- und Lehrfreiheit der evangelischen Kirche aber durch den Eifer der ausgezeichnetsten Gottesgelehrten gegen die Anfechtung sicher gestellt worden. Ein anderes Schicksal steht wahrscheinlich dem Censuredict auch nicht bevor. Allein die Wirkungen desselben dürften leicht von anderer Natur sein, als bei jenen, weil die Censur nicht blos die Schriftsteller, sondern in dieser ein Gemeingut aller denkenden Menschen der Nation angreift. Denn das Bedürfniß der Mittheilung und des Unterrichts ist allen denkenden Menschen gemein, und um so dringender, je mehr sie denken. Ebenso natürlich ist es, daß der Mensch vorzüglich darüber sich mitzutheilen und zu belehren strebt, was ihn am meisten interessirt, mithin in Zeiten politischer Umgestaltungen auch über politische Gegenstände. Wird es verboten, dies schreibend oder lesend zu thun, so treibt das Bedürfniß unwiderstehlich zur mündlichen Unterhaltung; und Menschen, die außerdem sich nie würden haben kennen lernen, suchen einander und kommen in persönliche Berührung und — Verbindung. So viel flüchtiger aber das gesprochene Wort ist als das geschriebene, um so viel schneller verbreiten sich Meinungen, welche der vorhandenen Gemüthsstimmung entsprechen, durch den Mund, als durch die Feder. In unglaublich kurzer Zeit ist ein ganzes Volk von einer herrschenden Idee besessen und darüber einverstanden. Eine solche innige Vereinigung kann, dünkt uns, durch die Schrift weit weniger bewerkstelligt werden. Wer schreibt und wer liest, braucht dazu viel zu viel Zeit, um nicht auch der Ueberlegung Raum geben zu müssen. Er muß Gründe aufstellen oder finden, durch welche Ueberzeugung bewirkt werden soll, wenn es auch nur Scheingründe sind. Das Lesen und Schreiben bleibt immer hauptsächlich Sache des Verstandes; hingegen das Reden und Hören ist vornehmlich Sache des Gemüths; und alle Affecte haben das Eigenthümliche der Ansteckung. Niemand aber spricht von Dingen, über die er gern spricht, ohne Affect. Muß er vollends nur im Vertrauen zu dem Vertrauten

10) Auf Antrieb des Ministers Johann Christoph v. Wöllner, der in völligem Widerspruch mit den bisher in Preußen befolgten Grundsätzen, dort Glaubenszwang, Schwärmerei und Mysticismus geltend zu machen suchte. Wöllner, geboren zu Döbritz im Havellande, starb am 11. Sept. 1800 auf seinem Gute Groß-Rietz. Vergl. über ihn und seine Schriften: Bildnisse Berliner Gelehrten S. 332 fg. Schmidt's und Mehring's Neuestes gelehrtes Berlin. Th. 2. S. 275 fg.

sprechen, so ergießt er sich ganz. Was die Regierungen durch den Preßzwang verhindern wollen, Uebereinstimmung der Ideen und Begeisterung für dieselben, das bewirken sie gerade dadurch unvermeidlich. Ließen sie schreiben und lesen, wie es den Leuten gefällig ist, so würde nie in einem ganzen Volke eine Ueberzeugung zu Wege gebracht werden. Denn dann bliebe die Unterhaltung im Kreise derjenigen Leute, welche für die Lectüre Bildung, Muße und Geld haben, und welche stets in eine Menge von Parteien zerfallen würden, weil der sichtende Verstand die Ansichten trennt. Wenn aber eine Regierung den Geist fesseln und lenken will, den sie nicht ergreifen und fassen kann, dann spottet er ihres Beginnens und von Mund zu Mund strömt er seinen Groll und seine Bitterkeit über den Angriff auf seine Freiheit aus. — Kein Land hat eine strengere Censur und eine scheußlichere Polizei gehabt als Spanien, dessen Inquisition schon durch den bloßen Namen erschreckt. Was hat alles dies gefruchtet? Zweifelt wol Jemand, daß wenn König Ferdinand, statt die Hinrichtungen, welche der Revolution vorangegangen sind, die Inquisition aufgehoben, die Presse bis zu einem gewissen Punkte freigegeben und eine mäßige Garantie der bürgerlichen Freiheit eingeführt hätte, er nie in die Lage gekommen sein würde, die Constitution von Cadix beschwören zu müssen? Wenn werden es doch endlich die Gewaltigen lernen, daß die Hände rein erhalten vom Blute ein göttliches Gebot ist, daß jedes Blut um Rache schreit, und daß aus dem Leibe eines Erschlagenen stets zehn Märtyrer wieder aufstehen!"

Durch bereits erwähnte äußere Umstände veranlaßt, erweiterte Grävell die Beantwortung der Frage: „Bedarf Preußen einer Constitution?" (Berlin 1816. 8.) in zwei „Vorstellungen an den regierenden König von Preußen" (Friedrich Wilhelm III.) in einem „Schreiben an den Staatskanzler v. Hardenberg und in sieben Briefen an den Regierungsrath Mallinkrodt." Diese sehr gründliche Schrift erschien unter dem Titel: „Wie darf die Verfassung Preußens nicht werden?" (Leipzig 1819. 8.) Seiner Beurtheilung der Benzenberg'schen Schrift: „Die Verwaltung des Staatskanzlers v. Hardenberg" ist bereits früher gedacht worden. Grävell gab dieser zu Jena 1820 gedruckten Broschüre den Titel: „Anti-B-z-b-g."

Nicht blos auf das Gebiet der Rechtskunde und Politik beschränkte sich Grävell's literarische Thätigkeit; auch das Publicum im Allgemeinen berücksichtigte er in einzelnen seiner Schriften. Eine populaire Darstellung charakterisirte sein Werk: „Der Mensch, eine Untersuchung für gebildete Leser." Es ward 1839 zum vierten Mal aufgelegt. Durch den allgemeinen Beifall, den es fand, ward Grävell veranlaßt, 1822 unter dem Titel: „Der Bürger" eine Fortsetzung zu liefern, an die sich 1823 noch eine zweite: „Der Regent" anschloß.

Wie er auf den Ideengang in den eben erwähnten Schriften: „Der Mensch" und „Der Bürger" gekommen, hat Grävell in der von ihm verfaßten Schrift: „Das Wiedersehen nach dem Tode," von der später die Rede sein muß, sehr ausführlich geschildert. Die Schilderung ist ein merkwürdiger Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Sie verdient mit seinen eigenen Worten mitgetheilt zu werden. „Als ein junger Mensch von 16 Jahren, als ich eben die Universität bezog (1797), verliebte ich mich in ein junges Mädchen, welches mir mit äußerlicher Liebenswürdigkeit und innern Vorzügen um so reichlicher ausgestattet zu sein schien, je weniger sie außerdem vom Schicksal bedacht worden war. Sie zog mich ebenfalls sichtbar andern Jünglingen vor, die ihre Gunst suchten, und so verkündete der Mund bald die Gefühle des Herzens. Doch blieb uns so viel Ueberlegung, einzusehen, daß ein so jugendliches Gefühl wenige Bürgschaft seiner Dauer in sich trage, und daß ein Versprechen für uns beide von nachtheiligen Folgen sein könnte. Wir verabredeten daher mit einander, uns gegenseitig keine Zusagen zu geben, nur mit einander in Briefwechsel zu bleiben und der Zeit die Prüfung unseres Gefühls zu überlassen. Aber im nächsten Jahre schon erkrankte das Mädchen am Nervenfieber, und die Nachricht von der Gefahr ihres Lebens lenkte unwillkürlich meinen Fuß auf den Weg nach der Niederlausitz zu ihr. Ich fand sie zwar schon in der Besserung, aber die Vorstellung des möglichen Verlustes hatte so gewaltig in mich gestürmt, daß jede andere Betrachtung dagegen verblich. Ich begehrte das Jawort, und als ich es erhalten, eilte ich, von den Aeltern meiner Braut mir deren Einwilligung zu erbitten, die mir nicht vorenthalten ward. Von dieser Zeit an begann ich ein anderes Leben. Es galt, mein Wort zu erfüllen und mir selbst das schönste Glück zu verschaffen, das ich mir auf Erden denken konnte. Nicht aus Liebe zu den Wissenschaften — ich kann es nicht leugnen — sondern aus Liebe zu meiner Braut war ich sehr fleißig, und es gelang mir, sie in meinem 21. Jahre (1802) vor den Altar zu führen. Als mir die Hebamme mein erstes Kind, einen Sohn, auf die Arme legte, da wandte ich meine Augen zum Himmel; denn mein erster Gedanke war: Vater, laß ihn ein guter Mensch werden, oder nimm ihn wieder zu dir! Ach, mein Gebet war erhört worden, denn nach fünf Jahren (1807) rief ihn die Vorsehung wieder ab von dieser Erde. Thränen hatte ich damals wenig, aber desto brennender war mein Schmerz. — Meine damalige Verzweiflung erweckte mir die ersten Vorstellungen von derjenigen Philosophie, die sich seit der Zeit immer mehr in meinem Nachdenken ausgebildet hat. Um mich selbst zu trösten und zu beruhigen, brachte ich bald nach jenem traurigen Tage, wo ich meinen Liebling zur Gruft getragen hatte, meine Gedanken zu Papier. Sie waren nur für diesen Zweck bestimmt. So wenigen Werth aber auch mein Aufsatz haben mag [11]), so dürfte er doch am allerbesten zeigen, in welcher Verbindung meine Ueberzeugung und meine Gefühle standen. — Mein damaliges Amt in Kottbus ließ mir wenige müßige Stunden übrig, meinen philosophischen Betrachtungen nachzuhängen. Dennoch wurden sie

11) Grävell ließ denselben später, in seiner ursprünglichen Gestalt, wieder abdrucken in seiner Schrift: „Das Wiedersehen nach dem Tode" S. 27 fg.

nicht ganz bei Seite gesetzt. Die Ueberzeugung, auf welche ich dadurch geführt ward: von wie großen Einfluß es sein müßte, wenn schon in der Jugend klare Begriffe vom Recht und von dem natürlichen Rechtsverhältniß außer dem Staate und in demselben eingefogen würden und mitwüchsen — diese Ueberzeugung bestimmte mich, in der ersten Classe der Schule zu Kottbus wöchentlich eine Vorlesung über den allgemeinen Theil der Moral und des Naturrechts zu halten; und die Vorbereitungen bewährten auch bei mir die alte Regel, daß man durch Lehren am besten lernt. — Meine Versetzung nach Soldin und Stargard unterbrach mich indessen aufs Neue, und erst am letztern Orte gewann ich so viel Zeit, die beiden ersten Capitel meines Buchs: „Der Mensch" dem Papier zu übergeben. Da brach das Schicksal über den Länderbezwinger herein und das Vaterland bedurfte seiner streitbaren Krieger. Hätte ich seinen Ruf nicht vernehmen, nicht achten sollen? Indessen hat das Schicksal nicht gewollt, daß mein Wille zur That ward. Es hat mich den ganzen Krieg hindurch vor Festungen gestellt, wo es nicht viel zu thun gab. Einer meiner besten Kameraden, der viel selbst gedacht, dem aber die Gelegenheit gefehlt hatte, so viel Vorkenntnisse einzusammeln, um sich bei seinen Betrachtungen an bestimmte Regeln zu halten, entdeckte mir vor Cüstrin in vertraulichen Stunden seine Zweifel, seine Ungewißheit und seine Angst vor dem Tode, als dem Ende seines ganzen Daseins. Der Wunsch, ihn zu beruhigen, bewog mich, mein angefangenes Manuscript mir nachschicken zu lassen. Ich hatte die Freude, es noch vor Cüstrin zu vollenden, und mein Freund hat mich versichert, daß ich bei ihm meinen Zweck nicht verfehlt hätte."

In Bezug auf das eben erwähnte Manuscript, das seinen Freund von seinem religiösen Skepticismus geheilt hatte, fand sich Grävell durch eine Recension seines Buches: „Der Mensch," dringend veranlaßt, sich gegen einen Vorwurf zu rechtfertigen, der ihm Nichts weniger als gleichgültig sein konnte. „Sonderbar genug," schrieb er, „ist weit und breit, mündlich und schriftlich, verbreitet worden, daß ich das Wiedersehen nach dem Tode geleugnet und bestritten hätte. Und doch ist Niemand, der fester daran glaubt, dessen Gewißheit erwiesen zu haben, als eben ich."

Indem sich Grävell bei diesen Aeußerungen auf ein Stammbuchsblatt berief, welches er, während er den preußischen Feldzug im J. 1813 mitmachte, einer Freundin über die Gewißheit der Fortdauer nach dem Tode geschrieben hatte, unterwarf er diesen Gegenstand einer ausführlichen und gründlichen Erörterung. Alles, meinte er, komme darauf an, die Möglichkeit darzuthun, wie, nach Ablegung des Körpers, Begriffe fortbestehen könnten, deren Dasein sich auf das Verhältniß unseres Körpers zu andern Körpern gründe; wie ferner nach dem Zerreißen der Bande zwischen Leib und Seele die Vorstellung derjenigen Persönlichkeit erhalten werden könnte, die der Ausdruck von jener Verbindung gewesen; und wie endlich, nachdem die Natur der Körper als wechselnder Erscheinungen, als unbeständiger Zusammensetzungen veränderlicher Kräfte zerstört oder verändert worden, die Empfindungen der in dieser Welt sich bildenden Verhältnisse über diese Welt hinausreichen und ein dadurch erwecktes Gefühl von Dauer und Beständigkeit sein könnte. Wäre alles dies nicht zu erweisen, meinte Grävell, und vielleicht gerade das Gegentheil davon außer Zweifel, so wäre es offenbar Thorheit, sich Vorstellungen und Hoffnungen hinzugeben, die so eitel wären.

„Man hat," äußerte Grävell, „die Behauptung aufgestellt, daß eine Fortdauer, in welcher nicht das Bewußtsein sich erhalte, in welcher nicht von dem Gedächtnisse die Uebereinstimmung des fortdauernden Wesens mit dem früher lebenden vorgestellt würde, gar keine Fortdauer wäre, weil ein Wesen mit einem andern Bewußtsein ein ganz anderes Wesen sei. Es ist nur schade, daß für diese Behauptung kein Beweis zu führen ist, und daß vielmehr die Vernunft gerade das Gegentheil erkennt. — Es gibt im Leben keinen Stillstand, und da das Bewußtsein in jedem Moment den Inbegriff dessen ausdrückt, was als vorhanden vorgestellt wird, so muß jede Art des Bewußtseins ein anderes Object bezeichnen, als was früher dadurch vorgestellt worden. Freilich enthält das Bewußtsein hienieden das Merkmal der Fortdauer der Existenz; dies aber auch nur darum, weil, wie überhaupt, so auch besonders im Menschen, die Veränderungen nur so allmälig, so leise, so unmerklich vor sich gehen, daß sie nicht zum Bewußtsein gelangen, und dieses sich selbst über seine Unveränderlichkeit täuscht. Daß aber das Merkmal der Erinnerung an ein früheres Vorhandensein überhaupt nicht zum Wesen des Bewußtseins gehört, zeigt schon die Erfahrung, indem manche Krankheiten das Gedächtniß so rein verwischen, daß der Genesende wie aus einem Traume erwacht und von seinem frühern Zustande und von Allem, was er erlebt hat und gewesen ist, auch nicht die leiseste Ahnung behält. Es gibt andere Zustände einer fieberhaften Phantasie oder der Verrücktheit, in denen das Bewußtsein sogar sich ganz falsche Vorstellungen macht und nicht selten die wunderlichsten Veränderungen mit dem Menschen vornimmt, ohne die allermindeste Erinnerung an einen frühern anderweitigen Zustand. — Die Veränderung des Bewußtseins ist also ohne allen Einfluß auf die Fortdauer des Daseins. Das lehrt auch die Vernunft. Sie zeigt, daß das Bewußtsein überhaupt nur eine Denkform der mit diesem Leibe bekleideten Seele für diesen irdischen Zustand, eine Frucht der von diesem Leibe abhängigen Persönlichkeit und ein Bedürfniß unserer Vervollkommnung auf dieser Welt ist; daß es aber auf keine Weise zum Wesen der Vernunft gehöre und diese davon ganz unabhängig bestehen könne. Mit einem neuen Leibe angethan, muß die Seele nothwendig eine ganz andere Vorstellung von der Persönlichkeit erhalten und ein neues Bewußtsein empfangen."

Nicht blos auf ein Wiedererkennen nach dem Tode beschränkte sich Grävell's feste Ueberzeugung. Sie erstreckte sich zugleich auf eine zukünftige innige Vereinigung und eine immer zunehmende Verschmelzung des ganzen Wesens der verwandten und sich assimilirenden

Seelen — eine Vereinigung, welche nach seiner Ansicht unauflöslich und ewig fortbestehen müßte, weil sie selbstständig hervorgebracht worden wäre. Er äußert sich darüber mit den Worten: „Wenn die Mängel, die uns von einander unterscheiden, abgelegt und überwunden sind, so bleibt für alle Seelen nur Ein und dasselbe Wesen übrig, aus welchem sie bestehen. Dieses Wiederfinden kostet freilich viel Mühe und Anstrengung; es gibt aber auch die Versicherung der ewigen Dauer der Vereinigung."

Undenkbar aber schien ihm ein Uebergang der irdischen Verhältnisse in die Gefilde jenseits des Grabes, ein Fortbestehen der durch jene Verhältnisse erzeugten Erinnerungen und Gefühle. Die Phantasie, meinte er, sei immer gar zu geschäftig, das Leben jenseits mit dem auszuschmücken, was uns hier das Liebste gewesen. „Alle diese Gefühle," äußerte er, „sind gemischter Natur, geistig-sinnlich. Das rein Geistige in ihnen, die Achtung der guten Eigenschaften, die Anhänglichkeit an die Vollkommenheiten der Geliebten und die Zuneigung, welche in deren Folge entstanden ist — alles das wird unbezweifelt ein Eigenthum der fortdauernden Seele bleiben, weil es in ihm seine Quelle und sie eine Fertigkeit darin erlangt hat. Der sinnliche Bestandtheil dieser Gefühle dagegen kann nicht von längerem Bestande sein als sein zureichender Grund. Wenn der Körper modert, können keine Gefühle mehr genährt und erhalten werden, die nur durch ihn und in Beziehung auf ihn Bedeutung haben. — Durch den Leib werden die einzelnen Menschen ausgeschieden und gesondert aus der allgemeinen Menschheit, der sie angehören. Aber die Bestimmung Aller ist nicht, in dieser Absonderung und Getrenntheit zu versinken und durch Verstärkung des Individuellen der ersehnten Vereinigung des Ganzen zu widerstreben. Eben darum muß nothwendig auf jeder höheren Stufe unserer Vervollkommnung die Liebe des Einzelnen immer mehr sich auflösen in die Liebe des Allgemeinen. Eben darum muß jede absondernde Zuneigung untergehen in der Liebe dessen, was an Allem liebenswürdig ist. Wie wir hier unsere Brüder, unsere Kinder, unsere besondern Freunde lieben, ebenso sehr, so inbrünstig und heiß sollen wir und werden wir also auch, wenn wir Alle vollkommen sein werden, uns Alle unter einander lieben. Wir reifen derjenigen Glückseligkeit entgegen, wo alle vernünftigen Wesen nur eine einzige Familie sein, wo Alle sich als Brüder lieben und Gott als ihren Vater ehren werden, nicht blos gleichnißweise, wie hienieden, sondern eigentlich und wirklich. — Das ist," fügt Grävell hinzu, „mein Glaubensbekenntniß, und mich dünkt, wenn alle Menschen darin übereinstimmten, es würde besser in der Welt sein und die Liebe würde in diesem Glauben nicht erkalten, sondern wacker zunehmen."

Eine weitere Ausführung gab Grävell diesen Ideen in seinen „Briefen über die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode." (Leipzig 1820. 8.) Sie waren an eine Jugendfreundin gerichtet, die er Emilie nennt. In dem zehnten jener Briefe führte ihn die Erörterung der Frage: „In wie weit unsere Gefühle und Gesinnungen uns über das Grab folgen" in eine längst vergangene Zeit zurück, wo er jene ihm gleichgestimmte Seele gefunden hatte. „Es ist für mich," schrieb er, „ein hoher Genuß, liebe Emilie, den schönen Abend, der uns zusammenführte, noch einmal zu erleben. Zu den schönsten Gütern des Menschen gehört doch die Anlage, jede geistige Freude nach Gefallen zu erneuern. Gönnen Sie mir daher, die ganze Geschichte jenes Tages zu wiederholen, weil sie fast in allen Zügen mit der Beschaffenheit unserer Gefühle übereinstimmt."

„Sie waren," fährt Grävell fort, „mit Ihrem Vater aus Polen auf dessen Gut in der Lausitz gekommen, der zur Kirmeßfeier seine Verwandten und Freunde zu sich eingeladen hatte. Ich konnte erst spät erscheinen und verdankte diesem Umstande, daß mir ein Platz bei Ihnen aufbewahrt worden war. Unsere Unterhaltung ward bald über die ersten Aeußerungen einer jungen Bekanntschaft hinweggeführt. Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft, wie gewöhnlich, doch fanden wir uns nach einiger Zeit in dem Gesellschaftszimmer wieder zusammen und setzten unser abgebrochenes Gespräch fort. Ich weiß nicht mehr, was der Gegenstand unserer Unterredung war, noch weiß ich, wie lange wir dort mit einander geplaudert haben. Nur das weiß ich noch, daß wir beide mitten im Zimmer standen. Wir schienen auf unserem Platze so festgewachsen, daß die Herren und Damen, die rund herum saßen, alle uns fixirten, um zu horchen, was wir denn so eigentlich zu sprechen hätten. Als Einige uns näher traten, war es uns, als ob wir aus einem Traume erwachten, in welchem die Welt vor unsern Sinnen verschwunden war, und als ob wir aus einer bessern Welt auf die Erde zurückversetzt würden. Von dieser Stunde an war der Bund unserer Seelen geschlossen; und obgleich ihre holde Erscheinung, liebe Emilie, bald wieder aus unserer Mitte verschwand, blieb doch das Gefühl in unseren Herzen unverändert."

In völlig ungetrübter Reinheit erhielt sich dies innige Verhältniß, das sich auf die bloße Uebereinstimmung der Gefühle beschränkte. Es war, nach Grävell's eigenem Geständnisse, mit keiner Spur von Eigennutz oder von Verlangen nach einem ausschließlichen Besitz verbunden. „Als wir uns kennen lernten," schrieb Grävell, „war ich längst verheirathet und glücklich verheirathet. Nie ist mir der Gedanke in den Sinn gekommen, es nicht zu sein, um Sie als Gattin heimführen zu können. — Als ich Sie nach einigen Jahren auf einer Reise nach Polen in Ihrer Heimath wiedersah, fand ich Sie als Braut und theilte mit Ihnen Ihren Kummer, belebte Ihre Hoffnungen und sprach Ihnen Trost zu. Der Mann, den Sie gewählt hatten, obgleich ich ihn nicht kannte, war mir durch Sie verwandt geworden. Stets habe ich in der Entstehung unserer Freundschaft und in deren Wesen einen Vorgeschmack derjenigen Neigung zu empfinden geglaubt, die in einer überirdischen Welt die herrschende sein wird; und ich bin gewiß, daß dieses Gefühl der Anhänglichkeit, der Theilnahme und der Hingebung, das ich für Sie empfinde, mich auch im Tode nicht verlassen wird. — Sie sehen daraus, daß ich

nicht nur nicht an der Fortdauer der Liebe zweifle, sondern derselben sogar gewiß bin. Alles, was schön und gut und gottähnlich ist, das nehmen wir gewiß mit hinüber ins bessere Land und genießen es dort in größern Zügen noch als hier."

Auf sein subjectives Gefühl gründete sich die von Grävell aufgestellte Behauptung, daß die meisten Menschen gar keine Vorstellung hätten von einer Liebe, die nicht großentheils sinnlich wäre. Das rühre daher, meinte er, weil die Entstehung des Gefühls der Liebe und ihre Offenbarung und Aeußerung auf dieser Welt mit dem Wesen derselben nur zu oft verwechselt werde. Vor allen Dingen sei es daher nöthig, sich darüber zu verständigen, was man unter Gefühlen überhaupt verstehe. „Es gibt," äußerte Grävell, „wenig Worte, denen eine so mannichfache Bedeutung beigelegt worden wäre, die zwar insgesammt aus Einer Wurzel entspringen, aber nach Maßgabe ihrer verschiedenen Ausbildung mancherlei Gestalten angenommen haben. So sind alle Menschen Eines Wesens; aber wie verschieden sind die Vorstellungen, welche die einzelnen Menschen von sich erregen. Man braucht das Wort Gefühl sowol in objectiver als in subjectiver Bedeutung. In jener müssen alle Gefühle entweder rein-geistige, oder gemischte, oder blos sinnliche sein, je nachdem die Vorstellungen, durch welche sie erregt werden, entweder durch die Erkenntnißkräfte allein, oder durch die Sinnlichkeit allein, oder durch beide vereinigt, erzeugt worden sind. Von den in Folge bloßer Empfindungen des Sinnes brauche ich weiter Nichts zu sagen, da es sich von selbst versteht, daß sie irdisch sind und auf keine Weise überirdisch sein können. In Ansehung der rein-geistigen Gefühle versteht sich das Gegentheil ebenso offenbar. — Nicht selten wird die Vorstellung des Gedachten und des dadurch erregten Zustandes in Eins zusammengefaßt und beides zusammen ein Gefühl genannt. Es leuchtet aber ein, daß dies sehr uneigentlich gesprochen ist, und daß man bei dieser Art von Gefühlen und dunkeln Erkenntnissen den Gedanken und das Gefühl wohl zu unterscheiden hat. Eben dies ist in noch höherem Grade nothwendig bei den gemischten Gefühlen, d. h. bei denen, die nicht die Begleiter unmittelbarer Empfindungen sind, sondern durch Vorstellungen erweckt werden, die den Verstand aus den Empfindungen abstrahirt und zusammengestellt hat. Wenn ich sage, ich liebe Sie, theure Emilie, so ist es nicht die unmittelbare Empfindung, die mir der Anblick oder die Berührung Ihrer Person verursacht hat, durch welche dies Gefühl hervorgebracht worden ist. Es ist der Inbegriff derjenigen Vorstellungen, die ich mir aus allen Ihren Aeußerungen, Gesprächen und ganzem Benehmen von ihrer Denkweise, Charakter und Gefühlsart gebildet habe. Um deswillen kann man Jemand lieben, den man nie gesehen, noch gehört hat, wenn man sich aus dem, was man von ihm erfährt, eine solche Vorstellung macht, woran die Seele Wohlgefallen hat."

Zu diesen Reflexionen glaubte Grävell noch einige Erläuterungen hinzufügen zu müssen. „Leicht begreiflich ist es," äußerte er, „daß man sich nicht an die abstracten Benennungen und Eintheilungen der Gefühle halten darf, wenn man über das Verhältniß der Gefühle zu unserer Persönlichkeit und über die Dauer derselben ein richtiges Urtheil fällen will. Ein und dasselbe subjective Gefühl kann in objectiver Beziehung bald sinnlich, bald geistig, bald gemischter Art sein. Es gibt eine blos sinnliche Liebe, eine Liebe, die aus Sinnlichkeit und Erkenntniß geboren worden, und eine rein-geistige Liebe, wie z. B. die Liebe zu Gott, zur Tugend ist."

Auf den eigentlichen Gegenstand, von dem er bei seinen Betrachtungen ausgegangen war, kommt Grävell mit den Worten zurück: „Darnach läßt sich nun mit Sicherheit bestimmen, welche von den Gefühlen, die wir auf dieser Welt empfunden haben, uns auch im Tode und nach dem Tode treu bleiben werden. Dahin gehören die subjectiven Gefühle. — Ohne die Seele selbst zu tödten und in ihrem Wesen umzuwandeln, kann ihr kein einziges derjenigen subjectiven Gefühle entzogen werden, deren sie einmal fähig gewesen ist. Eben dies findet bei allen objectiven rein-geistigen Gefühlen statt, weil die Fähigkeit zu erkennen und die Beschaffenheit der Erkenntnißkraft gleichbedeutende Ausdrücke für eine und dieselbe wesentliche Eigenschaft der Seele sind. Jede geistige Erkenntniß ist in das Wesen der Seele selbst übergegangen, ein Urbegriff derselben geworden; mithin muß das Gefühl der Vorstellung derselben so unvergänglich sein als die Seele selbst. Außer diesen Gefühlen aber können wir kein anderes mit hinübernehmen aus diesem Leben. In Betreff der rein-sinnlichen Gefühle geben Sie, meine Freundin, mir dies gewiß sogleich zu; aber in Betreff der gemischten sehe ich es Ihnen an, daß Sie gern dieselben retten möchten, weil Sie wohl einsehen, daß unter diesen alle diejenigen zärtlichen Empfindungen mitbegriffen sind, die hier Ihr schönstes Lebensglück ausmachen. Wie gern möchte ich Ihnen sie retten helfen! Es ist ja unter diesen Gefühlen auch die Neigung begriffen, deren Gegenstand Sie sind und ich selbst bin. Doch die Wahrheit kehrt sich an unsere Wünsche nicht. Die gemischten Gefühle können nicht fortdauern, weil die Vorstellungen, die darin aufgenommen sind, vergänglich sind. Keine Erfahrungskenntniß, so lange sie noch nicht ganz gesäubert ist von der Erfahrung und übergegangen ins Reich geistiger Einsicht, besteht über diesen Schauplatz der Erfahrungen hinaus, noch viel weniger die Vorstellung eines individuellen Gegenstandes, der dieses oder jenes Gefühl verursacht hat und es bei jeder Wiederholung seiner Vorstellung aufregt. Wir werden uns dort der Personen nicht mehr erinnern können, die wir hier kannten; mithin können auch die Empfindungen für sie, die sie uns hier eingeflößt haben, nicht erneuert werden. Einst aber werden wir Alles wiedererkennen, was wir hienieden gekannt haben, nicht in der Erinnerung, sondern im Geiste. Dann werden wir uns auch bewußt sein, wie und was wir auf dieser Erde gefühlt haben. Diese Vorstellung aber ist dann nicht selbst ein Gefühl, sondern ein Gedanke, eine Erkenntniß, mithin in keinem Falle eine Erneuerung unseres irdischen Gefühls."

Ueber den Zeitpunkt des Wiedererkennens war Grävell

der Ansicht, daß derselbe nicht so nahe liegen könne, als man gewöhnlich meine; daß er nicht unmittelbar nach dem Tode eintreten könne, sondern die Frucht und der Gewinn einer höhern Ausbildung und Vervollkommnung sein werde, zu welcher die Abgeschiedenen nur erst nach und nach, der Eine später, der Andere früher, auf dem Wege zu ihrer Vollendung gelangten. „Ich bin weit davon entfernt," schrieb Grävell, „anzunehmen, daß dieses Licht der Erkenntniß des Vergangenen und der unveränderlichen Erinnerung desselben uns zu Theil werden sollte. In meinem Systeme gibt es überhaupt kein Plötzlich, kein von außen Gegebenes. Alles muß sich nach und nach, kraft der vom Schöpfer verliehenen innern Kräfte und nach den Gesetzen ihrer Thätigkeit, von selbst entwickeln und hervorarbeiten. Unsere Seele besitzt hier nicht das Vermögen, sich alles dessen zu erinnern, was sie erlebt hat. Sie vergißt in kurzer Zeit viel und sehr wichtige Dinge. Wie mancher theure Freund, wie manche zärtliche Geliebte hat nach wenig Jahren vergessen, wenn er nicht gar erst seinen Namen nennen oder erzählen mußte, woher sich die Bekanntschaft schreibe. Woher soll denn nun, wenn man nicht zu einem unnatürlichen Sprunge seine Zuflucht nehmen will, die Seele im Tode mit einem Mal die Kräfte bekommen, in ihrem Gedächtnisse Alles festzuhalten? Durch sich selbst nicht, denn das könnte nur durch Uebung der Kraft geschehen, die doch in der Todesstunde schwerlich stattfinden möchte. Durch Gottes Gnade? Der Gott, den ich verehre, ist ein größerer und weiserer Gott, als daß ich von ihm glauben könnte, daß seine Schöpfung alle Augenblicke seiner Nachhilfe bedürfte, und daß ohne Wunder sein unendlicher Plan nicht zu vollbringen sei. Daher halte ich mich nur an das Gesetz der Stetigkeit; und nur, was aus diesem geschehen kann und geschehen muß, halte ich für möglich und baue darauf. Wenn also die Seele übergeht in jenes Leben mit den Anlagen und Kräften, die sie hier zur Zeit des Ablebens besaß, welche Bürgschaft haben wir, daß die Unsrigen, die uns lange vorangegangen sind, uns noch erkennen werden? Ueberdies setzt jenes Wiedererkennen voraus, einmal, daß dem Gedächtnisse diejenigen Merkmale, aus welchen eine Vorstellung zusammengesetzt ist, wieder vorgehalten werden, und zweitens, daß dasselbe sich bewußt sei, aus eben diesen Merkmalen schon früher dieselbe Vorstellung aufgefaßt zu haben. Gegenstände außer sich sind nur an äußern Merkmalen zu erkennen. Ein Mensch mit ganz veränderter Gestalt, mit einem veränderten Leibe — welche Erkennungszeichen kann er noch an sich tragen, an welche die Erinnerung geknüpft wäre? Wird die Mutter schon auf dieser Erde den erwachsenen Sohn erkennen, den der geschiedene Gatte in zarter Jugend mit sich nahm? Und doch ist hier der nämliche Leib, nur dessen äußere Gestalt verändert. Wenn aber dieser Leib in Staub aufgelöst ist und die Seele einen neuen Leib angezogen hat, welche Verschiedenheit muß erst dann obwalten und wie gering die Wahrscheinlichkeit der Möglichkeit eines Wiedererkennens durch den Sinn werden? Möge der verklärte Leib immerhin eine Nachbildung des gegenwärtigen sein, woran doch schon aus Billigkeit gegen die große Menge derer zu zweifeln ist, die durch Krankheit oder Verwahrlosung oder Zufall entstellt worden sind; möge auch dort der Sinn in eben dem Grade schärfer werden als der Leib feiner ist, was auch noch nicht ausgemacht ist, da wir vielmehr auf dieser Erde gewahr werden, daß die Schärfe der Sinne mit der Größe der obern Seelenkräfte bei ganzen Nationen in umgekehrtem Verhältnisse zu stehen pflegt; möge durch beides die Möglichkeit gegeben sein, Aehnlichkeiten zu entdecken, so müssen doch zu gleicher Zeit, bei der gänzlichen Veränderung der Körper, so viele neue Merkmale in den Sinn fallen, welche vorher mit der Vorstellung von denselben Menschen nicht verbunden waren, daß eben darin die Unmöglichkeit der Erneuerung der alten Vorstellung von demselben Gegenstande enthalten ist. Nur eine entfernte Aehnlichkeit könnte allenfalls wahrgenommen und benutzt werden, um durch Nachfrage zur Gewißheit der Identität der Personen zu gelangen. Nicht zu gedenken, daß, wenn die Fortdauer des Familienlebens zur ewigen Glückseligkeit gehörte, alle diejenigen in Ewigkeit zu beklagen sein würden, denen die Ihrigen entweder entrissen worden sind, ohne sie zu kennen, oder denen das Schicksal oder ihr Beruf es versagt hat, ein holdes Weib zu erringen, oder sich an den Busen eines geliebten Mannes zu schmiegen."

So fand Grävell auch in der Gerechtigkeit Gottes eine Basis für die Vernunftgründe, die er bei dem mehrfach erwähnten Gegenstande geltend machte. Gegen den Einwurf, daß nach solcher Ansicht gar kein eigentliches Wiedersehen möglich wäre, rechtfertigte er sich mit den wiederholten Worten: „Wir werden uns wiedersehen, aber nicht auf dem körperlichen Wege, nicht vermittels der Sinne und sinnlichen Wahrnehmung, sondern in geistiger Erkenntniß. Wäre der Leib ein wesentlicher Bestandtheil des Menschen, wäre das Erkennen nur allein durch die Sinne möglich, so müßten wir auf ewig Abschied von einander nehmen, wenn dieser Leib den Würmern preisgegeben wird. Aber das Wesen des Menschen ist sein Geist. Unveränderlich und unabhängig von der Bekleidung ist dieser eigentliche Mensch, und ein geistiges, ein Seelen-Auge besitzt dieser Geist, das zwar hier auf dieser Erde nur noch blinzt, wie die Kinder thun, wenn ihnen das Licht in die Augen scheint, aber gestärkt und geübt werden und einst durch alle Hüllen den Freund wieder erkennen wird, mit dem wir schon hier in süßer Sympathie verschmolzen waren."

Mit der Offenheit, die in seinem Charakter lag, gestand jedoch Grävell in einem 1819 geschriebenen Briefe an einen Freund, daß es in seinem Leben Augenblicke gegeben habe, wo sein philosophisches Glaubenssystem tief erschüttert worden wäre und ihm nur einen schwachen Trost gewährt habe. Der früher erwähnte Schmerz über den Verlust eines geliebten Kindes preßte ihm die rührende Klage aus: „Als mein Erstgeborener starb, war ich meiner kaum mehr mächtig. Die Hoffnung des nahen Wiedersehens, die ich damals noch nährte, war mir kein Ersatz für die Trennung, die nur zu gewiß war. So

eifersüchtig war ich auf seinen Leichnam, daß ich denselben in mein Zimmer verschloß, wenn ich nicht selbst dabei verweilte, sondern in die freie Natur ging. Noch jetzt, nach zwölf Jahren, treten bei dem Anblicke seines freundlichen Bildes nicht selten Thränen der Wehmuth über unsere Trennung mir ins Auge."

Der Inhalt von Grävell's Briefen, die er, wie früher erwähnt, über die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode an eine Freundin richtete, ist von so vielseitigem Interesse, daß derselbe hier mitgetheilt zu werden verdient. Brief 1. Woran werden wir uns wieder zu erkennen vermögen? S. 1 fg. Br. 2. Die Lichtseite einer von Wiser herausgegebenen Schrift: Der Mensch in der Ewigkeit. (Wien 1821. 8.) S. 20 fg. Br. 3. Verschiedenheit der religiösen Ansichten S. 39 fg. Br. 4. Vom Lesen und Verstehen der Bibel S. 69 fg. Br. 5. Jesu Lehre über die Beschaffenheit des künftigen Lebens S. 100 fg. Br. 6. Die Art unserer Erkenntniß in jenem Leben S. 124 fg. Br. 7. Selbstbewußtsein und Erinnerung sind verschiedene Dinge S. 156 fg. Br. 8. Der irdische Leib gehört der irdischen Welt S. 175 fg. Br. 9. Der Leib gehört in das Reich der Erscheinungen S. 196 fg. Br. 10. Sinnliche Liebe ist begehrend, geistige hingebend S. 216 fg. Br. 11. Die Erde ist eine Schule für die Gesinnung der Menschen S. 246 fg. Br. 12. Alle Menschen sind Eines Wesens S. 273 fg. Br. 13. Die Selbstsucht ist die Quelle nach fortdauernder Erinnerung S. 294 fg.

Außer diesem Buche, das Andern, wie ihm selbst, Trost und Beruhigung gewährte, verdienen noch einige von seinen bisher nicht erwähnten Schriften hervorgehoben zu werden. Dahin gehört ein an den König Friedrich August von Sachsen gerichtetes Sendschreiben, „Sachsens Wiedergeburt" betitelt. (Mainz 1814. 8.) Anonym erschien von Grävell eine „Erwiderung auf die Antwort der allerhöchst ernannten Commissarien zur Aufstellung neuer liturgischer Formen auf Veranlassung des an sie erlassenen Glückwünschungsschreibens." (Berlin 1814. 8.) Antheil hatte Grävell an mehren Journalen: an den „Friedenspräliminarien," an den von dem Professor Chr. Dan. Voß in Halle herausgegebenen „Zeiten," an der „Nemesis" von Luden, an dem „Neuen Archiv des Criminalrechts" von Kleinschrod, Konopak und Mittermayer (in den Jahren 1816—1819) u. a. m. Recensionen lieferte er für die Allgemeine Literaturzeitung [12]).

Befreit von Amtsgeschäften, verlebte Grävell den Rest seiner Tage an der Seite einer geliebten Gattin im Kreise seiner Familie und einiger ihm gleichgesinnten Freunde. Nichts störte sein häusliches Glück als der Verlust von vier Kindern, die seinem erstgeborenen Sohn Albert nachfolgten. Unter mannichfachen literarischen Beschäftigungen regte sich selten der Wunsch in ihm, wieder den Schauplatz einer öffentlichen Wirksamkeit zu betreten. Er stand schon in höherem Lebensalter, als er, durch die Zeitereignisse des Jahres 1848 aufgeregt, seinen häuslichen Kreis verließ und sich nach Frankfurt am Main begab, wo er, im Juni des genannten Jahres zu dem Ausschusse für die Rechtspflege gewählt, den Sitzungen der teutschen Nationalversammlung beiwohnte. Seiner Geistesrichtung nach hielt er fest an dem positiven, historisch begründeten Rechte, doch, nach der Bemerkung eines seiner Freunde, „mit einer gewissen Starrheit an dem Buchstaben des Rechts." Der äußersten rechten Seite der Nationalversammlung angehörend, theilte er die Ansichten der Wenigen, welche die Beschlüsse der Versammlung nur als Vorschläge betrachtet wissen wollten, über welche sich die Versammlung erst mit den teutschen Fürsten zu vereinigen hätte.

An Grävell's unerschütterlicher Rechtschaffenheit zweifelte Niemand. Sein Charakter hatte sich im Laufe der Jahre unter den wechselvollsten Schicksalen in keiner Weise verändert. Noch immer vertheidigte er, wie früher, lebhaft und unerschütterlich Alles, was er für Recht hielt; so unter andern auch in formeller Beziehung die von der Geschäftsordnung eingeräumten Rechte. Durch seinen Starrsinn entging er jedoch nicht dem Schicksale, in mehrfache Streitigkeiten verwickelt zu werden, namentlich mit v. Gagern, dem Präsidenten der Nationalversammlung.

Grävell betrat oft die Tribüne, aber seine Reden sollen nicht gern gehört worden sein. Gewöhnlich begann die Paulskirche sich zu leeren, wenn er sprach. Nach dem unparteiischen Urtheile eines Sachverständigen bewegten sich seine Reden meist in seinen in früheren Jahren begründeten Theorien. Sie entsprachen nicht den Bedürfnissen des Augenblicks und verloren daher in jener vielbewegten Zeit oft alles Interesse.

Ungemein fruchtbar war Grävell's lebhafte Phantasie im Entwerfen von Verbesserungsvorschlägen, die er oft massenweise brachte. Er ging darin so weit, daß er dem Witz und der öffentlichen Verhöhnung zum Ziel diente. Es haben sich darüber einige Anekdoten erhalten. Erzählt wird unter andern: er sei auf einer Caricatur abgebildet worden, wie er einen großen Karren mit Papieren und Heften nach der Paulskirche geschleppt habe. An dem Karren war ein Zettel befestigt, mit der Aufschrift: Verbesserungsanträge zu §. ... der Grundrechte. An der Kirche fragt ihn der Thürsteher: „Sie bringen wol wieder eine Menge Verbesserungsanträge?" — „O das ist noch Nichts!" entgegnet Grävell. „Das sind nur einige Anträge zur Verbesserung der Grundrechte. Wenn es erst an die Verfassungsfragen kommt, da sollen Sie einmal sehen!"

In naher Verbindung mit dieser Anekdote steht eine andere. Es war im August 1848, als die Nationalversammlung mit dem Reichsverweser auf Einladung des Domvereins in Cöln sich dorthin begeben hatte zur Einweihung des neuen Gotteshauses. Grävell befand sich mit dem Präsidenten v. Gagern auf einem und demselben Dampfschiffe. Letzterer hatte sich auf dem Verdeck in eine Ecke gelegt und war eingeschlafen. Grävell stolperte im Vorübergehen über seine Füße und weckte ihn

12) Vergl. das Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften in Meusel's Gel. Deutschland. Bd. 13. S. 493. Bd. 17. S. 362 fg. und in dem Bücherlexikon von W. Heinsius.

dadurch ziemlich unsanft. Erschreckt fuhr Gagern empor. Als er Grävell erblickte, rief er halb schlaftrunken: „Sie wollen mir einige Anträge übergeben?" Dies Impromptu diente zu allgemeiner Belustigung der auf dem Dampfschiffe befindlichen Gesellschaft.

Als im Mai 1849 das Reichsministerium, an dessen Spitze bisher v. Gagern gestanden, seine Entlassung nahm, weil der Reichsverweser, nach der Wahl des Königs von Preußen zum teutschen Kaiser, sich geweigert, die Reichsverfassung durchzuführen, hatte sich ein neues, völlig reactionaires Ministerium gebildet, in welchem Grävell zu ziemlich allgemeiner Ueberraschung zum Vorsitzer und Minister des Innern ernannt worden war. Wie die Wahl des Reichsministers gerade auf ihn gefallen, ist unbekannt. Sein Patriotismus macht es begreiflich, daß ihm ganz besonders an einer Verständigung mit dem preußischen Hofe gelegen sein mußte. Er sparte in dieser Hinsicht keine Bemühung. Nach seinem Ministerprogramm verweigerte er es geradezu, die Verfassung durchzuführen, wozu, wie er behauptete, das Ministerium gar nicht befugt wäre. Dagegen versprach er dessen Hilfe den teutschen Regierungen, um gesetzwidrige Bewegungen zu unterdrücken. Die Einmischung der Nationalversammlung in die Regierungshandlungen wies er entschieden zurück. Nur eine Vermittelung bei den Regierungen eintreten zu lassen, harmonirte mit seinen Ansichten.

In der Nationalversammlung fand Grävell's Programm wenig Beifall. Der von ihr, auf den Antrag Welker's, entworfene Beschluß lautete, mit 191 gegen 12 Stimmen, wie folgt: „Die Nationalversammlung erklärt, nachdem sie die Erklärung des Reichsministers in dessen Programm vernommen, daß sie zu diesem Ministerium nicht das mindeste Vertrauen haben könne, sondern vielmehr diese Ernennung unter den obwaltenden Umständen als eine Beleidigung der Nationalversammlung ansehen müsse." Grävell beantwortete das Mistrauensvotum durch die Erklärung: „Da der Reichsverweser selbst unter den jetzigen Umständen nicht zurücktreten könne, so halte er es für seine Pflicht, ihn nicht im Stiche zu lassen und ihm seine Dienste nicht zu verweigern." In Folge dieser Erklärung blieb Grävell, auch nachdem die Nationalversammlung sich aufgelöst hatte, noch in Frankfurt, bis die ganze Centralgewalt zerfiel.

Wie früher, blieb Grävell auch in den letzten Jahren seines Lebens in einer fortwährenden literarischen Thätigkeit. Von geräuschvollen Vergnügungen war er kein Freund. Manchen Genuß verschaffte ihm in Erholungsstunden die Tonkunst. Er war selbst musikalisch. „Wenn ich," schrieb er einer Freundin, „Matthisson's Lied aus der Ferne [13]) singe, so habe ich oft gemeint, daß Ihnen des Freundes Gestalt aus der Ferne erschienen und Ihnen den Gruß zugeflüstert habe, der Fried' und Freude verheißt. — Ich habe mich oft in Gedanken an Ihr Fortepiano versetzt, wo Sie durch Musik mir das Gemüth erweicht und den Frieden der Seele hervorgerufen hatten, den sie immer genießt, wenn die Leidenschaften schweigen."

Bei einer festen Körperconstitution und Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen erreichte Grävell ein hohes Alter. Er starb zu Dresden am 28. Sept. 1860 im 79. Jahre. — Vor der vierten Auflage seines Buches: „Der Mensch. Eine Untersuchung für gebildete Leser" (Leipzig 1839. 8.) befindet sich sein lithographirtes Bildniß [14]).

(*Heinrich Döring.*)

GRÄVEN (Alexander), geb. am 13. Aug. 1679 in dem salgalischen Pfarrhause in Kurland, wo sein Vater Prediger war, widmete sich gleichfalls der Theologie. Gründlich vorbereitet, bezog er bereits in seinem 15. Jahre (1694) die Universität Königsberg. Nach vierjährigem Aufenthalte auf der genannten Akademie, den er zu seiner höhern wissenschaftlichen Ausbildung gewissenhaft benutzt hatte, kehrte er in seine Heimath zurück. Im J. 1699 ward er in Kurland Pfarrer bei der zodischen Gemeinde. Den Herzog von Kurland, der ihn zu seinem Hof- und Reiseprediger ernannt hatte, begleitete er nach Petersburg, wo sich derselbe mit der Großfürstin Anna vermählte. Nach seines Vaters Tode erhielt Gräven das durch denselben erledigte Pfarramt bei der salgalischen Gemeinde. Im J. 1712 ward er Präpositus und Pastor zu Sealburg und Sonnarten und 1717 Superintendent und Oberpfarrer zu Mitau. Mit dem Titel eines herzoglichen Consistorialraths erhielt er zugleich die Inspection über das gesammte Schulwesen. Er starb am 26. Aug. 1746 im 61. Jahre. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, der auch außer seinem Hauptfache, der Theologie, in andern wissenschaftlichen Zweigen mehr als oberflächliche Kenntnisse besaß. Im J. 1727 ließ er ein neues lettisches Gesangbuch drucken. Um seine Gemeinde machte er sich ganz besonders verdient durch eine 1739 von ihm besorgte verbesserte Auflage der lettischen Bibel und durch eine lettische Postille, die das Jahr vor seinem Tode (1745) ans Licht trat *).

(*Heinrich Döring.*)

GRAF. I. Die Etymologie des Wortes Graf ist ebenso wie die ursprüngliche Bedeutung des damit bezeichneten Amtes dunkel und bestritten. Die in früherer Zeit [1]) vielfach vertheidigte Ableitung von „grau" — nur Greise sollen des Grafenamtes würdig sein — und die Annahme eines Zusammenhanges mit dem angelsächsischen gefera, woraus durch Consonantenverschiebung gerefa, graf geworden wäre [2]), sind jetzt wol allgemein

13) S. dies schöne Gedicht in Fr. v. Matthisson's Schriften. (Zürich 1825.) Bd. 1. S. 189 fg.

14) Vergl. über Grävell's Leben, Schicksale und Charakter die zerstreuten Notizen in seinen Schriften: Neueste Behandlung eines Preußischen Staatsbeamten (Grävell). Eine mit Actenstücken belegte Selbstbiographie aus der Epoche 1811—1817. (Leipzig 1818. 8.) 2 Thle. Der Staatsbeamte als Schriftsteller oder der Schriftsteller als Staatsbeamter. (Stuttgart 1820. gr. 8.) Die Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienst, nach den Original-Actenstücken. (Jena 1837. gr. 8.) 2 Thle. Meusel's Gel. Deutschland. Bd. 13. S. 493. Bd. 17. S. 762 fg. Bd. 22. Liefer. 2. S. 427 fg.

*) Siehe Acta historico-ecclesiastica; Jöcher's Allgemeines Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1115.

1) Vergl. Pütter, Staatsverfassung des deutsch. Reiches I, 8.

2) Phillips, Angelsächs. Rechtsgesch. 79. n. 258 u. A.

aufgegeben. Aber auch die von Grimm[3]) vertretene Etymologie kann nicht befriedigen. Darnach soll das Wort aus gi (cum, una, mit) und ravo (tectum, Haus) zusammengesetzt sein, und also contubernalis, Genosse, bedeuten. Dagegen sprechen einmal grammatische Bedenken[4]): die räthselhafte Synkope des i in den teutschen Dialekten, welche durch das einmalige Vorkommen der Form garafio[5]) nicht wahrscheinlicher wird, und die unorganische Länge des a im Althochteutschen. Andererseits ist schwer zu sagen, weshalb gerade der Graf vorzugsweise als „Zeitgenosse" (doch wol des Königs) bezeichnet werden soll. Die gewöhnliche lateinische Uebersetzung des teutschen Wortes: comes und dessen ursprüngliche Bedeutung darf man nicht heranziehen[6]); denn die Teutschen lernten diesen Ausdruck nur als Bezeichnung für einen hohen römisch-byzantinischen Beamten kennen. Daher hat man das Wort comes in Teutschland auch nie in seinem eigentlichen Sinne gebraucht. Dies zeigt schon die Uebersetzung comes stabuli für marescalc. Zudem ergeben die mannichfachen Zusammensetzungen mit dem Worte grave, wie himelgrave für Gott, hellegrave für Teufel, spilgrave, hergrave u. s. w.[7]), daß man immer damit den Begriff von Obrigkeit, vorgesetztem Beamten verband. Hiernach würde Wackernagel's, schon von Richthofen angedeutete Vermuthung[8]), daß das Wort mit ruowan, zählen, schreiben, zusammengehört — abgesehen von den auch hier entgegenstehenden grammatischen Zweifeln — viel Gefälliges haben.

Bei der Schwierigkeit einer teutschen Herleitung ist man mehrfach auf fremde Wurzeln zurückgegangen: auf keltische oder das griechische γραφεύς[9]). Letzteres hat wenig für sich, nicht weil „Schreiben" eine zu niedrige Bezeichnung für einen hohen Beamten sein würde[10]), sondern weil der Titel in der byzantinischen Beamtenhierarchie kein gangbarer war. Ansprechend würde dagegen die Ableitung von der keltischen Wurzel grabh — sein, welche schneiden und schreiben bedeutet, also grafo im Sinne von „Beamten" und von „Wundarzt" erklärte. Allein auch wenn man die gegründeten Zweifel gegen den keltischen Einfluß auf altteutsche Verhältnisse nicht berücksichtigt, so müßte doch jedenfalls irgendwie fest stehen, daß ein dem teutschen Grafen ähnlicher Beamter in Gallien existirt hat, dessen Titel die Franken auf ihren Beamten übertrugen. Denn sonst bleibt es unerklärlich, wie dem fränkischen Würdenträger ein fremder, von einer ziemlich untergeordneten Beschäftigung hergenommener Name hat beigelegt werden können.

Alle innere Gründe sprechen dafür, daß der specifisch teutsche Beamte auch einen teutschen Titel führte; doch getraue ich mich weder eine der vorgeschlagenen Etymologien für richtig zu erklären, noch eine neue aufzustellen.

II. In den ältesten, von Cäsar und Tacitus beschriebenen Zeiten finden sich bei den teutschen Volksstämmen noch keine Grafen oder comites als Obrigkeiten in kleineren Bezirken. Der Stamm zerfällt in Hundertschaften, centenae. In den Landesversammlungen erwählte Fürsten, principes, sprechen Recht innerhalb der Gaue und Ortschaften[11]); an der Spitze jeder Hundertschaft steht ein hunno oder centenar. Für den Krieg wählen, wenn das Bedürfniß einheitlicher Leitung sich geltend macht, mehre Gaue zusammen einen Herzog; sonst stehen auch hier die Gaufürsten mit ihrer Gefolgschaft voran[12]).

Auch im ältesten Texte des salischen Gesetzes, das die Zustände der Zeit des Uebergangs aus der demokratischen Verfassung in die straffere monarchische darstellt[13]), erscheint der Graf noch nicht in seiner späteren Stellung[14]). Er wird zwar mehrfach erwähnt[15]), man wird sein Amt aber schwerlich als ein gewöhnliches und genau bestimmtes betrachten können. Die eigentlich richterlichen Functionen, welche später einen Hauptbestandtheil und den Mittelpunkt der Grafengewalt bilden, übt der Thunginus oder Centenar aus[16]), von dem die Appellation unmittelbar an den König geht[17]). Der Graf dagegen tritt lediglich als Executivbeamter auf, der die rechtskräftigen Urtheile mit Gewalt vollzieht, und dem daher ein Fredus gezahlt wird. So gibt denn auch das Ribuarenrecht in den entsprechenden Titeln grafio mit judex fiscalis wieder und setzt zur Erklärung hinzu: quem comitem vocant[18]). Jener Ausdruck aber bezeichnet nach feststehendem Sprachgebrauche einen königlichen Beamten[19]). Es geht nicht mit Bestimmtheit aus den Volksrechten hervor, ob der Graf damals schon eine militairische Bedeutung hatte. Doch läßt sich allerdings vermuthen, daß der König den Heerbann nicht unter

3) Grimm, Rechtsalterthümer 753. 4) Entwickelt von Richthofen, Altfries. Wörterbuch 786 a, dessen Bedenken durch die Gegenbemerkungen von Waitz, Verf.-Gesch. I, 108, 3 nicht beseitigt werden, und Müllenhoff, Altes Recht d. sal. Franken 284. 5) Rozière 469 (Recueil des formules II, 572); Bignon n. 8. 6) Savigny, Röm. Recht im M.-A. I, 268. Zöpfl, Rechtsgesch. 293. Gemeiner, Die Centenen 162 fg. Der Zusammenhang, welchen der letztere auf Grund des Namens zwischen dem Grafen und den Gefolgsleuten bei Tacitus herstellen will, ist aus den Quellen durchaus nicht nachzuweisen. 7) Vergl. Müller, Mhd. Wörterbuch I, 567 fg. 8) Zeitschrift f. d. Alterthum VI, 150 fg. 9) Leo, Malberg. Glosse I, VII fg. D. Gesch. I, 263. Richthofen a. a. O. 10) Wie Grimm, Rechtsalterthümer 956, einwirft.

11) *Caesar*, B. G. VI, 23. §. 5. *Tac.* Germ. VI, 12 extr. 12) *Tac.* Germ. VI. Hist. IV, 15. 13) Sybel, Entstehung d. d. Königthums 181 fg. Stobbe, Gesch. d. Rechtsquellen I, 37. n. 26. 14) A. M. Waitz, Sal. Recht 136. n. 3, der ihn nicht für wesentlich vom späteren fränkischen Grafen verschieden hält. Vergl. Weiske, Grundlagen d. späteren Verfassung 67 fg., besonders 73. Savigny I, 267. 15) Lex Salica (*Merkel*) 50, 2; 51, 1; 53; 54, 1. Auch im Testamente des Bischofs Perpetuus 475 (Pardessus n. 49) findet sich ein Agilo comes. 16) L. Sal. 44, 1; 50, 1; 60, 1. 17) L. Sal. 46. 18) Lex Rib. 51, 1 = L. Sal. 51, 1 und 53, 1 = 54, 1. 19) Eichhorn, Zeitschr. f. gesch. R.-W. VIII, 298. 299 bezeichnet den Centenar als Unterbeamten des Grafen und meint, diesem letzteren sei das Richteramt anvertraut. Das ist aber eine Vorwegnahme späterer Verhältnisse. — Die Ausführungen Weiske's a. a. O. über das Grafengericht und dessen Competenz beruhen alle auf der petitio principii, daß mallus in der Lex Salica ein Gericht unter Vorsitz gerade des Grafen bezeichne. Die Meinung Eichhorn's, der Graf sei nur ein Dorfrichter, hat Weiske hinreichend widerlegt.

den Befehl von Volksbeamten, wie der Thunginus war, gestellt, sondern die oberste Leitung sich selbst durch seine Beamten vorbehalten haben wird [20]). Dennoch nimmt der Graf eine hervorragende Stellung ein, theils wegen seiner Macht — es sind ihm mehre Hundertschaften untergeben [21]) —, theils wegen seiner engen Beziehung zum Könige. Schon zu Zeiten des Pactus wurde der Graf vom Könige ernannt, der sogar Ministerialen, also Unfreie, mit diesem Amte betrauen konnte [22]), während der Thunginus wahrscheinlich von den Gaugenossen erwählt wurde. Aus dieser besonderen Stellung zum König ist es zu erklären, wenn der Graf das Dreifache des gewöhnlichen Wergeldes hat [23]).

Die Grafengewalt wuchs überhaupt offenbar mit der Macht der Könige. Sobald diese von der Volkswahl unabhängig geworden waren, gingen sie augenblicklich auf eine größere Centralisation des Landes aus, und hoben dadurch die Bedeutung der Grafen. Darum ist aber der Rückschluß noch nicht gerechtfertigt, daß das Grafenamt überhaupt durch das Königthum bedingt gewesen sei [24]). Eine höhere, freilich nicht ständige Gewalt über mehre Centenen haben in ältester Zeit die Principes. Es liegt also die Vermuthung nahe [25]), daß jene zeitweise gewählten Gaufürsten, nachdem das Königthum bei einem Theile der Franken einmal erblich geworden und durch die Eroberung Galliens das Uebergewicht des merowingischen Hauses gesichert war, von den Königen zu ihren Zwecken benutzt wurden, bis dann Chlodwig alle noch selbständigen Fürsten vernichtete und ein einheitliches Königthum gründete. So steht denn auch Chloderich, der Ribuarenfürst, dem Chlodwig gegen die Alamannen bei [26]). Eine ganz ähnliche Erscheinung haben wir unter den Merowingern. Als das Frankenreich eine weite Ausdehnung gewonnen hatte, machte sich das Bedürfniß fühlbar, die Organe der provinziellen Verwaltung, die Grafen, wieder unter einer höheren Auctorität zusammenzufassen und dem Beamtenwesen dadurch eine gewisse Abstufung und Gliederung zu geben. Man knüpfte auch hier an älteste Verhältnisse, an die für den Krieg gewählten Herzoge, an. Doch ist diese Institution so wenig wie die der graviones in der Lex Salica durchgeführt, und erst mit Einrichtung der Missi unter den Karolingern wurde energisch durchgegriffen.

III. Die Ausbildung der königlichen Gewalt ging im Frankenreiche Hand in Hand und hing wesentlich zusammen mit der Eroberung und Niederlassung der Franken auf römischem Boden. Es war natürlich, daß man die einheimischen Würden des Grafen und des Centenars auch in das neue Land mitnahm; ebenso aber lag es in der Sache selbst, daß namentlich der erstere dabei in den Vordergrund trat. Denn der König war der eigentliche Eroberer; ihm, seinem Fiscus, fiel das neu erworbene Land zunächst als herrenloses Gut zu, und von ihm wird es seinen teutschen Unterthanen zu Eigenthum übertragen [27]). Und so ist denn im Frankenreiche der königliche Graf, comes, grafio [28]), der Mittelpunkt der Provinzialverwaltung in richterlicher, administrativer und militairischer Beziehung. Er wird stets vom Könige ernannt, der in völlig unbeschränkter Weise ihn absetzen und versetzen kann und dies Recht oft willkürlich genug ausübt [29]). Anderntheils wird aber häufig bei der Wahl des Grafen die Bekanntschaft desselben mit seinem Bezirke, seine Verwandtschaft mit einem früheren Grafen ꝛc. berücksichtigt [30]), ja Chlothar II. bestimmte sogar durch ein Gesetz, es solle der Graf stets auch aus der Provinz stammen, die von ihm verwaltet werde [31]). Thatsächlich wurde aber diese Bestimmung wol wenig beachtet. Freilich hat man ihr eine viel weiter gehende Bedeutung beilegen und daraus eine Grundlage für die spätere Erblichkeit des Grafenamtes gewinnen wollen [32]). Allein abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, die darin liegt, daß eine solche, dem Könige jedenfalls abgedrungene Selbstbeschränkung auch unter der Regierung thatkräftiger Monarchen fortbestanden haben soll, abgesehen davon, daß ganz wider den sonstigen Gebrauch die Zusicherung später nirgends wiederholt wird, so lassen sich sogar Fälle für eine entgegenstehende Praxis anführen. Im Leben des heil. Leodegar [33]) wird erzählt, wie die Grafen dem Könige Childerich II. ums Jahr 660 anliegen, „es sollten nicht die Beamten aus einer Provinz in die andere geschickt werden;“ das ist also ganz derselbe Uebelstand, gegen den Chlothar's Gesetz gerichtet war. Childerich verspricht auf Leodegar's Andringen Abhilfe, hebt aber gleich nachher die betreffenden Bestimmungen wieder auf. In späterer Zeit ist dann auch nicht mehr davon die Rede; die Beamten werden willkürlich in die Provinzen gesandt [34]). Die Fälle, wo ein Sohn oder naher Verwandter das Amt erhält, werden als bemerkenswerth hervorgehoben. Den Zielen der Karolingischen Politik war auch auf diese Weise am besten gedient. Auch das freie Ernennungsrecht des Grafen haben sich die Könige wenigstens rechtlich nicht nehmen lassen. Es ist nicht nachweisbar [35]), daß die Gauinsassen oder der Bischof auf die Wahl des Grafen irgendwelchen Einfluß übten. Wenn Gregor erzählt [36]), Childerich habe einen Beamten nach Tours geschickt und nachdem dieser ihn, Gregor selbst, und das Volk um Rath gefragt, sei Eunomius an Leudast's Stelle

20) Eichhorn, Zeitschr. 300. 21) Waitz, Sal. Recht 138. 139. 22) Lex Sal. 54, 1. Roth, Benef. Wesen 141. n. 44. 156 fg. 23) Lex Sal. 54, 1. Waitz, Sal. Recht 137. 24) Weiske 64 fg. Dagegen Waitz, V. G. I, 108. 25) Vergl. Waitz, V. G. II, 320. 335 fg. 26) *Greg. Tur.* II, 37. p. 95. ed. *Ruinart.*

27) Eichhorn, R.-G. I, 171. Roth, V. W. 69. 28) Diese Bezeichnungen sind unzweifelhaft gleichbedeutend: Savigny I, 267. Waitz II, 322. A. M. Weiske 83. 29) *Greg.* IV, 13. p. 152; 30. p. 170. 30) *Greg.* IV, 40. p. 181; V, 37. p. 245; VI, 22. p. 296; VII, 13. p. 340; VIII, 18. p. 390. 31) Chloth. II. ed. v. 12. M. L. I, 15. 32) Besonders Schulze, Recht der Erstgeburt 55 fg., weniger bestimmt Waitz II, 335. 33) V. S. Leod. 4. *Mabillon*, A. SS. II, 688. 34) *Fredegar* 24. p. 605: de functo W. duce in pago Vltroiurano et Scotingorum Protadius (genere Romanus) patricius ordinatur. 43. p. 623: Erponem ducem, genere Francum, loco Ei in pago Vltroiurano (rex) instituit. 35) Waitz II, 336. 577. 36) VII, 47. p. 370.

zum Grafen erhoben, so erklärt sich dies Verfahren neben dem persönlichen Ansehen Gregor's leicht aus den besonderen Verhältnissen. Um mit der heillosen turonenser Wirthschaft ein für allemal aufzuräumen und die durch Leudast's Auftreten erbitterte, römische Bürgerschaft zu beruhigen, war es das Gerathenste einen Grafen einzusetzen, der Bischofe und Einwohnern genehm war. Die Urkunde Childebert's III. [37]) aber, auf die man sich ferner beruft, wornach ein Chlothar dem Kloster Le Mans das Privileg ertheilt haben soll, die Grafen im dortigen Gaue vorzuschlagen, würde selbst wenn sie echt wäre, doch nur ein erorbitantes Vorrecht jener Aebte erweisen, das man nicht auf andere Geistliche ausdehnen darf.

2) So waren also die Grafen königliche Diener so gut wie die Palastbeamten, wenn sie auch, vielleicht zum Unterschiede von den letzteren, als reipublicae ministri oder judices publici bezeichnet werden [38]). Es scheint sogar, daß sie ähnlich wie die Hofchargen mit dem Tode des Königs, von dem sie angestellt waren, ihre Stelle dem Rechte nach verloren und vom Nachfolger bestätigt werden mußten [39]). Der Gegensatz von Palastregierung, welche auf einem persönlichen Verhältnisse zum Könige beruhte, und Reichsverwaltung, welche einen mehr öffentlich-rechtlichen Organismus darstellt und den König als Herrscher zur Spitze hat, muß immer im Auge behalten werden. Freilich fließen die Grenzen mannichfach in einander. Bei dem durchaus persönlichen Regimente des Königs gewährt eine nahe Beziehung zu diesem stets Einfluß und häufig auch eine Stellung in der Regierung und umgekehrt wird eine Stellung im Palaste von den Beamten als wünschenswerth erstrebt. Trotzdem war eine Scheidung vorhanden. Man darf daher nicht ohne Weiteres die Befugnisse des Grafen und des Domesticus, eines Hofbeamten, zusammenwerfen [40]). Denn erstens ist es nicht richtig, daß die Domestici regelmäßige Beamte des Königs in den Provinzen waren und oft gerade da thätig sind, wo man sonst gewöhnlich die Grafen findet. Offenbar wird der Name Domestici bald in weiterer Bedeutung für alle Hofchargen, bald in engerer für einen bestimmten Hofbeamten gebraucht [41]). Sicherlich muß man hiermit die für die Thätigkeit der Domestici in den Provinzen angeführten Stellen aus den Heiligenleben in Verbindung setzen. Ohnehin leuchtet ein, daß diese Biographien gerade für Feststellung von Titeln wenig maßgebend sein können, da ihnen römisch-byzantinische und teutsche Benennungen ohne Ordnung durch einander gehen. Freilich aber waren die Domestici auf den königlichen Gütern angestellt, und es erklärt sich daher sehr einfach, daß im J. 722 Einer von ihnen eine im Kloster Honau aufgesetzte Schenkungsurkunde mit vollzieht [42]). Wenn endlich der König einem Grafen den Auftrag ertheilt [43]), von jeder Villa drei Knechte freizulassen und hinzufügt: quae in vestro vel in cuncto regno nostro aliorum domesticorum sunt actionibus, so beweist auch dieser unbehilfliche Zusatz Nichts. Man kann daraus höchstens folgern, daß die Grafen öfters unter der allgemeinen Bezeichnung domestici mitbegriffen werden, wie anderweit unter den Ministerialen. — Noch weniger erweislich ist die fernere Behauptung, daß die Domestici Gerichtsbarkeit gehabt hätten. Der Beweis dafür wird in folgenden Stellen gefunden. Im 88. Capitel des Ribuarengesetzes wird vorgeschrieben: ut nullus optimatium major domus *domesticus* comes grafio cancellarius vel *quibuslibet gradibus sublimatus in judicio residens* sich bestechen lassen dürfe. Daraus soll sich eine richterliche Befugniß des Domesticus ergeben, während doch consequent jedem sublimatus nach dieser Stelle solche zukommen würde. Es ist ganz zweifellos von Beisitzern der Grafending̃e und Hofgerichte die Rede, und auf diese, die Urtheilsfinder, paßt das Verbot der Bestechung auch am besten. Gar nicht hierher gehört Gregor's Erzählung vom Untergrafen Animod, der seinem Gerichtsstande gemäß vor das Königsgericht gestellt wird und weil ihn der Domesticus Flavianus dort unterstützt, diesen reich beschenkt [44]). Endlich der Ausdruck condemnare in der 177. Lindenbrogischen Formel [45]) geht dem ganzen Zusammenhange nach nicht auf richterliche Verurtheilung, sondern auf Erhebung einer Anklage, die zur Verurtheilung führt. Denn nicht an die Domestici allein, sondern auch an Bischöfe, Aebte, Vicare, Centenare und edle Pairs und Getreue (pares et amicos) ist die Formel gerichtet, und es soll dadurch lediglich die vom Grafengerichte eximirte Stellung der königlichen Mundmannen eingeschärft werden [46]).

3) Der dem Grafen untergebene Bezirk hieß Gau, pagus. In den altteutschen Gegenden entsprechen die Grenzen desselben wahrscheinlich denen der alten Civitates [47]). In den neu eroberten Ländern dagegen mußten neue Gebiete gebildet werden. Wenn nun auch die römische Verfassung in Gallien nicht fortgedauert hat, so war doch die von den einwandernden Franken vorgefundene Provinzialverfassung zu sehr auf die Städte gegründet, als daß diese nicht bei der Neugestaltung hätten berücksichtigt werden müssen. Es lag auch gar nicht in

37) Vom Jahre 698. Pardessus 446 (II, 248). 38) Urk. Dagobert's ao. 629 (Pardessus 247): ... comitibus et omnibus agentibus nostris vicariis centenariis et ceteris *ministris reipublicae nostrae.* Urk. 635 (Pard. 270): nulla publica judiciaria potestas soll das Gebiet der Immunität betreten. Unter den Karolingern wird diese Benennung häufiger. 39) *Greg.* IV, 42. p. 182; V, 48. p. 260. A. M. ist Roth, B. W. 432. 40) Wie von Waitz II, 365 fg. geschieht. 41) Waitz 363. n. 2 deutet dies selbst an.

42) Pardessus 525. 43) Rozière 79 (*Marculf* I, 39); vergl. z. B. Rozière 29 (Carp. 34): omnibus episcopis abbatibus comitibus vicariis centenariis sive ceteris ministerialibus nostris. 45) *Greg.* X, 5. p. 489. 46) Rozière 12: Propterea ommino vobis rogamus atque jubimus ut neque vos neque juniores ... ipse vel hominis suis ... inquietare nec condempnare nec de rebus suis in nullo abstrahere ... praesumatis. Et si talis causa adversus eo surrexerit ... et ibidem ubi adimpletis vos ... minime definitas fuerint, quod ante nos — finitivam accipiat sententiam. 47) Also wie im Cap. Aq. 802. 54. M. L. I, 101. 48) Daniel's R.-G. I, 540 fg.

der Art der Franken bestehende Verhältnisse ohne Weiteres umzustoßen; vielmehr gingen sie äußerst zart mit den romanischen Landestheilen um [49]). Und so bildet denn in Gallien immer eine Stadt, civitas, in welcher der Graf seinen Sitz hat, den Mittelpunkt des Gaues, der Name desselben wird von der Stadt hergenommen [50]) und die Benennung der Stadt, civitas, auf den Gau übertragen. Regelmäßig steht unter dem Grafen nur Ein Gau, doch kommen auch wol Beispiele für eine andere Praxis vor; diese müssen aber entschieden als Ausnahmsfälle betrachtet werden. Der Graf ist ein weltlicher Beamter; die Vereinigung des Bisthums mit der Grafschaft war grundsätzlich ausgeschlossen. Daher ist die Nachricht vom Agatheus, der in zweien Städten Graf und zugleich Bischof gewesen sein soll, in doppelter Beziehung äußerst bedenklich [52]).

4) Der Graf der Merowingerzeit erscheint durchweg als Stellvertreter des Königs für seinen Amtssprengel; er hat deshalb Zwangsmittel gegen Ungehorsame, das Recht des Bannes, d. h. die Befugniß Widerspenstige mit einer gewissen Geldbuße zu belegen [53]), und ist ausgezeichnet durch dreifaches Wergeld, jedoch nur wenn er innerhalb seiner Grafschaft als Vertreter des Königs thätig ist [54]). Seine Amtsbefugnisse, welche sich gleicherweise über Franken und Romanen erstrecken, beziehen sich auf Verwaltung, Justiz und Heer [55]).

a) Die eigentlich administrative Thätigkeit des Grafen ist keine sehr ausgedehnte; sie beschränkt sich auf Erhaltung der Ruhe und Ordnung in seinem Bezirke. Der Schwerpunkt für die positiven verwaltenden Functionen scheint in den selbstgewählten Vorstehern der Gauinsassen zu liegen, wie denn überhaupt ein Bevormunden freier Männer von Regierungswegen nicht üblich war. Der Graf hat daher lediglich eine ziemlich umfassende Polizeigewalt, besonders die Befugniß Räuber zu verhaften und falls sie keine freien Franken sind ohne Weiteres zu hängen [56]), ja er darf sogar einen Verdächtigen festnehmen oder ihm die Thore der Stadt verschließen [57]). Ihm liegt es deshalb auch zunächst ob, Kampf und Zwist in seiner Provinz durch gütlichen Austrag zu verhindern, namentlich dann, wenn ihm über die Parteien keine Gerichtsbarkeit zusteht [58]). Nach einer anderen Seite hin sind Witwen und Waisen unter seinen Schutz gestellt, und er wird später häufig angewiesen, ihre Angelegenheiten im Gericht zuerst zu verhandeln [59]).

Auf diesem ganzen Gebiete zeigt sich die enge, fast privatrechtliche Verbindung des Grafen mit dem Könige; er läßt die Unterthanen den Treueid leisten [60]), er zieht die Steuern für den königlichen Fiscus ein, der zu dieser Zeit lediglich Privatgut des Königs ist [61]). Unrichtig aber ist es, dem Grafen die Aufsicht über die königlichen Güter in den Provinzen zuzuschreiben [62]). Allerdings wird einmal einem Grafen der Auftrag ertheilt, Leibeigene auf königlichen Gütern freizulassen [63]), ganz in der Weise, wie dies anderswo dem Domesticus anbefohlen wird [64]). Daraus folgt aber nur, daß die Krongutsverwaltung vom Grafen übernommen werden konnte, ebenso wie er neben seinem Amte hier und da die Voigtei eines Klosters verwaltete [65]). In Karolingischer Zeit wird eine solche Uebertragung sogar häufig; aber man erkennt immer, daß dieselbe nicht zu den ursprünglichen Amtsbefugnissen des Grafen gehört [66]). Eine Erzählung Gregor's [67]), die man auch hierher hat ziehen wollen, wornach Domestici und Grafen nach Paris eilen, um das Nöthige für eine angekündigte Versammlung der Großen vorzubereiten, ist in keiner Weise durchgreifend. Immerhin aber ist es natürlich, daß gerade in Functionen der angegebenen Art die Grafen mit Hofleuten concurriren. So werden öfters solche vom Könige zur Erhebung der Steuern [68]) oder zur Schlichtung von Streitigkeiten [69]) in die Provinzen abgeordnet.

b) Die richterliche Function ist der Mittelpunkt der Gewalt des Grafen, wie dieser denn oft geradezu judex genannt wird [70]). In dieser Sphäre ist er auch am unbeschränktesten. Er führt den Vorsitz in dem aus den Grundeigenthümern seines Sprengels gebildeten Gerichte, leitet die Verhandlung, erfragt und verkündet das Urtheil der Beisitzer. Jedenfalls muß man ihm aber auch einen Einfluß auf den Inhalt des Erkenntnisses selbst zuschreiben; sonst wäre eine Anklage des Grafen wegen ungerechten Urtheiles unerklärlich [71]). — Das Gericht der Grafen ist in erster Instanz für Civil- und Criminalsachen competent, auch Acte der freiwilligen Gerichtsbarkeit können in seiner Gegenwart vorgenommen und durch ihn legalisirt werden. Bestimmte Sachen sind seiner Competenz allerdings entzogen und dem Gerichte des Königs zugewiesen; so die Streitigkeiten der Kirchen und Klöster unter sich, Klagen gegen königliche Beamte, die Entscheidung über Leben und Tod eines freien Franken, vielleicht auch die Processe angesehener Personen unter einander [72]). Doch scheint weder die Competenz zu dieser Zeit schon genau begrenzt, noch die Appellation und der Instanzenzug bestimmt geregelt, sodaß jeder wenn er wollte den König unmittelbar angehen und

49) Roth, B. W. 173. 50) *Greg.* IV, 39. 40, 181; V, 37, 245; VII, 13, 340; VIII, 22, 395. 52) V. S. Hermel. 28 (*Mabillon*, A. SS. III, 1, 395). 53) Marc. I, 40 (Rozière 1). 54) Ewa Cham. 7. Zöpfl, D. Ewa Gham. 27. 55) Im Allgemeinen Rozière 7 (Marc. I, 8). 56) Lex Child. II. 590, 8 (M. L. I, 10). 57) Waitz II, 328. n. 4. 58) *Greg.* VII, 2. p. 334. 59) Cap. Pipp. 755, 23. Cap. Mant. 781, 2 (M. L. I, 27. 40). 60) Marc. I, 40 = Rozière 1.

61) *Greg.* VII, 23. p. 349; VIII, 3. p. 345 seq.; IX, 30. p. 453. 62) Waitz II, 331. 562. Dagegen Sybel, Königthum 258 fg. 63) Form. Roz. 79 (Marc. I, 39). 64) Oben n. 43. 65) Urkunde Karl Martell's 726 (Pard. 137): S. Erk. comitis, qui advocatus fuit episcopi. Das ist freilich später verboten Cap. Aq. 817. miss. 19. M. L. I, 218. 66) Vergl. die Stellen bei Maurer, Fronhöfe I, 234. n. 74. 67) *Greg.* X, 28, 521. 68) *Greg.* V, 29. p. 238; IX, 30. p. 453. 69) *Greg.* VIII, 12. p. 383. 70) Lex Sal. 71 (aus Chlodwig's Zeit nach Merkel). *Greg.* VII, 47, 372 z. E. 71) Unger, Altd. Ger.-Verf. 115 fg. Homeyer, Gerichtswesen 417. R. St. Ld. Rs. 45, 104 (H.): tum achten hüt di, dat tu den richtere nicht vortornest; wer it is swerlik tu kriger vor einer ungewegen richtere. 72) *Pernice*, De comit. pal. 17 seq.

dieser allenthalben direct eingreifen konnte [73]). — Der Gerichtsbezirk der Grafen ist die Hundertschaft, nicht der Gau [74]). Er hält Gericht an den Malstätten der einzelnen Hundertschaften, die seinen Gau bilden und macht zu diesem Zwecke von Zeit zu Zeit Rundreisen [75]). Dabei scheint innerhalb die Grafschaft es gleichgültig gewesen zu sein, an welchem Gerichtsplatze der einzelne Proceß verhandelt wurde. So läßt wenigstens Gregor's Erzählung vom Bürgerkriege in Tours vermuthen [76]). Es war nicht unnatürlich, daß unter solchen Umständen der Centenar in seinen richterlichen Befugnissen mehr und mehr zurücktrat. Bei Gregor wird er nirgends genannt, in königlichen Urkunden aus den Jahren 497 und 589 kommt er zwar noch als Beamter vor [77]), aber später fällt er ganz weg, und selbst jene Diplome sind, wenn nicht unecht, jedenfalls durch Einschiebsel entstellt. In Gallien scheint darnach der Hunderter gar keine Gerichtsbarkeit mehr gehabt zu haben [78]). Sein Amt konnte auch in dieser Beziehung bei der Mischung von Teutschen und Romanen nie rechten Boden fassen. Allein hier wie in vielen anderen Verhältnissen wird keine Gleichmäßigkeit im ganzen Reiche bestanden haben. Der Centenar wird als Vorsitzender eines Gerichtes in allen Texten des salischen Gesetzes erwähnt [79]), ebenso findet er sich in den Volksrechten der Ribuaren und Alemannen [80]); nimmt man hinzu, daß er zur Zeit der Karolinger unzweifelhaft Jurisdiction hatte, so muß man gewiß auch für die austrasischen Centenare der Merowingerzeit gerichtliche Befugnisse ansprechen. Ob freilich des Centenares Gericht eine niedere Instanz bildete oder ob es für gewisse Sachen zuständig war, läßt sich nicht feststellen.

Das vom Gerichte unter Mitwirkung des Grafen gefundene Urtheil wird wie schon früher vom Grafen vollstreckt; daher denn auch die später so häufige Vorschrift, daß die Grafen Galgen in ihren Gauen haben sollen [81]). Damit hängt es wol zusammen, wenn der Graf einmal um Begnadigung eines Verbrechers angegangen wird [82]), die er natürlich nicht im eigentlichen Sinne gewähren konnte und die zu gewähren ihm später ausdrücklich untersagt wird [83]).

c) Endlich ist der Graf auch Befehlshaber des Heerbannes seiner Provinz, d. h. aller freier Franken und Romanen, die er bei Königsbann zum Kriege aufbietet. In dieser Eigenschaft ist er aber durch den Herzog beschränkt, dessen ursprüngliche und wesentliche Bedeutung eine militairische ist [84]), der aber bald noch Anderes in seinen Bereich zog. Zunächst ist er General des Heerbannes mehrer Gaue [85]), sodaß also der Graf unter ihm steht. Diese Unterordnung erstreckt sich aber auch weiter und die Meinung ist jedenfalls unbegründet, daß der Graf dem Herzoge, sobald dieser Titel einem Provinzialbeamten beigelegt werde [86]), niemals untergeben gewesen sei [87]). Der Herzog vereinigt unzweifelhaft mehre Grafensprengel unter seiner Gewalt. In diesen Sprengeln blieben die Grafen bestehen. Das ergibt Gregor's Erzählung [88]) von Nicetius dem Herzoge von Clermont Rhodez und Uzes, dessen Gegner Eulalius Graf von Clermont ist [89]). Ein Verhältniß aber, in welchem der Graf, von militairischen Beziehungen abgesehen, dem Herzoge überall gleich stünde, ist geradezu undenkbar. Und obgleich die Quellen die Unterordnung des Grafen nicht direct bestätigen, so sind sie doch der entgegenstehenden Meinung entschieden ungünstig. Die Urkunden über Exemption eines Klosters und über Beneficienverleihungen werden ihm und dem Grafen mitgetheilt; er führt den Grafen in sein Amt ein [90]); die Grafen suchen den Herzog los zu werden [91]); er konnte, wenn er energisch war, selbst trotz einem ihm feindlich gesinnten Grafen Einfluß auf das ihm untergebene Gebiet erlangen und diesen nach der guten oder schlimmen Seite hin anwenden [92]). Freilich hat Marculf [93]) dasselbe Formular für Anstellung des Herzogs, Grafen und Patricius. Dies lautet aber so allgemein, daß es auf jeden königlichen Beamten paßt. Demnach wird man den Herzog als höhere militairische und Verwaltungsbehörde über dem Grafen anzusehen haben. Dagegen ist es nicht zu erweisen, daß ihm als solchem überhaupt eine Gerichtsbarkeit oder gar eine höhere als dem Grafen zukommt [94]). Man hat sich zum Beweise auf ein Gedicht des Venantius Fortunatus berufen [95]), worin einem Herzoge Gerechtigkeit bei Entscheidung von Processen nachgerühmt wird. Das aber kann ohne weitere Unterstützung offenbar Nichts beweisen. Ferner zieht man Gregor's Bericht vom Herzoge Rathar an, der abgeordnet wird, um die Angelegenheiten des Bischofs von Marseille zu untersuchen [96]). Abgesehen davon, daß eine solche Untersuchung nicht nothwendig richterliche Befugnisse voraussetzt, so ist die Ausnahmsstellung von dergleichen königlichen Abgesandten bekannt genug. So erledigt sich auch die andere Notiz: Herzog Mero sei vom Könige gesandt, um eine Versammlung (conventus) zu halten [97]). Endlich spricht allerdings das Ribuaren-

73) *Greg.* IV, 47, 189. Form. Roz. 433 (Marc. I, 29) und *Greg.* VI, 22. p. 296. 74) Eichhorn I, 395. Waitz II, 274. 75) *Greg.* VIII, 18. p. 391. 76) VII, 47. p. 370. 77) Bardessus 58. 136. 78) Waitz II, 433. 79) Pact. 44, 1 (Mk.) = Emend. 46, 1; Pact. 46 = Emend. 48; Pact. 60 = Emend. 63, 1. 80) L. Hloth. 28, 3. p. 54 (und dazu Merkel); 36, 3. p. 56. 81) 3. B. Cap. Aq. 813, 11. M. L. I, 188. 82) *Greg.* VI, 8. p. 282. 83) Cap. Aq. 813, 13. M. L. I, 188: ... postquam scabini eum (latronem) dijudicaverunt, non est licentia comitis vel vicarii ei vitam concedere. 84) Savigny I, 190. Löbell, Gregor 188.

85) *Greg.* VI, 31. p. 304. 86) Untechnisch kommt der Ausdruck oft für die Großen vor: *Greg.* V, 14. p. 215; VII, 37. p. 363 und Fredeg. 2. Bardessus 415. 87) Eichhorn, Zeitschr. VIII, 302 und R.-G. I, 167. 168. An beiden Stellen ist die Ausdrucksweise dunkel, sodaß man verstehen kann und verstanden hat (Waitz II, 343, 2), der dux habe überhaupt die Grafenwürde in seinem Bezirke ausgeschlossen. 88) *Greg.* VIII, 18. p. 391. 89) *Greg.* VIII, 45. p. 416. 90) *Greg.* VIII, 18 extr. p. 391. 91) *Greg.* IX, 7. p. 425. 92) *Greg.* VIII, 18. p. 391; 42. p. 412. 93) Marc. I, 8 (Roziere 7). 94) Eichhorn I, 167. Savigny I, 190. Waitz II, 344. Walter, R.-G. I, 112. 95) VII, 5, 7. 96) *Greg.* VIII, 12. p. 388. 97) V. S. Tygriae (Bouquet III, 467).

recht[98]) von Zeugen, welche vor dem Gerichte des Centenars, Grafen, Herzogs, Patricius oder Königs nicht erscheinen. Aber offenbar werden hier alle irgend denkbare Gerichte zusammengefaßt, und die Möglichkeit, daß einmal ein Herzog einen Gau ohne Grafen verwaltet und deshalb auch in dessen richterliche Functionen eintritt, soll nicht geleugnet werden.

5) Die eben beschriebene Grafenverfassung erstreckte sich keineswegs über alle Theile des fränkisch-merowingischen Reiches. Vielfach wurden schon bestehende teutsche Organisationen beibehalten und manchen Provinzen eine gewisse Selbständigkeit innerhalb des Reiches gewährt.

a) Ganz außer Betracht können dabei die Britannen bleiben, welche nach dem halben Zugeständnisse Gregor's nie ganz unterworfen waren[99]), deren nationale Häuptlinge aber doch von den Franken nicht Könige, sondern Grafen genannt wurden. Die fortwährenden Kämpfe mit den Britannen bis tief in die Karolingerzeit hinein[99a]) beweisen, daß die Franken niemals einen dauernden Einfluß auf die Gestaltung der innern Verhältnisse in der Bretagne erlangt haben. In ähnlich unabhängiger Stellung unter nationalen Herzogen, die freilich die Franken auch wieder Grafen nannten[1]), scheinen sich die Waskonen zwischen Garonne und Pyrenäen erhalten zu haben[2]). Die Friesen sind von Karl Martell wenigstens bis an die Laubach unterworfen; die fränkische Herrschaft aber ist äußerst schwankend, unterstützt kaum die Mission in jenen Gegenden und an eine Einwirkung fränkischer Zustände auf die noch in ursprünglichster demokratischer Verfassung lebenden Völkerschaften ist nicht zu denken[3]). Ueber die Verfassung der Thüringer wissen wir nichts Näheres. Drei Länder dagegen, die der fränkischen Monarchie schon längst einverleibt waren, bewahren eine, vielleicht nur äußerlich vorhandene Selbständigkeit der Verfassung: Burgund, Provence, Aquitanien, deren Zusammengehörigkeit bei den Reichstheilungen oft anerkannt wird. Der Beamte, der an der Spitze dieser Länder steht, heißt patricius rector praefectus provinciae. Aber eine Abweichung des Amtes von der gewöhnlichen Herzogswürde ist trotz der Titelverschiedenheit nicht nachzuweisen. Neben und unter dem Patricius erscheinen in Burgund schon vor seiner Eroberung durch die Franken Grafen oder judices[4]), deren Befugnisse von denen der fränkischen Grafen nicht abweichend gewesen zu sein scheinen[5]). Die spätere Unterwerfung änderte in der Sache selber Nichts. Thatsächlich aber mußte die enge Verbindung Burgunds mit Neustrien ausgleichend auf die etwa vorhandenen Besonderheiten des ersteren wirken.

b) Viel lockerer war die Verbindung zwischen Alamannien und Baiern und dem Frankenreiche. Die Alamannen, obwol schon durch Chlodwig's Sieg 496 und ihre darauf folgende Unterwerfung (505) äußerlich mit dem fränkischen Reiche vereinigt, erhielten sich doch eine ziemlich ausgedehnte Autonomie. Dabei ist jedoch ein Unterschied zwischen den linksrheinischen und den schwäbischen Gegenden; erstere sind viel mehr von fränkischen Verhältnissen durchdrungen[5a]). In der Zeit, welche wir aus der ältesten Form des alamannischen Gesetzbuches kennen lernen, also ums Jahr 580, besteht auch hier altgermanische Verfassung; Hundertschaften mit gewählten Vorstehern an der Spitze und unter Herzogen, die von den fränkischen Königen eingesetzt werden. Ob letztere blos eine militairische Bedeutung gehabt oder schon eine gewisse Herrschergewalt ausgeübt haben, ist zweifelhaft. Grafen treten erst unter Chlothar I. hervor, und damit ist die Umbildung der alten Verfassung in die fränkische Grafenverfassung bezeichnet. Die Herzoge, unter denen wol wieder Einer eine besonders hervorragende Stellung einnahm[6]), werden nunmehr vom Könige mit Zustimmung des Volkes eingesetzt, vielleicht aus bestimmten Geschlechtern. Die Grafen haben dieselben richterlichen, kriegerischen und administrativen Befugnisse, wie die fränkischen, sind also den alten Centenaren übergeordnet. Daß sie der Herzog ernannte, ist wahrscheinlich, aber ebenso wenig wie das Gegentheil nachzuweisen[7]). Die Selbständigkeit des Landes zeigt sich namentlich in den Jurisdictionsverhältnissen. Für gewisse Sachen schneidet die Appellation beim Herzoge ab[8]), für andere ist der Herzog competent, welche im eigentlichen Frankenreiche unmittelbar vor den König gehören[9]), für noch andere ist zwar die Angehung des Königs oder Herzogs freigestellt[10]), sie blieben aber thatsächlich wol auf Alamannien beschränkt. Wenn daher auch unter den Grafen einmal Einer vorkommt, der in besonderer Beziehung zum Könige steht[11]), so wird man im Allgemeinen dieselben doch mehr für alamannische als fränkische Beamte zu halten haben.

c) Aehnlich lag die Sache in Baiern, was aber noch einheitlicher und in sich abgeschlossener war, theils wegen des starren Charakters des Volksstammes, theils wegen der im Hause der Agilolfinger erblichen Einen

98) Lex Rib. 50, 1. 99) *Greg.* IV, 4. p. 148. 99a) *Greg.* V, 20. p. 230; 26. p. 236; IX, 18. p. 436; X, 9. p. 498. Fredeg. 78. p. 648. Ann. Laur. 786. Ann. Einh. 818. Regin. 837 (M. SS. I, 168. 205. 567).

1) Einh. 816. V. Ludov. 22 (M. SS. I, 203; II, 620). 2) Fredeg. 21. 3) Vergl. Eichhorn I, 488. Freilich findet sich Lex Fris. 17, 2. 3 ein dux und im Heere Karl's des Großen erscheinen Friesen (Einh. 791. M. S. I, 777). 4) Lex Gund. 76 (M. L. III, 557). 5) Lex Gund. 79, 4 (M. L. III, 569). Wenn von comites Burgundiones et Romani die Rede ist, Lex Gund. 107, 9. p. 576. prol. 2, 4. 10. 12, so bezieht sich dies nicht auf getrennte Vorsteher für beide Nationen, sondern auf die Nationalität der Gaurichter selbst; s. Bluhme zu der ang. Stelle.

5a) *Merkel*, De rep. Alam. 36. n. 11 (der auch für das Folgende zu vergleichen ist). 6) Urk. Dagobert's I. 630 (Pard. 250): Ita tibi Sigiberto — Alamannae *primo duce* jubemus. 7) Stälin, Wirt. Geschichte I, 219. Waitz II, 604. Lex Hloth. 41, 1; cfr. Lex Bajuv. II, 5 (M. L. III, 59. 283). *Neugart*, Cod. dipl. Al. 325. 8) Lex Hloth. 28. 36, 1. 3. 4. 9) Lex Hloth. 36, 5 s. 57. 10) Lex Hloth. 44, 1: liber liberum crimen aliquod quod mortale imposuerit, et ad regem aut ad ducem cum accusaverit, et exinde probata res non est etc. 36, 5, 7: (dux) plus quaerat Deo placere quam homini, ut illum neglectum non requiratur Deus in animam ducis (also findet hier keine Berufung an den König vom Spruche des Herzogs statt). 11) *Merkel* 36. n. 10.

Herzogswürde [12]). Der Herzog ward zwar vom fränkischen Könige mit Zustimmung des Volkes eingesetzt [13]), aber er steht auch rechtlich — thatsächlich war ja öfters vollständige Unabhängigkeit von der fränkischen Herrschaft vorhanden — in einer nahezu souverainen Stellung, wie er denn das Hauptrecht des Souverains, das Begnadigungsrecht, gleich dem Könige selbst ausübt [14]). Daher ist auch wahrscheinlich, daß er seine Unterbeamten, die Grafen, vielleicht auf Präsentation durch Volkswahl einsetzt. Es finden sich solche schon im Volksrechte, doch werden sie von competenter Seite als eine aus der fränkischen Verfassung herübergenommene Institution bezeichnet [15]). Der Graf hat eine richterliche, polizeiliche und militairische Gewalt, ganz wie der fränkische. Unter ihm steht der Centenar mit erblicher Würde. Sein Titel findet sich in Baiern erst seit dem 8. Jahrh., wo er eine anerkannte der fränkischen analoge Civilobrigkeit ist [16]). Also wird er ebenfalls aus dem Frankenreiche herübergenommen sein. Denn einmal ist unzweifelhaft die Hundertschaftseintheilung in Baiern nicht durchgeführt, andererseits steht jetzt wol fest, daß der judex des bairischen Volksrechtes mit dem Centenare nicht identisch ist [17]). Freilich ist es schwierig, sich aus dem von fränkischen Einflüssen beherrschten Volksrechte ein klares Bild der früheren Zustände vor Augen zu stellen.

IV. In der Karolingischen Zeit wird an den Amtsbefugnissen des Grafen im Wesentlichen Nichts geändert. Nur blieb die straffere Centralisation der Reichsverwaltung, welche Karl der Große durchführte und die damit zusammenhängende Nivellirung der unterworfenen Länder naturgemäß auf den Grafen, als den Hauptträger der Regierungsgewalt in den Provinzen, nicht ohne Einfluß [18]). Zugleich bedingte die Gründung eines auch factisch persönlichen königlichen Regimentes die genauere Abgrenzung der einzelnen Aemter gegen einander. Hierbei kommen namentlich zwei Momente in Betracht: die Beseitigung, beziehungsweise Vernichtung der Herzogthümer, der nationalen sowol als der fränkischen, in Verbindung mit der Einführung der ständigen königlichen Sendboten und die veränderte Rechtsstellung des Centenares.

1) Der Graf wird nach wie vor vom Könige ernannt, und wenn auch in einzelnen Gauen die Grafenwürde an bestimmten Geschlechtern haftete, hier also wenigstens öfters Söhne und nahe Anverwandte zu Nachfolgern ernannt wurden, so blieb doch des Königs freies Ermessen bei Besetzung des Amtes rechtlich unbeschränkt. Wie zur Merowingerzeit hatte der Graf das Aufgebot und den Oberbefehl des Heerbannes in seiner Provinz. Das erstere wurde allerdings allmälig durch die Ausdehnung des Seniorats einigermaßen eingeengt [19]). Denn dem Senior blieb es überlassen, seine Vasallen aufzurufen und dem Heere zuzuführen. — Auch der Gerichtsbezirk des Grafen war von Immunitäten, d. h. seiner Gerichtsbarkeit entzogenen Gebieten durchbrochen, namentlich erlangten Kirchen und Klöster mannichfach eine exempte Stellung. Doch war und blieb gerade die richterliche Gewalt trotzdem der Angelpunkt der Grafenämter. Sie wurde jetzt näher geregelt. Der Graf ist nicht mehr Richter in den ihm unterworfenen Hundertschaften, sondern es wird ein eigenes Gericht unter seinem Vorsitze gebildet. Die geschichtliche Entwickelung ist auch hier nicht schwer zu verfolgen. In ältester Zeit wird die Justizhoheit dem Volke selbst zugeschrieben, das, wie es alle seine Angelegenheiten durch gewählte Beamte verwaltet, so auch unter Anleitung des Princeps selbst das Recht findet. Mit der Entstehung und Erstarkung des Königthums hing aufs Genaueste zusammen, daß von nun an der Herrscher als Quelle alles Rechtes und als oberster Richter betrachtet wurde, daß also sein Gericht völlig an Stelle des alten Volksdinges trat [20]). Daneben bleiben die Centenengerichte als untergeordnete weiter bestehen, nur schiebt der König seinen Grafen zunächst als Executivbeamten ein, der vermöge seiner Banngewalt, die dem Centenare nicht zusteht, die Erkenntnisse des Hundertschaftsgerichts vollzieht, und nimmt damit dem Centenare den Boden. Es war nur eine natürliche Folge hiervon, in Verbindung mit jener Auffassung der königlichen Stellung, daß der Graf auch bald richterliche Functionen, sei es mit dem Hunno, sei es ganz selbständig überkam. Der Abschluß der Entwickelung war dann die Herausbildung eigener Grafschaftsgerichte im Gegensatze und in übergeordnetem Verhältnisse zu den Centgerichten auf welche bis dahin der ganze Nachdruck gefallen war. Naturgemäß entstand auch durch die jahrhundertelange Vereinigung gewisser Centenen, die ohnehin meist eine bestimmte Beziehung zu einander hatten, zu Einem Grafengebiete allmälig ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das die Anschauung hervorrief, der Graf sei der eigentliche Vertreter und das natürliche Oberhaupt des Gaues. Dazu tritt endlich noch ein Moment. Die teutsche Hundertschaft war allerdings von den Franken nach Gallien übertragen, hatte aber, wie schon oben hervorgehoben wurde, unter den Romanen keinen günstigen Boden gefunden. Sie war daher keineswegs über das ganze Frankenreich gleichmäßig ausgedehnt. Dagegen fand schon zur Zeit der Merowinger überall eine Unterabtheilung der Grafschaften in conditae [21]) oder

12) Lex Bajuv. 3, 1 (M. L. 3, 289). Die Bedenken von Merkel (M. L. 228. n. 62) erledigen sich wol, wenn man erwägt, daß 3, 1 nach seinen eigenen Ausführungen (Archiv 11, 678) früheren Ursprunges ist, die Stellen mit dem ohnehin nicht ganz beweisenden „suus dux“ aus späterer Zeit stammen. 13) 2, 1. p. 281 und Merkel zu dieser Stelle. 14) Lex Bajuv. 2, 4. p. 283. 15) Merkel zur Lex Bajuv. 284. n. 13. 16) Waitz, V. G. II, 314. Siegel, Ger. Verf. I, 99. n. 11. 17) Merkel, Zeitschr. f. R. G. I, 135 fg. 161 fg. 18) Dieser zeigt sich darin, daß dem Grafen jetzt auch positive Verwaltungsbefugnisse übertragen sind; die Sorge für Brückenbau und Zölle, Cap. Worm. 829, 11 (M. L. 1, 352), die Aufsicht über Markt- und Münzwesen (Cap. de mon. 809, 5 [1, 159] Dönniges, Staatsrecht I, 256) u. s. w.

19) Cap. de ex. prom. 803, 1 (1, 119): Vt unusquisque liber homo qui quattuor mansos vestitos de proprio suo sive de alicujus beneficio habet, ipse se praeparet et per se in hostem pergat *sive cum seniore suo*, si senior ejus perrexerit, *sive cum comite suo*. 20) Waitz, Vf. Gesch. II, 452 fg. 21) Ueber diesen Ausdruck Waitz II, 276. n. 2.

Vicarien statt. Die drei Ausdrücke wechseln in den Formeln, wo es sich darum handelt, die genaue Lage eines Ortes zu bestimmen [22]). In der Merowingerzeit steht an der Spitze der Vicarie ein Vicar, in Aquitanien Ortsrichter, judex loci, genannt, der ein wahrer Unterbeamter des Grafen ist. Die Verschmelzung seiner Befugnisse und seiner Stellung mit der des Centenars war nahe gelegt. Sie vollzog sich auch, unterstützt durch Karl's des Großen Streben nach Ausgleichung des Rechtszustandes; die beiden Namen werden jetzt abwechselnd gebraucht und wo sie zusammen vorkommen, ist wahrscheinlich auf die Abweichung des Sprachgebrauches in den verschiedenen Reichslanden Rücksicht genommen. Hieraus erklärt sich zugleich, weshalb nunmehr die Centenen so viel häufiger als früher erwähnt werden, sodaß man hat behaupten können, die ganze Eintheilung rühre erst von den Karolingern her [23]). So kam auf verschiedenen Punkten die Volksüberzeugung den Karolingischen Plänen entgegen und der Tendenz, möglichst Alles von Oben herunter zu gestalten und den König auch factisch zum Knotenpunkte der Verfassung zu machen. Der Centenar wird jetzt den königlichen Beamten angereiht; der Graf allerdings unter Zustimmung des Gaueingesessenen ernennt ihn. Den Consens des Volkes zu gestatten, war angemessen bei einem Beamten, der mit demselben leben und die kleineren und alltäglichen Verwaltungsgeschäfte besorgen müsse; weit wird der Einfluß nie gegangen sein [24]). Ueber den sämmtlichen Unterbeamten steht als Vertreter des Grafen im ganzen Bezirke der Vicecomes. Sein Amt war aber wahrscheinlich kein dauerndes; er wurde wol nur bei Abwesenheit des Grafen zu Kriegszügen und Reichsversammlungen bestellt, vielleicht aus der Zahl der Vicarien [25]).

Aus der veränderten Stellung des Centenars ergibt sich nothwendig auch eine Veränderung in der Competenz seines Gerichtes. Das Gericht der Hundertschaft ist nicht mehr das unter des Grafen Vorsitze abgehaltene Gaugericht, sondern es ist zum Untergericht herabgesunken und der Centenar steht wieder selbst an der Spitze [26]). Vor dem Grafengerichte haben die Angehörigen des Gaues ihren ordentlichen Gerichtsstand. Es findet sich denn auch in den Protokollformularen für Sitzungen des Grafen- wie des Königsgerichtes der häufig wiederkehrende Eingang: cum nos ad universorum causas audiendas et recto judicio terminandas resederemus [27]). Diese Worte bedeuten aber nicht, daß der Graf für alle Personen und Sachen seines Bezirkes der zuständige Richter ist, sondern sie charakterisiren denselben als ordentlichen gemeinen Richter — ganz abgesehen von etwaigen Exemptionen. Im Gegensatze hierzu sind dem Centenare nur gewisse Gegenstände der streitigen Gerichtsbarkeit zugewiesen; peinliche Sachen, in denen es sich um das Leben, und Civilprocesse, in denen es sich um die Freiheit handelte, waren dem Grafen vorbehalten; ebenso die Vindicationen unbeweglicher und beweglicher Sachen [28]); für die ersteren ist bei der Bedeutung des Grundbesitzes die Ueberweisung leicht erklärlich, für die letzteren ist dieselbe wol wegen der eigenthümlichen Form der Klage, des Anfanges, erfolgt. Zweifelhaft bleibt es, ob die freiwillige Gerichtsbarkeit,

22) In pago B. in vigarias illas in villa illa: Rozière 221. 225. 231 (Sirm. 79). Urk. bei Savigny I, 274 c. in pago illo in centena illa: Rozière 168. 194 (Marc. 2, 15. Text 2). 205. 206. 223. in pago illo in condita illa: Sirm. 1. §. 2. 5. 35. 37 (Rozière 212. 214. 267. 270). 23) Siehe die bei Waitz III, 332. n. 1 Citirten. 24) Cap. Kar. Aq. 809, 11 (M. L. 1, 156): ut judices advocati praepositi *centenarii* scabinii .. *constituantur* ad sua ministeria *cum comite et populo*. Cap. Theod. II. 805, 12. 134: de advocatis id est ut pravi advocati vicedomini *vicarii et centenarii* tollantur et tales *eligantur* quales et sciant et velint juste causas discernere. Vgl. Hloth. const. Pap. 832, 18. p. 363. Aus diesen beiden Stellen schließt Savigny I, 275 ein Wahlrecht der Gauinsassen. Das Wort eligere ist natürlich nicht entscheidend. Denn es kann ebenso gut vom Könige gebraucht werden. Die Verbindung cum comite et populo kann nur den im Texte angedeuteten Sinn haben. Entscheidend ist aber die Zusammenstellung der Centenare mit den gräflichen Unterbeamten, den Advocati und den Schöffen. Die Ernennung der letztern durch den Missus, d. h. König, ist gewiß, die der ersten wenigstens wahrscheinlich, obwol Savigny auch hier das Gegentheil behauptet und dabei durch Cap. Lang. 802, 11 und Cap. miss. Lud. 817, 21 (M. L. 1, 104. 218) unterstützt wird. Die Ausdrucksweise der angezogenen Stellen zeigt übrigens deutlich, daß dort nicht von einer neuen Einrichtung die Rede ist, sondern eine schon bestehende sanctionirt wird. — Der oben ausgesprochenen Ansicht sind Sybel, Königthum 230, Unger, Gvf. 147, Waitz III, 332, der sie II, 316 als „ohne alle Begründung" verworfen hatte. 25) Die Darstellungen dieser Verhältnisse bei Savigny I, 273; Eichhorn I, 637; Walter, R. G. I, 107 fg.; Stobbe, Zeitschr. f. d. R. XV, 83 fg.; Daniels I, 548; Waitz III, 333 weichen mannichfach von einander ab, namentlich wird einmal die Gleichheit des Vicecomes und Vicars, anderentheils die Verschiedenheit des Vicars und Centenars behauptet. Zu 1: Cap. I. 812, 3, das Eichhorn anführt, ist sicherlich nicht entscheidend und ohne das von ihm ganz willkürlich zwischen vicarii aut centenarii gesetzte Komma völlig bedeutungslos. Ebenso wenig schlagen die von Waitz 336 zahlreich beigebrachten Urkunden durch, wo der Vicecomes unter den richterlichen Beamten nicht erscheint, sobald man die im Texte ausgesprochene Ansicht annimmt. Freilich sind andererseits auch die Walter'schen Stellen nicht ganz beweisend. Die Hauptsache bleibt immer: wenn man einmal die Centenare und Vicare als ständige Unterrichter anerkennt, so können die dem Grafen reservirten Sachen in dessen — sicherlich häufiger — Abwesenheit gar nicht ausgetragen werden ohne einen Vertreter (vergl. auch Agobard bei Savigny 275 g); für spätere Karolingische Zeiten gibt denn auch Waitz den Vicecomes zu. Ed. Pist. 884, 14. 491. Vergl. auch: Urk. v. 880 bei *Muratori*, Ant. Ital. I, 435: ... considentibus una cum eo, A. vicecomes civitatis Veronensis in vice W. comitis. — Zu 2: Für die Einheit des Centenars und Vicars scheint mir *Walafr. Strabo*, De exord. rev. eccl. 31 (*Canciani*, Legg. barb. II, 403) entscheidend, wo „duces metropolitanis comites episcopis *centenarii vel vicarii parochis vel plebanis comparantur*."

26) Sehr müßig ist Gemeiner's Frage (Cent. 222 fg.): ob das Centenen- in das Grafengericht umgebildet oder letzteres neu eingeführt sei. 27) Rozière 458. 477. Merkel, Zeitschrift f. R.-G. I, 217. Siegel, Gvf. I, 97. 28) Cap. Lang. 802, 14. p. 104: Ut ante vicarium nulla criminalis actio diffiniatur, nisi tantum leviores causae quae facile possunt dijudicare et nullus in eorum judicio aliquis in servitio hominum conquirat, sed per fidejussores remittatur usque in praesentiam comitis. C. Aq. 812, 4. 174: Ut nullus homo in placito centenarii neque ad mortem neque ad libertatem suam omittendam aut ad res reddendas vel mancipia judicetur: sed ista aut in praesentia comitis vel missorum nostrorum judicentur.

die in gewissem Umfange jedem königlichen Beamten zustand, für die Centenare in entsprechender Weise beschränkt war [29]). Ebenso gut wie der Centenar durfte wol der Graf angegangen werden, und die Berufung vom Spruche des Centgerichtes scheint unmittelbar an König oder Missus gegangen zu sein, sodaß also der Centenar nur Vertreter des Grafen für gewisse Sachen wäre, wie etwa der Pfalzgraf der des Königs.

Die Competenz des Grafengerichtes war wie dem Unterrichter gegenüber, so auch in Bezug auf Ober- und nebengeordnete Gerichte fester geregelt: im Verhältnisse zum Könige Missus und Bischofe.

a) Es liegt jetzt nicht mehr im Belieben der Partei, sich unmittelbar mit der Klage an den König zu wenden: erst muß der ordentliche Richter vergeblich angerufen sein, wie ein Gesetz Karl's des Großen vorschreibt [30]), sogar dreimal, ehe der Rechtsuchende in der Pfalz des Königs erscheinen darf. Ihren Gerichtsstand vor dem Pfalzgerichte haben in Civil- und Criminalsachen zunächst die Mitglieder der königlichen Familie, bei denen freilich nur in den seltensten Fällen ein geordnetes Gerichtsverfahren stattfand [31]), ferner die Großen des Reiches, deren Stand aber kein abgeschlossener ist. Gewiß gehören dahin Bischöfe, Grafen und Aebte; doch wird man auch die höheren Hofbeamten einrechnen müssen, ja nach einem Gesetze Karl's des Großen soll sogar jeder Mann von adeliger Abkunft, boni generis, vom Könige gerichtet werden [32]). Auch denen, welche der König in seinen besonderen Schutz, mundeburdium genommen hat (sei es Klöster oder einzelne Schutzbedürftige), stand es wol mindestens frei, ihre Sache ohne Weiteres vor das Pfalzgericht zu bringen. Ein Gesetz Pippin's für Italien verleiht dem Schutzherrn ein ausgedehntes Aufsichtsrecht über die unter ihm stehenden Klöster [33]), und eine Formel gibt uns ein Beispiel, wie eine Schutzbefohlene des Königs sich wegen einer Rechtsverletzung unmittelbar bei dem Könige beschwert, „ego ancilla vestra coeleravi ad vestigia pietatis vestrae properare“ [34]). Freilich bedurfte es eines besonderen königlichen Schutzbriefes, um diesen bevorzugten Gerichtsstand zu erlangen. Witwen und Waisen, von denen es auch wol heißt, sie stünden in Königs Schutze [35]), sind von der Grafengerichtsbarkeit nicht eximirt, wenn ihnen auch besondere Rücksicht seitens des Königs zu Theil wird [36]). Häufiger als Personen sind Streitsachen dem Könige vorbehalten; man scheint sie vorzugsweise als causae publicae bezeichnet zu haben [37]). Dahin gehören von Strafsachen: Anklagen wegen Herisliz (Desertion), ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wurde, also schon zur Merowingerzeit vor den König gehörte [38]), wegen Verletzung des Treueides [39]), wegen schlechter Amtsführung [40]). Vergehen gegen Grafen und Missi standen ebenfalls unter Jurisdiction des Königs; es war hier wol der Satz maßgebend, daß das Gericht nicht blos für den angeklagten Verbrecher, sondern auch für den klagenden Verletzten zuständig sein müßte [41]). Endlich zeigt sich darin die überallhin reichende Machtstellung der persönlichen königlichen Herrschaft, daß selbst bei geringfügigen Vergehen, die in Beziehung zum König stehen, z. B. bei Nichtbeachtung specieller Befehle desselben, der König selber einschreitet. Häufig wird hier die Ahndung den Charakter eines Disciplinarverfahrens haben, wie bei den Geistlichen, welche das Symbol nicht lernen wollen und dazu auch durch körperliche Züchtigung nicht zu bringen sind [42]), meistens aber handelt es sich um ein wirkliches Strafverfahren. Endlich scheinen die Grafen auch die Befugniß gehabt zu haben, Sachen, die ihnen zu schwierig waren, noch vor Einleitung eines Processes an das Königsgericht zu verweisen [43]).

b) Wie die Gerichtsbarkeit der Missi sich zu der des Königs und des Grafen verhält, ist zweifelhaft. Man wird aber weder sagen können, daß sie des Königs Gericht in den Provinzen ausgeübt hätten [44]), noch daß in ihnen eine Zwischeninstanz zwischen Grafen und Könige geschaffen sei [45]). Die Bedeutung der Sendgrafen liegt zunächst und hauptsächlich in dem Aufsichtsrechte, das ihnen den Grafen gegenüber zusteht. Das können sie freilich nur üben, indem sie mit Vollmacht als Vertreter des Königs ausgerüstet sind [46]). Gericht

29) Man könnte dies aus Cap. 4. Aq. 817, 11. 215 folgern: omnis controversia coram centenario definiri potest excepto redempcione terrae et mancipiorum, quae nonnisi coram comite fieri potest. Allein schon Karl's Cap. 779, 19. p. 38 gestattet den Verkauf von Sklaven vor Bischofe und Erzpriester, Grafen und Centenare aut in praesentia vicedomini aut judiciis comitis aut ante bene nota testimonia (letzteres scheint nach den Formeln [Rozière I, 329 fg.] das Gewöhnlichste gewesen zu sein), und K. Lothar wiederholt diese Bestimmung abgekürzt 832 (Const. Pap. 2, 832; 6, 362; vergl. Const. Al. 823, 1. p. 232). Von Gutsverkäufen ist hier nicht die Rede, und in dieser Beziehung kann man auch auf Grund des Cap. v. 817 zweifelhaft sein. Der Ausdruck controversia würde sich so erklären, daß nur schwierige Fälle vor den Grafen gebracht zu werden pflegten. Vergl. Beseler, Erbvertr. Ev. I, 164 seq. Stobbe, Zeitschr. f. d. R. XV, 109. n. 62. 30) Cap. Mant. 781, 2. 40; cfr. C. Pipp. 7. p. 31. Cap. Worm. 829, 15. 353. Cap. Aq. 812, 2. 174; 828. p. 329. v. 18. 31) Einh. ann. 818 (M. S. 1, 205). *Nithard* 1, 4 z. E. (M. S. 2, 643). 32) Cap. Aq. 813, 12. 188. 33) Cap. Pipp. Lang. 783, 2. 42. 34) Rozière 419: vestra pietas hac emendare compellat, qualiter elemosina seu mercis seu *mundeburdium* vester semper adcrescat.

35) Cap. Bajuv. 803, 3. 127: Ut viduae orfani ac minus potentes sub Dei defensione et *nostro mundebardio* pacem habeant etc. 36) Cap. Aq. 813, 12. 188; 823, 7. 237; Conv. Tic. 850, 20. 400. 37) *Rud. Fuld.* Ann. 852 (M. S. 1, 367); Syn. Pist. 862, 4. 481: Si quis — rapinam fecerit — in triplo — componat. — Postmodum vero ante nos a comite adducatur, ut poenas luat. Nam si publice actum fuerit, publice inde agat poenitentiam. 38) Conv. Tic. 801, 3. 83. Aq. 810, 12. 163. 39) Stellen bei *Pernice*, De com. pal. 31. n. 159. 40) Cap. Worm. 829, 4. 351. Cap. Car. 873, 10. 521. 41) Cap. de ex. prom. 811, 1. 169. *Ansegis* 2, 6 extr. (292). Cap. miss. 810, 3. 164. 42) Cap. eccl. 804, 2. 130. 43) Cap. Aq. 802, 34. 95. Cap. legg. add. 817, 16. 213 (tamdin resideat, — quousque animo nostro satisfactum habeat). — Ueber die res forfactae (Cap. Lang. 783, 7. 46) und die canes, qui in dextro armo tunsi sunt (c. 803, 18. 115) weiß ich Nichts zu sagen. 44) *Roye*, De miss. domin. (ed. *Neuhaus*) 112. 45) Unger, Lbsd. 1, 72 fg. 46) Cap. Aq. 809, 23. 157: quod missos nostros ad vicem nostram mittimus. Cap. Aq. 812, 8. 174.

halten die Missi selbständig blos, wenn der Graf unfähig oder unbrauchbar ist, oder wenn sie um einen Wahrspruch angegangen werden; sonst betheiligen sie sich am Gerichte des Grafen, eben um dessen Rechtssprechung zu controliren [47]). Es kann daher sehr wohl in einem besonderen Falle durch königliche Verfügung das Gericht des Missus für eine sonst dem Königsgerichte zuständige Sache competent erklärt [48]), es können aber andererseits ebenso gut Missal- und Grafengericht als völlig gleichstehend behandelt werden [49]). Eine eigentliche Berufung vom Missal- an das Pfalzgericht kann es deshalb kaum gegeben haben; daß indessen Beschwerden über die Rechtssprechung der Missi an den König gebracht werden konnten, ist mindestens bestimmt genug in den Quellen angedeutet [50]). Durch die Missalgewalt wurde also die Gerichtsbarkeit des Grafen nur in sehr unerheblicher Weise beschränkt.

c) Die Macht und Stellung der Bischöfe ist auf die Entwickelung der Grafenverfassung nicht ohne bedeutenden Einfluß gewesen. Die Bischöfe, mit denen die Grafen schon deshalb nothwendig collidiren mußten, weil fast durchgängig die Hauptstadt des Gaues auch Sitz eines Bisthumes war, stammten meist aus angesehenen römischen Familien und hatten in Folge dessen, wie überhaupt als Repräsentanten des romanischen Elements den teutschen Barbaren gegenüber einen festgeschlossenen Anhang unter den Provinzialen. Sie waren daher sehr geneigt sich Einfluß auf weltliche Angelegenheiten und eine unabhängige Stellung zu erwerben. Das gelang ihnen auch oft genug; unter den kleinen Herren, tyranni nach Einhard's Ausdrucke, welche Karl Martell unterwarf, befand sich eine ganze Reihe streitbarer Bischöfe. In späterer Zeit, nach Verschmelzung der nationalen Bestandtheile des Volkes, stützt sich die Macht der Geistlichen mehr auf Immunitäten und Beneficien. Aber abgesehen von diesem factischen Einflusse, der immerhin von den Umständen, der Schwäche des Königthums, dem Ueberwiegen der romanischen Bevölkerung u. s. w. abhing, griff auch die Amtsgewalt des Bischofs rechtlich mehrfach in die Sphäre des Grafen über. Wie die Vergleichung der geistlichen und weltlichen Aemter bei Walafrid und die häufige Vorschrift ergeben, daß Bischöfe und Grafen einander unterstützen sollen, werden beide als coordinirte Beamte in ihrem meist zusammenfallenden Amtssprengel angesehen; so denn auch im Betreff der Jurisdiction. Das Gericht des Bischofes bildet einen ordentlichen Gerichtsstand innerhalb einer bestimmten Sphäre neben dem Grafengerichte [51]), mit dem eigenen Instanzenzuge durch den Erzbischof an den König [52]). Die Streitigkeiten der Geistlichen unter sich sollen schon nach alter Bestimmung vor dem Bischofe ausgetragen werden. Außerdem aber sind dem Bischofe Ehesachen, Testamentsangelegenheiten und alle rein kirchlichen Fragen zugewiesen, also solche, bei denen es sich um Lehre, Cultus, Kirchenzucht, Eid u. dergl. handelt [53]). Für Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Laien ist ein gemischtes, unter Vorsitz des Grafen und Bischofs gebildetes Gericht competent [54]).

Vom Grafengerichte ist die Berufung an das Königsgericht sowol in Civil- als in Criminalsachen unbedingt gestattet [55]) und fester als früher geregelt. Die Grundanschauung bei Einlegung des Rechtsmittels ist stets, daß durch Saumseligkeit oder Uebelwollen des ersten Richters die querirende Partei nicht zu ihrem Rechte gelangt sei [56]), nur in seltenen Fällen wird als Ursache angeführt, quod legem comes non judicasset, d. h. daß die Entscheidung einen Rechtsgrundsatz verletze [57]), und niemals wird die Instanz wegen neuaufgefundener Thatsachen beschritten. Daher trägt das ganze Rechtsmittel mehr den Charakter der Beschwerde als der Appellation, und es erklärt sich daraus, daß man bei Entscheidung in appellatorio auch den Grafen selbst zu Worte kommen ließ, ganz wie heutzutage bei Beschwerden der erste Richter zum Berichte aufgefordert wird [58]). Neben dieser Beschwerde steht als ganz gleichberechtigtes Rechtsmittel die Klage gegen den Grafen, also eine Art Syndicatklage, die ganz in den Formen des gewöhnlichen Processes vor dem Pfalzgerichte, als dem für alle Beamten zuständigen, verhandelt wird [59]).

Der Graf hält im Jahre drei ordentliche Gerichtsversammlungen, zu denen sich jeder Gauinsasse bei Strafe des Bannes einzufinden hat (früher scheint Karl nur zwei jährliche allgemeine Placita vorgeschrieben zu haben) [60]); zu den außerordentlichen Gerichtstagen, welche der Regel nach von 14 zu 14 Nächten abgehalten wurden, haben nur die Parteien und die Schöffen zu erscheinen. Mit dieser Einrichtung sollte der Gewinnsucht, cupiditas, namentlich der gräflichen Unterbeamten die Nahrung entzogen werden, welche Gerichtstage anberaumten, blos um den Bann, von dem ihnen ein Drittel zufiel, von den Nichterschienenen einzuziehen [61]).

47) Cap. 779, 21. 38; 810, 3. 164; 817, 24. 218: ut in illius comitis ministerio qui bene justitias factas habet iidem missi diutius non morentur — sed ibi moras faciant, ubi justitia vel minus vel neglegenter facta sit. 48) C. Aq. 813, 7. 188; 823, 6. 256. 49) C. Bajuv. 803, 6. 127. Adn. Kar. II. 858, 7. 423. 50) Cap. 825, 2. 247. 51) Cap. Francof. 794, 6. 72. 52) Stat. Rhisp. 799, 3. 25 (M. L. 1, 77. 79). Can. Rhisp. 26 (M. L. 3, 472).

53) *Dove*, De jurisdict. eccles. — progressu 20 seq. 54) C, 794, 30. 74. Cap. Lang. 813, 12. 110. *Dove* 34 seq. So viel ich sehe, beachtet derselbe indessen nicht Cap. leg. add. 817, 10, 212, wo es sich nicht, wie Dove 36 fg. ausführt, um ein ordentliches Gericht des Bischofes handelt, sondern nur um seine Befugniß zum Vergleichsstiften; als ordentlicher Richter auch über Geistliche erscheint hier der Graf. — Bemerkenswerth für das Verhältniß zwischen Bischofe und Grafen ist auch Chloth. decr. 6 (M. L. 1, 2), wornach der Graf, der ungerecht urtheilt, in Abwesenheit des Königs vom Bischofe gestraft werden soll. Dieses kann sich jedenfalls nur auf zu verhängende Kirchenstrafen beziehen. 55) Pipp. cap. 768, 8 (M. L. 2, 14). 56) Cap. Lang. 803, 23. Cap. Bajuv. 803, 7. Resp. miss. dat. 819, 5. Cap. Worm. 829, 5 (M. L. 1, 116. 127. 227. 353). 57) Cap. miss. 806, 7. 138. 58) Cap. Aq. 810, 1. 162. 59) Cap. inc. an. 7, 31. Cap. Mant. 781, 2. 3. 40. Cap. 819. 227. Cap. Noviom. II, 808, 2. 152. Waitz stellt IV, 400 fg. diese Verhältnisse dar, ich glaube jedoch nicht ganz zutreffend: hauptsächlich deshalb nicht, weil die juristischen Gesichtspunkte zu wenig hervorgehoben sind. 60) Cap. gen. 769, 12. 33. Cap. Lang. 802, 12 z. E. 104. Cap. Theod. II. 805, 16. 134. 61) Cap. min. 803, 20. 115.

2) Die zweite oben für die Fortbildung des Grafenamtes in der Karolingerzeit als wichtig hervorgehobene Thatsache ist die Beseitigung der Herzogthümer. Es wäre „ein Schnitzer in der Politik" gewesen [62]), wenn Karl die gefährlichen territorialen Gewalten hätte bestehen lassen wollen, an deren Unterwerfung sein Großvater das Leben gesetzt hatte. Das Hauptwerk in dieser Richtung hatte schon Karl Martell vollbracht. In Neustrien gab es keinen Herzog mehr, in Alamannien werden nach Pippin's Siege keine mehr erwähnt [63]), Baiern wird nach Tassilo's Unterwerfung nicht mehr von Herzogen, sondern von Grafen verwaltet [64]), in Sachsen wurden ebenfalls die Stammherzogthümer für immer aufgehoben [65]). Nur die Britonen wahrten ihre alte Unabhängigkeit und die Wasconen scheinen ebenfalls unter selbständigen erwählten Herzogen gestanden zu haben [66]). So war also nirgends mehr ein Mittelglied zwischen Könige und Grafen vorhanden und es mußte demnach von der Pfalz aus direct mit dem einzelnen verhandelt werden. Wenn man nun aber bedenkt, daß nach Karl's Grundsatze jedem Grafen die Verwaltung nur Eines Gaues überwiesen wurde [67]), daß in Folge dessen eine große Anzahl solcher Beamten vorhanden war (die Karolingische Redaction des alamannischen Gesetzbuches beriethen 84 Herzoge und 45 Grafen mit, Baiern umfaßte nach Lang 56 Gaue): so liegt die Schwierigkeit, ja Undurchführbarkeit einer genauen Controle der Grafen auf der Hand. Die Klagen über Ungebühr derselben sind denn auch ebenso häufig [68]), wie das Verbot [69]), doch sieht man nicht, daß beide etwas Erhebliches fruchteten. So war durch die Umstände selbst die Errichtung einer Mittelgewalt zwischen Könige und Grafen geboten. Karl versuchte zunächst, durch Einsetzung ihm verwandter oder ergebener Männer in größere Bezirke sie einer dem Königthume ungefährlichen Macht zu unterwerfen [70]). Diese Einrichtung war aber nicht durchführbar; in Alamannien z. B. wandte sie sich gegen ihn selbst und seine Nachfolger [71]). Dies führte zur weiteren Ausbildung des Institutes der Missi dominici, der Königsboten, das auch der Merowingerzeit nicht ganz unbekannt gewesen war [72]) und das von den Karolingern noch häufiger benutzt wurde [73]). Wann die Reorganisation durch Karl erfolgt sei, ob schon vor 779 oder erst 802 kann zweifelhaft sein [74]). Die Missi werden alljährlich vom Könige ernannt, meist ein Bischof und ein Graf oder hoher Hofbeamter, und bereisen als seine Vertreter die Grafengaue, deren immer mehre zu ihrem Sprengel gehören. Ihre Amtsbefugnisse sind Oberleitung bei Einziehung der Steuern, Aufsicht über die Beneficien, Aufgebot und Ordnung des Heerbannes, Ernennung von Advocati und Schöffen, eine beschränkte Gerichtsgewalt. Vor Allem aber steht ihnen eine Controle über die Grafen zu und damit im Zusammenhange eine Disciplinargewalt, die sogar bis zur Absetzung gehen konnte.

3) Die Ausdehnung des Reiches, namentlich die Eroberungen Karl's, machten bald eine zweite Abweichung von dem Grundsatze nothwendig, wornach möglichst kleine Verwaltungsbezirke den einzelnen Beamten unterstellt wurden. Es ist die Errichtung von Marken und die Einsetzung der Markgrafen. In ältester Zeit schützte man die Grenzen dadurch, daß man große Strecken Landes daran wüst liegen ließ [75]); so hatten die Sueven an ihren Grenzen einen Gürtel von 600,000 Schritten unbebautes Feld. So lange die Herzogthümer bestanden, hatten diese Kraft genug in sich, die Grenzen zu schützen. Karl dagegen mußte zu anderen Hilfsmitteln greifen. Er gab — vielleicht in Erinnerung an die römische Grenzvertheidigung — seinen neuen Eroberungen eine straffe militairische Organisation, die natürlich einige Abweichungen von der gewöhnlichen Provinzialverfassung zur Folge hatte. Der Markgraf mußte dem Könige gegenüber selbständiger gestellt werden, um augenblicklich zum Kriege mit dem Reichsfeinde im Stande und besonders die gegen Merkel (De rep. Alam. 11, 40. n. 5) gerichteten Worte: „man könne die Grafen Warin und Ruthard nicht als Kammerboten im späteren Sinne bezeichnen," sind ungerechtfertigt. Merkel nennt sie missi sive nuncii camerae, weil sie, wie er angibt und aus Ekkehard beweist, mit der Steuerhebung zu thun hatten. Vergl. Stälin, W. Gesch. I, 339. 4.

62) Möser, Osnabr. Gesch. I, 242. 20 z. E. Roth, B. W. 350—353. 63) Eichhorn I, 489 a. *Merkel*, De rep. Al. X, 12. 64) Einh. vit. Kar. 11 z. E. 65) Möser a. a. O. 241. 66) Einh. ann. 816 ist freilich dafür nicht ganz beweisend: Vascones .. propter sublatum ducem suum Sigewinum, quem imperator ob nimiam ejus insolentiam ac morum pravitatem inde sustulerat .. conjuratione facta omni modu defectione disciverunt, zumal V. Lud. 20 (M. S. 2, 620) von Grafen der Wasconen die Rede ist. 67) Mon. Sang. 1, 13 (M. S. 2, 736). Ein Capitulare Karl's, welches dies ausspräche, wie Schulze, E. G. 72, 242 zu vermuthen scheint, gibt es nirgends. Dönniges, St. R. 111 n. bestreitet diesen Grundsatz. Unzweifelhaft ist ja der Mönch von St. Gallen keine lautere Geschichtsquelle; allein hier handelt es sich nicht um eine irrig darzustellende Thatsache, sondern um eine tiefgreifende Regierungsmaxime, welche der Mönch in täglicher Anwendung vor Augen hatte. Dönniges zählt zwar 96 fg. eine Menge Stellen auf, in welchen Herzogthümer im ganzen Reiche erwähnt werden. Das sind aber nur Namen, denen keine politische Eintheilung entspricht. Für Rhätien hat dies z. B. *Stobbe*, De lege Rom. Utin. 13—17 nachgewiesen. Vergl. *Stenzel*, De duc. orig. 7. n. 40. Hegel, Städteverf. II, 22 und De ducum origine 7. n. 40. Hegel, Städteverf. II, 12. n. 1. 68) Waitz III, 349. 69) Cap. Aq. 807, 4. 149. Cap. min. 803, 15. 115. Cap. Tic. 801, 15. 85. 70) Beispiele (die freilich theilweise nicht ganz zutreffen) bei Waitz III, 311 fg., bes-

71) *Merkel*, De rep. Al. 40, 5. 72) Vergl. Pardessus 168 (al. 362). 73) *Roye*, De miss. dom. 32 seq. 74) Ersteres behauptet Daniels I, 587, letzteres Waitz III, 380 nach *Bürde*, De miss. dom. 7. Das Cap. 779, 21. 38 erwähnt der missi als ordentlicher Behörde, nach Desider's Vernichtung kommen in Italien missi ganz mit den gewöhnlichen Befugnissen vor (Chron. Noval. 3, 18); ebenso 798 in Sachsen legati regis qui ad justitias faciendas ad eos (Saxones) missi erant (Einh. 798. cfr. Cap. Sax. 797, 17. 76). Das Cap. Aq. 802, 1. 92 möchte daher nur eine ausführlichere und präcisere Instruction sein, wie sie sich von nun an häufig finden. Die Missalgewalt aus der Kaiseridee und der daraus fließenden Sorge für Ruhe und Ordnung herzuleiten (Eichhorn I, 626 a) erscheint um so gewagter. 75) *Caesar*, B. G. IV, 3. §. 1. §. 2: Publici maximam putant esse laudem quam latissime a suis finibus *vacare agros:* hac re significari magnum numerum civitatium suam vim sustinere non posse.

reit zu sein. Die Mark selbst war ein durch Befestigungen geschützter Landstrich, der nicht zu dem Gauverbande gerechnet wurde. Doch kann sich auf diesen, der oft ziemlich unbedeutend war, wie die dänische Mark zwischen Schlei und Eider und die holsteinische zwischen Elbe und kieler Hafen, unmöglich die Benennung und Organisation beschränkt haben. Denn wenn auch die Befestigungen natürlich nur die Sicherung einer bestimmten Fluß- oder Berglinie beabsichtigten, so mußte doch zu ihrer Besetzung ein hinreichend großes schlagfertiges Hinterland vorhanden sein. In anderen Gegenden des Reiches finden sich auch größere Gebiete als Marken bezeichnet: so die spanische zwischen Pyrenäen und Ebro [76]), die avarische, welche in vier Grafschaften aufgelöst wurde [76a]). Höchst wahrscheinlich ward auch hier, wie in allen sonstigen Verhältnissen auf die concrete Sachlage Rücksicht genommen, und z. B. gegen die Britannen, die sich schon unter den Merowingern meist auf Raubzüge beschränkt hatten [77]), gegen Abodriten u. A. war ein kleineres Aufgebot nöthig als gegen Avaren und Sarazenen. Daß die Mark und die Grenzgrafschaften, wenn sie wirklich diesen Namen verdienen, jemals in verschiedenen Händen gewesen sind [78]), ist äußerst unwahrscheinlich, ebenso unwahrscheinlich zugleich, daß dem Markgrafen mehre Grafen untergeordnet gewesen [79]).

Die Amtsbefugniß der Markgrafen ist grundsätzlich dieselbe wie die der gewöhnlichen Grafen; nur modificirt durch den fortwährenden Belagerungszustand des von ihnen verwalteten Gebietes. Daher wird der Markgraf in officiellen Documenten comes genannt [80]) und dieselbe Person erscheint bald als comes bald als marchio [81]). Ein Zusammenhang mit der missatischen Gewalt ist in keiner Weise erkennbar [82]). Der Markgraf ist Führer des Heerbannes in der Mark und mehren angrenzenden Gauen. Die Bewohner (ob blos der Mark oder auch der Grenzgrafschaften bleibt unentschieden) sind verpflichtet, jeden Augenblick zur Abwehr des Feindes in Waffen bereit zu stehen, dafür sind sie aber auch von der gewöhnlichen Kriegsdienstpflicht befreit [83]). — Die Gerichtsgewalt des Markgrafen war in späterer Zeit ganz eigenthümlich gestaltet, ob sie schon jetzt von der gewöhnlichen abwich, läßt sich beim Mangel an bestimmten Quellenzeugnissen nicht feststellen. Trotz aller versuchter Fixirung war gerade hier noch Manches in der Schwebe. — Endlich war auch der Markgraf zu selbständigem Handeln gegenüber den Grenzanwohnern befugt. Wie er sie schlagen darf, wo und wann er will, so kann er auch nach einer Notiz Hinkmar's von Rheims Verträge mit ihnen schließen, welche der König dann in einem Placitum zu genehmigen hat [84]). Indessen darf diese Freiheit des Markgrafen nicht zu weit gefaßt werden. Wo es sich um einen wirklichen Friedensschluß handelt, da ordnet der König Gesandte mit besonderen Instructionen neben dem Markgrafen ab [85]), oder es wird wenigstens außer dem Markgrafen eine Versammlung aller nächst betheiligter Grafen berufen [86]). Daher bezieht sich Hinkmar's Aeußerung — abgesehen von der etwas gefärbten Darstellung seiner ganzen Schrift — lediglich auf Verträge mit tributpflichtigen Völkerschaften, wie den Sorben, Abodriten, Mähren u. s. w. Diese stehen unter dem Markgrafen und sind seinem Heerbanne zu folgen verbunden [87]). Es muß demselben ihnen gegenüber deshalb freiere Hand gelassen werden.

4) Noch nach einer anderen Seite hin wurde Karl's des Großen Tendenz, die Reichsverfassung möglichst gleichförmig zu gestalten, durch thatsächliche Verhältnisse gekreuzt und er einigermaßen zum Einlenken gezwungen: so namentlich in Oberitalien und Sachsen.

a) Die Langobarden traten mit einer völlig ausgebildeten Verfassung in das Frankenreich ein. Diese achtete Karl auch insofern, als er sie nur allmälig zu beseitigen, und hauptsächlich, indem er die früheren Institutionen mit den seinigen in Einklang zu setzen strebte. Immer blieb Italien eine gewisse Selbständigkeit, häufig sogar noch durch einen besonderen Unterkönig; doch darf man diese Unabhängigkeit sich, wie oft geschieht, nicht zu groß, etwa nach Art einer Personalunion vorstellen. — Vor der Eroberung beruhte die Verfassung Italiens wie die Galliens wesentlich auf den Städten. Die ge-

76) Einh. ann. 822 (M. S. 1, 209): Comites marcae Hispanicae — marcae Britannicae. 76a) Einh. ann. 828: Marca quam solus tenebat (Baldricus, dux Forojuliensis) inter quatuor comites divisa est. 77) Vergl. Einh. V. Kar. M. 10. 78) Wie Waitz III, 314. 317 wenigstens als möglich setzt. 79) *Stenzel*, De march. 14, 20 hat dies behauptet, aber eigentlich Nichts zum Beweise angeführt; denn die Annales Fuld. 898 (M. S. 1, 413) sprechen gar nicht von untergeordneten Grafen, ebenso wenig wie Ann. Laur. 799 (I, 186) und Moiss. 793 (1, 390), und Cap. Aq. 811. 1. 166 handelt nur von Hilfsleistung der Grafen, nicht einmal der Grenzgrafen. 80) Beispiele bei Waitz III, 315, 1. 81) Ann. Fuld. 880 (1, 393): quibus Poppo *comes* et dux Sorabici limitis occurrit. — Herm. contr. 880 (M. SS. 5): a Poppone *marchione* omnes interempti sunt. 82) Einen solchen behauptet ohne allen Beweis Stenzel a. a. O. 12. 16. 20. Er führt zwar Cap. Kar. 4, 806. 8 (Bal. = Cap. Baj. 803, 9. 127) an, wo es heißt: ut marca nostra secundum quod ordinatum vel scaritum habemus custodiant *una cum missis nostris*. Eichhorn I, 518 bezieht dem Wortlaute nach gewiß richtig die Stelle auf Hilfsleistung der Missi im Kriegsfalle. 83) Cap. Noviom. 2, 808, 1. 152. Roth, B. W. 411. 12.

84) *Hincmar*, De ord. pal. 30 (*Walter*, Corp. jur. germ. III, 770): (in placito est deliberandum) si inter marchisos in qualibet regni parte ad aliud tempus dextrae datae fuissent quid mox post dextras datas agendum sit, utrum renovandae an feniendae sint. *Stenzel* 17. Waitz III, 318. n. 3. 85) Ann. Hincm. Rem. 869 (1, 485): Hludovicus ... pacem sub quadam condicione apud Winidos obtinere procuravit, ad quam confirmandam *filios suos cum marchionibus* terrae ipsius direxerat. — Ueberhaupt wird, wenn der Grenzkrieg größere Dimensionen annimmt, die Führung den Markgrafen nicht allein überlassen, sondern vom Könige Befehlshaber gesandt; Einh. ann. 819, 1, 205: Solaomir Abodritorum rex ob cujus perfidiam ulciscendam exercitus Saxonum et orientalium Francorum eodem anno trans Albiam missus fuerat, per praefectos Saxonici limitis (in Sachsen gab es mehre Marken: Div. imp. 839 [M. L. 1, 373]) et legatos imperatoris, qui exercitui praeerant, Aquasgrani adductus est. Cfr. Ann. Fuld. 849 (M. S. 1, 363). 86) Einh. ann. 828 (M. S. 1, 217. v. 20). 87) *Stenzel* 14. 15. Eichhorn I, 517 m.

wöhnlichen Beamten sind der dux oder judex, der gastaldus und als untergeordnete daneben sculdaheis decani saltarii. Ersterer wird zwar vom Könige eingesetzt, hat aber thatsächlich eine unabhängige fast landesfürstliche Stellung. Seine Befugnisse sind übrigens denen des fränkischen Grafen ähnlich. Der Gastald ist ursprünglich Verwalter der königlichen Höfe, curtes, ein zwar niederer Beamter als der Herzog, rechtlich aber von diesem unabhängig. Factisch freilich war das Verhältniß wol ein anderes [88]). Der Name Graf kommt vor der fränkischen Eroberung nur sehr vereinzelt vor [89]). Er wird von Einigen für gleichbedeutend mit Herzog [90]), von Anderen für einen ausgezeichneten Titel des Gastalden angesehen [91]). Kurz vor dem Sturze Desider's war die königliche Macht in Oberitalien wieder sehr gestiegen und hatte die übermächtigen Herzoge fast überall in ihre alte Beamtenstellung zurückgedrängt. Beim Siege Karl's waren also Anknüpfungspunkte genug vorhanden, um die fränkische Grafenverfassung ohne bedeutende Umwälzung der Verhältnisse einzuführen [92]). Die Herzoge verwandelten sich allmälig, theilweise sogar mit Beibehaltung ihres früheren Titels in fränkische Grafen. Zwar sind offenbar auch Franken von Karl zur Besetzung freier Stellen verwandt worden [93]); von einer gewaltsamen Umwandelung ist aber sonst Nichts zu verspüren. Die Unterbeamten bleiben dieselben, wenn auch allmälig der Skuldahis mit dem Centenare verschmilzt, dem er schon früher gleichgesetzt wird [94]). Eine Erweiterung der einzelnen Grafschaftsbezirke, wie sie behauptet wird, ist an sich höchst unwahrscheinlich, weil das Ergebniß dieser Umgestaltung Karl's sonstigen politischen Grundsätzen geradezu entgegen liefe, und ist auch quellenmäßig nicht gehörig zu rechtfertigen [95]).

b) Die Sachsen hatten bis zu ihrer Unterwerfung ganz in der alten von Tacitus beschriebenen Verfassung gelebt: unter Gaufürsten und für den Krieg erwählten Herzogen. Bei dem 30jährigen Kriege Karl's gegen sie handelte es sich um Einführung des Christenthums und Vereinigung mit dem Frankenreiche. Schon die erstere bedingte gewaltsamere Maßregeln einem Volke von so zähem Nationalcharakter gegenüber. Zwar wird uns nichts Bestimmtes über die Neuerungen Karl's in der sächsischen Verfassung berichtet; aber sein ganzes hartes, theilweise grausames Auftreten in diesem Kampfe rechtfertigt die Annahme, daß er hier nicht wie anderwärts den hergebrachten Zustand der Dinge achtete. Im J. 782 schon wurden in Sachsen Grafen aus adeligen sächsischen Familien eingesetzt [96]), deren Competenz durch ein wahrscheinlich 785 gegebenes Gesetz im Wesentlichen so wie die der fränkischen Grafen bestimmt wurde [97]). Diesem Capitulare folgte aber die große Erhebung von 792. Ob darauf und in welcher Weise die Verhältnisse neu geordnet wurden, läßt sich nicht ersehen. Vor Allem ist bei dem Stande der Quellen die Hauptsache nicht zu entscheiden, von deren Beantwortung das Urtheil über Karl's Verfahren in Sachsen ganz abhängig ist, in welchem Verhältnisse die neuen Grafschaften zu den volksthümlichen Gauen gestanden haben [98]).

V. Die folgende Periode der teutschen Rechtsgeschichte, welche man bis zum sogenannten großen Interregnum rechnen muß, umfaßt die Zeit der Ausbildung und Blüthe des Lehenwesens: sie zeigt die Umbildung der karolingischen Beamtenverfassung in den neuerdings sogenannten Feudalstaat, in welchem die Amtsbefugnisse durch königliche oder landesherrliche Vasallen kraft eigenen Rechtes ausgeübt werden. Der Zeitraum zerfällt naturgemäß in zwei Abtheilungen: die eine begreift das Aufkommen und allmälige Durchdringen des Lehenssystems in allen Lebenskreisen; sie wird mit dem gewohnheitsrechtlichen Anerkenntnisse der Erblichkeit in größeren und kleineren Reichslehen unter Heinrich II. und Konrad II. abgeschlossen. Die zweite Abtheilung schildert die auf dieser Erblichkeit sich vollziehende Hervorbildung der Landeshoheit, die einen ersten gesetzlichen Ausdruck in Heinrich's VII. und Friedrich's II. Constitutionen aus den Jahren 1231 und 1232 erhält und darnach durch Rudolf's Bestätigung derselben vollständig legalisirt wird. Der Einfluß, welchen diese totale Umgestaltung aller Verhältnisse auf das Grafenamt haben mußte, liegt auf der Hand. Wir haben in diesem Zeitraum den vollständigen Untergang des alten Grafenamtes und die dabei mitwirkenden Ereignisse darzustellen, und werden am Ende neben Ansätzen zu dem modernen Titelwesen den Grafen als solchen in einer ziemlich bedeutungslosen Stellung finden.

A. Zwei Einrichtungen sind es, welche, in der karolingischen Reichsverfassung begründet, die Weiterentwickelung des Grafenamtes bedingen: die Reichsstandschaft und die Verbindung der Beneficien mit dem Amte. Zu dieser Zeit ist freilich Alles noch im Flusse, rechtlich gar Nichts, thatsächlich kaum Etwas festgestellt.

88) Hegel, Städteverf. I, 460. 89) Urkunden bei Savigny I, 281 c. 90) Savigny I, 282. Walter I, 48. 91) Hegel I, 463. Daniels I, 386. 92) Hegel II, 11 fg. Giesebrecht, Gesch. der Kaiserzeit I, 113 (2. ed.), spricht dagegen allerdings von einer „Umwälzung aller Verhältnisse des langobardischen Reiches." Davon ist aber aus den Quellen Nichts ersichtlich. Im Gegentheil: a. 774 heißt es (Ann. Laur. 1, 152): Italia subjugata et pacata, Einhard fügt sogar ad tempus hinzu, sodaß also von Neugestaltung nicht die Rede ist. 786 hat der Herzog von Benevent noch selbständige Macht (Ann. Laur. p. 168), die ihm nicht nur belassen, sondern auch später seinem Sohne übergeben wird (Einh. ann. 788. p. 175). 93) Ann. Petav. II. 774. Ann. Laur. maj. 776. Ann. Einh. 776 (M. S. 1, 16. 154. 155). 94) Hegel I, 467. 95) Hegel II, 12. Dagegen Waitz III, 319. n. 3. Die einzige Stelle, auf die sich Hegel stützt, ist ein Brief des P. Hadrian an Karl, worin dieser an 2000 Pf. versprochenes Zink gemahnt und gebeten wird, dasselbe durch die italienischen Grafen per unumquemque 100 libros aufbringen zu lassen.

96) Ann. Laureshi. 782 (M. S. 1, 32). 97) Cap. Paderb. 785. c. 24 seq. (M. L. 1, 49). 98) Waitz III, 320. n. 1 führt die verschiedenen Ansichten auf, entscheidet sich selbst aber für keine. In der That sind auch die Anhaltspunkte in den Quellen äußerst schwach; denn daraus, daß im Cap. 785, 24 (31. 34) comitatus statt pagus steht, läßt sich gewiß nichts Bestimmtes für eine Aufhebung der alten Gaue schließen.

1) Zu den jährlich zweimal abgehaltenen Reichstagen der karolingischen Könige versammelten sich die geistlichen und weltlichen Großen des Reiches, Bischöfe und Aebte, Grafen und Hofbeamte: zugleich strömte eine Menge theils von den vornehmen Herren mitgebrachtes Gefolge, theils freie Männer zusammen, dem Reichstage auch ihrerseits beizuwohnen. Auf diesen Versammlungen werden die allgemeinen Reichsangelegenheiten discutirt, Gesetzesvorlagen berathen, auch Gericht gehalten u. s. f. Auf der einen Seite aber ist es zu weit gegangen [99]), wenn man die Erscheinung der Großen als eine Pflicht derselben auffaßt. Die Gültigkeit der Beschlüsse war nicht durch eine bestimmte Zahl Anwesender bedingt, überhaupt bedurfte ein neues Gesetz gar nicht der Zustimmung der Vornehmen. Daher lag für keinen Großen des Reiches, der nicht, was allerdings mannichfach erfordert wurde [99a]), Bericht über seine Provinz vor König und Reich abstatten wollte, eine zwingende Nothwendigkeit zum Erscheinen vor. — Ebenso wenig kann man andererseits von einer Reichsstandschaft im späteren Sinne des Wortes reden [1]). Denn diese hat ein Recht der Theilnahme an den Reichstagen zur Voraussetzung und eine Grundlage, auf der dieses Recht beruht: Grundbesitz, Wahl u. dergl. Zunächst aber ist der Stand der sogenannten Proceres durchaus kein abgeschlossener und fest bestimmter: Bischöfe und Aebte, Herzoge, Grafen und allerlei Hofbeamte gehören unzweifelhaft dazu; ob aber Vicegrafen und Centenare ausgeschlossen [2]) und wie tief hinab die Hofbeamten eingeschlossen waren, ist nicht auszumachen und war wol auch nicht ausgemacht [3]). Keine Spur in den Quellen aber führt dazu anzunehmen, daß die Grafen als Repräsentanten ihres Gaues erscheinen: sie kommen als Große des Reiches ebenso wie die hohen Hofchargen, die man gewiß nicht als durch königliche Gnade berufene Personalisten ansehen wird. Im Ganzen also wird es für die ersten Karolinger dabei bleiben müssen: „Die Staatsklugheit konnte es von selbst an die Hand geben, die Vornehmsten der Nation bei wichtigen Vorfällen zu Rathe zu ziehen. Aber als ein Recht darf man es noch nicht annehmen, daß dem Könige die Einwilligung der Stände nothwendig gewesen wäre und daß er ohne diese Einwilligung nicht das Recht gehabt hätte, Dinge, die zu seiner Regierung gehörten, nach seinem Gutfinden zu bestimmen" [4]).

2) Das Grafenamt wurde an Männer verliehen, die dem Könige treu und womöglich auch mit den Verhältnissen des ihnen untergebenen Gaues bekannt waren. Die Grafen traten dadurch in kein besonderes Treuverhältniß zum König. Eine Belohnung für Uebernahme und Führung des Amtes gab es an sich nicht: es wurden den Grafen zwar vielfach Beneficien verliehen [5]). Diese Verleihung hing aber völlig von der königlichen Entschließung ab und war durchaus keine Nothwendigkeit. Dagegen wird allerdings dem Grafen ein Gütercomplex in seiner Grafschaft überlassen, den man als Pertinenz des Amtes betrachtet [6]). Diese Grundstücke haben jedoch nicht den Charakter von Beneficien. Im Laufe der Zeit indessen, besonders wenn die Grafschaft lange von Mitgliedern derselben Familie verwaltet wurde, verwischte sich der Unterschied zwischen den drei verschiedenartigen, vom Grafen inne gehabten Gütern: dem Grafschaftsgute, den ihnen vom Könige verliehenen Beneficien und dem Allode, das wenigstens häufig noch hinzukam, namentlich da die Beneficien oft für Grafschaftsgut erklärt wurden [7]). In ihren Beneficien hatten natürlich die Grafen die Verwaltung. Zugleich gewann der Seniorat eine immer größere Ausdehnung, sodaß die Grafen, welche als mächtigste Herren im Lande gesuchte Lehensherren waren, in dessen Stand gesetzt wurden, eine beträchtliche Zahl von Vasallen ins Feld zu führen. Der Seniorat gab ihnen daneben noch eine Art von Gerichtsbarkeit über ihre Vasallen, aus der sich später die Lehensgerichtsbarkeit entwickelte [8]). Dazu kommt, daß auch, obwol nicht gerade oft, in der Zeit der sinkenden karolingischen Herrschaft den Großen des Reiches nach Analogie der geistlichen Immunitäten patrimoniale Jurisdiction in ihren Beneficien verliehen wurde [9]). Es waren mithin vielfach

99) Diese Pflicht dürfte sich nicht, wie Waitz III, 485 meint, aus den von ihm aus dem Zusammenhange gerissenen Worten des Cap. Aq. 828 a. E. (M. L. 1, 329) ergeben; denn es handelt sich hier um eine Bestimmung über Competenz des Königsgerichtes. Die Stelle lautet: Quae personae vel quibus comis culpabili ad praesentiam nostram venire debeant discernendum est: exceptis episcopis abbatibus comitibus, qui ad placita nostra semper venire debent, isti veniant, si talibus et criminibus deprehensi fuerint, quales infirmes adnotata sunt. Zutreffender ist das von Walter I, 100. n. 7 angezogene Cap. min. 803, 14. p. 115: de episcopis abbatibus comitibus qui ad placitum nostrum non venerunt. Indessen ist es natürlich, daß etwaige Aufforderungen an die Großen zu erscheinen die Form von Befehlen hatten; mehr beweisen aber alle von Waitz a. a. O. n. 3 angeführten Stellen nicht. 99a) *Hincmar*, De ordine pal. 36.

1) Dies behaupten Unger, Landstände I, 56 ohne allen Beweis und Waitz III, 500. Aber die von letzterem citirten Stellen, durch die er beweisen will, daß die Grafen „im Namen der Gesammtheit handeln," in denen „allgemein vom Volke, den fideles, die Rede ist," und in denen, wo vom Volke die Rede ist, „eine Beziehung auf die Aristokratie bestimmt genug hervortritt," thun doch nicht dar, was er darthun will. Daß man die Mitglieder der Aristokratie für geeignet hielt, die Reichsangelegenheiten mit ihr zu berathen, weil sie als Vorgesetzte größerer Bezirke einen weiteren Blick hatten, ist sehr natürlich; daß man voraussetzte, sie würden das Wohl des Reiches wahrnehmen, nicht ihr Interesse suchen, versteht sich von selber. Außer diesen beiden Punkten besagen aber jene Stellen Nichts, als daß das Volk sich an den Reichstagen betheiligte, was Niemand bezweifelt. Darum aber brauchen die Grafen nicht Vertreter des Volkes zu sein — ebenso wenig wie eine Versammlung von Regierungspräsidenten dies wäre. 2) Kann man denn die loco positi bei *Thegan*, V. Hlud. 6 (M. S. 2, 591) ohne Weiteres mit Unger I, 61. n. 3 für Vicarien halten?

3) Roth, B. W. 294. 382. Waitz IV, 277. 4) Pütter, Entwickelung d. d. Staatsverfassung I, 38. 5) Cap. Noviom. 1, 806, 6. Cap. Hlud. 817, 21 (M. L. 1, 144. 218). 6) Cap. Hlud. II. 856, 8 (M. L. 1, 438): Similiter (missi nostri perquirant) comitatus pertinentia quae comitibus non tenent (?). Roth, B. W. 431 fg. 7) Roth 431. n. 67. 8) Roth, Feudalität 224. 230 fg. 236 fg. Maurer, Fronhöfe I, 485 fg. 9) Roth, Feud. 206, scheint eine analoge Ausdehnung der Immunitätsrechte auf weltliche Besitzungen zu leugnen, während Waitz IV, 386 und Walter I, 122 ihr Vorkommen

die drei Elemente der Grafengewalt: Verwaltung, Justiz, Heerbann in einem Territorium in der Hand Eines Mannes auf anderem Wege als dem der Amtsverleihung vereinigt. Hierdurch mußte zunächst bei den Magnaten selbst, in deren Interesse es lag, die Vorstellung erzeugt werden, daß sie ihren Sprengel nicht mehr kraft der vom Könige ihnen übertragenen Amtsgewalt, sondern kraft eigenes Rechtes regierten, daß sie daher nicht mehr wie früher in die Grafschaft gesandt werden durften, um sie zu verwalten, sondern damit wie mit einem Beneficium beliehen werden müßten [10]). Die Großen aber hatten in damaliger Zeit vollkommen die Macht erlangt, ihren wie immer gewonnenen Ueberzeugungen Geltung zu verschaffen. Es war ihnen ein entscheidender Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches und ihre Leitung in Frankreich wenigstens sogar gesetzlich zugesichert [11]). Bei den inneren und äußeren Wirren in den fränkischen Reichen nach dem virdener Vertrage hätten sich daher die Reichsversammlungen sehr leicht zum Reichstage nach Art des späteren teutschen ausbilden können. Allein die Absicht der Großen ging nicht darauf, eine gewichtige Stellung innerhalb des Reichsganzen sich zu begründen, sondern sich gänzlich vom Könige unabhängig zu machen, also das Reich selbst zu zersplittern. Einer der ersten Erfolge der Großen in dieser Richtung war in Frankreich das Karl dem Kahlen abgedrungene Zugeständniß, er wolle Niemanden seines Amtes ohne Richterspruch entsetzen [12]). Und so wurde denn in Frankreich unter den letzten Karolingern, in Teutschland unter Konrad und Heinrich nicht gegen den Uebermuth der Großen gekämpft, sondern geradezu um den Zerfall des Reiches zu verhüten.

3) Unter den Großen nehmen natürlich auch die Grafen eine hervorragende Stelle ein. Es gelingt ihnen, wie den übrigen Herren ihre Grafschaften erblich zu machen. Der Gang der Entwickelung ist indessen hierbei wol nicht der gewesen, wie er gewöhnlich dargestellt wird [13]), daß mit Erblichwerden des Grafenamtes sich dasselbe auch immer mehr den Beneficien annäherte, bis endlich die Amtsgewalt in Patrimonialhoheit überging. Vielmehr muß man gerade die Anschauung — deren Genesis eben dargestellt wurde — es könne und müsse die Grafschaft infeudirt werden, als Veranlassung ihres allmäligen Erblichwerdens betrachten und daher die Entwickelung der Erblichkeit in den Grafschaften durchaus mit der in allen anderen Beneficien auf dieselbe Stufe stellen. Im Wesen des Beneficiums liegt bekanntlich die Erblichkeit zunächst nicht, unter den Karolingern wird Krongut zu lebenslänglichem Besitze, hier und da auch, wie besonders von Ludwig dem Frommen [14]), zu ordentlichem Eigenthume verliehen. Allerdings wurden später die Beneficien erblich und durch das zuerst thatsächliche, dann obligatorische Hinzutreten der Commendation, des besonderen Treuverhältnisses zwischen Herren und Mannen, in eigentliche Lehen umgewandelt. Diese Entwickelung fällt aber ganz in denselben Zeitraum, wie die Fortbildung der Grafschaft zur erblichen Landesherrschaft: in die Zeit vom 10. bis 12. Jahrh. Es ist daher schwer abzusehen, wie gerade das Erblichwerden der Grafschaften die Umbildung derselben in Lehen begünstigen konnte. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß man die Söhne und Verwandten eines Grafen bei Neubesetzung der Stelle desselben sehr bald vorzugsweise zu berücksichtigen anfing, ja daß man ihnen, falls sie tauglich waren, das Amt sogar nicht leicht entzog [15]). Und es ist daher zuzugeben, daß von dieser Seite her der gesetzlichen Erblichkeit ebenfalls vorgearbeitet wurde. Allein mit der Erblichkeit, wie sie im 9. und 10. Jahrh. stattfand, hätte die Grafenwürde ganz gut ihren Amtscharakter wahren können, wenn nicht die Anschauung, daß die Grafschaft — zunächst das ihr unterworfene Territorium — Beneficium sei, hier eingegriffen hätte. Dies zeigt sich namentlich auch darin, daß nicht blos Söhne, sondern auch Verwandte, und namentlich Schwiegersöhne, die an sich gar nicht berechtigt wären, die Grafschaft erhalten [16]). Auf der anderen Seite aber finden sich, ehe noch überhaupt der Grundsatz der Erblichkeit in den Beneficien durchgedrungen war [17]), Spuren, daß die Grafschaften von Königen und Großen als patrimoniale Herrschaften angesehen werden. Schon Otto I. läßt sich in Form der Commendation von den Großen, die er mit Stab und Fahne bedacht, Treue und Hulde in die Hand schwören; er tritt ihnen also bei Verleihung der Reichsämter, der Herzogthümer und Grafschaften, als Senior gegenüber [18]). Gerade er ist

behaupten. Allerdings beweist ein gut Theil der von Walter citirten Stellen gar Nichts (z. B. ed. Pist. 864, 18. p. 492: si autem in immunitatem vel potestatem aut proprietatem alicujus potentis confugerit), besonders nicht, wenn man justitias facere (z. B. im Cap. Lang. 782, 2. 43 und Cap. Aq. 817. miss. 9. 217) — wie man wol muß — in der allgemeinen Bedeutung von verwalten nimmt; andere Stellen, Cap. 779, 8. 36, sprechen eher gegen Walter's Meinung; endlich geht dieser jedenfalls viel zu weit, wenn er mit jeder Krongutsverleihung Immunität verbunden sein läßt, und sich dabei lediglich auf Dipl. Chilp. 717 (Pardessus 506) beruft: sub immunitatis nomine cum omnino fiscus concessus hoc habeat concessum atque indultum. Dennoch aber wird seine Ansicht einmal durch Karl's Capitulare von Chiersy (877, 20. p. 540) bestätigt: Eorum qui nobiscum vadunt beneficia et villae sub immunitate maneant, und die Form. Carp. 30 (Rozière 26), in welcher ein Forstbeamter seinerseits eximirt und ihm eine gewisse Gerichtsbarkeit beigelegt wird.

10) Roth, B. W. 434 weist den Entwickelungsgang an der veränderten Bedeutung des Wortes honor nach; vergl. Feud. 244. Homeyer, Lehnrecht 530. 11) Cap. Kar. II. 856, 10. 12) Cap. 843, 3. 377: nisi justitiae judicio et ratione atque aequitate dictante. 13) Eichhorn II, 109 fg.

14) *Thegan*, V. Hlud. 19 (M. S. 2, 594). 15) Schulze, Erstgeb. 62 fg. gibt viele Beispiele. 16) *Widukind* 2, 9 (p. 49 der Octavausgabe); *Albert. Stad.* 949. 17) Dies war bekanntlich mit den großen Reichslehen unter Heinrich II., mit den kleinen Ritterlehen unter Konrad II. der Fall. Für die ersteren ist namentlich Gfrörer, Kirchengeschichte IV, 1. 148 fg. wichtig, für die letzteren Homeyer, Lehnrecht 446 fg.; vergl. Urk. bei Gieseбrecht, Kaiserzeit II, 584: tale hereditarium beneficium quod vulgo *erbelehen* dicitur, quale R. et .. W. in A. habent. *Wipo*, V. Chuonr. 6. p. 43 (der Octavausgabe): Militum vero animos in hoc multum attraxit, quod antiqua beneficia parentum posterorum nemini auferri sustinuit. 18) *Widukind* 2, 1. p. 44: ... duces ac praefectorum principes cum cetera prin-

dabei der entschiedenste Gegner aller Lehenserblichkeit. Diese veränderte Anschauung beruhte wesentlich auf der Ausdehnung der geistlichen und weltlichen Immunitäten und der damit zusammenhängenden Zertrümmerung der alten Gauverfassung. Zunächst wurden dem karolingischen Grundsatze zuwider oft genug mehre Grafschaften in Eine Hand gelegt: nicht zum Schutze der Grenze, sondern wie z. B. bei den Konradinern der Fall war, um ein Geschlecht möglichst stark zu machen und dadurch einem anderen die Wage zu halten [19]). Ferner werden zu Gunsten der Immunitäten Stücke von alten Gaugrafschaften abgetrennt, und unter Gerichtsbarkeit und Heerbann der dort gebietenden Herren gestellt, ja ganze Grafschaften wurden an Bisthümer und Klöster gegeben [20]), namentlich Heinrich II. „verschenkte Grafschaften wie Nichts" [21]). Das Amt selber, namentlich die Jurisdiction erschien bald als vasallitische Pflicht und daher als lehnbares patrimoniales Gut, und das mitverliehene Beneficium als Entschädigung für die Uebung der Gerichtsbarkeit. Dies zeigt schon die Erzählung vom Grafen Uto, der mit Bewilligung des Königs nicht blos seine Beneficien, sondern auch seine Aemter unter seine Söhne vertheilt [22]). Alle diese Umstände ergeben, daß man seitens der Könige die Grafschaften nicht mehr als Verwaltungsbezirke, sondern als lehenbare Territorien ansah. Die Grafen ihrerseits strebten schon frühzeitig darnach, über ihre eigentlichen Amtsbefugnisse hinaus eine Art landesherrlicher Gewalt in den Sprengeln zu üben, wie ihnen eine in ihren Beneficien zustand. Schon Karl der Große mußte den Grafen untersagen, Gaueingesessene zu Frohn- und anderen Diensten heranzuziehen [23]). Die völlige Durchbildung des Grundsatzes zeigt aber eine Urkunde Konrad's II. vom Jahre 1027, in welcher dem Bisthume Kammerich der comitatus Tridentinus mit allen Zubehörungen und Nutzungen auf ewige Zeiten verliehen wird, „quibus cum duces comites sive marchiones hucusque *beneficii nomine* habere visi sunt" [24]). Nach der Zeit Konrad's um die Mitte des 11. Jahrh. ist denn auch an der Erblichkeit der Grafschaften nicht mehr zu zweifeln; es bedurfte der Regierung Heinrich's IV. nicht, um sie zu befestigen. Uebrigens suchte gerade er die königlichen Rechte in dieser Richtung zu wahren.

4) Während auf diese Weise die Grafen aus Reichsbeamten sich in Landesherren kleinerer Territorien verwandelten, und schon dadurch ihre centrale Stellung im Reichsorganismus verschoben, sodaß ihr Einfluß als solcher auf die Verwaltung wesentlich geschmälert wird: drängen andererseits die neu emporgekommenen Herzogthümer die Grafschaft thatsächlich und bald auch rechtlich ganz und gar in den Hintergrund. Es lag in der Natur der Sache, daß die Bedeutung des Grafen als Vorgesetztes eines kleineren Gebietes sich gegenüber größeren Territorialherren vermindern mußte, sobald seine persönliche Beziehung zum König auf Grund seiner Beamteneigenschaft verschwunden war. Dann kam es eben lediglich auf die Macht an, welche ihm sein Territorium verlieh. In diesem Sinne hat allerdings die Machtentfaltung der Herzogthümer die Grafschaft fast zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt.

Die Stellung der Herzoge zu den Grafen ist indessen in den verschiedenen Theilen des Reiches durchaus keine gleichartige. Es ist hier an die politische Geschichte zu erinnern. Sofort mit dem Zerfalle der karolingischen Monarchie begannen sich die teutschen Stämme: Franken, Sachsen, Baiern, Schwaben, Lothringer in ihrer alten territorialen Selbständigkeit zu fühlen. Das Reich zerfiel in seine Bestandtheile und als Repräsentanten dieser Bestandtheile erhoben sich die durchaus volksthümlichen Herzoge [25]). Im Einzelnen aber war der Gang der Ereignisse in den verschiedenen Ländern nicht übereinstimmend. In Franken ging der Erhebung des Konradinischen Geschlechtes ein erbitterter Kampf mit den Babenbergern voraus, die als gleichbedeutende Familie ebenfalls nach der Herzogswürde streben zu dürfen meinten. Schon 939 jedoch wird nach Eberhard's Empörung das Herzogthum Franken mit der Krone vereinigt. In Schwaben ist von einem ähnlichen Widerstande des Adels Nichts zu bemerken. Nachdem Burchard (I.) und

---

cipum militum manu .... collocarunt novum ducem in filium ibidem constructo *manum ei dantes ac fidem pollicentes* operam suam contra omnes inimicos spondentes *more suo* fecerunt eum regem.

19) Vergl. Giesebrecht, D. Gesch. I, 180. 20) Die erste Verleihung einer Grafschaft an einen Bischof kommt 927 an Tull vor (Giesebrecht I, 218); vergl. die Urkunden bei Walter I, 199 und Eichhorn II, 62 h. Außerdem *Muratori*, Antiquit. I, 415 c und Adam von Bremen 3, 45. p. 147 (b. Octavausgabe): Solus Wirceburgensis episcopus, qui dicitur in episcopatu suo neminem habere consortem, *ipse cum teneat omnes comitatus suae parochiae*, ducatum etiam provinciae gubernat episcopus. 21) Möser, Osn. Gesch. II, 170. 22) Cont. Reg. 949 (M. S. 1, 620): Uto comes obiit, qui permissu regis quidquid beneficii *aut praefecturarum* (vergl. Dönniges, Staatsrecht 285) habuit quasi hereditatem inter filios divisit. Vergl. auch *Thietmar* 5, 13 (M. S. 3, 796): (signifera lancea) qua *beneficium* ducis comes idem (Gerhard von Elsaß) acceperat a rege, und kurz vorher: accepto a rege *comitatu* quodam prefati ducis (ao. 1002). 23) Cap. Tic. 801, 15 = Cap. add. 803, 17 (M. L. 1, 85. 121): ut liberi homines nullum obsequium comitibus faciant ... et conjectum ullum vel residuum eis resolvant, excepto servitio quod ad regem pertinet et ad heribannitores etc. Eichhorn I, 667.

24) Bei Walter I, 199. n. 23. Vergl. auch *Lambert* 1071 (p. 88 seq. der Octavausgabe): filius Balduwini ... comitatum Reginheri quondam comitis ... quae scilicet praedia mater ejus a priore marito dotis nomine acceperat, Sto. Lamperto tradidit, quae rursum episcopus Leodiensis duci Gotefredo, ille ibidem ipsi filio Balduwini beneficii loco dedit. Einiges hierher Gehöriges findet sich bei Schulze, R. d. E. G. 89 fg. *Bruno*, De b. Sax. 21. p. 17 (der Octavausgabe), der 92. n. 1 angeführt wird, paßt freilich nicht. Warum soll das Schloß nicht Allod gewesen sein? Vergl. dafür *Lambert* 1073. p. 103: Ibi B. duci Carnotensium ducatum sine legitima discussione (die also sonst nöthig war) absenti abstulit. 25) Giesebrecht I, 178 fg. Der Sachsenspiegel hat also ganz Recht 3, 53. §. 1 (stets Homeyer): dit (die einzelnen Länder) waren alle koningrike, seder wandelde man den namen unde hiet sie herthogen.

Erchanger unter Konrad I. gestürzt sind, wird Burchard II. (I.) als Herzog anerkannt, und zwar, wie ausdrücklich berichtet wird, unter Zustimmung der Großen [26]). Unvermerkt entwickelte sich auch das Herzogthum der Arnulfinger in Baiern und der Ludolfinger in Sachsen. Daß Alamannien und Baiern später an Mitglieder des Königshauses, das eine an Liudolf und Ernst, das andere an Heinrich gelangten, ist für die staatsrechtliche Stellung der Herzoge ganz gleichgültig. Eben nachdem sie zu so gefährlicher Machthöhe gediehen und darin durch Heinrich's I. Politik gestützt waren, suchte Otto ihrem übergroßen Einflusse damit zu begegnen, daß er die Träger desselben persönlich an die königliche Familie fesselte. Anders liegt die Sache in Sachsen: nach der Erhebung des sächsischen Hauses auf den Thron ist der König von Teutschland zugleich Herzog in Sachsen. Otto I. aber setzte wenigstens in einem Theile des Landes einen eigenen Herzog, Hermann Billing, ein, mit dessen Geschlechte denn auch bis zu seinem Aussterben die sächsische Herzogswürde verbunden geblieben ist. Wenn sonach die Herzoge fast allenthalben unter Zustimmung der weltlichen Großen — die geistlichen machten meist starke Opposition — emporstiegen, so lag darin noch kein Einverständniß mit einer Unterordnung unter den Herzog. Diese muß, wenn die Herzoge sie erstrebten, erst mühevoll erkämpft werden, wie z. B. in Lothringen noch in späterer Zeit Krieg geführt wurde, um die zu Frankreich neigenden Großen des Herzogs und damit des Königs Botmäßigkeit zu unterwerfen. Vielmehr sehen die Großen in der Einsetzung der Herzoge die Möglichkeit ihre Sonderinteressen um so ungestörter zu verfolgen. Indessen bildete sich doch der Macht der Herzoge gegenüber besonders seitdem dieselben von den Königen gewonnen waren und mit diesen Hand in Hand gingen, eine je nach den Territorien größere oder geringere Abhängigkeit heraus. — In Alamannien, wo in späterer Zeit das Verlangen nach Reichsunmittelbarkeit eine Unzahl winziger Reichsstädte emporgetrieben und die kleinen Herren zu den seltsamsten Bünden vereinigt hat, waren jetzt schon die Großen, vor Allem also die Grafen, nicht Willens ihrem selbstgewollten Herzoge in allen Stücken Folge zu leisten. Allerdings nennt sich der Herzog von Gottes Gnaden [27]), er wird als Landesherr, terrestris dominus, bezeichnet [28]), er spricht von den Grafen als von „seinen Getreuen," fideles sui [29]). Jedenfalls also hat er eine administrative und militairische Oberhoheit über die Grafen, ja wahrscheinlich bildet auch sein Gericht eine höhere Instanz gegenüber dem Grafengerichte. Wenigstens spricht um 965 Herzogin Hadwiga davon, daß die Laien vor „ihrem Grafen" Gerichtsstand hätten, und setzt hinzu: der Bischof unterliege in ihrer eigenen Gegenwart einem königlichen Spruche (regali sententia subjacebit) [30]). Weiter aber geht die Abhängigkeit der Grafen nicht. Dies zeigt die oft erzählte Geschichte vom Herzoge Ernst. Dieser wird von seinen eigenen Lehensleuten (zwei Grafen führen dabei das Wort), obwol sie selbst nicht leugnen, ihm Treue geschworen zu haben (qui fidem ei promitterent), verlassen, als er sie gegen den König aufbieten will, der sie ihm selbst übergeben hat. Denn „wir sind frei," sagen sie, „und haben zum höchsten Schirmherrn unserer Freiheit im Lande unseren König und Kaiser; verlassen wir den, so verlieren wir die Freiheit" [31]). — Ganz anders gestaltete sich das Verhältniß in Baiern. An sich schien durch das Recht der Baiern, das ihnen „von Anbeginn" zustand [32]), sich ihren Herzog selbst zu wählen, eine größere Unabhängigkeit der Magnaten geboten [33]). Allein man darf wol nicht, wie es freilich vielfach geschieht, ein allzugroßes Gewicht auf dieses Wahlrecht legen [34]). Das Land bildete während des ganzen Mittelalters ein festgeschlossenes, nur hier und da von reichsunmittelbaren Herrschaften durchbrochenes Territorium. Mit Recht hat man neuerdings zur Erklärung dieser Thatsache auf den Landtag von Ranshofen [35]) aufmerksam gemacht, „wo die Grafen ihrer Herabsetzung zu Rang und Wesen herzoglicher Beamten gleichsam selber zugestimmt haben" [36]). Der Herzog kann nach diesem Beschlusse sogar die Grafen, die Gebannte bei sich aufnehmen und nicht vor Gericht stellen wollen, einkerkern und in die Verbannung schicken [37]) oder ihnen wenigstens „Gnade und Grafschaft" entziehen [38]). Besonders aus dem Letzteren ergibt sich die Reichsmittelbarkeit der baierischen Grafen, welche nicht mehr daran denken, sich als allein dem Könige untergeben zu betrachten. Zugleich folgt aus diesen Bestimmungen, daß die Grafen ihren Gerichtsstand vor dem Herzoge hatten. — Auch in Sachsen sind die Verhältnisse der Unabhängigkeit der Grafen nicht eben günstig. Der Herzog ist auch hier

26) *Ekkehard*, Cas. S. Galli (M. S. 2, 87. Z. 37): Sueviae *principum assensu* statuitur Alemanniae *dux primus* Purchardus ... cui et praedia damnatorum confiscata in beneficium sunt tradita. 27) Urk. Burchard's I. 924. *Neugart*, Cod. dipl. Alem. 802. 28) *Neugart* 714. 29) Stälin I, 527 fg.

30) Vergl. Urk. bei Stälin I, 531. Bei *Neugart* 747. 749 ist freilich kein Instanzenzug zu entdecken. Im Gerichte des Grafen Gottfried wird ausdrücklich das Erkenntniß bis zur Ankunft des Herzogs ausgesetzt, und dieser richtet dann als Graf im Zürichgau, was er nach *Neugart* 742 und Stälin, Wirt. Gesch. I, 532. n. 3 war, nicht als Herzog. 31) *Wipo*, V. Chuonr. 20. p. 58. 32) „Ab initio" *Thietmar* 4, 13 (M. S. 3, 773). 33) Vergl. über dies Wahlrecht Hirsch, Heinrich II. I, 65 fg. Merkel zur Lex Bajuv. 281. n. 87. 34) Hirsch und Merkel thun dies. Die Stelle des Volksrechtes 2, 1: si quis contra ducem suum, quem rex ordinavit in provincia illa aut populus sibi elegerit ducem, wo aut nach Merkel conjunctiv zu fassen, hat keine große Tragweite. Eine Wahl des Volkes wird z. B. von Ekkehard mit den stärksten Ausdrücken gemeldet (*Thietmar* 5, 5 [M. S. 3, 792]: Super omnem Thuringiam communi totius populi electione ducatum promeruit), ohne daß ein Wahlrecht irgendwie sonst bezeugt würde. 35) Den Abschied s. M. L. 3, 484 seq. 36) Hirsch, Heinrich II. I, 81 fg. 37) §. 6: Quando vero dux comites vel scabinos impetierit quod forpannitos aut furenicuste vel in placito vel alicubi defenderit: si sacramento se expurgare nequiverit aut incarcerentur aut exsilio damnentur. 38) §. 4: Si comes forbannitum in sua tuitione habuerit et ad placitum ducere neglexerit nec in placito injuste defenderit et si coram duce negare non poterit neque gratiam ejus neque comitatum habeat.

Heerführer und höchster Gerichtsherr: er bietet den Heerbann gegen den mit den Slawen verbündeten Grafen Wichmann auf [39]), und ladet diesen selbst vor sein Gericht, sodaß also auch Grafen seiner Jurisdiction unterworfen sind [40]). Zugleich suchten die geistlichen Herren, namentlich der Erzbischof von Bremen mit Erfolg die Grafschaften sich lehenbar zu machen. Den Herzogen wird man ähnliche Bestrebungen und ähnliche Erfolge zuschreiben müssen und sie kaum als bloße primi inter pares den Grafen gegenüber betrachten können [41]). — Ueber die Verhältnisse Lothringens in dieser Zeit ist nichts Bestimmtes zu sagen.

Faßt man diese Einzelnheiten zusammen, so ergibt sich wol folgendes Gemeinsames. Ueberall sind die Herzoge auch Inhaber von Grafschaften, die sie durch ebenfalls Grafen genannte Vertreter verwalten lassen. Sie haben ferner in ihrem Herzogthume den Heerbann, und die Grafen sind ihrem Aufgebote und ihrer Führung zu folgen verpflichtet [42]), sie haben die höchste Jurisdiction in der Provinz und leihen den Grafen Gerichtsbarkeit in den von ihnen selbst inne gehabten Grafschaften [43]). Eine administrative Oberhoheit muß ihnen ebenfalls zugekommen sein: es werden ihnen Regalien, Münze, Zoll u. s. w. verliehen; sie berufen die Landtage, auf denen die Grafen zu erscheinen verpflichtet sind [44]) u. s. f. Fälschlich aber hat man behauptet, sie ordneten und verwalteten beim Tode eines mit Hinterlassung unmündiger Kinder oder unbeerbt verstorbenen Grafen dessen Comitat [45]). So liegen also im Herzogthume, das zwar seinen Amtscharakter länger bewahrte, bald indessen ebenfalls erblich wurde, schon jetzt die Elemente der späteren Landeshoheit vorgebildet [46]). Die Grafen traten dagegen wie an Macht so auch an Rang zurück; und daraus ist es zu erklären, wenn sie bis tief ins Mittelalter hinein noch als Beamte bezeichnet werden [47]). Jedenfalls ist bei den meisten Grafen — einige sächsische dürften auszunehmen sein — noch nichts dem späteren Fürstenthume Aehnliches vorhanden.

5) Nicht zu verwechseln mit dieser staatsrechtlichen, nach der Ausdrucksweise des Mittelalters landrechtlichen Unterordnung des Grafen unter den Herzog ist die lehenrechtliche Abhängigkeit jenes von diesem. Einmal kommt es hier und da vor, daß ganze Grafschaften vom Herzoge einem Getreuen zu Lehen gegeben werden [48]). Aber dieser Fall konnte nicht häufig eintreten: der alte Gauverband war gänzlich zersplittert, sodaß ein als alte Gaugrafschaft zu verleihendes, zusammenhängendes Territorium nicht eben oft vorhanden war. Daher ist es viel gewöhnlicher, daß Grafen mit Gütercompleren vom Herzoge beliehen werden, die dann Grafschaften heißen und in denen sie alle Rechte eines Territorialherrn üben, von denen sie aber dem Herzoge zur Leistung von Treue und Mannschaft, d. h. von Gehorsam und Heerfolge verpflichtet sind. In diesem Verhältnisse zum Herzoge stehen nicht blos Grafen, sondern auch Mark- und Pfalzgrafen, wie z. B. ums Jahr 1160 der Herzog Welf VI. den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen mit einer Grafschaft belehnt. Der andere Fall, daß ein Graf unmittelbar vom Könige mit der befahnten Lanze beliehen wird, ist zwar nicht als Seltenheit zu bezeichnen [49]); häufig wird er aber allerdings nicht vorgekommen sein. Ein Beispiel erzählt Thietmar vom Grafen Gerhard von Elsaß [50]). Je mehr die lehenrechtlichen Grundsätze im teutschen Reiche zur Geltung kamen, desto größeren Einfluß mußte auch diese zunächst rein private Abhängigkeit auf die Gestaltung der staatsrechtlichen Verhält-

39) *Widukind* 3, 68. p. 99. 40) *Widukind* 3, 64. p. 97. Vergl. Dönniges, Jahrbücher d. d. Reichs I, 3, 108 fg. 41) Diese Meinung vertheidigt Möser, Osnabr. Gesch. II, 179 fg. 42) Das Reichsheer dieser Zeit beschreibt *Widukind* 3, 44. p. 87: Primam et secundam tertiamque legionem direxerunt Bajovarii, quibus praefuerunt *praefecti ducis Heinrici;* nam ipse bello interim aberat .... Quartam ordinavere Franci, quorum rector et procurator erat *dux* Conradus. In quinta quae erat maxima quae et dicebatur regia, ipse princeps .... Sextam et septimam construxerunt Suavi quibus praefuit Burghardus (der damalige Herzog) cui nupserat filia fratris regis (a. 955 in der Schlacht auf dem Lechfelde). 43) Dies zeigt sich namentlich bei Burchard, Herzog von Alemannien. Er ist Graf im Zürichgau (*Neugart* 742: in comitatu Burchardi ducis Turgove nuncupato) und doch begegnet uns 963 ein Cotifridus comes in Turgove (*Neugart* 797). 44) Hermannus Altah. 1152 (*Böhmer*, Fontes 2): Nam hucusque quattuor marchiones Austriae et Stiriae Istriae Chambensis ... evocati ad celebrationem curiae ducis Bavariae veniebant, *sicut hodie episcopi et comitis ipsius terrae facere tenentur.* 45) Dönniges, Staatsrecht 528 hat dies behauptet. Er beruft sich für die frühere Zeit auf Cap. Kar. II. (M. L. 1, 539). Hier wird aber nur vorgeschrieben, daß der Sohn des Königs cum ceteris fidelibus regis den erledigten Comitat verwalten und darüber an den König berichten solle. Augenscheinlich liegt also ein besonderer Fall vor. Die Stellen für die spätere Zeit sind ganz unzutreffend. *Thietmar* 6, 7 (M. S. 3, 807) a. 1002 schreibt: deinde patriam revisere festinans (rex) Alemanniae fines nuper a ducis K. solatio privatas *filioque ejus* et equivoco *adhuc puerulo deditas* ad regendum et confirmandum invadit. Der König, Heinrich II., kommt also selbst nach Schwaben, aber nur, um dem unmündigen Sohne die ihm schon angefallene Herrschaft (deditas fines) zu bestätigen. *Thietmar* 7, 34. p. 851 ferner erzählt die Ermordung des Grafen Wichmann von Westsachsen und fügt hinzu: advenit tandem Bernhardus dux ... qui juris filii prefati comitis adhuc parvuli et totius hereditatis tutor et nefandi criminis ultor exstiterat. Dieser Herzog B. von Sachsen ist aber ein naher Verwandter und als solcher Vormund des jungen Wichmann (später IV.). Als Herzog würde er doch jedenfalls nur das Land, nicht das Allod (hereditas) unter seine Obhut genommen haben, und würde wenig angemessen als Rächer der Schandthat bezeichnet werden.

46) Waitz, Heinrich I. S. 80 nennt die Ansicht, daß aus dieser Selbständigkeit der Herzoge das Recht der Landeshoheit „stamme," einen „längst beseitigten Irrthum." Die Fassung ist gewiß ungeschickt, die „beseitigte Meinung" aber richtig. 47) Vergl. Conr. Tic. 1081 (M. L. 2, 53): comites quos ipse (Henricus IV.) ad hoc elegit ad justitiam et legem faciendam. Const. de pace ten. (M. L. 2, 101). Const. de jud. em. 1216 (2, 229): comes aut alius judex aliquis. 48) Lothar von Supplinburg belehnt 1106 den Grafen von Schauenburg mit Holstein und Stormarn; vergl. besonders Dipl. n. 1154 bei *Ludewig*, Reliq. manuscriptorum 6, 230 seq.: idem Henricus dux (Saxoniae) cuidam nobili H. de Bodwede comitatum Ratzeburgensem in beneficio dedit, per quem primo nomen comitis idem H. sortitus est. 49) Hirsch, Heinrich II. I, 220. 50) *Thietmar* 5, 13. p. 796.

nisse gewinnen. Diese Entwickelung gehörte aber einer späteren Zeit an, welche die Lehre von den Heerschilden durchführte und den Satz zum Principe erhob, daß, wer seines Genossen Mann wird, zwar seinen Geburtsstand und sein Landrecht nicht kränkt, aber seinen Heerschild dadurch mindert [51]). Jetzt hat diese Lehre noch keinen Boden. Es zeigt sich dies vor Allem beim Reichsfürstenstande, in dessen wahre Bedeutung man erst neuerdings Einsicht gewonnen hat. Bis zum Jahre 1180 ungefähr werden die Reichsfürsten, die principes imperii, lediglich durch ihre Titel bestimmt, und Herzoge, Markgrafen, Pfalzgrafen, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe ebenso gut wie Grafen, Burggrafen und Aebte, wenigstens Reichsäbte, dazu gerechnet [52]). Noch im J. 1180 selbst findet sich die naivste Rang- und Titelverwirrung sogar in der Reichskanzlei. Unter einem Erkenntnisse des Hofgerichtes [53]) erscheinen nicht blos die Grafen von Orlamünde und Anhalt als Markgrafen, wogegen der Markgraf von Landsberg einfach Graf heißt, sondern es zeichnen auch der Pfalzgraf von Wittelsbach, der Markgraf von Istrien, ein Neffe des Königs selbst, nach den Grafen von Sarbrück und Leiningen. Freilich die Ministerialgrafen, die Vertreter des Herzogs oder eines anderen Fürsten in dessen eigenen Grafschaften, werden begreiflicherweise schon jetzt von den Reichsfürsten unterschieden. Sicherlich war aber in dieser Zeit der Reichsfürstenstand nicht durch den Besitz einer reichsunmittelbaren, lehenbaren oder allodialen Herrschaft bedingt [54]). Hiernach war die Zahl der Reichsfürsten keineswegs eine abgegrenzte: Alles war ja in dieser merkwürdigen Uebergangszeit, ehe das Lehnrecht „zu seinen Tagen kam," im Flusse und in der Entwickelung.

6) Ebenso wenig wie die Zugehörigkeit zum Reichsfürstenstande waren die Befugnisse desselben als solches irgendwie genauer festgestellt. Als nach Karl's des Dicken Absetzung das Reich wenigstens bis zu einem gewissen Grade ein Wahlreich geworden war, und besonders nachdem bei Rudolf's von Rheinfelden Wahl 1077 dieser Grundsatz als Rechtssatz ausgesprochen war [55]), ist es eines der Hauptrechte der Fürsten den König zu küren. In unserer Periode, bis 1180, tritt aber noch keine Scheidung hervor: alle angesehenen Männer erscheinen bei der Wahl. Vielfach wird daher auch nur vom Volke im Allgemeinen oder von den Großen, den Proceres Optimates, gesprochen, welche den König erhoben hätten [56]). Daß auch Grafen überall mitgewirkt haben, ist selbstverständlich; zudem wird uns bei der Wahl Heinrich's II. ausdrücklich berichtet, wie nicht nur Herzoge und regierende Grafen, z. B. Wilhelm von Weimar, der Thüringerfürst, sondern auch die sächsischen und lothringischen Grafen ihm nachträglich huldigen [57]). Bei der Wahl Konrad's II. werden zuerst bestimmte Wähler namhaft gemacht [58]) und unter diesen findet sich allerdings kein Graf. Aber einmal sind die mitgenannten Herzoge von Istrien und Ribuarien nur durch ihren Titel ausgezeichnet; der erstere wenigstens gehört ganz sicher dem neueren Reichsfürstenstande nicht an [59]). Andererseits werden bei der Huldigung omnes episcopi, duces et reliqui principes genannt, also die Grafen unter den Principes mit begriffen und von den Herzogen in dieser Beziehung nicht wesentlich unterschieden [60]). Besonders deutlich tritt aber die Betheiligung der Grafen bei der Wahl Lothar's von Supplinburg zu Tage. Die Einladung zur Wahl geht außer verschiedenen geistlichen Herren vom Herzoge Heinrich von Baiern, vom Pfalzgrafen Gottfried und von Berengar, Grafen von Sulzbach, aus [61]), welche sich bei Heinrich's V. Leichenbegängnisse zusammengefunden haben und nun die Berechtigten zur Neuwahl auffordern. Es erscheinen denn auch eine große Menge Fürsten, darunter auch viele Grafen, auf der Wahlstelle: congregatis .. hinc inde *principibus*, legatis scilicet domni Apostolici: archiepiscopis episcopis abbatibus praepositis clericis monachis ducibus marchionibus comitibus ceterisque nobilibus [62]). Unter den Kronbewerbern werden die würdigsten für den Thron ausgeschieden und auf die engere Wahl gesetzt; darunter ganz gleichberechtigt mit Herzog Friedrich von Schwaben, Lothar

51) S. Landr. 3, 65. §. 2. 52) Ficker, Vom Reichsfürstenstande I, 75—90. *Thietmar* 7, 11 z. E. p. 841 stellt Bischöfe und Grafen auf gleiche Rangstufe. 53) M. L. 2, 164. 54) Wie Göhrum, Ebenbürtigkeit I, 213 behauptet. 55) Dies bestreitet allerdings Phillips, D. Königswahl 35 fg., obwol nach *Bruno*, De b. Sax. 91. p. 91 Eichhorn II, 103 und nach ihm alle Neueren die Sache so aufgefaßt haben. Phillips meint, die Fürsten hätten dem Könige nur die Befugniß nehmen wollen, seinen — namentlich unmündigen — Sohn schon bei seinen Lebzeiten als Nachfolger krönen zu lassen. Bruno's Worte lauten aber ganz allgemein: .. ut regia potestas nulli per haereditatem, sicut ante fuit consuetudo, cederet, sed filius regis etiamsi valde dignus esset, potius per electionem spontaneam, quam per successionis lineam rex proveniret. Man wird daher den Gegensatz dahin formuliren müssen: Vor jener Wahl wurde der neue König auf Grund der Erbfolge mit Berücksichtigung der Wünsche der Großen eingesetzt, nachher entschied die Wahl der Großen, die unter Berücksichtigung der Blutsverwandtschaft vor sich ging. Vergl. Ann. Quedlinb. 937 (M. S. 3, 54).

56) Bei Karl's des Dicken Absetzung und Arnulf's Wahl 887 sind optimates (*Regino* 887. M. S. 1, 597) thätig, näher bestimmt Franci et more solito quibusdam Baioariorum primoribus et Alemannorum ammixtis (Ann. Fuld. 887. 1, 404), und omnes optimates Francorum qui contra regem conspiraverant (p. 405); im Jahre 900 bei der Wahl Ludwig's proceres et optimates (*Reg.* 900. p. 603); 911 will nach *Widukind* 1, 16. p. 19 omnis populus Francorum et Saxonum Otto von Sachsen zum Könige; 919 wird Heinrich von Eberhard zum König designirt congregatis principibus et natu majoribus exercitus Francorum — coram omni populo Francorum et Saxonum (*Widukind* 1, 26. p. 27) — die Herzoge von Schwaben und Baiern waren nicht anwesend (Waitz, Jahrbücher I, 1. 39); 936 sind duces ac praefectorum principes cum cetera principum manu congregati (*Widukind* 2, 1. p. 44); über den Regierungswechsel 973 wissen wir nichts Näheres; derselbe ging äußerst ruhig vor sich. 57) *Thietmar* 5, 9. p. 795. Hirsch I, 222 fg. 58) *Wipo*, V. Chuonr. I. p. 29. Ob die genannten Fürsten alle gegenwärtig waren, oder nicht — wie wahrscheinlicher ist: Stenzel, Gesch. der fränkischen Kaiserzeit I, 8. n. 21 — ist für unseren Zweck gleichgültig. Das Letztere würde noch eher den Schluß auf ausschließliche Berechtigung der von Wipo Genannten gestatten. 59) Ficker, Reichsfürstenstand I, 193. 60) *Wipo* 4. p. 39. 61) M. L. 2, 79. 62) Electio R. Lotharii bei *Böhmer*, Fontes III, 570.

von Sachsen, Leopold von Oesterreich, auch der Graf von Flandern [63]), dessen Stellung als Reichsfürst höchst zweifelhaft ist, der also jedenfalls keine von den übrigen Grafen abweichende Befugniß hat [64]). Die Grafen sind demnach nicht blos activ, sondern auch passiv wahlfähig.

Ein ganz gleiches Verhältniß ergeben die Reichsversammlungen der sächsischen und fränkischen Periode. In vielen Fällen sprechen zwar die Quellen, wie bei den Wahlen, nur von der Anwesenheit der principes primores optimates oder des omnis populus [65]), der bei Reichs- und Hoftagen erscheint. Aber anderweitig wird der Grafen unter den mitberathenden Großen des Reiches ausdrücklich gedacht: so 949 zu Nimwegen, 972 zu Ingelheim [66]), nach Oppenheim lädt Heinrich IV. 1076 ausdrücklich auch die Grafen [67]). Auch im Hofgerichte erscheinen die Grafen vielfach als Urtheilsfinder über Bischöfe und Fürsten, ehe noch die lareren Grundsätze, wornach auch Reichsministerialen Beisitzer sein konnten [68]), durchgedrungen waren, ja ein Graf schilt sogar ein im Königsgerichte gefundenes Urtheil [69]). Alles dies kann man aber nicht als Rechte der Grafen in ihrer Eigenschaft als Reichsfürsten bezeichnen, die Landeshoheit war erst in der Bildung begriffen und der Reichsfürstenstand gab weder nach Oben noch nach Unten bestimmte Befugnisse. Der thatsächliche Einfluß der Fürsten sogar war je nach der Natur und Kraft des einzelnen Königes ein sehr verschiedener.

7) Gegen das Ende unserer Periode (1180) gewinnen mit dem Aufschwunge, den das Städtewesen unter den Staufern nimmt, die Burggrafen eine erhöhte Bedeutung. Der ursprüngliche Charakter dieses Amtes ist sehr bestritten; nicht einmal, daß sie in wesentlichem Zusammenhange mit den Städten gestanden haben, ist zweifellos [70]). Die Meinung aber, welche den Burggrafen einfach zum Grafen einer Stadtgemeinde machen will [71]), ist schon deshalb unrichtig, weil, wie oben dargestellt, in den romanischen Ländern stets eine Stadt den Mittelpunkt des Grafengaues bildete, die Auszeichnung bestimmter Grafen also gar nicht zu erklären wäre, und andererseits diese Herleitung jedenfalls nur auf Städte ältesten Ursprunges passen würde, während die Burggrafen gerade in jüngeren Städten begegnen. Man wird das Amt daher für ein von der Grafschaft verschiedenes und dem im 12. Jahrh. aufblühenden Städtewesen eigenthümliches zu halten haben. Der Titel kommt erst im 13. Jahrh. vor [72]). Der Name scheint aber hier in der dem Mittelalter geläufigen Bedeutung (s. oben I.) von Obrigkeit in einer Stadt gebraucht zu sein. Wenigstens deuten darauf die entsprechenden lateinischen, beinahe etwas niedrig klingenden Bezeichnungen praefectus und castellanus urbis [73]). Wie nun die Städte sehr verschiedenartige waren: aus der Römerzeit überkommene (Cöln, Trier, Worms, Speyer, Regensburg) königliche, bischöfliche, landesherrliche, gewordene und gemachte, so waren auch die städtischen Behörden von einander grundverschiedene. Meist waren die Burggrafen allerdings königliche Beamte, und diese erhoben sich hier und da zu hoher Bedeutung, wie vor Allem die Burggrafen von Nürnberg, ähnlich aber auch die von Magdeburg und Altenburg. Es ist dabei jedenfalls von großem Einflusse, wenn Herren von selbständiger Macht mit der Burggrafschaft belehnt wurden, wie z. B. die Ascanier in späterer Zeit die magdeburger erwarben. Neben den königlichen gab es aber auch bischöfliche Burggrafen wie die in Cöln, in Strasburg, in Giebichenstein [74]), ja auch einzelne fürstliche, wie die von Drachenfels und Wolkenburg [75]). Schon hiernach ist die Behauptung [76]) als unbegründet zurückzuweisen, daß die Burggrafen denselben Rang wie die Landgrafen, die jedenfalls, wie unten zu zeigen, hervorragende Grafen sind, gehabt hätten. Das Gegentheil erweist die Stellung in den Urkunden. In einem Diplome vor 1208 werden sie mit Baronen und Ministerialen verbunden [77]), und die verschiedene Stellung selbst des Burggrafen von Nürnberg, welcher bald mitten unter Grafen [78]), bald an der Spitze [79]) und bald am Ende einer Grafenreihe erscheint, sodaß er Grafen und freie Herren trennt [80]), zeigt wenigstens eine sehr schwankende Meinung von seinem Range. — Auch die Amtsbefugnisse der Burggrafen sind keine hervorragenden. Sie stehen zunächst auf ganz gleicher Stufe mit den obersten Behörden anderer Städte, den Advocaten und Schultheißen, ja sie haben sogar einen beschränkteren Wirkungskreis als die ersteren. Denn während der Advocat gewöhnlich die Gerichtsbarkeit hat, sind dem Burggrafen vielfach nur Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten überwiesen. Freilich kommt es auch vor, daß er den Blutbann hat, der ihm dann vom Könige besonders geliehen ist. — Eigenthümlich gestalten sich die Jurisdictionsverhältnisse in der Mark, wovon unten.

B. Mit der immer weitergehenden Abschließung der Herzogthümer, die oft, wie Baiern und zum Theil

63) Jaffe, Lothar d. Sachse 30. 64) Ficker, Reichsfürstenstand I, 54. 204. 65) So 936 in Erfurt (V. Mahth. 2, 8. M S. 10. *Widukind* 1, 41. p. 41; 938 in Stelle *Widukind* 2, 10. p. 50; 932 in Fritzlar, *Widukind* 3, 16. p. 77; 961 in Worms Contin. Reg. M. S. 1, 624. 66) Köpke, Jahrbücher I, 2, 77; Urk. bei Möser, Osnabr. Gesch. II, 229. Vergl. M. L. 2, 60. 67. 67) M. L. 2, 49. 68) Noch nach S. Landr. 3, 19 kann der Reichsdienstmann zwar Beisitzer im Hofgerichte sein, aber nicht über Schöffenbarfreie richten, wenn es an Leib, Ehre und Erbe derselben geht; später aber werden die Ministerialen auch über Freie Recht zu sprechen befugt. Fürth, D. Ministerialen 128 fg. Homeyer, Stellung des Sachsensp. zum Schwabensp. 83. Glosse zum S. Landr. bei Homeyer, Sachsensp. I, 1. 358. 69) *Thietmar* 7, 6. p. 839. 70) Die verschiedenen Ansichten siehe bei *Lambert*, De primordiis rer. municipalium 11 seq. 14. 20. 30. 71) Gaupp, Städtegründung 253 fg. Wittmann, D. Burggrafen von Regensburg 5.

72) *Pfeffinger*, Vitr. ill. II, 593. 73) Siehe Walter I, 222. 74) Gaupp a. a. O. 262. *Pfeffinger*, Vitriar. II, 596. Dreyhaupt, Beschr. d. Saalkreyses II, 461. 75) Walter I, 371. 76) Wittmann, D. Burggr. v. Regensburg 40. 77) M. L. 2, 215. 78) Urk. Friedrich's I. 1187, Heinrich's VII. 1224. 1231 (M. L. 2, 184. 254. 280). 79) Urk. Rudolf's 1275 (M. L. 2, 414), trotzdem aber hinter dem zweifelhaften Herzoge von Teck (Ficker 190 fg.). 80) Urk. Heinrich's VII. 1230, Rudolf's 1277 (M. L. 2, 277. 412).

Lothringen geradezu als eigene Reiche einem neu gewählten Könige gegenübertraten, mußte auch die land- und lehenrechtliche Abhängigkeit der Grafen von den Herzogen sich steigern. Man kann sogar jetzt schon Beispiele von Mediatisirungen nachweisen, die sich als erzwungene Lehensauftragungen darstellen. In Folge dessen bildete sich die Anschauung immer mehr heraus, daß die Stellung der Herzoge und etwa die der Markgrafen allein zur Theilnahme an der Reichsregierung berechtige, daß ihnen gegenüber jeder Geringere zurücktreten müsse. Zugleich erhoben sich neben den alten Herzogthümern einige Fürsten zu hervorragender Bedeutung, z. B. Meißen und Thüringen. Der Grundsatz also, daß die Herzoge die obersten Organe der Reichsregierung seien, wenn er überhaupt in solcher Schärfe während dieser Zeit aufgestellt wurde, mußte erheblich erschüttert werden. Dazu kam im Laufe des 12. Jahrh. die Vereinigung mehrer Herzogthümer in der Hand der welfischen Familie, welche dadurch in Stand gesetzt wurde, auf die unter ihrer Herrschaft sitzenden Herren zu drücken.

1) So standen die Sachen, als 1156 erst die Markgrafschaft Oesterreich von Baiern abgelöst und als eigenes Herzogthum constituirt, dann 1180 nach Heinrich's des Löwen Aechtung der gewaltige welfische Ländercomplex in eigene kleinere Territorien: Brandenburg (was wenigstens zuletzt wieder von Sachsen abhängig gewesen war), Sachsen, Baiern, Braunschweig-Lüneburg zersplittert wurde. Endlich erwuchsen nach dem Verfalle des staufischen Hauses in Schwaben eine ganze Anzahl selbständiger Herrschaften: der Zähringer, der Zollern, der Würtemberger, der Tübinger. Diese Alle strebten nach höherem Range, nahmen oder erhielten großartigere Titel: Markgrafen, Landgrafen, Raugrafen u. s. w. Allein damit waren sie keineswegs sogleich Reichsfürsten; viele von ihnen werden erst im Laufe des folgenden Jahrhunderts, ein Theil sogar erst im 15. Jahrh. in den Fürstenstand ausdrücklich erhoben. Es mag mit dieser Revolution die Verschiebung des Begriffes vom Reichsfürstenthume zusammenhängen. Sobald die höhere Gewalt über den Fürsten weggefallen war, die sie bis dahin niedergehalten hatte, suchten sie, wenn nicht die Machtstellung, so doch die Rechte der Herzoge zu erlangen. Es ist dieselbe Tendenz, welche später die Reichsfürsten leitete, alle Privilegien der Kurfürsten zu erstreben. Das Resultat dieser von den Zeitumständen, namentlich von den Päpsten begünstigten Bestrebungen waren die von Friedrich II. bestätigten Constitutionen Heinrich's VII. von 1220 und 1231/32 für geistliche und weltliche Fürsten[81]), die jetzt als eigener bevorrechteter Stand, principes, domini terrae, erscheinen. Es war natürlich, daß die schon früher hervorragenden Fürsten: die Herzoge von Baiern und Sachsen, die Landgrafen von Thüringen, die Pfalzgrafen bei Rhein und von Sachsen, die Markgrafen von Brandenburg, Meißen und Lausitz ohne Weiteres auch in den neueren Fürstenstand eintraten[82]); ebenso natürlich aber andererseits, daß diese nun auch eifersüchtig über ihre bevorzugte Stellung wachten, sodaß es bald Grundsatz wurde, Niemanden ohne Zustimmung der alten Fürsten in den Reichsfürstenstand neu zu erheben. Die einfachen Grafen und die Burggrafen gehörten durchaus nicht dem Fürstenstande unzweifelhaft an. Von den ersteren ward nur Anhalt — obwol selbst dies bestritten werden kann — dazu gezählt[83]), nicht dazu sind aber trotz der Vorrede des Sachsenspiegels die Grafen von Orlamünde und Brene zu rechnen. Von den Burggrafen ist kein einziger erweislich Reichsfürst. Wer übrigens von den Großen des Reiches dem Fürstenstande beigezählt werden soll, ist nur durch Einzelnuntersuchungen festzustellen. Die Reichsunmittelbarkeit des Territoriums war jedenfalls eine und wol die Hauptvoraussetzung[84]), aber unzweifelhaft nicht die alleinige. Mit dieser Umbildung der Amtsqualität der weltlichen Herren in eine landeshoheitliche Stellung verschwindet jede Eigenthümlichkeit der Grafen als solcher. Und daher werden sie denn, z. B. im Sachsenspiegel, auch gar nicht mehr als eigene Abtheilung der Fürsten oder Freien erwähnt, sondern bei Darstellung der Stände wird sofort von den Fürsten zu den freien Herren übergegangen[85]), namentlich sind sie auch der Heerschildordnung nicht eingefügt.

Ein zweites Moment den Namen „Graf" herunterzubringen und ihn als präcise Bezeichnung eines Ranges oder Standes zu beseitigen, tritt jetzt namentlich hinzu, hat aber schon in der Zersplitterung der alten Gaue seinen Grund. Der Titel Graf wird sehr häufig auch einem Herrn beigelegt, der selbst nur einen Theil eines alten Gaues oder einer alten Grafschaft inne hatte[86]). Daher kommt es denn auch, daß die Grafen nachgerade beginnen sich nicht mehr von ihrem Gaue, sondern von einem Schlosse zu nennen, auf dem sie vorzugsweise residirten. Ueberhaupt fing man allmälig an, mit dem Ausdrucke etwas verschwenderisch umzugehen. Da grave, wie schon oben hervorgehoben wurde (I.), nach dem Sprachgebrauche des Mittelalters jeden Vorgesetzten bezeichnen kann, so war es nicht unnatürlich und durchaus berechtigt, daß die Beamten, z. B. der Bischöfe, obwol sie reine Ministerialen waren, sich jenen Titel beilegten oder daß er ihnen von ihren Lehensherren beigelegt wurde[87]).

So steigt denn der Inhaber des Titels „Graf" bald als gefürsteter Graf (Tyrol), Markgraf, Landgraf oder später sogar als Herzog bezeichnet (Holstein) zum Fürsten auf, und macht dann als solcher die Entwickelungsphasen der teutschen Landeshoheit mit durch, bald sinkt er zum unbedeutenden Magnaten eines Reichslandes herab. In ersterer Bezeichnung werden wir den Grafen am Reichstage begegnen, in letzterer schließen sich die modernen Titulargrafen an das alte Institut an.

81) M. L. 2, 291. 82) Ficker, Reichsfürstenstand I, 237.

83) Ficker 201 — 204. 84) S. Landr. 3, 58. §. 1: des rikes vorsten ne solen nenen leien to herren hebben, wen den koning. S. Lehnr. 71. §. 21. Homeyer, Lehnrecht 547. Ficker, V. Heerschilde 116. 85) S. Landr. 1, 3. §. 2. 86) Dönniges, Staatsrecht 441. 87) Ficker, Reichsfürstenstand 79 fg.

2) Die eben beschriebenen Veränderungen finden indessen nicht mit Einem Schlage statt. Die Grafen erscheinen z. B. noch als solche bis ins 13. Jahrh. bei den Wahlen der teutschen Könige, wie denn über die Wähler bekanntlich erst ganz allmälig ein festes Princip sich bildet. So nehmen an Philipp's Wahl 1198 die Markgrafen von Ronsberg und Vohburg und der Pfalzgraf von Tübingen — zweifellos alle drei nur Magnaten [88]) — et alii quam plurimi comites et nobiles Theil [89]). Auf der anderen Seite aber unterschreiben die Urkunde über Otto's IV. Wahl die Reichsfürsten sämmtlich mit elegi et subscripsi, der einzige mitunterzeichnete Graf Heinrich von Knik — der übrigens mitten unter Bischöfen steht — mit consensi et subscripsi [90]), sodaß ein Unterschied gemacht zu sein scheint. Aber schon am Anfange des 13. Jahrh. bildete sich ein Vorwahlrecht gewisser Fürsten, aus dem allmälig das ausschließliche Wahlrecht der Kurfürsten hervorwuchs [91]). Daher wird die Betheiligung nichtfürstenmäßiger Grafen an der Wahl nur etwa dann ins Gewicht gefallen sein, wenn, wie bei Philipp's, Otto's und Friedrich's Wahl der Fall war, die Stimmen zwischen den Gegenkönigen getheilt waren. — Auch als Beisitzer des Hofgerichtes [92]) und als Rathgeber des Königs bei Reichs- und Hoftagen [93]) finden wir die Grafen neben Fürsten, Edlen und Ministerialen vielfach thätig. Die Könige suchten natürlich da Rath, wo sie ihn am besten zu finden hofften. Sie waren noch nicht verpflichtet mit bestimmten Fürsten, als Ständen, über die Reichsangelegenheiten zu verhandeln. Darum eben aber treten die Grafen hier nicht wegen ihres speciellen Charakters, sondern wie die freien Herren als Inhaber reichsunmittelbarer Territorien auf, als welche sie befugt waren, auf den Reichstagen zu erscheinen.

3) Vielleicht trug die Zerreißung der Herzogthümer und die hieraus sich ergebende Umwandlung im Reichsfürstenstande zum Emporkommen der Landgrafschaften bei. Der Titel ist jedenfalls ein neu erfundener [94]). Woher er aber stammt ist ganz dunkel. Man hat gemeint, daß die hervorragenderen Grafen denselben zur Auszeichnung vor den gewöhnlichen erhalten und angenommen hätten [95]). Aber unter den zahlreichen Landgrafen, die im Laufe des 13. Jahrh., namentlich in Südteutschland, wie die Pilze in die Höhe schießen [96]), ist ein großer Theil durchaus unbedeutend; wie denn der Schwabenspiegel selbst des Titels gar nicht erwähnt. Eine andere Ansicht will in den Landgrafen die wirklichen Inhaber einer wenn auch noch sehr durch Exemptionen geschmälerten alten Gaugrafschaft erblicken [97]). Allein dann müßte man jedenfalls durch ganz Teutschland zahlreichere und dürfte nicht in Südteutschland so sehr zahlreiche Landgrafen finden. Dazu kommt, daß manche unzweifelhafte Inhaber alter Gaue, z. B. die Grafen von Kalw in Schwaben, niemals jenen Titel angenommen haben. — Von staatsrechtlicher Bedeutung und für Erklärung des Namens und Ranges wichtig sind nur die Landgrafen von Thüringen, Hessen, Elsaß und (Stevening) Leuchtenberg, von denen wenigstens die ersteren zweifellos, die übrigen nach ihrer Erhebung Reichsfürsten waren. Die Zeitfolge, in welcher diese Herren aufkommen, ist die der Aufzählung: der Landgraf von Thüringen ist der älteste und dessen Titel hat sich wahrscheinlich bei den nahen Beziehungen beider Länder der hessische Landgraf angeschlossen. Die eigenthümliche Benennung des Thüringers aber ist aus besonderen Umständen zu erklären. Die „Landgrafschaft Thüringen" wird im J. 1130 nach Hermann's von Winzenburg Sturze vom Könige Lothar an seinen Getreuen Ludwig verliehen [98]). Ob der Titel damals für Thüringen neu gebildet, oder ob es schon vorher so bezeichnet wurde, ergibt sich nicht mit Bestimmtheit aus den Quellen. Ersteres ist mir wahrscheinlicher: die Landgrafen außer dem thüringer kommen in Urkunden des 12. Jahrh. nur selten vor [99]), und dieser selbst wird zwar schon vor 1130, aber nur höchst selten, genannt, sodaß diese Stellen leicht aus einer Vorwegnahme des später gewöhnlichen Sprachgebrauches erklärt werden können. Sicherlich hat nur Lothar einen auszeichnenden Titel für seinen Getreuen dem aufständischen Adel gegenüber gesucht: vielleicht sollte der ihm beigelegte, worauf die lateinische Form comes provinciae regionis deutet, sein Oberaufsichtsrecht über die anderen thüringischen Grafen, jedoch als primus inter pares bezeichnen. Es könnte auch die andere Uebersetzung comes patriae nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen und entweder an die dem Vaterlande geleisteten Dienste, die ihm die Rangerhöhung eintrugen, oder daran zu erinnern sein, daß der Landgraf aus den einheimischen Dynasten Thüringens und diesen gegenüber erhöht wurde. — Uebrigens unterscheiden sich die Landgrafen in Nichts von den übrigen Grafen: eben nur der thüringer gehört wegen seines großen Einflusses im Mittelpunkte des Reiches dem Fürstenstande an: die Leuchtenberg usurpiren denselben allmälig und die Hessen werden zu Fürsten erhoben.

4) Die alte Bedeutung der Markgrafen als Grenzhüter ist ebenfalls zu Ende unseres Zeitraums nicht mehr vorhanden. Sie äußerte sich wesentlich nur noch darin, daß diese alten Marken: Oesterreich, Brandenburg, Meißen, Lausitz vor anderen Grafschaften aus-

88) Ficker 193. 194. 199. 89) M. L. 2, 201. 90) M. L. 2, 205. 91) Homeyer, Stellung des Sachsensp. 93 fg. 92) *Franklin*, De justitiario 49 gibt einige Beispiele. Vergl. Sent. Rudolfi 1276. 1283. 1285. Sent. Adolfi 1293 (M. L. 2, 406. 443. 446. 460). 93) Cur. Quedlinb. 1207 (M. L. 2, 213): episcopi abbates duces marchiones comites liberi et ministeriales; vergl. Urk. Friedrich's 1216. Cur. Francof. 1219 (M. L. 2, 228. 235). 94) *Pfeffinger*, Vitr. II, 585 führt eine Stelle aus der Vita S. Fridolini an, diese hat aber der Mönch Walther im 10. Jahrh. verfaßt: Stälin, Wirt. Gesch. I, 166 fg. Wattenbach, Geschichtsquellen 446. 95) Walter I, 222. 96) Siehe ein unerquickliches Verzeichniß bei *Pfeffinger*, Vitr. II, 612 seq.

97) Eichhorn II, 111. 112. Stenzel, Fränkische Kaiser I, 734. 98) Jaffe, Lothar d. Sachse 83. 84; vergl. Ficker 103. 104. 99) Ficker 74.

gezeichnet blieben, und daß sie namentlich eine eigenthümlich abgesonderte Stellung vom übrigen Reichsorganismus bewahrten. Aber der Titel wurde bald ebenso geläufig als Titel einfacher Grafen, wie Landgraf. Besonders charakteristisch ist es und zeigt die Gleichgültigkeit gegen die alte Bedeutung des Amtes, daß der Titel eines Markgrafen von Verona auf Baden übertragen wurde [1]). Namentlich die Frankreich und Italien zunächst gelegenen Gegenden weisen eine große Anzahl solcher unbedeutender Markgrafen auf; denn in jenen beiden Ländern wurde die Bezeichnung Marquis und Marchese bald zur reinen Titulatur. Die eigentlichen Markgrafschaften indessen bewahrten inmitten aller Corruption eine abgesonderte Stellung in militairischer und jurisdictioneller Beziehung. Hauptquellen hierfür sind der Sachsenspiegel, welcher die Verhältnisse Brandenburgs darstellte und das sogenannte Privilegium minus für Oesterreich [2]).

a) Das Ständewesen der Mark ist insofern eigenthümlich, als es dort keine Reichsunmittelbaren, namentlich keine Schöffenbarfreien im Sinne des Sachsenspiegels gab. Daher konnte sich die Landeshoheit viel energischer durchbilden. Dazu kommt, daß der Markgraf dem Könige keine Heerfolge zu leisten hat, außer in die der Mark benachbarten Gegenden; auch die Hoftage, wenn sie entfernter gehalten werden, braucht er nicht zu besuchen. Dadurch werden alle seine Kräfte dem Lande erhalten, und daß er diese nicht blos zu Grenzkriegen, sondern auch gegen die eigenen empörerischen Unterthanen verwandte, zeigt das Beispiel der brandenburger Markgrafen aller Häuser.

b) In der Mark ist kein Königsbann, der Markgraf dingt, hält Gericht, bei seiner selbst Hulden [3]). Darum weitet man ihm auch nicht die gewöhnliche Buße des Königs 60, sondern nur 30 Schillinge. Es war also — so ist wol dieser vielbesprochene Satz des sächsischen Landrechtes zu erklären — in richterlicher Hinsicht keine lehenrechtliche Abhängigkeit des Markgrafen vom Könige vorhanden, sondern nur eine landrechtliche, vermöge welcher das in der Mark gescholtene Urtheil an das Gericht des Königs gezogen wurde [4]). Die Entstehung dieser exempten Stellung, welche sich dem Lehensnexus nicht fügt, wird mit der von jeher anerkannten selbständigen, halbsouverainen Stellung des Markgrafen zusammenhängen. Schwerlich aber wird sich erweisen lassen [5]), daß die Askanier die Altmark als erobertes Land angesehen und deshalb dort auch selbständig Gericht gehalten hätten. Eine ähnlich unabhängige, wenn auch nicht ebenso bezeichnete Gerichtsbarkeit, wie der brandenburger, hat der österreichische Markgraf, der mit seiner Mark unzweifelhaft Mann des Königs ist [6]). In Folge seiner Selbständigkeit als Richter hat denn der Markgraf auch nur von ihm selbst belehnte Gografen [7]) und Burggrafen unter sich. Der letztere steht nach dem Ausdrucke des Sachsenspiegels zu ihm in ähnlichem Verhältnisse wie der Pfalzgraf zum König, der Schultheiß zum Grafen. Er muß in jedem ordentlichen Dinge des Markgrafen gegenwärtig sein und erscheint dann als eine Art Obmann der Schöffen, der zuerst um das Urtheil gefragt wird. Wahrscheinlich ist er daneben auch Vertreter des Markgrafen, wenn dieser abwesend ist [8]), und hat jedenfalls auch eine eigene niedere Jurisdiction. Woher diese Stellung der Burggrafen (denn es gibt mehre) gerade dem Markgrafen von Brandenburg gegenüber stammt, darüber gibt es nur Vermuthungen. Vielleicht ist die Ansicht die richtige, wornach der Burggraf, der als erste Behörde in befestigten Städten, also den für die Mark wichtigsten Plätzen, eingesetzt wurde, dadurch zu größerem Ansehen gelangt sein soll, daß der Markgraf dort gerade das Gericht zu halten pflegte [9]). Daher sind denn auch die Burggrafen der Altmark, des mehr zurückgelegenen Landstriches, viel weniger bedeutend als die der Mittelmark [10]). In Oesterreich finden wir eine derartige Concurrenz der Burggrafen nicht, und sie scheint auch in Brandenburg nicht von besonderer Dauer gewesen zu sein [11]).

5) Die eben beschriebenen Verhältnisse leiten überhaupt auf die Beziehungen der Grafen zu ihren Untergebenen und die Befugnisse, welche den ersteren als solchen den Unterthanen gegenüber zukommen. Dabei ist besonders die Darstellung der Rechtsbücher in Betracht zu ziehen, welche gerade über diese inneren Verhältnisse genauere Auskunft geben, als Reichsgesetze und Schriftsteller, welche beide mehr die großen staatsrechtlichen Fragen und Begebenheiten berücksichtigen. Die Zustände, welche der Sachsenspiegel schildert, zeigen uns die Grafschaft und die ganze Reichsverfassung von einer durchaus anderen Seite. So sehr nämlich die Grafschaft von dem Fürstenthume nach ihren Beziehungen zum Reiche in den Hintergrund gedrängt worden ist, so bleibt doch der Amtscharakter anderweitig vollständig gewahrt. Im Sachsenspiegel ist die Grafschaft als politische Grundeintheilung des Landes festgehalten: das Fürstenthum ist nur ein zufällig hinzutretendes Moment, das auf den eigentlichen Verwaltungs- und Gerichtsorganismus ohne Einfluß ist. Dies ergibt sich daraus, daß überall, wo von Regierung und Gerichtsbarkeit die Rede ist, der Fürst gar nicht erwähnt wird; so soll erbloses Gut, je nach seiner Größe dem Schultheißen, dem Grafen oder dem Könige zufallen [12]); so werden beim Aussterben der Schöffenbaren in einer Grafschaft die Lücken nicht etwa aus den ebenbürtigen Familien des

1) Ein Verzeichniß der Markgrafen gibt *Pfeffinger* II, 600 seq. 2) Gedruckt bei Wattenbach, Archiv für österr. Geschichtsquellen VIII, 110 fg. 3) S. Landr. 3, 65. §. 1. 67. §. 7. 4) S. Landr. 2, 12. §. 4. 5) Was Unger, Gerichtsverfassung 154, behauptet. 6) Priv. min.: Statuimus quoque ut nulla magna vel parva persona in ejusdem ducatus regimine sine ducis consensu vel permissione aliquam justitiam presumat exercere.

7) S. Landr. 1, 58. §. 1. 8) Riedel, Abhandl. d. Berl. Akademie 1854. 392. 9) Riedel, D. Mark Brandenburg II, 427 u. sonst. 10) Riedel a. a. O. 130. 11) Riedel a. a. O. 427. 12) S. Landr. 3, 80. §. 1.

übrigen Fürstenthumes ergänzt, sondern es werden neue Schoffenbare aus den Unfreien der Grafschaft erwählt [14]), so endlich geht die Berufung vom Grafengerichte direct an den König [15]), nicht wie der Schwabenspiegel will [16]) an den Lehensherrn. Ueberall zeigt sich also hier ein Vorherrschen landrechtlicher Momente. Eine eigenthümliche Mischung des Land- und des Lehenrechtes enthält die oft erläuterte Stelle des Sachsenspiegels [17]): Man ne mut ok nen geriehte delen noch ganz lien noch del, de dem it dar gelegen is, so dat dar volge an si unde it die lantlüde liden solen; it ne si en sunderlik grafscap, die in en vanlen hore; die ne mut man san nicht ledich hebben. Es wird hier nicht blos die Theilung des Gerichtes, sondern auch hauptsächlich die Weiterverleihung desselben verboten oder wenigstens einer erfolgten Weiterverleihung, die niemals über die dritte Hand geben darf [17]), eine sehr beschränkte Wirkung beigelegt. Die Landleute, die zum Sprengel eines so wider das Verbot Beliehenen gehören und vor demselben ihren Gerichtsstand haben würden, brauchen sich an solch' zweimal geliehenes Gericht nicht zu kehren. Zu weit ist es aber wol gegangen, wenn man den Gaueingesessenen sogar ein förmliches Einspruchsrecht zubilligen will [18]). Weder unsere Stelle, noch andere, welche man wol dafür anzieht [19]), sagen dieses. Es liegt ferner kein Grund vor, die Analogie anderer Belehnungen abzuweisen; und endlich laufen Land- und Lehenrecht so neben einander her, daß ein aus jenem herstammendes Verbot, wie hier vorliegt, ein lehenrechtliches Geschäft zwar gegenstandlos machen, aber nicht einen Widerspruch gegen dessen Zustandekommen oder einen Anspruch auf Wiederauflösung begründen kann. Eine Ausnahme nun von diesem Verbot macht die Grafschaft, deren Hauptinhalt Gerichtsbarkeit ist, diese kann weiter verliehen werden, so lange sie eben Grafschaft ist, nämlich von dem zunächst damit beliehenen Reichsfürsten an den eigentlichen Richtergrafen [20]).

6) Wie sich aus dem eben Angeführten bereits ergibt, ist die Gerichtsbarkeit auch jetzt wie in der fränkischen Verfassung der Mittelpunkt der Grafengewalt. Damit hängt es zusammen, daß im Schwabenspiegel der Name Graf so gut wie gar nicht vorkommt und dafür allenthalben der abstractere Ausdruck Richter gesetzt wird, der, wie in den Volksrechten judex, hier häufig die allgemeine Bedeutung von Beamten hat [21]). Man darf aber daraus nicht schließen, daß Benennung und Amt des Grafen, wie sie der Sachsenspiegel gibt, etwa Sachsen oder gar nur Westfalen Eigenthümliches gewesen sind. Andeutungen, daß beide in Teutschland verbreitet waren, kommen vor [22]), wenn auch das ganze System des sächsischen Landrechtes anderweitig schwerlich nachweisbar ist. Erwähnt doch auch der Richtsteig Landrechts, der sonst ganz auf demselben Boden wie der Sachsenspiegel steht, des Grafen nur ganz beiläufig und bedient sich sonst bei Beschreibung des Gerichtsverfahrens überall des Ausdruckes Richter [23]).

a) Vor Allem handelte es sich, um eine Anschauung der Gerichtsbarkeitsverhältnisse zu gewinnen, um Erklärung vom Sächs. Landrecht 3, 52. §. 3: De keiser ne mach aver in allen landen nicht sin unde al ungerichte nicht richten to aller tiet, dar umme liet he den vorsten grafscap unde den greven scultheildum [24]). Die Rechtsbücher halten die altteutsche

---

13) S. Landr. 3, 81. §. 3. 14) S. Landr. 2, 12. §. 4. 15) Schw. Landr. 303. §. 2 (Gengler). 16) S. Landr. 3, 53. §. 3. 17) S. Landr. 3, 52. §. 3. 18) Homeyer, Lehnrecht 532 fg. 19) Denn S. Landr. 1, 56 sagt in dem späteren Zusatze auch nichts Anderes als unsere Stelle: Liet se (die Goschaft) en herre aver, he sal dar lên rechtes sinen manne unde sinen kindern af plegen *it ne breken in beiden die lantlüde mit irme rechten kore*, abgesehen davon, daß dem Landsassen ein Wahlrecht hinsichtlich der Gografen zukam (s. u.). 20) Ganz verfehlt scheint mir die Erklärung, welche Schulze, Recht der Erstgeburt 105 fg., von dieser Stelle gibt und durch welche er „die Schwierigkeiten völlig zu lösen" meint. Es soll darnach das im ersten Satze erwähnte Gericht das des Gografen sein; dieses soll nicht geliehen oder getheilt werden, weil ja den Landleuten ein Wahlrecht zusteht; diesem Gerichte wird dann die „sonderliche Grafschaft" gegenüber gestellt, welche der Bann unmittelbar vom Könige erhält und nur militairisch von einem Herzogthume abhängig ist. Sie kann erblich verliehen werden; über ihre Theilbarkeit bestimmt der Sachsenspiegel Nichts. — Allein 1) der Sachsenspiegel spricht im ersten Satze ganz allgemein von Gerichten; daneben stellt er dann im zweiten Satze die Grafschaft, nicht als Gegensatz, sondern als Ausnahme. Die Worte: it ne si en sonderlik gr. heißen ganz zweifellos: es wäre denn (nämlich das Gericht) eine sonderliche Grafschaft. Jedes Bedenken beseitigen die

Parallelstellen: S. Lehnr. 71. §. 3: It ne mach ok nieman nen gerichte lien dat ime gelegen (geliehen) is, it ne si en sunderlik gerichte, dat in sin gerichte hort: also grafscap dut in die marke unde in ander vanlen, dat mut he wol verlien unde ne mut it san mit rechte nicht ledich behalden over en jar, und Auct. vet. de benef. 2, 68 (Homeyer, Sachsensp. II, 2. S. 146): Nec aliquis potest concedere alteri judicium concessum sibi, nisi singulare sit judicium, quod in illud pertineat: hoc saltem solutum non habeat. — 2) Ist es nicht richtig, daß der Gograf nicht beliehen werden dürfe. Er wird zwar von den Landleuten durch Wahl designirt, aber darf seine Functionen nicht ausüben, bevor er vom Grafen belehnt ist (s. unten d). — Endlich ist es beiläufig 3) jedenfalls irrig, wenn Schulze die Worte: die in en vanlen hore wiedergibt mit: „nur in militairischer Beziehung dem Herzogthume untergeordnet." Nach dem Sprachgebrauche der sächsischen Rechtsbücher bedeuten die Worte: land- und lehenrechtlich abhängig sein. Vergl. S. Landr. 3, 24. §. 1: Sve in dem hogesten gerichte vervest wert, der is in al den gerichten vervest, *die in dat gerichte horet*. Schw. Landr. 136 (2, 136 v. d. Lahr): Und gehoret eyn graffschaft in eyn vanen lehen, wer das vanen lehen hat, der soll die graffschaft hin leyhen innerhalb eines jares.

21) Z. B. Schw. Landr. 131. §. 1 g. 22) Heinrici VII. const. gen. Francof. 1234. M. L. 2, 301. 23) Vergl. namentlich S. Landr. 1, 59. §. 2 mit Rst. Landr. 1, 2. Homeyer, Richtsteig 412. 24) Die verschiedensten Interpretationen dieser Stelle, auf deren Erörterung ich nicht eingehe, s. bei Eichhorn II, 356 fg. Homeyer, Lehenrecht 539. Unger, Gerichtsverf. 321. *Kirch*, De judiciis provincialibus 15. Göschen, Das sächs. Landrecht XII. Stobbe, Zeitschr. f. d. Recht 15, 99. 100. — Die obige, von Homeyer und Göschen (art. 143. §. 2) gebilligte Lesart verwirft Walter I, 353. n. 3 und will mit einigen Handschriften lesen: dar umme liet he den vorsten vanlen, de vorsten den greven de graveschap unde de grave den scultetен scultheitdum. Damit wäre allerdings die Schwierigkeit zur Trivialität geworden. Und eben deshalb ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Lesart die ursprüngliche ist, weil sie sich viel leichter durch Interpolation aus der Homeyer'schen ergeben kann, als umgekehrt.

Rechtsanschauung fest (oben IV, 1), daß der König nicht nur die letzte Quelle alles Rechtes, sondern auch „gemeiner Richter" überall ist, sodaß, wenn er in einem Gerichtsbezirke erscheint, alle übrigen Gerichtsgewalten neben ihm ruhen müssen [25]). Daher muß denn auch alle Gerichtsgewalt von ihm ihren Ausgang nehmen, oder wie die Rechtsbücher sich ausdrücken: da der König nicht überall selbst gegenwärtig sein kann, so muß er sich Stellvertreter schaffen, und dies geschieht durch leihweise Uebertragung der Gerichtsgewalt. So leiht er denn zuerst dem Fürsten Grafschaft, d. h. Gerichtsbarkeit neben ihrem Fahnlehen; denn letzteres ist ja nur ein Territorium, das zum Lehen für „Hulde und Mannschaft" zur Administration und Nutzung an die Vasallen überlassen wird. Die Leihe der Gerichtsbarkeit dagegen setzt keine besondere Pflicht auf Seiten des Belehnten voraus: Bann leiht man ohne Mannschaft [26]). Durch diese Verleihung der Grafschaft wird der Fürst erst in den politischen Organismus des Reiches eingefügt. — In der Belehnung mit einem Lande oder Rechte liegt stets zugleich die Ertheilung der Befugnisse an den Vasallen, dasselbe weiter zu verleihen (daz si is mogen vort lihen); daher mußten die Rechtsbücher, um einen Mißbrauch dieser Befugniß zu verhüten, die Verleihung der Gerichtsbarkeit über die dritte Hand hinaus verbieten, d. h. sie wollen nicht, daß wenigstens der Blutbann weiter als von dem durch den König investirten Fürsten an einen Herrn gegeben werde [27]). Dieser Herr nun, dem der Fürst die Gerichtsbarkeit in einem Bezirke seines Fahnlehens zu leihen pflegt, heißt nach dem Sprachgebrauche des Sachsenspiegels Graf, nach dem des Schwabenspiegels Richter. Natürlich kann indessen der Fürst, der ja „Grafschaft" hat, die Gerichtsgewalt selbst ausüben. Dies ist aber etwas ganz Ungewöhnliches und der Sachsenspiegel scheint es deshalb gar nicht weiter zu berücksichtigen. Wenn Eike nun fortfährt, der König leihe dem Grafen Schultheißenthum, so versteht er unter dem Grafen entweder den mit Grafschaft schon beliehenen Fürsten, der ja nur als Graf vom Sachsenspiegel überhaupt respectirt wird, oder den von diesem belehnten, lehenrechtlich also dem Fürsten, landrechtlich aber nur dem Könige selbst untergebenen Inhaber einer Grafschaft. Diesem also wird das Schultheißenamt geliehen, freilich nur um es sofort weiter zu verleihen. Denn Graf und Schultheiß müssen in der Grafschaft verschiedene Personen sein. Der Schultheiß (worüber unten Näheres) ist dem Grafen nämlich zur Hilfsleistung und Vertretung beigeordnet, er ist stets in dessen Gerichte gegenwärtig und präsidirt dem über Klagen gegen den Grafen urtheilenden Gerichte [28]). Besonders mit diesem letzten Rechtssatze scheint es im Widerspruch zu stehen, überhaupt aber ein eigenthümliches Verfahren zu sein, daß der Graf erst das „Schultheißthum" geliehen erhält, aber genöthigt ist, sofort mit demselben einen Anderen zu beleihen und diesen dadurch zu seinem eigenen Richter zu machen. Allein überall in dieser Zeit liegt die Tendenz zu Tage, möglichst viel ins Bereich des Lehenrechtes zu ziehen und nach dessen Formen zu regeln [29]), und daher ist es erklärlich, daß man den Schultheißen, der ja principiell gegenüber dem Grafen eine untergeordnete Stellung einnahm, von diesem belehnen ließ. Die Gerichtsbarkeit aber, die der Schultheiß über den Grafen, wie der Burggraf über den Markgrafen und der Pfalzgraf über den König ausübt — die Gerichtsbarkeit Niedrigstehender über Höhere — darf denn doch nicht ganz mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden [30]). Man hat insbesondere noch die Frage aufgeworfen [31]), wie eine solche Gerichtsbarkeit des Schultheißen über den Grafen möglich sei, da doch dazu Königsbann nothwendig gehöre, der dem Schultheißen mangelt. Einmal aber muß man bedenken, daß es dem Grafen selbst offenbar nur erwünscht sein konnte, noch eine Recursinstanz zu haben: ihm mochte daher Nichts daran liegen, sofort vor des Königs Gericht belangt zu werden. Ein Gericht unter des Fürsten Vorsitz, das etwa in erster Instanz über den Grafen competent wäre, ist dem Sachsenspiegel nicht bekannt. Wird nun innerhalb der Grafschaft ein Gericht über den Grafen berufen, so muß dies natürlich aus Genossen desselben bestehen, d. h. also aus Schöffenbarfreien, „die über jeglichen Mann Urtheil finden mögen" [32]). Daß man nun zum Vorsitzenden dieses Gerichtes den einzigen Vollfreien in der Grafschaft wählte, der von seiner fortdauernden Anwesenheit im Grafengerichte her mit allen Formen vertraut war, ist sehr erklärlich. Die Belehnung der Schultheißen mit

Der Schwabenspiegel 97. §. 2 (Gg.): davon lihet er (der König) den fursten u. den graven und anderen herren wereltlich gerihte (Stobbe 99), ist allerdings weder der einen, noch der anderen Lesart günstig. Dagegen ist der Zusammenhang für Homeyer entscheidend: voraus geht unserer Stelle, daß man den König zum weltlichen Richter küre; er könne aber nicht in allen Landen sein; darum leihe er den Fürsten Grafschaft. Mit dem darum muß nothwendig Etwas angefügt werden, was angibt, wie die durch die Abwesenheit des Königs entstehende Lücke in der Gerichtsverfassung ergänzt wird. Nach Walter aber wurde hier das durchaus abwegige Fahnlehen eingemischt, das mit der Gerichtsorganisation Nichts zu thun hat (vergl. übrigens auch: Gl. zu der Stelle: eine greveschap dy untfat ein forste von deme rike unde dy greve vorbat van dem forsten). Wenn Walter sagt, die Darstellung Ficker's widerspreche allen Verhältnissen, so ist dies einfach eine petitio principii. Weiske's Lesart: den vursten graveschaft und die graven schultheiztum ist mir ganz unverständlich.

25) S. Landr. 3, 60. §. 2. 26) S. Landr. 3, 64. §. 5. Anders aber unrichtig erklärt diese Stelle Eichhorn II, 360 n; s. Homeyer, Lehnr. 272 f. 27) S. Landr. 3, 52. §. 3.

28) S. Landr. 3, 53. §. 3. 29) Vergl. besonders S. Lehnr. 71. §. 2: durch dat nen greve dingen ne mach ane *belenden* scultheiten und das von Homeyer, Sachsenspiegel II. 1, 292 beschriebene Bild. 30) Auf Grund dessen darf man sie aber nicht mit Unger 318, vergl. Riedel, Mark Brandenburg II, 130, zu einer „Art von Aufsicht und Gerichtsbarkeit" verflüchtigen. Die Worte S. Landr. 1, 59. §. 2; 3, 52. §. 3 sprechen von einem wahren Gerichte, und die Zusammenstellung mit dem Verhältnisse zwischen König und Pfalzgrafen, welcher letzterer wirklich dem ordentlichen Fürstengerichte über den König präsidirte (*Schulze*, De jurisdictione principum 47 seq.), machen eine andere Auffassung nicht wahrscheinlicher. 31) Stobbe 100. 32) S. Landr. 2, 12. §. 2.

dem Gerichtsbanne Seitens des Grafen steht dem in keiner Weise entgegen. Denn abgesehen davon, daß es sich hier nur um eine Lehensabhängigkeit gewisser Art handelt, welche nicht einmal mit Lehenspflichten verbunden ist, so kann sich nach richtiger Erklärung des Sachsenspiegels der Mann zwar des Urtheilsfindens über seinen Herrn enthalten, er ist aber keineswegs durch seine Lehenstreue dazu verbunden [33]).

b) Der Gerichtsstand des Grafengerichtes ist, wie zur Karolingerzeit ein ordentlicher, gemeiner [34]). Ueberhaupt schließt sich die Gerichtsverfassung des Sachsenspiegels ziemlich nahe an die der Karolingerzeit an. Das Grafengericht ist zuständig für Klagen wider Schöffenbarfreie in Civil- und Criminalsachen und zu Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, welche Eigen, Grundbesitz betreffen. Die Schöffenbarfreien suchen das Grafending — alle sechs Wochen — doch auch Klagen gegen niedere Freie — Pflegehafte und Landsassen — konnten wol unmittelbar vor dasselbe gebracht werden. Wenigstens werden die Beisitzer des Grafengerichtes, die Schöffenbarfreien für competent erklärt, über jeglichen Mann zu richten. Ein Unterschied ist noch zwischen dem ersten Dinge (dem ungebotenen Gerichte, das aller sechs Wochen gehalten wird) und dem Gerichte unter Königsbann einerseits, und dem gebotenen, nicht unter Königs Bann gehaltenen Gerichte andererseits. Alle Klagen über Eigen und wegen Ungerichtes (d. h. irgend eines Verbrechens) müssen vor dem ersteren verhandelt [35]) und alle anderen Processe vor demselben wenigstens eingeleitet werden [36]). Das Gericht des Grafen ist ferner höhere Instanz für die Gerichte des Schultheißen und Gografen. Dies folgt freilich nicht, wie man behauptet hat [37]), aus dem Verfahren „beim Ziehen aus der Verfestung." Der Verfestete, Gebannte, wird von demselben Richter, der die Acht über ihn verhängt hat, davon auch wieder losgesprochen. Daher muß er sich auch von diesem „Geleit" auswirken [38]). Erst wenn der Richter trotz Erfüllung aller Formalitäten sich weigert, ihn aus dem Banne zu thun, erst dann wendet sich der Proscribirte an den höheren Richter und erlangt von diesem die Loslösung [39]).

c) Unter dem Grafen stehen nach dem Sachsenspiegel als niedere Richter der Schultheiß und der Gograf. Die Stellung des ersteren ist eine ganz eigenthümliche. Wahrscheinlich war das Amt, wenn auch nicht der Name, auf Sachsen beschränkt. Weder erwähnen die gleichzeitigen Reichsgesetze eines solchen Beamten (die vielfach vorkommenden sculteti sind sämmtlich Stadtschultheißen), noch bietet der friesische skelta, dessen Name und Stellung im Gerichte zur Vergleichung auffordere [40]), mehr als eine ganz oberflächliche Aehnlichkeit. Die späteren sächsischen Rechtsbücher sind wenig ausgiebig: der Richtsteig erwähnt den Schultheißen nur einmal und da in einer durchaus nicht hervorragenden Stellung und Thätigkeit [41]), das görlitzer Landrecht polemisirt zwar gegen den Sachsenspiegel, scheint aber, wie auch sonst [42]), keine klare Vorstellung von dem Amte gehabt zu haben [43]); noch mehr tritt dies beim Auctor vetus hervor, welcher den Schultheißen lateinisch mit praefectus wiedergibt, Beweis genug, daß er nicht recht wußte, was mit ihm anfangen [44]). Schon hieraus ergibt sich Isolirtheit der Sachsenspiegeldarstellung. Es ist daher um so gewagter, einen Zusammenhang zwischen den Schultheißen und dem Karolingischen Vicecomes oder Vicarius anzunehmen, wie trotzdem fast allgemein geschieht [45]). Nur mit dem ersteren (dem der letztere vielfach irriger Weise gleichgesetzt wird, s. oben IV, 1) liegt eine äußere Aehnlichkeit vor: Schultheiß und Vicegraf sind Vertreter des Grafen im Gerichte. Allein jener muß stets im echten Dinge des Grafen gegenwärtig sein; ohne ihn ist die Hegung eines ordentlichen Gerichtes überhaupt unmöglich; er wird dann zuerst um das Urtheil gefragt, fungirt also nicht als richterlicher Beamter, sondern als Schöffe [46]). Von allem dem findet sich beim Vicecomes keine Spur. — Man hat ferner schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht [47]), wie die Gerichtsbarkeit des Schultheißen im Sachsenspiegel nur mangelhaft bestimmt und dem ganzen Organismus offenbar nicht recht eingereiht sei. Der Schultheiß wird als Richter der Pfleghaften bezeichnet [48]), er hat sein eigenes Gewedde von 8 Schillingen [49]), höchst wahrscheinlich hat er auch die Blutgerichtsbarkeit [50]) und nur Processe über Eigen sind ihm entzogen. Schon diese Competenz ist etwas eigenthümlich bestimmt; sie sieht fast aus wie Ueberbleibsel einer älteren umfassenderen Jurisdiction. Zudem ist das Schultheißengericht keine Zwischeninstanz zwischen Grafen- und Grafengerichte: ein im letzteren gescholtenes Urtheil wird unmittelbar an den Grafen gezogen [51]); es wird nicht erwähnt, daß der Graf im Gerichte des Schultheißen den Vorsitz übernehme, wie es doch in dem des Gografen vorkam [52]). Endlich ist auch der Stand der Pfleghaften kein zahlreicher und scharf begrenzter [53]), namentlich ist kein bestimmter Unterschied zwischen Pfleghaften und Landsassen, beide scheinen vielmehr demselben Stande anzugehören [54]). Zu einer

33) S. Landr. 2, 12. §. 1. Homeyer, Lehenrecht 374. 34) Stobbe 101—111. 35) S. Landr. 1, 59. §. 1. Rst. Landr. 29. 36) S. Landr. 1, 67. §. 1. 37) Stobbe, Zeitschr. 15, 111. Dagegen *Kirch* 17. 38) S. Landr. 2, 4. §. 1; 3, 17. §. 1. Rst. Landr. 33. §. 6; 41. §. 4. Schw. Landr. 89. 229. 235 (G.). 39) Rst. Landr. 34. §. 1 (S. 227 Homeyer).

40) Richthofen, Wörterbuch 1027 hat seine Befugnisse wenigstens andeutend beschrieben. 41) Rst. Landr. 34. §. 6: do vintme, se (die Verfestung) en scade en nicht deste he des uttendes vullen komen mach mit deme richter odder mit deme sculten oder mit deme vronenboten in des richteres stat. 42) Homeyer, Sachsenspiegel 2, 1. 53. 43) S. Landr. 37. §. 5. S. 196. 44) Vet. auct. 2, 67. 68 (S. 146 Homeyer): Judicandi beneficium non descendit in quartam manum, nisi sola *praefectura quae super judices habet jura*, dum judex incusatur ab aliquibus, judex super judicem erit praefectus. 45) Stobbe 15, 114. *Kirch* 18, besonders Walter I, 352 fg. 46) S. Landr. 1, 59. §. 2. 47) Bes. Stobbe 112. 113. 48) S. Landr. 1, 3. §. 2. 49) S. Landr. 3, 64. §. 8. 50) Stobbe 112. *Kirch* 18. 51) S. Landr. 1, 71. 52) S. Landr. 1, 58. §. 2. 53) Eichhorn II, 676 fg. Ficker, Heerschild 148. 54) Stobbe, Zeitschr. 15, 360.

Trennung ihres Gerichtsstandes ist also um so weniger Grund. — Faßt man die Befugnisse des Schultheißen, die er noch hat, zusammen, und erwägt man seine durchaus anomale Stellung, so ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß wir in ihm eine Analogie des baiertschen judex[55]) haben, während sich freilich seine frühere Amtssphäre nach einer anderen Richtung als in Baiern umgewandelt hat.

d) Allgemeiner verbreitet scheint dagegen in Teutschland schon zu dieser Zeit der zweite Unterrichter, der Gograf, gewesen zu sein, der centumgravius der Reichsgesetze[56]). Er steht denn auch mit älteren Zuständen in genauerem Zusammenhange, denn er entspricht offenbar dem Centenarius der Capitularien. Eine Veränderung in der Stellung dieses letzteren bedingte die durchgeführte Ständescheidung, wie sie das Mittelalter im weiteren Fortgange brachte, und die üblich werdende Uebertragung der lehenrechtlichen Formen auf das Gerichtswesen. Die Zuständigkeit des Gerichtes wird vermöge des Grundsatzes, daß Urtheil nur von Genossen gefunden werden könne, zunächst durch den Stand des Beklagten bestimmt; der niedere Richter mußte darnach auf die niederen Stände beschränkt werden. Andererseits veranlaßte die Belehnungsform eine mehr einheitliche Gestaltung der Competenz, die sich über alle Personen und Sachen des übertragenen Bezirkes gleichmäßig erstreckte (etwa mit Ausnahme des Blutbannes) und Exemption möglichst ausschloß. So ist denn jetzt das Gericht des Grafen über alle Angelegenheiten der Landsassen, der Freien ohne Grundeigenthum, die da „kommen und fahren Gastesweise," zuständig; sie müssen sein Ding alle sechs Wochen suchen[57]). Eine Verfestung aber darf er nur aussprechen, wenn er dieselbe im Grafendinge rechtfertigen konnte[58]), und Blutgerichtsbarkeit stand ihm nach dem ursprünglichen Sachsenspiegelrechte nicht zu. Dieselbe war, wie oben erwähnt (IV. z. A.), auch den Centenaren entzogen und so würde der Zusammenhang zwischen beiden noch wahrscheinlicher, wenn diese allerdings lebhaft bestrittene Ansicht richtig wäre. Der Sachsenspiegel kennt nämlich neben dem gewöhnlichen, von den Gaueingesessenen nach alter Art gewählten, vom Grafen oder Markgrafen durch Belehnung bestätigten[59]) Grafen, noch den für kurze Zeit gekorenen „Richter der jähen That," d. h. des auf der That ertappten Verbrechers, welchen er ebenfalls Gograf nennt. Er legt sein Amt sofort nach gehaltenem Gerichte wieder nieder[60]). Der Nutzen dieses Institutes, das sich durchaus als Ausnahmseinrichtung darstellt, wäre nicht recht ersichtlich, wenn in jeder Goschaft ein Richter mit Blutbann säße, vor den der auf handhafter That ertappte Räuber oder Dieb gebracht werden könnte. Dieser Ausführung des Sachsenspiegels wird nun etwas ungeschickt in einem späteren Zusatze[61]) angeschlossen, daß „auf lange Zeit gewählte" also ordentliche Grafen „übernächtige" Unthaten richten könnten, und ein ganz später Artikel des Sächsischen Landrechtes[62]) will Unthaten überhaupt dem ordentlichen Gogerichte zuweisen[63]).

e) Nach der Zeit des Sachsenspiegels scheinen die beiden Aemter sehr bald mit einander verschmolzen zu sein. In Westfalen bleibt der Titel Gograf bestehen, in Hessen begegnen Richter ungefähr mit den Befugnissen des sächsischen Grafen unter dem Namen Schultheißen. Das ganze Ami des Schultheißen ist nach dem Sachsenspiegel so beschaffen, daß sein Wegfall über kurz oder lang ganz nothwendig war, wie es denn wahrscheinlich ein gut Theil seiner Bedeutung lediglich der Ständedarstellung im Sachsenspiegel verdankt. Daher ist es nicht glaublich, daß, wie mannichfach behauptet wird, bei Gestaltung des neuen Unterrichteramtes der Schultheiß das bestimmende Moment abgab; vielmehr muß wol das Amt des Grafen als Grundlage angenommen werden. Welchen Namen der neue Richter erhielt, ist dabei ganz gleichgültig. Jedenfalls entscheidet es nicht gegen die vertheidigte Meinung, wenn er in Hessen gerade Schultheiß genannt wurde. Diese Bezeichnung ist eine für die verschiedenartigsten Beamten gebräuchliche, und dagegen erinnert die Benennung Gograf an eine längst verschwundene Eintheilung des Landes, sodaß ihre geringe Verbreitung hinlänglich erklärt ist[64]).

55) Merkel, Zeitschrift f. R.-G. I, 165 (oben III. 5c.). 56) Stat. in fav. princ. 1231. Cur. Sibid. 1232 (M. L. 2, 282. 291. 292). 57) S. Landr. 1, 2. §. 4. 58) S. Landr. 1, 71; 3, 24. §. 2. 59) Cur. Sib. 1232 (M. L. 2, 292). S. Landr. 1, 58. §. 1. 60) S. Landr. 1, 55. §. 2; 57. 61) S. Landr. 1, 58. §. 1. Homeyer, Lehnrecht 535.

62) 3, 91. §. 1. Homeyer, Genealogie d. Hff. d. Sfp. 165. 63) Gegen die hier ausgesprochene Ansicht hat sich Stobbe, Zeitschr. 15, 121. n. 108 vor Allem darauf berufen, daß die quedlinburger Hf. im Art. 2 dem Grafen „schon allgemein den Blutbann zuschreibe." Es ist dort aber von der Rügepflicht des Bauermeisters, der allerdings mit dem Grafen in naher Beziehung steht, die Rede; diese Pflicht soll er „in jeglichem Voigtdinge ausüben, wenn es mit Klage vor Gericht noch nicht anhängig ist." Daraus folgt aber nur, daß der Bauermeister als Gehilfe der Grafen die Rüge, d. h. die Inquisition (John, Strafrecht in Norddeutschland I, 158), in dem Gerichte vornehmen muß, in das er gehört, nicht, daß der Voigt auch zuständig ist, das gerügte Verbrechen abzuurtheilen; wie denn nach Rst. Landr. 1. §. 4 der Bauermeister ganz allgemein im echten Dinge „rügt." Wenn Stobbe ferner sagt, in 1, 55. §. 2 und 57 lasse sich „belenden richter" ebenso wol auf den Grafen als den Gografen beziehen, so mag das richtig sein, beweist aber gewiß Nichts. — Wenn Kirch 21 fg. gegen die obige Ansicht auf eine Vergleichung von S. Landr. 1, 68 (Umme anderer nene klage sal man den man vervesten ane umme die, die an dat lief oder an die hant gat) und 71 verweist, wo von Verfestung durch den Gografen gesprochen wird, so ist dies nicht im mindesten durchschlagend. Denn art. 71 ist ein nach allen Richtungen interpolirter Artikel, wie die Ausführung und Zusammenstellung bei Homeyer, Genealogie 175—183 ergibt. 64) Kirch 22 fg. hat (wie schon vor ihm Eichhorn II, 434 fg. gethan) ausführlich zu beweisen gesucht, wie schon nach dem Sachsenspiegel Schultheißthum und Gografschaft fast dasselbe gewesen sei (fere idem); durch die Belehnung Seitens des Grafen sei der Gograf Schultheiß geworden, aber nur der, welcher mit dem Grafen umherzog (qui cum comite semper versabatur), habe den Namen geführt. Später sei denn auch der Gograf in den Schultheißen umgewandelt und sei als solcher ganz verschwunden. Diese Vermuthungen hängen alle einigermaßen in der Luft. 1) Die Belehnung des erwählten Grafen erfolgte stets und konnte also dessen Charakter nicht verändern: sven (gegreven nämlich) man aver küset to langer tiet den *sal* die greve be-

f) Von den übrigen Befugnissen des alten Grafen sind nur noch schwache Reste vorhanden. Kriegswesen und Verwaltung sind der Competenz des Grafen entzogen. Jenes beruhte auf der Lehenspflicht der Fürsten gegen den König und der niederen Vasallen gegen den Fürsten, es mußten Zuzüge geleistet werden, zum Reichsheere, zur Romfahrt u. s. f., wozu die unmittelbar verpflichteten Fürsten ihre Mannen aufzubieten hatten [65]). Noch immer aber erscheint die Grafschaft wenigstens als ein von der Reichsverfassung anerkannter und von dem Bereiche des Fürstenthums unabhängiger Bezirk, namentlich scheint das Reichsheer nach den Comitaten wenigstens aufgeboten zu sein [66]). — Vielleicht ist aus der früheren Verwaltungsbefugniß des Grafen jenes eigenthümliche Erbrecht abzuleiten, was der Sachsenspiegel ihm an erblosem Gute bis zu 30 Hufen zuschreibt, wie es dem Schultheißen an Gute bis zu 3 Hufen und dem Könige von 30 Hufen ab zusteht [67]). Zunächst erscheint es als reine Administrativmaßregel, wenn sich der Beamte des erblosen Gutes annimmt; erst wenn kein rechtmäßiger Erbe nach Jahr und Tag sich meldet, tritt der „Richter" in dessen Stelle [68]). Von einem landesherrlichen Rechte kann hier nicht die Rede sein; denn das Erbrecht gebührt auch dem Schultheißen und nach dem Schwabenspiegel sogar dem Fronenboten [69]).

VI. Die ganze folgende Zeit des teutschen Reiches vom großen Interregnum bis zum Jahre 1806 zeigt in der Verfassungsentwickelung die immer mehr steigende Macht der Fürsten, die stetig abnehmende Gewalt des Königes und die hierdurch bedingte Herausbildung des Bundesstaates. Die goldene Bulle, der Reichstag und das Reichsregiment, der westfälische Friede, die Königskrönung Friedrich's III. von Brandenburg, der Fürstenbund, der lüneviller und presburger Friede sind nur besonders hervorragende Punkte in der Reihe von Ereignissen, welche die Vernichtung der königlichen Herrschaft allmälig herbeiführten. Im Allgemeinen ist es daher nicht nöthig, jene Zeit nach ihrem verschiedenartigen Charakter in Perioden abzutheilen. Insbesondere empfiehlt sich für den vorliegenden Gegenstand eine Zusammenfassung. Wir haben die Träger des Namens Graf einmal auf dem Reichstage zu verfolgen, und andererseits zu sehen, wie diese Bezeichnung eines Amtes gleich anderen zum reinen Titel wird.

A. Das Hauptergebniß der vorigen Periode war die Bildung eines genau abgegrenzten Reichsfürstenstandes. Die Fürsten hatten jeden Amtscharakter völlig abgestreift: ihr Stand konnte daher nicht mehr als Berufsstand erscheinen. Vielmehr wird er während des 13. und 14. Jahrh. zum reinen Geburtsstande: namentlich ergibt sich dies aus der durchaus privatrechtlichen Vererbung der fürstlichen Territorien, in denen seit dem Ende des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrh. von Individualsuccession nicht mehr die Rede ist, sondern das Land gleichmäßig unter die Söhne getheilt wird [70]). Hiermit war aber der Begriff eines Geburtsadels gegeben, der sich aus dem Amtsadel ebenso entwickelte, wie der fränkische aus den Antrustionen. Es beweisen diese Abgeschlossenheit ferner die zahlreichen Erhebungen in den Fürstenstand, wie sie mit Ende des 13. Jahrh. gebräuchlich werden [71]), und endlich der jetzt häufig vorkommende Titel „Fürst" für einen einzelnen Territorialherrn, während früher regelmäßig der Titel von einem Amte hergenommen ist.

1) Den Fürsten werden nun, wie oben gezeigt, die Grafen als solche nicht zugezählt; schon nach der Heerschildsordnung des Sachsen- und Schwabenspiegels [72]) sind sie unter den freien Herren im vierten Heerschilde mitbegriffen. Diese letzteren nehmen allmälig sämmtlich den Grafentitel an, sodaß sich wieder eine eigene Standesstufe der Grafen bildet. Es gab nun eine nicht geringe Anzahl reichsfreier Grafen und Herren, welche allodiale Territorien inne hatten; sie wurden nicht zu den Reichsfürsten gerechnet, weil dazu eine reichslehenbare Landschaft erforderlich war, auf Grund deren sie dem Lehensverbande des Reiches hätten eingeordnet werden können. So sind die immer noch mächtigen Welfen bis 1235, wo Braunschweig dem Kaiser zu Lehen aufgetragen wurde, nicht als Reichsfürsten nachzuweisen. Außerdem gab es viele Grafen, die sich von Genossen hatten belehnen lassen und die nun gemäß dem Grundsatze von der Niederung des Heerschildes von der Gleichheit mit der ersten Classe und damit vom Reichsfürstenstande ausgeschlossen waren. Dieses Verhältniß mußte unhaltbar, mindestens unerträglich für die Betheiligten werden. Denn erstens gaben die seit dem 14. Jahrh. in den Fürstenstand erhobenen Magnaten ihre Lehen, die sie von Genossen trugen, nicht auf [73]), blieben also in der That im vierten Heerschilde, sodaß, abgesehen von jener willkürlichen Erhebung rechtlich zwischen ihnen und den Freiherren kein Unterschied war. Ferner aber nahm der Reichsfürsten-

lenen, S. Landr. 1, 58. §. 1. Glosse zu S. Landr. 1, 71. Cur. Sib.: Centumgravii recipiant centas a domino terrae vel ab eo qui per dominum terrae est infeudatus. Daher wäre nach Kirch's Meinung die Existenz besonderer Gografen unerklärlich. — 2) Ueber einen Gografen, der „stets mit dem Grafen verkehrt" hätte, ist aus den Quellen Nichts bekannt. — 3) Daß der Schultheiß 8 Schillinge Gewedde hat, der Gograf „al weder der lantlüde kore stat" nur 6 Pfennige, dürfte doch mit Kirch's geringschätzigem: res per se levissimi momenti nicht abgethan sein. In der That stuft sich nach dem Gewedde die Amtswürde ab. — Schon Gaupp, Miscellen 11 hat daher das Zusammenwerfen des Schultheißen und Gografen mit Recht eine „arge Verwechselung" genannt.

65) Const. de exped. Rom. (M. L. 2, 2, 3). Eichhorn II, 383 fg. 66) *Thietmar* 6, 18 (M. S. 3, 810) a. 1005: Jussit etiam rex in palatio et in omnibus regni suimet comitatibus expeditionem ad Poleniam conventumque ad Liezea per bannum fieri. 67) S. Landr. 1, 80. §. 1. 68) S. Landr. 1, 28; vergl. Sydow, Erbrecht des Sachsenspiegels 296 fg. 69) Vergl. Sydow 297. n. 911.

70) Schulze, Recht der Erstgeburt 127—147. 228—235. 71) Im J. 1190 existiren 22 weltliche Fürsten, 1250 nur 14, aber schon 1350 wieder 44 (Ficker, Reichsfürstenstand 264); theilweise kommt diese Vermehrung allerdings auf Rechnung der Landestheilungen, da jeder Zweig Fürstenrang behielt; sie zeigt aber auch die große Zahl der Erhebungen. 72) S. Landr. 1, 3. §. 2. Schw. Landr. 5. §. 2. 73) Ficker, Heerschild 121.

stand, je abgeschlossener und compacter er würde, desto mehr den Charakter eines hohen Adels an, konnte also nach den teutschen Anschauungen leicht auf die Ebenbürtigkeitsverhältnisse einen für die Grafen nachtheiligen Einfluß üben; diese aber hatten ja durch die Belehnung nach der alten Regel ihr Geburt- und ihr Landrecht nicht gekränkt. Der Eintritt in den Fürstenstand war ihnen indessen verschlossen; sie mußten sich daher mit einer möglichst großen Annäherung begnügen. Daß ihnen eine solche durchzusetzen gelang, dazu wirkten andere Verhältnisse mit.

2) Zunächst trug die eigenthümliche Gestaltung der Standesverhältnisse dazu bei. Die Stellung der Grafen und Herren im vierten Heerschilde ist an sich nicht durch lehenrechtliche Momente bedingt [74]). Dieselben sind vielmehr als altadelige Grundbesitzer vor den übrigen Freien bevorzugt. Allein diese in Ostsachsen dem wirklichen Leben entsprechende Abstufung des Sachsenspiegels war für das übrige Teutschland nicht anwendbar [75]). Während dort die thatsächlichen Verhältnisse insofern übereinstimmen, als sich keine Lehensverbindung zwischen Grafen unter einander nachweisen läßt, kommen solche schon mehrfach in Westfalen, ganz gewöhnlich in Lothringen vor. Die Folge davon hätte ein Herabgehen dieser Vasallen in den fünften Schild sein müssen. Eine solche Niederung ist aber nicht vorhanden. Viele von den Grafen und Edelherren, welche als Mannen ihrer Genossen urkundlich nachweisbar sind, erscheinen später als Mitglieder der Grafencurien auf dem Reichstage. So sind die Herren von Isenburg Mannen der Grafen von Hohenburg, die Rietberg die der Grafen von Zollern, die Diepholz der Grafen von Hoya [76]). Noch ungünstiger würde die Stellung der Grafen sein, wenn wirklich, wie man neuerlich auszuführen versucht hat [77]), es in Süddeutschland keinen landrechtlich bevorzugten Herrenstand, sondern nur Einen Stand der Edelherren zwischen Fürsten und Gemeinfreien gegeben hat, sodaß der Unterschied zwischen Hoch- oder Semperfreien und Mittelfreien nur ein lehenrechtlicher wäre. In Schwaben, wo von jeher die mittelbaren Großen sich eine große Unabhängigkeit dem Landesfürsten gegenüber gewahrt hatten, möchte ein solcher Zustand erklärlich sein, in Baiern, wo die Magnaten in straffer Unterordnung unter dem Herzoge standen, wäre er ganz eigenthümlich [78]).

3) Die alten landrechtlichen Ständeverhältnisse werden jetzt auch dadurch erst erschüttert, dann ganz umgestaltet, daß zu der Herkunft als den Stand bestimmendem Momente [79]) noch der Beruf hinzutritt. Der ritterliche Beruf wird als der einzig zum Heerschilde berechtigende angesehen; wer eine bäuerliche Lebensweise führt, darbet Heerschildes. Hierdurch scheiden sich also z. B. die Schöffenbarfreien des Sachsenspiegels in zwei Theile, deren Einer ritterbürtig war, während der Andere zum Stande freier Bauern hinabsank [80]). Die

74) Homeyer, Lehenrecht 292. 75) Ficker, Heerschild 130 fg. 76) Die Urkunden bei Ficker, Heerschild 156. n. 8. 9; 130. n. 4. 77) Ficker, Heerschild 140—157. 78) Auch aus anderen Gründen haben mich Ficker's Ausführungen nicht überzeugt. Er folgert die Nichtexistenz eines ritterbürtigen Freienstandes neben den Edelherren 1) aus Urkunden, in welchen die Ausdrücke nobilis und liber promiscue für den Einen Stand der Edelherren (wie er ihn nennt) gebraucht werden sollen. Die beiden Bezeichnungen kommen allerdings auf dasselbe hinaus: sie bedeuten aber nach alter teutscher Anschauung sowol „frei" als „adelig." Es können also darunter sehr wohl zwei Geburtsstände zusammengefaßt werden, von denen einer einen landrechtlichen Vorzug hat. So werden Grafen und Edle in den von Ficker angeführten Beispielen als liberi verbunden, und der edle Herr v. Waldeck erscheint nur als liber. Wollte Ficker daher das Nichtvorhandensein einer besonderen Adelsclasse unter den Fürsten nachweisen, so mußte er darthun, daß niemals unter einer längeren Namenreihe Einzelne hervorgehoben werden. Das hat er indessen nicht gethan, vielmehr sprechen die Urkunden Rudolf's von 1281 u. 1288 (M. L. 2, 428. 436. 453) ausdrücklich von comites liberi und ministeriales. Unter den Grafen sind aber, wie im Texte gesagt, die freien Herren zu verstehen, welche diesen Titel annahmen, eben um nicht mit den ritterlichen Dienstmannen zusammengeworfen zu werden. — 2) Ein zweites Argument nimmt Ficker von der Darstellung der Ständeverhältnisse im Schwabenspiegel her. Schw. Landr. 5. §. 2 (Gg.) werden entsprechend dem Sachsenspiegel die sieben Heerschilde aufgezählt, nur daß an Stelle der Schöffenbaren im fünften Schilde Mittelfreie treten und im sechsten bestimmter die Dienstmannen erscheinen. In anderen Stellen weicht das schwäbische Landrecht allerdings von dieser Darstellung ab. Namentlich werden sehr häufig „Semperfreie" erwähnt, die keinen scharf begrenzten Begriff zu haben, sondern bald Fürsten und Freiherren allein zu bezeichnen, bald die sächsischen Schöffenbaren mit einzuschließen scheinen. Ficker will nun diese Ungleichheiten nicht, wie gewöhnlich geschieht, aus den „gährenden Ständeverhältnissen" damaliger Zeit (Döpfl, Alterthümer II, 225), sondern aus der Benutzung des Sachsenspiegels herleiten, den (oder den Deutschenspiegel) der Verfasser des Schwabenspiegels bald ausgeschrieben, bald ganz unberücksichtigt gelassen habe. In einem Falle der letzteren Art, Schw. Landr. 258. §. 2 = Sächs. Landr. 3, 45. §. 1, werde denn auch bei Aufzählung der Bußen der verschiedenen Stände im Gegensatze zum Sachsenspiegel sofort von den Fürsten und Freiherren zu den freien Bauern fortgegangen; Beweis genug, wie Ficker meint, daß es außer den „Edelherren" keinen Stand ritterbürtiger Freier mehr gab. — Dem läßt sich entgegnen: die Mittelfreien werden als von den Semperfreien landrechtlich verschiedener Stand auch da erwähnt, wo das sächsische Vorbild ihre Erwähnung nicht nothwendig macht: Schw. Landr. 52. §. 1 (v. d. Lahr) = S. Landr. 1, 51. §. 2. Es läßt sich also nicht annehmen, daß der Unterschied ein einfach „gemachter" sei. Ferner muß man unzweifelhaft annehmen, daß ein Stand, wie ihn Ficker leugnet, in Oesterreich vorhanden gewesen ist. Oesterr. Landr. 32 (*Senckenberg*, Visiones diversae 231. *Ludewig*, Rell. M. SS. IV, 13) sagt: Es soll niemandt kein falsch noch Rechten lehen nur ain sentmessig Man und ain Erbburger der sein Recht wohl hergebracht hat. Hier wird der niedrigste Grad der Lehensfähigkeit bezeichnet und dieser mit dem erbgesessenen Bürgerthum parallelisirt, also mit dem Stande über dessen Heerschildsfähigkeit hin und her gestritten wurde. Folgt man nun Ficker's Auffassung und jener Schwabenspiegelstelle, so ergibt sich das doch einigermaßen verwunderliche Resultat, daß allen ritterbürtigen Freien (Ficker 150) eine gleiche Buße mit den Fürsten zukam, wenn sie auch erst zu vierter Hand belehnt sind. — Die Weglassung der Mittelfreien in jener Stelle des Schwabenspiegels — wenn nicht eine Verwirrung vorliegt, wie die mancherlei ungehörigen Einschiebsel in dem Artikel fast vermuthen lassen — hängt vielleicht mit dem gleich im Texte zu erörternden gemischten Charakter dieses Standes zusammen. Jedenfalls muß man an der Existenz eines ritterbürtigen Freienstandes außer den Edelherren auch in Süddeutschland fest halten.

79) S. Landr. 1, 16. §. 1: Nieman ne mach irwerven ander recht, wan als im an geboren is. 80) Dieser Punkt ist

höheren Stände wurden hierdurch zunächst nicht berührt. Denn bei ihnen war von einem Aufgeben der ritterlichen Lebensweise natürlich keine Rede. Von größter Bedeutung aber war es auch für sie, daß auf Grund jenes Principes die Dienstmannen, die ein ritterliches Leben führten, als heerschildsfähig und ritterbürtig angesehen wurden und sich mit den freien Rittern zu vermischen anfingen. Neuerdings hat man sogar nachzuweisen unternommen [81]), daß schon die im fünften Heerschilde des Sachsenspiegels neben den Schöffenbaren erwähnten „Mannen der freien Herren" nichts Anderes als Ministerialen seien. Und sollte sich dies auch nicht bewähren, so steht doch fest, daß im Laufe des 13. und 14. Jahrh. die Ministerialen lehensfähig wurden und ein ritterliches Leben führen [82]). Hierdurch wurde der Vorzug der Grafen und Freiherren insofern gefährdet, als die Ministerialen der geistlichen Fürsten und namentlich die des Reiches mit ihnen leicht auf dieselbe Stufe gestellt werden konnten. Zwar billigt der Sachsenspiegel den freigelassenen Ministerialen nur das Recht freier Landsassen, in gewissen Fällen Schöffenbarfreiheit, der Schwabenspiegel Mittelfreiheit zu [83]): aber dieser theoretische Grundsatz konnte nicht festgehalten werden und wurde es nicht. In der That war ja auch kein bedeutender Unterschied vorhanden. Die Besonderheiten des Dienstlehens fielen sofort hinweg, als einmal die Ritterbürtigkeit der Dienstmannen und ihre Fähigkeit zur Leistung der Mannschaft von ihrem Lehengute anerkannt war [84]). Zudem war die Stellung der Dienstmannen zum Könige und zu den geistlichen Fürsten eine so hervorragende, daß auch freie Leute sich in die Ministerialität begeben, ohne daß sie dadurch ihrer Würde etwas vergaben. So werden die Edlen von Pappenheim Ministerialen des Königes [85]) und in Westfalen gab es schöffenbarfreie Dienstmannen [86]). Dies führte bald dahin, daß den Reichsministerialen vielfach Reichslehen übertragen wurden: so verleiht Ludwig der Baier 1385 seinem „lieben Diener" Philipp von Ringgenberg die Reichslehen von Wyßenau und Wengen [87]), und namentlich seinem Marschalle Kraft von Hohenloch öfters [88]). Was aber die Grafen und Herren noch näher berührte: es kommen schon ausdrückliche Erhebungen von Dienstmannen in den hochfreien Stand vor: so wird der Truchseß von Annenweiler frei erklärt und erhält das Herzogthum Ravenna [89]), so gibt Rudolf 1273 der Adelheid von Münzenberg, Gemalin Reinhard's von Hagenau, und ihren Nachkommen Freiheit und Ebenbürtigkeit mit dem Hochadel [90]), und eine ganze Reihe von Reichsministerialen erscheinen später unzweifelhaft als Hochfreie: wie die Marschälle von Pappenheim, die Truchsesse von Waldburg, die Schenken von Limburg, welche letztere sich ausdrücklich als Semperfreie bezeichnen [91]). — So dringen also allenthalben schon fremde Elemente in den geschlossenen Geburtsstand der Grafen und Herren ein. Diese mußten sich dagegen zu wahren suchen, da sie den zersetzten und gemischten niederen Ständen gegenüber neben den Fürsten allein noch die altteutsche Vollfreiheit repräsentirten. Dies Bewußtsein führte dazu die Fürsten und Grafen als Hochadelige von den Ritterbürtigen als niederen Adel abzusondern [92]). Die schon dem Stande einverleibten einzelnen Ministerialen ließen sich freilich nicht wieder ausscheiden.

4) Mit der Abschließung des Fürstenstandes einer- und des hohen Adels andererseits ist die Stellung der Grafen als nichtfürstliches Hochadels hinreichend gekennzeichnet. So treten in Urkunden und Reichsgesetzen der Zeit vom 14. bis 18. Jahrhundert die zwei geschiedenen Classen der Großen des Reiches ganz deutlich hervor, denen freilich juristisch keine wesentlich verschiedene Stellung zukommt. War doch das frühere Hauptrecht der Fürsten, die Königswahl, auf die Kurfürsten allein übergegangen. Die Grafen hatten vor Allem völlige Ebenbürtigkeit mit den Reichsfürsten. Ludwig's des Baiern Gemalin war eine Tochter des Grafen von Henneberg, der erst viel später gefürstet wurde. Dennoch macht man eine Scheidung zwischen principes comites und nobiles. Dies zeigt sich ganz deutlich in der goldenen Bulle, wo erst die Fürsten angeredet werden „die Lehen vom Reiche haben" und dann zu den übrigen Reichsangehörigen fortgegangen wird, an deren Spitze Grafen oder Barone stehen [93]). Noch 1745, als die Reichsgrafen schon längst Sitz und Stimme am Reichstage haben, stellen die Fürsten dem neuen Kaiser vor, „die allzu frequent gewordenen Erhebungen in den Reichsgrafenstand würden vor die Zukunft umsomehr eine abhelfliche Maasse verdienen, als Kurfürsten und Fürsten selbst daran gelegen sei, daß die ihnen am nächsten kommende Würde eigentlicher Reichsgrafen durch diese allgemein werdende Comitiven nicht vileſcire" [94]). Die Wahlcapitulation Franz' II. endlich theilt den Grafen den Rang „gleich nach dem Fürstenstande" zu und läßt sie allen nicht unmittelbaren Grafen und Herren vorgehen [95]). Der

außerordentlich bestritten: Göhrum, Ebenbürtigkeit I, 202. Homeyer, Heimath 6. u. 12 u. A. meinen, die Schöffenbaren seien nicht alle ritterbürtig gewesen; Stobbe, Zeitschr. f. d. R. XV, 336—345 will Allen Ritterbürtigkeit zusprechen; Ficker, Heerschild 157—173 führt aus, daß es überhaupt keine unbelehnten ritterbürtigen Schöffenbaren gegeben, diese Belehnten seien also die im fünften Heerschilde Genannten; daneben existirten aber auch schöffenbare Bauern, die den Heerschild nicht hätten. — Eine Erörterung dieser Meinungen liegt außer den Grenzen unseres Vorwurfes.

81) Ficker, Heerschild 158. 173 fg. 82) Fürth, Ministerialen 429 fg. 83) S. Landr. 3, 80. §. 2; 81. §. 2. Schw. Landr. 134 (Gg.). 84) Fürth, 435 fg. 85) Pütter, Misheirathen 44. Ficker, Heerschild 151. 86) Ficker 169 fg. 87) Böhmer, Regesten Ludwig's n. 1686; vergl. 1708. 1709. 1710. 1715. 88) Böhmer 1582. 618.

89) *Conrad. Ursp.* 1195. 90) Urk. bei Pütter, Misheir. 42 fg. 91) *Conrad. Ursp.* 1221. Urk. von 1225 bei *Pfeffinger*, Vitr. ill. III, 795. Ficker 151. 92) Göhrum, Ebenbürtigkeit I, 235. 93) Aur. bulla 1. §. 2: Statuimus insuper et mandamus universis aliis principibus fenda a sacro imperio R. tenentibus, quocunque nomine censeantur, nec non comitibus baronibus militibus etc. Vergl. *Ludewig*, Rell. MSS. II, 271. 94) Bedenken zur Wahlcap. 1745. art. 22 (*Gerstlacher*, Corp. jur. germ. I, 539). 95) Jüngste Wahlcap. 3. §. 21 (*Emminghaus*, Corp. jur. germ. 593).

ganze Stand, dessen Mitglieder allmälig fast alle volltönendere Titel annahmen, und vielfach geradezu gefürstet wurden [96]), wird immer häufiger als Reichsgrafenstand bezeichnet. Im J. 1792 befand sich kein einziger Freiherr im Grafencollegium [97]) — doch waren die Freiherren keineswegs ausgeschlossen, wie das Beispiel des Freiherrn von Bömmelberg zeigt, der 1800 die Herrschaft Gehmen von Limburg Styrum erwirbt und dafür seine Stimme führte. Ein Unterschied zwischen Grafen und Herren fand nicht statt: sie stimmten nach ihrer Anciennetät am Reichstage und unterzeichneten die Reichsabschiede ohne Rücksicht auf ihre Titel [98]).

5) Zwei Momente waren es namentlich, welche den Reichsgrafenstand an den Fürstenstand heranhoben. Erstens kamen im Laufe des 14. Jahrh. die alten Lehensverbindungen vielfach in Vergessenheit, sodaß man Gebiete als allodiale Herrschaften ansah, welche eigentlich von Fürsten, insbesondere von geistlichen Fürsten zu Lehen gingen. Von allen sogenannten allodialen Herrschaften läßt sich nachweisen und von den berufensten ist es nachgewiesen, daß sie vor dieser Zeit im Lehensnexus standen [99]). Zweitens aber mußte das fortwährende Hin- und Herwogen der Lehensbeziehungen unter den Fürsten zu einem anderen Principe hinsichtlich der Niederung des Heerschildes führen. Während man früherhin jede Lehensabhängigkeit von einem Genossen als Niederung des Heerschildes gefaßt und daher jeden in solchem Verhältnisse Stehenden, selbst wenn er daneben Reichs- oder Kirchenlehen besaß, als Ungenossen betrachtet hatte: wird jetzt umgekehrt die Belehnung durch Genossen als das Naturgemäße angesehen und der schon als gleichschildig begrüßt, der ein Stück reichsunmittelbarer Grafschaft bewahrt oder neu erworben hatte. Eine solche Besitzung ist aber bei allen Reichsgrafen nachzuweisen, welche nicht erst nach 1495 erhoben wurden. Die Umwandlung der Anschauung wurde dadurch befördert, daß man die Belehnung mit einem alten Fahnlehen als nothwendiges Erforderniß des Fürstenstandes anzusehen aufhörte. Dieser Begriff, der doch noch einigermaßen an die alten Amtsbezirke erinnerte, konnte der Zersplitterung aller Territorien gegenüber unmöglich aufrecht erhalten werden.

96) Walter I, 311. Ficker, Reichsfürstenstand 91 fg. 97) Pütter, Unterschied der Stände 116. Klüber, Staatsrecht 373 d. 98) *Pfeffinger*, Vitr. ill. II, 762 seq. 99) Pfeffinger II, 1132 zählt als solche Allode folgende auf: 1) Homburg, 2) Laubach (Solms), 3) Mörs, 4) Oettingen, 5) Pinneberg, 6) Sarwerden, 7) Sayn, 8) Schaumburg, 9) Wartenberg, 10) Zollern. Die allodiale Natur von 5 und 8 ist bekanntlich heftig bestritten selbst für spätere Zeit, jedenfalls ihre frühere Lehenbarkeit nie bezweifelt; bei 1 sind ganz eigenthümliche Verhältnisse; für 2 huldigen die Solms Hessen-Darmstadt (Büsching, Erdbeschreibung III, 1. 1469); 3 ist clevisches Lehen (Büsching III, 1. 947); 9 wurde erst 1699 zur Grafschaft erhoben, kommt also nicht in Betracht. Eine specielle Nachweisung hat Ficker, Heerschild 163, verheißen. Eigenthümlich ist übrigens die Bemerkung Wippermann's (Steht Waldeck unter hess. Landesherrlichkeit? 47 n. 1), daß die Grafschaft Aschersleben „unbezweifelt" Allod sei, während doch Ludwig 1330 dieselbe für ein zum Fürstenthum Askanien gehöriges Lehen erklärt (*Beckmann*, Anh. hist. III, 488).

So gehen die Herzoge von Pommern allmälig in den Reichsfürstenstand über, ohne daß von ihrer Erhebung in denselben irgendwie die Rede ist. Nur wird ihr Territorium bei der Neuverleihung von Brandenburg 1320 von dessen Lehensverbande abgetrennt [1]). Die unbeschränkte Theilbarkeit der Fürstenthümer, der erst durch die goldene Bulle zunächst für die Kurfürsten entgegengetreten wurde (und es dauerte lange bis die anderen Fürsten nachfolgten), riß die von Alters her zusammengehörigen Landstriche aus einander. Der Heimfall einzelner Theilfürstenthümer an das Reich war nicht selten, da nach teutschem Lehenrechte nur die Descendenz des ersten Erwerbers succedirte. Und so entstanden immer neue reichsfreie Territorien, auf Grund deren sich neue Grafschaften und Fürstenthümer erheben konnten.

6) Im Laufe des 15. Jahrh. erhielten die Reichsversammlungen eine festere Gestaltung [2]). Wenn die Stände immer noch nur in unbestimmten Zeiträumen zusammenberufen wurden und es z. B. unter Friedrich IV. mehrfach vorkam, daß einem solchen königlichen Rufe gar nicht oder nur sehr spärlich Folge geleistet wurde [3]), so lag der Grund davon einmal in der Zerfahrenheit des Reiches und der Gleichgültigkeit besonders der Städte, andererseits in dem hartnäckigen Beharren des Königs bei jedem Titelchen seines Rechtes. Der Reichstag, wenn er zusammentrat, schied sich in drei abgesondert berathende Collegien, der Kurfürsten, der Fürsten, Grafen und Herren und der Städte. Nur ein Beschluß, den der König mit allen dreien vereinbarte, war ein Reichsgesetz. Zur Fürstencurie wurden von jeher auch die Grafen und freien Herren entboten. Schon Ludwig der Baier ladet sie mit ein. So schreibt er 1330 einen Reichstag nach Frankfurt aus und entbietet dazu nicht blos Herzoge, Bischöfe und Städte, sondern auch die edlen Herren von Hellsezzin, Werte, Buhilingen, Mecklenburg-Schwerin und Hehinstein, sämmtlich bei seiner Ungnade und dem Verluste ihrer Reichslehen [4]); so beruft er 1335 von Augsburg aus neben und zwischen Reichsfürsten wie dem Pfalzgrafen, Henneberg, Nassau u. s. w. auch Grafen und edle Herren, wie Salm, Eppenstein, Wertheim, Hohenlohe u. A. zu einer Verhandlung: freilich „was der Kaiser mit ihnen tractirt ist ausgelassen" [5]). In Friedrich's IV. Instruction für seine Gesandten zu dem dann nicht zusammengetretenen Tage von Mainz 1441 werden neben „unsern frewnden den kurfürsten und andern geistleich und wertleich fürsten" auch „prelaten herren und stete" erwähnt, „die zu den egenanten tag gen Mencz komen werden" [6]). — Auf dem Reichstage zu Worms 1495 wurde denn endlich festgesetzt, daß zur Beaufsichtigung des neu errichteten Reichskammergerichtes und zur besseren Aufrechterhaltung des allgemeinen Land-

1) Böhmer, Reg. Ludwig's n. 1924. Ficker, Reichsfürstenstand I, 219 fg. Vergl. *Petrus ab Andlo*, De imp. R. G. II, 12. 2) Ranke, Reformationsgeschichte I, 86 fg. 3) Ranke VI, 3 fg. 4) *Oefele*, Scriptores rer. Boicarum I, 758. 5) *Oefele* I, 761. 6) *Chmel*, Reg. Friderici IV., Anhang S. III.

friedens „järliche versamblung der churfürsten fürsten prelaten graven freiherren und stende des reiches“ stattfinden sollten [7]). An allen den bezüglichen Berathungen nahmen die Grafen Antheil, wie der ihnen verheißene Platz auf den künftigen Reichstagen beweist und der Schluß des Reichsabschiedes noch ausdrücklich bezeugt: „hiebey sind gewesen unser lieb andechtig neven ohemen schweger und getrewen churfürsten fürsten — prelaten graven herren ritterschafft und der stett sendboten in treffenlicher anzal“ [8]). In welcher Weise die Grafen sich an der Abstimmung betheiligten, ist nicht ersichtlich. Ueberhaupt wurde vor völliger Ausbildung des Geschäftsganges am Reichstage wol nicht auf Majoritäten gesehen, sondern das zum Beschlusse erhoben, wofür sich die Kurfürsten und angesehensten Reichsfürsten erklärten. Damit war dann allerdings der thatsächliche Einfluß der Grafen sehr eingeschränkt [9]). Einen rechtlichen Ausdruck erhält diese untergeordnete Stellung bei Errichtung des Reichsregiments. Eingeführt wurde dasselbe, weil die jährlichen Versammlungen nicht vollzählig besucht und die Zwecke derselben daher auf andere Weise erreicht werden mußten. Unter den 20 aus den Kurfürsten, Fürsten und Prälaten je nach ihren Machtverhältnissen zu wählenden Mitgliedern des Reichsregiments, welche „vollkommene Gewalt“ haben sollten, befindet sich auch ein Abgeordneter der Grafen [10]). Sie sind damit als gleichberechtigte Stände ohne nachhaltigen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten anerkannt.

7) Daß die Grafen, welche leicht erkennen konnten, wie einzeln Keiner von ihnen Etwas vermochte, sich nach der geographischen Zusammengehörigkeit ihre Gebiete an einander schlossen, lag sehr in der Natur der Sache. Es kommt noch dazu, daß vielfach alte Bündnisse des Adels bestanden, die in der traurigen Zeit Friedrich's IV. sich gebildet hatten und bis in Maximilian's Regierung hinüberragten. Namentlich war dies in Schwaben der Fall, wo die Vereinigung des Georgenschildes Grafen, Herren und Ritterschaft umfaßte [11]). So tritt denn schon 1524 auf dem Reichstage zu Nürnberg eine Scheidung schwäbischer und wetterauischer Grafen hervor [12]). Und diese beiden Einigungen werden bald als Collegien anerkannt und ihnen je eine Stimme beigelegt. Neben ihnen erscheint in der ersten Zeit auch eine Curie fränkischer Grafen, so besonders auf den Reichstagen zu Regensburg 1546 und 1547 und zu Augsburg 1559. Es scheint aber, daß hier keine so feste Vereinigung zu Stande kam, wozu auch die äußeren Grundlagen fehlten — und daher die Körperschaft bald wieder aus einander ging, jedenfalls kommt sie im 16. Jahrh. nicht wieder vor. Die Franken hielten sich nunmehr auf den Reichstagen zu dem schwäbischen Collegium. Aber wegen der confessionellen Verschiedenheit entstanden bald die mannichfachsten Streitigkeiten [13]). Deshalb beantragten sie 1594 am Reiche die Verstattung zu Sitz und Stimme auf dem Reichstage, wie sie sich ausdrückten, restitutionem in integrum [14]). Der Kaiser verlangte die Einwilligung der beiden anderen Grafencurien. Die Wetterauer gaben die ihrige nicht nur, sondern sprachen den ausdrücklichen Wunsch aus, die Franken rehabilitirt zu sehen; die Schwaben dagegen hielten zurück. In Folge dessen und der bald beginnenden stürmischen Jahre, wo der Reichstag theilweise ganz aufhörte, zögerte sich die Aufnahme der Franken doch bis zum Jahre 1641 hin, obwol dieselben durch ihren Vertreter, Grafen von Hohenlohe, den Antrag mehrfach erneuerten und die Schwaben nachträglich ihre Zustimmung erklärten. Da endlich übersandte der Kaiser dem Reichshofrathe ein Decret zur Aufnahme der Grafen, „damit mehrgemelte graffen und herren von der session und stimm ferners nicht abgehalten, sondern ehist unweigerlich admittiret und zugelassen werden“ [15]). — Bei der Neubegründung des Reichstages im J. 1651 beanspruchten schließlich auch die westfälischen und niedersächsischen Grafen und Herren die Errichtung einer besonderen Curie. Sie waren bis dahin theilweise mit dem wetterauischen Collegium vereinigt gewesen. Es hatte aber bei Neuerhebungen und ebenfalls wegen des verschiedenen Glaubens Zwistigkeiten gegeben. Die Westfalen erlangten auch 1654 Sitz und Stimme als eigene Curie [16]), sodaß es von nun an bis zum Ende des Reiches vier Grafencollegien am Reichstage gab. Dieselben wurden zum Reichsfürstenrathe gezählt und gehören zum hohen Adel. Ein unmittelbar vom Reiche geliehenes Territorium war zur Reichsstandschaft nicht erforderlich, wenn das Gebiet nur kein landsässiges, d. h. der Landeshoheit des Lehensherrn unterworfenes war. So waren die Grafen von Wernigerode eigentlich nie vom Reiche belehnt. Schon Ludwig der Baier leiht seinem Sohne 1324 Brandenburg mit der dazu gehörigen Grafschaft Wernigerode und verweist die Grafen an den neuen Kurfürsten, um dort ihre Wiederbelehnung zu suchen [17]). In der eigentlich kritischen Zeit des 14. und 15. Jahrh. ist die Grafschaft stets von Braudenburg lehenbar, während sie freilich erst 1208 nachweislich dem Markgrafen zu Lehen aufgetragen ist. Später saßen Castell, Giech, Waldeck, Schönburg, Kaunitz im Grafencollegium, obgleich ihre Herrschaften alle lehenbare sind [18]), und der Kurfürst von Hanover führt eine Stimme für Diepholz, obgleich die Herren von Diepholz ihren sämmtlichen allodialen Grundbesitz 1256 den Grafen von Hoya aufgetragen hatten [19]).

8) Die Zahl der Mitglieder in den Collegien war verschieden: dem Kaiser steht das Recht zu, Reichsgrafen mit Sitz und Stimme auch ohne berechtigtes Territo-

7) Ewiger Landfr. von 1795. §. 6 (Oertel, Grundgef. 183), Handhabung bei *Datt*, De pace publ. 889. 8) *Datt* 283. 9) Vgl. Häberlin, D. Staatsrecht I, 268. 10) Ordnung des R.-Regimentes 1500. §. 4 (bei *Pfeffinger* IV, 438). 11) *Datt*, De pace p. 799. 12) *Pfeffinger* II, 722.

13) Pütter, Entwickelung d. d. Staatsverfassung II, 254. 14) Pfeffinger a. a. O. 15) Decrete Ferdinand's III. 23, 11. 1640 und 3, 5. 1641 (*Schmauss*, Corp. jur. publ. 725. 727). 16) Decret v. 17, 1. 1654 (*Schmauss* 897). 17) *Ludewig*, Rell. MSS. II, 270. 18) *Pfeffinger*, Vitr. II, 1127 seq. Pernice, Giech 39 fg. 19) Ficker, Heerschild 130.

rium zu ernennen und er hat von diesem Rechte vielfachen Gebrauch gemacht. Zugleich waren viele Grafen gefürstet, und führten Virilstimmen; behielten aber wegen anderer Herrschaften daneben ihren Sitz in einer Grafencurie bei. Im J. 1792 [20]) bestand die wetterauische Bank aus 36 Herren; darunter beide Hessen, die zugleich Virilstimmen führten und den Grafentag nicht mehr beschickten; die schwäbische Bank zählte 36 Glieder, darunter 10 Virilstimmen und 7 Personalisten; die westfälische Bank 33 Herren, darunter 9 anderweitige Reichsstände und ein Personalist, die fränkische endlich ungefähr 39 Glieder, darunter die limburgischen Allodialerben, wahrscheinlich 17, von denen viele daneben Virilstimmen hatten, ferner 6 Personalisten [21]) und 4 anderweit mit Reichsstandschaft begabte. Durch den lüneviller Frieden und den Reichsdeputationsschluß von 1803 wurden die Grafenbänke nicht so durchgreifend, wie der ganze übrige Reichsfürstenrath umgestaltet, die Veränderungen trafen hauptsächlich die westfälische Curie. Mehre linksrheinische Herren: Aspermont, Bassenheim, Metternich, Ostein, Plettenberg, Quadt, Schäsberg, Sinzendorf verloren ihre Besitzungen und wurden in Teutschland entschädigt; dabei aber ihre Stimmen auf die neuen Erwerbungen „radicirt" [22]). Durch den Rheinbund wurden sämmtliche Grafen, die in seinem Gebiete lagen, mediatisirt [23]), und was von ihnen übrig war subjicirte der wiener Congreß. Es ist also kein einziger früherer Reichsgraf unter die souverainen teutschen Bundesfürsten aufgenommen. Sie fallen aber alle unter den Artikel 14 der teutschen Bundesacte, werden zum hohen Adel gerechnet, haben volle Ebenbürtigkeit mit den Souverainen und bestimmte landeshoheitliche Rechte, während ihnen die eigentliche Landeshoheit, selbst die subjicirte, mangelt. Den Häuptern der Grafenhäuser wird das Prädicat „Erlaucht" beigelegt, während die Fürsten „Durchlaucht" titulirt werden.

Wie es bei dem Zuge des teutschen Reiches nach corporativer Gliederung natürlich war, sind auch die Grafencollegien als juristische Personen gestaltet. Die innere Organisation ist freilich verschiedenartig und theilweise durch die confessionellen Verhältnisse bedingt. Das schwäbische Colleg galt als rein katholisch, das wetterauische als rein evangelisch. Ueber den Charakter der westfälischen Curien ward seit 1774 ein langwieriger und unerquicklicher Streit geführt, der den Reichstag von 1780—1784 geradezu zum Stillstand brachte. Die Veranlassung dazu war, daß zu der seit 1767 stattfindenden Kammergerichtsvisitation plötzlich an Stelle des erwarteten katholischen Gesandten des schwäbischen Grafenverbandes ein solcher Seitens der westfälischen Curie erschien, freilich nur mit Vollmacht des Grafen Metternich versehen. Diese Vollmacht wurde aber mit einer Stimme Majorität zugelassen. Die evangelischen Reichsstände protestirten natürlich. Es fand eine Itio in partes statt. Endlich ist der Streit 1784 durch einen Vergleich unter beiderseitigen Rechtsverwahrungen dahin beigelegt, daß das westfälische Collegium fortan für gemischt galt [24]). Die fränkische Stimme, welche die Katholiken bei dieser Gelegenheit ebenfalls hatten zu sich herüberziehen wollen, wird von einem evangelischen Gesandten geführt. — Die einzelnen Collegien der Grafen hatten wie Kurfürsten, Fürsten und Städte ihre besonderen Zusammenkünfte, sogenannte Grafentage. Bei den wetterauischen stand an der Spitze der Corporation ein Director und vier alternirende Beigeordnete, bei den Schwaben zwei lebenslänglich gewählte Directoren und vier Beigeordnete, bei den Franken ein Director und zu Zeiten ein Beigeordneter, bei den Westfalen ein evangelischer Director und ein katholischer Subdirector, den es aber seit 1744 nicht gegeben hat [25]).

9) In einem gewissen Zusammenhange mit der Reichsstandschaft steht die Kreisstandschaft, die ebenso wie jene sich auf ein reichsunmittelbares Gebiet (mit den oben angedeuteten Maßgaben) gründete [26]). An sich freilich ist die Verbindung keine nothwendige: die Reichsstände hatten zwar, seitdem sich die Kreiseintheilung über ganz Teutschland erstreckte, alle Sitz und Stimme auf den Kreistagen — die wenigen Herren, welche schon Sitz auf dem Reichstage erlangt hatten, auf dem Kreistage aber noch nicht eingeführt waren, oder deren Herrschaften, wie z. B. Dyck, wofür Salm Reifferscheidt eine Stimme in der westfälischen Curie zustand, nicht „eingekreist" waren [27]), kommen nicht in Anschlag. — Umgekehrt aber gab es namentlich einige Grafen, welche zwar Kreisstandschaft, aber keine Reichsstandschaft hatten [28]). So führte z. B. Baiern wegen der Herrschaften Mindelheim und Schwabeck eine Stimme auf dem schwäbischen Kreistage, hatte dafür einen Matricularanschlag von 76 Gulden und nahm doch bis 1706 nicht an einer Grafencurie deswegen Theil [29]). Vielfach kam es auch vor, daß reichsständische Grafen auf den Kreistagen mit unter den Fürsten saßen, während sie auf dem Reichstage nur Antheil an einer gräflichen Curiatstimme hatten. Das älteste und eigenthümlichste Beispiel jener Art sind die Grafen von Mansfeld [30]).

10) Wenn die Grafen weder Reichs- noch Kreisstände waren, so waren sie jedenfalls Landstände: denn Grafen ohne Grundbesitz, also ohne Qualification zur Landstandschaft gab es in älterer Zeit wenigstens nicht. Indessen kommen auch Landtage vor, z. B. in Tyrol, wo die Adeligen als solche ohne Rücksicht auf ihren Grundbesitz erscheinen. In einigen Ländern sind nun wirkliche landsässige Grafen und Herren vorhanden, d. h. solche, die vermöge ihres Hochadels und vermöge der Eigenschaften des ihnen zustehenden Territoriums zur Reichsstandschaft

20) Lancizolle, Uebersicht der Reichsstandschaftsverhältnisse 7 fg. 11. 21) Nicht sieben, wie Lancizolle angibt, denn Giech scheidet aus. 22) R. D. Hschl. §. 24. §. 41 (Mirus, Diplom. Archiv 1a, 174. 193). 23) Rh. B. A. 24 (Mirus, 1a, 248).

24) Pütter, Entwickelung III, 141—154. Leist, Staatsrecht 244. n. 8. 25) *Pütter*, Institutiones 104 seq. 26) Wahlcap. 1792. 1. §. 5 (Emminghaus 590). 27) Berghaus, Deutschland vor 100 Jahren II, 207. V.; vergl. außerdem XVI, 218; XX, 221. 28) *Pütter*, Instit. 113. 29) Berghaus, Deutschland vor 100 Jahren I, 217. 30) *Pfeffinger* II, 748. Ficker, Reichsfürstenstand I, 112.

berufen wären, die aber nicht nur in Lehensabhängigkeit, sondern geradezu unter die Landeshoheit eines Fürsten gerathen sind. Ja, namentlich in Sachsen haben wir in Folge der zahlreichen Mediatisirungen, welche das Kurhaus vornahm, das eigenthümliche Verhältniß, daß sogar Reichsstände verbunden sind an den Landtagen Theil zu nehmen. So sind die Schönburg, die Mansfeld, die Stolberg, die Schwarzburg sächsische Landstände und daneben doch Mitglieder der Grafencurien auf dem Reichstage, Schwarzburg seit 1697 sogar zur Führung einer Virilstimme berechtigt. Die Erinnerung an ihre eigentlich hervorragendere Stellung äußert sich bei den Landständen vielfach darin, daß sie (vom Kaiser gewöhnlich unterstützt) die Landeshoheit abzuschütteln und Reichsstandschaft zu erlangen streben. So werden die früher unter Oesterreich landsässigen Edlen von Saneck, die Karl IV. zu Grafen von Cilly erhoben hatte, durch K. Sigismund zu gefürsteten Grafen erhoben: die Herzoge von Oesterreich wollten sich diese Entziehung eines so mächtigen Unterthanen nicht gefallen lassen, beschwerten sich beim Kaiser und befehdeten den neuen Grafen. Aber der Kaiser erklärt, er wisse nicht anders, als daß die Cilly stets reichsfrei gewesen seien, und so ist endlich Friedrich IV. als König selbst gezwungen, die Erhebung der Cilly in den Fürstenstand zu bestätigen [31]). In ähnlicher Weise werden die Grafen von Schauenburg zu Fürsten von Holstein erhoben, und ändern auf Protest des Königes von Dänemark ihren Titel in „Fürsten des Reiches, Grafen von Holstein" [32]). Gewiß unrichtig ist es jedoch, wenn man neuerdings hat behaupten wollen [33]), es habe sich vielfach auf den Besitzungen solcher hochstrebender und mächtiger landsässiger Herren eine Art abgesonderter ständischer Verfassung ausgebildet. Als Beispiele dieser ganz eigenthümlichen Erscheinung wird zunächst ein Brief Markgraf Friedrich's I. von Brandenburg aus dem Jahre 1451 angeführt an Prälaten, Ritter, Mannschaft, Bürgermeister und Rathmannen der Herrschaft und Stadt Wernigerode, worin diese erinnert werden, sich nachdem sie durch Recht und Spruch der Mark zugefallen („komen sint worden") inskünftige an niemand Anderes zu halten [34]). Dieser Brief bezieht sich offenbar auf die Cession der Lehenshoheit über Wernigerode, die 1449 in Folge des zinnaer Vertrages von Magdeburg an Brandenburg erfolgte. Der „Andere" also, an den sich die Wernigeroder nicht mehr halten sollen, ist der Erzbischof von Magdeburg, nicht etwa der Graf selber. Das Beispiel ist aber durchaus nicht zutreffend. Denn es ist nicht abzusehen, weshalb sich in Wernigerode, das erst seit 1714 die superioritas territorialis des Königs von Preußen anerkannt hat, keine eigene Stände gebildet haben sollen. Die Grafschaft war ganz selbständig, nicht landsässig, wie die Grafen denn niemals auf den brandenburger Landtagen erschienen, und nur wie viele andere Reichsfürsten lehenbar. Ebenso wenig paßt die Bezugnahme auf das Bisthum Kamin. Denn das Verhältniß desselben zu den pommerschen Herzogen war ganz ähnlich: der Bischof gehörte in früheren Zeiten gar nicht zu dem Reiche, später war er Reichsstand und stand gleich Bamberg in temporalibus unmittelbar unter dem Papste, sodaß seine Abhängigkeit von Pommern gleich Null war [35]). Ein ferneres Beispiel ist eine Urkunde von 1398, worin die Grafen von Lindau die „Hoheit Jobst's von Mähren anerkennen, der Herrschaft von Brandenburg zu dienen und mit ihren Landen und Leuten derselben beständig zu sein versprechen" [36]). Diese Urkunde bekräftigen 21 Ritter und die Rathmannen einiger Städte, offenbar Lehensmannen von Lindau, und geloben, daß ihre Herren ihr Versprechen ganz und unverrückt halten werden. Von Ständen ist hier gar nicht die Rede, sondern von der ganz gewöhnlichen Sitte, die sehr häufig bei den Verträgen von Regenten verschiedener Länder begegnet und doch wol mit der Eideshilfe zusammenhängt, daß die Lehensleute einer Zusicherung ihres Seniors beitreten. Die Grafen von Eberstein endlich „Herren von Naugard und Massow," wie sie sich in Pommern nannten, stehen im Lehensverhältnisse zum Bischofe von Kamin. Daher ist es zu erklären, daß man, als durch die schlechte Verwaltung eines Vormundes das Land in Unordnung gerathen ist, ihn herbeirupft, um die Ordnung wiederherzustellen. Daß dies von den Lehensleuten des Grafen, den Rathmannen und der Gemeinde zu Naugard geschieht, also den naturgemäßen Organen der Bevölkerung, beweist noch keine ständische Thätigkeit derselben. Und wenn der Bischof eine Anzahl von Männern niederzusetzen verspricht, mit deren Beirathe er das Land verwalten wolle, so zeigt dies eben deutlich, daß eine solche Vertretung des Landes erst neu geschaffen werden mußte und erklärt sich aus den augenblicklichen Ausnahmszuständen.

Meistentheils scheiden sich die Landstände in Prälaten, Ritterschaft und Städte, und es wird innerhalb der Ritterschaft der Herrenstand in keiner Weise ausgezeichnet, sodaß sich also die obige Bemerkung bewahrheitet, daß die Grafen, welche nicht zu Reichsständen sich emporhoben, zu einfachen Magnaten herabsinken [37]). In Oesterreich freilich werden vier Stände: Prälaten, Herren, Ritter und Städte unterschieden, und z. B. auf dem Landtage zu Wien 1441 werden je drei aus den vier Ständen zu „Anwälten" gewählt, „nach deren Rathe regiert werden soll" [38]). Aus dem Herrenstande sind dies Graf Johann von Schauenburg, also ein ehemals reichsunmittelbarer Herr [39]), Leopold Herr von Eckardsau, einer landsässigen Herrschaft, und Stefan von Hohen-

31) *Chmel*, Reg. Frid. IV. 1. n. 1511. Unger, Landstände II, 55. 32) *Pfeffinger* III, 241. 33) Unger, Landstände II, 61 fg. 34) *Raumer*, Codex dipl. Brandenburg. I, 181.

35) Ficker, Reichsfürstenstand I, 277 fg. 36) *Raumer* I, 22, der ebenfalls von „Ständen der Herrschaft Ruppin" spricht. 37) Unger, Landstände II, 66. 38) Chmel, Reg. Friedrich's IV. 282, ähnlich n. 1444. n. 1607. 39) Die Grafen erscheinen auch später in ziemlich unabhängiger Stellung. Denn 1444 geloben sie Friedrich IV., ihm „getrew gehorsam gewertig hilfflich ratsam beigesessendig und dienstlich" zu sein, unterwerfen sich ihm also in den Formen der Commendation (Chmel 1867).

berg [40]). Hier sind also in der That die Grafen und Herren ausgezeichnet. Aber bei den Berathungen gehen sie stets mit den Rittern zusammen, niemals treten sie mit einem selbständigen Antrage hervor. Dies wird noch deutlicher auf dem zweiten Landtage von 1444 [41]). Die Herren und Ritter werden hier zwar dem Titel nach unterschieden, aber ganz gleich hoch abgeschätzt und ihre Grundholden gleich stark besteuert. In Oesterreich kann man die Ständescheidung daher als Reminiscenz betrachten. In Sachsen, wo ebenfalls ein eigener Herrenstand erscheint, lag der Grund davon wol in den zahlreichen „eximirten" Herren, welche den Landtag besuchen mußten, die denn aber doch nicht ganz auf demselben Fuße wie die landsässige Ritterschaft behandelt werden konnten.

B. Mit der Umwandlung der Amtsbezirke in Fürstenthümer und der dadurch veranlaßten Herausbildung eines neuen Adelsbegriffes wird auch allmälig ein Recht des Königs anerkannt, den Adel zu verleihen. Nach der Scheidung eines hohen und niederen Adels (im juristischen Sinne) ist diese Verleihung aber bei beiden eine grundverschiedene, sowol im Principe als im weiteren Verlaufe [42]). Nach dem Rechte des Sachsenspiegels sind die Schöffenbaren, d. h. die alten Reichsfreien, den Fürsten und Herren ebenbürtig und letztere haben keinen erheblichen Vorzug, obgleich sie ein landrechtlich höherer Stand sind. Als die Schöffenbaren in dem gemischten Stande der Ritterbürtigen untergingen, bewahrten sie doch noch ein Bewußtsein ihrer ursprünglichen Gleichberechtigung mit den Fürsten, das sich namentlich in den Bestrebungen der Reichsritterschaft (s. u.) kund gibt, Theilnahme an den Reichsversammlungen sich zu erobern. Nach Constituirung des Reichstages ist aber von einer Zurechnung der Reichsritter zum hohen Adel Nichts mehr zu bemerken. Man sollte überhaupt nunmehr, wie neuerdings treffend bemerkt ist [43]), nicht von hohem Adel mehr sprechen; denn der Begriff ist reichsgesetzlich nie festgestellt und überhaupt eine theoretische Abstraction; sondern sollte die deutliche Bezeichnung „reichsständische Geschlechter" wählen, die eine wirklich greifbare Gesammtheit befaßt. Doch auch schon vor Errichtung des Reichstages lag eine wesentliche Differenz in dem reichsfreien Grundbesitze, den die Hochadeligen sämmtlich inne hatten. Ein solcher stand den Ritterbürtigen in der Regel nicht zu — er war kein nothwendiges Erforderniß dieses Standes; daher strebten die unter ihnen höher, welche auf reichsfreien Gütern saßen, die alten Schöffenbaren. Dies reichsunmittelbare Gebiet aber, ohne welches der Hochadel nicht zu denken ist, bedingte von vornherein einen Unterschied zwischen den Erhebungen in den Fürsten-, Grafen- und Herrenstand und denen in den Stand der Ritterbürtigen.

1) Die Gründe und die Möglichkeit der königlichen Befugniß durch einen Brief, d. h. eine Urkunde zu adeln, lagen in der Verwischung der alten Ständeunterschiede durch Emporkommen des Ritterwesens, welche oben dargestellt ist (A, 3). Der Waffendienst verband die Ministerialen, welche Waffen führten mit den freien, welche das Waffenrecht wirklich ausübten, das ursprünglich und vorzugsweise allen Freien zukam. Dieser neue aus heterogenen Bestandtheilen gemischte Stand drückte die nicht waffenführenden Freien hinab, erschien ihnen gegenüber als bevorzugte Classe, als Ritteradel. Von Alters her galt nun der Grundsatz, daß wen der König frei läßt recht und voll frei ist [44]). Daher standen Reichsdienstmannen, welche der König zur vollen Freiheit freilassen wollte, sofort mit den Vollfreien auf gleicher Stufe. Dies steht keineswegs mit den Lehren der Rechtsbücher im Widerspruche. Nach dem Sachsenspiegel erhält der freigelassene Dienstmann freier Landsassen Recht [45]). Er bekommt demnach die Stufe der Freiheit, welche ohne Grundbesitz zu erlangen ist; denn die Landsassen ne hebbet nen egen in me lande [46]). Sobald er reichsfreien Grundbesitz erhält, d. h. sobald ihm beim Aussterben der Schöffen einer Grafschaft ein Gut vom Könige gegeben wird, steigt er zur Schöffenbarfreiheit empor [47]). Der Schwabenspiegel läßt die freigelassenen Ministerialen, wenn sie von Ritters Art sind, d. h. ein ritterliches Leben führen, Mittelfreier Recht erlangen [48]). Die freien und unfreien Ritter waren zur Zeit dieses Spiegels gänzlich zu Einem Stande verschmolzen und die nicht ritterbürtigen Freien standen ihnen gegenüber tiefer. Es wäre ein eigenthümlicher Widerspruch, wenn ein solcher unfreier Ritter in Folge der Freilassung gezwungen gewesen wäre, das ritterliche Leben aufzugeben und sich den freien Bauern anzuschließen, wenn er dadurch nicht vielmehr seinen in allem Uebrigem ebenbürtigen Genossen nun auch in der Geburt hätte gleich-

40) Die Grafschaft Hohenberg in schwäbisch Oesterreich hatte Erzherzog Leopold 1384 angekauft (Büsching III, 1, 564); es handelt sich hier vielmehr um das Schloß Hohenberg mit seinem Gebiete, das 1444 erst zur „Herrschaft" erhoben wird. Indessen wird die Eigenschaft der Hohenberg als eingewanderter adeliger Herren in der Urkunde anerkannt (Chmel, Reg. Friedr. 1632). 41) Chmel 401. 42) Dies hat *Klüber*, De nobilitate codicillari allerdings bemerkt, aber doch die Briefadelsverleihung und die Standeserhöhung nicht hinreichend aus einander gehalten. 43) Zöpfl, R. G. 343.

44) Roth, Feudalität 289 fg. 295. 45) S. Landr. 3, 80 §. 2. 46) S. Landr. 3, 45. §. 6. 47) S. Landr. 3, 81. §. 1. 48) Schw. Landr. 134 (Gg.): Und lat ein leienfürste sinen dienstman fri, der von ritterlicher art is geborn, der *behaltet* mittelfrien recht. Diesem directen Ausspruche des Schwabenspiegels gegenüber, der wiederum (s. oben n. 9) durch Nichts im Sachsenspiegel veranlaßt war — denn letzterer knüpft im entsprechenden Artikel die Erhebung der Reichsministerialen zu Schöffenbarfreien ausdrücklich an das Aussterben der schöffenbaren Geschlechter einer Grafschaft, was der Schwabenspiegel ganz bei Seite läßt — kann ich mich von der Ausführung Ficker's (Heerschild 150 fg.) nicht überzeugt erklären, daß freigelassene Dienstmannen in Süddeutschland zu freien Herren wurden. Die Beispiele, welche Ficker anführt, sind theilweise nach seinem eigenen Zugeständnisse nicht ganz beweisend, weil man die frühere Ministerialität der später als Freiherren erscheinenden Geschlechter nicht ohne Weiteres behaupten kann (besonders die von Ficker direct angesprochene Unfreiheit der Pappenheim möchte doch einiges Nachweises bedürfen). Daß Ministerialen freie Herren werden konnten, wird durch Ficker dargethan, daß sie es werden mußten, nicht.

gestellt werden sollen [49]). Da die Bauern bald sämmtlich Colonen wurden, die Bürger aber nicht in Betracht kommen, so stellte sich die niedrigste Stufe der Vollfreiheit in der That als Ritterbürtigkeit dar und weil diese mit Heerschildsfähigkeit identisch ist, so ist die Freilassung Verleihung des (passiven) Lehenrechtes an den Gefreieten, und wenn er schon ritterbürtig ist, der Ebenbürtigkeit mit seinen Genossen. Unter allen Umständen ist diese Freilassung die erste Form der Standeserhöhung [50]). So wurde Elisabeth von Maltitz, die Gemalin des Markgrafen von Meißen, 1278 von Rudolf von „allen Rücksichten einer knechtischen oder dienstmännischen Geburt befreit" und ihr „Ehre und Titel der adeligen und freien Geburt" verliehen [51]), so wird 1323 Heinrich von Waldenberg vom Kaiser für frei erklärt und mit allen Rechten der Ingenuität begnadet [52]). Es wird schon in diesen Freilassungen eine Art Erhebung in den Adelsstand gesehen. Hierzu trat im Fortgange der Zeit der Einfluß des römischen Rechtes. Man legte dem teutschen Kaiser dasselbe Recht bei, wie die römischen Cäsaren — ihre Vorfahren am Reiche — gehabt hatten, Würden und Titel, namentlich den Patriciat, zu verleihen und die adelige Abkunft zu bestätigen oder erneuernd anzuerkennen [53]). Es bildet sich so die Anschauung, welche auch schon dem altteutschen Rechte nicht ganz fremd ist, daß der Kaiser der Urgrund alles Adels sei, von dem jede Ehre und Würdigkeit im Reiche ausgehe. Sigismund spricht im J. 1437 diesen Gedanken bei Gelegenheit der Erhebung der Herren von Schlick zu Grafen im römischen Constitutionenstyle aus: „also das von dem Throne Kayserl. Mayest. aller Adel kumbt und Ursprung nymt, gleich als von der Sonnen der glantz, und ist auch kein Adel Ehr noch Wirde zu rechen, er sey von Königen, Fürsten oder Herren — dann von dem Heyligen Römischen Reich, also von einem Grund alles Adels" [54]). Eine solche Unterstützung des königlichen Rechtes war auch nothwendig, um dasselbe überhaupt aufrecht zu halten. Denn im Laufe der Zeit schloß sich der Ritterstand ebenfalls ab, und nicht mehr Jeder, der die Waffen führte, wird als Mitglied des Standes angesehen, sondern nur der, welcher wirklich von ritterbürtigen Ahnen stammt. Dieser neue Gebrauch der Adelsverleihung, der sich zunächst in Dispensation von den Vorbedingungen zur Erlangung der Ritterwürde äußert, wird unter Karl IV. in Teutschland üblich. Das erste Diplom in diesem Sinne ist von 1357 [55]). Er stammt wahrscheinlich aus Frankreich, wo diese Sitte schon viel früher einheimisch war, und konnte bei den nahen Beziehungen der lützelburgischen Kaiser zu Frankreich leicht nach Teutschland verpflanzt werden.

2) Eine Standeserhöhung fand vor dem Jahre 1180, d. h. vor Umgestaltung und Abgrenzung des Reichsfürstenstandes, beim Hochadel wol statt, wenn ein edler Herr mit einer Grafschaft beliehen oder eine mittelbare Abtei zur reichsunmittelbaren erhoben wurde. Bei der durchaus verschwimmenden Grenze des Fürstenstandes nach Unten indessen, der Grafen und vielfach auch Burggrafen mitbegriff, tritt die hierin liegende Standesveränderung nicht ins Bewußtsein [56]). Anders wird es, als die Reichsfürsten sich als wirklichen Stand constituiren: nunmehr kann allerdings eine bewußte Erhebung in diesen Stand stattfinden. Die Voraussetzung des fürstlichen Standes war aber, wie oben gesagt, eine reichsunmittelbare und reichslehenbare Besitzung. Gleich von vornherein hat also diese Standeserhöhung eine dingliche Grundlage, es war eine sogenannte Realnobilitation. Um daher eine Erhebung in den Fürstenstand mit allen Wirkungen vorzunehmen, war es nöthig, daß der neue Fürst ein reichsfreies Territorium bei seiner Erhebung schon hatte oder ein solches zugleich mit derselben erhielt. Der Titel, der ihm verliehen wird, ist etwas durchaus Accessorisches, „nur Fahnlehen wenn ihm das geliehen wird, erhöht des Mannes Heerschild" [57]). Der Lehensauftrag eines allodialen Gebietes, wie 1235 bei Braunschweig der Fall war, oder die Belehnung mit einem heimgefallenen Reichslehen, wie die der Grafen von Habsburg mit Oesterreich, bleibt die Hauptsache. Während des 13. Jahrh. wird dieser Grundsatz festgehalten, und keiner zum Fürsten erhoben, als wer nach der strengen Regel der Niederung des Heerschildes keines Genossen Mann war [58]). Anders mußte es werden, als sich die Anschauung änderte (s. oben A, 5), und zur Reichsunmittelbarkeit und Fürstengenossenschaft nur Ein freies Territorium neben Lehen von Laienfürsten erfordert wurde. Dann genügt schon dieses Gebiet, um darauf den Fürstentitel zu „radiciren." So konnte der 1358 neuerhobene Markgraf von Jülich seine Lehen vom Pfalzgrafen behalten, er hatte ja daneben die alte reichsfreie Grafschaft Jülich und es wurde ihm außerdem die Herrschaft Falckenberg zu einer „wahren Grafschaft" erhoben und bestätigt [59]). Dieser Grundsatz hätte sich seit Stiftung des Reichstages und namentlich seit dem Jahre 1582 noch mehr befestigen müssen. Denn von da an griff allmälig [60]) die Anschauung Platz, daß nicht der Fürst für seine Person, sondern als Vertreter seines Territoriums Sitz und Stimme habe, daß also der jedesmalige In-

49) Fürth, Ministerialen 469—471. 50) Gaupp, Ansiedlungen 123. Zöpfl, Misheirathen 27. 51) Urkunde bei Bütter, Misheirathen 35 fg. 52) Urkunde bei Fürth, Minist. 92. n. 511. 53) Vergl. c. 1. de dignit. 12, 1: Si ut proponitis et avum consularem et patrem praetorium virum habuistis et non privatae condicionis hominibus sed clarissimis nupsistis, claritatem generis retinetis, und Bartolus zu dieser Stelle. 54) *Emminghaus*, C. jur. germ. 80. 55) Siehe *Khüber*, De nob. cod. 77, III, die Urkunde, wodurch drei Brüder „filii quondam Simonis de Formentinis de civitate Austria" und ihre Erben und Kinder „per masculinam lineam de vestris corporibus legitime descendentes a Nobilitate et honoris civium nobilium titulo privilegio et honorificentia" und dem Rechte beliehen werden, „tanquam nobiles cives feuda tenere recipere habere possidere et in ipsis succedere." Vergl. Eichhorn III 378 e.

56) Ficker, Reichsfürstenstand 90 fg. 57) S. Landr. 21 §. 2: It ne hoget nicht der mannes schild denne vanlen, o ime dat gelegen wert. 58) Ficker, Heerschild 122. 59 *Pfeffinger* III, 248 b. 60) Nicht plötzlich: s. Häberlin, Staatsrecht I, 270 fg.

haber desselben — und nur dieser — zum Sitz im Reichsfürstenrathe berechtigt sei. Allein gerade in dieser Zeit (seit Karl V.) gewann die Theorie von dem unbegrenzten Adelsverleihungsrechte des Kaisers für den niederen Adel immer mehr Boden und äußerte ihren Einfluß auch auf den Hochadel. Während in früheren Zeiten die Kaiser regelmäßig auch das Territorium des Erhobenen berücksichtigten, so begnügen sie sich jetzt mit Ertheilung des Fürsten- oder Grafentitels und schaffen damit die neue Classe der reichsständischen Personalisten, gegen deren Eindringen in den Fürstenrath und die Grafencurien die Betheiligten sich hartnäckig, aber doch vielfach vergeblich zu wehren suchten [61]). So sagt 1437 K. Sigismund bei Erhebung der Schlick zu Reichsgrafen: „Erheben nennen Schöpffen Wirdigen und machen auch dieselbige Herrschaft zu Passau, die Wir Ime vormals gegeben und verschriben haben, zu einer Edlen Grafschaft in crafft diß Briffs" [62]); dagegen ist z. B. von einer Erhebung der Herrschaft Thurnau zur Grafschaft nicht die Rede, als die Herren von Giech 1695 gegraft werden [63]).

3) Als die Adelsverleihungen zunahmen, hatte dies zunächst die Folge, daß man systematischer zu Werke ging. Man schloß sich den schon vorhandenen Bezeichnungen für die Hochfreien an und verlieh den Neugeadelten dieselben Titulaturen. So entstanden sechs Stufen des niederen Adels: Grafen, Freiherren oder Barone, Edle oder Bannerherren, Ritter des heil. röm. Reichs, Edle von und gemeine Adelige [64]). Die ersten drei Classen entsprachen hochfreien Geschlechtern, die auch auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatten [65]). Mit dieser Eintheilung in Rangstufen ist indessen nicht gemeint, daß alle niederen durchlaufen werden müssen, um zur höchsten zu gelangen. Es kommen Promotionen per saltum genug vor. So werden Raimund und Anton Fugger 1530 von Karl V. aus bürgerlichem Stande zu Grafen erhoben [66]), und ähnlich 1710 von Leopold I. Anna Sabina Hedwiger, die Gemalin Leopold Eberhard's von Würtemberg zur Gräfin von Sponeck [67]). — Unter dem Hochadel gab es eigentlich keine Rangverschiedenheiten mehr. In früherer Zeit wird zwar in den Zeugenreihen eine bestimmte Ordnung inne gehalten, und meistens stehen die Herzoge voran und folgen ihnen die Markgrafen, Pfalzgrafen, Landgrafen, Grafen [68]). Allein seitdem die Kurfürsten von dem Fürstenstande als bevorzugte Classe sich absondern, unter denen dem Range nach der Pfalzgraf voran, der Herzog in der Mitte, der Markgraf zuletzt steht [69]), seitdem ferner der sonst für den ganzen Stand übliche Name Princeps, Fürst, als Titel Einzelner gewöhnlich wird [70]), war diese alte Rangordnung nicht mehr zu beobachten möglich. Endlich mit Errichtung des Reichstages ging das alte Titelwesen, das sich aufs Genaueste an die frühere Amtseigenschaft anschloß, gänzlich aus den Fugen.

4) In Folge der immer weitergreifenden Usurpationen der Fürsten gegenüber der königlichen Machtvollkommenheit, wird es gebräuchlich die Adelsverleihungen als kaiserliches (nicht als königliches) Reservatrecht zu betrachten, d. h. als ein Recht bei dessen Ausübung der Kaiser an Kurfürsten und Stände nicht gebunden und deren Beirath nicht erforderlich war [71]). Daher denn auch die Bestimmung der Wahlcapitulation, daß alle Adelsdiplome in der kaiserlichen Kanzlei expedirt werden müssen [72]). In Betreff des hohen Adels war diese Anschauung rein illusorisch. Dagegen hatte sie hinsichtlich des niederen Adels ihre volle Wirksamkeit. Eine natürliche Folge hiervon war, daß der Kaiser nun auch dies Recht in jeder Weise auszubeuten suchte. So kam es, daß sich bald förmliche Taxen für die Erlangung der einzelnen Adelsstufen bildeten [73]). Der niedrigste Grad ward nicht einmal vom Kaiser selbst, sondern lediglich vom Reichsvicekanzler verliehen; außerdem haben die Hofpfalzgrafen, denen eine sogenannte Comitiv ertheilt war, das Recht zu nobilitiren und haben dasselbe in erschreckender Weise gemisbraucht [74]). Auch die Reichsvicare hatten das Recht Adelstitel wenigstens bis zum Grafen zu verleihen.

5) Die durch eine Urkunde Geadelten, der sogenannte Briefadel, erhielt in der ersten Zeit alle Rechte der altadeligen Geschlechter: also Waffen- und Wappenrecht, Turnierfähigkeit, Ebenbürtigkeit mit den Rittern, Schöffenbarkeit im Fürstengerichte, Fähigkeit in Ritterorden zu treten. An sich war betreffs dieser Rechte kein Unterschied zwischen den einzelnen Adelstiteln. Denn der Titel verleiht in keiner Weise eine weitergehende Befugniß als die des Adels im Allgemeinen. Als indessen die Adelsverleihungen immer mehr überhand nahmen, suchten sich die altadeligen Geschlechter gegen das Eindringen des Briefadels zu sichern. Sie fingen deshalb an zum Eintritt in die Stifter und Ritterorden eine gewisse Ahnenzahl zu fordern. Zugleich kam es dem Niederadel zu Gute, daß auch die reichsständischen Familien Beeinträchtigungen ihrer Rechte befürchteten und deshalb die Kaiser zu Einschränkungen ihrer Befugniß veranlaßten. Nach der Idee der Kaiser nämlich sollten die neu in den Fürsten- und Grafenstand Erhobenen gleich den alten Ständen Sitz und Stimme am Reichstage haben, selbst wenn sie kein reichsunmittelbares Gebiet inne hatten. In der That war dies auch durchaus consequent. Niemals war überhaupt festgestellt, daß eine Herrschaft und eine Herrschaft welcher Art zur Theilnahme an der Reichsversammlung berechtige. Gestand man also dem Kaiser das Recht der Adelsverleihung mit allen daran klebenden Rechten zu, so war da-

61) Pütter, Misheirathen [illegible]. 62) Urk. bei *Emminghaus*, C. I. G. 81. 63) [illegible]. 64) Urk. bei Pernice, Giech 85. 64) *Klüber*, De nob. cod. [illegible]. 65) Auch edle Herren saßen auf dem Reichstage, wie [illegible]. 66) Urk. bei [illegible] Reuß-Plauen, Geroldseck (*Pfeffinger* II, 730). 67) Urk. bei Pütter, Misheirathen III, 1086. 68) Ficker, Reichsfürstenstand 73 fg. 69) Häberlin, Staatsrecht I, 297. 70) Ficker, Reichsfürstenstand 120 fg.

71) *Pütter*, Instit. 247. 72) Wahlcap. 1792. 22. §. 7 (*Emminghaus*, C. I. G. 608). 73) *Klüber* 18 seq. 74) Daher die Bestimmung dagegen. Wahlcap. 1792. 22. §. 7.

von die natürliche Folge, daß er alle adelige Titel verleihen und den Erhobenen die entsprechenden Befugnisse beilegen konnte. Ein Unterschied zwischen hohem und niederem Adel durfte dabei nicht gemacht werden. Doch auch die Stände, sobald sie als Corporation anerkannt waren, waren vollkommen berechtigt, ein vom Kaiser ihnen zugeführtes neues Mitglied so lange aus ihrer Mitte fern zu halten, bis es die Bedingungen erfüllte, welche sie selbst für die Aufnahme in ihre Körperschaft vorschrieben. Es war dann während dessen eine Art hoher Adel sine re vorhanden. Auf Grund dieses Rechtes haben die Reichsstände den Fürsten von Thurn und Taris nicht als Mitstand zugelassen, bevor er den Erwerb eines reichsunmittelbaren Gebietes und die Aufnahme desselben in die Reichsmatrikel nachgewiesen hatte; sie haben in der nämlichen Weise die Fürsten von Eggenberg und Lobkowitz ausgeschlossen, bis sie dieselben Bedingungen erfüllt hatten[75]). Allein dieses Mittel nützte nur für den einzelnen Fall: und der Personalisten, d. h. der vom Könige mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage ohne reichsständisches Gebiet Begabten, konnten sich weder die Fürsten- noch die Grafencollegien erwehren, obwol sie „ganz inconstitutionell" sind[76]). Schon 1636 und 1654 wurden deshalb die kaiserliche Befugniß einschränkende Passus in die Wahlcapitulationen aufgenommen, welche zugleich auch den niederen Adel deckten. Der König sollte darnach nur denen fürstlichen und gräflichen Stand, auch andere Dignitäten übertragen, welche es „vor Anderen wol meritiret, im Reiche gesessen und die Mittel haben, den Stand pro dignitate auszuführen"[77]); auch sollte er „keinen neu erhobenen Grafen zum Präjudiz oder Schmälerung einigen alten Hauses mit neuen Prädicaten, höheren Titeln und Wappenbriefen begnaden"[78]).

6) In Folge der eben dargestellten complicirten Verhältnisse, wie sie die Adelsverleihungen und die Absonderung der Reichsstände herbeiführten, muß man für die späteren Zeiten des Reiches seit Karl V. drei Classen von Grafen unterscheiden: Hochadelige, Gemeinadelige und eine Zwischenstufe zwischen beiden. — Die reichsständischen Grafen (s. oben) gehörten unzweifelhaft dem hohen Adel an: doch sogar bei ihnen war die Grenze nicht allzu scharf gegen den gemeinen Adel gezogen und verschwamm im Laufe der Zeit noch mehr. Es war das eine Folge der Standeserhöhungen. Der Grafenstand namentlich wurde aufs Verschwenderischste verliehen. Die Reichsgrafen aber vermochten sich nicht wie die Fürsten nachhaltig gegen das Eindringen von Personalisten zu vertheidigen. Sie allein waren dem Kaiser gegenüber zu ohnmächtig und den übrigen Fürsten, welche sie hätten unterstützen können, kam officiell gar keine Nachricht von der Aufnahme eines neuen Grafen, da die Mitglieder der einzelnen Curien am Reichstage nicht namentlich aufgeführt wurden[79]). So kam es denn nur zu einem sehr matten Proteste im J. 1745[80]), der ohne weitere Folgen blieb. Wie wenig die Grafen ihre abgesonderte höhere Stellung aufrecht hielten, zeigt sich vor Allem in der Ebenbürtigkeitsfrage. Bei den Reichsgrafen kommen Ehen mit gewöhnlichen Adeligen sehr häufig vor[81]), ohne daß sie irgenwie als Misheirathen angefochten werden, besonders trugen die neuen Grafen kein Bedenken „sich mit einer Person von altem Adel zu verheirathen"[82]), während man im Allgemeinen jede Ehe eines Fürsten mit einer reichsmittelbaren Adeligen als Misheirath betrachten muß. Umgekehrt werden Ehen auch von Fürsten mit Töchtern neugräflicher, nicht reichsständischer Familien in manchen Geschlechtern nicht als unebenbürtig angesehen. — Sanken so auf der einen Seite die reichsgräflichen Familien, so hoben sich auf der anderen die reichsritterschaftlichen Grafen. Die Reichsritter hatten in der Zeit der noch nicht vollständig entwickelten Landeshoheit und der allgemeinen Auflösung im 14. und 15. Jahrh. sich vielfach zu Bündnissen vereinigt, welche häufig auch Grafen und Freiherren mit umfaßte, und sich dadurch eine einflußreichere Stellung zu verschaffen gewußt, als ihnen bei der Kleinheit ihrer Besitzungen und der zerstreuten Lage derselben zwischen größeren Gebieten eigentlich gebührte. Die Kaiser aber, welche in ihnen eine Stütze gegen die übermächtigen Fürsten sahen und ohnehin wegen des Ritterdienstes mit ihnen in näheren Beziehungen standen, förderten das Streben der Ritter nach landeshoheitlichen Befugnissen. So wurden sie 1495 zur Berathung über eine allgemeine Reichssteuer, den gemeinen Pfenning, mit herangezogen, lehnten aber unpolitischer Weise ihrerseits die Entrichtung dieser Steuer ab[83]); sie verscherzten damit die Reichsstandschaft. In späterer Zeit haben sie dieselbe trotz allen Bemühungen nicht wieder erlangen können, obgleich ihnen die Reichsschlüsse stets besonders zugefertigt und in denselben häufig auf eine nachträgliche Unterhandlung mit ihnen ausdrücklich hingewiesen wird[84]). Im westfälischen Friedensinstrumente werden sie sogar zu den Ständen gezählt[85]). Dagegen erwarben sie seit 1559 durch königliche Privilegien fast alle[86]) landeshoheitlichen Rechte und die Anerkennung ihrer Reichsunmittelbarkeit[87]). Viele von den reichsritterschaftlichen Territorien waren nun groß genug, um sich den reichsgräflichen an die Seite stellen zu können; und viele Inhaber derselben nahmen daher auch den Grafentitel an oder erhielten ihn von den fortwährend günstig gesinnten Kaisern. In Westfalen und Schwaben lagen überdies die Gebiete so durch einander gewürfelt, daß eine Annäherung erfolgen mußte. Die juristische Scheidewand, die Reichsstandschaft, welche den Grafen zustand und den Rittern fehlte, ist dagegen nie gefallen. — Endlich gab es nun noch gewöhnliche Titulargrafen, die weder

75) *Pfeffinger*, Vitr. II, 531 seq. 76) Leist, Staatsrecht 220. 77) Wahlcap. 22. §. 1. 78) Wahlcap. 22. §. 3. 79) Pütter, Unterschied der Stände 132. 80) Siehe oben A. 4. n. 94.

81) Göhrum, Ebenbürtigkeit II, 228 fg. 82) Pütter Misheirathen 440, vergl. 445. 83) Eichhorn III, 324 fg. 84) R. A. 1500. §. 48; 1576. §. 28. 85) J. P. O. 3. §. 1 vergl. Wahlcap. 1792. 2. §. 3. 86) Nicht alle; Pütter, Instit. 544. 87) Ausführliches darüber gibt Berghaus, Deutschland vor 100 Jahren II, 270 fg.; vergl. Perthes, D. Staatsleben vor der Revolution 83—102.

n reichsständisches noch ritterschaftliches Gebiet hatten. ndessen wird auch bei ihnen der Besitz eines wenn auch ndsässigen Territoriums vorausgesetzt. Selbst diese rafen wollte man in Folge der Ehrerbietung vor m kaiserlichen Standeserhöhungsrechte mit ihren Gütern die Matrikel des Reiches aufnehmen und wie die eichsstände besteuern. Allein 1548 wird dies abgelehnt nd sie als einfache höher titulirte Unterthanen ihrer andesherren anerkannt[88]).

VII. Nach Auflösung des Reiches sind die Stände r früher reichsständischen und ritterschaftlichen Grafen sgeschlossen: sie haben als Grafen jede selbständige edeutung verloren. Das Recht der Standeserhöhung ist uf die Landesherren übergegangen. Der von einem utschen Souverain verliehene Adel gilt nur für dessen and. Aber auch innerhalb der Einzelnländer hat der rafentitel nur die Natur eines höheren Adelsprädicates. enn er wird nicht mehr blos an Grundeigenthümer erlieben, und diese selbst haben keine besonderen Rechte ehr. Nur in Preußen ist der Grafenstand dadurch usgezeichnet, daß nach der Verordnung vom 12. Oct. 854 sämmtlichen mit Rittergütern angesessenen Grafen iner Provinz das Recht der Präsentation eines Mitliedes zum Herrenhause zusteht. (*Alfred Pernice.*)

GRAF (Andreas Christoph), teutscher Schulmann es vorigen Jahrhunderts, im J. 1701 zu Augsburg eboren, widmete sich der Theologie und Philologie und bemühte sich, nach der Beendigung seiner Studien eine Pfarre u erlangen, nahm aber, als ihm dieses nicht gelang nd er sich als Candidat des Predigtamtes lange für einen Unterhalt kümmerlich abgemüht hatte, die Stelle ines vierten Lehrers am Gymnasium seiner Vaterstadt n. Er suchte als solcher der Pädagogik eine heitere nd zugleich praktische Seite abzugewinnen und sein Wirken möglichst ersprießlich zu machen, wie seine in ieses Fach einschlagenden Schriften („Der geplagte chulmann." Augsburg 1741. 8. „Der höfliche Schüer." Ebendas. 1741. 8., in mehren Auflagen verbreitet, nd „Heilsame Hausmittel, der verdorbenen Kinderzucht ei Zeiten zu begegnen." Ebendas. 1769. 8.), von denen e beiden ersten anonym erschienen, beweisen. Ganz esonders wurde er durch das dritte Jubiläum der Erndung der Typographie auf die Wichtigkeit dieser Kunst ngelenkt, und er suchte dieselbe in seinem „Dritten uchdrucker-Jubiläum" (Augsburg 1740. 4.) und in einen „Augspurgischen Kinderreden von der Buchdruckerunst" (ebendas. 1740. 8.) dem Volke begreiflich zu achen. Seine „Zwölf christliche Erinnerungen an einige alzburgische Emigranten" (Augsburg 1732. 4.), welche als Candidat der Theologie ohne Nennung seines amens herausgab, zeigen ein anerkennungswerthes redigertalent, zu dessen Entwickelung ihm aber keine elegenheit geboten wurde. Er starb im J. 1776 in ugsburg, nachdem er sich stets in seinem bescheidenen irkungskreise unermüdlich thätig und ehrenhaft bewegt tte. Er versuchte sich auch in der Poesie, und seine Gedichte, welche in verschiedenen periodischen Schriften jener Zeit zerstreut sind, können des Beifalls nicht entbehrt haben, da er den Titel eines kaiserlichen gekrönten Poeten erhielt*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAF (Friedrich Alexander), theologischer Schriftsteller, am 17. Juni 1770 zu Saarbrücken geboren, wurde, nachdem er seine theologischen Studien zu Gießen beendigt und dann von dem Jahre 1792 an als Pfarrer in den Dörfern Vendersheim und Mommernheim (in Rheinhessen) gewirkt hatte, im J. 1796 in derselben Eigenschaft nach Worms berufen. Bei der Organisation der protestantischen Kirche unter der französischen Regierung erhielt er die Stelle eines Consistorialpräsidenten, und als nach dem Ende der Fremdherrschaft Worms an das Großherzogthum Hessen fiel, wurde er Mitglied des Generalconsistoriums, Kirchenrath und Inspector der Diöcese Worms, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb am 17. Juli 1835 zu Worms. Unter seinen Schriften sind als Beiträge zur Geschichte der Reformation nicht ohne Werth: „Luther in Worms. Aufruf an die evangelischen Christen dieser Stadt zur Säcular-Feier des Gedächtnisses, da dieser unvergleichliche Glaubensheld am 17. April 1521 allhier vor dem Reichstage stand" (Worms 1821. 8.) und „Rede bei der 100jährigen Gedächtniß-Feier der Verantwortung Dr. Martin Luther's auf dem Reichstage zu Worms 1521" (Worms 1821. 8.). Außerdem sind noch zu erwähnen die beide Schriften ergänzende „Erinnerung an Luther in Worms" (in der allgemeinen Kirchenzeitung 1829. Nr. 54), das „Reformations-Büchlein oder kurzer Bericht von dem Ursprunge und Fortgang der Kirchen-Verbesserung, zur würdigen Feier des dritten evangelischen Jubelfestes" (Worms 1817. 8.), welches in demselben Jahre drei Auflagen erlebte, und die „Geschichte der Dreifaltigkeits-Kirche in Worms, bei Gelegenheit des am 31. Juli 1825 zu feiernden Säcular-Festes ihrer Einweihung" (Worms 1825. 8.). Seine trefflichen Predigten und Gelegenheitsreden wurden zum Theil nach seinem Tode unter dem Titel: „Auswahl christlicher Vorträge" (Worms 1839. 8.) als Andenken für seine Gemeinde herausgegeben †). (*Ph. H. Külb.*)

GRAF (Johann), teutscher Componist, um das Jahr 1680 in der Gegend von Nürnberg geboren, zeigte schon als Knabe große Anlagen zur Musik und erhielt, nachdem er auf der Violine, seinem Lieblingsinstrumente, bereits eine seltene Fertigkeit erlangt hatte, von verschiedenen Meistern Unterricht in den Regeln der Composition. Er wurde zuerst als Violinist in dem sogenannten teutschen Hause zu Nürnberg angestellt und ging von da als Musikmeister bei dem Regimente Löffelholz nach Ungarn, wodurch ihm Gelegenheit geboten ward, sich zwei Mal längere Zeit in Wien aufzuhalten und unter der Leitung

88) R. A. von 1548. §. 66, bei *Pfeffinger*, Vitr. ill. II, 726 b.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1567. J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 4. S. 321.

†) H. E. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. Bd. 1. S. 122. Bd. 2. S. 265.

anerkannt großer Meister für seine weitere Ausbildung zu sorgen. Empfehlungen von hier aus brachten ihn im J. 1718 als Mitglied der Kapelle an den kurfürstlichen Hof zu Mainz und später in derselben Eigenschaft zu dem Fürstbischofe von Bamberg. Seine Leistungen erwarben ihm großen Beifall und veranlaßten den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, ihn als Concertmeister zu berufen und alsbald zum Kapellmeister zu befördern. Unter seinen Compositionen, von denen die meisten nicht gedruckt sind und deren sich noch mehre handschriftlich in Musikaliensammlungen befinden, werden besonders gerühmt: Sechs Sonaten für die Violine allein mit fortlaufendem Baß (Bamberg 1718); Sechs andere Sonaten für dasselbe Instrument (Rudolstadt 1723) und Sechs kleine Stücke für zwei Violinen, Altviole und Baß (Rudolstadt 1739. Fol.). Graf starb im J. 1745 zu Rudolstadt und hinterließ sechs Söhne, welche sich alle zu Musikern bildeten und von denen sich zwei durch ihr Talent besonders auszeichneten. — Sein ältester Sohn, Christian Ernst Graf [1]), um das Jahr 1726 in dem Fürstenthume Schwarzenburg (wahrscheinlich zu Rudolstadt) geboren, wurde von seinem Vater in der Musik ausgebildet und folgte diesem als fürstlicher Kapellmeister im Amte. Im J. 1762 trat er in derselben Eigenschaft und unter sehr vortheilhaften Bedingungen in die Dienste des Prinzen von Oranien und nahm seinen Aufenthalt im Haag, wo er in sehr glücklichen Verhältnissen und von Allen hochgeachtet ein hohes Alter erreichte und erst um das Jahr 1803 starb. Er spielte die Violine meisterhaft und seine zahlreichen Compositionen für die Violine und das Piano (Ouverturen, Duos, Sonaten, Simfonien, Variationen und Lieder), von denen die meisten auch durch den Druck verbreitet sind, erfreuten sich bei seinen Zeitgenossen eines ungewöhnlichen Beifalls. Auch sein von ihm in holländischer Sprache geschriebenes Werk über die Natur der Harmonie im Generalbaß (Proeve over de Natur der Harmonie. 's Gravenhaag 1781. 8.) wird von den Theoretikern geschätzt. — Sein jüngster Bruder Friedrich Hartmann Graf, im J. 1727 zu Rudolstadt geboren, lernte die Tonsetzkunst bei seinem Vater und das Paukenschlagen bei dem Hofpauker Käsemann, erwarb sich aber auch eine erstaunliche Fertigkeit auf der Flöte. Nach der Beendigung seiner Lehrzeit nahm er zuerst als Pauker Dienste in einem holländischen Regimente, ward aber bei der Einnahme der Stadt Bergen-op-Zoom durch die Franzosen im J. 1747 verwundet und gefangen. Nach seiner Befreiung begab er sich im J. 1752 als Flötenspieler nach Hamburg und erregte in den Concerten Bewunderung durch seine Kunstfertigkeit; da er aber trotzdem keine Anstellung erlangen konnte, so machte er eine Reise durch England, Holland, einen großen Theil Teutschlands, die Schweiz und Italien und erwarb sich allenthalben auf seinem Instrumente großen Beifall und reichlichen Lohn, trat aber doch, des Wanderns müde, nach seiner Heimkehr in die Kapelle des Grafen von Bentheim zu Steinfurt. Auf die Empfehlung seines Bruders Christian Ernst wurde er im J. 1769 nach dem Haag berufen, wo er aber nur kurze Zeit blieb, da er für gut fand, im J. 1772 einem Rufe als Musikdirector nach Augsburg zu folgen. Durch die Oratorien: „Der verlorene Sohn" und „Die Sündfluth," welche er hier vollendete, durch seine Compositionen für die Flöte und durch seine Flötenconcerte gelangte er alsbald zu einem so ausgebreiteten Ansehen, daß ihn die Direction der teutschen Oper zu Wien im J. 1779 zu sich bschied, um eine neue Oper für ihre Bühne zu componiren. Bald darauf erhielt er eine ebenso ehrenvolle Einladung nach London, um die Compositionen für die großen Concerte, welche daselbst in den Jahren 1783 und 1784 gegeben wurden, zu besorgen. Er entledigte sich dieses Auftrages zur allgemeinen Zufriedenheit und ward glänzend belohnt, ließ sich jedoch nicht bewegen, eine Stelle in England anzunehmen, sondern kehrte nach Augsburg zurück, wo er zum Kapellmeister ernannt wurde; die Universität zu Oxford überschickte ihm aber im J. 1789 das Diplom als Doctor der Musik. Graf starb am 19. Aug. 1795 zu Augsburg. Seine Compositionen für die Flöte, von denen verhältnißmäßig nur wenige durch den Druck eine größere Verbreitung erhielten, sind sehr zahlreich; von seinen größeren Werken sind noch zu nennen das Oratorium „Die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem," wozu Rammler den Text dichtete, die heroische Cantate „Andromeda," der 29. Psalm und die Anrufung Neptun's (Invocation of Neptune and his attendant Nereids of Britannia), ebenfalls eine heroische Cantate, welche im J. 1784 zu London mit ungeheuerem Beifall aufgeführt wurde [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAF [1]) (Johann Hieronymus), Professor der Musik, am 19. Nov. 1648 zu Sulzbach geboren, stammte aus einem adeligen Geschlechte, kam, nachdem er den ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt erhalten hatte, auf das Gymnasium zu Heidelberg und von da im J. 1672 auf die Universität zu Leyden, um die Rechte zu studiren. Er blieb daselbst bis zum Jahre 1677, legte sich aber, da er der trocknen Fachwissenschaft, welcher er sich widmen sollte, keinen Geschmack abgewinnen konnte, hauptsächlich auf Musik, seiner liebsten Beschäftigung von frühster Jugend an. Während seines Aufenthaltes zu Leyden nahm er Theil an dem siegreichen Kampfe der Studenten gegen die Franzosen, welche im J. 1672 die Stadt überrumpeln wollten, aber mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden, und erhielt eine der goldenen Medaillen, welche die Generalstaaten zum Andenken an dieses merkwürdige Ereigniß schlagen ließen. Sein musikalisches Talent war bereits allgemein bekannt und erwarb ihm in der Nähe und Ferne viele Freunde. Nach der Beendigung seiner Studien folgte er einem Rufe als Cantor und Schulcollege an dem akademischen Gymna-

1) Andere nennen ihn Christian Friedrich oder Karl Friedrich Graf oder Graaf nach holländischer Schreibweise.

2) *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. T. IV. p. 78 sq. Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 218 fg.

1) Nach lateinischer Schreibweise Gravius, weshalb er auch manchmal, aber mit Unrecht, Grave genannt wird.

sium zu Bremen, wo er 30 Jahre mit großem Beifall und glänzendem Erfolg wirkte. Im J. 1708 ließ er sich indessen bewegen als Cantor und Musikdirector an der Parochialkirche nach Berlin zu gehen. Der König Friedrich I. von Preußen wollte ihn später zu seinem Kapellmeister ernennen, Graf lehnte jedoch dieses Anerbieten ab, weil er, um ruhig zu leben, keine größeren öffentlichen Musikaufführungen dirigiren wollte, sondern sich mit der Leitung des Kirchengesanges und der Concerte, welche er in seiner Wohnung gab, begnügte. Er starb am 12. Mai 1729 zu Berlin. Graf besaß sehr bedeutende Kenntnisse sowol in der Vocal- als in der Instrumentalmusik, er componirte mit großer Leichtigkeit und spielte gewandt die meisten Instrumente. Von seinen zahlreichen Compositionen wurden nur die „Geistlichen Sabbathsfreuden oder heiligen Lieder mit zwei Discant und fortlaufendem Baß" (Bremen 1683. 8.) gedruckt; bekannter sind seine theoretischen Werke: Rudimenta musicae practicae (Bremae 1685. 8.) und „Gespräch zwischen Lehrmeister und Knaben von der Singkunst" (Bremen 1702. 8.); seine kleine Schrift: „Kurze Beschreibung von der Construction und den Arten der Trommet Marin" (Bremen 1681. 8.) ist am seltensten geworden [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAF (Philipp Christoph), teutscher Theolog und Philolog, im J. 1737 zu Augsburg geboren, widmete sich, nachdem er in den Schulen seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, auf der Universität zu Erlangen der Theologie und Philologie und wurde, nachdem er seine Studien beendigt und durch die Vertheidigung einer Abhandlung (Diss. de intercessione Spiritus Sancti. Erlang. 1760. 4.) die theologische Doctorwürde erlangt hatte, Diakon an der Jacobskirche zu Augsburg und später auch Lehrer an dem Gymnasium daselbst. Als theologischer Schriftsteller zeigte er durch eine Reihe von Gelegenheitspredigten und durch seinen gut geschriebenen und faßlichen „Unterricht von den symbolischen Büchern für seine Catechumenen" (Augsburg 1770. 8.) seine Befähigung zum Prediger und Religionslehrer. Größeres Verdienst erwarb er sich aber durch seine Bemühungen, die Darstellung der Regeln der teutschen Sprache, welcher er eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete, zu vereinfachen und einzelne derselben näher zu erörtern, wie seine „Kurze und zusammenhängende Abhandlung der Lehre von den Perioden" (Augsburg 1765. 8.) und seine „Abhandlung von Erklärungen (ebendas. 1763. 8.) beweisen, sein anonym herausgegebener „Versuch einer allgemeinen Sprachlehre, wie solche aus der Unterredung des Herrn A. mit einem jungen Herrn von Adel schriftlich aufgesetzt und nun zum Besten der Jugend durch den Druck bekannt gemacht worden von Johann Georg D." (Schwabach 1769. 8.) ist dagegen eine unfruchtbare Spielerei. Auch seine Einleitung in die historischen Bücher Sallust's (Isagoge in libros historicos Sallustii. Aug. Vind. 1765. 8.), welche die früheren Ansichten gut zusammenstellt, hat jetzt bei dem völlig veränderten Standpunkte, welchen die philologische Kritik einnimmt, ihren Werth verloren und wird fast nicht mehr erwähnt. Graf starb am 13. Jan. 1773 zu Augsburg [*]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAF, oder richtiger GRAAF (Regnerus de), Arzt und Anatom, wurde am 30. Juli 1641 zu Schoonhoven in Holland geboren. Er war der Sohn eines Baumeisters. In Leyden, wo damals van Hoorne und François de le Boë (Sylvius) lehrten, studirte er Medicin; er promovirte aber zu Angers am 23. Juli 1665 und besuchte dann noch Paris. Nach Holland 1666 zurückkehrend, ließ er sich in Delft als Arzt nieder, woselbst er auch, kaum 32 Jahre alt, am 17. Aug. 1673 starb. Regner de Graaf hat sich auf anatomisch-physiologischem Gebiete einen wohlverdienten Namen erworben. Seine ersten Untersuchungen betrafen das Secret der Bauchspeicheldrüse, und er verirrte sich dabei ganz in die iatrochemischen Irrgänge seines Lehrers Sylvius, weil er die vom lebenden Thiere gesammelte Flüssigkeit irrthümlich sauer reagirend gefunden haben wollte. Erfolgreicher waren aber seine Untersuchungen der männlichen und weiterhin auch der weiblichen Geschlechtstheile. Er wies nach, daß sich der ganze Nebenhode in ein einziges sehr verwickeltes Gefäß auflösen läßt, dessen Länge er auf 5 Ellen berechnete, und er gab eine gehörige Schilderung der Prostata und der Samenbläschen. In der Schrift über die weiblichen Theile vertauschte er die übliche Bezeichnung weiblicher Hode mit dem jetzt allgemein gebräuchlichen Namen Eierstock, weil er dieses Organ als den Erzeuger der Keime der Eier erkannte, und zwar in den nach ihm benannten Graaf'schen Bläschen. Er wollte in der Trompete sogar ein Ei gefunden haben, weshalb er dieser das Geschäft der Ueberführung von Eiern in die Gebärmutterhöhle zuweisen konnte. Wegen seiner Arbeiten über die weiblichen Theile wurde de Graaf übrigens in einen Prioritätsstreit mit Swammerdam verwickelt, der ihn bei der Königlichen Gesellschaft in London als Plagiarius bezeichnete, und nach einer Angabe Haller's (Bibl. anat. I, 523) hätte er sich diesen Streit so zu Herzen genommen, daß sein frühzeitiger Tod davon herrührte. Seine Schriften sind: Diss. medica de natura et usu succi pancreatici. (Lugd. Batav. 1664. 12. Ib. 1671. 8. Ibid. 1674. 8.) (Französisch mit Zusätzen Par. 1666. 12.) Epistola de nonnullis circa partes genitales inventis novis. (Lugd. 1668. 12.) Tractatus de virorum organis generationi inservientibus. Item de clysteribus et usu siphonis in anatomia. (Lugd. 1668. 8.) De mulierum organis generationi inservientibus. Tractatus novus, demonstrans homines et animalia cetera omnia, quae vivipara dicuntur haud minus, quam ovipara, ab ovo originem ducere. (Lugd. 1672. 8.) Partium

2) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 261. Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 228. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. (Paris 1862. 8.) Tom. IV. p. 77.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1568. J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 4. S. 322.

genitalium defensio adversus Joan. Swammerdam. (Lugd. 1673. 8.) Opera omnia. (Lugd. 1677. 8. Amstelod. 1686. Ib. 1705. 8.)

Graaf'sches Bläschen (Vesicula Graafiana s. Folliculus Graafii), fälschlich auch wol Ovum Graafianum genannt, und jetzt häufig mit dem Engländer Barry als Ovisaccus bezeichnet. Diesen Namen führen die Bläschen oder Säckchen, welche man im normalen Eierstocke des Menschen und der Säugethiere eingebettet findet. Ihre Bildung beginnt schon im Fötalleben, ihre volle Entwickelung erreichen sie aber erst mit dem zeugungsfähigen Alter, und diese Entwickelung ist für die Gesammtmasse der Bläschen in der Weise eine successive, daß während des ganzen zeugungsfähigen Alters immer entwickelte Bläschen zur Disposition sind. Es erreichen die ausgebildeten oder reifen Graaf'schen Bläschen im menschlichen Eierstocke einen Durchmesser bis zu 3 und 3½ Linien, und diese liegen dann ganz an der Peripherie des Eierstocks, sodaß sie an einer kleinen Stelle nur von der eigenthümlichen Eierstockshaut bedeckt werden.

Am Graaf'schen Bläschen unterscheidet man zuäußerst eine eigenthümliche Hülle (Tunica fibrosa, Theca folliculi), auf deren innerer Fläche eine membranartig verbundene Schicht von Körnern (Membrana granulosa) aufliegt, und eine das ganze Bläschen ausfüllende Flüssigkeit (Liquor folliculi). An einer der Oberfläche des Eierstocks zugekehrten Stelle ist die körnige Masse stärker angehäuft und bildet eine Art Vorsprung (Cumulus proligerus), worin das eigentliche Eichen (Ovulum) eingebettet liegt. Bei jeder Menstruation berstet ein in der Entwickelung zumeist vorgeschrittenes Graaf'sches Bläschen (bei den Säugethieren fällt diese Entwickelung und Berstung der meistens mehrfachen Bläschen mit der Brunst zusammen), das eigentliche Eichen wird von der Trompete aufgenommen, der Gebärmutterhöhle zugeleitet und unter Umständen befruchtet. Die Höhlung des von Flüssigkeit leeren Graaf'schen Bläschens füllt sich dann mit einer eigenthümlichen Substanz aus, die von ihrer Färbung den Namen des gelben Körpers erhalten hat. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRAF (Urse), teutscher Formschneider, dessen Thätigkeit hauptsächlich in das erste Viertel des 16. Jahrh. fällt, lebte zu Basel, wie es scheint, seiner Geburtsstadt, als Goldschmied und Münzstempelgraveur, wie aus der Inschrift [1]) einer seiner Handzeichnungen, welche auf der Bibliothek dieser Stadt aufbewahrt werden, hervorgeht. Die auf einer sehr unzuverlässigen Quelle [2]) beruhende Nachricht, daß er im J. 1475 (oder 1470) zu Basel geboren sei, kann ebenso wenig maßgebend sein, als die durch keinen Beweis gestützte Angabe [3]), daß sein Name schon auf Holzschnitten, welche das Jahr 1485 tragen, vorkommen. Sein Name findet sich keinenfalls auf einem seiner Holzschnitte ausgeschrieben, was auch zu jener Zeit gar nicht gebräuchlich war, sondern ist durch die auf mancherlei Weise verschlungenen Buchstaben V und G angedeutet. Andere beziehen dieses Monogramm auf einen völlig unbekannten Gemberlein oder Gamperlin, und auf einen Goldschmied von Goar, dessen Zeichen auch zuweilen mit einer Löthbüchse oder Borarbüchse, wie sie die Goldschmiede brauchen, verbunden ist, weshalb ihn J. M. Papillon [4]) auch Le Maitre du Rochoir (Meister von der Löthbüchse) nennt. Alle diese Benennungen, sowie der von französischen Schriftstellern entstellte Name Vis-graf, welcher offenbar aus der Abkürzung Ursgraf entstanden ist, bezeichnen gewiß einen und denselben Formschneider und zwar Urse Graf; doch darf man unter dem Monogramm VG nicht unbedingt diesen verstehen, da sich auch ein nicht näher bekannter teutscher Künstler, welcher nach M. Schongauer copirte, desselben bedient und es außerdem V. Geldersmann und V. Glockenton bedeuten soll. Die Zahl der bis jetzt bekannten Holzschnitte Graf's, welche bis zum Jahre 1524 reichen, beläuft sich auf mindestens 200 und sie sind zum Theil einzeln abgezogen, zum Theil als Verzierung von Druckwerken angebracht. Alle tragen noch die Spuren des unvollkommenen Zustandes der Formschneidekunst des 15. Jahrh., manche zeigen noch alle Mängel desselben und fast keiner erhebt sich über die Mittelmäßigkeit. Am bekanntesten sind die 25 Blätter Darstellungen aus dem Leben Jesu in dem Buche, welches den Titel führt: „Der tert des passions oder leidens christi, uss den vier euangelisten zusammen inn eyn syn bracht mit schönen figuren" (Strasburg 1506. Fol. Ebendas. 1507. Fol.) und auch in lateinischer Uebersetzung (Passio Domini Nostri Jesu Christi; ex evangelistarum textu. Argent. 1507. fol. Ibid. 1508. fol.) erschien [5]). Diese Blätter kommen größtentheils auch einzeln und mehre zusammen ohne Text vor, sind aber mit wenigen Ausnahmen weder gut gezeichnet, noch sorgfältig geschnitten. Derselbe Tadel trifft seine Blätter, welche zur Ausschmückung anderer beliebten Bücher jener Zeit, wie der Postilla Guilhermi super Epistolas et Evangelia (Basileae 1509. 4. Ibid. 1513. 4.), des „Paternosters" von Geiler von Kaisersberg (Strasburg 1513. Fol.) und der „Christlichen Bilgerschaft" von demselben Verfasser (Basel 1512 Fol.), des „Newen Testaments gantz yetzt klairlich teutscht" (Basel 1524. 8.) und der ersten Ausgabe der „Cosmographey" von Seb. Münster, dienen und deren Stöcke auch in verschiedenen Werken zugleich und zu besonderen Abdrücken benutzt wurden; am besten gelungen sind noch die Blätter in einer Legende der Heiligen („Der Heiligen Leben neuw gedrückt." Strasburg 1517. Fol.), welche im Allgemeinen sehr richtige Vertheilung von Licht und Schatten zeigen, obgleich der

1) „Von: mir: Vrsus: Graf, Goldschmid vnd münzisen schnider. zyo. Basell. ano. 1523." 2) Notices sur les Graveurs (par Malpe). Besançon 1807. 8. Tom. I. p. 293. 3) Füßli's Künstler-Lexikon u. d. N. Graf.

4) Traité historique et pratique de la gravure en bois. (Paris 1766. 8.) Vol. I. p. 135. 149. 5) Die alten Kupferplatten einer Passion, welche man im J. 1629 zu Tübingen entdeckte und, weil sie das Monogramm A. G. (welches man durch Altgraf erklärte) trugen, Ursgraf zuschrieb, gehören nicht diesem, sondern Alb. Glockenton an und wurden im J. 1510 zum ersten Mal abgedruckt; vergl. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 7.

Schatten durch das ängstliche Bemühen des Künstlers, ihn recht bemerkbar zu machen, an manchen Stellen zu scharf aufgetragen ist. Unter den einzelnen Blättern werden besonders hervorgehoben: Die säugende Maria, gegenseitige Copie nach Dürer (1506); Die heilige Jungfrau in halber Figur mit dem Kinde, welches einen Papagei hält, nebst zwei Engeln mit der Krone über der Maria; Das Leben des heiligen Beat oder Bat, welcher in der Schweiz das Evangelium predigte, in 16 Darstellungen, welche sich gewöhnlich auf einem Blatte in vier Abtheilungen finden; Gott Vater auf dem Throne, in der Rechten einen entblößten Dolch, in der Linken eine Kugel haltend, mit Christus und Maria zu seinen Füßen (1514); die Erweckung des Lazarus, ein gelungenes Bild voll Leben und Ausdruck, mit etwa 40 Figuren, welche in drei verschiedenen Gruppen in richtiger Perspective hinter einander stehen; Der Tod auf dem Baume, mit der Rechten auf den getödteten Raben deutend, nebst zwei am Fuße des Baumes stehenden Soldaten und einer mit einem Hunde am Boden sitzenden Frau (1524); Eine Gebirgslandschaft mit Darstellungen aus der Passion, ein großes Stück von zwei Platten; Die Apostel Petrus und Paulus groß geschnitten; Ein teutscher Soldat mit dem Federhute auf einem Baumstamme sitzend (1513); Eine Folge von verschiedenen teutschen Soldaten mit den Fahnen der Cantone (1521) und Christus am Kreuze, ein sehr großes Blatt. Höchst merkwürdig ist eine nach dem Urtheile zuverlässiger Kunstkenner von Urse Graf herrührende Folge von acht Darstellungen des Vater Unsers in Holbein's Weise, welche in Metallstücke geschnitten zu sein scheinen. Sie befinden sich in dem ersten höchst seltenen Drucke auf einem Foliobogen beisammen und kommen dann einzeln in dem öfter aufgelegten Büchlein Precatio dominica in septem portiones distributa per D. Erasmum Roterodamum (Basileae [1523]. 8.) vor; alle sind ungemein zart gearbeitet und sprechen durch geistreiche Zeichnung und Composition an. Ihnen gleicht ein vortreffliches Blatt mit metallartigem Glanze, welches den Titel zu dem neuen Testamente von J. Oecolampadius (Novi Testamenti omnia graece. Basileae 1524. 8.) bildet und die gefügelten Attribute der Evangelisten unter reichen Portalen darstellt. Diese Arbeiten gehören offenbar der späteren Lebenszeit des Künstlers an, in welche wol auch ein ihm zugeschriebener Kupferstich fällt; dieser stellt Christus am Kreuze dar, links sieht man die heilige Jungfrau, den heiligen Johannes und eine heilige Frau, rechts Nicodemus, einen Mann mit einem Schwerte in beiden Händen und einen bewaffneten Soldaten. Urse Graf scheint um das Jahr 1530 gestorben zu sein. Ein von ihm hinterlassenes Portefeuille von mehr als 90 Federzeichnungen kam in den Besitz der Bibliothek zu Basel [6]). — Man kennt noch mehre Künstler des 16. Jahrh., welche den Namen Graf führen; der Formschneider Hans Graf oder Grave von Amsterdam hielt sich zu Frankfurt auf und schnitt daselbst im J. 1553 für die Witwe des Malers Konrad Fabri einen von diesem gezeichneten und von dem Rathe bestellten Plan der Stadt. Dieser Plan mit der Aufschrift: „Abcontrafeitung des H. Röm. Reichs Stadt Franckfurt am Mayn," welcher auf zwei Platten geschnitten ist und die Ansicht der Stadt von der sachsenhauser Seite zeigt, wurde früher von Manchen Hans Grünewald zugetheilt, man weiß aber jetzt durch eine bestimmte Nachricht [7]), daß Hans Graf den Auftrag hatte, diesen Plan in Holz zu schneiden und ihm sogar, da die Arbeit bis zur Herbstmesse fertig sein sollte, wegen seines Unfleißes mit körperlicher Haft gedroht wurde; auch befanden sich die beiden Holzplatten noch im J. 1790 im frankfurter Stadtarchiv. Hans Graf schnitt noch einen größeren Plan der Stadt Frankfurt während der Belagerung von 1552, welcher aus zehn Blättern besteht und den Titel führt: „Des Heiligen Römischen Reichs Statt Franckenfurt Contrafait. In Zeit der Belagerung. Anno 1552." Er arbeitete ferner für Seb. Münster's Cosmographey und vielleicht ist die in derselben befindliche Ansicht der Stadt Frankfurt vom Jahre 1545 die älteste, welche man bis jetzt kennt, von seiner Hand [8]). — Ein anderer Hans Graf lebte in demselben Jahrhundert und verfertigte im J. 1514 das Gemälde an der Schau dem Rathhause gegenüber; A. Graf, ebenfalls ein Maler, soll um das Jahr 1567 in Nürnberg gearbeitet haben. Später lebte zu Wien Hans Graf, geboren um das Jahr 1680, ein Schüler Folpert's von Alen. Er malte vorzugsweise Landhäuser, Wirthschaftsgebäude, Höfe mit Geflügel und öffentliche Plätze mit vielen Menschen, Pferden und Wagen mit großem Fleiße und ängstlicher Genauigkeit. Eine alte Frau mit einem Essighändler stach nach ihm Joh. Veit Kaupertz, welcher gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Graz in Steiermark arbeitete, in schwarzer Manier. Zu erwähnen ist noch der Glasmaler Johann Jacob Graf, welcher um das Jahr 1618 zu Augsburg mit Oelfarben auf Glas malte, welche schlechte Manier damals beliebt war [9]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFENAU, kleine Stadt in Baiern, im Landgerichte gleichen Namens nordwärts 8½ Stunden von Passau, am Fuße des bairischen Waldes und an dem Einflusse des bachberger Baches in das Frauenwasser, mit 700 Einwohnern, die mit Schwämmen und Ameiseneiern nach Oesterreich Handel treiben, auch Glas fabriciren. Die Stadt liegt unter 48° 51′ 32″ nördl. Br., 11° 3′ 43″ östl. Länge, 1585 Fuß par. Maaß über dem Meeresspiegel und hat zwei Kirchen und ein Hospital. Das gleichnamige Landgericht, dessen Hauptort das Städtchen ist, hat 9 □Meilen Flächenraum.

(*H. E. Hössler.*)

6) Vergl. *Ad. Bartsch*, Le peintre graveur. Tom. VII. p. 456 seq. J. Heller, Gesch. der Holzschneidekunst S. 86 fg. Dess. Handb. für Kupferstichsammler. 2. Aufl. S. 752 fg. G. K. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 318. Dess. Monogrammisten. Bd. 2. S. 290 fg.

7) In Heinr. Seb. Hüsgen's Artistischem Magazin. Frankfurt 1790. 8. S. 73. 8) Vergl. Jos. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst S. 136. G. K. Nagler, Die Monogrammisten. Bd. 2. S. 1084. 9) G. K. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 318 fg.

GRAFENECK, Freiherren, dann Reichsgrafen in Schwaben und Oesterreich, als deren Stammhaus man das vorlängst würtembergische Schloß Grafeneck auf der Alb zwischen Münsingen und der Lauter betrachtet. Konrad von Grafeneck lebte 1282 und 1290. Eberhard's und der Ursula von Rottenstein Sohn Wolfgang zeugte die Söhne Ulrich und Wolfgang den Jüngern. Ulrich von Grafeneck wendete sich bald nach dem Jahre 1450 nach Oesterreich und gelangte dort zeitig zu Einfluß und Macht, wie er denn einer der Landesherren war, welche sich 1452 verbündeten, um unter des Grafen von Cilly Leitung den jungen König Ladislaus der Vormundschaft des Kaisers Friedrich zu entziehen und ihn in den Besitz der väterlichen Lande einzuführen. Den hiermit ihm geleisteten Dienst hat Ladislaus sehr reichlich vergolten, denen von Grafeneck die Schlösser Lanser, Lackenbach, Güns, Körmend, auch die Gespanschaftswürde zu Odenburg verleihend. K. Ladislaus starb den 24. Nov. 1457 und Grafeneck ließ sich für den Kaiser gewinnen, dem er auch als oberster Feldhauptmann und vertrauter Rath die ersprießlichsten Dienste leistete. Seine Anhänglichkeit bewährte sich vorzüglich 1461 und 1463 in des Kaisers Fehde mit seinem Bruder, Herzog Albrecht. Im Herbst des Jahres 1467 „hat der Kaiser seinen Feldhauptmann Herr Ulrich von Gravenegg mit Kriegsvolk unversehens gen Steyer geschickt; der wurde in des von Stain Abwesen von den Bürgern in die Stadt gelassen und demselben gehuldiget, dessen sich der Kaiser in Schreiben vom Sonntag vor St. Thomas 1467 bedankte." Das Schloß aber hielt sich bis in das folgende Jahr, wie sich aus der Urfehde, ausgestellt von Wolf Pürstenbündtner, einem Kriegsmann des von Stain, ergibt, darin er bekennt, „wie er zu den Zeiten, als Herr Georg von Stain hie regiert habe in den Kriegsläuften, bei ihnen im Schloß neben andern seinen Anwäldten gehalten und hernach in dem Tabor auf der Steyer Laiten dieselben angeführt hat, und verderblichen Schaden der hiesigen Stadt gerne beweist hätte, wenn er vermögt hätte, auch in der Flucht, als Ihrer Gnaden (der von Stain) entrunnen gewesen sey." An der Möglichkeit, die Feste länger zu behaupten, verzweifelnd, ließ nämlich Stain die von den Kaiserlichen um das Schloß angelegten Bastillen anzünden „und ist inmittels, bei währender Brunst, davon gewischt, weil er gesehen, daß sein verhoffter Entsatz von dem böhmischen Volk zurückgehalten worden." Dieser Entsatz, von dem Prinzen Victorin angeführt, konnte den Uebergang der Donau nicht erzwingen. „Inmittelst hat Herr Ulrich von Grafeneck, welchem der Kaiser das Schloß und Herrschaft Steyer pflegweis eingegeben, die Stadt Ips, so auch noch mit böhmischen Herzog Albrecht's unbezahlten Volk besetzt war, neben andern Schlössern mehr eingenommen. Weil er aber seiner Feldhauptmannschaft auch an andern Orten abwarten mußte, hat er seinen Sohn, Herrn Wolfen von Gravenegg, zum Hauptmann allhie zu Steyer hinterlassen." Nichtsdestoweniger litt die ganze Umgebung von Steyer fortwährend unter den unerschwinglichen Forderungen des Grafenecker. „Geld, Lebensmittel und Frohndienste zur Herstellung der Festungswerke von Steyer wurden ohne Zahl und Maaß gefordert und auf eine sehr harte Weise erzwungen. Das Uebel wurde dadurch noch um Vieles vermehret, daß die ungeheure Last nicht auf das ganze Land verhältnißmäßig vertheilet wurde, sondern nur die Umgebung des Schlosses oder der Stadt traf; und dann hingen alle Lieferungen von der Willkür des rauhen Ritters Grafenecker ab, dem die uneingeschränkte Vollmacht vom Kaiser ist ertheilet worden, alles Nöthige militairisch einzutreiben, mochte er es wo immer finden." Bei allem dem prosperirten des Kaisers Waffen unter Leitung des Grafenecker, welchen Friedrich selbst in einem Schreiben an die Hofkanzlei betitelt: „Der edel Unser lieber getreuer Ulrich Freyherr von Graveneck Unser Rath und oberster Feldhauptmann in Oesterreich." Nachmals, als der Kaiser von ihm, gleichwie von andern österreichischen Landherren, die durch K. Ladislaus und Herzog Albrecht veräußerten Schlösser und Herrschaften zurückforderte, auch die von solchen Besitzern eigenmächtig auferlegten neuen Aufschläge und Abgaben untersagen wollte, zerfiel er mit dem Kaiser, begab sich sammt einigen andern Herren, wie z. B. Heinrich von Liechtenstein, in des Königs Matthias von Ungarn Schutz und schloß mit diesem, an St. Barbara-Tage 1472, ein gegen den Kaiser gerichtetes förmliches Bündniß. Darum nennt ihn Matthias in ausgegangenen Briefen den Großmächtigen, seinen sondern Lieben und Getreuen Ulrichen Freyherrn von Graveneck. Das Bündniß führte zu einer langwierigen, von argen Verheerungen begleiteten Fehde, in deren Lauf Hr. Ulrich in des Papstes Bann gerieth. Endlich, Montag nach Laetare, den 17. März 1477, bekennen Ulrich und Wolf, Freiherren zu Grafeneck, Georg von Pottendorf, oberster Erbschenk, Heinrich und Georg von Pücheim, Erbtruchseß in Oesterreich, und Friedrich von Pottendorf, „daß wir der Irrung, Zwietracht und Feindschaft, so zwischen unserm Allergnädigsten Herren des Römischen Kaiser und unser entstanden, darumben wir dann gen einander in Krieg und Absag kommen sein für uns und unsere Helfer, so diesen nachfolgenden Frieden halten wollen, zu Bericht und Vereinigung auf den Ehrwürdigsten Herren Johannsen, Erzbischofen zu Gran, unsern gnädigen Herrn, gangen sein, der uns beiderseit darumben entschieden hat. Von erst: daß wir Ulrich und Wolf Freiherrn zu Graveneck all unser Städt, Schlösser, Markt, Dörfer, Zehnten, Bergrecht, Gült, Häuser und all liegende Güter, mit Namen Trautmannsdorf, Stadt und Schloß Litschau, Neu-Wolfenreut mit sammt der Gültleuten und Gütern, und allem andern, so etwa zu dem Geschloß Winkl, das Jorgen Schecken gewesen ist, gehört, Wald mit aller seiner Zugehörung, Schauenstein, Getzendorf, die Besetzung zum Nackenhof mit der Gült und andrem, so gen Ebenthal gehört, das Schecken amt bei Steyer, die Bergrechte zu Wäring und Neuburg und andere Bergrechte, so etwa desselben Schecker gewesen sein. Item unsre zwei Häuser zu Wien, di zwei Häuser zu Neustadt und zu Steyer mit aller ihre Zugehörung und alle ander unser liegende Güter, wir in dem Fürstenthum Oesterreich haben, nichts aus

genommen, mit sammt dem Dorf Reisenberg, so wir von dem von Walsee in Satzweis innehaben, kaiserlicher Majestät übergeben und die dem benannten Erzbischof von Gran zu kaiserlicher Majestät Handen einantworten, und sollen wir und unser Erben füran kein Zuspruch, Forderung noch Gerechtigkeit mehr darzu haben; desgleichen soll auch unser allergnädigster Herr der Römisch Kaiser und sein Erben zu unsern Geslossen und Gütern, so wir außerhalb Oesterreich haben, auch kein Zuspruch mehr haben. Wir wollen auch demselben von Gran unverziehen abtreten und einantworten zu kaiserlicher Majestät Handen die Stadt und Schloß Prugk an der Leyta mit samt den Satzbriefen, so wir darüber innehaben, auch das Gesloß Sarblingstein mit samt den Befestigungen, so wir darzu innehaben, auch all ander unser Tabor und Besatzung, so wir in Oesterreich innehaben. Es sollen auch demselben von Gran der Tabor zu Ebersdorf und da entgegenüber liegt, zu kaiserlicher Majestät Handen abtreten werden; derselb von Gran dann die obgemelten Stätt, Schlösser, Märkt, Dörfer, Tabor und ander unser von Graveneck Güter so lang inhaben soll, bis er uns von Graveneck die fünfzigtausend Gulden ungrisch und Ducaten gut und gerecht in Gold und Wag, so uns von kaiserlicher Majestät für die obgemelten unser Güter zu geben benennt ist, daran er uns 32,000 Gulden auf den Tag, so wir ihm unser Güter zu kaiserlicher Majestät Handen abtreten sollen und die 18,000 Gulden auf St. Johannistag zu Sonnenwenden schierist künftig geben soll, uns ganz ausgericht und bezahlt." Diesem folgen Bestimmungen, die von Pottendorf und Pücheim betreffend. „Und was wir von Graveneck fahrender Hab in den obgemelten Städten, Schlössern, und Besatzungen ennhalb (nordwärts) der Donau haben, die soll uns gen Gratzen (so der Grafenecker in Pfandschaft von denen von Rosenberg übernommen hatte) mit kaiserlicher Majestät Leuten und sicher geführt werden, und was wir her dieshalb der Donau haben, das soll uns von kaiserlicher Maj. Leuten gen Lanser sicher geführt werden. Was aber fahrender Hab und Zeug zu Ebersdorf ist, soll kaiserlicher Maj. sein. Es sollen auch alle, so in dem Krieg gefangen, ihrer Gefängnuß ledig gelassen werden. Es soll auch kaiserl. Maj. uns allen von Gravenegk, Pottendorf und Pücheim, unsern Helfern, und den so bei und mit uns in den Bann kommen und begriffen sind, vollkommen und genugsam Absolution von unserm heiligen Vater dem Pabst aufbringen, auch bei seiner Heiligkeit Fleiß thun der Priesterschaft halben, so bei uns den Krieg gestanden sein. Es sollen auch alle Priester, so in dem Krieg von ihrer Kirchen gewichen sein, wiederumben dazu gelassen werden und dabei bleiben ohne Irrung und Hinderniß." So vollständig war der Grafenecker mit dem Kaiser ausgesöhnt, daß er in dessen Dienst, Schottwien gegen die Ungarn vertheidigend, durch einen Büchsenschuß das Leben verlor, 1487. Er hatte zwei Frauen gehabt, Elisabeth von Pernegg, gest. 1464, und Katharina von Pottendorf, gest. Freitag vor Pfingsten 1492. Als Witwe mußte sie auf des Königs Matthias von Ungarn Geheiß den Markt Wilhelmsburg, den ihr Herr der Abtei Lilienfeld entzogen hatte, dem rechten Eigenthümer zurückgeben, 1488. Dagegen erhoben sie und ihre Stiefsöhne, Wolfgang und Veit von Grafeneck, 1491 Forderungen an den Kaiser, worüber K. Wladislaw von Ungarn und Böhmen einen Vergleich ermittelte, welchen der Kaiser am 4. Jan. 1492 genehmigte. Darin wird verheißen, daß des Ulrich Grafenecker Söhnen, bevor sie noch die Voigtbarkeit erreichen, aus des römischen Königs Händen das Schloß und die Herrschaft Scharfeneck sammt andern ihren Gütern abgetreten und eingeräumt werden soll; daher K. Wladislaw ihnen um einen ehrbaren und rechtschaffenen Mann zum Gerhaben fürsorgen wird, der all dies Gut und Vermögen für sie empfangen und getreulich bewahren soll. Es scheint nicht, daß in dieser Restitution das von Hrn. Ulrich erbaute und nach dem Namen seines Stammhauses genannte Schloß Grafeneck begriffen war, das vordem Aspersdorf, Wolfenreut, auch Tachenstein hieß und heute eine der bedeutendsten Herrschaften in Oesterreich beherrscht. Die letzte Namensveränderung hatte K. Friedrich IV. im J. 1468 ausdrücklich bestätigt, auch 1465 den Besitzer in den reichsfreiherrlichen Stand erhoben, erwägend den getreuen Rath und Beistand, „den derselb Ulrich von Gravenegk mit sein selbs Person uns zu dem obgemeldt Königreich Hungarn und nachmals in Anfang der Geschichte, da wir mit samt der Allerdurchlauchtigsten Fürstin Frawen Eleonoren, der Römischen Kaiserin, unserer lieben Gemachel, und dem hochgebornen Herzog Maximilian, unsern lieben Sohn, durch unsere Bürgern zu Wien und ihr Helfer, in ihrem Abfall und Vergeß ihrer Ayde, in unser Burgk daselbst beharret, belagert und hartiglich gearbeitet worden seyn, deshalben er von denselben von Wien gefangen und nachmals an dem heiligen Osterabend ihm als vordersten Hauptmann einem, ein groß Anzahl Volks, da er dieselb Stadt Wien in unser Gehorsam unterstund zu bringen, von denselben von Wien niedergelegt wardt, dadurch er von unseren wegen in merklich groß Kosten und Schaden kommen, und dannoch für und für wider dieselben von Wien unversüner und ungefried uns getreulich beigestanden." Aus Ulrich's erster Ehe kamen die Söhne Wolfgang und Veit, dann die Tochter Margaretha, welche bereits 1469 Andreas Baumkircher, den theuren Ritter, zur Ehe gehabt. Der zweiten Ehe entsprossen Andreas, Ulrich, Friedrich, Elisabeth, diese an den Grafen Ladislaus von Canisa und als dessen Witwe an Christoph von Toppel verheirathet. Wolfgang, Freiherr von Grafeneck, von dem verschiedentlich, noch bei des Vaters Lebzeiten, in Urkunden die Rede ist, namentlich 1477, 1479 und 1483, war mit Hedwig, Tochter Johann's II. von Rosenberg und der Herzogin Anna von Glogau, verheirathet, versprach 1503, in Gemeinschaft seines Bruders Veit, ihrer Schwester, der von Toppel, 1000 Pfund guter Pfennige zu Heirathsgut auszuzahlen, scheint aber bald hernach ohne Kinder gestorben zu sein, da seine Witwe noch zwei Männer nahm,

1506 den Tobias von Boskowitz und Cernahora und 1513 den Gregor von Starhemberg. Wolfgang hatte die von dem Vater ererbte Pfandschaft Gratzen inne. Andreas von Grafeneck ist Zeuge in einer Urkunde von 1500. Ulrich der Jüngere, Freiherr von Grafeneck auf Scharfeneck und Hornstein, des ältern Ulrich Sohn, ward in der Ehe mit Katharina von Liechtenstein zu Murau Vater von drei Kindern: Nicolaus, Ulrich und Elisabeth, die er in seinem Testamente vom Jahre 1514 namentlich anführt. Nicolaus und Ulrich, Gebrüder, die letzten Männer in der österreichischen Linie, erscheinen 1531 in einer der Königin Maria von Ungarn ausgestellten Quittung. Zwölf Jahre später wurde der Linie letzte Tochter, die Frau von Toppel, beerdigt. Auf ihrem Grabsteine, in der Kirche des Frauenklosters St. Jacob zu Wien, hieß es: Anno Dom. 1543 den 22. October starb die Wohlgeborne Frau Frau Elisabeth geborne Freyin von Gravenegk, die erstlich Grafen Laslaen von Canischa, hernach Herrn Christoffen von Topel Wittib, ein frum und tugendreiche Zucht-Mutter vieler Christlichen Kinder des Adels gewesen, und ist hier begraben.

Wolfgang der Jüngere, Stammvater der in Schwaben zurückgebliebenen Linie, wurde in der Ehe mit Anna von Suntheim, 1451, Vater von Friedrich auf Eglingen und Meslingen, der auch Kaltenburg, am Flüßchen Lontel im Würtembergischen, von denen von Riedheim erkaufte und 1482 oder 1492 verstarb. Seine Enkel, des Sirtus Söhne, Johann Ludwig und Friedrich, begründeten die Linien in Eglingen und Burgberg. Des Johann Ludwig Sohn Otto Heinrich, des Pfalzgrafen von Neuburg Rath und Pfleger zu Höchstätt, erhielt unter mehren Kindern die Tochter Maria Magdalena und den Sohn Johann Gottfried in Eglingen und Osterhof, pfalz-neuburgischer Rath, Kämmerer, Pfleger zu Neuburg und zuletzt fürstl. Oberhofmeister. Er unterschrieb den Reichsabschied 1641 und starb unvermählt, der letzte Mann seiner Linie. Eglingen und Osterhof hat seine Schwester in die andere Linie getragen durch ihre Heirath mit Ernst von Grafeneck. Von Friedrich's, des Begründers der Linie in Burgberg, Söhnen starb Georg als Fürstabt zu Kempten im J. 1571, nachdem er der Abtei seit 1559 vorgestanden hatte, war Ludwig Dechant des fürstlichen Stiftes Ellwangen, indessen Wilhelm, auf Marschalkenzimmern, des Hofgerichts zu Rothweil Amtsstatthalter, in seiner ersten Ehe mit Veronica Thurzo schweren Reichthum erheirathete, in der andern Ehe mit Felicitas von Rechberg den Sohn Ferdinand erhielt. Dieser, auf Marschalkenzimmern und Hasenweiler, auch des Vaters Nachfolger in der Statthalterschaft zu Rothweil, hat das bei Sulz gelegene Marschalkenzimmern 1598 an Würtemberg verkauft und ward Vater von fünf Söhnen. Zwei davon, Ludwig und Hugo, blieben im Kriege. Philipp war des Teutschordens Comthur zu Virnsberg und Rothenburg, gleichwie Wilhelm, ebenfalls Teutschherr, zu Frankfurt. Joachim, zum Fürstabt in Fulda erwählt, wurde am 12. März 1664 sammt seinem Bruder Philipp und seinem Brudersohne Joachim Gottfried in den Reichsgrafenstand erhoben und starb 1671. Ernst erhielt drei Töchter in seiner ersten Ehe mit Maria Magdalena von Grafeneck, dann den Sohn Joachim Gottfried Graf von Grafeneck, der in der Ehe mit Maria Ursula von Freyberg Vater von elf Kindern geworden ist und den 30. Juli 1684 verstarb. Der jüngere Sohn Gottfried Anton Dominicus, auf Burgberg, Eglingen, Osterhof, geb. den 3. Aug. 1674, vermählte sich den 13. Febr. 1696 mit der Gräfin Maria Anna von Pappenheim, erkaufte 1674 Unterwaldstetten von Wolfgang von Rechberg für 32,500 Gulden, verkaufte das Gut wiederum an Ellwangen im J. 1703 und starb im J. 1727, der letzte seines Stammes. Ihn überlebten mehre Töchter, deren eine an den Baron Böhlin zu Illertissen, die andere an den von Ulm zu Erbach verheirathet war. Diese Töchter haben die Reichsherrschaft Eglingen im Hertfeld für 200,000 Gulden an den Fürsten von Thurn und Taris verkauft. Die Herrschaft enthält den Marktflecken Eglingen, die kleinen Dörfer Baumgarten und Sellbronn, den Osterhof, er gab dem Besitzer beim schwäbischen Kreise auf der Grafenbank Sitz und Stimme und steuerte zu einem Römerconvent 20 Gulden, zu einem Kammerziel 5 Fl. 36½ Kr. *(v. Stramberg.)*

GRAFENKRIEG oder GRAFENFEHDE heißen in der Geschichte von Dänemark und Lübeck als den beiden hauptsächlich Streit führenden Theile die mehrjährigen Kämpfe (1534—1536), welche in die Zeit des nach Friedrich's I. Tode eintretenden Interregnums fallen und ihren Namen von dem Heerführer haben, der sie mit wechselndem Erfolg bestand, bis die Sache zu einem für ihn unglücklichen Ausgange gedieh.

Dies war der Graf Christoph von Oldenburg, von den vier Söhnen, die Johann XIV. von seiner Gemahlin Anna von Anhalt hinterließ, der dritte. Geboren (1502?) 1504, und zum geistlichen Stande bestimmt, wurde er unter dem Erzbischofe Hermann, Grafen von Wind, Kanonicus im Domcapitel von Cöln, erzogen. Er verließ aber später den ihm angewiesenen Lebensberuf, um ein gelehrter und tapferer Lutheraner zu werden. In Diensten bei Landgraf Philipp dem Großmüthigen von Hessen hatte er die neue Lehre kennen und lieben gelernt, um sie fortan auch zu bekennen. Seine kriegerischen Talente entwickelte er daneben in der großen Schlacht bei Frankenhausen, wo am 15. Mai 1525 die vereinigten Sachsen, Hessen und Braunschweiger dem Bauernheere unter Thomas Münzer eine entscheidende Niederlage beibrachten. Nach wiederholter Betheiligung am Türkenkriege hatte er dann zeitweilig das Schwert mit der Feder vertauscht und mit der Pflege der Wissenschaften seine epikureischen Neigungen, mit dem neuen Glauben seine alte Weltlust so glücklich zu vereinigen gewußt, daß er den Namen des nordischen Alcibiades davontrug. Durch seinen Großvater, Gerhard den Streitbaren, war er ein nahverwandter Vetter des gefangenen Königs Christian II. von Dänemark, über dessen Thaten und Unthaten das Geschick wie die Geschichte ihr Urtheil gefällt haben und für den er sich im Dienste der Hansestadt Lübeck zum Paladin aufwarf.

Dieser war, um einen nöthigen kurzen Rückblick auf die damit in Verbindung stehenden vorangegangenen Ereignisse zu werfen, nach langen mit dem Adel und Klerus für die politische wie confessionelle Freiheit der Bürger und Bauern vergeblich geführten blutigen Kämpfen, im December 1522 durch eine aus jütländischen Adeligen und Geistlichen zusammengesetzte Versammlung in Wiborg des Thrones verlustig erklärt; von diesem Beschluß durch einen mit Klagen und Beschwerden erfüllten Kündigungsbrief, den der Landrichter Moge Munk dem Könige in Weile zustellte, benachrichtigt und gleichzeitig sein Oheim Friedrich zur Regierung berufen worden. Der neugewählte Fürst, der an seinem Huldigungstage, 26. März 1523, zu Wiborg sich dem Adel auf Bedingungen hatte verpflichten müssen, die diesem sehr viel Vorrechte einräumten, erließ nach diesem Act ein Manifest, gegen welches der abgesetzte König durch seinen Vicekanzler Cornelius Scepper ohnmächtig protestirte. Am 13. April 1523 entfloh er mit seiner Familie, um nach unermüdlichen Anstrengungen auf neunjährigen Irrfahrten den letzten Versuch seiner Rehabilitation mit einer 27jährigen Gefangenschaft zu büßen. Die Intervention des Kaisers und des Reichs, durch Erkenntniß des Kammergerichts in Speyer durch Interdictorien und Conclusa der Fürstencongresse von Hamburg und von Naumburg dem Könige ohne Land zu seinem Rechte gegen den Usurpator zu verhelfen, hatte keinen Erfolg. Endlich brachte er sich durch seinen Uebertritt zum Lutherthum mit dem Kaiser selbst in argen Conflict, und hatte von diesem auf keine wirksame Unterstützung mehr zu rechnen. Doch gelang es ihm einigermaßen seine Versöhnung mit dem Papste Clemens VII. durch den Cardinal-Legaten Laurentius Campegius zu bewerkstelligen. Bei der letzten mit den Waffen ausgeführten Unternehmung zu Ende des Jahres 1531 war er ebenso wenig glücklich und wurde durch die Verrätherei des Bischofs von Odense, Knud Gyldenstiern, von dem er als dem Oberbefehlshaber der vereinigten dänischen und lübeckschen Flotte behufs einer persönlichen Zusammenkunft mit seinem Oheim freies sicheres Geleit verlangt und zugesagt erhalten hatte, im Juli 1532 nach Kopenhagen gebracht, wo man ihm das gegebene Wort nicht hielt, ihn vielmehr als Staatsgefangenen behandelte und auf Schloß Sonderburg in den engsten Gewahrsam setzte. Unter allseitigem Einverständniß des Königs Friedrich I. des dänischen Reichsraths, des holsteinischen Adels und wie man sagt, sogar der hanseatischen Bevollmächtigten, wurde er am 3. Aug. 1534 förmlich des zugestandenen freien Geleits für verlustig erklärt. Die Geschichte seiner langen, traurigen Gefangenschaft, die bis zu seinem Tode währte, ist bekannt. In einem elenden, nur spärlich erhellten dumpfen Kerker wurde er unter der unmittelbarsten Obhut der holsteinischen Ritterschaft im sogenannten „blauen Thurm" verwahrt. Die einzige Gesellschaft, die man ihm ließ, war sein norwegischer Zwerg und in späterer Zeit ein alter schwedischer Soldat. Der Thurm wurde gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts abgebrochen. Das Innere des Zimmers findet man abgebildet in *Westphalen*, Monum. ined. rer. Cimbr. Tom. III. p. 384. Durch das viele Gehen in dem engen Raume höhlte der Gefangene eine tiefe Rinne in dem Steinpflaster des Fußbodens aus. Die Wände bedeckte er mit eingeschnittenen Umrissen von Galgen, Rädern u. s. w., sogar mit einer Ansicht des kopenhagener Schlosses, wie Pontoppidan erzählt. Friedrich I. und der dänische Adel hatten sich gegenseitig ein Verpflichtungsschreiben ausgestellt, daß Christian II. nie wieder die Freiheit erlangen sollte. Wenn auch in spätern Jahren das Schicksal des Gefangenen, der so hart für seine unleugbaren Vergehen bestraft wurde, sich freundlicher gestaltete, wenn sich auch seine Haft milderte, so änderte doch an dieser Convention, die bei Christian's III. Thronbesteigung erneuert ward, Nichts der zu seinen Gunsten unternommene Grafenkrieg. Auch Luther's nachdrückliche Verwendung bei dem ihm wohlgesinnten Könige Friedrich blieb ohne Erfolg. Christian II. hat noch den dritten seines Namens um einige Wochen überlebt, denn jener, geboren den 2. Juli 1481, starb am 25. Jan. 1559, und Christian III., geboren den 12. Aug. 1504, starb schon am 1. Jan. 1559.

Friedrich I., geboren den 3. Sept. 1471, starb am Gründonnerstage den 10. April (und nicht am 3. April, wie Hvidfeldt berichtet) 1533 auf Schloß Gottorp, das bei seiner Vorliebe für die Herzogthümer seine Lieblingsresidenz geblieben war, nach einer zehnjährigen Regierung, durch die er sich, im geraden Gegensatz zu seinem unglücklichen Neffen und Vorgänger, wol nicht beim Volke, aber desto mehr beim Adel beliebt gemacht hatte. Er wurde im Chor der Stiftskirche in Schleswig begraben, ihm daselbst ein Monument errichtet und eine Sterbemünze zu seinem Andenken geprägt. Sie steht in *Lauerentzen*, Mus. reg. P. II. sect. V. no. 70, gibt aber sein Lebensalter falsch an.

Nach seinem Tode sollte zu einer neuen Wahl geschritten werden, die indessen kein Resultat hatte; und es trat nun ein Interim von einem, oder eigentlich von drei Jahren ein. Denn erst so viel später wurde der erwählte Christian III. als König allgemein anerkannt. Bei der Spaltung des Herrentages in die weltliche und geistliche Partei erhielt er nur die Stimmen der adeligen Reichsräthe, als Friedrich's von Dänemark und Anna's von Brandenburg ältester Sohn, geboren zu Gottorp am 12. Aug. 1504, wogegen die Prälaten nebst den andern Anhängern des vielfach bedrohten und um seine Existenz kämpfenden Katholicismus ihn als einen offenen Bekenner von Luther's Lehre nicht mochten und den jüngern Sohn Johann aus Friedrich's zweiter Ehe mit Sophie von Pommern vorzogen. Er wurde geboren 1521, erzogen von Oluf Rosenkranz, Hermann Bonnus und Peter Svab, war in seinem dreizehnten Jahre Herzog von Schleswig-Holstein und starb am 20. Oct. 1580 zu Hadersleben, ohne eine Rolle von Bedeutung in dem sich ferner entwickelnden Gange der Ereignisse zu spielen. Ein anderer Bewerber, der später noch zu erwähnende Herzog Albrecht von Mecklenburg (geboren den 3. Mai 1487, gestorben den 7. Jan. 1547), ein eifriger Katholik,

vermochte sich keine Anerkennung und Unterstützung der Parteien zu verschaffen. Die definitive Wahl, zumal da die norwegischen Stände noch ganz fehlten, wurde daher unter so bewandten Umständen bis zum nächsten Jahre vertagt und der Reichsrath führte in der Zwischenzei die Regierung.

Inzwischen regten sich die andern beiden Stände, die Bürger und die Bauern, die unter den Bedrückungen des von Friedrich überaus begünstigt gewesenen Adels gleichmäßig zu leiden gehabt hatten und auch das Joch der in diesem Punkte mit der Ritterschaft eng verbundenen Geistlichkeit abschütteln wollten. An der Spitze der Unzufriedenen standen der Bürgermeister Ambrosius Bogbinder zu Kopenhagen und Jürgen Kok oder Mönter in Malmöe. Dieser hieß eigentlich Koch, wurde aber wegen seines Münzmeisteramts Mynter genannt. Beide waren Mitglieder des dänischen Reichsraths, und setzten sich mit Lübeck in Verbindung, nachdem sie wie ihr lübecker College vergebens auf Herzog Christian dahin zu wirken gesucht hatten, daß er sich des erledigten Thrones auch ohne Legitimirung durch verfassungsmäßige Wahlen und Waffengewalt bemächtige. Ambrosius Bogbinder war aber auch ein Mann der That. Er hatte sich schon im J. 1531 am dritten Weihnachtsfeiertage bei der Bilderstürmerei in der Marienkirche zu Kopenhagen ausgezeichnet. Die kostbaren Altäre, deren jene Kirche eine erstaunliche Anzahl hatte, konnten nur durch das Einschreiten der bewaffneten Macht vor der Zerstörung geschützt werden.

Mit diesen beiden Volksführern der dänischen Hauptstadt nun schlossen die zwei Machthaber der Hansestadt Lübeck, der Bürgermeister Jürgen Wullenweber und der damalige Stadthauptmann, nachherige Admiral Marks Meier, ein Bündniß gegen den Herrentag in Kopenhagen, welcher den Lübeckern zum Trotz einen neuen, den Interessen der Hansa schädlichen Handelsvertrag mit den Holländern eingegangen war. Marcus Meier, ein ehemaliger Hufschmied aus Hamburg, der dann sein Handwerk verlassen und den seine Kriegsthaten gegen Soliman berühmt und reich gemacht hatten, stieg in seiner neuen Heimath zu immer größeren Ehren, sodaß er sich mit der Witwe des im October 1532 verstorbenen lübecker Bürgermeisters Gottschalk Lunte vermählen konnte. Er brachte dann Wullenweber, seinen Freund, in den Rath und an die Spitze der Geschäfte. Er selbst ging seiner Abenteuersucht nach, die ihn vielen Wechselfällen des Glücks aussetzen sollte. Als er sich auf einem solchen Seezuge befand, um die Holländer zu befehden, hatte er das widerwärtige Schicksal, mit seiner Flotte an die englische Küste verschlagen zu werden, wo er in die Gewalt Heinrich's VIII. fiel, der ihn als einen Seeräuber festnehmen und in den Tower werfen ließ. Doch zeigte er sich nun als ein ebenso schlauer Diplomat, wie früher als tapferer Degen, überlistete den König durch Vorspiegelungen von Eroberungen im skandinavischen Norden und erlangte auf die ehrenvollste Weise seine Freiheit wieder, sodaß er als Ritter mit einer goldenen Gnadenkette triumphirend nach Hause zurückkehren konnte.

Während dessen war Wullenweber bei seinem zehnwöchentlichen Aufenthalte zu Kopenhagen mit der dortigen Agitationspartei in Verbindung getreten und hatte sie, unter kluger Benutzung ihres Hasses gegen Adel- und Pfaffenregiment, für seine weitaussehenden Pläne zu gewinnen gewußt. Der doppelte, wenngleich wol zum Theil nur ostensible Zweck dieses Bündnisses war die Einführung der Reformation, sowie die Wiedereinsetzung des entthronten und gefangenen, wegen seiner Bürgerfreundlichkeit bei diesen Kreisen noch in gutem Andenken stehenden Königs. Im Stillen aber galt es der Ausführung eines noch im Hintergrunde versteckten, kühnen, umfassenden und groß angelegten Plans, dessen Gelingen die Herrschaft des Hansabundes über die nordischen Reiche, den Sieg der Demokratie über Monarchie und Aristokratie begründen sollte.

Ursprünglch weniger Verabredung als vielmehr Zufall war es, daß sich zu dem bevorstehenden Kriege mit dem dänischen Reichsrathe, der seinen Beschlüssen durch einen mit der Statthalterin der Niederlande auf 30 Jahre zu Gent geschlossenen und zu Odense am 21. Sept. ratificirten Frieden, durch einen Vertrag mit dem Könige von Schweden, vom 2. Febr. 1534, und durch eine Union mit den Herzogthümern vom 5. Dec. in Rendsburg, Nachdruck zu geben versuchte, von verschiedenen Seiten Bundesgenossen zusammenfanden.

Durch seinen Kanzler Scepper war es dem gefangenen Könige Christian doch gelungen, den ihm persönlich ergebenen und so nahe verwandten Grafen Christoph von Oldenburg für eine Schilderhebung zu seinen Gunsten zu gewinnen. Die geworbenen Söldner, gegen 4000, zogen sich zusammen, der Graf trat an ihre Spitze, und nach mündlichen wie schriftlichen Verhandlungen mit dem Rathe von Lübeck, förmlich als Feldoberst in Dienste der Hansestadt. Die Urkunde des betreffenden Vertrags findet sich im Danske Magazin Bd. 3. S. 69. In dem von ihm zusammengebrachten Kriegsheere finden sich viele damals berühmte Namen, so Graf Johann von Hoya, Graf Johann von Tecklenburg, Graf von Dohna, Ritter Bernhard von Mylen, Bastian von Jessen (ein Sohn des Kurfürsten Friedrich des Weisen und der Anna Weller) u. A. m. Unter Beobachtung aller Formalien, nach Erlaß eines Kriegsmanifestes vom 25. Mai 1534 eröffnete der oldenburger Graf den Feldzug durch Besetzung verschiedener fester in den Herzogthümern gelegenen Punkte. So lockte er, nachdem er Eutin wieder aufgegeben, vor dem nachdringenden Johann Rantzau sich von der Belagerung des seegeberger Schlosses (3. Juni) zurückgezogen und (10. Juni) bei Neustadt ein glückliches Treffen geliefert hatte, durch diesen Scheinangriff die dänischen Truppen aus Seeland, landete nun unerwartet mit seinem Heere auf der von Streitkräften entblößten Insel mit 21 Schiffen am 23. Juni bei Skovshoved und rückte bis Roeskilde vor, das überrumpelt wurde. Den Bischof Rönnow setzte der Graf ab und dafür den Gustav Trolle zu seinem Nachfolger ein. Kopenhagen, wohin schon von Kiöge aus Abgeordnete mit der Aufforderung zur Unterwerfung gesendet worden waren, ergab sich ohne Schwertstreich.

Die Bürgerschaft öffnete dem Heere des Oldenburgers am 16. Juli die Thore der Stadt und verschaffte ihm auch am 25. Juli den Besitz des Schlosses. Malmöe folgte nach der Uebergabe der Hauptstadt auf Georg Mynter's Betrieb diesem Beispiele. Der Invasion kamen zu ihrem Gelingen viele günstige schon vorbereitete Elemente entgegen. Seeland, Laaland, Falster, Langland, Schoonen, Fühnen und die andern Inseln unterwarfen sich dem Sieger, der im Namen Christian's II. zu Ringstedt die Huldigung empfing. Die Münzen, die er schlagen ließ, tragen auf der einen Seite das Bild des Königs und die auf ihn bezügliche Umschrift, auf der Rückseite aber nebst dem oldenburger und delmenhorster Wappen die Worte: Christophorus Co. Oldenb.; vergl. *Lauerentzen* l. c. P. II. sect. V. Der Adel, der sich freilich nur mit Widerwillen zu einer Anerkennung des neuen Regiments herbeiließ und nur dem gebieterischen Drange der Umstände wich, erlitt dabei viele Gewaltthätigkeiten von den empörten Bauern, die nach dem jahrelangen immer gesteigerten Drucke ihrer Rache um so zügelloser freien Lauf ließen. Die Höfe und Burgen der Ritter wurden überfallen und von den Greuelscenen, die dabei stattfanden, berichtet Hvidfeldt, daß es damals nicht gut gewesen sei, adelig zu sein. Man drohte mit einer allgemeinen Ausrottung der verhaßten „Wolfsbrut" und viele Edelfrauen und Fräulein retteten nur in abenteuerlichen Verkleidungen durch die Flucht ihr Leben. Auch auf den Katholiken ruhte die strafende Hand, und wo der Oldenburger die Macht besaß, da wurde überall die Reformation eingeführt. Sie schlug schnell im Volke feste Wurzeln und blieb auch in der Reaction unangefochten, die dieser Revolution folgte. Durch die angeführten großen Erfolge der augenblicklichen Machthaber in ihren Aussichten und Absichten bedroht, vereinigten sich jetzt in Jütland, der einzigen Provinz, die, eine hartnäckige Gegnerin des gefangenen Königs und seiner Parteigänger, dauernden Widerstand leistete, am 14. Juli zu Rye bei Scanderberg die beiden ersten Stände zur gemeinsamen Wahl Christian's III., dem zu Horsens am 18. Aug. gehuldigt wurde. Doch gelang dies nicht ohne die Drohungen der Ritter, welche den Widerspruch der Bischöfe niederzuhalten bemüht waren. Der Adel von Fühnen schloß sich dem gegebenen Beispiele an.

Den Fortschritt der feindlichen Waffen hielt indessen diese augenblickliche Vereinigung von Adel und Geistlichkeit nicht auf. Denn Clement oder Clemint, ein berühmter Freibeuter, der schon früher der Sache des vertriebenen Königs mit Eifer gedient und in Gemeinschaft mit dem dann am 18. Oct. 1525 zu Hamburg als Seeräuber hingerichteten Claus Kniphof aus Patriotismus Caperei in großem Maßstabe getrieben hatte, organisirte, vom Grafen Christoph nach Jütland geschickt, dort einen schnell um sich greifenden gefährlichen Bauernaufstand, nahm am 14. Sept. mit Hilfe der Bürger Alborg und zog auch mit 6000 Bonden nach Randers. Ein hier unternommenes meuchelmörderisches Attentat auf Clement mislang und brachte ihn nur noch mehr gegen den Adel in Wuth. Bis nach Ripen im ganzen Stift Viborg erhob sich Alles und die Herren vermochten mit einem schnell zusammengerafften Heere Nichts dagegen auszurichten. Es wurde am 16. Oct. bei Svenstrup geschlagen und vernichtet. Erst vor Randers mußte Clement wieder abziehen, warf sich nach Alborg und wurde darin von dem neuen Könige belagert. Dieser erstürmte mit einer an Zahl weit kleinern, aber viel besser disciplinirten Schar die Stadt, wobei über 2000 Bauern fielen. In dem Strafgerichte, welches nun über die Aufständischen erging, verschwand die Freiheit des Bauernstandes in Jütland, und die Leibeigenschaft trat an ihre Stelle, um erst in einer viel spätern Zeit wieder zu weichen. Die Insurrection auf der Insel Fühnen, ein zur selben Zeit ausgeführter Anschlag des Oldenburgers, hatte, nach anfänglichen Siegen der Bürger und Bauern, denselben Ausgang. Die nur durch ihren Ungestüm gefährlichen, sonst zu langem Widerstand unfähigen Massen wurden von Rantzau und Friis auf dem farskower Berge geschlagen.

Unterdessen hatten sich die Verhältnisse dahin geändert, daß der neue Dänenkönig, gestützt auf bundesgenössischen Rückhalt an Herzog Albrecht von Preußen, der Regentin von den Niederlanden und Gustav Wasa's von Schweden, seine Waffen zu Wasser und zu Lande unmittelbar gegen die stolze Hansestadt kehrte, die um die nordischen Kronen ein so gewagtes Spiel mit List und mit Gewalt getrieben hatte. Denn schon früher war man mit König Heinrich VIII. von England in so ernste Unterhandlungen darüber getreten, wie ihm die dänische Krone zu verschaffen sei, daß die noch vorhandene Copie des darauf bezüglichen Vertrags keinen Zweifel läßt. Hatte doch schon der abenteuerliche Marks Meier mit diesem Köder sich von dem lüsternen Könige seine Freigebung erschwindelt! Später wurde von Seiten Lübecks dem Herzoge Christian dieselbe Krone angeboten, die man ihm jetzt im Namen eines Dritten streitig machte. Damals hatte er die Königswürde ausgeschlagen, weil er sie nicht auf illegitime Weise sich übertragen zu sehen wünschte. Gegen Gustav Wasa suchte man in Schweden als Prätendenten den Sohn des letzten Reichsverwesers, den 16jährigen Sture aufzustellen, der sich hartnäckig weigerte, zu dem trotz seines Widerspruchs mit ihm fortgesetzten Spiele seinen Namen herzugeben. Auch dem teutschen Kaiser, Karl V., hatte man lockende Anträge gemacht sich im skandinavischen Norden festzusetzen; wie nicht minder zu demselben Zwecke Präliminarien mit dem Könige von Frankreich, Franz I., eingeleitet worden waren. Alle diese durch ihre ferngelegenen Reiche sehr beschränkten Machthaber verhießen der Hansa eine nur bequeme, willkommene Nachbarschaft. Dafür bedrohte sie nun hart vor den Thoren der Stadt ein naher und gefährlicher Feind.

Travemünde ward erobert und siegreich rückte der König bis hart an Lübeck vor, welches er gänzlich einschloß. In dieser Zeit der höchsten innern und äußern Gefahr war die Stadt, zerrissen von Parteien und vom Feinde bedrängt, auf ihren Bürgermeister Jürgen Wullenweber als einzige Stütze angewiesen; und sein Genie

fand denn in der That auch stets Mittel und Wege, jeglichem Bedrängniß wirksam die Spitze zu bieten. Während des Königs Heer unter Johann Rantzau, aber vergeblich, Mölln belagerte, empfing Christian III. am 18. Aug. die Huldigung der Edelleute zu Horsens in Jütland. Nach langen, mühseligen, oft abgebrochenen und immer wieder aufgenommenen Verhandlungen über einen Waffenstillstand, wurde endlich, durch die Bemühungen des Herzogs Heinrich von Mecklenburg, sowie der Abgeordeneten aus den Städten Hamburg und Lüneburg, am 17. Nov. 1534 zu Stockelsdorf ein seltsamer Friede geschlossen, eine Convention, die aber blos von localisirender Bedeutung lediglich den Herzogthümern Schleswig und Holstein, sowie dem lübecker Stadtgebiete gelten sollte und die dänische Kronprätendenz, deren ungehinderter Austrag auf einen andern Kampfplatz verwiesen wurde, als eine offene Frage zur Zeit noch unerledigt ließ. Diese Uebereinkunft war, so sonderbar sie schien, doch beiden Theilen sehr gelegen und vortheilhaft, da Lübecks Handel durch die Blockade empfindlich litt und dem Könige hinter seinem Rücken fast ganz Dänemark verloren gegangen war.

Auf den Nothschrei der eigenen Bürger war die Flotte mit dem Admiral Marcus Meier zum Schutze des hartbedrängten Lübeck zurückgeeilt und hatte das Landheer unter dem Grafen Christoph von Oldenburg im Stich gelassen. Dieser, so ganz und gar auf sich allein angewiesen und von der gesammten nun verfügbar gewordenen dänischen Heeresmacht angegriffen, trat jetzt für seine Person auf Separatwege zu Kolding, wohin ihn Tyge Krabbe, Einer seiner treuesten Anhänger, der später auf Helsingborg befehligte, begleitet hatte, mit Christian in Unterhandlungen. Der König suchte jenen mit Gelde zu gewinnen und bot ihm 100,000 Gulden, unter der Bedingung, daß er Dänemark verlassen und die Partei des Gefangenen von Sonderburg für immer aufgeben wolle. Nicht allein die Weigerung des Grafen, überhaupt hierauf einzugehen, sondern namentlich auch seine Gegenforderung, daß der eingeschlossene König sofort in Freiheit gesetzt, sowie auch Schoonen, Fühnen, Seeland und Norwegen erhalten, der Herzog aber Jütland und die Fürstenthümer behalten solle, ließ keine Uebereinkunft zu Stande kommen und die Unterhandlungen zerschlugen sich wieder. Man trennte sich mit Gefühlen nur um so größerer Erbitterung.

Nach Kopenhagen zurückgekehrt, verlangte der Graf von dem Reichstage Geldmittel zur Fortsetzung des Krieges; und als ihm diese verweigert wurden, half er sich durch Brandschatzungen, welche er dem Adel auferlegte und in denen selbst alle Schmucksachen der Frauen mit inbegriffen waren. Dagegen widerstand er aber auch mit allen Kräften dem Ansinnen der fanatischen Volksführer Mynter und Bogbinder, die von keiner Schonung etwas wissen wollten und schützte die Edelleute gegen den aufgehetzten Pöbel.

Das nach dem Bündniß mit Gustav Wasa vereinigte Heer der Dänen und Schweden traf am 14. Jan. 1535 bei Helsingborg, welches Tyge Krabbe besetzt hielt, mit dem Grafen Christoph zusammen. Es kam zur Schlacht, welche die Gräflichen verloren. Der Admiral Marx Meier, der ihm von Lübeck zu Hilfe geeilt war, wurde gefangen genommen. Schweden und Dänen stritten sich um den Besitz des merkwürdigen und gefährlichen Mannes, der erklärt hatte, lieber sterben als in schwedische Hände fallen zu wollen. Endlich ward er bis auf Weiteres nach Schloß Wardbierg abgeführt, welches wie Halmstedt Gustav von Schweden für Christian III. gewonnen hatte und dort der allerdings ziemlich sorglosen Obhut des Schloßhauptmanns Trugod Ulfstand überantwortet. Die ihm aufgedrungene Rolle eines Gefangenen spielte der schlaue Meier indessen nicht lange, sondern benutzte die Freiheit, die man ihm ließ, zu einem Anschlage, den er mit einigen Bürgern verabredete und bemächtigte sich bereits am 9. März durch List des Schlosses mit allen seinen vom Adel aus dem platten Lande dahin geflüchteten Schätzen. Er behauptete sich daselbst und in der Umgegend mit einer Art von Souverainität 15 Monate lang gegen den ihn bedrohenden Belzig, den Feldobersten des dänischen Königs. Endlich ging zwar die Stadt an diesen verloren, aber die tapfer vertheidigte Burg fiel erst am 27. Mai 1536. Marcus Meier starb am 17. Juni einen schmachvollen Tod durch Henkershand, nachdem ihm von dem holsteinischen Landesmarschall Melchior Rantzau das früher ausbedungene und bewilligte freie Geleit nicht gehalten worden war. Er wurde der Tortur unterworfen, dann enthauptet und gevierdtheilt.

Das Heer in Fühnen unter dem klugen und tapfern Feldmarschall Johann Rantzau lieferte beim sogenannten Orenberge, südöstlich von Assens, einem Städtchen am kleinen Belt, dem Feinde unter den Grafen von Hoya und von Tecklenburg am 14. Juni 1535 eine neue Schlacht, die abermals zu einem Siege für die Königlichen ausschlug. Der Plan der in der odenser Probstei zu einem Kriegsrath versammelten Heerführer der hanseatischen Macht, sich an den Fluß zwischen Middelfarth und Assens zu legen, um einen Zuzug teutscher Reiter aufzufangen und dann das dänische Lager anzugreifen, wurde von einem Geistlichen, Hans Madsen belauscht und an den Feldmarschall Rantzau verrathen. Teutsche Soldtruppen standen auf beiden Seiten sich im Kampfe gegenüber und fochten nach ihrer Weise, ohne Sorge um den Zweck des Krieges, mit gleicher Tapferkeit, bis das überlegene Feldherrngenie auf der dänischen Partei die Entscheidung herbeiführte. In dieser Schlacht fielen die beiden obengenannten Heerführer, die Grafen von Hoya und von Tecklenburg nebst dem Grafen von Dohna, sowie auch Gustav Trolle, der Erzbischof von Upsala, der alte Unruhstifter im Norden, wie ihn Holberg in seiner dänischen Reichsgeschichte genannt hat. Er wurde schwer verwundet gefangen genommen und starb bald darauf zu Gottorp. Die Besatzung von Assens rettete sich auf lübische Schiffe. Der dänische Admiral Peter Skram nahm nach einem unentschieden gebliebenen Seetreffen bei Bornholm (9. Juni) die hanseatische Flotte, eroberte die abtrünnigen Inseln und erschien am 18. Juni vor der Hauptstadt. In Folge dieses Sieges fiel Seeland dem Könige zu, der

nun unaufhaltsam weiter vorrückte und die Hauptstadt zu belagern anfing.

Ein Zwischenfall, der sich um diese Zeit zutrug, blieb ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Der Pfalzgraf Friedrich, geboren den 19. Dec. 1483, der schon im Juli 1534 durch seinen Gesandten, Rath und Biographen Hubert Thomas von Lüttich einen Versuch gemacht hatte, die Wahl der Dänen auf sich zu lenken, glaubte nach unzähligen verunglückten Werbungen schon 50jährig eine politische vortheilhafte Verbindung zu schließen, indem er sich am 15. Mai 1535 mit Dorothea, einer Tochter des gefangenen Königs Christian II., vermählte. Dies geschah in Brüssel und gestützt auf diesen vermeintlichen Rechtstitel, sowie ermuntert von den Aussichten, die ihm der Kaiser Karl V. eröffnete, trat er als Prätendent der dänischen Krone auf, vermochte aber, trotz des Beistandes der Niederlande durch die dortige Regentin, nicht, den siegreichen König in seinen Fortschritten aufzuhalten. Er wurde nur im nördlichen Norwegen gewählt und anerkannt, wo er an dem Erzbischofe von Drontheim zwar die thatkräftigste, aber auf die Dauer doch nicht bedeutende und hinreichend ausgiebige Unterstützung und Hilfe fand. Nachdem er aus der Geschichte Dänemarks spurlos wieder verschwunden war, gelangte er wenigstens noch im J. 1544 zur Kurwürde.

Dagegen hatte Lübeck, unzufrieden mit den schlechten Erfolgen des Grafen Christoph von Oldenburg bereits einen andern Oberbefehlshaber in der Person des Herzogs Albrecht VI. von Mecklenburg gewählt, durch diesen Schritt aber nur zwischen den beiden Heerführern eine Eifersucht gestiftet, die Niemandem mehr Nutzen brachte, als dem Könige Christian III. Zwar war schon früher einmal ernstlich an den Herzog gedacht worden, als es galt, einen Namen von gewissem Klange an die Spitze des Unternehmens zu stellen; aber der streng katholische und entschieden zum Kaiser haltende Fürst, der mit aufsässigen Protestanten nicht gemeinschaftliche Sache hatte machen wollen, war nur schwer daran gegangen, sich überhaupt auf Unterhandlungen wegen Ausführung des Anschlags einzulassen. Zur Zeit der Belagerung Lübecks durch Christian III. war er von Wullenwebet abermals dringend um Hilfe angegangen worden, die bei seinem unentschiedenen Charakter indessen ebenso wenig versagt als geleistet wurde. Ueber dem rath- und planlosen Diplomatisiren verging der günstigste Moment, entscheidend in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Dies Zaudern gab der Herzog selbst nach Abschluß des Vertrags vom 14. Nov. 1534 noch nicht auf. Seine Peinlichkeit in schriftlichen Formalien und die Umtriebe Christian Lorber's, des Hauptes der mit Allem, was Wullenweber vornahm, unzufriedenen patrizischen Partei, machten eine neue Convention vom 13. Febr. 1535 nöthig. Endlich war der eitle, prunkliebende und vergnügungssüchtige „Reichserbvorschneider" nicht wie zu einem Feldzuge, sondern wie zu einem Triumphmarsche, mit seiner Gemahlin und einem außerordentlich großen Gefolge von Hofgesinde, wobei sich auch eine vollständige Jägerei befand, am 8. April zu Warnemünde aufgebrochen, hatte aber so wenig Truppen mitgenommen, daß er, am 16. April als neues Kriegsoberhaupt nach Kopenhagen geleitet, der Sache, die er führen sollte, nicht dienen, vielmehr nur schaden konnte.

Der zurückgesetzte oldenburger Graf hatte in seiner zunehmenden Bedrängniß allenthalten nach Beistand ausgeschaut und sich sogar am 2. April 1535 auf eigene Hand mit dem Kaiser zu verständigen gesucht. Gleicherweise und ebenso vergeblich, wendete er sich an Heinrich VIII. von England. Sein Brief ist abgedruckt im Danske Magazin. Bd. 3. S. 79. Gegen den neuen Oberbefehlshaber war er anfänglich so fest zum gewaltsamen Widerstand entschlossen, daß er selbst das Schloß gegen die kopenhagener Bürger zu vertheidigen Lust bezeigte. Als Albrecht nun zwar das Commando übernommen, aber wider Erwarten keine Streitmacht zur Unterstützung mitgebracht hatte, verlangte Christoph von zu Hause Verstärkungen; und da Wullenweber, mit der neu aufstrebenden Junker- und Pfaffenpartei daheim im erbittertsten Kampfe begriffen, nach Hadeln ging, um Werbung zu halten, fiel er, ohne schirmendes Geleit, dem Erzbischof von Bremen, Herzog Christoph von Braunschweig (1511—1558), in die Hände, der ihn unverzüglich an Herzog Heinrich von Braunschweig, einen fanatischen Anhänger des Papstthums, auslieferte. Nach einem schändlichen Proceß, in welchem die Tortur eine Hauptrolle spielte, hatte der unglückliche, von den ihm angedichteten Verbrechen der Wiedertäuferei und des Unterschleifs vollkommen freie Wullenweber, auf Betrieb und Veranstaltung seiner einheimischen Feinde zu Lübeck, das traurige Schicksal, am 24. Sept. 1537 zu Wolfenbüttel martervoll hingerichtet zu werden. Die Würdigung seiner Bestrebungen und Leistungen und die Anerkennung der unparteiischen Nachwelt gehört auf ein anderes Gebiet der Geschichte und ist auch von den Historikern vollzogen worden.

Unterdessen wurde der Kreis, auf welchem Christian III. noch mit Widerstand zu kämpfen hatte, immer enger; Lanskron ergab sich schon am 9. Oct. 1535, Malmöe hielt sich noch bis zum 4. April 1536 und erlangte leidliche Bedingungen. Sie wurden hauptsächlich durch den heimlichen Uebertritt des Bürgermeisters Georg Koch oder Mynter zur königlichen Partei erzielt, wie denn Christian III. gemäß seinem höchst versöhnlichen Charakter, in allen solchen Fällen Amnestie zu ertheilen gern bereit war. Davon lieferte der endliche Ausgang des Krieges noch einmal ein glänzendes Beispiel. Nur Kopenhagen, von seinen Bürgern mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit vertheidigt, ertrug die fürchterlichste Noth und Entbehrung, um doch zuletzt, nach allseitig getäuschten Hoffnungen auf Entsatz wie die andern Städte zu fallen. Der Graf von Oldenburg, die Seele des Widerstandes, hatte sich mit 2000 Mann Fußvolk und 350 Reitern gegen die feindliche Uebermacht unter den schwierigsten Verhältnissen gehalten, wobei er, der frühere Schwelger, alle Entbehrungen mit den durch Hungersnoth fast verzweifelnden Einwohnern theilte. Albrecht dagegen vergnügte sich auf

der Insel Amagker, dem Garten von Kopenhagen, mit der Jagd, bis auch sie in die Hände des Feindes fiel. Seiner Gemahlin, welche während dieser Zeit in die Wochen kam, sendete der gutmüthige König aus seinem Lager Lebensmittel zu. Christoph hatte aber so wenig von seiner Zuversicht verloren, daß er, immer noch im Namen des gefangenen Königs, Münzen mit dessen Bilde, auf dem Thron sitzend, schlagen ließ, welche in zwei Lesarten die Umschrift trugen: Manus Dei eruet me impii carceris. 1535. und: Immeriti carceris apud Helsat. A. 3. Sie sind größer als die zu Anfange des Krieges geprägten Stücke; Beschreibung und Abbildung findet man im Danske Magazin. Bd. 3. S. 67. und Köhler, Münzbelustigungen. Thl. 14. S. 329. Die Hauptstadt mußte sich nach reichlich einjähriger Belagerung am 27. Juli 1536 auf Gnade und Ungnade ergeben. Graf Christoph von Oldenburg sowie Herzog Albrecht von Mecklenburg thaten einen Fußfall vor dem Könige, zu dem sie mit weißen Stäben heraus in das Lager hatten kommen müssen. Der auch hier gütige Monarch begnadigte sie nach einem ernsten Verweis mit Leben und Freiheit. Die Bedingungen stellte eine am 29. Juli vollzogene Urkunde fest.

Wie Jürgen Wullenweber, Marcus Meier nebst seinem Bruder Gert, desgleichen der Seefahrer Clement elend starben, haben wir schon gesehen. Der Bürgermeister von Kopenhagen, Ambrosius Bogbinder, endete am Morgen nach der Uebergabe der Stadt durch Selbstmord; er nahm Gift und entging so dem ihn bedrohenden Schicksale des Todes auf dem Richtplatz. Doch hing dieser Umstand nicht mit der Empörung an sich zusammen, wegen deren der nachsichtige Fürst auch ihn amnestirt hatte; sondern der Schritt, den er that, hatte seinen Grund in einer Anklage, welche die Witwe eines Bürgers wider ihn erhob, den er trotz seiner Unschuld hatte hinrichten lassen.

Es bleibt noch übrig, in Kürze des Namens zu gedenken, nach welchem dieser Krieg den Namen erhalten hat. Graf Christoph von Oldenburg zog sich zunächst auf seine Dompräbende in Cöln zurück, aber trat damit noch lange nicht in das Privatleben, um etwa im Schatten des friedlicheren Lorbeers, den er sich bei den Gelehrten seiner Zeit zu wohlverdientem Ruhme erworben hatte, auf die Erneuerung der längst verwelkten blutigen Kränze zu verzichten, die ihm auf seiner einstigen, vielbewegten, kriegerischen Laufbahn zugefallen waren. Bei seinem unruhigen Kopfe hatte er vielmehr auch ferner in allerlei Händeln gelegentlich die Hand im Spiel. Im J. 1538 war er als spanischer Oberst in den Niederlanden im Dienst des Kaisers, 1547 aber wieder auf der Seite der Gegenpartei im schmalkaldischen Kriege als Oberst über 21 Fähnlein Fußvolk. Mit seiner Familie hatte er sich auseinandergesetzt. Seinen Bruder Anton, der die Regierung übernommen hatte, convertirte er, während die beiden ältesten Brüder mit der Mutter noch streng katholisch blieben. Er starb, unvermählt, wenn man das Concubinat mit seiner sogenannten „Hausfrau Salome" nicht als eine morganatische Ehe gelten lassen will, am 4. Aug. 1566, auf dem ihm abgetretenen Kloster Rastede im Ammerland.

Mit dem Falle Kopenhagens gelangte der König in Dänemark zur unumschränkten Herrschaft. Den Antheil, den sich der Adel dabei nahm, bezeichnet der furchtbare Druck, der fortan, bis zur Revolution 1660, auf den letzten beiden Ständen lastete. Am 6. Aug. hatte Christian III. seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt gehalten und auf einer von ihm berufenen großen Adelsversammlung, wo am 28. Oct. über 400 Ritter erschienen, gab er eine sogenannte Handfeste, welche die Vorrechte der Edelleute vermehrte, mit Brief und Siegel bestätigte. Am 30. Oct. fand unter großen Feierlichkeiten die Uebertragung der Theilnahme an der Regierung auf den Herrenstand statt. Mit der Leibeigenschaft, die er in seinem Gefolge hatte, konnte der Sieg, den zugleich die Reformation davon trug, auf die Dauer unmöglich versöhnen.

Der Aufschwung, den die Hansa kurz vor dem Erlöschen unter ihrem genialen Führer noch einmal genommen, war auch das letzte Zeichen der alten Bürgerkraft gewesen. Des Friedens, den die Lübecker durch Vermittelung des schmalkaldischen Bundes bereits am 14. Febr. 1536 zu Hamburg geschlossen hatten, konnten sie, trotz seiner für ihre Handelsinteressen nicht ungünstigen Stipulationen, die ihnen als Preis für ihren Abfall von der Sache Kopenhagens zugestanden worden waren, nimmer froh werden. Den neu auftauchenden Rivalen, den Engländern und Holländern gegenüber mußten sie es aufgeben, die Jahrhunderte lang mit Glück behauptete Rolle der Beherrscher der nördlichen Meere zu spielen. An die Stelle der Demokratie trat wieder das alte Patrizierregiment. So gingen nach Außen und Innen der stolzen Stadt die Privilegien verloren, durch die sie eine so große Macht, mit ihr Ansehen und Reichthum erlangt gehabt hatte. Alle unter fortwährendem Streit der Interessen zu so verschiedenen Zwecken und mit mancherlei Vorwänden doch scheinbar nach einem Ziele gerichteten Anstrengungen vereitelte der Ausgang des berühmten Grafenkrieges.

Abgesehen von den überall zerstreuten Nachrichten, deren Aufzählung zum Theil schon erfolgt ist, läßt sich die hauptsächlich hier einschlagende allgemeine und besondere Literatur im folgenden Verzeichnisse überblicken:

Ludwig v. Holberg, Dänische und norwegische Staatsgeschichte. Aus dem Dänischen übersetzt von L. C. Bargum. Kopenhagen 1750. 4. C. F. Allen, Geschichte Dänemarks von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Leipzig 1849. 8. Eduard Maria Oettinger, Geschichte des dänischen Hofs von Christian II. bis Friedrich VII. Hamburg 1857. 8. Bd. 1. *Cornelius Duplicius Scepper*, Christierni, Dan. Suec. Norveg. regis ad duas epistolas patrui sui Friderici Holsat. ducis responsio. Witeberg. 1524. 4. *C. D. Scepper*, Christierni etc. regis ad emissos contra se Lubeccenses articulos responsio. Ibid. 1524. 4. *Jacob Ziegler*, Historia crudelitatis Christierni II. Argentorat. 1536. fol. *Johann. Swaning*, Christianus Daniae rex,

speculum regis magni, crudelis, infelicis, exulis, exemplum caeteris. Francofurt. 1658. 12. Ibid. 1670. 12. *Christian. Weisse*, De laniena Stockholmiensi d. VIII. Nov. 1520 a Christierno II. Daniae rege suscepta. Weissenfelsae 1676. 4. *Johann. Upmark*, Dissertatio de Christiano II. rege Daniae. Upsalae 1713. 4. Heinrich Behrmann, Geschichte Christian's II., Königs von Dänemark, Norwegen und Schweden (mit Portrait). Kopenhagen 1805. 8. Dänische Uebersetzung Kjöbnhavn 1815. 8. 2 Bde. *Heinr. Behrmann*, Christian den Andens Faengsels og Befrielses Historie. Kjöbnhavn 1812. 4. *C. F. Allen*, Commentatio de rebus Christiani II. Daniae, Norwegiae, Sueciae regis exulis. Hafniae 1844. 8. *Nicolaus Cragius*, Annalium libri VI, quibus res Danicae ab excessu regis Friderici I. ac deinde a rege Christiano III. gestae ad annum usque 1550 enarrantur. Hafniae 1737. fol. Friderici I. Dan. Norweg. regis, Slesvici Holsatiae ducis etc. ad Christierni patruelis calumnias responsio. s. l. e. a. 4. Entschuldigung und Sendtbrieff Friederichs, erweltes Kuninges zu Dennemargken. o. O. 1523. 4. Ursachen, dadurch die Bischöffe, Prälaten, Ritterschaft, Städte u. s. w. Friedrich Herzog zu Holstein zu ihrem König über ganz Dänemark erwählt haben. o. O. 1524. 4. Sendtbrief und Entschuldigung Friedrichs, erwählten Königs zu Dänemark an die Churfürsten und Fürsten und alle deutsche Nation, darinn angezeigt wird, aus was Ursach er genöthigt ist, sich mit Christiern in eine offene Fehde zu begeben. o. O. 1524. 4. Zeitung von der Eroberung Kopenhagens, der Hauptstadt in Dänemark. o. O. 1536. 4. — Gustav Gallois, Der Hansabund von seiner Entstehung bis zu seiner Auflösung. (Mit Wullenweber's Portrait.) Leipzig 1851. 8. F. W. Barthold, Geschichte der deutschen Hansa. Leipzig 1854. 8. Bd. 3. Lübeckische Chronik. Lübeck 1842. 8. Ernst Deecke, Lübische Geschichten und Sagen. Lübeck 1852. 8. F. W. Barthold, Jürgen Wullenweber oder die Bürgermeisterfehde (in Friedrich v. Raumer, Histor. Taschenbuch. Leipzig 1835. 8. Jahrgang VI. S. 1—200). *J. J. Altmeyer*, Du rôle politique des Pays-Bas dans les révolutions du Nord à l'époque du célèbre bourgmestre George Wullenweber. (Extrait du Messager des sciences historiques de Belgique.) Gand 1842. 8. Georg Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die Europäische Politik. Bd. 1—3. Berlin 1855. 8. — Hermann Hamelmann, Oldenburgisch Chronikon (mit Kupfern). Oldenburg 1599. Fol. Gerhard Anton v. Halem, Gesch. des Herzogthums Oldenburg. Oldenburg 1794. 8. Bd. 2. F. v. Alten, Graf Christoph von Oldenburg und die Grafenfehde (1534—1536). Hamburg 1853. 8. (Dr. *F. L. Bösigk.*)

GRAFF (Anton), Portraitmaler, geb. zu Winterthur 1730, gest. zu Dresden 1813, ebenso berühmt als fruchtbar. Man hat ihn den Van Dyck des 18. Jahrh. genannt [1]). Das Buch, in dem er seine Arbeiten mit den Namen der abgebildeten Personen und den Preisen aufzeichnete, zählt aus den Jahren 1756—1763 nicht weniger als 1655 Gemälde, worunter 415 Copien; nach einem Verzeichnisse von 1783—1790 lieferte er außerdem 322 Zeichnungen von kleinen Köpfen auf Pergament mit Silberstift. Er war der Sohn eines Zinngießers und Anfangs für das Gewerbe seines Vaters bestimmt; als aber J. Ulr. Schellenberg eine Zeichenschule in Winterthur errichtete, erlangte er nicht ohne Mühe die Erlaubniß, dieselbe zu besuchen. Von Anfang an bestimmte er sich für das Portraitfach und ging nach dreijähriger Lehrzeit 1756 nach Augsburg, wo ihm jedoch die Malerzunft Hindernisse in den Weg legte. Durch Joh. Elias Haid's Vermittelung nahm ihn der Hofmaler Schneider in Ansbach als Gehilfen an, wo er ein Jahr lang mit Nichts beschäftigt war, als das Portrait des Königs von Preußen zu copiren, und er soll täglich eins fertig gemacht haben. Daneben studirte er aber auch nach den im Schlosse befindlichen Gemälden von Rigaud und Kupetzky. Von ersterem eignete er sich die leichte Behandlung des Gewandes, von letzterem das Colorit und die harmonische Behandlung der Farben an. Nach anderthalbjährigem Aufenthalte veranlaßte ihn Haid 1759, wieder nach Augsburg zu gehen, wo er nun schon als selbständiger Portraitmaler auftreten konnte. Hier schloß er Freundschaft mit dem acht Jahre jüngern J. Fr. Bause aus Halle, der nach Augsburg gekommen war, um dort sich in der Führung des Grabstichels auszubilden. Bause war sein erstes Portrait, und später hat dieser so viel nach Graff gestochen, daß beide nicht wenig wechselseitig zur Beförderung ihres Ruhmes beigetragen haben. Förderlich wurde ihm die Bekanntschaft mit Joh. Elias Ridinger, dann eine Reise nach München, wo er zum ersten Mal die Gemäldegalerie in Schleisheim zu sehen Gelegenheit hatte, endlich ein Aufenthalt in Regensburg, wo er viele Portraits in Gesandtschaftshäusern zu malen und zu zeichnen bekam. Hagedorn veranlaßte 1766 seine Berufung nach Dresden als Hofmaler mit 400 Thlrn. Gehalt. Er wurde hier als Mitglied der Akademie aufgenommen und später erhöhte man seinen Gehalt auf 700 Thlr., da er 1788 einen Ruf nach Berlin mit 1400 Thlrn. Besoldung ausschlug. Letzteres erklärt sich wol, wenn man bedenkt, wie vortheilhaft seine Stellung gerade in Dresden bei der damaligen Bedeutung dieser Kunststadt sich gestaltet hatte. In seiner letzten Lebenszeit wurde er noch zum Mitglied der Akademie zu Wien und München ernannt.

Dem berühmten „Biographen seiner Zeit" saßen die bedeutendsten Männer, wie Gellert, Weiße, Mendelssohn, Spalding, Ramler, Füßli, Sulzer, Lessing, Herder. Von ihm ist der größte Theil der Sammlung teutscher Gelehrten gemalt, welche der Buchhändler Reich anlegte und aus der Leipzig 22 Stück besitzt. Reisen gaben ihm Gelegenheit, auch an andern Orten sein Talent geltend zu machen. Namentlich malte er in Berlin, Teplitz, Karlsruhe, Zürich. Seine Vaterstadt Winterthur besitzt über 60 Portraits von ihm. Viele seiner Bildnisse wurden auch durch den Stich verviel-

1) Frenzel im Artistischen Notizenblatt zur Abendzeitung. 1832. Nr. 9. S. 34.

fältigt. Außer Bause haben Berger, Chodowiecki, Eichler, Friedrich, Gubeborn, Haas, Hagd, Geyser, Kohl, Laub, Liebe, Mecheln, Nilson, Preißler, Raspe, Rieter, Schulze, Sinzenich, Sturm, Weiße, Wolfgang u. A. nach ihm gestochen. Man bezahlte seine Oelgemälde mit 30 bis 50 Thlrn. und seine Silberstiftzeichnungen mit 3 Dukaten.

Füßli rühmt an Graff's Bildnissen die edlen Züge, die richtige Zeichnung der Köpfe, die schönen Formen der Hände, die glänzende und starke Farbe. Im Ganzen rühmt man seine männlichen Bildnisse mehr als die weiblichen, bei denen zuweilen Mode oder Eitelkeit der Besteller, die auch auf dem Gemälde die Schminke nicht vermissen wollten, seinem Streben nach Wahrheit hemmend in den Weg trat. Aber Graff suchte in dem Portrait nicht blos die gewöhnliche Aehnlichkeit zu erreichen, sondern den Charakter und Geist der Person aufzufassen. Er trifft, heißt es von ihm in der Augsburger Zeitung von 1803, wie man sagen möchte, in höherem Sinne; er malt nicht den Leib, sondern den Geist, und weiß fast immer mit einem unglaublich glücklichen physiognomischen Takt den Moment zu ergreifen, wo sich nicht blos eine oder die andere charakteristische Eigenthümlichkeit, sondern die ganze Individualität des Innern in dem ruhigen Aeußern abspiegelt. Deshalb liebte er es, wenn er mit den Personen, die er malen sollte, einige Zeit vorher Umgang haben konnte. Deshalb gelangen ihm vorzüglich Familienbilder und sogenannte historiirte Portraits. Von den letztern stach unter andern Berger den Prinzen Heinrich von Preußen zu Pferde, Sinzenich die Schauspielerin Brandes als Ariadne auf Naxos, M. Haas Graff's jüngere beide Söhne, indem sie Seifenblasen machen, J. Rieter seinen ältern Sohn, der am Tische zeichnet, und seinen Schwiegervater Sulzer, der als Greis mit ernster Rührung auf seine blühenden Enkel blickt.

Dagegen hat sich Graff von eigenen historischen Compositionen fern gehalten, und es erklärt sich bei dieser nicht eigentlich selbstschöpferischen Richtung, daß er einen hohen Werth auf das Copiren legte. Er war der Meinung, daß man die wahre Behandlung und Farbenschönheit eines Gemäldes nur durch den Pinsel entdecken könne, und daß bloßes Beschauen für den Maler nicht genüge. Noch in Dresden bildete das Copiren der Meisterwerke seine Lieblingsbeschäftigung, und er copirte namentlich für den russischen Hof mehre der berühmtesten Gemälde der Galerie.

Auch im Radiren hat sich Graff versucht. Man kennt drei radirte Bildnisse von ihm, nämlich sein eigenes, das von Sulzer und das des Kaufmanns Basse. Von dem erstern und letztern kommen Exemplare mit Croquis vor, die sehr selten sind.

Ueber Graff's Persönlichkeit erfahren wir, daß er den Ruf eines ebenso bescheidenen als geschickten Künstlers hatte. Im Besitze des Buchhändlers Wilh. Engelmann in Leipzig befindet sich der beinahe vollständige Briefwechsel desselben mit Chodowiecki, dem er beinahe 30 Jahre durch Freundschaft verbunden war [2]). Graff war mit der ältesten Tochter Sulzer's verheirathet. Er erlebte 1801 den Tod seines ältesten Sohnes, der Referendar bei Stadtgerichte zu Dresden [3]) war. Der zweite widmete sich der Landschaftsmalerei (s. den folg. Art.), und dies mag Veranlassung gewesen sein, daß der Vater in spätern Jahren zur Erholung nach einer langen Krankheit einige Ansichten von Elbgegenden, meist zu Blasewitz, alla prima in Oel malte [4]). Seine Tochter war mit dem Landschaftsmaler Kaatz verheirathet.

Graff hat wiederholt sein eigenes Bildniß gezeichnet und gemalt, und dasselbe ist von Fellner, Schellenberg, Berger, Riedel, J. G. Müller und J. E. Haid gestochen. Auch hat er sich mit seiner Familie in ganzer Figur gemalt. Dieses Bild stach Townley 1788 in Schwarzkunst. Auch Schellenberg zeichnete ihn mit Sulzer zusammen in halber Figur und Stumpf stach dieses Blatt. Ebenso zeichnete und stach ihn Chodowiecki. Nach dessen Zeichnung hat Schellenberg radirt [5]). Chodowiecki's Stich enthält Graff's und Hofrath Wilh. Gottl. Becker's Brustbild, in Profil einander zugewendet. Er wurde auf derselben Platte mit dem Kupfer zu Erman's Mémoires des réfugies. Tom. 8. (Berlin 1794) p. 283 ausgeführt, und es gibt Abdrücke der ganzen Platte sammt den beiden Portraits vor und mit Graff's Namen unter den letztern, jedoch ohne Chodowiecki's Namen. Von der abgeschnittenen Platte mit den beiden Bildnissen gibt es Abdrücke von und mit Chodowiecki's Namen und der Jahrzahl 1791 [6]).

Graff hat viele Schüler gezogen, unter denen als einer der vorzüglichsten G. F. A. Schöner, geboren zu Mansbach 1774, gestorben zu Bremen 1841, genannt wird [7]). (*Fr. W. Unger.*)

GRAFF (Carl Anton), Landschaftsmaler, Sohn des Vorigen, geboren in Dresden 1774, gestorben daselbst am 9. März 1832. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und auf seine wissenschaftliche Ausbildung war sein Großvater Sulzer nicht ohne Einfluß. In seinen Aeußerungen über Kunst und Kunstwerke zeigte sich neben einem vielseitigen und richtigen Urtheile ebenso tiefes Gefühl. Seiner Neigung zur Landschaftsmalerei nachgebend, ließ sein Vater ihn von Zingg unterrichten, dessen manierirte Weise ihn jedoch nicht befriedigen konnte. Graff ging gegen 1801 nach der Schweiz und studirte dort die großartige Natur besonders in dem lauterbrunner Thale. Dann begab er sich über Mailand nach Rom, wo er bis 1807 blieb, und weiter nach Neapel. Er fing nun auch an, seine Studien zu Gemälden zu verarbeiten, die bei etwas breiter Behandlung im Vortrage eine gute Auffassung des Plans und der Linien

2) W. Engelmann, Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche (Leipzig 1857) S. XI.

3) Nach Frenzel in Berlin. Artistisches Notizenblatt zur Abendzeitung. 1832. Nr. 9. S. 34. 4) Daselbst und Nr. 17. S. 68. 5) W. E. Drugulin, Allg. Portrait-Katalog (Leipzig 1860) S. 287. Nr. 7768—7780. 6) Engelmann a. a. O. S. 396. Nr. 742. 7) (Füßli) Allgem. Künstlerlexikon. Th. 2. Abschn. 1. (Zürich 1806). Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon. Bd. 5. (München 1837) S. 319—321. F. Faber, Conversations-Lexikon für bildende Kunst. Bd. 5. (Leipzig 1850.) S. 461.

und ein heiteres Colorit zeigen, doch aber nicht über den Charakter von prospectartigen Landschaften hinausgehen. Nach seiner Rückkehr arbeitete er weiter nach seinen gesammelten Studien und besuchte häufig die sächsische Schweiz, wo er besonders in Tetschen bei der dortigen kunstliebenden gräflich Thun'schen Familie die schönen Umgebungen benutzte. Auch die Schweiz besuchte er wiederholt, sowie die Rheingegenden und Baiern.

Auch der Tonkunst war er hold, und er soll ein trefflicher Violinspieler gewesen sein.

Innig liebte er seine Schwester und nahm sich nach ihrem Tode ihrer unmündigen Kinder selbst mit Aufopferung eigenen Vermögens redlich an. Frenzel*) hat ihm in dem Artistischen Notizenblatte zur Abendzeitung von 1832. Nr. 9. S. 34 ein ehrendes Denkmal gesetzt, aus dem unsere Notizen geschöpft sind. (*Fr. W. Unger.*)

GRAFF (Charlotte), teutsche Sängerin, im J. 1782 zu Berlin geboren, war die Tochter Joseph Michael Böheim's, eines beliebten und besonders in Heldenrollen ausgezeichneten Schauspielers an dem ehemaligen Nationaltheater dieser Stadt und erhielt durch die Sorgfalt ihres Vaters eine tüchtige Ausbildung im Clavierspiel und Gesang. Da sie bei ihrem ersten Auftreten auf dem Nationaltheater Beifall fand, so unternahm sie im J. 1804 eine Reise durch Teutschland und gab auf mehren Bühnen Gastrollen; zu Stuttgart, wo sie sich im J. 1805 aufhielt, wurde sie so gern gesehen, daß man ihr ein mehrjähriges Engagement anbot, welches sie auch annahm. Hier heirathete sie den Violoncellisten Graff und siedelte mit demselben im J. 1811 nach Frankfurt am Main über, wo sie noch mehre Jahre mit glücklichem Erfolg auf dem Stadttheater sang, bis sie um das Jahr 1818 die Bühne gänzlich verließ. Sie blieb jedoch mit ihrem Manne in Frankfurt und starb daselbst im J. 1831. Ihre Stimme war voll, biegsam und umfangreich und da sie dieselbe durch einen wahrhaft dramatischen und anziehenden Vortrag, sowie durch ein lebendiges Spiel unterstützte, so erwarb sie sich bald einen ehrenvollen Namen, den sie auch zu bewahren wußte; sie war jedoch nicht nur als Sängerin, sondern auch als tüchtige Hausfrau, Gattin und Mutter allgemein geachtet†).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAFF (Eberhard Gottlieb), geboren am 16. März 1780 in Elbing, studirte auf der Universität zu Königsberg. Den anfänglichen Plan, sich für den praktischen Staatsdienst auszubilden, gab er wieder auf. Am Gymnasium zu Jankau, später in seiner Vaterstadt Elbing übernahm er eine Lehrerstelle. Dort gründete er eine Töchterschule. Die Pädagogik behielt für ihn ein bleibendes Interesse. Im J. 1800, in seinem 20. Jahre, erhielt er die Stelle eines Regierungs- und Schulraths in Marienwerder. Dort, wie später (1814) in Arnsberg und Coblenz, war er in seinem Wirkungskreise vorzüglich für den öffentlichen Unterricht thätig. Fast ausschließlich beschäftigte ihn das Studium der teutschen Sprache, deren höhere Bedeutung ihm vor vielen Andern einleuchtete. Die in dieser Sprache verfaßten Werke betrachtete er, wie einer seiner Freunde sich ausdrückt, „als die kräftigste Schutzwehr des teutschen Volks in seiner Zerstückelung und Zerwürfniß." Lebhaft theilte Graff die allgemeine Begeisterung, als sein Vaterland das drückende Joch französischer Botmäßigkeit muthig abschüttelte. Er war um diese Zeit (1813) zum Mitglied der sogenannten Centralcommission ernannt worden, an deren Spitze der Freiherr von Stein stand. Aus seiner Feder floß um diese Zeit der Aufruf der Mecklenburger zu den Waffen, eine Proclamation, die zugleich Befreiung von der Leibeigenschaft verhieß. Seit 1820 lebte Graff ohne amtliche Anstellung in seiner Heimath, fast ausschließlich mit dem tiefern Studium der teutschen Sprache beschäftigt. Seine Forschungen in diesem wissenschaftlichen Gebiete setzte er seit dem Jahre 1824 mit besonderem Eifer fort. Er war um diese Zeit als Professor der Philosophie nach Königsberg gerufen worden. Nicht lange zuvor (1823) hatte er die philosophische Doctorwürde erlangt. Durch den erwähnten Wirkungskreis als akademischer Docent erhielt seine mit dem ausgezeichnetsten Erfolg gekrönte Thätigkeit im Gebiet der teutschen Sprachforschung einen neuen Schwung. Als Schriftsteller hatte er schon früher Aufmerksamkeit erregt durch eine 1818 in zweiter Auflage erschienene Schrift unter dem Titel: „Die für die Einführung eines erziehenden Unterrichts nothwendige Umwandlung der Schulen" [1]). Durch einzelne, nur für seine akademischen Vorlesungen bestimmte Blätter erleichterte Graff die schwierige Zugänglichkeit und nähere Kunde der teutschen Sprachquellen, deren Wortreichthum er nach und nach zu sammeln begann. Was seiner Thätigkeit in diesem Fache die erste Anregung gegeben hatte, schildert Graff selbst mit den Worten: „Seit vielen Jahren hatte ich nach Gelegenheit und ohne bestimmten Plan Wörter der altteutschen Sprache gesammelt. Als ich nun gerade in der Zeit, wo mir auf unerwartete Weise eine ganz freie Muße ward, Jakob Grimm's teutsche Grammatik kennen lernte und ein so günstiger Zufall mir Lachmann's belehrenden Umgang schenkte, sah ich in diesem glücklichen Ereigniß eine Aufforderung, die Bearbeitung des althochteutschen Sprachschatzes zu übernehmen und eine Bürgschaft für das Gelingen desselben." Bedingt ward dadurch sein Entschluß ein möglichst vollständiges und genügendes Wörterbuch aus allen noch übrigen althochteutschen Denkmälern, als den ältesten und reichsten, zur festen Grundlage eines mittelhochteutschen Wörterbuchs auszuarbeiten. Zu unserer lebendigen hochteutschen Rede sollte dies Werk gleichfalls dienen. Er beabsichtigte, den ge-

*) Nicht Böttiger, wie es bei Nagler, Künstlerlexikon 5, 321 irrig heißt.

†) Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 220. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 79.

1) Mit dem Zusatze auf dem Titel: „Allen, die den Durchbruch einer bessern Zeit befördern können und wollen, zur Beherzigung vorgelegt." Die zweite Ausgabe dieser zu Leipzig anonym erschienenen Schrift hatte Graff mit vielen Zusätzen und einer neuen einleitenden Vorrede begleitet.

sammten Wortreichthum der altteutschen Sprache vom 7. bis zum 12. Jahrh. in etymologischer Ordnung darzulegen. Als Vorläufer zu diesem großartigen Werke erschien zu Königsberg 1824 seine Schrift: „Ueber die althochteutschen Präpositionen." Diese Schrift enthielt den unzweideutigsten Beweis, daß nicht leicht Jemand so geeignet war wie Graff die ungestörteste Aufmerksamkeit auf seinen Gegenstand zu richten, sein Ziel rastlos zu verfolgen und zugleich mit rascher Durcharbeitung alles dazu Gehörigen doch nur das Gehörige hinzustellen. Die Schärfe des Verstandes, die Bestimmtheit der Anlagen, die Strenge und Gründlichkeit der Ausführung erhob die erwähnte Schrift zu einem Musterwerke, das allgemeinen Beifall in der gelehrten Welt fand und zugleich die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung erregte. Sie erkannte das Nützliche dieses Unternehmens. Um alle Bedingungen des Gelingens zu erfüllen, gab das Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichts dem thätigen Sprachforscher Muße und Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise für seinen Zweck durch Teutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Graff stand damals (1824) bereits im herannahenden Alter. Sein Gesundheitszustand war wankend. Zu einem oft wiederkehrenden Nervenübel gesellte sich seine Augenschwäche, die ihn oft in seiner gewohnten Thätigkeit störte. Seinen Zustand wenig beachtend, unternahm er gleichwal muthig und erwartungsvoll in den Jahren 1825—1827 seine Pilgerfahrt, um die althochteutschen Handschriften an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen. Nicht blos dem Althochteutschen, wiewol dies stets sein nächster Zweck war, widmete Graff auf dieser dreijährigen Reise ausschließlich seine Aufmerksamkeit. Sie erstreckte sich auch auf die andern und selbst geringern Mundarten. Jede Stunde, die ihm der Hauptzweck seiner Reise übrig ließ, wandte er dazu an, daß er, um Andern die Forschung in diesem Gebiet zu erleichtern, von Allem, was ihm irgend wichtig dünkte, sich Auszüge machte und Abschriften nahm. Enthalten sind diese Excerpte in einer von ihm herausgegebenen Sammlung der Denkmäler teutscher Sprache und Literatur, aus alten Handschriften zum erstenmal herausgegeben, theils nachgewiesen und beschrieben. Sie erschien unter dem Titel: „Diutiska." Graff hatte diese Schrift, die zu Stuttgart 1826—1830 in drei Octavbänden erschien, „den Freunden der teutschen Vorzeit" gewidmet. Seine Thätigkeit zeigt der reichhaltige Inhalt dieser Sammlung [2]), die ursprünglich auf vier Bände berechnet war, doch des geringen Absatzes wegen mit dem dritten Bande geschlossen werden mußte.

Fast ausgeschöpft hatte Graff nach und nach mit beinahe ununterbrochener Thätigkeit die althochteutschen Quellen durch Berichtigung und Ergänzung der frühern Abdrücke und genaue Copien der gedruckten wie der ungedruckten Handschriften. Als reife Frucht solcher Arbeiten erschien die von ihm besorgte Ausgabe von Otfried's Evangelienharmonie unter dem Titel: „Otfried's Krist. Das älteste, im 9. Jahrh. verfaßte hochteutsche Gedicht, nach den drei gleichzeitigen, zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handschriften kritisch herausgegeben. Mit einem Facsimile aus jeder der drei Handschriften" (Königsberg 1831. gr. 4.). Sich selbst hatte Graff ein würdiges Denkmal gesetzt durch die vollständige Ausgabe dieses merkwürdigen Ueberrests der ältern teutschen Poesie, von welchem bisher nur Bruchstücke öffentlich mitgetheilt worden waren [3]). Auch die übrigen

2) Bd. 1. Heft 1. I. Aufgefundene Bruchstücke größerer mittelhochteutscher Gedichte. II. Nachricht von vier Handschriften der gereimten Weltchronik. III. Der Weingärtner. Minnesängercodex (Anhang: Das Dichterverzeichniß des Manessischen Minnesängercodex). IV. Zwei zu Paris und Karlsruhe befindliche Handschriften einer großen Glossensammlung des 8. Jahrh. — Heft 2. V. a. Beschluß von IV im ersten Hefte. V. b. Uebersetzung des ersten Abschnitts des Tractatus Nortperti de virtutibus aus dem 12. Jahrh. VI. Gedichte aus dem 12. und 14. Jahrh. in Pergament-Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Strasburg. VII. Aus und zu den fränkischen, alemannischen und bairischen Gesetzen. VIII. Die heilige Elisabeth. — Heft 3. Die heilige Elisabeth (Beschluß). Altteutsche Uebersetzungen einzelner Wörter und Sätze der Bibel aus dem 9. (oder vielleicht noch aus dem 8.) Jahrhundert.

Bd. 2. Heft. 1. I. Der heilige Sylvester, von Konrad von Würzburg. Aus: Der Gruß des Engels und ein Gebet an Maria. II. Teutsche Sprachdenkmäler in der königl. Handbibliothek zu Stuttgart. 1) Teutsche Glossen. 2) Mittelhochteutsche Gedichte. 3) Sprachdenkmäler des 15. Jahrh. in ungebundener Rede. III. Teutsche Sprachdenkmäler auf der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. — Heft 2. IV. Leben der heiligen Martina. V. Zusammenstellung zweier zu Karlsruhe und St. Gallen befindlichen Glossensammlungen gleichen Inhalts. VI. Alt- und Mittel-Niederteutsches. VII. Florentiner Glossen. VIII. Mittelhochteutsche Gedichte in einem aus Metz herstammenden Codex zu Bern. — Heft 3. IX. Hochteutsch des 12. Jahrh. aus Cod. C. 58 der Wasserkirchhofsbibliothek zu Zürich. Anhang: Nochmaliger Abdruck der in der Geschichte von St. Gallen gedruckten Confessio publica. X. Mainzer Glossen. XI. Merkwürdige Gebete des 12. Jahrh. Aus Klöstern der Schweiz. XII. Hochteutsche Glossen des 9. und 10. Jahrh. zu Boethii consolat. philos. XIII. Aus 15 Handschriften zusammengestellte althochteutsche Glossen zu Prudent. Carm. XIV. Sprachliches mit Geschichtlichem gemischt. XV. Bruchstücke.

Bd. 3. Heft 1. I. Die Tochter Syon oder die minnende Seele, ein allegorisches Gedicht (das Msc. zu Kloster Rechberg). II. Ditze buch redenot unde zellet michilen wistum non tiereu unde non foglien. III. Metrische Uebersetzung des ersten Buchs Moses. — Heft 2. IV. Inhaltsanzeige. Ausgabe und Collationen der für althochteutsche Sprache und Literatur wichtigsten Sprachdenkmäler in der bei Denis Codd. manuscr. theolog. bibl. palat. vind. latin. verzeichneten Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. V. Berichtigungen und Ergänzungen schon gedruckter althochteutscher Sprachdenkmäler. VI. Henrici summarium. VII. Altteutsche Sprachdenkmäler in Kloster Neuburg ꝛc. — Heft 3. VIII. Die für altteutsche Sprache und Literatur wichtigsten Sprachdenkmäler in den Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, mit Ausschluß der im Denis'schen Katalog verzeichneten und in Diutiska III, 2 abgehandelten Manuscripte. IX. Ueber das Glossarium Salomonis. Ein Nachtrag zu Hoffmann's Bemerkungen über das Glossarium. X. Althochteutsche Glossen in einem lateinischen Commentar zur Bibel, aus einem Codex des Klosters zu Engelberg. XI. Althochteutsche Glosse zu Oratoris Carm. de Act. Apost. XII. Nachtrag zu den in der Diutiska enthaltenen Nachweisungen der Handschriften von Willeram und der gereimten Weltchronik. XIII. Teutsche Handschriften in der königl. Bibliothek zu Paris. XIV. Teutsch des 12. Jahrh. im münchener Cod. germ. manuscr. p. 29. Schlußwort.

3) Von v. d. Hagen im zweiten Bande des Museums für

wichtigsten Werke der altteutschen Literatur wurden von Graff nach und nach herausgegeben, theils in berichtigten Abdrücken, wie der Isidor [4]), theils zum ersten Mal, wie die bisher ungedruckten Werke Notker's: Aristoteles' Kategorien (Berlin 1837), Boethus (1837) in zwei Ausgaben, von denen Graff die eine für Schulen und Vorlesungen mit Spracherläuterungen begleitet hatte, Marcianus Capella (1837) u. a. m. Nach Handschriften in den Bibliotheken zu München und Trier lieferte Graff für den zehnten Band der gesammten teutschen Nationalliteratur (Quedlinburg 1839) teutsche Interlinearversionen der Psalmen des 12. Jahrh. Seine Hauptarbeit blieb jedoch fortwährend sein althochteutsches Wörterbuch. Auf dieses Werk, dem er den passenden Titel eines „teutschen Sprachschatzes" gab, bezogen sich näher oder ferner seine Gesammtstudien, namentlich seine Vorarbeiten, die nach und nach zu einer Reihe von 18 Folianten angewachsen waren.

Einer seiner Freunde schildert Graff's umfassende Thätigkeit mit den Worten: „Vielfach beschäftigte ihn die Zerlegung sämmtlicher althochteutscher Quellen in ihre Elemente, des Eintragens aller Wörter und Bildungen nach dem ABC in ihrem vollständigen Zusammenhange mit den Stellen, worin sie vorkommen, aus welcher Vorarbeit erst wieder die wissenschaftliche Anordnung und Verarbeitung hervorgehen sollte."

Seit dem Jahre 1830 lebte Graff in Berlin, wo er den größten Theil seiner Zeit der genauern Erforschung des indisch-germanischen Sprachstammes widmete. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften gehörte er zugleich der Universität an. Thätigen Antheil nahm er auch an den Arbeiten der berliner Gesellschaft für teutsche Sprache und Alterthumskunde. Sein biederer Charakter, die Herzlichkeit in seinem Benehmen, sein Patriotismus erwarben ihm viele Freunde. Die Gnade des Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm's IV., unterstützte ihn bei der Herausgabe seines vaterländischen Werks, dessen Druck ohne Beschränkung eines Verlegers nach seinen eigenen Ansichten veranstaltet ward. Zugleich überließ ihm der Monarch den ganzen Ertrag seines auf sechs Quartbände berechneten Werks als Eigenthum. Auch von der Akademie der Wissenschaften wurden seine Verdienste durch Bewilligung eines bedeutenden jährlichen Zuschusses zu den Druckkosten gebührend anerkannt. Zu dem wissenschaftlichen Gebiete, das er betreten und seitdem nicht wieder verließ, gehörte auch seine eigenthümliche Darstellung der teutschen Declination [5]). Rühmlich anerkannt wurden seine literarischen Bestrebungen nicht blos daheim, sondern auch im Auslande. Im J. 1838 ernannte ihn die bairische Akademie der Wissenschaften in München zu ihrem Mitgliede. Schon früher (1832) war er nach des berühmten germanischen Sprachforschers Rask frühem Tode an dessen Stelle von der königl. dänischen Gesellschaft für altnordische Sprache und Alterthumskunde nach Kopenhagen gerufen worden. Der Entfernung und der völligen Hingebung an seine Hauptarbeit wegen hatte er jedoch diesen ehrenvollen Ruf abgelehnt.

Bei rühmlicher Anerkennung des Fleißes und der Sorgfalt, die er auf sein Werk verwendet hatte, waren doch die Ansichten über den dabei befolgten Plan wesentlich verschieden. Wenig begründet waren im Allgemeinen die ihm gemachten Einwendungen über die Anordnung und Gliederung seines althochteutschen Wörterbuchs oder „Sprachschatzes," wie der Titel des Werks lautete. Nach dem ABC, meinte man, nicht aber nach den verschiedenen Lautreihen und nach den Wurzeln des gesammten indisch-germanischen Sprachstammes hätte Graff die einzelnen Wörter in seinem Werke ordnen sollen. Jedenfalls täuschte sich Graff in Bezug auf die nothwendige Verbreitung seines Werks, wenn er es sogar „auf dem Tische der Frauen" zu finden hoffte. Selbst den Gelehrten hatte er den schwierigen Gebrauch seines Sprachschatzes durch ein allgemeines Register nur theilweise erleichtert. In Bezug auf die innere Ausführung dürfte noch zu bemerken sein, daß Graff, nach seiner kurzen und gedrängten Darstellungsweise, überall, wo er von seinen Vorgängern oder Mitarbeitern im Felde der teutschen Sprachwissenschaft abzuweichen sich genöthigt sah, nur das nach seiner Ansicht Richtige angegeben hatte.

Späterhin, als er die gewünschte Anerkennung nicht zu finden glaubte, bezeichnete er die Abweichungen zwar schärfer, als es bisher geschehen, doch nie bitter und feindselig. Doch konnte er mitunter die Klage nicht unterdrücken, daß eine solche Polemik sich auch auf die altteutsche Sprachkunde erstreckt habe. Hier hätte doch, meint er, das vaterländische Interesse vermittelnd eintreten und zur Einigkeit ermahnen sollen. Kleinliche Besserlesereien einzelner Buchstaben in den alten Handschriften trugen, nebst andern Ausstellungen, nicht unwesentlich dazu bei, ihn zu verstimmen. Von Natur sehr reizbar und leicht verletzt, erzeugten andere Uebelstände und Verdrüßlichkeiten einen Mismuth in ihm, der seinem Gesundheitszustande und namentlich einem mehrjährigen Brustleiden höchst nachtheilig sein mußte. In solcher Stimmung verzweifelte er oft an der Vollendung seines Werks. Die Kraft seines Geistes siegte jedoch über seine physischen Leiden. Mit schwachen Kräften raffte er sich immer wieder auf von seinem Schmerzenslager, um rüstig fortzuarbeiten an seinem Lieblingswerke. Mit der Hoffnung seiner Freunde, daß er wieder völlig genesen werde, tröstete er mitunter sich selbst. Sein Zustand, bei fast gänzlich erschöpften Kräften, ward jedoch immer bedenklicher. Am Jahrestage der leipziger Völkerschlacht, wo so viele edle Teutsche auf dem Bette der Ehre starben, am 18. Oct. 1841, that er den letzten Athemzug. Schon bei seinen letzten Vorlesungen in der Akademie der Wissenschaften, im Sommer 1841, hatte ein häufiges Innehalten mit tiefem, schwerem Aufathmen lebhafte Besorgniß erregt.

altteutsche Literatur und von Hoffmann von Fallersleben. Mit Schriftproben und einem Steindruck. Bonn 1821.

4) In der Germania oder Jahrbuch der deutschen Gesellschaft in Berlin. Bd. 1. (Berlin 1836.) 5) Im dritten Bande des Jahrbuchs der Berliner deutschen Gesellschaft. (Berlin 1837.)

Seine Vorlesungen handelten bedeutsam von dem Buchstaben Z, der leider nicht auch der letzte Buchstabe seines Wörterbuchs ward. Zwar war mit demselben der fünfte Band seines Werks geschlossen. Doch fehlte in dieser Lautreihe der Zungen- oder Zahnbuchstaben noch der im Teutschen so mächtige Buchstabe, der den ganzen sechsten und letzten Band seines Wörterbuchs einnehmen sollte. Einen großen Theil davon hinterließ Graff druckfertig. Bedeutende Vorarbeiten zur Fortsetzung seines Werkes fanden sich in seinem Nachlasse. Mit der Schrift: Ueber den Buchstaben D (Berlin 1841) hatte Graff seine literarische Laufbahn beschlossen [6]).

(*Heinrich Döring.*)

GRAFF (Elias), teutscher Theolog, im J. 1575 zu München geboren, trat in seinem 16. Jahre (1591) in den Jesuitenorden und wirkte, nachdem er seine Studien beendigt und seine Gelübde abgelegt hatte, zuerst längere Zeit als Prediger, war dann Superior in mehren Profeßhäusern und ward zuletzt Rector des Jesuitenpensionnates zu Dillingen. Als die Schweden während ihres Feldzuges in Teutschland sich Dillingen näherten, hielt er, da er wegen seines Eifers gegen die Protestanten bekannt war, für gut, sich zu entfernen und nach Salzburg zurückzuziehen, wo er am 10. Oct. 1632 starb. Als Schriftsteller erwarb er sich durch seine Fehde gegen den berühmten protestantischen Prediger Georg Zeämann in Kempten einen großen Ruf, erreichte aber denselben in seinen Streitschriften („Kemptisches Wunderthier Georg Zeämann oder Erzehlung etlicher Wunder aus dessen Wunder-Spiegel." Dilingen 1626. 4. „Unhöflicher Abschied Georg Zeämann's." Ingolstadt 1627. 4. und „Nachklang Zeämannischer Bet-Glocken." Dilingen 1628. 4.) weder an Scharfsinn, noch an Grobheit. Er soll auch einige Schriften des heiligen Franz von Borgia ins Teutsche übersetzt haben, man findet aber keine Ausgabe dieser Uebersetzung in den bibliographischen Hilfsmitteln verzeichnet; überhaupt ist es auffallend, daß wir über einen Mann, der zu seiner Zeit so großes Aufsehen erregte, keine nähere Nachrichten besitzen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFF (Erich), teutscher Jurist, am 10. April 1607 zu Marburg geboren, widmete sich, nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, an der dortigen Universität der Rechtswissenschaft und wurde, nachdem er nach der Beendigung seiner Studien kurze Zeit Hofmeister des Freiherrn Joh. Casp. v. Döringenberg gewesen war, im J. 1632 Assessor bei der Verwaltung sämmtlicher Besitzungen der Abtei Fulda, welche der König Gustav Adolf von Schweden dem Landgrafen Wilhelm V. geschenkt hatte. Im J. 1634 wurde er als ordentlicher Professor nach Cassel, wohin die Universität von Marburg verlegt worden war, berufen und im J. 1653 ging er in derselben Eigenschaft mit der Universität nach Marburg, wo er hauptsächlich Vorlesungen über das römische Recht, das Staatsrecht und das Kirchenrecht hielt. Im J. 1656 wurde ihm die Revidirung des projectirten hessischen Landrechts und im J. 1663 ernannten ihn die beiden hessischen Häuser zum Assessor des Sammthofgerichtes; im J. 1672 wurde er auch Vicekanzler der Universität. Er starb am 4. Mai 1683 zu Marburg. Die Ergebnisse seiner Studien legte er ausschließend in einzelnen Programmen und Dissertationen nieder, von welchen etwa die Grundzüge des bürgerlichen und kanonischen Rechtes (Generalis cognitionis juris civilis et canonici Pars I. Disput. I—III. Cassel. 1642—1650. 8.), die Abhandlungen über das Staatsrecht (Collegii juridici publici Disp. I—IX. Marp. 1654—1656. 4.) und die Controversae aliquot juris assertiones ad materiam de injuriis et famosis libellis (Marp. 1659. 4.) zu erwähnen sind. Seine Lobrede auf den Landgrafen Wilhelm VI. (Panegyricus in obitum Wilhelmi VI. Hassiae Landgr. 1663 dictus, im Ehrengedächtniß des Landgrafen Wilhelm VI. Bd. II. S. 101 fg.) liefert dem Historiker einige gute Bemerkungen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFF (Friedrich Heinrich), teutscher Rechtsgelehrter, am 30. Jan. 1688 zu Leipzig, wo sein Vater Kaufmann war, geboren, widmete sich auf den Universitäten zu Leipzig und zu Jena der Jurisprudenz und wurde, nachdem er seine Studien beendigt und im J. 1709 die Doctorwürde erworben hatte, Oberhofgerichtsadvocat in seiner Vaterstadt, wo er durch seine Kenntnisse, seine Thätigkeit und seine Rechtlichkeit zu großem Ansehen gelangte und im J. 1732 starb. Seine Abhandlung über das Falcidische Gesetz (De Lege Falcidia ejusque origine, dispositione, nec non usu in foro Saxonico. Lipsiae 1713. 4.) wird als eine der besten Erläuterungsschriften über diesen Gegenstand betrachtet †). — Ein jüngerer Fr. Heinr. Graff, von dessen Lebensverhältnissen man nichts Näheres weiß, machte sich durch eine Schrift über die Auswurfsmünzen (Dissertatio de missilibus. Lipsiae 1734. 4.) bekannt, welche von den Numismatikern als sehr vorzüglich geschätzt wird.

(*Ph. H. Külb.*)

GRAFF (Gerhard), teutscher Jesuit, im J. 1670 zu Münster geboren, trat im J. 1689 in die Gesellschaft Jesu und widmete sich nach der Beendigung seiner Studien in den Collegien seines Ordens dem Unterrichtsfache. Er lehrte einige Zeit die Grammatik in dem Jesuitencollegium zu Hildesheim, zog dann aber vor, auf der Kanzel zu wirken, und predigte mit großem Beifall zu Düsseldorf, Paderborn und Cöln. Er starb im Jahre 1723 zu Emmerich. Als Schriftsteller machte er sich nur durch eine Bearbeitung der öfter gedruckten und vielgelesenen

6) Siehe Preußische Staatszeitung. 1841. Nr. 357. Meusel's Gel. Deutschland. Bd. 17. S. 765. Bd. 22. S. 430. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XIX. Th. 2. S. 992 fg.

*) *Nath. Sotwell*, Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu. (Romae 1676. fol.) p. 187. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. (Liège 1861. 8.) Tom. VI. p. 188.

*) Fr. Wilh. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Bd. 5. S. 41 fg.

†) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1568.

Biographie des durch seine Frömmigkeit berühmten Jesuiten Francesco di Geronimo von Carlo Stradiotti unter dem Titel: „Kurtzer Auszug des Lebens, von den Tugenden und Wunderwerken des gottseeligen P. Francisci de Hieronymo, in italienischer Sprach unlängst herausgegeben von C. Stradiotti, nunmehro aber verdeutscht und verkürzt" (Cöln 1719. 12.) bekannt*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFF oder GRAF (Johann Andreas), Maler, am 1. Mai 1637 zu Nürnberg geboren, erlernte die Kunst unter der Leitung Leonh. Häberlein's, Stadtmalers zu Nürnberg und Jac. Moreel's, eines Malers und Kupferstechers aus Utrecht, welcher sich zu Frankfurt niedergelassen hatte. Er war besonders glücklich in Architekturstücken und in der Darstellung von Thieren und Blumen, welche er für naturhistorische Werke arbeitete; er lieferte auch eine Zeichnung des Innern der Peterskirche, welche im J. 1694 von Joh. Ulr. Kraus zu Augsburg in 11 jetzt selten gewordenen Blättern in Kupfer gestochen wurde. Kraus stach nach Graff auch 16 innere Ansichten von Kirchen, Brücken, öffentlichen Plätzen und ansehnlichen Gebäuden zu Nürnberg. Graff war selbst ein geschickter Kupferätzer und unter seinen Blättern werden besonders gerühmt die perspectivische Darstellung des Gerüstes bei dem Baue der Barfüßerkirche zu Nürnberg (1681), der Römerberg in Frankfurt am Main und das Bildniß des spanischen Gesandten Gasp. de Pennaranda (1685). Er starb am 6. Dec. 1708. Eine weit größere Berühmtheit, als er selbst, erlangte seine Gemahlin Maria Sibylla Gräffin, eine Tochter des bekannten Malers und Kupferstechers Matth. Merian von Basel, welcher sich in Frankfurt häuslich niedergelassen und die Buch- und Kunsthandlung seines Schwiegervaters Th. de Bry übernommen hatte. Am 2. April 1647 zu Frankfurt geboren, verlor sie schon in der zartesten Kindheit (1650) ihren Vater, erhielt aber in dem Maler Jac. Moreels von Utrecht, welcher sich besonders in der Darstellung von Früchten und Blumen auszeichnete, einen liebevollen Stiefvater, der auf ihre Ausbildung einen großen Einfluß übte. Auch bei ihr regte sich früh die Neigung zur Kunst, welche aber ihre Mutter mit Entschiedenheit und sogar mit Härte zu unterdrücken suchte, bis diese sich endlich durch die Vorstellungen ihres zweiten Gemahles zur Nachgiebigkeit bewegen ließ und zugab, daß ihre Tochter von dem Maler Abraham Mignon, welcher insbesondere durch seine höchst getreue und geniale Nachahmung der Natur berühmt war, Unterricht erhielt. Sibylla wandte sich nach der Vorschrift und nach dem Beispiele ihres Lehrers ebenfalls vor Allem an die Natur und machte neben der Uebung in der Technik der Malerei fortwährende und eifrige Beobachtungen über die Beschaffenheit der Blumen und der Insekten, insbesondere aber über das Leben, die Fortpflanzung und die Verwandlungen der Raupen, wozu sie eine angeborene Vorliebe besaß, da ihre Mutter während der Schwangerschaft von einer unüberwindlichen Begierde getrieben worden war, Raupen, Muscheln und Steine zu sammeln. Bei ihrem ungewöhnlichen Talente zur Malerei erreichte sie daher in der Darstellung von Blumen und Insekten eine große Vollkommenheit, suchte sich aber auch in der Miniatur und anderen Fächern dieser Kunst immer mehr auszubilden und soll sich im J. 1665 mit dem Maler Andreas Graff aus keiner anderen Ursache verheirathet haben, als um in Gesellschaft ihres Eheherrn mit Anstand nach dem Nackten zeichnen zu können, eine Behauptung, für die man freilich den Beweis schuldig geblieben ist und die wol durch die spätere Trennung von ihrem Gemahle veranlaßt sein mag. Gewiß ist, daß sie, ohne die Pflichten der Hausfrau und der Mutter zu versäumen, täglich in bestimmten Stunden mit ihrem Manne arbeitete, die Kupferstecherkunst erlernte und zu den Unternehmungen, durch welche sie später einen so ausgebreiteten Ruf erlangte, Vorbereitungen traf. Ihr erstes Werk erschien unter dem Titel: „Der Raupen wunderbare Verwandelung und sonderbare Blumennahrung, worinnen durch eine ganz neue Erfindung der Raupen, Würmer, Sommer-Vöglein, Motten, Fliegen und anderer derlei Thierlein Ursprung, Speisen und Veränderungen, samt ihrer Zeit, Ort und Eigenschaften den Naturkundigern, Kunstmahlern und Gartenliebhabern zu Dienst fleißig untersucht, kürzlich beschrieben, nach dem Leben abgemahlet, ins Kupfer gestochen und selbst verlegt von Maria Sibylla Gräffin" (Nürnberg 1679. 4. Zweiter Theil. Frankfurt 1683. 4. jeder mit 50 Kupfertafeln [1]), deren ein Drittel illuminirt ist, mit eingedruckten Holzschnitten). In der holländischen Uebersetzung (Der Rupsen begin, voedzelen wonderbaare verandering waarin de Oorspronk, Spys en Gestaltverwisseling, als ok de Tyd, Plants en Eigenschappen der Rupsen, Wormen, Kapellen, Uiltjes, Vliegen en andere diergelyke bloedelooze Beesjes verstoond word; ten dienst van alle Liefhebbers der Insekten, Kruiden, Bloemen en Gewassen, ook Schilders, Bordnurders etc. Amsterd. s. a. [1683]. 4.), welche mit einem von Sibylla's Töchtern herrührenden dritten Theile (Derde en laatste Deel der Rupsen begin, voedzel en wonderbaare verandering, als mede appendix behelsende eenige surinaamsche Insecten, geobserveeret door har Dochter Johanna Helena Herold, int Licht gegeven door haar jongste Dochter Dorothea Maria Henricie. Amsterd. 1717. 4.) vermehrt ist, sind die Figuren auf den 150 Kupfertafeln, welche man auch häufig illuminirt findet, umgezeichnet [2]). Nach ihr ist die lateinische Uebersetzung (Erucarum Ortus, Alimentum et paradoxa metamorphosis, in qua origo, pabulum, transformatio, necnon tempus, locus et proprietates erucarum, vermium, papillorum, phalaenarum, muscarum, aliorumque hujusmodi exsanguium animalculorum exhibentur in favorem atque insectorum, herbarum, florum et plantarum

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. III. p. 336.

1) Das Titelkupfer in jedem Bande nicht mitgerechnet. 2) Eine holländische Ausgabe von 1678, welche also älter wäre als die teutsche, wird wol angeführt, existirt aber nicht.

Amatorum, tum etiam pictorum, limbolariorum aliorumque commodum exacte inquisita, ad vivum delineata, typis excusa, compendioseque descripta per Mariam Sibyllam Merian. Amstelodami, s. a. [1717]. 4. mit 153 Kupfertafeln [3]) gearbeitet [4]). Von der teutschen Ausgabe gibt es von Sibylla selbst ausgemalte Exemplare, welche von ihr um fünf Gulden verkauft wurden und sehr schön, aber selten sind. Sie fertigte übrigens zu diesem Werke nicht nur die Zeichnungen, sondern, um jede Kleinigkeit wiederzugeben, auch die Kupferstiche. Sibylla war auch eine sehr geschickte Blumenstickerin; ihre Stickereien wetteiferten an Schönheit mit ihren Malereien und um ihr Geschlecht zu solchen Arbeiten zu ermuntern, gab sie ihr „Neues Blumenbuch" (Nürnberg 1680. 3 Thle. Fol. mit 36 illuminirten Kupfern) heraus; es erschien auch zugleich mit dem lateinischen Titel: Florum fasciculi tres ad vivum depicti (Norimbergae 1680. fol.) und wird jetzt noch geschätzt [5]). Die Verhältnisse der Künstlerin zu ihrem Gemahle scheinen mit jedem Jahre unfreundlicher geworden zu sein; die Nachricht jedoch, daß sie sich wegen eines Verbrechens, durch welches er gezwungen wurde, landesflüchtig zu werden, von ihm getrennt habe, beruht wol auf einem Irrthume, da er, nachdem ihn seine Frau im J. 1685 zu Frankfurt, wohin er im Jahre vorher mit ihr übergesiedelt war, verlassen hatte, nach Nürnberg zurückging und daselbst ungefährdet bis zu seinem Tode der Kunst oblag. Sibylla nannte sich nach dieser Trennung auf ihren Arbeiten gewöhnlich wieder Merian und zog, da einige labbadistische Schwärmer sie für ihre Lehre eingenommen hatten, mit ihrer Mutter und ihren beiden Töchtern zu dieser Gemeinde nach Westfriesland, wo sie auf dem Schlosse Bosch zwischen Franecker und Leewarden lebte und sich mit dem Studium der Naturgeschichte, zu welchem Zwecke sie sogar noch die lateinische Sprache erlernte, und mit der Malerei beschäftigte. Die schöne, von Herrn v. Sommerdyck aus Surinam mitgebrachte Sammlung amerikanischer Insekten, welche in dem Schlosse Bosch aufgestellt war, erregte in ihr die Lust, selbst nach Surinam zu gehen und die Lebensweise derselben an Ort und Stelle zu beobachten. Sie unternahm auch wirklich und zwar, wie Manche behaupten, im Auftrage der Generalstaaten, diese Reise und schiffte sich im J. 1698 mit ihrer Tochter Dorothea nach Amerika ein. Während ihres Aufenthaltes in Surinam, welcher zwei Jahre dauerte, sammelte sie mit unermüdlichem Fleiße Insekten und malte sie nebst den zu ihrer Nahrung dienenden Pflanzen, Blumen und Früchten. Auf der Rückreise landete sie im J. 1701 zu Hamburg, wo sie dem Magistrate einen Theil ihrer gesammelten Schätze überließ; darauf begab sie sich wieder nach Holland, um daselbst die Ergebnisse ihrer Forschungen zu verwerthen. Dies geschah in dem Werke: Metamorphosis Insectorum Surinamensium, in qua Erucae ac Vermes Surinamenses cum omnibus suis transformationibus ad vivum delineantur et describuntur, singulis eorum in plantas, flores et fructus collocatis, in quibus reperta sunt, tunc etiam generatio ranarum, bufonum rariorum, lacertarum, serpentum, araneorum et formicarum exhibetur; omnia in America ad vivum naturali magnitudine picta atque descripta per Mariam Sibyllam Merian (Amstelodami, s. a. [1705]. fol. Mit 60 colorirten Kupfertafeln). Die auf 102 Pergamentblättern ausgeführten Originalauszeichnungen zu diesem Werke befanden sich früher im Besitze D. Marsbach's zu Amsterdam und wurden bei der Auction seiner Verlassenschaft mit 750 Fl. bezahlt; man weiß jedoch nicht, wohin sie gekommen sind. Auch die meist ganz von der Verfasserin illuminirten Exemplare der ersten Ausgabe mit lateinischem Texte, welchen Caspar Commelin nach den handschriftlichen Bemerkungen der Malerin verfaßte, stehen jetzt noch in hohem Werthe, während die Ausgabe mit holländischem Texte (Verandering der Surinaamsche Insecten. Amsterd. o. J. [1705]. fol. Mit 60 colorirten Kupfertafeln), in welcher die Kupfer zum Theil aufgestochen sind [6]), weniger geschätzt wird; die zweite lateinische Auflage mit noch geringeren Kupfern und mit Jahresangabe (Metamorphosis Insectorum Surinamensium. Amstelodami 1705. fol. Mit 60 schwarzen oder illuminirten Kupfertafeln) kommt sehr häufig vor und sinkt täglich im Preise [7]). Eine günstige Gelegenheit zur Vervollkommnung und Erweiterung dieser Arbeit bot sich, als Sibylla's ältere Tochter, Johanna Maria Helena, im J. 1702 nach Surinam ging, wo diese mit ihrem Gemahle, dem Kaufmanne Herold, ein Comptoir hatte. Sie machte von Zeit zu Zeit die Mutter mit ihren neuen Entdeckungen bekannt und diese traf bereits Anstalten, einen Anhang zu dem erwähnten Werke herauszugeben, als ihre Thätigkeit durch den Tod, welcher sie am 13. Jan. 1717 zu Amsterdam dahinraffte, unterbrochen wurde. Ihre jüngere Tochter Dorothea veranstaltete nun statt des von der Mutter beabsichtigten Nachtrages eine neue Ausgabe der Naturgeschichte der surinamischen Insekten unter dem Titel: Dissertatio de generatione et metamorphosibus, in qua praeter Vermes et Erucas Surinamenses earumque admirandam metamorphosin, plantae, flores et fructus, quibus vescuntur et in quibus fuerunt inventae, exhibentur; his adjunguntur bufones, lacerti, serpentes, araneae, aliaque admiranda istius regionis animalcula, omnia manu ejusdem matronae in America ad vivum accurate depicta et nunc aeri incisa; accedit appendix transformationum piscium in ranas

3) Ohne die drei Titelkupfer und das Bildniß Sibylla's. 4) Nach Oken (Isis 1842. S. 327) sind in dieser von dem Sohne der Sibylla Graf besorgten Ausgabe die Kupfer nachgestochen. Es sind auch Exemplare auf Großpapier mit illuminirten Kupfern vorhanden. Zuweilen findet man auch die Kupfertafeln der teutschen Ausgabe bei der holländischen und lateinischen Uebersetzung. 5) Die Abdrücke der aufgestochenen Platten in der Anthologia Meriana haben jedoch keinen Werth.

6) Sie sind von Bl. 41 an numerirt und mit dem Namen der Kupferstecher versehen. 7) In manchen Werken ist dieser Abdruck mit Angabe der Jahreszahl fälschlich als die Originalausgabe bezeichnet.

et ranarum in pisces (Amstelodami 1719. fol. Mit 72 Kupfertafeln), welche mit 12 Kupfertafeln aus dem Nachlasse der Künstlerin vermehrt ist und deren Exemplare zum Theil von ihren Töchtern sorgfältig illuminirt sind. Die Kunstkenner suchen sie aber dennoch nicht, weil die Platten der 60 älteren Kupfer sich schon abgenutzt zeigen. Noch geringeren Werth haben der Nachdruck in lateinischer Sprache mit französischer Uebersetzung (Dissertation sur la génération et les transformations des Insectes de Surinam, dans laquelle on traite des vers et des chenilles de Surinam, des plantes, fleurs et fruits dont ils vivent et dans lesquelles on les a trouvez, on y parle aussi des crapaux, lezards, serpents; araignées et autres petits animaux du même pais, peints sur les lieux d'après nature et depuis gravez avec beaucoup de soin par Marie Sibille Merian. A la Haye 1726. fol. Mit 72 schwarzen Kupfern) und die holländische Uebersetzung (Over de voortteeling en wonderbaerlyke veranderingen der Surinaamsche Insecten, waar in de surinaamsche rupsen en woormen met alle derzelver veranderingen naar het leeven afgebeelt en beschreven worden; zyn de elk geplaatst op dezelfde gewassen, bloemen en vruchten, daar ze op gevonden zyn, beneffens de beschryving dier gewassen; waar in ook de wonderbare Padden, Hagedissen, Slangen, Spinnen en andere zeltzaame gediertens worden vertoont en beschreeven; alles in Amerika door den zelve M. S. Merian naar het leeven en leevens grootte geschildert, en nu in 't koper overgebragt; benevens en aenhangsel van de veranderingen van visschen in kikvorschen en van kikvorschen en visschen. Amsterdam 1730. fol. mit 72 schwarzen oder colorirten Kupfern) [8]. Dieses Werk bildet auch die Grundlage zu einer Geschichte der europäischen Insekten, welche zugleich in holländischer Sprache (De Europische Insecten, naawkeurig onderzogt, na 't leven geschildert en in print gebragt door Maria Sibilla Merian; met een korte Beschryving etc. Amsterd. 1730. fol.) und in französischer Uebersetzung von J. Marret (Histoire des Insectes de l'Europe, dissinés d'après nature et expliqués par M. S. Merian etc. Amsterd. 1730. fol.) mit 184 Kupfertafeln [9]) erschien. Eine Sammlung der Kupfer dieses Werkes und der surinamischen Insekten wurde ohne Text unter dem sonderbaren Titel: Recueil des plantes des Indes par M. S. Merian (Paris, s. a. fol.) herausgegeben; die letzte, von Pet. Jos. Buc'hoz besorgte Ausgabe der Insektengeschichte (Histoire générale des Insectes de Surinam et de toute l'Europe, 3me edition, augmentée par P. J. Buc'hoz. Paris 1771. 3 Voll. fol. mit 323 schwarzen oder colorirten Kupfern) wird, obgleich ein dritter Theil mit 69 Kupfern hinzugekommen ist, nicht gesucht [10]). Bedeutenden Werth haben überhaupt jetzt nur die von der Künstlerin selbst illuminirten Exemplare ihrer Werke oder auch einzelner Blätter, von denen jedes früher mit 30—40 Gulden bezahlt wurde und die jetzt noch, wenn sie gut erhalten sind, einen nicht viel geringeren Preis haben, denn sie illuminirte sie nicht, wie es gewöhnlich geschieht, sondern malte sie genau aus, indem sie den Kupferstich selbst nicht dazu brauchte, sondern ihn frisch aus der Presse unter einen angefeuchteten Bogen legte und den dadurch gewonnenen matten Abdruck zu ihrer Arbeit benutzte. Eine große Anzahl ihrer Originalzeichnungen, zum Theil auf Pergament, hat sich sowol in Privatcabineten, besonders in Frankfurt und Amsterdam, als auch in öffentlichen Sammlungen erhalten; so besitzt die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg etwa zehn Bände ihrer naturhistorischen Zeichnungen, welche durch ihre Tochter Dorothea dahin gekommen sein sollen, und das britische Museum erwarb zwei Foliobände ihrer Abbildungen von Insekten und Blumen um den Preis von 1000 Guineen; ein von ihr auf Holz gemaltes Blumenkörbchen befand sich in der kaiserlichen Galerie zu Wien. Ihre seltene Kunstfertigkeit in der Stickerei von Blumen, Insekten und Vögeln wurde schon berührt; ebenso soll sie auch das Geheimniß besessen haben, auf Seidenzeug und Leinwand nicht nur sehr schön, sondern auch so dauerhaft zu malen, daß selbst durch das Waschen die Farben nicht litten. — Ihre ältere Tochter Johanna Maria Helena, geboren im J. 1668 zu Frankfurt, ging, wie schon erwähnt wurde, mit ihrem Gemahle Herold nach Surinam und malte Insekten und Blumen mit solcher Geschicklichkeit, daß ihre Arbeiten oft mit denen ihrer Mutter und Lehrerin verwechselt wurden. Sie lebte auch ebenso, wie diese, nicht in glücklicher Ehe und trennte sich von ihrem Gemahle, worauf sie sich auf ihren Malereien wieder mit dem Namen ihres Vaters Graff nannte. Sie hielt sich gewöhnlich zu Amsterdam auf, wo sie auch gestorben sein soll. Die Familie Burmann daselbst besaß werthvolle Blumenmalereien, welche sie der Künstlerin selbst abgekauft hatte. — Ihre jüngere Schwester Dorothea Maria Henrietta, geboren im J. 1678 zu Nürnberg, unterstützte ebenfalls die Mutter bei ihren Arbeiten und besonders bei der Herausgabe ihres Werkes über die Insekten Surinams, wohin sie mit ihr gegangen war. Nach dem Tode derselben folgte sie ihrem Gemahle, dem Maler Gsell, nach St. Petersburg, wohin er von Peter dem Großen berufen worden war. Sie starb daselbst im J. 1745 und die kaiserliche Akademie erhielt durch sie eine höchst werthvolle Sammlung von Originalzeichnungen und Malereien, welche sie theils

8) Es soll auch Exemplare dieser Ausgabe mit französischem Texte geben, wenn nicht, was wahrscheinlicher ist, Kupfer und Text der französischen und holländischen Ausgabe mit einander verwechselt sind. 9) Auf 93 Blättern, wenn auf jedem Blatte zwei Kupfer, oder auf 47 Blättern, wenn auf jedem Blatte vier Kupfer stehen. Die Kupfer sollen sich nach Manchen auch zuweilen illuminirt finden, nach Andern gibt es keine Exemplare mit illuminirten Kupfern. Man findet auch die Kupfer ohne Text unter dem Titel: Histoire générale de Insectes de l'Europe par Mad. de Merian. S. l. et a. fol.

10) Als vierter Theil findet sich gewöhnlich dabei die Histoire naturelle des divers Oiseaux, qui habitent le globe, trad. du lat. de Jonston. (Paris 1773. fol.)

von ihrer Mutter geerbt hatte, theils von ihrer eigenen Hand herrührten. Man rühmt ihr nach, daß sie sich durch ihre ungewöhnliche Gelehrsamkeit ausgezeichnet und sogar die hebräische Sprache verstanden habe [11]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAFF (Johann Anton), österreichischer General-major, geboren zu Wien im J. 1741, war der Sohn eines Soldaten und trat in seinem 16. Jahre als Gemeiner in ein Dragonerregiment, in welchem er sich im J. 1761 bereits zum Oberlieutenant emporgeschwungen hatte. Im siebenjährigen Kriege zeichnete er sich besonders bei der Belagerung von Schweidnitz, wo er sich auch bei anderen Waffengattungen verwenden ließ, aus. Er erhielt als Belohnung der ungewöhnlichen Tapferkeit, die er bei einem Ausfalle und bei einem gefährlichen Minenkampfe bewies, noch in demselben Jahre das Ritterkreuz des Maria-Theresia-Ordens und mit demselben den Freiherrnstand und rückte zum Capitain vor. Der Türkenkrieg, in welchen er im J. 1788 als Husaren-major zog, bot ihm von Neuem Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten zu Chotym, wo er sich durch die rechtzeitige Hilfe, die er einem bedrängten Corps leistete, den Rang als Oberstlieutenant erwarb, in der Schlacht bei Martinestje und bei der Eroberung des Lagers bei Tirgukukuli, wozu er durch einen geschickten Flankenangriff mit seiner Division nicht wenig beitrug. Im Revolutionskriege befehligte er als Oberst ein Szeklerbataillon, mit welchem er bei Oggersheim (9. Oct. 1794) und während der Belagerung von Mannheim Rühmliches leistete, besonders aber durch die hartnäckige Vertheidigung der Stellung bei Schweigenheim und in dem Treffen bei Trippstadt (13. Dec. 1795) wiederholt seinen Muth und seine Umsicht bewährte. Im J. 1796 wurde er zum General und Brigadier in Tyrol ernannt, zwei Jahre später aber trat er in den Ruhestand und starb am 30. März 1807 zu St. Pölten. — Sein Sohn Anton Graff, geboren im J. 1769 zu Malam in Siebenbürgen, trat in seinem 15. Jahre in ein Husarenregiment und hatte im J. 1794 bereits den Rang eines Majors erlangt. Im J. 1795 zeichnete er sich bei der Vertreibung der Franzosen von dem rechten Rheinufer in der Nähe von Mainz und in dem Treffen bei der Brückenschanze von Neuwied aus. Zur Armee in Italien versetzt, nahm er an dem Streifzuge des Generals Klenau nach Governolo (1796) Theil und wurde schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung rückte er zum Oberstlieutenant und im J. 1805 zum Obersten bei den Kaiserhusaren vor und stand in dem Feldzuge dieses Jahres mit seinem Regiment bei dem Corps des Feldmarschalllieutenants Merveldt, welches den Rückzug der österreichischen Armee nach Oberösterreich decken und dem Vordringen des Feindes Einhalt thun sollte. Als am 31. Oct. der General Schustek bei dem Rückzuge von Ried zwischen Steinakirchen und Kremsmünster von einem weit überlegenen Feinde angegriffen wurde, warf sich Graff mit seinen Husaren und einiger Infanterie demselben entgegen und hielt denselben bis zum Abend auf, um die Brücke über die Traun, nachdem alle Truppen über dieselbe gezogen waren, zu zerstören. Der Kampf war heiß und blutig, von dem Husarenregiment blieben nur 200 Mann übrig und der Führer desselben war an der Spitze seiner tapfern Schar gefallen *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAFF (Johann Baptist), teutscher Arzt und Schriftsteller, am 10. Febr. 1753 (nach Andern 1764) zu Neunaigen in der Oberpfalz (im jetzigen bairischen Unterdonaukreise) geboren, widmete sich der Medicin und ließ sich nach Beendigung seiner Studien und nachdem er sich den Doctortitel verschafft hatte, zu München nieder, wo er sich durch seine Kenntnisse und Gewandtheit bald eine einträgliche Kundschaft und großes Ansehen verschaffte. Er leistete auch bedeutende Dienste an der landärztlichen Schule zu München und machte sich besonders durch seine gediegene Schrift über die Viehseuche („Abhandlungen über die gegenwärtige Hornviehseuche, über die Schädlichkeit des Fleischgenusses von dem an der Seuche kranken oder krepirten Vieh und über die nöthigsten und zweckmäßigsten Polizeyanstalten in dieser und andern Seuchen." München 1796. 8.) um die Landwirthschaft und die Gesundheitspolizei sehr verdient. Im J. 1800 wurde er zum Professor an der erwähnten Anstalt, an welcher er schon seit dem J. 1794 angestellt war, ernannt, und stieg nun von Stufe zu Stufe, sodaß er schnell nach einander königlicher Oberstabsarzt, Medicinalrath und General-Lazareth-Inspectionsrath wurde, wobei er jedoch stets seine Professur beibehielt. Die allgemeine Gesundheitspflege nahm fortwährend seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch, und er suchte auf dem einfachsten Wege den Krankheiten vorzubeugen. Zu diesem Zwecke schrieb er den „Versuch einer pragmatischen Geschichte der bayrischen und oberpfälzischen Mineral-Wässer; nebst chemischer Untersuchung derselben in 41 Tabellen, der Bergnaphtha bei Tegernsee und einer Brunnencharte". (München 1805. 8. 2 Bde.) und die „Oekonomisch-chemische Abhandlung über den Roggen von 1815 und 1816 und die zweckmäßigen Mehlmischungen zu einem guten Brode." (Landshut 1817. 8.) Diesen Arbeiten ward die verdiente Anerkennung, dagegen hatten die ohne seinen Namen erschienenen „Chemisch-pharmaceutisch-klinischen Tabellen" (Erstes Heft. München 1814. Fol.) nicht den erwünschten Fortgang. Graff starb am 14. Aug. 1819 in München. Außer den erwähnten Schriften lieferte er noch viele Abhandlungen und Aufsätze in verschiedene periodische Blätter (besonders in das Münchner Intelligenzblatt), ohne jedoch seinen Namen zu nennen †). (*Ph. H. Külb.*)

11) G. K. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. 9. S. 145 fg. Biographie universelle. Tom. XXVIII. p. 366. Biographie générale. Tom. XXXV. p. 55 seq. Fr. Ad. Ebert, Bibliographisches Lexikon. Bd. 2. S. 107. *W. Engelmann*, Bibliotheca historico-naturalis. Bd. 1. S. 542. *Herm. Aug. Hagen*, Bibliotheca entomologica. (Leipzig 1862. 8.) Bd. 1. S. 534 fg.

*) Oesterreichisches Militair-Conversationslexikon, herausgegeben von Hirtenfeld und Meynert. Bd. 2. S. 783 fg. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 301 fg.

†) J. G. Meusel, Gelehrtes Teutschland. Bd. 17. S. 765

GRAFF oder **GRAF** (Johann Christian), teutscher Componist, um das Jahr 1640 zu Erfurt, wo sein Vater Rector der Gelehrtenschule war, geboren, zeigte von früher Jugend an große Anlagen zur Musik, lernte mehr durch Zuhören und Beobachtung guter Organisten, besonders des berühmten Pachelbel, als durch Unterweisung, das Clavier und die Orgel spielen und wurde, nachdem er die nöthige Fertigkeit erlangt hatte, Organist zuerst an der Thomaskirche, dann an der Reglerkirche und zuletzt an der Kaufmannskirche seiner Vaterstadt. Um sich weiter in der Musik auszubilden, trat er im J. 1694 eine Reise nach dem nördlichen Teutschland an und genoß zu Lüneburg von Böhmen den ersten gründlichen Unterricht im Orgelspielen und in der Composition. Auf die Empfehlung seines Lehrers erhielt er die Stelle eines Organisten an der Johanniskirche zu Magdeburg, wo er im J. 1707 starb. Seine Compositionen für die Orgel wurden nicht durch den Druck verbreitet, doch haben sich noch mehre derselben in Musikalienſammlungen erhalten; auch der bekannte Theoretiker Gerber besaß einige*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAFF (Johann Jacob), geboren den 23. Sept. 1768 im Georgenthale bei Colmar in Ober-Elsaß, wo sein Vater Johann Heinrich Graff Diakonus war, widmete sich ebenfalls zu Strasburg dem Studium der Theologie. Er hörte aber zugleich einige Collegien über Rechtswissenschaft. In das letzte Semester seines akademischen Lebens (1789) fiel der Ausbruch der französischen Revolution. Um den öffentlichen Aufforderungen, die Waffen zu ergreifen, zu entgehen, entschloß er sich mit einigen Freunden zu einer Flucht nach Holland. Von da wollten sie sich nach Amerika einschiffen. In Amsterdam nöthigte ihn Geldmangel, an seine Aeltern zu schreiben. Er erhielt keine Antwort. Erst in Cöln empfing er einen Brief seines Vaters, der ihn unter bittern Vorwürfen aufforderte, wieder in seine Heimath zurückzukehren oder nie mehr von sich hören zu lassen. Die Seereise, mit der Graff seine Aeltern bekannt gemacht hatte, mußte er nun aufgeben. Mehre seiner Freunde ließen sich für den Kriegsdienst nach Ostindien anwerben. Dazu fühlte aber Graff weder Lust noch Muth. Den listigen Nachstellungen der holländischen Werber, die ihn wegen seines kolossalen Geistes und seiner Leibesstärke durch glänzende Versprechen zu blenden suchten, konnte er nur mit Mühe entgehen. Als sie zu Gewaltschritten ihre Zuflucht nahmen und ihn im Schlafe überfielen, rettete ihn in dieser verzweiflungsvollen Lage nur seine Körperkraft. Eine Zeit lang verbarg er sich bei einem Kaufmann in Amsterdam, dessen Söhne er Unterricht ertheilte und sich dadurch nothdürftig seine Subsistenz sicherte. Daß er seine Freunde nicht begleitet hatte, durfte er nicht bedauern. Er erfuhr, daß das Schiff, auf dem sie sich befanden, gescheitert und mit der gesammten Mannschaft zu Grunde gegangen war. Graff mußte sich einen Lebensplan entwerfen. Er erinnerte sich an seinen Aufenthalt in Strasburg und an seinen dortigen vertrauten Umgang mit einem Schauspieler vom ersten Range, den er oft auf der Bühne bewundert und viel mit ihm über die dramatische Kunst gesprochen hatte. Seine früh erwachte Liebe zum Theater regte sich wieder lebhaft in ihm und führte ihn nach kurzer Ueberlegung zu dem Entschluß, selbst die Bühne zu betreten. Das war die Laufbahn, die ihm seine lebhafte, leicht erregbare Phantasie mit den glänzendsten Farben ausmalte. Der Gedanke, Künstler zu werden, trug ihn mit Begeisterung über die traurige Lage der Gegenwart hinweg. Er sah sich im Geiste bereits mit dem Lorbeerkranze geschmückt, den er später wirklich errang.

Der Theaterdirector Dobler in Cöln, dem er sich vorstellte, betrachtete mit Wohlgefallen den jugendlichen, kräftigen, wenn auch nicht schönen Mann. Er empfahl ihm jedoch, mehr auf sein Aeußeres zu sehen und seine gänzlich vernachlässigte Toilette dem Geschmacke der Zeit anzupassen. Sein langes, borstiges Haar, das ihm über den halben Rücken herabhing, in einen Zopf zu flechten oder gar in einen Haarbeutel zu zwängen, sich des Puders zu bedienen u. dergl. war für Graff ein schwerer Schritt, der ihm viel Ueberwindung kostete. Doch fügte er sich endlich der Noth, der Mode und seiner Liebe zur Kunst. Es war in seinem 20. Jahre, am 9. April 1789, als er auf dem Theater zu Cöln als Cassius in Shakespeare's Othello und bald nachher in dem Lustspiel: Der Vetter von Lissabon zum ersten Mal auftrat. Graff fand um so mehr Beifall, da der Theaterzettel sein Auftreten als „ersten theatralischen Versuch" bezeichnet hatte. Die Dobler'sche Schauspielertruppe löste sich jedoch bald nachher auf. Graff ging nun von einem Orte, von einem Theater zum andern, bis es ihm gelang, bei dem Theaterdirector Bossan in Neuwied ein Engagement zu finden. In Großmann's bekanntem Lustspiel: „Nicht mehr als sechs Schüsseln," gefiel er als Kirchenrath Schenk außerordentlich. Der erwähnten Schauspielertruppe folgte er nach Trier, Hanau, Offenbach, Kreuznach, Speyer, Worms u. a. Orten. Einen verdrießlichen, aber auch zugleich komischen Vorfall in Offenbach pflegte Graff in spätern Jahren mitunter seinen Freunden zu erzählen. In Iffland's Ritterschauspiel Albert von Turneisen schwang er sein gezogenes Schwert mit solcher Kraft empor, daß die Spitze in einem Querbalken der Saaldecke so fest stecken blieb, daß es erst mit Hilfe eines andern Schauspielers aus dem Balken gezogen ward. Graff war außer sich. Er wollte nicht fortspielen, und war nur mit Mühe von seinem Entschluß abzubringen, die Truppe sofort zu verlassen. Er erntete in spätern Rollen noch wiederholten Beifall ein.

In seinen theatralischen Leistungen folgte Graff immer seinen eigenen Ansichten. Den Zurechtweisungen gutmeinender Freunde gab er selten Gehör, und hielt sich meist entfernt von seinen Collegen, um nicht irgend einen Tadel seines Spiels zu vernehmen. Zu den

G. W. Schrader und Ed. Hering, Biographisch-literarisches Lexikon der Thierärzte aller Zeiten und Länder (Stuttgart 1863. 8.) S. 167.

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 513. Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 221.

Mängeln seiner plastischen Darstellungen sollen, vorzüglich in jener Zeit, seine etwas schwerfälligen Arm- und Fußbewegungen gehört haben. An seiner Mimik tadelte man den oft zu grellen Ausdruck seiner ungemein starken Gesichtsmuskeln und das nicht minder starke Rollen der Augen. In Cassel, wohin er zu Anfange des Jahres 1793 der Bossan'schen Truppe gefolgt war, war ihm die Bekanntschaft mit dem nachherigen Hofschauspieler Haide in Weimar behilflich, mit der dortigen Theaterdirection eine Correspondenz anzuknüpfen. Durch F. H. Jacobi in Düsseldorf an Goethe empfohlen, erhielt Graff bereits am 10. April 1793 eine Anstellung bei dem damals fürstlichen Hoftheater in Weimar. Er debütirte mit großem Beifall als Hofrath Reinhold in dem Iffland'schen Lustspiel: Die Hagestolzen. Mit ihm zugleich war auch Haide, bisher Mitglied der Bossan'schen Truppe, nach Weimar gekommen und beide waren unzertrennliche Freunde. Im Juni 1804 verheirathete sich Graff mit Christine Charlotte Wilhelmine Mörstedt, der Tochter eines Stadtchirurgus in Weimar, und nachdem er mehre Jahre Witwer gewesen im November 1816 mit Johanna Rosine Runstädt aus Teutschenthal bei Halle. Zu seinem großen Leidwesen ward ihm sein einziger Sohn, als er eben, um Theologie zu studiren, die Universität Jena beziehen wollte, durch den Tod entrissen. Graff ward durch diesen Verlust noch menschenscheuer, als er es bereits gewesen war. Er mied jede Gesellschaft. Freundlich zeigte er sich jedoch gegen Alle, die ihn besuchten. Er fühlte sich geehrt durch diese persönliche Aufmerksamkeit. Selten ging er aus mit seinen Collegen. Gewöhnlich begleitete ihn auf Spaziergängen seine Frau und als sein Sohn noch lebte, auch dieser. Diese Spaziergänge hatten das Merkwürdige, daß der Sohn einige Schritte vor ihm, die Frau einige Schritte hinter ihm ging. Zwischen beiden wandelte Graff mit einem starken spanischen Rohr in der Hand aus einer unüberwindlichen Scheu vor Hunden. Er pflegte zu erzählen, wie ihn in seinem 14. Jahre ein Hund gebissen, den man für toll gehalten und ihn nachher getödtet habe.

Als Künstler blieb Graff auch noch im vorgerückten Lebensalter, wo er seltener die Bühne betrat, in anderer Weise thätig, indem er jungen Leuten, die sich an ihn wandten, bereitwillig Unterricht in der Declamation ertheilte. Unter Goethe und Schiller gebildet, durchdrang er den Geist der von ihm darzustellenden Rollen, und kleidete ihn immer in die ansprechendste Form. Am meisten gelangen ihm Helden und andere ernste, edle Charaktere. Sein Wallenstein, sein Macbeth, sein Nathan waren Meisterstücke dramatischer Darstellung. Besonders ausgezeichnet war auch sein Spiel als König Philipp in Schiller's „Don Carlos," und als Thoas in Goethe's „Iphigenie auf Tauris." Ueber die Art und Weise, wie er die zuletztgenannte Rolle durchführte, äußert sich Falk [1]) mit den Worten: „Die eiserne Verschlossenheit in der finstern Brust des Menschenopfer begehrenden Scythen, die der Dichter so schön durch einen Lichtstrahl von Liebe zu Iphigenien aufheitert, wußte Graff sehr glücklich auf die feine Grenzlinie überzuspielen, wo sie mit dieser, Alles wie durch einen stillen Spruch besänftigenden Leidenschaft, so zu sagen, in eins verschmilzt. Bei der entschiedensten Anlage zum echt Tragischen wird es jedoch diesem vortrefflichen Schauspieler schwer, einige trübselige Ueberreste in seiner Natur, die ihn vom echten Styl abführen, zu verwinden. Ein intriguantes und unruhiges Händespiel besonders macht ihm in lebhaften Rollen viel zu schaffen. Doch verziehen sich auch diese Nebel, nach Maßgabe, wie jene Rollen, die dazu veranlaßten, selbst täglich auf unserm Theater seltener werden. Sein Wallenstein, sein Abbé de l'Epée müssen Jeden, der die Schwierigkeiten erwägt, mit denen er von mancher Seite zu kämpfen hat, mit Achtung und Anneigung erfüllen." Ein vollgültiges Zeugniß der reinen Anerkennung seines Talents verdankte Graff dem Dichter des Wallenstein. Nach der Vorstellung des Trauerspiels im J. 1799 schrieb ihm Schiller am 3. Febr.: „Sie haben mir gestern durch Ihr gehaltvolles Spiel und ihre treffliche Recitation sowol des Monologs, als auch der übrigen schweren Stellen, eine recht große Freude gemacht. Kein Wort ist auf die Erde gefallen und das ganze Publicum ging befriedigt von der Scene. Empfangen Sie dafür meinen innigen Dank. Sie haben einen großen Triumph erlangt und dürfen nicht zweifeln, daß Ihrem großen Verdirnst um die Rolle des Wallenstein auch öffentlich vor dem großen Publicum Gerechtigkeit widerfahren wird. Nicht so leicht soll es einem Andern werden, Ihnen den Wallenstein nachzuspielen, und nach dem Beweise, den Sie gestern von Ihrer Herrschaft über sich selbst abgelegt, werden Sie bei künftigen Vorstellungen Ihre Kunst gewiß noch vollkommener entwickeln."

Merkwürdig war es, wie Graff sich in die Rolle, die er darzustellen hatte, so ganz versenkte, daß er fast alle Objectivität verlor, und sein ganzes Thun und Treiben mit der Wirklichkeit in eine Art von Conflict kam. Erzählt wird, daß er, wenn er die Rolle eines Fürsten zu spielen hatte, sich an diesem Tage auch in seinem Hause als Fürst betragen habe. Er pflegte sich dann ganz allein zu Tische zu setzen und mit erhabener Miene seine Befehle auszutheilen. Im Theater zeigte er an solchen Tagen einen gewissen Stolz gegen seine Collegen. Er sprach wenig, grüßte Niemand und betrachtete beinahe Jeden mit geringschätzenden Blicken. Bisweilen spielte er aber auch den Großmüthigen und antwortete mit gefälligem, herablassendem Tone, wie es nun eben seine Rolle mit sich brachte. Bei Darstellungen komischer Charaktere war sein Thun und Treiben auch außer dem Theater ebenso wie auf der Bühne. Spielte er den Scheinheiligen, so geberdete er sich devot und mit Grimassen gegen die Seinigen wie gegen seine Collegen [2]).

1) In s. Kleinen Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend (Weimar 1803) S. 123 fg.

2) Vergl. H. Döring's Beiträge zur Charakteristik Schiller's (Altenburg 1845) S. 169 fg.

Zu diesen Schwächen gesellte sich noch die bis ans Ende seines Lebens ihm gebliebene Eigenheit, so oft es irgend seine Zeit erlaubte, sich die Karten legen zu lassen. Traf die Prophezeiung nicht ein, so jagte er mit Scheltworten die Kartenschlägerin fort, rief sie jedoch bald wieder freundlichst zu sich.

Zu besonderem Ruhm gereichte es ihm, daß er bis in sein höheres Lebensalter sich der Bildung junger Künstler annahm. Neid und Mißgunst waren seinem Charakter fremd. Zu einem geschickten Lehrer befähigte ihn sein richtiges und verständiges Urtheil über dramatische Kunst und mimische Darstellung. Er erinnerte sich seiner eigenen Lehrjahre unter den beiden Heroen der teutschen Literatur. Als eine Reliquie bewahrte er außer dem vorhin mitgetheilten Briefe Schiller's ein von dem Dichter selbst geschriebenes und für ihn zurechtgeschnittenes Manuscript der Rolle Macbeth's. Eine Anekdote aus jener Zeit, die er gern zu erzählen pflegte, mag hier mit seinen eigenen Worten mitgetheilt werden. „Es war," erzählte er [3]), „am 11. Juni 1803, an einem heißen Sommertage, als wir während unsers theatralischen Aufenthalts in Lauchstädt zum erstenmal die Braut von Messina aufführten. Unser lieber Schiller, unter dessen Leitung wir seine Stücke gaben, hatte uns diesmal nach Lauchstädt begleitet. Seine Gegenwart, sein Ruf vermehrte die Neugier, wieder ein neues Stück von ihm zu sehen. Aus der Umgegend strömten zahllose Zuschauer herbei. Mit einer wahren Feierlichkeit und Andacht begann die Vorstellung; mit jedem Act steigerte sich der Beifall. Ich sprach den ältern Chorführer. In dem Augenblicke, als ich im vierten Acte kaum die Stelle zu sprechen anfing:

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.

brach wirklich über unsern Häuptern ein furchtbarer Donner los, sodaß das ganze Haus zitterte. Dies ergriff mich in dem Moment so tief, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Worte gleichsam mit herausdonnerte. Den Eindruck, den diese Stelle und die kräftige Mitwirkung aller Mitspielenden erregte, kann ich nicht beschreiben. Es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hause. Man hörte keinen Athemzug und sah nur todtenbleiche Gesichter [4]). — Nach der Vorstellung kam unser Schiller auf die Bühne und begrüßte jeden Schauspieler aufs Freundlichste. Auch auf mich kam er zu und sprach in einem liebreichen Tone die Worte: Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu Passe. Schwerlich wird diese Stelle jemals wieder mit solch einem Ausdruck gesprochen werden! — Unvergeßlich bleibt mir dieser kleine Auftritt, noch unvergeßlicher aber bleibt mir das Bewußtsein, des schönen und seltenen Glücks theilhaft geworden zu sein, unter den Auspicien des ersten und größten Dichters Teutschlands beim weimarischen Hoftheater gelebt zu haben."

Am 9. April 1839 feierte Graff sein 50jähriges Jubiläum. Durch den damaligen Hoftheaterintendanten, den Freiherrn v. Spiegel, ließ ihm der Großherzog Karl Friedrich die goldene Verdienstmedaille überreichen. Bei einem häuslichen Feste, das ihm zu Ehren am folgenden Tage veranstaltet ward, erschienen die sämmtlichen Theatermitglieder am frühen Morgen mit Glückwünschen und werthvollen Geschenken. Am Abend ward ihm zu Ehren im Theater Iffland's Schauspiel: „Dienstpflicht" gegeben, wo er als Kriegsrath Dallner von dem zahlreichen Publicum lebhaft begrüßt ward. Am Schluß der Vorstellung bekränzten ihn die im Schauspiel beschäftigten Damen. Nach 46 Jahren, die er in Weimar zugebracht, hatte er sich in seiner vollen physischen Kraft erhalten. Auch die Lebendigkeit seines Geistes war ihm geblieben. Die Abnahme seiner Kräfte ward ihm jedoch um diese Zeit immer fühlbarer. Mit der Rolle des Abbé de l'Epée, in der er oft geglänzt hatte, beschloß er am 21. Mai 1841 seine theatralische Laufbahn. Er trat hierauf mit dem vollen Gehalt in den verdienten Ruhestand. Seine Frau hatte längere Zeit schon gekränkelt. An ihr verlor er, als sie einige Jahre nachher starb, eine sorgsame Pflegerin und treue Freundin in seinem weit vorgerückten Alter. Nach diesem Verlust ward Graff immer hinfälliger. Aber trotz seiner täglich mehr schwindenden Kräfte versäumte er selten eine Theatervorstellung, indem er sich in die für ihn bestimmte Loge führen, auch wol mitunter in einer Sänfte tragen ließ. Nach kurzem Krankenlager starb er am 20. März 1848 im 80. Jahre [5]). (*Heinrich Döring.*)

GRAFF (Johann Leonhard), teutscher Mathematiker, am 6. Oct. 1668 zu Nürnberg geboren, widmete sich dem Lehrfache und trieb mit besonderer Vorliebe Mathematik. Seine erste Anstellung am ansbachschen Hofe als Schreib- und Rechenlehrer gab er bald auf, da sich bessere Aussichten für ihn in seiner Vaterstadt eröffneten. Er ward hier Land- und Feldmesser, dann kaiserlicher Notar und zuletzt Registrator und Gegenschreiber bei dem Land-Almosen-Amte in Nürnberg. In der Kunst-Rechnungs-lieb- und übenden Societät seiner Vaterstadt führte er den Namen „der Geflissene." Er starb am 30. Sept. 1729 zu Nürnberg. Sein kaufmännisches Rechenbuch („Nürnbergische Vorraths-Kammer kaufmännischer, zu Land und Wasser üblicher, auch sonsten im gemeinen Leben hier und da bei jetzigen Zeiten vorkommenden Rechnungen." Nürnberg 1714. 8.) ist sehr fleißig und verständig gearbeitet und war lange Zeit ein beliebtes Handbuch *). (*Ph. H. Külb.*)

3) Siehe den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXVI. Th. 1. S. 277 fg. 4) Den erwähnten Vorfall erzählt Schiller selbst in einem aus Lauchstädt den 4. Juli 1803 an seine in Weimar zurückgebliebene Gattin; s. Schiller's auserlesene Briefe, herausgegeben von H. Döring. Bd. 3. S. 301 fg.

5) Vergl. den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXVI. Th. 1. S. 272 fg. Falk's Kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend. S. 123 fg. Blum's Theaterlexikon. 4. Bd. S. 94. Goethe's Werke (Ausgabe letzter Hand). Bd. 13. S. 265. Bd. 31. S. 25. Bd. 32. S. 75.

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11.

GRAFF oder **GRAFFUS** (Valentin), ein berühmter Lautenschläger und Componist des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man aber Nichts weiter weiß, als daß er aus Ungarn stammte und auf seinen Reisen durch Teutschland und Italien durch sein Spiel überall großen Beifall erntete. Seine Compositionen für die Laute (Pars prima Harmoniarum in usum testudinis. Antverpiae 1569. 8.) sind ebenso werthvoll als selten*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFFEN (Adolf von), Landwirth und Schriftsteller im Fache der Landwirthschaft und Nationalökonomie, im J. 1791 in Hamburg, wo sein Vater ein lohnendes Handelsgeschäft betrieb und zugleich Senator war, geboren, stammte aus einem alten, aus Oesterreich eingewanderten Adelsgeschlechte und widmete sich, nachdem er eine sorgfältige, den Verhältnissen seiner Aeltern entsprechende Erziehung erhalten hatte, nach dem Wunsche seines Vaters dem Handelsstande, obschon er keine besondere Neigung zu demselben in sich fühlte, weshalb er auch später demselben, nachdem ihm das Glück bei seinen Unternehmungen sehr hold gewesen war, entsagte, um die Landwirthschaft, wofür er schon in seiner Jugend eine entschiedene Vorliebe gehabt hatte, zu betreiben. Er erwarb deshalb um das Jahr 1830 das Landgut Brebelhof in der Nähe der Stadt Schleswig und lebte daselbst mit seiner Familie in behaglicher Zurückgezogenheit. Er beschäftigte sich indessen nicht nur praktisch mit der Landwirthschaft, sondern befaßte sich auch mit wichtigen theoretischen Fragen, besonders aus dem Gebiete der Staatsökonomie. Zu erwähnen sind unter seinen Arbeiten insbesondere die Abhandlungen: „Gezwungene Armenversorgung" (in dem von Theodor Olshausen begründeten Kieler Correspondenzblatte. 1834. Nr. 57); „Ueber Landumsatz" (Ebendas. 1835. Nr. 29); „Ausfuhrzoll auf Rappsaat" (Ebendas. 1835. Nr. 60); „Lärmtrommel" (Ebendas. 1835. Nr. 74); „Grundwerthnoten" (Ebendas. 1840. Nr. 44) und „Prüfung an den Comité zur Errichtung einer Schleswig-Holsteinischen Bank" (im Altonaer Merkur. 1843. Nr. 108). Graffen starb auf dem erwähnten Landgute am 28. Febr. 1847 im rüstigen Mannesalter [1]). — Zu demselben Geschlechte gehört der auch als Staatsmann bekannte Rechtsgelehrte **Karl von Graffen**. Er wurde am 3. März 1793 zu Hamburg, wo sein Vater Anwalt war, geboren und widmete sich, nachdem er seine Gymnasialstudien auf dem Johanneum beendigt hatte, dem Handelsstande. Der Befreiungskrieg entzog ihn jedoch dieser Laufbahn und er diente in den Jahren 1813 und 1814 in einer teutsch-englischen Legion als wackerer Soldat gegen Napoleon. Nach der Herstellung des Friedens besuchte er, da er sich der Rechtsgelehrsamkeit widmen wollte, zum zweiten Mal das Johanneum, worauf er die Universitäten zu Berlin und Göttingen bezog, um seinen Vorsatz auszuführen. Nachdem er seine Studien beendigt und die juristische Doctorwürde erworben hatte, ließ er sich im J. 1822 in seiner Vaterstadt als Advocat nieder; aber schon im J. 1824 wurde er zum hamburger Geschäftsträger und im J. 1839 zum Ministerresidenten in Wien erwählt, wo er fortan seinen festen Wohnsitz nahm. Graffen versuchte sich auch als Schriftsteller, und außer mehren Abhandlungen über naturwissenschaftliche Gegenstände gab er eine sehr brauchbare Criminalstatistik der österreichischen Monarchie in den (Wiener) Jahrbüchern der Literatur (Bd. 98 und 99. 1842.) in einer eingehenden Beurtheilung der „Statistischen Uebersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie" von Siegfr. Becher heraus. Seine in dem Herbstprogramm des Johanneums von 1818 abgedruckte Oratiuncula, qua explicatur, quam vim sacrorum emendatio a Martino Luthero coepta habuerit ad plures disciplinas war seine erste schriftstellerische Arbeit. K. v. Graffen starb am 18. Dec. 1852 zu Hamburg auf einer Erholungsreise [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFFENAUER (Johann Philipp), geboren zu Strasburg im Elsaß am 27. Juni 1775, der als französischer Militairarzt Teutschland besuchte und später in Strasburg gelebt zu haben scheint, hat sich durch einige Schriften, zum Theil gemeinnützigen Inhalts, bekannt gemacht: Traité sur le camphre, considéré dans ses rapports avec l'histoire naturelle, la physique, la chimie et la médecine. (Strasb. et Paris 1803.) Essai d'une minéralogie Alsacienne économico-technique etc. (Strasb. 1806.) Lettres écrites en Allemagne, en Prusse et en Pologne dans les années 1805, 6, 7 et 8; contenant des recherches statistiques, historiques, littéraires, physiques et médicales, avec des details sur les monumens publics, les usages particuliers des habitans, les établissemens utiles, les curiosités, les savants et leurs découvertes etc. ainsi que des notices sur divers hopitaux militaires de l'armée et des fragmens pour servir à l'histoire de la dernière campagne. (Par. et Strasb. 1809.) (Teutsch: Meine Berufsreisen durch Teutschland, Preußen und Warschau in den Jahren 1805—1808. Chemnitz 1811.) Topographie physique et médicale de la ville de Strasbourg. (Strasb. 1816.) Histoire naturelle, chimique et technique du succin ou ambre jaune. (Strasb. et Paris 1821.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRAFFENRIED (Johann Rudolph von), Mathematiker des 17. Jahrh., im J. 1584 im Canton Bern geboren, war zuerst Landschreiber in Interlaken, dann Mitglied des Rathes der Zweihundert in Bern und darauf Landvoigt in Unterseen. Er scheint überall ein sehr unregelmäßiges Leben geführt und sich in sehr peinliche Verhältnisse gebracht zu haben, denn seine Schulden zwangen ihn zuletzt, in venetianische Kriegsdienste zu

S. 518. J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 935.

*) *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 79.

1) Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 1847. Bd. 2. S. 794.

2) Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 1852. Bd. 2. S. 833.

treten. Er lag in Garnison in einem Castell Dalmatiens, wo er im J. 1648 starb. Während er noch in der Schweiz lebte, schrieb er Arithmeticae logisticae popularis libri IV, in welchen der Algorithmus in ganzen Zahlen und Fracturen bis zu der Coss. begriffen seynd (Bern 1619. 4.) und Compendium sciotericorum oder Tractat von den Sonnenuhren (Bern 1629. 4.). — Anton von Graffenried, ebenfalls ein Schweizer, war Unterschreiber in Bern und ist Verfasser eines Gedichtes, welches den Titel: Rheti Berchtoldum (Bernae 1602. 4.) führt und das Bündniß zwischen Bern und Bündten preist. — Friedrich Ludwig von Graffenried, ein Arzt des 17. Jahrh., welcher ebenfalls der Schweiz angehört, von welchem aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er die Herausgabe des von Bauhin und Cherler ausgearbeiteten botanischen Werkes (J. Bauhini et J. H. Cherleri Historia plantarum universalis. Ebroduni 1650—1651. fol. 3 Voll.) besorgte, welches jetzt noch geschätzt, aber sehr selten ist. — Alle diese Graffenried gehören einer alten, vielverzweigten Familie an, welche sich schon im 14. Jahrh. im Staatsdienste auszeichnete und vorzugsweise in Bern wohnte, wo man jetzt noch Abkömmlinge derselben findet*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAFFENRIEDA. Mit diesem Namen werden in der Pflanzenkunde zwei Gattungen bezeichnet, welche beide zu der natürlichen Familie der Melastomaceen gehören, von denen aber nur die von De Candolle aufgestellte als die ältere angenommen werden konnte, während die andere von Martius eingeführte mit der Gattung Iucunda von Chamisso vereinigt werden mußte. Die Gattungen wurden nach H. R. und D. von Graffenried, Verfassern des Rhagorischen Baum- und Obstgartens und Herausgebern von J. Bauhin's Historia plantarum benannt und die von De Candolle gegründete, in der systematischen Botanik angenommene ist durch folgende Merkmale ausgezeichnet: Der Kelch hat eine längliche, freie Röhre und einen glockenförmigen Saum mit kurzen, stumpfen Zähnen. Die fünf verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind dem Schlunde des Kelches eingefügt und wechseln mit dessen Zähnen ab. Von den zehn zugleich mit den Kronblättern dem Kelchschlunde eingefügten Staubgefäßen sind die fünf den ersteren gegenüberstehenden kürzer als die anderen; die linealischen, spitzen Staubbeutel haben nur ein Loch und sind am Grunde in ein einfaches, borstiges Anhängsel erweitert. Der Fruchtknoten ist frei, auf dem Scheitel gewölbt, kahl, fünffächerig; in den Fächern befinden sich viele Eichen. Der Griffel ist fadenförmig, die Narbe spitz. Die eiförmige, fünfklappige Kapsel springt an der Spitze fachspaltig auf. Die zahlreichen Samen sind kantig, aufrecht.

Von den zwei Arten, welche De Candolle zu dieser Gattung zieht, gehört nach Naudin nur G. rotundifolia hierher, die andere, G. excelsa, ist zur Gattung Brachycentrum gezogen. In neuerer Zeit sind noch drei andere Arten dieser Gattung beschrieben, deren Diagnosen hier Platz finden mögen.

1) G. rotundifolia *De Candolle* mit stielrunden, kahlen Zweigen, kurzgestielten, kreis- oder fast herzförmigen, ganzrandigen, oberseits kahlen glänzenden, unterseits mehligen, dreinervigen Blättern, endständiger, rispiger Blüthentraube und verkehrt-eiförmigen, rosenrothen Kronblättern.

Diese Art wächst in Neu-Andalusien in der Nähe von Carige. Zu ihr gehört als Synonym Rhexia rotundifolia Bonpland.

2) G. ovalifolia *Naudin.* Diese Art ist kahl oder nur an der Spitze der Zweige ein wenig mehlartig, ihre Blätter sind eiförmig, plötzlich kurz zugespitzt, am Grunde bisweilen ein wenig herzförmig, starr, 5—7 nervig; die Blüthenrispen sind kurz, straußartig; die Blüthen sind fünftheilig; der Kelchsaum ist tief-fünfzähnig.

Diese Art wächst im englischen Guiana.

3) G. Widdellii *Naudin.* Die Blätter sind eiförmig, spitz, am Grunde herzförmig, fünfnervig, beiderseits weißlich; die Blüthenrispen sind ziemlich kurz, pyramidenförmig; die fast sitzenden Blüthen sind fünftheilig; die langen Kelchzähne sind dreieckig-spitz.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

4) G. miconioides *Naudin.* Diese Art ist großblätterig, klein-, aber reichblüthig; die stielrunden Zweige sind kahl oder nur in der ersten Jugend mehlartig überzogen; die Blätter sind gestielt verkehrt-eiförmig oder eiförmig, kurz zugespitzt, dreinervig, kahl; die Blüthenrispen sind endständig, pyramidenförmig oder straußartig; die sehr kurz gestielten Blüthen sind viertheilig.

Diese Art wächst in Brasilien an den Ufern des Rio Negro. (*Garcke.*)

GRAFFENSTEIN (Franz Anton), ein bekannter Thiermaler, am 11. März 1717 zu Wien geboren, machte seine Studien in seiner Vaterstadt in der Akademie der bildenden Künste, erntete aber, da er Anfangs Alles malte, mit seinen Arbeiten wenig Beifall. Später wandte er sich der Thiermalerei zu, in welcher er Hamilton und Dom als Vorbilder nahm und so Vorzügliches leistete, daß er den an ihn gelangenden Bestellungen aus Teutschland, Italien und Rußland kaum genügen konnte. Auch für den Kaiser Franz I. malte er mehre Thiere der Menagerie zu Schönbrunn. Im J. 1769 wurde er Mitglied der Akademie und die Aufnahmstücke, welche er für dieselbe malte, ein Rehkopf und ein Fasan, gehören zu seinen vorzüglichsten Leistungen. Er starb um das J. 1780 zu Wien. Seine Thierstücke werden jetzt noch sehr geschätzt und gesucht*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFFENSTEIN (Joseph von), österreichischer Oberst, im J. 1718 in Ungarn geboren, trat im J. 1738 in den kaiserlichen Kriegsdienst und rückte während des österreichischen Erbfolgekrieges bis zum Rittmeister in

*) J. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1569. J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 936.

*) Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 304.

einem Husarenregiment vor. Im siebenjährigen Kriege zeichnete er sich durch mehre kecke Waffenthaten aus; so warf er im J. 1758 bei Damstädtl mit zwei Schwadronen Husaren ein preußisches Cuirassierregiment und machte 40 Gefangene, wurde aber dabei schwer verwundet, befehligte beim Ueberfall auf Hochkirchen (1759) den Vortrab des Generals Laudon, versprengte ein preußisches Garderegiment und nahm 400 Mann desselben gefangen, eroberte in demselben Jahre das Städtchen Herrnstadt in Schlesien, erstürmte im J. 1760 mit geringer Mannschaft eine Schanze zwischen Lissa und Breslau, schlug sich in demselben Jahre sehr tapfer bei Landshut und hielt im J. 1761 bei Nonnenbusch den Angriff von vier feindlichen Cavallerieregimentern mit zwei Schwadronen standhaft aus. Er war unterdessen im J. 1759 zum Major befördert worden. Nach dem Friedensschlusse erhielt er im J. 1762 mit seiner Ernennung zum Oberstlieutenant das Ritterkreuz des Maria-Theresia-Ordens und wurde in den Freiherrnstand erhoben. Im J. 1766 rückte er zum Obersten vor, starb aber bald darauf in demselben Jahre am 14. Dec. zu Szolnok im vollen Mannesalter. Er hatte in zehn Schlachten mitgefochten, drei Belagerungen beigewohnt und war neun Mal verwundet worden; merkwürdig war aber sein Glück im überraschenden und ungestümen Angriffe; er hatte über 800 Mann gefangen genommen, darunter 5 Stabsofficiere, 4 Hauptleute und 25 Officiere und 9 Kanonen und eine Standarte erbeutet*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFFHEIDEN (Franz), österreichischer Jesuit, am 11. März 1696 zu Laibach in Krain geboren, trat in seinem 20. Jahre in die Gesellschaft Jesu und widmete sich, nachdem er seine Studien beendigt und die Gelübde abgelegt hatte, dem Unterrichtsfache. Er lehrte die Philosophie und Theologie in mehren Collegien seines Ordens, am längsten zu Wien und zu Graz, in welcher letzteren Stadt er am 8. April 1776 starb. Seine Schilderungen der Grundsätze und Ansichten seines Ordensgenossen, des in England seiner Bekehrungsversuche wegen hingerichteten Edmund Campian (Edmundi Campiani S. J. Rationes decem oblati certaminis in causa fidei redditae Academicis Angliae; praefixa ejusdem vita et gloriosa morte. Tyrnaviae 1742. 12.) und des bekannten Vielschreibers Joh. Euseb. Nieremberg (Jo. Eus. Nierembergii S. J. Theo-politicus, seu brevis illucidatio et rationale divinorum operum atque providentia humanorum. Graecii 1774. 8.) sind von einem durch religiöse Vorurtheile seiner Zeit beschränkten Gesichtspunkte aus abgefaßt und seine in einer Promotionsschrift mitgetheilte Nachricht von der Wahl des Papstes Clemens XII. (Sanctissimi Domini Nostri Clementis XII. in supremum Ecclesiae Antistitem electio. Graecii 1731. 12.) ist gewöhnliche Lobrednerei. Ein Verzeichniß der Könige Italiens (Series Regum Italiae. Graeciae 1732. 12.), welches ihm gewöhnlich zugeschrieben wird, gehört dem durch mehre geschichtliche Werke bekannten Jesuiten Karl Andrian aus Tyrol an*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFFICO (Camillo), geschickter Kupferstecher und Mechaniker des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man aber weiter Nichts weiß, als daß er von Furlo in Friaul stammte und in den Jahren 1589—1610 zu Rom thätig war. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind eine heilige Familie nach F. Salviati (1589), die Auferstehung Christi nach Ch. Alberti und nach der Composition eines unbekannten italienischen Malers, das Abendmahl des Herrn und die heilige Margaretha mit dem Drachen zu ihren Füßen. Auch kennt man von ihm ein Bildniß des Papstes Sixtus V., Kniestück, von 18 Abtheilungen umgeben, in welchen die von diesem Papste errichteten Gebäude und die wichtigsten Ereignisse seines Lebens dargestellt sind (1589). In Verbindung mit F. Villamena stach dieser Künstler zu Rom die 150 Blätter des römischen Pontificals, welches der Papst Clemens VIII. im J. 1595 besorgte. Graffico war auch ein geschickter Mechaniker und fertigte kleine Springbrunnen von Kupfer†). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFFIO (Giacomo)[1], gelehrter italienischer Casuist, im J. 1548 zu Capua geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und trat nach der Beendigung seiner Studien in den Orden des heiligen Benedictus. Er widmete sich während seines ruhigen Aufenthaltes in dem Kloster S. Severo, in welchem er im J. 1572 sein Gelübde abgelegt hatte, vorzugsweise dem Kirchenrechte und der Casuistik und erwarb sich die Würde eines Doctors beider Rechte. Seine Zeitgenossen legten großen Werth auf sein Urtheil und auf seine Entscheidungen und er besaß in der That in seinem Fache so ausgebreitete Kenntnisse und einen so ausgezeichneten Scharfsinn, daß er auf die schwierigsten Fragen eine befriedigende Antwort zu geben wußte. In welcher Achtung er stand, beweist seine Ernennung zum Großalmosenier der Stadt Neapel, eine Auszeichnung, welche nicht leicht einem Ordensgeistlichen zu Theil wurde, und zum Abt des Klosters Monte Cassino. Als Schriftsteller erwarb er sich einen weit verbreiteten Ruf und ein allgemein gebrauchtes Handbuch waren seine Entscheidungen schwieriger Gewissensfälle (Decisiones aureae casuum conscientiae. Pars I. Venetiis 1591. 4. Ibid. 1593, 1600 und 1610. 4. Taurini 1592. 4. Lugduni 1592. 4. Pars secunda. Venetiis 1596. 4. Ibid. 1600, 1611 und 1620. 4. Appendix tam primi quam secundi Tomi Decisionum aurearum. Bononiae 1603. 4. Venetiis 1610. 4. Additamenta ad primam et secundam partem Dicisionum aurearum. Venetiis 1610. 4. Ibid. 1613. 4.), welche jetzt noch von Fachkundigen geschätzt und zu Rathe

*) Oesterreichisches Militair-Conversations-Lexikon, herausgegeben von Hirtenfeld und Meynert. Bd. 2. S. 784. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 303.

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. V. (Liège 1859. 8.) p. 250.

†) G. K. Nagler's Neues Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 322 Desselben Monogrammisten. Bd. 1. S. 940. Bd. 2. S. 32.

1) Auch Jacobus de Graffiis und Jacobus Graffius genannt

gezogen werden. Als Ergänzung dieses Werkes dienen seine Consilia sive responsa casuum conscientiae (Tom. I. Venetiis 1604. 4. Ibid. 1610. 4. Tom. II. Venetiis 1610. 4. Ibid. 1612. 4.), seine Practica quinque casuum summo Pontifici reservatorum juxta decretum Clementis VIII. et etiam reservatorum Episcopis et Archiepiscopis Italiae et etiam interpretatio undecim casuum Praelatis Regularibus reservatorum (Neapoli 1609. 4. Ibid. 1613. 4. Mediolani 1610. 4. Venetiis 1619. 4.) und die Schrift De Arbitrariis Confessariorum, quae attinent ad casus conscientiae libri duo. (Neapoli 1613. 4. Venetiis 1619. 4.). Zwei nachgelassene casuistische Schriften Graffio's (Summa casuum conscientiae in vier Theilen und Tractatus Sacerdotalis pro Confessionibus audiendis) wurden handschriftlich im Kloster S. Severo aufbewahrt. Seine Predigten (Sermones in Evangelia de Dominicis et Festis solennioribus totius anni. Coloniae 1627. 8.) sind hauptsächlich für Ordensleute bestimmt und gelten als sehr vorzüglich. Graffio, welcher bei dem römischen Stuhle und insbesondere bei Paul V. in hohem Ansehen stand und, wenn er sich nicht entschieden geweigert und nicht einzig und allein seinen Studien hätte leben wollen, mit Ehrenstellen überhäuft worden wäre, starb am 19. Oct. 1620 zu Neapel [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAFFIONE, Maler der florentinischen Schule, welcher in der Mitte des 15. Jahrh. lebte. Er war ein Schüler Alessio Baldovinetti's und zeichnete sich nicht weniger durch sein Genie und seine Kunstfertigkeit als durch seine Sonderbarkeiten aus. Vasari, der ihn besonders als vorzüglichen Zeichner rühmt, erzählt von ihm, daß er nie anders als auf seinen Cartons gespeist und nie in einem Bette, sondern in einem mit Stroh angefüllten Kasten ohne Decke geschlafen habe. Ein sehr anziehendes Frescogemälde von seiner Hand, Gott Vater in einer Glorie vorstellend, über der Kirchenthüre des Hospitals Santa Maria degli Innocenti zu Florenz hat sich bis jetzt erhalten *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAFF-, oder besser GRAAFF-REYNET, ein großer Distrikt im Capland in Afrika zwischen dem Oranjeflusse und Uitenhage, dessen Einwohnerzahl auf 14,500 angegeben wird, was keine wesentliche Vermehrung gegen 1798 ergeben würde, wo die Zahl der Bewohner 14,173, mit Einschluß von 8947 Hottentotten, betrug. In demselben Jahre betrug der Bestand an Vieh 7392 Pferde, 118,306 Stück Rindvieh und 780,274 Schafe. Daraus ergibt sich als Hauptbeschäftigung der Einwohner die Viehzucht, obwol auch in einigen Gegenden Ackerbau getrieben wird.

Der Hauptort des Districtes heißt gleichfalls Graaff-Reynet und liegt etwa 100 Meilen von der Capstadt am Sonntagsflusse und am Fuße der Schneeberge, 32° 11′ südl. Br., 23° 36′ östl. L., 200 Toisen über dem Meeresspiegel. Der unbedeutende Ort zählt ungefähr 700 Einwohner, ist von nackten, 250 Toisen hohen Bergen umgeben und hat im Sommer von unerträglicher Hitze zu leiden.

(*H. E. Hössler.*)

GRAFFT (Johann), teutscher protestantischer Theolog, im J. 1618 zu Mengeringhausen in der Grafschaft Waldeck in Westfalen geboren, widmete sich, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, auf der Universität zu Rostock und Königsberg der Theologie und las, nachdem er seine Studien beendigt und die philosophische Doctorwürde erlangt hatte, hebräische, mathematische und metaphysische Collegien, zeigte auch bei jeder Gelegenheit in Disputationen seine Gelehrsamkeit und eiferte besonders gegen die Lehrsätze der Katholiken und die Schwärmerei der Schwenkfeldianer. Er würde deshalb unstreitig als ein so vortrefflicher Streithahn eine Professur zu Königsberg erhalten haben, wenn er nicht vorgezogen hätte, zur Vermehrung seiner Kenntnisse und zu seiner weitern Ausbildung noch andere auswärtige Universitäten zu besuchen. Er begab sich also nach Holland und nahm seinen Aufenthalt zu Leyden, wo er noch fleißig studirte und aus dem Umgange mit gelehrten Männern, wie Heinsius, Coccejus, Maresius, Voetius, Tossanus, Feuerborn und Haberkorn, großen Nutzen zog. Im J. 1651 kehrte er nach Würtemberg zurück, und der ihm vorausgehende Ruf veranlaßte seine Ernennung zum Professor der Logik und Metaphysik zu Tübingen, wo er viele Jahre lehrte und, was als eine Merkwürdigkeit betrachtet wird, 300 Magister creirte. Nach langjähriger Plage erhielt er im J. 1688 die ruhigere Stelle als Abt in dem protestantischen Kloster Alpirsbach am Schwarzwalde, wo er auch am 30. Jan. 1695 starb. Als Schriftsteller war er ebenfalls sehr thätig, und unter seinen größeren theologischen und philosophischen Versuchen sind besonders zu erwähnen: Theologia naturalis (Francof. 1673. 8.); Deutsche Theologia (Frankfurt 1673. 8.); Philosophia prima (Francof. 1677. 8.); Prodromus Theologiae polemicae (Ibid. 1677. 8.) und Theologia positivo-polemica, methodo uniformi tradita. (Ibid. 1684. 4. Ibid. 1707. 4.) Die Titel seiner zahlreichen Dissertationen anzuführen, wäre überflüssig, da diese jetzt ohne Bedeutung sind *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAFIA, eine Pflanzengattung, welche von Reichenbach zu Ehren des um die Erforschung der südteutschen Flora verdienten Botanikers Graf benannt wurde, die aber mit der von Tausch schon früher aufgestellten Umbelliferengattung Malabaila zusammenfällt. Diese ist durch folgende Merkmale ausgezeichnet: Der Kelchsaum ist fünfzähnig. Die Blumenkronblätter sind verkehrtherzförmig, mit einem Zipfelchen einwärtsgebogen. Die Frucht ist eiförmig, vom Rücken her ein wenig zusammengedrückt, die Außenfrucht (epicarpium) dünn, fast häutig, die Theilfrüchtchen (mericarpia) sind fünfjochig, die gleichen Joche treten etwas flügelartig hervor, die seitlichen sind randbildend, die Thälchen flach, dreistriemig. Der

2) *Mar. Armellini* Bibliotheca Benedictino-Casinensis. P. II. p. 4. *Magn. Ziegelbauer*, Historia literaria Ordinis S. Benedicti. P. IV. p. 136 seq.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 595.

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1116.

Fruchtträger ist zweitheilig. Der Same bildet einen freien, auf dem Rücken schwach gestreiften, vorn durch eine längliche Furche ausgehöhlten Kern.

Zu dieser Gattung gehört nur eine in Illyrien einheimische Art, Malabaila Hacquetii *Tausch*, mit dreifach-zusammengesetzten Blättern, endständigen Dolden, vielblätterigen Hüllen und Hüllchen und weißen Blüthen. (*Garcke.*)

GRAFIGNY oder GRAFFIGNY (Françoise d'Issembourg-d'Happoncourt de), französische Schriftstellerin, geboren am 13. Febr. 1695, stammte aus einer dem alten Adel angehörenden, aber in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommenen Familie und war die Tochter François Henris d'Issembourg, Herrn d'Happoncourt, Gensdarmeriemajors in den Diensten des Herzogs von Lothringen und einer Urenkelin des berühmten Kupferstechers Callot. Sie scheint keine sehr vorzügliche Erziehung erhalten zu haben, wenn man nach dem Bildungsgrade ihrer Mutter urtheilen darf, denn sie erzählt selbst, daß diese eine Menge in ihrem Besitze befindlicher Kupferplatten Callot's in Küchengeräthe verwandeln ließ. Diese gab auch zu, daß ihre Tochter wider Willen an Huguet de Grafigny, einen Kämmerer des Herzogs von Lothringen, verheirathet wurde, welcher als ein sehr roher, heftiger und grausamer Mensch bekannt und verhaßt war. Die junge Frau ertrug ihr Misgeschick, obschon sie bei den Wuthanfällen ihres Gemahls wiederholt in Lebensgefahr kam, viele Jahre mit musterhafter Geduld und suchte Trost in der sorgsamen Pflege ihrer Kinder, bis sie endlich, da diese sämmtlich frühe starben, auf das Verlangen ihrer Verwandten von einem Manne, der ihrer so wenig würdig war, auf gerichtlichem Wege geschieden wurde. Sein späteres Betragen bewies zur Genüge, daß nur er den Unfrieden verschuldet hatte, denn seine ungebührlichen Handlungen brachten ihn bald in das Gefängniß, worin er starb. Die Geschiedene fühlte sich zwar wohl in der erlangten Ruhe, vermochte sich aber nie mehr von den Folgen der früheren Mishandlung, einer steten, an Traurigkeit grenzenden Niedergeschlagenheit, zu erholen. „Ich muß," schreibt sie selbst später, „immer auf meine Behauptung zurückkommen, daß man, wenn man unglücklich ist, es ohne Ende ist, und ich bin überzeugt, daß das Unglück mir ins Paradies folgen würde, wenn ich dahin ginge; ich füge mich deshalb ruhig in mein Schicksal und klage möglichst wenig, doch bin ich überzeugt, daß die Welt sich eher umkehren, als mein böser Stern aufhören wird, mich zu verfolgen." Die schwer geprüfte Frau hatte bis zur Zeit ihrer Scheidung wenig oder gar nicht an Literatur und Schriftstellerei gedacht und fing erst in ihrem 43. Jahre, als sie auf dem Schlosse Cirey an der Grenze von Lothringen mit Voltaire bekannt wurde, an diese Richtung einzuschlagen. Voltaire hatte bekanntlich, um den ihm drohenden Verfolgungen zu entgehen, auf dem Schlosse Cirey bei der Marquise von Châtelet, einer ebenso geistreichen als sinnlichen Dame, Zuflucht gesucht, Frau von Grafigny aber hielt sich, da der Dichter Geschmack an ihr zu finden schien, auf die Einladung der Besitzerin ebenfalls einige Monate daselbst auf. Sie wohnte sogar den mehr als vertraulichen Unterhaltungen bei, in denen Voltaire die fertigen Gesänge der Pucelle, woran er damals arbeitete, bei verschlossenen Thüren vorlas. Da sie aber nicht schweigen konnte und die Ausplauderung des Geheimnisses schlimme Folgen haben mußte, so gerieth die Marquise, als sie diese Unvorsichtigkeit erfuhr, in so heftigen Zorn, daß sie die Schwätzerin augenblicklich aus dem Schlosse gejagt hätte, wenn Voltaire nicht als Vermittler aufgetreten wäre. Dieser that noch mehr für die unglückliche Frau und empfahl sie angelegentlich dem Herzoge von Richelieu, welcher Fräulein von Guise, eine ihrer früheren Freundinnen, geheirathet hatte. Der Herzog lud sie ein, nach Paris zu kommen; sie folgte der Einladung, hatte aber auch hier noch manches Unangenehme zu überwinden. Der erste schriftstellerische Versuch, den sie auf den Rath mehrer Freunde wagte, eine Erzählung, welche unter dem Titel Nouvelle espagnole: Le mauvais exemple produit autant de vertus que de vices, in einer von mehren Schöngeistern veranstalteten Sammlung von Unterhaltungsschriften (Recueil de ces Messieurs. Amsterd. 1745. 12.) erschien, wurde scharf getadelt, obgleich sie neben einer ermüdenden überflüssigen Moral auch manche gefühlvolle Stelle enthielt und schon die Gattung ahnen ließ, worin die Verfasserin Besseres zu leisten vermochte. Dies gelang ihr auch über Erwarten in den Lettres d'une Peruvienne (S. l. [Peine] 1747. 12. Ibid. 1749. 12.), wodurch sie sich einen weit reichenden Ruf verschaffte, der ihr auch bis jetzt in der Literatur geblieben ist, obgleich wol nur noch selten Jemand diese Briefe liest. Der Entwurf und der Rahmen dieses kleinen Romans sind ohne Zweifel sinnreich, einzelne Schilderungen überraschend schön, die Eindrücke, welche auf die junge Peruanerin Zilia die plötzliche Versetzung in eine ihr den Sitten und Gebräuchen nach völlig fremde Welt hervorbringt, gut dargestellt, die zärtlichen, oft auch in Leidenschaftlichkeit übergehenden Gefühle trefflich hervorgehoben und die gewöhnlichsten Gegenstände anziehend vorgeführt, aber dem Ganzen fehlt dennoch die wahre Natürlichkeit. Die philosophischen Bemerkungen und moralischen Sentenzen stören zu oft und zur Unzeit und sind bei dem Bildungsgrade, auf den die Peruanerin gestellt werden muß, unnatürlich und gradezu lächerlich; auch erscheint der Styl, obgleich man ihn im Allgemeinen zierlich nennen kann, manchmal geschraubt. Die Entwickelung des Romanes, des ersten in Briefen in der französischen Literatur, befriedigt keineswegs; die Untreue Aza's und die Verlassenheit Zilia's, welche unschlüssig zwischen ihrem ungetreuen Geliebten und ihrem edelmüthigen Wohlthäter schwankt, verstimmen und die Briefe Zilia's an den letzteren sind einfältig. Endlich wird fortwährend die Täuschung auf unerträgliche Weise durch die Anachronismen gestört, welche sich die Verfasserin dadurch zu Schulden kommen läßt, daß sie uns Sitten und Gebräuche ihres Jahrhunderts schildert, welche zu der Zeit, in welche sie die Reise der Peruanerin setzt, noch völlig unbekannt waren; doch geht man offenbar zu weit, wenn man verlangt, daß Zilia zwischen den

Zuständen ihres Vaterlandes und Frankreichs philosophische oder satyrische Vergleiche hätte anstellen sollen [1]). Daß der Roman nicht ohne bedeutende Vorzüge war und sich des größten Beifalls erfreute, beweisen die zahlreichen Auflagen, welche im vorigen und noch in diesem Jahrhundert nöthig wurden. Eine gute Ausgabe, welche noch bei Lebzeiten der Verfasserin erschien (Lettres d'une Peruvienne; nouvelle édition, augmentée de plusieurs lettres et d'une Introduction à l'histoire du Pérou. Paris 1752. 12. 2 Voll.) erhielt durch mehre Nachdrücke (Amsterd. 1761. 12. Paris 1761. 12. 2 Voll. Genève 1777. 16. 2 Voll.) eine große Verbreitung. Nach ihrem Tode erschien sogar eine Fortsetzung, nämlich die Briefe Aza's (Lettres d'Aza ou d'un Péruvien), ein zwar kurzes, aber höchst langweiliges Machwerk, welches nach der Versicherung französischer Literarhistoriker von de la Marche-Courmont, Kämmerer des Markgrafen von Baireuth, herrührt und auch den meisten späteren Ausgaben angehängt ist, unter welchen besonders eine aus P. Didot's Presse hervorgegangene und mit herrlichen Kupferstichen Coigny's nach Lefebvre's Zeichnungen verzierte (Lettres d'une Péruvienne; nouvelle édition, augmentée d'une suite de quinze lettres, qui n'avaient point encore parues et qui terminent ce roman, resté jusqu'à ce jour imparfait. Paris, an VI. [1798]. 18. 2 Voll.) besonders hervorzuheben ist. Ebenfalls schön, wenn auch weniger kostbar, sind die neueren Ausgaben: Paris 1812. 18. 2 Voll. Ibid. 1813. 8. (mit Kupfern und dem Portrait der Verfasserin) Ibid. 1822. 12. 2 Voll. Ibid. 1822. 18 (mit Kupfern) Ibid. 1826. 32. (mit Kupfern) Ibid. 1826. 32. Grafigny's Roman, an welchem, wie Manche, jedoch ohne einen genügenden Beweis beizubringen, behaupten, der gelehrte Abbé Gabr. Louis Calabre Perau mitgearbeitet haben soll, wurde auch ins Italienische [2]), Spanische [3]), Englische [4]) und Teutsche [5]) übersetzt und scheint jetzt noch im Auslande mehr gelesen zu werden als in Frankreich. Eine fast ebenso allgemeine Anerkennung, wie die Briefe einer Peruanerin, fand Frau von Grafigny's dramatischer Versuch „Cenie" (Cénie, pièce en 5 actes et en prose. Paris 1751. 12. La Haye 1751. 8. Paris 1764. 12.), welcher zu jener Zwittergattung von Schauspielen gehört, welche man weinerliche zu nennen pflegt. Das Stück wurde Anfangs sogar, jedoch mit Unrecht, den besten Leistungen des bekannten dramatischen Dichters La Chaussée, dessen „Gouvernante" es auch nachgebildet ist, an die Seite gestellt, verdankte jedoch den vorübergehenden Beifall meist dem Rufe, welche die Verfasserin durch ihren Roman erlangt hatte, und der Rücksicht, welche man gegen ihr Geschlecht üben zu müssen glaubte, da die Nachbildung weit hinter dem Originale zurückbleibt und sehr schwach und manierirt ist, wie sich ein französischer Kunstrichter [6]), dessen Urtheil als ein sehr gewichtiges gilt, ausdrückt. Gotth. Ephr. Lessing [7]) dagegen nennt dieses Drama vortrefflich und bedauert nur, daß die Uebersetzung der Gottschedin [8]), in welcher es über die meisten teutschen Bühnen ging, so albern das Original wiedergibt und fast ungenießbar ist. Der teutsche Kritiker urtheilt aber gegen seine Gewohnheit ein wenig zu mild, denn die Reinheit und Anmuth des Styles und die Zartheit der Empfindung, sowie einige überraschend feine Züge vermögen für die etwas unwahrscheinliche Handlung, den Mangel an Originalität und eine gewisse Geziertheit nicht zu entschädigen. Man hat ohne hinreichenden Grund behauptet, der Abbé von Voisenon habe die Cenie gedichtet und Frau von Grafigny aus Galanterie ein Geschenk damit gemacht, diese aber habe das ursprünglich in Versen geschriebene Stück, weil ihr nie ein Reim gelungen sei, in Prosa aufgelöst; dagegen spricht aber schon außer anderen Zweifeln [9]) die nicht leicht Jemand entgehende Wahrnehmung, daß Cenie und Zilia zwei so ähnliche Charaktere sind, daß sie eine und dieselbe Mutter nicht verleugnen können. Montier des Longchamps hat die Cenie, welche auch von Deodati ins Italienische übersetzt wurde, in Verse gebracht (Cénie, Comedie en cinq actes et en vers. Paris 1751. 12.), dadurch aber ihren Werth keineswegs gesteigert. Wäre Frau von Grafigny mit dem Erfolg der Briefe einer Peruanerin und der Cenie zufrieden gewesen, so hätte sie sich manchen Verdruß erspart, denn ihr zweites völlig mislungenes Drama „Die Tochter des Aristides" (La fille d'Aristide, comédie en 5 actes et en Prose. Paris 1759. 12.) fiel gänzlich durch und setzte die Federn der Spötter [10]) in Bewegung. Diese Kränkung war der

1) Wenn sie, um die Lebhaftigkeit ihrer Landsleute zu schildern, sagt, daß der Franzose den Händen des Schöpfers entschlüpft sei, als dieser von den zur Bildung des Menschen nöthigen Stoffen erst Feuer und Luft bereit gehabt habe, so mag diese Bemerkung, wenn man will, als geistreich gelten. 2) Lettere d'una Peruvinna, trad. dal francese da G. L. Deodati. Parigi 1759. 12. 2 Voll. Ibid. 1760, 1774, 1777. 12. Ibid. 1797. 8. Nuova edizione, con accentuazione sulli voci. Avenione 1811, 1817 und 1824. 18. Ibid. 1833. 24. 2 Voll. Leone 1822 und 1835. 12. Parigi 1827. 32. Ibid. 1831. 8. Ibid. 1835. 8. Diese sehr gute und zierliche Uebersetzung wird in Frankreich als Uebungsbuch zur Erlernung der italienischen Sprache gebraucht, und dadurch erklärt sich leicht die große Anzahl der Auflagen. 3) Cartas peruanas, trad. al esp. Paris 1823. 12. 4) Letters of a Peruvian princess, translated from french by Robert. London 1775. 8. Avignon 1818. 18. Eine bessere Uebersetzung nebst biographischen und literarischen Bemerkungen über die Verfasserin und den Fortsetzer lieferte W. Mudford. (London 1809. 12.) 5) Zilia oder Briefe einer Peruanerin; aus dem Französischen. Berlin 1800. 16.

6) *J. F. Laharpe*, Lycée ou cours de la littérature. (Paris an XII. 8.) Tom. XI. p. 475. Tom. XIV. p. 251. 7) Hamburgische Dramaturgie, St. 20 (Sämmtliche Werke, herausgegeben von W. v. Maltzahn. Bd. 7. S. 85). 8) Cenie oder die Großmuth im Unglück, ein moralisches Stück der Frau von Grafigny, aus dem Französischen von Louise Adelgunde Victorie Gottschedinn. Leipzig 1753. 8. 9) Vergl. Lessing's Hamburgische Dramaturgie, St. 53 (Werke. Bd. 7. S. 223). 10) Ein solcher hatte sogar die Bosheit, der Verfasserin bei einem Gastmahle folgendes Epigramm unter ihre Serviette zu schieben:

Bonne maman de la gente Cénie,
A cinquante ans vous êtes un poupon;
On aplaudit, on le trouva fort bon:
On passe un miracle en la vie.

auf ihren Ruhm stolzen und sehr eiteln Schriftstellerin so unerträglich, daß sie ihr eine schwere Krankheit zuzog, an welcher sie am 12. Dec. 1758 zu Paris starb. Sie war von Natur ernst und zeigte ihren Geist in der Unterhaltung nur selten; durch ihre sich stets gleich bleibende Sanftmuth im Umgange, durch ihr gesundes Urtheil und durch ihr gefühlvolles Herz wußte sie sich aber von Jugend an viele Freunde zu erwerben und ihre Bescheidenheit gewährte diesen oft das Recht, zu verbessern oder vielmehr zu verderben, was sie geschrieben hatte, dabei besaß sie aber doch jenes an und für sich lobenswerthe und jedem Talente eigene Selbstbewußtsein, welches durch Tadel um so empfindlicher berührt wird, je mehr es an Eitelkeit grenzt. Auch ihr wurde, wie fast den meisten Schriftstellerinnen, der Verdruß nicht erspart, ihre vorzüglichsten Leistungen als die Arbeit Anderer betrachtet zu sehen, doch wurde diese längst widerlegte Meinung nur von einigen misgünstigen und ungerechten Tadlern verbreitet. Billig denkende Kritiker ließen ihren Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren; die Akademie zu Florenz nahm sie unter ihre Mitglieder auf und mehre Fürsten des Hauses Lothringen standen mit ihr im Briefwechsel; auch die kaiserliche Familie beehrte sie mit ihrem besonderen Wohlwollen, bestellte bei ihr mehre Dramen, welche sie zu Wien am Hofe von den Prinzen und Prinzessinnen aufführen ließ und gewährte ihr als Belohnung einen Jahresgehalt von 1500 Livres, womit sie aber bei den zahlreichen und fortwährenden Besuchen ihrer Freunde und Bewunderer so wenig ausreichte, daß sie eine Schuldenlast von mehr als 40,000 Livres hinterließ. Die für den kaiserlichen Hof gedichteten Stücke „Ziman" und „Zenise" wurden erst nach ihrem Tode unter dem Titel: Oeuvres posthumes, contenant Ziman et Zenise, suivi de Phaza, comédies en un acte et en Prose (Amsterdam [Paris] 1770. 12.) veröffentlicht und auch die beiden anderen Dramen, Genie und die Tochter des Aristides wurden in einer Ausgabe (Oeuvres de théâtre. Paris 1770. 12.) vereinigt. Ihre sämmtlichen Werke erschienen in mehren Ausgaben (Oeuvres complètes. Londres [Paris] 1788. 12. 4 Voll. Ibid. 1798. 18. 2 Voll. Ibid. 1821. 8. mit den Kupfern der Didot'schen Ausgabe der Lettres d'une Peruvienne und Ibid. 1826. 32.) und in einer Auswahl (Oeuvres choisies. Londres [Paris] 1783. 16. 2 Voll. und Paris 1820. 16. 2 Voll.). In der neuesten Zeit wurde das Andenken an diese fast vergessene Schriftstellerin durch die Bekanntmachung ihrer wieder aufgefundenen Briefe, welche sie während ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse Cirey geschrieben hatte, unvermuthet wieder aufgefrischt. Diese Briefe, welche Du Bois unter dem Titel: Vie privée de Voltaire et de madame Du Châtelet ou six mois Cirey, par l'auteur des „Lettres Peruviennes," suivi de cinquante lettres inédites en vers et en prose de Voltaire (Paris 1820. 8.) herausgab, sind zwar völlig geistlos und enthalten fast nur Klatsch, geben aber doch einigen Aufschluß über das anstößige Zusammenleben Voltaire's und der Marquise von Châtelet [11]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAF RUDOLF (Grave Ruodolf), ein dem Mittelalter angehörendes Epos aus dem Sagenkreise, der in Folge von Begebenheiten aus den Kreuzzügen entstand. Zur Geschichte derselben liefert dies Gedicht einen nicht unwichtigen Beitrag. Nur einzelne Bruchstücke haben sich jedoch davon erhalten, welche Wilhelm Grimm zusammengestellt und mit einer Einleitung herausgegeben hat [1]). Geschildert werden in diesem Gedichte, dessen Inhalt späterhin ausführlicher mitgetheilt werden muß, die Schicksale und Abenteuer eines Grafen von Flandern, der als Kreuzfahrer nach dem gelobten Lande gezogen [2]). Von besonderem Interesse ist sein Liebesverhältniß zu der von ihm zum Christenthum bekehrten Tochter des Sultans von Halap (Aleppo).

Der Verfasser des Gedichtes ist unbekannt. Irrig ist die Meinung, daß er ein Geistlicher gewesen sei. Ein solcher würde schwerlich die etwas üppigen Schilderungen von den Zusammenkünften der Liebenden gedichtet haben. Noch weniger hätte er sich erlauben dürfen, den Abfall der Heiden von den Christen, wo nicht zu rechtfertigen, doch durch den Drang der Umstände zu entschuldigen. Anzunehmen ist vielmehr, daß der Dichter dem weltlichen Stande angehörte und wahrscheinlich von Adel war. Dafür spricht sein langes Verweilen bei der Beschreibung von dem Gemach der Gemahlin des Grafen von Arras und bei der Pracht der Kleider, an der noch im Elend die vornehme Abkunft sich nicht verleugnet. Selbst das mit Edelsteinen bedeckte Reitzeug bleibt nicht unerwähnt. Noch deutlicher spricht für den vornehmen Stand die Sorgfalt, womit der Dichter die feinen Sitten und das artige Benehmen des Grafen hervorhebt, dem alles Gemeine (Dorperheit) fern bleibt. Nicht überflüssig scheint es dem Dichter, zu entschuldigen, daß Rudolf von dem weggeworfenen, für gemeines Volk bestimmten Brode ein wenig genossen. Manchen Edelmann, bemerkt der Dichter ausdrücklich, habe die Noth zu ähnlichen Dingen getrieben. Ebenso erwähnt er, um auf den vornehmen Stand hinzudeuten, Rudolf habe den Thau mit seiner

---

Mais d'un effort moins circonspect,
Sept ans après tenter même aventure,
Et travailler encor dans le goût grec,
(Pardon, maman, si la phrase est trop dure)
Je le dis, sauf votre respect,
C'est de tout point vouloir forcer nature.

11) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 525. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 262. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 441. Biographie générale. Tom. XXI. p. 593.

1) Göttingen 1828. 4. Zweite vermehrte Ausgabe. Ebendas. 1844. 4. 2) Das Geschlecht der Grafen von Flandern. Von den Türken selbst anerkannt und gepriesen ward die im ersten Kreuzzuge bewiesene Tapferkeit des Grafen Robert II. von Flandern. Er hatte sich so ausgezeichnet, daß die Königskrone ihm früher angetragen worden als dem Gottfried von Bouillon. Nicht minder berühmt war Graf Dietrich von Flandern, ein Schwager Balduin's III., der vier Kreuzzügen beiwohnte und 1138 zum ersten Mal mit großem Gefolge nach Syrien gekommen war; s. die in den Jahren 1825—1826 von J. P. Mortier und P. C. van der Velden herausgegebenen Annales Academiae Gandavensis.

weißen Hand gesammelt (mit siner linden wizen hant). Bemerkt mag noch werden, daß der Dichter sich hier eines Ausdruckes bedient, der in den Nibelungen, in der Gudrun u. a. Gedichten des Mittelalters häufig vorkommt.

Wann das Gedicht verfaßt worden, läßt sich nicht genau bestimmen, doch mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es in die Zeit des Kampfes um den Besitz der Veste Askalon fällt, die 1148 von den Christen vergebens belagert [3]), erst 1153 erobert ward. Schon aus dem Umstande, daß sich von den Liebesverhältnissen zwischen Christen und sarazenischen Frauen vor dem Jahre 1130 kein Beispiel findet, läßt sich schließen, daß das Gedicht erst mehre Jahre später, wahrscheinlich nach 1148 abgefaßt worden, jedenfalls aber vor 1187, in welchem Jahre Jerusalem fiel und Askalon wieder in des Sultans Saladin Hände gerieth, bald nachher (1191) eingeäschert und 1192 völlig zerstört ward [4]). Schwerlich würde der Dichter sich in der Darstellung des früheren Zustandes gefallen oder das heilige Grab erwähnt haben, ohne den Verlust desselben, der im Abendlande die größte Trauer erregte, zu beklagen. Eine ziemlich genaue Bestimmung der Zeit, in welcher das Gedicht verfaßt worden, gibt der Dichter selbst in der Beschreibung des teutschen Reichstags, wo es vom Kaiser heißt:

Man saget joch swenne in durfte
So schenke im ein riche kunic,
Der ist kreftig unde frumic,
Der trage von ime die crone.

Bemerkt muß hier werden, daß die böhmische Königskrone, seit längerer Zeit in Vergessenheit gerathen, 1158 von dem Kaiser Friedrich I. mit Zustimmung der Reichsfürsten dem Herzog Wradislav II. ertheilt worden, der wahrscheinlich in der vorhin erwähnten Stelle gemeint ist. Auf ihn paßt vollkommen, was in dem Gedicht gerühmt wird, daß er als ein tapferer Mann die Krone vom Kaiser empfangen habe. Ohne Zweifel übte der König sein Schenkenamt gleich dem Herzoge und fühlte sich dadurch so geehrt, wie die Könige von Dänemark, mit der eigenen Krone auf dem Haupte, dem Kaiser als Zeichen ihrer Lehnspflicht das Schwert vortrugen [5]). Demnach müßte das Gedicht in den 15 Jahren verfaßt worden sein, nach welchen Wradislav die bisher getragene Krone seinem Sohne abtrat, der sich wieder Dux Boemiae nannte [6]). Zweifelhaft bleibt es jedoch immer, ob er einen wirklich gehaltenen Reichstag im Sinne hatte. Vielleicht meinte er den, welchen der Kaiser 1170 zu Nürnberg hielt, ubi regem Boemiae qui offenderat de facili in gratiam recepit [7]).

Nicht minder schwer, als die Bestimmung der Zeit, in die die Entstehung des Gedichtes fällt, läßt es sich entscheiden, ob der Dichter ein fremdes Original, vielleicht ein französisches, bearbeitete, worauf die Eigennamen Gilot, Bonifait, Beatrise u. a. hinzudeuten scheinen, ob er nach mündlicher Erzählung oder aus eigener Erinnerung das schilderte, was er selbst erlebt hatte. Man könnte einen südteutschen Ursprung des Gedichtes annehmen, da provençalische Dichter oft Ereignisse aus den Kreuzzügen zum Gegenstand von Dichtungen wählten, die leider verloren gegangen [8]). Nach der lebendigen Darstellung, die überall in dem Gedichte hervortritt, möchte man vermuthen, der Dichter oder der, dessen Werk ihm zum Vorbild diente, habe selbst in Syrien gelebt und das Land und die Sitten mit eigenen Augen angeschaut. Dafür spricht seine genaue Kenntniß der Oertlichkeit Askalons. Von den Mauern dieser Veste herab unterredet sich Girabobe mit dem Grafen Rudolf. Uebereinstimmend damit ist die locale Beschreibung, welche Wilhelm von Tyrus in seiner Geschichte der heiligen Kriege [9]) entwirft. Die Stadt lag in der Gestalt eines halben Mondes am Meere und der dem Lande zugekehrte Kreis war geschützt durch Erdwälle, auf welchen doppelte Mauern und hohe Thürme standen. Auch was von Constantinopel in dem Gedicht gesagt wird, scheint eigene Anschauung zu verrathen. Wenig hat die Vermuthung für sich, daß das Gedicht ursprünglich ein niederländisches gewesen sei [10]), wovon sich weder in der Sprache, noch in den Eigennamen kaum eine Spur findet. Nur daß die Hauptperson ein Graf von Flandern ist, müßte man geltend machen wollen. Die Annahme eines fremden Ursprungs wird dadurch zweifelhaft, daß der Dichter sich nie darauf beruft, nie auf daz buoch hinweist, wie es bei andern Poeten so häufig geschieht, daß er im Gegentheil nur mündlicher Erzählung gedenkt [11]). Die paar französischen Wörter und Eigennamen, neben welchen die teutschen Rudolf und Irmengart stehen, konnte er wol in Syrien vernommen haben und ebenso den griechischen Namen Apollinart. Diese Namen dürften sich wol aus der Einwirkung der verschiedenen Sprachen, die dort zusammenkamen, erklären lassen.

Merkwürdig ist jedoch in dem Gedichte die Uebereinstimmung in den Begebenheiten am Hofe des christlichen Königs in Jerusalem und des griechischen Kaisers mit den Schicksalen Hugo's von Puiset, der 1177 nach Syrien gekommen war, um die Grafschaft Joppe in Besitz zu nehmen, die sein Vater, wie er Hugo genannt, als Erblehen hinterlassen hatte [12]). Dieser Hugo soll ein tapferer und schöner Mann gewesen sein, der wahrscheinlich wegen eines zu vertrauten Umganges mit der Königin Melisende sich den Haß des Königs Fulko zugezogen

3) Siehe Wilken in der Geschichte der Kreuzzüge. 3. Bd. S. 254. 4) Siehe K. v. Raumer's Palästina S. 151. 5) Siehe Dahlmann's Geschichte von Dänemark. Bd. 1. S. 237. 261. 6) Nach einer Urkunde von ihm in Lang's Regesten vom Jahre 1179. 7) Siehe den Auctor appendicis ad Radevic. p. 560.

8) Siehe *Fauriel*, De l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen age (Paris 1833) p. 108 seq. 9) Historia rerum in partibus transmarinis gestarum. Basil. 1559. fol. 10) Siehe F. J. Mone in s. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit (Karlsruhe 1835) S. 180. J. F. Willems in dem Reinaert de Vos, episch fabeldicht van de twaelfte end dertiente eeuw, met anmerkingen en spheldering. Gent (Bonn) 1836. p. XIX. Vergl. Jacob Grimm's Ausführliche Einleitung zu diesem Gedicht S. CXLIX fg. 11) Wiederholt heißt es in dem Gedicht: Als ich han gehört sagen, als ich hört sagen. 12) Vergl. L. Ettmüller's Handbuch der deutschen Literaturgeschichte S. 228.

hatte. Einen Zweikampf, auf den das Gericht erkannte, nahm Hugo nicht an. Er begab sich nach Askalon zu den Sarazenen, mit denen er gegen seinen Lehensherrn kämpfte, was Wilhelm von Tyrus in seiner vorhin erwähnten Geschichte der heiligen Kriege[13]) „eine unerhörte Handlung" nennt. Kaum zu verkennen ist die Uebereinstimmung zwischen Hugo's und des Grafen Rudolf Schicksalen, vorzüglich in den Begebenheiten des christlichen Königs von Jerusalem und des griechischen Kaisers. Einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung unseres Gedichts scheinen allerdings Hugo's Begebenheiten gehabt zu haben. Doch weicht sie auch in anderen wichtigen Dingen ab. Hugo entflieht nicht, wie Rudolf, nach Constantinopel. Er wird, nach einer dreijährigen Verbannung, vor der Ueberfahrt nach Jerusalem erschlagen[14]).

Viel für sich hat die Vermuthung, daß unser Gedicht eher ein ursprünglich teutsches als eine Uebertragung oder Bearbeitung eines fremden Originals sei. Unter andern Gründen wird diese Vermuthung besonders gerechtfertigt durch des Dichters lebendige Theilnahme an dem Helden und an den Ereignissen. Der Dichter selbst ist es, der die Sage (daz maere) erzählt und dabei versichert, daß er seinen Zuhörern Wahrheit berichtet. „Wir müssen Gott preisen," sagt er zu ihnen, „daß der Graf nicht das Leben eingebüßt, als er herabfiel. Immer dankbar," fügt er hinzu, „will ich dem sein, der das Brod zurückließ, womit Rudolf sein Leben fristete, und dem Pilger, der den Ohnmächtigen mit Wein stärkte." Auch manche sittliche Betrachtungen der Gegenwart läßt er in sein Gedicht miteinfließen. Nur ein teutscher Dichter konnte in der Beschreibung der Herrlichkeit des Reichstags sich so gefallen und in dem Ausspruche: Keisers genoz ne wart noch nie nechein geboren. Dem Kaiser sich gleichzustellen schien ihm bei dem Könige von Jerusalem Nichts als übermüthige Thorheit. Eine solche Ansicht würde ein Franzose schwerlich geäußert haben, noch eher ein Flamänder, da um diese Zeit die Grafen von Flandern Lehnsleute des teutschen Reichs waren. Selbst wenn der Dichter ein fremdes Original benutzt haben sollte, läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß er seine Selbständigkeit in ähnlicher Weise behauptete, wie Wolfram von Eschenbach und Hartmann von der Aue.

Historische Züge, wenn auch mit poetischer Freiheit behandelt, charakterisiren die noch erhaltenen Bruchstücke des Gedichts. Sie schildern den Zustand, in welchem Palästina nach der Eroberung Jerusalems und der Begründung des neuen Königreichs sich befand. Nur kurze Zeit war der Kampf zwischen den Christen unterbrochen worden. Neue Streiter waren zwar aus dem Abendlande gekommen. Aber ihr Muth und ihre Tapferkeit erlahmte bei dem bald nachher entstandenen Zwiste des Königs mit seinen stolzen Vasallen, die sich mit den heidnischen Fürsten verbunden hatten. Zu diesen, der historischen Wahrheit gemäßen Zügen des Gedichts dürfte wol auch das darin geschilderte Verhältniß des Grafen Rudolf zu einer türkischen Frau gehören, so auch die Einmischung des griechischen Kaisers und die Schilderung der Pracht seines Hofes, selbst einzelne Sitten und Gebräuche, z. B. Stab und Becher der Pilger, der Empfang der zurückkehrenden Sieger von Jerusalem durch die Geistlichen, die Loblieder sangen und ihnen das heilige Kreuz entgegentrugen[15]).

Diese rein historischen Züge sind von dem Dichter mit poetischer Freiheit behandelt worden. Es treten in seinem Gedichte Personen auf, von denen die Geschichte der Kreuzzüge Nichts weiß, so unter andern ein König Gilot (Guillot), ein heidnischer Anführer, Namens Girabobe u. a. m. Der König Halap ist aus dem Sultan von Aleppo (Halapin) entstanden, der Patriarch von Jerusalem von dem Dichter mit dem Erzbischofe von Bethlehem in Einer Person dargestellt u. s. w. So nennt die Geschichte auch keinen Grafen von Arras, und ebenso wenig den Hauptheldn des Gedichtes, den Grafen Rudolf, wenngleich die Herren von Flandern, wie sie das Gedicht nennt, in Syrien in so großem Ansehen standen, daß ihre stolze Haltung dem Könige gegenüber historisch begründet ist.

Zur genauen Kenntniß des Gedichts muß hier auszugsweise der möglichst wortgetreue Hauptinhalt mitgetheilt werden, soweit er sich aus den noch erhaltenen Fragmenten und den darin vorhandenen Lücken ergibt. Dem Sohne eines Grafen von Arras, der einen Boten nach Syrien gesandt, um dort Nachricht einzuziehen über den Kampf der Christen gegen die Heiden, bringt der heimkehrende Bote eine trostlose Kunde. „Trauer herrschte dort, ich schied," spricht er. „Eine große Zahl von Christen war gefangen oder getödtet. Die Noth, die sie erdulden, kann Niemand beschreiben." Da wird dem jungen Grafen das Herz schwer. „Herr Gott," spricht er, „hilf, daß mein Vater mir gestattet, dir dort zu dienen. Aus Liebe zu deiner Mutter dulde nicht, daß der Teufel die Christen verhöhne. Maria, der himmlischen Königin, will ich es klagen, damit sie ihnen Gnade erweise." Weinend spricht er diese Worte und von Niemandem bemerkt. Als der junge Graf, Rudolf genannt, seines Vaters Einwilligung erhalten, wird ein Bote nach Rom gesendet, um die Erlaubniß des Papstes zu der Fahrt nach Jerusalem einzuholen. In dem ihm mitgegebenen Schreiben erklären die beiden Grafen: sie wären Willens, für das Heil ihrer Seele selbst zu kämpfen. Wehklagend, als er den Brief gelesen, beruft der Papst das ganze Land zu einer Versammlung nach Rom. Er macht den Inhalt des Briefes bekannt. „Ich bitte euch, liebe Freunde," spricht er unter freiem Himmel (an der sunnen), „daß ihr das heilige Grab befreiet, ihr Alle, Vornehme und Geringe, die ihr zum Kampfe Kräfte habt." Der Bote ist indessen mit dem

13) Historia rerum in partibus transmarinis gestarum. Basil. 1559. fol. 14) Vergl. v. Sybel in M. Haupt's Zeitschrift für deutsche Alterthümer II. 235 fg.

15) Vergl. Wilken in der Geschichte der Kreuzzüge. Bd. 2. S. 12. *Michaud*, Histoire des Croisades. Vol. I. p. 411. 544.

Briefe des Papstes, der dessen Beistimmung enthielt, heimgekehrt. Er verkündigt dem jungen Grafen die Huld des Papstes und Rudolf, als er das Schreiben gelesen, bietet dem Boten Geschenke, Gewand und Geld. In Syrien erscheint der Graf nebst seinem Sohne mit großem Gefolge. Der christliche König scheint verstimmt über die stolze und unabhängige Haltung der Ankömmlinge, von denen er wol die Unterwürfigkeit von Vasallen erwartet. Auch der Glanz, mit dem der Graf von Arras auftritt, scheint dem Könige zu misfallen, wenn er gleich allerhand Festlichkeiten anordnet. Er ehrt in dem Grafen von Arras den Helden und faßt nach einigem Nachsinnen einen Entschluß. Er empfiehlt sein Reich und seine Ehre der Treue des Grafen, dem er die Leitung des Kriegs übergibt und ihn bittet, seinem Ruhm einen neuen Glanz zuzufügen. „Du bist zu allem Tüchtigen geschickt," sagt er; „wenn du nach meinem Gefallen mir dienst, so will ich es dir mit Liebe danken." Der Graf befiehlt den Voigten, seine Anordnungen auszuführen. Alle gehorchen, weil sie ihn fürchten. Ein herrliches Fest, zu unvergänglicher Ehre, wird bereitet, prächtige Sitze, an denen Gold und Silber nicht gespart ist, werden aufgerichtet. In allen Landen wird verkündigt, daß Jeder solle wohl empfangen werden. Der Krieg ruht, denn es kommt noch ein Heide aus seinem Lande. Obschon daheim ein mächtiger Herr, erscheint er als ein Mann aus niederem Stande. Er unterläßt nicht, die Einrichtung zu dem Feste zu beschauen, um daheim davon erzählen zu können.

Der König hat Wohlgefallen an Rudolf. Er wünscht, daß der Vater den schönen Jüngling in den Sitten und in der Waffenführung seiner Heimath unterrichte. Der Graf übergibt ihn seinem Vetter Bonifait, damit er ihn zu feinen Sitten anweise und bäuerisches Wesen (Dorperheit) ihm verleide. Aber nicht blos in den Waffen soll sich der junge Mann üben; er soll auch zur Freimüthigkeit und zum Umgang mit Frauen angeleitet werden. Erzählungen von tapfern Thaten soll er gern anhören. Erwähnt wird nochmals, daß auch in das Heidenland Boten abgeschickt worden wären, die zu dem Feste einladen sollten. Das Fest hat seinen Anfang genommen. Den Ehrensitz ihm gegenüber (daz gegensidele) [16]) hat der König dem „Herrn von Flandern" gegeben, der seinen „lieben Sohn zur Seite hat." Nichts hat der Graf vergessen, was ein solches Fest verlangt. Der König wird bei der Tafel seiner Würde gemäß bedient. Jeder erhält, was er wünscht. Reichlich tragen die Schenken den Trank herbei. Das friedliche Verhältniß mit den Heiden beweisen die von ihnen gesendeten Ehrengeschenke.

Es ist früher erwähnt worden, daß auch ein heidnischer Herr verkleidet zu dem Feste gekommen. Er scheint als Zuschauer unter dem Volke gestanden zu haben. Diesem ruft Bonifait zu: er möchte seinem Vetter Rudolf das Roß am Zügel halten. Der Heide, dem wahrscheinlich ein solcher Dienst zu niedrig dünkt, weigert sich. Er kehrt bald nachher zu den Herbergen zurück. Da bemerkt Apollinart, des Grafen Knappe, aus der Ferne, daß der Heide mit dem Pferde fortritt. Bevor die Erzählung weiter geht, wird das prächtige, mit Edelsteinen gezierte Reitzeug des Rosses, mit dem arabischen Namen Faris genannt, ausführlich beschrieben. Rudolf mit den Seinen hatte sich aufgemacht, um den Dieb zu verfolgen. Daß der Heide sich gewehrt haben mochte, geht aus ihrem bei der Heimkehr abgestatteten Bericht hervor. „Wir fingen," heißt es, „einen Verwundeten, der ein schönes Roß an der Hand führte, ein Roß, das dem Lande, in dem es steht, Ehre bringt." Sie halten den Dieb fest, ganz in der Nähe (enbore verre bi), wollen aber dafür sorgen, daß er tiefer ins Land gebracht werde (bewar deiz nict ze nahe si), wahrscheinlich damit er nicht entfliehen könne. Der Ruhe bedürftig, bereiten sie sich ihr Nachtlager. Als sie das ihnen gebrachte Brod essen sollen, sind sie schon eingeschlafen. Nach drei Tagen brechen sie auf, wie es Graf Rudolf anordnet. „Die Herren, vornehm und gering," heißt es, „werden dort mit großem Jubel empfangen, mit Reliquien (heilictuome), mit Glockengeläut und Kreuz."

Am fünften Tage kommt nach Jerusalem ein Bote mit der Meldung, daß der heidnische König sich zu Scalun befinde. Der Bote war bis in die Nähe der Burg gekommen. Rudolf spricht zum König: „Ich, obgleich der unerfahrenste, rathe, daß wir furchtlos unser Heer hinführen und den Feind in der Stadt belagern. Gott wird uns, um des heiligen Grabes willen, Beistand leisten, daß wir ihn überwinden, und ihm das Leid vergelten, daß er uns angethan hat." Der König nimmt dankbar den Rath des Grafen an, rühmt seine tapfere Gesinnung, und erklärt sich bereit auszuführen, was dem Grafen gut dünke. Es wird ein Tag bestimmt. Nach fünf Wochen versammelt sich Alt und Jung, und zieht sogleich in den Krieg. Rudolf mit den Seinen eilt voraus. Sie lagern sich in einem Walde, so nahe bei der Stadt, daß Niemand unbemerkt herauskommen kann. Der König überzieht das Land der Heiden, stiftet Raub und Brand, Böses mit Bösem vergeltend. Weiber und Kinder werden erschlagen und ins Wasser geworfen.

Als der heidnische König von dieser Verheerung Nachricht empfängt und den Rauch erblickt, geräth er in Zorn. Er läßt Girabobe rufen, einen jungen Mann von edler Abkunft, ohne dessen Beistimmung er Nichts beginnen will, weil er ihm schon oft treffliche Rathschläge gegeben. Der Dichter ereifert sich hier gegen falsche Rathgeber, und zürnt denen, „die lieber zur Schande rathen, als zur Ehre." Girabobe spricht: „Das ist uns noch nicht geschehen. Sendet Boten aus nach allen Seiten, wo ihr Hilfe erwarten könnt. Wir wollen unerschrocken kämpfen; ich setze mein Leben daran. Was hilft es, daß wir zaudern? Der Krieg ist doch nicht abzuwenden."

16) So wird auch in der von v. d. Hagen herausgegebenen Minnesingersammlung (Bd. 3. S. 437) ein solcher Ehrensitz genannt, mitunter auch wol daz gegenstuele; s. den guten Gerhard von Rudolf von Ems V. 3679. 5889.

Indessen rückt, nach Rudolf's Befehl, ein großes Heer heran. Wohlgerüstet zieht es mit seiner Fahne vor das Thor. Girabobe hält draußen. Mit ihm sind seine drei Genossen: Gajol Gruvin heißt der eine, Agarain der zweite, Agar der dritte. Der Kampf beginnt. Die „Herren aus Flandern" hauen tiefe Wunden. Aber auch sie leiden großen Schaden. Dem Grafen Rudolf werden 300 seiner Leute erschlagen. Ueber ein halbes Jahr liegen sie vor der Stadt, und können sie nicht erobern. In einer Nacht brechen die Heiden aus der Veste, und bringen den Christen, ehe sie sich zur Wehr setzen können, großen Verlust bei. Dem Grafen Rudolf werden so viele seines Volks erschlagen, daß nur wenige am Leben bleiben. Er aber, stets der Vorderste im heftigsten Kampfe, tödtet einen von Girabobe's Genossen, den Gajol Gruvin; die beiden Anderen werden gefangen und vor der Stadt aufgehängt. Während der Zurüstung rufen die Heiden von der Mauer herab: sie wären bereit, die beiden Herren aus Flandern „mit Gold und Silber aufzuwägen" [17]). Der Graf weigert sich. „Das anzunehmen," spricht er, „würde ihm Schande bringen. So viel Reichthümer habe er aus seinem Lande mitgebracht, daß er des Lösegeldes nicht bedürfe." Die beiden Gefangenen, sagt er, hätten den Christen zu großen Schaden gethan. Nur unter Einer Bedingung will er sie freigeben, wenn nämlich die Heiden bereit wären, das Land zu räumen. Girabobe erwidert: „Das wird nicht geschehen, so lange ich lebe und ein Schwert zu führen im Stande bin. Wir müssen einen neuen Kampf beginnen. Ihr sollt finden, was ihr sucht." — „Seid nicht zu hitzig!" erwidert der Graf. „Wir haben euch das Geborgte reichlich zurückgegeben. Die hier todt liegen, werden daheim nicht erzählen, was sie zu Scalun gesehen haben. Ich sage euch, noch manchen Heiden will ich in Trauer versetzen, bevor ich erschlagen werde oder von hinnen ziehe."

Indessen sind in Scalun alle Heiden umgekommen. Nur die Frauen sind noch übrig. Man schneidet ihnen das lange Haar ab, und stellt sie in Männerkleidung auf die Zinnen [18]). Girabobe ruft von der Burg herab: „Schaut, Herr Graf, wie rühmlich wir unsere Mauern vertheidigt haben. Diese jungen Helden werden, wenn sie zum Kampf kommen, mit ihren Schwertern tapfer drein schlagen." Als der christliche König das Volk auf den Zinnen erblickt, spricht er: „Ich höre großen Lärm. Der Antichrist, glaub' ich, ist ihnen zu Hilfe gekommen. Darum sind sie so übermüthig. Wir müssen mit ihnen kämpfen." Weil er wähnt, daß so viele junge Männer sich nun in die Stadt eingeschlichen haben, weil die Thore schlecht bewacht werden, so ertheilt er dem Heergrafen Befehl, die Hüter zu greifen und aufzuhängen. Rudolf will die Mauer verlassen, der kluge Girabobe hält ihn zurück. Bei dem großen Verlust von beiden Seiten, meint er, müsse jedem Theil der Friede erwünscht sein; er selbst kümmere sich nicht um das wilde Volk, das am Rande des Meeres seine Heimath habe, nur nach Blut dürste, und des Lebens nicht achte. Der Graf verspricht diesen Vorschlag, mit dem er innerlich sehr zufrieden ist, dem Könige vorzutragen, und ihm dessen Entscheidung morgen mit dem frühesten kund zu thun. Er begibt sich zu dem Könige, der ihn freundlich empfängt. Rudolf sagt ihm: er sei zu dem Graben gegangen, um ihn zu besichtigen. Da habe Girabobe Frieden zu schließen verlangt. Der König zweifelt, aber Rudolf versichert ihm, daß es sich so verhalte. Nachdem der König den Rath seiner Getreuen vernommen, wird der Friede geschlossen. Der König kehrt mit seinem Volke nach Jerusalem zurück, wo der Patriarch von Bethlehem, die Cardinäle und alle Bewohner ihn feierlich mit Fahnen und Gesang empfangen. Nach dem Einzuge in Jerusalem wird von den „Herren" Gott ein Opfer dargebracht.

Wohin Rudolf sich begibt, wird nicht gesagt. Mit dem König zurück in die Stadt ist er nicht gegangen. Dies erhellt daraus, daß bald nachher ein Bote des Königs an ihn abgesendet wird, der ihn dorthin entbietet. „Du mußt warten, es ist zu weit," spricht der Graf, „ich will hinreiten." Als er anlangt, wird er in dem Palaste des Königs ehrenvoll empfangen und hingeführt, wo der König mit seinen Fürsten sitzt. Schönheit, Freudigkeit, edle Gesinnung des Helden werden bei dieser Gelegenheit gerühmt. Heimlich blicken die Frauen nach ihm. Der König empfängt ihn liebreich und heißt ihn zu seiner Seite niedersetzen. Er kennt die Klugheit und den Verstand des Jünglings. Fremdartig ist sein Wesen in Jerusalem, aber fein seine Sitte, edel sein Betragen gegen Vornehme und Geringe. „Rudolf," spricht der König, „dir ist wol bekannt, in welchen Ehren der römische Kaiser steht. Trägt er die Krone, so feiert er ein Fest. Ein weites Zelt ist auf dem Felde aufgeschlagen. Fürsten tragen ihm das Schwert vor, ein mächtiger König, der von ihm die Krone empfangen hat, dient ihm als Mundschenk. Alle werden herrlich bewirthet. Das gefällt mir wohl. Ich kann mich dem Kaiser gleichstellen und besitze Länder genug. Gern möchte ich einen Mann haben, der die kaiserliche Sitte bei mir einführen wollte." Der Graf beginnt zu lachen; es dünkt ihm ein Scherz zu sein. Er spricht: „Maßest du dir das an, hochgeborener König, so wird es dich gereuen und dir großen Schaden bringen, denn ein Genoß des Kaisers lebt nicht auf Erden. Dein ganzes Reich wäre verloren."

Bald nachher finden wir Rudolf im Gespräch mit einer Frau, die, wie sich nachher ergibt, die Tochter des heidnischen Königs Halap ist. Sie weigert sich ihm zu sagen, was sie auf dem Herzen hat, und muntert ihn auf zu reden. Wie es scheint, hatte sie eine Unterredung veranlaßt, und ihn gefragt, warum er in ihrer Gegenwart

17) Es war die gewöhnliche Buße im Mittelalter. In der Kaiserchronik (75 d) macht ein Herzog, um seinen kranken Dienstmann zu retten, ein ähnliches Anerbieten. Er spricht: Ob er (der Dienstmann) genesen mohte, ich wege dir in mit golde. 18) Dergleichen List war dem Geiste des Zeitalters nicht fremd. Die Kaiserchronik erzählt (S. 91), wie Karl der Große einst nach dem Verlust aller Männer auf Gottes Geheiß ein Heer aus verkleideten Jungfrauen bildete, dem die Heiden voll Schrecken sich ergaben.

erröthet sei. Der Graf gesteht ihr den Grund davon ein. „Herrin," spricht er, „große Qual dulde ich aus Liebe zu Euch. Alle meine Gedanken sind auf Euch gerichtet. Die Minne hat mich dem Tode nahe gebracht." Da bricht auch die Frau ihr Schweigen. „Rudolf," sagt sie, „ich liebe dich von ganzem Herzen. Auch mich hat die Minne bezwungen, aber du solltest es nicht inne werden." — „Möge uns das Glück beistehen," spricht der Graf, dessen Herz mit Freude erfüllt wird. Er bittet die Jungfrau Beatrise nach seinem Vetter Bonifait zu senden. „Ich glaube," sagt der Dichter, „der kühne Held küßte die schöne Frau." Beide thaten es gern. Beatrise, die das sieht, bedenkt, daß beide unbehütet sind. Sie geht hinaus an die Thür, und hält Wache. Die Liebenden überlassen sich jetzt ungestört ihrer vollen Zärtlichkeit und wechseln Ringe mit einander.

Vor Halap, an dessen Hofe sich Rudolf befindet, erscheint ein Bote des Königs von Jerusalem. Er verlangt, daß ihm der Graf mit gebundenen Händen überliefert werde. Der Bote, dem die Sache sehr anempfohlen ist, übergibt zugleich einen Brief seines Herrn. Der Brief wird laut vorgelesen. Er enthält, nach den Versicherungen der Freundschaft (dô stuont an dem brieve vrûndschaft vnd alle libe, minne vnd rechte staetigkeit [19]), die Mahnung, nicht gleichgültig zu sein gegen die Untreue Rudolf's, der ihm den Herzog und seinen Sohn entführt habe. Unerschrocken erwidert Halap dem Boten: „Deine Bitte ist mir unlieb. Mit nichten sende ich den Grafen deinem Herrn. Soll die Sache in einem bestimmten Tage zur Entscheidung gebracht werden, und will Jemand, dem Rechte gemäß, mit dem Grafen kämpfen, so soll er sich gegen die Anschuldigung vertheidigen. Dazu verpflichte ich mich. Wollte ich ihn aber hinsenden, gebunden wie einen Hund, so wäre ich selbst werth, schimpflich an einen Baum gehangen zu werden" [20]).

Hier findet sich eine bedeutende Lücke unter den Bruchstücken des Gedichtes, welche der Herausgeber (Wilhelm Grimm) in der früher erwähnten Ausgabe durch allerhand Conjecturen auszufüllen sucht. „Wahrscheinlich," sagt er [21]), „war in dem fehlenden Fragment der Zwist Rudolf's mit dem König von Jerusalem erzählt. Eingeleitet war dieser Zwist schon von dem Dichter durch die Verstimmung, die der König über die unabhängige und stolze Haltung des Fremdlings gezeigt hatte, wie durch die Aeußerungen des Grafen über die Anmaßung des Königs, sich dem römischen Kaiser gleichzustellen. Ein besonderes Ereigniß mag den Bruch herbeigeführt haben. Es wird dem Grafen Untreue im Dienste vorgeworfen. Er soll einen Herzog und dessen Sohn bei seiner Entfernung mitgenommen haben. Sollte der Heide gemeint sein, den man als Entführer des Rosses gefangen hatte, und der gleich Anfangs, als er bei dem Feste erschien, seinen Sohn suchte? War dieser vielleicht gefunden, und hatte Rudolf beide in ihre Heimath zurückgebracht und sie auf diese Weise der Gewalt des christlichen Königs entzogen? Als ein Ueberläufer zum Feinde konnte der Graf nicht betrachtet werden, da ein friedliches Verhältniß zwischen beiden Königen herrschte, wie der erwähnte Brief deutlich zeigt. Möglich, daß der König von Jerusalem den Grafen, den er als seinen Diener betrachtete, auf eine übermüthige Weise behandelt hatte, und daß dieser, darüber entrüstet, an den Hof des heidnischen Königs gezogen war. Sicher ist, daß Rudolf, wenigstens zu der Zeit, als er nach der Belagerung von Scalun den König zu Jerusalem sprach, sich als unabhängigen Grafen von Arras, nicht als seinen Diener betrachtete, weil er ihm nicht sonst „Du" in der Anrede würde zurückgegeben haben [22]). Rudolf scheint wirklich in Halap's Dienste getreten zu sein, denn dieser redet ihn „Du" an, was der Graf nicht erwiedert, sondern vielmehr „Ihr" gebraucht. Halap's Tochter geht bei dem Geständniß ihrer Liebe aus „Ihr" in „Du" über."

Die Weigerung des Heidenkönigs, den angeschuldigten Grafen auszuliefern, entzündete vielleicht abermals den Krieg. Der König, als der Graf Abschied nimmt, verspricht: wenn er glücklich zurückkehre, wolle er alles Leid ihm reichlich vergüten. Rudolf empfiehlt ihm seinen Vetter Bonifait. Er spricht: „Laßt euer Leid über das, was ihr an mir gethan habt, ihm zu gut kommen. Will er in sein Vaterland (ze lande), so laßt es ihm zum Vortheil gereichen, wenn ich euch jemals Dienste geleistet habe." Rudolf scheint also schon längere Zeit von dem heidnischen Könige abhängig gewesen zu sein, dem er wahrscheinlich im Kriege wichtige Dienste geleistet haben mochte. Unaufgeklärt bleibt, warum Rudolf verlangt, er möge, was er ihm gethan habe, an Bonifait wieder gut machen. Es scheint, Rudolf habe ein Unrecht von dem König erdulden müssen. Dieser empfiehlt dem Jüngling seine Tochter, bei der er als geheimer Kämmerer dienen soll. Ehe der Graf scheidet, nimmt er noch Abschied von dem Hausgesinde des Königs. Rudolf hat die Absicht, einer am Meere gelegenen, von den Christen hart bedrängten Stadt Nachricht von baldigem Entsatz zu bringen. Seine Klugheit räth ihm ein Mittel, um durch die zahlreichen Feinde hindurchzukommen. Er bindet zwei Bäume an sich fest, damit keiner von den Belagernden merke, daß er nicht zu ihrem Volk gehöre. Er wollte also, wie es scheint, mit dem Laubwerk heidnische Rüstung und Ab-

19) Eine herkömmliche Formel, die auch bei andern Dichtern vorkommt, unter andern in F. Glöckle's Lohengrin, nach einer vaticanischen Handschrift von J. Görres herausgegeben. (Heidelberg 1813.) Darin heißt es S. 90: Si sageten im von dem babest friundschaft vnd wâre minne vnd von allen landen holden muot.

20) Die dem Grafen zugedachte Strafe sollte ihn zugleich entehren. Sie verräth den Zorn des Königs von Jerusalem. In gleicher Stimmung ruft Attila in dem Waltherius (403 seq., vergl. 610): O si quis mihi *Waltherium* fugientem affecerat evinctum seu nequam forte lycisœum.

21) Siehe die Einleitung S. 134.

22) Genau beobachtet ist in unserem Gedicht die Regel, die in der Mitte des 12. Jahrh. in dieser Beziehung fast allgemein galt. Vergl. darüber die lesenswerthe Schrift von F. A. Eckstein: Zur Geschichte der Anrede im Deutschen durch die Pronomina. Halle 1840. 8.

zeichen, die er jetzt trug, bedecken, oder sich ganz unsichtbar machen [23]). Als er dem Meere so nahe gekommen, daß er hofft, dem Feinde entrinnen zu können, läßt er die beiden Bäume fallen, daß es schallt, und sprengt in das Wasser. Die Belagerten auf den Mauern erkennen einen Boten des Königs. Sie rudern ihm mit Schiffen entgegen, die ihn aufnehmen. Große Freude herrscht unter ihnen über die Vertröstung in der Bedrängniß.

Unterdessen beruft Halap sein ganzes Volk, um die Stadt zu entsetzen. Er will dem christlichen König die Rückkehr unmöglich machen. Auf einer grünen Haide kommen die feindlichen Heere zusammen. Jetzt macht auch Rudolf (der je warp nach den êren) einen Ausfall. Willig folgen ihm die Bürger. Da erblickt ihn aus der Ferne der christliche König, den der Dichter hier zum ersten Mal Gilot nennt. Kühn kommt Rudolf herangeritten mit einer kleinen, aber wohl gerüsteten Schar. Wie der Falk, wenn er eine Schar Vögel bemerkt, sie aus einander jagt und einen oder zwei herausholt, so sprengt auf gleiche Weise Rudolf in das Heer. Er zeigt, daß er ein Held ist. Aber auch sein gutes Roß hilft, daß er den Preis davon trägt. Doch nur mit flachem Schwert schlägt er auf die Christen. Gilot muß vor Girahobe entweichen.

Was nun folgt, ist von dem Vorigen allein, wie es scheint, durch eine Reihe von Begebenheiten getrennt, über die wir völlig im Dunkel bleiben. Indessen hat sich in den Fragmenten des Gedichtes doch noch eine Art von Zusammenhang erhalten. Das Geschick der Hauptpersonen wenigstens können wir dadurch weiter verfolgen. Der Schauplatz ist ein ganz anderer. Wir finden die heidnische Frau, mit der Rudolf ein Liebesverhältniß angeknüpft hatte, in Constantinopel. Bonifait hatte sie dahin begleitet. Vielleicht wohnte sie außerhalb der Stadt, denn in der Folge, als Bonifait von ihr zu seinem Herrn zurückkehrt, wird gesagt: er sei wieder in die Stadt geritten. Auch Rudolf, als er sie nachher zum ersten Mal wieder besucht, reitet über das Feld zu ihr hin. Ein König, dessen Namen wir nicht erfahren, sendet einen Junker zu Bonifait, der als Kämmerer das Gemach bewacht. Der König läßt sich anmelden und fragen, wie bald er sie sehen könne. Bonifait antwortet: seine Gebieterin sei schon aufgestanden und bereit, ihn zu empfangen. Der Bote eilt mit der Antwort zurück. Der König will gern die „schöne Königin," wie sie jetzt heißt, sehen, die so manches Leid erduldet hat. Er kommt in stolzem Selbstgefühl (verwaenentliche) und begrüßt sie wegen ihrer Ankunft. Sie fragt, ob er zu ihr sich niedersetzen wolle, und spricht gut und freundlich mit ihm; doch seine Bemühungen sind vergeblich. Was das Verhältniß des Königs zu dieser Frau betrifft, so ist es schwer zu bestimmen. Der Anfang ihrer Liebe zu dem Grafen ist bereits geschildert worden. Rudolf hatte sich im Dienste ihres Vaters auf einen gefahrvollen Zug begeben. Er hatte aber den Sieg erkämpft und war wol mit Halap heimgekehrt. Aufs Neue muß er sich jedoch in Gefährlichkeiten begeben haben, denn er ist wieder von der Frau getrennt und wird für todt gehalten. Wenn die Ehe eines Christen mit einer Heidin nicht stattfinden konnte, so entsteht die Frage, ob ihre Verbindung mit Rudolf von Halap gebilligt und öffentlich anerkannt worden war. Vielleicht hatte er ihn an der Herrschaft Theil nehmen lassen. Eine Veränderung in ihrem Verhältniß muß vorgegangen sein. Sie hieß vorher nur vrowe und wird jetzt Königin genannt. Der vorhin erwähnte König, den sie mit Freundlichkeit, aber auch mit Zurückhaltung empfangen hatte, von dem berichtet wird, daß er ein christliches Reich besitze und zu Constantinopel herrsche, kann kein anderer sein als der griechische Kaiser, dem der teutsche Dichter, weil er nur Einen Kaiser, den römischen, anerkennt, blos den Königstitel gibt [24]). Damit harmonirt die große Pracht bei der nachherigen Taufe der Königin.

Den meisten Schwierigkeiten unterliegt die Erklärung der Verse:

Gezogentliche sie in virsuochete.
Sie vrâgete ob er geruochete
Nider bi sie sitzen
Si sprach mit guoten witzen
Suoze wort mit rechter mâze.
Si wisete ime die strâze,
Da er doch erste inne reit:
Er verlós sine arbeit.

Die Frau scheint den König an ein früheres Verhältniß zu erinnern. Vergeblich ist er bemüht, es zu erneuern. Er will sich mit ihr, weil er sie für eine Witwe hält, vermählen. Der Dichter bemerkt: man dürfe ihm deshalb keinen Vorwurf machen. Der, auf den sie harre, habe ihr große Liebe erwiesen, und manche Noth habe sie mit ihm ertragen. Einiges Recht auf ihre Zärtlichkeit mußte dem zufolge der König von Constantinopel doch gehabt haben. Den bildlichen Ausdruck: Sie wisete im die strâze, da er doch erste inne reit erklärt eine Stelle in einem anderen Gedicht, wo der Verfasser von seiner Frau sagt: Sie kan die rehten strâze gewisen wol, die man ze froiden pfaden sol [25]).

23) Dies ist wol ein epischer Zug. Nach teutschen Sagen kam der Feind, zumal bei Belagerungen, mit grünen Zweigen in der Hand, sodaß man ihn nicht erkannte und er ein wandelnder Wald zu sein schien; s. der Gebrüder Grimm, Deutsche Sagen. Bd. 1. S. 148. Bd. 2. S. 91. Simrock's Quellen zu Shakespeare III, 276 fg. Weiter ab liegt eine andere Kriegslist. In dem mittelhochteutschen Gedicht: Alexander vom Pfaffen Lamprecht (gedruckt in Maßmann's Deutschen Gedichten des 12. Jahrh. Queblinburg 1837) läßt der Held (Alexander), als er gegen die Perser zieht, Zweige von Birken und Oelbäumen abhauen und an den Schweif der Rosse binden, damit sein Heer in dem dadurch erregten Staube nicht bemerkt werden könne.

24) Auch in dem von einem unbekannten Verfasser herrührenden Gedichte: König Rother, das noch in das 12. Jahrh. gehört (313. 468. 616), wird Constantin König genannt. Man findet dies Gedicht gedruckt in den von v. d. Hagen und Büsching herausgegebenen teutschen Gedichten des Mittelalters. Berlin 1808 Bd. 1; vollständiger in den Deutschen Gedichten des 12. Jahrh. herausgegeben von H. F. Maßmann. Queblinburg 1837. Th. 2 S. 162 fg. 25) Siehe die von v. d. Hagen herausgegeben Minnesingersammlung I, 195; vergl. das Gedicht: Frygedanke Becheidenheit. S. 36. V. 18, wo es heißt: der wisen strâze varn.

Mit dem Bischof und den Geistlichen ihre Taufe anzuordnen, ist die Bitte, welche die Frau an den König richtet. Dies berechtigt zu der Vermuthung, daß Rudolf während seines längeren Umganges mit ihr sie im Christenthum unterrichtet habe, wie unter ähnlichen Verhältnissen in einem andern Gedichte: „Wilhelm von Orange“ [26]) die heidnische Arabel. Speise läßt sie einkaufen und überall verkünden, daß die Armen zu ihr kommen und Almosen empfangen sollen. Alles das thut sie, damit ihr Gott den Grafen, wenn er noch am Leben sei, wieder zuführe. Der König erfüllt ihre Bitte. Sie wird in dem heiligen Tempel feierlich getauft. Ihre Pathen sind zwei Könige, drei Herzoge, Bischöfe und Grafen, die ihr den Namen Irmengart beilegen. Sie theilt Almosen in Constantinopel aus und fleht dabei inbrünstig zu Gott, daß er ihr den Grafen wiedergeben und sie von ihren schweren Sorgen befreien möge. Der Ruf von ihrer Mildthätigkeit verbreitet sich durch das ganze Land, sodaß sie wie eine Heilige verehrt wird.

Rudolf war aber nicht todt, wie man von ihm sagte. Ein glückliches Geschick hatte ihn gerettet. Er lag in einem Hause, aus dem er mit Hilfe eines Seils entkam, das er aus den Mänteln zweier Knechte gemacht hatte. An der das Gebäude umschließenden Mauer stand glücklicher Weise kein Wächter. Als er sich auf freiem Felde gerettet sieht, gelobt er Gott Buße für seine Sünden. An dem Landwege stand ein Dornbusch, in dem der schon Verwundete sich verbarg. Das dünkte ihm ein großer Gewinn, und er lag dort den ganzen Tag [27]). In der Abenddämmerung kommt ein Abt daher geritten, mit ihm ein junger Herr. Wir sehen daraus, daß der Graf in dem christlichen Lande gelegen hatte. Der junge Herr hat ein Brod in der Hand. „Ich will ihm dafür danken,“ sagt der Dichter, der Graf konnte es nicht. Da jenem das Brod zu schlecht ist, wirft er es auf den Weg. Als die Nacht einbricht, beginnt Rudolf weiter zu kriechen. Vor Durst dem Tode nahe, sammelt er vom Grase den Thau mit seiner zarten Hand und schlürft die wenigen Tropfen. Sie helfen ihm, daß er nicht verschmachtet. Ihm ist göttlicher Beistand nöthig. Da findet er das hingeworfene Brod und nimmt es auf. Dabei bemerkt, wie bereits früher erwähnt worden, der Dichter: „Niemand mache ihm deshalb einen Vorwurf. Manchem Anderen von edler Abkunft ist ein gleiches Misgeschick begegnet.“ Rudolf genießt ein wenig von dem Brode und kriecht mit Schmerzen eine welsche Meile weiter. Wenn die Nacht vorüber ist und der Tag beginnt, muß der hochgeborene Mann in einem Dornbusch oder in einer Hecke sich verbergen.

Der Dichter bemerkt hier: des Grafen Rücken und Leib wären von Schlägen so zugerichtet gewesen, daß es Niemand beschreiben könne. Nur durch ein großes Glück sei er am Leben geblieben. In ritterlichem Kampfe konnte Rudolf so schimpfliche Wunden nicht erhalten haben. Vielleicht war er durch Verrath, durch einen Ueberfall oder anderes Misgeschick wieder in die Gewalt des Königs von Jerusalem zurückgebracht und von diesem als ein Verbrecher behandelt worden, wie er ja auch in dem Briefe an Halap bezeichnet worden war. Man hat ihn gebunden und geschlagen, nachher verhaftet und vielleicht schon zum Tode verurtheilt. „Der arme Herr,“ sagt der Dichter, „war noch nicht weit gekrochen, da überfällt ihn, eben als der Tag anbricht, eine Ohnmacht, und er bleibt liegen. Ein Pilger kommt auf der Straße daher. Er steht erst still, als er ihn erblickt, geht dann näher und hebt ihn mit der einen Hand auf. Aber er scheint ihm todt zu sein. An der Kleidung erkennt er einen vornehmen Herrn. Mitleidig wirft er seinen Stab auf die Erde, setzt sich nieder, nimmt das Haupt des Unglücklichen in seinen Schoos und beklagt ihn laut. Der gute Pilger hatte Wein bei sich und einen Becher. Er flößt dem Grafen etwas davon in den Mund. Als Rudolf, wieder zur Besinnung gekommen, den fremden Mann erblickt, fürchtet er ihn. Er glaubt nicht anders, als daß sein Tod herannahe, vielleicht weil er denkt, das Urtheil solle jetzt vollzogen werden. Doch bemerkt er bald voll Freude, daß der Pilger mitleidig sein Elend bejammert und Gott um Beistand anruft. Der gute Pilger sieht, daß er ihm keine Hilfe weiter leisten kann. Er muß ihn liegen lassen und geht mit schwerem Herzen. In Rudolf aber erwacht wieder der Gedanke an das Leben. Er fühlt, daß er genesen könne. Dadurch gestärkt, kriecht er auf Händen und Füßen in einen Dornbusch.“ Wie Rudolf aus den weitern Bedrängnissen seiner Flucht gerettet worden, erfahren wir nicht. Wir finden ihn, am Ziel seiner Wanderung, in Constantinopel, angelangt, im Gespräch mit seinem Vetter Bonifatt. Dieser meldet der Königin die Ankunft des Grafen und fragt, ob er sie sehen könne. Da erheitert sich ihr Gemüth und sie weint vor Freuden. Es wird verabredet, daß er in der Nacht zu ihr geführt werden soll. Bonifatt warnt die Königin, ihre innere Bewegung zu verrathen, damit Niemand die Ankunft Rudolf's merke. Er reitet zurück, und bringt dem Grafen, der sich noch nicht kräftig genug fühlt, sein früher erwähntes Roß, den Faris, zu lenken, ein anderes Pferd, Bonthard genannt. Rudolf schwingt sich auf und reitet „zu seiner Lust“ in das Feld. Wie ihn das sichere Roß dahin trägt, fängt er an sein Ungemach zu vergessen. Sein freudiges Herz führt ihn zur Königin Abends; als Jedermann schläft und der Mond scheint, bringt Bonifatt ihn heimlich zu ihr. Sie drückt ihn voll Freude an ihre Brust, küßt ihn und tröstet ihn liebkosend. Auch Beatrise bewillkommt den Helden. Ein Bett ist schon für die Liebenden bereitet. Sie nähmen nicht das „große Königreich“ [28]) für die Eine Nacht. Als der

26) Mittelhochteutsches Gedicht von Rudolf von Ems, bisher ungedruckt und nur in Handschriften zu Heidelberg, München, Wien rc. befindlich. Vergl. Mone's Anzeiger zur Kunde der deutschen Vorzeit. (Karlsruhe 1835.) Jahrg. IV. S. 27 fg. Ettmüller's Handbuch der deutschen Literaturgeschichte S. 229.

27) Auch in der Kaiserchronik (102 b), da, wo die Belagerung erzählt wird, heißt es von den Heiden: Sumeliche sich ertrancten, sumeliche sleh in daz mere sancten, sumeliche *burgen sich in den dornen.*

28) Das griechische scheint hier gemeint zu sein.

Tag anbricht, will Bonifait die Schlafenden wecken. Aber Beatrise läßt es nicht zu, und verspricht, den ganzen Tag über den Grafen verborgen zu halten. Daß Rudolf's Erscheinen in Constantinopel ihm würde Gefahr gebracht haben, war wol eine Wirkung seiner Verbindung mit dem heidnischen König.

Rudolf verabredet mit der Königin eine Flucht. Er will mit ihr „heimkehren," ob in ihr Reich oder zurück nach Flandern, bleibt ungewiß. Das Letztere ist das wahrscheinlichere, weil sie den Landweg einschlugen. Beatrise muß die mitgebrachten Edelsteine und das Gold, das die Königin im Ueberfluß besitzt, zusammenpacken, Bonifait kauft in Constantinopel starke Saumrosse. Nachts machen sie sich ohne weitere Begleitung auf den Weg. Bonifait reitet vorn und führt das mit Edelsteinen beladene Pferd. Beatrise hat ein anderes Saumroß an der Hand. Nun folgt die Königin mit dem Grafen. Sie reiten die ganze Nacht und den ganzen Tag viele Meilen durch den Wald fort. Endlich spricht die Königin: „Ich bin müde und kann nicht weiter. Dort sehe ich Blumen und Klee; da möchte ich ruhen." Bonifait lenkt zu dem Platze hin. Sie setzen sich nieder, essen und laben sich am Wein. Dann wird der Königin ein Bett von Blumen und Gras bereitet. Sie lagern sich nieder bis auf Bonifait, der die Nachtwache übernimmt. Er zündet ein Feuer an und bindet die Rosse fest. Unterdessen kommen zwölf Räuber heran; sie wollen sich der Schätze bemächtigen. Bonifait geht zornig auf sie los und erschlägt ihrer fünf. Die andern aber überwältigen ihn. Den Grafen will er nicht wecken. Er haut aber so gewaltig, daß der Schlafende den Klang des Schwertes hört und aufspringt. Er findet Bonifait schon todt auf der Erde liegen. Wüthend dringt er auf die Räuber ein und schlägt sie alle nieder. Er beklagt den Jüngling und das harte Geschick, das ihm Gottes Zorn sende. Mit herzlicher Liebe umfaßt er den Todten und legt dessen Haupt in seinen Schoos. „Herr Gott," ruft er aus, „ich hoffte, das große Ungemach, das ich erlitten, wäre zu Ende. Wärest du noch am Leben, so hätte ich alle meine Noth überwunden. Warum hat der Tod nicht mich weggenommen?"

Hier enden die noch erhaltenen Bruchstücke des Gedichtes. Den Fortgang der Erzählung und weitern Inhalt sucht der Herausgeber durch allerhand Hypothesen zu ergänzen. Der Tod Bonifait's scheint ihm auf neue Verwickelungen hinzudeuten, auf Gefahren, die Rudolf auf dem Zuge in das Abendland, von Irmengart vielleicht abermals getrennt, bestehen muß. Daß Rudolf mit der Königin von Constantinopel den Weg nach Syrien eingeschlagen haben sollte, findet der Herausgeber des Gedichtes [29]) nicht glaublich. Dort, meint er, durfte Rudolf eine glückliche Entwickelung der Verhältnisse kaum erwarten. „Die Verbindung mit den Heiden," heißt es a. a. O.; „war an sich zu unnatürlich, um von Dauer sein zu können. Mit den Christen aber, gegen die er gekämpft hatte, war er für immer zerfallen. Die spätern Schicksale sind wahrscheinlich angedeutet durch das Gelübde, das der Graf in der Noth noch thut. Er verheißt Gott Buße für seine Missethaten, womit wol nichts Anderes als der Abfall von den Christen gemeint sein kann. Deshalb hat er wol auch schimpfliche Schläge erdulden müssen. Möglich, daß er auf seiner Heimkehr nach Rom kommt und der Papst, der schon dem Jüngling Theilnahme gezeigt hatte, ihm auflegt, seinen Eifer im Kampfe gegen die Feinde der Kirche im Abendlande zu bewähren. Hier konnte er durch seine Tapferkeit wieder gut machen, was er in Syrien verschuldet hatte. Die Dichtung aber durfte Züge aus dem Leben des berühmten Grafen Robert von Flandern aufnehmen, der nach seiner Heimkehr von Jerusalem (1099) für die Sache des Papstes stritt [30]). Daß Rudolf etwa in einem Kloster seine Sünden abgebüßt, scheint mir nicht in dem weltlichen Sinne des Gedichtes zu liegen. Vielmehr wird die Taufe, die Irmengart in Constantinopel empfangen hat, die eheliche Verbindung der Liebenden vorbereitet haben."

In Bezug auf den innern Gehalt des Gedichtes scheint es unverkennbar, daß der Verfasser eine zu Gott sich hinneigende, heldenmüthige Natur darstellen wollte. Von Leidenschaften und mannichfachen Ereignissen gestört, verließ sie ihre Bahn, kehrte jedoch wieder auf den rechten Weg zurück. Dies mochte in der Zeit der Kreuzzüge eine nicht ungewöhnliche Erscheinung sein, die sich in mehrfacher Hinsicht zum Stoff eines Gedichtes eignete. Durch einen Rückblick auf dasselbe wird dies erklärlich. Als Knabe mitten in der Pracht und Bequemlichkeit des väterlichen Hofes erzogen, wird Rudolf lebhaft bewegt durch die Schilderung, die ein aus Palästina heimkehrender Bote von der bedrängten Lage der dort gegen die Heiden kämpfenden Christen entwirft. Ein heftiges Verlangen treibt ihn, für das Heil seiner Seele selbst thätig zu sein. Er zieht übers Meer. In Syrien, wo er sich längere Zeit aufhält, reift er zum Jüngling heran. Nun ereignet es sich, daß bei einem großen Feste ein verkleideter Heide ihm sein Roß entführt. Er eilt ihm nach und gewinnt es ihm wieder ab. Dieser zufällige Umstand bringt seine Tapferkeit zuerst an den Tag. Der König von Jerusalem, wenn auch dem unabhängigen, mit großem Glanz auftretenden Manne innerlich abgeneigt, ehrt doch in ihm den Helden. Rudolf übernimmt die Leitung des Krieges. Aber sein Einverständniß mit dem König ist von keiner Dauer. Er, der eine Hauptstütze zur Erhaltung des christlichen Reiches zu werden versprochen hatte, verläßt Jerusalem und begibt sich an den Hof des heidnischen Königs Halap, dessen schöne Tochter ihn dort fesselt. In Halap's Diensten kämpft er bei dem wieder ausgebrochenen Kriege siegreich gegen seine Glaubensgenossen. Aber nun ereilt ihn ein schweres Geschick. Wie sich die verschlungenen Ereignisse entwirren, wie er seine Schuld abbüßt, geht aus

29) Wilhelm Grimm in s. Einleitung zu Graf Rudolf S. 40.

30) Siehe Wilken in s. Geschichte der Kreuzzüge. Bd. 2. S. 23 fg.

den übriggebliebenen Fragmenten nicht deutlich hervor. Aber die mannichfachen, mit dem frischesten Leben aufgestellten Bilder, die sich auf der einfachen Basis des Gedichtes erheben, berechtigen zu der Annahme, daß dasselbe einen angemessenen Schluß gehabt habe. Mit Kraft und Anmuth, dabei immer mit Wahrheit, werden von dem Dichter die bereits früher erwähnten wechselvollen Schicksale des Jünglings geschildert bis zu seiner Wiedervereinigung mit der längere Zeit von ihm getrennten Geliebten. Die tiefen Gefühle der menschlichen Seele scheinen dem Dichter nicht unbekannt gewesen zu sein. Unter den vielen Verirrungen zeigt sich in dem Helden des Gedichtes ein erhabener Charakter. Dafür spricht unter andern der Zug, daß Rudolf, wenn auch abtrünnig, doch im heftigsten Kampfe nur mit flachem Schwert gegen die Christen ficht. Zu diesen Zügen dürfte auch die Innigkeit des Freundschaftsverhältnisses zwischen Rudolf und Bonifait zu rechnen sein. Wie bereits früher erwähnt worden, zeigt sich in dem Gedichte noch keine Spur von dem phantastischen Ritterthume oder dem übertriebenen Minnedienste des 13. Jahrh.

Nicht blos wegen der glücklichen Mischung von Geschichte und Poesie in unserem Gedichte muß hier ein anderes erwähnt werden, das ungefähr ein Jahrhundert später verfaßt worden. Auffallend ist, dem wesentlichen Inhalt nach, die Uebereinstimmung beider Gedichte. Auch von dem spätern Gedichte haben sich nur Bruchstücke erhalten [31]). Der Verfasser war Berthold von Holle [32]). Er gab seiner Dichtung den Namen Krane (Kranich). Eine kurze Inhaltsanzeige, die hier eine Stelle finden mag, gibt Ettmüller in den Worten: „Gayol, ein König von Ungarn, kommt mit seinen Brüdern Agartin und Agoriot an den Hof eines (ungenannten) teutschen Kaisers, wo sie die Namen Krane, Valcke und Stare erhalten. Sie erlangen hier die Gunst, dem Kaiser dienen zu dürfen. Gayol erwirbt durch seine Dienste des Kaisers Tochter Acheloyde, nebst einem Theil seiner Lande. Während der Vermählungsfestlichkeiten wird Gayol aber zu neuen Abenteuern weggeführt, und Assundin, Gayol's Marschall, geleitet die junge Königin nach Ungarn. So weit gehen die bis jetzt bekannt gemachten Bruchstücke."

Nach einer genauen Durchsicht und Vergleichung des Inhalts beider Gedichte hat W. Grimm eine Schilderung entworfen [33]), welche sich, wenn man die Veränderung der Namen abrechnet, bis auf die kleinsten Züge und Einzelheiten erstreckt und eine auffallende Uebereinstimmung beider Gedichte zeigt [34]). (*Heinrich Döring.*)

31) Siehe M. Haupt's Zeitschrift für deutsche Alterthümer, wo man (I, 57—95) diese Fragmente von Wilhelm Grimm und Wilhelm Müller mitgetheilt findet. 32) Er stammte aus einem niedersächsischen, noch jetzt bestehenden Geschlechte und scheint in den Diensten des Herzogs Johann von Braunschweig-Lüneburg gestanden zu haben. Wenigstens verdankte er diesem Fürsten den Stoff seines Gedichtes, das in die Zeit zwischen 1252—1260 fällt. Siehe Ettmüller's Handbuch der deutschen Literaturgeschichte S. 47 fg. 33) In der Einleitung zu Graf Rudolf S. 47 fg. 34) Vergl. v. Sybel in M. Haupt's Zeitschrift für deutsche Alterthümer II, 235 fg. Ettmüller a. a. O. S. 228. Gervinus in s. Geschichte der Nationalliteratur der Deutschen. Th. 1. S. 194. Schäfer's Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur S. 61 fg. H. Kurz in s. Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur S. 53.

GRAFSCHAFT (Dynasten und Kloster). Ein berühmtes Kloster im Herzogthume Westfalen, von welchem auch ein Dynastengeschlecht [1]), mit der Erbvoigtei desselben belehnt, den Namen annahm, gestiftet 1072 von Anno II., dem gewaltigen Erzbischofe von Cöln. Damals schon, wie heute noch, führte der Theil der alten Grafschaft Westfalen, in dem das Kloster mit seinen Gütern und denen der Voigtei lag, im Volksmunde den Namen „die Grafschaft." Im Südwesten an die Edelherrschaft Bilstein grenzend, umfaßte er ein Gebiet von etwa 5 □Meilen; in seiner Mitte ragt der nackte Astenberg, „die Krone des süderländischen Gebirges, der höchste Punkt zwischen Rhein und Weser," 2695 Fuß über dem Meeresspiegel empor. Ein Hauptrücken des Gebirges, die Rothaar, zieht sich nach Südwesten und grenzt das alte Sachsenland, das nachherige Herzogthum Westfalen, gegen die zu Ostfranken gehörigen hessischen, Wittgenstein'schen und Siegen'schen Lande ab, während ein anderer, die Haar, sich nördlich über die Hochebene von Brilon nach Rüden und dann westlich zwischen Lippe und Ruhr hinzieht, und andere kleinere Gebirgsstreifen das ganze Süderland durchfurchen, überall reizende Thalgewände bildend, die von der Nune, Orke, Lenne und Ruhr bewässert werden. Hier blühte einst reiches Leben in dem Kloster, welches den alten Namen des Ländchens führte, in Grafschaft. Eine Matrone Chuniza, vielleicht eine Verwandte der Grafen von Padberg aus Haoldischem Geschlechte, und ihr Sohn Thiemo überließen, wie aus der Stiftungsurkunde des Klosters von 1072 hervorgeht [2]), ihre in Sachsen gelegene Ortschaft, „Grafschaft" genannt, dem heiligen Anno, der daselbst mit Bewilligung des Kaisers und Papstes ein Benedictinerkloster stiftete, demselben gleiche Privilegien verlieh, wie sie die anderen Abteien seiner Diöcese, namentlich die zu Siegburg, hatten, und seinen Nachfolgern unter Androhung des Bannes verbot, von dem Abte irgendwie weltliche Dienste zu fordern. Der Abt erhielt das Recht, sich selbst seinen Voigt zu wählen; letzterer sollte nur zweimal jährlich seinen Gerichtstag halten, zu demselben höchstens zwölf Pferde mit sich führen und ohne besondere Zustimmung des Abtes nicht über einen Tag lang verpflegt werden. Im Herbst und Winter sollte das

1) Ueber die Dynasten vergleiche man: Urkunden von der ausgestorbenen uralten Familie der Edlen Herren von Grafschaft (Biedenkopf 1777. 4.); Westfälische Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. 12. 1851. (Münster 8.) S. 164 fg. und besonders die hier ganz zu Grunde gelegte Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen von J. L. Seibertz. Bd 1. Abth. II. (citirt als Dyn.-Gesch. — Diplomatische Geschichte der Dynasten und Herren). Arnsberg 1855. 8. S. 68—191, sowie dessen: Urkundenbuch dazu (der Rechtsgeschichte dritter Band). Band 1—3. Arnsberg 1839—1854. 8. Die Dynastengeschichte ist auch mit Separattitel erschienen; die Urkunden (Urk.) sind hier stets mit ihrer Nummer citirt. 2) Urk. 30.

Kloster dem Voigte zwei Malter Korn, zwei Schweinebraten und ein Spanferkel, vier Hühner, eine Gans, vier Käse, 20 Eier, ein Ohm Bier und so viel Meth, als von einem Viertel Honig gemacht werden könnte, sowie drei Malter Hafer für seine Pferde liefern, im Sommer drei Braten, ein Lamm, Futter für vier Pferde und sonst wie oben. Dafür ward denn das Kloster auch noch mit Pfarreien, mit Höfen, aus denen allmälig eine bedeutende Lehnkammer entstand, Zehnten und andern zeitlichen Gütern ausgestattet. Diese Besitzungen, welche Anno, wie er selbst in der Stiftungsurkunde sagt, größtentheils selbst erworben hatte, lagen in allen Gegenden des westfälischen Landes zerstreut. Es waren [3]) die Pfarreien zu Wormbach, Attendorn, Lüdenscheid, Valbert, Herschede, Heslipe (später Plettenberg), Hemer (die letzten fünf in der Mark liegend, später protestantisch), Osterwelden (hernach Kallenhard), Velmede, Bödefeld, Brunscappell und Altenrüden, von denen sich hernach verschiedene Filialkirchen abzweigten (so von Wormbach die zu Berghausen, Fredeburg, Kirchrarbach, Oberkirchen, Lenne, Grafschaft und Schmallenberg, von Brunscappell die zu Assinghausen, von Altenrüden die zu Effel, Langenstraße, Warstein und die Probstei Beleke); ferner sechs Haupthöfe zu Nuttlar, Glindfeld, Ober- und Nieder-Hemer, Amelinghausen und Bredenole, 20 einzelne Bauerhöfe zu Lüdenscheid, Attendorn, Schmerlike, Alerenen, Holthausen, Bödefeld, Velmede, Lenne, Biginghausen, Brunscappell, Dietringhofen, Lüttringhausen, Berendorf, Teten, Suttrop, Lenninghofen, Gleidorf, Haringdorf, Weringdorf und Wedrichfelden, 7 Zehntlösen zu Soest, Beleke, Bensingen, Allenhausen, Nettelstädt und von zwei Lehen, zwei Weinberge am Rhein zu Erpel und Diepach und eilf große Naturalzehnten zu Warstein, Beleke, Mülheim, Allagen, Bergheim, auf der Haar, zu Uelde, Usnen, Heringhausen, Thietwerdinghausen und Heddinghausen. Das Kloster selbst, mit Mönchen aus dem 14 Jahre früher von Anno gestifteten Siegburg besetzt, lag in einem durch rauhe Gebirgszüge, den Astenberg, die Almert und Rüspe abgeschlossenen Thale, das sich durch ein am Fuße des Almert entspringendes Bächlein nach dem Lennethale öffnet, 1361 Fuß über dem Meere; der Boden mäßig fruchtbar, reich nur an Holz und Wildpret. Das Kloster sollte nicht eine mächtige Abtei werden, deren Insassen lediglich der Pflege des Leibes fröhnten, sondern zum beschaulich-thätigen Leben einladend, eine Bildungsanstalt für den jungen Klerus und ein Asyl für weltmüde Gemüther abgeben. Der Abt, zuerst Luitfried, von Anno selbst eingesetzt, durfte, wie gesagt, sich seinen Voigt selbst wählen; letzterer empfing außer den einmal für seine richterlichen Functionen fixirten Geschenken für den dem Kloster gespendeten Schutz nicht unbedeutende Güter, die wol Anno zugleich mit dem Klostergrunde von jener Chuniza erwarb. Daß letztere wol dem Haoldischen Geschlechte verwandt war, darauf weist eine Commemoration im Grafschafter Necrologium zum 4. Febr. hin [4]), als dem Todestage des Haholdus comes de Wiltzenberg, qui contulit monasterio proprietatem ipsius montis, d. h. des Wiltzenbergs, an dessen Fuße das Kloster erbaut wurde, und wo nahe bei der oben befindlichen Kapelle noch Spuren einer Burg befindlich sind. Im Volksmunde geht davon die grausige Sage, die noch am Ende des 17. Jahrh. poetisch lebte, daß die letzte Erbin dieses Dynastengeschlechts sieben Männer nach einander gemordet und dann zur Sühne ihr ganzes Gut dem Kloster vermacht habe — eine Sage, die in ähnlicher Form sich auch anderswo findet. Ich möchte vielleicht obige Chuniza für die Witwe des Grafen Erpo I. von Padberg (1018—1056), Mutter Erpo's II. (1093, gest. 1113) und eines Thietmar von Padberg halten, der 1120 als Edelherr mit seines Bruders Witwe die Burg Padberg dem Erzbischof Friedrich I. von Cöln übertrug und möglicher Weise mit dem in der Grafschafter Stiftungsurkunde genannten Thiemo identisch wäre; jener Haold von Wiltzenberg könnte ein anderer Bruder Thiemo's gewesen sein. Die Anfänge der Erbvoigte, der Edelherren von Grafschaft, von denen hier zunächst, sind in Dunkel gehüllt. Die gräfliche Voigteigewalt über die Gegend war in Folge der Gütertheilungen zwischen den Grafen von Westfalen an Anno's Geschlecht, das der Grafen von Dassel, gelangt, von dem sie erst Gottfried II. von Arnsberg um 1238 zur alten Grafschaft Westfalen zurückerwarb. Da das Geschlecht Dassel seine eigene Grafschaft in Niederhessen, theilweise auch am rechten Weserufer besaß, verwaltete es nicht selbst die Voigtei über Grafschaft, sondern belieh damit eine andere nahe beim Kloster begüterte Familie, aus der sich der Abt selbst zuvor einen Voigt erwählt hatte. Der erste, der uns als solcher in einer undatirten Urkunde [5]) Erzbischofs Friedrich I. (1101—1131) begegnet, ist ein Hermann mit seinen Söhnen Gerhard und Thietmar; es werden darin dem Kloster seine frühern Besitzungen bestätigt und mit neuen vermehrt. Die nämlichen erscheinen um dieselbe Zeit als Zeugen bei der Trennung der dem Kloster durch Anno verliehenen Kirche zu Hemer (Hathemare) von deren bisherigen Mutterkirche Menden. Die Stelle, welche Hermann und seine Söhne in jenen Urkunden einnehmen, weist darauf hin, daß sein Geschlecht ein dynastisches war, er somit zu dem später sogenannten hohen Adel gehört. Möglich, daß er demselben Stamme entsproß, welchem die Grafen und Herren angehören, die nach ihren Besitzungen sich bald von Battenberg, bald von Wittgenstein, bald von Holinde und Wegebach nannten und um 1358 erloschen. Das Wappen [6]) der Edelherren von Grafschaft, für jene Zeiten eins der sichersten Kriterien, scheint darauf hinzudeuten, obgleich, da die Stammtafeln der alten Grafen von Wittgenstein für das 12. Jahrh. noch sehr lückenhaft sind, sich kein sicherer historischer Beweis führen läßt. Beide Ge-

3) Seibertz a. a. O. Bd. 1. Abth. III. Th. 2. S. 357—358.

4) Dyn.-Gesch. S. 74. 5) Urk. 50; Dyn.-Gesch. S. 75. 6) Urkundenbuch Bd. 2. Tafel IV. Siegel 1—7.

schlechter, die von Grafschaft und Wittgenstein, führten zwei oblonge Balken im Schilde, die bei jenem später roth, bei diesem schwarz bemalt wurden; das Abteisiegel trug ebenso in seinem quadrirten Schilde neben dem Dassel'schen Wappen des Stifters die senkrechten Balken; ein aufgelegtes Mittelschild enthielt das Familienwappen des jedesmaligen Abtes. Ein Graf von Wittgenstein, Widekind (ein Name, der uns auch häufig beim Dynastengeschlecht von Grafschaft begegnet), war 1258 Abt des Klosters; er überließ den Berg, auf dem die gräfliche Residenz Berleburg erbaut wurde, dem Grafen Siegfried von Wittgenstein und dem Edelherrn Adolf von Grafschaft. Das Gebiet letzterer Dynasten zerfiel in verschiedene Vogteien [7]), namentlich Grafschaft und Brunscappell, ihre Residenz, Schloß Norderna, lag in ersterer, nicht weit von der wittgensteiner Grenze, auf dem Rappelstein. Noch heute sind die Ruinen desselben, die einen höchst romantischen Anblick gewähren, dort vorhanden; noch erkennt man den Umfang des Burgplatzes, noch steht der untere Theil des viereckigen Thurmes und der steinernen Kemnate; von dem etwa 20 Fuß hohen Thurmstumpfe, der aus großen Steinen fest verkittet ist, schaut man hinunter in eine schwindelnde Tiefe und läßt fernhin die Blicke zu den hohen Berggipfeln der Umgegend schweifen. Am Fuße der Ruine liegt ein stilles, von einem kleinen Bache durchrieseltes Dörflein gleichen Namens. An der Burg vorbei führte eine alte Straße, die Königsstraße genannt, ein Theil der vielleicht schon den Römern bekannten, seit Karl dem Großen stark besuchten Heeresstraße, die, von Cöln ausgehend, östlich in Cassel, südlich in Frankfurt, nördlich im Münsterlande mündet. Auch in der Voigtei Brunscappell erhob sich eine Burg mit festem Thurm, von Wasser eingeschlossen, unweit der auf einer kleinen Anhöhe liegenden Kirche. Das ganze Gebiet hatte reichlichen Lebensbedarf an Korn, Obst, Wiesen und Waldungen, treffliches Wildpret, Fische und Metalle. Da es einen integrirenden Theil des alten großen westfälischen Comitats bildete, seine Herren somit nur delegirte Theile der Grafengewalt besaßen, die zur Ausbildung voller Landeshoheit nicht genügten, so konnten letztere keinen allzu großen Einfluß auf die Geschichte Westfalens ausüben, und die Nachrichten, welche wir von ihnen haben, beschränken sich großentheils auf die häuslichen Verhältnisse der Dynasten und das, was sie zur Fixirung des Grenzverhältnisses zwischen den westfälischen und waldeckschen Territorien beigetragen haben. Nach dem oben mit seinen Söhnen erwähnten Voigte Hermann findet sich in Urkunden und Chroniken des 12. Jahrh. kein Dynast von Grafschaft erwähnt. Erst 1202 [8]) erscheint wieder als Zeuge in einer Bestätigungsurkunde des Erzbischofs Adolf I., welche die Ueberlassung des Hofes Wiedehagen durch den Edelherrn Jonathan I. von Wiclon und Ardei (1174, gest. um 1221) betrifft, ein Reimbold von Grafschaft mit seinem Sohne Heinrich. Reimbold, wahrscheinlich ein Nachkomme Hermann's — denn damals waren die Voigteien, namentlich solche, die bedeutendere Gütercomplexe umfaßten, in Westfalen bereits erblich —, ist der Stammvater aller folgenden Herren von Grafschaft. Sein Sohn Heinrich I. erscheint 1227 in einer Urkunde des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen zu Gunsten der wittgensteiner Grafen als Zeuge, ebenso 1233 gleich hinter den Grafen von Wittgenstein und Waldeck in einem mainzer Schenkungsacte für das Kloster Heina und wohnt 1237 [9]) nebst seinem Sohne Adolf I. der Erbtheilung zwischen Graf Gottfried III. von Arnsberg und dessen Vetter Graf Konrad I. von Rietberg bei. Vor 1245 war er gestorben. Möglicher Weise sein Bruder war Gerhard von Grafschaft, erwählt 1228 zum Fürstabte von Werden, ein umsichtiger, tüchtiger Regent, der Werden mit Helmstädt vereinigte, 1235 auf dem mainzer Reichstage erschien, die Stadt Helmstädt mit vielen Privilegien ausstattete, 1248 dem Erzbischofe Konrad I. von Cöln, um dessen Schutz für sein Stift zu erlangen, die Burg Isenberg übergab und am 12. Nov. 1249 starb. Von Kindern Heinrich's I. ist nur sein schon 1237 erwähnter Sohn Adolf I. erwiesen, von dem hernach; vielleicht gehören ihm auch zwei Töchter an, Sophie (II.), Aebtissin von Essen 1253, gestorben vor 1262, und Beatrix, Stiftsdame zu Meschede, als Zeuge in einer Urkunde der dortigen Aebtissin Agnes von 1268 erwähnt. — Adolf I. [10]) erscheint seit 1245 als Voigt von Grafschaft, zuerst in einer Urkunde vom 6. Nov. [11]), mit der die Edelherren von Itter dem Kloster Benninghausen den Osthof bei Erwitte verleihen, neben den Dynasten von Bilstein. Dann sehen wir ihn bei dem Bau der Stadt Berleburg mitwirken. Der Berg, auf dem letztere um 1256 angelegt wurde, und die Gegend ringsum waren Eigenthum des Klosters, welches somit seinen Consens ertheilen mußte. Diesen vermittelte Erzbischof Konrad I. von Cöln in einer Urkunde vom 30. März 1258 [12]), zufolge deren Abt Wittekind von Grafschaft seinem Bruder, Grafen Siegfried I. von Wittgenstein, und dem Adolf I. von Grafschaft jenen Berg abtrat; wogegen Adolf dem Kloster eine Rente von einer Mark schwerer Pfennige anwies. Doch ward festgesetzt, daß in dieser Cession nur alles das, was zur Befestigung der Stadt erforderlich sei, inbegriffen sein, alles Umliegende aber mit Leuten, Aeckern, Mühlen dem Kloster verbleiben solle. Durch den Miterwerb von Berleburg war Adolf I. im Begriff, gleich den Grafen von Wittgenstein allmälig in die Reihe der Fürsten aufzusteigen; die eigentlichen Voigteigüter waren zwar unmittelbare, doch gewährten sie ihm durch ihre Ausdehnung und die darauf haftenden Rechte (Lehnshoheit über Aftervasallen, Civil- und Criminaljurisdiction in der Voigtei Grafschaft, nämlich den Kirchspielen Grafschaft, Oberkirchen und Astenberg, Stuhlherrschaft zu Norderna, Gutsherrschaft in Brunscappell, Patronat der Kirchlehen zu Brunscappell, Oberkirchen, Negerkirchen, Rarbach, Is-

7) Dyn.-Gesch. S. 78 fg. 8) Dyn.-Gesch. S. 88 fg. 9) Urk. 209. 10) Dyn.-Gesch. S. 90 fg. 11) Urk. 240. 12) Urk. 309.

filpe) Mittel genug, um höher hinauszustreben. Bald aber läßt er von diesem Wege ab und beginnt am 12. März 1261 [13]), mit Zustimmung seiner Gattin Elisabeth, der Kirche zu Grafschaft einen Theil der Zehntlöse zu Hundemen zu veräußern; und seine Nachkommen folgten so lange diesem Beispiele, bis sie schließlich zu niederem Ministerialenrange herabsanken. Noch erscheint Adolf I., diesmal ohne Gemahlin (die wol zuvor gestorben war), in einer Urkunde vom 28. März 1273 [14]) über Verleihung eines Hofes zu Nierentrop bei Dorlar im Gericht Fredeburg, neben ihm treten darin seine Söhne Wittekind I., Adolf II. und Kraft I., ersterer als Mitaussteller, letztere beide als Zeugen auf. Doch scheint er nicht stets zu dem Kloster im besten Verhältnisse gestanden zu haben, wie aus Urkunden seiner Söhne hervorgeht. Er betheiligte sich auch an der Fehde des Erzbischofs Engelbert II. mit dem Grafen von Jülich, die 1267 mit des ersteren Gefangennahme bei Zülpich endete, und beanspruchte hernach für diese Dienstleistung 100 Mark, für die ihm der auch auf seine Söhne vererbte halbe Zehnt bei Hallenberg versetzt ward [15]). Sein Todestag fällt laut dem für genauere Daten nicht ausreichenden Necrologium der Abtei in den April, wahrscheinlich des Jahres 1284, in welchem sein Sohn Wittekind I. seiner als eines jüngst Verstorbenen gedenkt. — Adolf I. hinterließ fünf Söhne; zwei Stiftsdamen zu Essen, Sophia und Jutta von Grafschaft (erstere 1285 Scholastica), die 1292 ihre Mitschwester Beatrix (II.) von Holte zur Aebtissin wählen halfen, waren wol seine Töchter. Von den Söhnen verwaltete der älteste, Wittekind I., schon 1273 mit dem Vater und nach dessen Tode mit seinem Bruder Kraft I. die Vogtei. Beide wurden Stifter eigener Linien. Adolf II., bereits 1273 erwähnt, war 1284 Mönch in Grafschaft, hernach 1299 Probst in Beleke; er erscheint in Urkunden seiner Brüder Wittekind und Kraft. In ersterer (1284) wird auch Adolf's I. vierter Sohn Heinrich II. genannt, der wol bald starb, und ebenso in Wittekind's Acte von 1299 ein Konrad I., Probst zu Berich im Waldeckschen, der gleichfalls in Schenkungsurkunden des Klosters Neukästelberg (im Territorium der Dynasten von Itter) 1309 und 1315 auftritt und durch eine Erklärung der Priorin Elisabeth zu Berich vom 8. Sept. 1328 als Wohlthäter des dortigen Krankenhauses und Herr von Grafschaft genannt wird. Er war Adolf's I. jüngster Sohn und damals (1328) wol bereits verstorben [16]). Wittekind I. [17]) wird als Ritter neben den Grafen von Arnsberg, Wittgenstein und andern am 31. Juli 1282 erwähnt, als Dynast Wilhelm I. von Ardei verschiedene Güter zu Westbüren und Wydebrok dem Stifte Fröndenberg verkaufte. Am 29. Mai 1284 [18]) stellt er als Vogt von Grafschaft mit seiner Gattin Gertrud eine gleichfalls von einem wittgensteiner Grafen, dem Edeln Johann von Bilstein, seinem eigenen Bruder, dem Mönche Adolf II., und andern mitbesiegelte Urkunde aus. Aus derselben geht hervor, daß zwischen Adolf I. und Abt Wittekind über verschiedene zur Kirche in Grafschaft gehörige Höfe zu Glydorp, Herentrop und Lenninchoven lange Zwist bestand, bis ein Schiedsgericht bestimmte, daß die Kirche für jene Höfe jährlich eine Mark Pfennige zahlen solle. Wittekind I., von Schulden gedrängt, verkauft nun diese Rente nebst vier andern Höfen für 24 Mark Pfennige dem Kloster. Wahrscheinlich waren diese Schulden aus den mannichfachen Fehden erwachsen, welche die Edelherren damals führten; auch bei dem Kriege der Herren von Greifenstein mit den Grafen von Nassau wegen der Stadt Driedorf sind sie betheiligt und werden in dem Friedensvertrage vom 13. April 1290 als Bundesgenossen der Greifensteiner bezeichnet. Am 12. März 1291 [19]) verzichtet Wittekind mit seinem Bruder Kraft I. auf alle Voigteiansprüche an dem Haupthofe Glindfeld und Dependenzen zu Gunsten des Klosters, dem sie zugleich ihren Hof in Herentrop gegen vier Bauerhöfe in Adenborn, als Klosterlehen, überlassen. Die aus der väterlichen Erbschaft ihm zugefallene Hälfte des Wald- und Feldzehnten in dem Orte Grafschaft überläßt er gleichfalls am 17. Febr. 1295 eine Zustimmung seiner Frau und seines Sohnes Adolf (III.) dem Kloster gegen 40 Mark Pfennige und zwei Höfe zu Langenbeck und Othmaringhausen; sein Bruder Kraft erscheint dabei als Zeuge. Diese verschiedenen Veräußerungen ließ der Abt auch nachträglich von den Blutsverwandten des Dynasten, so 1296 von Ritter Kraft von Hohenfels und dessen Kindern bestätigen. Wittekind und Kraft führen mittlerweile mit Veräußerungen fort. Am 14. Febr. 1297 [20]) wurden sie sogar für ihr Schloß Norderna Vasallen des Grafen Otto I. von Waldeck, am 13. Dec. desselben Jahres verkaufte ersterer die Zehnten zu Melekenbike, Hundesossen und Stillepe dem Ritter Heinrich Voigt von Elspe, mit dem Wiederkaufsrecht; dabei erscheinen gleichfalls Gattin und Sohn. Wittekind und sein Bruder Kraft sind 1298 Zeugen zu Meschede, ersterer wieder 1306 in einem Vergleiche zwischen den Rittern von Bredenole und der Abtei Grafschaft wegen des Hofes Alvelinchusen, ebenso am 26. Dec. 1307, als Dynast Heinrich von Wildenberg seine Burg an der Sieg dem Grafen von Sayn zu Lehen überträgt. Aus dem Hause Wildenberg stammte auch Wittekind's zweite Gemahlin Adelheid — die erste, Gertrud, starb wahrscheinlich am 13. Mai 1303; für ihre Seele vermachte Wittekind mit seinem Sohne Adolf dem Kloster eine auf den Hof Hafferrode angewiesene Rente von einer Mark Pfennige —; Adelheid wird 1330 und 1332 in Urkunden ihres Sohnes Johann II. erwähnt und lebte noch 1341. Ihr Gemahl erscheint noch zur Zeit des Grafen Wilhelm von Arnsberg (1313—1338) unter den arnsberger Burgmannen [21]); er erhielt von jenem eine Rente von fünf Mark aus dem Hofe Holthusen,

13) Urk. 317. 14) Dyn.-Gesch. S. 94. 15) Urk. 484. Bd. 1. S. 610. 16) Dyn.-Gesch. S. 105—106. 17) Dyn.-Gesch. S. 96. 18) Urk. 411.

19) Urk. 439. 20) Urk. 468. 21) Urk. 665, Bd. 2. S. 301.

ablösbar mit 40 Mark, als Erbburglehn gegen das Oeffnungsrecht in seiner Burg Norderna. Zuletzt tritt er als Zeuge in einer Bürenschen Acte vom 21. Juli 1322 auf; bald nachher wol ist er am 11. Nov. gestorben. Wittekind hatte im Laufe der Zeit mit seinem Bruder Kraft I. die Voigteigüter, namentlich auch Norderna, getheilt; er baute dort die steineene Kemnate, sowie wahrscheinlich den Thurm zu Brunscappell, wo seine Witwe mit ihren Kindern wohnte, bis Wittekind's Sohn erster Ehe starb, und Johann II. somit zum Besitz der halben Voigtei gelangte. Nach ihrem Familiennamen heißt noch heute das Haus dort Wildenberg. Von Wittekind's I. Kindern hernach. Sein Bruder Kraft I. tritt als Zeuge (außer in den bereits erwähnten Urkunden von 1273, 1284, 1291, 1295, 1297) bei zwei Schenkungen des Edelherrn Johann I. von Bilstein an das Kloster Grafschaft von 1290 [22]) und 1296 [23]) auf; er selbst überließ dem Abt Lutbert, am 28. Jan. 1299 [24]) seine Hälfte der Grafschafter Zehnten gegen den Hof in Steymbach und andere Lehen; seine Gattin Agnes und seine Brüder, darunter auch Probst Adolf, gaben dazu ihre Einwilligung. Als Zeuge begegnet er uns ferner 1303; 1306 und 1309 in waldeckschen, 1330 in Bilsteinschen Urkunden, am 10. Juni 1313 [25]) empfing er vom Grafen Wilhelm von Arnsberg den Zehnten zu Medelon und verschiedene Hufen Land dort, zu Herstorth, Lisne und Bredelinchusen, ebenso am 3. Mai 1322 [26]) von Heinrich IV. von Waldeck die Herrschaften Bigge und Rüdenberg im Grunde Astinghausen für 450 Mark als wiederlösliches Lehen; zuletzt besiegelt er am 16. Nov. 1330 eine Verkaufsurkunde seines Neffen. Wahrscheinlich ist er 1331 gestorben. Seine beiden Söhne Johann I. und Heinrich III. [27]) schenken am 26. April 1332 [28]) mit Zustimmung ihrer Mutter Agnes zum Marienaltar in der Krypte des Klosters Grafschaft den Hof zu Humboldinchusen; dafür sollen wöchentlich an jenem Altar für ihren Vater zwei Seelenmessen gelesen werden, bis sie selbst oder die Herren von Bilstein dazu eine eigene Kapelle auf dem Klosterhofe, mit der dann der geschenkte Hof ewig verbunden sein solle, gebaut hätten. Junker Johann war 1333 Amtmann des Gerichts Medebach und stiftete als solcher am 20. Juni [29]) einen ewigen Frieden zwischen den Städten Medebach und Winterberg; er lebte noch 1338, starb aber wol kinderlos. Sein Bruder Heinrich III., der auch mit ihm 1335 in einer bilsteiner Urkunde genannt wird, begegnet uns gleichfalls schon 1328 [30]) als Zeuge bei einem Verkaufsacte der ihm verwandten bilsteiner Dynasten; ihrem Geschlecht gehörte wahrscheinlich seine Mutter Agnes an, mit deren Bewilligung er am 2. Sept. 1329 zwei Höfe zu Untrop (die wol von jener herrührten) dem Grafen Gottfried von Arnsberg verkaufte, das Huscholsgut und das Brinkgut. Am 16. Oct. 1333 besiegelt er, irrig wol aus Courtoisie „Ritter" genannt, — denn Ende 1338 [31]) war er noch Knappe — eine limburgische Urkunde, 1335 einen Gutskauf des Klosters; 1338 [32]) wird er vom Grafen von Arnsberg mit dem Zehnten zu Medelon und verschiedenen Höfen belehnt. Am 22. Dec. 1338 öffnet er seinen Antheil am Schlosse Norderna dem Erzbischofe von Cöln, der seine Burglehen zu Waldenburg von 10 auf 15 Mark Einkünfte erhöht hatte, bekennt sich aber zugleich als Vasallen des Grafen Heinrich von Waldeck, dem er am 18. März 1341 sogar für 220 Mark Silber die Hälfte seines Antheils von Norderna, nebst der vordersten Kemnate, versetzt; die andere Hälfte verblieb seiner Mutter Agnes zur Leibzucht. Damit scheidet Heinrich ganz aus Westfalen, wo er factisch Nichts mehr besaß, aus. Er trat in Dienste des Grafen Adolf IX. von Berg [33]), ist dessen Zeuge 1341 bei einem Schiedsspruche zwischen Stadt und Collegiatkirche zu Düsseldorf und am 5. Febr. 1347 als gräflicher Drost Schiedsrichter bei dem mit der Stadt Cöln abgeschlossenen Bündnisse. Heinrich hinterließ einen Sohn Adolf IV., der ein ziemlich abenteuerliches Leben geführt zu haben scheint. Er lag 1355 als Knappe zu Arnsberg gefangen; wahrscheinlich hatte er sich an dem Kriege des Grafen von der Mark gegen Gottfried IV. von Arnsberg betheiligt. Er wandte sich am 11. März 1355 an den Abt Reinhard von Siegburg mit der Bitte, die ihm ertheilte Belehnung mit dem Hause Ereshofen auf seinen Vater Heinrich III. zu übertragen, damit letzterer ihn aus seiner Haft erlöse. Er erlangte wol so auch seine Freiheit wieder und lebte 1358 als Freund und Ritter bei dem Grafen von Berg, dem auch sein Vater bis dahin noch als Drost diente. Schließlich fiel Adolf in Cöln durch die Hand des Herrn Johann V. von Reifferscheid, wahrscheinlich noch in kräftigem Jugendalter, der letzte Mann seiner Linie. Möglich, daß zu dieser eine Dietmuth, die von 1336—1358 Aebtissin zu Borchorst war, gehörte; eine angebliche Tochter Kraft's I., Mathilde, welche um 1264 den Friedrich von Fürstenberg zu Waterlapp geheirathet haben soll, ist wol erdichtet. — Aus Wittekind's I. erster Ehe stammte Adolf III. [34]) (erwähnt 1295 und 1303); er verkaufte am 16. Nov. 1330 mit seinem Stiefbruder und seiner Stiefmutter dem Kloster Grafschaft die Mühle zu Niederensorpe und starb wol bald darauf unbeerbt; der Sohn zweiter Ehe Johann II., zuerst gleichfalls 1330 erwähnt, ward der weitere Stammhalter des Geschlechts. Ungewiß ist, aus welcher Ehe eine Tochter Mathilde [35]) entsproß, welche den Ritter Johann von Falkenberg heirathete und am 6. Dec. 1342 zu Gunsten des Grafen von Waldeck für sich und ihre Erben auf alle Ansprüche an dem Schlosse Norderna feierlich verzichtete. Johann II. scheint bei des Vaters Tode noch sehr jung gewesen zu sein; er lebte anfänglich zurückgezogen mit seiner Mutter zu Brunscappell, folgte aber dann um 1331, unter dem Schutze seines Oheims und muthmaßlichen Pathen Jo-

22) Urk. 431. 23) Urk. 460. 24) Urk. 476. 25) Urk. 556. 26) Urk. 587. 27) Dyn.-Gesch. S. 107. 28) Urk. 637. 29) Urk. 643. 30) Urk. 623.

31) Urk. 664. 32) Urk. 665. Vb. 2. S. 276. 33) Lacomblet, Urkundenbuch. Bd. 3. Nr. 167. 362. 542. 582. 924. 34) Dyn.-Gesch. S. 114. 35) Dyn.-Gesch. S. 423.

hann von Wildenberg zu einem kräftigen Jünglinge herangewachsen, seinem Stiefbruder in den väterlichen Besitzungen. Alsbald gerieth er auch in Streit mit Graf Heinrich von Waldeck, Lehnsherrn von Norderna seit 1297, dem wie es scheint, Adolf III. schon 1327 [36]) den väterlichen Antheil des Schlosses zu gemeinsamem Pfandbesitze übertragen hatte. Die Anrechte Johann's II. waren entweder von Adolf nicht gewahrt oder nach dessen Tode von Heinrich und dessen Sohn und Mitregenten Otto II. nicht respectirt worden. In Folge dieses Streites gerieth Johann II. in waldeckſche Gefangenschaft, die mit einem 1332 zu Corbach ausgestellten Sühnbriefe endet, kraft dessen dem Johann allerdings die Hälfte des Schlosses verbleiben, die von Wittekind I. erbaute steinere Kemnate dagegen dem Grafen zufallen, und der Schloßthurm gemeinsames Eigenthum sein sollte. Norderna sollte den Grafen allzeit gegen Jeden offen stehen, Johann ohne ihre Zustimmung Niemanden darin aufnehmen, gleich ihnen dort zwei Wächter und gemeinschaftlich einen Pförtner unterhalten, dagegen den an die Grafen versetzten Zehnten um Norderna für 100 Mark corbacher Pfennige wiedereinlösen dürfen. Durch Vermittelung des Grafen Dietrich von Limburg, des Dynasten Berthold von Büren, seines Oheims Johann von Wildenberg und anderer Herren wurden jedoch diese Bedingungen am 12. Nov. 1332 dahin gemildert, daß dem Johann auch die Hälfte der Kemnate verbleiben, und Pförtner und vier Wächter gemeinsam unterhalten werden sollten; dagegen mußte er den Grafen die Hälfte des väterlichen Antheils an der Gemarke von Norderna und den halben Zehnten ringsum, letzteren jedoch auf Wiedereinlösung, abtreten und geloben, bei Verlust seiner Güter, das Haus Niemandem, als den Grafen von Waldeck, die recht wohl die Lage und den Umfang der Burg zu würdigen verstanden, zu versetzen oder zu verkaufen. In demselben Jahre [37]) besiegelte er als Knappe — die Ritterwürde erwarb er gewiß erst später — eine Schenkung an das Stift Geseke, 1335 einen Verkaufsact seines Vetters Heinrich III.; am 10. Febr. 1337 [38]) verkauft er mit seiner Gattin Irmtrud dem Kloster zu Grafschaft für 18 Mark Pfennige einen von Hermann Bischop erworbenen Hof. Bald darauf trat Johann in ein näheres Verhältniß zum Erzbischof von Mainz, der das unlängst von den Wittgensteinern gekaufte Schloß Battenberg in Niederhessen durch eine tüchtige Burgmannschaft zu erhalten suchte und Johann II. dafür um 250 Pfund Heller gewonnen hatte; Johann wies ihm dafür eine Rente von 25 Pfund Heller auf seinen Hof zu Ebersbach an, nahm diese dann wieder von dem Erzbischofe zu Lehen als ein Burglehen von Battenberg, und gestattete jenem ein Oeffnungsrecht an seinem Antheile von Norderna. Auch empfing er von Graf Gottfried IV. von Arnsberg die Belehnung [39]) mit der Voigtei Brunscappell, vier Höfen zu Siedlinghausen, zwei zu Niederensorpe, der Voigtei zu Rarbach, dem Dorfe Aldenbracht, den Zehnten zu Hilkeshuven und der Voigtei Grafschaft. Am 2. April desselben Jahres [40]) verkaufte er mit Mutter und Gattin den Zehnten zu Westwig dem Kloster Grafschaft um 220 Mark Pfennige, traf dann am 20. Aug. 1340 [41]) eine neue Vereinbarung mit dem Grafen von Waldeck, dem er eine Rente im Kirchspiel Oberkirchen abtrat, und verkaufte am 16. Mai 1341 mit Mutter, Gattin und seinem Sohne Wittekind II. dem Kloster Grafschaft eine Rente von 6 soester Schillingen aus einem Hofe in Aldenbracht gegen Wiedereinlösung. Der Pfandvertrag, durch welchen sein Vetter Heinrich III. dem Grafen von Waldeck 1341 seine Hälfte von Norderna abtrat, gab bald Anlaß zu neuen Streitigkeiten. Johann's Mutter, Agnes, war aus dem ihr als Witthum angewiesenen vierten Theile von Norderna durch Otto II. von Waldeck verdrängt worden und hatte sich als Klosterfrau nach Essen zurückgezogen, nachdem sie den kriegerischen Erzbischof Walram von Cöln, der längst mit Graf Otto II. wegen der Burg auf dem Ziegenberge [42]) bei Medebach zerfallen, ihre Ansprüche abgetreten. Walram nun bemächtigte sich gewaltsam des Schlosses, und ging dasselbe auch 1342 wieder verloren, so ward doch Otto am 15. Aug. 1343 [43]) verpflichtet, den Johann und dessen Mutter ungekränkt bei ihren Rechten zu lassen. Nach weiteren Fehden zwischen den Waldeckern und Cölnern ward endlich am 10. Aug. 1346 [44]) festgesetzt, daß Norderna künftig Gesammteigenthum der Erzbischöfe und der Grafen sein sollte; beide Theile sollten den alten großentheils zerstörten Thurm gemeinsam neu herstellen, Johann aber beiden als Lehnsmann verpflichtet sein. Hier wird Agnes zum letzten Mal als lebend erwähnt; sie starb wol bald nachher. Johann aber war vollständig aus der Reihe der Dynasten in den Stand der Ministerialen herabgestiegen; der unaufhörliche Kriegsaufwand hatte seine Hilfsquellen so sehr erschöpft, daß fortan seine meisten Urkunden nur von Veräußerungen handeln, falls er nicht etwa als Zeuge die Acten Anderer untersiegelt oder Vergleiche vermittelt, wie am 19. Juni 1342 zwischen den Dynasten von Itter und dem Erzbischofe von Mainz, am 7. Juni 1346 zwischen dem erstern und Otto II. von Waldeck u. s. w. Am 6. März 1343 verkauft er von dem Brautschatze seiner Gemahlin mit deren, seines Sohnes Wittekind II. und der Brüder von Itter Zustimmung einem Bürger in Corbach eine Rente aus Eimelrode; am 7. Juni 1346 versetzt er einen Hof zu Wydinchusen, um für Gattin und Mutter ein Seelengeräth zu stiften. Als Schwager und Ganerbe der Herren von Itter, aus deren Geschlechte seine erste Gattin Irmgard stammte, stritt er 1347 mit dem Landgrafen von Hessen, weilte dann 1349 im Gefolge Karl's IV. auf dem Fürstentage zu Bonn und mußte, wol in Folge des ihm dort erwachsenen Aufwands, am 4. Mai 1350 [45]) mit seinen zwei Söhnen Wittekind II. und Johann III.

36) Urk. 621. 37) Urk. 639. 38) Urk. 656. 39) Urk. 665; Bd. 2. S. 274.

40) Urk. 656. Note 335. 41) Urk. 674. 42) Dyn.-Gesch. S. 121; Grafen-Geschichte (Bd. 1. Abth. I.) S. 204. 43) Urk. 688. 44) Urk. 698 u. 699; vergl. Urk. 694. 45) Urk. 779. Note 539.

und seiner zweiten Gattin Luitgard von Sayn wiederum dem Kloster Grafschaft Voigteirecht und Renten von drei Höfen zu Salhausen an der Lenne verkaufen. Dagegen empfing er dann wieder 1354 von dem Abte von Corvey, Dietrich I. von Dalwigk (1336—1359), wahrscheinlich einem Verwandten seiner ersten Frau, Zehnten zu Hildeshofen, Wustorp, Gymmenshusen und Höfe zu Medebach zu Lehen. Oefters freilich verkaufte er Besitzungen, als daß er sie erworben (oder, wie 1357, den Hof zu Iffelpe wiedererworben) hätte; so am 18. Nov. 1355 dem Kloster Grafschaft einen Wald bei Sorpe auf zwölf Jahre zum Abholzen, ebenso 1358 den wersfelder Zehnten, 1366 zwei Höfe und das Kirchenlehen zu Iffelpe an den Grafen von Arnsberg. Erzbischof Wilhelm von Cöln bestellte ihn 1359 zum Amtmann zu Siegen; doch war diese Stellung wol nur von kurzer Dauer. In der Urkunde von 1355 treten neben Johann's Gattin Luitgard und den beiden schon erwähnten Söhnen auch zwei andere Kraft II. und Konrad II. auf. Wittekind II. besaß damals wol schon Antheil an der Herrschaft, wie er denn 1360 den halben Zehnten zu Hurhol an die Gebrüder Hasenporte verkauft, welche dasselbe dann mit Johann's II. Genehmigung 1362 dem Kloster schenken. Am 26. Febr. 1361 erwirbt Johann einen Hof zu Ebisdorf (vielleicht Eppendorf bei Bochum) von Konrad Roding, 1366 erscheint er mit seinen Söhnen Wittekind, Johann, Kraft, Konrad, Gotthard und Guntram, seinen Töchtern Adelheid und Luitgard und seiner Gattin, die mit ihren Kindern am 22. Aug. noch besonders auf die dem arnsberger Grafen verkauften Güter verzichtet. Bei den unruhigen Zeiten, die damals in ganz Teutschland herrschten, wechselte auch in Westfalen oft genug der Besitz, und so versetzte denn auch Graf Heinrich VI. der Eiserne von Waldeck (1369—1397), Otto's II. Sohn, am 30. Mai 1370 für 350 Mark Silbers außer andern Gütern seinen Antheil an Norderna, vorbehaltlich des Oeffnungsrechts daselbst, dem Ritter Heinemann I. Gaugrebe und dessen Söhnen Hermann I., Dietrich I., Heinemann II. und Hildebrand I. und versicherte dieser Familie noch 1372 und 1374 erst 300 Schillinge, dann 79 Mark Silber auf die Norderna. Von des alten Heinemann, der 1384 dem Erzbischofe Friedrich III. sein Gut bei Medebach auftrug, vier Söhnen, lebten 1374 nur die drei jüngern, 1384 nur noch Dietrich I. und Heinemann II., welche 1385 vom Erzbischofe zu Burgleuten in Medebach gemacht wurden. Um dieselbe Zeit hatte bereits der Administrator von Cöln, Konrad von Falkenstein, Erzbischof von Trier, am 4. April 1370 mit dem Landmarschallamt in Westfalen und andern Burgen auch Norderna dem Bischofe von Paderborn für 8000 Gulden verpfändet [46]), um damit dem Grafen Gottfried IV. den Rest des Kaufschillings für Arnsberg zu bezahlen. So traten in das Gebiet der Voigte von Grafschaft neue Herren ein, und Johann II., immer mehr bedrängt, mußte fortfahren, seine Güter zu veräußern. Am 16. Oct. schenkte er, um seiner Seligkeit willen, dem Kloster Grafschaft die Zehnten von Lenninghofe bei Schmalenberg, am 11. Juni 1375 [47]) die Lehenwaare von einem Acker in der Dornbeck, am 18. Jan. 1375 verkaufte er mit seinen Söhnen Johann, Kraft und Konrad demselben Ländereien in Grafschaft und trat endlich 1380 [48]) dem oben genannten Dietrich Gaugreben, der seine Tochter Adelheid (Iliane) geheirathet, zum Brautschatze außer dem Antheil am Freistuhle zu Norderna die ganze Voigtei Brunscappell mit den Dörfern zu Siedlinghausen und im Grunde Assinghausen, sowie manchen Vorrechten ab. Zwar wird dabei ein Revers über etwaigen Rückfall ausgestellt; allein Brunscappell verblieb dauernd den Gaugreben, die auf dem Hofe zu Wolffringhausen das nachherige adelige Gut Siedlinghausen bauten, und damit war das alte Gebiet der Erbvoigtei für immer zerrissen. Bald darauf muß Johann II. gestorben sein; wahrscheinlich für seine Seelenmesse verkauften seine Söhne am 15. Aug. 1384 dem Kloster zu Grafschaft ihren halben Zehnten zu Latrop. Mit seinem Tode erlosch das letzte Ansehen des Geschlechts; seine Nachkommen unterscheiden sich in Nichts mehr von dem niederen Adel jener Länder. Aus seiner ersten Ehe stammte nur ein Sohn [49]), jener Wittekind II., urkundlich erwähnt 1341—1366 und wol bald darauf verstorben; aus zweiter Ehe sind sechs Söhne: Johann III. (1350—1395), Kraft II. (1347—1384), Konrad II. (1358 fg.), der einzige Stammhalter und Erbvoigt, Gotthard (1366), Guntram, Probst zu Werden (beleibzüchtet mit Land und Wiese zu Grafschaft, welche sein Bruder Konrad 1416 verkauft; lebte noch 1421), und Johann IV., der Jüngste, bekommt, welcher letztere (1384, 1390) als Kellermeister und Stiftsadministrator 1436 zu Werden lebte. Von den Töchtern werden Adelheid und Luitgard 1366 erwähnt, erstere die Gattin Gaugreben's, eine dritte, Jutta, heirathete den 1399 gestorbenen Wilhelm von Nesselrode zu Stein. Ungewiß ist es, ob von Konrad II. oder seinen Brüdern verschiedene Bastarden abstammten [50]), wie ein Konrad von Grafschaft, genannt Voß, Richter zu Medebach (1445—1447) und ein Heinrich Grafschaft, Richter zu Frankenberg in Hessen 1451 [51]). Johann III., Kraft II., Konrad II. und Johann IV. stellten jene Verkaufsurkunde von 1384 aus; Kraft ward in dem nämlichen Jahre von dem Abte zu Corvey mit den väterlichen Lehen begabt. Am 26. Juni 1390 verkaufen die drei Brüder — Kraft war wol mittlerweile gestorben — dem Kloster den Zehnten zu Oberfleckenberg für Stiftung eines Seelgeräths, und endlich versetzen Konrad und Johann IV. am 28. Juli 1395 ihren Hof zu Winkhausen. Seitdem tritt Konrad II. allein auf. Am 13. Jan. 1416 verkauft er mit seinem Sohne dem Kloster die Aldenbracht zwischen Grafschaft und Oberkirchen und genehmigt den Verkauf des Zehnten zu Oberinchausen an dasselbe; 1427 wird er als Lehnsherr des von Hans Kamp-

46) Urk. 813.

47) Urk. 842. 48) Urk. 856. 49) Dyn.-Geschichte S. 135 fg. 50) Dyn.-Gesch. S. 143. 51) Urk. 958.

mann an Hunold von Hanrleden verkauften Hofes zu Langenbeck erwähnt; am 21. Juni 1439 verkaufte er wieder mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter der Pfarrei Rarbach einen Zehntantheil zu Alten-Iffelpe und trat schließlich am 21. Mai 1441, wol kurz vor seinem Tode, die Erbvoigtei seinem einzigen uns bekannten Sohne Kraft III. ab [52]). Seine wol früh schon verstorbene Gemahlin soll aus dem 1440 erloschenen Geschlecht der Herren von Diedenshausen gewesen sein [53]). Mit den Gütern waren bei seinen Lebzeiten wieder manche Veränderungen vorgegangen. Heinemann II. Gaugrebe hatte am 7. Oct. 1394 seinen Antheil an Norderna wiederum den Grafen von Waldeck abgetreten; dagegen war Dietrich I. fortwährend im Besitz von Brunscappell und verschrieb mit seinen Söhnen Dietrich II., Heinemann III. und Johann, am 31. Dec. 1401 mit Zustimmung des Grafen von Waldeck und seines vierten Sohnes Hildebrand II. der Stadt Brilon eine darauf haftende Rente. Auch die Gaugreben, welche ihren Besitz in der Art getheilt hatten, daß Hermann II., Dietrich's I. ältester Sohn, die eine, die vier erwähnten Brüder die andere Hälfte erhielten, mußten Manches im Laufe der Zeit noch weiter veräußern; sie wurden hessische Vasallen und trugen u. a. auch die Pfandgelder von etwa 5000 Gulden, die sie vom Schlosse Norderna und dem Grunde Astinghausen zu fordern hatten, 1468 dem Landgrafen Heinrich III. von Hessen zu Lehen auf. — Kraft III. von Grafschaft, des Vaters Erbe, ward am 21. Mai 1441 [54]) vom Abte mit der Erbvoigtei belehnt. Zu derselben gehörten nach wie vor drei Haupttheile: 1) die Hauptvoigtei Grafschaft mit den Gütern in den Kirchspielen Oberkirchen, Rarbach und Grafschaft, nebst Gerichten, Hochwald, Wildbann, Fischereien; 2) die Voigtei Brunscappell mit den Kirchspielen Neger, Brunscappell und Astinghausen, mit den dortigen Gütern und denen in den übrigen Dörfern des astinghauser Grundes, Siedlinghausen, Reninghausen, Wolfringhausen u. s. w. und 3) einzelne Güter und Rechte am östlichen Abhange des Astenberges zu Medelon, Hesborn u. s. w. Zugleich war der Voigt berechtigt und verpflichtet, die in jenen Districten wohnenden Altargehörigen des Klosters, sie mochten sich aufhalten, wo sie wollten, zu ihren und des Altars Rechten zu schirmen. Auch Kraft's Zeit ist meist durch Veräußerungen bezeichnet; schon am 24. Juni 1441 verkauft er mit seiner Gattin Iliane, Tochter des Burgmanns Gerd Karge zu Rüden, dem Kloster mehre Höfe und den halben Zehnten zu Sorpe, 1444 ein Gut zu Oberkirchen und den Zehnten zu Niedersteckenberg, Werpe und Hartbeke, bald darauf das ganze Kirchspiel Oberkirchen, Brunscappell, Siedlinghausen, Neger und Reninghausen mit allem Zubehör; doch blieb er, da er dem Abte für die ihm geliehenen Summen fortwährend 10 Procent Zinsen zahlte, im Besitz seiner Güter. Am 16. Juni 1446 [55]) veräußert er dann Güter zu Heminchusen, 1447 mit Gattin und Kindern den Zehnten zu Alten-Iffelpe und 1453 sein Erbe zu Heiminchusen dem Kloster. Er starb um 1462; seine Kinder waren eine Tochter Iliane und die Söhne Johann V., Kraft IV., Gotthard II. und Konrad III., welche beide letztere in und bei Rüden ansässig wurden [56]). Da nämlich ihr mütterlicher Großvater Gerd Karge gestorben, belehnte Erzbischof Hermann IV. am 24. Sept. 1483 die Brüder Johann und Gotthard mit dem Burglehen Gerd's und dem halben Hofe zu Miste. Johann V. verzichtete wol bald darauf zu Gunsten seiner Brüder und behielt sich allein die Erbvoigtei vor. Konrad besaß 1517 jenen Hof zu Miste, gelobte am 18. Juni 1519 der Stadt Rüden Urphede und starb wol unbeerbt; Gotthard, der zu Rüden wohnte und auch den Hof Ostereiden besaß, starb Anfangs 1529 mit Hinterlassung von zwei Töchtern, Anna (vermählt an Anton Schade zu Mülsborn, beliehen mit dem Hofe zu Miste) und Katharina (vermählt erst mit Reinhard von Brencken, belehnt 1541, dann 1552 mit Kaspar von Schorlemer zu Hellinghausen). Letztere protestirte vergeblich 1586 und 1590 gegen den durch ihren Schwager getroffenen Verkauf seines Theils der grafschafter Güter an den Bürger Henning von Loen zu Rüden, doch wurden 1596 den von Katharina zu Erben eingesetzten Gaugreben der halbe Hof zu Miste vom cölner Erzbischofe bestätigt. — Auch zu Kraft's Lebzeiten hatten die Gaugreben fortgefahren, brunscappeller Güter der Stadt Brilon zu veräußern; in Acten von 1450 und 1455 erscheint dabei Dietrich's II. Gattin, Kiliane (wol Iliane), eine geborene von Grafschaft, ohne Zweifel Kraft's Tochter. Ihre Brüder Johann V. [57]) und Kraft IV. wurden in gewohnter Form vom Abte zuerst am 19. Jan. 1463 mit der Erbvoigtei beliehen; später fehlte es indessen nicht an Reibungen zwischen Aebten und Voigten, wie Acten von 1495 beweisen. Norderna verfiel dabei immer mehr und ward nun wahrscheinlich von der Familie ganz verlassen, zumal es bei den Grenzstreitigkeiten zwischen Cöln und Waldeck nur zu sehr ausgesetzt war. Beide Brüder erwarben lieber für eine Schuld von 1100 Gulden vom Grafen Vollrath I. von Waldeck (1444—1474) 1471 die Belehnung mit Schloß und Dorf Ober-Ense bei Corbach und Zubehör, welches Alles nach Erlöschen des grafschafter Mannsstammes, gegen Auszahlung von 600 Gulden an den nächsten Erben, auf die Grafen von Waldeck zurückfallen sollte. Die Familie zog nun dorthin; Johann V. starb vor dem September 1513 mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes Philipp [58]); Kraft war wol schon längst kinderlos abgegangen. Philipp bemühte sich zunächst, die alten Irrungen mit dem Kloster auszugleichen, was auch durch Vermittelung des cölner Erzbischofs gelang; er erhielt am 14. Mai 1514 [59]) seinen neuen Lehnbrief, nachdem er gelobt, alle ohne Zustimmung des Abtes veräußerten Lehensgüter zurückzukaufen und dem Kloster 50 Goldgulden für Memo-

52) Dyn.-Gesch. S. 143 fg. 53) Urkunden von der ausgestorbenen Familie von Grafschaft. 54) Urk. 947. 55) Urk. 951.

56) Dyn.-Gesch. S. 147 fg. 57) Dyn.-Gesch. S. 150 fg. 58) Dyn.-Gesch. S. 154 fg. 59) Urk. 1012.

rien zu verschreiben. Die Voigtei scheint übrigens dem Philipp wenig am Herzen gelegen zu haben, da sie Nichts einbrachte; er starb als waldeckscher Drost 1521. Ihn überlebten seine Witwe Anna von Zerzen und neun Kinder, unter denen der älteste, 1509 geborene Sohn Jost[60]) am 3. Mai 1521 mit der Voigtei belehnt wurde. Von dessen fünf Schwestern war die älteste Gattin des Johann von Bruch, Amtmanns zu Fredeburg (gest. kinderlos). Dorothea (gest. 1577) Gattin des Georg Wolff von Gudenberg, Maria (gest. 1577) Nonne zu Berich, Anna (gest. 31. Jan. 1587) Nonne erst zu Berich, dann seit dem 10. Mai 1580 im Stifte Schacken, Clara (Witwe 1579) Gattin des Johann von Eppe zu Neckenberg und Godelsheim. Mit seinen drei Brüdern Christof, Johann VI. und Adrian und seiner Mutter stiftete Jost am 2. Juni 1521 die von seinem Vater versprochene, doch nicht bestellte Memorie und glich so den letzten Zwist mit der Abtei aus, sodaß die neue Belehnung ohne Anstand am 25. Febr. 1529 erfolgen konnte. Bald darauf müssen Jost's Brüder gestorben sein. Johann VI. lebte allein noch 1541 als Richter zu Bödefeld; aber schon 1539, da Jost mit dem Kloster verschiedene Vergleiche einging, stand das Geschlecht auf nur vier Augen. Bald nachher hatte er mit dem Landgrafen von Hessen einen Streit wegen seines Antheils am Dorfe Wunderthausen, empfing neue Lehnbriefe nebst der Versicherung, daß nach seinem Tode ein anderer seines Geschlechts wieder mit der Voigtei beliehen werden solle, am 14. April 1550 und 10. März 1554 und vertrug sich 1561 und 1564 mit dem Kloster wegen einer Mühle zu Niederensorpe. Da Jost unvermählt war und nur fünf Bastarde hatte, stand das Erlöschen des Geschlechts in nächster Aussicht. Jost gab Jedem, der sich auf die Nachfolge Hoffnung machte, Versprechungen, so den Gaugreben, die sich 1566[61]) von ihm durch einen Erbverzicht die Voigtei Brunscappell zu sichern suchten, seinen Schwägern, dem Abte, und dem einflußreichen und begüterten Droste des Amts Bilstein, Friedrich von Fürstenberg zu Waterlapp; auch der Kurfürst von Cöln hoffte, als Nachfolger des heiligen Anno nach Jost's Tode die Voigtei für sich einziehen zu können. Endlich einigten sich Cöln und Abtei zu Gunsten Fürstenberg's, sodaß das Kloster diesem heimlich am 13. Juli 1566 eine Expectanz auf Jost's Todesfall gegen Abtretung verschiedener Güter und Zehnten gab. Allein Fürstenberg starb noch vor Jost, am 21. März 1567, und sein Sohn Kaspar mußte nun mit neuen Abtretungen die Bestätigung jenes Actes erkaufen, die endlich am 6. Oct. 1569 erfolgte. Jost selbst starb am 15. Sept. 1572 zu Ober-Ense und ward in der Kirche zu Nieder-Ense begraben; eilf Wochen später zahlte die waldeckſche Regierung seinen Schwägern die versprochenen 600 Gulden und erhielt dafür das Schloß zurück; Jost's Schwestern Maria und Anna, die Nonnen zu Berich waren, wurde ein Leibgedinge von jährlich 50 Thalern versprochen. Wegen der voigteilichen Güter blieben indessen nach Jost's Tode die Streitigkeiten nicht aus[62]). Sofort meldete sich Kaspar von Fürstenberg zur Nachfolge in der Voigtei; allein die Allodialerben Georg Wolff von Gudenberg und Johann von Eppe hatten sich bereits an den Kurfürsten von Cöln um Belehnung gewandt, und letzterer schien die getroffene Eventualbelehnung sehr übel nehmen zu wollen. Heimlich jedoch ermahnte er den Abt, auszuharren, schlug Versammlungen zum Vergleich vor und warnte zugleich jenen, dort zu erscheinen, da er ihn sonst desavouiren müsse. Für den Abt erschien der Kellermeister Heinrich Steinhauff in Arnsberg, wo am 6. Jan. 1573 ein vorläufiger Receß zu Stande kam, der zu Ungunsten der Abtei ausfiel, von dem Abte und Convent aber natürlich verworfen wurde. Beide Theile suchten den Allodialerben die Verfolgung ihrer Ansprüche möglichst zu erschweren; dazu traten dann noch Jost's natürliche Kinder, Magdalena, Gattin des Konrad Althaus, Elisabeth, Gattin des Heinrich Schreiber, Johannes, Zacharias (dem das Kirchlehen zu Brunscappell lebenslänglich zum Studium conferirt war) und sein Enkel Johann Frese, des Johann und der Marie Grafschaft Sohn[63]), mit Prätensionen auf, die erst am 3. Juni 1577 durch Abfindung mit einem Gute zu Medelon, Höfen zu Braunshausen und Somplar, verschiedenen Zehnten und Geldern erledigt wurden. Die Allodialerben, des langen Streites müde, gaben endlich am 16. Juni 1579 ihre Ansprüche auf; Fürstenberg übernahm alle auf der Voigtei und den Gütern haftenden Schulden, überließ jenen den Zehnten zu Hillershausen als Erblehen und gelobte, noch außerdem ihnen 2500 Thaler zu zahlen. Dann nahm Fürstenberg am 6. Febr. 1580 factisch Besitz von den Gütern, wollte aber hernach die eingegangenen Verpflichtungen dem Abte nicht halten und drang endlich nach langen Processen 1602 soweit durch, daß allerdings einzelne Lehensstücke dem Kloster, die meisten jedoch ihm verblieben. Nachdem Kaspar am 5. Mai 1618 gestorben, stieß sein Sohn Friedrich wegen der neuen Belehnung bei dem Abte auf wiederholte Schwierigkeiten, die erst nach langer Zeit durch einen am 12. Nov. 1653 abgeschlossenen, vom cölner Kurfürsten am 13. Oct. 1654 und vom Kaiser Leopold I. am 13. März 1663 genehmigten Vergleich, ihren Abschluß fanden. Dem gemäß mußte Fürstenberg die Lehenshoheit des Abtes anerkennen und sich binnen Jahresfrist mit den Gütern — ausgenommen die 1602 dem Kloster abgetretenen — belehnen lassen, den Kurfürsten zur Verzichtleistung auf seine Lehensansprüche zu vermögen suchen, sodaß er von diesem nur die Criminalgerichtsbarkeit empfinge, dem Kloster Pfändungsrecht, Mitjagd und Fischerei durch die ganze Erbvoigtei zugestehen und 2000 Thaler zum Gedächtniß zahlen; dagegen sollte, falls er unbeerbt stürbe, das Lehen auch auf die Nachkommen seiner Brüder übergehen. So ward denn Friedrich von Fürstenberg endlich vom Abte am 26. Aug. 1654 mit den grafschafter Gütern belehnt. — Die Besitzungen von Brunscappell[64]) waren bei

60) Dyn.-Gesch. S. 157 fg. 61) Urk. 1025.

62) Dyn.-Gesch. S. 164 fg., wo ausführlich von diesem Processe gehandelt ist. 63) Dyn.-Gesch. S. 168—169. 64) Dyn.-Gesch. S. 174 fg.

Jost's Tode im Besitz des Gotthard Gaugreben, der sich am 2. Juli 1566 [65]) noch von jenem alle Ansprüche abtreten und hernach mit denselben von Kur-Cöln belehnen ließ. Seine Nachkommen verschuldeten ganz; bald ging das Lehen auf den weiblichen Stamm über. Maria Christine, Tochter des Christof Wolrad und Gattin des Johann Kaspar Scheld, ward am 2. März 1650 mit ihren Gütern belehnt, ebenso am 6. Nov. 1657 ihr Schwager (Gatte der Mathilde Marie Elisabeth), der bekannte westfälische Geschichtschreiber Kaspar Christian Voigt von Elspe aus dem Hause Stirpe, der noch unter den bisherigen Verzettelungen der Lehensgüter zu leiden hatte; von seinen Nachkommen kamen sie an die Vincken zu Kilver und wurden von diesen 1810 an die Fürstenberge verkauft. Das Gut zu Brunscappell, oftmals von den Gaugreben versetzt, kam 1618 an die später geadelte Familie Weise und wurde von dieser 1817 dem Kreisgerichtsrathe Dr. Johann Suitbert Seibertz zu Arnsberg, dem Geschichtschreiber Westfalens, verkauft. Derselbe erwarb auch von den Freiherren von Fürstenberg die Stücke wieder, welche bei den früheren Verkäufen von den Besitzern des Gutes Siedlinghausen nicht zugleich abgetreten wurden, und ließ 1822 die Reste des uralten Thurmes und Burghauses abbrechen. — Der waldeckische Antheil an Norderna [66]) ward gleichfalls wiederholt verpfändet und von dem cölner Kurfürsten beansprucht; im westfälischen Frieden ward er dem Hause Waldeck bestätigt; doch wurde dieses durch einen Receß vom 11. Juli 1663 schließlich dort auf die Stuhlherrschaft und die gutsherrlichen Rechte an Gefällen, Jagd und Fischerei beschränkt; die Waldecker unterhielten dort einen Freigrafen, einen Rentmeister und einen Grundjäger, bis ihre Güter gegen die der aufgehobenen Abtei Bredelar von Hessen-Darmstadt eingetauscht wurden. Als letzteres nach dem Reichsdeputationshauptbeschlusse von 1803 das Herzogthum Westfalen erhielt [67]), und auch die Abtei Grafschaft aufgehoben ward, verlor die Erbvoigtei auch den Rest ihrer Bedeutung. Nach langem Streite ist dieselbe durch die Verfassung von 1858 aus allem Lehensverbande geschieden, als Gerichtsbarkeit erloschen und Grundeigenthum des Grafen von Fürstenberg-Herdringen geworden; das aufgehobene Kloster, als Domaine verkauft, gehört dem Freiherrn von Fürstenberg zu Borbeck, die Güter zu Brunscappell sind Eigenthum des Herrn Seibertz, die zu Siedlinghausen des Freiherrn von Fürstenberg zu Cörtlingausen.

Was nun die Abtei zu Grafschaft [68]) betrifft, so ist deren Stiftung bereits oben erwähnt worden. Bis zu ihrer 1804 erfolgten Aufhebung haben ihr 33 Aebte, gewöhnlich Prälaten genannt, vorgestanden. 1) Luitfried, von dem heiligen Anno selbst eingesetzt, 1072, gest. nach 1117, am 6. Juni. 2) Wigbert, wol vorher Abt in Flechdorf c. 1120; c. 1125, 1141, gest. wol am 27. Juli. Ihm übertrug Erzbischof Friedrich I. verschiedene Güter zu Beleke (Badelich), Soest und Tiebach und bestätigte alle dem Kloster von seinen Vorgängern gemachten Schenkungen [69]) an Kirchen, Höfen und Zehnten; der erste Erbvoigt Hermann erscheint dabei mit seinen Söhnen als Zeugen. 3) Siegfried, Zeuge 1168 bei einer Schenkung Philipp's I. von Cöln an das Kloster Flechtorf [70]) und 1170 bei Stiftung des Augustiner-Nonnenklosters zu Bredelar [71]). 4) Uffo (auch Otto oder Hugo), 1170, Zeuge am 27. Febr. 1173 [72]) bei der erzbischöflichen Genehmigung der Stiftung des Klosters Weddinghausen, früher wol Abt in Flechtorf, widmete [73]) Güter zu Wernlinghausen (Wanboldenchusen), Berghausen und Eckentorff, die versetzt gewesen und von ihm wieder eingelöst waren, zur Unterhaltung von Licht und Weihrauch seinem Kloster, resignirte 1176 und starb am 16. Febr. 1195. 5) Hartwig, 1191 [74]) Zeuge bei der Bestätigung der an die Kirche zu Miste bei Rüden gemachten Schenkungen, lebte noch 1195, gest. wahrscheinlich am 16. Sept. 6) Benedict, gest. den 28. Sept. 1213. 7) Adolf, erwarb am 23. Nov. 1214 [75]) vom Grafen Gottfried II. von Arnsberg den Zehnten von Warstein, mit Ausnahme des Hochwaldes, und verlieh am 15. März 1232 [76]) dem Kloster Oelinghausen das Patronatrecht über die Kirche zu Altenrüden. Sonst erscheint er noch urkundlich 1220, 1228, 1237 und starb am 23. Juni 1238. 8) Wittekind Graf von Wittgenstein, schon 1241 genannt, überließ 1258 [77]), wie oben erwähnt, den Berg, auf dem nachher Berleburg erbaut ward, seinem Bruder Siegfried und dem Edeln Adolf von Grafschaft, empfing 1261 [78]) von letzterem eine Rente aus der Zehntlöse zu Hundem, gerieth hernach mit letzterem in Streitigkeiten [79]) und starb am 14. Nov. 1272, nachdem er zuvor auf seine Würde resignirt hatte. Im J. 1270 [80]) traf er, ganz gegen die Anordnung des Stifters Anno, eine Theilung des Klostervermögens zwischen dem Abte und Convente, deren Folgen auf die Dauer höchst nachtheilig wurden. Ihr zufolge erhielt der Abt, außer den Einkünften von der Prälatur und den Zehnten, sowie der Befugniß zur Ausübung der lehnsherrlichen Rechte und der Ernennung zu sämmtlichen geistlichen und weltlichen Aemtern des Klosters, ein Drittel aller Einkünfte und aus der Oekonomie das zu seinem Hausstande Erforderliche. Die übrigen zwei

65) Urk. 1025. 66) Dyn.-Gesch. S. 180 fg. 67) Dyn.-Gesch. S. 189—191. 68) Die Geschichte der Abtei nach Böckler, Geschichtliche Mittheilungen über die im Herzogthume Westfalen gelegene ehemalige Benedictiner-Abtei Grafschaft (mit Grundriß des Klosters und Abtei-Wappen) in der Westfälischen Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. 17. (Münster 1856. 8.) S. 214—235, die jedoch für die ältere Zeit ganz ungenügend und aus Seibertz's Urkundenbuche (hier kurz Urk. No.) ergänzt worden ist, sowie den Necrologien des Klosters, die Mooyer „Die Aebte des Klosters Grafschaft" (Westfälische Zeitschr. Bd. 19. [Münster 1858. 8.] S. 213—220) benutzt hat und sich in dem Landesarchive zu Wolfenbüttel (Coll. Ad. Overham. Vol. VIII. fasc. 16) und dem Besitze des Hrn. Seibertz befinden. Aeltere Nachrichten bei *Bucelini* II, 136 seq. und in der Gallia Christiana. Tom. III. p. 767 seq. u. s. w.

69) Urk. 50. 70) Urk. 59. 71) Urk. 60. 72) Urk. 63. 73) Urk. 1068. 74) Urk. 96. 75) Urk. 140. 76) Urk. 198. 77) Urk. 309. 78) Urk. 318. 79) Urk. 411. 80) Urk. 884.

Drittel wurden als Präbenden unter die Conventualen vertheilt, die damals und auch hernach bis 1507 fast ausschließlich adeligen Geschlechtern angehörten. Dafür übernahm der Abt die Repräsentation des Klosters in Noth- und Ehrensachen, namentlich die Bewirthung geistlicher und weltlicher Herren nebst Gefolge; für außerordentliche Geschäfte und Reisen ward ihm noch eine besondere Beisteuer zugesichert. Die Klosterbrüder bezogen ihre Präbenden theils als Würdenträger, theils als einfache Mönche zu beliebigem Gebrauche, einzig durch die unumgänglichsten Vorschriften der Ordensdisciplin beschränkt. Der gemeinsamen Beschlußnahme unterlagen nur Bestimmungen über die Substanz der Güter, namentlich den reichen Wald, die zum Klosterschatze gehörigen Kleinodien, Urkunden u. s. w. 9) Gottfried I. von Bilstein, 1272—1289, stellte das in Wittekind's letztem Jahre von einem Brande heimgesuchte Kloster nothdürftig wieder her, bewog am 30. Oct. 1272 die Brüder Johann und Gottschalk von Padberg, auf ihre Renten zu Benchusen zu Gunsten des Klosters zu verzichten, ebenso am 17. Jan. 1282 [81]) seinen Bruder Johann I., Landmarschall von Westfalen, als Stuhlherr den Antausch von Freigütern zu Grafschaft gegen andere zu Niederberendorf zu genehmigen, verglich sich am 29. Mai 1284 [82]) mit den Voigten von Grafschaft und erlangte 1285 von Heidolf von Retberg Verzichtleistung auf den Hof Schmerlike zu Gunsten des Klosters [83]). 10) Luitbert von Rödinghausen, ein kräftiger Mann, 1290—1320. Ihm überließ am 5. Mai 1290 [84]) Erzbischof Siegfried seine Ansprüche auf die Pfarrei Attendorn; von Johann von Bilstein erwarb er am 17. März 1290 [85]) den Hochwald zu Latrop; zu seinen Gunsten verzichteten am 12. März 1291 [86]) die Erbvoigte auf ihre voigteilichen Rechte über den Hof zu Glindfeld und andere Güter. Johann von Bilstein stiftete am 15. Oct. 1292 [87]) in Grafschaft eine Memorie für seine verstorbene Mutter Mathilde und wies dafür dem Kloster Renten aus seiner Mühle bei Schmalenberg an; am 11. Jan. 1296 [88]) vertauschte ebenderselbe dem Kloster Höfe und Rechte zu Dreve und Dusenheliken gegen andere zu Gruwen und Westwig. Erzbischof Wigbold befahl am 12. März 1297 [89]) dem Abte, die Nonnen von Quistelberg, welche das dortige Klima nicht vertragen konnten und über gänzlichen Verfall ihrer Gebäude klagten, nach Glindfeld zu versetzen; am 28. Jan. 1299 [90]) ward mit dem Edelherrn Kraft I. der oben erwähnte Tausch getroffen; am 19. Juni 1301 [91]) erwarb er von Gottfried Helle ein Lehngut und traf am 13. Aug. 1301 [92]) einen Tauschvertrag mit den Markgenossen von Westwig, Nieder- und Obersleckenberg und Tunderpe. Erzbischof Wigbold setzte am 8. Febr. 1302 [93]) die Anzahl der Mönchspräbenden in Grafschaft ein für alle Mal auf 24 fest; 1307 [94]) wurde das Verhältniß der Stadt Beleke zu dem dortigen Probst und dem Kloster geregelt, und 1309 [95]) erwarb letzteres von Ehrenfried von Bredenol eine zehnjährige Rente mit theilweisem Besitze in Iserlohn, Wermelinghausen und andern Orten, über welche kurz zuvor Streit geherrscht hatte. 11) Gottfried II. von Scharfenberg (Padberg), 1320—1343. Er überließ 1323 [96]) der Stadt Schmalenberg die dortige Mühle unter gewissen Bedingungen, gab 1325 [97]) der Stadt Attendorn ein Gut zu Lehen und bezeugte 1326 [98]) die Schenkung eines Hofes in Winemarenchusen an das Kloster Bredelar als Bruder der Aussteller Hermann und Johann von Scharfenberg. Zu seiner Zeit stifteten die Edelherren von Grafschaft 1332 [99]) und Johann II. von Bilstein 1335 [1]) Memorien daselbst, und 1341 [2]) wies der Dynast Johann II. von Grafschaft dem Kloster eine Rente aus seinem Bauernhofe zu Aldenbracht an. Er starb am 25. Mai 1343; ihm folgte nach längerer Vacanz 12) Dietrich von Schnellenberg, 1344—1391. Derselbe kaufte am 25. Juli 1353 [3]) von Andreas Bischof aus Schmalenberg einen Hof zu Wisentorp, erwarb durch Schenkung Johann's II. von Bilstein 1361 [4]) die Feldmühle bei Schmalenberg, erlangte von dem dortigen Bürgermeister 1362 [5]) Befreiung des dort gelegenen Hofes von Schoß, Wachtdienst und Burgwerk, ebenso 1366 [6]) von Goswin II. von Rüdenberg für die Kirche zu Warstein den dortigen Holzzehnten, 1368 [7]) von Gottfried IV. von Arnsberg gegen eine jährliche Memorie Nachlaß eines Fuders Wein, welches das Kloster ihm bisher aus seinem Gewächse zu Dietbach jährlich liefern mußte, 1375 [8]) Land und Garten zu Grafschaft und ebenso 1384 den Zehnten zu Latrop von den Erbvoigten. Am 1. Mai 1391 [9]) erneuerte er die von dem achten Abte Wittekind getroffene Gütertheilung zwischen dem Abte und Convente und starb nicht lange nachher, am 27. Mai. 13) Arnold von Beringhausen, 1391—1404, erwähnt 1402, gest. den 4. Mai 1404. 14) Rötger I. Schade, 1404—1469. In einer sehr schwierigen Zeit stand er 65 Jahre lang dem Kloster trefflich vor und hielt das Vermögen desselben redlich zusammen, obgleich auch er 1434 jene Gütertheilung neu bestätigen mußte. Er erscheint sonst noch 1437, 1441, 1444, 1447, 1453, 1463 und starb am 19. März 1469. Unter seinen minder befähigten Nachfolgern, zunächst 15) Hermann von Visbeck, 1469 — 1489, treten die Uebelstände der Gütertheilung immer schärfer hervor. Die Mönche suchten das Beispiel des Abtes, der zu „repräsentiren" hatte, nachzuahmen, und indem sie diesen wie einen Fürstabt hinstellten, betrachteten sie sich selbst als Capitulare, deren Wirkungskreis nicht innerhalb, sondern außerhalb des Klosters läge. Der Abt selbst [10]) haderte mit den Erbvoigten, ebenso nach seinem am 20. April 1489 erfolg-

81) Urk. 397. 82) Urk. 411. 83) Dyn.-Gesch. S. 39—40. 84) Urk. 430. 85) Urk. 431. 86) Urk. 439. 87) Urk. 443. 88) Urk. 460. 89) Urk. 469; vergl. Urk. 480 und 1000. 90) Urk. 476. 91) Urk. 491. 92) Urk. 494. 93) Urk. 495. 94) Urk. 518; vergl. Urk. 533. 95) Urk. 525. 96) Urk. 596. 97) Urk. 613. 98) Urk. 619. 99) Urk. 637.

1) Urk. 653. 2) Urk. 679. 3) Urk. 726. 4) Urk. 767. 5) Urk. 768. 6) Urk. 780. 7) Urk. 796. 8) Urk. 842. 9) Urk. 884. 10) Eine Urkunde von ihm über einen Hof zu Gledorp von 1483. Urk. 988.

ten Tode in langem Processe sein schwacher Nachfolger 16) Peter von Dörenbach, 1489—1507, der zur Bestreitung seiner Kosten den lenninghofer Zehnten vor Schmalenberg 1495 dem dortigen Bürgermeister um 146 Gulden 10 Schillinge verkaufen mußte. Er und seine Conventualen, sämmtlich Adelige, betrachteten sich zwar in ihren gemeinsamen Urkunden noch als Conventsmitglieder ihres Klosters, jedoch „samentlichen copitelswyse vergaddert," beobachteten von den Ordensregeln nur die, welche ihnen behagten, machten Schulden und ergaben sich einem lasterhaften Wohlleben. Weder die vorgeschriebene Zahl der Conventualen — 1506 waren deren außer dem Abte nur sieben vorhanden — fand sich vor, noch waren dieselben hinlänglich gebildet, um den Ansprüchen des Stifters zu entsprechen. Daher glaubte denn Erzbischof Hermann IV. einschreiten zu müssen; das Provinzial-Capitel des Ordens ernannte 1507 [11]) die Aebte Gerlach von Deutz und Johann von Brauweiler zu Commissarien behufs Reformirung des Klosters. Dieselben entließen alsbald den Abt und seine edlen Brüder aus dem Kloster, da sie von Reformen Nichts wissen wollten, und wiesen ihnen lebenslängliche Pensionen an; dem Abte ward noch dazu freie Wohnung in dem Zehnthofe zu Schmalenberg, dem sogenannten Steinhause, zugestanden; er starb dort am 11. Febr. 1524. Ein einziger Mönch, Eberhard von Cobbenrode, fügte sich der Reform, blieb im Orden und starb 1520 als Dechant zu Wormbach; er vermachte dem Kloster einen mit seinem Namen und Wappen versehenen Kelch zum Gebrauch bei hohen Festen. An die Stelle der ausgestoßenen Mönche traten sechs andere aus Deutz und Brauweiler, denen der Erzbischof auf seinem Schlosse zu Hirschberg das Kloster mit allem Zubehör übertrug; am andern Morgen, den 30. Aug. 1507, ging er mit ihnen zur Pfarrkirche und ließ die Wahl eines neuen Abtes aus ihrer Mitte vornehmen, die einstimmig auf 17) Albert von Cöln, 1507—1525, fiel. Tags darauf langten sie in Grafschaft an, hatten aber anfänglich viel von den verjagten Mönchen und deren Anverwandten und Anhängern auszustehen. Das Kloster ward 1508 in die bursfelder Congregation aufgenommen; der neue Abt, ein wackerer Mann, reformirte auch das zwischen Hirschberg und Warstein gelegene Nonnenkloster in Odacker und nahm darin 1513 vier neue Mitglieder auf. Albert, der sich am 19. April 1514 [12]) auch mit dem Edelherrn Philipp verglichen hatte, starb am 18. Oct. 1525. 18) Jacob de Aelboem, auch Molitor genannt, 1525—1549, verpachtete am 22. Oct. 1527 [13]) den Einwohnern von Schmalenberg die nach Grafschaft gehörigen Grundstücke und Güter des Dorfes Gleidorf, dessen Einwohner sämmtlich durch die Pest ausgestorben waren, und verglich sich am 13. Nov. 1534 [14]) mit der Stadt Attendorn wegen der seinem Kloster zu entrichtenden Sterbefall-Gebühren; gest. den 28. Oct. 1549. 19) Matthäus de Arpe, 1549 —1551, gest. den 28. oder 29. April 1551. 20) Rötger II. Linden, 1551—1584, ein schwacher Mann, unter dem die Streitigkeiten wegen der Erbvoigtei ihren Anfang nahmen und unentschieden blieben, und während der Truchseß'schen Unruhen das Kloster verschiedene Plünderungen zu erleiden hatte. Doch fand in Grafschaft selbst die Reformation keinen Anhang, während die in der Mark gelegenen Pfarreien Lüdenscheidt, Valbert, Herscheidt, Hemer und Plettenberg zum Protestantismus übertraten, und die Gemeinden, unterstützt vom Landesherrn, sich von dem Kloster lossagten. 21) Heinrich Steinhauf, 1584—1609, ward, nachdem Rötger am 28. Jan. 1584 gestorben, am 8. April zum Abte gewählt und brachte durch seine Thätigkeit den Streit wegen der Nachfolge in der Erbvoigtei 1602 zum Abschlusse. Im J. 1600 ließ er auf Anordnung des Erzbischofs Ernst von Baiern durch seinen Prior Gottschalk von Dael eine strenge Generalvisitation aller Pfarreien vornehmen; derselbe protestirte in Valbert gegen den dort vom clevischen Herzoge eingesetzten Pfarrer Anton Werthof und entsetzte zu Attendorn, wo Truchseß selbst mit seiner Agnes gelebt, den verheiratheten Pastor Wilhelm Tütel. Heinrich, altersschwach, resignirte die Abtswürde 1609 und starb am 20. Oct. 1611. 22) Gottschalk von Dael, auch Horster genannt, vorher Coadjutor, 1609—1612. Erzbischof Ernst vereinigte 1610 das Archidiakonat in Wormbach, welches sich über die Pfarreien Berghausen, Bödefeld, Dorlar, Fredeburg, Grafschaft, Kirchrarbach, Lenne mit Saalausen, Oberkirchen, Schmalenberg und Wormbach erstreckte und bisher von den Pfarrern letztern Orts bekleidet war, mit der Abtei und erhöhten zugleich letztern zur Prälatur; der Titel des Abts war seitdem „R. N. Abt des freien Stifts S. Alexandri mart. in Grafschaft O. S. B., Archidiakonus in Wormbach, Grund- und Lehensherr in Oberkirchen und Grafschaft." Er starb am 14. Oct. 1612, resignirte jedoch vorher. Damals war zwar im Kloster eine genügende Anzahl von Conventualen vorhanden, doch zogen sie es bei den unruhigen Zeiten vor, einen Mönch aus dem Kloster zum Abdinghof in Paderborn, 23) Gabel Schaffenius, am 27. Sept. zum Abte zu wählen, welcher der Abtei von 1612—1633 mit großem Ruhme vorstand und 1626 auch die Mitra für sich und seine Nachfolger nebst der übrigen bischöflichen Kleidung erhielt, wie man sie noch heute auf den im Kloster aufbewahrten Brustbildern sieht. Die Mitglieder des abdinghofer Klosters, welche Gabel's Werth erst jetzt recht erkannt hatten, erbaten sich diesen endlich 1633 zum Abte zurück; nachdem er den jüngsten Conventualen Johann Worth zu seinem Nachfolger empfohlen, folgte er dem Rufe und starb zu Paderborn am 10. Mai 1650. Nach ihm ward seinem Wunsche zufolge einstimmig gewählt 24) Johann Worth aus Rietberg, 1633—1671 dessen Regierung in die unruhigsten Zeiten des westfälischen Krieges fällt. Die Soldaten Christian's von Braunschweig brannten u. a. das Frauenkloster in Odacker nieder, und erst 1648 konnten sich die in die Umgegend zerstreuten Nonnen in dem von Worth neu

11) Urk. 1006. 12) Urk. 1012. 13) Urk. 1017. 14) Urk. 1019.

hergestellten Kloster wieder sammeln. Letzteres bestand bis 1804, in welchem Jahre die letzte Oberin Walpurgis Köller mit den eilf noch lebenden Nonnen pensionirt und das Kloster von der darmstädtischen Regierung auf Abbruch verkauft wurde. Einwohner von Hirschberg erwarben die zugehörigen Güter; eine kleine Kapelle der heil. Anna bezeichnet die frühere Klosterstätte. Nachdem Ferdinand von Fürstenberg 1661 zum Bischof von Paderborn geweiht worden, besuchte er auch das Kloster, das nun unter der Erbvoigtei seiner Familie stand, weilte dort mehre Tage und lobte die dort herrschende Disciplin, die genaue Abhaltung des täglichen und nächtlichen Gottesdienstes, sowie die Reinlichkeit der Altäre, der Kirche und des Klosters. Er schenkte daher nicht nur die zur Anfertigung neuer Altäre nöthige Geldsumme, sondern stiftete auch am 1. Mai 1665 dort fünf feierliche Memorien-Messen für seine Familie, welche Messen jetzt noch in der neben dem Kloster stehenden kleinen Pfarrkirche gehalten werden. Im October 1668 besuchte der Fürstbischof aufs Neue das Kloster mit seinen Brüdern, dem Landkomthur Franz Wilhelm und Johann Adolf, und traf mit dem Abte die Vereinbarung, daß mit dem einfachen Fürstenberg'schen Familienwappen wegen der Erbvoigtei auch das von Grafschaft auf ewige Zeiten verbunden werden solle. Nach Worth's am 10. April 1671 erfolgtem Ableben wirkte Ferdinand gleichfalls vom Erzbischofe von Cöln die Erlaubniß aus, dessen am 22. April erwählten Nachfolger 25) Gottfried III. Richardi aus Oberberentrop, 1671—1682, selbst weihen zu dürfen. Auch am 4. Juli 1678 besuchte er mit seinen Brüdern, seinem Neffen Ferdinand von Herdringen und vielen Verwandten das Kloster und weilte dort mehre Tage, und so dauerten denn dieselben freundschaftlichen Beziehungen zu den Fürstenbergen als Erbvoigten bis zur Auflösung des Klosters fort. Bei Wahlen oder Begräbnissen der Aebte, bei hohen Besuchen und sonstigen Feierlichkeiten, zuletzt noch 1784, pflegte der Stammherr der Familie persönlich zu erscheinen und als Schirmvoigt die schuldigen Ehrenpflichten zu erfüllen. Auch an den beiderseitigen Namenstagen unterblieben Gratulationen nicht, die oft persönlich überbracht wurden, wenn der Erbvoigt auf seinen benachbarten Schlössern Schnellenberg oder Adolfsburg wohnte. Abt Gottfried III. starb am 9. April 1682, ihm folgte (erwählt 9. Juni 1682) 26) Emerich Quinkenius aus Schmalenberg, 1682—1707, bisher Pastor in Langenstraßen, ein strenger Mann, der die Klosterdisciplin verschärfte und auch von dem Vorstande der General-Ordens-Congregation mit Visitation der Abteien Corvey, Vinnenberg, Aegidi und Ueberwasser in Münster und anderer betraut wurde. Er starb am 18. Sept. 1707. 27) Beda Weller aus Brunscappell, erwählt 5. Oct. 1707, gest. 14. März 1711. 28) Cölestin Hoynk aus Arnsberg, erwählt 9. Juni 1711, gest. 25. Oct. 1727. 29) Ambrosius Bruns aus Borcholz, erwählt 18. Nov. 1727, gest. 20. Aug. 1730. Unter ihm ward am 19. Mai 1729 an der südwestlichen Ecke des sogenannten Kellereiflügels der Grund zu dem neuen prachtvollen Klostergebäude gelegt, in demselben Jahre ward noch fast bis ans mittlere Conventsportal fortgebaut, und 1730 der nördliche, bis zum großen Kirchthurme — dem einzigen Reste des alten Gebäudes, dessen unterer Theil noch aus Anno's Zeit stammt, und der 1629 vom Abte Gabel erhöht ward — reichende Flügel und das dazwischen liegende Mittelgebäude, das sogenannte Gasthaus, ausgeführt. Ganz vollendet wurden Kirche und Kloster wenigstens im Aeußern unter dem folgenden Abte 30) Josias Poolmann, geb. 10. Jan. 1687 zu Otteler im Waldeckschen, erwählt 12. Sept. 1730, gest. 7. Oct. 1743. Er war als Protestant geboren, jedoch in Schmalenberg katholisch erzogen worden, machte seine Studien zu Arnsberg und trat 1704 ins Kloster, wo er 1711 Priester, 1712 Novizenmeister, 1717 Kellermeister geworden war. Ein Sachse Michael Spanner, gleichfalls ein Convertit, leitete den Bau; die neue Kirche ward rings um die alte kleinere gebaut, und letztere noch so lange zum Gottesdienst benutzt, bis sie dem Neubau hinderlich wurde. Der südliche Langtheil des Klosters, der sogenannte Conventsflügel, ist 268, der nördliche, einschließlich des quadratischen, 28 Fuß langen Thurmes und der Kirche, 280, der östliche Mittel-Conventsflügel 139, der westliche Mittelflügel, das Gasthaus, 120 Fuß lang, die Breite beträgt überall 46 Fuß. Die Kirche ist 160 Fuß lang, im Schiffe 65, im Chore 36 breit, unter letzterem, der 72 Fuß Länge hat, befand sich die gleich große Krypte mit den Nischen für die Leichen der Mönche und einem Altar. Abt Josias, den man gleichsam als zweiten Stifter des Klosters verehrte, ist im Klostergange nach seinem ausdrücklichen Befehle dicht vor dem in die ehemalige Kirche führenden Klosterportale begraben worden. 31) Ludwig Grona aus Borcholz, erwählt 6. Nov. 1743, gest. 7. Aug. 1765. Er weihte die neue Kirche, welche sechs Altäre, eine kleine Chororgel, eine für 5000 Thaler in Würzburg neu gefertigte große Orgel und 60 Chorstühle für die Conventualen hatte, endlich am Sonntage den 5. Nov. 1747 auf den Namen des heil. Alexander's, dem sie bei der Stiftung gewidmet war, ein. Aber bald brach der siebenjährige Krieg aus, unter dem auch das bereits durch die zum Neubau erforderlichen Anleihen beschwerte Kloster nicht wenig zu leiden hatte. Außer Hafer und Heulieferungen mußten an Contributionen über 20,000 Thaler gezahlt werden, öfters war es ganz von Soldaten besetzt, während Abt und Mönche sich in den umliegenden Dörfern und Köhlerhütten versteckt hielten. Als einst die von dem hanoveranischen General von Hardenberg auferlegten 5000 Thaler nicht binnen 14 Tagen gezahlt waren, wurde der Abt am 5. Mai 1759 gewaltsam nach Rüden geschleppt und erst gegen Bürgschaft eines briloner Bürgers freigelassen. Allein schon zehn Tage später erschienen neue Soldaten, vor denen der Abt sich in einer Köhlerhütte bergen mußte, ebenso hernach am 13. Mai 1761, am 6. Mai und 5. Juni 1762. Im September 1762 suchte er Schutz erst bei den Franziskanern zu Marienthal im Sayn'schen, dann bei den Cistercienern zu Marienfeld im Nassauischen und blieb endlich bis zum Frieden

von 1763 in St. Pantaleon zu Cöln. Diese Flucht und andere Ereignisse schilderte Ludwig in seinen Epigrammata chronico-sacra (Cöln 1765) ausführlich und gewandt. Er war in Wissenschaften, die auch neben der Tonkunst fleißig im Kloster gepflegt wurden, wohl erfahren, schlagfertig und witzig, und sandte aus seinem Kloster viele Lehrer der Theologie und Philosophie für die jüngern Ordensglieder aus. 32) Friedrich Kreilmann aus Erwitte, erwählt den 10. Aug. 1765, gest. den 16. Sept. 1786. Derselbe tilgte die meisten neu erwachsenen Schulden, hob das Kloster durch kluge Umsicht und strenge Disciplin und zog viele Studirende hin. Er vollendete 1765 den vor eilf Jahren begonnenen Kirchenbau in Altenrüden und noch kurz vor seinem Tode die großartigen Oekonomie- und Mühlengebäude zu Grafschaft. Mit dem damaligen Erbvoigte Lothar Clemens Ferdinand von Fürstenberg (gest. 1791) war er genau befreundet; derselbe machte auch die Honneurs, als Kurfürst Max Franz auf seiner Visitationsreise am 28. Aug. 1784 nach Grafschaft kam und dort mehre Tage verweilte. 33) Edmund Rustige aus Erwitte, erwählt am 17. Oct. 1786. Die französischen Revolutionskriege wurden dem Kloster jetzt ebenso verderblich, wie vordem der siebenjährige; Teutsche und Franzosen lagen darin einquartirt, Mönche wurden als Geiseln für große Contributionen fortgeschleppt, der Abt selbst lebte wiederholt verborgen auf dem Zehnthofe zu Warstein, bis der Reichsdeputationshauptschluß das Herzogthum Westfalen an Hessen-Darmstadt gab, und im März 1804 die Aufhebung des Klosters erfolgte. Dieselbe ward am 16. Febr. von dem Hofkammerrathe Klipstein dem Abte mitgetheilt; jeder Mönch sollte außer den Kleidern nur sein Bett und sein Brevier, der Abt noch die Möbel seines Wohnzimmers als Eigenthum mitnehmen dürfen. Am 1. März erschien dann der Hofkammerrath Freusberg von Arnsberg, um die Aufhebung zu vollziehen, der Abt blieb noch bis zum 21. März zurück und beging zum Schlusse das Fest des Ordensstifters St. Benedict; dann reiste er mit den Mönchen — 30 Professen und 2 Novizen — ab. Er selbst erhielt als Jahrgehalt 2000 Gulden, dazu den lebenslänglichen Gebrauch der Prälaten-Insignien, die nach seinem Tode an die Probstei zu Beleke kamen, jeder Conventual — zwölf ausgenommen, welche Pastorate besaßen — 300 Gulden Pension. Gegen einen von der Pension abgerechneten Miethsbetrag von 60 Gulden bezog der Abt den Klosterzehnthof bei Warstein (die Probstei Beleke), auf dem er am 22. Juni 1816 starb. Am 25. Juni ward er in der an der Kirche in Beleke befindlichen Gruft begraben, 1834 aber seine Leiche in die neue Sakristei übertragen. Der letzte Prior Franz Strauß lebte als Pfarrer des Kirchspiels Grafschaft in dem verödeten Kloster; der letzte Conventuale Benedict Ratte starb 1853 als Landdechant in Amöchte. Kloster und Güter wurden eine landesherrliche Domaine, der ein (seit 1808 zwei) Rentamtmann vorstand; die Forsten erhielten besondere Verwaltung; die Lehnskammer, zu der über 70 Vasallen in Westfalen und der Mark gehörten, ward mit der allgemeinen Landes-Lehnkammer zu Arnsberg vereinigt. Im J. 1826 setzte die preußische Regierung Kloster und Gut (Land, Teiche, Hude, Jagd, Wald, Zehnten, Gefälle, Pächte) zum Verkauf aus; es ward endlich 1828 für 36,000 Thaler von dem Reichsfreiherrn Clemens von Fürstenberg-Borbeck (gest. 1844), Sohn des letzten Erbvoigts Friedrich Leopold (gest. 1835), erstanden und befindet sich gegenwärtig im Besitze seiner Erben. Die Kirche ward 1804 und 1820 vergeblich dem Kirchenvorstande der Pfarrei Grafschaft unentgeltlich angeboten; man entschuldigte sich mit dem Mangel an Mitteln zur Unterhaltung. So ward denn diese schönste Kirche des Herzogthums Westfalen 1829 demolirt; Altäre, Orgeln, Glocken und die andern Kirchengeräthe kamen an verschiedene Pfarrkirchen zu Attendorn, Beleke, Arnsberg, Geseke u. s. w. — Als Zeichen der Prälatur trugen die Aebte einen einfachen hölzernen, mit Silberblech belegten Pastoralstab, der 1760 verloren ging, allein durch einen prachtvollen silbernen Stab ersetzt ward, mit der Aufschrift:

Tityre coge pecus, coecum ne ducito coecus,
Moribus esto gravis, rector fore disce suavis,
Astu serpentis volucris tege simpla gementis.

(*Karl Hopf.*)

GRAFTON, 1) Cap Grafton in Neu-Süd-Wales an der Nordostküste Neuhollands, unter 16° 54′ 20″ südl. Br. 143° 34′ 51″ östl. L. 2) Eine Inselgruppe des Feuerlandes (Tierra del Fuego), die sich 20 engl. Meilen weit in nordwestlicher Richtung von der Insel Isabella bis zum Cap Gloucester erstreckt. Die Gruppe bietet mehre Ackerplätze, unter denen der beste die Euston-Bai ist, zwischen Cap Gloucester und der Insel Ipswich. 3) Eine Grafschaft im Westen von New-Hampshire von 1740 □Meilen Areal und mehr als 42,000 Einwohnern. Der durch den Merrimak bewässerte Osten ist durch die White Mountains gebirgig, der an seinen Ufern bebaute Connecticut bewässert den Westen. Die Grafschaft ist reich an Wald und guter Weide, die Bewohner treiben Bergbau auf Eisen und andere Metalle. Der Connecticut kann bis nach Bath in dieser Grafschaft befahren werden, wo die Fifteen-Mile-Falls der Fahrbarkeit ein Ziel setzen. Der Hauptort Haverhill am Connecticut hat eine Akademie. 4) Ort in der Grafschaft Jersey in Illinois am Mississippi, Landungsplatz für Dampfböte. 5) Ort in der Grafschaft Mac Henry in Illinois. 6) Ort in Massachusets, Grafschaft Worcester. 7) Ort in der Grafschaft Grafton in New-Hampshire. 8) Ort in New-York, Grafschaft Rensselaer. 9) Ort im Staate Ohio, Grafschaft Lorraine. 10) Ort in der Grafschaft Windham im Staate Vermont. 11) Ort in der Grafschaft Washington in Wisconsin. 12) Eine der Baschi-Inseln in der Philippinengruppe unter 21° 4′ nördl. Br. 119° 30′ östl. L., von Malaien bewohnt. 13) Ortschaft in West-Canada, Grafschaft New-Castle. (*H. E. Hössler.*)

GRAFTON (Lord Harry Fitzroy, Herzog von), englischer Kriegsmann und Admiral, im J. 1662 zu Hamptoncourt in Middlesser geboren, war ein natürlicher

Sohn Karl's II. und der Barbara Villiers, Gemahlin des irischen Gentlemans Palmer, welche zur Gräfin Castlemain und später zur Herzogin von Cleveland erhoben wurde. Karl vermählte ihn bereits im J. 1672 mit Isabella, der Tochter seines Günstlings Henry Bennet, Grafen von Arlington, einem schönen Kinde von fünf Jahren, und ernannte ihn zum Grafen von Euston. Im J. 1675 erhielt er den Titel Herzog von Grafton von dem gleichnamigen, der Krone gehörenden Schlosse in Northamptonshire und im J. 1680 den Hosenbandorden. Er widmete sich mit großem Eifer der Marine und befand sich im J. 1681 bereits als Viceadmiral auf der Flotte. Durch den frühen und fortwährenden Aufenthalt unter den Seeleuten hatte er sich ein sehr schroffes, oft an Grobheit und Unanständigkeit grenzendes Benehmen angewöhnt, er verbarg aber unter demselben die größte Gutmüthigkeit und Ehrenhaftigkeit, dabei zeigte er bei jeder Gelegenheit einen unerschütterlichen Muth in den größten Gefahren und eine glühende Begeisterung für die Ehre und den Ruhm seines Vaterlandes. Mit dem rücksichtslosen Verfahren seines Vetters Jacob II. gegen die englische Nation war er höchst unzufrieden; auch widerrieth er demselben die Verbindung mit Frankreich und machte ihn wiederholt auf die Folgen seiner Tyrannei aufmerksam. Der König, darüber ärgerlich, sagte ihm endlich höhnisch, das Gewissen treibe ihn sicher nicht, zur Partei der Missvergnügten zu halten, denn man dürfe wol aus seiner vernachlässigten Erziehung und seiner Lebensweise schließen, daß er wenig oder gar Nichts von Religion wisse und also auch nicht aus religiöser Ueberzeugung handeln könne. „Dies mag wol," erwiderte Grafton, „der Fall sein, ich ziehe deshalb die Partei vor, die desto mehr von Religion versteht und nach ihrem Gewissen handelt." Er war auch wirklich einer der ersten, welche das königliche Lager nach der Landung des Prinzen Wilhelm von Oranien (1688) verließen und zu diesem übergingen. In dem nun folgenden Kriege, welchen Frankreich zur Unterstützung des entthronten Jacob führte, zeichnete sich Grafton bei mehren Gelegenheiten aus und rettete in der Seeschlacht auf der Höhe von Beachy (am 10. Juli 1690) die Ehre seines Volkes, indem er, als der englische Admiral Torrington sich zurückzog und die mit ihm gegen die Franzosen kämpfenden Holländer im Stiche ließ, diesen ohne Befehl mit drei Schiffen zu Hilfe kam und sich tapfer hielt. Er hatte durch dieses Vergehen gegen die Subordination nach den englischen Gesetzen den Tod verwirkt, wurde aber von dem Volke mit großem Jubel begrüßt und von dem Parlamente freigesprochen. Er befand sich auch unter dem Oberbefehle des Grafen von Marlborough bei der Belagerung der Stadt Cork in Irland und erhielt bei der Erstürmung derselben (7. Oct. 1690) eine gefährliche Wunde, an welcher er nach einigen Tagen starb. „Ich sterbe vergnügt," sagte er kurz vor seinem Tode, „doch hätte ich gern vorher mein Vaterland ruhig und glücklich gesehen" *). (*Ph. H. Külb.*)

*) *Rapin Thoyras*, Histoire d'Angleterre. l. XXV. p. 98 seq.

GRAFTON (Augustus Henry Fitzroy, Herzog von), englischer Staatsmann, ein Urenkel des Vorhergehenden, am 18. Sept. 1735 geboren, widmete sich auf der Universität zu Cambridge dem Studium der Jurisprudenz, gab sich aber, als er in seinem 22. Jahre die Güter und Ehrentitel des Stammherrn seiner Familie erbte, einige Zeit gänzlich der ausschweifenden und verschwenderischen Lebensweise der meisten jungen Leute seines Standes hin und galt als einer der ersten Helden des Jockeyclubs, bis der Ehrgeiz die Oberhand über die Vergnügungssucht gewann und ihn auf die politische Laufbahn drängte. Von dem Könige Georg III. zum Gouverneur der Grafschaft Esser ernannt, hielt er sich zur Partei der Whigs und gehörte zu den eifrigsten Verehrern des Ministers William Pitt, weshalb er, als der schottische Lord Bute, der Freund und Bettgenosse der Mutter des Königs, ein Mann von beschränkten Fähigkeiten und Ansichten, zu Pitt's Nachfolger ausersehen wurde (1761), seine Stelle verlor. Es folgte jetzt ein etwa sechs Jahre dauernder ununterbrochener Kampf zwischen dem eigensinnigen Könige und den am Ruder befindlichen Männern, welche sich von ihm gebrauchen ließen, und einem andern nach dem Ministerium trachtenden Theile der verdorbenen Aristokratie, welcher sich nicht scheute zur Erreichung seiner Zwecke sogar den Pöbel auf die Gegner zu hetzen. Grafton war einer der erbittertsten Vorfechter dieser Partei; er griff die Regierung hauptsächlich wegen des Abschlusses des Friedens zu Paris (10. Febr. 1763), welcher ihm nicht vortheilhaft genug für Großbritannien zu sein schien, und wegen der Taxe auf den Obstwein (Cydertax), welche zur Tilgung der ungeheuren Kriegsschulden beitragen sollte, heftig an und setzte, als Bute (8. April 1763) zurücktrat, den Kampf gegen Georg Greenville, welcher die Leitung der Geschäfte übernahm, fort, da dieser durch die Einführung der Stempeltaxe in den nordamerikanischen Colonien noch größeres Misfallen erregte und dadurch das erste Signal zum Kriege mit denselben gab. Grafton ward in seinen Angriffen durch die giftige Feder des berüchtigten Demagogen und Journalisten Wilkes, welcher an den Orgien der aristokratischen Wüstlinge Theil nahm und in ihre Geheimnisse eingeweiht war, unterstützt, bis auch Greenville weichen und dem Marquis von Rockingham seine Stelle überlassen mußte (1765). Unter diesem kam Grafton als Staatssecretair in das Ministerium und er hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht. Die Stempelacte ward im März 1766 aufgehoben, die Abgabe auf Obstwein zurückgenommen und überhaupt alles Mögliche gethan, um die Unzufriedenen mit der Regierung zu versöhnen; da aber diese Maßregeln dem Könige und seinen starr aristokratischen Freunden zuwider war, so gab Grafton, welcher wol schon in dieser Zeit daran dachte, sich der Hofpartei zuzuwenden und den Uebergang auf eine kluge Weise zu vermitteln, sein Amt auf mit der Erklärung, daß er zwar Nichts gegen die Minister und ihr System einzuwenden habe, daß er ihnen aber nicht genug Kraft und Strenge zutraue, ihr Vorhaben durchzuführen; er kenne, meinte er offenbar auf Pitt anspielend, nur einen Mann, dem

er diese Energie zutraue, und unter ihm wolle er gern sich irgendwie verwenden lassen und zwar nicht nur als einer der ersten Beamten, sondern auch als gewöhnlicher Arbeiter, um mit Hacke und Spaten den Laufgraben zu machen. Mit Grafton traten auch seine Collegen zurück und Pitt mußte das schwierige Geschäft übernehmen, ein neues Ministerium zu bilden, welches zugleich die Gunst des Königs und die des Volkes gewinnen sollte. Grafton, ohne dessen Anhänger und Clienten man mit dem Parlamente nicht fertig werden zu können glaubte, wurde als erster Lordschatzmeister dem Namen nach, aber unter der wirklichen Leitung Pitt's, der jetzt Lord Chatam geworden war, an die Spitze der Regierung gestellt. Diese halbe Maßregel, welche den Hofschranzen Ehre und Vortheil zukommen ließ und den ehrgeizigen Männern der Volkspartei die eigentlichen Geschäfte vorbehielt, machte die heillose Verwirrung noch ärger, sodaß Lord Chatam, dessen üble Laune durch Kränklichkeit gesteigert wurde, sich im J. 1767 ärgerlich auf einige Zeit von den Geschäften zurückzog, ohne jedoch seine Stelle niederzulegen. Grafton versuchte in dieser Zwischenzeit, welche ihm große Verlegenheiten bereitete, die verschiedenen Abstufungen der Whigpartei zu vereinigen und daraus ein neues Ministerium zu bilden; da aber sein Vorhaben an der Weigerung des Königs, welcher nur Leuten seines Anhanges die Gewalt im Staate anvertrauen wollte, scheiterte, so entschloß er sich, die Zügel selbst in die Hand zu nehmen, verließ, da er ohnehin keinen festen Charakter und entschiedene Grundsätze besaß, die Partei, zu welcher er bis jetzt gehalten hatte, und ging in das Hoflager über. Unter ihm begann nun, obgleich Lord Chatam schwach genug war, diesem Treiben noch bis zum October 1768 seinen Namen zu leihen, die schrecklichste Periode der unmoralischen Herrschaft einer alle Scham und Scheu vergessenden Aristokratie, indem er seine Herrschaft dadurch zu befestigen suchte, daß er auf Unkosten des verlachten, vergebens tobenden Volkes die Leute beförderte und kaufte, welche in England ausschließend im Besitze des Reichthums und der Macht sind. Die meisten Mitglieder dieses Ministeriums, den pariser ausschweifenden großen Herren (Roués) vergleichbar und, wie diese, das Volk, die öffentliche Meinung und die Moral verachtend, sorgten nur für ihre Familie und ihre Freunde, strebten nur nach Hofgunst und kannten keinen anderen Lohn ihres Trachtens, als die Befriedigung ihres Hochmuthes. Es läßt sich leicht denken, daß dieser Unfug alsbald eine allgemeine Erbitterung hervorrufen mußte, welche durch die rohe Gewalt, womit man sie unterdrücken zu können meinte, noch gesteigert wurde. Zugleich bildete sich in dem Parlamente, obgleich die Mehrzahl desselben aus ergebenen Anhängern des Ministeriums bestand, unter Rockingham's Leitung eine starke Opposition, welche nach dem gänzlichen Rücktritte Lord Chatam's noch entschiedener auftrat. Man rief den gefürchteten Demagogen und rücksichtslosen Journalisten Wilkes, welcher, um seinen Gläubigern und den Gerichten zu entgehen, nach Frankreich entwichen war, zurück, bezahlte seine Schulden und gebrauchte ihn gegen seinen früheren Freund Grafton, den er jetzt, weil er eine von seiner Seite an ihn gerichtete Bittschrift schnöde zurückgewiesen hatte, mit grimmigem Hasse verfolgte. Ein noch weit gefährlicherer Feind aber erwuchs ihm in dem unbekannten Verfasser politischer Briefe, welcher unter dem Namen Junius weltberühmt geworden ist. In einem seiner an Grafton selbst gerichteten Briefe geht er so weit, zu schreiben: „Der Charakter der angeblichen Vorfahren gewisser Leute macht es ihren Abkömmlingen möglich, bis zum Uebermaße lasterhaft zu sein, ohne aus der Art zu schlagen. So haben, um einen Beweis beizubringen, die Ahnen Ew. Gnaden selbst ihrer rechtmäßigen Nachkommenschaft kein beängstigendes Beispiel von Tugend gegeben und Ihnen ist es vergönnt, mit Vergnügen auf einen hohen Stammbaum zurückzublicken, in welchem nicht eine einzige gute Eigenschaft verewigt ist, die Sie beleidigen oder kränken könnte. Sie haben weit bessere Beweise Ihrer Abstammung, als die Urkunde eines Ehevertrags oder einen verdrüßlichen ererbten Ruhm; diese sind gewisse ererbte Charakterzüge, an welchen sich eine Familie deutlicher erkennen läßt, als an den schwärzesten Zügen des menschlichen Antlitzes. Karl I. lebte und starb als Heuchler; Karl II. war ein Heuchler anderer Art und hätte auf demselben Schaffot sterben sollen; nach einem Jahrhundert sehen wir beider verschiedene Charaktere in Ew. Gnaden glücklich wieder aufleben und sich vermischen. Mürrisch und düster ohne Religion, lüderlich ohne Fröhlichkeit führen Sie ein Leben, wie Karl II., ohne ein liebenswürdiger Gesellschafter zu sein, und Sie können, wenn ich mich nicht irre, sterben, wie dessen Vater starb, ohne den Ruhm eines Märtyrers" [1]). Von Grafton als Schatzmeister sagt Junius nicht weniger bitter: „Die Finanzen eines Volkes, welches unter der Last seiner Schulden und seiner Ausgaben erliegt, sind einem jungen, durch das Spiel bereits ruinirten Edelmanne anvertraut. Nach dem Rücktritte Lord Chatham's, unter dessen Auspicien er Anfangs handelte, wurde er durch Zufall Minister, er verleugnete aber die Grundsätze und Ansichten, welche ihm für kurze Zeit einige Popularität verschafft hatten, und wir sehen, wie er absichtlich jedes

1) The character of the reputed ancestors of some men, has made it possible for their descendants to be vicious in the extreme, without being degenerate. Those of your Grace, for instance, left no distressing examples of virtue, even to their legitimate posterity, and you may look back with pleasure to an illustrious pedigree, in which heraldry has not left a single good quality upon record to insult or upbraid you. You have better proofs of your descent, my Lord, than the register of a marriage, or any troublesome inheritance of reputation. There are some hereditary strokes of character, by which a family may be as clearly distinguished as by the blackest features of the human face. Charles the First lived and died a hypocrite. Charles the Second was a hypocrite of another sort, and should have died upon the same scaffold. At the distance of a century, we see their different characters happily revived, and blended in your Grace. Sullen and severe without religion, profligate without gaiety, you live like Charles the Second, without being an amiable companion, and, for aught I know, may die as his father did, without the reputation of a martyr. *Junius*, Letter XII. 30. May 1769.

ehrenhafte Bemühen für das Volk verschmäht. Was seine Wirksamkeit betrifft, so kennt die Welt weder seine Anlagen, noch sein Vorhaben, es müßte denn eigensinnige und schwankende Unbeständigkeit ein Zeichen von Genie und Laune ein Beweis von Geist sein. Man könnte vielleicht sagen, das Geld des Staates lieber hinauszuwerfen, als es zu sparen, sei ebenso gewiß das Geschäft Seiner Gnaden, als es seine Leidenschaft ist" [2]). Das Ministerium betrachtete Anfangs diese Angriffe und die dadurch entstandene unruhige Bewegung des Volkes als eine Cabale der Whigpartei, was auch zum Theil der Fall war, aber mehre Ungesetzlichkeiten, wozu es sich durch seinen Aerger hinreißen ließ, fachten das Feuer immer mehr an; als endlich die Stadt London, welche sich fast in offenem Aufstande befand, dem Könige eine sehr derbe Vorstellung überreichte und sogar Lord Chatham das Ministerium, worin er doch selbst gesessen hatte, im Oberhause derb tadelte, legte Grafton am 28. Jan. 1770 seine Stelle nieder und zwar vor Allem, wie man behauptete, aus Ingrimm und Scham über den kecken Hohn, womit ihn die Briefe des Junius verfolgten, denn jeder derselben soll ihn so heftig erschüttert haben, daß er mehre Tage zu Geschäften unfähig war. Lord North übernahm nun die Leitung des Staates und bildete ein neues Ministerium, welches von allen Parteien geschmäht wurde und dem Volke tödtlich verhaßt war, aber sich dennoch unter den schwierigsten Umständen behauptete; Lord North muß also, sagt F. C. Schlosser [3]), unstreitig die Talente besessen haben, welche Minister vorzugsweise vor anderen Menschen auszeichnen, welche daher auch nur ein Diplomat in ihrem rechten Lichte sieht, alle anderen Menschen aber höchst ungerecht beurtheilen. Grafton war im J. 1771 auf das Zureden seiner Freunde als Bewahrer des kleinen Siegels zwar von Neuem in das Ministerium getreten und wurde sogleich wieder in einem Briefe des Junius heftig angegriffen, der Ingrimm des Volkes richtete sich jedoch jetzt nicht mehr gegen ihn, sondern gegen Lord North, dessen Maßregeln Grafton übrigens keineswegs unbedingt billigte, insbesondere erklärte sich der letztere entschieden gegen das Vorhaben des Ministers, die englischen Colonien in Amerika mit neuen Steuern zu belasten. Im August 1775 schrieb er diesem sogar, um ihn dringend zur Versöhnung mit Amerika zu mahnen, da aber North lange gar nicht und dann mit der Behauptung einer völlig entgegengesetzten Ansicht antwortete, so begab sich Grafton nach London und legte seine Stelle als Siegelbewahrer nieder. Von diesem Augenblicke an setzte er alle Rücksichten bei Seite und bekämpfte während der Zeit des unglücklichen Krieges mit den Colonien im Vereine mit der Oppositionspartei aus allen Kräften ein Ministerium, dessen Verfahren so nachtheilig für das Mutterland war. Als endlich Lord North seinen Gegnern weichen mußte und der jüngere William Pitt es im J. 1783 unternahm, ein anderes Ministerium zu bilden, war Grafton einer der ersten Stützen, welche er wählen zu müssen glaubte. Da aber Grafton's Ansichten mit denen der neuen Minister nicht übereinstimmten, ihm auch wol die untergeordnete Rolle, die ihm als früherem Machthaber unter der entschiedenen Regierung Pitt's nicht gefiel, so gab er das Amt als Bewahrer des kleinen Siegels, welches er zum zweiten Male erhalten hatte, wieder auf und zog sich in das Privatleben zurück. Seit dieser Zeit erschien er nur selten und wenn es sich um die wichtigsten Angelegenheiten handelte, im Parlamente, um seine Ueberzeugung auszusprechen. So war er einer der wenigen Staatsmänner, welche sich dem neuen Kriege mit Frankreich im J. 1803 am heftigsten widersetzten, und erklärte, da seine Stimme nicht gehört wurde, ferner nicht mehr im Parlamente erscheinen zu wollen. „Ich werde mich," sprach er zum Abschiede, „auf mein Landgut zurückziehen, meine Kinder unterrichten und in ängstlicher Stille die verhängnißvolle Zeit erwarten, die ich nahen sehe." Er hielt auch Wort und brachte die letzten Jahre seines Lebens in dem Kreise seiner zahlreichen Familie zu. Er war zweimal verheirathet und Vater von 17 Kindern geworden, auch soll er die Ausschweifungen seines früheren Lebens sehr bereut und sich, wie es zu häufig zu geschehen pflegt, zuletzt vorzugsweise mit religiösen und kirchlichen Fragen beschäftigt haben. Gewiß ist, daß er sich allmälig mehr von dem anglicanischen Bekenntnisse entfernte und endlich den Socinianern oder Unitariern anschloß, deren in der Esserstraße befindliche Kapelle er auch, so oft er sich in London aufhielt, fleißig besuchte. Einige von ihm veröffentlichte Streitschriften (Apeleutherus und Hinds submitted to the serious attention of the clergy, nobility and gentry newly associated) beweisen, wie sehr er von den Lehren dieser Sekte eingenommen war; ferner ließ er, um das Studium der heiligen Schrift zu fördern, eine Ausgabe des griechischen Textes des neuen Testamentes nach der Recension des bekannten teutschen Theologen Joh. Jac. Griesbach drucken (Oxon. 1809. 8. 2 Voll.) und verschenkte sie mit der größten Freigebigkeit nach allen Seiten hin. Auch war er ein Freund von werthvollen und seltenen Büchern und seine reiche Bibliothek stand den Gelehrten zu jeder Zeit zur Verfügung, sowie er denn überhaupt sich als einen eifrigen Beförderer der Wissenschaft bewies und viele ausgezeichnete Gelehrte in ihrer bedrängten Lage unterstützte. Dem bekannten Dichter Thomas Gray verschaffte er die Professur der neueren Geschichte an der Universität Cambridge, deren Kanzler er über 30 Jahre

2) The finances of a nation, sinking under its debts and expenses, are committed to a young nobleman already ruined by play. Introduced to act under the auspices of Lord Chatham, and left at the head of affairs by that nobleman's retreat, he became minister by accident; but deserting the principles and professions, which gave him a moment's popularity, we see him, from every honorable engagement to the public, an apostate by design. As for business, the world yet knows nothing of his talents or resolution; unless a wayward, wavering inconsistency be a mark of genius, and caprice a demonstration of spirit. It may be said perhaps that it is his Grace's province, as surely it is his passion, rather to distribute than to save the public money. *Junius*, Letter I. 21. January 1769. 3) Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Bd. 3. S. 402.

und bis zu seinem Tode war. In dieser Stellung wenigstens erwarb er sich allgemeinen Beifall durch seine ernste Fürsorge für die Anstalt, seine unparteiische und freundliche Behandlung der Professoren und seine Bemühung, die oft durch Fanatiker gestörte Lehrfreiheit zu erhalten. Im Umgange zeigte sich Grafton stets zuvorkommend und seine Unterhaltung war angenehm und anziehend, oft sogar geistreich. Im Parlamente sprach er mit Würde und Energie und in wichtigen Angelegenheiten mit vielem Feuer. Er hatte sich angewöhnt, seine Worte sorgfältig zu wählen, und wußte sowol dadurch, als auch durch seine Kenntnisse, sowie durch seine Geistesgegenwart, die ihn nie verließ, die Zuhörer zu fesseln. Dazu trug auch seine äußere Erscheinung bei, denn obgleich hager und kaum von mittler Größe, fiel er doch auf durch seine gediegene, jeden Prunk scheuende Einfachheit und durch den geistvollen Ausdruck seiner Gesichtszüge. Im Privatleben hatte er sich sehr viele Freunde erworben und bei seinem Tode hatten auch seine politischen Gegner jeden Groll vergessen. Er starb am 14. März 1811. Grafton besaß gewiß ebenso viele gute als schlimme Eigenschaften und die guten wären ohne Zweifel weit mehr zur Anerkennung gekommen, wenn nicht die Inconsequenz seines Charakters stets die Aufmerksamkeit mehr auf die schlimmen gelenkt hätte. Große Hoffnungen, sagt Lord Mahon, einer der vorzüglichsten englischen Historiker der neuesten Zeit, wurden auf Grafton beim Beginn seiner politischen Laufbahn gesetzt; er besaß in hohem Grade jenen praktischen Verstand, welchen man einen gesunden nennt, der aber bei weitem noch kein solcher ist. Er war aufrichtig und uneigennützig in seiner öffentlichen Wirksamkeit, offen und eifrig in seinen freundschaftlichen Verhältnissen, auch fehlte es ihm keineswegs an Geschäftskenntniß und an der Gabe zu sprechen; unglücklicher Weise zeigte aber die Erfahrung, daß diese ausgezeichneten Eigenschaften durch andere von entgegengesetzter Art aufgehoben oder verdunkelt wurden. Es mangelte ihm vor Allem an Fleiß und sobald er in seinem Amte auf Hindernisse stieß, war er sogleich bereit, dasselbe aufzugeben, statt sich mit der Ueberwindung der Schwierigkeiten abzumühen. Die Vergnügungen im Freien, Jagd, Pferderennen und insbesondere ein Rudel sorgsam gehegter Hunde zu Wakefield Lodge nahmen seine Gedanken oder doch wenigstens seine Zeit allzu sehr in Anspruch, Newmarket hatte für ihn ebenfalls eine große Anziehungskraft und gefährlicheren Lockungen vermochte er noch weniger zu widerstehen. Sein wiederholtes öffentliches Erscheinen mit Nancy Parsons, einer wohlbekannten Courtisane, erregte selbst in der moralisch nicht sehr strengen Zeit, in welcher er lebte, Anstoß. Man sah mit Erstaunen, daß diese Dirne an der Tafel des Herzogs obenan saß und daß der erste Lordschatzmeister sie in Gegenwart der Königin am Arme aus dem Opernhause führte. Solche Schwachheiten wären wol zu keiner Zeit den politischen Gegnern entgangen, wie hätten sie zur Zeit eines Junius unbemerkt und ungerügt bleiben können? Außerdem trugen noch andere Umstände, die keineswegs durch seine Schuld herbeigeführt wurden, dazu bei, ihn in der öffentlichen Achtung herabzusetzen und ihn in seiner Amtsthätigkeit zu hemmen. Bei allen Schwachheiten und Fehlern aber blieb er sein ganzes Leben hindurch von allen geachtet, welche die Aufrichtigkeit und Reinheit seiner Beweggründe zu würdigen wußten und während einer beträchtlich langen Zeit übte er einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das Treiben der Parteien und auf die Politik seines Vaterlandes [4]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAFTON (Richard), englischer Buchdrucker und Chronist des 16. Jahrh., über dessen Lebensverhältnisse nur sehr spärliche Nachrichten vorhanden sind, sodaß man nicht einmal die Zeit seiner Geburt und seines Todes anzugeben weiß. Gewiß ist, daß er in London geboren wurde; daß er aber einer angesehenen Familie angehörte, schließt man nur aus seinen literarischen Leistungen, welche eine gute Erziehung voraussetzen. Unter der Regierung Heinrich's VIII. und kurz nach der Hinrichtung des Generalvicars Lord Thomas Crumwell (29. Juni 1540) mußte er sechs Wochen in dem Fleetgefängnisse sitzen, weil er in den Jahren 1537 und 1539 zwei verbotene Bibelübersetzungen (Matthew's Bible und The Great Bible, auch Crumwell's Bible genannt) gedruckt hatte; einige Jahre später wurde er jedoch zum Buchdrucker des Prinzen Edward ernannt und nebst seinem Geschäftsgenossen Whitechurch beauftragt, die eingeführten Andachtsbücher in lateinischer und englischer Sprache zu drucken und im ersten Jahre der Regierung Edward's VI. (1547) erhielt er sogar das ausschließende Recht zum Drucke der Parlamentsacten. Seine literarische Thätigkeit begann er mit der Fortsetzung der von dem Sheriff Edward Halle handschriftlich hinterlassenen und von Heinrich IV. bis zu dem Jahre 1533 reichenden Chronik, welche er nach den Notizen des Verfassers bis zu dem Jahre 1546 fortführte und unter dem Titel: The union of the two noble and illustre families of Lancastre and Yorke (London 1548. fol.) herausgab. Sowol diese erste als auch die drei folgenden Auflagen (Lond. 1548. fol. Ibid. 1548—1550. fol. Ibid. 1550. fol.) kommen selbst in England nicht häufig vor und Sir Henry Ellis hat deshalb eine neue Ausgabe (London 1809. 4.) für nöthig gehalten, obgleich das Werk einen nur geringen historischen Werth hat. Später veröffentlichte Grafton eine von ihm zusammengestellte kürzere englische Chronik (An Abridgement of the Chronicles of England, gathered by Rich. Grafton. Lond. 1563. 12. Spätere Ausgaben, Ibid. 1564. 1570. 1572. 12.) und als der bekannte Alterthumsforscher John Stow ebenfalls einen Abriß der englischen Geschichte (Summarie of the Englyshe Chronicles. Lond. 1565. 8.) bekannt machte, gab Grafton, weil dieser seiner kurzen Chronik vorgezogen wurde, nochmals einen Auszug aus dieser

4) Vergl. Letters of Junius, besonders Letter 8, 9, 10, 15, 33, 34, 36, 49, 50, 57 u. 67. Lord Mahon's History of England from the Peace of Utrecht to the Peace of Versailles; Chap. 45 seq. F. C. Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Bd. 3. S. 367 fg. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 264. Biographie générale. Tom. XXI. p. 595.

(A Manuell of the Chronicles of Englande from the Creacion of the Worlde to this yere of our Lorde 1565. London 1565. 12.), welchem aber kein großer Beifall zu Theil wurde, obgleich er in der Einleitung das Werk seines Nebenbuhlers möglichst herabsetzte und dadurch seinem Gegner Gelegenheit gab, auch gegen ihn eine mehr als scharfe Kritik zu üben. Um nun seine größere Fähigkeit zu historischen Arbeiten zu beweisen, trat er mit seiner vollständigen englischen Chronik (A Chronicle at large and meere History of the Affayres of Englande and Kinges of the same. Lond. 1568—1569. fol. 2. Voll.) hervor, welche noch in demselben Jahre eine zweite Auflage erlebte, aber dann vergessen wurde, bis man ihrer Seltenheit wegen in der neueren Zeit einen verbesserten Abdruck (Chronicle, or History of England; to which is added his Table of the Bailiffs, Sheriffs and Mayors of the City of London from the Year 1189 to 1558 inclusive. Lond. 1809. 4. 2 Voll.) besorgen zu müssen glaubte; sie gewährt jedoch nur in wenigen Fällen dem Historiker irgend einen Aufschluß, zeugt aber im Allgemeinen von großer Unwissenheit und Nachlässigkeit in der Darstellung der Thatsachen. Ein kurzer historischer Leitfaden desselben Verfassers (A litle Treatise, conteyning many proper Tables and Rules very necessary for the Use of al Men. Lond. 1571. 16.) scheint, nach den wiederholten Auflagen (Lond. 1585. 1591. 1611. 16.) zu urtheilen, sehr beliebt gewesen zu sein. Im J. 1572 soll Grafton bei einem unglücklichen Falle ein Bein gebrochen haben und später in sehr dürftigen Umständen gestorben sein *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAFUNDER [1]) (David), teutscher Theolog und Orientalist, um das Jahr 1640 zu Falckenburg [2]) in der Neumark (im jetzigen Regierungsbezirke Cöslin) geboren, war der Sohn eines Leinwebers, verschaffte sich aber die Mittel, sehr gründliche philologische Studien zu machen und erwarb sich auf den Universitäten zu Wittenberg, Gießen und Strasburg umfassende Kenntnisse in der Theologie und in den orientalischen Sprachen. Nachdem er einen großen Theil Teutschlands zu seiner weiteren Ausbildung durchwandert hatte, wurde er um das Jahr 1662 als Subrector an der Stadtschule zu Cüstrin angestellt und im J. 1663 zum Conrector an derselben befördert. Im J. 1664 holte er sich zu Frankfurt an der Oder die Magisterwürde und heirathete in demselben Jahre des Jac. Fabricius, Bürgermeisters zu Cüstrin, Tochter. Als Conrector und später als Rector, welche Stelle er im J. 1665 erhielt, ließ er mit großem Beifall mehre Schulactus aufführen, wobei sich die Schüler in hebräischer, syrischer, griechischer und lateinischer Sprache hören ließen. Als eifriger Lutheraner gerieth er aber allmälig in Zwiespalt mit der reformirten Behörde und wurde, als er sich weigerte, die Psalmen David's nach der in den reformirten Kirchen eingeführten teutschen Uebersetzung Ambr. Lobwasser's von seinen Schülern bei einem Begräbnisse singen zu lassen, seines Ungehorsams wegen vor den kurfürstlichen Rath geladen und zur Rede gestellt. Er behauptete ohne Rückhalt, daß die erwähnte Uebersetzung gegen den richtigen Sinn der heiligen Schrift verstoße und es deshalb und anderer Unrichtigkeiten wegen einem rechtgläubigen Lutheraner nicht erlaubt sei, sich derselben zu bedienen. Als der Vorsitzende des Rathes ihn bedeutete, daß er „ein junger Kerl" sei, der die Sache nicht recht verstehe, und sich deshalb den ihm zukommenden Befehlen zu fügen oder zu gewärtigen habe, daß man ihm seinen Gehalt entziehe, gerieth der auf seine Kenntnisse pochende Rector in Eifer und gab den Räthen zu verstehen, daß sie in ketzerischen Ansichten befangen seien. „Ich habe," schloß er, „meine Besoldung mit Dank bishero genossen und hoffe, mein gnädigster Herr wird mir das gar Wenige ferner lassen, sollte es aber sein, daß ers mir nehmen sollte und wollte, so lasse ich es geschehen und kann nicht dawider." Da Grafunder nicht nachgab, sondern sich wegen einer an und für sich sehr unbedeutenden Sache widerspenstig zeigte, so wurde er im J. 1669 seines Amtes entsetzt, aber schon am 7. März des folgenden Jahres durch die Vermittlung des Domdechanten Konrad v. Rohr zu Merseburg als Prediger nach Salgast, einem kleinen Dorfe in der Niederlausitz in der Diöcese Dobrilugk, berufen. Im J. 1672 kam er als erster Pastor und Schulinspector nach Luckau und im J. 1680 in derselben Eigenschaft an die Maximinkirche zu Merseburg, wo er zugleich zum Senior und zum Assessor des Consistoriums ernannt wurde. Er glaubte jetzt am Ziele seiner Leiden zu sein und ungestört die Früchte seiner unermüdlichen Thätigkeit ernten zu können, als die Pest, welche zu dieser Zeit in Merseburg und in der Umgegend große Verheerungen anrichtete, auch ihn am 24. Dec. desselben Jahres hinwegraffte. Seine Schriften erfreuten sich des größten Beifalls seiner Zeitgenossen und insbesondere wurden seine chaldäische Sprachlehre (Grammatica Chaldaica. Vitebergae 1670. 8.), seine syrische Grammatik (Grammatica Syriaca cum syntaxi et lexico. Viteb. 1665. 8.) und seine chaldäische und hebräische Kalligraphie (Calligraphia chaldaica. Viteb. 1670. 8. Calligraphia hebraica. Viteb. 1668. 8.) von den Sachkundigen geschätzt. Von geringerer Bedeutung und bereits vergessen sind sein Aerarium poeticum graecum (Viteb. 1668. 8.), seine Ausgaben mehrer Reden des Isokrates und der Abhandlung Plutarch's über die Erziehung der Knaben (Isocratis Orationes tres ad Demonicum et ad Nicoclem; Plutarchus de liberorum educatione, gr. et lat. Viteb. 1674. 8.) und seine Gelegenheitspredigten [3]). (*Ph. H. Külb.*)

*) *Will. Thom. Lowndes*, Bibliographer's Manual of English Literature. (Lond. 1859. 8.) P. IV. p. 924 seq. 983 seq. *A. Allibone*, Critical Dictionary of English Literature. Vol. I. p. 715. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 264.

1) Der Name wird zuweilen auch Grapfunder geschrieben; auch nennen ihn Manche unrichtig Daniel. 2) Nicht zu Coburg, wie einige literar-historische Werke angeben.

3) J. F. Heydenhan, Nachricht von den obersten Lehrern, die seit der Reformation die Jugend in der Stadtschule zu Cüstrin

Grágás, s. Graagaas.

GRAHAM, schottisches Geschlecht, welches nach einem bekannten Mährchen gleich bei der angeblichen Restauration der schottischen Monarchie durch Fergus II. auftreten soll. Während der Minderjährigkeit von dieses Fergus Enkel, Eugen II. (419), soll ein Greme die Regentschaft geführt und häufig die Briten bekriegt haben. Er durchbrach den Wall, wodurch zwischen Forth und Clyde der Norden vom Süden geschieden, daher denn von da an der nicht weiter gefürchteten Befestigung der Name geworden ist, den sie noch heute trägt, Grahams-Dyke. Besser begründet ist wol die Angabe, daß Wilhelm de Graham, der zuerst in Schottland sich niederließ, von K. David I. (1125—1153) die Ländereien von Abercorn und Dalkeith erhielt. David wurde von K. Wilhelm dem Löwen (1166—1215) mit Charltoun und Burrowsfield „infra vicum de Forfar, cum dominiis et tenendariis Thanagi de Kinaber" beschenkt, gleichwie er im Beginn der Regierung Alexander's II. von Heinrich de Gräme seinem Vetter, dem Ahnherrn der Gräme von Abercorn, von welchen auch die Gräme von Torbolton, Weilston ꝛc. abstammen, die Ländereien von Clifton und Clifton-Hall übernahm. Er wurde Vater von vier Söhnen: David II., Patricius, Thomas und Wilhelm. David II., des Vaters Nachfolger, erhielt von dem Grafen Maldwin von Lennox das Land von Strathblane und Mugdock, auch, tauschweise gegen Gastonquhar in Galloway, von Graf Patrick von Dunbar zwei Antheile von Melekston und das Land von Dundaff und Strathcaron „quod fuit forestum Regis." Mit Agnes vermählt, wurde er der Vater David's III., der von dem Grafen Malice von Strathern, dessen Schwester Anabella er heimgeführt hatte, die Baronie Kincardine in der Grafschaft Perth erhielt und um das Jahr 1270 starb, mit Hinterlassung der Söhne Patrick, Johann und David. Johann, „der kühne und weise Kämpe," der Waffenbruder und Busenfreund des großmüthigen Wallace, fand den Tod in der unheilvollen Schlacht bei Falkirk, 22. Juli 1298, und wurde in der nächsten Kapelle begraben, wie die bis auf diesen Tag erhaltene Inschrift lehrt:

Mente manna potens, et Vallae fidus Achates,
Conditur hic Gramus, bello interfectus ab Anglis.

David Graham war in dem Streite um die Krone einer der von Johann Baliol bestellten Schiedsrichter und leistete in demselben Jahre, 3. Aug. 1292, dem K. Eduard I. von England den Treueid. Patrick, als des Stammes Oberhaupt, bekleidete unter Alexander III. das Amt eines Sheriff der Grafschaft Stirling und verpflichtete sich, gleich andern Großen im J. 1284, die Prinzessin Margaretha, das Mädchen von Norwegen, in ihrem Rechte zur Thronfolge zu unterstützen. Er fand den Tod in der Schlacht bei Dunbar, 1296. Hemingford nennt ihn „miles strenuus, inter sapientiores regni illius quasi primus, et inter potentiores nobilissimus." Seiner Söhne waren zwei, David IV., der Nachfolger, und Johann, der 1317 das Patronat der Kirche zu Newlands an die Abtei Dumferline vergabte. David IV. blieb der Sache des Vaterlandes getreu und nach der Abdankung von Johann Baliol des Königs von England entschiedener Widersacher, daher er in der den Schotten angebotenen Amnestie einer der wenigen ist, welche namentlich ausgenommen. Von K. Robert Bruce, dem er getreulich beigestanden hat, erhielt er verschiedene Güter, tauschweise auch gegen Cardroß in Dunbartonshire die Herrschaft Old Montrose in der Grafschaft Forfar. Am 6. April 1320 unterfertigte er in Gesellschaft von 8 Grafen und 31 Baronen die berühmte Eingabe an Papst Johann XXII., worin die Unabhängigkeit Schottlands, das Thronrecht von K. Robert Bruce gewahrt, „denn so lange noch 100 Schotten leben, um Widerstand zu leisten, werden sie für die Freiheit kämpfen, die ihnen theurer ist als das Leben." So die Schrift. David IV. starb kurz nach dem Jahre 1327. Sein Sohn, David V., hielt getreulich zu K. David II., folgte ihm in die Schlacht von Durham und wurde, gleich seinem König, der Engländer Gefangener, 17. Oct. 1346. Ein erfahrener Rittersmann, Sir Johann Graham, hatte, die unheilschwangere Wolke, der Engländer 10,000 Bogenschützen, gewahrend, zum König gesprochen: „Gebt mir nur 100 Reiter und ich bürge dafür, daß ich sie niederreiten, aus einander sprengen werde." Allein, um die Worte zu wiederholen, welche der alte Geschichtschreiber Fordun aufbewahrt, „nicht einen einzigen Reiter konnte der Graham erhalten." Zu thun was in seinen Kräften stand, führte er die Reisigen seines Banners zu einem isolirten Angriffe, deren waren aber viel zu wenig, um den Bogenschützen nachdrücklich zusetzen zu können, und der Angriff wurde zurückgeschlagen. Kaum daß Graham zu entrinnen vermochte. Das Oberhaupt der Graham, David V., muß zeitig der Gefangenschaft ledig geworden sein, denn im J. 1354 wird er als einer der Großen genannt, welche um des Königs Lösegeld handelten. Er starb nach dem Jahre 1360. Seine Tochter Margaretha heirathete den Grafen Wilhelm von Roß, sein Sohn Patrick, bei des Vaters Lebzeiten Lord von Dundaff und Kincardine genannt, wurde, nachdem das Lösegeld für K. David II. festgestellt, als einer der Bürgen den Engländern ausgeliefert. Er war zweimal verheirathet. Der ersten Ehe mit Mathilde gehörten an die an Johann Drummond von Concraig verheirathete Tochter Mathilde und Wilhelm Baron von Graham. In der zweiten Ehe mit Euphemia, Tochter von Johann Stuart, des Königs Robert II. Bruder, erhielt Patrick die Söhne: Patrick Graham von Eliesion, Robert, David, Alexander. Patrick Graham von Eliesion heirathete die einzige Tochter von Robert Stuart, K. Robert's II. jüngeren Sohn, und in deren Recht besaß ihr Sohn, Malice Graham, die Grafschaft Strathern, die ihm jedoch K. Jacob I., stets bedacht, die Macht des Adels zu brechen, entzog und ihn nöthigte, statt der die Grafschaft Monteith anzunehmen. Das empfan-

unterrichtet haben (Cüstrin 1758. 4.) S. 17 fg. Historisches Portefeuille. Jahrg. 1784. Sept. S. 278 fg.

höchlich des jungen Grafen Oheim, Robert Graham. Dieses kecken hochfahrenden Sinn hatte der König bereits höchlich verletzt, indem er, kaum zum Thron erhoben, ihn gefangen halten ließ. Von Rachegefühl durchdrungen, unternahm es Robert, in dem Palamente von 1429 die Beschwerden des Adels vorzutragen. Anstatt aber hierbei der geziemenden Mäßigung sich zu befleißigen, überließ er sich dem vollen Ungestüm seiner Leidenschaft, indem er zuletzt die versammelten Stände aufforderte, der Person des Königs sich zu bemächtigen. Einen solchen Antrag zu unterstützen, erhob sich nicht eine Stimme, vielmehr wurde der verwegene Redner festgenommen, zum Verlust seiner Güter verurtheilt und in die Verbannung geschickt. Dieser entzog er sich, um in einer Schlucht des Hochlandes Zuflucht zu suchen, und von da entsendete er eine Erklärung, worin er seiner Lehenspflicht gegen den König absagte und tödtliche Feindschaft verhieß. Man antwortete ihm durch einen auf seinen Kopf, lebendig oder todt, gesetzten Preis. Darüber entwickelte sich eine gegen das Leben des Königs gerichtete Verschwörung, deren Oberhaupt des Königs Oheim, Graf Walter von Athole, der dritten Ehe K. Robert's III. entsprossen, deren Seele aber Robert Graham war. Der Graf von Athole war geblendet durch den Wunsch, seinem Enkel Robert Stuart die Krone zu verschaffen, und dieser, obgleich des Königs Kämmerer und erklärter Günstling, ließ sich willig für das beabsichtigte Verbrechen gewinnen. Die Ausführung wurde höchlich erleichtert durch des Königs Aufenthalt während der Fastenzeit in Perth, als dem für einen Ueberfall aus dem Hochlande besonders geeigneten Punkt. Am 21. Febr. 1437 speiste der König in seiner einstweiligen Residenz in dem Dominikanerkloster und mit ihm der Graf von Athole zur Nacht. Nach eingenommener Mahlzeit wollte der König sich zur Ruhe begeben und das Kloster füllte sich mit 300 Bewaffneten, denen der Kämmerling Robert Stuart den Eingang erleichtert hatte. Des Königs Gemach wurde bestürmt, unverriegelt die Thür gefunden. Nur den Nothstand bedenkend, suchte ein Hoffräulein, so geht die Sage, Katharina Douglas, mit ihrem zarten Arme den Mangel des Querriegels zu ersetzen. Wie bald auch das leichte Hinderniß besiegt war, gewannen die Königin und ihre Frauen damit doch so viel Zeit, daß sie den König in das Gewölbe unter dem Gemache hinablassen konnten. Daraus zu entkommen, wäre ihm nicht unmöglich gewesen, hätte er nicht einige Tage vorher eine Thür, welche aus dem Gewölbe in den Klosterhof führte, zumauern lassen, damit nicht mehr, wie ihm mehrmals geschehen, beim Ballspiel sein Ball in das Gewölbe sich verirre. Während er einstweilen geborgen war, hatten die Mörder in dem obern Gemache ihr Schlachtopfer gesucht, in blinder Wuth die Königin verwundet, dann sich zerstreut, um über die anstoßenden Räume ihre Nachforschungen auszudehnen. Diese ergaben sich vergeblich, aber bevor noch das Kloster von den Feinden verlassen, der Entsatz zur Stelle gelangt war, trachtete der König mit der Frauen Beistand aus dem Gewölbe zu entkommen und erregte damit die Aufmerksamkeit von einigen Nachzüglern. Die Gebrüder Hall stiegen in das Gewölbe hinab und fielen mit gezücktem Dolch den König an, der jedoch, jung, rüstig und für das eigene Leben kämpfend, die beiden zu Boden warf und sie mit Fußtritten tödten wollte. Während er noch mit den Verräthern rang und über dem Versuche, ihnen die Dolche zu entwinden, sich die Hände verletzte, kam Robert Graham seinen Spießgesellen zu Hilfe, und viele schwere Wunden hat er dem Könige geschlagen, bevor dieser seine Seele aushauchte. Jetzt endlich gab es Lärm, die Dienerschaft eilte herbei und die Mörder begaben sich auf die Flucht nach dem Hochlande, doch mehre der Ihren zurücklassend. Diejenigen, welche Sicherheit zu finden geglaubt hatten, entgingen der eifrigen, anhaltenden Verfolgung nicht. Im Laufe eines Monats waren sie sämmtlich aus ihren verschiedenen Schlupfwinkeln hervorgeholt. Des Grafen von Athole Enkel, Robert Stuart, hatte zu Edinburgh die ausgesuchtesten Qualen zu erleiden, bekannte seine Schuld und wurde zuletzt ans Kreuz geschlagen. Der alte Graf gab zu, daß sein Enkel ihm den Entwurf zu einer Verschwörung mitgetheilt habe, versicherte aber, alle möglichen Gründe, ihn davon abzubringen, geltend gemacht, und demnach in dem vollen Glauben sich befunden zu haben, daß jedem Gedanken an das Verbrechen verzichtet worden sei. Nichtsdestoweniger wurde er enthauptet und sein Kopf, dem eine eiserne Krone aufgesetzt, dem Volke zur Schau ausgestellt. Der Verschwörung Haupt, Sir Robert Graham, der den Anschlag erdacht, dessen Hand ihn so blutig vollführt hatte, hielt auch jetzt noch dazu sich berechtigt, sprechend: „der König habe ihn auf den Tod beleidigt, er dagegen habe in aller Form seine Lehenspflicht aufgekündigt und dem Beleidiger einen Absagebrief zugesendet." Die Einrede wurde durch die grausamsten Qualen der Folter beantwortet, die jedoch nur bekundeten, was ein entschlossenes Gemüth Alles zu ertragen vermag. In der Gerichtssitzung sein Urtheil vernehmend, äußerte Graham, wenn man ihn auch jetzt als einen Verräther verdamme, so werde doch die Nachwelt ihn als den Mann ehren, der Schottland von seinem Tyrannen befreit habe. Bis jetzt beschränkt sich die Ehre, die erwartete Unsterblichkeit auf den bekannten Reim:

Robert Grahame,
That kill'd our king, God give him shame.

Robertson von Struan erhielt zur Belohnung dafür, daß er den Graham aufgefangen, bedeutende Ländereien, sammt dem Rechte, in seinem Wappen einen gefesselten Graham zu führen. Die Grafschaft Monteith aber, bis zu den Bergen, von denen die Ostseite des Lomondsee umschlossen, sich erstreckend, blieb den Nachkommen des Malise Graham, den Grafen von Monteith und Airth bis zu ihrem Erlöschen im J. 1694. Kirck Brid war der Grafen Hauptsitz. Frühere Grafen von Monteith waren aus dem Hause Cummin. Wilhelm Lord Graham, Patrick's Sohn erster Ehe, war als Lord von Kincardine 1404 einer der Commissarien, welche mit den Engländern um einen Frieden- und Freundschaftstractat

handelten, verrichtete auch 1406, in Gesellschaft der Grafen von Crawford und Mar, eine Gesandtschaft bei dem englischen Hofe. Er starb im J. 1424, daß er demnach den ältern Sohn seiner Ehe mit Mariota Oliphant von Aberdalgy überlebte, aus seiner zweiten Ehe mit Mariot Stuart, Tochter von K. Robert III. und Witwe des Grafen Georg von Angus und des Jacob Kennedy von Dunure, kamen fünf Söhne: 1) Robert Graham von Strathcarron, von welchem die Linie in Fintrie und Claverhouse; 2) Patrick, Bischof von Brechin, seit 1466 Erzbischof von St. Andrews, Legat a latere, gest. 1478; 3) Wilhelm, von welchem die Grahams von Gorvock und Balgowan; 4) Heinrich; 5) Walter, auf Wallacetown, der Stammvater der Linie in Knockdolian. In den Hauptgütern succedirte ein Enkel, Sohn von des Lord Wilhelm Sohn Alexander, aus der ersten Ehe. Dieser Enkel Patrick war Mitglied der Regentschaft während der Minderjährigkeit K. Jacob's II., gleichwie er als Geisel für das Lösegeld Jacob's I. gegeben worden. Um das Jahr 1445 zu der Würde eines Lords vom Parlamente erhoben, starb er 1467, sein Sohn Wilhelm Lord Graham im J. 1472, dieser zwei Söhne hinterlassend. Der jüngere, Georg, ward der Stammvater der Linie in Calender, der ältere, Lord Wilhelm Graham, hielt getreulich zu K. Jacob III., ohne sich durch dessen Schwachheiten oder Thorheiten irren zu lassen, und bestritt namentlich die Rebellen auf dem Schlachtfelde von Sauchie-Burn, 11. Juni 1488, von da der König nicht heimkehren sollte. Bei K. Jacob IV. stand Wilhelm nicht minder in Gnaden; er wurde am 3. März 1504 zum Grafen von Montrose ernannt und stand in der Schlacht bei Flodden mit seinen Hochländern auf dem linken Flügel. In unordentlicher Hast stürzte seine Schar sich den Hügel hinab auf den Feind, wurde aber bald durch die ihr entgegenstehenden Howards vernichtet, und gleichwie sein König fand der Graf auf der Wahlstatt den Tod, 9. Juni 1513. Sein Nachfolger in der Grafschaft wurde Wilhelm, der Sohn der ersten Ehe mit Annabella Drummond; in der dritten Ehe mit Christiana Wavane wurden geboren Patrick und Andreas, dieser, nach Vertreibung des Bischofs Chisolme, der erste protestantische Bischof von Dunblain, 1572. Patrick, auf Inchbraco, wurde Stammvater der Linien in Gorthie und Bucklivie. Wilhelm, zweiter Graf von Montrose, war einer der Großen, welchen der Herzog von Albany, als er 1523 nach Frankreich hinüberfuhr, die Person des minderjährigen K. Jacob V. anbefahl. Er starb den 25. Mai 1571, nachdem er in seiner Ehe mit Johanna Keith die Söhne Robert, Alexander, Pensioner auf die Abtei Cambuskenneth, Wilhelm und Mungo, der Linien in Orchil und Killern Stammväter, dann fünf Töchter gesehen. Der auf ein Kirchengut angewiesene Pensioner ist ein Zeichen, daß die Familie bei Zeiten der neuen Lehre sich zugewendet hatte, wie denn der Graf von Monteith als Mitglied der Congregation auftritt. Des zweiten Grafen von Montrose Nachfolger wurde sein Enkel, Posthumus Robert's, des erstgeborenen Sohnes, des Master von Montrose, der in der Schlacht bei Pinkey, 10. Sept. 1547, gefallen war. Johann, dritter Graf von Montrose, mit Lilias Drummond verehelicht, erhielt nach des Lord-Schatzmeisters, des Grafen von Gowrie, Fall, den weißen Stab, 1. Mai 1582, den er 1585 an Thomas Lyon von Auldbar abgeben mußte, doch seine Stelle in dem geheimen Rathe beibehaltend. Im J. 1598, im Januar, wurde er zum Lordkanzler ernannt und blieb im Amte bis zum Jahre 1604, da fortan der Kanzler ein Rechtsverständiger sein sollte. Er dankte ab, wurde dafür aber auf Lebenszeit zum Vicekönig von Schottland ernannt, in welcher Eigenschaft er in dem Parlamente zu Perth, 1606, welches die Herstellung des Episcopats aussprach, präsidirte. Der Graf starb den 9. Nov. 1608, die Söhne Johann, sein Nachfolger, Robert auf Innermeath und Wilhelm auf Braco hinterlassend. In seine Zeit fällt die Verpflanzung der Grame oder Graham, die im äußersten Süden von Schottland das debateable Land, das mit England streitige Gebiet, bewohnten. Sie waren tapfere und thätige Grenzbewohner, vorzugsweise zu England haltend, welchem sie besonders zu Eduard's VI. Zeiten gute Dienste geleistet hatten. Allein sie waren ebenso gesetzlos als streitbar, und durch ihre Raubzüge den Einwohnern von Cumberland ebenso verderblich als den schottischen Nachbarn. Als K. Jacob VI. die beiden Reiche vereinigte, wurden von jeder Seite die Klagen so dringend, daß die Graham selbst an der Möglichkeit, den verjährten Unfug fortzusetzen, verzweifelten. In einer Bittschrift trugen sie dem Könige vor, wie sie in den bisherigen Sitzen nicht länger bestehen könnten, sie müßten daher bitten, daß ihnen Mittel gereicht würden, sich anderswo niederzulassen, wo des Monarchen väterliche Güte ihnen Lebensunterhalt anweisen möchte. So wurde denn der ganze Clan, mit sehr wenigen Ausnahmen, nach der irländischen Landschaft Ulster deportirt und daselbst auf confiscirte Ländereien angewiesen. Noch hat man die Rolle, nach welcher die Einwohner von Cumberland besteuert wurden, um die Kosten für die Exportation des armen Volkes aufzubringen. Das streitige Land kaufte Sir Richard Graham dem Grafen von Cumberland ab; diesem hatte es der König geschenkt. So ziemlich demselben Zeitraume gehört eines andern Graham, des Grafen von Monteith, erbitterte Fehde mit Donuil nan Ord-Donald vom Hammer an. Das Schloß Monteith, vorlängst in Trümmer versunken, bedeckte fast das ganze Inselchen in einem den gleichen Namen tragenden See und war daher in jenen kriegerischen Zeiten ein ungemein sicherer Aufenthalt, mit welchem jedoch die Unbequemlichkeit verbunden war, daß der Pferdestall, die Kuhställe, der Hühnerhof und andere Wirthschaftsgebäude vom Schlosse entfernt auf dem Festlande lagen, ohne durch eine Befestigung geschützt zu sein. Es ereignete sich, daß ein großes Gastgebot, der Sage nach bestimmt, eine Hochzeit zu feiern, eine Menge Grahams nach dem Schlosse lockte. Vorräthe, Speisen aller Art, besonders viel Geflügel, waren demnach in den Wirthschaftsgebäuden aufgestellt, als zufälligerweise Donuil nan Ord an der Spitze einer eßlustigen Schar vorbeikam; diese hatte

ihn zu einer seiner gewöhnlichen Streifereien durch Stirlingshire begleitet und sollte jetzt nach dem westlichen Hochlande zurückkehren. Den gewaltigen Vorrath von leckern Speisen erblickend, wollten die Hungrigen weder eine Frage, noch eine Einladung abwarten, sie warfen sich auf das für die Grahams Zugerichtete, thaten sich gütlich und zogen fröhlich ihres Wegs durch den beschwerlichen und gefährlichen Gang, der von den Ufern des Loch-Monteith durch das Gebirge nach dem Loch-Katrine führt. Die Grahams wurden von dem lebhaftesten Unwillen ergriffen. Nichts war in jener Zeit verächtlicher, als der Mensch, der sich plündern ließ, ohne dafür Ersatz und Rache zu fordern; es mag auch die verlorene Aussicht auf reichliche Bewirthung den Unwillen der Grahams nicht wenig gesteigert haben. Die in Monteith versammelte Gesellschaft, von dem Grafen selbst befehligt, warf sich eilig in die Fähre, landete auf dem nördlichen Ufer des Sees und verfolgte lebhaft die unberufenen Esser. Diese vernichteten sie am Eingange des Engpasses, welchen Craig-Vad, die Wolfsklippe, bildet. Eine Donnerstimme gebot den Männern von Appin zu stehen, ein Witzling begrüßt sie in einer poetischen Anspielung auf die dem Geflügel beigebrachte Niederlage:

They 're brave gallants, these Appin men,
Who twist the throat of cock and hen [1]),

welcher aber der vom Hammer, selbst ein Dichter, sofort entgegnete:

And if we be of Appin's line,
We'll twist a goose's neck in thine [2]).

Und also sprechend, schoß er einen Pfeil auf den unglücklichen Spötter ab, womit ein Gefecht sich entspann, das in unglaublicher Erbitterung bis zum Einbruch der Nacht fortgesetzt wurde. Der Graf von Monteith und viele seiner edlen Vettern kamen zum Fall und Donald vom Hammer entrann mit einem einzigen Begleiter. Den Grahams, wie wacker sie auch den Streit ausgefochten hatten, blieb wegen der lächerlichen Veranlassung zu demselben der Spottname Gramoch an Garrigh, die Graham von den Hühnern. Johann, vierter Graf von Montrose, nachdem er verschiedentlich in Gesandtschaften sich versucht, wurde von K. Karl I. zum Präsidenten des geheimen Rathscollegiums ernannt und starb in dieser Würde, 24. Nov. 1626. Aus seiner Ehe mit Margarethe Ruthven, Tochter des Grafen Wilhelm von Gowrie, kamen der Sohn Jacob und vier Töchter, davon Lilias an John Colquhoun von Luß, den Baronet, Lucia Margaretha an Archibald, den ersten Lord Napier, Dorothea an Jacob, ersten Lord Rollo, und Beatrix an den Lord Maderty, David Drummond, verheirathet.

Jacob, fünfter Graf, dann Marquis von Montrose, im J. 1612 geboren, ließ sich durch den Rath der Freunde, welche das Erlöschen des Stammes der Grahammore verhüten wollten, bestimmen, daß er, kaum noch ein Jüngling, sich mit Magdalena, Tochter David's, des ersten Grafen von Southesk, vermählte, ein Ereigniß, welches seiner classischen Ausbildung nicht wenig hinderlich geworden ist. Erkennend jedoch, woran es ihm gebreche, suchte er den Beistand von tüchtigen Hauslehrern, und er hat unter deren Leitung eine gründliche Kenntniß des Griechischen und Lateinischen, ja den Ruf eines Kritikers von Belang sich erworben. Doch scheint ihm, der zugleich Dichter war, der Verkehr mit den Classikern nicht Zweck, sondern nur Mittel gewesen zu sein; er suchte und fand darin reichliche Nahrung für sein eigentliches Lieblingsstudium, für die Kriegskunst, das auch wol seine Reisen auf dem Continente veranlaßt haben mag. Mit vielfältigen Kenntnissen die Meisterschaft in allen ritterlichen Uebungen verbindend, kehrte er in dem Alter von 22 Jahren in die Heimath zurück, denn an dem Hofe Karl's I. hatte er die Aufmerksamkeit oder Auszeichnung nicht empfangen, welche zu verdienen er sich bewußt war. Er nahm 1638 thätigen Antheil bei dem Entwurfe und der Förderung des Nationalconvents. Es konnte nicht fehlen, daß sein Talent anerkannt und benutzt wurde. Die conföderirten Lords ertheilten ihm den Auftrag, die prälatisch-gesinnte Stadt Aberdeen zu züchtigen und die Gordons zu zerstreuen, welche ihr Oberhaupt, der Marquis von Huntley, für den Dienst des Königs bewaffnet hatte. Beide nicht gar wagliche Unternehmungen glückten. Am Tage von Newburn, 28. Aug. 1640, wagte Montrose sich, der erste, in die Furth des Tyne, um unter den Batterien der Engländer die Tiefe des Wassers zu ermitteln. Damit zu Stande gekommen, kehrte er nach dem andern Ufer zurück, um sein Regiment durch die Furth zu führen. Sattsam hatte er hiermit seine Kühnheit, seine Tüchtigkeit bekundet, aber sichtlich wurde ihm von den Häuptern der Partei, namentlich von der Geistlichkeit, der erbliche Feind seines Hauses, der Graf von Argyle vorgezogen. Es war etwas in Montrose's Selbstbewußtsein, in seinem kühnen Ehrgeize, in seiner Hartnäckigkeit, welches gewöhnliche Menschen zurückscheucht, während der finstere, verschlossene, schlaue Argyle, dem die Kunst eigen war, für fremde Zwecke eine rege Theilnahme zu heucheln, sobald sie seine eigenen Absichten fördern konnten, leiser auftrat und damit die Schwachen blendete. Zeitig entdeckte der König diesen Zwiespalt in dem feindlichen Lager, und ohne Schwierigkeit hat er den ritterlichen Graham für seine Sache gewonnen, für welche noch mehr Theilnehmer zu gewinnen der Graf sich angelegen sein ließ. Neunzehn Edelleute verbündeten sich mit ihm für den Dienst des Königs. Der Bundesbrief gelangte zur Kenntniß der Covenanter und Montrose wurde als Gefangener nach dem Castell von Edinburgh gebracht. Doch unterhielt er vom Kerker aus, vom Juni 1641 bis August 1642, eine Correspondenz mit dem Könige und enthüllte darin, bezüglich der Absichten von Hamilton und Argyle, so viele Geheimnisse, daß K. Karl beschloß, die beiden Herren in einem und demselben Augenblicke verhaften zu lassen. Sie entgingen aber den zu diesem

1) Brav haben die Appin-Männer gethan,
Sie drehten den Hals um dem Huhn wie dem Hahn.

2) Sind Männer von Appin wir; sei's drum,
So drehen wir hier den Gänsehals um.

Ende beorderten Soldaten und zogen sich auf ihre Güter zurück, wo sie nur durch offene Gewalt und auf die Gefahr eines Bürgerkrieges hin ergriffen werden konnten. Statt dessen wurden die Verdächtigten an den Hof zurückgerufen, und um zu bekunden, daß des Königs Vertrauen zu ihm unerschütterlich sei, erhielt Argyle den Titel Marquis. Das ganze Ereigniß, das Incident genannt, ward nie recht klar, erregte aber vielen Verdacht hinsichtlich der Absichten des Königs, nicht nur in Schottland, sondern auch in England. Der König scheint doch Montrose's Entlassung aus dem Gefängnisse bewirkt zu haben, und es lebte dieser in Zurückgezogenheit von öffentlichen Angelegenheiten, meistens auf seiner Burg Buchanan, bis die Covenanter ihre Verbindung mit dem londoner Parlamente vorbereiteten. Alsbald begab sich Montrose im tiefsten Geheimniß auf den Weg nach England (1643), den König um die eigentliche Lage der Dinge im Norden aufzuklären. Er machte mit seinen Rath- und Vorschlägen nicht mehr Glück als zur Zeit des Incidents. Nur als der König nach der Schlacht bei Newbury, 27. Oct., nach Oxford zurückkehrte, wurde ihm, in der Besorgniß um der Schotten und Engländer Bündniß, lebhaftere Aufmerksamkeit. Am Hofe traf er den Grafen von Antrim, der, gleichwie Montrose, der abgesagte Feind des von den Rebellen in Schottland aufgestellten Generallieutenants, Marquis von Argyle, war, und sie einigten sich über eine in Schottland selbst im Interesse des Königs zu machende Diversion, behufs deren Antrim ein Corps von 2000 Mann aufzustellen verhieß. Er war zugleich durch königliche Briefe vom 20. Jan. 1644 ermächtigt, mit den conföderirten Katholiken wegen Ueberlassung von 10,000 Mann zu unterhandeln, im Falle übertriebener Forderungen aber so viele Mannschaft aufzubringen und dem Könige zuzusenden, als er möglich finden würde, 2000 Mann für die Operation in Schottland zu verwenden, endlich dem General der schottischen Armee, dem Robert Monroe, den Grafentitel sammt einem Jahrgelde von 2000 Pfund anzubieten, falls er sein Corps den Royalisten zuführen werde. Antrim war dem Hofe dringend empfohlen, nicht nur durch seine ausgedehnten Besitzungen in Ulster und seine genaue Verbindung mit den Macdonalds der Inseln, den geschworenen Feinden Argyle's, sondern vornehmlich durch seine Heirath mit der Herzogin von Buckingham, der Witwe des allgewaltigen Lieblings. Eine bedeutende Macht auf die Beine zu bringen, war er nach der großen Zahl seiner Vasallen wohl befähigt. Mit der Mannschaft, die er nach den westlichen Hochlanden von Schottland werfen könnte, gedachte Montrose eine aus den Clans der Hochlande zusammengebrachte Streitmacht zu vereinigen, die dem Presbyterianismus abgeneigt war, große Feindschaft gegen Argyle hege und der königlichen Sache anhange, indem sie den König als einen Häuptling betrachtete, dessen Clan rebellire, daher jeder getreue Hochländer verpflichtet sei, dem rechtmäßigen Oberhaupte beizustehen. Die Verheißung einer bestimmten Löhnung, wovon man in dieser abgeschiedenen Gebirgsgegend nie gehört hatte, und die zuverlässige Aussicht auf reiche Beute mußten, so folgerte Montrose ganz richtig, manchen Häuptling und manchen Clan den königlichen Fahnen zuführen. Auf das mächtige Geschlecht der Gordons in Aberdeenshire, welches, unabhängig von der beinahe fürstlichen Gewalt des Oberhauptes über die zahlreichen Edelleute des eigenen Stammes, ausgedehnten Einfluß auf die Clans der Umgebung übte, oder, nach schottischer Redeweise, ein zahlreiches Hochland-Gefolge befehligte, konnte mit Sicherheit gerechnet werden, da die Gordons zu wiederholten Malen für den König die Waffen ergriffen hatten und, wenn auch durch bedeutende Anstrengungen überwältigt, dem Monarchen fortwährend ergeben blieben. Nicht minder konnte auf die Mithilfe vieler vom hohen und niedern Adel im Norden mit Wahrscheinlichkeit gerechnet werden, sobald Montrose im Stande sein würde, Streitkräfte von einigem Belang aufzubringen. Das den Baronen im südlichen und westlichen Schottland so verhaßte Episcopat war im Norden immer noch geehrt. Dort fanden die Mächtigen die außerordentliche Strenge der Sitten unbequem, welche die presbyterianische Geistlichkeit zur Schau trug; es belästigte sie die Gewalt, deren, unter dem Vorwande, die Sittenreinigkeit zu bewahren, die geistlichen Herren in den Familienkreisen sich anmaßten. Schließlich fanden sich in allen Theilen Schottlands thätige und kühne Männer, denen es fehlgeschlagen war, unter der bestehenden Regierung Aemter oder Beförderung zu erlangen, und die deshalb geneigt waren, auf jedes Unternehmen, wie verzweifelt es auch sei, einzugehen, sobald es nur eine Veränderung der Dinge verhieß. Alles dieses war der Ständeversammlung wohl bekannt, allein den ganzen Umfang der Gefahr hatte sie nicht erwogen. Montrose's persönliche Talente kamen, wenn auch unter mancherlei Beschränkungen, in Betracht; allein Alltags-Menschen waren nicht befähigt, einen solchen Charakter zu würdigen, und beharrten darauf, in dem eiteln, wenn auch fähigen jungen Manne eine ehrgeizige Persönlichkeit anzunehmen, die ihn wol zu unausführbaren Unternehmungen anreizen möchte. Außerdem baute man auf die große Macht des Marquis von Argyle, als einen hinreichenden Schirm gegen jeden aufrührischen Versuch im westlichen Hochlande, wie denn sein zahlreicher streitbarer Clan seit langer Zeit alle Stämme jenes Landstriches in Ehrfurcht, wo nicht Unterwürfigkeit erhalten hatten. Aber es befanden sich die Machthaber zu Edinburgh hinsichtlich des Charakters der Hochländer in verderblichem Irrthume. In frühern Tagen, als das Flachland noch von Männern bewohnt war, die es in Tapferkeit den Hochländern gleich und besser bewaffnet waren, hatten diese in ihren Raubzügen sich als behende, unermüdliche, leichte Truppen bewährt, aber ihre unordentlichen Angriffe wurden jedesmal mit Leichtigkeit zurückgewiesen, entweder durch die geschlossene Haltung der Pikenire oder durch die vollständig bewaffneten und wohlberittenen Reisigen des Niederlandes. Bei Harlaw, Corrichie, Glenlivat und manchem andern Zusammentreffen wurden die ungeregelten Scharen des Hochlandes durch eine namhafte Minder-

zahl aus dem Felde geschlagen. Dergleichen Erinnerungen mochten wol die unter dem Namen der Stände das Regiment führenden Demagogen verleiten, für den Fall eines Bürgerkrieges die Streitkräfte des Hochlandes gering anzuschlagen. Man bedachte in Edinburgh nicht, daß ein halbes Jahrhundert ungestörten Friedens eine große Veränderung in die kriegerischen Gewohnheiten des Flachlandes eingeführt haben müsse, während der Hochländer, der stets bewaffnet einherging, mit dem Gebrauch seiner Waffen vertraut blieb und sowol in Schnelligkeit als Kampflust den Ackersmann des Flachlandes übertraf, der von friedlicher Beschäftigung abgerufen und höchstens durch einige Uebungstage vorbereitet, den ungewohnten Gefahren des Schlachtfeldes entgegentreten sollte. Die Städter, vordem so hoch anzuschlagen für die Landesvertheidigung, waren jetzt noch weniger als der Landmann für den Krieg geübt, da sie nicht nur aller Geschicklichkeit in Führung der Waffen, jeglicher Vertrautheit mit Gefahren entbehrten, sondern auch kaum die Körperkraft und Rüstigkeit besitzen mochten, welche der Bauern Erbtheil war. Dieser große und wesentliche Unterschied zwischen Hoch- und Flachland konnte indessen in der Mitte des 17. Jahrh. kaum bemerkt werden, da die Ursachen, durch welche derselbe herbeigeführt ward, noch zu nahe lagen, mithin noch ihrer verborgenen Bedeutsamkeit der Beobachtung entgingen.

Am 13. April 1644 überschritt Montrose die Grenzen von Schotland begleitet von einer troupe dorée von etwa 200 Cavalieren, die sich meist in dem teutschen Kriege, auch in Frankreich versucht hatte. Daneben sollten ihm, wie der Marquis von Newcastle befohlen, die Milizen von Cumberland und Westmoreland folgen. Diese traf er in der That auf dem Marsche nach Carlisle, gegen 300 Mann stark, ohne drei mit ihnen ziehende Truppe Reiter. Er hatte nur eben den Fluß Anan erreicht, als unter den Engländern eine Meuterei ausbrach, veranlaßt durch einen Streit, welchen sie mit dem Bedienten von Richard Graham gehabt. Die Engländer ergriffen die willkommene Gelegenheit nach Hause zu gehen, Montrose aber mit seinen Getreuen zeigte sich vor Dumfries, wo die Bevölkerung ihn aufnahm. Hier hoffte er den ihm verheißenen Irländern zu begegnen, die ließen sich aber nicht blicken, und es mußte nach einigen Tagen Verweilens der Rückmarsch auf Carlisle angetreten werden. Von dort aus vertrieb Montrose die Covenanter, die sich in Morpeto festgesetzt hatten, die ihm auch die Burg übergeben mußten, er nahm die Feste an der Mündung der Tyne und ließ die reichen Vorräthe von Getreide, die er zu Alnwick vorgefunden, nach Newcastle schaffen. Noch war er hiermit beschäftigt, als Prinz Rupert ihn nach York forderte, auf daß er zu dem vorhabenden Entsatz dieser Stadt wirke. In Eile folgte er dem Rufe, ohne doch den Prinzen eher erreichen zu können, als den Tag nach der unglücklichen Schlacht bei Marston-moor (2. Juli 1644). Der Prinz zeigte sich nicht ungeneigt ihm ein Geschwader von 1000 Reitern zur Verfügung zu stellen, wurde aber bald anderer Meinung, daß Montrose abermals genöthigt war, mit seinen wenigen Getreuen in Carlisle Zuflucht zu suchen. Von da entsendete er den Lord Ogilvy und den Sir William Rollock nach Schottland, auf daß sie genaue Nachrichten über die Lage der Dinge im Lande einsammelten. Im höchsten Grade trostlos war der Bericht, den sie nach einer Abwesenheit von 14 Tagen abstatteten. Zu überlegen, was unter solchen Umständen thunlich, versammelte Montrose seine Freunde zu einem Kriegsrathe. Dieser erklärte einstimmig, daß jede fernere Unternehmung zur Unmöglichkeit sich gestalte. Man beschloß nach Süden sich zu wenden und die Vereinigung mit der königlichen Armee zu suchen. Der Marsch wurde demnach angetreten, und zwei Tage lang blieb Montrose bei dem Häuflein. Dann nahm er Abschied von Lord Ogilvy, dessen Fürsorge er die Begleiter für die weitere Fahrt empfahl, und im größten Geheim Pferde, Diener und Gepäck zurücklassend, begab er sich abermals auf den Weg nach Carlisle. Ungefährdet traf er dort ein, glücklicher als die übrige Gesellschaft, von der eine gute Zahl, Lord Ogilvy, John Innes, der Reiteroberst, Heinrich Graham, des Marquis Bruder, ein hoffnungsvoller Jüngling, James, John und Alexander, Ogilvy, Patrick Melvil, auch D. Wishart, Verfasser von Montrose's Denkwürdigkeiten, aufgefangen wurden und längere Zeit im Kerker schmachteten, bis Montrose sie befreite. Nur vorübergehend war der Aufenthalt in Carlisle. Als Reitknecht verkappt, auf einem schlechten Klepper beritten, einen andern am Zügel führend, stellte er den Diener seiner zwei einzigen Begleiter, Sir William Rollock und Sibbald, vor. In diesem Aufzuge gelangte er zur Armee, und kaum hatte er den schottischen Boden betreten, als ihm ein Diener aufstieß von Richard Graham, der, die Reisenden für Covenanter haltend, ihnen mittheilte, daß sein Herr sich mit den Anhängern des Covenant verständigt und ihnen versprochen habe, alle Königlichgesinnte, welche diese Straße ziehen würden, zu beobachten und ihre Namen einzuschicken. Der junge Bursche hatte sich kaum entfernt und es kam des Wegs ein schottischer Soldat, der unter dem Marquis von Newcastle in England gedient hatte. Dieser, ohne auf die beiden anderen Herren zu achten, wendete sich an Montrose und begrüßte ihn mit seinem Namen. Etwas betroffen, wollte der Graf das Compliment abweisen, den Irrenden rectificiren. „Nein, nein!" entgegnete der Kriegsmann, „ich kann mich in der Person Eurer Herrlichkeit nicht irren, aber verfolgt ruhig euren Weg. Geleit Euch Gott!" Montrose reichte dem Manne, der ihn so genau kannte, ein Stück Geld und wurde nicht verrathen. Höchlich jedoch beunruhigt durch die zweimal bestandene Gefahr, verdoppelte er seine Eile, sodaß er nach Verlauf von vier Tagen zu Inchbraco unweit des Taystroms in Pertshire bei seinem Vetter Patrick Graham anlangte. Daselbst hat er etliche Tage zugebracht, sein Nachtlager in einer einsamen Hütte gehabt, während er bei Tage die anstoßende Wildniß durchirrte, höchlich bekümmert um die Meldungen, welche er von seinen beiden Reisegefährten empfangen würde. Diese waren nach dem Innern des Hochlandes

abgegangen, von der Lage und Gesinnung der dem Könige treugebliebenen Stämme Kundschaft einzuziehen. Darüber vergingen einige Tage, und schlimme Nachrichten haben die Späher gebracht. Namentlich war der Marquis von Huntley über einem übereilten ungeschickten Angriff auf die Covenanter geschlagen, genöthigt worden in dem äußersten Winkel des Landes Zuflucht zu suchen, während Gordon von Haddow, der versuchte Kriegsmann und treue Royalist, der Covenanter Gefangener geworden und schließlich, um dem ganzen Clan Schrecken einzujagen, nach dem Ausspruche des Parlaments auf dem Blutgerüste sterben mußte. Bei all dem Misgeschick verzagte Montrose nicht, zumal Hirten vom Gebirge von Irländern erzählten, welche auf der Westküste gelandet von Argyle und einem Theile seiner Clansmänner verfolgt, über das Gebirge herangögen. Bald trafen auch Schreiben ein, worin bestimmt gesagt, daß jene Irländer das von dem Grafen von Antrim verheißene Truppencorps ausmachten. Das Erfreulichste dieser Schreiben war von Alaster oder Alexander Macdonald, dem, als seinem Vetter, Antrim die Leute untergeben hatte. Alaster, im gemeinen Leben Col Kittoch oder Colkitto, der linkshändige genannt, war ein tapferer unternehmender Mann, jedoch eitel und eigensinnig, dazu aller Kenntnisse von regelrechter Kriegsführung fremd. Montrose beorderte ihn nach der Landschaft Athole, wohin zugleich seine Boten abgingen, um die Edelleute der Provinz, welche im Allgemeinen königlich gesinnt waren, zu den Waffen zu rufen. Er selbst, in der Kleidung eines gemeinen Hochländers und zu Fuß, begab sich ebenfalls auf den Weg nach Athole, geführt allein von Patrick Graham von Inchbraco. Eigenthümlich war sein Zusammentreffen mit den Irländern, die gleich sehr erstaunt und misvergnügt über den ärmlichen Aufzug ihres Generals, während dieser ebenso wenig Ursache fand, sich der Beschaffenheit seiner Armee zu beloben. Sie war höchst unvollkommen ausgerüstet und bewaffnet, zählte, statt der versprochenen 10,000 nur 1100 Mann, mit welchen doch einige wenige Hochländer aus Badenoch sich vereinigt hatten, nachdem sie einige Tage vorher einen Streit mit den Covenantern gehabt. Macpherson von Cluny, der Häuptling seines Stammes, hatte eine Schar Männer ausgesendet, um von Montrose, den man von Stunde zu Stunde erwartete, Kundschaft zu erhalten. Diese gewahrten die Annäherung von Reitern, in welchen sie die Escorte ihres ersehnten Generals zu erkennen glaubten. Der Irrthum schwand, als man sich näher kam, die Reiter waren Covenanter, von Oberst Herries befehligt und sollten von ihrem Standquartiere Glencairn aus die Hochländer im Zaume halten. Obgleich auf Seiten der Reiter eine furchtbare Ueberlegenheit an Zahl, traf Macpherson von Invereshie die Anstalten zu entschlossener Gegenwehr: dafür seine Hochländer ordnend, bemerkte er in dem Haufen einen Feigen, wie er glaubte, der vor Hieben geschützt zu sein, zum Boden sich beugte. Schon hatte der Führer den Stock erhoben, um dem Entarteten Angesichts des Feindes eine heilsame Lehre zu ertheilen, als der Bedrohte, Macpherson von Dalifour, eines der höchsten Männer im Clan sich erhob. Höchlich überrascht, fragte der Invereshie, wie ihm zumal es einfallen könne, sich vor dem Feinde zu bücken. „Ich machte nur einen Sporn fest an der Ferse meines Holzschuhes," erwiderte Dalifour trocken. „Einen Sporn! und zu welchem Ende, zu solcher Stunde, an solchem Orte?" fragte Invereshie. „Ich gedenke einen guten Gaul zu haben, bevor es Nacht wird," versetzte in unerschütterlicher Kaltblütigkeit der Clansmann. Dalifour hielt Wort, im ersten Anprallen der flachländischen Reiter erbeutete er einen Gaul und solcher Gestalt beritten, konnte er den Fliehenden nachjagen und zwei Gefangene einbringen. Am Tage nach Montrose's Eintreffen bei den Irländern erhielten sie bedeutende Verstärkung durch 800 Männer aus Athole, und der enthusiastische Jubel, womit diese ihren General begrüßten, mußte nothwendig den leichtbeweglichen Irländern Vertrauen einflößen. Noch an demselben Tage setzte Montrose seine kleine Armee in Bewegung, um den Tay zu überschreiten und in dem Lande Strathern einzubrechen. Der Marsch berührte das Schloß Weme, Eigenthum eines Mackenzie, wo der Bote, den Montrose mit freundschaftlichen Eröffnungen abgeschickt hatte, mishandelt wurde gleich wie vor, daher ein Angriff auf den Nachzug des kleinen Heeres versucht wurde. Beides zu ahnden, wurde die Umgebung verheert, in den Häusern und Fruchtgärten Feuer angelegt. Am andern Morgen war die ganze Armee jenseit des Tay vereinigt und sollte Patrick Graham, zum Anführer der Mannschaft aus Athole bestellt, auf Recognoscirung ausgehen. Er kam bald zurück und hinterbrachte, daß er auf dem Hügel Buchanty gegenüber bewaffnete Mannschaft wahrgenommen habe. Ausgesendete Kundschafter hinterbrachten, es seien gegen 500 Mann, befehligt von einem Graham, Lord Kilpont, dem ältesten Sohne des Grafen von Monteith, und von dem Sohne des Grafen von Perth Sir John Drummond, der ebenfalls mit Montrose verwandt. Die beiden Herren waren angewiesen, eine Invasion der Irländer zurückzuweisen, von Montrose wußten sie Nichts. Groß war daher ihre Freude, als sie mit dem Vetter zusammentrafen, von ihm vernahmen, daß er in des Königs Namen handle. Sofort vereinigten sich die beiden Heersäulen, um in der Richtung von Perth vorzurücken. Dort hatten die Covenanter ihre Streitkräfte versammelt, indessen von der andern Seite Argyle im Anzuge begriffen war; offenbar war die Absicht, die Royalisten einzuschließen. Ihr vorzubeugen, trat Montrose den Marsch nach dem Niederlande an. Er war noch drei Meilen von Perth entfernt, als er den Feind in Schlachtordnung auf der Ebene von Tipper-moor erblickte. Es waren 6000 Fußgänger, 700 Reiter, befehligt von Lord Elcho, dem Grafen von Tullibardin und Lord Drummond, dieser zwar, gleich allen seines Namens, im Herzen Royalist. An Zahl um das Doppelte ihren Gegnern überlegen, wurden ihre Leute nicht wenig ermuthigt durch Prediger in großer Anzahl, welche zu muthigem Streiten auffordernd, unbezweifelten Sieg

verhießen. Dazu hatten sie Kanonen und Reiterei, wogegen Montrose ohne Artillerie und nur drei Pferde zählte. Ein Cavalerieangriff, mit welchem die Covenanter das Treffen eröffneten, wurde abgeschlagen, und diesen Erfolg benutzend, stürzte sich Montrose mit seinen Hochländern auf den Feind, dem zugleich die Irländer in einem lebhaften Musketenfeuer zusetzten. Dem grimmigen Anstürmen der Hochländer vermochten die Covenanter nicht zu widerstehen. Sie zerstreuten sich nach allen Richtungen, wurden aber rastlos von den leichtfüßigen Feinden verfolgt und erlitten schwere Einbuße, während Montrose wenig oder keinen Verlust zu beklagen hatte. Ungesäumt öffnete die Stadt Perth den Siegern ihre Thore, ein Schritt, der in allen der Gefahr weniger ausgesetzten Ortschaften höchliche Misbilligung fand, daher der Magistrat genöthigt, seine vorsichtige Eile durch eine Art Manifest zu rechtfertigen. Dann wird gesagt, zwölf Männer aus Fifeshire seien von der ganzen Armee des Lord Elcho die einzigen gewesen, welche nach verlorener Schlacht sich gegen den Magistrat zur Vertheidigung der Stadt erboten, und auch diese mehrentheils hätten ihren Muth aus der Branntweinflasche geschöpft. „Die Städter selbst hätten sich in Keller und Gewölbe verkrochen, wo sie vergebens nach Athem schnappen, und dessen kaum so viel aufbringen konnten, um dem an Mannespflicht sie erinnernden Stadtvoigt zu entgegnen, ihre Lebenszeit sei verstrichen, sie würden ein für allemal nicht fechten, lieber in ihren Löchern ersticken." Wenn aber auch die Einwohner die Absicht gehabt haben sollten, sich zur Wehre zu setzen, so würde es ihnen an den Mitteln dafür gemangelt haben, indem über der eiligen Flucht die meisten von ihnen die Waffen von sich warfen. Endlich hätte sich der Feind, ein Höllenhund jeder Einzelne, die Fäuste roth gefärbt in dem eben vergossenen Blute, mit scheußlichem Geschrei vor den Thoren gezeigt und ihr Verlangen nach fernerer Schlächterei an den Tag gelegt.

In der offenen Stadt konnte Montrose sich freilich nicht behaupten, da Argyle mit den Streitkräften des Nordens, denen ein zahlreiches Reitercorps sich angeschlossen hatte, im Anzuge begriffen war. Er brach demnach von Perth, wo er drei Tage zugebracht hatte, auf, um sich nach Angusshire zu wenden. Hier schlug er in der weiten Ebene bei Cowper auf den Ruinen eines Klosters sein Lager auf, und hier fanden sich zu ihm des Grafen von Airly Sohn Thomas Ogilvy und mehre andere Edelleute, die ihm ihre Dienste anboten, doch weiter Nichts von sich hören ließen. Sehr bald wurde durch ein schreckliches Ereigniß die gesammte Bevölkerung des Lagers in Aufruhr versetzt. In des Lord Kilpont Gefolge befand sich ein hochländischer Junker, Jacob Stewart von Ardvoirlich, den die Vorsehung ganz eigentlich erhalten zu haben scheint, damit er ein großes Verbrechen vollführe. Hochschwanger war seine Mutter, als ein Trupp Geächteter, Nebelsöhne, Margregors oder nach Andern Donalds von Ardnamurchan genannt, das Haus Ardvoirlich heimsuchten und Speise verlangten. Man reichte ihnen Brod und Käse, während die Hausfrau in der Küche sich mit den Anstalten zu besserer Bewirthung ihrer Gäste beschäftigte. Als sie hiermit zu Stande gekommen, die Stube wiederum betrat, erblickte sie auf dem Tische das blutige Haupt ihres Bruders Drummond von Drummondernoch, den Mund vollgestopft mit Speise. Diesen hatten die Mörder im Walde getroffen und erschlagen. Zum Tod erschrocken ob solchen Anblicks rannte die Unglückliche einer Rasenden gleich in den Wald, wo sie ungeachtet der emsigsten Nachforschungen viele Wochen lang nicht zu erreichen war. Endlich fand man sie, in Wahnsinn versunken, den sie sonder Zweifel dem Kinde, von welchem sie mittlerweile entbunden worden, mitgetheilt hat. Unter dessen Einfluß wuchs der Knabe heran, zweifelhaft und gefährlich nach seinem Charakter, und dazu begabt mit ungewöhnlicher Leibesstärke. Eines Freundes oder Feindes Hand erfassend, vermochte er dergestalt zu drücken, daß Blut den Nägeln entquoll. Ihm war sein Lehensherr, Lord Kilpont, dermaßen zugethan, daß er Zeit und Lagerstätte mit ihm theilte. Es scheint Ardvoirlich seines Gönners Vereinigung mit Montrose nicht gebilligt, vielmehr ihm gerathen zu haben, daß er die königliche Armee verlasse, ja den Feldherrn ermorde. Dergleichen Rathschläge wies Kilpont mit Verachtung zurück, worauf Ardvoirlich, beleidigt vielleicht durch des Lords Ausdrücke, oder in der Furcht seinen nichtswürdigen Anschlag offenbart zu sehen, mit einem Dolchstich den Lord tödtlich verwundete. Dann stieß er die Schildwache nieder und glücklich ist er nach Argyle's Lager entkommen, wo Beförderung seiner wartete. Montrose, durch den allgemeinen Aufruhr seiner Leute geweckt, eilte zur Stelle, warf sich auf den blutigen Leichnam, benetzte ihn mit seinen Thränen. In der That war es für ihn und für die königliche Sache ein herber Verlust.

Zu ungleich war indessen der Kampf mit den über die gesammten Streitkräfte des Landes gebietenden Covenantern, als daß Montrose auf geregelte Operationen sich hätte einlassen können. Es blieb ihm nur übrig, durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen den Feind zu überraschen, wo sich dann Gelegenheit ergeben konnte, ein waghliches Unternehmen mit Vortheil zu bestehen, während zugleich der sinkende Muth der Königlichgesinnten einige Aufmunterung erhielt. In solcher Absicht wurde der Marsch nach Aberdeen angetreten, als ein Mittel, die Gordons zu den Waffen zu rufen, und gelegentlich die Truppen, welche Lord Burleigh dort gesammelt hatte, zu zerstreuen. Im Laufe solcher Bewegung wurde Montrose durch den Anzug des sechzigjährigen Grafen von Airly sammt seinen Söhnen Thomas und David und einer großen Anzahl von Freunden und Vasallen erfreut. Solcher Verstärkung bedurfte er um so mehr, da eben damals sein Volk bedeutend geschmolzen war. Denn alle Freunde und Vasallen von Lord Kilpont folgten der Uebertragung der Leiche in das Erbbegräbniß, während eine noch größere Anzahl von Hochländern nach Hause gegangen war, um die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen und die spärliche Haferernte einzusammeln. Es war ein von

der Beschaffenheit hochländischer Armeen unzertrennlicher Uebelstand, daß nach einer Schlacht, gewonnen oder verloren, die Mannschaften truppweise ihre Fahnen verließen, welches zu thun sie als unbestreitbares Recht betrachteten. Ein Sieg verdünnte daher ihre Reihen ebenso sehr, wie es bei andern Heeren eine Niederlage zu thun pflegt. Freilich konnten sie ebenso leicht wieder zusammengebracht werden, aber es ist die Sitte, nach Belieben abzuziehen, der Hauptgrund geworden, daß Montrose's glänzende Siege ohne Resultat blieben. Den Haupteingang zu Aberdeen zu gewinnen, bemächtigte sich Montrose der Brücke über den Deesluß, und er fand vor sich in Schlachtordnung die von Lord Burleigh befehligte Armee. Es waren 2000 Fußgänger und 500 Reiter, diese auf beiden Flügeln, die Geschütze in der Front der vortheilhaften Stellung. Die Reiterei bestand großentheils aus Gordons, welche des Marquis von Huntley Sohn, Lewis Gordon, ein wilder eigensinniger, den Gesinnungen seines Vaters und seiner Familie abtrünniger Jüngling, gezwungen hatte, für den Covenant zu fechten. Montrose, der nur 1500 Fußgänger und 44 Reiter um sich hatte, vertheilte seine Reiter ebenfalls auf den beiden Flügeln; weil ihrer aber so wenige, mengte er unter sie die auserlesensten seiner Büchsen- und Bogenschützen, deren Athem und Behendigkeit verstatteten, mit den Reitern gleichen Schritt zu halten. Die Gordons mögen es in dem Streite nicht gar ernstlich gemeint haben, sie wurden in ihrem Angriff auf dem einen Flügel zurückgeschlagen, sie flohen vor dem gemischten Haufen von Reitern und Büchsenschützen, wie sehr auch Lord Lewis sie zu ermuntern versuchte, daß Montrose es möglich fand, die kleine siegreiche Reiterschar nach dem andern Flügel seiner Armee zu versetzen, wo dann Reiter und Fußgänger durch einander dieselbe Wirkung hervorbrachten und Schrecken und Verwirrung verbreiteten. Nicht des gleichen Erfolgs konnten die Royalisten sich der feindlichen Infanterie und Artillerie gegenüber rühmen. Die bei Tipper-moor erbeuteten Kanonen führten sie mit sich, ohne doch damit viel auszurichten, wogegen die feindliche Artillrrie ihnen nicht unbedeutenden Schaden zufügte. Einem Irländer wurde das Bein zerschmettert, wohlgemuth schrie er: „drauf und dran, der Schuß verheißt mir Beförderung, denn der General wird mich zum Reiter machen," was auch eingetroffen ist. Die Stockung gewahrend, eilt Montrose zur Stelle, nun sein Volk auf des Feindes Centrum werfend, wurde dieses durchbrochen, sodaß die Covenanter genöthigt in der Stadt Zuflucht zu suchen, wo sie dann die Straßen entlang verfolgt wurden. Schwer litten dabei die Einwohner, viele wurden in den Häusern oder den Gassen niedergemacht, und man erzählt von den Irländern, daß sie die Opfer ihrer Wuth genöthigt hätten, vorher die Kleider abzulegen, damit sie nicht durch Blutflecken verunstaltet würden. Nothgedrungen ließ Montrose plündern und morden, indem es ihm an Geld fehlte, seine halbbarbarischen Soldaten zu befriedigen. Es war das zweite Mal, daß die unglückliche Stadt durch ihn zu leiden hatte. Das erste Mal mußte sie seinen Zorn empfinden wegen ihrer Anhänglichkeit an den König. Die Schlacht bei Aberdeen wurde den 12. Sept. 1644 geliefert. Mittlerweile kam Argyle immer näher herbei an der Spitze eines Heeres, das an sich ungleich zahlreicher als diejenigen, mit welchen Montrose bisher zu thun gehabt, und dem eine Nachhut von 1500 Reitern unter des Grafen von Lothian Befehlen folgte. Darum durfte der General seinen Leuten nur kurze Ruhe in der eroberten Stadt vergönnen, dann zog er zehn Meilen weiter bis Kintore. Hier die Gordons an sich ziehen zu können, war seine Hoffnung. Allein in diesem Stamme war noch zu lebhaft die Erinnerung an das, was sie von ihm, dem General des Covenant zu leiden gehabt, sie waren empfindlich wegen der unlängst vor Aberdeen empfangenen Züchtigung und gebunden durch die Befehle des Stammhauptes, des Marquis von Huntley. Dieser, in seinem Versteck, wollte nicht zugeben, daß ein anderer den Ruhm, welchen er vergeblich angestrebt, gewinne, und hatte darum, bei schwerer Strafe, allen seinen Clansmännern jede Berührung mit Montrose untersagt. In seiner Hoffnung getäuscht, erkannte der edle Ritter die Nothwendigkeit, den Krieg in einen Landestheil zu versetzen, wo die feindliche Ueberlegenheit an Reiterei neutralisirt sei. Für diesen Zweck mögliche Erleichterung zu finden, ließ er seine Kanonen in einer Schlucht vergraben, marschirte sodann den Speyfluß hinan und lagerte sich unweit der alten Feste Rothemurkus. Dort traf er auf dem entgegengesetzten Ufer alle streitbare Mannschaft der Landschaften Caithneß, Sutherland, Roß und Murray, gerüstet ihm den Uebergang des reißendsten Flusses im Königreiche zu verwehren, in Erwartung des Augenblicks, daß der auf der Ferse ihm folgende Argyle im Rücken ihn fassen werde. Solchem Hinderniß gegenüber wendete Montrose sich nach der gebirgigen Landschaft Badenoch, wohin kaum ein Gaul ihm hätte folgen mögen. Dort verfiel er schwerer Krankheit; bereits triumphirten seine Feinde, aller Orten sein Ableben als ein Gottesurtheil verkündigend. Gleichwol erholte er sich sehr bald und dermaßen, daß er nach Athole zurückkehren konnte, während auf sein Geheiß Macdonald die Bergschluchten durchstreifte, um die Bewohner zu den Waffen zu rufen, allenfalls zu zwingen, denn nicht durchgängig wurde ihm die bei dem Clan Chattan gefundene freundliche Aufnahme. In Athole war Montrose's Bleiben nicht, er durchstreifte Angusshire, überschritt die Bergkette der Grampians und befand sich abermals in Strathbogie, bis er, immer noch der Hoffnung lebend, die Gordons an sich zu ziehen, nach Aberdeenshire sich wagte. Er bemächtigte sich der Burg Fyvie, sah sich aber plötzlich durch die Streitkräfte von Argyle und Lothian bedroht und beinahe umringt, während ein großer Theil seiner Mannschaft mit Streifzügen beschäftigt war. Nur 50 Reiter und höchstens 1500 Fußgänger waren ihm geblieben, um sie den Gegnern, 2500 Mann Infanterie und 1200 Reiter, entgegenzustellen. Die Burg an sich war wenig haltbar, aber von Abzugsgräben umgeben, die einigermaßen geeignet, der Stellung Festigkeit zu gewähren. Noch war der General beschäftigt, die Lagerplätze auszutheilen, als die wenigen

Gordons, die er doch endlich an sich gezogen, Angesichts des kleinen Heeres ihn verließen in demselben Augenblick, als die Feinde anfingen in den Gräben sich auszubreiten und beinahe die Höhe erstiegen hatten. In dieser verzweifelten Lage wendet Montrose sich an den Oberst O'Kean, den tapfern jugendlichen Irländer, mit denselben Worten, wie Prinz Moriz von Anhalt-Dessau vor Crefeld sich an seine Grenadiere gewendet hat: „Jagt mir die Perückenmacherjungen fort," sprach der Ascanier; einen Officier fragt Montrose: „Was treibt Ihr denn O'Kean, könnt Ihr nicht jene zudringlichen Schurken aus Gräben und Schanzen jagen?" O'Kean gehorcht in dem Geiste, in welchem der Befehl gegeben, er trieb die Feinde vor sich her und erbeutete einige Fäßchen Pulver, woran es gar sehr dem tapfern Häuflein gebrach. Die Beute überschauend, zürnte ein Soldat: „Die Kerls haben uns keine Kugeln gelassen. Die Hundsf.. haben wol vergessen, daß es ihre Schuldigkeit ist, für uns zu sorgen, und wollen uns zwingen, daß wir sie holen." Worte, die genugsam andeuten, welches Selbstvertrauen Montrose in seinen Leuten zu erwecken verstand. Von der andern Seite hatte der Graf von Lothian fünf Geschwader Cavalerie gegen Montrose's wenige Reiter gerichtet; diese hatten aber wieder die erprobten Büchsenschützen bei sich und auf halbem Wege wurden die Covenanter mit einer Salve empfangen, die ihnen alle Lust zum Vorgehen nahm. Argyle gebot allgemeinen Rückzug, kam aber zwei Tage darauf wieder, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß sein Gegner genöthigt gewesen, das wenige Zinn, welches seine Truppen nachführten, zu Kugeln umgießen zu lassen. Die beiden Heere waren nur durch einen Raum von drei Meilen getrennt, und es setzte mehre Scharmützel, bis Montrose die Gelegenheit ersah, unter dem Schatten der Nacht den Rückzug gen Strathbogie zu bewerkstelligen. Argyle folgte ihm langsamen Schrittes, ließ aber, statt zu schlagen, Vergleichsvorschläge hören, die doch eigentlich nur bestimmt waren, in die Reihen der Royalisten Verrath zu tragen. Sehr bald ergaben sich die Folgen seiner Umtriebe. Auf dem Marsche wurde Montrose von vielen Edelleuten aus dem Flachlande verlassen, welchen doch bedenklich war, daß seiner Siege einziges Resultat beschwerliche Märsche durch Wildnisse, wo es beinahe unmöglich war, für Mann und Roß das Nöthige aufzutreiben, und daß der herannahende Winter sie mit noch schwereren Leiden bedrohe. Sie zogen ihres Wegs, mit dem Versprechen zwar, im Sommer wiederzukommen, und von allen seinen Anhängern aus dem Flachlande blieben ihm lediglich der Graf von Airly und seine Söhne. Sie hatten theuer ihre Treue bezahlt, denn geplündert waren ihre Güter, und ihren Hauptsitz, „das liebliche Haus der von Airly am Flusse Isla," dessen Brand schottische Lieder noch heute beklagen, ließ Argyle einäschern. Glücklicher Weise machten dieselben Zustände, welchen die Ausdauer von Montrose's Anhängern aus dem Flachlande erlag, es dem Marquis von Argyle unmöglich das Feld zu behaupten, und er bezog die Winterquartiere in dem festen Vertrauen, daß sein Feind während der strengen Jahreszeit auf das enge Athole beschränkt sein würde, wo man ihn vorläufig dulden möge, bis der Frühling die Mittel bringe, ihn durch Ueberlegenheit zu erdrücken. Darauf bauend, überließ er sich in seinem Schloß zu Inverary träger Ruhe, denn nie war ihm eingefallen, daß selbst im Sommer ein Feind in das Innere seines Gebiets einbrechen könne. Pflegte er doch zu sagen, um hunderttausend Kronen wolle er nicht, daß Jemand die Pässe kenne, die von Osten her in die Landschaft Argyle führen. Einstweilen beschäftigte er sich mit Rüstungen für den künftigen Feldzug, als er in der Mitte Decembers (13. Dec. 1644) durch den Angstruf der von ihren Höhen verscheuchten Hirten und durch die Meldung, der Feind sei nur zwei Meilen vom Schloß entfernt, aufgeschreckt wurde. Montrose an der Spitze der schnellsten Jugend von Athole und der 500 Macdonalds, die ihm Clanronald, der Erbfeind des Marquis von Argyle und aller Campbells zugeführt, war den Tay hinan am Lochtray vorbeimarschirt, war in dem wildesten Gebirge durch unübersehbare Schneefelder, Abgründe und Engpässe eingedrungen, und in solcher Weise zu dem Herzen von Argyleshire gelangt, bevor man dort an Widerstand denken konnte. Argyle warf sich in ein Fischerboot und schaute vom Loch Fine aus den Greuel der Verwüstung, angerichtet durch einen rachedürstenden Feind. Damit ihm Nichts entgehe, hatte dieser zu drei Colonnen sich gebildet, deren eine Montrose und Patrick Graham, die andere Clanronald, die dritte Macdonald führte. Nichts entging dem Verderben, die streitbaren Männer wurden niedergemacht, die Hütten in Brand gesteckt, des Landes einzige Reichthümer, das Vieh, fortgetrieben. Ein voller Monat verging über der unerhörten Verwüstung, auf welche doch der Umstand, daß Montrose in einem Angriff auf die von den Campbells vertheidigte Insel des Lochtray beinahe das Leben verloren hätte, gewirkt haben wird. Als er meinte den Einfluß vernichtet zu haben, welchen Argyle seiner politischen Stellung, den zahlreichen Clans, der Festigkeit seines Gebietes verdankt hatte, kehrte er auf dem schon einmal betretenen Wege zurück, in der Hoffnung, die allgemeine Erhebung der Clans zu bewirken; in dem Marsch begriffen, vernahm er, daß der mächtige Graf von Seaforth, auf dessen Mitwirkung er stets gezählt hatte, ihn aufzufangen gedenke, zu welchem Zweck derselbe eine Streitmacht von 5000 Mann, darin die Besatzung von Inverneß, die Jugend der Landschaften Murray, Roß, Sutherland, Caithneß und der Clan der Fraser begriffen, zusammengebracht habe. Sofort war Montrose entschlossen, den neuen Gegner aufzusuchen, obgleich ihm nur 1500 Mann geblieben, nachdem Clanronald's Volk, der Gewohnheit der Hochlande gemäß, nach Hause gegangen war, als er vernahm, daß Argyle an der Spitze von 3000 Mann aus dem Flachlande in das westliche Hochland zurückgekehrt sei, daß dessen zahlreicher um das Oberhaupt gescharter Clan in Rachbegierde erglühe, und daß der Vortrab bereits das alte Schloß

Inverlochy in Lochaber erreicht habe. Augenblicklich veranlaßte diese Meldung in des Feldherrn Absichten eine Umwandlung. Auf unwegsamen schneebedeckten Gebirgspfaden gelangte er abermals zu den Grenzen von Argyleshire und höchst unerwartet trat er den Campbells entgegen. Beide Parteien blieben die Nacht hindurch unter dem Gewehr, mit Tagesanbruch begab Argyle sich auf sein Boot, das alsbald vom Ufer abstieß. Der Marquis zog es vor, ein Zuschauer der Anstrengungen seiner Kinder zu werden, statt ihre Gefahren zu theilen. Die Schlacht von Inverlochy, den 2. Febr. 1645, begann. Unter den Augen des unwürdigen Oberhauptes retteten die Clansmänner mit hohem Muth die Ehre des Namens Argyle und viele der Ausgezeichnetesten ließen das Leben auf dem Schlachtfelde, indessen andere das ihre einzig der Barmherzigkeit des großmüthigen Siegers verdanken sollten. Denn vollständig war Montrose's Sieg, der ihn, wie es heißt, nur drei Todte, doch Verwundete in großer Anzahl kostete. Am empfindlichsten traf ihn der Fall des heldenmüthigen Thomas Ogilvy, Sohn des Grafen von Airly. Unmittelbar nach der Schlacht ergab sich das Schloß Inverlochy, wo die Trümmer des geschlagenen Heeres Zuflucht gesucht hatten. Sie ebenfalls fanden Gnade und die freundlichste Behandlung. Durch diese Erfolge war vollständig nicht nur die Macht der Campbells, sondern auch ihr Einfluß auf das übrige Hochland gebrochen, durch welchen sie ihren Nachbarn so furchtbar geworden. Die unterdrückten Stämme konnten aufathmen, ihre Sympathien für des Königs Sache offenbaren. Unter andern fand sich jetzt, gleich nachdem die Stadt Elgin den Siegern ihre Thore geöffnet hatte, Lord Gordon bei ihnen ein mit einer Reiterschar, die nicht eben zahlreich, doch die Blüthe des Stammes enthielt. Auf der andern Seite fühlte sich der ständische Convent zum Höchsten beunruhigt. So lange Montrose auf die Hochlande beschränkt, in stetem Weichen vor einem überlegenen Feinde begriffen und jeden Augenblick in Gefahr schien erdrückt zu werden, konnte sein Streben keine besondere Aufmerksamkeit erwecken. Jetzt bedrohte er das flache Land, und die herrschende Partei fühlte sich nicht stark genug, seinem unternehmenden verwegenen Geiste die Spitze zu bieten; sie verlangte Hilfe von der seither in England beschäftigten Armee, und diese brachte ihr General Baillie, ein Officier von Geschick und Charakter, dem Sir John Urry folgte, ebenfalls ein tüchtiger Soldat, daneben aber ein Glücksritter, der mehr denn einmal im Laufe des Bürgerkrieges seine Rolle gewechselt hatte. Montrose, der jetzt unter seinen Befehlen 2000 Fußgänger und 200 Reiter vereinigte, war, nachdem er die Dee und die Grampianberge überschritten, in die Landschaft Mearns eingebrochen und in der Nähe von Fettercairn gelagert. Dort mit ihm leichtes Spiel zu haben, wähnt Urry, der von Brechin aus mit seinem Reitercorps eine Recognoscirung vorgenommen hatte und darüber in den wesentlichen Irrthum verfiel, daß Montrose nur weniges Fußvolk und keine Reiterei um sich habe. Der hierauf versuchte Angriff mislang indessen gänzlich, in Eile floh Urry der Esk zu, hielt sich auch, nachdem er den Fluß hinter sich hatte, nicht in Sicherheit, bis daß Dundee erreicht. Hier vereinigte er sich mit Baillie, und Angesichts der beiden Generale durfte Montrose kaum hoffen, daß er seine Absicht, den Forth zu überschreiten, erreichen werde. Von der feindlichen Armee durch das Flüßchen Isla geschieden, entsendete er einen Trompeter an Baillie, den freien Uebergang des Flusses zu begehren, den er zwar auch den Covenantern bewilligen werde auf des Generals Ehrenwort, daß er zur andern Seite des Flusses gelangt. Baillie entgegnete, er pflege seine Angelegenheiten selbst zu ordnen, und sei keineswegs gesonnen, auf fremde Eingebung eine Schlacht zu liefern. Fest gebannt durch die feindlichen Streitkräfte, wendete Montrose sich westwärts, in der Absicht bei Dunkeld den Uebergang des Tay zu versuchen. Diesen Moment ersah Ludwig Gordon, der seither zu Montrose sich gehalten hatte, als den geeignetsten, dessen Hoffnungen mit einem Zug zu vernichten. Briefe, echte oder falsche von seinem Vater, dem Marquis von Huntley, vorzeigend, bestimmte er die Gordons insgesammt, das Heer zu verlassen. Nur 150 Reiter blieben dem General, sodaß demnach eiliger Rückzug nach dem Gebirge ihn allein vor den Streichen des unendlich überlegenen Feindes bewahren konnte. Jedoch beschloß er in dem Verlangen, seinen Rückzug durch irgend eine ausgezeichnete Waffenthat zu verherrlichen, wegen ihrer beharrlichen Anhänglichkeit an den Covenant die Stadt Dundee zu züchtigen. An der Spitze von seinen 150 Reitern und 600 leichtbewaffneten Büchsenschützen verließ er Dunkeld gegen Mitternacht, und am 4. April 10 Uhr Morgens stand er vor Dundee. Auf drei Punkten zugleich wurde gestürmt, die Stadt gewonnen; Hochländer und Iren zerstreuten sich, um Beute und Branntwein zu suchen. Indem aber vereinzelter Widerstand noch immer fortgesetzt wurde, drohte Montrose die Stadt den Flammen zu überliefern und in demselben Augenblick kam ihm Botschaft, daß Baillie und Urry mit 4000 Mann kaum eine Stunde Wegs entfernt seien. Dieser Moment nahm des Generals ganze Thätigkeit in Anspruch und es ist ihm gelungen, seine Leute von der Plünderung abzurufen und den Rückzug nach dem Gebirge Angesichts des Feindes zu bewerkstelligen, ein Kunststück, dem kaum einer seiner Siege zu vergleichen. In diesem unendlich schwierigen Manoeuvre wurde der Feldherr nicht wenig durch die Beharrlichkeit und Entschlossenheit seiner Mannschaften unterstützt, von denen es heißt, daß sie an 60 Meilen zurücklegten in drei Tagen und zwei Nächten, manoeuvrirend und fechtend, ohne irgend Speise oder Erquickung zu beachten. Wie endlich Carrestoun erreicht, meldeten die Späher die Annäherung feindlicher Reiterei, welcher das Fußvolk in einem Gewaltmarsch folge. Obgleich es mehr als drei Meilen bis zum Gebirge war, zeigte sich Montrose doch wenig bekümmert um solche Nachricht, aber die Soldaten, nachdem sie so viele Stunden schlaflos und in Arbeit zugebracht, waren im Allgemeinen in den tiefsten Schlaf versunken, aus welchem sie zu erwecken nicht wenig

Anstrengung erforderlich war. Es ergaben sich auch einige Plänkeleien mit dem Feinde, der jedoch bald in seinem Drängen nachließ. Ohne weitere Belästigung konnte Montrose die Höhe bei Glenesk ersteigen.

Nur wenig Ruhe gönnte er den Scharen, die so Wunderbares geleistet, dann entsendete er den ihm unverbrüchlich treuergebenen Lord Gordon, auf daß er in seinem Clan wieder gut mache, was durch Ludwig Gordon verdorben. Dem waren, wie gesagt, alle diejenigen gefolgt, welchen die von Montrose zugleich beschwerlichen Märsche und blutigen Gefechte nicht eben zusagten. Daher der noch in Aberdeenshire unvergessene Reimspruch:

If you with Lord Lewis go,
You'll get prey and reif enough;
If you with Montrose go,
You'll get grief and wae enough [3]).

In der lebhaftesten Thätigkeit vollzog Lord Gordon den ihm gewordenen Auftrag. Die strengste Behandlung erfuhren alle, welche seinen Bruder zu dem Abfall gereizt, oder ihn dabei unterstützt hatten. Hiernach brachte er in dem Clan eine Streitmacht zusammen, deren sich zu entledigen Baillie sofort bedacht sein mußte. Er detachirte seinen Collegen Urry mit einer Macht, die bedeutend genug, um die Gordons zu erdrücken, indessen er selbst, bis dieses erfolgt sein würde, die Aufmerksamkeit von Montrose zu beschäftigen dachte. Dieser errieth jedoch sofort des Gegners Absicht, ließ sich auf Gefechte nicht ein, sondern fuhr, gleich dem Wirbelwind, über das Gebirge, um dem Lord Gordon beizustehen und sich mit Urry zu schlagen. Gordon hatte 200 Reiter und 1000 Fußgänger zusammengebracht, die zog Montrose an sich und ging mit ihnen vereinigt über die Spey in solcher Eile, daß Urry ihn noch jenseits der Grampianberge wähnte, während sie nur durch eine Strecke von sechs Meilen getrennt. In Eile begab sich Urry auf den Rückzug gen Inverneß, wo zahlreiche Freunde seiner harrten, die Grafen von Seaforth und Sutherland, der ganze Clan der Fraser, Milizen aus den Grafschaften Murray und Caithneß, denen er einige Veteranen der Besatzung von Inverneß hinzufügte. Jetzt 3500 Fußgänger und 400 Reiter unter seinen Befehlen vereinigend, hatte er Eile, seinen Gegner aufzusuchen. Dieser hätte wol gern mit seinen 1500 Fußgängern und 250 Reitern dem Zusammentreffen entgehen mögen, aber Urry drängte ihn dergestalt, daß ein Gefecht kaum zu vermeiden, während zugleich Nachricht einlief, daß Baillie in raschem Schritt sich der Spey nähere. Um nicht zwischen zwei Feuer zu gerathen, bezog Montrose die Stellung bei dem Dorfe Auldearn, Nairnshire. Die numerische Ungleichheit zu verbergen, ersann er eine eigenthümliche Disposition. Das im Rücken von Höhen begrenzte einem Hügel angelehnte Dorf ward auf jeder Seite, besonders in der Front mit Zäunen umgeben. Den rechten Flügel hatte Alaster Macdonald mit 400 Iren und Hochländern zu wahren, nur defensiv zu verfahren und um keinen Preis sich über den Zaun hinaus zu wagen. Dem Dorfe links stellte Montrose seine Hauptmacht auf, die Infanterie unter seinem, die Reiter unter des Lord Gordon Befehl. Ein Centrum war demnach nicht vorhanden, aber die wenigen entschlossenen Männer in des Dorfes Front, die in derselben Richtung aufgestellten Kanonen gaben den Anschein, als seien die Häuser durch Infanterie geschützt. Durch diese Anordnung getäuscht, führte Urry seine gesammte Streitmacht gegen des Colkitto Flügel, 4. Mai 1645. Den Angriff schlugen die Iren mit ihrem Büchsenfeuer, die Hochländer mittels eines Pfeilregens zurück. Als aber die Feinde, nochmals ansetzend, des Colkitto Feigheit, die sich hinter einer Verzäunung berge, verhöhnten, brach dieser, gegen des Generals ausdrücklichen Befehl, aus seiner Schutzwehr hervor, zu zeigen, daß er den ungleichen Kampf nicht scheue. Des Feindes Ueberlegenheit an Zahl, besonders die Reiterei, die sofort sich ihm entgegenwarf, brachte bald Unordnung unter seine Leute, und nur mit Mühe konnte Colkitto, der seinen Fehler durch das Uebermaß persönlicher Tapferkeit auszugleichen strebte, sie nach verzweifelten Anstrengungen in die weniger gefährdete Stellung zurückbringen. Ein vertrauter Officier wurde abgesendet, um an Montrose von dieser Lage der Dinge zu berichten. Diesen fand er im Begriff, sich bei dem Gefecht zu betheiligen und er flüsterte ihm ins Ohr, daß Colkitto geschlagen sei. In seltener Geistesgegenwart wendete der General sich an Lord Gordon: „Was sollen wir hier, Mylord? Unser Freund Macdonald hat den feindlichen rechten Flügel geschlagen und treibt ihn vor sich her. Wollen wir hier bleiben, ihm zuschauen und alle Ehre des Tags ihm überlassen?" Sofort erfolgt der Angriff von Seiten der Gordons, dem Urry's Reiterei nicht zu widerstehen vermag, sie wird gebrochen und jagt davon. Das Fußvolk hingegen stand fest, denn es waren meist versuchte Soldaten, doch erlag es dem Angriff mit blanker Waffe. Jetzt konnte Montrose seinem hart bedrängten linken Flügel Hilfe zuschicken. Colkitto hatte seine Leute hinter die Verzäunung zurückgeführt und vertheidigte den Eingang, das Schwert in der Hand, eine Tartsche am linken Arme. Einige Pikeniere kamen ihm so nahe, daß ihre Speere mehrmals in seinem großen Schilde stecken blieben und er genöthigt war, die Spitzen, drei oder vier auf einen Hieb, mit dem Pallasch von dem Schaft herunterzuhauen. Bei der Annäherung des Entsatzes und auf die Meldung von der Niederlage des andern Flügels sank jedoch den Feinden der Muth, die Reiterei floh, das Fußvolk wurde bis auf den letzten Mann beinahe trotz verzweifelter Gegenwehr niedergemacht. Urry soll an Todten über 3000 Mann zurückgelassen haben, wogegen versichert wird, daß Montrose einen, Macdonald 14 Todte, neben einer guten Anzahl Verwundeter gehabt habe (?). Urry entkam nach Inverneß, von wo er jedoch bald sich wieder hervorwagte, um die Vereinigung mit

3) Wenn ihr mit Lord Lewis zieht,
Habt ihr Beut' und Raub genug;
Wenn ihr mit Montrose zieht,
Habt ihr Leid und Weh genug.

Baillie zu suchen, während Montrose durch die Annäherung des Grafen von Lindsay mit einer frischen Armee zu einer Reihe von Hin- und Hermärschen genöthigt wurde. Er schickte sich an mit Lindsay zu schlagen, als das abermalige Ausreißen der Gordons, denen die Mehrzahl seiner Rekruten aus dem Norden folgte, ihm einstweilen jede Wagniß untersagte. Wie immer suchte er Zuflucht im Gebirge, bis die Verwüstungen, durch Lindsay in Athole angerichtet, und die Besorgniß um das von Baillie belagerte, dem Marquis von Huntley zuständige Schloß Bog ihn bestimmten, wiederum die Offensive zu ergreifen. Nach einigen Märschen und Gegenmärschen traf er mit Baillie in der Nähe des Dorfes Alford, Aberdeenshire, 2. Juli 1645, zusammen. Montrose hatte eine feste Stellung auf einem Hügel eingenommen und man glaubt, der vorsichtige Baillie würde das Treffen vermieden haben, wenn er nicht (in der Meinung, Montrose, der über den Deefluß gegangen war, befinde sich in völligem Rückzuge) erst dann des Gegners Absicht zu schlagen bemerkt hätte, da es zu spät war, das Gefecht zu vermeiden. An Infanterie waren die Heere einander gleich, auf jeder Seite etwa 2000 Mann, Baillie aber hatte doppelt so viel Reiter als sein Gegner, 600 gegen 250. Diese Minderzahl bestand jedoch aus Edelleuten, denen mehr zuzutrauen als Miethlingen. Die Gordons versprengten der Covenanter Reiterei im ersten Anprallen, und die Büchsenschützen, die das Schießgewehr von sich warfen und mit der blanken Waffe sich in den Streit warfen, wurden den Reitern ein Hinderniß, sich wieder zu ordnen. Als nun aber Lord Gordon zum zweiten Mal in das dichteste Gedränge sich stürzte, fiel er vom Pferde, tödtlich getroffen von einer Kugel, die ein Fliehender ihm zuschickte. Dieser Unfall, für Montrose im hohen Grade betrübend, lähmte die Thätigkeit der eben noch siegestrunkenen Reiter, die theils Freunde, theils Verwandte, theils Lehenleute des Sterbenden waren, und die untröstlich um seinen Verlust nur noch zu jammern wußten. Allein Montrose's geübtes Fußvolk, das nach Gustav Adolf's Taktik nur drei Mann hoch aufgestellt, durchbrach die tiefen Colonnen von 8 oder 10 Mann der Gegner und vernichtete vollends, wie hartnäckig auch der Widerstand, die Trümmer von Baillie's Armee. Montrose soll an diesem blutigen Tage nur einen einzigen Soldaten, dann zwei Edelleute, den Mowal von Balwholly und Ogilvy von Milton, die beide zu Alford in der Pfarrkirche beerdigt, eingebüßt haben. Seine Troßbuben sogar, meist Knaben von höchstens 14 Jahren, leisteten Außerordentliches. Das ihnen anbefohlene Gepäck im Stich lassend, auf ihren Mären beritten, warfen sie sich in das dichteste Gewühl der Schlacht und nicht wenig haben sie den Sieg gefördert, einen Sieg, der in den Gesinnungen der Flachländer sogar eine wesentliche Umstimmung hervorbrachte. Viele, die bis dahin zweifelhaft gewesen um die zu ergreifende Partei, machten wenigstens Miene, fortan dem Könige dienen zu wollen, während sich im Gebirge eine fast allgemeine freudige Bewegung kundgab. Maclean, der getreue Royalist, führte dem sieghaften Feldherrn 700 Streiter zu, Clanronald mehr denn 500, die Macgregors und die Macnabs fanden sich haufenweise ein, Glengarry kam mit ungefähr 500 Mann angezogen. Vorher schon hatte Montrose die Männer von Athole unter Patrick Graham und die Macdonalds unter ihrem Chieftain an sich gezogen. Zuletzt kamen noch die Farguharsons aus der Landschaft Mar und einiges Volk aus Badenoch, sodaß eine nicht unbedeutende Macht vereinigt. Diese führte Montrose bei Dunkeld über den Tay, vornehmlich in der Absicht, das Parlament, das vor der Pest nach Perth geflüchtet war, aus einander zu treiben. Namenloser Schrecken ergriff die Herren, als er sich kaum hatte an dem Flüßchen Almond sehen lassen; nachdem er aber in dem Gehölz von Methven sein Lager aufgeschlagen, wurde die Verwirrung unheilbar. Wetteifernd entliefen die Mitglieder des Ober- und des Unterhauses, obgleich alle Anstalten getroffen, auf dem rechten Ufer des Flusses Earn eine Streitmacht von 10,000 Mann zu versammeln, und doch nur zum Recognosciren Baillie seine zahlreiche Reiterei vorgehen ließ. Ihr seine 100 Reiter entgegenzusetzen, durfte Montrose nicht wagen, doch war er tollkühn genug, den Earn zu überschreiten, vollends in die Ebene bis nach Duplin hin sich zu vertiefen. Nochmals in das Lager bei Methven eingekehrt, sah er sofort eine unermeßliche numerische Ueberlegenheit vor sich, welcher zu entgehen schleuniger Rückzug nach dem Gebirge eine dringende Nothwendigkeit. Er wurde ohne Verlust eines Mannes vollbracht, jeder Versuch der Feinde, in die Nachhut einzubrechen, zurückgewiesen, wie namentlich ein letzter Cavalerieangriff. Die auserlesenste Mannschaft, 300 Reiter, kam unter heftigem Gebrüll und die ärgsten Schimpfreden ausstoßend, herangesprengt. Sie zu empfangen, hielt Montrose 20 seiner gewandtesten Leute, leidenschaftliche Jäger und meisterhafte Schützen in Bereitschaft. Diese schlichen sich, ohne ihre Gewehre blicken zu lassen, durch das Gebüsch, und beschossen unter dessen Schutz die Reiter mit solchem Erfolg, daß die vordersten stürzten, die Hintermänner nur noch an schleunigen Rückzug dachten. Das war aber den Schützen nicht genug, sie brachen aus dem Versteck hervor, setzten den Flüchtlingen nach und trieben sie vor sich her, wie in einem Treibjagen das Wild gehetzt wird. Dafür sich zu rächen, ermordeten die Covenanter einige irländische Weiber, die sich in dem Lager von Methven verspätet hatten, Montrose aber bezog eine anderweitige Stellung bei Stile-Dunkeld, die den Reitern unzugänglich und ihm Zeit verschaffte, das Eintreffen von Verstärkungen abzuwarten. Diese kamen denn endlich, die Gordons, in Allem 200 Reisige und 120 Büchsenschützen, die auf Packpferden beritten, eine Art Dragoner vorstellten, aber kein Fußvolk. Auch der Graf von Airly und sein Sohn David fanden sich hier ein, begleitet von 80 Reisigen, meist Edelleuten ihres Stammes, unter denen sich besonders auszeichnete Alexander Ogilvy, des John Ogilvy von Innerquharity Sohn, ein Jüngling von seltener Schönheit und romanhafter Tapferkeit. Nach solchem Zuwachs seiner Streitkräfte hatte Mont-

rose Eile, den Feind aufzusuchen, der aber in wilder Unordnung hinter den Earn und weiter in die Landschaft Fife sich zurückzog, Kinroshire arger Verwüstung hingebend. Des Marquis von Argyle Castle of Gloom oder Castle Campbell, in seinen Ruinen noch so majestätisch, erlitt vollkommene Zerstörung. Der erbliche Haß, den Montrose und die Clans, seiner Armee Kern, gegen die Campbells nährten, das Rachegefühl der Ogilvy für die Zerstörung des lieblichen Hauses Airly, und der Grimm der Cavaliere in Stirlingshire wegen der Verwüstung des Schlosses Menstrie, verdammten jenen Prachtbau zu dem Greuel der Verwüstung. Nach ähnlichen, keineswegs zu rechtfertigenden, aber herausgeforderten Repressalien marschirte Montrose westwärts, die Nordseite des Forth entlang, neckte im Vorbeigehen die Stadt Perth, wo die Armee der Covenanter unbeweglich in ihren Verschanzungen stand, und bedrohte sogar das Castell von Stirling, welches genugsam bewehrt seinem Angriff Trotz bot. Unaufgehalten ging er vier Meilen oberhalb Stirling über den Forth, und zwar durch die tiefe und bedenkliche Furth, welche das Gewässer vor seiner Vereinigung mit dem Teithfluß bildet. In der Frühe des andern Tages befand er sich sechs Meilen von Stirling, als gemeldet wurde, der Feind habe den Forth noch nicht überschritten, was ihn bestimmte, seinem Volke einige Rast zu vergönnen, dann ohne Uebereilung der Ebene von Kilsyth zuzuziehen. Diese hatte er kaum erreicht, als gemeldet wurde, Baillie sei auf kürzerem Wege mittels der Brücke von Stirling über den Fluß gekommen und lagere nur drei Meilen von Kilsyth. Zugleich vernahm man, daß der Graf von Lanark, des Herzogs von Hamilton Bruder, mit 300 Reitern und 1000 Fußgängern, alles Vasallen seines Hauses, sich nähere, höchstens zwölf Meilen entfernt sei und daß der Grafen von Cassilis, Eglinton, Glencairn Verbungen im Westen starken Zulauf fänden. Unverzeihliche Thorheit wäre es gewesen, die Vereinigung aller dieser Streitkräfte abzuwarten; augenblicklich entschloß sich Montrose, den Feind, der ihm der nächste sei, anzugreifen, wie unendlich ihm auch Baillie überlegen war. Dieser würde wol einstweilen gesucht haben, dem Zusammentreffen auszuweichen, wenn die Sache von ihm allein abgehangen hätte, denn der erfahrene, wiewol unglückliche General kannte zur Genüge Montrose's Talent und die Schlagfertigkeit seiner Scharen, bedachte daneben, wie ein so lose zusammenhängendes Heer durch vorsichtige Operationen leicht zu erschöpfen, zu ermüden sein würde, zumal zu erwarten sei, wie die Cavaliere des Hoch- und Flachlandes im Laufe eines langwierigen, keine Entscheidung bringenden Krieges zeitig von ihrem Führer abfallen würden. Allein Baillie war nicht mehr der alleinige Befehlshaber der Armee des Covenant. Ihm war eine ständische Commission, aus Argyle, Lanark und Crawford-Lindsay bestehend, beigegeben; diese sollte seine Bewegungen beaufsichtigen und bestand darauf, Lindsay vornehmlich, daß der gediente General der Covenanter letzte regelmäßige Armee, abgesehen von der in England beschäftigten, den Gefahren einer Entscheidungsschlacht entgegenführe. So wurde denn mit Tagesanbruch, 15. Aug. 1645, der Marsch gegen die Königlichen, 4400 Fußgänger und 500 Reiter, angetreten. Baillie hatte an Infanterie 6000, an Cavalerie 1000 Mann. Sofort ließ Montrose die nächsten Höhen besetzen, dann mußten die Mannschaften, Reiter und Fußgänger, vermuthlich der Hitze wegen, sich bis auf das Hemd entkleiden. Mittlerweile war die Vorhut der Covenanter auf dem Schlachtfelde eingetroffen, vermeinend, der Gegner Vorposten, die zwischen Hütten und Verzäunung eine feste Stellung innehatten, zu vertreiben. Der Angriff wurde mit Verlust zurückgewiesen. Ohne Befehl stürzte sich ein Trupp von 1000 Hochländern auf die Fliehenden, denen zum Beistand jedoch frische Truppen anrückten. Zwei feindliche Cavalerieregimenter versuchten es, den wüthenden Bergstrom zu hemmen, wurden jedoch geworfen und wichen in Unordnung zurück. Montrose, den entscheidenden Augenblick wahrnehmend, gab das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff, während des Feindes Mitteltreffen und Nachhut nur langsam dem Vordertreffen zum Beistand anrückten. Noch waren die zu weit vorgegangenen Hochländer im Gefecht mit dem einen Flügel der feindlichen Armee, 2000 Mann Infanterie und drei Schwadronen Cavalerie, als Montrose den Grafen von Airly mit seinen Reisigen vorgehen hieß; diese führte Johann Ogilvy von Baldavie, der mit hoher Auszeichnung den Schweden gedient hatte. Dem ersten Angriffe setzte die feindliche Reiterei eine feste Haltung entgegen, den zweiten Stoß vermochte sie nicht auszuhalten. Sie wich und warf sich, scharf verfolgt, auf ihr Fußvolk, welches darüber in Unordnung gerieth. Allgemein wurde das Gefecht nur für Augenblicke. Der Hochländer Gebrüll, ihr wildes Aeußere, die Hast, womit die halbnackten Bursche, das Breitschwert in der Hand, anstürmten, verbreitete panischen Schrecken unter ihren Gegnern, die sich ohne alle Anstrengung, ihre Reihen herzustellen oder ihren Platz zu behaupten, in die Flucht warfen. Die Reiterei machte den Anfang, die hiermit bloßgegebene Infanterie schleuderte die Waffen weg; jeder dachte nur noch an seine persönliche Rettung; diese Infanterie wurde 14 Meilen weit verfolgt, ein schreckliches Gemetzel unter ihr angerichtet, kaum 100 Mann sind entkommen. Der Cavalerie erging es nicht viel besser, die Mehrzahl wurde erschlagen oder gefangen genommen, der Rest zerstreute sich. Vier oder fünf Tausend fielen auf der Wahlstatt oder in der Flucht. Montrose soll nur sechs Mann verloren haben, darunter drei des Namens Ogilvy. Gefangen wurden Sir William Murray von Blebo, James Arnot, des Lord Burleigh Bruder, die Obersten Dice und Wallace und mehre andere Edelleute von Bedeutung, welche alle Montrose entließ, nachdem sie ihr Wort gegeben, ferner nicht gegen den König zu dienen. Mit der Schlacht von Kilsyth war eine gänzliche Veränderung der Dinge eingetreten. Alle dem Covenant anhängigen Barone ergriffen die Flucht, die einen gen Berwick und Newcastle, die andern gen Carlisle, einige schifften nach Irland hinüber. Hingegen empfing der siegreiche Feldherr von allen Seiten

Ergebenheitsversicherungen, Dienstesbietungen; Dichter, Lobredner feierten wetteifernd seine Thaten. Lanark, der in Clydesdale beschäftigt war, Truppen aufzubringen, entlief, sobald das Gerücht die Annäherung Montrose's verkündigte, Glasgow öffnete seine Thore und der Royalisten Lager bei Bothwell wurde durch das Eintreffen zahlreicher Großen, der Grafen von Douglas, Linlithgow, Annandale, Hartfield, der Lords Seaton, Drummond, Hamilton von Orbiston, verherrlicht. Die Hauptstadt Edinburgh ergab sich auf den bloßen Anblick eines Reitertrupps und setzte die gefangenen Royalisten in Freiheit, die westlichen Provinzen unterwarfen sich in derselben Eile, und Montrose fühlte sich stark genug, in des Königs Namen ein Parlament auszuschreiben, das in Glasgow zusammenkommen sollte. Bei diesem allem hatten die wiederholten Siege ihm doch nur den Besitz des offenen Landes verschafft; die bedeutendern Festen befanden sich noch in den Händen der Covenanter, und es würde eine lange Zeit und die Anstrengungen einer geregelten, von schwerem Geschütze begleiteten Armee erforderlich gewesen sein, um die Schlösser Edinburgh, Stirling, Dumbartown und andere feste Plätze einzunehmen. Allein wenn auch Montrose über die zu solchem Werke erforderlichen Streitkräfte hätte verfügen können, so würde ihm weder Muße, noch Neigung zum Unternehmen desselben beschieden gewesen sein. Vom Anbeginn seiner außerordentlichen Laufbahn hatte er insgeheim die blendende Hoffnung genährt, ein siegreiches Heer nach England zu führen und damit den König in alle ihm bestrittenen Rechte wieder einzusetzen. Es war dies ein verwegener Entwurf; wären jedoch des Königs Angelegenheiten in England in einer minder verzweifelten Lage gewesen, hätten besonders die Royalisten im Norden von England in hinreichender Stärke sich geschart, um zur Vereinigung mit Montrose zu gelangen, oder auch nur gemeinschaftlich mit ihm zu wirken, so ist kaum zu berechnen, was das Talent und die Hochherzigkeit des unternehmenden Feldherrn endlich noch im Dienste des Königs vollbracht haben würden. Allein K. Karl hatte so vielfältige und schwere Verluste erlitten, daß mit Recht bezweifelt werden mag, ob Montrose selbst an der Spitze ungleich stärkerer Streitkräfte, als er aufzubringen vermochte, irgend eine wesentliche Hilfe gegen die zahlreiche und geregelte Armee des Parlaments hätte bringen können. Aber Montrose's Hoffnungen und Zuversicht waren nicht minder kühn als sein Ehrgeiz, und er bezweifelte im mindesten nicht die Prophezeiung, daß er ausersehen sei, den wankenden Thron zu befestigen und den sinkenden Monarchen zu der Glorie eines unbeschränkten Herrschers zu erheben. In dieser Ueberzeugung schrieb er an den König, der seiner Ansicht zufolge gegen die Nordgrenze vorrücken und die Verbindung mit einer siegreichen Armee suchen solle; das Schreiben schloß mit den Worten, welche Joab, des Königs David Feldherr, an den Beherrscher von Israel richtete: „Ich habe gestritten gegen Rabba und habe auch gewonnen die Wasserstadt. So nimm zu Haufen das übrige Volk und belagere die Stadt und gewinne sie, auf daß ich sie nicht gewinne und den Namen davon habe" (Samuel Buch 2. Cap. 12. 27. 28).

Während Montrose durch solche glänzende Aussichten den König zu bestimmen suchte, daß er sich in seinen Schutz begebe, schwand seine Armee und zerstreute sich vollständiger, als es je nach seinen minder entscheidenden Siegen geschehen. Die Clans des Hochlandes gingen nach Hause, ihre Ernte einzusammeln und ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Vergebliche Mühe würde es gewesen sein, ihnen das Ausreißen zu untersagen. Die Landjunker aus dem Norden des Königreichs waren ebenfalls der Beschwerden des Feldzugs müde und verließen in Massen das Lager bei Bothwell, nur daß sie das Resultat von der Sendung des Staatssecretairs von Schottland, Sir Robert Spottiswood, abwarteten. Aus dessen Händen empfing Montrose des Königs Commission unter dem großen Siegel, die ihn zum Generalcapitain und Statthalter in Schottland ernannte. Die Publication erfolgte in großer Feier und darauf nahm er das Wort, um in einer begeisterten Rede der Officiere und Gemeinen Tapferkeit und Treue zu beloben. Vorzügliches Lob hat er an Alaster Macdonald gespendet, dem er zugleich vermöge der eben empfangenen Vollmachten die Ritterwürde ertheilte. Es war der Abschiedsgruß für den unschätzbaren Waffenbruder; denn die Junker hatten sich ausgebeten, daß Alaster ihnen bis zur Heimath das Geleit gebe. Er versprach seine baldige Rückkehr, wird aber schon damals entschlossen gewesen sein, nicht mehr vor Montrose sich sehen zu lassen. Ihm folgten 3000 Hochländer, die Blüthe des kleinen Heeres, und 120 Irländer, die er der guten Sache abtrünnig gemacht hat. D. Whitacker betrachtet den Abfall des theuern Ritters als eine der Hauptursachen von dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs. Am dritten Tage nach Alaster's Aufbruch trat der Marquis den Marsch nach Süden an. Bei Calder verließ ihn noch der Graf von Aboyne mit seiner Mannschaft. Nichtsdestoweniger wurde der Marsch über Edinburgh, Kelso, Jedburgh, Selkirk (12. Sept. 1645) fortgesetzt, eine Gegend betreten, die etwa 50 Jahre früher auf das bloße Leuchten ihrer Bergfeuer den Kämpen Schottlands 10,000 Reiter zugeschickt haben würde, ein Volk, in welchem die Lust zu rauben und zu fechten ebenso lebendig war als in den Hochlanden. Allein die Zeiten hatten sich geändert. Die Einwohner des Grenzlandes waren friedliebend geworden und die Häuptlinge und Lords, deren Einfluß sie wol zu den Waffen hätte rufen mögen, zeigten sich der Krone feind oder doch wenigstens lau. Der Graf von Burcleuch und seine Scotts waren leidenschaftliche Covenanter und hatten ein starkes Clanregiment bei der Hilfsarmee in England. Traquair, Norburgh, Hume hegten oder heuchelten Anhänglichkeit für den König, ließen sich aber nicht bewegen, ihre Vasallen zu bewaffnen. Der einst so furchtbare Name der Douglas vermochte nur einige Reitertrupps zusammenzubringen, feiges, treuloses Gesindel. Ein Corps regelmäßiger Cavalerie, das aus England ihm entgegengesendet wurde, hatte Montrose zu treffen gehofft; dies mußte bei der verzweifelten Lage des

Königs aufgegeben werden. Hingegen war von Seiten der schottischen Hilfsarmee in England David Lesley mit 5—6000 Mann, hauptsächlich Reiterei, detachirt worden, um Montrose's Siegeslauf zu hemmen. Zu Berwick ging Lesley über die Grenze und die Richtung seines Marsches schien anzudeuten, daß er seinem Gegner die Verbindung mit dem Hochlande, worauf dessen Stärke beruhte, abschneiden wolle. Vernehmend jedoch, daß Montrose in tiefer Sicherheit seine kleine Armee habe Cantonnirungsquartiere in der Umgegend von Selkirk beziehen lassen, schlug er unerwartet eine andere Richtung ein. Er verließ bei Edgebuckling-Brae die edinburgher Landstraße, berührte Middleton, wendete sich sodann südwärts und stieg in das Thal des Galaflusses nach Melrose hinab, wo er für die Nacht Quartier nahm. Die königliche Infanterie dagegen lagerte auf Philiphaugh, einer Hochfläche auf dem linken Ufer des Ettrickflusses, während die Reiterei, den General an der Spitze, auf dem rechten Ufer in der Stadt Selkirk lag. So waren die beiden Abtheilungen durch einen bedeutenden Strom geschieden, statt eine Stellung einzunehmen, die sie zu wechselseitiger rascher Unterstützung befähige. Allein Montrose hatte keine Kunde von Lesley's Nähe, obwol es nur fünf (engl.) Meilen bis zu dem Orte, wo sein Gegner die Nacht zugebracht hatte. Auch auf dem Continent wurde, trotz des langen Krieges, der Vorpostendienst noch immer sehr nachlässig betrieben. Insbesondere aber ergibt sich aus diesem Schweigen der Umgegend, daß sie keinerlei Sympathien für die königliche Sache empfand. Gar leicht hätte ein Reiter mittels halbstündigen Galopps dem Feldherrn Nachricht bringen können von dem, was ihm bereitet war. Ganz anders war Lesley bedient; diesem soll der Graf von Traquair gemeldet haben, daß Montrose nur 500 Irländer und eine schwache, übel geordnete Reiterei um sich habe, daneben in der mislichsten Stellung sich befinde, und es dient der Sage zur Bestätigung, daß noch in derselben Nacht Traquair's Sohn, Lord Linton, in Folge der von dem Vater empfangenen Botschaft, mit seinen Reitern die seitherigen Waffenbrüder verließ. Am Morgen des 13. Sept. 1645 näherte sich Lesley unter dem Schutze eines dichten Nebels dem Lager desjenigen, den bis dahin Niemand unvorbereitet gefunden hatte. Zu gleicher Zeit wurden die beiden Flügel der Königlichen angegriffen. Der linke Flügel leistete nur tumultuarischen, mangelhaften Widerstand, der rechte Flügel, von einem Gehölz gedeckt, focht in einer des Feldherrn würdigen Weise. Montrose selbst, durch das Getöse der Schlacht geweckt, sammelte eilig seine Reiter, setzte über den Ettrickfluß und machte verzweifelte Anstrengungen, um den Sieg wieder zu gewinnen, aber seine Reiter waren wenig geeignet, es mit der trefflichen englischen Reiterei aufzunehmen. Von Feinden umringt, konnte er nur durch Wunder persönlicher Tapferkeit sich und einen 30 Getreuen einen Weg durch die gedrängten Scharen der Feinde bahnen. Den Yarrowfluß überschreitend, gelangte er in das Tweedthal. Er rastete zu Peebles und hatte, in das Thal der Clyde herabgestiegen, die Freude, mit den Grafen von Airly und Crawfurd zusammenzutreffen; diese waren dem Blutbade bei Selkirk entronnen, hatten auch unterwegs 200 andere Flüchtlinge, alle beritten, um sich gesammelt. Das geschlagene Häuflein, Armee dürfen wir es nicht nennen, litt entsetzlich. Die Gefangenen alle wurden im Vorhofe des Schlosses Newark am Yarrowflusse erschossen und ihre Leichname an Slain-mens-lee, der erschlagenen Männer Platz, wie die Stelle seitdem heißt, eingescharrt. Solche Metzelei hatte David Lesley geboten. Bemerkenswerth ist übrigens, daß von Montrose's Reiterei nicht ein Mann auf dem Schlachtfelde umkam, daß auch die Infanterie nur geringen Verlust erlitt, daß der General eigenhändig den Rittmeister Bruce und zwei Standartenträger sammt ihren Fähnlein zu Gefangenen machte, sie mit ausgezeichneter Höflichkeit behandelte und nach einigen Tagen entließ gegen das Versprechen, eine gleiche Anzahl von Gefangenen freizugeben. Das Versprechen wurde alsbald vergessen. Dafür wurden die vielen Cavaliere, auch andere vornehme Männer, die in die Hände der Sieger gefallen waren, zu schimpflichem Tode verurtheilt. Der Gefangenen jeden Ranges würde noch viel mehr gewesen sein, hätten die Flüchtlinge sich nicht in das benachbarte Harehead-wood (Hasenkopfholz) gerettet. Bis auf den heutigen Tag erhalten sich unter dem Landvolke in Schottland die auf jene Schlacht bezüglichen Reime:

At Philiphaugh the fray begu'd,
At harehead-wood it ended.
The Scotts out owre the Grahams rode,
Sae merrily they bended [4]).

Einstweilen war kein besserer Rath, als sich nochmals in das Hochland, in das getreue Athole, zurückzuziehen, und zeitig hatte eine Schar tapferer Männer sich um des Königs Banner gesammelt. Ein Hoffnungsstern begann zu leuchten, als der Graf von Aboyn mit der Hauptmacht der Gordons, 1500 Fußgänger und 300 Reiter, bei Druminor, dem Schlosse des Lords Forbes, dem kleinen Heere sich anschloß, bald auch Lewis Gordon eintraf. Mit solchen Streitkräften glaubte Montrose neuerdings den Forth überschreiten zu können. Der Marsch wurde angetreten, aber schon am zweiten Tage verschwand Lewis Gordon mit allen seinen Leuten, und haufenweise rissen die übrigen Gordons aus. Den Abgang einigermaßen zu ersetzen, verlor Montrose volle drei Wochen, und noch hinderlicher wurden seinen Operationen die langfortgesetzten Unterhandlungen mit dem störrischen, neidischen Marquis von Huntley, der niemals sich entschließen konnte, die oberste Leitung des Statthalters anzuerkennen. Einen Augenblick nur konnte Montrose glauben, daß er auf den Beistand des mächtigen Barons zählen dürfe. Im Vertrauen darauf unternahm er die Belagerung von Inverneß. Sie zu stören,

4) Zu Philiphaugh begann das Gefecht,
In Harehead-wood nahm's ein Ende;
Quer über die Grahams ritten die Scotts,
Daß luft'ges Gemetzel sich fände.

setzte sich Middleton, der General der Covenanter, mit 600 Reitern und 800 Fußgängern in Bewegung. Die Feinde zu beobachten, aufzuhalten, hatte Montrose seine Reiterei die Spey entlang aufgestellt. Die Officiere ließen sich von Lewis Gordon, der die Burg Rothes hütete, bethören durch das Vorgeben, der Feind befinde sich noch in weiter Entfernung. Sie nahmen eine Einladung an, wurden auf das Prächtigste bewirthet und mit Liebkosungen überhäuft; man schmauste und jubilirte, bis Gordon die Nachricht empfing, Middleton habe die Spey überschritten und den Boden der Grafschaft Murray betreten. Augenblicklich den Ton verändernd, sprach der Burgherr zu seinen Gästen: „Nun geht zu Eurem General und meldet ihm, daß nächstens ihm besser eingeheizt werden soll als bei Selkirk." Kaum daß es ihnen gelang, sich auf ihre Hauptmacht zurückzuziehen, und auch diese hätte schwerlich einer Niederlage entgehen können, ohne die Warnung, welche von anderer Seite her dem Generale zugekommen. So fand dieser gerade noch Zeit, die Belagerung aufzuheben und sein Volk jenseits der Neß in Sicherheit zu bringen. Die Stimmung der Gordons wirkte auch höchst nachtheilig in anderer Beziehung. Mehre der bedeutendsten Oberhäupter, der Graf von Seaforth, Lord Ray, Sir James Macdonald, welchem der mächtigste Clan seines Namens unterworfen war, Maclean, Glengarry, Captain Clanronald wurden der königlichen Sache ungetreu, Alaster Macdonald saß unbeweglich hinter seinen Bergen. In solch trauriger Lage empfing Montrose am 13. Mai 1646 von dem Könige, der sich in die Gewalt der Schotten begeben hatte, Befehl, seine Truppen zu entlassen und zunächst nach Frankreich sich zu begeben. Er nahm Anstand zu gehorchen, in dem Glauben, man habe den Befehl dem Monarchen abgedrungen. Einer zweiten bestimmtern Vorschrift konnte er nicht umhin zu gehorchen, die Auflösung der Armee erfolgte den 30. Juli, und Montrose, von wenigen Freunden und seiner Dienerschaft begleitet, erhob sich ohne Säumen nach Montrose, wo nach den Bestimmungen der königlichen Declaration ein von den Ständen ausgerüstetes Schiff ihn aufnehmen und nach dem Auslande tragen sollte. Der 1. Sept. war als äußerster Termin für seine Abreise bestimmt, indessen war der Augustmonat beinahe abgelaufen und von dem Schiffe Nichts zu hören. Montrose ahnte verrätherische Anschläge, wie es denn nicht zu bezweifeln war, daß eine Menge englischer Fahrzeuge ausgesendet, ihn aufzufangen, es befand sich aber in dem Hafen von Stonehaven eine norwegische Brigg und der Capitain ließ sich durch schweres Geld zur Aufnahme des gefährdeten Flüchtlings bestimmen. Demnach entsendete Montrose seine Getreuen, John Urry, John Drummond von Balloch, John Spotiswood, John Lilly, Patrick Melvil, David Guthrie, den Franzosen Lafond, den D. Wishart, seinen Bruder Heinrich Graham, denen allen das Schicksal der Edelsten unter den Schotten zugedacht war, nach Stonehaven. Den 3. Sept. lichtete die Brigg die Anker. Sie steuerte die Küste entlang bis zu dem südwärts gelegenen Hafen Montrose. Alsbald fuhr der Marquis, in Begleitung eines einzigen Dieners, in einem Kahne zu ihr heran, und zwar hatte der General vorläufig als des D. Wishart Diener zu gelten. Ohne Unfall wurde Bergen erreicht; über Dänemark und Holland reiste Montrose weiter nach Paris, wo seiner zwar von Seiten der Königin Henriette, Gemahlin Karl's I., ein sehr kühler Empfang wartete. Er schüttelte den Staub von seinen Füßen und brachte einige Monate auf dem Lande zu. Dann begab er sich auf die Reise nach Wien, immer in der Hoffnung, von dem so schwer bedrängten Ferdinand III. einigen Beistand für die Sache, an der er noch immer nicht verzweifelte, zu erhalten. Das Hoflager befand sich zu Prag. Dort wurde Montrose dem Kaiser vorgestellt, und daß man hier wenigstens sein Verdienst anerkenne, hat er gefunden. Ferdinand III. empfing den gefeierten Ritter in der schmeichelhaftesten Weise, ernannte ihn zu seinem Feldmarschall (maréchal de camp), ließ ihm Patente ausfertigen für die Anwerbung unabhängiger Regimenter innerhalb eines sehr ausgedehnten Werbbezirkes, der sämmtlichen Erblande nämlich, welche Regimenter lediglich seinen Befehlen untergeben sein sollten, gleichwie die Vergebung der Officierstellen ihm überlassen blieb. Da er jedoch fortwährend mit den Angelegenheiten von Schottland beschäftigt, wollte er seine Werbungen auf die mit den Niederlanden grenzenden Provinzen beschränken, was ihm nicht nur vergönnt wurde, sondern es schrieb auch der Kaiser an seinen Bruder, den Erzherzog Leopold, ihn zu bitten, daß er ungesäumt handeln möge, um Montrose's Angelegenheiten zu fördern. Dessen Geschäft am kaiserlichen Hofe war hiermit abgethan; er hatte Eile, der Heimath sich zu nähern, auf weiten Umwegen zwar wegen der stürmischen Zeiten. Ueber Presburg gelangte er nach Polen und Preußen. In Danzig schiffte er sich ein, um dem Könige von Dänemark aufzuwarten; durch Nordteutschland gelangte er nach Brüssel, wo er, in Folge der Niederlage bei Lens, solche Verwirrung traf, daß bei dem besten Willen den kaiserlichen Empfehlungsbriefen keine Folge zu geben war. Dagegen wurde Montrose eingeladen, sich nach dem Haag zu dem Prinzen von Wales zu begeben. Im Begriff, dahin abzugehen, vernahm er die Nachricht von der Hinrichtung Karl's I. Unbeschreiblich war seine Bestürzung, dann, aus vollständiger Betäubung erwachend, sprach er: „Ich schwöre vor Gott, den Engeln und den Menschen, daß der ganze Rest meines Lebens geweiht sein soll dem Bestreben, den königlichen Märtyrer zu rächen und seinen Sohn auf den Thron zu setzen." Dann verschloß er sich zwei Tage lang in dem abgelegensten Gemache des Hauses. „Den dritten Tag endlich," schreibt D. Wishart, „wurde ich eingelassen, und er zeigte mir ein Gedicht zu Ehren des Königs, in jener Abgeschiedenheit von ihm verfaßt, kurz, aber meisterhaft. Denn er war nicht weniger gewandt im Dienste der Musen, als in den Künsten des Krieges; wenn die öffentlichen Angelegenheiten ihm einige Muße verstatteten, verwendete er sie gar gern zu poetischen Ausarbeitungen." Die Muße war für jetzt kurz, Montrose hatte Eile, dem Rufe des jungen Königs, Karl II., zu folgen. Nach dem Haag

gelangt, wurde er zum Statthalter und General-Capitain für Schottland und zugleich zum Gesandten bei dem Kaiser, bei dem Könige von Dänemark und bei den Fürsten Teutschlands, deren Beistand zu suchen er angewiesen war, ernannt. Er begann seine Wirksamkeit mit dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzoge von Holstein, erhielt auch von diesem fünf vollständig ausgerüstete Schiffe, die jedoch nutzlos in der Süderse liegen blieben. Oberst Ogilvy, der zu Amsterdam werben sollte, vergeudete die ihm anvertrauten Gelder, während John Cochrane, der es übernommen, auf die zu Danzig ansässigen schottischen Kaufleute zu wirken, Geld und Vorräthe unterschlug, die ihm zur Verfügung gestellten Schiffe verkaufte und zu den Empörern überging. General King, der mit einem aus Schweden herbeizuführenden Reitergeschwader die beabsichtigte Expedition unterstützen sollte, blieb aus. Diesem mannichfaltigen Misgeschicke unbeschadet, bestand Montrose auf dem verzweifelten Entschlusse, nochmals in seiner Heimath die Revolution zu bekämpfen. Während seines thörichten Aufenthaltes zu Saint-Germain-en-Laye hatte König Karl II. ihn ermächtigt, die königliche Fahne in den Hochlanden zu erheben. Von dem Fortgange der Unterhandlungen des Königs mit der herrschenden Partei in Edinburgh hörend, fürchtete er von dem Monarchen Gegenbefehle zu empfangen, und diesem auszuweichen, übereilte er seine Rüstungen. Ungefähr 700 Mann hatte er durch Werbung, hauptsächlich in Holstein, zusammengebracht; ein Drittel davon wurde auf zwei Schiffen untergebracht und sollte im Norden von Schottland eine Landung bewerkstelligen. Dazu ist es aber nicht gekommen, die Schiffe sind mit Mann und Maus verunglückt. Eine zweite Abtheilung erreichte glücklich die Orcaden. Ihr folgte in kurzem Abstande der Marquis selbst, der sich zu Hamburg eingeschifft hatte. Ihn begleitete eine Anzahl von Royalisten, dergleichen Lord Frendraught, die Obersten Urry, Johnson, Gray, Heinrich Graham, des Marquis unehelicher Bruder, der Oberst James Hay von Naughton, der Ritter Franz Hay von Dalgety, endlich Georg Drummond von Balloch. Längere Zeit verweilten die kühnen Schiffer auf Mainland, wo sie einige hundert unkriegerische Fischer zwangen, die Waffen zu ergreifen. Dann ging es über den Pentland Firth nach Caithneß, wo Montrose starken Zulauf zu finden hoffte. Statt dessen entliefen die Einwohner. Montrose hatte den magischen Klang seines Namens, ein Ergebniß seiner frühern Siege, eingebüßt, und die Bevölkerung dieser nördlichen Landschaft war im Allgemeinen den Lehren der Puritaner ergeben. Sie scheute sein Annähern aus Furcht oder bewachte in Feindschaft sein Vorrücken. Montrose's Proclamation wurde zu Edinburgh durch Henkershand den Flammen übergeben und 4000 Mann regulairer Truppen unter David Leslie's Commando zogen, ihn zu bestreiten, aus, während er selbst nur langsam seine Truppen vorgehen ließ. Der gänzliche Abgang von Reiterei nöthigte ihn zur äußersten Vorsicht. Aber allem Tatonniren zum Trotz, wurde er am 17. April 1650 unweit des Engpasses Invercharron an der Grenze von Rossshire durch Leslie's Vortrab, des Obersten Strachan Reiter, überfallen. Die Royalisten, 1200 an der Zahl, standen dem ersten Angriffe, einem zweiten erlag sofort die Standhaftigkeit der Orkneymänner; die Teutschen benutzten die nächsten Hecken und leisteten hartnäckigen Widerstand, bis sie Angesichts der stets sich mehrenden Feinde die Waffen streckten; ihrer waren 400. Die übrigen, fast ohne Ausnahme, kamen im Strome um, den sie zu durchwaten versuchten, oder wurden von den Vasallen des Grafen von Sutherland aufgefangen und getödtet, etwa ein hundert Irländer bei kaltem Blute erschossen, wobei einer der gegenwärtigen Geistlichen bemerkte: „this wark gaes bonnilic on," das Werk geht lustig voran. Achtzig Frauen und Kinder, welche nach dem Brauche jener Zeit die teutschen Soldaten nachschleppten, wurden von der Brücke bei Linlithgow herabgestürzt und ersäuft. Als unrettbar der Tag verloren und alle seine eigentlichen Waffenbrüder gefangen waren, warf Montrose den Mantel ab, der mit dem Stern des unlängst ihm verliehenen Hosenbandordens geschmückt war, und der jetzt, gleichwie das gute Schwert und das Roß, der Feinde Beute wurde. Denn der Marquis selbst, der Wahlstatt entronnen, hatte mit einem Bauer die Kleidung getauscht und entging in diesem Anzuge vier Tage lang, die er ohne alle Nahrung zubrachte, den sorgfältigsten Nachforschungen. Erschöpft endlich von Anstrengung und Hunger, fiel er dem Laird von Assint, einem Maclod, in die Hände. Dieser hatte sich mit einer bewaffneten Schar aufgemacht, seinen vormaligen General zu suchen, und einem Waffenbruder glaubte Montrose sich anvertrauen zu können. Sofort wurde er als Gefangener behandelt, dann, 3. Mai, an Leslie ausgeliefert, womit Assint 400 Halbscheffel Mehl verdingte. Die Covenanter endlich desjenigen Meister, vor dem sie so oft gezittert hatten, feierten den leichten Sieg in aller Uebertreibung, deren niedrige, feige Rachsucht fähig ist. Gleichsam im Triumph wurde Montrose von Stadt zu Stadt geschleppt, kaum ihm erlaubt, als er sich dem Wohnsitze seines Schwiegervaters, des Grafen von Southesk, näherte, seine beiden Kinder, die dort erzogen wurden, zu umarmen. Indem er mit ihnen zusammentraf, indem er sie verließ, entschlüpfte ihm nicht der leiseste Ausdruck, der seiner großen Seele hätte unwürdig scheinen können. Heiter blieb sein Antlitz, ruhig, selbst fröhlich seine Haltung, auch wenn das Gesindel in den Städten mit den rohesten Schmähungen ihn empfing. Davon machte doch die Stadt Dundee eine ehrenvolle Ausnahme. Im J. 1645 war sie durch Montrose's Volk geplündert und theilweise niedergebrannt worden, jetzt beeilten sich ihre Bürger, den gefallenen Feind mit Geld, nothwendigen Bedürfnissen und der seinem Range angemessenen Kleidung zu versorgen; bis dahin mußte er nach Leslie's ausdrücklichem Befehle die Lumpen tragen, die seine Flucht begünstigen sollten. Für eine Nacht in dem Hause des Laird von Grange untergebracht, wäre er beinahe durch Vermittelung der

Hausfrau, geborene Sommerville, entkommen. Diese hatte die Wächter berauscht gemacht, und der Marquis in den von der Wirthin ihm verschafften Weibskleidern war bereits an den schlafenden Schildwachen vorüber, als er draußen von einem halbtrunkenen Soldaten, der sich, ohne den Dienst zu haben, überhaupt ohne Zweck herumtrieb, angerufen und aufgehalten wurde. Dies machte Lärm und Montrose wurde aufs Neue ergriffen und der Dame guter Wille vereitelt. Kaum daß sie durch ihres Herrn genaue Verbindung mit den Machthabern schwerer Strafe entging. Montrose hatte Edinburgh noch nicht erreicht, als am 17. Mai die Stände eine Commission ernannten, das über ihn zu fällende Urtheil vorzubereiten. Am Vormittage desselben Tages beantragten die Commissarien, des Marquis grimmigste Feinde, die folgende Sentenz: die sämmtlichen Behörden, der Scharfrichter in ihrem Gefolge, sollten den Verbrecher am Thore erwarten; er sollte den zu dem Ende ausdrücklich angefertigten Karren besteigen und mit Stricken gebunden, barhäuptig durch die ganze Stadt geführt werden, wobei der Nachrichter in völliger Amtstracht den Gaul führen werde. Darauf ollte er, den Bericht von seinen Kriegsthaten und die neulich erlassene Erklärung am Halse tragend, an den bei dem Kreuze von Edinburgh errichteten Galgen gehenkt werden, drei Stunden den Blicken des Volkes ausgesetzt bleiben, dann der Kopf ihm abgeschnitten werden, welcher dem Dache des Gefängnisses aufzusetzen sei. Auch die Arme und Beine sollten abgelöst und über den Thoren der vier vornehmsten Städte des Königreichs, Aberdeen, Perth, Glasgow und Stirling, ausgesteckt werden. Würde er seine Verbrechen bereuen und die Aufhebung der über ihn verhängten Excommunication erlangen, so möge der Rest seines Körpers auf dem gemeinen Friedhofe beerdigt werden, sonst sei er auf dem Richtplatze zu verbrennen. Den 18. Mai gegen 4 Uhr Nachmittags traf der Marquis am Thore ein, buchstäblich wurden die Bestimmungen des Urtheils erfüllt. Man gab ihm dasselbe zu lesen; ruhig betheuerte er seine Fügsamkeit, einzig beklagend, daß man in seiner Person die Majestät des Königs verletze. Darauf bestieg er wieder freudig den Karren, mit Stricken daran geheftet, während seine Hauptleute, die Genossen seines Unglücks, 23 an der Zahl, je zwei und zwei an einander gebunden, vor ihm hergingen. So wurden langsam die Straßen durchzogen, bis das Gefängniß die Schlachtopfer aufnahm. Die Machthaber hatten geglaubt, den vornehmsten der Gefangenen dem Hohne des Volkes zu überliefern, der Pöbel hatte sich auch, von den rohesten Vorsätzen begleitet, eingefunden, hielt jedoch inne, die würdige Haltung des Mannes wahrnehmend; ein ehrerbietiges Schweigen, einzig durch Seufzer und Thränen unterbrochen, begleitete den Zug. Ganz Anderes hatte die Geistlichkeit erwartet, und gleich am folgenden Tage, Sonntag, wurde von allen Kanzeln die von dem Volke bezeigte Milde scharf getadelt, ihm vorgeworfen, daß es die Sache Gottes ungerächt gelassen, den Feind des Himmels nicht geschmäht habe. Es ward endlich um 7 Uhr Abends das Gefängniß erreicht. Vom Karren herabsteigend, reichte Montrose dem Henker ein Stück Geld zum Lohn dafür, daß er so getreulich den Triumphwagen geführt habe. Im Kerker empfingen den Marquis einige Mitglieder der Ständeversammlung, dann verschiedene Prediger, die ihn mit Fragen und Schimpfreden überhäuften. Er verweigerte jegliche Antwort, indem er zuvörderst wissen müsse, wie weit die Unterhandlung mit dem Könige gediehen, ob ein Vertrag zu Stande gekommen sei. Darauf wurde eine ständische Commission an ihn abgeordnet, um ihm die Versicherung zu ertheilen, daß der Friede mit dem Könige geschlossen sei. Weil es schon spät war, bat der Gefangene um Erlaubniß, sich zur Ruhe zu begeben, denn, setzte er hinzu, die Ceremonien und die ihm gewordenen Ehrenbezeigungen hätten doch etwas Ermüdendes und Beschwerliches mit sich geführt. Den ganzen Sonntag über wurde er von den Predigern und von einigen Parlamentsgliedern belästigt, deren Vorwürfe und Drohungen ihm nicht einen Augenblick Ruhe vergönnten. Er verharrte in seinem Gleichmuthe. Am Montag, 20. Mai, wurde er vor das Parlament geführt, denn seine Feinde hatten Eile mit ihm, damit dem Könige keine Zeit zu einer Verwendung bleibe. In seinen hagern, bleichen Zügen erkannte man die Anstrengungen und die Entbehrungen, denen er sich ausgesetzt hatte, aber zu dem glänzenden Anzuge paßte das furchtlose Ansehen, die ruhige, feste, würdevolle Sprache. Der Großkanzler, John Campbell Graf von Loudoun, warf ihm in bitterem, strafendem Tone die Vergehungen vor, um derentwillen er angeklagt war, den Bruch des ersten und zweiten Covenant, seine grausamen Kriege an der Spitze wilder Irländer und Hochschotten und die von solchem Volke verübten Mordthaten, Verrätherein und Brandstiftungen. Mit Mühe nur erhielt Montrose Erlaubniß, die Rede zu beantworten. Unerschrocken äußerte er: „Since the King had owned them so far as to treat with them, he had appeared before them with reverence, and bare-headed, which otherwise he would not willingly have done: that he had done nothing of which he was ashamed, or had cause to repent; that the first covenant he had taken, and complied with it, and with them who took it, as long as the ends for which it was ordained were observed; but when he discovered, which was now evident to all the world, that private and particular men designed to satisfy their own ambition and interest, instead of considering the public benefit; and that, under the pretence of reforming some errors in religion, they resolved to abridge and take away the King's just power and lawful authority, he had withdrawn himself from that engagement: that for the league and covenant, he had never taken it, and therefore could not break it; and it was now apparent to the whole Christian world, what monstrous mischiefs it had produced; that when, under colour of it, an army from Scotland had invaded England, in assistance of the rebellion that was then against their lawful King,

he had, by his Majesty's command, received a commission from him to raise forces in Scotland, that he might thereby divert them from the other odious prosecution; that he had executed that commission with the obedience and duty he owed to the King; and in all the circumstances of it had proceeded like a gentleman; and had never suffered any blood to be shed but in the heat of the battle; and that he saw many persons there whose lives he had saved: that when the King commanded him, he laid down his arms, and withdrew out of the kingdom, which they could not have compelled him to have done. He was now again entered into the kingdom by his Majesty's command, and with his authority: and what success soever it might have pleased God to have given him, he would always have obeyed commands he should have received from him." Das Urtheil, abgefaßt nach dem Antrage der Commission, wurde verlesen, und der Marquis bezeugte dem Kanzler, „that he was prouder to have his head set upon the place it was appointed to be, than he could have been to have had his picture hang in the King's bedchamber: that he was so far from being troubled that his four limbs were to be hanged in four principal cities of the kingdom, that he heartely wished he had flesh enough to be sent to every city in Christendom, as a testimony of the cause for which he suffered." Dieser Idee, in poetischer Form ausgesprochen, verwendete er einen Theil der Nacht. Die Priesterschaft plagte ihn mit der Zumuthung, daß er seine Sünden bereue, in welchem Falle die über ihn verhängte Excommunication wol zurückgenommen werden könnte, sonst „the judgement he was the next day to suffer, was but an easy prologue to that which he was to ondergo afterwards. After many such barbarities, they offered to intercede for him to the Kirk, upon his repentance, and to pray with him; but he too well understood the form of their common-prayer in those cases, to be only the most virulent and insolent imprecations upon the persons of those they prayed against, „Lord vouchsafe yet to touch the obdurate heart of this proud incorrigible sinner, this wicked, perjured, and prophane person, who refuses to hearken to the voice of the Kirk," and therefore he desired them „to spare their pains, and leave him to his own devotions." Am Morgen des 21. Mai, als des für die Hinrichtung bestimmten Tages, ertönte durch alle Straßen das Schmettern der Trommeln und Trompeten. Montrose fragte den wachthabenden Officier, was das bedeute, und es wurde ihm gesagt, es sei für Soldaten und Bürger insgesammt das Zeichen, sich zu scharen für den Fall, daß die Uebelgesinnten den Pöbel zum Aufruhr zu bringen und den Verbrecher den Händen der Obrigkeit zu entziehen versuchten. „Wie ist es möglich," entgegnete der Marquis, „daß ich, so vielfältig im Leben den Herren ein Gegenstand des Schreckens, jetzt noch, an des Grabes Rand, ihnen so fürchterlich erscheine. Mögen sie auf ihrer Hut sein, denn auch nach meinem Tode werde ich stets ihren gequälten Gewissen gegenwärtig sein, schrecklicher wie jemals im Leben ihnen erscheinen." Gleich darauf trat Archibald Johnston von Wariston ein, ein gewaltiger Covenanter und Parlamentsglied. Gewahrend, daß Montrose das Haar kämme, welches er nach der Cavaliere Sitte lang trug, verwies er ihm dies als eine müßige Beschäftigung in so feierlicher Stunde. „So lange der Kopf noch mein ist," entgegnete der Gefangene, „trage ich Sorge, ihn zu zieren; morgen gehört er euch und möget ihr damit verfahren nach Belieben." Gegen 2 Uhr Nachmittags wurde er aus dem Gefängnisse abgeführt. Den scharlachrothen Mantel mit goldenen Tressen um die Schultern geschlagen, ging er zu Fuß nach dem Grasmarkt, dem Richtplatze für die verworfensten Schelme, wo ein Galgen von übermäßiger Höhe (30 Fuß) und ein mit schwarzem Tuch bekleidetes Blutgerüst errichtet waren. Hier ward er abermals von der presbyterianischen Geistlichkeit gedrängt, seine Schuld zu bekennen. Ihr grausamer, unduldsamer Amtseifer vermochte jedoch nicht, die Heiterkeit seiner Seele zu trüben. „The barbarous sentence was executed upon him with all the inhumanity imaginable, and he bore it with all the courage and magnanimity, and the greatest piety that a good Christian could manifest. He magnified the virtue, courage, and religion of the last King; commended the justice, the goodness, and understanding of the present King, and prayed „that they might not betray him as they had done his father." Vieles Andere hat er noch gesprochen, darauf den Henker beschenkt; dieser reichte ihm, die Schmach der über ihn verhängten Strafe zum Aeußersten zu treiben, oder vielmehr den niedrigen Hohn seiner Feinde darzuthun, das Buch, worin seine Kriegsthaten verzeichnet waren. Ein Bindfaden war darum geschlungen, auf daß es ihm anzuhängen sei. Diese Mühe hat er dem Henker erspart, das Päckchen an seinem Halse befestigt und dazu gesprochen: „he was pleased it should be there and was prouder of wearing it, than ever he had been of the Garter." Sterbend gewann Montrose der Sache des Königthums mehr Proselyten als jemals durch seine Siege. „Thus died the gallant Marquis of Montrose," schreibt Clarendon, „after he had given as great a testimony of loyalty and courage, as a subject can do, and performed as wonderful actions in several battles, upon as great inequality of numbers, and as great disadvantage in respect of arms and other preparations for war, as have been performed in this age . . . He was of very good parts, which were improved by a good education. He was in his nature fearless of danger, and never declined any enterprize for the difficulty of going through with it, but exceedingly affected those which seemed desperate to other men and did believe somewhat to be in himself above other men, which made him live more easily

towards those who were, or were willing to be inferior to him, towards whom he exercised wonderful civility and generosity, than with his superiors or equals. He was naturally jealous, and suspected those who did not concur with him in the way not to mean so well as he. He was not without vanity, but his virtues were much superior, and he well deserved to have his memory preserved and celebrated amongst the most illustrious persons of the age in which he lived." Argyle, der Erbfeind Montrose's, jauchzte im Geheimen über die Schmach und den Untergang seines Nebenbuhlers, enthielt sich jedoch bei der Verkündigung des Urtheils, im Parlamente zu erscheinen, wohnte auch der Hinrichtung nicht bei. Es wird sogar erzählt, er habe, von derselben hörend, Thränen vergossen. Sein Sohn, Lord Lorn, zeigte sich minder ehrenhaft, er schaute die letzten Zuckungen seines Todfeindes und lauschte den Hieben, welche der Henker mit dem Beile führte, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Auch sein Kopf fiel neben dem Marktkreuze zu Edinburgh, 30. Juni 1685, gleichwie der seines Vaters den 27. Mai 1661 gefallen war. Montrose's verstümmelter Leichnam wurde auf dem Richtplatze eingescharrt, und dabei hatte es sein Bewenden, bis K. Karl II. nach seiner Restauration alle Ueberbleibsel des großen Mannes sammeln und sie nach der Kirche der Abtei Holy-Rood übertragen ließ. Von da wurde der Leichnam am 14. Mai 1661 in hoher Feier nach der Kathedralkirche von St. Giles gebracht und dort eingesenkt. Der Trauerceremonie wohnten der Lord High Commissioner, Graf von Middleton, und das Parlament in corpore bei.

Des Marquis Sohn aus der Ehe mit Magdalena, Tochter des ersten Grafen von Southesk, Jacob Graham, unterwarf sich dem Parlamente 1655, wurde aber erst durch die Restauration, die zugleich das gegen seinen Vater ergangene Urtheil annullirte, in Güter und Würden wieder eingesetzt. Er lebte den öffentlichen Angelegenheiten fern, starb im Februar 1669 und fand seine Ruhestätte in der Ahnengruft zu Aber-Ruthven, Pertshire. Lange noch erhielt sich das Andenken von „the good marquess," wie das Volk ihn nannte. Es folgte ihm als dritter Marqueß von Montrose sein Sohn Jacob, der mit Christiana, Tochter von Johann Leslie, Herzog von Rothes, verheirathet, Präsident des geheimen Raths, Sheriff von Dumbarton, Bailie of the regality of Lenox, Glasgow etc. gewesen ist. Er starb jedoch in der Blüthe der Jahre, 25. April 1684. Von seinem Sohne Jacob heißt es in den Characters of the Nobility of Scotland in the reign of William III. and Queen Anne p. 192: „Marquis of Montrose, is representative of the ancient and noble family of Graham; great-grandson to the famous Montrose who was hanged and quartered for King Charles I.; and grandson by the mother to the Duke of Rothes. He inherits all the great qualities of these two families, with a sweetness of behaviour which charms all those who know him; hath improved himself in most foreign courts; is very beautiful in his person, and about 25 years old." Er wurde Großadmiral von Schottland, im folgenden Jahre Conseilpräsident und den 24. April 1707 Herzog von Montrose, und zwar nicht unter der gewöhnlichen Bedingung, wornach der Titel sich nur auf männliche Nachkommenschaft vererbt, sondern es wurde allen heirs of entail die Nachfolge zugesichert. Er war sehr thätig, die Union herbeizuführen, trennte sich aber nachmals von der Partei des Herzogs von Queensberry, um sich dem Herzoge von Roxburgh, dem Marquis von Tweedale mit ihrem Gefolge von etwa 30 Mitgliedern des Unterhauses, oder der sogenannten Squadrone Volante anzuschließen. Dann übte er als Lord Privy-Seal, seit dem 28. Febr. 1709, bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Königreichs, bis er 1713 wegen seiner Dissidenzen mit dem Grafen von Oxford beseitigt wurde. K. Georg I. ernannte ihn am 24. Sept. 1714 zum Staatssecretair und am 2. März 1715 zu einem der 16 Peers für Nordbritannien. Keeper of the Great-Seal in Schottland 1714—1720, wurde er am 9. Juli 1716 zum Lord Clerk Register für Nordbritannien bestellt, da er gleichzeitig Sheriff von Stirling, Kanzler der Universität Glasgow und Fellow of the Royal Society war. Er starb am 7. Jan. 1742. In seiner Ehe mit Christiana Carnegie, Tochter des Grafen David von Northesk, hatte er drei Söhne gehabt. Den ältesten, David Marquis von Graham, ernannte der König am 23. Mai 1722 zum Grafen Graham und Baron Graham von Belford in Northumberland, welcher Titel sich auf seine Brüder vererben sollte. Dieser neue Peer von Großbritannien starb unvermählt am 2. Oct. 1731. Der zweite Sohn, Wilhelm, Herzog von Montrose und Graf Graham, Kanzler der Universität Glasgow und Gouverneur der königlichen Bank von Schottland, heirathete im October 1742 des Herzogs Johann von Rutland Tochter, Lucia Manners, und starb den 23. Sept. 1790. Sein Sohn, James Graham, Duke, Marquess and Earl of Montrose, Marquess of Graham and Buchanan, Earl of Kincardin, Viscount Dundaff, Lord Aberuthven, Myndock and Fintray in North-Britain; and Earl and Baron Graham of Belford, Northumberland, Knight of the Garter, Doctor of Civil Law, Master of the Horse to the King, Lord Justice-General of Scotland, Lord-Lieutenant co. Stirling, Hereditary, Sheriff co. Dumbarton, Chancellor of the University of Glasgow, and an Extraordinary President of the Royal Bank of Scotland, geb. den 8. Febr. 1755, starb den 30. Dec. 1836. Er handelte stets im Einverständnisse mit Pitt, wofür ihm einträgliche Stellen lohnten. Als Lord Justice General bezog er jährlich 2000, als Master of the Horse 1266 Pfund 13 Schill. 4 Den. Unsterbliches Verdienst erwarb er sich um die Hochländer, indem er veranlaßte, daß die so lange verbotene Nationaltracht wieder freigegeben wurde. Witwer seit den 17. Sept. 1786 von Jemina Elisabeth, Tochter des Grafen von Ashburnham, nahm er den 24. Juli 1790

die zweite Frau, des Herzogs Georg von Manchester Tochter, des letzten, an der Wasserscheu gestorbenen Herzogs Schwester, Karoline Maria Montague. Aus dieser zweiten Ehe kamen, neben vier Töchtern, die Söhne James Marqueß of Graham, geb. den 16. Juli 1799, und Montague William, geb. den 2. Febr. 1807. — „The Duke of Montross," heißt es in der Reise durch Schottland 1722, „is Sheriff of Stirling- and Dumbartonshire, and hath a great power and interest all over the neighbouring Countries of Monteith and Lenox." Er ward auch Keeper des königlichen Palastes zu Linlithgow, nachdem der Graf von Linlithgow dieses Erbamt durch Theilnahme bei der Rebellion von 1716 verwirkt hatte. In ungleich früherer Zeit war der bischöfliche Palast zu Glasgow, womit die Kanzlerwürde der Universität verbunden war, an die Montrose gekommen. „Near the Cathedral," heißt es 1722, „stands the Palace of the Duke of Montrose; which, when finish'd according to the Disposition of the Offices already built, will be very noble; having a commanding Prospect of the whole City and adjacent Country; and on the declension of the hill to the river-side, room enough for what gardens he pleases." Von Buchanan, einem andern Sitze des Herzogs, heißt es bei Pennant: „Er hat eine niedrige und schlechte Lage, eine Meile von dem See Lomond, von dem man jedoch Nichts sieht." Günstiger urtheilte von der Lage D. Johnson in einem Gespräche mit dem dritten Herzoge, damals noch Lord Graham, 1779. „Lord Graham, while he praised the beauty of Lochlomond, on the banks of which is his family seat, complained of the climate, and said he could not bear it." Johnson, „Nay, my Lord, don't talk so: you may bear it well enough. Your ancestors have borne it more years than I can tell." This was a handsome compliment to the antiquity of the house of Montrose. His lordship told me afterwards, that he had only affected to complain of the climate; lest if he had spoken as favourably of his country as he really thought, Dr. Johnson might have attacked it." Boswell's Life of Johnson. Buchanan-house liegt in Stirlingshire, gleichwie eine andere Besitzung des Herzogs, Myndockcastle. In den Fehdezeiten war aber Muge der Graham Hauptburg. In Perthshire besitzt der Herzog Kincairn.

Der Linie von Claverhouse war entsprossen Walt. Scott's Lieblingsheld; dieser hatte in seiner Schreibstube stets das Bildniß vor Augen, konnte ihn darum so genau beschreiben: „Johann Graham von Claverhouse, in der Blüthe des Lebens stehend, war fast klein von Gestalt, aber schlank und zierlich gebaut. Geberden, Sprache und äußere Sitten verriethen den Mann, der unter Vornehmen und Lebenslustigen aufgewachsen war. Seine Züge hatten eine fast weibliche Regelmäßigkeit. Ein längliches Gesicht, eine gerade wohlgebildete Nase, dunkelbraune Augen, eine Gesichtsfarbe, gerade hinreichend gebräunt, um sie vor dem Vorwurfe des Weibischen zu sichern, eine kurze Oberlippe, aufwärts gebogen, wie die einer griechischen Bildsäule, leicht beschattet von einem kleinen lichtbraunen Knebelbart, und eine Fülle gleichfarbiger Ringellocken, die auf beiden Seiten des Antlitzes herabfielen — alles dieses bildete ein Gesicht, wie Maler es gern malen, Frauen es gern betrachten. Die Strenge seiner Sinnesweise und die herrschenden Eigenschaften eines unerschrockenen und unternehmenden Muthes, den selbst seine Feinde in ihm anzuerkennen gezwungen waren, lagen unter einem Aeußeren verborgen, das sich mehr für den Hof und für Tanzsäle, als für das Feldlager zu eignen schien. Dieselbe Milde und Heiterkeit des Ausdrucks, die in seinen Zügen herrschend war, schien aus seinen Bewegungen und Sitten zu sprechen, und im Ganzen hätte man ihn beim ersten Anblick mehr für einen Geweihten des Vergnügens als des Ehrgeizes halten sollen. Aber unter diesem sanften Aeußern lag ein Geist verborgen, der unbegrenzt in seinem Wagen und Streben, dennoch besonnen und vorsichtig war, wie der Machiavell's. Erfahren in den Geheimnissen der Staatskunst und daher an jene Nichtachtung der Rechte des Einzelnen gewöhnt, welche ihre Ränke fast immer entstehen machen, war er kalt und gefaßt in der Gefahr, heftig und feurig in der Verfolgung des Sieges, den Tod selber nicht fürchtend, und ohne Erbarmen Andern ihm weihend. Solche Charaktere bilden sich in den Zeiten bürgerlicher Zwietracht, wo die herrlichsten Eigenschaften, durch Parteigeist verderbt, und durch steten Widerstand entflammt, nur zu oft mit Lastern und Ausschweifungen verbunden sind, die sie zugleich ihres Verdienstes und ihres Glanzes berauben." Für den Krieg geboren, sah Claverhouse ihn zum ersten Mal in seiner ganzen Schrecklichkeit, dem Prinzen von Oranien zur Seite, in der Schlacht bei Senef 1674, und er hat sehr schnell die Meisterschaft in seinem Berufe erworben. Später als strenger Vollzieher der Befehle des Staatsraths für Unterdrückung der Nonconformisten auftretend, gelangte er in den Augen des abergläubischen Volkes zu einem nicht eben beneidenswerthen, mitunter doch auch nützlichen Rufe. Es wurde erzählt, daß der Teufel gegen ihn noch freigebiger gewesen, als gegen den starren Dalziel. Nicht nur gegen Bleikugeln sei er fest, sondern der Böse sollte ihm auch einen Rappen geschenkt haben, an dessen Leibe nicht ein einziges weißes Haar. Dieses Pferd wäre nicht auf gewöhnliche Weise geworfen, sondern man hätte es der Mutterstute aus dem Bauche geschnitten. Auf diesem Gaul soll Claverhouse die unglaublichsten Schnellzüge vollbracht haben, indem das Thier, einem Vogel gleich, die steilsten Klippen hinanstürmte und über unergründliche Moräste setzte, in denen ein gewöhnliches Roß unfehlbar umgekommen sein würde. Man erzählte sogar Claverhouse oder Clavers, wie man im gemeinen Leben ihn nannte, habe mit diesem Pferde einen Hasen innerhalb der Höhen von Moffatdale, auf dem Berge Brandlaw, eingeholt, wo kein anderes Roß hätte Fuß fassen können. Dergleichen Kunststücke übte Claverhouse nicht selten in der Verfolgung von Individuen, die verdächtig waren, der verpönten Sekte anzugehören. Gegen

diese lag er an der Spitze seines prächtigen Regiments, der Gardedragoner, zu Felde. Vorläufig hatte er zu Glasgow Quartier genommen. Von da zog er am 1. Juni 1699 aus, die Mörder des Erzbischofs Sharp, die Aussteller des Testimoniums von Rutherglek, 29. Mai, aufzusuchen. Bei Hamilton machte er den Prediger John King, und sammt demselben 17 Bauern, welche die Predigt zu hören sich eingefunden, zu Gefangenen und vernahm zufällig die Nachricht von einer größern Versammlung, die in der Nähe, auf Laudon-hill, stattfinde. Ohne Säumen eilte Claverhouse nach dem bezeichneten Punkte, wo er auf eine an Zahl ihm weit überlegene, jedoch zum Theil sehr unordentlich bewaffnete Schar traf; funfzig Männer vielleicht waren ziemlich gut beritten, ebenso viel trugen Flinten, der große Haufen war mit Sensen, Heugabeln, Piken und Hellebarden bewaffnet. Nicht übel gewählt war die Stellung, welche sie auf Drumclag inne hatten. Es ist morastiger Grund, die Bewegungen von Reiterei nicht eben förderlich, doch auch nicht gänzlich unzugänglich. Die ganze Länge des Thals durchzog ein tiefer, natürlicher oder künstlicher Graben, von Quellen durchschnitten oder von mit Wasser gefüllten Torfgruben, hin und wieder stand Erlengebüsch. Jenseits des Grabens stieg der Boden wieder zu einem Hügel auf, dessen Fuß die Kriegsmacht der Aufrührer einnahm, entschlossen und fertig, wie es schien, das Sumpfthal zu vertheidigen. Das Fußvolk war in drei Reihen aufgestellt. Die erste, ziemlich gut mit Schießgewehr versehen, stand dicht beinahe an des Sumpfes Rand, sodaß ihr Feuer der von dem Hügel gegenüber herabkommenden feindlichen Reiterei beträchtlichen Schaden zufügen konnte, und ihr zumal in dem Versuch, den Morast zu überschreiten, hinderlich werden mußte. Hinter dieser ersten Linie standen die Pikenire. Eine Reserve gleichsam machte das Landvolk aus, in der buntesten Weise, zum Theil nur mit Knütteln, Ochsenziemern, Aexten, Beilen bewaffnet. An jeder Flanke des Fußvolks hielt eine kleine Schar Reiter, als hätte sie sich festen Boden ausersehen, um es mit den Dragonern aufzunehmen. Meist schlecht bewaffnet und noch schlechter beritten waren sie, kleine Landeigenthümer oder wohlhabende Pächter, voll Eifer für die Sache. Die ganze Anzahl der Insurgenten mochte ungefähr tausend Mann betragen, darunter kaum hundert Reiter und vielleicht nur die Hälfte erträglich bewaffnet. Am Abhange des über die Schlachtlinie sich erhebenden Hügels hatten Weiber und Kinder sich zusammengedrängt, welche ihr durch Verfolgung gesteigerter Glaubenseifer in die Wildniß trieb, wo sie berufen waren, des bevorstehenden Kampfes Zeugen zu sein. Sie erhoben, das glänzende Geschwader ihrer Feinde auf der entgegengesetzten Höhe wahrnehmend, ein lautes Geschrei, beantwortet von dem wilden Rufe der Insurgenten, welcher ihren Entschluß bis zum letzten Mann zu streiten verkündigte. Mittlerweile waren die Dragoner mit ihrer Aufstellung fertig geworden, drohend und herausfordernd bliesen die Trompeter, mehrentheils Neger, zum Angriff, aber das Zeichen dazu gab Claverhouse nicht. Er lauschte dem Gesange, der feierlich a 3 der Tiefe aufstieg, den ersten Versen des Psalmes 75: „Gott ist in dem Lande Juda bekannt, sein Name ist groß in Israel. Salem ist seine Stätte und Sion seine Wohnung geworden. Daselbst hat er die Gewalt des Bogens, Schild, Schwert und Krieg vernichtet, als du wunderbar von den ewigen Bergen geleuchtet hast." Geschrei oder vielmehr eine feierliche Zustimmung ließ nicht sofort den Schluß des Psalmes vernehmen. Eine Todtenstille trat ein, dann hob der Gesang wieder an: „Sind alle Thoren in ihrem Herzen erschrocken. Sie sind in den Schlaf gesunken, und alle reichen Männer haben Nichts in ihren Händen gefunden. Die sich zu Pferde gesetzt haben, sind, o Gott Jacobs, von deinem Verweis eingeschlafen." Ein zweiter Beifallsruf folgte und darauf tiefes Schweigen. Während dessen hatte Claverhouse die feste Stellung, die entschlossene Haltung der Insurgenten betrachtet. Er glaubte es dem Interesse des Königs angemessen, mit ihnen zu unterhandeln. Worte des Friedens ihnen zu bringen, übernahm des Obersten Brudersohn, der Cornet Richard Graham. Es wurde auf ihn geschossen, zum Tode verwundet sank er vom Pferde; auf dem Boden sich windend, jammerte er: „meine arme Mutter!" Darüber entspann sich ein kurzes, aber hitziges Gefecht. Zwei der Führer der Insurgenten John Balfour von Kinloch genannt, Burley, einer von den Mördern des Erzbischofs, und William Cleland setzten kühn über den Graben, überflügelten die Dragoner und trieben sie in die Flucht, nachdem sie der Ihren an die dreißig verloren hatten. Claverhouse's Pferd, durch einen Sensenhieb verwundet, war kaum vermögend ihn vom Schlachtfelde wegzutragen. An der Stelle, wo er seine Gefangenen zurückgelassen hatte, vorüberjagend, traf er den Prediger John King, der eben an seinen Unglücksgefährten eine geistliche Ermahnnng richtete. Die Eile des Flüchtlings gewahrend, rief er ihn an, auf daß er halte und in der Nachmittagspredigt sich erbaue. Von den gefangenen Dragonern wurden jedoch etliche in Freiheit gesetzt. Dieses misfiel jenem Hamilton, Aussteller des Testimoniums von Rutherglen, der jetzt das Commando der Insurgenten übernahm. Seinen Leuten zu zeigen, wie von Rechtswegen mit den Babyloniern zu verfahren, tödtete er eigenhändig einen wehrlosen Gefangenen. In dem Gefecht hatten die Insurgenten fünf oder sechs Mann verloren. Gleich am folgenden Tage schickten sie sich an die Stadt Glasgow zu nehmen. Sie wurde durch Claverhouse und Lord Roß vertheidigt, denen zwar nur eine geringe Mannschaft zu Gebote stand. Sie hatten sich im Mittelpunkte der Stadt, in der Nähe des Rathhauses und des alten Gefängnisses verschanzt oder vielmehr barrikadirt, wurden aber von zwei Seiten zugleich angegriffen. Der eine Rebellenhaufen operirte in der Gegend des Collegiums und der Domkirche, der andere drang durch das Galgenthor auf der südöstlichen Seite vor. Beide Abtheilungen zeigten viele Entschlossenheit, aber die Vortheile von Disciplin und Stellung waren zu bedeutend ihrer ungeregelten Tapfer

eit gegenüber. Dazu hatten die Königlichen die Häuser an den Ausgängen der Straßen besetzt, sodaß ihre Schützen eine weite Strecke bestreichen konnten, während die hinter den Barrikaden aufgestellten Mannschaften ein gleich mörderisches Feuer gegen die Stürmenden richteten. Diese sehen ihre Reihen durch die Kugeln unsichtbarer Gegner gelichtet, ohne ihnen wirksam erwidern zu können, daß sie zuletzt auf allen Punkten zu weichen genöthigt. Indem jedoch trotz dem fehlgeschlagenen Angriff die Zahl der Feinde stets im Wachsen begriffen war, fanden Claverhouse und Roß es nicht rathsam, ihre gefährdete Stellung länger zu behaupten. Sie räumten Glasgow und marschirten ostwärts, hiermit das ganze westliche Schottland den Rebellen, die bereits gegen 6000 Mann stark waren, preisgebend. Glücklicherweise befanden sich unter denselben sehr wenige Edelleute oder sonstige einflußreiche Personen, die vermögend, den bereits in ihrem Lager ausgebrochenen Zwistigkeiten zu gebieten. Der Führer beschäftigte sich meist mit Debatten über Kirchensatzungen, sodaß die Regierung Zeit gewann, in Edinburgh eine furchtbare Streitmacht unter dem nominellen Oberbefehl des Herzogs von Monmouth zusammenzuziehen. Sie wurde ohne Säumen in Bewegung gesetzt, und traf am 21. Juni die Rebellen bei der Brücke, welche zu Bothwell über den Clyde führt. Die Stellung war zur Vertheidigung vorzüglich geeignet, und es haben 300 Mann unter Balfour und Rathillet das Brückenthor hartnäckig vertheidigt, bis sie einem Bayonnetangriff erlagen. Ganz unbedeutend war dagegen der Widerstand, welchen auf dem andern Ufer das Hauptcorps der Insurgenten leistete. Sie hatten, nach Burnet's Ausdruck, weder Lust sich zu ergeben, noch Muth sich zu vertheidigen, noch Besonnenheit um zu fliehen. Arg wüthete unter ihnen die Reiterei, befehligt von Claverhouse, der hier seinem Neffen ein Todtenopfer zu bringen bedacht war. Vierhundert Mann wurden zusammengehauen und 1200 zu Gefangenen gemacht. Schwere Tyrannei lastete von da an auf dem Lande, die persönlich zu üben Claverhouse sich nicht schämte. Zu Preshill oder Priesthill in Lanarkshire lebte der Fuhrmann John Brown, der wegen seiner Frömmigkeit den Namen „der christliche Fuhrmann" sich verdient hatte. An einem Morgen nahm Peden, einer der geächteten Prediger, dem Brown in seinem Hause Obdach verliehen hatte, von seiner Wirthin Abschied, zwei Mal die Worte wiederholend: „Arme Frau! ein schrecklicher Morgen — ein nebliger dunkler Morgen!" Worte, die in der Folge für Weissagung schweren Unheils gehalten wurden. Sein Tagewerk zu verrichten, den Spaten in der Hand wollte Brown ins Feld gehen, und fiel darüber in eine von Claverhouse selbst geführte Dragonerpatrouille. Angehalten und examinirt, beantwortet Brown, der gewöhnlich im Reden vorsichtig, die ihm gestellten Fragen mit solcher Gelassenheit und Standhaftigkeit, daß Claverhouse fragte, ob er ein Prediger sei. Dies wurde verneint. „Wenn er nicht gepredigt hat," hob Claverhouse wieder an, „so hat er doch wol zu Zeiten gebetet," und setzte, gegen den Gefangenen gewendet, hinzu: „Schickt Euch jetzt an zu euerm letzten Gebet, denn Ihr sollt augenblicklich sterben." Der arme Mann kniete nieder, betete eifrig und berührte nebenbei den politischen Zustand des Landes, an dessen Trümmern Barmherzigkeit zu üben er den Himmel anflehte. Darin wurde er von Claverhouse unterbrochen, dieser sprach: „Ich ließ Euch Zeit zu beten und Ihr predigt." „Herr," versetzte der Gefangene, immer auf den Knieen liegend, „Ihr wißt weder, was Predigen noch was Beten ist, wenn Ihr das, was ich jetzt spreche, Predigen nennt." Dann fuhr er fort, ohne sich stören zu lassen. Als seine Andacht geendet, hieß Claverhouse ihn von Frau und Kindern Abschied nehmen. Brown ergriff seiner Frau Hand mit den Worten, es sei die Stunde gekommen, von welcher er sie zur Ehe begehrend gesprochen. Standhaft entgegnete das arme Weib: „Um dieser Sache willen bin ich bereit, Dir zu entsagen." „So habe ich," fuhr er fort, „weiter Nichts zu thun als zu sterben; ich danke Gott, daß ich seit Jahren dem Tode fest ins Auge sah." Die für die Execution bestimmten Soldaten traten vor und der Märtyrer wurde gleich vor seinem Hause erschossen unter den Augen seiner Frau, die, obgleich sie kein Blut sehen konnte, doch das schreckliche Schauspiel ansah, ohne Schwäche zu empfinden, nur flimmerte es ihr vor den Augen, als die Carabiner abgefeuert wurden. Als ihres Mannes Leichnam ausgestreckt vor ihr lag, fragte Claverhouse, was sie jetzt von ihm denke? „Ich habe ihn jederzeit hochgeachtet und achte ihn jetzt mehr als jemals." — „Es wäre gerecht," zürnte Claverhouse, „wenn ich Euch neben ihn legen ließ." — „Ich zweifle nicht," entgegnete die Frau, „daß ihr dazu grausam genug wäret, so ihr Macht dazu hättet. Wie wollt Ihr aber euer heutiges Thun verantworten?" — „Menschen kann ich davon Rechenschaft ablegen," schloß Claverhouse, „und den Himmel will ich mit dieser Hand fassen," saß auf, ritt davon und ließ die Frau, welche den Säugling auf den Armen trug, neben der Leiche allein. „Sie legte das Kind auf den Rasen," sagt die Relation von dem grausamen Hergange, „hob das Haupt des Leichnams in die Höhe, streckte seine Glieder aus, bedeckte ihn mit der Schürze und weinte über ihn." Aehnlichen und verwandten Greueln mußte die Geduld der Nation erliegen, selbst ohne die Geschäftigkeit derjenigen, die davon Vortheil zu ziehen gesonnen. In England von Verrath umgeben, forderte K. Jacob II. die schottische Armee zu Beistand auf. Aus 6—7000 Mann trefflichen Volks bestehend, war sie dem Commando von Jacob Douglas, dem Bruder des Herzogs von Queensberry untergeben, dem als Generalmajor Claverhouse, seit Kurzem Viscount Dundee, beigeordnet. Douglas förderte insgeheim die Absichten des Prinzen von Oranien. Dundee hingegen war der Sache des Königs innig ergeben und bewährte das in den Zeiten der Gefahr auf das Glänzendste. Es heißt, Douglas habe geflissentlich den Marsch der Truppen verzögert, damit nicht der schottischen Armee Schnelligkeit die Engländer zum Nacheifern reize, doch wurde endlich London erreicht.

Hier nahm Viscount Dundee als ältester Generalmajor das Obercommando in Anspruch, allein die englischen Officiere gleichen Ranges weigerten sich, unter ihm zu dienen, weniger wol aus Nationaleifersucht, als weil die Verräther besorgten, ein Mann seines Gepräges möchte ihre geheimen Absichten vereiteln. Ihre Weigerung hatte die Folge, daß Dundee's Vorhaben, die treugebliebenen englischen Truppen zusammenzuziehen und mit ihnen und seinen Schotten eine Schlacht zu liefern, unterbleiben mußte. Von dem Könige um seine Ansicht von der Lage der Dinge befragt, hatte er dreierlei in Vorschlag gebracht. Entweder der König sollte dem Schwiegersohne gegenüber auf dem Schlachtfelde sein Glück versuchen, oder aber mit Freundlichkeit ihn empfangen, damit dessen eigentliche Gesinnung zu erforschen, oder endlich sich nach Schottland zurückzuziehen und die Treue der kleinen Armee dieses Landes anrufen. Jacob war Willens die dritte Alternative zu ergreifen, vernehmend jedoch, daß mehre schottische Peers und Edelleute nach London gekommen seien, um dem Prinzen von Oranien aufzuwarten, zweifelte er mit Recht, daß er in jenem Lande Sicherheit finden werde, zumal bald darauf ein Bataillon von Lord Douglas, dem Generalmajor, zu dem Prinzen von Oranien desertirte. Hingegen wurde mit Bestimmtheit versichert, der König sei gesonnen zu schlagen, wie denn auch Dundee und seine vornehmsten Officiere Befehl erhielten, sich in Urbridge einzufinden, um dem in Folge dieses Entschlusses abzuhaltenden Kriegsrath beizuwohnen. Dort war aber der König nicht eingetroffen, wol aber die Nachricht, daß er geflüchtet und Ordre hinterlassen habe, seine Streitmacht aufzulösen. Dundee und die Lords Linlithgow und Dummore brachen in Thränen aus. In so schwieriger Lage beschloß Dundee die Truppen beisammen zu halten, bis er sie nach Schottland zurückgeführt haben würde. Er nahm sein Hauptquartier zu Watford, Willens am folgenden Morgen den Rückzug anzutreten. Den Insassen wollten die nordischen Gäste nicht zusagen, in der Nacht verbreiteten sie das Gerücht, der Prinz von Oranien sei im Anmarsch. Dundee war aber nicht so leicht zu schrecken. Den Bürgern zu lebhafter Beunruhigung ließ er die Trompeten ertönen, seine Truppen eine feste Stellung in Front der Stadt beziehen und recognoscirte, daß demnach der watforder Kriegslist leicht eine Schlacht Angesichts ihrer Mauern hätte herbeiführen können. Allein der Prinz von Oranien wußte nur zu gut, mit wem er es zu thun habe. Dundee hatte seine ersten Feldzüge unter des Prinzen Befehlen gemacht, und dessen Werthschätzung nicht nur durch pünktliche Pflichterfüllung, sondern noch mehr durch sein kühnes Wagestück bei Senef errungen. Den Prinzen aus dem dichten Gewühle der Feinde heraushauend, überließ er ihm auch sein eigenes Pferd, nachdem jenes des Prinzen ihm unter dem Leibe erschossen wurde. Den hochländischen Dienst gab gleichwol Dundee auf, weil seine Hoffnung, ein Regiment zu erhalten, fehlschlug. Genugsam den Muth und die Hartnäckigkeit des schottischen Generals kennend, wollte der Prinz zu keiner verzweifelten Unternehmung herausfordern, vielmehr ließ er den Gegner bedeuten, daß er nicht im mindesten beabsichtige, ihn zu beunruhigen, daß er ihn ersuche, seine Stellung in Watford bis auf weitere Befehle beizubehalten. Die Nachricht von des Königs Wiederkehr nach London vernehmend, beeilte sich Dundee, seinem Gebieter die wärmsten Versicherungen von Anhänglichkeit zukommen zu lassen, erbot sich zugleich dessen Befehle, ja es heißt, daß er jetzt nochmals den Vorschlag erneuert habe, die zerstreuten Truppen zu sammeln und dem Thronräuber eine Schlacht zu bieten. Allein K. Jacob's Muth war gebrochen, zu solch' gewagtem Spiel konnte er sich nicht erheben. Der Monarch flüchtete definitiv nach Frankreich, der Convent berief zum erledigten Thron das fürstliche Ehepaar von Oranien und Dundee legte sein Commando nieder und begab sich auf den Weg nach Schottland, unter Begleitung von 20—30 Dragonern von der Leibgarde, die ihn nicht verlassen wollten. Ohne diese Bedeckung hätte er kaum die südlichen und westlichen Grafschaften, in denen er so manche Strenge geübt hatte, berühren dürfen. Mittlerweile war auch in Schottland die Revolution durchgesetzt worden, wenn auch nicht mit derselben Eintracht wie in England. Dem für den Märzmonat 1689 zusammenberufenen ständischen Convent sollten nach einer von dem vertriebenen Monarchen ausgehenden Weisung seine Getreuen beiwohnen, weil man auf solche Weise eine Majorität zu bilden hoffte. Auch Dundee mit einer Begleitung von 60 Reitern, meist Soldaten, die unter ihm gedient hatten, ließ nicht auf sich warten. Die Whigs dagegen hatten eine Anzahl bewaffneter Cameronianer in die Stadt geschafft und hielten sie in Dachstuben und Kellern versteckt, bis zu dem Augenblick, wo es nöthig sein würde, sie in Waffen auftreten zu lassen. Der Convent, in welchem sich doch einige Ueberlegenheit der Whigs ergab, wünschte das Castell von Edinburgh zu seiner Verfügung zu haben. Dessen Uebergabe zu fordern, wurden an den Gouverneur, Herzog von Gordon, die Grafen von Lothian und Tweedale abgeordnet. Er zeigte sich nicht ungeneigt, ihnen zu willfahren, falls er Amnestie für sich und seine Freunde erhalten würde. — Noch währten die Unterhandlungen, als Dundee, der sich in das Castell eingeschlichen hatte, einen Theil seiner Entschlossenheit dem Herzog einzuflößen wußte, der nun, von den Commissarien aufgefordert, seine Freunde zu nennen, die Liste aller Clans der Hochlande vorlegte. Dieses nahmen als Hohn die Herren auf, und so sehr fühlten sie sich entrüstet, daß sie kaum Worte finden konnten, das Ergebniß ihrer Sendung dem Convent mitzutheilen. Die Hoffnungen der Royalisten schwanden, und durch die Lauigkeit seiner Freunde, den Triumph der Gegner aufgeregt, versuchte Dundee im Convent wenigstens eine Entscheidung herbeizuführen. Unvermuthet trat er auf, einen gegen ihn und gegen Georg Mackenzie, den vormaligen Advocaten des Königs gerichteten Mordanschlag zu denunciren; ein Klage, die sehr begründet gewesen sein wird, da die Stadt erfüllt war von Cameronianern, die ebenso seh

unter den gerichtlichen Verfolgungen der Advocaten als unter den Gewaltthaten des Kriegsmannes gelitten hatten. Er verlangte die Ausweisung aller Fremden, wogegen man die Unmöglichkeit einwendete, indem man alsdann den Convent der Willkür des papistischen Herzogs von Gordon und seiner Söldner hingeben würde. Voll Unwillens verließ Dundee die Versammlung und stieg zu Pferde. Als er an der Spitze von 50 oder 60 Reisigen die Straßen durchzog, ergab sich unter der Bevölkerung allgemeine Bestürzung, und der Convent, Furcht empfindend oder heuchelnd, befahl die Thüren des Saals zu verschließen und die Schlüssel auf den Tisch zu legen. Unterdessen riefen die Trompeten zu den Waffen, und die Männer aus dem Westlande, die seither in Dachstuben und andern Winkeln gesteckt hatten, zeigten sich wohlgerüstet in den Straßen, als sei die Zeit der Rache angebrochen. Dundee aber ritt während dessen, Angesichts von Freund und Feind, zur Stadt hinaus über die Straße Leith-Wynd und weiter am Nordufer des North-Loch, wo seitdem die Neustadt Edinburgh erbaut worden. Von da wendete er sich der westlichen Seite des Castells zu, um am Fuße der Schloßmauer mit Gordon eine Unterredung zu haben. Dafür mußte er das steile Ufer und den schroffen Fels, welcher das Schloß trägt, hinanklimmen. So viel man weiß, rieth Dundee dem Herzoge auf alle Gefahr das Schloß zu behaupten, zugleich baldigen Entsatz verheißend. Als man ihn weit genug glaubte, wurde ihm der Major Buntine mit Soldaten nachgeschickt, um ihn gefänglich anzuhalten. Buntine zeigte seine Ordre vor, der Viscount aber verlangte, sich, falls er auf seiner Ordre bestehen sollte, in Windeln gepackt dem Convent zuzuschicken. Darauf wollte der Mann es nicht ankommen lassen, und Dundee gelangte unangefochten nach Stirling. Einer Aufforderung, sich vor den Schranken des Convents hinsichtlich der mit dem Herzoge von Gordon, dem geächteten Katholiken, gepflogenen Unterredung zu rechtfertigen, entzog er sich durch Hinweisung auf die schwere Krankheit seiner Gemahlin und auf die Gefahren, denen er unter den Cameronianern sich aussetzen würde. Eine Truppenmacht wurde ausgesendet, ihn gleich dem Grafen von Balcarras zu greifen. Aber er hatte, wie gewöhnlich, eine starke Leibwache um sich, hauste auch in einer Landschaft, deren Einwohner meist Jacobiten waren. Unter solchen Umständen wollten die Häscher mit ihm nicht anbinden und er blieb auf seinem Schlosse Dudhope unweit Dundee, wo er am bequemsten mit den Chiefstains der Hochlande und den Edelleuten im Norden, die im Allgemeinen der bischöflichen Kirche und der Sache K. Jacob's zugethan waren, verkehren konnte. Stammverwandt mit dem großen Marquis von Montrose, durch gleich schwärmerische Gefühle von Rittertreue beherrscht, von ebenso unternehmendem Geiste und vielleicht sogar von noch höherer Einsicht als sein erlauchtes Vorbild, soll Dundee an dem denkwürdigen Tage seines Auszugs von Edinburgh auf die Frage, wohin er sich wende, geantwortet haben: „Ueberall hin, wohin Montrose's Geist mich führen mag!" Jetzt beschäftigte ihn nur noch ein einziger Gedanke, die Restauration des Thrones. Während Andere ihre Reichthümer vor dem Sturme der drohenden Revolution so viel als möglich in Sicherheit zu bringen suchten, theilte Dundee, obgleich sparsam und verschlossen, mit freigebiger Hand, die in seines Königs Dienst erworbenen Schätze unter alle aus, die seinen großartigen Entwürfen zugänglich waren. Die Gründe, die er vorbrachte, die Geschenke, die er gab, den Einfluß, den er durch seinen Charakter auf die hochländischen Häuptlinge übte, deren Bewunderung für Jan Dhu Cean (der schwarze Johann der Krieger) keineswegs durch die Züge von Härte vermindert war, welche im Flachlande ihm den Namen „der blutige Claverse" erworben hatten, verbunden mit ihrer Anhänglichkeit für K. Jacob und ihren kriegerischen Neigungen, vermochten sie in Kurzem zu einem allgemeinen Aufstande, wiewol doch vorher Dundee verschiedene Zwistigkeiten und Fehden unter den Stämmen zu schlichten hatte. Im Frühjahr 1689 vernahm er, daß General Mackay mit einem bedeutenden Truppencorps gegen ihn ausgesendet sei. Es war Mackay's Absicht in Dudhope ihn zu überfallen, diesem entging er, mit seinem Gefolge von 150 Reisigen rasch nach Inverneß sich wendend. Die Stadt hielt eben Macdonald von Keppoch an der Spitze von mehren hundert Hochländern blokirt, weil die Bürger in seiner Fehde mit Macintosh von Moy diesem Beistand geleistet hatten. Dundee bot seine Vermittelung an und beredete die städtische Obrigkeit den Macdonald mit einer Entschädigung von 2000 Kronen abzufinden. Für diese Summe hat Dundee sich verbürgt, in einer andern Verhandlung aber noch deutlicher seinen Einfluß im Hochlande bekundet. Wie sehr auch Keppoch über die unter K. Jacob's Regierung gegen ihn erlassenen Feuer- und Schwertbriefe entrüstet, ließ er sich doch durch Dundee bestimmen, ihm seinen Clan zuzuführen, um denselben Monarchen wieder auf den Thron zu setzen. Also verstärkt, wenn auch fortwährend in starker Minorität gegen Mackay's Armee, überfiel Dundee durch die Schnelligkeit seiner Bewegung die Stadt Perth. Er leerte die öffentlichen Kassen, dabei erklärend, daß er es für rechtlich halte, des Königs Geld für des Königs Sache zu verwenden; dagegen blieb jedes Privateigenthum unverletzt. Um dieselbe Zeit zerstreute Dundee zwei Reiterscharen, die unlängst die Regierung hatte ausheben lassen, nahm ihre Pferde und Montirungsstücke und machte ihre Anführer, die Lairds von Pollock und Blair, zu Gefangenen. Sodann zog er sich in die Hochlande, um seine kleine Armee zu rekrutiren, die 3000 Mann, die aus Irland ihm verheißen waren, zu erwarten, nebst dem Resultat einer Verschwörung, die unter den vormaligen, von ihm selbst befehligten Gardedragonern gährte, die für jetzt unter Mackay's Befehl ein Regiment ausmachten. Officiere und Gemeine, vom Hauptmann Creichton geleitet, erwarteten nur des Augenblicks, unter das Commando ihres vormaligen Führers, unter die Botmäßigkeit des rechtmäßigen Königs zurückzukehren. Die Ver-

schwörung ward von Mackay entdeckt, in dem Augenblicke, wo sie zum Ausbruch kommen sollte, da sie, Angesichts beinahe von Dundee, der Armee Verderben gebracht haben würde. Vorsichtig verbarg Mackay seine Kenntniß von dem Getreibe bis zum Eintreffen einer Verstärkung, die ihn in den Stand setzte, die Hauptverschworenen zu verhaften, ihre mindergefährlich Mitschuldigen zu entwaffnen und aufzulösen. Große Lust hatte der Staatsrath, ein Exempel zu statuiren, um für die Zukunft von dergleichen Unternehmungen abzuschrecken, und Creichton, der Haupträdelsführer, der ein Engländer ohne Vettern oder Freunde war, sollte Anderen zur Warnung gehenkt werden. Allein Dundee ließ seine alten Kameraden nicht im Stich. Er entsendete Botschaft an den Staatsrath des Inhalts, daß, wenn man seinem Freund Creichton ein Haar krümme, würde er die Lairds von Pollock und Blair Gelenk um Gelenk in Stücke schneiden und diese in Matten gepackt nach Edinburgh schicken lassen. Der Staatsrath fühlte sich durch solche Mittheilung beunruhigt. Der Herzog von Hamilton gab seinen Collegen zu bedenken, daß sie alle den Viscount Dundee zu genau kennen müßten, um bezweifeln zu können, daß er Wort halten würde, und daß außerdem die in seine Gefangenschaft gerathenen Herren zu nahe verwandt seien mit mehren Mitgliedern des Staatsraths, als daß man sie um Creichton's Willen einer Gefahr aussetzen dürfe. Diesen Vorstellungen verdankte Creichton sein Leben. In Folge vielfältiger Hin- und Hermärsche ergaben sich zwischen Dundee und Mackay mehre Gefechte, deren eines in seinen Folgen sich für Dundee charakteristisch ergeben sollte. Der Sohn eines seiner ältesten und vertrautesten Freunde hatte sich unter seine Befehle gestellt. Der junge Mann, zum Recognosciren ausgesendet und in ein Scharmützel verwickelt, entlief dem Schlachtfelde. Des Feigen Ehre zu retten, erzählte der Viscount, er selbst habe ihn beordert, dem Nachtrab eine Botschaft von Wichtigkeit zu überbringen. Dem Sünder sagte er in geheimer Unterredung: „Deine Ehre habe ich gerettet, geradezu muß ich Dir aber bemerken, daß Du für das gewählte Gewerbe gänzlich untauglich bist. Vielleicht ist es nicht Deine Schuld, sondern ein Gebrechen, wenn Dir die Spannkraft versagt, die uns die Gefahren der Schlacht ins Auge zu fassen erlaubt. Gehe nach Hause zu Deinem Vater, ich werde einen Vorwand finden, daß Du es mit Ehren thun magst, und Dir Anleitung geben, der Sache K. Jacob's wirksame Dienste zu leisten, ohne daß Du persönlicher Gefahr Dich auszusetzen hast." Der Jüngling, schamdurchdrungen, warf sich zu des Generals Füßen und betheuerte, daß seine Pflichtvergessenheit einzig augenblicklicher Schwäche Folge gewesen sei, deren Andenken er durch sein ferneres Betragen zu tilgen gedenke. Dann bat er, um der Freundschaft willen mit seinem Vater, möge der General ihm die Gelegenheit verschaffen, seinen guten Namen wieder zu gewinnen. Dessenungeachtet beharrte Dundee auf seiner Ansicht, bis des Jünglings dringende Bitte, wenigstens eine Probe ihm zu erlauben, ihn erweichte. Widerstrebend gab er seine Einwilligung, mit dem Zusatz zwar: „Bedenke, daß Du, zum zweiten Mal Furcht verrathend, sterben mußt. Ich streite für eine verzweifelte Sache und muß von jedem, der unter mir dient, verlangen, daß er bereit sei, bis auf den letzten Mann zu fechten. Mein Leben und das Leben aller, die unter mir dienen, ist ohne Schonung der Sache K. Jacob's gewidmet, und der Tod muß das Loos dessen sein, der ein Beispiel von Feigheit gibt." Der übernommenen Verpflichtung war der junge Mann nicht gewachsen. Beim nächsten Scharmützel wendete er abermals sein Pferd zur Flucht. Stracks ritt Dundee auf ihn zu, und mit den Worten: „Deines Vaters Sohn ist ein zu guter Mann, als daß er dem Profoß verfallen darf," drückte er das Pistol auf den Ausreißer ab. Lautlos sank dieser zu Boden. Eine ernstliche Action hatte bis jetzt Dundee gemieden, da noch nicht die Gesammtheit der Clans unter seinen Fahnen vereinigt waren; Ereignisse im Lande Athole bestimmten ihn jedoch, aus seiner Zurückhaltung hervorzutreten. Nach öfterem Schwanken war der Marquis von Athole entschieden von der Partei K. Jacob's abgefallen, und hatte seinen Sohn, Lord Murray ausgesendet, um die Clans der Landschaft Athole, die Stewart Robertson Fergusson aufzubieten. Diese, obgleich keineswegs des Marquis Untersassen oder Clansmänner, pflegten aus traditioneller Hochachtung für seinen Rang und Macht, seine Fehden auszufechten. Aber einer derselben, Stewart von Boquhan, begehrte für jetzt nicht, den schreckenden politischen Ansichten des Marquis sich anzuschließen. In dessen Auftrag hütete er die Feste Blair, welche den wichtigsten Paß zum Hochland beherrscht, und Lord Murray verlangte von ihm die Oeffnung dieser Feste. Dessen weigerte sich der Stewart, erklärend, daß er auf des Viscount Dundee Befehl das Schloß für K. Jacob besetzt halte. In der Entrüstung, seines Vaters Haus gegen sich bewaffnet zu sehen, forderte Murray den Beistand von General Mackay, der sofort 3000 Mann Infanterie und zwei Reitercorps detachirte, die in Eilmärschen nach Athole vordringen sollten, um Blair zu belagern und mit Dundee zu schlagen, falls dieser den Entsatz bewerkstelligen wolle. In diesem kritischen Zeitpunkte hatte Lord Murray etwa 800 Hochländer aus Athole und den oben genannten Clans zusammengebracht, unter dem Vorwande den Landfrieden zu schirmen. Man argwohnte aber bald, daß es seine Absicht sei, mit Mackay sich zu vereinigen, und die Clans, sich erinnernd, welchen Ruhm ihre Väter unter Montrose's Befehlen, die Sache des Throns verfechtend, erworben hatten, beschlossen von der Bahn der Ehre nicht abzugehen. Sie ließen Lord Murray wissen, daß, wenn es seine Absicht sei, mit Viscount Dundee zu halten, sie ihm bis in den Tod folgen würden, daß sie aber augenblicklich ihn verlassen müßten, sobald er für Wilhelm von Oranien sich erkläre. Lord Murray drohte sie als ungehorsame Vasallen zu bestrafen, und sie eilten zum Fluß, füllten ihre Pickelhauben mit Wasser, tranken auf K. Jacob's Gesundheit und schickten durch einen einzelnen Menschen

dem Marquis seine Standarte zurück. Es war dieses ein seltener Abfall, da in der Regel die Stämme dem Oberhaupte folgten, ohne zu erwägen, wohin er sie führen werde. Die Kunde hiervon gelangte an Dundee zugleich mit dem Bericht, daß Mackay bis Dunkeld vorgedrungen sei, um Blair zu nehmen und die Athole-männer dafür, daß sie das Panier ihres Häuptlings verlassen hatten, zu bestrafen. Um dieselbe Zeit führte General Cannon die vorlängst aus Irland erwartete Verstärkung den Royalisten zu, statt der verheißenen 3000 nur 300 Mann, und diese gänzlich ohne Geld und ohne Mundvorrath, womit sie doch hatten versorgt sein sollen. Nichtsdestoweniger beschloß Dundee das Schloß Blair zu behaupten als den Schlüssel zu dem nördlichen Hochlande, setzte sich auch sofort mit einem Corps von ungefähr 2000 Hochländern in Bewegung, um den obern nördlichen Saum des Engpasses zwischen Dunkeld und Blair einzunehmen. In diesem damals noch sehr gefürchteten Défilé, dem Paß von Killiecrankie, dehnt sich die Straße mehre Meilen längs den Ufern des reißenden Garry aus, welcher zwischen Wasserfällen, die das Auge kaum unterscheiden kann, dahin braust, während sich jenseits eine Reihe von Abgründen und bewaldeten Bergen hinzieht; die Straße bildet den einzigen Zugang zu dem Thal an des Passes nördlichem Ende. Ein Défilé konnte, durch eine geringe Mannschaft vertheidigt, dem anziehenden Feinde unübersteigliche Hindernisse bieten, daher viele der Häuptlinge der Ansicht waren, Dundee hätte sich begnügen sollen, den Paß gegen Mackay's weit überlegene Macht zu behaupten, bis, laut Verabredung, alle Clans vereinigt sein würden. Dundee war jedoch anderer Meinung und wollte den Feind ohne Widerstand durch den Engpaß ziehen lassen, um im offenen Thal am nördlichen Ende ihn zu bestreiten und entschied sich für dieses kühne Verfahren, weil es den Untergang der ganzen feindlichen Armee herbeiführen konnte, und weil er mit Mackay anbinden wollte, bevor dieser das erwartete bedeutende Corps englischer Cavalerie, die von den Hochländern am meisten gefürchtete Waffe, an sich gezogen haben würde. Am 17. Juni 1689 zog General Mackay mit seinen Regimentern, großentheils Engländer und Holländer, in den Engpaß ein, und es mag Erstaunen und Besorgniß ihn ergriffen haben bei dem Anblick des prächtigen und zugleich furchtbaren Eingangs, dem ein Mann von Dundee's Fähigkeiten sicherlich ihm verwehrt haben würde, wenn er nicht hinlänglich stark sich fühlte, um seinen Feind am Ausgange des Passes zu erwarten, wo der einzige Weg zum Rückzug der eben betretene und gefährliche Durchgang war. Mittag war vorüber, bevor Mackay's Scharen sich den Krümmungen des Défilé entwinden konnten. Dann wurden sie drei Mann hoch, ohne irgend eine Reserve, längs der Südgrenze des engen Thals, welchem der Paß zuführt, aufgestellt. Seine Stellung hatte Dundee auf einem mit niedrigen Bäumen und Strauchholz bekleideten Hügel an der Nordseite des Thals gewählt, und sie war beinahe von Mackay's Armee umflügelt, als, zum ersten Mal einander erblickend, die Scharen von beiden Seiten mit Geschrei sich bewillkommneten; allein da die Betrachtung von ihrer gefährdeten Lage nothwendig auf die Stimmung von Mackay's Leuten einwirken mußte, lautete ihr Kriegsruf nur als ein dumpfes, schwindendes Getön, während das Geschrei der nach ihren Clans geordneten Hochländer von jeder Anhöhe herab erklang. Auf diesen Umstand seine Umgebung aufmerksam zu machen, hat der viel versuchte Evan Cameron von Lochiel nicht verfehlt, denn er habe, dieses seine Worte, in allen Schlachten bemerkt, daß der Sieg jedesmal der Partei zufiele, deren Kriegsgeschrei vor dem Treffen hell und zuversichtlich gewesen. Dagegen fanden verschiedene alte Hochländer ein minder günstiges Vorzeichen in dem Umstande, daß Dundee in demselben Augenblick ein dunkelfarbiges Büffelwamms über den Scharlachrock und den glänzenden Harnisch zog, worin er bis dahin gesehen worden. Bevor Dundee mit seiner Disposition für den Angriff fertig war, gewahrte er die Gefahr überflügelt zu werden; dagegen sich zu wehren, füllte er die Räume zwischen seinen Angriffscolonnen so stark aus, daß ihm für das Mitteltreffen kaum hinreichende Mannschaft übrig blieb. Jetzt, eine Stunde vor dem Sonnenuntergange, ließ er zum Angriff blasen. Die Hochländer entkleideten sich bis aufs Hemd, warfen alles von sich, was der Wuth ihres Angriffs hinderlich werden konnte und stürmten vorwärts, von den Mistönen ihrer Sackpfeifen begleitet. In diesem Anlauf schossen sie ihre Gewehre ab, und nachdem jede Colonne ihr regelloses, aber wohlgezieltes Feuer abgegeben hatte, warfen sie, ohne wieder zu laden, die Flinten weg, zogen das Breitschwert und rannten in verdoppelter Geschwindigkeit auf die dünne Linie des Feindes los, durchbrachen sie, und richteten eine gewaltige Niederlage unter den regulirten Truppen an, denen sie durch Behendigkeit und der Waffen Beschaffenheit überlegen. Nachdem einmal die Reihen der Gegner durchbrochen, Mann gegen Mann kämpfte, kam der Vortheil höherer Kriegszucht nicht mehr in Anschlag — Behendigkeit und Stärke waren auf Seiten der Bergmänner. Einzelne Berichte von der Schlacht erzählen schauerliche Dinge von den gewaltigen Hieben der Hochländer, von bis zur Brust gespaltenen Köpfen, wie die Sieger Stahlhauben gleich Nachtmützen zerhieben, wie die Piken Weidenzweigen gleich zerknickten. Einzig zwei Regimenter von Mackay's Mitteltreffen standen fest, weil der die Angriffscolonnen trennende Raum so weit, daß kein Feind diesen Regimentern gegenüber sich aufstellen konnte. Der ganze Rest wurde versprengt und großentheils in den Fluß gehetzt. Dundee selbst befand sich gegen den Rath der Häuptlinge in der Front der Schlacht und trotzte in der verwegensten Weise der Gefahr. In einem verzweifelten Angriff bemächtigte er sich der feindlichen Artillerie, dann führte er seine wenigen Reiter, etwa funfzig Mann, gegen die beiden Reitertrupps, die ohne den Angriff abzuwarten, in die Flucht sich wendeten. Die standhafte Haltung der beiden Regimenter in Mackay's Mitteltreffen wahrnehmend, eilte der Viscount zum Clan Macdonald hin und im Begriff

denselben ins Treffen zu führen, erhob er den rechten Arm, gleichsam den Weg zum Sieg zu zeigen. In dieser Bewegung gab er die Achselgrube frei, die durch den Cuiraß nicht geschützt war und von einer Kugel getroffen wurde. Er versuchte noch vorzureiten, vermochte aber nicht im Sattel sich zu halten, stürzte tödtlich verwundet zur Erde und starb in derselben Nacht. Vollständiger konnte der Sieg, von den Hochländern bei Killiecrankie errungen, nicht ausfallen. Geschütz, Gepäck, Mundvorrath von Mackay's Armee, alles fiel in ihre Hände. Die beiden Regimenter, die bis dahin die Wahlstatt behauptet hatten, litten so entsetzlich über dem Versuch, durch den Engpaß sich zurückzuziehen, daß sie als vernichtet zu betrachten, denn eine Schar Atholemänner in ihrem Rücken hielt das Défilé besetzt. Zweitausend Mann an Todten oder Gefangenen hat Mackay verloren; er selbst, von wenigen Reitern begleitet, entrann kümmerlich nach Stirling. Die Hochländer verloren in drei Salven, die sie aushalten mußten, 800 Mann. Unwichtig war jedoch dieser Verlust im Vergleich zu jenem des Feldherrn, mit dem alle Früchte des blutigen Sieges schwanden, denn Dundee war, gleichwie in späterer Zeit Zumalicarraguy, einer jener hochbegabten Männer, auf denen zu Zeiten das Schicksal einer ganzen Nation ruht. Seine Partei lebte der Ueberzeugung, daß er, wenn ihm vergönnt gewesen, den so ritterlich gewonnenen Sieg auszubeuten, sehr bald das Königreich Schottland unter Jacob's II. Botmäßigkeit zurückgeführt haben würde. Ungezweifelt harrten viele von Adel nur eines Glückstrahls, um sich für den Jacobiten zu erklären, während die revolutionaire Partei in sich nicht einig genug war, um ihren Gegnern in die Länge zu widerstehen. Die Schlacht bei Killiecrankie, gehörig benutzt, hätte den ganzen Norden den Händen von Dundee überantworten, selbst Stirling und Edinburgh unsicher machen müssen. Eine solche Diversion würde manche Maasregel K. Wilhelm's vereitelt, die Beruhigung von Irland unmöglich gemacht haben, sodaß also seine Angelegenheiten im höchsten Grade gefährdet blieben. Allein das so glorreich von Dundee begonnene Werk konnte keiner fortsetzen, am wenigsten sein Nachfolger im Commando, der armselige General Cannon. Darum haben Jacobiten und Episcopalen wetteifernd ihren Helden beklagt als den letzten der Schotten, den letzten Graham, den letzten Aller, die da groß genannt zu werden verdienten. Ueberhaupt hegte man von Dundee's Muth und Feldherrntalent eine so hohe Meinung und so allgemein war die Theilnahme bei seinem Fall, daß der gemeine Mann im Flachlande selbst heute noch überzeugt zu sein glaubt, er sei keines natürlichen Todes gestorben. Es wird erzählt, einer seiner eigenen Diener, verletzt durch die Strenge, mit welcher der General die besiegten Presbyterianer zu behandeln pflegte, und den abergläubischen Wahn theilend, er sei gegen Bleikugeln fest, habe ihn mit einem silbernen Knopf, den er von seiner Livrée abschnitt, erschossen. Der Leichnam wurde in der Nähe der Stätte, wo Dundee seinen letzten Triumph feierte, zu Blair in der Kirche beerdigt. Wie sehr man in England ihn gefürchtet hatte, ergibt sich aus der hartnäckigen Verfolgung, der seine Witwe erliegen sollte. Dudhopecastle, nördlich von Dundee, wurde confiscirt und einem Douglas verliehen. Die hilflose Frau flüchtete nach Holland, nahm den zweiten Mann, und wurde durch den Einsturz des Hauses, welches sie zu Utrecht bewohnte, mit allen ihren Kindern lebendig unter den Ruinen begraben, sodaß die ganze Familie erlosch. So Cunningham. Eigentlich aber wohnte sie einem Conventikel schottischer Emigranten bei, in welchem man sich mit der Restauration der Stuarts beschäftigte. Solcher Logen gab es mehre im Lande, wie denn einige glauben, daß ihnen und nicht dem Tempel Salomonis oder dem Kurfürsten von Cöln, Hermann von Wied, der Freimaurerorden entstamme. Wie dem aber sei, der Conventikel, welchem die Witwe Dundee angehörte, erregte ernstliche Besorgnisse und es wurde der Einsturz des Hauses veranstaltet. Einer Seitenlinie der Graham von Claverhouse war entsprossen Graham von Duntroom, der 1715 zu Dundee das Panier K. Jacob's III. aufpflanzte. Von den Graham's, Viscount's von Preston, weis ich nur, daß dieser Zweig im J. 1739 erloschen ist. *(v. Stramberg.)*

GRAHAM (Katharine Macaulay-), englische Schriftstellerin, im J. 1733 zu Ollantigh in Kentshire, wo ihr Vater Sawbridge, ein reicher Gutsbesitzer, wohnte, geboren, erhielt von einer Verwandten eine sehr mangelhafte Erziehung und da sie, von ihrer Lebhaftigkeit und Wißbegierde getrieben, das Fehlende durch das Lesen guter und schlechter Bücher ohne Auswahl zu ergänzen suchte, so mußte ihr Geist nothwendig eine sehr einseitige Richtung nehmen. Mit besonderer Vorliebe las sie die griechischen und römischen Geschichtschreiber, aus denen sie hauptsächlich die entschieden republikanischen Ansichten schöpfte, welchen sie auch ihr ganzes Leben hindurch treu blieb. Im J. 1760 verheirathete sie sich mit Macaulay, einem angesehenen Arzte in London, wodurch sie sich aber keineswegs abhalten ließ, ihr Vorhaben, eine Geschichte ihres Vaterlandes im Geiste der Alten zu schreiben, aufzugeben. Im J. 1763 erschien der erste und 20 Jahre später der letzte Band ihrer Geschichte von England von dem Regierungsantritte Jacob's I. bis zur Erhebung des Hauses Hanover auf den Thron (History of England from the accession of James I to the elevation of the house of Hanover. London 1763—1783. 4. 8 Voll.), welche Anfangs ungewöhnliches Aufsehen erregte und als ein vorzügliches Geschichtswerk gepriesen wurde, zu welchem Lobe jedoch das Geschlecht der Verfasserin und ihre radicalen Ansichten die nächste Veranlassung gewesen sein mögen. Man scheute sich nicht, die kecke Schriftstellerin über Clarendon, ja sogar über Hume zu stellen, und der Prediger Wilson, ihr feurigster Bewunderer, verehrte sie als die Göttin der Freiheit und errichtete ihr in seiner Kirche zu Walbrook ein Standbild, welches jedoch sein weniger begeisterter Nachfolger sogleich wieder entfernte. Ueberhaupt fand man bei ruhiger Ueberlegung, daß das Geschichtswerk in einer gereizten Sprache geschrieben und darin überall die Wahrheit der politischen Leidenschaft zum Opfer gebracht war.

Von einer französischen Bearbeitung (Histoire d'Angleterre, depuis l'avénement de Jacques Ier jusqu'à la Revolution, traduite en français et augmentée d'un Discours préliminaire, contenant un précis de toute l'histoire d'Angleterre jusqu'à l'avénement de Jacques Ier et enrichi de notes par Mirabeau. Paris 1791 seq. 4.) wurden, obschon die Zeit dem Unternehmen günstig war und Mirabeau's[1]) berühmter Name als Empfehlung diente, nur fünf Bände gedruckt und Niemand vermißte die drei noch fehlenden. Selbst die Fortsetzung des Werkes durch die Verfasserin (History of England from the Revolution to the present time in a series of letters to rev. Wilson. Bath 1778. 4. Teutsch unter dem Titel: „Merkwürdige Geschichte von England von der Revolution bis gegenwärtige Zeit." Leipzig 1779. 8.) konnte nicht über den ersten Band hinauskommen. Da der Ehemann der Geschichtschreiberin bereits im J. 1766 gestorben war, so heirathete sie, nachdem sie im J. 1777 eine Reise nach Frankreich unternommen und daselbst die Bekanntschaft Franklin's, Turgot's, Marmontel's und anderer berühmten Leute gemacht hatte, im J. 1778 einen gewissen Graham, einen sehr jungen Menschen, wodurch sie sich ebenso unglücklich als lächerlich machte und sogar die Freundschaft ihres enthusiastischen Verehrers Wilson einbüßte. Im J. 1785 unternahm sie eine Reise nach Amerika einzig und allein in der Absicht, um Washington, den Befreier der englischen Colonien, mit dem sie schon Briefe gewechselt hatte, zu sehen, und wohnte drei Wochen in dem Hause desselben zu Mount Vernon in Virginien, welche, wie sie behauptet, zu den schönsten Tagen ihres Lebens gehörten. Noch vor ihrer Fahrt nach Amerika schrieb sie außer den beiden erwähnten Geschichtswerken Bemerkungen über die Grundlagen der Regierung und der Gesellschaft von Th. Hobbes (Remarks on Hobbes' Rudiments of Government and Society. Lond. 1767. 8. Zweite Ausgabe unter dem Titel: Loose Remarks on some of Hobbes' positions. Lond. 1769. 8.), worin sie sich bemüht, die Vorzüge der republikanischen Regierung vor der monarchischen darzuthun, Erörterungen zu Burke's Flugschrift über die Ursachen des im Volke herrschenden Misvergnügens (Observations on a pamphlet entitled Thoughts on the causes of the present discontents. Lond. 1770. 4.), eine Schutzschrift für das Eigenthumsrecht der Autoren an ihren Werken (A modest Plea for the Property of copy right. Lond. 1773. 8.), eine Ansprache an das Volk über die wichtige Wendung der Staatsangelegenheiten (Address to the people on the present important crisis of the affairs. Lond. 1774. 8.) und eine Abhandlung über die Unwandelbarkeit der moralischen Wahrheit (Treatise in the immutability of moral truth. Lond. 1783. 8.), welche später in einer zweiten Auflage unter dem Titel: Briefe über Erziehung (Letters on Education. Lond. 1790. 8.) erschien. Nach ihrer Zurückkunft nach England trat sie nur noch einmal mit den Bemerkungen zu Burke's Betrachtungen über die französische Revolution (Observations on the reflections of Burke on the Revolution in France. Lond. 1791. 8.) vor die Lesewelt. Alle diese von republikanischen Ideen übersprudelnde kleinere Schriften sind längst vergessen. Die Verfasserin starb am 22. Juni 1791 zu Binfield in Berkshire. Man wirft ihr vor, daß sie bei der Untersuchung der Quellen zur Ausarbeitung ihrer Geschichte im britischen Museum und in anderen öffentlichen Bibliotheken Actenstücke, welche nicht mit ihren Ansichten übereinstimmten oder ihren Behauptungen widersprachen, so lange herausgerissen und zerstört habe, bis man aufmerksam und vorsichtig geworden sei[2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAHAM (George), berühmter englischer Uhrmacher und Mechaniker, im J. 1675 zu Horsgills bei Kirklinton (nach Andern zu Gratwick) in der Grafschaft Cumberland geboren, kam, nachdem er die Schule verlassen hatte, in seinem 13. Jahre (1688) nach London als Lehrling zu Tompion, einem der ausgezeichnetsten Uhrmacher jener Zeit, und erwarb sich durch seine Einsicht, seine Geschicklichkeit und seine sich alsbald entwickelnde seltene Erfindungsgabe die Liebe seines Meisters in so hohem Grade, daß dieser ihn stets mit der Liebe eines Vaters behandelte und ihn bei seinen Versuchen bereitwillig mit Rath und That unterstützte. Die Störungen, welche der Gang der Pendeluhren durch die Veränderungen der Schwingungen des Regulators in Folge des Einflusses der Temperatur erlitt, nahmen vor Allem Graham's Aufmerksamkeit in Anspruch, denn da man die Beobachtung gemacht hatte, daß alle Körper sich durch die Wärme ausdehnen, durch die Kälte aber zusammenziehen, sich also auch das Pendel bei einer Aenderung der Temperatur verlängere oder verkürze und sein Gang Störungen erleiden müsse, so sann er auf ein Mittel, den Schwerpunkt des Pendels in stets gleicher Entfernung zu erhalten. Zuerst glaubte er diese Unregelmäßigkeit durch Anwendung einer hölzernen Pendelstange heben zu können, weil sich das Holz durch die Wärme nach der Länge seiner Fasern nur fast unmerklich ausdehnt; da jedoch die Feuchtigkeit der Luft nicht weniger nachtheilig auf die Pendelstange einwirkte, so machte er, zur Erreichung seines Zieles mehre Jahre hindurch ununterbrochene Versuche, um den Unterschied der Ausdehnung der verschiedenen Metalle bei gleichem Temperaturgrade zu ermitteln. Der Unterschied war jedoch so unbedeutend, daß er fast an der Herstellung einer Compensation der Unregelmäßigkeit auf diesem Wege verzweifelte, bis ihm ein glücklicher Gedanke aus der Verlegenheit half. Er hing nämlich als Pendel einen Rahmen von Stahl auf, in welchem er eine bis zu einer gewissen Höhe mit Quecksilber gefüllte eiserne Röhre befestigte, welche die Stelle der Linse versah. Während nun der Stahlrahmen sich

1) Daß Mirabeau nicht der Uebersetzer war, sondern dessen Freund, der bekannte politische Schriftsteller Ch. Ph. Guiraudet, welcher dem berühmten Staatsmanne öfter seine Feder zur Verfügung stellte, ist jetzt erwiesen.

2) Biographie universelle. Tom. XXVI. p. 27. Biographie générale. Tom. XXXII. p. 474.

ausdehnte und dadurch der Mittelpunkt der Schwingungen abwärts stieg, ging das Quecksilber in die Höhe und hob dadurch wieder den Mittelpunkt und da das Verhältniß der Ausdehnung des Stahles und des Quecksilbers genau ermittelt war, so ließ sich die Anordnung, daß Steigen und Sinken einander aufhoben, leicht treffen. Damit aber noch nicht zufrieden brachte Graham endlich das Rostpendel zu Stande, bei welchem der Schwingungspunkt dadurch fortwährend in gleicher Höhe gehalten wird, daß mehre Stäbe von zweierlei Metall, die eine verschiedene Ausdehnbarkeit besitzen, parallel mit einander verbunden werden, sodaß der Schwerpunkt des Pendels, welchen die eine Hälfte der Stäbe abwärts treibt, durch die andere Hälfte wieder gehoben wird. Diese beiden Auskunftsmittel wurden später verbessert, sind aber jetzt noch im Gebrauche und die einzigen, welche sich bewährt haben; Graham gibt selbst genaue Auskunft über die Quecksilbercompensation, die er zuletzt wieder der Rostcompensation vorzog in der Abhandlung: A contrivance to avoid the irregularities in a clock's motion occasioned by the action of heat and cold on a pendulum rod (in den Philosophical Transactions, 1726) und beschäftigte sich fortwährend mit diesem wichtigen Gegenstande bis zu seinem Tode. Er erfand auch zwei verschiedene Hemmungsarten, nämlich die ruhende Hemmung für die Pendeluhren und die Cylinderhemmung für die Taschenuhren, welche indessen beide auf der schon früher erfundenen Ankerhemmung beruhen. Unter ruhender Hemmung versteht man diejenige, bei welcher der Zahn des Hemmungsrades, welcher bei der gewöhnlichen Einrichtung (zurückfallenden Hemmung) der Richtung, nach welcher die Unruhe hinschwingt, folgen und also, ehe er dem Pendel von Neuem eine Bewegung mittheilen konnte, wieder zurückgehen mußte, während der Regulator seinen Bogen beschreibt, unverrückt stehen bleibt, ohne daß das Räderwerk weiter auf ihn wirken kann. Graham construirte nun den Anker so, daß er nach einer der mitgetheilten Bewegung des Pendels ruhte, mithin so lange die Friction einstellte, bis das Pendel von dem folgenden Zahne eine Bewegung erhielt, und machte dadurch für die Pendeluhren die Ankerhemmung zur ruhenden und die Reibung geringer. Die Cylinderhemmung bei den Taschenuhren erdachte Graham, um den Einfluß einer gewaltsamen Erschütterung beim Reiten oder anderen heftigen Anstrengungen auf die Bewegung der Unruhe und somit auf den Gang der Uhr zu verhindern. Bei diesen so beliebt gewordenen Cylinderuhren greift nicht, wie bei den gewöhnlichen Uhren, das Steigrad in die beiden Spindellappen, um sie mit der auf die Spindel senkrecht aufgenieteten Unruhe hin und her zu werfen, wodurch die Hemmung gebildet wird, sondern Steigrad und Spindel fehlen und die Unruhe ruht an einem kleinen hohlen stählernen Cylinder mit Einschnitten, welche Ränder oder Lippen bilden; in diese Lippen greifen die Spitzen der dreikantigen Zähne eines eigenthümlich gestalteten Rades, des Haken- oder Cylinderrades, und setzen ihn mit der Unruhe in eine hin und her gehende Bewegung. Solche Uhren bedürfen also keines Anschlagestiftes an der Unruhe und eine heftige Bewegung bewirkt bei ihnen kein Gegenprallen, folglich kein Schnellergehen. Graham machte auch einige sehr gute Verbesserungen an den Repetiruhren und sparte, gleich allen großen Künstlern, weder Mühe noch Kosten, um seinen Arbeiten die größte Vollkommenheit zu geben. Als einst ein Geschäftsmann eine bei ihm bestellte Uhr in Empfang nahm, wünschte er, da er auf sieben Jahre nach Indien gehen mußte, zu wissen, in wiefern er sich auf die Regelmäßigkeit ihres Ganges verlassen könne. „Herr," erwiderte Graham empfindlich, „ich habe die Uhr selbst gemacht und regulirt, tragt sie, wo Ihr wollt, und wenn Ihr nach sieben Jahren wiederkommt und mir beweisen könnt, daß sie nur fünf Minuten von der richtigen Zeit abweicht, so gebe ich Euch Euer Geld zurück." Nach mehr als sieben Jahren erschien wirklich der Käufer und reichte dem Künstler mit ernstem Gesicht die Uhr, indem er versicherte, daß sie um fünf Minuten variire. „Gut," sprach Graham ruhig, „so behalte ich die Uhr und hier habt Ihr Euer Geld." — „Bewahre der Himmel," entgegnete der andere, „ich würde die Uhr nicht um das Zehnfache des Preises, den sie kostete, abgeben." — „Und ich," bemerkte Graham, „werde nie mein Wort brechen und die Uhr behalten." Dabei blieb es trotz allen Bitten des Spötters und die erprobte Uhr diente fortan Graham als Regulator. Die Erfindungen und Verbesserungen Graham's beschränkten sich übrigens keineswegs auf sein eigentliches Handwerk, die Uhrmacherkunst, sondern dehnten sich auch auf die Astronomie und Physik aus und obgleich er diese Wissenschaften nicht studirt hatte, so brachte er es doch durch den Umgang mit mehren in diesen Fächern ausgezeichneten Männern, durch Lectüre und durch eigenes Nachdenken so weit, daß ihn kein Zeitgenosse in der Anfertigung physikalischer und astronomischer Instrumente übertraf. So arbeitete er für die greenwicher Sternwarte mehre für die damalige Zeit sehr vollkommene Winkelinstrumente, unter andern einen großen Mauerquadranten, welcher lange für alle Instrumente dieser Art als Muster diente. Aus seiner Werkstätte gingen ferner hervor der große Zenithsector, mit welchem James Bradley die eigene Veränderung des scheinbaren Ortes aller Fixsterne, welche von der Abirrung des Lichtes herrührt, entdeckte (1724), sehr vorzügliche und bedeutend verbesserte Passageinstrumente (Mittagsröhre), welche zu astronomischen Beobachtungen unentbehrlich sind, und (um 1715) das erste der berühmten Planetarien, welche nach Charles Boyle, Graf von Orrery, den Namen Orreries erhielten, weil Sir Richard Steele, welcher ein solches dem Grafen von Orrery gehörendes Instrument beschrieb, den Erfinder nicht kannte. Außer der schon erwähnten Abhandlung über die Quecksilbercompensation verdanken wir Graham noch mehre Beiträge zu den Philosophical Transactions, nämlich Observations made on the variation of the horizontal needle at London 1722—1723 (1724), Observations of the dipping needle (1725), Instrument for taking the latitude at any time of the day (1734) und astronomische Beobachtungen über Merkurdurchgänge, Finsternisse und Sternbedeckungen (1737 und

1743). Seine Verdienste fanden bei den Zeitgenossen die verdiente Anerkennung; die Innung der Uhrmacher zu London wählte ihn im J. 1721 zu ihrem Vorsteher und die Königliche Akademie der Wissenschaften ernannte ihn im J. 1728 zu ihrem Mitgliede. Er starb am 20. (nach Andern am 16.) Nov. 1751 zu London und wurde in der Westminsterabtei in der Gruft seines Lehrmeisters Tompion beigesetzt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAHAM (James), ein im J. 1830 in London in hohem Alter verstorbener Arzt, ist Verfasser folgender Werke: Thoughts on the present state of the practice in disorders of the Eye and Ear; to which is added an address to the inhabitants of great Britain on singular cases, authentic and remarkable cures lately performed in London in the diseases of those organs. (Lond. 1775. 8.) The general state of medical and chirurgical practice, ancient and modern, exhibiting the ridiculous manner of using the Bath waters etc. (Bath 1778. Lond. 1779. 12.) A short treatise on the all-cleansing, all-healing and all-invigorating qualities of the simple Earth. (Newcastle 1790. 8.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRAHAM (Sir James Robert George), britischer Staatsmann, am 1. Juni 1792 zu Netherby in Cumberland, wo sich seine aus Hochschottland stammende Familie schon im frühen Mittelalter angesiedelt hatte, geboren, erhielt seine erste Erziehung in der Westminsterschule und widmete sich dann auf der Universität zu Cambridge der Jurisprudenz und der Staatswissenschaft. Nach der Beendigung seiner Studien machte er eine Reise durch Frankreich und Italien und übernahm während seines Aufenthaltes auf Sicilien die Stelle eines Privatsecretairs bei dem englischen Gesandten Lord Montgomery. Als dieser erkrankte, blieb Graham einige Monate der alleinige Vertreter Großbritanniens in einer sehr verhängnißvollen Zeit und entwickelte neben einer seltenen Arbeitskraft eine Umsicht, welche den neuen Gesandten nicht wenig in Erstaunen setzte und ihn zugleich sehr befriedigte, da auf diese Weise schon vor seiner Ankunft die Verhandlungen, welche den Abfall Murat's von Napoleon zur Folge hatten, zu Ende geführt waren. Da aber Talent und Neigung den jungen Mann mehr auf die innere als auf die äußere Politik hinwiesen, so kehrte er nach der Heimath zurück und bewarb sich, obgleich seine Familie eine toristische war, im J. 1818 durch ein liberales Programm um einen Sitz im Unterhause. Er erreichte seinen Zweck und wurde von der Stadt Hull gewählt, seine Wahl kostete ihn aber 14,000 Pfund. Im J. 1819 vermählte er sich mit der Tochter Sir James Campbell's und im J. 1824 ward er durch den Tod seines Vaters Baronet und folgte diesem in den Besitzungen seiner Familie. Da unterdessen der Tod Georg's III. (1820) die Auflösung des Parlaments herbeigeführt hatte, so zog sich Graham in das Privatleben zurück bis zu den allgemeinen Wahlen, welche im J. 1826 stattfanden und bei welchen er als liberaler Candidat auftrat und für Carlisle ins Parlament gewählt wurde. Seinem liberalen Programme getreu erklärte er sich für die Emancipation der Katholiken und die Abschaffung der intoleranten Testacte, nahm Theil an der damals in ihren Anfängen befindlichen Agitation gegen die Korngesetze, sprach energisch gegen das Sinecurenunwesen und die überflüssigen Ausgaben für unnöthige Gesandtschaften, drang auf die Verminderung der Staatsschuld und legte seine Ansichten über das Geldwesen und den Verkehr in der trefflich ausgearbeiteten und großes Aufsehen erregenden Flugschrift: Coin and Currency, an Address to the Land-owners (London 1827. 8.) nieder. Seine parlamentarischen Fähigkeiten, welche sich so rasch entfalteten und der Einfluß, den er bereits im Unterhause besaß, ließen ihn der Whigpartei, deren Ansehen damals im Steigen begriffen war, als einen glänzenden Zuwachs erscheinen; Lord Grey richtete deshalb sogleich, als er den Auftrag zur Bildung eines Whigministeriums erhielt und sein Amt mit der Aufgabe, die Parlamentsreform durchzuführen antrat, sein Augenmerk auf ihn und zog ihn als ersten Lord der Admiralität ins Cabinet. Er erwies sich in dieser Stellung als einen tüchtigen und energischen Verwaltungsmann, beschnitt das Marinebudget um eine Million und zeichnete sich überhaupt durch eine weise Sparsamkeit aus, die gegen die Verschwendung seiner Vorgänger sehr vortheilhaft abstach. Fehlte ihm auch Anfangs officielle Erfahrung in diesem Fache und machte er auch bei dem Schiffsbaue bedeutende Misgriffe, so ersetzte er doch den Schaden, welchen der Staatsschatz dadurch erlitt, später hinlänglich durch seine unermüdliche Thätigkeit und eine Fähigkeit, die Details seines Departements zu beherrschen, wie sie nur den größten Verwaltungstalenten eigen ist. Ebenso eifrig zeigte er sich bei der Vorbereitung und Vertheidigung der Reformbill im Unterhause und entwickelte bei mehren Gelegenheiten eine überraschende Rednergabe; als aber im Mai 1834 im Cabinet Streitigkeiten über die irische Kirchenfrage ausbrachen und der Antrag für Erhöhung der Besoldung der protestantischen Geistlichkeit in Irland zurückgewiesen wurde, trat Graham, welcher sich, seine frühere Erklärung gegen die Bevorzugung irgend einer Confession vergessend, für dieselbe ausgesprochen hatte, mit mehren Gleichgesinnten aus dem Ministerium, wodurch dieses, der bedeutendsten Talente und Stützpunkte beraubt, alsbald zusammenstürzte. Graham zog sich nun immer mehr von der Partei der Whigs zurück und war durch Lord Melbourne, welcher die Bildung eines neuen liberalen Ministeriums übernommen hatte, nicht zu bewegen, in dasselbe einzutreten, er schloß sich vielmehr der Fraction der gemäßigten Tories an, welche unter der Leitung Sir Robert Peel's den Kern der neuen conservativen Partei zu bilden anfingen und das Ministerium durch

*) Quarterly Journal of Science. Vol. XVI. p. 1 seq. Fr. Wilh. Barfuß, Geschichte der Uhrmacherkunst (Weimar 1850. 8.) S. 27. 171. 175. 178. 183. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 265. Biographie générale. Vol. XXI. p. 600. J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 936.

ihre Reden und Stimmen im Parlamente unterstützten. Der Abfall von den Whigs machte ihm indessen viele Feinde und bei der durch die Thronbesteigung der Königin Victoria (1837) veranlaßten neuen Wahlen verlor er seinen Sitz für die Grafschaft Cumberland, doch schickte ihn im nächsten Jahre die Grafschaft Pembroke wieder ins Unterhaus und als im J. 1841 Robert Peel abermals der Auftrag wurde, ein neues Ministerium zu bilden, erhielt er das Staatssecretariat des Innern und er war nun, obgleich er sich in seinem vor der Wahl veröffentlichten Programme gegen jede fernere Ausdehnung des Wahlrechtes und gegen die Aufhebung der Korngesetze erklärt hatte, einer der unermüdlichsten Vertheidiger der freien Handelspolitik des Ministers, welcher seine Wirksamkeit in dieser Richtung mit der Aufhebung der Korngesetze begann. In dem Programme hatte sich Graham auch entschieden für die bevorzugende Unterstützung der protestantischen Kirche, für die Nothwendigkeit einer engen Verbindung der Religion mit der Erziehung und für ein energisches Vorgehen gegen die immer mehr überhandnehmenden und die Stabilität der Regierung bedrohenden demokratischen Agitationen ausgesprochen, diese Verleugnung seiner früheren Ansichten schadete ihm indessen in der öffentlichen Meinung weniger, als eine einzige Amtshandlung, welche fast zu seiner Entfernung aus dem Ministerium geführt hätte. Es ward nämlich im J. 1844 im Parlamente auf den Antrag des radicalen Duncombe gegen ihn die Anklage erhoben, er habe die Briefe der auf der österreichischen Flotte als Officiere dienenden Brüder Bandiera an Mazzini, welche den Versuch einer Landung in Neapel und einer Revolutionirung dieses Landes betrafen, erbrochen, den Inhalt derselben der neapolitanischen Regierung mitgetheilt und dadurch die Hinrichtung der beiden Brüder und die Verfolgung vieler anderen Leute veranlaßt. Die Thatsache der Anklage wurde zwar durch den niedergesetzten Untersuchungsausschuß bestätigt, der Minister wußte aber den gegen ihn wegen der Verletzung des Briefgeheimnisses im Unterhause sich erhebenden Sturm durch die einfache Erklärung zu beschwichtigen, daß ein Ministerium, möge es liberal oder conservativ gewesen sein, einem befreundeten Fürsten nie eine solche Mittheilung versagt habe. Die Sache blieb auch wirklich ohne nachtheilige Folgen für seine amtliche Stellung, der Freundschaftsdienst, den er dadurch Lord Aberdeen, dem Minister des Aeußern, erwies, brachte ihn aber auf immer um seine Popularität und er mag ihn wol selbst oft bereut haben. Jedenfalls ist seine Handlung, welche allgemeines Aufsehen erregte, durch den Volkswitz verewigt, welcher seitdem das geheime Erbrechen fremder Briefe Grahamisiren (to grahamize) nennt. Nach der Verdrängung Sir Robert Peel's aus dem Ministerium durch die Tories (1846) fühlte Graham empfindlich den Haß, welchen alle Parteien gegen ihn offen an den Tag legten. Selbst die Tories, denen er als Minister große Dienste geleistet hatte, bekämpften ihn als Vertheidiger des freien Handels und es gelang ihm nur, durch die Unterstützung des Grafen Grey, eines Führers der Whigs, von der Stadt Ripon wieder für das Unterhaus gewählt zu werden. Nach dem Tode Peel's und Aberdeen's betrachtete man Graham als das Haupt des kleinen Häufleins parlamentarischer Notabilitäten, welche den Namen und die Grundsätze ihres berühmten Führers fortpflanzten und eine Mittelpartei zwischen den Liberalen und den starren Tories zu bilden suchten; mit ihm, dem letzten und vielleicht größten Staatsmanne der Peel'schen Verwaltung, wurde die eigentliche Peelitenpartei zu Grabe getragen. Seine Ansichten hatten sich indessen wieder einigermaßen modificirt, denn unter dem Ministerium Derby, welches er heftig bekämpfte, sprach er im J. 1851 mit großer Energie gegen die Zehntenbill und zu Gunsten einer neuen Wahlreform. Diese Rückkehr zu seinen früheren liberalen Ansichten verschaffte ihm von Neuem die Gunst der Wähler der Stadt Carlisle, welche ihn seitdem auch als ihren Vertreter festhielten. Nach der Entfernung Derby's wurde er in dem Coalitionsministerium Aberdeen-Russel im December 1852 wieder an die Spitze der Admiralität gestellt, mit der Aufgabe, als Verbindungsglied zwischen den Peeliten und den Whigs zu wirken. Er zeigte zwar nach dem Ausbruche des orientalischen Krieges die an ihm gewohnte Rührigkeit bei der Ausrüstung der verschiedenen nach dem Kriegsschauplatze abgehenden Flotten, er vermochte jedoch nicht durch seine Leistungen die öffentliche Meinung zu befriedigen; besonders litt sein politischer und persönlicher Charakter durch den ärgerlichen Streit mit dem Admirale Sir Charles Napier, welcher den geringen Erfolg seiner Unternehmungen im baltischen Meere den schlechten Anstalten des Marineministers zuschrieb und Zweifel an dessen vielgerühmtem administrativem Talente erregte. Er blieb aber fest auf seinem Posten, bis im Februar 1855 Roebuck's Antrag, eine außerordentliche Commission zur Untersuchung des Zustandes der nach der Krimm geschickten Armee zu ernennen und diese Untersuchung auch auf diejenigen Regierungsdepartements auszudehnen, deren Pflicht es sei, für die Armee zu sorgen, den Sturz des Cabinets veranlaßte. Seitdem nahm Graham keinen Antheil mehr an den Regierungsgeschäften und lehnte auch die Einladung, in das von Lord Palmerston im J. 1859 gebildete Ministerium einzutreten, entschieden ab, obschon seine Freunde in ihn drangen, diese Gelegenheit zum Vortheil seiner Partei zu benutzen; das Staatsleben war ihm zum Ekel geworden, weil er während seiner Amtsthätigkeit, wie er sich ausdrückte, viel gesehen, ja zu viel gesehen hatte. Vielleicht ist in diesem Geständnisse die Erklärung des politischen Wankelmuthes zu suchen, den man ihm wol nicht ganz mit Recht zum Vorwurf macht, denn der Staatsmann, um den sich Alles wendet und dreht, kann nicht leicht feststehen bleiben, wenn er nicht als Abtrünniger von seiner sich stets modificirenden Partei betrachtet sein will. Graham blieb auch, nachdem er von der Leitung der Regierungsgeschäfte zurückgetreten war, noch immer ein eifriges Mitglied des Unterhauses und griff häufig von den Bänken der Opposition aus die Maßregeln der Regierung heftig an besonders bemerkte man in dieser Zeit an ihm eine ihn

sonst nicht eigene Bitterkeit, wodurch er seinen politischen Gegnern nicht selten sehr unangenehm wurde. Als Redner sprach er im Parlamente stets eindringlich, überzeugend und geschmackvoll. Eine große imposante Persönlichkeit brauchte er nur den Mund zu öffnen, um mit dem gespanntesten Interesse und mit lautloser Aufmerksamkeit angehört zu werden; seine Rede zeichnete sich durch gediegene Kürze und durch scharfe Logik aus und entfremdete er sich zuweilen die Herzen der Zuhörer durch seine eisig kalte Haltung, so gewann er ihren Verstand durch die schlagende Kraft seiner Beweisführung. Schwerlich ist irgend ein anderer Staatsmann heftiger und consequenter angegriffen worden als er, aber auch der erbittertste Angriff vermochte ihn je aus der Fassung zu bringen, dagegen erreichte er selbst bei seinen Gegnern gewöhnlich dieses Ziel durch eine cynische Ruhe. Nur eine Hinweisung auf sein Verfahren in der Angelegenheit der Brüder Bandiera konnte ihn in sichtbare Unruhe versetzen und es gelang ihm dann nicht immer, seine Aufregung zu bemeistern. Als Verwaltungsmann war er eine seltene Erscheinung; er ward seiner Umsicht und seines Fleißes wegen von allen Parteien zur Mitwirkung herbeigezogen, aber es traute ihm doch keine und trotz seiner hohen Begabung war er einer der unpopulairsten Staatsmänner, die England je gehabt hat. Nachdem er in seinen letzten Jahren gänzlich darauf verzichtet hatte, eine hervorragende Rolle im englischen Staatsleben zu spielen, wohnte er zurückgezogen, Niemand suchend und von Niemand gesucht und fast vergessen von seinen eigenen Landsleuten auf seinem Stammsitze Netherby Hall, wo er am 25. Oct. 1861 an einer Herzkrankheit starb *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAHAME (James), schottischer Dichter, am 22. April 1765 zu Glasgow geboren, stammte aus einer jener eifrigen protestantischen Familien Schottlands, bei welchen eine aufrichtige und strenge Frömmigkeit herrscht, und erhielt eine dieser Denkweise entsprechende Erziehung, weshalb es leicht begreiflich ist, daß er sich der Theologie zu widmen wünschte und nur auf das ausdrückliche Verlangen seines Vaters die juristische Laufbahn wählte. Nachdem er seine Studien auf der Universität seiner Vaterstadt beendigt hatte, wirkte er daselbst zuerst als Staatsanwalt und später als Advocat bis zum Jahre 1806 und beschäftigte sich in seinen freien Stunden gern mit der Poesie. Seine immer noch nicht überwältigte Neigung zum geistlichen Stande und seine schwächliche Gesundheit bewogen ihn endlich, nachdem er sich die nöthigen theologischen Kenntnisse verschafft hatte, nach England zu gehen und sich durch den Bischof von Norwich zu London zum Priester der gallikanischen Kirche weihen zu lassen. Er wurde zuerst Pfarrer zu Shipton in Gloucestershire und kam dann in derselben Eigenschaft nach Sedgefield in der Grafschaft Durham, wo er Miß Milbank, die spätere Gemahlin Lord Byron's, kennen lernte. Seine immer mehr zunehmende Kränklichkeit zwang ihn indessen schon nach einigen Jahren, diese ohnehin sehr magere Pfarrei zu verlassen und nach Glasgow zurückzukehren, wo er auf einem in der Nähe der Stadt liegenden Landhause seines Bruders am 14. Sept. 1811 starb. Er war seines sanften und menschenfreundlichen Charakters wegen allgemein beliebt und fand auch als Kanzelredner großen Beifall, seinen Nachruhm aber verdiente er durch seine poetischen Leistungen, welche sich noch immer bei dem frommen und gemüthlichen Theile seiner Landsleute eines großen Beifalls erfreuen, obgleich Lord Byron sie nicht günstig beurtheilt und insbesondere seine religiösen Poesien Geschwätz eines Todtengräbers genannt hat. Wer jedoch wahre Religiosität von Fanatismus und Frömmigkeit von Kopfhängerei zu unterscheiden weiß, wird die Eigenthümlichkeit des Dichters, welcher sein Vergnügen in der Betrachtung und Schilderung der Schönheiten der Natur findet und nur beachtet und preist, was hehr, heilig, rein und ehrenhaft ist, begreifen und schätzen. „In allen seinen Schilderungen," bemerkt der unparteiisch urtheilende Literarhistoriker Allan Cunningham [1]), „herrscht eine ruhige, natürliche Behaglichkeit, alle haben ihr Licht und ihren Schatten sowol in den Landschaften als auch in den Charakteren und eine Wahrheit und Schönheit, welche beweisen, daß er sie nach eigenem Gefühle entwarf und mit Hilfe seiner eigenen Augen malte, ohne, wie Dryden sagt, durch die Brille der Bücher zu sehen." Am beliebtesten ist sein didaktisches Gedicht „Der Sabbath" (The Sabbath; a Poem. Edinburgh 1804. 8.), welches den strengen Beobachtern der Sonntagsfeier auch stets der in ihm waltenden beschaulichen Gemüthlichkeit wegen lieb bleiben wird, obgleich der entgegengesetzten Richtung angehörende Leute darin nur fromme Einfalt und Leerheit finden wollen. Langweilig ist freilich die an vielen Stellen des Gedichtes hervortretende theologische Gelehrsamkeit, welche in den reichlich zugegebenen Anmerkungen noch unangenehmer den Leser stört. Als eine Fortsetzung des Sabbaths kann man die Sabbathsspaziergänge (Sabbath Walks) betrachten, welche bei der zweiten Ausgabe des Gedichtes (Edinb. 1805. 12.) erschienen und mit diesem in demselben Jahre drei Auflagen erlebten. In demselben Geiste sind auch die „Biblischen Bilder" (Biblical Pictures) gehalten, welche später diesen beiden Gedichten beigefügt und nebst dem „Feldkalender" (Rural Calender) in einer Gesammtausgabe (Poems. London 1807. 8. 2 Voll.) vereinigt wurden. Ebenso treu und gefühlvoll sind des Dichters Naturschilderungen in den „Vögeln Schottlands" (Birds of Scotland and other Poems. Edinb. 1806. 8.), worin die äußere Gestalt, die Farben und die eigenthümliche Lebensweise der Vögel seines Vaterlandes auf eine angenehme Weise vorgeführt und mit religiösen und moralischen Betrachtungen verbunden werden, ohne jedoch zu einem besonderen Schwunge der Phantasie Veranlassung zu geben. Am wenigsten be-

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 602. Allgemeine Zeitung 1861. Beil. Nr. 304. Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart (Leipzig 1862. 4.) S. 336 fg.

1) Biographical and critical history of the literature of the last fifty years (Paris 1833. 8.) p. 21.

friedigt Grahame's Lehrgedicht über den britischen Landbau (British Georgics. Edinb. 1809. 4.), einem seiner Geistesrichtung in keiner Weise entsprechenden Stoffe. Es zerfällt nach den Monaten des Jahres in zwölf Gesänge, welche die Arbeiten des Landmannes, sogar die Bereitung des Mistes, darstellen, jedoch ebenso wenig den Freund der Poesie als den Belehrung suchenden Ackerbauer befriedigen, aber trotzdem manche herrliche Stelle über die Schönheiten der Natur und besonders ansprechende Schilderungen der alten Sitten und Gebräuche des schottischen Landvolkes enthalten, obschon sich diese zu oft wiederholen und die Absicht, der Verdorbenheit der Zeitgenossen dadurch hervorzuheben, zu sehr hervorleuchtet. Seinen Trauerspielen Wallace (Wallace, a Tragedy. Edinb. 1799. 8.) und Maria Stuart (Marie Stewart, Queen of Scots. Edinb. 1801. 8.) fehlt die unentbehrliche dramatische Lebendigkeit, welche den Zuschauer fesselt und die Leser mit sich fortreißt; auch sind sie jetzt bereits vergessen, wie seine Gedichte über die Aufhebung des Sklavenhandels (Poems on the abolition of the Slave Trade. Edinb. 1810. 4.), womit er seine dichterische Laufbahn beschloß [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAHAMIA, eine von Gillies nach Robert Graham, Professor und Director des botanischen Gartens zu Edinburgh, benannte Pflanzengattung der Portulaceen mit folgenden Merkmalen: Die beiden Blättchen des stehenbleibenden Kelchs sind länglich-lanzettlich, concav, stachelspitzig, auf dem Rücken nervig, am Rande trockenhäutig. Die fünf unterständigen, verkehrt-eiförmigen, stumpfen, stachelspitzigen Kronblätter verwelken sehr bald. Die zahlreichen Staubgefäße sind unterständig, die Staubfäden fadenförmig, am Grunde verwachsen, die zweifächerigen, aufrechten Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der Fruchtknoten ist frei, länglich, einfächerig. Die zahlreichen Eichen sind der grundständigen, freien Placente eingefügt. Der Griffel ist fadenförmig, nach Oben verdickt, an der Spitze vier- bis fünftheilig, die Lappen sind linealisch, am Rande zurückgerollt, auf der Innenseite mit Papilleen besetzt. Die Kapsel ist einfächerig, vier- bis fünfklappig. Die zahlreichen Samen sind zusammengedrückt, breit-häutig-geflügelt.

Aus dieser Gattung ist nur die eine Art bekannt.

Gr. bracteata *Gillies*. Ein kahler Strauch mit ausgebreiteten Zweigen, wechselständigen, stielrunden, länglichen, stumpfen, fleischigen Blättern, einzelnen, an der Spitze der Zweige stehenden Blüthen und trockenhäutigen, einnervigen, bespitzten Deckblättern, von denen die inneren lanzettlich, die äußeren kürzeren länglich sind und dem Kelche dicht anliegen; die Kelchblätter sind concav, weißlich, auf dem Rücken der Länge nach mehrnervig, am Rande trockenhäutig; die weißlichen Kronblätter sind länger als der Kelch; die Staubfäden sind am Grunde purpurroth, nach Oben strohgelb; die Staubbeutel sind länglich, gelb; der Griffel ist länger als die Staubgefäße, die blaßgelben Narben sind umgerollt. Hierher gehört Xeranthus salicosus *Miers*.

Die Heimath dieser Art ist Chili. (*Garcke.*)

GRAHAM'S LAND, ein Küstenstrich im Südpolar-Meere unter 64° 45′ südl. Br., vom Capitain Biscoe im J. 1832 entdeckt und benannt, vielleicht derselbe Küstenstrich, welchen der Niederländer Dirk Gherritz im J. 1599 entdeckte, und welcher auf den alten Karten unter dem Namen Gherritz-Land unter 64° südl. Br. aufgeführt wird. (*H. E. Hössler.*)

GRAHAMSTON oder **GRAHAMSTOWN**, eine im J. 1819 angelegte Stadt im Capland, östlich von der Capstadt unter 33° 18′ 37″ nördl. Br. am Kowiesfluß, Hauptort des Küstendistricts Albany. Die Stadt hat mit Einschluß einer großen katholischen Kirche drei Kirchen, verschiedene Schulen, eine öffentliche Bibliothek, eine Mädchenindustrieschule, eine Bank. Die 7000 meist weißen Einwohner treiben bedeutenden Handel. (*H. E. Hösgler.*)

GRAHL (auch Grahlein und Grahlen geschrieben), **Konrad**, teutscher Kupferstecher und Formschneider, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. (besonders von 1616 bis 1630) zu Leipzig thätig war. Seine Kupferstiche, meist Bildnisse von Feldherren, Predigern und Gelehrten, werden mehr ihrer Seltenheit als ihres künstlerischen Werthes wegen gesucht und gesammelt. Von seinen übrigen Blättern, unter denen man die radirten den gestochenen vorzieht, sind die bekanntesten eine satyrische Darstellung auf das Papstthum und Christus mit der Samaritanerin am Brunnen; von seinen Holzschnitten ist der Teufelstanz in Plauen zwischen Neuendorf und Zoswitz (ein Vorfall, welcher in das Jahr 1478 gesetzt wird), welches Blatt zuerst in Seb. Münster's Cosmographey (Basel 1628. Fol. S. 1160) erscheint, zu erwähnen. Man darf diesen Künstler nicht mit Konrad Goltzius, einem Kupferstecher des 16. Jahrh., welcher sich desselben Monogramms (C. O.) bedient, verwechseln [1]). — **Grahl** (oder Grael), Johann Friedrich, ein bekannter Architekt aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, im J. 1708 zu Quilitz bei Schwedt an der Oder geboren, studirte unter Böhm und Diterichs zu Berlin die Baukunst und ließ sich in der Hauptstadt als Baumeister nieder. Er führte hier zwischen den Jahren 1730 und 1734 viele ansehnliche Gebäude auf, unter welchen besonders der Palast des Grafen Kamki unter den Linden, das gegenüberstehende von Borkische Haus, der Thurm in der spandauer Vorstadt, der Thurm der heiligen Geistkirche zu Potsdam und die Petrikirche zu erwähnen sind. Als der Thurm der letzteren Kirche im J. 1734 einstürzte, fiel er in Ungnade und sah sich genöthigt, Berlin zu verlassen. Zu Schwedt nahm ihn jedoch der Markgraf Friedrich Wilhelm, der seine Geschicklichkeit zu würdigen wußte, bereitwillig auf und übertrug ihm den Bau des Reithauses, dessen Dachstuhl

2) *A. Alibone*, Critical Dictionary of English Literature. Tom. I. p. 716. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 267. Biographie générale. Tom. XXI. p. 603.

1) G. K. Nagler, Die Monogrammisten. Bd. 2. S. 24 u. 30, wo man auch ein Verzeichniß der von Grahl gestochenen Portraits findet.

als Meisterstück eines künstlichen Hängewerks gerühmt wird. Nach der Beendigung dieser Arbeit berief ihn der Markgraf von Bayreuth zu sich, ernannte ihn zum Baudirector und ließ eine Kaserne und mehre andere Gebäude in seiner Residenz von ihm aufführen. Grahl starb zu Bayreuth im J. 1740 [2]). — Auch in der Literatur der Musik wird der Name Grahl genannt. Andreas Traugott Grahl, geboren zu Dresden um das Jahr 1745, welcher an der Kreuzkirche seiner Vaterstadt den ersten Unterricht in der Musik erhielt und seine Studien an der Universität zu Leipzig beendigte, erwarb sich durch seine Compositionen und besonders durch seine Odes et chansons mises en musique (Leipsick 1779. 4.) Beifall [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAHMANN (Hartmann), teutscher Arzt und Reisender, um das Jahr 1600 zu Stadt-Ilm in dem Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt geboren, widmete sich auf den Universitäten zu Jena, Leipzig und Wittenberg der Arzneikunde und den Naturwissenschaften und ließ sich nach der Beendigung seiner Studien als praktischer Arzt zu Halle nieder. Durch mehre glückliche Curen erlangte er bald einen so ausgebreiteten Ruf, daß ihn der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp um das Jahr 1630 als Leibarzt zu sich berief. Um diese Zeit faßte der Herzog den Plan, freundschaftliche Handelsverbindungen mit Rußland und Persien anzuknüpfen, indem man nämlich Seide aus Persien beziehen und diese durch Rußland nach Holstein bringen wollte. Das Vorhaben, mit welchem auch noch mancherlei abenteuerliche Absichten, namentlich die Verbreitung der christlichen Religion im Oriente, verbunden gewesen zu sein scheinen, kam, nachdem man es reiflich überlegt und den Rath sachkundiger Männer eingeholt hatte, zur Ausführung. Philipp Crusius, Licentiat der Rechte und Staatsrath, und Otto Bruggmann, Kaufmann aus Hamburg, wurden zu Gesandten ernannt; Secretair der Gesandtschaft war Adam Olearius, welcher später die Erlebnisse auf der Reise in einem gut geschriebenen und viel gelesenen Berichte mittheilte, und Grahmann, welcher diese Gelegenheit, fremde Länder zu sehen und seine Kenntnisse zu erweitern, nicht versäumen wollte, erbat sich und erhielt die Erlaubniß, als Arzt der Gesandtschaft mitzugehen. Bei dem zahlreichen Gefolge befand sich auch Paul Flemming, welcher später als Dichter große Berühmtheit erlangte und mit welchem Grahmann auf der Reise eine innige Freundschaft schloß, wie aus mehren an ihn gerichteten Gedichten in Flemming's Werken hervorgeht. Die Gesandtschaft, welche die Aufgabe hatte, zuerst bei dem Großfürsten Michael Feodorowitsch, dem Schwager des Herzogs, nähere Erkundigungen über Persien einzuziehen und um Unterstützung auf dem schwierigen Wege durch das russische Reich zu bitten, schiffte sich zu Lübeck nach Riga ein und trat von hier aus den Landweg nach Moskau an, wo sie am 14. Aug. 1634 ihren feierlichen Einzug hielt. Sie erreichte nach mehren Audienzen zwar den Hauptzweck ihrer Sendung, jedoch wurde ihr die Bedingung gestellt, daß sie vor der weiteren Reise zuvörderst mit der Ratification dieses Uebereinkommens nach Holstein zurückkehren sollte. Sie trat also, nachdem sie einen kundigen Mann an die Wolga abgefertigt hatte, um dort zu der bevorstehenden Reise nach Persien Fahrzeuge zur Schiffahrt auf diesem Flusse und auf dem kaspischen Meere zu miethen, am 16. Sept. die Rückreise an. Nach ihrer Heimkehr wurde sogleich die zweite Gesandtschaft nach Rußland und Persien ausgerüstet, welche ein noch größeres Gefolge hatte, bei welchem sich sogar eine Schiffsmannschaft für die Wasserreise befand, und werthvolle Geschenke für die Zaren und den Schah mitnahm. Auch Grahmann und sein Freund Flemming, welcher auf dieser zweiten Reise den Stoff zu vielen seiner Gedichte schöpfte, begleiteten wieder die Gesandten. Die Gesellschaft verließ am 22. Oct. 1635 Hamburg, verlor durch einen Schiffbruch bei Hogland ihre Beglaubigungsschreiben und die werthvollsten Geschenke, setzte aber doch ihre Reise fort und gelangte glücklich nach Ispahan. Auf der Rückreise erkrankte Grahmann in Astrachan (1638) gefährlich, genas aber bald wieder und erreichte am 2. Jan. 1639 Moskau. Er hatte auf der ganzen Reise so sorgsam über die Gesundheit der Gesandtschaft gewacht, daß alle Theilnehmer, mit Ausnahme einiger wenigen, welche auf gewaltsame Weise ihr Leben verloren, gesund zurückkamen, und sich dadurch ein so großes Vertrauen erworben, daß der Zar ihn an seinem Hofe zurückzuhalten suchte. Grahmann, welcher in der Heimath eine bessere Stellung zu finden hoffte, machte sich jedoch unter mancherlei Vorwänden los; da er sich aber nach der Zurückkunft nach Teutschland in seinen Erwartungen getäuscht sah, so nahm er einen späteren Antrag, als Leibarzt des Zaren nach Moskau zu kommen, bereitwillig an. Er erhielt als jährliche Besoldung 1088 Rubel und außerdem für jeden Aderlaß 100 Rubel. Das Jahr seines Todes ist unbekannt; im J. 1643 aber lebte er noch in glänzenden Verhältnissen zu Moskau. Ein Gedicht Grahmann's steht vor dem von Olearius verfaßten und öfter gedruckten Berichte über die Reise nach Persien; eine kleine Schrift, welche er über die russische Religion verfaßt haben soll, findet sich nirgends näher bezeichnet *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAIAS GONY (*Γραιας γόνυ λιμήν*) erwähnt Ptolomäos IV, 5, 7 als einen Hafen in Libyen in der Landschaft von Paraitonion an der Küste des Mittelmeeres. H. Barth (Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres I. S. 514 fg.) hat die Häfen und Buchten von Paraitonion durchwandert, dieses Namens aber nicht gedacht. Mannert (X, 2. S. 29) führt Graeas Gony als eine Landspitze in Marmarika auf. (*Krause.*)

GRAJERO, Cap an der Küste von Alt-Californien (31° 42′ nördl. Br., 118° 45′ westl. L.), von

2) F. C. G. Hirsching, Handbuch berühmter Personen des 18. Jahrhunderts. Bd. 2. Abth. 2. S. 138. G. K. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 323. 3) *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 89.

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1119.

welchem aus sich die Küste gegen Südost wendet und die Bai Todos-los-Santos bildet. (*H. E. Hössler.*)

GRAIGUE (Graiguenemanagh), eine kleine Stadt mit etwa 3200 Einwohnern und einem Hafen, nicht weit von der Mündung des Flusses Barrow in Irland, Provinz Leinster, Grafschaft Kilkenny. (*H. E. Hössler.*)

GRAILICH (Wilhelm Joseph), teutscher Naturforscher, am 16. Febr. 1829 zu Presburg, wo sein Vater Professor der Philologie am evangelischen Lyceum war, geboren, zeigte schon in früher Jugend große Neigung und ein ungewöhnliches Talent zu den Naturwissenschaften. Nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, begab er sich nach Wien, um an dem polytechnischen Institut seine Studien zu vollenden. Er trieb mit besonderer Vorliebe Mathematik und Mineralogie und befaßte sich insbesondere mit der Untersuchung der optischen Verhältnisse complicirter Zwillingskrystalle, vorzugsweise aber mit der räthselhaften Gruppe der Glimmer. Seine erste Arbeit in dieser Richtung, die „Bestimmung des Winkels der optischen Axen mittelst der Farbenringe, angewandt auf den prismatischen Bleiberyt," welche der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vorgelegt und in den Sitzungsberichten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe (Bd. IX. 1852) abgedruckt wurde, erregte die Aufmerksamkeit der Fachmänner in so hohem Grade, daß sie sich beeilten, den geistvollen jungen Forscher zu ermuntern und mit ihrem Rathe zu unterstützen. Grailich faßte nun den Entschluß, die Erforschung der Krystalle zur Aufgabe seines Lebens zu machen, und blieb, nachdem er die philosophische Doctorwürde erlangt hatte, an der Universität zu Wien als Docent der Krystallographie und höheren mathematischen Physik. Eine Reihe vortrefflicher Aufsätze über Gegenstände seines Faches in den Sitzungsberichten der Akademie („Bestimmung der Zwillinge in prismatischen Krystallen mit Hilfe des polarisirten Lichtes." Bd. X. 1853; „Untersuchung über den zwei- und einaxigen Glimmer." Bd. XI. 1853; „Bewegung des Lichtes in optisch-einaxigen Zwillings-Krystallen." Bd. XI. 1853 und Bd. XII. 1854; „Ueber die Grundgestalt des Glimmers." Bd. XII. 1854; „Beitrag zur Theorie der gemischten Farben." Bd. XII. und XIII. 1854; „Ueber eine merkwürdige Krystallbildung im Salmiak." Bd. XV. 1855; „Ueber die Brechung und Reflexion des Lichtes an Zwillingsflächen optisch-einaxiger Krystalle." Bd. XV. 1855 und Bd. XIX. 1856, in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie, 1855 und 1856 und in Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. XCVIII.) verschafften ihm einen immer größeren Ruf und waren die Vorläufer seines „Lehrbuches der Krystallographie" (Wien 1856. 8.), einer Bearbeitung und Erweiternng des „Treatise on crystallography" von Miller, dessen trefflicher Methode er hauptsächlich folgte und zu deren Verbreitung in Teutschland er dadurch viel beitrug. Dieses erste Lehrbuch der Krystallphysik, welches er allzu bescheiden Uebersetzung eines fremden Werkes nannte, ist in der That eine systematische Darlegung aller Forschungen über die physikalischen Verhältnisse der Krystalle. In Verbindung mit anderen Gelehrten seines Faches stellte er ebenfalls fleißige Untersuchungen an und machte mit ihnen die Ergebnisse derselben bekannt, so mit Pekaret: „Das Sklerometer, ein Apparat zur genaueren Messung der Härte der Krystalle" (in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie. Bd. XIII. 1854) und mit Handl: „Ueber den Zusammenhang zwischen der Aenderung der Dichten und der Brechungsexponenten in Gemengen von Flüssigkeiten" (Ebendas. Bd. XXV. 1857). Als Mitarbeiter an der Zeitschrift für österreichische Gymnasien lieferte er im J. 1855 die Abhandlung „Ueber eine zweckmäßige Modification des Wheatstone'schen Schwingungsapparates" und Ergänzungen und Berichtigungen zu Ferd. Lutter's: A természettan alaprajra (Grundriß der Physik), einer ungarischen Bearbeitung des „Buches der Natur" von Schödler. Viel Zeit und Mühe verwendete er auf die Beantwortung der im J. 1855 von der kaiserlichen Akademie ausgeschriebenen Preisfrage „Ueber die Bestimmung der Krystallgestalten." Seine Schrift, welche den Preis erhielt, ein Meisterstück in dieser Specialität der Wissenschaft, enthält vollständige optische Untersuchungen einer großen Anzahl künstlich dargestellter Krystalle, neue Beobachtungen, Entwickelungen neuer sinnreicher Apparate und über die unter dem Namen Fluorescenz längst bekannte Erscheinung Aufschlüsse, wodurch diese die erste wissenschaftliche in die höchsten Probleme der Physik eingreifende Begründung erlangten. Grailich's große Verdienste um die Wissenschaft veranlaßten seine Wahl zum Custos-Adjunct am kaiserlichen Hof-Mineraliencabinet und bald darauf seine Ernennung zum ordentlichen Professor der höheren Physik an der Universität, aber seine Gesundheit war bereits durch ein Leiden, welches ihn schon in seiner Jugend gequält hatte, untergraben und er starb in der Blüthe der Jahre am 14. Sept. 1859, zum großen Nachtheil der Wissenschaft, da er bereits begonnen hatte, neben den Problemen der Krystall-Optik auch den Magnetismus und die Wärmeverhältnisse in den Bereich seiner Forschungen zu ziehen. Er besaß, sagt einer seiner Biographen, unverwüstliche Geisteskraft, eine höchst glückliche Beobachtungsgabe und Erfindung von Beobachtungsmitteln, eine seltene Leichtigkeit im Kalkul und Ausdruck, bei staunenswerther Fachgelehrsamkeit eine gediegene allgemeine Bildung, dabei ein frisches, heiteres, oft wahrhaft poetisches Gemüth *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAILLARD DE GRAVILLE (Barthélemy Claude), französischer Literat und Journalist, im J. 1727 zu Paris geboren, scheint sich keinem bestimmten Fache gewidmet und ebenso wenig irgend ein öffentliches Amt bekleidet zu haben. Wenigstens wissen wir von seinen Lebensverhältnissen Nichts weiter, als daß er mit mehren bekannten Schriftstellern seiner Zeit in näherer Verbin-

*) J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 937. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 304.

dung stand und sich durch witzige Schriften der Lesewelt vorstellte, ohne jedoch einen glänzenden Erfolg zu erzielen. Sein erster Versuch, Le Journal villageois (Paris 1759. 12.), welches er unter dem falschen Namen Jean Jacques Thibaut de Pierrefite begann, mußte schon mit der dritten Nummer wieder aufgegeben werden. Besser wurden Le Mage de Chica (Paris 1759. 12.) und L'homme vrai (Amsterd. et Paris 1761. 12.) aufgenommen. Mit dem geistesverwandten Schriftsteller Jean François Guichard gab er unter dem Namen Gobe-Mouche heraus Entendons-nous, ouvrage posthume de M. Gobe-Mouche (Aux Boulevards 1760. 12.) und Lettre de M. Gobe-Mouche à tous ceux qui veulent entendre (Amsterdam 1765. 8.), eine Fortsetzung der vorhergehenden Gelegenheitsschrift. Am meisten entsprach dem Geschmacke seiner Zeitgenossen L'ami des filles (Paris 1761, 1762, 1763. 12. Neue Aufl. Ibid. 1776. 12.), worin er in gefälliger Form viele gute Lehren mittheilt, die durch den Witz, in welchen sie gehüllt sind, fester haften, als trockene Moral. Graillard hatte auch einigen Antheil an dem beliebten Recueil A, B, C, D, etc. (Fontenoi 1745—1762. 12. 12 Voll.) und zwar von dem dritten Bande an. Zu bedauern ist, daß seine nützlichste Arbeit, die mit dem Italiener San-Severino unternommene Zeitschrift Le Génie de la littérature italienne (Paris 1760. 12. 2 Voll.) keinen größeren Anklang fand. Graillard starb im J. 1764 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAILLY. Der Artikel Foix berichtet, wie die Schwester des am 1. Aug. 1399 verstorbenen Grafen Matthäus von Foix, Isabella von Foix, durch ihre Vermählung mit Archibald von Grailly, 1381, die Ahnfrau eines neuen Hauses Foix geworden ist. Es haben die Grailly ihr gleichnamiges Stammhaus, das zwar Grilly die Neuzeit schreibt, unweit des genfer Sees, in dem Ländlein Ger. Gerhard von Grailly lebte 1120. Sein Urenkel, Peter von Grailly und Rolle, wurde der Vater jenes Johann, den vermuthlich die Betrachtung, daß so viele Savoyarden unter K. Heinrich's III. Regierung in England ihr Glück machten, nach dem Inselreiche führte. Er hat sich auch keineswegs in seinen Erwartungen getäuscht, denn der König verlieh ihm durch Schenkung vom 20. März 1261 Bierre, Scorbian und l'Artige und nachmals das Amt eines Seneschalk von Aquitanien, und der Prinz, nachmaliger König Eduard I., gab ihm am 2. Jan. 1266 die Vicomté Benauges mit der Stadt Natz und den Salin von Bordeaux (wol eine Abgabe von den daselbst einzuführenden Seefischen). Des Prinzen Begleiter in dem Kreuzzuge, 1268, wurde er noch ferner, 1. Oct. 1278, ad 5. Ed. mit den Schlössern Châtillon und Gurzon sammt Zubehör, nur die Stadt Libourne ausgenommen, dann mit des Bernhard von Bouville gesammtem, confiscirtem Eigenthume beschenkt. Von K. Heinrich II. von Jerusalem zu seinem Seneschalk, mit einem Jahrgehalte von 4000 Byzantinern sarazenischer Währung, bestellt, leistete Johann demselben 1287 den Lehnseid, gleichwie er 1289 von Graf Amadeus III. von Savoyen die Lehen über die Herrschaften Grailly la Ville, Rolle, Prangin, Marnair, die meist alle in der Waadt belegen, empfing. In Genevois besaß er Villagrand, in Guyenne, außer den bereits genannten Gütern, Fleir, le Puy, Chalus, Langon. Sein Enkel, Peter's Sohn, Peter II. auf Grailly, Villagrand und Rolle, Vicomte von Benauges und Châtillon, Ritter des Hosenbandordens, hielt, wie Vater und Großvater, treu zu England, wie er dann unter des Grafen von Lancaster Oberbefehl zu der Einnahme von Bergerac, 1345, wirkte; sein Testament hat er 1356 errichtet. Mit seiner ersten 1327 verstorbenen Gemahlin, Assalide von Bordeaux, erheirathete er das Captalat von Buch, welchem namhafte Befugnisse, in der Stadt Bordeaux sowol, als in dem dasigen Parlamente, zuständig waren, dann die Herrschaften Puy-Paulin und Castelnau-de-Medoc. Die andere Gemahlin, Rosamburgis, eine Tochter des Grafen Helie Taleyrand von Périgord, vermählt 1328, schenkte ihm den Sohn Archibald, der in dem väterlichen Testamente mit Castillon und Gurzon abgefunden, indessen der Sohn der ersten Ehe, Johann II. Captal von Buch, als der Mutter Erbe, in des Vaters übrigen Besitzungen zu succediren berufen wurde. Er scheint aber vor dem Vater, etwa 1345, sein Leben beschlossen zu haben, aus der Ehe mit Blanca, einer Tochter des Grafen Gaston I. von Foix, drei Kinder hinterlassend. Davon starb der ältere Sohn, Gaston von Grailly, Captal von Buch, ohne Kinder, und succedirte sein Bruder Johann III., von welchem der Name der Captale einen bis dahin unerhörten Glanz empfangen sollte. In der Schlacht bei Poitiers, 1356, befehligte Johann die Reserve von 300 Lanzen und 300 Bogenschützen, welche, das Armeecorps des Dauphin in der Flanke fassend, die Entscheidung der Schlacht herbeiführte. Hierauf unternahm er in Gesellschaft seines Vetters, des Grafen von Foix, die unter dem Artikel Foix besprochene Heidenfahrt nach Preußen, und er besiegte, von da heimkehrend, bei Meaux die Jacquerie, 14. Juni 1358. Noch im Laufe desselben Jahres trat er mit 200 Lanzen in des Königs von Navarra Sold, und es ward seine Aufgabe, des besagten Königs Besitzungen in der Normandie zu schirmen. Zu Cherbourg ausgeschifft, durchzog er der Länge nach die ganze Provinz, dann erstieg er in einem nächtlichen Ueberfalle, 18. Nov. 1359, die Stadt Clermont-en-Beauvoisis mit ihrem gewaltigen Thurme, der „à la vue du monde chose impossible de prendre." Solche Eroberung war um so wichtiger, da die von dem Captal eingelegte Besatzung, im Verein mit den Navarresen in Creil, la Harelle und Mauconseil, der Hauptstadt selbst eine höchst lästige Nachbarschaft sein mußte. Wie hierauf im April 1360 der König von England, sein Hauptquartier Bourg-la-reine verlassend, vor Paris sich zeigte, dann die Richtung von Montlhéry einschlug, legte sich der Captal mit mehren andern Herren in den Hinterhalt, in der Absicht, dem nachjagenden Feinde

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 353. Biographie générale. Tom. XXI. p. 748. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 442.

eine blutige Lehre zu bereiten. Es erfolgte ein scharfes Gefecht: „et par espécial là fut le Captal de Buch très bon chevalier et y fit de sa main maintes grandes appertises d'armes.“ An dem Hofe von Foix weilend, Anfangs 1364, wurden ihm von Seiten des Königs von Navarra neue Anträge: den Oberbefehl seiner sämmtlichen Kriegsvölker hatte Karl dem Captal zugedacht. Unvermögend, dem lockenden Vorschlage zu widerstehen, sammelte dieser von Reisigen, was seinem Glücke zu vertrauen gewohnt war, und mit etwa 400 Lanzen ging er zu Schiffe, um abermals bei Cherbourg den Boden der Normandie zu betreten. In der Absicht, des Königs Karl V. Krönung in Rheims zu stören, zog er in Evreux die zerstreuten Besatzungen der Navarresen an sich, und mit einer auserlesenen Schar, 700 Lanzen, 300 Schützen und 500 Mann andern Volks, setzte er seinen Marsch fort, der doch alsbald durch das Zusammentreffen mit Duguesclin's Heer gehemmt wurde. Bei Cocherel kam es zu der unter dem Artikel Duguesclin beschriebenen Schlacht, 23. Mai 1364. Sie ging für den Captal verloren, hauptsächlich aus Veranlassung einer von den Gascognern in dem französischen Heere ersonnenen Kriegslist [1]), er selbst, „qui se combattoit moult vaillamment d'une hache, et donnoit les coups si grands que nul ne l'osoit approcher,“ gerieth in Gefangenschaft und wurde zuvörderst nach Paris gebracht, dann zu Meaux verwahrt [2]), bis, großentheils durch seine Vermittelung, der Zwist der beiden Kronen, Frankreich und Navarra, gesühnt wurde, 6. März 1365 [3]). Nicht nur die Freiheit hat der Gefangene hiermit verdient, sondern auch Nemours und seine Castellanei, welche der König von Frankreich ihm verlieh, stolz darauf, in solcher Weise, wenn auch nicht wohlfeilen Kaufes, denn die Castellanei ertrug reine 3000 Franken jährlich, für seinen Dienst einen der ausgezeichnetsten Ritter der Christenheit gewonnen zu haben. Aber in Aquitanien nahm man es dem Captal sehr übel, daß er Karl's V. Mann geworden, und also sich verpflichtet habe, zweien Herren zu dienen, und er bekam wegen seiner übermäßigen convoitise viele und bittere Vorwürfe zu hören. Den Eindruck zu vervollständigen, wurde ihm von Seiten des Schwarzen Prinzen ein höchst unfreundlicher Empfang, sodaß er nothgedrungen sich entschloß, das kaum empfangene Lehen, als den Stein des Anstoßes, in die Hände des Lehensherrn aufzugeben. Er verweilte hierauf an dem Hofe von Bordeaux, bis er dem Prinzen in den Zug gegen Heinrich von Trastamara, in die Schlacht von Nájera, 1367, zu folgen hatte. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Frankreich beschirmte er längere Zeit die Grenze um Montauban, bis des Feindes Fortschritte ihn nach der Dordogne forderten. Dort hatte er sich zu einem Stützpunkte das Städtchen la Linde, welches er in den Händen eines gar verläßlichen Hauptmanns wähnte, ausersehen. Noch weilte er in dem nahen Bergerac, da empfing er die Kunde, daß Thomas von Batefol sich geeinigt habe, die ihm anvertraute Stadt gegen eine Summe Geldes dem Herzoge von Anjou zu überliefern. Stracks warf sich der Captal auf das Pferd und von 200 Lanzen gefolgt, ritt er zu la Linde ein, wie eben Batefol beschäftigt war, das entgegengesetzte Thor den Franzosen zu öffnen. Er flog zur Stelle, saß ab, und gegen Batefol sich wendend, mit den Worten: „Ha! mauvais traitre, tu y mourras tout premièrement; jamais ne feras trahison après cette-ci,“ rannte er ihm den Degen durch den Leib. Dessen Zeugen, wichen die Franzosen, und die Stadt blieb unangefochten, 1370. Indessen verfielen mehr und mehr der Engländer Angelegenheiten; das eigentliche Guyenne, für welches der Captal von dem scheidenden Herzoge von Lancaster zum Statthalter bestellt war, wurde einzig durch Wunder von Tapferkeit gegen die Anstrengungen eines weit überlegenen Feindes, gegen Verräthereien aller Art behauptet, hingegen schwebte die Vormauer von Bordeaux, die Landschaft Saintonge, gleichzeitig zu Lande und zur See angefochten, in dermaßen dringender Gefahr, daß der Statthalter, der Schwierigkeiten seiner Lage vergessend, dahin alle seine Aufmerksamkeit zu wenden genöthigt war. Mit 600 Lanzen ritt er zu Rochelle

1) In dem der Schlacht vorausgegangenen Kriegsrathe äußerten jene Gascogner: „Bien savons que au Captal a un aussi preux chevalier et conforte de ses besognes que on trouveroit aujourd'huy en toutes terres; et tant comme il sera sur la place et pourra entendre à combattre il nous portera trop grand dommage: si ordonnons que nous mettions à cheval trente des nôtres, tous des plus apperts et plus hardis par avis, et ces trente n'entendront à autre chose fors à eux adresser vers le Captal; et pendant que nous entendrons à conquerre son pennon, ils se mettront en peine par la force de leurs coursiers et de leurs brus à d'érompre la presse et de venir jusques au Captal, et de fait ils prendront le dit Captal, et trousseront, et l'emporteront entr'eux et mèneront à sauveté quelque part, et jà n'y attendront fin de bataille. Nous disons aussi que, si il peut être pris ni retenu par telle voie, la journée sera nôtre, tant fort seront ébahis les gens de sa prise.“ Der Vorschlag wurde einstimmig beliebt. „Ces trente, qui étoient trop bien montés, et qui savoient quel chose ils devoient faire, ne vouldrent mie ressoigner la peine et le péril, mais vinrent jusques au Captal et l'environnèrent, et s'arrêtèrent du tout sur lui, et le prirent et embrassèrent de fait entre eux par force, et puis vidèrent la place, et l'emportèrent en cel état. Et en ce lieu eut adonc grand débat et grand abbatis et dur hutin; et ce commencèrent toutes les batailles à converser celle part: car les gens du Captal qui sembloient bien forcennés, crioient: rescoussé au Captal! rescoussé! Néanmoins ce ne leur put rien valoir ni aider: le Captal en fut porté et ravi en la manière que je vous dis, et mis à sauveté. De quoi, à l'heure que ce avint, on ne savoit encore lesquels en auroient la meilleur.“ 2) Durch Urkunde vom Sept. 1364 hatte er sich verpflichtet: „de tenir prison ès lieux et en la manière ordonnée par le roi à Meaux et à Paris, consentant que s'il faisoit le contraire il fût tenu pour faux, mauvais et déloyal chevalier, parjure et foy mentir, et en signe de ce, que ses armes fussent tournées et mises dessus-dessous, et comme tel prest, estre poursuivi en la cour du roy et tout autre,“ zugleich auch versprochen, „de n'aider pendant sa prison au Roy de Navarre, ne autres.“

3) Die Ratification des Vertrags muß aber unerwarteten Schwierigkeiten begegnet sein, denn im Juni 1365 gelobte der Captal, den Friedensvertrag entweder mitzubringen, oder aber in die Gefangenschaft zurückzukehren.

den 23. Juni 1373 ein, wie eben die Flotte durch die Castilianer vernichtet worden war, und er mußte unter den obwaltenden Umständen sich darauf beschränken, die wichtige Seestadt gegen äußern Anfall und die feindliche Stimmung der eigenen Bürger zu sichern, dann die freie Communication mit Bordeaux auf dem Landwege herzustellen. Während er noch damit beschäftigt war, vernahm man den Abfall von Poitiers und dem größten Theile der davon abhängenden Provinz, und veranlaßte diese unerwartete Botschaft in sofern die Auflösung des kleinen Heeres, daß es sich nach Landschaften sonderte. Die Pictaver wendeten sich nach Thouars, die Engländer nach Niort, die Gascogner, den Captal an der Spitze, nach S. Jean d'Angely, sodaß den Franzosen ein unbegrenztes Feld zu weitern Unternehmungen geöffnet war. Ihnen schien vorab der Besitz von Soubise wichtig, weil der Ort, an der Mündung der Charente gelegen, genau die Mitte zwischen Rochelle und der Gironde einnimmt. Es wurde daher Reinold von Pons mit 300 Lanzen dahin entsendet, dem aber die Burgfrau den entschiedensten Widerstand entgegensetzte, zugleich nach S. Jean d'Angely von ihrer Bedrängniß berichtend. Eiligst traf der Captal die Vorkehrungen zu dem Entsatze, und mit etwa 200 Reisigen fiel er mit anbrechender Nacht in der Franzosen Lager, so plötzlich, so unwiderstehlich, daß im Augenblicke das Geschick des Tages entschieden war. Der Baron von Pons selbst gerieth in Gefangenschaft; aber es hatte während dessen Iwan ap Gynion ap Griffith, der hochgesinnte, trotzige Held, dem des Königs von Castilien Flotte anvertraut war, sein bestes Volk, 400 Lanzen, ans Land gesetzt und geordnet, und wie eben der Captal und seine Scharen des wohlfeilen Sieges sich freuten, überfiel sie bei Fackelschein der neue Feind, welchem auch nur den leichtesten Widerstand zu bieten den aufgelösten Scharen unmöglich fiel. Also wurden die Gefangenen befreit, die vermeintlichen Sieger bis auf gar wenige erschlagen oder gefangen, und der Captal selbst hatte sich an Peter von Longvillers, einen Wäpeling aus der Picardie, zu ergeben (August 1372). Hr. Iwan führte ihn selbst nach Paris, und da war unendliche Freude um einen Gefangenen von solcher Wichtigkeit. K. Karl hätte gar gern sich dem gefeierten Ritter verpflichtet und bot ihm reiche Geschenke und großern Güterbesitz; das verschmähte aber der Captal, hingegen ein schweres Lösegeld, den fünf- oder sechsfachen Betrag seines Jahreseinkommens, bietend. Dies wurde verworfen, und er mußte in ehrenvoller und gelinder Haft, wofür der Louvre, später der Tempel angewiesen war, aushalten. Mehrmals hat der König von England für ihn den Grafen von S. Paul und vier andere Gefangene, die nicht um 100,000 Franken feil waren, geboten, vielfältig hat der Captal selbst Klage geführt, daß man ihm verweigere, was allgemeines Ritterrecht, und dessen in dem gleichen Falle Bertrand Dugueslin sich zu erfreuen gehabt; vielfältig haben die angesehensten Ritter des französischen Hofes ihr Misfallen an der unanständigen Politik ihres Königs geäußert, und verwünscht hat Peter von Longvillers den unseligen Augenblick, der das Urbild aller ritterlichen Sitte in seine und in des ungroßmüthigen Feindes Gewalt gab, indem er selbst mit 1200 Franken sich hat abfinden lassen; Karl V. blieb taub für alle Gründe, bis er endlich, der einstimmigen Mißbilligung erliegend, seinen Gefangenen, gegen das Versprechen, nie mehr gegen Frankreich die Waffen zu führen, auf Lösegeld zu setzen sich erklärte. Das Versprechen wurde gefordert, doch nicht alsbald bewilligt, und die dem Gefangenen auf sein Ansuchen zugestandene Bedenkzeit war noch nicht abgelaufen, als er in Folge der Langeweile und des Verdrusses in eine zehrende Krankheit verfiel; er wollte nicht essen, nicht trinken, daß es mit ihm um so schneller auf die Neige ging (1377). K. Karl V. ließ ihn feierlich mit allen seinem Range und seinen Verdiensten gebührenden Auszeichnungen begraben. Kinder aus seiner Ehe mit Rosa von Albert, vermählt im November 1350, hat der Captal nicht hinterlassen, nur einen Bastardsohn, Johann von Grailly, deshalb war durch sein Testament von 1367 sein Oheim Archibald von Grailly zum Erben aller seiner Besitzungen in Guyenne, in den beiden Burgunden und in Savoyen eingesetzt. Außerdem enthält das Testament Legate zu dem Belaufe von 40,000 Goldschilden. Archibald war, wie wir wissen, des Captals Peter II. Sohn anderer Ehe und durch das väterliche Testament mit Castillon und Gurzon bedacht. Von seinem Neffen erbte er die Grafschaft Benauges, Longueville, Lavaur, le Puy-Paulin, Castelnau-de-Medoc, Bachevele, Fleix, Cadillac, Langon, l'Isle-S. George, la Trayne, Pomiers, Podensac, Hauros, Ste. Croix-de-Vollagrand, Rolle, Milla in Aragon, Besitzungen, denen er durch seine Heirath mit Isabella von Foix, nach dem kinderlosen Abgange ihres Bruders, des letzten Grafen, die Vicomtés Béarn, Castelbon, Marsan, Gavardan und Lautrec, die Grafschaften Foix und Bigorre hinzufügte. Indessen spielte er bei seines Neffen Lebzeiten eine ziemlich untergeordnete Rolle, wie er dann, dessen Geschick vor Cocherel theilend, gegen ein Lösegeld von nur 500 Franken freigegeben wurde. Wiederum, gleichwie sein Neffe vor Soubise in Gefangenschaft gerathen, traf er mit seinen Unglücksgefährten am 11. Dec. 1372 zu Paris ein. Des Neffen Erbschaft machte ihm dessen Schwiegervater, Arnold Amanjeu von Albret, streitig, und er mußte sich auf ein Rechtsverfahren einlassen, aus dem er jedoch siegreich hervorging. Auch um das Erbe des Hauses Foix wurde ihm Verdruß reichlich bereitet. In Béarn ohne Widerspruch anerkannt, begaben sich Archibald und Frau Isabella nach der Landschaft Foix, zuvörderst nach Notre-Dame de Mont Gauri und von da nach der Hauptstadt, wo sie die Huldigung des Oberlandes, theilweise auch des Unterlandes, empfingen. In Pamiers und Mazères wurde ihnen ebenfalls gehuldigt, da von Seiten der königlichen Behörden noch kein Einspruch erfolgt war. Dieser blieb aber nicht aus, und der Connétable von Sancerre fand sich, ihm den gehörigen Nachdruck zu verleihen, mit starker Hand ein. Bei dem ersten Auftreten der königlichen Völker fielen ihnen Mazères, Saverdun, S. Ibars, Lezat, Sabarat, les Bordes, Daumazan und andere Orte der Nieder-

grafschaft zu, und Archibald, nachdem die Fehde vom Augustmonat bis zu Pfingsten gewährt, sah sich gezwungen, den Vertrag vom 10. Mai 1399 einzugehen. Darin verpflichtete er sich sammt seiner Gemahlin an das königliche Hoflager sich zu begeben und daselbst um die Belehnung über die Grafschaft Foix und andere Stücke zu suppliciren, auch, falls der König ihm ohne Weiteres zu willfahren nicht für gut finden sollte, sich dessen Ausspruche oder der Entscheidung des Parlaments zu unterwerfen. Bis er aber die Belehnung erhalten haben würde, sollten seine beiden ältern Söhne, Johann und Gaston, als Geisel in des Connétable Gewahrsam verbleiben. Es haben hierauf Archibald und Isabella die ihnen aufgegebene Fahrt mit so günstigem Erfolge angetreten, daß sie durch Urkunde vom 10. März 1401 die Aufhebung des auf ihre Güter gelegten Beschlags erwirkten, obgleich das Parlament von Toulouse förmlich auf Forfaiture, als durch des Captal Anhänglichkeit zu den Engländern verdient, angetragen hatte. Archibald feierte den königlichen Gnadenact durch ein prächtiges, dem Monarchen gegebenes Festin, welches von Turnieren und andern Ritterspielen begleitet war, und regierte von da an seine weitläufigen Besitzungen in Frieden und Weisheit bis zu seinem Ableben, 1410 [4]). Frau Isabella, welche ihn eine Reihe von Jahren, bis 1426, überlebte [5]), hatte ihm fünf Söhne, Johann, Gaston, Archibald, Matthäus und Peter, geschenkt. Davon war der jüngste, Peter, geb. 1386, der Kirche bestimmt und deshalb in dem gemeinsamen Testamente seiner Aeltern, von 1402, auf eine Pension von 1000 Gulden angewiesen. Nachdem er in seinen Studien, zu Toulouse, sich das Lob eines fleißigen Schülers erworben, that er Profeß in dem Franziskanerkloster zu Morlas. Gleich darauf erscheint er als Bischof zu Oléron; 1405 wurde er auf den bischöflichen Stuhl von Lescar erhoben und 1408 von Benedict XIII. mit dem Purpur bekleidet. An das Concilium von Constanz entsendet, erkannte der neue Cardinal, tit. Sti. Stephani in monte Coelio, zeitig die Nichtigkeit der Ansprüche seines Mandanten auf die dreifache Krone, daß er demnach aus allen Kräften zu der kanonischen Wahl Martin's V. wirkte. Von diesem wurde er hierauf 1420 als Legat nach Constantinopel gesendet, um die Vereinigung der griechischen mit der abendländischen Kirche zu befördern, 1426 mit dem Bisthume Comminges bekleidet und 1427 zum Legaten durch Aragon ernannt, um daselbst den Schatten der päpstlichen Würde, den Aegidius Muñoz als Clemens VIII. in Peñiscola vorstellte, zu tilgen. Dem Könige zuvörderst seine Aufwartung zu machen, begab der Cardinal sich nach Valencia, und es folgte einem prächtigen Empfange eine Reihe von Verhandlungen und ein schließliches Abkommen, kraft dessen K. Alfons an Papst Martin V. die Obedienz leistete und sich verpflichtete, allen seinen Einfluß aufzubieten, um den Muñoz zu der Gemeinschaft der Kirche zurückzuführen. Damit verzog es sich aber, da Peter genöthigt war, von seiner Legation persönlichen Bericht an den heiligen Vater in Rom abzustatten, bis 1429; am 12. Mai traf er nochmals mit dem Könige in Barcelona zusammen, es wurden ihm die in Valencia gemachten Versprechungen wiederholt, und stark hierdurch richtete der Legat an Muñoz eine letzte, ernste Ermahnung. Sie wirkte, der Gegenpapst verließ den unbezwinglichen Aufenthalt in Peñiscola und begab sich nach dem von der See drei Meilen entlegenen S. Mateo, um dem Legaten sich zu unterwerfen. Auf dem Provinzialconcilium zu Tortosa hat dieser hierauf vollständig das Schisma beigelegt, wofür er in der Zuneigung der Völker großen Beistand fand. Wegen seines liebenswürdigen Charakters, seiner Zugänglichkeit nannten die Aragonesen ihn schlechtweg den guten Legaten. Seine ersprießliche Thätigkeit zu belohnen, bestellte Martin V. ihn zu seinem Statthalter und Vicarius für Avignon und dessen Gebiet. Da gebot aber, in dem apostolischen Palaste als einer Festung sicher, der Erzbischof von Auch, und dieser war im mindesten nicht gesonnen, dem Vicarius zu weichen. Peter rief seinen Bruder, den Grafen von Foix, zu Hilfe, und dieser führte eine bedeutende Kriegsmacht bei Pont S. Esprit über die Rhone. Bis zum 15. Mai 1428 war die ganze Grafschaft Venaissin von feindlichen Besatzungen gereinigt und es nahm die Belagerung von Avignon ihren Anfang. Die Vertheidigung währte bis zum 8. Juli, an welchem Tage der Erzbischof von Auch aus dem Palaste vertrieben wurde und Peter die Huldigung der Einwohner empfing. Auch die Administration des Erzbisthums Bordeaux wurde ihm 1438 übertragen, die er doch 1450 gegen das Erzbisthum Arles vertauschte. Als Erzbischof von Arles hielt er daselbst ein Provinzialconcilium, 1453, ein zweites zu Avignon, 1457. Eine Verschwörung, angezettelt, um dem Gegenpapste Felix zum Besitz von Avignon zu verhelfen, und die damit beginnen sollte, daß man sich der Person des Vicarius bemächtige, wurde glücklich entdeckt und vereitelt, und Peter, zuletzt Cardinalbischof von Albano, behauptete sich Zeitlebens in seinem hohen Amte. Er starb zu Avignon den 13. Dec. 1474. Er hat zu Toulouse das Collegium von Foix mit 25 Bursen für arme Studirende, vorzugsweise Kinder aus Toulouse, gestiftet und zu Avignon das Cölestinerkloster mit der Kapelle zu St. Hieronymus neu gebaut. Zum Unterschiede eines jüngern Cardinals von Foix heißt er auch Peter der Alte. Matthäus von Foix, Graf von Comminges, Herr von Serrières, Ritter des Vließordens, Gouverneur von Dauphiné, war nur Wäpeling, wie er 1412, mit zwei andern Wäpelingen und zwei Knechten, als Kammerherr in des Herzogs von Burgund Dienste trat, in welchem er zwar rasch zu Bedeutung und Einfluß gelangte. K. Karl VI. verlieh ihm, d. d. Feldlager vor Montereau-faute-Yonne den 1. Juli 1420, die sämmtlichen in Languedoc gelegenen Güter des Vicomte von Narbonne, welche dem Fiscus

4) „Le dit comte mossen Archambaud avia mot honorable et haut personatge, ab largas spallas, et senhoria statura, granda et rigorosa parola, dit mot savi senhor et ben regent ses pobles.“ 5) „La qual madona Ysabel fot tres nobla dona, valenta, et vesquet ab manera tres honesta et religiosa, portan tot jorn gran honor, reverencia et hobediensa al dit mossen Archambaut son marit.“

verfallen waren, und es wird als der Schenkung Zeuge K. Heinrich V. von England aufgeführt. Einige Jahre später ließ sich Matthäus durch Karl's VII. steigendes Glück blenden, sodaß er am 16. Febr. 1424 dem Könige von Frankreich den Treueid schwur, zugleich jedem andern Bündnisse entsagend. Hiermit verdiente er sich das Gouvernement von Dauphiné. Er starb 1453 oder 1454. Sein Bruder, Graf Johann, hatte ihm zu einer reichen Heirath verholfen. Margaretha, die Erbin von Comminges, des Grafen Peter Raimund II. Tochter, hatte nach einander zwei Männer gehabt aus dem Hause Armagnac, den Grafen Johann II., dem sie 1378 verlobt und 1385 vermählt worden, und als dessen Witwe, seit dem 25. Juli 1391, den Vicomte von Fezenzaguet, Johann II. von Armagnac. Dieser, ein Jüngling von 18 Jahren, verstand es nicht, sich bei der Gemahlin oder den Unterthanen in Ansehen zu setzen, und kehrte zuletzt in das Vaterhaus zurück, in der festen Erwartung, baldigst durch die gewaffnete Dazwischenkunft des Regierers des Hauses in seine Rechte als Ehe- und Landesherr wieder eingeführt zu werden. In der That überzog Graf Bernhard VII. von Armagnac mit Heereskraft die Gebiete von Comminges, statt aber des Vetters Streit auszufechten, benutzte er seine Ueberlegenheit, um sich in einem geheimen Vertrage die freie Disposition über Margarethens Person sichern zu lassen. Als seine Absicht in sofern erreicht war, wendete er seine Waffen gegen den Vicomte von Fezenzaguet, den Vater; dieser wurde sein Gefangener, nachdem er in fruchtloser Vertheidigung der Burg Brussens das Aeußerste versucht, und nach Rodelle, in Rouergue, gebracht, wo er, niedergelassen auf den Grund einer Cisterne, bei Wasser und Brod 10 oder 12 Tage sein elendes Dasein fristete. Seine beiden Söhne, Johann II. und Arnold Wilhelm, nachdem es ihnen gelungen war, durch eilige Flucht das feste Puygasquer, in Fezenzaguet, zu erreichen, ließen sich bereden, die Gnade des Grafen von Armagnac anzurufen. Sie wurden am Charfreitag (1403?) zu Auch dem gestrengen Herrn vorgestellt und am Ostersonntag nach der Burg Lavardenr abgeführt. Von den Brüdern dem jüngern, dem Arnold Wilhelm, war Rodelle zu einem Gefängnisse bestimmt; als er aber die Mauern erblickte, die dem Vater ein Grab geworden, ergriff ihn die Vorstellung von dem eigenen und der Seinen Unglück in solcher Heftigkeit, daß er aus dem Sattel stürzte und alsbald den Geist aufgab. Auch Johann's Bleiben war in Lavardenr nicht: man brachte ihn nach Brussón in Rouergue, blendete ihn, zu welchem Ende ihm eine glühende Pfanne dicht vor die Augen gehalten wurde, und ließ ihn endlich im tiefsten Elend verschmachten. Unerbittlich gegen sein eigenes Blut, begnügte sich Graf Bernhard VII., die Erbin von Comminges gefangen zu halten, bis er, den 12. Juni 1418, der Rache des Volkes von Paris verfiel. Der Verwirrung in des Gegners Hause bediente sich Graf Johann von Foix, um die Erbin von Comminges aus dem Verwahr zu Lectouze, wo sie sieben Jahre zugebracht, durch Unterhandlung zu befreien. Sie kam, um ihren Dank abzustatten, nach Foix, und der Graf überredete sie, seinen Bruder Matthäus zum Eheherrn anzunehmen. Die Trauung erfolgte zu Pamiers den 16. Juli 1419, und Matthäus wurde von der Ritterschaft und den Gemeinden von Comminges als ihr Graf und Landesherr anerkannt. Aber er fand nicht viel Behagen an einer Frau, die seit 1385 gehaubt, und nicht zufrieden, sie von Tisch und Bett zu verstoßen, hielt er sie 17 oder 18 Jahre zu Saverdun auf der Burg gefangen. Wie leicht zu erachten, verfehlten die Nachbarn, die Armagnacs, nicht, unter solchen Umständen ihre Ansprüche auf Margarethens Erbe zu erneuern. In dem Laufe einer erbitterten Fehde gingen für Matthäus manche Plätze seiner Grafschaft verloren, doch behauptete er im Allgemeinen den in den Ehepacten durch Uebertrag ihm zugewiesenen Besitz, bis die mishandelte Frau Gelegenheit fand, eine Klage und Bittschrift nach Toulouse an den König gelangen zu lassen, und Karl VII., der Bittstellerin sich erbarmend, sendete Commissarien nach Saverdun, um ihre Bande zu lösen. Für die empfangene Wohlthat erkenntlich, verfügte Margaretha durch Schenkung von 1442 über ihre Grafschaft und ihr übriges Eigenthum zu Gunsten des Königs, welchem sie nach Frankreich folgte, und bald ward auch Matthäus dahin gebracht, aller Anforderungen an die Grafschaft zu entsagen. Jedoch, als Margaretha 1443 in dem Alter von 80 Jahren zu Poitiers starb, trat er als ihr gesetzlicher Erbe auf, und Karl VII. mußte ihm durch Vertrag die Grafschaft Comminges zu lebenslänglichem Besitze überlassen. Witwer durch der Frau Margaretha Absterben ging Matthäus die zweite Ehe ein mit Katharina von Corasse, welche ihn zum Vater von drei Töchtern machte. Davon heirathete die älteste, Johanna von Foix, den Johann von Carmain und Foix, die zweite, Margaretha, den Anton von Bonneval. Außerdem hinterließ Matthäus einen unehelichen Sohn, Johann Baptist, der von Dar 1460 und ferner von Comminges Bischof war, im December 1498 legitimirt wurde und am 18. Oct. 1501 starb. Archibald, des Grafen Archibald dritter Sohn, besaß, vermöge des älterlichen Testaments, Novailles und die übrigen von seiner Großmutter, Gialda von Novailles, herrührenden Güter, und widmete sich ganz und gar dem Dienste des Herzogs von Burgund, obgleich er von Frankreich eine Pension von 2000 Livres bezog. Als des Herzogs von Burgund Rath hatte er monatlich 250 Franken. Seines Herrn Begleiter zu der Conferenz auf der Brücke von Montereau, suchte er durch eine verzweifelte Anstrengung dessen Leben zu retten; es gelang ihm auch, dem Vicomte von Narbonne den kurzen Stoßdegen zu entreißen, aber in demselben Augenblicke wurde er mit einer Streitart so in den Hinterkopf gehauen, daß er kurz darauf starb. Vorher hatte er noch an des Erben von Burgund Conseil über den Hergang berichten lassen, auch Rathschläge über eine etwaige Vernehmung der Zeugen ertheilt, sodaß er demnach bis zu seinem letzten Athemzuge der Ritter ohne Furcht, wie man ihn nannte, geblieben ist. Das einzige Kind seiner Ehe mit Sanchia Ximena von Capoice, Isabella von Foix, heirathete 1427 den Vicomte Jo-

hann von Carmain, dessen Nachkommen, als Besitzer der Herrschaft Novailles, sich den Namen Foix beilegten. Von einem dieser Nachkommen wird am Schlusse des Artikels gehandelt. Gaston, des Grafen Archibald zweiter Sohn, ward mit den Gütern des Hauses Grailly abgefunden und der Ahnherr einer weiter unten beschriebenen Linie, während der älteste Sohn, Johann, der Mutter in den sämmtlichen Staaten von Foix succedirte. Bei deren Lebzeiten hatte Johann den Titel eines Vicomte von Castelbon geführt[6]), namentlich während seines Aufenthaltes an dem französischen Hofe. Dahin war er von dem Vater als Geisel gegeben worden, und es muß ihm daselbst wohl gegangen sein; denn als der Vertrag erfüllt, seine Verbindlichkeit erloschen war, nahm er bei Karl VII. oder vielmehr bei einer Schönen des Hofes Dienste, wie dies aus dem damals von ihm angenommenen Wahlspruche: j'ay bela dama hervorzugehen scheint. Vernehmend, daß König Martin von Sicilien sich zu einer Heerfahrt gegen die widerspenstigen Sarden rüste, beeilte sich der Vicomte von Castelbon, ihm eine auserlesene Heerschar, darin die Barone von Mauleon und Coraſſe, zuzuführen. Eine Flotte lag bereits zu Barcelona vor Anker und ohne Schwierigkeit wurde die Ueberfahrt gleichwie die Landung in der Nähe von Cagliari bewerkstelligt. An dem großen Siege, Ausgangs Juni 1409 über die Rebellen erfochten, sollen hierauf Johann, sowie sein Bruder Archibald den ehrenvollsten Antheil genommen haben; gewiß ist, daß dem Vicomte von Castelbon, wegen der in diesem Feldzuge aufgewendeten Kosten, Schloß und Stadt Castillon de Sarzan in dem Bisthume Urgel verschrieben worden. Er bestand auch, unmittelbar nach seiner Rückkehr zum festen Lande, einen Kampf auf Leben und Tod mit einem castilianischen Ritter, des Geschlechts Mendoza; dem Vicomte, als dem Sieger, fiel der ausgesetzte Ehrenpreis, ein Drache, zu, aber sein Kampfgenosse, der von Coraſſe, wurde ihm zur Seite getödtet, „de que fot gran tala.“ Johann diente hierauf unter dem Herzoge von Orléans bei der Belagerung von Bourg, sowie er dem Seneschalk von Carcassonne die ersprießlichsten Dienste für die endliche Austreibung der Engländer aus dem Felsennest Lourdes leistete. Der Graf von Armagnac hatte sich die Statthalterschaft von Languedoc angemaßt, obgleich durch den Herzog von Burgund, als Lieutenant général des Königreichs, zu seinem Statthalter für diese Provinz der Freiherr von S. Georges, des Geschlechts Vienne, bestellt war. Wie zu erwarten, fand der Burgunder in dem Vicomte von Castelbon seine wesentlichste Stütze, nicht nur daß dieser für die Bezwingung der Feste Toget allen erſinnlichen Beistand leistete, er nahm auch in Mauvesin die Barone von l'Esparre und von Albret, die getreuen Helfer der Armagnacs, gefangen und hielt sie lange Zeit auf Foix in Verwahrung. Die Fehde war endlich beigelegt, laut Vertrag vom 16. Dec. 1415, und Johann unternahm eine Wallfahrt nach Compostella, die er auch glücklich vollbrachte, wiewol ihm in deren Laufe die Nachricht von einer abermaligen Schilderhebung der Armagnacs zukam. Es hatte, eine unwiderstehliche Ueberlegenheit sich zu verschaffen, Graf Bernhard Alles, was von herrenlosen Reisigen zwischen Loire und Pyrenäen sich herumtrieb, angeworben, auch mächtige Bundesgenossen, den Vicomte von Narbonne voran, sich beigelegt. Gleichwol beschränkten seine Thaten sich auf räuberische Einfälle, bald die Grenzen von Bearn berührend, bald über das Innere der Grafschaft Foix sich verbreitend. Als aber der Graf von Foix, nach zurückgelegter Wallfahrt, von einer bedeutenden Hilfsmacht aus Navarra begleitet, bei Moncau in Bearn den Gegnern die Stirn bot, da entsank ihnen der Muth, und sie baten um Frieden, solchen durch Abtretung der Viguerie Mauvesin erkaufend. Diese hatte bisher der Graf von Armagnac, wegen seines Anspruchs auf das Heirathsgut der Gaya Armanhaguesa, um welches er jetzt Befriedigung erhielt, innegehabt. Zugleich wurde Johann in dem Besitze der Grafschaft Bigorre bestätigt, um welche und zugleich um die Castellanei Lourdes er am 19. Nov. 1425 von K. Karl VII. die Belehnung empfing, gleichwie er am 17. Dec. n. J. von besagtem Könige mit der Vicomté Lautrec belehnt wurde. Es war diese Vicomté eine Gabe, womit Karl VII. den mächtigen, seit Mai 1423 ausgesöhnten Vasallen sich unverbrüchlich verbinden wollte. Daß er seine Absicht erreichte, ersehen wir aus des Grafen von Foix Verrichtungen gegen Ludwig von Chalon, den Prinzen von Oranien, welcher es sich zur Aufgabe gesetzt, die wichtige Provinz Languedoc dem Herzoge von Burgund zu unterwerfen. Der Oranier wurde durch den Grafen von Foix aus allen seinen Eroberungen vertrieben und über die Rhone zurückgeworfen, während der Graf von seinem Könige der durch ihn befreiten Provinz als Statthalter vorgesetzt wurde. Er erhielt sie in Frieden und beschützte sie mit starker Hand gegen alle äußere Anfechtung; „atant quant visquet no si levet imposicios.“ Johann hatte zwei Frauen gehabt: die erste, Johanna von Navarra, K. Karl's III. Tochter, vermählt 1413, war vor dem 13. Juni 1418, die andere, Johanna von Albret, vermählt im Februar 1422, war 1435 gestorben, und der Witwer ließ sich beigehen, 1436 auch noch die dritte Frau zu nehmen, des Grafen von Urgel, Jacob's II. von Aragon, Tochter, Johanna[7]). Diese letzte Ehe scheint aber sein Dasein verkürzt zu haben, denn er starb in der Nacht vom 3. Mai 1436 zu Mazères. Außer zwei Bastardsöhnen hinterließ er die Söhne Gaston und Peter. Dieser, als der jüngere, mit Lautrec und Villemur abgefunden, wurde der Stammvater der Vicomtes

6) Der König von Aragon hatte nämlich die Vicomté und was sonst dem Hause Foix in seinen Gebieten zuständig war, zurückgegeben, zumal mit des Grafen Matthäus Leben auch dessen Anspruch zu der Krone von Aragon erloschen war.

7) „Et en lo mes de abril fec la solempnisacion del matrimoni à Maseras. Et jà sia que fos malaut, dormit ab la dita ma dona Johanna sa molher; et mal fot la jornada, quar, dins petits jorns, trespasset de la vida present. Avis haut personatge et senhorio, lo visatge et paraula rigorosa, ardit, et senhor de granda empresa.“

von Lautrec, von denen unten. Gaston IV., Graf von Foix, Vicomte von Béarn, geb. den 26. Febr. 1422, mußte demnach einige Jahre unter der Vormundschaft seines Oheims, des Grafen Matthäus von Comminges, zubringen. Am 2. April 1442 empfing er endlich von dem Könige die Belehnung über die Grafschaften Foix und Bigorre, die Vicomtés Nebouzan, Villemur und Lautrec. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Prädicat „von Gottes Gnaden" ihm streitig gemacht, und er sah sich, nachdem die versuchte Rechtfertigung fehl geschlagen, genöthigt, demselben für immer zu entsagen. Zwei Jahre vorher, im Lenz 1440, hatte Gaston seine Sporen verdient, bei Gelegenheit der Einnahme von l'Ile-en-Dodon, als er es unternommen, an der Spitze von 5000 Streitern seines Oheims Zwist um die Grafschaft Comminges gegen die Armagnacs zu verfechten. Er ließ sich aber durch einen Friedensvertrag täuschen, der, kaum besiegelt, schon wieder durch die Gegenpartei gebrochen wurde. Bei der Belagerung von Tartas, 1442, befand sich der Graf von Foix in dem königlichen Heere, gleichwie er die Bürger von S. Sever, die kaum zu Gnaden aufgenommen, wiederum die Leoparden aufgepflanzt hatten, gewaltsam zu ihrer Pflicht zurückführte, für welchen Dienst der König ihm das Eigenthum von S. Sever verlieh. Am 26. Dec. 1447 erkaufte er von Peter von Fiunières die Vicomté Narbonne, und er wurde in dieser Erwerbung durch Spruch des Parlaments von Toulouse vom 6. Mai 1448 gehandhabt. Als des Königs Lieutenant-général für den Krieg in Aquitanien entriß er 1449 den Engländern Mauléon, in Soule, sowie er 1451, unter des Grafen von Dunois Oberbefehl, zu der Einnahme von Dax, Bayonne und Bordeaux wirkte. Zu der Belagerung von Bayonne hatte er, die Archers und Guisarmiers eingerechnet, 700 Lanzen, 2000 Armbrustschützen und Bauern in großer Anzahl geführt, und als es gefallen, das letzte Ueberbleibsel von der Plantageneten Erbe, war der Graf von Foix der Vorderste einzuziehen in die eroberte Stadt, „et envoya le comte la couverture de son cheval, quy estoit de drap d'or, et prisée à quatre cents escus d'or, devant Notre-Dame de Bayonne, pour faire des cappes." In der Schlacht von Castillon 1453 hat er nicht minder hohe Ehre eingelegt; aber die Wirren in Navarra mußten ganz besonders seine Aufmerksamkeit erwecken. Dort regierte K. Johann II., der nachmalige König von Aragon, im Namen seines am 28. Mai 1421 geborenen Sohnes, des Prinzen Karl von Viana, und es darf nicht wundern, daß der Prinz Ungeduld empfand wegen der über alle Gebühr ausgedehnten Vormundschaft. Bald nahm der Zwist des Sohnes mit dem Vater die ernsteste Wendung, sodaß K. Johann beschloß, den Prinzen um die Erbfolge in Navarra, die er ihm doch nicht gegeben, zu bringen. In dieser Absicht ließ er durch richterlichen Ausspruch den Prinzen von Viana und dessen Schwester, die geschiedene Königin von Castilien, diese, weil sie ihren Bruder in seinen verbrecherischen Unternehmungen unterstützt habe, der Nachfolge in dem von der Mutter herkommenden Königreiche unfähig erklären, dann ging er mit dem Grafen von Foix einen geheimen Vertrag ein, wodurch dieser sich verpflichtete, dem Schwiegervater mit seiner ganzen Macht gegen den ungehorsamen Sohn beizustehen, auch diesen mit seinem bisherigen Schutzherrn, dem Könige von Frankreich, zu entzweien (1455). Es war aber die Vollstreckung dieses Vertrags gänzlich in dem Interesse des Grafen, da er laut Eheberedung vom 22. Dec. 1434 mit Johann's II. jüngerer Tochter Eleonore vermählt war, 30. Juli 1436, und demnach, im Falle der Ausschließung der ältern Geschwister, die Nachfolge in dem Königreiche seiner Gräfin gebührte. Deshalb begab er sich im December 1455 nach Barcelona, um aus dem Munde seines Schwiegervaters die eidliche Bestätigung der frühern Verabredung zu empfangen, dann auch wegen des bedeutenden Rückstandes in dem ihm verheißenen Heirathsgute, à 50,000 Goldgulden, zu unterhandeln. Als ihm hierauf eine Anzahl Plätze in dem zu erobernden Navarra, als Sicherheit für die ausstehenden 40,000 Goldgulden, zugesagt, bot er seine Ritterschaft und die Landwehren auf, zu welchen auch einige Völker des Königs von Frankreich sich gesellten, und ohne weitern Verzug überschritt er mit dem ersten Frühjahre 1456 die Pyrenäen, sofort seine Vereinigung mit des Schwiegervaters Heerscharen und die Schlacht bei Estella erzwingend. Sie fiel zum Nachtheil des Prinzen von Viana aus, der das Land zu räumen genöthigt wurde, doch in Pamplona und andern ihm ergebenen Festen starke Besatzungen zurückließ. Vermuthlich um seinen Dank für den erstrittenen Sieg darzubringen, pilgerte hierauf, October 1456, von seiner Gemahlin begleitet, Gaston nach Montserrate. Da verrichtete er seine Andacht, dann ritt er, zu 300 Pferden, in Barcelona ein, wo er in König Johann's Gegenwart ein Turnier abhielt, auch in demselben als der erste Platzhalter auftrat. Nicht weniger denn 42 Lanzen brach er in diesem Kampfspiele, sodaß ihm zuletzt der höchste Preis zuerkannt werden mußte. Als solchen hatte er eine kostbare Lanze, 2000 Goldgulden werth, und zwei Diamanten ausgesetzt. K. Johann, die allgemeine Begeisterung für den Schwiegersohn theilend und ihm besonders verpflichtet wegen des Sieges bei Estella, ließ in einer daselbst am 20. Jan. 1457 abgehaltenen Ständeversammlung die Gräfin von Foix als Thronfolgerin anerkennen, ertheilte ihr auch, als er nach seines Bruders Ableben den Thron von Aragon bestieg, Juli 1458, die Vollmachten eines Vicekönigs von Navarra. Mittlerweile hatte der Graf von Foix Gelegenheit gehabt, in der Bewirthung einer ungarisch-böhmischen Gesandtschaft, an deren Spitze der Erzbischof von Colocsa, der Bischof von Passau, Ladislaus von Palótz, Zdenko von Sternberg sich befanden, zu Tours, Donnerstag vor Weihnachten 1457, seinen Reichthum und seinen Kunstgeschmack an den Tag zu legen. Joh. Chartier spricht in der höchsten Bewunderung von der Zahl und der Auswahl der Gerichte, die doch noch überboten wurden durch die Fülle und die Mannichfaltigkeit der auserlesensten Weine. Zum Dessert wurden mohrische Tänze und Mysterien aufgeführt und der gesammte Kostenaufwand betrug 1800

Livres. Im August 1458 empfing Gaston für seine Grafschaft Foix die Vorzüge der erblichen Pairie. Auch seine Aussichten zu der Krone von Navarra wurden bedeutend gebessert durch das Absterben des Prinzen von Viana, 23. Sept. 1460, wiewol der Besitz zuvörderst noch durch eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten erkauft werden sollte. Kaum von dem Ereignisse in Kenntniß gesetzt, brach Gaston an der Spitze von 1000 Knechten auf, um in der Ueberraschung einiger Festen sich zu bemächtigen. Es traten aber sofort zwei andere Thronbewerber auf, der König von Frankreich und der von diesem zur Aufrechthaltung seiner Rechte mit 200 Reisigen ausgesendete Graf von Armagnac. Gaston, diesen Mitbewerbern gegenüber klüglich aller Thätlichkeiten sich enthaltend, bewährte die größte Meisterschaft für Unterhandlung. Von den Verlegenheiten seines Schwiegervaters, der mit den empörten Cataloniern und mit Castilien zugleich es aufnehmen sollte, Vortheil ziehend, brachte er ein Bündniß zwischen Frankreich und Aragon zu Stande (12. April 1462), dessen wesentlichste Stipulationen die Vermählung des Erbgrafen von Foix, des Prinzen Gaston, mit der Prinzessin Magdalena von Frankreich, die Anerkenntniß des Erbfolgerechts der Gräfin Eleonore und die Ausschließung ihrer Schwester, der Doña Blanca, waren. Diesem letzten Punkte zu mehrer Sicherheit wurde zugleich bestimmt, daß Blanca, einst K. Heinrich's IV. von Castilien Gemahlin, der Hut ihres Schwagers überliefert werden solle. Dieses in der Güte zu bewerkstelligen, bot ihr Vater alle seine Künste auf, doch hat er zuletzt der Gewalt sich bedienen müssen. Als eine Gefangene führte der König sie vorläufig nach Ronceval, wo sie in einer Protestation vom 23. April erklärte, daß der Zweck ihrer gewaltsamen Entführung kein anderer sein könne, als von ihr einen Verzicht auf Navarra zu Gunsten ihrer Schwester, der Gräfin von Foix, oder ihres Halbbruders, des Infanten Ferdinand, zu erzwingen; sie wolle aber hiermit bekundet haben, daß jeder Verzicht, von ihr ausgestellt, im Rechten kraftlos bleiben würde, es geschehe denn zu Gunsten des Königs von Castilien oder des Grafen von Armagnac. In einer zweiten Schrift, d. d. S. Jean-pié-de-port den 26. April, ertheilte sie den oben genannten Fürsten Vollmacht, an ihrer Befreiung zu arbeiten, dann übergab sie durch Schenkung unter den Lebendigen ihr Erbkönigreich an den König von Castilien, mit dem Zusatze, daß davon ihre Schwester und deren Kinder für immer ausgeschlossen bleiben sollten. Endlich richtete sie an diesen König, als ihren Gemahl und Herrn, ein Schreiben, ihm ihre traurige Lage zu eröffnen und zu schleuniger Hilfe ihn aufzufordern, welches Schreiben vielleicht bis auf diesen Tag in Zärtlichkeit, in Würde, in Eindringlichkeit unübertroffen geblieben ist. Gleich darauf wurde sie dem Captal von Buch ausgeliefert und nach der Burg Orthés gebracht, woselbst sie am 2. Dec. 1464 ihr Leben beschloß, der Sage nach durch ihre Schwester vergiftet. Bevor noch die unglückliche Blanca den Thurm von Orthés hat erreichen können, war der Graf von Foix, in Vereinigung mit dem Heere des Marschalls von Albret, in Roussillon eingebrochen, um zuvörderst dem Könige von Frankreich diese Provinz zu unterwerfen (1462). Die Einnahme von Salses und der über den Vizconde von Rocaberti erfochtene Sieg eröffneten ihm die Gebirgspässe, und ohne Schwertstreich nöthigte er den Grafen von Pallars von Girona abzulassen, oder vielmehr von dem einzigen, nach dem Verluste der Stadt von den Aragoniern noch behaupteten Thurme la Gironela, worin ihre Königin und der Infant Ferdinand eine letzte Zuflucht gefunden hatten. Am 23. April 1463 wurde der Zwist der Könige von Aragon und Castilien durch einen schiedsrichterlichen Ausspruch König Ludwig's XI., hauptsächlich zwar auf Kosten von Navarra, gesühnt, denn es sollte der Castilianer die Stadt Estella und deren Merindad haben. Gegen diese Bestimmung erhob aber das Ehepaar von Foix alsbald Einspruch, weshalb der König von Frankreich, d. d. Muret den 24. Mai 1463, als Surrogat für Estella seine Rechte auf die Grafschaften Roussillon und Cerdagne und die Vicomté Mauléon-de-Soule, Alles insgesammt zu 376,181 Goldgulden angeschlagen, anwies, und da es für den Augenblick nicht thunlich war, den Grafen in den Besitz dieser Gebiete einzuführen, setzte er ihm die Stadt und Sénéchaussée von Carcassonne mit ihren Einkünften zum Pfande, das nach Verlauf von zwei Jahren in Eigenthum sich verwandeln sollte, wenn nicht vor Ablauf dieses Termins Estella an Navarra zurückgegeben oder die Landschaften Roussillon, Cerdagne und Soule ausgeliefert sein würden. Durch einen andern Vertrag von 1464 wurde dem Grafen für sich und seine Gemahlin der Besitz des Königreichs Navarra zugesagt, nur daß der Schwiegervater sich den Titel und eine bestimmte Summe aus den Einkünften vorbehielt. Indem aber besagter Tractat ohne Zuthun des Königs von Castilien geschlossen, blieb dieser fortwährend im Besitze der verschiedenen, in Navarra von seinen Völkern eingenommenen Plätze, daher endlich Gewalt zu gebrauchen der Graf von Foix sich entschloß. Er nahm Calahorra durch List, er unterhandelte gleichzeitig mit dem Könige Heinrich IV. und mit den Aufrührern in Castilien, konnte aber, wie vortheilhaft bei Königs Anerbietungen waren, der ihm sein Bündniß und als Ersatz für Calahorra die in Navarra noch besetzten Plätze anbieten ließ, zu keiner Entschließung gelangen. Vielmehr drang er, in der Hoffnung eines größern, von den Unruhen in Castilien zu erwerbenden Vortheils, noch weiter vor, und die Einnahme von Alfaro sollte ihm das Innere des Königreichs eröffnen; aber kaum hatte er den Boden von Castilien betreten, und die streitenden Parteien vergaßen ihres Zwistes, um gegen die Fremden sich zu vereinigen. Innerhalb 12 Tagen zog sich zum Entsatze der belagerten Stadt ein bedeutendes Heer zusammen, und der Graf von Foix fand kaum noch die nöthige Zeit, um über den Ebro zurückzugehen und in Tudela Sicherheit zu suchen. Alsbald empörten sich die Einwohner von Calahorra und kein Mann der von Gaston zurückgelassenen Besatzung entging ihrem Grimm (1465). Ihres Vortheils durch einen Angriff auf Navarra selbst sich zu bedienen, fiel glücklicherweise den Castilianern nicht ein, und Gaston konnte ungestört sei-

nem Hange zu Intriguen und Liebschaften fröhnen. In seinem Auftrage hatte die Gräfin zu Egea do los Caballeros mit ihrer Stiefmutter, der Königin von Aragon, eine Conferenz, worin der Besitz von Aragon dem Infanten Ferdinand, Navarra und die Grafschaft Nemours der Gräfin von Foix garantirt, und die Garantie aufrecht zu erhalten, eine wechselseitige Hilfleistung verabredet wurde (1467), wogegen in einer von Johann von Troyes unter dem Jahre 1468 aufbewahrten Begebenheit [8]) Gaston als einer der Hauptcontrahenten vorkommt. Mittlerweile hatte der Vertrag von 1464 nur theilweise seine Vollstreckung gefunden, in vielen Plätzen blieben aragonische Besatzungen zurück, und die Agramonts (die Partei von Grammont) erkannten nach wie vor den König von Aragon als ihren einzigen und rechtmäßigen Gebieter an. Eines solchen Zustandes längst überdrüssig, wollte der Graf von Foix die neuesten Ereignisse in Catalonien, die täglich sich mehrenden Verwickelungen seines Schwiegervaters benutzen. Ein zahlreiches Heer hinüberführend, unterwarf er sich den größten Theil von Navarra, er besiegte in Huarte-Araquil den trotzigen Michael Ezquer, er betrieb mit Eifer die Belagerung von Tudela, indessen der Graf von Lerin, als das Oberhaupt der Beaumonts, ohne Schwierigkeit Pamplona besetzte und den Agramonts allen möglichen Abbruch that. König Johann, wie viele Arbeit die Catalonier ihm machten, fand gleichwol Mittel, diesen reißenden Fortschritten Einhalt zu thun, ein Heer, unter den Befehlen seines Sohnes, des Erzbischofs von Zaragoza, zeigte sich im Felde und erzwang die Aufhebung der Belagerung von Tudela, und die Barone des Königreichs vereinigten sich, um den Grafen von Foix zu bestimmen, daß er in Erwägung des hohen Alters seines Schwiegervaters sein landverderbliches Unternehmen für jetzt aufgebe und in Geduld die Eröffnung der ihm verheißenen Erbschaft abwarte. Dem Antrage Gehör gebend, kehrte er nach seinen Erbstaaten zurück, indessen die Gräfin, in der Hoffnung, die rastlos einander befehdenden Parteien im Lande zu versöhnen, in Tafalla einen Landtag abhielt, der jedoch durch die Ermordung des Bischofs von Pamplona (siehe den Artikel Peralta), den 23. Nov. 1469, gewaltsam zerrissen wurde. Es erschwerte dieses Ereigniß höchlich den Fortgang der um ein endliches Abkommen zwischen der Gräfin von Foix und ihrem Vater schwebenden Unterhandlung, die nicht nur das Königreich Navarra, sondern auch die Herzogthümer Gandia und Montblanc, die Grafschaft Ribagorza, Balaguer u. s. w. betraf. Alles dieses nahm die Gräfin in Anspruch. Es währte bis zum 30. Mai 1471, wo man dann in dem Vertrage von Olite sich einigte, daß Johann für seine Lebtage den Titel und Rang eines Königs von Navarra behalten, das Regiment, jedoch außer in den Zeiten seiner Anwesenheit im Lande, durch den Grafen und die Gräfin von Foix, als die beständigen Gubernatoren, ausgeübt werden solle. Zugleich wurde eine allgemeine Amnestie bewilligt, alle Veräußerung von Krondomainen, von wem immer sie ausgegangen sei, für ungültig erklärt, und den Parteien aufgegeben, binnen 12 Tagen zu dem Gehorsam ihrer Erbherren zurückzukehren bei Strafe des Aufruhrs. Verwickelungen, die mittlerweile in Frankreich sich ergeben, hatten vorzüglich auf die Entschließungen des Grafen gewirkt. Von allen Seiten von den Staaten des Herzogs von Guyenne umgeben, ließ er nämlich mit diesem in Verbindungen sich ein, wofür ihn zu bestrafen Ludwig XI. bereits ein Heer ausgesendet hatte, als das Ableben des Herzogs von Guyenne, den 21. Mai 1472, eine friedliche Ausgleichung möglich machte, und somit dem Grafen von Foix erlaubte, nochmals der Angelegenheit jenseits der Pyrenäen eine ungetheilte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Da hatte mittlerweile Frau Eleonore zu Olite einen Landtag abgehalten und von demselben die Unterstützung empfangen, welche für die Unterdrückung der Parteien erforderlich war; Milagro war durch ihre glücklichen Waffen den Rebellen entrissen worden, aber der Graf von Lerin setzte einen Widerstand entgegen, der kaum ohne eine bedeutende Hilfsmacht zu bewältigen war. Boten entsendete deshalb Eleonore nach Béarn und ihr Herr, obgleich seit einiger Zeit leidend, setzte sich alsbald mit einem reisigen Zug in Bewegung. Er vermochte aber nur Ronceval zu erreichen und starb daselbst, nachdem er noch am 21. Juli 1472 sein Testament zu Stande gebracht. Frau Eleonore, die als Witwe sich „Princesse heritière de Navarre, Infante d'Aragon et de Sicile, lieutenante générale pour le roy son seigneur et père au royaume de Navarre“ betitelte, mußte unaufhörlich die verschiedenen Parteien im Königreiche bekämpfen, wofür sie bald Beistand aus Castilien und Aragon empfing, bald auch von dort aus beunruhigt wurde, gelangte durch ihres Vaters Ableben, 19. Jan. 1479, zum vollständigen Besitze des Reichs, wurde neun Tage darauf gekrönt, starb aber schon am 12. Febr. 1479 zu Tudela, nachdem sie durch Testament vom 10. Febr.

8) „En après le conte de Fouez, qui nouvellement estoit venu à Paris au mois de décembre ensuivant, devint merveilleusement amoureux d'une moult belle bourgeoise de Paris, nommée Estiennète de Besançons, femme d'un marchant de ladicte ville, nommé Henry de Paris, qui estoit bon marchant et puissant homme: et si estoit ladicte bourgeoise moult prisée et honorée entre les femmes de bien de ladicte ville, et fort prisée et requise de estre et soy trouver en tous banquets, festes et honnestes assemblées qui se faisoient en icelle ville, communiqua avecques ledit conte de Fouez de questions joyeuses et amoureuses, et sur plusieurs requestes, offres et aultres plaisans bourdes que luy fist et promist ledict conte de Fouez, convindrent tellement ensemble que le dimenche douziesme jour dudict mois de décembre audict an 1468, icelle Estiennète se départit de son hostel de Paris qu'elle laissa et habandonna ensemble sondict mary, ses enfans, père et mère, frères et soeurs, et tous ses parens et amis, et s'en ala après ledict seigneur de Fouez avecques aucuns de ses gens et serviteurs, qui pour ce faire estoient demourez audict lieu de Paris, et l'emmenèrent à Blois, où estoit demouré à séjour ledict seigneur attendant illec la venue d'icelle Estiennète: avecques lequel seigneur icelle Estiennète demoura par l'espace de trois jours, et puis sen partit ledict seigneur de Fouez et s'en ala à Tours par devers le Roy, et en fist mener avecques luy icelle Estiennète. Et peu de temps après fut ladicte Estiennète envoyée à Frontevaulx pardevant la prieure dudict lieu, tante de ladicte Estiennète, où depuis elle demoura par certain longtemps après.“

ihrem Enkel, Gaston Phöbus, die Krone zugesichert hatte. Sie war eine Mutter von neun Kindern geworden: 1) Gaston, von dem alsbald; 2) Johann, Vicomte von Narbonne, dessen unmittelbar nach der Hauptlinie Erwähnung geschieht. 3) Peter, Cardinal von Foix, der Jüngere genannt, zum Unterschiede seines Urgroßoheims. Geboren zu Pau den 7. Febr. 1449, trat er in den Franziskanerorden, der ihn jedoch nicht verhinderte, die Abtei Ste. Melaine zu Rennes und das Bisthum Vañes zu besitzen, hiermit auch die Verwaltung des Bisthums Aire zu verbinden. Cardinal tit. SS. Cosmae et Damiani, den 18. Dec. 1476, verwendete er sich alles Fleißes für die Wiederherstellung des Friedens in Bretagne und Navarra, er wurde auch zu gleichem Zwecke von Papst Innocentius VII. nach Neapel entsendet. Er starb zu Rom den 10. Aug. 1490. 4) Jacob, der Infant von Navarra, Graf von Montfort und von Castres, Ritter des S. Michaelordens, diente in den Heeren Ludwig's XII. während der italienischen Feldzüge, besuchte das Turnier zu Lyon den 22. Mai 1500, schloß sich im nämlichen Jahre der Expedition nach Mitylene an und starb, von da heimkehrend, auf französischem Boden in dem Alter von 30 Jahren unvermählt. Er hinterließ zwei Bastarde, deren älterer, Jacob, Abt von S. Volusian und la Règle, Bischof von Lescar, Gouverneur von Béarn und Nieder-Navarra, Kanzler des Königs Heinrich von Navarra, noch 1553 genannt wird. 5) Maria, heirathete 1466 den Markgrafen Wilhelm VI. von Montferat. 6) Johanna, vermählt mit dem Grafen Johann V. von Armagnac, laut Eheberedung vom 31. Aug. 1468. 7) Margaretha, wurde zu Elisson den 27. Juni 1471 dem Herzoge Franz II. von Bretagne angetraut und starb den 15. Mai 1487, Mutter der Königin Anna von Frankreich. 8) Katharina, vermählt 1469 mit dem Grafen von Candale, Johann II. Gaston von Foix. 9) Eleonore, starb als des Herzogs von Medina Celi verlobte Braut. Nr. 1. Gaston von Foix, Prinz von Viana, Vicomte von Castelbon, vermählte sich den 7. März 1461 (1462) mit Magdalena von Frankreich, welcher ihr Bruder, K. Ludwig XI., ein Heirathsgut von 100,000 Goldgulden angewiesen hatte. Er begleitete seinen andern Schwager, den Herzog von Guyenne, als dieser, behufs der Besitznahme, Bordeaux besuchte, und nahm Antheil an allen zu Ehren des jungen Herrschers angestellten Lustbarkeiten. Zu Libourne wurde ein Turnier gehalten; den letzten Tag, den 18. Oct. 1470, beliebte es dem Prinzen von Viana, seine Gewandtheit an den Tag zu legen; er ritt in die Schranken ein, fand aber einen sehr ungeschickten oder unglücklichen Gegner. Dieser brach nämlich, nach Einiger Bericht, seine Lanze an des Prinzen Helm, sodaß ein Splitter, durch das Visir dringend, in das Auge fuhr, oder aber traf, wie Andere erzählen, eine unbeschützte Stelle dicht unter dem Panzer mit solchem Ungestüm, daß der Prinz, tödtlich verwundet, vom Pferde sank, auch am 23. Nov. 1470, in dem Alter von 27 Jahren, den Geist aufgeben mußte. Ihn überlebten zwei Kinder, Franz Phöbus und Katharina, als deren natürliche Vormünderin die Witwe, Frau Magdalena, sofort auftrat, in Gemäßheit ihrer Ehepacten vom 26. Febr. 1462. Nach dem Tode des Grafen Gaston IV. wurde Magdalena auch als Landesregentin in allen Gebieten des Hauses Foix anerkannt. In Navarra wollte man aber von keiner Vormundschaft wissen, nachdem der Thron durch der Königin Eleonore Absterben erledigt war, vielmehr erreichte daselbst die Parteiwuth eine Höhe, die mit jeder Art von Regiment unverträglich war. Magdalena, nachdem sie dem tollen Treiben eine Weile zugesehen, sah sich genöthigt, durch Vermittelung ihrer beiden Oheime, des Cardinals von Foix und des Infanten von Navarra, die Intervention des Königs Ferdinand von Aragon anzurufen, wie viele Gründe sie auch haben mochte, in diesem den eigentlichen Anstifter von all dem Unheil zu argwöhnen. In der That hatte Ferdinand nur zu sprechen, und die Aussöhnung der Beaumonts und der Agramonts erfolgte; der Graf von Lerin und der Marschalk von Navarra empfingen am grünen Donnerstage 1481 aus den Händen des Cardinals von Foix das Abendmahl, jeder von der geweihten Hostie die Hälfte, und mit Ungeduld erwartete das Reich des Augenblicks, seinen König zu schauen. Damit verzog es sich jedoch noch eine geraume Zeit, indem Magdalena nicht anders als unter Begleitung bedeutender Streitkräfte das Land der Stürme besuchen wollte. Als 1500 Reisige und ein bedeutendes Fußvolk versammelt waren, begab sie sich, von dem jungen Könige und dem Cardinal von Navarra begleitet auf den Weg, und es erfolgte am 3. Nov. 1482 der feierliche Einzug zu Pamplona, wo auch am 6. Franz, nach vorgängiger Bestätigung wohlerworbener Privilegien und Gesetze, in der Domkirche die Krone empfing. Noch während der Krönungsfeierlichkeiten hatte König Ferdinand die Vermählung seiner Tochter Johanna mit dem Erben von Navarra in Vorschlag bringen lassen, und dieselbe wäre dem beiderseitigen Interesse vollkommen angemessen gewesen; allein Magdalena, als eine französische Prinzessin, wollte nur von einer französischen Schwiegertochter hören, und indem Ferdinand gebieterisch auf seinem Vorschlage bestand, fand sie für gut, einem Lande, wo ihren Neigungen Gewalt angethan werden konnte, den Rücken zuzuwenden. Sie brachte ihren Sohn nach Pau, und dort ist Franz Phöbus, nicht lange nach seiner Ankunft, den 29. Jan. 1483 gestorben. Der Sage nach wurde er mittels einer Flöte vergiftet; gewiß ist, daß das Uebel, welchem er nach wenigen Stunden erlag, in dem Augenblicke, als er das Instrument zum Munde brachte, sich zu äußern begann. Er war um 1468 geboren und das jugendliche Alter verrathen keineswegs seine letzten Worte: „Regnum meum non est de hoc mundo, ideo relinquo mundum, et non conturbemini quia vado ad patrem.“ Seine Schwester, Katharina, succedirte in dem Königreiche Navarra, in dem Herzogthume Nemours, in den Grafschaften Foix, Bigorre, in den Vicomtés Béarn, Marsan, Gavardan, Nebouzan, Castelbon, wurde auch alsbald in Navarra als Königin ausgerufen, während der Cardinal von Foix den Sire von

Avesnes, Gabriel von Albret, zum Vicekönig bestellte. Es erneuerten sich aber auch von Seiten des spanischen Hofes die Vermählungsprojecte, welche zu unterstützen König Ferdinand die Stadt Pamplona hatte besetzen lassen. Als Bräutigam wurde der Erbin von Navarra der Infant Johann vorgeschlagen, aber Frau Magdalena hatte eine Entschuldigung in Bereitschaft. Sie könne, hieß es, ohne den Rath ihres Bruders, des Königs von Frankreich, nicht über der Tochter Hand verfügen, und Ludwig XI. war keineswegs gesonnen, durch dergleichen Heirath eine aufstrebende Macht zu vergrößern. Er brachte einen seiner großen Vasallen, den Johann von Albret, in Vorschlag, und dieser wurde der Infantin Katharina Gemahl laut Eheberedung d. d. Orthés, Januar 1484, welchen Datum Frau Magdalena noch um zwei volle Jahre überlebte, sie starb zu Pamplona 1486. Am 10. Jan. 1494 empfing Katharina, zugleich mit ihrem Gemahl, in der Hauptstadt von Navarra die Krone, deren noch mehr sich zu versichern sie im April ein Schutzbündniß mit den katholischen Königen einging. Es blieb aber, ungeachtet dieses Bündnisses, stets eine gewisse Spannung zurück, zumal K. Ferdinand bei mehren Gelegenheiten seine Begierde, zu dem Besitze des ihm so wohl gelegenen Königreichs zu gelangen, blicken ließ, und einstweilen, in Erwartung des günstigen Augenblicks, jeden Vorwand benutzte, um festen Fuß im Lande zu fassen. Unter mehren hielt er los Arcos, la Guardia, S. Vicente, Viana und Sanguesa besetzt. Diese Orte, dann auch ihres Vaters Besitzungen in Castilien, den Staat von Infantado, Medina del campo, Olmedo, Peñafiel, Cuellar, in Aragon die Herzogthümer Montblanc und Gandia, die Grafschaft Ribagorza, Balaguer u. s. w. zurückzufordern, entsendete Katharina, als ihre Abgesandten, zwei Franziskaner an König Ferdinand, es stattete auch in der gleichen Absicht ihr Gemahl, K. Johann, den katholischen Königen zu Sevilla einen Besuch ab (30. April 1500), er vermochte aber Nichts weiter zu erlangen, als das Versprechen der Restitution von Viana und Sanguesa, unter der Bedingung, daß der Graf von Lerin zu Gnaden aufgenommen und in alle seine Güter und Würden wieder eingesetzt werde, und selbst als diese den Agramonts, den Royalisten für jetzt so drückende Bedingung erfüllt war, blieben die beiden Städte nach wie vor von den Aragoniern besetzt. Ein Zustand, der gleich wenig Krieg und gleich wenig Frieden heißen konnte, erlitt die erste Modification durch die zwischen dem Hofe von Pamplona und K. Philipp I. offenbar dem Schwiegervater zum Nachtheil eingegangene Verbindung (1506). Sie wurde alsbald durch Philipp's Ableben gebrochen, hingegen suchten die Könige von Navarra Unterstützung bei Kaiser Maximilian, dessen Ansprüche auf die Regentschaft von Castilien sie auf alle Weise durchzusetzen beflissen waren; und weil sie dem Kaiser, im Falle die Anwendung von Gewalt erforderlich sein sollte, den freien Durchzug durch ihre Staaten zugesagt hatten, waren sie vor Allem bedacht, sich durch Unterdrückung der Beaumonts, der entschiedenen Anhänger des K. Ferdinand, freie Hand zu verschaffen. Fehde wurde dem Grafen von Lerin geboten, und wenn sie gleich dem Anführer der Navarreser, dem Cäsar Borgia, das Leben kostete (12. März 1507), wenngleich der katholische König die lebhafteste Verwendung, seinem Schützling zum Vortheil, eintreten ließ, es wurde des Grafen Lerin Besitzthum insgesammt eingenommen und er selbst genöthigt, über die Grenze zu entweichen. Die Spannung zwischen Navarra und Aragon hatte ihre größte Höhe erreicht, als Ferdinand, behufs des Kriegs mit Frankreich, der eine Folge der Liga von Cambray war, den freien Durchzug und als Sicherheitsplätze Estella, Amaya und S. Jean-de-pied-de-port fordern ließ (1511). Dieses verweigerten die Könige von Navarra, schlossen vielmehr mit Ludwig XII. ein Schutz- und Trutzbündniß, in dessen Folge ihr Königreich von einem spanischen Heere überzogen und nach unerheblichem Widerstande ganz und gar eingenommen wurde (1512). Die angrenzenden Besitzungen des Hauses Foix blieben jedoch unangefochten, nur daß Ferdinand die Vicomté Castelbon als ein verwirktes Lehen einzog und seiner Gemahlin, der Königin Germana, wegen ihrer Erbansprüche verlieh. Die verschiedenen Versuche, welche noch bei der Königin Katharina Lebzeiten angestellt worden, das verlorene Reich wieder zu gewinnen, verweisen wir auf den Artikel Johann II., König von Navarra, demselben lediglich hinzufügend, daß die Königin Katharina zu Mont-de-Marsan Dienstag den 12. Febr. 1517 in dem Alter von 47 Jahren gestorben ist und zu Lescar in der Domkirche begraben wurde.

Die Linie der Vicomtes von Narbonne. Gaston's IV. und der Infantin von Navarra zweiter Sohn, Johann von Foix, Ritter, bekleidete die Aemter eines Gouverneurs von Guyenne und eines ersten Kammerherrn, als sein Vater ihm, zu einer Abfindung, die Vicomté Narbonne zutheilte, 1468, zu deren Genusse er jedoch erst nach Gaston's Ableben gelangte. In Betracht seiner Vermählung mit der Schwester des nachmaligen Königs von Frankreich, mit der Prinzessin Maria von Orléans, verlieh König Ludwig XI. ihm im August 1478 die Grafschaft Estampes und am 20. Febr. 1479 die Grafschaft Pardiac, gleichwie ihm auch das Gouvernement von Dauphiné zugetheilt wurde. Auf Ableben seines Neffen, des Königs Franz Phöbus, forderte Johann das Königreich Navarra als sein Erbe, gleichwie er auch den Königstitel annahm und mit gewaffneter Hand sein Recht ausführend, mehrer Festen in Bearn sich bemeisterte. Die Fehde wurde durch den Zug Karl's VIII. nach Neapel, welchem der Vicomte sich angeschlossen, wie er dann bei Fornovo mit Auszeichnung stritt, unterbrochen, dann durch den Vertrag von Tarbes (7. Sept. 1497) gesühnt. In demselben war dem Vicomte für seinen Anspruch eine Rente von 4000 Livres, einlösbar mit 40,000 Schilden, zugesagt. Bei der Krönung seines Schwagers, des Königs Ludwig XII., den 4. Mai 1498, stellte der Vicomte den Grafen von Toulouse vor, und am 27. Juli 1498 empfing er Bestallung als Gouverneur von Dauphiné. Der Vertrag von Tarbes war indessen nicht zu Vollzug gekommen;

die Eheberedung, d. d. Pau den 24. April 1499, zwischen des Vicomte Sohn, dem Prinzen Gaston und der Prinzessin Anna von Navarra sollte für immer den Erbfolgestreit beseitigen, und der Vicomte und sein Sohn eines und der Vicomte von Lautrec, als der Königin von Navarra Bevollmächtigter, andern Theils bestätigten in einer neuen Verhandlung, d. d. Estampes den 8. März 1500, den Vertrag von Tarbes nach allen seinen Stipulationen, gleichwol aber klagt der Vicomte von Narbonne in seinem zu Orléans den 27. Oct. 1500 errichteten Testamente, er sei in dem Vertrage von Tarbes hintergangen worden, weshalb er auch in dieser Urkunde nicht nur des Titels eines Königs von Navarra sich bedient, sondern auch besagtes Königreich ausdrücklich seinem Sohne Gaston hinterläßt. Erkrankt war er bereits, als er sein Testament aufnehmen ließ; am 5. Nov. wurde er von Orléans nach Estampes gebracht und allda gab er nach wenigen Tagen den Geist auf. Seine Gemahlin war 1493 zu Mazères gestorben, hatte ihm aber zwei Kinder, Gaston und Germana, hinterlassen. Gaston von Foix, Herzog von Nemours, auch, nach seinen Anspruchstiteln, König von Navarra und Graf von Foix, war zu Mazères den 10. Dec. 1489 geboren. Von der Wiege an seinem Oheime, dem Könige Ludwig XII., theuer, erhielt er ohne besondere Anstrengung von dem pariser Parlament die Aufhebung des Vertrags von Tarbes, 1502, gleichwie ein Ajournement an die Königin von Navarra, wodurch ihr aufgegeben ward, sich um Gaston's Ansprüche zu dem Königreiche Navarra, zu den Grafschaften Foix und Bigorre in Rechtfertigung einzulassen. Katharina legte Opposition gegen den Parlamentsschluß ein, und es entspann sich ein hitziger Schriftenwechsel, abwechselnd mit feindlichen Einfällen, die doch in dem Besitze keine Aenderung hervorbringen konnten. Am 5. Jan. 1504 wurde Gaston mit dem Gouvernement von Dauphiné bekleidet, und er folgte 1507 dem Heerzuge gegen Genua. Wenige Monate später, im Juni 1507, wurde er in Gesellschaft seines Oheims, des Infanten von Navarra, nach Savona entsendet, um allda sich einzuschiffen und dem Könige Ferdinand von Aragon, dessen Besuch Ludwig XII. erwartete, möglichst weit entgegen zu fahren. Aber Gaston, der Graf von Foix, wie er überall in dem Berichte über die Zusammenkunft genannt wird, „qui estoit bien jeune et n'auvoit accoustumé la marine, se sentit malade de fiebvre," sah sich nach einer zweitägigen Schiffahrt genöthigt, umzukehren, um seine Kräfte durch Ruhe und die Landluft herzustellen. Als dies bewirkt war, beeilte er sich, das Versäumte einzuholen, und er hatte das Vergnügen, der erste auf offener See seinen königlichen Schwager zu bewillkommnen und zugleich mit ihnen am Molo von Savona anzulegen. Wie zu erwarten war, spielte Gaston in allen zu Ehren der Zusammenkunft der beiden Monarchen angestellten Festlichkeiten eine bedeutende Rolle, auch empfing er von König Ferdinand namhafte Geschenke [9]). Ein ungleich werthvolleres Geschenk empfing er vor Ablauf des Jahres von seinem Oheime. K. Ludwig XII. gab ihm d. d. Blois, November 1507, das Herzogthum Nemours, wie es auf den Castellaneien Nemours, Gretz, Châteaulandon, Metz-le-maréchal, Loritz, le Boccage, Nogent, Pont-sur-Seine und Pont-sur-Yonne begründet war, a s ein von dem Hause Navarra herrührendes Erbstück, um welches er, „très-excellent prince Gaston roy de Navarre, comte de Foix, de Bigorre et d'Estampes, seigneur de Béarn et du vicomté de Narbonne," seit längerer Zeit mit den Domainen gerechtet hatte, sodaß er durch Parlamentsbeschluß vom 21. Mai 1506 ermächtigt worden war, „par manière de provision," aus den Gefällen des Herzogthums jährlich 4000 Livres zu erheben. In der Schenkungs-, resp. Vergleichsurkunde bestimmte der König zugleich, im Falle Gaston ohne eheliche Nachkommenschaft männlichen oder weiblichen Geschlechts abgehen würde, daß alsdann das Herzogthum, zugleich Pairie, Nemours, an die Krone zurückfalle, es mußte auch Gaston auf die als Bestandtheile des vormaligen Herzogthums Nemours in dem Processe begriffene Grafschaft Beaufort-sous-Lamet sammt Larzicourt, S. Florentin, Ervy-le-châtel, Dannemoine und Coulommiers, in der Brie, verzichten. Die besagten Besitzungen behielt der König behufs eines Tauschgeschäftes in Händen. Es schien ihm nämlich, bei der Nähe der spanischen Grenze, die Erwerbung der Vicomté Narbonne wünschenswerth, diese also, sammt den Herrschaften Puiseguier und Coust, Coustat, Corson, Saversan, Postel, Urban, Roquefort, Botenart und Mossan, ließ er sich von Gaston abtreten und gab ihm dagegen, ebenfalls November 1507, die Grafschaft Beaufort mit den Castellaneien Soulaine, Larzicourt, S. Florentin, Ervy-le-châtel, Dannemoine und Coulommiers, in Ansehung dieser Herrschaften zugebend, daß nicht nur Leibeserben, sondern auch anderweitige, „ayans cause," zu deren Besitze gelangen mögen. In der Schlacht von Agnadello, den 14. Mai 1509, befand sich der nunmehrige Herzog von Nemours bei dem Vortrab, gleichwie er 1510 unter den Befehlen des Marschalls von Chaumont diente und namentlich bei der Einnahme von Legnago hohe Ehre einlegte. Auch Trivulzio, des Chaumont Nachfolger im Commando, wußte sich des kühnen Jünglings, dem zwar als Mentor der versuchte Ludwig d'Ars beigegeben war, trefflich zu bedienen, 1511. Während der Marschall manoeuvrirte, um die Venetianer aus ihrer festen Stellung bei Bondeno zu verdrängen, ließ er den Herzog mit 100 Gleven, 400 Chevaurlégers und 500 Knechten die feindliche Fronte beunruhigen, und es sollte dessen siegreicher, vernichtender Angriff auf eine vorgeschobene Hut von 500 Knechten wol die erwünschte Entscheidung herbeigeführt haben, wenn nicht das unerwartete Anschwellen des Posflusses des Trivulzio

9) „Le roy d'Arragon transmeict à Gaston, comte de Foix, son beau-frère, deux colliers d'or, jusques à son logis, avec une rapière et sa ceincture pour mectre en escharpe, le tout riche à merveille. Car les deux chaînes pesoient chascune mille escus, desquelles l'une estoit faicte à quatre gros chainons double et l'autre à menu ouvraige, laquelle pouvoit faire plusieurs tours autour du col et toutes garnies de riche pierrerie."

Berechnungen zu Schanden gemacht hätte. Gleich darauf fiel Gaston, dem 500 Pferde und 300 Knechte beigegeben waren, unweit Massa, zwischen Mirandola und Finale, auf Johann Paul Manfroni, einen gefeierten Hauptmann der Venetianer, und nahm diesen selbst gefangen, indessen seine leichten Reiter, 300 an Zahl, zerstäubten. Bei der Expedition von Bologna, deren Resultat die Auflösung des päpstlichen Heeres war, die Restauration der Bentivoglio, führte Gaston das Hintertreffen. Nach solchen Prämissen konnte es nicht weiter auffallen, daß dem jungen Manne, auf Abberufung des Herzogs von Longueville, die Statthalterschaft von Mailand und der Oberbefehl des Heeres übertragen wurde. Seine ersten Verfügungen galten dem Concilium, dessen Uebertragung von Pisa nach Mailand eben unumgänglich nothwendig geworden war, das aber in der Hauptstadt der Lombardei den gleichen Antipathien, wie in Toscana, begegnete. Durch große Strenge erzwang Nemours die Wiederaufnahme des Gottesdienstes, welcher in Folge der päpstlichen Censuren, Angesichts der Väter des vermeintlichen Conciliums, verstummt war, und wie er dem Klerus geboten hatte, so legte er dem Volke Stillschweigen auf. Schwieriger ergab es sich, den zum Angriff herannahenden Schweizern zu widerstehen (December 1511). In Allem hatte Gaston nicht mehr als 500 Lanzen, die 200 Edelleute von des Königs Haushalte einbegriffen, und diese lagen theilweise als Besatzung in Brescia, Verona oder Bologna, sodaß seine disponible Macht sich auf 300 Lanzen und 2000 Fußgänger beschränkte. Damit hatte er einstweilen bei Assaron sich niedergelassen, dann den Schweizern vor Galerata vergeblich die Schlacht angeboten; diese wollten nämlich die unaufhaltsam nachrückenden Scharen abwarten, um sodann durch Uebermacht jeden Versuch eines Widerstandes zu erdrücken. Das war leicht zu bewerkstelligen, sie drangen über Busti vor und waren nur noch zwei Miglien von Mailand entfernt, als sie anfingen zu unterhandeln. Gaston, der sich bis dahin hat begnügen müssen, den Bewegungen des feindlichen Heeres von der Seite zu folgen, hütete sich wohl, die empfangenen Eröffnungen abzuweisen; es wurde viel parlirt, ohne daß man sich hat einigen können. Entrüstet erklärten die Schweizer, „che non volevano più la concordia," sodaß guerre à outrance unvermeidlich schien, und am andern Morgen waren sie in der Richtung von Como abgezogen, um ohne weitern Verzug ihren Bergen zuzueilen. Nemours hatte in einer Zusammenkunft zu S. Angelo, in der Nähe von Mailand, den obersten Feldhauptmann, den Freiherrn von Hohen-Sax, zu gewinnen gewußt. Kaum war der Sturm vorübergebraust, und neue Gefahr drohte von Osten her. Raimund von Cardona legte sich mit dem vereinigten spanisch-päpstlichen Heere vor Bologna, und die weitläufige Stadt mit ihrer unvollständigen Befestigung konnte unmöglich einem ernstlichen Angriffe widerstehen. Dies erwägend, eilte Gaston sogleich dem Panaro zu, in der Hoffnung, durch den Schrecken seines Namens den Feind so lange hinzuhalten, bis er die in dem Mailändischen entbehrlich gewordenen Völker an sich gezogen haben würde. Zu Carpi, auf der Durchreise, verweilte er zwei Tage, denn der Landesherr, Albert Pico, that ihm große Ehre an. Bei der Abendmahlzeit fiel das Gespräch auf einen Sterndeuter, der seines Gleichen in der Welt nicht haben sollte, und diesen zu sprechen Nemours großes Verlangen zeigte. Der Astrolog wurde also gerufen und gar gnädig empfangen; der Herzog erkundigte sich in wohlgesetzten italienischen Worten nach seinem Befinden, begann dann mit ihm über seine Kunst, die er auf die Lineamente der Hand und des Angesichts begründete, zu handeln. Die erste Frage galt Herrn Raimond von Cardona und ob dieser eine Schlacht annehmen werde. Allerdings, entgegnete der Künstler, und sie werde den Charfreitag oder Ostersonntag geliefert. Wer obsiegen werde, lautete die andere Frage, und es hieß: „le camp demourera aux François, et y feront les Espagnolz la plus grosse et lourde perte qu'ils firent cent ans a; mais les François n'y gaigneront guères, car ils perdront beaucoup de gens de bien et d'honneur, dont ce sera dommage." Andere Neugierige traten hinzu, begierig, ihre Zukunft zu erfahren, und empfingen Alle, la Palisse, Humbercourt, Richebourg, Bayard und selbst der Wüstling Caumont, Bescheide, welche nur zu sehr der Erfolg rechtfertigen sollte. Gewahrend, daß der Herzog, außer Bayard, den la Palisse auszeichne, nahm der Seher die beiden auf die Seite: „Je voy bien," präludirte er, „que vous aymez fort ce gentil prince icy, lequel est vostre chief: aussi le mérite-il bien, car sa face à merveilles demonstre sa bonne nature. Donnez-vous garde de luy le jour de la bataille, car il est pour y demourer. S'il eschappe, ce sera un des grans et eslevez personnages qui jamais sortist de France; mais je trouve grosse difficulté qu'il en puisse eschapper. Et pour ce pensez-y bien, car je veulx que vous me tranchez la teste si jamais homme fut en plus grand hazard de mort qu'il sera." Von Carpi ritt der Herzog hinüber nach Finale, und weil in der schlimmen Jahreszeit seine Völker nur langsam anrücken konnten, weil er sich auch beruhigt fühlte durch die Trägheit seines Gegners, der neun Tage in der vollständigsten Unthätigkeit zubrachte, benutzte er die Muße zu einem Besuche in Ferrara. „Il y demoura cinq ou six jours en joyeux et honnestes passe-temps, et en rapporta les couleurs de la duchesse (Lucretia Borgia), qui estoient de gris et noir," dann sendete er vorläufig 1000 Knechte und den andern Tag 180 Lanzen der Besatzung in Bologna zu Hilfe. Daß diese Hilfsvölker ohne wesentliche Hinderniſſe in die belagerte Stadt eingeführt worden, scheint dem Herzoge ein Leitfaden für seine ferneren Operationen geworden zu sein. Am 4. Febr. 1512, gegen Abend, brach er mit 1300 Lanzen, 6000 Landsknechten und 8000 italienischen und französischen Infanteristen von Finale auf, und durch ein gewaltiges Schneegestöber begünstigt, gelang es ihm, von den Feinden unbemerkt, S. Felixen-Thor zu Bologna zu erreichen, wo zu seiner Aufnahme Alles in Bereitschaft war. Nur

bis zum andern Morgen gedachte er seine Truppen ruhen zu lassen, dann sie zu einem Ausfalle zu führen; Ivo d'Alègre bestand aber auf der Unmöglichkeit, die ermüdeten Mannschaften sogleich zu neuen Anstrengungen zu verwenden, und der Herzog, dem es schlechterdings nicht einfallen konnte, daß sein An- und Einzug den Feinden gänzlich verborgen geblieben sei, ließ sich bereden, den Ausfall um 24 Stunden, bis zum 7. Febr., zu verschieben. Bevor dieser aber angebrochen war, gerieth in einem Scharmützel ein Stradiot von der Besatzung in feindliche Gefangenschaft und sollte verschiedene Fragen in Bezug auf den Zustand der belagerten Stadt beantworten. Als er aber seine Unwissenheit bekannte, zumal er daselbst erst am vergangenen Tage mit dem übrigen Heere eingerückt sei, wurde er genauer befragt, und hatten die von ihm hierauf empfangenen Mittheilungen die Folge, daß noch in derselben Nacht die Belagerer aufbrachen, um sich vorläufig nach Imola zurückzuziehen. Sie wurden nur lässig verfolgt, denn Gaston, der einmal im Begriff gewesen, die Expedition nach Bologna aufzugeben, um dem bedrohten Brescia zu Hilfe zu kommen, beschäftigte sich bereits mit den Anstalten zu einem neuen Zuge, bevor ihm noch die Nachricht von dem Verluste der Stadt und von der Bedrängniß der in dem Castell belagerten Besatzung zugekommen war. Die unwillkommene Botschaft traf ihn daher vollkommen gerüstet; er ließ in Bologna 300 Reisige und 4000 Knechte, in Ferrara 50 Reisige und 500 Knechte zurück, überschritt den Po bei Stellata und warf sich in das Mantuanische, nicht eher um freien Durchzug den Markgrafen begrüßend, als bis er dessen Gebiet betreten hatte. Ueber Rogara gelangte er nach Ponte Passeno und Treville, und daselbst vernehmend, daß Johann Paul Baglione, nachdem er einiger zur Verstärkung der Besatzung von Brescia ausgesendeten Mannschaft und Artillerie das Geleit gegeben, auch vor Valleggio Zeit verloren hatte, auf dem Rückmarsche in Isola della Scala übernachtet habe. Daselbst ihn zu überfallen, brach Gaston sogleich mit 300 Reisigen und 700 Schützen auf und die drei Miglien waren bis Isola della Scala bald zurückgelegt. Aber Baglione, der Willens gewesen war, bei Albare, unweit der Mündung des von Arcole herabkommenden Alpon, die Etsch zu überschreiten, hatte vernommen, daß Bernardin del Montone, in der Furcht, von zwei Seiten, von den anziehenden Franzosen und von der kaiserlichen Besatzung in Verona, gefaßt zu werden, die Brücke bei Albare abgebrochen habe, und war bereits, auf die ihm zugekommene Nachricht von diesem Unfalle, zu dem Entschlusse gelangt, wiederum nach Brescia sich zu wenden, als ein landeskundiger Mann sich erbot, ihn und sein Heer, 300 Lanzen, 400 leichte Reiter und 1200 Knechte, durch eine Furth gleich unterhalb Verona sicher über die Etsch zu führen. Dahin richtete er seinen Marsch, von fern nicht ahnend, daß Nemours ihn verfolgen, geschweige denn ereilen werde. Der Thurm del Magnanimo, an des Stromes Rand, war erreicht, und zu seiner nicht geringen Ueberraschung sah Baglione ein Reitergeschwader heranziehen, das er doch, bei näherer Ueberlegung, für einen Ausfall der Besatzung von Verona erkennen wollte. Er stellte also sein Volk in Ordnung und war damit kaum zu Stande gekommen, als ein stürmischer Angriff von Seiten der Franzosen erfolgte. Standhaft wurde er abgewiesen, nochmals erneuert, bis das Eintreffen der gesammten, unaufhaltsam nachrückenden französischen Armee, die an diesem Tage 30 Miglien zurücklegte, alles Verhältniß des Angriffs zu der Vertheidigung brach. Aus einander stäubten die Venetianer, von denen viele noch in den Wellen ihren Tod fanden, indessen Baglione glücklich das jenseitige Ufer erreichte, seine gesammte Artillerie, zwei Falconette und 90 Reisige als Gefangene zurücklassend. Wiederum westlich sich wendend, stieß am folgenden Tage Nemours auf einen andern Hauptmann der Venetianer, den Meleager von Forli, der sorglos an der Spitze seiner leichten Reiter daher zog, und darum auch ohne Anstrengung aufgehoben wurde. Nachdem hierauf bei Ponte Molino der Mincio überschritten war, gelangte am neunten Tage des Aufbruchs von Bologna der Herzog mit dem Vortrab nach Brescia, wo er ohne Widerstand die Vorstadt besetzte und darauf zum Castell aufstieg. In dem Castell vereinigte sich allmälig die ganze Streitmacht, etwa 12,000 Mann; es wurde ein Trompeter ausgeschickt, die Uebergabe der Stadt „salve le robe et le persone di tutti, eccetto che de' Venetiani," zu fordern [10]), dann, als dieser hochtrabenden Bescheid empfangen, der Sturm geboten (19. Febr.). Ein leichter Regen hatte den Abhang des Hügels, der das Castell trägt, sehr schlüpfrig gemacht; die Reisigen, in den schweren Rüstungen, vermochten es kaum, sich aufrecht zu erhalten, da zog, ihnen zu Beispiel, Nemours seine Schuhe aus, und in seinem sichern Tritt die Erfindung bewährt findend, beeilen sich die anderen Alle, dem Feldherrn nachzuahmen. Barfuß gelangten sie zum Walle, barfuß ward er nach langer blutiger Gegenwehr erstiegen, überfluthet das Innere der Stadt, aber hier auf dem Broletto ermannte sich nochmals die Besatzung und den verzweifelten Kampf nährten die Hausbewohner, mit Ziegeln, Feuerbränden, siedendem Wasser, namhaften Schaden den Anstürmenden zufügend. Doch ward Alles besiegt, aller Widerstand erdrückt und ein Blutbad angerichtet, das der loyal serviteur zu 22,000, Fleuranges zu 40,000 Menschen berechnet, indessen Guicciardini den Verlust der Venetianer allein zu 500 Gleven, 800 leichten Reitern und 8000 Knechten angibt, die wenigen Gefangenen, meist nur höhern Ranges, nicht inbegriffen. Und nun endlich, als die Mordlust vollständig befriedigt war, begann die Plünderung, die, von allen erdenklichen Schrecknissen begleitet, sieben ganzer Tage auf der unglücklichen Stadt lastete, obwol dem Gräuel Einhalt zu thun, Nemours Unter-

10) Dieser Versuch der Güte ging von dem Herzoge aus. In der Versammlung seiner Hauptleute sagte er: „Messeigneurs il fault que selon Dieu nous regardions à une chose: vous voyez que si cette ville se prent d'assault, elle sera ruynée e pillée, et tous ceulx de dedans mors, qui seroit une grosse pitié; il fault encores sçavoir d'eulx, avant qu'ils en essayen la fortune, s'ilz se vouldroient point rendre."

schiedliches verfügt hatte [11]). Auch gegen die Gefangenen erwies er sich nicht ungnädig, nur den Grafen Ludwig Avogaro, der hauptsächlich die Venetianer in Brescia eingeführt hatte, ließ er enthaupten, „satiando Fois gli occhi proprii del suo supplicio;“ etwas später geschah den beiden Söhnen des Grafen das Gleiche. Indessen folgten Schlag auf Schlag die Botschaften, durch welche Nemours angewiesen war, ohne Säumen der Romagna zuzuziehen, um in einer Entscheidungsschlacht die Liga des Papstes mit dem Könige von Spanien zu brechen; das durch die Genüsse von Brescia in seinen Grundfesten erschütterte Heer wurde nothdürftig geordnet und in kurzen Märschen dem Po und Panaro zugeführt. Abermals Finale zu seinem Hauptquartier erwählend, verwendete Gaston mehre Tage, um Lebensmittel herbeizuschaffen und die von allen Seiten herbeigerufenen Truppenabtheilungen seiner Armee einzuverleiben, dann, den 26. März, bewegte er sich langsam, durch stetes Regenwetter aufgehalten, gegen Castel S. Giorgio, zwischen Bologna und Ferrara. Hier trafen die aus Frankreich verheißenen Verstärkungen, 3000 Gascogner, 1000 Picarden und 1000 Aventuriers bei ihm ein, sodaß er jetzt unter seinen Befehlen 10 Fähnlein à 500 Mann, also 5000 Landsknechte, unter den Hauptleuten Burkard und Jacob von Ems und Philipp von Freiberg, 5000 Gascogner, 8000 andere Knechte, theils Italiener, theils Franzosen, 1600 Lanzen, dann des Grafen von Aremberg niederländische Reiterei zählte, und sollte noch der Herzog von Ferrara mit 100 Lanzen, 200 leichten Reitern und seiner weltberühmten Artillerie sich bei ihm einfinden; die eigene Artillerie hatte er nämlich wegen der schlimmen Straßen in Finale zurücklassen müssen. Von S. Giorgio setzte er seinen Marsch gegen Castel Guelfo und Medicina fort: da hatten die Alliirten ihr Lager gehabt, sie hoben es aber sofort auf, um bis Imola zurückzugehen. Denn unabhängig seines Widerwillens für jedes Wagniß, hatte Raimund von Cardona gemessenen Befehl, sich auf eine vorsichtige Defensive zu beschränken, und diese war noch besonders durch die Schwäche seiner Armee geboten; sie zählte 1400 Lanzen, 1000 leichte Reiter, 7000 spanische und 3000 neugeworbene italienische Knechte, sollte aber in Kurzem durch den Anzug von 6000 Schweizern eine namhafte Verstärkung erhalten. Die Stellung, welche Cardona unter den Mauern von Imola bezogen hatte, fand Gaston sogar unangreifbar, er nahm eine Seitenbewegung gegen Mordano und Bagnara vor, sich der Lebensmittel, welche ihm von dem Po her zukommen sollten, besser zu versichern, was die Alliirten benutzten, um an dem folgenden Tage den weitern Rückzug gen Castel Bologneſe zu bewerkstelligen. Denselben Tag nahmen die Franzosen Solarolo mit Gewalt, sie besetzten auch Cotignola und Granaruolo, wo sie vier ganze Tage, wie ihre Gegner auf dem campo elle Mosche, hielten. Denn Jedermann erwartete in Folge dieser Bewegungen, wobei die Armeen stets schlagfertig nur durch wenige Miglien getrennt, ein Zusammentreffen, das nach der Beschaffenheit der beiderseitigen Streitkräfte höchst blutig und hartnäckig ausfallen mußte. Mittlerweile hatte Gaston aus Ferrara die nöthige Artillerie, 12 schwere Geschütze und 12 Feldstücke, an sich gezogen, und seine Gegner durch fortgesetztes Manoeuvriren verzweifelnd, denen die Apenninen eine sichere Stütze waren, zu einer Schlacht zu zwingen, bereits an Lebensmitteln Mangel leidend und endlich den Erfolg der einstweilen noch nicht veröffentlichten kaiserlichen Avocatorien, die damals noch für die Landsknechte von Bedeutung waren, befürchtend, entschloß er sich, kopfüber gegen Ravenna vorzudringen; eine Stadt von dieser Bedeutung konnten die Feinde nicht füglich aufgeben, ohne in der Meinung der Völker von Italien sich auf das Tiefste herabzusetzen. In der That war Cardona sogleich entschlossen, für die Erhaltung von Ravenna Alles einzusetzen. Eine tüchtige Besatzung, von Marc Anton Colonna befehligt und durch die Gegenwart des Hauptmanns Paredes, von allen spanischen Helden der gefeiertste, gestärkt, bürgte für eine standhafte Vertheidigung, welcher einen Sporn weiter hinzusetzen wollte, Cardona und seine vornehmsten Generale endlich gegen Marc Anton sich verpflichteten, Ravenna in dem Falle einer Belagerung zu entsetzen. Schon hatte Nemours, von Granaruolo nordwestlich sich wendend, Rossi einnehmen lassen, darauf den Montone überschritten, endlich den Raum, welchen Montone und Ronco vor ihrer Vereinigung unter den Mäuern von Ravenna einschließen, durchschnitten und Angesichts von Ravenna sich gelagert. Seinen rechten Flügel an den Ronco, den linken an den Montone gelehnt, hatte er seine Fronte gegen die porta Adriana gerichtet, und noch in derselben Nacht ließ er mit den Grundarbeiten den Anfang machen, sodaß am Morgen des Charfreitags, den 9. April, zwei Batterien zu Stande gebracht waren, die eine die Torre Roncona, zwischen der porta Adriana und dem Ronco, die andere, auf dem linken Ufer des Montone, den westlichen Theil der Stadt bestreichend. Eine Bresche von 30 Braccien ward in dem Verlaufe einer zweistündigen Kanonade geschossen, dann ein Commando von 200 Reisigen und 3000 Knechten zum Sturm geführt, diese, den Wetteifer zu beleben, nach den Nationen zu drei Scharen, Teutsche, Italiener und Franzosen, geordnet. Wie schwierig auch die Bresche war, denn sie befand sich in einer Höhe von drei Braccien und war nur auf Leitern zu erreichen, so gelang es doch den Stürmenden zu verschiedenen Malen, sich darauf festzusetzen; dann waren sie aber dem vollen Feuer der Feldschlange, die von einer Bastion aus die Bresche bestrich, ausgesetzt, und mußten daneben Mann gegen Mann einen höchst mörderischen Kampf bestehen. Mehr denn einmal wurden ihre Anführer, der Vicomte von Etoges und Friedrich von Bozzolo hinab in den Graben gestürzt, die besten Officiere waren gefallen, die heiße Arbeit hatte in drei langen Stürmen, nach sechsmaligem Ansetzen, die Mannschaft

11) „Premier, envoya chasser toutes manières de gens de guerre, qui estoient ès religions et églises, et fist retourner les dames aux logis avecques leurs maris, s'ilz n'estoient plus prisonniers, et peu à peu les asseura.“

erschöpft, und Gaston ließ zum Rückzug blasen. Das Bresche-schießen, welches man gar deutlich in Faenza vernommen, hatte indessen die unter den Mauern der Stadt gelagerte alliirte Armee in ihrer Ruhe gestört, und Raimund von Cardona, des der Besatzung in Ravenna gegebenen Versprechens eingedenk, gebot augenblicklichen Aufbruch. Bei Forli überschritt er den Montone, hierauf den Ronco, auf dessen rechtem Ufer zog er hinab nach Ravenna, bis auf eine Entfernung von drei Miglien. Da schlug er sein Lager auf, welches durch einen tüchtigen Graben in der Fronte zu verwahren er selbst die Nacht vom 10—11. April hindurch sein Volk beschäftigt hielt. In dem französischen Lager feierte man indessen gleich wenig. Ein in der Eile einberufener Kriegsrath entschied sich für eine Schlacht und Bayard war deshalb auf Recognoscirung ausgeritten, nicht minder hatte man die Kanonen von den beiden Batterien herabgezogen, um sie in der entgegengesetzten Richtung zu gebrauchen, endlich eine Brücke auf den Ronco gelegt; denn des Flusses rechtes Ufer sollte zum Schlachtfelde werden. Zwei Stunden vor Tage, Ostersonntag den 11. April, wurde es in dem französischen Lager lebendig; es versammelten sich die Hauptleute in des Prinzen Quartier, es wurde die Ordnung der Schlacht besprochen und darauf ein bescheidenes Frühstück eingenommen. Seine letzte Flasche Wein, sein letztes Laib Brod hatte Gaston dafür aufgespart; groß muß demnach die Noth im Lager gewesen sein. Darauf stieg Gaston zu Pferde, „armé de toutes pièces, excepté de l'armet. Il avoit unq fort gorgias acoustrement de broderie, aux armes de Navarre et de Foix, mais il estoit fort pesant.“ Den Fehler des armet erklärt Fleuranges: „et avoit lediet sieur de Nemours dé coustume, pour l'amour de sa mye, de ne point porter de harnois fors la chemise, depuis le coul de en bas jusques au gantelet.“ Zum Sattel sich aufschwingend, blickte er in die aufgehende Sonne und sprach zu den Umstehenden: „Regardez, Messeigneurs, comme le soleil est rouge.“ Einer der Junker, den er seiner schnurrigen Einfälle wegen wohl leiden mochte, Haubourdin genannt, erwiderte: „Sçavez vous bien que c'est à dire, Monseigneur? il mourra aujourd'huy quelque prince ou grant cappitaine; il fault que ce soit vous ou le visroy.“ Lachend ritt der Herzog dem Ronco zu, um sein Volk theils auf der Brücke, theils im Durchwaten der Furth zu schauen. Das währte eine ganze Weile, bis Bayard endlich einen Spazierritt, das linke Ufer aufwärts, vorschlug: während dessen würde der Uebergang bewerkstelligt sein. Das gefiel dem Herzoge, und ihm folgten zu solchem Ritt Lautrec, Alègre und einige andere Herren, überhaupt gegen 20 Pferde. Er bemerkte die gewaltige Thätigkeit in dem feindlichen Lager und fand, ihr gegenüber, seinen Posten etwas bedenklich. „Monseigneur de Bayard,“ äußerte er, „nous sommes icy en bute fort belle; s'il y avoit des hacquebutiers du costé de là cachez, ilz nous escarmoucheroient à leur aise.“ Gerade wurde auf dem andern Ufer ein berittener Trupp, alles Edelleute, und darunter Pedro de Paz, chef de tous leurs génétaires,“ sichtbar. Da eilte Bayard dicht an das Ufer heran, salutirte und sprach: „Messeigneurs, vous vous esbatez comme nous, en attendant que le beau jeu commence: je vous prie que l'on ne tire point de coups de hacquebute.“ Befragt hierauf von Pedro de Paz nach seinem Namen, wollte er diesen nicht verschweigen, und der Spanier freute sich höchlich, einen so berühmten Rittersmann kennen zu lernen. „Qui est ce seigneur tant bien en ordre et à qui voz gens portent tant d'honneur?“ fragte er weiter. „C'est notre chef, le duc de Nemours, nepveu de nostre prince, et frère à vostre reyne.“ Augenblicklich saßen die Spanier alle ab und in ihrem Namen richtete Paz an den Prinzen die folgenden Worte: „Monseñor, salva la honra de España y de nuestro rey, todos quantos que aqui estamos, somos servidores criados de vuestra alteza.“ Es bezeigte ihnen der Herzog seinen Dank in den zierlichsten Worten, denen hinzufügend: „Messeigneurs, je voy bien que dedans aujourd'hui nous sçaurons à qui demourera la campaigne, à vous ou à nous; mais à grant peine se desmeslera c'est affaire, sans grande effusion de sang. Si vostre visroy vouloit vuyder ce différent de sa personne à la mienne, je ferois bien que tous mes amys et compaignons qui sont avecques moy s'y consentiront, et si je suis vaincu, s'en retourneront au duché de Milan, et vous laisseront paisibles par deçà: aussi s'il est vaincu, que tous vous en retourniez ou royaulme de Naples.“ Darauf aber entgegnete der Marchese de la Padula: „Seigneur, je croy que vostre gentil cueur vous feroit voulentiers faire ce que vous dictes; mais à mon advis que nostre visroy ne se fiera point tant en sa personne, qu'il s'accorde à vostre dire“ [12]). „Or à Dieu doncques, Messeigneurs,“ schloß der Herzog, „je m'en vois passer l'eau, et prometz à Dieu de ne la repasser de ma vie, que le camp ne soit vostre ou nostre.“ Denn Gaston hatte Eile, sich bei seiner Armee einzufinden, die bereits die ihr angewiesenen Stellungen einzunehmen anfing. Zu einem Halbmond geordnet, versagte sie das Centrum, indessen die beiden Flügel bedeutend vorgeschoben wurden. Auf dem rechten Flügel, der, an den Fluß sich lehnend, den ersten Angriff zu thun bestimmt war, hatte der Herzog von Ferrara seine Geschütze entwickelt, welchen sich 700 Lanzen anschlossen; weiter hin breiteten die Landsknechte sich aus; 8000 Picarden oder Gascogner bildeten das Mitteltreffen, 5000 Italiener, von Friedrich von Bozzolo geführt und durch 3000 Schützen oder leichte Reiter gedeckt, den linken Flügel. La Palisse hielt mit 600 Lanzen, als eine Reserve, am Rande des Flusses. Ivo von Alègre war mit 400 Lanzen zwischen Ronco und Montone zurückgeblieben, um nöthigenfalls einen Ausfall der Besatzung von Ravenna abzuweisen, Parés Scotti aber mit seinen

12) Auch die Begleiter des Herzogs erhoben gegen den Zweikampf Einspruch.

1000 Knechten hütete die Montonebrücke. Zu seinen Reisigen sprach Nemours von ihrer, von seiner und von Frankreichs Ehre, die an dem heutigen Tage zu bewahren ihre Aufgabe sei. „Et cela faict, dit qu'ils verroient ce qu'il feroit pour l'amour de sa mye ce jour là," und damit ging es vorwärts; denn unbeweglich hielten die Feinde sich in ihrem Lager, zur Linken durch den Ronco, in der Fronte durch den Graben gedeckt, und weil in des Grabens Mitte eine Stelle von 40 Fuß Breite frei geblieben, um der Reiterei Bewegungen zu begünstigen, war diese Lücke durch Karren geschlossen, die den Sichelwagen der Alten nicht ungleich waren, mit Spießen und Hakenbüchsen gespickt. Den Winkel, von dem Graben und dem Flusse gemacht, nahm Fabricius Colonna ein mit 800 Lanzen und 6000 Knechten; in dem Centrum, 600 Lanzen und 4000 Knechte, commandirte der Vicekönig, unter ihm der Marchese von la Padula; den rechten Flügel, dem nicht minder der Fluß im Rücken, der Graben in der Fronte war, machten Carvajal's 400 Lanzen und 4000 Knechte aus, und sie waren durch ein Reitergeschwader, unter den Befehlen des Marchese von Pescara, flankirt. In der Fronte waren 20 Stücke, theils Kanonen, theils Feldschlangen, dann 200 Karrenbüchsen aufgestellt. In fester Haltung näherte der Halbmond der Franzosen sich dieser Stellung bis auf 400 Schritte, dann eröffneten sie die Kanonade, welche die Spanier mit ungemeinem Nachdrucke erwiderten. Ihre Schüsse trafen in unbeschützte Massen, während ihr eigenes Fußvolk, auf Navarro's Commando in dem Grase ausgestreckt, von den Kugeln kaum berührt wurde. Von 40 Hauptleuten der französischen Infanterie fielen 38, überhaupt an 2000 Mann, andere 1200 in einem verzweifelten Angriffe auf Navarro's Wagenburg. Entmuthigt wich die gelichtete Colonne, und die Spanier schickten sich zur Verfolgung an, aber ein Trupp Landsknechte und Picarden, der noch unberührt war, trat ihnen entgegen, und von beiden Seiten nahm man die frühere Stellung wieder ein, indessen die Constabler unverdrossen ihre Arbeit fortsetzten. Wenig befriedigt mit den Resultaten seiner Artillerie, ließ der Herzog von Ferrara sie durch eine plötzliche Inspiration von dem rechten zum linken Flügel übertragen. Der Punkt, der ihr hier angewiesen war, bestrich die Linie der Spanier nach ihrer ganzen Länge; die Geschütze konnten freilich der fortwährend auf dem Bauche ausgestreckten Infanterie wenig anhaben, trafen aber schrecklich in die Reiterei, wo Mann für Mann, Roß für Roß ein Gegenstand des Zielens geworden war. Wenig kümmerte das die kalte Berechnung eines Navarro, der in jedem Falle mit seinem unvergleichlichen Fußvolke sich des Sieges versichert hielt; aber die großen Herren, die ohne Nutzen und ohne Ehre ihre Reitergeschwader geopfert sahen, entbrannten in der äußersten Ungeduld. Seiner nicht mächtig, schrie Fabricius Colonna: „habbiamo noi futti vituperosamente a morire per l'ostinatione e per la malignità d'un marrano?" und, ohne Befehl abzuwarten, stürmte er vorwärts, ihm nach das ganze Geschwader, daß Navarro zu folgen nicht unterlassen kann. Zwischen dem spanischen Fußvolke und den Landsknechten entspinnt sich ein grimmiges Gefecht, indessen die Reisigen auf einander treffen. Die erste Lanze an diesem Tage hat Gaston gebrochen, und sein Beispiel entflammte vollends jene Gendarmerie, der nach den Begriffen der Zeit keine andere Reiterei zu vergleichen war. Ihrer Ueberlegenheit secundirte Ivo d'Allègre, indem er in dem entscheidenden Augenblicke die Reserve herbeiführte, und es wurde die feindliche Reiterei gebrochen und weithin gehetzt. Gefangen sind Fabriz Colonna, la Padula, Pescara, entlaufen der Vicekönig und Carvajal; unbekümmert um das böse Beispiel, setzt die spanische Infanterie das Gefecht fort. Sie hatte Anfangs von den langen Piken der Landsknechte viel zu leiden gehabt, aber unaufhaltsam, Mann gegen Mann, vordringend, machte sie die Piken unschädlich, mit dem Kurzgewehr wurde nur noch gestritten und der Stoßdegen aus Biscaya bewährte alsbald seine entschiedene Ueberlegenheit im Vergleich zu der Hiebwaffe der Teutschen. Von diesen würde kaum ein Mann dem unerhörten Blutbade entgangen sein, hätte nicht Gaston im rechten Augenblicke seine siegende Reiterei zur Stelle geführt und sogleich einhauen lassen. Das kostete noch manchem wackern Reitersmann das Leben. Ivo d'Allègre selbst und sein Sohn fielen hier, aber doch mußten diese hartnäckigen Castilianer endlich ein Schlachtfeld aufgeben, das längst von ihren Waffenbrüdern geräumt war. Sie zogen sich in geschlossener Ordnung zurück, jeden Augenblick Halt machend, um der Verfolgung entgegen zu treten. Vor wenigen Augenblicken hatte Nemours mit dem Baron von Chimay sich unterhalten und gefragt: „Or ça, bastard, comment ira-t'-il de ceste bataille, et qui la gaignera?" worauf der Andere erwiderte: „Je vous prometz ma foy, Monsieur, que vous la gagnerez, mais vous estes en danger d'y demeurer, si Dieu ne vous fait grâce." Dergleichen werde ihn nicht zurückhalten, meinte der Herzog. Und wie jetzt der Tag sein, redete er nochmals den Baron an: „Et puis maistre coquart, y suis-je demeuré, comme vous disiez? me voicy encores," worauf der Bastard erwiderte: „A donc, Monsieur, ce n'est point encore faict." Das Wort war noch nicht verklungen, und es meldete ein Schütze, daß eine starke Colonne feindlicher Infanterie in fester Haltung ihre Straße ziehe. Sofort ihr nachzujagen, forderte der Herzog seinen Helm, Lautrec erinnerte an die Nothwendigkeit, die übrige Reiterei abzuwarten, fand aber kein Gehör; fort ging es zu 20 oder 30 Lanzen und geradewegs auf jene Spanier zu. Diese machten Halt auf einem Orte, der einerseits von dem Ronco, andererseits von einem tiefen Graben eingefaßt war, und in dieser Stellung empfingen sie den Angriff. Die vordersten Reiter wurden in den Graben oder in den Fluß herabgestürzt, Gaston's Roß, schwer in das Knie getroffen, stürzte, „si se mist à pied, l'espée au poing, et oneques Roland ne fist à Roncevaulx tant d'armes qu'il en fist là;" Wunder that auch, ihn herauszuhauen, Lautrec, aber gegen die erboste Menge vermochte der Einzelne zu wenig. „Ne le tuez pas,

c'est nostre visroy, le frère à vostre reyne," schrie der Vetter, und statt aller Antwort fiel der tödtliche Hieb, erlosch für immer der Blitz von Italien, wie Gaston seinen Zeitgenossen hieß (Oster-Sonntag, den 11. April 1512). Unendlich war die Trauer des Heeres, wenngleich unmittelbar nach dem entscheidenden Siege die belagerte Stadt zu capituliren verlangte, auch eine Capitulation erhielt, die jedoch gegen die Raubsucht der Soldaten nicht bestand. Ihnen war bei der Plünderung ein Anführer jener Caumont, dem, wie dem Herzoge, der Astrolog von Carpi die Nativität gestellt hatte, und der diese letzte Unthat mit dem Stricke büßen mußte. „Devant qu'il soit trois moys tu sera pendu et estranglé," hatte ihm der Astrolog verkündigt, und buchstäblich, wie die den Herzog betreffende Prophezeiung, ging die Verheißung in Wirklichkeit über. Während der Räuber am Galgen endigte, bewegte sich Gaston's Leichenzug in tiefster Trauer nach Mailand, und der dasige Dom nahm für immer die leblose Hülle auf. Das dem Andenken des Heldenjünglings gesetzte Monument hat nach wenigen Jahren der Cardinal von Sitten entfernen lassen, aber daß der Zeitgenossen Urtheil die Nachwelt bestätige, dieses hat Matthäus Schinner zu verhindern nicht vermocht. Irren wir nicht gröblich, so erkennt sie in Gaston den vollendeten Ritter und zugleich einen Feldherrn von den ausgezeichnetsten Gaben. Was er in den wenigen Monaten, vom December 1511 bis April 1512, geleistet, verdient um so mehr Bewunderung, da er die Anleitung zu dem Allen in sich finden mußte. Die Ahnung von Strategie oder von Taktik war nicht auf ihn gekommen, aber den gefährlichsten und zugleich verwundbarsten Ort aufzufinden, die Uebermacht, der stets der Sieg dienstbar war, dahin zu schaffen und dann in Blitzesschnelle die gewaltigsten Schläge anzubringen, diese Künste hat er als ein vollendeter Meister getrieben. Das Recht des Sieges pflegte er allerdings weit zu treiben, nach unsern, nicht nach den Begriffen seines Zeitalters, doch haben wir selbst in der Katastrophe von Brescia seiner mitleidigen Regungen zu erwähnen gehabt, und die gegen den Grafen von Avogaro geübte Strenge ist durch die Gesetze des Krieges, wie sie noch heute bestehen, ja selbst durch das Princip der Selbsterhaltung, gerechtfertigt. „Il estoit doux gracieux à un chascun, qui estoit cause qu'il estoit aimé de toutes gens." Des unvermählt gebliebenen Prinzen alleinige Erbin ist seine Schwester Germana geworden. Sie hat sich Ferdinand der Katholische, der König von Aragon, hauptsächlich wol in der Absicht, seinen Schwiegersohn zu necken, zur andern Gemahlin ausersehen, und in dem Vertrage von Blois den 12. Oct. 1505 wurde ausgemacht, daß König Ludwig XII. in Betracht dieser seiner Nichte allem Rechte an das Königreich Neapel entsage, sich jedoch, wo sie kinderlos abgehen würde, den Rückfall vorbehalte. In Gemäßheit des Eheverlöbnisses trat die Prinzessin zu Anfang des Jahres 1506, in Begleitung des Bischofs von Alby, der Fürsten von Salerno und Melfi, des Hector Pignatelli und vieler andern neapolitanischen Emigranten, deren vollständige Restauration durch den Tractat von Blois verheißen war, die Reise nach der Grenze an. An der Bidassoa wurde sie von des Königs von Aragon Söhne, dem Erzbischofe von Zaragoza, von dem Marques von Denia, von dem Grafen von Aranda und andern Großen empfangen und sofort ihrem königlichen Bräutigam zugeführt. In Dueñas traf sie am 14. März mit König Ferdinand zusammen und an demselben Tage erfolgte die priesterliche Einsegnung. Im September 1506 gingen König und Königin mit einem großen Gefolge zu Barcelona unter Segel, um zuvörderst das Königreich Neapel zu besuchen, dann in Savona mit Ludwig XII. die bekannte Zusammenkunft zu haben. In dem Moment des Aussteigens wurde Germana durch den Cardinal von Amboise dem Oheim-König vorgestellt: „icelle le genoüil en terre feit la révérence au roy, lequel aussi la baisa, et la print par la main pour l'emmener." Darauf bestiegen beide Könige die ihnen bestimmten Maulthiere und die Königin von Aragon nahm hinter ihrem Oheim Platz. Diese Reiterei kam noch mehrmals vor. Ebenso reichte Ludwig XII. bei der Rückkehr von einer Gartenpartie seiner Nichte die Hand, wendete sich aber zugleich gegen Gonzalo de Cordova, sprechend: „prenez la reyne à l'autre costé, seigneur Gonsalve." Lequel, le bonnet au poing, et le genoüil bas, approcha la royne et la print à l'autre main, et ainsi s'en allèrent avec grand suite de noblesse en marchant jusques hors la porte du logis." Daß Germana sich den zweiten Führer gefallen ließ, ist um so auffallender, da bei Gelegenheit dieser Zusammenkunft ihr eigener Bruder mit ungemessenem Hochmuthe von ihr behandelt wurde [13]). Am 3. März 1509 wurde Germana zu Valladolid, in des Almirante Hofe, von dem Infanten Johann entbunden, der, zum Prinzen von Girona ernannt, im Mai desselben Jahres starb. Nach der Unterwerfung von Navarra zog König Ferdinand auch die in Catalonien belegenen Güter des Hauses Foix ein, da er in seinem Systeme die Königin Katharina nur als eine unrechtmäßige Inhaberin betrachten konnte, und er vergabte solche Güter, insbesondere das Vizcondado Castelbon mit allen seinen Thälern und Castellen, im Januar 1513 an seine Königin, als die gesetzliche Erbin des Königs Franz Phöbus von Navarra. Im Namen ihres Gemahls die Cortes von Aragon zu Calatayud abhal-

13) Fleurange, der als Augenzeuge von der Königin schreibt: laquelle estoit bonne et fort belle princesse, du moins elle n'avoit point perdu de son embonpoint, fügt hinzu: „Et la estoit M. de Nemours son frère, duquel elle ne tint pas grand estime. De quoy ledict sieur luy en sçent bien dire quelque chose; et après que ledict sieur de Nemours eust apperceu sa contenant, ne tint grand compte d'elle, et se partirent assez mal l'ung de l'aultre" (Fleurange). Auch die Officiere, welche gegen des Herzogs von Nemours Zweikampf mit Cardona protestiren, geben Zeugniß von der hochfahrenden Gemüthsart der Königin: „Mais pourtant il y a bien de la différence de vous à luy: qui pis est, il est vassal de la reyne d'Espaigne, vostre seeur la plus glorieuse et hautaine dame du monde, laquelle pour ce seul trait, vous désavoueroit pour frère, et le roy vous en voudroit mal à jamais."

tend, 1515, wußte Germana mit ihren Postulaten nicht durchzudringen: man schrieb die Halsstarrigkeit der Versammlung dem Einflusse des Justicia Lanuza und dem Kanzler Anton Augustin zu. Die beiden dafür zu bestrafen, ließ der König sie gefangen nach Simancas abführen; gegen den Kanzler, schreibt Carvajal, sei der Monarch noch besonders darum erzürnt gewesen, daß er in die Königin sich verliebt und sogar ihr seine Neigung bekannt habe. „Man glaubt aber, daß solches blos ein Gerücht des unwissenden Pöbels gewesen, welcher von dem öftern Eingang eines Ministers bei den Königinnen boshafter Weise Gelegenheit nimmt, dergleichen Unbesonnenheiten auszubreiten." Witwe seit dem 23. Jan. 1516, hatte Germana laut des Testaments ihres verstorbenen Gemahls 30,000 Goldgulden jährlich aus den Einkünften des Königreichs Neapel zu beziehen; sie um besagtes Einkommen vollends sicher zu stellen, wies ihr König Karl den lebenslänglichen Besitz der Städte Arevalo und Olmedo, mit Inbegriff der Gerichtsbarkeit an, welche Aufmerksamkeit zu erwidern Germana zu Zaragoza, 1518, das Königreich Navarra, als dessen unbezweifelte Erbin sie sich betrachtete, an König Karl und dessen Nachkommenschaft gab, in derselben Weise, wie sie dasselbe in die Ehe mit König Ferdinand gebracht. Als Witwe hatte sie sich sofort in das Kloster Abrojo begeben, allein Karl lud sie zu sich nach Valladolid ein und behandelte sie bei jeder Gelegenheit mit der feinsten Aufmerksamkeit. Also an den Hof gefesselt, kam Germana in Berührung mit dem brandenburgischen Prinzen Johann, und dieser scheint über dem reichen Witthume der Geliebten Lähmung und Häßlichkeit übersehen zu haben. Germana wurde ihm 1519 angetraut. Es handelt von diesem Prinzen ein Artikel, dem zu vergleichen, was über den nämlichen Johann Lang, der einstmalige Archivar auf der Plassenburg, berichtet, nicht ohne Interesse sein dürfte. „Johann hatte am burgundischen Hofe gelernt, alle kleinstädtischen Empfindungen der Menschlichkeit und Moralität zu verbannen. Er erlangte im J. 1519 das goldene Glück, mit der königlichen Witwe des alten Ferdinand von Spanien sich zu vermählen. So glücklich lebte er mit ihr, daß er am 5. Juli 1525 abgezehrt zu Valencia starb. Die unbetrübte Gemahlin ließ seinen Leichnam in dem Frauenkloster Jerusalem außerhalb Valencia, vermummt in eine Franziskanerkutte, begraben. Sechstausend Messen wurden für seine (ach warum nicht auch für ihre) Sünden gelesen. Man schickte die teutschen Diener hilflos, unbelohnt und darbend nach Hause. Traurige Genugthuung für den alten Vater! Der gefühllose Sohn Kasimir, der seinen lebendigen Vater beerben will, muß vor ihm in die Gruft hinuntersteigen. Dieser Prinz Johann, dessen ränkevolle Künste die Bande des armen Vaters unauflöslich zu knüpfen suchten, der liegt hier in einer schmutzigen Franziskanerkutte, Gott weiß, ob von Gram oder von einem niederträchtigen Giftbecher niedergeworfen, der liegt hier todt! und der alte Vater lebt noch." Bei Ferreras heißt es: „Da die Aragonier und Catalonier das Vorurtheil hegten, daß dieses Ehebündniß für eine Fürstin, welche eine Gemahlin des Königs Don Ferdinand gewesen, viel zu gering wäre, so hörten sie auf, der Germana den Titel Alteza beizulegen; der König aber befahl, ihr solchen wieder zu ertheilen." Germana befand sich abermals im Witwenstande, als der madrider Friede (1526) bestimmte, daß ihr jegliches in Frankreich entzogene Eigenthum zurückgegeben werde, wiewol eine Clausel des Friedensschlusses von Cambray (1529) anzudeuten scheint, daß sie schon früher diese Güter, wenigstens die Grafschaft Beaufort, veräußert habe; da heißt es nämlich: „le différent d'entre M. le marquis d'Archot et les enfants de M. de Lautrecht touchant les terres que M. de Chièvres acheta de la royne Germaine a esté appoincté par lesdictes dames." Während ihrer zweiten Ehe hatte Germana mit den Vollmachten eines Vicekönigs die Provinz Valencia regiert und deshalb vielfältig mit dem Herzoge Ferdinand von Calabrien (s. d. Art.) verkehren müssen; des brandenburgischen Prinzen ledig, nahm sie als den dritten Mann diesen Herzog, und sie ist, nach einer zehnjährigen Ehe, den 18. Oct. 1538 ohne Nachkommenschaft verstorben.

Die Vicomtes von Lautrec. Peter von Foix, des Grafen Johann anderer Sohn, erhielt zu seinem Erbtheil die Vicomtés Lautrec und Villemur, belagerte auf seines Bruders, des Grafen Gaston IV., Geheiß die Feste Guissen, diente mit Auszeichnung gegen die Engländer, namentlich bei der Einnahme von Mauléon und Dax 1451, von Bayonne und Cadillac 1453, und starb zu Bridere, September 1454, nachdem er in der Ehe mit Katharina, der ältesten Tochter des Grafen Johann II. von Astarac, zwei Kinder gezeugt. Der Sohn Johann, Vicomte von Lautrec und Villemur, Gouverneur von Dauphiné, geboren als Posthumus, heirathete des Odet von Aydie, des Grafen von Comminges, Vicomte von Fronsac, Herrn von Castillon, Coutras, l'Esparre und Lescun Tochter und Erbin, Johanna von Aydie, und wurde in solcher Ehe ein Vater von vier Kindern, Odet, Thomas, Andreas, Francisca. Die Tochter, um 1475 geboren, wurde sehr jung an Johann von Laval (aus dem Hause Montfort-la-cane), den Herrn von Châteaubriant, Candé, Vioreau, Chanceaur, Montafilant, auch Grafen von Plorhan, verheirathet und von ihrem Herrn in der strengsten Eingezogenheit gehalten, bis daß K. Franz I. sich angelegen sein ließ, auch die Frauen der Großen an seinen Hof zu ziehen. Sehr ungern soll der Sire von Châteaubriant seine Hälfte in die große Welt eingeführt, auch sehr bald bereut haben, daß er um des Königs Zudringlichkeiten seine bisherige Lebensweise aufgegeben; denn seine Hausfrau wurde, nach längerem oder kürzerem Widerstande, des Königs Geliebte, ebendarum aber der Mutter des Königs, der Herzogin von Angoulême, ein Gegenstand der entschiedensten Abneigung. Die Herzogin, während der Gefangenschaft ihres Sohnes mit der höchsten Gewalt bekleidet, nöthigte die Frau von Châteaubriant, in dem Hause ihres beleidigten Gemahls Zuflucht zu suchen, der aber, nachdem er sie sechs Monate in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer gefangen gehalten, sie zu tödten beabsichtigt haben soll. Von der

Ausführung dieses finstern Vorhabens mag ihn die Rückkehr seines königlichen Nebenbuhlers abgehalten haben, und die Frau von Châteaubriant nahm die vormalige Stellung am Hofe wieder ein, bis dem liebenden König ein neues Gestirn aufging in der Person der Anna von Pisseleu, Gräfin von Penthièvre und Herzogin von Estampes (vergl. die Art. Estampes und Penthièvre S. 120). Zwischen den beiden Frauen erhob sich ein Wettstreit, in welchem doch allmälig die Châteaubriant unterlag. Der König ließ ihr die Pfänder der frühern Zuneigung, mancherlei Juwelen, abforden, nicht des Werths halber, sondern wegen der von der Königin von Navarra angegebenen, dem Schmucke eingegrabenen Liebesdevisen. Die Siegerin wollte diese nicht länger in den Händen der Besiegten wissen. Ein Uebelbefinden vorschützend, gewann die Châteaubriant die nöthige Zeit, um das Gold der Fassung ablösen und einschmelzen zu lassen, und die Steine, die Goldbarren händigte sie dem königlichen Boten ein mit den Worten: „Allez, portez cela au roy, et dites-luy, que puisqu'il luy a pleu me revocquer ce qu'il m'avoit donné si libéralement, que je le luy rends et renvoye en lingots d'or. Pour quant aux devises, je les ay si bien empreintes et colloquées en ma pensée, et les y tiens si chères, que je n'ay peu permettre que personne en disposact, en jouist et en eust de plaisir, que moy-même." So Brantôme, der hinzufügt, daß der König, den hehren Sinn der Frau bewundernd, ihr das Gold zurückschickte. Sie starb den 16. Oct. 1537, und ist das von dem trauernden Gemahle ihr in der Kirche der Mathuriner zu Châteaubriant gesetzte Monument [14]) denjenigen, welche ihren Roman mit dem Könige gespielt und von Varillas ausgeschmückt, für eine reine Erdichtung halten, ein entscheidender Beweis, dem wir jedoch, außer dem Zeugnisse eines Brantôme, die Gunst, worin der Frau von Châteaubriant drei Brüder, bei allem Unglück und Ungeschick im Felde, sich behaupteten, entgegensetzen zu können glauben. Von ihnen ist der jüngste, Andreas von Foix, unter dem Namen l'Esparre bekannt, nach der in der Brudertheilung ihm zugefallenen gleichnamigen, in der Landschaft Médoc gelegenen Herrschaft, neben welcher er in späterer Zeit auch die Grafschaft Montfort, die Vicomté Villemur und Castillon besaß. Er befand sich in der Heerfahrt gegen Genua, 1507, wurde 1513, behufs der projectirten Vermählung der Prinzessin Renata, an den Kaiser entsendet, 1519 zum Generallieutenant für das Gouvernement von Guyenne ernannt und 1521 mit einem Kriegsheere von 12,000 Fußknechten und 800 Reisigen ausgesendet, um unter Begünstigung der Unruhen in Castilien die kaiserlichen Besatzungen aus Navarra zu vertreiben. Er nahm S. Jean-de-pied-de-port, überschritt die Pyrenäen, zeigte sich vor Pamplona, das am 17. Mai seine Thore öffnete, und zwang nach kurzem Widerstande auch die Citadelle, zu capituliren. Mit derselben Leichtigkeit fielen Estella, los Arcos und andere Plätze, und l'Esparre, von ganz Navarra Meister, überschritt den Ebro, belagerte auch sofort Logroño, welches zu vertheidigen mittlerweile der Graf von Oñate mit seinen Haustruppen sich eingefunden hatte. Die Belagerung wollte deshalb keinen Fortgang gewinnen, l'Esparre mußte sie, nach dreitägigen vergeblichen Anstrengungen, nach dem Verluste von 300 Mann, am 11. Juni aufheben, und zog sich über den Ebro nach Pamplona zurück. Dahin folgte ihm das behufs des Entsatzes von Logroño aufgebrachte, von dem Herzoge von Nájera befehligte Heer, und in der Ebene von Esquiros wurde den 30. Juni die Schlacht geliefert, welche für immer um den Besitz von Navarra entscheiden sollte. L'Esparre und seine vornehmsten Officiere geriethen in Gefangenschaft, 6000 Franzosen blieben auf dem Platze, ihre gesammten Stücke fielen den Siegern zu. Selbst von den Flüchtlingen erlagen die meisten einer lebhaften Verfolgung. Nur l'Esparre wurde einigermaßen von dem Glücke verschont. Don Francisco de Viamonte, ein eingeborener Navarrese, dessen Huth er anvertraut worden war, führte ihn über die Grenze und gab ihm die Freiheit, sich auf das Recht berufend, das einem jeden Kriegsmanne an seinem Gefangenen zustehe. Es hatte aber in dem Handgemenge der Schlacht der unglückliche General so viele und so schwere Hiebe auf den Helm empfangen, daß er deshalb erblindete. Ohne Kinder in seiner Ehe mit Francisca du Bouchet, starb er auf seiner Burg Brenezay in Loudunois 1547. Sein Bruder Thomas, nach seiner Besitzung in Béarn Lescun genannt, war als Knabe der Kirche bestimmt, studirte geraume Zeit zu Pavia und hatte bereits die Würde eines Protonotars, sowie das Bisthum Tarbes empfangen, als er jedoch wahrnahm, daß Studiren und Eingezogenheit nicht eigentlich seine Sache war [15]). Er griff zum Degen und entwickelte in der Verfolgung des bis

14) Eine Marmorstatue, sammt der folgenden Inschrift:

F. F. Peu de telles. F. F.

Sous ce tombeau gist Françoise de Foix,
De qui tout bien ung chascun souloit dire,
Et le disant onc une seule voix
N s'avança d'y vouloir contredire.
De grande beauté, de grace qui attire,
De bon sçavoir, d'intelligence prompte,
De biens, d'honneurs, et mieux que ne raconte,
Dieu Eternel richement l'estofa.
O viateur! pour t'abreger le conte,
Cy gist ung rien là où tout trionfa.
Déceda le XVI d'Octobre MDXXXVII.

Peu de moins. Point de plus.

F. F. F. F.

15) „Mais je pense que c'estoit, comme dit l'Espaignol, *un letrado que no tenia muchas letras*, c'est à dire un lettre qui n'avoit pas beaucoup de lettres, comme estoit la coustume de ce temps là des prothenotaires, et mesmes de ceux de bonne maison, de n'estre guieres sçavans, mais de se donner du bon temps, d'aller à la chasse, de jouer, de se pourmener, faire l'amour, et la plupart faire cocus les pauvres gentilshommes qui estoient à la guerre. Aussy de ce temps se chantoit une chanson d'une dame:

Passerez vous tousjours par cy (bis)
Prothenotaire sans soucy?"

Telle epithete leur donnoit on (Brantôme).

zu den Mauern von Mailand vorgedrungenen, dann an den Ufern der Adda sich auflösenden kaiserlichen Heeres, 1516, ungewöhnliche Thätigkeit. Das Jahr darauf befehligte er die 300 Lanzen, welche der König dem Papste Leo X. für dessen Krieg mit dem depossedirten Herzoge von Urbino zu Hilfe schickte, und wurde ein friedliches Abkommen hauptsächlich durch Lescun's Vermittelung erreicht. Zur Würde eines Marschalls von Frankreich noch vor dem Beginn des Jahres 1521 erhoben, sollte dieser in Abwesenheit seines Bruders Lautrec den mailändischen Staat gegen einen bevorstehenden Angriff schützen. Bereits hatten sich mailändische Verbannte in großer Anzahl zu Reggio eingefunden. Ueber diese verdächtige Versammlung Klage zu führen und bei Gelegenheit, etwa während der Unterredung mit einem des Kriegshandwerks unkundigen Gouverneur, der Stadt durch einen Handstreich sich zu bemächtigen, ritt Lescun [16]) von Parma hinüber nach Reggio, gefolgt von 400 Lanzen, denen in der Entfernung von einigen Miglien 1000 Knechte sich anschlossen. Die verlangte Unterredung (24. Juni) hat der Gouverneur, Guicciardini, sofort bewilligt, und man sprach von den Verbannten und der Franzosen Eingriff in fremdes Gebiet, als das Eintreffen eines mit Mehl beladenen Karrens die Wache veranlaßte, von den Thoren das nächste zu öffnen, obgleich Guicciardini gemessenen Befehl ertheilt hatte, sie sämmtlich verschlossen zu halten. Ein französischer Hauptmann, des Namens Bonneval, von einer Anzahl Reisigen begleitet, vermeinte mit dem Karren sich eindrängen zu können, wurde aber gewaltsam zurückgetrieben. Der hierdurch veranlaßte Tumult allarmirte die mailändischen Verbannten, welche von den Mauern herab der Conferenz Zeugen waren; sie gaben Feuer, verletzten tödtlich den Alexander Trivulzio und trieben des französischen Feldherrn Begleiter in die Flucht, indessen dieser, „pieno dispavento et lamentandosi essergli mancato della fede, nè sapendo risolversi ò à stare fermo, ò à fuggire," geschehen ließ, daß Guicciardini seine Hand erfaßte und in das anstoßende Ravelin ihn zog, also gegen die Wuth der Verbannten ihn sichernd. Indem Lescun hiernach keineswegs als ein Gefangener zu betrachten war, wurde er am folgenden Morgen mit allen Ehren entlassen; er begab sich zuvörderst nach Coriago, welches von Reggio sechs Miglien entlegen, verweilte dort einige Tage, entsendete einen seiner Officiere, den la Motte, nach Rom, um den Einfall in das Gebiet der Kirche zu entschuldigen und die Ausweisung der Verbannten zu erlangen, dann endlich ging er über die Lenza zurück in das Parmesanische. In Rom wollte man aber von den durch la Motte vorgebrachten Entschuldigungen wenig wissen, im Gegentheil wurde die Verletzung des Gebiets freudig ergriffen als eine anständige Gelegenheit, das früher schon mit dem Kaiser eingegangene Bündniß zu veröffentlichen und den Angriff gegen die französische Lombardei zu beginnen. Da hatte Lescun, seitdem er selbständig als seines Bruders Generallieutenant zu handeln berufen war, trefflich den Absichten der Verbündeten gedient, „où il se mit à faire des justices trop rigoureuses, et exercer des avarices par trop grandes, sans espargner ceux qui avoient esté les pluszellés au party du roy, comme aux Pallavicins et Trivulces et plusieurs autres; et tout pour avoir leurs biens et leurs possessions. On dict que M. de Lautrecq en estoit de consentement, voire capo di parte." Doch wurde vorläufig das Misvergnügen der Eingeborenen im Zaume gehalten, Lescun oder der Marschall von Foix, wie er jetzt auch hieß, vertheidigte die Stadt Parma, bis durch die Annäherung der von seinem Bruder befehligten Armee die Aufhebung der Belagerung geboten wurde, und es kam der Monat October, bevor die Verbündeten den Entschluß zu neuen Anstrengungen fassen konnten. Sie überschritten endlich den Oglio und nach kurzer Frist bei Vavrio die Adda, hier zwar unter mancherlei Gefahren, und sie hatten kaum Posto gefaßt, als Lescun mit 400 Lanzen und einigem Fußvolk herbeistürmte, sein Volk absitzen ließ und, er selbst der vorderste, im Sturme in Vavrio eindrang. Ein scharfes Gefecht entspann sich in den Straßen, Lescun gab seinen Leuten das Beispiel der Todesverachtung, aber seine Anstrengungen vermochten Nichts gegen einen Feind, dem fortwährend von dem andern Ufer her Verstärkung zuströmte. Die Franzosen wichen, um bald darauf in der Hauptstadt Mailand selbst überfallen, ja so vollständig überfallen zu werden, daß Lescun noch zu Bette lag, während Pescara's Büchsenschützen in den Straßen sich ausbreiteten. Der bei weitem größere Theil des Herzogthums ging nach diesem Vorgange verloren, und Lautrec, auf den Besitz weniger Festen beschränkt, entsendete den Bruder nach Frankreich, auf daß er die Ereignisse in möglichst schonender Form und die Nothwendigkeit, ein neues Heer über die Alpen zu entsenden, dem Könige vortrage. Lescun, in Compiègne zu Audienz gelangt, bestimmte den Monarchen, daß er 16,000 Schweizer anwerben und in möglichster Eile dem Po zuführen lasse. Der Marschall selbst, nachdem in dieser Weise sein Auftrag erledigt war, brachte eine nicht unbedeutende Schar von Kriegsleuten zusammen, mit denen er zuvörderst nach Genua sich begab, erwartend, daß sein Bruder ihm durch ein detachirtes Corps die Hand biete, und so es ihm möglich mache, der Hauptarmee sein Volk zuzuführen. Anna von Montmorency, zu dem Ende von Lautrec ausgesendet, nahm Novara, und ohne weiteres Hinderniß vereinigten sich mit ihm der Marschall von Foix, Bayard und Peter Novarro, um demnächst Vigevano zu nehmen und die ganze Provinz Lomellino von Feinden zu säubern. Im Laufe dieser Fortschritte wurden sie von Lautrec abgerufen, sie zogen der Hauptarmee zu, und es erfolgte die Schlacht von Bicocca, den 29. April 1522, in welcher Lescun, seine gewohnte Unerschrockenheit bewährend und selbst verwundet, in einem Flankenangriffe des Herzogs von Mailand Volk über den Haufen warf und vielleicht den Sieg entschieden haben würde, wenn nicht die Schweizer von der aus-

16) Lo Scudo, von Guicciardini, und in einem Schreiben seines Königs l'Ecu genannt.

gelassensten Jactanz zu tiefer Niedergeschlagenheit und gänzlicher Unthätigkeit übergehend, den feindlichen Generalen erlaubt hätten, ihre Hauptmacht gegen diese siegreiche Reiterei zu wenden. Lautrec, in die Nothwendigkeit versetzt, über diesen abermaligen Unfall vor seinem Könige sich zu rechtfertigen, überließ dem Bruder die Sorge für die Bewahrung der wenigen, von den Franzosen noch besetzten Plätze. Lodi und Pizzighettone gingen aber schnell nach einander verloren und in Cremona, wo Lescun selbst commandirte, kam es zu offener Empörung von Seiten der von Johann von Medici abhängenden Banden. Diese, den rückständigen Sold zu erpressen, wendeten gegen die Waffenbrüder ihre Kanonen und schickten sich an, das eine Thor den Kaiserlichen zu überliefern. Die Wüthenden zu besänftigen, gab Lescun all sein Geld und sein Silbergeschirr her; er sprach zu ihnen: „non à sa mode accoustumée, car il estoit de son naturel fort bravasche du parler, et haut à la main, et rebarbatif tousjours; mais, avec parolles fort douces, gracieuses et aimables," und stellte am Ende die Ordnung her, fand es aber auf die Länge sich zu halten unmöglich. Er verpflichtete sich deshalb in der Capitulation vom 26. Mai 1522, nicht nur die Stadt Cremona, sondern auch alle übrigen Plätze der Lombardei, mit alleiniger Ausnahme der Castelle von Cremona, Mailand und Novara, zu räumen, es sei denn, daß im Laufe der nächsten 40 Tage eine französische Armee den Uebergang des Po erzwinge, oder eine der bedeutendern Städte des Herzogthums wegnehme. Die 40 Tage vergingen, ohne daß ein Franzose sich im Felde blicken ließ, Lescun disputirte über den gesetzten Termin hinaus, wegen der Räumung von Trezzo, Lecco und Duomo d'Ossola, mußte aber doch endlich die Verbindlichkeit der eingegangenen Verpflichtungen anerkennen, zog also, eine Besatzung im Castell von Cremona zurücklassend, aus, und wurde mit allen Ehren nach der französischen Grenze instradirt. „En France," findet sich bei Brantôme, „il fust aussy bien venu que son frère." Es ist auch von ihm keine Rede, bis zu des Königs Heerfahrt gen Pavia. Dort, in der Schlacht vom 24. Febr. 1525, wurde er tödtlich verwundet und als Gefangener in die Stadt Pavia eingebracht. Daselbst hatte er in seiner Studienzeit um eine Gräfin Scarsafiore gefreit, die nahm ihn jetzt liebreich auf und pflegte ihn mit vieler Sorge; es hat ihm auch der Marchese del Vasto einen Besuch abgestattet, und diesem klagte der Sterbende, wie er die Desolation des Schlachtfeldes überblickend und entschlossen gewesen sei, den Admiral Bonnivet, als den Urheber von all diesem Unglück, niederzustoßen, niemals, so fleißig auch das Suchen gewesen, seinen Mann habe treffen können. Bald darauf, den 3. März 1525, hat er den Geist aufgegeben. Verheirathet ist er niemals gewesen. „M. de Lescun fust un bon capitaine, mais pourtant plus hardy et vaillant que sage et de conduite." So urtheilt Brantôme.

Odet von Foix, von Johann's drei Söhnen der älteste, trug bei des Vaters Lebzeiten den Namen Barbazan, den er nachmals gegen die Titel eines Vicomte von Lautrec, Grafen von Comminges, von Foix, Rethel und Beaufort, Herrn von Orval, Chaource, Maraie, Iles und Villemore vertauschte, befand sich in des Königs Armee vor Genua, 1507, und befehligte die 300 Lanzen und 150 Schützen, welche den königlich gesinnten Cardinälen und Prälaten für ihre Reise zu dem Concilium von Pisa als eine Bedeckung beigegeben waren, 1512. Das Publicum, weit entfernt, diesen rebellischen Pfaffen, diesen Fürstenknechten Ehrfurcht zu bezeigen, überhäufte sie allerwärts mit Hohn und Schmähungen, und ihretwegen hat Lautrec in den Straßen von Pisa einen heißen Kampf bestehen müssen, den 13. Nov. 1511. Verwundet in diesem Gefechte, mußte er noch dazu viele Spöttereien von Seiten seiner Kameraden hinnehmen. Gaston von Foix, zu sich die Vettern heranziehend, eröffnete ihnen eine besonders dem Muthe und den Talenten Lautrec's würdigere Bahn. Nicht sobald zum Oberbefehl gelangt, entsendete Gaston den Vicomte mit 400 Lanzen und den Jacob von Hohenems mit 1000 Knechten der Besatzung von Bologna zu Hilfe, und hauptsächlich durch das Eintreffen dieser Verstärkung wurde die schwach befestigte, von einem zahlreichen Heere umschlossene Stadt gerettet. In der Schlacht bei Ravenna Gaston's steter Begleiter, stritt Lautrec wie ein Löwe, bat in den Tönen der Verzweiflung um des Chieftain's Leben, bis daß er selbst mit 20 Wunden gefällt wurde. Als ein Todter wurde er von der Wahlstatt erhoben und nach Ferrara gebracht, wo er doch bald wieder, unter sorgfältiger Pflege, zu Kräften kam. Der Marschallsstab scheint der Lohn seiner Tapferkeit geworden zu sein, wenigstens figurirt er als Marschall in dem zu Genf den 7. Nov. 1515 abgeschlossenen Pacificationsvertrage, eine der Folgen der Schlacht von Marignano. Bei dieser Schlacht hatte Lautrec sich nicht betheiligen können, denn nach den im Namen seines Königs mit den Deputirten der Schweizer zu Vercelli gepflogenen Unterhandlungen war er in deren Verfolg nach Galerata gekommen, und während dort die Friedensbedingungen unterzeichnet, die ersten, den Schweizern bestimmten Gelder überzählt wurden, wirkte der Cardinal von Sitten dergestalt auf die Leidenschaften seiner Landsleute, daß eine Schlacht nicht weiter zu vermeiden war. Der König, der Lombardei mächtig, ließ als seinen Generallieutenant den Herzog von Bourbon zurück, nach dessen Weisung Lautrec, vor Ostern 1516, sich dem venetianischen Belagerungsheere vor Brescia anschloß. Die Belagerung mußte aber bei Annäherung des Kaisers aufgehoben werden, Lautrec zog sich nach Cremona zurück, suchte dem nachrückenden Feinde den Uebergang der Adda zu verwehren und mußte sich schließlich am Ostersonntage nach Mailand zurückziehen [17]). Dahin folgte das kaiserliche Heer, welches doch bald in Folge einer der nicht selten vorkommenden Grillen seines Anführers sich zerstreute, und Bourbon, der ohne sonderliche Anstrengung den mailändischen Staat zu behaupten gewußt,

17) „Non senza infamia di Lautrech, che haveva publicato et scritto al re che impedirebbe à Cesare il passo di quel fiume."

ging nach Hause, während Lautrec die Verrichtungen eines Generalstatthalters und Generallieutenants des Königs übernahm. Sofort setzte er sich in Bewegung, um an dem neuerdings von den Venetianern belagerten Brescia seine Rache für die jüngst erlittene Unbild zu nehmen, und die Gewalt des Angriffs verdoppelnd, erzwang er die Capitulation vom 24. Mai 1516, wodurch die Stadt unter die Herrschaft der Venetianer zurückkehrte. Der Senat hätte gewünscht, daß Lautrec sofort seine Waffen gegen Verona kehre, damit verzog es sich aber, unter dem Einflusse von mancherlei politischen Rücksichten, bis zum 20. Aug. 1516, und wie lebhaft auch der Stadt zugesetzt wurde, noch lebhafter wurde sie durch Marc Anton Colonna und Georg von Freundsberg vertheidigt, daher Lautrec, beunruhigt durch die Annäherung des von Georg von Liechtenstein befehligten kaiserlichen Heeres, die Belagerung aufhob und bei Villa franca Position bezog, seinen Alliirten zu großer Last, die eine unnütze Hilfsmacht zu verpflegen täglich über 1000 Scudi spenden mußten. Es scheint auch ihre Unzufriedenheit wesentlich das Friedensgeschäft erleichtert zu haben. Am 23. Jan. 1517 übergab der Bischof von Trient, als kaiserlicher Commissarius, die Stadt Verona an Lautrec, der sie sofort an der Venetianer Proveditoren auslieferte. Vier Jahre hat hierauf Lautrec, der in einer Quittung von 1518 sich schreibt „Odet comte de Foix et de Comminges, seigneur de Lautrec, maréchal de France, gouverneur de Guyenne et lieutenant-général du roy en Italie," den lombardischen Staat in Frieden, keineswegs aber in Segen regiert[18]). Selbst die entschiedensten Anhänger seines Königs konnte er nicht umhin anzufeinden, wie namentlich den großen Johann Jacob Trivulzio, dem wehe zu thun er in aller Weise das Oberhaupt der Ghibellinen, den Galeazzo Visconti, erhob; auch den Papst mußten des Statthalters Eingriffe in die Kirchengewalt, verbunden mit mancherlei Neuerungen in der Vergebung der Beneficien, höchlich entrüsten. Diese Misgriffe zusammengenommen beförderten ungemein, wie den Ausbruch den Krieges, so die Fortschritte der kaiserlich-päpstlichen Waffen, denen zu widerstehen zwar Lautrec in Eile von einem nach Paris gemachten Abstecher zurückkehrte, nachdem er vorher des Königs feierliches Versprechen für die Absendung einer Summe von 400,000 Schilden, auf die Anwerbung von schweizerischem Fußvolk zu verwenden, empfangen hatte. Zur Stelle gelangt, ließ er zuvörderst den Christoph Vallavicini hinrichten, um dessen ganzes Vermögen, eine Rente von 25,000 Dukaten, an seinen Bruder Lescun verschenken zu können; dann entsendete er den nämlichen Lescun nach Parma, als dem zunächst durch die feindliche Armee bedrohten Punkte; endlich ließ er sich angelegen sein, durch Drohung und Zwang von den Reichen jene Summen zu erpressen, welche er von der Unordnung des Hofes und der Finanzen wol niemals im Ernste gehofft hatte aus der Heimath zu beziehen. In der That brachte er, begünstigt durch des Prosper Colonna herkömmliches Zaudern, an 20,000 Schweizer zusammen, sodaß es ihm ein Leichtes war, die Belagerung von Parma zu stören und seine Gegner zu einer längern Unthätigkeit zu reduciren; allein er wußte von dieser Unthätigkeit keinen Gebrauch zu machen, so wenig als er von einem groben Fehler der Feinde, nachdem Prosper Colonna am 1. Oct. 1521 endlich bis Casale maggiore den Po überschritten, Gebrauch zu machen verstand. Die feindliche Armee hatte zu Rebecco, auf dem rechten Ufer des Oglio, unter den Kanonen der venetianischen Festung Pontevico Position genommen, und es war nur eine rasche, entschiedene Bewegung erforderlich, um sie in dieser Lage zu erdrücken. Alle Hauptleute stimmten für den augenblicklichen Angriff, Lautrec, der eine Ehre darin suchte, niemals auf fremden Rath zu achten, verschob ihn bis zum andern Morgen, und am Morgen war der Feind verschwunden. Pescara hatte die Nacht benutzt, um den begangenen Fehler zu verbessern und Sabbionetta zu erreichen, von wo nach einigen Tagen das Heer sich vollends nach dem linken Ogliouser bei Ostiano zurückzog. Mittlerweile trafen in der Verbündeten Lager die sehnlichst erwarteten Schweizer ein, und die Cantone, ihre Söhne in dem kaiserlichen wie in dem entgegengesetzten Lager erblickend, fanden es doch allzu schimpflich, daß, um einiger Kreuzer willen, in fremdem Dienste Schweizer andern Schweizern die Hälse brechen sollten. Avocatorien, für beide Armeen verbindlich, wurden erlassen, der Cardinal von Sitten aber gewann die an die päpstlichen Söldner abgesendeten Boten, daß sie mit ihrem Auftrage zurückhielten, indessen die Weisung, die in der kürzesten Frist im feindlichen Lager eingetroffen war, willige Folge fand, da Lautrec die verheißenen Gelder noch immer nicht aus Frankreich empfangen und des mailändischen Staates Hilfsquellen vollständig erschöpft hatte. Mit seinem durch den Abgang der Schweizer bedeutend geschwächten Heere blieb ihm Nichts übrig, als bei der ersten Bewegung der Feinde den Oglio zu verlassen, um hinter der Adda eine neue Defensionslinie zu suchen. Von seinem Hauptquartier in Cassano aus beherrschte er das rechte Ufer, und allerwärts hatte er die zweckmäßigsten Anstalten getroffen, einen Uebergang zu verhindern, den aber doch, mit so viel Kunst als Glück, Prosper Colonna durchzusetzen wußte. Die Kühnheit des Unternehmens überraschte dergestalt den französischen Feldherrn, daß er erst nach längerer Berathung seinen Bruder Lescun auf Bavrio detachirte, um die Tête der feindlichen Colonnen zu écrasiren, anstatt, nachdem der Feind die viele Zeit gehabt, sich auf dem rechten Ufer auszubreiten, zu der fraglichen Expedition seine ganze disponible Macht zu führen. Von den Ufern der Adda vertrieben, glaubte Lautrec wenigstens die Hauptstadt behaupten zu können, und daselbst hatte er seine Armee concentrirt. Aber die Franzosen waren dergestalt ver-

18) „On estimoit le nombre de ceux que le seigneur de Lautrec avoit bannis de l'estat de Milan aussi grand que celuy qui estoit demouré; et disoit on que la plus grande part avoient esté bannis pour bien peu d'occasion, ou pour avoir leurs biens; qui estoit cause de nous donner beaucoup d'ennemys, qui depuis ont esté moyen de nous chasser de l'estat de Milan, afin de rentrer en leurs biens." Du Bellay.

haßt, daß auch nicht eine einzige warnende Stimme sich erhob, um ihnen den Aufbruch der alliirten Armee aus ihrem Standquartiere zu Marignano zu berichten, und vollständig wurden am 19. Nov. Besatzung und Statthalter in Mailand überrascht, dieser in solchem Grade, daß er im Hausrocke durch die Straßen lustwandelte, während schon Pescara's Büchsenschützen in dem nächsten Quartier sich ausbreiteten. Die Unmöglichkeit erkennend, die weitläufige Stadt gegen Feinde aller Art zu behaupten, versah Lautrec das Castell mit einer hinreichenden Besatzung, dann trat er in derselben Nacht den Rückzug gen Como an. Den Ort zu behaupten, ließ er 50 Reisige und 600 Knechte zurück, und marschirte über Incino der Adda zu, welche er bei Lecco überschritt, um vorläufig auf venetianischem Gebiete seinen Truppen einige Ruhe zu vergönnen, dann gegen Cremona, der nach dem Vorgange anderer Plätze rebellisch gewordenen Stadt, sie zu führen. Cremona erlag dem ersten Angriffe, und begünstigt durch die Verwirrung, Auflösung vielmehr, zu welcher der Tod Leo's X. seine Gegner herabgebracht, konnte Lautrec sogar die Wiedereroberung von Parma sich vorsetzen. Allerdings mißglückte das Unternehmen, aber fortwährend im Besitze von Cremona, Genua, Pizzighettone, Asti, Alessandria, Trezzo, Arona, Duomo d'Ossola, von dem Castell zu Mailand, konnte jeden Augenblick der Statthalter durch eine mäßige Unterstützung aus dem Mutterlande in den Stand gesetzt werden, das Verlorene wieder einzunehmen. Sie kamen endlich, die sehnlichst begehrten 10,000 Schweizer; den Alpen entstiegen, bewirkten sie ihre Vereinigung mit Lautrec und der venetianischen Armee, und am 1. März 1522 setzte das vereinigte Heer sich in Marsch, um über die Adda geradewegs gen Mailand zu ziehen. Da war man aber auf solchen Besuch gefaßt und reichliche Vorkehrung getroffen, ihn abzuweisen. Weit entfernt, der Stadt das Mindeste anhaben zu können, fand Lautrec es sogar unmöglich, mit seiner Besatzung im Castell zu communiciren. Er wendete sich seitwärts, nahm Novara, mußte von Pavia ablassen, da mittlerweile Colonna zu Felde gezogen war, und gelangte über Landriano nach Monza, in der Absicht, die ihm bestimmten, in der Burg von Arona niedergelegten Gelder abholen zu lassen. Dies ihm zu verwehren, hatte Anchises Visconti mit einem bedeutenden Corps zu Busto sich niedergelassen, während diesem vorgeschobenen Corps Colonna in seiner Centralposition zu Mailand jeden Augenblick die Hand bieten konnte. Eines solchen Hindernisses glaubte Lautrec durch Manoeuvriren und Chicaniren ledig werden zu können; allein die Schweizer, nach den Schätzen in Arona lüstern, forderten mit Ungestüm eine Schlacht, als den kürzesten Weg, dahin zu gelangen. Höchst ungern willfahrte ihnen der Feldherr, welcher dem Zufalle überlassen sollte, was nach seinen Berechnungen eine mäßige Geduld ihn mit Sicherheit erwarten ließ; aber unwiderstehlich ergab sich in seiner Lage der Ungestüm dieser Söldner. Die Schlacht bei la Bicocca, den 29. April 1522, über welche wir auf den Artikel Pescara verweisen, ward demnach unvermeidlich und ging verloren, doch bewerkstelligte die geschlagene Armee in fester Haltung ihren Rückzug über Monza nach Trezzo und dem linken Addaufer. Hier angelangt, gingen die Schweizer ohne Weiteres nach Hause, sodaß Lautrec, ein Heerführer ohne Heer, nicht weiter seine Gegenwart auf dem Kriegstheater für nothwendig erachtete. Nachdem er in Cremona für die Sicherheit dieses Platzes, wie auch für Lodi die geziemende Fürsorge getroffen hatte, schied er von Lescun, denselben als seinen Stellvertreter zurücklassend, um sich nach Frankreich zu begeben, „riportando al re non vittorie, ò trionfi, ma giustificatione di se proprio et querele d'altri per la perdita d'uno stato tale, perduto parte per colpa sua, parte per negligenza et imprudenti consigli, die quei ch'erano appresso al re parte, se e lécito dire il vero, par la malignità della fortuna." Er traf den König in Moulins, sollte zuerst nicht vorgelassen werden, und mußte nachher bittere Vorwürfe anhören. Es gelang ihm aber, sich, einestheils auf Kosten von Semblançay, mit dem Ausbleiben der ihm verheißenen Gelder zu entschuldigen, dann verwendete sich für ihn seine Schwester Châteaubriant, „une très-belle et honeste dame que le roy aymoit et en faisoit son mary cocu" [19]). Gleichwol fand er es gerathen, dem schmollenden Gebieter auszuweichen; er begab sich in sein Gouvernement Guyenne, wo er abwechselnd bald mit dem Schloßbau in Coutras, bald mit der Vertheidigung der Grenze sich beschäftigte. Bayonne, vom 16. Sept. 1523 ab durch die Spanier belagert, wurde einzig durch seine Standhaftigkeit und Ausdauer gerettet. Ein Dienst von Bedeutung [20]), dem vermuthlich zuzuschreiben, daß Lautrec's Commando, indem Franz I. sich zu der Kriegsfahrt gen Pavia anschickte, auf die Marken von Languedoc ausgedehnt, und daß er deshalb kein Zeuge wurde der Niederlage und Gefangennehmung des Königs. Diese zu rächen und ihren Folgen zu wehren, bildete sich die sogenannte heilige Liga, welche, nach dem Erstürmen von Rom, genöthigt war, einen neuen Heerführer für die in Italien zu versammelnde Armee zu erkiesen, hauptsächlich auf Heinrich's VIII. Betrieb zu Gunsten Lautrec's sich entschied. Es hat derselbe demnach zu Johanni 1527 bei Hofe sich beurlaubt und sofort die Reise nach dem Po angetreten, in der Absicht, seine gesammte Streitmacht in der Umgebung von Asti zu versammeln. An Lanzen zählte er 900, an leichten Reitern 200 Mann;

19) Witzlinge sagten deshalb: „Milan a faict Meuillan et Chateaubriand a deffaict et perdu Milan." Ein früherer Gouverneur von Mailand, Chaumont, erbaute nämlich von den im Laufe seiner Statthalterschaft erbeuteten Geldern das prächtige Schloß Meuillan, in Bourbonnais, und die Châteaubriant, ihrem Bruder die besagte Statthalterschaft zuwendend, sollte die eigentliche Veranlassung zu dem Verluste des Herzogthums geworden sein. Gewiß ist, daß Lautrec, ebenso wie sein Bruder, der Vortheile seines hohen Amtes sich zu bedienen wußte: „Si n'estoient ils pas riches quand ils vinrent servir le roy; mais Milan les empluma fort tous deux." 20) „Mais la vertu dudit seigneur fut telle que trois jours et trois nuicts il ne bougea de dessus les murailles, faisant pourvoir à toutes choses et mesmement aux entrées des rivières." Du Bellay.

die Infanterie bestand aus 6000 Landsknechten, 10,000 Schweizern, 4000 Franzosen. Bosco wurde zuerst, Anfangs August, angegriffen und nach einer lebhaften zehntägigen Vertheidigung genommen, und von da ein detachirtes Corps nach Ligurien entsendet, um in Genua eine Revolution zu veranlassen. Diese erfolgte nach einem unerheblichen Gefechte, und in Genua wie in Alessandria wurden beinahe gleichzeitig die französischen Banner aufgepflanzt. Die letzte Stadt erlag hauptsächlich den Wirkungen der überlegenen venetianischen Artillerie, und sie hatte zu einem Waffenplatze Lautrec sich ausersehen; dies verhinderte aber die Eifersucht des mailändischen Geschäftsträgers, zu wesentlichem Nachtheil vielleicht für den Verlauf fernerer Operationen. Seinen Unwillen meisternd, drang Lautrec unaufhaltsam gegen den Ticino vor, diesen nach der Einnahme von Vigevano bei Abbiategrasso überschreitend. Schon hatte er auf der Straße nach Mailand das von da vier Miglien entlegene Venerola erreicht, als er unerwartet gegen die Karthause vor Pavia, den 28. Sept., dann zu der Belagerung von Pavia selbst sich wendete. Im Laufe von vier Tagen wurden mehre Breschen gelegt; einem ersten Sturme widerstand die Besatzung und sie begehrte hierauf zu capituliren. Es konnte aber der Tractat nicht sofort zur Richtigkeit gebracht werden, zumal Lautrec hinüber in das venetianische Lager geritten war; den Zustand von Ungewißheit benutzten die französischen Aventuriers, und in der Ueberraschung gelang es ihnen, die Bresche zu überwältigen und in das Innere der Stadt einzudringen. Arg wurde da gewirthschaftet, denn seiner Raub- und Mordlust fröhnend, wähnte der Soldat Rache zu nehmen für K. Franzens Misgeschick, und es vergingen acht schreckliche Tage, bevor Lautrec einige Ordnung wiederherzustellen vermochte. Dazu soll der König einigen Unwillen gezeigt haben, daß der Feldherr sich unterfangen durchzusetzen, was der Majestät unerreichbar gewesen. Es wünschten die Venetianer und Franz Sforza, es forderten die Regeln des Kriegs, daß nach so glücklichem Anfange Lautrec durch die vollständige Austreibung der Kaiserlichen sein Werk kröne; es fürchteten aber die Florentiner die Armee, welche für Rom eine Geißel gewesen war, und darum bestanden sie hartnäckig auf der Nothwendigkeit, den Krieg nach Mittel-Italien zu verpflanzen, worin Lautrec ihnen beistimmen mußte, vermöge der von seinem Hofe empfangenen Befehle. Die Schweizer hatten ihn großentheils verlassen, er selbst schickte jetzt 400 Lanzen und 3000 Knechte nach Frankreich zurück und führte den Rest seines Heeres, an Infanterie 9000 Mann, auf der Höhe von Castel S. Giovanni über den Po. Im Vorbeigehen bestimmte er des Herzogs von Ferrara und des Markgrafen von Mantua Beitritt zu der heiligen Liga, er erpreßte von Parma und Piacenza 50,000 Dukaten, dann verfolgte er, unter großem Zeitverlust, die Heerstraße von Reggio, wo er die Befreiung des Papstes vernahm, nach Bologna, wo er seine Truppen Erholungsquartiere beziehen ließ. Dort verlor er 20 Tage, bis er am 9. Jan. 1528 nach Rimini aufbrach, und er gelangte, immer die große Straße verfolgend, über Ancona, Recanati nach Ascoli, welches er am 10. Febr. erreichte. Alle Aussichten zu einem gütlichen Abkommen, welchen theilweise die Langsamkeit der Operationen zuzuschreiben war, waren verschwunden, das Versäumte einzubringen, ließ Lautrec ohne Weiteres Leonessa, Giulianova, Teramo, Aquila occupiren, und allerwärts erwartete seiner die freudigste Aufnahme. Inmitten dieses leichten Triumphs empfing er die betäubende Kunde, daß sein König, nicht zufrieden, auf die ihm für die Bedürfnisse des Heeres bewilligte Summe von 130,000 Schilden monatlich, einen Rückstand von 200,000 Schilden auflaufen zu lassen, jetzt das monatliche Subsidium auf 60,000 herabgesetzt habe, und selbst diese Summe nur für die Dauer von drei Monaten bewillige. Zu spät war es indessen, von einem Unternehmen abzulassen, dem die Vereinigung mit der venetianischen Armee, mit den schwarzen Banden der Florentiner neue Garantien eines glücklichen Erfolgs zu bieten schien; in denselben Tagen, als endlich die kaiserliche Armee Rom verließ, um zur Vertheidigung des gefährdeten Königreichs zu wirken, führte Lautrec sein Heer über den Pescara, und mit derselben Leichtigkeit, wie das jenseitige, wurde das diesseitige Abruzzo seine Beute und eine Straße nach dem für ein geldbedürftiges Heer so unendlich wichtigen Foggia. Da wurde nämlich stets im Lenzmonat der Zoll von den wandernden Heerden, 80—100,000 Schilde, erhoben, und dessen sich zu versichern, galt es Eile. Während dieser Zoll, der jedoch in Folge der Kriegsunruhen auf die Hälfte herabsank, verwendet, während die in den kaiserlichen Stutereien vorgefundenen Pferde an die Compagnien vertheilt wurden, hatte der Prinz von Oranien Zeit gefunden, bei Troja eine Stellung zu beziehen, geeignet, eine ganze Woche lang Lautrec's jetzt zu 30,000 Mann angewachsene Armee aufzuhalten. Als sie nicht weiter haltbar war, verschwand, den 21. März, unter Begünstigung eines dichten Nebels, der Prinz mit seinem kleinen Heere, und statt eine rasche Verfolgung anzuordnen, verlor der französische Feldherr mit der gewaltsamen und blutigen Einnahme von Melfi, mit der Occupation von Barletta, Venosa, Ascoli, eine kostbare Zeit, und dann erst, Anfangs April, trat er den Marsch nach Neapel an. Capua, Nola, Acerra, Aversa eröffneten ohne Schwertstreich ihre Thore, und am 1. Mai ließ das französische Lager sich Angesichts der Hauptstadt auf dem Poggio Reale nieder. Alle Umstände forderten zu der Entwickelung einer angemessenen Thätigkeit auf, alle Hauptleute ohne Ausnahme bestanden auf der Nothwendigkeit, ohne Zeitverlust zur Belagerung zu schreiten, Lautrec allein hatte sich vorgesetzt, durch Hunger zu siegen, und wollte Anfangs nicht einmal seinen Truppen Scharmützel verstatten. Allerdings offenbarte sich bereits ein bedeutender Mangel an Lebensmitteln in der Stadt, den des Tebaldi Fortschritte in Calabrien noch steigerten; allein schon äußerten sich bedenkliche Krankheitsfälle in dem Lager, und wenn auch des Philippin Doria Sieg zur See, den 28. Mai, das Eintreffen einer venetianischen Flotte von 22 Galeeren die Blokade von der Seeseite vervollstän-

digten, so setzte von der andern Seite des Prinzen von Oranien vortreffliche und zahlreiche leichte Reiterei ihn in den Stand, durch häufige Ausfälle das französische Lager zu beunruhigen und ihm die Zufuhr zu verkürzen, indessen diese Streifzüge Gelegenheit gaben, aus der Gegend von Somma Schlachtvieh und Wein in bedeutender Quantität in die Stadt zu schaffen. Lautrec, in seinem Heere schlechterdings keine leichten Reiter zählend, hatte sich nämlich durch das Murren seiner Gendarmen, die in den täglichen Plänkeleien den besten Theil ihrer Habe, die Pferde, auf das Spiel setzen mußten, veranlaßt gesehen, ihnen entlegenere Cantonirungsquartiere, in Capua, Aversa und Nola, anzuweisen. Mit den Erdarbeiten war der Anfang endlich gemacht, vom 12. Mai ab wurde ein Außenwerk der Stadt, ein Thurm, beschossen, der ersten Batterie gesellten sich bald andere, und sollte durch eine Linie von Verschanzungen jede Verbindung mit Somma den Belagerten genommen werden; allein niemals war die zu dergleichen ausgedehnten Arbeiten erforderliche Anzahl von Schanzengräben aufzutreiben, während die nirgends zur Vollkommenheit gelangten Trancheen den Abzug der Gewässer störten und Sümpfe erzeugten, deren pestilenzialische Ausdünstung gar sehr den Fortgang der Lagerkrankheit, eine Art Elephantiasis, beförderte. Ihr erlagen an demselben Tage, den 15. Juni, der päpstliche Nuntius Crescenzio und der venetianische Proveditore Pisani, obgleich sie erst mit dem 15. Juli in ihrer ganzen Bösartigkeit auftrat. Belagerer und Belagerte litten in der gleichen Weise, und war noch keineswegs zu ermitteln, welche von den streitenden Parteien, in Beharrlichkeit die andere überbietend, des Sieges sich erfreuen würde, als ein Ereigniß, abermals durch die Thorheiten des französischen Cabinets veranlaßt, der Abfall des Seehelden Doria, alle Hoffnungen Lautrec's vernichtete. Er hatte das Seine gethan, den Streich zu verhüten, in Mitten seiner Sorgen den Wilhelm du Bellay an den König abgeordnet, um des Mannes Wichtigkeit und Misvergnügen, die Gefahren, welche er der Armee vor Neapel bereiten konnte, aus einander zu setzen; auf das Ereigniß gefaßt, setzte er ihm daher unerschütterliche Festigkeit entgegen. Aber daß die See den Belagerten geöffnet worden, daß Zufuhr aller Art ihnen zuströmte, setzte sie in den Stand, von einer vorsichtigen Defensive zum Angriffskriege überzugehen. Die jüngst noch Belagerer gewesen, wurden jetzt innerhalb ihrer Linien heimgesucht, und um die geringe, auf des Barbezieux Schiffen angekommene Verstärkung von 800 Knechten, denen eine bedeutende Anzahl junger Edelleute sich angeschlossen hatten, aufzunehmen, wurde Lautrec, der schwer erkrankt war, genöthigt, einen bedeutenden Theil seiner Streitkräfte gen Nola auszusenden. Dieses führte zu einem Treffen mit der Besatzung von Neapel, in welchem die französischen Gendarmen namhaften Verlust erlitten, auch ihre eigene Infanterie zu Boden ritten, doch wurden die ausgeschifften Gelder glücklich nach dem Lager geschafft. Dieses Lagers Stärke beruhte jetzt vornehmlich auf dem eisernen Sinne seines Anführers, der, ungebeugt durch die vielen Drangsale, nicht nur der Entmuthigung seiner Untergebenen zu gebieten verstand, sondern auch endlich sich herabließ, die früher mit Verachtung aufgenommenen Rathschläge zur Anwendung zu bringen, zuerst Bestallung für neue Werbungen zu ertheilen und die Detachements, die durch alle Provinzen zerstreut waren, an sich zu rufen. Allein die verlorene Zeit war nicht mehr zu ersetzen. Am 2. Aug. waren von den 25,000 Knechten [21]), welche man einen Monat früher gezählt hatte, etwa 4000, von 800 Reisigen 100 noch dienstfähig, alle Gesandte, alle ihre Schreiber, alle Gebieter, den Markgrafen von Saluzzo und den Grafen Rangone allein ausgenommen, lagen an der Seuche, die jetzt den entschiedenen Pestcharakter offenbarte, darnieder, Lautrec selbst hatte einen Rückfall gehabt. Der Soldat hungerte und dürstete zugleich; denn weil alle Cisternen durch die Sommerhitze ausgetrocknet waren, war er einzig auf die Quellen in dem Poggio Reale angewiesen, und um einen Zuber Wasser dort zu füllen, mußte vorher gefochten werden. Renzo da Ceri brachte eine Veränderung in der Position, oder wenigstens der Cantonirungsquartiere in dem Innern des Landes in Vorschlag; aber Lautrec, in seinem Eigensinne unerschütterlich, fürchtete durch eine rückgängige Bewegung dem Feinde einen Triumph, sich selbst Entehrung zu bereiten. Nicht einmal zu einer Beschränkung der übermäßigen Ausdehnung seiner Linien wollte er sich verstehen, in der festen Ueberzeugung, daß in wenigen Tagen der Herzog von Somma mit 1500 Knechten, der Abt von Farfa mit Reisigen und Fußvolk bei ihm eintreffen würden. In deren Erwartung verdoppelte er seine Anstrengungen: der Beine nicht mächtig, wurde er täglich von Posten zu Posten getragen, damit er sich von der genauen Befolgung seiner Befehle überzeugen könne; aber einer solchen verzehrenden Thätigkeit konnte ein siecher Körper, ein gebrochenes Herz unmöglich lange widerstehen. Lautrec starb in der Nacht vom 15—16. Aug. 1528, also nur 14 Tage vor der Capitulation von Aversa, welche die Trümmer seines Heeres den Feinden überlieferte. Während sein König in der Ferne das Andenken des unglücklichen Feldherrn durch eine Leichenfeier, wie sie für den Dauphin hergebracht, ehrte, während der Papst ihm ein Jahrgedächtniß in der Kirche des Laterans stiftete, wurde die Leiche selbst in den Sand verscharrt, bis ein Spanier, in der Hoffnung, ein reichliches Lösegeld bei den Kindern sich zu verdienen, sie aus dem Grunde erhob und nach Neapel brachte. Das Lösegeld und die für ein standesmäßiges Begräbniß erforderliche Summe wurden aber von den Vormündern verweigert, und lange Zeit blieb die Leiche als ein Depositum in einem Gewölbe aufgestellt, bis Gonzalo von Córdova, der dritte Herzog von Sessa, dem feindlichen Feldherrn ein Grab vergönnte, sammt einem stattlichen Denkmal [22]) in der Kirche von Sta. Maria Nuova zu

21) Im Anfang zählte die Armee über 80,000, zu ⅔ durchaus unnütze Menschen, und 20,000 Pferde. 22) Odetto Fuxio Lautrecco Gonsalvus Ferdinandus Ludovici fil. Corduba Magni Gonsalvi nepos, quum ejus ossa, quamvis hostis, in avito sa-

Neapel. Ein anderes Denkmal war das Schloß zu Coutras; dies hatte Lautrec nicht weit über die Fundamente gebracht. Menaut, der Bischof von Conserans durch Lautrec's Vorschub und dessen vornehmster, wenn auch nicht eben glücklich gewählter Rathgeber, hauptsächlich für die Verwaltung der Lombardei, hielt es für seine Schuldigkeit, des Wohlthäters Lieblingswerk zu vollenden, und schuf auf seine Kosten den Kindern ein Bauwerk „qu'on peut dire le plus beau corps de logis et la plus belle vis qui soit en France, ainsi que j'ay veu et ouy dire aux grands seigneurs et dames qui l'ont veue, et aux grands architectes, ne voulant point qu'on s'en arreste à mon dire.“ So Brantôme, dessen Urtheil über Lautrec selbst nicht minder beachtenswerth ist: „D'estre hardy, brave et vaillant estoit-il, et pour combattre en guerre et frapper comme un sourd; mais pour gouverner un estat il n'y estoit pas bon.“ Höher beinahe stellen ihn Spanier und Italiener, die ihn, seiner Geschicklichkeit für den Festungskrieg wegen, Demetrius genannt haben. Doch schreibt ein Spanier: „que en las cosas de guerra era tenido en tal opinion, que menos preciados los consejos de los otros, antes queria errar por si que ser enseñado de otros.“ Montluc endlich berichtet, „que M. de Lautrec mourut au grand regret de toute la France, laquelle n'eust jamais de capitaine doué de meilleures parties que celui-là; mais il estoit malheureux et mal secouru du roy, après qu'on l'avoit engagé, comme on fist à Milan et à Naples.“ Lautrec hatte des Sire von Orval, des Johann von Albret, jüngste Tochter, „très-sage et vertueuse dame, un peu contre-faicte du corps,“ geheirathet und mit ihr großen Reichthum, u. a. Fronsac, Coutras, Montrond, erhalten, und wurde in solcher Ehe ein Vater von vier Kindern, Gaston, Heinrich, Franz und Claudia. Gaston, geb. zu Montrond den 5. Febr. 1521, starb, gleichwie sein Bruder Franz, in der Kindheit. Heinrich von Foix, Graf von Comminges und Beaufort, befand sich 1533 unter Vormundschaft und seine Vormünder waren der Bischof von Conserans, Menaut de la Martonie, und sein Oheim, der Sire von Châteaubriant. Er errichtete sein Testament zu Evreux, den 1. Aug. 1540, und starb, unvermählt, den 20. Sept. 1540. Seine Schwester Claudia brachte den ganzen Reichthum ihres Hauses in ihre Ehe mit dem Grafen Guido XXII. von Laval, der sie jedoch 1547 als kinderlose Witwe zurückließ. Sie ging hierauf die zweite Ehe ein mit Karl von Luxemburg, dem Vicomte von Martigues, und starb im Wochenbette 1555.

Die Linie von Candale oder die Captale von Buch. Archibald's von Grailly und der Erbin von Foix anderer Sohn, Gaston, erhielt zu seinem Erbtheile das von der Schwertseite herrührende Gut in dem Ländchen Ger, in der Waadt, in Burgund und Guyenne, namentlich das Captalat Buch, die Grafschaft Benauges, Gurson, Grailly, Villagrand, Rolle. Des Königs von England Vasall verdiente er sich durch treue Kriegsdienste, bei Azincourt namentlich und zu Pontoise 1419, den Hosenbandorden, gleichwie die Ehre, in der vorläufigen Trauung seines Gebieters mit der Prinzessin Katharina von Frankreich als dessen Procurator zu handeln. Der nämliche Monarch verlieh ihm 1421 die Grafschaft Longueville in der Normandie, deren er doch später, als diese Provinz unter französische Herrschaft zurückkehrte, entsetzt wurde. Am 2. Juli 1429 empfing er von dem Könige von England die Belehnung über die Herrschaft Beausault. Als nach einander die Normandie und Aquitanien den Engländern entrissen wurden, blieb der Captal unerschütterlich treu der Sache, für die er mannhaft gestritten, ergeben, verschmähte er es, gleich den übrigen Baronen der Guyenne, den neuen Herrn anzuerkennen, und frei zu leben und frei zu sterben, verkaufte er am 20. Juni 1451 für 84,000 Schilde sein ganzes Eigenthum in der Provinz, wiederkäuflich, an den Grafen von Foix, seinen Neffen, und an den Grafen von Dunois, dann zog er nach Aragon, wo er das Vizcondado Milla käuflich an sich gebracht hatte. Am 26. Aug. 1455 verkaufte er auch die Stammgüter Grailly, Villagrand und Rolle um 4000 Goldgulden an Ludwig von Bonnivard, den Kammerherrn des Herzogs von Savoyen, nachdem er in die Nothwendigkeit versetzt wurde, seinen Sohn Johann aus der Gefangenschaft zu lösen. Die bedeutenden Worte: „qui m'aimera je l'aimerai,“ hatte er sich zu seinem Wahlspruch erwählt. Er starb zu Milla, seiner Residenzstadt, Witwer seit 1453 von Margaretha von Albret und Vater von drei Kindern. Der einzige Sohn, Johann, Graf von Candale und Benauges, Captal von Buch, Vicomte von Milla und Castillon, Ritter des Hosenbandordens, focht an Talbot's Seite in der Schlacht bei Castillon, 1453, und wurde genöthigt, sich an Olivier Coëtivy und Johann Bureau gefangen zu geben. Als er sich mit diesen abgefunden hatte, fuhr er hinüber nach England, wo er mit des Herzogs Richard von Suffolk Tochter Margaretha de la Pole bedeutendes Eigenthum erheirathet (um 1440), auch den Titel eines Grafen von Kendale (der Franzosen Candale) erworben hatte. Seinen ältern Sohn ließ er aber in Frankreich in den Händen des Grafen von Foix zurück, des Jünglings reiferem Alter die Wahl überlassend, ob er dem Könige von Frankreich oder dem von England gehorchen wolle. Aber auch in England fand Johann keine bleibende Stätte, zumal er dem Hause la Pole so nahe verwandt war, dessen Geschicke und Drangsale er bei dem Siege Eduard's IV. zu theilen hatte. Er kaufte demnach 1461 die zehn Jahre früher durch seinen Vater veräußerten Besitzungen von den Grafen von Foix und Dunois zurück, und begab sich, durch Vertrag vom 17. Mai 1462, unter den Gehorsam K. Ludwig's XI., welcher die vollständige Berichtigung von des Captal's Lösegeld auf sich nahm, ihm die Güter, deren die Herren von Albret, von la Rochefoucauld und von Rovailles sich angemaßt hatten, zurückgeben ließ, ferner

cello, ut belli fortuna tulerat, sine honore jacere comperisset, humanarum miseriarum memor Gallo Duci hispanus Princeps P.

ihm die Grafschaft Lavaur und die Herrschaft Giroſſens verlieh und endlich ihm Entschädigung verhieß für Alles, was er an seinem oder seiner Frauen Eigenthum in England einbüßen möchte. Dieser solchergestalt vorgesehene Fall scheint bald darauf eingetreten zu sein, daher der König auch noch die Herrschaft Castres und die davon abhängenden Besitzungen in Nieder-Albigeois dem theuer erkauften Vasallen zuzuwenden sich veranlaßt fand. Johann, Inhaber einer Ordonnanz-Compagnie von 100 Lanzen, starb um 1485 und fand seine Ruhestätte in der Kirche von Castelnau-de-Medoc. Ihn überlebten zwei Söhne und zwei Töchter. Katharina wurde dem Grafen Johann IV. von Armagnac, Margaretha dem Markgrafen Ludwig II. von Saluzzo angetraut. Von Johann entstammen die Vicomtes von Milla, Grafen von Fleir und Gurzon, Herzoge von Randan. Gaston II. endlich, der Erstgeborene, nachdem er an des Grafen von Foix Hofe erzogen worden, folgte dem Vater in Candale, Benauges, Buch u. s. w., erhielt 1487 Bestallung als des Herzogs von Bourbon Generallieutenant für das Gouvernement von Guyenne, gründete um 1490 das Collegiatstift zu Cadillac und errichtete 1500 sein Testament. Vermählt 1469 mit Katharina von Foix, der Infantin von Navarra, Tochter des Grafen Gaston IV. und der Königin Eleonora von Navarra, dann als Witwer mit Isabella von Albret [23]), hatte er in der ersten Ehe vier Kinder: Gaston III., Johann, Peter und Anna, drei: Alan, Amanjeu und Louise, in der zweiten Ehe. Louise wurde 1514 des ersten Prinzen von Epinoy, des Franz von Melun, Gemahlin. Amanjeu, Protonotarius 1542, Abt von Bolbonne und S. Ferme, Bischof von Carcassonne, dann von Mâcon durch Tausch, 1556, starb als Bischof von Bazas. Alan, Vicomte von Castillon, wurde in der Ehe mit Francisca von Montpezat ein Vater von drei Töchtern. Anna, „eine starke, dickleibige Prinzessin," wurde dem Könige Wladislaw II. von Ungarn und Böhmen, zur Gemahlin angetragen und alsbald Gegenstand lebhafter Debatten für des Monarchen Conseil, indem einige Räthe ihre Verwandtschaft mit König Ludwig XII., an dessen Hofe sie doch erzogen worden ist, und sogar ihre eheliche Geburt bezweifelten. Darüber Gewißheit zu erlangen, wurde Felix Petantzi, der Kanzler der Stadt Zeng, nach Frankreich entsendet, unter dem Vorwande, daß er dort die Anträge des Großmeisters der Rhodiserritter unterstützen solle. Der Bericht des Petantzi und ein auf der Rückreise ihn begleitender französischer Geschäftsträger, Robert, zerstreuten alle Zweifel, und es erfolgte in feierlicher Versammlung von Prälaten, Baronen und adeligen Ausschußmännern die Verlobung, gegen welche zwar bei dem französischen Hofe Einspruch zu thun K. Maximilian am 21. Nov. 1501 seinen Sohn, den Erzherzog Philipp, beauftragte. Darauf nahm, wie leicht zu erachten, Ludwig XII. keine Rücksicht, und die Braut begab sich auf die Reise nach Mailand und Venedig. Schon war durch Kreisschreiben an alle Comitate und Städte (den 14. Juni 1502) die Krönung der Königin auf den 19. Aug. festgesetzt, worauf sodann die Hochzeit folgen sollte, als unerwartet eine Verzögerung eintrat. Die Türken waren nämlich bei Malomfalva über die Save gegangen, hatten Posega und Valpo verbrannt und machten die Straße dergestalt unsicher, daß Anna nicht ungern ihren Aufenthalt in Venedig, wo der prächtigste Empfang ihr bereitet worden war, verlängerte. Diesem Uebelstande durch eine Diversion abzuhelfen, gebot der König einen verheerenden Einfall in das Donauthal, Widdin und Kladowo wurden verbrannt, die Vorstädte von Nikopel verheert, viele Wagen von Türkenköpfen, als Trophäen bei der Hochzeitfeier zu dienen, eingebracht. So konnte denn die Königin ihre Reise fortsetzen und am 29. Sept. 1502 in Stuhlweißenburg die Krone empfangen. Das Gefolge, welches sie aus Frankreich mitgebracht hatte, z. B. der Oberstthofmeister, „Magnificus Dominus de Mylad [24]) cum sua coniuge," wurde ihr gelassen, und das mag ihr in den ersten Zeiten ein wesentlicher Trost geworden sein. Denn Alles, was ihr vorkam, stand in entschiedenem Widerspruche zu dem geregelten, glänzenden Hofe Ludwig's XII.; beinahe noch widerwärtiger, als die abgeschlagenen Türkenköpfe, mögen der feinen Frau die übermüthigen Barone, die Rohheit und Bettelhaftigkeit ihres Gemahls erschienen sein. Hieß ihr doch Wladislaw der König der Könige, weil nämlich seine angeblichen Vasallen ohne Ausnahme als Könige sich gebarten. Aber mit der Lebensklugheit einer Französin, und zumal einer Gascognerin, wußte sie nicht nur in ihre Lage sich zu finden, sondern auch nach Möglichkeit sie zu verbessern. Der Armuth zu steuern, führte sie bei dem öffentlichen, wie bei dem Privatschatze eine bessere Wirthschaft ein, und trotz der mancherlei Reductionen des Hofstaates, durch sie geboten, wurden allen äußerlichen Beziehungen des Königs und seiner Familie Anstand und Würde, bis in Ungarn unbekannte Alliirte der höchsten Gewalt, erzielt. Sogar ein goldenes Tafelservice hat die haushälterische Königin anzuschaffen gewußt. Noch höhere Bewunderung verdient sie wegen ihres richtigen Taktes für die Beurtheilung der öffentlichen Angelegenheiten. Blinde Parteiwuth hatte ihr die Vermählung ihrer am 23. Juli 1503 geborenen Tochter, der Prinzessin Anna, mit Johann Zapolya zugemuthet; die Mutter, empört über den Gedanken, daß die Königstochter den Razen- oder Judenbuben in ihr Bett aufnehmen sollte, gelangte zu der Entdeckung, daß Ungarn durch sich allein nicht zu bestehen vermöge, und daß zur Sicherheit ihres Herrn und seines Throns die genaueste Verbindung mit Oesterreich unumgänglich nothwendig. Durch die Convention vom 20. März 1506 wurde die dereinstige Verbindung der Prinzessin Anna mit dem Erzherzoge Ferdinand verabredet, auch daß im Falle die

23) In dem Ehevertrage (den 30. Jan. 1494) verzichtete der Schwiegervater auf den Titel eines Captals von Buch, den die Prinzen des Hauses Albret sich seit dem Tode des Grafen Johann von Foix angemaßt hatten.

24) Johann von Foix, Vizconde von Milla.

Königin von Ungarn einen Prinzen gebären würde, dieser die Erzherzogin Maria heirathen solle; in einem Supplementarvertrage vom 28. März wurde ferner bestimmt, daß im Falle von Wladislaw's Hinscheiden der Kaiser die Vormundschaft über dessen Kinder zu führen habe. In dieser Weise hat die staatskluge Anna dem frechen Ehrgeize der Zapolyas entgegengewirkt und ein Ereigniß von unberechenbarem Einflusse auf die Weltgeschichte vorbereitet. Damals hatte sie beinahe den sechsten Monat ihrer Schwangerschaft zurückgelegt; da das Geschlecht des zu hoffenden Kindes, bei dem Stande der Dinge, von der höchsten Wichtigkeit war, wurden, dem Verdachte einer untergeschobenen Geburt auszuweichen, ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln angeordnet: namentlich erhielt Johann Zapolya die Weisung, bei der Entbindung der Königin zugegen zu sein. Diese erfolgte den 1. Juli 1506, und die Mutter hätte gar gern dem Kinde, einem Knaben, den Namen ihres Lieblingsbruders, Julius [25]), beigelegt, die Zapolyaner entschieden aber für den Namen Ludwig, zu Ehren Ludwig's XII., als des unwandelbaren Widersachers für den Kaiser. Aber auch die Mutter des Kindes sollte den widerwärtigen Einfluß der Zapolya in seiner Verderblichkeit empfinden. Die kreisende Frau, beschämt wegen der Gegenwart des wildfremden Mannes, hatte für die schwere Geburt nur sehr wenige Hilfe zugelassen; sie erkrankte im Laufe der Festlichkeiten und starb zu Ofen den 26. Juli 1506. Ihr jüngster vollbürtiger Bruder, Peter von Foix, Baron von Langon, lebte in kinderloser Ehe mit Louise du Pont, der Erbin von le Pont-l'abbé. Johann von Foix wurde in dem Alter von 18 Jahren 1501 zum Erzbischof von Bordeaux erwählt und in solcher Eigenschaft von Papst Alexander VI. am 18. Febr. 1504 bestätigt. Er starb den 25. Juni 1529 und wurde zu Langon in der Kirche des Karmeliterklosters beerdigt. Gaston III. endlich, Graf von Candale und Benauges, Captal von Buch, beigenannt der Hinkende, starb 1534, nachdem er in seiner Ehe mit Martha, der Gräfin von Astarac, auf Aspect, zehn Kinder gezeugt: Karl, Friedrich, Johann, Peter, Franz, Christoph, Karl II., Maria, Francisca und Jacobine. Karl, der Erstgeborene, trug den Titel eines Grafen von Astarac, obgleich seine Mutter noch 1550 am Leben war, und stand 1528 unter Lautrec's Befehlen vor Neapel, als ihm der Auftrag wurde, den Prinzen von Navarra und die 800 von Barbezieux ans Land gesetzten Knechte in Nola abzuholen. Er hatte den Auftrag glücklich vollstreckt und näherte sich dem Lager, als die Besatzung von Neapel sich ihm entgegenstellte und ein Gefecht erzwang, in welchem Karl, am Arme verwundet, in Gefangenschaft gerieth. Er wurde nach drei Tagen ausgewechselt, starb aber schon den andern Tag seines Wiedereintreffens bei der Armee [26]).

Johann, Graf von Astarac, heirathete die seinem Bruder Karl bestimmt gewesene Braut, der Königin Katharina von Navarra älteste Prinzessin Anna, und starb kinderlos, 1532. Christoph, der Königin von Navarra Grand-aumônier, wurde auf den bischöflichen Stuhl von Aire erhoben, den 5. Mai 1560, und starb 1570. Karl II., auf Villefranche und Montcassin, wurde in der Ehe mit Anna von Anticamera der Vater des einzigen Sohnes. Gaston von Foix, Baron von S. Sulpice, auf Villefranche und Tournecoupe, Staatsrath und des St. Michaelsordens Ritter, geb. den 1. Jan. 1573, gest. den 29. Jan. 1635. Vermählt mit Margaretha von Grossolles, hinterließ Gaston drei Kinder: Gaston Bernhard, Louise und Henriette. Gaston Bernhard auf Villefranche lebte in kinderloser Ehe mit einer Castelnau-Marmande und wurde in einem Zwiste über Jagdgrenze ermordet. Louise von Foix trat in den Benedictinerorden, that Profeß den 2. Juli 1636, nahm Besitz von der Abtei S. Glossinde zu Metz den 30. März 1654 und wurde als Aebtissin den 26. Mai 1658 geweiht. Henriette, auf Villefranche, vermählte sich den 24. Jan. 1639 mit dem Baron von Esclignac, Aimeri von Preissac, ging als dessen Witwe die zweite Ehe ein, den 8. Juli 1658, mit Karl von Montlezun und starb den 1. Oct. 1689. Franz von Foix, der fünfte von Gaston's III. Söhnen, geb. 1512, Bischof von Aire 1570, Commandeur des Heiligengeistordens, starb den 5. Febr. 1594 in dem Alter von 81 Jahren, 5 Monaten und 20 Tagen zu Cadillac in seinem Schlosse und wurde zu Bordeaux in dem Chore der Augustinerkirche beigesetzt. Dort hat seine Schwester Maria, vermählt mit Guido d'Aydie, dem Vicomte von Riberac, ihm ein Monument gesetzt. Es schreibt von ihm de Thou: „Geboren in erlauchtem Hause, empfing er von Tugend und Wissenschaft einen noch höhern Glanz. In dem Gange seiner Studien unterbrochen, sodaß er, vermöge seiner Geburt, von den frühesten Jahren an genöthigt, dem Hofe zu folgen, ergänzte er durch eigene Kraft die Mangelhaftigkeit seiner Erziehung, und was andere Jünglinge unter der Anleitung ihrer Lehrer kaum zu fassen vermögen, das ergründete er, den Kinderschuhen nur eben entwachsen, vermöge seines natürlichen Scharfsinns, vermöge eines eigenthümlichen Berufs für die Wissenschaften, vorzüglich die Mathematik. Sein ganzes Leben hindurch hat er die Studien geliebt und niemals aufgehört, dieser Neigung zu opfern; daraus erklären sich des Mannes große Fortschritte, und daß er nicht nur der Vorgänger Entdeckungen zu vervollständigen, sondern auch neue zu

25) So finden wir bei den ungarischen Chronisten. Die uns zugänglichen Stammtafeln kennen den Bruder Julius nicht. 26) „C'estoit un brave et honneste seigneur, s'il en sortit jamais de la maison de Foix, s'il eust continué comme il avoit commencé. Je ne cogneus jamais homme si soigneux et désireux d'apprendre le faict de la guerre des vieux capitaines, que celuy-là. Pour c'est effect, il se rendoit plus subject du comte Pedro de Navarre, que le moindre de ses serviteurs. Il desiroit entendre la raison de toutes choses, et s'informoit de tout, sans s'amuser à ce que la jeunesse desire et ayme. On le trouvoit plustost au quartier du comte Pedro, qu'à celui de M. de Lautrec, aussi le comte disoit tousjours qu'il se nourrissoit là un grand capitaine; et à la vérité, quand on le porta, ledit comte le baisa la larme à l'oeil. Ce fut une grande perte.“ Montluc.

machen vermochte. Beweise seiner großmüthigen Freigebigkeit hat er in jener der Stadt Bordeaux zugewendeten Rente, von deren Ertrage ein Gegengift seiner Erfindung, dem Publicum zum Vortheil zu bereiten, einen Lehrer der Mathematik zu besolden, hinterlassen. Unsterblich aber werden seine Schriften sein." Dahin gehören die Uebersetzung von dem Paemander des Hermes (Bordeaux 1574. 8.; 1579. Fol.), von welchem er auch, mit des Jos. Scaliger Beihilfe, eine griechisch-lateinische Ausgabe besorgte (ebendas. 1574. 4.), dann eine lateinische Ausgabe von Euklid's Elementen (1566), welcher ein 16. Buch, des Herausgebers eigene Arbeit, von den unregelmäßigen und von den regelmäßig unregelmäßigen Körpern, wie er es nennt, beigefügt. Den spätern Ausgaben (Paris 1578 und 1602. Fol.) hat er noch zwei weitere Bücher über den nämlichen Gegenstand angehängt. Des Bischofs Arbeiten über Euklides „haben weniger Werth, als seine Uebersetzung des Paemander, in welcher er auffallende Unbekanntschaft mit der Philosophie der alten Aegypter verräth." Auch de Thou muß sich gefallen lassen, daß die Nachwelt seine Urtheile verwirft. Der durch den Bischof bei dem Collège d'Aquitaine in Bordeaux gestiftete mathematische Lehrstuhl wurde durch Concurs vergeben, und die Aspiranten mußten bis zum Jahre 1710 ein besonderes Examen über die regelmäßigen Körper bestehen. Auch das dasige Hospital hatte der Bischof bedacht. Sein älterer Bruder Friedrich succedirte dem Vater als Graf von Candale, Benauges und Astarac, Captal von Buch u. s. w. Indem er zugleich der Erbe aller der Liebe war, welche von jeher die Bewohner der Provinz dem Hause Foix zuzuwenden gewohnt waren, sollte er, hauptsächlich nach dem Wunsche der Bürgerschaft von Bordeaux, mit dem Amte eines Lieutenant-général des Gouverneurs, des Königs von Navarra, bekleidet werden. Dieser hatte sich aber zu seinem Stellvertreter den Tristan von Monneins ausersehen, und veranlaßte durch diese Gleichgültigkeit für die Wünsche der Bevölkerung in Bordeaux selbst einen Aufruhr, der zu der Ermordung des Monneins ausschlug (1548). Des Königs von Frankreich Zorn richtete sich alsbald gegen die Rebellen und ihre Züchtigung wurde dem Connétable übertragen. Unter diesen Umständen wagte der Graf von Candale eine Vermittelung, die wenigstens seinen guten Willen, sein Mitgefühl für die Leiden eines durch Mishandlung zur Verzweiflung und Empörung getriebenen Volkes bekundet [27]). Er befand sich unter den für die pünktliche Erfüllung des Friedensvertrags von Château-Cambresis gegebenen Geiseln, unterstützte nach Kräften seines Sohnes Thätigkeit in Verfechtung der katholischen Interessen, und starb im August 1571. Vermählt 1540 mit Anna von la Rochefoucauld, hinterließ er zwei Kinder: Heinrich und Charlotte Diana. Die Tochter heirathete 1579 ihren Vetter, den Grafen von Gurzon, Ludwig von Foix, der Sohn, Heinrich, Graf von Candale, Benauges und Astarac, Captal von Buch, war noch nicht ererbt, als er aus dem Städtchen Langon, einem alten Besitzthume seines Hauses, mit gewaffneter Hand die sämmtlichen Protestanten austrieb (1562). Hierauf vernehmend, wie Burie zu Bordeaux in Gefahr stehe, einer Meuterei in dem hugenottischen Theile der Bürgerschaft, welcher Durfort seine Mitwirkung verheißen hatte, zu unterliegen, eilte Candale mit seinen Reisigen dem Schauplatze der Gefahr zu. In Cadillac kreuzte er sich mit Durfort, der, von 1200 Mann begleitet, von der verunglückten Expedition gen Bordeaux zurückkam, und in seinem eigenen Hause wurde der Erbgraf von Candale aufgehoben und an die Königin von Navarra ausgeliefert. Diese versprach ihm goldene Berge für den Fall, daß er ihrer Partei sich anschließen wolle, und ließ ihn frei und frank ziehen. Dem jungen Manne war es aber niemals eingefallen, sich im Ernste gegen die Königin verpflichtet zu haben; unter dem Vorwande, für seine Vereinigung mit Durfort sich zu rüsten, gewann er einige Tage. Mittlerweile hatte Montluc seinen Marsch gegen Bordeaux fortgesetzt; als er ihn nahe genug wußte, fand Candale sich bei ihm ein, um fortan den Protestantismus und zugleich dessen Verfechter Durfort zu bekämpfen, „car il dit que c'estoit une promesse forcée et qu'il n'estoit prisonnier de guerre." Inmitten des großen Drama's entspann sich, als ein Zwischenspiel, die Fehde der Häuser Foix und Durfort (1562). Aber im Ganzen befand sich, bei der Menge der Hugenotten in Aquitanien und bei der Nähe von Navarra, die katholische Partei im Nachtheil; das Gleichgewicht herzustellen, verfielen der Junggraf und sein Vetter, der Marquis von Trans, German Gaston von Foix, auf die Idee einer provinziellen, katholischen Liga. Derselben sind alsbald des alten Grafen Bruder, der Bischof von Aire, Montluc, Gabriel von Caumont-Lauzun, Escars und Merville beigetreten, es wurden Truppen zusammengezogen, und in einem Manifest vom August 1564 erklärte Graf Friedrich von Candale, der Liga erwähltes Haupt, den Hugenotten, als den Verächtern der königlichen Edicte, als einer Verbindung von ehrlosen Mördern, den Krieg. Von Stund an nahmen die Ereignisse eine andere Wendung, und die Hugenotten, von der Gewalt Nichts mehr hoffend, suchten bei den Gesetzen Zuflucht. Der Graf von Candale und seine Verbündeten wurden als Störer des öffentlichen Friedens angeklagt, auch sofort, nach dem Brauche der Parlamente, zur Rechenschaft gezogen, daß sie es gewagt hatten, ihr Leben und ihr Eigenthum zu vertheidigen, bis endlich eine königliche Ordonnanz die Untersuchung niederschlug, und erklärte, daß der Graf von Candale und seine Helfer nach dem Willen des Monarchen gehandelt hätten (1565). Die Liga mußte sich auflösen; aber der Junggraf von Candale war zu solchem Ansehen gelangt, daß, nachdem er, laut Eheberedung vom 12. Juli 1567, des Connétable von Montmorency Tochter Maria geheirathet, der Schwiegervater ihm zu dem Gouvernement von Bordeaux und Bordelais verhelfen konnte, so ungeduldig das auch der alte Montluc ertrug. Als hierauf Candale's Schwager

27) Man siehe des Grafen Schreiben an den König in den Mémoires servant à l'histoire de Henri II. p. 167.

Damville, Sommières belagerte, fand jener sich mit 22 Compagnien Gascogner bei den Belagerten ein. Er besprach mit Damville den Gang der Belagerung, den er in seiner Langsamkeit höchst misbilligte, und des Schwagers ganzes Benehmen verdächtig findend, äußerte er bittern Verdruß über die traurige Lage des Vaterlandes, und daß die Franzosen fortwährend, einigen Schurken und Spitzbuben zu Liebe, sich die Hälse brechen müßten. Den andern Tag wurde gestürmt, Candale führte seine Gascogner gegen die Citadelle, verlor aber in verzweifelten, vergeblichen Anstrengungen 300 Mann und blieb selbst auf dem Platze, Februar 1573. Er hinterließ nur Töchter, Margaretha und Franziska. Margaretha, die alleinige Erbin ihres großen Hauses, wurde den 23. Aug. 1587 dem Herzoge von Epernon angetraut, und sollte, nach einer Bestimmung des Ehevertrags, der älteste Sohn den Namen Foix tragen. Sie starb den 23. Sept. 1593, ihre Schwester im September 1649. Wie diese durch einen habsüchtigen Schwager gewaltsam dem Kloster zugeführt wurde, erzählt der Art. Epernon S. 295.

Die Linie der Vicomtes von Milla, Grafen von Gurzon und Fleix, Herzoge von Randan. Johann, der jüngere Sohn des gleichnamigen Grafen von Candale und der Margaretha von la Pole, war bei dem Großvater zu Milla auferzogen worden und erhielt durch väterliche Disposition vom 17. Sept. 1481 die Vicomté Castillon-sur-Dordogne, Gurzon, Fleix, la Treine und Montguion. Er erwirkte 1505 ein königliches Patent, wodurch ihm erlaubt war, den Namen seiner Herrschaft Fleix (Périgord) in Meilles (die Corruption von Milla) zu verwandeln, trug bei dem Leichenbegängnisse der Königin Anna von Bretagne, als ihr Vetter, einen der Zipfel des Leichentuchs, 1513, und errichtete sein Testament 1521. Er hatte durch Ehevertrag vom 4. Sept. 1507 des Ludwig von Villeneuve, des ersten Marquis von Trans Tochter Anna geheirathet und mit ihr das Marquisat Trans, in der Nähe von Draguignan, erhalten. Nachmals fand sich aber, daß besagtes Marquisat dem Mannsstamme des Hauses Villeneuve substituirt sei, und es entspann sich daraus ein langwieriger Proceß, der endlich gegen Johann's Urenkel, Friedrich von Foix, entschieden worden ist. Von Johann's sechs Töchtern haben vier, wie das durch der Mutter reiches Besitzthum bedingt war, Männer in der Provence gefunden, der Sohn German Gaston, Marquis von Trans, Graf von Gurzon und Fleix, Vicomte von Meille, Ritter des königlichen Ordens, Staatsrath und Hauptmann über 50 Lanzen, verrichtete 1559 eine Gesandtschaft bei der Königin Elisabeth von England und entwickelte für die Bildung einer katholischen Liga in Guyenne, 1564, die ersprießlichste Thätigkeit, daher auch de Thou nicht umhin kann, ihn einen leidenschaftlichen Mann, der sich in Tumult und Wirren gefalle, zu nennen. Er starb in hohem Alter, mit Hinterlassung eines Testaments vom Jahre 1591. Seine drei Söhne: Ludwig, Graf von Gurzon, Gaston, Vicomte von Meille, und Franz Phöbus, Graf von Fleix, obgleich Katholiken wie der Vater, folgten den Fahnen des K. Heinrich von Navarra, als ihres Vetters, und fanden alle drei den Tod in dem Gefechte bei Moncrabeau, drei Stunden von Nerac, welches sie am 26. Juli 1580 gegen Hector von Pardaillan bestanden hatten. Ludwig, der älteste der Brüder, war eben in seiner Ehe mit Charlotte Diana von Foix, einer Tochter des Grafen Friedrich von Candale, der Vater Friedrich's geworden, welcher, Graf von Gurzon und Fleix, Vicomte von Meille, Baron von Aymet, Levignac, Montcucq und Montpont, Staatsrath, Hauptmann über 100 Lanzen, Maréchal-de-camp, Groß-Seneschalk von Guyenne seit 1616, den Hugenotten 1622 Aymet und Monac entriß und 1655 sein Leben beschloß. Es hatte derselbe sich laut Eheberedung vom 23. Juni 1611 mit des Grafen von Lauzun, mit des Franz Nompar von Caumont Tochter Katharina, der Erbin von Montpont in Périgord verheirathet und mit ihr (gest. den 21. Jan. 1671) eilf Kinder gezeugt. Eine Tochter, Susanna Henriette, Captalin von Buch, Frau auf Montpont, starb 1714 [28]). Von den drei Söhnen fiel der jüngste, Ludwig, der Chevalier de Foix, in dem Gefechte bei Sillery den 2. Sept. 1657 und der mittlere, Heinrich, Vicomte von Meille, Maréchal-de-camp, starb an den Folgen einer in der Dünenschlacht, 1658, empfangenen Wunde. Er hatte bei Freiburg und Nördlingen gefochten. Auch der älteste Sohn, Johann Baptist Gaston, Graf von Fleix, Gouverneur von Mâcon und Lieutenant de roi au bailliage de Mâconnais, fand den Tod auf dem Schlachtfelde in der Belagerung von Mardyck den 13. Aug. 1646. Es war dieser seit dem 28. Sept. 1637 mit Maria Clara von Beaufremont, der ersten Dame d'honneur der Königin Anna von Oesterreich, verheirathet und durch sie Vater von drei Kindern, Johann Baptist Gaston, Heinrich Franz und Karl Heinrich. Davon starb Karl Heinrich, Abt von Rébais, in der Brie im Mai 1671. Johann Baptist Gaston, Herzog von Randan, Graf von Fleix und Gurzon, Gouverneur von Mâcon und Lieutenant de roi für Mâconnais, vermählte sich im Januar 1664 mit Magdalena Charlotte von Albert-Ailly, die als des Herzogs Heinrich Ludwig von Chaulnes einzige Tochter zu einer reichen Erbschaft berufen; sie starb aber im Wochenbette den 3. Aug. 1665, ihr Gemahl in dem Alter von 27 Jahren den 12. Dec. n. J. und endlich auch den 2. Mai 1667 die Tochter Maria, welche der Mutter das Leben gekostet hatte. Der mittlere Bruder, Heinrich Franz von Foix, geb. 1640, hat demnach allein der Mutter reiche Erbschaft gethan. Sie, geborene Beaufremont, besaß in Burgund das Marquisat Senecey, Givry, Cruffille-la-Mâconnaise, Dracy-le-fort, S. Germain-du-bois, in der Bresse Chalonaise, desgleichen in Auvergne das Herzogthum Randan, und das Alles hinterließ sie bei ihrem Ableben, den 29. Juli 1680, dem

28) „Une vieille mademoiselle de Foix, tante parternelle du duc de Foix, fort-riche et de beaucoup d'esprit, à ce que j'ai ouï dire à M. de Lausun, qui en hérita en partie; elle n'avoit jamais voulu sortir de ses terres, où elle vivait en grande dame, et avec des hauteurs qu'on passait à l'âge et à la coûtume, et qui ne seraient de mise aujourd'hui.“ S. Simon.

einzigen überlebenden Sohne, welcher seitdem nach seinem vollen Titel hieß: Heinrich Franz de Foix de Candalle, Herzog von Randan, genannt von Foix, Pair von Frankreich, Graf von Fleix, Captal von Buch, Marquis von Senecey. Er vermählte sich 1674 mit Maria Charlotte von Roquelaure, einer Tochter des Herzogs Gaston Johann Baptist von Roquelaure, empfing 1688 den Heiligengeistorden, verkaufte 1695 Givry, starb kinderlos, als letzter Mann seines Hauses, den 22. Febr. 1714, und wurde zu Paris in der Kirche der Capucinessen beerdigt [29]). Seine Gemahlin war in dem Alter von 55 Jahren, den 22. Jan. 1710, verstorben [30]). Paul von Foix, Johann's Sohn, der berühmte Staatsmann und Erzbischof von Toulouse, gehört dem Geschlechte von Carmaing an, welcher jedoch, seit Johann, der Vicomte von Carmaing, Isabellen, die einzige Tochter des auf der Brücke von Montereau erschlagenen Archibald von Foix, geheirathet hatte, den Namen von Foix trug. Paul, geb. 1528 und von den nicht gar bemittelten Aeltern dem geistlichen Stande bestimmt, machte seine Studien zu Paris, erwarb sich von dem Griechischen so viel Kenntniß, als zum Verstehen der Autoren erforderlich, in dem Lateinischen aber eine eminente Fertigkeit, und absolvirte seine Philosophie mit Glanz, worauf er dann nach Toulouse zog, um der Jurisprudenz sich zu widmen. Ihm erschlossen sich in kurzer Frist die Tiefen der Wissenschaften, sodaß er, nach dem Empfange der akademischen Grade, es wagen durfte, da als Lehrer aufzutreten, wo er kaum noch ein Lehrling gewesen war. Die ganze akademische Bevölkerung drängte sich in seinen Vorlesungen, selbst geprüfte Hochlehrer fanden sich da ein, „um von dem jungen Manne zu lernen, was sie noch nicht wußten," sagt Muret. Nach Beförderung sich umsehend, trat Paul an dem Hofe Heinrich's II. auf, und sein Verdienst verschaffte ihm die Stelle eines Raths bei dem Parlament von Paris. Eifrig den Berufsgeschäften sich hingebend, benutzte er die Stunden der Muße, um mit seinem Lieblingsautor, mit Aristoteles, mit philosophischen Forschungen überhaupt sich zu befassen, wobei ihm Jacob Charpentier, der leidenschaftliche Gegner des Ramus, und der Calabrese Nifo zur Hand gingen. Aber die neuen Ideen in der Religion fanden mit jedem Tage eine allgemeinere Verbreitung. Die Regierung verfügte gegen die Sectirer die strengsten Maßregeln, und die richterlichen Behörden hingegen vermochten es nicht, sich über die Anwendung der Gesetze zu einigen. Die grand' chambre entfaltete große Strenge; milder verfuhr die Tournelle. Diese Ungleichheit nannte der Generaladvocat Bourdin einen Scandal, über dessen Beseitigung er im April 1559 den vrrsammelten Kammern ein Réquisitoire vortrug. Einer spätern Sitzung, den 17. Juni, wohnte der König selbst bei; er vernahm mit großem Unwillen die Reden einer Anna du Bourg und Viole Dufour und verordnete deren Verhaftung, während Paul von Foix, weil er zu Gunsten der gelindern Ansicht sich ausgesprochen hatte, Hausarrest bekam und durch den Spruch einer Commission vom 2. Jan. 1560 zum Widerruf genöthigt, auch für die Dauer eines Jahres aus dem Parlament entfernt wurde. Ein Ausspruch des Parlamentes vom 8. Febr. 1560: „qui absoult iceluy Foix des cas à lui imposés," gab ihm die verlorenen Rechte zurück, konnte aber den Widerwillen, den er wegen dieser Verwickelung gegen seine Stelle gefaßt, nicht heben. Paul gab sie 1561 auf, in der Absicht fortan die diplomatische Laufbahn zu verfolgen. Er debütirte unter dem Schutze der Königin Mutter mit einer Gesandtschaft an dem Hofe der Königin von Schottland, wo jedoch nach der Stimmung der Bevölkerung der Einfluß eines Katholiken, eines Abbé, gar beschränkt sein mußte. Es war dieser Posten auch nur ein Uebergang zu der wichtigern Gesandtschaft in England, Ausgang 1561. Vier Jahre brachte er in Westminster zu, ein ohnmächtiger, wenn auch vielleicht unwilliger Zeuge der Grausamkeiten, von welchen die Einführung des neuen religiösen Systems begleitet war. Das nicht gar bedeutende Verdienst, das er in den Unterhandlungen mit der jungfräulichen Königin sich hatte erwerben können, belohnte Karl IX. mit einer Stelle im Staatsrathe, sofort zu einer andern Verhandlung sich seiner bedienend. Um ein Darlehen von der Republik Venedig zu erhalten ausgesendet, brachte Foix 100,000 Zecchinen mit, der erschöpften Schatzkammer eine erwünschte Beihilfe. Sie verschaffte ihm den Titel eines Conseiller d'honneur bei dem Parlament von Paris. Wiederum ging Foix nach England als Brautwerber für den Herzog von Anjou, als Vermittler in dem Zwiste der beiden Königinnen; die gesuchte Heirath scheiterte, die Königin von Schottland bestieg das Blutgerüst. Eine leichtere Aufgabe stellte 1573 sich dar: Paul hatte die polnische Gesandtschaft, welche dem Herzoge von Anjou die Resultate der Königswahl verkündigte, zu begrüßen, dann bei den verschiedenen Höfen, von denen Gratulationen für diese Wahl eingelaufen waren, im Namen Karl's IX. die Danksagung abzustatten. Mit Italien sollte der Anfang gemacht, demnächst Teutschland, endlich Polen bereist werden. Einzig zu Rom konnte eine Schwierigkeit sich finden. Da war Foix einigermaßen anrüchig, weil man den ihm gemachten Vorwurf der Ketzerei nicht satt-

29) „C'était un fort petit homme, de fort petite mine, qui, avec de la noblesse dans ses manières, de l'honneur dans sa conduite, de la valeur dans le peu qu'il avait servi, et un esprit médiocre, n'avait jamais été de rien, ni figuré nulle part; mais il s'était fait aimer partout par l'agrément et la douceur de sa société. Il ne s'était jamais soucié que de s'amuser et de se divertir. Il avait trouvé la duchesse de Foix de même humeur, et on disait d'eux avec raison qu'ils n'avaient jamais eu que dix-huit ans, et étaient demeurés à cet âge, mais toujours dans la meilleure compagnie, et peu à la cour où il était peu considéré; il finit la plus heureuse maison du monde, mais en qui le bonheur ne se fixa pas." S. Simon.

30) „Elle fut regrettée de tout le monde, et beaucoup de M. de Foix. Madame de Foix était la plus jolie bossue qu'on pût voir, grande, dansant autrefois en perfection, et ayant tant de grâces qu'on n'eût pas voulu qu'elle n'eût point été bossue; peu de la cour, fort du grand monde et du jeu, extrêmement amusante sans la moindre méchanceté; n'ayant jamais eu plus de quinze ans à cinquante-cinq ans, qu'elle mourut sans enfants." Ibid.

sam gehoben fand. Gleichwol mußte die Fahrt angetreten werden. Des Gesandten Gefolge zu mehren, fand sich Jacob Aug. de Thou zu Gien bei ihm ein, und dieser hat seinen Memoiren einen anziehenden Bericht über die Reise eingefügt. Wir mögen daraus die zweckmäßigste Anwendung der Zeit erlernen. Paul, zu Roß, hatte neben sich seinen Secretair Arnold d'Ossat, den nachmaligen Cardinal; dieser mußte ihm Plato's Schriften vortragen. Im Wirthshause, während in Erwartung der Mahlzeit die ganze Gesellschaft vereinigt war, trug Franz Choesne, des Gesandten Vorleser, des Cujaz Summarien über die Pandekten vor, die sodann Foix weitläufiger ausführte, um den wortkargen Lehrer zu erinnern, daß unter Umständen auch selbst die Kürze ein Gebrechen sein kann. „Es hat auch der sanfte Tadel seines Zweckes nicht verfehlt, sintemalen Cujaz in seiner Arbeit über den Coder ungleich vollständiger sich ausspricht. Er hat sie dem großen Paul gewidmet, und bezeigt ihm in der Vorrede seine höchste Achtung." Nach der Mahlzeit nahm Choesne ein anderes Buch, des Aler. Piccolomini Commentarien über die Geheimnisse der Physik zur Hand, und diese Vorlesung wurde als eine Lieblingsmaterie entweder durch Foix oder durch Ossat erläutert und ausgeführt. In solcher Weise gelangte man nach Turin, dann zu Wasser in einem Fahrzeuge, welches der Herzog von Savoyen hatte anschaffen lassen, nach Lodi. Es wurden die Höfe von Mantua, Mirandola und Ferrara besucht, und Foix hatte in Ferrara eine Unterredung mit dem Dalmatiner Franz Patrici, welcher den Aristoteles in einer bis dahin unerhörten Weise erklärte. Man beschuldigte ihn sogar, gefährliche Neuerungen in den Born der Weisheit einführen zu wollen. Eine herzogliche, kostbar geschmückte Galeere trug die Gesandtschaft nach Venedig, wo indessen, inmitten der Festlichkeiten des Empfanges, Foix Nachrichten aus Rom empfing, geeignet, ernstliche Besorgnisse um die ihm daselbst bereitete Aufnahme zu erwecken. Er beschloß, in Padua bestimmtere Befehle von seinem Hofe abzuwarten, zugleich aber seine Freunde in Rom in Bewegung zu setzen, damit durch ihre Vermittelung das ihm bedrohliche Vorurtheil beseitigt werde. Es kamen denn auch beruhigende Nachrichten und gegen Ausgang des Winters 1573—1574 reiste Foix über Legnago und Budrio nach Bologna, wo neuer Pomp seiner wartete, aber auch eine Unterredung mit Karl Sigonius. Mit Schnee bedeckt fand er noch die Thäler des Apennins, dagegen in der ganzen Pracht des Frühlings strahlend die Ufer des Arno. Franz Maria, der nachmalige Großherzog, kam zu Florenz ihm entgegen, er sah auch den alten Großherzog Cosmus und verkehrte mit Ant. Maria Salviati, Robert Ridolfi, Peter Vettori. In Siena überraschte er durch seinen Besuch den alten ehrwürdigen Piccolomini, der eben mit seinen Commentarien über Aristoteles beschäftigt; und von da machte er einen Ausflug nach Lucca, auch gegen die dasige Signorie sich seines Auftrags zu entledigen. In drei Tagen gelangte er von Lucca nach Rom, und es geleitete ihn der Gesandte zur geheimen Audienz des Papstes, der nach einigen Tagen die öffentliche folgte. Aber man verlangte von ihm, daß er sich eine Revision des Processes von 1560 gefallen lasse, und er gab das zu, im Interesse des Friedens vielleicht, und wol auch, weil der alte Cardinal von Armagnac, ein Anverwandter, die Absicht geäußert hatte, sich seiner reichen Beneficien, namentlich des Erzbisthums Toulouse, zu Gunsten des Vetters zu entäußern: „pourvu qu'il finît ses affaires à la cour de Rome." Der Handel schlug aber, gegen alle Erwartung und Verheißung, zu großen Weitläuftigkeiten aus. Ermüdet durch den schleppenden Gang der Procedur und durch den mancherlei Verdruß, benutzte Paul das Absterben K. Karl's IX., um für eine Zeit lang Rom und seine Wohnung bei den Minoriten von Ara coeli zu verlassen, und dem Nachfolger, der auf der Reise nach Frankreich begriffen war, seine Aufwartung zu machen. Heinrich III., die Aufmerksamkeit des Papstes zu erwidern, welcher ihn durch einen Legaten hatte beglückwünschen lassen, wollte das Erwiderungscompliment durch den ausgezeichnetsten seiner Diplomaten überbringen lassen. Paul entledigte sich des in Ferrara ihm ertheilten Auftrages, und kehrte ungesäumt nach der Heimath, wo sein Rath für die wichtigsten Angelegenheiten werth gehalten und gesucht wurde, zurück. Als ordentlicher Gesandter ging er wieder 1575 nach Rom, und das Jahr darauf an den Hof des Königs von Navarra. Diesen vermochte er weder mit der Kirche noch mit K. Heinrich III. auszusöhnen, aber des Bearners Achtung erwarb er sich in hohem Grade, und wie er großen Antheil an dem fünften Pacificationsedict von 1576 gehabt, war er einer der Commissarien für dessen Vollstreckung. Der Königin-Mutter Begleiter für ihre Reise nach Guyenne 1578, übte er großen Einfluß auf die während derselben gepflogenen Unterhandlungen. Er benutzte auch die Umstände, um in der beinahe gänzlich dem katholischen Glauben entfremdeten Provinz die entweihten Kirchen ihrer ursprünglichen Bestimmung wiederzugeben und den seit langer Zeit verstummten Gottesdienst herzustellen. Der Königin Rückreise ging über Lyon, wo Foix sich von ihr beurlaubte; persönliche Angelegenheiten, die zu fördern Heinrich III. ihn am 11. Mai 1581 zu seinem ordentlichen Gesandten bei dem päpstlichen Hofe bestellte, forderten seine Anwesenheit in Rom; es war die höchste Zeit, daß der Cardinal von Armagnac seine Pfründen niederlegte und wenn Paul davon Vortheil haben sollte, mußte der 1574 erhobene Proceß zu Ende gebracht werden. Jetzt endlich, 1582, erfolgte der absolvirende Spruch, und sofort empfing der sattsam gereinigte Prälat seine Bulle als Erzbischof zu Toulouse[31]). Die Angelegenheiten des Königreichs

31) „Aveano Arrigo e Caterina già molti anni desiderato ed instato, che a Paolo di Foys con assenso del Cardinale Armignac fosse conferito l'Arcivescovado di Tolosa. Ostavano i Tolosani. Metteva scrupolo di considerazione l'essere Foys già stato inquisito per conto di eresia, et non vi mancavano altri liberi da ogni sospetto e sufficienti à tal carico. Con tutto ciò Gregorio (XIII.) favorita la purgazione di Paolo, dopo di averlo benignamente ammesso in Roma per Ambascia

erforderten aber noch für längere Zeit seine Gegenwart an dem römischen Hofe, sie waren auch noch nicht erledigt, als der Erzbischof ein bedeutendes Unwohlsein empfand. Das hielt ihn nicht ab, an einem hohen Festtage zu pontificiren, und vor dem Altar befiel ihn eine Schwäche, sodaß man genöthigt war, ihn nach Hause zu tragen. Doch besserte es sich mit ihm, und er wagte es, in den Angelegenheiten eines Landsmannes auszugehen; er klagte bei der Heimkehr über Ermüdung, wurde aufs Neue bettlägerig und starb nach wenigen Tagen, unter den Aeußerungen der herzlichsten Frömmigkeit in dem Alter von 55 Jahren. Am 29. Mai 1584 wurde er mit großem Pomp in der Nationalkirche S. Luigi de' Francesi beerdigt. Muret, der von ihm stets ein Verehrer gewesen, sprach die Grabrede, Gregor XIII. spendete dem Verstorbenen Lob und Thränen, soll auch des Willens gewesen sein, ihn mit dem Purpur zu bekleiden. Paul de Foix, in seinen jüngern Jahren vielleicht ein Indifferentist, war im reifern Alter aus Ueberzeugung zu der katholischen Kirche zurückgekehrt, ohne doch jemals den Geist der Zwietracht und der Verfolgung sich aneignen zu können oder zu wollen. Er zog es vor, durch Beispiel und Sanftmuth auf die Verirrten zu wirken. Deshalb sagt auch sein aufrichtiger Bewunderer, de Thou: „niemals schied ich aus seiner Nähe, ohne mich veredelt zu fühlen, ohne zu erstarken in tugendhaften Vorsätzen." Auger de Mauléon hat gesammelt: **Lettres de Messire Paul de Foix, archevêque de Toloze et ambassadeur pour le roi auprès du pape Grégoire XIII. au roi Henri III.** (Paris 1628. 4.). Es sind dieser Briefe, vom 29. Mai 1581 bis zum 4. Nov. 1582 reichend, 57, und an ihre Spitze hat der Herausgeber eine französische Uebersetzung von der durch Muret lateinisch gesprochenen Leichenrede gestellt. Eine auffallende Familienähnlichkeit dieser Briefe mit den ebenfalls von Mauléon veröffentlichten Briefen Ossat's hat ihn veranlaßt einzig den Stoff zu denselben auf Paul's de Foix Rechnung zu stellen, l'étoffe à laquelle puis après M. d'Ossat, son secrétaire, auroit donné la forme." Anderer Meinung ist Lelong und besonders Secousse, welcher in einer trefflichen Abhandlung über Paul de Foix (Acad. des Inscr. XVII, 620) viel natürlicher findet, daß derjenige, welcher 20 Jahre hindurch seines Patrons Gedanken zu Papier brachte, sich dessen Manier aneignete, als daß ein Minister in der vollen Reife des Talents bei einem verhältnißmäßig jungen Manne die Formen für seine Correspondenz entlehnt haben sollte.

Eine Familie von Foix, die vielleicht einen unrechten Abkömmling des ältern Grafengeschlechtes als ihren Stammvater zu betrachten berechtigt ist, hat sich in mehre Zweige getheilt. Dahin gehören die Grafen von Rabat, früher Herren von Saverdun, die Foix in Fornets, in Mardogne und la Gardiolle, diese seit dem Ausgange des 18. Jahrh. unter dem Namen der Marquis de Foix bekannt. Hingegen entstammen die Candale von Douazit und du Lau, wie auch die Béarn von Gerderets von natürlichen Söhnen aus dem Hause Foix-Grailly, und es soll das auch der Fall sein mit den in Rouffillon ansässigen Herren von Foix und Béarn, von denen wiederum die von Foix auf la Motte und Argan in Languedoc abstammen sollen. Nicolaus de Foix auf la Motte erhielt am 1. April 1633 das Patent eines Gentilhomme ordinaire de la chambre du roi, und wurde ein Vater von zwei Söhnen. Der ältere, Nicolaus Emanuel von Foix, auf Fabas, wurde durch Spruch des Intendanten Bezons als Edelmann anerkannt, 8. Juli 1669, der jüngere, Marc. Antonius, geb. auf Schloß Fabas 1627, trat 1643 in den Jesuitenorden, bekleidete die Aemter eines Rectors und Provinzials, und starb in dem Collegium zu Billom, um den halben Juni 1687. Er war ein gründlicher Theologe und ein gewandter Prediger, der mit einer würdigen hinreißenden Diction eine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens verband, dessen Talent auch durch eine edle Physiognomie und eine imponirende Gestalt gehoben wurde. Man hat von ihm: L'art de prêcher la parole de Dieu, contenant les règles de l'éloquence chrétienne (Paris 1687. 12.); ferner L'art d'élever un prince (1687. 4.) und in neuer Ausgabe unter dem Titel: L'art de former l'esprit et le coeur d'un prince (1688. 12. 2 Bde.); dann auch einige Streitschriften gegen die Jansenisten, namentlich eine Epistel an den Verfasser der Apologie für Port-royal. Die bekannte Maitresse des Herzogs von Orléans, des Regenten, Magdalena Louise, Gräfin von Sabran, war eine Foix-Rabat.

Das Wappen der Grafen von Foix zeigt drei rothe Pfähle im goldenen Felde. Nach der Erwerbung von Béarn bedienten sie sich eines gevierten Schildes 1. und 4. Foix, 2. und 3. zwei rothe Kühe im goldenen Felde wegen Béarn. Die Vicomtes von Castelbon führten 1. und 4. Foix, 2. und 3. ein mit drei Rauten besetztes Schildeshaupt. Die Grailly gaben das schwarze mit fünf silbernen Muscheln besetzte Kreuz im silbernen Felde auf, sobald sie die Grafschaft Foix erworben und führten das von Foix und Béarn gevierte Schild. Die Könige von Navarra führten 1. und 4. Navarra, 2. Foix, 3. Béarn. Die Vicomtes von Narbonne bedienten sich des vollen Schildes von Foix-Béarn, die Vicomtes von Lautrec schoben ein Herzschild ein, 2 rothe, gehende Löwen im goldenen Felde, wogegen der berühmteste Lautrec, Odet von Foix in sein geviertes Schild 1. und 4. Foix, 2. Béarn, 3. das Ankerkreuz von Comminges aufnahm. Die Grafen von Candale und Benauges unterschieden sich von den ältern Linien durch einen schwarzen Turnierkragen von fünf Lätzen, deren jeder mit fünf silbernen Muscheln besetzt. Die Grafen von Gurzon und Fleir endlich setzen auf das von Foix und Béarn gevierte Hauptschild eine goldene Lilie im blauen Felde als Herzschild, das die Herzoge von Randan

---

dore di Francia ordinario, fece anco quest' anno (1582) in grazia delle due Maestà in Concistoro spedire onoratamente la detta Chiesa in persona di lui, liberandolo dalle imputazioni suddotte, e riconciliando esso con gl' abitanti di quella Città." Maffei, Annali di Gregorio XIII.

wegwarfen, weil ihnen, als aus der einzigen noch übrigen Linie entsprossen, das Hauptwappen zukam. Von den alten Grafen von Foix kennt man eine Münze mit der Aufschrift: Rogerus comes. R. F. V. A. V. Johann von Foix-Grailly, gest. 1436, ließ zu Pamiers die sogenannten Guishems prägen, fiel aber darum in des Königs Ungnade und erhielt einzig in Betracht seiner wichtigen Dienste Verzeihung. (*v. Stramberg.*)

GRAIN [1]) (Jean Baptiste le), Herr von Guyencourt und Laye, französischer Historiker, am 25. Juli 1565 zu Paris geboren, stammte aus einem angesehenen Geschlechte der Niederlande und erhielt, obgleich er schon in seinem zweiten Jahre seinen Vater, welcher Rath am Gerichtshofe zu Paris war, verlor, durch die Sorgfalt seiner Mutter, welche stets trotz einer zweiten Ehe, welche sie bald nach dem Tode ihres ersten Gemahls schloß, große Zärtlichkeit gegen ihn bewies, eine sorgfältige Erziehung. Nach der Beendigung seiner Studien kam er durch die Verwendung einflußreicher Gönner an den Hof und in die unmittelbaren Dienste Heinrich's IV., welcher den sowol durch seine Kenntnisse, als durch sein ehrenhaftes Betragen ausgezeichneten jungen Mann so lieb gewann, daß er ihn aus eigenem Antriebe zum Rath und Requetmeister der Königin Maria von Medicis ernannte. Er versah dieses Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit, ohne seine Stellung, welche ihm genaue Einsicht in alle Verhältnisse gestattete, zu seinem Vortheil oder zum Nachtheil Anderer zu benutzen, und als er den Vorsatz faßte, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, legte er es, um völlig frei und unparteiisch berichten zu können, nieder, obgleich er, um den Ereignissen nahe zu stehen und die Ursachen derselben zu ergründen, den Hof nicht verließ, an welchem man ihn mit großer Achtung behandelte, da auch Ludwig XIII., Heinrich's Nachfolger, ihm vielfache Beweise seines Wohlwollens gab. Seine beiden Geschichtswerke, von welchen jedes in zehn Bücher eingetheilt ist und von denen das erste sich hauptsächlich mit dem Leben und Thaten Heinrich's IV. beschäftigt und das andere die ersten zehn Jahre der Regierung Ludwig's XIII. umfaßt (Décade contenant l'histoire de Henri le Grand, roi de France et de Navarre, IVe du nom, en laquelle est représenté l'état de la France depuis le traité de Cambrai en 1559 jusques à la mort dudit seigneur en 1610. Paris 1614. fol. Rouen 1633. 4. und Décade commençant l'histoire de Louis XIIIe du nom, roi de France et de Navarre, depuis l'an 1610 jusqu'en 1617. Paris 1618. fol.), erregten großes Aufsehen, fanden jedoch bei keiner Partei unbedingten Beifall, weil er ohne Scheu die Meinung, die er für die richtige hielt, aussprach; hauptsächlich aber erregte er den Unwillen der eifrigen Katholiken durch sein mildes Urtheil über die Protestanten und durch seine beredte Vertheidigung des Edictes von Nantes. Seine Gegner verklagten ihn sogar bei der Sorbonne und warfen ihm vor, er habe lobend von Edm. Richer's mißliebigen Ansichten und Schriften über den Misbrauch der päpstlichen Gewalt gesprochen, die Freiheiten der gallicanischen Kirche mit Heftigkeit gegen die Ultramontanen vertheidigt, die Einführung einiger Artikel des Conciliums von Trient als mit den französischen Gesetzen nicht übereinstimmend misbilligt und sich gegen die Verfolgung und gewaltsame Bekehrung der Ketzer erklärt und gegen die Einführung der neuen Orden und insbesondere der Jesuiten ausgesprochen. Freilich läßt er Maria von Medicis, den Marschall von Ancre (Concini) und viele andere ihrer Anhänger nicht in sehr günstigem Lichte erscheinen, sein Tadel, wenn auch etwas parteiisch ausgesprochen, gründet sich aber auf Thatsachen und wird noch jetzt von den unparteiischen Historikern als begründet betrachtet; wer wollte ihn auch wegen des Lobes, welches er Heinrich IV. und Ludwig XIII. wegen ihrer Toleranz gegen die Protestanten spendet, tadeln? Wie richtig er die Wendung der Dinge in der nächsten Zeit voraussah, beweisen seine scharfen Bemerkungen über den Bischof von Luçon, den späteren Cardinal und Minister Richelieu. Die Sorbonne ging zwar auf die Anklagen gegen ihn nicht ein, er hatte jedoch durch die Umtriebe der ihm feindlichen Partei so viele Unannehmlichkeiten zu dulden, daß er sich von dem Hofe und aus dem öffentlichen Leben zurückzog, die Unterdrückung der noch bei dem Verleger vorhandenen 200 Exemplare seines Werkes sich gefallen ließ und die Fortsetzung desselben (Troisième Décade, contenant l'histoire de France jusqu'à l'année 1640), an welcher er bis zu seinem Tode arbeitete, nicht der Presse übergab, zum großen Aerger und Nachtheil der Geschichtforscher, da sich gewiß darin ebenso wie in den bereits gedruckten Abtheilungen manche Einzelnheiten finden, die man in anderen Quellen jener Zeit vergebens sucht. Dasselbe gilt von seinen anderen in der Handschrift hinterlassenen Werken, unter welchen man eine Kriegsgeschichte in drei Foliobänden (Recueil des plus signalées batailles, journées et rencontres, qui se sont données en France et ailleurs par les armes des rois, depuis Mérovée jusqu'au roi Louis XIII), eine Chronologie der Könige von Frankreich, nebst Bemerkungen über das königliche Haus, sowie über die Rechte, Gewohnheiten und Sitten seines Vaterlandes, mehre kleinere Schriften über einzelne Fragen und Ereignisse, welche seine Mitbürger zunächst beschäftigten (Discours pour montrer que l'établissement d'un lieutenant général en un royaume est la totale ruine du roi et de l'état, Consolation à M. le prince de Condé lorsqu'il fut arrêté après la mort du maréchal d'Ancre), ein Verzeichniß der römischen Kaiser und Consuln und eine Uebersicht der Geschichte des Bürgerkrieges in den Niederlanden (Discours des Guerres civiles des Pays-Bas, dits la Flandre, depuis 1559 jusqu'en 1582, distingués par les gouvernements) nennt. Der wichtigste Theil seines literarischen Nachlasses scheint jedoch sein Tagebuch zu sein, worin er nicht nur über sich selbst und seine Familie, sondern auch über die merkwürdigsten Ereignisse in Frankreich und in den benachbarten Ländern vom Jahre 1597 bis zur Voll-

1) Man schreibt den Namen auch Legrain und Legrin.

jährigkeit Ludwig's XIII. berichtet; es soll auch eine umständliche und genaue Schilderung der Ermordung Heinrich's IV., der Hinrichtung Ravaillac's und der nächsten Folgen dieser Schandthat, sowie eine Erzählung der Verschwörung und der Ränke des Marschalls Biron und seiner Bestrafung enthalten. Einige andere ungedruckte Abhandlungen Legrain's (Discours sur les Syrènes, Discours sur le nombre Trois) haben keinen großen Werth, mögen aber der Sonderbarkeit wegen erwähnt werden. Er starb am 2. Juli 1642 zu Montgeron bei Paris, wo er die letzten Jahre seines Lebens ruhig auf einem Landhause zugebracht hatte. In seinem Testamente befahl er seinen Erben ausdrücklich, die Erziehung ihrer Kinder nicht den Jesuiten anzuvertrauen. Der bekannte Literarhistoriker Abbé Cl. P. Goujet kam in den Besitz seines handschriftlichen Nachlasses, überließ ihn aber seinem als Krieger, Bürger und Schriftsteller im Fache der Staatswissenschaften ausgezeichneten Landsmanne Armand Joseph de Bethune, Herzog von Chorost, dessen Familie sie wahrscheinlich noch aufbewahrt. So werthvoll und nützlich der historische Stoff ist, welchen Grain liefert, so kann man diesem Schriftsteller doch keine hervorragende Stelle in der Nationalliteratur anweisen, denn seine Darstellung ist schleppend und unangenehm und wird oft durch nichtssagende Declamation und durch breite, nicht zum behandelten Gegenstande gehörende Abschweifungen unterbrochen, weshalb seine Schriften nur noch von den Geschichtsforschern gelesen und nach Gebühr gewürdigt werden [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAINDORGE [1]), eine angesehene Familie zu Caen in der Normandie, welche sich besonders während des 17. Jahrh. in der Wissenschaft und in der Industrie auszeichnete. Jacques Graindorge, im J. 1602 zu Caen geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und trat nach der Beendigung seiner Studien im J. 1621 in den Benedictinerorden. Während seines Aufenthaltes in der Abtei Fontenay, wo er auch seine Prüfungszeit bestand, suchte er die Kenntnisse in der Astronomie, welche er sich unter der Leitung Gilles Macé's, eines Advocaten und Lehrers der Mathematik an der Universität zu Caen, erworben hatte, zu erweitern, gerieth aber, gleich vielen anderen Astronomen seiner Zeit, auf den Abweg der Astrologie. Er glaubte eine sichere Methode zur Längenbestimmung auf dem Meere gefunden zu haben und kündigte in mehren Programmen seine Entdeckung an, welche er aber als Geheimniß behandelte. Da der Gegenstand für die Seefahrer von großer Wichtigkeit war, so erhielt er auf den Wunsch des Königs von den Oberen seines Ordens im J. 1669 den Befehl, sich nach Paris zu begeben und seine Entdeckung der Akademie der Wissenschaften mitzutheilen, wobei man ihm zugleich eine erkleckliche Belohnung in Aussicht stellte, wenn seine Methode richtig und ausführbar gefunden werden sollte. Die Akademie erklärte jedoch sogleich, daß das neue System einzig und allein auf der Sterndeutekunst fuße und also ohne Halt und Bedeutung sei. Graindorge, durch diese Entscheidung beleidigt, versuchte seine Entdeckung in seiner sonst manches Brauchbare enthaltenden Schrift: Mercurius invisus, sed tamen prope solem observatus (Cadomi 1674. 4.) zu rechtfertigen, trug aber dadurch bei den Sachkundigen nur zur Bestätigung des Urtheiles der Akademie bei. Nachdem er einige Zeit die Stelle eines Priors von Culey bekleidet hatte, zog er sich wieder, um ungestört seinen Forschungen und astrologischen Träumereien nachhängen zu können, in die Abtei Fontenay zurück, wo er am 25. Mai 1680 starb. — Ein anderer Jacques Graindorge, Sieur de Prémont, im J. 1614 zu Caen geboren, lebte daselbst ohne sich einem besonderen Fache zu widmen und unabhängig von seinem Vermögen, verschaffte sich aber durch Selbststudium und eigene Anschauung gründliche Kenntnisse in der römischen Archäologie und Numismatik und entschloß sich sogar auf den Rath seines Landsmannes Pierre Daniel Huet, des gelehrten Bischofs von Avranches, in seinem vorgerückten Alter die griechische Sprache zu erlernen, worin er es auch noch so weit brachte, daß er die Werke Homer's im Originale lesen konnte. Auch in den neueren Sprachen war er sehr bewandert und er wußte in der italienischen und spanischen Nationalliteratur genauen Bescheid, weshalb seine Freunde, welche die Feinheit seines Geschmackes und die Richtigkeit seines Urtheiles fast noch mehr rühmen, als den Umfang seiner Kenntnisse, auf seine Kritik mehr Vertrauen setzen zu dürfen glaubten, als auf den Ausspruch einer ganzen Akademie; seine Behaglichkeit aber, die er selbst durch seinen philosophischen Gleichmuth und Mangel an Ehrgeiz entschuldigte, hinderte ihn, seine Talente zum Nutzen der Menschheit auszubeuten. Einige wissenschaftliche Abhandlungen, welche er in gleichzeitigen Sammelwerken abdrucken ließ, kamen nicht zur allgemeinen Kenntniß und sind jetzt vergessen. Er starb im J. 1659 an der Wassersucht, einer Krankheit, vor welcher er stets eine unbeschreibliche Furcht gehabt hatte. — Sein jüngerer Bruder André Graindorge, im J. 1616 zu Caen geboren, widmete sich auf der Universität zu Montpellier der Medicin und den Naturwissenschaften und ging nach der Beendigung seiner Studien und nachdem er die Doctorwürde erlangt hatte, auf die Einladung de Rebé's, des Erzbischofes von Narbonne, nach dieser Stadt, wo er 20 Jahre als praktischer Arzt mit großem Erfolg wirkte. In den Mußestunden, welche ihm seine Berufsgeschäfte ließen, setzte er seine philosophischen, naturhistorischen und physikalischen Forschungen fort und legte seine Ansichten über die Zeugung der Thiere in einer die bisherigen Systeme gründlich beurtheilenden Schrift (Animadversiones in futilem Figuli exercitationem medicam de principiis foetus. Narbonae 1658. 8.), welche noch jetzt für die Geschichte der verschiedenen

2) *L. Moreri*, Grand Dictionnaire historique (neueste Ausgabe von 1759), Art. Legrain (von Abbé Goujet verfaßt); *P. Bayle*, Dictionnaire historique et critique, Art. Grain; *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 527. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 573. Biographie générale. Tom. XXX. p. 418.

1) Latinisirt lautet der Name Grändorgäus.

Theorien über die Entstehung des Fötus brauchbar ist, nieder. Graindorge selbst, welcher unter den alten Philosophen Epikur am meisten achtete und unter den neueren P. Gassendi vorzugsweise folgte, war zu sehr in philosophischen Vorurtheilen befangen, als daß er der Wahrheit auch nur hätte nahe kommen können. Der Ausübung der Heilkunde müde, kehrte er um das Jahr 1660 in seine Vaterstadt zurück, um sich ruhig mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, und ward daselbst mit so großer Auszeichnung aufgenommen, daß er mehre ihm sogleich übertragene Ehrenämter, obschon sie ihm lästig waren, nicht ablehnen durfte. Größeres Vergnügen gewährte es ihm, mit den zu Caen und in der Umgegend lebenden Gelehrten in Verbindung zu treten, und ganz besonders schloß er sich an Huet, den schon erwähnten Bischof von Avranches, an, mit welchem er auch im J. 1664 auf Veranlassung des Erscheinens eines Kometen eine Akademie der Physik gründete, die aber mit seinem Tode wieder einging. Zur Feier dieser Stiftung machte er auch seine Abhandlung über die Beschaffenheit des Feuers, des Lichtes und der Farben (Dissertatio de natura ignis, lucis et colorum. Cadomi 1664. 4.) bekannt, welche bei den sachkundigen Zeitgenossen großen Beifall fand. Einige Monate vor seinem Tode wurde er von einer sonderbaren Krankheit befallen, welche sich dadurch äußerte, daß er des Nachts im Schlafe mit lauter Stimme zusammenhängend sprach, seine Diener herbeirief, ihnen Fragen vorlegte und ihnen Befehle ertheilte, ohne zu erwachen. Dieser Zustand ging zuletzt in ein heftiges Fieber über, welchem er am 13. Jan. 1676 erlag, ohne die Pläne zu mehren großartigen physikalischen Werken zur Ausführung gebracht zu haben. Zwei in dieses Fach gehörende Abhandlungen (Statera aëris und De origine formarum) fanden sich unter seinem Nachlasse, wurden aber nicht gedruckt. Dagegen wurde eine naturhistorische Schrift über den Ursprung der Trauerenten (Traité de l'origine des macreuses) von Thomas Malouin (Caen 1680. 8.) herausgegeben. Die große Menge glaubte nämlich immer noch, die Trauerente (anas nigra), welche im Winter aus dem Norden und besonders aus Lappland und Sibirien an die Küsten Frankreichs kommt, entstände aus Muscheln, weil diese Wasservögel besonders nach einer Muschel einige Klaftern tief in das Meer tauchen; Andere ließen sie gar aus faulem Holze entstehen. Graindorge widerlegte gründlich diese lächerlichen Meinungen und fügte außerdem so ansprechende naturgeschichtliche Untersuchungen hinzu, daß der bekannte vielschreibende Naturforscher P. J. Buc'hoz es der Mühe werth hielt, die selten gewordene Schrift mit Pierre Formi's [2]) Abhandlung über das Frauenhaar (De l'adianton ou cheveu de Vénus. Montpellier 1644. 8.) unter dem Titel: Traités très-rares concernant l'histoire naturelle (Paris 1780. 12.) wieder abdrucken zu lassen. — Zu der in Caen und in der Umgegend sehr zahlreichen Familie der Graindorge gehören auch mehre in der Geschichte der Industrie berühmt gewordene Weber: André Graindorge, welcher im 16. Jahrh. zu Caen lebte und sein Handwerk mit Eifer betrieb, versuchte zuerst allerlei Muster in seinen Geweben herzustellen, welche deshalb gebildete Leinwand (toiles ouvrées) hießen. Er beschränkte indessen seine Versuche nur auf einfache Blumen und Vierecke (Rauten), sein Sohn Richard aber vervollkommnete die Erfindung seines Vaters und es gelang ihm nicht nur alle Arten von Thieren, Pflanzen und sonstigen Gegenständen, sondern auch zusammenhängende Darstellungen von Festen, Schlachten und anderen Gruppen einzuweben. Er nannte diese Weberei hochschäftige Arbeit (Haute-Lice, Hautelisse), weil sie auf einem Stuhle gefertigt wurde, auf welchem die Kette nicht horizontal, wie gewöhnlich, sondern senkrecht von Oben nach Unten gespannt wurde; man legte ihr auch die Benennung damastene Leinwand (toiles damassées) bei wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem weißen Damaste. Die Stadt Caen ließ einige auf diese Weise gewebte prachtvolle Tafeltücher, worauf Schlachten und Triumphzüge dargestellt waren, der Königin Maria von Medicis durch eine Deputation, bei welcher sich auch der geschickte Weber befand, als Geschenk überreichen; während nun Maria's Gemahl, Heinrich IV., die Schönheit der Arbeit bewunderte, wiederholte Graindorge, vor Freude außer sich, fortwährend die Worte: „Das ist meine Arbeit, Herr König." Sein Sohn Michel, welcher eine gleich große Kunstfertigkeit besaß, gab dem Geschäfte mehr Ausdehnung und Schwung und errichtete an mehren Orten Frankreichs Manufacturen, in welchen solche Zeuge in immer höherer Vollkommenheit angefertigt wurden und dadurch in allgemeinen Gebrauch kamen [3]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAINDORGE (Jean François), Baron, französischer General, am 1. Juli 1772 zu Saint-Poix (im Departement der Manche) geboren, trat im J. 1791 als Lieutenant in ein Infanterieregiment und machte in demselben die Feldzüge der Nordarmee in den Jahren 1792 und 1793 mit. Bei einem Gefechte zu Griffole in der Nähe von Maubeuge (11. Juni 1792) wurde er durch einen Schuß an der rechten Hüfte verwundet und in dem

2) P. Formi, am Anfange des 17. Jahrh. geboren, stammte von protestantischen Aeltern und ließ sich, nachdem er zu Montpellier die Medicin studirt hatte, in seiner Vaterstadt Nimes als praktischer Arzt nieder. Als Gustav Adolf im J. 1631 das südliche Frankreich besuchte, nahm er Formi als Leibarzt mit sich in die Bäder von La Mauffon und machte ihm den Vorschlag, ihn nach Schweden zu begleiten; Formi wollte aber sein Vaterland nicht verlassen und starb am 5. Juli 1679 zu Nimes. Außer der erwähnten Abhandlung dürfte noch seine Schrift über das epidemische Fieber zu Nimes (Idée de la fièvre épidémique qui depuis le commencement de cette année a paru et continue à paraître à Nismes et aux lieux circonvoisins. Nismes 1666. 8.) zu erwähnen sein.

3) Vergl. *P. D. Huet*, Origines de Caen. (Rouen 1702. 8.) Desselben Commentarius de rebus ad eum pertinentibus. (Amsterd. 1718. 12.) *L. Moreri*, Grand dictionnaire historique, Art. Graindorge. *L. M. Chaudon* und *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Vol. V. p. 528. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 269. Biographie générale. Tom. XXI. p. 605.

Treffen bei Hondscote (8. Sept. 1793) fuhr ihm bei der Erstürmung einer Schanze eine Kugel durch den Körper. Am 9. desselben Monats zeigte er vor Bergues bei der Erstürmung der Schanzen, welche die Zugänge zu diesem Platze vertheidigten, große Umsicht und Beharrlichkeit, indem er auf dem schwierigen und fast eine Viertel Meile weit unter Wasser gesetzten Boden an der Spitze seiner Mannschaft vordrang. Eine große Anzahl der sich tapfer vertheidigenden Engländer wurde getödtet oder gefangen und das sämmtliche Geschütz fiel in die Gewalt der Franzosen; am Ende des Gefechtes und beim Eindringen in die Stadt ging ihm wieder eine Kugel durch den Körper. Als Hauptmann zur Sambre- und Maas-Armee versetzt, eilte er in allen Gefechten stets seinen Soldaten voraus, und trug fast immer Wunden davon, besonders aber zeichnete er sich bei dem Rheinübergange zu Neuwied (2. Juli 1796), wo er zuerst in die feindlichen Verschanzungen drang, so sehr aus, daß ihn der commandirende General Hoche auf dem Schlachtfelde zum Bataillonschef ernannte. In dieser Eigenschaft ging er zu der helvetischen Armee über, bei welcher er während der Feldzüge der Jahre VI und VII blieb. Nach Graubündten beordert leistete er am 8. Thermidor des Jahres VII (27. Juli 1799) zu Davos in den von dem Flusse Landuart durchströmten Schluchten mit fünf Compagnien vier anstürmenden österreichischen Regimentern nicht nur elf Stunden hindurch Widerstand, sondern zwang sie endlich sogar, sich mit nicht unbedeutendem Verluste zurückzuziehen. Von dem commandirenden General Massena, welcher Zeuge dieser rühmlichen Waffenthat war, auf dem Schlachtfelde zum Divisionschef ernannt und dann während des Waffenstillstandes wieder der Rheinarmee zugetheilt, führte er die Vorhut derselben am 3. Vendemiaire des Jahres VIII (25. Sept. 1799) beim Uebergange über die Limat und nahm bei dieser Gelegenheit den Russen mehre Geschütze und Fahnen ab. In den zunächst folgenden Jahren leistete er zu Aachen, wo er in Garnison stand, und dann im Lager zu Saint-Omer ersprießliche Dienste und erschien erst wieder, nachdem er unterdessen am 19. Frimaire des Jahres XII (11. Dec. 1803) zum Mitglied der Ehrenlegion ernannt und zum Brigadegeneral vorgerückt war, während der Kriege gegen Oesterreich und Preußen im Felde. In der Schlacht bei Jena (14. Oct. 1806) wurde er verwundet, im folgenden Jahre aber schlug er am 16. Febr. eine russische Division bei Ostrolenka und brachte ihr bedeutende Verluste an Leuten und Geschützen bei. Im J. 1808 wurde er zur Armee der pyrenäischen Halbinsel versetzt und zum Reichsbaron erhoben. Er nahm an den meisten Kämpfen in Spanien und Portugal Theil und erhielt in dem Treffen bei dem Kloster Busaco in Portugal (27. Sept. 1810) mehre gefährliche Wunden, an denen er am 1. Oct. starb. Sein Name prangt auf der westlichen Seite des Triumphbogens de l'Etoile an der Barriere von Neuilly zu Paris *).

(Ph. H. Külb.)

*) Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 250.

GRAINGER [1]) (James), englischer Arzt und Dichter, um das Jahr 1723 zu Dunse, einem Marktflecken der südschottischen Provinz Berwick, wo sein Vater bei der Accise angestellt war, geboren, kam, nachdem er den nöthigen Vorbereitungsunterricht in der Schule zu Northberwick erhalten hatte, bei einem Chirurgen zu Edinburgh in die Lehre und besuchte dann die medicinischen Vorlesungen an der Universität dieser Stadt. Nach der Beendigung seiner Studien diente er als Chirurg in dem Regimente Pulteney und zog mit demselben zuerst nach Schottland zur Unterdrückung des zu Gunsten der Stuarts im J. 1745 ausgebrochenen Aufstandes und dann nach Teutschland in den österreichischen Erbfolgekrieg. Nach dem Friedensschlusse zu Aachen (1748) verkaufte er seine Stelle und nahm, nachdem er sich den Grad eines Doctors der Medicin erworben hatte, seinen Wohnsitz zu London, um daselbst als praktischer Arzt sein Glück zu versuchen und zugleich als Schriftsteller in seinem Fache aufzutreten. Seine Beobachtungen über das eigenthümliche Fieber, welches während seines Aufenthaltes in Teutschland unter den Truppen herrschte (Historia febris anomalae Batavae annorum 1746, 1747 and 1748. Edinburgh. 1753. 8.), fanden sowol in seiner Heimath, als auch bei den Aerzten in Teutschland großen Beifall und wurden daselbst nicht nur durch einen Nachdruck (Altenburg. 1770. 8.), sondern auch durch eine Uebersetzung („Anmerkungen über die Behandlung des kalten Fiebers." Leipzig 1785. 8.) verbreitet. Ueberhaupt gehörte Grainger zu den mit der Wissenschaft fortschreitenden und denkenden Aerzten, wie er denn einer der ersten war, welche die Anwendung des Kalkwassers bei der Behandlung der Ruhr anrühmten [2]) und mit schlagenden Gründen bewiesen, wie wenig der Speichelfluß zur Heilung der Lustseuche nothwendig sei [3]). Grainger war jedoch nicht nur ein guter Arzt, sondern überhaupt ein kenntnißreicher und feingebildeter Mann; er las mit großer Vorliebe schon während seines Feldbienstes sowol die griechischen und römischen Dichter, als auch die vorzüglichsten Schriftsteller der neueren Zeit und setzte sich zu London mit den angesehensten Vertretern der Literatur, besonders mit Johnson, Percy und Shenstone, in Verbindung. Diese veranlaßten ihn, sich in der Poesie zu versuchen, und eins seiner frühesten Gedichte, die Ode auf die Einsamkeit (Ode on Solitude), welche zuerst in Rob. Dodsley: Collection of Poems by several hands (Lond. 1758. 8. Vol. I.) erschien, fand großen Beifall und sogar der damals als eine der ersten literarischen Autoritäten geltende Kritiker Samuel Johnson fand sie herrlich und erhaben und pflegte gewöhnlich den Anfang derselben mit großem Vergnügen

1) Der Name wird von Manchen, aber mit Unrecht, auch Granger geschrieben. 2) In seiner Abhandlung „Dysentery" in den Essays and observations physical and literary, read before a society in Edinburgh, 1756, teutsch in den „Neuen medicinischen Versuchen und Bemerkungen der Gesellschaft zu Edinburgh." (Altenburg 1756. 8.) Bd. 2. S. 290. 3) Vergl. Alb. v. Haller in der Bibliotheca medicinae practicae. Vol. I. p. 511. K. Sprengel, Geschichte der Arzneikunde. Bd. 5. S. 386. 405.

herzusagen. Weniger befriedigte seine poetische Uebersetzung der Elegien des Tibullus (A poetical translation of the elegies of Tibullus and of the poems of Sulpicia; with the original text and notes critical and explanatory. London 1759. 12. 2 Voll.), wozu ihn nach seinem eigenen Geständnisse eine zärtliche Neigung begeistert und woran er viele Jahre gearbeitet hatte. Die Uebertragung gibt freilich das Original sehr unvollkommen wieder und auch die Anmerkungen tragen nicht viel zum Verständniß des Dichters bei, doch fällte T. Smollet, welcher dem Verfasser als einem angeblichen Mitarbeiter des mit dem von ihm herausgegebenen Critical review wetteifernden Monthly review abhold war, in seiner Zeitschrift ein zu strenges und ungerechtes Urtheil über diese Arbeit, weshalb Grainger in einer beißenden Flugschrift (Letter to Tobias Smollet occasioned by his criticism upon a late translation of Tibullus. London 1759. 8.) antwortete und die Parteilichkeit seines Gegners darzuthun suchte. Ebenso wenig, wie mit dem Tadel seiner schriftstellerischen Thätigkeit, war er mit dem geringen Ergebnisse seiner ärztlichen Praxis zufrieden, sodaß er sich veranlaßt sah, die wissenschaftliche Ausbildung eines gewissen John Burryan gegen ein jährliches Honorar von 600 Pfund zu übernehmen. Auf dessen Veranlassung faßte er auch den Entschluß nach Amerika überzusiedeln und dort ein einträglicheres Feld für seine Thätigkeit aufzusuchen. Auf der Ueberfahrt hatte er das Glück, eine an den Blattern gefährlich erkrankte Dame zu heilen, verliebte sich aber auch zugleich in ihre Tochter. Die Dame war die Gemahlin des Gouverneurs der Insel St. Christoph, einer der kleinen Antillen, und da dieser die Bitte des Bewerbers um die Hand seiner Tochter nicht abschlug, so ließ sich Grainger in Basseterre, der Hauptstadt der Insel, nieder, wo er seine ärztliche Praxis mit besserem Erfolg betrieb und sich überhaupt eine sehr behagliche Existenz schuf. Er arbeitete fleißig in seinem Fache und beobachtete aufmerksam die Gesundheitsverhältnisse seines Aufenthaltsortes, entsagte aber dabei keineswegs der Liebe zur Poesie und wählte die Cultur des Zuckerrohres, den bedeutendsten Industriezweig der Insel, zum Gegenstand eines didaktischen Gedichtes. Um das Urtheil seiner früheren Freunde darüber zu hören, machte er im J. 1764 eine Reise nach London und da diese sich im Allgemeinen billigend darüber aussprachen, so gab er es mit einigen Abänderungen unter dem Titel: „Das Zuckerrohr" (The Sugar-Cane, a Poem in four Books, with Notes. London 1764. 4.) heraus. Das erste Buch erzählt die Entdeckung der Insel durch Columbus und schildert die Beschaffenheit derselben, das zweite beschäftigt sich mit dem Anbau des Zuckerrohrs und den Gefahren, welche ihm durch Naturereignisse und schädliche Thiere drohen, das dritte beschreibt die Ernte desselben und das vierte führt uns das Leben der Pflanzer und der armen Negersklaven, welche sich aber trotz aller Mühe nicht als arkadische Schäfer wollen darstellen lassen, vor. Gelungen sind die Schilderungen großartiger Naturereignisse, namentlich eines Erdbebens, eines Orkans und eines westindischen Regens, ferner ist die Episode Junio und Theana im zweiten Buche sehr schön und gut durchgeführt, auch mag der Inhalt des Ganzen für die Bewohner der Antillen anziehend sein, aber der Stoff überhaupt ist zur poetischen Behandlung nicht geeignet, da die mühevollen Arbeiten auf den Pflanzungen, die kupfernen Siedekessel und andere zur Bereitung des Zuckers nöthigen Utensilien und die Verhandlungen der Producenten mit den Käufern unmöglich eine wirkliche Begeisterung hervorrufen können. Unangenehm berühren die technischen Ausdrücke und die naturwissenschaftlichen Kunstwörter, besonders aber langweilt die Beschreibung der keiner poetischen Behandlung fähigen ekelhaften Thiere, welche dem Zuckerrohre Schaden bringen; sogar die Ratten sind nicht vergessen und selbst Johnson, welcher das Gedicht sehr mild beurtheilte, rief, als der Verfasser bei der Vorlesung an die Stelle kam, wo er die Muse mit den Worten: „Sage, soll ich von den Ratten singen?" anruft, mit großer Heftigkeit: „Nein." Während seines Aufenthaltes zu London ließ Grainger auch seine Bemerkungen über die in Westindien gewöhnlichsten Krankheiten (An Essay on the more common West India diseases, and the remedies which that country itself produces. To which are added some hints on the menagement of negroes. London 1764. 8.) drucken und leistete dadurch der Wissenschaft einen anerkennungswerthen Dienst. Er kehrte noch in demselben Jahre nach St. Christoph zurück, wo er aber schon nach wenigen Jahren am 24. Dec. 1767 einem zu Basseterre herrschenden ansteckenden Fieber erlag. Er wird von seinen Zeitgenossen als ein unermüdlich thätiger, höchst biederer und menschenfreundlicher Mann gerühmt. In Rob. Anderson's Complete edition of the poets of Great-Britain (London 1793 seq. 8.), Voll. X. p. 891 seq. findet man seine poetischen Werke gesammelt [4]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAINS, graines, seed, werden die bläulichgrauen, dem Mohnsamen ähnlich aussehenden Eier eines zu den Nachtfaltern gehörigen Schmetterlings (des Seidenspinners, Bombyx mori) genannt, aus denen nach der Brütung braune Räupchen kriechen, welche als Seidenraupen, Seidenwürmer bekannt sind.

(*C. Reinwarth.*)

GRAINVILLE (Pierre Joseph [1]) de), französischer Philolog und Numismatiker, um das Jahr 1670 zu Rouen geboren, widmete sich der Theologie und trat in den Jesuitenorden. Ueber seine Lebensverhältnisse finden sich keine weiteren Nachrichten, als daß er nach der Beendigung seiner Studien und nach der Ablegung seines Gelübdes als Lehrer und Bibliothekar in dem Collegium seines Ordens zu Rouen wirkte und sich besonders durch seine Kenntnisse in der Numismatik einen weit verbreiteten Ruf erwarb. Er brachte mit unermüdlichem

4) *A. Alibone*, Critical dictionary of english Literature. (London 1859. 8.) Tom. I. p. 717. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 309. Biographie générale. Tom. XXI. p. 606.

1) Nicht Nicolas, wie man in manchen Geschichten der Literatur findet. In lateinischen Werken wird der Name gewöhnlich Graenvillius geschrieben

Eifer und bedeutenden Geldopfern ein ausgezeichnetes Münzcabinet zusammen, dessen Schätze er zur Erläuterung der Geschichte und zur Widerlegung mancher von seinem Ordensgenossen J. Hardouin aufgestellten paradoxen Ansichten benutzte. Besonders sind zu erwähnen seine Abhandlungen über einzelne Münzen der römischen Kaiser: Nero (Explication d'une médaille de Néron in den Mémoires de Trévoux, 1718, Novembre, p. 857 seq.), Vitellius (Lettres à M. Moissonier sur une médaille de Vitellius avec l'inscription: Adventus Augusti, ebendas. 1703, Avril, p. 696 seq.) [2], Severus (Lettre sur une médaille de Sévère, ebendas. 1709, Octobre, p. 1835 seq.), Mariminus (Lettre sur une médaille de Maximin, ebendas. 1703, Mars, p. 475 seq.) [3], Gallienus (Dissertation sur quelques médailles satyriques de Gallien, découvertes depuis peu, ebendas. 1712, Juin, p. 1092 seq. und in dem Journal des Sçavants, 1713, Mars, p. 293 seq.) und Constantinus (Dissertation sur la vérité de la vision de Constantin le Grand, prouvée par des médailles in den Mémoires de Trévoux, 1724, Juin, p. 1004 seq.), sowie über eine Münze der römischen Kaiserin Faustina (Réponse à M. de la Chausse, touchant une médaille de Faustine, la mère, et sa consécration avec Antonin le pieux, ebendas. 1705, Décembre, p. 2113 seq.), ferner über den Gebrauch der Münzen in Bezug auf die Religion (Lettre sur l'usage qu'on peut faire des médailles par rapport à la réligion, in den Mémoires de Trévoux, 1715, Août, p. 1411 seq. und in dem Journal des Sçavants, 1716, Mai, p. 565 seq.), über Münzsammlungen und Münzfunde (Lettres sur les médailles de son cabinet, qui manquent à celui du P. Anselme Banduri, in dem Mercure de France, 1723, Juin, p. 1098 seq. 1724, Octobre, p. 2132 seq. Décembre, p. 2507 seq. Réponse à la lettre sur un trésor de médailles, insérée dans nos Mémoires [de Trévoux] du mois de Mars 1709, in den Mémoires de Trévoux, 1710, Mars, p. 482 seq. Lettre sur la découverte de plusieurs médailles curieuses, ebendas. 1714, Juillet, p. 1249 seq. und in dem Journal des Sçavants, 1717, Février, p. 225 seq.) und über die Trajanssäule (Remarques sur une Dissertation de M. de la Chausse, touchant une colonne trouvée depuis peu dans le Champ de Mars à Rome, in den Mémoires de Trévoux, 1704, Septembre, p. 1544 seq.). Grainville beschäftigte sich auch mit anderen Zweigen der Alterthumswissenschaft, wie die von ihm zum Gebrauche seiner Schüler, aber ohne Nennung seines Namens besorgten Ausgaben des Suetonius und des Vellejus Paterculus (C. Suetonius expurgatus ab obscoenitate et varie illustratus. Rothomagi 1707. 12. C. Velleji Paterculi Historiae Romanae libri duo cum notis. Lemovici et Parisiis 1714. 12.), welche jetzt noch der Anmerkungen wegen geschätzt werden, beweisen, weshalb man sehr bedauern muß, daß er eine von ihm vorbereitete Ausgabe des Valerius Maximus nicht mehr beendigen konnte. Er starb im J. 1730 [4]) zu Rouen [5]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAINVILLE (Charles Joseph de Lespine de), französischer Rechtsgelehrter, gegen das Ende des 17. Jahrh. zu Paris geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien Anwalt und später Rath an dem Parlamente seiner Vaterstadt, in welcher Stellung er sich nicht nur durch seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn, sondern auch durch seine unermüdliche Thätigkeit großes Ansehen erwarb. Seine Sammlung wichtiger Entscheidungen des Parlaments (Recueil d'arrêts rendus sur plusieurs questions jugées dans des procès de rapport en la quatrième chambre des enquêtes. Paris 1750. 4.) war früher ein bei den Juristen sehr beliebtes Buch. Er starb am 16. Dec. 1754 zu Paris. Unter seinem Nachlasse fand sich ein Werk über den berühmten Juristen und Dichter Pibrac aus dem 16. Jahrh., welches von dem durch seine reiche Bibliothek bekannten Abbé Sepher unter dem Titel: Mémoires sur la vie de Pibrac, avec les pièces justificatives, ses lettres amoureuses et ses quatrains (Amsterdam [Paris] 1758. 12. Ibid. 1761. 12.) herausgegeben wurde und seiner Gründlichkeit wegen großen Beifall fand [6]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAINVILLE (Jean Baptiste François Xavier Cousin de), französischer Dichter, am 3. April 1746 zu Havre geboren, wurde von seinen Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt [1]) und kam, nachdem er seine Vorstudien in der Schule zu Caen und in dem Collège Louis-le-grand zu Paris beendigt hatte, in das Seminar St. Sulpice, wo er zu den vorzüglichsten Schülern gehörte und insbesondere mit dem später so berühmt gewordenen Abbé Sieyes an Talent und Fleiß wetteiferte; beide folgten jedoch einer verschiedenen Richtung und während Sieyes sich eifrig auf das Studium der Philosophie und Geschichte warf, befaßte sich Grainville mehr mit der Beredsamkeit und Literatur und während der erstere sich den Bestrebungen des revolutionairen Zeitgeistes anschloß, trat der andere mit Entschiedenheit denselben entgegen. Er bekämpfte sie nicht nur in seiner

2) Ed. Amsterd. 1704, Février, p. 145 seq. Lateinisch in Gh. Wolteredi's Electa rei nummariae, sive selectae dissertationes de rarioribus nummis antiquis tam graecis tam latinis (Hamburgi 1709. 4.) p. 86 seq. und im Thesaurus Morellianus. (Amstelod. 1752. fol.) Tom. II. p. 254. Dazu gehört auch die Réponse à la lettre du P. de Grainville in den Mémoires de Trévoux, 1703, Novembre p. 2066 seq. 3) Ed. Amsterd. 1704, Janvier, p. 54 seq. Lateinisch in Wolteredi's Electa rei nummariae p. 276 seq. Italienisch in der Galleria di Minerva. (Venezia 1704. fol.) Tom. IV. p. 342.

4) Nicht 1725, wie einige biographische Werke angeben. 5) *Chr. Saxii* Onomasticon literarium. Tom. VI. p. 60 seq. *J. G. Lipsii* Bibliotheca nummaria. Tom. I. p. 155 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 270. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. I. p. 344. Biographie générale. Tom. XXI. p. 607.

6) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 271. Biographie générale. Tom. XXI. p. 608.

1) Sein älterer Bruder hatte sich ebenfalls der Theologie gewidmet und wurde später Bischof von Cahors.

kirchlichen Stellung und besonders auf der Kanzel, auf welcher er sich durch seine nicht gewöhnliche Beredsamkeit den Beifall der Gläubigen erwarb, sondern auch als Schriftsteller, indem er eine von der Akademie zu Besançon im J. 1772 aufgestellte Preisfrage über den Einfluß der Philosophie auf das 18. Jahrh. zu lösen versuchte. Seine von der Akademie gekrönte Beantwortung (Discours qui a remporté le prix d'éloquence de l'Académie de Besançon en l'année 1772 sur ce sujet: Qu'elle a été l'influence de la philosophie sur ce siècle. Paris 1772. 8.) sprach sich Nichts weniger als günstig für die Philosophie aus und brachte überdies durch ihre scharfe Polemik die Leute, welche damals die öffentliche Meinung lenkten, so sehr gegen sich auf, daß man mit Recht behaupten kann, diese Schrift habe wenigstens zum Theil sein späteres Unglück veranlaßt. Ein früherer literarischer Versuch über die Fortschritte und den Verfall der Poesie (Epître sur les progrès et la décadence de la poésie. Paris 1762. 12.) hatte weniger Aufsehen erregt, aber ihm doch manche Freunde erworben, welche ihm riethen, auf dieser friedlichen Bahn fortzuwandeln und ihn sogar bewogen, sich in der dramatischen Poesie zu versuchen. Sein Lustspiel: Le Jugement de Paris, wurde auch von dem Théâtre Français angenommen und war bereits der Aufführung nahe, als diese durch den Ausbruch der Revolution auf unbestimmte Zeit vertagt wurde. Er bewarb sich nun um ein geistliches Amt und ging auf die Einladung des Bischofs von Amiens nach dieser Stadt, wo er als Prediger auftrat und wo er, da er sich zu der Civilconstitution des Klerus bequemte, in Frieden wirken zu können dachte. Er erwarb sich auch hier durch sein ruhiges Benehmen, durch seine Duldsamkeit gegen entgegengesetzte Ansichten, durch die ernstliche Erfüllung seiner geistlichen Pflichten und durch seine Liebenswürdigkeit im gesellschaftlichen Umgange die Achtung aller vernünftigen Leute; da er aber stets die tiefste Ehrfurcht gegen die Grundwahrheiten des Christenthums hegte und sowol in seinen Predigten, als auch im Privatleben ohne Scheu aussprach, so erregte er bald den Unwillen der Revolutionsmänner, welche den katholischen Gottesdienst durch den Cultus der Vernunft zu ersetzen sich bemühten. Er wurde verdächtigt, mishandelt, seines Amtes entsetzt, seines Einkommens beraubt und zuletzt ins Gefängniß geworfen. In diesem fand ihn der junge und eifrige Deputirte André Dumont, welcher von dem Convent als Commissair nach dem Departement der Somme gesendet worden war, und ließ ihn sich vorführen. „Verstehe mich recht," sprach er zu ihm; „du ragst unter den Menschen durch Talente hervor, die ich ehre und liebe, aber du bist eines der vierundsechzig schwarzen Thiere, deren Kopf ich den Ausschüssen versprochen habe, und schone ich deinen Kopf, so wird der meinige für ihn fallen, wir sind bei dieser Sache gleichmäßig betheiligt und wir wagen denselben Einsatz. Rette also uns beide oder stirb." — „Was kann ich thun," antwortete Grainville, „um dich zu retten, ohne selbst zu sterben?" — „Nichts ist leichter," erwiderte der Deputirte; „zerreiße das letzte Band, welches dich an die dumme, in Unwissenheit und Fanatismus versunkene Priesterbrut fesselt; sei Patriot und Bürger, gib unseren Festen eine Bürgerin und unseren Bataillonen künftige Krieger; mit einem Worte wähle zwischen dem Tempel Hymens und der Guillotine." Mancher andere Priester würde vielleicht die letztere gewählt haben, Grainville in einem Alter, worin die Leidenschaften schweigen, wählte einen ihm weniger gefährlich erscheinenden Mittelweg und nahm eine arme Verwandte, die nicht viel jünger war als er, zur Frau, welche sich an diesem verhängnißvollen Bündnisse durch Nichts weiter betheiligte als durch ein sanftes, entsagendes Herz. Mit der Erlaubniß zu leben, erhielt aber der unglückliche Mann keineswegs die Mittel, sein Leben zu fristen, und er sah sich genöthigt, Kindern Unterricht zu ertheilen. Eine kleine Schule, welche er gründete, reichte auch für seine Bedürfnisse hin; als aber ein gänzlicher Umschwung der Dinge eintrat und die Geistlichkeit wieder zu ihren Stellen und Functionen gelangte, verließ bald der letzte Knabe seine Schule, da Niemand für gut hielt, seine Kinder fortan einem abgefallenen Priester anzuvertrauen. Grainville erinnerte sich, daß er früher in der Poesie nicht unglücklich gewesen war und zog den schon in seiner Jugend ausgedachten Plan zu einem Epos, welches den Titel: Le dernier homme führen sollte, hervor. Auf die Empfehlung Bernardin's de St. Pierre, dessen Bruder mit einer Schwester Grainville's verheirathet war, übernahm ein Buchhändler zu Paris den Verlag des in weniger als sechs Monaten in Prosa geschriebenen und aus zehn Gesängen bestehenden Epos und spendete ihm aus Großmuth 200 Francs, das Viertel des bedungenen Honorars, voraus. Während des Druckes fiel der Dichter aus Kummer und Verzweiflung in ein heftiges Fieber, in welchem er sich am 1. Febr. 1805 in einen an seiner Wohnung vorüberfließenden Kanal der Somme stürzte, worin er des Morgens als Leiche gefunden ward. Der Verleger verkaufte von der erst nach dem Tode des Verfassers beendigten Ausgabe des Epos (Le dernier homme, ouvrage posthume. Paris 1805. 12. 2 Voll.) fünf Exemplare und die übrigen blieben in dem Magazine des Buchhändlers vergraben, bis der englische Dichter und Literarhistoriker Sir Herbert Croft in seinen Bemerkungen zu Horaz (1810) auf das ihm zufällig in die Hände gekommene Gedicht aufmerksam machte und es mit Milton's verlorenem Paradiese und Klopstock's Messias verglich. Der geistreiche Schriftsteller Charles Nodier versuchte, nachdem er sich von der Richtigkeit dieses vielsagenden Urtheils überzeugt hatte, die vergessene Ausgabe durch einen neuen Titel und durch eine anpreisende Vorrede (Paris 1811. 12. 2 Voll.) in Gang zu bringen, aber mit so geringem Erfolg, daß auch jetzt nur etwa zehn Exemplare verkauft wurden. Die Kritik nahm zwar Kenntniß von dem Werke, aber nicht grade in anerkennender Weise, indem sie es als einen allzu ernsthaften mystischen Roman bezeichnete, und zu derjenigen Gattung der Poesie zählte, welche man gewöhnlich langweilig nennt. Es ist möglich, sagt Nodier, daß in Zukunft der Ruhm Grainville's von Jahrhundert zu

Jahrhundert in dem Gedächtnisse einiger fleißigen Männer wiederhallt, deren geduldiges Genie Vergnügen darin findet, die Schachte der Vergangenheit zu durchforschen, vielleicht auch in dem Gedächtnisse einiger empfindsamen Menschen, welche das Schöne und Gute ergreifen, wo sie es finden, ohne auf das thörichte Urtheil der Zeitgenossen zu achten. Das Buch selbst wird jedenfalls eine von den Bibliomanen gesuchte Seltenheit werden. Der Inhalt des Epos befaßt sich mit dem natürlichen Tode des menschlichen Geschlechts, welches, nachdem es alle Schicksale durchlebt und den möglichst hohen Grad seiner Vervollkommnung erreicht hat, zum unfehlbaren Ziel jedes Dinges gelangt und sammt der allmälig unfruchtbar und wüste gewordenen Erde in das Chaos zurückfällt. Die Dichtung unterscheidet sich demnach von dem gewöhnlichen Epos dadurch, daß sie eine nicht vollendete, sondern erst zukünftige Thatsache darstellt, weshalb sie auch in der Form eines Traumes auftritt. Trotzdem aber ist die Entwicklung des Gegenstandes in der Erzählung, welche Omegare oder der letzte Mensch an den Vater seines ganzen Geschlechtes richtet, eine der schönsten epischen Erfindungen. Die Mittel der Beredsamkeit, der Leidenschaft und des Ernstes, welche Adam auf der einen Seite anwendet, um seinen Enkel zu verhindern, ein schuldbeladenes Geschlecht fortzupflanzen, welches er in seiner Verbannung auf einer finstern Insel wegen seiner Nachgiebigkeit gegen Eva in die Hölle hinabfahren sehen muß, die erstaunlichen Anstrengungen, welche der Genius der Erde auf der andern Seite macht, um seine Bewohner zu erhalten, weil sich an die Vernichtung derselben sein eigener Untergang knüpft; die verschiedenen Kämpfe endlich, welche der letzte Mensch mit sich selbst besteht, weil er schwankt zwischen der Liebe, welche ihn unter den Auspicien des Erdgeistes an Syderia fesselt, und dem Verlangen, das menschliche Geschlecht und seinen Vater dadurch zu retten, daß er dem Elende und Jammer der Welt ein Ende macht, bilden hauptsächlich die Handlung und den Knoten des Gedichts. Unter den Einzelnheiten tritt besonders hervor der Contrast zwischen der Entwickelung der Wissenschaften und Künste, welche der menschliche Geist zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat, und dem gänzlichen Verfalle derselben. Den Anstrengungen der menschlichen Industrie, die Fruchtbarkeit der Erde zu fördern, ist die Unfruchtbarkeit gefolgt, obgleich man nicht nur das Bett der Flüsse, sondern sogar Meere versetzt hat, um zum Anbau tauglichen Boden zu gewinnen. Unter den mancherlei auf das Ende der Welt bezüglichen Zufälligkeiten gibt das Erlöschen des Gestirnes der Nacht, welches ein ungeheuerer Brand verzehrt hat, Stoff zu einer rührenden Episode. Der Ausbruch der menschlichen Asche aus der Erde und die bereits begonnene Auferstehung bezeichnen endlich die Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit und hiermit schließt die Geschichte oder vielmehr das Traumbild. Leugnen läßt sich indessen nicht, daß neben dem Erhabenen und Erstaunlichen, welches sich aus den großartigen Erscheinungen der Natur und der Dazwischenkunft der Gottheit ergibt, sich auch manches Uebertriebene und Ungeheuerliche einschleicht, eine unausbleibliche Folge des Unvermögens des menschlichen Geistes, das Wunderbare hervorzubringen. Bei der Vergleichung des letzten Menschen mit Klopstock's Messias hat man einen hauptsächlichen Unterschied hervorzuheben vergessen, welcher darin besteht, daß Grainville in seiner durchaus idealen Dichtung keine anderen Personen der heiligen Schrift nennt, als Adam und Eva, und aus der Offenbarung Nichts weiter schöpft, als den Begriff ihrer Schuld, daß er nicht ein einziges Mal auf den Welterlöser hindeutet und daß er das jüngste Gericht, in welchem in Gegenwart Gottes die Gedanken der Menschen enthüllt werden, nur in einem Traume Syderia's schildert. Zu bedauern ist überhaupt, daß er dem Ganzen nicht eine mehr christliche Färbung und seiner Darstellung nicht mehr Salbung gegeben. Und doch kann das Gedicht in der That nicht blos als ein religiöser Roman betrachtet werden; der Gegenstand ist seiner Grundlage und seinem Endziele nach vorzugsweise religiös, auch fehlt es der Ausführung keineswegs an Zügen eines reinen Gefühls und eines wahrhaft classischen Ausdrucks; dazu gehört unter Andern die Vergleichung der Betrübniß, welche Adam bei dem Anblicke der einst so schönen und nun so veränderten Erde empfindet, mit dem Schmerze eines Sohnes, welcher seine noch jugendliche Mutter verlassen hat und sie nach langer Abwesenheit als schwaches und unter der Last der Jahre gebeugtes Mütterchen wiederfindet. Grainville hatte die Absicht, sein Gedicht in Verse zu bringen und bereits den ersten Gesang beendigt [2]), die Noth zwang ihn aber, es in Prosa rasch zu vollenden. Der bekannte Dichter Auguste François Creuzé de Lesser arbeitete es in Verse um (Le dernier homme, poëme imité de Grainville. Paris 1831. 8. 2. Ed. Ibid. 1832. 8.), erlaubte sich viele Aenderungen und machte einige Zusätze. In dieser Gestalt errang es sich einen größeren Beifall und wurde sogar von Chr. Friedr. Karl Schirlitz unter dem Titel: „Der letzte Mensch, ein Epos in zehn Gesängen nach Grainville" (Leipzig 1833. 8.) ins Teutsche übersetzt [3]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAINVILLE (Jean Baptiste Christophe), französischer Dichter, am 15. März 1760 zu Lisieux (im Departement Calvados) geboren, widmete sich auf das Verlangen seiner Aeltern der Jurisprudenz und kam nach

2) Es ist um so mehr zu bedauern, daß Grainville diese Arbeit nicht vollenden konnte, da er vortreffliche Verse zu machen verstand, wie der erste umgearbeitete Gesang des Epos, welchen Ch. Nodier in Händen hatte, beweist. Diese Behauptung Nodier's würde ein allegorisches Gedicht: Le Plaisir, l'Espérance et la Pudeur (abgedruckt als ein Werk Grainville's in Grimm's Correspondance. P. III. Tom. 5. p. 93), noch schlagender bestätigen können, wenn man mit Bestimmtheit darthun könnte, daß es von dem Dichter des „Letzten Menschen" und nicht von einem andern Grainville, vielleicht von dem zunächst folgenden gleichzeitigen Dichter J. B. Chr. Grainville, herrührt. 3) Vergl. Ch. Nodier in dem Dictionnaire de la Conversation et de la Lecture. (Paris 1836. 8.) Tom. XXX. p. 439 seq. Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. VIII. p. 278. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 271 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 608.

der Beendigung seiner Studien als Advocat an das Parlament zu Rouen. Er fühlte sich jedoch in dieser Stellung nicht behaglich und siedelte, da seine Vermögensverhältnisse ihm unabhängig und ohne Amt zu leben erlaubten, nach Paris über, wo er sich in den Stunden, welche ihm die Vergnügungen der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, frei ließen, mit der Literatur beschäftigte, die ihm einen um so höheren Genuß bot, da seine Sprachkenntnisse ihn in den Stand setzten, die Meisterwerke nicht nur der griechischen und römischen, sondern auch der spanischen und italienischen Poesie zu lesen. Die Ergebnisse seiner Forschungen auf diesem Gebiete verarbeitete er auf eine anziehende Weise und lieferte eine Menge von Aufsätzen, Uebersetzungen und Nachbildungen in die zu jener Zeit beliebtesten periodischen Blätter, besonders das Journal encyclopédique, das Magazin encyclopédique, das von Clément herausgegebene Journal littéraire, den Mercure und den Courrier des spectacles, zugleich redigirte er in den Jahren 1788 und 1789 die bekannten und vielgelesenen Etrennes du Parnasse. Ein anderes von ihm begonnenes sehr verdienstliches Unternehmen, eine Auswahl der Monumenti antichi inediti J. Jo. Winckelmann's in französischer Uebersetzung, wurde durch die französische Revolution unterbrochen und es erschienen nur die beiden ersten Lieferungen unter dem Titel: Monuments inédits traduits de l'italien de Winckelmann (Paris 1789. 4.). Besseren Erfolg hatte das gemeinschaftlich mit Sylv. Maréchal herausgegebene Panthéon ou les Dieux de la Fable représentés par des figures, avec leurs explications (Paris 1790. 4. und 8.), worin er der Lesewelt die Mythologie durch Nachbildung vorzüglicher Kunstwerke mundgerecht zu machen versuchte. Um seine Witwe gewordene Mutter, an welcher er mit großer Liebe hing, zu trösten, vielleicht auch um den bereits beginnenden Ausschreitungen der Revolution auszuweichen, begab er sich zu Ende des Jahres 1790 nach seiner Geburtsstadt, wo er sich häuslich niederließ und verheirathete. Da er aber schon nach wenigen Jahren Witwer wurde, so befaßte er sich selbst eifrig mit der Erziehung seiner Kinder und theilte seine Zeit zwischen literarischen Arbeiten, der Jagd und der Besorgung eines geringen, ihm von der Gemeinde übertragenen Amtes. Eine unheilbare Krankheit, an welcher er seit seiner Jugend litt, ertrug er mit musterhafter Geduld und sah mit Muth und Heiterkeit seinem Ende entgegen, ohne sich dadurch in seinem gewohnten liebenswürdigen Benehmen gegen Jedermann oder in seinen Studien stören zu lassen. Er starb am 19. Dec. 1805 zu Lisieux. Seine eigenen poetischen Versuche: Le Carneval de Paphos, poëme (Paris 1784. 12.); Ismène et Tarsis, ou la Colère de Venus, roman poétique, suivi de quelques pièces de vers de Métastase, traduites en prose (Londres [Paris] 1785. 12.) und La Fatalité, roman poétique (S. l. 1791. 12.), eine Allegorie, welche in Arkadien spielt, sich aber auf die ersten Tage der französischen Revolution bezieht, sind zwar ohne tieferen Gehalt, zeichnen sich aber durch anziehende Leichtigkeit und durch Schönheit der Sprache aus. Seine wahrscheinlich vorzüglichste Arbeit (La chasse), ein didaktisches Gedicht in vier Gesängen und in Prosa, worin er seine liebste Beschäftigung besang, blieb unvollendet; auch seine Oper Les Héraclides wurde nicht gedruckt. Seine Uebersetzungen und Nachbildungen sind zwar keine Meisterwerke und bleiben oft weit hinter dem Original zurück, sind aber bei seinen Landsleuten beliebt, weil sie sich ohne Anstrengung lesen lassen. Aus dem Lateinischen übersetzte er Ovid's Heilmittel der Liebe (Remède d'amour, traduction nouvelle, avec des notes. Paris 1797. 8.) und die Argonauten des Valerius Flaccus, welche aber nicht zum Druck gelangten, aus dem Spanischen Th. de Yriarte's Lehrgedicht über die Musik (La Musique, poëme, trad. de l'espag. suivi d'un poëme sur le même sujet, traduit du latin de Lefevre avec les notes de Langlé. Paris 1800. 12.), wofür ihm von dem Conservatorium der Musik eine ehrenvolle Anerkennung zu Theil ward [1]), und das Epos Araucana von Alonzo de Ercilla, welches aber Manuscript blieb und aus dem Italienischen P. Chiari's Abenteuer einer Wilden (Aventures d'une sauvage, écrites par elle-même, trad. de l'ital. Turin et Paris 1789. 12. 3 Voll.); L. Tansillo's Winzer (La Vendangeur, poëme, trad. pour la première fois. Paris 1792. 12.); Vincenzo Imperiali's der griechischen Dichterin Sappho untergeschobene Hymnen (Hymnes de Sapho, nouvellement découvertes et traduites pour la première fois en français, avec des notes. Paris 1796. 12.) und Gi. C. Trissino's von den Gothen befreites Italien, welches Epos er aber wegen der ungünstigen revolutionairen Zeit nicht herausgab. Grainville war Mitglied der Akademien zu Rouen, zu Caen, zu Alençon, zu Bordeaux und der Arcadi zu Rom [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAJOCELI (nach anderer Lesart Garoceli), ein gallischer Volksstamm in demjenigen Theile der Alpen, über welchen Cäsar mit seinen fünf Legionen aus Italien nach Gallien vordrang, was die Centrones, die Grajoceli und die Caturiges verhindern wollten (*Caesar.* Bell. Gall. I, 10: ibi Centrones et Grajoceli et Caturiges, locis superioribus occupatis, itinere exercitum prohibere conantur). Ihren Namen sollen sie von den Alpes Grajae und Ocelum erhalten haben (*Caesar.* l. c.: compluribus his proeliis pulsis, ab *Ocelo*, quod est citerioris provinciae extremum, in fines Vocontiorum ulterioris provinciae die septimo pervenit). Wahrscheinlich war ihnen dieser Name von den Römern beigelegt worden; sie selber werden sich schwerlich mit demselben benannt haben. Dieser Stamm hat seine Wohnsitze demnach im narbonensischen Gallien

1) Obgleich die Uebersetzung sehr schlecht gerathen ist und vielen und groben Unsinn enthält, da Grainville weder das Spanische hinreichend verstand, noch irgend einen Begriff von Musik hatte; vergl. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 60. 2) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 274. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 443. Biographie générale. Tom. XXI. p. 610.

in der Nähe des Mont Cenis bei St. Jean de Maurienne, nach Reichard in der Nähe von Bragella.
(*Krause.*)

GRAISIVAUDAN oder GRÉSIVAUDAN (Pagus Gratianopolitanus), ehemalige Grafschaft in der Dauphiné, jetzt mit Viennois zusammen das Departement der Isère bildend. Die Hauptstadt ist Grenoble.
(*H. E. Hössler.*)

GRAISTAN (Robert), englischer Mönch und Historiker des 14. Jahrh., trat frühe in den Orden des heiligen Benedict und lebte in dem Kloster zu Durham, wo er die Stelle des Unterpriors bekleidete und zugleich die Theologie lehrte. Er stand sowol bei seinen Ordensgenossen als auch bei der Geistlichkeit in so großer Achtung, daß er nach dem Tode des Bischofs Ludwig von Durham (1333) von dem Capitel einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt wurde. Er hatte bereits im November desselben Jahres von dem Erzbischofe von York die Weihe erhalten, konnte aber nicht in Besitz des bischöflichen Stuhles gelangen, da in Folge einer Verfügung des Papstes und eines königlichen Befehles Richard von Bury denselben gegen Recht und Billigkeit einnahm. Diese Kränkung verletzte ihn so tief, daß er sie nicht lange überlebte; er starb um das Jahr 1337. Er führte die von einem Ungenannten begonnene und von dem Mönche Galfrid fortgesetzte Geschichte der Kirche von Durham bis zum Jahre 1336 und lieferte für die ihm zunächstliegende Zeit (vom Jahre 1285 bis zum Jahre 1336) sehr gute Nachrichten und Bemerkungen, die erste Abtheilung (vom Jahre 1214 bis zum Jahre 1285) ist aus den bekannten Annalen der Kirche von Durham genommen und ohne Werth. Graistan's Arbeit wurde zuerst im Auszuge von H. Wharton (in der Anglia sacra. Lond. 1691. fol. Tom. I. p. 732—765) und vollständig von J. Raine (Historiae Dunelmensis scriptores tres. Durham 1839. 8.) herausgegeben. In beiden Werken findet man auch den von Galfrid von Durham geschriebenen Theil dieser Geschichte und den von Wilhelm von Chambre herrührenden Schluß, welcher bis zum Jahre 1559 reicht*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAJUS (Jacob), teutscher Theolog, im Jahre 1603 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge geboren, widmete sich der Theologie, nahm aber nach der Beendigung seiner Studien eine Stelle an der Schule in Riga an und wurde, da seine Leistungen sehr befriedigten, Rector derselben. Später vertauschte er jedoch diesen Wirkungskreis mit einer Pfarrei zu Barson, welche er aber bald wieder verließ, da er zum Probst in Kokenhausen und zum Assessor an dem Oberconsistorium in Liefland ernannt wurde. Er starb am 23. Juli 1686 zu Kokenhausen. Er versuchte sich auch als Schriftsteller, unter seinen Schriften ist aber nur die Harmonia catholica super articulum secundum symboli Apostolici in XVIII oracula dispartita (Rigae 1645. 8.) zu erwähnen †). (*Ph. H. Külb.*)

*) Vergl. *G. Cave*, Scriptorum ecclesiasticorum historia literaria. (Genevae 1694. fol.) Tom. II. p. 276.

†) *H. Witte*, Diarium biographicum ad ann. 1686.

Gral (der Heilige), s. Graal.

GRALATH (Daniel), teutscher Rechtsgelehrter, am 8. Juni 1731 zu Danzig, wo sein Vater Bürgermeister war, geboren, stammte aus einer angesehenen, auch um die Pflege der Wissenschaften verdienten Familie[1]), erhielt durch seine Aeltern und einen Hauslehrer eine sorgfältige Erziehung und begab sich, nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, auf die Universität zu Königsberg, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Nach der Beendigung seiner Studien und nachdem er die juristische Doctorwürde durch die übliche Vertheidigung einer Abhandlung (Diss. de jurisdictione in causis matrimonialibus et hodierno ejus exercitio in foro Gedanensi. Regiomont. 1763. 4.) erlangt hatte, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er schon im J. 1764 zum Professor der Jurisprudenz und Geschichte und zum Inspector des danziger Gymnasiums ernannt wurde. Er verwendete nicht nur auf die Ausarbeitung seiner Vorlesungen den größten Fleiß, sondern bemühte sich auch, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit irgend eine juristische Frage zu erörtern. Von diesen Abhandlungen sind in chronologischer Reihenfolge zu erwähnen: Dissertatio de Jure Culmensi in doctrina de contractibus ex legibus romanis emendato (Gedan. 1765. 4.); Diss. de homicidiis non capitalibus (Ibid. 1765. 4.); Diss. de officiis laesi circa injurias observandis (Ibid. 1768. 4.); Diss. de genuino Legum imperfectarum conceptu (Ibid. 1768. 4.); Diss. de causis post manum mortuam, von Sachen nach todter Hand (Ibid. 1771. 4.); Diss. de solemnitatibus Testamentorum externis (Ibid. 1772. 4.); „Gedanken von der Verjährung nach den Grundregeln der Naturgesetze und des allgemeinen Völkerrechts" (Danzig 1773. 4.); Diss. de ambigua hypothecarum securitate (Ibid. 1775. 4.); Exercitatio historico-juridica de privilegio peregrinorum forensi, quod Germanice das Gastrecht vocatur (Ibid. 1780. 4.) und Specimen juris publici universalis, de commodis et juribus, quae situs et conditio civitatum maritimarum naturalis, ad commercia in iisdem exercenda indulgent (Ibid.

1) Seine Mutter war eine Tochter des berühmten Naturforschers Jacob Theodor Klein; auch sein Vater, Daniel Gralath, war in den Naturwissenschaften sehr bewandert und erwarb sich insbesondere um die Reform der im J. 1720 gestifteten naturforschenden Gesellschaft in Danzig große Verdienste. Er selbst befaßte sich vorzugsweise mit der Lehre von der Elektricität, wie seine „Elektrische Bibliothek" (in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Th. II. S. 525; Th. III. S. 265), seine „Geschichte der Elektricität" (ebendas. Th. I. S. 175; Th. II. S. 355; Th. III. S. 492) und seine „Nachricht von einigen elektrischen Versuchen" (ebendas. Th. I.) beweisen. J. C. Poggendorff (Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 938) theilt diese Schriften mit Unrecht dem Sohne Daniel Gralath zu. Dem Vater gehört auch wol die Abhandlung: „Erb-Folge nach dem Preußischen, Lübischen, Culmischen und dem Adelichen Land-Rechte," bei J. G. Becker's Gründlicher Unterricht von der Computatione gradnum und successionis ab intestato (Danzig 1728. 4.), an. Der Vater starb im J. 1767.

1784. 4.). Auch die Verdienste bekannter Männer, welche nach Danzig gezogen wurden oder daselbst starben, versäumte er nicht nach Gebühr hervorzuheben, wie man sich aus seinem Progr. in introductionem D. G. G. Verpoortenn (Gedani 1770. fol.), dem „Ehrengedächtniß des Herrn Generalmajors von Eggers" (Danzig 1773. 4.) und dem Progr. in obitum M. G. Wermsdorf (Gedani 1774. fol.) überzeugen kann. Am wenigsten gelungen ist die mühsamste seiner literarischen Arbeiten, sein „Versuch einer Geschichte der Stadt Danzig" (Königsberg 1789—1792. 8. 3 Bde.), wozu er alle ihm irgend zugänglichen Quellen sorgfältig benutzte. Dieses ausführliche Werk ist nämlich nicht nur durch die Breite und die Schwerfälligkeit des Styls fast ungenießbar, sondern man vermißt auch die muthige Mittheilung der ungeschminkten Wahrheit, da der Verfasser als Mitglied einer der ersten Patrizierfamilien und als Beamter gezwungen war, mannichfache Rücksichten zu beobachten, welche gegen noch Lebende so nothwendig waren, daß er die Geschichte seiner Vaterstadt nur bis zum J. 1752 zu führen wagte. Im J. 1793 führte er noch das Rectorat zur allgemeinen Zufriedenheit, von dieser Zeit aber fingen seine körperlichen und geistigen Kräfte an allmälig zu schwinden, sodaß er in den ersten Monaten des Jahres 1809 gezwungen war, seine Professur niederzulegen. Er starb am 10. Aug. 1809 zu Danzig [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRALLARIA, von Vieillot im J. 1816 aufgestellte Gattung der Schreivögel, und zwar aus der Familie der Wallschlüpfer, Eriodoridae, und deren Gruppe der Ameisenvögel, Myiotheridae. Später hat sie Boie unter dem Namen Myioturdus, Gloger unter Codonistris und neuerdings Cabanis unter Myiotrichas und Chamaezosa aufgeführt; doch liegt gar kein Grund vor, die Vieillot'sche Bestimmung und Benennung zu ändern. Die Gattung unterscheidet sich von ihren Verwandten durch einen ziemlich dicken und etwas höhern als breiten Schnabel, der kürzer als der Kopf, leicht gebogen, gegen die Spitze hin etwas zusammengedrückt und neben der hakigen Spitze mit einer kleinen Kerbe versehen ist. Die Nasengrube ist etwas befiedert, das Nasenloch weit, rund und nach Vorn gerückt; die kurzen, abgerundeten Flügel ragen kaum über die Basis des Schwanzes hinab und haben eine fast verkürzte erste und längste fünfte Schwinge. Der Schwanz ist sehr kurz, die Beine zierlich und mit hohen Läufen, welche vorn geschildert, hinten nach Innen glatt, nach Außen mit kleinen, platten Schildern besetzt sind. Die wenigen Arten leben in dichten Wäldern Südamerika's und verrathen sich im Dickicht durch ihre laute Stimme. Die gemeinste, schon zu Linné's Zeiten bekannte Art ist Gr. rex (= Turdus rex *Gmelin*, Gr. fusca *Vieillot*, Galerie II, 248. Tf. 154), braun, mit blassen Schaftflecken, braunen Schwingen und Schwanz und graulichem Oberkopfe. Gr. imperator *Lafresne* ist etwas größer und mit deutlichen Querbinden auf der Brust gezeichnet. Gr. maculaia *Temm.* und Gr. tinnicus *Gmel.* sind beide durch die weiße Unterseite unterschieden, die bei ersterer schwarz gefleckt, bei letzterer braun gestreift ist. Grabrevicauda *Lafresne* mit ebenfalls weißer Bauchseite hat schwarzbraun gerandete Brustfedern. (*Giebel.*)

GRALLATORES oder Sumpfvögel sind trotz der großen Mannichfaltigkeit ihrer äußern Erscheinung eine ziemlich scharf und streng in sich abgeschlossene Ordnung der Vögel, die mit den trappenartigen Typen an die Hühnervögel, mit den Schilfhühnern dagegen nicht minder eng an die Schwimmvögel und zwar an deren Familie der Gänse und Enten sich anschließen. Zu den übrigen Ordnungen sind ihre Beziehungen minder innig, indem nur einzelne Gestalten im allgemeinen Habitus oder aber auch durch ganz vereinzelte auffällige Merkmale an Mitglieder derselben erinnern. Sie sind meist von mittler, einige von sehr ansehnlicher Größe, gewöhnlich sehr hoch auf den Beinen, und zeichnen sich von allen höheren Ordnungen durch ihre sehr veränderliche Schnabelbildung aus. Während sie in dieser Veränderlichkeit den Schwimmvögeln sich nähern, zeigen sie doch wieder in der Flügelbildung eine größere Uebereinstimmung als diese. In der Färbung und Zeichnung des Gefieders meiden sie die bunten und grellen Töne der Kletter-, Schrei- und Singvögel, haben auch nicht die Pracht und Zartheit im Federschmuck, welcher die Hühner auszeichnet, aber übertreffen noch die Raub- und Schwimmvögel in der Veränderlichkeit des Colorits und der Zeichnung. Weiß und Schwarz mit Grau und Braun sind die herrschenden Farbentöne, Blau, Gelb, Grün und Roth kommen nur ganz vereinzelt und untergeordnet vor.

Das auffälligste Charakterorgan der Grallatoren sind die Beine und Füße. Erstere sind allermeist sehr hohe Wadbeine, die höchsten, welche in der ganzen Classe der Vögel vorkommen, bedingt durch die Verlängerung des Laufes und des Unterschenkels zugleich. Eben dieses charakteristischen Organes wegen nennt man die Sumpfvögel auch häufig Wadvögel, Stelzvögel. Es befähigt dieselben auf sumpfigem, moorartigem Boden zu gehen, in seichtem Wasser ohne zu tauchen ihre Nahrung zu suchen, macht sie freilich zugleich sehr ungeschickt auf Aesten zu sitzen und hier der Ruhe zu pflegen. Die mit Halbgürteln bekleideten Zehen haben eine überaus veränderliche Länge im Verhältniß zum Lauf und zum Unterschenkel, mehr als in irgend einer andern Ordnung der Classe. Mit zunehmender Länge werden sie dünner und dünner, erhalten aber auch bei großer Kürze nicht die Dicke und Stärke der Hühnerzehen und derer der Schwimmvögel. Stets sind drei Vorderzehen und eine Hinterzehe vorhanden, doch ist letztere allermeist sehr klein, hoch angesetzt, und bisweilen berührt sie den Boden beim Auftreten nicht einmal, ja bei einigen wenigen Gattungen verkümmert sie gänzlich. Während bei einigen die Zehen völlig frei sind, verbinden sie sich

2) Vergl. J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland. Bd. 2. S. 634. Allgemeine Literaturzeitung. 1809. Nr. 277. S. Baur, Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die in dem ersten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts gestorben sind. Bd. 1. S. 511.

bei andern durch eine große Spannhaut am Grunde oder gar durch eine halbe Schwimmhaut, bei noch andern besäumen sie sich randlich oder erweitern diesen Hautsaum zu großen Lappen. Die in Länge ebenfalls sehr veränderlichen Vögel sind ganz gerade bis schwach gekrümmt, dreikantig oder oberseits gerundet, niemals so entschieden krallenartig wie die aller Nesthocker, noch so stark und kuppig wie bei den Laufvögeln und Hühnern.

Der Schnabel pflegt dünn, lang und gerade zu sein, ist dabei hart, kantig und zugespitzt, oder aber weich, abgerundet, gefurcht oder kolbig, dann auch mehr oder minder gekrümmt, bisweilen sogar gegen die Spitze hin aufwärts gebogen. Außerdem erscheint er bei einigen ganz in der Form des Hühnerschnabels, auch in der hakigen Raubvogelform, oder kurz, gerade und stark zusammengedrückt, sogar breit platt gedrückt, ganz absonderlich. Alle diese mannichfaltigen Formen stehen mit der Lebensweise in innigstem Zusammenhange. Die Nasenlöcher öffnen sich frei am Schnabelgrunde, häufig in einer weichen Haut und sind allermeist ritzenförmig. Bei kurzem Schnabel finden wir gewöhnlich auch niedrige Beine und einen kurzen Hals, wogegen mit der Höhe der Beine und der Länge des Schnabels auch die Halslänge zunimmt und in so bedeutendem Maße, daß unter den Stelzvögeln dieses Größenverhältniß das Extrem in der ganzen Classe der Vögel erreicht. Dagegen liegen die niemals den Schwanz überlängernden Flügel stets eng am Körper an und bieten ebenso wenig wie der Schwanz in die Augen fallende Eigenthümlichkeiten.

Das Gefieder bekleidet den ganzen Körper, nur ausnahmsweise erscheinen Kopf und Hals nackt, oder blos die Zügelgegend, wogegen am Unterschenkel die Befiederung nie bis an das untere Gelenk hinabreicht, sehr gewöhnlich die untere Hälfte unbedeckt läßt, um eben den Stelzfuß oder das Wadbein zu bilden. Der unbefiederte Theil des Schenkels und der Lauf ist vorn mit Schienen oder Tafeln bekleidet, hinten getäfelt oder genetzt. Die Stellung der Federn am Körper oder die Pterylose, von Chr. L. Nitzsch in der Pterylographie zuerst und eingehend untersucht, seitdem aber von den Ornithologen wieder trotz ihres hohen Werthes für die Systematik in der unverantwortlichsten Weise vernachlässigt, gewährt ebenso erhebliche Familien- und Gattungsunterschiede wie der Schnabel- und Fußbau. Zunächst haben die Sumpfvögel übereinstimmend mit den Schwimmvögeln Dunen nicht blos an den Rainen, sondern auch zwischen den Conturfedern, mit Ausnahme der Trappen jedoch. Die spärlichsten Dunen besitzt der raubvogelähnliche Dicholophus, das dichteste Dunenkleid dagegen die taucherähnliche Gattung Fulica. An den Conturfedern aber ist abweichend von den Schwimmvögeln der Afterschaft beständig vorhanden, bisweilen freilich nur sehr klein und zart, häufig jedoch groß und zwar mehr an den Federn der Unterflur als an denen der Rückenflur. Die Form der Fluren ändert erheblich ab, und fehlt die Lendenflur niemals, wie auch die Oberflur sehr gewöhnlich einen Rain einschließt. Die Unterflur pflegt schmale Züge zu bilden, ja bei den echten Reihern die schmälsten unter allen Vögeln, doch gewinnt sie an der Brust bisweilen auch eine große Breite. Die große Bürzeldrüse, ganz absonderlich bei Otis fehlend, ist mit kurzem Zipfel und mit Federnkranz versehen, am Zipfel bisweilen mit mehren Mündungen. Die Anzahl der Flügelschwingen schwankt zwischen 20 und 36, doch stehen davon am Handtheil gewöhnlich zehn, nur bei Störchen und dem Flamingo eilf. Im Schwanze zählt man mindestens zehn Steuerfedern, sehr gewöhnlich zwölf und über diese Zahl gehen hinaus Flamingo und Wasserhuhn mit 14, Steißhuhn mit 18, Trappe mit 20 und eine Schnepfe sogar mit 26, der höchsten bei den Vögeln überhaupt vorkommenden Anzahl. Die Eigenthümlichkeiten der Pterylose bei den einzelnen Familien werden wir in den diesen gewidmeten Artikeln besprechen.

Am Skelet fällt uns zunächst der Schädel auf, indem er bei einigen im Hirntheil völlig abgerundet und ohne hervorragende Leisten und Kämme ist, bei andern dagegen nach Hinten sich stark verengt und mit scharfen Leisten versieht. Die Lücken in der Nackenwand sind häufig vorhanden. Die Stirngegend bald sehr breit, bald schmal und oft tief eingesenkt; die Fortsätze am Unterkiefer sehr schwach. In der Wirbelsäule zählt man 13 bis 18 Hals-, 7, meist aber 10 Rücken-, 13 bis 16 Becken- und 7 bis 9 Schwanzwirbel. Die Halswirbel haben verhältnißmäßig kurze griffelförmige Anhänge, dagegen auf den letztern oft gespaltene obere Dornen. Die Rückenwirbel verwachsen nicht fest mit einander, sind klein, mit niedrigen obern Dornfortsätzen versehen, aber allermeist ohne untere Dornen. Der letzte Schwanzwirbel zeichnet sich durch geringe Größe aus. An den Rippen sind die Haken sehr klein. Das Brustbein ist kurz und schmal, gewölbt, am hintern Rande mit einem oder zwei tiefen Ausschnitten versehen, oder statt deren mit randlich geschlossenen Lücken. Sein Kamm dagegen hat sehr beträchtliche Höhe und nimmt beim Kranich in einer innern Höhle die Luftröhre auf. Die Rabenschnabelbeine ändern in Länge und Stärke auffallend ab, dagegen pflegt das Gabelbein schwach zu sein und stützt sich auf den Kamm des Brustbeins oder erreicht denselben nicht. Der Oberarm erreicht nicht die Länge des Unterarmes.

Die weichen Theile ändern ebenfalls nach der Lebensweise so mannichfach ab, daß der Eigenthümlichkeiten für die ganze Gruppe nur sehr wenige angeführt werden können. Von der Muskulatur erwähne ich nur, daß der Musculus gracilis allgemein sehr ansehnlich, auch der Peronaeus longus beträchtlich groß und der Peronaeus brevis, wie es scheint, allgemein vorhanden ist. Die Speiseröhre hat keinen Kropf, nur bei den Trappen eine schwach bauchige Erweiterung an dessen Stelle. Der bald kleine, bald große Vormagen pflegt sehr drüsenreich zu sein. Der eigentliche Magen bildet nur bei den eben erwähnten Trappen einen sehr dehnbaren Hautmagen, bei allen übrigen Sumpfvögeln ist er halbmuskulös oder sehr stark muskulös mit glänzender Sehnenscheibe, dem der Enten und Gänse sehr ähnlich

Die Leber pflegt sehr ungleich lappig zu sein und hat sehr gewöhnlich eine Gallenblase. Der Darmkanal mißt die zwei- und dreifache Rumpfeslänge und selbst noch mehr, wogegen die beiden Blinddärme von der winzigen Größe bloßer Warzen bis zu sehr beträchtlicher Länge vorkommen, auch das Pankreas einfach, zwei- oder dreitheilig und randlich zerlappt gefunden wird. Die Milz geht von der kreisrunden durch die ovale in die elliptische und lang gestreckte, gerade oder gebogene Form über. Die Carotiden sind doppelt vorhanden. Die Luftröhre besteht bald aus blos knorpeligen, bald aus ganz harten Ringen oder auch aus harten mit ein oder mehren weichen Stellen. Ebenso veränderlich ist die Form der Nierenlappen, indem sie bei einigen von Vorn nach Hinten stark an Breite bis zur Zuspitzung abnehmen, erscheinen sie bei andern in ganzer Ausdehnung von gleicher Breite und bei noch andern im mittlen Lappen stark verengt.

Die Sumpfvögel leben in den Ländern aller Klimate, in den kältern jedoch nur als Zugvögel, überall am Wasser und in feuchten Gegenden, wo sie ihren aus Gewürm, Weichthieren, Fischen und Amphibien bestehenden Unterhalt in reichlicher Menge finden. Einige ziehen ihre Nahrung nach Art der Hühner vom Boden auf, andere lauern mit unbesiegbarer Geduld in unbeweglicher Stellung auf ihre Beutethiere und stürzen dann plötzlich auf dieselben los, noch andere laufen denselben nach oder suchen sie im Pflanzengewirr und Schlamme auf. Von Charakter sind sie träg und theilnahmlos, meist ungesellig und unverträglich, mehr kampf- als spiellustig, einige sogar tückisch und boshaft. Sie schreien laut und lärmend, widerlich und unheimlich. Sehr scheu und furchtsam verrathen sie stets große Aufmerksamkeit auf ihre unmittelbare Umgebung, aber äußern keine geistige Bildsamkeit und wenn einzelne auch sich leicht an die Nähe des Menschen gewöhnen: so werden sie doch nicht eigentlich zahm, bewahren vielmehr stets ihre Scheu und Ungeselligkeit. Die Männchen paaren sich allermeist nur je ein Weibchen an und dieses legt seine bunten Eier in ein kunstloses Nest am Boden, das ausnahmsweise auch auf einem erhöhten Punkte angebracht wird. Für die menschliche Oekonomie gelten einzelne durch Vertilgung schädlichen Ungeziefers, durch ihr schmackhaftes Fleisch, nahrhafte und wohlschmeckende Eier, noch andere wegen ihrer als Schmuck beliebten Zierfedern für nützlich, andere dagegen werden den Fischereien durch ihre Gefräßigkeit sehr schädlich.

Die Familien der Sumpfvögel sind von einander ziemlich scharf unterschieden und über deren Umgrenzung daher auch die Ornithologen längst einig. Es sind die der Hühnerstelzen oder Trappen, Alectorides, die der Reiher und Störche, Herodii, der Schnepfenvögel, Limicolae, der Schilfhühner, Paludicolae. Ueber die Eintheilung derselben in kleinere Familien dagegen und deren Dignität weichen jedoch die Systematiker in ihren Ansichten erheblich von einander ab. Wir gehen hier nicht näher darauf ein, sondern verweisen auf die die betreffenden einzelnen Familien und Typen behandelnden Artikel. (*Giebel.*)

GRALLINA, von Vieillot im J. 1816 aufgestellte Gattung der Singvögel aus der Familie der Fliegenschnäpper, doch sind die Ansichten über ihre Verwandtschaft noch getheilt, da bis jetzt nur der Balg einer einzigen westaustralischen Art bekannt ist, welche Vieillot als Gr. melanoleuca in seiner Galérie, Oiseaux Tf. 150 und Gould in seinen Birds of Australia II. Tf. 54 als Grallina australis abbildet. So lange die innere Organisation nicht bekannt ist, muß die Stellung mindestens zweifelhaft bleiben. (*Giebel.*)

GRAM (der), mit seinen wort- und sinnverwandten Ausdrücken als gram, grämisch, grämlich, sich grämen, sich grämeln, der Grämler, der Grämling, der Grisgram, grisgrämig u. s. w.

Der Gram ist eine Nebenform des jetzt noch vorhandenen Wortes „der Grimm," welches im Mittelhochteutschen „der Grim" lautete. Das Zeitwort dazu, dessen Imperfectum „gram" war, hieß „grimmen" in der Bedeutung von wüthen oder ausgelassen sein oder sehr gereizt jammern, z. B. im Parcival 411, 8: „er gram durch swarten und durch vël," was Weigand[1]) frei übersetzt: „er raufte und schlug sich vor Jammer." Im Angelsächsischen hatte man ursprünglich sē grama, was die gereizte Aufwallung, die Raserei bedeutete. Indessen schon im althochteutschen Adjectivum kramiz oder gramiz, was eigentlich auch den Sinn von „höchst aufgeregt" hat, z. B. im Glossar. Mons. 392 findet sich der Uebergang in die Bedeutung von „betrübt" oder „kummervoll," z. B. im Glossar. Mons. 352. 356. In der Bibelübersetzung von Luther findet sich der Gram wol nur an der einzigen Stelle Hiob 30, 1, wo von Gottes Gram, d. h. Feindschaft gegen Hiob die Rede ist. Spätere Uebersetzer, wie Dewette, brauchen hier das Wort „Gram" nicht.

In der Definition des Begriffes, wie das Wort im Neuhochteutschen angewendet wird, stimmen die Synonymiker im Ganzen fast genau überein. Weigand erklärt den Gram als die „anhaltende und sich fortwährend nährende, gleichsam über seinem Uebel hinbrütende, tief nagende düstere Betrübniß, die innerlich verzehren kann." Er citirt zu diesem Zwecke Belegstellen von Houwald (das Bild): „In dem scharf gesalznen Thränenquell des Grames erlöschten ihre schönen Augen," von Schiller (Maria Stuart I, 2): „Der Gram, das lange Kerkerelend nagt an meinem Leben," von demselben (Die Räuber II, 1): „Gram? Diese Natter schleicht mir zu träge," von demselben (Macbeth V, 5): „Kannst du ein krankes Gemüth von seinem Grame nicht befrein, ein tief gewurzelt quälendes Bewußtsein nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht die tiefen Furchen des Gehirnes glätten, nicht sonst mit irgend einem süßen Mohn den Krampf auflösen, der das Herz erstickt?" Solche und ähnliche Verbindungen des Wortes mit andern

1) F. L. K. Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen. (Mainz 1842.) 2. Bd. Nr. 1132 und die verwandten Nummern. Vergl. z. B. auch Graff, Althochteutscher Sprachschatz IV, 321 fg.

Ausdrücken; wie „der Gram nagt," „der Gram zehrt," und die Abgrenzung mit Hilfe der Synonymen ergibt die obige Definition als die unzweifelhaft richtige.

Soll noch näher auf die Erörterung der Bedeutung im gegenwärtigen Sprachgebrauche eingegangen werden, so haben wir zunächst den Gattungsbegriff aufzustellen. Dieser ist unzweifelhaft Betrübniß, Trauer, Traurigkeit, noch allgemeiner Schmerz und wiederum allgemeiner Leiden. Wir haben es also mit einer, so zu sagen, passiven psychologischen Kategorie zu thun, speciell mit dem starken, anhaltenden, nagenden (innerlichen) Schmerze der Seele oder des Gemüthes über den Verlust eines bedeutenden, meist moralischen Gutes. Der Grund oder die Ursache des Grames ist also ein verlorenes Gut, aber nicht ein unbedeutendes, sondern ein bedeutendes; man wird schwerlich sagen, daß ein Mensch — von Thieren wird das Wort nicht gebraucht, außer etwa metaphorisch, obgleich z. B. mit gutem Rechte dem Löwen, der sich über den Verlust des Hündchens, seines treuen Gefährten, im Hungern zu Tode grämte, eine Art von Gram zugeschrieben werden darf — über einen verlorenen Sechser oder über einen gestohlenen Apfel Gram empfindet. Dagegen kommt dieses Wort zur Anwendung bei dem Verluste großer materieller Güter wie des gesammten Vermögens. Am häufigsten jedoch dürfte man den Gram finden als die besondere Form des Schmerzes über einen Verlust, wobei moralische Potenzen mitwirken, also ein moralischer Schaden, Mangel, Verlust vorliegt, namentlich beispielsweise über eine zum Fall gekommene Tochter, über einen sittlich verloren gegangenen Sohn, über die wiederholte Untreue des Ehegatten, oder auch über den Tod eines geliebten Kindes. Der Grund kann auch eigenes Verschulden oder Mitverschulden sein; aber dieses Moment scheint kein nothwendig constituirender Begriffsfactor zu sein, denn ist er es, so befinden wir uns auf der Linie der Gewissensvorwürfe, der Gewissensqual u. s. w., also auf einem anderen Gebiete, wo freilich auch Gram vorhanden ist. Der Verlust deutet nothwendig auf die Vergangenheit hin; der Gram bezieht sich also nicht auf Befürchtungen für die Zukunft, sondern entschieden auf die Vergangenheit, wo seine Wurzel liegt. Der Sitz des Grames ist ferner selbstverständlich die Seele, das Gemüth, das Herz in ihren Empfindungen, Vorstellungen, Erinnerungen, Gedanken, Wünschen und zwar arbeitet der Gram tief innerlich im Gemüth, nicht auf dessen Oberfläche. Er ist ein nagender oder zehrender Schmerz, ohne daß er das Leben schnell aufzuzehren braucht, eben weil man sich unter ihm meist eine länger dauernde Empfindung vorstellt. Endlich pflegt auch noch die Stärke oder Größe als ein constituirendes Moment der Definition einverleibt zu werden; der Gram ist kein schwacher, sondern ein starker Seelenschmerz, welcher an Stärke nur von den Gewissensqualen übertroffen werden dürfte. Die laute Klage in Ach und Weh oder die helle Thräne muß nicht mit einem Schmerze verbunden sein, um ihn als Gram zu specificiren; im Gegentheil, man pflegt diesen wol auch als den dumpfen, hinbrütenden Schmerz zu bezeichnen, wobei die Empfindungen, Gedanken, Erinnerungen u. s. w. nicht sowol nach Außen, als vielmehr nach Innen, in sich selbst hineingekehrt sind. Es läßt sich zur Charakterisirung vielleicht noch hinzufügen, daß es überwiegend das weibliche Geschlecht ist, welchem Gram beigelegt wird, und dies würde sich einfach aus der geringeren Reactionskraft, aus dem kleineren Maße von Activität, dem ein größeres Maß von Receptivität, resp. Passivität entspricht, erklären lassen.

Die vorstehenden Begriffselemente sind die gäng und gäbe populairen, denen ohne Zweifel der Mangel anhaftet, zum Theil nur bildlich oder metaphorisch zu sein. Es handelt sich darum, diese Elemente in wissenschaftlich-psychologische Kategorien umzusetzen oder durch solche zu erklären, wobei freilich die neue Frage entsteht, welche Wissenschaft der Psychologie zur Anwendung kommen soll, die strict materialistische, die idealistische oder eine andere. Legen wir den Principienstreit zur Seite, so wird sicherlich allgemein zugestanden, daß das Leben der Seele in Eindrücken, Bildern, Anschauungen, Vorstellungen, Gedanken, Erinnerungen, Willensäußerungen u. s. w. besteht. Irgend ein Object wirkt auf die Seele, mag man nun diese blos als Hirnthätigkeit oder als sonst etwas fassen; es entsteht ein Eindruck, eine Anschauung, ein Bild, ein Gefühl, eine Vorstellung u. s. f.; gegen diese Einwirkung reagirt die Seele und so entstehen Bestrebungen, Willensrichtungen, Wünsche u. s. f. Wir haben es also wesentlich mit zwei psychologischen Zuständen zu thun, denen der Receptivität oder Passivität, wohin z. B. auch die Erinnerungen gehören, und denen der Activität oder, wie man wol auch sagt, der Spontaneität, obgleich dieser Begriff ein sehr zweifelhafter sein dürfte. Versuchen wir nun, den Gram auf diese psychologischen Kategorien zu reduciren, so ist zunächst an obige populaire Vorstellung zu erinnern, daß sein Grund oder seine Ursache der Verlust eines bedeutenden werthvollen Gutes sei. Als dieses Gut noch vorhanden war, etwa in Form der guten Tochter, des ehelichen Friedens, des hinreichenden materiellen Vermögens, machte es auf die Seele den Eindruck der Lust, des Behagens, des Wohlbefindens, resp. der Abwesenheit eines Mangels. Nachdem es factisch verschwunden ist, bleibt sein Bild, die Vorstellung von ihm zurück, aber als ein abgezogenes Bild, dem die Wirklichkeit nicht mehr entspricht. Die Erinnerung davon läßt einen Mangel, eine Lücke empfinden, aber der Gegendruck ist das freilich ohnmächtige Willensbestreben, das Verlorene wieder zu erlangen. Das ehemalige Haben der Seele ist zum Soll geworden, das Activum zum Passivum. Das Bild wirkt nach, aber was es enthalten soll, enthält es nicht mehr und das ist der Schmerz, welcher in der Gestalt des Grames ein „innerlicher" sein soll. Alles, was in der Seele vorgeht, ist etwas Innerliches; jeder Conflict zwischen den passiven und activen Factoren ist innerlich, und von diesem „Innerlichen" läßt sich wissenschaftlich kaum ein „Tiefinnerliches" unterscheiden. Soll daher diese Bestimmung einen wissenschaftlich-psychologischen Werth haben, so kann es nur das negative Mo-

ment sein, daß der Gram wesentlich nicht in äußerlichen Dingen, in Jammerworten, Thränen, Runzeln u. s. f. besteht, obgleich er sie mehr oder weniger zur Folge hat. Soll von der „nagenden," „verzehrenden" Kraft des Grames eine psychologisch correcte Vorstellung gewonnen werden, so fällt diese im Wesentlichen zusammen mit der Continuirlichkeit in der Differenz zwischen Soll und Haben, zwischen der einen und der anderen Gemüthsaffection, jedoch unter der Modification, daß Etwas in der Seele resp. am Menschen durch diesen ununterbrochenen Conflict „verzehrt," d. i. vermindert wird. Die nagende oder verzehrende Kraft — was nagt, das verzehrt auch — liegt in der als Schmerz empfundenen Differenz zwischen dem Besitz und dem Verlust, resp. zwischen den beiderseitigen Bildern, Vorstellungen, Erinnerungen, gegen welche, wenn der Gram, wie man ihn, so lange er existirt, gewöhnlich denkt, im Zunehmen begriffen ist, andere Bilder, Vorstellungen, Erinnerungen, Willensrichtungen mehr und mehr zurücktreten oder schwinden und so die Reaction gegen das Leiden immer schwächer machen. Es sind in der Seele neben den wehethuenden auch wohlthuende Bilder, Erinnerungen, Bestrebungen, welche, wenn sie für das Bewußtsein in den Vordergrund treten, jene in den Hintergrund drängen; wo aber ein Leiden in der Gestalt des Grames auftritt, da pflegen die Reactionen der heiteren Lebenserinnerungen und der Abwendung der Willensrichtung von den trüben Bildern auf neutralisirende Thätigkeiten der Seele, die man auch Trost, Fassung u. s. w. nennt, an Stärke continuirlich abzunehmen. Bezeichnet man nun endlich den Gram mit Recht auch als einen starken Seelenschmerz, so liegt eben in der vorstehenden Darstellung seine Stärke. Die Reaction von Seiten der Vorstellungen des Verlustes gegen andere Vorstellungen u. s. w., welche an ihre Stelle treten wollen oder sollen, ist sowol in dem einzelnen Moment der Kraftäußerung als auch in der Wiederholung oder Zeitdauer relativ größer als bei anderen Leidensformen.

Der Begriff des Grames grenzt sich, wie schon oben angedeutet, noch entschiedener ab und gewinnt an Bestimmtheit, wenn er in die Beleuchtung der mit ihm sinnverwandten Ausdrücke gestellt wird. Sein nächster Grenznachbar ist ohne Zweifel der Harm[2]), welchen unsere Synonymiker als tiefen, anhaltenden, sich innerlich verstärkenden und so abzehrenden Schmerz erklären, welcher (nach Weigand) nicht das Düstere des Grames habe und im Aeußern sogar freundlich erscheinen könne. Es ist ohne Weiteres zuzugeben, daß man sich unter dem Harme im jetzigen Sprachgebrauche nicht den starken Ausdruck in Mienen, Gesichtszügen, Worten u. s. w. vorstellt, wie bei dem Grame, und damit dürfte die mäßige Düsternheit erklärt sein, indessen muß doch auch gesagt werden, daß der psychologische oder innere Proceß nicht in so starken Reactionen der entgegengesetzten Gemüthsbewegungen verläuft. Der Harm ist eine mildere Form des Grames, und wie sich beide zu einander verhalten, so verhalten sich auch das Sich-grämen und das Sich-härmen, während das Sich-abhärmen den Begriff des Aufzehrens der gesunden resp. activen Lebensfunctionen in sich schließt. — Der Kummer, dessen altteutsche Verbalwurzel betrauern, beweinen bedeutet, wird meist als eine anhaltende, angreifende und selbst verzehrende Betrübniß erklärt; er ist also mehr als der Gram ein nach Außen gewandter Schmerz, welcher sich stärker als dieser in Worten, wenn auch nicht immer in Gesichtszügen, äußert. Auch dürfte Kummer, was bei Gram nicht der Fall ist, einen vorübergehenden Schmerz bezeichnen, und was ihn noch mehr vom Grame unterscheidet, seine Ursache ist oft auch ein noch in der Gegenwart existirendes thatsächliches Uebel; ja er bezieht sich auf die Zukunft, d. h. er besteht in Gedanken der Furcht vor zukünftigen Zuständen, was nie in dem Begriffe des Grames liegt, obgleich diese Richtung des Schmerzes noch significanter durch Bekümmerniß ausgedrückt werden dürfte. — Wieder mehr dem Grame nähert sich das Herzeleid, jedoch so, daß in ihm nicht so stark der Begriff des Andauernden ausgeprägt ist, indem es vorwiegend die ersten Momente der Wirkungen des eingetretenen Unglückes oder Verlustes bedeuten und außerdem mehr die sichtbaren und hörbaren Aeußerungen des Schmerzes in sich schließen dürfte. — Noch entschiedener als Kummer und Herzeleid stellt sich Verdruß auf die Seite des momentanen, vorübergehenden Schmerzes, wobei übrigens auch das verloren gegangene Gut resp. die Störung der normalen Lebenslust nicht von so starker Bedeutung, bezüglich Einwirkung ist, indem sich Verdruß wol meist nur auf äußere, mehr oberflächliche Lebensangelegenheiten bezieht. Wenn freilich Verdruß an Verdruß sich reiht und die Objecte, worum es sich handelt, höhere und theurere Güter sind, so kann daraus der Gram oder Harm erwachsen. — Den verstärkten Verdruß kann man als Aerger definiren, indem das Object bedeutungsvoller ist und schärfer in die Linie des Behagens einschneidet. Indessen gibt es nicht blos einen Aerger über Andere, sondern auch über sich selbst, was der Verdruß nicht enthält, der Gram aber mit enthalten kann. Indessen unterscheidet sich der Gram vom Aerger sehr bedeutend; denn wenn der Aerger sich wesentlich auf die Störung äußerer, nicht tief liegender moralischer Verhältnisse und auf mehr vorübergehende Schmerzensempfindungen bezieht, auch das nicht an sich hat, was man Traurigkeit oder Betrübniß nennt, wenn er sich nicht ferner in passiver Niedergeschlagenheit, sondern vielmehr in ziemlich heftigen Reactionen gegen das störende Element äußert, also z. B. in zornigen Worten, so sind das alles Eigenschaften, welche dem Grame als wesentliche nicht beigelegt werden können. Nur eine Reihe von schweren Aergernissen, welche sich z. B. ein Sohn zu Schulden kommen läßt, kann den Gram erzeugen. — Die Sorge findet man zwar oft mit dem Grame zusammengestellt, sie ist aber — wenn auch im Elemente der Gattung, der Betrübniß und im Elemente des Genus, dem Schmerz und dem Leid oder Leidwesen — so

2) Im Althochteutschen bedeutete das Wort Schmach, Beleidigung, Ehrenverletzung.

doch nicht specifisch ein Synonymum von Gram; denn in ihr waltet der Factor der wenn auch vorläufig und vielleicht immer erfolglosen Activität der Seele, resp. des Willens vor, und ihr Object liegt, richtig verstanden, nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft, obgleich man freilich oft Phrasen braucht wie diese: Eine Mutter mache sich viel Sorge um die verstorbene Tochter. — Unmuth, Mismuth, Trübsinn und andere Worte liegen vom Grame zu weit ab, als daß es geboten erscheint, ihren Unterschied von ihm darzustellen.

Das ebenfalls bereits im Althochteutschen vorhandene Adjectivum gram hatte dort auch die Schreibweise kram, und bedeutete aufgereizt, zornvoll, eine Bedeutung, die es auch im Mittelniederländischen hatte, z. B. Caerl ende Elegast 1022 [3]). Im Neuhochteutschen waltet ausschließlich der Begriff von „tief innerlich verschlossen, andauernd abgeneigt" oder innerlich feind. Man hat hier nur die Verbindung von „gram sein" Jemanden, d. h. Jemanden nicht leiden können, ihm tief abgeneigt sein. In der Lutherischen Bibelübersetzung wird es meist von der Feindschaft zwischen Menschen und Menschen gebraucht, und zwar, wie dies auch noch im gegenwärtigen Sprachgebrauche entschieden hervortritt, zwischen solchen, die sich wegen der Verwandtschaft u. s. w. eigentlich freundlich gesinnt sein sollten und es vorher auch waren, z. B. 1 Mos. 27, 41; 50, 15 („Joseph mochte uns — seinen Brüdern — gram sein"); Richt. 14, 16; 2 Sam. 13, 15. 22; 1 Kön. 22, 8; Psalm 105, 25; 119, 163; Sprüchw. 25, 17; Jes. 41, 11; Am. 5, 10; Sir. 6, 1; 20, 8; 31, 19; 37, 2. Luther hat es auch von dem den Menschen abgeneigten feindlichen, zornigen Sinne Gottes gebraucht, Jerem. 12, 8; Am. 5, 21. — Abgeleitet von gram sind grämisch und grämlich, von denen dieses häufiger als jenes in der neueren teutschen Sprache angewendet wird, während es in der alten fehlt. Beide, das erstere vielleicht mehr als das letztere, verbinden mit dem Hauptbegriffe wesentlich den in der Endung bezeichneten Nebenbegriff des Bitter-Gehässigen, wobei die Aeußerung der Widrigkeit in momentaner Stärke, Veranlassung, Dauer u. s. w. nicht im Verhältniß zu der schwächern Schuld auf der anderen Seite steht, folglich nach normalen Verhältnissen unmotivirt ist, kleinlich erscheint und so sich verächtlich macht. Weigand definirt grämlich als „düster unfreundlich durch anhaltende und fortwährend sich nährende, in sich gekehrt düstere klagenhafte Betrübniß oder ein solches Misbehagen, es mag sich dies nun in Lauten, Worten, Geberden oder Mienen ausdrücken" [4]).

Der Gram als subjective Thätigkeit oder Zustand in Form des Verbums ist grämen, welches indessen im neuhochteutschen Sprachgebrauche nur in dem reflexiven, und daher sehr bezeichnenden „sich grämen" = starke und lange anhaltende Betrübniß haben (Weigand), vorkommt. Es ist entstanden aus dem Gothischen und Altteutschen gramjan, was z. B. Ulfilas 1 Kor. 13, 5 (Luther: die Liebe läßt sich nicht „erbittern") braucht. Altsächsisch und Altnordisch lautet das Verbum gremjan = aufreizen, erbittern. In der neuhochteutschen Bedeutung wendet Luther das sich grämen z. B. Psalm 119, 28; Jerem. 8, 21 an. — Selten ist das Verbum sich grämeln, d. h. wie dies in der deminutiven Endung liegt, sich in kleinlicher Weise und aus kleinen Ursachen grämen. Als Substantivum von sich grämeln hat die hochteutsche Sprache das „Grämen," welches mit Gram ganz gleich bedeutend ist, nur daß es in der Modification des Verbalsubstantivs erscheint. In der Lutherischen Bibelübersetzung findet es sich z. B. Sprüchw. 10, 1 („Ein thörichter Sohn ist seiner Mutter Grämen"); 17, 21; Pred. Sal. 1, 18; 2, 23.

Grämler und Grämling haben das gemein, daß sie beide einen „anhaltend düster unfreundlichen Menschen" bezeichnen, „der sich leicht über Alles ärgert" [5]). Grämler ist das Substantivum von dem verkleinernden, aus dem Althochteutschen gramôn oder kramôn stammenden, noch jetzt in Baiern üblichen „grameln" = mit den Zähnen knirschen [6]). Das nicht häufige Grämler wendet z. B. A. Tscherning an: „Träte selbst Cato, der Grämler, herein." Den Grämling charakterisirt Weigand als den Gerngrämler, womit sich der Nebenbegriff des Verächtlichen oder wenigstens des Tadels verbinde, was man wol auch von dem Grämler wird sagen dürfen. Als Belegstelle führt unser Synonymiker einen Ausspruch von Thümmel an: „Den Grämling, der alle Kron- und Erbprinzen zu Misgeburten menschlicher Thorheiten herabwürdigt." Man sieht also, daß die Bedeutung beider Worte sich von der Bedeutung des Grames stark entfernt und in demselben Grade sich dem Begriffe des Aergerlichen nähert.

Der stärkste Ausdruck für Grämler und Grämling ist der Grisgram (Griesgramm, Griesgramm). Das Wort kommt von dem Altteutschen grisgramôn (kriskramôn), Mittelhochteutsch grisgramen oder grisgrammon, welches wahrscheinlich seine erste Sylbe der modificirten Wiederholung des Stammes entnimmt und dort die Bedeutung hat: mit den Zähnen knirschen vor Unmuth und Grimm, so z. B. bei Notker, Psalm 56, 5; 36, 12; Boëthius S. 52; Windberg und Trierer Psalmenübersetzung 111, 12; Berthold, Predigten 110. Es wird im Althochteutschen zuweilen von dem Brüllen des Löwen gebraucht, z. B. bei Berthold. Noch häufiger als dieses Zeitwort ist im Althochteutschen grisgrimmôn oder kriskrimmôn, Mittelhochteutsch grisgrimmen, z. B. im Ruolandesliet 210, 20. Der Grisgram als eine Gemüthseigenschaft bedeutet also wie das althochteutsche Hauptwort krisgramôd (kriskramôd), z. B. bei Notker in Schilter's Thesaurus I, 261, 12, neben welchem auch cristcrimmôd [7]) vorkommt, im Alt-

3) Vergl. Weigand am o. g. O. 4) Nr. 1359. — Im Mittelhochteutschen ist graemlich = grimmig = zornmuthig aussehend, schrecklich, z. B. in den Nibelungen 6676.

5) So nach Weigand. 6) Schmeller II, 109. 7) Graff, A. Spr. Sch. IV, 326.

teutschen das Zähne- oder Zornknirschen, im Neuhochteutschen dagegen die „anhaltende und sich nährende, zornmüthige, widrige, düstere Unfreundlichkeit," dann die zänkische Gemüthsstimmung (Weigand). In demselben Sinne tritt als Person der Grisgram auf, dessen Begriff sich übrigens, wie man sieht, von dem des Grames weit entfernt, und von ihm abgeleitet, ebenfalls nur im neueren Teutsch, das Adjectivum grisgramig, grisgrämig (griesgrammig), Mittelhochteutsch grisgramec. Noch stärker dürfte das einfache Adjectiv grisgram sein, was z. B. schon in Leyser's Predigten 46 auftritt. — Mit Gram hängt auch Isegrim(m) zusammen, worauf jedoch hier nicht näher eingegangen werden kann.

(*J. Hasemann.*)

GRAM, das Schwert Sigmund's und seines Sohnes Sigurd Fafnisbani in den nordischen Denkmälern unserer Heldensage. Von dessen Ursprung erzählt die Völsunga saga c. 3, wahrscheinlich nach einem alten Liede von den Wölsungen, Folgendes: Als Wölsung, König von Hunnenland, seine Tochter Signy dem Siggeir, König von Gautland, vermählte, und die Gäste im Saale beim Feuer saßen, erschien plötzlich Odin mit einem blanken Schwerte in der Hand, ging auf den Eichstamm zu, der sich mitten im Saale erhob, stieß das Schwert bis an das Heft hinein und sprach: „Wer dieses Schwert aus dem Stamme zieht, der soll es von mir zur Gabe empfangen und er soll es beweisen, daß er niemals ein besseres Schwert in den Händen trug, als dieses ist." Darauf verschwand er. Nun versuchten alle Männer das Schwert aus dem Stamme zu ziehen, aber keiner vermochte es. Da trat Sigmund, Wölsung's Sohn, hinzu und zog das Schwert heraus, als ob es lose vor ihm läge [1]). Dasselbe schien Allen so vortrefflich, daß Siggeir dem Sigmund anbot, es ihm mit dreimal so viel Gold aufzuwiegen, allein dieser schlug ihm das Anerbieten mit harten Worten ab. Siggeir, erzählt nun die Saga weiter, darüber erbittert, sann auf Rache. Er verließ alsbald das Hochzeitsfest, lud König Wölsung nebst seinen zehn Söhnen zu sich zum Gastmahl ein, und als sie ankamen, überfiel er sie mit solcher Uebermacht, daß Wölsung im Kampfe fiel und seine Söhne gefangen wurden. Siggeir ließ dieselben in einen Stock im Walde setzen, wo sie eine Elk auffraß bis auf Sigmund, der sich durch Signy's List rettete und zugleich befreite. Als nun dieser mit seinem Sohne Sinfiötli seinen Vater an Siggeir rächen wollte, wurden beide gefangen genommen und in eine Steingrube gesetzt, wo sie ein großer Fels von einander schied. Signy aber hatte heimlich dem Sinfiötli Sigmund's Schwert zugeworfen und mit demselben zersägten sie den sie trennenden Felsen, zersprengten die Eisenbanden und führten nun die Rache aus (Völs. s. c. 4—8). Sigmund verscherzte sich aber die Gunst Odin's und als er hochbetagt war, trat ihm in der Schlacht mit den Hundingssöhnen Odin mit seinem Geer Gungnir gegenüber, Sigmund hieb mit seinem Schwerte kräftig auf den Geer, aber das Schwert zersprang, das Schlachtenglück wandte sich von nun an von ihm und todtwund fiel er. Da kam in der Nacht seine Gattin Hiördis zu ihm auf die Wahlstatt und fragte ihn, ob er noch zu heilen wäre. Sigmund wollte aber nicht länger leben, da sich Odin von ihm abgewendet, weissagte ihr, daß sie einen Knaben gebären werde, welcher der berühmteste und vortrefflichste ihres Geschlechtes werden würde und fügte hinzu: „Bewahre die Schwertstücken wohl auf, davon wird ein gutes Schwert geschmiedet, das wird Gram heißen und unser Sohn wird es tragen und manches Heldenwerk damit vollbringen." Mit dem anbrechenden Tage verschied er (Völs. s. c. 12).

Der Name Gramr, den hier der sterbende Held dem neuzuschmiedenden Schwerte beilegt, deutet unzweifelhaft auf den Zorn, altn. gramr, Odin's hin, in Folge dessen das Schwert zerbrach und er fiel. Dieser Name braucht jedoch nicht aus dem Altnordischen zu stammen, da auch im Altsächsischen the gramo Heliand 32[16] als Bezeichnung des Teufels begegnet und besonders der Plural im Altsächsischen wie im Angelsächsischen und Altnordischen zur Bezeichnung dämonischer Geister als des Teufels üblich ist und die meisten Eigennamen unserer eddischen Heldenlieder (wo jedoch Gramr nur einmal, außer im prosaischen Zusatze zu Sigurðarkviða 2, 14, im Fafnismâl Str. 25 genannt wird) zugleich mit ihnen von Sachsen, ihrer ursprünglichen Heimath, nach dem Norden gewandert sind. Daher erklärt es sich auch, daß die aus sächsischen Ueberlieferungen des 13. Jahrh. stammende Thidrekssaga den Namen Gramr noch hat, während die mittelhochteutschen Denkmäler dafür Balmung bieten. Doch scheint das Letztere insbesondere den Grund zu haben, daß das dem altnord. Gramr entsprechende Substantiv, welches sich aus dem ahd. u. mhd. gram bildete, wenig gebräuchlich war; denn das ahd. Subst. grami begegnet sehr selten (s. Graff, Althochd. Sprachschatz IV, 320) und das mhd. Subst. gram hat sich bis jetzt nur einmal auffinden lassen (s. Benecke-Müller, Mittelhochd. Wörterbuch I, 575). Der Name Balmung, der mit einer nicht ungewöhnlichen doppelten Ableitung vom goth. balv, ahd. balo, palo, mhd. bal Verderben, Untergang zu stammen scheint, würde diesem nach dem, was uns die nordischen und teutschen Denkmäler von dem Schwerte berichten, vollkommen gerecht sein, indem er das Verderben, Untergang bereitende Schwert bezeichnete. Denn dasselbe war ein Wunschschwert, womit sich beständiger Sieg, wie mit Odin's Geer Gungnir, verband, und als solches ein Werk kunstreicher Zwerge oder göttlicher Schmiede (Grimm, Myth. 1227) [2]). Wegen dieser seiner dem Feinde Verderben bringenden Eigenschaft wird dasselbe in der Thidrekssaga c. 402. 408 der Teufel (fiandinn) genannt, welche Bezeichnung c. 218 (diofulinn) auch Widga's (Wittich's) Schwert Mimung, das

1) So wollte es Odin, denn das Hyndluliôð Str. 2 singt: Odin ließ den Sigmund das Schwert gewinnen.

2) Nach Sigurðarkv. 3, 4 war dasselbe mit Runen bemalt (mâlfâinn), wie Freyr's sich von selbst in Schwung setzendes Schwert Skirnisför 23. 25, und solche auf der Spitze von Odin's Geer Gungnir nach Sigrdrifumâl 17 standen.

ein Werk des göttlichen Schmiedes Welent (Wieland) war, beigelegt wird. In unseren Denkmälern hat sich noch eine deutliche Erinnerung davon erhalten. Als im Nibelungenliede Dietrich und Hagen den Kampf beginnen, heißt es Str. 2287 von Dietrich: „auch fürchtete er Balmungen, ein Waffen stark genug." Im Biterolf V. 7228 fg. sagt Hagen zu Rüdiger warnend: „Hütet euch im Streite vor dem Kriemhilde Mann; er trägt Balmung, des alten Nibelunges Schwert: dem geschieht übel, über dem der Held von Niederland im Streite die Hand streckt." Im Rosengarten A. 420 sagt Dietrich, indem er sich scheut den Kampf mit Siegfried einzugehen: „Er trägt ein Schwert so hart, das zerschneidet alle Bande, kein Harnisch besteht davor, es ist Menung (d. i. Mimung, aber Verwechselung mit Balmung) genannt." Und in dem Mährchen bei Grimm Nr. 92 erscheint Balmung als der Wunderdegen wieder, durch den alle Köpfe fallen. Der Name Balmung könnte aber möglicher Weise der ursprüngliche Name sein, da das Schwert die damit bezeichnete Eigenschaft von Anfang an gehabt hat. — In den altdänischen Liedern führt dasselbe den Namen **Adelring**, und seine alte Eigenschaft gibt sich noch darin kund, daß Hagen dasselbe von Sigurd entleihen muß, um ihn ermorden zu können (s. das Lied Sivard og Brynild in Sv. Grundtvig's Danmarks gamle Folkeviser 1, 13 fg.).

Bald nach Sigmund's Tode wurde Sigurd geboren. Als er erwachsen war, reizte ihn Regin, sein Pfleger, den in Drachengestalt verwandelten Fafnir zu erschlagen. Sigurd forderte von demselben, ihm deshalb ein Schwert zu schmieden; Regin schmiedete auch ein solches, aber bei dem ersten Hiebe, den Sigurd damit, um es zu prüfen, auf den Amboß that, zersprang es. Regin schmiedete ein zweites, aber dasselbe bestand ebenfalls die Probe nicht. Da ging Sigurd zu seiner Mutter und forderte von ihr die Stücke des Schwertes Gram, die ihr sein sterbender Vater übergeben. Sie gab ihm dieselben, er brachte sie zu Regin, und dieser schmiedete nun ein Schwert daraus, mit dem Sigurd den Amboß bei der Schwertprobe zerklob bis auf den Fuß. Dann ging er mit einer Wollflocke an den Rhein, warf sie in den Strom und als sie gegen das Schwert trieb, schnitt es dieselbe entzwei wie das Wasser[3]) (Völs. s. c. 15).

Mit diesem Schwerte vollbringt nun Sigurd seine großen Thaten und als ihn Brynhild hat ermorden lassen, damit der geliebte Held, um dessen Besitz sie im Leben so schmählich betrogen war, im Tode auf immer der Ihrige werde, verordnet sie, nachdem sie sich mit dem Dolche durchbohrt hat, sterbend, daß das Schwert auf dem Scheiterhaufen zwischen ihre und Sigurd's Leiche gelegt werde, wie einst, als sie auf dem Berge die Verlobung nach alter Weise zusammen feierten (Sigurðarkv. 3, 65).

3) Nach dem Prosazusatz zu Sigurðarkv. 2, 15 spaltet Sigurd erst den Amboß nach der Schwertprobe im Rhein. Die sämmtlichen Thatsachen von Sigmund's Fall an bis hierher besingt noch mit größerer oder geringerer Verschiedenheit das färöische Lied Regin smiður Str. 1—89.

In der Thidrekssaga c. 167 erhält Sigurd das Schwert Gram von seinem Pflegevater dem Schmiede Mimir zur Sühne, weil er beabsichtigte, ihn durch den Drachen Regin umbringen zu lassen. Nach Sigurd's Tode gibt König Gunnar, als König Attila mit der ihm vermählten Grimhild Abschied nimmt, dasselbe dem Markgrafen Rodingeier (Rüdiger) c. 358. Als die Niflungen nach Susat ziehen und bei dem Markgrafen zu Gaste sind, schenkt es dieser dem Junker Gisler (Giselher) c. 370. Nachdem aber Gisler im Niflungenkampfe vom Meister Hildibrand erschlagen ist, erblicken wir es im Besitze des letzteren, denn er führt es auf der Heimkehr mit König Thidrek c. 402. 408 und bei seinem Tode c. 415 nimmt dasselbe nebst Sigurd's Helm sein Sohn Alibrand.

Nach dem Nibelungenliede Str. 87 fg. erhält Siegfried das Schwert Balmung, welches der Dichter des Biterolf a. a. O. des alten Nibelunges Schwert nennt, zum Lohn für die Theilung des Hortes zum Voraus (s. Wackernagel in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterth. 2, 544). Nach Siegfried's Tode nimmt Hagen dasselbe zu sich und führt es mit sich ins Hunnenland. Hier erfahren wir Str. 1721. 1722, daß sein Knauf ein Jaspis war, grüner als das Gras, von Gold sein Gefäß und die Scheideborte roth. Mit demselben schlägt Kriemhild Hagen das Haupt ab.

Im Liede vom Hörnen-Siegfried (sowie im Volksbuche) bewahrt der Riese Kuproan (Wulfgrambär) das Schwert auf dem Drachensteine, mit dem allein der Drache getödtet werden kann. Nach Besiegung des Riesen erhält es Siegfried. Auch nach dem Rosengarten A. 58 und B. 403 findet Siegfried das Schwert auf dem Steine, wo er das Unthier erschlägt. Derselbe Zug begegnet in dem Mährchen „Ferdinand der Drachentödter" (s. meine deutsche Heldensage 1, 363), sowie in einem anderen aus der hessischen Schwabengegend, welches ich im 3. Bande meines angeführten Werkes mittheilen werde. J. Fischart im Gargantua c. 3 (ed. Scheible) nennt dasselbe „hörnen Seifritige Wurmstecher."

(*A. Raszmann.*)

GRAM (Hans), geb. den 28. Oct. 1685 zu Bjerreby (Horns-Herred, Alborg-Stift auf Jütland), wo sein Vater, Niels Hansen Gram, Ortsgeistlicher war, erhielt er von diesem seinen ersten Unterricht, der für den überaus befähigten und lernbegierigen Knaben um so ersprießlicher wurde, als sein Vater einen für seinen nächsten Beruf ungewöhnlichen Schatz von Kenntnissen, namentlich in den alten Sprachen, besaß. So auf das Beste vorgebildet, bezog er, 16 Jahre alt, die kopenhagener Universität, wo er nach glücklich bestandenem Exam. artium (1703) sich zunächst zwar theologischen, doch weiterhin und mit besonderer Vorliebe philologischen Studien hingab. Sein unermüdlicher Fleiß und sein überraschendes Wissen verschafften ihm sehr bald nicht nur mancherlei Stipendien und anderweitige Unterstützungen, sondern auch den Verkehr mit mehren unter den dortigen Gelehrten, unter denen namentlich Arne Magnussen und Rostgaard durch persönlichen Rath, durch

Darbieten von Büchern u. dergl. jedenfalls nicht ohne Einfluß auf die spätere antiquarische Richtung des jungen Gram gewesen sein mögen. Im J. 1706 wurde er Alumnus in Clersen's Colleg und 1708 (wenn nicht erst 1710) Magister. Bereits damals begann sein ausgebreiteter Briefwechsel mit einheimischen und auswärtigen Gelehrten, unter denen besonders J. A. Fabricius und J. Cph. Wolf in Hamburg ihn mehrfach in Anspruch nahmen. Seit 1711 als Conrector an der lateinischen Schule in Kopenhagen angestellt, doch schon drei Jahre später (1714) zum Professor der griechischen Sprache an der dortigen Universität ernannt, legte er 1719 das Conrectoramt wieder nieder, um sich um so ungehinderter seiner akademischen und wissenschaftlichen Thätigkeit widmen zu können. Für letztere öffnete sich ihm schon in den nächsten Jahren, noch mehr aber seit dem Jahre 1730 ein viel weiterer Kreis, als er durch den Staatsminister Ludw. von Plessen, der ihm bei dem großen Brande Kopenhagens im J. 1728 eine gastliche Zufluchtsstätte in seinem Hause bereitet hatte, mehren der vornehmsten und höchstbeamteten Männer am Hofe des dänischen Königs (Christian VI. 1730—1746), durch diese wiederum dem Könige selbst bekannt gemacht und auf das Wärmste empfohlen, von diesem mit mehren der wichtigsten Stellungen und Aemter betraut wurde; er wurde 1730 zum königl. dänischen Historiograph und zum Bibliothekar [1]), 1731 zum Archivar ernannt, überdies mit dem Unterrichte des Kronprinzen (nachmaligen König Frederik V. 1746—1766) beauftragt. Die Verwaltung dieser Aemter, eine sehr ausgedehnte Correspondenz, eine rege Betheiligung an verschiedenen Commissionen, dazu endlich eine vielfache schriftstellerische Thätigkeit erfüllte die letzten Jahre seines Lebens; er starb am 19. Febr. 1748. — Gram hat sich nicht nur für seine Zeit, sondern auch bei der Nachwelt den wohlbegründeten Ruf eines der ersten und bedeutendsten Gelehrten seines Vaterlandes erworben. Obwol nach den Ansprüchen und Richtungen der damaligen Zeit ein Polyhistor, wozu ihn nicht nur die außergewöhnliche Stärke seines Gedächtnisses, als auch die mannichfaltigen, ihm übertragenen Aemter, namentlich die Direction der königl. Bibliothek in Kopenhagen, ganz besonders befähigen mochten, waren es doch Philologie und Geschichte, denen er seine ununterbrochene und eifrigste Thätigkeit vorzugsweise widmete. Philologische Studien, der griechischen Literatur und Sprache zugewandt [Xenophon [2]), Thucydides [3]), Septuaginta [4])], gehören den frühern Jahren an, in denen er als Schul- und Universitätslehrer wirkte. Seine historiographische Thätigkeit, die um Vieles bedeutendere, erfüllte fast ausschließlich die zweite Hälfte seines wissenschaftlichen Lebens. Hier war es nun die Geschichte Dänemarks im Mittelalter, der er, ohne dessen frühestes Alterthum [5]) wie die spätere Geschichte zu vernachlässigen, hauptsächlich seinen Fleiß zuwandte. Auf diesem Gebiete liegen seine Hauptverdienste, und zwar bestehen sie hier nicht sowol in Darstellung der betreffenden Zeiträume und Begebenheiten, wie sie sich sein nicht minder berühmter Zeitgenosse Holberg in so erfolgreicher Weise angelegen sein ließ, als vielmehr in deren genauerer Erforschung und der Kritik ihrer Ueberlieferung und bisherigen Darstellung. Dem entsprechend ist denn auch die Form, in der er die Resultate seiner Studien niedergelegt und veröffentlicht hat. Theils sind es mehr oder minder ausführliche Monographien [6]), theils sind es Vorreden [7]) und Anmerkungen zu den Werken anderer Schriftsteller, z. B. zu N. Slange's Gesch. Christian's IV. (Kjbh. 1749), zu den Briefen Ole Worm's (Hafn. 1728), theils endlich die vielen Briefe, die er mit in- und auswärtigen Gelehrten gewechselt und denen er die Früchte seiner Forschung in freigebigster Weise gespendet hat, seine Correspondenz mit J. A. Fabricius in Sylloge epistol. Norib. 1, 552—626, s. Nyerup und Kraft S. 199. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung sind die reichen und bedeutsamen Noten, mit denen er das an sich sehr mittelmäßige Werk des Meursius, die Geschichte Dänemarks im Mittelalter, ausgestattet, herausgegeben von J. Lami im 9. Bde. seiner Ausgabe der Werke des Meursius (Florent. 1746), vergl. Büsching, Nachrichten über dän. Lit. I, 557—565.

Außer dieser philologisch-historischen Thätigkeit hat sich Gram noch in anderer, sehr erheblicher Weise um sein Vaterland und die Pflege wissenschaftlicher Interessen daselbst verdient gemacht. Wenn er durch seinen Antheil an den Commissionen für die Reform sowol des höhern Schulwesens, als auch der Universität, dort für die Lehrer eine freiere, unabhängigere Stellung, hier für die Studirenden einen weiteren, nicht auf das Brodstudium beschränkten Kreis der Lehrgegenstände durchzusetzen vermochte, so war es auch Gram, der in Verbindung mit dem Grafen von Holstein im J. 1742 die dänische Akademie der Wissenschaften gegründet [8]), unter deren Mitgliedern er selber wiederum das fleißigste und thätigste, auch im Auslande dem neuen Institute den höchsten Glanz verlieh [9]). (*Möbius.*)

1) Gram's bibliothekarische Thätigkeit schildert C. C. Werlauff in: Historiske Efterretninger om det store kgl. Bibliothek i Kjöbenhavn (Kbhn. 1844) S. 128—152. 2) Hist. deor. ex Xenoph. 1716. 3) Castigg. ad scholia in Thuc. lib. I. et II. 1721—1722. 4) De Vet. Test. vers. graec. in Nov. Test. allegatione dispp. I—VIII. 1722—1733.

5) Erst neuerdings publicirte Werlauff aus Gram's handschriftlichem Nachlasse einen Aufsatz über das Tondernsche Gold-Horn und seine Runeninschrift in: Annal. for nord. Oldkynd. og Hist. 1853. S. 141—192; die von Gram veranstaltete Ausgabe und lateinische Uebersetzung der Knytlingasaga wurde vor ihrer Publication (um 1750) von den Ratten gefressen. 6) Namentlich seine Abhandlungen für die dänische Gesellschaft der Wissenschaften (zum Theil auch ins Teutsche übersetzt von Heinze); s. Nyerup und Kraft S. 198. 7) So die sehr inhaltreiche Vorrede zur Cimbria litterata von S. Möller. 8) Siehe C. Molbech, Det kong. Danske Videnskabernes-Selskabs Historie 1742—1842. (Kjbh. 1843.) S. 42 fg. 9) Biographische Angaben über Gram und Charakteristik desselben von Jens Möller in: Det skandinaviske Literatur-Selskabs Skrifter. 1810. S. 1—130 und von N. M. Petersen in: Bidrag til den danske Literaturs Historie IV. (1858) S. 302—326; Verzeichniß seiner Schriften in: Nyerup og Kraft, Almindel. Litteraturlexicon (Kbhn. 1820) S. 198—199.

GRAMALEIF, ein gewaltiger Räuber zur Zeit König Dietrich's von Bern, von dem uns nur die altnordische Thidrekssaga c. 84—89 Kunde bewahrt hat, indem sie Widga's (Wittich's), des Sohnes des sagengefeierten Schmiedes Welent (Wieland), erste Ausfahrt berichtet. Als Meister Hildibrand (erzählt dieselbe) und Heimir mit Jarl Hornbogi aus Wieland, den sie auf Thidrek's Gebot nach Bern eingeladen, heimzogen, trafen sie am Strome Eidisa Widga, der gleichfalls nach Bern zog, um sich mit Thidrek im Zweikampfe zu messen. Da die gewaltige Heldengestalt Widga's Hildibrand Besorgniß für seinen Herrn einflößte, so schloß er und mit ihm seine beiden Fahrtgenossen Brüderschaft mit demselben, wobei er jedoch sich selbst für Boltram, Reginbald's Sohn, des Jarls von Fenedi, und Heimir für Siftram, Hainbrand's Sohn, ausgab. Darauf fuhren sie zusammen ihre Straße, bis die Wege sich schieden. Da sprach Hildibrand: „Diese beiden Wege führen nach Bern, der eine ist lang und beschwerlich, der andere viel kürzer und besser, aber auf diesem kürzeren ist ein Strom (zwei Handschriften A und B nennen ihn Lippa), über den man nicht anders kommen kann, als auf einer Steinbrücke, und bei derselben liegt eine Burg, die heißt Brictan und dieselbe haben zwölf Zöllner inne, von denen der eine Gramaleif heißt. Dort müssen wir unsere Rosse und Waffen lassen und uns dennoch zufrieden bezeigen, wenn wir das Leben oder unsere Glieder behalten. Es ist nur wenig Hoffnung, daß wir über diese Steinbrücke kommen ohne ihren Willen, denn Thidrek hat versucht die Burg zu erobern und Nichts ausrichten können. Wenn aber Einer diese zwölf Kempen überwinden kann, so wagt ihm weder Thidrek noch ein Anderer zu widerstehen. Also nach meinem Rathe müssen wir in diesem Falle den längeren Weg fahren." Auf Widga's Wunsch ritten sie aber den kürzeren und kamen vor den Wald, an dem die Burg lag. Als sie dieselbe erblickten, bat Widga seine Gefährten, daselbst seiner zu warten, er wolle vorauseilen und die Räuber freundlich bitten, sie ohne Schatzung reiten zu lassen; wenn dies aber nicht der Fall wäre, so reite er zu ihnen zurück. Sie willigten ein und Widga ritt voraus zu der Burg. Die zwölf Räuber Gramaleif, Studfus, Thrälla und die übrigen (nicht genannten), sahen auf den Bastionen sitzend Widga kommen und theilten unter sich seine Waffen und Glieder im Voraus. Studfus widersetzte sich aber dem, daß der Mann erschlagen würde, und Gramaleif gebot daher dreien von den Seinen hinzufahren, ihm die Waffen und Kleider, sowie den linken Fuß und die linke Hand zu nehmen, ihn aber mit dem Leben von dannen kommen zu lassen. Die Drei ritten nun hin und sagten Widga, daß er seine Waffen, Kleider und sein Roß lassen, dazu seine rechte Hand und seinen rechten Fuß verlieren und es wohl danken solle, wenn er mit dem Leben davon komme. Widga fand diesen Vertrag unbillig und forderte ihren Häuptling zu rufen, um sein Urtheil zu hören. Sie ritten zurück und sagten Gramaleif, wie es stehe. Sofort wappnete sich dieser mit seinen Gesellen, ritt über die Steinbrücke und forderte von Widga all sein Gut und dazu Hand und Fuß. Den Schild begehrte er für sich, die übrigen möchten dann ihr Theil nehmen. Aber Widga verweigerte ihm dies, sowie dem Studfus, der sein Schwert und den übrigen, die ihr Theil forderten. Da zog Studfus sein Schwert und hieb auf Widga's Helm, aber dieser war härter als der härteste Stein und Widga spaltete ihm mit seinem Schwerte Mimung auf den ersten Hieb Achsel und Brust, sodaß er in zwei Stücken zur Erde fiel. Durch diesen gewaltigen Hieb entstand große Furcht unter den Räubern, aber sie drangen dennoch auf ihn ein, und Widga spaltete Gramaleif vom Haupt bis zum Rumpf.

Als nun Hildibrand sah, daß Widga mit den Räubern in Kampf gerathen war, rieth er seinen Gefährten ihm der Eide wegen beizustehen. Heimir aber rieth, erst dann hinzureiten, wenn sie hoffen könnten, daß Widga die Oberhand behielte, wenn er aber unterläge, aufs Schnellste von dannen zu reiten. Hildibrand und Hornbogi sahen dies aber als Verrath an und ritten hin, ihm beizustehen. Unterdessen hatte aber Widga alle Räuber bis auf Sigstaf und vier andere erschlagen und diese fünf ergriffen die Flucht.

Nun ritt Widga mit seinen Gesellen in die Burg, nahmen Speise und Trank, Gold und Kleinode und blieben daselbst über Nacht. Da dachte Hildibrand daran, daß Thidrek an Widga seinen Mann finden würde und wie gut seine Waffen wären. Und als es Mitternacht war, stand er auf und vertauschte Widga's Schwertklinge mit der seinigen. Am andern Morgen sagte Hildibrand seinen wahren Namen; dann zündeten sie auf Widga's Rath die Burg an, damit jeder frei über die Steinbrücke ziehen könne, und ritten ihres Weges. Als sie an den Strom Wisara (Weser) kamen, hatte Sigstaf aus Furcht vor Widga die Brücke abgebrochen. Widga gab aber seinem Hengste Skimming die Sporen und der Hengst sprang wie ein Pfeil über den Strom, „und noch auf diesen Tag kann man die Stätte der Hufeisen in den Felsen sehen, von wo und wohin Skimming sprang." Hildibrand's und Hornbogi's Rosse erreichten im Sprunge das jenseitige Ufer nicht und kamen schwimmend hinüber, aber Heimir's Hengst Rispan, der ein Bruder Skimming's war, sprang, wie dieser, über den Strom. Alsbald sah Widga Studfus und seine Gesellen reiten, sprengte auf sie los und es entspann sich nun ein heftiger Kampf. Heimir stand ihm aber nicht bei, wol aber Hornbogi, der eher denn Hildibrand hinübergekommen war, und beide erschlugen die Räuber.

In unseren teutschen Denkmälern fehlt von Gramaleif und diesem Abenteuer überhaupt jede Spur, selbst die Namen Gramaleif und Thrälla sind nirgends nachweisbar, und Sigstaf und Studfus kommen in der Heldensage unter ganz anderen Verhältnissen vor. Zwar meint P. E. Müller, Sagabibl. 2, 150 (übersetzt von Lange), daß das Abenteuer im Heldenbuche auf Wolfdietrich angewendet worden sei, der auf der Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande von zwölf Räubern angefallen werde, die sich ebenfalls vorher in seine Habe theilten und von ihm insgesammt erschlagen wurden. Allein dergleichen Er-

zählungen von Kämpfen der Helden mit Räubern mögen wol vielfach umgegangen sein und auch im Rosengarten fordert der Fährmann Norprecht, wie Gramaleif, den linken Fuß und die rechte Hand. In Grimm's Mährchen Nr. 29 erscheint ein Schiffer, der sich für die Ueberfahrt Hand und Fuß bedingt, und im Gedichte König Luavin wird die rechte Hand und der linke Fuß für den Bruch des seinen Rosengarten umgebenden Seidenfadens verlangt. Vergl. Wolf, Niederländische Sagen S. 53. (*A. Raszmann.*)

GRAMANN oder **GRAUMANN** (Johann), gewöhnlich in der nach Zeitsitte gräcisirten Form Poliander genannt, wurde am 4. oder 5. Juni 1487 zu Neustadt in der Oberpfalz geboren. Von seinem Bildungsgange, auf dem er mit Erasmus in nähere Berührung gekommen, kennen wir mit Bestimmtheit nur seinen Aufenthalt auf der Universität zu Leipzig, wo er sich den Magistergrad und das Baccalaureat in der Theologie erwarb und öffentliche Vorlesungen hielt. Von 1516—1522 war er Rector an der Thomasschule zu Leipzig. Petrus Mosellanus dedicirte ihm als ludemagistro apud Divum Thomam 1520 seine zum vierten Mal aufgelegte Paedologia. Der berühmten Disputation zwischen Luther und Eck 1519 wohnte er als Amanuensis des letztern bei. Aber aus theils lateinisch, theils teutsch geschriebenen Concepten seiner Predigten ist zu ersehen, daß er schon 1520 auf Luther's Seite getreten war. Es ist wahrscheinlich, daß er deshalb dem Herzoge Georg von Sachsen, dem entschiedenen Feinde der Reformation, aus dem Wege gehen und sein Amt aufgeben mußte. Er ging nach Wittenberg und trat dort in persönlichen Verkehr mit Luther und Melanchthon. Es liegen Predigten vor, welche er von 1523—1525 an mehren Orten, namentlich in Würzburg und Nürnberg, gehalten hat. Im J. 1525 folgte er der durch Luther an ihn ergangenen Aufforderung des Herzogs Albrecht von Preußen nach Königsberg, wo er fortan dauernd an dem Werke der Reformation weiter arbeitete. Er trat in das Pfarramt der Altstadt ein, welches Paul Speratus ein Jahr lang interimistisch verwaltet hatte, und wirkte zur festen Begründung der Lutherischen Kirche in Preußen mit. Der imponirenden Erscheinung seiner Persönlichkeit entsprach der Geist, welcher sich in seinen gedankenreichen, kernigen Predigten ausspricht. Ihren Charakter bezeichnet sein Wahlspruch: „In Christo sind verborgen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß." Dem gemeinen Manne war er, wie die Acta Borussica sagen, lieb um des Fürtragens willen des Wortes Gottes, dazu ihm Gott Gnade verliehen. Außerdem sind auch Vorlesungen über das alte und neue Testament und Bruchstücke einer Evangelienharmonie von ihm vorhanden. Er vermachte seine Bücher, die er außer mit seinem Namen mit dem Spruche: Omnis legendi labor legendo superatur zu bezeichnen pflegte, testamentarisch dem Rathe der Altstadt Königsberg. Sie befinden sich nebst seinem handschriftlichen Nachlaß, vielfach auch mit handschriftlichen Bemerkungen versehen, auf der Stadtbibliothek daselbst. Für die preußische Kirche und Schule entwickelte Poliander eine treue Thätigkeit. Ein Herr von Heideck stand an der Spitze von Wiedertäufern und Schwenkfeldianern, und wußte den Herzog so einzunehmen, daß dieser auf Poliander wenig gab. Endlich gestattete der Herzog dem Heideck zu Rastenburg eine völlige und freie Disputation. Doch, so berichtet die Chronik von Freyberg, „unser treuer Poliander, der einige Mann, widerlegte dieselbigen Schwärmer, wie klug Ding sie vorgaben, Alles mit Gottes Wort und Hülfe. Zuletzt sie schweigen mußten, konnten nichts mehr aufbringen gegen ihn." Er starb in Folge eines Schlaganfalles am 29. April 1541. Nachrichten über sein Leben zuerst in dem „Erleuterten Preußen" (Königsberg 1724 u. 1725), und daraus in den „Unschuldigen Nachrichten" 1725. S. 1031; vollständiger in *F. W. E. Rost*, Memoria J. Poliandri repraesentata. (Lips. 1808.) „Was hat die Leipziger Thomasschule für die Reformation gethan?" (Leipzig 1817.) *Rhesa*, De primis sacrorum reformatoribus in Prussia. Progr. III. (Regiomont. 1824.) Vor Allem der Artikel von D. Erdmann in Herzog's Encyklopädie.

Als Kirchenliederdichter ist Poliander der Verfasser (und Componist) des ersten kindlich innigen, doch in der Form etwas spröden Lobliedes der Lutherischen Kirche. Auf den Wunsch des Herzogs Albrecht wandelte er den 103. Psalm in den vierstrophigen Gesang: Nun lob mein Seel den Herren. Eine fünfte Strophe ist von einem Andern als Gloria hinzugefügt und findet sich erst in dem nürnberger Gesangbuche von 1601. Der älteste von Wackernagel angeführte Druck ist in der münchener königlichen Bibliothek, ohne Namen, mit einem Tonsatz über die Melodie von dem Kapellmeister des Herzogs Albrecht, Johannes Kugelmann, mit acht, sechs, fünf, vier Stimmen hinzugethan. Ist gedruckt zu Augsburg durch Melcher Kriesstein. Am Ende steht XL, d. i. 1540. Die ältesten das Lied enthaltenden Gesangbücher, die Wackernagel kennt, die leipziger von 1557 und 1560 und das Brüdergesangbuch von 1566, sind gleichfalls ohne Benennung des Verfassers. Die Annahme, daß Graumann der Verfasser sei, beruht auf den Berichten von Chemnitius, D. Chyträus und Seckendorf bei Olearius, Evang. Liederschatz III. S. 124. Vergl. das Erleuterte Preußen II. S. 440, wo das Jahr 1530 als das Entstehungsjahr des Liedes angegeben wird; Pisanski, Preuß. Literärgesch. I, 320 und Rambach, Anthol. III. S. XII, wo mit Bezug auf die rigische Kirchenordnung von 1530 behauptet wird, das Lied sei schon vor 1530 bekannt gewesen. Unter Graumann's Papieren hat sich das Concept nicht gefunden; s. Erleut. Preußen II. S. 441. 665. Von den meisten ward früherhin Paul Speratus als der Dichter genannt, z. B. in den Hamburger Enchiridien von 1558 S. LXX. b und 1565 S. LVIII. a, in den Kirchengesängen. Frankfurt, Wolff 1569. Fol. S. 241, bei Zinckeisen 1584, S. 268, und selbst im königsberger Gesangbuche von 1650 S. 436. Nach Erdmann's Ansicht hat Poliander auch Antheil an der Veranstaltung der beiden ersten Sammlungen evangelischer Lieder für Königsberg vom Jahre 1527. Er ist vielleicht auch der Verfasser des

Liedes: „Fröhlich muß ich singen." Daß Poliander von Melchior Adami in der Schrift: Vitae Theologorum f. 97 als Borussiae Orpheus gepriesen wird, läßt auf mehr Lieder schließen, die von ihm ausgegangen. (*Daniel.*)

GRAMANN (Johann), teutscher Arzt und Chemiker, um das Jahr 1550 geboren, lebte gegen das Ende des 16. Jahrh. zu Erfurt und war seines Faches ein protestantischer Theolog und Prediger, vertiefte sich aber in die philosophisch-chemische Theorie des Paracelsus und wurde einer der eifrigsten Anhänger der Sekte der Paracelsisten. Er verkaufte den weißen Vitriol mit Rosenconserve als Universalmittel und eine antiphthisische Tinctur und verdiente wegen seiner mystischen Schwärmereien den Namen eines Rosenkreuzers, obgleich man nicht nachweisen kann, daß er in den Orden derselben eingeweiht war. Er legte seine Ansichten auch in mehren Schriften nieder und pries seine Heilmittel in dem „Kurzen Berichte, wie man sich vor der Dysenterie, giftigen Bluturuhr und fließenden Pestilentz verwahren solle" (Erfurt 1590. 8.) und Tractatus de pharmaco purgante. Quod Galeni mancipia, Pseudo-Medici ac Logiatri suis catharticis seu purgantibus, cum sint deleteria, venenosa, corrosiva, nullo Sphagirices artificio separata, digesta atque correcta, plurimum obsint (Erphordiae 1593. 4.) aus allen Kräften als die wirksamsten an. Man findet neben diesen Lobpreisungen zugleich eine tiefe Verachtung der heidnischen Weisheit des Galen, die Erhebung des Hippokrates, als eines spagirischen (chemischen) Arztes und die beständige Mahnung, christlich zu philosophiren, das heißt, wie die Rosenkreuzer zu schwärmen. Die Composition seiner Heilmittel erregte bei den nicht zu dieser Partei gehörenden Aerzten heftigen Widerspruch und die Ingredienzien wurden zum Theil sogar als höchst schädlich bezeichnet. Er vertheidigte sich in der „Apologetica refutatio calumniae, qua Paracelsistae philosophi et medici saniores nimis violenta corrosiva aegris propinare dicuntur" (Erphordiae 1593. 4.) mit großem Eifer, konnte aber dadurch dem Verrufe, welchem seine Universalmittel, deren angebliche Heilkraft nur auf phantastischen Ansichten beruhte, allmälig verfielen, nicht vorbeugen. Gramann scheint um das Jahr 1620 gestorben zu sein *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMATO wird im Itinerarium Antonini (p. 166 ed. *Parthey* et *Pinder*) als ein Ort oder eine Station auf der Straße von Mediolanum durch das Gebiet der Alpes Graiae bis Argentoratum aufgeführt. Man hat es für das heutige Grenne (Walckenär), für la Grange (Reichard), auch für Fesche Eglise (Lapie) gehalten; s. den Index zum Itinerarium Ant. p. 342. (*Krause.*)

GRAMAYE (Johann Baptist), belgischer Alterthumsforscher, Geschichtschreiber und Dichter, um das Jahr 1580 zu Antwerpen geboren, stammte aus einer angesehenen gelbrischen Familie und widmete sich auf der Universität zu Löwen der Jurisprudenz. Nachdem er seine Studien beendigt und am 26. Oct. 1600 Licentiat in seinem Fache und Magister der Philosophie geworden war, lehrte er an derselben Universität die Rechtswissenschaft und die Beredsamkeit. In diese Zeit seiner Wirksamkeit fallen größtentheils seine zahlreichen poetischen und rhetorischen Versuche in lateinischer Sprache; er schrieb Dramen (Constantin, Andromeda und Elias), Idyllen, kleinere Gedichte, Reden, Declamationen und Briefe [1]), welche sich aber weder durch ihren poetischen noch durch ihren sprachlichen Werth auszeichnen und jetzt völlig vergessen sind und von denen nur seine akademischen Reden (Decas orationum academicarum. Coloniae 1597. 4.) noch einige Beachtung verdienen. Nachdem er mehre Jahre mit großem Fleiße als Lehrer gewirkt hatte, wurde er zum Probst der Collegiatkirche zur heiligen Walburga in Arnheim und zum apostolischen Protonotar befördert und bald darauf zum belgischen Historiographen ernannt. In der letzteren Eigenschaft bereiste er drei Jahre hindurch alle Provinzen der Niederlande, um die Archive zu durchforschen und die Denkmäler der Vorzeit zu studiren, in welchem lobenswerthen Streben er aber nicht selten durch die Beschränktheit und Eitelkeit der Localbehörden gestört und gehindert wurde, wie aus der anziehenden Beschreibung seiner Reise (Peregrinatio Belgica. Coloniae 1623. 12.) hervorgeht. Mit den Ergebnissen seiner Bemühungen noch nicht zufrieden, durchwanderte er auch Teutschland und Italien und befand sich bereits auf der Fahrt nach Spanien, als er von maurischen Seeräubern im J. 1619 gefangen und nach Algier gebracht wurde, wo er das Elend der christlichen Sklaven sah und überhaupt die Zustände dieses Raubstaates beobachtete, welche er später nebst seinen eigenen Schicksalen in einem Tagebuche (Diarium Rerum Argelae gestarum ab anno 1619, sive speculum miseriae servorum turcicorum. Athi 1622. 8. Coloniae 1623. 8.) beschrieb. Er fand während seines gezwungenen Aufenthaltes auch Gelegenheit eine größere Küstenstrecke der Berberei kennen zu lernen und schilderte dieselbe in einem ausführlicheren Werke über Afrika (Africae illustratae libri X, in quibus Barbaria gentesque eius ut olim et nunc describuntur. Tornaci 1622. 4. Coloniae 1623. 4.), welches die profane und kirchliche Geschichte der Gothen, Vandalen, Türken und Mauren, die Geographie von Tunis,

*) *Joh. Ant. van der Linden*, De scriptis medicis, edit. *Merecklin*, p. 596. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1119. K. Sprengel, Geschichte der Arzneikunde. Bd. 3. S. 439.

1) Constantinus, Comoedia; Andromeda Belgica, in adventu Belgii Principum Lovanii exhibita; Elias, Tragi-Comoedia; Centuria poematum (Genethliacorum, Epithalamiorum, Epiniciorum, Epicediorum, Odarum, Elegiarum); Centuria poematum extemporeanorum (Epigrammatum, Anagrammatum, Laurearum doctoralium, Aenigmatum); Poesis Bucolica (libb. II.); Declamationes heroicae; Libellus phrasium et Epistolica; Declamationes tres partheniae; Declamationes quodlibetae quatuor. Alle diese Werke, welche zu Löwen, Cöln und Frankfurt gedruckt wurden, nennt *Valerius Andreas*, Bibliotheca Belgica (Lovanii 1643. 4.) p. 452; sie scheinen jedoch, da man sie zur Aufbewahrung in Bibliotheken nicht suchte, selten geworden zu sein.

Tripoli, Marocco und Fez und Bemerkungen über die Sprache der in diesen Gegenden wohnenden Volksstämme enthält [2]). Nach der Zurückkunft in sein Vaterland ward er von dem Erzherzoge Albrecht von Oesterreich und dessen Gemahlin Isabella für die ausgestandenen Leiden reichlich entschädigt und mit Gunstbezeugungen überhäuft; seine unüberwindliche Reiselust trieb ihn aber wieder in die Fremde, er durchzog Schlesien und Mähren, ließ sich aber endlich durch den Cardinal Franz von Dietrichstein, Bischof von Olmütz, festhalten und an der Gelehrtenschule dieser Stadt anstellen. Später ging er noch einmal nach der Heimath, um seine Familienangelegenheiten zu ordnen und starb auf der Rückreise nach Mähren im J. 1635 zu Lübeck. Unter seinen historischen Werken nehmen seine Geschichten der einzelnen Provinzen, Bezirke und Städte den ersten Rang ein. Die einzelnen geschichtlichen, antiquarischen und topographischen Schriften über Antwerpen (Antverpiae antiquitates. Bruxellis 1610. 4.), Brabant (Historia Brabantica. Lovanii 1606. 8. Antiquitates Ducatus Brabantiae. Bruxellis 1606. 4. Ibid. 1610. 4.), Breda (Antiquitates Bredanae. Lovanii 1708. 4.), Brügge (Brugae Flandrorum descriptio. Lovanii 1611. 4.), Cambrai (Historiae et Antiquitatum urbis Cameracensis summa capita. Bruxellis 1608. 4.), Flandern (Rerum Flandricarum primitiae. Insulis 1612. 4. Flandria Franca. Ibid. 1612. 4.), Hasbaye (Hasbaniae illustratae libri X. Tornaci 1622. 4. Coloniae 1623. 4.), Kempen (Taxandria. Bruxellae 1610. 4.), Mecheln (Historiae et Antiquitatum urbis Mechliniensis libri III. Bruxellae 1607. 4.) und Namur (Historia Namurcensis, in qua comitum series et gesta, antiquitates urbis et comitatus describuntur. Antverp. 1607. 4. Lovanii 1670. 4.) erschienen auch in einer Gesammtausgabe unter dem Titel: Antiquitates Belgicae, emendationes et auctae antiquitatibus Bredanis nunc primum editis. Accedunt hac editione Nicolai de Guyse Mons Hannoniae et Davidis Lindani Teneramonda (Lovanii et Bruxellae 1708. fol. 2 Voll.) und bieten dem Historiker manche willkommene Anhaltspunkte, sind aber ohne Kritik compilirt und schlecht geschrieben. Noch weniger Werth haben jetzt seine Weltgeschichte (Parvum Amphitheatrum historiae universalis. Coloniae 1597. 4.), seine asiatischen Geschichten (Asia, seu historia universalis Asiaticarum et rerum domi forisque gestarum. Antverp. 1604. 4. auch unter dem Titel: Hypomnemata sive illustria facta gentium Asiaticarum. Francof. 1611. 4.) [3]) und sein allgemeiner Sprachschatz (Thesaurus literarius de literis et linguis universi orbis. Athi 1623. 8.), ein Gegenstand, zu dessen Behandlung ihm die nöthigen philosophischen und philologischen Kenntnisse fehlten [4]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMBERG (Gerhard Anton), teutscher Arzt und Dichter, am 5. Nov. 1744 zu Lettens in Jeverland (im Herzogthum Holstein-Oldenburg) geboren, widmete sich, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse in den Schulen seines Geburtsortes und zu Oldenburg erworben hatte, auf der Universität zu Göttingen der Arzneiwissenschaft, nahm aber zugleich lebhaften Antheil an den damals von mehren Studiengenossen angeregten Bestrebungen zur Förderung der teutschen Nationallitteratur. Nach der Beendigung seiner Studien und nach Erwerbung der medicinischen Doctorwürde durch die übliche Vertheidigung einer Abhandlung (Dissertatio de haemoptysi et speciatim ejus nexu cum varia adversa ex hypochondriis valetudine. Gotting. 1644. 4.) ließ er sich als praktischer Arzt zu Oldenburg nieder und erwarb bald durch glückliche Curen eine sehr ausgebreitete Kundschaft und ein großes Ansehen, welchem er die rasch nach einander erfolgenden Beförderungen zum herzoglichen Kanzleirathe und zum Hof- und Garnisonsarzte verdankte; im J. 1794 wurde er auch zum Stadt- und Landphysicus des Herzogthums Oldenburg ernannt. Obschon seine bedeutende Praxis und seine Amtsarbeiten einen sehr großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, so entwickelte er doch fortwährend auch als Schriftsteller eine unermüdliche Thätigkeit, wie sowol seine streng wissenschaftlichen Mittheilungen: Fractura ossium spontanea, Vomica rupta ventriculum perforans, Memoria P. H. G. Moehringii (sämmtlich in den Nov. Act. hist. Curios. Tom. IX) und „Beschreibung einer gallichten Pleuresie" (im Hanover. Magazin 1782. St. 41—43), sowie seine mehr populairen Aufsätze: „Ueber Hauscuren und Hausmittel in den Oldenburgischen Gegenden;" „Krankheit und Aberglaube;" „Warnung gegen den Gebrauch des Arseniks, Vorschlag zur Abschaffung desselben, Mittel gegen Arsenikvergiftung" (sämmtlich in den mit Kruse und G. A. v. Halem herausgegebenen Oldenburgischen Blättern vermischten Inhalts Bd. 1—5); „Ludwig Cornaro's große Mäßigkeit und hohes Alter" (im Hanover. Magazin 1782. S. 689 fg.); „Ueber die Unmäßigkeit" (in den „Ostfriesischen Mannigfaltigkeiten" 1785); „Etwas über die Inoculation der Pocken" (im „Deutschen Museum," 1787. St. 1. und in dem „Archive gemeinnütziger physischer und medicinischer Kenntnisse" von Rahn. Bd. 1. Abthl. 1) und mehre fleißig gearbeitete Biographien bekannter Fachgenossen: „Johann Michael Herbart; Versuch einer Biographie" (in den „Oldenburgischen Blättern vermischten Inhalts." Bd. 2. Heft 5); Memoria P. H. G. Moehringii (in den Nov. Act. Hist. Curios. Tom. IX) und „Leben des gräfl. Oldenburgischen Leibarztes Anton Günther Billig" (in den „Oldenburgischen Blättern ver-

2) Das Lexicon Mauricum, welches Chr. Gottl. Jöcher (Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1119) anführt, ist nur ein Bestandtheil dieses Werkes. Auch die Martyres Argelenses, eine Bearbeitung des betreffenden Theils der Topographiae der Historia general de Argel des spanischen Benedictinermönches Diego de Haedo (Valladolid 1612. fol.), gehören dazu. 3) Die Ausgaben Coloniae 1591. 4. und Francofurti 1640. 4. dieses früher sehr beliebten, aber sehr oberflächlichen Buches beruhen auf irrigen Angaben.

4) Vergl. *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 529. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 277. Biographie générale. Tom. XXI. p. 613.

mischten Inhalts." Bd. 5.) zur Genüge beweisen. Eine ganz besondere Beachtung verdienen aber seine Beiträge zur Geschichte und Kritik der teutschen Literatur, insbesondere seine Bemerkungen über Rollenhagen's Frosch-mäusler (in den „Oldenburgischen Blättern vermischten Inhalts." Bd. 5. Heft 5), welche sich ebenso sehr durch den Fleiß, womit sie gesammelt sind, als durch die anziehende Darstellung des Inhalts dieses vortrefflichen Gedichts und die kluge Mittheilung der schönsten Stellen empfehlen. Hierher gehören auch sein „Etwas vom Nibelungenliede" (im „Deutschen Museum," 1787, Januar), eine Abhandlung, worin er dieses Epos als ein wahrhaft teutsches Epos hervorhob und ein großes Stück desselben auf eine Art bearbeitete, die Manchem jetzt noch mehr zusagen möchte, als ähnliche Versuche in unsern Tagen, und sein „Etwas über Alarkos, ein Trauerspiel von Fr. Schlegel. Ein Versuch, die Leser zum Schmecken zu zwingen" (Münster 1803), worin er seinem Unwillen gegen die Uebertreibungen der Romantiker rückhaltlosen Ausdruck gab. Ebenso offen zeigte er seine Verehrung gegen den durch seinen klaren und gewandten Styl bekannten Schriftsteller Helfrich Peter Sturz in dessen „Leben" (in der „Olla Potrida," 1780. Nr. 2; in dem „Deutschen Museum," 1780. St. 2; auch vor dem zweiten Theile der „Schriften" dieses Dichters. Leipzig 1782. 8.). Er war überhaupt ein entschiedener Gegner alles Unklaren und Abergläubischen und die meisten der derben Recensionen vieler Tendenzschriften Lavater's und der Anhänger des Magnetismus in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" sind aus seiner Feder geflossen. Im Jahre 1792 erhielt er von der kaiserlichen Gesellschaft der Naturforscher den zweiten Preis für die Lösung einer medicinischen Aufgabe (**De vera notione et cura morborum primarum viarum commentarius. Erlangae 1793. 8**); auch zwei andere in sein Fach einschlagende Schriften, die **Pharmacopoea Oldenburgica (Erlangae 1801. 8.)** und seine Beobachtungen „Ueber die in Oldenburg bemerkten ungewöhnlichen Krankheiten" (Oldenburg 1808. 8.) sind hier noch zu erwähnen. Gramberg erfreute sich einer vorzüglichen Gesundheit und feierte im J. 1816 sein Doctorjubiläum noch in scheinbarem Wohlsein im Kreise seiner Familie, starb aber unerwartet am 10. Mai 1817. Gramberg beschäftigte sich in seinen Mußestunden gern auf eine angenehme und zugleich nützliche Weise; er trieb daher auch Musik, wie sein Aufsatz: „Etwas zur Geschichte der Musik in Oldenburg" (in den „Oldenburgischen Blättern vermischten Inhalts." Bd. 5.) darthut, und sammelte die Münzen seines Vaterlandes, über welche er in dem „Versuche einer Beschreibung der Oldenburgischen Münzen" (in den „Oldenburgischen Blättern vermischten Inhalts" a. a. O.) Belehrendes für den Numismatiker niederlegte. Mit G. A. Halem begann er die „Oldenburgische Zeitschrift" (Oldenburg 1803. 8.), welche aber schon mit dem zweiten Hefte aus Mangel an Theilnahme wieder aufhören mußte. In seinen jüngeren Jahren war die Poesie seine liebste Erholung und seit dem J. 1776 lieferte er eine nicht geringe Anzahl von Gedichten, welche theils einzeln, theils in den göttingischen und hamburgischen „Musenalmanachen," in dem „Theaterkalender," im „Deutschen Museum," in den „Ostfriesischen Mannigfaltigkeiten," „Oldenburgischen wöchentlichen Anzeigen," in „Mathisson's lyrischer Anthologie" und in der „Epigrammatischen Anthologie von Haug und Weißer" gedruckt sind. Mehre seiner Lieder wurden auch in Musik gesetzt und leben noch im Munde des Volkes. Als Dichter schloß er sich der göttinger Schule an und lieferte im Geiste derselben manches gefällige lyrische Product *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMBERG (Gerhard Anton Hermann), teutscher Rechtsgelehrter und Dichter, ein Sohn des Vorhergehenden, am 18. Sept. 1772 zu Oldenburg geboren, erhielt seine erste Erziehung im älterlichen Hause theils durch Privatlehrer, theils durch seinen Vater selbst, und besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo die später in der teutschen Literatur berühmt gewordnen Schriftsteller K. Ludw. Woltmann und Fr. Reinh. Nicklefs seine Mitschüler waren. Die Arbeiten des Vaters und die Unterhaltungen desselben mit seinen Freunden blieben nicht ohne Einfluß auf den talentvollen Knaben, welcher schnell in literarischer und poetischer Thätigkeit gedieh. Dieser ersten Zeit gehören ein gelungenes Epigramm auf den angeblich wegen Hochverraths (1780) hingerichteten unglücklichen Pfarrer J. H. Waser zu Zürich und das gemüthliche Lied, „der Engel," welches auch in seine gesammelten Gedichte aufgenommen ist. Später fing der Geist des Knaben auf einmal an eine eigenthümliche Richtung zu nehmen, indem er sich allmälig gewöhnte, Alles von der komischen Seite aufzufassen, und sich fast nur in bizarren Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft vergnügte. Sein Benehmen wurde dadurch seinen Jugendgenossen unangenehm, indem diese seinen alles Empfindsame zurückweisenden Spott als den Erguß eines schlechten Herzens betrachteten, obschon nichts weniger als dies der Fall war und die vertrautesten Freunde ihn im Grunde gutmüthig und aufrichtig fanden, wie er sich im reiferen Alter auch stets bewährte. In dieser satyrischen Stimmung wagte er auch manches ihr entsprechende Gedicht, und ganz besonders soll ihm ein Schornsteinfegerlied gelungen sein. Nachdem er das Gymnasium, welchem damals Joh. C. Fr. Manso als Rector vorstand, absolvirt und sich nicht nur in den verschiedenen Zweigen der Alterthumswissenschaft, sondern auch in der teutschen Nationalliteratur, deren Schätze ihm die Bibliothek des Vaters darbot, gründliche Kenntnisse erworben hatte, widmete er sich vom J. 1790 an auf den Universitäten zu Erlangen und zu Jena der Jurisprudenz. Zu Erlangen, wo es ihm auch der schönen Umgegend wegen gefiel, war er mit Klüber sehr befreundet, der ihm auch die Benutzung seiner reichen Bibliothek gestattete. Gramberg wurde nach der Been-

*) Vergl. J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland. Bd. 2. S. 635. Bd. 9. S. 451. Allgemeine Literaturzeitung. 1818. Nr. 156. Sein Bildniß befindet sich vor dem 86. Bde. der Allgemeinen deutschen Bibliothek.

digung seiner Studien, die er mit Ernst und Fleiß betrieben hatte, im J. 1793 Gerichtsanwalt zu Oldenburg und stellte sich nun die Aufgabe, das dortige Particularrecht genau kennen zu lernen; er hatte auch bereits in diesem schwierigen und langwierigen Studium nicht unbedeutende Fortschritte gemacht und die in vielen Bänden zerstreuten und zum Theil veralteten Verordnungen in einen genießbaren Auszug zu bringen begonnen [1]), als ihm im J. 1799 die Stelle eines Secretairs bei dem dortigen herzoglichen Kammercollegium übertragen und seine Arbeit unterbrochen wurde. Er hoffte zwar alsbald in die juristische Laufbahn zurücktreten zu können, sein Wunsch wurde aber erst im J. 1808 erfüllt, in welchem er eine Anstellung als Assessor an dem oldenburgischen Landgerichte erhielt. Er lebte hier sehr zufrieden und glücklich und von Allen geliebt und geachtet, da eine gänzliche Umwandlung mit ihm vorgefallen war, die sich schon auf der Universität an ihm gezeigt hatte. Er beobachtete jetzt ein Benehmen, welches der Richtung des Knaben geradezu entgegengesetzt war; er wandte sich von der Verspottung der Menschen und von dem Komischen der Verhältnisse jetzt ebenso entschieden ab, als er früher beides geliebt und gesucht hatte, und gab sich den Träumen von einer Unschuldswelt und einer sanften Empfindsamkeit, die er früher so sehr gehaßt, jetzt gänzlich hin. Selbst die mit seinem Stande verbundenen Geschäfte, welche doch mit Gewalt die nackte Wirklichkeit des Lebens enthüllen, entfremdeten seinen Geist demselben immer mehr und fesselten ihn desto inniger an eine arkadische Welt, in welcher er schwärmte. In diese Zeit, welche zugleich die schönste Periode seiner amtlichen Wirksamkeit ist, fallen seine lieblichsten poetischen Erzeugnisse, wie sein „Gespräch mit Amor," „Der Wanderer zur Ruhe," „Meine Welt," seine zartesten epigrammatischen Gedichte und seine gemüthlichsten Lieder. Er sammelte schon frühe seine Versuche unter dem Titel: „Kränze" (Oldenburg 1801—1805. 8. 3 Bändchen), welche im ersten Bande sein Gedicht „Tobias" und mehre in Wieland's Art und Weise geschriebene poetische Erzählungen, im zweiten sein mit vorzüglichem Beifall aufgenommenes größeres Gedicht, „Des Pfarrers Sohn von Cola" in Hexametern, und im dritten „Blumen Deutscher Dichter aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts," eine von tiefer Kenntniß dieser Periode der teutschen Nationalliteratur zeugende Auswahl lieblicher Poesien enthalten. Mehre seiner vorzüglichsten Gedichte brachten auch das von ihm gemeinschaftlich mit Cas. U. Böhlendorff herausgegebene „Poetische Taschenbuch" (Berlin 1803. 12), Becker's „Taschenbuch" (1802—1818), Kind's „Harfe" und „Halem's Irene" (1801). Weniger Beachtung, als seine kleineren Gedichte, fand sein dramatischer Versuch „Sophonisbe, Tragödie in fünf Acten" (Oldenburg 1808. 8.), wie denn auch sowol in diesem als auch in mehren andern von ihm handschriftlich hinterlassenen Trauerspielen und Lustspielen sich kein entschiedenes Talent zu dieser Gattung der Dichtkunst zeigt. Eine verdrüßliche Unterbrechung erlitt Gramberg's ruhiges und gewohntes Wirken, als zu Anfang des Jahres 1811 die Franzosen Oldenburg in Besitz nahmen und ihre Eroberungen nach französischer Weise organisirten. Er folgte nur ungern und nur von den Verhältnissen gezwungen dem Rufe zu einer Rathsstelle am kaiserlichen Oberappellationshofe zu Hamburg, dessen feierlicher Eröffnung am 20. Aug. 1811 er mit schwerem Herzen und mit gewaltsamer Unterdrückung der in ihm auftauchenden patriotischen Gefühle beiwohnte. Der Aufenthalt in der bewegten großen Handelsstadt gestaltete sich jedoch für ihn weit angenehmer, als er erwartet hatte; die Würdigung seiner Kenntnisse durch die fremden Gewalthaber überraschte ihn, und er war nicht wenig erfreut über die Ernennung zum Mitgliede nicht nur der ersten Civilkammer, sondern auch des außerordentlichen Specialgerichtshofes, welcher zur Revision der alten Criminalsachen niedergesetzt worden war. Dazu kam die Achtung, welche er in den gebildeten Kreisen Hamburgs genoß, wozu die zum Theil aus seinem poetischen Talente fließende angenehme Unterhaltung nicht wenig beitrug. Besonders gern gesehen war er in der Familie des Senators Westphalen, dessen Gattin als eine unserer lieblichsten lyrischen Dichterinnen bekannt ist und deren gesammelte Gedichte um diese Zeit (Hamburg 1809—1811. 8. 3 Thle.) erschienen; die innigste Freundschaft schloß er aber mit dem bekannten Dichter G. A. v. Halem, welcher an demselben Gerichtshofe angestellt war und mit gleicher Gesinnung gleiche Zwecke verfolgte. Mit ihm ging er auch nach der Eroberung Hamburgs durch den General Tettenborn im Frühjahre 1813 und der Auflösung des kaiserlichen Gerichtshofs nach Eutin, mußte jedoch, da die Franzosen Hamburg wieder nahmen, im Juni desselben Jahres an seine Stelle zurückkehren. Kurz darauf zwang ihn sein Unwohlsein, Urlaub zu nehmen und nach Oldenburg zu gehen, wo er nach seiner Genesung als Richter an dem französischen Tribunale blieb, bis im October 1814 nach dem Abzuge der Franzosen die alte Verfassung Oldenburgs wieder hergestellt wurde und er das Amt eines Assessors bei der Justizkanzlei und dem Consistorium erhielt. Sein ununterbrochener Fleiß bei einer angewöhnten sitzenden Lebensweise hatte seine Gesundheit allmälig untergraben; zu schon längst eingetretenen Unterleibs- und Brustbeschwerden gesellte sich noch ein schleichendes Fieber, von welchem er sich im Sommer 1815 durch eine Badecur zu Stendorf vergebens zu befreien suchte. Er starb am 10. Mai 1816 zu Oldenburg noch vor seinem Vater in dem älterlichen Hause, da er unverheirathet geblieben war. Seine nachgelassenen poetischen Werke gab G. A. v. Halem unter dem Titel: „Gedichte" (Oldenburg 1816—1817. 8. 2 Bde.) heraus; sie bilden zugleich den dritten und vierten Band der „Kränze." Kann man auch Gramberg nicht den teutschen Dichtern ersten Ranges anreihen, so muß er doch als einer der phantasiereichsten und zartesten Lyriker und Epigrammatiker betrachtet werden. „Unaussprechlich süße und zarte

1) Mit den Assessoren Siegen und Strackeyn gab er ein „Oldenburgisches Privatrecht" heraus.

epigrammatische Gedichte," sagt einer seiner Biographen, „Lieder, die ein Hauch einer Phantasie und eines Gemüths sind, deren einziges Element das ländliche Leben, unschuldige Liebe, unaussprechliche Sehnsucht nach Ruhe, Idyllen, die entweder ihren Stoff aus der alten biblischen Geschichte nehmen, oder gar in eine Welt versetzen, wie die Geßner'sche ..., sind die Früchte, welche Gramberg sehr reichlich gewann in einer heißen juristischen Atmosphäre ... So arkadisch fühlte, dichtete und trachtete in solcher Lage ein Talent, welches in seiner Frühe bestimmt schien, nur Spötter über unsere Wirklichkeit zu werden ... Er fühlte aber, daß seine Kraft nicht umfassend sei, um Satyre und schöne Empfindsamkeit zugleich in seiner Brust zu beherbergen und zum Künstlerischen auszubilden, darin müssen wir den Grund suchen, warum er als Jüngling und Mann ein durchaus anderer Dichter wurde, als seine Knabenjahre angekündigt hatten. Auch darf man nicht unbemerkt lassen, daß er ein vollsaftiger, höchst blühender Knabe, ein welkender Jüngling war, ein Mann, dessen Leben an der Auszehrung schwand." Von der schwermüthigen Lebensansicht, welche aus mehren seiner Gedichte hervorblickt, fand man in seinem Umgange keine Spur, er war im Gegentheil ein offener, froher, lebenslustiger Gesellschafter [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMBERG (Karl Peter Wilhelm), teutscher Theolog und Schulmann, am 22. Sept. 1797 zu Seefeld im Großherzogthum Oldenburg, wo sein Vater Prediger war, geboren, verrieth schon früh ausgezeichnete Geistesanlagen und erhielt von seinen Aeltern, welche er jedoch schon früh verlor, eine vorzügliche Erziehung. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er in der Schule zu Stöden und in dem Gymnasium seiner Vaterstadt unter der Leitung des bekannten Pädagogen Fr. Reinh. Nickels, worauf er, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, im J. 1816 die Universität Halle bezog, um sich der Theologie zu widmen. Er hörte hier mit besonderer Vorliebe die Vorlesungen der berühmten Professoren Wegscheider und Gesenius und beschäftigte sich vorzugsweise mit den orientalischen Sprachen und dem alten Testamente. Nach der Beendigung seiner Studien übernahm er bei einer angesehenen Familie die Erziehung mehrer Knaben und wurde bald darauf als Lehrer an dem Gymnasium zu Oldenburg angestellt. Da er sich nicht für immer mit dem Schulwesen zu befassen gedachte, so benutzte er jede freie Stunde zur Fortsetzung seiner theologischen Arbeiten, folgte aber doch, nachdem er die philosophische Doctorwürde erlangt und sich verheirathet hatte, um Ostern 1822 einem Rufe als Oberlehrer an das königliche Pädagogium zu Züllichau. Obschon er sowol seiner schwächlichen Gesundheit wegen, als auch wegen seines Eifers, sein Wissen zu vervollständigen, sehr zurückgezogen lebte, so wußte er sich doch durch seine Biederkeit und Gefälligkeit die Achtung seiner Collegen und die Liebe seiner Schüler zu erwerben. Er lag den Pflichten seines Amtes stets mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit ob, fühlte sich jedoch in dieser seiner Geistesrichtung nicht entsprechenden Stellung sehr unbehaglich. Sein höchster Wunsch war ein akademisches Lehramt, welcher aber, obschon bei ihm alle Bedingungen einer theologischen Professur vorhanden waren, ungeachtet aller Bemühungen nicht erfüllt werden sollte. Er starb am 29. März 1830 in der Blüthe seiner Jahre. Trotz seiner kurzen Lebenszeit, seiner schwächlichen Gesundheit und seinen vielfachen Amtsgeschäften fand Gramberg doch noch Muße genug zur schriftstellerischen Thätigkeit. Außer seinen zahlreichen und gediegenen Beiträgen zur „Hallischen Literaturzeitung," zur „Allgemeinen Kirchen- und Schulzeitung," zur „Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit," zu G. B. Winer's „Exegetischen Studien" und zu dessen „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie," verdienen seine Leistungen zur Erklärung des alten Testaments Beachtung und werden ihren eigenthümlichen Werth nicht verlieren. Schon sein erster Versuch über die Chronik (die beiden Bücher Paralipomenon) („Die Chronik nach ihrem geschichtlichen Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit neu geprüft." Halle 1823. 8.) fand Beifall, welcher in noch größerem Maßstabe seiner kritischen Uebersicht des ersten Buches Mosis (**Libri Geneseos secundum fontes rite dignoscendos adumbratio nova; in usum praelectionum.** Lipsiae 1828. 8.) und seiner Uebersetzung und Erläuterung der Sprüche Salomo's („Das Buch der Sprüche Salomo's neu übersetzt, nach seinem Inhalte systematisch geordnet und mit erklärenden Anmerkungen und Parallelen aus dem Alten und Neuen Testamente versehen." Leipzig 1828. 8.) zu Theil wurde; als die vorzüglichste seiner Arbeiten muß jedoch seine „Kritische Geschichte der Religionsideen des alten Testaments, mit einer Vorrede von W. Gesenius" betrachtet werden, von welcher aber nur die beiden ersten Abtheilungen: „Hierarchie und Cultus" (Berlien 1829. 8.) und „Theokratie und Prophetismus" (Ebend. 1830. 8.) erschienen; die beiden folgenden Abtheilungen (Dogmatik und Moral des Alten Testaments) blieben, obgleich sie sich im Nachlasse des Verfassers vollständig ausgearbeitet vorfanden, ungedruckt. Ein ausführlicher Commentar über den Pentateuch, an welchem er in der letzten Zeit seines Lebens emsig arbeitete, war bereits bis zum Schluß der Genesis gediehen und soll nach dem Urtheile Sachkundiger, welche das Fragment einzusehen Gelegenheit hatten, Ungewöhnliches versprochen haben *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMBERT (Joseph), französischer Schriftsteller, im J. 1761 zu Villeneuve bei Lons-le-Saulnier (im Departement des Jura) geboren, widmete sich dem Unterrichtsfache und ging nach der Beendigung seiner Studien nach Paris, wo der durch die Vermittelung eines Vetters, des durch einige kleinere Poesien bekannten Abbé Giraud, eine Stelle als Lehrer erhielt. Er selbst

2) Vergl. v. Halem's Vorbericht zu Gramberg's Gedichten S. III—XXII. Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Bd. 2. Heft 2. S. 185 fg. Heinr. Döring, Galerie deutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 1. S. 378 fg.

*) Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 1830. Bd. 1. S. 270 fg.

versuchte sich in der Dichtkunst und war einer der Mitbewerber um den Preis, den die französische Akademie für das beste Gedicht auf die heldenmüthige Aufopferung des Herzogs Max. Jul. Leop. von Braunschweig, welcher bei der Rettung von Menschenleben in den Fluthen umgekommen war (1785), bestimmt hatte. Seine Ode erhielt zwar den Preis nicht, aber eine ehrenvolle Erwähnung. Bei dem Ausbruche der Revolution, in welcher er nur das Bestreben, alte Misbräuche zu beseitigen, zu sehen glaubte, bekannte er sich zu den Grundsätzen derselben und war Anfangs ein sehr thätiges Mitglied des Jacobinerclubs, als aber die Ereignisse einen von ihm nicht geahnten Gang nahmen, ergriff ihn ein solcher Schrecken, daß sein Verstand in Verwirrung kam. Tag und Nacht verfolgte ihn der Gedanke, er sei den Revolutionsmännern verdächtig geworden und stehe unter der Aufsicht eines unsichtbaren Spähers, welcher ihn keinen Augenblick verlasse und dem sogar seine geheimsten Gedanken nicht verborgen blieben. Man fand kein anderes Mittel, ihn von dieser Qual zu befreien, als die Heimkehr in seine Vaterstadt, wo er auch nach und nach wieder genas. Später erhielt er eine Anstellung bei der Verwaltungsbehörde des Departements, welche er aber bald wieder aufgab, um in einem Pensionate die Rhetorik zu lehren. Zuletzt gründete er selbst eine lateinische Schule, welche einen glücklichen Fortgang hatte und ihn nährte. Von seiner früheren Verstandesverwirrung schienen jedoch immer noch einige Spuren zurückgeblieben zu sein, denn einen völlig gesunden Geist verräth keinesfalls das aus einem Gemische von Versen und Prosa bestehende Machwerk: La Voltairiade ou Aventures de Voltaire dans l'autre monde, occasionnées par un évènement arrivé dans celui-ci (S. l. 1815. 8.), dessen Inhalt kaum abenteuerlicher sein kann. Die Teufel sind nämlich in der Hölle versammelt, um durch ein großes Fest ihre Freude über das Decret des Convents, welches die Ausübung der katholischen Religion in Frankreich verbietet, zu feiern. Voltaire erscheint und macht Anspruch auf die Ehre, mehr als irgend Jemand zum Umsturze des Christenthumes beigetragen zu haben. Satan gibt ihm den Rath, seinen Ruhm noch durch die Zerstörung des Elysiums zu erhöhen; der Philosoph schleicht sich wirklich, um diese That auszuführen, in den Aufenthaltsort der Seligen, wird aber von seinem alten Gegner, dem Abbé Nonnotte, erkannt und von demselben durch den Sprengwedel mit Weihwasser aus dem Elysium gejagt. Grambert starb am 11. Jan. 1829 zu Lons-le-Saulnier. Er hinterließ Memoiren, deren Inhalt jedoch nicht zur Veröffentlichung geeignet sein soll*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMBLICH (Magnus), teutscher Theolog und Philosoph, im J. 1650 zu Hainstadt in Baden (Unterheinkreis) geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien in den Benedictinerorden und lehrte in dem Kloster zu Amorbach (in der Diöcese Mainz) die Theologie und Philosophie. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Studium der Aristotelischen Philosophie und versuchte die schwierigsten Punkte derselben in der durch Gründlichkeit und klare Darstellung ausgezeichneten Schrift: Compendiosa praecipuarum ex Aristotelis philosophia depromptarum difficultatum enodatio (Herbip. 1677. 4.) zu erläutern. Er wurde auch zum Prior seines Klosters gewählt, entsagte aber später dieser Würde, um eine Pfarrei zu Buchen in seiner Heimath anzunehmen, wo er auch im J. 1707 starb*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMBS (Johann), teutscher Theolog, im J. 1624 zu Frankfurt a. M. geboren, widmete sich auf der Universität zu Strasburg der Theologie und war daselbst mit dem als theologischer Schriftsteller berühmten Prof. Johann Georg Dorsch[1]) sehr befreundet, dessen Tochter er auch später heirathete. Er wurde bald nach der Beendigung seiner Studien als Prediger in seiner Vaterstadt angestellt und starb daselbst am 3. Juni 1680. Seine Rednergabe erwarb ihm großen Beifall und hauptsächlich war er als Leichenredner berühmt und gesucht. Seine Leichenreden (besonders: Christiani Infortunium et Gaudium oder Leich-Predigt aus Röm. X, 18 in funere Christiani Gerlachii. Frankf. 1665. 4. Lis viri christiani oder Leich-Predigt aus 2 Timoth. II, 3 in funere Frid. Lismanni, Frankf. 1665. 4. und Imbecillium Cordialia oder Leich-Predigt aus Phil. III, 20 seq. in funere J. Georg Büttneri. Frankf. 1666. 4.) entsprechen vollkommen dem Geschmacke seiner Zeitgenossen, sind aber jetzt ungenießbar. Von den handschriftlich hinterlassenen Werken seines Schwiegervaters gab er die noch bis auf die neuere Zeit geschätzten literarischen Nachweisungen über die Exegese der Bibel (Biblia numerata, sive Index specialis in Vetus et Novum Testamentum ad singula omnium librorum capita et commata. Francofurti 1694. fol.) heraus, brachte aber durch seine unzuverlässigen Zusätze dem Buche mehr Nachtheil als Nutzen[2]). — Einer seiner Nachkommen oder Anverwandten war wahrscheinlich der Arzt Johann Jacob Grambs, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankfurt seine Kunst ausübte und sich durch einige Werke im Fache der Anatomie (Anweisung in Tabellen, wie die Osteologie, die Myologie, die Angiologie und die Spanchnologie erlernet

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 5. Biographie générale. Tom. XXI. p. 614.

*) J. P. Schunk, Beiträge zur Mainzer Geschichte. Bd. 3. S. 332.

1) Dorsch, im J. 1597 zu Strasburg geboren, studirte in seiner Vaterstadt und zu Tübingen Philosophie und Theologie und trat als Lehrer dieser Fächer zu Jena, Leipzig, Wittenberg und Marburg auf, sodann wirkte er als Professor der Theologie zu Strasburg und zuletzt in derselben Eigenschaft zu Rostock, wohin er im J. 1654 berufen worden war. Er starb daselbst am 25. Dec. 1659. Seine zahlreichen Schriften standen bei seinen Fachgenossen lange Zeit in großem Ansehen. Die bekanntesten sind: Latro theologus et Theologus latro (Rostochii 1656. 12.); Tunica Christi inconsutilis (Rostoch. 1658. 4.); Dissertatio de Prophetia Enochii (Argentorati 1654. 12.) und Commentarius in quatuor Evangelistas (Hamburg. 1706. 4.), herausgegeben von J. Fecht, welcher auch eine weitläufige Biographie des Verfassers beifügte 2) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 531.

werden möge. Frankf. 1740. 8. Beschreibung eines monstrosen Gewächses in dem Leibe eines 50jährigen Weibes an dem Mesenterium. Frankf. 1733. 4.) bekannt machte. Von beiden verschieden ist ein Johann Georg Grambs, welcher in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. lebte und eine Mensa poetica (Altorf. 1678. 8.) schrieb. (*Ph. H. Külb.*)

GRAMIGNA (Vicentio), aus Neapel gebürtig, lebte dort zu Anfange des 17. Jahrh. Er war ein vielseitig gebildeter Mann. Unter den historischen und philosophischen Schriften, die er hinterließ, wurden von seinen Zeitgenossen vorzüglich seine mit vielem Scharfsinn geschriebenen Dialoghi e discorsi geschätzt. Von seiner Freimüthigkeit zeigte seine Schrift: Del governo tirannico e ragio. Man hat außerdem von ihm: Oposcoli della virtù eroica; Della mediocrità; Della cagione; Del rivolgimento d'alcuno fiori al sole u. a. m. Die von ihm herausgegebenen Orazioni zeigten ihn als einen gewandten Redner*). (*Heinrich Döring.*)

GRAMINAEUS (Theodor), ein teutscher Mathematiker und Astronom, welcher eigentlich Gras geheißen haben soll, was nicht unwahrscheinlich ist, da die Gelehrten jener Zeit gern mit einer latinisirten Form ihres Namens prangten. Er war um das Jahr 1530 zu Roermonde im Herzogthume Geldern geboren und widmete sich auf der damals berühmten Universität zu Cöln der Jurisprudenz, studirte aber dabei mit großem Eifer die Physik und die Mathematik und insbesondere die Astronomie. Er lehrte daselbst, wie man behauptet, nach der Beendigung seines Fachstudiums die Mathematik, doch scheint er keineswegs die Stelle eines öffentlichen Lehrers in diesem Fache bekleidet zu haben, denn wir finden ihn später zu Düsseldorf als juristischen Beamten in den Diensten des Herzogs Wilhelm von Jülich, welcher ihn zum Staatssecretair des Herzogthums Berg ernannte. In dieser Stellung und wahrscheinlich durch sein Amt veranlaßt, verfaßte er die „Relation an römische kayserliche Majestät desjenigen, was durch dero Commissarien zu Cölln in der Niederländischen Friedenshandlung 1579 gepflogen worden" (Cölln 1580. Fol.) nach einem lateinischen Original und die „Beschreibung des Fürstlichen Gülichischen Hocheit, so im Jahr 1585 zu Düsseldorff mit großen Freuden, Fürstlichem Triumph und Herrlichkeit gehalten worden, mit Kupferstücken gezieret." (Düsseldorf 1585. Fol.) Diese Schriften haben jetzt höchstens nur noch einen localen Werth, größere Beachtung verdienen, astrologischen Unsinn abgerechnet, seine Bemerkungen über mehre von ihm beobachtete Kometen („Auslegung des Cometen, so von Martini 1572 biß auf den 3. Februar 1573 erschienen und noch gesehen wirdt." Cölln 1573. 4. „Weltspiegel oder allgemeine Widerwertigkeit des fünfften Kirchen-Alters kurtze Verzeichnus, darinnen deß Cometen, so im 1577. Jahr erschienen, Stand und Bedräuung zu sehen. Cölln 1578. 4. und Physica explicatio cometae anni 1580 et ejusdem cum eo, qui anno 1577 apparuit, analogica collatio, Dusseldorp. 1581. 4.). Seine Kenntnisse in der Physik und Mathematik beurkundete Gramináus durch seinen Commentar über die Weltbeschreibung (De sphaera) des John von Holywood (Johannes de Sacrobosco) (Enarratio uberior eorum quae a Joan. de Sacrobosco proponuntur. Coloniae 1566. 8.) und über die Verbesserung des römischen Kalenders (Exhortatio de exequenda Calendarii Romani correctione. Dusseldorpii 1583. 4.). Lächerlich erscheint jetzt die Anwendung seines physikalischen und astronomischen Wissens auf die Auslegung der Prophezeiungen des alten Testamentes (In Isaiam et prophetiam sex dierum Geneseos oratio. Coloniae 1571. 4.) und auf die Reformation und die Reformatoren (Mysticus Aquilo, seu declaratio vaticinii Jeremiae, ab Aquilone pandetur omne malum etc., nimirum Haereses omnes ab Aquilonari mundi plaga semper prorupisse. Coloniae 1576. 8.) „Astrologischer Bericht, woher die gefährliche Aenderungen in der Religion herkommen und was ferner daraus zu erwarten." Cölln 1568. 4. und „Prodromus oder Fürtrab deß Antichrists, darinnen durch den hellen Text und waren Verstandt der Göttlichen heiligen Schrifft außführlich angezogen und erkläret wirt, ob der Bapst oder Bapstthums zu Rom, der warer rechter Antichrist sey, Luther oder Calvinus, Enoch oder Helias." Cölln 1578. 4. Das Todesjahr dieses Gelehrten ist unbekannt; er lebte noch im J. 1592, scheint aber um das Jahr 1600 gestorben zu sein*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMINEEN, Gräser, eine der natürlichsten, umfangreichsten und für den Haushalt des Menschen wichtigsten Familien des ganzen Pflanzenreichs. Sie umfaßt einjährige, zweijährige und ausdauernde, krautige, selten holzige oder baumartige Gewächse mit theils faseriger Wurzel, theils weitkriechendem Wurzelstocke und runden oder zusammengedrückten, röhrigen oder markigen, stets gegliederten, an den Gliederenden durch einen Knoten geschlossenen Stengeln, abwechselnden, zweireihig gestellten Blättern mit scheidenartigen, den Stengel umgebenden, offenen, selten geschlossenen Blattstielen und meist schmalen, linienförmigen, ganzrandigen, parallelnervigen Flächen. Beim Uebergange aus der Scheide in die Blattfläche findet sich ein meist häutiger Fortsatz, das Blatthäutchen (ligula). Die Aehrchen an der Spitze des Halmes stehen in Trauben, Rispen oder Aehren und sind zuweilen in die verdickte Are eingesenkt. Die Blumen sind meist zweigeschlechtig, seltener monöcisch, diöcisch oder polygamisch und zu Aehrchen vereinigt. Jedes Aehrchen ist in der Regel von zwei Kelchspelzen, jede Blume für sich von zwei Kronenspelzen eingeschlossen, deren äußere die innere umfaßt; diese Spelzen sind sämmtlich krautartig, mehr oder weniger kahnförmig und klappig

*) Siehe *Toppi*, Bibliotheca Napoletana; Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Th. 2. S. 1120.

*) *Val. Andreae Desselii* Bibliotheca Belgica (Lovan. 1643. 4.) p. 828. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrten-Lexikon Bd. 2. S. 1120. J. C. Poggendorff, Biographisch-literarische Handwörterbuch S. 939.

einander gegenübergestellt. Die innere Kronenspelze weicht von den übrigen jedoch dadurch ab, daß sie weit zarter und meist ohne Mittelnerv, dagegen mit zwei seitlichen Nerven versehen ist; die äußere Kronenspelze ist meist grün und unpaarigernervig und trägt gleich den Kelchspelzen nicht selten eine borstenartige Verlängerung des Mittelnerven, Granne (arista) genannt. Noch sind die beiderseits am Grunde der inneren Kronenspelzen stehenden, sehr verschieden gedeuteten, sehr kleinen, häutigen Schüppchen zu erwähnen, welche Linné als nectarium bezeichnete. Die Zahl der Staubgefäße beträgt meist drei, seltener sind sechs, noch seltener vier oder zwei seitliche oder nur ein vorderes oder viele vorhanden; sie haben feine, fadenförmige, während der Blüthezeit hervortretende Träger und längliche, zweifächerige, aufliegende Staubbeutel. Der einfächerige, eineiige Fruchtknoten trägt zwei, seltener drei, bisweilen am Grunde verwachsene Griffel mit faden- oder pinselförmigen Narben. Die Frucht der Gräser ist ein einsamiges Schalfrüchtchen (caryopsis), dessen dünnhäutige Hülle aus der verschmolzenen Frucht- und Samenhaut besteht. Bei einigen Gräsern sind diese Früchte von den Kronenspelzen dicht umschlossen, wie bei dem Hafer und den meisten Arten der Gerste, bei anderen z. B. beim Roggen und Weizen fallen dagegen die Körner nackt aus den Spelzen. Das Innere des Samens wird größtentheils von dem mehligen Eiweiß eingenommen, welches auf der einen Seite mit einer Längsfurche versehen ist; am Grunde der entgegengesetzten (äußeren) Seite liegt der schildförmige Keimling.

Die Grasblüthe ist von den verschiedenen Systematikern und Morphologen auf die verschiedenste Weise gedeutet worden; es mögen hier nach Lindley einige der bemerkenswerthesten Ansichten Platz finden. Wir beginnen mit der Robert Brown's, eines der ersten Koryphäen in der Botanik. Der gewöhnlichste oder natürliche Bau der Gräser ist der, daß ihre Geschlechtsorgane von zwei Blüthenhüllen umgeben sind, von denen jede gewöhnlich aus zwei getrennten Klappen besteht, aber diese Hüllen sind bei vielen Gattungen der Familie verschiedenen Graden unvollkommener Ausbildung und selbst gänzlicher Unterdrückung ihrer Theile unterworfen. Die äußere Hülle oder der Balg (gluma) Jussieu's enthält in den meisten Fällen mehre Blüthen, welche getrennt und oft von einander entfernt einem gemeinschaftlichen Boden eingefügt sind und können nur als den Deckblättern oder der Hülle anderer Pflanzen analog betrachtet werden. Die Neigung zur Unterdrückung scheint bei dieser Hülle größer bei der äußeren oder unteren Klappe, sodaß ein Balg, aus einer Klappe bestehend, in allen Fällen als ihrer äußeren oder inneren Klappe beraubt, betrachtet werden kann. Bei manchen Gattungen mit einer einfachen Aehre, wie Lolium und Lepturus, ist dies klar erwiesen durch den Bau der endständigen Blüthen oder des Aehrchens, welches die natürliche Zahl der Theile behält und bei anderen Gattungen, welche einen solchen unmittelbaren Beweis nicht zulassen, ist die Thatsache durch eine Reihe von Arten begründet, welche ihre stufenweise Verkümmerung zeigen, wie bei den Arten von Panicum, welche diese Gattung mit Paspalum verbinden. Auf der anderen Seite findet bei der inneren Hülle oder dem Kelche Jussieu's die Verkümmerung zuerst an der inneren oder oberen Klappe statt, da aber diese Klappe statt eines Mittelnerven zwei gleichweit von ihrer Are entfernte Nerven besitzt, so betrachtet sie R. Brown als aus zwei zusammenfließenden Klappen zusammengesetzt, dem ähnlich, was bei Kelch und Blume vieler unregelmäßigen Blüthen anderer Classen stattfindet; und dieses Verschmelzen kann als der erste Schritt zu ihrer Verkümmerung angesehen werden, welche bei vielen Arten von Panicum, bei Andropogon, Pappophorum, Alopecarus, Trichodium und mehren anderen Gattungen vollständig ist. In Bezug auf die Beschaffenheit dieser inneren oder eigenthümlichen Hülle der Gräser kann bemerkt werden, daß die eben über ihren Bau mitgetheilte Ansicht, indem sie ihre Theile auf die gewöhnliche dreizählige Theilung der Monocotylen zurückführt, noch einen Grund mehr an die Hand gibt, sie als wahre Blumenhülle zu betrachten. Dieser Grund ist jedoch nicht entscheidend, denn ein ähnliches Verschmelzen findet zwischen den beiden inneren seitlichen Deckblättern des größten Theiles der Irideen statt und man kann annehmen, daß mit diesen, hinsichtlich der relativen Einfügung der Klappen, die eigentliche Hülle der Gräser weit besser übereinstimme, als mit einer wahren Blumenhülle. Wenn daher diese innere Hülle der Gräser als blos aus Deckblättern bestehend angesehen wird, so muß man die wahre Blumenhülle der Familie in diesen kleinen Schuppen suchen, welche bei dem größten Theile ihrer Gattungen unmittelbar die Geschlechtsorgane umgeben. Diese Schuppen sind in den meisten Fällen nur zwei an Zahl und liegen neben einander innerhalb der unteren Klappe der eigenthümlichen Hülle. In ihrer wahren Einfügung jedoch wechseln sie mit den Klappen dieser Hülle ab, wie es bei Ehrharta und manchen anderen Gattungen offenbar der Fall ist und ihre Annäherung zur Seite kann als ein Streben zu diesem Verschmelzen betrachtet werden, welches gleichförmig in den Theilen besteht, welche die obere Klappe der eigenthümlichen Hülle bilden und welches auch zwischen diesen beiden Schuppen selbst bei manchen Gattungen, wie Glyceria und Melica, stattfindet. Bei manchen anderen Gattungen, wie Bambusa und Stipa, ist ein drittes Schüppchen vorhanden, welches der Are der oberen Klappe der eigenthümlichen Hülle oder um der bereits über den Bau dieser Klappe gefaßten Ansicht gemäß zu sprechen, der Verbindung ihrer beiden Bestandtheile gegenüberliegt. Mit diesen Schuppen wechseln die Staubfäden bei dreimännigen Gräsern ab und sie sind demnach den Theilen der eigenthümlichen Hülle entgegengesetzt, d. h. ein Staubfaden steht der Are ihrer unteren oder äußeren Klappe gegenüber und die beiden anderen sind den beiden Nerven der oberen Klappe gegenübergestellt. Hieraus scheint, wenn die innere Hülle als aus Deckblättern bestehend und die bodenständigen Schuppen als die Blumenhülle bildend betrachtet werden, nach der Beziehung, welche diese Theile zu der Are des Blüthenstandes haben, zu folgen, daß

die äußere Reihe dieser Blumenhülle fehlt, während die zu ihr gehörenden (correspondirenden) Staubfäden vorhanden sind und daß die ganze innere Reihe oder ein Theil derselben zur Ausbildung gekommen ist, während die zu ihr gehörenden Staubfäden im Allgemeinen fehlen. Dies kann ohne Zweifel wirklich der Fall sein; da es aber wenigstens jeder Analogie bei monocotylischen Pflanzen entgegen sein würde, so wird es gewissermaßen wahrscheinlich, daß die innere oder eigenthümliche Hülle der Gräser, der Kelch Jussieu's, ungeachtet der Schiefheit in der Einfügung seiner Klappen in der That die äußere Reihe der wahren Blumenhülle ist, deren innere Reihe aus den kleinen Schuppen besteht, welche, nie mehr als drei an Zahl, im Allgemeinen eine Unregelmäßigkeit zeigen, welche der der äußeren Reihe einigermaßen ähnlich ist. Man muß beachten, daß das Streben zur Unterdrückung in den beiden Blumenhüllen der Gräser in entgegengesetzter Richtung stattfindet, wenn man den wahren Bau vieler unregelmäßigen Gattungen der Familie begreifen und auch die Grenzen der beiden von R. Brown vorgeschlagenen großen Abtheilungen einsehen will. Die eine dieser Abtheilungen kann man **Paniceae** nennen; ihr wesentlicher Charakter besteht darin, daß sie immer eine Aehre von zwei Blüthen besitzen, von denen die unteren oder äußeren gleichförmig unvollkommen ist, indem sie entweder männlich oder geschlechtslos und dann nicht selten bis auf eine einzige Klappe vermindert ist. **Ischaemum** und **Isachne** sind Beispiele dieser Familie in ihrer vollkommensten Gestalt, von welcher **Anthenantia, Paspalum** und **Reimaria** in Folge der Unterdrückung mancher Theile am auffallendsten abweichen, so unterscheidet sich **Anthenantia** von **Panicum**, bei deren Arten die untere Blüthe geschlechtslos und zweiklappig ist, dadurch, daß sie keine äußere Balgklappe besitzt; **Paspalum** unterscheidet sich von **Anthenantia** durch die fehlende innere Klappe ihrer geschlechtslosen Blüthe und von **Panicum**, bei dem die äußere Blüthe einklappig ist, durch den Mangel der äußeren Klappe und **Reimaria** unterscheidet sich von **Paspalum** durch den gänzlichen Mangel der Klappen. Den Beweis, daß dies der wahre Bau dieser Gattungen ist, liefert eine Reihe sich unter einander von **Panicum** und **Paspalum** verbindender Arten. Die zweite Abtheilung, die **Ponceae**, ist zahlreicher als die vorige und umfaßt den größten Theil der europäischen Gattungen, sowie manche weniger umfangreiche Gattung der Tropenländer, sie erstreckt sich auch bis zu den höchsten Breiten, in denen phanerogame Pflanzen gefunden worden sind, aber ihre größte Zahl scheint in den gemäßigten Klimaten beträchtlich weit jenseit der Tropen vorzukommen. Die Aehre kann bei dieser Abtheilung aus einer, zwei oder vielen Blüthen bestehen und die zweiblüthigen Gattungen unterscheiden sich von den Paniceen dadurch, daß die obere Blüthe immer unvollkommen ist, indem die Neigung zur Unvollkommenheit in dem Aehrchen in den beiden Familien in entgegengesetzten Richtungen stattfindet.

Zufolge dieser Ansicht sind bei einer Aehre von mehren Blüthchen die Kelchspelzen als Deckblätter anzusehen und jedes Blüthchen besteht aus einem Kelche, welcher aus einem von der Spindel entfernten und zwei mittels ihrer Ränder zusammenhängenden und zunächst der Spindel liegenden Blättern gebildet wird; die kleinen bodenständigen Schuppen sind die Andeutungen zweier Blumenblätter und die Staubfäden wechseln mit diesen auf regelmäßige Weise ab.

Der Haupteinwurf gegen diese Theorie ist, daß die Theile des vermeintlichen Kelches oder die Kelchspelzen nicht auf derselben Fläche eingefügt oder wahrhaft quirlig sind und folglich nicht genau dem entsprechend, was zu einer Blüthenhülle gehört und aus diesem Grunde verwirft Turpin auch Brown's Ansicht, indem er den Spelzen den Namen eines Blüthenscheidchens (spathella) beilegt und sie als Deckblätter zweiter Ordnung betrachtet. Dies ist jedoch nach Lindley nur ein Streit um Worte, nicht um Thatsachen, da er der Meinung ist, daß Kelchblätter überhaupt nichts Anderes als Deckblätter zweiter Ordnung seien und fragt bei dieser Gelegenheit an, ob es denn so schwierig sei, Deckblätter, welche sich einem quirligen Zustande nähern und die vollkommene Symmetrie der Lage, welche die der Gräser besitzen, mit einer Art verschobenen, dislocirten Kelch für ein und dasselbe zu nehmen?

Eine durchaus eigenthümliche und von der herrschenden Ansicht abweichende Darstellung versuchte Raspail in einer Abhandlung über den Bau der Gräser, indem er die Mittelrippe der Deckblätter der Gräser als eine mit den Deckblättern im Zusammenhange stehende Entwickelungsaxe ansieht und daß, wenn sie sich trennt, wie bei **Phleum, Bromus, Corynephorus** dies ein Versuch sei, zu den Verrichtungen weiterer Entwickelung zurückzukehren, wozu sie besonders bestimmt sei. An einer anderen Stelle sagt er deshalb, daß er nicht überrascht sein werde, wenn er einmal ein Gras finde, wo die Mittelrippe der unteren Kronenspelze wirklich zu einer neuen, andere Blüthen tragenden Axe geworden sei. Obwol nun ein solcher Fall in der That bekannt ist, so kann er doch nicht als eine Bestätigung der Raspail'schen Ansichten angesehen werden, da diese mit den Gesetzen der Entwickelung der Pflanzen in geradem Widerspruche stehen. Lindley beobachtete nämlich eine Monstrosität von Weizen, bei welcher die Mittelrippe der unteren Kronenspelze in der That gegen die Spitze hin sackförmig geworden war und ein unvollkommenes Blüthchen mit Staubfaden, Fruchtknoten und bodenständigen Schuppen in seiner Höhle trug.

Trinius hat nach einander drei verschiedene Ansichten über die Deutung der Grasblüthe aufgestellt. In seinem ersten Werke über Gräser (Fundamenta agrostographiae) hält er die beiden Kelchspelzen nebst der unteren Kronspelze für dem Kelche analoge Theile, die aber noch nicht auf der Entwickelungsstufe eines Kelches ständen. Da die Kelchspelzen bei dem mehrblüthigen Aehrchen nur ein mal am Grunde desselben auftreten, kommt nach seiner Ansicht davon her, weil sie hier allein frei sein könnten; sie seien aber auch bei jeder Blüthe vorhanden, indem die untere Kelchspelze mit der unteren Kronspelze und d

obere Kelchspelze mit der Spindel verwachse. In einem späteren Werke (De graminibus unifloris et sesquifloris) stützt er sich auf eine einfache Bildung, welche er bei einer von ihm Epiphystis genannten Gattung gefunden hatte. Bei dieser ist eine wirklich einfache Aehre vorhanden, in welcher die Geschlechtstheile nur hinter einer einfachen Spelze stehen und in der nur an der Spitze die letzte Blume von zwei Spelzen eingeschlossen ist. Er folgert aus diesem Baue, daß jedes Glied (internodium) eine Blüthe sei; der Stengel soll sich nämlich in zwei Theile theilen, von denen der untere ein blattartiger Theil, der andere aber zugleich Stengel und Spelze sei; auf diese Weise lösen sich allmälig Glieder ab, bis endlich in der Mitte das Ende der Gefäßbündel als Fruchtknoten frei werden. Diese Ansicht hat er aber selbst wieder aufgegeben, da sie jede Stütze verlor, indem er selbst erklärte, daß seine Gattung Epiphystis gar kein Gras, sondern eine Cyperacee sei. Es ist daher kaum glaublich, daß diese Gattung in der neuesten, freilich aber ganz ohne Kritik gearbeiteten Monographie der Gramineen von Steudel doch wieder bei den Gräsern aufgeführt und Endlicher, Meisner und Kunth sogar der Vorwurf gemacht wird, daß sie dieselbe weggelassen hätten. In den Abhandlungen der petersburger Akademie vom Jahre 1834 sprach sich darauf Trinius dahin aus, daß die Grasblüthe nach dem bei den Blättern der Gräser herrschenden Gesetze der Alternation gebildet sei und daß in der gewöhnlichen Grasblüthe sich eine dreifache Trias von Organen darstelle, indem die erste Trias aus der unteren und oberen Kelchspelze und der unteren Kronspelze, die zweite Trias aus der oberen Kronspelze und den beiden Schüppchen, die dritte Trias aus drei unteren Staubgefäßen, drei oberen Staubgefäßen und dem Pistill bestehe; in dem Pistill setze sich diese alternirende Stellung wieder in den Cotyledonen und dem Embryo fort.

Noch Andere, welche die verschiedenen am Grunde des Aehrchens stehenden Hochblätter als Kelch und die darauf folgenden als Blumenkrone der Gräser ansehen, wollen die bodenständigen Schüppchen, welche Linné für Nektarien hielt, als regelmäßig abortirende Staubgefäße betrachtet wissen.

Diese verschiedenen, einander widersprechenden Ansichten über die Deutung der Grasblüthe werden am besten durch eine einfache morphologische Betrachtung der letzteren beseitigt. Hiernach muß man die gewöhnlich als Klappen oder Kelchspelzen bezeichneten Theile als Hüllblätter ansehen, die darauf folgende sogenannte untere Spelze (Kronspelze) als Deckblatt deuten, in dessen Achsel die Blüthe steht und die meist kleinere und zartere, paarignervige, nur bei den Oryzeen unpaarignervige obere Spelze als Vorblatt betrachten. Die Schüppchen entsprechen sonach der Blumenkrone der höheren Pflanzen.

Ein bedeutendes Hinderniß für das Verständniß der einzelnen Schriftsteller, welche über Gräser geschrieben haben, ist der Umstand, daß die verschiedenen Autoren für die gleichen Theile der Grasblüthe eine ganz verschiedene Terminologie eingeführt haben, sodaß man bei jedem einzelnen erst untersuchen muß, in welchem Sinne er einen Ausdruck gebraucht. So werden, um nur ein Paar Beispiele anzuführen, die Klappen oder Kelchspelzen valvae, valvae calycinae, glumae, bracteae und valvalae genannt, die Kronspelzen heißen gluma, valvae, valvalae oder valvalae corollaceae, paleae, bracteolae, glumellae, die Schüppchen corolla (Micheli), nectarium (von Linné), squamulae (von Jussieu und Kunth), lodiculae (von Palisot de Beauvois), glumella (von Richard), pampetala (von Link), squamae hypogynae (von Trinius), sepala (von Reichenbach), pampetalium (von Petermann) und paleolae (von A. Richard).

Die Gräser machen die für den Menschen nützlichste Familie aus, theils durch den Mehlgehalt der Samen, da zu ihr alle Getreidearten gehören, theils dadurch, daß sie den meisten unserer Hausthiere ein vorzügliches Nahrungsmittel gewähren. Sie sind in mehr als 3000 Arten über die ganze Erde verbreitet, obwol von den 13 Abtheilungen, welche Kunth aufstellt, keine einzige irgend einer Zone der Erde ausschließlich eigen ist, aber es treten in verschiedenen Zonen einige dieser Gruppen mit entschiedenem Uebergewichte auf. So kommen die Panicеen, Chloribeen, Andropogoneen, Oryzeen und Bambuseen vorzugsweise in den Tropen vor, während die Hordeaceen, Agrostideen und Festucaceen mehr den gemäßigten Klimaten eigen sind. Im Allgemeinen ist das gemäßigte Klima reicher an Gräsern als das heiße. Die tropischen Gräser zeigen im Ganzen eine größere Höhe, breitere Blätter, häufigere Trennung der Geschlechter und oft auch ein weniger dichtes Zusammenwachsen. Bemerkenswerth sind die ungeheuren Grasfluren größerer rohrartiger Gewächse, welche in Nordamerika Savannen, in Südamerika Llanos oder Pampas, in Ostindien Djungles genannt werden.

Eigenthümliche Gattungen finden sich besonders in der südlichen Hemisphäre, am Cap der guten Hoffnung und in Neu-Holland und ebenso wieder in Amerika; unsere Getreidearten haben je nach dem Wärmegrade, dessen sie zu ihrer Entwickelung bedürfen, eigenthümlich künstliche Verbreitungsbezirke und eine ausführliche Darstellung der Vertheilung der cultivirten Gräser würde nicht ohne Interesse sein. Wir folgen hier den Mittheilungen über die geographische Verbreitung der Gräser von Schouw, beschränken uns aber darauf, diejenigen cultivirten Gräser anzugeben, welche in den großen Zonen und Continenten die vorherrschenden sind.

Am wenigsten Wärme bedürfen Hafer und Gerste; sie gehen in Europa, namentlich in Lappland, bis zum 70. Grade nördl. Breite, im westlichen Theile von Nordasien höchstens bis zum 60. Grade und im östlichen Theile höchstens bis zum 50. Grade; ebenso reichen diese Getreidearten, welche in milderen Klimaten nicht zu Brod benutzt werden, den Bewohnern der nördlichsten Theile Europa's und Asiens aber ihre Hauptpflanzennahrung gewähren im nordwestlichen Amerika bis zum 60. Grade und im östlichen Nordamerika kaum bis zum 52. und 53. Grade.

Zunächst kommt mit ihnen in Gesellschaft der Roggen vor. Dies ist die vorherrschende Getreideart in einem

großen Theile der nördlichen gemäßigten Zone, namentlich in dem Süden von Schweden und Norwegen, Dänemark und in allen an die Ostsee grenzenden Ländern, im Norden von Teutschland und einem Theile von Sibirien, wo jedoch auch der Buchweizen, eine nahrhafte Getreideart, sehr häufig gebaut wird. In der Zone, wo der Roggen vorherrschend ist, findet sich im Allgemeinen auch Weizen, da die Gerste in diesen Ländern hauptsächlich zur Bierbrauerei und als Futter für das Federvieh verwandt wird, während der Hafer fast ausschließlich den Pferden zur Nahrung dient.

Darauf folgt der Länderstrich in Europa und dem westlichen Asien, wo der Roggen verschwindet und nur der Weizen Brod liefert. Dies ist in England und einem Theile von Schottland, im mittleren und zum Theil im südlichen Frankreich, im südlichen Teutschland, in Ungarn, der Krim, dem Kaucasus und in den Ländern Mittelasiens der Fall.

Zunächst kommt dann der Theil, in welchem der Weizen noch im Ueberfluß vorhanden ist, aber nicht mehr ausschließlich Brod liefert, indem Reis und Mais häufig gebaut werden. Zu diesen Ländern gehören Portugal, Spanien, der am mittelländischen Meere gelegene Theil Frankreichs, Italien und Griechenland, ferner die Länder des Ostens, Persien, das nördliche Indien, Arabien, Aegypten, Nubien, die Berberei und die canarischen Inseln; in den letzteren ist jedoch der Reis- und Maisbau nach Süden zu immer beträchtlicher und in den afrikanischen Ländern kommen noch die Douren (Sorghum), der Teff (Poa abyssinica) und der Tocusso (Eleusine Tocusso) vor. In diesen Gegenden findet sich der Roggen nur in einer bedeutenden Höhe, Hafer fast gar nicht und die Gerste wird nur als Futter für Pferde und Maulthiere verwandt.

Vorherrschend ist der Reisbau dagegen in China und Japan. In Nordamerika wächst Weizen und Roggen, wie in Europa, aber sparsamer, neben Mais, während der Reis mehr in den südlichen Provinzen der vereinigten Staaten vorwaltet.

In der heißen Zone hat der Mais in Amerika, der Reis in Asien das Uebergewicht und in Afrika sind beide Getreidearten fast in gleicher Menge vertreten. Diese Verbreitung ist einfach daraus zu erklären, daß Amerika das Vaterland des Maises und Asien das des Reises ist. Von den übrigen Getreidearten ist das Vaterland nicht mit Sicherheit anzugeben, da sie nirgends mehr im wilden Zustande vorkommen, obwol es wahrscheinlich ist, daß sie aus Ostasien stammen. In Ostindien und auf den indischen Inseln werden von Gräsern auch Eleusine coracana, E. stricta und Panicum frumentaceum angebaut.

Auf den Südseeinseln verschwindet jedoch das Getreide ganz, an dessen Stelle tritt vielmehr der Brodbaum und der Pisang. Ebenso wird im tropischen Theile Neu-Hollands kein Ackerbau getrieben, indem die Bewohner von dem Erzeugnisse des Sago, von verschiedenen Palmen und einigen Arten von Arum leben.

In den Hochlanden Südamerika's richtet sich die Vertheilung nach den Breitegraden. Der Mais wächst bis zur Höhe von 7200 Fuß über dem Meeresspiegel, aber er hat nur in einer Höhe von 3000 bis 6000 Fuß die Oberhand. Tiefer als 3000 Fuß kommt er in Gesellschaft mit der Yamswurzel, dem Manioc, den Bataten und dem Pisang vor, während in einer Höhe von 6000 bis 9260 Fuß die europäischen Getreidearten im Ueberfluß vorhanden sind; der Weizen in tieferen Gegenden, der Roggen und die Gerste in den höheren; auch Chenopodium Quinoa ist noch als dortige Nährpflanze zu erwähnen. Nur die Kartoffeln werden bis zu einer Höhe von 9260 bis 12,300 Fuß gebaut.

Im Süden des Wendekreises des Steinbocks läßt sich, wo der Ackerbau überhaupt getrieben wird, eine bedeutende Aehnlichkeit mit der nördlichen gemäßigten Zone nicht verkennen. In den südlichen Theilen Brasiliens, in Buenos Ayres, in Chile, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in der gemäßigten Zone Neu-Hollands hat der Weizen das Uebergewicht, jedoch werden auch Gerste und Roggen in den südlichsten Theilen dieser Länder und in Vandiemensland gebaut. In Neuseeland soll der Weizenbau mit Erfolg versucht worden sein; aber die Bewohner selbst bedienen sich des Acrostichum furcatum als Hauptnahrungsmittel.

Hiernach kann die Erde in Hinsicht auf die vorherrschenden Getreidearten in fünf Reiche eingetheilt werden, das Reich des Reises, Maises, des Weizens, des Roggens und zuletzt der Gerste und des Hafers. Die drei ersten sind die ausgedehntesten; der Mais hat den größten Umfang in Bezug auf Temperatur, aber der Reis dient der größten Zahl des Menschengeschlechtes als Nahrungsmittel.

Verschiedene systematische Schriftsteller haben versucht, die zahlreichen Gattungen der Gräser in Abtheilungen zu bringen, wobei freilich die Ansichten derselben nicht immer übereinstimmen. Am zweckmäßigsten erscheint es, hier der monographischen Bearbeitung von Kunth zu folgen, da dessen Auffassung die meiste Anerkennung gefunden hat, obwol wir nicht unterlassen wollen, in einzelnen Fällen die abweichenden Ansichten anderer Systematiker anzudeuten.

Erste Abtheilung. Oryzeen *Kunth.*

Aehrchen theils einblüthig, oft mit fehlschlagenden Klappen, theils zwei- bis dreiblüthig, indem die unteren Blüthen einspelzig, geschlechtslos sind und nur die endständige fruchtbar ist. Die Spelzen sind steif-pergamentartig. Die Blüthen sind oft getrennten Geschlechts und meist sechsmännig. So faßt Kunth den Charakter dieser Tribus auf, wozu jedoch hinzuzufügen ist, daß den meisten oder höchst wahrscheinlich sämmtlichen Oryzeen eine Eigenschaft zukommt, welche den übrigen Gräsern ganz abgeht. Die innere Blüthenspelze nämlich, die sogenannte Vorspelze, oder wie sie nach morphologischer Anschauung genannt werden muß, das Vorblatt besitzt bei den meisten Gräsern keinen Mittelnerv, aber zwei

Seitennerven, ein Umstand, welcher zu der schon oben erwähnten irrigen Deutung Veranlassung gab, daß dieses Blättchen aus der Verwachsung von zweien entstanden sei. Bei den Oryzeen findet sich jedoch ein Mittelnerv in der Vorspelze, sodaß im Ganzen drei oder seltener fünf oder gar sieben Nerven (bei Luziola peruviana *Jussieu*) vorhanden sind. Auch ist es unrichtig, den Oryzeen zwei- bis dreiblüthige Aehrchen mit einspelzigen geschlechtslosen unteren Blüthen zuzuschreiben, da ihnen vielmehr vier zum Theil ungleichmäßig entwickelte Hüllblätter oder Klappen zukommen.

1) Oryza *Linné*. Die Aehrchen sind zweigeschlechtig, einblüthig. Von den vorhandenen vier Hüllblättern (Klappen) sind die beiden oberen stärker entwickelt und erscheinen als schmal-lanzettliche, sehr spitze, dem Kiele der Blüthenspelzen, denen sie an Länge weit nachstehen, meist fast anliegende Blättchen, die beiden unteren treten dagegen nur als kurze, abgestutzte Schuppen oder vorspringende Ränder auf. An Staubgefäßen sind 1, 2, 3 oder meist 6 vorhanden. Der Fruchtknoten ist sitzend. Die beiden Griffel haben federige Narben mit ästigen Haaren. Die Frucht ist zusammengedrückt, von den Spelzen eingeschlossen.

Zu dieser Gattung gehören Arten, welche meist in den Tropenländern, sehr selten in Europa wachsen und flache Blätter, verzweigte Rispen mit traubig gestellten, gestielten, zusammengedrückten Aehrchen, eine zusammengedrückte, von den Spelzen fest eingeschlossene, aber nicht mit ihnen verwachsene Frucht haben.

Von dieser Gattung wird gewöhnlich die von Swartz, oder wie es fast überall irrthümlich heißt, von Solander aufgestellte, dem Verfasser der vortrefflichen Flora von Herborn zu Ehren benannte Gattung Leersia durch den angeblichen Mangel der Klappen getrennt. Dies ist jedoch nach einer genauen Untersuchung von Alexander Braun unrichtig und Leersia mit Oryza zu vereinigen. Von letzterer ist bereits nachgewiesen, daß sie vier, nicht zwei, Hüllblätter (Klappen) besitzt, welche in der Regel dicht beisammen stehen, seltener erscheint die unterste oder beide unterste abgerückt. Die zwei oberen sind gewöhnlich an Länge wenig verschieden, indem das dritte nur wenig kleiner ist, als das vierte, bisweilen ist jedoch das dritte bedeutend kürzer und von den zwei unteren schuppenförmigen Hüllblättern an Gestalt wenig verschieden. Das Deckblatt (die untere Spelze) ist von den Hüllblättern durch ein sehr kurzes, fast kugelartig angeschwollenes Internodium getrennt. Zwischen den zwei unteren und den zwei oberen Hüllblättern oder noch genauer am oberen Ende des sehr kurzen Internodiums, welches das dritte Hüllblatt trägt, bildet sich eine Gliederung, durch welche das Abfallen des Aehrchens zur Zeit der Reife bedingt wird. Das abgefallene Aehrchen zeigt an seinem Grunde das dritte und vierte Hüllblatt, während am stehenbleibenden Aehrchenstiele die zwei ersten schuppenförmigen Hüllblätter bemerkbar sind. Sie geben, wenn sie, wie gewöhnlich, dicht beisammen stehen, dem oberen Ende des Stieles das Ansehen eines Schüsselchens. Die Gliederung trennt somit die Hülle in eine äußere und eine innere, eine stehenbleibende und eine abfallende. Vergleicht man nun hiermit das Aehrchen der zur Gattung Leersia gerechneten Arten, so zeigt sich in der Beschaffenheit des Deckblattes und Vorblattes (der unteren und oberen Blüthenspelze), abgesehen von den geringeren Dimensionen und dem beständigen Mangel der Granne, worauf kein besonderes Gewicht zu legen ist, kein wesentlicher Unterschied; die Art der Zusammenfaltung, die Zahl und Vertheilung der Nerven ist dieselbe. Bei oberflächlicher Betrachtung scheinen jedoch den Leersien die Hüllblätter zu fehlen; allein wenn man die am verdickten oberen Ende des Aehrchenstieles befindlichen steifen Haare etwas entfernt, so bemerkt man vier über einander liegende, halbumfassende Schwielen oder kurze Schüppchen, die oberen deutlicher als die unteren unterscheidbar. Dies sind die Hüllblätter, welche ganz wie bei Oryza angeordnet, nur weniger entwickelt sind. Die Abgliederung des Aehrchens findet auch hier zwischen den zwei unteren und den zwei oberen Hüllblättern statt. Wegen des Wechsels in dem Grade der Ausbildung dieser Hüllblätter kann eine generische Trennung zwischen Oryza und Leersia nicht stattfinden. Ueberdies gibt es Annäherungen von beiden Seiten. Bei der brasilianischen Leersia aspera *Nees* sind die beiden oberen Hüllblätter schon mehr verlängert, als bei der in Europa vorkommenden Leersia oryzoides *Swartz* und bei der ostindischen Oryza granulata *Nees* und *Arnott* sind sie, wenn auch deutlich verlängert, doch kürzer und kümmerlicher als bei Oryza sativa. Zu den Verbindungsgliedern von Oryza und Leersia gehört auch die Kunth'sche Gattung Maltebrunia, welche durch die Schmächtigkeit der Aehrchen mehr den Leersien gleicht, aber die deutlich verlängerten oberen Hüllspelzen von Oryza besitzt. Sie ist daher von Endlicher und später von Steudel mit Recht zu Oryza gezogen. Auch die übrigen Merkmale rechtfertigen eine Trennung der Gattungen Oryza und Leersia durchaus nicht. Die Zahl der Staubfäden wird zwar bei Leersia in der Regel auf 3, bei Oryza auf 6 angegeben, doch finden sich unter den erstern in Steudel's Monographie 3 einmännige, 4 zweimännige, 3 dreimännige und 5 sechsmännige aufgeführt und obgleich die Oryza-Arten im engeren Sinne meist sechsmännig sind, so finden sich doch bei Oryza granulata *Nees* und *Arnott*, eine ostindische dem zahmen Reis sonst nicht unähnliche Art, nur drei Staubfäden. Noch weniger kann die festere oder lockere Einschließung der reifen Frucht durch die mehr oder weniger verhärteten Spelzen für Gattungstrennung von Bedeutung sein. Bei Leersia oryzoides füllt die reife Caryopse nicht den ganzen Raum aus, der von den fest an einander schließenden Spelzen gebildet wird, sondern nur etwa ⅔ desselben; die Spelzen liegen daher auch nicht fest an der Caryopse an. Bei Oryza sativa nimmt die Caryopse den ganzen Innenraum des Spelzengehäuses ein, dicht anliegend, jedoch ohne mit den Spelzen verwachsen zu sein. Der Bau der Frucht selbst und des Samens zeigt bei beiden wesentlich dieselben ausgezeichneten Charaktere und ebenso stimmt der Blüthenstand bei beiden vollkommen überein.

Aus dem Angeführten geht also zur Genüge hervor, daß die bisherige Gattung Leersia mit Oryza vereinigt werden muß.

2) Blepharochloa *Endlicher*. Die Aehrchen sind zweigeschlechtig, einblüthig. An Klappen oder Spelzen sind angeblich zwei vorhanden, zusammengedrückt-gekielt, stumpf mit kurzer aufgesetzter Stachelspitze, sehr kurz gestielt, die untere ist fünfnervig mit wimperig-gezähnelten Mittel- und Randnerven, die obere ein wenig kürzer und dreinervig mit wimperig-gezähneltem Kiele. Die beiden Schüppchen sind fleischig, nadelförmig. An Staubgefäßen sind 6 vorhanden. Der Fruchtknoten ist sitzend. Die Narben sind lang, federig.

Aus dieser Gattung ist nur eine an überschwemmten Orten Ostindiens einheimische Art bekannt mit schlanken, am Grunde weit kriechenden Halmen mit cylindrischen, weichhaarigen, sonst glatten Gliedern, mit linealischen, spitzen, oberseits und am Rande rauhen, fast meergrünen Blättern, wenigen, abstehenden, fast einseitswendigen, in einer nickenden Rispe stehenden Aehren und einzelnen, auf einem gekrümmten, an der Spitze becherförmigen kleinen Stielchen stehenden Aehrchen.

3) Potamochloa *Griffith*. Die Aehrchen sind zweigeschlechtig, einblüthig. Von den Klappen oder Spelzen sind angeblich nur zwei, an der Spitze des Blüthenstielchens sitzende, kaum zusammengedrückte vorhanden, von denen die untere größer und fünfnervig ist, in eine gerade Granne ausläuft und an den Nerven wimperig-gezähnelt ist, die obere unbegrannt, aber zugespitzt, dreinervig und auf dem Kiele rauh ist. Die beiden Schüppchen sind groß, außen höckerig-fleischig, kahl oder an der Spitze gewimpert. Die Fäden der sechs Staubgefäße ragen weit hervor. Der Fruchtknoten ist sitzend. Die Narben der beiden Griffel sind federig. Die Caryopse ist unbekannt.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Ostindien einheimische Art bekannt, ein auf dem Wasser schwimmendes, dicht rasenförmiges Gras mit sehr langen, hin und wieder mit haarförmigen Würzelchen versehenen untergetauchten und kaum fußlangen, kahlen, aus dem Wasser hervorragenden Halmen, dicken, fast aufgeblasenen Scheiden, von denen die über dem Wasser stehenden länger, cylindrisch und weniger zellig sind, mit lanzettlichen, am Grunde herzförmigen, stumpfen, an der Spitze fast mützenförmigen, starren, rauhen Blättern und aufrechter Rispe, deren untere Aeste fast quirlig gestellt sind und abstehen, deren obere abwechseln und aufsteigen, mit fast einseitswendigen, an die Aeste angedrückten Aehrchen, von denen die unteren zu zweien stehen und ungleich gestielt sind, die oberen einzeln auf etwas längeren, keulenförmigen, unterhalb der Mitte zusammengeschnürten und mit einem rothen Ringe bezeichneten Stielchen stehen.

4) Padia *Zollinger* und *Moritzi*. Die vielehigen Blüthen stehen in einblüthigen, über dem Blüthenstiele gegliederten Aehrchen. Die Klappen sind zu einem sehr kleinen, zu beiden Seiten mit einer Stachelspitze versehenen, in trockenem Zustande runzeligen Becherchen verwachsen. Die beiden Spelzen sind knorpelig, kahnförmig, fast gleich, grannenlos, spitz, die obere ist am Rande eingerollt und auf der ganzen Oberfläche weichstachelig-rauh, die untere ist zweinervig, zwischen dem rauhen Rande und den Nerven kahl und glänzend. Die beiden Schüppchen sind eiförmig-lanzettlich. Die sechs Staubgefäße haben kurze Träger und am Grunde und an der Spitze zweispaltige Beutel. An der Spitze des pfriemlichen Fruchtknotens stehen zwei lange Griffel. Die linealisch-lanzettlichen, behaarten Narben bedecken die Griffel ganz. Die Frucht ist pfriemlich, kahl.

Hierher gehört nur eine in Java einheimische Art, ein Gras mit zwei Fuß hohem, knotigem Stengel, verlängert-lanzettlichen Blättern und traubigem, unten rispigem Blüthenstande.

5) Anachyris *Nees*. Die Aehrchen sind einblüthig, auf dem Rücken gewölbt. Die Klappen fehlen angeblich. Von den beiden papierartigen stumpfen, fast gleich großen Spelzen ist die untere größer, etwas spitz, fünfnervig und umfaßt die etwas kürzere, stumpfe, auf dem Rücken concave, dreinervige, am Rande häutige obere. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist kahl. Die beiden Griffel sind am Grunde verwachsen. Die Caryopse ist frei, flach-gewölbt.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Brasilien vorkommende Art bekannt.

6) Potamophila *R. Brown*. Die Aehrchen sind vielehig, die oberen bald zweigeschlechtig, einblüthig oder einblüthig mit einem spelzenartigen Ansatze zur zweiten Blüthe, bald männlich, die unteren weiblich, ein- bis zweiblüthig, mit sitzenden, vollkommenen Blüthen. Die beiden Klappen sind klein, concav. Von den beiden concaven, fast gleich großen Spelzen ist die untere fünfnervig, die obere dreinervig, oft länger, stumpf. Die beiden Schüppchen sind kahl. An Staubgefäßen sind 6 vorhanden. Der Fruchtknoten ist sitzend. Die Narben sind federig, ihre Haare zweitheilig oder fast gabelspaltig. Die Caryopse ist etwas zusammengedrückt, frei.

Ein in den Flüssen des östlichen Theiles von Neu-Holland dichte Rasen bildendes Gras mit etwas ästigen Halmen, schmalen, ein wenig einwärts gerollten Blättern, langem, zerschlitztem Blatthäutchen, einer ausgebreiteten aufrechten Rispe und gestielten, am Grunde gegliederten Aehrchen.

7) Hydrochloa *Palisot de Beauvois*. Die Aehrchen sind einhäusig, die weiblichen stehen mit den männlichen in derselben Rispe und sind einblüthig. Bei der männlichen Blüthe fehlen die Klappen; von den beiden concaven, fast gleich langen Spelzen ist die untere stachelspitzig, fünfnervig und hüllt die dreinervige obere ein. Die beiden Schüppchen sind kahl. An Staubgefäßen sind 6 vorhanden. Vom Fruchtknoten ist nur ein Rudiment zu sehen. Bei der weiblichen Blüthe bestehen die Klappen aus einem becherförmigen, kreisrunden Rudimente. Von den beiden linealischen Klappen endigt die untere dreinervige mit einer langen Granne und hüllt die schmälere, einnervige obere ein. Die beiden Schüppchen sind kahl. Von den Staubfäden sind nur Rudimente vorhanden. Die Caryopse ist cylindrisch, geschnäbel

und von den Spelzen eingeschlossen. Link nannte diese Gattung **Hydropyrum** und **Melinum**.

Hierher gehören nordamerikanische, im Wasser wachsende Gräser mit flachen Blättern und ästigen Rispen, deren untere Aeste weiblich sind und gestielten traubigen Aehrchen. Die bekannteste Art der Gattung ist der **Wasserreis, Hydrochloa aquatica** *Palisot de Beauvois*, **Zizania aquatica** *Lambert*, dessen Anbau in Europa von Einigen eifrig empfohlen wurde, aber ohne Erfolg geblieben ist.

8) **Zizania** *Linné*. Die Aehrchen sind einhäusig, die weiblichen mit den männlichen in ein und derselben Rispe. Bei der männlichen Blüthe sind die beiden Klappen ganz klein, abgerundet und in ein kreisförmiges Näpfchen verwachsen und von den beiden concaven, fast gleich langen Spelzen hüllt die untere stachelspitzige, fünfnervige die obere dreinervige ein. An Staubgefäßen sind 6 vorhanden. Der Fruchtknoten fehlt ganz. An der weiblichen Blüthe fehlen die Klappen und von den beiden länglichen Spelzen hat die untere siebennervige eine Granne und hüllt die obere dreinervige ein. Die Schüppchen sind zweilappig, fast sichelförmig. Die Staubgefäße fehlen. Der Fruchtknoten ist kurz gestielt. Es ist nur ein Griffel vorhanden; die federigen Narben haben einfache Haare. Die Caryopse ist gestielt, linsenförmig-zusammengedrückt, frei.

Ein im Wasser wachsendes nordamerikanisches Gras mit eingerollt-rinnigen Blättern, sehr ästigen Rispen, deren untere Aeste männlich, die oberen weiblich sind und gestielten Aehrchen macht die einzige Art dieser Gattung aus.

9) **Hygroryza** *Nees*. Die Aehrchen sind zweigeschlechtig, einblüthig. Von den beiden fast gleich großen Klappen ist die untere schweifartig-borstig, die obere spitz. Die einzige Spelze ist sehr zart, an der Spitze gezähnelt. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist kurz gestielt. Es ist nur ein Griffel vorhanden; die federigen Narben haben ästige Haare. Die Caryopse ist gestielt, etwas zusammengedrückt, stachelspitzig.

Nur eine in Ostindien einheimische Art ist aus dieser Gattung bekannt, ein Gras mit länglich-lanzettlichen, am Grunde abgerundeten Blättern, genäherten, fast gipfelständigen Blüthentrauben und gestielten Aehrchen.

10) **Caryochloa** *Trinius*. Die Aehrchen sind einhäusig, einblüthig, männliche und weibliche in ein und derselben Rispe stehend. Die männlichen haben zwei stumpfe Klappen, keine Spelzen und sechs Staubgefäße, die weiblichen gleichfalls zwei stumpfe Klappen, keine Spelzen, aber einen sitzenden Fruchtknoten, zwei Griffel, federige Narben und eine kugelige, freie Caryopse.

Die einzige hierher gehörige, in Brasilien einheimische Art hat rasenförmige Halme und eine endständige Rispe.

11) **Luziola** *Jussieu*. Die Aehrchen sind einhäusig, die weiblichen in gesonderten Rispen, welche weit kleiner als die männlichen und einblüthig sind. Bei den männlichen Aehrchen fehlen angeblich die Klappen; die beiden Spelzen sind fast gleich groß, concav, stumpf, die obere ist siebennervig. Es sind drei Schüppchen, 6—11 Staubgefäße, aber kein Rudiment des Fruchtknotens vorhanden. An den weiblichen Aehrchen sollen die Klappen gleichfalls fehlen, während die beiden Spelzen mit denen der männlichen Blüthen übereinstimmen, dagegen sind nur zwei Schüppchen, ein sitzender Fruchtknoten, zwei Griffel, wollige federige Narben mit einfachen Haaren und eine elliptische, freie, von den Spelzen bedeckte Caryopse vorhanden.

Diese Gattung ist nur durch eine im tropischen Amerika einheimische Art vertreten, ein im Wasser wachsendes, rasenförmiges, ästiges Gras mit flachen Blättern und endständiger, männlicher und 1—3 kürzeren, aus den unteren Blattscheiden hervortretenden weiblichen Rispen.

12) **Ehrharta** *Thunberg*. Die Aehrchen werden als dreiblüthig angegeben mit zwei geschlechtslosen unteren und einer zweigeschlechtigen endständigen Blüthe, in der That aber sind sie einblüthig und haben wie **Oryza** vier Klappen (Hüllblätter). Die beiden Spelzen sind gekielt, stumpf, die untere ist breiter, die obere hat nur einen einzigen, schwer unterscheidbaren Nerv (Mittelnerv). Die beiden Schüppchen sind zweispaltig, kahl oder gewimpert. An Staubgefäßen sind 3 oder 6 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren. Die Caryopse ist zusammengedrückt, frei und von den Spelzen bedeckt.

Die hierher gehörigen Arten wachsen am Cap der guten Hoffnung und haben einen am Grunde oft zwiebelartig verdickten, einfachen oder ästigen Halm, flache Blätter, ästige Rispen und gestielte Aehrchen.

13) **Tetrarrhena** *R. Brown*. Diese Gattung hat mit der vorigen so große Aehnlichkeit, daß sie von Steudel, dem neuesten Monographen dieser Familie, mit ihr vereinigt wird; sie unterscheidet sich fast nur durch die Anzahl der Staubgefäße, welche bei der einzigen hierher gehörigen Art vier beträgt. Die Angabe, daß diese Gattung dreiblüthige Aehrchen mit zwei geschlechtslosen unteren und einer endständigen oberen Blüthe habe, ist in derselben Weise wie bei **Ehrharta** zu deuten.

14) **Microlaena** *R. Brown*. Die Aehrchen werden als dreiblüthig angegeben mit zwei geschlechtslosen unteren und einer zweigeschlechtigen endständigen Blüthe, sie sind aber in der That einblüthig und haben vier Klappen, welche länger als die zweigeschlechtige Blüthe sind. Von den beiden Spelzen ist die untere gekielt, zugespitzt, dreimal länger als die linealische, durchscheinende obere. Die beiden Schüppchen sind kahl. An Staubgefäßen sind vier vorhanden. Der Fruchtknoten ist sitzend. Die beiden Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren. Die Caryopse ist linealisch, zusammengedrückt, frei, aber von den Spelzen bedeckt.

Ein kleines in Neu-Holland und Van-Diemensland einheimisches Gras mit fadenförmigem Halme, kurzen Blättern, eingeschnittenem Blatthäutchen und nickender Blüthentraube bildet die einzige Art dieser Gattung.

Die von Solander aufgestellte Gattung Diplax ist gewöhnlich mit Microlaena vereinigt worden, doch wollen sie Horsfield und Bennet durch die Zweizahl der Staubgefäße aufrecht erhalten wissen, welches Merkmal aber allein keinen Gattungsunterschied bedingt, am wenigsten bei den Oryzeen, bei denen die Anzahl der Staubgefäße in einer und derselben Gattung oft bedeutend wechselt.

15) Pharus *Patrick Browne.* Die Aehrchen sind einblüthig, einhäusig und stehen zu zweien beisammen; das größere weibliche sitzt am Grunde des Blüthenstielchens des männlichen. Das männliche Aehrchen hat zwei kleine, concave, ungleiche Klappen, zwei Spelzen, von denen die untere spitz und dreinervig, die obere zweinervig ist, zwei kahle Schüppchen, sechs Staubgefäße und ein Rudiment des Fruchtknotens. Das weibliche Aehrchen besteht gleichfalls aus zwei kleinen, concaven, fast gleich großen Klappen und zwei langen Spelzen, von denen die untere hart und stielrund-eingerollt ist und die schmälere, zweinervige obere einschließt. Staubgefäße und Schüppchen fehlen bei ihr, dagegen ist ein Griffel mit drei behaarten Narben vorhanden. Die Caryopse ist linealisch, spitz, bisweilen gefurcht, von der unteren Spelze locker eingeschlossen.

Hierher gehören hohe, im tropischen Amerika einheimische Gräser mit flachen, breiten, nervigen, gestielten Blättern, einfachen, fast gleich hohen Aesten der endständigen Rispe und ährenförmigen Aehrchen.

16) Leptaspis *R. Brown.* Die Aehrchen sind einblüthig und einhäusig. Das männliche Aehrchen hat zwei kleine Klappen, zwei Spelzen, von denen die untere eiförmig, concav, die obere linealisch und flach ist, keine Schüppchen, aber sechs Staubgefäße. Das weibliche Aehrchen besteht aus zwei kleinen Klappen, zwei Spelzen, von denen die untere buchförmig und fast kugelig, die obere klein und linealisch ist, einem sitzenden Fruchtknoten, aus einem Griffel mit drei wolligen Narben und einer Caryopse, welche von der unteren, zuletzt aufgeblasenen Spelze bedeckt ist.

Hierher gehören neuholländische Gräser mit lanzettlich-schwertförmigen Blättern und steifen, wenigblüthigen Rispenästen.

Zweite Abtheilung. Phalarideen *Kunth.*

Die Aehrchen sind zweigeschlechtig, vielehig oder selten einhäusig, bald einblüthig mit oder ohne Rudiment zu einer oberen Blüthe, bald zweiblüthig, indem jede Blüthe zweigeschlechtig oder männlich ist, bald 2—3blüthig, indem die endständige fruchtbar, die übrigen unvollständig sind. Die Klappen sind meist gleich groß. Die Spelzen sind oft glänzend, zur Fruchtzeit verhärtet. Die Griffel der Narben sind bei den meisten verlängert.

Diese Abtheilung ist von Einigen in zwei getheilt, in die eigentlichen Phalarideen und die Alopecuroideen, ohne genügende Merkmale für diese Theilung anzugeben.

17) Lygeum *Linné.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, zweigeschlechtig und haben gegenüberstehende verwachsene Blüthen, welche von einem scheidenförmigen Blatte eingehüllt sind. Die beiden, am Grunde fleischigen Klappen sind in eine außen wollige Röhre verwachsen, an der Spitze frei. Es ist nur eine Spelze vorhanden. Die Schüppchen fehlen, dagegen sind drei Staubgefäße vorhanden. Der Fruchtknoten ist sehr kurz gestielt. Der einzige Griffel hat nur eine einfache, kahle, auf der einen Seite gewölbte Narbe, die auf der flachen Seite am Grunde mit einem trichterförmigen Loche versehen ist. Die längliche, bisweilen gewölbte Caryopse ist in dem aus der Verwachsung der Klappen mit der Spelze gebildeten Fache eingeschlossen.

Hierher gehört ein binsenartiges, in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern häufig vorkommendes Gras mit einfachen, rasenförmigen, am Grunde von blattlosen Scheiden bedeckten Halmen, rundlich-pfriemlichen Blättern mit langem Blatthäutchen, endständiger, einzelner, das einzige Aehrchen einschließender Scheide und langen, hervorragenden Staubfäden, Griffeln und Narben.

18) Zea *Linné.* Die Blüthen sind einhäusig, die männlichen endständig und traubig, die weiblichen achselständig, dicht ährenförmig und von blattlosen Scheiden eingehüllt. Die männlichen Aehrchen haben zwei vollkommene, sitzende Blüthen, zwei concave Klappen, deren untere dreinervig, die obere zweinervig ist, zwei neben einander stehende kahle Schüppchen und drei Staubgefäße. Die weiblichen Aehrchen sind zwar auch zweiblüthig, haben aber eine geschlechtslose untere Blüthe. Von den beiden sehr breiten Klappen ist die untere ausgerandet, fast zweilappig. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus zwei Spelzen. Die vollständige weibliche Blüthe hat 2—3 concave Spelzen, keine Schüppchen und Staubgefäße, einen sitzenden, schiefen Fruchtknoten. Es ist nur ein Griffel mit zwei pfriemlichen, weichhaarigen Narben vorhanden. Die nierenförmige Caryopse ist von den Klappen und Spelzen umgeben.

Hierher gehört der im tropischen Amerika einheimische, aber durch die Cultur fast überall verbreitete Mais oder türkische Weizen.

19) Coix *Linné.* Die Blüthen sind einhäusig, ährenförmig; von den drei am Grunde stehenden Blüthen ist die mittlere sitzende weiblich, die seitlichen sind gestielt und geschlechtslos, alle von einer eiförmigen, an der Spitze durchbrochenen, zuletzt steinharten Hülle eingeschlossen; die männlichen sind ähren- oder rispenförmig angeordnet und ragen aus der Hülle hervor. Die männlichen Aehrchen bestehen aus zwei sitzenden Blüthen, zwei stumpfen Klappen, von denen die untere flach, am Rande kielartig-geflügelt, die obere dreikantig-concav ist, aus zwei stumpfen Spelzen, deren obere zweikielig ist, aus zwei kahlen Schüppchen und aus drei Staubgefäßen. Die geschlechtslosen Aehrchen sind sehr klein und bestehen oft nur aus einem Stielchen. In dem weiblichen zweiblüthigen Aehrchen ist die untere Blüthe geschlechtslos und einspelzig; ihre beiden Klappen sind fleischig, concav stumpf, die beiden Spelzen gleichfalls fleischig, die Schüppchen fehlen, die Staubgefäße sind sehr klein und unfruchtbar, der Fruchtknoten ist ungestielt, der einzige Griffel trägt 2—3 lange behaarte Narben, die Caryopse ist fa

kugelig, zuletzt in der Hülle frei. Zu dieser Gattung ist auch Lithagrostis *Gaertner* zu zählen.

Als einzige Art dieser Gattung gehört hierher ein in Ostindien einheimisches, einjähriges, ästiges Gras mit flachen, ziemlich breiten Blättern und büschelförmigen, gestielten Aehren.

20) Reana *Brignolli von Brunhoff.* Die Blüthen sind einhäusig; die endständigen männlichen stehen in Rispen, jedes Aehrchen ist zweiblüthig mit einer sitzenden und einer gestielten Blüthe und 6 Staubgefäßen. Die achselständigen, ährigen, aufrechten weiblichen sitzen in der gewundenen Aehre, sind bis zur Mitte von Deckblättern eingehüllt und haben sehr lange, hervorragende, hängende Griffel und eine gekrümmt-dreikantige, der Aehre dicht anliegende Caryopse.

Die einzige aus dieser Gattung bekannte Art wächst in Mexico.

21) Sclerachne *R. Brown.* Die Blüthen stehen in mannweibigen, büscheligen, von einer einblätterigen, blattartigen Hülle eingeschlossenen Aehren, die aus zwei oder seltener drei Aehrchen bestehen, von denen das eine oder seltener beide unteren weiblich und ungestielt sind, das andere männlich und gestielt ist. Die männlichen Aehrchen sind zweiblüthig und haben zwei, fast gleich große, nervige, krautartige Klappen und drei häutige Spelzen. Die weiblichen Aehrchen sind zweiblüthig mit geschlechtslosen unterer und weiblichen oberer Blüthe und haben zwei Klappen, von denen die untere in ihrer unteren Hälfte knorpelig ist und das Stielchen des männlichen Aehrchens umfaßt, in der oberen Hälfte zusammengedrückt, halbkrautartig, nervig ist, während die obere Klappe häutig und zugespitzt ist. Die sogenannte geschlechtslose Blüthe besteht nur aus einer Spelze. Die vollständige weibliche hat dagegen zwei schmale spitze Spelzen, einen zweispaltigen Griffel und kurz behaarte Narben.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Java einheimische Art, ein kahles Gras mit ästigem, geknietem Halme, flachen Blättern und sehr kurzem, gewimpertem Blatthäutchen bekannt.

22) Polytoca *R. Brown.* Die endständigen Aehren sind männlich, die achselständigen mannweibig, unten weiblich. Die männlichen Aehrchen sind zweiblüthig und haben zwei Klappen, drei Staubgefäße und zwei unterständige Schüppchen. Die weiblichen Aehrchen sind gleichfalls zweiblüthig, aber die untere Blüthe ist geschlechtslos, die obere weiblich und hat zwei Klappen, deren untere knorpelig, nervig und geflügelt ist und die schmale Spindel umfaßt, die obere ist glatt und spitz. Die geschlechtslose Blüthe besteht nur aus einer, in der Form mit der oberen Klappe übereinstimmenden Spelze. Die vollständige weibliche Blüthe hat dagegen zwei Spelzen, sehr lange, gefärbte Narben, aber keine unterständigen Schüppchen.

Aus dieser Gattung ist auch nur eine in Java einheimische Art bekannt, ein hohes Gras mit flachen, am Rande rauhen Blättern und kurzem, gewimpertem Blatthäutchen.

23) Chionachne *R. Brown.* Eine auf Coix arundinacea *Willdenow* gegründete und mit Coix nahe verwandte Gattung, die sich von letzterer durch den Mangel einer wahren knochenharten Hülle unterscheidet; was man bei ihr als solche bezeichnete, ist vielmehr die untere Klappe der weiblichen Blüthe, wie bei Sclerachne, von welcher sie durch die gleichförmige Structur und Gestalt der unteren Klappe der weiblichen Blüthe, sowie durch die zahlreicheren männlichen Blüthen der Aehre und die Tracht verschieden ist.

24) Cornucopiae *Linné.* Die Aehrchen sind zweigeschlechtig, einblüthig, büschelig und von einer häutigen, trichterförmig-glockigen Hülle eingeschlossen. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, gekielt, am Grunde verwachsen. Die einzige Spelze ist am Grunde fünfnervig, an der Spitze zweilappig mit bis zur Mitte verwachsenen Rändern, auf dem Rücken unterhalb der Mitte begrannt. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben zwei lange weichhaarige Narben. Die Caryopse ist linsenförmig-zusammengedrückt, frei.

Hierher gehört nur eine in den östlich vom mittelländischen Meere gelegenen Ländern einheimische Art, ein einjähriges Gras mit rasenartigen Halmen, flachen Blättern, bauchigen Scheiden und gefurchten, oberwärts verdickten, gekrümmten, an der Spitze der Aestchen einzeln oder zu zweien stehenden Blüthenstielen.

25) Crypsis *Aiton.* Die Aehrchen sind zweigeschlechtig, einblüthig. Die beiden Bälge sind gekielt, stumpf, die untere ist ein wenig kleiner. Von den beiden stumpfen Spelzen ist die untere zusammengedrückt-gekielt. Die Schüppchen fehlen. Staubgefäße sind 2—3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben zwei lange, federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Einjährige, rasenartig wachsende, in Europa vorzüglich im östlichen Theile und im mittleren Asien vorkommende Arten mit flachen Blättern und ährenförmigen, gedrängten, von einem scheidenförmigen Blatte gestützten Rispen.

Die Gattung zerfällt in zwei Sectionen, welche von einigen Schriftstellern als besondere Gattungen angesehen sind:

a) Antitragus *Gaertner.* Die Blüthe ist unter den Klappen sehr kurz gestielt; die obere Spelze ist einnervig; an Staubgefäßen sind zwei vorhanden. Hierher gehört Schoenus aculeatus *Linné*, worauf Scopoli die Gattung Pallasia gründete.

b) Heleochloa *Host.* Die Blüthe ist ungestielt; die obere Spelze ist zweinervig; drei Staubgefäße sind vorhanden.

26) Mibora *Adanson.* Die beiden Klappen sind auf dem Rücken abgerundet, kiellos, grannenlos und länger als die kiellosen, unbewehrten, haarig-gewimperten Spelzen. Die Schüppchen fehlen. Die Staubbeutel sind vom Grunde bis zur Mitte gespalten, an der Spitze ungetheilt. Der Griffel ist mäßig lang, die Narben sind sehr lang, fadenförmig, behaart und treten aus der

Spitze des Aehrchens hervor. Die Caryopse ist elliptisch, zusammengedrückt, frei, aber von den Spelzen bedeckt.

Hierher gehört ein im mittleren und westlichen Theile Europa's vorkommendes winziges, einjähriges Gras mit haarfeinen, rasenartigen, beisammen stehenden Halmen, zusammengefalteten, stumpfen Blättern, einfacher Aehre und sehr kurz gestielten, einseitswendigen Aehrchen.

27) **Alopecurus** *Linné.* Die Aehrchen sind zweigeschlechtig, einblüthig. Die beiden Klappen sind kahnförmig, fast gleich groß, am Grunde verwachsen. Von den beiden Spelzen ist die untere gekielt, mit den Rändern unter einander verwachsen, seltener getrennt, auf dem Rücken meist begrannt, die obere kürzer, einnervig oder fehlend. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind 3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel sind am Grunde bisweilen verwachsen, die beiden Narben weichhaarig-federig. Die Caryopse ist elliptisch, zusammengedrückt, zwischen den verhärteten Klappen und Spelzen frei.

Zu dieser Gattung gehören meist ausdauernde, in Europa, dem mittleren und westlichen Asien und in Nordamerika einheimische Gräser mit flachen Blättern und einfachen, gedrängten, ährenförmigen, cylindrischen Rispen.

Sie zerfällt in folgende drei Abtheilungen:

a) **Eualopecurus.** Die Klappen sind am Grunde verwachsen, gleich groß; die Ränder der unteren Spelze sind verwachsen, die obere fehlt.

b) **Colobachne** *Palisot de Beauvois.* Die Klappen sind am Grunde nur ein wenig verwachsen; die Ränder der unteren Spelze sind getrennt, die obere ist einnervig.

c) **Tozzettia** *Savi.* Die Klappen sind am Grunde verwachsen, bauchig-höckerig; die Ränder der unteren Spelze sind verwachsen, die obere Spelze fehlt.

28) **Limnas** *Trinius.* Die Aehrchen sind zweigeschlechtig, einblüthig. Die beiden Klappen sind kahnförmig, kantig-dreirippig, die untere ist ein wenig kleiner. Von den beiden Spelzen ist die untere zusammengedrückt, spitz, unter der Mitte begrannt, die kleinere obere hat eine gedrehte Granne. Die beiden ziemlich langen Schüppchen stehen seitlich. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Der Griffel ist zweitheilig, die Narben sind federig.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Kamtschatka einheimische Art bekannt, ein Gras von der Tracht eines **Cenchrus** mit rasenförmigen Halmen, borstigen, sehr langen grundständigen Blättern, einfacher wenigblüthiger Rispe und an der Spitze verdickten, mit dem Aehrchen gegliederten Blüthenstielchen.

29) **Beckmannia** *Host.* Die zweigeschlechtigen Blüthen des zweiblüthigen Aehrchens sind ungestielt. Die beiden Klappen sind verkehrt-eiförmig, kahnförmig, gleich groß. Von den beiden Spelzen ist die untere eiförmig, spitz, dreinervig und umfaßt mit ihren Rändern die zweinervige, an der Spitze zweispaltige obere. Die beiden Schüppchen sind zweispaltig, kahl. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist stielrund, frei.

Ein ausdauerndes, im östlichen Europa, mittleren Asien und Nordamerika vorkommendes Gras mit flachen Blättern, langem Blatthäutchen, sitzenden, wechselständigen, an der Spitze des Halmes ährenförmig stehenden Aehren und sitzenden, zweizeiligen, aber nach einer Seite gewandten Aehrchen macht die einzige Art dieser Gattung aus.

30) **Beckera** *Fresenius.* Die Aehrchen sind zweigeschlechtig, einblüthig. Die beiden Klappen sind sehr klein, abgestutzt, fast gleich groß, stumpf. Von den beiden, fast gleich großen Spelzen ist die untere dreinervig, lang begrannt und umfaßt die kurz stachelspitzige obere. Die beiden Schüppchen sind kürzer als der ungestielte Fruchtknoten. Es sind drei Staubgefäße vorhanden. Die beiden Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist kahl, länglich-elliptisch, vom Rücken und vom Bauche zusammengedrückt und von den Spelzen umgeben.

Diese Gattung ist nur durch wenige in Habessinien einheimische Arten vertreten; es sind ästige Gräser mit flachen breiten Blättern, aufgeblasenen Scheiden, linealischen, cylindrischen Aehren und gestielten Aehrchen.

31) **Phleum** *Linné.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind gekielt, stumpf, zugespitzt oder begrannt. Von den beiden Spelzen ist die untere abgestutzt, stumpf, stachelspitzig oder auf dem Rücken begrannt, die obere zweikielig. Bisweilen findet sich ein stielartiger Ansatz zu einer zweiten Blüthe. Die beiden Schüppchen sind ungleich-zweilappig und kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist schief-elliptisch, frei.

Hierher gehören meist einjährige besonders häufig im mittleren, südlichen und östlichen Europa, seltener im mittleren und nördlichen Asien und nördlichen Amerika vorkommende Gräser mit flachen Blättern und gedrängten, ährenförmigen, cylindrischen Rispen.

Die Gattung zerfällt in drei Sectionen:

a) **Chilochloa** *Palisot de Beauvois.* Die Klappen sind zugespitzt. Das Rudiment der geschlechtslosen Blüthe ist vorhanden.

b) **Phleum** im engeren Sinne. Die Klappen sind abgestutzt, begrannt. Ein Rudiment der geschlechtslosen Blüthe ist nicht vorhanden.

c) **Achnodonton** *Palisot de Beauvois.* Die Klappen sind stumpf. Ein Rudiment zur geschlechtslosen Blüthe ist nicht vorhanden.

32) **Fingerhuthia** *Nees.* Die Aehrchen sind 2—3 blüthig, die Blüthen gestielt, die unteren zweigeschlechtig, die obere ist geschlechtslos. Die beiden Klappen sind gekielt und begrannt. Die zweigeschlechtige Blüthe besitzt zwei Spelzen, eine gekielte, aus der stumpfen, kurzen Spitze borstentragende, 5—7nervige untere und eine kürzere, gekielte, stumpf-zweizähnige, zweinervige obere. Die Schüppchen fehlen; an Staubgefäßen sind drei vor-

handen. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden langen Griffel haben wollige Narben. Die geschlechtslose besteht nur aus einer einzigen verkehrt-eiförmigen, zusammengefalteten, mit kurzer Borste versehenen Spelze.

Nur eine am Cap der guten Hoffnung einheimische Art ist aus dieser Gattung bekannt, ein Gras mit länglicher Aehre, gegliederten Blüthenstielchen und abfälligen Aehrchen.

33) Chondrolaena *Nees*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, sehr kurz gestielt und stehen an der zähen Spindel meist zu zweien. Die beiden Klappen sind gleich groß, am Grunde schwielig, häutig-knorpelig, zusammengedrückt, messerförmig, ungleichseitig, 5—7nervig, die eine umfaßt mit ihren zusammenneigenden Rändern die Blüthchen. Diese sind vollständig, ungestielt und ein wenig kürzer als die Klappen. Die Spelzen sind gewimpert, die untere ist länglich-kahnförmig, stumpf oder sehr fein stachelspitzig, undeutlich-dreinervig, die obere kleiner, schmaler, linealisch, zweizähnig und zweinervig. Die drei Staubgefäße haben haarförmige, am Grunde etwas breitere Träger. Die Schüppchen sind klein, fast quadratisch, abgestutzt, häutig, kahl. Der Fruchtknoten ist lanzettlich, kahl. Die Griffel sind klein und hängen am Grunde zusammen, die Narben schmal, kurz-federig, ihre Haare gezähnt.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, ein einjähriges, am Cap der guten Hoffnung wachsendes Gras mit linealisch-zugespitzten, zuletzt zusammengerollten, weichhaarigen Blättern, enger Blattscheide, borstenförmig-zerschlitztem Blatthäutchen, traubiger, einfacher, endständiger Aehre und wellenförmiger, stielrunder, abwechselnd gezähnter Spindel.

34) Hilaria *Humboldt, Bonpland* und *Kunth*. Die Aehrchen sind einhäusig, am Grunde zu dreien verwachsen, von denen die beiden vorderen männlich und 1—3blüthig, das hintere weiblich, einblüthig. Die männliche Blüthe hat zwei gekielte, ungleichseitige und ungleich große Klappen, von denen die untere kürzer und an der zweispaltigen Spitze begrannt, die obere stachelspitzig ist. Von den beiden an der Spitze abgerundet-ausgerandeten Spelzen ist die untere kürzer und gekielt, die obere zweikielig. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die weibliche Blüthe hat zwei beinahe gegenüberstehende, gleich große, aber ungleichseitige, kahnförmige, zweilappige und zwischen den Lappen begrannte Klappen. Die beiden Spelzen sind zusammengedrückt, an der Spitze verschmälert, rundlich-ausgerandet, die untere ist dreinervig, die obere länger, schmäler, zweinervig und zweikielig. Die Schüppchen fehlen. Von Staubgefäßen sind nur Rudimente vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben weichhaarige Narben. Die Caryopse ist zusammengedrückt, innerhalb der Spelzen frei.

Aus dieser Gattung, mit der Hexarrhena *Presl* zusammenfällt, ist nur eine in Mexico einheimische Art bekannt, ein kriechendes, ästiges, ausdauerndes Gras mit flachen Blättern, kurzem, geschlitztem Blatthäutchen, endständigen, einzelnen, einfachen Aehren und etwas behaarten, mit der Spindel gegliederten und den Zähnen derselben zu dreien wechselsweise aufsitzenden Aehrchen.

35) Phalaris *Linné*. Das Aehrchen ist dreiblüthig, die beiden unteren sind sehr klein, schuppenförmig und geschlechtslos, die oberste zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, kahnförmig, am Kiele meist geflügelt. Von den beiden stumpfen, kahnförmigen Spelzen ist die untere größer und hüllt die obere ein. Die beiden Schüppchen sind kahl. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist länglich, linsenförmig-zusammengedrückt, frei in den zuletzt dicht zusammengeschlossenen Spelzen.

Die meisten der hierher gehörigen Arten wachsen im südlichen Europa, namentlich in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern, einige wenige in Nordamerika, eine im tropischen Amerika, eine andere in Chili, eine dritte in Nepal. Es sind ausdauernde Arten mit flachen Blättern, ährenförmigen gedrängten oder ausgebreiteten Rispen und gestielten Aehrchen.

Die Gattung zerfällt in zwei Sectionen, welche von einigen Systematikern als besondere Gattungen angesehen werden:

a) Phalaris im engeren Sinne. Die Klappen haben einen geflügelten Kiel. Die Rispe ist zusammengedrängt.

b) Digraphis *Trinius* oder Baldingera *Gaertner* oder Typhoides *Mönch*. Der Kiel der Klappen ist ungeflügelt, die Rispe ausgebreitet.

36) Lasiolythrum *Steudel*. Die Aehrchen sind gedrängt, fast fingerförmig, die Aehrchen einblüthig, zusammengedrückt, wechselständig, dachziegelig sich deckend. Die beiden Klappen sind am Kiele und an den Nerven steifhaarig, ungleich groß, die untere ist papierartig, hart, zusammengedrückt-gekielt, stumpf, die obere dünner und häutig. Die beiden Spelzen sind kürzer als die Klappen, spitz, glatt und durchscheinend. An Staubgefäßen sind zwei vorhanden. Die beiden Griffel sind ziemlich dick, behaart.

Die hierher gehörige einzige Art wächst in Japan.

37) Holcus *Linné*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die Blüthen gestielt, die untere zweigeschlechtig, die obere männlich. Die beiden Klappen sind fast gleich groß und kahnförmig. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei Spelzen, deren untere kahnförmig und stumpf, die obere zweikielig ist. Die beiden Schüppchen sind zweilappig, kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, birnförmig. Die beiden Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei. Bei der männlichen Blüthe ist die untere Spelze unter der Spitze gekielt, sonst ganz wie die zweigeschlechtige, nur mit leerem Fruchtknoten.

Meist ausdauernde, in Europa und Nordamerika einheimische Gräser mit flachen Blättern, ästigen Rispen und gestielten, bisweilen dreiblüthigen Aehrchen bilden die Arten dieser Gattung, welche von den meisten neueren Systematikern den Avenaceen zugerechnet wird.

38) Hierochloa *Gmelin.* Die Aehrchen sind dreiblüthig, die Blüthen sitzen, die beiden unteren sind männlich, die obere ist zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind gekielt und fast gleich groß. Die männliche Blüthe hat zwei Spelzen, deren untere gekielt, die obere zweikielig und oft begrannt ist. Die beiden Schüppchen sind zweilappig. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei gekielte, stumpfe Spelzen. Die beiden Schüppchen sind zweilappig. Es sind zwei Staubgefäße vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist elliptisch, etwas zusammengedrückt, frei, aber von den Spelzen bedeckt.

Ausdauernde Gräser mit flachen Blättern, ausgebreiteten oder zusammengezogenen Rispen und gestielten Aehrchen bilden die Arten dieser Gattung.

39) Anthoxanthum *Linné.* Die Aehrchen sind dreiblüthig, die beiden unteren Blüthen geschlechtslos, die oberen zweigeschlechtig. Die beiden Spelzen sind gekielt, die untere ist kürzer, einnervig, die obere dreinervig. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus einer einzigen rinnigen, an der Spitze ausgerandeten, auf dem Rücken gekielten Spelze. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei kahnförmige, stumpfe Spelzen, deren untere die einnervige obere einhüllt. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind zwei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben zweizeilig-federige Narben. Die stielrunde Caryopse ist zwischen den eng zusammenschließenden Spelzen frei.

Angenehm duftende, ausdauernde im mittleren, südlichen und östlichen Europa einheimische, in Nordamerika eingebürgerte Gräser mit flachen Blättern, langem Blatthäutchen und einfacher, gedrängter, ährenförmiger Rispe.

40) Ataxia *R. Brown.* Die Klappen haben mit dem dreiblüthigen Aehrchen fast gleiche Länge. Die untere Blüthe ist männlich, zweiklappig, die mittlere geschlechtslos, auf dem Rücken begrannt, die endständige zweigeschlechtig, zweimännig.

In der Tracht und der Beschaffenheit der Blüthen zwischen Anthoxanthum und Hierochloa in der Mitte stehend, theilt sie auch mit diesen den angenehmen Duft. Sie ist in Java einheimisch.

41) Reynaudia *Kunth.* Die Aehrchen bestehen nur aus einer sitzenden Blüthe. Die beiden Klappen sind gekielt, an der Spitze zweispaltig, begrannt, die untere ist ein wenig kürzer als die obere. Von den beiden gekielten Spelzen ist die untere an der Spitze zweispaltig, kurz begrannt, undeutlich-fünfnervig, die obere stachelspitzig, zweinervig. Von den vier Schüppchen sind die beiden äußeren fadenförmig verlängert. Zwei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben sprengwedelige Narben.

Ein in St. Domingo einheimisches, ausdauerndes, rasenartiges Gras mit borstenförmigen Blättern und einfacher ährenförmiger Rispe macht die einzige Art dieser Gattung aus.

42) Despretzia *Kunth.* Die Aehrchen sind drei- bis vierblüthig, die untere Blüthe ist weiblich, die oberen sind männlich, entfernt, die oberste ist taub. Die beiden Klappen sind ungleich groß, geschlossen, stumpf, an der Spitze dreilappig, netzig-aderig, die untere ist siebennervig, die obere dreinervig. Die weibliche Blüthe hat zwei Spelzen, von denen die untere concav, an der Spitze vierlappig und neunnervig, die obere ein wenig länger und zweikielig ist. Die Schüppchen und Staubgefäße fehlen. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Der eine Griffel hat zwei federige Narben. Die Caryopse ist etwas zusammengedrückt, frei. Die männliche Blüthe hat zwei Spelzen, von denen die untere concav, ausgerandet und fünfnervig, die obere zweikielig ist. Die beiden Schüppchen stehen neben einander. Es sind drei Staubgefäße und ein Rudiment des Fruchtknotens vorhanden.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, ein rasenartiges, in Mexico einheimisches Gras mit eiförmigen, am Grunde abgerundeten, gestielten Blättern, zerschlitzten Scheiden, sehr kurzem Blatthäutchen, ästiger, wenig blüthiger, weit abstehender Rispe und gestielten, nickenden Aehrchen.

Dritte Abtheilung. Paniceen *Kunth.*

Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine unvollständige untere Blüthe. Die Klappen sind zarter als die Spelzen, oft schlägt die untere, sehr selten beide fehl. Die Spelzen sind mehr oder weniger leder- oder pergamentartig, meist stumpf, die untere ist concav. Die Caryopse ist vom Rücken her zusammengedrückt.

43) Reimaria *Flügge.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Die Klappen fehlen. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus einer pfriemlichen, dreinervigen Spelze. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei lanzettliche Spelzen, von denen die untere dreinervige die obere undeutlich zweinervige einhüllt. Es sind zwei Schüppchen, zwei Staubgefäße und ein sitzender Fruchtknoten vorhanden. Die beiden endständigen Griffel haben sprengwedelige Narben mit einfachen Haaren. Die Caryopse ist länglich, etwas zusammengedrückt, innerhalb der Spelzen frei.

Diese Gattung ist nur durch eine am Amazonenflusse wachsende Art vertreten, ein kriechendes Gras mit zu 4 oder 5 beisammen stehenden Aehren, ungegliederter Spindel und einseitigen sitzenden Aehrchen.

44) Paspalum *Linné.* Die zweiblüthigen Aehrchen sind mit dem Blüthenstielchen gegliedert, die untere Blüthe ist geschlechtslos, die obere zweigeschlechtig. In der Regel ist nur eine Klappe, sehr selten sind deren zwei vorhanden, von denen die untere sehr klein ist, die obere (vordere) hat mit der geschlechtslosen Blüthe gleiche Länge. Diese besteht nur aus einer häutigen, stumpfen Spelze. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei lederartige, stumpfe Spelzen, von denen die untere concave die obere zweinervige umfaßt. Die beiden kurzen Schüppchen sind fleischig. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben sprengwedelige Narben mit meist einfachen, gezähnelten Haaren. Die Caryopse ist

länglich, etwas zusammengedrückt, innerhalb der verhärteten Spelzen frei.

Meist in den Tropenländern wachsende Gräser mit ährenförmiger, gegliederter Spindel und einseitigen Aehrchen machen die Arten dieser Gattung aus.

Aus dieser mit Panicum nahe verwandten Gattung hat man verschiedene abzutrennen versucht, z. B. Axinopus *Römer* und *Schultes*, Ceresia *Persoon*, Garnotia *Brongniart*, doch ist eine consequente Durchführung bisher nicht gelungen.

45) Panicum *Linné*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist männlich oder geschlechtslos, die obere zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind ungleich, concav, stumpf. Die männliche Blüthe hat zwei Spelzen und drei Staubgefäße, bisweilen findet sich eine obere geschlechtslose Blüthe mit fehlgeschlagenen Staubgefäßen. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei, fast gleich große, concave Spelzen, deren untere die obere gleichnervige umfaßt. Die beiden neben einander stehenden Schüppchen sind gegen die Spitze zu verbreitert oder abgestutzt-2- bis 3lappig. Es sind drei Staubgefäße und ein sitzender Fruchtknoten vorhanden. Die beiden endständigen langen Griffel haben sprengwedelförmige Narben mit einfachen, gezähnelten Haaren.

Die hierher gehörigen Arten sind in allen Tropenländern reichlich, außerhalb der Tropen sehr spärlich vertreten und zwar durch Gräser mit flachen Blättern, ähren- oder rispenförmigen Blüthen und mit gegliederter Spindel.

Wegen der vielen hierher gehörigen Arten hat man unter Berücksichtigung des verschiedenen Blüthenstandes versucht, eigene Gattungen aufzustellen, doch ist dieser Versuch an der unvollständigen Kenntniß vieler exotischen Arten bisher gescheitert. Die von Panicum abgetrennten Gattungen sind Dijitaria *Scopoli*, Syntherisma *Schrader*, Hymenachne, Streptostachys und Monachne *Palisot de Beauvois*, Aulaxanthus *Elliott*, Aulaxia *Nuttal*, Thalasium *Sprengel* und Trichachne und Otachyrium *Nees*.

46) Milium *Linné*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, mit dem Blüthenstielchen ungegliedert mit geschlechtsloser unterer und zweigeschlechtiger oberer Blüthe. Die einzige Klappe ist häutig, concav. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus einer häutigen, concaven Spelze. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei fast lederartige, stumpfe Spelzen, deren untere concave die obere zweinervige umfaßt. Die beiden Schüppchen sind lang, fleischig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, sehr kurzen Griffel haben federige Narben mit zweizeilig gestellten, gezähnelten, an der Spitze zweispaltigen Haaren. Die Caryopse ist länglich, etwas zusammengedrückt, innerhalb der verhärteten Spelzen frei.

In Europa, im mittleren Asien und tropischen Amerika verbreitete aufrechte Gräser mit flachen oder zusammengerollten Blättern, ästigen, ausgebreiteten Rispen und gestielten Aehrchen bilden die Arten dieser Gattung, zu der Miliarium *Mönch* und Leptocoryphium *Nees* gehören.

47) Amphicarpum *Rafinesque*. Die Aehrchen sind einhäusig, zweiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, die weiblichen sind grundständig, die männlichen endständig, rispig. Die männliche Blüthe besteht aus einer einzigen, vorderen, häutigen, concaven Klappe. Von den beiden concaven, stumpfen Spelzen umfaßt die untere die zweinervige obere. Die beiden neben einander stehenden Schüppchen sind fleischig, abgestutzt-dreilappig. Es sind drei Staubgefäße und ein leerer Fruchtknoten vorhanden. Die weibliche Blüthe hat eine vordere, häutige, concave Klappe. Die beiden Spelzen und die Schüppchen stimmen mit denen der männlichen Blüthe überein. Die Staubgefäße sind taub. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen sehr kurzen Griffel haben federige Narben mit gezähnelten, einfachen oder zweitheiligen Haaren. Die Caryopse ist länglich, stielrund, zwischen den Spelzen frei.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Nordamerika einheimische Art bekannt, ein rasenförmig wachsendes Gras mit flachen behaarten Blättern, einfach-ästigen männlichen Rispen, gestielten Aehrchen und büscheligen, einblüthigen, mit Scheiden besetzten, zur Fruchtzeit fast unterirdischen Blüthenstielen der weiblichen Blüthen.

48) Olyra *Linné*. Die Aehrchen sind einhäusig, stehen aber in ein und derselben Rispe, indem die unteren männlichen Aehrchen einblüthig sind, keine Klappen, aber zwei häutige, concave Spelzen haben, von denen die vordere zugespitzt-begrannt, die hintere stumpf und zweinervig ist. Die drei Schüppchen sind fast fleischig. Es sind drei Staubgefäße, aber kein Rudiment eines Fruchtknotens vorhanden. Die weiblichen Aehrchen sind zweiblüthig und haben eine einspelzige, geschlechtslose untere Blüthe. Die einzige, vordere Klappe ist häutig, concav, zugespitzt-begrannt. Von den beiden lederartigen Spelzen ist die untere concav und schließt die obere gleichförmige ein. Die Staubgefäße fehlen. Die drei Schüppchen sind fleischig, kahl. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Der eine endständige Griffel hat zwei behaarte Narben mit ästigen, pubescirenden Haaren. Die kahle Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen im tropischen Amerika und haben breite, häutige Blätter, end- oder achselständige Rispen und mit dem Blüthenstiele gegliederte Aehrchen.

Früher wurde diese Gattung, mit welcher Lithachne *Palisot de Beauvois* und Raddia *Bertoloni* identisch sind, zugleich mit Pharus, Luziola u. a. als Typus einer größeren Abtheilung, der Olyreen, angesehen.

49) Strephium *Schrader*. Die Aehrchen sind in gesonderten Blüthentrauben monöcisch und zweiblüthig. Die männlichen Aehrchen haben keine Klappen, aber zwei linealisch-lanzettliche Spelzen, deren untere zugespitzt ist und drei Staubgefäße. Die weiblichen Aehren haben zwei eiförmig-lanzettliche, zugespitzte Klappen, zwei knorpelige Spelzen, einen Griffel mit zwei Narben und eine eiförmige, von den Spelzen eingeschlossene Caryopse.

Nur eine in Brasilien einheimische Art, ein rasenförmiges Gras mit fast zweizeiligen Blättern und wenig

blüthigen achselständigen Blüthentrauben gehört zu dieser Gattung.

50) Thrasya *Kunth.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist männlich, die obere zweigeschlechtig. Von den beiden häutigen stumpfen Klappen schlägt die kleinere vordere bisweilen fehl. Die männliche Blüthe besteht aus zwei Spelzen, von denen die untere zweispaltig, die obere ganzrandig und zweinervig ist, aus zwei fleischigen, abgestutzten Schüppchen und drei Staubgefäßen. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei häutigpapierartige, stumpfe Spelzen, von denen die untere die obere einhüllt, zwei neben einander stehende, fleischige, ganzrandige Schüppchen, drei oder durch Fehlschlagen zwei Staubgefäße, einen sitzenden Fruchtknoten, zwei endständige, lange Griffel mit sprengwedeligen Narben, deren Haare einfach sind und eine längliche, innerhalb der Spelzen freie Caryopse.

Hierher gehören im tropischen Amerika wachsende Gräser mit einfachen oder ästigen Halmen, ziemlich breiten, flachen Blättern, einzelnen Aehren, häutiger, zusammengefalteter, gewimperter Spindel und einseitigen, dachziegelig-einreihigen Aehrchen.

51) Eriochloa *Kunth.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, mit dem Blüthenstielchen gegliedert mit unterer männlicher oder geschlechtsloser und oberer zweigeschlechtiger Blüthe. Von den beiden Klappen ist die vordere sehr klein oder fehlt ganz. Die männliche Blüthe besteht aus zwei Spelzen und drei Staubgefäßen, die bisweilen jedoch unvollständig ausgebildet sind und dann eine geschlechtslose Blüthe darstellen. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei lederartige, concave Spelzen, deren untere stachelspitzig ist, zwei abgestutzt-ausgerandete Schüppchen, drei Staubgefäße, einen sitzenden Fruchtknoten, zwei endständige Griffel mit pinselförmigen Narben, deren Haare gezähnelt oder zweispaltig sind und eine elliptische, zusammengedrückte, zugleich mit den Spelzen abfallende Caryopse.

Flachblätterige, in den Tropenländern wachsende, am häufigsten aber in Amerika vorkommende Gräser mit rispigen, bisweilen doppelten Aehren und ungegliederter Spindel machen die Arten dieser Gattung aus, zu der Oedipachne *Link*, Helopus *Trinius* und zum Theil auch Monachne *Palisot de Beauvois* gehören.

52) Urochloa *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, die obere zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind concav, stumpf, ungleich. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus einer stumpfen Spelze. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei concave Spelzen, von denen die untere an der Spitze stachelspitzig-begrannt ist. Die beiden Schüppchen sind fast dreilappig. Es sind drei Staubgefäße, ein sitzender Fruchtknoten und zwei endständige Griffel mit sprengwedeligen Narben vorhanden, deren Haare einfach sind. Die Caryopse ist elliptisch, zusammengedrückt, innerhalb der Spelzen frei.

Tropische Gräser mit flachen Blättern, zu zweien, fingerförmig oder traubig stehenden Aehren und mit einer oft von durchscheinenden Haaren bekleideten Spindel machen die Arten dieser Gattung aus, zu welcher auch Axonopus *Palisot de Beauvois* und Caridochloa *Nees* zu zählen sind.

53) Rhynchelytrum *Nees.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine untere männliche und eine obere zweigeschlechtige Blüthe. Von den beiden Klappen ist die untere sehr klein, die obere bauchig, an der Spitze zweizähnig und zwischen den Zähnen begrannt. Die männliche Blüthe hat zwei Spelzen, deren untere mit der oberen Klappe gleichgestaltet, deren obere zweinervig und rinnig ist. Außerdem sind drei Staubgefäße vorhanden. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei, zuletzt verhärtete Spelzen. Die beiden Schüppchen sind zweispaltig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der sitzende Fruchtknoten ist in den schnabelförmigen Griffel verschmälert; die Narben sind lang und federig. Die zusammengedrückte Caryopse ist von den Spelzen eingeschlossen.

Hierher gehört eine am Cap der guten Hoffnung wachsende, nicht hinlänglich bekannte Art, welche nach dem Autor mit keiner Gattung der Paniceen verwandt ist, aber mit Holoa und Hierochloa in mancher Hinsicht zu vergleichen sei.

54) Ichnanthus *Palisot de Beauvois.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine männliche oder geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Die beiden Klappen sind ungleich groß, concav oder stumpf. Die männliche Blüthe besteht aus zwei ungleichen Spelzen und drei Staubgefäßen, welche jedoch bisweilen fehlschlagen. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei ungleiche, eingerollt-concave Spelzen, deren untere größer und am Grunde zu beiden Seiten mit einer kleinen, in das Stielchen herablaufenden Schuppe besetzt ist, die obere ist zweinervig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der sitzende Fruchtknoten hat zwei endständige Griffel mit sprengwedeligen Narben, deren Haare einfach sind.

Die hierher gehörigen Arten wachsen im tropischen Amerika und unterscheiden sich von Panicum nur durch die Schuppen an der unteren Spelze der zweigeschlechtigen Blüthe.

55) Bluffia *Nees.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine untere männliche und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Die beiden Klappen sind ungleich, pfriemlich-zugespitzt. Die männliche Blüthe besteht aus zwei Spelzen, von denen die untere pfriemlich, die obere zarter und zweispaltig ist. Die beiden Schüppchen sind häutig, ausgeschweift. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei pergamentartige, fast lederförmige, beinahe gleich große Spelzen, deren untere concav, zugespitzt-begrannt ist, deren obere stachelspitzig am Grunde zu beiden Seiten geöhrelt ist. Außerdem sind zwei Schüppchen, drei Staubgefäße, ein sitzender Fruchtknoten, zwei Griffel mit federigen Narben vorhanden.

Aus dieser Gattung ist nur eine am Cap der guten Hoffnung vorkommende Art bekannt, ein Gras mit gefingerten Blüthentrauben, zu zweien stehenden Aehrche

mit dem Rudiment eines stachelspitzigen dritten fehlschlagenden Aehrchens.

56) Isachne *R. Brown.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine männliche oder zweigeschlechtige untere und eine weibliche, bisweilen zweigeschlechtige obere Blüthe. Die beiden Klappen sind fast gleich, concav, ganz stumpf. Die männliche Blüthe besteht aus zwei fast gleichen, concaven Spelzen, von denen die untere die zweinervige obere umfaßt. Die abgestutzten Schüppchen stehen neben einander. Bei den weiblichen Blüthen sind die Spelzen wie bei der männlichen. Außerdem sind Rudimente von Staubgefäßen, ein sitzender Fruchtknoten, zwei endständige Griffel mit federigen Narben vorhanden. Die Caryopse ist innerhalb der verhärteten Spelzen frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen im tropischen Asien und haben breite, flache Blätter, Scheiden mit bärtigem Halse und gestielte, rispige Aehrchen.

57) Stenotaphrum *Trinius.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine untere männliche und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Von den beiden concaven, stumpfen Klappen ist die untere sehr klein. Die beiden Spelzen sind fast gleich groß, die untere ist concav und umfaßt die zweikielige obere. Die beiden abgestutzten Schüppchen stehen neben einander. Außerdem sind drei Staubgefäße, ein sitzender, zugespitzter Fruchtknoten, zwei endständige lange Griffel mit pinselförmigen Narben, deren lange Haare einfach sind und eine freie Caryopse vorhanden.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in den tropischen und subtropischen Ländern der ganzen Erde; es sind kriechende, ästige Gräser mit flachen Blättern, einer zusammengedrückten Aehre, in deren Buchten sich je zwei Aehrchen befinden, von denen die eine sitzt, die andere taub gestielt ist oder es stehen vier oder sechs fruchtbare Aehrchen beisammen.

58) Acratherum *Link.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine untere geschlechtslose und eine obere zweigeschlechtige Blüthe. Von den beiden ungleich großen, stumpfen Klappen ist die untere kleiner. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus zwei glatten Spelzen, von denen die äußere dreinervige die kleinere innere umschließt. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei behaarte Spelzen, von denen die äußere mit einer gedrehten, geknieten Granne versehen ist und die stumpfe, halbzweispaltige innere einschließt. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt, schwach gezähnelt. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben federige Narben.

Aus dieser Gattung kennt man nur eine in Nepal einheimische Art mit 2—3 Fuß hohem Halme, rauhen, im Grunde behaarten Blättern und steifen, gedrängten, raubigen Rispenästen.

59) Berghausia *Endlicher.* Die Aehrchen stehen einzeln oder zu zweien und sind fast sitzend oder die eine kurz gestielt, zweiblüthig mit einer geschlechtslosen, einspelzigen unteren und einer zweispelzigen, vollständigen oberen Blüthe. Die einzige Klappe ist häutig, dreinervig. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus einer Spelze, welche der Klappe ähnlich, aber größer ist und scheinbar eine obere Klappe darstellt. Die vollständige Blüthe hat zwei Spelzen, von denen die untere mit einer geknieten und gedrehten Granne versehene die kürzere, auf dem Rücken flache obere umfaßt. Die beiden Schüppchen sind fast fleischig, verkehrt-eiförmig. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist kahl, eiförmig. Die beiden Griffel haben schmale Narben. Die längliche, zusammengedrückte Caryopse ist innerhalb der starren Spelzen frei.

Ostindische Gräser mit zusammengesetztem, traubigem Blüthenstande machen die Arten dieser Gattung aus, welche Nees als Miquelia einführte

60) Thysanolaena *Nees.* Die zweigeschlechtigen Blüthen haben eine geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Die beiden ungleichen, stumpfen Klappen sind kürzer als die Blüthen. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus einer krautartigen, stumpfen, kahlen, ganzrandigen Spelze. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei stumpfe Spelzen, von denen die untere krautartig-häutig, dreinervig, lang gewimpert, die obere kleiner und schmäler, linealisch-lanzettlich und häutig ist. Die Schüppchen sind sehr klein, abgerundet, ganzrandig. Außerdem sind zwei Staubgefäße, zwei am Grunde verwachsene Griffel mit gewimperten Narben vorhanden.

Hierher gehört nur eine in Ostindien einheimische Art, ein hohes Gras mit breiten, starren, kahlen Blättern, einem weiten, sehr zusammengesetzten traubigen Blüthenstande, dessen Aeste lang, fadenförmig, am Grunde schwielig, zerstreut und dessen Aehrchen sehr klein sind.

61) Melinis *Palisot de Beauvois.* Die zweiblüthigen Aehrchen sind mit dem Stielchen gegliedert und haben eine geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Von den beiden ungleich großen, stumpfen Klappen ist die untere sehr klein. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus einer an der Spitze zweispaltigen, begrannten Spelze. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei fast gleich große stumpfe, concave Spelzen, von denen die untere an der Spitze zweilappig ist. Die Schüppchen sind abgestutzt. Außerdem sind drei Staubgefäße, ein sitzender Fruchtknoten, zwei endständige Griffel mit pinselförmigen Narben, deren Haare einfach und gezähnelt sind, vorhanden.

Nur eine im tropischen Amerika einheimische Art mit flachen Blättern und kleberig-wolligen Scheiden und ästigen, zusammengezogenen Rispen ist aus dieser Gattung bekannt, zu der auch Suardia *Schrank* und Tristegis *Nees* gehören.

62) Chaetium *Nees.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Von den beiden Klappen ist die untere borstenförmig, die obere lanzettlich und an der Spitze geschnäbelt-borstig. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus einer geschnäbelt-borstenförmigen Spelze. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei fast gleich große Spelzen, deren untere borstentragende die zweinervige obere umfaßt. Die beiden neben einander stehenden Schüppchen sind zweispaltig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden.

Der sitzende, zugespitzte Fruchtknoten trägt an seiner Spitze zwei lange Griffel mit federigen Narben, deren Haare einfach sind. Die dreizähnige Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Brasilien einheimische Art mit flachen Blättern, einer zusammengesetzten, ährenförmigen Blüthentraube und büscheligen, fast einseitswendigen, in der Mitte gegliederten Blüthenstielen bekannt.

63) Oplismenus *Palisot de Beauvois.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine männliche oder geschlechtslose männliche und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Die beiden Klappen sind ungleich groß, concav oder undeutlich gekielt, sehr häufig begrannt. Die männliche Blüthe hat zwei Spelzen, von denen die untere begrannt ist und drei Staubgefäße, welche jedoch bisweilen fehlschlagen. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei fast gleich große Spelzen, deren untere zugespitzt, stachelspitzig ist und die paarignervige obere umfaßt. Die beiden neben einander stehenden Schüppchen sind abgestutzt. Außerdem sind drei Staubgefäße, ein sitzender Fruchtknoten, an dessen Spitze zwei lange Griffel mit federigen, einfachhaarigen Narben stehen und eine innerhalb der Spelzen freie Caryopse vorhanden.

Die hierher gehörigen Arten sind über die ganze Erde verbreitet, vorzugsweise aber in den Tropenländern und insbesondere in Amerika häufig und haben traubige oder rispige Aehren und eine ungegliederte Spindel.

Diese Gattung zerfällt in zwei Sectionen, welche von einigen Systematikern als besondere Gattungen angesehen werden:

a) Orthopogon *R. Brown.* Die Klappen sind fast gleich groß, gekielt und begrannt; die Aehren traubig, abwechselnd, überhängend, bisweilen wenigblüthig.

b) Echinochloa *Palisot de Beauvois.* Die Klappen sind ungleich groß, concav, stumpf, die Granne der geschlechtslosen Blüthe ist stark. Die Aehren sind rispig oder selten traubig.

64) Berchtoldia *Presl.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Die beiden lanzettlichen Klappen endigen mit einer langen, geraden Granne; die untere Klappe ist am Grunde in Form eines bärtigen Stielchens zusammengerollt. Die geschlechtslose Blüthe besteht in einer stachelspitzig-begrannten Spelze. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei Spelzen, von denen die untere eiförmig, stachelspitzig-begrannt ist und die stumpfe, an der Spitze gezähnelte obere einhüllt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der sitzende Fruchtknoten trägt an seiner Spitze zwei lange Griffel mit sprengwedeligen Narben. Die Caryopse ist cylindrisch, an der Spitze zweihörnig.

Ein in Mexico einheimisches aufrechtes Gras mit flachen rauhhaarigen Blättern, einfacher, fast einseitswendiger, zusammengezogener Rispe, zu zweien stehenden unteren und einzelnen, gestielten oberen Aehrchen und ungegliederter Spindel macht die einzige Art dieser Gattung aus.

65) Chamaeraphis *R. Brown.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine lange, grundständige Granne und bestehen aus einer männlichen unteren und einer weiblichen oberen Blüthe. Von den beiden ungleichen, stumpfen Klappen ist die untere sehr klein. Die männliche Blüthe besteht aus zwei häutigen, gleich langen, stumpfen Spelzen, zwei neben einander stehenden, stumpfen Schüppchen und drei Staubgefäßen. Die weibliche Blüthe hat zwei papierartige, concave, stumpfe Spelzen, deren untere die zweinervige obere umfaßt. Die beiden stumpfen Schüppchen stehen neben einander. Die beiden Staubgefäße haben meist leere Beutel. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die 2—3 endständigen Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren. Die Caryopse ist innerhalb der knorpeligen Spelzen frei.

Hierher gehören ausdauernde, in Neu-Holland einheimische Gräser mit flachen Blättern, einfachen Aehren und fast sitzenden oder gestielten Aehrchen.

66) Pennisetum *Richard.* Die zweiblüthigen Aehrchen werden von Grannen, die am Grunde oder an der Spitze der Blüthenstielchen stehen, eingehüllt und bestehen aus einer männlichen oder geschlechtslosen unteren und einer zweigeschlechtigen oberen Blüthe. Die Klappen sind ungleich, concav, stumpf. Die männliche Blüthe besteht aus zwei häutigen Spelzen und drei Staubgefäßen, welche jedoch bisweilen verkümmern und eine geschlechtslose Blüthe bilden. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei lederartige, concave, stumpfe Spelzen, von denen die untere die zweinervige obere umfaßt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die beiden neben einander stehenden Schüppchen sind abgestutzt, bisweilen sehr klein und ausgerandet-zweilappig. Der sitzende Fruchtknoten hat an seiner Spitze zwei lange, bisweilen am Grunde verwachsene Griffel mit federigen Narben, deren Haare einfach sind. Die zusammengedrückte Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Ueber den ganzen Erdkreis verbreitete, namentlich aber in den Tropenländern häufige Gräser mit einfachen oder oft ästigen Halmen, flachen Blättern, gedrängten oder selten ausgebreiteten ährenförmigen Rispen und ungegliederter Spindel bilden die Arten dieser Gattung, welche in drei Sectionen zerfällt, welche von einigen systematischen Schriftstellern als besondere Gattungen angesehen, von anderen dagegen mit Panicum vereinigt werden.

a) Setaria *Palisot de Beauvois.* Die einseitige Hülle bleibt stehen. Die Schüppchen sind fleischig, abgestutzt, stumpf, die Rispen gedrängt oder ausgebreitet.

b) Gymnothrix *Palisot de Beauvois.* Die allseitswendige Hülle ist abfällig. Die Schüppchen sind ungetheilt oder unregelmäßig-zweispaltig. Hierher gehört auch Cataterophora *Steudel.*

c) Pennisetum *Palisot de Beauvois.* Die unteren Borsten der vollständigen, abfälligen Hülle sind

am Grunde federig. Die Schüppchen sind sehr klein. Die Aehren sind cylindrisch.

67) Penicillaria *Swartz.* Die zweiblüthige, von Grannen eingehüllten Aehrchen haben eine kürzere, durch Fehlschlagen öfters männliche untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Die beiden Klappen sind sehr kurz und durchscheinend-häutig. Von den beiden stumpfen Spelzen ist die untere krautartig und umfaßt die kleinere, zartere, viernervige obere. Die Staubbeutelfächer der drei Staubgefäße sind an der Spitze bärtig. Die Schüppchen fehlen. Der sitzende Fruchtknoten trägt an der Spitze einen langen Griffel mit federigen Narben, deren Haare einfach und gezähnelt sind.

Aus dieser Gattung ist nur eine in den Tropenländern der alten Welt sehr verbreitete Art bekannt, ein einjähriges Gras mit flachen, dicknervigen Blättern, quirlständigen, an der Spitze 1—2 Aehrchen tragenden Aesten der fast ährigen, cylindrischen Rispe und halbseitigen, borstigen, rauhen Hüllen.

68) Cenchrus *Linné.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine männliche oder geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe und stehen bald einzeln, bald zu zweien oder mehren in einer vieltheiligen, zur Fruchtzeit verhärteten und mit der Frucht abfallenden Hülle. Die beiden Klappen sind ungleich, häutig. Die männliche Blüthe ist der zweigeschlechtigen ähnlich, bisweilen aber durch Fehlschlagen geschlechtslos. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei fast lederartige, concave Spelzen, von denen die untere die obere umfaßt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die Schüppchen fehlen. Der sitzende Fruchtknoten trägt an seiner Spitze zwei lange, am Grunde bisweilen verwachsene Griffel mit federigen Narben, deren Haare einfach und gezähnelt sind. Die etwas zusammengedrückte Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Meist einjährige, in den Tropenländern verbreitete, außerdem seltene Gräser mit gewöhnlich ästigen Halmen, flachen Blättern, einfachen, endständigen Aehren, sitzenden Aehrchen und ungegliederter Spindel machen die Arten dieser Gattung aus.

69) Trachyozus *Reichenbach.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe und stehen an der Spindel gehäuft, fruchtbare mit kleineren unfruchtbaren untermischt. Die beiden Klappen sind ziemlich flach, lanzettlich-pfriemlich, starr, die untere ist kürzer, verhärtet. Die geschlechtslose Blüthe hat zwei Klappen, deren untere sehr groß, eiförmig, zugespitzt, starr, vielnervig, am Rande wellenförmig ist, die kleine häutige obere einschließt und das zweigeschlechtige Blüthchen umfaßt. Die beiden Schüppchen sind häutig, abgestutzt. Die Staubgefäße fehlen. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei fast gleich große, concave, spitze, papierartige Spelzen, von denen die untere die zweinervige obere umfaßt. Die beiden Schüppchen sind durchscheinend, abgestutzt. Die drei Staubgefäße haben lange Träger. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden langen, endständigen, am Grunde verwachsenen Griffel haben federige Narben, deren Haare einfach sind. Die längliche, etwas zusammengedrückte Caryopse ist innerhalb der verhärteten Spelzen frei.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Ostindien einheimische Art bekannt, ein einjähriges, ästiges Gras mit flachen, weichen Blättern, endständigen, zu zweien stehenden Aehren und mit Aehrchen, welche den Zähnen der häutig-verbreiteten, gegliederten, ausgehöhlten Spindel büschelförmig aufsitzen.

Diese auf Cenchrus muricatus *Linné* gegründete Gattung wurde von Persoon Trachys, von A. Dietrich Trachystachys genannt.

70) Anthephora *Schreber.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe und stehen zu vieren am Grunde verwachsen beisammen, von denen aber zwei meist nur verkümmerte Staubgefäße haben oder nur aus den Klappen bestehen. Von den beiden ungleichen Klappen überragt die lederartige, spitze, ziemlich flache, vielnervige untere die Blüthen und umfaßt am Grunde die kurze, lanzettlich-pfriemliche, häutige, gekielte obere. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus einer häutigen, die zweigeschlechtige Blüthe umfassenden Spelze. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei fast gleiche, papierartige, concave Spelzen. Die Schüppchen fehlen, dagegen sind drei Staubgefäße vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, langen, am Grunde verwachsenen Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren. Die elliptische, etwas zusammengedrückte Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Nur eine im tropischen Amerika einheimische Art gehört hierher, ein einjähriges Gras mit ästigem Halme, flachen Blättern, einfacher, endständiger Aehre, ungegliederter Spindel, zu vieren büschelig stehenden, am Grunde verwachsenen Aehrchen, kurz gestielten Büscheln und einem am Grunde gegliederten Blüthenstielchen.

71) Lappago *Schreber.* Die einblüthigen Aehrchen stehen zu zwei oder fünf auf einem kurzen Stielchen. Von den beiden Klappen ist die untere sehr klein, flach, dünn-häutig, die obere concav, fast lederartig, borstig. Die beiden Spelzen sind länglich, spitz, papierartig-häutig, concav, die innere umfaßt die kürzere, zweinervige obere. Die beiden Schüppchen sind wasserhell, messerförmig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, aus einander tretenden Griffel haben federige Narben, deren Haare einfach und gezähnelt sind. Die längliche, etwas zusammengedrückte Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Hierher gehört nur eine in den Tropenländern sehr verbreitete, aber auch im südlichen Europa und im mittleren Asien vorkommende Art, ein einjähriges, ausgebreitetes, kriechendes Gras mit flachen Blättern, einzelnen, endständigen, nicht gegliederten Blüthentrauben, kurzen endständigen Blüthenästen und zu zwei oder fünf stehenden Aehrchen, von denen die oberen sehr häufig leer und kleiner sind.

72) Holboellia *Wallich.* Die einhäufigen oder vielehigen Blüthen stehen in Trauben. Die Aehrchen sind einblüthig. Die Klappen fehlen. Von den beiden seitlich zusammengedrückten, spitz-kammförmig-gekielten Spelzen ist die untere am Grunde aufgeblasen-kugelig und helmförmig, die obere weit kleiner und unterhalb der Spitze mit einem starken Zahne versehen. Schüppchen, Staubgefäße und Fruchtknoten sind unbekannt. Die beiden Griffel haben federige Narben. Die längliche, etwas zugespitzte, am Grunde an der oberen Seite höckerige, unterwärts zusammengedrückte Caryopse ist von den verhärteten Spelzen bedeckt.

Eine wenig bekannte Gattung mit nur einer aus den Gebirgen Ostindiens stammenden Art mit einjähriger, faseriger Wurzel, rasenförmigen, aus liegendem Grunde aufrechten Halmen, flachen, etwas starren, wellenförmigen, knorpelig-berandeten Blättern, einer einfachen, endständigen, linealisch-cylindrischen, vielblüthigen Traube, einer steifen, etwas rauhen Spindel und gewimperten, oberwärts verdickten, am Grunde gegliederten Blüthenstielchen.

73) Latipes *Kunth.* Die einblüthigen Aehrchen stehen zu vieren beisammen und zwar paarweise auf einem kurzen, breiten, an der Spitze zweispaltigen Aste; das eine Aehrchen eines jeden Paares ist taub und besteht oft nur aus einer einzigen Klappe. Die obere (die äußere in dem einen, die innere in dem anderen fruchtbaren Aehrchen eines jeden Astes) Klappe ist lederartig, zugespitzt, gekielt, höckerig-stachelig. Die beiden Spelzen sind kürzer als die Klappen, die untere ist eiförmig, kahnförmig-gekielt, gewimpert, häutig, bisweilen unterhalb der Spitze stachelspitzig, die obere ist um die Hälfte kürzer, lanzettlich, durchscheinend. Die beiden Schüppchen sind häutig, abgestutzt-zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, getrennten Griffel haben behaarte Narben mit einfachen Haaren. Die Caryopse ist länglich, zusammengedrückt, innerhalb der Spelzen frei.

Eine in Senegambien einheimische Art mit flachen Blättern, einer endständigen Blüthentraube, ungegliederter Spindel und kurzen, zerstreuten, zusammengedrückten, zuletzt zurückgebogenen Blüthenästen bildet diese Gattung.

74) Echinolaena *Desvaux.* Die zweigeschlechtigen Blüthen haben eine männliche untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Die beiden Klappen sind lederartig-verhärtet, kahnförmig-concav, ungleich, fein behaart, die untere ist öfter kahl. Die männliche Blüthe ist größer als die zweigeschlechtige und besteht aus zwei fast lederartigen stumpfen Spelzen und drei Staubgefäßen. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei lederartige, stumpfe, concave Spelzen, von denen die untere die zweinervige obere umfaßt. Die beiden neben einander stehenden Schüppchen sind fleischig, abgerundet oder abgestutzt, 2—3lappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist stiellos. Die beiden endständigen getrennten Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren. Die bald flache, bald gewölbte Caryopse ist von den Spelzen dicht eingeschlossen.

Hierher gehören ästige, ausgebreitete, im tropischen Amerika einheimische Gräser mit flachen Blättern, endständigen, einzelnen, am Grunde knieartig-eingebogenen Aehren und sitzenden, einseitswendigen Aehrchen oder mit zahlreichen, abstehenden Aehren und gestielten Aehrchen.

Die Gattung zerfällt in folgende zwei Sectionen:

a) Echinolaena *Kunth.* Die Aehre ist einzeln, die Aehrchen sind einseitig, ungestielt. Beide Klappen sind mit kleinen Warzenhaaren besetzt.

b) Navicularia *Bertoloni* mit mehren, abstehenden Aehren, gestielten Aehrchen und einer weichstacheligen oberen und einer kahlen unteren Klappe.

75) Thouarea *Persoon.* Die Aehrchen sind zweiblüthig; in den untersten Aehrchen einer jeden Aehre ist die untere (innere) Blüthe männlich, die obere (äußere) zweigeschlechtig, in den oberen Aehrchen sind sie beide männlich. Die obere (äußere) Klappe ist eiförmig-länglich, concav, häutig, kürzer als die Blüthen, die untere fehlt. Die männliche Blüthe besteht aus zwei häutigen Spelzen, von denen die untere eiförmig und spitz ist und die zweikielige obere umfaßt. Die beiden Schüppchen sind fleischig, abgestutzt-ausgerandet. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, zwischen den Griffeln sehr verlängert. Die beiden endständigen, getrennten Griffel haben federige Narben mit einfachen langen dichtstehenden Haaren. Die Caryopse ist elliptisch, etwas zusammengedrückt, innerhalb der Spelzen frei.

Hierher gehören mehre in Madagascar, Neu-Holland und auf den Inseln des stillen Meeres vorkommende Gräser mit langen kriechenden Halmen, aufrechten, einfachen, beblätterten Aesten, flachen Blättern, einzelner, endständiger Aehre, blattloser Scheide und einseitigen, einreihigen, sitzenden Aehrchen, von denen die fruchtbaren unteren von der lederartigen, rinnigen, ungegliederten Spindel zuletzt eingehüllt sind.

76) Spinifex *Linné.* Die Blüthen sind vielehig-zweihäufig, die männlichen Aehrchen stehen einzeln am Grunde der verlängert-pfriemlichen Spindel; die androgynen stehen in Aehren auf einer besonderen Pflanze. Die männlichen Aehrchen haben zwei fast gleich große Blüthen, zwei häutige rinnige Klappen, von denen die obere ein wenig länger, zwei häutige Spelzen, deren untere länglich, gekielt, die obere zweikielig und an den Kielen gewimpert ist. Die beiden Schüppchen sind fleischig, ungetheilt. Außerdem sind noch drei Staubgefäße vorhanden. Die androgynen Aehrchen sind gleichfalls zweiblüthig und haben eine männliche oder geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, häutig, eiförmig, concav. Diese untere männliche Blüthe besteht aus zwei häutigen Spelzen und drei Staubgefäßen, die jedoch bisweilen fehlschlagen. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei lederartige, längliche, concave Spelzen, von denen die untere die zweinervige obere umfaßt. Die beiden Schüppchen sind fleischig. Die drei Staubgefäße haben sehr lange Träger. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, langen Griffel hängen am Grunde etwas zusammen und

haben federige Narben mit langen einfachen Haaren. Die längliche, zusammengedrückte Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Halbstrauchige, sehr ästige, kriechende, in Neu-Holland und seltener in Ostindien einheimische Gräser mit am Grunde der Spindel stehenden männlichen und büschelförmig-gehäuften weiblichen Aehren machen die Arten dieser Gattung aus.

77) Neurachne *R. Brown.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine geschlechtslose äußere und eine zweigeschlechtige innere Blüthe. Von den beiden nervigen, spitzen, rauhhaarigen, lederartigen, zur Fruchtzeit verhärteten Klappen ist die äußere ein wenig kleiner. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus zwei Spelzen, von denen die äußere den Klappen ähnlich ist. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei durchscheinend-häutige Spelzen, zwei Schüppchen, drei Staubgefäße, einen sitzenden Fruchtknoten, zwei Griffel mit federigen Narben und eine freie, aus den Spelzen herausfallende Caryopse.

Ein ausdauerndes, an der Südküste Neu-Hollands wachsendes Gras mit aufrechten, an den Gliedern seidigbärtigen Haaren, flachen, kurzen Blättern und eiförmiger, endständiger Aehre machen die Arten dieser Gattung aus.

Vierte Abtheilung. Stipaceen *Kunth.*

Die Aehrchen sind einblüthig. Die untere Spelze ist eingerollt, an der Spitze begrannt und an der Frucht meist verhärtet, die Granne ist einfach oder dreispaltig, sehr häufig gedreht und am Grunde gegliedert. Der Fruchtknoten ist gestielt. An Schüppchen sind meist drei vorhanden. Der Griffel ist sehr kurz. Die Caryopse ist von den verhärteten Spelzen dicht-eingewickelt.

Da Oryzopsis und Piptatherum mit Urochloa und Milium eng verwandt sind, so werden diese beiden letzteren von einigen Systematikern den Stipaceen beigezählt.

78) Oryzopsis *Richard.* Die Aehrchen haben eine einzige kurz gestielte Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, fast gleich groß und wenig kürzer als die Blüthe. Von den beiden lederartigen, fast gleich großen Spelzen ist die untere gewölbt, an den Rändern eingerollt, an der Spitze mit einer einfachen, am Grunde gegliederten, abfälligen Granne versehen, die obere ist zweinervig. Die beiden Schüppchen sind lanzettlich-messerförmig, an der Spitze gewimpert. Die drei Staubgefäße haben behaart-bärtige, an der Spitze ganzrandige Staubbeutel. Der Fruchtknoten ist sehr kurz gestielt, an der Spitze weichhaarig. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren.

Aus dieser Gattung, von der Dilepyrum *Rafinesque* nicht getrennt werden kann, ist nur eine Art bekannt, ein ausdauerndes, in Nordamerika einheimisches Gras mit flachen Blättern, wenigblüthiger Rispe und gestielten, nicht gegliederten Aehrchen.

79) Piptatherum *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen haben eine sitzende Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, fast gleich groß, stumpf und etwas größer als die Blüthe. Von den beiden fast lederartigen Spelzen ist die untere conver, an der Spitze mit einer einfachen, am Grunde gegliederten Granne versehen und hüllt die zweinervige obere ein. Von den drei Schüppchen ist die innere kleiner, verschiedengestaltet. An Staubgefäßen sind drei vorhanden; die Staubbeutelfächer sind an der Spitze gesondert, öfters bärtig. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen, kurzen Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren. Die Caryopse ist elliptisch, bisweilen gewölbt, bisweilen flach, gefurcht, mit den Spelzen abfällig.

Hierher gehören ausdauernde in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern und im mittleren Asien vorkommende Gräser mit aufrechten Halmen, flachen Blättern, ästigen, ausgebreiteten Rispen und gestielten, zerstreuten Aehrchen.

80) Lasiagrostis *Link.* Die Aehrchen haben eine kurz gestielte Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, stumpf, länger als die Blüthe, die untere ist ein wenig größer als die obere. Von den beiden häutigen Spelzen ist die untere schwach gekielt, außen rauhhaarig, an der Spitze zweispaltig und zwischen den Lappen mit einer einfachen, am Grunde nicht gegliederten, kaum gedrehten, in der Mitte schwach gegliederten Granne versehen, die obere kürzer, eingerollt, zweinervig. Die drei Schüppchen sind fast messerförmig, häutig, dem Fruchtknotenstielchen angewachsen, das innere ist lanzettlich. Die Träger der drei Staubgefäße sind gleichfalls dem Fruchtknotenstielchen angewachsen, die Staubbeutelfächer sind an beiden Enden getrennt, an der Spitze bärtig, am Grunde stachelspitzig. Der gestielte Fruchtknoten ist an der kahlen Spitze zweilappig. Die beiden endständigen, kurzen Griffel haben auf der Innenseite federige Narben mit einfachen Haaren. Die Caryopse ist spindelförmig, auf der Innenseite undeutlich gefurcht, innerhalb der Spelzen frei.

Hohe in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern und im mittleren Asien einheimische Gräser mit flachen Blättern und ästigen, ausgebreiteten Rispen machen die Arten dieser Gattung aus.

81) Dichelachne *Endlicher.* Die Aehrchen bestehen aus einer einzigen kurz gestielten, am Stielchen bärtigen Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, zugespitzt, so lang als die Blüthe, die untere ist ein wenig kleiner als die obere. Von den beiden Spelzen ist die untere häutig, rauh, an der Spitze zweispaltig, zwischen den Lappen mit einer einfachen, nicht gegliederten, schwach gedrehten, in der Mitte gekrümmten Granne versehen, die obere kürzer, sehr zart, linealisch, an der Spitze zweizähnig. Die drei Schüppchen sind fast sichelförmig, die innere ist zarter. Die Staubbeutelfächer der drei Staubgefäße sind getrennt, stumpf, bartlos. Der Fruchtknoten ist kaum gestielt. Die beiden endständigen, getrennten Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren. Die spindelförmige Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Ein auf der Insel Norfolk einheimisches Gras mit zusammengerollten Blättern und gedrängter Rispe bildet die einzige Art dieser Gattung.

82) Greenia *Nuttall.* Die Aehrchen sind einblüthig. Die beiden Klappen sind lederartig, fast gleich groß, etwas länger als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere unter der Spitze mit einer zuletzt spiralig-gewundenen Granne versehen.

Eine in Nordamerika einheimische einjährige Art mit vielblüthiger Rispe gehört hierher.

83) Orthoraphium *Nees.* Die Aehrchen haben nur eine einzige einer bärtigen, bisweilen eingedrückten Schwiele eingefügte Blüthe. Die beiden Klappen sind conver, papierartig-häutig, mehrnervig. Von den beiden papierartigen Spelzen ist die untere mehrnervig, eingerollt, an der Spitze in eine pfriemliche, ungegliederte und nicht gedrehte Granne auslaufend, die obere kürzer, zweinervig, auf dem Rücken gewölbt. Die drei Schüppchen sind häutig, die beiden vorderen sind lanzettlich, so lang als der Fruchtknoten, der Schwiele eingefügt, die linealisch-lanzettlich und doppelt länger als der Fruchtknoten ist. Die drei Staubgefäße haben nackte oder am Grunde bärtige Staubbeutel. Der sitzende Fruchtknoten ist an der Spitze schwielig-verdickt. Die am Grunde vereinigten kurzen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Hierher gehören indische Gräser mit schmalen, starren Blättern und wenigblüthiger Rispe.

84) Macrochloa *Kunth.* Die Aehrchen haben nur eine gestielte Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, lanzettlich, spitz-pfriemlich, concav, dreinervig, fast gleich groß und größer als die Blüthe. Von den beiden häutigen, außen seidig-behaarten Spelzen ist die untere fünfnervig, eingerollt, an der Spitze zweispaltig und zwischen den kleinen Zipfelchen mit einer langen einfachen, gedrehten und am Grunde gegliederten Granne versehen, die obere zweinervig, an der Spitze zweispaltig. Die drei Schüppchen sind ungetheilt, am Grunde des gestielten Fruchtknotens angewachsen. Die äußeren fast fleischig, die innere häutig. Die Träger der drei Staubgefäße sind gleichfalls am Grunde des gestielten Fruchtknotens angewachsen; die Staubbeutelfächer sind an der Spitze getrennt und bärtig. Der gestielte Fruchtknoten ist an der kahlen Spitze zweilappig. Die sehr kurzen Griffel haben auf der Innenseite behaarte Narben mit einfachen Haaren.

Hierher gehören hohe, in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern einheimische Gräser mit zusammengerollten Blättern und ästiger, gedrängter oder ausgebreiteter Rispe. Am bemerkenswerthesten ist Macrochloa tenacissima *Kunth*, ein in Spanien unter dem Namen Esparto oder Atocha bekanntes und zur Bereitung von Sandalen sehr geschätztes Gras.

85) Stipa *Linné.* Die Aehrchen haben nur eine gestielte Blüthe. Die beiden Klappen sind spitz oder aus der Spitze begrannt, länger als die Blüthe. Die Spelzen sind zuletzt knorpelig, die untere ist walzlich-zusammengerollt, mit einer gedrehten, am Grunde mit einem Gelenke versehenen, aber bleibenden Granne endigend. Die drei Schüppchen sind fleischig, am Grunde des gestielten Fruchtknotens angewachsen, die innere oft verschiedengestaltet. Die drei Staubgefäße haben meist bärtige Staubbeutel. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen kurzen Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren. Die Caryopse ist stielrund, von den Spelzen dicht eingeschlossen.

Ausdauernde, meist in der gemäßigten Zone wachsende, selten in den Tropenländern vorkommende Gräser mit flachen oder zusammengerollten Blättern und gestielten, in Rispen stehenden Aehrchen machen die Arten dieser Gattung aus, welche in drei Sectionen zerfällt, die einige Systematiker als besondere Gattungen betrachten.

a) Nasella *Trinius.* Das Blüthenstielchen ist sehr kurz, ziemlich flach; die Spelzen sind länglich. Hierher gehört auch Piptochaetium *Presl.*

b) Aristella *Trinius.* Das Blüthenstielchen ist ziemlich flach; die Spelzen sind cylindrisch.

c) Stipa *Trinius.* Das Blüthenstielchen ist kegelförmig, die Spelzen cylindrisch.

86) Eriocoma *Nuttall.* Das Aehrchen hat nur eine fast sitzende Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, aufgeblasen-höckerig, zugespitzt, fast gleich und länger als die Blüthe. Von den beiden lederartigen, wolligen Spelzen ist die untere an der Spitze mit einer kurzen, ungegliederten, nicht gedrehten Granne versehen, die obere kürzer und zweinervig. Die drei Staubgefäße haben bärtige Staubbeutelfächer. Die beiden, am Grunde verwachsenen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist fast kugelig.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Nordamerika einheimische Art mit eingerollten Blättern und lang gestielten, rispigen Aehren bekannt.

87) Streptachne *R. Brown.* Die Aehrchen haben nur eine gestielte Blüthe. Die beiden Klappen sind locker, stumpf. Von den beiden Spelzen ist die untere cylindrisch-eingerollt und hat eine endständige, am Grunde gedrehte, aber ungegliederte Granne. Die beiden Griffel haben federige Narben. Alles Uebrige ist unbekannt.

Eine im tropischen Australien einheimische, in der Tracht mit Aristida und Stipa übereinstimmende Art, von welcher letzteren sie sich nur durch die ungegliederte Granne unterscheidet.

88) Aristida *Linné.* Die Aehrchen haben nur eine gestielte Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, ungleich, indem die untere meist etwas kürzer ist. Von den beiden Spelzen ist die untere lederartig, stielrund-eingerollt, an der Spitze mit einer dreitheiligen, am Grunde meist gegliederten Granne versehen, die obere häutig, sehr klein und stumpf. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt. Die Träger der drei Staubgefäße sind an den Grund des gestielten Fruchtknotens angewachsen. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen, getrennten Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren. Die stielrunde Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in der gemäßigten und tropischen Zone der ganzen Erde, vorzugs-

weise aber in Amerika und haben eingerollte Blätter und gestielte, in Trauben oder Rispen stehende Aehrchen.

Einige Systematiker bringen sie in drei Sectionen, welche andere als ebenso viele Gattungen ansehen.

a) Chaetaria *Palisot de Beauvois* mit dreitheiliger, ungegliederter Granne.

b) Pseudachne *Endlicher* (Streptachne *Kunth*). Die dreispaltige, ungegliederte Granne hat sehr winzige Seitenzipfelchen.

c) Arthratherum *Palisot de Beauvois*. Die dreispaltige Granne ist am Grunde gegliedert.

89) Stipagrostis *Nees*. Die Aehrchen haben nur eine einzige gestielte Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, fast gleich lang, aber länger als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere papierartig-häutig, stielrund-eingerollt, an der Spitze ausgerandet-zweilappig, zwischen den Lappen mit einer dreispaltigen, am Grunde gegliederten Granne versehen, die obere kürzer und stumpf. Die beiden Schüppchen sind häutig, spatelig-löffelförmig. Die Caryopse ist fast cylindrisch, bisweilen gefurcht, innerhalb der verhärteten Spelze frei.

Eine am Cap der guten Hoffnung vorkommende Art mit stielrunden Blättern und gestielten, in Rispen stehenden Aehrchen.

Fünfte Abtheilung. Agrostideen *Kunth*.

Die Aehrchen sind einblüthig, sehr selten mit einem pfriemlichen Rudiment einer zweiten oberen Blüthe. Die beiden Klappen und Spelzen sind häutig-krautig, die obere Spelze ist öfters begrannt. Die Narben sind meist sitzend.

90) Mühlenbergia *Schreber*. Die Aehrchen haben eine einzige sitzende, am Grunde bärtige Blüthe. Die beiden Klappen sind ungleich groß, meist kürzer als die Blüthe, stumpf und kurz begrannt. Von den beiden krautigen, zuletzt verhärteten Spelzen ist die untere an der Spitze in eine einfache Granne verlängert, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind häutig und ungetheilt. Die Träger der drei Staubgefäße sind am Grunde mit dem Fruchtknotenstielchen verwachsen. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben mit einfachen Haaren. Die fast stielrunde Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Hierher gehören einige in der gemäßigten und tropischen Zone Amerika's einheimische Gräser mit rasenförmigen, häufig ästigen Halmen und gestielten, nicht gegliederten, in Rispen stehenden Aehrchen. — Als Synonyme dieser Gattung sind Podosaemum *Kunth*, Trichochloa *Trinius*, Dilepyrum *Michaux* und Brachyelytrum *Palisot de Beauvois* zu erwähnen, während Clomena, früher gleichfalls mit Mühlenbergia vereinigt, in neuerer Zeit wieder als eigene Gattung angesehen wird.

91) Clomena *Palisot de Beauvois*. Die Aehrchen haben nur eine einer kleinen behaarten Schwiele eingefügte Blüthe. Die beiden Klappen sind papierartig, die untere ist kürzer und einnervig, die obere größer, dreinervig und dreispaltig. Von den beiden häutig-papierartigen, dreiborstigen Spelzen ist die untere größer und undeutlich-dreinervig, an der Spitze zweispaltig und mit einer gedrehten Granne versehen, die obere zusammengerollt, an der Spitze zweizähnig und zweinervig. Die Schüppchen fehlen. Zwei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist länglich, zusammengedrückt. Der zweitheilige Griffel hat pinselförmige Narben. Die Caryopse ist eiförmig, zusammengedrückt, frei.

Hierher gehört nur eine Art, ein kleines, auf den Anden in Peru wachsendes, kahles Gras mit kurzer, zusammengesetzter Blüthentraube.

92) Lycurus *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*. Die einblüthigen Aehrchen stehen zu zweien beisammen, von denen das zweigeschlechtige gestielt, das männliche kleinere, übrigens gleiche ungestielt ist. Die beiden fast gleich großen Klappen sind kürzer als die Blüthe, die untere geht an der Spitze in 2—3 Grannen aus, die obere ist zweizähnig und zwischen den Zähnen mit einer Granne versehen. Von den beiden Spelzen ist die untere gleichfalls in eine Granne verlängert, die obere stumpf und zweinervig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt. Außerdem sind drei Staubgefäße, ein ungestielter Fruchtknoten, zwei endständige Griffel mit federigen Narben, deren Haare einfach sind und eine innerhalb der Spelzen freie Caryopse vorhanden.

Mexicanische Gräser mit ästigen Halmen, linealischen, flachen Blättern, einfachen, endständigen Aehren und ungegliederter Granne machen die Arten dieser Gattung aus.

93) Coleanthus *Seidl*. Die Aehrchen sind einblüthig. Die Klappen fehlen. Von den beiden häutigen Spelzen ist die untere eiförmig, einnervig, gekielt, an der Spitze grannenartig-verlängert, die obere um die Hälfte kleiner, zweinervig, zweikielig und zweispitzig. Die Schüppchen fehlen; dagegen sind zwei Staubgefäße, ein sitzender Fruchtknoten, zwei sitzende, lange, gezähnelte Narben und eine längliche, stielrunde, von den Spelzen eingeschlossene Caryopse vorhanden.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Böhmen wachsende Art bekannt, das sogenannte böhmische Graszwergchen, ein einjähriges, winziges, nur einen Zoll hohes Gräschen mit fadenförmigen Halmen, linealischen, rinnigen, fast sichelförmigen Blättern, einer aufgeblasenen Scheide, endständigen, meist einfachen Rispen und gestielten, meist büscheligen Aehrchen.

Diese Gattung, zu der auch Schmidtia *Trattinick* und Willibalda *Sternberg* gehören, wird von Kunth und Endlicher den Agrostideen zugezählt, wohin sie aber wegen der fehlenden Klappen nur sehr gezwungen gestellt werden kann; ebenso wenig paßt sie aber zu den Oryzeen, wozu sie von Reichenbach und Koch gebracht wird, da dieser Stellung die zweispitzige und zweinervige obere Spelze durchaus widerspricht. Es bleibt daher Nichts übrig, als aus dieser Gattung eine eigene Abtheilung, die Coleantheen zu bilden, welche die einfachste Structur

des Grasährchens zeigt, eine einzige Blüthe von zwei Spelzen eingeschlossen ohne vorangehende Klappen.

94) Phippsia *R. Brown.* Die Aehrchen sind einblüthig. Die beiden Klappen sind häutig, concav, stumpf, sehr klein und ungleich, die untere ist ganz winzig, nervenlos, die obere undeutlich einnervig. Von den beiden häutigen, stumpfen Spelzen ist die untere concav, undeutlich-dreinervig, etwas spitz, die obere ein wenig kleiner, zweinervig, zweikielig und an der Spitze 3—4zähnig. Die beiden Schüppchen sind sehr klein, häutig, ganzrandig. An Staubgefäßen sind 1—3 vorhanden. Der ungestielte Fruchtknoten hat zwei sitzende, behaarte Narben. Die Caryopse ist länglich, stielrund.

Ein winziges, rasenartiges, kahles, in den arktischen Ländern wachsendes Gras mit aufrechten Halmen, linealischen, flachen Blättern, einfacher Rispe, halbquirlig stehenden Blüthenstielen und gestielten Aehrchen macht die einzige Art dieser Gattung aus.

95) Colpodium *Trinius.* Die Aehrchen bestehen nur aus einer sitzenden Blüthe und nur selten findet sich ein borstenförmiges Rudiment einer zweiten oberen Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, spitz, concav, gekielt, die obere ist ein wenig größer als die untere, aber kürzer als die Blüthe. Von den beiden häutigen, an der Spitze durchscheinenden Spelzen ist die untere gekielt-concav, dreinervig, an der Spitze rundlich-ausgerandet, auf dem Rücken bisweilen stachelspitzig-begrannt, die obere etwas kürzer, concav, an der Spitze abgerundet, zweinervig. Die beiden nach einer Seite stehenden, halbzweispaltigen, häutigen Schüppchen haben mit dem Fruchtknoten gleiche Länge. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist sitzend. Die beiden endständigen, sehr kurzen Griffel haben dicht-federige Narben mit ungetheilten, zwei- oder dreispaltigen Haaren.

Hierher gehören kleine, kahle, in den arktischen Ländern Asiens und Amerika's, sowie auf den höchsten Gebirgen im mittleren Asien vorkommende Gräser mit flachen Blättern, halbquirligen Aesten der gedrungenen Rispe und ungegliederten Aehrchenstielen.

96) Cinna *Linné.* Die Aehrchen haben eine gestielte oder sitzende Blüthe und bisweilen einen stielartigen Ansatz zu einer zweiten oberen Blüthe. Die drei Klappen sind gekielt oder conver und kürzer als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere spitz und unter der Spitze selbst stachelspitzig-begrannt, die obere zweinervig. Außerdem sind zwei Schüppchen, 1—3 Staubgefäße, ein sitzender Fruchtknoten, zwei endständige, sehr kurze Griffel mit langen, federigen Narben, deren Haare einfach sind und eine freie Caryopse vorhanden.

In Amerika und Neu-Holland einheimische Gräser mit flachen Blättern, gedrängten, bisweilen ährenförmigen Rispen und ungegliederten Aehrchen machen die Arten dieser Gattung aus, welche in folgende drei Sectionen zerfällt.

a) Cinna im engeren Sinne. Die Klappen sind gekielt. Die Blüthe ist gestielt. Die Spelzen sind kahl, die untere ist unterhalb der Spitze stachelspitzig. Die Rispe ist gedrungen.

Die Arten dieser Section kommen in Nordamerika vor.

b) Epicampes *Presl.* Die Klappen sind conver. Die Blüthe ist ungestielt. Die Spelzen sind am Grunde behaart, die untere ist ein wenig unter der Spitze begrannt.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Merico.

c) Echinopogon *Palisot de Beauvois.* Die Klappen sind gekielt. Die Blüthe ist sehr kurz gestielt. Die Spelzen sind am Grunde behaart, die untere ist unter der Spitze begrannt, die obere trägt am Grunde den borstenförmigen Ansatz einer zweiten Blüthe. Die Rispe ist eiförmig, ährenförmig.

97) Sporobolus *R. Brown.* Die Aehrchen sind einblüthig. Die beiden Klappen sind gekielt, die untere ist kleiner. Von den grannenlosen Spelzen ist die untere spitz, die obere kleiner und zweikielig. Außerdem sind zwei Schüppchen, zwei bis drei Staubgefäße, ein sitzender Fruchtknoten, zwei endständige Griffel mit federigen Narben, deren Haare einfach sind und eine freie Caryopse vorhanden.

Zu dieser von Palisot de Beauvois Heleochloa, von Steudel Calotheca, von Raddi Agrosticula genannten Gattung gehören Gräser der tropischen und subtropischen Länder mit ausgebreiteten oder ährenförmig-gedrängten Rispen und gestielten, sehr kleinen Aehrchen.

98) Agrostis *Linné.* Die Aehrchen sind einblüthig, bisweilen aber mit einem Ansatze zur zweiten Blüthe versehen. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, gekielt, stumpf und größer als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere stumpf oder auf dem Rücken begrannt, die obere zweikielig, bisweilen sehr klein oder fehlt fast ganz. Die beiden Schüppchen sind fast ganzrandig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist kahl. Die beiden, fast sitzenden Narben sind federig. Die Caryopse ist frei.

Rasenartige wachsende, in der gemäßigten und kalten, sehr selten in der heißen Zone vorkommende Gräser mit einfachen oder ästigen Halmen, flachen oder bisweilen eingerollten Blättern, ausgebreiteten oder seltener zusammengezogenen Rispen und büschelig-quirlständigen Aesten machen die Arten dieser Gattung aus, welche in zwei Sectionen zerfällt, die von einigen Systematikern als besondere Gattungen betrachtet werden.

a) Agrostis im engeren Sinne. Der Ansatz zur zweiten Blüthe fehlt.

b) Anemagrostis *Trinius* (Apera *Palisot de Beauvois*). Der Ansatz zu einer oberen Blüthe befindet sich am Grunde der oberen Spelze.

99) Gastridium *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind einblüthig. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, am Grunde bauchig, geschlossen und viel größer als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze abgestutzt-gezähnelt, grannenlos oder unter der Spitze begrannt und hüllt die zweinervige zweikielige obere ein. Die beiden ganzrandigen Schüppchen sind größer als der ungestielte Fruchtknoten. An

Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die beiden Narben sind fast sitzend und federig. Die Caryopse ist elliptisch, etwas zusammengedrückt, innerhalb der Spelzen frei.

Einjährige, am mittelländischen Meere wachsende Gräser mit flachen Blättern, zusammengezogenen, ährenförmigen Rispen, gestielten Aehrchen und keulenförmigen, etwas zusammengedrückten Blüthenstielchen machen die Arten dieser Gattung aus.

100) Nowodworskya *Presl.* Die Aehrchen sind einblüthig. Die beiden, fast gleich großen, zugespitzt-stachelspitzigen, gekielten, am Grunde geschlossenen, an der Spitze abstehenden Klappen sind weit größer als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere eiförmig, an der Spitze abgestutzt, stachelspitzig-gezähnt und unter der Spitze begrannt, die obere weit kleiner, nervenlos, concav, an der Spitze abgestutzt und gezähnelt. Die beiden fast messerförmigen Schüppchen überragen den sitzenden Fruchtknoten. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die beiden fast sitzenden Narben sind federig. Die Caryopse ist bisweilen gewölbt, bisweilen flach und innerhalb der Spelzen frei.

Aus dieser von Presl als Raspailia, von Kunth als Chaetotropis bezeichneten Gattung ist nur eine in Chile wachsende Art mit flachen Blättern, unterbrochen-geknäuelter Rispe, büscheligen Aehren und keulenförmigen, rauhhaarigen, ungegliederten Blüthenstielchen bekannt.

101) Polypogon *Desfontaines.* Die Aehrchen sind einblüthig. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, gekielt, begrannt und weit größer als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze abgestutzt-ausgerandet, unter der Spitze begrannt oder stumpf, die obere zweikielig. Die beiden fast sichelförmigen Schüppchen überragen den sitzenden Fruchtknoten. Außerdem sind drei Staubgefäße, zwei fast sitzende federige Narben und eine verkehrt-elliptische, innerhalb der Spelzen freie Caryopse vorhanden.

Einjährige, an den Küsten der gemäßigten Zone wachsende Gräser mit flachen Blättern, sehr ästigen, oft ährenförmig-zusammengezogenen Rispen und ungegliederten Blüthenstielchen machen die Arten dieser Gattung aus, die von Savi Santia genannt wurde.

102) Chaeturus *Link.* Die Aehrchen sind einblüthig. Von den beiden fast gleich großen Klappen ist die untere begrannt, die obere spitz, viel kürzer als die Blüthe. Die beiden Spelzen sind stumpf, die untere hüllt die weit kleinere obere ein. Die beiden an der Spitze ungetheilten Schüppchen überragen den sitzenden Fruchtknoten. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die beiden fast sitzenden Narben sind federig. Die Caryopse ist unbekannt.

Aus dieser Gattung ist nur eine rasenartig wachsende Art mit flachen Blättern, einfacher Rispe und an der Spitze der Aeste zu zwei oder drei sitzenden Aehrchen bekannt.

103) Aegopogon *Willdenow.* Die Aehrchen bestehen aus einer einzigen gestielten Blüthe; meist stehen wei oder drei Aehrchen beisammen, von denen die seitlichen oft taub oder durch Fehlschlagen männlich sind. Die beiden fast gleich großen, an der Spitze zweispaltigen, begrannten Klappen sind kürzer als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere dreinervig, an der Spitze dreigrannig, die obere zweinervig, an der Spitze zweigrannig. Die beiden Schüppchen sind fast zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Nur eine im tropischen Amerika einheimische Art mit rasenartig wachsenden, ästigen Halmen, flachen Blättern, einseitswendigen Aehren und ungegliederter Spindel gehört hierher.

104) Pereilema *Presl.* Die Aehrchen bestehen aus einer einzigen sitzenden, am Grunde behaarten Blüthe; je zwei oder vier Aehrchen sind von einer borstenförmigen Hülle eingeschlossen. Die beiden fast gleich großen, gekielten, an der Spitze zweispaltigen, zwischen den Zipfeln begrannten Klappen sind kürzer als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die äußere dreinervig, an der Spitze begrannt, die innere zweinervig und spitz. Außer den drei Staubgefäßen ist sonst von dieser Gattung Nichts bekannt.

Die Gattung wurde auf eine einjährige, in Panama einheimische Art mit flachen Blättern, unterbrochener, ährenförmiger Rispe und geknäuelt-gehäuften Aehrchen aufgestellt.

Sechste Abtheilung. Arundinaceen *Kunth.*

Die Aehrchen sind bald einblüthig mit oder ohne Rudiment einer zweiten Blüthe, bald vielblüthig. Die Blüthen sind am Grunde meist mit langen weichen Haaren umgeben. Die beiden Klappen und Spelzen sind häutig-krautig, jene sind meist so lang oder länger als die Blüthen, von diesen ist die untere theils begrannt, theils stumpf.

105) Calamagrostis *Adanson.* Die Aehrchen haben nur eine sitzende, am Grunde von langen Haaren umgebene Blüthe. Die beiden Spelzen sind fast gleich groß, rinnig, spitz oder pfriemlich und weit länger als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze oder unter derselben begrannt, sehr selten grannenlos, die obere zweinervig. Die beiden Schüppchen sind an der Spitze ungetheilt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden fast sitzenden Narben sind behaart.

Hohe, in Europa und im mittleren Asien einheimische Gräser mit flachen Blättern und ästiger Rispe bilden die Arten dieser Gattung.

106) Deyeuxia *Clarion.* Die Aehrchen haben eine sitzende, am Grunde bärtige untere Blüthe und ein federiges Stielchen als Rudiment einer oberen Blüthe. Die beiden, fast gleich großen, gekielten, grannenlosen Klappen überragen die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere auf dem Rücken mit einer gedrehten Granne versehen, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind ungleich-zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden

kurzen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Zu dieser Gattung gehören flachblätterige, ästig-rispige Arten der gemäßigten und kalten Zone.

107) Sericura *Hasskarl*. Die Rispe ist zusammengezogen oder ährig; die Aehrchen sind lanzettlich, schmal, am Grunde behaart. Die beiden Klappen sind ungleich, häutig, rinnig, spitz, weit kleiner als die Blüthe. Die lang zugespitzten, aber unbegrannten, zusammengerollten Spelzen überragen die Klappen.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Japan einheimische Art bekannt.

108) Lachnagrostis *Trinius*. Das Aehrchen hat nur eine einer kurzen, bärtigen Schwiele aufsitzende Blüthe. Die Klappen sind ungleich, gekielt, unbegrannt, meist länger als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere wollige, dreinervige, an der Spitze 2—4zähnige auf dem Rücken in der Mitte mit einer geknieten Granne versehen, die obere gleich lang oder ein wenig kürzer. Die Schüppchen sind länglich oder verkehrt-eiförmig, häutig. An Staubgefäßen sind 2—3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist lanzettlich, kahl. Die kurzen Griffel haben schmale, einfach bärtige Narben. Die längliche, zusammengedrückte Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Hierher gehören Gräser mit zusammengezogener oder abstehender Rispe und schlanken, oft dreitheiligen Rispenästen der kalten Länder Asiens und Amerika's.

109) Pentapogon *R. Brown*. Die Aehrchen haben nur eine gestielte, am Grunde bärtige Blüthe. Die beiden, fast gleich großen, gekielten, unbegrannten Klappen sind kürzer als die Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze vierzähnig und fünfgrannig mit größerer gedrehter mittlerer Granne, die obere kleiner, unbegrannt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden sitzenden Narben sind federig. Schüppchen und Caryopse sind unbekannt.

Eine auf Van-Diemensland einheimische Art mit flachen Blättern und in Rispen stehenden Aehrchen gehört hierher.

110) Amnophila *Host*. Die Aehrchen haben eine gestielte, am Grunde bärtige, zweigeschlechtige untere Blüthe und ein federiges, stielartiges Rudiment einer unteren Blüthe. Die beiden Klappen sind gleich lang, gekielt, grannenlos, größer als die Blüthe, die untere ist ein-, die obere dreinervig. Von den beiden Spelzen ist die untere gekielt, fünfnervig, unter der zweispaltigen Spitze stachelspitzig oder kurz begrannt, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind lanzettlich, zugespitzt, weit länger als der sitzende Fruchtknoten. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die beiden sitzenden Narben sind federig. Die Caryopse ist frei.

Hierher gehören weithin kriechende, an den Küsten Europa's und Nordamerika's wachsende Gräser mit eingerollten Blättern und ährenförmigen, zusammengezogenen Rispen.

111) Arundo *Linné*. Die Aehrchen sind 2—5 blüthig, die Blüthen sind zweigeschlechtig und stehen zweizeilig, etwas entfernt, die oberste Blüthe ist taub. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, rinnig-gekielt und spitz. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze zweispaltig, zwischen den pfriemlichen Zipfeln kurz begrannt, außen, aber besonders am Grunde seidig-behaart, die obere kürzer, zweikielig. Die beiden Schüppchen sind fleischig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der ungestielte Fruchtknoten ist kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Hohe, am Wasser wachsende, bisweilen strauchartige, in der gemäßigten und heißen Zone einheimische Gräser mit flachen Blättern und sehr ästigen, ausgebreiteten Rispen bilden die Arten dieser von Palisot de Beauvois Donax, von Koch Scolochloa, von Roth Trichoon genannten Gattung.

112) Ampelodesmus *Link*. Der Balg ist zweiklappig, 3—5blüthig, die Klappen sind kürzer als die nächste Blüthe. Die Blüthen sind lanzettlich, zusammengedrückt, gekielt, zweigeschlechtig. Die untere Spelze ist am Grunde auf dem Rücken mit ziemlich langen Haaren besetzt und von Haaren umgeben und aus der zweispaltigen Spitze mit einer kurzen, geraden, borstenförmigen Granne versehen. Der sehr kurze Griffel hat federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Diese nach der Bildung des Griffels und der Narben den Festucaceen nahe verwandte, nach der Tracht und den übrigen Merkmalen aber zu den Arundinaceen gehörige Gattung ist nur durch eine am mittelländischen Meere vorkommende Art mit pfriemlichen, eingerollten Blättern und sehr ästigen, lockern Rispen vertreten.

113) Graphephorum *Desvaux*. Die Aehrchen sind 2—7blüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und sind von einander ein wenig entfernt, zweigeschlechtig, die oberste ist taub. Von den beiden gekielten spitzen Klappen ist die obere größer. Die beiden Spelzen sind von den Büschelhaaren der Spindel eingehüllt, die untere ist concav, spitz, die obere kürzer, zweikielig, gewimpert. Die beiden Schüppchen sind ungleich-zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, sehr kurzen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Diese von Desvaux auf Aira melicoides *Michaux* aufgestellte Gattung ist in neuester Zeit von Asa Gray sehr erweitert worden, indem er damit, aber wol nicht mit Glück, die Gattungen Scolochloa, Dupontia, Arctophila und Colpodium vereinigt.

114) Phragmites *Trinius*. Der Balg ist zweiklappig, 3—7blüthig, die untere Blüthe ist männlich, nackt, die folgenden sind zweigeschlechtig mit verlängerten Haaren umgeben. Die beiden Spelzen sind grannenlos, die untere ist an der Spitze ungetheilt. Der lange Griffel hat sprengwedelförmige Narben. Die beiden Schüppchen sind an der Spitze ungetheilt. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die Caryopse ist frei.

In und am Wasser wachsende, hohe, in der gemäßigten Zone sehr verbreitete Gräser mit breiten, flachen Blättern und sehr ästigen, ausgebreiteten Rispen gehören

als Arten zu dieser von Presl Czernya genannten Gattung.

115) Amphidonax *Nees.* Die Aehrchen sind 2—3blüthig, durch Fehlschlagen vielehig-einhäusig, stehen zu zweien beisammen und haben fast sitzende Blüthen. Die beiden Klappen sind gekielt, spitz, die obere ist größer. Von den beiden am Grunde rauhhaarigen Spelzen ist die untere zugespitzt-pfriemlich, die obere stumpf. Die beiden Schüppchen sind zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, langen Griffel haben sprengwedelige Narben. Die Caryopse ist frei.

Diese Gattung ist nur durch eine in Bengalen einheimische Art mit schmalen, zuletzt zusammengerollten, pfriemlichen Blättern und ästigen, ausgebreiteten Rispen vertreten.

116) Gynerium *Humboldt, Bonpland* und *Kunth.* Die Aehrchen sind zweihäusig, zweiblüthig mit einer sitzenden und einer gestielten Blüthe. Die männlichen Aehrchen haben zwei gekielte, spitze Klappen, von denen die obere um den dritten Theil länger ist, zwei kahle Spelzen, deren untere spitz, einnervig, deren obere kürzer, zweikielig und stumpf ist, zwei neben einander stehenden, sehr kleinen Schüppchen und 2—3 Staubgefäße. Die weiblichen Aehrchen haben zwei gekielte, an der Spitze verschmälert-pfriemliche Klappen, deren obere drei Mal länger als die untere ist, zwei Spelzen, von denen die untere verschmälert-pfriemlich, am Grunde behaart, die obere weit kleiner, zweikielig und an den Kielen kammförmig-gewimpert ist. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt, gewimpert. Die beiden Staubgefäße sind unfruchtbar. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben.

Im tropischen Amerika einheimische Gräser mit hohen, rasenartigen Halmen, sehr langen, dornig-gesägten Blättern und sehr ästigen, ausgebreiteten Rispen machen die Arten dieser Gattungen aus.

Siebente Abtheilung. Pappophoreen *Kunth.*

Die Aehrchen sind ein- bis vielblüthig, die oberen taub. Die beiden Klappen und Spelzen sind häutig-krautig; die untere Spelze ist drei- bis vielspaltig mit pfriemlich-begrannten Zipfeln. Der Blüthenstand ist kopfig-ährig oder rispig.

117) Amphipogon *R. Brown.* Die Aehrchen haben nur eine sitzende oder gestielte, die Klappen überragende Blüthe. Die beiden Klappen sind concav, unbegrannt, die untere ist kürzer. Von den beiden Spelzen ist die untere drei-, die obere zweispaltig, die Zipfel sind lanzettlich, pfriemlich begrannt, die Grannen sind gerade und fast gleich groß. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, am Grunde verwachsenen Griffel haben behaarte Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Rasenartige, im außertropischen Theile Neu-Hollands wachsende Gräser mit borstenförmigen Blättern, ährigen, oft kopfförmigen Blüthen und quirlförmigen, unfruchtbaren, eine Hülle darstellenden, äußeren Aehrchen machen die Arten dieser Gattung aus.

118) Gamelythrum *Nees.* Der Balg ist einblüthig, zweiklappig, die Klappen sind am Grunde verschmälert und in eine kurze Röhre verwachsen. Die Blüthe ist gestielt; die häutig-berandeten, zusammengerollten Spelzen sind am Grunde in eine Röhre verwachsen, die untere ist dreispaltig, die obere zweispaltig, die Zipfel sind borstig-begrannt. Die Schüppchen sind schmal, abgestutzt. Die drei Staubgefäße sind am Grunde verwachsen. Die beiden Griffel sind getrennt. Der Fruchtknoten ist kahl, lanzettlich.

In Neu-Holland einheimische Gräser mit kopfförmigen Aehrchen gehören als Arten zu dieser Gattung.

119) Diplopogon *R. Brown.* Die Aehrchen haben nur eine gestielte Blüthe. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, locker, begrannt. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze dreigrannig, die mittlere gedrehte Granne ist von der andern verschieden, die obere zweigrannige wird von der untern eingehüllt. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, am Grunde verwachsenen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Hierher gehört nur eine in Neu-Holland einheimische Art mit rasenartigen Halmen, borstenförmigen Blättern, eiförmiger, fast kopfförmiger Aehre und quirlförmigen, unfruchtbaren, eine Hülle darstellenden äußeren Aehrchen.

120) Trirhaphis *R. Brown.* Die Aehrchen sind drei- bis vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig, die untersten sind zweigeschlechtig, die übrigen durch Fehlschlagen männlich oder geschlechtslos. Die beiden Klappen sind gleich, unbegrannt. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze dreispaltig mit pfriemlich-begrannten, langen, geraden Zipfeln, von denen der mittlere länger ist, die obere zweikielig, stumpf. Die beiden Schüppchen sind verkehrt-ei-keilförmig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben.

Hierher gehören im tropischen Theile Neu-Hollands und im mittleren Afrika einheimische Gräser.

121) Pappophorum *Schreber.* Die Aehrchen sind 2—4blüthig, die unterste Blüthe ist zweigeschlechtig, die übrigen sind taub. Die beiden, unbegrannten Klappen überragen die Blüthen, die untere ist etwas kürzer als die obere. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze mit 9—13 pfriemlichen, geraden Grannen versehen, die obere länger, zweikielig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt. An Staubgefäßen sind 2—3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Flachblätterige, in den tropischen und subtropischen Ländern einheimische Gräser mit zusammengezogenen,

ährenförmigen Rispen bilden die Arten dieser Gattung, welche in folgende drei Sectionen zerfällt.

a) Enneapogon *Desvaux*. Die Aehrchen sind zweiblüthig. Die Klappen sind 3—7nervig. Die neun Grannen der unteren Spelze sind weichhaarig.

Die Arten dieser Section wachsen meist in Neu-Holland, wenige am Cap der guten Hoffnung, eine unvollständig bekannte Art stammt aus dem glücklichen Arabien.

b) Polyrhaphis *Trinius*. Die Aehrchen sind 3—4 blüthig. Die Klappen sind einnervig. Die 13 Grannen der unteren Spelze sind gezähnelt.

Hierher gehören Arten des tropischen Amerika.

c) Eurhaphis *Trinius*. Die Aehrchen sind sechsblüthig. Die untere Spelze der untersten Blüthe hat fünf, die der zweiten Blüthe sieben, die der übrigen Blüthen neun Grannen.

Hierher gehört nur eine nicht genau bekannte Art Persiens.

122) Cottaea *Kunth*. Die Aehrchen sind 6—9 blüthig, die Blüthen stehen zweizeilig, entfernt von einander und sind zweigeschlechtig, die oberste ist taub. Die beiden Klappen sind concav, an der Spitze dreilappig, die Lappen sind zugespitzt-stachelspitzig, die obere ist ein wenig kleiner, an der Spitze bisweilen ungetheilt. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze fünfspaltig und endigt mit ungefähr 11 geraden, ungleich großen Grannen, die obere zweikielig, an der Spitze zweispaltig. Die beiden Schüppchen sind fast hobelförmig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Peru einheimische Art mit flachen Blättern, ausgebreiteter, ästiger Rispe und kurz gestielten, zerstreuten, fast traubigen Aehrchen bekannt.

123) Echinaria *Desfontaines*. Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine gestielte, oft taube oder bis zu einem Stielchen verkümmerte obere Blüthe. Die beiden Klappen sind gekielt, die untere ist zweigrannig, die obere länger, eingrannig, die Grannen sind gerade, pfriemlich, bisweilen verkümmert. Von den beiden Spelzen ist die untere concav, an der Spitze fünfspaltig mit pfriemlichen, starren, auseinandertretenden, am Rande häutigen und gekerbten Zipfeln und umfaßt die zweispaltige obere. Die beiden Schüppchen sind fast hobelförmig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der ungestielte Fruchtknoten ist an der Spitze behaart. Die beiden endständigen, langen Griffel haben kahle Narben. Die Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Eine am mittelländischen Meere wachsende, einjährige Art mit rasenförmigen einfachen Narben, flachen Blättern und kopfförmig-kugeligen Aehren gehört hierher.

124) Cathestecum *Presl*. Die Aehrchen stehen zu dreien beisammen, die unteren seitlichen sind ungestielt, zweiblüthig, die mittlere ist gestielt, vierblüthig, die Blüthen sind sämmtlich zweigeschlechtig. Die seitlichen Aehrchen haben zwei linealisch-lanzettliche, schwach gekielte, borstig-steifhaarige Klappen, von denen die untere größer und gefärbt ist. Von den beiden Spelzen ist die untere eiförmig, an der Spitze zweispaltig, zwischen den Zipfeln und an den Seiten begrannt, die obere weit kleiner, zweinervig abgerundet mit aufgesetzter Spitze. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel sind endständig, lang. Das mittlere Aehrchen hat zwei fast gegenüberstehende Klappen, von denen die untere an der Spitze zweispaltig und zwischen den Zipfeln begrannt, die obere kürzer, an der Spitze ausgerandet und begrannt ist. Von den beiden Spelzen ist die untere vierspaltig und zwischen den Gipfeln mit drei weichbehaarten Grannen ausgestattet, die obere und die Geschlechtsorgane sind wie bei den seitlichen Aehrchen.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Merico einheimische Art mit niederliegenden, ästigen Halmen, flachen Blättern und gestielten, fast einseitswendigen, wenigblüthigen Aehren bekannt.

Achte Abtheilung. Chlorideen *Kunth*.

Die ein- bis vielblüthigen Aehrchen stehen einseitig in Aehren, ihre oberen Blüthen sind taub. Die beiden Klappen und Spelzen sind häutig-krautig, diese sind stumpf oder begrannt, jene bleiben an der Spindel stehen. Die Aehren sind gefingert oder rispig, sehr selten einzeln. Die Spindel ist nicht gegliedert.

125) Microchloa *R. Brown*. Die Aehrchen haben nur eine sitzende Blüthe. Die beiden Klappen sind länglich, etwas spitz, unbegrannt, fast gleich groß, die untere ist schwach gekielt. Von den beiden durchscheinenden, außen behaarten Spelzen ist die untere breit eiförmig, abgestutzt, kurz stachelspitzig, concav, dreinervig, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind der oberen Spelze zur Hälfte angewachsen. An Staubgefäßen sind 2—3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Aus dieser Gattung ist nur eine in den Tropenländern einheimische Art bekannt, ein niedriges, rasenartiges Gras mit schmalen, zusammengefaltet-sichelförmigen Blättern, endständiger, einzelner, sichelförmiger Aehre und einseitswendigen, fast zweireihig-dachziegeligen Aehrchen.

126) Schoenefeldia *Kunth*. Die Aehrchen haben nur eine sitzende am Grunde bärtige Blüthe. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, pfriemlich-zugespitzt, gekielt. Von den beiden Spelzen ist die untere unter der Spitze lang begrannt, concav, die obere rinnig, auf dem Rücken gekielt. Die beiden Schüppchen sind sehr klein. Staubgefäße und Fruchtknoten sind unbekannt. Die Caryopse ist spindelförmig, frei.

Hierher gehört nur eine in Senegambien vorkommende Art mit schmalen, eingerollt-fadenförmigen Blättern, endständigen, einzelnen oder zu drei stehenden sitzenden Aehren, zweireihigen Aehrchen und stehenbleibenden Klappen.

127) Cynodon *Richard*. Die Aehrchen haben eine sitzende zweigeschlechtige untere und eine zu einem

pfriemlichen Stielchen verkümmerte oder ganz fehlende obere Blüthe. Die beiden Klappen sind gekielt, grannenlos, ungleich groß. Von den beiden Spelzen ist die untere gekielt, spitz, grannenlos oder unter der Spitze stachelspitzig, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind fleischig, meist verwachsen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Meist tropische, nur wenige fast über den ganzen Erdkreis verbreitete Arten mit kriechenden, ästigen Stengeln, flachen Blättern, gefingerten Aehren und einseitswendigen Aehrchen machen die Arten dieser Gattung aus, die von Jussieu Digitaria, von Köler Fibigia, von Adanson Capriola und von Lagasca Cabrera genannt wurde.

128) Dactyloctenium *Willdenow*. Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und sind zweigeschlechtig, die oberste ist taub. Die beiden Klappen sind gekielt-zusammengedrückt, kürzer als die Blüthe, die obere ist begrannt und schließt die unbegrannte untere ein. Von den beiden Spelzen ist die untere gekielt-kahnförmig, stachelspitzig, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt-zwei- bis dreilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Hierher gehören kriechende, flachblätterige, in den tropischen und subtropischen Ländern einheimische Gräser mit fingerförmig-büschelig gestellten oder sehr selten einzelnen Aehren und einseitigen Aehrchen.

129) Eustachys *Desvaux*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist zweigeschlechtig, sitzend, die obere gestielt, taub. Von den beiden Klappen ist die obere an der Spitze ausgerandet-zweilappig, stachelspitzig-begrannt und umfaßt die kleinere, unbegrannte untere. Von den beiden Spelzen ist die untere gekielt, unter der Spitze stachelspitzig, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind ausgerandet. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben pinselförmige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Hieher gehören flachblätterige, in den tropischen und gemäßigten Ländern Amerika's, sowie dem Cap der guten Hoffnung vorkommende Gräser mit zusammengedrückten, ästigen Halmen, fingerig-büscheligen Aehren und einseitswendigen Aehrchen.

130) Chloris *Swartz*. Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig, die untern sind zweigeschlechtig, begrannt oder stachelspitzig, die obern geschlechtslos, begrannt oder stumpf. Die beiden Klappen sind gekielt, spitz, aber unbegrannt oder die obere ist sehr kurz begrannt, sehr selten sind beide stachelspitzig. Von den beiden Spelzen ist die untere dreinervig, dreikantig-gekielt, unter der Spitze begrannt oder stachelspitzig, die obere zweikielig, an der Spitze in eine gerade, sehr selten verkümmerte Granne verlängert. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Tropische, meist amerikanische, sehr selten asiatische und afrikanische Gräser mit einfachen oder ästigen Halmen, flachen Blättern, fingerig-büscheligen, sehr selten einzelnen oder zu zweien stehenden Aehren und sitzenden, einseitigen Aehrchen machen die Arten dieser Gattung aus, welche in folgende fünf Sectionen zerfällt:

a) Apogon. Die Aehrchen sind zweiblüthig; die untere Spelze der zweigeschlechtigen Blüthe ist unter der Spitze kurz begrannt, die obere Blüthe ist geschlechtslos, einspelzig.

b) Euchloris. Die Aehrchen sind drei- bis vierblüthig, die untere Blüthe ist zweigeschlechtig, begrannt, die übrigen sind unfruchtbar, begrannt, die oberste ist meist stumpf.

c) Actinochloris. Die Aehrchen sind zwei- bis achtblüthig, die unterste ist zweigeschlechtig, die übrigen sind unfruchtbar, alle begrannt.

d) Geopogon. Die Aehrchen sind drei- bis vierblüthig, die untern Blüthen zweigeschlechtig und begrannt, die oberste ist taub, unbegrannt, verschiedengestaltet.

e) Tetrapogon *Desfontaines*. Die Aehrchen sind vierblüthig, die beiden untern sind zweigeschlechtig, die obere ist geschlechtslos, einspelzig, alle sind begrannt; bisweilen findet sich noch ein borstenförmiger Ansatz zu einer fünften Blüthe.

131) Ctenopsis *De Notaris*. Die Spindel ist einfach und ungegliedert, auf dem Rücken ein wenig gewölbt, auf der Seite in einer doppelten, parallelen Reihe ausgehöhlt-gezähnt, und zwar mit abstehenden, schwielig-rundlichen, abwechselnden Zähnen, an der Spitze von einem einzigen oder zwei fehlschlagenden Aehrchen begrenzt; die übrigen Aehrchen stehen in zwei Reihen und sind einseitswendig, ungestielt, 5—6blüthig, mit einer meist unvollkommenen obersten Blüthe. In den beiden knorpeligen Klappen ist die unterste und zugleich innere einer jeden Reihe der Aehrchen schuppenförmig, gekielt, stumpf, die obere und zugleich äußere rinnig, einnervig, spitz, viel kürzer, allmälig ganz klein und zahnförmig oder ganz verkümmert. Die untere Spelze ist knorpelig, rinnig, dreinervig, spitz und durch den austretenden Mittelnerven stachelspitzig oder kurz borstig, die obere häutig, zweinervig, an der Spitze zweizähnig. Die beiden Schüppchen sind häutig, eiförmig-zugespitzt, sehr klein. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die Staubbeutel sind linealisch-länglich. Die beiden Griffel sind federig. Die Caryopse ist linealisch-länglich, gefurcht, bei der Reife von der unteren Spelze eng eingeschlossen.

Hierher gehört eine im nördlichen Afrika einheimische, zarte einjährige Art.

132) Leptochloa *Palisot de Beauvois*. Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig, die Blüthen stehen in zwei Reihen, sind sämmtlich zweigeschlechtig oder die oberste taub. Die beiden Klappen sind gekielt, unbegrannt, die obere umfaßt die untere. Die untere Spelze ist dreinervig, gekielt, stumpf oder stachelspitzig oder auch be-

grannt, die obere ist zweikielig, an der Spitze in eine gerade Granne verlängert. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt. Die beiden endständigen Griffel haben pinselförmige Narben. Die Caryopse ist frei.

Meist tropische und zwar amerikanische Gräser mit flachen Blättern, traubigen Aehren und sitzenden, einseitswendigen Aehrchen bilden die Arten dieser Gattung.

133) Eleusine *Gaertner*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und sind sämmtlich zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind gekielt, unbegrannt, die obere umfaßt die untere. Von den beiden stumpfen Spelzen ist die untere gekielt, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind ausgerandet-zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei. Einjährige, in den Tropenländern weit verbreitete Gräser mit flachen Blättern, fingerig-büschelförmigen Aehren und einseitigen Aehrchen bilden die Arten dieser Gattung.

134) Harpochloa *Kunth*. Die Aehrchen sind vierblüthig, die untere Blüthe ist zweigeschlechtig, die oberen sind taub. Die beiden Klappen sind gekielt, stumpf, die obere umfaßt die dreimal kürzere untere. Von den beiden stumpfen Spelzen ist die untere verkehrt-eiförmig, gekielt, die obere zweikielig. Den Spelzen folgen die beiden Schüppchen. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben lange federige Narben.

Aus dieser Gattung ist nur eine am Cap der guten Hoffnung einheimische Art mit zusammengefaltet-sichelförmigen, steifen Blättern, einer endständigen, fast sichelförmigen Aehre und dachziegelig-zweireihigen Aehrchen bekannt.

135) Ctenium *Panzer*. Die Aehrchen sind vier- bis fünfblüthig, die beiden untern Blüthen sind geschlechtslos, ein- bis zweispelzig, die dritte ist zweigeschlechtig, begrannt, die übrigen sind taub und stumpf. Die obere Klappe ist in der Mitte mit einem kahlen oder begrannten Höcker versehen und umfaßt die weit kürzere, stumpfe untere. Die untere Spelze ist dreikantig-gekielt, unter der Spitze stachelspitzig oder begrannt, die obere länger, zweikielig. Außerdem sind zwei Schüppchen, drei Staubgefäße, ein ungestielter Fruchtknoten und zwei endständige Griffel mit langen, federigen Narben vorhanden. Die Caryopse ist unbekannt.

Diese von Desvaux Campuloa, von Palisot de Beauvois Campulosus, von Elliott Monocera, von Rafinesque Monothera benannte Gattung umfaßt schlanke, kriechende Arten des nördlichen und tropischen Amerika's und Senegambiens mit flachen Blättern, einer einzigen, fast sichelförmigen Aehre und einseitswendigen, dachziegelig-zweireihigen Aehrchen.

136) Melanocenchris *Nees*. Die Aehrchen sind sechs- oder dreiblüthig mit unvollständiger äußerster Blüthe und stehen in einer kurzen Spindel einander genähert, aber wechselständig ein umhülltes Köpfchen bildend. Die untersten Aehrchen haben zwei gleiche Klappen, die oberen (bisweilen alle) nur eine schuppenförmige, pfriemliche, rauhhaarige, häutig-berandete Klappe. Ist nur eine Klappe vorhanden, so stehen die beiden Blüthen in der Achsel der Klappe und der Spindel, die eine (innere) ist vollständig, ungestielt, die andere mit Staubgefäßen versehen oder geschlechtslos, gestielt, eine dritte, wenn vorhanden, ist unvollständig, keulenförmig, stielartig. Von den beiden häutig-krautigen Spelzen ist die untere dreinervig, an der Spitze zweispaltig mit gleichen, linealisch-pfriemlichen Zipfeln oder mit einer zwischen den Zipfeln stehenden Borste, die obere gleich lang, flach, zweinervig, an der Spitze zweispaltig. Bei der obern Blüthe sind die Spelzen wie bei der untern, aber kleiner. Die Schüppchen sind kurz, quadratisch, zweizähnig, kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist länglich, zusammengedrückt, glatt, abgestutzt. Die langen, fadenförmigen Griffel haben schmale, kurz behaarte Narben. Die Caryopse ist frei.

Hierher gehören kleine, ausdauernde, ästige, in Ostindien einheimische Arten mit kurzen, steifen Blättern und schlanker, lockerer Blüthentraube.

137) Chondrosium *Desvaux*. Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine sitzende, zweigeschlechtige untere und eine gestielte, dreigrannige, taube obere Blüthe. Die beiden Klappen sind gekielt, pfriemlich, die obere umfaßt die kürzere untere. Von den beiden Spelzen ist die untere dreinervig, gekielt, an der Spitze dreispaltig mit pfriemlich-begrannten Seitenzipfeln und einem mit langer, gerader, ungegliederter, selten fehlschlagender Granne versehenen Mittelzipfel, die obere zweikielig. Außerdem sind zwei Schüppchen, drei Staubgefäße, ein ungestielter Griffel und zwei lange endständige Griffel mit pinselförmigen oder federigen Narben versehen.

Diese Gattung wurde von Willdenow Actinochloa, von Lagasca Boutelousa genannt; sie umfaßt rasenförmig wachsende Gräser mit flachen linealischen Blättern, meist einzeln stehenden, fast sichelförmigen, geknieten Aehren und einseitswendigen, sitzenden, dachziegelig-zweireihigen Aehrchen.

138) Opizia *Presl*. Die dreiblüthigen Aehrchen haben eine sitzende, zweigeschlechtige untere und gestielte, verschiedengestaltete, unter einander verwachsene, dreigrannige obere Blüthe. Die untere Klappe ist eiförmig, fünfzähnig mit grannenartig verlängerten mittlern und stumpfen seitlichen Zähnen und umfaßt die weit kleinere, stumpfe obere. Von den beiden eiförmigen Spelzen ist die untere an der Spitze zweispaltig mit stumpfen unbegrannten Lappen, die obere kleiner, ungetheilt, zweikielig, plötzlich zugespitzt. Schüppchen und Staubgefäße sind nicht bekannt. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden am Grunde verwachsenen Griffel haben wollige Narben.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Mexico einheimische, einjährige Art mit linealischen, flachen Blättern, einzelnen, endständigen Aehren und fast einseitswendigen Aehrchen bekannt.

139) Schellingia *Steudel*. Die Aehre ist traubig, einseitswendig, das Aehrchen auf dem gemeinschaftlichen 2—3spaltigen Blüthenstiele 2—3blüthig; die mittlere Blüthe ist zweigeschlechtig, die seitlichen sind geschlechtslos

Die Klappen der zweigeschlechtigen Blüthe sind fast gleich groß, keilförmig, an der Spitze abgestutzt, gewimpert, aus dem Mittelnerven kurz zugespitzt, häutig, durchscheinend; die beiden Spelzen sind fast gleich groß und beinahe verwachsen, an der Spitze zweispaltig, zwei-, selten dreigrannig; die Klappen haben mit den Spelzen kaum gleiche Länge. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Griffel und Fruchtknoten ist unbekannt. Die geschlechtslosen Blüthen sind kleiner, ihre Klappen sind denen der fruchtbaren Blüthe ähnlich, ihre Spelzen stumpf.

Die einzige bekannte Art dieser Gattung wächst in Mexico.

140) Spartina *Schreber*. Die Aehrchen bestehen nur aus einer bartlosen Blüthe. Die beiden Klappen sind gekielt, stumpf, die obere umfaßt die weit kleinere untere. Von den beiden stumpfen Spelzen ist die untere zusammengedrückt-gekielt, die obere länger, kahnförmig, zweinervig. Meist sind zwei Schüppchen vorhanden, selten fehlen sie. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, verwachsenen oder an der Spitze getrennten Griffel haben lange federige Narben. Die Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Am Meere wachsende, sehr selten in den Tropenländern vorkommende, rasenartige, steife Gräser mit kriechendem Wurzelstock, meist eingerollten Blättern, traubigen Aehren und einseitswendigen, sitzenden, dicht dachziegelig-zweireihigen Aehrchen machen die Arten dieser Gattung aus, welche von Richard Limnetis, von Michaux Trachynotia genannt wurde.

141) Eutriana *Trinius*. Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig, die untern Blüthen zweigeschlechtig, die obere ist taub, dreigrannig, bisweilen bis zu einem pfriemlichen Blüthenstielchen verkümmert. Die beiden Klappen sind gekielt, stumpf, die obere umfaßt die kürzere untere. Die untere Spelze ist an der Spitze dreispaltig, die Zipfel dieser Spitze sind an der untern Blüthe pfriemlich, an der obern pfriemlich-begrannt, die obere ist zweikielig. Außerdem sind zwei Schüppchen, drei Staubgefäße, ein sitzender Fruchtknoten, zwei endständige Griffel mit federigen Narben vorhanden.

Amerikanische und zwar meist tropische, ästige, ausgebreitete Gräser mit flachen Blättern, kurzen traubigen Aehren und einseitswendigen, sitzenden, wechselständigen Aehrchen bilden die Arten dieser Gattung, die in folgende vier Sectionen zerfällt:

a) Atheropogon *Mühlenberg*. In dem zweiblüthigen Aehrchen ist die obere Blüthe zu einem Stielchen verkümmert; die Zipfel der untern Spelze der zweigeschlechtigen Blüthe sind pfriemlich.

b) Aristidium *Endlicher*. In den zweiblüthigen Aehrchen ist die obere Blüthe taub, dreigrannig; die Zipfel der untern Spelze der zweigeschlechtigen Blüthe sind pfriemlich.

c) Heterostega *Desvaux*. In den dreiblüthigen Aehrchen ist die endständige Blüthe taub, dreigrannig oder zu einem Stielchen verkümmert; die Zipfel der Spelzen der untersten Blüthe sind pfriemlich, die der obern begrannt.

d) Triplathera. In den vier- bis vielblüthigen Aehrchen ist die unterste Blüthe zweigeschlechtig, dreigrannig, die oberen sind unfruchtbar und zu einem lang- und vielgrannigen Büschelchen vereinigt.

142) Triathera *Desvaux*. In dem zweiblüthigen Aehrchen ist die untere sitzende Blüthe zweigeschlechtig, die obere kurz gestielte taub und zu drei langen Grannen verkümmert. Die beiden Klappen sind gekielt, zugespitzt-pfriemlich, die obere umfaßt die kürzere untere. Von den beiden Spelzen ist die untere länglich-lanzettlich, an der Spitze dreispaltig, mit pfriemlichen Zipfeln, die obere lanzettlich, zweikielig, an der Spitze zweispaltig. Die beiden Schüppchen sind fast hobelförmig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Hierher gehört nur eine in St. Domingo einheimische Art mit sehr ästigem Stengel, eingerollt-borstenförmigen, steifen Blättern, einzelner, endständiger Aehre, sitzenden, wechselständigen, zweizeiligen Aehrchen und ungegliederter Spindel.

143) Gymnopogon *Palisot de Beauvois*. Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine sitzende am Grunde bärtige zweigeschlechtige untere und eine gestielte, begrannte, aber taube obere Blüthe. Die beiden Klappen sind gekielt, lanzettlich-pfriemlich, fast gleich groß. Von den beiden Spelzen ist die untere cylindrisch-eingerollt, unter der zweilappigen Spitze begrannt, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt-zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben pinselförmige Narben. Die Caryopse ist frei.

Die zu dieser von Nuttall Anthopogon genannten Gattung gehörigen Arten wachsen in Nordamerika und Brasilien und haben einfache, büschelig stehende Rispenäste und fast sitzende, entfernte, wechselständige Aehrchen.

144) Polyodon *Humboldt, Bonpland* und *Kunth*. Die zweigeschlechtigen Aehrchen haben eine sitzende zweigeschlechtige untere und eine kurz gestielte, unfruchtbare obere Blüthe. Die beiden Klappen sind stumpf, fast gleich groß. Die untere Spelze der zweigeschlechtigen Blüthe ist fünfzähnig mit gleichmäßig begrannten Zähnen, die obere zweikielig, an der Spitze zweispaltig. Die Schüppchen, Staubgefäße und die Fruchtknoten sind nicht bekannt. Die Caryopse ist frei. Die geschlechtslose Blüthe hat eine siebenzähnige untere Spelze mit abwechselnd begrannten Zähnen und eine sehr kleine, kurz begrannte obere Spelze.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Quito einheimische Art mit niedrigem, ästigem Halme, flachen Blättern, ähriger, an der Spitze zweitheiliger Spindel und kurzen, traubigen, zweizeiligen Aehren und einseitswendigen sitzenden Aehrchen.

145) Pentarrhaphis *Humboldt, Bonpland* und *Kunth.* Die dreiblüthigen Aehrchen haben eine sitzende, zweigeschlechtige untere, eine sitzende männliche mittlere und eine zu einem grannenartigen Stielchen verkümmerte oberste Blüthe. Die untere Klappe ist aus fünf, am Grunde fast zusammengewachsenen Klappen gebildet, die obere zweizähnig und zwischen den Zähnen mit einer kurzen Granne versehen. Die untere Spelze der zweigeschlechtigen Blüthe hat sieben Zähne, von denen der mittlere und die seitlichen begrannt, die obere Spelze ist zweikielig, abgestutzt-gezähnelt. Die Schüppchen sind unbekannt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die Caryopse wird von der obern Spelze eingeschlossen. Die untere Spelze der männlichen Blüthe hat fünf Zähne, von denen der mittlere und die seitlichen begrannt sind, die obere Spelze ist an der Spitze ungetheilt, spitz. An Staubgefäßen sind gleichfalls drei vorhanden.

Diese Gattung ist nur durch eine in Merico einheimische Art vertreten, ein ausdauerndes, aufrechtes, ästiges Gras mit flachen Blättern, endständigen, einzelnen Aehren und wechselständigen, sitzenden Aehrchen.

146) Polyschistis *Presl.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine sitzende, zweigeschlechtige untere und eine gestielte geschlechtslose obere Blüthe. Die untere Klappe ist viertheilig und hat linealisch-pfriemliche Zipfel, die obere linealisch, spitz. Die untere Spelze der zweigeschlechtigen Blüthe endigt mit fünf Zähnen, von denen der mittlere und die seitlichen begrannt sind, die obere ist linealisch, flach, an der Spitze zweizähnig. Die Schüppchen sind unbekannt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben behaarte Narben. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus zwei Spelzen, von denen die untere fünfzähnig ist und pfriemlich-begrannte Zipfel hat, die obere zweikielig, an der Spitze zweizähnig.

Zu dieser von der vorigen vielleicht nicht hinlänglich verschiedenen Gattung gehört nur eine in Manilla einheimische Art, ein einjähriges, rasenartig wachsendes, aufrechtes Gras mit flachen Blättern, endständigen einzelnen oder zu fünf stehenden Aehren und wechselständigen, sitzenden Aehrchen.

147) Triaena *Humboldt, Bonpland* und *Kunth.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine sitzende zweigeschlechtige untere und eine dreigrannige geschlechtslose obere Blüthe. Von den beiden fast gleich großen Klappen ist die untere am Grunde begrannt. Die beiden Spelzen sind zugespitzt, aber unbegrannt. Die obere ist ein wenig kürzer. Die Schüppchen sind unbekannt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist innerhalb der obern Spelze frei.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Merico einheimische, einjährige, ästige Art mit flachen Blättern, endständigen, einzelnen Aehren und wechselständigen, etwas entfernten, gestielten, zweizeiligen Aehrchen bekannt.

148) Triplasis *Palisot de Beauvois.* Die vierblüthigen Aehrchen haben zweizeilig stehende, entfernte Blüthen, von denen die untern zweigeschlechtig sind, die oberste borstenförmig und unfruchtbar ist. Die beiden Klappen sind zugespitzt, die untere ist ein wenig kürzer. Von den beiden Spelzen ist die untere zweispaltig und zwischen den pfriemlichen Zipfeln sehr lang begrannt, die obere weit kürzer und an der ungetheilten, zurückgeschlagenen Spitze behaart. Die Schüppchen und Staubgefäße sind unbekannt. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen, am Grunde verwachsenen Griffel haben federige Narben.

Hierher gehört ein wenig bekanntes nordamerikanisches Gras mit traubigen Aehrchen.

149) Pleurhaphis *Torrey.* Die Aehrchen stehen zu dreien und sind einblüthig, am Grunde von Zottenhaaren eingehüllt, die seitlichen männlich, das mittlere ist zweigeschlechtig. Das männliche Aehrchen hat zwei, an der Spitze ungetheilte Klappen, von denen die untere unbegrannt, die obere ein wenig größer und in der Mitte auf dem Rücken begrannt ist. Ihre beiden Spelzen sind unbegrannt. Die Schüppchen sind nicht bekannt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei fast gleich lange, keilförmige, ausgerandet-zweilappige, fünfgrannige Klappen. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze abgestutzt, aber begrannt, die obere zweinervig, an der Spitze zweispaltig, unbegrannt. Die Schüppchen sind unbekannt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Nordamerika einheimische Art mit sehr schmalen Blättern und einfacher endständiger Aehre bekannt.

150) Bromidium *Nees.* Das Aehrchen besteht nur aus einer auf einer kurzen wolligen Schwiele sitzenden, beiderseits büschelig-behaarten Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, einnervig, wenig länger als die Blüthe, die untere ist etwas breiter. Von den beiden Spelzen ist die untere papierartig, grünlich, zusammengerollt, auf dem Rücken gewölbt, unten undeutlich-fünfnervig mit einem in eine rauhe, am Grunde schwach gedrehte, in der Mitte zurückgekrümmte Granne auslaufenden Mittelnerven, die obere kürzer und schmaler, zweizähnig. Die Schüppchen sind klein und abgestutzt. An Staubgefäßen sind 2—3 vorhanden. Der kahle Fruchtknoten ist an der Spitze verschmälert. Die getrennten Griffel haben federige Narben.

Die hierher gehörigen Arten wachsen auf dem Gebirge des tropischen Amerika und haben mehr oder weniger dichte, ährenförmige, schmale Rispen.

151) Buchloë *Engelmann.* Diese Pflanze ist zweihäusig und hat verschiedengestaltete Blüthen. Männliche Pflanze: Die zwei- bis dreiblüthigen Aehrchen stehen in einseitswendigen Aehren zweizeilig. Die beiden Klappen sind einnervig, die untere ist weit kleiner. Von den beiden gleich langen, die Klappen überragenden Spelzen ist die untere dreinervig, stachelspitzig, die obere zweinervig, stumpf. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt, ausgerandet. Die drei Staubgefäße haben linealische Staubbeutel. Ein Rudiment eines Fruchtknotens ist nicht

vorhanden. Weibliche Pflanze: Die einblüthigen Aehrchen stehen in 1—3 kurzen kopfförmigen, schiefen, von den oberen Blattscheiden eingehüllten Aehren; die oberste Blüthe ist taub und stellt eine dreispaltige Hüllschuppe dar. Die untere Klappe des untersten Aehrchens ist 1—3-nervig, an der Spitze krautig, lanzettlich-pfriemlich oder 2—3spaltig, an der untern Seite dem Rücken der obern Klappe angewachsen, die untere Klappe der übrigen Aehrchen ist frei, weit kleiner, häutig, eiförmig-lanzettlich, spitz, einnervig; die oberen (äußeren), eiförmigen, nervenlosen, blassen, an der krautigen, nervigen Spitze dreispaltigen Klappen sind am Grunde mit der verdickten Spindel verwachsen und bilden zuletzt eine verholzte, fast knochenharte Hülle. Die untere Spelze ist kurz, dreinervig, häutig-dreispitzig, die obere kürzer und zweinervig. Die Schüppchen sind wie bei der männlichen Blüthe, auch finden sich drei sehr kleine Staubfadenrudimente. Der Fruchtknoten ist linsenförmig, sehr kurz gestielt, kahl; die Narben sind weit länger als die beiden aufrechten, endständigen Griffel, von einfachen Haaren federig und ragen aus der Spitze der Blüthe hervor. Die Caryopse ist frei, fast linsenförmig, außen flach, innen gewölbt, in dem knochenharten, zuletzt ganz abfallenden Köpfchen eingeschlossen.

Hierher gehört ein ausdauerndes, niedriges, Ausläufer treibendes, spärlich behaartes oder fast kahles, in den trockenen, sonnigen Ebenen Nordamerika's, namentlich in Missouri, Texas und Merico, heerdenweise wachsendes Gras, welches unter dem Namen Buffalogras bekannt ist. Diese merkwürdige Pflanze wurde wegen ihrer Zweihäusigkeit und ihrer abweichenden Tracht lange Zeit verkannt, indem sowol die männliche, als weibliche für zwei verschiedene Arten angesehen wurden, die sogar verschiedenen Gattungen angehören sollten. So wurde die männliche Pflanze von Nuttal als **Sesleria dactyloides**, von Kunth als **Calanthera dactyloides** und von Rupprecht als **Lasiostega humilis** benannt; die weibliche Pflanze bezeichnet Steudel als **Antephora axilliflora**.

152) **Monanthochloë** *Engelmann.* Die Blüthen sind zweihäusig, aber fast gleichförmig gebaut. Die 3—5blüthigen, einzelnen, endständigen, sitzenden Aehrchen haben keine Klappen. Männliche Pflanze: Die unterste Blüthe ist geschlechtslos und besteht entweder aus einer einzigen blattartigen untern Spelze oder aus dieser und einer häutigen, ganzrandigen, ausgerandeten oder auch zweispaltigen obern. Die zweite Blüthe ist sehr selten einspelzig, bisweilen geschlechtslos, meist ebenso wie die dritte und vierte stielrund, lang und mit Staubfäden versehen. Die letzte Blüthe ist meist zu einem zweispelzigen Stielchen verkümmert. Die untere Spelze der männlichen Blüthe ist eiförmig-lanzettlich, zusammengerollt, an der trockenhäutigen Spitze stumpf, obenwärts grünlich, undeutlich 9—11nervig, am Grunde blaß, lederartig, nervenlos. Die obere Spelze ist etwas länger als die untere, zusammengerollt, an der trockenhäutigen Spitze stumpf, auf dem Rücken zweikielig. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden; die Staubbeutel sind linealisch, beiderseits tief-zweilappig, zwar länger als die Fäden, ragen aber kaum aus der Blüthe hervor. Ein Rudiment des Fruchtknotens fehlt. Weibliche Pflanze: Die Aehrchen sind den männlichen sehr ähnlich, meist mit zwei, selten mit einer oder drei fruchtbaren Blüthen versehen. Die untere Spelze überragt die Blüthen. Die obere Spelze ist zweiflügelig-gekielt, die Flügel sind um die obern Blüthen zusammengerollt. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind nur drei sehr kleine Rudimente vorhanden. Der Fruchtknoten ist lanzettlich-linealisch, dreikantig, am Grunde stielartig verschmälert, an der Spitze zweispaltig und kahl. Die endständigen, aufrechten Griffel haben mit dem Fruchtknoten gleiche Länge. Die von einfachen Haaren federigen Narben sind doppelt länger als die Griffel und ragen aus der Spitze der Blüthe hervor. Die Caryopse ist frei, dreikantig.

Hierher gehört ein ästiges, Ausläufer treibendes, halbstrauchiges, an den Küsten des Meerbusens von Merico, Texas und Floriba wachsendes Gras mit sehr kurzen, starren Blättern und kaum bemerkbaren Blüthen.

Neunte Abtheilung. Avenaceen. *Kunth.*

Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig, die endständige Blüthe ist meist taub. Die Klappen sind groß und schließen das Aehrchen fast ein. Die untere Spelze ist meist begrannt. Die Griffel sind sehr kurz oder fehlen ganz, die federigen Narben treten aus dem Grunde der Blüthe hervor.

153) **Weingaertneria** *Bernhardi.* Die Aehrchen haben zwei zweigeschlechtige Blüthen. Die beiden Klappen sind gekielt, stumpf, fast gleich und länger als die Blüthen. Die untere Spelze ist ungetheilt, über dem Grunde mit einer geraden, in der Mitte gekneten und am Knie bärtigen, an der Spitze keulenförmigen Granne besetzt, die obere am Grunde zweikielig, an der Spitze dreilappig, unbegrannt. Die beiden Schüppchen sind zweispaltig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden fast sitzenden Narben sind federig. Die Caryopse hängt den Spelzen an.

Diese gewöhnlich, aber mit Unrecht, **Corynephorus** genannte Gattung umfaßt rasenförmige, ästig-rispige, im mittlern und südlichen Europa einheimische Arten mit gestielten Aehrchen.

154) **Deschampsia** *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind zwei- bis dreiblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und sind zweigeschlechtig, die oberste ist oft taub. Die beiden Klappen sind gekielt, unbegrannt, fast gleich groß und kürzer als die Blüthen. Die untere Spelze ist über dem Grunde mit einer kurzen, geraden Granne versehen, an der Spitze abgestutzt-vielzähnig, die obere zweikielig, an der Spitze zweispaltig, grannenlos. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden fast sitzenden Narben sind federig. Die Caryopse ist frei.

Hierher gehören in Europa, im mittlern Asien und Nordamerika einheimische, ästig-rispige Gräser mit gestielten Aehrchen.

155) Acratherum *Hochstetter*. Die Blüthen stehen in Rispen, die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist männlich oder geschlechtslos, die obere zweigeschlechtig. Die häutigen Klappen haben mit den Blüthen gleiche Länge, die untere ist eiförmig-spitz, dreinervig, die obere länger, an der Spitze lang begrannt, dreinervig. Die äußere Spelze der untern Blüthe ist häutig, eiförmig-spitz, unbegrannt, dreinervig, die innere länglich, sehr dünn; die äußere Spelze der zweigeschlechtigen Blüthe ist gleichfalls dünn, am Grunde mit kurzen, borstigen Haaren besetzt, an der Spitze kaum zweispaltig und mit einer schlanken, sehr langen, geknieten Granne versehen.

Die einzige hierher gehörige Art wächst in Habessinien.

156) Dupontia *R. Brown*. Die Aehrchen sind zwei- bis dreiblüthig, die Blüthen stehen von einander entfernt, die oberste ist oft taub, keulen- oder borstenförmig. Die beiden Klappen sind concav, unbegrannt, fast gleich groß und so lang als die Blüthen. Von den beiden fast gleich großen, am Grunde bärtigen, unbegrannten Spelzen ist die untere concav, dreinervig, die oberste schmäler und zweinervig. Die beiden Schüppchen sind an der Spitze ausgefressen-gezähnelt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden fast sitzenden Narben sind federig.

Diese in neuester Zeit von Asa Gray wol mit Unrecht mit Graphephorum vereinigte Gattung umfaßt nur eine im arktischen Amerika und Asien einheimische Art, ein fahles, aufrechtes Gras mit linealischen flachen Blättern und einfacher, gedrungener, purpurrother Rispe.

157) Aira *Linné*. Die Aehrchen bestehen aus zwei sitzenden zweigeschlechtigen Blüthen. Die beiden Klappen sind gekielt, unbegrannt, fast gleich groß und länger als die Blüthen. Von den beiden Spelzen ist die untere an der Spitze zweispaltig, auf dem Rücken mit einer am Grunde gedrehten Granne versehen, sehr selten unbegrannt, die obere ist zweikielig. Die beiden Schüppchen sind spitz oder ungleich-zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt. Die beiden sitzenden, fast endständigen Narben sind federig. Die Caryopse ist frei.

Die hierher gehörigen Gräser wachsen in der gemäßigten und kalten Zone der nördlichen Hemisphäre und zwar nach dem Pole zu häufiger, sehr selten auch in dem außertropischen Theile Südamerika's und haben flache oder eingerollt-borstenförmige Blätter, ästige, ausgebreitete oder seltener zusammengezogene Rispen und ungegliederte Aehrchenstiele.

158) Airopsis *Desvaux*. Die Aehrchen bestehen aus zwei sitzenden zweigeschlechtigen Blüthen. Die beiden Klappen sind kahnförmig und größer als die Blüthen. Von den beiden grannenlosen, fast gleich langen Spelzen ist die untere breit, undeutlich-dreilappig, concav, außen behaart, die obere flach und zweikielig. Die beiden Schüppchen sind sichelförmig-lanzettlich. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, zusammengedrückt. Die beiden fast sitzenden, endständigen Narben sind federig. Die fast kreisrunde, flach gewölbte Caryopse hängt mit den Spelzen zusammen.

Die einzige hierher gehörige Art wächst in Spanien und Frankreich und hat eingerollte Blätter, eine ästige, steife Rispe und Aehrchen, welche mit den an der Spitze keulenförmigen Stielchen nicht gegliedert sind.

159) Trisetaria *Forskal*. Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine kurzgestielte, am Grunde bärtige untere und eine länger gestielte, taube, zu einer Granne verkümmerte obere Blüthe. Die beiden Klappen sind gekielt, pfriemlich, ungleichseitig, größer als die Blüthen. Die untere Spelze ist lanzettlich, rundlich-eingerollt, an der Spitze zweiborstig, unter der Spitze mit einer schwach geknieten Granne versehen, die obere ist zweikielig. Die beiden Schüppchen sind ausgerandet-zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Narben sind federig. Die Caryopse ist unbekannt.

Ein einjähriges, in Syrien und Aegypten einheimisches Gras mit steifen Halmen, flachen Blättern und zusammengezogener, ährenförmiger Rispe bildet die einzige Art dieser von Lagurus vielleicht nicht hinlänglich verschiedenen Gattung.

160) Lagurus *Linné*. Die Aehrchen bestehen aus zwei gestielten Blüthen, von denen die untere zweigeschlechtig, am Grunde bärtig, die obere pfriemlich und taub ist. Die Klappen sind gekielt, pfriemlich-begrannt, ungleich groß und länger als die Blüthen. Die untere Spelze ist concav, an der Spitze zweigrannig und unter der Spitze mit einer dritten längeren, schwach geknieten Granne versehen, die obere ist kürzer, zweikielig. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt oder an der Spitze gelappt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Narben sind behaart. Die Caryopse ist länglich, frei.

Die einzige Art dieser Gattung wächst im südlichen Europa und in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern Asiens; es ist ein einjähriges, weichbehaartes Gras mit flachen Blättern, einer zusammengezogenen, ährenförmigen, eiförmig-länglichen, fast cylindrischen Aehre und weichhaarigen Klappen.

161) Trisetum *Kunth*. Die Aehrchen sind zwei- bis vierblüthig, die Blüthen zweigeschlechtig oder die endständige ist taub. Die Klappen sind gekielt, unbegrannt, fast gleich groß und kürzer als die Blüthen. Die untere Spelze ist an der Spitze zweizähnig, auf dem Rücken mit einer gedrehten Granne versehen oder selten unbegrannt, die obere ist zweikielig. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt oder lappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt. Die beiden endständigen Narben sind wollig-federig. Die Caryopse ist zusammengedrückt, frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen meist auf Gebirgen in Europa und im tropischen Amerika und haben flache Blätter und ährenförmig-gehäufte oder selten ausgebreitete Rispen. Die Gattung zerfällt in vier Sectionen, welche von einigen Systematikern als besondere Gattungen betrachtet werden.

a) Colobanthus *Trinius* mit unbegrannter oder doch nur sehr kurz begrannter unterer Spelze.
b) Rostraria *Trinius*. Die untere Spelze ist zweizähnig, die Zähne und die Granne sind sehr kurz.
c) Trichaeta *Palisot de Beauvois*. Die Zähne der unteren Spelze sind pfriemlich, die Granne ist rückwärtsgekrümmt-abstehend.
d) Acrospelion *Besser* (Ventenata *Koeler*). Die Zähne der unteren Spelze sind pfriemlich, die Granne ist gerade.

162) Avena *Linné*. Die Aehrchen haben zwei entfernt stehende zweigeschlechtige untere und eine taube obere Blüthe. Die beiden Klappen sind unbegrannt, fast gleich groß. Die untere Spelze ist an der Spitze meist zweispitzig, auf dem Rücken über dem Grunde mit einer gedrehten Granne versehen, die obere ist zweikielig, unbegrannt. Die beiden Schüppchen sind zweispaltig und ziemlich groß. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, an der Spitze behaart. Die beiden abstehenden Narben sind wolligfederig. Die Caryopse ist stielrund, bisweilen gefurcht, an der Spitze behaart und hängt der oberen Spelze an.

Hierher gehören rasenartig wachsende, in der gemäßigten Zone der nördlichen Hemisphäre häufig, in den Tropenländern und in Amerika überhaupt sehr selten vorkommende Gräser mit flachen oder seltener eingerollt-borstenförmigen Blättern und rispigen, traubigen oder ährenförmigen Aehrchen.

163) Archenatherum *Palisot de Beauvois*. Die dreiblüthigen Aehrchen haben eine männliche untere, eine zweigeschlechtige darauffolgende und eine fadenförmige unfruchtbare obere Blüthe. Die beiden Klappen sind concav, unbegrannt, die obere ist größer und so lang als die Blüthe. Männliche Blüthe: Die untere Spelze ist concav und auf dem Rücken über dem Grunde mit einer langen, am Grunde gedrehten Granne versehen, die obere zweikielig, unbegrannt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist leer. Zweigeschlechtige Blüthe: Die untere Spelze ist concav, an der Spitze sehr kurz-zweispaltig, auf dem Rücken unter der Mitte mit einer kurzen geraden Granne versehen, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind länglich-linealisch, ungetheilt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der ungestielte Fruchtknoten ist an der Spitze behaart. Die beiden endständigen Narben sind wolligfederig. Die Caryopse ist stielrund, bisweilen gefurcht, der oberen Spelze angewachsen.

Hohe, in ganz Europa verbreitete Gräser mit flachen Blättern, quirlständigen, am Grunde zwiebelig-verdickten, ausgebreiteten Rispenästen und gestielten Aehrchen gehören zu dieser Gattung.

164) Tristachya *Nees*. Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine sitzende männliche oder geschlechtslose untere und eine gestielte, am Grunde bärtige zweigeschlechtige obere Blüthe. Die beiden Klappen sind gekielt, die obere ist größer und so lang als die Blüthen. Männliche Blüthe: Von den beiden unbegrannten Spelzen ist die untere dreinervig, die obere kürzer und zweinervig. Die beiden Schüppchen sind fleischig, ungetheilt. In der Regel sind zwei Staubgefäße vorhanden, bisweilen fehlen sie jedoch ganz; ebenso ist bisweilen ein lineal-isches Fruchtknotenrudiment vorhanden, oft fehlt es aber auch. Zweigeschlechtige Blüthe: Von den beiden fast gleich großen Spelzen ist die untere cylindrisch-zusammengerollt, an der Spitze zweispaltig und zwischen den Lappen mit einer am Grunde gegliederten und gedrehten Granne versehen und hüllt die obere zweinervige ein. Die beiden Schüppchen sind fleischig, ungetheilt. An Staubgefäßen sind 2—3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen, langen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Die zu dieser von Presl Monopogon genannten Gattung gehörigen Arten wachsen im tropischen Amerika und angeblich am Cap der guten Hoffnung und haben flache oder zusammengerollte Blätter und einfache, lange Rispenäste.

165) Anisopogon *R. Brown*. Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine gestielte zweigeschlechtige untere und eine borstenförmige geschlechtslose obere Blüthe. Die beiden Klappen sind fast gleich, unbegrannt, größer als die Blüthe. Die untere Spelze ist cylindrisch-eingerollt, an der Spitze zweispaltig und begrannt und zwischen den Lappen mit einer längeren, am Grunde gedrehten dritten Granne versehen, die obere ist länger, auf dem Rücken gefurcht, an der Spitze zweispaltig. Von den drei Schüppchen sind die seitlichen messerförmig, am Grunde verdickt, das dritte ist länglich, concav. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt, zusammengedrückt, an der Spitze behaart. Die beiden endständigen Narben sind federig. Die Caryopse ist unbekannt.

Die einzige hierher gehörige Art wächst an der Ostküste von Neu-Holland und hat eingerollte Blätter und eine ausgebreitete Rispe.

166) Trichopterya *Nees*. Die dreiblüthigen Aehrchen haben eine untere männliche, eine zweigeschlechtige mittlere und eine unvollständige obere Blüthe. Die beiden Klappen sind unbegrannt, größer als die Blüthen, die untere ist kleiner. Die männliche Blüthe besteht aus zwei unbegrannten Spelzen und drei Staubgefäßen. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei an der Spitze zweispaltige, mit einer am Grunde verbreiterten und gedrehten Granne versehene Spelzen, zwei verkehrt-kegelförmige, ausgerandete Schüppchen, drei Staubgefäße, einen sitzenden, kahlen Fruchtknoten und zwei endständige Griffel.

Aus dieser Gattung ist nur eine am Cap der guten Hoffnung wachsende Art mit schmalen Blättern, zusammengezogener Rispe und bärtigen, ungegliederten Blüthenstielchen bekannt.

167) Eriachne *R. Brown*. Die Aehrchen bestehen aus zwei sitzenden, zweigeschlechtigen Blüthen. Die beiden Klappen sind gleich groß, unbegrannt. Von den beiden bärtigen Spelzen ist die untere an der Spitze in eine Granne verlängert oder stumpf, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt oder undeutlich ausgerandet.

zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Die hierher gehörigen, meist weichhaarigen Gräser wachsen im tropischen Theile Neu-Hollands und haben schmale, flache Blätter und rispige Aehrchen.

168) **Brandtia** *Kunth.* Die Aehrchen bestehen aus zwei sitzenden Blüthen, von denen die untere zweigeschlechtig, die obere weiblich ist. Von den beiden concaven, stumpfen Klappen ist die untere größer. Zweigeschlechtige Blüthe: Die untere Spelze ist concav, an der Spitze abgerundet, unbegrannt, die obere kleiner. Die beiden Schüppchen sind keil-hobelförmig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der ungestielte Fruchtknoten ist kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist elliptisch, zusammengedrückt, frei. Die weibliche Blüthe besteht aus zwei Spelzen, von denen die untere concav, mit einer gedrehten und geknieten Granne versehen ist und die obere einhüllt. Die Schüppchen, der Fruchtknoten und die Caryopse sind wie bei der zweigeschlechtigen Blüthe.

Die einzige hierher gehörige Art wächst in Ostindien und hat flache Blätter, eine ästige, aufrechte Rispe und gestielte oder fast sitzende, am Grunde gegliederte Aehrchen.

169) **Danthonia** *De Candolle.* Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig. Die Klappen sind weit, bauchig-conver, oft so lang als die Blüthen oder länger. Die untere Spelze ist concav, an der Spitze zweispaltig, mit einer unterwärts flachen und schraubenförmig-gedrehten Granne zwischen den Zipfeln. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt, kahl oder an der Spitze behaart. Der Fruchtknoten ist gestielt und kahl. Der Griffel ist kurz, die Narben sind federig und treten an der Seite der Blüthen hervor. Die Caryopse ist zusammengedrückt, frei.

Die hierher gehörigen Gräser wachsen im südlichen Europa, in Neu-Holland und dem südlichen Afrika, sehr selten auch in Nordamerika und haben flache Blätter und gestielte, in Trauben oder Rispen stehende Aehrchen.

170) **Sieglingia** *Bernhardi.* Die Aehrchen sind drei- bis fünfblüthig. Die Klappen sind weit, bauchig-conver und umfassen die Blüthen. Die untere Spelze ist an der Spitze zweispaltig, mit einer dazwischenliegenden geraden Granne besetzt. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Der Griffel ist kurz. Die federigen Narben treten am Grunde der Blüthe hervor. Die Caryopse ist zusammengedrückt, frei.

Diese der vorhergehenden nah verwandte, gewöhnlich, aber mit Unrecht, mit der folgenden vereinigte Gattung umfaßt nur eine in Europa und dem russischen Asien einheimische Art.

171) **Triodia** *R. Brown.* Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig, die Blüthen zweigeschlechtig, zweizeilig. Die beiden Klappen sind concav, unbegrannt und fast gleich groß. Die untere Spelze ist dreizähnig, unbegrannt, die obere ungetheilt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Hierher gehören ausdauernde, steife, in Neu-Holland einheimische Gräser mit flachen oder eingerollten Blättern und in Rispen stehenden Aehrchen.

172) **Chaetobromus** *Nees.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, vielehig und haben einen Ansatz zur dritten Blüthe. Die beiden Klappen sind häutig, dreinervig, länger als die Blüthen, ungleich groß, die untere ist männlich kleiner. Die Spelzen der unteren männlichen Blüthe sind stumpf, die untere ist den Klappen ähnlich, die untere Spelze der oberen Blüthe ist ein wenig fester, an der Spitze zweispaltig und mit einer ziemlich geraden, am Grunde flachen, schwach gedrehten Granne versehen. Die Schüppchen sind verkehrt-kegelförmig, ausgerandet, kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist am Grunde verschmälert, stumpf, niedergedrückt.

Die einzige dieser Gattung wächst am Cap der guten Hoffnung, sie ist ausdauernd und hat schlanke, einwärtsgekrümmte, etwas zusammengedrückte, kahle, unterwärts ästige Halme, eingerollte, spitze, kahle, am Rande fünfzähnig-rauhe Blätter, eine schmale Rispe, ungegliederte, unterhalb des Aehrchens bärtige Blüthenstielchen und kleine Aehrchen.

173) **Uralepis** *Nuttall.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen zweigeschlechtig, zweizeilig, die oberste ist taub. Die beiden Klappen sind schwach gekielt, unbegrannt, ungleich groß und kürzer als die Blüthen. Von den beiden Spelzen ist die untere dreinervig, concav, an der Spitze zweispaltig und zwischen den Zipfeln mit einer kurzen, pfriemlichen, flachen, geraden Granne versehen, die obere ist zweikielig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt-rundlich. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist stielrund oder flach-zusammengedrückt.

Kriechende, in Amerika einheimische Gräser mit schmalen, gekielten oder zusammengerollten Blättern und traubigen oder rispigen Aehrchen bilden die Arten dieser Gattung, welche in folgende zwei Sectionen zerfällt:

a) Diplocea *Rafinesque* mit zahnlosen Zipfeln der unteren Spelze und stielrunder Caryopse.

b) Windsoria *Nuttall.* Die Zipfel der unteren Spelze sind außen mit einem pfriemlichen Zähnchen besetzt. Die Caryopse ist flach-gewölbt.

174) **Pomereulla** *Linné* (der Sohn). Die Aehrchen sind meist sechsblüthig, die Blüthen decken sich dicht-dachziegelig; die beiden unteren sind geschlechtslos, einspelzig, die obere zweigeschlechtig, den unteren ähnlich, die oberste ist taub. Die beiden Klappen sind von den Blüthen entfernt, ungleich groß, die untere ist nämlich lanzettlich, concav, dreinervig, unbegrannt, die obere sehr klein und pfriemlich. Von den beiden Spelzen ist die untere concav, dreinervig, an der Spitze vierspaltig, auf dem Rücken mit einer abstehenden Granne versehen, ihre inneren Zipfel sind lanzettlich-pfriemlich, stachelspitzig-begrannt, die äußeren größer und flügelförmig; die obere Spelze ist zweikielig, zweinervig, spitz. Die beiden Schüppchen sind fast sichelförmig. An Staubgefäßen sind drei vor-

handen. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist elliptisch, flach gewölbt, frei.

Hierher gehören ostindische Gräser mit kriechendem Wurzelstock, zweizeilig stehenden Blättern, aufrechten Aesten und endständigen, einzelnen, von einem scheidenförmigen Blatte eingehüllten Aehren.

Zehnte Abtheilung. Festucaceen *Kunth.*

Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig, mit einer oft verkümmerten endständigen Blüthe, gestielt. Die beiden Klappen und Spelzen sind häutig-krautig, selten lederartig, jene kürzer als die nächste Blüthe, diese meist mit einer nicht gedrehten Granne versehen. Der Griffel ist sehr kurz oder fehlt ganz. Die Narben treten aus dem Grunde der Blüthe beiderseits hervor. Der Blüthenstand ist meist rispig.

Erste Unterabtheilung. Bromeen *Endlicher.*

Krautartige Gräser mit meist drei, selten einem oder zwei Staubgefäßen.

175) **Sesleria** *Arduino.* Die Aehrchen sind zwei- bis sechsblüthig, die Blüthen zweigeschlechtig und stehen zweizeilig. Die beiden Klappen sind stumpf oder stachelspitzig, ungleich groß. Von den beiden Spelzen ist die untere gekielt, begrannt stachelspitzig, oft drei- bis fünfzähnig, die Zähne sind stachelspitzig, die obere ist zweikielig, an der Spitze zweispaltig. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt oder zwei- bis fünfspaltig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl oder an der Spitze behaart. Die beiden endständigen Griffel haben lange, federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Hierher gehören rasenartig wachsende, auf den Bergen und Alpen Europa's vorkommende Gräser mit flachen, bisweilen borstenförmigen Blättern und einfachen, gehäuften, kugeligen, länglichen oder linealischen, am Grunde bisweilen von Deckblättern eingehüllten Aehren.

In dieser Gattung werden drei Sectionen unterschieden, welche Link als ebenso viele Gattungen betrachtete.

a) Oreochloa *Link.* Die Klappen sind unbegrannt; die untere Spelze ist stachelspitzig, die obere grannenlos.

b) Sesleria *Link.* Die beiden Klappen sind stachelspitzig; die untere Spelze ist begrannt, die obere grannenlos.

c) Psilathera *Link.* Die Klappen sind stachelspitzig; die untere Spelze ist fünfzähnig, die obere zweispaltig, die Zähne sind stachelspitzig.

176) **Eragrostis** *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig; die Blüthen sind eiförmig oder lanzettlich, auf dem Rücken gekielt-zusammengedrückt, am inneren Rande bauchig. Die beiden Klappen sind kürzer als die nächste Blüthe. Von den beiden Spelzen ist die untere abfällig, die obere bleibt nebst der Are lange stehen. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Der kurze Griffel hat federige, am Grunde der Blüthe hervortretende Narben. Die Caryopse ist frei. Die Are trennt sich nicht gelenkweise ab.

Die Arten dieser Gattung sind über die ganze Erde verbreitet.

177) **Poa** *Linné.* Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig; die Blüthen sind eiförmig oder lanzettlich, auf dem Rücken gekielt-zusammengedrückt, mit einem Gliede der sich zuletzt an den Gelenken trennenden Are abfällig. Die beiden Klappen sind kürzer als die nächste Blüthe. Die untere Spelze ist krautig, durchscheinend, 1-, 5- oder 7nervig. Der ungestielte Fruchtknoten ist kahl. Der Griffel ist sehr kurz oder fehlt ganz. Die federigen Narben treten am Grunde der Blüthe hervor.

Die hierher gehörigen Arten sind über den ganzen Erdkreis verbreitet, in den nicht tropischen Ländern aber zahlreicher vertreten und haben flache Blätter und gestielte, rispige oder selten traubige, sehr selten sitzende, ährenförmige Rispen.

178) **Phalaridium** *Nees.* Die Aehrchen haben zwei vollständige Blüthen. Die beiden Klappen sind länger als die Blüthen, gleich groß, krautartig. Von den beiden papierartigen, stumpfen Spelzen ist die untere stumpf-kahnförmig und von fünf zusammenfließenden Nerven durchzogen, die obere schmaler und kürzer, zweinervig, an den Seiten eingebogen, auf dem Rücken gekielt. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die sitzenden Narben sind federig. Die Caryopse ist länglich, zusammengedrückt, frei.

Die einzige hierher gehörige Art wächst in Peru und hat büschelig-stehende Halme, lockere Blattscheiden, große Blatthäutchen und schmale Rispen mit büscheligen, wenigblüthigen Aesten.

179) **Tetrachne** *Nees.* Die Aehrchen sind vielblüthig; die Klappen gekielt, einnervig. Die Blüthen decken sich dachziegelig, die beiden unteren sind unfruchtbar, einklappig, die übrigen fruchtbar und zweiklappig. Von den beiden krautig-papierartigen Spelzen ist die untere spitz gekielt, drei- bis fünfnervig, unter der Spitze bisweilen stachelspitzig, die obere fast gleich groß, geflügelt-zweikielig, an den Rändern zusammengedrückt-eingebogen, etwas spitz. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die Schüppchen sind abgestutzt, breit-verkehrt-kegelförmig, kahl, etwas dick. Der Fruchtknoten ist gestielt, niedergedrückt, kahl. Die kurzen Griffel haben schmale federige Narben mit einfachen blassen Haaren.

Zu dieser Gattung gehört nur eine am Cap der guten Hoffnung wachsende Art mit zusammengesetzter Aehre und sitzenden, zweizeilig-dachziegelig sich deckenden Aehrchen.

180) **Centotheca** *Desvaux.* Die Aehrchen sind dreiblüthig, zusammengedrückt, die Blüthen zweigeschlechtig, entfernt stehend mit tauber oberster Blüthe. Die beiden Klappen sind gekielt, unbegrannt, fast gleich groß. Die untere Spelze ist gekielt, unbegrannt, die der oberen Blüthe am Rande nach der Spitze zu mit rückwärts stacheligen Höckern versehen, die obere Spelze ist kürzer, zweikielig. Die beiden Schüppchen sind buch-

tig-ausgerandet. Die beiden Staubgefäße sind dem Fruchtknotenstielchen eingefügt. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist schief-eiförmig, etwas zusammengedrückt, kahl.

Eine auf den Inseln des stillen Meeres verbreitete Art mit aufrechtem, einfachem Stengel, einfacher Rispe, büschelig-halbquirlständigen Rispenästen und traubigen, gestielten Aehrchen.

181) Glyceria *R. Brown.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen zweigeschlechtig und stehen dachziegelig-zweizeilig. Die beiden Klappen sind concav, stumpf, die untere ist kürzer. Von den beiden fast gleich langen Spelzen ist die untere eiförmig-elliptisch, abgerundet-stumpf oder undeutlich-dreilappig, siebennervig, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt und mehr oder weniger unter einander verwachsen. An Staubgefäßen sind 2—3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen langen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist länglich, frei.

Hierher gehören kriechende, im oder am Wasser wachsende, in der gemäßigten Zone beider Hemisphären vorkommende Gräser mit flachen Blättern, einfacher oder ästiger Rispe und halbquirlig-büschelig stehenden Rispenästen.

Einige Systematiker theilen diese Gattung in zwei Sectionen, welche Link als besondere Gattungen unter dem Namen Glyceria und Hydrochloa trennte. Es ist jedoch passender, die Arten, welche Link als Glyceria bezeichnete, mit Festuca zu vereinigen, zumal da diese auch offene Blattscheiden und einfach ästige Narbenhaare haben und die von Link Hydrochloa benannten wegen der geschlossenen Blattscheiden und den ästig verzweigten Narbenhaaren als die eigentlichen Glycerien bestehen zu lassen. Die Unterschiede dieser beiden Sectionen werden in folgender Weise angegeben:

a) Glyceria *Link.* Die Aehrchen sind cylindrisch, die Blüthen am Grunde schwielig, mit dem Spindelchen gegliedert. Die Schüppchen sind verwachsen. Hierher gehört z. B. Festuca fluitans, maritima, procumbens u. a.

b) Hydrochloa *Link.* Die Aehrchen sind zusammengedrückt, die Blüthen sind schwielenlos, mit dem Spindelchen nicht gegliedert. Die Schüppchen sind getrennt.

182) Pleuropogon *R. Brown.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen zweigeschlechtig, von einander entfernt. Die beiden Klappen sind unbegrannt, die untere ist eiförmig, die obere verkehrt-eiförmig, länger. Von den beiden fast gleich langen Spelzen ist die untere sehr stumpf, concav, 5—7nervig, unter der trockenhäutigen Spitze stachelspitzig, die obere tief ausgerandet, zweinervig, zweikielig, die Nerven sind mit zwei über einander stehenden Grannen versehen. Die beiden neben einander stehenden Schüppchen sind abgestutzt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden endständigen Griffel haben lockerfederige Narben. Die Caryopse ist zusammengedrückt, frei.

Ein zierliches, im arktischen Amerika einheimisches Gras mit schmalen, flachen Blättern, einfachen Trauben und nickenden, purpurrothen, glänzenden Aehrchen bildet die einzige Art dieser Gattung.

183) Lophochlaena *Nees.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen zweigeschlechtig und den abgestutzten Schwielen des gegliederten Spindelchens eingefügt. Die beiden Klappen sind häutig, undeutlich ein- bis dreinervig, kürzer als die Blüthen. Die untere Spelze ist papierartig-steif, mehrnervig, an der Spitze häutig, zweispaltig, zwischen den Lappen mit einer geraden Granne versehen; die obere ist flach-zusammengefaltet, an den Seiten gezähnt-zerschlitzt, nach der Spitze zu gesägt, an der Spitze selbst ausgerandet. Die Schüppchen sind abgestutzt, verwachsen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist länglich-linealisch, kahl. Die beiden kurzen Griffel haben kurze, federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Die hierher gehörigen Gräser wachsen in Nordamerika und haben kurze Blätter, einen einfach traubigen Blüthenstand, ziemlich große, länglich-linealische Aehrchen und violette Staubbeutel.

184) Eatonia *Rafinesque.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine sitzende zweigeschlechtige untere und eine zu einem keulenförmigen Stielchen verkümmerte obere Blüthe. Die beiden Klappen sind gekielt, fast gleich lang, die untere ist linealisch-lanzettlich, spitz, einnervig, die obere verkehrt-eiförmig, stumpf, dreinervig. Die untere Spelze ist verkehrt-eiförmig-länglich, zusammengedrückt-gekielt, einnervig, die obere ist kürzer, zweikielig, ausgerandet-zweilappig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt. Die Staubgefäße und der Fruchtknoten sind unbekannt. Die Caryopse ist linealisch, stachelspitzig, von der unteren Spelze eingeschlossen.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Nordamerika, ein schlankes Gras mit aufrechtem Halme, schmalen, flachen Blättern, ästigen, zusammengezogenen Rispen mit halbquirligstehenden Aesten und fast traubig stehenden, mit dem Stielchen gegliederten Aehrchen. Kunth nannte diese Gattung Reboulea, Nees Chondrachyrum.

185) Catabrosa *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen bestehen aus zwei zweigeschlechtigen Blüthen, von denen die untere ungestielt, die obere gestielt ist. Die beiden Klappen sind concav, klein, die untere ist länglich, einnervig, die obere verkehrt-eiförmig, dreinervig an der Spitze gekerbt oder ausgefressen-gezähnt. Von den beiden länglichen, fast gleich großen Spelzen ist die untere dreinervig, an der Spitze abgestutzt-rundlich, dreikantig-gekielt, die obere zweinervig, concav-zweikielig, an der Spitze fast dreilappig-rundlich. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die Caryopse ist kurz gestielt, zwischen den Spelzen frei.

Die einzige hierher gehörige Art wächst in der gemäßigten Zone der nördlichen Hemisphäre und hat aufrechte, einfache Aeste, flache Blätter, eine ästige,

ausgebreitete Rispe mit quirlständigen Aesten, gestielte Aehrchen und gegliederte Blüthenstielchen.

186) **Coelachne** *R. Brown.* Die zweiblüthigen Aehrchen haben eine sitzende, zweigeschlechtige untere und eine gestielte, weibliche obere Blüthe. Die beiden Klappen sind rundlich, bauchig-concav, fast gleich groß. Die beiden Spelzen sind fast gleich lang, unbegrannt, die untere ist eiförmig-rundlich, stumpf, bauchig-concav, die obere nervenlos, fast zweikielig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt-zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist spindelförmig, frei. Weibliche Blüthe: Die beiden Spelzen sind fast gleich groß, eiförmig, stumpflich und unbegrannt, die untere ist concav, die obere zweikielig, an den Kielen gewimpert. Der Fruchtknoten und die Caryopse ist wie bei der zweigeschlechtigen Blüthe.

Ein zartes, ganz kahles, im tropischen Theile Neu-Hollands einheimisches Gras mit flachen Blättern, undeutlichen Blatthäutchen, schmaler Rispe und kleinen Aehrchen bildet die einzige Art dieser Gattung.

187) **Briza** *Linné.* Die vielblüthigen Aehrchen haben zweigeschlechtige, dachziegelig-zweizeilig stehende Blüthen. Die beiden Klappen sind rundlich, zusammengedrückt-concav, bauchig. Die untere Spelze ist rundlich, zusammengedrückt-concav, am Grunde herzförmig, an der Spitze abgerundet, die obere viel kleiner, zweikielig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt oder fast zweilappig. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist zusammengedrückt, frei oder der oberen Spelze angewachsen.

Zierliche, meist im mittleren und südlichen Europa vorkommende Gräser mit flachen Blättern, einfachen oder ästigen Rispen, gestielten Aehrchen und gegliederter Spindel machen die Arten dieser Gattung aus.

188) **Chascolytrum** *Desvaux.* Die vielblüthigen Aehrchen haben zweigeschlechtige, dachziegelig-zweizeilig stehende Blüthen. Die beiden Klappen sind kahnförmig, ungleich groß. Die untere Spelze ist abgerundet, am Grunde herzförmig, auf dem Rücken gewölbt, an der Spitze stachelspitzig-begrannt, die obere ist weit kleiner, ziemlich flach, an beiden Rändern gekielt. Die beiden Schüppchen sind ausgerandet-zweilappig. An Staubgefäßen sind 1—3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben lange, federige Narben. Die Caryopse ist rundlich, flachgewölbt, frei.

Die hierher gehörigen Gräser wachsen im tropischen und außertropischen südlichen Amerika und haben flache Blätter, einfache oder ästige Rispen mit einzelnen, paarweise oder halbquirlig stehenden Aesten, gestielten, rundlich-elliptischen Aehrchen und gegliederter Spindel.

189) **Calotheca** *Kunth.* Die vielblüthigen Aehrchen haben dachziegelig-zweizeilig stehende, zweigeschlechtige Blüthen, von denen die oberste taub ist. Die beiden Klappen sind verkehrt-eiförmig-länglich, concav, die untere ist dreinervig, die obere ein wenig größer, fünfnervig. Die untere Spelze ist concav, an jeder Seite über dem Grunde in einen sichelförmigen Flügel verlängert, an der Spitze zweispaltig und kurz begrannt, die obere weit kleiner, flach, zweikielig, an den Kielen gewimpert, an der durchscheinenden Spitze spatelig. Die beiden Schüppchen sind mit einem Seitenläppchen versehen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben lange, behaarte Narben. Die Caryopse ist dreikantig, frei.

Rasenartig wachsende, im tropischen und außertropischen Theile Südamerika's wachsende Gräser mit zusammengerollten Blättern, einfacher, armblüthiger Rispe, gestielten Aehrchen und gegliederter Spindel gehören zu dieser Gattung.

190) **Anthochloa** *Nees.* Die drei- bis vierblüthigen Aehrchen haben zweigeschlechtige untere und fehlschlagende obere Blüthen. Von den beiden unbegrannten Klappen ist die untere ein wenig kleiner. Die untere Spelze ist sehr groß, rundlich, die obere kleiner, zweispaltig, die Zipfel sind wiederum zweispaltig. Die beiden Schüppchen sind spitz. Staubgefäße und Fruchtknoten sind unbekannt. Die endständigen Griffel haben sehr große, federige Narben. Die Caryopse ist gleichfalls unbekannt.

Aus dieser Gattung ist nur eine auf den Anden in Peru einheimische Art mit büscheligen, wenigblüthigen Rispenästen bekannt.

191) **Melica** *Linné.* Die Aehrchen bestehen aus zwei zweigeschlechtigen unteren und eine bis drei tauben oberen Blüthen. Die beiden Klappen sind concav, unbegrannt und ungleich. Von den beiden unbegrannten Spelzen ist die untere concav, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind frei oder unter einander verwachsen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist stielrund, frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Europa und im mittleren Asien, im tropischen und außertropischen Amerika, sowie am Cap der guten Hoffnung und haben flache Blätter mit geschlossenen Scheiden, einfache oder ästige Rispen und gestielte Aehrchen.

192) **Molinia** *Mönch.* Die Aehrchen sind zwei- bis fünfblüthig, die Blüthen sind zweigeschlechtig, die oberste ist taub. Die beiden Klappen sind concav, unbegrannt, ungleich groß. Die untere Spelze ist convex-halbstielrund, stumpf, unbegrannt oder stachelspitzig und hüllt die zweikielige, fast gleich lange obere ein. Die beiden Schüppchen sind hobelförmig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist spindelförmig, frei.

Steife, in Europa und im mittlern Asien einheimische, durch die von den Scheiden bedeckten Halmknoten ausgezeichnete Gräser mit ästigen, zusammengezogenen oder ausgebreiteten Rispen, gestielten Aehrchen und gegliede-

ter Spindel bilden die Arten dieser von Link Enodium genannten Gattung.

193) Koeleria *Persoon.* Die zwei- bis siebenblüthigen Aehrchen haben zweizeilig-stehende, zweigeschlechtige Blüthen. Die beiden Klappen sind gekielt, unbegrannt, ungleich groß. Die untere Spelze ist groß, unbegrannt oder an der Spitze oder unter derselben kurz begrannt, die obere ist zweikielig, an der Spitze zweispaltig. Die beiden Schüppchen sind ungleich, zwei- bis dreispaltig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist stielrund, frei.

Die Arten dieser Gattung wachsen im mittleren und südlichen Europa, selten in Asien und Nordamerika und haben rasenartige Halme, flache Blätter, gedrängte, ährenförmige Rispen und gestielte Aehrchen.

194) Schismus *Palisot de Beauvois.* Die fünf- bis siebenblüthigen Aehrchen haben entfernt stehende, zweizeilig angeordnete, zweigeschlechtige Blüthen. Die beiden Klappen sind eiförmig-länglich, etwas spitz, concav, fast gleich lang, die untere ist vier- bis siebennervig, die obere drei- bis fünfnervig. Von den beiden fast gleich langen Spelzen ist die untere verkehrt-eiförmig, an der Spitze zweispaltig, unbegrannt oder stachelspitzig, neunnervig, die obere länglich-spatelförmig, spitz, zweinervig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt-hobelförmig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben behaarte Narben. Die Caryopse ist verkehrt-eiförmig, zusammengedrückt, innerhalb der Spelzen frei.

Die Arten dieser von Steudel Hemisacris genannten Gattung wachsen in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern und haben schwach behaarte Blätter, von denen die grundständigen eingerollt, die stengelständigen flach sind und eine einfache, zusammengezogene Rispe.

195) Wangenheimia *Mönch.* Die Aehrchen bestehen aus vier zweigeschlechtigen Blüthen. Die beiden, fast einseitswendigen, gekielten, unbegrannten Klappen überragen die Blüthen, die untere Klappe ist kleiner. Die untere Spelze ist spitz, gekielt-concav, einnervig, die obere kürzer, zweinervig. Die beiden Schüppchen sind zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Iberien, es ist ein kleines Gras mit rasenartigen Halmen, sehr schmalen eingerollten Blättern, einzelnen Aehren, einseitswendigen, sitzenden, dachziegelig sich deckenden Aehrchen und ungegliederter Spindel.

196) Dactylis *Linné.* Die Aehrchen bestehen aus zwei bis sieben zweigeschlechtigen Blüthen. Die beiden Klappen sind fast ungleichseitig, gekielt, stachelspitzig-begrannt, ungleich groß, die obere ist oft kleiner, nervenlos und concav. Die untere Spelze ist fünfnervig, gekielt, stachelspitzig-begrannt, auf dem Kiele gewimpert, die obere ist zweikielig. Die beiden Schüppchen sind zweispaltig. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Die Arten dieser Gattung sind im mittleren und südlichen Europa und im nördlichen Amerika und Asien einheimisch und haben gefaltete Blätter und einseitige, geknäuelte Rispen.

197) Lasiochloa *Kunth.* Die Aehrchen sind zwei- bis vierblüthig, die Blüthen sind zweigeschlechtig, zweizeilig gestellt, am Grunde schwielig. Die beiden Klappen sind unbegrannt, außen warzig-rauhhaarig, fast gleich. Die untere Spelze ist concav, spitz oder stachelspitzig, neunnervig, die obere kürzer, zweikielig. Die beiden Schüppchen sind hobelförmig. Die drei Staubgefäße sind dem Fruchtknotenstielchen eingefügt. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Rasenförmig wachsende, am Cap der guten Hoffnung vorkommende Gräser mit flachen oder zusammengerollt-fadenförmigen Blättern, geknäuelten Rispen und gegliederter Spindel gehören zu dieser Gattung.

198) Urochlaena *Nees.* Die Aehrchen sind vielblüthig, gleichehig. Die Klappen und Spelzen sind krautartig, borstenförmig-verlängert, die Klappen sind fünfnervig, die untere Spelze ist sieben- bis neunnervig, die obere zusammengefaltet, zweizähnig. Die Schüppchen sind kahl, verkehrt-eiförmig, zweizähnig. Der Fruchtknoten ist kurz gestielt, kahl. Die kurzen, aus einander stehenden Griffel haben schmale, federige, blasse Narben. Die Caryopse ist frei, kahl, zusammengedrückt.

Die einzige Art dieser Gattung wächst am Cap der guten Hoffnung und hat fadenförmige Halme, zolllange, zuletzt zusammengerollte Blätter und eine endständige, eiförmige, von der breiten Scheide des obersten Blattes eingehüllte Aehre.

199) Cynosurus *Linné.* Die Aehrchen sind zwei- bis fünfblüthig, die Blüthen zweigeschlechtig, zugleich sind aber einige unfruchtbare, kammförmige, nur aus Klappen gebildete Aehrchen vorhanden. Die beiden Klappen sind lanzettlich, gekielt, kurz begrannt. Die untere Spelze ist an der Spitze stachelspitzig oder begrannt, die obere zweikielig, an der Spitze zweispaltig. Die beiden Schüppchen sind fast ungetheilt. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Europa, namentlich in den Ländern am mittelländischen Meere und haben flache Blätter und gedrängte, ährenförmige einseitswendige Rispen.

Die Gattung zerfällt nach der Form der Aehrchen in zwei Sectionen:

a) Cynosurus *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind stachelspitzig.

b) Chrysurus *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind begrannt.

200) Lamarckia *Mönch.* Die Aehrchen sind theils fruchtbar, theils unfruchtbar; die fruchtbaren sind zweiblüthig, die Blüthen stehen von einander entfernt, die eine ist zweigeschlechtig, die andere unvollständig, am Grunde mit einer Granne gestützt. Die beiden Klappen sind lanzettlich-pfriemlich, von der Blüthe entfernt. Die untere Spelze ist cylindrisch-zusammengerollt, unter der Spitze zweispaltig und mit einer geraden Granne versehen, die obere ist zweikielig. Die beiden Schüppchen sind sehr klein. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben weichbehaarte Narben. Die Caryopse ist länglich, zusammengedrückt und hängt der oberen Spelze an. Die unfruchtbaren Aehrchen bestehen aus fünf bis acht entfernt stehenden Blüthen. Die beiden Klappen sind mondförmig-pfriemlich, von der Blüthe entfernt. Die einzige Spelze ist eiförmig-rundlich, concav, unbegrannt, an der Spitze ausgefressen-gezähnelt.

Die einzige Art dieser von Desvaux Pterium genannten Gattung wächst in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern und hat flache Blätter und einfache, gedrängte Rispen mit gestielten Aehrchen.

201 Anisantha *C. Koch.* Die Rispe ist einfach; die Aehrchen sind vielblüthig, die unterste Blüthe ist fruchtbar, die zweite männlich, die übrigen unfruchtbar und umfassen die gemeinschaftliche Are, alle sind behaart und aus der zweispaltigen Spitze lang begrannt. Die Klappen sind häutig, ungleich groß. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der längliche Fruchtknoten ist mit zwei sitzenden Narben versehen. Die Caryopse ist länglich.

Die einzige Art dieser Gattung wächst im Orient.

202) Ectrosia *R. Brown.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig, entfernt von einander, die unterste ist zweigeschlechtig, die übrigen sind taub, männlich oder geschlechtslos, länger begrannt. Die beiden Klappen sind gekielt, unbegrannt, fast gleich groß und kürzer als die Blüthen. Die untere Spelze ist dreinervig, gekielt, an der Spitze zweilappig und zwischen den Lappen mit einer geraden Granne versehen, die obere ist zweikielig, unbegrannt. Die beiden Schüppchen sind keilförmig, ausgerandet. Die drei Staubgefäße sind dem Fruchtknotenstielchen eingefügt. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist spindelförmig, frei.

Die Arten dieser Gattung wachsen im tropischen Theile Neu-Hollands und haben zusammengerollte Blätter und ästige, gedrängte Rispen mit gestielten Aehrchen.

203) Lophatherum *Brongniart.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die untere Blüthe ist sitzend, zweigeschlechtig, die obere gestielt, geschlechtslos, einseitig. Die beiden Klappen sind stumpf, unbegrannt, die untere ist kürzer. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei Spelzen, von denen die untere eiförmig-länglich, zusammengerollt, siebennervig, an der Spitze in eine kurze, gerade Granne erweitert, die obere schmal-länglich, stumpf und zweinervig ist. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden Griffel sind endständig. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus zwei Spelzen, von denen die untere eiförmig-länglich, siebennervig und an der Spitze in eine gerade, starre Granne verlängert, die untere zweinervig, kürzer, in den oberen Blüthen fast ganz verkümmert ist.

Die einzige hierher gehörige Art wächst in Amboina und hat lanzettliche, gestielte Blätter, wechselständige, einfache, abstehende Rispenäste und sitzende, fast einseitswendige, an der Spitze einwärtsgekrümmte Aehrchen.

204) Elytrophorus *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind drei- bis vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und sind zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind gekielt, pfriemlich-begrannt, fast gleich groß. Die untere Spelze ist gekielt, dreinervig, an der Spitze pfriemlich-begrannt, die obere ist um die Hälfte kürzer, zweikielig und auf den Kielen häutig-geflügelt, an der Spitze dreilappig. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt. Nur ein Staubgefäß ist vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben lange, weichhaarige Narben. Die Caryopse ist stielrund, frei.

Die einzige Art dieser Gattung, welche Trinius Echinalysium nannte, wächst im tropischen Asien und Amerika und hat flache Blätter und eine gedrängte, geknäuelt-ährige, cylindrische Rispe.

205) Plagiolytrum *Nees.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen sind vollständig, zweiklappig und decken sich dachziegelig an der schlanken, bärtigen Are. Die beiden Klappen sind kürzer als die Aehrchen, die untere ist kleiner, schief zugespitzt, die obere zweizähnig und zwischen den Zähnen kurz pfriemlich. Die untere Spelze ist eiförmig, an den Seiten einwärtsgekrümmt, krautartig, dreinervig, an der Spitze zweispaltig mit stumpfen Zipfeln, die obere ist länglich, häutiger, oberwärts flach, an der stumpfen Spitze zweispaltig, unterwärts zusammengerollt, meist viernervig, mit zwei deutlichen hervortretenden Randnerven und undeutlichen Mittelnerven versehen. Die beiden Schüppchen sind gefärbt, kegelförmig, abgestutzt, kahl, schmal. An Staubgefäßen sind wahrscheinlich zwei vorhanden, ihre Fäden sind haarförmig. Der Fruchtknoten ist cylindrisch, kahl. Die fadenförmigen, auseinanderstehenden Griffel haben locker wollige Narben. Die Caryopse ist länglich-cylindrisch, etwas zusammengedrückt, abgestutzt-zweizähnig.

Hierher gehören aufrechte, in Ostindien einheimische Gräser mit schmalen Blättern, kurzem Blatthäutchen und einfacher, zweizeiliger Aehre.

206) Festuca *Linné.* Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und sind zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind gekielt, unbegrannt, ungleich groß. Die untere Spelze ist lanzettlich oder lanzettlich-pfriemlich, auf dem Rücken abgerundet, ohne vorragende Kielrippe, zur Zeit der Reife mit je einem Gliede der zerbrechenden Spindel abfällig. Die obere Spelze ist an den Seiten mit anliegenden feinen Wimpern versehen. An Staubgefäßen sind 1—3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl oder an der Spitze behaart. Die sehr kurzen endständigen Griffel

haben federige Narben. Die Caryopse ist flach-gewölbt, kahl, frei oder der oberen Spelze angewachsen.

Die hierher gehörigen Arten wachsen meist in der gemäßigten Zone der nördlichen Hemisphäre, sehr selten in der südlichen Hemisphäre und in den Tropenländern und haben flache oder borstenförmige Blätter, meist gestielte, rispige oder traubige, seltener sitzende und ährenförmige Aehrchen und eine gegliederte Spindel.

207) Brachypodium *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind vier- bis mehrblüthig, kurz gestielt, mit gliedweise zerbrechender Spindel. Die untere Spelze ist lanzettlich oder lanzettlich-pfriemlich, auf dem Rücken abgerundet, an der Spitze mit einer geraden Granne versehen, die obere ist am Rande durch steife Borsten kammartig-gewimpert. Der Fruchtknoten ist kahl oder überall mit kürzeren Haaren bestreut. Der sehr kurze, endständige Griffel hat gewimperte Narben.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Europa. In mehrfacher Hinsicht steht diese Gattung in der Mitte zwischen Festuca und Bromus. Mit letzterer ist sie durch den Blüthenstand verwandt, namentlich durch die gegenüber stehenden Aehrchen, durch die kammförmige Bewimperung der oberen Spelze und das verlängerte, nicht geöhrte Blatthäutchen, der Gattung Festuca nähert sie sich hauptsächlich durch die offenen Scheiden und die endständige, niemals gedrehte Granne.

208) Bromus *Linné.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen sind zweigeschlechtig und stehen zweizeilig. Die Klappen und Spelzen sind auf dem Rücken abgerundet oder gekielt, erstere zuweilen an der Spitze, letztere unterhalb der Spitze, seltener an der Spitze selbst begrannt; die obere Spelze ist an den Kielen kammförmig-gewimpert. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, fast birnförmig, an der Spitze behaart. Die beiden sehr kurzen unterhalb der Spitze entspringenden Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist flach-gewölbt, an der Spitze wollig, den Spelzen angewachsen.

Die hierher gehörigen Arten wachsen auf der ganzen Erde, vorzugsweise aber in der gemäßigten Zone der nördlichen Hemisphäre und haben flache Blätter, ausgebreitete selten zusammengezogene, zweizeilig stehende Rispen, gestielte Aehrchen und eine gegliederte Spindel. — Ceratochloa *Palisot de Beauvois*, Libertia *Lejeune* und Michelaria *Dumortier* sind mit dieser Gattung zu vereinigen.

209) Sclerochloa *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind drei- bis fünfblüthig mit zuletzt gliederweise zerbrechender Spindel. Die Spelzen und Klappen sind gekielt, unbegrannt; die untere Klappe ist weit kürzer als die obere, beide erreichen nicht das Ende der nächsten Spelzen, die obere Spelze ist oberwärts trockenhäutig, mit nicht auslaufenden Nerven. Der Fruchtknoten ist kurz zugespitzt. Die gefiederten Narben treten an der Seite über oder unter der Mitte der Blüthe hervor.

Diese Gattung ist von den verschiedenen systematischen Schriftstellern theils mit Festuca, theils mit Poa vereinigt worden, und es ist nicht zu leugnen, daß einige hierher gerechnete Arten passender zu Festuca gestellt werden. Am zweckmäßigsten wird zu dieser Gattung nur Cynosurus durus *Linné* (Sclerochloa dura *Palisot de Beauvois*) gebracht, ein in verschiedenen Ländern Europa's vorkommendes, niederliegendes, dem Boden angedrücktes Gras.

210) Roegneria *C. Koch.* Die Aehre besteht aus drei oder vier entfernt stehenden, wechselständigen, mehrblüthigen Aehrchen. Die Klappen sind weit kleiner als die nächste Blüthe, die untere ist dreinervig, die obere fünfnervig und weit größer; die untere Spelze ist auf dem Rücken ein wenig zusammengedrückt, undeutlich-dreinervig, in eine lange borstenförmige Spitze verlängert und umfaßt mit den behaarten Rändern die linealisch-elliptische, zweikielige, abgestutzte, aber mit zwei Spitzchen versehene obere. Die beiden Schüppchen sind länglich und überragen den birnförmigen, an der Spitze behaarten Fruchtknoten. Die sitzenden Narben sind federig.

Die einzige Art dieser Gattung wächst im Kaukasus, ist ganz kahl, ausdauernd und hat zwei bis drei Fuß hohe Stengel, flache linealische Blätter und ein ganz kurzes Blatthäutchen.

211) Orthoclada *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind dreiblüthig, die Blüthen stehen von einander entfernt, die unteren sind zweigeschlechtig, die obere ist taub. Die beiden Klappen sind gekielt, stumpf, fast gleich groß. Die untere Spelze ist gekielt, zugespitzt-stachelspitzig, die obere ist kahnförmig-zusammengedrückt, zweikielig. Die beiden Schüppchen sind fast hobelförmig. An Staubgefäßen sind zwei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist länglich, zusammengedrückt, von den Spelzen eingeschlossen.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten wachsen in Brasilien und haben flache Blätter, eine endständige Rispe mit halbquirlförmigen, büscheligen Aesten und zusammengedrückte, langgestielte, gegliederte Aehrchen.

212) Uniola *Linné.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig, die untersten bestehen nur aus einer Spelze, die übrigen sind zweigeschlechtig. Die Klappen sind gekielt, stumpf, fast gleich groß. Die untere Spelze ist gekielt-zusammengedrückt, die obere zweikielig und an den Kielen oft geflügelt und die Flügel bisweilen an der Spitze frei. Die beiden Schüppchen sind spitz-zweispaltig. An Staubgefäßen sind 1—3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Die zu dieser von Link Chasmanthium, von Rafinesque Trisiola genannten Gattung gehörigen Arten wachsen in Nord-Amerika und haben ziemlich breite, flache Blätter, ästige Rispen und gestielte mit dem Stielchen gegliederte, zusammengedrückte Aehrchen.

213) Diarrhena *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und sind zweigeschlechtig, die obersten sind taub. Die beiden Klappen sind concav, unbegrannt, die untere ist kürzer.

Die untere Spelze ist eiförmig auf dem Rücken gewölbt, dreinervig, zugespitzt-stachelspitzig, die obere kürzer, zweikielig. Die beiden Schüppchen sind fast rhombisch, gewimpert. An Staubgefäßen sind zwei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt, schief, an der Spitze ausgerandet. Die beiden endständigen Narben sind federig. Die Caryopse ist frei.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Nordamerika und hat flache, breit linealische Blätter und eine einfache Rispe.

Zweite Unterabtheilung. Bambuseen *Nees.*

Hierher gehören strauch- und krautartige Gräser mit drei bis sechs Staubgefäßen.

214) **Arundinaria** *Richard.* Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig; die Blüthen stehen dachziegelig-zweizeilig, etwas entfernt von einander und sind zweigeschlechtig oder männlich. Die beiden Klappen sind concav, unbegrannt, klein, die untere ist weit kleiner. Die untere Spelze ist eiförmig, concav, zugespitzt-stachelspitzig, vielnervig, die obere zweikielig. Die drei Schüppchen sind spitz, ein wenig gewimpert, länger als der ungestielte, kahle Fruchtknoten. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die drei endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist länglich, etwas gebogen, stielrund, frei.

Diese Gattung wurde von Persoon **Miegia**, von Willdenow **Ludolfia**, von Fischer **Triglossum**, und von Rafinesque **Macronax** genannt; die zu ihr gehörigen Arten wachsen im tropischen und wärmeren nördlichen Asien und Amerika und sind baumartig, ästig mit büschelig-halbquirligen Aesten und rispigen oder traubigen, vielblüthigen Aehrchen versehen.

215) **Arthrostylidium** *Rupprecht.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die unterste oder die beiden untersten Blüthen sind einspelzig, geschlechtslos, die übrigen sind zweigeschlechtig, lang gestielt und trennen sich gliederweise ab, die oberste ist taub. Die zweigeschlechtigen Blüthen haben zwei Spelzen, drei Schüppchen, drei Staubgefäße, einen kahlen Fruchtknoten und zwei, am Grunde meist getrennte Griffel mit behaarten oder federigen Narben.

Die Arten dieser Gattung wachsen im tropischen Amerika und haben gestielte oder sitzende, in einfachen oder rispigen Trauben stehende Aehrchen.

216) **Streptogyna** *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind drei- bis fünfblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und sind zweigeschlechtig, die obersten taub. Die beiden Klappen sind eingerollt, spitz, die untere ist um die Hälfte kürzer. Die untere Spelze ist eingerollt, stielrund, zusammengedrückt, siebennervig, an der Spitze in eine Granne verlängert, die obere gleich lang, eingerollt, etwas zusammengedrückt, auf dem Rücken zweikielig, an der Spitze zweispaltig. Die drei Schüppchen sind lanzettlich, spitz. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die drei endständigen, am Grunde verwachsenen Griffel haben lange, spiralig-gedrehte, rauhhaarige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Zu dieser Gattung gehört nur eine im wärmeren Amerika einheimische Art, ein baumartiges Gras mit flachen Blättern und kurz gestielten, traubigen Aehren.

217) **Chusquea** *Kunth.* Die Aehrchen sind dreiblüthig; die Blüthen stehen dachziegelig-zweizeilig, die unteren sind geschlechtslos, die oberste ist zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind gekielt-concav, unbegrannt und weit kürzer als die Blüthen. Die geschlechtslose Blüthe besteht aus einer concaven, stachelspitzigen Spelze. Zweigeschlechtige Blüthe: Die beiden Spelzen sind fast gleich lang, die untere ist fast gekielt-concav, stachelspitzig, die obere auf dem Rücken nach der Spitze zu gefurcht-zweikielig, an der Spitze selbst ausgerandet-zweispaltig. Die drei Schüppchen sind ungetheilt, kahl oder gewimpert, die dritte ist kleiner. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben auf der Innenseite federige Narben. Die Caryopse ist linealisch-länglich, zusammengedrückt, frei.

Zu dieser Gattung gehören die Riesen unter den Gräsern; sie wachsen in der Bergregion des tropischen Amerika und haben büschelförmige, hängende Aeste, flache Blätter, endständige, ästige, ausgebreitete Rispen und gestielte Aehrchen. Raddi nannte die Gattung **Rettbergia**.

218) **Acroelytrum** *Steudel.* Die Rispe ist aus Trauben zusammengesetzt; die Aehrchen stehen abwechselnd und sind lanzettlich, spitz, 2—3blüthig. Die beiden, selten drei Klappen sind eiförmig-länglich, stumpf, ungleich zwei- bis dreimal kürzer als die Blüthen, fünfnervig. Von den zwei bis drei Blüthen ist die untere ungestielt und zweigeschlechtig, die untere Spelze ist fast knorpelig, dreinervig, an der Spitze sehr kurz begrannt. Die beiden Schüppchen haben mit den Spelzen fast gleiche Länge. Aus dem Grunde der zweigeschlechtigen Blüthe erhebt sich eine taube, gestielte, oft die dritte Blüthe einschließende zweite Blüthe. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die beiden Griffel haben federige Narben.

Die Heimath der einzigen hierher gehörigen Art ist Japan.

219) **Aulonemia** *Goudot.* Die Aehrchen sind vielblüthig; die dachziegelig sich deckenden, zweizeilig stehenden Blüthen sind zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind eiförmig-stumpf, die untere ist kurz stachelspitzig-siebennervig, am Rande gewimpert, die obere ein wenig kürzer und unfruchtbar. Von den beiden ungleichen Spelzen ist die untere eiförmig, stachelspitzig, kahl, siebennervig, am Rande gewimpert, die obere concav, in der Mitte gleichsam faltig-zweinervig und auf den Nerven gewimpert. Von den drei Schüppchen stehen zwei vorn, das dritte hintere ist etwas kürzer, eiförmig, undeutlich-dreinervig, gewimpert. Die drei Staubgefäße haben linealische Staubbeutel. Die beiden Narben sind federig. Der Fruchtknoten ist ungestielt, länglich, kahl. Der Griffel ist unten einfach, fadenförmig.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Neu-Granada.

220) **Phyllostachys** *Sieboldt* und *Zuccarini.* Die Aehrchen sind linealisch-lanzettlich, drei- bis fünfblüthig,

die oberste Blüthe ist oft unfruchtbar und länger gestielt. Die beiden Klappen sind oft ungleich groß, vielnervig, concav, kahl, an der Spitze abgerundet-zusammengezogen und gewimpert und statt der Granne ist eine blattartige, eiförmig-lanzettliche, spitze, vielnervige kleine Platte erweitert, selten ganz unbegrannt. Die untere Spelze ist eiförmig-lanzettlich, zugespitzt oder seltener wie bei den Klappen in eine kleine Platte erweitert, schwach-vielnervig, kahl, nach der Spitze zu rauh, die obere lanzettlich, cylindrisch-eingerollt, auf dem Rücken zweikielig, an den Kielen sägenzähnig-rauh, an der Spitze zweispaltig mit pfriemlichen Zipfeln. Die drei Schüppchen sind gleich oder ungleich, die größere steht neben der inneren Spelze, alle sind lanzettlich, ziemlich spitz, schwach nervig, häutig. Die drei Staubgefäße sind anfänglich eingeschlossen, zuletzt ragen sie weit hervor, die Träger sind fadenförmig, die Staubbeutel am Grunde ausgerandet-pfeilförmig, an der Spitze ungetheilt, spitz, auf dem Rücken angeheftet. Der Fruchtknoten ist langgestielt, eiförmig-dreikantig. Der einfache, mit den Staubgefäßen zuletzt gleich lange Griffel hat drei fadenförmige, weit hervorragende, entfernt-gefägt-federige Narben.

Hierher gehört nur eine in Japan einheimische Art, ein hohes Gras mit kurz gestielten, am Grunde abgerundeten, lanzettlichen, spitzen, am Rande rauhen, oberseits kahlen, unten fein weichhaarigen Blättern und rispigem Blüthenstande.

221) Merostachys *Sprengel*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist kurz gestielt, zweigeschlechtig, die obere länger gestielt, sehr klein und taub. Die beiden Klappen sind ungleich, die untere ist klein, pfriemlich, die obere länglich-lanzettlich, spitz-pfriemlich. Von den beiden fast gleich langen Spelzen ist die untere eiförmig-elliptisch, spitz, cylindrisch-eingerollt, die obere auf dem Rücken zweikielig. Die drei Schüppchen sind ungetheilt, gewimpert. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben auf der Innenseite federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Die Arten dieser Gattung wachsen in Brasilien; es sind baumartige Gräser mit büschelförmigen Aesten, zweizeilig stehenden, flachen Blättern, endständigen, einzelnen, am Grunde scheidenförmig eingehüllten Aehren und einseitswendigen, dachziegelig sich deckenden, lanzettlich-länglichen Aehrchen.

222) Guadua *Kunth*. Die Aehrchen sind vielblüthig, die untersten Blüthen und die obersten sind unvollständig, cylindrisch, stielrund, bogenförmig, die Blüthenstielchen sind ziemlich lang und dick. Die beiden Klappen sind unbegrannt. Die obere Spelze ist breit und fast so groß als die untere. Von den drei Schüppchen sind zwei bisweilen verwachsen. An Staubgefäßen sind sechs vorhanden. Der meist kurze Griffel theilt sich in drei Narben. Die Caryopse ist eiförmig und mit dem stehenbleibenden, verdickten Griffelgrunde versehen.

Hierher gehören baumartige, ästige Gräser des tropischen Amerika mit stechenden jungen Aesten, flachen, sehr kurz gestielten Blättern und fast zweizeilig stehenden Blüthen.

223) Nastus *Jussieu*. Die Aehrchen sind wenigblüthig, die unteren Blüthen sind einspelzig, unvollständig, nur die vorletzte Blüthe ist zweigeschlechtig und zweispelzig, ihre obere Spelze schließt die letzte unvollständige, lang gestielte Blüthe ein. Die Spelzen der oberen Blüthen sind von einigen wenigen, stark hervortretenden, rippenförmigen Nerven durchzogen. Die drei Schüppchen sind ungetheilt, gewimpert. An Staubgefäßen sind sechs vorhanden. Der ungestielte Fruchtknoten ist ziemlich kahl. Die drei fast sitzenden, endständigen Narben sind innen federig. Die Caryopse ist frei und durch den stehenbleibenden verhärteten Griffelgrund bespitzt.

Die einzige zu dieser von Palisot de Beauvois Stematospermum genannten Art wächst auf der Insel Bourbon, sie ist baumartig und hat büschelig-quirlständige Aeste und längliche, zusammengedrückte, in Rispen stehende Aehrchen.

224) Schizostachyum *Nees*. Die Aehrchen sind knäuelförmig-gehäuft, von breiten, trockenhäutigen Deckblättern begleitet, dreiblüthig; die beiden obersten Blüthen sind zweispelzig, unfruchtbar, knospentragend. Dieses in blattartige Knospen auswachsende Aehrchen ist dreiklappig, unfruchtbar oder in der dritten, vorletzten Blüthe zweigeschlechtig, die untere Spelze der dritten Blüthe ist mit einem kurzen, keulenförmigen Stielchen versehen. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind sechs vorhanden. Der lange Griffel hat drei kurze weichhaarige Narben.

Die hierher gehörigen baumartigen Arten wachsen in Indien und in Brasilien.

225) Bambusa *Schreber*. Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen stehen dachziegelig-zweizeilig, die untersten sind geschlechtslos, einspelzig, klappenartig, die übrigen zweigeschlechtig oder bisweilen durch Fehlschlagen männlich. Die beiden Klappen sind concav, unbegrannt. Die beiden Spelzen sind fast gleich lang, die untere ist concav, stachelspitzig oder pfriemlich, die obere schmaler und zweikielig. Die drei Schüppchen sind ungetheilt, gewimpert. An Staubgefäßen sind sechs vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, an der Spitze weichhaarig. Der endständige, lange, an der Spitze zwei- bis dreispaltige Griffel hat federige Narben. Die Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Baumartige, im tropischen Asien, Amerika und Afrika einheimische Gräser mit knotigen Halmen, an deren Knoten sehr ästige, bisweilen dornige Zweige stehen, mit rispenförmigen Aehren und quirlig-ährigen Aehrchen machen die Arten dieser Gattung aus.

226) Beesha *Rheede*. Die Aehrchen sind drei- bis vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig, die unteren sind männlich oder geschlechtslos, einspelzig. Die beiden Spelzen sind spitz, aber unbegrannt. Die Schüppchen sind unbekannt. An Staubgefäßen sind sechs vorhanden. Der Fruchtknoten ist kahl. Der endständige Griffel hat drei wollige Narben. Die Frucht ist sehr groß, beerenartig, eiförmig.

Die einzige Art dieser von Trinius Melocanna bezeichneten Gattung wächst in Ostindien und hat einen baumartigen, wehrlosen Halm, breite, wimperig-borstige Blätter, büschelig stehende Aehren und Scheiden, welche die Aehrchen einhüllen. Roxburgh nannte diese Art Bambusa baccifera.

227) Streptochaeta *Nees.* Die Aehrchen sind einblüthig. Die drei Klappen sind lanzettlich, ungleich, die äußere endigt mit einer sehr langen, an der Spitze spiralig gedrehten Granne, die innern sind kleiner, zugespitzt, aber unbegrannt. Die drei Spelzen sind gleich groß, lanzettlich, unbegrannt, die eine hüllt die andere ein, die innere umfaßt die fünf bis sechs Staubgefäße, deren Fäden am Grunde verwachsen, an der Spitze aber frei sind. Der endständige einfache Griffel hat drei Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Diese Gattung nannte Trinius Lepideilema; die einzige hierher gehörige Art hat flache Blätter und eine endständige, einzelne Aehre.

Eilfte Abtheilung. Hordeaceen *Kunth.*

Die Aehrchen sind drei- bis vielblüthig, selten einblüthig; die endständige Blüthe ist taub. Die beiden Klappen und Spelzen sind krautartig. Die Narbe ist nicht gestielt. Der Fruchtknoten ist meist behaart. Der Blüthenstand ist ährenförmig, die Aehre ist einfach, einzeln; die Spindel ist bisweilen geflügelt.

228) Lolium *L.* Die Aehrchen sind vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und decken sich dachziegelig. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, unbegrannt, die hintere fehlt bisweilen. Die untere Spelze ist concav, unbegrannt oder unter der Spitze begrannt, die obere ist zweikielig. Die beiden Schüppchen sind spitz, ungetheilt oder zweilappig. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist der obern Spelze angewachsen.

Einjährige und ausdauernde, in der gemäßigten Zone der nördlichen Hemisphäre einheimische, jetzt über die ganze Erde verbreitete Gräser mit flachen Blättern, einfachen Aehren und sitzenden, wechselständigen, die eine Kante der Spindel zukehrenden Aehrchen. Zu dieser Gattung gehört auch das einzige narkotisch wirkende Gras, der Taumellolch, Lolium temulentum *Linné.*

229) Castellia *Tineo.* Die Aehre ist am Grunde ästig. Die Aehrchen sind sechs- bis achtblüthig, lanzettlich-eiförmig, einzeln, unbegrannt, der gegliederten Spindel zweizeilig und abwechselnd eingefügt, kurz gestielt, angedrückt, mit der schmalen Seite nach der Spindel gerichtet. Die Klappen sind ungleich, kahl, gekielt-concav, kürzer als die nächste Blüthe, die untere ist kleiner. Die äußere Spelze ist concav, fünfnervig, schwach gestreift, quer runzelig und rauh, die untere ist gezähnt-gewimpert. Die Caryopse ist von den Spelzen eingeschlossen.

Zu dieser Gattung gehört nur eine krautartige, einjährige, kahle, in Sicilien einheimische Art mit gekielten Blättern, einer am Grunde ästigen Aehre, ausgeschnittener Spindel, zusammengedrückten, gestielten Aehrchen und genäherten, fruchtbaren Blüthen.

230) Triticum *Linné.* Die Aehrchen sind drei- bis vielblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig. Die beiden Klappen stehen einander fast gegenüber und sind beinahe gleich groß, unbegrannt oder begrannt. Die untere Spelze ist grannenlos, stachelspitzig oder begrannt, die obere zweikielig, an den Kielen gewimpert. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt, öfters gewimpert. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist stiellos, an der Spitze behaart. Die beiden endständigen Narben sind federig. Die Caryopse ist frei oder den Spelzen angewachsen.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in der gemäßigten Zone der nördlichen Hemisphäre und sind namentlich in den östlich vom mittelländischen Meere gelegenen Ländern zahlreich, dagegen äußerst selten in dem außertropischen Theile Südamerika's und in Neu-Holland und kommen in den Tropenländern Amerika's fast gar nicht mehr vor; sie haben flache Blätter und sitzende, ährenförmige oder sehr selten fast traubige Aehrchen, deren eine flache Seite der Spindel zugekehrt ist.

Diese Gattung zerfällt in zwei Sectionen, welche von einigen Schriftstellern als besondere Gattungen angesehen werden.

a) Spelta mit bauchig-concaven, eiförmig-länglichen, stumpfen oder abgestutzten Klappen.

b) Agropyrum *Palisot de Beauvois* mit lanzettlichen oder linealisch-länglichen, spitzen oder stumpfen Klappen und sitzenden, ährenförmigen Aehrchen.

Die Gattung Brachypodium, welche von einigen Systematikern hierher gestellt wird, hat weit größere Aehnlichkeit mit Festuca und steht daher passender in deren Nähe.

231) Gaudinia *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sitzen einzeln auf den Ausschnitten der Spindel und sind mit derselben parallel, vier- bis siebenblüthig. Der Balg ist zweilappig. Die untere Spelze ist auf dem Rücken begrannt, die Granne am Grunde gedreht.

Die einzige Art dieser Gattung, welche von einigen Systematikern unpassend mit Arena vereinigt wird, wächst im südlichen Europa.

232) Lepidopironia *A. Richard.* Die Aehrchen sind wechselständig, zweizeilig, sitzend, vielblüthig. Die Klappen sind häutig, die äußere ist lanzettlich, spitz, auf dem Rücken gekielt, die untere ein wenig länger und breiter, spitz, einnervig. Die Blüthen sitzen an einer kurzen gemeinschaftlichen Are und decken sich dachziegelig, die äußern sind zweigeschlechtig, die innern kleiner und geschlechtslos. Die untere Spelze ist lederartig, fast eiförmig, zugespitzt, innen concav, am Rande häutig, auf dem Rücken mit langen steifen Haaren besetzt, unterhalb der Spitze mit einer geraden, rauhen Granne versehen, die obere ist kürzer, flach, eiförmig, zugespitzt, an den Rändern einwärts gebogen. Die drei Staubgefäße ragen hervor. Die Caryopse ist linsenförmig-

zusammengedrückt, am Grunde sehr kurz verschmälert-gestielt.

Aus dieser Gattung ist nur eine einjährige, in Habessinien einheimische Art mit aufrechten Halmen, flachen, am Rande rückwärts rauhen Blättern, einem sehr kurzen, häutigen, gewimperten Blatthäutchen und flacher gewundener Spindel bekannt.

233) Eremopyrum *Ledebour*. Die Aehrchen sind einzeln, sitzend, zweizeilig, dachziegelig, mehr oder weniger abstehend, mit der Spindel quer gestellt, nicht bauchig, drei- bis vielblüthig. Das endständige Aehrchen schlägt meist fehl. Die Blüthen stehen an dem gewundenen, am Grunde dicken, an der Spitze allmälig verdünnten Spindelchen wechselständig, die beiden untersten berühren sich, die oberen stehen entfernt von einander, die oberste ist einspelzig, kurz gestielt, geschlechtslos, die seitlichen ungestielt, zweispelzig, zweigeschlechtig. Die Klappen sind gleich oder etwas ungleich, fast knorpelig, gekielt, am Grunde gekniet, an der Spitze mehr oder weniger lang-pfriemlich. Die untere Spelze ist fast lederartig-häutig, eiförmig oder länglich, kahnförmig, gekielt, fünfnervig, bald kurz-pfriemlich, bald lang begrannt. Die innere Spelze ist häutig, gekielt-zweinervig, an der Spitze spitz-zweispaltig. Die Schüppchen, Staubgefäße, der Griffel und die Caryopse sind wie bei den übrigen Hordeaceen beschaffen.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten wurden früher zu Triticum gestellt, insbesondere sind Triticum orientale *Marschall Bieberstein* und T. squarrosum *Roth* hierher gezogen. Sie unterscheiden sich von Triticum und Agropyrum leicht durch die gleichförmigen Aehrchen und die am Grunde kniefömig-eingebogenen und daselbst verwachsenen Klappen und von Secale durch die zweiblüthigen Aehrchen und die fast häutigen Klappen. Die Arten wachsen in Aegypten, Arabien, Kleinasien und Persien.

234) Secale *Linné*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die Blüthen stehen zweizeilig und sind zweigeschlechtig mit einem linealischen Rudiment einer dritten endständigen Blüthe. Die beiden Klappen stehen einander fast gegenüber und sind fast gleich groß, gekielt, unbegrannt oder stachelspitzig. Die untere Spelze ist begrannt, gekielt, ungleichseitig mit einer breitern dickern äußern Seite, die obere kürzer, zweikielig. Die beiden Schüppchen sind gewimpert. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden fast endständigen Narben sind federig. Die Caryopse ist an der Spitze behaart, frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen im südöstlichen Theile Europa's und in den angrenzenden Ländern Asiens und haben flache Blätter, einfache Aehren und mit der oft gegliederten Spindel parallel gehende Aehrchen.

235) Elymus *Linné*. Die Aehrchen sind zwei- bis vielblüthig; die Blüthen stehen zweizeilig, die oberste ist taub. Die beiden Klappen sind ungleichseitig, ungleich groß, grannenlos oder begrannt. Die untere Spelze ist concav, unbegrannt oder begrannt, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt oder ungleich-zweilappig, gewimpert oder an der Spitze behaart, selten kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt, an der Spitze behaart. Die beiden fast endständigen Narben sind federig. Die an der Spitze behaarte Caryopse ist mit den Spelzen ein wenig verwachsen.

Die Arten dieser Gattung, welche in zwei Sectionen zerfällt, wachsen in der gemäßigten Zone der nördlichen Hemisphäre und haben flache Blätter und einfache, sehr selten ästige Aehren.

a) Psammochloa mit unbegrannten Klappen und Spelzen und ungetheilten, behaarten Schüppchen.

b) Elymus (im engeren Sinne) mit begrannten Klappen und begrannter unterer Spelze und kahlen oder seltener gewimperten, bald ungetheilten, bald mit einem Seitenläppchen versehenen Schüppchen.

236) Gymnostichum *Schreber*. Die Aehrchen sind dreiblüthig, die Blüthen stehen entfernt von einander, die oberste ist taub. Die beiden Klappen sind zahnförmig, die eine ist bisweilen borstenförmig verlängert. Die untere Spelze ist gekielt, an der Spitze begrannt und hüllt die zweikielige obere ein. Die beiden Schüppchen sind ungleich-zweilappig, gewimpert. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, an der Spitze behaart. Die beiden endständigen Narben sind federig. Die an der Spitze behaarte Caryopse ist den Spelzen angewachsen.

Die einzige hierher gehörige Art wächst im Orient und in Nordamerika und hat flache Blätter, einfache, zweizeilig stehende Aehren, eine ungegliederte Spindel und zu zweien stehende Aehrchen.

237) Hordeum *Linné*. Die Aehrchen sind zweiblüthig mit einer zu einem pfriemlichen Rudimente verkümmerten obersten Blüthe und stehen zu dreien beisammen, von denen die seitlichen meist taub sind. Die beiden Klappen sind linealisch-lanzettlich, pfriemlich-stachelspitzig, fast einseitswendig, nach Vorn gerichtet und den Spelzen entgegen. Die untere Spelze ist concav, an der Spitze in eine Granne verlängert, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt oder ungleich zweilappig, gewimpert oder behaart, selten kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, an der Spitze behaart. Die beiden Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist an der Spitze behaart, den Spelzen angewachsen oder selten frei.

In Europa, im südwestlichen Asien, in Afrika und Amerika einheimische Gräser mit flachen Blättern, einfachen Aehren und zuletzt oft gegliederter Spindel machen die Arten dieser Gattung aus, welche in zwei Sectionen zerfällt.

a) Zeocriton *Palisot de Beauvois*. Die Aehrchen stehen zu dreien, die seitlichen sind durch Fehlschlagen männlich oder geschlechtslos.

b) Hordeum *Palisot de Beauvois*. Die Aehrchen stehen gleichfalls zu dreien beisammen und auch die seitlichen sind fruchtbar.

238) Heteranthelium *Hochstetter*. Die Aehrchen sitzen an den Gliedern der Spindel einzeln, stehen zwei-

zeilig-dachziegelig und sind verschieden gestaltet, im Vergleich mit der Spindel parallel zusammengedrückt und quer gestellt, 5—9blüthig, die einen sind fruchtbar (die beiden untersten Blüthen oder auch nur die unterste sind zweigeschlechtig, dreimännig, zweispelzig, die übrigen geschlechtslos, sehr häufig einspelzig), die andere unfruchtbar (sämmtliche Blüthen sind geschlechtslos und meist einspelzig), kleiner, an der Spitze der Aehre gedrängt und zugleich mit fruchtbaren Aehrchen ohne Ordnung untermischt. Die geschlechtslosen Blüthen sind deutlich kleiner als die vollkommenen, an den fruchtbaren Aehrchen an der Spitze des fadenförmigen Spindelchens zweizeilig-gehäuft und stellen ein Büschel von Grannen dar; in den unfruchtbaren Aehrchen sind sie auf gleiche Weise gehäuft, sitzen aber auf einem sehr kurzen, dicken Spindelchen, die oberen sind allmälig kleiner als die unteren und kürzer gestielt. Die fruchtbaren Blüthen sind fast stiellos und einander genähert. Der Balg ist zweiklappig, kürzer als die Blüthen und in allen Aehrchen gleich gestaltet. Die Klappen stehen einander gegenüber und sind gleich groß, knorpelig und bleiben zugleich mit der ungegliederten Spindel stehen und sind kiellos, linealisch-pfriemlich, ganzrandig, an der Spitze allmälig in eine borstenförmige, rauhe, kantige Granne verlängert, am Grunde verwachsen. Die vollkommenen Blüthen sind zweispelzig, die geschlechtslosen sehr häufig zu einer äußern Spelze verkümmert. Die äußere Spelze ist fast knorpelig, kahnförmig, eiförmig- oder länglich-lanzettlich, 5—7nervig, an den Rändern einwärtsgebogen, auf dem Rücken gekielt, an der Spitze allmälig verschmälert und begrannt. Die innere Spelze ist häutig, linealisch-länglich, gekielt-zweinervig, pfriemlich-zweikielig. Die Schüppchen, Staubgefäße, der Griffel und die Caryopse stimmen mit den übrigen Gattungen der Hordeaceen überein.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Syrien und Persien.

239) Crithopsis *Jaubert* und *Spach*. Die Aehrchen stehen zu zweien, zweizeilig, dachziegelig und sind zweiblüthig, die seitlichen stehen im Vergleich zur Spindel quer, die endständige mit der Spindel parallel. Die untere Blüthe ist fast ungestielt, zweispelzig, zweigeschlechtig, dreimännig; die obere ist lang gestielt, einspelzig, geschlechtslos. Der Balg eines jeden Paares der Aehrchen ist vierklappig und bildet eine einseitige, die Blüthen umgebende Hülle. Die Klappen bleiben mit der ungegliederten Spindel stehen und sind fast lederartig, quirlständig, ziemlich flach, gleich groß, dreinervig, lanzettlich-linealisch, an der Spitze pfriemlich begrannt, am Grunde verwachsen. Die untere Spelze ist fast lederartig, fünfnervig, concav, ungekielt, eingerollt, länglich-lanzettlich, allmälig verschmälert, an der Spitze lang begrannt. Die obere häutig, gekielt-zweinervig, länglich, abgestutzt, unbegrannt, auf dem Rücken zusammengerollt. Die Schüppchen und die Geschlechtsorgane stimmen mit den übrigen Hordeaceen überein.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Syrien und Persien.

Die von Ernst Meyer auf Hordeum aegiceras *Royle* aufgestellte Gattung Critho ist wol passender wieder mit Hordeum zu vereinigen.

240) Aegilops *Linné*. Die Aehrchen sind drei- bis fünfblüthig, die endständige Blüthe ist taub. Die beiden Klappen stehen neben einander und sind fast gleich, concav, an der Spitze abgestutzt, zwei- bis vierzähnig, die Zähne sind grannenlos oder pfriemlich-begrannt. Die untere Spelze ist concav, an der abgestutzten Spitze zwei- bis dreizähnig, die Zähne sind sämmtlich pfriemlich-begrannt oder nur der mittelste. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt, an der Spitze behaart. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der ungestielte Fruchtknoten ist an der Spitze behaart. Die beiden fast endständigen Narben sind federig. Die Caryopse ist an der Spitze wollig, frei.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten sind in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern Europa's und Asiens einheimisch und haben einjährige Wurzeln, flache Blätter und einzelne, zweizeilig-abwechselnde, mit der zuletzt oft gegliederten Spindel parallel stehende Aehrchen.

241) Polyantherix *Nees*. Die Aehrchen sind drei- bis vierblüthig, die eine oder die andere der untern Blüthen ist unfruchtbar, den Klappen ähnlich, die oberste taub. Die beiden neben einander stehenden Klappen sind tief zweispaltig und haben zwei- bis dreispaltige, langborstige Zipfel, von denen der dritte, wenn überhaupt vorhanden, sehr klein ist. Die untere Spelze ist papierartig, an der zweizähnigen Spitze lang borstenförmig, die obere kleiner, ungetheilt, an den Rändern einwärtsgebogen und gewimpert. Die Schüppchen sind lanzettlich, ungetheilt, gewimpert. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist an der Spitze behaart. Die beiden abstehenden Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Nordamerikanische Gräser mit sparriger Aehre, gegliederter Spindel und zweizeilig stehenden, abwechselnden, zu zweien beisammen stehenden, mit der Spindel parallel gehenden, fast sitzenden Aehrchen.

242) Pariana *Aublet*. Die Aehrchen sind einblüthig, quirlständig, zu zweien oder zu sechs stehend, die äußern sind gestielt, männlich, das endständige ist ungestielt, weiblich. Männliches Aehrchen: Die beiden neben einander stehenden Klappen sind lanzettlich, unbegrannt. Von den beiden grannenlosen Spelzen ist die untere concav, dreinervig, die obere vier- bis sechsnervig. Von den vier Schüppchen sind die beiden vordern gewimpert. Die Staubgefäße sind zahlreich. Weibliches Aehrchen: Die beiden Klappen sind gekielt-kahnförmig, fast gleich groß, unbegrannt. Die beiden Spelzen sind gleich groß, grannenlos. Die drei Schüppchen sind an der Spitze gewimpert. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Narben sind federig. Die Caryopse ist von den Spelzen bedeckt.

Die hierher gehörigen Arten sind im tropischen Amerika einheimisch, halbstrauchig und haben breite, kurz

gestielte Blätter, endständige, einfache Aehren und eine gegliederte Spindel.

Zwölfte Abtheilung. Rottboelliaceen *Kunth.*

Der Blüthenstand ist ährenförmig, die Spindel ist bei den meisten gegliedert. Die ein-, zwei-, selten dreiblüthigen Aehrchen stehen in der Aushöhlung der Spindel und zwar bald einzeln, bald zu zweien, von denen das eine gestielt und oft taub ist. Die eine Blüthe eines jeden Aehrchens ist oft unvollständig. Die Klappen sind meist lederartig, oft ist jedoch nur eine vorhanden und bisweilen fehlt auch diese. Die Spelzen sind häutig, unbegrannt oder seltener begrannt. Die Griffel sind bisweilen sehr kurz oder fehlen ganz.

243) **Nardus** *Linné.* Die Aehrchen stehen abwechselnd-zweizeilig und sind einzeln in den Aushöhlungen der gegliederten Spindel sitzend, einblüthig, ohne entwickeltes Rudiment einer zweiten Blüthe. Die Klappen fehlen in der Regel, nur ausnahmsweise ist eine verkümmerte pfriemliche oder linealisch-pfriemliche oder noch seltener sind zwei verkümmerte seitliche spelzenartige Klappen vorhanden. Die untere Spelze steht vorn, ist an der Spitze begrannt und hüllt die obere ein. Nur eine vorn stehende, an den Enden der Spelzen hervortretende Narbe ist vorhanden. Die Caryopse ist spindelförmig, hintern mit einem kaum etwas vertieften, schmalen Längsstreifen.

Die einzige hierher gehörige Art wächst im mittleren und südlichen Europa und im Kaukasus und hat zusammengerollte Blätter, einfache Aehren und eine dreiseitige Spindel, deren eine Seite nicht mit Aehrchen besetzt ist.

244) **Psilurus** *Trinius.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist ungestielt, zweigeschlechtig, die obere gestielt, taub, oft zu einem Stielchen verkümmert. Die einzige nach Vorn stehende Klappe ist sehr klein, eiförmig, unbegrannt. Die untere Spelze ist einnervig, begrannt und hüllt die etwas längere, zweikielige obere ein. Die beiden Schüppchen sind zweispaltig, kahl. Es ist nur ein Staubfaden vorhanden. Der Fruchtknoten ist gestielt, kahl. Die beiden endständigen Narben sind weichhaarig. Die Caryopse ist linealisch, dreikantig, der obern Spelze angewachsen.

Die einzige hierher gehörige Art wächst an den Küsten des mittelländischen Meeres und hat fadenförmige eingerollte Blätter, eine fadenförmige, endständige gegliederte Aehre mit wechselständigen Aushöhlungen und sitzenden Aehrchen, welche in jedem Gliede einzeln oder die untern zu zweien stehen, von denen das eine dann gestielt und taub ist.

245) **Lepturus** *R. Brown.* Die Aehrchen sind zwei- bis dreiblüthig, die untere (hintere) Blüthe ist ungestielt, zweigeschlechtig, die obere gestielt, taub oder zu einem Stielchen verkümmert, sehr selten gleichfalls vollständig. Die beiden Klappen sind pfriemlich, fast gleich groß und stehen bei der endständigen Blüthe immer einander gegenüber, bei den seitlichen meist neben einander oder die untere fehlt ganz. Die beiden Spelzen sind unbegrannt, kürzer als die Klappen, die untere hüllt die obere zweinervige ein. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt, kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen, sehr kurzen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen vorzugsweise am mittelländischen Meere und im südöstlichen Europa und den benachbarten Ländern Asiens, sowie in Neu-Holland und im tropischen Amerika und haben ästige, aufrechte oder niederliegende, oft kriechende Halme, sehr schmale, flache Blätter, schlanke, gerade oder gebogene und gegliederte Aehren und einzeln stehende, den Aushöhlungen der Spindel eingefügte Aehrchen.

Diese Gattung zerfällt in folgende vier Sectionen:

a) **Myurus.** Die beiden Klappen stehen bei den seitlichen Aehrchen neben einander und zwar nach Vorn. Das Rudiment der obern Blüthe ist linealisch. Die Schüppchen sind spitz. Die Griffel fehlen fast ganz.

b) **Micrurus.** Die einzige Klappe der seitlichen Aehrchen steht nach Vorn. Das Rudiment der obern Blüthe fehlt fast ganz. Die Schüppchen sind spitz. Die Griffel sind ziemlich lang.

c) **Syurus.** Die einzige Klappe der seitlichen Aehrchen steht nach Vorn. Das Rudiment der obern Blüthe ist keulenförmig. Die Schüppchen sind abgestutzt-ausgerandet. Die Griffel sind ziemlich lang.

d) **Pholiurus.** Die beiden Klappen der seitlichen Aehrchen stehen einander gegenüber und der Spindel entgegengesetzt. Die obere Blüthe ist gleichfalls vollständig und außerdem ein Rudiment einer dritten Blüthe vorhanden. Die Schüppchen sind spitz, die Griffel kurz.

246) **Oropetium** *Trinius.* Die Aehrchen sind zweiblüthig; die untere Blüthe ist zweigeschlechtig, sitzend, die obere zu einer behaarten Schwiele verkümmert. Die beiden Klappen sind unbegrannt, die untere (hintere) ist sehr klein, eiförmig, die obere lanzettlich, etwas gewölbt, länger als die Blüthe. Die beiden Spelzen sind grannenlos, fast gleich lang, die untere (hintere) gekielt-kahnförmig, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind fast keilförmig, kahl. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben fast pinselförmige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Diese Gattung besteht nur aus einer in Ostindien einheimischen, winzigen Art mit borstenförmigen Blättern, büschelig-ästigen Halmen, zusammengedrückter, ungegliederter, zweizeiliger Aehre und einzelnen, sitzenden, den Aushöhlungen der zusammengedrückten, gewundenen Spindel eingefügten Aehrchen.

247) **Didactylon** *Zollinger* und *Moritzi.* Die einzige Klappe ist zusammengedrückt-gekielt, lanzettlich, unbegrannt, spitz, durchscheinend und von einem rauhen

grünen oder nach der Blüthezeit purpurrothen Kiele durchzogen. Die beiden Spelzen sind durchscheinend-häutig, die äußere ist wie die Klappe grannenlos, zusammengedrückt-gekielt, spitz, der Kiel grün oder purpurroth rauh, die innere ist weit kleiner als die äußere, lang begrannt, die Granne ist zwei- bis dreimal länger als das Aehrchen, unter der Mitte schwach-gekniet, am Grunde gedreht. Die Schüppchen fehlen. Die beiden Staubgefäße haben dunkel-purpurrothe, niemals getheilte, mit den Trägern gleich lange Beutel. Die beiden Griffel haben federig-purpurrothe Narben.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Java; es sind kleine, zarte, einjährige Gräser mit einfachen oder ästigen Halmen, linealischen, kahlen oder etwas rauhen oder doch am Grunde gewimperten Blättern und in den Aushöhlungen der Spindel einzeln sitzenden Aehrchen.

248) Ophiurus *Gaertner*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die Blüthen sind ungestielt, die äußere ist männlich oder geschlechtslos, die innere zweigeschlechtig. Von den beiden unbegrannten Klappen ist die äußere knorpelig, die innere concav und häutig. Die beiden Spelzen sind häutig, grannenlos, kürzer als die Klappen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Die Schüppchen, Staubgefäße und die Caryopse sind unbekannt.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Ostindien und Neu-Holland und hat ästige, weichhaarige Halme, flache Blätter, schlanke, kurze, fast büschelige, von blattartigen Scheiden halbeingeschlossene, stielrunde, gegliederte Aehren und einzelne, sitzende, den Aushöhlungen der Glieder eingefügte Aehrchen.

249) Vossia *Wallich* und *Griffith*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist männlich, die obere zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind von einander verschieden, die äußere ist papierartig-knorpelig, flach, spitz, die innere papierartig, unbegrannt, gekielt-kahnförmig. Die Spelzen der untern männlichen Blüthe sind zweinervig, die der obern zweigeschlechtigen dreinervig. Die beiden Schüppchen sind keilförmig, gezähnt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Ostindien einheimische, rasenartig-wachsende Art bekannt mit hohen, fluthenden Halmen, sehr langen und sehr spitzen, flachen Blättern, ungetheilten, dicht gewimperten Blatthäutchen, zusammengedrückter, gegliederter Aehre, gewundener, ausgehöhlter Spindel und in jedem Spindelgliede zu zweien stehenden Aehrchen, von denen das eine ungestielt, das andere gestielt ist.

250) Hemarthria *R. Brown*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist einspelzig, geschlechtslos, die obere zweigeschlechtig. Die beiden länglichen, spitzen, ungleich großen Klappen gehen mit der Spindel parallel. Die beiden unbegrannten Spelzen sind kürzer als die Klappen. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt, kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Die hierher gehörigen Arten wachsen am mittelländischen Meere, in Nordamerika, Neu-Holland, Ostindien und am Cap der guten Hoffnung und haben ästige Halme, flache Blätter, pfriemliche, zusammengedrückte, halbgegliederte Aehren, in jedem Spindelgliede zu zweien stehende, fruchtbare Aehrchen, von denen das eine ungestielt und mit der hintern Klappe der Spindel angewachsen, das andere gestielt und mit der Spindel verwachsen ist und freie Klappen.

251) Mnesithea *Kunth*. Die Aehrchen sind dreiblüthig, die beiden untern Blüthen einspelzig und geschlechtslos, die oberste ist zweigeschlechtig. Die einzige Klappe steht nach Vorn und ist schief-länglich. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei Spelzen, von denen die untere elliptisch-länglich, concav ist und die obere einhüllt. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt, kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Ein in Tranquebar einheimisches, wenig bekanntes Gras mit flachen Blättern, stielrunden, gegliederten Aehren und in den Aushöhlungen der Spindel zu zweien stehenden Aehrchen bildet die einzige Art dieser Gattung, welche Rees Thyridostachyum nannte.

252) Rottboella *R. Brown*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist männlich oder geschlechtslos und einspelzig, die obere zweigeschlechtig. Von den beiden fast gleich langen Klappen ist die untere (vordere) concav, die obere gekielt-kahnförmig, bisweilen fehlt sie aber. Die untere Spelze ist concav, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind schief-abgestutzt, kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Asien, Neu-Holland und auf den Inseln des stillen Oceans, sowie in Aegypten und haben aufrechte, oft sehr hohe Halme mit flachen Blättern, stielrunde, gegliederte Aehren und in jedem Gliede zu zwei stehende, der Spindel angedrückte oder eingesenkte Aehrchen, von denen das eine ungestielt, das andere gestielt und taub ist.

Die Gattung zerfällt in drei Sectionen:

a) Hemipus mit der Spindel eingesenkten Aehrchen und fehlender hinterer Klappe.

b) Stegosia *Loureiro* mit der Spindel eingesenkten Aehrchen und zwei Klappen.

c) Coelorrhachis *Brongniart* mit der Spindel angedrückten Aehrchen und zwei Klappen.

253) Ratzeburgia *Kunth*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, einspelzig, die obere zweigeschlechtig. Die untere Klappe ist flach-gewölbt, netzaderig, an der Spitze häutig-verlängert, zweilappig, am Rande gezähnt, die obere fast gleich lang, flach. Die beiden Spelzen sind unbegrannt, die obere ist klein, dreilappig. Die beiden Schüppchen sind

hobelförmig, ausgerandet-zweilappig. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Ostindien, sie ist rasenförmig und treibt Ausläufer und hat einfache, einjährige Halme, linealische Aehren, eine gekniet-gewundene Spindel und zu drei in jedem Spindelgliede stehende Aehrchen, von denen die seitlichen ungestielt und fruchtbar sind, das mittelste gestielt und taub ist.

254) Xerochloa *R. Brown*. Die Aehrchen sind zweiblüthig; die untere Blüthe ist männlich, die obere weiblich, gleichförmig. Von den beiden unbegrannten Klappen ist die untere (vordere) kleiner. Die beiden Spelzen sind länger als die Klappen, pfriemlich, unbegrannt. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel sind am Grunde verwachsen. Die Caryopse ist länglich, stielrund, mit dem Griffelgrunde gekrönt, innerhalb der obern Spelze frei.

Hierher gehören binsenartige, trockene, im tropischen Theile Neu-Hollands einheimische Gräser mit pfriemlichen, steifen Blättern, langen, die kurzen, wenigblüthigen Aehren einschließenden Scheiden und mit Aehrchen, welche mit der Spindel parallel gehen und in deren Aushöhlungen halb eingesenkt sind.

255) Tripsacum *Linné*. Die Aehren sind einhäufig. Die männlichen Aehrchen sind zweiblüthig, mit vollkommenen Blüthen, die weiblichen sind gleichfalls zweiblüthig, aber die untere Blüthe ist geschlechtslos, zweispelzig. Von den beiden grannenlosen Klappen ist die untere (vordere) concav, die obere kahnförmig. Die beiden Spelzen sind gleichfalls unbegrannt, die untere ist concav, die obere zweikielig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt-zweilappig, kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Der endständige, einfache Griffel hat zwei lange, dicht wollige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Nordamerika und haben flache Blätter, einzelne oder zu dreien stehende, gegliederte, am Grunde weibliche, an der Spitze männliche Aehren und einzeln stehende, mit dem Spindelgliede gleich lange weibliche und in jedem Gliede zu zweien stehende, ziemlich lange männliche Aehrchen.

256) Prionachne *Nees*. Die Aehrchen haben zwei zweigeschlechtige Blüthen. Die beiden Klappen haben zusammengefaltet-messerförmige, ungleichseitige, weichstachelige Klappen. Die beiden Spelzen sind kleiner als die Klappen, die untere ist größer, spitz, die obere linealisch, an der Spitze zweizähnig. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt, ausgerandet. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben sprengwedelförmige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Die einzige Art dieser Gattung wächst am Cap der guten Hoffnung und hat zusammengerollte Blätter, traubige Aehren und locker dachziegelige Aehrchen.

257) Manisuris *Linné*. Die einblüthigen Aehrchen stehen zu zweien beisammen, von denen das untere zweigeschlechtig, das obere geschlechtslos oder männlich ist. Zweigeschlechtiges Aehrchen: Die untere Klappe ist fast kreisrund, sackartig-concav, die obere kleiner und ziemlich flach. Die beiden Spelzen sind sehr klein und sehr dünn. Die Schüppchen sind unbekannt. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist meist von den Spelzen bedeckt. Das unfruchtbare Aehrchen besteht nur aus zwei fast gleichen Klappen.

Die hierher gehörigen Arten finden sich in den Tropenländern der ganzen Erde und haben ästige Halme, flache Blätter, einzeln stehende, am Grunde von einem scheidenförmigen Blatte eingehüllte Aehren und einseitswendige Aehrchen.

Dreizehnte Abtheilung. Andropogoneen *Kunth.*

Die Aehrchen sind zweiblüthig; die untere Blüthe ist stets unvollständig. Die Spelzen sind zarter als die Klappen und meist durchscheinend.

258) Perotis *Aiton*. Die Aehrchen bestehen nur aus einer sitzenden Blüthe. Die beiden Klappen sind fast gleich, lang begrannt. Die beiden Spelzen sind sehr klein, unbegrannt. Die beiden Schüppchen sind ungetheilt, kahl. An Staubgefäßen sind drei vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen, am Grunde verwachsenen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist cylindrisch, innerhalb der Spelzen frei.

Trinius nannte diese Gattung Xystidium; die zu ihr gehörigen Arten wachsen in den tropischen und subtropischen Ländern der alten Welt und haben flache Blätter und kurz gestielte, in Aehren stehende Aehrchen.

259) Leptothrium *Kunth*. Die Aehrchen haben nur eine sitzende Blüthe. Die beiden Klappen sind pfriemlich, die untere ist kürzer, schwach gekielt, ungleichseitig, die obere eingehüllt, an den Seiten etwas zusammengedrückt. Die untere Spelze ist eiförmig, schwach gekielt, einnervig, die obere dreimal kürzer. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt, kahl. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen, gesonderten Griffel haben pinselförmige Griffel. Die Caryopse ist unbekannt.

Die einzige Art dieser Gattung wächst im tropischen Amerika; sie ist ganz kahl, starr und hat eingerollte, fein gewimperte Blätter, eine einfache Aehre, dreieckige, gebogene Spindel und kurz gestielte, wechselständige, mit der Spindel gegliederte Aehrchen.

260) Zoysia *Willdenow*. Die Aehrchen bestehen nur aus einer sitzenden Blüthe. Die einzige Klappe steht nach Vorn und ist gekielt-zusammengefaltet, grannenlos oder stachelspitzig-begrannt, am Grunde mit den Rändern verwachsen. Von den beiden unbegrannten Spelzen ist die untere (hintere) eiförmig-länglich, einnervig, gekielt-zusammengefaltet, die obere kürzer, nervenlos, gekielt, bisweilen fehlt sie jedoch. Von den drei Staubgefäßen stehen zwei vor der obern Spelze, ein vor der untern. Die Schüppchen fehlen. Der Fruch

knoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen langen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist kahl, frei.

Die einzige Art dieser von Persoon **Matrella**, von Necker **Osterdamya** genannten Gattung wächst an den Küsten Ostindiens und Neu-Hollands und hat zweizeilig stehende, gekielte Blätter, eine einfache, traubige, ungegliederte Aehre und dachziegelig sich deckende Aehrchen.

261) **Dimeria** *R. Brown.* Die Aehrchen sind ein- bis zweiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, einspelzig, bisweilen fehlend, die obere zweigeschlechtig. Die beiden fast gleich großen Klappen sind gekielt, kahnförmig, grannenlos, am Grunde bärtig, die äußere ist dicker und breiter. Die äußere Spelze ist gekielt, an der Spitze zweispaltig, zwischen den Zipfeln begrannt, die obere kleiner, unbegrannt. Außerdem sind zwei Schüppchen, zwei bis drei Staubgefäße, ein sitzender, kahler Fruchtknoten, zwei endständige Griffel mit federigen Narben und eine cylindrische, innerhalb der Spelzen freie Caryopse vorhanden.

Hierher gehören zarte, in Australien und Ostindien einheimische Gräser mit flachen Blättern und abwechselnden, zweizeiligen, sitzenden, fruchtbaren Aehrchen.

Von dieser Gattung werden zwei Sectionen unterschieden, welche einige Schriftsteller als besondere Gattungen betrachteten.

a) **Haplachne** *Presl.* Die Aehrchen sind einblüthig, die Blüthe ist zweigeschlechtig, zweimännig.

b) **Dimeria** im engern Sinne. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, einspelzig, die obere zweigeschlechtig, dreimännig.

262) **Pleuroplitis** *Trinius.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, einspelzig, die obere zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind ungleich groß, concav, unbegrannt. Die beiden Spelzen sind kürzer als die Klappen, die untere ist am Grunde begrannt. Die beiden Schüppchen sind fast hobelförmig, kahl. Zwei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist spindelförmig, frei.

Diese von Kunth **Lucaea**, von Palisot de Beauvois **Arthraxon** genannte Gattung ist nur durch eine einzige in Japan einheimische Art mit flachen Blättern, büschelig-gehäuften Aehren und sitzenden Aehrchen vertreten.

263) **Eriochrysis** *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen bestehen nur aus einer einzigen sitzenden Blüthe. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, elliptisch, unbegrannt, behaart. Von den beiden gewimperten Spelzen ist die untere elliptisch, stumpf, concav, die obere kürzer, länglich, spitz. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt, kahl. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben pinselförmige Narben. Die Caryopse ist fast kugelig-spitz, frei.

Die einzige Art dieser Gattung wächst im tropischen Amerika und hat flache Blätter, eine sehr ästige, zusammengezogene Rispe mit gegliederten Aesten, zu zweien stehende seitliche Aehrchen, von denen das eine ungestielt, das andere gestielt ist, und zu dreien stehende endständige Aehrchen, welche sämmtlich zweigeschlechtig sind.

264) **Pogonopsis** *Presl.* Die Aehrchen sind einblüthig, stehen zu zweien und sind von Haaren eingehüllt, das eine ist ungestielt, weiblich, das andere ist gestielt, männlich. Männliches Aehrchen: Die untere Klappe ist eiförmig-lanzettlich, spitz, die obere eiförmig, an der Spitze in eine Granne verlängert. Weibliches Aehrchen: Die untere Klappe ist verkehrt-eiförmig, zugespitzt, die obere eiförmig, an der Spitze begrannt. Die einzige Spelze steht der obern Klappe gegenüber und ist eiförmig-lanzettlich, an der Spitze zweispaltig, zwischen den Lappen begrannt. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben sprengwedelige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Die einzige hierher gehörige, nicht genau bekannte, in Mexico einheimische Art hat einzelne, lang gestielte endständige und von Blattscheiden fast eingeschlossene seitliche Aehren.

265) **Thelepogon** *Roth.* Die Aehrchen sind dreiblüthig, die Blüthen ungestielt, die mittlere ist zweigeschlechtig, die seitlichen sind männlich. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, unbegrannt. Die zweigeschlechtige Blüthe hat zwei, fast gleich große Spelzen, drei Staubgefäße, zwei ziemlich dicke Narben, alles Uebrige ist unbekannt. Die männliche Blüthe besteht aus zwei Spelzen, von denen die äußere der innern Blüthe mit einer langen, gedrehten und geknieten Granne versehen ist. Die Staubgefäße sind öfter unfruchtbar. Der Fruchtknoten fehlt ganz.

Aus dieser Gattung ist nur eine sehr unvollständig beschriebene, in Ostindien einheimische Art bekannt mit einer einblättrigen, knorpeligen, angedrückten, die Aehrchen einschließenden Hülle und begrannter, zweizähniger, außen überall höckeriger, zierlich wellenförmiger äußerer Klappe.

266) **Arthropogon** *Nees.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, am Grunde wollig, die untere Blüthe ist männlich, die obere zweigeschlechtig. Die untere Klappe ist pfriemlich, die obere kahnförmig-gekielt, an der Spitze zweispaltig, kurz begrannt. Männliche Blüthe: Die untere Spelze ist kahnförmig, stumpf, fünfnervig, die obere nervenlos, an der Spitze zweispaltig. Die Schüppchen sind unbekannt. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist leer. Zweigeschlechtige Blüthe: Die untere Spelze ist gekielt, zugespitzt, einnervig, die obere nervenlos, an der Spitze zweizähnig. Die beiden Schüppchen sind hobelförmig, kahl. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist unbekannt.

Ein in Brasilien einheimisches, rasenartig wachsendes Gras mit flachen Blättern, einfacher, aufrechter Rispe,

aufrecht-abstehenden Rispenästen und gegliederten, gleichförmigen Aehrchen bildet die einzige Art dieser Gattung.

267) Zeugites *P. Browne.* Die Aehrchen sind dreiblüthig, die untere Blüthe ist weiblich, ungestielt, die männlichen sind gestielt. Die äußere Klappe ist breiter, concav, abgestutzt, die innere schmaler, gekielt. Männliche Blüthe: Die beiden Spelzen sind gleich groß, eiförmig-länglich, zusammengedrückt, unbegrannt. Die Schüppchen sind unbekannt. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Weibliche Blüthe: Die einzige Spelze ist länglich, concav, an der Spitze mit einem breiten trockenhäutigen Rande umgeben und begrannt. Die Schüppchen sind unbekannt. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden Griffel haben wollige Narben. Die Caryopse ist länglich.

Ein auf den Antillen wachsendes, hohes Gras mit breiten flachen Blättern und ästiger Rispe macht die einzige Art dieser Gattung aus.

268) Alloteropsis *Presl.* Die Aehrchen stehen zu vier und sind von vier klappenartigen Deckblättern eingehüllt, zwei sind zweigeschlechtig, sitzend, verschiedengestaltet, zwei gestielt und geschlechtslos. Unteres zweigeschlechtiges Aehrchen: Die beiden Klappen sind eiförmig-lanzettlich, an der Spitze zweispaltig-gezähnt. Die untere Spelze ist zu einer langen, gedrehten Granne verkümmert, die obere ist sehr stumpf, kürzer als die Klappen. Schüppchen, Staubgefäße und Fruchtknoten sind unbekannt. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist länglich, von dem Griffelgrunde geschnäbelt, innerhalb der Spelzen frei. Oberes zweigeschlechtiges Aehrchen: Die beiden Klappen sind fast gleich groß, eiförmig, die untere ist an der Spitze stachelspitzig-begrannt. Die beiden Spelzen sind kürzer als die Klappen, unbegrannt. Staubgefäße und Fruchtknoten sind unbekannt. Die Caryopse ist wie bei dem untern Aehrchen.

Aus dieser Gattung ist nur eine unvollständig beschriebene, in Californien einheimische Art mit flachen Blättern und gestielten, wechselständigen, zu zwei beisammen stehenden Aehren bekannt.

269) Saccharum *L.* Die Aehrchen sind sämmtlich fast gleich groß, gleichehig und stehen in den Gliedern der Spindel zu zweien beisammen, von denen das eine ungestielt, das andere gestielt ist und sind am Grunde gegliedert, kahl, aber am Grunde von weichen Hüllhaaren umgeben und zweiblüthig; die untere Blüthe ist geschlechtslos, einspelzig, die obere zweigeschlechtig, zweispelzig. Die beiden Klappen sind häutig oder durchscheinend, die äußere ist 4—5nervig, an der Spitze zweizähnig, die innere dreinervig, gekielt. Die Spelzen sind durchscheinend, unbegrannt, die der zweigeschlechtigen Blüthe fast gleich groß, ungetheilt, gewimpert. Die beiden Schüppchen sind frei, dreilappig. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist kahl. Die beiden Griffel sind lang. Die Narben sind fast kürzer als die Klappen, gekrümmt, von einfachen Haaren federig und treten an der Seite der Blüthe hervor.

Hohe, im tropischen Asien und seltener in Amerika einheimische Gräser mit meist rasenartigen Halmen, mehr oder weniger breiten Blättern und sehr ästiger Rispe bilden die Arten dieser Gattung, aus welcher das Zuckerrohr (Saccharum officinarum) die bekannteste und wichtigste ist.

270) Imperata *Cyrillo.* Die Aehrchen sind sämmtlich fruchtbar, gleich groß und gleichehig, in den Gliedern der tiefgefurchten Spindel zu zweien stehend, beide sind gestielt (aber die eine länger), am Grunde gegliedert und zweiblüthig; die untere Blüthe ist geschlechtslos, einspelzig, die obere zweigeschlechtig, zweispelzig. Die beiden Klappen sind häutig, fast gleich groß, beide gewölbt, nervig, spitz und von längern Haaren weichhaarig. Die Spelzen sind durchscheinend, sehr klein, grannenlos. Die Schüppchen fehlen. An Staubgefäßen sind zwei oder nur eins vorhanden. Der Fruchtknoten ist kahl. Die beiden sehr langen Griffel haben pinselförmige, aus der Spitze der Blüthe hervortretende Narben. Die Caryopse ist frei.

Die hierher gehörigen, früher meist zu Saccharum gezogenen Arten wachsen in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern, in Senegambien, Ostindien und Südamerika und unterscheiden sich von Saccharum nicht nur durch die Tracht und die gewöhnlich sehr lange und öfters ährenförmig-zusammengezogene oder wenigstens lang und schmal pyramidenförmige Rispe, sondern auch durch die gestielten Aehrchen, spitzen, seidenhaarigen Klappen und die länger hervortretenden, pinselförmigen Narben.

271) Erianthus *Richard.* Die Aehrchen sind sämmtlich fruchtbar, gleich groß und gleichehig, stehen in den Gliedern der Spindel zu zweien, von denen das eine ungestielt, das andere gestielt ist und sind am Grunde gegliedert und zweiblüthig; die untere Blüthe ist geschlechtslos, einspelzig, die obere zweigeschlechtig, zweispelzig. Die beiden Klappen sind häutig, fast gleich groß, die äußere ist 4—5nervig, an der Spitze zweizähnig, die innere neunnervig, gekielt, spitz. Die Spelzen sind durchscheinend, die untere der zweigeschlechtigen Blüthe ist kürzer, tief zweispaltig, in der Ausrandung mit einer in der Mitte schwach geknieten, unten gedrehten Granne versehen. Die Schüppchen sind kahl. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist kahl. Die beiden langen Griffel haben kurze federige, an der Seite unterhalb der Spitze hervortretende Narben.

Die Arten dieser Gattung, zu welcher Ripidium *Trinius* und Microstegium *Nees* gezogen werden müssen, wachsen in den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern, im nördlichen und tropischen Amerika, in Neu-Holland und auf den Inseln des stillen Meeres und haben hohe, kräftige Halme, häufig ziemlich breite Blätter und eine bisweilen ästige, ausgebreitete Rispe. Von Saccharum unterscheidet sich diese Gattung durch die zweispaltige, begrannte untere Spelze der zweigeschlechtigen Blüthe.

272) Miscanthus *Andersson.* Die Aehrchen sind sämmtlich fruchtbar, gleich groß und gleichehig und stehen

in den Spindelgliedern zu zweien, von denen jedes (aber das eine länger) gestielt ist und sind am Grunde gegliedert, zweiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, einspelzig, die obere zweigeschlechtig, zweispelzig. Die beiden Klappen sind häutig, fast gleich groß, entweder sind sie beide gewölbt und 3—5nervig oder die äußere ist auf dem Rücken schwach-concav und mit zwei rauhen Nerven versehen, an der Spitze zweizähnig. Die Spelzen sind durchscheinend, die untere der zweigeschlechtigen Blüthe ist kürzer, tief zweispaltig und in der Ausrandung mit einer unterhalb der Mitte schwach gegliederten, unterwärts gedrehten Granne versehen. Die Schüppchen sind kahl. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist kahl. Die beiden langen Griffel haben federige, an der Seite der Blüthe hervortretende Narben.

Die hierher gehörigen Arten wurden früher theils zu Saccharum und Eulalia, theils zu Erianthus gezogen, doch unterscheiden sie sich von letzterer nicht nur durch die gestielten Aehrchen, sondern auch durch die eigenthümliche Tracht, welche namentlich durch die büschelig-gegipfelte Rispe hervorgerufen wird.

Sie wachsen im südlichen Afrika, in Japan und China.

273) Eulalia *Kunth.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist unvollständig, die obere zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind grannenlos, die untere ist concav und hüllt die kahnförmig-gekielte obere ein. Die untere Spelze ist sehr lang begrannt, die obere unbegrannt. Die Schüppchen fehlen. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen langen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist elliptisch, innerhalb der verhärteten Klappen frei.

Die einzige Art dieser Gattung wächst auf der Insel Bourbon und hat einen kriechenden Wurzelstock, flache Blätter, büschelig-fingerförmige, gegliederte Aehren und gleichmäßige, zu zweien stehende Aehrchen, von denen das eine ungestielt, das andere gestielt ist.

274) Myriachaeta *Zollinger* und *Moritzi.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, sehr zahlreich und sehr klein. Die beiden Klappen sind eiförmig, stumpf, fast durchscheinend. Die untere Blüthe ist geschlechtslos und besteht nur aus einer lanzettlichen, zugespitzten und gekielten Spelze. Die obere Blüthe ist zweigeschlechtig oder männlich und besteht aus zwei ungleichen Spelzen, von denen die eine sehr klein, bartlos und linealisch-lanzettlich, die andere kahnförmig, an den Rändern einwärtsgebogen, lanzettlich, zugespitzt und an den Seitenkanten mit langen Wimperhaaren besetzt ist. Die Schüppchen fehlen. Die beiden Staubgefäße haben länglich-eiförmige, oben ungetheilte Beutel. Die Narben sind lang.

Aus dieser Gattung ist nur eine auf der Insel Java einheimische Art mit schilf- oder rohrartigem Halme, großen, breiten, schwertförmigen Blättern und endständiger, sehr ästiger, weiter Rispe bekannt.

275) Pogonatherum *Palisot de Beauvois.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist unbegrannt, männlich oder geschlechtslos und dann einspelzig, bisweilen ganz verkümmert, die obere begrannt, zweigeschlechtig oder weiblich. Die beiden Klappen sind ungleich groß, die untere ist concav, unbegrannt, die obere gekielt-concav, unter der Spitze sehr lang begrannt. Die beiden Spelzen sind kürzer als die Klappen, die untere (an den zweigeschlechtigen Blüthen) ist unter der Spitze sehr lang begrannt. Die Schüppchen fehlen. Ein oder zwei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen langen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist länglich, zusammengedrückt, innerhalb der Spelzen frei.

Die einzige Art dieser Gattung, welche Trinius Homeoplitis nannte, wächst in Ostindien und hat ästige Halme, einzelne, einfache, gegliederte, an den Aesten stehende Aehren, zu zwei stehende Aehrchen, von denen das eine ungestielt ist und eine männliche oder geschlechtslose untere und eine zweigeschlechtige obere Blüthe hat, das andere gestielt ist und eine geschlechtslose, bisweilen ganz verkümmerte untere und eine weibliche obere Blüthe hat.

276) Leptatherum *Nees.* Die Aehrchen stehen zu zweien an den bärtigen Gliedern der Spindel, das eine derselben ist ungestielt, das andere gestielt, jedes ist zweiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, die obere vollständig, beide sind einspelzig. Von den beiden krautig-häutigen, spitzen Spelzen ist die untere auf dem Rücken gekielt, viernervig, die obere gekielt, dreinervig. Die Spelzen sind häutig, die der geschlechtslosen Blüthe ist unbegrannt, jene der vollständigen linealisch, gekielt, an der Spitze in eine lange, haarförmige, nicht gekniete Granne ausgehend. Die beiden Schüppchen sind verkehrtkegelförmig, gefaltet, abgestutzt, häutig, kürzer als der Fruchtknoten. Die drei Staubgefäße haben haarförmige Fäden. Die schlanken, am Grunde vereinigten Griffel haben wollige Narben. Die Caryopse ist frei, lanzettlich, spitz.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Ostindien und hat aufsteigende, ästige Halme, lange Blattscheiden, lanzettliche, flache, spitze, freudig grüne Blätter, eine ungegliederte, dreikantige, kahle Spindel und büschelige, lockere Aehren.

277) Apocopis *Nees.* Die grannenlosen Aehrchen stehen an der schmalen, bärtigen Spindel meist zu zweien, von denen das eine unvollständig und gestielt, das andere vielehig und ungestielt ist. Die Klappen sind abgestutzt, die untere ist breit, verkehrt-eiförmig-kegelig, fast lederartig, acht- bis neunnervig, glatt, an der Spitze zweizähnig und zwischen den Zähnen schwach gewimpert, nach dem Grunde zu dünner und gefärbt, die obere ist eiförmig, an der Spitze schmaler und gezähnelt, papierartig, an den Rändern einwärtsgebogen, fünfnervig. Die beiden Blüthen sind zweiklappig, unbegrannt, die untere ist männlich und hat gleiche, an der Spitze abgestutzte, gezähnelte Spelzen. Die drei Staubgefäße haben schmale Beutel. Die Schüppchen sind sehr klein, zahnförmig, spitz, bisweilen verkümmert. Die obere Blüthe ist vollständig und hat eine gefärbte, etwas festere,

an der Spitze abgestutzt-zwei- oder dreizähnige untere und eine kürzere, abgestutzte, wimperig gezähnte obere Spelze. Die Schüppchen fehlen. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der lanzettliche Fruchtknoten trägt an der Spitze den unten einfachen, bald zweispaltigen Griffel mit langen, linealischen, kurz wolligen Narben. Das gestielte Rudiment eines geschlechtslosen Aehrchens ist gewimpert, unbegrannt.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Ostindien und hat zarte, schlanke, ästige Halme, kahle Knoten, flache, linealisch-spitze Blätter und eine zweispaltige Aehre mit dreikantigen, wimperig-behaarten, an den Knien länger bärtigen Gliedern.

278) Psilopogon *Hochstetter*. Die Aehrchen stehen zu zweien und sind gleichförmig, das eine ist gestielt; jedes Aehrchen ist zweiblüthig, jede Blüthe einklappig, die untere geschlechtslos, die obere zweigeschlechtig. Die untere Klappe ist sechsnervig, lanzettlich, zugespitzt, an der Spitze fast zweizähnig, in der Mitte stumpf-gekielt, an den Rändern einwärtsgebogen, die obere fast gleich groß, etwas schmäler und sehr spitz, gekielt-gewölbt, meist dreinervig. Die untere Spelze ist linealisch-lanzettlich, durchscheinend, einnervig, an der Spitze ungetheilt oder sehr kurz zweispaltig und läuft an der Spitze in eine sehr zarte, lange Granne aus; die obere Spelze (oder die sogenannte geschlechtslose Blüthe) ist durchscheinend, nervenlos. Zwei Staubgefäße sind vorhanden. Der tief zweispaltige Griffel hat pinselförmig-federige Narben. Die beiden Schüppchen sind keilförmig, an der Spitze ausgerandet.

Aus dieser Gattung ist nur eine am Cap der guten Hoffnung einheimische Art bekannt.

279) Alectoridia *Ach. Richard.* Die Aehrchen sind einblüthig, ungestielt, die Klappen sind fast lederartig, unbegrannt, die äußere ist gewölbt, spitz, am Grunde ein wenig aufgeblasen, gestreift, die innere schmaler, auf dem Rücken stumpf gekielt, lederartig, an den Rändern sehr dünn. Von den häutigen, durchscheinenden, fast gleich großen, kahlen Spelzen ist die äußere unbegrannt, spitz, am Grunde mit einer unten gedrehten, in der Mitte geknieten Granne versehen. Das Schüppchen ist dick, stumpf, einseitig, der Frucht angedrückt. Diese ist länglich, zusammengedrückt, so lang als die Spelzen.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Habessinien und hat aufrechte, sehr ästige Halme, breite, eiförmige, spitze, am Grunde fast herzförmige, gewimperte Blätter, häutige, abgestutzte, wimperige Blatthäutchen, locker gestreifte Blattscheiden, wechselständige, sitzende Aehrchen und büschelig-traubige Aehren.

280) Elionurus *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*. Die Aehrchen sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, die obere zweigeschlechtig, jede von beiden einspelzig. Die untere Spelze ist an der Spitze zweispaltig mit stumpfen oder grannenartig verlängerten Lappen, die obere ist ungetheilt, unbegrannt. Die beiden Spelzen sind grannenlos. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist länglich, frei.

Aromatisch duftende, im tropischen Amerika und Senegambien einheimische Gräser mit ästigen Halmen, flachen Blättern, einzelnen, endständigen Aehren und zu zweien stehenden Aehrchen, von denen das eine ungestielt und fruchtbar, das andere gestielt und taub ist, gehören zu dieser Gattung.

281) Anthistiria *Linné*. Die Aehrchen stehen zu sieben, die vier untern sind männlich oder geschlechtslos, fast gleichmäßig sitzend und quirlförmig und bilden eine Hülle, die drei mittelständigen sind gestielt, von denen die beiden am Grunde der gestielten fruchtbaren männlich oder geschlechtslos sind, das dritte fruchtbar, begrannt und zweiblüthig ist. Die untere Klappe dieses fruchtbaren Aehrchens ist lederartig, zusammengerollt, auf dem Rücken stielrund, glänzend, unter der abgestutzten oder schwach ausgerandeten Spitze fuchsig-steifhaarig und umfaßt die schmalere, gekielte, spitze innere Klappe. Die untere Blüthe dieses fruchtbaren Aehrchens ist geschlechtslos, einspelzig, die obere zweigeschlechtig, zweispelzig, die Spelzen sind durchscheinend, die untere der zweigeschlechtigen Blüthe ist in eine lange, starke, gekniete, gedrehte, unten weichhaarige Granne verlängert. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt-ausgefressen. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige, ziemlich kurze, seitlich hervortretende Narben. Die Caryopse ist kahl und frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in den tropischen und subtropischen Ländern der ganzen Erde, vorzugsweise aber in Asien und Neu-Holland, und haben flache Blätter, von denen die obersten scheidenförmig sind, und sehr ästige Rispen.

282) Androscepia *Brongniart*. Die Rispe ist meist ausgebreitet, ihre Aeste entspringen aus bescheideten Knoten. Die eiförmigen, dichtblüthigen Aehren stehen an der Spitze der haarförmigen Aeste oft einzeln und sind von einem lanzettlichen oder becherförmigen Deckblättchen fast eingeschlossen oder gestützt. Die Aehre ist aus neun Aehrchen zusammengesetzt, von denen die vier untern die sogenannte vierklappige Hülle bilden und den Blüthenstiel begrenzen, während die beiden folgenden, von denen das eine fruchtbar, das andere männlich ist, das erste Glied des Spindelchens und die drei letzten, von denen eins fruchtbar und zwei männlich sind, das zweite Glied des Spindelchens begrenzen. Die unteren Aehrchen sind fast stiellos, abwechselnd, einpaarig, die äußere Klappe ist nervig, spitz, häutig, die innere dünner, schmaler und spitzer, die Spelzen sind durchscheinend, kürzer als die Klappen, unbegrannt; die drei Staubgefäße haben linealische Beutel. Die beiden oder zahlreicheren mittelständigen Aehrchen sind fruchtbar und einem kurzen fuchsig-bärtigen oder fast kahlen Stielchen eingefügt; ihre Klappen sind lederartig verhärtet, die äußere ist stielrund, auf dem Rücken meist der Länge nach ausgehöhlt, kahl oder an den Rändern dichter röthlich-wollig, a

der Spitze stumpf oder abgestutzt, die innere Klappe ist spitz und schmaler, die untere Blüthe ist einspelzig, geschlechtslos, die obere zweispelzig, zweigeschlechtig, die Spelzen derselben sind ungleich, die untere ist meist kürzer, fast grannenlos oder mit einer mehr oder weniger langen, geknieten oder geraden, gedrehten, röthlich-behaarten Granne versehen. Der Fruchtknoten ist kahl. Die fadenförmigen, aufrechten Griffel haben lange federige, aus der Spitze des Aehrchens hervortretende Narben.

Die Arten dieser Gattung, mit welcher Perobachne *Presl* gewöhnlich vereinigt wird, die sich aber von Anthistiria nicht unterscheidet, wachsen in Ostindien und haben fast rasenartige, oft windende Halme, lange, linealische, schmale, an den Rändern umgerollte Blätter, geschlitzte, behaarte Blatthäutchen und kahle Blattscheiden.

283) Iseilema *Andersson.* Die Rispe ist armblüthig und einfach; die ährentragenden Aeste sind meist einzeln und von den Scheiden der obersten Blätter fast eingeschlossen. Die Aehren stehen einzeln an der Spitze der haarförmigen Blüthenstiele und brechen aus sehr schmalen Deckblättchen hervor. Die Aehrchen sind verschieden gestaltet. Die vier untern sind männlich oder geschlechtslos, länger und fast gleichmäßig gestielt und bilden eine Hülle, die Stielchen sind an der Spitze verdickt; die äußeren Klappen sind länglich, spitz, auf dem Rücken spitz- und rauh-gerippt, am Rande gewimpert, die innern sind sehr spitz, etwas zusammengerollt, kahl; die beiden Spelzen sind durchscheinend, spitz, kürzer als die Klappen; drei Staubgefäße sind vorhanden. Das mittelständige Aehrchen ist fruchtbar, gleichfalls gestielt, das Stielchen ist schlank, stielrund und von wenigen Haaren wimperig; die äußere Klappe ist aus eiförmigem Grunde lanzettlich, auf dem schwach gewölbten oder undeutlich rinnigen Rücken glatt, unter der zweizähnigen Spitze spitz-nervig und fast violett, am Rande rauh, die innere Klappe ist sehr spitz, gekielt, kahl, mit der äußern gleich lang; die Spelzen sind durchscheinend, die untere der zweigeschlechtigen Blüthe ist in eine schlanke, in der Mitte gekniete, gedrehte, kahle Granne verlängert. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist kahl. Die beiden Griffel haben sehr lange, aufrechte, aus der Spitze des Aehrchens hervortretende Narben. Die Caryopse ist kahl, frei. Die beiden gestielten männlichen Aehrchen sind den Hüllen ähnlich, aber schmäler und rauher.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Ostindien und Neu-Holland; es sind meist kleine, sehr zarte, heerdenweise wachsende Gräser mit häufig aufsteigenden, ästigen Halmen, linealischen, kurzen, flachen Blättern, gefielten, kahlen Scheiden und sehr kurzen, abgestutzten, behaarten Blatthäutchen.

284) Exotheca *Andersson.* Der Blüthenstand ist ährenförmig. Die Aehren sind ungestielt, wechselständig, einzeln, ohne Deckblätter, aus sieben Aehrchen zusammengesetzt. Die vier untern Aehrchen sind ungestielt, männlich und hüllen die anderen ein, das mittelständige ist fruchtbar und enthält zwei gestielte männliche und eine zweigeschlechtige Blüthe. Die Klappen des zweigeschlechtigen Aehrchens sind lederartig, zusammengerollt, gerippt und mit einem krautartigen, mützenförmigen Anhängsel versehen.

Die einzige bekannte Art dieser Gattung wächst in Habessinien.

285) Diectomis *Kunth.* Die Aehrchen stehen zu zwei oder drei beisammen, das fruchtbare ist ungestielt, die übrigen sind gestielt, die unfruchtbaren sind verschieden gestaltet, alle sind zweiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, einspelzig, die obere zweigeschlechtig. Vollständige Aehrchen: Die untere Klappe ist linealisch-lanzettlich, unbegrannt, die obere zusammengedrückt-kahnförmig, unter der Spitze sehr lang begrannt. Die untere Spelze der zweigeschlechtigen Blüthe ist unter der zweispaltigen Spitze lang begrannt. Die beiden Schüppchen sind schief-abgestutzt, kahl. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist kurz gestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist vierkantig, innerhalb der Klappen und Spelzen frei. Die unfruchtbaren Aehrchen haben begrannte Klappen, von denen die untere fast sichelförmig-länglich und vielnervig ist und grannenlose Spelzen.

Die hierher gehörigen Arten wachsen im tropischen Amerika und haben ästige Halme, flache Blätter und einzelne, endständige, gegliederte, von blattlosen Scheiden gestützte Aehren.

286) Apluda *Linné.* Die Aehrchen sind zweiblüthig, mit unterer männlicher und zweigeschlechtiger oberer Blüthe von Deckblättern eingehüllt und stehen zu dreien beisammen, von denen das mittlere ungestielt und fruchtbar, die seitlichen gestielt, taub oder männlich sind. Die beiden Spelzen sind grannenlos, die untere ist lanzettlich, schwach gekielt, an der Spitze zweispaltig, die obere gekielt-kahnförmig. Die beiden Spelzen sind kürzer als die Klappen, die untere der zweigeschlechtigen Blüthe ist unter der zweispaltigen Spitze begrannt. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt-lappig, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist stielrund, innerhalb der Klappen und Spelzen frei.

Die Arten dieser Gattung wachsen im tropischen Asien und am Cap der guten Hoffnung und haben flache Blätter, sehr verzweigte Rispen und an den Enden der Aeste zu drei stehende, von einem scheidenförmigen Deckblatte gestützte Aehrchen.

287) Batratherum *Nees.* Die Aehrchen stehen an der gegliederten Spindel zu zweien und sind zweiehig, das eine ist ungestielt, einblüthig und mit einem Ansatz zur zweiten Blüthe versehen, das andere ist gestielt, geschlechtslos. Das vollständige Aehrchen ist zweiblüthig mit geschlechtsloser, einspelziger unterer und zweigeschlechtiger oberer Blüthe. Die beiden Klappen sind fast gleich groß, spitz oder an der Spitze zweizähnig, die untere ist flach, zwei- bis sechsnervig, die obere zusammengefaltet. Die Spelzen sind kürzer als die Klappen, die einzige der geschlechtslosen Blüthe ist unbegrannt, von den beiden der zweigeschlechtigen Blüthe ist die untere zugespitzt, an

der Spitze zweizähnig, auf dem Rücken über dem Grunde mit einer in der Mitte geknieten, gedrehten Granne versehen, die obere sehr klein, linealisch-pfriemlich, zweizähnig, bisweilen ganz verkümmert. Die Schüppchen sind breit, abgestutzt, gefaltet. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt. Die beiden getrennten Griffel haben wollige Narben. Das geschlechtslose Aehrchen besteht meist nur aus einer flachen, spitzen, nervigen Klappe.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Ostindien und haben einen kriechenden Wurzelstock, ästige Halme, kurze, stengelumfassende Blätter und eine spärlich gabelspaltige, an den Gliedern mehr oder weniger bärtige Aehre.

288) Hologamium *Nees.* Die Aehrchen stehen an der schmalen Spindel zu zwei beisammen und zwar in vier Reihen und sind vielehig, meist gleichförmig, das eine ist ungestielt, einhäufig, mit einer Granne versehen, das andere gestielt, männlich, kurz begrannt. Die beiden Klappen sind nervig, die untere ist krautartig, verschmälert, an der Spitze zweispaltig, die des sitzenden Aehrchens achtnervig, schmäler, die des männlichen Aehrchens fünf- bis siebennervig, breiter, die obere ist gekielt, papierartig-häutig, die des sitzenden Aehrchens an der Spitze borstig, gestielt. Die sitzenden Aehrchen sind zweiblüthig, mit sitzender grannenloser männlicher unterer und weiblicher oberer Blüthe. Die beiden Spelzen sind häutig, fast gleich groß, gewimpert, die untere der obern Blüthe hat an der zweispaltigen Spitze eine starke, glatte Granne. Die Schüppchen sind dick, dreikantig, verkehrt-kegelförmig, abgestutzt. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Die schlanken, am Grunde verwachsenen Griffel haben locker pinselförmige Narben. Die Caryopse ist frei. Das gestielte Aehrchen ist zweiblüthig mit nur männlichen Blüthen. Die beiden Spelzen sind gleich groß, unbegrannt.

Die einzige Art dieser Gattung wächst in Ostindien und hat schlanke, harte Halme, kurz gestreifte, oberwärts höckerige und steifhaarige Blattscheiden, schmale, zugespitzte, flache, starre, gestreifte, rauhe, meergrüne, an dem zusammengezogenen Grunde zu beiden Seiten mit einer schwieligen Falte versehene Blätter, ein gewimpertes Blatthäutchen, eine endständige Aehre, eine gegliederte Spindel und zusammengedrückte, federig-gewimperte Blüthenstielchen.

289) Lepeocercis *Trinius.* Die Aehrchen stehen an der schmalen bärtigen Spindel zu zweien und sind daher vierreihig, verschiedenehig, in den beiden aneinanderstoßenden Reihen ungestielt und zweiblüthig mit geschlechtsloser unterer Blüthe und zwei männlichen oder geschlechtslosen, unbegrannten übrigen Blüthen. Die untere Klappe ist krautartig, vielnervig, an der Spitze dreizähnig oder ungetheilt, die obere des sitzenden Aehrchens ungestielt, papierartig, gekielt, dreinervig, die des männlichen fast häutig, dreinervig, an den Seiten einwärtsgebogen. Jede Blüthe ist einspelzig, die untere geschlechtslos, die Spelze ist häutig, ziemlich spitz, gewimpert, die obere Blüthe in dem sitzenden Aehrchen ist zweigeschlechtig, sehr schmal linealisch und geht in eine gewundene, am Grunde gedrehte Granne aus. Die Schüppchen sind groß, gefärbt, etwas dick, verkehrt-kegelförmig, innen gewölbt, außen gekielt, ausgerandet, an den Kanten spitz. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Die am Grunde vereinigten Griffel haben sprengwedelförmige Narben. Die Caryopse ist am Grunde schmal, stumpf, an der Spitze mit dem Griffelgrunde gekrönt. Die Spelze der untern Blüthe des männlichen Aehrchens ist häutig, lanzettlich, oberwärts breiter und an der dreizähnigen Spitze gewimpert.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in Ostindien und haben aufsteigende, am Grunde kriechende, ästige Stengel, bärtige Knoten, linealische, spitze, am Grunde bärtige Blätter, ein sehr kurzes Blatthäutchen und eine endständige, selten zu zwei oder mehren stehende Aehren.

290) Monachyron *Parlatore.* Die Aehrchen sind dreiblüthig, die untere Blüthe ist geschlechtslos, einklappig, die mittlere zweigeschlechtig, die obere männlich und zweiklappig. Die einzige von den Blüthen entfernte Klappe ist linealisch, häutig, unbegrannt und weit länger als die Blüthen. Die einzige Spelze der untern Blüthe ist gekielt, an der Spitze zweispaltig, in der Ausbuchtung mit einer borstenförmigen, pfriemlichen, geraden, im trockenen Zustande ein wenig gewundenen Granne versehen. Die beiden Spelzen der mittleren Blüthe sind fast gleich groß, häutig, unbegrannt, gekielt, an der Spitze stumpf-zweispaltig. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Die kurzen Griffel haben sprengwedelige Narben. Die Caryopse ist unbekannt. Die beiden Spelzen der obern Blüthe sind fast gleich groß, die untere hat große Aehnlichkeit mit jener der untern Blüthe, die obere ist zweikielig, an der Spitze kurz zweispaltig.

Die einzige Art dieser Gattung wächst auf der am grünen Vorgebirge gelegenen Insel St. Jacob.

291) Andropogon *Linné.* Die Aehrchen sind zweiblüthig mit geschlechtsloser einspelziger unterer und zwei- oder seltener eingeschlechtiger oberer Blüthe und stehen zu zwei oder drei beisammen, von denen die mittlere ungestielt und fruchtbar, die übrigen gestielt und unfruchtbar sind. Die beiden Klappen sind zuletzt verhärtet, unbegrannt. Die beiden Spelzen sind kürzer als die Klappen, die untere der vollständigen Blüthe ist stumpf oder in eine Granne verlängert, die obere kleiner, stumpf, bisweilen verkümmert. Die beiden Schüppchen sind abgestutzt, meist kahl. An Staubgefäßen sind 1—3 vorhanden. Der Fruchtknoten ist ungestielt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen in der heißen und gemäßigten Zone der ganzen Erde und haben einzelne, gehäufte oder rispige Aehren. Die Gattung zerfällt in vier Sectionen, welche von einigen Systematikern nicht mit Unrecht als besondere Gattungen angesehen werden.

a) Anatherum *Palisot de Beauvois.* Die obere Blüthe ist zwei- oder eingeschlechtig, unbegrannt; die

obere Spelze fehlt bisweilen. Hierher gehören auch Cymbopogon *Sprengel*, Hypogynium und Agenium *Nees*.

b) Trachypogon *Nees*. Die obere Blüthe ist zweigeschlechtig; die untere Spelze mehr oder weniger tief zweispaltig und zwischen den Zipfeln begrannt, die obere fehlt bisweilen. Hierher gehören Schizachyrium *Nees*, Blumenbachia *Koeler* und Sorghum *Persoon*.

c) Andropogon *Nees*. Die obere Blüthe ist zweigeschlechtig, die untere Spelze ist ungetheilt, an der Spitze begrannt. Hierher sind zu bringen Pollinia *Sprengel*, Rhaphis *Loureiro*, Chrysopogon und Centrophorum *Trinius*.

d) Heteropogon *Persoon*. Die obere Blüthe ist männlich oder weiblich; die untere Spelze der männlichen Blüthe grannenlos, die der weiblichen in eine Granne verlängert.

292) Ischaemum *Linné*. Die Aehrchen sind zweiblüthig; jede Blüthe hat zwei Spelzen, die untere ist männlich oder geschlechtslos, die obere zweigeschlechtig. Die beiden Klappen sind grannenlos oder bisweilen kurz begrannt, zuletzt verhärtet. Die beiden Spelzen sind kürzer als die Klappen, die untere der zweigeschlechtigen Blüthe ist begrannt. Die beiden Schüppchen sind schief abgestutzt, kurz gelappt, kahl. Die beiden endständigen Griffel haben federige Narben. Die Caryopse ist innerhalb der Spelzen frei.

Zu dieser Gattung werden folgende Synonyme gezogen Meoschium und Ischaemum von Palisot de Beauvois, Colladoa Cavanilles, Spodiopogon, Goldbachia und Riedelia von Trinius, Arundinella Raddi und Thysanachne Presl. Sie unterscheidet sich von Andropogon, mit welcher sie in der Tracht und der Verbreitung übereinstimmt, nur durch die zweispelzige untere Blüthe.

Folgende Gattungen dieser Familie sind noch zu unbekannt, als daß ihre natürliche Stellung hätte ermittelt werden können.

293) Pterium *Desvaux*. Die Aehrchen sind einblüthig. Die beiden Klappen sind durchscheinend, fast gleich groß, borstig-begrannt. Von den beiden lederartigen Spelzen ist die untere sehr lang begrannt, die obere spitz.

Hierher gehört eine einjährige, im Orient einheimische Art mit flachen Blättern, fast kugeligen Aehren, einseitswendigen Aehrchen und einer kammförmig-borstigen Hülle.

294) Rytachne *Desvaux*. Die zweiblüthigen Aehrchen sind den Aushöhlungen der Spindel eingesenkt, die untere Blüthe ist zweigeschlechtig, die obere männlich. Die einzige Klappe ist lederartig, quer runzelig, begrannt. Die beiden Spelzen sind eiförmig, begrannt. Drei Staubgefäße sind vorhanden.

Die einzige Art dieser Gattung wächst auf den Antillen und hat aufrechte Halme, kahle, eingerollt-borstige Blätter und eine einzige, endständige Aehre.

295) Xenochloa *Liechtenstein*. Die Aehrchen sind meist zweiblüthig. Es sind zwei Klappen und zwei am Grunde wollige Spelzen vorhanden.

Hierher gehört eine am Cap der guten Hoffnung einheimische Art mit rasenartigen, fünf Fuß hohen, gegliederten, kahlen, schwach gestreiften Halmen, linealischen, eingerollten Blättern und spindelförmiger, gedrängter Rispe.

296) Caryochloa *Sprengel*. Die beiden Klappen sind begrannt, die Spelzen mit der Frucht verwachsen; die Granne ist seitlich, gedreht, lang. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Die Caryopse ist groß, hart, höckerig.

Hierher gehört eine in Montevideo einheimische Art mit kahlen fadenförmigen Blättern und rispigen Aehrchen.

297) Heterelytron *Junghuhn*. Die Aehrchen sind eiförmig-länglich, gestielt, meist zehnblüthig. Die Blüthenstielchen sind am Grunde von einer blattartigen, zusammengedrückt-gekielten, zugespitzten, die Aehre fast überragenden Hülle eingeschlossen. Die geschlechtslosen oder auch die männlichen und weiblichen Blüthen befinden sich in einem und demselben Aehrchen. Die vier untern Blüthen des Aehrchens sind geschlechtslos, quirlständig, die drei oder vier obern männlichen wechseln mit weiblichen ab, selten ist die eine oder die andere geschlechtslos. Die beiden Klappen sind linealisch-lanzettlich, sehr spitz, kahl und schließen die beiden kleinern, linealisch-lanzettlichen, spitzen, durchscheinenden Spelzen ein. Drei Staubgefäße sind vorhanden. Das Rudiment des Fruchtknotens fehlt ganz. Die drei bis vier weiblichen mit den männlichen und geschlechtslosen abwechselnden Blüthen sind von braunen, angedrückten, seidenartig-glänzenden Haaren weichwollig. Ihre Klappen sind gleich, lanzettlich, spitz, lederartig, die äußere (untere) ist an den Rändern einwärtsgebogen, schwach gekielt und umfaßt die schmälere obere (innere). Die Spelzen sind klein, durchscheinend, sehr dünn. Die cylindrische, stumpfe, weiße Caryopse ist von den stehenbleibenden Klappen und Spelzen eingeschlossen. Die beiden Griffel sind kurz, einfach, abstehend, kahl.

Die einzige Art dieser vielleicht mit Sclerachne *R. Brown* identischen Gattung wächst auf Java, wo sie Manja genannt wird.

298) Aristaria *Junghuhn*. Die Blüthen sind knäuelartig-kopfförmig, zweigeschlechtig. Der Balg besteht aus einer einzigen, sehr großen, blattartigen, gekielten, lang bärtigen, auf dem Rücken gekielt-spitzen Klappe. Die beiden Spelzen sind knorpelig, gefärbt, zusammengerollt, am Grunde von glänzenden Haaren umgeben; die untere ist mit einer sehr langen, kräftigen Granne versehen. Drei Staubgefäße und zwei pinselförmige Narben sind vorhanden. Die weiße, längliche, stumpfe Frucht ist von den stehenbleibenden, verhärteten, braunen Spelzen eingeschlossen.

Die einzige Art dieser Gattung wächst auf Java an sonnigen trockenen Stellen sehr häufig und wird daselbst Rambut-Kassan und Djuk kut genannt.

Schließlich mögen hier noch die über Gramineen erschienenen bedeutenden Werke in chronologischer Reihenfolge Erwähnung finden. Das älteste Werk über Gräser ist das von Joh. Scheuchzer, Agrostographiae helveticae prodromus (Tiguri 1708. fol.) und dessen Agrostographia sive graminum, juncorum, cyperorum iisque affinium historia (ibid. 1719), von welchem im J. 1775 Albert von Haller eine neue Ausgabe veranstaltete. Joh. Schreber, Beschreibung der Gräser. 2 Thle. (Leipz. 1769—1779. fol.) *Koeler*, Descriptio graminum in Gallia et Germania nascentium. 1 Vol. (Francof. 1802.) *Flügge*, Graminum monographiae pars prima. (Hamburg 1810.) Panzer, Ideen zu einer künftigen Revision der Gattungen der Gräser. (München 1813.) *Mühlenberg*, Descriptio uberior graminum. (Philadelphia 1817.) *Trinius*, Fundamenta agrostographiae. (Wien 1820.) *Trinius*, Clavis agrostographiae antiquioris. (Coburg 1822.) *Trinius*, De graminibus unifloris et sesquifloris (Petersburg 1824) und desselben Species graminum iconibus et descriptionibus illustratae. *Nees von Esenbeck*: Agrostologia brasiliensis (Stuttgart und Tübingen 1829). (Dies Werk bildet den zweiten Band von v. Martius' Flora brasiliensis.) *Kunth*, Distribution méthodique de la famille des Graminées. 2 Vol. (Paris 1835) (bildete ursprünglich den 8. u. 9. Band der von Humboldt, Bonpland und Kunth herausgegebenen Nova genera et species plantarum vom Jahre 1829). *Kunth*, Agrostographia synoptica. 2 Vol. (Stuttgart und Tübingen 1833. 1835.) *Reichenbach*, Agrostographia germanica 1834. *Petermann*, De flore gramineo (Lipsiae 1835). Die neueste, vollständige, aber kritiklose Zusammenstellung aller bekannten Gräser lieferte Steudel (Synopsis Graminearum. Stuttgart 1855). Eine sorgfältige, monographische Bearbeitung der Gräser steht von Dr. N. J. Anderssон in Stockholm bevor, welcher bereits die Monographiae Andropogonearum pars 1 (Holmiae 1856) herausgegeben hat. (*Garcke.*)

GRAMM. In Frankreich wurde zur Zeit der ersten Revolution ein sogenanntes natürliches Maß eingeführt, für dessen Einheit der zehnmillionte Theil einer Linie, welche vom Aequator bis zum Nordpol geht, angenommen und Meter genannt wurde. Diese Einheit wurde dann durch Vervielfältigung nach dem Decimalsysteme vergrößert, oder nach eben diesem Systeme unterabgetheilt. Die Vervielfältigungen werden durch das Vorsetzen der griechischen, die Unterabtheilungen durch das Vorsetzen der lateinischen Decimal-Zahlwörter angedeutet. So bezeichnet Deca-meter einen zehnfachen, Hecto-meter einen hundertfachen, Kilo-meter einen tausendfachen, Myriameter einen zehntausendfachen Meter; Decimeter, Centimeter, Millimeter hingegen bezeichnen den zehnten, hundertsten, tausendsten Theil eines Meter. Als Einheit des natürlichen absoluten Gewichtes hat man unter dem Namen Gramme das Gewicht eines Kubikcentimeters destillirten Wassers bei seiner größten Dichtigkeit, d. i. bei einer Temperatur von 4,4° C., als Gewichtseinheit angenommen. Für die Zusammensetzung, sowie für die Theilung dieses Gewichtes dient auch das Decimalsystem und man hat also:

1 Decigramm	= $^1/_{10}$	= 0,1	Gramm,
1 Centigramm	= $^1/_{100}$	= 0,01	"
1 Milligramm	= $^1/_{1000}$	= 0,001	"

und bezeichnet die Multipla des Grammes:

1 Decagramm	= 10	Gramm.
1 Hectogramm	= 100	"
1 Kilogramm	= 1000	"
1 Myriagramm	= 10000	"

Da ein Kubikcentimeter Wasser von 4,4° C. im luftleeren Raume ein Gramm wiegt, 1000 Kubikcentimeter also 1000 Gramm = 1 Kilogramm wiegen, so geben solche das Maß für die Einheitsgröße des französischen Hohlmaßes, welches Litre genannt wird. Das halbe Kilogramm = 500 Gramm gilt unter dem Namen Zollgewichts-Pfund als Gewichtseinheit in den teutschen Zollvereins-Staaten. Bei den wissenschaftlichen Untersuchungen ist der Gramm die vergleichende Gewichtseinheit, und wegen der zehntheiligen Eintheilung desselben und wegen der Erleichterung, welche das Grammengewicht für die Bestimmung des specifischen Gewichts darbietet, hat es eine allgemeine Anwendung erhalten. Bei Vergleichung anderer üblichen Maße hat demnach

1 Pfund	Poids de marc . . .	489,506	Grammen.
1 "	Impérial Troy . . .	373,246	"
1 "	Avoir du pois . . .	453,600	"
1 "	Preußisch	500,000	"
1 "	Wiener	560,012	"
1 "	Schwedisch	425,340	"
1 "	Russisch	409,520	"

(*C. Reinwarth.*)

GRAMM (Cäso), teutscher Arzt des 17. Jahrh., am 10. Juni 1640 zu Tönningen am Eiderstrom in Schleswig geboren, begab sich, nachdem er auf der Schule zu Husum und auf dem Gymnasium zu Lüneburg eine gute Vorbildung erhalten hatte, nach der Universität zu Altorf, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren daselbst machte er eine Reise durch einen großen Theil Teutschlands, sowie durch Böhmen, Ungarn und die Schweiz und setzte dann seine medicinischen Studien zu Basel fort. Nachdem er dieselben beendigt und durch Vertheidigung der Abhandlung: De naturae abortibus, monstris scilicet (Basileae 1642. 4.) die philosophische Doctorwürde erlangt hatte, besuchte er zu seiner weitern Ausbildung Frankreich und hielt sich längere Zeit zu Lyon und Paris auf, um die Behandlung der Krankheiten in den Hospitälern kennen zu lernen. Darauf erwarb er sich zu Leyden auch die medicinische Doctorwürde, wobei er die Abhandlung: De Syncope (Lugd. Bat. 1660. 4.) zu Grunde legte, und wurde im Jahre 1665 Professor der Physik und der griechischen Sprache zu Kiel. Seine Collegien fanden ungewöhnlichen Beifall und man beeilte sich, seine Verdienste durch die Ernennung zum Rector der Universität anzuerkennen und

zu belohnen. Er sah eine ehrenvolle und angenehme Laufbahn vor sich, als ihn unvermuthet ein unheilbares Magenübel ergriff, welches ihn am 21. Sept. 1673 in der Blüthe seiner Jahre hinwegraffte. Außer einigen kleinen medicinisch-naturwissenschaftlichen Aufsätzen (Observationes de foetu putrefacto et per partus usu vini medicati expulso; De fonticulis in capite, abdomine et thorace naturalibus calculoque vesicae pullum anserinum figura referente) in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Naturforscher (Miscellanea Academiae Naturae Curiosorum), mehren bei festlichen Gelegenheiten pflichtgemäß herausgegebenen Dissertationen (De anatomia nivis; De metamorphosi uxoris Lothi in statuam salinam; De sanguinis esu; De stella Regis Judaeorum ex Matth. 2; De aquis supra coelestibus und De definitione temporis) und der Erläuterung eines Hippokratischen Problems (Examen Problematis Hippocratici, an de liquidis in fistulam spiritualem aliquid illabatur secundum naturam. Slesvigae 1665. 4.), schrieb er auch eine Geschichte der Entstehung und der Aufnahme der Universität Kiel (Chilonium, novus Holsatiae Parnassus. Slesvigae 1665. 4.), welche jedoch in vielen und schönen Worten nur wenig Erhebliches enthielt. — Sein Sohn Friedrich Gramm, teutscher Theolog und Philosoph, im J. 1666 zu Kiel geboren, widmete sich, nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, auf der Universität daselbst dem Studium der Philosophie und Theologie mit großem Eifer und bewährte sich in seinen Ansichten als ein sehr geistreicher und den Fortschritten in den von ihm gewählten Fächern huldigender Mann, weshalb er, nachdem er nach Erlangung der philosophischen Doctorwürde anfing theologische und philosophische Vorlesungen zu halten, bei seinen Zuhörern großen Beifall fand, aber alsbald mit seinen Collegen, und besonders mit dem orthodoxen Theologen Christoph Francke in Zwistigkeiten gerieth. Gramm stand an Geist und Witz über seinen Gegnern; da er es aber auch an Schmähungen und Beleidigungen nicht fehlen ließ, so gab er im J. 1696 den Gerichten Veranlassung, ihn gefänglich einzuziehen. Er entkam jedoch durch die List seiner ihn besuchenden Schwester, welche die Kleider mit ihm wechselte, glücklich der Haft, seine Streitschriften wurden aber im folgenden Jahre öffentlich durch den Henker zu Kiel verbrannt. Er entfloh nach Kopenhagen, konnte indessen hier nicht die Erlaubniß erlangen, Vorlesungen zu halten; auch untersagte man ihm, von hier aus Schmähschriften gegen Francke zu verbreiten. Da er aber dennoch nicht nur heimlich solche drucken ließ, sondern sie sogar der theologischen Facultät daselbst widmete, so eilte diese öffentlich jede Theilnahme oder Mitwissenschaft in Abrede. Er konnte aber auch jetzt noch nicht seine Streitlust unterdrücken und wandte sich mit andern beleidigenden Schriften an die geistlichen Behörden zu Lübeck und Rostock, weshalb er auf Betreiben derselben alsbald in Kopenhagen gefänglich eingezogen und nach sechsmonatlicher Haft des Landes verwiesen werden mußte. Nachdem er zwei Jahre, ohne irgendwo ankommen zu können, umhergeirrt war, schlich er sich im J. 1701 zu Kiel ein, um bei seinen Verwandten Unterstützung zu finden; er wurde aber hier entdeckt und nach der Verurtheilung zu lebenslänglicher Haft auf die Insel Helgoland in Gewahrsam gebracht, wo er im J. 1710 starb. Sein ätzender Witz hatte ihm, wie schon so manchem Genie, welches die Zügel der Vernunft verschmähte, den Untergang gebracht. Seine philosophisch-theologischen Abhandlungen (De cogitatione Cartesiana, Biga quaestionum, sitne de ratione creaturae essendi novitas? possitne creatura per omnipotentiam divinam elevari, ut causa creationis sit principalis vel instrumentalis? und Possitne Deus creaturae, quae deliquit, citra praeviam satisfactionem et quidem ab ipso Deo praestandam istiusque satisfactionis applicationem peccatum remittere), sowie seine Streitschriften gegen Francke, welche zur Zeit ihres Erscheinens so großes Aufsehen erregten, sind jetzt gänzlich vergessen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMADENIA, eine von Bentham aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Myrsineen mit folgenden Charakteren: Der fünf- oder selten sechstheilige Kelch hat in der Knospenlage dachziegelig sich deckende Zipfel. Die Röhre der Blumenkrone ist sehr kurz, ihr Saum ist fast radförmig, fünf- oder selten sechsspaltig mit in der Knospenlage dachziegelig sich deckenden Zipfeln. Die Staubgefäße sind zu fünf oder selten zu sechs vorhanden; die Staubbeutel sind fast kugelig, sehr stumpf, die Fächer springen an der Spitze mit einer kurzen Ritze auf; die sehr kurzen Staubfäden sind am Schlunde der Blumenkrone in einen fleischigen Ring verwachsen. Der Fruchtknoten ist kugelig, der Griffel kurz, stumpf.

Die zu dieser Gattung gehörigen strauchartigen Gewächse bewohnen das tropische Amerika und haben ziemlich dicke, in der Jugend schülferig-graue, übrigens kahle Aeste, sitzende, am Grunde verschmälerte, lederartige, oberseits glänzende Blätter mit unterseits hervortretender Mittelrippe und undeutlichen Seitenadern und achselständige, einfache, wenigblüthige Trauben, welche kürzer als das Blatt sind.

Die Drüsen der Blätter und Blüthen sind meist linealisch, nach welchem Merkmale der Gattungsname gebildet ist.

Aus dieser Gattung sind nur folgende zwei Arten bekannt:

1) **G. lineata** *Bentham.* Die Blätter sind verkehrteiförmig- oder keilförmig-länglich, am Grunde stark verschmälert, unterseits mit zahlreichen linealischen Drüsen besetzt; die 3—4blüthigen Trauben sind fast dreimal kürzer als das Blatt. — Die Blätter sind kaum einen Zoll lang, die Blüthen sind ein wenig kleiner als an

*) *H. Witte*, Memoriae Philosophorum, Oratorum etc. (Francof. 1679. 8.) Decas IX. p. 566 seq. Chr. G. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1121.

der folgenden, die Staubfäden deutlicher, aber die Staubbeutel kürzer; die Beere ist birnförmig, kaum zwei Linien lang, einsamig.

Die Heimath dieser Art ist das englische Guiana.

2) G. marginata *Bentham.* Die Blätter sind elliptisch-länglich, am Grunde kurz verschmälert, lederartig, glänzend, nur am dünnen Rande drüsig-punktirt; die 6—8blüthigen Trauben sind fast um die Hälfte kürzer als das Blatt.

Ein drei Fuß hoher Strauch mit dicken, im trockenen Zustande gefurchten Aesten, 1½—2 Zoll langen, 6—8 Linien breiten, stumpfen, starren, oberseits glänzenden, am Rande schmal-durchscheinenden und im trockenen Zustande ein wenig umgerollten Blättern, kahlen, von kleinen spitzen Deckblättchen begleiteten Blüthenstielen, kleinen Blüthen, eiförmigen, stumpfen, gefärbten, durchscheinenden, in der Mitte drüsigen Kelchzipfeln, 2½ Linien breiter, drüsiger, am Grunde in eine kurze Röhre verwachsenen Blumenkrone und kleinen ebenso breiten als langen Staubbeuteln.

Diese Art wächst in Columbina. (*Garcke.*)

GRAMMANN (Georg), teutscher Arzt aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, über dessen Lebensverhältnisse sich keine näheren Nachrichten finden. Er gehörte der Schule der Alchymisten an und stand bei den Anhängern dieser in Teutschland weit verbreiteten und lange beliebten Richtung in großem Ansehen. Seine „Chymische Reise- und Haus-Apotheke" (Jena 1629. 12.) war eines der geschätztesten Hilfsbücher für Preßhafte, welche zu der alchymischen Heilmethode Vertrauen hegten, wie die oft wiederholten Auflagen (Schleußingen 1630. 8. Jena 1670. 12. Fünfte Aufl. Ebend. 1679. 12.) beweisen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMANN (Nicolaus), teutscher Theolog, am 25. Dec. 1541 zu Helmbrechts [1]) in der Markgrafschaft Baireuth (jetzigem bairischen Obermainkreise, Landgericht Müncheberg) geboren, war der Sohn eines Schusters und gerieth durch den frühen Tod seines Vaters in so ärmliche Verhältnisse, daß er bei dem Kuhhirten seines Dorfes als Knecht Dienst nehmen mußte, von dem Pfarrer jedoch, welcher Gelegenheit hatte, die trefflichen Anlagen des Knaben kennen zu lernen, in die Schule geschickt und in der lateinischen Sprache unterrichtet wurde. Darauf kam er in eine gelehrte Anstalt in Hof, wo er durch die dürftige Unterstützung eines Bürgers sein Leben fristete und drei Jahre mit unermüdlichem Fleiße den Studien oblag. Als im J. 1564 der Markgraf dem Superintendenten Streitberger zu Hof den Auftrag gab, den eines akademischen Stipendiums würdigsten Jüngling zur Prüfung nach Onolsbach zu schicken, wurde Grammann diese Ehre zu Theil. Nachdem er diese Prüfung zur allgemeinen Zufriedenheit bestanden hatte, bezog er als erster Stipendiat seines Landesfürsten die Universität Wittenberg und studirte daselbst fünf Jahre Philosophie und Theologie. Im J. 1569 wurde er als Diakon nach Hof und im J. 1575 in derselben Eigenschaft nach Culmbach berufen, im J. 1577 aber zum Superintendenten daselbst ernannt. Er starb hier am 2. April 1601. Er versah sein Amt mit großem Eifer und Erfolg, scheint sich aber nicht als Schriftsteller in der Theologie oder in irgend einem andern Fache versucht zu haben. Er erzeugte mit drei Frauen 16 Kinder, von denen ihn aber nur sechs überlebten [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAMMANN (Nicolaus Heinrich), teutscher Rechtsgelehrter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh., stammte wahrscheinlich aus dem Voigtlande und bekleidete ein juristisches Amt zu Hof. Er ist nur durch seine dem Herzoge Johann Georg zu Sachsen und den Markgrafen Christian und Joachim Ernst zu Brandenburg gewidmete Schrift über die Wildbiebe: „Wildschützen-Latein, das ist, einfeltig, doch in Rechten gegründtes Bedencken, daß heutiges Tags hohe Potentaten, Churfürsten und Herren die Wilderer oder Wildbretschützen an Leib und Leben und mit dem Strang abstraffen zu lassen genugsame Ursachen haben" (Hof 1621. 4.), einer sonderbaren Anhäufung älteren und neueren Unsinns, bekannt *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAMMANN (Theodor), teutscher Theolog und Schulmann, um das Jahr 1576 zu Culmbach geboren, wahrscheinlich ein Sohn des Superintendenten Nicolaus Grammann, wurde nach der Beendigung seiner Studien im J. 1597 Cantor am Gymnasium zu Hof, dann (1600) Lehrer und zuletzt (1605) Conrector an derselben Anstalt. Von da wurde er im J. 1606 als Rector an das Gymnasium zu Heilsbrunn berufen, welche Stelle er bis zum Jahre 1624 bekleidete, in welchem er die Pfarrei zu Cassendorf erhielt, wo er im J. 1629 starb. Seine Genealogie der Markgrafen von Brandenburg (Genealogia synoptica domus Marchionum Brandenburgensium, ex probatis auctoribus et monumentis publicis collecta. Curiae 1610. 4.), ein bereits selten gewordenes Buch, wird von den Historikern geschätzt. Da sie ohne den Namen des Verfassers erschien, so hat man sie zuweilen, aber mit Unrecht, dem Superintendenten Nicolaus Grammann zugeschrieben oder auch Theodor Grammann zum Superintendenten gemacht †). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMANTHES, eine von De Candolle aufgestellte Gattung der Crassulaceen mit folgenden Merkmalen: Der Kelch ist glockenförmig, fünftheilig, aufrecht. Die perigynische, röhrenförmige Blumenkrone hat ein mit dem Kelche gleich lange Röhre und einen fünf- bi

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1570.

1) Helmeritz in der Mark Brandenburg, sagen Andere, aber unrichtig.

2) *P. Freheri* Theatrum virorum eruditione clarorum (Norbergae 1688. fol.) p. 317.

*) J. Chr. Adelung, Zusätze zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon Bd. 2. S. 1579.

†) Joh. Ludw. Hocker, Hailsbronnischer Antiquitäten-Sch (Onolzbach 1731. Fol.) S. 197.

sechstheiligen Saum mit eiförmigen, ausgebreiteten Zipfeln. Die 5—6 Staubgefäße sind der Röhre der Blumenkrone eingefügt, eingeschlossen und wechseln mit deren Zipfeln ab. Unterständige Schüppchen sind nicht vorhanden. Die fünf Fruchtknoten sind frei, einfächerig, die Eichen stehen an der Bauchnaht zahlreich. Die fünf schlauchartigen, freien, vielsamigen Kapseln springen nach Innen der Länge nach auf.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten wachsen am Cap der guten Hoffnung, sind einjährig und haben gegenüberstehende, entfernte, sitzende, flache, eiförmig-längliche Blätter und afterdoldig-ebensträußige Blüthen.

Der ältere Name dieser Gattung ist Vauanthes von Haworth, so benannt wegen der Aehnlichkeit der Blume mit einem V; nach den strengern Regeln der Priorität müßte dieser vorangestellt werden. De Candolle änderte ihn um, indem er den der älteren Bezeichnung zu Grunde liegenden Sinn beibehielt.

Bei Aufstellung dieser Gattung waren De Candolle zwei Arten bekannt, zu denen später noch zwei andere kamen, dies sind:

1) Gr. chloraeflora *De Candolle* mit länglichen Blättern, gelben Blüthen und zuletzt zurückgeschlagenen seitlichen Blüthenstielen. Hierher gehören als Synonyme Vauanthes chloraeflora *Haworth*, Crassula dichotoma *Linné* und Cr. retroflexa *Thunberg* zum Theil.

2) Gr. gentianoides *De Candolle* mit eiförmig-länglichen Blättern und blaßgelben, fast etwas bläulichen Blüthen. Hierher gehört Crassula gentianoides *Lamarck*.

3) Gr. depressa *Ecklon* und *Zeyher* mit länglich-linealischen, stumpfen Blättern und gabelspaltig-ebensträußigen, ausgebreiteten, blaßgelben Blüthen.

4) Gr. filiformis *Ecklon* und *Zeyher* mit gabelspaltigem, fadenförmigem Stengel, länglich-spatelförmigen unteren und fast linealischen, am Grunde verschmälerten oberen Blättern und hellgelben, an den obersten Aesten locker-ebensträußigen Blüthen. (*Garcke.*)

GRAMMARTHRON, ein von Cassini eingeführter Name für eine Compositengattung, welche aber mit Aronicum von Necker zusammenfällt. (*Garcke.*)

GRAMMATICA (Antiveduto), Maler der römischen Schule, stammte von einer sienser Familie, wurde aber an einem Orte in der Nähe von Rom, wo sein Vater wohnte, im J. 1571 geboren und erlernte die Kunst zu Rom, wo ein gewisser Domenico von Perugia, welcher kleine Bilder auf Kupfer malte, sein erster Lehrer gewesen sein soll. Gewiß ist, daß Grammatica fleißig für seine Ausbildung sorgte und sich den Ruf eines tüchtigen Künstlers erwarb, denn er wurde später zum Vorsteher der neugegründeten Akademie von S. Luca gewählt und präsidirte die erste Sitzung derselben. Er besaß eine besondere Stärke im Portrait und ein ungewöhnliches Talent, die Werke großer Meister zu copiren, wodurch er aber sein Unglück herbeiführte, denn er wagte, auf seine Geschicklichkeit allzu viel vertrauend, einen der Akademie gehörenden heil. Lucas Raffael's einem Fremden zu verkaufen und eine von ihm verfertigte Copie dafür aufzustellen, weshalb er als ehrlos aus der Gesellschaft ausgestoßen wurde. Der Verdruß, welchen er über diesen Schimpf empfand, wirkte so nachtheilig auf ihn, daß er zu siechen anfing und im J. 1626 starb. Grammatica war jedenfalls einer der vorzüglicheren Meister seiner Zeit und es gelangen ihm nicht nur Bildnisse, sondern auch seine größern Werke fanden Beifall. Zu diesen gehört vor allen eine Verkündigung von höchst lebhafter Farbe in dem Hospitale der Incurabili zu Rom; außerdem finden sich aber auch noch mehre andere Gemälde von seiner Hand in verschiedenen Kirchen dieser Stadt. Auch sein Sohn Imperiale versuchte sich in der Malerei, starb aber sehr jung und ehe er sich noch über die Mittelmäßigkeit zu erheben vermochte *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAMMATICO [1]) (Nicasio), einer der gelehrtesten Astronomen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh., um das Jahr 1690 zu Trient geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und trat in den Jesuitenorden. Nach der Beendigung seiner Studien lehrte er in den Collegien seines Ordens zu Freiburg im Breisgau (1718—1721), zu Ingolstadt (1722—1726), zu Madrid (1727—1728) und zu Trient (1729) die hebräische Sprache und vorzugsweise Mathematik, warf sich aber zugleich mit großem Eifer auf die Astronomie und machte überall, wo er sich befand, fleißig astronomische Beobachtungen. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er in einer Reihe gründlich ausgearbeiteter Werke nieder, welche jetzt noch von den Fachgelehrten geschätzt werden. Dazu gehören: Methodus nova solis et lunae ecclipsium in plano organice delineandarum (Friburgi 1720. 4.); Observationes circa conjunctionem Veneris et Reguli die 3. Julii 1724 celebratam Ingolstadii habitae (in den Acta Eruditorum. Lipsiae an. 1724. p. 509); Planetolabium novum pro solis reliquorumque planetarum positu accurate designando (Ingolstadii 1725. fol.); Explicatio et usus planetolabii novi (Ibid. 1726. 4.), Uranophili e Soc. Jesu Tabulae lunares ex theoria et mensuris Isaaci Newtoni in gratiam cultorum astronomiae concinnatae addito usu tabularum (Ibid. 1726. 4.); Theoria Cometae anno 1726 Parisiis observatae (Ibid. 1826. 4.); De vera Epocha conditi et per Christum reparati orbis dissertatio (Ibid. 1734. 4.) und Dissertatio astronomica de Cometa annorum 1729 et 1730. (Tyrnav. 1736. 12.) In der durch ihren reichen Inhalt ausgezeichneten Dissertatio astronomica de ratione corrigendi typos et calculos ecclipsium solis et lunae mapparumque geographicarum constructiones ab astronomis et geographis hactenus adhibitas in hypothesi telluris sphaericae, cum ista reapse sit

*) Lud. Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien, übersetzt von J. G. v. Quandt. Bd. 1. S. 312. G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 323. Biographie universelle. Tom. XXI. p. 614.

1) Der Name wird auch Grammatici und latinisirt Grammaticus geschrieben.

figurae sphaeroidalis (Norimbergae et Ingolstadii 1734. 4; auch im Commercium litterarium astronomicum, n. 12, abgedruckt) vertheidigt er noch Caſſini's Anſicht, daß die Erde gegen die Pole hin verlängert ſphäroidiſch ſei, welche aber durch den im J. 1736 geführten Beweis, daß die Erde an den Polen abgeplattet iſt, widerlegt wurde. Mit einem ſeiner Ordensgenoſſen, dem Aſtronomen Schreier, gab Grammatico heraus: Problema geographicum de longitudine locorum terrae per acum nauticam indaganda, a duobus religiosis Societatis Jesu (Ingolstadii 1723. 4.) und Exercitatio de Cometa anni 1723, a duobus religiosis Societatis Jesu (Ibid. 1724. 4.); auch verdankt man ihm eine gute neue und vermehrte Ausgabe der aſtronomiſchen Tafeln La Hire's (Tabulae astronomicae planetarum omnium Ludovici XIV, regis Galliae jussu et munificentia exaratae a Philippo de la Hire, regio matheseos professore, anno 1702, nunc vero in commodum astronomiae cultorum denuo in lucem editae: adduntur in fine Tabulae Cassinianae reformatae motus satellitis primi Jovis. Ingolstadii 1722. 4.). Philipp V. ließ ihn wieder von Trient nach Madrid kommen, um ihm die Leitung des dort für den Adel errichteten Collegiums zu übertragen, der Plan zerſchlug ſich aber und Grammatico kehrte nach Teutſchland zurück, wo er am 28. Sept. 1736 zu Regensburg ſtarb [2]). (*Ph. H. Külb.*)

2) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 278. Biographie générale. Tom. XXI. p. 614. *Aug. et Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. V. p. 250. Conſt. v. Wurzbach, Biographiſches Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich. Bd. 5. S. 306. J. C. Poggendorff, Biographiſch-literariſches Handwörterbuch der exacten Wiſſenſchaften S. 939.

G R A D O.

GRADO (Geschichte). Die Geschichte von Grado oder Neu-Aquileja, seiner Lagunen, der Insel, auf der sie sich erhebt, des Ortes selbst und seines Patriarchensitzes ist von der frühesten Zeit an unzertrennlich mit jener Aquileja's [1]) verknüpft gewesen, daher sie auch hier um so mehr in gedrängter Kürze berührt werden soll, als der dieser einst so wichtigen, ja wichtigsten Stadt der ganzen weiten Gegend gewidmete Artikel viel zu kurz gehalten ist, als daß man durch ihn einen auch nur annäherungsweise entsprechenden Begriff erhielte. In späteren Zeiten verbindet sie sich immer mehr und mehr mit derjenigen Friauls und Venedigs in einer Art, daß sie von ihnen und namentlich von der frühesten Geschichte dieses Freistaates und von derjenigen der Isonzo-Landschaften kaum getrennt werden kann. Im Mittelalter endlich ist die Geschichte der Patriarchate von Grado und Aquileja eigentlich die Geschichte des ganzen nordöstlichen Italiens, und daher aus allen diesen Gründen auch hier durchaus nicht mit Stillschweigen zu übergehen [2]).

Im Südwesten des höhlenreichen, meist ganz kahlen, felsigen Karstgebirges breitet sich eine weite, überaus fruchtbare, von zahlreichen Gewässern, unter denen der Isonzo, Torre, Corno, Ausa, Anfora die wichtigsten sind, durchschnittene, ganz ebene Fläche bis an das im Süden erglänzende adriatische Meer aus, dessen Gestade hier mit ausgedehnten, seeartigen Salzsümpfen (die Lagunen von Grado, auch nach Aquileja benannt) bedeckt ist, längs deren südlichem Rande sich schmale Dünen dahinziehen, auf deren einer, derjenigen nämlich, die sich am meisten über den Spiegel der benachbarten See erhebt, die Stadt Grado liegt und welche die offene See von der Lagunen-Landschaft trennen. Gleich den Lagunen von Venedig sind auch diese Dünen an mehren Stellen vom Meere durchbrochen, welches durch sie seine Einwirkung auf das Sumpfgebiet vermittels der Ebbe und Fluth ausübt. Wie bei Venedig werden diese Durchbrüche Porti genannt, da sie gleich den Hafenmündungen den Eingang in sichere und ruhige Ankerplätze öffnen.

Zur Zeit der auch über diese Gegend ausgedehnten Römerherrschaft war dieser Strich Landes noch wenig bevölkert, reich an Wäldern und Weideplätzen, dafür aber auch den Einfällen der vorzugsweise Viehzucht treibenden Karnier ausgesetzt, einer noch rohen, das nördlich davon gelegene Gebirge bewohnenden celtischen Völkerschaft. Gegen diese immer wiederkehrenden Ueberfälle mußte Abhilfe geschafft werden. Zu diesem Ende wurde eine neue, Aquileja benannte Colonie gegründet, welche für die spätere politische und Kirchengeschichte dieser ganzen Gegend und der weit in das Alpengebirge hineinreichenden Landschaften von der allergrößten Wichtigkeit war.

Die früheste Geschichte Aquileja's, und namentlich die vorrömische, ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Noch bevor Roms Herrschaft sich bis in diese Gegenden ausdehnte, scheint Aquileja schon eine Stadt von Bedeutung gewesen zu sein, da C. Silius Italicus in seinem Gedichte über den zweiten punischen Krieg Aquileja's als einer mit Rom gegen die Karthaginenser verbündeten Stadt in folgender Weise erwähnt:

Nec non cum Venetis Aquileja perfurit armis [2a]).

Da von Silius Italicus, obgleich Dichter, bekannt ist, daß sein Gedicht wegen der großen Genauigkeit, mit welcher von ihm in diesem Gedichte die Ereignisse dargestellt werden, beiweitem mehr einen historischen als

1) Die mit der Geschichte Grado's innigst verflochtene Geschichte Aquileja's ist hier um so mehr nachzutragen, als einerseits der Artikel Aquileja außer seiner Magerkeit auch noch an manchen Unrichtigkeiten leidet, die hier ergänzt und berichtigt werden müssen, und die Geschichte von Grado und Aquileja andererseits das Bindemittel zwischen diesen Orten und den Artikeln Friaul, Görz, Gradisca bilden. Zudem ist auch der wichtige Fluß Alsar, jetzt Ausa, am geeigneten Orte mit Stillschweigen übergangen worden, der gleich dem Attis und dem Kanale Anfora hier noch seinen Platz finden kann. — 2) Ueber Aquileja s. übrigens *Andreae Danduli* Chronicon bei *Muratori*, Rerum italic. Script. Tom. XII. col. 13 seq. *De Rubeis*, Monum. Eccles. Aquilejensis (Argentinae 1740). *Joan. Condidi* Commentarior. Aquil. Libri VIII bei *Graev.* Thes. Tom. VI. P. IV. In demselben Theile sind auch die Werke des Phil. a Turre, des Sabellicus, Palladio über Aquileja. Ferd. Ughelli's Italia sacra. Tom. V. col. 1—142.

2a) Silii Italici clarissimi poetae de bello punico libri septemdecim. Cum argumentis Hermanni Buschii etc. Parisiis 1538. fol. 106. 2. Seite. Lib. VIII. v. 604. N. E. Lemaire hat statt „perfurit“ „superfluit“ und commentirt „abundat armis, armentis, copiis, quas in bellum mittit,“ welche Lesart der Bedeutung Aquileja's noch günstiger ist.

poetischen Werth hat, so kann man auf diese Stelle wol mit Recht einiges Gewicht legen, und zwar um so mehr, als Livius alle Stellen, die sich in seinen Geschichtsbüchern auf die Gründung einer römischen Colonie in dieser Gegend beziehen, sehr allgemein gehalten hat, und die dort vorkommenden Ausdrücke „oppidum," „agri" („ex agris rapuere") überhaupt auf größere und kleinere, ländliche und städtische, bewohnte nichtrömische Orte (die keine römischen Civitates, municipia, Coloniae etc. waren) gedeutet werden können.

Die Gründung dieser Colonie, über deren Namensableitung die Schriftsteller nicht einig sind, erzählt Livius [3]) in folgender Art: „In eben dem Jahre, als Spurius Posthumius Albinus und Quintus Marcius Philippus Consuln waren (des Jahres 566 Roms oder 186 vor Christi Geburt), zogen Gallier von jener Seite der Alpen (Gallia transalpina) ohne Plünderung oder Krieg in das Venezianische herüber und besetzten nicht weit von der Gegend, wo jetzt Aquileja steht, einen Platz zur Anlegung einer Stadt. Die römischen Abgeordneten, welche deswegen über die Alpen geschickt wurden, bekamen zur Antwort: „„Diese Gallier wären weder mit Genehmigung ihrer Nation ausgewandert, noch wisse man, was sie in Italien vornähmen."" — Weiter geschah in der nächsten Zeit in dieser Angelegenheit von Seiten Roms Nichts. Erst drei Jahre später unternahm man diesfalls weitere Schritte. — Die Consuln des Jahres 569 Roms (183 v. Chr.) waren Marcus Claudius Marcellus und Quintus Fabius Labeo. Unter den gewählten Prätoren erhielt Lucius Julius Gallien, zu dem damals auch diese Landschaft gehörte. „Er bekam Befehl, zu eilen; denn die Gallier jenseits der Alpen waren, wie schon früher berichtet wurde, durch die Gebirgspässe eines vorher unbekannten Weges nach Italien herübergegangen und legten auf dem jetzigen aquilejensischen Gebiete eine Stadt an. Sie daran zu hindern, soweit es ohne Krieg möglich wäre, war der Auftrag, welchen der Prätor erhielt. Müßten sie aber mit gewaffneter Hand abgehalten werden, so möchte er die Consuln davon benachrichtigen. Dann sollte der eine von ihnen die Legionen gegen die Gallier führen [4]). — Inzwischen waren die Consuln nach ihren Standplätzen aufgebrochen. Marcellus ließ zum Voraus dem Proconsul Lucius Porcius sagen, er möchte mit den Legionen gegen die neue Stadt der Gallier anrücken. Bei seiner Ankunft ergaben sich dem Consul die Gallier. Sie waren 12,000 Mann stark. Ihre Waffen hatten sie meistens in den Dörfern geraubt. Diese wurden ihnen zu ihrem großen Verdrusse genommen, auch was sie noch sonst entweder auf Plünderungen in den Dörfern geraubt oder mitgebracht hatten. Um hierüber ihre Klage anzubringen, schickten sie Gesandte nach Rom. Der Prätor Cajus Valerius stellte sie dem Senate vor und sie erzählten: „„Bei der übergroßen Volksmenge in Gallien wären sie aus Mangel an Land und aus Armuth über die Alpen gegangen, um sich einen Wohnsitz aufzusuchen. In Gegenden, welche sie aus Mangel an Menschen unangebaut gefunden, hätten sie, ohne Jemanden zu beleidigen, sich niedergelassen. Sie hätten auch eine Stadt zu bauen angefangen, was ein Beweis sei, daß sie nicht gekommen wären, um irgend einem Dorfe oder einer Stadt Gewalt anzuthun. Da habe vor Kurzem Marcus Claudius ihnen sagen lassen, daß er mit ihnen, wenn sie sich nicht ergeben wollten, Krieg führen würde. Sie, die einen sichern, wenn auch minder ehrenvollen Frieden lieber, als einen ungewissen Krieg wünschten, hätten sich mehr in den Schutz als in die Gewalt der Römer gegeben. Nach einigen Tagen habe man ihnen angedeutet, sowol ihr Gebiet als ihre Stadt zu räumen, und sie wären schon entschlossen gewesen, in der Stille hinzuziehen, wo in der Welt es sein möchte. Da habe man ihnen ihre Waffen und zuletzt auch alles Uebrige genommen, was sie getragen oder getrieben hätten. Sie bäten nun den Senat und das Römervolk, gegen sie als schuldlose Schützlinge nicht härter zu verfahren als gegen Feinde.""

Auf diese Vorstellung ließ ihnen der Senat zur Antwort geben: „Sie hätten freilich nicht recht daran gethan, daß sie nach Italien gekommen wären und eine Stadt auf fremdem Boden, ohne Einwilligung der römischen Obrigkeit, die dort ihren Standort habe, anzulegen versucht hätten; doch beliebe es auch nicht dem Senate, Schützlinge berauben zu lassen. Sie wollten ihnen unter der Bedingung, daß sie zurückgingen, wo sie hergekommen wären, alles Ihrige wiedergeben lassen; dann möchten sie geradezu über die Alpen gehen und den gallischen Völkern andeuten, ihre Menschenmenge in der Heimath beisammen zu halten. Die Alpen ständen als eine fast unübersteigliche Grenzlinie zwischen ihnen beiden in der Mitte, und sicher würde es ihnen jetzt nicht besser bekommen, als jenen, welche die Alpen zuerst gangbar gemacht hätten."

„Als Gesandte werden ihnen Lucius Furius Purpureo, Quintus Minucius, Lucius Acidinus mitgegeben. Die Gallier erhielten Alles zurück, was sie nicht mit Gewalt genommen hatten, und verließen Italien."

„Den römischen Gesandten gaben die Völker jenseits der Alpen eine gütige Antwort. Ihre Volksältesten tadelten sogar die große Gelindigkeit der Römer, „„daß sie solche Menschen, die ohne Geheiß ihrer Nation ausgezogen wären und es versucht hätten, ein unter römischer Hoheit stehendes Gebiet zu besetzen und auf fremdem Boden eine Stadt anzulegen, so ungestraft hätten abziehen lassen. Man hätte eine schwere Strafe für ihre Unbesonnenheit bestimmen sollen. Daß sie ihnen aber sogar das Ihrige wieder gegeben hätten, lasse befürchten, es möchten durch solche Nachsicht noch mehre zu ähnlichen Wagnissen angetrieben werden."" Sie behandelten die Gesandten als Gäste und entließen sie auch mit Geschenken" [5]).

3) Siehe Titus Livius Römische Geschichte, übersetzt von Dr. Oertel. (Stuttgart 1841.) 7. Bd. S. 308. 4) Ebendaselbst S. 347 u. 348.

5) S. ebendaselbst S. 360—362. *Liv.* XXXIX, 54 u. 5

Der Consul Marcus Claudius legte es nach Vertreibung der Gallier aus seiner Provinz auf einen Krieg mit den Istriern an und bat den Senat schriftlich um die Erlaubniß, die Legionen nach Istrien hinüber führen zu dürfen, die der Senat ihm auch ertheilte. Man ging nun später damit um, nach Aquileja Pflanzbürger (Colonisten) führen zu lassen, es war aber noch nicht entschieden, ob man Latiner oder römische Bürger hingehen lassen wollte. Zuletzt beschlossen die Rathsväter, lateinische Pflanzer hingehen zu lassen. Die hierzu erwählten drei Männer (Triumviri) waren Publius Scipio Nasica, Cajus Flaminius und Lucius Marcius Acidinus. So geschah nach der Erzählung des Livius die Gründung der Colonie Aquileja, von der aber Strabo behauptet, sie sei eine römische Colonie gewesen [6]). Von den dieser Colonie angewiesenen 184,600 Morgen (Jugera) bekamen die dahin geschickten 3000 Mann zu Fuß jeder 50 Morgen Landes, die Centurionen (Hauptleute) 100, die Reiter endlich 140 Jugera [7]). Im J. 581 nach Erbauung der Stadt Rom oder 171 vor Chr. machte sich der Consul Cajus Cassius, der Gallien erloost hatte, wiewol vergeblich, an das Unternehmen, seine Legionen durch Illyricum nach Macedonien zu führen. Daß der Consul diesen Zug angetreten habe, erfuhr der Senat durch Abgesandte von Aquileja. Als diese mit der Klage, daß ihre Pflanzstadt, noch neu und schwach und noch nicht hinlänglich befestigt, zwischen zwei feindseligen Völkern, den Istriern und Illyriern, in der Mitte liege, zugleich die Bitte vortrugen, der Senat möchte sich die Befestigung ihrer Pflanzstadt empfohlen sein lassen, so legte man ihnen die Frage vor, ob sie wünschten, daß diese Sache dem Consul Cajus Cassius aufgetragen würde? Da antworteten sie, Cassius habe sein Heer nach Aquileja entboten und sei durch Illyricum nach Macedonien aufgebrochen. Dies schien Anfangs unglaublich und jeder vermuthete nach seinen Gründen, man habe vielleicht die Karner oder die Istrier angegriffen. Darauf sagten die Aquilejer, sie wüßten weiter Nichts und getrauten sich auch weiter Nichts zu behaupten, als daß man den Soldaten auf 30 Tage Getreide zugetheilt und Wegweiser, welche mit den Straßen aus Italien nach Macedonien bekannt waren, aufgesucht und mitgenommen habe. Nun gerieth der Senat in Unwillen und Sorge ..... Die Besorgniß um den Consul und sein Heer verschob für jetzt die Sorge für die Befestigung von Aquileja [8]). Da aber zwei Jahre später (583 Roms oder 169 v. Chr.) neuerdings Abgeordnete der Colonie darauf antrugen, die Anzahl der Pflanzbürger zu vermehren, so wurden durch einen Senatsbeschluß 1500 Familien zusammengebracht, und die zu deren Anführung ernannten Triumviri (Dreiherren) waren Titus Annius Luscus, Publius Dacius Subulo und Marcus Cornelius Cethegus [9]). Nun war die Colonie ausreichend mit Bewohnern dotirt. — Woher sie den Namen erhalten, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Nach Einigen soll er von dem Worte Adler (Aquila), der als Zeichen der Legion dieser römischen Heeresabtheilung diente, nach Andern aber von dem ebenfalls lateinischen Worte Aqua (Wasser) herrühren, da hier an fließendem Wasser ein großer Ueberfluß war [10]). Nach Julian [11]) endlich soll heilverkündender Adlerflug dem Orte schon zur Zeit seiner Gründung die Benennung gegeben haben. Die Colonie blühte rasch auf und wurde bald ebenso wichtig in politischer und strategischer Beziehung als reich und blühend durch seinen Handel, sei es nun durch den Ruf des römischen Namens, der damals schon weit über die Alpen hinaus in die Länder der die Donau und Save umwohnenden Völkerschaften gedrungen war, sei es durch die Betriebsamkeit und die Tugenden seiner Bewohner oder die Eintracht seiner Bürger, sei es endlich durch die überaus vortheilhafte Lage des Ortes. Aquileja war bald nach seiner Gründung zu solchem Reichthume und Rufe gelangt, daß es nicht blos den Nachbarn, sondern auch entfernteren Völkerschaften als wichtiger Handelsplatz bekannt wurde. Es hatten aber auch die Römer für sichere und bequeme Handelsverbindungen nach allen Seiten hin gesorgt; hierher führte die Hauptstraße Italiens, die Via Aemilia-Altinata, und von Aquileja weiter nach dem Orient; von hier aus zogen die Straßen nach Istrien, Dalmatien, Pannonien, Noricum und Rhätien [12]). Wie Strabo [13]) schreibt, war Aquileja der Stapelplatz für den Handel der illyrischen Völkerschaften, wo große Mengen von Wein, Oel und Südfrüchten gegen Sklaven, Häute, Vieh und andere Naturproducte der näheren und entfernteren Gegenden ausgetauscht wurden [14]). Aquileja schloß 120,000 römische Bürger innerhalb seiner Mauern ein und glänzte eine

6) Livius (lib. XL. cap. 34) sagt ausdrücklich: „Nach Aquileja auf gallischem Gebiete wurde in diesem Jahre (571 nach der Erbauung der Stadt Rom, 181 v. Chr.) eine lateinische Pflanzung abgeführt.“ Strabon hingegen nennt sie „eine Gründung der Römer, befestigt gegen die angrenzenden Barbaren.“ Siehe *Strabonis* Geographica; recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kraemer etc. Vol. I. (Berolini 1844.) Lib. V. cap. 1. §. 8. p. 338. — Der Beschluß dieser Deduction war schon 571 nach Erbauung der Stadt Rom gefaßt worden (s. *Livius* XXXIX, 55); Vellejus Paterculus setzt sie aber ungenau 7 Jahre später als Bononia, also 572, gerade in die Mitte zwischen den Beschluß und die Ausführung. Er sagt: „Cnaeo autem Manlio Volsone, et M. Fulvio Nobiliore Cos. Bononia deducta Colonia, ab hinc annos ferme CCXVII, et post quadriennium, Pisaurum et Potentia; interjectoque triennio Aquileia et Grauisca. Et post quadriennium Luca.“ Siehe *C. Cornelii Taciti* Opera quae extant a Justo Lipsio postremum recensita ejusque auctis emendatisque commentariis illustrata, item Vellejus Paterculus cum ejusdem Justi Lipsii auctioribus notis. (Antverpiae 1668. fol.) p. 20. Savigny in den Vermischten Schriften (Berlin 1850) S. 202. 7) *Livius* a. a. O. lib. XL. cap. 34. p. 418.

8) *Livius* a. a. O. lib. XLIII. cap. 1. Band VIII der teutschen Uebersetzung S. 173 u. 174. 9) Siehe *Livius* a. a. O. lib. XLIII. cap. 17. Band VIII. S. 202. 10) Siehe *Ferd. Ughelli*, Italia sacra sive de Episcopis Italiae et Insularum adjacentium Tomus V. etc. Editio secunda Venetiis 1720. fol. col. 9 et 10. 11) *Julian.* Orat. II. De gestis Const. 12) Siehe Prof. Aug. Pauly's Art. Aquileja in dessen Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft. 1. Bd. (Stuttgart 1837.) S. 656. 13) Siehe *Strabonis* Geogr. Edit. *Kraemer.* Lib. V. cap. 1. §. 8. Vol. I. p. 338. 14) *Strab.* lib. IV. cap. 6. §. 12. Vol. I. p. 327.

lange Reihe von Jahren hindurch nicht blos durch den Reichthum und den Adel seiner Bewohner und die Pracht seiner Gebäude, sondern auch durch die Gunst der Imperatoren, deren mehre hier vorübergehend ihren Wohnsitz nahmen. Aquileja galt für den Schlüssel Italiens von der Nordostseite her, zugleich aber auch als Hauptwaffenplatz. Sein ausgebreiteter Handel ging nach allen Richtungen, hauptsächlich aber zu Lande nach Nauportus und Sisc'ia, Noreia und Celeja zu den Tauriskern und Pannoniern, zu den Illyriern und Alpenvölkern [15]), der später von den Venezianern nur fortgesetzt wurde. Gewiß wurden schon damals die von Aquileja dorthin gebrachten italischen Producte von den Schiffern und Seeleuten der Laguneninsel oft selbst, wenigstens zum Theil, zur See hierher gebracht. Eine so wichtige Stadt wie Aquileja zur Zeit der Römer war, und nicht weit, 12 Milliarien oder 60 Stadien, vom Meere entfernt, mit dem es doch mehre Flüsse, der Natiso, Ausa, Anfora, Sontius, einige Kanäle und die Lagunen in Verbindung setzten, konnte eines eigenen Hafens an der Küste selbst um so weniger entbehren, als weder der Natiso, noch die Anfora, noch auch die Ausa schwer beladenen Schiffen den Zugang bis vor die Mauern der Stadt erlaubten. Ein solcher wurde daher angelegt auf der langen, aber schmalen Insel Gradus (ad Gradus) und zwar da, wo der Natiso, welcher an Aquileja vorbeifloß [16]), nach seinem erzwungenen Laufe durch die Sümpfe die offene See erreicht. Ganz natürlich erwuchsen hier einzelne Häuser, Magazine und mit der Zeit ein volkreicher Flecken, von welchem aber die alten Geographen darum nicht insbesondere sprechen, weil man ihn als einen Theil, einen Anhang von Aquileja betrachtete [17]). Beide Orte, Aquileja und Grado, spielten aber auch noch in der späteren Kaiserzeit und namentlich in der älteren Kirchengeschichte eine bedeutende Rolle, aus der nur die wichtigsten Züge hier angeführt werden können. — Am Bernsteinhandel [18]) nahmen Aquileja und sein Seehafen unzweifelhaft bedeutend Theil, einem Handel, der von der Küste der Ostsee, wo die Guttonen, Guthonen, Gythonen, ein germanisches Volk, schon sehr frühzeitig feste Wohnsitze hatten, Viehzucht und Ackerbau trieben, theils zur See nach Gallien und theils zu Lande, vielleicht auf mehren Straßen nach dem adriatischen Meere getrieben wurde. Da, wo ausdrückliche historische Nachrichten fehlen, bezeichnen den Weg, den dieser Handelszweig zur Zeit seiner größten Blüthe nahm, die Fundorte von römischen und griechischen Münzen im Norden Europa's. Nach solchen ging er von den Küsten des adriatischen Meeres, wo damals Aquileja der wichtigste Handels- und sein Hafen Gradus der bedeutendste Stapelplatz unter allen dem Gebirge der Alpen zunächst gelegenen war, aus durch das Gebirge der Alpen an die Donau, und zwar nach Carnuntum, welches in der Nähe von Hainburg, bei Petronell und Deutsch-Altenburg, dem Einflusse der March in die Donau nahezu gegenüber lag. Carnuntum, wohin zur Zeit des K. Nero ein eigens dahin gesandter römischer Ritter eine unglaubliche Menge Bernstein und darunter ein Stück von 13 römischen Pfunden mitbrachte, war 6000 Millien von der Ostsee entfernt [19]). Jenseits der Donau verfolgte dieser Handelszug den Lauf der March und gelangte nach Einigen, an der Hand eines kleinen Nebenflusses der March (wahrscheinlich wird damit die Beczwa gemeint) als seiner weiteren Führerin an den Karpathenpaß Jablunka, wo man die ersten Spuren des Bernsteinweges bei dem Dorfe Bystricz an der Elsa gefunden zu haben glaubt. Von den Ufern der Elsa kam der Zug des Handels an die Oder, welche ihm von da an weiter bis an die Ostsee zur Führerin gedient haben soll [20]). So, oder über den östlicher liegenden Weg die alte Bernsteinstraße im Posenschen [20a]), die Weichsel entlang, über Kalisch und an der Waag dahin gelangte der Bernstein jedenfalls an die Donau und nach Carnuntum, und von dort auf den trefflichen römischen Straßen von Scaramantia, Sabaria, Petovium, Cellia und Nauportus nach Aquileja und von da nach Adria an den Padus (Eridanus), denjenigen Fluß, an den sich die Fabel von den bernsteinweinenden Heliaden in so vielfach veränderten Sagen festklammert [21]). Für diesen

15) Herodian's *Τῆς μετὰ Μάρκον βασιλείας ἱστοριῶν βιβλία ὀκτά* VIII, 2. 16) *Plinius*, Hist. Natur. I, 1, der fälschlich den Turrus oder den heutigen Torre, einen Nebenfluß des Sontius, zu einem Nebenflusse des Natiso macht. 17) Siehe K. Mannert's Geographie der Griechen und Römer. Leipzig 1823 des IX. Bds. I. Abth. S. 77. 18) *Plin.* Hist. Natur. XXXVII, 11, 2 sagt: „Der Bernstein wird hauptsächlich von den Germanen nach Pannonien gebracht; dorther haben die Veneter, von den Griechen Heneter genannt, die Nachbarn der Pannonier, zuerst den Ruf der Sache verbreitet, und die, welche um das adriatische Meer herum handeln u. s. w." An einigen andern Stellen (*Plin.* XXXVII, 11, 1 und 4, 30 und XXXVII, 15) redet er des Ausführlicheren von diesem Producte der nördlichen Gegenden Europa's, und namentlich an einer Stelle in einer Weise, die es zweifellos macht, daß es eine bekannte Handelsstraße gab, an der bestimmte Bernsteinhandelsplätze (Commercia), deren einen, Carnuntum, bei Petronell im Erzherzogthume Oesterreich unter der Ens er ausdrücklich nennt, lagen.

19) *Plin.* Hist. Nat. XXXVII, 11, 2: „sexcentis fere M pass. a Carnunto Pannoniae abest litus, id Germaniae, ex qu invehetur etc." 20) Siehe Karl Wuttke, Die Schmitsch eine Station des alten Landhandels. Mit einem Steindruck al Titelblatt. (Liegnitz 1827.) S. 53—55. 61 fg. Zahlreiche Alter thümer bei Ustron, Bystricz, im Oelsischen, bei Stroppen, Glogau Trachenberg und in der Schmitsch hält Wuttke für genügende B weise theils vorübergehender Lagerplätze und theils fester Station südlicher Karavanen. 20a) Siehe Röm. Geschichte von T Mommsen. 1. Bd. (Leipzig 1854.) S. 132. 21) Ueber d Bernsteinhandel und das damit zusammenhängende Becken des adri tischen Meeres, sowie auch über den Weg, den jener Handelsz schon frühzeitig genommen haben dürfte, diene zur Vervollstän gung der Artikel dieser Encyklopädie „Bernstein" Bd. 9 1. Sect. S. 211 und „Eridanos" 1. Sect. Bd. 37. S. 80 d Nachschlagen folgender seitdem erschienener Werke: Dr. J. H. Kra se's Art. „Elektrum" in Pauly's Real-Encyklopädie der cla schen Alterthumswissenschaft ꝛc. (Stuttgart 1844.) S. 68—73, dem auch die ältere Literatur über den Bernstein und Bernste handel theilweise zu finden ist. K. E. A. v. Hoff's Geschic der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderun der Erdoberfläche. 1. Th. (Gotha 1822.) S. 59 u. 60. K. Ma nert, Geographie der Griechen und Römer. (Leipzig 1823.) 9. I. Abth. S. 60—67. Dr. J. G. Radlof's Neue Untersuchun

Handel mit barbarischen Völkerschaften einer- und dem cultivirten Süden anderseits war kaum eine andere Stadt in diesem Theile Italiens geeigneter als eben Aquileja. Schon ihre bedeutende Größe, ihr Volksreichthum, der Wohlstand und Luxus ihrer Bewohner [22]), davon die zahlreichen Funde goldenen Geschmeides, die noch jetzt Tag für Tag sich ergeben, Zeugnisse liefern [22]), ihre Gebäudepracht, die Fruchtbarkeit der umliegenden Landschaft, die unmittelbare Nähe des niedrigsten Uebergangspunktes der Alpen, welche der Karst zwischen Monfalcone und Laibach [24]) darbot, und der tägliche Verkehr mit den barbarischen Nationen der Karner, Illyrier und Taurisker [25]) mußten ihr den Vorrang vor allen anderen Küstenorten dieses Theils der Adria gewähren. Dazu bot Aquileja selbst auch noch der Tauschmittel mehre dar. Nördlich von Aquileja gegen die Taurisker hin waren Goldminen im Bau (nach Polybius bei Strabo 208) [26]) und in Aquileja selbst Purpurfärbereien im Gange, im benachbarten Meere eine ergiebige Fischerei und an der Küste Istriens die Seesalzgewinnung im Betriebe. Zudem war ja der Boden zunächst um Aquileja durch die ergiebigste Fruchtbarkeit ausgezeichnet, so-

des Keltenthums zur Aufhellung der Urgeschichte der Teutschen. (Bonn 1822.) S. 87. 88. 101. 102. 211. 212. 236 u. f. w. — Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. Im Vereine mit mehren Gelehrten und Kunstfreunden herausgegeben durch Jos. Freih. v. Hormayr. (Wien 1823.) 1. Bd. S. 53. Joh. Voigt, „Ueber die bei Klein-Tromp unfern Braunsberg gefundenen röm. Goldmünzen" in den Beiträgen zur Kunde Preußens. 6. Bd. 1824. S. 412—431. Lorenz Surowiecki's Slozenie Poczatku narodow Slowanskich etc. (Ueber die Abkunft der Slaven.) W Warzawie 1824. S. 41—44. Die Etrusker. Vier Bücher von Karl Ottfried Müller. Erste Abtheilung. (Breslau 1828.) S. 280 fg. Geschichte des preußischen Staates von Gustav Adolf Harald Stenzel. 1. Th. (Hamburg 1830.) S. 2. Levezow, Ueber einige im Großherzogthume Posen gefundenen uralten griech. Münzen. (Berlin 1831. 4.) Desselben Ueber mehre im Großherzogthume Posen in der Nähe der Netze gefundenen griech. Münzen; in den Abhandlungen der historisch-philosophischen Classe der Berliner Akademie der Wissensch. aus dem Jahre 1833. S. 181—224. Desselben Ueber die im Posenschen zwischen Bromberg und Exin gefundenen Silbermünzen, in den Abhandlungen der Berlin. Akademie der Wissensch. (Berlin 1833.) Ukert's Geographie der Griechen und Römer. Th. II. Abth. 2. S. 26—36 und Th. III. 1843. S. 86. 175. 182. 320 u. 349. Desselben Abhandlung über das Elektrum; in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. 1838. Nr. 52—55. S. 425—452. Dietrich Hüllmann's Handelsgeschichte der Griechen. (Bonn 1839.) S. 63—74 und 75—81. Pytheas und die Geographie seiner Zeit. Von Joachim Lelevel, herausgegeben von Joseph Straszevicz. Nebst J. A. Letronne's Untersuchungen über Gradmessungen der Alten ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. S. F. W. Hoffmann. (Leipzig 1838.) S. 40 u. 41. Pytheas aus Massilia. Historisch-kritische Abhandlung von Maximilian Fuhr. (Darmstadt 1842.) S. 42—44. Paul Joseph Schaffarik's Slawische Alterthümer, teutsch von Mosig von Aehrenfeld, herausgegeben von Heinrich Wuttke. (Leipzig 1843.) 1. Bd. S. 101—108. Dr. Wilhelm Abeken's Mittel-Italien vor der römischen Herrschaft; nach seinen Denkmälern dargestellt ꝛc. (Stuttgart 1843.) S. 271. 281. 283 u. 284. Kosmos. Entwurf einer phys. Weltbeschreibung von Alexander v. Humboldt. 2. Bd. (Stuttgart und Tübingen 1847.) S. 163 u. 410 fg. Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. In drei Bänden. Von Joh. Voigt. 1. Bd. (Königsberg 1850.) S. 4—6. Braunsberger Kreisblatt. Jahrgang 1851. Nr. 42. S. 356 und Jahrgang 1853. Nr. 28. S. 232. Die Alpen-Etrusker von M. Koch. (Leipzig 1853.) S. 29 u. 30. Nesselmann in den Neuen Preuß. Provinzial-Blättern. Andere Folge. Bd. 4. 1853. S. 421. Derselbe ebendaselbst Bd. 6. 1854. S. 395 fg. Dr. Thomas, Der Bernstein in naturwissenschaftlicher, industrieller und volkswirthschaftlicher Beziehung; im Archiv für Landeskunde der preuß. Monarchie. (Berlin 1856.) Bd. 1. S. 280 fg. und Bd. 2. S. 368 fg. Ursprung und Bedeutung des Bernsteinnamens Elektron. Von Dr. Franz Beckmann ꝛc. (Braunsberg 1859.) S. 33—43. Wilh. Kießelbach, Der Gang des Welthandels und die Entwickelung des europäischen Völkerlebens im Mittelalter. (Stuttgart 1860.) S. 35. 36 fg. 54 u. 56.

22) Von alle dem geben zahlreiche Stellen der Schriftsteller unwidersprechliche Zeugnisse; so sagt *Strab.* lib. V. cap. 1. §. 8. p. 338: „Sie ist der Handelsplatz für die illyrischen Völker am Ister; diese holen hier die Producte der See und Wein, den sie in hölzernen Fässern auf Wagen laden, und Oel, dagegen bringen sie Sklaven, Vieh und Häute." *Herodian* im VIII. Buche III. Cap. seiner Lebensbeschreibung der röm. Kaiser von Commodus bis auf Gordian den Jüngern in acht Büchern. Verteutscht von Joh. Gottfr. Cunradi. (Frankfurt a. M. 1784.) S. 272 nennt sie „eine der größten Städte Italiens," und bald darauf berichtet er: „Aquileja, als eine der größten Städte, war sehr zahlreich an Einwohnern, lag am Meere, war gleichsam die Handelsstadt des ganzen Italiens und lieferte den Seefahrern die Waaren, die vom festen Lande oder auf Flüssen herzugeführt wurden; denn auf dem festen Lande, deren Gegenden wegen der Strenge des Winters unfruchtbar sind, brachte sie von der See die nöthigen Lebensmittel herbei und schickte sie in das obere Land; da vorzüglich viel Wein dort gebaut wird, so versah sie diejenigen, welche keinen Weinbau treiben können, in Menge damit. Durch diesen Handel war sie immer zahlreich an eigentlichen Einwohnern und an Reisenden und fremden Handelsleuten." Kaiser Julian Orat. II. de gestis Const. sagt von ihr aus, sie sei ein „oppidum luxu et deliciis refertum et Italiae Emporium opulentum inprimis ac copiosum." *Procopius*, De bello Goth.: „Urbem maritimam, magnitudine et civium frequentia insignem." Ausonius singt von ihr:

> Non erat iste locus: merito tamen aucta recenti
> Nona inter claras Aquileja celebres Urbes,
> Itala ad Illyricos objecta Colonia montes,
> Moenibus et portu celeberrima.

Ihr gingen nur Rom, Constantinopel, Karthago, Antiochia, Alexandria, Trevere, Mediolanum und Carnea voraus.

23) In Monastero, ganz nahe bei dem heutigen Aquileja, einst ein Theil der alten Stadt, hat Graf Cassis eine reiche Sammlung von Antiken, Gemmen, besonders aber Goldgeschmeide, die hier ausgegraben wurden, und auch Hr. Vincenzo Zandonati, Apotheker in Aquileja, hat eine sehenswerthe Geschmeide-, Münz-, Anticaglien- und Denksteinsammlung von hier ausgegrabenen Gegenständen; s. Chmel's Mittheilung in dem Notizenblatte als Beilage zum Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen; herausgegeben von der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissensch. in Wien. 1854. Nr. 3. S. 49 u. 50. 24) Siehe *Strab.* a. a. O. lib. V. cap. I. §. 8. p. 338: „Der Okra (der heutige Birnbaumwald, ein Theil des Karstes) ist der niedrigste Theil der Alpen, da wo sie an die Karner stoßen; über denselben gehen die Waaren auf Wagen von Aquileja nach dem Orte Pamportus (bei den Römern Nauportus, jetzt Laibach), eine Strecke von etwa 400 Stadien. Von hier kommen sie auf Schiffen in den Ister und die daselbst gelegenen Länder. Denn an Pamportus fließt ein schiffbarer Fluß vorbei, der aus Illyrien kommt und sich in den Saus ergießt, daher man die Waaren leicht nach Segestica und zu den Pannoniern und Tauriskern bringen kann." 25) Siehe Th. Wüstenfeld in den Götting. gel. Anz. vom 20. Juli 1854. Stück 114 u. 115. S. 1131. 26) v. Sternbüchl's „Aquileja" in der Triester Zeitung Nr. 125 vom 2. Juni 1863.

daß schon die Bodenproducte allein der Handelsgegenstände mit einem wenig fruchtbaren, ja nahezu theilweise ganz sterilen Gebirgslande, das zudem auch noch von einer halbwilden Bevölkerung besetzt war, genug darboten. Durch alles dieses war die Stadt reich und mächtig, ja durch ihren Wohlstand sogar die zweite Stadt nach Rom in Italien geworden; sie war Alles durch die Gewerbsthätigkeit, die Geistesfrische, die Ehrenhaftigkeit und den Unternehmungsgeist seiner Bewohner, deren Leben in einer Fülle edler Genüsse ruhig dahinfloß, und von denen man Nichts als im höchsten Maße Lobenswerthes zu verkünden hat. Freilich wurde sie dabei durch ihre Lage ungemein begünstigt. Das Bedürfniß nach den Erzeugnissen südlicher Länder zog nämlich die damals noch rohen Bewohner der nördlichen Gebirgsländer zuerst hinunter in die fruchtbare Ebene am Fuße der Berge, und Aquileja war der Ort, wo sie im Tausche gegen Eisen, Häute, Schlachtvieh und andere Landeserzeugnisse des Gebirges Befriedigung fanden. Der überaus thätige Verkehr verbreitete Wohlstand, und je kräftiger Aquileja gedieh, um so mehr entsprach es auch seiner zweiten wichtigen Bestimmung, ein unüberwindliches Bollwerk zu sein gegen jeden feindlichen Einfall der Gebirgsbewohner in die blühenden Fluren Italiens; es erfüllte vollkommen seinen Zweck und es erlag nur, als es im Sturme der Völkerwanderung keinen Halt irgend einer Art mehr gab. Aber seine wohlthätige Wirksamkeit auf die benachbarten Gebirgsländer hatte damit noch keineswegs aufgehört, denn die althergebrachten Verbindungen erneuerten sich auch dann wieder und trieben neue, viel wichtigere Sprossen, denn von Aquileja aus drang das Licht des Christenthums in die nördlichen Reiche und für immer bleibt Aquileja eng verbunden mit der Geschichte der in den Alpen gelegenen Länder. Dieses geschah um so schneller und leichter, als Aquileja einige Jahrhunderte nach seiner Erhebung zur römischen Colonie der Hauptmarkt für alle illyrischen Völker zum Umtausche ihrer Waaren mit Italien, Griechenland und mit allen Küsten beider Meere des adriatischen und des Mittelmeeres wurde. In ihm fand, wie in allen großen Handels- und Stapelplätzen, ein Zusammenfluß von Individuen der verschiedensten Völkerschaften des nahen Gebirges, des fernen Ostens, der venezianischen Terra ferma statt, daher man sich auch nicht zu wundern braucht, wenn wir auch mancherlei Beziehungen zum fernen Osten und Norden hier vorfinden, worüber uns die hier aufgefundenen zahlreichen römischen Denksteine die belehrendste Kunde geben [27]). Dahin gehört vor Allem der Cultus des Bel, Belenus, Belienus, Belinus, Apollo Belenus, welche Gottheit in Aquileja und seiner Umgebung sehr verehrt wurde, was viele Inschriftsteine beweisen, die hier herum gefunden wurden und dem letzteren geweiht sind. Andere erwähnen der von den Decurionen ertheilten Erlaubniß, ihm an einem Orte einen Altar zu errichten, und Andere wieder gedenken einer ihm geweihten Quelle, die entweder in der Nähe von Aquileja oder vielleicht sogar innerhalb seiner Mauern lag [28]). Die hier gefundenen

27) Man sehe hierüber: Guida storica dell' antica Aquileja compilata da Vincenzo Zandonati membro effettivo dell' i. r. Società agraria di Gorizia (Gorizia 1849) p. 199—230. *Bertoli*, Le antichità d'Aquileja. (Venezia 1739.) Wiener Jahrbücher der Literatur. Bd. 47. S. 59 fg. Philippi a Turre Forojuliensis, Episcopi Adriae Dissertatio de Beleno Veterum Aquilejensium Deo col. 3—14 bei *Graevius*, Thesaur. Antiquit. et Historiar. Italiae. Tomi VI. P. IV. opusc. VI.

28) Philippi a Turre's Dissertatio a. a. O. col. 9 et 10. Memorie storiche de' Veneti primi e secondi di Jacopo Filiasi. (Padova 1811.) Tom. I. p. 429—432. Ueber den Bel, Baal, Belenus und den Zusammenhang seines Cultus. Siehe: Die Phönicier. Von Dr. F. C. Movers, Prof. an der Universität Breslau. (Bonn 1848.) 1. Bd. S. 264 fg. H(eigel) in Pauly's Real-Encyklopädie. Bd. 1. Art. „Abellio" S. 4. F. H. W. Gesenius, Abhandlung über die Astrologie und das Religionssystem der Chaldäer S. 334. Desselben Art. „Bel" in der Allgem. Encykl. der Wissensch. und Künste von Ersch und Gruber. 8. Bd. 1. Sect. S. 397—402. Desselben Art. „Chaldäa" ebendaselbst Bd. 16 der 1. Sect. S. 108. *Gius. Furlanetto*, Le antiche lapidi patavine, illustrate etc. (Padova 1847.) p. 15 e 16. Memorie storico-critiche intorno all' antico stato de' Cenomani ed ai loro confini, raccolte e pubblicate dall' Abbate Antonio Sambuca (Brescia 1750. fol.); dort ist p. 114 das den Belus betreffende Parere intorno all' antico stato etc. des Kanonicus Paolo Gagliardi abgedruckt, das aber auch besonders herausgegeben wurde. (Padova 1724. 8.) Dort findet sich das auf den Gott Belenus sich Beziehende p. 108. Gaza und die philistäische Küste. Eine Monographie von Dr. K. B. Stark, a. o. Prof. der Philologie zu Jena. (Jena 1852.) S. 259. 263—265. 304 fg. Kangießer Art. „Abellio" in der Ersch und Gruber'schen Allgem. Encykl. 1. Sect. 1. Bd. S. 69. Neue Untersuchungen des Keltenthumes zur Aufhellung der Urgeschichte der Teutschen von Dr. J. G. Rudlof, o. Prof. in der philos. Facultät zu Bonn. (Bonn 1822.) S. 276. S. Alb. v. Muchar's Geschichte des Herzogthums Steiermark. (Gräz 1844.) 1. Th. S. 174—176. Dort sind auch mehre von mir nicht benutzte Schriftsteller, wie: Della Croce, Leibnitz' Specimen Glossar. Celtic., Resch's Ann., Sabion u. a. angeführt. Phil. K. Buttmann's Mythologus oder gesammelte Abhandlungen über die Sagen des Alterthums. (Berlin 1828—1829.) 1. Bd. S. 167 fg. Die Religion der Babylonier. Von Friedr. Münter, Bischof von Seeland ꝛc. Dritte Beilage zur Religion der Karthaginenser. Mit drei Kupfertafeln. (Kopenhagen 1827.) S. 7. *Surowiecki*, Sledzenie Poczatku narodow slowianskich etc. (W Warszawie 1824.) p. 87. *Micali*, L'Italia avanti il Dominio dei Romani. (Firenze 1810.) Tom. II p. 75. Esume della storia degli antichi popoli itali uni di Gius. Micali. In relazione dei primordi dell' italico incivilimento. Memoria di G. D. Romagnosi nel XVI delle sue opere. (Firenze 1836.) p. 326. Die Alpen-Etrusker. Von M. Koch. (Leipzig 1853. 8.) S. 66. Geschichte der Religion. Von Dr. Johannes Scherr. II., III. und IV. Buch. (Leipzig 1856.) S. 65. 68. 239 u. 240. Wiener Jahrbücher der Literatur. Bd. X. S. 237. Bd. LXXII. S. 214 u. 215. Bd. LXXVIII. S. 31. Bd. I. S. 94 u. 95. Bd. XIX. Anzeige-Bl. S. 69—71 u. 75. Bd. CXXV. S. 29. Jos. v. Hammer in dem Aufsatze über Schahnameh's heroische Gedichte in den Wiener Jahrbüchern der Literatur. Bd. X. S. 239. Bd. VI. S. 181. Bd. CII. S. 164. Bd. XVI. S. 279. Bd. CXI. Anzeige-Blätter S. 18. Bd. XCII. (1840) S. 31. Bd. CXXV. S. 31. Aug. Pauly's Real-Encyklopädie der class. Alterthumswissenschaft ꝛc. (Stuttgar 1844.) Bd. 3. Art. „Galli" S. 623 von A. Baumstark. Freih. v. Hormayr's Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten ꝛc. (Wien 1823.) Bd. 1. S. 44. 94. Dr. Jos. v. Hefner in den Gelehrten Anzeigen der königl. bair. Akademie der Wissenschaften (und zwar der philol. Classe) vom 12. Dec. 1856. I. Nr. 1 S. 154 u. 163. Geschichte des Alterthums von Max Dunker (Berlin 1852.) Bd. 1. S. 117. 120. 123. 125 u. s. w.

Inschriftsteine erwähnen auch anderer hier verehrten fremden Gottheiten, wie z. B. des Mithras, der Isis ꝛc. und liefern den Beweis des Zusammenflusses verschiedener Völkerschaften aus Ost und West, Nord und Süd und eines von hier aus getriebenen weitverbreiteten Handels. Geben uns nun die Inschriftsteine über mancherlei sociale und culturgeschichtliche Verhältnisse dieser merkwürdigen Stadt reichliche Kunde, so belehren uns die durch die Bemühungen des gelehrten Alterthumsforschers und ehemaligen Directors des kaiserl. Münz- und Antikencabinets in Wien, Hrn. Ant. v. Steinbüchl, von der Regierung auf Anordnung des Hrn. Hofraths der triester Statthalterei v. Conrad unter der Leitung des thätigen görzer Kreis-Ingenieurs Hrn. Baubella bewerkstelligten, und unter Zugrundelegung der überaus detaillirten Catastral-Mappen, mit Zuziehung der Hrn. Zandonati, Monari, Zecchini, für den Grafen Cassis, Gregorutti und Anderer glücklich durchgeführten Aufzeichnungen der Spuren der alten römischen Gebäulichkeiten und Fundorte antiker Kunstgegenstände, — über das Dasein von Tempeln, einer Arena, eines Theaters, eines Wasser-Castells und eines mit ihm in nächster Verbindung stehenden und noch in großen Spuren bestehenden Aquaductes, sowie auch eines erst vor Kurzem aufgegrabenen kolossalen Läuterungskastens aus ungeheuren Marmorplatten, von Mosaikfußböden ꝛc. Durch ein solches überaus umsichtiges Vorgehen, wobei man ein altes, in den Händen des Grafen von Cassis befindliches Urbarium, in das die Felder mit ihren besonderen Ortsnamen eingetragen sind, auf das Vortheilhafteste benutzen konnte, wurden die alten römischen Stadtmauern, mit ihren von 20 zu 20 Klaftern sich wiederholenden Befestigungsthürmen in ihrer Lage festgestellt, ebenso klar trat die Verengung der Stadt durch die späteren Patriarchen hervor; es war merkwürdig, durch Beachtung einzelner Umstände gleichsam noch die Stelle nachweisen zu können, wo die alten Aquilejenser in großer Hast Beschädigungen ausgebessert hatten, die riesigen römischen Gußmauern in ihrer ganzen, der Oertlichkeit angepaßten Zweckmäßigkeit und der spätere Nothbau im Mittelalter erscheinen unverkennbar; und ebenso gelang es, alle die Orte genau anzugeben, wo, soviel nur immer erinnerlich, irgend ein Kunstgegenstand, namentlich Skulpturarbeiten, Statuen, architektonische Stücke, als Architrave, Carniese, Capitäler, Säulentrommeln u. dgl. m., ausgegraben worden waren [29]). Auch von dem Vorherrschen eines ganz besonderen Reichthums und hohen Kunstsinnes bei den alten Bewohnern Aquileja's geben die überaus reichen Sammlungen des Grafen Cassis, des Apothekers Zandonati und anderer Sammler in Görz, Udine, Cervignano und vielen anderen Orten ein unabweisliches Zeugniß. Als Hauptfestung und als den Schlüssel Italiens von der Nordostseite her betrachtete in allen künftigen Zeiten der Römer diese Stadt, und darum war sie auch durch alle Perioden der römischen Kaisergeschichte der Schauplatz wichtiger Ereignisse, die entweder hier vorbereitet oder wirklich abgewickelt wurden. Zum größeren Theil wurden hier jene Legionen vereinigt, deren sich die Römer zur Unterjochung der das Alpengebirge bewohnenden freien Völkerschaften der Karner, Istrier, Noriker, Taurisker, Vindeliker bedienten. Hier wurde aber schon viel früher mancher harte Kampf mit den Völkern des Nordens durchgemacht; so namentlich im J. 517 = 237 v. Chr. die erste Bekämpfung der Istrier [30]), so auch im J. 641 nach Erbauung der Stadt Rom (113 v. Chr.); ja seit der Anlage von Aquileja wurde hier immer mit den Alpenvölkern gekämpft und gestritten. Mit der Anlage von Aquileja kam die istrische Halbinsel mit den römischen Besitzungen in eine unmittelbare Berührung, und von da an war diese Stadt derjenige Waffenplatz, von dem aus auch alle späteren Unternehmungen der Römer gegen Noricum, Pannonien, Dalmatien und Macedonien, und überhaupt gegen die im Gebirge der Alpen und jenseits desselben seßhaften oder herumziehenden keltischen Völkerschaften ausgeführt wurden. Unter diesen kommen hier besonders in Betracht die südöstlich von den Boiern wohnenden Keltenstämme, welche in der Steiermark und in Kärnthen unter dem Namen der Taurisker, später unter jenem der Noriker, und in Friaul im Küstenlande schon frühzeitig auftretenden Karner [31]). Diese, welche wol im Nordwesten an die Istrier und Japyden stießen und ihre Wohnsitze längs des Isonzo und Tagliamento bis tief in die Alpen hinein inne hatten, waren wol schon, um das Jahr 565 der Stadt Rom = 189 v. Chr., zugleich mit den übrigen cisalpinischen Galliern dieser Gegenden unter römische Botmäßigkeit gekommen, ihre vollständige Unterwerfung geschah jedoch erst im J. 581 d. St. = 173 v. Chr. nach einem erneuerten Aufstande. Gegen sie hatten die Römer die Nordostgrenze besonders zu schützen, da wiederholte Uebersiedelungsversuche derselben sie mahnten, hier aufzupassen, damit dergleichen Einfälle nicht abermals wiederholt würden. Dieses geschah dessenungeachtet und zwar im Jahre der Stadt 625 = 129 v. Chr. In diesem Jahre unterjochte der Consul Sempronius Tuditanus Istrien und setzte auf seine in ihrem Lande errichtete Denksäule folgende Inschrift: „Von Aquileja bis zum Flusse Titius (jetzt Kerka) (sind 1000 Stadien") (25 Meilen). In diesem Landstriche sind nach Plinius [32]) verschwunden Segeste und Otra. Auch soll an dem zwölften Meilensteine (2⅞ M.) vor Aquileja von Claudius Marcellus eine Stadt wider den Willen des Senats zerstört worden sein, wie L. Piso berichtet [33]). Die Gefahr, welche hier Italien drohte, veranlaßte den Senat, auch gegen die um Landanweisung

29) Siehe über die von dem Hrn. Director A. v. Steinbüchl gemachten Entdeckungen den Art. „Aquileja" der Triester Zeitung Nr. 123 vom 2. Juni 1860; Nr. 151 vom 7. Juli desselben Jahres und die Nr. 23, 24 und 25 vom 29. und 30. Jan. und 1. Febr. 1864.

30) *Orosius*, Histor. Lib. VII etc. (Thorunii 1857.) p. 134.
31) Siehe Römische Geschichte von Theodor Mommsen. 2. Th. (Berlin 1855.) S. 159 fg. 32) Cajus Plinius Secundus Naturgeschichte. Uebersetzt und erläutert von Dr. Ph. H. Külb. (Stuttgart 1842.) I. Abth. III. Buch XXIII (XIX). S. 357. 33) Ebendaselbst XXIII (XIX). S. 359.

blos Bittenden und in friedlicher Weise sich ansiedeln Wollenden, wie wir schon früher gesehen haben, mit aller Strenge vorzugehen, sie zur Rückkehr über die Alpen zu nöthigen und die Stadt, die sie unweit Aquileja schon angelegt hatten, wieder zerstören zu lassen. Mit weiser Strenge gestattete der Senat keinerlei Ausnahme von dem Grundsatze, daß die Alpenthore für die keltischen Völkerschaften geschlossen bleiben sollten. Nicht so sehr der schon früher nach Livius berichtete Versuch einer Einwanderung der Kelten, als vielmehr, wie es scheint, der Plan Philipp's von Macedonien, wie Hannibal von Westen, so seinerseits von Osten her in Italien einzufallen, gab die Veranlassung in diesem äußersten nordöstlichen Winkel Italiens eine Festung und italische Colonie zu gründen, die nicht blos diesen Weg den Fremden für immer zu verlegen, sondern auch die dortige für die Schiffahrt vorzüglich bequem gelegene Meeresbucht zu sichern, und der immer noch nicht ganz ausgerotteten Piraterie in diesen Gewässern zu steuern bestimmt war. Diese wurde hauptsächlich von den Küstenbewohnern Istriens und Dalmatiens betrieben und befestigte auch die Schiffahrt Aquileja's. Die erste Völkerschaft, welche die Römer unterwarfen, waren die Istrier. Sie wurden im Jahre der Stadt Rom 533 = 221 v. Chr. wegen Plünderung römischer Schiffe mit Krieg überzogen und bezwungen [34]). Die Anlage Aquileja's veranlaßte in dem Jahre 576 nach Erbauung der Stadt Rom (180 v. Chr.) wieder einen Krieg gegen die Istrier, die von da an der Republik einverleibt blieben und später, auch in christlich-kirchlicher Beziehung, mit Aquileja im Verbande erhalten wurden. An diesem Kriege war der Consul Aulus Manlius Vulso, der ihn eigenmächtig unternahm, allein Schuld. „Er war als Consul nach Gallien gesandt worden, allein bei dem Mangel an Stoff zum Triumph ergriff er die ihm vom Glück dargebotene Gelegenheit, einen Krieg mit den Istriern anzufangen, sehr begierig; allein der Feldzug lief sehr unglücklich ab und hätte beinahe eine Anklage gegen ihn veranlaßt. Dabei ging es folgendermaßen zu. Die Istrier hatten nämlich vormals den Aetolern im Kriege beigestanden und erst kurz vorher sich in Bewegung gesetzt. Es beherrschte sie damals König Aepulo, ein Mann voll kecken Muthes;" wie es hieß, erzählt Livius [35]), hatte er sein Volk, welches sein Vater in Frieden beherrscht hatte, bewaffnet, und war deswegen ein Liebling der jungen beutelustigen Krieger. Als nun der Consul wegen des Feldzuges gegen die Istrier Kriegsrath hielt, stimmten Einige dafür, den Krieg sogleich zu unternehmen, ehe die Feinde ihre Truppen zusammenziehen könnten; Andere, vorher bei dem Senate anzufragen. Die Meinung derer, welche keinen Aufschub wollten, drang durch. Der Consul brach von Aquileja auf, und lagerte sich am See Timavus. Dieser See ist in der Nähe des Meeres. Hier fand sich auch mit 10 Schiffen der Zweiherr beim Seewesen Cajus Furius ein. Man hatte nämlich gegen die Flotte der Illyrier Zweiherren des Seewesens ernannt, welche mit 20 Schiffen zum Schutze des Obermeeres gleichsam ihren Wendepunkt zu Ancona haben sollten; von hier aus sollte Lucius Cornelius die Küste zur Rechten bis nach Tarent, Cajus Furius die zur Linken bis Aquileja decken. Diese Schiffe wurden in Begleitung von Lastschiffen und großer Zufuhr zum nächsten Hafen an die istrische Küste gesandt, und der Consul, der ihnen mit seinen Legionen nachzog, lagerte sich etwa 5000 Schritte vom Meere. Im Hafen wurde ein Waarenplatz angelegt, der bald sehr stark besucht wurde, und von hier aus wurde Alles ins Lager geschafft; damit nun auch dieses um so viel sicherer geschehen könnte, wurden auf allen Seiten des Lagers Posten herum ausgestellt; gegen Istrien zu eine feststehende Mannschaft; zwischen dem Meere und dem Lager wurde die Cohorte placentiner Nothtruppen aufgepflanzt, und damit sie zugleich am Flusse die Wasserknechte decken könnte, mußte der Oberste der zweiten Legion Marcus Arburius mit zwei Fähnlein zu ihr stoßen. Die beiden Obersten Titus und Cajus, beide Aelier, hatten mit der dritten Legion, um die Futter- und Holzknechte zu decken, ihren Platz auf dem Wege genommen, der nach Aquileja führt. Auf eben dieser Seite, etwa 1000 Schritte weiter, stand das Lager der Gallier, mit nicht mehr als 3000 Mann, welche Katelmus als Fürst befehligte. Die Istrier nahmen, sobald das römische Lager nach dem See Timavus aufgebrochen war, eine verdeckte Stellung hinter einer Anhöhe; von hier aus folgten sie dem Zuge auf Querwegen, auf jede Gelegenheit aufmerksam; und von Allem, was man zu Lande und zu Wasser that, entging ihnen Nichts. Als sie nun so schwache Posten vor dem Lager und den Waarenplatz, den nur der wehrlose Haufe der Händler zwischen dem Lager und dem Meere besetzte, sowol von der Land- als von der Seeseite ohne Verschanzung sahen, so griffen sie zwei Posten zugleich, die placentiner Cohorte und die Fähnlein der zweiten Legion, an. Ein Morgennebel verdeckte ihre Unternehmung. Als dieser bei der ersten Sonnenwärme zerfloß, so zeigte das schon durchblickende, aber, wie gewöhnlich, noch ungewisse Tageslicht, welches dem Auge den Schein aller Gestalten vervielfältigt, den Römern auch jetzt nicht ohne Täuschung die feindliche Linie in weit größerer Stärke, als sie wirklich hatte; und da die Soldaten von beiden Posten, hierdurch geschreckt, unter lautem Lärmen zum Lager flüchteten, so erregten sie hier einen noch weit größeren Schrecken, als sie selbst mitgebracht hatten. Denn sie waren nicht im Stande zu sagen, wovor sie geflohen waren, oder auf Erkundigungen Auskunft zu geben; in den Lagerthoren hörte man nur das Geschrei: „„Nach dem Meere."" — Und dahin floh auch die Menge der Soldaten. Nach kurzem, aber hartnäckigen Kampfe mit Marcus Licinius Strabo, Obersten der dritten Legion, waren die Istrier, da ihnen im leeren Lager der Händler sonst Niemand bewaffnet entgegentrat, bald im Besitze desselben. Weil sie nun hier alle Vor-

34) *Livius* a. a. O. Epitome Libri XX, 512—533. Die Istrier wurden unterjocht. Auch die empörten Illyrier wurden bezwungen und unterwarfen sich. 3. Bd. S. 297. 35) *Livius* XLI. Buch 4 fg. a. a. O. 8. Bd. S. 14.

räthe von Lebensmitteln zum Kaufe ausgestellt, und in dem Schatzmeisterzelte (Quaestorium) selbst die Tafelsessel (stratos lectos) schon überzogen fanden, so lagerte sich der Fürst zu Tische und fing an zu schmausen. Ebenso machten es die übrigen Alle, ohne an Waffen und Feinde zu denken; und da ihnen ein besseres Mahl etwas Ungewohntes war, so überluden sie sich mit Wein und Speise um so gieriger. Unterdessen hatten die Sachen bei den Römern eine ganz andere Gestalt. Auf dem Lande, auf dem Meere war Bestürzung. — Die Seeleute brachen ihre Zelte ab, und rafften ihre am Ufer ausgestellten Vorräthe wieder in die Schiffe. Die Soldaten eilten vor Schrecken in die Kähne und auf das Meer. .... Die Uebrigen bildeten einen kläglichen Schwarm wie von Marketendern (lixarum) und Troßknechten (calonumque), der in der That des Feindes Beute werden mußte, wenn dieser auf einen Angriff gedacht hätte. .... Die Seeleute aus Besorgniß, die Schiffe möchten zu voll werden, wehrten hier dem Getümmel, dort stießen sie mit den Schiffen vom Ufer ab, um die See zu gewinnen. Darüber kam es zwischen den Soldaten und den Seeleuten zum Streite, ja zum blutigen Kampfe, sogar zum Gefechte, bis auf des Consuls Befehl die Flotte weiter vom Lande abfuhr. .... Nun fing er an die Unbewaffneten von den Bewaffneten zu sondern, die Legionen herzurufen, das Fußvolk durch die Reiter, die es paarweise auf ihre Pferde nahmen, herbeizuholen und vor dem Walle des von den Istriern eingenommenen Lagers des Waarenplatzes zu sammeln und in dasselbe wieder einzudringen. .... Bei den Istriern dachten nur wenige, die mäßigeren Trinker, ans Fliehen; bei den anderen reihete sich der Tod an den Schlaf; und die Römer bekamen alles Ihrige unversehrt wieder, außer was an Speise und Wein verzehrt war. Auch die kranken Soldaten, die man im Lager zurückgelassen hatte, ergriffen, sobald sie die Ihrigen im Lager gewahr wurden, die Waffen und richteten ein großes Gemetzel an. .... An 8000 Istrier wurden erschlagen; keiner zum Gefangenen gemacht, weil Erbitterung und Unwille an keine Beute denken ließ. Doch wurde der vom Schmause berauschte König der Istrier geschwind von den Seinigen auf ein Pferd geworfen und entfloh. Von den Siegern fielen 237 Gemeine, mehr auf der Flucht am Morgen, als bei Wiedereroberung des Lagers. .... Zufällig traf es sich so, daß die beiden Gavillius, Cnejus und Lucius, neue Pflanzbürger von Aquileja, die mit Zufuhr ankamen, und von Nichts wußten, beinahe in das von den Istriern eroberte Lager gerathen wären. Als diese mit Zurücklassung ihrer Fuhren nach Aquileja zurückgeflohen kamen, erfüllten sie Alles mit Schrecken und Bestürzung, nicht blos zu Aquileja, sondern auch einige Tage später zu Rom; weil hier nicht blos von der feindlichen Eroberung des Lagers, nicht blos von der Flucht der Römer Nachricht kam, — es war beides wahr — sondern, es sei Alles verloren, und das ganze Heer aufgerieben. So wurden denn, wie gewöhnlich bei überraschender Kriegsgefahr, außerordentliche Aushebungen nicht blos in der Stadt, sondern in ganz Italien angesagt. Man hob zwei Legionen römischer Bürger aus und ließ das verbündete Latium 10,000 Mann Fußvolk nebst 500 Reitern aufbringen. Der Consul Marcus Junius erhielt Befehl, nach Gallien überzugehen, um von den Städten dieser Provinz so viele Truppen einzutreiben, als jede stellen könnte u. s. w. .... Später kam derselbe zu Aquileja an. Hier erst erfuhr er, das Heer sei in gutem Stande, schrieb nach Rom: man möchte nicht unruhig sein, erließ den Galliern die eingeforderten Hilfstruppen ....; die Aushebung unterblieb ... und das Heer, das zu Ariminum von der Seuche angesteckt war, wurde nach Hause entlassen. Als die Istrier, die mit einem großen Heere nicht weit vom Lager des Consuls in ihrem Lager standen, die Ankunft des andern Consuls mit einem neuen Heere erfuhren, verliefen sie sich nach allen Seiten in ihre Städte. Die Consuln führten die Legionen nach Aquileja in die Winterquartiere zurück. So wurde der istrische Aufstand gestillt [36]). In Rom wurde der zum Wahltage aus Istrien erschienene Consul Marcus Junius über die Vorfälle in Istrien im Senate und vor dem Volke mit Fragen vielfach geplagt; man warf ihm, der sich damit entschuldigte, daß auch er über die dortigen Vorgänge Alles, sowie sie, nur durch das Gerücht erfahren habe, vor, warum denn nicht statt seiner Aulus Manlius nach Rom gekommen sei, um dem römischen Volke Rechenschaft darüber geben zu können, warum er aus Gallien, diesem durch das Loos ihm bestimmten Standplatze, nach Istrien hinübergegangen sei? u. dgl. m. Er solle doch als Privatmann, weil er es als Consul nicht habe thun wollen, hierüber Rechenschaft geben. Nach den Wahlversammlungen und nachdem die neuen Consuln ihr Consulat angetreten hatten, erschien Lucius Minucius Thermes, der gewesene Unterfeldherr des Consuls Manlius in Istrien, vor dem Senate, und belehrte den Senat über die Vorfälle bei Aquileja. Als die neuen Consuln um ihre Standplätze gelooft hatten, betrat der Consul Cajus Claudius Pulcher Istrien, welches aber nicht blos zu einem der zwei Amtsposten, sondern zugleich auch zum Kriegsposten bestimmt wurde. Für Istrien wurden zwei Legionen, jede zu 5200 Mann zu Fuß und 200 Reiter geworben [37]). Während dies in Rom vorging, führten die vorjährigen Consuln Marcus Junius und Aulus Manlius, nachdem sie zu Aquileja überwintert hatten, ihr Heer mit Frühlings Anfang auf das Gebiet der Istrier. Als sie hier Alles weit und breit verheerten, setzte die Istrier mehr der Schmerz und der Unwille, mit dem sie das Ihrige plündern sahen, als die Hoffnung, gegen zwei Heere stark genug zu sein, in Bewegung. Aus allen Völkerschaften lief die Jungmannschaft zusammen und ihr in der Eile und Unordnung aufgebrachtes Heer focht mehr mit Hitze beim ersten Angriff als mit Ausdauer. An 4000 von ihnen wurden in der Schlacht getödtet, die übrigen gaben den Krieg auf und verliefen sich nach allen Seiten

36) *Livius* a. a. O. p. 15—21. c. 1 (5) — 6 (10). 37) *Livius* a. a. O. XLI. Buch. c. 7 (11) — 9 (13). p. 23 — 27.

in ihre Städte. Von hier aus schickten sie zuerst Gesandte ins römische Lager mit der Bitte um Frieden, dann schickten sie die geforderten Geiseln. Als man dies zu Rom durch ein Schreiben der Proconsuln erfuhr, reiste der neugewählte Consul Cajus Claudius aus Besorgniß, dies möchte ihn um seinen Kriegsposten und um den Heerbefehl bringen, ohne Ablegung der Gelübde, ohne den Feldherrnpurpur, ohne die Beiträger, sodaß er es ganz allein seinem Amtsgenossen anzeigte, in der Nacht ab, und eilte über Hals und Kopf seinem Amtsposten zu. Hier benahm er sich noch unbesonnener, als er gekommen war. Er fand, da er die üblichen Gelübde auf dem Capitolium nicht abgelegt, nicht mit Beiträgern im Feldherrnpurpur von Rom abgezogen war, bei dem Heere keinen Gehorsam. Der Demüthigungen müde ging er zuletzt mit eben dem Schiffe, auf dem er gekommen war, nach Aquileja zurück. Von hier schrieb er an seinen Mitconsul, er möchte der Abtheilung Neugeworbener, die für Istrien, als ihren Standort, ausgehoben wäre, bekannt machen, daß sie sich zu Aquileja einzufinden hätte, damit ihn selbst in Rom Nichts aufhielte, nach Darbringung der Gelübde, im Feldherrnpurpur aus der Stadt zu ziehen, was er ohne Verzug that und ging hierauf mit eben derselben hastigen Geschwindigkeit wie das vorige Mal nach seinem Standposten ab. Wenige Tage vorher wurde Istriens Hauptstadt Nesaktium (nach Reichard in der Gegend des heutigen Dorfes Nefonzi nordöstlich von Pola, aber 3 Meilen von Arsia entfernt, obgleich sie nach Livius [38]) an einem Flusse erbaut gewesen zu sein scheint) mit Sturm genommen. Darauf wurden noch zwei Städte der Istrier, Mutila und Faveria, auch mit Sturm erobert und zerstört. Mit der Zerstörung dieser drei Städte und dem zu Nesaktium durch Selbstmord erfolgten Tode des Königs Aepulo wurde (575 d. St. = 179 v. Chr.) ganz Istrien zur Ruhe gebracht, und von allen Seiten kamen die Völker, stellten Geiseln und unterwarfen sich. — Sechs Jahre später (581 d. St. = 173 v. Chr.) trat Aquileja abermals in den Vordergrund derjenigen Begebenheiten, welche die Aufmerksamkeit des römischen Senats besonders in Anspruch nahmen. Es war damals Rom in einen Krieg mit Perseus verwickelt und in dem genannten Jahre Publius Licinius und Cajus Cassius Consuln; durch das Loos fiel dem ersteren Macedonien, dem letzteren Italien als Standplätze zu. Jener hatte einen Unterfeldherrn nach Illyricum geschickt, wo wohlhabende Städte zur Uebergabe gezwungen, geplündert, die starke Festung Karnus aber vergebens belagert wurde. Der andere Consul Cajus Cassius that nicht nur in Gallien, welches er als seine Provinz erlooft hatte, nichts Merkwürdiges, sondern er machte sich auch, wiewol vergeblich, an das Unternehmen, seine Legionen durch Illyricum nach Macedonien zu führen. Daß der Consul diesen Zug angetreten habe, erfuhr der Senat erst durch Abgesandte von Aquileja. Als nämlich diese mit der Klage, daß ihre Pflanzstadt, noch neu und schwach und noch nicht genugsam befestigt, zwischen zwei feindseligen Völkern, den Istriern und Illyriern in der Mitte liege, zugleich die Bitte vortrugen, der Senat möchte sich die Befestigung ihrer Pflanzstadt empfohlen sein lassen, da kam der Senat, wie bereits früher berichtet wurde, erst durch die Beantwortung der ihnen vorgelegten Fragen in die Kenntniß der wahren Sachlage und des Zuges des Consuls Cassius nach Macedonien, bei welcher Gelegenheit die Besorgniß des Senats um den Consul und sein Heer die Sorge für die Befestigung von Aquileja für jetzt verschob. Erst zwei Jahre später wurde diese Bitte erfüllt und die Zahl seiner früheren Bewohner durch 1500 Familien vermehrt. Erst jetzt war Aquileja groß und kräftig genug, um ihre Bestimmung an dieser wichtigen Grenze erfüllen zu können. Diese Aufgabe wurde ihr freilich durch das Benehmen der Römer selbst bedeutend erschwert, die sich gegen die benachbarten Gebirgsbewohner nicht eben am besten benahmen. So führte im Jahre der Stadt 582 = 172 v. Chr. über Cajus Cassius, der im vorigen Jahre Consul gewesen und jetzt in Macedonien bei dem Aulus Hostilius als Oberster stand, der Bruder des Königs Cincibulus an der Spitze einer eigenen Gesandtschaft vor dem Senate Klage, es habe dieser die Länder der Alpenvölker, seiner eigenen Bundesgenossen, verheert und von dort viele tausend Menschen in die Sklaverei weggerafft. Um dieselbe Zeit trafen auch Gesandte von den Karnern, Istriern und Japyden mit der Klage ein: „Der Consul Cassius habe von ihnen zuerst Wegweiser gefordert, die ihm auf seinem Heerzuge nach Macedonien die Straße zeigen sollten; friedlich sei er, als zur Führung eines andern Krieges, von ihnen abgegangen; dann sei er mitten auf dem Marsche umgekehrt und habe ihr Land feindlich durchzogen; allenthalben sei geraubt und gebrannt worden, und noch bis diese Stunde wüßten sie nicht, warum sie dem Consul als Feinde gegolten hätten" [39]). Die Antwort, welche der Senat auf diese Klagen ertheilte, war eine ausweichende, hinhaltende, den Gesandten wurden aber Geschenke verabreicht, und beschlossen, drei Gesandte an diese Völkerschaften hingehen zu lassen, um ihnen die Erklärung des Senats mitzutheilen; die Gesandten waren Cajus Sicinius, Publius Cornelius Blasio und Publius Memmius. Durch dergleichen Behandlung der Nachbarvölker mußten nothwendigerweise Conflicte sich ergeben, die zu immer wiederkehrenden Kriegen vielfache Veranlassung gaben und die Bedeutung Aquileja's immer mehr steigerten. Dem zufolge wurden ähnliche Kriege, wie gegen die Istrier, von hier aus von Zeit zu Zeit auch gegen die anderen Alpenvölker geführt, wobei Aquileja und dessen Umgegend immer der Sammelplatz der für diese Kämpfe bestimmten römischen Legionen war. Von hier aus trug im Jahre Roms 625 (120 v. Chr.) der Consul Tuditanus in Verbindung mit Decimus Brutus die römischen Waffen im Kampfe gegen die Japyden tief nach Dalmatien hinein bis an den Kerkafluß, 2

38) *Livius* a. a. O. XLIII, 1. p. 173 seq.

39) *Livius* a. a. O. XLIII, 5. p. 184 u. 185.

teutsche Meilen abwärts von Aquileja [40]). Von hier aus ging auch die Expedition des Consuls des Jahres 639 (115 v. Chr.) Marcus Aemilius Scaurus gegen die Tauriskier, welcher der erste unter den Römern die Kette der Ostalpen an ihrer niedrigsten Senkung zwischen Triest und Laibach überstieg und mit dieser Völkerschaft Gastfreundschaft schloß, wodurch zugleich erreicht wurde, daß der nicht unwichtige Handelsverkehr dieses Hauptwaffen- und Stapelplatzes (Aquileja's) mit dem Innern der Alpenländer ungestört fortging, und die Römer doch nicht, wie es durch eine förmliche Unterwerfung geschehen wäre, in die Völkerbewegungen nordwärts der Alpen mit hineingezogen wurden [41]). Zwei Jahre später, als das Volk der Kimbrer, durch das Gebiet der Skordisker in das Tauriskerland einrückend, sich den krainer Alpenpässen näherten, da wurde zu deren Deckung abermals von hier aus der Consul Gnaeus Papirius Carbo entsendet, der sich auf den Höhen unweit Aquileja aufstellte, bei welcher Gelegenheit die Furcht der transalpinischen Völker vor dem römischen Namen in gleicher Weise wie vor 70 Jahren sich mächtig zeigte, wo diejenigen keltischen Stämme, welche sich diesseit der Alpen anzusiedeln versucht, auf das bloße Geheiß Roms den schon occupirten Boden ohne Widerstand geräumt hatten. Die Kimbrer griffen auch diesmal nicht an; ja als Carbo sie das Gebiet der Tauriskier, der Gastfreunde Roms, räumen hieß, wozu der Vertrag mit diesen ihn keineswegs verpflichtete, fügten sie sich und folgten den Führern, die ihnen Carbo gegeben hatte, um sie über die Grenze zu leiten. — Als nun dasselbe Volk mehre römische Heere geschlagen, andere ganz vernichtet hatte, als sie auf diese Weise ihre Tapferkeit nicht blos in Frankreich, sondern nach Ueberschreitung der Alpen auch in Italien bewährt hatten, da mußten die stolzen Römer im Sommer des Jahres 652 (102 v. Chr.) die ganze Ebene zwischen dem Po und den Alpen in der Gewalt desselben fremden Volkes, das früher so willig gehorcht hatte, lassen, sodaß man die Verbindung mit Aquileja nur zur See noch unterhalten konnte; doch so blieb es nur kurze Zeit hindurch, denn schon im folgenden Jahre besiegte Marius die Kimbern und befreite Italien von dem Schreck, der es bisher mehre Jahre hindurch beherrscht hatte. — Nachdem Caj. Jul. Cäsar im J. 59 v. Chr., zum ersten Mal Consul, die Provinzen Illyricum und das cisalpinische Gallien, also Ober-Italien, zur Verwaltung und Vertheidigung erhalten hatte, war sein Geist und seine ganze Aufmerksamkeit unausgesetzt auf alle Bewegungen in den weiten Ländern der Alpen, von Gallien bis über Illyrien hinaus, gerichtet. Während er diesen Provinzen vorstand, befand sich bei Aquileja ein Winterlager stets schlagfertiger Legionen [42]), die selbst für ihn auch dann, als er während dieser Zeit im fernen Gallien verweilte, von großer Wichtigkeit waren; denn als er (58 v. Chr.) die Anzeige erhielt, daß die Helvetier in das Land der Santonen zögen, und er gewahrte, daß die römische Provinz in große Gefahr gerathen würde, wenn sie ein so kriegerisches und den Römern abgeneigtes Volk zu Nachbarn bekämen, begab er sich in der größten Eile nach Italien, hob daselbst zwei neue Legionen aus, ließ die drei Legionen, welche bei Aquileja überwinterten, aus ihren Standquartieren aufbrechen, und eilte mit diesen fünf Legionen, auf dem kürzesten Wege über Concordia, Altinum, Mantua u. s. w., über die Alpen wieder nach dem jenseitigen Gallien zurück. — Als er, nach der Unterjochung der Belgier, nach dem Zuge in Germanien gegen die Sigambrer, und nach Besiegung des Alpenvolkes der Sedunen, Gallien in jeder Beziehung für gedemüthigt hielt, kam Cäsar (im J. 698 der Stadt Rom = 56 v. Chr.) durch Aquileja; er hatte nämlich mit Beginn des Winters Gallien deshalb verlassen und war nach Illyricum gereist, um auch mit diesen Völkerschaften seiner Provinz in Berührung zu kommen und das Land kennen zu lernen, zugleich auch die Gerichtssitzungen seiner Provinz zu leiten, in der That aber um den Zustand der Dinge in Rom in der Nähe zu beobachten, und schlug zu diesem Ende auf seiner Reise nach Illyricum die Via Aemilia-Altinata, diese frequenteste aller römischen Heerstraßen, ein [43]). Auch in dem Jahre, da Lucius Domitius und Appius Claudius (700 d. St. = 54 v. Chr.) Consuln waren, mußte Cäsar sich abermals nach Illyricum und das Küstenland am adriatischen Meere, zwischen den Flüssen Arsa und Drinus, begeben, welches einen Theil des jetzigen österreichisch-illyrischen Friauls, Istrien und einige Landschaften von Dalmatien umfaßte, weil man ihm berichtet hatte, die Pirusten machten verheerende Einfälle in den ihnen benachbarten Theil der Provinz Cäsar's, den somit auch in diesem Jahre sein Weg auf derselben Via Aemilia nach und durch Aquileja führte, wohin er aber bald wieder auf der Rückreise nach Ober-Italien zurückkehrte [44]). Daß bei der Wichtigkeit des Waffenplatzes, der Nähe der Winterlager römischer Legionen, der Seeverbindung Aquileja's mit Ravenna, Ariminum, Tergeste und andern adriatischen Seeplätzen, jede solche Anwesenheit Cäsar's in Aquileja immer wichtige Verfügungen für die Grenzgegenden, die bei der Nachbarschaft unruhiger, wilder, kriegerischer Alpenvölker von Tag zu Tag für Rom eine größere Bedeutung gewannen, zur Folge hatten, läßt sich denken. So soll nach der Ansicht einiger Schriftsteller [45]) bereits Cäsar bei seiner zuletzt erwähnten Anwesenheit in diesen Gegenden zum Vortheil der benachbarten Völkerschaften, die schon ganz Italiener geworden waren, einen neuen Markt angeordnet und ihm seinen Namen gegeben haben, der später über die ganze Landschaft ausgedehnt worden sei. Diese Angabe er-

40) Siehe Mommsen's Geschichte. Zweite Auflage. 2. Bd. Berlin 1857.) S. 168. 41) Ebendas. S. 169. 42) Siehe des Cajus Julius Cäsar Denkwürdigkeiten des gallischen Krieges. Uebersetzt von Anton Baumstark. (Stuttgart 1815.) 1. Buch 9. C. S. 80.

43) Ebendas. III. Buch. 7. C. S. 171. 44) Ebendas. V. Buch. 1. Cap. S. 226. 45) Annali del Friuli ossia Raccoltà delle cose storiche appartenenti a questa regione compilati dal co. Francesco di Manzano. Vol. I. continente i fatti dall' anno 614 avanti Cristo all' anno 1000 dell' era volgare. (Udine 1858.) p. 15.

mangelt jedoch jeglicher historischen Begründung. Strabo kennt gar keinen Namen, der an Forojulium erinnert. Plinius ist der erste römische Schriftsteller, der unter den Völkchen, die schon ganz Italiener geworden waren und zum Theil unbekannt blieben, auch die Forojulienses nennt, deren lateinischer Name eine Anlage verräth, welche zu Ehren der herrschenden Julischen Familie gemacht wurde, doch wissen wir nicht, unter welchem Kaiser dieses geschehen sei [46]). Ebenso irrig berichtet Manzano unter Berufung auf *Plin.* III, 18, daß Cäsar Triest im J. 695 d. St. zur römischen Colonie gemacht habe [47]), während der Ort dazu viel später erst, frühestens unter Kaiser Vespasian erhoben sein konnte. Strabo kennt es nur als ein Castell [48]), in der Mitte zwischen Aquileja und Pola gelegen. Andere unleugbare Spuren des Waltens Cäsar's in diesen Gegenden finden wir noch heutzutage in mehren Orten, in den von ihm angelegten Straßenzügen. Eine der vorzüglichsten dieser Art ist diejenige, welche aus den Isonzolandschaften über Julium carnicum (Zuglio) aus der Carnio, oder aus dem Thale des Tagliamento, über den Monte Croce und die Flecken nach Mauthen in Ober-Kärnthen führt [49]). Ueber die Zeit der Anlegung dieser Straße fehlen auch bestimmte Nachrichten [50]). Jedenfalls behielt Cäsar diese Gegenden stets scharf im Auge. Als im J. 702 der Stadt (= 52 v. Chr.) die Bewohner von Tergeste unversehens von den benachbarten Alpenvölkern waren angegriffen und ausgeraubt worden, schickte Cäsar im folgenden Jahre (703 d. St. = 51 v. Chr.) den Titus Labienus aus Gallien, von welchem Lande er überzeugt sein konnte, daß es gegen die Römer keine neuen Angriffe zu unternehmen wagen würde, mit der zwölften Legion nach Ober-Italien, um die römischen Colonialstädte, und somit vor Allem und zunächst auch Aquileja vor einem ähnlichen Ueberfalle dieser Völkerschaften zu schützen [51]). Sie wurden auch in der That, so lange Cäsar lebte, durch den weit verbreiteten Ruf seines Namens von jedem größeren Unternehmen gegen die Römer abgehalten. Kaum war aber die Kunde seines am 15. März des J. 710 d. St. (44 v. Chr.) erfolgten gewaltsamen Todes zu ihnen gelangt, so entstand unter den Völkerschaften der norisch-julischen Alpen eine gefährliche Bewegung, welche die Römer mit um so größeren Gefahren bedrohte, als der von Neuem ausbrechende Bürgerkrieg das römische Reich abermals zerfleischte und Cäsar's Nachfolger Cajus Octavianus (Octavius) Augustus in demselben anfänglich diesem seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden mußte und erst viel später den nördlich von Aquileja wohnenden Nationen seine Thätigkeit zulenkte; doch auch schon während des Bürgerkrieges waren die Isonzo-Landschaften und Venezien wiederholt der Schauplatz blutiger Auftritte und kriegerischer Unternehmungen. Asinius Pollio behauptete das Venetische lange für Antonius und verrichtete glänzende Thaten, namentlich bei Altinum und anderen Städten dieser Gegend [52]). Aquileja scheint in dieser Zeit (713 d. St. = 41 v. Chr.) sich an die Partei der Gegner Cäsar's und des Octavianus Augustus gehalten zu haben, denn Decimus Junius Brutus suchte in diesem Jahre, wie Appianus erzählt [53]), zweimal Aquileja zu gewinnen. Als Octavianus Augustus im darauf folgenden Jahre (714 der Stadt = 40 v. Chr.), als Cn. Domitius Calvinus zum zweiten Mal und C. Asinius Pollio Consuln waren, noch im Triumvirate mit M. Antonius und Lepidus die Theilung der Provinzen vornahm, da war ihm Dalmatien zugefallen, dem die Istrier, Liburner, Japyden und andere Alpenvölker benachbart waren, was Veranlassung zu vielerlei immer wiederkehrenden blutigen Kämpfen mit den Römern gab, bei denen Aquileja stets mittelbar oder unmittelbar mit betheiligt war. Denn von nun an folgte ein vielbewegtes Leben in und um Aquileja. Fortdauernde Truppendurchzüge lösten sich beinahe ohne alle Unterbrechung ab, die auf der aus Italien nach Pannonien und Macedonien führenden Hauptheerstraße bald in der einen, bald in der andern Richtung stattfanden. Hatte schon vor und bei Lebzeiten Cäsar's der unruhige Geist der Aquileja benachbarten Völkerschaften, der Istrier, der Japoden, der Karner, der Pannonier und der Noriker diese Colonie viel zu schaffen gemacht, so war solches nach Cäsar's Tode in einem noch viel höheren Grade der Fall. Als sich die Nachricht unter den Völkern der Alpenlandschaften verbreitet hatte, der gewaltige und vom Gestade des atlantischen Weltmeeres, durch Gallien, nach Germanien bis in die Gegenden der unteren Donau überall gefürchtete Kriegsmeister sei unter den Dolchen seiner Feinde in Rom gefallen, da brach der wilde Ungestüm dieser Völkerschaften jenseit Aquileja's Alemona's und der anderen kaum besiegten Landschaften in Rhätien, Noricum, Pannonien, Illyricum und Dalmatien von Neuem los und nöthigte Augustus, Cäsar's weitaussehende Pläne wieder aufzunehmen und geg

46) Siehe Mannert a. a. O. S. 79. 47) *Manzano* l. c. p. 14. 48) *Strab.* a. a. O. p. 410. 49) Der Zug dieser Straße ist noch stellenweise ganz deutlich in seinem durch die Lastwagen selbst in den Fels eingetieften Wagengeleise kenntbar, am unwiderleglichsten aber durch die in eine Felsenwand eingehauene Inschrift bezeichnet, welche folgendermaßen lautet: C. IVLIVS. CAESAR. HANC. VIAM. INVIAM. ROTABILEM. FECIT. 50) *Conte di Manzano* l. c. p. 16 sagt: „Circa l'anno di Roma 705, essendo venuto Cesare in Aquileja, aprì una strada per passare dal Friuli nella Gallia per le Alpi Giulie, così dette dal di lui nome. Si servì di essa per condurre nella Gallia le cinque legioni, che levò d'Aquileja (*Caes.* De bell. Gall. lib. I. cap. IV). Di queste cinque legioni trepassarono l'inverno vicino ad Aquileja, le altre due vennero da Cesare coscritte in Italia." Ueber Julium Carnicum siehe *Gian Giuseppe Liruti*, De Julio Carnico. (Udine 1767.) Desselben Notizie delle cose del Friuli scritte secondo tempi da G. G. Liruti etc. (Udine 1776.) Tom. I. p. 276—309. 51) Siehe Des C. Julius Cäsar Denkwürdigkeiten a. a. O. VIII. Buch. 24. Cap. S. 448.

52) Siehe Des Cajus Vellejus Paterculus römische Geschichte, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Wilhelm Göre (Stuttgart 1832.) II. Buch. 76. Cap. S. 156. 53) Appian's von Alexandrien Römische Geschichte, übersetzt von Ferd. L. Dillenius. (Stuttgart 1828.) Bürgerkriege III. Buch. 97. C. S. 1357.

sie zu Felde zu ziehen. Dieses geschah von ihm mit großer Klugheit und nicht ohne die Bewegungen im Innern des Reiches fortan im Auge zu behalten. So irbte er im J. 719 der Stadt = 35 v. Chr. seine Truppen durch einen Feldzug gegen die Alpenvölker am adriatischen Meere und in Illyrien, um sie später gegen Antonius zu gebrauchen. Die Veranlassung zu diesem Feldzuge gaben die Japoden oder Japyden, ein kräftiges, wildes rättowirtes Volk von illyrisch-thrakischen Sitten, aber keltischer Bewaffnung, räuberisch und kriegerisch; bis dahin volkreich und mächtig [54]), dessen Land zwischen den Flüssen Arsa und Tedanius, im Innern des später sogenannten Römisch-Illyriens (Illyris barbara) lag, östlich an die Istrier stieß; die Japyden wohnten somit zunächst um den Mons Albius (jetzt der Alben, auch della Vena) oder Schneeberg und reichten bis an die Meeresküste. Jener Theil dieses Volkes, welcher näher an Istrien an der Westseite der julischen Alpen wohnte, wurde von den Römern schon im J. 626 d. St. = 128 v. Chr. bezwungen, der andere Theil aber, welcher gegen Pannonien und Dalmatien zu seine Wohnsitze hatte, kam jetzt daran. Es hatten nämlich diese Gebirgsvölker, namentlich die Japyden, in einem Zeitraume von ungefähr 20 Jahren die Römer zweimal zurückgejagt, Aquileja angegriffen und Triest, eine römische Ansiedelung, geplündert. Sie waren aber jederzeit besiegt, von den Römern stets zurückgewiesen, in ihre unwegsamen Gebirgsschluchten verfolgt und am Ende sich zu unterwerfen genöthigt worden. Zur Zeit des wieder ausbrechenden Bürgerkrieges faßten sie abermals den Muth, die Römer anzugreifen, schlossen Bündnisse unter sich, verweigerten den schuldigen Tribut, ergriffen die Waffen, schritten endlich zum wirklichen Angriffe, und nahmen sich heraus, abermals Friaul und namentlich die Gegend um Aquileja zu plündern und zu verheeren. Als Augustus, der eben in Sicilien und im Begriffe war, nach Afrika überzusetzen, dieses und den Tod des Sextus Pompejus erfahren hatte, gab er seinen Entschluß, nach Afrika zu segeln auf, und begab sich eilends nach Aquileja, um die nöthigen Vorkehrungen gegen diese gefährlichen Feinde zu treffen. Er entsendete gegen mehre Stämme derselben seine Unterbefehlshaber, er selbst aber zog gegen das wildeste der verbündeten Völker, die Japyden. Derjenige Theil derselben, der in den weniger hohen Gebirgen wohnte, bot wenig Schwierigkeiten dar. Als er auf einem fast unzugänglichen Wege gegen sie heranzog, suchten sie ihm seinen Zug durch das Umhauen von Bäumen noch mehr zu erschweren. Als er endlich dennoch hinaufdrang, flüchteten sie sich in den übrigen Theil des Waldes und lauerten auf ihn bei seiner Annäherung in einem Hinterhalte. Augustus, welcher immer so etwas argwohnte, schickte eine Abtheilung auf die Gipfel der Gebirge, welche auf beiden Flanken zugleich mit ihm vordrang, während er selbst die Niederung entlang vorrückte und den Wald vor sich lichten ließ. Nun brachen die Japyden zwar aus ihrem Hinterhalte hervor und verwundeten viele Römer, wurden aber zuletzt größtentheils von den von Oben herab Eilenden niedergehauen. Der Rest flüchtete sich wieder in das Dickicht und ließ die Stadt Terpon (*Τέρπωνος*), zwischen Fiume und dem cirknitzer See gelegen und, wie Forbiger meint, das heutige Tschernembel, und Arupinum (nach Forbiger das jetzige Auersperg) oder Mungava im Stiche, die Augustus eroberte, aber nicht anzündete, weil er hoffte, das Volk werde sich ergeben, was auch wirklich bald darauf erfolgte [55]). Nachdem dieses geschehen, drang er in den gebirgigeren Theil des Landes immer tiefer ein, wo in den Alpen ihre Hauptstadt Metulum (das heutige Dorf Metule östlich vom cirknitzer See in Krain) an der Grenze Liburniens auf zwei Gipfeln eines steilen Berges erbaut lag. Strabo [56]) bezeichnet als die Städte der Japyden außer ihr noch Arupinum (südlich gelegen vom heutigen Flecken Modrus), Monettium (Möttnig und Vendum) bei Ober-Modrus. Augustus belagerte nun diesen auf einem sehr waldigen Gebirge und zwei durch eine enge Thalschlucht getrennten Hügeln thronenden Ort. Bei dieser Belagerung war Augustus sehr nahe daran, sein Leben zu verlieren. Die junge Mannschaft dieser Stadt, bestehend aus ungefähr 3000 kriegerischen, trefflich bewaffneten Leuten, schlug die um die Mauern des Ortes herum aufgestellten Römer ohne Mühe zurück. Jetzt errichteten diese einen Wall; aber die Ortsbewohner machten unaufhörliche Ausfälle bei Tag und bei Nacht, griffen den Wall selbst an und belästigten die Mannschaft von der Mauer aus, schlugen viele Angriffe der Römer ab und verbrannten ihnen viele Maschinen [57]). Als endlich auch ihre Stadtmauer anfing beschädigt zu werden, so führten sie eine neue von Innen auf, verließen die beschädigte äußere und zogen sich hinter die neuerbaute zurück, worauf sich die Römer der verlassenen bemächtigten und sie in Brand steckten. Gegen die neue Mauer wurden zwei Wälle errichtet und von diesen aus vier Brücken gegen die Mauer hin geschlagen. Nachdem dieses geschehen war, schickte Augustus eine Heeresabtheilung auf die entgegengesetzte Seite des Ortes, um die Streitkräfte des Feindes zu theilen, worauf er seinen übrigen Leuten befahl, über die Brücken gegen die Mauern vorzudringen. Er selbst bestieg einen hohen Thurm, um von hier aus den Kampf zu übersehen. Die Feinde stellten sich den über die Brücke Vordringenden auf der Mauer entgegen, während Andere von Unten mit langen Lanzen die Brücken umzustechen suchten. Ihr Muth wurde gesteigert, als die erste und bald auch die zweite Brücke zusammenstürzte. Als darauf auch die dritte zusammenfiel, wandelte die Römer eine solche Furcht an, daß Niemand mehr die vierte besteigen wollte, bis Augustus selbst von seinem Thurme herabsprang und sie

54) Strabo's Geographie. Uebersetzt von Karl Kärcher. Abth. (Stuttgart 1831.) IV. Buch. S. 390.

55) Appian's von Alexandrien Römische Geschichte, übersetzt von Ferd. L. J. Dillenius. I. Abth. (Stuttgart 1830.) IX. Buch. 18. Cap. S. 544. 56) Strabo a. a. O. IV. Buch I. Abth. S. 390. 57) Appian a. a. O. IX, 19. S. 545. Cassius Dio a. a. O. XLIX. Buch. 35. Cap. S. 904.

ausscholt. Aber auch dieses Mittel reizte ihren Muth nicht mehr, sodaß er zuletzt selbst einen Schild ergriff und stracks der Brücke zulief. An ihn schlossen sich vier Befehlshaber an, denen noch einige Wenige von seiner (übrigen) Leibwache folgten. Schon war Augustus im Uebergange auf der Brücke begriffen, als das Heer auf einmal von Scham ergriffen ihm nachsprang. Nun wurde aber die Last für die Brücke zu schwer, sie stürzte ebenfalls zusammen und was von Menschen auf ihr war, wurde auf einmal von ihren Trümmern bedeckt. Ein Theil von ihnen war todt, ein anderer wurde halbzerquetscht weggetragen. Augustus selbst war am rechten Beine und an beiden Armen verletzt. Gleichwol sprang er sogleich wieder mit den Feldherren auf seinen Thurm hinauf, und zeigte sich, daß er lebe, damit nicht das Gerücht von seinem Tode Verwirrung veranlassen möchte [58]). Damit aber auch die Feinde nicht wähnen möchten, er gebe sich mit dem Rückzuge besiegt, so ließ er sogleich neue Brücken bauen. Es erfolgte nun ein verzweifelter Kampf, in dem die Bewohner, als sie sahen, daß sie von einem hartnäckigen Feinde bekriegt seien, dessen Beschluß unbesiegbar sei, der stets neue Streitkräfte an sich ziehe und daß sie daher am Ende doch unterliegen würden, da erklärten sie sich zum Frieden bereit, schickten Gesandte an Augustus, erklärten sich zur Stellung von Geiseln bereit und versprachen auch eine Besatzung in ihre Burg aufzunehmen. Als sie aber ihre Waffen abliefern sollten, da erwachte ihr Unmuth von Neuem, sie griffen die Römer abermals an, und als sie sahen, daß sie nicht obsiegen konnten, da gab sich die ganze Einwohnerschaft der Verzweiflung hin, da legten sie Feuer in das Stadthaus, wohin sie schon früher ihre Weiber und Kinder gebracht hatten, und äscherten auch die Stadt ein. Viele Weiber ermordeten ihre Kinder und dann sich selbst und so blieb von der ganzen Stadt, so groß sie auch, sagt Appian, gewesen war, keine Spur mehr übrig. Augustus war genöthigt, sich zur Heilung nach Aquileja tragen zu lassen, und dem Agrippa, der ihm im J. 719 der Stadt = 35 v. Chr. in den illyrischen Krieg gefolgt war, im J. 720 = 34 v. Chr. selbständig die Fortführung des Krieges zu überlassen. Kaum geheilt kehrte er jedoch bald zu Agrippa und zu dem Heere zurück, das nach seinem Befehle in Liburnien weiter eingedrungen war. Als er nun mit Agrippa den Krieg gegen die Dalmatier fortsetzte, da wurde er abermals durch einen Steinwurf am rechten Knie verwundet [59]) und genöthigt zum zweiten Mal nach Aquileja zurückzukehren, um dort abermals Heilung zu suchen. In Aquileja lag er während des Winters des J. d. St. 720 = 34 v. Chr. mehre Wochen hindurch und verließ noch kaum genesen Aquileja, um nach Rom zurückzukehren und dort 721 d. St. (33 v. Chr.) sein zweites Consulat mit Volcatius Tullus anzutreten. Zur Beendigung des Krieges ließ er den Statilius Taurus zurück. Die übrigen Kriege ließ er durch Legate führen, doch so, daß er in dem pannonischen und germanischen zuweilen in Person sich einfand oder doch in der Nähe war, indem er von Rom aus bis nach Ravenna, Mediolanum (Mailand) oder Aquileja ging [60]). Da Augustus ohne seine Gattin Livia Drusilla nicht leicht etwas unternahm, sie ihn auch auf vielen, ja den meisten seiner Reisen begleitete, war sie gewiß auch mehr als einmal mit ihm in Aquileja, was man auch daraus nahezu mit Sicherheit schließen kann, daß sie sich keines anderen Weines als desjenigen bediente, der am äußersten nördlichen Ende des adriatischen Meerbusens auf einer felsigen Höhe nächst Aquileja, nächst dem Ursprunge des Timavus und dem Castell Pucinum, welches an der Stelle des heutigen Duino in der Nähe von Prasello liegt, wächst, dessen Wein auch heute sehr geschätzt wird [61]). Sie schrieb ihre 82 Jahre dem puciner Weine zu; doch soll die Seeluft dort nur wenige Amphoren zur Reife bringen und Plinius sagt von ihm, daß man keinen andern zu Arzneien für geeigneter halte als ihn. Aus diesem häufigen Verweilen des Augustus, seiner Gemahlin und Verwandten, sowie auch vieler der nachfolgenden Herrscher Roms, darf man wol auch schließen, daß hier auch ein kaiserlicher Palast gewesen sein dürfte. Gleich ihm waren auch Claudius Drusus Nero, der Stiefsohn des Augustus Tiberius, noch ehe er den Kaiserthron bestieg, Germanicus, da sie alle an der Ausführung der Pläne, die Augustus gegen die Alpenvölker vorhatte, Theil nahmen, mehr als einmal hier, was man zwar nicht aus Stellen der Classiker, in denen Aquileja ausdrücklich genannt wird, nachweisen, aber daraus erschließen kann, daß Aquileja an der einzigen Heerstraße lag, die aus Italien nach Pannonien, Macedonien und dem Orient führte. Noch ehe Augustus Alleinherrscher war, geschah von hier aus gar Vieles gegen die benachbarten Alpenvölker, die zwar von den Römern theil- und zeitweise besiegt und scheinbar unterworfen, doch noch nicht zur Ruhe gebracht waren. Unter Augustus geschah Vieles, was Aquileja zu großem Vortheil gereichte. Unter ihm wurde das Aquileja benachbarte Gebirge der Alpen den Römern nach allen Richtungen geöffnet. Erst durch seine Kriege gegen di-

58) Appian a. a. O. Sueton erwähnt der Verwundung in der Art, daß er sagt: in einer andern Schlacht im Dalmatischen wurden durch den Einsturz einer Brücke ihm ein Schenkel und beide Arme beschädigt. Cajus Suetonius Tranquillus' Werke. Uebersetzt von K. Andree. I. Abth. (Stuttgart 1824.) S. 98. Florus gedenkt auch seiner Verwundung an Händen und Füßen durch den Einsturz einer Brücke im Kriege mit den Illyriern, verlegt aber den Schauplatz dieser That in einen der Gebirgspässe, über die er habe Brücken schlagen lassen, gedenkt auch der Weigerung der Krieger, seines Voranschreitens u. s. w. Lucius Annäus Florus, Abriß der römischen Geschichte. Uebersetzt von W. M. Pahl. (Stuttgart 1835.) IV. Buch. 12. Cap. S. 287. Cassius Dio a. a. O. XLIX. Buch. 35. Cap. S. 904 der II. Abth. berichtet darüber, daß er bei der Belagerung von Metulum, wie er von einem hölzernen Thurme auf die Stadtmauer hinüberspringen wollte, verwundet worden sei.

59) Appian a. a. O. XLIX, 38. S. 907. Suetonius a. a. O. im Leben des Cajus Julius Cäsar Octavianus Augustus Cap. 20. S. 98. 60) Suetonius im Leben des Augustus a. a. O. Cap. 20. I. Abth. S. 98. 61) Cajus Plinius Secundus' Naturgeschichte. Uebersetzt und erläutert von Dr. Ph. C. Külb. III. Abth. (Stuttgart 1855.) XIV. Buch. VIII (VI S. 1571.

Japyden und die ihnen benachbarten Bergvölker wurde der nördlichste Küstenort der Istrier, der Flecken Tergeste, welcher zugleich eine Citadelle hatte, näher bekannt. Ihm schien es bald dem geographischen Zusammenhange gemäß, die Grenzen Italiens, welche bisher bis zur östlichen Grenzfestung Aquileja gereicht hatten, über das Land der Istrier auszudehnen, und Pola wurde nun, was bis dahin Aquileja war, die entfernteste italische Stadt[62]), da er ganz Istrien für einen Bestandtheil Italiens erklärte. Dadurch wurde Aquileja von Osten her mehr gesichert und den unmittelbaren Anfällen der feindlichen Völkerschaften mehr entrückt; aber Ruhe gab es für diese Gegenden doch noch keine, ja es bestand noch immer eine große Gefahr, die auch Augustus vollkommen erkannte, und darum Cäsar's Plan wieder aufnahm, nämlich alle Länder im Norden des italischen Tieflandes endlich Rom zu unterwerfen. Damals war nämlich von den äußersten Küsten Spaniens und Galliens im Westen bis an die Grenzen der Parther und von der pannonischen Donau bis an die lybischen Sandwüsten bereits Alles römisch, nur die rhätisch-norischen Alpenländer unterbrachen den natürlichen und für die damalige Lage des Reiches nothwendigen Zusammenhang Galliens mit den römischen Provinzen an der unteren Donau und mit Illyrien und Griechenland. In der Rachewuth der rhätisch-norischen Stämme mochten die Römer längst die Gefahr erkannt haben, mit welcher gerade diese kühnen Gebirgssöhne Italien einst wieder, wie zur Zeit der Cimbern und Teutonen, überraschen konnten. Die ersten Vorzeichen jener gefürchteten Zukunft mochte Augustus gerade jetzt und zwar um so mehr erblicken, als soeben erst (im J. 738 d. Stadt = 16 v. Chr.) die Pannonier wieder, von den Norikern zur Empörung aufgereizt, verheerende Raubzüge bis Istrien hinab gewagt hatten und über die nahen Pflanzstädte gewisse Zerstörung würden gebracht haben, hätte sie nicht der tapfere Feldherr Publius Silius schnell und blutig zurückgeworfen und mit seinen Legionen und Legaten nach allen Seiten hin siegreich verfolgt. Sie baten nach großen Verlusten wieder um Frieden und brachten so, sagt Cassius Dio, auch die Noriker in Dienstbarkeit[63]). Und so hatte denn auch Noricum, das lange durchaus unabhängig gewesen und nur unter einer einheimischen königlichen Herrschaft gestanden, weshalb das Land selbst noch als römische Provinz regnum Noricum hieß, und mit den Römern (namentlich mit Aquileja) in Handelsverbindungen stand, endlich das Schicksal von den Römern unterjocht zu werden. Damals wurde Noricum in eine (wahrscheinlich kaiserliche) Provinz des römischen Reiches verwandelt und war als solche einem nur dem Kaiser persönlich verantwortlichen Voigt untergeben, der den Titel eines Procurators führte[64]). Noch bewegter war das Leben in den Isonzo-Landschaften und auf der Via Aemilia-Altinata in den darauf folgenden Jahren, denn Noricum, Rhätien, Pannonien und Dalmatien trugen nur unwillig das römische Joch. Die früher erwähnte pannonische Empörung hatte offenbar im norischen Berglande ihre Stütze und Zuflucht und der Bund wider Rom zeigte sich dadurch weit verzweigt durch das ganze Alpenland. Daher ließ jetzt Rom (in den J. 738 d. St. = 16 v. Chr. und 739 d. St. = 15 v. Chr.) zum allgemeinen Kriege gegen die norisch-rhätischen Bergvölker in ganz Ober-Italien von Aquileja bis Eporedia, von der Duria, am äußersten westlichen Rande der Gallia Cisalpina hin, nachdrücklich rüsten. Zu diesem Ende waren wol Drusus, Tiberius, Augustus, Germanicus und andere große Feldherren jener Zeit eine kürzere oder längere Zeit hindurch in oder in der Nähe von Aquileja oder berührten dieselbe auf ihren Reisen nach dem Kriegsschauplatze oder in dessen Nähe, um sich über das Ineinandergreifen der Operationen zu verständigen. An denselben nahmen mehre der Genannten in folgender Art Theil: Von Pannonien gegen das norische Bergland (Kärnthen und das steiermärkische Oberland)[65]) leitete der sieggekrönte Publius Silius Nerva, von Gallien und Helvetien her und aus Ober-Italien die rhätisch-norischen Alpen hinan leiteten Tiberius und Drusus, von vielen andern Feldherren unterstützt, alle Operationen. Der allgemeine Angriff geschah von allen Seiten zugleich, bevor noch die Alpenvölker in Eine große Heermasse irgendwo vereinigt standen; denn Nichts war gegen jene kräftigen Völker für die Römer vortheilhafter, als daß sie nicht zusammenhielten. „Selten," sagt Tacitus im Leben des Agricola[66]), „vereinigten sich zwei oder drei Völkerschaften zur Abwehr gemeinsamer Gefahr; so, indem sie vereinzelt kämpfen, unterliegen Alle." Eben darum war der Kampf überall zwar äußerst mörderisch, aber der Sieg schnell vollbracht[67]), selbst gegen so verzweifelte Gegenwehr, daß, nachdem die streitbare Jugend gefallen, verwundet oder eingeschlossen, die Wehren und Burgen gebrochen, viele befestigte Städte und Ortschaften zerstört, die Pfeile verschossen, die Keulen und Schilde zerschmettert waren, die norischen Weiber ihre eigenen Kinder bei den Füßen oder Haaren ergriffen und sie in die wuthflammenden Gesichter der römischen Soldaten warfen[68]). In dem einzigen Jahre (15 v. Chr.) war auch der blutige Riesenkampf beendet. Rhätien, Vindelicien, die Ebenen der Bojer und Noricum, alles Hoch- und Flachland, von den Quellen des Rheines bis an das cetische Gebirge hinab zwischen der Donau und den südlichen Alpen, mit so vielen muthigen, freiheitsliebenden, keltisch-germanischen Bewohnern waren nun unterjocht[69]). Weil

62) Strabo a. a. O. V. Buch. S. 410 u. 411. II. Abth. VII. Buch. S. 587. Mannert a. a. O. S. 22. 44. 50 u. 51. 63) Cassius Dio a. a. O. LIV. Buch. 20. C. S. 1110. 64) Siehe Becker's Römische Alterthümer III, 1, 299.

65) Geschichte des Herzogthums Steiermark. I. Theil von Dr. Albert von Muchar ꝛc. (Gräz 1844.) S. 224. 66) Siehe Cajus Cornelius Tacitus' Werke. Erstes Bändchen. Agricola's Leben und Germanien, übersetzt von J. Gutmann. (Stuttgart 1829.) S. 40. Leben des Agricola 12. 67) Cassius Dio's Röm. Geschichte a. a. O. II. Abth. LIV. Buch. 20. 22. 31. C. S. 1110. 1112. 1124. 68) Lucius Annäus Florus' Abriß der römischen Geschichte, übersetzt von Matthäus Pahl. (Stuttgart 1835.) IV. Buch. 12. C. S. 286. 69) Siehe Muchar a. a. O. S. 224.

die Völkerschaft aber zahlreich und eine neue Empörung zu erwarten war, so wurde der größte und kräftigste Theil ihrer jungen Mannschaft aus dem Lande geführt und nur so viel zurückgelassen, als nöthig war, das Land zu bebauen, aber nicht hinreichte, neue Unruhen anzufangen [70]). Augustus ließ im eroberten Lande Heerstraßen anlegen, gründete die Colonie Augusta-Vindelicorum und widmete ihm viele Zeit, sodaß er erst am 4. Juli des J. 741 d. St. = 13 v. Chr. nach Rom zurückkehrte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der überaus thätige Augustus in dieser Zeit mehr als einmal in Aquileja gewesen sei, doch besitzen wir auch darüber eine ausdrückliche Nachricht, die bald angeführt werden soll, und die naheliegende Vermuthung, zu der man nach der Natur der Verhältnisse vollkommen berechtigt gewesen wäre, bekräftigte. Mit der eben erwähnten Besiegung der genannten Alpenvölker war ihr Muth noch nicht gebrochen, und ihr Drang nach Wiedererlangung ihrer kaum verlorenen Freiheit noch keineswegs getödtet; sie benutzten vielmehr jede zur Wiedergewinnung derselben sich darbietende Gelegenheit zu neuen Aufständen, die um so häufiger wiederkehrten, als Marobod, der geistvolle Marcomannenkönig, welcher unter Augustus in Rom gelebt hatte, noch lebte, und zur Einsicht gekommen war, daß die germanischen Völkerschaften nur durch wechselseitiges Zusammenhalten dem römischen Joche entgehen könnten, und darum bereits seit langer Zeit dahin trachtete, alle Nachbarvölker entweder mit Gewalt der Waffen oder durch Verträge zu bestimmen, sich ihm anzuschließen. Daraus erklären sich die bis zum Zustandekommen des Marcomannenfriedens Jahr für Jahr vorkommenden Aufstände der im Norden Aquileja's wohnenden Alpenvölker. Schon in den Jahren 742—744 d. St. = 12—10 v. Chr. mußte sich Tiberius abermals mit den Pannoniern und Dalmatiern beschäftigen und sie zurückdrängen und im Frühling des Jahres 744 = 10 v. Chr. aus Gallien seinen dritten Feldzug gegen sie antreten. Er besiegte sie zwar, jedoch nicht so, daß sie nicht, so oft sich ihnen eine schickliche Gelegenheit darbot, namentlich so oft die römischen Waffen anderweitig sehr beschäftigt waren, immer wieder von Neuem einen Aufruhr erregt und sich gegen ihre Unterdrücker erhoben hätten. Augustus, der die Wichtigkeit dieses Punktes sehr gut kannte, und Tiberius für ein anderes bedeutenderes und entfernteres Unternehmen bestimmt hatte, behielt sich die an Pannonien, das noch immer nicht beruhigt war, grenzende Provinz Dalmatien zur selbsteigenen Ueberwachung und Verwaltung vor; um aber dieses leichter thun zu können, und um zugleich die benachbarten wilden Völker leichter im Zaume halten zu können, begab er sich oft nach Aquileja, wo er auch sonst, wegen der angenehmen Lage, der gesunden Luft und der Leichtigkeit der Reise von und nach Rom, sich gern aufhielt, fern von dem Lärm der Hauptstadt und ihren oft sich ergebenden Tumulten. Dort befand er sich auch gerade damals, als der schwache Herodes der Große, der König Judäa's, mit seinen Söhnen nach Rom gekommen war, um sich, dem sein nach derselben Krone selbst lüsterner Erstgeborener, der Bastard Antipater, ein Teufel in menschlicher Gestalt, der sich damals in Rom aufhielt, glauben gemacht hatte, die Söhne seiner rechtmäßigen Gemahlin, der reizenden Mariamne, Alexander und Aristobulus, strebten ihm in thronräuberischer Absicht nach dem Leben, über diese zu beschweren, die mit ihm zu ihrer Vertheidigung dahin gekommen waren. Als nun Herodes in der Siebenhügelstadt erfahren hatte, Augustus sei abwesend, hatte sich jetzt in Aquileja auf, und dürfte sobald nicht zurückkehren, verfügte er sich mit seinen beiden Söhnen auch nach Aquileja, um seine und seiner Söhne Anliegen dem Ausspruche des Augustus zu unterwerfen [71]). Aquileja war so Zeuge der Aussöhnung des Königs mit seinen Söhnen, die bei seinem Freunde, dem berühmten Pollio erzogen und überhaupt am Cäsarenhofe gern gesehen waren. Wir sind berechtigt, schon daraus und was Flavius Josephus sonst noch anführt, zu schließen, daß Augustus hier einen eigenen Palast gehabt haben müsse. Zu mehrmaligem Aufenthalte in dieser Stadt nöthigten ihn schon die Ereignisse der folgenden Jahre, in denen sich immer deutlicher herausstellte, wie schwer die Pannonier ihre uralte Unabhängigkeit vermißten. Die in 27 Jahren (in den Jahren 19, 13, 11, 10 und 9 v. Chr.) schnell auf einander folgenden Empörungen, welche gleichsam nur einen einzigen blutigen Krieg bildeten, von dem Vellejus Paterculus [72]) sagt, daß er in gewaltiger und furchtbarer Größe in einer drohenden Nähe von Italien ausgebrochen sei, nöthigten die römischen Legionen gegen die hartnäckigen pannonischen Rebellen stets angestrengt zu Felde zu ziehen; denn jene, durch die Verbindung der Pannonier mit den Dalmatiern immer gewaltiger aufschlagende Flamme des Aufstandes, welche der kluge Feldherr M. Vipsanius Agrippa, der Freund des Augustus, durch den Schrecken seines Namens [73]), unterdrückt hatte, mußte Cäsar Tiberius in mörderischen Schlachten, mit den Beilen der Lictoren, mit Verödung und Verheerung großer Landstrecken und mit Verkauf von vielen Tausenden der Landesbewohner an Sklavenhändler entfernter Welttheile austilgen [74]). Inzwischen hatte Marobod die Zeit dazu benutzt, einen weitverzweigten Bund gegen die Römer zu schaffen, dessen furchtbare Macht mit einem Male auf die Römer einstürmen sollte. Tiberius sollte im Frühjahr 759 d. St. = 5 n. Chr. die Macht Marobod's brechen, ja mit einem Schlage vernichten, da

70) Cassius Dio a. a. O. LIV, 22. S. 1113. Epitomae libror. deperditor. Titi Livii XXXVI. p. 402 in der Editio stereotypa Tauchnitii. (Lips. 1829.) Tom. V.

71) Siehe Flavii Josephi Hebraei omnia opera graece et latine excusa ad editionem Lugduno-Batavam Sigeberti Havercampii cum Oxoniensi Joannis Hudsonii collatam. Curavit *Franciscus Oberthür*. Tom. II. (Lipsiae 1783.) Antiquitatum Judaicar. Lib. XVI. cap. IV. p. 655 seq. 72) *Vellej. Pat.* a. a. O. II. Buch. 96. Cap. S. 179. 73) Siehe die Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft in alphabetischer Ordnung. Von vielen Gelehrten ꝛc. ꝛc. und dem Herausgeber August Pauly. Erster Band. (Stuttgart 1837.) Art. Agrippa. S. 276. 74) Cassius Dio a. a. O. LIV. Buch. 31. C. II. Abth. S. 1125. LIV, 36. S. 1130.

sein Reich bereits zu einer bedrohlichen Größe und Macht angewachsen war. Tiberius war bereits mit einem mächtigen Heere auf einer Schiffbrücke bei Carnuntum über die Donau gesetzt, er war schon siegreich weit in Marobod's Land vorgedrungen, als die insgeheim lange schon vorbereitete allgemeine Empörung in seinem Rücken, in Pannonien und Dalmatien, in den Hauptverbindungsländern zwischen der Donaugrenze und Italien, auf Einen Tag losbrach. Damals war Aquileja schwer und nahe bedroht. Die Pannonier wollten mit zwei großen Heeresmassen über die südlichen Alpen über Aemona (Laibach) [75]) und Nauportus (Ober-Laibach) [76]) in Italien einbrechen, und geradezu auf der kürzesten Straße, über Aquileja, Altinum, Padua ꝛc. auf Rom selbst losgehen. Ja so groß war der Schrecken, welchen dieser Krieg verbreitete, in dem vom Feinde überall mit Feuer und Schwert gewüstet wurde, daß er sogar das standhafte und durch so gewaltige Kriege abgehärtete Gemüth des Augustus erschütterte und beunruhigte, und daß man im Senate die Worte des Fürsten hörte: „Wenn man nicht Alles aufböte, könne der Feind in zehn Tagen vor Rom stehen" [77]). Damals war Valerius Messalinus oder Messala (ein Mann von gerühmtem Charakter) Präfect von Dalmatien und Pannonien, während an der Spitze der Pannonier und Dalmater, Bato, aus dem pannonischen Stamme der Breuker, Pinnes der Königssohn Illyriens, und Bato, ein Dalmatier vom Stamme der Dystidiaten, an der Spitze des Aufstandes in diesen Provinzen standen. Nach Vellejus Paterculus waren es über 20,000 Mann, die in Pannonien und Dalmatien die Waffen ergriffen, den Römern lange und viel zu schaffen machten, und erst im J. d. St. 761 = 7 n. Chr. wieder zur Ruhe gebracht wurden. Ganz beendigt wurde der Krieg aber erst im J. 9 n. Chr. In dieser Zeit waren gewiß Agrippa, Drusus, Germanicus und andere große Feldherren Roms, selbst Augustus mehr als einmal in Aquileja. Zur Zeit dieses Kaisers schätzt man die Zahl der Einwohner auf 100,000 Seelen [78]). Auch Tiberius, der Nachfolger des Augustus, hat nach seiner Thronbesteigung mehr als einmal sich in Aquileja aufgehalten, da bald, nachdem er zur Regierung gelangt war, neue Unruhen ausbrachen. Augustus war am 19. August des Jahres 767 d. St. = 14 n. Chr. gestorben. Auch der einzige Sohn des Tiberius, Drusus Cäsar, war in Aquileja und zwar bald nach dem Regierungsantritte seines Vaters. Kaum war nämlich die Nachricht von dem Tode des Augustus nach Pannonien gedrungen, als sich die drei (VIII, IX und XV) Legionen, welche (wie Muchar meint [79]), wahrscheinlich bei Pettau) im Sommerlager unter des Junius Bläsus Befehl waren, nicht wie Tacitus berichtet [80]), aus besonderen Ursachen, sondern nur weil der Fürstenwechsel Straflosigkeit des Aufstandes und im Bürgerkriege Aussicht auf Gewinn erblicken ließ, und weil Bläsus wegen der Trauer- oder Freudenfeste die gewöhnlichen Kriegsübungen eingestellt hatte, indem der Soldat im Müßiggange leicht übermüthig wird, in Schwelgerei und Händelsucht der Kriegszucht und Arbeit überdrüssig wird, und so ausartet, sich empört, zu einem Plan sich verbindet und vielerlei Ausschweifungen erlaubt. Unter Anderem gingen sie damit um, ihren Befehlshaber Junius Bläsus zu ermorden und verübten gegen seine nächste Umgebung arge Grausamkeiten. Als Tiberius durch eine an ihn abgeschickte Gesandtschaft der aufständischen Soldaten davon Kunde erhalten hatte, nöthigte ihn diese Kunde, so verschlossen er sonst auch war und traurige Ereignisse verheimlichte, dennoch, seinen Sohn Drusus sammt den ersten Staatsmännern und zwei prätorischen Cohorten abzuordnen, doch ohne bestimmte Aufträge, sondern blos mit der Weisung nach Umständen zu handeln. Dazu kam ein großer Theil der prätorischen Reiterei und der Kern der Germanen, die damals des Imperators Leibwache bildeten. Auch wurde der prätorische Präfect, Aelius Sejanus, von großem Ansehen bei Tiberius, seinem Vater Strabo als Amtsgenosse beigesellt, um den noch jungen Drusus zu leiten und den Andern zu zeigen, was sie zu fürchten oder zu hoffen hätten. Er sollte den Aufstand jedenfalls in Güte oder mit Gewalt dämpfen, was er mehr durch strenge als gelinde Mittel bewerkstelligte, wobei ihm mehre zufällige Ereignisse halfen, so z. B. der frühzeitige Winter, der durch anhaltende und so heftige Regengüsse eintrat, daß die Soldaten nicht aus den Zelten und nicht sich versammeln, ja kaum die Fahnen schützen konnten, welche Sturm und Welle fortriß, was als ein Zeichen des himmlischen Zornes angesehen wurde. Drusus hatte jedoch den drei Legionen gestattet, daß eine Gesandtschaft an Tiberius entsendet wurde. Nachdem die Legionen das unselige geschändete Sommerlager verlassen, durch Opfer gesühnt hatten und in die Winterquartiere gezogen waren, konnte Drusus, ohne die Zurückkunft der Gesandtschaft abzuwarten, da nunmehr sich Alles ziemlich gelegt hatte, (abermals über Aquileja) nach Rom zurückkehren. Auch sein Vater Tiberius hielt sich hier um so öfter auf, als die häufigen Empörungen der Pannonier, Dalmatier und anderer der zehnten Legion benachbarter Alpenvölker seine Anwesenheit in der Nähe des Kriegsschauplatzes nothwendig machten, und kein anderer Ort zu einem bequemen längeren Aufenthalte hier herum geeigneter war als eben Aquileja, da hier die öffentliche Staatskasse, die Münze und in der Nachbarschaft die Standquartiere mehrer

75) Siehe den Aufsatz: „Hat das alte Aemona an der Stelle von Laibach oder von Igg gestanden? Von P. Hitzinger," in den Mittheilungen des historischen Vereins für Krain im December 1863. S. 91—95. 76) Siehe den Aufsatz: „Ueber die Lage einiger Städte der Römerzeit. Von P. Hitzinger," in den Mittheilungen des historischen Vereins für Krain im Februar 1864. S. 11—13. Vergl. damit die Jahrgänge 1854. S. 1; 1856. S. 14; 1861. S. 46 und 1863. S. 91, nebst den Jahrgängen 1854, 1856 und 1861 beigegebenen Karten und Plänen. 77) *Vellej. Paterc.* II. Buch. 110. u. 111. C. S. 196. 78) Siehe Bädeker's Deutschland. Zehnte verbesserte Auflage. (Coblenz 1861.) 1. Bd. S. 180.

79) Muchar a. a. O. I. S. 230. 80) Tacitus' Jahrbücher a. a. O. I, 16 fg S. 710 fg. Cassius Dio a. a. O. II, 242.

Legionen waren. Man kann solches aus mehren Stellen der Schriftsteller jener Zeit mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, so z. B. daraus, daß Tiberius bald nach seinem schon erwähnten Zuge gegen die Illyrier das Orakel des Geryones bei Patavium (Padua) befragte und ein Loos gezogen hatte, das ihm befahl, wegen der von ihm an jenes gestellten Frage in den Brunnen des Aponus goldene Würfel zu werfen, wobei es sich begab, daß die von ihm in den Brunnen geschleuderten Würfel die höchste dabei mögliche Zahl zeigte, von denen Suetonius [81]) erzählt. So wissen wir auch von diesem Kaiser, daß er mit seiner Gattin Julia, der Tochter des Augustus, anfänglich in großer Eintracht und wechselseitiger Liebe gelebt, bald aber, und zwar so sehr mit ihr zerfiel, daß er sich für immer von ihrer Seite trennte, und zwar seitdem das Pfand ihrer ehelichen Verbindung, ein Sohn, der in Aquileja zur Welt gekommen war, schon in früher Kindheit ihnen entrissen wurde [82]). Die Zeit, wann Julia mit Tiber hier weilte, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Es muß in der ersten Zeit ihrer Ehe gewesen sein, bald nachdem er sich von Vipsania Agrippina, der Tochter des Marcus Agrippa, getrennt hatte; da er sie im Jahre d. St. 743 = 11 v. Chr. [83]) geheirathet hatte, so mag es in diesem oder dem darauf folgenden Jahre gewesen sein, wo Julia sich hier aufhielt und entbunden wurde; daß diese Voraussetzung eine wohlbegründete sei, ergibt sich schon aus den Lebensverhältnissen dieses Kaisers, die sich auf seine zweite Vermählung beziehen. Tiberius Claudius Nero war anfänglich mit der Tochter Agrippa's vermählt und hatte von ihr einen Sohn, den Drusus Cäsar; als nun aber Agrippa, der Gemahl von August's Tochter Julia, im Jahre 742 d. St. = 6 Jahre v. Chr. starb, entschloß sich August, nach langem Zögern, auf das Zureden seiner Gattin Livia, Julia mit Tiberius zu vermählen, der sich, wiewol mit schwerem Herzen von seiner Gemahlin trennte, und im Jahre 743 d. St. = 5 Jahre v. Chr. Julia heirathete. Zwischen seiner Verlobung (742) und seiner Vermählung (743) unternahm Tiberius einen Feldzug gegen die Pannonier, und wiederholte denselben im Jahre 743; die völlige Unterwerfung erfolgte erst im Jahre 744 = 4 v. Chr., wo Tiberius mit Augustus und Drusus nach Gallien abging und von dort aus seinen dritten Feldzug gegen Pannonien und Dalmatien ausführte. Auch im Jahre 745 = 3 J. v. Chr. erwarb sich Tiberius durch Kämpfe mit dem neuerdings aufgestandenen Pannonien und Dalmatien die Ovation. In die Zeit eines dieser pannonischen Feldzüge, wahrscheinlich in das Jahr 745, fiel Julia's Entbindung in Aquileja. Drusus Cäsar war aber bei Gelegenheit des Aufruhrs der drei pannonischen Legionen nicht das erste Mal in Pannonien. Tiberius hatte ihn dahin schon als zarten Jüngling gesendet, damit er sich im Kriegswesen übe und die Gunst des Heeres gewinne; zugleich glaubte Tiberius den in städtischem Wohlleben schwelgenden Jüngling im Lager besser aufgehoben und auch sich selbst sicherer, wenn beide Söhne an der Spitze von Legionen ständen. Damals berührte gewiß auch er Aquileja, die letzte der bedeutenderen Städte, ehe die pannonische Einsamkeit ihn aufnahm. Dasselbe gilt auch von Germanicus Cäsar, dem Sohne des Nero Claudius Drusus, Bruder des Kaisers Tiberius, der auch wiederholt hier war, und zwar insbesondere damals (?), als er im Jahre 760 d. St. = 6 J. n. Chr. dem Tiberius gegen die unter den beiden Batos aufgestandenen Pannonier und Dalmatier zur Hilfe gesandt wurde, in welchem Kriege er vom Jahre 760—763 der St. sowol allein als in Gemeinschaft mit Tiberius aufs Rühmlichste kämpfte, in welch letzterem Jahre (9 n. Chr.) er erst nach Rom zurückkehrte [84]). In dieser Zeit erfuhr Aquileja, das an all diesen Ereignissen durch die großen Truppenmärsche, die vorübergehende Anwesenheit vieler Feldherren und namentlich vieler Mitglieder der Cäsaren-Familie Theil nahm, auch manche Veränderung in seinem Innern; so erhielt auch Aquileja, als im Jahre der St. 767 = 13 n. Chr. die Sacerdotes Augustales eingesetzt wurden, ein Collegium derselben, dessen erste sechs Mitglieder den Titel Seviri Augustales führten. Die VI viri Augustales kommen auch auf aquilejensischen Inschriftsteinen vor [85]). Diese und die von Zeit zu Zeit aus ihren Gräbern heraufgeholten Skulpturen geben Zeugniß von dem Leben, das in jener Zeit hier geführt worden sein mag, ein Leben, gehoben durch alle Genüsse der Kunst und Verfeinerung und verschönert durch Alles, was gehäufte Reichthümer und ein weitverbreiteter Handel an Einem Orte zu vereinigen die Macht haben. Beweis dessen sind eine Menge aus Syrien und Alexandrien hier angesiedelter Personen, deren Namen man in den Steinschriften angegeben findet. Der Handel mit Edelsteinen aus dem Orient namentlich scheint besonders in voller Blüthe gestanden zu haben, und nicht minder gibt das in großer Menge hier Aufgefundene Zeugniß, wie die Kunst der Behandlung des Glases, die Steinschleiferei, aus dem Orient hierher verpflanzt, hier in besonderer Blüthe gestanden [86]). In der Periode der Nachfolger des Tiberius trat in den Kriegsereignissen zu und um Aquileja mehr Ruhe ein und auf der Heerstraße fand weniger Bewegung statt, dafür wurde gerade in dieser Zeit der Same zu einer anderen viel wichtigeren Bedeutung Aquileja's gelegt. War Aquileja bis dahin als Waffenplatz und Seehafen, Festung und Handelsstadt von großer Bedeutung, so erlangte sie unter der Regierung des vierten römischen Kaisers Tiberius Claudius Drusus Nero Germanicus durch die Einführung des Christenthums auf dem Gebiete geistiger und sittlicher Eroberungen eine welthistorische Bedeutung, den

81) Suetonius im Leben des Tiberius Nero Cäsar a. a. O. c. 14. S. 202. 82) Ebenderselbe a. a. O. c. 7. S. 195. 83) Siehe Pauly's Real-Encyklopädie Bd. VI, II. S. 1932.

84) Caroli Sigonii Mutinensis Fasti Consulares ac triumph acti a Romulo Rege usque ad Ti. Caesarem etc. (Basileae 1559 p. 353 et 354. 85) F. Gius. da S. Fiorano Fondazione dell chiesa d'Aquileja etc. p. 22. 86) Siehe Anton von Steinbüchl's Aufsatz „Aquileja" in der Triester Zeitung vom 29. Jan 1864.

von hier aus drang das Licht des Christenthums in die nördlichen Reiche und von da an blieb Aquileja für immer engverbunden mit der Geschichte jener Länder. Hat man bisher in der Aufzählung der Aquileja berührenden Weltbegebenheiten den Weg unter der Führung der Geschichte zurückgelegt, so müssen wir nun für einige Zeit der Legende die Hand reichen und ihr folgen, da wir der Ansicht sind, daß auch der Geschichtschreiber die Sage und Legende nicht ganz von sich weisen dürfe, will er nicht in der älteren Geschichte der Völker manches Dunkel unerklärt hinter sich lassen, was nur durch sie aufgeklärt werden kann. Es ist nicht nur dem Geiste der Apostel und Jünger Christi und der ihnen sich anschließenden apostolischen Männer gemäß, sondern auch durch gediegene Geschichtsquellen erwiesen, daß von den ersten, in verschiedenen Ländern des Römerreiches festgegründeten christlichen Gemeinden zur weitern Verbreitung der evangelischen Lehre nach allen benachbarten Landestheilen stets schnell und zahlreich Glaubenspredi ger ausgegangen sind, sodaß sich dadurch einige vorzügliche Mutterkirchen über weite Länder umher gebildet haben. Eine solche sehr alte Mutterkirche war auch der alte Patriarchensitz von Aquileja, in dem gewiß frühzeitig auch Boten des Glaubens darum sich eingefunden haben werden, weil in Aquileja alle großen römischen Reichsstraßen aus Istrien, Liburnien und Dalmatien, aus Pannonien, Rhätien, Noricum und Italien sich vereinigten, dieselben und seine günstige Lage nächst dem Meere diesen Ort zur Völkerstadt, zur Hauptstätte des italischen Handels, zum Hauptmarktplatze des überaus ausgedehnten Illyricums, zum Centralpunkt aller wichtigen politischen Geschäfte, gleichsam zum zweiten Rom im Westreiche gemacht hatten [87]); wornach kaum irgend ein andrer Ort, außerhalb Roms, so sehr geeignet war, auf Erfolge hoffen zu lassen als Aquileja. Auch ist unverwerflichen Geschichtsquellen zufolge das Christenthum schon in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts durch Apostel und apostolische Männer: Petrus, Paulus, Lucas, Clemens, Titus, Hermes, Domnius, Andronicus und Apollinaris, an den dalmatisch-liburnischen und venetischen Meeresküsten, ja sogar im Innern der Aquileja benachbarten Provinzen, in Istrien, Liburnien, Illyrien verkündigt, unter vielen Volksgemeinden verbreitet und befestigt worden. Die heilige Legende berichtet insbesondere von Aquileja, daß der heilige Apostel Marcus von dem heiligen Petrus im Jahre des Heils 48 nach Aquileja geschickt worden sei, dort einen vom Aussatze schwer heimgesuchten jungen Mann, Namens Athault, den Sohn eines der reichsten Bewohner der Stadt, von diesem Uebel durch sein Gebet und das Auflegen der Hände sogleich geheilt und dadurch viele für die Lehre des Evangeliums gewonnen, hier dasselbe zwei Jahre hindurch verkündet, hier auch sein Evangelium geschrieben, einen Eingeborenen, Namens Hermagoras, unterrichtet, ihn mit sich nach Rom genommen und vom heiligen Petrus zum Bischof geweiht wieder nach Aquileja zurückgesendet habe als den ersten Vorsteher der jungen christlichen Gemeinde. Unter den von ihm Bekehrten werden genannt: der heilige Fortunatus, den er zum Diakon geweiht, Syrus, den er mit Juventius nach Pavia geschickt, um dort eine neue Gemeinde zu gründen und ihr als deren erster Bischof vorzustehen, die heiligen Jungfrauen Euphemia und Dorothea, Nichten, und Thecla und Erasma, Töchter des Valentinus, eines edlen, zum Christenthum bekehrten Bürgers von Aquileja, Pontianus der Kerkermeister und ein Edler Aquileja's, Namens Gregorius, sowie auch Alexandra, eine Frau aus edlem Geschlechte. Sie alle ließ der Statthalter Sevestus und endlich auch im Jahre Christi 70 den frommen Bischof selbst um des Glaubens willen hinrichten, worauf der Stuhl von Aquileja lange verwaist war, da die hart eingeschüchterten Neubekehrten nur insgeheim sich in einzelnen Wohnungen zu versammeln wagten, obgleich noch Hermagoras das Haus des Valentinus zu einer der Jungfrau Maria gewidmeten Kirche geweiht hatte. Diese Mittheilungen beruhen nur auf der Grundlage der Legende und haben keine andere historische Unterlage [88]). Von allen diesen Begebenheiten wird behauptet, daß sie sich zur Zeit der Regierungen der Kaiser Claudius und Nero, diesem letzten Beherrscher aus dem Geschlechte Cäsar's, zugetragen haben. Mit seinem im Jahre d. St. 821 = 67 n. Chr. stattgefundenen Tode traten zu und um Aquileja, und auf der durch dieses Bollwerk Italiens führenden Heerstraße bewegtere Zeiten ein. Noch bei Lebzeiten desselben hatte C. Julius Vindex, ein Aquitanier von königlichem Geschlechte, die Legionen in Gallien bewogen, den Statthalter in Spanien Servius Sulpicius Galba zum Imperator auszurufen. Nach Galba's gewaltsamem Tode im Jahre 68 n. Chr. wurden Marcus Salvius Otho am 15. Jan. 822 d. St. von den Prätorianern und dem Senate in Rom, und von den Legionen in Germanien A. Vitellius am 23. Jan. desselben Jahres zu Imperatoren ausgerufen, die nun mit einander um die Herrschaft kriegten [89]). Bei Bedriacum, einer kleinen Stadt in der

87) Strabo a. a. O. V. S. 408. Herodian's Gesch. des Kaiserthums seit dem Tode des Marcus. Uebersetzt von C. A. Pfiander. (Stuttgart 1830.) VIII. Buch. 2. C. S. 269.

88) Siehe über das Leben und das Evangelium des heiligen Marcus: Einleitung in die Schriften des neuen Testaments. Zweiter Theil. Von Dr. Joh. Leonhard Hug ꝛc. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. (Stuttgart und Tübingen 1826.) S. 63—71. Historisch-kritische Einleitung in das neue Testament. Von H. E. F. Guerike. (Leipzig 1843.) S. 254. Einleitung in die Bücher des neuen Bundes für die öffentlichen Vorlesungen. Von A. B. Feilmoser. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Tübingen 1830.) S. 101 fg. Wilke, Der Urevangelist. (Dresden und Leipzig 1838.) Hilgenfeld, Das Evangelium Marci, seine Entstehung, Stellung ꝛc. 1850. Bauer, Das Marcus-Evangelium. (Tübingen 1851.)

89) Siehe Tacitus' Geschichtsbücher. I. Buch. 4.—50. Cap. a. a. O. S. 258—303. Plutarch im Leben des Galba und Otho. Siehe Plutarch's Werke. Vergleichende Lebensbeschreibungen. XIX. Bändchen, übersetzt von Dr. J. F. C. Campe. (Stuttgart 1858.) S. 2862—2910. Cassius Dio im Auszuge des Xiphilinus. LXIV. Buch. 1.—6. C. a. a. O. S. 1496

Nähe von Cremona, kam es zur Entscheidungsschlacht, die gegen Otho ausfiel. Als dieser, nachdem er den unglücklichen Ausgang des Kampfes seines Heeres vernommen hatte, schon mit dem Gedanken des Selbstmordes und der Entlassung seines Heeres beschäftigt war, suchten sie ihn vergebens durch die Vorstellung zu einem anderen Entschlusse zu bringen, da nicht die Prätorianer allein, seine persönliche Bedeckung, entschlossen wären, das Aeußerste gegen die Vitellianer zu wagen, sondern daß auch die aus Mösien vorausgeschickten Krieger und das diesen nachfolgende Heer dieselbe Entschlossenheit hätten, in den Kampf auszuziehen und daß ja die Legionen bereits in Aquileja eingerückt seien; doch das Alles konnte ihn von dem einmal gefaßten Entschlusse nicht abbringen [90]). Durch den am 16. April 68 erfolgten Tod [91]) Otho's gewannen die Sachen in Aquileja selbst bald eine ganz andere Gestalt. Vitellius machte sich schon auf seinem Zuge nach Rom und noch mehr durch sein wüstes, schwelgerisches Leben in Rom selbst theils verächtlich, theils verhaßt; aber auch bei den in den Provinzen vertheilten Legionen, namentlich beim illyrischen Heere, hatte er sich durch die Hinrichtung der wackersten Centurionen Otho's einen großen Haß zugezogen. Als nun T. Flavius Vespasianus, von den Legionen im Orient zum Kaiser ausgerufen, nach Rom sich auf den Weg machte, da wurde seine Unternehmung durch den Eifer sehr befördert, womit das illyrische Heer seine Partei ergriff. Die dritte Legion gab den übrigen Legionen Mösiens, die von Otho nach Italien waren herbeigerufen worden, das Beispiel. Diese waren die achte und die siebente, die Claudische genannt, von Gunst für Otho beseelt, wiewol sie dem Treffen bei Bedriacum nicht mehr hatten beiwohnen können. Bis Aquileja vorgerückt, hatten sie die Boten fortgejagt, die von Otho's Schicksal Nachricht brachten, die Fahne, worauf Vitellius' Name stand, zerrissen, zuletzt die Kriegskasse geplündert und unter sich getheilt und sich wie Feinde betragen. Die That, sagt Tacitus [92]), erweckte Furcht, die Furcht den Entschluß, man könnte das sich bei Vespasian als Verdienst anrechnen, was man gegen Vitellius entschuldigen müßte. So suchten die drei mösischen Legionen auch das pannonische Heer durch Briefe zu verführen, oder im Weigerungsfalle zu zwingen. So kam es, daß, ehe noch Vespasian's Hauptfeldherr Mucianus mit den orientalischen Legionen eingetroffen war, das illyrische Heer, das vor Begierde brannte, die bei Bedriacum erlittene Niederlage an den Vitellianern zu rächen, bei Cremona gegen die Gegner Vespasian's schon einen vollständigen Sieg erfochten und dahin gebracht hatte, daß Vitellius am 22. Dec. des Jahres 822 d. St. = 68 n. Chr. in Rom getödtet und bald Vespasianus im ganzen Reiche als Imperator anerkannt wurde. Durch diesen Gang der Ereignisse war Vespasian selbst überrascht worden, da es ohne Wissen oder sogar wider Willen geschehen war, denn während Mucian der Herbststürme wegen zu Lande über Kappadocien und Phrygien zog [93]), suchte beim illyrischen Heere Antonius Primus, der von Vespasianus den Befehl hatte, in Aquileja Halt zu machen und den Mucianus dort zu erwarten, auch die Unterwerfung Aegyptens abzuwarten, vielmehr dem Mucianus zuvorzukommen und ging auf eigene Faust und damit um so rascher gegen das Heer des Vitellius vor. Mit ihm begann die glücklichste Zeit für das römische Reich. Vor seinem Einzuge in Rom soll Vespasianus hier verweilt haben. Später war er jedenfalls mehrmals hier, da er sich viel mit der Pflege der Alpenländer, der Anlegung von Heerstraßen, Verschönerung der Städte, Anlegung neuer Orte u. dgl. m. beschäftigte. Auch sein Sohn Titus Flavius Vespasianus, kurzweg Titus genannt, zeigte sich, wie sein Vater, Aquileja, als derjenigen Stadt, welche den ersten Grund zum Glück seines Vaters gelegt, sehr gewogen, und gab ihr mancherlei Beweise seiner Gewogenheit und besonderen Gunst. Beide Kaiser verliehen ihr allerlei Freiheiten und Auszeichnungen. Minder glücklich waren die Zeiten seines Bruders und Nachfolgers, des Titus Flavius Domitianus Augustus. Unter seiner Regierung gab es wieder lebhafte Truppenbewegungen auf den Aquileja berührenden Heerstraßen in den Kriegen dieses Kaisers mit Decebalus, dem Könige der Dacier, und mit den Marcomannen und Quaden, die er wegen der Verweigerung vertragsmäßiger Hilfe züchtigen wollte, von denen er aber geschlagen wurde. Auch in dieser Zeit wuchs die christliche Gemeinde zu Aquileja trotz all der Verfolgungen, denen die Nachfolger Christi von Zeit zu Zeit unterworfen wurden, und brachte Männer hervor, welche allen Verfolgungsedicten der Kaiser Trotz boten und auch unter den qualvollsten Behandlungen ihren Glauben treu blieben. Zu diesen gehört auch der nachherige Papst Pius I., ein Sohn des Rufinus, der in Aquileja geboren, getauft, in der christlichen Lehre erzogen, später als Pius I. auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, der unausgesetzt und unermüdet an der Erweiterung und Verbreitung der Lehre des Christenthums arbeitend im Jahre 161 unter der Regierung Marc Aurel's die Palme des Martyrthums erwarb und an der Seite des heiligen Petrus im Vatican bestattet wurde. Auch sein Bruder, der heilige Hermes, gleich ihm in Aquileja geboren, widmete ebenfalls sein Leben der Erweiterung des Reiches der Erkenntniß der Lehre des Heils, schrieb ein sehr werthvolles ascetisches Buch betitelt: Der Pastor, und erlitt ebenfalls fast in derselben Zeit wie sein Bruder den Tod eines heiligen Blutzeugen Christi. Gegen den Vorwurf, eine Christenverfolgung veranstaltet zu haben, die ihm von christlichen Geschichtschreibern fälschlich beigelegt wird, muß Domitian in Schutz genommen werden; dagegen sagt Suetonius

—1501. Des Flavius Josephus Werke. I. Geschichte des jüdischen Krieges, übersetzt von H. Paret. (Stuttgart 1855.) IV. Buch. 9. C. S. 505.

90) Tacitus' Geschichtsbücher. II. Buch. C. 46 a. a. O. S. 390.

91) Nach Andern 69 n. Chr., was von der Verschiedenheit der Berechnung der Jahre nach Erbauung der Stadt Rom herrührt.

92) Tacitus' Geschichtsbücher. II. Buch. C. 85 a. a. O. S. 423 und 424.

93) Flavius Josephus a. a. O. IV. Buch. 11. 1. S. 51

Domitian habe den Fiscus Judaicus, eine Abgabe, welche sich die Kaiser von den Juden, mit denen die Christen lange vermengt und gleich ihnen auch behandelt wurden, zahlen ließen, um ihnen freie Ausübung ihres den Römern verhaßten Cultus zu gestatten, aufs Strengste eingetrieben und darunter mochten wol auch die Christen gelitten haben [94]). Gleich Domitian sah sich auch der Mitregent und Nachfolger Nerva's, von dessen Regierung wir für Aquileja Nichts zu verzeichnen haben, M. Ulpius Trajanus, genöthigt bei Führung des Krieges mit Decebalus wiederholt auf seinen Reisen nach Dacien Aquileja zu berühren. Da dieser Krieg, mit kurzer Unterbrechung, vom Jahre 101—106 n. Chr. dauerte, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß Trajan mehr als einmal hier gewesen sei, und ebenso gewiß voraussetzen, daß er auch später, als dieser Krieg längst beendet war, die großen Werke, welche er in den Alpenprovinzen ausführen ließ, beaufsichtigend und leitend, wiederholt in Aquileja verweilt habe; er ließ ja alle Heerstraßen durch die Länder der Save, Drave und Mur, von Aquileja bis Vindobona und Carnuntum ausbessern oder umbauen, worüber zahlreiche Meilensäulen und Ehrendenkmäler an vielen Orten jener Gegenden der spätern Nachwelt noch Trajan's Verdienste um diese Landschaften und die Freude der Provinzialen darüber verkünden [95]). Aquileja selbst, wo von da an ein Theil der Flotte der nördlichen Hälfte des adriatischen Meeres seine Station hatte, verdankt diese Anordnung dem Trajan [96]). Diese Flottenabtheilung lag zu Grado (d. h. in den Aquae gradatae) [97]) vor Anker. Ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich von der Mündung der Etsch bis zu jener der Arsa. Derselbe Kaiser ließ den Tempel des Belenus in eben dieser Stadt, den die Flammen verzehrt hatten, wieder herstellen, und verlieh den Bewohnern von Aquileja das Recht zu Municipalämtern. Trajan's Nachfolger, Publius Aelius Hadrianus, war gleich diesem sehr oft in Aquileja und zwar schon bei Lebzeiten Trajan's, da er in den beiden Kriegen, die dieser Kaiser gegen Decebalus führte, an der Seite dieses Kaisers focht und später als prätorischer Legat die Provinz Pannonien mit Auszeichnung verwaltete. Kaum zum Thron gelangt mag er ebenfalls durch Aquileja gekommen sein, damals nämlich, als er selbst, nachdem er, um den sterblichen Ueberresten Trajan's die gebührende Ehre zu erweisen, Antiochien verlassen, sie in Empfang genommen und voraus zur See nach Rom geschickt, die Reise dahin über Illyricum gemacht hatte [97a]). Wie alle anderen Provinzen des Reichs durchreiste er in den Jahren 120—123 n. Chr. auch die Städte Venetiens und kam, wahrscheinlich auch bei dieser Gelegenheit abermals nach Aquileja. Einige Schriftsteller Italiens [98]) behaupten, es habe Kaiser Hadrian um das Jahr 117, also bald nach seinem Regierungsantritte, das cisalpinische Gallien in 17 Provinzen getheilt, damals sei Julium Carnicum von der Aquilejenser Provinz getrennt und unter Rhaetia secunda mitbegriffen worden. Dieses sagt Manzano: es sei auch durch Marentius dem Bischofe des genannten Ortes bekannt geworden, da er, obgleich ein Suffragan von Aquileja, in der von den schismatischen Bewohnern Aquileja's an den Kaiser Mauritius gerichteten Bittschrift sich Bischof des zweiten Rhätiens unterschrieb. Sein Nachfolger Titus Aurelius Fulvius Antoninus Pius erscheint nicht in der Reihe derjenigen, denen Aquileja oder Grado, überhaupt die Isonzo- (Sontius-) Landschaften etwas Besonderes zu danken gehabt hätten, es sei denn, daß bei seiner Friedensliebe Aquileja und seine Umgebung weniger als unter seinen Vorfahren von den Truppendurchzügen zu leiden hatte, dafür wurden sie aber um so mehr unter der Regierung seines Nachfolgers, des Marcus Aurelius Antoninus, in Anspruch genommen, die durch vielerlei Unglücksfälle und beständige Kriege ausgezeichnet war [99]). Zur Zeit der Regierung Marc Aurel's, 167 n. Chr., brach im Norden von Aquileja ein Krieg aus, von dem auch diese Stadt und deren nächste Umgebung heimgesucht wurde [1]). Schon während der Führung des parthischen Krieges entstand der mit den Marcomannen, eines zu dem Stamme der Sueven gehörigen Volkes, dessen völligen Ausbruch die Gewandtheit der Grenzbefehlshaber noch damals längere Zeit hindurch abgehalten hatte, sodaß erst nach Beendigung des Krieges im Orient der mit den Marcomannen mit ungetheilter Kraft geführt werden konnte. Dieses Volk war mehre Jahrhunderte hindurch ein Schreck der Römer, da sie unter ihrem Könige Marbod im Norden der mittleren Donau ein mächtiges Reich gegründet und sich kurz vorher an die Spitze eines weit verbreiteten Bundes gestellt, den sie mit ihren Nachbarn, die alle Feinde der Römer waren, geschlossen hatten. Alle Völker von Illyricums Grenze an bis hinein nach Gallien hatten im gemeinsamen Einverständnisse gegen die Römer die Waffen ergriffen, nämlich die Marcomannen, Norisker, Hermunduren, Quaden, Sueven, Sarmaten, Latringer und Burer. Diesen hatten sich aber noch mehre andere, worunter die Victovalen, Sosiber, Sicoboter, Roxolanen, Bastarner, Alanen, Peukiner und Costoboker, angeschlossen [2]). Eutropius sagt von diesem Kriege [3]), daß seine

94) Suetonius im Leben des Domitian 12 a. a. O. S. 504 u. 505. 95) v. Muchar a. a. O. I. Bd. S. 249. 96) So berichtet Dellabona Storia cronologica etc. p. 8. 97) Siehe Memorie storiche de' Veneti primi e secondi di Jacopo Filiosi. Edizione seconda. Tom. II. (Padova 1811.) Cap. XV. p. 337 seq. 97a) Die Kaisergeschichte der sechs Schriftsteller Aelius Spartianus, Julius Capitolinus, Aelius Lampridius, Vulcatius Gallicanus ꝛc. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von August Cloß. (Stuttgart 1856.)

98) So der Conte Francesco di Manzano in seinen Annali del Friuli. Vol. I. (Udine 1858.) p. 23. 99) Siehe das Nähere in den Lebensbeschreibungen dieser beiden Kaiser von Julius Capitolinus in der Kaisergeschichte a. a. O. S. 65 fg.

1) Julius Capitolinus im Leben des Marcus Antoninus des Philosophen in der Kaisergeschichte der sechs Schriftsteller Aelius Spartianus, Julius Capitolinus ꝛc., übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. August Cloß. (Stuttgart 1856.) S. 102. 2) Derselbe a. a. O. XXII. S. 113 u. 114. 3) Abriß der römischen Geschichte, übersetzt von Dr. Friedr. Hoffmann. (Stuttgart 1829.) S. 100.

Wichtigkeit von keinem andern Kriege in der Geschichte erreicht werde und man ihn mit dem punischen vergleiche. Dieser Krieg wurde um so gefährlicher, weil das ganze römische Heer aufgelöst war, um es den Verheerungen ansteckender Krankheiten möglichst zu entrücken; es war nämlich eine pestartige Krankheit ausgebrochen, welche nach dem persischen Kriege in Rom, Italien und in den Provinzen eine große Menge Menschen, namentlich viele Soldaten, daniederwarf, andere entkräftete. Nachdem der Kaiser das Volk während einer Hungersnoth von diesem Kriege in Kenntniß gesetzt hatte, that er im Senate, als sein Bruder Lucius Verus, den er zum Reichsgehilfen angenommen, nach einer fünfjährigen Abwesenheit nach Rom zurückgekehrt war, die Nothwendigkeit dar, daß beide Kaiser sich der Führung des Krieges unterziehen müßten. Diese Mittheilung machte aber einen so schrecklichen Eindruck auf das Volk, daß Antoninus überallher die Priester kommen, ausländische religiöse Ceremonien verrichten und die Stadt auf alle Art reinigen und sühnen ließ, wodurch seine Abreise zum Heere sich verzögerte. Auch veranstaltete er nach römischem Brauche sieben Tage lang Lectisternien oder Göttermahlzeiten, die feierlichste Art von Dank- oder Bittfesten, die nur bei außergewöhnlichen glücklichen oder unglücklichen Ereignissen angeordnet und wobei die Bildnisse der Gottheiten auf Kissen (lecti) gelegt und ihnen auf öffentlichen Straßen alle Arten von Speisen vorgesetzt wurden. Er selbst widmete seine ganze Sorgfalt der Ausrüstung der Legionen für den germanischen und marcomannischen Krieg und veranstaltete, um nicht die Provinzen zu sehr zu belasten und zu sehr drücken zu müssen, eine Versteigerung aller Kostbarkeiten des kaiserlichen Palastes und der kaiserlichen Geräthschaften und deckte dadurch die Kosten desselben. Die Heerfahrt unternahmen beide Kaiser, mit dem Kriegsmantel angethan, gemeinschaftlich zu einer Zeit, wo die Victovalen, ein gothischer Stamm [4]), und die Marcomannen eben Alles beunruhigten und auch noch andere Völker, die von den nordischen barbarischen Völkerschaften vertrieben und auf der Flucht begriffen, Rom mit Krieg bedrohten, wofern sie nicht Wohnsitze im Reiche erhielten. Es zogen beide Kaiser darum aus, weil Marc Aurel weder seinen Bruder allein in den Krieg schicken, noch seiner Ausschweifungen wegen zu Rom zurücklassen wollte. Sie kamen nach Aquileja und gingen von hier aus über die Alpen zum großen Verdrusse des Verus, der, während Marcus zu Aquileja alle nöthigen Maßregeln traf, seine Zeit mit Fahren und Schmausen zugebracht hatte. Diese Reise hatte indessen einen überaus günstigen Erfolg, denn als die beiden Kaiser bis Aquileja gekommen waren, zogen sich die meisten Könige mit ihren Völkerschaften aus den Gegenden dieser Stadt, bis wohin sie schon vorgedrungen waren, wieder zurück und tödteten die Anstifter dieses Krieges. Die Quaden aber, die ihren König verloren hatten, erklärten, sie würden den Neugewählten erst nach seiner Anerkennung von Seiten der römischen Kaiser auf dem Throne bestätigen. Lucius Verus hatte diese Heerfahrt schon höchst unwillig angetreten, weil, wie er vorgab, die meisten Völker bei den kaiserlichen Legaten um Verzeihung ihres Abfalles gebeten hatten, oder, was viel wahrscheinlicher ist, weil er die Genüsse Roms nicht auf lange Zeit entbehren wollte. Als nun der Krieg sich bereits durch viele Monate hinzog, drang Verus immer dringender in Marc Aurel nach Rom zurückzukehren. Lucius Verus mochte die Genüsse Roms nicht länger entbehren und drang, als der prätorische Präfect Furius Victorinus und ein Theil des Heeres zu Grunde gegangen war, um so mehr auf die Rückkehr nach der Hauptstadt. Marc Aurel dagegen, der die Flucht der Feinde und alles Andere, was Gleichgültigkeit gegen den Krieg anzeigen sollte, als Verstellung betrachtete, um nicht von dem Gewichte so gewaltiger Kriegsrüstungen zu Boden gedrückt zu werden, war der Meinung, man müsse dem Feinde zu Leibe gehen. Sie gingen also über die Alpen, setzten ihren Zug weiter fort und trafen alle zum Schutze Italiens und Illyricums erforderlichen Maßregeln. Da aber Lucius Verus immer heftiger in seinen Bruder drang, so erlaubte ihm dieser zunächst nach Aquileja zurückzukehren; weil jedoch Lucius sich nach den Genüssen Roms sehnte, so wurde beschlossen, die Rückreise dahin anzutreten, doch sollte vorher der Senat davon in Kenntniß gesetzt werden. Als sie aber die Reise angetreten hatten, wurde Verus ganz unvermuthet unweit Altinum, einer Küstenstadt in der Nähe von Venedig, im Wagen an der Seite seines Bruders vom Schlage getroffen. Man hob ihn heraus, öffnete ihm eine Ader und brachte ihn nach dem reizenden Altinum, wo er nach drei Tagen, während deren er ganz sprachlos dalag, starb [5]). Als nun Marc Aurel die Zügel der Regierung wieder allein in die Hände bekommen hatte, führte er den Marcomannenkrieg, der im Ganzen mehr als drei Jahre hindurch dauerte, mit eben so großer Tapferkeit und Klugheit als Glück seinem Ende entgegen. Während desselben hielt sich dieser Kaiser wiederholt und längere Zeit hindurch in Aquileja auf, von wo aus das Meiste für die glückliche Führung desselben, des größten, wie sich Julius Capitolinus im Leben dieses Kaisers ausdrückt, den die Geschichte kennt, vorbereitet werden mußte. Dieser Krieg mit den Marcomannen, Hermunduren, Sarmaten und Quaden hatte drei Jahre gedauert und hätte Antonius nur noch ein Jahr länger gelebt, so würde er ihre Länder zur römischen Provinz gemacht haben [6]). Auch unter Marc Aurel's Sohn und Nachfolger L. Aelius Aurelius Commodus wurden diese Kriege im Norden Aquileja's fortgesetzt und zu den früheren Uebeln kamen neue hinzu, an denen freilich die Provinzen weniger zu leiden hatten als die Hauptstadt, in der der Tyrann lebte und seinen Lastern die Zügel schießen ließ. Mit den Barbaren suchte Commodus bald Frieden zu schließen, mit einigen derselben endigte er ihn auf ehrenvolle Weise,

4) Eutropius a. a. O. VIII, 2. S. 93.

5) Julius Capitolinus a. a. O. S. 104 u. 105 und in Leben des Kaisers Verus IX. S. 135. 6) Ebenderselb im Leben M. Antoninus XXVII. S. 122.

von andern mußte er ihn erkaufen, in beiden Fällen geschah es aber nur, damit er um so rascher zu den Genüssen der Hauptstadt zurückkehren könne. Bei der Kürze der Dauer der folgenden Regierungen und der Verlegung des größten Theiles des Kriegsschauplatzes nach dem Orient war Aquileja dem Kriegstheater mehr entrückt und die Isonzo-Landschaften auch von Truppendurchmärschen weniger in Anspruch genommen als früher. Doch währten diese Verhältnisse nicht eben sehr lange. Schon nach der Ermordung des Pertinax, des Nachfolgers des Commodus, die am 28. März des Jahres 193 stattfand, begann der Bürgerkrieg von Neuem, indem gegen den verächtlichen Didius Julianus, der den Thron im Feilbietungswege von den Prätorianern durch Meistgebot erstanden hatte, drei Prätendenten auftraten, von denen nur Septimius Severus mit der Geschichte Aquileja's näher zusammenhängt. Er war Statthalter von Pannonien und Dalmatien, wurde dort von den ihm anvertrauten Legionen zum Imperator ausgerufen und beeilte sich von dem eigenthümlichen Vortheile der Lage der ihm unterthänigen Provinzen Nutzen zu ziehen. Diese erstreckten sich bis an den Fuß der julischen Alpen, welche einen leichten Uebergang nach Italien gestatteten, und er gedachte der Worte des Augustus, daß ein pannonisches Heer in zehn Tagen im Angesichte Roms erscheinen könne [7]). Durch eine im Verhältniß zur Größe der Veranlassung stehende Schnelligkeit konnte er vernünftiger Weise hoffen, Rom früher zu erreichen, bevor seine zu Lande und zur See von Italien getrennten Mitbewerber auch nur die Kunde von seiner Wahl erhalten haben konnten. Er machte sich sofort auf den Weg, und kam, die Heerstraße über Aquileja und Ravenna einschlagend, an der Spitze seiner Truppen stets zu Fuße und in vollkommener Rüstung marschirend, überraschend schnell am Ziele seiner Wünsche an [8]). Nach seinem im Jahre 211 n. Chr. erfolgten Tode [9]) traf das römische Reich das schwere Unglück, seinen Sohn Caracalla zum Beherrscher zu erhalten. Gibbon bezeichnet dieses auf folgende Weise: „Bis jetzt war es das eigenthümliche Glück der Römer und in den schlimmsten Zeiten ihr Trost gewesen, daß die Tugenden der Kaiser thätig, ihre Laster träge waren. Augustus, Trajan, Hadrian und Marcus besuchten ihr unermeßliches Reich in Person, und ihre Reisen wurden durch Handlungen der Weisheit und Milde bezeichnet. Die Tyrannei des Tiberius, Nero und Domitian, welche fast beständig in Rom oder in den nahegelegenen Villen residirten, war auf den Stand der Senatoren und Ritter beschränkt. Caracalla aber war der gemeinsame Feind des ganzen Menschengeschlechts. Er verließ ungefähr ein Jahr nach der von ihm selbst in den Armen seiner Mutter bewerkstelligten Ermordung seines Bruders Geta (etwa 213 n. Chr.) die Hauptstadt und kehrte nie wieder nach ihr zurück. Den Rest seiner Regierung brachte er in den verschiedenen Provinzen des Reiches zu, und jede wurde der Reihe nach der Schauplatz seiner Raubthaten und Grausamkeiten" [10]). Dieses Loos traf wahrscheinlich auch Aquileja und zwar, wie es scheint, damals, als er sich, nach Herodian [11]), von Italien aufbrechend an die Ufer des Ister begab, wo er die nördlichen Theile des Reiches regierte. Dahin sei er [12]) aus Gallien, durch Rhätien, aufgebrochen. Bei den kurzen Bruchstücken über diesen Theil seiner Reise bleibt es jedenfalls zweifelhaft, ob er überhaupt Venetien und darin auf der großen Via Aemilia-altinata Aquileja berührt habe. In der bei raschem Wechsel der Imperatoren nun folgenden Zeit ist hier nur des durch Heliogabalus auch in diesen Gegenden eingeführten und weitverbreiteten Mithras- oder des Dienstes des Sonnengottes zu erwähnen, davon die vielen inschriftlichen Mithrasdenkmale von Aquileja bis an die Donauufer Zeugniß geben [13]). Im Uebrigen ist die Regierung des Heliogabalus an den Isonzo-Landschaften und an Aquileja bedeutungslos vorübergegangen. Die Zeiten der Regierung des Alexander Severus hinterließen kein Zeugniß seiner Anwesenheit oder Thätigkeit in diesen Gegenden; da jedoch dieser Imperator zur Befestigung und beständigen Ueberwachung der Donaugrenzen für alle Zukunft durchgreifende Anstalten getroffen hat, so ist wol daran nicht im geringsten zu zweifeln, daß er zu jener Zeit (223—229 n. Chr.) sich auch in den Isonzo-Landschaften und Aquileja, bei seinen freilich geschichtlich auch nicht [14]) nachgewiesenen Reisen nach dem pannonischen Grenzlande, werde aufgehalten haben, da nicht vorauszusetzen ist, daß er diese wichtigen Grenzprovinzen, denen er mit Recht eine so große Aufmerksamkeit widmete, nicht selbst besucht und bei dieser Gelegenheit auf der Hin- oder Rückreise nicht auch in Aquileja verweilt haben sollte. Nach der am 19. März 235 n. Chr. durch pannonische Cohorten vollführten Ermordung des Alexander Severus, von welchem die Alten einstimmig fühlten und auch sagten: er sei der Letzte gewesen, der Roms Hoheit zu behaupten gewußt habe, folgten überhaupt und auch für die Isonzo-Landschaften und insbesondere Aquileja sehr unruhige Zeiten. Herodian [15]) berichtet von Aquileja's Verhältnissen so: „Aquileja galt längst als eine bedeutende Stadt, war stark bevölkert von einheimischen Bewohnern und war durch seine Lage am Meere wie gemacht zum Markt Italiens, auch war es gleichsam eine Vorstadt von ganz Illyrien. Die Erzeugnisse des ganzen Festlandes konnten sie zu Lande oder auf Strömen beziehen und damit zur

7) *Vellej. Paterc.* a. a. O. XXIII. Buch. 15. C. S. 1709. 8) Cassius Dio a. a. O. m. Geschichte, übersetzt von Dr. Friedr. Hoffmann. (Stuttrt 1829.) S. 103. 9) Eutropius, Abriß der 10) Gibbon's Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Weltreiches ꝛc. Teutsche Ausgabe in Einem Bande von Joh. Sporschil. (Leipzig 1843.) VI. Capitel S. 101. 11) Herodian's Geschichte des Kaiserthums seit dem Tode des Marcus. Uebersetzt von C. M. Osiander. (Stuttgart 1830.) IV. Buch. 7. C. S. 159. 12) Spartianus im Leben des Caracalla V. in der Kaisergeschichte a. a. O. S. 286. 13) Siehe in Hormayr's Archiv für Gesch. und Geogr. 1816. S. 660. 662 ꝛc. Wiener Jahrbücher der Literatur. 1843. Bd. CII. Anzeige-Blätt. S. IV. 14) Muchar a. a. O. I, 266. 15) Herodian a. a. O. VIII. Buch. 2. C. S. 269.

See Handel treiben, was sie aber von der See her erhielten, die Bedürfnisse des Festlandes, dessen Klima dieselben der Winterkälte wegen nicht hervorbringt, versandten sie ins Land hinein; insbesondere war ihre Gegend zum Weinbau sehr geeignet." So war die Lage Aquileja's, als Maximin den Thron erwarb. Unter Kaiser Julius Verus Maximinus war die Gegend von Aquileja, ja diese Stadt selbst der Schauplatz wichtiger und blutiger Ereignisse. Maximinus, im Kriege tapfer und glücklich, hatte sich durch seine Härte, Wildheit und Grausamkeit den Haß des Volkes zugezogen, der es endlich zum Abfall entflammte, der zuerst, nachdem er drei volle Jahre regiert hatte, in Lybien ausbrach und zur Erhebung des Gordianus führte, nach dessen Tode der Senat ihnen den Maximus und Balbinus zu Nachfolgern gab. Maximinus erhielt in Sirmium, das für die größte Stadt jener Gegend Pannoniens (bei Mitrovitz) galt, und die er zu seinem Standquartiere auserkoren hatte, von dem, was in Afrika und in Rom vor sich gegangen, erst spät Kunde. Sein Zorn flammte in maßloser Weise auf und verdrängte anfänglich jede besonnene Erwägung dessen, was zu thun sei. Erst nachdem die ersten Wuthaufwallungen darniedergekämpft waren, faßte er den Entschluß, nach Italien aufzubrechen und Rom zu züchtigen. Nach Verlauf von vier Tagen trat er den Zug dahin mit einem gewaltigen Heere an. Der Zug ging übrigens ziemlich langsam, da man die Wagen und sonstige Bedürfnisse erst unterwegs überallher zusammenbringen mußte; denn da der Aufbruch nach Italien plötzlich unternommen werden mußte, so konnte der Kaiser nicht wie sonst die gehörige Vorsorge treffen, sondern mußte in der Eile das Nächste Beste in Anspruch nehmen, um die Bedürfnisse des Heeres herbeizuschaffen. Es wurde die Heerstraße über Emona und Aquileja eingeschlagen. Die pannonischen (nach Herodian päonischen) Scharen, denen der Kaiser am meisten traute, bildeten den Vortrab und mußten vorläufig Italien besetzen [15a]). Als Maximinus die Nachricht erhielt, daß der Senat nach dem Tode des älteren Gordian, Maximus, Balbinus und Gordianus zu Kaisern ernannt habe, loderte sein Zorn noch heftiger auf und er zog nun in völliger Schlachtordnung gegen Hemona (das heutige Laibach), die erste Stadt Italiens, die zwar früher zu Noricum, jetzt aber, da Italiens Nordostgrenze in späterer Zeit über Emona gegen Noricum näher hinaufgerückt worden war, zu Italien gehörte. Die Provinzialen hatten inzwischen sämmtlich den Entschluß gefaßt, Alles, was zum Lebensunterhalt dienen könnte, wegzuschaffen und sich in die Städte zurückzuziehen, um dadurch den Maximin und sein Heer dem Hunger preiszugeben. Als er nun sein Lager geschlagen hatte und nirgends Lebensmittel vorfand, so wurde das Heer, weil es in Italien Hunger leide, wo es nach Uebersteigung der Alpen Erholung zu finden geglaubt hatte, aufgebracht gegen ihn und begann anfänglich nur zu murren, bald aber auch einzelne freie Worte zu äußern. Maximin wollte zuerst bestrafen, allein die Soldaten wurden dadurch nur noch mehr erbittert und hegten einen verbissenen Grimm, der bei der nächsten besten Gelegenheit sich Luft machte. Nach einigen Geschichtschreibern, berichtet Capitolinus, fand Maximin Aemona selbst ganz leer und verlassen, worüber er eine thörichte Freude äußerte, als hätte, wie er glaubte, die ganze Stadt sich ihm dadurch unterworfen. Während diese augenblickliche Flucht der Italier bei ihm Freude erregte, indem er hoffte, daß alle andern Städte es ihnen nachthun und seinen Angriff nicht abwarten würden, erregte diese Wahrnehmung im Heere Aerger, weil die Soldaten sahen, daß sie gleich Anfangs mit Hunger zu kämpfen hätten. Sie brachten hierauf die Nacht theils in der Stadt zu in den offenstehenden ausgeleerten Häusern, theils auf dem freien Felde und brachen mit Anbruch des Tages gegen die Alpen auf. Herodian berichtet über dasselbe, wie es sich zu seiner Zeit zeigte, daß es mit dichten, zusammenhängenden Wäldern bedeckt sei; die Pässe eng, theils wegen der jähen Abhänge, theils wegen des felsigen Bodens, denn, sagt er, es sind bloße Fußpfade, von Menschen gemacht, mit großer Mühe von den früheren Italiern angelegt. Mit großer Mühe und in großer Angst machte das Heer den Uebergang, stets besorgend, den Gebirgsrücken besetzt und die Pässe verrammelt zu finden, um ihnen den Durchgang zu sperren. Wirklich hatten sie in Betracht solcher Beschaffenheit der Gegend Grund genug zu ängstlichen Besorgnissen. Maximin hatte Kundschafter vorausgeschickt, um zu erforschen, ob nicht irgend ein Hinterhalt in den Bergschluchten oder Walddickichten verborgen wäre [16]). Als das Heer jedoch ungehindert und von Niemandem aufgehalten den Uebergang bewerkstelligt und die Niederung erreicht hatte, kehrte ihr Muth wieder zurück und Alles jubelte. Maximinus zweifelte nun nicht mehr an einem leichten Fortgang seiner Unternehmung; hatten doch die Italier nicht einmal so viel Muth gehabt, die schwierigen Pässe zu benützen, um sich zu verbergen und zu retten, oder ihnen einen Hinterhalt zu legen und von Oben, vom höherstehenden Gebirge herab den Kampf zu wagen. In der Ebene erhielt man durch die Kundschafter die Nachricht, daß eine der größten Städte Italiens, Aquileja, ihre Thore gesperrt hätte. Die vorausgeschickten pannonischen Truppen hätten zwar muthig die Stadt berennt und mehre Stürme versucht, aber ohne Erfolg, daher zögen sie sich bereits ermattet zurück, da ihnen durch ein Menge Steine, Wurfspieße und Pfeile zugesetzt worden sei. Aquileja hatte nämlich die Thore sofort verschlossen und verrammelt, die Mauern mit Bewaffneten besetzt und sich unter der Anführung der beiden Consulare Menophilus und Crispinus zu kräftiger Gegenwehr gerüstet. Maximinus lag an der Eroberung dieser Stadt und an der Besetzung der Aquileja benachbarten Gegen

15a) Herodian's Geschichte des Kaiserthums seit dem Tode des Marcus. Uebersetzt von C. N. Osiander ꝛc. (Stuttgart 1830.) S. 238. 250. 253 u. 254. Julius Capitolinus a. a. O. im Leben der beiden Maximine XIII. S. 462; XVII. S. 466; XXI. S. 469.

16) Herodian VIII, 1 a. a. O. S. 267 u. 268.

um so mehr, als dieselbe an Wein großen Ueberfluß hatte, den sie in Gegenden sandte, wo der Weinstock nicht gepflanzt wurde, weshalb sich denn außer der großen Anzahl der Eingeborenen auch sehr viele Fremde und Kaufleute in der Stadt aufhielten. Diese Menschenmenge war damals noch außerordentlich vermehrt durch die Masse von Landbewohnern, die daselbst zusammengeströmt waren, da sie ihre Städtchen und Dörfer in der Nachbarschaft aus Furcht vor dem aus Pannonien anrückenden Heere verlassen hatten, indem sie sich auf die Größe der Stadt verließen und hinter ihren Mauern Schutz suchten; diese waren jedoch sehr alt und zum größten Theil früher eingerissen worden; denn seit die Römer die Oberherrschaft in Italien hatten, brauchten die Städte keine Mauern und keine Waffen mehr, weil an die Stelle der bisherigen Kriege ein tiefer Friede getreten war und die Bewohner das römische Bürgerrecht erlangt hatten; im gegenwärtigen Augenblicke aber drängte sie die Noth, die Mauer wieder herzustellen, die Trümmer wieder aufzubauen und Thürme und Verschanzungen zu errichten. So hatten sie denn in größter Eile die Stadt mit einer Mauer umgeben und die Thore verrammelt und ihre ganze Streitmacht auf die Verschanzungen gestellt, wo sie Tag und Nacht Wache hielten und jeden Angriff zurückschlugen. An ihrer Spitze standen die schon früher genannten Männer, die das Ganze leiteten, gewesene Consuln, vom Senate auserwählt, Crispinus und Menophilus. Mit großer Vorsicht hatten sie große Vorräthe gesammelt, um keinen Mangel zu leiden, wenn die Belagerung sich in die Länge ziehen sollte. Auch an Brunnenwasser hatte man Ueberfluß, denn es gab viele Wasserbehälter in der Stadt, berichtet Herodian [17]), auch strömte ein Fluß an der Mauer vorbei, der zugleich zum Befestigungsgraben und zur Wasserleitung diente. Dieses waren die Rüstungen in der Stadt. Als nun Mariminus durch Boten erfuhr, daß die pannonischen Truppen Aquileja vergebens berannt hätten, da schob er die Schuld auf die Anführer der Pannonier, als ob sie den Kampf zu lässig betrieben hätten und rückte nun selbst mit dem Heere eilig vor, in der Hoffnung, mit leichter Mühe die Stadt zu nehmen. Als er nun, näher gerückt, zuverlässig erfuhr, daß die Stadt wieder verschanzt sei und zu tapferer Vertheidigung sich anschicke, beschloß er einige Männer abzusenden, gleichsam als Gesandtschaft, die vor den Verschanzungen eine Unterhandlung anknüpfen sollten, um sie vielleicht zu vermögen, freiwillig die Thore zu öffnen. Es fand sich nämlich im Heere ein Oberster, von Aquileja gebürtig, wo er auch Weib und Kinder hatte, die mit allen den Seinigen daselbst eingeschlossen waren. Diesen sandte er mit einigen Hauptleuten ab, in der Hoffnung, daß sie von diesem als ihrem Mitbürger ern etwas annehmen würden. Diese Gesandtschaft röffnete, vor der Stadt angelangt, Folgendes: „Es sei er Wille Maximin's, des gemeinschaftlichen Kaisers, daß e friedlich die Waffen niederlegen und nicht als Feind, sondern als Freund ihn empfangen möchten; sie sollten lieber an Unterhandlungen und Opfer als an Blutvergießen denken und nicht übersehen, daß ihre Vaterstadt in Gefahr stehe, gänzlich und von Grund aus unterzugehen, während es jetzt noch immer bei ihnen stehe, sich selbst und die Vaterstadt durch die Großmuth des Kaisers, der ihnen Vergebung und Vergessenheit ihrer Verirrungen anbiete, zu retten, denn derselbe wisse, daß nicht sie, sondern Andere die Anstifter wären." — Dieses etwa war die Anrede der Gesandten, die sie mit lauter Stimme, um gehört zu werden, von Unten herauf hielten. Die Einwohner, die dem größten Theile nach, diejenigen ausgenommen, welche auf einer andern Seite Wache hielten, auf den Thürmen und der Mauer standen, hörten die Sprechenden ruhig an, das Volk schien geneigt, in die Vorschläge der Gesandtschaft einzugehen [18]). Da befürchtete Crispinus, das Volk möchte, gelockt durch jene Zusicherungen, den Frieden dem Kriege vorziehen und die Thore öffnen; darum lief er auf der Mauer umher und bat und flehte, sie sollten tapfer ausharren und muthig Stand halten und keinen Treubruch am Senate und Volke zu Rom begehen, vielmehr um den Ehrennamen „Retter und Vorkämpfer von ganz Italien" sich bemühen. Den Versprechungen eines meineidigen und hinterlistigen Tyrannen sollten sie keinen Glauben schenken und nicht durch freundliche Worte sich in die Falle locken und ins augenscheinliche Verderben stürzen lassen, während sie noch die Wahl übrig hätten, das Kriegsglück zu versuchen, das hier- oder dorthin sich wenden könne; denn oft habe die Minderzahl über die Mehrzahl den Sieg davon getragen und der dem Anschein nach schwächere Theil den überwältigt, der das Vorurtheil größerer Stärke für sich hatte. Daher dürfe ihnen des Feindes gewaltige Heeresmacht nicht bange machen. Denn wo man für einen Andern kämpfe und wo, wenn es glücklich geht, es einem Andern zu Gute komme, da sei die Kampflust nicht gar zu mächtig, denn man wisse vorher, daß man zwar wol an den Gefahren Theil nehmen dürfe, aber die letzte Frucht des Sieges und der Gewinn davon einem Andern zu Theil werde. Wer aber für das Vaterland kämpfe, dürfe auch mit größerer Zuversicht auf die Götter hoffen, von denen er nicht fremdes Eigenthum, sondern die Erhaltung des Seinigen erbitte. Seine Kampflust sei nicht auf fremdes Geheiß, sondern aus dem Antrieb erwacht, weil ja die ganze Frucht des Sieges ihm allein angehöre. In diesem Sinne redete Crispinus bald die Einzelnen, bald die Gesammtheit an und als ein Mann, der schon seinem Charakter nach alle Achtung verdiente, als ein gewandter römischer Redner und als ein milder Befehlshaber, konnte er sie leicht bewegen, bei dem Begonnenen zu verharren; und so ließ er die Gesandtschaft unverrichteter Dinge abziehen. Es hieß, er habe deswegen auf Fortsetzung des Krieges gedrungen, weil eine Menge Opferschauer und Wahrsager in der Stadt günstige Vorzeichen verkündigt hätten. Auch mit Orakelsprüchen trug man sich, worin

17) Herodian a. a. O. VIII. Buch. 3. C. S. 270.

18) Julius Capitolinus a. a. O. S. 470.

ihr Gott Belenus, der in Aquileja, wie wir gesehen haben, sehr verehrt wurde, ihnen den Sieg verheißen habe [19]). Einige Soldaten des Mariminus wollten die Gestalt dieses celtischen Gottes, den die Römer für den Apollo hielten, in der Luft erblickt haben, wie er für die Stadt kämpfe. Als die Gesandtschaft unverrichteter Dinge zu Mariminus zurückkam, entbrannte dessen Wuth noch heftiger und er beschleunigte seinen Zug. Sie kamen an den Sontius (den heutigen Isonzo), den größten Fluß dieser Gegend; Herodian fügt hinzu, etwa 16 Meilensteine von der Stadt entfernt, der gerade eine sehr tiefe und breite Strömung hatte; denn die Schneemassen, die auf den benachbarten Bergen (es war Wintersende des Jahres 238 n. Chr.) den ganzen Winter über sich angehäuft hatten, waren in der wärmeren Jahreszeit geschmolzen und hatten den Fluß zu einem reißenden Strome angeschwellt. So war dem Heere der Uebergang gesperrt, denn die Brücke [20]), von einem der früheren Kaiser herstammend, ein großes und prächtiges Werk aus Quadersteinen erbaut und auf Bogen ruhend, die allmälig größer wurden, hatten die Aquilejer abgebrochen und zertrümmert. So stand denn das Heer rathlos da; denn nicht nur eine Brücke, sondern auch Schiffe mangelten. Einige Germanen aber, unbekannt mit den italischen Flüssen und ihrer heftigen, reißenden Strömung und in der Meinung, sie strömen wie bei ihnen ruhig über die Ebene dahin, sprangen mit ihren Pferden, die ans Schwimmen gewöhnt waren, in den Strom, wurden aber fortgerissen und ertranken. Zwei bis drei Tage hielt sich Mariminus hier am Ufer mit dem Heere in Zelten auf, beschäftigt mit Planen zur Erbauung einer Brücke; gegen einen plötzlichen Ueberfall hatte er sich durch einen Graben gesichert. Da es nun an Balken wie an Schiffen mangelte, um eine Brücke über den Strom zu schlagen, so geriethen einige Handwerksleute auf den Einfall, die leeren Weinfässer zu benutzen, die in großer Menge in den verlassenen Ortschaften sich vorfanden und die aus rundgebogenem Holze bestanden. Die Einwohner hatten sich ihrer vorher theils zu eigenem Gebrauche, theils auf Verlangen zu sicherer Versendung ihres Weines bedient. Diese nun wurden wie Schiffe an einander gebunden und weil sie hohl waren, mußten sie schwimmen und konnten vom Wasser nicht fortgerissen werden, weil sie an einander befestigt waren; oben darauf wurde Gesträuchwerk gelegt und verhältnißmäßig Erdreich dazwischen, bis ein Damm entstand, was bei der großen Menge der dabei beschäftigten Hände gar bald zu Stande kam. Nach beendigtem Baue der Fässerbrücke setzte hierauf das Heer unter der Leitung Mariminʼs über den Strom und rückte vor die Stadt. Da sie die Häuser in den Vorstädten leer fanden, so hieben sie die Weinreben und alle Bäume um, verbrannten Vieles und verwüsteten, bemerkt Herodian [21]), die ganze vormals so reizende Umgegend. Die gleichlaufenden Reihen von Bäumen und die Ordnung der an einander gebundenen Weinstöcke gewährten den Anblick einer festlichen Verzierung, indem es aussah, als ob die ganze Gegend mit Kränzen geschmückt sei. Alles dies riß das Heer mit der Wurzel aus und rückte vor die Mauern. Jedoch wurde der Angriff wegen der allgemeinen Ermattung noch aufgeschoben. Sie blieben außerhalb Schußweite, vertheilten sich in einzelnen Heerhaufen rings um die ganze Mauer, hielten, jeder auf seinem Posten, einen Rasttag und begannen hernach die Berennung. Man schleppte Sturmzeug jeder Art herbei, berennte die Mauern mit gesammter Macht und unterließ Nichts, was zu einer Belagerung gehört. Sehr oft, fast jeden Tag, wurde der Angriff erneuert und die Stadt war vom ganzen Heere wie umgarnt; allein die Aquilejer leisteten kräftigen Widerstand und kämpften muthig von der Mauer herab. Tempel und Häuser hatten sie geschlossen und Alles, selbst Kinder und Weiber, mußten auf die Thürme und Verschanzungen, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. Keine Altersclasse gab es, die ganz unbrauchbar gewesen wäre, um etwas zum gemeinschaftlichen Kampfe fürs Vaterland beizutragen. Indessen waren die Vorstädte und was außerhalb der Thore lag, vom Heere des Mariminus zerstört worden, was an den Gebäuden von Holz war, hatten sie zu den Maschinen gebraucht. Sie strengten alle Kraft an, um wenigstens einen Theil der Mauer niederzureißen, durch die Lücke sollte das Heer eindringen, die Stadt ausplündern und zerstören und die Gegend als eine Schafweide und Einöde hinter sich lassen. Denn nur dann, meinte er, könne er mit Ehren und dem gehörigen Ansehen gegen Rom vorrücken, wenn er die erste Stadt in Italien, die ihm Widerstand geleistet, vertilgt hätte. Er selbst und sein Sohn, den er zum Cäsar erhoben hatte, ritten umher und wandten Alles an, Geschenke, Versprechungen und Bitten, um das Heer anzufeuern zum bereitwilligen Kampfe. Die Aquilejer aber warfen Steine herab, machten eine Mischung von Pech, Schwefel und Erdharz, füllten es in Gefäße, die ganz lange Handhaben hatten, zündeten es an und schütteten es, sobald der Feind gegen die Mauer anrückte, plötzlich aus, sodaß es wie ein Regenguß herabströmte. Das Pech, nebst den andern Stoffen, floß herab, und traf nicht blos die nackten Körpertheile, sondern floß auch überall hin, sodaß die Soldaten ihre Panzer, die zu glühen anfingen, von sich warfen, sowie auch andere Waffenstücke, an denen das Eisen heiß wurde; was sie aber von Leder und Holz an sich hatten, verbrannte und zog sich zusammen. Auf diese Art konnte man eine Menge Soldaten erblicken, die sich selbst ausgezogen hatten und die herumliegenden Waffenstücke gewährten einen Anblick wie bei einer Niederlage, wenn sie schon den Feinden nicht in der Schlacht abgenommen, sondern durch eine

19) Herodian a. a. O. VIII, 3. S. 272. Julius Capitolinus im Leben Mariminʼs a. a. O. XXII. S. 470. 20) Vor einigen Jahren fand man bei Sagredo am Isonzo die Ueberreste dieser Brücke und an den steinernen Pfeilern derselben noch mehre sie verzierende Bildwerke (Basreliefs), welche jetzt schon seit Jahren im Eisenbahn-Stationsgebäude schutzlos und kümmerlich geborgen, jeder muthwilligen Verstümmelung bloßgestellt, sich finden.

21) Herodian a. a. O. 4. S. 274.

künstliche List entwunden waren. Ein sehr großer Theil des Heeres büßte dadurch die Augen ein, oder wurde im Gesicht, oder an den Händen, oder an einem andern nackten Theile des Körpers verstümmelt. Ueberdies warfen die Belagerten auf die Maschinen, die man herbeigeschafft hatte, Feuerbrände, die mit Pech und Harz bestrichen und vorn wie Pfeile zugespitzt waren. Diese wurden angezündet abgeschossen, hefteten sich an die Maschinen, blieben in ihnen stecken und setzten dieselben leicht in Brand. In den ersten Tagen schien das Kriegsglück unentschieden und beiden Theilen gleich günstig; nach einiger Zeit jedoch ließ der Eifer in dem Heere des Maximinus nach und mit der Aussicht auf einen glücklichen Ausgang schwand auch der Muth. Während das Heer erwartet hatte, daß jene auch nicht Einen Angriff aushalten würden, hielten dieselben nicht nur Stand, sondern leisteten kräftigen Widerstand und erfolgreiche Gegenwehr. Den Aquilejern wuchs der Muth und allgemeine Begeisterung erwachte. Durch die beständigen Kämpfe gewannen sie an Erfahrung und Kühnheit zugleich, sodaß sie die Soldaten zu verachten anfingen, ihrer spotteten, Maximinus höhnten, wenn er vorüberging, bald an die Soldaten, bald an die Einwohner bittende Worte richtend, ohne jedoch damit etwas auszurichten, und ihn und seinen Sohn mit Schimpf und Spott überhäuften. Dies erregte und vermehrte auch seinen Zorn, und da er ihn nicht an den Feinden auslassen konnte, so faßte er den Argwohn, die Belagerung ziehe sich durch die Schuld oder Feigheit seiner Soldaten und deren Befehlshaber in die Länge, und er wendete seinen Grimm gegen seine eigenen Leute, er verhängte Strafen über die meisten Anführer seiner eigenen Truppen, ja er ließ sogar, zu einer Zeit, wo er es am wenigsten hätte thun sollen, einige Befehlshaber tödten, als ob ihnen Nachlässigkeit und Pflichtverletzung bei der Berennung zur Last fiele. Dieses Verfahren erzeugte Haß und Erbitterung unter seinen eigenen Truppen, ja steigerte diese Empfindungen sogar bis zur Wuth und machte ihn nur noch verächtlicher bei den Feinden. Dazu kam, daß in Aquileja Alles in Fülle vorhanden war, und ein Ueberfluß an Lebensmitteln in Folge der guten Anstalten, die man zur Versorgung der Stadt mit den nöthigen Nahrungsmitteln und Getränken für Menschen und Vieh getroffen hatte. Dagegen litt das Heer an Allem Mangel, da es selber das Land verwüstet hatte, und der Senat an alle Provinzen und Hafenwachen Schreiben hatte ergehen lassen mit dem Befehle, dem Maximinus keine Lebensmittel zukommen zu lassen. Ueberdies waren gewesene Prätoren und Quästoren in allen Städten herumgeschickt worden, um allenthalben darüber zu wachen und die Vertheidigungsanstalten gegen Maximinus zu betreiben [22]). Dazu kamen noch andere Uebelstände. Die Soldaten hatten selbst Obst- und andere Bäume umgehauen, und es fehlte ihnen jetzt an dem nöthigen Brennmaterial. In den Zelten, die sie für den Augenblick aufgerichtet hatten, wohnten sie, ja die meisten unter freiem Himmel, dem Regen und der Sonne ausgesetzt und den Qualen des Hungers preisgegeben, da weder für sie, noch für ihr Zugvieh Zufuhren ankamen; denn aller Orten waren die Straßen durch Italien von den Römern durch aufgeworfene Schanzen und Thore gesperrt. In Angemessenheit zu dem schon früher ergangenen Befehle und zur Vollstreckung desselben hatte der Senat zudem auch noch überallhin gewesene Consuln mit einer Auswahl der vorzüglichsten Männer von ganz Italien entsendet, die alle Ufer und Häfen bewachen mußten und Niemanden auslaufen ließen, damit Maximinus keine Kunde und Nachricht von dem, was in Rom vorging, erhielte. So wurden auch alle Heerstraßen, ja alle Feldwege und Fußpfade bewacht, um Niemanden durchzulassen. Auf diese Art war das Heer, welches zu belagern glaubte, im Grunde genommen selbst im Belagerungsstande, indem es einerseits Aquileja nicht zu nehmen vermochte und doch andererseits auch nicht gegen Rom aufbrechen konnte aus Mangel an Schiffen und Fuhrwerk, denn Alles war in Beschlag genommen und eingeschlossen. Bei solcher Verlassenheit der Truppen Maximin's erzeugten bloße Vermuthungen und Besorgnisse Gerüchte, welche die Wirklichkeit übertrafen, so z. B. „das ganze römische Volk stehe unter Waffen; ganz Italien habe sich verschworen und alle illyrischen und barbarischen Provinzen, sowol gegen Morgen als gegen Mittag, sammelten Truppen; es sei nur Eine Stimme und Gesinnung, überall der gleiche Haß gegen Maximinus." Da bemächtigte sich Verzweiflung der Soldaten, die an Allem Mangel litten, beinahe selbst an Wasser; denn ihr einziges Getränk lieferte der vorbeiströmende Fluß; dieses aber mußte man, beschmutzt von dem Blute der Erschlagenen, trinken, indem die Aquilejer, denen es an Mitteln zur Bestattung der in der Stadt Verstorbenen fehlte, die Leichname in den Fluß warfen, und auch im Heere, dem es an dem zum Begräbniß Nöthigen mangelte, wurden die Getödteten oder durch Krankheit Weggerafften dem Flusse übergeben [23]). Ueber alles dieses, und namentlich über die früher erwähnten Gerüchte, geriethen die Soldaten, deren Weiber und Kinder bei Rom im Lager am Albanerberge sich befanden, da dies das feste Lager der Leibwache war, für diese in Furcht und Besorgniß, und faßten in der Verzweiflung die gefährlichsten Entschlüsse, und darunter auch den, Maximinus zu ermorden, damit der langwierigen, endlosen Belagerung ein Ziel gesetzt würde und sie nicht ferner Italien im Dienste eines verwünschten und verhaßten Tyrannen verheeren müßten. Diesen Entschluß führten sie auch rasch und in folgender Weise aus; sie gingen nämlich um die Mittagszeit, wo Alles vom Kampfe ausruhte, beherzt auf das kaiserliche Zelt los und drangen in dasselbe ein; da nun seine eigene Leibwache sich sofort zu ihnen schlug, so rissen sie alsbald

22) Julius Capitolinus in der Kaisergeschichte XXIII. a. a. O. S. 471.

23) Herodian a. a. O. S. 275—279.

sein Bildniß von den Feldzeichen herunter, und als er selbst mit seinem Sohne aus dem eigentlichen kaiserlichen Zelte heraustrat, um sie anzureden, stießen sie ihn nieder, ohne ihn anzuhören. Sie mordeten nun auch den Unterbefehlshaber des Heeres und alle seine Freunde und Lieblinge [24]). Bei dem Morde des Vaters und Sohnes erschallte allgemein der Soldatenwitz, von einer so häßlichen Race dürfe nicht einmal ein Junges übrig bleiben [25]). Die hingeworfenen Leichname durfte jeder nach Belieben beschimpfen und mishandeln, worauf man sie den Hunden und Vögeln zum Fraß überließ. Den Kopf des Maximinus und seines Sohnes sandten die Truppen nach Rom. Ein solches Ende nahm Maximinus und sein Sohn im April des Jahres 238. — Als das gesammte Heer von dem Geschehenen Kunde erhielt, war es in Verlegenheit, und die That fand nicht allgemeinen Beifall, am wenigsten bei den Pannoniern und den thracischen Truppen, die ihm, ihrem Landsmanne, auch die Regierung in die Hände gespielt hatten. Da es aber einmal geschehen war, so mußten sie sichs gefallen lassen, wenn schon ungern, und sie waren gezwungen, sich zu stellen, als freuten sie sich über den Vorfall. Sofort legten sie die Waffen nieder, näherten sich mit den Zeichen des Friedens den Mauern von Aquileja und kündigten die Ermordung des Maximinus an, mit dem Verlangen, daß ihnen nun die Thore geöffnet und sie als Freunde aufgenommen würden, sie, die gestern noch Feinde gewesen waren. Die Anführer der Aquilejer verweigerten ihnen den Eintritt in ihre Stadt und stellten die Bildnisse der in Rom inzwischen gewählten Kaiser Balbinus und Maximus und des Cäsars Gordianus auf, die sie mit Kränzen und Lorbeerzweigen geschmückt hatten, ließen sie hochleben und forderten die Soldaten auf, gleichfalls die von dem römischen Senate ernannten Kaiser anzuerkennen und durch Zujauchzen ihre Huldigung an den Tag zu legen. „Jene Gordiane," sagten sie, „seien in den Himmel zu den Göttern hinaufgestiegen." Hierauf veranstalteten sie auf den Mauern einen Markt und boten einen Ueberfluß an Lebensmitteln und Getränken, Kleidern und Schuhen und was sonst in einer wohlhabenden und blühenden Stadt an Bedarf für Menschen dargeboten werden konnte. Um so mehr verwunderte sich das Heer, als es inne wurde, daß jene auch bei fortgesetzter Belagerung Vorräthe genug besessen hätten, während sie, selbst des Nothwendigsten ermangelnd, hätten zu Grunde gehen müssen, noch ehe sie die Stadt, die Alles im Ueberflusse besaß, genommen hätten. So blieb das Heer außerhalb der Stadt, versehen mit Allem, was sie brauchten, da jeder vor den Festungswerken bekam, was er haben wollte. Man besprach sich mit einander und es war ein Friedens- und Freundschaftszustand; dagegen hatte es noch das Ansehen einer Belagerung, da die Thore geschlossen waren und das Heer um die Mauern gelagert war. Dies war die Lage der Sachen vor Aquileja. Indessen hatten die Reiter, die das Haupt des Maximinus und seines Sohnes nach Rom trugen, von Aquileja mit großer Eile ihre Reise fortgesetzt; überall, wo sie hinkamen, öffneten ihnen die Städte ihre Thore und die Bürgerschaft kam ihnen mit Lorbeerzweigen entgegen. Nachdem sie die Sümpfe und Seen zwischen Altinum, am Ausflusse des Silis in die venetianischen Lagunen gelegen, und Ravenna durchschifft hatten, trafen sie auf den Kaiser M. Clodius Pupienus Maximus, der in Ravenna sich aufhielt, wo er die auserlesenen Truppen von Rom und Italien versammelte. Auch eine bedeutende Zahl germanischer Hilfstruppen war angelangt, die sie ihm freiwillig zugesandt hatten, weil sie ihm mit Liebe zugethan waren, seit er mit Gewissenhaftigkeit die Statthalterschaft über sie verwaltet hatte. Als er nun mit Anordnungen zum Feldzug gegen Maximinus bei seinen Truppen beschäftigt war, näherten sich ihm die Reiter mit dem Kopfe des Maximinus und seines Sohnes und brachten ihm die günstige Siegesbotschaft, daß das Heer für die Römer gestimmt sei und die vom Senate ernannten Kaiser anerkenne. Auf diese unverhoffte Nachricht führte man sogleich Opferthiere zu den Altären und stimmte allgemeine Siegesgesänge an, da man ohne Schwertstreich gesiegt hatte. Nachdem man günstige Opferzeichen erhalten hatte, sandte Maximus die Reiter nach Rom, um dem Volke die Vorfälle zu melden und die Köpfe dorthin zu bringen, wo darüber große Freude war. Indessen brach Maximus von Ravenna auf und langte vor Aquileja an nach einem Zuge durch die Sümpfe, die vom Flusse Eridanus und den nahe gelegenen stehenden Gewässern gebildet werden und in sieben Mündungen sich ins Meer ergießen, weshalb auch die Eingeborenen, wie Herodian berichtet [26]), jenen Sumpf in ihrer Mundart die sieben Meere nannten. Sogleich öffneten die Aquilejer ihre Thore und nahmen Maximus auf, und die übrigen Städte Italiens schickten Gesandtschaften von ihren ersten Männern. In weißen Gewändern und mit Lorbeer bekränzt holte jede derselben ihre heimischen Götterbilder, auch goldene Kronen aus den Weihgeschenken herbei, brachten ihre Huldigungen dar und streuten dem Maximus Zweige. Auch das Heer, das Aquileja belagert hatte, kam herbei, gleichfalls in friedlichem Aufzuge, mit Kränzen; doch war dies nicht die wahre Stimmung Aller, vielmehr war das Wohlwollen und die Ehrerbietung bei Manchem erheuchelt, was der gegenwärtige Regierungswechsel nothwendig machte; denn die Mehrzahl hegte einen geheimen Unwillen und Aerger darüber, daß der von ihnen erwählte Kaiser aus dem Wege geräumt sei, und nun Kaiser herrschten, die vom Senate erwählt waren. Den ersten und zweiten Tag seines Aufenthaltes in Aquileja brachte

24) Herodian S. 278. Eutropius a. a. O. IX. Buch, 2. S. 106. Jul. Capitolinus a. a. O. XXIII. S. 471. Georgii Monachi et S. P. N. Tarasii Patriarchae Op. quondam Syncelli chronographia ab Adamo usque ad Diocletianum etc. (Venetiis 1729. fol.) p. 287. *Joannis Zonarae* Annales aucti additionibus Georgii Cedreni Tom. II. im Corpus universae historiae, praesertim Byzantinae. (Lutetiae 1567. fol.) 103, 2. 25) Sextus Aurelius Victor a. a. O. S. 293.

26) Herodian a. a. O. VIII. Buch, 6 u. 7. S. 280—284.

Maximus unter Opferfeierlichkeiten zu; am dritten Tage berief er das gesammte Heer auf die Ebene zusammen und hielt auf einer dazu erbauten Rednerbühne folgende Rede: „Wie sehr es euer eigener Vortheil war, daß ihr eure Gesinnung ändertet und euch zu den Römern schluget, das lehrt euch bereits die Erfahrung, indem ihr nun Frieden habt statt Krieg und auch jetzt eurem Kriegereid, den ihr bei den Göttern geschworen habt und der ein so verehrungswürdiges Heiligthum des römischen Reiches ist, getreu bleibet. Auch für die Zukunft sollt ihr stets dieses Glück genießen, indem ihr eure Treue gegen Volk und Senat zu Rom bewahret und gegen Kaiser, welche Volk und Senat einstimmig erwählten, wohlerwägend unsere edle Abstammung, unsere vielen Dienstleistungen, unser allmäliges, gleichsam stufenweises Emporsteigen bis zur höchsten Würde. Denn auf die Regierung kann nicht ein Einzelner ein Eigenthumsrecht haben, sondern sie steht dem römischen Volke von jeher gemeinsam zu, und das Schicksal hat in jene Stadt die Kaiserherrschaft niedergelegt. Uns aber ist die Handhabung und Ausübung der Herrschaft in Gemeinschaft mit euch anvertraut. Wenn ihr dabei Ordnung, Anstand und Schicklichkeit, Ehrfurcht und Hochachtung gegen eure Vorgesetzten im Auge behaltet, so werdet ihr des Lebens Glück genießen und es wird euch an Nichts mangeln; unter allen übrigen Menschen aber in den Provinzen und Städten wird Friede und Gehorsam gegen die Obrigkeit herrschend werden. Dann dürft ihr nach eurem Wunsche in eurer Heimath bleiben und nicht in fremden Landen im Elend euch herumtreiben. Uns aber wird die Sorge obliegen, daß auch die Barbaren sich ruhig verhalten. Denn weil wir nun zwei Kaiser sind, so können die Angelegenheiten zu Rom leichter besorgt werden; gibt es aber auswärts etwas Dringendes, so wird Einer von uns leicht da bei der Hand sein, wo es Noth thut, uns herbeizurufen. Das aber möge keiner von euch wähnen, daß man euch das gedenken werde, was geschehen ist; weder von uns habt ihr solches zu befürchten (denn was ihr thatet, thatet ihr auf Befehl), noch von den Römern, noch von andern Provinzen, die wegen erlittenen Unrechts abgefallen sind. Vielmehr soll auf gänzliche Vergessenheit ein Bündniß fester Freundschaft sich gründen, und ewig soll die Bürgschaft des Wohlwollens und der Zucht und Ordnung gelten." In diesem Sinne sprach Maximus; er versprach sodann den Soldaten bedeutende Antrittsgeschenke an Geld und schickte sich hierauf nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen in Aquileja zur Rückreise nach Rom an, während er das übrige Heer in die Provinzen und in ihre heimathlichen Lagerplätze entließ, nahm er selbst nur die Leibwache, die den Kaiserpalast zu bewachen hat, mit nach Rom, sowie die Truppen, die unter Balbinus dienten [27]). In Aquileja kehrte nun wieder die Ruhe und der Friede ein, der den Bewohnern Zeit ließ, ihre ganz verheerte Umgebung neu zu bepflanzen und die großen Kriegsschäden wieder auszubessern. Der Friede wurde dazu um so nothwendiger, als diese Stadt ja früher auch durch andere Calamitäten viel zu leiden gehabt hatte. So z. B. wurde im J. 167 zur Zeit der Regierung Marc Aurel's und des Marcomannenkrieges Italien und auch Aquileja von der Pest heimgesucht, von der Einige behaupten, daß diese furchtbare Krankheit aus Aethiopien und Aegypten gekommen sei, Andere aber, daß sie die Legionen des Lucius Verus aus dem Lande der Parther eingeschleppt hätten. Unter denjenigen Orten, welche durch diese furchtbare Krankheit ganz besonders heimgesucht wurden, wird auch Aquileja aufgeführt. Sie richtete sowol unter den Truppen, die hier lagerten, als auch unter der zahlreichen Einwohnerschaft um so größere Verheerungen an, als sie mehre Jahre hindurch dauerte. Das flache Land wurde durch sie der Ackersleute, die Städte der Handwerker beraubt. Dieselbe Krankheit kehrte 20 Jahre später abermals zurück. Zur Zeit ihres ersten Erscheinens war Galenus in Rom, hielt sich aber dort (164 n. Chr.) nicht lange auf, hatte sich aber dort durch seine öffentlichen Vorträge und seine große literarische Thätigkeit einen großen Ruf erworben. Aber schon das Jahr darauf wurde er aus seiner Vaterstadt Pergamum, wo er nur kurze Zeit verweilte, von den Kaisern nach Rom zurückberufen, von wo er unmittelbar nach Aquileja, dem damaligen Aufenthaltsorte der Kaiser, sich begab und dann den Auftrag erhielt, den Marc Aurel auf seinem Feldzuge durch Teutschland zu begleiten, den er aber ablehnte. Zu dieser Zeit war die innere öffentliche Verwaltung Aquileja's folgende: Gleich allen übrigen freien Städten Venetiens und Italiens überhaupt regierte auch Aquileja sich selbst, erwählte ihre eigenen Obrigkeiten und ordnete ihr Gemeinwesen nach den Gesetzen der Römer; es geschach daher nur äußerst selten, daß zur Zeit eines Krieges oder bei Gelegenheit eines anderen wichtigen Ereignisses sich eine römische Magistratsperson, ein Präses mit dem Imperium, d. h. mit der militairischen Machtbefugniß, dort einfand, die dann in der Stadt und der Gegend unumschränkt den Befehl führte und Verfügungen in allen jenen Angelegenheiten traf, die vom römischen Senate abhingen. Wie es hierin später, seit der Regierung Constantin's des Großen, eingerichtet war, werden wir bald sehen. Der Tod des Maximus hing aber auch noch mit den Vorgängen zu Aquileja zusammen, denn er hatte unglücklicher Weise gerade die über ihre Demüthigung heftig erbitterten Leibgarden von Aquileja mit sich nach Rom genommen. Sein glänzender Triumph schien den Garden eine Demüthigung ihrer Ehre, weil Niemand anders unterlegen hatte, als gerade sie allein; außerdem gesellten sie sich zu den Prätorianern, die mit dem andern Kaiser Decius Cölius Balbinus in Rom geblieben und mit Senat und Volk in Maximus' Abwesenheit in blutige Streitigkeiten gerathen waren. Diese Streitigkeiten endigten auf der einen Seite mit Mord und Brand, auf der andern Seite mit Einschließung der Prätorianer in ihr festes Lager und mit Abschneidung der Wasserleitung, welche das Lager mit Wasser versorgte. Es verflossen kaum zwei Monate zwischen Maximin's Tode und der Ermordung

27) Herodian a. a. O. S. 284.

der zwei Kaiser, Maximus und Balbinus [28]). Zur Geschichte Aquileja's mag hier noch Folgendes nachgetragen werden. Es verdient ausdrücklich angeführt zu werden, daß die Einwohner Aquileja's mit so standhafter Treue an dem Senate gegen Maximinus festhielten, daß sie, als es an Bogensehnen gebrach, solche aus den Haaren ihrer Weiber verfertigten. Nicht ohne Interesse dürfte auch die Kenntniß sein, wie die Kunde von dem Tode Maximin's und seines Sohnes nach Rom gekommen und was für einen Eindruck diese Nachricht in Rom gemacht habe. Schon der von Aquileja nach Rom abgeschickte Eilbote reiste vermittels gewechselter Pferde so schnell, daß er, nachdem er noch zu Ravenna den Maximus ebenfalls benachrichtigt hatte, am vierten Tage zu Rom eintraf. Man feierte dort gerade die capitolinischen Spiele und Balbinus und Gordian wohnten ihnen bei, als der Bote plötzlich ins Theater trat. Da rief, ehe noch etwas bekannt gemacht gewesen wäre, das ganze Volk aus: Maximinus ist getödtet! So kam man noch dem Boten zuvor und die anwesenden Kaiser bestätigten durch Mienen und Geberden die öffentliche Freude. Die Spiele wurden nun nicht weiter fortgesetzt, sondern Jedermann eilte alsbald an die heiligen Orte, und der Senat begab sich sodann zum Kaiser, das Volk aber versammelte sich vor der Rednerbühne. Balbinus, der sich noch weit mehr vor Maximinus fürchtete als das Volk, freute sich bei Ueberbringung seines Kopfes dergestalt, daß er alsbald eine Hekatombe anstellte. Darunter versteht man aber folgendes Opfer. Es werden an einem und demselben Orte 100 Altäre aus Rasen errichtet und an denselben 100 Schafe und ebenso viele Schweine geschlachtet. Bringt aber der Kaiser ein solches Opfer dar, so besteht dasselbe aus 100 Löwen, 100 Adlern und 100 andern dergleichen Thieren. Balbinus beneidete aber auch Maximus, von dem er behauptete: Maximus habe weniger als er gethan; denn während er selbst zu Rom so große Unruhen gedämpft habe, sei jener unthätig bei Ravenna gelegen. Hierin hatte Balbinus Unrecht; denn wenn auch Maximinus von den Einwohnern Aquileja's und einigen wenigen daselbst befindlichen Soldaten und den beiden von dem Senate abgeschickten Consularen, Crispinus und Menophilus, besiegt worden war, so war doch Maximus bis nach Aquileja vorgerückt, um überall bis an den Fuß der Alpen Recht und Sicherheit herzustellen und die etwaigen Ueberreste der auf Maximin's Seite stehenden Barbaren zu Paaren zu treiben. Um dieser Umstände willen schickte man auch von Rom aus an ihn 20 Abgeordnete aus dem Senate, deren 4 Consuln, 8 Prätoren und 8 Quästoren gewesen waren, mit Kronen und einem Senatsbeschlusse, kraft dessen ihm vergoldete Bildsäulen zu Pferde zuerkannt wurden. Und diese Auszeichnung und der darauf folgende glänzende Triumph hatte die Empfindlichkeit des Balbinus rege gemacht. Den Triumph hatte Maximus unter tiefer Trauer der Truppen gehalten, daß sie die von ihnen selbst erwählten Kaiser verloren hatten und die vom Senate eingesetzten im Besitze der Reichsgewalt sehen mußten. Und diesen Unmuth konnten sie nicht verbergen, er war auf eines jeden Stirn zu lesen und sprach sich bereits auch in Worten aus. Der Soldat, einmal aufgebracht, kann nimmer besänftigt werden, und so führte dieser ursprüngliche Groll den gewaltsamen Tod der beiden Kaiser durch die Truppen selbst herbei [29]). Von ihrem Nachfolger M. Antonius oder Antoninus Gordianus III. ist uns nicht überliefert, was sich irgendwie auf die Isonzo-Landschaften und Aquileja beziehen ließe; vielleicht daß aber Gordian's Mörder und Nachfolger M. Julius Philippus (Arabs), als er um das Jahr 247 gegen das Karpathenvolk der Carpi, welche räuberische Einfälle in die Gegenden um die Donau gemacht hatten, einen Zug zu unternehmen sich gezwungen sah, auf der dahin führenden Heerstraße Aquileja zu berühren genöthigt war. Dasselbe gilt wol auch von seinem unwillkürlichen Nachfolger C. Messius Quintus Trajanus Decius, der von ihm im J. 249 nach Pannonien und Mösien geschickt, um eine Empörung der dortigen Legionen zu strafen, von den Soldaten gezwungen worden, den Purpur anzulegen, worauf Philippus gegen ihn zu Felde zog, aber bei Verona Schlacht und Leben verlor [30]). Seit der Regierung dieses Kaisers sah die Gegend wieder zahlreiche Truppenbewegungen auf seiner Heerstraße, da sich die Gothen und ihre mächtige Genossenschaft zahlreicher Völkerschaften, deren Bewegungen später dem römischen Westreiche so verderblich wurden, an der unteren Donau gegen Rom erhoben, dem Kaiser Decius und seinem Sohne den Untergang in einer für die Römer unglücklichen Schlacht bereiteten und in dieser Periode des allgemeinen Verderbnisses der römischen Legionen, welche alle Ehrfurcht vor Imperator, Senat, Volk und Gesetz in wilder Ungebundenheit abgeworfen hatten, durch den von ihnen über Decius erfochtenen Sieg dem über das römische Reich hereinbrechenden Verderben seinen von da an ununterbrochenen Lauf öffneten, indem rasch nach einander Hostilianus, Gallus und Aemilianus, der eine schuldlos, der andere nach schmählicher Feigheit, der dritte trotz seiner ausgezeichneten That als Feldherr, ihren Tod fanden. Mit dem Hereinbrechen aller Barbaren der marcomannischen, sarmatischen und gothischen Genossenschaft über die norisch-pannonische Donaugrenze begannen die zerstörenden Folgen der sogenannten Völkerwanderung, unter deren Tritten nach nicht ganz zwei Jahrhunderten auch Aquileja zu Grunde

28) Herodian VIII. a. a. O. S. 285. F. C. Schlosser's Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur. III. Th. I. Abth. (Frankfurt a. M. 1830.) S. 72.

29) Julius Capitolinus im Leben der beiden Maximine XXV., in der Kaisergeschichte S. 473; ferner im Leben desselben Historikers der beiden Maximine VII. S. 481, dann im Leben des Maximus und Balbinus XII. S. 528 u. 529. 30) *Joannis Zonarae* Annales l. c. Tom. II. p. 104. Sextus Aurelius Victor a. a. O. S. 294. *Zosimi* Comitis et exadvocato Fisci Histor. Lib. VI. im 3. Bande der Rom. Hist. Scriptores Graeci minores etc. (Francofurdi. Apud Andreae Wecheli hered. 1590.) p. 643.

ging. Diese Stadt konnte schon damals ihr trauriges Schicksal ahnen, da sie Zeuge jener Anstrengungen war, welche Aemilianus und L. Valerianus machen mußten, um der Gefahr Schranken zu setzen, deren Schauplatz (im J. 254) alle Länder zwischen der Donau und den südlichen Alpen wurden. Aemilianus hatte alle illyrischen Legionen, Valerianus aber alle Heere vom Rhein, aus Rhätien und aus dem norischen Lande zum Kampfe nach Italien führen müssen, was den Genossenschaften der Barbaren an der Donau nicht unbekannt geblieben war, worauf sogleich Marcomannen, Quaden, Sarmaten und Gothen in unzähligen Horden in die eben früher bezeichneten Länder hereinstürmten. Aquileja war Zeuge der ungeheuren Anstrengungen, die Valerianus mit Geist und Glück unter unzähligen und mörderischen Kämpfen (vom J. 254—259) aufbieten mußte, um Illyricum von den Barbarenhorden wieder zu befreien und die Donaugrenzen wieder herzustellen. Dieselben und Illyricum hatten für die römische Herrschaft in Italien die höchste Wichtigkeit, denn vorzüglich auf die Länder zwischen der Donau, den südlichen Alpen und auf Pannonien, welche die Hauptstraßen von Norden nach Italien hin in sich hielten, geschahen die unaufhörlichen Anfälle der germanischen und sarmatischen Völkerschaften. Valerian's Sohn Publius Licinius Gallienus hatte an allen Enden des Reiches mit mächtigen Feinden und auch mit Empörungen zu kämpfen, deren Häupter in der Geschichte unter dem Namen der 30 Tyrannen bekannt sind. Unter diesen war auch der Statthalter Aureolus, der an der oberen Donau in Rhätien und in der oberen Steiermark von den Soldaten das Kaiserdiadem erhielt, mit dem Gallienus bei Pontirolo (Pons Aureoli) vor Mailand kämpfen und den der Kaiser auch in dieser Stadt belagern mußte, ohne ihn jedoch zur Uebergabe der Stadt nöthigen zu können. Die Isonzo-Landschaften und Aquileja Berührendes weiß man aus dieser Regierungsperiode nichts Weiteres. Erst unter Aurelianus finden wir wieder eine auf Aquileja sich beziehende Notiz. Nach dem im J. 270 erfolgten Tode des von der Pest zu Sirmium dahingerafften Kaisers Claudius II. wurde sein Bruder Claudius Quintillus, der damals sich in Aquileja aufhielt, mit Zustimmung des Senates zum Kaiser ausgerufen; da aber das Heer inzwischen den Aurelianus zum Kaiser ausgerufen hatte, öffnete sich Claudianus, wie ihn Zonaras [31]) nennt, die Adern nach einer traumähnlichen Herrschaft von nur 17 Tagen. Während Aurelianus, den Claudius II., wie ihn selbst Gallienus als den Würdigsten zur Nachfolge im Imperium bezeichnet hatte, in Rom die Freude allgemeiner Anerkennung genoß, wurde der östliche Theil Noricums wieder (im J. 271 n. Chr.) ein Schauplatz allgemeiner Raubzüge der Sarmaten, der suevischen Vandalen, der Gothen und insbesondere der alemannischen Juthungen. Bald war daher Aurelianus in Aquileja [32]), versammelte seine Legionen, drang, wie einst Marc Aurel, auf allen Punkten über die Alpen hinauf, schlug im pannonisch-norischen Unterlande die Juthungen gänzlich und befreite auf schnellen Zügen nach allen Richtungen hin Illyricum von den raubenden Barbaren. In dieser Zeit (271—273) kam die Gegend von Aquileja abermals in neue Gefahren. Noch war nämlich am östlichen Donauufer mit den dortigen Barbaren nicht Alles ganz in Ordnung gebracht, als abermals die Alemannen, Marcomannen, Quaden und Juthungen in Rhätien und Noricum einfielen, durch beide Provinzen und durch das steierische Bergland nach Ober-Italien hinabstürmten und Rom selbst bedrohten. Kaum gelang es dem Kaiser, der bei Placentia (jetzt Piacenza) eine so große Niederlage [33]) durch die Marcomannen erlitt, daß sich beinahe das römische Reich auflöste, durch seine unermüdete Thätigkeit Reich und Herrschaft diesmal wieder zu retten. Nach mörderischen Schlachten eilte er den Barbaren bis an die Donau nach und kam bei diesen Gelegenheiten gewiß wiederholt auch nach Aquileja, namentlich da er wiederholt genöthigt war, aus Italien nach Noricum, Pannonien, Mösien und Thracien und ebenso wieder von dort nach Italien zu reisen. Dasselbe war auch bei dem Kaiser M. Aurelius Probus der Fall, der auch, noch ehe er zum Kaiser erhoben wurde, noch während er Statthalter Illyricums war und während seiner Regierung mehrmals diese Landschaften zu durchreisen genöthigt war, theils um der Kriege willen, die er zahlreich zu führen hatte, und theils, um den Wohlstand der ihm wegen seiner Geburt (er war zu Sirmium in Pannonien geboren) so nahe befreundeten Länder an der Save und Drave und der illyrischen Städte und Colonien zu erhöhen [34]). Es ist die seither zuletzt besprochene Zeit auch für die innere geistig-sittliche Entwickelung Aquileja's von großer Wichtigkeit gewesen. Wie der fruchtbringende Same des Christenthums und mit welchem Erfolge derselbe hier ausgestreut worden sei, haben wir bereits früher gesehen, doch trat in der Leitung der hiesigen christlichen Gemeinde bald eine große Störung ein. Die heil. Legenden und die freilich nicht eben immer auf wirklich historischer Grundlage beruhenden Nachrichten der Bollandisten über die Heiligen der römisch-katholischen Kirche, enthalten im kolossalen Werke der Acta Sanctorum, berichten, daß, nachdem der heil. Hermagoras im J. 70 n. Chr. den Tod eines heil. Blutzeugen erlitten, die Kirche von Aquileja 206 Jahre hindurch verwaist geblieben und erst im Jahre der Erhebung des Kaisers Probus (276 n. Chr.) in dem heil. Helarus oder Hilarius einen Kirchenvorstand erhalten habe, der mit seinen Gehilfen Titianus, Felix Largus und Dionysius Viele zum Christenthum bekehrt und erst im J. 285 den Mär-

31) Zonaras a. a. O. Fol. 105. S. 2 im Leben des Claudius. 32) *Zosimi* Historiar. Lib. I. p. 654 im 3. Bande der Histor. Rom. Script. a. a. O.

33) Flavius Vopiscus in der Kaisergeschichte im Leben Aurelian's XXI. a. a. O. S. 656. Siehe Lenain de Tillemont's Histoire des Empereurs etc. Première Edition. (Venise 1732.) Tom. III. p. 379 et les notes sur l'Empereur Aurélien p. 532. 34) Was so viele Münzen bei Eckhel und Inschriften und Denkmale bei Orelli beweisen. Siehe auch Muchar a. a. O. I, 281 u. 283 fg.

tyrertod erlitten habe. Schuld an dieser langen Unterbrechung sei die Einschüchterung gewesen, welche die Christenverfolgungen erzeugt, die das kleine Häuflein der Gläubigen genöthigt habe, sich auf die Hausandacht zu beschränken, jedes besondere Abzeichen zu vermeiden und auch die Wahl des obersten Kirchenvorstehers zu unterlassen [35]). Unter mehren der früher erwähnten Kaiser litten mehre Christen in den von ihnen angeordneten oder geduldeten Verfolgungen den Tod, so auch dieser heilige Bischof in den letzten Wochen der Regierung (285) des Kaisers M. Numerius Numerianus auf Befehl des Präses Beronius. Hilarius erlitt zugleich mit den Aquilejern Felix, Largius, Tatianus und Dionysius den Tod eines heiligen Blutzeugen Christi an dem Orte, genannt Ponte, von der Brücke, welche die Römer hier über den Isonzo-Fluß erbaut hatten, und an der Stelle, wo heute das Dorf Manizza an der nach Görz führenden Poststraße liegt [36]). Ihm folgte auf dem bischöflichen Stuhle im darauf folgenden Jahre Chrysogonus, der aber nicht mit dem heil. Märtyrer gleichen Namens verwechselt werden darf, der allerdings auch in Aquileja starb, wohin er auf Befehl Diocletian's geschickt und hier hingerichtet wurde. Kaiser Carus, der Vater Numerian's und des Carinus, dürfte auch auf seinem Zuge gegen die Sarmaten, wenigstens mit einem Theile seines Heeres, Aquileja berührt haben, bevor er die Sicherheit Illyriens durch eine denkwürdige Niederlage dieses Volkes befestigt hatte und hierauf mitten im Winter seinen Zug durch die Provinzen Thracien und Kleinasien fortsetzte. Von diesem Kaiser berichtet Flavius Vopiscus [37]), er erinnere sich, in einem Tagebuche gelesen zu haben, Carus sei aus Mediolanum (Mailand) gebürtig gewesen, habe aber durch seinen Großvater das Bürgerrecht von Aquileja gehabt. Der am 17. Dec. 284 durch die Wahl der Legionen auf den Thron erhobene Cajus Aurelius Valerianus Diocletianus mußte schon darum eine große Vorliebe für die Gegenden an dem adriatischen Meere haben, da er in der dalmatinischen Stadt Diocles geboren war. Der dafür aufzuführenden Beweise, und daß er auch in Aquileja gewesen, haben wir nicht wenige, die später angeführt werden sollen. Dieser Kaiser zeichnet sich vor Allem durch die Einführung neuer Verwaltungsformen aus, die er bald nach seinem Regierungsantritte für dringend nothwendig erachtete, und die sich bis auf die Municipien und Colonien herab erstreckten. Diocletian, ein Mann von Einsicht, sah bald ein, daß ein Einzelner, bei der großen Ausdehnung des römischen Reichs von dem westlichen Ocean an der Westküste Britanniens bis an den Euphrat und vom Donauufer bis an die Wüste Sahara nicht im Stande sei, diese Ländermasse befriedigend zu verwalten, und zwar um so weniger, als sich eine durchgängige Bewegung der Völker, die das Reich vom Norden her von allen Seiten und nahezu unaufhörlich beunruhigten und bekämpften, zu bemerken war. Er beschloß daher, sich Gefährten beizugesellen, und zwar zuerst blos den M. Aurelius Valerius Maximianus Herculius als Cäsar und später sogar als Augustus (1. April 286) [38]). Allein selbst die Gewalt zweier so kräftiger Männer, wie Diocletianus und Maximianus waren, reichte nicht hin, das Gewicht der Regierung eines solchen Reiches zu tragen. Der kluge Diocletianus sah ein, daß das auf allen Seiten von den Barbaren angegriffene Reich auf jeder Seite die Anwesenheit eines großen Heeres und eines besonderen kräftigen Kaisers erfordere. In dieser Absicht beschloß er, die schwerfällige Macht abermals zu theilen und mit dem untergeordneten Titel Cäsar zwei Feldherren von anerkanntem Verdienste mit einem gleichen Antheile an der souverainen Gewalt zu bekleiden (am 1. März 292), nämlich C. Galerius Valerius Maximianus und Flavius Valerius Constantius Chlorus. In Folge dessen wurde das Reich in vier Theile getheilt. Aquileja, welches nach der Eintheilung des Augustus zur Regio X und mit ihr zu Italien gehörte, fiel dem Maximianus zu. Er residirte abwechselnd in Ravenna, Mediolanum und Aquileja. Diese Stadt erhielt nach der Diocletianischen Verwaltungsreform und Theilung des Reiches wiederholt die Ehre, Residenz der Kaiser zu sein. Zu dieser Zeit wurden drückende Steuern auferlegt, die aber nicht in Geld, sondern in Lebensmitteln bestanden. Diese Abgaben, mit denen diese Gegen-

35) *Andr. Dand.* Chron. Lib. IV. Capitul. VI. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptores. Tom. XII. col. 36. D. Ferd. Ughelli's Italia sacra. (Venetiis 1720.) Tom. V. col. 24. 36) Wir lesen bei den Bollandisten: „Apud Aquilejam Natalis B. Hilarii Episcopi et Tatiani Diaconi, qui sub Beronio Praeside, post equuleum (eine Foltermaschine der Sklaven), et alia tormenta, una cum Felice, Largo et Dionysio martyrium terminarunt sub die septimo decimo Kalendis Aprilis.“ Vide: Acta Sanctorum Martii a Joanne Bollando S. J. colligi feliciter coepta etc. Tom. II. (Venetiis 1735.) p. 418—420 und in den Annales ecclesiastici auctore Caesare Baronio etc. Tom. I. (Coloniae Agrippinae 1609.) ad ann. 284. col. 700 et 701 findet man: „Sub eodem quoque Numeriano passi leguntur Aquileiae sub Beronio Praeside Hilarius, sive Hilarus Episcopus, Titianus diaconus, Felix, Largus et Dionysius, decimo septimo Kalendas Aprilis.“ Der ausdrücklichen Erwähnung besonders werth ist eine Stelle, die sich in einer der Lectionen eines alten Breviers vorfindet, das im Capitel-Archiv von Cividale aufbewahrt und bei der Abhaltung der horae canonicae benutzt wird. In diesem Breviarium stößt man in der zweiten Lection auf folgende Stelle, die aus den ursprünglichen alten Acten des Martyriums entnommen zu sein scheint: „Eodem vero tempore, cum a Numeriano Caesare jussio advenisset, ut Christiani sacrificarent Idolis, apud Civitatem Aquilejam ordinatus est Beronius Praeses, et sedens pro Tribunali jussit, sibi exhiberi Christianos ad therrificandum, quo in carceris custodia detinebantur. Erat enim quidam Monophantus nomine, qui fuerat Sacerdos Idolorum malitia plenus, qui veniens ad Beronium Praesidem dixit: Non est aequum quod agis. Sed jube, quod abducatur obtutibus tuis Hellarus episcopus Christianorum, ut ipso tormentato universi ejus corrigantur errores. Qui cum adductus fuisset, et mirabiliter tormentatus, ad ultimum capite caesus est, una cum Levita suo Tatianus. Passi sunt autem cum eis Felix, Largius et Dionysius sub die XVII. Kal. Aprilis, regnante D. N. Jesu Christo etc.“ *Liruti*, Notizie delle cose del Friuli etc. (Udine 1777.) Tom. II. p. 66.

37) Flavius Vopiscus in der Kaisergeschichte im Leben der Kaiser Carus, Carinus und Numerianus a. a. O. S. 250. 38) Siehe *Lenain de Tillemont*, Histoire des Empereurs et des autres princes etc. Tome IV. (Venise 1732.) p. 7 et 597.

den Venetiens geplagt wurden, hatten ihren Grund in der großen Anzahl von Soldaten, welche die Kaiser in diesen Gegenden zu unterhalten verpflichtet waren, um die angrenzenden barbarischen Völkerschaften im Zaume zu halten, welche stets Italien von dieser Seite her zu überschwemmen drohten. Diese Auflagen dauerten nahezu in derselben Art fort, bis Constantin der Große Herr von Italien wurde. Diocletian war selbst in Aquileja, und zwar, wie es allen Anschein hat, mehr als einmal, da er, während die neu ernannten Cäsaren gegen die äußeren Feinde an die Reichsgrenzen entsendet wurden, sich mit den Geschäften der inneren Verwaltung beschäftigend, sich mehr als einmal genöthigt sah, die nördlich von Aquileja gelegenen Landschaften zu bereisen, namentlich deshalb, weil er auf die Verschanzung der illyrischen Donau viele Mühe und Kosten verwendete [39]). Jedenfalls berührte er Aquileja, als er bald nach dem am 29. Nov. 303 in Gesellschaft seines Mitregenten Maximianus zu Rom gefeierten Triumphe, trotz der Strenge eines sehr kalten und regnerischen Winters, seine Rückkehr nach dem Orient rund um die illyrischen Provinzen herum in einer verschlossenen Sänfte in kleinen Tagereisen angetreten hatte [40]), um nach seiner vorhergehenden Abdankung zehn Jahre später in dem nach dem Maße der römischen Heerstraßen 200 Meilen von Aquileja und den Grenzen von Italien entfernten Salona seine Tage zu beschließen [41]). Noch ehe er ins Privatleben zurücktrat, hatte sich Diocletian durch Galerius, in Folge einer Berathung der beiden Kaiser zu Nicomedien, im J. 303 zur Verfolgung der Christen hinreißen lassen [42]), in der, nach den Berichten der Martyrologien, auch in Aquileja eine große Anzahl von Christen ihr Leben unter furchtbaren Qualen als Blutzeugen des christlichen Glaubens einbüßten [43]). Mit dem Nachfolger Diocletian's, Constantin dem Großen, begann endlich eine für die Ausbreitung des Christenthums glücklichere Zeit. Dieser Kaiser verweilte öfter und längere Zeit in Aquileja. Noch vor seiner Thronbesteigung berührte er Aquileja damals, als er endlich, nach langer Haft in Nicomedien festgehalten, von Galerius die Erlaubniß erhalten hatte, zu seinem Vater Constantius Chlorus nach Gesoriacum (Boulogne) zurückzukehren, auf welcher Fahrt durch Thracien und Italien (306 n. Chr.) er, um die Verfolgung des Galerius zu verhindern, mit Postpferden reiste, die er unterwegs lähmte [44]). In Aquileja feierte Constantin auch im J. 307 seine Hochzeit mit Flavia Maxima Fausta, der Tochter des Kaisers Maximianus, was man auch aus dem Panegyricus des Anonymus von Aquileja ersieht, den er öffentlich vor dem Brautpaare vortrug. Diese Feierlichkeit wurde hier vorgenommen, da Maximianus eine große Vorliebe für diese Stadt hegte, im Jahre 301 den hier befindlichen kaiserlichen Palast hatte herstellen und verschönern lassen, sich hier auch der Paläste viele befanden, in denen er die zu dieser Feier eingeladenen hohen Gäste unterbringen konnte, es hier auch der öffentlichen Gebäude, Theater, Amphitheater, Circus und viele Plätze zur Abhaltung von jeglicher Art von Spielen zur Belustigung gab. Constantin's Schwager, M. Aurelius Marentius, der mit anderen Städten Ober-Italiens sich auch Aquileja's bemächtigt hatte, ließ in der Münze dieser Stadt im Jahre 309 Münzen prägen. Nach dem Panegyristen Nazarius zeigte Constantin der Große der Stadt Aquileja seinen über Marentius erfochtenen Sieg besonders an, deren Bewohner sich zwar ihm widersetzten, dann aber denn doch unterwarfen. Mit der Zeit, die dem Siege Constantin's über Marentius an der milvischen Brücke vorherging, 312 n. Chr., und auch noch folgte, endeten nach und nach die Verfolgungen und Hinrichtungen der Christen und ihrer Heroen, deren mehre auch in Aquileja getödtet wurden [45]). Mit Constantin beginnt auch eine größere Zuverlässigkeit in der Kirchengeschichte Aquileja's. Nach mehren ihm in der Leitung der Kirche von Aquileja vorhergegangenen Bischöfen erscheint der heil. Bischof Theodorus, der im J. 308 den bischöflichen Stuhl von Aquileja erhielt, dem zu Arles im J. 314 gegen die Donatisten abgehaltenen Concil beiwohnte und die Acten desselben unterzeichnete. Er war der fünfte in der Reihe derjenigen, die an der Spitze der aquilejenser Christen standen, besaß schon einige Suffragankirchen in Noricum und war auch der geistliche Obere Dalmatiens. Nachdem er eilf Jahre hindurch seiner Kirche vorgestanden [46]), erlitt er unter dem Präses Ago den Märtyrertod (um das Jahr 319?) [47]). Nach der Niederlage des Marentius begann Constantin die folgenreichsten Veränderungen in der Organisation des Reichs und die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion. In der ersteren Beziehung ist hinsichtlich Aquileja's, das schon seit Augustus zur Regio X oder Venetien und mit ihr zu Italien gehörte, zu bemerken, daß es durch die Constantinische, auf der nach und nach seit Diocletian gebildeten Eintheilung des Reichs beruhenden Anordnung der vier Präfecturen bei der italienischen Präfectur verblieb. In Folge des von Diocletian eingeführten Regierungssystems hatte nämlich jeder der vier Fürsten seinen prätorianischen Präfecten, und nachdem die römische Monarchie abermals in der Person Constantin's vereint war, fuhr dieser fort, dieselbe Anzahl von vier prätorianischen Präfecten zu ernennen und vertraute ihrer Obsorge die näm-

39) *Bertoli*, Antichità d'Aquileja p. 96. 433. 434. 40) Siehe Gibbon's Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Weltreiches. Teutsche Ausgabe in einem Bande von Joh. Sporschill. Zweite Ausgabe Leipzig 1843. Sp. 307. 41) Gibbon a. a. O. Sp. 309. 42) Siehe *Lucius Coelius Firmianus Lactantius*, De morte persecutorum 11 seq. *Eusebius*, Histor. eccles. VIII, 2 seq. 43) In gedrängter Kürze zusammengestellt findet man die heiligen Blutzeugen in der Guida storica dell' antiqua Aquileja compulata dei Vincenzo Zandonati etc. (Gorizia 1849.) 44) Zosimus a. a. O. II, 8.

45) *Joannis Candidi* Commentariorum Aquilejensium Libri octo. Editio novissima. (Lugduni Batavorum 1722.) Lib. II. p. 12 in *Joan. Georg. Graevii* Thes. antiquitatum et histor. Italiae. Tom. VI. Pars IV. (Lugd. Bat. 1722.) 46) Siehe *Andreae Danduli* Chron. Lib. IV. Capitul. IX. Pars X in *Murat.* Rer. ital. script. Tom. XII. col. 45. 47) *Ferd. Ughelli*, Ital. sacra. Tom. V. col. 22.

lichen Ländermassen an, welche sie bereits verwaltet hatten. Die Macht des Präfecten von Italien war jedoch nicht auf das Land beschränkt, nach dem es den Namen hatte, sie dehnte sich auch über das hinzugefügte Rhätien bis an die Ufer der Donau, über die dazu gehörigen Inseln des Mittelmeeres und über jenen Theil von Afrika aus, welcher zwischen den Grenzen von Cyrene und jenen von Tiniptania liegt. Jede der vier Ländermassen war in Diöcesen und jede Diöcese in Provinzen getheilt; der Diöcese stand der Vicarius, der Provinz der Rector oder Provinzialstatthalter vor. Venetien bildete eine eigene Provinz, und wie in die übrigen Provinzen wurde auch nach Venetien ein Statthalter mit dem Titel und Range eines Consularen, oder Correctors, oder Präses nach dem Wechsel der Zeiten oder Verhältnisse entsendet. Als die Colonien in das römische Bürgerrecht eintraten, erhielten sie auch das Stimmrecht in den Comitien und wurden zu diesem Ende in eine der Tribus eingeschrieben, so Aquileja in die Tribus Velina. In dieser Stadt gab es wie in anderen Städten zwei Classen von Personen, die Decurionen oder Municipal-Senatoren und der Plebs. Es stand nämlich den kleineren Städten Italiens, den Municipien, Colonien und Präfecturen, die Freiheit der unteren Verwaltung von jeher zu, und diese Verwaltung besorgte ein Senat ad imitationem urbis (Romae) nach dem Beispiele Roms, genannt ordo Decurionum (oder ordo schlechtweg) und endlich curia, dessen Mitglieder Decuriones hießen. Diese bildeten die vorzüglichsten Familien und waren durch besondere höhere Würde, Vorrechte und Ehrenzeichen (Insignien, Ornamenta) ausgezeichnet, z. B. die praetexta, tunica laticlavia, den eigenen Platz bei den öffentlichen Spielen u. a. m. Es gab aber noch eine dritte Classe von Einwohnern, die zwischen den Decurionen und dem Plebs standen, und dieses waren die equites equo publico oder die Classe der Ritter, welche Bezeichnung aber zu dieser Zeit schon zu einem bloßen Ehrentitel herabgesunken war, denn die Ritter in der früheren Bedeutung waren bereits seit Augustus zu einer bloßen städtischen Rittercorporation geworden, die zwar ihren Rang zwischen dem Senate und zwischen den Zünften hatten und auch mehre Privilegien besaßen, so z. B. die Freiheit von Körperstrafen u. dgl. m., aber an die keine Vergabungen, Assignationen des Betrages für das in alten Zeiten den römischen Rittern vom Staate verabreichte Streitroß mehr geschahen. Der übrige Theil der Bewohner, der Plebs, umfaßte auch hier wie in Rom und andern Städten Leute von sehr verschiedener Stellung, die jedoch wieder von den Proletarii unterschieden werden müssen. Zu der Zeit, als sich die Kaiser abwechselnd hier und in Ravenna und Mailand statt in Rom länger aufhielten, gab es natürlich auch unter den Einwohnern von Aquileja den ganzen Unterschied der Stände, öffentlichen Bedienstungen und Höflinge, der sich stets im Gefolge der kaiserl. Hofhaltung mit herum bewegte, weshalb man auch unter den aquilejenser Denksteinen späterer Zeiten die verschiedensten Dignitäre ꝛc. wiederfindet. Zuweilen ruhte die ganze Last des öffentlichen Dienstes der Stadt auf der Classe der Ritterschaft, mit Ausnahme derjenigen Aemter, die blos den Decurionen vorbehalten waren, wohin insbesondere das Duumvirat gehörte, unter dem die Duumviri Quinquennales den ersten Rang hatten, denen die hochwichtigen Magistrats-Insignien der Fasces (der Ruthenbündel) gegeben waren. In Aquileja führte die erste und höchste Magistratsperson den Titel eines Consuls. Nach diesem, so scheint es, hob sich das Richteramt hervor, das in den Händen der Duumviri, in Aquileja der Quatuorviri juri dicundo, den Zweimännern, in Bezug auf Berechtigung, ganz gleichgestellt war. Gleich anderen Städten besaß auch die Gemeinde von Aquileja Grundbesitz und Capitale, erhob Steuern und Zölle und hatte einen öffentlichen (Stadt-) Schatz. Dem Magistrate von Aquileja kam das jus mixti imperii zu, kraft dessen er gefänglich einziehen, bestrafen, ja selbst hinrichten lassen konnte. Diese Stadt war in den Fällen des Hochverraths, des Meuchelmordes, der Vergiftung und einer Verschwörung blos unter den römischen Senat gestellt. Wie in den anderen Städten Venetiens, in Padua, Vicenza, Treviso, Concordia ꝛc., gab es auch in Aquileja Aedilen, Quästoren, Volkstribunen und alle jene Stufen der städtischen Beamtenhierarchie, die es in Rom gab, da jedes freie städtische Gemeinwesen eigentlich ein Abbild Roms im Kleinen war. Aquileja hatte als eine freie Stadt, außer dem Rechte des Suffragiums, das volle römische Bürgerrecht erhalten. Es erfreute sich aber dieselbe auch noch des Rechtes, daß seine Bürger auch in Rom die vorzüglichsten Aemter bekleiden durften. Aquileja war, gleich den ältesten Colonien Roms, eine effigies parva simulacrumque populi romani [48]). Da Aquileja eine lateinische Colonie war, so wurden natürlich auch diejenigen Familien noch besonders unterschieden, welche von dem aus Rom bei ihrer Gründung dahin Entsendeten abstammten. Gleich der weltlichen datirt auch die kirchliche Hierarchie der Katholiken von der Zeit Constantin's des Großen [49]). Der Titel eines kirchlichen Metropoliten hatte seinen Anfang in Aquileja in dieser Zeit (314 n. Chr.), eigentlich und thatsächlich entstanden mit dem Anfange des 3. Jahrh.; unbestritten wurde er jedoch von Allen im 4. Jahrh. dem heil. Valerianus, Bischof von Aquileja, beigelegt, und zum Beweise, daß dieser Titel den Bischöfen von Aquileja ja schon in jener Zeit zukam, dient eben die schon früher erwähnte Unterschrift des heil. Theodorus (315 n. Chr.) auf der Kirchenversammlung zu Arles. Im Vorliegenden muß hier einer anderen wichtigen, in diese Zeit fallenden Einrichtung Constantin's erwähnt werden, nämlich der Indiction, welche Steuer zwar nach Lactantius [50]) schon von Diocletian eingeführt, von Ga-

48) Aulus Gellius (XVI, 13) nennt die ältesten Colonien Roms so. 49) Ueber die in der Zeit Constantin's des Großen sich allmälig herausbildende Verfassung der Kirche siehe Gibbon XV. Capitel V. a. a. O. S. 383 fg. Allgemeine Weltgeschichte von Cäsar Cantù. Nach der siebenten Auflage des italienischen Originals frei bearbeitet von Dr. J. A. Max Weiß. 4. Band. (Schaffhausen 1861.) S. 534 fg. 50) *Lactant.* De mort. persecut. VII.

lerius geordnet und von Kaiser Constantin als bestehende Einrichtung vom Jahre 312 an gern wieder aufgenommen wurde. Da zum Behuf dieser Grundsteuer das Grundeigenthum alle 15 Jahre neu geschätzt wurde, so wurde der Cyclus von 15 Jahren mit diesem Namen belegt und darnach im Mittelalter das Jahr in den Urkunden bezeichnet. Im J. 315 hielt sich Kaiser Constantin auf seiner Rückreise aus Pannonien, wo er am 8. Oct. 314 bei Cibalis den Licinius geschlagen hatte, längere Zeit in Aquileja auf und erließ daselbst ein Gesetz am 18. Juli, gerichtet an alle Consuln, Prätoren und Volkstribunen des römischen Plebs, welches am 5. Sept. von dem Stadtpräfecten Vettius Rufinus blos vor dem Senate vorgelesen wurde. Unter diesem Kaiser erfreuten sich die Christen des ungestörtesten Friedens, und deshalb wuchs auch ihre Zahl gar sehr an; in Folge dessen wuchs auch die Zahl der dem wahren Gott errichteten Kirchen und Kapellen. Auch Friaul hatte sich in dieser Zeit während der Dauer seiner Regierung und überhaupt eines ununterbrochenen Friedens ungefähr 30 Jahre hindurch zu erfreuen. Auch im J. 319 war Constantin in den Monaten Juni oder Juli abermals in Aquileja, von wo mehre, die Beförderung des öffentlichen Wohls bezweckende Gesetze ausgingen. Als Constantin im darauf folgenden Jahre nach Illyrien reiste, kam er abermals durch diese Stadt, und zwar im Monat April, und veröffentlichte dort mehre Gesetze; dasselbe geschah auch im J. 321, in welchem er zu Aquileja ein Gesetz gegen die Magie erließ. Fünf Jahre später (326) hielt sich dieser Kaiser auf der Reise nach Rom, wo er seine Vicennalien feierlich beging, gegen zwei Monate hindurch in Aquileja auf. Durch die von Constantin kurz vor seinem Tode vorgenommene Theilung des Reichs kam Aquileja mit dem übrigen Italien unter die Herrschaft des dritten Sohnes Constantin's aus zweiter Ehe mit Fausta, Constans III., und blieb es auch bei der nach dem Tode des Kaisers und der Niedermetzelung seiner Oheime und Vettern am 11. Sept. 337 vorgenommenen abermaligen Theilung der vom Vater hinterlassenen Provinzen [51]). Ueber den Besitz Italiens und Afrika's brach aber alsbald (kaum drei Jahre nach dem Tode des Vaters, 340 n. Chr.) zwischen Constantin und Constans ein Zwiespalt aus. Der erstere beklagte sich darüber, daß er um seinen gerechten Antheil an dem an seinen Vettern begangenen Raube betrogen worden sei. Nach vorausgegangenen vergeblichen Unterhandlungen brach er, zum Raube geschickter als zum Siege, an der Spitze tumultuarischer Haufen über die julischen Alpen plötzlich in Constans' Gebiet ein und die Gegend um Aquileja fühlte die ersten Wirkungen seines Grimms. Die Maßregeln des Constans, der sich damals in Dacien aufhielt, waren mit bei weitem mehr Klugheit als Geschicklichkeit genommen. Auf die Nachricht von dem Einfalle seines Bruders entsendete er eine auserwählte und wohldisciplinirte Heeresabtheilung seiner illyrischen Truppen und versprach mit dem Ueberreste seiner Streitkräfte in Person zu folgen. Aber die Schlauheit seiner Stellvertreter machte dem unnatürlichen Kampfe ein schnelles Ende. Durch eine verstellte Flucht lockten sie Constantin in einen Hinterhalt und der unbesonnene Jüngling wurde in einem Walde mit nur wenigen Begleitern überrumpelt, umzingelt und niedergehauen. Sein Leichnam wurde nicht weit von Aquileja im Flusse Alsa aufgefunden [52]). Gleichwie das Reich durch die Zwietracht seiner nach der weltlichen Herrschaft strebenden und um sie kämpfenden Fürsten beunruhigt wurde, entwickelte sich auch im Reiche der Geister ein nicht minder folgenschwerer Kampf über das Dogma von der Dreieinigkeit und über die Natur Christi. Der durch den Arianismus hervorgerufene Streit, zu dem der Same in dieser Zeit ausgestreut wurde, hatte in einer späteren Zeit durch die Theilnahme am sogenannten Dreicapitelstreite, in den die Kirchen von Aquileja und Grado verflochten wurden, auf das Geschick dieser Gegenden einen wichtigen und zwar einen nicht eben wohlthätigen Einfluß. Der in Afrika über die Gültigkeit zweier Bischofswahlen, durch welche die apostolische Nachfolge unterbrochen worden sei, durchgeführte Streit der Donatisten blieb zwar auf Afrika beschränkt und hatte für die Isonzo-Landschaften keine andere Folge, als daß darüber auf dem Concil zu Arles berathen wurde, und daß an dieser Kirchenversammlung auch der Metropolit von Aquileja Theil nahm. Ganz anders war es mit dem ökumenischen Concil von Nicäa. Das Unheil des Streites in Betreff der Dreieinigkeit drang nach und nach in jeden Theil der christlichen Welt. Das Schisma der Donatisten war ein durch den Misbrauch der Freiheit veranlaßter provinzieller Zank; die im Jahre 360 vor Christus entstandene Lehre Platon's von der Trias oder den drei Archi- oder Urprincipien: der ersten Ursache, der Vernunft oder des Logos, und der Seele oder des Geistes des Weltalls, die im Platonischen Systeme als drei Götter dargestellt wurden, erzeugte dagegen den in der alexandrinischen Schule durch die Lehre vom Logos fortgepflanzten und durch den Evangelisten Johannes in das Christenthum verpflanzten Streit, daß nämlich der Logos bei Gott war vom Anfange und Gott war, der alle Dinge erschaffen hat u. s. w. Wegen dieses erhabenen und geheimnißvollen, aus dem Misbrauche der Philosophie entstandenen Begriffskampfes wurde in dem Zeitalter Constantin's des Großen unter dessen Regierung im Jahre 325 in Nicäa eine der wichtigsten allgemeinen Kirchenversammlungen abgehalten. Bis zu den Zeiten Chlodwig's und Theodorich's waren die zeitlichen Interessen sowol der Römer als auch der Barbaren tief in die Streitigkeiten der Arianer verwickelt, welche die menschliche Natur Christi leugneten, während sie seine göttliche mit dem höchsten und freudigsten Glaubenseifer vertheidigten. Der zu Nicäa geführte langwierige theologische Kampf endete damit, daß das Concil einen Platonischen Aus-

51) Siehe Gibbon a. a. O. Spalte 529 u. 530. Sextus Aurelius Victor in dem Auszuge XLI. a. a. O. S. 309.

52) S. Aurelius Victor's Auszug a. a. O.

druck homousion oder consubstantiell als das Kennzeichen der Rechtgläubigkeit annahm, indem es erklärte, der Sohn sei eines Wesens (ὁμοούσιος) mit dem Vater, ein Glaubens-Symbolum entwarf und gegen Arius und seine Anhänger entschied [53]). Die Ketzerei der Arianer drang zwar sehr spät in den Westen vor, doch die Ostgrenze Italiens erreichte sie bald, was um so weniger auffallen kann, als ja Arius selbst von Constantin in das diesen Landschaften benachbarte Illyricum verbannt wurde und daselbst sich vier Jahre hindurch aufhielt [54]). Auch unter denjenigen, welche als Bischöfe oder Gäste von Aquileja genannt werden, fand sie bald Anhänger, und zwar werden als letztere gerade solche genannt, die aus Gegenden (wie Singidunum und Mursa, an der Save und Drau, jetzt Belgrad und Essegk) kamen, mit denen Arius selbst, dessen Verbannungsort man nicht kennt, in unmittelbare Berührung gekommen sein konnte, nämlich der Bischof Ursatius von Singidunum und Valens, Bischof von Mursa, beide Arianer, welche im J. 342 sich in Aquileja einfanden, wahrscheinlich weil der bischöfliche Stuhl von Aquileja nach dem Tode Benedict's, des neunten Kirchenvorstandes dieses Sprengels, damals gerade erledigt war und sie vielleicht kamen, um sich um denselben zu bewerben [55]). Bei diesem Umstande hielten sie es für leichter, den Samen ihrer Lehre erfolgreich auszustreuen. Die Geistlichkeit und das Volk wurden aber noch rechtzeitig von der Beschaffenheit ihrer Lehre unterrichtet und brach darüber in eine solche Entrüstung aus, daß es sich in einem gewaltsamen Tumulte erhob und einen gewissen Bischof Victor oder Viator, der zu den Anhängern des Valens gehörte, in der Kirche dieser Stadt so mishandelte, daß er an den bei dieser Gelegenheit erhaltenen Verletzungen nach drei Tagen starb [56]). Von den Bischöfen dieser Diöcese erscheint bereits der Nachfolger Benedict's Fortunatus, Fortunatius oder Fortunatianus, welcher dem Concil von Sardita beiwohnte und die auf der Kirchenversammlung von Arles (353) bewerkstelligte Verurtheilung des heil. Athanasius unterzeichnete, als Arianer, als der er auch nach der Angabe des Baronius gestorben sein soll (372). Dieser Kirchenfürst stiftete das Bisthum Seben, das jetzt seinen Sitz in Brixen hat und später zu den Suffraganen des Erzbisthums Salzburg gehörte. Unbekannt ist es, wann es dem Patriarchate von Aquileja entzogen und den Erzbischöfen von Salzburg unterstellt worden sei. Man dürfte nicht fehlen, wenn man solches in die Zeit Karl's des Großen setzt, da in jener Zeit ein lebhafter Streit über die Grenzen ihrer Kirchensprengel zwischen den Patriarchen Paulinus und Arno, dem Erzbischofe von Salzburg, obwaltete. Der heil. Kirchenvater Athanasius fand hier, aus seinem Kirchensprengel Alexandrien gewaltsam vertrieben, lange vor Fortunat eine Zufluchtsstätte, und verweilte hier zwei Jahre hindurch, da ihm der rechtgläubige Constans seine Wiedereinsetzung versprochen hatte, dem aber der arianische Constantius sich widersetzte. Die Furcht, die Fortunat vor den Verfolgungen hatte, welche dieser über die Anhänger des Concils von Nicäa verhängt hatte, mag diesen Kirchenfürsten bestimmt haben, die Verurtheilung des heil. Athanasius zu unterschreiben. Um dieselbe Zeit (354) war Aquileja auch Zeuge vieler derjenigen Grausamkeiten, deren sich Constantius nach der Ermordung des Cäsar Gallus zu Schulden kommen ließ. Während der Kaiser Constantius in Mailand war, ließ er seinen Zorn gegen alle diejenigen aus, welche als Anhänger des Gallus bekannt waren, selbst Julianus (Apostata) wurde auf die bloße Angabe, er habe seinen Bruder Gallus auf der Durchreise in Constantinopel besucht, in Untersuchung gezogen und entging nur schwer einem gleichen Loose, das seinen Bruder traf, obgleich die Unwahrheit der Anschuldigung nachgewiesen wurde. Viele Andere wurden rücksichtslos zum Tode verurtheilt. Während dieser Vorfälle in Mailand und Como, wohin Julian gebracht worden, wurden ganze Scharen von Militairpersonen, nebst vielen Hofbeamten aus dem Orient nach Aquileja geschleppt. Abgezehrt unter der Kettenlast und kaum noch athmend, verwünschten sie das Leben, das ihnen unter so vielfachen Leiden nur kümmerlich gefristet wurde. Man beschuldigte sie, Handlanger des Cäsar Gallus gewesen zu sein, durch sie seien Viele in den Abgrund des Verderbens gestürzt worden. Sie zu verhören wurde Aborenus und der Kammerherr Eusebius hingeschickt. Beide rücksichtslose Großsprecher und ebenso unrechtlich als blutgierig. Nachdem sie die Scheiterhaufen mit Leichen bedeckt, kehrten sie im Triumphe nach Mailand zurück [57]). Zu der Zeit, als Fortunatus den bischöflichen Stuhl von Aquileja innehatte, wurde die Kirche von Aquileja sehr schön wieder hergestellt. In ihr wurden die Versammlungen der Gläubigen zur Abhaltung ihres Gottesdienstes, ferner in ihr auch die feierlichen Zusammenkünfte abgehalten, und ebenso auch die öffentlichen Zusammenkünfte zur Vornahme der gemeinsamen Liebesmahle, denen auch Kaiser Constans und der heil. Athanasius, der häufig während seines zweiten Exils im Westen bei

53) Hermiae Sozomeni Salaminii Lib. I. Historiae ecclesiasticae Lib. I. cap. XVI seq. in den Histor. eccles. Scriptt. graec. Edit. Severini Binii. (Coloniae Agrippinae 1612.) p. 618 seq. 54) Siehe Cesare Cantù a. a. O. Bd. IV. S. 710. 55) *Liruti* l. e. Tom. II. p. 107. 56) Diese Nachricht entnehmen wir dem Synodalschreiben, welches die Kirchenversammlung von Sardes an den Papst Julius richtete und von Baronius zum J. 347 §. XXIII angeführt wird; doch ist in diesem Schreiben der Zeitpunkt nicht bestimmt, in welchem dieses Ereigniß sich zugetragen habe; man ist jedoch jedenfalls berechtigt anzunehmen, daß es sich kurz vor diesem Concilium ereignet habe, da ja der Bischof Fortunatus oder Fortunatius von Aquileja demselben schon beiwohnte und, wie aus dem Schreiben zu entnehmen ist, der Nachfolger Benedict's war, auch nicht anzunehmen ist, daß Valens mit seinem Anhange die Diöcese zu einer anderen Zeit als zu jener der Sedisvacanz, die wahrscheinlich eine längere Zeit als sonst dauerte, behelligt habe, weil ja sonst kein Recurs an den römischen Stuhl und an den Kaiser, mit der Bitte, den Valens und seinen Anhang aus der Stadt zu vertreiben, wie aus dem Schreiben zu entnehmen ist, und eine Beruhigung des Volkes durch die Consecration des neugewählten Bischofs möglich gewesen wäre.

57) Ammianus Marcellinus, Röm. Geschichte. (Stuttgart 1853.) XVI. Buch. C. 3. S. 75.

dem rechtgläubigen Kaiser hier Audienz hatte, beiwohnten. Der Ort, wo damals diese Kirche stand, heißt jetzt Belligna daher, weil, bevor die ersten Christen sie gründeten, an derselben Stelle die römische Gottheit Belenus einen Tempel hatte. Diese Meierei, denn das ist sie jetzt, liegt in geringer Entfernung von dem heutigen Aquileja, an der an die Lagunen von Grado führenden Straße. Nach dem Tode des orthodoxen Kaisers hatte der arianisch gesinnte Constantius noch viele Kämpfe durchzumachen, deren einer mit Magnentius auch die Gegend von Aquileja wenigstens entfernter Weise mit zum Schauplatz hatte. Constantius verweilte im J. 351 in Nieder-Pannonien, dahin zog ihm der Usurpator Magnentius an der Spitze eines zahlreichen Heeres in Eilmärschen über Aquileja entgegen. Nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Mursa (28. Sept. 351) an der Drau, die seinem Gegner einen hohen Preis kostete, wurde er von der leichten Reiterei des Kaisers von dem Ufer der Drau bis an den Fuß der julischen Alpen verfolgt und entging mit einiger Schwierigkeit durch seine schnelle Flucht dem harten Loose der Gefangenschaft. Das Herannahen des Winters gab der Trägheit des Constantius einen trefflichen Vorwand, die Fortsetzung des Krieges auf den nächsten Frühling (352) zu verschieben. Magnentius hatte seine Residenz in der Stadt Aquileja aufgeschlagen und zeigte anscheinend den Entschluß, den Feinden den Zug über die Gebirge und durch die Moräste, welche die Küsten der venetischen Provinz befestigten, streitig zu machen. Als die mildere Jahreszeit eintrat, brach der Kaiser aus Pannonien auf und bemächtigte sich, ohne auf großen Widerstand zu stoßen, eines auf der Höhe der julischen Alpen gelegenen Forts, welches Magnentius für uneinnehmbar gehalten und mit einer zahlreichen Besatzung versehen hatte. Magnentius verließ sofort Aquileja, ohne hier weiteren Widerstand zu leisten. Die Ueberrumpelung eines einzigen Forts in den Alpen durch einen geheimen Marsch der Kaiserlichen würde ihn jedoch wol kaum bewogen haben, den Schlüssel zum Besitz von Italien aufzugeben, wenn anders die Neigungen des Volkes die Sache des Tyrannen unterstützt hätten. Er sah sich bald mehr und mehr von seinem bisherigen Anhange verlassen; denn kaum war Constantius nach der Schlacht von Mursa Herr der Seeküste von Dalmatien geworden, so begann schon der Abfall von Magnentius; eine Schar edler Verbannter, welche in irgend einem Hafen des adriatischen Meeres eine kleine Flotte auszurüsten gewagt hatten, suchte in seinem siegreichen Lager Schutz und Rache, und in Folge ihres geheimen Einverständnisses mit ihren Vaterlandsgenossen wurden Rom und die übrigen italienischen Städte bewogen, die Fahnen des Constantius auf ihren Mauern aufzupflanzen; ihnen folgten die Legionen und diesen die Reiterei und die Hilfsvölker Italiens, und so sah sich denn der Usurpator, bestürzt über diesen allgemeinen Abfall, bestimmt, sich mit dem Ueberreste seiner treuen Truppen jenseits der Alpen in die Provinzen von Gallien zurückzuziehen. Auf diese Weise gelangte Constantius auch rasch wieder in den Besitz Aquileja's, ganz Italiens und der übrigen römischen Besitzungen, und war bald alleiniger Kaiser[58]). Von dem, was hierauf in diesen Gegenden geschah, weiß man nur wenig. Es lebten in dieser Zeit zwei Heilige von großem Rufe, Heliodor, Bischof von Altino, ein reicher adeliger Bürger von Aquileja, der hier um das Jahr 340 geboren wurde, und Nepotianus, Bürger und Mönch von Aquileja, ein Neffe des heil. Heliodor, der hier im J. 360 zur Welt kam, beide ausgezeichnet durch Sittenreinheit, Gelehrsamkeit und durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu dem heil. Hieronymus. Ein schweres Unglück traf Aquileja zur Zeit der Regierung des Kaisers Flavius Claudius Julianus, insgemein genannt Apostata, der Abtrünnige, und zwar im J. 361, das Ammianus Marcellinus[59]) folgendermaßen erzählt: „Während Julian, — im Kampfe gegen Constantius, Constantin's des Großen Sohn, von seiner zweiten Gemahlin Fausta, dem er aus Gallien entgegenzog und zu diesem Ende so schnell als möglich, nirgends Widerstand findend, durch Ober-Italien und Illyrien vorwärts drang, und selbst auf diesem schnellen Kriegszuge mehre hochwichtige Anordnungen getroffen hatte, — vielerlei Entwürfe hegte und durch wichtige und ernste Angelegenheiten seine ängstliche Aufmerksamkeit beständig in Anspruch genommen sah, traf ihn die furchtbare und unerwartete Nachricht von einem frevelhaften Unternehmen in seinem Rücken, das ihn auf seiner feurigen Laufbahn aufhalten mußte, wenn er nicht im Stande war, dasselbe noch im Entstehen vorsichtig zu ersticken. Die Sache verhielt sich kürzlich also: er hatte zwei in Sirmium getroffene Legionen des Constantius nebst einer Cohorte Bogenschützen, weil er ihrer Treue noch nicht gewiß war, unter dem Schein dringender Nothwendigkeit nach Gallien geschickt; diese brachen nur mit Widerstreben auf, scheuten sich vor einem langen Marsche und beständigen Feindseligkeiten mit den schrecklichen Germanen, und verfielen deshalb auf Anstiften und Betreiben eines Tribuns bei der Reiterei, Nigrin, aus Mesopotamien gebürtig, auf den Gedanken einer Empörung. Die Sache wurde in versteckten Unterredungen abgemacht, bekam durch tiefes Geheimniß noch mehr Halt, und als sie, über Aemona und Nauportus[60]) marschirend, in Aquileja, einer, wie Ammianus bei dieser Gelegenheit bemerkt, durch Lage, Reichthum und ihre Festungswerke wichtigen Stadt, anlangten, schlossen sie in feindlicher Absicht schnell die Thore und fanden bei dem greulichen Aufstande noch Unterstützung an dem einheimischen Pöbel, unter dem der Name des Constantius noch immer

58) Eutropius, Abriß der römischen Geschichte, übersetzt von Dr. Fr. Hoffmann. (Stuttgart 1829.) X. Buch. 10. u. 12. Cap. S. 127 u. 188. Aurelius Victor, Kirchengeschichte a. a. O. 41. S. 242. Sext. Aur. Victor's Auszug a. a. O. 42. S. 310 u. 311. 59) Ammianus Marcellinus, Römische Geschichte, übersetzt von Dr. Ludwig Troß und Dr. Karl Büchele (Stuttgart 1853), im Leben des Constantius und Julianus. XXI. Buch. 11. und 12. Cap. S. 389 fg. 60) Strabo a. a. O. IV. Buch. 6. Cap. S. 390 nennt den Ort Pamportus und sagt von ihm, daß die Waaren von Aquileja bis dahin auf Wagen geladen ankämen.

beliebt war. Man sperrte nun alle Zugänge, stellte Bewaffnete auf Thürme und Zinnen, setzte Alles, was für den bevorstehenden Kampf erforderlich war, in Bereitschaft, und lebte inzwischen frei und ungebunden. Uebrigens wurden durch eine so kecke That auch andere Städte Italiens verleitet, sich für die Partei des Constantius zu erklären, den man damals, obgleich er inzwischen zu Mopsukrene in Cilicien an einem Stickflusse gestorben war, noch am Leben glaubte. Als Julian, noch in Räßus befindlich und wegen einer Gefahr im Rücken gänzlich unbesorgt, Kunde davon bekam, erinnerte er sich, gehört und gelesen zu haben, daß diese Stadt zwar etliche Male belagert, aber noch nie zerstört oder zur Unterwerfung gebracht worden sei. Er dachte deswegen mit allem Ernst daran, dieselbe durch List oder jede Art von Schmeichelei, noch ehe das Uebel ärger wurde, in sein Interesse zu ziehen. Er sandte also dem Befehlshaber der Reiterei, Jovinus, der über die Alpen zog und eben in Noricum einrückte, den Befehl zu, auf der Stelle rückwärts zu gehen, um dem drohenden Brande auf jede Weise Einhalt zu thun. Zugleich gebot er, es sollten, damit es in keiner Hinsicht fehle, alle Soldaten, die durch die Stadt (Räßus) zogen, mochten sie zu den Haustruppen oder Feldlegionen gehören, angehalten werden, um nach Kräften Beistand zu leisten. Kurz nachdem diese Maßregel getroffen, lief die Nachricht vom Tode des Constantius ein; er reiste deswegen schnell durch Thracien nach Constantinopel, und aus Erfahrung belehrt, daß eine solche Belagerung mehr langwierig als gefährlich wäre, bestimmte er dazu den Immo nebst einigen andern Comites (Unterfeldherren) und rief den Jovinus ab, um ihn anderwärts bei wichtigeren Unternehmungen zu verwenden. Aquileja war von einer doppelten Linie Bewaffneter umstellt, und nach übereinstimmender Meinung der Befehlshaber erschien es passend, die Belagerten halb durch drohende, halb durch schmeichelnde Vorstellungen zur Uebergabe zu bewegen; nachdem aber viel hin und her geredet worden und die Erbitterung stets im Zunehmen begriffen war, brach man unverrichteter Sache die Unterhandlungen ab. Und weil man bereits an Nichts als an Kampf dachte, pflegte man des Körpers durch Speise und Schlaf; mit Anbruch des Morgenrothes ertönten die Trompeten, und die Parteien, entflammt zu gegenseitigem Morden, stürzten mit mehr Ungestüm als Ueberlegung unter Kriegsgeschrei auf einander. Die Belagerer rückten, Sturmbreter und dichtes Flechtwerk vor sich, nach und nach und mit Vorsicht an und versuchten mit eisernen Werkzeugen aller Art die Mauern zu untergraben; viele hatten Leitern bei sich im Verhältniß zur Höhe der Mauer, und standen bereits nahe an derselben, wurden aber theils durch herabgewälzte Steine zu Boden geschlagen, theils von den sausenden Geschossen durchbohrt; andere wandten sich nun um und rissen die übrigen mit sich fort, denen die Furcht vor ähnlichen Begegnissen alle Kampflust benahm. Dieses erste Zusammentreffen steigerte die Kühnheit der Belagerten, sie hofften nun, es werde immer besser gehen und achteten wenig auf das, was ihrer noch wartete; ihr Sinn blieb fest, Wurfgeschütz wurde an passenden Orten angebracht und mit unermüdetem Eifer der Wachpostendienst und die übrigen Sicherheitsmaßregeln in Acht genommen. Auf der andern Seite wurden die Belagerer in Aussicht auf drohende Gefahren zwar ängstlicher, allein aus Scham, sich nicht ungeschickt oder unthätig finden zu lassen, schritten sie nun, da im offenen Kampfe die Gewalt wenig ausrichtete, zu den Hilfsmitteln der Belagerungskunst. Weil man aber nirgends einen schicklichen Ort entdecken konnte, um einen Mauerbrecher in Bewegung zu setzen oder Maschinen gegen die Stadt zu richten oder Minen zu graben, so wurde mit Bezug auf den in geringer Entfernung vorbeifließenden Natiso ein Plan ausgedacht, der selbst bei den Alten Bewunderung erregte. Man errichtete in aller Eile hölzerne Thürme, noch höher als die Mauerzinnen und setzte sie auf drei so eng als möglich mit einander verbundene Schiffe; Bewaffnete standen darauf und trachteten alle mit gleichem Eifer, indem sie ihre Kräfte in der Nähe maßen, die Vertheidiger von der Mauer zu verjagen; aus den untern Räumen der Thürme traten dann leichte Truppen heraus, warfen die Brücken, die sie früher zusammengefügt hatten und eilten mit gleichzeitig vereinter Anstrengung hinüberzukommen, damit, während die Mannschaft in der Höhe auf beiden Seiten Geschosse und Steine gegen einander brauchte, die Truppen von den Brücken ungestört einen Theil der Mauer niederreißen und damit einen Weg in das Innere bahnen könnten. Allein auch mit diesem klug angelegten Plane lief es anders ab; denn sobald die Thürme näher kamen, wurden sie mit Brandpfeilen, triefend von Pech, Schilf, dürrem Reisholz und allerhand feuerfangenden Materialien beworfen. Schnell griff der Brand um sich und so stürzten die Thürme unter der Last der in unruhiger Erwartung oben stehenden Mannschaft in den Fluß, einige Bewaffnete verloren oben auf den Thürmen selbst das Leben, von Geschossen aus der Ferne durchbohrt. Jetzt waren auch die Fußsoldaten nach dem Fall ihrer Genossen auf den Schiffen verlassen und wurden durch ungeheure Steinmassen zermalmt, wenige ausgenommen, welche auf den beschwerlichsten Auswegen durch Behendigkeit ihrer Füße dem Tode zu entgehen wußten. Zuletzt, nachdem der Kampf sich bis zum Abend verlängert hatte, erfolgte das gewöhnliche Zeichen zum Rückzug und beide Theile brachten den Rest des Tages in verschiedener Stimmung zu. Die Trauerklage der Belagerer über den Tod der Ihrigen bestärkte die Vertheidiger, obwol es auch bei ihnen nicht ganz ohne schmerzlichen Verlust abgegangen war, in der Hoffnung, den Sieg zu behalten. Doch ließen auch jene in ihrem Eifer um Nichts nach und nachdem man die ganze Nacht dazu genommen hatte, sich durch Speise und Schlaf hinlänglich zu erquicken, riefen die Trompeten mit beginnendem Tage von Neuem zum Kampf. Einige rückten, den Schild über den Kopf gehalten, um ungehinderter zu fechten, oder, wie vorher, mit Leitern auf den Schultern, mit stürmischer Hitze heran und legten ihre Brust den verschiedenartigsten Geschossen bloß. Andere machten sich dar-

an, die eisernen Thorriegel zu erbrechen, wurden aber mit brennendem Geschoß angegriffen, oder fanden unter den Steinwürfen von der Mauer herab ihren Tod. Noch Andere versuchten keck über die Gräben zu setzen, sahen sich aber unversehens von Leuten, die heimlich aus den Nebenpförtchen hervorbrachen, überfallen und wurden getödtet oder mit Wunden bedeckt heimgeschickt. Denn der Rückzug nach der Mauer war sicher genug und der davor befindliche Wall, mit einer Erhöhung von Rasen verkleidet, erlaubte ihnen, ohne alle Gefahr sich in Hinterhalt zu legen. Die Belagerten waren nun freilich durch Tapferkeit und Kriegserfahrung im Vortheil, ungeachtet sie außer den Mauern keinen weiteren Schirm für sich hatten, allein auch in dem Belagerungscorps zog man jetzt die tüchtigsten Leute heraus, die einen so langen Verzug nicht mehr ertragen konnten, durchsuchte mit ihnen aufs Genauste jeden Winkel der Vorstadt, wo man etwa im Sturm oder durch Maschinen sich Bahn in die Stadt brechen könnte. Da aber die Größe der Schwierigkeit jeden Versuch unmöglich machte, wurde von jetzt an die Belagerung lässiger betrieben; man ließ nur einige Wachen und Picquets zurück und die übrigen Truppen vom Belagerungscorps plünderten in der Gegend umher, hatten alle Bedürfnisse in Vollauf und versahen auch ihre Kameraden reichlich von der gemachten Beute. Jetzt war Essen und Trinken ihr einziges Geschäft und in Folge des übermäßigen Genusses trat Erschlaffung ein. Als Julian, der den Winter noch in Constantinopel zubrachte, aus dem Bericht des Immo und seiner Collegen dieses erfuhr, gedachte er durch das rechte Mittel den Missständen auszuhelfen und ließ deshalb unverweilt den Oberbefehlshaber des Fußvolks, Agilo, einen damals wohlbekannten Mann, nach Aquileja abgehen, um durch die Erscheinung einer so angesehenen Person und die Meldung vom Tode des Constantius der Belagerung ein Ende zu machen. Um aber inzwischen bei dieser keine Unterbrechung eintreten zu lassen, war man, da alle sonstige Mühe Nichts fruchtete, auf den Gedanken gekommen, die Belagerten durch Durst zur Uebergabe zu zwingen. Die Wasserleitungen wurden nun abgeschnitten, allein der Muth zum Widerstand dadurch nicht im mindesten geschwächt; der Fluß wurde mit großer Mühe abgeleitet, aber auch dieses zeigte sich ohne Erfolg. Waren die reichen Zuflüsse des Trinkwassers einmal verringert, so mußten die Belagerten, da ihre Unbesonnenheit sie einmal in diesen Zwinger geführt hatte, sich begnügen, mit Brunnenwasser kümmerlich zu leben. Unter den vorbemerkten Ereignissen traf nach Julian's Befehl Agilo ein. Dieser erschien, von zahlreichen Schilden gedeckt, ohne Weiteres nahe vor der Mauer, machte ausführliche und wahrhafte Mittheilung von dem Tode des Constantius und der festbegründeten Herrschaft Julian's, wurde aber nicht ohne Schmähungen für einen Betrüger erklärt. Auch wollte kein Mensch seiner Erzählung Glauben schenken, ehe er nach zugestandener Sicherheit ganz allein an die Mauer herangelassen wurde und hier unter den feierlichsten Betheuerungen seine Aussage wiederholte. Jetzt wurden die Thore geöffnet und nach langer Noth stürzten Alle hinaus und holten im Jubel den Frieden bringenden Feldherrn ein, suchten sich nun selbst bei ihm zu rechtfertigen, lieferten ihm den Nigrinus als Urheber der ganzen Tollheit nebst einigen Andern aus und forderten durch ihre Hinrichtung das Verbrechen beleidigter Majestät und die Drangsale der Stadt zu sühnen. Wenige Tage darauf, nachdem unter dem Vorsitz des prätorischen Präfecten Mamertinus genaue Untersuchung gepflogen war, wurde Nigrinus als Hauptanstifter des Aufstandes lebendig verbrannt. Auch die Curialien (Senatoren) Romulus und Sabostius wurden überwiesen, ohne Rücksicht auf die bedenklichen Folgen, die Neigung zur Zwietracht genährt zu haben und zum Schwert verurtheilt; alle übrigen kamen ungestraft weg, da sie zu dem rasenden Kampfe durch die Noth, nicht eigenen Willen getrieben worden waren. Denn also hatte es der Kaiser, zu Verzeihung und Gnade geneigt und hier die Billigkeit zu Rathe ziehend, angeordnet. Nachdem das Volk wieder beruhigt, die Urheber bestraft, die Mauern und Gebäude wieder hergestellt und die beschädigten Thürme ausgebessert, die frühere Lebhaftigkeit des Handels und die vormalige Gewerbsthätigkeit wiedergekehrt war, erholte sich auch die Landschaft nach und nach wieder und erlangte ihre ehemaligen Reize, sodaß man von ihrem Anblicke auf eine längere Dauer des Friedens und ländlicher Ruhe schließen zu dürfen vermeinte. Allein diese Hoffnungen zeigten sich nur zu bald als vergebliche. Viel zu früh kehrten auch in diese sonst so reizenden, fruchtbaren und friedliebenden Gegenden die Gräuelscenen des Krieges und der Empörungen zurück. Schon im darauf folgenden Jahre 362 war die Gegend von Aquileja abermals der Schauplatz kriegerischer Bewegungen des neuen Kaisers Julianus, der sich zum Kriege gegen die Perser rüstete, daher auch aus Italien immer neue Legionen an sich zog und dadurch große Bewegung auf der nach dem Orient hier durchführenden Heerstraße hervorrief. Die kurze Zeit der Regierung Julian's, der in der Schlacht gegen die Perser tödtlich verwundet in der Nacht vom 26. zum 27. Juni 363 gestorben war, und die noch kürzere seines Nachfolgers Flavius Claudius Jovianus bietet Nichts weiter dar, was für die Isonzo-Landschaften und namentlich für Aquileja nennenswerth wäre, ja sie ist für diesen Theil Italiens spurlos vorübergegangen. Die Gebrüder Valentinianus I. und Valens theilten das Reich zur Verwaltung in der Art unter sich, daß dem ersteren der Occident mit Italien, dem letzteren die morgenländischen Provinzen mit Thracien zugetheilt wurden. Valentinianus' erstes Geschäft war die Bereisung der illyrischen Donaugrenzen und die Anordnungen zur Vertheidigung derselben (364). Aus den österreichischen Gegenden ging dann Valentinian durch das steiermärkische Ober- und Unterland nach Aemona und von da nach Aquileja, wo er das Jahr 365 über größtentheils verweilte, weil die stark bemerkbaren Bewegungen der Gothen, Sarmaten und Quaden an der unteren und oberen Donau seine persönliche Nähe zu erheischen schienen.

Während seines dortigen Aufenthaltes veröffentlichte er mehre Gesetze. Aus dieser Zeit haben wir auch mehre zu Ehren dieses Kaisers gesetzte Grenzsäulen, die erst in der neueren Zeit wieder aufgefunden wurden, so eine an der Adda, eine zweite bei Chiesa gegen Tyrol hin und eine dritte zu San Giorgio vor Aquileja [61]). Zu dieser Zeit stand Florianus der Consular der Provinz Venetien vor; da diese die Angelegenheiten der Provinz verwaltenden Provinzialstatthalter ihre Residenz in dem Hauptorte der Provinz hatten und Aquileja damals der Hauptort, gleichsam die Hauptstadt Venetiens war, so befand sich Florianus gewiß in Aquileja und leitete von hier aus die Angelegenheiten dieser Provinz. Gleichzeitig mit ihm leitete Valerianus, der Nachfolger Fortunat's, die kirchliche Provinz von Aquileja, deren Sprengel sich damals schon über mehre illyrische Landschaften erstreckte. In dem von der im J. 381 zu Constantinopel abgehaltenen Synode an den Papst Damasus gerichteten Synodalschreiben, in welchem Valerianus unter den hervorragendsten Metropoliten des Abendlandes genannt wird, werden als die der Kirche von Aquileja unterstellten Suffragankirchen bezeichnet jene von Istrien, Noricum, Pannonien, Venetien mit der von Como, Sirmium und Augusta. Valentinian reinigte nach und nach seine geistliche Heerde ganz von der Sekte des Arianismus, die unter seinem Vorgänger ziemlich stark um sich gegriffen hatte. Um diese Zeit hielt sich auch der heilige Hieronymus in Aquileja auf und schiffte sich im Jahre 369 nach Aegypten ein, um sich in die von frommen Mönchen und Einsiedlern beiderlei Geschlechts bevölkerte thebaische Wüste zu begeben [62]). Zeitgenossen und Freunde des heil. Heliodor und des Rufinus, der gemeinhin der Priester von Aquileja genannt wird, sowie fleißige Correspondenten desselben waren auch der aquilejensische Mönch Florentius und Bonosus, ebenfalls ein Mönch von Aquileja, von denen und von Chrisogonus, der auch ein Bürger und Ordensgeistlicher von Aquileja war, der heil. Hieronymus in seinen Briefen lobend sagt, daß sie wie ein Chor der Seligen anzusehen seien und unter denen er ausdrücklich an einer Stelle seiner Briefe Florentius, Bonosus und Rufinus nennt, indem er sagt, daß sie ausgezeichnete Mönche seien, an die er auch aus Jerusalem und anderen Orten Syriens Briefe voll der wärmsten Gefühle und ausgezeichnetsten Achtung richtete. Alle diese aquilejensischen Geistlichen, vor allen anderen aber der Priester Rufinus, zeichneten sich durch eine ausgedehnte und gründliche Gottesgelehrsamkeit, den reinsten Wandel und den größten Eifer für die reine Glaubenslehre aus. Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher von diesen frommen und glaubenseifrigen Männern zu reden, nur so viel sei denn doch ausdrücklich bemerkt, daß durch sie Aquileja zu einem Glanzpunkte der abendländischen Christenheit und zu einem Sammelplatze der Gottesgelahrtheit wurde, in der Art, daß man die Stadt für würdig erachtete, hier eine Synode gegen den Arianismus zu halten, was auch am 5. Sept. des Jahres 381 geschah, wie später berichtet werden wird. Mehre dieser Männer, wie z. B. Bonosus, Nicetas, begleiteten den heil. Hieronymus auf seinen Reisen, andere, wie Rufinus und Florentius folgten seinem Beispiele und bereisten das heil. Land, kehrten aber, gleich dem heil. Kirchenvater Hieronymus, immer wieder nach Aquileja zurück, um hier ihre Studien fortzusetzen und die Früchte ihrer Reisen in der Lehre Anderen mitzutheilen, was mit um so größerem Erfolg geschah, da die Unterrichtsanstalt Aquileja's für kirchliche Lehre eine der berühmtesten des ganzen Abendlandes und sehr stark besucht war. Zu solchen Reisen bot eben dieser ihr Aufenthaltsort die reichlichsten Gelegenheiten dar, da Grado, der Hafen von Aquileja, immer voll von Schiffen war, und mit dem Orient und namentlich mit Alexandrien in lebhaftem Handelsverkehr stand. Mit Stillschweigen kann hier ein anderer Bürger von Aquileja, nämlich Nicetas, nicht übergangen werden, der hier geboren, unterrichtet, als Mönch zum Subdiakon geweiht und in dem unter der Leitung des heil. Bischofs Valerianus stehenden Kloster weiter ausgebildet wurde. Auch er war durch die Bande der Freundschaft mit Hieronymus verbunden, war mit ihm im Jahre 370 im Morgenlande, besuchte Jerusalem und lebte einige Zeit hindurch in der Wüste, kehrte aber nach einiger Zeit wieder nach Aquileja zurück und wurde endlich an die Spitze der größten Diöcese, derjenigen von Dacien, berufen. Die Kirche von Aquileja, deren Sprengel an diejenige des Nicetas grenzte, stand im lebhaftesten kirchlichen Verkehr mit ihr und allen benachbarten Bisthümern und Metropolien, sodaß man sie für jene Zeit für die allerwichtigste in diesem Theile von Europa erklären kann. Diese frommen Väter bildeten einen grellen Gegensatz gegen den römischen Klerus, über den sowol der heil. Hieronymus als auch der heil. Ambrosius in ihren Briefen bittere Klage führen, daß sie mit den heiligen Handlungen und mit der Religion schnöden Handel trieben und hierin den Heiden die Gelegenheit gäben, der Lehre Christi und ihren Dienern arge Vorwürfe zu machen und sie in den Augen der Unkundigen herabzuwürdigen. Dazu trugen auch nicht wenig die ärgerlichen Streitigkeiten bei, welche mit den Ketzern, namentlich den Arianern, um diese Zeit geführt wurden. Zu ihrer Beilegung wurde von dem Papste Damasus im Jahre 371 in Rom eine Synode gehalten, der auch der heil. Valerianus, Metropolit von Aquileja, beiwohnte, auf der die Häupter der Arianer, Ursatius und Valens, zur Verantwortung gezogen und Aurentius von Mailand verurtheilt wurde. Im Jahre 374 mußte Aquileja abermals eine harte Belagerung überstehen. Die Quaden und Marcomannen, entrüstet wegen des durch einen unerfahrenen Jüngling, Marcellianus, den neuen Befehlshaber an der Donau in Valeria, verrätherischerweise herbeigeführten Mordes ihres Königs Gabinius, erhoben sich plötzlich mit den

61) Della Bona Storia cronologica etc. p. 12. 62) Siehe Sancti Hieronymi lucubrationes omnes etc. (Basileae 1526.) Tom. I. p. 216. 53. Im IV. Bande dieser Lucubrationen p. 260 ist der Rufinus, welcher die Invectiven gegen den heil. Hieronymus geschrieben und der ein Ketzer war, von dem Herausgeber irrigerweise mit dem Aquilejenser verwechselt worden.

Sarmaten gegen die Römer zu einem Vertilgungskriege, überschritten die Donau, zerstörten Carnuntum und eine Menge anderer blühender Römerorte, sodaß der Schreck sich auch bis in diese Gegenden verbreitet haben dürfte, aber zu einem Vordringen der Quaden und ihrer Verbündeten bis über die julischen Alpen, wie mehr als ein italischer Schriftsteller der Neuzeit fabelt, kam es durchaus nicht [63]). In dieser Zeit traten im Osten Europa's Ereignisse ein, die 77 Jahre später auf die Isonzo-Landschaften und namentlich auf das Geschick von Aquileja einen unheilvollen Einfluß hatten. Ein bis dahin dem Westen Europa's unbekanntes Volk, dem die Schrecknisse ihrer Wildheit voranging und das von den Ufern der Wolga, mit seinen Rinder- und Lämmerheerden, seinen Weibern und Kindern, seinen Abhänglingen und Bundesgenossen, unter denen die Alanen eine der ersten Stellen einnahmen, war bis an die Grenzen des gothischen Reiches am Dniester vorgedrungen und hatte im J. 375 einen entscheidenden Sieg über Withimer, den König der Gothen, erfochten und das Heer der Ostgothen unter Athanarich beinahe vernichtet, wodurch dieser genöthigt wurde, den Schutz des Kaisers Valens anzuflehen. Das war das wilde Volk der Hunnen, das sich später unter Attila's Anführung dem Norden Italiens so verderblich gezeigt hatte. Ein Jahr früher war Rufinus von Aquileja in Jerusalem, wo er die Bekanntschaft des Dux limitaneus, Palästina's Bacurius, der Comes Domesticorum und aus einem der königlichen Geschlechter Iberiens war, machte. Dieser, mit dem er in freundschaftlichem Verkehr lebte, theilte ihm Vielerlei über die Bekehrung der Iberier zum Christenthum mit, die Rufinus in seinen Vorträgen zu Aquileja nach seiner Rückkehr dahin benutzte. Kaiser Valentinian I. starb in Carnuntum im J. 375; Kaiser Gratianus, sein Sohn und Nachfolger, kam im J. 379 in den ersten Tagen des Juli durch Aquileja, als er von der Stadt Sirmium zurückkehrend auf der Reise nach Gallien begriffen war. Derselbe Kaiser beeilte sich, als er im J. 380 erfuhr, daß Theodosius I., dem er im Gefühle eigenen Unvermögens die Bürde der römischen Weltherrschaft allein zu tragen, die kaiserliche Regierung über den Orient mit Hinzugabe Macedoniens, unter freudiger Zustimmung von Heer und Volk übertragen hatte, in Thessalonich gefährlich erkrankt sei, von Treviso, wo er sich eben aufhielt, aufzubrechen und seine Reise über Aquileja fortzusetzen, da er die Folgen des Todes des Theodosius fürchtete. Als er aber in den ersten Tagen des März in Aquileja günstigere Nachrichten erhielt, reiste er nicht weiter, sondern blieb hier bis in die letzten Tage des Juni; hierauf begab er sich nach Sirmium, von wo er den Befehl erließ, daß in Aquileja eine Kirchenversammlung zusammentreten solle. Im darauf folgenden Jahre befand sich Theodorich zu Anfang des Monats Mai in dieser Stadt, gegen das Ende des September in Treviso und zu Ende des Jahres abermals in Aquileja, was man aus einigen von ihm erlassenen Gesetzen ersieht. In demselben Jahre (381) weihte der heil. Valerianus, Metropolit von Aquileja, den heil. Vigilius zum Bischof von Trient; endlich am 5. Sept. versammelte sich das vom Kaiser angeordnete Concilium. Dasselbe war keine allgemeine Synode, sondern nur ein Particular-Concilium, ihm wohnten 32 durch Wissen und Lebenswandel ausgezeichnete Bischöfe aus Afrika, Gallien und Italien bei; den Vorsitz führten die heiligen Ambrosius von Mailand und Valerianus von Aquileja. Die Zusammenberufungsursache war die arianische Ketzerei, deren Häupter Palladius und Secundianus sich und ihre Ansichten zu vertheidigen und zu rechtfertigen vorhatten, aber mit solcher Kraft bekämpft und widerlegt wurden, daß sie sich besiegt fühlten und daher dem Palladius nichts Anderes übrig zu bleiben schien, als gegen den Ausspruch dieser Kirchenversammlung die Berufung an die weltliche Obrigkeit zu ergreifen [64]). Auf diesem Concilium erschien auch Bischof Theodor von Ottodurum und unterzeichnete die Acten dieses Concils als der sechste [65]). Als Gratianus im J. 383 mit Tode abgegangen war, begab sich der 13jährige Kaiser Valentinian II., dem der Usurpator Maximus vorläufig noch Italien, Afrika und Illyricum gelassen hatte, von Mailand nach Aquileja, von wo bald darauf in seinem Namen einige Gesetze erlassen wurden. In demselben Jahre wurden, mit Zustimmung des Papstes, der Bischof von Verona und auch die übrigen Bischöfe Venetiens Suffragane der Metropolie von Aquileja. Inzwischen enthüllte der Usurpator (387) seine herrschsüchtigen Pläne, sich auch noch desjenigen Theils der Länder des knabenhaften Valentinian II., in dessen Namen seine Mutter Justina die Regierung führte, die ihm nahe geblieben war, zu bemächtigen, zu welchem Ende das nächste Ziel seiner Bestrebungen die Eroberung von

63) Eine misverstandene Stelle des Ammianus XXIV, 6. S. 831 u. 832, in der er der früheren Thaten der Quaden zur Zeit Marc Aurel's gedenkt, verleitete Liruti a. a. O. II, 178 u. 179 und von ihm verführt auch Andere, so Vincenzo Zandonato a. a. O. S. 76; den *Conte di Manzano*, Annali del Friuli. (Udine 1854.) Vol. I. p. 60 eine Belagerung Aquileja's durch die Quaden von 373 anzunehmen. Die Stelle lautet so: „Es erregten die Quaden einen plötzlichen Aufstand, eine Nation, jetzt nicht mehr zu fürchten, aber ehedem ungemein kriegerisch und mächtig, wie die von ihnen verübten Thaten beweisen, ihre raschen Ueberfälle, die von ihnen in Gemeinschaft mit den Marcomannen unternommene Belagerung von Aquileja, die Zerstörung von Opitergium und sonst zahlreiche blutige, mit größter Geschwindigkeit ausgeführte Kriegszüge, sodaß ihnen kaum jener gestrenge Kaiser Marcus (Aurelius), wie ich von ihm erzählt habe, nach Durchbrechung der julischen Alpen Widerstand zu leisten vermochte." Diese Stelle ist um so klarer, als Ammianus gleich nach ihr dasjenige wieder aufnimmt, was sich nach diesem Einfalle der Quaden zutrug, nämlich die Veranlassung dieses Krieges, den an Gabinius begangenen Verrath, das Ueberschreiten der Donau, die darauf folgenden Verheerungen ꝛc. Selbst Carlo Troya verfällt in seiner Storia d'Italia del medio. (Napoli 1839.) Vol. I. P. II. p. 820 in diesen Fehler.

64) *Joann. Dominic. Mansi*, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio etc. (Florentiae MDCCLIX.) Tom. III. p. 599—627. 65) Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter. Kritisch aus den Quellen bearbeitet von J. F. Damberger, Exprofessor, mit Beihilfe einiger gelehrten Freunde. 1. Bd. (Regensburg 1850.) S. 31.

Italien war. In diesem Bestreben wurde er durch Valentinian's katholische Unterthanen unterstützt, welche die Regierung ihres arianischen Beherrschers verabscheuten. Da jedoch Maximus die Alpenpässe, wenn er sie ohne Widerstand finde, zu besetzen wünschte, so empfing er mit treulosem Lächeln den Abgesandten Valentinian's, Domninus den Syrer, den er aus Aquileja geschickt hatte, um über einen gesicherteren Frieden mit ihm zu unterhandeln [66]), und drang in ihn, die Hilfe einer beträchtlichen Truppenabtheilung für den Dienst im pannonischen Kriege anzunehmen. Der Scharfblick des Ambrosius hatte die Schlingen eines Freundes unter den Betheuerungen der Freundschaft entdeckt; aber Domninus wurde durch die freigebigen Gunstbezeugungen des Maximus bestochen oder getäuscht, und der Rath von Mailand verwarf hartnäckig jede Ahnung einer Gefahr mit jenem blinden Vertrauen, das keineswegs das Ergebniß des Muthes, sondern der Furcht ist. Der Marsch der Hilfstruppen wurde von dem Gesandten selbst angeführt und man ließ sie ohne Mistrauen in die Festungen der Alpen ein. Allein der schlaue Tyrann folgte mit eiligen, aber stillen Schritten im Rücken derselben, und da er sorgfältig alle Nachrichten von seinen Bewegungen zurückhielt, verkündete erst der Glanz der Waffen und der durch die Reiterscharen erregte Staub den Heranzug eines Fremden gegen die Thore von Mailand. In dieser äußersten Noth mochten Justina und ihr Sohn ihren Mangel an Vorsicht und die treulosen Künste des Usurpators anklagen; aber es fehlte ihnen an Zeit, Kraft und Entschlossenheit, gegen die Gallier und Teutschen Stand zu halten, es sei im Felde oder innerhalb der Mauern einer großen und misvergnügten Stadt. Ihre einzige Hoffnung beruhte auf der Flucht; Aquileja war ihr einziger Rettungsort, und da Maximus jetzt seinen eigentlichen Charakter entfaltete, mochte Valentinian, der Bruder des ermordeten Gratian's, von den Händen desselben Mörders dasselbe Schicksal besorgen. Maximus zog zu Mailand im Triumphe ein, und wenn der kluge Erzbischof Ambrosius einen gefährlichen und verbrecherischen Bund mit dem Thronräuber ablehnte, vermochte er doch mittelbar zu dem Erfolg seiner Waffen beizutragen, indem er von der Kanzel mehr die Pflicht der Ergebung in den Willen Gottes als jene des Widerstandes einschärfte. Die unglückliche Justina erreichte Aquileja in Sicherheit; sie mistraute der Stärke der Festungswerke, fürchtete die Ereignisse einer Belagerung und beschloß den Schutz des großen Theodosius anzurufen, dessen Macht und Tugend in allen Ländern des Westens gepriesen wurde. Ein Fahrzeug wurde insgeheim für die Aufnahme der kaiserlichen Familie besorgt, worauf sie sich eiligst in einem der Häfen von Venetia oder Istrien einschiffte, das adriatische und ionische Meer in seiner ganzen Ausdehnung durchfuhr, um das äußerste Vorgebirge des Peloponnesos bog und nach einer langen und glücklichen Fahrt endlich in dem Hafen von Thessalonika ausruhte, wo sie aber auch der Kaiser residiren ließ, statt sie nach Constantinopel einzuladen. Maximus gelangte inzwischen in den gewünschten Besitz der Länder Valentinian's, indem er bis Aquileja mit seinen Truppen vordrang [67]). Ueber das weitere Schicksal dieser Stadt schweigt Zosimus, der Hauptgeschichtschreiber dieses Zeitraumes. Nach Zosimus scheint es, daß Maximus sie belagert und daß sie bis zum nächsten Jahre ihm widerstanden habe, dagegen geht aus Palatius hervor, daß sie sich am Ende denn doch ergeben habe. Damals war Tatianus, der unter Valens mehren Magistratsämtern vorgestanden, in Aquileja; ihn hatte Theodosius nach dem Tode des Cynegius von hier nach Aegypten berufen [68]). Hierauf drang der Tyrann nach Aemona vor, das er lange belagerte, ohne es jedoch eingenommen zu haben. Inzwischen wurde Theodosius durch die Reize der Schwester Valentinian's, der Prinzessin Galla, die er in zweiter Ehe heirathete, bewogen, sich ihrer Familie anzunehmen, was bis dahin nicht eben kräftig geschehen war. Bald darauf widerhallte das Reich des Theodosius vom Euphrat bis zum adriatischen Meere von Kriegsrüstungen zu Lande und zur See. Während in den Häfen von Griechenland und in denjenigen von Epirus eine mächtige Flotte ausgerüstet wurde, um, sowie durch einen Seesieg Bahn gebrochen wäre, Valentinian und seine Mutter nach Italien überzusetzen, rückte Theodosius selbst an der Spitze eines tapferen und wohldisciplinirten Heeres vor, um seinen unwürdigen Gegner zu bekämpfen, der (388 Juni bis August) nach der Belagerung von Aemona sein Lager in der Nähe von Sescia aufgeschlagen hatte. Bei dieser pannonischen, durch den breiten, reißenden Savestrom stark befestigten Stadt kam es zur Schlacht, in der nach scharfem Kampfe die am Leben gebliebenen Reste der tapfersten Krieger Maximin's ihre Waffen zu den Füßen des Kaisers niederzulegen genöthigt wurden. Ohne seinen Marsch einzustellen, um den getreuen Zuruf der Bürger von Aemona zu empfangen, drängte Theodosius nun vorwärts, um den Krieg durch seines Nebenbuhlers, der vor ihm mit der Emsigkeit der Furcht floh, Tod oder Gefangenschaft zu beendigen. Von dem Gipfel der julischen Alpen stieg er mit so unglaublicher Schnelligkeit in die Ebene von Italien nieder, daß er Aquileja am Abende des ersten Tages erreichte; Maximus, der sich von allen Seiten eingeschlossen sah, hatte kaum Zeit, die Thore der Stadt zu schließen. Aber die Thore der Stadt vermochten den Anstrengungen des siegreichen Kaisers nicht lange zu widerstehen; Verzweiflung, Abneigung und Gleichgültigkeit der Soldaten und des Volkes beschleunigten den Sturz des Usurpators. Die Stadt wurde genommen, Maximus von seinem Throne gerissen, mit rauhen Händen des kaiserlichen Schmuckes, des Mantels, Diadems und der purpurnen Pantoffel beraubt und gleich einem Uebelthäter in das ungefähr drei Meilen von Aquileja entfernte Lager und vor das

66) *Zosimi* Historiarum libri VI. enthalten in den Romanae historiae script. Graeci minores etc. (Francofurti 1590.) lib. IV. col. 766, 40.

67) *Zosimus* l. c. col. 767.

68) *Zosimus* IV, 1 l. c. col. 769.

Angesicht des Theodosius geführt, in dessen Brust die schwache Regung unfreiwilligen Mitleids durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, die Gebote der wiedervergeltenden Gerechtigkeit und das Andenken an Gratian's Ermordung erstickt wurde, und so überließ er denn das Opfer dem blutdürstigen Eifer der Soldaten, die den Mörder Gratian's aus der kaiserlichen Gegenwart entfernten und zur Stelle sein Haupt vom Rumpfe trennten. Nach Sokrates [69]) geschah dieses am 27. Aug., nach Idatius aber am 28. Juli des Jahres 388, doch scheint die Zeitangabe des Sokrates die richtige zu sein. Theodosius zog hierauf in Aquileja ein, wo er einige Zeit hindurch verweilte, um die in der letzten Zeit in Unordnung gerathenen Angelegenheiten des abendländischen Kaiserreiches wieder zu ordnen. Durch sein aus dieser Stadt erlassenes Edict vom 22. Sept. desselben Jahres wurden alle Regierungshandlungen des Usurpators für nichtig erklärt und ebenso auch alle von ihm ausgegangenen Ernennungen der Minister und Beamten [70]), indem er zugleich Alles wieder in den früheren Stand zurückführte. Zugleich überantwortete er wieder die ihnen entrissenen Provinzen den Händen Valentinian's und seiner Mutter Justina, die allem hier Angeordneten in Aquileja beiwohnten. Bei dieser Gelegenheit behielt sich jedoch Theodosius bis zur Großjährigkeit Valentinian's die Theilnahme an den Regierungshandlungen über diese Länder vor. In demselben Jahre war auch der heil. Ambrosius in Aquileja, ertheilte entweder noch in diesem oder im unmittelbar darauf folgenden (389) Jahre dem Chromatius die bischöfliche Weihe, da es ein alter Gebrauch war, daß die Metropoliten von Mailand und Aquileja sich wechselseitig die Weihe ertheilten, sobald auf den einen oder den anderen erzbischöflichen Stuhl dieser Diöcesen ein neuer Metropolit erhoben wurde [71]), und schrieb auch von hier aus jene überaus schöne Epistel an den Kaiser Theodosius, der sich damals in Mailand aufhielt. Chromatius war aus Aquileja gebürtig, wo er nach einem Briefe des heil. Hieronymus geboren war und Schwestern hatte, die ihre Jungfräulichkeit Gott gewidmet hatten, ihm lebte dort auch die Mutter noch. Chromatius zeichnete sich durch seine Gottesgelehrsamkeit und seinen Eifer für die wahre Lehre der Kirche aus, denn er war es ja, der auf der zu Aquileja sieben Jahre früher gehaltenen Synode noch als Priester dem Palladius am schärfsten zusetzte und erfolgreichsten bekämpfte, endlich ihn auch so in die Enge trieb, daß ihm kein anderer Ausweg übrig blieb, als an die weltliche Obrigkeit gegen seine Berufung Verwahrung einzulegen [72]). Nach dem Berichte des Baronius wurde im J. 389 in Folge des von Theodosius erlassenen Edictes, welches die Zertrümmerung der Idole und die Schließung oder Abtragung aller heidnischen Tempel anbefahl, auch in Aquileja der Tempel der Isis zerstört [73]). Im J. 391 hielten sich die Kaiser Theodosius und Valentinian II. bald in Concordia und Vicenza, bald in Aquileja auf, was wir aus mehren von ihnen erlassenen Gesetzen über kirchliche Gegenstände ersehen [74]). Schon im nächsten Jahre (392) am 15. Mai wurde Valentinian II., nicht ohne Verschulden des Arbogastes, in seinem Gemache zu Vienna in Gallien erdrosselt gefunden und der Rhetor Eugenius von diesem mit dem Purpur bekleidet. Theodosius wurde durch die Thränen seiner geliebten Gattin Galla gereizt, das Schicksal ihres unglücklichen Bruders zu rächen und abermals mit den Waffen die beleidigte Majestät des Thrones zu rächen; doch vergingen fast zwei Jahre mit den Rüstungen zum Bürgerkriege. Arbogastes, der Feldherr des Usurpators Eugenius, nahm seine Stellung an den Grenzen von Italien (im Sept. 394) in der Nähe von Aquileja und war vielleicht sogar mit Eugenius in Aquileja, befestigte die Alpenübergänge, ja er ließ sogar in seinem heidnischen Aberglauben auf den Bergen und Hügeln gegen Theodosius geweihte vergoldete oder goldene Statuen des Blitze schleudernden Jupiter, des Mars und der Victoria in dem Wahne setzen, sie würden dem Heere des Thronräubers zu sicherem Siege gegen die Truppen des Theodosius verhelfen, der in großen Tagesmärschen gegen Eugenius und Arbogastes heranzog. Die Heerscharen des Theodosius konnten ohne Widerstand die pannonischen Provinzen bis zum Fuße der julischen Alpen besetzen, ja selbst die Gebirgspässe wurden aus Nachlässigkeit, vielleicht auch aus Berechnung dem kühnen Angreifer preisgegeben. Er stieg von den Bergen nieder und erblickte mit einigem Erstaunen das furchtbare Lager der Gallier und Teutschen, welches mit Waffen und Gezelten die offene

69) *Socratis Scholastici* Historiae ecclesiasticae libri VII in den Historiae ecclesiasticae Scriptores Graeci. (Coloniae Agrippinae 1612.) lib. V. c. XIV. p. 438: Sexto Cal. Septembris. Idatii Episcopi Chronicon in des *Jacobi Sirmondi* Soc. Jesu presbyteri opera varia. Tom. II. (Venetiis 1728.) col. 231: „Maximus Tyrannus occiditur per Theodosium terno lapide ab Aquileja, quinto Kalendas Augustas." 70) Siehe Corpus juris Romani Antejustiniani Consilio Professorum Bonensium. (Bonnae 1841. 4.) col. 1468, 6. 71) Baronius a. a. O. bei den Jahren 388 §. LXXXIV und 556 §. X, wo er ausdrücklich sagt: Is mos antiquus erat.

72) Opera Sancti Ambrosii omnia. Tom. II. p. 798 et 800. Joannis Candidi Commentarior. Aquilej. Lib. II. bei Grävius a. a. O. col. 17. Henrici Palladii De Olivis Rerum Foro-Juliensium libri XI. Lugduni Batavorum bei Grävius a. a. O. col. 111. 73) Siehe *Bertoli* Antich. d'Aquil. Vol. I. p. 14. 74) So das Gesetz über die Profanarum der Taufe Dat. V. Id. Maii Concordiae, Tatiano et Symmacho coss. Corpus juris Romani Antejustiniani a. a. O. col. 1193; desgleichen über denselben Gegenstand Dat. V. Id. Maii Concordiae Tatiano et Symmacho coss. a. a. O. col. 1588. Ueber die Unkenntniß der Ges. Dat. VI. Kal. Junii, Vincentiae Tatiano et Symmacho coss. a. a. O. col. 96. Datum VI. Kal. Jun. Vincentiae, Tatiano et Symmacho coss. a. a. O. col. 288. Dat. VI. Kal. Junii Vincentiae Tatiano etc. a. a. O. col. 615. Valentinianus et Theodosius Evagrio Praefecto Augustali et Romano Comiti Aegypti Dat. XVI. Kal. Jul. Aquilejae. Tatiano et Symmacho coss. a. a. O. col. 1617. Dieselben Kaiser Dat. XVI. Kal. Julii, Aquileja a. a. O. col. 1182. Die Kaiser Valentinianus, Theodosius und Arcadius ad Magnillum Vicarium Africanum. Dat. XIII. Kal. Jul. Aquileja (391). Acc. Id. Jan. Hadrumeti, post cons. Tatiani et Symmachi (392) a. a. O. col. 1019, dann ad Alypium Dat. prid. Id. Jul. Aquileia. Tatiano et Symmacho coss. (391) a. a. O. col. 1374.

Gegend bedeckte, die sich bis zu den Mauern von Aquileja und bis zu den Ufern des Frigidus oder kalten Flusses, jetzt Wippach genannt, eines kleinen, aber interessanten Nebenflusses des linken Sontius- (Isonzo-) Ufers, der etwa drei Meilen vom adriatischen Meere oberhalb Aquileja's in jenen fällt, erstreckt. Dieser enge von den Alpen und dem adriatischen Meere umschlossene Kriegsschauplatz gewährte strategischen Operationen keinen großen Spielraum. Ohne die natürlichen und künstlichen Hindernisse, die seinen Anstrengungen im Wege standen, griff der Kaiser des Orients ohne Verzug die Verschanzungen seines Gegners an, theilte den ehrenvollen Posten der Gefahr den Gothen zu und nährte den geheimen Wunsch, der blutige Kampf möge den Stolz und die Zahl der Sieger verringern. Das Glück entschied sich am ersten Tage gegen Theodosius, der auch am Morgen des zweiten Tages dazu noch wenig Hoffnung hatte, bis ihn einer jener heftigen Stürme, die in den Alpen häufig einzutreten pflegen, zu Hilfe kam, indem er die Staubwolken in das Antlitz der Feinde blies, während seine Leute durch ihre Stellung mehr gedeckt waren. Die Heftigkeit des Sturmes, durch die abergläubische Furcht der Gallier, die ihn überirdischen Mächten zuschrieben, vergrößert, brachte sie bald in gänzliche Unordnung und verschaffte dem Theodosius einen entscheidenden Sieg (6. Sept. 394), der noch zudem durch den Tod seiner beiden Nebenbuhler gekrönt wurde, von denen Arbogastes sich entleibte, Eugenius aber, während er bittend zu den Füßen des Kaisers lag, von den erbarmungslosen Soldaten enthauptet wurde. Theodosius überlebte jedoch diesen Triumph nur eine sehr kurze Zeit, indem er schon am 9. Jan. des folgenden Jahres ebenfalls starb. Nach erfochtenem Siege hatte er sich einige Zeit hindurch in Aquileja aufgehalten, wohin auch der heil. Ambrosius kam, mit dem er sich nach Mailand begab, wo er auch starb. Seine Söhne Honorius und Arcadius waren bestimmt, die Throne von Rom und Constantinopel zu besteigen und die Trennung des Reiches in zwei Staaten bleibend zu machen; jenen bestieg Honorius, diesen Arcadius. Im Jahre 398 kehrte der schon früher erwähnte Priester von Aquileja, Rufinus, wieder in seine Heimath zurück und verfaßte dort um den Anfang des fünften Jahrhunderts seine erste Apologie. Am 29. Sept. war Kaiser Honorius in Aquileja [75]), was man aus einem von hier aus gegebenen Gesetze ersieht. Waren die bisher abgelaufenen Jahrhunderte für Aquileja und seine Umgebung selten vom Glück begleitet, so zeigen sie sich doch noch verhältnißmäßig beneidenswerth gegen die nun folgenden Jahre. Mit dem Schlußjahre des vierten Jahrhunderts beginnt die eigentliche Zeit der Völkerwanderung, unter deren Tritten Italien und vor allen anderen Landschaften Venetien so viel zu leiden hatten. Am schlimmsten von allen waren aber die Isonzo-Landschaften daran, da theils die wichtigste der römischen Heerstraßen unmittelbar hierher leitete, und wenn sie die Völker des Nordostens einmal hierher führte, mußte schon die Absenkung der julischen Alpen im Karste dieselben an den Sontius leiten. Und so kam denn auch der Vorläufer der beginnenden Völkerwanderung, der Gothenkönig Alarich, nach der allgemeinen Meinung im J. 400 zuerst in die östliche Ebene Friauls [76]), lieferte den Römern am Timavus eine blutige Schlacht [77]), belagerte Aquileja vergebens, um welche Stadt eine Pest ausbrach, die ihn vielleicht auch mit bestimmte, die Belagerung aufzugeben [78]), und zog hierauf, ohne sich mit der Belagerung dieser Stadt lange aufzuhalten, da ganz Italien schutzlos vor ihm lag, Alles vor sich her in Angst und Schrecken versetzend, durch Friaul in die später sogenannte Lombardei hinein, wo er bei Pollentia und Verona zwei große Schlachten schlug, nach deren letzterer er sich durch die Alpenpässe flüchtig aus Italien entfernte. Die folgenden Jahre blieb Italien von ihm verschont. Der bis in den Winter 407 hingehaltene Alarich brach endlich aus Epirus wieder auf und machte sich nun den Zustand des Westreiches zu Nutze. Er rückte über Dalmatien ins südliche Pannonien, überschritt von dort die Pässe, welche ins obere Sauthal, das damals zu Venetien gerechnet wurde, führten und lagerte sich bei Aemona. Von dort ging er über den Fluß Ἄχυλις (Gail), nachdem er schon die apenninischen (sollen wol die pannonischen sein) Alpen überschritten hatte, bei welchem Zuge Alarich wol zur Vermeidung

75) Honorius erließ hier dies Gesetz De Consularibus et Praesidibus Codicis Theodosiani const. 1. Tit. VI. Tit. XIX. Dat. III. Kal. Oct. Aquileja. Stilicone et Aureliano mm. VV. CC. Cos. (400). Siehe Corpus Juris Romani Antejustiniani a. a. O. col. 548.

76) Die Ungewißheit der Zeitangaben gleichzeitiger Schriftsteller und der Mangel an Thatsachen stemmen sich, wie schon Gibbon a. a. O. Spalte 980 bemerkt, gegen die Versuche, die Umstände der ersten Ueberziehung Italiens durch Alarich's Waffen zu beschreiben; doch hat W. Bessel im Art. Gothen im 75. Bande der 1. Section dieser Encyklopädie S. 214—220 es mit anerkennenswerthem Fleiße versucht, einige Ordnung in die vielen hier sich ergebenden Widersprüche zu bringen. 77) Es ist nicht wahrscheinlich, daß der umsichtige und energische Minister des abendländischen Kaisers, Stilicho, die Alpenpässe des Ocra ohne Schutz gelassen habe. Die Ereignisse jener Jahre, soweit sie uns bekannt sind, lassen sich in der That nicht anders erklären, als wenn die den Gothen zunächst entgegengestellten Truppen in einer entscheidenden Schlacht gesprengt wurden, sodaß dem Stilicho nichts Anderes übrig blieb, als jenseits der Alpen ein neues Heer zu sammeln. Wir brauchen aber in diesem Punkte uns keineswegs auf bloße Vermuthungen zu beschränken, denn wir haben sogar ausdrückliche Zeugnisse. Abgesehen nämlich von der „alpinischen Schmach" des Claudian und dem auf eine solche entscheidende Schlacht sich beziehenden „vulnus Timavo deploratum" desselben, setzt das Chronicon Anonymi Cuspiniani ap. *Roncallum* II. p. 123 den Einfall Alarich's in Italien auf den 10. Aug. 401, welches Datum man, wie Bessel a. a. O. S. 217 meint, aufs Ungefähr hin für das des Schlachttages am Timavus halten könnte, die nach dem langsam behutsamen Vorrücken Alarich's und den folgenden Ereignissen frühestens im Sommer 401 geschlagen sein könnte. Simoni's Versuch einer Geschichte Alarich's ꝛc. S. 33 fg. 78) Rufinus in seiner Praefatio zur Uebersetzung des Eusebius der Zeit, wo diruptis Italiae claustris ab Alarico duce Gothorum eine Pest um Aquileja ausbrach, was ganz mit der Schilderung Claudian's übereinstimmt; daß Aquileja damals von den Gothen belagert worden, ersehen wir aus des Hieronymus Schrift: Adv. Rufinum III. c. 6. Erobert wurde aber die Stadt, dem Ausdrucke des Hieronymus nach zu schließen, nicht.

der gewiß gutbesetzten gewöhnlichen Heerstraße von Aemona nach Aquileja einen ungewöhnlichen Weg einschlug und so zur Bedrohung Italiens Noricum besetzte [79]). Die darauf folgende Zeit wurde auf Unterhandlungen mit Rom verwendet. Als diese zu keinem befriedigenden Ergebnisse führten, als insbesondere Stilicho, derjenige Römer, mit dem Alarich in fortwährendem Verkehre stand, sogar ermordet ward, und auch seine neugestellten Bedingungen, die da bewiesen, daß er den Frieden wolle, nicht angenommen wurden, es also demnächst zum Kriege kommen mußte, da gab er, in der Absicht, an den Abhängen der Alpen in unmittelbare Berührung mit den nördlichen Germanen eine dauernde und zugleich nicht bedeutungslose Stellung einzunehmen, das obere Drauthal und die italischen Pässe auf, und nahm den alten im J. 400 und 401 befolgten Plan jetzt (im J. 408) wieder auf, wahrscheinlich weil er erfahren hatte, daß auch die Römer zu dem Plane des J. 401 zurückgegangen seien, sich lediglich hinter den Mauern zu vertheidigen in der Voraussicht, daß sich die Gothen auf die Länge im Lande nicht würden halten können. Alarich brach jetzt in Venetien ein. Er zog ohne Aufenthalt an Aquileja, Concordia und Altinum vorüber bis nach Cremona, da sich ihm keine Truppen entgegenstellten; ja er überschritt sogar den Po und richtete seinen Marsch geradezu auf Rom. Die Isonzo-Landschaften sahen weder ihn, der in Italien 410 einzog, noch seinen Nachfolger und Schwager Athaulf, der mit seinen Scharen nach Gallien zog, wieder, und kamen so diesmal leichteren Kaufes als früher davon. In dieser bedrängnißvollen Zeit war Aquileja reich an Gelehrten und Schriftstellern, die hier oder in benachbarten Städten ihren Wohnsitz hatten; dahin gehören: der schon erwähnte Bischof Fortunatianus von Aquileja, der aquilejensische Mönch Grisogonus, die Bischöfe von Aquileja Valerianus, Chromatius, und die Nachfolger dieses Bischofs Nicetas und Augustinus, der Mönch Nepotianus, Rufinus, der wiederholt erwähnte Priester von Aquileja, Heliodor, Bischof von Altino, Paul von Concordia und der Mönch Florentius [80]). Die Schriftsteller Friauls behaupten, daß um die Zeit des drohenden zweiten Einfalls Alarich's und des Metropoliten Augustinus die reicheren und angeseheneren Bewohner von Aquileja, voll der Furcht vor den nordischen Barbaren in den „aquae gradatae“ benannten Lagunen von Aquileja am Rande derselben und zwischen diesen und dem benachbarten Meere eine ansehnliche Burg gebaut und nach den Gewässern Grado benannt hätten, in der sie bei neuen Einfällen eine sichere Zufluchtsstätte erwarten konnten [81]). Doch, noch bevor dieselben in die Lage kamen, sich dieses Asyls zu bedienen, gerieth Aquileja abermals in gleicher Weise, wie schon öfter früher, durch Bürgerkrieg in eine überaus mißliche Lage. Am 27. Aug. des J. 423 war der abendländische Kaiser Honorius zu Ravenna gestorben. Während nun die Minister darüber rathschlagten, was zu thun sei, wurde der leere Thron des Honorius durch den Ehrgeiz eines Fremden geraubt. Der Name des Rebellen war Johannes, er hatte den Posten eines Primicerius oder Geheimschreibers versehen. Die günstigen Umstände benutzend ließ sich Johannes zu Ravenna zum Kaiser des Westens ausrufen. Durch die Unterwerfung Italiens und durch die Hoffnung eines Bündnisses mit den Hunnen, zu denen er seinen Majordomus Aëtius mit vielem Golde zur Erkaufung ihrer Unterstützung entsendet hatte, stolz gemacht, wagte es Johannes, die Majestät des Kaisers des Ostens durch eine Botschaft zu beleidigen, durch die er die Bestätigung seiner Erhebung sich erbat; als er jedoch erfuhr, daß seine Sendlinge verbannt, eingekerkert und zuletzt unter wohlverdienter Schmach verjagt worden seien, schickte er sich an, die Ungerechtigkeit seiner Ansprüche mit Waffen zu vertheidigen und zu behaupten. In einem solchen Falle hätte Theodosius II., der Enkel Theodosius des Großen, in Person in das Feld rücken sollen; aber der junge Kaiser wurde durch seine Aerzte leicht von einem so kühnen und waglichen Entschlusse abgehalten und die Leitung des bevorstehenden italienischen Feldzuges weislich dem Ardaburius und seinem Sohne Aspar übertragen, welche ihre Tapferkeit bereits gegen die Perser bewiesen hatten. Johannes hatte folgenden Feldzugsplan beschlossen. Es sollten bei der Ankunft des Heeres des morgenländischen Kaisers, während er selbst es in der Front angriffe, die Hunnen demselben in die Flanken fallen und dadurch in Unordnung versetzen. Zu Constantinopel war indessen beschlossen worden, daß sich Ardaburius mit dem Fußvolke einschiffen sollte, während Aspar an der Spitze der Reiterei Placidia und ihren Sohn längs der Küste des adriatischen Meeres geleitete. Der Marsch der Cavalerie geschah aber mit so wohlberechneter Geschwindigkeit, daß sie ohne Widerstand die Stadt Aquileja überrumpelte; plötzlich wurden jedoch die Hoffnungen Aspar's durch die Nachricht niedergeschmettert, ein Sturm habe die kaiserliche Flotte zerstreut und sein Vater sei mit nur zwei Galeeren ergriffen und als Gefangener nach dem Hafen von Ravenna gebracht worden. So unglücklich auch dieses Ereigniß erscheinen mochte, erleichterte es doch die Eroberung von Italien. Ardaburius verwendete oder mißbrauchte vielmehr die Freiheit, die ihm edler Weise gestattet wurde, um unter den Truppen wieder das Gefühl der Pflichttreue und Dienstbarkeit zu wecken, und sowie die Verschwörung zum Ausbruch reif war, lud er durch geheime Boten Aspar ein und drang auf dessen Heranzug. Ein Hirte, den die Leichtgläubigkeit des Volkes in einen Engel verwandelte, führte die morgenländische Reiterei auf einem geheimen und, wie man glaubte, ungangbaren Pfade durch die Sümpfe des Po, die Thore von Ravenna wurden nach kurzer Gegenwehr geöffnet, und der wehrlose Usurpator Johannes

79) W. Bessel im 75. Bande der 1. Section dieser Encyklopädie S. 223 u. 224. 80) Siehe Annali del Friuli ossia Raccoltà delle cose storiche appartenenti a questa regione compilati dal Co. Francesco di Manzano. Vol. I. (Udine 1858.) p. 70. 81) Chronicon Andreae Danduli l. c. Lib. IV. Capitul. I. Pars XII. col. 69. *F. Jo. Fran. Bern. Maria de Rubeis*, Monum. Eccles. Aquil. (Argentinae 1740.) col. 117. Liruti, Zanetti und Andere führen eben nur die Stelle Dandolo's an.

der Gnade oder vielmehr Grausamkeit der Sieger überliefert. Zuerst hieb man Johannes die rechte Hand ab, dann wurde er auf einen Esel reitend dem öffentlichen Hohne preisgegeben, endlich im Circus von Aquileja enthauptet. Der zu den Hunnen geschickte Majordomus Aëtius traf drei Tage nach der Hinrichtung des Usurpators mit 60,000 Hunnen vor Aquileja ein, dem sie zu Hilfe kommen sollten; es entspann sich sofort eine gewaltige Schlacht, in der viel Blut sowol von der einen als von der andern Seite vergossen wurde; als jedoch Aëtius das Ende des Tyrannen erfuhr, trat er in Unterhandlungen mit Placidia und ihrem Sohne Valentinian, erlangte Verzeihung und wurde von ihr zum Comes erhoben, die Hunnen aber mit einer schweren Summe Goldes abgefunden und zur Rückkehr bewogen. So endete diese Usurpation des abendländischen Thrones. Placidia verweilte hierauf einige Zeit hindurch in Aquileja und erließ von hier aus vier Gesetze, und zwar das eine am 17. Juli, die anderen am 4., 6. Aug. und 7. Oct. [82]). Sie betrafen die Verpflichtungen der Zurückstellung aller von seinen Vorfahren der Geistlichkeit und den heiligen Orten verliehenen Freiheiten, Rechte und Immunitäten, belegten die Manichäer und anderen Ketzer mit der Acht, und enthielten strenge Vorkehrungen gegen die Abgötterei und den heidnischen Aberglauben, welche der Usurpator besonders begünstigt hatte, aber sonst die völlig freie Ausübung des Gottesdienstes wieder gewährend, um sich die Anhänglichkeit des Volkes und der höheren Classen der Gesellschaft zu sichern, die noch immer der alten Lehre sehr zugethan waren. In kirchlicher Beziehung ist noch zu bemerken, daß Aquileja schon im vierten Jahrhundert über viele Suffraganstitze von der Donau bis nach Dalmatien hinunter eine Metropole war, und aus der Erzählung des Paul Warnefried [83]) erhellt, daß diese Metropoliten zur Zeit, als der Ostgothe Theoderich der Große über Italien herrschte, sogar schon mit dem Patriarchentitel zu prangen anfingen. Vielleicht wurde der Titel von Constantinopel her schmeichelhaft zugestanden aus politischen Absichten und Rom ließ die Sache auch bald aus Klugheit gelten, da Aquileja noch lange zwischen Abendland und Morgenland hin- und herschwankte. Dies waren die Schicksale Aquileja's bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts. Da brach 452 oder 453 [84]) ein gewaltiges Unglück über die große, reiche Stadt herein, das sie mit nahezu völliger Vernichtung heimsuchte. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hatten sich die siegreichen Horden der Hunnen, die Gothen und Vandalen vor sich hertreibend, von der Wolga bis an die Donau ausgebreitet, aber die öffentliche Macht derselben wurde durch die Zwietracht unabhängiger Häuptlinge erschöpft und ihre Tapferkeit in geringfügigen Raubzügen vergeudet. Erst Attila (Etzel Godegisel), der Sohn Mundzuk's, brachte sie wieder zu Ansehen und Einfluß, schreckte Byzanz, überzog Persien, verheerte viele Länder des östlichen Europa's und brach endlich auch in den Westen unseres Erdtheils und namentlich in Gallien ein, wo er zwar von Aëtius und den Westgothen zurückgeschlagen, genöthigt wurde, sich in die Tieflandschaften der mittleren Donau zurückzuziehen, um dort neue Kräfte zu sammeln, aber wodurch weder der Muth, noch die Macht, noch der Ruhm Attila's geschwächt wurden. Attila gab wegen des Mislingens des gallischen Feldzuges seine Pläne keineswegs auf, er begehrte vielmehr auch im Frühlinge des Jahres 452 oder 453 abermals, wie schon früher wiederholt, die Hand der Prinzessin Honoria und ihre väterliche Erbschaft und trat, als dieses Begehren abermals verweigert oder umgangen wurde, sogleich einen neuen Feldzug an. Nach Beendigung des gallischen Feldzuges hatte Aëtius seine Legionen nach Italien zurückgeführt, um dasselbe und den in Ravenna residenzhaltenden Kaiser zu decken; allein sie genügten für diesen neuen Feldzug durchaus nicht, und jetzt, wo es galt das Kaiserreich gegen eine Belagerung zu schützen, hatte er weder die barbarischen Hilfstruppen, noch auch die nationalen Freiwilligen zu seiner Verfügung, wie auch jener patriotische Aufschwung fehlte, den er im Westen der Alpen kurz vorher noch angetroffen hatte [85]). Niemand dachte an Widerstand. „Die Furcht," sagt ein Zeitgenosse mit Kummer, „überlieferte Italien ohne Vertheidigung." Inzwischen näherte sich Attila den julischen Alpen. Die Italiener, welche längst vordem auf Handhabung der Waffen Verzicht geleistet hatten, wurden nach 40jährigem Frieden durch den Heranzug eines furchtbaren Barbaren überrascht, den sie als den Feind sowol ihrer Religion als ihres Vaterlandes ver-

82) Diese Gesetze sind: a) De Episcopis Codic. Theodosiani Lib. XVI, Tit. II. de Episcopis, ecclesiis et Clericis const. 46, gerichtet an Georgio Proconsuli Africae. Dat. prid. Non. Jul. Aquileia D. N. Theodosio A. XI et Valentiniano C. Coss. (425) l. c. col. 1516. b) In Cod. Theodos. Lib. XVI. Tit. V. De haereticis, const. 62. Imp. Theodos. A. et Valentinianus C. ad Faustum Praef. Urb. Dat. XVI. Cal. Aug. Aquileiae. Theodosio A. XI et Valentiniano C. Coss. (425) l. c. col. 1567 et 1568. c) Ebendaselbst const. 63, gerichtet an den Proconsul Africae Georgius. Dat. prid. Non. Aug. Aquileia. D. N. Theodosio A. XI et Valentiniano C. Coss. (425) l. c. col. 1568 et 1569. d) Ebendaselbst const. 64, gerichtet an Bassus com. R. P. Dat. VIII. Id. Aug. Aquileia. D. N. Theodos. A. XI et Valentiniano C. Coss. (425) l. c. col. 1569. e) Cod. Theodos. Lib. XVI. Tit. II. De Episcopis Ecclesiis et Clericis, const. 47: Basso comiti. R. P. Dat. VIII. Id. Oct. Aquileia. D. N. Theodosio A. XI et Valentiniano C. Coss. (425) l. c. col. 1516 et 1517. 83) *Pauli Diaconi* Historia Longobardorum II, 8.

84) Ueber das Jahr der Zerstörung Aquileja's schrieb Abbate Bianchi in gründlicher Gelehrsamkeit ein eigenes Werk: Saggio storico-critico intorno all' epoca della distruzione di Aquileja dell' abate Giuseppe Bianchi accademico udinese e professore di umane lettere nel civico ginnasio (Udine 1835), als dessen Ergebniß er feststellen zu müssen glaubte, daß Aquileja im Frühlinge des Jahres 453 und zwar nach einer längeren, keineswegs aber dreijährigen Belagerung den Hunnen unterlegen sei; s. p. 59, wo er die Resultate seiner Deduction in gedrängter Kürze zusammenfaßt. 85) Siehe König Attila und seine Zeit. Schilderungen und Sagen aus der Geschichte des fünften Jahrhunderts von Amadée Thierry. Teutsch von Dr. Eduard Burkhardt. (Leipzig 1855.) S. 156 fg.

abscheuten. Mitten in dem panischen Schrecken, zu welchem der Hof von Ravenna die erste Veranlassung und Aufmunterung gab, schlug Aëtius, der gänzlich unvorbereitet und allein und ohne Beistand war, denn die von dem morgenländischen Kaiser versprochene Hilfe war ebenso fern als zweifelhaft, und nicht im Stande, eine seines früheren Ruhmes würdige Kriegsthat auszuführen, dem Kaiser Valentinian — so sagt man — vor, ihn aus Italien, Thierry meint, wahrscheinlich zu den Galliern zu schaffen. Als Beschützer des Kaisers und mit seinem Kopfe für dessen Sicherheit verantwortlich, wollte er zunächst diesen außerordentlichen Schatz bergen, um mit mehr Freiheit für die Kriegsbedürfnisse sorgen zu können. Vielleicht hoffte er die Westgothen zu bestimmen, ihm nach Italien zu folgen, vielleicht zählte er auf die Burgunder. Für den Nothfall sandte er nach Constantinopel, um sich vom Kaiser Marcian schleunige Hilfe zu erbitten. Welchen Plan er aber auch bei der unseligen Bedingung, vor Allem das Leben des Kaisers zu retten, gefaßt hatte, so mußte er doch sogleich darauf verzichten. Die Idee, den Fürsten aus Italien fortzuschaffen, erregte ein so allgemeines Geschrei, daß Aëtius sie nicht festzuhalten wagte; er verzichtete daher darauf, das Feld zu behaupten, wie er bis zum Eintreffen der im Morgenlande erbetenen Hilfe vermocht hätte. Statt dieses ersten Plans, der sicherlich der weiseste war, nahm er folgenden an: Außer Stande, gleichzeitig Ravenna und Rom zu decken, die Residenz der Cäsaren und die geschichtliche Metropole der römischen Welt, und eingedenk, daß Alarich mit letzterer nur deshalb so leicht fertig geworden war, weil sich die Legionen genöthigt gesehen, das erstgenannte zu decken, beschloß er, Ravenna preiszugeben, und schaffte Valentinian nach Rom, dessen Mauern er ausbessern ließ. Gleichzeitig concentrirte er seine Streitkräfte diesseit des Po, die Besatzungen einiger wichtiger Städte wie Aquileja ausgenommen, und überließ Anfangs das transpatanische Italien seinen eigenen Mitteln. Dies war beinahe derselbe Plan, den er bei dem Feldzuge in Gallien befolgt hatte; er verlegte seine Operationen diesmal in den Süden des Po, wie er sie damals in den Norden dieses Flusses verlegt hatte. Während dieser Verhandlungen rückte Attila in großen Tagesmärschen vorwärts. Er hatte seine Residenz mitten im Winter verlassen, und schlug den geradesten und bequemsten Weg für eine Armee, die große Heerstraße der Legionen, die von Sirmium über Aquileja nach Italien führte, ein, die Hauptcommunications-Linie von Rom und Constantinopel. Die Straße ging, wie wir bereits wissen, durch die Städte Aemona und Nauportus, das heutige Laibach und Ober-Laibach. Südlich von dem letzteren Orte, unter den Tauriskern eine blühende Handelsstadt, welche namentlich mit Aquileja in lebhaftem Handelsverkehre stand, begann die Aufsteigung der julischen Alpen, welche die ad Pirum (dem heutigen Birnbaumwalde) genannte Station an dieser Straße beherrschte [86]). Am Fuße des Abhanges auf der italienischen Abdachung befand sich ein fortwährendes Lager, das von dem Flüßchen Wippach, damals der kalte Fluß genannt, begrenzt wurde. Dieses Feld und der Engpaß ad Pirum bildeten die Umfriedung, welche die julischen Alpen hier darboten. Dieses Lager war aber jetzt verlassen und somit kein Hinderniß des Vordringens Attila's. Die Italiener, die noch Arme für Bürgerkriege fanden, hatten keine mehr gegen einen fremden Ueberfall. Zweiundzwanzig italienische Meilen vom Lager am kalten Flusse (Frigidus) entfernt, lief der Isonzo, damals Sontius genannt, der mehr als einmal während der inneren Kriege Roms als Schranke gedient hatte; Attila überschritt ihn ohne Schwertstreich. Von der Isonzobrücke bis zu den Mauern von Aquileja dehnt sich ein offenes, mit Weinstöcken und Bäumen bepflanztes Feld aus, gleichsam die Campagna Aquileja's. Die Fruchtbarkeit Venetiens, die Weichheit seines Klima's und sein frühzeitiger Frühling waren schon bei den Alten berühmt. Beim ersten Hauch des Sommers, sagt ein römischer Geschichtschreiber, sah man dieses ganze Land sich mit Blumen und Weinreben wie zu einem Feste kränzen. Die hunnische Armee ließ hier nur Trümmer und Zerstörung hinter sich zurück. Erst vor den Wällen von Aquileja fand Attila den ersten Widerstand. Aquileja, der größte und am stärksten befestigte Platz in ganz Italien, diente dieser Halbinsel an der verwundbarsten Stelle, wo sie bald von den plötzlichen Einfällen der Donau-Barbaren, bald von den besser berechneten Angriffen der byzantinischen Kaiser bedroht wurde, zur Schutzwehr. Der Fluß Natiso umspielte, wie wir bereits früher gesehen haben, die ganze östliche Seite, schirmte dadurch, daß er einen Theil seiner Gewässer in einen breiten, kreisförmigen Graben ergoß, die hohe mit Thürmen flankirte Mauer von allen Seiten und umschloß sie wie mit einem Gürtel. Aquileja war aber auch damals noch als Handelsplatz nicht minder wichtig denn als Kriegsplatz. Seine Einwohner, die abwechselnd Krieger, Handelsherren oder Seeleute waren, concentrirten in ihren Mauern bereits seit 500 Jahren den Umsatz der Ausfuhrartikel Italiens mit den Einfuhrartikeln Illyriens, Pannoniens und der barbarischen, jenseit der Donau gelegenen Länder, wie z. B. Wein, Getreide, Oel und Fabrikgegenstände gegen Sklaven, Schlachtvieh und Pelzwerk. Sein in der Mündung des Flusses zwei Meilen weiter unten gelegener Hafen galt für einen der besten im adriatischen Meere, wenigstens war er in gewöhnlichen Zeiten der am besten bewachte, denn vor ihm stationirte eine Flotte, welche dieses Meer zu beschützen und die Seeräuberei zu unterdrücken beauftragt war. Was war wol aus dieser Flotte im J. 452 n. Chr. geworden? War sie bei der täglich wachsenden Auflösung der römischen Streitkräfte schon zu Grunde gegangen? oder hatte sie der Kaiser vielleicht von hier abgerufen, um sie der Flotte von Ravenna beizugesellen und so die Residenz der Cäsaren sicherer zu decken? Man weiß es nicht; allein sie spielte keine Rolle bei den Kriegsoperationen, die wir jetzt zu berichten haben. Durch die Natur wie durch die Kunst gleich stark be-

86) Herodian a. a. O. VIII, 4. S. 274 u. 275.

festigt, galt Aquileja für uneinnehmbar, wenn es sich nur vertheidigen wollte. Und es war diesmal fest entschlossen, sich auf das Kräftigste zu vertheidigen. Die gothischen Bundestruppen, die unter ihren angestammten Fürsten Alarich und Antala dienten, theilten ihren unerschrockenen Sinn den Bürgern mit, und diese gedachten des ruhmvollen und erfolgreichen Widerstandes, den einst ihre Väter einem grimmigen und unerbittlichen Tyrannen, der die Majestät des römischen Purpurs entehrte, entgegengesetzt hatten. Zählte der Hunnenkönig in seiner Armee auch Soldaten, die kühn genug waren, einen ähnlichen Handstreich auszuführen, wie zur Zeit des Kaisers Constantius, so hatte er doch keine Maschinenbauverständigen, welche die nöthigen Vorbereitungen zu einer solchen Unternehmung treffen konnten; er dachte übrigens nicht weiter daran, und gebrauchte gegen Aquileja die gewöhnlichen Belagerungsmittel, Laufgraben, die Sturmböcke, die Sturmleitern, die Minen, aber Alles ohne den geringsten Erfolg. Von den Einwohnern tüchtig unterstützt bot die Besatzung Allem Trotz, und ein befestigter Platz, der den kunstgerechten Angriffen der Legionaire Julian's widerstanden, spottete der Unerfahrenheit der Hunnen in der Belagerung wohlbefestigter und gutvertheidigter Plätze. Täglich wurde von Seiten Attila's ein neuer Versuch unternommen, den die Kühnheit oder die Schlauheit der Belagerten in Unglück für ihn verwandelte. Die Thätigkeit der Maschinen, die Ausfälle, die nächtlichen Waffenrufe entkräfteten und decimirten seine Truppen. Drei lange Monate, nicht aber, wie einige Schriftsteller irrigerweise meinten, Jahre, verschwanden mit dieser vergeblichen Arbeit; schon machte sich die Hitze fühlbar, und das Feld, das fortwährenden Verheerungen ausgesetzt war, gab bald weder Futter für Thiere, noch Lebensmittel für Menschen mehr her. Inzwischen vernahm man, daß die durch Aëtius vom morgenländischen Kaiser erbetenen Hilfstruppen nach dem südlichen Italien ausgeschifft worden wären; es verbreitete sich sogar das Gerücht, daß der Kaiser Marcian seinen Beistand nicht darauf beschränken wolle, sondern einen Einfall in Pannonien vorbereite, und den Rückzug der Hunnen bedrohe. Zur Entmuthigung geneigt, sobald es galt gegen Mauern zu kämpfen, entsetzten sich die wilden Hunnen bei der Rückerinnerung an das Unglück, welches sie bei der Belagerung von Orleans heimgesucht, und was sonst bei Attila's Heeren überraschte, das Lager hallte von Klagen und Murren wieder. Der Hunnenkönig selbst, ungeduldig und in seinem Stolze verletzt, konnte keinen Entschluß fassen. Aquileja im Rücken liegen zu lassen, und seinen Marsch durch Italien fortzusetzen wäre eine Unklugheit gewesen, die ihn verderben konnte; sich als besiegt zu erkennen, und sich, ohne Beute gemacht oder gekämpft zu haben, zurückzuziehen, war eine Schande, die er nicht zu ertragen vermocht hätte. Aquileja mußte um jeden Preis in seine Hände gerathen. Ein Zufall, den jeder Andere vielleicht ganz außer Acht gelassen hätte, lieferte den Platz in seine Hände und gab dem Muthe der Hunnen einen neuen, fast übernatürlichen Aufschwung. Als Attila eines Tages, an dem er schon den Befehl ertheilt hatte, am kommenden Morgen die Zelte abzubrechen und den Rückzug anzutreten, so berichtet einer der Schriftsteller, in ziemlicher Unruhe um die Mauern herumging, und den Zustand der Stadt zu erforschen suchte, sah er Störche mit ihren Jungen aus einem verfallenen Thurme, wo sie bisher genistet hatten, davon fliegen, und weit hinaus ins Feld ziehen, wobei die Alten die Jungen, die ihnen noch nicht ordentlich zu folgen vermochten, auf dem Rücken trugen oder im Fluge unterstützten. Attila blieb einige Augenblicke stehen, um diesen Unterricht zu beobachten und wendete sich dann mit den Worten an sein Gefolge: „Betrachtet einmal diese weißen Vögel; sie spüren, was kommen wird, verlassen eine Stadt, die zu Grunde geht, in der Voraussicht der Gefahr, verlassen sie die dem Einsturz geweihten Thürme. Und glaubet ja nicht, daß diese Ahnung grundlos oder unsicher sei; die Angst vor einer bevorstehenden Gefahr wandelt die Gewohnheiten der Wesen um, die das Vorgefühl der Zukunft haben." Diese mit Absicht und mit dem Scharfblick eines Staatsmannes gesprochenen Worte wurden alsbald im ganzen Lager wiederholt. Attila erreichte seinen Zweck. Jene Art übernatürlicher Autorität, mit welcher er sich unter schwierigen Umständen zu kräftigen verstand, wirkte auch dieses Mal wieder auf die entmuthigten Geister. Alsbald wurden die Hunnen von einem neuen Feuer ergriffen; sie bauten nun mit verdoppelter Anstrengung, unter der Leitung von Gefangenen, wirksamere Maschinen, versuchten alle Mittel der Zerstörung, vervielfältigten die Zahl der Sturmleitern und machten endlich eine große Bresche in dem Theile der Mauer, den die Störche verlassen hatten; die Hunnen drängten mit unwiderstehlicher Wuth zum Sturme und nahmen endlich die Stadt ein, die sie plünderten und deren reiche Beute sie theilten. Ihre Verwüstungen waren so schrecklich, erzählt Jornandes hundert Jahre später, daß man zu seiner Zeit in den zurückgelassenen Ruinen kaum die Spuren der Stätte zu entdecken vermochte, welche diese einst so ausgedehnte und reiche Stadt eingenommen. Zu den Schrecken der Plünderung gesellte sich freche Gewaltthat an den Frauen. Die Geschichte bewahrt uns das Andenken an ein junges und schönes Weib, Namens Dugna oder Digna, die, von einem Haufen der Wilden verfolgt, ihr Haupt in ihren Schleier hüllte, sich von dem Dache ihres Hauses herabstürzte und in den Tiefen des Flusses verschwand. So lautet der kurze und dunkle Bericht der Geschichtschreiber; allein die Sage hat, wie immer, beliebt, die Ereignisse auszuschmücken. Die Venetianer zeigen noch immer in ihrem Arsenale den Helm, den Attila auf dem Schlachtfelde zurückgelassen habe und vor dem Dome der nun vereinsamten Insel Torcello nennt man auch noch einen steinernen Stuhl den Sitz des Attila, auf dem sitzend er Gericht gehalten habe. Eine andere Sage will, daß er von den Aquilejensern bei einer Recognoscirung, die er während der Nacht ohne Begleitung unternahm, überfallen wurde, ihnen an eine der Stadtmauern gelehnt, den Bogen in der Faust, das Schwert zwischen den Zähnen, die Spitze

geboten, und nachdem er Berge von Leichen um sich gehäuft und überschritten, doch glücklich entkommen sei; man erkannte ihn, erzählt die alte Volkssage, an den Flammen seiner Augensterne wieder, die einen unheimlichen Glanz ausstrahlten. Eine andere weniger heroische Sage will, daß die Einwohner von Aquileja, um sich nach den Lagunen zu retten, auf ein Mittel verfielen, welches jenen unmöglichen Kriegslisten angehört, die die Leichtgläubigkeit so sehr entzücken. Um nämlich ihren Rückzug nach dem Meere zu decken und die Aufmerksamkeit der Hunnen zu beschäftigen, während sie auf Schiffen ihre Familien und Güter in Sicherheit brachten, stellten sie vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnete Statuen statt der Schildwachen auf den Wall, sodaß Attila nach der Einnahme des Platzes nur leere, von steinernen oder hölzernen Vertheidigern beschirmte Häuser vorfand. Die Hunnen, fügt die Sage hinzu, hätten den ihnen gespielten Betrug erst gemerkt, als sie sahen, daß Vögel ruhig auf den Köpfen der vermeintlichen Krieger ihren Platz behaupteten. Diese Erzählungen stimmen aber mit den geschichtlich erwiesenen Thatsachen schlecht überein und mögen hier nur zur Vervollständigung dessen dienen, was uns beglaubigte Berichte über die Einnahme Aquileja's mittheilten. In alle diese und noch andere Volkssagen von Como, Turin, Modena, Venedig, Padua muß man gerechtes Mistrauen setzen; indessen stimmen sie doch mit authentischen Zeugnissen zu dem Beweise überein, daß Attila, dem die Einnahme von Aquileja den Zugang zu den Ebenen Ober-Italiens eröffnet hatte, nach dieser furchtbaren Züchtigung seinen Verheerungszug über die Ebenen Venetiens und der neueren Lombardei weiter fortgesetzt und verbreitet und die Städte Concordia, Altinum, Patavis in Ruinenhaufen und Asche verwandelt, die Binnenstädte Vicenza, Verona und Bergamo der raubsüchtigen Grausamkeit seines Heeres preisgegeben und die Bewohner Aquileja's und der anderen zuerst genannten Städte genöthigt habe, sich auf die ihnen benachbarten Lagunenstädte zu flüchten. Die Bewohner von Aquileja gaben dazu den Anstoß, indem sie sich in die durch ihre Lagunen gegen den Nachzug der Hunnen geschützten Hafeninsel Ad Gradus (Grado) flüchteten. Dieses Beispiel wirkte, und längs der ganzen Küste Venetiens folgte nun ein allgemeines Flüchten. Man sagt, die Bewohner von Concordia hätten sich nach Caprulä oder Caorle, die Einwohner von Opitergium nach Equilium, jene von Altinum nach Torcello und Murano, die von Padua nach Rialto oder dem späteren Venedig, die von Este, Monselice und den Euganeen nach den philistinischen Inseln, endlich die Bewohner von Adria, Rovigo und der Umgegend nach Chioggia geflüchtet. Durch diese Flucht hat die Insel Grado erst ihre spätere Bedeutung erhalten, die nun des Näheren aus einander gesetzt werden soll, während alles dasjenige, was eigentlich der Geschichte Friauls angehört, bereits dem Artikel Gradisca (s. diesen) einverleibt worden ist. Unter den Lagunen, welche in ununterbrochenem Zusammenhange sich unter dem Namen Venezia Marittima von den Mündungen des Po bis zu jener des Sontius oder Isonzo und gegen den Timavus erstrecken, sind die Lagunen von Aquileja und Grado die am meisten gegen Osten sich erstreckenden. Dieser Küstenstrich ist einer der interessantesten des ganzen adriatischen Meeres. Er umfaßt die Regio Padana, die Ostia Padi (die wechselvollen zahlreichen Mündungen des Po), die uralten Städte Spina, Butrio und Adria oder Hatria, die sogenannten sieben Meere (Septem Maria), die zu den interessantesten Untersuchungen, Schlüssen und Vermuthungen Veranlassung gebenden Fossae philistinae, die in die Mythe verwickelten Insulae electrinae und die Gegend der Silva Phaëtontis (die Bernsteininseln und den Forst des Phaëton), das villenreiche Gestade von Altino, und die Inseln Torcello, Mazorbo, Murano, Rialto u. a., welche jetzt das unvergleichliche Venedig und sein Inselgefolge tragen, die Aestuaria Caprulana und die Aquae gradatae, lauter Gegenden, deren jede für sich allein zu den lehrreichsten Forschungen den Vorwurf darbietet. Diesen Namen mögen diese Lagunen erhalten haben von den Gradus oder marmornen Stufen, welche die Römer an den Mündungen schiffbarer Ströme oder an Hafenorten zu leichterer Befrachtung und Lichtung der Schiffe anzulegen gewohnt waren [87]). Unter der Benennung der Aquae gradatae erscheinen die Lagunen von Aquileja und Grado erst mit beginnendem Mittelalter in den alten venetianischen Chroniken und in einzelnen Urkunden. Bei römischen Schriftstellern ist nur immer von dem Hafen von Aquileja die Rede, der eine der Flottenabtheilungen beherbergte, in dem ein lebhafter Schiffsverkehr stattfand u. dgl. m. und von dem Ausonius berichtet, daß Aquileja durch ihn überaus berühmt gewesen sei [88]). — Nun folgt ein Zeitraum, in dem Grado als ein besonders bemerkenswerther Ort gar nicht erscheint, selbst zur Zeit der Zerstörung Aquileja's durch die Hunnen und bei Gelegenheit der Flucht seiner Bewohner in die Inselregion wird Grado nicht erwähnt. Erst als der Sturm der Langobarden über die Isonzo-Landschaften hereinbrach, taucht es mehr und mehr aus dem Dunkel auf, von dem es bis dahin bedeckt war, während Aquileja durch Attila's Grimm so zerstört worden war, daß zu Jornandes' Zeit kaum eine Spur ihres ehemaligen Daseins übrig war; nur Rom gab den Sitz der kirchlichen Diöcese nicht auf, sondern ernannte, nach dem in der katholischen Kirche althergebrachten Gebrauche, in ununterbrochener Reihenfolge die obersten Kirchenvorstände von Aquileja in den Bischöfen Delphinus, Marimus, Januarius, Secundus, Marcellianus, Marcellinus, Stephanus, Macedonius, Paulinus, Probinus und

87) Wir finden am Mittelmeere mehre so benannte Orte an den Mündungen der Flüsse ins Mittelmeer. So finden wir Gradus Massilianorum an den Mündungen der Rhone; Gradus pisani an der Mündung des Arno und Gradus aquilejenses an jener des Sontius, s. Memorie storiche de' Veneti primi e secondi di Jacopo Filiasi. Edizione seconda. Tomo II. (Padova 1811.) p. 337 seq.

88) Moenibus et porta celeberrima Aquileja. Siehe des Decimus Magnus Ausonius, der im J. 375 Consul war, Opera omnia, in usum Delphini. Edit. B. Southius. (Lutetiae Paris. 1730. 4.), in dem Carmen: De clar. urb.

Helios, welcher als der 24. in der Reihenfolge der Kirchenfürsten von Aquileja aufgeführt wird und zur Zeit des Langobardeneinfalls den Stuhl von Aquileja inne hatte. Ueber die meisten derselben liegen zweifellose Beweise vor, und nur über Einen und den Andern aus ihnen erhebt die historische Kritik Zweifel, ja selbst die gänzliche Zerstörung Aquileja's kann nicht als ganz erwiesen angenommen werden; jedenfalls ist man genöthigt ganz dasselbe auch hier anzunehmen, was weiter westlich bei Opitergium, Altinum, Padua, Areste und anderen Küstenstädten sich zutrug, daß die Bewohner derselben nach dem vorübergezogenen ersten Hunnensturme in ihre altgewohnte Heimath zurückkehrten, ihre Wohnsitze wieder herstellten und erst zu der Zeit, als der Langobardensturm heranzog, dieselben bleibend in den Lagunen aufschlugen, ohne eben ihre alten Stätten ganz und für immer zu verlassen. Erst von diesem Zeitpunkte an kann die dauernde Errichtung der Lagunenstädte von Grado, Equilio, Caprulä, Torcello, Majurbium, Murianum, Rivoaltum, Metamancum, Clugium mit einiger Sicherheit angenommen werden. Dafür, daß Aquileja durch Attila nicht ganz zerstört und bald darauf wieder so hergestellt worden sei, sprechen mehre Umstände. Vor Allem ist selbst die Angabe des Jornandes [89]) nicht so beschaffen, daß man eine gänzliche Zerstörung der großen, reichen und volkreichen Festung, Handels- und Hafenstadt, wozu sich auch Attila gewiß nicht die dazu nöthige Zeit nehmen konnte, annehmen dürfte, wie einige neuere Schriftsteller voraussetzen. Jornandes lebte etwa 70 Jahre nach Attila's zerstörendem Zuge, und schloß sein Werk: De rerum et temporum successione im J. 551 n. Chr. Zu seiner Zeit mochte also allerdings Aquileja noch sehr arg verwüstet sich zeigen, allein da Magnus Aurelius Cassiodorus, der schon um 468 n. Chr. geboren wurde und nach 562 starb, Aquileja, Concordia und Forumjulii [90]) als Städte aufführt, in denen er, aus Rücksicht auf ein zusammenzuziehendes Heer (ex apparatu exercitus), bedeutende Mengen von Wein und Getreide aufgespeichert hatte, so mag die Stadt damals schon wieder eine bemerkenswerthe Größe erlangt und sein gänzlicher Verfall eben nicht lange gedauert haben. Wir können daher der Nachricht allerdings Glauben schenken, daß Marcellinus, der 19. Bischof von Aquileja, der etwa 80—85 Jahre nach Attila's Tode den Patriarchenstuhl bestieg, den Dom und das von jenem Zerstörte wieder hergestellt habe und daß sich seit dem Beginn des 3. Jahrzehends des 6. Jahrh. die Stadt wieder zu einem der bedeutendsten Orte Friauls erhoben habe [91]). Früher wurden aber die Ruinen der einst so herrlichen Stadt und deren arme Bewohner noch wiederholt von anderen nordischen Barbarenhorden ausgeplündert, so daß daraus das langsame Wiederaufblühen der Stadt sich ganz gut erklären läßt. Im J. 463 brachen die Alanen unter ihrem Könige Beogor durch die Isonzo-Landschaften in Oberitalien ein, plünderten dieselben und die Ruinen von Aquileja aus und wurden im darauffolgenden Jahre in der Nähe von Bergamo von Ricimer, dem Feldherrn des Kaisers Libius Severus, aufs Haupt geschlagen und vernichtet [92]). Ungefähr 10 Jahre später (473) führte Widimir, der Bruder Walamir's und Theodemir's, seine Ostgothen-Scharen auf der bequemen und gewöhnlichen Heerstraße über den Karst, durch Friaul nach Italien, das erst sein gleichnamiger Sohn wieder verließ, vom Kaiser Glycerius durch Geschenke bewogen nach Westen zu ziehen und sich den Westgothen anzuschließen [93]). Auch dieser Zug ging gewiß nicht ohne Schaden an der Gegend von Aquileja vorüber. Drei Jahre später kam, obgleich nicht durch dasselbe Volk, Schlimmeres über die Isonzo-Landschaften. Es zog nämlich der Rugier und Turcilinger Odoaker, nachdem er in Noricum den Segen des heil. Severinus und die Weissagungen seiner künftigen Größe erhalten, hier durch nach Italien, um durch die Entthronung des letzten römischen Kaisers Romulus Momyllus Augustulus einem Anderen, Größeren den Weg zur Gründung eines länger dauernden Reiches zu bahnen. Dieser glückliche Barbar erbat sich vom morgenländischen Kaiser den Titel eines Königs von Italien, dessen er sich jedoch nicht lange erfreute, obgleich er einer längeren Regierung und eines besseren Endes vollkommen würdig gewesen wäre. Unter seiner Regierung blieben die Grenzen Italiens von den Barbaren Galliens und Germaniens geachtet, welche die schwachen Nachkommen des Theodosius so oft gemishandelt hatten. Italien wurde durch die Waffen seines Eroberers beschützt, den diese Gegenden mit geringer Macht hatten kommen und in die Dienste des kaiserlichen Sohnes des Orestes hatten treten sehen und den sie jetzt als Kaiser bei wechselndem Schicksal wieder sahen; das erste Mal auf seinem Zuge über die Alpen, um die Reste von Noricum von Fava oder Feletheus, dem Könige der Rugier, zu befreien und bald darauf wiederum sein Reich gegen einen gefährlichen Nebenbuhler zu vertheidigen. Diesen fand er in Theoderich dem Ostgothen, genannt dem Großen, dem Dietrich von Bern (Verona), dem Haupthelden der teutschen Helden-Sage [94]). Die Beweggründe zu dem Zuge Theo-

89) *Jornandis* Historia de Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis cap. VI in *Muratori* Script. rer. Ital. Tom. I. p. 212: invadunt civitatem, poliant, dividunt, vastantque crudeliter ut vix ejus vestigia appareant (oder apparet) reliquerint. 90) Cassiodor erzählt, Augustinus habe ihm gemeldet, daß Venetien von einem allgemeinen Miswachs des Weines, des Weizens und Buchweizens heimgesucht worden sei und von ihm Abhilfe verlangt habe. Et id eclatanti viri allegatione permoti vinum et triticum, quod nos in apparatu exercitus ex Concordiense, Aquileiense et Forojuliense civitatibus collegare feceramus praesenti auctoritate remittemus. Magni Aurelii Cassiodori, Senatoris, Viri Patritii, Consularis et Vivariensis abbatis opera omnia etc. (Venetiis 1729. fol.) Tom. I. Variar. Lib. XII. Epist. XXVI. p. 186.

91) Ferd. Ughelli's Italia sacra. Tom. V. col. 25. 92) Cassiodor in seinen Fastis ad ann. 464: His consulibus (nämlich des Flavius Rufinus und Flavius Aricius Olibrius) Rex Attanorum Biorgor sive Boorgor apud Bergamum a Patricio Ricimero peremptus est. 93) *Jornandes*, De rebus Geticis Cap. LVI bei *Murat.* Script. rer. Ital. I. p. 219. 94) Siehe über Dietrich von Bern die Artikel: „Dietrich's Ahnen und Flucht

derich's gegen Odoaker sind nicht eben genau bekannt, höchst wahrscheinlich waren es folgende. Theoderich, obgleich von dem morgenländischen Kaiser Zeno durch allerlei Ehrenauszeichnungen und Würden gewonnen und an seinen Hof gezogen, fühlte sich durch dessen Nachstellungen bedroht, zugleich aber gewahrte er auch, daß er für die Römer ein Gegenstand des Hasses und für sein eigenes Volk des Argwohnes sei; er vernahm das Volksgemurr darüber, daß seine Unterthanen in ihren elenden und kalten Hütten unerträglichen Drangsalen ausgesetzt seien, während ihr König der Ueppigkeit von Griechenland fröhne, und das sich auch nach reicheren Genüssen in Italien, dem Gegenstande der Sehnsucht aller nordischen Barbaren, sehnte. Seinem scharfsichtigen Geiste entging es daher nicht, daß ihm nur der peinliche Wechselfall übrig bleibe, die Gothen, sein eigenes Volk, entweder als Zeno's Krieger und Feldherr zu bekämpfen, oder sie als Feind gegen seinen Wohlthäter anzuführen. Zeno und Theoderich begegneten sich in der Bekämpfung Odoaker's in einem gemeinsamen, beiden gleich willkommenen Vorschlage. Dem Gothenkönige und seinem Volke die Aussicht auf eine solche günstigere Lage, nur ferne von seiner Hauptstadt, zu eröffnen, war Zeno's Zweck, als er dem Theoderich Italiens Besitznahme vorschlug, oder aber sich von ihm dieselbe vorschlagen ließ, der hierin ein seines Muthes und Ehrgeizes würdiges Unternehmen erblickte[95]). Jeder kühne Barbar, der von dem Reichthume und der Schönheit Italiens gehört hatte, brannte vor Ungeduld, auch durch die gefährlichsten Wagnisse den Besitz so verführerischer Gegenstände zu erkämpfen. Der Zug Theoderich's muß demgemäß als die Auswanderung eines ganzen Volkes angesehen werden; die Weiber und Kinder der Gothen, ihre greisen Aeltern und ihre werthvollste Habe wurden sorgfältig mit fortgeschafft. Die Gothen verließen sich in Betreff ihres Unterhaltes auf die Vorräthe von Korn, das in tragbaren Mühlen von den Händen ihrer Frauen zu Mehl zerrieben wurde, auf Milch und Fleisch ihrer Rinder- und Lämmerheerden, auf das zufällige Erträgniß der Jagd und auf die Lieferungen, die allen denjenigen auferlegt wurden, welche es wagten, ihnen den Durchzug streitig zu machen oder freundschaftlichen Beistand zu versagen. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln waren sie doch auf einem in der Tiefe eines strengen Winters durch hochgebirgige Länder unternommenen Zuge von 700 Meilen der Gefahr nicht nur, sondern auch den wirklichen Drangsalen der Hungersnoth ausgesetzt. Was nun die Gründe zu einem Kriege mit Odoaker anbelangt, so waren solche wol bald gefunden. Denn obgleich Odoaker, im Augenblicke factisch Herr von Italien, sich des Titels und der Insignien eines Königs von Italien enthielt und mit dem von Zeno ihm ertheilten Titel eines Patricius sich begnügte, so galt er dem griechischen Kaiser doch, so lange der von seinem Vorgänger Leo I. eingesetzte Kaiser des Westreiches Julius Nepos noch lebte, als ein Eindringling, und daher sollte ihn denn in seinem Namen und aus seinem Auftrage Theoderich bekriegen. Dazu kam auch noch von Seiten Theoderich's ein besonderer Vorwand zum Angriff auf den Turcilinger- und Rugierfürsten. Friedrich nämlich, der Sohn des von Odoaker im J. 487 besiegten und gefangen weggeführten Rugierfürsten Feletheus oder Fava, in einem auf eigene Faust unternommenen Restaurationsversuche verunglückt, hatte bei Theodor als seinem Anverwandten Sicherheit und Beistand zur Rache an Odoaker nachgesucht. Genug im J. 488 wurde die Wanderung nach Italien angetreten. Der Zug der großen, bunt zusammengesetzten Masse war natürlich langsam, beschwerdevoll und abgesehen von den Unbilden der rauhen Jahreszeit auch durch den Widerstand mancher Widersacher aufgehalten. Nachdem nun der im Frühling 489 gemachte Versuch von der dalmatinischen Küste nach Italien überzuschiffen fehlgeschlagen war, mußte der Landweg verfolgt werden, auf welchem Theoderich noch manchen Widerstand bekämpfen und manche Naturhindernisse bewältigen mußte, ehe es ihm gelang, von den Bergzügen des Karstes, dieses niedrigsten Theils der julischen Alpen, niederzusteigen und seine Völkerschaften an den Grenzen von Italien aufzustellen. Odoaker, ein seinen Waffen nicht unwürdiger Gegner, hatte bereits frühzeitig vielerlei Anstalten zu erfolgreicher Begegnung getroffen. In der Nachbarschaft Aquileja's, an dem bekannten Pons Sontii, fand der erste jener blutigen Kämpfe statt, in denen Odoaker endlich, nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern dem Verrathe erliegen sollte. Bei dem Heranzuge der Gothen besetzte Odoaker den vortheilhaften und wohlbekannten Posten am Flusse Sontius. Nachdem Theoderich seiner ermüdeten Reiterei eine kurze Rast und ausreichende Erfrischung gegönnt hatte, griff er am 26. oder 28. August die Befestigungswerke des zwar zahlreichen, aber bunt zusammengesetzten und zu nicht geringem Theil aus Söldnern gebildeten Römerheeres kühn an und lieferte ihm eine siegreiche Schlacht, welche ihm den Besitz der Provinz Venetien bis zu den Mauern von Verona verschaffte. Nach weiteren zwei siegreichen Schlachten bei Verona und an der Adda und nach der fast dreijährigen Belagerung Ravenna's und der verrätherischen Ermordung Odoaker's gelang es endlich dem Ostgothenkönige ein Reich zu gründen, dem fortan bis zu dessen Sturze durch die Langobarden auch Aquileja und die Isonzo-Landschaften angehörten[96]). In dieser Zeit saß zu Anfang des 6. Jahrh. Marcellinus auf dem

zu den Heunen;" „Dietrich von Bern" und „Dietrich's und seiner Gesellen Kämpfe mit Würmern und Riesen" in dieser Encyklopädie Bd. 25 der 1. Sect. S. 95—114.

95) *Jornandes*, De rebus Geticis cap. LVII bei *Murat.* Script. I, 219. Historia miscella ab incerto auctore consarcinnata etc. Ebendaselbst bei *Murat.* p. 101. *Procopii* Caesariensis historiarum temporis sui de Bello Gothico Libri IV. Libr. I. cap. I. bei *Murat.* Script. I. p. 247.

96) Die Angabe der Quellen und anderen Schriften über diesen Zeitraum s. in meinem Art. Gradisca d. Encykl. S. 333. Dazu mögen noch kommen der Artikel „Odoaker" in Pauly's Real-Encyklopädie Bd. 5. S. 858. Ennodius in des Jacobi Sirmondi a. a. O. Tom. I. p. 1598—1692. Procopius a. a. O. p. 248.

bischöflichen Stuhle von Aquileja, von dem Dandolo [97]) berichtet, daß er, um sich den Verfolgungen der Arianer zu entziehen, von Aquileja nach Grado gezogen sei und dort einige Zeit verweilt habe. Derselbe soll auch an dem unfern von Aquileja gelegenen Orte Beligna ein Kloster und Bildungs- und Erziehungsinstitut für seine Kleriker gegründet haben. Um diese Zeit war Aquileja in einiger Verlegenheit. Papst Symmachus hatte (499—504) durch ein bekanntes, ja berühmtes Breve dem Erzbischof Theodor von Lorch das Pallium übersendet. Da das Breve ohne Datum ist, läßt sich diese wichtige kirchenrechtliche Streitfrage nicht so leicht, nicht der Zeit, nicht den rechtlichen Folgen nach entscheiden. Man kann annehmen, daß Papst Symmachus das Breve etwa im J. 504 dem Bischof Theodor geschickt habe [98]). Sollte an diesem Acte einerseits die Entfernung Lorch's von Aquileja und andererseits der in der Erzdiöcese von Aquileja gerade damals wieder mehr sich erhebende Arianismus Schuld gewesen sein? Das ist schwer zu entscheiden. Rom mag den Verband mit dem Patriarchate von Aquileja nicht ganz aufgelöst haben, lagen gleich Gründe vor, dem Bischofe von Lorch Metropolitan-Rechte zu verleihen. Doch könnte dies auch geschehen sein, als ein Erzbischof von Aquileja sich am byzantinischen Schisma betheiligte und dem Papste zum Trotz den Patriarchentitel annahm, während der lorcher Bischof treu zu Rom hielt [99]). Mit diesem Ereignisse trat eine Wendung in der Stellung der Metropolie von Aquileja ein, die später, als die Langobarden die Stadt besetzten und der Erzbischof nach Grado flüchtete, mehr und mehr untergraben und verkümmert wurde. Dazu trug nicht wenig auch der Umstand bei, daß Theoderich, der Beherrscher des Landes, sich zur Lehre des Arianismus bekannte und sich nicht immer so unbefangen und der Mehrheit seiner römischen Unterthanen, die der alten Lehre treu geblieben war, so hold zeigte, wie es sein sollte. Dieses mag auch in Aquileja zur Zeit seiner Regierung nicht selten der Fall gewesen sein. Vielleicht daß jener Laurentius aus Pola in Istrien, den Dandolo [1]) als Nachfolger des Stephanus anführt, den aber weder Candidus, noch Ughelli, noch de Rubeis und Andere in der Reihe der Kirchenvorstände von Aquileja aufführen, ein Arianer war, und eben darum nicht in die Reihe der rechtmäßigen Nachfolger der Apostel aufgenommen wurde. In den letzten Jahren des 5. Jahrh. gab es in dem unter der Herrschaft des Theoderich stehenden Theile von Italien, und namentlich in Friaul, viele an ausgezeichnetem Bauholze reiche Wälder. Im Jahre 494 erging von dem Könige an die Curialen von Cividale der Befehl sie zu fällen und gegen Bezahlung zu verkaufen. Dieses geschah und das Holz wurde auf dem Aufa-Flusse, der in der Nähe von Aquileja dahinfloß, ins Meer befördert und hierauf in andere Provinzen gebracht. Ein Theil desselben wurde auch nach Albano gebracht, um auf Befehl Theoderich's durch den Architekten Aloisius zur Wiederherstellung der Bäder, genannt **Fons Aponi**, die kurz vorher verheert worden, verwendet zu werden. Um dieselbe Zeit wurden auch auf Befehl des Ostgothenkönigs in Friaul die Posten, Mansioni damals genannt, eingerichtet. In dem nächst Gradisca gelegenen Orte Manizza am Sontius-Flusse wurde mit großem Kostenaufwande ein umfassendes Postgebäude, zum Zeichen der Erinnerung an den hier über Odoaker erfochtenen Sieg, erbaut. Es gehörte wahrscheinlich zu denjenigen Poststationen, deren Ammianus Marcellinus zur Zeit des Kaisers Julianus gedenkt [2]). Dieselben enthielten Alles, was zur Beherbergung von Reisenden, Pferden, ihres Gefolges und zur raschen Weiterbeförderung nöthig war [3]). Die Vorsteher dieser Mansionen, zu denen meist mehre **Mutationes** (Stationen für bloßen Pferdewechsel) gehörten, hießen **Lucristani**. Ihnen ließ Theoderich durch Cassiodor schreiben und einschärfen, sie möchten diesen Postenlauf im besten Stande erhalten [4]). Ueberhaupt traf Theoderich während seiner langen Regierung auch in dieser Gegend viele überaus wohlthätige Einrichtungen. Nur spärliches Licht fällt in dieser Zeit auf diesen Theil von Italien. Die Kirchenstreitigkeiten über das Henotikon nahmen den größten Theil der Thätigkeit in Anspruch. Zu diesem Schisma kam noch ein zweites über streitige Papstwahl, der die Kirche mit einem anderen argen Zwiespalt bedrohte, da dem ordentlich gewählten Sardinier Cardinaldiakon Symmachus der Erzpriester Laurentius entgegengesetzt wurde. Zum Glück für die Kirche wurde dem Schisma schnell ein Ende gemacht und damit die Ruhe auch in diesen Gegenden bald wieder hergestellt, nur nicht in Rom, wo Cardinäle erschlagen, mehre Anhänger des Papstes ermordet, selbst gottgeheiligte Frauenspersonen schändlich gemishandelt wurden. In diese schmählichen Ereignisse war auch ein Bischof Venetiens, Petrus der Bischof von Altino, den Theoderich zum Visitator nach Rom entsendet hatte und der diese Mission von dem arianischen Könige angenommen hatte, verflochten. In diese Zeit fällt auch die erste Spur von Venedig, denn

97) *Dand.* Chron. l. c. col. 83. 98) Das Breve ist abgedruckt in *Hapsizii* Germ. sacr. T. I. p. 88. Freilich wollen Einige den ganzen päpstlichen Erlaß als apokryph beanstandet wissen. Als Ursache geben sie an, daß die Unterfertigung desselben fehle. Aber wie viele als zweifellos echt geltende päpstliche Diplome gibt es, bei denen die Unterschrift ebenfalls fehlt. Man führt ferner an, Lorch stand unter Aquileja und war keine unabhängige Metropolie, aber wie viele Metropoliten des byzantinischen Reichs standen unter Patriarchen. 99) J. F. Damberger's Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter. (Regensburg 1850.) 1. Bd. S. 88. Note 1.

1) *Andr. Dandoli* Chronicon lib. V. capitul. IX. l. c. col. 86. *Joan. Candid.* J. C. commentarior. Aquilej. Lib. III. bei *Graevius* l. c. col. 23. *Ughelli* Ital. Sacr. Tom. V. col. 25. *De Rubeis*, Monum. Eccles. Aquilej. cap. XVIII. col. 164. Siehe Appendix, in qua vetusta Aquilejensium Patriarcharum rerumque Forojuliensium Chronica emendatiora quaedam, alia nunc primum in lucem prodeunt, und zwar Catalogus Patriarcharum p. 6 et 7.

2) Siehe Ammianus Marcellinus im XXI. Buche C. 9 a. a. O. S. 385. 3) Siehe den Artikel „Mansio" im 4. Bde. von Pauly's Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft S. 1498 u. 1499. 4) Der XXIX. Brief des I. Buches gibt die Aufträge: „Universis Lucristanis super Sontium constitutis."

es wird berichtet, daß um das J. 538, als in Mailand die arianischen Ostgothen gegen die katholischen Einwohner arg verfuhren, der geringste unbegründete Verdacht hinreichte, sogar die angesehensten Männer hochverrätherischen Einverständnisses mit den Kaiserlichen zu bezüchtigen, und Separatus wurde barbarisch hingerichtet, während Brigentius auf die Insel der Veneter zu fliehen und von da nach Dalmatien und Constantinopel zu überschiffen genöthigt wurde. Allein auch von Seiten der Katholiken und der Kaiserlichen wurde nicht selten auch nicht besser gegen diejenigen verfahren, welche des Arianismus verdächtig waren. So soll es und zwar mit päpstlicher Zustimmung geschehen sein, daß der Exarch Narses wegen schismatischen Gebahrens mit Strenge gegen den Bischof Vitalis von Altino verfuhr und ihn festsetzte; allein man merkt freilich andererseits Nichts von einem kanonischen Verfahren gegen den Angeschuldigten, welcher wol mehr das Mißfallen des Kaisers als des Papstes sich zugezogen hatte. Ueberhaupt waren die Jahre des großen Krieges von 507—511 eine schlimme Zeit für den Süden von Europa. Es war der Entscheidungskampf, ob Gothen oder Franken, Arianismus oder Katholicismus die Weltherrschaft behaupten solle, und nahezu noch schlimmer war es in der bald darauf folgenden Zeit des Ostgothenkrieges (538—541), in der Italien fast zur Wüste wurde. Diese welthistorischen Ereignisse berührten natürlich auch die Gegenden am Isonzo und Aufa, wenn auch nur entfernter Weise, viel unmittelbarer drohte ihnen eine andere Gefahr, als nämlich (548—49) Kaiser Justinian eine Verbindung mehrer barbarischer Völkerschaften gegen den Gothenkönig Totilas zu Stande zu bringen suchte, welche die Heruler, Gepiden, Langobarden und die westlichen Franken umfaßte. Die Langobarden, denen er die festen Grenzplätze Pannoniens übergab, drangen von da nach Dalmatien und Illyricum vor; Gepiden und Heruler sollten (550—551) im Verein mit den Langobarden gegen die Ostgothen ziehen; doch das ging nicht, und so wurde diese Gefahr einstweilen noch von der italischen Halbinsel abgewendet, von der sie 17 Jahre später doch heimgesucht wurde. Ein viel schlimmeres Uebel als Krieg und Eroberung, nämlich religiöse Zwietracht, kirchlicher Fanatismus und die Verfolgungssucht Andersgläubiger überfielen in dem bekannten Dreicapitelstreite [5]) Aquileja, Grado und Venetiens andere Städte. Der Ursprung dieses theologischen Streites war folgender: Kaiser Justinian, der sich für einen großen Theologen hielt und an spitzfindigen theologischen Streitigkeiten den lebhaftesten Antheil nahm, war eifrigst bemüht, die Gleichförmigkeit des Glaubens und Gottesdienstes zu bewahren, fachte aber durch seine Einmischung den kirchlichen Streit nur um so mehr an. Gibbon [6]) faßt den Ursprung desselben in folgende Darstellung zusammen: „Dreihundert Jahre waren nun verflossen, seit der Körper des Origenes (der im J. 253 gestorben war) von den Würmern verzehrt worden war; seine Seele, an deren Vordasein er glaubte, befand sich in den Händen ihres Schöpfers, aber seine Schriften wurden von den Mönchen von Palästina gierig gelesen. Das durchdringende Auge Justinian's vermochte in diesen Schriften mehr als 10 metaphysische Irrthümer zu entdecken, und der Urvater in Gemeinschaft von Pythagoras und Platon wurde durch die Geistlichkeit der Ewigkeit der höllischen Flammen überliefert, die er zu leugnen gewagt hatte. Unter dem Deckmantel dieses Vorspiels wurde ein verrätherischer Streich gegen das Concil von Chalcedon geführt. Die Väter (so tadelte verdammend eine von Justinian im J. 531 zu Constantinopel versammelte Conferenz, bestehend aus 5 katholischen und 6 monophysitischen oder dem Concil von Chalcedon abgeneigten Bischöfen) hatten mit Ungeduld dem Lobe Theodor's von Mopsuestia zugehört; ihre Gerechtigkeit oder Nachsicht hatte aber sowol Theodoret von Cyrrhus als Ibas von Edessa wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Aber der Charakter dieser orientalischen Bischöfe war mit dem Vorwurfe der Ketzerei befleckt; der erste war der Lehrer, die beiden anderen waren die Freunde des Nestorius gewesen; ihre verdächtigsten Stellen wurden unter dem Titel der drei Capitel (von der früher erwähnten Conferenz der 11 Bischöfe) angeschuldigt, und die Verdammung ihres Andenkens mußte die Ehre einer Synode antasten, deren Namen von der ganzen katholischen Welt mit aufrichtiger oder vorgeblicher Ehrfurcht genannt wurde." — Kaiser Justinian brannte vor Begierde, was allerdings gut und lobenswerth gewesen wäre, dem im J. 451 zu Chalcedon abgehaltenen Concil, auf welchem die von Nestorius und Eutyches ausgeheckten Irrlehren verdammt worden waren, allgemeine Anerkennung zu verschaffen, folglich Nestorianer und Eutychianer sammt ihren Abarten mit den Katholiken zu vereinigen. Doch leider vergriff er sich dabei in den Mitteln zum Zweck, statt die kirchliche Entscheidung mit Festigkeit aufrecht zu erhalten und alle von Zeit zu Zeit auftauchenden Grübler auf sie zu verweisen, ließ er das klar und authentisch Entschiedene immer neuerdings in Frage stellen und öffentlich erörtern, indem er, der sich einen großen Theologen dünkte, der stolzen Einbildung lebte, er habe jetzt die Worte gefunden, welche jeden Widerspruch zu Boden schlagen mußten. So kam es, daß der Riß immer weiter ging, und auch die Ausdehnung des Streites immer größere Dimensionen annahm und bald auch das Abendland in seine Kreise hineinzog. Dieses geschah nicht ohne Trug und ver-

5) Die Geschichte des Dreicapitelstreites beleuchteten die gelehrten Priester von Verona, die zwei Brüder Ballerini in ihrer Abhandlung: De Patriarchatus Aquilejensis origine in ihren Observationes zu den Werken des Cardinals Noris (Verona 1729) im 4. Bande p. 1051 seq. *Liberatus*, Breviarium causae Nestorianorum et Eutychianorum in Galland's Bibliotheca Patrum T. XII. *Mansi* a. a. O. T. IX. p. 699. Damberger a. a. O. I, 158 fg. Karl Hefele's Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. (Freiburg im Breisgau 1856.) 2. Bd. S. 776 fg. Sehr weitläufig ist dieser Streit bei Baronius und Pagi ad ann. 537. 539 etc. aus einander gesetzt.

6) Gibbon's Geschichte. Teutsche Ausgabe in einem Bande von Joh. Sporschil. Zweite Ausgabe S. 1691.

ächtliche Hofkünste, indem man der Welt mit Erfolg glauben machte, der in Constantinopel hart, ja als Gefangener behandelte Papst Vigilius, der aber, so lange er in Constantinopel verweilte, bei gebundenen Händen die richtige Darlegung des ganzen Sachverhaltes seines und des byzantinischen Hofes Vorgehens auf die Stunden der Freiheit versparen mußte, aber zu früh, nach erlangter Freiheit, nämlich noch auf der Reise, kaum zu Syracus angelangt, am 8. Jan. 555 mit Tode abging, habe nachgegeben und Alles, was man wollte, eingegangen, weshalb auch das Abendland zum Theil und namentlich auch die Kirche von Aquileja bald darauf mit Rom brach. Bei Aquileja gab es aber zu diesem Bruche noch einen anderen Grund. Es bestand nämlich zwischen den beiden Metropolien von Aquileja und Grado die schon früher erwähnte Gewohnheit, daß bei erledigtem erzbischöflichen Stuhle immer der eine Metropolit dem neuerwählten, aber in der Kirche des zu Ordinirenden, die bischöfliche Weihe ertheilte. Dieses geschah denn auch nach dem Tode des Metropoliten Macedonius. Paulinus, der 24. in der Reihe der Bischöfe von Aquileja, empfing zwar von dem mailänder Erzbischof Vitalis (nach Nicol. Coletti), und nicht Honoratus (nach Ughelli) [7], ganz vorschriftmäßig die Weihe [8], hatte es aber unterlassen dazu früher die Zustimmung des Papstes Pelagius einzuholen, weshalb dieser in einem Briefe an Narses diesen heiligen Act nicht eine Consecration (Weihe), sondern vielmehr eine Exsecration (Verwünschung) nennt, weshalb auch Paulinus von dem römischen Stuhle nicht anerkannt wurde, ob dieses Uebernehmens oder der Verschiedenheit der Ansichten über die drei Capitel wegen, ist ungewiß und nirgend woher mit Sicherheit zu entnehmen, doch scheint beides in inniger Verbindung zu einander zu stehen. Da nach einer Weisung des Papstes Pelagius jeder damals zu ordinirende Bischof sich durch einen Eid für die Anerkennung des Concils von Chalcedon erklären mußte, Paulinus aber dieses nicht wollte, so scheint er aus diesem Grunde die Einholung der Zustimmung des Papstes unterlassen zu haben. Ueber den Zeitpunkt des Anfanges des Bruches zwischen Rom und Aquileja läßt sich nichts Sicheres auffinden. Zu alle dem kam aber noch ein anderer Grund des Zerwürfnisses mit Rom. Schon im J. 553 sollen sich unter ihm Bischöfe Istriens und Venetiens zu Aquileja versammelt und sehr heftig gegen das Concil von Constantinopel ausgesprochen haben, und weil Rom anstand, Gleiches zu thun, so erfolgte nicht blos mit ihm, sondern mit der ganzen kirchlichen Provinz, wenigstens in dem Punkte, daß man von jenem Concil, welches der geschmeichelte Justinian freilich ohne Weiteres als ökumenisch proclamirte, fortan Nichts wissen wollte und die Kirchengemeinschaft mit den Orientalen aufhob. Italien nannte trotz dem Fortbestande des Reiches der Ostgothen der oströmische Kaiser sein, und der Eunuche Narses beherrschte das ausgeplünderte, ausgemordete und mit Ruinen bedeckte Land 13 Jahre lang als Exarch, hofhaltend zu Ravenna; in anderen großen Städten, z. B. in Rom, Neapel, Mailand, Verona, Venedig ꝛc., ward ein Dux (Doge) angestellt. Zu Rom bestand diese Würde bis um das J. 762, da der Dux Basilius Mönch werden mußte, länger in Neapel, am längsten in dem erst später aufblühenden Venedig. Das Verhältniß der letzteren Stadt und Aquileja's zu Rom war kein freundlicheres als früher. Papst Pelagius hatte keinen besseren Stand als Vigilius. Er konnte sich gegen den Kaiser und dessen Exarchen nicht freundlich und nachgiebig genug beweisen, und doch auch andererseits die den Griechen Abgeneigten nicht zufrieden stellen. Wir haben gehört, daß ein Theil des Abendlandes sich schon vom Papste Vigilius lossagte, in der Meinung, er habe, vom Kaiser gezwungen, unverzeihliche Schwäche an den Tag gelegt. Vom Papste Pelagius wollte man noch weniger wissen, da er als des Vigilius Rathgeber, ja Verführer bezeichnet wurde. Die Bischöfe Liguriens, Venetiens, Istriens und besonders Galliens weigerten sich seiner Gemeinschaft, nicht achtend, daß er laut und unzweideutig seine Anhänglichkeit an die vier ökumenischen Concilien betheuerte. Sie verlangten von ihm ohne Zweifel ausdrückliche Verdammung des zu Chalcedon begonnenen, zu Constantinopel vollendeten Concils, worauf er sich unmöglich einlassen konnte; auch beschuldigte man ihn, er habe den Exarchen Narses bewegen wollen, widerstrebende Prälaten, den Patriarchen von Aquileja und den Erzbischof von Mailand, einzukerkern. Der Patriarch von Aquileja Elias war Vorkämpfer der Schismatiker, die jedoch anfänglich zu entschuldigen waren, weil sie nur das Beispiel eines großen, und wie es scheint des eifrigsten und gewissenhaftesten Theiles der römischen Geistlichkeit, der hohen und niedern, nachahmten. Und so dauerte denn das Schisma in Ober-Italien fort, ja wurde später erst recht arg, als der neue Patriarch von Aquileja, welcher, wie wir gesehen haben, unterlassen hatte, sich um Anerkennung nach Rom zu wenden, durch den neuen Metropoliten von Mailand zu einer Zeit, wo auch er von Pelagius noch nicht confirmirt war, war consecrirt worden [9]. Während all

7) Siehe Ferd. Ughelli's (Editio Colletti) Italia Sacra. Tom. V. col. 25. 8) Da nämlich nach dem Tode des Erzbischofs Datius von Mailand, der treue Freund des bedrängten Papstes Vigilius, seine Kummertage schon vor dem Monate Juni des Jahres 552 geschlossen haben muß, mithin vor der Consecration des Paulinus, und da Honoratus erst im J. 568 auf den erzbischöflichen Stuhl gelangte, kann keiner von diesen der Ordinirende gewesen sein. Zwischen Datius und Honoratus fallen nur Vitalis und Auxanius, von denen aber der letztere erst um das Jahr 568 herum, also neun Jahre nach der Ordination des Paulinus fällt, daher kann es nur Vitalis gewesen sein, wie von *De Rubeis*, Mon. Eccl. Aquil. col. 213 nachgewiesen worden.

9) Damberger a. a. O. I. S. 200—202 hat, wie überhaupt auch mitunter an anderen Orten, sich hier einiger Verwirrung schuldig gemacht. Er setzt den Patriarchen Helias oder Elias vor Paulinus, während doch der erstere erst nach Probinus, den Nachfolger des Paulinus, auf den erzbischöflichen Stuhl gelangte. Ja er selbst führt auf einer und derselben Seite 202 den Elias, freilich unter Beifügung von Fragzeichen, als Vorgänger und als Nachfolger des Paulinus an, obgleich es nur einen aquilejensischen Patriarchen Helias oder Elias gab, der erst auf Probinus folgte

dieser kirchlichen und auch weltlichen Wirren vor und nach dem Tode Theoderich's bereitete sich ein Sturm vor, der bald die ganze italische Halbinsel vom Fuße der Alpen bis in die Nähe der Meerenge von Messina durchfegen sollte. Alboin, der König der Langobarden, längst gleich den Ostgothen der rauhen Wohnsitze in Pannonien überdrüssig, richtete, unterrichtet von dem Zerwürfnisse des byzantinischen Hofes mit seinem begabtesten Feldherrn Narses, seinen Blick schon lange nach dem in sich uneinigen Italien, dem Garten der Welt, dessen Schönheit und Reichthum, Fruchtbarkeit und Herrlichkeit des Klima's ein Theil seines Volkes schon vor 15 Jahren im Zuge des Narses gegen die Ostgothen, in Verbindung mit den Gepiden und Herulern, kennen gelernt hatte, ohne daß es erst einer Aufforderung des beleidigten Eunuchen Narses oder einer Früchte-Sendung von seiner Seite als Reizmittel bedurft hätte [10]), da bis nahezu an dessen Pforten das Ländergebiet des Alboin reichte. Dieses schöne Land zu erobern, reizte Alboin's kühnen Thatendurst. Rasch sammelte er nun ein großes Heer, zusammengesetzt aus den Zuzügen verschiedener Völkerschaften und dem gesammten Volke der Langobarden, und machte sich sofort auf den Weg nach dem gelobten Lande, dessen Eroberung ihm leicht werden mußte, denn die Einwohner waren schon früher entmuthigt worden, da in den vorhergegangenen Jahren die Halbinsel Pest und Hungersnoth heimgesucht hatten (vergl. den Art. Gradisca), und das Heer seines gewohnten Führers beraubt und mit dem neuernannten Feldherrn, dem Exarchen Longinus, der zudem auch noch zu spät eintraf, nicht zufrieden, eben weil er von demselben Hofe kam, der erst Narses gestürzt oder wenigstens tief verletzt hatte, hatte keinen anderen Gedanken, als den Sturz seines geliebten Feldherrn am verhaßten Hofe und dessen Creatur zu rächen. Unter solchen Umständen mußte dem Langobardenkönige die Eroberung des Landes leicht werden, und zwar um so leichter, als seinem Zuge noch das Entsetzen und der entmuthigende Ruf der Wildheit und Grausamkeit seines Volkes vorausging [11]). Kaum hatte Alboin seinen Entschluß, nach Italien aufzubrechen, bekannt gemacht, als die angeborene Macht der Langobarden durch die kühne Jugend Teutschlands und Scythiens verstärkt wurde. Gibbon [12]) meint: die kräftigen Bauern von Noricum und Pannonien hätten wieder die Sitten der Barbaren angenommen, und die Namen der Gepiden, Bulgaren, Sarmaten und Baiern ließen sich auch jetzt noch in den italienischen Provinzen mit Bestimmtheit nachweisen. Von den Sachsen, den alten Bundesgenossen der Langobarden, nahmen 20,000 Krieger mit ihren Weibern und Kindern die Einladung Alboin's an. Auch den Langobarden folgte der bewegliche Reichthum ihrem Marsche, ihre Weiber, Kinder und Knechte, ihre Heerden; ihre Länder überließen sie freudig den Avaren auf das feierlich gegebene Versprechen, daß die freiwilligen Auswanderer, wenn ihnen die Eroberung von Italien mislänge, wieder in ihre vorigen Besitzungen eingesetzt werden sollten. So brach denn [13]), was immer für Gründe Alboin zu seinem Zuge bewogen haben mögen, die unübersehbare Schar zu Anfang des Jahres 568 nach dem gelobten Lande auf. Der Ruf von der Wildheit des Volkes war kein unbegründeter gewesen, denn er fand oder hinterließ auch in der That überall eine traurige Einöde [14]). Welchen

und den Stuhl vom Jahre 575 bis 589 innehatte. Um sich aus seiner Verlegenheit zu helfen und die Widersprüche zu lösen, in die er mit Elias gerathen, macht er S. 203 einen zweiten, abermals mit ? versehenen Elias namhaft. Siehe *De Rubeis*, Mon. Eccl. Aquil. col. 213 — 255. Ughelli's Ital. Sacra. T. V. col. 25 —30. Eigentlich als Quelle *Dandoli* Chronicon bei *Murat.* Script. rer. Ital. Tom. XII. col. 91 — 104.

10) Es mag hier, sowie es bei Attila geschehen, auch dasjenige angeführt werden, was Paulus Diaconus (Warnefried) in der Historia Langobardica lib. II. cap. V bei *Murat.* Script. rer. Ital. Tom. I. P. I. p. 427 und Landulphus in Historiae Miscellae Aditamento ebendaselbst p. 180 erzählen. Sie berichten: Die Schwäche des byzantinischen Hofes beförderte diesmal die Sache des Barbaren, da zum Verderben von Italien der Kaiser dieses einzige Mal auf die Beschwerden seiner Unterthanen hörte. Die Tugenden des Narses waren durch Habsucht befleckt und während seiner 15jährigen Herrschaft über die Provinzen hatte er einen Schatz von Gold und Silber zusammengehäuft, welcher das bescheidene Maß eines Privatmannes überstieg. Seine Regierung war drückend oder wenigstens unbeliebt und das allgemeine Mißvergnügen wurde von den Abgeordneten Roms in Byzanz mit Freimuth ausgedrückt. Sie erklärten kühn vor Justinian's Throne, daß ihre Knechtschaft unter den Gothen erträglicher gewesen sei als der Despotismus eines griechischen Eunuchen, und daß sie, wenn ihr Tyrann nicht unverzüglich entfernt werden sollte, in der Wahl eines Gebieters ihr eigenes Wohl zu Rathe ziehen würden. Die Besorgniß vor einer Verschwörung wurde durch die Stimme des Neides und der Verleumdung wie gegen Belisar so gegen ihn von Neuem geltend gemacht. Ein neuer Exarch, Longinus, wurde ernannt, um den Eroberer von Italien zu ersetzen, und die niedrigen Beweggründe seiner Abberufung gaben sich in dem beschimpfenden Befehle der Kaiserin Sophia kund: „Er solle das Waffenhandwerk Männern überlassen und zu seinem eigentlichen Platze unter die Jungfrauen des Palastes zurückkehren, wo man dem Eunuchen wieder eine Spindel in die Hand geben werde." — „Ich werde ihr einen Faden spinnen, den sie nicht leicht wird auflösen können," soll die Antwort gewesen sein, welche Entrüstung und das Bewußtsein der Verdienste dem Helden entpreßten. Der rachedürstende Narses schickte sofort die Aufforderung an Alboin, er solle das arme Pannonien verlassen und kommen, um das reiche Italien in Besitz zu nehmen, und zur Unterstützung dieser Aufforderung schickte er die köstlichsten Früchte der Halbinsel mit, die, auf der königlichen Tafel den Anführern vorgesetzt, diese nach dem Lande ihrer Erzeugung lüstern machen sollten. So erzählt Warnefried die Beweggründe des Zuges Alboin's nach Italien.

11) Vellejus Paterculus im II. Buche C. 106 a. a. O. S. 191 sagt schon von ihnen: „gens etiam germana ferocior." Er sagt: „Gebrochen ward der Langobarden Kraft, eines Volkes, welches noch wilder als die germanische Wildheit ist." Und Rom hatte das Schicksal Varo's und seiner Legionen und die Schrecken des Marcomannenkrieges noch nicht vergessen. 12) Gibbon a. a. O. Spalte 1586. 13) Ueber den Aufbruch der Langobarden nach Italien sagt Paulus Diaconus: „Sie hatten aber 42 Jahre in Pannonien gewohnt und zogen aus im Monat April, in der ersten Indiction, am Tage nach dem heiligen Osterfeste, das der Berechnung gemäß in jenem Jahre auf den 1. April fiel, nachdem seit der Menschwerdung des Herrn 568 Jahre verflossen waren." *Paul. Diac.* De gestis Langob. lib. II. cap. VII bei *Murat.* Script. rer. Ital. Tom. I. P. I. p. 428. 14) Die Verwüstung, welche die Langobarden verübten, schildert Papst Gregor der Große

Weg Alboin nach Italien genommen ist mit Sicherheit nicht anzugeben. Muratori [15]) ist der Ansicht, daß er denselben Weg über die julischen Alpen genommen habe, den Alarich gezogen, weist aber über diesen Gegenstand auf die ausführlicheren Auseinandersetzungen Cluver's hin. Die einzigen Gegenstände, die zur Ermittelung der von Alarich eingeschlagenen Straße einigermaßen als Anhaltspunkte dienen können, sind der Name des Berges, von dem aus er sich zuerst Italien betrachtet habe, den Warnefried den Königsberg nennt, und der bei Raibl nächst der Ponteba- und Cuporettostraße liegt, und der Ort, auf den er in Venetien zuerst gestoßen, nämlich die Burg Forojulium (die heutige Stadt Cividale). Daraus scheint hervorzugehen, daß er, vielleicht weil die gerade über Aemona und Nauportus in die Isonzo-Landschaften führende Straße und die an der celejer-aquilejenser Straße liegenden Gegenden durch die fortwährenden starken Soldaten- und Barbarenzüge schon erschöpft gewesen, mit seinem großen Heere einen weniger häufig in Anspruch genommenen Weg einzuschlagen genöthigt worden [16]). Alboin hatte auf diesem Wege, so berichtet Warnefried schließlich, Venetien ohne irgend ein Hinderniß erreicht, denn die eingeschüchterten und entmuthigten Bewohner dieser Grenzprovinz nahmen, ohne irgend einen Versuch der Abwehr zu unternehmen, an, daß der Fremdling unbezwinglich wäre. Was irgend konnte, flüchtete in die See, auf Inseln, auf das unzugängliche steile kahle Felsengebirge, in Sümpfe und Moräste, verbarg dort einige Trümmer seiner Habe und verzögerte so wenigstens den Augenblick seiner Knechtschaft. Insbesondere brachte Paulinus, der Patriarch des wiederhergestellten Aquileja, dem die ganze Umgegend als ihrem kirchlichen Oberhirten gehorchte, seine Schätze, geheiligte wie weltliche, nach der Insel Grado, welche wegen dieser Uebersiedelung Neu-Aquileja genannt wurde, in Sicherheit, während Alt-Aquileja von den arianischen Gothen in Besitz genommen wurde [17]). Der neue Wohnsitz bot lange eine sichere Zufluchtstätte, da die Langobarden mit Wichtigerem genügend beschäftigt waren. Auch die auf Paulinus in der Patriarchenwürde Folgenden, Probinus und Elias, blieben auf der Insel, da Aquileja im Schutte lag und die arianischen Langobarden auf dem Festlande hausten. Probinus folgte dem Paulin, hing der Lehre der Arianer an, war aus Benevent und in Rom zum Priester geweiht worden. Ein Jahr nach dem Einfalle der Langobarden wurde er von dem nach Grado geflüchteten Klerus und Volke zum Patriarchen von Aquileja erwählt. Nach Dandolo soll er 1 Jahr und 8 Monate hindurch den Patriarchenstuhl innegehabt haben und in Grado gestorben und begraben worden sein; Warnefried weist ihm dagegen nur Ein Regierungsjahr an und berichtet, daß er in Aquileja gestorben sei. Nach seinem Abscheiden war der Patriarchenstuhl längere Zeit hindurch erledigt, denn nach dem im J. 373 verstorbenen Bischofe Probinus folgte Elias erst im Jahre 375. Er hing zwar bei seiner Wahl, die durch die eben damals in Grado anwesenden Suffraganbischöfe, dem Klerus und dem Volke vorgenommen wurde, das auf diese Insel in großer Anzahl sich geflüchtet hatte, derjenigen kirchlichen Partei an, welche die drei Capitel der Synode von Chalcedon verwarf, war aber sonst ein frommer, sittlicher und sehr gelehrter Priester. Patriarch Elias, der hier eine der heil. Euphemia geweihte Kirche erbaute, beschloß den Metropolitensitz zu Grado zu fixiren, da er, anfänglich den Lehren des Arianismus in Ansehung der sogenannten drei Capitel ergeben, durch den Papst Pelagius von seiner früheren Ansicht abgebracht, nun wieder der Lehre der römischen Kirche sich angeschlossen hatte, hier von dem Drängen des arianischen Herzogs von Friaul Gisulf frei, seine noch immer ausgedehnte Kirchenprovinz nach den Vorschriften der allgemeinen Kirche lenken und leiten konnte. Ihm mußte daran liegen, sowol mit dem kaiserlichen Hofe zu Constantinopel als auch mit dem römischen Stuhle gleichmäßig und ebenso auch mit dem kaiserlichen Exarchen von Ravenna in gutem Einvernehmen zu bleiben, um auch mit seinen Suffraganen in Istrien frei verkehren zu können, was von Grado, dem ehemaligen Hafen von Aquileja, aus am leichtesten geschehen konnte. Zur Ausführung dieses Planes wurde darüber lange verhandelt. Endlich wurde mit den Suffraganen der Metropolie in See-Venetien und Istrien und den anderen nicht unter der Herrschaft der Langobarden stehenden Bischöfe unter Zustimmung des byzantinischen Hofes ausgemacht, den Sitz der Metropoliten von Neu-Aquileja auf dieser Insel bleibend in Grado festzustellen, und der Papst Pelagius II. um die Bestätigung dieses Beschlusses ersucht. Genaueres ist hierüber nicht bekannt. Es wurde darüber hin und her verhandelt und am 3. Nov. 579 soll auf Betrieb des kaiserlichen Exarchen eine Synode zu Gradus (Grado) in Gegenwart päpstlicher Legaten (der Cardinal-Priester Laurentius wird ausdrücklich genannt) den Zank abgethan und ausdrücklich festgesetzt haben, daß in Zukunft Grado oder Neu-Aquileja (das alte öde war in der Gewalt der Langobarden und daher der Streit und das Schisma) Sitz der Patriarchen von Venetien sei. Der Papst mag das zugegeben haben unter der Bedingung, daß die Metropole unter römischer Jurisdiction bleibe und den Patriarchentitel fahren lasse, wogegen aber die langobardischen Bischöfe protestirten. Dieser Synode wohnten außer dem Patriarchen, dem aposto-

---

mit folgenden Worten: „Mox effera Longobardorum gens, de vagina suae habitationis educta, in nostram cervicem grassata est, atque humanum genus quod in hac terra prae nimia multitudine quasi spissae segetis more surrexerat, succisum aruit. Nam depopulatae urbes, eversa castra, concrematae ecclesiae, destructa sunt monasteria virorum et foeminarum, desolata ab hominibus praedia, atque ab omni cultore destituta, in solitudine vacat terra, nullus hanc possessor inhabitat, occupaverunt bestiae loca, quae prius multitudo hominum tenebat."

15) In der Note 57. S. 428 zu *Paul. Diac.* in den Script. rer. Ital. Tom. I. P. I. 16) Das Nähere über diese Ansicht ist in meinem Artikel Gradisca dieser Encyklopädie und zwar im 77. Bande der 1. Section S. 334 u. 335 nachzulesen. 17) *Caroli Sigonii* Historiarum de regno Italiae Libri Quindecim etc. (Basileae 1575.) p. 9.

lischen Legaten und einigen Priestern 20 Suffraganbischöfe bei; aufgezählt werden: die Bischöfe Marcianus von Oderzo, Leonianus Episcopus S. Ecclesiae Tiborniensis, Petrus von Altino, Vindemius von Ceneda, Virgilius von Padua, Joannes von Cilly, Clarissimus von Concordia, Patritius von Aemona, Adrian von Pola, Marentius von Julium, Severus von Triest, Solatius von Verona, Johann von Parenzo, Aaron von Aventino, Ingenuus Bischof des zweiten Rhätiens, Agnellus von Trient, Vigilius Episcopus Cavaracensis, Fonteius von Feltre und Martianus von Pedena. In ihr wurde auch zur Bethätigung ihrer Anhänglichkeit an die wahre Lehre der allgemeinen Kirche ausdrücklich erwähnt der Glaube und der Gehorsam an die Beschlüsse der vier zu Nicäa, Ephesus, Constantinopel und Chalcedon abgehaltenen ökumenischen Concilien und an das allgemeine von dem Papste Pelagius bekannt gemachte Glaubensbekenntniß; dagegen wurden die drei Capitel mit Stillschweigen übergangen. Der Patriarch Elias erbaute auf einer Grado benachbarten Insel aus den Ueberresten eines alten, dem heidnischen Gott Belenus gewidmeten Tempels eine dem heil. Petrus geweihte Kirche und ein Nonnenkloster, dessen in einem Thurme bestehende Ueberreste bis auf den heutigen Tag auf der jetzt von Menschen ganz verlassenen, öden Insel San Pietro d' Orio noch zu sehen sind [18]). Derselbe Patriarch Elias ließ im J. 584 auf einer anderen, ebenfalls Grado benachbarten, Barbana genannten Insel eine der Jungfrau Maria geweihte Kirche erbauen mit einem Mönchskloster. Den Namen soll es von seinem ersten Abte erhalten haben, der Barbanus hieß. Die Mönche sind längst von hier weggezogen, die Kirche und das Klostergebäude umgebaut worden, aber noch immer ist die Insel ein vielbesuchter Wallfahrtsort [19]). Ein Jahr später (585) wurde in geringer Entfernung von Aquileja aus den Ueberresten der alten Römerstadt zur Vertheidigung der Gegend gegen neue Einfälle das Schloß, genannt zu den zwei Thürmen, erbaut, welches später den Namen Strafoldo erhielt. Die folgende Zeit erscheint in kirchengeschichtlicher Hinsicht als sehr dunkel oder wenigstens unklar. Erst die späteren Ereignisse werfen etwas Licht auf den sehr dunklen Streitfall der Kirchengeschichte von Alt- und Neu-Aquileja oder Grado. Während der mailänder Bischof Laurentius, der damals zu Genua war, und dort um 570 eine Verdammung der drei Capitel unterzeichnete und ebenso auch seine Suffragane in Tuscien und Ligurien die Kirchengemeinschaft mit Rom erneuerten, beharrten der nach dem Papste Elias (586) erwählte Bischof Severus von Grado, mit den Bischöfen von Istrien oder Venetien, von Alt- oder Neu-Aquileja, in der Trennung, aber schwerlich aus Eifer für die drei Capitel [20]). Wurde auch im J. 579 ein Vergleich getroffen, den Rom annahm, so protestirten wahrscheinlich nicht blos die Bischöfe Istriens, welche sich zu dem Patriarchen von Alt-Aquileja hielten, gegen die Errichtung einer besonderen Metropolie auf der Insel Gradus, sondern dieser Metropolit selbst scheint es bald wieder mit dem Papst und hierauf mit dem kaiserlichen Hofe selbst verdorben zu haben; mit dem Papste, da er dessen Jurisdiction umging, sich vielleicht eigenmächtig den Patriarchentitel beilegte dem Hofe zu Gefallen, und dann wieder mit dem Hofe, als ihn Suspension bedrohte und er diese abzuwenden dem Papste sich fügte. Oder hat vielleicht der Patriarch Severus den Sitz wieder in Alt-Aquileja nehmen und so alle Suffragane vereinigen wollen und dadurch die Gunst des byzantinischen Hofes eingebüßt? Nach dem J. 586 und noch vor 600 (die Zeit läßt sich nicht genau angeben) soll der Exarch Smaragdus diesen neuen Patriarchen nebst drei Suffragan-Bischöfen: Severus von Triest, Johannes von Parenzo und Vindemius von Ceneda verhaftet und nach Ravenna geführt haben. Nach Verlauf eines Jahres sollen sie wieder auf freien Fuß gesetzt worden sein, man weiß nicht, ob zufolge eines Vergleiches mit dem Papste, oder ob durch Gunst des kaiserlichen Hofes, vielleicht nur damit die Spaltung fortdauere. Der vielleicht fortdauernd schismatische, weil sich den Titel eines Patriarchen anmaßende, Severus saß bis zu seinem Tode, der im J. 606 erfolgt sein soll, zu Grado, ein anderer Metropolit zu Alt-Aquileja oder in dessen Nähe. Im großen Kriege des J. 589 wurden die norischen Sprengel von der Metropolie Aquileja losgerissen und wie es scheint unmittelbar mit der römischen Kirche in Verbindung gesetzt durch den Baiernkönig Garibald und seine Tochter Theodelinde. Der am 11. Februar 590 neugewählte Papst Gregor, zubenannt

18) *Liruti* a. a. O. II. p. 275—289. *Palladio* bei *Graevius* a. a. O. p. 23 und *De Rubeis*, Monum. Eccl. Aquil. col. 288. *Philippus a Turre* bei *Graevius* ebendaselbst De Divinitate Beleni p. 267. 19) Cappelletti Chiese principali d'Italia etc. Vol. VIII. p. 51. 20) Thomas Moore in seiner Geschichte von Irland S. 313 bemerkt: „Man behauptet, ein Brief des Papstes Gregor über die Controverse der drei Artikel sei an die Iren gerichtet gewesen: universis Episcopis ad Hiberniam; allein offenbar ist Historiam statt Hiberniam zu lesen." Man sehe Dr. Lanigan c. 13. Anmerk. 57. Die Hand des Betruges ist bei vielen das Schisma der Bischöfe Istriens berührenden Documenten zu gewahren; der eigentliche Streitpunkt wird stets möglichst verdeckt und dafür der Anstand wegen der drei Capitel oder wegen Anerkennung der fünften, zu Constantinopel abgehaltenen ökumenischen Synode in den Vordergrund gestellt, da doch nur die Byzantiner und nicht die Römer auf besagte Capitel und das ökumenische Ansehen besagter Synode so großes Gewicht legten und die Schismatiker sich nur von Rom getrennt hielten, keineswegs aber von Constantinopel. Severus, Patriarch von Gradus, war schismatisch und Schützling des byzantinischen Hofes, wenigstens eine Zeit hindurch, und dieser Hof schützte ihn, weil sich Severus dem Papste zum Trotz einen Patriarchen nannte, den Stuhl von Aquileja nach Grado verlegend, also aus dem langobardischen Gebiete auf das kaiserliche. Später gab der Papst, wie wir gesehen haben, hierin wieder nach, und nun sind erst wieder aus dieser Ursache, nicht aber wegen der drei Capitel, die langobardischen Bischöfe des Patriarchates von Aquileja in eine schismatische Stellung gekommen. Waren diese unirt, so trennten sich die andern und umgekehrt, mehr aus politischen als kirchlichen Ursachen, und das dauerte noch lange fort, selbst noch in den Tagen der Karolinger, wie sehr sich auch die Päpste Mühe gaben, die Eintracht herzustellen. Unzählige Male wurde der mühsam hergestellte Friede schnell wieder zerstört. Damberger a. a. O. I, 280. Note 1.

der Große, hatte einen schweren Regierungsanfang, schwer waren aber auch die folgenden Kämpfe, die er zu bestehen hatte und die nur ein Held wie er glücklich durchmachen konnte. Einen solchen bestand er auch mit den schismatischen Bischöfen. Noch im Jahre seiner Wahl berief er im Monat December eine Synode der Bischöfe seines Patriarchats, das heißt seiner unmittelbaren Jurisdiction, nach Rom. Citirt wurde der schismatische Patriarch Severus von Grado, welcher jedoch mit seinen Suffraganen, statt nach Rom zu gehen, auf einer Provinzial-Synode ein Schreiben an den Kaiser entwarf, der sodann den Papst bedeutete, er solle bei der obwaltenden Unsicherheit von Seiten der Langobarden die Bischöfe nicht aus ihrer Heimath weg und nach Rom berufen; darüber entstand ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem kaiserlichen Hofe und Rom, dem überhaupt bei seinem Bemühen, Ruhe, Ordnung und Eintracht in der Kirche herzustellen, von Seiten des kaiserlichen Hofes und der kaiserlichen Beamten die größten Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Der eifrige Papst veranstaltete im Juli 595 sein zweites Concil zu Rom, hauptsächlich wol wegen des noch immer fortdauernden schismatischen Zwistes mit Constantinopel, den er so gern beendigt hätte, und richtete im August desselben Jahres eine sehr freundliche Einladung an die Bischöfe Istriens, welche Verlangen geäußert, dem Schisma zu entsagen und sich persönlich in Rom zu stellen. Ob der Patriarch Severus auch denselben Wunsch zu erkennen gegeben, ist nicht bekannt. Jedenfalls ist die Angabe ganz irrig, als ob Patriarch Severus von Aquileja oder Grado das fünfte zu Constantinopel abgehaltene Concil nicht habe anerkennen wollen, und deswegen mit Papst Gregor nicht Kirchengemeinschaft halten wollte, da der Schismatiker vielmehr auf Seiten der Byzantiner stand und Papst Gregor zudem in keinem seiner vielen Briefe weiter von diesem fünften Concil redet. — Es folgt nun wieder eine Begebenheit, die, zwar mit dem Schisma von Neu-Aquileja oder Grado zusammenhängend, doch sich nicht genügend erklären läßt. Nachdem Gregor der Große und der ihm nur wenige Monate als Papst nachfolgende Sabinianus mit Tode abgegangen waren, wurde deren Nachfolger Bonifacius III. Monate lang am kaiserlichen Hofe hingehalten und gehindert, sein Pontificat anzutreten, sodaß er erst, da doch Sabinianus schon am 22. Febr. 606 gestorben war, am 19. Febr. 607 den päpstlichen Stuhl besteigen konnte. Ohne Zweifel geschah dieses nicht ohne einen wichtigen Grund; er sollte vorher gewisse Einräumungen machen, namentlich in Betreff des Patriarchats von Aquileja. Als nämlich der Patriarch Severus, der sich zuletzt noch mit Papst Gregor dem Großen ausgeglichen haben soll, um 606 starb, erneuerten sich die früheren Auftritte; auf der Insel Grado wurde von den byzantinischen Bischöfen, richtiger vom byzantinischen Hofe, ein gewisser Epiphanius, Primicerius der kaiserlichen Notare, und als es mit diesem Laien, da wahrscheinlich auch Rom dessen unregelmäßige Wahl beanstandete, nicht ging, ein Candidian als Patriarch aufgestellt und durch den Exarchen Smaragdus geschützt, während die Bischöfe in Friaul zu einer kanonischen Wahl schritten, welche auf den Abt Johannes fiel. Papst Bonifacius III., gegen den kaiserlichen Hof nachgiebig, soll endlich den Candidian anerkannt haben, jedoch blos auf Bedingungen, worunter die, daß er sich nicht Patriarch, sondern nur Erzbischof (Metropolit) nenne und unter der römischen Jurisdiction bleibe. Hatte auch Candidian dieses wirklich zugesagt, so wurde er doch vom päpstlichen Hofe gehindert, sein Wort zu halten, daher entstand bald wieder ein Zerwürfniß [21]), welches, so scheint es, der Umstand vergrößerte, daß der zu Aquileja gewählte Johannes endlich denn doch in Rom die Confirmation auf ähnliche Bedingungen erlangte. Es standen so fortan zwei Oberhirten, die sich von Aquileja nannten, einander gegenüber, ein langobardischer und ein venezianischer. Letzterer war häufig offenbar schismatisch und gegen Rom feindselig, bis im J. 701, wie wir hören werden, auf Betrieb des Papstes Sergius eine Synode endlich die Eintracht wieder herstellte. Candidian wird auffallender Weise in den Acten eines zu Mantua um 656—659 gehaltenen Concils haereticus genannt, aber nicht wegen des Drei-Capitelstreites, sondern weil er nicht den Canones gemäß geweiht worden sei [22]). Im J. 612 unternahm Kaiser Heraclius einen Feldzug gegen die verhaßten Langobarden, doch sollten nicht römische Heere, sondern fremde Krieger den Hauptkampf ausfechten, und zwar westlich fränkische und östlich slawische. Von letzteren scheinen verschiedene Stämme gemiethet worden zu sein, die zugleich in Friaul und in die Alpenthäler Kärnthens und Salzburgs eindrangen, es durchstreiften, aber nicht behaupten konnten. Als Papst Bonifacius IV. am 8. Mai 614 mit Tode abgegangen war, brach der nur kurze Zeit hindurch mittels eines Waffenstillstandes unterbrochene Krieg von Neuem aus, wahrscheinlich zum Theil wegen der Ein- und Uebergriffe des kaiserlichen Exarchen bei der neuen Papstwahl in Rom, zum Theil wegen des gespaltenen Patriarchats von Aquileja; Candidian war gestorben oder abgetreten, und auf ihn zu Grado Epiphanias gefolgt. Auch er war früher Primicerius der Notare; er hatte den Metropolitanstuhl nur etwa ein Jahr hindurch inne und starb im Jahre 613. Der Exarch ließ geschwind dafür zu Grado einen andern aufstellen, der Cyprian hieß, und der zu Aquileja sitzende Patriarch Johannes sah abermals die Hoffnung schwinden, die Suffragane seiner uralten Kirche zu einigen. Nach seinem Tode, der im J. 619 eintrat, folgte ihm in Aquileja Marcianus, der ein Liebling des Königs Ariowald war, von dem Marcianus

21) Aber nicht, wie Baronius ad ann. 605. IV. irrigerweise meint, wegen des Drei-Capitelstreites, sondern wegen der Wahlverschiedenheit, die in Rom und Byzanz stattfand. „His diebus (605—606) defuncto Severo Patriarcha ordinatus est loco ejus Joannes Abbas (Patriarch in Aquileja) vetere cum consensu Regis Agilulphi. In gradu quoque ordinatus est Patriarcha Epiphanius qui fuerat Primicerius Notariorum, ab Episcopis, qui erant sub Romanis (d. h. unter dem Kaiser); et ex illo tempore coeperunt duo esse Patriarchae.“ 22) Quia contra canonum statuta et Sanctorum Patrum decreta ordinatus.

viele Gunstbezeugungen und einen bedeutenden Zuwachs seiner Gewalt erhielt. Um das Jahr 618 waren beide Metropolitankirchen sowol die von Aquileja als jene von Grado ihrer Kirchenvorstände beraubt. Auf der Insel wurde durch die Intriguen der Langobarden Fortunatus aus Pola zum Bischof gewählt, obgleich Grado dem morgenländischen Kaiser unterstand. Sowol diese als auch die Patriarchen von Aquileja hielten sich an die Beschlüsse des fünften zu Constantinopel zusammenberufenen Concils, das sie als ein ökumenisches ansahen. Als nun die Geistlichkeit von Grado und die Bischöfe von Istrien, die fest zu Rom standen, Fortunat als einen Schismatiker erkannten, erhoben sie sich gegen ihn; da er sich nun auf der Insel nicht mehr für ganz sicher erkannte und fürchtete, vom Exarchen von Ravenna gefangen genommen zu werden, packte er die Schätze und Kostbarkeiten der Kirche von Grado zusammen, beraubte auch mehre Pfarrkirchen und Spitäler Istriens und floh mit dem Geraubten ins lombardische Cormons; dort mag er sich Verdienste um die Eroberer gesammelt haben, denn wir finden ihn zum Nachfolger des Metropoliten Marcianus erhoben; diese Stelle bekleidete er 20 oder 21 Jahre hindurch und er war auch der erste unter denjenigen obersten Kirchenvorständen von Aquileja, welche den Sitz der Metropoliten von Aquileja nach Cormons übertrugen. In demselben Jahre wie zu Aquileja erfolgte auch zu Grado die Wahl eines neuen Patriarchen in der Person des Primigenius durch Papst Honorius I. Von ihm wird berichtet, daß ihn Kaiser Heraclius mit Geld reichlich unterstützt und ihm auch den aus Elfenbein geschnitzten oder damit ausgeschmückten Stuhl geschenkt, dessen sich der heil. Marcus in Alexandrien bedient habe. Derselbe Primigenius oder Primogenius, wie er auch genannt wird, soll auch die heil. Leiber der Märtyrer Hermagoras und Fortunatus aus dem Gebiete von Aquileja nach Grado übertragen und in der Patriarchalkirche feierlich beigesetzt haben. Man hatte sie bis dahin dort verborgen gehalten. Eine Frau Namens Alexandra entdeckte dem Patriarchen den Ort, wo sie zu erheben seien, was auch sofort geschah. Weiter ist noch anzumerken, daß ein neuer Versuch gemacht wurde, das Schisma von Aquileja zu beenden; denn um das Jahr 648 war zu Grado dem Metropoliten oder Patriarchen Primogenius der Dalmatier Marimus gefolgt, welcher 20 Jahre lang auf dem Stuhle saß und bei der Synode zu Rom im Lateran im J. 649 als eine Hauptperson handelte. Papst und Concil bemühten sich ohne Zweifel, die lombardischen Bischöfe Istriens zu bewegen, daß sie den Marimus als ihren Metropoliten anerkannten; aber der Lombardenkönig Rotharis und Herzog Gisulf von Friaul mögen darauf gedrungen haben wegen des zu befürchtenden Einflusses der byzantinischen Venetianer u. dgl., daß ein eigener Patriarch zu Alt-Aquileja gewählt werde. Marimus zählte blos sechs ihm ergebene Suffragane. — Dem Papste Honorius I. soll es gelungen sein, das Schisma der Kirche von Aquileja wenigstens in Istrien einige Zeit hindurch beseitigt zu haben, indem er die Bischöfe Istriens am Ende bewogen habe, die Verurtheilung der drei Capitel und die fünfte Synode als ökumenisches Concil anzuerkennen und in die Gemeinschaft mit Rom zurückzukehren. Dieser Papst starb im J. 638. Gewiß ist aber auch zugleich, daß dieser Zustand nicht von langer Dauer gewesen; denn dem im J. 679 zu Rom abgehaltenen Concil wohnte der Metropolit von Aquileja mit seinen Suffraganbischöfen nicht bei, sondern nur Agatho, der Bischof von Grado, der sich Bischof von Aquileja nannte [23]). Der Nachfolger des Primigenius, Marimus, starb um 668; auf ihn folgte Stephan II., der wieder den früher erwähnten Agatho zu seinem Nachfolger hatte. Der Streithandel wegen des Patriarchenstuhles zu Aquileja oder Grado läßt sich nicht ganz aufhellen und überhaupt kein befriedigender Zusammenhang in den Entwickelungsgang desselben bringen [24]). So viel ist gewiß, seit der Einnahme von Aquileja und wiederholter Zerstörung dieser Stadt durch die Langobarden saß der Patriarch zu Grado, war also römischer, d. h. byzantinischer Unterthan. Die Langobarden, wol hauptsächlich die fromme Königin Theodelinde, scheinen beim Papste ausgewirkt zu haben, daß wieder ein eigener Patriarch für ihr Gebiet aufgestellt wurde, der jedoch in Aquileja, so nahe dem römischen oder byzantinischen Pa-

23) Agatho findet sich unterzeichnet als: Sanctae Aquileiensis Ecclesiae Episcopus. 24) Wie das Schisma Istriens begann und fortgesponnen wurde, ist bereits oben angedeutet worden. Der mit Rom sich einigende Marimus waltete ungefähr von 649 bis 668, wol unter vielen Verdrüßlichkeiten. Gleich nach seinem Hingange scheinen zwei einander entgegengesetzt worden zu sein, durch die byzantinischen Bischöfe der eine und durch die sechs lombardischen in Istrien der andere gewählt; und die Päpste, von beiden um die Confirmation angesucht, befanden sich in großer Verlegenheit; den lombardischen wollten sie nicht anerkennen, weil dies dem Schisma neue Nahrung geben hieße, und dem byzantinischen durften sie zum Voraus wol nicht trauen. So währte der Zwiespalt fort, bis der unsinnige Leo III. den Riß vollenden und jenes Patriarchat ganz vom Abendlande trennen und seinem in Constantinopel residirenden Hofpatriarchen unterwerfen wollte. Fidentius episcopus Forojuliensis de voluntate ducum intra Forojuliani Castri muros habitavit; des Fidentius Nachfolger Amator saß auch zu Cividad di Friuli. Der damalige Patriarch Calixtus, der zu Grado saß, hielt sich zwar noch an den Papst, sofern er ihn nämlich brauchte, um das Ansehen über die nicht byzantinisch gesinnten Bischöfe Istriens zu behaupten und den von diesen für Aquileja aufgestellten Gegenpatriarchen Amator zu bekämpfen. Superiores (die zu Grado inferiores) Patriarchae, quia in Aquileja propter Romanorum (Byzantiner) incursionem habitare minime poterant, sedem non in Forojulii (Cividad di Friuli), sed in Cormones habebant, quod Calixto (dem Patriarchen von Grado) qui erat nobilitate conspicuus, satis displicuit, ut in ejus Dioecesi (Patriarchatu) cum Duce (dem Herzoge Pemmo) et Longobardis habitaret Episcopus etc. — contra eundem Amatorem episcopum egit, eumque de Forojulii expulit ..... Dux Pemmo patriarcham comprehensum ad Castellum Potium, quod super mare situm est, duxit etc. *Paulus Diaconus* l. c. Der Papst Leo IX. schrieb für die Rechte des Patriarchen von Grado an die lombardischen Bischöfe Istriens 1053 und sagte da: Forojuliensis vero antistes tantum modo finibus Longobardorum esset contentus juxta Privilegium Gregorii II. et retractationem III. (nämlich Gregor's III.); folglich muß Gregor I. auf die früher angegebene Art entschieden haben. Siehe bei *Mansi* a. a. O. XII. p. 247 u. 248 zwei verstümmelte Breven Gregor's II. und vergl. *Pagi* ad ann 729, I et II.

triarchen, seinen Sitz nicht mit Sicherheit nehmen konnte. Der neue Patriarch von Aquileja oder Friaul (Serenus?) sollte seine Gerichtsbarkeit auf die langobardischen Ortschaften beschränken, dem auf Bitten des Königs Luitprand der Papst das Pallium schickte. Der Herzog von Friaul, Pemmo, nahm späterhin Rache am Patriarchen Calixtus, den er gefangen bekam und in einer Seefeste (dem Castellum Potium) einsperrte, zerfiel aber darüber mit König Luitprand, dessen Politik sich inzwischen dem Exarchen und den Venetianern zugewendet, wie wir später sehen werden. — Die Zeit des Todes des Patriarchen Calixtus von Aquileja ist nicht bekannt; da jedoch sein Nachfolger Siguald um das Jahr 762 erwählt wurde, so erscheint es als wahrscheinlich, daß er um diese Zeit mit Tode abgegangen sei. Zu den früher erwähnten Gegenständen des Streites und Zerwürfnisses kam auch in diesen Gegenden in dem Streite über den Bilderdienst ein neuer Vorwurf des bittersten Haders; Kaiser Leo III. erklärte dem Senate, daß er aus Dankbarkeit gegen Gott sich gedrungen fühle, der in der Kirche jetzt herrschenden Abgötterei, in die der Bilderdienst ausgeartet sei, mit aller Kraft zu steuern. Ein kaiserliches Edict befahl im J. 725, daß in und außer den Kirchen alle Bildnisse der Heiligen, auch die der Mutter Gottes und selbst des gekreuzigten Heilandes bei Seite geschafft und verbrannt werden sollten. Mit diesem Edicte warf der Kaiser einen neuen Zankapfel in die christliche Kirche, der auch in Italien seine Früchte trug, und namentlich in Rom, da sich das Volk seine Bilder nicht zerstören lassen wollte. Es brachen darüber an vielen Orten Tumulte aus, in dem auch Hochgestellte getödtet wurden. Doch nicht sowol wegen der Bilder als wegen Steuerforderung und Kirchenplünderung empörten sich Rom und andere Städte Italiens, wie selbst Anastasius Bibliothecarius andeutet. Der Kaiser oder sein Exarch verlangte, Papst Gregor II. solle mit dem Beispiele des unterthänigsten Gehorsams vorausgehen und diesen Gehorsam auch Andern predigen; allein statt dessen erfolgten Vorstellungen und Berufungen auf verbriefte Rechte, und es gewann den Anschein, der Papst stelle sich an die Spitze der Unzufriedenen, welche sich auch in der Pentapolis und in Venetien zusammenthaten und zur Sicherung der bedrohten Freiheit gleich den Römern eigene, von dem Exarchen unabhängige Duces (Dogen) aufstellten. So hatte namentlich das Volk auf der Insel Rialto und den andern ihr benachbarten Inseln, auf welchen jetzt Venedig prangt, schon um das Jahr 697, geärgert durch die Uneinigkeit der Tribunen, welche dem Gemeinwesen der einzelnen Eilande vorstanden, sich durch Wahl einen gemeinsamen Dogen in der Person des ausgezeichneten Paoluccio Anafasto, eines Bürgers von Heraclea, einer Stadt der venetianischen Terra ferma, gegeben. Ihm folgte, wol mit kaiserlicher Gutheißung, im J. 717 Marcello Tegalliano. Jetzt, 726, erhob das Volk, sich von Byzanz lossagend, den berühmten Orso Ipato (Hypathus), welcher aber in Kurzem aus Politik wieder die kaiserl. Oberhoheit anerkannte. Auch an diesen Kirchenstreitigkeiten nahmen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite stehend, die Metropoliten von Grado und Aquileja oder Neu- und Alt-Aquileja Theil. Serenus, der Patriarch von Aquileja, ein schlichter, aber ganz dem Dienste des Herrn ergebener Mann, war um das Jahr 711 dem Patriarchen Petrus in der Leitung der Kirche von Aquileja gefolgt; auch er hatte seine Residenz im Schlosse Cormons gleich allen seinen Vorgängern von Fortunat abwärts. Er starb in Cividale um das Jahr 716 oder 717. Nach ihm bestieg, mit Zustimmung des Königs Luitprand, Calixtus den Patriarchenstuhl von Aquileja; er war früher Archidiakon der Kirche von Treviso und eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Sein Todesjahr ist nicht bekannt; allein da sein Nachfolger Siguald um das Jahr 762 zum Patriarchen erwählt wurde, so muß er kurz vorher gestorben sein. König Luitprand hatte den Kaiser Leo im Winter des Jahres 730—731 (?) durch die Wegnahme Ravenna's gar sehr erzürnt; diese Hauptstadt wieder zu bekommen, wurden eilends Anstalten getroffen und eine Flotille von Constantinopel nach Italien abgesandt; einige Historiker behaupten, es sei geschehen, um Leo's bilderfeindliche Befehle mit Gewalt durchzusetzen, glücklicherweise ging die Flotte im Sturme zu Grunde. Kaiser Leo erreichte trotz dieses Unfalles doch seine Absicht; denn der kluge Exarch Eutychius verhandelte so geschickt mit dem noch dem Namen nach unterthänigen Freistaate Venedig und dessen Dogen Orso Ipato, daß hier Schiffe für den Kaiser (noch 734?) ausliefen, plötzlich vor Ravenna erschienen und die Stadt einnahmen, ehe sie in die Gewalt Luitprand's gefallen war. Hierauf mag es geschehen sein, daß es dem Zureden des Papstes gelang, Luitprand zu einem Frieden oder Waffenstillstand zu bewegen; es hatte ja dieser blos aus Eifer für die Bilder der Heiligen und Christi das Schwert gezogen, und nun sollte eine Synode zu Rom seinem Wunsche genügen und dasjenige klar festsetzen, was katholische Lehre und Uebung sei. Dem Anastasius Bibliothecarius [25]) zufolge wären im J. 732 wirklich zu St. Peter in Rom 93 Bischöfe und überdies auch vornehme Laien versammelt gewesen und ein scharfes Statut wider Bilderstürmer sei erlassen worden. Der Beschluß des Concils von lauter kaiserlichen Prälaten, worunter die Erzbischöfe von Ravenna und von Grado, gefaßt und unterzeichnet, sollte den Vorwurf heben, als ob blos der Papst für die Bilder eifere [26]), und ihm den Beweis

25) Anast. Bibl. Papa cum Archiepiscopis, Antonio Gradensi Archiepiscopo et Joanne Archiepiscopo Ravennato, cum caeteris Episcopis istius Hesperiae partis (aus dem langobardischen Italien seiner?), numero nonaginta tribus, seu (also nicht durchweg Bischöfe) presbyteri hujus apostol. Sedis, astantibus diaconibus cum cuncto clero, nobilibus etiam Consulibus et reliquis etiam Christianis plebibus astantibus etc. Der Ausdruck „etiam" scheint auf den Afterpatriarchen zu deuten, da er weiter schreibt: obsecrante tam concilio quam optimatibus ut non deponeretur etc. Cuncta generalitas istius provinciae Italiae similiter (wie die Bischöfe) pro erigendis imaginibus supplicationes scriptas unanimiter ad eosdem Principes Leonem et Constantinum direxere etc. 26) Es soll Gregor III. im J. 731 zwei Synoden gehalten haben, die zweite am 1. Nov. (*Mansi* XII. p. 299), wozu die Einladung an den Erzbischof Anton von Grado erging, p. 301.

liefern, daß auch das Volk und die höheren Classen der Gesellschaft für dieselben Partei genommen hätten. In den Jahren 715 oder 717 folgte Donatus auf dem Stuhle von Grado auf den Metropoliten Christophorus, er hatte mit dem Patriarchen Serenus von Aquileja einen Streit, dessen Ursache nicht bekannt ist. Er starb um das Jahr 727 oder 729 und wurde gleich mehren seiner Vorgänger in dem der heil. Euphemia geweihten Dome beerdigt [27]). Nach Donato's Hinscheiden bemächtigte sich Petrus, der Bischof von Pola, des Patriarchenstuhles von Grado, wurde aber vom Papste als desselben und des Bisthums Pola für unwürdig erklärt, aber auf die inständigsten Bitten des Klerus und des Volkes von Venetien und Istrien zu Pola denn doch wieder eingesetzt; den Patriarchenstuhl von Grado dagegen bestieg der Benedictinermönch und Abt der heiligen Dreifaltigkeit zu Brondolo nächst Chioggia, Namens Anton, auf dem er bis zum Jahre 749 verblieb und nach seinem Tode im Dome von Grado beigesetzt wurde. Im J. 734 erließ Papst Gregor III. einen Brief an den Patriarchen von Aquileja, Calixtus, worin er ihn aufforderte, dem Patriarchen von Grado einige Inseln, Centenari und Massioni genannt, und Grundstücke wieder zurückzustellen, die er ihm widerrechtlicher Weise entzogen hatte und die von den Prälaten Grado's dem Kloster von Barbana waren geschenkt worden, was auch Calixtus sogleich that [28]). In dieser Periode sollen mehre angesehene Familien, so die Tornado, Obelerii, Pipino von Aquileja und die Barbarigo von Triest nach Venedig übergesiedelt und dort in die Reihe der venetianischen Adelsgeschlechter aufgenommen worden sein. Grado und Aquileja wurden mit jedem Jahre mehr und tiefer in die Geschichte der neu aufblühenden Republik Venedig, in der Gewerbe, Handel, Schiffahrt und Wohlstand immer mehr sich hoben, hineingezogen. Die Republik fühlte sich an zwei Punkten immer und immer empfindlich berührt, nämlich da, wo sie mit Byzanz, und dort, wo sie mit dem Reiche der Langobarden zusammen grenzte. Daraus erklärt sich auch ihre hin und her schwankende Politik. Durch manche innere Gährung erschüttert, wobei Byzantiner und Langobarden um die Wette das Wasser trübten, wendete sie sich bald zu den einen, bald zu den andern. Im Jahre 737 entstand ein Volksauflauf, erregt durch Parteiumtriebe, in dem der Doge Orso Ipato vom Pöbel umgebracht wurde. Die Republik änderte nun vorübergehend die Verfassung, der zufolge jährlich ein Magister militum (Maestro de' Cavalieri) zu wählen war; allein schon im J. 742 erkor man neuerdings einen Dogen, nämlich Theodat, den Sohn des Orso, der sich 13 Jahre lang in seiner Würde erhielt, bis ihn auch das Loos des Vaters traf; er wurde im J. 755 abgesetzt und nach Art der byzantinischen Griechen jener Zeit geblendet. In demselben Jahre unternahm der Patriarch Calixtus ebenfalls eine Art Umwälzung in der Wahl seines Wohnsitzes. Amator, der Bischof von Julium-Carnium, jetzt Zuglio, in demjenigen Theile Frauls gelegen, den man la Carnia nennt, der auf Fidentius folgte, hatte unter Zustimmung der Herzoge seinen Wohnsitz in Forojulio gleich seinen Vorfahren, wurde aber daraus durch den Patriarchen von Aquileja, Calixtus, vertrieben. Dieser, der, obgleich Patriarch vom Schlosse zu Cormons, inmitten des Pöbels residiren mußte, da er in Aquileja den fortwährenden Neckereien, Einfällen und Streifzügen der die benachbarten Eilande bewohnenden Unterthanen des byzantinischen Kaisers ausgesetzt gewesen wäre, während Bischof Amator zugleich mit dem Herzoge und anderen Edlen eine ansehnliche Stadt bewohnte, war darüber sehr entrüstet und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, diesem Uebelstande abzuhelfen. Als nun einmal Herzog Pemmo aus der Stadt entfernt war, brach unversehens Calixtus in die Stadt ein, vertrieb den Bischof Amator, setzte sich in dessen Wohnung fest und dachte von da an Forum Julii zur Residenz der Patriarchen von Aquileja zu machen; die Ausführung dieses Vorsatzes vereitelte jedoch Herzog Pemmo, der über die kecke That des Patriarchen sehr entrüstet war, viele Lombarden sammelte, den Patriarchen gefangen nahm und ihn zur Strafe ins Meer stürzen lassen wollte, sich jedoch bald eines Besseren besann und ihn in dem am Meere gelegenen Schlosse Ponzio längere Zeit hindurch gefangen hielt und ihn das herbe Brod des Kummers genießen ließ. Beide Theile wandten sich an den Papst, welcher schwerlich ganz zur Befriedigung des Erzachen entschied; denn Calixtus wurde aus seiner Haft entlassen, kehrte nach Cividale zurück und ließ dort die Kirche und die Taufkapelle des heil. Johann und einen Palast zur Wohnung der Patriarchen erbauen. Nach Beilegung dieser Zwiste trat in Friaul Ruhe und zwischen den Patriarchen Calixtus von Aquileja und Johann von Grado Friede ein, indem die weltlichen Angelegenheiten sehr friedlich und gerecht geleitet und auch die geistlichen Sachen im Geiste der allgemeinen Kirche geführt wurden. Die folgenden Decennien bieten in den Patriarchaten von Aquileja und Grado des Bemerkenswerthen wenig dar. Erst zur Zeit der Regierung des Königs Desiderius traten wieder Ereignisse ein, die der Geschichte Vieles zu verzeichnen gaben, obgleich dieselben keineswegs erfreulicher Art waren. Desiderius handelte gleich feindselig gegen Ravenna und Grado, gegen das Patrimonium und die Venetianer, indem er Kirchengüter einzog, und wollte, daß die Bischöfe Istriens, bis dahin unter der Jurisdiction des Patriarchen von Grado, sich hinfüro unter die seines Patriarchen Johann von Aquileja schmiegen sollten, es versteht sich, um sie hierauf zu lombardisiren. Die Republik Venedig, welche sich im J. 764 in Mauritius Galbajo einen sehr wackern und verständigen Dogen gegeben, sandte klagend den Patriarchen von Grado und dessen Erzpriester und den Tribun Constantin an Papst Stephan III. kurz vor dessen

27) Mit Zuverlässigkeit lassen sich die Jahre seiner Wahl und seines Todes durchaus nicht angeben. Palladio (a. a. O.) setzt ihn im J. 717 als Patriarchen an; Muratori, sich auf Dandolo stützend, gibt das Jahr 725 als das seines Hinscheidens an. 28) Palladio (a. a. O.) berichtet, es habe der Patriarch Calixtus Grado plötzlich überfallen und ausgeplündert. Ob es wirklich geschehen, ist sehr zweifelhaft.

Ableben, um durch ihn die gewünschte Abhilfe zu erlangen, die aber erst durch den Sturz der Herrschaft der Langobarden erfolgte, nachdem Karl der Große im J. 773 und 774 den König Desiderius gestürzt, gefangen genommen, den Herzog Hrodgaud von Friaul, man weiß nicht wie, zu Boden geworfen, und alles dieses, so scheint es, blos durch einen raschen Schlag bewerkstelligt hatte, indem Behendigkeit die Macht ersetzte. Die Städte öffneten unverweilt dem gleich einem Blitze daher Fahrenden, zuerst Treviso im Februar 776, die Thore. Fränkische Mönche wurden als Comites eingesetzt und wahrscheinlich auch der heil. Paulinus als Patriarch von Aquileja bestellt, wodurch das Schisma in Istrien völlig endigte[29]). Paulin, welchen Karl der Große in einem Briefe[30]) einen Lehrer der Grammatik und sehr verehrungswürdig betitelt, war um das Jahr 726 in Friaul geboren und von niedrigem Stande, lag in der Jugend selbst dem Feldbau ob und schwang sich blos durch seinen Geist und seine Kenntnisse, verbunden mit allen priesterlichen Tugenden, zu der hohen Würde eines Patriarchen von Aquileja empor, von dem später noch ausführlicher wird gehandelt werden. — Um das Jahr 775 hatte sich Venedig, wol geärgert durch die ikonoklastische Synode in Hierium, wieder von Byzanz losgesagt, und es mag auf kurze Zeit von den Bischöfen Istriens der Patriarch zu Grado als der einzige rechtmäßige Kirchenvorstand anerkannt und so die Spaltung vorübergehend beseitigt worden sein[31]), bis die Venetianer, durch ihnen angebotene Handelsvortheile umgestimmt, und neuerdings zwei Patriarchen, einer zu Grado und einer zu Aquileja oder richtiger zu Cividale (?), aufgestellt wurden. Der auf dem Concil zu Rom im J. 732 anwesende Patriarch Anton von Grado lebte nicht mehr. Immer und immer versuchte der byzantinische Hof die Kirchenprovinz Istrien und Dalmatien gleich der thessalischen und anderen völlig vom Abendlande loszureißen und dem Hofpatriarchen in Constantinopel zu untergeben, und die Päpste hatten alle ihre Klugheit aufzubieten, um dieses Uebel abzuwenden. Daher verfuhren sie mit den oft sehr zweideutigen Patriarchen von Grado, die sich bald zu Byzanz, bald zu Rom, dann wieder zu den Langobarden oder jetzt zu den Franken hielten, auf das Allernachsichtigste und standen ihnen jetzt gegen die Anmaßungen der Lombarden bei. König Desiderius im Kriege mit Byzanz, und folglich mit Venedig, hatte aus Politik wieder durch einige Bischöfe Istriens einen Gegenpatriarchen von Aquileja, Namens Joannes, aufstellen lassen, den aber der Papst nimmermehr anerkennen wollte. — In dieser Zeit traten auch an der Küste, auf dem Festlande und in Venedig selbst gewaltsame Ereignisse ein, veranlaßt durch die Parteiung der tribunizischen Geschlechter der Hauptorte und Inseln von Heraclea, Malamocco, Jesolo, Rialto ꝛc., namentlich der Barbaromano von Heraclea, der Obelerii von Malamocco und der Gauli von Jesolo. Die zuerst genannte Familie eroberte, von den Griechen unterstützt, die Uferstrecken Remondini, delle Pinete, jene der Piave und der Livenza bis gegen Grado hin[32]). Der zuletzt erwähnten Familie gehörte Gaula Gallo an, der sich gegen den vierten venetianischen Dogen Deodato, den Sohn des Orso Ipato erhob, ihn zu Brondolo, wo er denjenigen Befestigungsarbeiten nachsah, die er hier zum Schutz dieser Grenzgegenden aufführen ließ, gefangen nahm, blendete und entthronte, indem er die Residenz desselben, Malamocco, überrumpelte und einnahm. In Grado selbst war kurz vorher auch eine wichtige Veränderung vor sich gegangen. Um die Mitte des 8. Jahrh. wurde nämlich Istrien, welches bis dahin von dem morgenländischen Kaiserthume abhängig gewesen, von dem Könige der Langobarden, Aistulf, erobert, sodaß jenem Kaiserthume in Italien von seinen früheren Besitzungen nichts Anderes mehr übrig blieb, als die nahezu ganz unabhängigen Laguneninseln, auf denen allmälig Venedig sich erhoben hatte, Rom, Neapel mit einigen anderen Städten dieses Küstenstriches und die Insel Sicilien. Erst Pipin entriß Istrien den Lombarden wieder und stellte die alte Verbindung dieses Landes und seiner Bischöfe zu dem Patriarchate wieder her: Im Patriarchate von Grado war indessen auf den Patriarchen Antonius der Archidiakon der Kirche von Grado, Aemilianus (749), der ihm bis zum Jahre 757 vorstand, gefolgt, in welch letzterem Jahre Vitellianus folgte, von dessen Tode, den Ughelli in das Jahr 766 setzt, man jedoch nichts Sicheres weiß; ihm folgte der früher erwähnte Joannes, den Papst Stephanus in einem von Dandolo wiedergegebenen Schreiben Coepiscopus nennt und der ein Zeitgenosse des heil. Paulinus war, des zweiten dieses Namens auf dem Patriarchenstuhle von Aquileja. In diese Zeit fällt die Blüthe des Mannesalters des Geschichtschreibers Paulus Warnefried's, der Diakon der Kirche von Aquileja war, dessen Geschichts-

29) Der Einsetzung Paulin's gingen folgende Begebenheiten voran. Der Tod des Patriarchen Calixtus von Aquileja scheint um das Jahr 761 eingetreten zu sein. Palladio äußert sich über ihn in folgender Weise: Während des langen Zeitraumes, während dessen Calixtus der Kirche von Aquileja vorstand, beruhigte er die heftigsten Aufregungen in demselben, bereicherte er seine Kirche durch die Reliquien vieler Heiligen, die den Tod als Blutzeugen Christi erlitten hatten. 30) Diesen Brief glaubt Damberger a. a. O. II, 442 in das Jahr 776 versetzen zu dürfen. Karl's des Großen Schenkung an den Grammatiker Paulinus ist nach Muratori in das Jahr 781 zu setzen. Baron. 802, XIX gibt die Urkunde. Schlosser a. a. O. S. 379 sagt, daß man statt „accolabiis“ lesen müsse accolabus (?); doch beliebte es ihm nicht, das „Warum?“ beizufügen, und ebenso vergißt er auch die Quelle anzugeben von der von ihm angeführten weiteren Notiz: „Das waren Güter Anderer; was die Kirche angeht, so war hernach der Freund Paulin's, Alcuin, Abt von fünf reichen Klöstern, ohne ein Mönch zu sein oder zu werden. War Alcuin wirklich kein Ordensmann?“ Der von dem K. Desiderius aufgestellte Gegenpatriarch Joannes von Aquileja hatte die Anerkennung in Rom nicht erlangt. Karl der Große hat sich wahrscheinlich 775 und in den folgenden Jahren mit Venedig sehr befreundet und so konnte der von ihm geschätzte Paulinus einiger Patriarch werden. Das alte Schisma Istriens endigte hiermit der Hauptsache nach. 31) Man sehe oben die Jahre 605, 649 und 728 nach.

32) Storia documentata di Venezia di Samuele Romanin. Tom. I. (Venezia 1853.) p. 122.

büchern wir einen nicht unbedeutenden Theil der Nachrichten über diese Periode der Geschichte Italiens verdanken, und der namentlich den Sturz des Desiderius und die Begründung der Herrschaft der Franken in Italien des Ausführlicheren beschrieben hat. Patriarch Paulinus II., der Patriarch von Aquileja, stand in den innigsten Beziehungen zu dem Markgrafen Erich von Friaul und war einer von den wenigen Männern in Italien, die noch den Schatz der römischen Gelehrsamkeit bewahrten. Alsbald nach der Eroberung des Langobardenreiches schloß er sich Karl dem Großen an, der ihm nach dem Aufstande des Herzogs Hrodgaud von Friaul (776) Rebellengüter schenkte. Paulinus, den auch König Pipin hochschätzte, den Venetianern und Griechen gleich sehr ein Dorn im Auge, befestigte durch sein Ansehen die Frankenherrschaft und bereitete ihr, weil dem katholischen Christenthume durch von Aquileja ausgehende Glaubensboten die Bahn bis nach Dalmatien hinein eröffnet war, auch in dieser Gegend eine feste Unterlage. Im Frühjahre (vor dem 15. April), wahrscheinlich in der Fastenzeit des Jahres 796, hielt Paulinus eine Synode zu Aquileja oder an seinem Sitze Forum Julii (Cividad d'Austria oder del Friuli), weil jetzt, sagte er in der Eröffnungsrede [33]), nach schweren und verwüstenden Kriegen endlich der Friede geschenkt sei. Es wurden die Irrlehren der Ebioniten, der Nestorianer und anderer verworfen und verdammt und 14 Disciplinar-Kanones entworfen (zu lesen bei Alexander Natal). Paulinus handelte auch in der Eigenschaft eines päpstlichen Legaten und war auf den Synoden zu Aachen 789, Regensburg 792 und Frankfurt 794. Noch vor Ende dieses Jahres vollführte Herzog oder Markgraf Erich von Friaul den glücklichen Zug ins Land der Avaren, wo sich nun auch ein Thor für die Glaubensboten aufthat. Bischof Arno von Salzburg erhielt die geistliche Jurisdiction in diesen Gegenden, doch sicher erst nach Abfindung mit dem Patriarchen von Aquileja, welches jetzt ebenfalls seinen Sprengel ansehnlich gegen Osten erweiterte. Die Nachfolger Arno's in Salzburg und Paulin's in Aquileja stritten später lange um ihre Grenzen in Kärnthen oder Pannonien, während Arno und Paulin sich ruhig in den Besitz des eroberten Pannonien getheilt hatten. Karl der Große bestimmte später, die Drau solle diese kirchlichen Provinzen von einander scheiden. — Es ist hier noch Einiges über die Stellung und die Verhältnisse des Patriarchen Paulinus nachzutragen. Derselbe Anfangs (776) auch von Venedig anerkannt, mußte ohne Zweifel, als Frankenfreund, bald aus Grado weichen. Schon um das Jahr 780 waren die Venetianer mit Kaiser Karl dem Großen sehr gespannt, um 794 in offenem Kriege. König Pipin hatte indessen auf dem Festlande um sich gegriffen, eroberte Istrien und Liburnien, sein Patriarch Paulin streckte über die eroberten Lande den Hirtenstab aus. In den Jahren 795 und 796 wurden auch noch die Avaren und andere Verbündete der Byzantiner und Venetianer tief gedemüthigt, was im Verein mit dem Aerger des Volkes über den in Byzanz neuerdings tobenden Bilderſturm bewirkte, daß man Karl's Freundschaft nachsuchte. Deshalb konnte auch Paulinus als einzig rechtmäßiger Patriarch auftreten, um alle Bischöfe der früheren Jurisdiction zu einer Synode zu berufen. Die des byzantinischen Dalmatiens werden wol kaum erschienen sein. — Im J. 794 war der Patriarch Paulinus zu Aachen, da geschah wahrscheinlich das, was Nigellus im Leben Ludwig's des Frommen in folgender Weise berichtet: Es wohnte der heilige Patriarch Paulinus zu Aachen in der Kathedralkirche dem Gottesdienste bei und traf in der Kirche, nach der Erzählung des Nigellus [34]), mit den drei Söhnen Karl's des Großen, Karl, Pipin und Ludwig [35]), zusammen, die er auf eine sehr verschiedene Weise behandelte. Es saß nämlich der fromme Priester in der Kirche in seinem Stuhle im Chore, entweder die Messe lesend oder aber die Psalmen recitirend, als er drei Männer daher und auf sich zukommen sah. Als der erste, der allen Anderen voranschritt, an ihm vorübergegangen war, fragte er einen der Kleriker, wer das sei, und als er vernommen, es sei Karl der Erstgeborene des Kaisers, schwieg der fromme Prälat und blieb ruhig in seinem Stuhle sitzen. Als nach ihm der zweite, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, auf ihn zukam und er vernahm, es sei dieser Pipin der König von Italien, da begrüßte er ihn, indem er sein Barret vom Kopfe nahm. Pipin setzte, ohne sich aufzuhalten, seinen Gang fort. Endlich kam der dritte Sohn des Kaisers, Ludwig der Fromme, König von Aquitanien, der, sich hierin wesentlich von seinen beiden älteren Brüdern unterscheidend, vor dem Altare sich auf die Kniee niederließ und seine Gebete in frommer Andacht verrichtete. Als Paulinus dieses sah und den Namen des Beters hörte, erhob er sich von seinem Stuhle, schritt auf ihn zu und umarmte ihn, der in tiefer Ehrfurcht sich vor ihm verneigte. Als hierauf Paulinus zum Kaiser kam, fragte ihn dieser um den Grund, warum er sich so auffallend parteiisch für den drittgeborenen Sohn gezeigt habe, worauf Paulinus antwortete: Weil, wenn nach dem Willen Gottes ihm einer seiner Söhne in der Regierung seiner Länder folgen sollte, dieser der dazu am meisten geeignete sei. — Als Pipin nach der Vollendung des Feldzugs gegen die Avaren am Donauufer

33) Aus der Eröffnungsrede des Patriarchen Paulinus möge hier folgende Stelle stehen: propter improbos, qui solent irrumpere (Avaren und Venetianer) mundanos tumultos, propterque imminentia proeliorum bella, quae circumquoque pergyrum finium nostrorum frementi ferocitate ingruere non cessabant .... Nunc autem Diuina opitulante Clementia, attritis utique ferocium Barbarorum superbiae typho erectis cervicibus, auxilio per omnia adminiculante de coelo, reddita jam quietissima pace terris .... necessarium duximus summopere festinantes dilectissimam fraternitatem vestram in uno Collegio aggregari etc. Diese Synode des Jahres 796 bestimmte auch, die Sonntagsfeier solle mit dem Abende des Samstags beginnen.

34) *Hermolai Nigelli* Poemat. de vita Ludovici Pii Augusti lib. I. Siehe bei *Muratori*, Rer. Ital. script. Tom. II. P. II.

35) Siehe die Stammtafeln zur Geschichte der europäischen Staaten. Von Traugott Gotthelf Voigtel ꝛc. Neu herausgegeben von Ludw. Adolf Cohn. Erstes Heft. (Braunschweig 1864.) Tafel 17.

einige Bischöfe versammelte, um über die zu vollziehende Taufe der Besiegten die geeigneten Vorbereitungen zu treffen, da war auch der Patriarch Paulinus, dessen Gutachten noch erhalten ist, unter ihnen [36]). Er hält sich in Bezug auf das Formelle der vorzunehmenden Taufe durchaus an die damals üblichen kirchlichen Bestimmungen, wornach selbe wo möglich zu Ostern oder Pfingsten vorzunehmen sei; aber er drang auch auf mehrwöchentliche Belehrung, ehe die dreimalige Untertauchung vorgenommen werden solle. Bald darauf, noch im Laufe des Jahres 796, hielt, wie schon früher berichtet worden, das Concilium in Aquileja eine Synode seiner Geistlichkeit. Auf dieser Versammlung ließ er unter Anderem verfügen, daß kein Geistlicher ohne des Patriarchen Zustimmung abgesetzt werden dürfe; er ließ die Ordnung der Frauenklöster neu und aufs Strengste regeln, den Nonnen mit Einschluß der Aebtissin den Besuch von Wallfahrtsorten untersagen. Die Stellung, die dieser Patriarch einnahm, war überhaupt sehr bedeutend, die Ansprüche, die er für seinen Rang machte, so groß, daß der Papst Hadrian sich im J. 790 einmal bei Karl geradezu über ihn beschwerte [37]). Aber dem Könige hatte sich Paulinus mit voller Seele angeschlossen und sich der Liebe desselben in hohem Maße zu erfreuen [38]). Er verschaffte seiner Geistlichkeit von Kaiser Karl die freie Patriarchenwahl und zudem auch noch Exemtionen von mehren öffentlichen Lasten. Doch trat er auch wol einmal mit einigen Andern seinem Herrn streng entgegen, wenn derselbe schlimme Absichten gegen die Kirche an den Tag legte [39]). Dadurch erlangte denn auch sein Wort ein so großes Gewicht, wenn er in bedeutenden kirchlichen Fragen seine Stimme erhob [40]). Als Alcuin in Streit mit spanischen Bischöfen gerieth, verlangte er neben Richbod von Trier und dem sprachgewandten Theodulf von Orleans auch den Beistand seines Freundes Paulinus. Da schrieb Paulinus dann „Drei Bücher gegen Bischof Felix von Urgel," worin er nachwies, daß die Lehre desselben von der des Arius und Nestorius kaum verschieden sei; er verfaßte zum Schluß auch noch ein Glaubensbekenntniß in Versen, das er jenen anfügte. Als er die Arbeit vollendet hatte, schickte er sie an Karl den Großen mit der bezeichnenden Bitte, sie an Alcuin zu besorgen, da er selbst nicht wisse, ob er noch ein zweites Exemplar für den König zu Stande bringen werde [41]). Hierdurch mußte sich das enge Verhältniß, das zwischen Paulinus und Alcuin schon früher bestand, noch fester knüpfen. Alcuin's Briefe geben von der Zärtlichkeit Zeugniß, mit der er an dem hochbegabten Patriarchen hing. Alcuin's Verehrung für Paulinus fand kaum Ruhmesworte genug; er nennt ihn den besseren Theil seines Lebens und dessen Herz ein Land der Verheißung [42]). In die Hand dieses Mannes war das Werk der Christianisirung der eroberten avarischen Gebiete in Pannonien zum großen Theil gelegt. „Wer von den Dienern Gottes," schreibt ihm Alcuin, „wäre geeigneter, sich einem so frommen und löblichen Werke zu unterziehen; Alles zu einer solchen Thätigkeit Nothwendige vereinige sich bei ihm." Paulinus setzte ihn seinerseits in Kenntniß, nach welchem Plane er zu verfahren gedenke. Es ist mehr als blos wahrscheinlich, daß von Aquileja aus den Slawen Priester zugesendet wurden, welche die Bekehrung derselben vornahmen. Noch ist uns der Brief eines bejahrten italienischen Geistlichen, Namens Blandidus, erhalten, der jüngeren Amtsbrüdern in dem Heimathlande weitschweifige Schilderungen und Ermahnungen zusendet, während er im Donaulande, in den Bergen der Slawen in den dichten Tannenwaldungen sich zu den Freunden sehnte, in dem man einen der zur Bekehrung der Slawen von Aquileja ausgesendeten Priester zu erkennen Grund hat [43]). „Erinnert man sich nun aber," sagt Büdinger weiter, „der ersten Verbreitung des Christenthums unter der Römerherrschaft in Noricum und Pannonien, so ist die Collision einleuchtend, in welche das Patriarchat von Aquileja, die alte Metropole auch für Noricum, mit dem jungen Bischofssitze von Salzburg gerathen mußte. .... Erst nach Paulinus' Tode, der am 11. Jan. 804 erfolgte, unter dem Nachfolger desselben (nach Ughelli Urbanus I.) kam aber der Streit über die Grenze beider Sprengel zum Ausbruch." Um den Streitigkeiten zwischen Salzburg und Aquileja ein Ende zu machen, das die östlichen Alpengebiete für sich in Anspruch nahm, wurde, nachdem Karl der Große das Erzbisthum von Salzburg im J. 798 errichtet hatte, durch eine Bestimmung desselben vom J. 810 die Drau als Grenze beider Metropolitansprengel festgesetzt. Ludwig der Fromme bestätigte diese Grenze im J. 820 am 27. Dec. [44]). Noch vor dem Tode des Paulinus nahmen die Verhältnisse Friauls das Augenmerk des Kaisers in Anspruch. Man mischte sich ohne Zweifel in die Zwiste Venedigs, wo jetzt die

36) Dictatus Paulini Patriarchae Aquilejensis bei *Mansi* l. c. XIII, 921 seq. 37) *Mabillon*, Ann. Bened. II, 295. 317. 38) Die Urkunde ist vom 4. Aug. 792. Siehe in *De Rubeis*, Mon. eccles. Aquilej. col. 258 seq. 39) *De Rubeis* l. c. col. 359. Die Stelle aus Hincmari Remensis opusculo I., veröffentlicht in Appendice Synodi Duzicensis anni 868, ist unklar; doch scheint es, daß wol eine beabsichtigte Säcularisation gemeint sein dürfte. 40) Oesterreichische Geschichte bis zum Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts. Von Max Büdinger. Erster Band. (Leipzig 1858.) S. 145. 41) *Alcuini* Opera. Editio Froben. I. epist. 69 (p. 97 unten). Paulini contra Felicem Urgelitanum lib. III. apud *Madrisium* p. 99 seq. Das Begleitschreiben p. 168. Ueber Karl's edles Benehmen in dieser Streitsache gegen den Bischof Felix von Urgel, der von einem fanatischen Fürsten als rückfälliger Ketzer hätte behandelt werden können, vergl. Rittberg's Kirchengeschichte S. 428 fg.

42) *Alcuini* Opp. l. c. Epist. 35. p. 47. Die obige Stelle Epist. 35. p. 47 lautet: Tuum vero sanctissimum cor terra sit promissionis. 43) Der Brief findet sich in der Handschrift der Hofbibliothek in Wien n. 906 (früher Cod. theol. 391). Fol. I a bis 56. Büdinger I, 146. Not. 7. 44) Büdinger I, 35. Not. 1. *De Rubeis*, M. E. Aqu. col. 400 seq. Vergl. Kleinmayrn's Nachrichten von Juvavia. Anhang S. 61. 62. 76. 77 und Dümmler, Südöstliche Marken des fränkischen Reiches unter den Karolingern (795—907) im Archiv der Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 10. Bd. (Wien 1853.) S. 22.

Tribunen gegen den byzantinisch gesinnten Dogen Giovanni, Sohn und Nachfolger des im J. 787 gestorbenen Maurizio Galbajo, Partei bildeten und den Streit auf das kirchliche Gebiet verlegten. Der byzantinische Hof, mit Rom zerfallen, weil mit dem Schirmvoigte der römischen Kirche, Karl dem Großen, entzweit, wollte den Patriarchen Johannes von Grado in das Schisma verflechten, und es wurde ihm durch den Dogen angesonnen, einen von Constantinopel gesendeten Griechen, Christophorus Damiatus, zum Bischof von Olivolo (Ulivolensis Episcopus) zu consecriren und einzusetzen, ohne Rücksicht auf den Papst. Der Patriarch, welcher nicht Lust hatte, die Censuren des Papstes auf sich zu laden, widerstand dem Ansinnen und belegte selbst den Eindringling Christophorus mit dem Banne. Darüber erzürnte der Doge gewaltig und schickte seinen Sohn Mauritius mit einer Flotte gegen Grado; die Stadt wurde erstürmt, die Priesterschaft barbarisch gemishandelt, der in den Thurm sich flüchtende Patriarch verfolgt und, wie es heißt, von der Zinne desselben herabgestürzt, jedenfalls getödtet. Dieses geschah vielleicht im Herbste des Jahres 802. Diese Gewaltthat veranlaßte den heiligen Patriarchen Paulinus von Aquileja, in dem Städtchen Altinum eine Synode abzuhalten [45]), auf der zum Nachfolger des ermordeten Patriarchen Johannes von Grado dessen Vetter Fortunatus gewählt worden ist. Man rief den Papst und den Frankenkönig zum Schutz an. Die byzantinische Mattigkeit schwankte seit dem Anfange des 9. Jahrh. fieberisch zwischen Krieg und Frieden, Trotz und Nachgiebigkeit hin und her. Und so auch in dieser Sache. Am Ende wurde die zwischen Byzanz und Karl dem Großen lange hin und her schwankende Streitigkeit dahin verglichen, daß man sich an der Salza unweit Magdeburg am Ende mit den Byzantinern dahin einigte, daß Kaiser Karl der Große nur die Seestädte in Venetien und Dalmatien beim oströmischen Reiche lasse, die anderen Eroberungen aber bei seinem weströmischen Reiche behalte als guter Freund des Nicephorus und des Mitaugustus. Kaum war die byzantinische Gesandtschaft auf dem Rückwege begriffen, so kommt (im August 803) voll Sorgen wegen dieses Vergleiches der neue, den Griechen verhaßte Patriarch Fortunatus von Grado, bringt als Geschenk zwei elfenbeinerne Altarthüren von wunderbarer Arbeit und bittet um Schutz, der ihm auch wurde, weil das gute Einvernehmen zwischen dem fränkischen und byzantinischen Hofe nicht lange bestanden hatte, woran die politischen und kirchlichen Parteien Venedigs mit Schuld gewesen sein dürften. Um das Jahr 803—804 wurde der Doge Giovanni und sein Sohn Maurizio Galbajo verjagt und ohne Zweifel ein Bündniß mit den Franken eingegangen [46]). Da starb der

45) *Coletti* l. c. IX. p. 260 gibt aus Baluz, eigentlich P. Sirmond, höchst sonderbare Bruchstücke, die einem Schreiben des Patriarchen Paulinus an Karl den Großen angehören sollen, welche aber offenbar Berichten an Papst Leo III. entnommen und nur von Späteren auf Karl den Großen gedeutet und zusammengestoppelt worden sind, weil sie recht demüthige und schmeichelhafte Ausdrücke enthalten. Das erste Stück beginnt: Et sacris paternorum canonum valenter incitantibus documentis et vestris (offenbar des Papstes) mellitis (et) salubribus syllabis .... concilium habitum Altini etc. Das zweite, sehr lange und sehr confuse und geschraubte enthält p. 263 die Stelle: Verum tamen, sicut supra exorabili styli voce praetulimus, Dei omnipotentis devicti amore, et sanctae matris (vestrae eingeschoben) Ecclesiae profectu decoreque compulsi, quicquid vobis (doch nicht dem König) placuerit vel displicuerit, aut si nihil omnino dignum duxeritis, *sacris* (doch nicht des Königs) nobis vestris jubete syllabis significantius propalare etc. Das dritte Stück redet dunkel von der Mishandlung des Geistlichen: De sacerdotibus autem plagis impositis semique vivis relictio, vel certe diabolico fervescente furore, per ejus satellites interemptis, non meum, sed vestrae definitionis erit judicium .... Unde vestri est censura magisterii resecanda haec noxialis morbi modis omnibus pestis .... Möglich, sagt Damberger a. a. O. III. Kritikheft S. 3, daß feile Hoffedern aus Schreiben an Karl den Großen, König Pipin und Papst Leo III., überall das Schmeichelhafteste plündernd, den ganzen fast sinnlosen Quark zusammengeknetet haben. — Patriarch Paulinus, um 776, 777 aufgestellt, wiederholt auch von Venedig anerkannt, gab offenbar, etwa als 799 neuerdings eine Reaction durch die byzantinische Partei in Venedig erwirkt worden war und der Kaiser um 800, 801 einen Frieden mit der Handelsrepublik einging, dahin nach, daß ein eigener Patriarch, zu Grado sitzend, die byzantinischen Bischöfe (in Venedig und Dalmatien) unter seiner Jurisdiction habe; Paulinus blieb Patriarch aller in den Landen Karl's sitzenden Bischöfe. Die Theilung geschah mit päpstlicher Zustimmung, daher auch der Patriarch von Grado, Johannes, als römisch gesinnt den Byzantinern bald im Wege war.

46) Da der erkrankte greise Patriarch Paulinus dem Tode nahe schien, besuchte Fortunat (gewählt auf dem im J. 802 zu Altino abgehaltenen Concil für Grado) Karl's Hof, damit nun das ganze Patriarchat wieder vereinigt würde, was wol auch Paulin's und des Papstes Wunsch war. Leo III. verlangte 804 zu Aachen, daß alle Bischöfe Istriens den Fortunat anerkennen sollten. Kaiser Ludwig hatte dagegen eben auch Nichts einzuwenden, so lange die Venetianer ihm Freunde blieben. Dieses währte aber nicht lange, und so fiel es dem Patriarchen Fortunat unmöglich, wie seinen Vorfahren, mit beiden Theilen in Frieden zu leben. Schon durch sein Bemühen um Frieden zog er sich Misfallen zu und wurde als Partei nehmend verdächtigt. Schon in dem im J. 809 ausgebrochenen Kriege, den Kaiser Nicephorus anfing, um sich Italiens zu bemächtigen, und zu dessen Führung, wie wir gesehen haben, der Präfect Cephaloniens Paulus nach Venedig gekommen war und dort überwintert hatte, scheint er den Absichten des byzantinischen Präfecten Paul entgegengearbeitet und dann den zu Aachen im October abgeschlossenen Friedensschluß befördert zu haben; vielleicht auch den definitiven im Frühjahre 813. — Vor dem Jahre 810 hielt Patriarch Fortunat von Grado mit den Bischöfen Istriens eine Synode, auf der man laute Klage erhob über den „Dux Istriae Joannes," auf dessen Treiben, wie es scheint, durch etliche Bischöfe ein gewisser Ursus als Patriarch von Alt-Aquileja gewählt und dem Fortunat entgegengesetzt worden sei. Noch im J. 810 scheint Ursus gestorben und Marentius substituirt worden zu sein. Fortunat wurde, erst im J. 813 etwa, allgemein anerkannt, aber eben deswegen bald von der byzantinischen Faction angefeindet und aus Grado verjagt. — Die Venetianer hatten dem Patriarchen Fortunat von Grado jenen Joannes (806—810 schon?) entgegengesetzt und nach diesem wieder den Abt von San Servolo, der ebenfalls Joannes hieß, weil Fortunat den Schutz der Franken nachsuchte. Sigonius berichtet ad annum 818: Fortunatus Patriarcha veteris Privilegii sui confirmatione a Ludovico recepta, et reconciliata cum Venetis gratia, Ecclesiam Gradensem repetiit, ac Jo. Abbatem, qui illam invaserat, ad Monasterium redire coegit. — Angelus et Justinianus per divinam gratiam Provinciae duces unterzeichnet mense Mart. (Mali?) Ind. XII. nebst Patr. Fortunat und B. Christoph von Olivolo, welche den Mönchen S. Servuli die Kirche S. Hilarii am Flusse Una zuerkannte, bei *Muratori*, Antiq. Ital. med. aevi. Allein als sich Patriarch Fortunat

Patriarch Paulinus, 78 Jahre alt. Christophorus Damiatus wurde jetzt, indem er zur fränkischen Partei übertrat, als Bischof von Olivolo anerkannt und vom Papste bestätigt, wie es scheint. Nun erscheint wieder ein Ereigniß, über das ein großes Dunkel schwebt, nämlich die Reise des Papstes Leo III. nach Aachen im J. 805. Das zu Mantua aufgefundene Blut Christi und das, was man darüber Wunderbares erzählte und der Wunsch des Kaisers, vom Papste darüber authentische Auskunft zu erhalten, können allein den Papst unmöglich zu einer so weiten, mühevollen und sogar nicht ganz gefahrlosen Reise über die Alpen bewogen haben, sicher lagen noch ganz andere Ursachen vor. Papst Leo war um diese Zeit in Ober-Italien, und wir finden Spuren von Klagen über des Kaisers Beamte, welche die Rechte der Kirche beeinträchtigten, von schlimmen kirchlichen Händeln in Friaul und von Schreiben, worin Papst Leo dem Kaiser sein Verlangen nach einer mündlichen Besprechung, um die Weihnachtszeit wenn möglich, eröffnete. Auch wurde wirklich zu Aachen etwas wegen Friaul abgemacht; Karl gab nämlich zu, daß die Bischöfe Istriens, welche seit der fränkischen Herrschaft von dem Metropoliten zu Grado losgerissen worden waren, wieder unter dessen Jurisdiction zurückkehrten. Es war vielleicht durch Tarasius, den Patriarchen von Constantinopel, der Papst darum angegangen und die Herstellung der Union auf jene Bedingung hin in Aussicht gebracht worden. Diese kam jedoch nicht, wie gewünscht wurde, zu Stande, denn Kaiser Nicetas fühlte kaum, daß er seine Herrschaft auf dem Throne als befestigt ansehen könne, als er sich auch zugleich für so stark erachtete, daß er im J. 805 den Patriarchen Nicetas in das adriatische Meer mit einer schönen Flotte entsandte, um die byzantinische Partei in Venedig zu unterstützen und die dalmatinischen Küstenstädte zur Treue zurückzuführen oder in derselben zu bestärken. Der vertriebene Doge Giovanni Galbajo und sein Sohn Mauritius wurden nach Venedig zurückgeführt, die Gegner Obelerio (der neunte Doge der Republik) [47]) und Beatus, sein Bruder und Mitregent, auch Doge (Dux) Paulus von Jadera (Zara) und der Patriarch Fortunatus von Grado, ebenso wie Bischof Donatus von Zara sammt ihren Anhängern mußten fliehen und bei Karl dem Großen Hilfe suchen. Sie kamen flehend um Schutz und Wiedereinsetzung im Januar des Jahres 806 zu Karl dem Großen nach Diedenhofen [48]). Hilfe wurde ihnen zwar zugesagt, aber König Pipin sah sich nicht in der Verfassung, sie mit Nachdruck zu leisten, denn eine Flotte hatte er nicht im adriatischen Meere; es wurde daher ein Stillstand, der bis zum Monat August des folgenden Jahres dauern sollte, abgeschlossen, welcher ohne Zweifel die streitigen Seestädte den Byzantinern ließ. Es ist glaublich, daß Papst Leo III. sein vermittelndes Wort darein redete, und zwar nicht zu Gunsten des vertriebenen, ihm verdächtig gewordenen Patriarchen Fortunat, statt dessen sein Widersacher, der Diakon Johannes, durch Nicetas auf den Patriarchenstuhl gelangte. In den darauf folgenden Jahren änderten sich die Verhältnisse, nur ist es schwer, diese befriedigend aufzuklären. Aus einzelnen Stellen des Dandolo und teutscher Chronisten kann man entnehmen, daß Karl der Große im J. 806 einige Anordnungen sowol in Ansehung der Herzoge als auch des Volkes von Venedig und Dalmatien getroffen habe; die Worte, deren sich die Berichterstatter dabei bedienen, geben der Vermuthung Raum, daß die Dogen von Venedig und die Seestädte Dalmatiens von dem kriegerischen und auf die Erweiterung seines Besitzthums in Italien und an den Küsten des adriatischen Meeres bedachten König Pipin mit einem Ueberfall bedroht gewesen seien, und darum entweder den Frieden nachgesucht, oder wenigstens der Aussicht gewesen seien, die Freundschaft oder ein Bündniß mit Karl dem Großen oder dessen Oberhoheit sei viel zuträglicher als das Gegentheil, und daß sie sich der Unterwerfung unter Byzanz entzogen und eine Verbindung mit den Griechen gemieden hätten. Allein es ist ungemein schwer, das System der Politik gebührend aufzuklären, welches die Venetianer damals befolgten, und zwar um so schwerer, als Andreas Dandolo, der älteste und genaueste der venetianischen Chronisten, die hier in Frage kommenden Dogen von einem ganz anderen Standpunkte aus betrachtet und schildert, als nach dem Folgenden annehmbar ist. Indessen kann man denn doch, gestützt auf ihn, als gewiß annehmen, daß der Patriarch Fortunatus von Grado, der sich nach Frankreich geflüchtet, in Gesellschaft des Bischofs Christopherus von Olivolo nach Istrien zurückgekehrt sei, und da er es nicht wagte, die Stadt Venedig selbst zu betreten, sich nach Torcello verfügte. Giovanni, der Usurpator des bischöflichen Stuhles von Olivolo, war so unvorsichtig, sich auch dahin zu begeben, wurde aber erkannt und gefänglich eingezogen; er fand jedoch Gelegenheit zu entweichen und nach Venedig zurückzukehren und sich den Dogen verzustellen, und ihnen die ihm in Torcello zu Theil gewordene Behandlung in einer Weise darzustellen, daß sie noch mehr

mit den Venetianern und Byzantinern gut stellte, verschüttete er es wieder bei den Franken: cum a quodam presbytero suo, nomine Tiberio, apud Imperatorem fuisset accusatus, quod Liudevicum ad perseverandum in perfidia qua coeperat, hortaretur, eumque ad castella sua munienda, artifices et murarios mittendo juvaret, et ob hoc ad Palatium ire juberetur: primo velut jussionem impleturus in Istriam profectus est. Inde simulato reditu ad Gradum civitatem (die muß inzwischen wol fränkisch geworden sein) nullo suorum, praeter eos, cum quibus tractaverat, suspicante, nactus occasionem, clam navigavit, veniensque Jaderam Dalmatiae civitatem Joanni (dem kaiserl. byzantin.) Praefecto Provinciae illius, fugae suae causas aperuit, qui cum navi statim impositum Constpolim misit (Ann. Franc., leider ohne Zeitangabe).

47) Einige Chronisten nennen ihn Willerus. So Eginhard u. A.

48) Statim post Natalem Domini venerunt Willerus et Beatus Duces Venetiae nec non et Paulus Dux Jaderae atque Donatus ejusdem Civitatis Episcopus Legati Dalmatarum ad praesentiam Imperatoris cum magnis donis: et facta est ibi ordinatio ab Imperatore de Ducibus et populis tam Venetiae quam Dalmatiae. *Eginhardi* Annales ad ann. 806 bei *Pertz*. Tom. I.

gegen den Patriarchen eingenommen wurden. Da jedoch Torcello damals zum Gebiet der Republik Venedig gehörte, scheint es nicht wahrscheinlich, daß er es gewagt habe, sich nach Torcello zu begeben. Zudem besitzen wir einen Brief [49]) des Papstes Leo III. an Kaiser Karl den Großen, worin von dem Patriarchen Fortunat gesprochen wird, der damals in Frankreich „propter persecutionem Graecorum seu Veneticorum" in der Verbannung lebte. Es legte darin der Papst für den Patriarchen bei dem Kaiser die Fürbitte ein, es solle ihm gestattet werden, in Pola zu leben, und das dortige erledigte Bisthum zu verwalten. Der Kaiser antwortete genehmigend dem heil. Vater, nur stellte er die Bedingung, daß der Patriarch verspreche, daß, falls er je wieder in den Besitz seines Patriarchates gelangen sollte, er alle Güter und Vorrechte des Bisthums unangetastet und unverkürzt demjenigen zurücklassen solle, der etwa später für diesen bischöflichen Stuhl würde gewählt werden. Uebrigens fügte der Kaiser noch hinzu, daß diejenigen Berichte, die er über ihn (Fortunat) erhalten habe, wenig vortheilhaft lauten, und ihn als einen Mann schilderten, der für kirchliche Sitten und Gewohnheiten schlecht besorgt sei, und daß, wenn er von den Höflingen gelobt werde, solches von ihm nur durch Geschenke bewirkt werde. — Kaiser Nicephorus im Osten nicht bedrängt, wie früher, faßte den stolzen Gedanken, Italien unter sein Scepter zu bringen, und bestritt dem großen Kaiser der Franken das Recht, sich einen römischen Kaiser zu nennen. Noch im J. 809 war eine byzantinische Flotte, geführt von Paul, Präfecten Cephaloniens, nach Venedig gekommen, den Kampf aufzufrischen. Im Frühjahre 810 wollte der Präfect Paul, welcher in Venedig überwintert hatte, den Feldzug durch einen Handstreich auf Comachio eröffnen; er griff die Feste an. Pipin mag zu Hilfe geeilt sein oder Hilfe gesendet haben, Paul's Anschlag mislang, nach Venedig zurückgekehrt, gerieth er überdies in Streit mit dem Dogen Beatus oder mit andern Herren [50]), die Frieden verlangten, voll Verdruß segelte er fort, und um einen von den Venetianern und dalmatischen Städten einseitig abzuschließenden Vertrag zu hindern, knüpfte der byzantinische Hof selbst, und zwar durch Handreichen des Papstes freundlich mit den Franken an; doch diese und die auf Venedig sich beziehenden Begebenheiten müssen hier mit Stillschweigen übergangen werden, um nur auf Aquileja und Grado sich beschränken und um so mehr über sie sich aussprechen zu können. Dahin gehören gleich und zunächst jene Vergleichsvorschläge, welche dem Kaiser Ludwig auf dem zu Aachen, Ende October des J. 816, abgehaltenen Reichstage von aus Byzanz gekommenen Bevollmächtigten gemacht wurden. Diese von Leo V. angetragenen Vorschläge betrafen die Grenzen in Friaul und Dalmatien, die Stellung des Patriarchen von Grado oder Aquileja, die kirchliche Union u. dgl. m., wie zu vermuthen; doch die Lösung dieser Verhältnisse war nicht so leicht, insbesondere waren die Dinge in Friaul sehr verwickelt und sogar bedenklich. Grado und Aquileja waren immer für Byzanz ein Gegenstand tief angelegter und verwickelter Intriguen. Es wurde nämlich immer daran gearbeitet, es mit dem Patriarchen von Aquileja und dem Erzbischofe von Ravenna gerade so zu machen, wie mit so vielen anderen Metropolitansprengeln auf Sicilien, den Inseln des Archipels, in Calabrien, Epirus und anderen Landschaften jenseits des adriatischen Meeres, die alle nach und nach seit Leo dem Isaurier von der Jurisdiction des Papstes losgerissen und dem Stuhle von Constantinopel unterworfen worden waren, damit der Papst auf kein Bisthum des griechischen Kaiserreiches mehr einen Einfluß ausüben könnte. Der Patriarch Fortunatus von Grado hatte um das J. 810 Venedig mit den Franken befreundet, und so erlangt, daß ihm als einzigen Metropoliten sämmtliche Bischöfe Istriens zugewiesen wurden. Es dauerte nicht lange und Venedig änderte seine Politik, vertrieb den Frankenfreund Fortunat aus Grado und machte, wie bereits früher berichtet worden, den Abt Johann des Klosters San Servolo zu Venedig zum Patriarchen von Grado. Gelang es auch dem Vertriebenen nochmals, und zwar höchst wahrscheinlich, als der byzantinische Kaiser in den Jahren 816 oder 817 zu Aachen um Frieden handelte, die Venetianer umzustimmen, und mußte ihm der eingedrungene Patriarch Johannes wieder den Sitz räumen, es blieb jedoch seine Stellung auf die Schneide gestellt, waglich und auf die Dauer unhaltbar. Der wieder eingesetzte Patriarch Fortunat befaßte sich viel mit Politik, und konnte es auch kaum vermeiden; die Unionsversuche des Papstes berührten ihn gewiß nahe, und er mag das Seinige dazu beigetragen haben, daß noch im J. 818 Legaten des Papstes (Paschal) nach Constantinopel schifften. Nicht minder forderten auch die Anstände, welche der Doge Angelo Partecipio mit seinen Söhnen Giustiniano und Giovanni hatte, deren letzterer, verletzt durch das Benehmen des Vaters, der ihn zuerst seinem älteren Bruder vorgezogen und zum Mitregenten erhoben, dann aber auf des ersteren Gereiztheit hin auch wieder abgesetzt hatte, an den Hof Kaiser Ludwig's flüchtete, der gebot, daß der Patriarch in dem Zwiste zwischen dem Vater und den Söhnen versöhnende Worte nicht spare. Auch hatte er die Freude das Zerwürfniß auf eine so gute Art beizulegen, daß Kaiser und Doge ihm dafür mehre Wünsche erfüllten. Kaiser Ludwig gewährte nämlich auf des Patriarchen Gesuch die freie Wahl der Bischöfe, Aebte, Tribunen und anderer Beamten in Friaul, weil solche schon der Vater, Kaiser Karl der Große, zugestanden habe, der Doge und sein Sohn Justinian hingegen unterfertigten in Eintracht mit dem Patriarchen Fortunat (März?) 819 dem Abte Johann des Klosters San Servolo zu Venedig eine Schenkungsurkunde. Noch in diesem Jahre muß es geschehen sein, daß den Patriarchen einer seiner Priester Namens Tibe-

49) Und zwar ist es der XI., abgedruckt in Labbé's Concilior. Tom. VII.

50) Adversos sentit Venetorum duces Guillarium et Beatum, ejus conatus impedientes, eidemque insidiantes. *Baronius* ad ann. 810. XVIII.

rius bei Kaiser Ludwig anklagte: Herzog Ludewit von Nieder-Pannonien, der unruhige Kopf, sei mit dem Patriarchen und den Byzantinern in Einverständniß und darum so trotzig. Der neue Herzog oder Markgraf von Friaul, Balderich, der auf den am Fieber in den Jahren 818 oder 819 verstorbenen Cadalous gefolgt war, dem das vom Patriarchen ausgewirkte Privilegium gar nicht anstand, verdächtigte ihn ebenfalls, der Kaiser citirte den Verklagten, und es mag allerdings richtig sein, daß sich Fortunat schon auf dem Wege befand, der Citation Folge zu leisten, als der Krieg wider den Herzog Ludewit von Nieder-Pannonien ausbrach, und dieses und auch noch Anderes seinen Entschluß änderte, in Folge dessen er nach Zara floh und von da nach Constantinopel sich einschiffte. Mit dem flüchtigen Patriarchen Fortunat von Grado wurden in Constantinopel Pläne für die kaiserliche Herrschaft in Italien entworfen. In Constantinopel begann bald darauf wieder statt des kriegerischen ein friedlicher Sinn die Oberhand zu gewinnen und auch das Wort zu führen; im Bunde mit dem auf Leben und Tod kämpfenden Herzoge Ludewit war Nichts erzielt worden, wie sollte man ganz auf die eigenen Kräfte beschränkt das Umsichgreifen der Franken abwehren? Venedig, dessen erstes Interesse immer der Handel war, rieth sicher zu dem Abschlusse eines Friedens, und der geflüchtete Patriarch Fortunat bot gern an, was er irgend vermochte, schon um seiner selbst willen, damit der fränkische Hof gute Bedingungen zugestehe. Bekannt mit Ludwig's frommen Herzenswünschen, betheuerte Fortunat, man werde das Vortheilhafteste von ihm erlangen, wolle man nur beim Friedensgeschäft recht großen, der einen heiligen katholischen Kirche zugehenden Nutzen in Aussicht stellen und daher vor Allem den Papst in die Unterhandlung verflechten. Kaiser Michael ließ sich hierzu endlich bewegen, unwilligen Herzens und gequält vor Furcht. Es wurde im J. 824, dem Jahre großer Theuerung, eine byzantinische Gesandtschaft, bei der auch der Patriarch Fortunat war, nach Frankreich geschickt, welche, als Kaiser Ludwig am 17. Nov. auf dem Rückmarsche vom Feldzuge in der Bretagne in Rouen eintraf, dort der Kaiserin Judith vorgestellt wurde. Obwol das überreichte kaiserliche Schreiben Michael's schon durch seine Adresse mißfiel: „Michael und Theophilus, Kaiser der Römer dem geliebten und geehrten Bruder Ludwig, dem ruhmwürdigen König der Franken, Longobarden und sogenannten Kaiser derselben ꝛc.!" zeigte sich doch Ludwig aus Friedensliebe und aus Begierde, die zerrissene Christenheit zu einigen, sehr willfährig, verhandelte lange über Politisches und Religiöses mit den Gesandten, bei denen der Patriarch Fortunat mitwirkte, und ließ sie zu Anfang des J. 825 von zwei Bevollmächtigten nach Rom begleiten. Das Gesuch Fortunat's um Restitution überwies Ludwig gleichfalls an den römischen Stuhl zur Entscheidung. Es war inzwischen der aus Rialto oder Neu-Venedig gebürtige Vernerius als Verweser des Patriarchates aufgestellt worden, und dieser wurde völlig Fortunat's Amtsnachfolger, als derselbe bald darauf (825) in Gallien starb. Man ließt, daß die Dogen von Venedig, nebst Petrus dem Diakon des Patriarchen Vernerius von Grado, einen Priester Namens Justus als ihren Gesandten zu den beiden Kaisern reisen ließen, damit die Kirche von Grado, was ihr im Königreiche Italien gehörte, zurückerhielte. Doch weiß man aus dieser Zeit von Venedig und dem Doppelpatriarchate von Aquileja nur Weniges. Die Metropolie von Aquileja litt viel unter Verhältnissen, die denjenigen all derjenigen Diöcesen glichen, welche an der Grenze mehrer sich anfeindenden Staaten lagen. Dieses Wenige besteht in Folgendem. Wir haben gesehen, daß der geflüchtete Patriarch Fortunatus um das J. 825, um Restitution am fränkischen Hofe sollicitirend, gestorben sei, und daß nun Vernerius rechtmäßiger Patriarch zu Grado wurde, dem aber ein Marentius, schon um das J. 810 gewählt, zu Udine gegenüber stand. Jener wendete sich an den Papst Eugen II., dieser hingegen an Kaiser Ludwig, welcher beschied, daß zu Rom in Gegenwart des heiligen Vaters der Streit gerecht und kanonisch bestimmt werden sollte[51]). Im J. 826—27 ordnete Papst Eugen II. Legaten ab, den Bischof Benedict und den Diakon und Bibliothekar Leo, und diese saßen zu Mantua einer Synode vor, bei der auch Lothar's oder Ludwig's Missi Sicardus Palatinus Presbyter et Theoto zugegen waren. Der Spruch der durchaus fränkischen Prälaten, nämlich der Erzbischöfe von Ravenna und Mailand, und der Bischöfe von Aemilien, Ligurien und Venetien, lautete natürlich zu Gunsten des Patriarchen Marentius. Vernerius protestirte, und fand um so eher Gehör und Unterstützung in Rom, weil der byzantinische Hof zum hunderten Mal von kirchlicher Eintracht schwatzte, und Gesandte zum Papste und dann zu Kaiser Ludwig nach Compiegne im September des J. 827 kamen, prächtige Geschenke überreichend, die auf eine edle Weise angenommen und großmüthig erwidert wurden. Eben (oder aber erst im J. 828?) war dem Dogen Angelo Partecipazio der Sohn Giustiniano als Herzog in Venedig auf dem Throne gefolgt mit dem Wunsche, an den Franken ruhige Nachbarn zu haben. Er nahm den aus Constantinopel heimgerufenen Bruder Giovanni mit Gutheißung des Volkes zum Regierungs-Gehilfen an. Der von dem Patriarchen Vernerius angegangene neue Papst Gregor IV. vermittelte gleichfalls im versöhnenden Sinne; die im Juni des J. 828 den Kaiser Ludwig zu Ingelheim begrüßenden Legaten Quirinus Primicerius und Theophilactus Nomenclator mögen ebenfalls das Gesuch des Patriarchen unterstützt haben. Dazu kam, daß des Vernerius und der Venezianer entschiedenster Gegner, Herzog Balderich von Friaul (828), wegen seiner ignavia abgesetzt und seine Mark in vier Grafschaften zerlegt wurde. Erst im Jahre 830 gab es wieder einen Umschwung und dann erreichte Patriarch

51) ut tempore congruo (also eben keine Eile) Romae ad praesentiam Domini Apostolici aliorumque, quos illuc ipsi dirigerent, contentio juste et canonice definiatur. *De Rubeis*, Monum. Eccles. Aquil. col. 408.

Marentius endlich seinen Zweck. Es wurden nämlich in dem eben genannten Jahre, zu großem Verdrusse des Papstes Gregor, die alten Händel über das Patriarchat von Grado erneuert. Patriarch Marentius, Anfangs weil byzantinisch oder venezianisch gesinnt, mit den Franken verfeindet, erlangte 830 von Kaiser Ludwig Anerkennung, vermuthlich wegen politischer Befreundung der Venetianer und Franken. Im J. 835 wandte sich das Blatt, der Doge Giovanni, durch einen Tumult zur Flucht genöthigt, begab sich zu Lothar; statt seiner behauptete den venezianischen Ducat vorübergehend der Tribun Carosus, der Sohn des Tribun Benicius, sechs Monate hindurch; da ereignete sich eine Gegen-Revolution, wol mit fränkischer Hilfe (?); Carosus wurde in seinem Palaste überfallen und geblendet, Giovanni wieder eingesetzt, der dann mit Lothar sich enge verbündet, und Patriarch Marentius ebenfalls, welcher unter diesen Umständen sämmtliche Bischöfe Istriens oder des alten Patriarchates nach Lothar's Wunsch zu seiner Jurisdiction ziehen will, was Papst Gregor IV. als eine die Gefahr des Schisma wieder herbeiführende Neuerung ernstlich, doch fruchtlos untersagt. Noch hat man Nachricht, daß um das J. 842 Kaiser Lothar mit Venedig sich vertrug; was aber das Patriarchat von Aquileja betrifft, hatte sich die Sache in der Zeit nur sehr wenig geändert[52]), mit alleiniger Ausnahme der Beziehungen des morgenländischen Kaiserthums zu Italien. Des byzantinischen Kaisers Theophilus Oberherrlichkeit in Italien schwand dahin wie ein Schatten, da er seine etwas aufgerichtete Kriegsmacht lieber für asiatische Eroberungen verwenden als den bedrängten italienischen Seestädten Hilfe schicken wollte, deren Freiheitssinn das byzantinische Joch nie lange ertrug. Auch gegen den Khalifen war er nicht glücklich, und das mit den spanischen Mauren abgeschlossene Bündniß hatte auch nicht den gewünschten Erfolg. Im Mai des Jahres 839 unterhandelte zu Ingelheim eine byzantinische Gesandtschaft, an deren Spitze der Patricius Theodosius stand, mit den Franken, um ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Sarazenen zu Stande zu bringen. Theodosius, über Venedig heimkehrend, trachtete diese Republik zur Ausrüstung einer staatlichen Flotte zu bewegen, und machte gnädigst den Dogen Pietro, welcher eben einen glücklichen Streifzug wider die lästigen Piraten Dalmatiens ausgeführt und mit dem Herzoge Prosuik auf der Halbinsel Narenta einen Vertrag errichtet hatte, zum kaiserlichen Schwertträger (Spatharius). Der von Theodosius entworfene schöne Plan sah keine gewünschte Ausführung, denn er starb schon 840—841. Die wirklich ausgelaufene venezianische Flotte erlitt bei Otranto durch den sarazenischen Führer Soba einen fürchterlichen Schlag, sodaß die wilden Sieger nun im adriatischen Meere herrschten und zu See und Land raubten, sodaß sich auch Grado von ihnen sehr bedroht sah. Venedig, durch die schwache byzantinische Regierung nicht unterstützt, hatte Mühe, seinen Seehandel wider die Piraten zu schützen, und nicht Kraft noch Lust, auf dem Festlande sich in Händel zu verwickeln, weshalb mit dem Königreiche Italien gute Nachbarschaft gepflogen und des Patriarchen von Grado Anspruch auf Aquileja ꝛc. nicht weiter geltend gemacht wurde. Der zu Alt-Aquileja oder Udine auf Andreas um 847 gefolgte Patriarch Venantius kann höchstens ein Paar Jahre gesessen haben; denn um 850 finden wir schon den Patriarchen Theodemannus. Auf dem Patriarchenstuhle von Grado saß damals der Patriarch Victor, an den Papst Leo IV. um das J. 846 einen Brief richtete, in dem er bei Ueberschickung des Palliums die Festtage bezeichnete, an denen er dasselbe in der Kirche zu tragen berechtigt sein solle[53]). Als Papst Nicolaus I. im November des

52) Was das Patriarchat von Aquileja betrifft, wissen wir, daß die eifersüchtigen Venetianer wahrscheinlich schon dem Marentius, dessen noch um das Jahr 833 Erwähnung geschieht, gewiß aber dem Nachfolger Andreas, der zehn Jahre hindurch auf dem Patriarchenstuhle saß und denselben erst nach 837 bestiegen haben muß, die Jurisdiction in ihrem Gebiete wieder gesperrt hatten. Als die Venetianer die freundlichen Verhältnisse zu den Franken um die Jahre 840 oder 841 erneuerten, geschahen auch Schritte zu Gunsten des Patriarchen ohne rechten Erfolg. Lothar stellte dem XIII. Dogen Pietro Tradonico einen Fehdebrief für alle Güter der Venetianer im Königreiche Italien aus dat. Kal. Sept. a Chr. propitio Imperii Domni Lotharii piissimi Augusti in Italia XXII. in Francia II. Indictione octava (V? I. Sept. 841?) Actum Thermis Villa Palatio Regio. — Am 20. Aug. 841 urkundete Lothar zweifellos zu Mainz; von da mag er sich nach jenen Thermen (zu Ems? oder zu Kissingen?) begeben haben, von wo er aber schnell nach Diedenhofen gehen mußte. Muratori fand sich ad ann. 842 mit dieser Urkunde darum nicht zurecht, weil er sie mit einer anderen entweder vom Jahre 840 oder 842 vermengte. Von der letzteren redend, sagt er: Diese chronologischen Angaben bestehen nicht. Der Liber blancus des kaiserl. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives unterscheidet beide Diplome in der Art, daß das erste bezeichnet ist als Pactum inter Lotharium Imperat. Rom. et Petrum ducem Venet. pro firma pace inter aliquas civitates et loca ducatu Venetiarum propinqua. Papiae a. imp. 26. Und das zweite: Privilegium confirmationis Loth. imp. Rom. factum D. Petro duci Venet. de rebus ducatus Venetiae existentibus infra ditionem sui imperii et in iurisdictione quae consistere noscebatur. Act. Teodonis an. Imp. in Italia 22, in Francia 2. Romanin (l. c. I, 177) ist der Ansicht, daß das Diplom nicht in das Jahr 842 versetzt werden könne, da in der Zeit noch die Bestimmungen der Uebereinkunft vom Jahre 840 galten und keine bedeutende Veränderung in Italien eingetreten war, die neue Vertragsbestimmungen gefordert hätte; Romanin meint daher, es sei diese Urkunde in die Zeit von 844 oder 845 zu setzen, da damals die Zeit der Dauer des früheren Vertrages sich ihrem Ablaufe zuneigte und Ludwig nach dem Verlangen seines Vaters Lothar zum König von Italien sollte gekrönt werden. Mit dieser Annahme stimmt auch das 22. Regierungsjahr Lothar's, wenn man dasselbe von der Zeit seiner Ankunft in Italien zu zählen anfange (823), und das zweite seines Regiments in Frankreich, nach der im Jahre 843 zu Verdun vorgenommenen Theilung zwischen ihm und seinen Brüdern, endlich paßt dann auch die VIII. Indiction hauptsächlich auf den September des Jahres 844, in welchem zu Thionville von dem Kaiser Lothar, Ludwig, dem Könige der Teutschen, und Karl von Frankreich getagt wurde; vielleicht, daß der Doge diesen Umstand dazu benutzte, sich den Besitz der venetianischen Ländereien im Königreiche Italien bestätigen zu lassen und den neuen König von Italien, Ludwig, zur Aufrechthaltung des früheren Vertrages zu bewegen.

53) Der Brief findet sich im Codice Trevisaneo der Marcusbibliothek Mscr. CVL, 4. Classis X. Cod. CLXXXI. Fol. 37, die XXIV. Urkunde dieses Codex.

J. 863 zu Rom ein großes Concil zu halten beschloß und dazu Bischöfe aus allen Ländern dringend einlud, da erging auch an den Patriarchen Vitalis von Grado, welchem Patriarch Venantius von Aquileja gegenüberstand, ein dringendes Einladungsschreiben [54]). Der früher erwähnte Patriarch Theodemanus führte, mit dem Erzbischofe Angilbero von Mailand und dem Bischofe Joseph von Ivrea, auf der Synode, welche Ludwig, der Sohn Kaiser Lothar's, wahrscheinlich im Frühjahre des J. 850 zu Pavia veranstaltet hatte, den Vorsitz, da es schon seit ein Paar Jahren dem Klerus wieder vergönnt worden, auf allgemeinen Synoden der Besserung des traurigen Kirchenzustandes seine Anstrengungen zu widmen. Das Schisma Istriens währte fort. Zu Grado saß der Patriarch Vernerius, zu Cividad da Friuli Andreas, welcher sich um Schutz an Kaiser Lothar wendete, ebenso sein Nachfolger (846?) Theodemar, welcher aus politischen Gründen vom Markgrafen Evrard oder Eberhard unterstützt wurde; er erwirkte ihm die kaiserliche Bestätigung seiner ausschließlichen Metropolitanwürde [55]). Um diese Zeit stoßen wir abermals auf eine das Patriarchat Aquileja berührende Nachricht. Als nämlich Kaiser Ludwig II. im Frühjahre 853 unverrichteter Sache von Bari abzog, wo die Räubereien treibenden Sarazenen hausten und von ihm vergebens belagert worden waren, um nach der Lombardei zurückzukehren, traf Papst Leo IV., wahrscheinlich auf dieser Heimfahrt, mit ihm zusammen (29. Mai 853) und besprach unter Anderem bei dieser Gelegenheit auch den seit Jahren wider den Cardinal-Priester tit. S. Morcelli, Anastasius, der sich über erlittene Verfolgungen beschwerte, schwebenden Proceß. Anastasius hatte noch immer Anhang in Rom, hatte selbst am kaiserlichen Hofe (bei Ludwig oder Lothar?) geneigtes Gehör gefunden, und verweilte jetzt (bei Schismatikern?) im Patriarchate von Aquileja, oder aber beim Markgrafen Evrard, offenbar nur auf des Papstes Leo Tod wartend, um dann mit Hilfe seiner Partei und der Kaiserlichen die päpstliche Tiara an sich zu reißen. Er wurde vergebens citirt und dann verurtheilt. Die Verhältnisse von Grado und Aquileja gaben noch lange vielfache Veranlassungen zu Streithändeln, welche das Einschreiten der Könige von Italien und der Päpste erheischte. Der Streit über die Grenzen dauerte auf kirchlichem und politischem Gebiete bei und um Venedig und nächst Grado und Aquileja mit kurzen Unterbrechungen noch immer fort. Dem Patriarchen Venantius von Alt-Aquileja stand Vitalis als Patriarch von Grado gegenüber, welch letzterer gewiß nunmehr Byzanz gegenüber in große Verlegenheit gerieth, da man in ihn drang, den Patriarchen von Constantinopel Photius zu ehren, und gleichsam als sein kirchliches Oberhaupt anzuerkennen. Auch das Gähren der politischen Parteien erhielt in Venedig durch die Erneuerung des Schisma frisches, starkes Ferment und der XIII. Doge Pietro Tradonico, hochverdient in mehrfacher Hinsicht, durch dessen Bemühungen die Republik erst eigentlich eine Seemacht wurde, fiel wahrscheinlich als ein Opfer gut katholischer Gesinnung im Aufstande der Anhänger der morgenländischen Partei, nachdem er schon vorher seinen Sohn Giovanni, welcher bereits Mitdoge war, durch den Tod, kaum durch natürlichen, eingebüßt hatte. Als Pietro nach einem schon früher eingeführten Gebrauche (am 2. April des J. 864?) am zweiten Ostertage, der damals auf den 2. April fiel [56]), die Kirche des heil. Propheten Zacharias besuchte, ermordeten ihn einige des Adels, die sich verschworen hatten, eine Veränderung des Systems zu erzielen, und auf die Unterstützung der Byzantiner rechneten. Darüber brach ein fürchterlicher Tumult los, und ebenso über die neue Dogenwahl, die auf Orso Badoer oder Ursus Particip atius fiel. Das Volk war über diese Unthat sehr erbittert; es wurde eine Commission zur Untersuchung und Bestrafung des Frevels eingesetzt, die aus dem Bischofe Peter von Equilio, dem Archidiakon von Grado Johann und Domenico Massione bestand; jene Meuchler, Giovanni Gradenigo mit zweien seiner Söhne, Stephan Sabulo und Giovanni Labresella, unterlagen dem allgemeinen Unwillen, und der kraftvolle Orso Badoer-Partecipazi handhabte strenge Gerechtigkeit; er ließ einige der Verschworenen hinrichten, andere schickte er in die Verbannung und zernichtete zudem die Anschläge der Schismatiker. Die machtlosen Byzantiner gaben gute Worte, worauf Orso natürlich that, als wäre Venedig noch ihren Kaisern unterthan, und spätestens 867 handelte er auch als Freund des Kaisers Ludwig, dem Waffenbündnisse gegen Bari beitretend. Der Doge wurde vom Kaiser Basilius zum Protospatharius ernannt, wogegen ihm Ursus 12 große Glocken zum Geschenk machte. Die Nichte des Kaisers, eine Tochter des Bruders desselben Marianus oder eine seiner Schwestern, war mit dem Dogen vermählt und schon dadurch an das byzantinische Interesse gefesselt und zum neuen Kaiser ins freundlichste Verhältniß versetzt. Er zeigte sich auch dadurch sehr thätig für ihn, daß er die kaiserliche Flotte unterstützte und das adriatische Meer von den Seeräubern zu reinigen suchte; denn an den Küsten Dalmatiens war inzwischen eine große Veränderung eingetreten, die auch auf die Isonzo-Landschaften und selbst auf die kirchlichen Verhältnisse der beiden Patriarchate nicht ohne großen

54) Ebendaselbst Diploma XXXII. Fol. 40. Das Concilium wird darin ausgeschrieben „Tertio Kalendarum," es war früher auf diesen Tag ausgeschrieben, mag sich aber verzögert haben. 55) Das kaiserliche Diplom ist: dat. III. Kal. Nov. a. imperii D. Hludovici Pissimi Augusti V. (X.?) ind. III. (V.?). Actum Papia Civitate etc. *Rubeis* l. c. col. 440. Schade, daß sich nicht sicher ermitteln läßt, ob das wichtige Diplom im J. 854 oder 856 besiegelt worden ist. Damberger a. a. O. II. meint, es sei vom J. 856. Diese Begebenheiten sind überhaupt wirr und nicht leicht ganz ins Reine zu bringen. — Am 4. Febr. 855 (?) soll das Concil zu Pavia gehalten worden sein, dem der Patriarch Andreas von Aquileja, wie bereits gesagt wurde, beiwohnte. Es scheinen hier die römischen, Anastasius betreffenden Händel stark in Angriff genommen worden zu sein.

56) L'art de vérifier les dates. *Muratori*, Annali d'Italia Vol. II. in der Encyclopedia Italiana Vol. XLI. (Milano 1838.) p. 439 folgt der Ansicht, welche ihn ermorden läßt, als er in der Kirche dieses heiligen Propheten dessen Fest feierte, also am 13. September.

Einfluß waren. Die Eifersucht der Herrscher besaßte sich nämlich aus politischem Interesse viel mit dem Bekehrungsgeschäfte unter den slawischen Völkerstämmen dieser Gegenden [57]), zumal in Dalmatien und an der unteren Donau. In letzterem Lande erkannten die gegen Friaul hin wohnenden Slawen, Kroaten, Serben und andere die Oberherrschaft des Kaisers Ludwig II., was für die Venetianer sehr bedenklich und verdrüßlich war; er gebrauchte solche Slawen, Bari zu belagern, wahrscheinlich auch Narentaner (Paganen genannt, weil sie am längsten Heiden blieben). Diese Wildlinge, in der heutigen Herzegowina ansässig, benützten die Inseln Brazza, Lesina, Curzola, Meleda als Weideplätze und als Zufluchtswinkel für ihre Raubschiffe. Lesina wurde von ihnen als Haupthafen sehr stark befestigt. Jetzt zwar arbeitete man, gewiß nicht ohne Mitwirkung des gütigen Papstes Hadrian II., an einem allgemeinen Frieden, Franken und Slawen, Venetianer und Byzantiner sollten zusammen helfen, die Sarazenen von der italienischen Halbinsel zu verjagen und ebenso auch von der Küste Dalmatiens, wo sie sich ebenfalls festgesetzt hatten. Inzwischen gab es auch wieder in Aquileja Zerwürfnisse mit dem päpstlichen Stuhle und dem Dogen, dessen Beilegung versucht wurde. Papst Johann VIII. hatte im J. 874 zu Ravenna eine große Synode versammelt, bei der sich 74 Bischöfe einfanden. Man weiß hiervon, daß ein zwischen dem Dogen Orso Badoer-Partecipazio und dem Patriarchen Petrus von Grado wegen Besetzung eines Bisthums obwaltender Zwist gütlich beigelegt wurde, und zwar nach dem Wunsche des Dogen. Die Ursache des Zwistes war die, daß Petrus der Patriarch von Grado, nach dem Tode des Bischofs von Torcello Senator, dem Abt des Klosters von Altino Dominicus, dem Sohn des Leo Caloprini, den der Doge Orso beschützte, darum die Bestätigung und Weihe versagte, weil er sich entmannt hatte. Petrus, der deshalb vom Dogen angefeindet und bedroht wurde, nahm nach Rom seine Zuflucht. Auch der Patriarch Hendelmar von Aquileja, Leo, der Bischof von Caorle (Caprulensis Episcopus), und die übrigen Bischöfe seiner Kirchenprovinz, welche der Papst bereits suspendirt hatte, fanden sich endlich, da die Synode schon geschlossen war, zu Ravenna ein und wurden gnädig auf Fürbitte des Dogen von den Censuren befreit. Aus Allem geht hervor, daß Johann VIII. im Einklange mit dem schon kränkelnden Kaiser Ludwig durch jede mögliche Gefälligkeit ein gutes Verständniß mit Byzanz und Venedig zu erzielen suchte. Bald darauf starb Kaiser Ludwig II. am 12. Aug. 875 zu Brescia. Papst Johann VIII. kam dadurch in die Enge zwischen der heimischen italischen und der teutschen Partei, die er doch dringend brauchte zur Hilfe wider die Sarazenen und andere Feinde. Vorher wollte er aber noch zu Rom eine Synode veranstalten, ohne Zweifel hauptsächlich, um die Bischöfe zu gemeinsamen großen Anstrengungen wider die Sarazenen und ihre Helfer zu begeistern; er lud daher auch die entfernteren dringend ein, z. B. den Bischof Adelard von Verona 2. Nov. 876, die Patriarchen von Aquileja und von Grado und andere; doch ging es mit dieser Synode nicht nach dem Wunsche des Papstes, welcher unter andern die verdrüßliche Mishelligkeit beilegen wollte, die zwischen dem Patriarchen Petrus von Grado und dem Dogen Orso Badoer-Partecipazio noch immer obwaltete und auf der Synode beigelegt werden sollte. Es scheint, daß hierauf zwei Suffragane, Felix und Petrus, dem besagten Abte Dominik die Weihe ertheilten, ohne nach dem Widerspruche des Patriarchen zu fragen, wodurch der Knoten des Streites dem Wunsche des Dogen gemäß gleichsam durchgehauen wurde. Johann VIII. citirte sie und beauftragte unter dem 1. Dec. 876 die Bischöfe von Olivolo und Caorle den Citirten, welche ihr Nichterscheinen mit der Unsicherheit des Weges entschuldigten, für sicheres Geleit zu sorgen; zugleich schrieb er an den Dogen Orso und bat ihn, die genannten Bischöfe sammt dem erwählten Dominik und dem Diakon Laurentius von Grado auf den 13. Febr. nach Rom reisen zu lassen, da sie unter Strafe der Excommunication vorgeladen seien. Sie waren ohnehin gleich suspendirt worden. Nun brachen aber im Februar die Sarazenen ins Land, und es war vielen Prälaten der Weg nach Rom gesperrt, obgleich sie auch den Willen dahin zu gehen gehabt hatten.

Im November des J. 876 fand nach Regino an einem Orte, welcher Snalifelt heißt, und den man im Rieß sucht, oder aber unweit Weißenburg, die Theilung der teutschen Länder zwischen den kaiserlichen Brüdern Karlmann, Ludwig III. und Karl dem Dicken statt, während es dem ältesten Bruder Karl dem Kahlen überlassen wurde, die Ansprüche auf Italien und die Kaiserkrone auszufechten. Der Kaiser säumte auch nicht solches zu thun. Dazu war freilich vor Allem erforderlich, widerspenstige Vasallen Ober-Italiens ungefährlich zu machen, ehe er, um sich den Rücken zu decken, nach Rom und Unter-Italien ziehen konnte. Papst Johann VIII. scheint auch dazu sein Möglichstes beigetragen zu haben. Er scheint den Herzog Boso und den Grafen Berengar von Friaul, der mit dem Patriarchen Walpert von Aquileja in Streit lag, einander genähert zu haben. Um die Halbinsel von den Sarazenen zu befreien, die im J. 877 schon plündernd bis in die Vorstädte Roms vordrangen, wurde von dem Papste ein freundlicher Verkehr mit Byzanz und Venedig anzuknüpfen gesucht. Wegen dieser schrecklichen Drangsal war er gesonnen, am 24. Juni, dem Feste des heil. Johannes des Täufers, ein Concil zu

57) Wenn Constantinus Porphyrogeneta sagt: die Kroaten haben an Kaiser Basilius Gesandte abgeordnet „tum scilicet qui eadem ipsa *integraque* religione defecerant, tum qui excussa prima sua servitute ipsi sponte baptismum prorsus ejuraverant," so weiß man, wo das hinzielt. Basilius nahm nicht blos Ende 867 die Gesandten gut auf, sondern statim camillis Sacerdotes, suoque nomine delegatum hominem misit, ut ante alia ab ipso animarum periculo eos eriperet etc.; welche Heuchelei, denn es galt ja doch wieder, dieses Land der Jurisdiction des Papstes zu entziehen; auch ist es sehr wahrscheinlich, daß der heil. Cyrill den Fürsten der Kroaten bekehrte, und daß von diesem nur die Photianer vertrieben waren, was man ihnen zu Constantinopel für gänzlichen Abfall vom Glauben anrechnete.

Ravenna zu versammeln, theilte dieses dem Erzbischofe Anspert von Mailand und dem Bischofe Anton von Brescia mit und setzte sie dann in Kenntniß, daß er gesonnen sei, gegen Bischöfe, die ohne wichtigen Grund sich einzufinden weigerten, streng die kirchlichen Censuren in Anwendung zu bringen; so auch dem Patriarchen Walpert von Aquileja, den venezianischen Bischöfen und anderen. An den Patriarchen erging die Einladung am 27. Mai; darin klagt er dem Patriarchen Walpert: „Uns ist bekannt, daß Eure Heiligkeit von gewissen Leuten auf ziemlich arge Weise angeschwärzt wird und auf der Synode wird sich das Geschwätz am leichtesten prüfen und niederschlagen lassen; er möge daher ja gewiß kommen.“ Ebenso wurden auch die venezianischen Bischöfe Petrus und Leo dringend gerufen und auch an den Dogen Badoer eine ernste Mahnung gerichtet: „Wohl läge gerechte Ursache vor, Dir viele und bittere Vorwürfe zu machen, lehrte uns nicht die apostolische Sanftmuth, auch in Hinsicht Deiner lieber Nachsicht als Strenge zu gebrauchen. Wir wollen, was geschehen ist, vergessen, hoffen aber, Du werdest jetzt die Bischöfe zur Synode nach Ravenna kommen lassen, da wir ja nichts Nachtheiliges beabsichtigen, sondern nur die kanonische Beilegung ihres Zwistes mit dem Metropoliten ... Auch Dich fordern wir auf, Du mögest dahin reisen, oder doch einen Bevollmächtigten zu uns schicken ꝛc.“ [58]). Unter den auf dieser Synode gefaßten Beschlüssen ist folgender von besonderer Wichtigkeit und gleichsam als ein starker Ring anzusehen, geeignet die katholische Kirche als ein Ganzes zusammen zu halten: Der erste Kanon dieser Synode verordnete nämlich, daß ein Metropolit, welcher nicht spätestens drei Monate nach seiner Ordination dem apostolischen Stuhle ein Glaubensbekenntniß übersende und um das Pallium nachsuche, vom Amte entsetzt werden solle. Auch im Mai des J. 879 hielt derselbe Papst zu Rom eine Synode, auf der ja gewiß zu erscheinen, er die Bischöfe, auch den Patriarchen Walpert von Aquileja aufforderte. Dieser hatte überhaupt einen schweren Stand. Dieser Prälat saß 27 Jahre auf dem Patriarchenstuhle und erlebte höchst wechselvolle Schicksale. Er war im Gefolge Karl's II. des Sohnes Ludwig's des Frommen, als er sich im J. 875 von Johann VIII. zu Rom krönen ließ [59]); er trat dort bei Karl dem Kahlen klagend auf. Daß ihm der Papst am 27. Mai 877 geschrieben und ihm versprochen habe, daß die gegen ihn von verschiedenen Seiten vorgebrachten Klagen auf der Synode von Ravenna am leichtesten würden untersucht und beigelegt werden können, haben wir bereits gesehen. Die Sache wurde auf diesem Concil auch in der That kanonisch untersucht, doch diese Untersuchung führte zu Nichts. Der Gegenstand dieser Untersuchung war ein Zwist mit dem Markgrafen Berengar, ohne Zweifel wegen der Güter seiner Kirche, um dessen willen er sich schon viel früher mit diesem sich überworfen hatte, und zwar schon zu der Zeit, als Karl der Kahle sich zu Rom die Kaiserkrone holte, bei dem er vergebens seine Klage angebracht hatte. Auch auf der Synode zu Ravenna wurde die kanonische Untersuchung förmlich eingeleitet, die aber auch kein befriedigendes Resultat ergab. Dieses geschah im August des J. 877. Der Papst flüchtete nach Frankreich, und Patriarch Walpert, verlassen, scheint sich, um nicht ganz erdrückt zu werden, sehr freundlich und für Berengar höchst bedenklich mit dem Dogen Orso Badoer und den Byzantinern eingelassen zu haben, worüber es so weit kam, daß Berengar bei König Karlmann Walpert's des Geächteten Absetzung und die Wahl eines anderen Patriarchen beantragte. Und Karlmann scheint auch Berengar willfahrt zu haben, denn er stellte am 8. Mai 879 zu Altötting eine Urkunde aus, in der die Befugniß ertheilt wurde, daß Klerus und Volk von Aquileja, das heißt wol im Grunde Berengar, die Freiheit haben sollten, die Wahl des Patriarchen frei nach den kanonischen Vorschriften vorzunehmen [60]). Ob des Photius Schreiben *Μητροπολίτῃ Ἀκυλείας* an Walpert oder einen zu Grado sitzenden Gegenpatriarchen gerichtet war, wird bestritten [61]); es ist möglich, daß Walpert, um den byzantinischen Theil der Metropolie nicht zu verlieren, geraume Zeit mit Photius auf gutem Fuße stand und sich deshalb zu Ravenna verantworten mußte. Um 880 schloß er wegen Grado mit dem Dogen Orso ein Abkommen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man von Byzanz her dem Patriarchen Walpert, welcher den Photius anerkennen und unter dessen Jurisdiction sich stellen sollte, damit schmeichelte, keinen Patriarchen für Grado mehr wählen zu lassen; Walpert könnte das so lange zerrissene Patriarchat wieder auf jene Bedingung unter seinem Hirtenstabe vereinigen. Noch ein Blitz leuchtet hin auf das dunkle Gewirr in den Gegenden der Isonzo-Landschaften. Im J. 878 heißt es, erscheinen sarazenische Piraten (Gehilfen Berengar's?) vor Grado, der Doge schickt den Giovanni, den Entsatz zu bewirken, welcher auch seine Sache so gut machte, daß der Feind geschwind die Anker lichtete und seine Zuflucht nach dem festen Comacchio nahm. Die von den Piraten geplünderten Einwohner sollen um Hilfe gerufen haben, welche Giovanni zu bringen nicht säumte. Comacchio, ein Zankapfel zwischen Venedig und Berengar und dem Papste wurde von den Venezianern erobert und zerstört, der triumphirend nach Hause zurückkehrende Giovanni wurde vom stolzfreudigen Volke zum Dogen und Mitregenten des Vaters ausgerufen, und es erging, man kann es errathen warum, das verschärfte Verbot, von den Seeräubern Christen zu kaufen und weiter zu verhandeln. In Sachen des Patriarchen Walpert vorzugehen, war für Papst Johann VIII. um so schwieriger, weil er auf beiden Seiten schonen und besonders den mächtigen

58) Dat. 27. Maii 877. *Mansi* l. c. p. 46. 48. 59) Chronicon Aquilejense.

60) Privilegium ut Civitatis Aquilejae Clerus et populus licentiam habeant, secundum canonicam institutionem eligendi sibi Pontificem iste Dat. VIII. Idus Medii Christo propitio a. III. Regni Karlomanni Serenissimi Regis in Bajovaria et in Italia II. Ind. XII. 61) *Baronius* l. c. ad ann. 883, IV.

Berengar nicht vor den Kopf stoßen wollte. Ungefähr im Mai des J. 879 muß Papst Johann VIII. an den Grafen Berengar geschrieben haben, er möchte nebst dem Bischofe Petrus von Grado und dem Dogen Giovanni dem Bischofe Stephan helfen, daß er auf den Stuhl zu Comacchio gelangen könne. Berengar hätte wol Comacchio gern selbst besessen; es gehörte aber zum Kirchenstaate [62]). Der Proceß des Patriarchen Walpert dauerte noch immer fort. Wegen ihrer noch schwebenden Processe wurden der Patriarch Walpert von Aquileja und Erzbischof Anspert von Mailand auf die am 12. Oct. 840 zu Ravenna zu eröffnende Synode entboten und überhaupt alle Prälaten, Grafen und Reichsvasallen dahin eingeladen; da daselbst auch ein Reichstag abgehalten wurde, so erschienen auch die Vasallen und Edeln im Gefolge des Papstes und Karl's des Dicken. Was in der Angelegenheit Walpert's zu Ravenna geschah, ist nicht bekannt. Dafür gelang daselbst eine Unterhandlung mit der Republik Venedig; Karl schloß mit ihr für sein Reich Italien ein Bündniß auf fünf Jahre und opferte die mit Venedig verfeindeten Slawen Dalmatiens, welche freilich nur noch dem Namen nach seine Oberherrlichkeit anerkannten. Auch darüber, was Graf Berengar von Friaul dazu gesagt, schweigt der Mönch von Reichenau, dem allein wir überhaupt die Details über diesen Reichstag verdanken. Der Patriarch Walpert von Aquileja nahm wegen Berengar gegen den Papst eine sehr zweideutige Stellung an; denn er unterhandelte mit dem byzantinischen Hofe und selbst mit dem Patriarchen von Constantinopel Photius, obgleich ihm dieser in seinem Schreiben nur den Titel eines Erzbischofs und nicht eines Patriarchen gab [63]). Der mächtige Fürst Friauls Berengar war mit dem Patriarchen ja längst schon überworfen, und auch mit Byzanz neuestens zu sehr befreundet, als daß Kaiser und Papst ihm sich hätten geneigt zeigen und ihn unterstützen können. Er stieß schon dadurch bei Kaiser Karl an, daß er mit Byzanz unterhandelte, und bei Papst Marinus, daß er mit dem schismatischen Patriarchen Photius im Briefwechsel stand. Dazu trug der Umstand viel bei, daß Walpert dem Patriarchen die Hoffnung machte, Grado wieder seinem Patriarchate einverleiben zu können. Ein noch vorhandenes langes Schreiben des Photius an Walpert, sehr schmeichelhaft gefaßt, verräth den Zweck, diesen über den Papst Marinus unwilligen Prälaten vollständig ins Schisma zu verflechten; es wird mit der goldlautern byzantinischen Orthodoxie und den großen orientalischen Concilien gar breit gethan und gegen die im Abendlande eingerissene Ketzerei des „filioque" zu Felde gezogen mit allen Waffen lügenhafter Sophistik, die namentlich auch Photius bei dieser Streitfrage in Anwendung brachte. Patriarch Walpert hatte zwar dem häretischen Treiben nicht beigestimmt, aber doch in einer zweideutigen Stellung verharrt und auch sogar schismatische Schritte gethan, welche nach zwei bis drei Jahren seine Absetzung veranlaßten. Es muß um diese Zeit der Doge Giovanni Badoer-Partecipazio, mit Byzanz entzweit, daran gearbeitet haben, Venedig zur völlig unabhängigen Republik zu machen, weshalb er des Kaisers Karl Freundschaft nachsuchte, der ihm auch im Mai zu Mantua, wo sich eine venezianische Ehrengesandtschaft einfand, die großen Freiheitsprivilegien erneuerte und überdies dem Patriarchen Walpert zum Verdrusse für den Patriarchen zu Grado und sämmtliche zu dieser Metropolie gehörigen Bischöfe, Kirchen und Klöster die Befugniß besiegelte, abhanden gekommene Güter zurück zu fordern innerhalb der großen Verjährungsfrist, die der Kirche von Ravenna zugestanden war. Die Lage der Dinge war noch immer für den Patriarchen von Aquileja sehr schwierig. In ganz Ober-Italien hatte um das Jahr 888 Markgraf oder Herzog Berengar von Friaul den größten Besitz und Einfluß unter verschiedenen Titeln; sein Hauptland reichte von den julischen Alpen bis zur Etsch; er scheint die Bischöfe und Städte auf seine Seite gebracht zu haben, ausgenommen den Patriarchen von Aquileja, welcher, wie bereits erwähnt wurde, um Güter und Rechte hadernd und von Venedig unterstützt, für Berengar's weit hinauf berechnete Pläne sehr hinderlich wurde; denn als Berengar, die italienische Königskrone erstrebend, in König Guido einen sehr mächtigen Gegner erkennen mußte, da zeigten sich die Lombarden für diesen sehr eifrig, eben weil sie seiner gegen Berengar bedurften, welcher sich nach einem Diplome bei Muratori [64]) am 20. Oct. 890 zu Verona befunden hat. Es scheint, daß er fast alle Städte westlich von der Etsch verlor, und daß östlich der mit Guido verstandene Patriarch Walpert von Aquileja ein sehr rühriger Gegner war, durch dessen Bemühung zwischen dem Dogen Giovanni Partecipazio II. von Venedig und Guido ein gar freundliches Verhältniß hergestellt worden ist. Man weiß, daß Giovanni Badoer, als er 886—87 schwer erkrankte, selbst den Bür-

62) *Mansi* l. c. XVII. p. 114: Dilecto filio Berengario glorioso Comitis Laus ... sed quia iterum per Petrum ven. ep. et Joannem insignem ducem vobis mandavimus, ut adjutores fuissetis Stephano ven. ep. quem nos in Comacho praeordinavimus, quatenus vestro auxilio adjutus ecclesiae suae jura, et possessiones, atque ipsius curam ducatus retineret securus, et vestro minime audivimus adjutum esse auxilio, valde miramur. Qua propter rogamus ... ne censum, quem his annis transactis duobus exinde perdidimus, et istius anni perdamus etc. (Frühjahr 879?).

63) Epistola Photii Patriarchae Cnstptani ad Archiepiscopum Aquilejae, videlicet Venetiarum. Dieses Document, welches Baronius ad ann. 883, das in Vallicellana Bibliotheca gefundene, von Friedr. Metius ins Lateinische übertragene, bis auf Titel und Unterfertigung ziemlich gut erhaltene Schreiben wiedergibt, legt Zeugniß ab, wie der Schöngeist Photius ebenso wenig Philosoph, d. i. logischer Denker, als gründlicher Philolog war und die grassesten Begriffe hinsichtlich der Trinität hatte, sodaß nur ein Arianer oder Unitarier so reden kann, wie Photius in diesem Briefe an Walpert schreibt. 3. B. XII: dicere enim a Patre et filio sanctissimum Spiritum procedere, duas omnino esse causas, et principia in sanctissima Trinitate introducere, et ita monarchia omnino evanescet.

64) *Murat.* Antiquit. Ital. Dissert. LXVII: Decima Tertia Kalendas Novembris Anno Incarnationis Domini IICCC et XC Anno vero regni Domini Berengarii gloriosissimi Regis III. Indictione IV.

gern den Antrag machte, sie sollten sich einen neuen Dogen wählen, ungeachtet sein Bruder Orso bereits zum Mitregenten ernannt worden war. Von wahrer Vaterlandsliebe beseelt zogen die Edlen keineswegs das Familieninteresse dem Wohle der Republik vor, sondern trugen selbst bei, daß am 17. April 887 der ebenso verständige als beherzte Petrus Candianus die Würde überkam. Ein Kriegsmann that Noth, denn schwer war der Kampf gegen die Slavonier zur See und zu Lande; alsbald zieht Candiano wider sie aus, besonders wider die Narentaner, von welchen dem Seehandel Venedigs der größte Abbruch gethan wurde, und er setzte ihnen auch in der That tüchtig zu, fiel aber am 18. Sept. desselben Jahres in einem Scharmützel erst 45 Jahre alt. Hierauf nahm wieder Giovanni Badoer die Zügel in seine Hand und soll noch 1 Jahr und 13 Tage gelebt haben. Hierauf, also gegen Ende des Jahres 888 ward der Kriegsgeübte Petrus Tribunus Doge, der sogleich eifrig daran ging, Land- und Seemacht zu vermehren, Venedig und andere Orte zu befestigen und vortheilhafte Bündnisse abzuschließen; Vermuthung ist, nicht Gewißheit, daß Patriarch Walpert von Aquileja der Ring wurde, an Guido sich anzuschließen, um so nachdrücklicher die Waffen einerseits gegen Berengar, andererseits wider die Slavonier brauchen zu können und vielleicht selbst gegen die Byzantiner. Die Herrschaft des morgenländischen Kaisers über Venedig war wie die über andere solche Republiken, als Amalfi, Neapel, Pisa ꝛc., seit Langem fast bis auf den Namen zusammengeschrumpft, doch zahlte man noch jährlich schöne Summen an den Hof aus Rücksicht auf den Freihandel nach Constantinopel, und der Doge suchte die kaiserliche Bestätigung nach, was aber natürlich jetzt nur noch eine bloße Formalität war. Die Dogen Candiano und Tribuno haben sie schwerlich mehr nachgesucht, da es zu Zwistigkeiten gekommen war, vielleicht wegen Slavonien (Dalmatien) und wegen der dortigen Seeplätze Zara, Trau, Spalatro, Ragusa. Diese Städte hatten, eine nach der andern, der kaiserlichen Oberhoheit, weil ohne Schutz gelassen, sich förmlich entschlagen, hatten von den Slawen (den Kroaten), diesen zu Wasser und Land lästigen Feinden, Ruhe erkauft, und sich unter ihren Schutz begeben, den Venezianern zu großem Verdruß und großer Gefahr, denn unter den längs der Küste wohnenden, sogenannten Slavoniern oder Narentanern hatte sich das Piratenwesen großartig ausgebildet, und sie rangen jetzt unter ihrem Oberfürsten Muncimir mit den Venetianern um den ausschließlichen Handel im adriatischen Meere. Gegen diese Wildlinge, welche sich vorzüglich auch auf Menschenraub verlegten, mit Anstrengung aller Kräfte fortan gekämpft zu haben, gereicht den alten Venezianern zu unvergänglichem Ruhme. Gleich den politischen Verhältnissen schwankten auch die kirchlichen hin und her; bald neigte man sich Rom, bald Byzanz zu, und das früher so große, diese Städte und Länder umfassende Patriarchat von Aquileja war jetzt nahe daran, auf ein sehr kleines Gebiet einzuschrumpfen. Der unternehmende Walpert, 27 Jahre den Hirtenstab führend, versuchte allerlei, und mitunter sehr tadelnswerthe Mittel, das Zerfallene wieder zu einigen, das Verkleinerte wieder groß zu machen, eher Staatsmann als Bischof und von zweideutiger kirchlicher Gesinnung. Wenn nicht schon von Papst Johann VIII., so wandte er sich von dessen Nachfolger Marinus ab, und erlaubte sich, dem byzantinischen Hofe willfährig, einen Erzbischof für Salona zu ordiniren, statt daß dieser nach Rom gehen und vom Papste die Confirmation erbitten sollte. Solche schismatische Dienstwilligkeit mag damit belohnt worden sein, daß Venedig Walpert als einzigen Patriarchen anerkennen mußte; denn es wird um diese Zeit keiner mehr zu Grado erwähnt, was freilich bald wieder anders geworden zu sein scheint, und wie damals (890) dem byzantinischen Hofe scheint Walpert zur Zeit des Papstes Stephan V. sich dem König Guido gefällig erwiesen zu haben. Es handelte sich nämlich um die Consecration eines neugewählten Bischofs (wahrscheinlich desjenigen in Como), welche der Patriarch trotz der päpstlichen Anmahnung versagte. Ein Breve des Papstes Stephan V. (wahrscheinlich vom J. 890) enthält daher die unwilligen Worte: „Wir gehen Dich noch einmal schriftlich an wegen dieser Sache, da es ferne von Uns ist, das Vorrecht irgend einer Kirche beeinträchtigen zu wollen, obwol wir zufolge apostolischer Vollgewalt einen Geistlichen ordiniren können, sei er von was immer für einer Kirche . . . . . fast sollte man über jedes Bedenken weggehen, und nach Deinem Beispiel verfahren, der Du so weit über die Grenzen Deiner Befugniß hinauszugehen wagtest, um in der Kirche von Salona einen Bischof zu ordiniren mit Herabwürdigung Unsers apostolischen Stuhles ꝛc." Walpert hat schwerlich des Verweises beachtet und den Papst Stephan V. befriedigt, und mit dem Nachfolger desselben gedieh es zu vollständigem Bruche, welcher Walpert's Absetzung nöthig machte, wie gleich später berichtet werden wird. Walpert hielt fest zu König Guido, der im Juni 891 zu Pavia weilte, wol auch mit geistlichen und weltlichen Großen tagte, daselbst seine Anhänger stärkte, Wehranstalten gegen Berengar traf, dem Patriarchen Walpert Hilfe schickte, und ein enges Bündniß mit dem weisen und angesehenen Dogen Pietro Tribuno von Venedig suchte, welcher um diese Zeit wahrscheinlich wegen des ikonoklastischen Unwesens zu Kaiser Leo VI. eine feindliche Stellung angenommen zu haben scheint. Zu seiner Zeit begannen die immer wiederkehrenden Einfälle der Magyaren (s. den Art. Gradisca), durch die nicht nur die Isonzo-Landschaften, sondern überhaupt ganz Friaul großen Schaden litten. Bald darauf änderte sich in Hinsicht der politischen Stellung des Patriarchen Walpert die Lage der Dinge. Berengar hatte endlich die Herrschaft in Italien erhalten. Dadurch gerieth Patriarch Walpert in die allerschlimmste Lage, da derjenige, mit dem er seit Jahren in Feindschaft lag, nun zur Herrschaft über diejenigen Länder gelangt war, welche sein Patriarchat ausmachten. Dieser und zwar sein Zank mit Walpert um den Patriarchenstuhl von Aquileja sollen mit eine der Ursachen des Einfalls der Magyaren in Berengar's Italien gewesen

sein; jedenfalls ist kaum zu bezweifeln, daß der erwähnte Zank mit diesem Einfalle insofern in Verbindung stand, als sie von diesem in den Isonzo-Landschaften herrschenden Zerwürfnisse Vortheil zu ziehen hoffen durften. Von dem Patriarchen Walpert wissen wir, daß bei Gelegenheit der Krönung Kaiser Ludwig's III. zu Rom im J. 900, als dieser noch am Krönungstage (15. oder 22. Febr.) einem alten Gebrauche gemäß in der Vorhalle der Peterskirche an der Seite des Papstes öffentlich zu Gericht saß, der Patriarch Walpert im Namen des Kaisers Richter war. Patriarch Walpert ist wahrscheinlich abgesetzt und dafür Friedrich, ein Herr vornehmen Geschlechts und dem Könige Berengar zugethan, noch vor dem Ende des 9. Jahrh. eingesetzt worden; von diesem Friedrich findet man angegeben, daß er wacker mithalf, die Ungarn später aus Italien zu treiben, daß ihm König Berengar zum Dank und auf Bitten des „ruhmwürdigen Markgrafen Grimoald" die Feste Putiolum gab und daß er noch 921 gelebt hat. Dandolo erzählt, daß die blutgierigen Ungarn, als sie am Schlosse Leopolis vorbeigezogen waren und ihnen die Herzoge Gottfried und Arduin und der Patriarch von Aquileja den Weg verlegen wollten, siegten; beide Herzoge blieben, der Patriarch entrann. Die Chronik von Aquileja nennt Leo als Nachfolger des Patriarchen Friedrich, etwa seit 897, und Leo ward durch einen langobardischen Herrn, Namens Rodoald, erschlagen, ungewiß ob 920 oder später. Erst um 932 wird ein anderer Patriarch aufgeführt, Lupus II. Mit Sicherheit läßt sich schließen, daß K. Berengar, vor sich die erwähnten verbündeten Feinde, zugleich hinter sich in dem Stammlande Friaul Widersacher hatte, und diese standen darum um so mehr wider ihn, weil der Patriarch sich an ihn und den Papst hielt. — Von da an haben wir nur sehr spärliche Kunde hierher gehöriger Art, und wenn irgend eine Nachricht auftaucht, so gelangt man zu ihr nur durch die Verflechtung mit der Geschichte Friauls und Venetiens. So auch im J. 933, als König Hugo sich vorgenommen hatte, nach Rom zu ziehen. Dieser Plan sollte ohne Zweifel auch fördern, daß sein Markgraf Wintherius in Friaul oder Istrien auf der Insel Rialto am 12. März 933 mit der Republik Venedig einen Friedensvertrag, ja ein Bündniß abschlösse, das man vielleicht mit Comachio, gewiß mit zugestandenen Handelsvortheilen erkaufte. Auch die Beendigung des Schisma scheint ausgemacht worden zu sein; es heißt, der schismatische Patriarch von Grado, ein Ehemann, der sein Weib entlassen, habe resignirt; ein neuer Patriarch konnte nun erwählt werden, und zwar Marinus aus der edlen Familie Contareno, der auch den Zank mit dem Patriarchen von Aquileja, Namens Lupus II., beilegte. Und in der That erscheint wirklich seit dem J. 934 ein Lupus; das Vorgeben, Marinus habe von Johann XI. das Pallium erhalten 934, ist nicht wol glaublich, obwol gewiß ist, daß schon Papst Anastasius III. dem Patriarchen Laurentius von Grado (908 bis 920—921) das Pallium gesendet habe. Der Patriarch Marinus von Grado soll (ob vom byzantinischen Hofe beauftragt oder ohne solchen Auftrag, ist nicht bekannt) hauptsächlich zur Wiederherstellung freundlicher Nachbarschaft zwischen Venedig und Byzanz gearbeitet haben, die, wenn nicht mehr in den Tagen des tapfern Petrus Candiano, welcher schon 939 starb, doch gewiß unter seinem Nachfolger Orso Badoer-Partecipazio zu Stande gekommen ist. — Zur Zeit, als Berengar II. und sein Sohn nach dem Tode Lothar's 950 zu Königen waren gewählt worden, erneuerte sich der alte Streit um Rechte und Grenzen zwischen dem Patriarchate von Aquileja, das aber schwerlich besetzt war, also zwischen dem Markgrafen von Friaul und der Republik Venedig, indem die Venetianer ihren Vortheil verfolgten, und allen Anzeigen nach kam Berengar noch im Winter hierher, den aufgehenden Brand zu löschen, nämlich so, daß er von der Republik mit bedeutenden Opfern den Frieden erkaufte, denn im J. 951 besiegelte er auf der Pfalz Olonna das zwischen seinen Getreuen und den Venetianern erneuerte Bündniß und gewährte diesen für ihre Städte und Gebiete die gewünschten Grenzen. — Von Wichtigkeit für das Patriarchat von Aquileja war auch ein Theil der Beschlüsse des am 7.—9. Aug. des Jahres 952 zu Augsburg abgehaltenen Synodal-Reichstages. Obgleich man von dem, was auf dem Reichstage selbst verhandelt und beschlossen worden ist, kein Actenstück hat, so berichten Chronisten doch, daß die Könige Berengar und Adalbert auf dem Reichstage erschienen seien, und das Reich der Lombarden oder Italien in die Hände Kaiser Otto's I. übergeben und es von ihm als Lehen zurückgenommen hätten, nur habe sich Otto die Marken Verona und Aquileja und gleich hernach dem Herzoge Heinrich von Baiern vorbehalten, damit der Zugang nach Italien offen und wohl gehütet bliebe. Diese letztere Verfügung fand jedoch keinen Beifall, da Baiern dadurch zu einem unverhältnißmäßigen Uebergewicht gelangen mußte. — Nun stoßen wir im J. 955 auf eine bisher noch nicht aufgeklärte Nachricht. Ditmar von Merseburg oder sein späterer Ueberarbeiter flikt nämlich bei Gelegenheit der Nachricht von dem am 1. Nov. 955 zu Regensburg erfolgten Tode Herzogs Heinrich I. von Baiern ohne Zusammenhang in die blos Erbauung bezweckende Sammlung von Anekdoten diese sonderbare ein, der Sterbende habe, als ihm Bischof Michael von Regensburg ins Gewissen redete, zwar die einem (ganz unbekannten) Patriarchen von Aquileja zugefügte Mißhandlung bereut, aber kein Unrecht darin erkennen wollen, daß er den Bischof von Salzburg habe blenden lassen u. s. w. — Der Patriarch Ingelfried von Aquileja und die Herren von Friaul, deren man sich bisher bedient hatte, um Venedig zu bekriegen, zeigten sich sehr entrüstet, als Berengar und Adalbert durch ihren bisherigen Schützling, den verbannten Sohn des Dogen Peter Candian III., Peter Candian IV., der nach des Vaters Tode durch den Umschwung der Parteien zum Dogen erwählt, zurückgerufen und mit Jubel war empfangen worden, eine gute Stellung zu Venedig, etwa auch auf eine Weile zu Byzanz erlangt hatten. Von diesem Dogen erzählt Dandolo bei dem

J. 960, er habe nebst dem Patriarchen Bonus von Grado, dem Bischof Petrus von Olivolo oder Venedig und dem Bischof Jo. von Torcello und anderen Prälaten und Geistlichen unter Zustimmung des Volkes das vom Dogen Orso im J. 877 gemachte Decret erneuert, den Handel mit Christen-Sklaven abzustellen, der im byzantinischen Reiche sehr im Schwunge war. Es wurde dem aber noch das weit strengere Verbot angehängt, Briefschaften der Italiener oder der Teutschen an die Griechen und an den griechischen Hof und Kaiser zu überbringen [65]). Dieser Patriarch Ingelfried von Aquileja, oder aber richtiger statt des Todkranken, denn er starb noch zu Rom, sein Diakon Rodoald wird unter denjenigen genannt, welche an der zu Rom am 3. Nov. 963 abgehaltenen Synode Theil nahmen. Die kirchlichen Verhältnisse waren offenbar Gegenstand der Unterhandlung und dabei zunächst der Patriarch von Aquileja betheiligt. Ingelfried, in Rom erkrankt, muß im November oder zu Anfang December 963 gestorben sein, denn vom 13. Dec. ist das schmeichelhafte Schreiben datirt, mit welchem dem Nachfolger Rodoald vom Papste Leo VIII. das Pallium übersandt wurde. Rodoald war wol damals schon von Rom gleich anderen Prälaten abgereist. — Auch zu Neujahr 967 wurde zu St. Peter in Rom eine Synode abgehalten, auf der vor Papst und Kaiser die venetianischen Gesandten Jo. Contareno und der Diakon Jo. Vernerius, wie Dandolo erzählt [66]), auftraten und die Privilegien der Kirche zu Grado vorgelegt wurden, worauf die Synode den Beschluß faßte, es sei und bleibe dieselbe die Patriarchal- und Metropolitankirche für das ganze venetianische Gebiet; unter dem 2. Jan. des J. 967 verbriefte bereits Kaiser Otto besagte Primicialrechte, sodaß der alte schismatische Hader, welcher so tief ins Politische eingriff, hier gehoben schien. — Patriarch Rodoald von Aquileja erscheint unter denjenigen 36 Prälaten, welche eine Bulle des Papstes Johann XIII. unterzeichneten, die am 3. Jan. des Jahres 968 ausgefertigt wurde [67]). Unter den 117 Bischöfen, welche auf dem am 26. Mai des Jahres 969 zu Rom abgehaltenen Concil den gefaßten Beschlüssen zustimmten, erscheinen auch der Patriarch Rodoald von Aquileja und Patriarch Vitalis Candiano von Grado, der Sohn des Dogen von Venedig [68]). Dandolo erzählt sehr belehrend: dem Wunsche des byzantinischen Hofes entsprechend, welcher zur Wiedererlangung des heil. Landes zum Kriege in Syrien rüstete, sei aus Eifer für den christlichen Glauben, im 12. Jahre des Dogen Peter Candiano IV. (970?) von diesem, von seinem Sohne Vital Candiano dem Patriarchen von Grado, dem Bischof Marinus von Olivolo (d. i. Venedig) und den andern Beischöfen, mit Beistimmung des Klerus und des venetianischen Volkes beschlossen und bekannt gemacht worden, es werde allen Venetianern verboten, den Sarazenen Waffen, Eisen, Schiffsbauholz und Kriegsgeräthe irgend einer Art zuzuführen bei 100 Pfund Goldes Strafe; Uebertreter, die nicht zahlen könnten, sollten es mit dem Kopfe büßen [69]). — Während Kaiser Otto II. im J. 977 auf seiner Pfalz zu Ingelheim verweilte und daselbst die Osterfeiertage zubrachte, gab es auch Grado und Aquileja betreffende Geschäfte. Am 17. April besiegelte nämlich der Kaiser dem Patriarchen Rodoald von Aquileja einen Gnadenbrief. Um dieselbe Zeit, kurz vorher oder bald darnach, trat dem Kaiser ein Sprecher des Patriarchen Vitalis von Grado nahe und bestritt ohne Zweifel, was der Patriarch von Aquileja vorbrachte. Inzwischen war aber in Venedig gegen den Dogen Peter Candiano IV. ein wilder Aufruhr ausgebrochen, in welchem der Doge erlag. Man gibt vor, der Volksunwille sei erregt worden, weil der Doge seine Frau verstieß und in das berühmte Frauenkloster von San Zacharia bannte, dann eine Verwandte Adelheid's, die Tochter Hubert's, die Schwester des Markgrafen Hugo von Tuscien, Waldrade mit Namen, heirathete, und dadurch und wegen der von ihr (bei Ferrara?) ihm zugebrachten Besitzungen, in Bündnisse auf dem Festlande verstrickt, Krieg anfing, Söldner warb und ein Gefolge von Rittern und Dienstmannen als eine eigentliche Leibwache unterhielt. Er soll auch durch Hochmuth empört haben, endlich hegte man noch die Besorgniß, er wolle mit Hilfe der Sachsen seinem Geschlechte die erbliche Herrschaft in Venedig gewinnen. Annehmen läßt sich jedenfalls, daß ihn die Widersacher beschuldigten, er gehe damit um, die republikanische Freiheit zu untergraben. Als nach dem Tode Otto's I. des Großen die Beweise eines vertrauten Verständnisses Peter's mit den Teutschen immer deutlicher hervortraten, erweckte die Gefahr der Republik endlich eine starke Gegenpartei. Am 12. Aug. 976 kam es zu einem Aufstande, in welchem das von der Partei der Republikaner aufgestachelte Volk auf den Palast des Dogen losstürmte. Erbittert durch den Widerstand seiner Bewaffneten, steckte es den Dogenpalast und die benachbarten Häuser mittels Peches und anderer brennbarer Stoffe in Brand, welcher 300 oder noch mehr Gebäude sammt der Kapelle (der nachherigen und dermaligen Markuskirche) ergriff und in Asche verwandelte, da sie vermuthlich großentheils von Holz waren. Der Doge dringt durch die Flammen des Palastes hindurch und ins Freie heraus, das von der zweiten Frau geborene Söhnchen auf dem Arme, zeigt es den Wüthenden, um Schonung des Unschuldigen flehend; vergebens, das wüthende Volk ermordet ihn und das unschuldige Kind. Der älteste Sohn Vitalis, seit dem J. 967 Patriarch von Grado, rettete sich durch Flucht und auch Waldrade, die Stiefmutter, welche Schutz suchend zur Kaiserin Adelheid gekommen sein soll. Auf den Rath einiger Venetianer eilte der Patriarch zu Kaiser Otto nach Teutschland und suchte Schutz und

65) *Andreae Danduli* Chronicon lib. VIII. capitul. XIV. Pars V. bei *Muratori*, Rer. Ital. Script. Tom. XII. col. 206. 66) Ibidem capitul. XIV. P. XV bei *Murat.* col. 208. 67) Siehe bei *Mansi* XVIII. p. 530. 532. *Zillesius* 23. *P. Calmet*, Hist. de Lorr. Tom. I. Preuves p. 379. 68) Siehe das Nähere ausführlicher bei Damberger a. a. O. Bd. 5. S. 105—107.

69) *Dandalo* l. c. P. XXVI bei *Murat.* a. a. O. col. 210.

Hilfe bei ihm, der ihn sehr gütig aufnahm und bei ihm einstweilen zu bleiben einlud. Die Gegner der Candiani behaupteten aber nur mit Mühe die ihnen zugefallene Macht; Peter Urseolo, den sie am selben Tage (12. Aug. 976) zum Dogen erwählt hatten, wünschte mit Kaiser Otto II. auf gutem Fuße zu bleiben und es ist im hohen Grade wahrscheinlich, daß der Patriarch Rodoald von Aquileja, mit dem Versprechen geschmeichelt, man wolle sich seiner geistlichen Jurisdiction unterwerfen, damit das Patriarchat wieder vereinigt würde, sein Fürwort am kaiserlichen Hofe einlegte und deshalb persönlich zu Ingelheim sich einfand. Peter Urseolo blieb nicht lange auf seinem Platze; er verließ, des sorgenvollen Regiments müde, oder wie Andere berichten, von Gewissensbissen über seinen Antheil an dem grauenhaften Morde seines Vorgängers gequält, heimlich schon am 1. Sept. 977 die Stadt und flüchtete sich nach dem Kloster Cusan in Catalonien, wo er sein Leben beschloß. Die Candiani gewannen wieder völlig die Oberhand. Vitalis Candiano, der Bruder des ermordeten Dogen, wurde an die Spitze der Republik gestellt und sein Neffe, der Patriarch von Grado, kehrte wieder nach Venedig zurück. Doch auch Vitalis Candiano erfuhr bald, wie unsicher der Boden sei, auf dem er stand, obwol der Neffe, auf den Stuhl von Grado zurückgekehrt, sein Ansehen stützte. Das erste Geschäft des neuen Dogen war: um die Wohlgewogenheit des kaiserlichen Hofes zu werben und Patriarch Vitalis machte sich selbst auf den Weg zu Kaiser Otto II. Der Jurisdictionsstreit mit Aquileja ging nun wieder im Schwunge wie früher. Daß die Kaiserin Mutter Adelheid, welche bald darauf als Statthalterin in Italien zu schalten hatte, wie andere diplomatische Geschäfte so auch dasjenige mit Venedig in ihre Hand nahm, ist sicher. Der Patriarch Vitalis soll um das Jahr 1012 gestorben sein. In Hinsicht auf Aquileja ergaben sich natürlicher Weise auch jetzt wie früher mancherlei Anstände zwischen den Gewinn suchenden Venetianern und den Gebietern benachbarter Landschaften, deren Hebung man bei der königlichen Autorität begehrte, wie das Nähere hierüber im Artikel Gradisca zu ersehen ist. (Dr. *G. F. Schreiner.*)

Berichtigungen

zur ersten Section, LXXV. Band.

S. 295[a] Z. 6 v. u. lies: Kuhn und Schleicher's u. s. ö.
= 297[a] Z. 8 v. u. lies: unserer gemeinsamen.
= 301[b] Z. 30 v. o. lies: da statt daß.
= 306[a] Z. 6 v. o. lies: im Anlaut.
= 310[a] Z. 14 v. u. lies: Auslautsgesetze.
= 312[a] Z. 27 v. u. lies: ā.
= 315 Z. 2 v. u. lies: gibands.
= 315 Z. 7 v. u. lies: saggvam.
= 315 Z. 10 v. u. lies: veivôds.
= 315 Z. 13 v. u. lies: mênôþs.

S. 317[b] Z. 27 v. u. tilge: Nominativ — gedehnt.
= 320[a] Z. 20 v. o. lies: gôda, gôdô, gôdô.
= 322[a] Z. 20 v. o. lies: im Gothischen nicht mehr zu erkennen ist, daß
= 323[a] Z. 19 v. o. lies: es statt er.
= 328[a] Z. 7 v. u. lies: 1. nam, 2. nam-t, 3. nam.
= 336[b] Z. 23 v. u. lies: Vulcanius.
= 348[a] Z. 30 v. o. lies: Philemon folgend.
Vergleichende Schrifttafel zum Artikel „Gothische Sprache und Literatur" Spalte 1 Z. 4 v. u. lies: 'k statt ck.

Ende des achtundsiebzigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Neunundsiebzigster Theil.

GRAMMATIK — GRANSON.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Neunundsiebzigster Theil.

GRAMMATIK — GRANSON.

Leipzig

F. A. Brockhaus

1866.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Neunundsiebzigster Theil.

GRAMMATIK — GRANSON.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Allgemeiner Theil.

GRAMMATIK — GRAZIOSO.

GRAMMATIK.

GRAMMATIK. I. Die Verhältnisse der Grammatik. Das Wort Grammatik hat für uns die Bedeutung eines wissenschaftlichen Inbegriffes der Gesetze und Einrichtungen der Sprache. Alles dasjenige also, was überhaupt von gesetzlicher Natur an der Sprache ist, gehört zur Grammatik hinzu; vollendet aber ist die Grammatik dann, wenn sie den ganzen Umfang des Gesetzmäßigen an der Sprache in sich umschließt. Die Gesetzmäßigkeit der Sprache selbst aber ist die erste Voraussetzung, auf der alle Grammatik beruht; die Grammatik vertritt insofern die Sprache in der Wissenschaft in einer ähnlichen Weise in sich als die Rechtswissenschaft das Rechtsleben, die Naturwissenschaft das Naturleben u. s. w.; alle andere wissenschaftliche Thätigkeit in Bezug auf die Sprache mindestens hat an der Grammatik ihre oberste Einheit und ihren Mittelpunkt.

Die Grammatik einer jeden Sprache wird ergänzt und vervollständigt durch das sie begleitende Lexikon. Einem jeden, der eine fremde Sprache zu erlernen beabsichtigt, geben wir zunächst die Grammatik und das Lexikon derselben als die beiden nothwendigsten Schlüssel ihres ganzen wissenschaftlichen Verständnisses in die Hand; die Grammatik und das Lexikon sind in Verbindung mit einander innerhalb der Theorie oder der Wissenschaft der Sprache selbst ihrer praktischen Wirklichkeit nach gleich, indem in ihnen Alles enthalten sein muß, wodurch diese letztere in dem ganzen Umfange des berechtigten Gebrauches, den wir von ihr zu machen im Stande sind, bestimmt und beherrscht wird. Freilich kann auch ohne die Hilfe von Grammatik und Lexikon eine Sprache durch den bloßen praktischen Gebrauch oder den lebendigen Umgang mit Anderen von uns erlernt werden; immer aber hat die durch jene beiden wissenschaftlichen Anstalten vermittelte Erlernung derselben insofern einen größeren Werth und eine höhere geistige Bedeutung für uns, als wir bei dem bewußten Uebergehen von der einen Sprache zur anderen durch Vergleichung dieser ihrer doppelten Einzelform uns zugleich des Allgemeinen oder des reinen Begriffes der Sprache überhaupt zu bemächtigen hingeführt werden.

Eine jede dieser beiden Anstalten bezieht sich auf die Sprache unter einem vollkommen anderen Gesichtspunkte ihres Wesens oder ihrer geistigen Idee. Das System der allgemeinen Gesetze und Formen der Sprache ist es, welches in der Grammatik festgestellt und dargelegt wird; das Material der Sprache dagegen oder die Menge ihrer letzten Einzelbestandtheile, der Worte als solcher, wird im Lexikon nach seiner Gestalt und Bedeutung bestimmt; diese letztere Seite der Sprache aber wird auch mit dem Namen des Sprachschatzes im Unterschied von jener ersteren, nach der sie die Eigenschaft eines Organismus besitzt, bezeichnet; die Grammatik ist gleichsam das Gesetzbuch der Sprache, während das Lexikon das wirkliche Volk oder die unmittelbaren lebendigen Atome derselben in sich enthält. Auch der Inhalt des Lexikons aber ist trotz der äußerlich mechanischen Anordnung der Worte in demselben nach dem Gesichtspunkte der alphabetischen Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Laute immer ein wissenschaftlich allgemeiner oder abstracter, da ein jedes von diesen in ihm nach dem ganzen Umfange seiner wirklichen Gebrauchsanwendung in der Sprache erschöpft werden muß; — nur die wirkliche gesprochene Rede selbst ist das unmittelbar Einzelne oder schlechthin Concrete an der Sprache; eine jede solche Rede aber setzt sich immer zusammen aus einem Doppelten, einmal aus gewissen allgemeinen Regeln und Formen, andererseits aus bestimmten einzelnen Worten oder Elementarbestandtheilen der Sprache selbst. Das formelle oder grammatische und das materielle oder lexikalische Element des Ganzen der Sprache sind daher überall bestimmt von einander zu unterscheiden.

Das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache überhaupt wird von uns bezeichnet mit dem technischen Namen der Philologie. In dem ganzen Umfange dieses Gebietes aber scheint näher eine dreifache allgemeine Hauptrichtung unterschieden werden zu können, einmal die grammatisch-lexikalische, zweitens die erklärend-kritische, drittens die archäologisch-historische. Eine jede von diesen aber beruht auf einer vollständig verschiedenen Stellung des wissenschaftlichen Erkennens zu dem Begriffe oder dem Stoffe der Sprache selbst: der Charakter der ersten unter ihnen ist ein eigentlich wissenschaftlicher oder rein theoretischer, d. i. ein solcher, der sich auf die Bestimmung des Allgemeinen oder Gesetzmäßigen im Gebrauche der Sprache überhaupt bezieht; derjenige der zweiten besteht in einer künstlerischen Anwendung dieser allgemeinen Gesetze auf das Verständniß und die Wiederherstellung der unmittelbaren einzelnen

Erscheinungen der Sprache in den überlieferten schriftlichen Texten, während endlich die dritte sich ausschließend auf die Ermittelung des in diesen Texten niedergelegten äußeren oder sachlichen Inhaltes erstreckt. Das Verhältniß dieser drei Richtungen zu einander aber ist ein ganz ähnliches, als auch, was die Stellung des menschlichen Geistes zur Natur betrifft, diese theils in der Naturwissenschaft das Object einer rein theoretischen Erkenntnißweise, theils in der praktischen Medicin dasjenige einer angewandten Kunstthätigkeit, theils endlich in der Technologie und dem dahin Gehörigen das Mittel für die Erreichung bestimmter anderweiter äußerer Zwecke und Interessen für uns werden kann. Alle diese drei einzelnen Zweige der Philologie aber greifen mit einander zu einem organischen Ganzen zusammen; neben ihnen mögen zuletzt noch als zwei untergeordnetere Richtungen, einmal die Kunstthätigkeit der Uebersetzung oder, was die Poesie betrifft, der Nachdichtung, andererseits aber die der lebendigen Reproduction einer fremden Sprache zum Ausdruck des eigenen Gedankeninhaltes unterschieden werden, in welchen beiden sich immer das allgemeine Ziel aller philologischen Thätigkeit, das Innehaben des Geistes einer fremden Sprache, am vollständigsten documentirt.

Der Begriff der Philologie wurde sonst als wesentlich gleichbedeutend aufgefaßt mit dem einer Wissenschaft von den Sprachen und dem ganzen Bildungsinhalte des classischen Alterthumes. An den beiden alten Sprachen mindestens haben sich diejenigen Principien, die für die wissenschaftliche oder philologische Behandlung der Sprache überhaupt ihrer Natur nach maßgebend sind, zuerst und vorzugsweise für uns entwickelt; allmälig aber ist dieser engeren oder classischen noch eine mehrfache anderweite mittelalterliche, orientalische Philologie u. s. w. an die Seite getreten, die sich nur in ihrem Objecte als solchem von jener unterscheidet, rücksichtlich ihrer inneren Art oder Methode aber durchaus mit ihr zusammentrifft. Ein jeder historische Culturkreis der Erde aber vermag insofern der Gegenstand oder das Feld einer besonderen Gattung der Philologie zu werden; für den Begriff der Philologie in jenem ursprünglichen oder älteren Sinne aber bietet sich auch der Ausdruck des Humanitätsstudiums oder der Humanitätswissenschaften als ein geeigneter dar.

Die Grammatik einer jeden Sprache ist nothwendig eine in gewisser Weise von der aller anderen verschiedene, und es ist insofern die Zahl der möglichen Grammatiken gleich der der in der Wirklichkeit gegebenen Sprachen. Aus der vereinigenden Zusammenfassung aber des einer ganzen Classe oder Familie von Sprachen unter einander Gemeinsamen entsteht die höhere oder vergleichende Grammatik, z. B. des germanischen, des romanischen oder auch in noch weiterem Umfange des indogermanischen Sprachstammes überhaupt; die Bestimmung aller derjenigen Gesetze und Einrichtungen endlich, welche im Begriffe der Sprache als solchem enthalten liegen, ist die Aufgabe der allgemeinen oder philosophischen Grammatik, welche letztere sich wie auf der einen Seite an die Resultate der erfahrungsmäßigen Vergleichung der einzelnen Sprachen, so auf der anderen an die Sprachphilosophie oder an das allgemeine begriffliche Denken über die Sprache überhaupt anzulehnen haben wird. Innerhalb einer jeden einzelnen Sprache sind dann noch auch die Dialekte einer besonderen grammatischen Behandlung fähig; alles dasjenige, was überhaupt von genereller Natur an der Sprache ist, ist an sich dazu geeignet, den Stoff einer bestimmten grammatischen Darstellung zu bilden.

Neben dem Begriffe der Philologie hat in der neueren Zeit auch der der Linguistik, von Einigen auch Sprachwissenschaft schlechthin, von Anderen Glottik genannt, eine gewisse eigenthümlich abgegrenzte Bedeutung gewonnen. Wird unter dem Begriffe der Philologie alles dasjenige Wissen verstanden, was sich auf eine bestimmte einzelne Sprache als solche bezieht und diese selbst als etwas Gegebenes zu seiner Voraussetzung hat, so ist dagegen das Interesse der Linguistik ausschließend auf die Vergleichung verschiedener, mit einander in Rücksicht ihres Wortmateriales oder ihres ganzen grammatischen Baues verwandter Sprachen gerichtet, oder es ist für diese letztere Richtung allein das Physische oder rein Natürliche der Sprache als solches dasjenige, was in Betracht kommt, während jene erstere sich wesentlich nur auf das in einer bestimmten Sprache Enthaltene oder als Resultat des geistigen Denkens Niedergelegte richtet. Für den Linguistiker daher hat die Sprache der Hottentotten ganz das gleiche Interesse als jene der Griechen, und es ist überhaupt der ganze Umfang dessen, was Sprache heißt, was derselbe in seinen Bereich zu ziehen versucht. Die Linguistik besitzt die Eigenschaft einer vergleichenden Naturlehre aller einzelnen Sprachen, oder sie ist überhaupt diejenige wissenschaftliche Richtung, welche ihren Standpunkt außerhalb der Grenze irgend einer einzelnen Sprache in den weiteren verwandtschaftlichen Verhältnissen oder Zusammenhängen derselben einnimmt. Es hat aber durch diese Richtung der Linguistik der ganze Begriff und Charakter der Grammatik gerade in der neuesten Zeit eine vollständige Umwandelung zu erfahren gehabt.

Was ist die Sprache? Mit der Beantwortung dieser Frage hat naturgemäß jede genauere Untersuchung der wissenschaftlichen Darlegung ihrer Erscheinungen in der Grammatik zu beginnen. Nichts aber gleicht so sehr dem Menschen selbst als die Sprache; das ganze Problem, welches in der Sprache unserem Erkennen gestellt ist, ist ein durchaus ähnliches als dasjenige, welches uns in der Natur unseres eigenen menschlichen Wesens entgegentritt; sowie der Mensch eine Verbindung ist von Leib und von Seele, so findet sich auch in dem Begriffe Sprache etwas Doppeltes mit einander vereinigt, einmal der sinnliche Körper der hörbaren Lautzusammensetzung der menschlichen Stimme, aus welcher sie unmittelbar genommen besteht, andererseits aber der durch diese Lautzusammensetzung für uns angezeigte oder vertretene Inhalt des Denkens, gleichsam also die Seele derselben; sowie der menschliche Körper sich von allen übrigen Körpern im Raume dadurch unterscheidet, daß er zugleich der Träger und das Gefäß eines von der

Körperwelt überhaupt schlechthin verschiedenen rein geistigen Principes oder Inhaltes, des Lebens seiner Seele ist, ebenso ist auch das hörbare Lautelement der Sprache vor allem anderen Ton durch seine Verbindung mit dem rein geistigen Acte des Denkens ausgezeichnet und unterschieden; beide, der Mensch und die Sprache, sind eine lebendige Verbindung oder einheitliche Synthese eines doppelten, an sich vollkommen verschiedenen, realen und idealen, sinnlichen und geistigen Elementes; sowie aber in Bezug auf den Menschen die letzte Cardinalfrage immer die nach dem Verhältnisse oder dem Zusammenhange seiner beiden Hälften, der körperlichen und der geistigen, bleibt, ebenso tritt bei der Sprache als innerster Angelpunkt alles auf sie gerichteten Erkennens immer das wunderbare Problem des identischen oder untrennbaren Beisammenseins des sinnlichen Lautelementes mit dem geistigen Gedanken hervor. Der Körper des Menschen ist an sich ein Körper und der Laut der Sprache ist an sich ein Ton so wie ein anderer, und doch schließen beide noch etwas von dieser sinnlichen Sphäre vollkommen verschiedenes Ideales oder rein Geistiges in sich ein. Ebenso aber wie auch der bloße Körper des Menschen wegen seines Zusammenhanges mit der Seele einen höheren geistigen Adel für uns zu besitzen scheint, so ist etwas Gleiches auch rücksichtlich des bloßen äußeren sinnlichen Lautelementes der Sprache der Fall.

Noch ein Drittes ist es, welches unter eben diesem Gesichtspunkte dem Menschen und der Sprache als etwas Verwandtes an die Seite zu treten scheint, das Kunstwerk oder die ganze Welt des eigentlichen reinen und höheren Schönen. Auch das Kunstwerk ist an sich, ebenso wie der Mensch und die Sprache, eine bloße Zusammensetzung einzelner sinnlicher Beschaffenheiten und Theile, und doch tritt uns aus einer solchen Zusammensetzung hier immer ein höherer geistiger Inhalt in der Eigenschaft einer bestimmten Idealserscheinung oder einer Ahnung des an und für sich Reinen oder Vollkommenen entgegen; auch das Kunstwerk hat, wie der Mensch und wie die Sprache, eine Seele oder ein bestimmtes, an und für sich seiendes geistiges Princip, welches aber an jene seine sinnliche Erscheinung mit innerer Nothwendigkeit und untrennbar gebunden ist; — es gibt an sich keinen flacheren Gedanken als den, daß sich unser ganzes Wohlgefallen am Schönen auf die Wahrnehmung eines bestimmten Ebenmaßes oder gewisser Proportionen in den äußeren formalen Verhältnissen der Theile desselben gründe; nur deswegen haben diese formalen Verhältnisse eine solche hervorragende Bedeutung für uns, weil sie eben noch etwas ganz Anderes in sich enthalten oder für uns zur Erscheinung bringen, als was sie selbst unmittelbar genommen sind; ebenso ist auch ein grammatischer Satz oder eine Periode an sich eine bloße formale Zusammensetzung von gegebenen Worten der Sprache, und doch schließt eine solche Zusammensetzung immer noch etwas Anderes und Höheres als sie selbst ist, einen geistigen Gedanken, in sich ein; — mag aber auch das Verhältniß dieser beiden allgemeinen Elemente, des geistigen und des sinnlichen, auf jedem dieser drei Gebiete, dem des Menschen, dem der Sprache und dem des Kunstwerkes, immerhin ein in gewisser Weise verschiedenes sein, so sind sie doch in der Verbindung derselben als solcher sich unter einander gleich; das anthropologische, das linguistische und das ästhetische Problem fallen insofern unter einen wesentlich ähnlichen Gesichtspunkt ihrer Auffassung von Seiten der Wissenschaft.

In dem Besitze der Sprache wird gemeinhin und mit Recht das wichtigste allgemeine Unterscheidungsmerkmal des Menschen vom Thiere erblickt. Alles Andere, wodurch der Mensch sich sonst vom Thiere unterscheidet und wodurch sich sein Leben mit einem ganz anderen höheren und reicheren Inhalte erfüllt, seine Cultur, sein Staat, seine gesellschaftliche Sitte u. s. w. hat den Besitz der Sprache zu seiner ersten und unumgänglichsten Voraussetzung; durch das Mittel der Sprache schlingt sich um alle Einzelnen unseres Geschlechtes ein bestimmtes gemeinsames Band, wodurch das menschliche Leben überhaupt in der Geschichte zu einer großartigen Einheit sowol dem Raume als auch der Zeit nach zusammengefaßt wird; ziehen wir die Sprache ab vom Menschen, so bleibt eben Nichts übrig als das Thier, oder es ist gerade sie die erste und wesentliche Grundlage, auf der sich sein ganzes übriges Leben erhebt; — die sogenannte Sprache der Thiere aber unterscheidet sich von jener des Menschen dadurch, daß es niemals Begriffe oder Gedanken, sondern immer blos dumpfe sinnliche Empfindungsvorstellungen sind, welche den in ihr niedergelegten Inhalt ausmachen; einen Gedanken aber nennen wir beim Menschen eben blos dasjenige, was in den Formen der Sprache ausgedrückt oder Anderen durch sie mitgetheilt werden kann; Denken und Sprache sind in uns selbst unauflöslich an einander gebunden und das Thier hat eben deswegen auch an der Sprache im wahren Sinne des Wortes keinen Antheil, weil es des Vermögens des Denkens entbehrt; die ganze innere Einrichtung und Gliederung des menschlichen Seelenlebens aber beruht wesentlich und in erster Linie auf derjenigen Stellung, welche von der Sprache in ihm eingenommen wird; das Begreifen der Sprache nach ihrem Wesen und ihrem inneren Zusammenhange mit dem Menschen ist daher in der That gleichbedeutend mit einem erkennenden Begreifen der ganzen eigenen geistigen Natur dieses letzteren selbst.

Ist auf der einen Seite dasjenige, was wir das Denken im Menschen nennen, durchaus und unauflöslich gebunden an die Sprache als an seine äußere Form oder Wirklichkeit, so ist es andererseits zugleich ein vollkommen eigenthümlicher und bestimmter objectiver Wesensinhalt, den das Vermögen des Denkens im Unterschiede von allem dem, was sonst noch in der Seele liegt, in sich einschließt oder für unser Bewußtsein zur Darstellung bringt. Alles dasjenige, was in der Seele liegt, entspringt wesentlich aus einer erkennenden und eindringenden Beziehung derselben auf den ihr in der Außenwelt gegenüberstehenden Stoff; das unmittelbar in dieser letzteren Gegebene aber sind immer blos die einzelnen wirklichen Dinge und deren individuelle Beschaffenheiten

als solche; das Seelenleben des Thieres aber ist allein befangen in dem Einzelnen oder Concreten der Außenwelt, welches in seine sinnliche Wahrnehmung eintritt: nur der Mensch aber erhebt sich in seinem Denken oder in der Bildung seiner Begriffe zu der unterscheidenden Festhaltung des Allgemeinen oder Abstracten, d. h. der das Gleichartige und gattungsmäßig Verbindende in sich einschließenden Artcharaktere der äußeren Dinge; einen Begriff nennen wir ein solches Vorstellungsmoment unseres Innern, welches in seinem Inhalte mit dem Inhalte einer bestimmten Gattung oder allgemeinen Beschaffenheit der äußeren Dinge einstimmig ist und eben dasselbe hierdurch in unserer Seele vertritt; in der Bildung der allgemeinen Begriffe des Denkens aber, welche überall aus der zusammenführenden Vergleichung oder Abstraction von den unmittelbaren Beschaffenheiten der einzelnen Sachen entspringen, zerlegt sich unser Geist gleichsam die ganze ihn umgebende äußere Wirklichkeit in die eigenen reinen geistigen Elemente oder Artcharaktere, aus denen sie selbst besteht; denn jedes einzelne individuelle Ding in ihr ist immer nur eine anders geartete Zusammensetzung aus diesen Elementen; durch die Combination aber der Begriffe im Denken bringt sich dann unser Geist die ganzen Verhältnisse, welche in der Außenwelt zwischen jenen ihren Artcharakteren stattfinden, zum Bewußtsein und er erhebt sich überhaupt hierdurch zu einer geordneten Erkenntniß der ganzen Einrichtung der äußeren Welt; der ganze Proceß des Denkens ist zuerst in Rücksicht der Bildung der Begriffe selbst ein analytischer, dann aber in Rücksicht der Verknüpfung derselben ein synthetischer, oder es wird, nachdem zuerst in jenen die Welt in ihre eigenen geistigen Bestandtheile aufgelöst worden ist, sie dann durch diese letztere wiederum in ihren ganzen Verhältnissen aufgebaut und reconstruirt; — indem aber der innere Vorgang des Denkens immer begleitet wird von bestimmten Formen und Erscheinungen der Sprache, so ist die Ausdrucksform des Begriffes selbst immer das Wort, diejenige des Gedankens oder des logischen Urtheiles dagegen der Satz. Alles Denken hat wesentlich die Bedeutung eines erkennenden Begreifens der äußeren Welt; immer aber gewinnt dann dieser innere Vorgang des Denkens in den Formen der Sprache eine fest in sich abgegrenzte Wirklichkeit oder Gestalt.

Das Verhältniß des Denkens zur Sprache wird von uns meistens in einer rein äußerlichen Weise so aufgefaßt, daß die letztere von ihnen das bloße Mittel für uns sei, um das bei uns selbst Gedachte Andern zuzuführen oder mitzutheilen. Das Denken jedes Einzelnen ist immer ein in gewisser Weise eigenthümliches; aber die Form seiner äußeren Mittheilnng, die Sprache, ist eine Allen gemeinsame. Das Denken aber ist hierbei an sich immer das Frühere und sein Ausdruck in der Sprache das Spätere, und es stehen überhaupt beide als ein innerer und ein äußerer Act in einem vollkommen gleichgültigen Verhältnisse zu einander. Bei genauerer Betrachtung aber ergibt sich, wie auch der innere Proceß des Denkens als solcher in einer durchaus wesentlichen Weise gebunden ist und zusammenhängt mit seiner äußeren Form, der Sprache. Zwar, inwiefern wir unter der Sprache Nichts verstehen als die äußere hörbare Lauterzeugung als solche, so kann allerdings diese bei der inneren Operation des Denkens leicht von uns entbehrt werden; alles dasjenige aber, was wir Denken nennen, ist doch im Grunde nichts Anderes als ein Versuch, unter Anschluß und mit Hilfe der in den Worten der Sprache verkörperten Begriffe und der möglichen grammatischen Verbindungsverhältnisse zwischen denselben in die Masse unserer inneren Vorstellungen eine feste geistige Ordnung zu bringen, und es schweben uns daher bei allem Denken immer die Bilder jener Worte vor der Seele; wir sind überhaupt gar nicht anders zu denken im Stande als nur in und vermittels der Formen der Sprache; auch übt gerade die besondere Sprache, welche wir reden, von Anfang an auf den ganzen Bildungsgang unseres Denkens einen wesentlich bestimmenden und gleichsam erziehenden Einfluß aus; jede einzelne Sprache ist selbst gewissermaßen schon eine besondere Art oder Form des Denkens; nur an der gegebenen Form der Sprache entwickelt sich gleich von Anfang an und auch späterhin noch unser Denken; alles bei uns Gedachte ist daher wenigstens der Möglichkeit nach zugleich immer ein Gesprochenes; in gewissem Sinne ist daher auch umgekehrt als zuerst die Sprache für uns das Frühere als das Denken, indem eben nur an den gegebenen festen Formen und Verhältnissen derselben sich der bewußte Inhalt unseres Vorstellungslebens in selbstständiger Weise zu entwickeln vermag. Denken heißt zuletzt durchaus nichts Anderes als dieses, etwas in unserem inneren Vorstellen zuerst in unklarer Weise Angeschautes oder Empfundenes in die klaren und durchsichtigen Verhältnißformen des sprachlichen Ausdruckes einzuführen und eben hierdurch auch Anderen den Zugang und das Verständniß desselben zu eröffnen. Fertig aber ist der Gedanke immer dann, wenn es mir gelungen ist, den Inhalt meines inneren Vorstellens vollständig in die Form der Sprache eintreten zu lassen; eben hierdurch aber gehe ich gewissermaßen zugleich aus der Grenze meiner eigenen besonderen Individualität oder Subjectivität heraus, indem ich mich auf den Boden des gemeinsamen oder objectiven Anschauens und Vorstellens des menschlichen Geschlechtes überhaupt, oder doch zunächst aller derjenigen, die dieselbe Sprache mit mir reden, erhebe. Das Wunderbare an der Sprache aber ist eben dieses, daß sie theils allem besonderen oder individuellen Denken der Einzelnen Eingang in sich verstattet, und daß sie zugleich andererseits das gemeinsame Band für den geistigen Verkehr oder wechselseitigen Gedankenaustausch derselben unter einander bildet. Jeder Einzelne unter uns hat an der Sprache etwa in derselben Weise Antheil, als das Wasser eines Flusses oder des Meeres den commerciellen Verkehr der entlegensten Buchten und Inseln der Erde vermittelt.

Das Denken ist an sich die edelste und hervorragendste Kraft der menschlichen Seele, indem eben in ihm und in der mit ihm verbundenen Abstraction oder Erhebung unseres Bewußtseins über das Einzelne und

unmittelbar Sinnliche in den Dingen, die allgemeine specifische Differenz des ganzen menschlichen Wesens, die der Freiheit oder eigenen inneren Selbstbestimmung wurzelt. Der Besitz der Freiheit und der der Sprache als der äußeren untrennbaren Form des Denkens, dieses ist es, was zuletzt den ganzen Unterschied unseres höheren menschlichen Seelenlebens von dem niederen des Thieres aus sich bedingt und constituirt; nur dadurch, daß wir in unserem Denken allgemeine Begriffe festzuhalten im Stande sind, haben wir auch an der Freiheit oder inneren Selbstbestimmung Antheil, während das Thier, da es in seinem ganzen Vorstellungsleben unmittelbar in den einzelnen äußeren Eindrücken seiner Sinnlichkeit befangen bleibt, auch der willenlose Sklave oder das blinde Werkzeug der durch diese in ihm hervorgerufenen oder in Bewegung gesetzten Begierden ist. Die Sprache hat für unser Seelenleben zunächst die Eigenschaft einer Grenze, durch welche sich der auf das Verständniß des Allgemeinen gründende Inhalt des Denkens von allem sich nur auf das Einzelne oder Sinnliche richtenden Inhalt des Empfindens scheidet; eben hieraus aber entspringt auch in uns die Fähigkeit des Willens oder der selbstbewußten Verfolgung eigener, durch das Denken erfaßter geistiger und sittlicher Ziele. Die Sprache also ist nicht blos dem Menschen ihrer eigenen Natur nach ähnlich, sondern sie bildet auch den innersten Mittelpunkt und das wichtigste Unterscheidungsmerkmal der ganzen Gliederung seiner Seele.

Die Sprache, inwiefern sie etwas Tönendes ist, unterscheidet sich von jedem anderen Tone durch das Moment des Articulirten. Alle Sprache ist eine ordnungsmäßig gegliederte Zusammensetzung aus gewissen letzten einfachen und sich scharf gegen einander begrenzenden Elementen, den organischen Lauten der menschlichen Stimme, welche uns auch in Rücksicht ihrer graphischen Bezeichnung die Buchstaben heißen. In keinem anderen Tone der Natur oder der Kunst aber lassen sich derartige Elemente unterscheiden; mögen auch aus einzelnen Stimmlauten der Thiere oft gewisse Aehnlichkeiten mit den Zusammensetzungen unserer menschlichen Laute an uns heranklingen, oder mögen auch jene ersteren durch diese letzteren in gewisser Weise von uns wiedergegeben und nachgeahmt werden können, so ist doch im Allgemeinen die Articulation des Lautes als solche ein entschiedenes Vorrecht nur der menschlichen Stimme, und es geht überhaupt kein einzelner der elementarischen Bestandtheile unseres Lautapparates aus einer anderen Quelle als aus dieser in seiner reinen und klaren Gestalt hervor; — eben nur als Ausdruck des geistigen Denkens aber besitzt die menschliche Stimme den Charakter der Articulation; denn jeder sonstige Laut des Menschen, der die Ausdrucksform einer bloßen sinnlichen Empfindungsvorstellung ist, ist seiner physischen Beschaffenheit nach Nichts als ein einfacher unarticulirter Naturlaut wie irgend ein anderer; das Denken der Seele und die geordnete Articulation des Lautes sind demnach zwei durchaus zu einander gehörende und ihrem inneren Wesen nach verwandte oder congeniale Erscheinungen am Menschen; sowie die Seele des Menschen selbst eben nur in diesem seinem höheren, edler und feiner organisirten Körper, nicht aber in irgend einem anderen niedrigeren thierischen Leibe ihre Wohnstätte haben kann, ebenso ist auch nur dieses höher stehende und feiner gegliederte articulirende Lautelement der Stimme die geeignete Hülle und passende Erscheinungsform unseres geistigen Denkens. Wenn aber das Denken selbst in der Bildung und Feststellung der einzelnen Begriffe, aus welchen es besteht, wesentlich auf einer aussondernden Unterscheidung der allgemeinen Elemente oder geistigen Beschaffenheiten der Dinge oder der ihnen entsprechenden Vorstellungen der Seele beruht, so ist es eben hierdurch der Natur jener seiner Form, des articulirenden Lautelementes, gleichartig oder verwandt: das Denken ist ebenso eine geordnete Gliederung des inneren Vorstellens der Seele in seine einzelnen einfachen Elemente, wie die Articulation der Stimme eine solche des tönenden Hauches, der unserem Munde entströmt. Sowie der Körper des Menschen selbst der lebendige Spiegel seiner Seele, so stehen auch in der Sprache das sinnliche und das geistige Element in einem durchaus harmonischen und innerlich adäquaten Verhältnisse zu einander.

Die Gesammtheit alles Tönenden überhaupt kann unterschieden werden in drei große Abtheilungen, einmal in den bloßen sinnlichen Naturlaut, welcher selbst theils ein unorganischer, das Rollen des Donners, das Brausen des Windes u. dergl., theils ein organischer oder in den Stimmlauten der Thiere bestehender ist, zweitens in den höheren menschlichen Vocallaut, der als Sprache die Ausdrucksform des Denkens ist, drittens aber in den auf künstlichem Wege erzeugten Instrumentallaut der Musik mit Einschluß des Gesanges, mit welchem sich überall ein bestimmtes Interesse des künstlerischen Wohlgefallens für uns verbindet. Der eigenthümliche Charakter dieser letzteren Gattung des Tones aber beruht auf dem Principe der Modulation oder der gradweise steigenden und fallenden Gliederung in einzelne, bestimmt von einander geschiedene Intervalle; alles geordnete Tönende ist demnach entweder Sprache oder Musik, von denen jene die Articulation, diese aber die Modulation des Tones zu ihrer Basis hat; die Articulation aber beruht auf der Gliederung des Tones in einzelne, ihrer Art oder generellen Beschaffenheit nach von einander verschiedene Elemente, während bei der Modulation umgekehrt ein der Art nach einfacher Ton in eine Reihe dem Grade der Höhe oder Tiefe nach verschiedener Stufen zerfällt; — die erste Abtheilung alles Tones aber, die des bloßen Naturlautes, nähert sich wol gelegentlich sowol dem einen als dem anderen dieser beiden Principe der geordneten Gliederung an, ohne aber doch den Charakter derselben jemals rein und vollkommen in sich zu erreichen; für den Menschen aber ist der articulirende Laut seiner Sprache die Ausdrucksform seines logischen Denkens, der modulirende der Musik und des Gesanges dagegen derjenige seines höheren oder ästhetischen Empfindens; Articulation und Modulation aber verhalten sich zu

einander wie das Denken und das Empfinden der menschlichen Seele; denn alles Denken ist an sich eine Gliederung des Vorstellens nach seinen einzelnen, in ihrem generellen Wesen verschiedenen Elementen, alles Empfinden aber besteht in einem gradweise steigenden und fallenden Aufundniederwogen des Vorstellungsinhaltes der Seele. Der Sprache aber tritt insofern die Musik als eine anderweite tönende Manifestation des Innern der menschlichen Seele in einer scharfen Begrenzung ihres doppelten Charakters zur Seite.

Die einzelnen articulirten Laute der menschlichen Stimme, aus welcher die Sprache besteht, gehören als solche eben nur dem Menschen selbst an. Nichtsdestoweniger aber wird doch vielleicht auch ein gewisser Zusammenhang zwischen der Natur dieser Laute und der Gesammtheit alles anderen, in der äußeren Welt vorhandenen und aus dieser an das Ohr des Menschen herandringenden Tönenden angenommen werden dürfen: der Mensch, sowie er sich die Begriffe seines Denkens, die in den Worten der Sprache niedergelegt sind, eben nur durch einen erkennenden Anschluß oder durch eine Analyse der ihm gegenüberstehenden äußeren Welt in ihre eigenen letzten geistigen Grundbeschaffenheiten gebildet oder abstrahirt hat, scheint doch auch bei der Erschaffung oder Darstellung der articulirten Laute seiner Stimme, mit denen er jene Begriffe umkleidet, von einem ähnlichen beobachtenden Anschlusse an die Gesammtheit des Tönenden in der äußeren Natur geleitet worden zu sein; und es wird daher vielleicht sogar den articulirten Lauten unserer Stimme insofern noch eine weitere und allgemeinere oder über den Menschen selbst hinausreichende Bedeutung zugeschrieben werden dürfen, als in ihnen ähnlich wie die Begriffe die letzten geistigen Elemente des Seins überhaupt in sich enthalten, das System oder der geordnete Inbegriff der letzten einfachen und wurzelhaften Elemente oder Beschaffenheiten des Tones überhaupt erblickt werden mag. Darf hierbei ein Vergleich gewagt werden, so möchte es vielleicht nicht zu kühn sein zu sagen, daß ähnlich wie im Regenbogen oder im Farbenspectrum gleichsam ein natürliches Register der einfachen und letzten Grundbeschaffenheiten der Farbe vor uns erscheint, so der Mensch in dem Systeme seiner articulirten Laute die Menge des unklaren und verschwommenen Tönenden in der Natur auf ihre eigenen einfachen Grundgestalten oder reinen Artcharaktere zurückgeführt habe. Bei einzelnen unserer menschlichen Stimmlaute aber ist es kaum zu verkennen, wie sie sich an gewisse besonders hervorragende unter den äußeren Naturlauten in einer Art von verwandtschaftlicher Uebereinstimmung anzuschließen scheinen, und wie sie selbst gleichsam aus einer Reduction oder Erhebung dieser letzteren auf ihren eigenen reinen Grundcharakter entspringen; so ist z. B. in dem Laute r die Hindeutung auf den Naturlaut des Donners, in dem s die auf das Ziſchen der Schlange, in dem i die auf das Geſchrei des Hahnes u. ſ. w. gegeben. Häufig aber schließt sich dann auch der Klang irgend eines künstlichen Instrumentes an einen oder den anderen der articulirten menschlichen Stimmlaute in verwandtschaftlicher Uebereinstimmung an, wie z. B. der der Trommel an das r, oder der der Trompete an das i; es bilden daher z. B. der Laut des Donners, der des r und der der Trommel eine sich durch alle jene drei Reiche des Tones hindurch erstreckende Reihe gleichartiger Gestaltungen; es ist aber die menschliche Stimme mit ihrer unendlich feinen, sowol der Articulation als auch der Modulation fähigen Lauterzeugung auf dem Gebiete des Tones oder des Hörbaren ebenso das schlechthin Höchste und Vollkommenste als die Gestalt des menschlichen Körpers in dem ganzen Umfange der sichtbaren oder dem Auge erscheinenden Dinge im Raume.

Das Verhältniß des articulirenden Lautelementes der Sprache zu dem von ihm ausgedrückten oder vertretenen Denken ist aber immer ein in gewisser Weise anderes als dasjenige der Modulation des Tones in der Musik zu dem von ihm in uns erweckten oder mit ihm verbundenen Inhalte der ästhetischen Empfindung. Die Musik ist als solche oder in ganz natürlicher und unmittelbarer Weise die Trägerin oder die Ausdrucksform einer bestimmten Empfindung der Seele; von der Sprache aber darf in Rücksicht ihres Verhältnisses zum Denken keineswegs das Gleiche vorausgesetzt oder behauptet werden; denn wäre dieses der Fall, so müßte auch eine jede fremde Sprache ohne vorhergehende Erlernung gerade so wie ein Musikstück in dem, was sie vorstellt oder in sich enthält, von uns verstanden werden können; wie sich das Lautelement und der Gedankeninhalt in der Sprache im Einzelnen zusammenfindet, dieses ist der Hauptsache nach immer ein Werk des Zufalles oder der mannichfachen Veränderungen und Schicksale, welche die Sprache sowol in dem Laute als in der Bedeutung ihrer Worte in der Geschichte zu erfahren gehabt hat; im Wesentlichen ist hier der Zusammenhang beider Seiten der Sprache, der sinnlichen und der geistigen, immer ein blos äußerlicher oder mechanisch conventioneller, nicht aber wie bei der Musik ein innerlich organischer oder aus sich allein durchsichtiger natürlicher; das Lautelement der Sprache hat für uns im Einzelnen durchaus die Bedeutung eines bloßen Zeichens oder zufällig festgestellten Vertreters für den Gedanken. Unsere ganze Sprache überhaupt aber ist in dem, was sie gegenwärtig ist, ein Product ihrer früheren Geschichte; alle wissenschaftliche Erklärung derselben kann demnach überhaupt nur eine historische sein; die Resultate der neueren Sprachvergleichung aber geben uns die Möglichkeit an die Hand, uns über das allgemeine Princip der Entstehung der Sprache und namentlich über den Zusammenhang des doppelten Elementes derselben, des geistigen und des sinnlichen, ein empirisch gesichertes Urtheil zu bilden; an die Stelle der bloßen abstracten Sprachphilosophie der früheren Zeiten ist jetzt die umfangreiche und gesicherte historisch-empirische Erkenntniß der Sprache getreten; unser ganzes Wissen von der Sprache ist hierdurch auf eine feste und jedem Zweifel enthobene Basis gestellt worden. Aehnlich wie an die Stelle der früheren nebelhaften und phantastischen Naturphilosophie die neuere beobachtende Naturwissenschaft, so ist an die Stelle der älteren, sich

in bloßen Hypotheſen gefallenden Sprachphiloſophie die neuere hiſtoriſche Sprachwiſſenſchaft getreten.

Es gibt in der Wirklichkeit nicht eine Sprache an ſich, ſondern nur eine weite Mannichfaltigkeit einzelner verſchiedener Sprachen. Jede Sprache aber iſt an ſich die Ausdrucksform des Denkens eines Volkes; der ganze Charakter und Begriff eines Volkes iſt weſentlich gebunden an eine beſtimmte Eigenthümlichkeit der Sprache oder Rede; in nichts Anderem manifeſtirt ſich der Geiſt eines Volkes ſo unmittelbar und ſo deutlich als in ſeiner Sprache; durch die Sprache hat jeder Einzelne Antheil an dem gemeinſamen Denken und geiſtigen Leben ſeines Volkes; mit Recht daher heißt uns die Sprache unſeres eigenen Volkes die Mutterſprache, weil ſich an ihr, ſowie an der mütterlichen Nahrung das Leben des Kindes, ſo unſer eigenes Denken entfaltet; die Mehrheit der Sprachen aber iſt durchaus nothwendig und förderlich für die allſeitige Ausprägung und die fortwährende wechſelſeitige Bereicherung des menſchlichen Denkens in der Geſchichte.

Jede einzelne Sprache erſcheint zunächſt in Rückſicht ihres Lautelementes als unbedingt von den anderen verſchieden, indem überall die nämlichen Begriffe durch vollkommen andere Lautzuſammenſetzungen in ihr ausgedrückt oder vertreten werden als in jenen. Eine genauere und umfaſſende Vergleichung des ganzen Lautelementes oder Wortumfanges einer Mehrheit von Sprachen aber hat in der neueren Zeit zu dem überraſchenden und merkwürdigen Reſultate geführt, daß die ſämmtlichen Wortgeſtaltungen einer ganzen Claſſe von Sprachen in der Weiſe unter einander ähnlich oder verwandt ſind, als ſie alle aus einer urſprünglichen Zuſammenſetzung und weiteren, ſich hieran anſchließenden Abwandelung einer gewiſſen Menge einfacher und letzter, nur aus ungemein wenigen Lauten beſtehender Wurzelwörter hervorgegangen ſind. Das Wort ſelbſt alſo, wie es uns in der gegenwärtigen oder hiſtoriſch ausgebildeten Sprache als der Träger oder die Ausdrucksform irgend eines logiſchen Begriffes begegnet, iſt keineswegs die ſchlechthin erſte oder urſprünglichſte Lautzuſammenſetzung der Sprache, ſondern es ſind gemeinhin in einem jedem dieſer wirklichen Worte mehrere und vielleicht oft eine ganze Reihe ſolcher einfacher und letzter Wurzelbeſtandtheile der Sprache enthalten geweſen. Von dieſen ſelbſt aber iſt dann im Laufe der Zeit wiederum ein bedeutender Theil entweder ganz fallen gelaſſen worden oder doch nur in einzelnen Lauten und Rudimenten in dem gegenwärtigen Worte enthalten geblieben, oder es gibt ſich auch das urſprüngliche Vorhandenſein eines ſolchen Wurzelwortes oft nur in einer gewiſſen, durch den Einfluß deſſelben bewirkten Umwandelung oder Trübung der ſtehen gebliebenen Beſtandtheile des Wortes zu erkennen. Jedenfalls aber iſt der urſprüngliche oder anſichſeiende Umfang der Worte an Lautelementen und Wurzelwörtern ein ungleich größerer geweſen als der gegenwärtige, und wir haben in allen wirklichen Worten der Sprache im Grunde nur Reſte oder in mannichfacher Weiſe verkürzte und zuſammengeſchobene Producte früherer ausgedehnterer Wurzelzuſammenſetzungen vor uns. Wenn aber durch eben jenes Verfahren der Vergleichung der Sprachen ſich ergeben hatte, daß, wenn auch die gegenwärtigen Wortgeſtalten derſelben anſcheinend verſchiedene waren, dieſe alle doch auf eine gewiſſe Menge ihnen ſämmtlich unter einander gemeinſamer Wurzeln zurückgeführt werden konnten, ſo wurde auf Grund dieſes Reſultates im Gegenſatz zu jener anſcheinenden oder unmittelbar gegebenen Verſchiedenheit der Sprachen das Princip oder der Grundſatz ihrer weſentlichen und urſprünglichen Identität unter einander zur Geltung gebracht. Dieſer Ausdruck der Identität der Sprachen daher hat im Gebrauche der neueren vergleichenden Linguiſtik eine ganz beſtimmte techniſche Bedeutung angenommen, indem gegenüber dem zunächſt vorliegenden Verhältniſſe der Verſchiedenheit mehrer Sprachen in ihren Wortgeſtalten als ſolchen hierunter die Gemeinſamkeit oder Verwandtſchaft derſelben in Rückſicht des Beſitzes der letzten Wurzeln aller jener Worte verſtanden zu werden pflegt. Erſcheinen daher z. B. für das Auge des gewöhnlichen Betrachters das Griechiſche, Teutſche, Slawiſche u. ſ. w. als unbedingt von einander verſchiedene Sprachen, ſo werden ſie dagegen durch die vergleichende Sprachforſchung als mit einander identiſche, d. h. urſprünglich verwandte oder zu irgend einem gemeinſamen größeren Stamme hinzugehörende Sprachen beſtimmt.

Die ganze Art, wie es bei der Entſtehung und allmäligen Ausbildung der Sprachen zugegangen iſt, iſt uns hierdurch überhaupt in einem deutlicheren Lichte entgegengetreten. Alle linguiſtiſche Verſchiedenheit iſt an ſich zugleich auch eine ethnographiſche, und es gelten daher in Bezug auf die Verwandtſchaft der Völker ſelbſt ganz die gleichen Geſetze als in Bezug auf diejenige der Sprachen. Wenn aber der Naturforſcher unter Anſchluß an gewiſſe äußere körperliche Merkmale, die Farbe, die Schädelbildung u. ſ. w., das Menſchengeſchlecht in gewiſſe einzelne, urſprünglich verſchiedene Racen oder Stämme zu zerlegen verſucht, ſo ſind alle dieſe äußeren phyſiſchen Merkmale doch durchaus nicht in dem Grade zwingend und durchgreifend zur Begründung einer richtigen Eintheilung des Menſchengeſchlechtes als jenes innere oder geiſtige Merkmal, welches uns in der Sprache hierfür dargeboten wird. Die ethnographiſchen Syſteme der Naturforſcher weichen auch in mannichfacher Weiſe unter einander ab, während auf Grund der Verwandtſchaft der Sprachen ſich ganz beſtimmte und unzweifelhafte Schlüſſe auf die Verwandtſchaft der Völker ableiten laſſen. Zwar tritt auch hier wol zuweilen der Fall ein, daß ein Volk in Folge einer Unterwerfung u. dgl. ſeine eigene Sprache aufgibt und dafür die eines anderen annimmt; immer aber darf doch mit Beſtimmtheit vorausgeſetzt werden, daß alle diejenigen Völker, deren natürliche oder urſprüngliche Sprachen in einem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zu einander ſtehen, auch an ſich ſelbſt zu einem größeren Stamme oder einer gemeinſchaftlichen Race gehören werden. Alle anderen ethnologiſchen Kriterien ſind mehr oder weniger ſchwankend und ungewiß; allein an der Hand der vergleichen-

den Sprachwissenschaft kann es gelingen, in die Verwandtschaftsverhältnisse der Völker selbst eine wissenschaftlich gesicherte Ordnung zu bringen.

Das ganze Princip der Identität der Sprachen hat allerdings insofern zunächst etwas Wunderbares an sich, als in den auf Grund desselben mit einander verwandten Sprachen die Bezeichnung der nämlichen Begriffe nichtsdestoweniger oft durch die allerverschiedensten Wurzelzusammensetzungen erfolgt. Wenn in vielen Fällen die Worte verwandter Sprachen sowol in ihren Lautbestandtheilen, wie auch in ihrer Bedeutung offenkundig mit einander zusammentreffen, sowie z. B. die Identität des griechischen *dío* mit dem lateinischen duo und dem teutschen zwei eine auf der Hand liegende ist, so gehen dagegen der Regel nach in einer ungleich größeren Menge von Fällen die Lautformen der einander dem Sinne nach entsprechenden Worte weit aus einander, sowie z. B. das teutsche Wort: groß mit dem lateinischen Synonym magnus oder dem griechischen *mégas* durchaus Nichts zu thun hat. Dieser anscheinenden Verschiedenheit gegenüber aber lehrt uns die vergleichende Sprachwissenschaft, wie eine und dieselbe Wortform, wenn sie sich vielleicht auch in einer der verwandten Sprachen gegenwärtig nicht mehr im Sinne der gewöhnlichen oder stehenden Bezeichnung eines bestimmten Begriffes vorfinden mag, doch nichtsdestoweniger auch in ihr ursprünglich vorhanden gewesen sein und vielleicht auch jetzt selbst noch an irgend einem entlegenen Orte ihres Wortumfanges nachgewiesen werden kann. Das teutsche Analogon des lateinischen magnus und des griechischen *mégas* ist die mittelhochteutsche Form michel, welche sich auch jetzt noch in dem Namen Mecklenburg (lat. Megalopolis) enthalten findet. Wenn z. B. ferner dem lateinischen Worte vir das grundverschiedene teutsche Mann als Synonym gegenübersteht, so findet sich doch auch für jenes erstere im Teutschen wenigstens die Spur der Analogie vor: unser Wort Welt hieß im Mittelhochteutschen werlde, im Althochteutschen aber ver-alt, und es besaß hier noch die ursprüngliche Bedeutung: Menschenalter; die Wurzel ver aber ist dieselbe, die sich im lateinischen vir findet. In allen verwandten Sprachen also ist die Analogie der Wortformen in ihren ursprünglichen Wurzelbestandtheilen eine durchgehende, nur daß es oft erst eines mühsamen Suchens bedarf, um das entsprechende Analogon in jedem einzelnen Falle zu finden.

Mit der Entwickelung des Lautelementes der Sprachen steht überall auch die Ausbildung der Begriffe des Denkens in Zusammenhang, und es wird eben hierdurch mit die Abweichung der einzelnen verwandten Sprachen von einander in ersterer Beziehung erklärt. In der frühesten Zeit entstehen in der Sprache der Regel nach eine Mehrheit wesentlich synonymer Wortzusammensetzungen für einen und denselben allgemeinen Begriff des Denkens, von denen dann späterhin in einer jeden der verwandten oder aus einer und derselben Quelle hervorgehenden Sprachen immer die eine oder die andere zum Repräsentanten oder feststehenden Träger dieses Begriffes erhoben wird, während die übrigen sich neben dieser entweder überhaupt zu verlieren oder doch unter Hinzutritt irgend einer anderen abweichenden Bedeutung an einen ganz anderen Ort des Begriffssystemes verschlagen zu werden pflegen. Eben hieraus aber findet jene Abweichung der verwandten Sprachen in der lautlichen Bezeichnung derselben Begriffe wesentlich mit ihre Erklärung. Es setzt aber näher in unmittelbarem Zusammenhange hiermit die Verwandtschaft der Sprachen auch überall einen gemeinsamen Ursprung derselben aus einer bestimmten anfänglichen Ursprache voraus; — mit der Verwandtschaft der Sprachen hat es insofern eine etwas verschiedene Bewandtniß als mit derjenigen Verwandtschaft oder Aehnlichkeit, welche der Naturforscher zwischen den zu einer und derselben höheren Gattung gehörenden Arten der Thier- oder der Pflanzenformen anzunehmen sich veranlaßt sieht; in diesem letzteren Falle nämlich ist es an sich niemals ausgemacht und kann auch durch die genauesten Forschungen und Experimente nie zu einer evidenten Gewißheit erhoben werden, ob die rücksichtlich ihres Charakters oder der ganzen Art ihres Baues mit einander verwandten Geschlechter der Organismen alle wirklich aus einer und derselben Quelle eines gemeinsamen Urtypus als spätere Abwandelungen desselben hervorgegangen seien, oder ob eine jede von ihnen auf einem selbständigen Acte der Schöpfung beruhe, mit anderen Worten, ob jene ihre Verwandtschaft blos eine geistige und begriffliche, oder ob sie zugleich auch eine thatsächliche und historische sei: bei dem obigen Falle der Sprachen dagegen dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß die Verwandtschaft aller jener in Rücksicht der wurzelhaften Bestandtheile ihres Lautmateriales identischen Sprachen auch zugleich eine actuelle oder historische, d. i. eine solche, die auf dem Vorhandensein einer zu supponirenden Ursprache, gleichsam also eines gemeinsamen wirklichen Grundtypus aller jener späteren Abwandelungen beruht, sein müsse. Die Verschiedenheit der gegebenen Sprachen entwickelt sich innerhalb der Geschichte aus bestimmten wurzelhaften Grundtypen oder Urgestalten der Sprache; können nun auch diese selbst nicht in ihrer Totalität von der Wissenschaft aufgezeigt oder wiederhergestellt werden, so sind sie wenigstens etwas, das in seiner allgemeinen Existenz von der historischen Forschung mit Nothwendigkeit vorausgesetzt oder postulirt werden muß. Bis zu einem gewissen Grade aber kann sogar auch immer festgestellt werden, welche Wortformen oder Wurzelzusammensetzungen mit welcher bestimmten logischen Bedeutung die sämmtlichen verwandten Sprachen noch aus der Ursprache überkommen haben müssen und welche anderen dann in einer jeden von ihnen durch selbständige Umwandelungen jenes gemeinsamen Besitzes weiter hervorgetreten sind. Eben hieran aber knüpfen sich dann auch gewisse höchst interessante Schlußfolgerungen in Bezug auf den Culturzustand desjenigen Urvolkes an, von dem jene Ursprache selbst geredet worden ist, insofern hierbei die Annahme Geltung hat, daß alle den verwandten Sprachen gemeinsamen und einen und denselben Begriff ausdrückenden Wurzelzusammensetzungen ihnen eben nur aus jener ihrer gemeinsamen

Quelle zugeflossen sein können, woraus sich die Existenz dieses Begriffes oder der ihm entsprechenden Sache in dem Denken oder Leben jenes Urvolkes selbst als eine weitere Folge ergibt (s. A. Schleicher, Die deutsche Sprache. 1860. S. 85).

Die ganze Geschichte der Sprache ist nach dem Bisherigen offenbar Nichts als eine Seite oder ein Ausfluß der Geschichte des Menschengeschlechtes überhaupt. Umgekehrt aber ist auch für die Erforschung der frühesten Geschichte und der ganzen natürlichen Verhältnisse unseres Geschlechtes Nichts wichtiger als die Geschichte der Sprache. Der Begriff der Geschichte hat für uns überhaupt wesentlich die Bedeutung einer Wissenschaft vom Menschen und von dem, was zu seinem Leben gehört, da die ganze Natur des Menschen in einer fortwährenden Bereicherung, Umbildung und Veredelung seines Lebensinhaltes besteht. Ebenso aber wie alles Andere, woraus sich das menschliche Leben zusammensetzt, die Religion, der Staat, die Kunst, die Wissenschaft u. s. w., nicht gleich von Anfang an vollendet in ihm vorhanden gewesen ist, sondern sich erst ganz allmälig von gewissen ersten Anfängen aus zu immer größerer Vollkommenheit entwickelt hat, ganz ebenso ist dieses auch mit der Sprache der Fall gewesen; denn eine durchaus irrige und den Resultaten der neueren Forschung gegenüber vollkommen unhaltbare Annahme ist diejenige, nach welcher der Mensch seine Sprache gleichsam als etwas an sich schon Fertiges und in seiner Natur untrennbar Gegebenes mit in die Welt gebracht haben soll; nicht die Sprache als solche, sondern nur die Befähigung oder den inneren Drang zur Erschaffung derselben hat der Mensch von der Natur empfangen gehabt; sie selbst aber ist sein eigenes Werk, bei dessen allmälig fortschreitender Ausbildung er gerade so wie bei der aller anderen Gebiete seines Lebens seiner selbst unbewußt unter dem waltenden Einflusse gewisser höherer allgemeiner Gesetze seiner Natur steht. Die Sprache in allen ihren mannichfachen Formen und Veränderungen ist zuletzt eine historische Erscheinung oder ein Product der Geschichte wie irgend ein anderes, nur freilich wol gerade dasjenige, welches in seiner ersten Entstehung früher und alterthümlicher ist als jedes weitere sonst; denn alles Andere, womit sich außerdem das menschliche Leben erfüllt, hat jedenfalls das Bestehen der Sprache und das in ihr gegebene Mittel der geistigen Verständigung zur ersten und unumgänglichsten Voraussetzung. Innerhalb der uns bekannten Geschichte entwickelt sich die Sprache in genauem Zusammenhange mit allem Anderen fort; ihre ersten Anfänge als solche zwar sind ebenso wie die des Menschengeschlechtes überhaupt für uns in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt; immer aber dürfen wir uns aus dem, was uns bis jetzt von ihr als bekannt vorliegt, auf die Natur dieser Anfänge gewisse Schlußfolgerungen erlauben.

Wenn die Sprache in ihrer gegenwärtigen Eigenthümlichkeit und Gestalt für uns durchaus die Bedeutung eines conventionell festgestellten Mittels für die Bezeichnung der Begriffe des Denkens besitzt, so kann doch ihre frühere und anfängliche Stellung zum Menschen nur eine durchaus andere und natürlichere gewesen sein. Denn alle diejenigen Begriffe, aus denen sich dieser unser gegenwärtiger, reichhaltiger und vielartig gegliederter logischer Gedankeninhalt zusammensetzt, hatten am ersten Anfange überhaupt noch gar keine Existenz in der menschlichen Seele, sondern sie mußten erst allmälig in derselben hervortreten und gebildet werden; es fehlte also überhaupt dasjenige Object der Bezeichnung, auf welches sich die ganze gegenwärtige Stellung der Sprache zum Menschen gründet. Erst mit der allmäligen Entstehung oder Erschaffung der Sprache aber sind auch alle jene Begriffe selbst erst successiv in der Seele hervorgetreten oder festgestellt worden; nur mit dem Worte der Sprache wird zugleich der Begriff, den es ausdrückt, für uns geboren, oder es knüpfen sich doch allmälig erst an die Wurzelzusammensetzungen der ersteren die Bedeutungen der festen logischen Begriffe des Denkens für uns an. Die Ansicht ist demnach eine vollkommen irrige, nach welcher der Mensch die Sprache gleichsam kunstmäßig zur Bezeichnung der Begriffe seines Denkens, als eines an sich schon fertig in der Seele vorliegenden Inhaltes festgestellt oder erfunden haben soll; erst an der Hand der Erschaffung der Sprache entwickelt sich im Menschen der Inhalt seines Denkens oder der Stoff seiner Begriffe; der Mensch steht zunächst unmittelbar der Natur gegenüber und schöpft aus dieser die Vorstellungen seiner Seele, die er dann sogleich mit den Lauten der Sprache umkleidet. Dasjenige aber, was ihm aus der Natur zuerst entgegentritt, sind überall blos einzelne Erscheinungen oder Momente des sinnlichen Wahrnehmens, des Tones, der Bewegung u. s. w.; diese verkörpert er, indem er sie nachzuahmen versucht, in bestimmten Lautzusammensetzungen der Sprache, und allmälig nehmen dann diese Lautzusammensetzungen die Geltung von feststehenden Bezeichnungsmitteln jener sich immer wiederholenden Wahrnehmungen und der ihnen zum Grunde liegenden Vorgänge oder Gegenstände für ihn an, woraus dann durch mannichfaltige weitere Uebertragung und Abwandelung die den Worten inwohnenden Bedeutungen der geistigen Begriffe seines Denkens entspringen. Alles Denken geht aus von der Anschauung des Einzelnen und alle Worte beruhen auf der ursprünglichen Nachbildung von sinnlichen Eindrücken, die der Mensch aus der Außenwelt in sich aufgenommen hat.

Die vergleichende Sprachforschung, wenn sie auch jetzt bereits ihre erste Kindheit überschritten hat, ist doch jedenfalls noch weit davon entfernt, als eine in sich vollkommen abgeschlossene Wissenschaft angesehen werden zu können. Aus der ganzen Masse der Sprachen der Erde sind es bis jetzt eigentlich nur diejenigen des sogenannten indogermanischen oder arischen Sprachstammes, welche in ihren Verwandtschaftsverhältnissen vollkommen genau durchforscht worden sind; wichtig für die Erkenntniß dieses ganzen Sprachgebietes war insbesondere die Entdeckung und wissenschaftliche Bearbeitung des Sanskrit, oder derjenigen Sprache des alten Indiens, welche dem gemeinsamen Charakter der Ursprache des ganzen Stammes in

der Bewahrung einer großen Menge in den übrigen Sprachen verloren gegangener alterthümlicher Formen und Einrichtungen am treuesten geblieben ist; von der ganzen Gliederung dieses Stammes in seine einzelnen Zweige entwirft ein sehr deutliches Bild Schleicher: „Die deutsche Sprache" S. 71 fg.; es sind im Ganzen sechs Hauptzweige, die sich aus der gemeinsamen Wurzel des Stammes entfernen, einmal die indische und persische (iranische), sodann die griechisch-lateinische und celtische, ferner die teutsche und slawisch-lithauische Sprachfamilie, unter denen immer je zwei, dann aber wiederum die vier ersten sich in einem näheren verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander befinden. Zu einer jeden dieser Familien aber gehört dann wiederum eine größere Menge einzelner Sprachen, Dialekte und sprachlicher Entwickelungsstufen hinzu; die celtische Sprachenfamilie, als der am weitesten nach Westen vorgeschobene Zweig des ganzen Sprachstammes, ist bis auf wenige Reste in der Bretagne, Irland, Schottland und Wales untergegangen; zu der griechisch-lateinischen Familie gehören nächst den sogenannten romanischen oder den Töchtersprachen des alten Latein, dem Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen, Provençalischen, Wallachischen, Churwälschen u. s. w., noch das Neugriechische als eine verstümmelte Fortbildung des Altgriechischen, dann das Albanesische, der Rest einer früheren größeren Abzweigung dieses ganzen Compleres hinzu; auch die meisten der älteren italischen Sprachen aber, das Oskische, Umbrische u. s. f. — abgesehen von dem räthselhaften Etruskischen —, ordnen sich in diese Verwandtschaft ein; die teutsche Sprachenfamilie umschließt als Hauptglieder die hoch- oder oberteutsche, die niederteutsche und die nordische oder skandinavische Abzweigung (s. das Nähere hierüber bei Schleicher, Grimm u. A.), während zu der slawischen Familie, abgesehen von dem eine gesonderte Stellung einnehmenden Lithauischen, namentlich das Russische, Polnische, Böhmische, Kroatische u. s. w. hinzugehören. Zu dem indogermanischen Sprachstamme überhaupt aber steht in einer gewissen weitläufigeren und bis jetzt noch nicht hinreichend aufgehellten Verwandtschaft der semitische, welcher als wichtigste einzelne Sprachgestaltungen das Arabische, Hebräische, Syrische, Chaldäische, Aethiopische u. s. w. in sich begreift. Unter der Bezeichnung der finnisch-uralischen Sprachen wird ein weiterer Compler von Idiomen des östlichen Europa und des nördlichen Asien, das Ungarische, Finnische, Lappländische, Esthnische, Samojedische u. s. w. verstanden; hiermit steht weiter auch, wie es scheint, der türkisch-tatarische Sprachzweig in einer gewissen Verwandtschaft, und es pflegt neuerlich überhaupt unter der Bezeichnung des turanischen Sprachstammes eine dritte Hauptmasse von Sprachen unseres Continentes neben den indogermanischen und den semitischen, die namentlich im inneren Asien ihre Wurzel und ihre Heimath haben, zusammengefaßt zu werden. Ein interessanter Rest eines früheren größeren Sprachstammes ist ferner das Baskische an dem Abhange der Pyrenäen; sodann bilden, wie es scheint, die sämmtlichen Sprachen der amerikanischen Ureinwohner, ferner die der malaiischen Völker, dann die im australischen Archipel geredeten, einzelne Massen der afrikanischen, der ostasiatischen Sprachen u. s. f. eigene Sprachstämme für sich, deren ganze Verhältnisse und Begrenzungen jedoch bis jetzt noch keineswegs mit hinreichender Sicherheit dargelegt worden sind. Unter allen Umständen aber wird die weite Menge der jetzt auf der Erde geredeten Sprachen eine Reduction auf eine gewisse engere und festgeschlossene Anzahl von Sprachstämmen erfahren müssen.

Eine doppelte Frage ist es, welche sich Angesichts der bis jetzt festgestellten Resultate über die Verwandtschaft der Sprachen wol leicht aufdrängen muß, einmal die, welches überhaupt der Grund und das bedingende Princip dieser weit aus einander gehenden Mannichfaltigkeit der menschlichen Rede sei, sodann aber, ob es nicht endlich gelingen möge, auch zwischen allen Sprachstämmen der Erde eine gewisse Verwandtschaft nachzuweisen oder sie alle auf eine und dieselbe letzte gemeinsame Ursprache unseres Geschlechtes zurückzuführen. Was das erstere betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß es hauptsächlich und zuerst die bloße Spaltung und äußere räumliche Absonderung der Völker von einander gewesen ist, welche die verschiedenartige Gestaltung ihrer Rede zur Folge gehabt hat; je mehr sich die Völker wie in ihrem inneren Leben so in ihren äußeren örtlichen Wohnsitzen von einander trennen, in um so höherem Maße spaltet und entwickelt sich ihre Rede in sich selbst; die bloße Vermehrung des Menschengeschlechtes und seine strahlenartig fortgehende Ausbreitung über die Erdoberfläche zog mit Nothwendigkeit eine reichhaltige Gliederung der Rede nach sich; — ob aber zuletzt diese ganze Ausbreitung von einem einzigen Punkte oder von mehren aus erfolgt sei und ob deswegen die endliche Annahme eines einzigen Urvolkes und einer einzigen Ursprache oder das Gegentheil hiervon die gerechtfertigtere sei, hierauf ist allerdings die vergleichende Sprachwissenschaft zur Zeit noch ebenso wenig als die vergleichende Ethnologie eine vollkommen befriedigende Antwort zu geben im Stande, und es wird wol dieser Punkt immer ein ungelöstes Räthsel in der Geschichte des Menschengeschlechtes bleiben; bis jetzt aber stellt sich allerdings wol die Annahme als die wahrscheinlichere für uns dar, daß es in der That eine gewisse Mehrheit vollkommen oder radical von einander verschiedener Sprachstämme auf der Erde gebe, welche Annahme dann wol auf eine entsprechende Verschiedenheit des Ursprunges des Menschengeschlechtes selbst hindeuten würde. Hierbei aber ist allerdings das nicht ausgeschlossen, daß es eine gewisse Summe ursprünglicher oder angeborener Naturlaute des Menschen geben könne, die vielleicht ein gemeinsames Rudiment aller noch so verschiedenen Sprachstämme gebildet haben mögen, ohne aber daß hieraus auf eine wirkliche oder thatsächliche Gemeinsamkeit des Ursprunges der letzteren etwas gefolgert werden dürfte. Welches der Umfang dieses Naturlautes oder der dem Menschen ursprünglich eigenthümlichen sinnlichen Lautgeberden zur Bezeichnung seiner inneren Empfindungsvorstellungen sei, hierüber ist die

Wissenschaft freilich keine Auskunft zu geben im Stande; alles dieses erste Anfängliche der Sprache bleibt immer ein dunkles und nicht zu erforschendes Gebiet; die Wissenschaft kann sich allein auf dasjenige richten, was ihr innerhalb der historischen Wirklichkeit als ein durch sichere Daten und begründete Schlußfolgerungen Erreichbares gegeben ist.

Die Verschiedenheit der Sprachen von einander beschränkt sich aber keineswegs blos auf ihr sinnliches Lautelement allein, sondern es wird ebenso sehr auch ihr geistiges Denken von derselben betroffen. Ganz ebenso wie jeder einzelne Mensch von dem andern sich nicht blos in seiner körperlichen Erscheinung, sondern ebenso sehr auch in seinem geistigen Wesen unterscheidet, nicht weniger ist dieses auch bei den Sprachen der Fall. Alle Sprachen aber sind sich rücksichtlich ihrer Bedeutung für das Denken bis zu einem gewissen Punkte ähnlich, während sie nach einer andern Seite wiederum einander unähnlich sind. Ihre Aehnlichkeit unter einander wird bewiesen dadurch, daß der Inhalt des Denkens jeder einzelnen Sprache in die Form der anderen übersetzt werden kann, ihre Unähnlichkeit aber dadurch, daß eine jede Uebersetzung immer noch etwas ganz Anderes ist als ihr Original. Unter allen Umständen aber wird bei der Uebersetzung nicht blos die äußere Hülle des Lautelementes der einen Sprache mit dem einer anderen vertauscht, sondern es knüpft sich hieran auch noch eine weit tiefere und innerlichere Bedeutung für die Verschiedenheit des Gedankenausdruckes selbst an. Jede einzelne Sprache hat als solche schon eine ganz andere Art des Denkens oder der Bedeutung und der Verknüpfung der Begriffe als die andern, und sie ist daher vorzugsweise immer für ganz bestimmte Gebiete oder Richtungen der Anwendung des Denkens geschickt. Wie der Mensch, so ist auch die Sprache immer eine auf einer innigen Harmonie ihrer geistigen und ihrer leiblichen Hälfte beruhende Individualität. Wie in Rücksicht ihres sinnlichen Lautelementes, so können daher auch in Rücksicht der geistigen Eigenthümlichkeit ihres Gedankenausdruckes die einzelnen Sprachen immer an einander gehalten oder unter bestimmte Gesichtspunkte ihrer wissenschaftlichen Vergleichung gestellt werden.

Alle Sprachen haben an sich und mit innerer Nothwendigkeit ein Doppeltes mit einander gemein, einmal das System der articulirten Laute der menschlichen Stimme als solcher, welches mit im Ganzen nur geringen Ausnahmen für sie alle das nämliche ist, sodann aber das System der allgemeinen in der äußeren Wirklichkeit selbst enthaltenen oder präformirten Begriffe und der mit diesen selbst untrennbar zusammenhängenden einfachen Grnndformen des Denkens. Jede einzelne Sprache ist in ersterer Beziehung eine gewisse Zusammensetzung der an sich gegebenen articulirten Laute der menschlichen Stimme, in letzterer aber eine bestimmte Modification oder Abwandelung des allgemeinen Systems der Begriffe und der Gesetze oder Grundformen der Logik. Einer jeden Sprache ist an sich das nämliche Mittel für die Bezeichnung ihres geistigen oder Gedankeninhaltes in die Hand gegeben, die Elemente der Articulation der menschlichen Stimme, und es ist ebenso das Ziel oder das Object dieser Bezeichnung, die äußere Wirklichkeit mit dem in ihr liegenden elementarischen Stoff der Begriffe und des Denkens, für sie alle eines und dasselbe; jede einzelne Sprache aber benutzt das Lautelement in einer anderen Weise, um hiermit die ebenso in einer anderen Weise von ihr aufgefaßte Sphäre des objectiven Begriffs- oder Gedankeninhaltes zu umkleiden, oder sie ist in jedem einzelnen Falle ein anderer Weg, um diese beiden Punkte, den einen des Anfanges oder des Mittels und den anderen des Endes oder des Zieles des ganzen Geschäftes der Sprache mit einander zu verbinden. Immer aber darf angenommen werden, daß sich die sinnliche und die geistige Seite der Sprache, ganz ebenso wie dieses bei der menschlichen Individualität der Fall ist, in einem genauen und unauflöslichen Zusammenhange unter einander befinden.

Der ganze Charakter einer Sprache wird überhaupt durch ihre bloße sinnliche oder physikalisch-etymologische Abstammung noch keineswegs hinreichend bestimmt. Jede einzelne gegebene Sprachgestaltung ist in dem was sie ist keineswegs allein ein bloßes Product der Natur, sondern in gewissem Sinne zugleich auch immer ein solches der Kunst oder der historischen Cultur. Der Gebrauch, der von einer bestimmten Sprache zur Erzeugung einer selbständigen Literatur oder zu anderen Zwecken des geistigen Denkens gemacht wird, läßt in ihr selbst immer gewisse nachhaltige Spuren zurück oder es wird die Sprache als solche im Zusammenhange mit dem von ihr gemachten Gebrauche successiv immer in gewisser Weise eine andere; theils erfährt hierdurch immer das System ihrer Begriffe eine bestimmte Verschärfung und allseitig ausgedehnte Bereicherung, theils wird ihr Satzbau auch ein in höherem Grade biegsamer, gelenkiger und kunstreicher, theils endlich treten auch in ihrer Wortbildung selbst gewisse durchgreifende und entscheidende Veränderungen ein. Die bloße Betrachtung der Verhältnisse des physischen Lautmateriales einer Sprache also ist jedenfalls unzureichend dieselbe nach dem vollen Umfange ihres Wesens zu erfassen; eine jede Sprache ist theils in Rücksicht ihrer physischen Abstammung ein bestimmter Zweig an dem Baume irgend eines größeren Sprachstammes theils aber ist sie in Rücksicht ihres geistigen Denkens ein bestimmtes Gefäß, in welches ein gewisser allgemeiner logischer Inhalt eingefüllt wird und das hierdurch eine bestimmte wesentliche Umgestaltung jener seiner angeborenen Form oder Natur zu erfahren gehabt hat.

Vergleichen wir die einzelnen Sprachen mit einander, so ist es näher immer ein dreifacher Punkt, auf den sich diese Vergleichung erstrecken kann, einmal ihr sinnliches Lautelement als solches, zweitens das System ihrer Begriffe, drittens die Art ihres Satzbaues oder ihrer ganzen Gedankenverknüpfung. Das erste dieser drei Elemente empfängt eine Sprache gleichsam durch die Natur, indem sie rücksichtlich der Abstammungsverhältnisse ihrer Worte immer irgend einem größeren Sprachstamme angehört; das zweite ist in wesentlicher

Weise ein Product und eine Folge des höheren kunstmäßigen Denkens, und es weichen daher oft auch nahe verwandte Sprachen, wie z. B. das Griechische und das Lateinische oder das Arabische und das Hebräische, theils in dem Reichthume, theils in der ganzen Gliederung ihres Begriffssystemes wesentlich von einander ab, ganz ebenso wie oft von zwei Brüdern der eine, theils durch Naturanlage, theils auch wol durch die Gunst äußerer Verhältnisse bevorzugt, zu größerem Reichthume, angesehenerer Stellung und höherer Geistesbildung gelangt, während neben ihm der andere in dem bescheideneren Dunkel einer untergeordneteren und ärmeren Lebensstellung verbleibt. Es ist aber auch hier bei den Sprachen keinesweges blos die reine Naturanlage oder die innere angeborene Genialität der Völker, welcher sie angehören, als solche, sondern ebenso oft auch die Gunst der äußeren eine höhere Culturentwickelung bei ihnen hervorrufenden Verhältnisse, die Berührung mit anderen, bereits ausgebildeten Culturvölkern, die Beschaffenheit der Gestaltung des Landes, in dem sie sich befinden u. s. w.; ferner auch die bloße charaktervolle Energie, mit der sie theils ihre Naturanlage, theils ihre äußeren Verhältnisse zur Erreichung eines bestimmten Zieles zu benutzen gewußt haben, wodurch sich ihre Sprachen auf eine höhere Stufe oder zu einem größeren Reichthume erheben als andere; so gedenkt z. B. Wilhelm von Humboldt des Chinesischen als einer Sprache von einer eigentlich dürftigen und unvollkommenen Naturanlage, die aber doch innerhalb der bestimmten, ihr hierdurch gesteckten Grenze sich durch Energie und Geschick zu einem gewissen Grade der allgemeinen Trefflichkeit des geistigen Gedankenausdruckes emporgeschwungen habe, oder es hat von den beiden Hauptmundarten der teutschen Sprache im engeren Sinne des Wortes, der oberteutschen und der niederteutschen, die erstere die letztere wesentlich nur durch ihre höhere und kunstmäßige Verwerthung in der Literatur überflügelt und zur Seite gedrängt. — Das dritte jener Elemente aber, die Art des Satzbaues oder der ganzen Gedankenverknüpfung ist zum Theil allerdings bereits in der angeborenen Naturanlage oder in dem Principe des Baues der Sprachen gegeben, es erfährt jedoch nichtsdestoweniger dasselbe auch durch den kunstmäßigen Gebrauch der Sprache eine fortwährende weitere Ausdehnung und Veredelung. Im Allgemeinen aber gibt sich in der Art und Weise des Satzbaues der ganze Charakter einer Sprache am bestimmtesten und deutlichsten zu erkennen, oder es ist derselbe vorzugsweise das Bild der geistigen Gesammteigenthümlichkeit des Volkes selbst; daher gibt zu Zeiten wol oft ein Volk das ganze Material der Worte und der Begriffe seiner Sprache für eine andere hin, während es doch hierbei immer gewisse Arten seiner eigenthümlichen Satzbildung bewahrt. Dieses zeigt sich z. B. in der Redeweise der Juden, die, obgleich unter uns lebend und sich der teutschen Sprache als ihrer eigenen bedienend, doch im Widerspruch mit dem Gesetze von dieser das Prädicat des Satzes immer sogleich nach dem Subject folgen zu lassen pflegen. Ebenso sagen die Böhmen im Teutschen statt: unser Kaiser, Kaiser unsriger u. dgl.

Der Inbegriff des allgemeinen oder öffentlichen Denkens eines Volkes bildet die Literatur desselben. Die literarische Verwendung einer Sprache aber zieht in dieser selbst immer gewisse durchgreifende Veränderungen nach sich. Ueberhaupt ist eine jede Sprache in den Schicksalen, die sie zu erfahren hat, immer das getreue Abbild der entweder emporsteigenden oder niedergehenden Lebensgeschichte ihres Volkes selbst. Völker ohne Geschichte, deren Leben durch lange Jahrhunderte unverändert dasselbe bleibt, pflegen auch in ihrer Sprache keine wesentlichen Umänderungen zu erleiden. Immer ist die Geschichte der Sprachen die parallel gehende Begleitung der Geschichte der Völker. Ein neuer Gedankeninhalt, der in einem Volke entsteht, bringt oft eine vollständige Umwandelung in der Sprache hervor; ein deutliches Beispiel hiervon ist die Entwickelung der teutschen Sprache in ihren drei Hauptstufen, dem Alt-, Mittel- und Neuhochteutschen, deren Hervortreten überall mit einer entsprechenden geistigen oder Literaturbewegung des Volkes Hand in Hand geht.

Der Ausdruck Sprache hat im prägnanten Sinne des Wortes noch eine gewisse engere und fester begrenzte Bedeutung neben derjenigen der Mundart oder des Dialektes. Wir reden von einer teutschen, holländischen, dänischen Sprache u. s. w., trotzdem daß alle diese Idiome eigentlich bloße untergeordnete Verzweigungen oder Dialekte einer und derselben höheren teutschen oder germanischen Gesammtsprache sind. Das Plattteutsche, wie es in Nordteutschland gesprochen wird, steht zu unserer hochteutschen Schriftsprache eigentlich in einem ganz gleichen Verhältnisse als das Holländische, und doch gilt uns dieses letztere als eine wirkliche Sprache, jenes erstere dagegen als ein bloßer Dialekt. Ebenso ist auch das Portugiesische von dem reinen oder eigentlichen Spanischen im Grunde nicht mehr verschieden als etwa das Catalonische, und doch heißt uns das erstere eine Sprache, das letztere dagegen nur ein Dialekt. Dasjenige demnach, was den Begriff einer Sprache im strengen oder technischen Sinne oder im Unterschiede von einem bloßen Dialekte constituirt, ist wesentlich dieses, daß wir unter jener ein solches natürlich gegebenes Idiom verstehen, welches durch eine höhere kunstmäßige Ausbildung und Pflege in der Literatur zur Ausdrucksform des allgemeinen und öffentlichen Denkens eines ganzen Volkes oder einer durch eine besondere Geschichte in sich abgeschlossenen und zu einer bestimmten geistigen Individualität ausgeprägten Nation geworden ist. Jede Nation hat eine Sprache, während die Redeweise eines bloßen natürlichen Volksstammes oder einer Provinz unter den Begriff eines Dialektes fällt. Auch der Ausdruck Mundart hat streng genommen noch eine gewisse engere Bedeutung neben der des Dialektes, indem es wesentlich das Moment einer bestimmten Verunstaltung oder Verschlechterung irgend einer natürlichen Redeweise ist, welches sich mit ihm verbindet. So ist z. B. das Teutsch, welches in Meißen oder in Brandenburg gesprochen wird, richtiger eine bloße Mundart zu nennen als ein Dialekt. Ein Dialekt kann entweder aufsteigen zu einer Sprache oder

herabsinken zu einer Mundart; das erstere ist eine Veredelung, das letztere eine Verschlechterung. Ueberhaupt aber sind es nicht blos rein natürliche, sondern auch kunstmäßige, geistige oder historische Verhältnisse, welche die ganze Verschiedenheit der menschlichen Rede aus sich bedingen.

Der ganze Charakter der neueren vergleichenden Sprachforschung ist wesentlich der einer reinen Naturwissenschaft von den Erscheinungen der Sprache geworden. Der Sprachforscher der Gegenwart befindet sich zu seinem Stoffe, der Sprache, ganz in dem gleichen Verhältnisse als der Naturforscher zu den gegebenen Erscheinungen der Natur; anders aber war in der früheren Zeit die Stellung, welche von der Grammatik zur Sprache eingenommen wurde; überhaupt aber ist das, was wir jetzt unter Grammatik oder theoretischer Sprachwissenschaft zu verstehen gelernt haben, zum Theil etwas vollkommen Anderes, als was sonst und noch vor Kurzem hierunter verstanden werden konnte; die teutsche Grammatik von Grimm z. B. ist ein der ganzen Art und Anlage nach vollkommen verschiedenes Werk von allem dem, was sonst die Grammatik einer Sprache hieß; es sind aber alle die neueren Entdeckungen und Umwandlungen auf dem Gebiete des Wissens von der Sprache wesentlich solche, welche auf dem eigensten und specifischen Boden der Grammatik selbst wurzeln, oder es ist in der That ein vollständiger Umschwung in dem ganzen Princip oder Begriffe dieser letzteren selbst, welcher durch jene neueren vergleichenden Forschungen herbeigeführt worden ist.

Die Grammatik einer jeden Sprache zerfällt in die beiden Theile der Etymologie und der Syntax, oder der Lehre von ihren sinnlichen und der von ihren geistigen Einrichtungen oder Gesetzen. Die Syntax einer jeden Sprache aber ist an sich eine Ableitung oder eine Ergänzung der philosophischen Disciplin der Logik, indem sie die Sprache eben nur insofern betrifft, als dieselbe die Bezeichnung oder Ausdrucksform des geistigen Denkens ist. Durch die Etymologie oder sinnliche Formenlehre aber werden die allgemeinen Gesetze der Wortbildung und die regelmäßigen Veränderungen, welche an den Worten nach ihren Classenunterschieden und äußeren Beziehungen hervortreten, bestimmt; die beiden Haupteinheiten der Sprache sind einmal das Wort als der Ausdruck des Begriffes und andererseits der Satz als derjenige des Gedankens oder des Urtheiles; die Principien und Regeln der Wortbildung sind es, welche im etymologischen, diejenigen der Satzbildung, welche im syntaktischen Theile der Grammatik ihre Feststellung finden.

Mit dem Ausdrucke der Etymologie pflegt an und für sich neben seiner Bedeutung als eines Theiles der Grammatik noch ein anderer wesentlich hiervon verschiedener Sinn verbunden zu werden, nämlich der der Zurückführung oder Ableitung irgend eines einzelnen gegebenen Wortes der Sprache auf seine einfacheren Grundbestandtheile oder Wurzeln. Bei einem jeden Worte im Lexikon pflegt neben seiner Bedeutung auch seine Etymologie oder seine Abstammung aus anderen einfacheren Elementen angegeben zu werden; dieses Geschäft des vereinzelten oder lexikalischen Etymologisirens aber ist fast zu allen Zeiten ein mit einer gewissen Vorliebe betriebenes gewesen, in welchem sich ungeordneter Scharfsinn und willkürlich spielende Einbildungskraft ungestört breit machen konnten. Häufig wurde hierbei auch in allen den Fällen, wo sich die ursprünglichen Bestandtheile eines Wortes nicht mehr aufzeigen ließen, zu der Annahme eines sogenannten onomato-poetischen Verfahrens der Sprache oder einer directen Nachbildung des Bedeutungsinhaltes der Worte durch gewisse hierauf hindeutende oder ihm ähnliche Lautzusammensetzungen gegriffen. Dieses Alles aber war noch im höchsten Grade principlos und schwankend, bis erst durch die neuere Vergleichung der Sprachen jenes ganze Verfahren des Etymologisirens auf eine gesicherte wissenschaftliche Basis gestellt worden ist.

In dem gegebenen Umfange der Worte der Sprache ist an sich immer ein doppeltes Element zu unterscheiden, das eine des Stammes und das andere der Flexion, oder dasjenige, welches den feststehenden Begriffseinhalt als solchen und dasjenige, welches die wechselnde Beziehung oder formale Stellung desselben nach Außen in sich vertritt. Das letztere dieser beiden Elemente aber bildete sonst allein den Stoff und Gegenstand der Darstellung für die formale oder grammatische Etymologie; eines der wichtigsten Hauptresultate der neueren Sprachforschung aber ist dieses, daß alle diejenigen Bestandtheile der Sprache, welche die allgemeinen Charaktere und äußeren Stellungen der Worte oder Begriffe in sich ausdrücken, nicht an sich oder specifisch von den Elementen der Stammworte selbst verschieden sind, sondern daß auch sie auf einer Abwandelung oder Verstümmelung der letzten Wurzelwörter der Sprache überhaupt beruhen. Allerdings ist dasjenige, was in diesen Flexionsbestandtheilen der Worte enthalten liegt, Nichts als eine ganz allgemeine logische oder grammatische Abstraction; aber die Art, wie die Sprache von Anfang an zu der Feststellung oder Ausprägung eines solchen allgemeinen Abstractionscharakters gelangt ist, ist wie bei allen anderen Begriffen immer die Vorstellung von einer unmittelbaren sinnlich anschaulichen Einzelheit gewesen, und es hat sich erst durch den weiteren fortgesetzten Gebrauch diese Vorstellung allmälig zu einem vollkommen leeren Begriffsschema abgegriffen oder verhärtet. Hieraus aber geht das weitere wichtige Resultat für uns hervor, daß der ganze gegenwärtig gegebene Organismus der Grammatik in dem Systeme der einzelnen Classen und Flexionen der Worte keinesweges ein von Anfang an oder an sich im Wesen der Sprache vorhandener, sondern vielmehr ein erst allmälig durch die Geschichte entstandener sein kann, und daß von Anfang an alle Thätigkeit der Sprache nur eine solche der Feststellung und lockeren Verknüpfung jener ihrer letzten etwas sinnlich Anschauliches bezeichnender Wurzelwörter gewesen sein muß.

Der ganze Proceß der Sprachbildung zerfällt an sich in die beiden Stufen der Wortbildung und der Satzbildung. Für uns selbst, auf dem gegenwärtigen

Entwickelungszustande der Sprache, besteht alle Sprachthätigkeit eigentlich nur in der Satzbildung; denn das Material der Worte und der in diesen verkörperten einzelnen Begriffe ist für uns ein feststehend gegebenes; jeder neue Gedanke aber, den wir bilden, hat rücksichtlich seiner sprachlichen Erscheinung die Bedeutung eines neuen Satzes oder einer neuen Verknüpfung der gegebenen Worte der Sprache; der Proceß der Satzbildung also ist ein ebenso unendlicher als der des Denkens selbst, während jener der Wortbildung im Allgemeinen schon in einer früheren Zeit sein Ende erreicht hat oder doch neue Worte im Ganzen nur selten und auch dann blos als Zusammensetzungen von anderen schon vorhandenen unter uns hervorzutreten pflegen. Alle Thätigkeit der Satzbildung demnach hat an sich die der Wortbildung zu ihrer Voraussetzung; nichtsdestoweniger aber wird durchaus nicht angenommen werden dürfen, daß die Sprache zuerst das ganze Material ihrer Worte als solches aus sich heraus erschaffen habe und erst dann zu der geordneten Verbindung derselben in Sätzen übergegangen sei; vielmehr sind gewiß gleich von Anfang an beide Processe oder Functionen, der eine der Erschaffung selbständiger Lautkörper und der andere der denkenden Verknüpfung derselben zu größeren geistigen Ganzen zusammen und in Verbindung mit einander in Thätigkeit getreten, und es werden daher im Allgemeinen die sämmtlichen Worte unserer gegenwärtigen Sprache als die Producte einer früheren einfacheren satzartigen Verknüpfung der letzten wurzelhaften Bestandtheile der Sprache überhaupt angesehen werden müssen. Ein jedes Wort unserer Sprache ist, ebenso wie es in sinnlicher oder etymologischer Beziehung als das zusammengeschobene Resultat aus der Vereinigung einer ganzen Reihe letzter einfacher Wurzeln erscheint, auch in Rücksicht seines geistigen oder Begriffsinhaltes nur als das ähnliche Resultat einer Reihe einfacher in jenen Wurzeln enthaltener anschaulicher Vorstellungsmomente aufzufassen. Der ursprüngliche Zustand der Sprache also ist jedenfalls ein ganz anderer gewesen als der gegenwärtige, und die Worte, welche uns hier als die letzten Elemente oder Einheiten der Rede galten, dürfen selbst nur als die Producte eines früheren anders gearteten und naturgemäß einfacheren Entwickelungsprocesses derselben von uns angesehen werden.

Wenn das Wort Grammatik für uns überhaupt den Inbegriff aller derjenigen Gesetze bezeichnet, von denen die Gestaltung und der Gebrauch irgend einer bestimmten Sprache beherrscht wird, so ist es klar, wie der ganze Standpunkt der neueren vergleichenden oder historischen Grammatik zu ihrem Stoffe ein vollkommen anderer sein muß als derjenige, den die Grammatik im älteren oder gewöhnlichen Sinne des Wortes hierzu einnehmen konnte. Wir mögen diese letztere auch mit dem Namen der formalen oder philosophischen Grammatik im Unterschiede von jener ersteren als der materialen oder historischen bezeichnen; die ältere Grammatik war der Hauptsache und ihrem innern Wesen nach vorwiegend Syntax, d. h. sie faßte die Sprache vornehmlich unter dem Gesichtspunkte auf, als sie die Ausdrucksform des logischen Denkens ist und es wurden selbst in dem etymologischen Theile dieser Grammatik die sinnlichen Formen und Erscheinungen derselben wesentlich nur insofern bestimmt, als sie die nothwendige Grundlage und Voraussetzung für das Verständniß des Satzes als der fundamentalen Haupteinheit alles logischen Denkens bildeten. Diese ganze ältere Grammatik faßte sich selbst wesentlich nur als eine Art von Paralleldisciplin und concretere Ausführung oder Ergänzung der philosophischen Wissenschaft der Logik auf; das Wortmaterial der Sprache selbst aber als der bloße elementarische Stoff für die Bezeichnung der allgemeinen Denkformen wurde von ihr als etwas Gegebenes angenommen und stand nach seiner mechanischen Anordnung im Lexikon der allgemeinen oder formalen Gesetzmäßigkeit der Sprache in einer vollkommen äußerlichen und gleichgültigen Weise gegenüber. Für die neuere oder historische Grammatik dagegen fällt der entscheidende Schwerpunkt der Auffassung der Sprache vielmehr in die Etymologie und es gilt ihr die Syntax wesentlich nur als ein Anhang von einer mehr logischen als eigentlich sprachwissenschaftlichen Bedeutung; der Hauptaccent liegt hier durchaus auf der sinnlichen oder etymologischen Einheit des Wortes; die Erklärung von dieser aber kann überall nur erfolgen aus der früheren Geschichte der Sprache und aus der Untersuchung ihrer weiteren verwandtschaftlichen Zusammenhänge mit anderen Sprachen; das reine sinnliche Element der Sprache als solches ist es, welches von dieser neueren Grammatik wissenschaftlich erforscht und nach seinen inneren Gesetzen empirisch festgestellt wird; der ganze Charakter dieser neueren Grammatik ist daher wesentlich der einer reinen Naturwissenschaft oder Physiologie von der Sprache; der ganze Begriff der grammatischen Etymologie aber ist hier insofern ein durchaus anderer geworden als früher, als anstatt jenes bloßen dürftigen Grundrisses der äußeren Formen oder Flexionen der Worte jetzt der ganze Umfang des im Lexikon niedergelegten Wortmateriales mit in den Bereich der wissenschaftlichen Untersuchung und allgemeinen gesetzlichen Bestimmung hereingezogen worden ist, wodurch von selbst das principlose Verfahren jenes ganzen älteren lexikalischen Etymologisirens seinen Untergang gefunden hat.

Der Charakter einer jeden Naturwissenschaft ist an sich der, daß der Stoff derselben als ein seinem vollen Umfange nach gesetzmäßig gestalteter oder als ein auf einer inneren organischen Nothwendigkeit beruhender vorausgesetzt wird. Allem Natürlichen ist das Moment der Gesetzmäßigkeit und organischen Nothwendigkeit seiner Erscheinungen auf Grund seines bloßen Begriffes immanent, d. h. jedes einzelne natürliche Ding ist dasjenige was es ist eben nur auf Grund eines höheren allgemeinen Gesetzes und in Folge einer hinter ihm stehenden mit Nothwendigkeit wirkenden Ursache; bei allem Natürlichen findet ein Verhältniß der vollkommenen Uebereinstimmung oder wechselseitigen Deckung zwischen seinen allgemeinen in der Wissenschaft enthaltenen Gesetzmäßigkeit und der Wirklichkeit seines einzelnen empirische

Stoffes selbst statt, oder es ist doch alles Einzelne in der Natur an sich von der Art, daß es unter irgend ein höheres Gesetz subsumirt und aus irgend einer zwingenden Ursache muß abgeleitet werden können; denn das einzelne natürliche Ding kann überhaupt gar nicht anders sein als es ist, während dagegen im Reiche der Freiheit oder des menschlichen Geistes überall die Möglichkeit eines Andersseins oder einer Abweichung des Einzelnen von seiner allgemeinen in der Wissenschaft niedergelegten Gesetzmäßigkeit gegeben ist. Alle diejenigen Wissenschaften demnach, welche sich auf die Erscheinungen des Reiches der Freiheit oder auf alles dasjenige beziehen, was eine eigene innere Selbstbestimmung des menschlichen Willens zu seiner Voraussetzung hat, sind an sich und ihrem innern Principe nach von einer durchaus anderen Art als jene des Reiches der Natur; in den Naturwissenschaften gilt allein das Princip der Beobachtung, da alles Einzelne in ihnen an sich ein gesetzmäßiges ist; in den Wissenschaften vom Menschen dagegen handelt es sich durchaus um die Aufstellung eines idealen Gesetzes des Sollens, mit welchem die Wirklichkeit des Lebens selbst nicht überall und mit Nothwendigkeit zusammenzustellen pflegt. Hat also die Sprachwissenschaft oder Grammatik der neueren Zeit den Charakter einer Naturwissenschaft angenommen, so ist dieses in der That gleichbedeutend damit, daß in den Erscheinungen der Sprache statt des subjectiven oder geistig menschlichen Principes der Freiheit vielmehr das objective oder sinnlich-natürliche der gesetzlichen Nothwendigkeit als das herrschende erblickt und nachgewiesen worden ist. Wir sind bei der Handhabung der Sprache, unserer selbst durchaus unbewußt, an die Beobachtung gewisser allgemeiner, in ihrer Natur liegender Gesetze gebunden oder während die Thätigkeit des Sprechens an sich als ein Act und eine Folge unserer inneren Freiheit erscheint, so gibt es nichtsdestoweniger ein gewisses Princip der natürlichen Nothwendigkeit, von dem diese anscheinende Freiheit selbst bedingt oder durch welche sie auf eine engere und bestimmtere Grenze zurückgeführt wird.

Der Mensch ist anscheinend insofern der unumschränkte Herr in dem Gebrauche seiner Sprache als er dieselbe in der willkürlichsten Weise zum Ausdruck seines Denkens zu verwenden, ja als er auch in ihrem Lautmaterial an sich ganz nach eigenem Gutdünken Veränderungen vorzunehmen im Stande ist. Aber in der Wirklichkeit ist es doch im Grunde weit mehr die Sprache, welche den Menschen beherrscht, als er sie; die Sprache umzugestalten und sie anders zu machen als sie ist, ist dem Einzelnen an sich in keinem Falle verstattet; selbst gewisse hervorragende Geister in der Literatur, an deren Thätigkeit sich häufig eine bestimmte Umwandelung in der Sprache anknüpft, haben doch in der Regel nur dasjenige zur Entwickelung gebracht, wozu in der Natur oder im Wesen der Sprache selbst die Anlage und der Drang vorhanden war; jede Sprache hat in gewisser Weise ein eigenes Leben für sich, welches vollkommen unabhängig ist von der Thätigkeit der Einzelnen, in deren Munde sie sich befindet; eine Sprache lebt und entwickelt sich in sich selbst, gerade so wie irgend ein Organismus in der Natur; die Wissenschaft fixirt sich den Begriff der Sprache gleichsam als ein objectives oder an sich vorhandenes Wesen, und sie sieht hierbei vollkommen davon ab, daß alle Sprache an sich eigentlich nur in dem wirklichen oder augenblicklichen Sprechen des Einzelnen existirt; eine gemeinsame Art dieses Sprechens der Einzelnen aber heißt uns eine Sprache; verändert sich nun die Sprache im Munde der Einzelnen, so sind es zunächst zwar diese selbst, welche als die Ursachen einer solchen Veränderung erscheinen; immer aber wird doch hierbei das Ganze der Sprache als eine sich im Zusammenhange fortentwickelnde und gleichsam ein Leben für sich bildende Einheit gedacht. Insofern es aber nicht die ungeordnete Willkür der Einzelnen, sondern ein bestimmtes allgemeines Princip oder Gesetz in der Sprache selbst ist, welches alle jene Veränderungen aus sich bedingt, so kann auch dieselbe durchaus als ein eigener auf sich beruhender, gesetzlich gestalteter Organismus von der Wissenschaft angesehen werden.

Ein jeder Einzelne unter uns empfängt seine Sprache an und für sich als etwas Fertiges aus der Hand seines Volkes. Nur dadurch, daß er sich ihrem Gesetze unterwirft, ist für ihn die Möglichkeit einer Verständigung mit Anderen gegeben. In der Natur der Sprache an sich also ist etwas rein Conservatives enthalten, indem sie eigentlich immer nur in dem, was sie ist, weiter fortgepflanzt, nicht aber immer von Neuem wieder erschaffen oder sonst umgestaltet zu werden pflegt. Auch hat eigentlich Niemand ein Interesse und eine Veranlassung daran, in der Sprache Veränderungen vorzunehmen, da dieselbe doch im Grunde blos ein dienendes und in sich werthloses Mittel der Verständigung bleibt. Aller Fortschritt in der Sprache ist daher an sich eigentlich ein unmerklicher, aber es findet nichtsdestoweniger immer ein gewisses Leben und Werden in ihr statt. Fast zu jeder Zeit läßt sich in der Sprache ein bestimmtes Gehen und Kommen, Auftauchen und Verschwinden einzelner Wortformen, Wendungen u. s. w. beobachten; zuweilen aber tritt in bestimmten, verhältnißmäßig kurz abgegrenzten Zeiträumen auch eine durchgreifende Veränderung theils in der Art des Gedankenausdruckes, theils in der Beschaffenheit und Gestaltung des sinnlichen Lautelementes der Sprache ein; das erstere von beiden aber ist immer die Folge neuer und entscheidender Gedankenbewegungen auf dem Felde der Literatur, während die letztere an sich noch räthselhaftere Erscheinung mit bestimmten inneren Wendungen und Fortschritten in dem ganzen geistigen und Gemüthsleben der Völker im Zusammenhange steht. Wol keine Sprache gibt es, die in jeder Beziehung ein so deutliches, regelmäßig gestaltetes und gleichsam classisches Beispiel der geschichtlichen Veränderungen, die überhaupt mit einer Sprache vorgehen können, in sich darbietet, als die teutsche; hier haben wir theils in gewissen großen Literaturepochen, zuerst in der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas, dann in der althochteutschen und mittelhochteutschen Poesie, hierauf in der neuhochteutschen Bibelübersetzung Luther's, endlich aber in der

reichhaltigen und allseitig entwickelten Literaturgestaltung unserer eigenen neueren Zeit eine ganze Reihe den allgemeinen Fortschritt in der Entwickelung der Sprache theils äußerlich darlegender, theils zugleich von sich aus mit bedingender geistiger Documente vor uns; andererseits aber ist auch in der geordneten Umwandelung des sinnlichen Lautelementes oder des ganzen äußeren Körpers der Sprache in den drei Hauptabstufungen oder Niedersetzungen des Alt-, Mittel- und Neuhochteutschen eine ähnliche Reihe stätig zusammenhängender sinnlich physiologischer Entwickelungsstufen des Sprachganzen gegeben; das Interesse des Sprachforschers aber ist überall darauf gerichtet, theils die allgemeinen Gesetze, theils auch die bedingenden Ursachen und Principien dieser Umbildungen zu ermitteln und an das Licht treten zu lassen.

Der ganze Umfang des Lautmateriales als solchen, d. h. die Menge der einzelnen elementarischen Grundlaute selbst, war in der ältesten Grundgestalt der Sprache ein noch einfacherer und geringerer als später, und es sind eine große Menge der gegenwärtigen Lautformen erst durch eine mannichfache Trübung, Vermischung und sonstige Abwandlung älterer reinerer Grundlaute entstanden. So kannte insbesondere die indogermanische Ursprache von den Vocalen nur die drei vollsten und kräftigsten, das a, das i und das u, und es ist in den Verhältnissen dieser drei ersten Wurzelvocale der Schlüssel für die Ableitung aller anderen vocalischen Laute unserer Sprache gegeben. Dann aber erfährt auch in gewissen Perioden der Sprachgeschichte das ganze Lautmaterial derselben insofern eine mehr oder weniger durchgreifende Umwandelung oder Verschiebung, als überall unter feststehenden Bedingungen und Verhältnissen an die Stelle des einen Lautes irgend ein anderer diesem ähnlicher, z. B. an die Stelle der tenuis die media oder an die des i das e u. s. w. und zwar in der Regel immer ein schwächerer und abgeleiteterer Laut an die Stelle eines volleren und ursprünglicheren tritt; indem aber eine solche Veränderung überall eine ganze Classe in den Verhältnissen ihrer Lautelemente einander ähnlicher Worte der Sprache betrifft und insofern die Eigenschaft und Bedeutung eines durchgehenden Naturgesetzes für dieselbe besitzt, so kann auch, wenn dieses Gesetz einmal erkannt und festgestellt worden ist, mit vollkommener wissenschaftlicher Bestimmtheit auf Grund der durchgehenden Analogie in den Erscheinungen der Sprache eine an sich selbst vielleicht noch unbekannte Wortform einer Sprache, einer Sprachstufe oder eines Dialektes, ganz ebenso wie es in den Naturwissenschaften der Fall ist, reconstruirt oder bestimmt werden. Eben in der Verfolgung dieser allgemeinen Gesetze des Lautwechsels aber ist es, daß die neuere Sprachwissenschaft durchaus den Charakter einer wahren und eigentlichen Naturwissenschaft besitzt. Selbst der flüssige Laut also, mit dem wir anscheinend in vollkommener Freiheit die Begriffe unseres Denkens umkleiden, unterliegt in seinen Wandelungen bestimmten höheren regelmäßigen uns selbst mit umschließenden und gleichsam gefangen haltenden Gesetzen. Sind aber alle jene Gesetze allerdings oft auch von gewissen anscheinenden Ausnahmen durchkreuzt, so ist doch auch hier ganz ebenso wie in der Natur jede Ausnahme von einem Gesetze an sich immer nur die Hindeutung auf irgend ein anderes zur Zeit noch unbekanntes Gesetz; die neuere Sprachwissenschaft ist berechtigt, auf Grund ihrer bisherigen Forschungen den Satz auszusprechen, daß an sich alle Umwandlungen des Lautmateriales der Sprachen nur gesetzmäßige sein können, wenn es auch ihr selbst noch nicht immer gelungen sein mag, den Inhalt dieser Gesetzmäßigkeit im Einzelnen vollständig nachzuweisen und zu begründen.

Alle diejenigen Veränderungen, welche in dem Lautmaterial der Sprache eintreten, beruhen zunächst immer auf einer gewissen Depravation oder auf dem Einreißen einer nachlässigeren und bequemeren Handhabung der Rede. Der Uebergang zu einer jeden neuen Sprachgestalt hat zuerst immer eine Auflösung oder Decomposition der gesetzlichen Rede der älteren zu seiner Voraussetzung, bis sich dann die neue gesetzliche Regel jener ersteren selbst festgestellt und durchgebildet hat. Das Englische z. B. war bei seiner ersten Entstehung noch Nichts als ein ordnungsloses Gemenge aus Bestandtheilen verschiedener Sprachen; die neueren romanischen Sprachen sind zuerst erwachsen aus einer bloßen Entartung und rohen Umgestaltung des an sich schon corrumpirten lateinischen Volksdialektes in den verschiedenen römischen Provinzen; bei den teutschen Bauern in Pennsylvanien in Nordamerika hat sich durch die Adoption einer Menge von englischen Wörtern eine Redeweise gebildet, die uns zunächst als ein durchaus lächerlicher und barbarischer Jargon erscheint, aus der aber vielleicht mit der Zeit eine eigene gesetzlich gestaltete Sprache entstehen kann; auch das Neuhochteutsche ist bei seinem Uebergang aus dem Mittelhochteutschen gewiß zuerst als eine bloße Verunstaltung oder Verschlechterung erschienen; die ganze Natur der Sprache ist wesentlich Geschichte oder historisches Werden, und es ist eigentlich zu keiner Zeit die gesetzliche Regel derselben eine in allen Punkten vollkommen feststehende, sondern immer noch eine in einzelnen Theilen im Schwanken und in der Weiterbildung begriffene. Hier also hat die Analogie des Naturlebens eine gewisse Grenze, und es macht sich wiederum von einem bestimmten Punkte an die specifische Differenz des menschlichen Lebens, die der Freiheit, mit dem aus ihr hervorgehenden unausgesetzten und ruhelosen Weiterstreben geltend. Der Sprachforscher, bei aller seiner Verfolgung der gesetzmäßigen Erscheinungen in der Sprache, darf doch nie vergessen, daß diese Gesetzmäßigkeit selbst zu keiner Zeit eine unbedingt feststehende, sondern immer eine dem allgemeinen und höchsten Gesetze alles Menschlichen, dem der Veränderung oder des Werdens unterliegende ist. Oft ist es geradezu eine falsche Analogie, welche in die bestehende Gesetzmäßigkeit einer Sprache in Gestalt eines fremden Elementes, oder eine Empörung einbricht; wie im Aufbau der Staaten, so geht es auch bei der Entwickelung der Sprache nicht ohne gewaltsame Erschütterungen und Umwälzungen ab.

Unsere ganze neuere wissenschaftliche Stellung zur Sprache darf aber keineswegs blos als eine isolirte oder eben nur auf sich allein beruhende Erscheinung in der Gegenwart aufgefaßt werden, sondern es ordnet sich dieselbe als ein integrirendes Glied in die ganze Reihe der übrigen Fortschritte, Umwandelungen und Verbesserungen in der Auffassung des Lebens, sowie in den wissenschaftlichen Gesammtorganismus der neueren Zeit ein. Nicht die unwichtigste aber in der Menge der übrigen wissenschaftlichen Entdeckungen unserer Zeit ist diejenige in Bezug auf das Leben und die ganzen natürlichen Entwickelungsgesetze der Sprache; zunächst steht diese Entdeckung im Zusammenhange mit dem weiteren allgemeinen Gebiete der Erforschung der Natur des Menschen und seiner Geschichte; überhaupt aber ist dasjenige, was dem wissenschaftlichen Gesammtcharakter unserer Zeit vorzugsweise seine eigenthümliche Farbe oder seine besondere specifische Bedeutung verleiht, nicht sowol der obgleich an sich selbst ungemein großartige Fortschritt auf dem Gebiete der Erkenntniß der uns umgebenden äußeren sinnlichen Natur, sondern vielmehr dieses, daß jetzt auch die ganzen Erscheinungen unserer eigenen, der menschlichen Sphäre des Lebens in einer durchaus anderen Weise als früher wissenschaftlich durchforscht und in der allgemeinen und tieferen Gesetzmäßigkeit ihres inneren Wesens begriffen worden sind; die Geschichtserkenntniß im Sinne einer eigentlichen strengen und geistig geordneten Wissenschaft ist wesentlich erst ein Product und eine Errungenschaft der neueren Zeit; für uns ist die Geschichtswissenschaft nicht mehr wie früher die bloße erzählende Darlegung von gewissen einmal dagewesenen Begebenheiten des menschlichen Lebens, sondern es ist vielmehr die Erforschung der gesetzlichen Bedingungen und des geordneten pragmatischen Zusammenhanges in der Entwickelung aller einzelnen Zweige des letzteren, was wir von ihr zu erwarten gelernt haben; Alles, was zum menschlichen Leben gehört, die Religion, das Recht, die Kunst, der Staat, die Wissenschaft u. s. w., wird jetzt vorzugsweise und in erster Linie von uns aufzufassen versucht, inwiefern es ein historisch Gewordenes oder ein nach einer bestimmten inneren Ordnung und Regel von gewissen ersten Anfängen aus sich Entfaltendes ist, während man sich sonst nur mit der Feststellung gewisser dürftiger abstracter Begriffe über alle diese Gebiete begnügte; die ganze Wissenschaft der Geschichte ist überhaupt mehr und mehr zu einer eigentlichen Naturwissenschaft vom menschlichen Leben und seinem ganzen, mannichfach verzweigten und gegliederten Inhalte geworden; die Geschichte ist uns allmälig in einer ganz ähnlichen Weise in dem Lichte eines großartig angelegten und geordneten Organismus ihrer einzelnen Theile und Verhältnisse entgegengetreten als das Gebäude der äußeren Natur; das eigentlich wissenschaftliche Princip der Gesetzmäßigkeit, Nothwendigkeit und geordneten Einheit aller ihrer Erscheinungen ist auf dem Gebiete der Geschichte oder im Reiche der sogenannten menschlichen Freiheit in immer weiterem Umfange von uns nachgewiesen worden, wenn auch dieses Princip hier nicht in einer so strikten und unmittelbaren Weise Geltung haben mag als im Reiche der äußeren Natur; immer aber ist an sich die Naturwissenschaft der wahre und eigentliche Prototyp alles geordneten Wissens, da sich bei ihr die Gesetzmäßigkeit und organische Nothwendigkeit der Einrichtungen ihres Stoffes ganz von selbst versteht, und die ganze wissenschaftliche Wahrheit oder Vollendung der Erkenntniß von der Geschichte ist eben ganz vorzugsweise auf die Uebertragung dieser naturwissenschaftlichen Analogie auf den Stoff oder die Erscheinungen unserer eigenen menschlichen Freiheit gegründet, welche hierdurch in ihrem inneren Wesen selbst zwar nicht aufgehoben, aber doch auf ein gewisses engeres Maß zurückgeführt und in einem richtigeren und concreteren Sinne für uns selbst erst hingestellt wird. (Vergl. über dieses ganze Verhältniß meine Schrift: „Das Verhältniß der Philosophie zur Religion und den höchsten Fragen des Wissens." Leipzig 1862.) Nichts aber ist an sich alterthümlicher und ursprünglicher am Menschen als die Sprache; die ganze Natur des Menschen überhaupt tritt uns in ihr am Unmittelbarsten und Deutlichsten entgegen; den Charakter einer Naturwissenschaft aber documentirt unsere neuere Wissenschaft von der Sprache insbesondere auch dadurch, daß ihre ganze Terminologie gleichsam gesättigt und durchdrungen ist von naturwissenschaftlichen Analogien; wir reden von einem Wachsen der Sprache, von Wurzeln, Stämmen, Sproßformen, von Mutter- und Tochtersprachen u. s. w. Die ganze Sprache überhaupt wird von uns erfaßt als ein natürlicher Organismus, der von einer selbständigen inneren Lebens- oder Triebkraft erfüllt ist und dessen ganze äußere Entfaltung nach bestimmten inneren Gesetzen und nothwendig feststehenden Formen sich vollzieht.

Ein anderweiter, an sich noch interessanterer Gesichtspunkt der vergleichenden Sprachwissenschaft als der der Zurückführung der Menge der gegebenen Sprachen auf ein System großer umfassender Sprachstämme ist derjenige, welcher in der Feststellung der allgemeinen Verschiedenheiten oder Arten ihres grammatischen Baues als solchen besteht. Auch in dieser Beziehung ist gegenwärtig ein vollkommen neues Licht für unsere Erkenntniß von der Sprache aufgegangen; während bis vor Kurzem fast nur der grammatische Organismus der beiden alten und der sich im Wesentlichen doch an diese anschließenden neueren Sprachen wissenschaftlich erkannt war und man sich eben deswegen geneigt fühlen konnte, in dieser unserer bisherigen Grammatik den nothwendigen und allgemeinen Prototyp der grammatischen Einrichtung der Sprache überhaupt zu erblicken, so hat man jetzt eine ganze Mehrheit von grammatischen Einrichtungsformen kennen lernen, die vollständig und ihrem innersten Principe nach von dem, was uns bis jetzt als die Grammatik galt, abweichen, und es hat also auch nach dieser Seite hin der Begriff dieser letzteren eine totale Verwandelung und Erweiterung zu erfahren gehabt. Das Chinesische z. B. ist nicht blos eine in ihren letzten Wurzelwörtern von den unsrigen radical verschiedene

Sprache, sondern es ist auch der ganze grammatische Organismus desselben ein so eigenthümlicher und anders gearteter, daß alle diejenigen Kategorien und Formen, die wir zum Verständniß und zur Ordnung der Rede als durchaus nothwendige und unentbehrliche anzusehen gewohnt sind, z. B. die des Nomen, des Casus, des Genus u. s. w., auf jenes durchaus keine Anwendung finden, oder daß uns hier eine vollkommen neue Art und Gestalt der Grammatik entgegentritt. So wie der Bau der einzelnen Gattungen der Pflanzen und Thiere ein seiner Art nach vollkommen verschiedener ist, so ist dieses auch bei der Sprache der Fall. Das neueste Werk hierüber ist das von Steinthal: „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues." (Berlin 1860.)

Es ist aber diese ganze Seite der Sprachvergleichung von jener ersteren rücksichtlich der Verwandtschaft oder Identität ihrer Wurzeln an sich vollkommen zu trennen, indem beide auf einer durchaus verschiedenen Auffassungsweise des Ganzen der Sprache beruhen. Alle Vergleichung der Sprachen ist an sich theils eine solche ihres materiellen oder lexikalischen Sprachschatzes, theils aber eine solche ihrer allgemeinen grammatischen Form: dieses beides aber deckt sich keineswegs überall und vollständig mit einander, d. h. es findet auch oft zwischen Sprachen, die rücksichtlich ihrer Wurzelbestandtheile einander nahe stehen, eine gewisse wesentliche Verschiedenheit der ganzen Einrichtungen ihres grammatischen Baues statt, und es treffen oft andererseits Sprachen, die in ersterer Beziehung durchaus Nichts mit einander zu thun haben, in letzterer wiederum näher zusammen. An einem und demselben Sprachstamme tritt oft ein ziemlicher Umfang von Verschiedenheiten des grammatischen Baues seiner einzelnen Zweige oder Glieder hervor, wenn auch gleichwol ein gewisses Princip der Gemeinsamkeit sie alle zugleich in sich umschließt; es ist aber überhaupt die ganze Verschiedenheit des grammatischen Baues der Sprachen als solche wesentlich erst ein Product der Geschichte oder der in der Zeit vor sich gehenden Entwickelung der Sprachen, während dagegen jene materielle oder lexikalische Wurzelverwandtschaft derselben etwas gleich von Anfang an in ihrer bloßen Natur oder in ihren Abstammungsverhältnissen Gegebenes ist. Jede Sprache geht an sich bei der Erschaffung ihres grammatischen Organismus von einem und demselben ersten Anfange aus, d. h. es sind an sich und zunächst in ihr blos jene einfachen letzten einsylbigen Wurzelwörter gegeben, die nun aber in einer mehrfachen Weise mit einander verknüpft, verschmolzen und auf einander bezogen werden können, woraus eben ihr ganzer grammatischer Organismus selbst entspringt; die materiellen Wurzelwörter oder ersten allgemeinen Elemente des Sprachbaues sind an sich bei einem jeden größeren Sprachstamme andere, aber ihre formelle Art oder Beschaffenheit und die allgemeinen Möglichkeiten ihrer weiteren Verbindung unter einander sind an sich bei einem jeden dieselben; jeder einzelne Sprachstamm befindet sich in Rücksicht der Erschaffung seines grammatischen Baues vor eine Mehrheit von Wegen gestellt, unter denen er, ohne durch die Natur seiner Wurzeln dazu genöthigt zu sein, entweder den einen oder den anderen einschlagen kann; spaltet sich sodann die Ursprache eines solchen Stammes weiter in einzelne Abtheilungen und Glieder, so ist allerdings für diese letzteren in der anfänglichen Wurzelverknüpfung jener ersteren schon eine gewisse Anlage oder ein bedingendes Präcedens gegeben, auf dessen Basis sich sodann der eigene Bau derselben noch weiter entwickelt. Alle indogermanischen Sprachen z. B. sind daher nächst der Verwandtschaft in ihren Wurzeln auch in der allgemeinen Art ihres grammatischen Baues einander ähnlich, unbeschadet davon, daß dann diese letztere selbst sich im Einzelnen noch mannichfach weiter zu modificiren vermag. Das ganze Princip der Beurtheilung und Bestimmung der Verschiedenheiten des grammatischen Baues der Sprachen aber ist insofern ein vollständig anderes als jenes in Rücksicht der materiellen oder lexikalischen Verschiedenheit ihrer Wurzeln als was das erstere betrifft, in der bloßen Idee oder dem Begriffe der Sprache als solchem sich eine Mehrheit von Wegen angegeben findet, unter denen jede Sprache entweder den einen oder den anderen zur Erreichung ihres allgemeinen Zieles, der Bezeichnung des geistigen Denkens, einzuschlagen hat, während in Bezug auf das letztere die Mehrheit der Sprachstämme an sich in keine bestimmte Grenze eingeschlossen ist und die Begrenzung oder Verwandtschaft derselben überall nicht auf begrifflichem oder philosophischem, sondern nur auf empirischem oder historischem Wege festgestellt werden kann.

Eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der grammatischen Verschiedenheit der Sprachen bildet das Chinesische, welches ein bestimmtes einseitiges Extrem aller möglichen Gestaltung der Sprache in sich vertritt. Das Chinesische gehört insofern mit zu den lehrreichsten Sprachen der Erde, als es den Beweis liefert, wie eine Sprache mit einem in gewisser Rücksicht durchaus dürftigen und mangelhaften Organismus nichtsdestoweniger durch die Zuhilfenahme gewisser anderer entlegenerer Mittel die allgemeinen Zwecke der Sprache zu erreichen vermag. Es repräsentirt aber das Chinesische in der allgemeinen Einrichtung seines Baues insofern den ältesten und ursprünglichsten Zustand aller Sprachbildung in sich, als es in etymologischer Beziehung durchaus auf der Stufe jener ersten anfänglichen Wurzelbildung stehen geblieben ist, von der an und für sich auch jede andere Sprache ihren Ausgang genommen hat; alle Worte der chinesischen Sprache sind in der That Nichts als einsylbige, nur aus einer durchaus beschränkten Anzahl von Lauten bestehende Wurzeln, an denen weder bestimmte äußere Abwandelungen oder Flexionen als Merkmale einer gewissen von ihnen im Satze eingenommenen Stellung hervortreten, noch die auch in sich selbst in solche einzelne, der Bedeutung nach verschiedene Classen, wie in unseren Sprachen das Nomen, das Verbum und die Partikel, zerfallen; das ganze Material der Sprache ist demnach ein einfaches und einförmiges, indem alle Worte derselben von einer und der nämlichen Art sind; jenes ganze Princip der näheren Aneinanderziehung und innigeren Verschmelzung mehrerer der ursprünglichen Wurzeln aber,

aus welchen in anderen Sprachen die längeren vielfylbigen Worte, insbesondere aber der ganze Apparat oder Organismus der Flexionen entstanden sind, ist dem Chinesischen von Anfang an fremd geblieben; mit hartnäckiger Starrheit wird jede Wurzel sowol in ihrem Lautelement als in ihrer Bedeutung festgehalten in dem, was sie ist und vor jeder Verschmelzung mit anderen Wurzeln bewahrt; hieraus aber geht als weitere Folge sogleich auch die hervor, daß die Menge der Worte als solche im Chinesischen nur eine ungleich geringere geblieben ist als in jeder anderen Sprache, indem sonst überall die große Mehrzahl der Worte erst aus der Verschmelzung jener ursprünglichen Wurzeln entspringt; wie also ist bei dieser unendlichen Armuth und Dürftigkeit ihres Wortumfanges das Chinesische doch die allgemeinen Zwecke und Aufgaben einer jeden Sprache in der Erschaffung eines dem Principe der logischen Denkform angemessenen Organismus der Syntax zu erreichen im Stande gewesen?

Jedes einzelne Wort des Chinesischen hat zunächst im Durchschnitt eine weit größere Menge der verschiedensten logischen Bedeutungen in sich zu vertreten, als dieses bei den Worten anderer Sprachen der Fall ist, indem überhaupt die Menge der Worte in jener Sprache sich zu derjenigen der gegebenen oder geforderten Begriffe in einem ungemeinen numerischen Misverhältnisse befindet. Auch bedeutet eines und dasselbe Wort oft Begriffe der allerverschiedensten Gattungen, Hauptwörter, Verbalbeziehungen u. s. w.; zur Charakteristik aber dieser verschiedenartigen, in einer und derselben Wurzel zusammentreffenden Bedeutungen greift die Sprache zu einer ganzen Reihe der seltsamsten und wenigstens in diesem Umfange in fast allen anderen Sprachen der Analogie entbehrenden Mittel. Zuerst finden allerdings auch im Chinesischen ähnlich wie in anderen Sprachen gewisse Zusammensetzungen der einfachen Wurzeln zum Zweck der Bezeichnung irgend eines abgeleiteteren oder complicirteren Begriffes statt, jedoch immer so, daß eine jede derselben sowol in ihrem Ton als in ihrer Bedeutung noch ihre vollkommene Selbständigkeit neben der anderen bewahrt, also etwa wie bei uns: Kur-Fürst u. dgl. Schon hierdurch aber wird oft die eine Bedeutung eines Wortes von der anderen unterschieden; hat z. B. ein chinesisches Wort lin neben einer Mehrheit anderer Bedeutungen auch die des Begriffes eines Weges und gibt es außerdem noch ein anderes Wort schan, welches bei einer ähnlichen Mehrheit von Bedeutungen eben nur in jener eines Weges mit lin zusammentrifft, so bildet der Chinese, um diesen letzteren Begriff in einer ganz unzweifelhaften Weise zu bezeichnen, die Zusammensetzung: lin-schan. Ferner aber werden durch solche Zusammensetzungen in gewisser Weise auch die bei uns durch die Flexionen vertretenen Verhältnißbestimmungen der Begriffe ausgedrückt oder umschrieben; um z. B. diejenige Stellung eines Begriffes zu bezeichnen, nach welcher derselbe das Mittel ist für etwas Anderes, wofür sich sonst in vielen Sprachen die Casusform des Instrumentals vorfindet, bildet das Chinesische eine Zusammensetzung des jenen ersteren Begriff bezeichnenden Wortes mit einem anderen, welches den Begriff eines Mittels vertritt u. s. w. Weiter aber hat auch das Princip der Wortstellung im Chinesischen eine solche Bedeutung gewonnen, daß aus der bloßen Reihenfolge der einzelnen Wurzeln allein schon mit Bestimmtheit hervorgeht, welche von ihnen die Eigenschaft des Subjectes, des Prädicates, des Objectes u. s. w. besitzt, woraus zum Theil auch schon der Charakter ihres besonderen Bedeutungsinhaltes in jedem einzelnen Falle sich ergibt. Ist nun auch schon in anderen Sprachen immer die Wortstellung an eine gewisse Regel gebunden, so ist doch sonst innerhalb dieser Regel immer noch ein gewisser größerer Spielraum von Möglichkeiten oder Variationen gegeben, wodurch überall gewisse Nüancen des Sinnes ausgedrückt werden können, oder in denen sich doch mindestens eine gewisse Besonderheit des Styles in der Rede auszuprägen vermag. Im Chinesischen aber ist die Wortstellung ein ganz bestimmtes und regelmäßiges Mittel der grammatischen Rection, d. i. der Kennzeichnung der Glieder des Satzes unter dem Gesichtspunkte ihrer inneren Ordnung oder ihrer Abhängigkeit von einander, wodurch natürlich die Verwendung derselben zu den anmuthigeren Zwecken der stylistischen Gedankenausmalung wie bei uns von selbst ausgeschlossen wird. Endlich aber ist es auch der Accent oder der Ton der Worte, welcher im Organismus des Chinesischen eine hervorragende und von demjenigen in anderen Sprachen wesentlich abweichende Rolle spielt; während in unseren Sprachen, deren Worte der Regel nach aus einer ganzen Mehrheit oder Reihe von Sylben bestehen, der Accent, der immer nur auf eine bestimmte dieser Sylben fällt, im Allgemeinen die Bedeutung eines Vertreters der Einheit des Wortes mit sich selbst oder einer zusammenfassenden Regelung des Verhältnisses seiner Glieder besitzt, so fällt im Chinesischen natürlich, da hier alle Worte blos einsylbige sind, diese ganze Function des Accentes von selbst hinweg; wol aber wird dadurch, daß ein bestimmtes Wort mit einer verschiedenen Nüance des Tones ausgesprochen wird, hierdurch auch immer eine andere Bedeutung desselben angezeigt oder mit ihm verbunden. Nicht weniger aber als in dieser seiner geistigen Eigenthümlichkeit ist der sogenannte Accent des Chinesischen auch in seiner physischen Qualität von jenem unserer Sprachen in wesentlicher Weise verschieden; denn während der letztere überall nur auf einem Unterschied der größeren oder geringeren Stärke des Tones der Sylben beruht, wodurch das entweder stärkere oder schwächere Gewicht der letzteren im Worte angezeigt wird, so gründet sich dagegen jener erstere vorzugsweise auf die mannichfacheren Abstufungen der Höhe und der sonstigen modulirenden Färbung oder Nüancirung des Tones der Stimme, und während es in unseren Sprachen im Ganzen nur eine doppelte Art des Tones, den stärkeren und den schwächeren gibt, so werden dagegen im Chinesischen eine ganze Reihe auf- und niedersteigender Schwankungen desselben unterschieden. Es ist also wesentlich das rein musikalische Princip der Modulation des Tones — das an sich von jenem des regelmäßigen Accentes, der allein auf einer bloßen dyna-

mischen Verstärkung des Hauches der Stimme beruht, vollkommen verschieden ist, — von welchem die chinesische Sprache, bei ihrer sonstigen Armuth an eigentlich sprachlichen Mitteln zur Charakteristik der Bedeutungsunterschiede ihrer Worte, einen weit ausgedehnten Gebrauch macht, indem hier durch die Art, wie ein jedes von diesen ausgesprochen wird, die Sprache dasselbe gleichsam mit Gewalt in einen ganz anderen geistigen Sinn hineinzudrängen versucht. Es gibt in unseren Sprachen wesentlich nur einen einzigen Fall, bei welchem regelmäßig und in organischer Weise von dem Mittel der Tonhöhe zur Bezeichnung eines bestimmten Unterschiedes des Sinnes Gebrauch gemacht wird: dieses ist das Verhältniß der Frage, wo gegenüber dem einfachen oder assertorischen Satze gegen das Ende der Rede der Ton der Stimme um eine gewisse Note in die Höhe gezogen wird, gleichsam um anzuzeigen, daß hier das Verhältniß der Begriffe noch nicht ein an sich feststehendes, sondern ein noch ungewisses oder in der Luft schwebendes ist.

Dem einsylbigen Sprachbau, dessen ausgeprägtester Vertreter das Chinesische ist, steht als anderes Extrem aller Sprachbildung gegenüber der im eminenten Sinne des Wortes vielsylbige oder polysynthetische, zu dessen Art oder Regel insbesondere die amerikanischen, die sogenannten turanischen Sprachen, das Baskische und überhaupt, mit Ausnahme des indogermanischen und des semitischen Sprachstammes, wol die meisten und wichtigsten Sprachen der Erde hinzugehören. Gegenüber dem starren Auseinanderhalten der Wurzeln im einsylbigen Sprachbau gefallen sich die Sprachen dieser Classe überall in der Bildung möglichst langer und ausgedehnter, d. i. eine ganze Reihe einzelner wurzelhafter Elemente in sich einschließender Wortconglomerate, während endlich die Sprachen des sogenannten organischen oder regelmäßig flectirenden Baues, der insbesondere die indogermanischen und die semitischen, also die für die allgemeine geistige Cultur in der Geschichte wichtigsten Sprachen der Erde in sich begreift, in ihren eine mäßige Anzahl von Sylben umschließenden Worten die wahre und richtige Mitte aller Sprachgestaltung in sich zu repräsentiren scheinen. Im Unterschied von dieser letzteren Art pflegen daher auch jene ersteren beiden unter der Gesammtbezeichnung des einseitigen oder weniger vollkommenen Sprachbaues zusammengefaßt zu werden. Einsylbigkeit, Agglutination oder polysynthetische Einverleibung und regelmäßige Flexion sind die drei allgemeinen Grundformen der Gestaltung der Sprache; — das Wesen der zweiten dieser Formen aber besteht immer darin, daß möglichst viele an und für sich selbständige Begriffe oder Glieder der Rede, die in einzelnen Wurzelwörtern verkörpert sind, in die Einheit eines einzigen großen Wortkörpers zusammengezogen werden, innerhalb dessen sie jedoch immer noch bis zu einem gewissen Grade ihre frühere Unabhängigkeit an Lautelement und Bedeutung zu bewahren pflegen, sodaß sich also immer diese längeren Wortkörper der agglutinirenden Sprachen von den in einen mäßigen Umfang eingeschlossenen Worten der flectirenden Sprachen, deren einzelne Sylben eben Nichts als bloße untergeordnete und unselbständige Elemente ihres höheren Ganzen sind, wesentlich unterscheiden. Das Wort der agglutinirenden Sprachen wächst beinahe bis zu der Grenze und der Ausdehnung der höheren Einheit des Satzes empor, indem der Regel nach an den Verbalbegriff als an den natürlichen Mittelpunkt der Handlung des Satzes, alle anderen an sich unabhängigen Glieder des letzteren, Subject, Attribut, Object u. s. w. nahe herangezogen und ihm als untergeordnete und verschmolzene Elemente einverleibt werden. Dieses geht so weit, daß in Sprachen dieser Gattung ein Verbalbegriff oft gar nicht rein oder als solcher gedacht und dargestellt werden kann, sondern daß sich mit ihm nothwendig immer die Angabe eines bestimmten Objectes, auf das er sich richtet, verbinden muß, sowie z. B. das Mexicanische niemals den Begriff des Essens schlechthin, sondern immer nur den des Brod-, des Fleischessens u. s. w. oder in Ermangelung eines bestimmten Objectes wenigstens den des Etwas Essens zu denken oder auszudrücken vermag. Eben hieraus aber geht für die Sprachen dieser Gattung häufig auch ein höchst complicirtes System der Conjugationen und Declinationen hervor, indem z. B. im Türkischen neben den beiden einfachen Abwandlungen des verbalen Genus, dem Activ und Passiv, ich liebe und ich werde geliebt, sich noch eine ganze Reihe anderer solcher, unter andern die Form: ich und du wir sind genöthigt einander zu lieben, vorfindet, oder indem z. B. im Finnischen die Zahl der Casus durch Einverleibung einzelner Präpositionen bis auf funfzehn steigt. Während also der einsylbige Sprachbau die Wurzeln starr aus einander hält, so verknüpft sie der vielsylbige zu einer langen und schleppenden Kette von Gliedern mit einander; im einsylbigen Sprachbau aber ist die ganze Grammatik wesentlich nur Syntax, während dagegen im vielsylbigen der etymologische Theil derselben ein in unförmlicher Weise ausgedehnter ist. Im ersteren werden alle Zwecke der Sprache wesentlich auf dem geistigen Wege der bloßen Satzbildung, im letzteren dagegen auf dem der sinnlichen Wortbildung erreicht. Dort begrenzen sich die einzelnen Begriffe nackt und scharf mit einander, während sie hier in ihrer eigenen Selbständigkeit in dem höheren Ganzen eines bis zum Satze emporgeschwollenen Wortleviathans ihren Untergang finden. Der einsylbige Sprachbau läßt die ganzen Beziehungen der Begriffe nur in unvollkommener Weise errathen, während der vielsylbige die einzelnen Begriffe überhaupt gar nicht für sich allein, sondern überall nur als in Beziehung auf einander stehend zu denken gewohnt ist. Jedenfalls aber ist in beiden Arten des Sprachbaues der wahre Begriff des Wortes als einer geschlossenen Einheit von Sylben, die theils einen bestimmten einfachen Begriff, theils eine bestimmte syntaktische Relation oder Stellung desselben ausdrückt, immer nur unvollkommen entwickelt geblieben; die Worte des einsylbigen Sprachbaues gleichen nackten und einsam dastehenden Pfählen, die blos durch ihre äußere Gruppirung eine Hindeutung auf ihre inneren Verhält-

nisse an sich hervortreten lassen, diejenigen des vielsylbigen bilden gleichsam ein wüstes alles Einzelne verdeckendes und in sich umschlingendes Gestrüpp, während allein die des flectirenden Sprachbaues eigentlichen regelrecht erwachsenen Bäumen mit einem reichhaltigen Schmuck von Zweigen, die ihre Beziehungen unter einander vermitteln, zu vergleichen sind.

Der flectirende Sprachbau findet seine hervorragendste Vertretung in der indogermanischen Hauptsprache, dem Sanskrit. Der Flexionsapparat des ganzen Stammes ist hier noch der reichhaltigste und unversehrteste: nichtsdestoweniger aber hat trotz seines Alterthumes auch das Sanskrit noch eine frühere Entwickelungsgeschichte hinter sich, in welcher die indogermanische Ursprache von ihrem ältesten Zustande der einsylbigen Isolirtheit ihrer Wurzeln bis zu dem etymologischen Höhepunkt der Ausbildung eines üppigen und reichhaltig gegliederten Flexionssystemes, von welchem das Sanskrit selbst schon wieder um gewisse Schritte herabgestiegen ist, sich emporgearbeitet hat. Ueberhaupt aber sind alle im Raume neben einander liegenden Verschiedenheiten der Sprachgestaltung einem gewissen Sinne des Wortes noch zugleich aufzufassen als in der Zeitfolge hinter einander hergehende Entwickelungsstufen einer und der nämlichen Idee der Sprache überhaupt; eine jede einzelne gegebene Sprachgestaltung ist das, was sie ist, wesentlich nur dadurch geworden, daß ihre wirkliche Entwickelung auf einer bestimmten jener Stufen der Ausprägung des Wesens der Sprache überhaupt, wie sie in dem reinen Begriffe von dieser vorgebildet liegen, stehen geblieben ist oder denselben in einer dauernden Weise in sich dargestellt oder verkörpert hat; alle höher stehenden oder auf der Bahn jener geistigen Entwickelungsidee der Sprache überhaupt weiter fortgeschrittenen einzelnen Sprachen haben daher an sich und in gewisser Weise auch alle anderen, ihnen zur Voraussetzung dienenden Stufen derselben zu durchlaufen gehabt; die Einsylbigkeit aber ist jedenfalls der älteste Zustand aller Sprachbildung gewesen, und das Chinesische, indem es diesen Zustand auch weiterhin bei sich bewahrt hat, ist insofern die dem Princip ihres Baues nach alterthümlichste Sprachgestaltung überhaupt. Auf das Princip der Einsylbigkeit aber folgt das der polysynthetischen Agglutination; auch hier aber haben die ursprünglichen Wurzeln in ihrer lockeren Aneinanderfügung immer noch bis zu einem gewissen Grade ihre ursprüngliche Natur und Geltung bewahrt, während erst auf der dritten Stufe, der des flectirenden Sprachbaues, sie sich vollständig als untergeordnete und der eigenen Selbständigkeit entbehrende Elemente in der höheren Einheit des Wortes aufgehoben finden. Erst durch die agglutinirende Heranziehung der Wurzeln an einander aber hat sich hier das eigentliche organisch gestaltete oder regelmäßig flectirende Wort entwickelt. Ueberall hat das Höhere zugleich gewissermaßen das Niedere bei sich selbst zur Voraussetzung, oder es muß auch der flectirende Sprachbau in einer früheren Zeit wenigstens bis zu einem gewissen Punkte durch die beiden Vorstufen der einsylbigen Isolirung und der lockeren Agglutination der Wurzeln hindurchgegangen sein. Die Natur eines jeden einzelnen Sprachstammes aber ist von Anfang an eine mehr oder weniger edle und kräftige gewesen, in Folge deren er in dem allgemeinen Principe seines Baues auf einer entweder niedrigeren oder höheren Entwickelungsstufe stehen geblieben ist.

Alle Geschichte der Sprache kann an sich in Rücksicht der Ausbildung des grammatischen Organismus in zwei große Abtheilungen unterschieden werden, die eine der allmälig ansteigenden Erschaffung und die andere der successiv um sich greifenden Reduction oder Vereinfachung eines reichhaltigen und vollständig gegliederten Flexionssystemes der Worte. Den Wendepunkt dieser beiden Perioden aber oder der Höhepunkt des ganzen sinnlich vegetativen oder wortbildenden Entwickelungsprocesses der Sprache bezeichnet für uns das Sanskrit oder doch diejenige Gestaltung der indogermanischen Ursprache, welcher dieses selbst unter allen einzelnen Zweigen des Stammes noch zunächst stehen geblieben ist; alle einsylbigen und agglutinirenden Sprachen aber gehören dem Wesen ihres grammatischen Principes nach der ersten, alle in der Reduction ihres Flexionsapparates weiter fortgeschrittenen Sprachen als das Sanskrit aber der zweiten dieser Perioden an. Der ganze Charakter der ersten Periode aber kann auch als ein im specifischen Sinne etymologischer oder wortbildender, der der zweiten als ein syntaktischer oder satzbildender bezeichnet werden; unter dem rein etymologischen Gesichtspunkte ist an sich eine jede Sprachgestaltung vom Sanskrit abwärts Nichts als eine Verschlechterung, insofern überhaupt in der Reichhaltigkeit der Flexionen die allgemeine Schönheit oder natürliche Vollkommenheit der Sprache erblickt wird; andererseits aber steht mit dem allmäligen Verschwinden oder Zurücktreten der Flexionen wiederum die größere Gelenkigkeit und Beweglichkeit des Satzbaues oder das Interesse der leichteren, schärferen und knapperen Bezeichnung des geistigen Denkens in einem genauen Zusammenhange; schon das Griechische, trotz dem, daß dieses immer noch eine eigentliche und reichhaltige Flexionssprache ist, hat doch bereits einen Theil des schweren und üppigen Formenapparates der altindischen Schwestersprache von sich abstreifen müssen, um die ihm als besonderer Vorzug eigene leichte und biegsame Beweglichkeit im Ausdrucke des Denkens erreichen zu können; in noch höherem Grade aber wird in den neueren Sprachen im Interesse der logischen Strenge und Kürze des Denkens der ursprüngliche Formenapparat vereinfacht oder durchbrochen; im höchsten Maße ist dieses der Fall im Englischen, der jüngsten Sprache des ganzen Stammes, welches in dem Verluste fast aller Flexionen beinahe wiederum der absoluten Starrheit und logisch-syntaktischen Kürze des einsylbigen Sprachbaues im Chinesischen an die Seite tritt; — das ganze Interesse der Sprache ist von Anfang auf die Erschaffung eines reichen Flexionsapparates und der in diesem enthaltenen sinnlichen Mittel zur Bezeichnung aller, selbst der außerwesentlichen und überflüssigen Beziehungen und Verhältnisse des Denkens gerichtet; ein großer Theil dieser Mittel wird später als

zur Erreichung des Zweckes nicht mehr streng nothwendig fallen gelassen; so ist z. B. die Reduplication zur Bezeichnung des Perfects an sich vollkommen entbehrlich, da auch durch die Flexion am Ende des Wortes dieses Verhältniß vertreten wird; je älter die Sprache wird, um so mehr gewöhnt sich der Gedanke, die Beziehungen der einzelnen Begriffe in ihr aus gewissen, äußerlich oft kaum merklichen Andeutungen zu errathen; mehr und mehr tritt die Sprache in die Stellung eines bloßen dienenden Mittels zum Zweck der Bezeichnung des Denkens ein, während sie zuerst den Charakter eines sich in seiner eigenen Ueppigkeit wohlgefallenden Selbstzweckes besaß; — wenn es aber die absolute Armuth an Mitteln der äußeren Bezeichnung der Verhältnisse des Denkens war, von welcher alle Geschichte der Sprache im einsylbigen Sprachbau ihren Ausgang nahm, so lenkt dieselbe zuletzt wiederum in der fortschreitenden Abstreifung dieser Mittel einem ähnlichen Ziele zu; immer aber ist es doch ein sehr wesentlicher Unterschied, ob eine Sprache, wie das Chinesische, sich von Anfang an in dem Besitze gar keiner flectirenden Bezeichnungsmittel der geistigen Denkformen befunden hat, oder ob sie, wie die neueren Sprachen, dieselben erst späterhin von sich abgestreift hat; denn in dem letzteren Falle ist doch dasjenige, was die Flexion ursprünglich ausgedrückt hat, immer noch wenigstens an sich und seiner Idee nach in der Sprache vorhanden; der grammatische Organismus ist als solcher hier noch derselbe als da, wo die Flexionen wirklich vorhanden waren, nur daß die Function dieser letzteren als äußerer Glieder oder Zweige am Körper des Wortes jetzt durch eigene selbständige Worte und Hilfsbegriffe ersetzt wird. Die Sprache daher, nachdem sie zuerst aus der Vereinigung der beiden Elemente des Stammes und der Flexion ein ausgedehnteres Wort gebildet hatte, läßt dann später an die Stelle dieser letzteren wiederum ein eigenes selbständiges Wort treten, oder es ist ihr Verfahren, welches zuerst ein synthetisches gewesen war, nunmehr wiederum ein analytisches geworden. Man bedient sich daher der Ausdrücke der analytischen und der synthetischen Sprachgestaltung in dem Sinne, um damit jenen Unterschied zwischen der flectirenden und der umschreibenden Bezeichnung der logischen Denkformen, wie er z. B. in dem Verhältnisse der alten und der neueren Sprachen obwaltet, zu bezeichnen. Im weiteren Sinne aber umschließt der Begriff des analytischen Sprachbaues auch alle die auf dem Principe der Einsylbigkeit, der des synthetischen aber auch die auf dem Principe der Vielsylbigkeit oder der Agglutination beruhenden Sprachen, weil in jeder einzelnen Sprache im Allgemeinen die Tendenz zur strengen Isolirung der Begriffe und zur rein logischen Bezeichnung ihrer Verhältnisse oder die entgegengesetzte zur engeren Aneinanderziehung und zur sinnlich anfügenden Ausdrucksweise dieser letzteren die vorwaltende ist.

Das Princip der Flexion ist an sich dasjenige, auf welchem alle wahre Vollkommenheit des Baues der Sprachen beruht. Die Flexion hat an sich die Eigenschaft eines todten oder abgestorbenen Bestandtheiles der Sprache, indem es nicht mehr ein einzelner materieller Begriff, sondern nur ein ganz abstractes äußeres Formverhältniß der Begriffe ist, was sie in sich vertritt. Durch das Hinzutreten der Flexionen aber wird die Auffindung der Verhältnisse der Begriffe wesentlich für uns erleichtert; die Flexion eines Wortes ist wie der Arm eines Wegweisers, der uns seine Stellung zu einem anderen Worte erkennen läßt. Auch in sinnlicher Beziehung aber sind die Flexionen ein wesentliches Mittel für die anmuthige Verschönerung des Eindruckes der Rede, weil in ihnen immer eine Menge von eigentlich leeren oder nichts Materielles ausdrückenden Sylben gegeben ist, die als eine bloße lautliche Ausfüllung den Uebergang zwischen den den Kern alles Denkens bildenden Stammsylben vermitteln. Für die Zwecke des Versbaues sind daher die Flexionen von einem ganz besonderen Gewichte und es hat namentlich in dem Wegfall derselben der allgemeine Unterschied der neueren Sprachen von denen des Alterthumes wie in dem Principe der Betonung so unter Anschluß hieran auch in der Art des Versbaues seinen Grund.

Alle Flexion beruht zunächst auf der Anfügung eines eine gewisse Situation des Begriffes ausdrückenden Lautelementes an den Stamm des Wortes, und zwar im Allgemeinen entweder in der Gestalt eines Suffixes am Ende oder in der eines Präfixes am Anfange oder endlich auch wol in der eines Infixes in der Mitte desselben. Die suffigirende Art der Flexionen, wie sie in unseren Sprachen die herrschende ist, erscheint aber im Allgemeinen als die sachgemäßere und richtigere als die präfigirende, die sich in manchen anderen niedriger stehenden Sprachen findet, weil der Stamm in der Eigenschaft des Ganzen an sich immer das Frühere ist als seine einzelnen Beziehungen und Glieder; hiervon bilden wesentlich nur das Augment und die Reduplication eine Ausnahme, die jedoch theils immer blos ergänzender Natur sind, da sich dasselbe Verhältniß auch am Ende des Wortes ausgedrückt findet, und deren Stellung sich wol anderntheils mit dadurch erklärt, daß sie selbst etwas Vorausgegangenes oder gleichsam hinter dem Begriffe selbst Liegendes anzeigen. Noch eine andere Art von Flexionen aber gibt es, nämlich diejenigen, welche nicht auf einer äußeren Anfügung eines anderweiten selbständigen Wurzelelementes, sondern auf einer inneren Umwandelung des Stammwortes selbst in gewissen seiner Laute beruhen. Diese letzteren werden daher auch im Unterschiede von jenen ersteren, als den schwachen, mit dem Ausdrucke der starken bezeichnet, weil sie durch eine innere dynamische Energie des Stammes selbst, mit welcher dieser eine bestimmte Situation durch einen gewissen körperlichen Lautwechsel zu erkennen gibt, hervorgerufen werden. So ist z. B. das von dem Stamme: geben abgeleitete Imperfect: gab eine starke, die Form: machte von machen dagegen eine schwache Flexion. Es mag aber in sehr vielen Fällen die in dem Stamme eintretende Lautveränderung auf eine bloße Nachwirkung oder Folge eines ursprünglich mit ihm ver-

bundenen und später hinweggefallenen Suffixes zurückgeführt werden können; in anderen Fällen dagegen ist es offenbar eine innere lebendige Lautgeberde oder plastisch-dramatische Handlung des Stammes selbst gewesen, wodurch dieser eine bestimmte Veränderung seiner äußeren Stellung durch einen gewissen, hierfür irgendwie adäquat scheinenden Lautwechsel symbolisch auszudrücken versucht hat. Vorzugsweise hat hierbei der Vocal als das flüssige oder beweglichere Element des Lautes, diese Function auszuführen gehabt, obgleich in einigen, namentlich den celtischen Sprachen, auch das festere consonantische Element demselben Principe unterliegt.

Eigenthümlich ist in dieser Beziehung die Regel der semitischen Sprachen, bei welchen, unbeschadet des Vorhandenseins eigentlicher, durch Suffixe gebildeter Flexionen, doch in einem gewissen Sinne das doppelte gedankenmäßige Element der Sprache, das materielle oder lexikalische und das formelle oder grammatische, an die beiden sinnlichen Bestandtheile des Lautes, die Consonanten und die Vocale, vertheilt oder unter Anschluß an das Verhältniß dieser letzteren äußerlich darzustellen versucht wird. Jedes semitische Wort besteht gemeinhin aus drei Consonanten, welche den eigentlichen unveränderten Kern desselben bilden und insofern die feststehende logische Materie des in ihm enthaltenen Begriffes in sich repräsentiren; je nachdem aber diese drei Consonanten in einer anderen Weise vermittels der zwischen sie eingeschobenen Vocale verbunden oder gruppirt werden, drückt sich hierdurch überall eine anderweite grammatische Form oder Beziehung jenes Begriffes aus; ein Verfahren, welches unter allen Umständen als ein in hohem Grade sinnreiches angesehen werden muß, da in der That die Consonanten als das an und für sich feststehende und die Vocale als das flüssige Lautelement der Sprache mit dem Verhältnisse des rein begrifflichen oder materiellen und des formellen oder grammatischen Elementes des Denkens wesentlich übereinzukommen scheinen. Das Natürlichste aber ist immer dieses, daß die Flexion in einem selbständigen Suffix ihre Vertretung findet; hier hat dieselbe den Charakter eines Zweiges oder Gliedes an dem Stamme des Wortes, während bei jeder anderen innerlichen Flexionsabwandelung des Wortes es gleichsam eine vorübergehende Farbenerscheinung oder eine eigenthümliche Gestalt und Geberde des letzteren selbst ist, wodurch sie ihre Bezeichnung findet.

Es ist aber überhaupt von Anfang an in aller Sprache das Element der Lautgeberde oder der unmittelbaren plastischen Nachbildung einer inneren Empfindung die erste wurzelhafte Grundlage jeder weiteren conventionellen Bezeichnung des Denkens gewesen. Ist für uns auf dem gegenwärtigen Standpunkte des Lebens die Sprache allerdings Nichts als ein System von traditionell festgestellten lautlichen Zeichen für die Begriffe des Denkens, oder findet zwischen der physisch-lautlichen und der geistig-begrifflichen Seite ihres Wesens für uns im Allgemeinen kein wahrnehmbares Band ihres inneren organischen Zusammenhanges statt, so war doch zur Zeit ihres ersten Entstehens die menschliche Sprache noch Nichts als ein bloßer Naturlaut so wie jeder andere, und ebenso wie jedes Thier so hat auch der Mensch zunächst nur seine unmittelbaren Empfindungen in gewissen Lautzusammensetzungen seiner Stimme äußerlich abgebildet oder verkörpert, blos daß in Zusammenhang mit der höheren articulirten Beschaffenheit seines Lautelementes auch die Empfindungen seiner Seele selbst durchaus andere, tiefere und reichhaltigere gewesen sind als jene des Thieres. Jedenfalls aber ist an diesem ersten Anfange aller Sprache das Lautelement die durchscheinende Hülle und gleichsam der eigene natürliche Körper des in ihm eingeschlossenen Bedeutungsinhaltes gewesen; ist nun in Folge der weiteren Geschichte der Sprache das Lautelement im Ganzen durchaus in die entferntere Stellung eines mechanischen und conventionellen Repräsentanten oder Werthzeichens für die mannichfachen mit ihm in Verbindung gebrachten Begriffe des Denkens zurückgetreten, so finden sich doch auch in der jetzigen Gestaltung der Sprache immer noch gewisse Spuren und Reste jenes älteren natürlicheren Verhältnisses von Laut und Bedeutung vor; auch jetzt hat der sinnliche Körper der Sprache immer noch einen gewissen höheren geistigen und ästhetischen Werth für uns als den einer bloßen abgegriffenen Münze, die für uns einen bestimmten materiellen Werthinhalt vertritt; theils wissen wir, daß diese Münze früher einmal flüssiges Gold war und daß ihr daher auch ein wirklicher und nicht ein blos conventioneller Werth inwohnt, theils aber läßt sich ihr ursprüngliches Gepräge auch oft noch aus gewissen Zügen an ihr erkennen. Unter allen Umständen ist von der Sprache so viel gewiß, daß, wenn ihre Bedeutsamkeit allerdings nicht mehr eine rein natürliche, sondern nur eine conventionelle ist, sie doch eben diese Bedeutsamkeit nicht etwa so wie das Zeichensystem eines Telegraphisten einer blos subjectiven Willkür und Laune, sondern dem allgemeinen Entwickelungsgange oder der Geschichte des menschlichen Lebens zu verdanken hat. Sie ist immerhin etwas Gewordenes, nicht aber etwas willkürlich Festgestelltes oder Gemachtes; inwiefern aber in allem Gewordenen das Walten eines Naturgesetzes erblickt werden mag, so wird auch bei der Sprache immer noch ein gewisses organisches Princip in der allmäligen Umwandelung ihres Lautelementes nach seinem Zusammenhange mit der geistigen Bedeutung angenommen werden dürfen.

Das ursprüngliche Empfinden des Menschen ist jedenfalls ein in weit höherem Grade nicht blos reichhaltiges, sondern auch objectives gewesen als dasjenige des Thieres. Jedes Thier ist in seinem Seelenleben in einen gewissen engen Kreis von dumpfen und subjectiven Empfindungsvorstellungen eingeschlossen; dasjenige, was das Thier in seinen Lauterzeugungen verkörpert, sind wesentlich nur gewisse Regungen oder Impulse seiner unmittelbaren sinnlichen Natur, denen keine weitere allgemeine oder über es selbst hinausreichende geistige Bedeutung zukommt; das natürliche Empfinden des Menschen dagegen ist gewiß der lebendige Spiegel und Abdruck des ganzen ihn umgebenden und auf seine Sinne eindringenden Inhaltes der äußeren Welt gewesen; das

Interesse des Menschen an den äußeren Dingen ist an sich ein durchaus unbeschränktes oder es ist seine Seele von Anfang an dazu bestimmt und geschaffen, jedes einzelne Moment der äußeren Welt in sich aufnehmen, begreifen und weiter verarbeiten zu können; das Seelenleben des Thieres wird immer nur von einem einzelnen Lichtstrahle der äußeren Welt erhellt, während das Auge des Menschen den ganzen Umfang der Herrlichkeit der Dinge erblickt oder erkennt; die Laute des Menschen haben daher von Anfang an auch immer den Werth von Darstellungen des objectiven Wesensinhaltes der Dinge gehabt; nur die Welt überhaupt ist dasjenige, was das Seelenleben des Menschen mit sich erfüllt; die Laute des Menschen sind daher nicht blos Bilder von inneren Empfindungen, sondern auch solche von diesen entsprechenden Momenten der äußeren Sachen gewesen; auch die ursprüngliche Sprache des Menschen schon hat die Natur des Rudimentes einer den ganzen Horizont der Erscheinung umschließenden geistigen Weltanschauung für ihn gehabt.

Jede einzelne Sprache trägt in den bloßen Mischungsverhältnissen ihres Lautelementes gleichsam eine ganz andere sinnlich-geistige Physiognomie, d. h. es kommen überall gewisse Laute und ganze Lautgruppen in größerer oder geringerer Häufigkeit in ihr vor, durch welche der Gesammtheit ihres sinnlichen Erscheinens ein gewisser eigenthümlicher Stempel aufgedrückt wird. So kann z. B. bei nur etwas aufmerksamer Beobachtung leicht ein ungarisches Wort von einem slawischen oder ein italienisches von einem spanischen auch ohne wirkliche Kenntniß dieser Sprachen selbst von uns unterschieden werden. Immer aber ist dieser ganze äußere sinnliche Habitus einer Sprache, wozu dann noch die besondere Art ihres Vortrages und ihrer Betonung hinzutritt, eine Art von Abbild der inneren Gesammteigenthümlichkeit des Denkens oder des ganzen Geistes desjenigen Volkes, welchem sie angehört, und nicht mit Unrecht pflegt daher auch der äußere Klang einer Sprache als etwas für die innere Natur des Volkes selbst Charakteristisches angesehen zu werden. Dann aber sind es insbesondere auch die Erscheinungen der sogenannten Sprachmalerei sowol in der ungebundenen als in der gebundenen Rede, welche eine Hindeutung auf einen gewissen, wenngleich entfernten, Zusammenhang zwischen dem Lautelemente der Sprache und seiner Bedeutung auch jetzt noch in sich enthalten; oft schließt sich in der That der Klang der Worte wie in einer gewissen verwandtschaftlichen Uebereinstimmung an den in ihm ausgedrückten Inhalt der Begriffe an, namentlich wo dieser selbst in der Schilderung oder Ausmalung irgend einer Bewegung besteht, und es bietet ganz durch sich die Sprache dem Versbildner und dem Stylisten gewisse natürliche Hilfsmittel und Gelegenheiten zur Erzielung derartiger malerisch-spielender und das Geistige im Sinnlichen ausprägender Effecte dar; ganz besonders auffallend aber ist hierbei das metrische Kunstmittel des Reimes, in welchem keineswegs blos ein leerer Gleichklang zweier Worte an einer parallelen Stelle des Verses, sondern zugleich auch eine Hindeutung auf eine tiefere Analogie in dem geistigen Sinne derselben erblickt werden darf, welche letztere sich auch einer noch so flachen Beobachtung nicht leicht entzieht. Ueberall daher wird angenommen werden dürfen, daß der Genius der Sprache bei allen Fortschritten und Umwandelungen des Lautelementes sowol in sich als auch in seiner Verbindung mit dem, was es bedeutet, doch den tieferen und geistigen Zusammenhang zwischen dieser sinnlichen und jener geistigen Seite oder Hälfte der Rede nicht vollkommen aus dem Auge verliert, oder daß es wenigstens gewisse, obschon unendlich feine und abgeleitete Fäden gibt, welche beide auch jetzt noch mit einander verknüpfen.

Alle Wurzeln der Sprachen scheinen ihrer ursprünglichen Bedeutung nach entweder solche gewesen zu sein, die ein bestimmtes Moment der Bewegung, des Geschehens und der Handlung oder solche, die ein derartiges des festen, gegenständlichen oder ruhenden Daseins in sich ausgedrückt haben. Wenn diese beiden Arten von Wurzeln mit den Bezeichnungen der Verbal- und der Pronominal- oder der Prädicats- und der Substantivstämme zu unterscheiden versucht werden, so sind allerdings diese Bezeichnungen erst aus dem späteren entwickelten Organismus der Grammatik entlehnt; nichtsdestoweniger aber findet sich doch mindestens die Wurzel dieses Unterschiedes bereits in dem anfänglichen Zustande der Sprache, inwieweit überhaupt von einem solchen die Rede sein kann, vor. Theils nämlich sind in den ältesten Wurzeln die einzelnen Momente der in die Erscheinung fallenden Bewegung oder Veränderung verkörpert gewesen, aus denen dann nicht blos die meisten Verbal-, sondern überhaupt fast alle eigentlichen Wortstämme der Sprache entstanden sind, anderentheils aber haben gewisse jener Wurzeln als die allgemeinen Repräsentanten derjenigen Dinge oder fürsichseienden Existenzen gegolten, an denen sich irgend ein solches bestimmtes Moment der Bewegung vorfinden kann, und es ist wol näher immer eine Verbindung dieser beiden ursprünglichen Gattungen von Wurzeln gewesen, aus der die ersten wirklichen Worte der Sprache hervorgegangen sind. Die erste Gattung von Wurzeln aber kann vielleicht auch als die der objectiven oder materiellen, die letztere als die der subjectiven oder formellen Grundbestandtheile der Sprache angesehen werden; immer aber haben die ersteren den eigentlichen Inhalt oder das specifische Etwas der Bezeichnung, die letzteren dagegen den als ein objectivirtes Ich oder als ein äußerlich gewordenes, subjectiv menschliches Dieses gedachten Träger dieses Etwas in sich zu vertreten gehabt. Die Bewegung des Pferdes z. B. ist vielleicht zuerst in gewissen, hierauf hindeutenden Lautzusammensetzungen nachgebildet worden; durch das Hinzutreten einer anderweiten subjectiv formalen Pronominalwurzel, die mit dieser Bewegung die Vorstellung eines festen persönlichen Dieses als ihres wirklichen Trägers verbunden hat, ist dann die bestimmtere oder concretere Anschauung des Laufenden oder Springenden entstanden; denn dadurch, daß nunmehr das Bild jener Bewegung nicht mehr an dem einzelnen äußeren Körper

des Pferdes haftet, sondern einen anderen ideal innerlichen Mittelpunkt oder Träger gefunden hat, ist sie gleichsam frei oder abgelöst worden von der äußeren Objectivität und hat sich zu einem anschaulichen Eigenthume des inneren geistigen Subjectes erhoben. Hierin aber ist der erste Anfang der synthetischen Vereinigung der ältesten Bestandtheile der Sprache enthalten gewesen; der Mensch selbst stellt sich hin als den Mittelpunkt der Welt, indem er alles Einzelne in dieser auf sich als ihre geistige Einheit bezieht oder mit ihr verknüpft.

Auch die letzten einfachen Bestandtheile der Sprache, die einzelnen Laute als solche, haben an und für sich gewiß eine bestimmte, unmittelbar anschauliche Bedeutung für den Geist des Menschen gehabt. Wie alles Sinnliche, der Ton, die Farbe u. s. w., so ist auch dieses gewiß an sich der Träger einer bestimmten unmittelbaren Empfindungsanschauung für den Menschen gewesen; noch jetzt fühlen wir, wie z. B. dem r ein besonders kräftiger, energischer, dem l dagegen ein sanfter und weicher Charakter eigen ist; der Buchstabe n steht fast in allen Sprachen in einem gewissen geheimen Zusammenhange mit dem Begriffe der Negation u. s. w.; Alles ist an sich zuerst lebendige und sinnbildliche Nachahmung in der Sprache gewesen, nur später aber zu trockener und mechanischer Convention erstarrt.

II. Der Inhalt der Grammatik.

Die Grammatik einer jeden Sprache nimmt ihren Anfang mit der Darlegung des Lautsystemes derselben, als des Inbegriffes der letzten materiellen Bestandtheile ihres Baues. Die Sprache unmittelbar genommen ist Nichts als eine Folge von articulirten Lauten der menschlichen Stimme; der einzelne articulirte Laut ist das letzte reale Etwas oder Atom, welches in ihr unterschieden werden kann. Im Wesentlichen aber ist das System dieser articulirten Laute für alle Sprachen das gleiche; jede einzelne Sprache hat zwar theils immer gewisse besondere Lautformen für sich, theils aber unterliegt auch die ganze Verbindung und Beziehung der Laute in ihr gewissen eigenthümlichen Regeln; immer aber gibt es doch auch eine wissenschaftliche Bestimmung des Alphabetes oder des geordneten Inbegriffes der menschlichen Laute an sich, an welche sich das besondere Alphabet jeder einzelnen Sprache nur als eine nähere Modification wird anschließen können.

Die sämmtlichen articulirten Laute der menschlichen Stimme zerfallen zunächst in die beiden Hauptclassen der Vocale und der Consonanten. In dem Unterschiede aber dieses doppelten Lautprincipes, des vocalischen und des consonantischen, hat der allgemeine Charakter des Articulirten der menschlichen Stimme überhaupt vorzugsweise und zuerst seine Wurzel; denn jeder andere Laut außerhalb der menschlichen Stimme erinnert zwar im Allgemeinen entweder mehr an die Natur des Vocales oder an die des Consonanten, ohne aber, daß jemals der Charakter des einen dieser beiden Elemente rein und vollkommen in ihm ausgeprägt würde; jeder sonstige Laut ist immer eine gewisse Mischung dieser beiden Elemente oder Grundbeschaffenheiten des Tones mit einander, während nur in den Lauten der menschlichen Stimme sich dieselben in einer klaren und scharf geschiedenen Weise begrenzen; die Welt der übrigen Laute ist ein wirres und verschwommenes Chaos, nur die menschliche Stimme ist der geordnete Kosmos der reinen und eigentlichen Grundbeschaffenheiten des Tones.

Die vocalischen Laute der Stimme werden gebildet durch ein einfaches Hervorgehen des Hauches aus der Oeffnung des Mundes, während bei den consonantischen Lauten dieser Hauch immer eine Zerschneidung oder Zusammenpressung durch die ihn in seinem Laufe einschließenden körperlichen Wände oder Mittel der Stimme erfährt. Der lauterzeugende Hauch besitzt gleichsam die Eigenschaft eines Stromes, welcher sich bei den Vocalen frei durch seine Mündung in das Weite ergießt, während er bei den Consonanten durch das Zusammendrücken seiner Ufer oder Klippen abgeschwächt oder gedämpft hervordringt. Die einzelnen unter den Vocalen aber entspringen daraus, daß immer die Stellung des Mundes bei dem Hervorgehen des Hauches in gewisser Weise eine andere ist, wodurch dieser letztere in einer anderen Gestalt oder Form aus ihm zu entweichen veranlaßt wird, gerade so als der Strahl einer Fontaine durch ein verschiedenartiges ihm aufgesetztes Mundstück in eine andere Gestalt übergeht. Das Entstehungsprincip der Consonanten aber gründet sich theils auf die Art und Weise der Zusammenpressung des Hauches, theils auf die Stelle, an welcher dieses geschieht; der vocalische Laut ist derjenige, welcher durch eine einfache stromartige Erschütterung der Luft bewirkt wird, während der consonantische aus dem gewaltsamen Zusammenstoße zweier fester körperlicher Elemente entspringt.

Nur der vocalische Laut ist derjenige, welcher für sich allein in einer leichten und weithin vernehmlichen Weise von der Stimme hervorgebracht wird, während dieses bei dem consonantischen eben nur insofern der Fall ist, als sich derselbe an irgend einen anderen mit ihm zusammenhängenden Vocal anschließt oder von diesem mit in das Weite des Stimmbereiches hinausgetragen und fortgepflanzt wird. Bei der Sprache also, inwiefern sie etwas Hörbares ist, kommen in erster Linie immer nur die Vocale als die klingenden und zeitlich ausgedehnten Laute in Betracht, während die Function der Consonanten wesentlich nur diese ist, den einzelnen Vocalen zu einem passenden Stützpunkte zu dienen oder dieselben durch ihr Dazwischentreten vor der Vermischung unter einander zu bewahren. Die Consonanten sind in der sinnlichen Einrichtung der Sprache dasjenige, was bei einer Brücke oder einem Gebäude die aufrecht stehenden verticalen Balken und Pfeiler, während die Vocale den die Verbindung zwischen diesen herstellenden horizontalen Bögen oder Längenabschnitten entsprechen. So wie ferner bei einem Gemälde die dunkeln oder schattenhaften Partien nicht für sich allein, sondern nur durch ihre Begrenzung mit dem Lichte in unsere Wahrnehmung eintreten, so ist dieses auch bei der Sprache rücksicht-

lich des Verhältnisses der Consonanten zu den Vocalen der Fall; die Vocale sind das Licht, die Consonanten sind der Schatten in dem ästhetischen Gesammtbilde der Sprache, und es geht überall aus der verschiedenen Mischung dieser beiden Elemente ein durchaus anderer ästhetischer Eindruck derselben hervor. In der ältesten Gestaltung der Sprache aber sind, wie es scheint, immer ein Consonant und ein Vocal zu der Einheit einer Ursylbe verbunden gewesen, alle weitere dichtere Häufung von Lauten beider Classen aber ist immer erst durch den Ausfall der zwischen ihnen gestandenen Laute der entgegengesetzten Art hervorgerufen worden. Im Chinesischen aber findet sich auch jetzt noch das Princip dieser ursprünglichen staketartigen Monotonie der Abwechselung beider Lautgattungen erhalten, indem hier der Regel nach zwei Consonanten nicht unmittelbar, sondern nur unter dem Dazwischentreten eines Vocales an einander geschlossen werden können; nur durch das Hinaustreten über diesen Urzustand aber ist in den anderen Sprachen eine größere Mannichfaltigkeit von Licht- und Schatteneffecten in der Gruppirung der Laute erzielt worden.

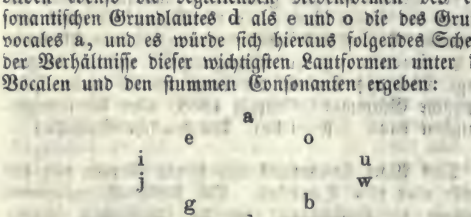
Jeder einzelne Laut der Sprache nimmt in der ästhetischen Einrichtung derselben eine bestimmte Stellung ein, und es können vielleicht selbst gewisse Analogien zwischen den Verhältnissen der Laute und jenen der Unterschiede der Farbe nachgewiesen werden. Unter den Vocalen aber ist der einfachste, natürlichste, vollste und kräftigste das a, welcher durch das Hervorgehen des Hauches aus der nach allen Seiten hin gleich ausgedehnten Oeffnung des Mundes entspringt; kein anderer Vocal ist an sich in dem gleichen Grade wohllautend und sangbar als das a, und es sind eine große Anzahl anderer vocalischer Laute erst aus der Umwandelung und Abschwächung eines ursprünglichen a entstanden. Mit Recht daher nimmt fast in allen Sprachen das a seine Stelle an der Spitze des Alphabetes ein und es kann dasselbe als das reine Lichtelement unter den Lauten mit dem Weiß unter den Farben in Parallele gestellt werden. Alle anderen Vocale aber schließen sich an das a als bestimmte Modificationen des in ihm verkörperten reinen Grundcharakters des vocalischen Lautes überhaupt an; der Laut e entspringt daraus, daß die Stellung des Mundes aus einer allseitig geöffneten wie bei a vielmehr zu einer in horizontaler Richtung oder in der Breite gedehnten wird, wodurch der Hauch statt wie dort in der Gestalt eines vollen körperlichen Cylinders vielmehr in der eines in die Breite gezogenen Ovales in das Weite hervortritt, und es hat eben hierin der weniger kräftige und mattere Charakter dieses Lautes seinen Grund. Bei dem dritten Vocale aber, dem i, ist die Stellung des Mundes an sich noch ganz dieselbe wie bei e, nur daß hier der Hauch in einer zugespitzten oder gleichsam konisch verschärften Weise aus dem Munde hervorgestoßen wird, wodurch der eigenthümlich scharfe, feine und gellende Charakter dieses Lautes entspringt. Bei o aber wird die Stellung des Mundes in der Weise in die Höhe gezogen, daß hierdurch der Hauch nicht wie bei e in der Gestalt eines liegenden oder horizontalen, sondern in der eines aufrecht stehenden oder rücksichtlich seiner längeren Axe verticalen Ovales aus dem Munde zu entweichen genöthigt wird; das Verhältniß aber des fünften Vocales, des u, zu dem vierten, dem o, ist ganz dasselbe als das des dritten zum zweiten oder des i zum e, indem auch das u nur durch eine verschärfte Zuspitzung des Hauches aus der vertical gedehnten Stellung des Mundes wie bei o gebildet wird. e und i können demnach als die beiden flachen oder horizontalen, o und u aber als die beiden tiefen oder verticalen Modificationen des Grundvocales a angesehen werden, indem immer je der eine von ihnen ein einfach gedehnter, der andere ein verschärfter oder zugespitzter Laut ist. Wegen ihrer Richtung in die Tiefe aber ist den beiden verticalen Lauten o und u ein mehr schwerer, ernster und nachdrücklicher Charakter eigen als dem e und dem i.

An die fünf einfachen Vocale schließt sich die größere Menge der abgewandelten oder gemischten diphthongischen Laute an. Ein jeder von diesen aber entspringt an und für sich aus dem Umlaute oder der Trübung irgend eines vorausgehenden einfachen Vocales durch einen anderen mit ihm zusammenfließenden nachfolgenden, und es sind insofern, da ein jeder der fünf reinen Vocale durch einen jeden der vier anderen getrübt oder umgewandelt werden kann, zwanzig einzelne Diphthongen denkbar; zuerst die vier Abwandelungen von a: ae, ai, ao (im Englischen: war u. dgl.), au; dann die von e: ea, ei, eo, eu; die von i: ia, ie, io, iu; die von o: oa, oe, oi, ou; endlich die von u: ua, ue, ui, uo. Manche von diesen Diphthongen aber, wenn sie auch nicht ausdrücklich in der Schrift als solche anerkannt sind, finden sich doch gewiß in einzelnen Sprachen oder in Dialekten vor. Durchschnittlich aber sind immer diejenigen unter ihnen die wohlklingenderen und häufigeren, welche auf der Trübung eines vorausgehenden stärkeren durch einen nachfolgenden schwächeren einfachen Vocal beruhen; stärker aber ist zunächst immer das a als jeder andere Vocal, dann aber insbesondere die beiden verticalen Vocale o und u als die beiden horizontalen e und i. Nächst den Diphthongen aber mögen dann auch gewisse triphthongische Laute, z. B. das äu, unterschieden werden.

Das System der Consonanten zerfällt zunächst in die beiden Classen der flüssigen und der stummen Laute, oder derjenigen, welche ebenso wie die Vocale in einer zeitlich andauernden und derjenigen, welche nur in einer kurzen augenblicklich vorübergehenden — explosiven — Weise ausgesprochen werden können. Die ersteren aber werden durch ein sanftes Aneinanderpressen, die letzteren durch ein gewaltsames Zerschneiden des Hauches der Stimme bei seinem Hervorgehen durch die körperlichen Organe der Stimme gebildet. Die flüssigen Consonanten aber bilden deswegen einen ausgleichenden und vermittelnden Uebergang zwischen den reinen oder stummen Consonanten und den Vocalen; die Zahl derselben aber beträgt ebenso wie die dieser letzteren fünf, l, m, n, r, s, zwischen denen vielleicht gewisse ähnliche Ver-

hältnisse angenommen werden können als zwischen den einzelnen Vocalen, indem insbesondere der Zungenlaut l ähnlich wie dort a den allgemeinen Charakter der Gruppe am reinsten in sich vertritt; m und n aber bilden wie e und i, r und s wie o und u eine Gruppe ähnlicher Lautformen, indem jene einen mehr matten und flachen, diese einen schwereren und tieferen Charakter zu besitzen scheinen; n und s ferner sind ebenso wie i und u die geschärfteren, m und r wie e und o die breiteren oder gedehnten unter ihnen. Die stummen Consonanten aber gliedern sich zunächst nach der Localität ihres Entstehens im Munde in die drei Gruppen der Gaumen-, Lippen- und Zahnlaute, indem es im Ganzen dieses dreifache Thor der Gaumenwände, der Lippen und der Zahnreihen ist, durch welches der Hauch der Stimme während seines Laufes hindurchzugehen hat; da aber das Zusammenpressen des Hauches bei einem jeden derselben entweder ein schwächeres oder ein stärkeres sein kann, so entsteht hieraus zunächst eine doppelte Form eines jeden der drei stummen Consonanten, die weiche und die harte, unter denen aber sodann jede wiederum durch das Hinzutreten des Momentes der Aspiration der Umwandelung in einen flüssigen aspirirten Consonanten fähig ist. Da nun aber ferner auch unter den fünf rein flüssigen Consonanten drei, r, m, n, rücksichtlich der Localität ihrer Entstehung mit je einer dieser Gruppen identisch sind, so entstehen hieraus überhaupt drei aus fünf Gliedern bestehende Gruppen consonantischer Laute, und zwar 1) Gaumenlaute: r, g, k, j, ch; 2) Lippenlaute: m, b, p, w, f; 3) Zahnlaute: n, d, t, dh, th, von welchen beiden letzteren Lauten sich die weiche Form mindestens im Neugriechischen, die harte aber auch im Englischen und sonst findet. Ein eigenthümliches Element der Lautbildung ist überhaupt die Aspiration oder die reine dynamische und körperlose Energie des Anstoßes des Hauches an und für sich, durch deren zusammenfließende Verbindung mit einem vorausgehenden stummen Consonanten gleichsam eine Umschmelzung desselben in einen flüssigen Laut herbeigeführt wird, während durch das Vorausgehen derselben vor einem Vocale eine größere Beschleunigung der Bewegung desselben wie durch einen die Oberfläche des Wassers bewegenden Luftzug herbeigeführt wird. Ein jeder einzelne Consonant gehört demnach einer der vier Hauptclassen der liquidae, mediae, tenues, aspiratae, oder der flüssigen, weichen, harten und aspirirten Lautformen an.

Der härteste unter den stummen Consonanten ist an und für sich der Zahnlaut, das d oder t, weil hier der Hauch der Stimme gleichsam wie mit der Schärfe eines Messers von einander geschnitten wird. Das t aber bildet insofern in ähnlicher Weise den reinsten und vollkommensten Ausdruck des Principes der Consonanten wie das a denjenigen des Principes der Vocale; a und t aber, der weichste, ausgedehnteste und flüssigste und der härteste, schärfste und körperlichste aller Laute, bilden insofern die einander entgegengesetzten Scheitelpunkte des Lautsystemes überhaupt; beide aber sind in dieser Eigenschaft durch zwei Ketten anderer Laute mit einander verbunden; jeder andere Vocal vom a abwärts ist an sich bereits eine Annäherung an das Princip der Consonanten, indem er auf einer gewissen Zusammenschiebung oder Verdichtung des dem Munde entströmenden Hauches beruht; zunächst schließen sich an a die beiden einfachen Modificationen e und o an, von denen dann jenes in i, dieses aber in u einer noch weiteren Concentration oder Verdichtung des Hauches unterliegt; der vocalische Laut i aber steht mit dem consonantischen j, ebenso wie auf der anderen Seite das u mit dem w in einer genauen nachbarlichen Verwandtschaft und ist nur durch eine schmale Grenzlinie von demselben getrennt; das j aber ist selbst nur eine durch Aspiration bewirkte Umschmelzung oder Erweichung des einfacheren Lautes g, ebenso wie das w eine solche von b; g und b aber bilden ebenso die begleitenden Nebenformen des consonantischen Grundlautes d als e und o die des Grundvocales a, und es würde sich hieraus folgendes Schema der Verhältnisse dieser wichtigsten Lautformen unter den Vocalen und den stummen Consonanten ergeben:



Aus den langen Vocalformen aber und den harten Formen der stummen Consonanten könnte ein anderes diesem ähnliches Schema gebildet werden. Die flüssigen Consonanten aber mögen gleichsam als eine mittlere oder Aequatorialzone zwischen diesen beiden entgegengesetzten Hälften des Lautsystemes angesehen werden. Die genaue Erforschung der ganzen Verhältnisse und Beziehungen der Glieder des Lautsystemes aber ist eine schwierige und weit ausgedehnte Aufgabe.

Auch die bloße Aufeinanderfolge der Laute im Alphabet aber scheint wenigstens von Anfang an nicht aller Ordnung entbehrt zu haben, und es lassen sich auch jetzt noch gewisse Spuren einer solchen in der hergebrachten Aufzählung der Laute in den meisten einzelnen Alphabeten erkennen. Zunächst sind die fünf einfachen Vocale, a, e, i, o, u, der Reihe nach über den ganzen Umfang des Alphabetes verstreut und es scheint ein jeder von ihnen hierbei immer die Spitze oder den Führer einer Gruppe gleichartiger Consonanten gebildet zu haben. An das a schließen sich hierbei zunächst die drei weichen stummen Consonanten b, g (γ), d an; das e ist, wie es scheint, der Führer der drei von diesen gebildeten Aspiraten w, j, dh gewesen, indem auch jetzt noch auf dasselbe gewisse Laute dieser Gattung zu folgen pflegen; an das i als den mittleren Vocal haben sich dann die fünf flüssigen Consonanten l, m, n, r, s angeschlossen, während weiter in ähnlicher Weise als zuerst das o den Führer der drei einfachen harten Consonanten p, k, t, das u aber denjenigen der von ihnen gebildeten Aspiraten f (φ), ch (χ), th gebildet hat. In dieser Form

könnte vielleicht eine Art von Urgestalt unseres Alphabetes erblickt werden. Die Laute des wirklichen Alphabetes aber weichen von dem Systeme dieser ursprünglichen Grundlaute immer mehr oder weniger ab, indem theils einzelne dieser letzteren sich in jenem nicht mit ausgeprägt finden, theils aber andere sich in sich selbst reichhaltiger specialisirt haben oder auch aus der Verbindung gewisser einfacher Laute bestimmte anderweite Mischformen, z. B. des x und z, entstanden sind. Die Durchschnittszahl der Laute des gewöhnlichen Alphabetes aber beträgt 24—25, mit welcher die Zahl der eigentlichen Grundlaute insofern übereinkommt, als außer den fünf einfachen Vocalen, den fünf rein flüssigen Consonanten und den zwölf Modificationen der drei stummen consonantischen Formen des Gaumen-, Lippen- und Zahnlautes noch der sogenannte spiritus asper und sp. lenis oder der härtere und der gelindere dynamische Anstoß der Stimme vor einem Vocale, in der Eigenschaft eines unbestimmten Rudimentes eines ursprünglichen vollkommenen Consonanten, hierzu hinzugerechnet werden mögen. (Vergl. über das System der Laute an sich meine Philosophische Grammatik. Leipzig 1858, über die indogermanischen Laute Schleicher, Die deutsche Sprache.)

Das Wort Grammatik hat seinen Namen von der Schrift oder vom Schreiben. Der Ausdruck γράμματα bezeichnet die Buchstaben oder die schriftlichen Zeichen für die einzelnen Laute der Sprache. Die Schrift aber, obgleich sie an sich etwas vollkommen Unabhängiges und Selbständiges neben der Sprache ist, darf doch bei einer genauen und allseitigen Untersuchung der letzteren durchaus nicht außer Acht gelassen werden; erst durch die Schrift oder doch wesentlich nur bei Anschluß und unter Voraussetzung derselben sind wir uns desjenigen bewußt worden, was die Sprache ist; namentlich aber kann die Unterscheidung unserer Rede in ihre letzten einfachen physischen Bestandtheile, die Laute, nicht wol anders als durch die Vermittelung und Beihilfe der Schrift erfolgt sein; denn nur dadurch, daß sich der einzelne Laut der Stimme in einem bestimmten sichtbaren Zeichen für uns verkörpert hat, haben wir ihn überhaupt erst deutlich von anderen unterscheiden lernen; alle Schrift ist von Anfang an eine natürliche Selbstanatomie der Sprache gewesen; erst mit der Schrift ist die Sprache unserem Erkennen gegenständlich geworden und es nimmt daher nur mit der Entstehung derselben alles weitere Wissen von ihr seinen Anfang; mit Recht also benennt die Grammatik sich selbst nach der Erfindung oder der Einrichtung der Schrift; — überhaupt ist es bemerkenswerth, wie es für den Begriff der Grammatik in allen Sprachen durchaus keinen anderen vollkommen adäquaten und geeigneten Ausdruck gibt als eben diesen durch die Tradition festgestellten, indem Lehrgebäude, Organismus der Sprache u. s. w. doch immer nur als annähernde Umschreibungen jenes Begriffes gelten können; für den Ausdruck Lexikon haben wir die Synonymen Wörterbuch, Glossar u. s. w.; die specifische Stellung aber, welche gerade von der Grammatik zur Sprache eingenommen wird, wird durch kein anderes Synonym vollständig wiedergegeben. Ein ähnlicher Fall ist es mit dem aus dem Lateinischen abgeleiteten, mit jenem der Grammatik aber der Wurzel nach synonymen Worte Literatur, welches auch durch solche Wendungen wie Schriftthum u. dgl. immer nur künstlich und nicht durchaus entsprechend ersetzt werden kann; für bestimmte technische Begriffe ist in der That oft ein überkommener Ausdruck einer fremden Sprache schärfer zutreffend als ein solcher der eigenen.

Das Verhältniß der Schrift zur Sprache ist zunächst oder an sich vollkommen analog dem der Sprache zum Denken, d. h. ebenso wie die Sprache als hörbare Lauterzeugung das Mittel für uns ist, durch welches wir unsere inneren persönlichen Gedanken Anderen mittheilen oder zuführen, ebenso ist die Schrift als eine sichtbare oder räumliche Abbildung des Gesprochenen das weitere Mittel für die Zuführung des Verständnisses der Rede an andere im Raume von uns Entfernte. Inneres Denken, sprachlicher Ausdruck und schriftliche Mittheilung schließen sich insofern in einer zusammenhängenden Reihenfolge an einander an; immer aber ist doch das Verhältniß der Schrift zur Sprache insofern ein vollständig anderes als dasjenige der Sprache zum Denken, als jene ersteren überall nur gelegentlich und außerwesentlich, diese letzteren aber nothwendig und wesentlich zu einander gehören, d. h. das Bestehen der Sprache ist keineswegs nothwendig gebunden an dasjenige der Schrift, da vielmehr jene schon unabhängig und vor dieser existirt; wol aber ist der innere Vorgang des Denkens selbst nothwendig und unauflöslich verkettet mit seiner äußeren Form oder Wirklichkeit, der Sprache, da wir in der That nur durch den Besitz von dieser eigentlich zu denken im Stande sind. Blos als hörbare Lauterzeugung genommen steht die Sprache zum Denken in einem ähnlichen Verhältniß als die Schrift zur Sprache, während sie außerdem ihrem inneren Wesen nach mit diesem letzteren selbst identisch ist oder es als ihren eigenen Inhalt in sich umschließt. Das Verhältniß der Schrift zur Sprache ist ein äußerliches oder mechanisches, das der Sprache zum Denken dagegen ein innerliches oder organisches; die Schrift ist wesentlich eine rein mechanische oder kunstmäßige Erfindung, sowie eine andere, während die Sprache von Anfang an im inneren organischen Zusammenhange mit dem Denken erwächst oder entsteht.

Es ist jedoch näher das ganze Verhältniß der Schrift zur Sprache insofern nicht ein vollkommen gleichgültiges und außerwesentliches als überall auch mit der Entstehung von jener in dieser selbst eine gewisse Veränderung vor sich zu gehen anfängt. Erst an den Gebrauch und die Verbreitung der Schrift knüpft sich im Grunde dasjenige an, was wir die Literatur eines Volkes zu nennen gewohnt sind; Manches zwar, was zur Literatur gehört, wie z. B. die Homerischen Gesänge, ist schon weit früher entstanden, als die Schrift bekannt oder verbreitet war; immer aber wird doch erst durch die schriftliche Aufzeichnung irgend ein geistiges Erzeugniß zu einem wirklichen

und dauernden Besitzthum einer Nation, während es als bloße mündliche Ueberlieferung sich immer noch in einen unbestimmten und schwankenden Zustande befindet: mindestens die prosaische Literaturgattung aber ist doch durchaus gebunden an den Gebrauch der Schrift; erst mit der Einführung von dieser entsteht allmälig ein eigentliches öffentliches und allgemeines Denken im Volke; die Schrift ist überall nicht blos eine sichtbare Niederlegung oder Verkörperung, sondern immer auch zugleich eine ganz andere Gestalt, höhere Anwendung und gereinigtere Veredelung der gesprochenen Rede; das geschriebene Wort besitzt als solches bereits einen gewissen strengeren, festeren und gleichsam monumentalen Charakter gegenüber dem, welches blos im Vorübergehen der Stimme entflieht; unwillkürlich wird beim Niederschreiben der Rede eine größere Aufmerksamkeit auf ihre Form verwendet oder sie tritt aus der Stellung von etwas blos unmittelbar Natürlichem in die eines dem Bewußtsein Gegenständlichen oder durch dieses Gesetzten ein; — die älteste Form aller schriftlichen Aufzeichnung aber war eine doppelte, einmal die Inschrift, andererseits der Brief, die eine für die Nachwelt, die andere für die räumlich Entfernten bestimmt; weiter entstand hieraus die literarische Hauptform des Buches, welches immer einen längeren, für die Oeffentlichkeit überhaupt bestimmten Gedankeninhalt umschließt; — eine noch weitere Vervollkommnung des Principes der Schrift aber ist in der neueren Zeit der Druck oder die mechanische Vervielfältigung des Geschriebenen, welcher das allgemeine Unterscheidungsmerkmal des für die Oeffentlichkeit bestimmten von dem dem bloßen Privatleben angehörenden Denken bildet; die Literatur ist für uns in der That gleichbedeutend mit dem Inbegriffe des Gedruckten; es gewinnt aber allmälig in Zusammenhang mit der fortschreitenden Ausbildung der inneren Reflexion des Denkens selbst die aufgezeichnete, geschriebene oder gedruckte Rede einen immer größeren Umfang und eine höhere bestimmter eingreifende Bedeutung gegenüber der einfach gesprochenen.

An und für sich liegt es in der Natur der Sache, daß die geschriebene Rede Nichts sein dürfe als das bloße Abbild der mündlich gesprochenen und daß sie sich insofern in ihrer Gestaltung genau anzuschließen habe an die Regel oder gesetzliche Eigenthümlichkeit von dieser. Es gibt an sich keine andere Regel für die Richtigkeit der Sprache als die der Art und Weise, wie sie sich im Munde des Volkes findet oder wie sie von einem jeden in diesem mit vollkommener Natürlichkeit und Sicherheit gehandhabt wird; auch entsteht zunächst und so lange es noch keine geschriebene Rede gibt, gar kein Zweifel an der Richtigkeit dieser gewöhnlichen Aussprache und sonstigen Behandlung der Rede im Volke; erst mit der Entstehung der Schrift aber tritt die ganze Streitfrage nach dem Correcten und Incorrecten des Gebrauches der Sprache hervor; die geschriebene Rede erhebt sich sehr bald zu einer gewissen Selbständigkeit und Autorität gegenüber der einfach gesprochenen; schriftmäßig zu reden gilt sehr bald als das Document und Zeichen der höheren literarischen und geistigen Bildung; bald ist die Schriftsprache eine in gewisser Beziehung anders gestaltete als die unmittelbare oder gewöhnliche Rede des Volkes; das Entstehen der Literatur eines Volkes ist fast unauflöslich an die Ausbildung einer bestimmten Schriftsprache geknüpft; die Schriftsprache ist insofern immer der charakteristische Ausdruck des allgemeinen oder öffentlichen Denkens eines Volkes, und es ist deswegen eben sie wesentlich dasjenige, woran der Begriff einer Sprache im specifischen Sinne oder im Unterschiede von dem einer Mundart oder eines Dialektes geknüpft ist; dasjenige, was wir die teutsche Sprache als solche oder im engeren Sinne nennen, ist eben Nichts als die Schriftsprache, da eben nur diese die allgemeine und gebildete Rede gegenüber der Mannichfaltigkeit der roheren Volksmundarten ist; Schriftsprache, Literatur und Nationalität gehören daher wesentlich zu einander; — die bloße gesprochene Mundart oder der Dialekt aber weist die schriftliche Anwendung eigentlich von sich ab oder, nach einem Ausdrucke Jacob Grimm's, sie schämt sich ihrer selbst, wenn sie in dem höheren gebildeten Gewande der Schrift erscheint; alle unsere neuere dialektische Literatur und Poesie hat daher eigentlich immer etwas Unwahres, Gemachtes und Läppisches an sich; — immer aber ist unter uns oder auf den höher fortgeschrittenen Zuständen des Lebens die wirklich gesprochene Rede eine in gewisser Weise andere als die geschriebene; je nach der gesellschaftlichen Stellung und der Bildungsstufe aber schließt sich die Redeweise der Einzelnen mehr an den Volksdialekt oder an die Schriftsprache an; oft, wie z. B. in Nordteutschland oder in der Schweiz, bedient man sich auch beider zu verschiedenem Gebrauche zugleich neben einander; die Schriftsprache aber ist immer gewissermaßen ein höheres aristokratisches Element neben der gewöhnlichen Rede; wie im Staatsleben, so findet auch im Leben der Sprache ein fortwährender Kampf und eine mannichfache Wechselbeziehung zwischen jener höheren gewählten oder gebildeten Rede und der natürlichen oder gemeinen Mundart des Volkes statt.

Es gibt hierbei ein doppeltes Princip, durch welches das Verhältniß dieser beiden allgemeinen Arten der Rede zu einander festgestellt oder geregelt werden soll, das eine der Orthographie, das andere der Orthoepie und Ortholerie. Von einem jeden pflegen wir zu erwarten, daß er seine Muttersprache theils in der wirklichen Rede, theils in der Schrift richtig zu handhaben wisse; ein Fehler gegen die Orthographie aber gilt uns immer als Beweis eines Mangels an literarischer Bildung, ein solcher gegen die Orthoepie aber mindestens als Ausdruck einer gewissen Rohheit und Nachlässigkeit im Leben und in der Sitte. Der Theorie nach aber oder an sich können beide Principien eigentlich nur sich wechselseitig unter einander decken, oder es kann die Richtigkeit der geschriebenen Rede im Grunde keine andere sein als die der allgemeinen gebildeten lebendigen Rede, wie sie der Ausdruck des öffentlichen Denkens im Volke ist. Da aber die Grenze dieser letzteren gegenüber der besonderen provinziellen Mundart des Volkes nicht immer eine

durchaus feste ist, so tritt der Regel nach dann die Schrift als das charakteristische Merkmal dieses Unterschiedes hervor; lautete die Formel oder Vorschrift für den correcten Gebrauch der Sprache eigentlich und ursprünglich so: schreibe so, wie du im gebildeten Denken sprichst, so wurde dann häufig, indem letzteres nicht überall vollkommen liquid war, jene Formel in misbräuchlicher Weise auch dahin umgekehrt: rede so, wie du schreibst, wobei immer die stillschweigende Voraussetzung galt, daß in der That die Orthographie oder die blos conventionell festgestellte Richtigkeit der Schrift wirklich einstimmig sei mit der natürlichen oder lebendigen Richtigkeit der gebildeten Rede selbst. Der Schulmeister namentlich, dessen Aufgabe immer die sein muß, die noch ungebildete Redeweise der Kinder mit der gebildeten Sprache der Erwachsenen in Einklang zu bringen, konnte sich leicht veranlaßt finden, sich hierbei auf die Autorität der Schriftsprache zu berufen; für ihn hatten in der Regel beide Vorschriften zugleich Geltung, indem er die Orthoepie durch die Orthographie und diese durch jene festzustellen bemüht sein mußte; das ganze Interesse der Schule arbeitete durchaus auf eine wirkliche Einstimmigkeit der Schriftsprache mit der gebildeten Rede hin; daher sind insbesondere von hier alle Versuche der geordneten Feststellung oder Maßregelung von beiden ausgegangen; viele dieser mehr oder weniger willkürlichen oder doch immer auf einseitigen Principien fußenden Maßregelungen haben in der That auch Eingang in die wirkliche Anwendung gefunden, und es ist eben hierdurch die allgemeine Verwirrung, welche in dem Verhältnisse zwischen Orthographie und Orthoepie obwaltet, nur noch vermehrt worden; mehr als irgendwo anders aber ist dieses der Fall gewesen im Teutschen, weil sich eben hier die Schriftsprache mit der gebildeten wirklichen Rede noch annähernd deckt; im Englischen dagegen z. B. ist es durchaus unmöglich, dieses Verhältniß in einer festen Weise zu regeln, weil hier die Orthographie sich in einem sehr bedeutenden Grade von der Orthoepie entfernt und dieselbe überhaupt im Allgemeinen einen älteren und längst überschrittenen Zustand der wirklichen Gestaltung der Sprache in sich vertritt; die orthographischen Fehler, welche hier von den Ungebildeten begangen zu werden pflegen, sind daher in der Regel von einer noch bei weitem ungeheuerlicheren Art als bei uns, und es muß überhaupt die Orthographie als etwas durchaus Conventionelles und blos traditionell Feststehendes rein kunstmäßig erlernt werden; immer aber ist die Orthographie etwas in gewisser Weise in sich Verknöchertes, welches wesentlich außerhalb des lebendigen Gesetzes der Sprache selbst steht und diesem im Grunde nie in vollkommener Genauigkeit angepaßt werden kann.

Die ganze Frage nach dem Correcten und Incorrecten der Sprache ist überhaupt eine solche, auf die es streng genommen eigentlich gar keine Antwort geben kann. Es ist aber wesentlich eben erst das Eintreten und der Einfluß der Schrift, welcher zum Aufwerfen dieser Frage Veranlassung gibt; denn an sich und vor oder unabhängig von einer solchen monumentalen Verkörperung der lebendigen Rede bildet eben nur der bestehende Gebrauch als solcher das Merkmal des Richtigen oder Correcten für dieselbe; jeder einzelne im Volke spricht an sich seine heimische Rede mit vollkommener grammatischer Richtigkeit und Sicherheit, oder er selbst ist an sich die vollgültige Autorität für die Correctheit im Gebrauch derselben; — hiervor bilden an sich nur drei Kategorien von Individuen eine Ausnahme: einmal Ausländer, so lange diese noch nicht vollkommen in der ihnen fremden Rede fest geworden sind; zweitens Kinder, deren Rede zu Anfang immer eine mehr oder weniger fehlerhafte und unvollkommene ist; drittens aber gelehrte Schulmeister oder Pedanten, die sich irgend ein künstliches System der grammatischen Correctheit ersonnen haben und dieses im Widerspruch mit dem wirklichen Gebrauche in Anwendung zu bringen versuchen. Alles dasjenige, was im Munde einer gewissen Fraction des Volkes lebt und hier als das Herrschende oder Gewöhnliche anerkannt wird, ist in gewissem Sinne ein Correctes; nur diejenigen Abweichungen von der Sprache, die sich der Einzelne als solcher erlaubt, sind das an sich Unberechtigte in dem Gebrauche derselben; alle Neuerungen in der Sprache zwar gehen zunächst von gewissen Einzelnen aus und es ist immer auch der Sprachgebrauch oder das Correcte in der Rede ein in gewisser Weise elastischer, sodaß er der Besonderheit des Individuums einen bestimmten Spielraum verstattet; jede solche Neuerung aber, also etwa ein neues, von einem Schriftsteller gebildetes Wort, hat dann zunächst die Eigenschaft eines Vorschlages an das Volk oder Publicum, der von diesem entweder angenommen oder verworfen werden kann; — nur das Volk und der in ihm waltende Gebrauch ist der wahre und eigentliche Richter über die Sprache: allerdings aber ist dann immer das Correcte der allgemeinen gebildeten Sprache und des besonderen und mundartlichen Dialektes ein in gewisser Weise verschiedenes; es gibt überall keine andere Regel für die richtige Handhabung einer Sprache in der Rede wie in der Schrift als die: sprich und schreibe so, wie man gemeinhin zu sprechen und zu schreiben pflegt. Auch diese Regel aber ist allerdings insofern nicht eine vollkommen ausreichende, als der Gebrauch selbst wie in der Orthographie so auch in der Orthoepie und Orthoierie und sogar in der Syntax in manchen Fällen ein schwankender ist; hier aber ist es nur der Takt des lebendigen Sprachgefühles und nicht irgend welche künstlich geschaffene Analogie oder Gesetzmäßigkeit, die als Führer angenommen werden darf; denn eine vollkommene Consequenz und Gesetzmäßigkeit ist in der Handhabung der Sprache eben darum nicht zu erzielen, weil dieselbe nicht etwas an sich Feststehendes, sondern etwas unausgesetzt Werdendes und sich Veränderndes ist. Hier gilt es durchaus nur mit dem Strome zu schwimmen und höchstens in allen zweifelhaften Fällen die Windungen desselben zu belauschen und ihnen nachzugehen zu suchen. Blos bei todten Sprachen aber kann von einer eigentlichen, d. i. absoluten oder feststehenden Correctheit im Gebrauche derselben die Rede sein.

Bei der Schrift denken wir zunächst immer nur an die bei uns gebräuchliche Laut- oder Buchstabenschrift; noch eine andere Art der Schrift aber ist die geistige oder Begriffsschrift, wie sie sich in verschiedenen Formen bei den Aegyptern, Chinesen, Peruanern und anderen Völkern von einer alterthümlichen und in sich selbst verknöcherten Gesittung findet. Diese aber hat eigentlich und streng genommen mit der Sprache gar Nichts zu thun, indem sie vielmehr an sich eine von dieser vollkommen unabhängige oder directe graphische Bezeichnungsform des geistigen Denkens selbst ist. Die Begriffsschrift ist deswegen an sich dazu angethan, eine Art von universeller Pasigraphie des Denkens bilden zu können, ähnlich wie wir eine solche bereits in den Zahlzeichen besitzen, die ganz unabhängig von den sie vertretenden Worten der einzelnen Sprachen, überall ganz dem gleichen geistigen Werthinhalte zum Ausdruck dienen. Spuren einer solchen Pasigraphie oder universellen Zeichensprache finden sich auch sonst vor, z. B. innerhalb der gewöhnlichen Lautschrift in dem Zeichen: ꝛc. für den Begriff: und u. dgl. Auch die Zeichensprache der Taubstummen gehört hierher, insofern dieselbe nämlich nach dem verbesserten, in Teutschland herrschenden Systeme nicht eine bloße Abbildung der Buchstaben, sondern eine solche der geistigen Begriffe selbst ist. Ein in chinesischen Zeichen abgefaßtes Buch kann von einem Japanesen auch ohne wirkliche Kenntniß der ersteren Sprache wenigstens bis zu einem gewissen Grade verstanden werden. Immer aber scheitert die wirkliche Durchführbarkeit einer solchen universellen Zeichen- oder Begriffsschrift an der viel zu großen Verschiedenheit der Begriffssysteme der einzelnen Sprachen, und nur in einer so abstracten und reingeistigen Region des Denkens als in der der Zahlen, wo jede Besonderheit der nationalen oder sprachlichen Auffassung des gegebenen objectiven Begriffsstoffes von selbst aufhört, muß dieselbe überhaupt als möglich erscheinen. Nur insofern, als die allgemeinen oder objectiven Begriffe des Denkens in einer ähnlichen festen Begrenzung als die der Zahlen vor uns lägen, würde überhaupt an die Aufstellung einer universellen Zeichenschrift gedacht werden können. Nur hierin aber könnte überhaupt der ihr beiwohnende Werth begründet sein, während sie innerhalb der Grenze einer einzelnen Sprache an Brauchbarkeit und Vollkommenheit entschieden von der gewöhnlichen oder phonetischen Schrift übertroffen wird.

Alle Begriffsschrift muß eigentlich angesehen werden als eine vollkommen andere und selbständige Sprache neben der gewöhnlichen des articulirten Lautes, wenn gleich sie indirect immer zugleich unter dem Einflusse dieser letzteren steht. Es war von Anfang an oder an sich ein doppelter Weg für die äußere Bezeichnung des Denkens gegeben, der eine durch den hörbaren Laut, der andere durch das sichtbare Bild oder den graphischen Charakter; naturgemäß aber war nur der erstere derjenige, auf welchem das Denken selbst sich entwickelte oder mit dessen Formen es sich bei seiner eigenen Entstehung umkleidete. Nichtsdestoweniger aber ist doch auch der letztere später an gewissen Orten betreten und in einer systematischen Weise weiter verfolgt worden. Die ganze Betrachtung desselben aber ist deswegen für den Begriff der Sprache von einem gewissen Interesse, weil sich hieraus ergibt, wie der allgemeine Zweck der Bezeichnung des Denkens auch noch auf einem ganz anderen Wege als dem gewöhnlichen erreicht werden kann, und wie es zuletzt auch die nämlichen Gesetze und Verhältnisse sind, denen diese andere Bezeichnungsform neben der gewöhnlichen unterliegt.

Gewisse erste Anfänge der Begriffsschrift finden sich wol selbst bei allen rohen Völkern vor, und es ist überhaupt jedenfalls diese ganze Art der graphischen Bezeichnung des Denkens die ältere und natürlichere gewesen als unsere phonetische oder Buchstabenschrift. Bekannt ist die Erzählung von den Schiffen des Columbus, deren Abbildungen sogleich nach ihrer Landung durch bestellte Läufer nach der Hauptstadt befördert werden; Cooper und andere Romanschriftsteller berichten von den Zeichen der nordamerikanischen Indianer, die in Bäume eingeschnitten ihnen als Mittel der Benachrichtigung dienen; auch die Runen der alten Teutschen gehören hierher und selbst bei Homer findet sich die Spur einer Zeichenschrift vor; — zu einem wirklichen, für den ganzen Umfang des Denkens ausreichenden System aber hat sich das Princip dieser Schrift nur bei einigen in besondere originelle Verhältnisse gestellten Völkern entwickelt; bei allen geistig regsamen und überhaupt auf dem großen Markte des historischen Lebens verkehrenden Völkern ist sehr bald die schwerfällige und unbehilfliche Begriffsschrift durch die bei weitem praktischere und handlichere Lautschrift verdrängt worden; nur bei den von dem äußeren Verkehre abgewendeten, in ein mumienartiges Stillleben versunkenen Culturvölkern der alten und der neuen Welt hat sich jene zu erhalten vermocht; in der That aber ist die Begriffsschrift als solche ein wesentliches Hemmniß alles regen geistigen Fortschrittes und wie dazu gemacht, die Herrschaft einer exclusiven Kaste von Priestern oder pedantischen Gelehrten, wie in Aegypten und China, zu befestigen; die Lautschrift dagegen ist eine wesentlich demokratische, weil den leichten Zutritt zur Kenntniß der Literatur und zur Erlangung der geistigen Bildung begünstigende Einrichtung; die bloße umfassende Bekanntschaft mit den Schriftzeichen ist in den Ländern der Begriffsschrift schon das Merkmal eines Gebildeten oder Gelehrten, während in den Ländern der Lautschrift dieselbe nur der erste schnell überschrittene Anfang aller weiteren geistigen Bildung ist; beide Arten der Schrift sind insofern in ihrer ganzen Stellung zu dem geistigen Leben der Völker, die eine als ein Mittel der Hemmung, die andere als ein solches der Beförderung desselben charakteristisch von einander verschieden.

Es werden innerhalb der Begriffsschrift selbst wiederum zwei besondere Arten oder Systeme unterschieden, einmal die reine abstracte Zeichen- oder Figurenschrift, andererseits die eigentlich malerische oder symbolische Bilderschrift. Der chinesischen Schrift insbesondere dient das erstere, der ägyptischen das zweite dieser Systeme zur Grundlage; auch in Amerika aber ist das Verhältniß

der peruanischen, aus Knotenverschlingungen oder Peitschenschnüren bestehenden Schrift zu der mexicanischen Hieroglyphenschrift, wie es scheint, hiermit conform; — für die ganze Erzielung einer Begriffsschrift aber war an sich in der That dieser doppelte Weg gegeben, einmal durch die Zusammenstellung gewisser leerer und abstracter graphischer Elemente, Linien, Punkte u. s. w. ein geordnetes System von Zeichen zu erfinden, also ähnlich wie etwa bei den Ziffern für die Bezeichnung der Zahlen, oder aber unter Anschluß an die Dinge der äußeren Wirklichkeit theils durch unmittelbare Abmalung, theils durch symbolische Uebertragung graphische Ausdrucksformen für die Begriffe zu gewinnen. Dem abstracten und verstandesmäßig rechnenden Naturell der Chinesen war in Zusammenhang mit der Dürftigkeit und Einfachheit ihrer Sprache der erstere dieser beiden Wege gemäß; die chinesische Schrift besteht demnach aus einem Systeme von Schlüsseln oder Grundfiguren, deren jeder dann noch einer weiteren Menge von Modificationen unterliegt; vielleicht aber liegt doch auch allen diesen Zeichen wenigstens ursprünglich ein gewisses Moment und Motiv der malerischen Abbildung zum Grunde, sowie ein solches sich auch bei den Zahlzeichen, die an sich immer durch die Menge der Striche den Werth der Zahl auszudrücken versuchen, zu erkennen gibt. Natürlicher aber jedenfalls, geistvoller und ihrem allgemeinen Wesen nach interessanter ist die eigentliche Bilderschrift der Aegypter und Mexicaner, die ihren Ausgang nimmt von dem Bestreben einer unmittelbaren malerischen Abbildung des Gedachten; hierbei aber waren ganz ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden als bei der allmäligen Erschaffung der Lautsprache selbst, da so wie bei dieser die einzelnen Laute und Wurzeln, so bei jener die einzelnen unmittelbaren Abbilder der räumlichen Dinge selbst erst successiv durch mannichfache Abwandelung und Uebertragung zu den conventionellen Bezeichnungen der abstracten Begriffe gestempelt werden konnten. So wie die Wurzeln der Lautsprache ursprünglich Nichts waren als die Vertreter gewisser anschaulicher Empfindungen der Seele, ebenso waren die Zeichen der Bilderschrift ursprünglich Nichts als Repräsentanten der äußeren Sachen; mit diesen Zeichen aber mußte eine Reihe ganz ähnlicher Veränderungen vor sich gehen als mit jenen sprachlichen Wurzeln, ehe sie sich zu einem genügenden Mittel für den Ausdruck des Denkens erheben konnten. Auch die Bilderschrift hat daher ganz ähnlich wie die Sprache eine Geschichte und kann nicht wol mit einem Male kunstmäßig erfunden worden sein. Jedes einzelne Zeichen, dem wir in der Bilderschrift begegnen, hat ursprünglich eine ganz bestimmte malerische Bedeutung gehabt; theils aber ist es in sich selbst durch eine allmälige Reduction und Verstümmelung seiner Gestalt zu einem nichts Bestimmtes mehr ausdrückenden Formschema geworden, theils aber hat sich ebenso seine ursprüngliche Bedeutung durch symbolische und conventionelle Uebertragung in mannichfacher Weise verändert. Der unmittelbaren oder wirklichen Abbildung waren an sich nur diejenigen Begriffe fähig, die selbst etwas eigentlich Reales oder räumlich Körperliches bezeichneten, z. B. also Stier oder Pflanze; bei allen anderen aber mußte zu einer symbolischen Uebertragung der ursprünglichen Bilder gegriffen werden; so mochte z. B. der Begriff des Tages durch das Bild einer Sonne seinen Ausdruck finden; bei noch abstracteren Begriffen ferner konnte wol nur durch eine rein conventionelle Feststellung der Bedeutung eines Zeichens der Zweck erreicht werden; alle einzelnen Zeichen einer Bilderschrift sind daher im Ganzen wol von dreierlei Art, einmal wirkliche Abbildungen, zweitens Symbole, drittens aber rein conventionell festgestellte Charaktere, oder es sind dieses näher auch wol die drei Stufen, welche die natürliche Entwickelung der Zeichen einer solchen Schrift zu durchlaufen hat. Es sind aber an sich überhaupt nur die Substantivbegriffe der Sprache, welche in einer räumlichen oder graphischen Weise bezeichnet werden können, während dagegen die Adjectiv- und die Verbalbegriffe eigentlich jede derartige Bezeichnung von sich ausschließen müssen; gerade umgekehrt also wie bei der Sprache, wo von den die Eigenschaften, Bewegungen u. s. w. ausdrückenden ursprünglichen Prädicatwurzeln alle diejenigen Worte entlehnt oder gebildet worden sind, welche etwas Räumliches und substantivisch Körperliches anzeigen, ist die Bilderschrift ursprünglich von der Bezeichnung dieser letzteren Kategorie von Begriffen oder Daseinsmomenten ausgegangen und hat dann weiter von ihnen zur Bezeichnung der in jenem ersteren enthaltenen Momente einen übertragenen Gebrauch machen müssen; für die Sprache z. B. ist der Vogel gewiß ursprünglich nach der Bewegung des Fliegens benannt worden, während die Bilderschrift jedenfalls umgekehrt den Begriff des Fliegens nur durch das Bild eines Vogels ausgedrückt hat. So gehen beide, die Bilderschrift und die Sprache, zur Erreichung des nämlichen Zweckes von entgegengesetzten Punkten aus und es kann insofern die Bilderschrift als eine umgekehrte oder auf den Kopf gestellte Form der Sprache angesehen werden.

Die Frage, in welchem Zusammenhange unsere gegenwärtige Lautschrift mit einer früheren Bilder- oder Begriffsschrift stehe, wird wol schwerlich jemals mit voller Bestimmtheit beantwortet werden können. Einzelne Zeichen der Lautschrift sind wahrscheinlich aus einer früheren Begriffsschrift entlehnt und mit hinübergenommen worden; ein symbolisches Zeichen für irgend einen besonders wichtigen Begriff ist dann vielleicht zum graphischen Charakter oder Buchstaben des ersten Lautes dieses Wortes umgewandelt worden u. dgl. Bei einem und demselben Volke aber scheint es kaum möglich, daß sich die ausgebildete und mit dem ganzen sonstigen geistigen Leben eng verwachsene Begriffsschrift in die leichte, bequeme und flüssige Lautschrift habe umwandeln können; werden daher als Erfinder der letzteren die Phönizier genannt, so ist es durchaus nicht unglaubhaft, daß da bewegte und den Blick für alles Praktische schärfende Leben des Handels zuerst den Anstoß hierzu gegeben habe; durch Vermittelung der Erfindung der Phönizier hängt vielleicht auch unser Alphabet noch in gewiß

Weise mit den ägyptischen Hieroglyphen zusammen. Für die Erklärung der äußeren Gestalt der Buchstaben aber mag vielleicht im Ganzen ein dreifaches Princip des Ursprunges angenommen werden; einige, wie z. B. das o, sind wol in der einfachsten Weise durch eine versuchte Nachbildung der Stellung des Mundes bei dem Hervorgehen des Lautes entstanden; andere mögen als Fortsetzungen und Umwandelungen älterer hieroglyphischer Zeichen nachgewiesen werden; bei noch anderen endlich ist es wol irgend ein mit dem Laute selbst durch eine gewisse Analogie verknüpfter Gegenstand gewesen, der das ursprüngliche Object der Nachbildung abgegeben hat. So erinnert z. B. die ältere Form des griechischen σ, das: auffallend an das Bild einer zusammengerollten und den Hals emporstreckenden Schlange; da nun aber auch der Laut ſ mit dem Zischen der Schlange eine gewisse Aehnlichkeit hat, so mag jenes Bild vielleicht die ursprüngliche Form des Buchstabens gebildet haben. Eine geordnete Verfolgung aber der ganzen Entwickelung der Schrift nach ihren einzelnen Systemen und in der Umwandelung aller ihrer einzelnen Gestalten ist eine Aufgabe von hohem wissenschaftlichen Interesse. Diejenige philologische Disciplin, die hiervon handelt, ist die Paläographie. Alle indogermanischen Alphabete aber und vielleicht bis zu einem gewissen Grade auch die semitischen stehen, wie es scheint, zu einander in einem bestimmten verwandtschaftlichen Verhältnisse. In den ersteren ist die Richtung der Schrift die von Links nach Rechts, in den letzteren die umgekehrte; in der ältesten Zeit aber schwankte auch bei den Griechen noch hierüber der Gebrauch und es wurde häufig abwechselnd zwischen den Zeilen nach beiden Richtungen — βουστροφηδόν — oder auch sonst noch in verschiedener Weise, z. B. von Oben nach Unten, wie noch gegenwärtig bei den Chinesen, geschrieben. Alle Schrift aber war zu Anfang Majuskel, während wir uns gegenwärtig der Majuskel nur zur Markirung der wichtigsten Anfangsbuchstaben in der gewöhnlichen oder Minuskularschrift zu bedienen pflegen. (Vergl. Steinthal, Der Ursprung der Schrift; Gräfenhan, Geschichte der Philologie; J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache.)

Eine andere Erscheinung, die ebenso wie die Schrift zu der Sprache in einem bestimmten wesentlichen und bedeutungsvollen Verhältnisse steht, ist diejenige des Versmaßes. Auch das Versmaß ist im Grunde ganz ebenso wie die Schrift etwas, das sich an der Sprache vorfindet oder eine bestimmte Gestalt und Form, welche von dieser letzteren unter dem Gesichtspunkte eines gewissen besonderen Interesses angenommen wird. Wie die Schrift aber, so steht auch das Versmaß in einem nothwendigen organischen Zusammenhange mit der Sprache selbst; beide gehören zunächst nur der sinnlichen oder äußerlich physischen Seite derselben an; aber ebenso wie an den Gebrauch der Schrift, so knüpft sich auch an den des Versmaßes immer eine gewisse Umwandelung oder eine höhere und gewähltere Gestaltung des geistigen Gedankeninhaltes der Sprache an; wie die geschriebene, so ist auch die metrisch geformte oder gebundene Rede immer eine in gewisser Weise andere als die einfach und zwanglos gesprochene; beide, die Schrift und das Versmaß, bedingen nothwendig und unwillkürlich eine gewisse strengere und sorgsamere Wahl in dem Ausdrucke des geistigen Denkens aus sich; der Schriftsteller und der Dichter stehen beide als solche zu der Sprache in einem höheren und künstlerisch reflectirteren Verhältnisse als der gemeine Mann, der sie eben nur als ein Mittel des unmittelbaren persönlichen Umganges handhabt; wie durch die Schrift, so wird auch durch das Versmaß die Sprache in sich selbst immer in gewisser Weise erhöht und veredelt; die Erscheinungen des Versmaßes aber bilden an sich den Stoff einer selbständigen Disciplin neben der Grammatik, der Metrik, die sich aber zu jener oder doch zu dem etymologischen Theile derselben immer nur in dem Verhältnisse eines Anhanges oder einer Fortsetzung befinden kann.

Die Metrik einer jeden Sprache ist nothwendig immer eine in gewisser Weise von der der übrigen verschiedene. Der einsylbige Sprachbau des Chinesischen bedingt ganz durch sich selbst eine abweichende und eigenthümliche Gestaltung des Versmaßes aus sich. Auch zwischen den alten und den neuen Sprachen aber finden gewisse ganz bestimmte und charakteristische Verschiedenheiten in der Art ihres Versbaues statt. Keine Sprache aber entbehrt völlig desjenigen höheren künstlerischen Reizes, welchen durch die Verbindung mit der metrischen Form die menschliche Rede empfängt. Der ganze Charakter und die Bedeutung der letzteren aber besteht zunächst darin, daß der an sich vollkommen wirre und ungeordnete sinnliche Eindruck der Sprache in dem regellosen Einherströmen ihrer einzelnen Laute und Sylben eine gewisse feste, ästhetisch irgendwie wohlgefällige und periodisch wiederkehrende Gestaltung erfährt. Immer aber ist es dann zugleich der Inhalt einer bestimmten poetischen Empfindung, der sich hiermit verbindet. Versmaß und Poesie sind etwas innerlich oder mit organischer Nothwendigkeit zu einander Gehörendes; jedes einzelne Versmaß aber ist durchschnittlich nur einem bestimmten Inhalte oder einer gewissen Gattung des poetischen Empfindens adäquat, sowie z. B. noch nie Jemand auf den Gedanken gekommen ist, eine Tragödie in Hexametern zu schreiben oder sowie z. B. der Wechsel des Versmaßes im griechischen Drama immer einen Wechsel in der poetischen Stimmung zu erkennen gibt. Die Form des Versmaßes aber ist im Allgemeinen das äußere Merkmal, durch welches wir die eine Hauptgattung aller Literatur, die poetische, von der anderen, der prosaischen, zu unterscheiden gewohnt sind.

Die poetische Literaturgattung ist ihrer allgemeinen Entstehung nach früher als die prosaische, eine Erscheinung, die sich bei allen Völkern wiederholt und die durchaus in der inneren Natur des menschlichen Entwickelungsganges begründet ist. Das Vermögen der frei aus sich heraus schaffenden Einbildung ist zu Anfang entschieden vorwiegend über das der nüchternen verstandesmäßigen Erkenntniß des Wirklichen; die ganze Entstehung der prosaischen Literatur aber war nothwendig

gebunden an das Vorhandensein der Schrift, während die poetische schon vorher im Versmaße eine bestimmte und feste äußere Form besaß, durch welche sie sich von der gewöhnlichen oder weniger gebildeten Rede des Verkehres unterschied und sich dem Gedächtnisse in einer sicheren und deutlich begrenzten Weise einzuprägen vermochte. Am ersten Anfang der Geschichte einer Literatur aber tritt nicht blos der eigentlich poetische, sondern überhaupt auch ein jeder irgendwie bedeutsame und sonst für die Oeffentlichkeit bestimmte Inhalt der Rede und des Denkens, wie Sinnsprüche, Gebete, selbst Rechtsurtheile u. dgl., gern in der metrischen oder gebundenen Form auf, weil eben in dieser neben der erhöhten Feierlichkeit oder Würde des Eindruckes zugleich ein festeres und untrügliches Mittel der unverfälschten Ueberlieferung desselben gegeben war. In gewissem Sinne kann daher sogar wol gesagt werden, daß zu Anfang bis zu einem bestimmten Grade noch das Versmaß das Bedürfniß der Schrift aus sich ersetzt habe. Späterhin aber tritt in der Literatur eine doppelte Art oder Gestalt der gebildeten Rede, die ungebundene und die gebundene, hervor, von welchen jene im Allgemeinen dem nüchternen verstandesmäßig erkennenden, diese dem schöpferischen oder aus der Einbildung herstammenden Denken zur Einkleidung dient. Gewisse Ausnahmen von dieser Regel finden sich allerdings überall vor; so ist z. B. das Lehrgedicht an sich ein prosaischer Inhalt in einer poetischen, der Roman dagegen ein poetischer Inhalt in einer prosaischen Form; immer aber haben doch auch diese Ausnahmen in dem ganzen Charakter der betreffenden Literaturgattungen ihren zureichenden Grund. In einer späteren Zeit aber gewinnt durchschnittlich umgekehrt wie am Anfange die ungebundene Form der Literatur über die gebundene mehr und mehr das Uebergewicht, sowie unter uns sogar das Drama bis zu einem gewissen Grade die Form des Versmaßes von sich abgestreift hat.

Alles Versmaß ist zunächst und unmittelbar genommen Nichts als eine einfache Erschwerung im Gebrauche der Rede zum Ausdrucke des inneren Denkens; denn fast niemals kann ein Gedanke gerade so in die Form des Versmaßes eintreten, als er ursprünglich in der Seele des Dichters gefaßt worden ist. Der Einfluß des Versmaßes auf die innere Gestaltung der Rede selbst ist deswegen ein ungleich größerer als derjenige der Schrift; denn während die einfach geschriebene oder prosaische Rede in der Literatur sich im Allgemeinen noch an den Typus der gewöhnlichen Weise des Ausdruckes anzuschließen pflegt und der Regel nach auch den Eindruck der größtmöglichen Treue und Naturwahrheit hervorzubringen strebt, so entfernt sich dagegen der Charakter der metrisch gebundenen oder poetischen Rede in weit höherem Grade von dieser einfachen oder natürlichen Gestalt der Sprache; der poetischen Rede sind eine Menge von Formen, Worten, Wendungen u. s. w. verstattet, die außerhalb des Versmaßes zum Theil geradezu absurd, gesucht oder lächerlich erscheinen würden; das Gesuchte oder Entlegene des Ausdruckes hat innerhalb des Versmaßes schon deswegen eine gewisse Berechtigung, weil eben nur durch das künstliche Herbeiziehen aller überhaupt möglichen Mittel des sprachlichen Ausdruckes das geforderte Ziel der Ausfüllung einer bestimmten metrischen Form erreicht werden kann; für die Sprache überhaupt geht daher aus dem Versmaße auch der Vortheil hervor, daß viele Worte, die außerdem vielleicht in Vergessenheit gerathen würden, hierdurch erhalten und im Sprachschatze weiter fortgeführt werden. Daß es aber eben ganz vorzugsweise die Form des Versmaßes ist, auf welche sich der allgemeine Unterschied der höheren oder gewählteren poetischen Diction von der gewöhnlichen Redeweise gründet, geht namentlich daraus hervor, daß im Roman und bei aller der Form nach prosaischen Poesie der Styl im Wesentlichen noch dem Gesetze oder Typus der gewöhnlichen Rede folgt, während wir nur innerhalb des Versmaßes einen ganz anderen und außergewöhnlichen Maßstab bei seiner Beurtheilung anzuwenden pflegen. Mit der höheren Künstlichkeit und schmuckvollen Eleganz des Versmaßes aber hängt auch immer ein entsprechender Grad des Schwunges und der begeisterten Erhabenheit der poetischen Diction zusammen, wie sich dieses z. B. deutlich in den Oden Pindar's oder auch in denen Klopstock's zeigt. Ueberhaupt daher wird durch das Versmaß die Sprache sowol in sinnlicher als in geistiger Beziehung zu ganz neuen und außergewöhnlichen Bewegungen oder Anstrengungen veranlaßt.

Es ist aber andererseits zugleich das Versmaß nicht blos eine Erschwerung, sondern in einem gewissen Sinne auch eine Erleichterung des dichterischen Geschäftes. Das Verhältniß des Versmaßes zum dichterischen Empfinden ist gewissermaßen immerhin ein ähnliches als dasjenige der Sprache zum Denken; d. h. ebenso wie die Sprache nicht blos ein dienendes Mittel zum Ausdrucke des Denkens, sondern gewissermaßen zugleich eine natürliche Anregung und Vorbedingung für dasselbe ist, ebenso stellt sich auch das Versmaß zu dem Inhalte der poetischen Empfindung; theils wird durch die bloße Schwierigkeit der Ausfüllung der metrischen Form der Dichter immer zu einer sorgsameren Durcharbeitung und Abklärung seines Empfindens genöthigt, theils zieht auch oft jene selbst gleichsam wie mit einer magischen Gewalt den ihr selbst gleichartigen wahren und rechten Gehalt aus der Seele des Dichters hervor, und es wird der Regel nach der eigentlich poetische Gedanke immer nur zugleich und mit seiner metrischen Form von dem Dichter erschaffen; alles Versmaß ist theils eine Zucht und Schule, theils aber auch ein mächtiger Hebel und ein nothwendiges Anregungsmittel für die Phantasie des Dichters; auch bei dem Geschäft des Dichters ist die geistige und die sinnliche Thätigkeit zuletzt immer einheitlich und untrennbar mit einander verbunden.

Alles Versmaß scheint an sich dazu bestimmt zu sein, einen gewissen Mangel an der Poesie für uns verdecken zu sollen, indem es uns gleichsam mit seinem rein äußeren sinnlichen Kunstreize über das innerlich Unvollkommene des Denkens dieser letzteren hinweghilft.

Einer und derselbe Gedanke, der uns innerhalb der metrischen Form als schön und poetisch erhaben gilt, würde, in die gewöhnliche Rede versetzt, hier wol oft als hohl, läppisch und trivial erscheinen; die Form des Versmaßes als solche gibt immer sogleich zu erkennen, daß es sich hier noch um etwas ganz Anderes als um eine rein gedankenmäßige oder abstract verständige Mittheilung so wie in der Prosa handelt; das bloße ästhetische Wohlgefallen am Denken ist in der Poesie immer das entscheidende und Ausschlag gebende Motiv; dieser veränderte Standpunkt unseres ganzen Interesses an demselben findet seinen Ausdruck in der Form des Versmaßes, da auch dieses an sich in der Erzielung eines bestimmten künstlerischen Wohlgefallens seinen Zweck hat: alles Versmaß ist insofern eine gewisse Annäherung der Sprache an das Princip der Musik, indem auch diese überall die Ausdrucksform einer ästhetischen Empfindung durch gewisse Gruppirungen und Intervalle des Tones ist; immer aber ist das Versmaß nur etwas an der Sprache, das nicht für sich allein, sondern eben nur im Zusammenhange mit dem in ihm enthaltenen Denken auf den Charakter eines Schönen oder einer Gestaltung der Kunst Anspruch zu erheben vermag. Nichtsdestoweniger sind die allgemeinen ästhetischen Principien des Versmaßes immerhin in gewisser Beziehung denen der Musik, da beide der zeitlichen oder hörbaren Weise der Kunstdarstellung angehören, analog, nur daß sie jedenfalls als theils an sich einfachere und theils in gewissem Grade immer durch den mit ihnen zusammenhängenden Gedankeninhalt erklärt, der wissenschaftlichen Erkenntniß und Feststellung leichter zugänglich erscheinen als die dieser letzteren. Auch ist dem Versmaße das der Musik specifisch eigenthümliche und den ganzen unterscheidenden Charakter derselben ausmachende Princip der Modulation oder der gradweise steigenden und fallenden Erhöhung des Tones vollkommen fremd, indem sich dasselbe überall nur im Gesange und bei der Musikbegleitung mit ihm verbindet, während an sich die Differenzen der letzten metrischen Zeittheile, der Sylben, nur in einem ganz einfachen Verhältnisse ihrer längeren und kürzeren Zeitdauer oder in einem solchen der verstärkten und der schwächeren Kraft ihrer Aussprache begründet sind. Immer ist es nicht, wie bei der Musik, das Empfinden an sich, sondern dieses nur insofern, als es mit der Sprache zusammenhängt oder in diese eintreten kann, welches im Versmaße seinen Ausdruck findet.

Eine durchaus unrichtige Ansicht über das Versmaß ist auch diese, als ob dasselbe an sich und seiner Natur nach dazu bestimmt sei, eine Art von illustrirender Begleitung oder sinnlicher Paraphrase des besonderen Gedankeninhaltes, welcher in jedem einzelnen Verse enthalten ist, also etwa analog der musikalischen Composition eines Gedichtes bilden zu sollen. In vielen Fällen allerdings schließt sich in Folge einer entweder natürlichen oder künstlich herbeigeführten Sprachmalerei der bloße Klang der Worte eines Verses in einen gewissen übereinstimmenden Zusammentreffen an die Substanz des in ihm liegenden Gedankens an; dergleichen aber ist theils auch vielfach in der Prosa der Fall, und es ist unter allen Umständen nicht das Gesetz oder die Regel des Versmaßes an sich, sondern nur der Zufall oder das Geschick des Dichters, wodurch alle solche Erscheinungen herbeigeführt werden; vielmehr ist umgekehrt die metrische Form als solche für einen lang ausgedehnten und die mannichfachste Verschiedenheit der Situationen umschließenden poetischen Inhalt unverändert die gleiche; alles Versmaß ist an sich eine Art von gleichmäßiger Uniform und Erscheinungsgestalt des poetischen Denkens oder es ist keineswegs die specielle Materie des einzelnen Gedankens, sondern vielmehr nur das allgemeine ästhetische Motiv eines ganzen Gedichts oder einer Dichtungsgattung dasjenige, welches in ihm ausgedrückt liegt. Das Verhältniß des Versmaßes zur gewöhnlichen Rede ist insofern ein ähnliches als das des militairischen Kleides zum bürgerlichen, indem auch durch die Gleichförmigkeit des ersteren jeder Einzelne als das bloße Glied eines größeren Ganzen oder einer Gemeinschaft charakterisirt wird, während er in dem letzteren eben nur als das, was er an sich selbst ist oder als der einfache anspruchslose Privatmann vor uns erscheint. Demnach ist es überall nicht sowol eine specielle Charakteristik, als vielmehr eine verallgemeinernde Erhebung des einzelnen Gedankens, worin die Bedeutung eines jeden Versmaßes besteht. Auch schließt sich dasselbe immer an die Analogie einer rhythmisch geordneten Bewegung des Marsches, Laufes oder Tanzes an, wodurch es sich von dem nachlässigen oder ungeordneten Gange der gewöhnlichen Rede unterscheidet. Bei den Römern wird deswegen auch geradezu die metrische Rede wegen der größeren Erhabenheit und Beschleunigung ihrer Bewegung als die berittene im Unterschied von der gewöhnlichen als der des Fußgängers bezeichnet.

In der Sprache selbst finden sich zunächst zwei allgemeine Einrichtungen oder Verhältnisse vor, welche, da sie einen gewissen Gradunterschied ihrer einzelnen Sylben aus sich bedingen, zur Erzielung einer bestimmten künstlerischen Regel und Ordnung des Versmaßes benutzt oder verwerthet werden können. Dieses sind einmal die Quantität, andererseits aber der Accent; jede einzelne Sylbe der Sprache ist in ersterer Beziehung entweder eine lange oder eine kurze, in letzterer entweder eine betonte oder eine unbetonte; immer aber wird als regelmäßiges oder Durchschnittsverhältniß angenommen, daß die Zeitdauer der langen Sylbe das doppelte betrage als diejenige der kurzen, und daß ebenso die betonte Sylbe in ihrer Kraft eine doppelt verstärkte sei gegenüber der unbetonten; überall also sind es durchaus einfache Verhältnisse der Zeitdauer und der Stärke des Tones der Sylben, aus denen sich alles Versmaß erbaut; immer aber ist es zugleich entweder das Princip der Quantität oder das des Accentes, welches als Basis desselben angenommen wird; der Versbau des Alterthums war ein quantitirender, der der neuen Zeit ist ein accentuirender, und es sind hierin die beiden allgemeinen Gattungen oder Grundformen alles Versmaßes enthalten.

Der ganze Charakter des Versmaßes ist insofern ein doppelter, als dasselbe einmal die Eigenschaft einer Erscheinung der Sprache, andererseits aber auch zugleich die einer Art oder Gestaltung der Kunst besitzt. In letzterer Beziehung aber stehen die einzelnen Arten und die ganze allmälige Ausbildung und Umwandelung desselben in organischem Zusammenhange mit dem allgemeinen Fortschritte und dem Principe der historischen Weiterentwickelung der Kunst überhaupt; in dem Versmaße des Alterthums waltet derselbe Geist oder die nämliche ästhetische Grundanschauung, welche alle anderen künstlerischen Gestaltungen dieses Zeitalters durchdringt; ebenso aber ist dieses auch bei den Versen des Mittelalters und bei denen der neuen Zeit der Fall, und es ist ganz insbesondere das Verhältniß der beiden Principien des antiken und des mittelalterlichen Versbaues durchaus analog dem des doppelten Baustyles dieser beiden Perioden; daher wollen die ganzen Einrichtungen und Verhältnisse des Versmaßes theils aufgefaßt werden, wie sie mit den natürlichen Einrichtungen und Bedingungen des Baues der Sprachen, theils aber wie sie mit den Principien und Entwickelungsgesetzen des historischen Kunstgeschmackes in Zusammenhang stehen. Der ganze Bau der antiken Sprachen bedingte theils an sich eine andere Art des Versbaues als der der neueren, theils aber war eben nur diese Art und nicht eine andere ihrem allgemeinen ästhetischen oder Kunstgeschmacke conform; Versmaß aber und Sprache gehören beide gleichmäßig zu den allgemeinen organischen oder geistig charakteristischen Lebenserscheinungen der Völker.

Die künstlerisch am höchsten stehende oder in Absicht der rein sinnlichen Schönheit vollkommenste Gestaltung des Versmaßes in der Geschichte ist die des griechischen. Kein anderes Versmaß kann sich an allgemeinem Wohllaut, an Reichhaltigkeit, Eleganz und malerischer Ueppigkeit der Formen mit dem griechischen messen; theils ist die natürliche Lautmischung des Griechischen wol eine schönere und glücklichere als die einer jeden anderen Sprache, theils können gerade hier leichter als in irgend einer anderen dichtere Gruppen und mannichfache Verschlingungen sowol von langen als von kurzen Sylben gebildet werden; endlich aber trägt auch das eigenthümliche, fein und scharf gegliederte Accentuationssystem des Griechischen wesentlich mit zu der Vollkommenheit des Versbaues bei; je dürftiger aber im Verhältniß zu unserer Zeit vielleicht der Standpunkt und die Ausbildung der musikalischen Kunst bei den Griechen war, um so mehr hat wol die Schönheit und harmonische Vollendung des Versmaßes diesen Mangel bei ihnen ersetzt; wie für die Plastik und die Poesie, so war auch für das Versmaß das griechische Alterthum gleichsam die classische und für alle andere Zukunft mustergültige Zeit; so wie in Rücksicht der etymologischen Formenfülle das Sanskrit, so ist für die Principien und Einrichtungen des Versbaues das Griechische gleichsam das typische Musterbild oder Paradigma, an das sich die Metrik einer jeden anderen Sprache anzulehnen oder an dem sie sich in sich selbst zu orientiren hat.

Alles Versmaß gliedert sich an sich in die drei Haupteinheiten des Fußes, des Verses und der Strophe, deren jede in sich einer eigenthümlichen Regelung unterliegt und auf deren geordnetem Zusammengreifen alle metrische Kunstgestalt überhaupt beruht. Ein Fuß aber ist eine harmonisch geordnete Einheit von Sylben, ein Vers eine solche von Füßen, eine Strophe endlich eine solche von Versen. Der Fuß aber entspricht in seiner Länge und seinem allgemeinen Charakter dem grammatischen Grundtypus der Einheit des Wortes, der Vers ebenso demjenigen des einfachen Satzes, die Strophe aber dem des größeren, aus mehreren einzelnen zusammengesetzten Satzes oder der Periode. Alle Füße werden nothwendig zu Versen verbunden, nicht aber alle Verse nothwendig zu Strophen, oder es ist die Strophe nicht eine unumgängliche nothwendige, sondern überall nur eine unter bestimmten Bedingungen hinzutretende höhere oder kunstvollere Einheit der metrischen Rede. Die Einheit des Verses ist für das Metrum durchaus dasselbe, was für die gewöhnliche oder ungebundene Rede die des Satzes, oder so wie alles gewöhnliche Denken sich in der logischen Einheitsform des Satzes, so bewegt sich alle gebundene Rede in der metrischen Kunstform des Verses.

In der Metrik der Griechen besteht ein jeder Fuß aus einer gewissen harmonischen Gruppe langer und kurzer Sylben der Sprache, und zwar kann an sich ein jeder Fuß immer nur eine einzige lange Sylbe an sich enthalten, welcher als der Arsis oder der betonten Hälfte desselben in der Thesis oder der Senkung eine oder mehrere kurze unbetonte Sylben an die Seite gestellt werden. Die Exäquation oder nebeneinanderstellende Vergleichung des langen und des kurzen Sylbenelementes der Sprache ist demnach das allgemeine Motiv oder künstlerische Grundprincip des Versbaues der Alten; immer aber verläßt dann der Ton oder Accent der Sprache diejenige Stellung, welche er an sich auf irgend einer anderen unbetonten oder in der Thesis stehenden Sylbe des Wortes einnimmt, indem er zu einem bloßen Mittel der Hervorhebung oder deutlicheren Markirung des natürlichen oder physischen Uebergewichtes der langen Sylben der Sprache über die kurze wird. Die lange Sylbe als solche demnach ist hier die betonte, die kurze die unbetonte, oder es fallen innerhalb des Versmaßes die beiden Principien der sprachlichen Sylbendifferenz, die Quantität und der Accent, insofern mit einander zusammen, als sich das letztere von ihnen durchaus nach dem ersteren richtet oder als überall die Stärke des Tones sich mit der Länge, die Schwäche desselben aber mit der Kürze der Sylben verbindet. Eben hierdurch aber ist der ganze Eindruck, welchen die griechische Rede innerhalb der metrischen Kunstform hervorbringt, ein vollkommen verschiedener von dem ihres sonstigen oder gewöhnlichen Erscheinens; denn während es in diesem letzteren im Ganzen vier Arten von Sylben gibt, theils lange betonte und unbetonte, theils kurze betonte und unbetonte, so ist in der ersteren diese Anzahl blos auf zwei, die lange betonte und die kurze unbetonte, reducirt, und es wird eben hierdurch ein vollkommen

einfaches, plastisch abgerundetes und musikalisch schönes Verhältniß der einzelnen Elementarbestandtheile der Sprache, der Sylben erzielt, welches von der Metrik unserer Sprachen, wo der Accent im Allgemeinen unverändert auf einer bestimmten Stelle des Wortes stehen bleiben muß, in keiner Weise mehr erreicht werden kann.

Die Hebung oder Arsis des Fußes kann im Griechischen im Ganzen entweder einer einfachen, oder einer zweifachen, oder einer dreifachen kurzen thetischen Sylbe gleichgesetzt werden, woraus die drei allgemeinen Arten oder Stylgattungen ihres Versbaues, der trochäisch-iambische, daktylisch-anapästische und päonische Rhythmus entspringen. Immer aber muß im Verhältniß zu der größeren Anzahl der in der Thesis stehenden kurzen Sylben auch der auf der langen Arsis ruhende Accent oder metrische Ictus eine entsprechende Verstärkung erfahren, sodaß im trochäischen Versmaße derselbe ein einfach, im daktylischen ein zweifach, im päonischen ein dreifach verstärkter ist, ´ ◡, ˝ ◡◡, ‴ ◡◡◡. Je größer aber in Folge hiervon die gegensätzliche Spannung oder der proportionirte Contrast zwischen der Stärke der Arsis und der Länge oder dem äußeren Schwergewichte der Thesis ist, einen um so lebhafteren, energischeren und gewaltigeren Eindruck bringt dann immer der metrische Rhythmus hervor. Das päonische Versmaß, bei welchem dieser Contrast ein auf seine äußerste Spitze getriebener ist, kommt daher überhaupt nur selten und immer blos zum Ausdruck der höchsten geistigen Erregtheit vor; die vollkommenste, edelste und gemäßigtste Harmonie ist die des daktylischen Versmaßes, während endlich das trochäische einen schon matteren und mehr der gewöhnlichen Rede ähnlichen Rhythmus besitzt. Von einem jeden dieser drei Versmaße aber gibt es weiter eine doppelte Form, die eine von der Arsis zur Thesis herabsteigende und die andere von dieser zu jener aufsteigende: ´ ◡, ◡ ´, ˝ ◡◡, ◡◡ ˝, ‴ ◡◡◡, ◡◡◡ ‴. Ueberall aber wird durch das Vorantreten des kurzen oder thetischen Elementes des Fußes noch ein höherer Grad der Lebhaftigkeit, Ungezwungenheit und stürmischen Erregtheit des Rhythmus erzielt. Eine jede dieser allgemeinen Grundformen des Versmaßes aber wird innerhalb der Poesie nur auf ganz bestimmten Gebieten oder zu gewissen, ihm ganz besonders angemessenen Zwecken verwendet, und es erfährt auch ein jedes von ihnen eine ganz besonders eigenthümliche Behandlung in seiner Verbindung zu Versen und Strophen. Immer ist es bei jedem Versmaße an sich ein bestimmter Fuß, welcher in seiner regelmäßigen Wiederkehr den ästhetischen Typus oder Grundcharakter desselben aus sich bedingt; aus der Verbindung jener sechs einfachen Füße oder allgemeinen metrischen Grundeinheiten aber geht noch eine größere Menge künstlicherer und zusammengesetzterer Rhythmen hervor.

Die Metrik des Mittelalters beruht insofern auf einem durchaus anderen Principe als diejenige des Alterthumes, als hier der Begriff oder die gesetzliche Regel eines Verses keineswegs wie dort in einer bestimmten Anzahl von Sylben oder von Füßen, sondern allein in einer solchen von Hebungen oder betonten Sylben besteht, zwischen welche dann andere unbetonte Sylben oder Senkungen ganz nach dem Belieben oder Geschmacke des Dichters eingeschoben werden können. Durch diese letztere Freiheit aber wird eine ähnliche Mannichfaltigkeit und Abwechselung in der Erscheinung eines Verses erzielt, als sie sich bei den Alten in der Füglichkeit der Auflösung der langen und der Zusammenziehung der kurzen Sylben des Fußes findet. In der Nibelungenstrophe z. B. hat jede Langzeile sechs Hebungen, nur die vierte aber deren sieben, wodurch das Ganze derselben eine festere und kräftigere Abrundung erfährt. Der ganze Maßbegriff des Fußes im Sinne einer festgeschlossenen harmonischen Einheit langer und kurzer, betonter und unbetonter Sylben findet daher auf das mittelalterliche Versmaß keine Anwendung, ebenso wie auch der für die antike Metrik so bedeutungsvolle Unterschied der ansteigenden und absteigenden Rhythmen, da es vollkommen gleichgültig ist, ob ein Vers mit der Hebung oder der Senkung anfängt, hier alle Geltung verliert. Das mittelalterliche Versmaß aber ist, trotz der vollkommen abweichenden Art seines Baues, doch ein innerhalb seiner eigenen Sphäre fast nicht weniger mannichfaltiges und kunstreiches als dasjenige des Alterthumes.

Der Unterschied jener beiden allgemeinen Principien der Sylbendifferenz, der Quantität und des Accentes, ist an sich der, daß die erstere allein auf den physischen, der letztere dagegen auf den geistigen Gewichtsverhältnissen der Sylben beruht. Eine jede einzelne Sylbe der Sprache ist ihrer natürlichen Beschaffenheit nach entweder lang oder kurz; der Accent des Wortes aber ist an sich das Mittel, um die geistig hervorragendere oder bedeutsamere Sylbe eines Wortes vor der weniger wichtigen auszuzeichnen und zu charakterisiren. Zwar wird dann die Stellung des Accentes im Worte auch in mannichfacher Weise durch die Einflüsse der physischen Quantität der Sylben umgewandelt und durchkreuzt, und es wohnt demselben überhaupt die Bedeutung eines Mittels für die Regelung der Einheit des Wortes in sich selbst nach den Gesammtverhältnissen seiner einzelnen Glieder oder Sylben bei. Die größere sinnliche Schönheit des antiken Versbaues aber gründet sich wesentlich darauf, daß das sinnliche oder physische Princip des Quantitätsunterschiedes der Sylben die bedingende Regel oder Grundlage desselben bildet; die Accentuation des Griechischen innerhalb des Versmaßes ist eine vollkommen andere als in der Prosa, weil dort das natürliche Gewicht der langen Sylbe den Accent von irgend einer angrenzenden kurzen zu sich herüberzieht; in der Rede des Mittelalters dagegen, wo das innerlich geistige Princip des Accentes die Basis des Versbaues bildet, ist die Betonung innerhalb des Verses wesentlich dieselbe als sonst, und es bleibt überhaupt der Accent vollkommen unberührt von den Einflüssen der Quantität stehen; in der neuen Zeit aber ist insofern wiederum ähnlich wie bei den Alten ein Zusammenfallen der Unterschiede der Quantität mit denen des Accentes herbeigeführt worden, als der auf einer Sylbe ruhende Ton als solcher ihre

Verlängerung aus sich bedingt, während die unbetonte Sylbe zugleich die prosodische Eigenschaft einer kurzen besitzt. Daher können in der teutschen Sprache wenigstens Verse durchaus nach dem Vorbilde derjenigen des Alterthumes gebaut werden, indem es bei uns einen wenngleich künstlich erzeugten und physisch weniger vollkommenen oder wohllautenden Unterschied langer betonter und kurzer unbetonter Sylben gibt. Während bei den Alten die Quantität der Sylben den Accent, so regelt umgekehrt unter uns der Accent den Unterschied der Quantität; die neuere teutsche Metrik aber hat jedenfalls den Vorzug, daß nach ihr theils quantitirende Versmaße im Style des Alterthumes, theils auch accentuirende in dem des Mittelalters, obschon beide nicht mit derselben specifischen Vollkommenheit als da, gebildet werden können. Auch in diesem Zweige der Kunst ist der Charakter der neueren Zeit, sowie sie überhaupt sonst die beiden entgegengesetzten Schönheitsideale des Alterthumes und des Mittelalters auszugleichen und einander anzunähern versucht, ein verbindender oder eklektischer.

Das eigenthümliche Versmaß der neuen Zeit ist von dem des Alterthumes charakteristisch verschieden durch die geregelte Benutzung des Elementes der Sprachmalerei oder des gleichartigen Anklanges einzelner Laute oder ganzer Sylben der Verse. Die vollendete plastische Rundung und Schönheit der Verse des Alterthumes würde durch die Benutzung dieses Elementes etwa in einer ähnlichen Weise verunstaltet worden sein als eine freistehende körperliche Statue durch die bunte Malerei der Farbe; der an sich ungleich dürftigere Kunstreiz der neueren accentuirenden Metrik dagegen kann wesentlich nur durch dieses Element auf eine höhere oder von der gewöhnlichen Rede specifisch unterschiedene Stufe des Eindruckes erhoben werden. Die Schönheit des antiken Versmaßes ist daher wesentlich eine der der plastischen, die des neueren eine der der malerischen Kunst analoge. Der Bau der Verse entspricht hierbei dem Elemente der Gestalt, die Benutzung der sinnlichen Lautanklänge dem der Farbe im Raume; alle geordnete Sprachmalerei aber zerfällt in die drei Arten der Allitteration, der Assonanz und des Reimes, oder der Bindung einzelner Consonanten, einzelner Vocale und ganzer Sylben der Verse. Die früheste und alterthümlichste Erscheinung hiervon ist die der Allitteration; der vollendetste metrische Schmuck dieser Gattung aber ist der Reim und es bildet eben dieser das Hauptmerkmal oder die gewöhnliche äußere Erscheinungsform aller neueren gebundenen Rede.

Dasjenige, was in der Sprache ausgedrückt und enthalten liegt, ist immer ein Gedanke oder eine logische Verknüpfung von Begriffen. Die Syntax aber ist derjenige Theil der Grammatik, welcher sich auf die Gesetze der geordneten Verbindung der Worte, inwiefern diese die Ausdrucksformen von Begriffen sind, bezieht. Die Syntax einer jeden Sprache schließt sich an die Logik als die allgemeine Theorie von den Gesetzen des Denkens in der Eigenschaft einer Erweiterung oder Ergänzung an; die Grundform alles Denkens aber ist das Urtheil und ein jeder Satz der Sprache hat an einem logischen Urtheil seine Substanz oder seinen geistigen Inhalt; die ganzen Erscheinungen der Syntax können ihre Auflösung und Erklärung finden nur an der Hand der philosophischen Grunddisciplin der Logik; die Syntax überhaupt ist der philosophische oder geistig wissenschaftliche Theil der Grammatik, während das wissenschaftliche Princip ihres anderen Theiles, der Etymologie, nur ein rein empirisches oder historisches ist; so verschieden aber auch die Regeln der Syntax der einzelnen Sprachen sind, so haben sie doch an dem Gesetze der Logik ein bestimmtes nothwendiges und gemeinsames Fundament; das etymologische Material der einzelnen Sprachen ist überall ein mehr oder weniger verschiedenes, aber das geistige Grundgesetz des Denkens ist für sie alle eines und dasselbe; eben darum aber ist es auch möglich, die Idee einer allgemeinen oder philosophischen Syntax der Sprache zu entwerfen, während die Feststellung der Gesetze der Etymologie überall nur durch eine specielle und umfassende Vergleichung der einzelnen Sprachen erfolgen kann.

Die beiden Haupteinheiten der Sprache, das Wort und der Satz, sind in ihrer Ausbildung nichtsdestoweniger gewissen ganz analogen Bedingungen unterworfen. Ein Satz ist an sich ebenso ein geistiger Complex von Worten, wie das Wort als ein physischer Complex von Lauten erscheint; ähnlich aber als das Wort hat auch der Satz immer seine Geschichte, d. h. so wie das Wort in seiner gegenwärtigen Gestalt das Product ist aus dem Zusammentreten einer ganzen Reihe ursprünglich selbständiger, nur aus Consonant und Vocal bestehender einsylbiger Wurzeln, welche dann in mannichfacher Weise abgewandelt, reducirt und mit einander verschmolzen worden sind, ebenso besteht auch ein jeder größere oder aus einer weiteren Menge von Gliedern gebildete Satz eigentlich aus einer entsprechenden Reihe oder Anzahl ursprünglicher, schlechthin einfacher oder nur aus dem logischen Subject und Prädicat allein geformter syntaktischer Einheiten, welche sodann in ähnlicher Weise als dort durch mannichfache Umwandelungen, Auslassungen u. s. w. sich zu dem gegenwärtigen ausgedehnteren und systematisch gegliederten logischen Ganzen an einander geschlossen oder zusammengerollt haben. Sowie die Aufgabe des Etymologen wesentlich diese ist, das einzelne Wort zurückzuführen auf seine letzten einfachen Wurzeln oder Sylben, so ist die Aufgabe des Syntaktikers eine ganz ähnliche in Bezug auf die in der Rede gegebene größere und umfangreichere Einheit des Satzes; an sich besteht jeder einzelne Satz eben nur aus dem logischen Subject und seinem Prädicat, also ebenso wie die älteste Wurzel oder Urſylbe aus zwei Lauten, so aus zwei Worten; fast immer aber haben wir in dem wirklichen Satze oder Gedanken eine Synthese aus einer Mehrzahl solcher letzter logischer Ureinheiten vor uns. Wie die Erkenntniß des Wortes, so besteht auch diejenige des Satzes in einer Analyse desselben in seine letzten logischen Einheiten oder einfachen Urtheile; nur ist in dem letzteren Falle diese Analyse wesentlich blos eine philo-

sophische oder rein begriffliche, während sie in dem ersteren eine thatsächliche oder actuell historische ist.

In den Flexionen der Worte, deren Feststellung in dem etymologischen Theile der Grammatik erfolgt, ist zunächst immer eine gewisse Hindeutung auf ihre logische Verbindung im Satze gegeben. Eine Flexion ist immer ein bestimmtes Glied, welches ein Wort von sich ausstreckt, um sich hierdurch mit einem anderen Worte zu berühren. Nach der Art ihrer Flexionen ferner zerfallen alle Worte der Sprache in ein gewisses System von Classen, deren jede in dem Organismus des Satzes oder der logisch geordneten Rede eine specifisch verschiedene Stellung einnimmt. Im Allgemeinen aber ist es immer ein dreifaches Moment, wodurch sich die einzelnen Classen der grammatischen Worte von einander unterscheiden, einmal eine gewisse eigenthümliche Art der Flexion, zweitens eine bestimmte Eigenthümlichkeit des in ihnen niedergelegten Begriffsinhaltes, drittens aber eine auf Grund dieses letzteren von ihnen vollzogene eigenthümliche syntaktische Function, sowie z. B. das Verbum in der ersten Beziehung der conjugirende Theil der Sprache ist, in der zweiten die Begriffe der Lebensbeziehung oder Thathandlung umschließt, in der dritten aber die Function des copulativen Prädicates im Satze ausübt.

Jedes Wort der Sprache gehört an sich immer einer bestimmten dieser allgemeinen Classen an; nichtsdestoweniger aber ist die Bedeutung der letzteren insofern immer eine relative, als ein jedes Wort der Sprache auch aus derjenigen Classe, welcher es ursprünglich oder seinem reinen Stammescharakter nach angehört, in die Form oder den äußeren Stand einer anderen versetzt und in dem Lichte des eigenthümlichen grammatischen Artcharakters von dieser aufgefaßt oder angeschaut werden kann. So wird z. B. aus dem Adjectivbegriffe: groß das Substantiv Größe gebildet, oder es nimmt auch ein jeder Verbalbegriff in der Form des Infinitivs den äußeren Charakter eines Substantivs an. Durch dieses fortwährende Uebergehen der Worte aus der einen Begriffsclasse in die andere, welches öfters auch ein mehrmaliges sein kann, erfährt die Sprache eine immer größere Bereicherung an neuen, abgeleiteteren und complicirteren Begriffen. Ebenso wie das Lautmaterial, so zerfällt auch das Begriffssystem der Sprachen in eine bestimmte Mehrheit von Classen, welche durch ihr geordnetes Ineinandergreifen und ihre mannichfache kunstreiche Verschlingung den ganzen Organismus des Satzes oder der logischen Rede aus sich bedingen.

Das ganze Material der Worte der Sprache zerfällt zunächst in die drei Hauptclassen des Nomens, des Verbums und der Partikel. Das Nomen ist in etymologischer Beziehung der declinirende, das Verbum der conjugirende Theil der Sprache, während endlich die Partikel an der Flexion überhaupt gar keinen Antheil hat, sondern als ein nackter und äußerlich beziehungsloser Theil in der Mitte des übrigen gegliederten Materiales der Sprache dasteht. Die Partikel repräsentirt insofern, zumal da sie in den meisten Fällen einsylbig ist, auch unter uns noch den ursprünglichen oder alterthümlichsten Zustand der Sprache in sich, und es sind in etymologischer Beziehung z. B. alle Worte der chinesischen Sprache, da sie keinen bestimmten äußeren Formcharakter an sich tragen, Nichts als Partikeln. Der logische Inhalt der Partikel aber ist immer Nichts als eine ganz einfache oder abstracte Beziehung und Situationsbestimmung anderer schon gegebener Theile der Rede zu einander, und sie hat insofern den ausgebildeten oder fertigen Satz und Gedanken zu ihrer Voraussetzung, indem sie immer blos als eine bestimmte Erweiterung und nähere Vervollständigung zu diesem hinzutritt. Der logische Inhalt des Verbalbegriffes aber ist immer eine gewisse lebendige Beziehung oder Thathandlung, die von einem bestimmten gegebenen Begriffe als dem Subject entspringt und die insofern im Satze mit diesem als Aussage oder Prädicat verbunden wird. Der Inhalt des Nominalbegriffes endlich ist immer eine bestimmte Abstraction der einfachen Existenz oder des beziehungslosen Fürsichseins, und zwar sind in den Substantivbegriffen die Allgemeinheiten der Gattungen, welche die einzelnen wirklichen Dinge als solche in sich umschließen, in den Adjectivbegriffen dagegen diejenigen der Eigenschaften oder der ruhenden Daseinsmomente der Dinge enthalten. Alle Begriffe der Sprache zerfallen demnach an sich in vier einzelne Hauptarten: zuerst die Substantivbegriffe als die höheren Gattungskategorien der unmittelbaren wirklichen Existenzen als solcher; dann in die Adjectivbegriffe oder die Abstractionen der in diesen selbst enthaltenen ruhenden Eigenschaften; ferner die Verbalbegriffe, deren Inhalt die lebendigen Beziehungen der Dinge unter einander sind; endlich aber die Partikelbegriffe, welche die abstracten Verhältnisse und äußeren Situationen der Dinge oder der Theile der Rede zu einander umschließen.

Der Substantivbegriff ist von allen anderen Gattungen der sprachlichen Worte dadurch unterschieden, daß er allein die Stelle des Subjectes im Satze oder Urtheil einzunehmen vermag, und es muß ein jeder andere Begriff der Sprache, wenn er selbst Subject, d. i. Gegenstand und Ausgangspunkt der Rede werden soll, nothwendig in die äußere Stellung oder den Charakter eines Substantivbegriffes umgewandelt werden. Jeder andere Begriff der Sprache aber kann als solcher, inwiefern er selbst als ein organisches Glied in den Satz eintritt, an und für sich nur die Stellung eines Prädicates oder einer Aussage von dem Subject einnehmen; denn das logische Urtheil als die Grundform des grammatischen Satzes kennt an sich nur diese beiden Theile oder Glieder, und es müssen demnach alle anderen Formen und Verhältnisse dieses letzteren an und für sich eine Zurückführung auf jenes oberste und einfachste Grundverhältniß des logischen Denkens erfahren. Der logische Inhalt aller dieser anderen Classen aber ist wesentlich immer ein solcher, der eine gewisse nähere Bestimmung eines anderen gegebenen Theiles der Rede in sich enthält, und es mögen daher dieselben im Unterschiede von dem eine feste oder in sich geschlossene Einheit darstellenden Substantivbegriff unter die höhere Gesammtkategorie von

substantiellen oder von sich als bloße Merkmale und Attribute in anderen logischen Einheiten vorfindenden Begriffen subsumirt werden.

Die Gattung des Substantivbegriffes umschließt außer den eigentlichen oder materiellen Begriffen dieser Abtheilung noch eine Anzahl anderer Wortkategorien, deren allgemeine Bestimmung darin besteht, auch die einzelne individuelle Sache als solche, die in der Regel nur in der Gestalt ihres höheren Gattungsbegriffes in die Rede eintritt, in dieser zu bezeichnen. Das Wort der Sprache ist an sich immer nur der Ausdruck irgend eines allgemeinen Begriffes, und es kann insofern die einzelne Sache als solche in ihr eigentlich keinen Ausdruck finden. Nichtsdestoweniger aber richtet sich doch unser Denken auch vielfach auf die einzelnen Sachen als solche, und es muß daher in der Sprache gewisse Mittel geben, durch welche auch diese selbst in sie eingeführt oder gleichsam logisch in ihr vertreten werden können. Unter diesen Mitteln aber ist das erste und natürlichste der Eigenname oder die inhärirende Bezeichnung einer gewissen einzelnen Sache oder Person durch ein bestimmtes Wort der Sprache, welches letztere allerdings an sich ebenso ein Begriff oder eine Zusammensetzung von Begriffen ist wie jedes andere, das aber doch immer erst durch eine willkürliche Convention zur stehenden Bezeichnung jener Einzelheit herabgesetzt oder gestempelt worden ist. Indem aber auch dieses Mittel überall nur in beschränktem Maße für die Bezeichnung aller Einzelheiten ausreichend ist, da doch immer nur eine geringe Menge von diesen wirklich mit Eigennamen versehen sein kann, so schafft sich die Sprache weiter in dem Pronomen oder dem Begriffe des Dieses, d. h. einer bestimmten augenblicklich gegenwärtigen, gezeigten oder innerlich gemeinten Sache, einen solchen ganz allgemeinen oder schlechthin collectiven Eigennamen, der auf jede einzelne Sache, inwiefern dieselbe eine gerade gegenwärtige, bekannte oder genannte oder auch irgend ein derartiger Begriff ist, ohne Unterschied Anwendung leidet. Das Pronomen also ist gleichsam ein universeller oder jederzeit in der Hand des Sprechenden selbst liegender Eigenname im Unterschiede von der wirklichen, untrennbar an die Sache selbst gebundenen individuellen Benennung; von diesem ersten oder Hauptpronomen aber, dem rein demonstrativen des Dieses, sind alle anderen, das relative, das persönliche u. s. w., bloße Abwandelungen oder Nebenformen. Endlich aber gehört zu dieser ganzen Kategorie von Mitteln auch noch das Zahlwort oder derjenige ganze Theil der Sprache hinzu, welcher die einzelnen Dinge nicht, wie dieses in den eigentlichen Begriffsworten geschieht, nach ihren Qualitäten oder generellen Artbeschaffenheiten, sondern unter dem rein quantitativen Gesichtspunkte ihrer Menge oder ihres Grades bestimmt. Der Eigenname als solcher haftet an einer bestimmten einzelnen Sache, das Pronomen ist der allgemeine Repräsentant jeder einzelnen gerade gegebenen Sache, das Zahlwort betrifft die einzelnen Dinge nach ihrer Menge oder nach dem Grade ihrer Aufeinanderfolge in einer Reihe.

In einem gewissen Zusammenhange mit dem Pronomen steht auch eine andere sprachliche Erscheinung, der Artikel. Dieser ist allerdings nicht ein durchaus nothwendiger Theil der Sprache, indem gewisse Sprachen, z. B. die lateinische und die slawischen, desselben entbehren. Immer aber ist doch das Vorhandensein des Artikels als ein Vorzug und als eine höhere Vollkommenheit in der Sprache zu bezeichnen. Der sogenannte bestimmte Artikel aber ist überall Nichts als eine bloße Abschwächung des demonstrativen Pronomens, des Dieses, während der unbestimmte sich in einer ähnlichen Weise zu dem ersten Zahlworte verhält. Jene Abschwächung des demonstrativen Pronomens aber hat an sich den Sinn, daß derjenige allgemeine Begriff, vor welchen der Artikel tritt, hierdurch gleichsam im Lichte einer wirklichen sinnlichen oder zeigbaren Einzelheit von der Sprache aufgefaßt wird, wodurch der ganze Charakter des sprachlichen Denkens ein in höherem Grade lebhafter oder unmittelbar anschaulicher wird. Die ganze Function des Artikels in der Sprache ist also insofern eine der jener ersteren Mittel oder Kategorien entgegengesetzte, als durch ihn umgekehrt der allgemeine Begriff selbst als eine Einzelheit hingestellt wird, während dort die Einzelheit in der Gestalt eines Wortes ihren Eintritt in die Sprache fand.

Der Substantivbegriff der Sprache zeigt ferner die ganz besondere Eigenthümlichkeit an sich, daß er sich überall mit der Bezeichnung eines bestimmten Geschlechtes, des Männlichen, Weiblichen oder Sachlichen, verbindet, und es ist überhaupt diese Erscheinung ganz vorzugsweise dazu geeignet, die Art und Weise, wie das logische Denken in der lebendigen Wirklichkeit der Sprache aufgefaßt wird, in ein deutliches Licht treten zu lassen. Die große Mehrzahl der Substantivbegriffe der Sprache ist vermöge ihres logischen Inhaltes gegen jeden Unterschied ihres Geschlechtes vollkommen indifferent, d. h. es ist in ihnen an sich selbst der Regel nach durchaus Nichts enthalten, was auf den allgemeinen Charakter des Männlichen oder des Weiblichen irgend einen Bezug hätte; auch kommt es in den meisten Fällen der Sprache selbst offenbar ungleich weniger darauf an, irgend einen Begriff gerade in dem Lichte des einen oder des anderen bestimmten Geschlechtscharakters zu erblicken, als vielmehr nur darauf, ihn unter irgend eine der allgemeinen Geschlechtskategorien zu subsumiren oder ihn als irgendwie geschlechtlich differenzirt hinzustellen; denn theils hat bei vielen Worten der Sprache der Geschlechtscharakter in der frühesten Zeit lange geschwankt, theils weichen auch die einzelnen Sprachen in der Zutheilung ihrer Begriffe an die Geschlechtskategorien mannichfach von einander ab, endlich aber findet auch in der Gegenwart noch bei neu auftretenden Worten ein vielfaches Schwanken in dieser Beziehung statt, sowie z. B. das Wort: Comité unter uns zugleich männlich, weiblich und sachlich gebraucht zu werden pflegt, oder wie Einige: der Paragraph, Andere aber: die Paragraphe sagen; es scheint aber auch in der ältesten Zeit die Tendenz der Sprache ganz entschieden darauf hingerichtet gewesen zu sein, jeden einzelnen Begriff überhaupt nur einem der beiden eigent-

lichen Geschlechter, dem männlichen oder dem weiblichen, zuzuweisen und die dritte Kategorie, die der Sache oder des Neutrums, erst später als eine unentbehrliche Aushilfe hinzugetreten zu sein; es ist aber diese ganze Erscheinung eine beinahe allen Sprachen, etwa nur mit Ausnahme des Chinesischen, gemeinsame, und es findet sich blos in einigen amerikanischen Sprachen eine Art von Surrogat dafür, indem hier alle Begriffe in solche, die etwas Lebendiges, und in solche, die etwas Unlebendiges anzeigen, unterschieden werden; — dasjenige aber, was die Sprache mit dieser ganzen Einrichtung eigentlich erreichen oder anzeigen will, ist dieses, daß ihr der Substantivbegriff, der als logisches Subject immer der Träger oder der Ursprung der im Satze vor sich gehenden Handlung ist, nicht als ein bloßer abstracter Begriff so wie ein anderer, sondern vielmehr als eine concrete, lebendige und gleichsam menschenähnliche Person erscheint; denn indem der Geschlechtscharakter als solcher das allgemeine und unterscheidende Merkmal der freien geistigen Persönlichkeit des Menschen ist, so deutet die Sprache hiermit an, daß sie auch den Substantivbegriff, die Quelle der Handlung im Satze, gleichsam als ein objectivirtes menschliches Ich, das mit ihm verbundene logische Prädicat aber ebenso wenig als einen bloßen todten Begriff, sondern vielmehr als eine frei aus ihm entspringende Thatäußerung aufgefaßt wissen will. Der Satz also ist für die ursprüngliche Anschauung der Sprache keineswegs die leere Ausdrucksform eines Urtheiles, sondern vielmehr eine lebendige Begebenheit oder persönlich menschliche Handlung gewesen.

Jeder Satz ist an sich eine synthetische Verknüpfung oder Aneinanderfügung eines Subjectsbegriffes mit einem Prädicat. Der Prädicatsbegriff der Sprache aber ist überall ein doppelter, der des Adjectivs und der des Verbums, oder alles dasjenige, was von einem Substantivbegriffe ausgesagt werden kann, ist entweder eine adjectivische Eigenschaft oder eine verbale Thätigkeit und Beziehung. Daher ist die Form alles Satzes an sich eine doppelte, die adjectivische und die verbale, und es findet zwischen diesen beiden Arten desselben vom rein logischen Standpunkte aus an und für sich durchaus kein Unterschied statt, indem eine fürsichseiende Eigenschaft und eine lebendige Beziehung oder Thathandlung gleichmäßig dem Begriffe eines Prädicates zu entsprechen scheinen. Auch hier jedoch bietet die Sprache eine gewisse eigenthümliche und für ihre ganze Stellung zum Denken charakteristische Erscheinung in sich dar, nämlich die, daß sie als das unmittelbare und eigentliche Prädicat des substantivischen Subjectes streng genommen und der Regel nach nur den Verbal-, nicht aber den Adjectivbegriff gelten läßt, diesen letzteren vielmehr gemeinhin nicht direct, sondern nur durch das vermittelnde Hinzutreten eines anderen eigens hierfür bestimmten Verbalbegriffes, der Copula, mit jenem verbindet. Eine directe oder unmittelbare syntaktische Verbindung des adjectivischen Prädicates mit dem Subjecte kommt allerdings in verschiedenen Sprachen, wie namentlich im Lateinischen, nicht selten vor; immer aber ist dieses doch das eigentlich Unregelmäßige, und es liegt allen solchen Fällen doch immer eine gewisse Beschleunigung oder gesuchte Kürze der Rede zum Grunde, die auf das Ausgefallensein der ursprünglich im Denken vorhandenen Copula hinzudeuten scheint. Nur das Verbum, da dieses eine lebendige Beziehung anzeigt, gilt in der Sprache als das wahre und eigentliche Prädicat des Subjects; die Idee des grammatischen Satzes ist daher immer in gewisser Weise eine andere als die des logischen Urtheiles; dieses letztere als solches besteht an sich immer aus einer mechanischen Synthese oder Vereinigung zweier verschiedener Begriffe, während der erstere vielmehr umgekehrt auf einer freien analytischen Hervorbrechung des verbalen Prädicates aus der persönlichen Willensäußerung des Subjectes beruht; diese beiden Einrichtungen, einmal daß das Subject des Satzes immer eine lebendige, geschlechtlich differenzirte Person, andererseits aber daß das Prädicat desselben nicht eine bloße todte und mechanisch mit dem Subjecte zu verbindende Eigenschaft, sondern immer eine aus diesem selbst entspringende Bewegung oder Thathandlung ist, charakterisiren ganz bestimmt die Art und Weise, wie das logische Urtheilsverhältniß in der concreten Auffassung der Sprache erscheint; das, was im Denken an sich eine Combination oder künstliche Zusammenführung zweier Begriffe, gilt in der Sprache als der lebendige Act oder die natürliche Thatäußerung einer freien, subjectiv menschlichen Person. Das grammatische Subject empfängt nicht sowol seine Prädicate durch das Denken, als es vielmehr dieselben als Bewegungen oder Beziehungen an sich herausstellt oder hervortreten läßt; immer liegt allem Sprachlichen die Anschauung von etwas sich Bewegendem, Lebendigem und insbesondere Menschenähnlichem zum Grunde; nicht blos der sinnliche Theil der Sprache, das Wortmaterial, sondern auch das geistige Element derselben, das Denken, beruht durchaus auf dieser ersten und einfachsten Analogie, und sowie die erste sinnliche Wurzel der Sprache, so ist auch die ganze Idee des grammatischen Satzes an sich Nichts als die Nachbildung oder menschliche Verkörperung einer in den Dingen vor sich gehenden Bewegung.

Jeder grammatische Verbalbegriff hat an sich seinen Inhalt an einer Beziehung. Das Wesen aller Beziehung aber ist dieses, daß sie theils einen solchen Punkt voraussetzt, von dem sie ausgeht oder entspringt, theils aber einen anderen solchen, auf den sie sich richtet oder hingeht. Die Verbalbegriffe also sind gleichsam die linearen oder zeitlich ausgedehnten, die Nominalbegriffe dagegen die punktuellen oder körperlich feststehenden Einheiten und Glieder der logischen Rede, und es ist insofern das Verhältniß beider Elemente vollkommen conform dem der Vocale und Consonanten in dem etymologischen oder sinnlichen Baue der Sprache, da auch hier die ersteren das zeitlich ausgedehnte oder bewegte, die letzteren das feststehende oder körperliche Princip in sich vertreten. Ebenso wie die Sprache in sinnlicher Beziehung wesentlich und vorzugsweise auf den Vocalen,

so beruht sie in geistiger auf den Verbalbegriffen der Thätigkeit oder Beziehung, und so wie dort der Vocal das allgemeine Kriterium und der wesentliche Inhalt der Einheit der Sylbe, so ist hier der Verbalbegriff dasselbe in Bezug auf die Einheit des Satzes; so wie eine jede Sylbe nur einen einzigen Vocal, so enthält auch jeder einfache Satz an sich immer nur einen einzigen Verbalbegriff in sich, um den sich dann ebenso wie dort mehrere Consonanten, so mehrere etwas Ruhendes oder Feststehendes anzeigende Nominalbegriffe gruppiren können.

Die einfachste und natürlichste Gattung der Verbalbegriffe sind die transitiven, welche eine solche Beziehung in sich enthalten, die von einem bestimmten Substantivbegriffe ausgeht und zu einem anderen hingeht, oder die theils eine bestimmte Person oder Sache als das Subject und den Ort ihres Ursprunges, theils eine andere solche als das Object oder den Ort und Zielpunkt ihrer Bewegung voraussetzen, wie z. B. schlagen, tödten u. dgl. Eine andere Gattung der Verbalbegriffe aber ist die der intransitiven, deren Inhalt eine solche Beziehung oder Thätigkeit bildet, die sich nur innerhalb der eigenen Lebenssphäre des Subjectes hält oder die an sich kein anderweites Ziel und Object ihrer Thätigkeit zur Voraussetzung hat, wie z. B. gehen, stehen u. dgl. Immer aber ist doch in der Sprache die Möglichkeit gegeben, daß auch ein an sich transitiver Verbalbegriff nach Art eines intransitiven und daß ein an sich intransitiver nach Art eines transitiven Verbalbegriffes aufgefaßt und construirt werden kann, das erstere insofern als abgesehen von irgend einem bestimmten Objecte der Beziehung die Handlung als eine einfach im Subjecte liegende Thätigkeit hingestellt, das andere aber insofern als aus der Handlung selbst ein wenigstens ideelles Object als Resultat oder Erfolg derselben herausgenommen und ihr als Ziel der Bewegung gegenübergestellt wird, z. B. ich gehe einen Gang, ich stehe Schildwacht u. dgl. Eine dritte Gattung des Verbalbegriffes aber ist die des copulativen, dessen eigenthümliche Function und Bestimmung in der Vermittelung des Verhältnisses des substantivischen Subjectes zu seinen ruhenden oder objectivischen Eigenschaftsbegriffen besteht, indem sie eine ganz einfache Beziehung der Identität oder der irgendwie beschaffenen Zusammengehörigkeit von beiden in sich vertreten. Hier kommt zunächst der gemeinhin als Copula schlechthin angesehene Begriff des Seins, dann aber noch gewisse andere von ähnlicher Art, wie z. B. die des Werdens, Bleibens u. dgl., in Betracht. Alle Verbalbegriffe sind daher entweder solche, die eine Beziehung des einen Substantivbegriffes zu einem anderen Substantivbegriffe, oder solche, die eine an sich gegenstandslose Beziehung und Bewegung, oder endlich solche, die eine Beziehung des Substantivs zu einem Adjectivbegriff in sich vertreten. Auch dieser letztere aber steht dann dem Verbalbegriffe nach der Analogie eines Objectes oder Gegenstandes der in ihm enthaltenen Beziehung gegenüber, und es ist daher an sich überhaupt nur die Beziehung, welche den Inhalt oder das Wesen des grammatischen Satzes ausmacht.

Eines der wichtigsten Probleme aller Syntax ist die Erklärung der Casus, d. i. derjenigen an dem Nominalbegriff hervortretenden Veränderungen, durch welche überall eine verschiedene Stellung des Substantivs und des mit diesem verbundenen Adjectivs zu der im Satze vor sich gehenden und durch den Verbalbegriff ausgedrückten Handlung oder Bewegung angezeigt wird. Die natürliche Stellung des Substantivbegriffes im Satze ist an sich überall nur die des Subjectes oder der Quelle und des Ortes, von welchem die Handlung ausgeht; insofern aber ein Substantivbegriff sich in irgend einer anderen Casusform als in derjenigen des Nominativs oder des ersten und einfachsten, die Stellung des Subjectes anzeigenden Casus im Satze vorfindet, so muß die Frage entstehen, wodurch er in diese anderweite Stellung emporgeschoben worden und in welcher Weise überhaupt sein ganzes Verhältniß zu der jetzt im Satze vor sich gehenden Handlung aufgefaßt und erklärt werden könne. In etymologischer Beziehung aber ist so viel gewiß, daß alle Casusformen ursprünglich aus der Anfügung eines ein gewisses locales Verhältniß ausdrückenden Suffixes an den Stamm des Wortes entstanden sind; durch diese ihre ursprüngliche anschaulich locale oder aus der Vorstellung eines sich im Raume bewegenden Körpers entspringende Bedeutung aber wird ihre gegenwärtige rein logische oder syntaktische Stellung und Function noch keineswegs hinreichend erklärt; wie überall sonst in der Sprache, so ist auch hier der menschliche Geist, von einer sinnlichen Anschauung ausgehend, zuletzt zu einem rein logischen oder geistigen Begriffe hingeführt worden; die Syntax als solche aber hat es eben nur mit diesem letzteren selbst und mit seiner Einordnung in die allgemeine Idee des Satzes als der Ausdrucksform des logischen Urtheiles zu thun; für uns vertritt der Casus ein ganz abstractes und rein geistiges Verhältniß des einen Begriffes oder Gliedes des Satzes zu den anderen; bei einer jeden einzelnen Sprachform ist überhaupt immer zu unterscheiden die thatsächliche oder historische und die rein begriffliche oder philosophische Erklärung. Jede solche Form hat immer die Eigenschaft eines physiologischen Organes im Apparate des sprachlichen Denkens, welches theils unter dem Gesichtspunkte seines natürlichen Entstehens, theils aber unter dem der von ihm zu erfüllenden Aufgabe oder Function untersucht werden kann; dieses beides aber hat an sich Nichts mit einander zu thun, wenn auch jenes erstere immer gewissermaßen zu der vollständigeren Erkenntniß des letzteren mit herbeigezogen werden mag.

Neben dem Nominativ oder Subjectscasus ist der andere Hauptcasus der Sprache der des Objects oder der Accusativ, indem auch er ebenso wie jener in einer unmittelbaren Weise an der Handlung des Satzes Antheil hat, während bei den anderen beiden untergeordneten oder Nebencasus, dem Genitiv und dem Dativ, dieses nur in einer mittelbaren oder indirecten Weise der Fall ist. Die Erklärung des Accusativs ist eben darum auch eine einfachere und leichtere als diejenige der beiden letzteren Casus; indem aber der Accusativ immer das

jenige Verhältniß eines Substantivbegriffes zu der Handlung des Satzes anzeigt, nach welchem derselbe Zielpunkt oder aufnehmendes und passives Object der letzteren ist, so kann auch dieses ganze Verhältniß immer aufgelöst oder zurückgeführt werden auf einen anderen selbständigen einfachen Satz, in welchem der Verbalbegriff in leidender oder passivischer Weise dem gegenwärtigen Accusativ als einem Nominativ- oder Subjectscasus beigelegt wird. In einem jeden Objectsatze sind daher an sich immer zwei einfache oder nur aus Subject und verbalem Prädicat bestehende Sätze enthalten, der eine, in welchem einer und derselbe Verbalbegriff dem einen Subjecte in activischer Weise beigelegt wird, der andere, in welchem dieser in Rücksicht des zweiten Subjectes in passivischer Weise geschieht. Inwiefern aber dieses doppelte Verhältniß als in der Weise durch einander bedingt oder zusammenhängend erscheint, daß das passivische die Folge oder Wirkung des activischen ist, so können auch beide Sätze im Objectsatze zu einem einzigen größeren Satze zusammengezogen werden, wobei der Nominativ oder Subjectscasus des ursprünglichen Passivsatzes nunmehr in die entferntere oder abgeleitetere Stellung des Accusativ oder Objectscasus zurücktritt oder emporgeschoben wird. Ist demnach ein jeder Accusativ an und für sich aufzufassen als das Subject eines ursprünglichen und nur durch einverleibende Unterdrückung in den gegenwärtigen hereingezogenen Passivsatzes, so kann fernerhin auch eine ähnliche Verschmelzung jener beiden früheren an sich gegebenen einfachen Sätze, des activischen und des passivischen, in der umgekehrten Weise dadurch erfolgen, daß unter bewahrender Zugrundelegung des letzteren von beiden nunmehr das Subject des früheren, durch Unterdrückung aufgehobenen Activsatzes in die analoge Stellung oder Casusform eines Instrumentales, d. i. eines Mittels oder Werkzeuges der jetzt auf das passivische Subject hingehenden Handlung erhoben oder hinaufgerückt wird. Die beiden Sätze, z. B.: A schlägt den B und B wird geschlagen durch A, sind ihrem Inhalte nach mit einander identisch, und beide haben zu ihren Elementen einen doppelten einfachen Satz, den activischen: A schlägt, und den passivischen: B wird geschlagen; aus der Zugrundelegung des ersteren aber entspringt, indem nunmehr das Subject des zweiten in die Stellung des Accusatives emportritt, die Form eines Objectsatzes, aus der Zugrundelegung des zweiten aber die umgekehrte Form eines Instrumentalsatzes, und es ist jeder Instrumentalcasus an sich immer aufzufassen als das Subject eines ursprünglichen, durch Unterdrückung in den gegenwärtigen hereingezogenen Activsatzes. Ueberhaupt aber ist die einzige rationelle Erklärung der Casusformen diese, daß jeder Casus des Satzes, der nicht selbst ein Nominativ oder wirklicher Subjectscasus ist, aufgefaßt wird als der Subjectscasus eines ursprünglich vorhandenen und nur durch aufhebende Verschmelzung in den gegenwärtigen größeren aufgehobenen Satzes. Jeder Casus steht an sich zu der Handlung des Satzes in einem bestimmten eigenthümlichen Verhältniß und es muß dieses Verhältniß an sich in einem gewissen früheren einfachen Satze seinen Ausdruck gefunden haben; jeder solche abgeleitete Casus ist also gleichsam der Kopf oder das Rudiment eines anderen selbständigen Satzes, dessen ursprüngliches verbales Prädicat hinweggefallen ist, der aber durch seinen gegenwärtigen Ausdruck oder Charakter immer noch zu erkennen gibt, in welchem Verhältnisse er sich zum Satze befinde oder welches das ihn ursprünglich mit diesem verbindende verbale Prädicat gewesen sei. Das Verbum des Satzes selbst aber, da es immer eine Beziehung oder gleichsam eine logische Linie zu seinem Inhalte hat, kann in dieser Eigenschaft überall mehrere feststehende logische Punkte oder Substantivbegriffe mit einander verbinden, indem ein jeder von diesen in einer verschiedenen Weise an ihm und der von ihm ausgedrückten Handlung oder Bewegung Antheil hat. Gerade so als ein jeder einzeln stehende Consonant in einer Sylbe an sich immer angesehen werden muß als das Rudiment oder der Kopf einer ganzen ursprünglichen Sylbe, von welcher der Vocal später hinweggefallen ist, ebenso muß auch das Verhältniß jedes einzeln stehenden oder nicht unmittelbar die Quelle einer Bewegung oder Beziehung bildenden Substantivbegriffes im Satze nach derselben Analogie aufgefaßt werden.

Die Erklärung der beiden anderen syntaktischen Casus, des Genitiv und des Dativ, ist allerdings eine complicirtere als diejenige des Accusativs, da dieselben gleichsam abseits von dem Wege der Handlung des Satzes selbst stehen und nur wie durch einen gegenwärtig nicht mehr wahrnehmbaren Seitenpfad mit derselben verbunden erscheinen, während dagegen der Nominativ und der Accusativ als der Ausgangs- und der Endpunkt ihrer Beziehung sich direct in die Mitte des Weges gestellt finden. Das logische Verhältniß aber des Genitivs zu dem Nominativ oder überhaupt zu demjenigen anderen Begriffe oder Casus, mit dem derselbe construirt wird, ist überall zurückzuführen auf einen derartigen Objectsatz, dessen verbales Prädicat der Begriff des Habens oder Enthaltens, dessen Subject der gegenwärtige Genitiv und dessen Object jener andere mit diesem letzteren construirte Begriff ist. In den Worten: das Licht der Sonne, ist an sich das implicirt, daß die Sonne das Licht an sich habe, oder daß zwischen beiden Begriffen ein solches Verhältniß stattfinde, welches unter die Kategorie eines Besitzes falle; der Genitiv aber ist hierbei immer der Besitzer oder derjenige Begriff, der einen anderen als Theil, Eigenschaft u. s. w. an sich hat, während sich der letztere umgekehrt als das Object einer solchen Beziehung zu ihm verhält. Insofern nun dieser letztere Begriff, sowie hier der des Lichtes, zu irgend einem anderen Begriffe in eine Beziehung eintritt oder das Subject eines neuen selbständigen Satzes wird, so zieht derselbe jenes ganze Verhältniß, in welchem er zu dem anderen Begriffe, also hier dem der Sonne, gestanden ist, in der Weise mit in den neuen Satz herein, daß unter Ausfall des als selbstverständlich zu suppliren-den Prädicates des Habens, nur das Subject dieser ganzen Beziehung der Genitiv, das ursprüngliche Bestehen derselben in seiner Erscheinung oder seinem Ge-

sichtsausdrucke nach zu erkennen gibt. Jeder Genitiv also ist durchaus aufzufassen als das Subject einer ursprünglich vorhandenen und in den gegenwärtigen Satz seitwärts her einmündenden Beziehung; durch die Unterdrückung aber des Verbalbegriffes dieser Beziehung ist das Subject derselben in eine andere höhere oder künstlichere Stellung emporgeschoben worden. Jeder Genitiv also wird gleichsam von demjenigen Begriffe, der das Object der ursprünglich von ihm ausgehenden allgemeinen Beziehung des Habens oder Enthaltens war, als ein bloßer Anhang noch in den gegenwärtigen Satz mit hineingezogen und weitergeschleppt. — Aehnlich aber ist auch die Erklärungsweise des Dativs; wenn ich z. B. sage: ich gebe dir das Buch, so ist in diesem unmittelbar gegenwärtigen Satze als eine Folge oder Wirkung der fernere Satz mit enthalten: du hast das Buch, und es ist demnach ganz ähnlich wie der Genitiv, auch jeder Dativ im Satze an und für sich aufzufassen als das Subject eines anderen, in dem gegenwärtigen mit eingeschlossenen Satzes, dessen verbales Prädicat der Begriff des Habens und dessen Object der andere mit dem Dativ construirte Casusbegriff ist, nur daß dieses ganze Verhältniß nicht wie dort als ein an sich oder schon früher bestandenes, sondern nur als ein erst durch die gegenwärtige Handlung hervorgerufenes und bedingtes erscheint. Auch der Dativ ist immer ebenso wie der Accusativ in gewissem Sinne ein Object der gegenwärtigen Handlung, nur immer ein solches von entfernterer Art und welches immer erst durch Vermittelung eines directen Objectes, des Accusativ, in die Stelle eines solchen eintritt; in dem angeführten Beispiele ist das nächste Object der Beziehung des Gebens der Begriff des Buches, das entferntere aber der des: du, auf welchen jenes erstere gleichsam hingeschoben oder weitergeworfen wird, sodaß nunmehr das Beisammensein dieser beiden Begriffe oder das zwischen ihnen bestehende Besitzverhältniß als das wahre und eigentliche Object oder der Erfolg der Handlung des Gebens erscheint. Wie der Genitiv der Nebencasus des Subjectes, so ist demnach der Dativ derjenige des Objectes; es ist aber in diesen vier gewöhnlichen Casus, dem Nominativ, Accusativ, Genitiv und Dativ, das System aller eigentlich syntaktischen und für die Zwecke des Denkens streng nothwendigen Casusformen erschöpft.

Ein jeder Satz, der mehr als die beiden unmittelbar nothwendigen Begriffe des Subjects und Prädicats in sich enthält, fällt unter den Begriff eines erweiterten. Alle syntaktische Erweiterung aber gliedert sich ferner in die beiden Arten der Verschmelzung und der Zusammensetzung: ein durch Zusammensetzung erweiterter Satz ist ein solcher, der aus mehreren einzelnen, formell selbstständigen Sätzen besteht, die sich zu einem größeren logischen Ganzen in einander ordnen; ein durch Verschmelzung erweiterter Satz aber ist derjenige, der insofern noch die Natur eines einfachen Satzes an sich trägt, als er nur einen einzigen Verbalbegriff in sich enthält, um den sich aber dann mehrere anderweite Nominalbegriffe gruppiren, die an sich immer als die Wurzeln und Rudimente anderer einfacher Sätze, deren eigenthümliche Verbalbegriffe hinweggefallen sind, erscheinen; ein solcher Satz z. B. also, der aus einem Hauptsatze und einem anderweiten von diesem abhängigen relativischen Nebensatze besteht, ist ein zusammengesetzter, während dagegen ein Objectsatz u. dgl. auf einer syntaktischen Erweiterung durch Verschmelzung beruht. Dieser ganze Unterschied aber ist durchaus derselbe, als wie er sich auch bei der Erweiterung des Wortes über seine erste und einfachste Urgestalt, die Sylbe, findet; auch hier können theils mehrere Sylben unter Bewahrung ihrer formellen Selbständigkeit in dem diese in sich vertretenden Vocal zu einem mehrsylbigen Worte zusammengezogen, oder es kann unter Ausfall des Vocales eine frühere Sylbe nur noch durch einen Consonanten in einem neu gebildeten Worte vertreten werden. Die Principien der Satzbildung sind durchaus analog denen der Wortbildung; so mannichfach und unerschöpflich aber auch die Menge der wirklichen Erweiterungen des Satzes, so einfach sind doch die allgemeinen Regeln und Principien für die Erklärung derselben.

Der Form des Casus beim Nominalbegriff ist diejenige des Modus beim Vocalbegriff analog, d. h. es ist auch hier jeder anderweite syntaktische Modus, der nicht selbst ein Indicativ, d. i. eine Bezeichnung des directen Aussageverhältnisses des Verbalbegriffes zum Subject ist, also der Conjunctiv und in einigen Sprachen der Optativ, aufzufassen als der in eine andere abhängige Stellung zurückgetretene Hauptmodus oder Indicativ eines ursprünglich selbständigen Satzes, demnach ganz entsprechend der obigen Erklärung des Accusativs. In dem Satze: volo venias, ist an sich der selbständige unterdrückte Satz: venis, enthalten, welcher dadurch, daß er in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu einem anderweiten directen Satze eintritt, in die Stellung eines untergeordneten oder bedingten Nebenmodus entweicht, ganz ebenso als der Accusativ ursprünglich das Subject oder der Nominativ eines anderen selbständigen Satzes ist. Es sind aber in dieser Weise auch alle anderen ähnlichen Erscheinungen der Syntax, z. B. die der sogenannten Genitivi und Ablativi absoluti und des Accusativus cum Infinitivo auf die Form von ursprünglich selbständigen Sätzen zurückzuführen; in der Aussage z. B. multis praesentibus hoc factum est, ist der unterdrückte selbständige Satz enthalten: multi praesentes fuerunt, welcher, indem er sich zu der Handlung des gegenwärtigen Satzes in einem dem gewöhnlichen Ablativ analogen Verhältnisse befindet, in seinen beiden einzelnen Gliedern, dem Subject und dem Prädicat zugleich, in die Stellung dieses Casus emporgeschoben wird; in dem Satze aber: video te venire, ist der fernere Satz: tu venis, enthalten, welcher, da er sich zu dem Prädicat des gegenwärtigen Satzes in dem Verhältnisse eines Objectes befindet, in seinen beiden Gliedern zugleich in die Stellung des Objectcasus oder Accusativ eintritt. Hier also muß immer ein ganzer Satz nach der Analogie eines einzelnen Wortes aufgefaßt wer-

den. Dieses ganze Princip aber, nach welchem zuletzt alle Erscheinungen der Syntax, ebenso wie auch diejenigen der Etymologie auf das Zusammentreten und die allmälige Conglomeration einzelner, schlechthin einfacher geistiger und sinnlicher Bestandtheile zurückgeführt werden müssen, kann auch unter dem Namen und Gesichtspunkte einer sprachwissenschaftlichen Atomistik aufgefaßt werden. Das etymologische Atom aber ist die einfache Wurzel oder Ursylbe aus Consonant und Vocal, das syntaktische der einfache Satz aus substantivischem Subject und verbalem Prädicat.

Es kann näher in beiden Arten der Erweiterung des Satzes, der einen durch Verschmelzung, der anderen durch Zusammensetzung, wiederum eine doppelte, charakteristisch verschiedene Form, die mechanische und die organische, unterschieden werden. Eine Erweiterung des schlechthin einfachen Satzes durch mechanische Verschmelzung ist diejenige, wo nur die einzelnen Glieder desselben als solche einen gewissen größeren Umfang gewinnen, wenn also z. B. das Subject durch ein adjectivisches Attribut, oder das verbale Prädicat durch ein Adverbium näher charakterisirt wird; unter einer organischen Verschmelzung dagegen ist diejenige zu verstehen, wo noch gewisse andere Glieder zu der Handlung des Satzes in ein verschiedenes Verhältniß eintreten, wie dieses insbesondere bei den Casus der Fall ist; dort sind es nur die einzelnen Glieder des Satzes, hier aber ist es die ganze Idee oder das Princip desselben als solches, welches eine gewisse Erweiterung erfährt. Aehnlich aber können auch als mechanische Zusammensetzungen alle diejenigen Verbindungen ganzer Sätze angesehen werden, wo, wie es z. B. bei einem sich abzweigenden Relativsatze geschieht, der eine Satz an den andern nur äußerlich und lose angefügt wird, als organische dagegen, wo, wie bei dem Vorder- und Nachsatze einer Periode, der eine Satz die Bedingung und Voraussetzung in sich enthält, unter welcher der andere überhaupt Geltung besitzt. Die Form der Periode aber oder der geordneten Gliederung der Rede in zwei selbständige Haupttheile, die sich als Bedingung und Bedingtes zu einander verhalten, ist die höchste und vollkommenste Gestalt der Syntax, indem sich dieselbe an die höchste Form des Denkens, den Schlußsatz, anlehnt oder überall einen solchen zu ihrem Inhalte oder ihrer Substanz hat.

Der dritte Theil des sprachlichen Materiales, die Partikel, steht an sich außerhalb alles eigentlichen logisch syntaktischen Nexus da, indem dieselbe weder unter die Kategorie des Subjectes, noch unter die des Prädicates subsumirt werden kann. Nichtsdestoweniger aber wird doch auch die Partikel nach ihrer logischen Stellung im Satze nur unter dem Gesichtspunkte eines Prädicates aufgefaßt werden dürfen, immer aber eines solchen, welches einem gewissen Theile der Rede nicht für sich allein, sondern nur in Rücksicht auf irgend einen ferneren Theil beigelegt wird. Alle Partikeln aber zerfallen näher in drei einzelne Classen, die Interjectionen, Präpositionen und Conjunctionen; der logische Inhalt der Interjection aber ist immer irgend ein allgemeines Verhältniß, in welchem sich die Person des Redenden zu etwas außer ihm liegenden befindet, ein Verhältniß des Schmerzes, des Erstaunens, der Bejahung, der Verneinung u. s. w.; der Inhalt der Präposition dagegen ist ein ähnliches allgemeines Verhältniß von räumlicher oder zeitlicher Art desjenigen Begriffes oder Casus, mit welchem sie construirt wird, zu einem anderen Begriffe oder zu der Handlung des Satzes; der Inhalt der Conjunction endlich ist immer ein allgemeines Verhältniß der Aufeinanderfolge, der Bedingtheit u. s. w., in welchem sich ein ganzer Satz der Rede zu einem anderen befindet; bei allen drei Classen der Partikeln demnach ist immer das Subject, mit welchem sie sich verbinden, ein anderes, der Redende selbst, ein einzelner Begriff und ein ganzer Satz; ihre formelle Erklärung aber ist in allen diesen drei Fällen eine ähnliche; das Verhältniß der Interjection zu dem Redenden kann überall aufgelöst werden in einen selbständigen Satz: ich empfinde Schmerz, ich bejahe u. s. w.; die Interjection aber hat hierbei das Eigenthümliche, daß sie in ihrer bloßen Eigenschaft eines Wortes für sich allein die Stellung und Function eines ganzen Satzes erfüllt oder ausübt, da das Subject, zu welchem sie sich in dem Verhältniß eines Prädicates befindet, sich aus der bloßen Handlung des Redens von selbst ergibt; — die Präposition aber steht zu dem mit ihr construirten Casus an und für sich in dem Verhältniß eines solchen Prädicates, durch welches irgend eine bestimmte räumliche oder zeitliche Disposition als solche mit ihm verbunden wird, die aber nicht für sich allein, sondern nur in Rücksicht auf eine gewisse sich begebende Handlung in Thätigkeit tritt oder von ihr ausgesagt wird; der Inhalt der Präposition: in z. B. ist der, daß der mit ihr construirte Begriff einen Inhalt, d. i. eine solche Eigenschaft besitzt, vermöge deren sich etwas in seinem Innern befinden kann, der der Präposition: an, daß er eine Außenseite oder diejenige Qualität besitzt, vermöge deren sich etwas an ihm befinden kann u. s. w.; tritt nun irgend eine anderweite Handlung oder Begebenheit hinzu, durch welche ein dritter Begriff wirklich in dieses Verhältniß eingeführt wird, z. B.: ich bin im Hause, so wird jenes in der Präposition niedergelegte ganz allgemeine oder unbestimmte Prädicat von der vorüberstreifenden Handlung des Satzes gleichsam ergriffen und hierdurch ihre Stellung zu jenem ersteren Begriffe näher determinirt. Ein jede Präposition ist also zunächst ein blos unbestimmtes oder mögliches Prädicat des mit ihr construirten Substantivbegriffes oder Casus, welches aber erst durch das Eintreten einer fernerweiten Handlung in die Wirklichkeit übergeht und insofern immer eine genauere örtliche und zeitliche Situationsbestimmung der letzteren in sich enthält. In ähnlicher Weise aber ist auch die Conjunction immer das allgemeine oder unbestimmte Prädicat eines ganzen Satzes, durch welches eine mögliche Situation desselben zu einem anderen Satze angezeigt wird, die aber ebenso erst durch das wirkliche Hinzutreten des letzteren in Thätigkeit übergeht. Alles syntaktische Prädicat ist demnach überhaupt ein dreifaches, einmal der Adjectivbegriff, welcher eine fürsich-

seiende Eigenschaft, dann der Verbalbegriff, welcher eine lebendige Beziehung, endlich aber der der Partikel, welcher eine allgemeine Situation eines Substantivbegriffes oder eines anderweiten feststehenden Theiles der Rede anzeigt.

Der Verbalbegriff, indem er überall den verbindenden Mittelpunkt der Handlung des Satzes bildet, ist deswegen auch der vielgestaltigste und am reichhaltigsten flectirende Theil der Sprache. Im Ganzen aber sind es fünf einzelne Flexionscharaktere, welche sich mit dem Verbalbegriff in der Sprache zu verbinden pflegen, zuerst der Unterschied des Genus nach Activ, Passiv und Medium; zweitens der des Tempus nach Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; drittens der des Modus, als Indicativ, Conjunctiv, Optativ, Imperativ, Infinitiv und Particip; viertens der des Numerus nach Singular, Dual, Plural; fünftens endlich der der ersten, zweiten, dritten Person der Rede, je nachdem das Subject der Handlung der Redende, der Angeredete oder ein Dritter ist. Diesem letzteren Unterschiede aber ist unter den Flexionsabwandelungen des Nominalbegriffes der des Geschlechtes, da auch dieser immer etwas Menschliches oder Persönliches anzeigt, conform; der Unterschied des Numerus aber ist der Declination und der Conjugation gemein, während bei der ersteren die casuelle Abwandelung der modalen bei der letzteren entspricht. In der Form des Infinitivs aber tritt ein jeder Verbalbegriff in den nominalen Charakter eines Substantivbegriffes, in jener des Particips in den eines Adjectivbegriffes über. In dem Casus des Vocativs aber wird der Nominalbegriff, in dem Modus des Imperativ wird der Verbalbegriff in dem Lichte oder nach der Analogie einer Interjection von der Sprache aufgefaßt. In den sogenannten analytischen Sprachen aber wird die Function der Flexionen vielfach durch Präpositionen, Hilfszeitwörter u. s. w. ersetzt.

Die logische oder geistige Einheit des Satzes bedarf ebenso sehr als die sinnliche des Wortes eines bestimmten Mittels oder Principes für die Regelung der inneren Verhältnisse ihrer einzelnen Theile. Dieses Mittel ist für die Einheit des Wortes der Ton oder Accent, der an sich immer auf die ihrer geistigen Bedeutung nach wichtigere oder entscheidende Sylbe desselben fällt und diese hierdurch als den beherrschenden Mittelpunkt einer ganzen Reihe logisch verbundener Sylben charakterisirt. Die Regeln über den Accent aber sind in den einzelnen Sprachen überall wesentlich verschieden; theils sind es nicht blos die geistigen, sondern auch die physischen Gewichtsverhältnisse der Sylben nach dem Quantitätsunterschiede der Länge und Kürze, durch welche, wie namentlich im Griechischen, die Stellung des Accentes auf den einzelnen Sylben des Wortes bestimmt wird, theils geht auch darüber, welches in jedem einzelnen Falle die geistig wichtigere Sylbe des Wortes sei, die Auffassung der einzelnen Sprachen vielfach aus einander, indem im Allgemeinen entweder, so wie z. B. im griechischen καλός, καλή, καλόν, überall die die besondere Stellung oder Modification des Stammes anzeigende Sylbe der Flexion, oder wie im lateinischen mágnus, mágna, mágnum, die den materiellen Begriff selbst anzeigende Stammsylbe als die geistig wichtigere oder entscheidende angesehen wird; oft knüpft sich auch an den bloßen Unterschied der Betonung eines Wortes ein entsprechender Unterschied in der Bedeutung desselben an, so wie z. B. im Teutschen durch: übersetzen, die Uebertragung aus einer Sprache in die andere, durch: übersetzen dagegen das Ueberschreiten eines Flusses angezeigt wird; im Griechischen aber ist insbesondere zu bewundern, wie der Accent trotzdem daß er nach seiner Stellung im Worte wesentlich durch die Verhältnisse der Quantität der Sylben bestimmt wird, doch nichtsdestoweniger vollkommen vor einer Vermischung mit dem Principe der Länge der Sylben bewahrt bleibt; so liegt z. B. für uns immer die Versuchung nahe, in dem griechischen Worte ἔνατον, entweder die erste Sylbe widernatürlich zu verlängern oder den Ton von der ersten kurzen auf die angrenzende lange zweite Sylbe hinübergleiten zu lassen; manche Sprachen ferner, wie z. B. die semitischen, pflegen den Ton auf den Ausgang, die meisten anderen dagegen mehr auf den Anfang der Worte fallen zu lassen u. s. w.; überhaupt aber hängt die Veränderung im Accentuationssysteme der Sprachen wesentlich zusammen mit der fortschreitenden Reduction ihres Flexionsapparates, indem je mehr hier an die Stelle der sinnlichen Bezeichnungsform der grammatischen Beziehungen die geistige der Umschreibung tritt, sowol die durchschnittliche Länge der Worte eine geringere wird als auch überhaupt das rein logische Element in der Sprache mehr und mehr das Uebergewicht gewinnt; jedenfalls aber ist der Accent als solcher durchaus nothwendig, um die Einheit des Wortes als einer geschlossenen Reihe von Sylben oder als des sinnlichen Vertretens eines geistigen Begriffes äußerlich in der Sprache zur Geltung zu bringen; der Regel nach aber hat jedes Wort der Sprache nur eine einzige betonte Sylbe, indem nur unter Umständen bei längeren oder zusammengesetzten Worten neben dem ersten oder Hauptaccent noch ein anderer begleitender oder Nebenaccent unterschieden werden kann; — ähnlich aber wie das Wort bedarf auch der Satz eines gewissen allgemeinen Principes der Regelung seiner Verhältnisse, nur daß hier an der Stelle jenes sinnlichen oder dynamisch-physischen Gewaltmittels der größeren Stärke des Tones ein anderes innerliches oder geistiges Mittel, nämlich die Wortstellung, in diese Function eintritt.

Die Glieder des Satzes, die Worte, sind jedes für sich allein eine selbständige geistige Einheit, während die Glieder des Wortes, die Sylben, für sich allein der abgesonderten Selbständigkeit in diesem ihrem Ganzen entbehren. Das Wort ist ein einheitlicher Organismus oder ein geschlossener Leib seiner einzelnen Glieder, der Sylben; der Satz hingegen ist eine freie Republik oder ein geistiges Gemeinwesen aus seinen einzelnen selbständigen Gliedern, den Worten. Die Stellung der Sylben im Worte ist eine unveränderliche, während die Aufeinanderfolge der Worte im Satze immer eine verschiedene sein kann. Jedes Wort hat in der betonten Sylbe einen festen sinnlichen Mittelpunkt, während der Satz eines

solchen Mittelpunktes durchaus entbehrt und seine Einheit überall nur durch die freien geistigen Verhältnisse seiner Glieder hergestellt wird. Allerdings aber findet sich auch im Satze etwas dem sinnlichen Principe oder Mittel des Wortaccentes Analoges vor, insofern nämlich die einzelnen Worte desselben je nach dem verschiedenen geistigen Gewicht, welches sie zu besitzen scheinen, oft mit einem verschiedenen Grade der Stärke ausgesprochen zu werden pflegen. Nicht selten kann hierdurch auch ähnlich wie bei der verschiedenen Betonung des Wortes ein gewisser Unterschied in der Bedeutung oder im Gedanken ausgedrückt werden. Sogar in der Schrift aber findet in dem Verfahren des Unterstreichens der Worte diese Erscheinung des Satzaccentes zuweilen ihre Vertretung. Immer aber ist es an sich nicht dieses sinnliche Mittel der Stärke des Tones, sondern vielmehr das innerliche oder geistige der Stellung der Worte, welches zum Zweck der Charakterisirung der Verhältnisse seiner einzelnen Glieder das der geistigen oder logischen Einheit des Satzes specifisch angemessene ist.

Die Gesetze der Wortstellung sind in den einzelnen Sprachen ebenso verschiedene als die über den Accent. Die eine Sprache gestattet im Allgemeinen hierin bei weitem größere Freiheiten als die andere, gegenüber dem vollkommen strengen Gesetze der Wortstellung, wie es im Chinesischen waltet, wo eine jede Veränderung sogleich ein ganz bestimmtes syntaktisches Verhältniß anzeigt, ist namentlich im Lateinischen die Füglichkeit der Gruppirung der Worte eine ungemein ausgedehnte, und es ist hier überhaupt die richtige Handhabung des Princips der Wortstellung bei weitem mehr eine Sache und ein Geschäft der freien künstlerischen Thätigkeit des Styles als ein Mittel für die Ausführung der Regeln und der allgemeinen Zwecke der Syntax, d. h. es knüpft sich an jede einzelne Veränderung in der Stellung der Worte bei weitem weniger der Unterschied eines allgemein logischen oder syntaktischen Verhältnisses als vielmehr nur der einer besonderen Nüance oder Färbung im Ausdrucke des Gedankens an. Während z. B. im Chinesischen das Object der Beziehung durchaus nur nach dem Subject gestellt werden darf, weil diese conventionell angenommene Verschiedenheit der Aufeinanderfolge hier überhaupt das einzige Mittel ist, durch welches das innere oder logische Verhältniß dieser beiden Begriffe angezeigt werden kann, so ist dagegen im Lateinischen auch das Umgekehrte überall da verstattet, wo auf dem Object als solchem irgend ein besonderer Nachdruck liegt oder wo angezeigt werden soll, daß sich die Beziehung des Satzes eben gerade auf dieses Object und nicht auf irgend ein anderes richtet. Ueberhaupt aber haben alle diejenigen Sprachen, welche die verschiedenen Beziehungen und Stellungen der Worte im Satze durch sinnliche Flexionscharaktere auszudrücken gewohnt sind, den Vorzug, daß sie von dem ganzen Principe der Wortstellung in bei weitem größeren Umfange zur Bezeichnung und Vertretung der feineren oder rein stylistischen Nüancen des Denkens Gebrauch zu machen im Stande sind, und es ist wesentlich schon aus diesem Grunde die Wortstellung in den alten Sprachen eine ungleich freiere und mannichfaltigere als in den neueren. Es finden aber auch überall gewisse an sich nothwendige oder aus der Idee des Satzes selbst hervorgehende natürliche Regeln über die Wortstellung statt, die in allen Sprachen die gleichen sind und die in einer jeden einzelnen von ihnen nur in einer anderen Weise umgebildet und weiter modificirt werden. Insbesondere ist es selbstverständlich, daß das Subject im Satze an sich immer die erste Stellung einzunehmen hat, das Verbum oder Prädicat aber die zweite und das Object oder das adjectivische Eigenschaftswort die dritte, da das erste dieser drei Glieder den Ursprung, das zweite die Bewegung, das dritte den Zielpunkt der Handlung des Satzes in sich vertritt; die Stellung der beiden letzten Glieder aber wird namentlich in den alten Sprachen schon vielfach mit einander vertauscht, indem diesem ganzen Verfahren die Anschauung zum Grunde liegt, daß beide zusammen gleichsam ein einziges vereinigtes Prädicat des Subjectes bilden, oder indem die Auffassung der Sprache sogleich auf das Object als den entscheidenden oder charakteristischen Zielpunkt der Handlung des Satzes hineilt und es daher vorzieht, das verbale Prädicat in Gestalt einer bloßen Ergänzung erst nach diesem folgen zu lassen. Hierher wol auch die häufige Auslassung des copulativen Verbalbegriffes in den Sprachen der Alten. Ganz anders als im directen und Aussagesatze ist in der Regel die Wortstellung im indirecten, abhängigen und Fragesatze, indem hier gemeinhin die gewöhnliche Aufeinanderfolge der Worte, zum Zeichen, daß ihre Verbindung nicht eine unbedingt feste oder gewisse, sondern eine noch schwankende, ungewisse oder von Außen her abhängige ist, gewissermaßen auf den Kopf gestellt oder nach der entgegengesetzten Richtung hin umgewandelt zu werden pflegt. Das Verhältniß der Frage insbesondere wird in der Regel neben der Erhöhung des Tones am Schlusse der Rede auch durch ein Vorantreten des Prädicates vor das Subject angezeigt. So macht die Sprache überhaupt von der Wortstellung im weiten Umfange Gebrauch, um hierdurch theils die rein logischen, theils die feineren stylistischen Verhältnisse der Begriffe deutlicher und schärfer zu charakterisiren. Das Wort Weinflasche z. B. hat unter uns einen ganz anderen Sinn als: eine Flasche Wein.

Die gesammten Eigenthümlichkeiten einer jeden einzelnen Sprache bilden ein in sich zusammenhängendes Ganzes, in welchem kein Theil von dem andern abgesondert oder getrennt werden kann. Jede Sprache aber ist in der Totalität ihrer Erscheinungen der lebendige Ausdruck der geistigen Individualität des Volkes, welchem sie angehört; auch bei ihr selbst aber steht ebenso wie bei dem einzelnen Menschen das äußerlich sinnliche und das innerlich geistige Element ihres Baues überall in dem innigsten organischen Verhältnisse zu einander; von einer jeden einzelnen Sprache muß es eine bestimmte Charakteristik geben, wie sich das allgemeine Princip oder die Idee der Sprache überhaupt in ihr als einer einzelnen Besonderheit modificirt; diese Charakteristik

der Sprache aber wird zuletzt wesentlich zusammenfallen müssen mit einer Charakteristik des Geistes des Volkes; es gibt aber näher bestimmte allgemeine Principien, an welche eine jede solche Charakteristik gebunden sein muß und von denen aus das Eigenartige jeder einzelnen Sprache einer geordneten Beurtheilung unterzogen werden kann. In der Erschaffung eines reichhaltigen Flexionssystemes drückt sich von Anfang an ein anschaulicher, plastisch lebendiger Sinn des Volkes, in der späteren Durchbrechung der Flexionen durch die Mittel der logischen Umschreibung das allmälige Ueberwiegen des denkenden Verstandes aus; die eigenthümliche Mischung des Lautelementes aber bildet gleichsam die äußere Farbe oder das unmittelbare sinnliche Colorit einer Sprache; die weichere oder härtere, feiner specialisirende oder mehr gleichförmig monotone Weise des Accentes aber deutet immer auf eine besondere Art des inneren Gemüthslebens, die einfachere oder künstlich verschlungenere Art des Satzbaues und der Wortstellung auf die geistige Bildung und die ganze Eigenthümlichkeit des Gedankenganges eines Volkes hin.

Einen besonderen Anhang zu der Syntax einer jeden Sprache bildet gemeinhin die Rhetorik oder die sogenannte Lehre vom Styl. Das ganze Element des Styles aber steht zu der geistigen Seite der Sprache oder inwiefern dieselbe der Ausdruck des logischen Denkens ist, in einem ähnlichen Verhältnisse als die Erscheinung des Versmaßes zu der ihres sinnlichen oder physischen Baues; wie die Metrik einer Sprache eine Fortsetzung und Ergänzung ihrer Etymologie, so ist die Rhetorik oder Stylistik eine solche ihrer Syntax; das Versmaß und der Styl sind die beiden künstlerischen Gestalten oder Erscheinungsformen an der Sprache; auch der Styl der Sprache aber hat ebenso wie das Versmaß gewisse allgemeine Eigenthümlichkeiten, Gattungen und Regeln; für die gebildete prosaische Rede ist das Element des Styles im Allgemeinen von der gleichen Bedeutung als für die poetische das Versmaß; die Wissenschaft vom Styl kann daher auch nur ähnlichen Principien unterliegen als diejenige vom Versmaß.

Unter dem Begriffe des Styles in der Sprache wird an und für sich alles dasjenige verstanden, was über das Bedürfniß der strengen und unmittelbaren Bezeichnung eines bestimmten Gedankeninhaltes hinausliegt, insofern sich dasselbe innerhalb der allgemeinen Grenze der grammatischen und lexikalischen Richtigkeit des Gebrauches der Sprache bewegt. Für einen jeden bestimmten Stoff oder Inhalt des Denkens ist an sich in der Sprache immer eine gewisse mehrfache Möglichkeit oder Füglichkeit seines allgemein verständlichen und richtigen Ausdruckes gegeben, welche sich theils auf die Wahl der Worte selbst, theils auf die Art und Weise ihrer Stellung oder Verbindung unter einander gründet; diese ganze Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdruckes als solchen aber bildet das Gebiet oder den natürlichen Spielraum des Styles; es hat aber der Begriff des Styles hierbei im Grunde ganz die nämliche Bedeutung als in welcher derselbe auch sonst im Reiche und bei den verschiedenen einzelnen Gattungen der Kunst gebraucht zu werden pflegt; bei der Aufführung eines Gebäudes z. B., bei einem Gemälde oder in der Musik ist an sich immer eine gewisse Menge von Möglichkeiten oder Variationen gegeben, wie ein bestimmter künstlerischer Zweck erreicht oder wie eine allgemeine ästhetische Idee durch die Verwendung der gegebenen Mittel und Formen in das Leben eingeführt oder realisirt werden kann; eine bestimmte, sich hierin zu erkennen gebende Gleichmäßigkeit aber bildet der Styl, welcher also immer etwas über den reinen Begriff und den nothwendigen Zweck der Sache als solcher Ueberschüssiges ist und in dem daher immer die besondere Subjectivität und Individualität des auffassenden und darstellenden Künstlers sich zu bethätigen oder zu ihrem natürlichen Ausdrucke zu gelangen Gelegenheit findet; immer also ist ein jedes wirkliche Kunstwerk die Erscheinung eines Doppelten, einmal einer allgemeinen künstlerischen Idee, eines rein geistigen anschseienden Motives oder Zweckes, andererseits aber einer besonderen, diese Idee in sich aufnehmenden oder in der Art und Weise ihrer Durchführung aus sich reflectirenden menschlichen Subjectivität; ebenso aber ist auch in aller wirklichen Rede an sich immer etwas Doppeltes enthalten, einmal eine bestimmte objective oder an sich gegebene Materie und Substanz des Denkens; andererseits aber eine gewisse, auf die Individualität des Redenden als solche hindeutende Art und Weise ihrer besonderen sprachlichen Umkleidung oder ihres formalen stylistischen Ausdruckes; der Styl in der Sprache aber ist, wie schon gemeinhin sprüchwörtlich gesagt wird, mehr als etwas Anderes die unmittelbare sinnbildliche Erscheinung der geistigen Individualität des Menschen selbst; das stylistische Element in der Sprache ist insofern dasjenige, welches auch dem rein Individuellen des menschlichen Geistes Eingang und Ausdruck in sich verstattet; der Inhalt der Sprache an sich ist immer etwas Allgemeines und rein Geistiges, ein logischer Gedanke, und es tritt eigentlich ein jeder, der die Sprache handhabt, hierdurch aus der unmittelbaren Besonderheit seines eigenen individuellen Wesens und Anschauens heraus; im Styl aber schließt die Sprache auch die Individualität des Einzelnen selbst mit in sich ein oder es ist derselbe das die Allgemeinheit des Denkens mit der Besonderheit des persönlichen Anschauens ausgleichende und zur Versöhnung bringende Princip in dem Systeme der Einrichtungen der Sprache.

Es ist aber der Styl in der Sprache ein verschiedener nicht blos nach der persönlichen Individualität des Redenden, sondern auch nach den einzelnen objectiven Gattungen oder Anwendungsgebieten der Rede selbst, dem dichterischen, oratorischen, wissenschaftlichen Gebrauche u. s. w. Ganz ebenso wie das Versmaß sich modificirt nach den verschiedenen Bedürfnissen oder nach dem besonderen Inhalte der einzelnen Gattungen der Poesie oder sowie das epische Versmaß ein anderes ist als das dramatische u. s. w., ebenso auch der Styl; allerdings aber sind die ganzen Regeln und die verschiedenen be-

sonderen Eigenthümlichkeiten des Styles von einer weit weniger bestimmten und festen oder in allgemeine Begriffe zu fassenden Art als jene des Versmaßes; alle künstlerische Decoration oder malerisch ausführende Verzierung des in der Sprache vor uns erscheinenden Denkens ist an sich diese doppelte, die metrische und die stylistische, von denen jene in einer Benutzung der sinnlichen, diese in einer solchen der geistigen Verhältnisse und Einrichtungen der Sprache besteht; alles Versmaß aber und aller Styl kann doch zuletzt nur den Zweck haben, eine anmuthigere Verschönerung oder höhere und vollkommnere Illustrirung des Gedankeninhaltes der Sprache zu bilden. — Eben hierin aber zeigt sich ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden allgemeinen Gattungen der Verzierung oder des künstlerischen Schmuckes der Rede; denn während das Versmaß an sich nie dem einzelnen Gedanken als solchem zum Ausdruck oder zur verzierenden Umhüllung dient, sondern es immer nur das allgemeine ästhetische Motiv des ganzen Gedichtes oder der Dichtungsgattung ist, welches in ihm dem sinnlichen Verständnisse gleichsam nahe gerückt und vorgeführt wird, so besteht dagegen die wahre und eigentliche Aufgabe des Styles der Rede immer darin, jeden einzelnen Gedanken als solchen oder in dem, was er an sich ist, in der möglichst deutlichen, geschmackvollen und präcisen Weise in die Erscheinung treten zu lassen, und es ist durchschnittlich immer derjenige Styl der beste, welcher sich am Unmittelbarsten und Genauesten an die darzustellende Substanz des geistigen Gedankens selbst anschließt. Während jedes Versmaß an sich eine Verallgemeinerung des einzelnen Gedankens ist, indem es denselben gleichsam auf eine höhere und feierlichere Stufe seines ganzen sinnlichen Eindruckes erhebt, so besteht dagegen das Wesen des Styles vielmehr in einer genaueren und aufmerksameren Specialisirung oder Durcharbeitung des einzelnen Gedankens in sich selbst. Das Versmaß ferner ist an sich immer etwas außerhalb der Rede oder des Denkens Stehendes, indem es in Gestalt einer erschwerenden sinnlichen Fessel wie von einer anderen Seite aus zu demselben hinzutritt; der Styl dagegen ist wesentlich immer eine Form, die der Gedanke selbst in einer unmittelbaren Weise an sich trägt oder die keiner von diesem letzteren selbst unabhängigen eigenthümlichen gesetzlichen Regel unterliegt. Während das Versmaß immer eine ganz bestimmte und fest in sich ausgebildete Technik besitzt, so ist dagegen das Princip für den Styl immer nur in seinem genauen und directen Anschluß an den darzustellenden Gedankeninhalt gegründet; einen guten Styl zu schreiben ist deswegen auch immer weit schwerer als gute, d. h. metrisch richtige oder technisch vollkommene Verse zu bilden, weil eben jener etwas unmittelbar mit dem Gedanken Zusammenhängendes und wesentlich zugleich mit ihm in der Seele Entstehendes ist; die stylistische Kunst ist immer bei weitem mehr eine Sache der freien persönlichen Individualität, während dagegen bei der metrischen der einzelne Dichter sich durchaus an die Beobachtung eines allgemeinen außer ihm stehenden Gesetzes gebunden sieht; das Wesen des Styles ist durchaus Freiheit und Individualität, das des Versmaßes dagegen strenge Unterordnung des Denkens unter ein äußeres objectives Gesetz; — ebenso aber wie eine jede Sprache im Allgemeinen die natürliche Ausdrucksweise des besonderen geistigen Lebens eines ganzen Volkes, so ist die Verschiedenheit des Styles dasselbe für das persönliche Individuum.

Für die Verschiedenheiten des Styles gelten im Allgemeinen ganz ähnliche Regeln und Bestimmungen als für diejenigen des Versmaßes, indem ebenso als ein jedes Versmaß sich durchschnittlich entweder mehr an den gewöhnlichen Takt und die unmittelbare natürliche Erscheinungsgestalt der Sprache anschließt oder sich weiter von derselben entfernt, so auch ein jeder Styl entweder in einer strengeren und genaueren Weise den darzustellenden Gedankeninhalt aus sich hervortreten läßt oder denselben in einer üppigeren und schmuckvoll gewählteren Art zur Geltung zu bringen versucht. So wie jedes Versmaß, so ist auch jeder Styl entweder ein mehr nüchterner, ernster und strenger oder ein mehr schwunghafter, feierlicher und pathetisch erhabener. Der Styl in der Mathematik z. B. ist in der strengsten Weise bedingt durch die Objectivität des darzustellenden Gedankeninhaltes selbst, während auf allen Gebieten der freieren und mehr genialen Gedankenproduction sowol die Mannichfaltigkeit als auch die malerische Ueppigkeit und Beweglichkeit des Styles eine größere wird. Auch gibt die eine Sprache sehr häufig einer bei weitem größeren Mannichfaltigkeit des stylistischen Gedankenausdruckes Raum als die andere; sowie z. B. im Teutschen die Verschiedenheit des Styles bei den einzelnen Schriftstellern eine bei weitem größere zu sein pflegt als im Französischen, wo ein gewisses festes Gesetz der Convention, verbunden mit der sonstigen strengen Regelmäßigkeit und verhältnißmäßigen Armuth der Sprache, dem persönlichen Gedankenausdrucke des Individuums eine ungleich engere Grenze steckt. Wenn aber die äußere sinnliche Kunstform des Versmaßes durch sich selbst schon eine gewisse Verschiedenheit und ein anderes Princip für die Beurtheilung des sprachlichen Styles aus sich bedingte, so ist auch nach der entgegengesetzten Seite hin nicht wol zu verkennen, wie ein jeder edle, schöne und wahrhaft gebildete Styl der Rede sich auch schon gewissermaßen äußerlich in einem bestimmten Wohlklange der Perioden, in zu einander passenden Lautverbindungen und Sylbenverhältnissen der Worte u. dgl. zu erkennen gibt. Auch der Stylist kann ebenso wenig wie der Versbildner die Sprache ganz nach seinem eigenen Gutdünken verwenden oder gestalten, sondern er ist ebenso wie dieser hierbei auf eine genaue Beobachtung und geschickte Benutzung der ganzen Verhältnisse, Anklänge und Bedingungen derselben angewiesen.

III. Die Geschichte der Grammatik.

Die Grammatik hat so wie alles Menschliche eine Geschichte, deren Erkenntniß zu einer vollständigen Ueber-

ficht der ganzen in sie einschlagenden Verhältnisse nicht entbehrt werden kann. Gerade in der gegenwärtigen Zeit aber ist in Folge der der jüngsten Vergangenheit angehörenden Entdeckungen über die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen in dieser Geschichte ein durchgreifend entscheidender Wendepunkt eingetreten; die Grammatik hat sich unter uns wie mit einem Schlage zu etwas vollkommen Anderem erhoben als was sie früherhin war; so wenig vollendet und in sich abgeschlossen aber die neueren Entdeckungen über die Sprache zur Zeit bereits sind, so sehr ist doch jetzt wenigstens der ganze principielle Standpunkt für die Auffassung der Grammatik ein neuer und anderer geworden; nur von der Höhe eines gewissen erreichten allgemeinen und an und für sich wahren Zieles aus aber kann die ganze frühere Entwickelung einer Wissenschaft mit Sicherheit und Ruhe zu überblicken versucht werden; die Zeit für die Geschichtsschreibung der Grammatik ist daher erst jetzt, wie es scheint, gekommen; diese ihre historische Betrachtung aber ist zugleich ein wesentliches Mittel für die Orientirung in ihren ganzen gegenwärtigen Verhältnissen und für die Beantwortung der Frage nach ihrer etwaigen Weiterbildung in der Zukunft.

Die ganze Geschichte der Grammatik steht zunächst in dem genauesten Zusammenhange mit derjenigen ihres höheren Ganzen, der Philologie oder der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache überhaupt. Die Grammatik ist an sich ein integrirendes Glied in dem ganzen Apparate des philologischen Wissens und sie berührt sich hier insbesondere genau mit der Thätigkeit der Hermeneutik und der Kritik; — außerdem aber ist sie auch eine Anstalt, die für das ganze weitere Bildungsleben eines großen Theiles des Volkes eine hervorragende Bedeutung und ein besonderes Interesse besitzt; nicht blos daß ein jeder unter den Gebildeten der entweder aus praktischen oder aus rein geistigen Gründen eine fremde Sprache zu erlernen sich bestrebt, hierzu der Beihilfe der Grammatik nicht wohl entbehren kann, so bildet auch eine gewisse, wenn gleich dürftige Bekanntschaft mit der Grammatik einen wesentlichen Bestandtheil des allgemeinen elementarischen Unterrichtsstoffes des Volkes überhaupt; einer gewissen Berührung mit der Grammatik kann sich kaum irgend einer, der nur den ersten Grad der geistigen Erudition genossen hat, entziehen; insbesondere aber bildet für unsere ganze höhere gelehrte Bildung die genaue und umfassende Kenntniß der Grammatik die allgemeinste und nothwendigste Grundlage; jeder, der unter uns zum Gelehrtenstande gehört, ist zuerst und vor allem Anderen ein grammatisch Geschulter; alle diejenige formale Gewandtheit oder Geschmeidigkeit des Geistes, wie sie zum Betriebe aller einzelnen Arten der wissenschaftlich gelehrten Berufsthätigkeit erfordert wird, wird vor allem Anderen durch die von der Grammatik ausgehende natürliche Gymnastik des Denkvermögens erworben; die Grammatik erstreckt ihre Wurzeln weithin in dem ganzen Umfange des geistigen Lebens und der Bildung; deswegen kann auch die ganze Entwickelungsgeschichte der Grammatik streng genommen nicht blos als ein Zweig des engeren technischen Wissensgebietes der Philologie, sondern zugleich als ein solcher der allgemeinen Geschichte der geistigen Erudition und Bildung des Menschengeschlechtes überhaupt aufgefaßt werden, wenn gleich ihre innere Entstehung und allmälige Feststellung selbst vorzugsweise mit der Geschichte des allgemeinen Wissens von der Sprache sich im Zusammenhange befindet.

Die Geschichte der Grammatik zerfällt in übereinstimmendem Anschluß an die allgemeine Gliederung der Geschichte des Wissens und der geistigen Bildung überhaupt in die beiden Perioden der alten und der neuen Zeit. Die ganzen Verhältnisse aber, in die sich die Grammatik bei den Alten gestellt fand, waren zum Theil wesentlich andere als bei uns; zunächst war im Alterthume zuerst überhaupt die Aufgabe gestellt, die Grammatik als solche im Sinne eines bloßen Grundrisses der allgemeinen Formen der Sprache als etwas an sich noch gar nicht Vorhandenes zu entdecken, während die neue Zeit dieselbe in eben dieser Eigenschaft als etwas Ausgebildetes oder Fertiges aus dem Alterthume überkommt und ihre ganze eigene Thätigkeit sich nur auf die weitere Vollendung und Ausarbeitung ihres Inhaltes richtet; sodann war bei den Alten die ganze Beschäftigung mit der Grammatik weit mehr eine bloße Sache der eigentlichen Gelehrten oder der wissenschaftlichen Techniker, während bei uns jeder irgendwie Gebildete einen gewissen Antheil und eine bestimmte Kenntniß von derselben besitzt; endlich aber war es bei den Alten ganz ausschließend die eigene Sprache, welche das Object der grammatisch wissenschaftlichen Forschung bildete, während es bei uns theils vorzugsweise bestimmte andere fremde Sprachen sind, an denen sich das Bewußtsein über die grammatischen Formen entwickelt, theils auch allmälig alle Sprachen überhaupt wissenschaftlich erkannt und durchforscht werden. Das ganze Verdienst des Alterthumes um die Grammatik aber ist deswegen verhältnißmäßig durchaus kein geringeres als das unserer eigenen Zeit; es war eine bedeutende und schwierige Aufgabe, die Sprache oder das lebendige Ganze der Rede zuerst zu zerlegen in ihre einzelnen allgemeinen Bestandtheile und Formen; die bloße Aufstellung der formellen Grammatik oder des Systemes derjenigen Begriffe und Kategorien, von denen der ganze Organismus der logischen Rede bedingt und beherrscht wird, war das Ziel oder Problem für die ganze Geschichte des Wissens von der Sprache im Alterthume; die neue Zeit dagegen hat an der Aufstellung der materiellen Grammatik oder des Inbegriffes derjenigen Gesetze, von denen die Gesammtheit aller einzelnen oder wirklichen Erscheinungen der Sprache im weitesten Umfange des Wortes beherrscht wird, ihre entsprechende Aufgabe; das Denken des Alterthumes bezog sich nur auf die reine Idee der Sprache schlechthin, während die wissenschaftliche Forschung der neuen Zeit den ganzen Umfang aller geredeten Sprachen in ihren Bereich einschließt; dort war es ebenso nur der bloße abstracte Grundriß der sprachlichen Formen an sich, hier dagegen ist es die

ganze empirische Wirklichkeit der Erscheinungen der Sprache, deren Begreifen das Ziel des wissenschaftlichen Erkennens von derselben bildet.

Ist aber die Grammatik an sich ein integrirender Bestandtheil des höheren Ganzen der Philologie, so ist eben diese letztere Wissenschaft als solche oder dem strengen und technischen Sinne des Wortes nach etwas, das der neueren Zeit in ganz specifischem Unterschiede von jener des Alterthumes eigenthümlich ist, oder für welches sich in der letzteren mindestens immer nur eine gewisse unvollkommene und dürftige oder nicht ganz zureichende Analogie findet. Zwar war allerdings wol das ganze Verhältniß, in welches sich die späteren alexandrinischen und römischen Gelehrten oder Grammatiker des Alterthumes zu der früheren classischen Literatur und insbesondere zu dem Texte und der Sprache der Homerischen Gesänge gestellt hatten, ein seinem allgemeinen Charakter nach der Stellung unserer heutigen oder modernen Philologen zu den Texten und der ganzen Sprache des Alterthumes analoges; so wie jetzt, so wurden auch damals die überlieferten Texte kritisch und grammatisch erklärt, emendirt und commentirt; die hermeneutisch kritische Thätigkeit in Bezug auf das Einzelne der sprachlichen Erscheinungen ging auch damals schon mit dem allgemeinen grammatischen Bewußtsein über die Gesetze und Regeln der Sprache überhaupt Hand in Hand und wurde wesentlich nach diesen letzteren gehandhabt oder zu gestalten versucht; in einem gewissen Sinne des Worts mag daher auch schon im Alterthume von einer Philologie gesprochen oder es mag der erste Anfang auch dieser Wissenschaft wie der so vieler anderen in jene frühere Zeit verlegt werden; — dasjenige aber, was unsere neuere Philologie immer ganz specifisch von jener früheren Thätigkeit der Alexandriner unterscheidet, ist dieses, daß das Object derselben von Anfang an nicht wie hier die eigene, sondern eine fremde Sprache und eine einem ganz anderen Culturkreise angehörende Literatur gewesen ist; der ganze eigentliche oder technische Begriff der Philologie war unter uns zuerst und eine ganze lange Zeit hindurch vollkommen gleichbedeutend mit dem der wissenschaftlichen Thätigkeit in Bezug auf die Sprache, Literatur, Cultur und Geschichte des Alterthumes; nachdem aber in der neuesten Zeit dieser ganze Begriff insofern eine weiter ausgedehnte Bedeutung gewonnen hat, als neben dem Alterthume auch andere Cultur- und Literaturkreise der Erde und der Geschichte, der Orient, das Mittelalter u. s. w. unter vorwiegendem Anschlusse an die Erkenntniß der Sprache in technisch wissenschaftlicher oder gelehrter, d. i. philologischer Weise durchforscht und bearbeitet worden sind, so ist es mindestens immer das Moment einer streng geregelten und allseitig erschöpfenden Erkenntniß des Gesammtumfanges der Erscheinungen der Sprache, der Literatur, Cultur und Geschichte eines bestimmten gebildeten Volkes, wodurch das Specifische und eigentlich Charakteristische dieses ganzen Begriffes für uns constituirt wird; den Alexandrinern aber und jenen ganzen späteren Gelehrten des Alterthumes konnte ihre eigene Sprache und die frühere classische Literatur ihres Volkes durchaus nicht in demjenigen Umfange und in derjenigen vollen Bedeutung des Wortes wissenschaftlich gegenständlich werden, als dieses unseren Philologen das Alterthum oder irgend ein sonstiges Zeitalter der Geschichte geworden ist; auch unsere neuere teutsche oder germanische Philologie aber ist dasjenige, was sie ist, doch immer nur durch eine Uebertragung der im Schooße der eigentlichen antiken oder classischen Philologie ausgebildeten wissenschaftlichen Methoden oder Principien geworden; der ganze Begriff der Philologie hat durchaus die volle wissenschaftliche Objectivität oder Gegenständlichkeit des ganzen Umfanges der Erscheinungen einer Sprache zur Voraussetzung, was zunächst immer nur bei einer fremden und nicht bei der eigenen Sprache geschehen kann; das Charakteristische unserer neueren classischen Philologen aber war von Anfang an dieses, daß sie in ihrem geistigen Denken und Anschauen durchaus in dieser ihnen an und für sich fremden Sprache, Bildung und Weltbetrachtung des Alterthumes lebten, wodurch allein jenes volle und feine Verständniß aller Erscheinungen der Sprache, was zum wahren Begriffe eines Philologen gehört, erzielt werden konnte; — der ganze Standpunkt jener Alexandriner aber war in der Hauptsache doch mehr der von bloßen Literatoren, d. i. von solchen Gelehrten, denen es um das Verständniß und die nähere Erläuterung der in sprachlicher Beziehung an sich schon zugänglichen Texte der Literatur ihres eigenen Volkes zu thun ist, wo demnach zunächst immer nur das Schwierigere und eigentlich Controverse der Sprache in den Kreis der Beachtung einzutreten pflegt. Der technische Name für die ganze Art und Weise ihrer Thätigkeit war allerdings der von Grammatikern; dieser Ausdruck aber bezeichnete noch nicht sowol wie bei uns die rein theoretische oder allgemein wissenschaftliche Stellung zur Sprache als solche, wie vielmehr den ganzen Umfang der sprachlich literarischen Forschung und Thätigkeit überhaupt; die Alexandriner waren in einem gewissen Sinne zugleich Grammatiker, Literatoren und Philologen, oder es verband sich bei ihnen das allgemeine wissenschaftliche Interesse an der Sprache noch in einer unmittelbaren Einheit mit demjenigen an den Erzeugnissen der Literatur und mit dem an der kritischen Gestaltung des Textes; in der neueren Zeit tritt dieses Dreifache ungleich bestimmter aus einander; wer eine theoretische Sprachlehre verfaßt, ist ein Grammatiker, wer etwa eine Abhandlung über Lessing oder Shakespeare schreibt, ist ein Literator, wer eine kritische Ausgabe eines alten Textes veranstaltet, ist ein Philolog; — die ganze Erscheinung der Alexandriner aber findet eine erklärende Ergänzung durch die Parallele mit den Grammatikern der Indier, ferner wol auch der Araber, der Chinesen und gewisser anderer Völker; überall tritt in dem späteren Lebensalter der Völker, nachdem die Kraft der eigentlich frischen und jugendlichen Production erloschen ist, ein solches Stadium ein, wo ihnen ihre ganze frühere Literatur und die gesetzmäßige Eigenthümlichkeit ihrer Sprache bis zu einem gewissen Grade gegenständlich zu werden anfängt oder

wo sich der denkende und reflectirende Verstand derselben zu bemächtigen versuchte; die indischen Grammatiker waren sogar, wie es scheint, in mancher Beziehung noch gelehrter als die Alexandriner, und namentlich war das eigentlich grammatische oder rein theoretische Moment bei ihnen in gewissen Punkten vollkommener entwickelt und stärker vertreten, indem sie insbesondere die Worte der Sprache in systematischer Weise ähnlich wie unsere Etymologen auf ihre einfachen Wurzeln zurückzuführen versuchten; — überall aber trägt diese ganze Stufe der späteren grammatischen Sprach- und Literaturbetrachtung eines Volkes etwas Mattes, Ueberlebtes und Greisenhaftes an sich; die neuere Philologie dagegen war von Anfang an vielmehr eine frische, jugendliche und kräftig aufstrebende Richtung des Geistes, indem durch die wissenschaftliche Berührung mit dem Alterthume die neuere Zeit sich gleichsam in sich selbst wiederum zu verjüngen und neu zu beleben versuchte; die ganze culturhistorische Bedeutung unserer neueren Philologie war von Anfang an wesentlich die einer verbindenden Brücke unseres eigenen neueren Culturlebens mit jenem früheren des Alterthumes; das Alterthum selbst aber konnte eine derartige Richtung nicht aus sich entwickeln, weil eben seine ganze Cultur eine rein urwüchsige, nur auf sich allein beruhende war, während dagegen die neuere sich vorzugsweise durch jenes vermittelnde Band der Philologie an die des Alterthumes selbst als eine Fortsetzung anschließt. Gerade in diesem Sinne aber ist die Philologie als solche eine der neuen Zeit specifisch eigenthümliche und dem Alterthume fremd gebliebene Richtung des Geistes. Es wird aber eben durch die verschiedenen Zweige der Philologie in unserer neueren Zeit, die classische, die mittelalterliche, die orientalische, das ganze geistige Bildungsleben dieser anderen Zeiten und Abschnitte der Geschichte unter uns vertreten, und es gründet sich wesentlich hierauf der ganze höhere und universell historische oder allgemein menschliche Charakter unserer Wissenschaft und Bildung.

Wenn unter uns die ganze Entwickelung der Grammatik wesentlich nur in dem Lichte eines einzelnen Zweiges der Geschichte der Philologie im Ganzen erscheinen kann, so war dagegen im Alterthume die erste Entstehung derselben durchaus eine von dem Zusammenhange mit diesem letzteren Gebiete als einem zuerst noch gar nicht vorhandenen unabhängige, und es war hier vielmehr vorzugsweise der Einfluß von Seiten der Philosophie, durch welchen die Ausbildung der Grammatik zuerst vorbereitet und angeregt wurde. In der neueren Philologie ist bei ihrem ersten Auftreten im Zeitalter der Reformationsbewegungen oder der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften von Anfang an durchaus das erklärend-kritische und das künstlerisch-reproductive, überhaupt also das in dem unmittelbaren und lebendigen Umgange mit den einzelnen Erscheinungen der Sprache bestehende Element das vorherrschende gewesen; die eigentliche Blüthe der neueren Grammatik oder der allgemein wissenschaftlichen theoretischen Betrachtung der Sprache nimmt erst in der mit dem Ende des 18. Jahrh. beginnenden geistigen Bewegungsepoche ihren Anfang oder es erfährt erst hier der aus dem Alterthume überkommene abstracte und dürftige Schematismus der grammatischen Formen und Regeln eine durchgreifende principielle Umgestaltung und umfangreicher ausgedehnte Erweiterung; hier, in der neuen Zeit, war die Philologie im Sinne der bloßen Erklärung und Kritik, wesentlich früher als die Grammatik, und es hat sich die letztere vorzugsweise nur unter Anschluß und als eine höhere Fortsetzung aus ihr entwickelt; das Alterthum dagegen war von Anfang an durchaus einer abstract theoretischen oder rein philosophischen und grammatikalischen Betrachtung der Sprache zugewandt und es trat hier erst am Schlusse, bei den Alexandrinern, eine der eigentlichen Philologie conforme erklärend kritische Richtung oder Thätigkeit hervor; daher hat in einem gewissen Sinne bei den Neueren die Grammatik sich aus der Philologie, bei den Alten aber umgekehrt die Philologie als Erklärung und Kritik sich aus der Grammatik entwickelt, oder es war, wie bei den letzteren das abstract theoretische, so bei den ersteren das empirisch praktische Element das frühere und dasjenige, von dem alle weitere Betrachtung der Sprache ihren Ausgang nahm; — der bloße Begriff der Sprache als solcher ist es, von dem aus das Alterthum den Eingang in die Unterscheidung ihrer allgemeinen Formen findet; hier war alle Grammatik zuerst nur eine ganz abstracte, rein formale oder philosophische; auch in der neuen Zeit aber ist doch immer, nicht ganz unähnlich wie im Alterthume, aller allgemeine, innerlich geistige und principielle Fortschritt der Grammatik einem wesentlichen Theile nach eine Folge und ein Resultat der universell wissenschaftlichen und philosophischen Gedankenbewegung gewesen; das Alterthum faßt die Untersuchungen über die Sprache zuerst durchaus auf als einen Theil und einen Anhang zur Philosophie; wie die Principien der Naturwissenschaft, so waren auch diejenigen der Sprachwissenschaft zu Anfang in der Philosophie bei den Griechen enthalten; so wie aus den abstracten Speculationen der ältesten Metaphysik die spätere Naturwissenschaft, so geht aus der abstracten Sprachphilosophie die spätere Grammatik hervor; überall richtet sich das erkennende Bestreben zuerst auf die allgemeinen Principien und dann auf den concreten Inhalt der Sachen; vorwiegend aber ist im Alterthume alles Wissen ein philosophisches, in der neuen Zeit ein empirisches; immer aber findet trotzdem auch in der neuen Zeit noch ein gewisses wesentliches Band des Zusammenhanges zwischen der Geschichte der Grammatik und der des allgemeinen philosophischen Denkens statt.

Alle erkennende Betrachtung der Sprache kann nothwendig nur unter gewissen gegebenen Bedingungen und Voraussetzungen ihren Anfang nehmen. Denn wol ist alles Andere leichter dazu gemacht, dem Bewußtsein des Menschen gegenständlich zu werden als gerade die Sprache; denn eben diese ist ja an sich identisch mit dem Bewußtsein selbst; — auch nimmt bei den Griechen

alles andere Wissen seinen ersten Ausgang von der Betrachtung der Natur oder der der sinnlichen Auffassung zugänglichen Objectivität; alle Philosophie der Griechen ist vom ersten Anfange an Nichts als Naturphilosophie und erst von der Untersuchung der natürlichen Erscheinungen aus wird das Denken allmälig zurückgetrieben zur Betrachtung seiner selbst und seiner eigenen geistigen Innerlichkeit; hiermit aber stand auch der erste Beginn alles Bewußtseins über die Sprache in Verbindung; nicht direct, sondern blos indirect wurde der menschliche Geist zuerst dazu hingeleitet, sich selbst und sein inneres Denken, sowie die mit diesem verbundene Erscheinungsgestalt der Sprache zu einem Gegenstande der Untersuchung zu machen; der philosophische Geist der Griechen wendet sich erst da der Betrachtung der eigenen Innerlichkeit des Menschen zu, wo der Zweifel an der Erkennbarkeit der Gründe der sinnlichen Natur aus dieser selbst in ihm entsteht oder wo die Frage nach den Principien des Erkennens vor derjenigen nach den Principien des Seins in den Vordergrund zu treten anfängt; durch die Lehre der Eleaten wurde das sinnliche Sein als in sich widersprechend oder als mit dem allgemeinen Gesetze des Denkens nicht vereinbar bezeichnet; hierdurch war man irre geworden an der Realität oder Wahrhaftigkeit des sinnlichen Augenscheines der Dinge; nur der innere Gedanke allein erschien als der wahre und sichere Führer zum Begreifen der Welt; es war ein Bruch hervorgetreten zwischen der sinnlichen Anschauung und dem Vermögen des logischen Denkens, dieses letztere aber als das höhere und zuletzt allein entscheidende festgestellt worden; in der Entwickelung der griechischen Philosophie also ist ein bestimmter Punkt gegeben, wo dieselbe naturgemäß zur Untersuchung des Denkvermögens hingeführt wird; eben hierin aber war auch die erste Vorbedingung für die Erforschung der Sprache gegeben.

Denken und Sprache waren nach der allgemeinen Auffassung der Griechen wesentlich eines und dasselbe oder es wurden beide noch nicht so, wie es gemeinhin in der neueren Zeit geschieht, als in einem gewissermaßen fremden und gleichgültigen Verhältnisse zu einander stehend erblickt. Es gab für beides zunächst nur eine und dieselbe Bezeichnung, die des λόγος, welche theils das Denken insofern als es an die Worte der Sprache gebunden ist, theils die Sprache insofern als sie Ausdruck des Denkens ist, in sich vertrat; für das innere Denken allein aber gab es außerdem noch etwa den Ausdruck der διάνοια, für die Sprache aber in ihrer physischen Beschaffenheit den der γλῶσσα; in unserem Sprachgebrauche aber begrenzen sich die beiden Ausdrücke Denken und Sprache für die doppelte, innerliche und äußerliche Seite desselben Processes in einer weit genaueren und schärferen Weise mit einander; — von Anfang an hat überhaupt kein Volk in der Regel ein Wort in seiner Sprache, welches den inneren Vorgang des Denkens seinem specifischen Charakter einer logischen Begriffsverknüpfung nach rein als solchen oder unabhängig von der äußeren Form der Rede bezeichnete, weil theils überall nur die letztere das unterscheidende Merkmal desselben bildet und weil anderntheils dem natürlichen Menschen überhaupt die ganze rein innerliche oder abstracte Verstandesreflexion wesentlich fremd ist und er alle seine inneren Vorstellungen sogleich unmittelbar in den Worten der Sprache von sich zu strömen pflegt; in der Sprache gewisser Wilden hat man daher für diesen ganzen rein innerlichen Vorgang des Denkens keinen anderen Ausdruck aufzufinden vermocht als den des : Sprechens im Bauche. — Für uns bezeichnet Denken ganz bestimmt die rein innere Operation der logischen Begriffsverknüpfung als solche, Sprache aber die Art und Weise ihres geordneten und gemeinverständlichen Ausdruckes; deswegen können wir uns beides auch weit bestimmter als getrennt und nicht nothwendig mit einander zusammenhängend vorstellen; das ganze Verhältniß, in welchem Denken und Sprache oder die innere logische Operation selbst und ihr äußerer conventioneller Ausdruck zu einander stehen, hat daher auch die neuere Philosophie und Forschung weit öfter und ausführlicher beschäftigt als jene der Alten, für welche beide wesentlich als identisch und untrennbar verbunden erschienen; Logik und Grammatik, oder die Lehre vom Denken und die von der Sprache, stehen in der neuen Zeit in einem weit ferneren und gleichgültigeren Verhältnisse zu einander als im Alterthume; Ansichten wie die, daß der Mensch die Sprache erst späterhin und unabhängig vom Denken zur Bezeichnung des letzteren gleichsam kunstmäßig erfunden habe, waren bei den Griechen wegen der doppelsinnigen Bedeutung des Wortes λόγος kaum möglich; die neuere Philosophie spricht vielfach vom Denken, ohne auf den nothwendigen Zusammenhang desselben mit der Sprache auch nur entfernt zu reflectiren; so sind vielfach die in einer bestimmten Sprache von Anfang an gegebenen Worte für die ganze Auffassung der Dinge in denselben wesentlich entscheidend; — in den meisten Fällen aber wird das die Sprache in ihrer physischen Qualität vertretende Wort zuerst entlehnt von dem Organ der Zunge; insbesondere ist es die Verschiedenheit des sinnlichen Lautelementes bei den einzelnen Sprachen, welche hierdurch ihre Bezeichnung findet; der Gedanke wird verdollmetscht aus der einen Zunge in die andere; diese letztere selbst also ist für jenen wesentlich indifferent und gleichgültig; es gibt überall kein Wort, welches den allgemeinen Begriff der menschlichen Rede so rein und vollständig in sich vertritt als das unsrige der Sprache; unser Ausdruck der Rede ist im Wesentlichen dem griechischen λόγος conform; das Wort Sprache aber steht in der Mitte zwischen dem die geistige Gedankenform ausdrückenden Worte Rede und zwischen dem allein die sinnliche Lautform in sich vertretenden Worte der Zunge; indem wir z. B. sagen, daß der Besitz der Sprache ein allgemeines Unterscheidungsmerkmal des Menschen vom Thiere sei, und indem hier weder der Ausdruck der Rede, noch der der Zunge der geeignete sein würde, so ist es eben das Ganze des aus Denken und articulirtem Lautelement gebildeten Vorganges im Menschen, welches hierdurch in seiner allseitigen neutralen Indifferenz bezeichnet oder getroffen wird.

Eine der ersten Voraussetzungen für alle denkende Betrachtnng der Sprache war insbesondere das Vorhandensein der Schrift, insbesondere der Lautschrift. Die gesprochene flüssige Rede für sich allein konnte kaum zu einem Object der Untersuchung werden; erst nachdem ihr in der Schrift etwas irgendwie Aehnliches oder gleichsam ein anderes Surrogat für den nämlichen äußeren Zweck an die Seite getreten war, war hierdurch, wie es schien, ein außer ihr selbst liegender Standpunkt für die Beurtheilung ihres Wesens gewonnen; — auf der einen Seite die wissenschaftlichen Untersuchungen über das Denken, auf der anderen die technische Erfindung der Schrift waren wol die beiden ersten Antriebe und Vorbedingungen für alle Erkenntniß der Sprache. Inwiefern in der Begriffsschrift, da diese an sich etwas von der Sprache Unabhängiges ist, ein innerer Anstoß und ein natürlich bedingendes Moment der grammatischen Forschung enthalten gewesen sei, läßt sich vom Standpunkte unseres Culturkreises, in welchem durchaus die Lautschrift die herrschende ist, nur unvollkommen ermessen; die letztere aber mußte nothwendig zuerst auf eine genauere Untersuchung des physischen Charakters der Sprache oder des eigentlich Zungenmäßigen an derselben hinleiten; ja sie hatte sogar eine anatomische Zerlegung des Sprachkörpers in seine einzelnen Elemente zur Voraussetzung; dieses Geschäft war an sich wol ein ungemein schwieriges, und es ist gewiß wol erst unter Anschluß an eine ältere Begriffsschrift und in Folge gewisser, aus der eigenen Entwickelung von dieser entspringenden Anregungen der erste Versuch zur Feststellung einer Lautschrift erwachsen. Von zwei entgegengesetzten Seiten aus also wurde der menschliche Geist zum allmäligen Bewußtwerden über die Erscheinungen der Sprache hingetrieben; die Lautschrift war eine Objectivirung des sinnlichen Körpers der Sprache, durch die philosophische Erkenntnißfrage aber erhob sich der Gedanke in derselben zu einem Gegenstande des Wissens.

Bei den Griechen traten überhaupt wol mehrere, die sprachliche und grammatische Forschung ganz besonders begünstigende Umstände hinzu. Gerade die Sprache als solche war für sie und für ihr ganzes geistig und politisch ungemein bewegtes Leben von einer entschieden größeren Bedeutung als etwa für das in starrer monumentaler Ruhe und Beschaulichkeit befangene Volk der Aegypter; Redseligkeit und künstlerische Wohlredenheit war zu jeder Zeit ein charakteristischer Zug bei den Griechen; das lebendige Wort als solches spielte in allen Verhältnissen des Alterthumes eine bei weitem größere Rolle als bei uns; durch Sophisten, Rhetoren u. s. w. wurde die Wohlredenheit sogar schulmäßig und mit Bewußtsein gepflegt, und hierdurch der Sinn und das Gefühl für die Unterscheidung der sprachlichen Formen geschärft; feine dialektische Wortspiele, sowie sinnvolle etymologische Beziehungen wurden in der gewöhnlichen Rede wie von Dichtern und Schriftstellern vielfach gesucht; die griechische Sprache an sich selbst bot hierzu die reichste Gelegenheit dar; — überhaupt war es nicht zufällig und bedeutungslos, daß gerade die griechische Sprache das Beispiel oder Paradigma abgab, an welchem sich das allgemeine Bewußtsein über die Formen und Einrichtungen der Sprache überhaupt entwickelte; denn es gibt wol keine Sprache, die alle einzelnen Vorzüge und sinnlichen wie geistigen Eigenschaften, deren die Sprache überhaupt fähig ist, in so schöner Harmonie und reicher Vollständigkeit in sich vereinigte als jene der Griechen; das Griechische mag in der That als eine Art von Ideal- oder Mustersprache angesehen werden, und wie alles Andere bei den Griechen, so trägt auch ihre Sprache den Stempel einer gewissen allgemeinen und rein begrifflichen Vollkommenheit des Menschlichen an sich.

Alles Wissen von der Sprache nimmt im Alterthume von der reinen oder abstracten Sprachphilosophie aus seinen Anfang. Die bloße Entdeckung oder Aufstellung der Grammatik als solcher ist das Ziel, um welches es sich in diesem ganzen Zeitabschnitte handelt; die Grammatik an und für sich aber besteht in dem System der allgemeinen Formen der Worte und der logischen Theile der Rede oder des Satzes. Die ganze Existenz eines derartigen Apparates aber war am ersten Anfange noch nicht bekannt; daß es überhaupt einen erschöpfenden Grundriß der Formen und Einrichtungen der Sprache geben könne, wußte man zuerst noch nicht; es handelte sich hier in der That um die Entdeckung von etwas vollständig Neuem; alle Wissenschaften überhaupt mußten zuerst ihrem Principe oder der bloßen Möglichkeit ihrer Existenz nach aufgefunden werden; die Geschichte dieser bloßen ersten Entstehung der Grammatik im Alterthume aber gewährt an sich kein geringeres Interesse als diejenige ihres späteren weiteren materiellen Ausbaues in der neueren Zeit.

Die ganze denkende Beschäftigung mit der Sprache war im Alterthume zuerst nur weit mehr ein bloßes geistreiches Spiel des Verstandes als eine Sache des strengen wissenschaftlichen Ernstes. Die logische Rede in ihre einzelnen Bestandtheile zu zergliedern oder sie nach Art eines menschlichen Körpers einer anatomischen Untersuchung zu unterwerfen, konnte nicht unmittelbar und ohne Weiteres versucht werden; zuerst mußte auf sie als solche die Aufmerksamkeit durch gewisse Ideen und Beobachtungen hingelenkt worden sein; die ganze Kunst des Beobachtens einer Sache im Einzelnen ist immer eine solche, die ein gewisses allgemeines Denken über ihren reinen Charakter an sich zur Voraussetzung hat; gerade bei der Sprache aber war diese Kunst des analytisch zergliedernden Beobachtens eine in noch bei weitem höheren Grade erschwerte als bei den Gegenständen der äußeren sinnlichen Natur; nicht blos daß diese letztere eine an sich und in unmittelbarer Weise objective und der greifbaren sinnlichen Unterscheidung zugängliche war, während jene erstere überall blos mittelbar und gleichsam in künstlicher Weise für das Denken objectivirt werden konnte, so fehlte es insbesondere auch von Anfang an durchaus an allen denjenigen Worten und feststehenden technischen Kunstausdrücken, durch welche die einzelnen Sprachformen und Redetheile überhaupt hätten

benannt und von einander unterschieden werden können; die ganze Grammatik als solche ist ein reichhaltiges System von technischen oder rein wissenschaftlichen Ausdrücken, die sich an sich in dieser ihrer Bedeutung in der gewöhnlichen Sprache noch gar nicht vorfanden, und erst ganz allmälig in eben derselben ausgebildet und festgestellt werden mußten; man wußte am Anfange noch durchaus nicht, was ein Subject, ein Prädicat, ein Verbum, ein Modus, Genitiv u. s. w. sei, weil es noch gar keine Begriffe und Ausdrücke gab, um alle diese Verhältnisse überhaupt nur zu benennen; die ganze Sprache war ein wirres Chaos von Worten und Formen, in das nur ganz allmälig durch Erschaffung und Feststellung jener Kunstausdrücke, der sogenannten Sprachkategorien, eine Ordnung gebracht werden konnte; die Geschichte dieser Kategorien und der von ihnen successiv angenommenen Bedeutungen ist daher wesentlich identisch mit der Geschichte der Entstehung der Grammatik selbst; — die ganze Art und Weise des Fortschrittes hierbei aber war immer eine rein analytische, d. i. eine solche, welche unter Anschluß an das Ganze der Rede dasselbe in seine einzelnen kleineren Bestandtheile aufzulösen und für diese die geeigneten Ausdrücke festzustellen versuchte; nicht die einzelnen concreteren Sprachformen, die Flexionsabwandelungen des Nomens und des Verbums, sondern die allgemeinen rein logischen Theile des Satzes waren es, die zuerst erkannt und von einander unterschieden wurden; die Sprache erschien zunächst als das geschlossene Ganze des λόγος, oder der geordneten Einheit der Rede, welche zugleich logisches Urtheil ist und grammatischer Satz; von der abstracten Idee des Urtheiles aus wird allmälig der Satz in seine Theile zergliedert; die Erkenntniß der Grammatik in der Geschichte nimmt ihren Anfang von der Syntax, umgekehrt als in der wissenschaftlichen Systematik derselben die Etymologie vorangestellt wird.

Es mögen in der Sprachwissenschaft der Griechen mehrere einzelne Richtungen unterschieden werden, deren jede von einer gewissen Seite aus zu der Erkenntniß und Feststellung des grammatischen Organismus beigetragen hat, und zwar einmal: die abstracte Sprachphilosophie oder der Streit über das allgemeine Problem und den ganzen Begriff der Sprache als solches; zweitens, die etymologisirenden Bestrebungen, welche, wenn auch im Ganzen mit nur geringem Glück geübt, doch insbesondere die Flexionen der Worte allmälig in das Bewußtsein eintreten zu lassen geeignet waren; drittens die Unterscheidung der Sprachkategorien oder die eigentlich logische und syntaktische Seite der Sprachforschung; viertens die sophistisch-rhetorische oder sich auf die Unterscheidung der Synonymen, auf die Gesetze des Wortschmuckes und Gedankenausdruckes richtende Art der Thätigkeit; fünftens die eigentliche Erklärung und Kritik bei den Alexandrinern; sechstens aber die ebenso der späteren Zeit angehörenden Arbeiten der Metriker, obgleich dieser ganze Zweig des Wissens von der Sprache damals noch mehr mit der Theorie der Musik und der anderen Künste der Bewegung in einem verwandtschaftlichen Zusammenhange stand. Als die eigentlichen Begründer der antiken Grammatik aber werden gemeinhin die Stoiker angesehen; bei den Alexandrinern ist bereits mehr das rein philologische Interesse der Anwendung der grammatischen Formen auf das Einzelne der sprachlichen Erscheinungen vorwaltend; der Sinn für sprachliche Beobachtungen wurde zuerst wesentlich angeregt durch die Sophisten; im Allgemeinen aber ist die Geschichte des Wissens von der Sprache bei den Alten ein organischer Ausfluß der Gesammtgeschichte ihres philosophischen Denkens.

Durch die ganze Entwickelung der antiken Sprachphilosophie zieht sich der Gegensatz einer doppelten allgemeinen Grundauffassung hindurch, der einen, welche mit dem Namen des Principes der φύσις, der anderen, welche mit dem des Principes der θέσις bezeichnet wird. Jeder Sprachphilosoph des Alterthumes war im Allgemeinen entweder ein Physiker oder ein Thetiker, indem er sich in dem ersteren Falle zu der Ansicht von einer organischen oder naturgemäßen Uebereinstimmung der Worte der Sprache mit dem durch sie bezeichneten Inhalte, im letzteren aber zu der von einer mechanischen und conventionellen oder satzungsmäßigen Feststellung derselben bekannte. Der Gegensatz dieser beiden Ansichten aber war ein in dem Begriffe oder Wesen der Sprache selbst angezeigter oder gegebener; man erblickte in der Sprache zunächst das Mittel für die Bezeichnung der äußeren Dinge, und es entstand daher ganz naturgemäß die Frage, ob die Worte der Sprache dem Wesen und Inhalte der durch sie bezeichneten Sachen innerlich adäquat oder ob sie nur zufällig und durch irgend eine ungeordnete Willkür mit dem, was sie anzeigen, in Verbindung gebracht worden seien. Das erstere dieser beiden Verhältnisse wurde auch mit dem ferneren Kunstausdrucke der ὀρθότης, des ὀρθὸς λόγος, der justa ratio, das letztere mit dem der τύχη, des αὐτόματον u. dgl. bezeichnet. Für beide Ansichten aber bot die Sprache in sich selbst gewisse anscheinende Belege oder Beweismittel dar; denn während auf der einen Seite wol oft eine gewisse Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung zwischen dem Klange eines Wortes und dem durch dasselbe vertretenen Bedeutungsinhalte wahrgenommen werden konnte, so war in einer ebenso großen Anzahl anderer Fälle offenbar etwas Derartiges nicht zu erkennen; der Gegensatz jener beiden abstracten Grundansichten aber leitete eben hierdurch auch zu einer genaueren Beobachtung der einzelnen Erscheinungen der Sprache hin. Alles andere Denken und Forschen über die Sprache aber ging von jener ersten und allgemeinen Cardinalfrage aus, wie sich dieselbe zu dem von ihr angezeigten oder vertretenen Inhalte, dem Wesen der äußeren Sachen, verhalte, ob in der Weise einer naturgemäß nachbildenden Onomatopöie, oder in der einer rein mechanischen und conventionellen Bezeichnung. Der Wahrheit nach verbindet sich im Begriffe der Sprache beides in einem gewissen Sinne mit einander, indem namentlich zuerst das onomatopoetische, später aber das mechanische Princip in ihr das vorwaltende ist; zu Anfang aber

standen sich beide Ansichten in schroffer und einseitiger Schärfe gegenüber; alle concrete Wahrheit aber wird allmälig erst durch die abschleifende Friction gewisser einseitiger und extremer Meinungen gefunden. Charakteristisch aber ist für die ganze antike Auffassung von der Sprache wesentlich dieses, daß es hauptsächlich und zuerst nur die Seite ihres Zusammenhanges und ihrer Beziehung zu der äußeren Objectivität oder zu dem gegenständlichen Was ihrer Bezeichnung, noch nicht aber oder nur in untergeordneter Weise diejenige ihres Verhältnisses zu der inneren Subjectivität oder zu der geistigen Kraft des Menschen selbst ist, von der aus sie der erkennenden Betrachtung gegenübertritt. Die nächste und unmittelbare Qualität der Sprache ist die eines menschlichen Verständigungsmittels über die äußeren Dinge; nicht die Art ihres Ursprunges im Menschen, sondern nur die Art ihres Verhältnisses zur Welt ist es, von welcher sie zunächst zu begreifen versucht wird.

Wol der erste wissenschaftliche Gedanke über die Sprache ist derjenige, der dem Pythagoras zugeschrieben wird. Pythagoras, gefragt was das Weiseste sei, antwortete der Natur seiner Lehre gemäß: die Zahl; was dann nach dieser das Weiseste aber: der Namengeber: *ὁ τὰ ὀνόματα τοῖς πράγμασι θέμενος.* Eine Hindeutung auf eine der beiden späteren Meinungen über *φύσις* und *θέσις* aber ist hierin noch nicht zu erblicken, sondern nur der einfache Ausspruch davon, daß die Sprache etwas Großes und Schwieriges sei, und daß der nicht näher bezeichnete Erfinder derselben jedenfalls ein weiser und tiefblickender Mann gewesen sein müsse. Hierdurch war wenigstens die Aufmerksamkeit zuerst auf die Sprache hingelenkt oder das allgemeine Problem ihrer Erklärung gestellt worden; dieser unbekannte und fabelhafte Pythagoräische Onomatothet aber wird dann später von Plato in seiner Sprachphilosophie noch weiter verwerthet.

Die erste bestimmte und entschiedene Ansicht über das Wesen der Sprache tritt uns entgegen in der Lehre Heraklit's des Dunkeln von Ephesus. Dieser war der Begründer und Urheber des Princips der *φύσις;* durch Heraklit und seine Schüler wird im Alterthume die Ansicht von einer naturgemäßen Uebereinstimmung der Sprache mit dem durch sie bezeichneten sachlichen Inhalte in ihrer reinen und einseitigen Gestalt vertreten. Die ganze Anschauungsweise des Heraklit von dem Verhältnisse der Worte zu den Sachen erscheint aber für uns namentlich insofern fremdartig und originell, als er dieselben theils überhaupt mit Bildern, theils aber insbesondere auch nicht etwa mit den künstlichen Abbildungen eines Malers, sondern mit den natürlichen an den Dingen selbst haftenden Gestalten und Erscheinungen, also etwa mit dem Reflex eines Körpers aus einem Spiegel oder mit dem Schatten, welchen dieser in der Sonne wirft, vergleicht (s. Lersch, Die Sprachphilosophie der Alten. Bonn 1838. I. S. 11). Hätte Heraklit zu unserer Zeit gelebt, so ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß er gesagt haben würde, die Worte seien Photographien der wirklichen Dinge. Für die ganze Bestimmung des Charakters des Wortes in seinem Verhältnisse zu der von ihm bezeichneten Sache bot sich überhaupt wol zu Anfang gar keine andere Analogie dar als die eines wirklichen sichtbaren Bildes; es war in dieser ganzen Zeit, auch bei den darauf folgenden Thetikern, die Ansicht herrschend, daß die Worte tönende Bilder, *ἀγάλματα φωνήεντα*, der Sachen seien; nur wurde diese Ansicht von der einen Seite so gefaßt, daß in diesen Bildern das wirkliche Wesen der Dinge selbst enthalten sei, von der anderen aber so, daß sie sich nur durch Zufall oder Convention mit ihnen verbinden, also etwa ebenso wie das Zeichen irgend einer Begriffsschrift entweder ein wirkliches Abbild seines Inhaltes oder eine blos conventionell hierfür festgestellte Figur sein kann; der specifische Unterschied der Sprache von der räumlichen Abbildungsform, daß diese letztere an sich immer die Nachahmung von etwas Aeußerlichen oder Körperlichen, jene dagegen die von etwas Innerlichem oder Geistigem ist, war hierbei noch gar nicht erkannt; auch scheint in der That der ältesten physischen Theorie die Meinung nicht vollkommen fremd gewesen zu sein, daß die Worte wirklich etwas an sich außerhalb des Menschen Liegendes und den Dingen als solchen wie ihre Schatten Angeheftetes und insofern gleichsam durch die Natur selbst Gegebenes seien; derjenige wenigstens, wird gesagt, der eine Sache nicht mit ihrem richtigen Namen benenne, gebe zwar einen Laut von sich, aber es sei dieses doch keine Sprache zu nennen; — wie aber Heraklit überhaupt zu der Aufstellung dieser Ansicht gelangt ist, ergibt sich leicht aus dem übrigen Charakter seiner Lehre, da ihm auch das Denken selbst, inwiefern es ein wahrhaftes oder mit dem Wesen der Dinge einstimmiges ist, als eine Art von Abspiegelung oder Abdruck der die Welt erfüllenden Vernunft des Zeus oder der Gottheit erschien. Mit dieser Ansicht von der Objectivität des Denkens verband sich als naturgemäße Folge wol auch diejenige von der gleichen Beschaffenheit der Worte der Sprache.

Im Gegensatze zu Heraklit wird das Princip des thetischen Ursprunges der Sprache zuerst zur Geltung gebracht durch Demokrit. Beide Philosophen sind wie in so vielen anderen Punkten auch in dieser Frage die Vertreter zweier entgegengesetzter Gesammtanschauungen von der Welt. Faßt Heraklit alles Seiende zusammen in eine einzige große, sich mit innerer Nothwendigkeit und Ordnung entwickelnde Totalität, so löst Demokrit dasselbe auf in eine bloße, von einem blinden Zufall bewegte staubartige Masse letzter atomistischer Urkörperchen; in natürlichem Anschlusse hieran aber erschienen ihm auch die Worte der Sprache nicht wie jenem als die richtigen objectiven Abspiegelungen der Dinge, sondern als bloße willkürliche subjectiv conventionelle Bezeichnungsformen derselben. Die Polemik des Demokrit aber gegen die Heraklitische Lehre gründet sich insbesondere auf die beiden Erscheinungen der Homonymie und der Polyonymie oder darauf, daß es theils für mehrere Sachen oft einen und denselben Namen und theils für eine und dieselbe Sache oft mehrere Namen in der Sprache gebe;

denn wäre das Princip der φύσις in der That begründet, so könnte eine jede Sache überall nur mit einem einzigen, specifisch für sie geeigneten Namen benannt werden. Aehnlich wie Demokrit scheint u. A. auch Empedokles durch seine philosophische Lehre der Ansicht von einem conventionellen Charakter der Sprache zugeführt worden zu sein; denn indem er insbesondere gegen die Realität aller Phänomene des Werdens und der Veränderung in den Dingen polemisirt, alles dieses aber auf einen bloßen mechanischen Wechsel der vier einfachen Urstoffe zurückzuführen versucht, spricht er hierbei den Satz aus, daß von allen diesen Erscheinungen nur νόμῳ, d. i. in Gestalt eines bloßen subjectiven Begriffes, nicht aber ἔργῳ, d. i. als von etwas wirklich Existirendem geredet werden dürfe.

In einer mehr mannichfachen und geistig belebten Weise werden die Erscheinungen der Sprache beleuchtet durch die Sophisten. Hier tritt insbesondere Protagoras mit dem Versuche einer Ausgleichung der beiden früheren einseitigen Ansichten hervor. Das Heraklitische Princip der φύσις oder der ἀλήθεια der Worte wurde von ihm unter Benutzung der Einwände des Demokrit dahin modificirt, daß, indem die Welt sich in einer fortwährend fließenden Veränderung ihrer Erscheinungen, wie es Heraklit wollte, befinde, der Mensch aber in seinem erkennenden Aufnehmen das natürliche Maß aller Dinge sei, d. h. indem die Welt an sich immer gerade so sei als sie uns erscheine, — jeder einzelnen gegebenen Benennung einer Sache wenigstens eine gewisse relative Wahrheit über dieselbe beiwohne; die Erscheinung der Polyonymie war insofern kein Widerspruch mehr mit dem Principe der φύσις, als jedes einzelne Synonym uns dieselbe Sache von einer anderen Seite aus darstellte; waren die Worte nach Heraklit Schattengestalten der wirklichen Dinge, so war das Maß und die Art ihres Schattens selbst oft eine verschiedene; nicht die Dinge an sich also in ihrem bleibenden Wesen, sondern nur ihre wechselnden Erscheinungsgestalten waren es, die den Inhalt der Protagoreischen ἀλήθεια bildeten. Mit seiner Ansicht vom Menschen als dem Maße aller Dinge hängt vielleicht bei Protagoras auch das zusammen, daß er zuerst die Geschlechter an den Worten in den drei Kategorien der ἄῤῥενα, θήλεα und σκεύη unterschied; denn allerdings ist eben dieses etwas Menschenähnliches oder Subjectives an der Sprache, indem uns hierbei jedes einzelne Hauptwort gleichsam ein menschenähnliches oder persönliches Antlitz zeigt. Auch nahm der Sophist gelegentlich wol eine Veränderung mit dem Geschlechte der Worte vor, wenn ihm dieses früher nicht richtig getroffen oder festgestellt worden zu sein schien, indem er z. B. ὁ μῆνις und ὁ πόλεμος sagte; ein Verfahren, in dem sich die ganze Naivetät der damaligen Stellung zur Sprache, die also in dem Lichte eines bloßen geistreichen Spielzeuges erschien, zu erkennen gab. Ferner soll auch Protagoras die vier Modi oder Verhältnisse der Frage, der Antwort, des Befehles und der Bitte in der Rede unterschieden haben, obgleich diese Unterscheidung noch weniger einen eigentlich grammatischen als vielmehr einen rhetorischen Charakter besitzt. Außerdem war es in der ganzen damaligen Zeit Mode, die Orthoepie und die Ortholexie, oder die Lehre von der richtigen Aussprache und der richtigen Bedeutung der Worte ausführlicher zu behandeln, und auch von Protagoras werden mehrere hierauf bezügliche Schriften erwähnt. Vor anderen Sophisten aber war insbesondere Prodikus durch seine Bearbeitung der Synonymik berühmt. Indem aber die Sophisten vielfach auch durch praktische Redekünste zu glänzen versuchten, so ist hierbei namentlich das Beispiel des Gorgias, des Hauptvertreters der sogenannten sicilischen Beredsamkeit, von Interesse, welcher den Eindruck der Rede durch eine Menge gesuchter Künsteleien in den äußeren Anklängen der Worte zu verschönern und zu unterstützen strebte, weil sich auch hierin eben dieses zu erkennen gab, daß man vor der Sprache als solcher und der ihr an sich inwohnenden eigenthümlichen organischen Gesetzmäßigkeit noch gar keine Achtung und keine Kenntniß hatte, sondern sie nur als ein bloßes willenloses Spielzeug und Mittel zur Erzielung mannichfacher künstlicher Effecte ansah. So strebte Gorgias unter Anderem darnach, etwa in der Art des hebräischen Gedankenparallelismus, zwei Sätze von ähnlichem Inhalte und gleicher Länge mit einander zu verbinden; diese nannte er ἰσόκωλα; ferner suchte er einen ähnlich lautenden Anfang oder einen ähnlich lautenden Ausgang mehrerer Sätze, πάρισα und ὁμοιοτέλευτα, das letztere nach der Analogie unserer neueren Kunstform des Reimes, zu erzielen. Alles, was der Sprache überhaupt von derartigem sinnlichen Schmuck angedrechselt werden konnte, wurde hierbei versucht; die wahre Aufgabe des Stylisten, die Sprache in ihrem eigenen Genius zu begreifen und sie diesem gemäß zu gestalten, war hier noch nicht erkannt; — auf der einen Seite sah man in einer durchaus rohen Weise die Sprache als eine unmittelbare Abbildung der äußeren Dinge an und auf der anderen suchte man sie in einer ebenso rohen Weise für die Erzielung unwahrer sinnlicher Effecte zu verwerthen.

Die ganze antike Sprachphilosophie gelangt zu einem gewissen definitiven Abschlusse mit dem Platonischen Kratylus, dem ersten eigentlich sprachwissenschaftlichen Werke in der Geschichte. Hier werden die beiden entgegengesetzten Grundansichten der φύσις und θέσις mit dialektischer Feinheit und ironisirender Schärfe gegen einander abgewogen, und es ergibt sich ein gewisser mittlerer Compromiß zwischen beiden, an welchen sich dann noch bestimmte weitere und eingehendere Erörterungen über das Princip der Sprache anschließen. Als für die Platonische Ansicht von den Worten vorzugsweise charakteristisch tritt hier die Vergleichung derselben mit den mechanischen Gegenständen und Werkzeugen des menschlichen Lebens, also eine andere Analogie neben jener des Heraklit von den natürlichen Bildern der Sachen hervor; indem das Princip der naturgemäßen Uebereinstimmung der Worte in seiner ursprünglichen und nackten Gestalt verworfen wird, so wird doch ein gewisser indirecter Zusammenhang derselben mit den Dingen dadurch festzuhalten versucht, daß sie sich zu diesen ähnlich ver-

halten sollen, als sich die mechanischen Werkzeuge in der Eigenschaft von subjectiven oder dem Menschen angehörenden Mitteln zu den von ihnen zu erfüllenden äußeren oder objectiven Zwecken verhalten; also etwa ähnlich wie die Gestalt eines Bohrers, eines Weberschiffchens und eines derartigen Instrumentes bedingt ist durch die Natur des von ihm zu erfüllenden Zweckes, ebenso verhält sich die Natur oder Beschaffenheit eines Wortes zu dem von ihm vertretenen Inhalte der Außenwelt; die Worte sind hiernach allerdings durch Satzung oder menschliche Erfindung entstanden, nicht aber in einer rein unorganischen oder conventionellen Weise wie es Demokrit wollte, sondern immer unter einem wenigstens mittelbaren Anschlusse an die äußeren Sachen selbst. Als wirklicher Urheber der Sprache aber tritt, da Plato auch an anderen Orten eine mythische Einkleidung seiner Lehren liebt, die fabelhafte Persönlichkeit des Pythagoreischen Onomatotheten, gewissermaßen als des Vertreters der Gesammtheit des Volkes in seinem sprachschöpferischen Urzustande hervor, worin eine bestimmte Hindeutung darauf enthalten liegt, daß nicht etwa irgend ein gewisser historischer Einzelner, sondern nur die Gesammtheit des Volksgeistes überhaupt das die Sprache schaffende Subject gewesen sein könne. Ueber das Kindische und Unreife der im Kratylus vorkommenden Etymologien ist vielfach gespöttelt worden; alles dieses aber konnte in der damaligen Zeit noch nicht wohl anders sein. Ueber das Nähere der Platonischen Ansicht von der Sprache, ihren Zusammenhang mit der Ideenlehre u. s. w. vergl. J. Deuschle, Die Platonische Sprachphilosophie. Marburg 1852.

Die erste nüchterne und eigentlich wissenschaftliche Ansicht von der Sprache findet sich bei Aristoteles. Dieser größte Philosoph des Alterthumes, wie sein Standpunkt überhaupt vorwiegend ein der empirischen Beobachtung zugewandter ist, sieht die Sprache zuerst unbefangen als dasjenige an, was sie ihrer unmittelbaren natürlichen Wirklichkeit nach ist, und es ist demgemäß zuerst eine eigentlich genaue und exacte Definition derselben, welche von ihm aufgestellt wird. Indem Aristoteles zunächst das ganze Princip der φύσις, welches ihm vermöge seines Standpunktes und seiner ganzen Ansicht vom Denkvermögen nur als eine leere Einbildung erscheinen konnte — denn auch bei Plato schloß sich die Hinneigung zu der Heraklitischen Lehre von dem objectiven Charakter der Sprache wesentlich an an die conforme Ansicht von den Ideen als den objectiven oder ansichseienden Urbildern der Begriffe des Denkens — aus dem einzigen wirklich durchschlagenden Grunde der Mehrheit oder Verschiedenheit der Sprache zu bekämpfen versucht, weil es nach jener Meinung doch immer nur eine einzige richtige oder dem Wesen der Welt adäquate Sprache geben könne, — erkennt er weiter als das Specifische in dem sinnlichen Charakter der Sprache dieses, daß sie allein eine articulirte oder in letzte einfache Theile auseinandertretende Lauterzeugung sei, während das Eigenthümliche ihres geistigen Wesens nach ihm darin besteht, daß sie nicht wie die unarticulirten Stimmen der Thiere die Ausdrucksform einer bloßen sinnlichen Empfindung, sondern die des geistigen Denkens, des λόγος, ist. Hatten die früheren Philosophen durchgehends die Sprache nur nach ihrem Verhältnisse zu der äußeren Objectivität des Seins aufgefaßt, inwiefern sie dieser entweder adäquat sei oder nicht, so sieht sie dagegen Aristoteles als etwas eben nur im Menschen selbst Liegendes an, und sie wird insofern von ihm im Allgemeinen durchaus richtig nach ihren entscheidenden und charakteristischen Momenten erfaßt. Ueber das Wesen des Tones an sich und seine einzelnen Arten oder Gestalten finden sich bei Aristoteles eine Menge der scharfsinnigsten und gründlichsten Beobachtungen; so wie in das Reich der empirischen Naturbetrachtung, so wurde auch in dasjenige der empirischen Betrachtung der Sprache von ihm der Eingang eröffnet.

Nach Aristoteles waren insbesondere die Stoiker diejenigen, durch welche das Wissen von der Sprache weiter gepflegt und ausgebildet wurde. Ihre Grundansicht von derselben war im Allgemeinen der des Heraklit, mit welcher sie auch gewisse andere wichtige Punkte gemein hatten, conform; wie dieser hielten auch sie an dem Principe der ὀρθότης fest, nur daß sie theils dasselbe nicht blos auf die einzelnen Worte als solche, sondern vielmehr auf das Ganze der Sprache überhaupt, den λόγος, bezogen, und daß ihnen anderentheils auch nicht die Rede schlechthin, sondern blos die wahrhafte oder dem inneren Wesen der Sachen gemäße unter eben diesen Begriff fiel. Wie den Stoikern aber, so galt auch den Epikureern, nur in einem anderen Sinne, die Sprache als ein Werk der Natur, und es ist diese ihre Ansicht insofern von einem gewissen Interesse, als sie den ersten Versuch in sich darstellt, die Verschiedenheit der Sprachen in Uebereinstimmung oder unter Anschluß an das Princip der φύσις zu erklären und hierdurch den von Aristoteles gegen dasselbe erhobenen Einwand zu entkräften. In einer rein materialistischen Weise nämlich, meint Epikur, ist der menschliche Geist überall durch die Einflüsse und Eindrücke der natürlichen Umgebungen anders afficirt worden und hat diese Eindrücke in anderen Lautzusammensetzungen von sich geströmt, sodaß hiernach vielleicht auch jedem Klima eine andere Art der Sprache conform gewesen wäre. In dieser Gestalt pflanzt sich der Gegensatz der beiden Principien der φύσις und θέσις in mannichfachen Abschwächungen und Versuchen der Ausgleichung durch das ganze Alterthum fort.

Mit dem Fortschreiten des Denkens über die Sprache überhaupt geht die Entwickelung des Bewußtseins über die grammatischen Formen bei den Griechen Hand in Hand. Die älteste Streitfrage über die Sprache bezog sich zunächst nur auf ihre einzelnen Worte als solche; der allgemeine Ausdruck für das Wort aber war der des Namens, ὄνομα, und es wurde in der Sprache zuerst Nichts erblickt als eine bloße Sammlung von Namen für die äußeren Dinge; die ganze formale oder grammatische Seite der Sprache lag noch in Dunkel gehüllt; nur in der Eigenschaft des bloßen Wortschatzes bot sie sich zuerst der Betrachtung dar; alle Worte aber erscheinen

zunächst als von einerlei Art; jedes Wort war die Benennung einer äußeren Sache oder eines Momentes der Objectivität; dem ὄνομα stand gegenüber als Inhalt der Bezeichnung das πρᾶγμα, die äußere sinnliche Sache als solche, noch keineswegs aber der innere Begriff oder Gedanke, der erst mittelbar durch eine Abstraction aus den äußeren Dingen entspringt; verglich man die Worte mit Bildern oder Gemälden, so konnten sie ähnlich wie diese eben nur als die Repräsentanten der äußeren Dinge als solcher erscheinen; — unter allen Classen der Worte der Sprache aber ist es an sich nur eine einzige, die sich auf die äußere objective Wirklichkeit als solche bezieht oder die etwas unmittelbar Einzelnes und Individuelles aus dieser in sich enthält, nämlich der Eigenname, und es ist daher durchaus charakteristisch für diese ganze älteste Ansicht von der Sprache, daß sie für das Wort überhaupt gar keinen anderen Ausdruck hatte als den des Namens, und daß ihr insofern alle übrigen Worte außer dem wirklichen Eigennamen, deren Inhalt immer ein Begriff oder eine geistige Abstraction ist, durchaus in dem Lichte dieser letzteren Classe oder als bloße inhärirende Bezeichnungen der wirklichen Sachen als solcher erschienen. Das Wort war zuerst ein Name und konnte auch eben nur insofern mit einem Bilde in Vergleichung gebracht werden. Es war zuerst ganz ausschließend die Seite der Beziehung zur wirklichen Objectivität, von der die Sprache aufgefaßt wurde. Daher findet sich auch noch gar kein Bewußtsein über den specifischen Unterschied des wirklichen Eigennamens von allen anderen Worten der Sprache in dieser Zeit vor; Demokrit z. B. führt unter seinen Beweisen gegen die Heraklitische Theorie auch den mit auf, daß man ja die Namen der Personen willkürlich beizulegen und zu verändern pflege, und ein anderer Sophist suchte den thetischen Ursprung der Sprache dadurch zu begründen und anschaulich zu machen, daß er den einen seiner Sklaven mit ἀλλὰ μήν, den anderen mit gewissen anderen solchen Partikeln benannte. Beim wirklichen Eigennamen freilich kann der thetische oder conventionelle Charakter keinem Zweifel unterliegen; hieraus aber folgt für die übrigen begriffsmäßigen Worte der Sprache an sich noch Nichts; indem aber auch diese zuerst als bloße Namen erschienen, so wird hieraus das Verkehrte jener Analogien erklärt.

Dem Ausdrucke des ὄνομα steht eine andere Kategorie zur Seite, die des ῥῆμα, welche sich allmälig in gewisser Weise mit derselben zu begrenzen anfängt, und durch deren Hinzutreten zuerst gewisse Theile der Rede noch in einem anderen Lichte als in dem von bloßen Eigennamen erscheinen. ῥῆμα bedeutet an und für sich die ganze Aussage oder den Satz, d. h. diejenige höhere Einheit der Sprache, welche das Wort selbst als einen bloßen Theil in sich umschließt. Diese beiden Ausdrücke waren die einzigen, die sich unmittelbar in der Sprache zur Charakteristik der inneren Gliederung der Rede gegeben vorfanden, und es wird daher von Anfang an ausschließend mit denselben zum Zweck der Unterscheidung der einzelnen Theile des Satzes operirt. Hierbei aber erfährt die Bedeutung derselben eine immer zunehmende Verengerung, bis sie zuletzt zu den technischen Ausdrucksformen gewisser eigentlich grammatischer Redetheile zugeschärft oder gestempelt werden. Erst mit der Feststellung eines bestimmten technischen Ausdruckes aber wird eine jede grammatische Form wirklich in dem, was sie ist, erkannt und von anderen Sprachtheilen unterschieden.

Abgesehen von einigen etymologischen und rhetorischen Distinctionen der Sophisten, ist es zuerst bei Plato, daß sich ein Versuch der geordneten organischen Gliederung der Rede in ihre einzelnen Theile findet. Der λόγος oder die geordnete Rede zerfällt nach ihm in die beiden Bestandtheile des ὄνομα und des ῥῆμα, oder desjenigen Gliedes, von dem etwas ausgesagt wird, und desjenigen, welches den Inhalt oder die Substanz der Aussage bildet, also des logischen Subjectes und Prädicates. Hiervon unabhängig behalten allerdings auch bei ihm noch jene beiden Ausdrücke ihre frühere ursprüngliche Bedeutung fort, aber sie fangen doch schon an, sich innerhalb der Rede in einer festen Weise als einzelne Glieder zu begrenzen. Die ganzen Kategorien von Subject und Prädicat sind freilich an sich selbst noch nicht von eigentlich grammatischer, sondern vielmehr nur von rein logischer Art; indem aber der ganze grammatische Satz nur eine weitere Ausführung und concretere Erscheinungsgestalt der abstracten Idee des logischen Urtheiles ist, so war doch mit der Feststellung dieser letzteren, als der allgemeinen und nothwendigen Grundform des Denkens schlechthin, wenigstens der Eingang und die erste Vorbedingung für die weitere Auflösung des Satzes in seine Theile gegeben. Ueber den eigentlich grammatischen Charakter des Subjectes und Prädicates hat auch Plato noch kein Bewußtsein; sein Verdienst ist lediglich dieses, die allgemeine Idee des logischen Urtheiles erkannt oder entdeckt zu haben.

Tiefer und vollkommener als bei Plato wird das Wesen der logischen Rede erfaßt durch Aristoteles. Auch für ihn sind das ὄνομα und das ῥῆμα die beiden allgemeinen Bestandtheile des Denkens; nur charakterisirt er bereits ganz bestimmt das erstere als das grammatische Substantiv, das letztere als das grammatische Verbum, wobei ihm für dieses insbesondere die Nebenbezeichnung der Zeit das entscheidende Merkmal ist (De interpr. c. 2. Poetic. c. 20). Nun ist in der Wirklichkeit allerdings das logische Subject immer ein Substantiv, das logische Prädicat aber der Regel nach ein Verbum; aber es sind nichtsdestoweniger die logischen und die grammatischen Kategorien immer in specifischer Weise verschieden, indem die letzteren überall eine nähere Specialisirung und genauere empirische Charakteristik jener ersteren in sich enthalten. Es war aber im ganzen Alterthume das logische und das grammatische Element der Rede noch nicht mit voller Bestimmtheit von einander geschieden, und es fungiren daher namentlich jene beiden Ausdrücke ὄνομα und ῥῆμα noch zugleich als Bezeichnungsformen der Theile des Urtheiles und derjenigen des Satzes, indem sie namentlich bei Aristoteles mehr in die concretere Stellung der grammatischen Kategorien

einzutreten anfangen. Als drittes Element der Rede aber unterscheidet Aristoteles den σύνδεσμος, das Bindewort oder die Partikel, deren Function in der Vereinigung der an sich getrennten Theile des Denkens bestehe, und es sind demnach im Wesentlichen in den drei Kategorien des ὄνομα, ῥῆμα, σύνδεσμος die drei grammatischen Hauptabtheilungen des Nomen, Verbum und der Partikel von einander unterschieden worden. Wenn aber das allgemeine formale Hauptverdienst des Aristoteles um die Wissenschaft in der Entdeckung und Feststellung des Principes der Logik, als des gesetzlichen Organes und kritischen Maßstabes alles wissenschaftlichen Denkens, bestand, so tritt dieser Entdeckung diejenige jener anderen, der Logik verschwisterten oder benachbarten Disciplin, des sich auf die concreten Denkformen beziehenden Organismus der Grammatik, bei ihm als ein weiteres wesentliches Verdienst um die Wissenschaft zur Seite; mit der Unterscheidung jener Grundbestandtheile der Sprache war in der That der Eingang in alle weitere Erforschung und Bearbeitung der Grammatik gefunden; ganz ebenso aber wie die Ausarbeitung der Logik bei Aristoteles noch ganz wesentlich mit von grammatischen Vorstellungen und Anschauungen erfüllt und beeinflußt ist, so ist auch umgekehrt das Grammatische bei ihm noch nicht rein und vollkommen von dem Logischen unterschieden. Die Unvollkommenheit und Unklarheit seiner grammatischen Unterscheidungen gibt sich insbesondere darin zu erkennen, daß ein sehr wesentlicher Theil des Sprachschatzes, das Adjectiv, in seiner besonderen Eigenthümlichkeit von ihm noch gar nicht erkannt oder begriffen worden ist; in etymologischer Beziehung tritt dasselbe allerdings dem ὄνομα zur Seite, während es dagegen in syntaktischer sich mehr auf diejenige des ῥῆμα zu stellen scheint, und es wird daher, da bei Aristoteles überhaupt die logisch-syntaktische Betrachtung der Sprache noch entschieden vor der sinnlich etymologischen vorwaltend ist, der Adjectivbegriff im Satze von ihm noch mehr in dem Lichte eines bloßen Theiles und Complementes des im Verbum vertretenen ῥῆμα aufgefaßt. Der dritte Bestandtheil der Sprache, die Partikel, wird von ihm nach seinem sinnlichen Erscheinen richtig als das flexionslose Wort, μέρος λόγου ἄπτωτον, charakterisirt, während für die Flexionen der beiden anderen Wortclassen hier bereits der Kunstausdruck der πτώσεις, welcher sich späterhin allein auf diejenigen des Nomens beschränkt, hervorgetreten ist.

Zu einer größeren Ausführlichkeit und Vollkommenheit als bei Aristoteles erhebt sich das System der Redetheile in der Schule der Stoiker. Hier nimmt zunächst der Ausdruck ὄνομα die Bedeutung des wirklichen Eigennamens, ῥῆμα aber die des Infinitivs an; der erstere Ausdruck durchläuft demnach im Ganzen die vier Entwickelungsstufen seiner Bedeutung: 1) Wort überhaupt, 2) logisches Subject, 3) grammatisches Substantiv, 4) Eigenname; der letztere aber die entsprechenden: 1) Satz oder Aussage, 2) logisches Prädicat, 3) grammatisches Verbum, 4) Infinitiv. Es ist daher durchaus von der Idee des Urtheiles aus, daß sich allmälig der Einblick in die Gliederung des Satzes eröffnet. Für das eigentliche Substantiv aber ergibt sich hier die Bezeichnung der προσηγορία. Neben dem σύνδεσμος aber wurde von ihnen das ἄρθρον, der Artikel und das Pronomen, dessen auch schon Aristoteles gedenkt, als ein fünfter Redetheil (ὄνομα, προσηγορία, ῥῆμα, σύνδ., ἄρθρον) unterschieden. Der Satz selbst hieß ihnen σύμβαμα. Alles aber trägt hier schon einen bei weitem mehr rein grammatischen Charakter an sich als bei Aristoteles, und es können die Stoiker in der That wegen ihrer mannichfachen und oft tief eindringenden Unterscheidungen als die wahren Schöpfer der antiken Grammatik angesehen werden.

In der späteren Zeit bei den Alexandrinern, wo es sich hauptsächlich um das Verständniß und die kritisch philologische Emendation der einzelnen Stellen und Erscheinungen der schriftlichen Texte handelte, erhob sich ein neuer Streit über das Wesen der Sprache, welcher in dem Gegensatze der beiden Principien der Analogie und Anomalie seinen Ausdruck fand. Auch dieser Streit aber war im Allgemeinen eine Fortsetzung der früheren Streitfrage über φύσις und θέσις; die Partei der Analogetiker war im Ganzen der früheren Meinung der Physiker, die der Anomalisten der der Thetiker conform, nur daß der ganze Standpunkt für die Betrachtung der Sprache hier ein anderer geworden war. Das Princip der Analogie aber bedeutete die gesetzliche Ordnung oder allgemein logische Regelmäßigkeit, das der Anomalie die Eigenartigkeit oder außerhalb einer höheren gesetzlichen Regel stehende Besonderheit der einzelnen Fälle oder Erscheinungen der Sprache. Indem das wissenschaftliche Interesse in dieser ganzen Zeit darauf gerichtet war, das eigentlich oder specifisch Correcte des Gebrauches der Sprache bei jeder einzelnen etymologischen Wortform oder syntaktischen Wendung zu bestimmen — welches bei den Griechen mit dem Namen des Hellenismus, bei den Römern mit dem der Latinität bezeichnet wurde — so konnte von der einen Seite aus die Ansicht geltend gemacht werden, daß eine jede solche Erscheinung unter irgend ein allgemeines Gesetz oder eine grammatische Regel zu subsumiren sei, während von der anderen Seite aus das Zureichende einer solchen Regelmäßigkeit bestritten und das in jedem Falle Richtige vielmehr durch bloße Erfahrung und den sicheren Takt des unmittelbaren Sprachgefühles aufzufinden versucht wurde. Das erstere aber war die Ansicht der Analogetiker, das letztere diejenige der Anomalisten, von welchen jene in der alexandrinischen Schule unter Aristarch, diese in der pergamenischen unter Krates ihre hervorragendste Vertretung fand. Beide Principien aber fanden ganz ebenso wie die früheren der φύσις und θέσις in der Wirklichkeit der Sprache selbst eine gewisse natürliche Stütze; denn wenn auf der einen Seite unverkennbar die Regelmäßigkeit bis zu einem gewissen Grade die einzelnen Erscheinungen der Sprache durchdringt oder beherrscht, so wird doch dieselbe auf der anderen Seite nicht weniger durch eine Menge wenigstens anscheinender Ausnahmen fortwährend unterbrochen oder in Frage gestellt; alles Einzelne in ihr

erschien daher entweder als einer ganzen Classe von anderen Einzelheiten analog, oder es konnte als etwas nur Individuelles und für sich allein Dastehendes aufgefaßt werden. Das ganze Princip der Analogie aber schloß sich als eine Fortsetzung an den früheren Standpunkt der Physiker, das der Anomalie ebenso an denjenigen der Thetiker an; denn in der Behauptung von der naturgemäßen Uebereinstimmung oder Richtigkeit der Sprache lag indirect auch schon diejenige von ihrer eigenen inneren Gesetzlichkeit oder Regelmäßigkeit, in der von ihrem conventionellen Ursprunge aber die entgegengesetzte von ihrer Unregelmäßigkeit involvirt. Wie zwischen jenen beiden früheren Principien aber, so wurden auch zwischen diesen späteren mannichfache Compromisse und Arten der Verschmelzung versucht. Zuletzt aber wurde ganz die nämliche Streitfrage noch in einer anderen Weise dahin formulirt, ob die Grammatik, d. h. die philologische Thätigkeit überhaupt, eine τέχνη sei oder eine ἐμπειρία, zwei Ausdrücke, denen wir hier ungefähr in derselben Bedeutung die Bezeichnungen einer Wissenschaft und einer Kunstthätigkeit an die Seite stellen können; denn wenn die Sprache im Sinne der Analogetiker ein durch allgemeine Gesetze beherrschtes Gebiet von Erscheinungen war, so trug auch die erkennende Bearbeitung derselben den allgemeinen Charakter einer τέχνη, d. i. einer systematisch geordneten Disciplin oder Wissenschaft an sich, während wenn sie, im Sinne der Anomalisten, ein bloßes Reich des Individuellen und Zufälligen war, ihre Bearbeitung auch nur die Sache einer bloßen, sich auf das Einzelne als solches richtenden Empirie oder Kunstfertigkeit sein konnte.

Die Grammatik bei den Römern ist in allem Wesentlichen eine bloße Uebertragung und Fortbildung derjenigen der Alexandriner. Sie erhebt sich insbesondere in Varro und Quinctilian zu ihren höchsten und gelehrtesten Spitzen. Die Grammatik der Römer aber bildet das verbindende Mittelglied zwischen jener der Griechen und der des Mittelalters oder der neuen Zeit; denn es war hier zuerst ausschließend die lateinische Zunge, welche das Object alles grammatischen Studiums bildete. Die Grammatik aber in dem Sinne, welchen sie für uns besitzt, als ein in sich geschlossener technischer Grundriß der Formen und Regeln der Sprache, tritt erst am Schlusse des Alterthumes in der Literatur hervor, während bis dahin vielmehr dieser Name die ganze wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache bezeichnete. Bedarf aber jede fertig ausgebildete Sache in der Geschichte eines persönlichen Namens oder Trägers, durch den sie zuerst in ihrer definitiven begrifflichen Stellung erkannt und in die Welt eingeführt worden ist, so tritt für die Grammatik in jenem ersteren Sinne der Name des Dionysius Thrax in der erwähnten Eigenschaft auf. Die lateinische Grammatik aber ist insbesondere in den Grundrissen des Donat und Priscian auf das Mittelalter übergegangen, und es behaupten daher diese beiden lange Zeit hindurch den Rang der höchsten grammatischen Autoritäten. (Siehe das Nähere über die Grammatik des Alterthumes bei Lersch, Die Sprachphilosophie der Alten. *J. Classen*, De Gr. graecae primordiis. Schömann, Die Redetheile der Alten. Berlin 1862. Gräfenhan, Geschichte der classischen Philologie. Bonn 1843. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft im Alterthum. Berlin 1863 u. A.)

Die ganzen Verhältnisse der Grammatik in der neuen Zeit sind von wesentlich anderer Art als jene im Alterthume. Das Alterthum hatte die Grammatik überhaupt erst festzustellen oder zu finden, während die neue Zeit sie als etwas Fertiges oder Gegebenes von demselben überkommt. Das Schicksal der Grammatik bei ihrem Uebergange aus dem Alterthume in die neue Zeit war ein ganz ähnliches als dasjenige der ihr benachbarten Disciplin der Logik; ein dürftiger und zum Theil absurder Auszug aus dem Donat vertrat im ganzen Mittelalter unter dem Namen des doctrinale den Begriff und das Princip der Grammatik; wie von der Logik, so war auch von der Grammatik des Alterthumes nur ein geistloses und trockenes Excerpt auf die neue Zeit übergegangen; beide Wissenschaften standen im Kanon der sogenannten sieben freien Künste, als dem Gesammtbegriffe des weltlichen oder außertheologischen Wissens des Mittelalters, neben einander; eben hierdurch aber war schon die für die ganze neuere Zeit charakteristische Trennung der Lehre vom Denken und der von der Sprache ausgesprochen und äußerlich anerkannt; wie aber in der Logik Aristoteles, so galt in der Grammatik Donat als die schlechthin höchste und unbestrittene Autorität; die Grammatik überhaupt erschien ganz ähnlich wie die Logik als etwas an sich Feststehendes oder Gegebenes, an dem Nichts mehr zu ändern oder zu verbessern sei; das wissenschaftliche Denken des Mittelalters selbst entbehrte aller derjenigen Feinheit und Schärfe, wie sie für grammatische Untersuchungen erforderlich ist; von einem inneren Leben der Grammatik kann in dieser ganzen Zeit nicht die Rede sein; die Grammatik des Mittelalters ist Nichts als die zusammengetrocknete Mumie des früheren grammatischen Lebens des Alterthumes; alle Lebendigkeit des Sprachgefühles war in dieser Zeit erloschen; ein eckiges und barbarisches Latein war die Form, in der man nach der pedantischen Regel der Logik die Lehren des Christenthumes disputirend zu erörtern versuchte; das ganze wissenschaftliche Interesse des Mittelalters war so ausschließend den Fragen der theologischen Metaphysik zugewandt, daß alles Andere neben diesen als unbedeutend und verächtlich erschien. Allerdings aber war in dem Gegensatze des Nominalismus und Realismus ein bestimmter Anknüpfungspunkt zu wissenschaftlichen Untersuchungen über die Sprache gegeben; — in gewisser Weise kann in der That der Gegensatz der beiden mittelalterlichen Parteien der Realisten und Nominalisten als eine Analogie und Fortsetzung des Streites der Physiker und Thetiker im Alterthume aufgefaßt werden, nur daß der Gegenstand des Kampfes hier nicht sowol die Sprache als vielmehr das in dieser enthaltene Denkprincip selbst ist; von den Realisten wird ähnlich wie von den Physikern die Objectivität der allgemeinen Begriffe — universalia — d. i. ihre Einstimmigkeit mit den als wirklich

vorhanden angenommenen, den Platonischen Ideen conformen Urbildern der Dinge, von den Nominalisten dagegen ähnlich wie von den Thetikern der subjective oder innerlich menschliche Ursprungscharakter derselben, nach welchem sie bloße an sich unwirkliche an die Worte der Sprache, flatus vocis, gebundene Vorstellungen der Seele sind, behauptet; beide Zeitabschnitte, das frühere Alterthum unter Heraklit und Demokrit und das Mittelalter bewegen sich in einem ähnlichen Gegensatze zweier äußersten und abstracten Ansichten über das Wesen des logischen Intellectes im Menschen; auch das Mittelalter schwankt, ob es in den Begriffen die Repräsentanten der objectiven Ideen oder bloße innere Bildungen des menschlichen Geistes selbst erblicken soll; ebenso aber wie sich im Alterthume die Frage zunächst nur richtet auf die einzelnen Worte der Sprache als solche, so sind es auch im Mittelalter nur die Begriffe für sich allein oder das bloße unorganische Material des Denkens, um deren Erklärung es sich handelt; ganz ebenso aber wie die Sprache an sich den beiden entgegengesetzten Ansichten der φύσις und θέσις bestimmte natürliche Stützen und Anhaltpunkte darbietet, indem die Worte den Dingen theils ähnlich theils von ihnen verschieden zu sein scheinen, ebenso ist auch in den Begriffen des Denkens an sich selbst immer theils eine gewisse Hindeutung auf das Wesen der äußeren Sachen, da sie offenbar diesen irgendwie adäquat sein müssen, theils auch ebenso sehr eine solche auf die Subjectivität des Menschen, welcher sie selbst ihrer natürlichen oder unmittelbaren Stellung nach angehören, enthalten; das ganze logische Element ist an sich immer ein mittleres zwischen dem metaphysischen der äußeren Dinge und dem subjectiv grammatischen der Sprache; ebenso wie im Alterthume, so ist auch im Mittelalter zunächst noch keine Formel gegeben, durch welche diese beiden entgegengesetzten Seiten des Denkens wie der Sprache ausgeglichen und zu einer Einheit zusammengefaßt werden könnten; das Alterthum aber heftete sich in seiner Betrachtung des menschlichen Selbstbewußtseins zuerst an die äußere Form der Sprache, die neuere Zeit an den geistigen Inhalt des Denkens selbst an; der ganze Streitpunkt der Physiker und Thetiker war ein grammatischer, der der Realisten und Nominalisten ein logischer; der λόγος oder die gedankenmäßige Rede wurde im Alterthume zuerst von seiner physischen, in der neuen Zeit von der geistigen Seite aufgefaßt; — für die Sprache als solche aber fehlte dem Mittelalter das Verständniß oder der Sinn; einzelne Gedanken, die hin und wieder über sie aufgestellt werden, sind nicht von eigentlich neuer und origineller Natur, sowie sich z. B. Jo. Sarisberiensis für eine innere Uebereinstimmung der Worte mit ihren Wesenheiten erklärt und die Substantiven der Sprache mit den Substanzen, die Adjectiven mit den Accidenzen der Dinge vergleicht (s. Lersch, Sprachphilosophie der Alten I. S. 174). Ueber die äußere Stellung der Grammatik im Mittelalter vergl. u. A. Ritter, Geschichte der Philosophie VII. S. 97. Ein deutliches Bild von der ganzen Art und Weise und den äußeren Bedingungen des grammatischen Studiums in dieser Zeit gibt Ruhkopf, Geschichte des deutschen Schulwesens.

Der ganze Charakter der Grammatik bleibt überhaupt in der neueren Geschichte eine lange Zeit hindurch im Wesentlichen derselbe, und es tritt eigentlich erst in der jüngsten Epoche eine durchgreifende und principielle Umwandelung in ihm ein. Das Object der grammatischen Forschung bildet bis auf die neueste Zeit herab fast ausschließend die lateinische und die griechische Sprache: die beiden classischen Sprachen nehmen auch in der neuen Zeit noch die Stelle eines allgemeinen Paradigma's für die Erkenntniß der grammatischen Grundformen der menschlichen Sprache überhaupt ein; am Griechischen und am Lateinischen hat sich bis auf die neueste Zeit herab beinahe alle Grammatik entwickelt und es sind erst ganz allmälig noch einige andere Sprachen, zuerst die hebräische, dann diejenige der neueren gebildeten Völker, in den Bereich der grammatischen Bearbeitung hereingezogen worden; überall aber war die Grammatik von diesen Nichts als eine Uebertragung des Principes der classischen oder antiken Grammatik auf irgend einen anderen Stoff; die lateinische Grammatik namentlich war lange Zeit hindurch gleichbedeutend mit der Grammatik an und für sich; erst im Reformationszeitalter tritt, namentlich durch die Thätigkeit und den Eifer Melanchthon's, die griechische Grammatik der verbesserten lateinischen als ebenbürtig zur Seite; von hier an entsteht zuerst ein eigenthümliches Leben auf dem Gebiete der überlieferten classischen Grammatik des Alterthumes; die neuere Grammatik aber ist insofern doch immer nur eine Fortsetzung und Weiterbildung jener früheren, wie sie bei den Alten festgestellt worden war, bis erst in der neuesten Zeit auf der Grundlage der Vergleichung der Sprachen eine vollkommen andere hiervon unabhängige oder specifisch moderne Art und Gestalt der Grammatik entsteht.

Alle Weiterbildung der Grammatik drängt sich in der neuen Zeit in wenige oder näher fast nur in einen einzigen kurzen und entscheidenden Abschnitt zusammen, während die Entwickelung derselben im Alterthume sich in einer stätigen Folge langsam und im Zusammenhange fortschreitender Stufen vollzog. Alle geistige Bewegung der neuen Zeit schiebt sich überhaupt in zwei große und wichtige Epochen der Umbildung zusammen, die eine des Zeitalters der Reformation, die andere unserer eigenen unmittelbaren Gegenwart; in beiden Abschnitten aber findet zugleich eine mächtige und in ihren Folgen sich weithin erstreckende Bewegung auf dem Gebiete der Sprache statt; zu den ganzen Bestrebungen und Bewegungen des Reformationszeitalters gehört ebenso das Entstehen der neueren Philologie und die auf Erklärung, Kritik und Reproduction beruhende Wiederbelebung des Geistes des classischen Alterthumes als ein integrirendes Moment mit hinzu, wie sich in unserer eigenen Gegenwart die systematische Vergleichung oder historische Erforschung des Ursprunges der Sprachen als ein ähnliches Glied in die Reihe aller übrigen neueren Fort-

schritte, Umbildungen und Entdeckungen einordnet; die Bewegungen auf dem Gebiete der Religion, die Entdeckung der neuen Länder jenseits der Weltmeere und die Wiedererweckung des Geistes des classischen Alterthumes waren in jener früheren Epoche die drei wichtigsten und bedeutsamsten, ihren ganzen Charakter aus sich bedingenden Ereignisse; in unserer eigenen Zeit dagegen sind es hauptsächlich theils die Bewegungen auf dem politischen und socialen Gebiete, theils die gewaltigen Entdeckungen und Fortschritte der Naturwissenschaft so wie der mit diesen zusammenhängenden technisch mechanischen Seite des menschlichen Culturlebens, endlich aber die nicht minder mächtigen innerlich geistigen Fortschritte und Bestrebungen der Philosophie, der Poesie und der Geschichtserkenntniß des menschlichen Lebens, wozu auch diejenige der Sprache mit hinzugehört, durch welche der Gesammtcharakter derselben seine Gestaltung erfährt; jene frühere Epoche aber war im Allgemeinen eine mehr kühn phantastische und von einem noch unklaren romantischen Drange bewegte, während unsere eigene durch das Vorwiegen des strengen erkennenden Verstandes ausgezeichnet ist. Namentlich aber ist es die durch die Kantische Philosophie eingeleitete und angestrebte Selbsterkenntniß des Menschen, welche einen hervortretenden und wesentlichen Zug in den geistigen Bewegungen unserer Zeit bildet. Die Bedeutung des Wissens von der Sprache aber erstreckt sich in der ganzen neueren Zeit weit über den Umkreis des eigentlich technischen Gebietes der Philologie oder der berufsmäßigen Beschäftigung mit der Sprache selbst hinaus; theils war von Anfang an das philologische Wissensgebiet der allgemeine Kanal, durch welchen die Anschauung antiker Bildung und Kunst in die neuere Zeit herübergeleitet wurde, theils ist die jetzt von uns gewonnene Einsicht in das Princip der Entstehung und des ganzen inneren Wesens der Sprache ein unschätzbares Moment für die Feststellung einer richtigen Gesammtansicht vom Menschen selbst und von seiner Geschichte geworden.

Die Grammatik selbst, welche im Alterthume wesentlich nur die Eigenschaft eines Theiles und eines Ausflusses der Philosophie und ihrer Geschichte besaß, hat in der neueren Zeit entschieden ihre Stellung in der Mitte des ganzen weiteren empirischen Wissensgebietes der Philologie eingenommen. Das ganze Princip ihrer Bearbeitung ist wesentlich nicht mehr wie früher das des philosophischen Denkens, sondern vielmehr jenes der empirischen Beobachtung über die Sprache geworden; die neuere Philosophie als solche sogar hat sich im Ganzen nur auffallend wenig um die Sprache gekümmert; während im Alterthume bei Heraklit, Plato, Aristoteles u. A. die Sprachphilosophie überall ein integrirender Bestandtheil des Systemes selbst war, so bleibt dagegen unter unseren Philosophen bei allen Untersuchungen über das Denkvermögen der nothwendige Zusammenhang desselben mit der Sprache der Regel nach unbeachtet zur Seite; unter den namhafteren teutschen Philosophen sind es wesentlich nur zwei, Leibnitz und Schelling, welche die Sprache einer tieferen wissenschaftlichen Beachtung würdig gefunden haben, der erster in seiner Idee einer sich auf alle Sprachen erstreckenden Pasigraphie der allgemeinen Begriffe des Denkens, der letztere in seiner allerdings etwas mystischen Ableitung der allgemeinen Verschiedenheiten des Sprachbaues aus der Offenbarung des Absoluten in der Geschichte; auch der Engländer Locke aber wurde bei seinen Untersuchungen über die Vorstellungen des menschlichen Erkennens wesentlich mit bestimmt und geleitet durch die Anschauung der Kategorien der Sprache; — nichtsdestoweniger wäre es doch durchaus irrthümlich zu meinen als ob unsere ganzen neueren auf dem Principe der vergleichenden Forschung beruhenden Anschauungen von der Sprache so wie die ganze hiermit zusammenhängende Umgestaltung der Grammatik überhaupt nur wie das Geschenk eines bloßen glücklichen Zufalles durch reine äußerliche Beobachtung und Empirie in den Kreis unseres Erkennens hereingeführt worden seien; vielmehr ist es ganz vorwiegend zugleich eine rein innerliche geistige oder Gedankenbewegung gewesen, durch welche jene Entdeckungen selbst erst eingeleitet und vorbereitet worden sind; überall muß der menschliche Geist sich zuerst in sich selbst zu einer gewissen Reife seines Denkens über eine Sache erhoben oder bestimmte vorläufige Ideen und Ahnungen des Wesens derselben bei sich ausgebildet haben, ehe er mit sicherem beobachtenden Blicke in die concrete Wirklichkeit ihrer einzelnen Erscheinungen einzudringen vermag; auch die neuere Zeit hat ebenso wie das Alterthum ihre eigenthümliche Sprachphilosophie und eine Entwickelung ihres allgemeinen Bewußtseins über die Sprache gehabt, durch welche ähnlich wie dort alles tiefere und mehr empirische Erfassen ihrer Erscheinungen eingeleitet worden ist.

Das ganze Problem der Sprache wird in der neueren Zeit von Anfang an in einer anderen Weise formulirt als im Alterthume. Auch hier ist es zunächst eine bestimmte allgemeine Alternative, in der sich das Denken über die Sprache bewegt. Der charakteristische Unterschied der neueren Gesammtauffassung von der Sprache aber gegenüber jener des Alterthumes ist der, daß es nicht sowol die Frage nach dem Verhältniß der Sprache zur äußeren Objectivität oder der Natur, als vielmehr diejenige nach ihrem Verhältniß zu der inneren Subjectivität des Menschen selbst ist, welche den Mittelpunkt oder Hauptgegenstand des ganzen Streites über sie bildet. Das Interesse der alten Sprachphilosophen war wesentlich immer darauf gerichtet, zu wissen, wie sich die Sprache zu den äußeren Dingen als dem Was ihrer Bezeichnung verhalte, ob sie diesem ihrem gegenständlichen Inhalte in sich selbst adäquat sei oder nicht; das Princip der φύσις oder der ὀρθότης enthielt wesentlich die einzige geordnete oder rationale Erklärung der Sprache in sich; daher hält das Alterthum an diesem Principe mit einer ausdauernden Zähigkeit fest; — die neuere Zeit aber läßt im Allgemeinen diese ganze Frage nach dem Zusammenhange der Sprache mit der äußeren Welt fallen, indem sie ihr zunächst nur als dasjenige,

was sie an sich ist, als ein Eigenthum oder als ein Bestandtheil des Wesens des Menschen erscheint; hier ist die Formel der Alternative von Anfang an diese, ob die Sprache ein dem Menschen durch Gott oder von Natur verliehenes Geschenk oder ob sie ein Werk und eine Erfindung seines eigenen Geistes sei; so wie sich die Alten über den physischen oder thetischen Charakter, so stritten sich die Neueren über den göttlichen oder menschlichen Ursprung der Sprache; hier war es also statt der Frage über das Was vielmehr die nach dem Woher der Sprache, welche den Zielpunkt des erkennenden Strebens bildete; gerade diese letztere Frage aber hatte wiederum das Alterthum wesentlich ignorirt, d. h. es galt hier im Allgemeinen als selbstverständlich, daß die Sprache nur im Menschen selbst entstanden sein könne, indem es hauptsächlich nur die Art und Weise ihres Entstehens, ob durch Anschluß an die Natur oder durch ungeordnete Convention war, auf welche sich hier die Controverse bezog; — daß die Worte der Sprache wirklich gleichsam in der Natur gewachsen oder ganz unabhängig vom Menschen an den Dingen selbst haftende Bildungen seien, lag wol kaum in der Sinnesweise selbst der extremsten Herakliteer. — Das ganze Problem der Sprache überhaupt aber bietet seiner Natur nach diese doppelte Seite an sich dar, einmal die der Frage nach dem Was ihres Inhaltes, andererseits die nach dem Wie oder dem Woher ihrer Entstehung; in ersterer Beziehung kann in der Sprache entweder ein Bild der Natur oder ein bloßes System conventioneller Zeichen für die äußeren Dinge, in letzterer dagegen kann in ihr entweder eine untrennbare natürliche Eigenschaft des Menschen und gleichsam ein ihm verliehenes Geschenk Gottes, oder ein Werk und eine Erfindung seiner eigenen geistigen Kraft von uns erblickt werden; ist die Sprache der Natur gemäß oder nicht, war der specifische Streitpunkt der Philosophen des Alterthumes, hat der Mensch sie von Natur oder durch die eigene Kraft seiner selbst, ist derjenige für die Philosophie der neueren Zeit; — durchaus naturgemäß aber war es, daß am ersten Anfange alles Forschens, im Alterthume, die Sprache der denkenden Auffassung nur von jener ersteren Seite entgegentreten konnte; es war damals gleichsam nur das Gesicht oder die Vorderseite der Sprache, d. i. diejenige, welche sie dem gegenständlichen Stoffe ihrer Bezeichnung zukehrt, von welcher aus sie der Beobachtung erschien; erst die neuere Zeit dagegen ist gleichsam hinter die Sprache gegangen, indem dieselbe hier unter dem Gesichtspunkte ihres wurzelhaften Entstehens oder ihres actuellen Ursprunges und Zusammenhanges mit dem Menschen aufzufassen versucht wird. Die ganzen Fragen der neueren Sprachphilosophie sind daher wesentlich andere geworden als jene des Alterthumes; in ganz ähnlicher Weise aber als damals der Gegensatz der physischen und der thetischen Ansicht, so entwickelt sich jetzt der der beiden Lehren von dem natürlichen oder göttlichen und von dem menschlichen oder künstlichen Ursprunge der Sprache weiterhin fort.

Alles dasjenige, was in seinem specifischen Wesen noch unbekannt ist, wird zunächst immer nur durch die Zuhilfenahme irgend einer näheren oder entfernteren Analogie von uns zu erklären versucht. Für das Alterthum bot sich zur Erklärung des Wortes in seiner Eigenschaft eines Namens der äußeren Sache die Analogie eines räumlichen Bildes als erster Anknüpfungspunkt alles weiteren Forschens dar; auch die neuere Zeit aber greift zur Erklärung des wirklichen Zusammenhanges der Sprache mit dem Menschen zu gewissen anderweiten hierauf Bezug habenden Analogien; die Sprache an sich selbst aber ist in der That ein so vielgestaltiges Wesen, daß sie immer einer Mehrheit verschiedener Analogien in sich Raum gibt oder nach mehreren Seiten hin mit gewissen anderen Phänomenen und Gestaltungen verglichen werden kann. Alles aber, was zum Menschen gehört, ist theils eine natürliche Eigenschaft, wie etwa das Vermögen des Denkens, die Kraft der Muskelbewegung u. s. w., theils aber ein künstliches Werk seiner Erfindung wie etwa die Schrift u. dgl. Die Sprache aber, indem wir uns ihrer anscheinend in natürlicher Freiheit oder ohne kunstmäßige Erlernung und reflectirtes Selbstbewußtsein bedienen, kann in dieser Beziehung unter die erstere, inwiefern sie aber ein geordnetes und reichhaltig gegliedertes System geistiger Bezeichnungsmittel und logischer Formen ist, unter die letztere dieser beiden Kategorien gestellt werden; ist sie das erstere, so ist sie ein Geschenk Gottes und eine bloße Gabe der Natur, ist sie das letztere, so ist sie ein mechanisches Werk wie irgend ein anderes; beide Analogien aber sind an sich in gleichem Grade statthaft oder berechtigt; im ersteren Falle aber ist die Sprache von Anfang an Eins mit dem Menschen, während in dem letzteren sie derselbe als etwas zuerst noch nicht in ihm Vorhandenes erschafft; — es hing aber wesentlich diese ganze neuere Auffassung des Principes der Sprache damit zusammen, daß eben jenes Doppelte, die Sprache an sich oder als äußere Mittheilungsform und der in ihr ausgedrückte oder niedergelegte Inhalt des Denkens, von Anfang an nicht wie im Alterthume als identisch oder einheitlich verbunden, sondern als an sich getrennt und von einander verschieden angesehen wurden; der Gedanke an sich ist etwas Natürliches oder eine von Gott eingepflanzte Eigenschaft des Menschen; war Sprache und Gedanke in der durch die Bedeutung des betreffenden Wortes vertretenen allgemeinen Anschauung dasselbe, so konnten auch eine Menge von Fragen über das nähere Verhältniß von beiden zu einander überhaupt gar nicht entstehen und aufgeworfen werden; die neuere Zeit dagegen sieht vielfach das Denken als etwas an sich in der Seele Liegendes, die Sprache hingegen als ein erst später zur Bezeichnung desselben kunstmäßig erfundenes Mittel an; dem Alterthume aber war diese ganze Scheidung unverständlich und fremd; denn der ganze Streit über φύσις und θέσις bezog sich doch im Grunde nur auf die sinnliche Wortform und es galt diese als mit dem Gedanken an sich genommen eins, indem sich das Alterthum wenigstens den inneren Gedanken allein ohne die Sprache vorzu-

stellen nicht im Stande war; die neuere Zeit dagegen löst die Sprache gleichsam ab vom Menschen, indem sie sich die Frage aufwirft, ob sie von Anfang an zu ihm gehöre oder erst später durch das Denken und als ein Mittel für die Bezeichnung desselben in ihm entstanden sei.

Den Ursprung der Sprache auf Gott zurückzuführen, war durchaus derjenigen Sinnesweise gemäß, wie sie im Geiste des Mittelalters und der ganzen früheren Zeitströmung unserer Periode lag. Wie für alles Andere, so ist der Mensch auch für seine Sprache dem höchsten Wesen zum Danke verpflichtet; diese ganze Meinung aber schloß die fernere Auffassung in sich ein, daß die Sprache selbst etwas Hohes, Vollkommenes und Göttliches, weil über alles menschliche Schaffungsvermögen Hinausliegendes sein müsse; noch Tiedemann führt in seinem : Versuch einer Erklärung des Ursprunges der Sprache, Riga, 1772, als ein Argument für die Annahme der Entstehung derselben aus Gott dieses an, daß sie etwas viel zu Hohes und Schwieriges sei, als daß sie der Mensch mit den beschränkten Kräften seines Geistes jemals habe erfinden können; lag aber nicht in dieser Meinung im Grunde etwas ganz Aehnliches ausgedrückt als in der Lehre der alten Physiker, daß nämlich die Sprache an sich etwas eigentlich Objectives, gewissermaßen außer uns Stehendes und insofern Erhabenes, Absolutes und Vollkommenes sei? Die alten Physiker und die neueren Verfechter des göttlichen Ursprunges der Sprache waren erfüllt von Verehrung und Bewunderung des Wesens derselben, jene weil sie in ihr ein Bild der Natur, diese weil sie in ihr ein Geschenk von Oben erblickten; die alten Thetiker oder Conventionalisten dagegen ebenso wie unter den Neueren diejenigen, die sich für eine menschliche Entstehung derselben erklärten, waren immer weit mehr geneigt, auf sie als auf etwas Niedriges, Ungeordnetes und Principloses herabzusehen; es war immer theils etwas Anundfürsichseiendes, theils ein bloßes Spiel der Laune, was man in der Sprache vor sich zu haben meinte; demnach war es zuletzt die nämliche doppelte Grundansicht von derselben, die sich in der neuen Zeit zeigt wie im Alterthume; so wie auf der einen Seite Vieles in der Sprache nach Außen, so weist auf der anderen ebenso Vieles auf das Innere oder den Menschen selbst hin; sie ist anscheinend so vollkommen, daß sie der Mensch nicht hat erfinden können und sie trägt andererseits doch immer zugleich den Stempel der menschlichen Kraft und Geistesseigenthümlichkeit an sich; ist die Sprache ein Naturproduct oder ein menschliches Werk, dieses war im Grunde die gleiche höchste Alternative, in der sich die neuere Sprachphilosophie ebenso wie jene des Alterthumes bewegte.

Alles Denken über die Sprache aber nimmt in der neuen Zeit verhältnißmäßig weit später seinen Anfang als im Alterthume. Das ganze wissenschaftliche Interesse der neuen Zeit war zuerst bei weitem mehr anderen Dingen zugewandt als gerade der Sprache; bezeichnend ist es, daß wesentlich erst in der geistigen Bewegungsepoche des vorigen Jahrhunderts, wo durch Kant der Schwerpunkt aller philosophischen Erkenntniß in die Untersuchung des Innern der menschlichen Vernunft verlegt wird, das ganze Problem der Sprache deutlicher in den Vordergrund tritt oder eine eingehendere und tiefere Bearbeitung erfährt; bis dahin hatte man sich im Allgemeinen mit der traditionellen Ansicht eines Herkommens der Sprache aus Gott begnügt, und es waren blos vereinzelt gewisse tiefer geschöpfte Meinungen über sie hervorgetreten; — war zwar der Sinn für das lebendige Verständniß der einzelnen Erscheinungen der Sprache durch die Thätigkeit der Philologen des Reformationszeitalters, zuerst der Italiener, dann der Teutschen, Holländer, Franzosen u. A. wieder lebendig geworden, so war doch im Allgemeinen das höhere theoretisch wissenschaftliche oder grammatikalische Bewußtsein über die Sprache noch wenig entwickelt; der ganze Charakter jener ersten Epoche in der Geschichte der neueren Philologie ist ein vorwiegend künstlerischer, mehr auf Erklärung und Kritik hingerichteter, während dagegen das Specifische unserer eigenen zweiten Epoche vorwiegend in der Pflege und vollkommneren Ausbildung des rein wissenschaftlichen oder grammatischen Elementes besteht; — auch hing das ganze Erwachen des Interesses für die Sprache an sich in der neuen Zeit wesentlich damit zusammen, daß sich der Blick vom Lateinischen und Griechischen aus allmälig auch auf die anderen Sprachen der Erde zu erweitern anfing; alle neuere Sprachphilosophie fußt wesentlich mit auf der gewonnenen Einsicht in einen weiteren Umkreis der Verschiedenheit der menschlichen Sprache; für den Gewinn dieser Einsicht war namentlich unschätzbar die Thätigkeit der Missionäre, durch welche man Grammatiken und Wörterbücher selbst der rohesten und entlegensten Sprachen erhielt; insbesondere die Sprache der sogenannten Wilden reizte hier zum Nachdenken über das Wesen der Sprache, indem hierin gerade etwas durchaus Anfängliches und Ursprüngliches von derselben gegeben zu sein schien; — von diesem ganz äußerlichen Interesse an der Mannichfaltigkeit der Sprachen bis zu der neueren systematischen Vergleichung derselben, durch welche zugleich die neuere Sprachphilosophie selbst ihrem Abschlusse zugeführt wird, war jedoch immer noch ein weiter Schritt; die ersten Anfänge aller sich auf einen größeren Umkreis erstreckenden Vergleichung der Sprachen fanden sich in den sogenannten Vaterunserpolyglotten, in welchen das Vaterunser als Sprachprobe in allen nur aufzutreibenden Sprachen vorgeführt wurde; der letzte größte Abschluß dieser ganzen Verfahrungsweise ist der Mithridates von Adelung, dessen Werth ebenso nur der einer bloßen Curiositätensammlung ist und welcher sich zu der tieferen und geistvolleren Sprachvergleichung eines Humboldt u. A. etwa ähnlich verhält wie eine Menagerie zu einer Naturgeschichte des Thierreiches; die einzelnen Sprachen werden hier meistens ganz äußerlich als asiatische, afrikanische u. s. w. classificirt; am Schlusse seines Werkes aber gibt Adelung ein Verzeichniß aller ähnlichen älteren Sammlungen; angeregt aber wurde dieses

ganze Streben schon früher namentlich durch Leibnitz in Zusammenhang mit seiner Idee einer Pasigraphie; — der eigentlich wissenschaftliche Anfang der neueren Sprachphilosophie aber wird bezeichnet durch das Werk des Engländers Lord Monboddo über den Ursprung und Fortgang der Sprache; dieser vertritt zuerst mit voller Entschiedenheit die Ansicht von dem menschlichen Ursprunge der Sprache und bricht insofern offen mit der älteren sie auf Gott zurückführenden Tradition; die Sprache gilt ihm durchaus als eine künstlich mechanische Erfindung des Menschen und zwar keineswegs als eine durchaus anfängliche oder ursprüngliche, sondern vielmehr erst nachdem der Mensch manches Andere erfunden hatte und schon in politische und gesellige Verbindung eingetreten war, ist auch die Sprache von ihm als ein bloßes höheres Surrogat einer natürlichen Zeichen- oder Geberdensprache erdacht oder festgestellt worden. So äußerlich dachte man sich damals noch das Verhältniß des Denkens und der Sprache oder so wenig erschien diese letztere als etwas für den ganzen Begriff des Menschen Wesentliches und von seiner geistigen Natur Untrennbares. Die Sprache also war hier durchaus subsumirt worden unter die Kategorie eines mechanischen Werkes oder Dinges; der innere Widerspruch aber dieser ganzen Ansicht bestand darin, daß der Verstand oder das Denken, aus welchem sie in dieser Eigenschaft entstanden sein mußte, in der Wirklichkeit nicht vor und unabhängig, sondern nur in Zusammenhang mit der Sprache ein Dasein in der Seele hat. Was aber die ältere Ansicht von einem göttlichen Ursprunge der Sprache betrifft, so mußte man wol erkennen, wie mit dieser eigentlich die Verschiedenheit und die Veränderung derselben in der Geschichte in Widerspruch stand; diesen Widerspruch auszugleichen griff man häufig zu der Annahme einer geoffenbarten göttlichen Ursprache, als die dann in der Regel die hebräische angesehen wurde, während alle später eingetretene Verwirrung der Sprachen als eine Folge des menschlichen Sündenfalles erschien. Beide Ansichten, die vom menschlichen und die vom göttlichen Ursprunge der Sprache, waren in ihrer abstracten Einseitigkeit gleich unrichtig oder verkehrt; die wahre Formel für den Begriff der Entstehung der Sprache geht nur aus einer bestimmten Vereinigung beider mit einander hervor.

Das 18. Jahrhundert, wie es überhaupt, namentlich in seiner zweiten Hälfte, einen durchaus reformatorischen und weiter strebenden Charakter an sich trug, ließ auch auf dem Gebiete der Sprache eine neue und mächtig um sich greifende Bewegung entstehen. Diese Bewegung hat sich fortgepflanzt bis auf unsere Tage und ist auch jetzt noch nicht zum Stehen gelangt; in dem kurzen Zeitraume von nicht hundert Jahren ist hier ein vollkommen neues und reichhaltig ausgedehntes Gebiet des Wissens entstanden; alle Fortschritte der Naturwissenschaft in unserer Zeit waren doch im Grunde nur Weiterbildungen und Consequenzen gewisser, schon früher gemachter Entdeckungen; die neuere Sprachwissenschaft im Sinne einer vergleichenden und beobachtenden menschlich historischen Naturwissenschaft dagegen ist ein vollkommen originelles Product unserer eigenen Zeit selbst; — es war bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts doch im Wesentlichen nur die rein formale Grammatik des Alterthumes selbst, der allerdings weiter ausgedehnte und vervollkommnete Grundriß des Donat und Priscian, welcher die Stelle des theoretischen Wissens von der Sprache in sich vertrat; höchstens in der Lexikographie hatte, da das Alterthum hierzu bei sich selbst nur geringere Veranlassung fand, die neue Zeit etwas vollkommen Anderes und Selbständiges geschaffen; das Bedürfniß einer umfassenden Bearbeitung des Wortschatzes war aber allerdings für die neuere Philologie ein ungleich näher liegendes, leichter zu erledigendes und dringenderes als dasjenige einer tieferen und gründlicheren Feststellung des grammatischen Organismus selbst; die Grammatik als solche kann bei der erkennenden Betreibung einer fremden Sprache immer noch leichter entbehrt werden als das Lexikon. — Die neuere Philologie nimmt ihren ersten Ausgang von der Erklärung und Kritik; es war zunächst immer nur das Einzelne der fremden Spracherscheinungen als solches, worauf sich ihre ganze Thätigkeit bezog; allmälig aber trat sie demselben freier und selbständiger gegenüber; die allgemeine Bedeutung der Worte wurde durch Abstraction von ihrem Vorkommen im wirklichen Gebrauche derselben im Lexikon zu fixiren versucht; hierfür bildete der Sammelfleiß der früheren Philologen oder das auf die Zusammenstellung sprachlicher Analogien bei der Herausgabe der Texte gerichtete Streben das verbindende und vorbereitende Mittelglied; die hermeneutische, die glossographische und die grammatische Thätigkeit gehen in der Entwickelung der neueren Philologie gewissermaßen in einer Reihe hinter einander her; der ganze Proceß der Entwickelung ist hier wesentlich der umgekehrte als im Alterthume, wo von der höchsten Spitze des theoretischen Bewußtseins über die Sprache aus der erste Eingang in ihre ganze weitere Erforschung genommen wurde; — die neuere Grammatik als solche aber wird wesentlich erst wie mit einem einzigen Schlage in unserer eigenen Zeit geboren, während diejenige des Alterthumes allmälig und in einer Reihe einzelner Stufen entstanden war. In jener ganzen der gegenwärtigen Zeit angehörenden wissenschaftlichen Bewegung auf dem Gebiete der Sprache aber sind näher drei allgemeine Hauptströmungen zu unterscheiden, deren jede in einer bestimmten Weise zu einer durchgreifenden Umbildung des ganzen Standes der Sprachwissenschaft beigetragen hat, zuerst die Bewegung der reinen Sprachphilosophie oder des allgemeinen wissenschaftlichen Denkens über den Begriff der Sprache als solcher, sodann die rationellere Behandlung der gemeinen philologischen Grammatik, insbesondere der Syntax, des Lateinischen und Griechischen, endlich die neuere Linguistik oder die etymologische Vergleichung der einzelnen Sprachen nach der ganzen Ausdehnung ihres Wortumfanges unter einander. Eben die letzte unter diesen aber ist es, welche

den specifischen und hervorragenden Charakterzug gerade der gegenwärtigen Epoche in der Geschichte der Sprachwissenschaft bildet.

Es kann an sich eine doppelte Art aller Grammatik oder rein theoretischen Betrachtung der Sprache unterschieden werden, die philosophische und die historische, oder diejenige, welche von der Seite ihres reinen Begriffes und diejenige, welche von der ihrer empirischen Wirklichkeit aus sie in ihren gegebenen Erscheinungen zu erklären versucht. Die Sprache, inwiefern sie die Ausdrucksform des geistigen Denkens ist, ist immer eine Erweiterung der einfachen Idee des logischen Urtheiles; sie vom Standpunkte der Idee des Urtheiles aus zu analysiren, war das Verfahren der Grammatik des Alterthumes; hier also war die Einheit des Satzes diejenige, welche zuerst der Beobachtung entgegentrat und von welcher aus es allmälig gelang, auch die Worte nach ihren einzelnen Formen und Kategorien zu unterscheiden; — die neuere vergleichende Sprachforschung dagegen lehnt sich wesentlich an an die sinnliche oder etymologische Einheit des Wortes und sucht aus der allmäligen Entwickelung und Weiterbildung von dieser die Sprache, inwiefern sie als ein fertiges Ganzes vor uns liegt, abzuleiten und zu erklären; die erstere Art und Weise der Auffassung der Sprache aber ist eine philosophische, die letztere ist eine historische; während jene die Sprache als einen fertigen und in sich geschlossenen Bau ansieht, welcher nach seiner leitenden architektonischen Idee in den geistigen Verhältnissen aller seiner Theile bestimmt und begriffen werden soll, so läßt ihn dagegen diese letztere vor unseren Augen selbst in seinem allmäligen organischen Wachsthume entstehen oder gebildet werden; Philosophie der Sprache und Geschichte der Sprache sind die beiden einzigen Arten, durch welche dieselbe überhaupt erklärt werden kann; die Sprache ist theils ein geordnetes System logischer Verhältnisse und Theile, theils aber ist sie etwas naturgemäß oder auf organischem Wege Entstandenes; die ganze Spracherklärung des Alterthumes war wesentlich eine logische, während diejenige unserer neueren Grammatik eine genetische geworden ist; dort handelte es sich wesentlich nur um die Erkenntniß des Begriffes, hier dagegen um diejenige der Geschichte oder der Genesis der Sprache; während aber unsere eigene neuere philosophische Grammatik und Betrachtung der Sprache sich doch immer nur an diejenige des Alterthumes als eine weitere Fortbildung anschließt, so ist dagegen die Aufstellung der historischen oder organisch genetischen Grammatik ein besonderes und charakteristisches Verdienst unserer eigenen Zeit. Eben hierdurch aber ist von uns zu der Sprache überhaupt eine vollkommen andere Stellung eingenommen worden als diejenige, in der sich das Alterthum zu ihr befand; während die alte Zeit die philosophische, so hat unsere eigene Zeit die historische Grammatik erschaffen.

Die Grammatik ist an sich oder ihrer natürlichen Stellung nach eine ergänzende Paralleldisciplin der philosophischen Wissenschaft der Logik. Der Wirklichkeit nach ist Sprache und Denken zuletzt nur eines und dasselbe und es war daher an sich auch vollkommen naturgemäß, daß im Alterthume die Theorie des Einen wesentlich noch mit derjenigen des Anderen zusammengefaßt wurde. Wenn aber in der neuen Zeit Logik und Grammatik von Anfang an als selbständige Wissenschaften neben einander hervortraten, so hat sich diese Kluft zwischen beiden in Folge der neuern historischen Sprachvergleichung zunächst noch um ein Bedeutendes erweitert; denn diese letztere sieht an sich vollkommen ab von jedem Zusammenhange der Erklärung der Sprache mit dem formalen Denkgesetze der Logik, indem es vielmehr ausschließend das Vermögen des unmittelbaren sinnlichen Anschauens ist, auf welches die ganze Entstehung der Sprache von ihr zurückgeführt wird; für die neue Zeit erwächst daher im Allgemeinen die Frage, wie sich die Sprache zum Denken verhalte oder welches der organische und natürliche Zusammenhang der beiden Disciplinen der Logik und der Grammatik sei; denn während von der einen Seite aus unter uns noch jetzt daran festgehalten wird, daß alle Grammatik an sich nur eine Ergänzung und Erweiterung der Logik sein könne, so wird dagegen von der anderen Seite aus überall das der Sprache ursprünglich zu Grunde liegende anschauliche Moment der Seele betont, das logische Denkprincip selbst aber als unzureichend für eine wirkliche Erklärung derselben betrachtet.

Daß in der Sprache, inwiefern sie in der lebendigen Anwendung als Satz oder Aussage vor uns liegt, überall ein Gedanke enthalten liegt, ist gewiß; ihre Erklärung in dieser Eigenschaft also kann an sich immer nur vom Standpunkte oder doch unter Anschluß an das Princip der Logik erfolgen; zwar sind die Formen des sprachlichen Denkens häufig von der Art, daß sie sich wenigstens nicht unmittelbar und direct in den allgemeinen Schematismus der Logik einzuordnen scheinen; immer aber muß doch an sich ein Weg aufgefunden werden können, durch welchen dieselben wenigstens mittelbar und indirect auf die nothwendige Grundform alles Denkens, das logische Urtheil, zurückgeführt werden können; die grammatische Syntax mindestens kann nur als eine Consequenz und Vervollständigung der philosophischen Logik aufgefaßt werden; so verschieden aber auch der syntaktische Bau und Organismus der einzelnen Sprachen selbst sein mag, so liegt doch denselben überall nur eine andere Art und Weise der Durchführung oder der lebendigen Verwirklichung der Idee des logischen Urtheiles zum Grunde; — die ganze Etymologie der Sprache hingegen ist wesentlich eine rein historische Wissenschaft, indem es sich hier überall nur um eine Ableitung oder Zurückführung der gegebenen Wortgestalten auf ihre früheren und einfacheren Wurzeln handeln kann; von einer doppelten Seite, der philosophischen und der historischen zugleich, ist demnach das Ganze der Sprache eines Aufbaues und einer wissenschaftlichen Ergründung fähig; jede einzelne Form oder Gestalt in der Sprache aber hat selbst immer eine doppelte Seite an sich, die eine inwiefern sie sich in den

logischen Organismus des Satzes als ein bestimmtes Glied einordnet oder eine gewisse allgemeine geistige und rein begriffliche Function in diesem erfüllt, die andere inwiefern sie als eine Verkörperung gewisser unmittelbar anschaulicher Momente aus dem Zusammentreten bestimmter der letzten Wurzeln der Sprache organisch erwächst oder entsteht; die philosophische und die historische, die logische und die genetische Erklärung der Sprache schließen sich daher nicht unter einander aus, sondern es wird wechselseitig die eine von beiden durch die andere ergänzt; die Sprache ist zugleich ein logisches System und ein naturgemäß entstandener Organismus; es mag nach beiden Richtungen hin Manches an ihr noch als der Erklärung unzugänglich erscheinen; an sich aber hat Alles an der Sprache theils die Eigenschaft eines Begriffes, theils diejenige eines organischen Naturproductes an sich; durch das Entstehen der neueren historisch-genetischen Grammatik oder Erklärungsweise der Sprache ist an sich die ältere logische oder philosophische Grammatik noch keineswegs beseitigt und überflüssig gemacht, sondern es ist vielmehr dieselbe zunächst nur auf eine andere tiefere und vollkommnere wissenschaftliche Basis gestellt worden.

Das Alterthum hatte von einer wissenschaftlichen Etymologie der Sprache noch keinen Begriff. Auch in der neuen Zeit aber lag doch der ganze wissenschaftliche Schwerpunkt der Grammatik bis jetzt allein in der Syntax: die Etymologie als Wissenschaft aber nimmt erst auf dem Boden der historischen Vergleichung der Sprachen ihren Anfang; der etymologische Theil der Grammatik im älteren Sinne des Wortes aber war Nichts als ein trockener Apparat von Formen, welcher eine bloße empirische Voraussetzung bildete für das Verständniß der Glieder und der Einrichtungen des Satzes; die Etymologie als umfassende Naturgeschichte des Wortes ist derjenige Theil der Grammatik, den unsere eigene Zeit zu der früheren Gestalt derselben, die doch im Wesentlichen eine bloße Lehre vom Satze und seinen Verhältnissen war, hinzugefügt hat; alles wissenschaftliche Erkennen der Sprache gliedert sich an sich in diese doppelte Aufgabe, das Begreifen der niederen sinnlichen Einheit des Wortes und der höheren geistigen des Satzes; — vom Wort als solchem aber nahm im Alterthume alle Betrachtung der Sprache ihren Ausgang; denn es war zunächst eben Nichts als eine bloße Sammlung von Namen, die man in ihr erblickte; das Problem der Erklärung des Wortes wird sogleich am ersten Anfange alles Denkens über die Sprache im frühesten Alterthume gestellt; aber eine wirkliche Lösung dieses Problemes wird erst von der neuesten Wissenschaft erreicht oder gegeben: das Wort als solches aber ist in der That immer das eigentlich oder unmittelbar Wirkliche an der Sprache; die Natur des Satzes erklärt sich im Grunde in einer leichteren und einfacheren Weise aus sich selbst und aus der Idee des logischen Urtheiles; in der Erklärung des Wortes aber ist an sich das allgemeinste und wichtigste Problem aller Spracherklärung enthalten; alle Geschichte des Problems der Sprache geht daher zunächst aus von der Untersuchung des Wortes und kehrt zuletzt wiederum in ihrem vollendeten wissenschaftlichen Abschluß zu derselben zurück.

Das Alterthum war in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen über die Sprache wesentlich nur bis zur Unterscheidung des allgemeinen Systems der Redetheile oder bis zur Feststellung des formalen Grundrisses der Grammatik, auch dieses jedoch immer noch in einer zum Theil unvollkommenen Weise, gelangt. Dieser Grundriß geht auf die neuere Zeit über und bildet das verbindende Mittelglied zwischen der Geschichte unserer eigenen Sprachwissenschaft und jener des Alterthumes; die Aufgabe der neueren Sprachwissenschaft aber ist nun zunächst wesentlich diese, das System der grammatischen Redetheile und Formen und der Gesetze ihrer Verhältnisse oder Verbindungen unter einander in der Weise auszuarbeiten und zu vervollkommnen, daß hierdurch eine geordnete Erklärung und eine geregelte Feststellung des ganzen Umfanges des wirklichen Gebrauches oder der Gesammtheit der einzelnen Erscheinungen der Sprache ermöglicht werden kann. Diese ganze Weiterbildung der neueren Grammatik aber steht im genauesten Zusammenhange mit der Geschichte der neueren Philologie überhaupt: eine Grammatik von einer Sprache bedeutet für uns den wissenschaftlich geordneten Inbegriff derjenigen Gesetze, von welchen sie selbst in ihrer wirklichen oder gegenwärtigen Anwendung vollständig bestimmt oder beherrscht wird. Dieses ist mindestens der Begriff der gewöhnlichen, rationalen und philosophischen oder auch der eigentlich philologischen Grammatik, im Unterschiede von der vergleichenden, linguistischen oder historischen, welche sich auf die Erklärung des Ursprunges, der Verwandtschaftsverhältnisse und des allmäligen Wachsthumes der Sprache, namentlich in Rücksicht ihres physiologischen Bestandtheiles, des Wortmateriales, bezieht. Alle Grammatik daher gliedert sich jetzt in zwei Arten oder Gestalten, die eine, welche den Organismus irgend einer bestimmten, gegebenen oder historisch festgestellten Sprache als solcher angeht, die andere, welche sich auf die Geschichte oder die allmälig fortschreitende Entwickelung derselben bezieht. Die Grammatik im ersteren Sinne des Wortes aber ist immer nur eine weitere Vervollkommnung des Principes der alten Grammatik, während diejenige im letzteren eine der neuen Zeit ausschließend angehörende oder specifisch moderne Art und Gestalt derselben ist.

Die Spracherklärung des Alterthumes war im Allgemeinen eine logisch-sachliche, die der neuen Zeit ist eine historisch-genetische. Dort war es das in der Sprache enthaltene Was der Bezeichnung, die objective Materie des Inhaltes der Dinge und die logische Gedankenform des Urtheiles, hier dagegen das Wie ihrer inneren oder subjectiven Entstehung, welches als Ausgangspunkt ihrer Erklärung angenommen wurde. So wie aber die bloße Unterscheidung der grammatischen Redetheile bei den Alten wesentlich mit durch eine allgemein philosophische Gedankenbewegung über den reinen Begriff der Sprache

an sich eingeleitet wurde, ebenso entsteht auch die neuere historische Grammatik keineswegs allein durch die bloße äußere Empirie der Vergleichung der Sprachen als solche, sondern es hängt auch hier dieselbe untrennbar zusammen mit einer Umwandelung der allgemeinen Begriffe über die Sprache selbst; es bedurfte einer anderen philosophischen Formulirung des Charakters und des Entstehungsprincipes der Sprache überhaupt, ehe ihre einzelnen Erscheinungen, wie es durch die neuere vergleichende Grammatik geschieht, unter dem wissenschaftlichen Gesichtspunkte ihres organisch-historischen Wachsens oder Werdens aufgefaßt und bestimmt werden konnten. Wenn irgendwo, so haben sich hier philosophisches Denken und empirisches Forschen zur Begründung einer vollständig neuen Gesammtansicht über einen wissenschaftlichen Stoff in wechselseitiger Förderung in die Hände gearbeitet.

Das ganze Verhältniß der neueren, der gegenwärtigen Epoche specifisch eigenthümlichen Ansicht vom Wesen und der Entstehung der Sprache zu jener älteren, die namentlich in Monboddo ihre Vertretung fand, daß die Sprache ein kunstmäßig erfundenes Werkzeug oder Mittel des menschlichen Verstandes zur Bezeichnung der Begriffe des Denkens sei, wird, wie es scheint, am schönsten bezeichnet durch zwei Begriffe, die zuerst von W. von Humboldt in dieser ihrer Anwendung festgestellt worden sind. Dieses sind die des ἔργον und der ἐνέργεια; sahen die Aelteren in der Sprache ein mechanisches Werk, so wird jetzt vielmehr in ihr eine organische Thätigkeit des menschlichen Geistes erblickt; die Entstehung der Sprache im Menschen ist entweder eine künstliche oder eine natürliche; sie ist entweder von ihm gemacht oder in ihm erwachsen; die sprachschöpferische Kraft oder Anlage ist nach der neueren Ansicht eine dem Menschen unmittelbar und von Natur eigene oder durch Gott gegebene, und es ist auch diese Anlage sogleich von Anfang an bei ihm in Anwendung oder Thätigkeit getreten; die Sprache als etwas Ausgebildetes oder Fertiges aber hat der Mensch weder von Gott noch ist sie eine künstliche Erfindung seines Verstandes, sondern sie stellt sich vielmehr als das sich in der Zeit selbst immer weiter entwickelnde und vervollkommnende Product jenes inneren unbewußt instinctiven Schöpfungstriebes dar; die Sprache hat überhaupt gar keinen eigentlichen oder bestimmten Urheber als die ihr gemäße und von Anfang an für sie disponirte Kraft der menschlichen Seele; der ganze ältere Streit über den menschlichen oder den göttlichen Ursprung der Sprache war hiermit beseitigt; — allerdings aber hat die Sprache in einem gewissen Sinne des Wortes jenen doppelten Charakter, den eines ἔργον und einer ἐνέργεια, zugleich an sich oder sie kann nach der einen Seite hin ebenso sehr in dem Lichte einer lebendigen Thätigkeit wie nach der anderen in dem eines ausgebildeten und in sich abgeschlossenen Werkes angesehen werden; verstehen wir unter der Sprache das System ihrer allgemeinen Gesetze und Formen, so wie das im Lexikon niedergelegte Material ihrer Worte, so besitzt sie für uns allerdings die Eigenschaft eines gleichsam todten mechanischen Dinges oder Werkzeuges, dessen wir uns zum Zweck der Bezeichnung unserer eigenen individuellen Gedanken bedienen; fassen wir aber die Sprache im Sinne des wirklichen Sprechens als eine lebendige organische Thätigkeit der Seele auf, so muß sie uns in dem Lichte einer ἐνέργεια erscheinen; sie ist näher ein ἔργον, welches aus einer ἐνέργεια entspringt, ganz ebenso wie auch eine fertig ausgebildete oder zu ihrer vollen Reife emporgewachsene Pflanze, theils die Eigenschaft eines gleichsam mechanischen Systemes von Theilen, Formen und Functionen, theils aber in Rücksicht ihrer zeitlichen Entstehung oder ihres actuellen Werdens und Lebens diejenige eines natürlichen oder organischen Productes besitzt; früher aber sah man die Sprache allein unter dem ersteren Gesichtspunkte an und glaubte ihr daher auch einen wirklich mechanischen oder künstlichen Ursprung zuschreiben zu müssen, wobei es im Grunde indifferent war, ob diese ihre Urheberschaft in den menschlichen oder den göttlichen Geist verlegt wurde, während man sie jetzt in einer richtigeren und allseitig genügenderen Weise unter die Kategorie eines natürlichen Organismus subsumirt hat. Dasjenige, was dieser letzteren Ansicht an und für sich wol zu widersprechen schien, ist dieses, daß die Sprache unmittelbar genommen Nichts ist als das Mittel für die Bezeichnung des Denkens und daß sie sich daher in ihren eigenen Formen durchaus an die Gesetze und Regeln des logischen Verstandes selbst anschließt; die Sprache ist an sich ein durchaus verstandesmäßig eingerichtetes Werk, da es eben nur der Verstand selbst ist, welcher in ihr vor uns erscheint oder der ihren Inhalt und ihre Seele ausmacht; gerade deswegen aber kann der Verstand nicht der wirkliche Urheber der Sprache gewesen sein, weil er selbst in seiner actuellen Thätigkeit durchaus an die Form der Sprache gebunden ist oder eben nur in dieser in der Seele selbst zu operiren vermag; eine Maschine ist ein reines Werk des Verstandes, weil dieser letztere auch unabhängig von ihr gedacht werden kann und weil sie aus einer bloßen einzelnen Anwendung desselben entspringt; die Sprache hingegen ist kein Werk des Verstandes, weil diese nicht etwas demselben irgendwie Aeußerliches, sondern vielmehr etwas mit ihm selbst zu einer untrennbaren Einheit Verbundenes ist. Wenn nach der älteren Meinung das innere Denken an sich als früher und als getrennt angesehen wurde von der Sprache, so erscheint jetzt vielmehr die Sprachschöpfung selbst als derjenige Act oder Proceß, an welchem sich die Ausbildung und das ganze Entstehen des inneren Denkens vollzieht. — Im Laufe der Geschichte demnach ist es im Ganzen eine dreifache Analogie, welche der Reihe nach auf die Sprache zum Zweck ihres erklärenden Verständnisses in Anwendung gebracht wird; zuerst im Alterthume diejenige eines Bildes oder eines wahrheitgetreuen Abdruckes der äußeren Welt, sodann in der neueren Zeit die eines mechanischen Werkes oder einer klugen Erfindung des Verstandes, endlich aber unter uns die eines natürlichen oder vermöge einer instinctiven Kraft sich nach einer ihm selbst inwohnenden untrennbaren Regel entfaltenden Organismus.

Noch in unserer Epoche findet die ältere mechanische Anschauungsweise von der Sprache eine Vertretung in der Lehrweise Adelung's, welcher dieselbe durch eine Reihe einzelner aufeinanderfolgender Erfindungen allmälig im menschlichen Geiste gebildet werden läßt. Adelung, indem er gegen die Ansicht von einem göttlichen Ursprunge der Sprache polemisirt, drückt sich hierbei insbesondere — in der Vorrede zum Mithridates — in der folgenden charakteristischen Weise aus: Wenn ein Hurone ein Kriegsschiff von hundert Kanonen erblickt, so hält er dieses für das Werk eines Gottes, weil ihm die ganze Reihe von Mittelgliedern oder einzelnen Erfindungen, durch welche dieses vollendetste Werk der Schiffbaukunst allmälig aus dem ersten rohen Floß oder Nachen, dessen er sich selbst noch bedient, hervorgegangen ist, unbekannt geblieben ist; ähnlich aber stellen sich auch diejenigen, welche keine Kenntniß von den allmäligen Veränderungen und Verbesserungen der menschlichen Rede haben, zur Sprache; die rohe Sprache der Wilden aber verhält sich zu der Rede der gebildeten Völker ähnlich wie etwa ein Nachen zum Kriegsschiff; — eine Ansicht, die im Wesentlichen unrichtig ist, da die Sprache eines Volkes auch bei einer niedrigen Bildungsstufe desselben doch oft schon eine in hohem Grade kunstreiche sein kann; — jedenfalls aber weiß Adelung bereits, daß die Sprache eine Geschichte besitzt, nur daß er sich diese nicht in dem Sinne einer natürlichen Entwickelung, sondern nur als eine Reihe mechanischer Erfindungen vorstellt; hierin aber war wenigstens schon eine Vorahnung der tieferen wissenschaftlichen Erfassung des ganzen Problemes der Sprache enthalten.

Die ganze Entwickelung der neueren teutschen Sprachphilosophie — denn ähnlich wie im Alterthume die Griechen, so sind es in der neuen Zeit ganz vorzugsweise die Teutschen, welchen die Pflege dieses Gebietes im genauen Zusammenhange mit ihrer übrigen tiefer gehenden philosophischen und wissenschaftlichen Geistesbildung zugefallen ist — concentrirt sich, wie es scheint, insbesondere in dem Verhältnisse dreier nach Form und Inhalt classischer Werke unserer Literatur, welche als die obersten Spitzen alles allgemeinen oder philosophischen Denkens über die Sprache in unserer Zeit anzusehen sein dürften. Diese sind einmal die Herder'sche Schrift über den Ursprung der Sprache, zweitens die Untersuchungen Wilhelm von Humboldt's über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues als Einleitung zu dem Werke über die Kawisprache, endlich aber die Abhandlung Jacob Grimm's über den Ursprung der Sprache. In der Reihe dieser drei Werke mindestens spiegelt sich am bestimmtesten der ganze Entwickelungsgang des neueren Denkens über die Sprache ab; bezeichnend aber ist für ihr Verhältniß unter einander zunächst dieses, daß die Herder'sche Schrift noch vor den Anfang der neueren umfassenderen Entdeckungen über die inneren Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen fällt, während das Werk Wilhelm von Humboldt's seiner Zeitstellung nach der aufkeimenden Blüthe derselben angehört, die Grimm'sche Abhandlung endlich als der Ausdruck des einfachen Gesammtresultates dieser ganzen, in ihrem Principe jetzt zum Abschlusse gelangten Forschungen angesehen werden kann. Alle drei Werke aber haben das mit einander gemein, daß sie sich gewissermaßen an der Grenze eigentlich gelehrter oder streng wissenschaftlicher und gemeinverständlicher oder elegant populairer Weise der Darstellung halten: sie gehören insofern nicht blos dem engeren Gebiete der wissenschaftlichen, sondern auch dem weiteren der nationalen Literatur überhaupt an. Je mehr aber die neuere systematische Philosophie als solche es verabsäumt hat, die Sprache mit in den Bereich ihrer tieferen Beachtung zu ziehen, in einer um so glänzenderen Weise wird das ganze Princip der Sprachphilosophie unter uns durch eine Reihe geistvoller und sich wesentlich nur auf einem unabhängigen allgemein wissenschaftlichen Standpunkte befindender Denker vertreten; keiner von jenen drei wichtigsten Heroen unserer neueren Sprachphilosophie ist ein systematischer Philosoph der eigentlichen Bedeutung des Wortes nach, weder im Sinne des Begründers eines Systemes, noch auch nur in dem des stricten Anhängers eines solchen; die ganze neuere systematische Philosophie nimmt einen viel zu hohen und abstracten Flug, als daß das Concrete des Denkens, die Sprache, mit von ihr erfaßt werden sollte; immer aber steht, wenn auch indirect, die Entwickelung der neueren Sprachphilosophie mit derjenigen des allgemeinen philosophischen Denkens selbst in einem bestimmten Zusammenhange; der sprachphilosophische Standpunkt Herder's ist unter den einzelnen großen Systemen der neuern Philosophie wesentlich dem Geiste der Kant'schen, derjenige Humboldt's dem der Schelling'schen, der Grimm'sche endlich dem der Hegel'schen Lehre oder Weltanschauung conform; ein Verhältniß, welches, da es mit einem wichtigen Wendepunkte unseres ganzen neueren nationalen und wissenschaftlichen Denkens zusammentrifft, einer etwas genaueren Feststellung nicht unwürdig erscheinen kann.

Alle drei Denker, Herder, Humboldt und Grimm, gehen insofern von der nämlichen Grundanschauung von der Sprache aus, als ihnen dieselbe als etwas Natürliches oder Organisches, nicht als etwas Künstliches oder Gemachtes am Menschen gilt. Bei Herder aber ist das Interesse durchaus darauf gerichtet, das allgemeine Princip dieser inneren Zusammengehörigkeit der Sprache mit dem Wesen des Menschen zu begründen; Herder ist nur der reine oder specifische Sprachphilosoph als solcher; das bewegende allgemein geistige Motiv seiner Auffassung der Sprache ist die im ganzen 18. Jahrhunderte so mächtig wirkende Idee der Humanität oder der natürlichen Würde des Menschen; die ganze Frage nach der Sprache ist für Herder und für die neuere Sprachphilosophie überhaupt wesentlich zugleich eine Frage nach dem Begriffe und dem Wesen des Menschen; eine veränderte Auffassung des Verhältnisses des Menschen zur Welt zog mit Nothwendigkeit zugleich eine veränderte Ansicht über sein wichtigstes und natürlichstes geistiges Besitzthum, die Sprache, nach sich; — der ganze Cha-

rakter der neueren teutschen Philosophie von Kant an aber ist ein vorwiegend anthropologischer, indem es in erster Linie durchaus die Frage nach dem Verhältnisse der menschlichen Vernunft zur Außenwelt ist, welche hier den Gegenstand der Speculation bildet; das natürliche Recht des Menschen auf die Sprache aber geltend zu machen, ist das allgemeine Ziel der Lehrmeinung Herder's, ebenso wie durch das System Kant's der menschlichen Vernunft an sich selbst die Kraft oder Fähigkeit des erkennenden Gestaltens der äußeren Welt zugeschrieben wird; unwürdig des Menschen aber erschien es, in der Sprache entweder ein bloßes Geschenk der Natur oder eine gleichsam nur zufällig und gelegentlich gemachte Erfindung seines Verstandes zu erblicken. In dem ersteren Falle hatte er überhaupt gar keinen Antheil an der Erschaffung derselben, während sie in dem letzteren in einer ebenso gleichgültigen und mechanischen Weise entstanden war als alles Uebrige. Das Herder'sche Werk fängt mit dem an sich sonderbaren Gedanken an: Schon als Thier hat der Mensch Sprache — gleichsam als ob der Mensch selbst erst ursprünglich ein Thier gewesen wäre. Wie aber durch alles Andere, so ragt der Mensch insbesondere durch die Beschaffenheit seiner Sprache vor dem Thiere hervor, die wesentlich identisch ist mit seiner Vernunft selbst; die Laute und die ganzen Gewohnheiten der Thiere sind diesen von Natur eigen; der Mensch aber ist selbst der Schöpfer seiner ganzen Einrichtungen und der Sprache; die Sprache ist das wichtigste und vollkommenste Denkmal der Humanität; dieser Grundgedanke, daß die Sprache nicht etwas dem Menschen irgendwie Aeußeres, sondern ein inneres Product und Eigenthum seiner Vernunft selbst sei, ist dasjenige, was von Herder in einer schwunghaften und begeisterten Weise der Darstellung durchzuführen versucht wird. Anders aber schon ist der Standpunkt und Charakter des Humboldt'schen Werkes; hier ist es nicht sowol das Allgemeine der Sprache als solches, wie vielmehr das Besondere der einzelnen oder wirklichen Sprache nach seinem Zusammenhange mit dem Geiste und Charakter des Volkes, worauf sich das Interesse der Untersuchung richtet; sieht Herder in der Sprache an sich eine Offenbarung der menschlichen Vernunft, so erscheint dagegen für Humboldt jede einzelne Sprache als die Manifestation der Geisteseigenthümlichkeit des einzelnen Volkes; die allgemeine Bedeutung des Humboldt'schen Werkes besteht überhaupt in der Gewährung einer geistvollen Uebersicht über die organische Verschiedenheit des Baues der Sprachen in seinem Zusammenhange mit dem Leben der Völker; in dieser Eigenschaft steht das Humboldt'sche Werk an der Grenze philosophischen Denkens und empirischen Forschens, indem sich beide in ihm in glücklicher Harmonie mit einander durchdringen; das Humboldt'sche Werk ist entschieden der großartigste Repräsentant und hauptsächlichste Mittelpunkt des ganzen neueren Denkens und Wissens von der Sprache; in diesem Sinne könnte dasselbe vielleicht mit dem Platonischen Kratylus des Alterthumes in eine Parallele gestellt werden, indem auch diese Schrift wol als die vereinigte Summe oder der Gesammtausdruck des Denkens der damaligen Zeit über die Sprache angesehen werden mag; wie Plato aber, so faßt auch Humboldt das ganze Problem der Sprache mit künstlerischem und allseitig abwägendem Geiste auf; — nahe liegend ist ferner die Parallele zwischen diesem Werke Wilhelm von Humboldt's und dem Kosmos seines Bruders Alexander; die Thätigkeit beider Brüder war nach verschiedenen Richtungen hin gleichmäßig dem Ziele einer geistvoll populairen Umspannung weiter Gebiete des Wissens zugewandt; auch das Werk des jüngeren unter ihnen kann daher als eine Art von linguistischem Kosmos angesehen werden; — Humboldt aber, obgleich an sich ebenso wenig ein systematischer Philosoph als Herder, repräsentirt doch im Allgemeinen den Standpunkt der Schelling'schen Schule in Bezug auf die Sprachphilosophie in sich; so wie die neuere speculative Naturphilosophie, so geht auch der sprachphilosophische Standpunkt Humboldt's wesentlich aus dem Gedankenkreise des Schelling'schen Systems hervor oder schließt sich doch in innerlich verwandter Congenialität an denselben an; das Begreifen des Geistigen in seiner sinnlichen Form oder Erscheinung aber war das allgemeine Princip und die Tendenz dieser Schule; so aber ist auch für Humboldt die Sprache an sich immer eine sinnliche Gestalt oder Erscheinung, die aber immer die natürliche Manifestation des Denkens oder der Geistesart eines Volkes ist. Bezeichnend ist hierbei für die Humboldt'sche Ansicht insbesondere der Begriff der inneren Sprachform, oder derjenigen specifisch bestimmten geistigen Anschauungsweise eines Volkes, welche den Grund und das bedingende Princip für die äußere Gestaltung seiner Sprache bildet. Das dritte allgemeine Entwickelungsglied in der neueren Sprachphilosophie aber ist Jacob Grimm, für dessen Auffassung von der Sprache ganz insbesondere der Begriff des Werdens oder des historischen Wachsens derselben als der entscheidende erscheint; ist nun auch dieser Begriff der ganzen Anschauungsweise Humboldt's keineswegs fremd, so stellen sich doch im Allgemeinen für die letztere die einzelnen Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues weit mehr in dem Lichte eines ausgebreiteten räumlichen Nebeneinander von besonderen Modificationen der Sprachidee dar, während dagegen Grimm die einzelnen Grundformen des Sprachbaues mehr in dem Sinne einer zusammenhängenden Linie des Werdens, indem eine jede einzelne derselben eine bestimmte organische Entwickelungsstufe dieser Idee der Sprache in sich vertritt, aufzufassen versucht. Mit anschaulichen und deutlichen Zügen zeichnet uns Grimm das Bild einer natürlichen Entwickelungsgeschichte der Sprache durch alle ihre einzelnen Abschnitte und Phasen ab; jede einzelne Sprachgestalt der Erde aber gehört wesenlich einer dieser Entwickelungsstufen an oder bringt das allgemeine Wesen derselben in sich zur Erscheinung; das ganze Reich der Sprache ist Leben, Werden oder Entfaltung; der Begriff des Werdens umschließt hier nicht blos dasjenige, was eigentlich oder im wirklichen Sinne des Wortes hinter einander hergeht, sondern auch das-

jenige, was ein äußerlich oder im Raume neben einander Liegendes ist, inwiefern sich in den Verhältnissen desselben ein bestimmtes Princip des geistigen oder ideellen Fortschreitens erkennen läßt; eben dieses aber ist die specifische Grundansicht der Philosophie Hegel's, alles Wirkliche in dem Lichte einer organischen Entfaltung seines ihm immanenten Begriffes aufzufassen und anzuordnen; so wenig nun auch bei Grimm ein irgendwie bewußter Zusammenhang mit der Philosophie Hegel's stattfinden mag, so schließt sich doch auch seine Anschauung von der Sprache ihrem inneren Wesen nach durchaus an die von diesem Systeme vertretene Weltansicht an; auch die bei Grimm so häufig vorkommende Dreitheilung aber deutet auf eine gewisse innere Verwandtschaft seiner Anschauung mit derjenigen dieses Systemes hin; das Verhältniß Humboldt's zu Grimm ist durchaus analog dem von Schelling zu Hegel; die Entwickelung der neueren Sprachphilosophie geht im Allgemeinen der der systematischen Philosophie parallel, wenn sie auch nicht wie im Alterthume ein directer Ausfluß aus dieser selbst ist. Jeder dieser unserer drei hervorragendsten teutschen Sprachphilosophen aber wird gleichsam von einem anderen inneren geistigen Ethos bei seiner Betrachtung der Sprache bewegt; die wirkliche Erfassung der Sprache als eines lebendigen Wesens ist in der That nicht eine bloße Sache des nüchternen denkenden Verstandes, sondern sie setzt zugleich auch eine gewisse innerliche schwungvoll begeisterte Genialität voraus; es handelt sich bei allem Erkennen der Sprache wesentlich mit zugleich um ein Begreifen der innern Natur und geistigen Würde des Menschen selbst; die Betrachtung der Sprache bei Herder ist wesentlich die eines Enthusiasten, der vor ein Kunstwerk gestellt, sich an der Schönheit und Herrlichkeit desselben berauscht; für die Humboldt'sche Auffassung ist insbesondere der Zug einer schwärmerischen und feinfühlenden Mystik entscheidend, während endlich Grimm den Entwickelungsgang der Sprache mit dem beobachtenden Auge eines sinnigen Naturforschers verfolgt. Diese ganze Eigenthümlichkeit eines tieferen, innerlich gemüthlichen oder ethischen Verhaltens zu ihrem Stoffe ist es, die die neuere Sprachphilosophie von jener des Alterthumes unterscheidet; die Erkenntniß der Sprache ist für uns wesentlich mit die Erkenntniß des Menschen selbst; das ganze neuere historische Wissen vom Menschen stützt sich wesentlich mit auf die jetzt gewonnene Ansicht von der Sprache oder es ordnet sich die neuere Sprachwissenschaft als ein integrirendes und wesentliches Glied in das höhere Ganze der Geschichtswissenschaft ein.

Die ganze Geschichte der neueren Sprachphilosophie steht aber überhaupt in der genauesten Verbindung mit der Entwickelung der historischen oder vergleichenden Sprachwissenschaft selbst. Auch hat alles eigentlich philosophische Denken doch immer nur in der Anwendung auf die Grammatik oder in dem geordneten Begreifen der wirklichen Erscheinungen der Sprache seinen Zweck; jene drei Werke sind nur die hervorragendsten geistigen Spitzen in der neueren Gesammtentwickelung des Wissens von der Sprache; an sie schließt sich dann noch eine anderweite Classe bedeutender und Epoche machender literarischer Erscheinungen an.

Das wichtigste und entscheidendste Ereigniß in aller bisherigen Geschichte der Grammatik ist unstreitig wol die teutsche Grammatik Jacob Grimm's. Der ganze Uebergang oder Fortschritt von dem Standpunkte der älteren rationalen oder philosophischen zu dem der neueren empirischen oder historischen Grammatik knüpft sich wesentlich und in erster Linie an dieses Werk an; eine ganz neue Art oder Gestalt der Grammatik überhaupt tritt in ihm hervor; alle weitere Bearbeitung der Grammatik schließt sich von jetzt an entweder jenem älteren oder diesem jüngeren Haupttypus derselben an.

An den Namen Jacob Grimm's knüpft sich überhaupt ganz vorzugsweise das Entstehen und die systematische Ausbildung des neueren germanisch mittelalterlichen oder modernen Zweiges der Philologie an. Die wissenschaftliche Thätigkeit Grimm's in Bezug auf germanische Sprache und germanisches Alterthum ist eine durchaus universelle; Grammatik, Lexikographie, Hermeneutik und Kritik, Mythologie, Literaturgeschichte, Erforschung der Rechtsalterthümer, der Sitten und natürlichen Einrichtungen des Volkes im weitesten Umfange, Dialektologie, alles dasjenige, was zu dem technischen Begriffe der Philologie hinzugehört, findet sich hier in der Thätigkeit eines einzigen Mannes vereinigt, während die Bestrebungen jedes anderen der neueren germanischen Philologen mehr nur der einen oder der anderen dieser verschiedenen Richtungen des Wissens für sich allein zugewandt sind. Durch Grimm insbesondere tritt die neuere germanische Philologie der älteren classischen als ein vollkommen ebenbürtiges Gebiet zur Seite; der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Thätigkeit Grimm's liegt durchaus auf dem germanischen Sprachzweige des größeren indogermanischen Stammes, obgleich auch die Feststellung der ganzen Verwandtschaftsverhältnisse desselben zu den übrigen Zweigen dieses letzteren mit als ein Hauptverdienst bei Grimm erscheint; — die ganze eigentliche etymologisch-linguistische Sprachvergleichung in Bezug auf den ganzen indogermanischen Stamm aber wird neben Grimm in der großartigsten Weise vertreten durch Franz Bopp in seiner Grammatik des indogermanischen Sprachstammes; — war aber weiter überhaupt die Entdeckung des Sanskrit der Schlüssel, durch welchen die Aufstellung einer vergleichenden Grammatik des indogermanischen Stammes zuerst möglich gemacht wurde, so ist hier zugleich noch eines dritten Mannes zu gedenken, durch welchen das allgemeine Interesse zuerst auf die Sprache und die Culturgestalt des alten Indiens hingelenkt wurde; dieses war das Verdienst Schlegel's in seinem Buche: Die Sprache und Weisheit der Indier; — es ist überhaupt eine ganze Reihe hervorragender und bahnbrechender Geister, durch deren verschiedenartige Thätigkeit und Stellung zu dem gemeinsamen Stoffe die ganze neuere Sprachwissenschaft als solche ihre Einführung und Begründung erfährt; diese

Aufgabe vertheilt sich insbesondere an die vier Persönlichkeiten von Schlegel, Humboldt, Bopp und Grimm; wenn zuerst Schlegel überhaupt auf das Sanskrit und seine sowol sprachliche als culturhistorische Bedeutung hingewiesen hatte, so versucht sodann Humboldt wesentlich eben vom Standpunkte dieser Sprache und Culturgestalt aus einen orientirenden Umblick über die Gesammtheit der organischen Verschiedenheiten des Sprachbaues zu gewinnen; das Interesse Bopp's ist, neben der philologischen Bearbeitung der Sanskritliteratur selbst, der genauen Verfolgung der inneren Verwandtschaftsverhältnisse des ganzen indogermanischen Sprachstammes in dem realen Umfange seines Wortmateriales zugewandt; die besondere Thätigkeitsprovinz Grimm's endlich liegt in der allseitigen grammatisch-philologischen Erforschung des uns selbst zunächst in sich umschließenden engeren germanischen Sprachzweiges. Die eigentliche, das Wort in seine Wurzeln anatomisirende Sprachvergleichung ist vorzugsweise die Sache Bopp's; so wie Grimm die historische Grammatik einer einzelnen Sprache, der teutschen, — welcher Ausdruck bei ihm das Germanische überhaupt im weiteren Sinne mit umschließt, — so erschafft Bopp die vergleichende Grammatik des ganzen indogermanischen Stammes; der Blick Humboldt's aber ist weniger auf die materiellen oder lexikalischen als vielmehr auf die formellen oder rein grammatischen Unterschiedsverhältnisse des Baues der Sprachen überhaupt gerichtet; sein Standpunkt ist insofern der universellste und das ganze Gebiet der Sprache in seiner vollsten Ausdehnung umfassende; — bei Grimm aber ist vorzugsweise das warme und hingebende Interesse an der Sprache und der Volksnatur der eigenen Heimath das bewegende und treibende innere Motiv; hierdurch steht er in einem gewissen Gegensatze zu dem sich nur auf den todten Stoff der Sprachen richtenden trockenen Verfahren Bopp's; jener ist mehr der physiologischen, dieser mehr der anatomischen Seite der Sprachforschung zugewandt; überhaupt aber ist Grimm eine durch und durch teutsche Natur und es hat vorzugsweise durch ihn das teutsche Volk seine Sprache und seine Vergangenheit kennen, lieben und achten gelernt. Die bedeutendsten aber unter den systematischen Werken Grimm's sind zuerst die teutsche Grammatik, dann das in Verbindung mit einem weiteren Kreise von Gelehrten herausgegebene umfassende Wörterbuch, endlich aber die Geschichte der teutschen Sprache.

Das Bedeutende und Epochemachende in der wissenschaftlichen Stellung Grimm's besteht wesentlich in der ersten Durchführung der Idee oder des Principes einer historischen Grammatik der Sprache. Hierdurch ist er der Schöpfer der specifisch modernen Art oder Gestalt der Grammatik geworden; der ganze Entwickelungsgang der teutschen Sprache wird uns nach den ihn beherrschenden Gesetzen und organischen Veränderungen der Laute und Worte in seiner Grammatik vor Augen gelegt; schon der äußere Umfang dieser Grammatik aber ist ein weit größerer als der jeder anderen früheren Grammatik, weil es nicht blos die allgemeinen grammatischen Formen der Worte und ihre Veränderungen, sondern die ganzen Schicksale des materiellen Stoffes oder Schatzes der Sprache überhaupt sind, auf welche sich dieselbe erstreckt; der ganze Schwerpunkt der historischen Grammatik aber ruht in der Etymologie, weil es eben vorzugsweise diese ist, welche einer fortwährenden und regelmäßigen Umwandelung in der Geschichte unterliegt; das Etymologische, welches in der gewöhnlichen oder philosophischen Grammatik eine bloße empirische Unterlage bildet für die Syntax, ist hier entschieden zur Hauptsache oder zum eigentlichen Zwecke des Erkennens geworden; es ist hier durchaus die Sprache im unmittelbaren Sinne des Wortes, d. i. mehr in der Eigenschaft der Zunge als in der des λόγος, welche begriffen werden soll; gerade dieses, das körperliche Lautelement als solches aber ist es, was das specifische Wesen der Sprache selbst ausmacht; das logische Element oder die Syntax ist mehr oder weniger für alle Sprachen dasselbe oder es findet doch hierin im Ganzen nur eine ungleich geringere Verschiedenheit statt als dort; die gemeine oder philosophische Grammatik ist in ihrer Grundlage für alle einzelnen Sprachen doch zuletzt dieselbe; der Gedanke als solcher ist wesentlich immer das Gleichartige oder Verbindende, der Lautkörper dagegen das Eigenartige oder Differenzirende zwischen den Sprachen; nur durch die historische Grammatik daher wird die wirkliche Besonderheit einer Sprache vollständig für uns erschlossen; der ganze Standpunkt ist hier ein vollständig anderer geworden, indem es sich nicht um eine philosophische Construction der Sprache als einer vorliegenden Bezeichnungsform des Denkens, sondern um eine genetische Erklärung derselben in ihrer ganzen zeitlichen Entwickelung handelt. Zugleich aber ist es in Verbindung hiermit nicht blos die Sprache in jenem engeren oder exclusiven Sinne des Wortes als der Ausdrucksform des allgemeinen, öffentlichen oder gebildeten Denkens eines Volkes, wie vielmehr in der weiteren oder empirischen Bedeutung der eigentlichen oder wirklich gesprochenen Rede selbst, welche das Object oder den Stoff der historischen Grammatik bildet; alle Rede, wie sie überhaupt im Munde des Volkes lebt, hat für Grimm eine wissenschaftliche Berechtigung oder liegt mit im Umkreise der grammatischen Bestimmung eingeschlossen; die gemeine Grammatik hat wesentlich immer nur die höhere, literarische oder Schriftsprache vor Augen; jetzt aber handelt es sich um eine Darlegung der historischen Entwickelung der Volkssprache im Ganzen; die umfassendere Bearbeitung der einzelnen Dialekte lehnt sich als eine weitere Ergänzung an die Grimm'sche Grammatik an; die volle empirische Wirklichkeit der Sprache ist es, welche im Unterschied von dem immerhin exclusiven und idealistischen Standpunkte der sogenannten rationalen Grammatik, von der historischen Grammatik bestimmt wird. Ebenso aber ist auch die Anlage und der Charakter des Grimm'schen Wörterbuches der teutschen Sprache eine andere und umfassendere als die der gewöhnlichen Lexika, indem in ihm jedes einzelne Wort nach seinem ganzen Gebrauchs-

umfange in der Literatur und der Volksrede ausführlich erschöpfend festgestellt wird. Auch hier nimmt die gewöhnliche Lexikographie ihren Ausgang von der allgemeinen oder abstracten Begriffsform als solcher, während die neuere Sprachwissenschaft sich auf den Boden der umfassenden Beobachtung des ganzen wirklichen Vorkommens des Wortes stellt.

In der ganzen neueren von Grimm begründeten germanischen Sprachwissenschaft weht aber überhaupt ein durchaus anderer Geist als derjenige, von dem die gesammte frühere eigentliche oder classische Philologie erfüllt war. Alle großen durchgreifenden und principiellen Erweiterungen des Wissens sind überhaupt keineswegs blos Werke und Errungenschaften des denkenden Verstandes, sondern es liegt denselben als erstes bewegendes Motiv überall zugleich eine tiefere Strömung des allgemeinen geistigen Anschauens und Empfindens der Zeit zum Grunde. Die ganze vergleichende Sprachforschung als solche freilich ist Nichts als eine trockene und nüchterne körperliche Anatomie; auch bildet sich bei jeder Wissenschaft sehr bald eine bestimmte handwerksmäßig feststehende Technik ihres ganzen Betriebes aus; aber der erste Entdecker eines jeden neuen Gebietes oder einer neuen Richtung in der Wissenschaft ist überall von einem frischen und ursprünglichen Funken des Genius durchleuchtet gewesen; erst neue Anschauungen rufen auch neue Gedanken in der Seele hervor; die Quelle dieser Anschauungen aber entspringt überall aus einer allgemeinen geistigen oder gemüthlichen Gesammtrichtung der Zeit; — diese Richtung aber ist hier die der Romantik, im ausgesprochenen Gegensatze zu dem die eigentliche Philologie mit sich erfüllenden classischen oder hellenischen Lebensprincipe; Schlegel, Humboldt, Grimm u. s. w. stehen durchaus auf dem Boden des Geistes der neueren romantischen Schule im Leben, in der Kunst und der Wissenschaft; hierdurch aber war für diese alle keineswegs eine Verkennung des eigenthümlichen Werthes und der allgemeinen Vortrefflichkeit des classischen Bildungsprincipes bedingt; im Gegentheil war dieses letztere für sie selbst mit die erste anregende und belebende Quelle gewesen; aber der sich auf die Schönheit des classischen Alterthumes richtende Idealismus bedurfte einer Ergänzung durch die Anerkennung des besonderen menschlichen Werthes anderer Gestaltungen und Zeitabschnitte in der Geschichte: Indien und das Mittelalter, die Culturwelt des Sanskritvolkes und die der Germanen traten dem griechischen Alterthume als andere ebenbürtige Lebenserscheinungen zur Seite; schien es doch sogar eine Zeit lang als ob selbst auf der Schule das Griechische und Lateinische zum Theil durch Sanskrit und Gothisch ersetzt werden sollte; — es ist aber nicht zu verkennen, wie der ganze Geist, der in der früheren classischen Philologie lebte, selbst ein demjenigen des Alterthumes wesentlich verwandter, weil aus der fortwährenden Beschäftigung mit diesem hervorgehender oder durch sie angeregter war; die reine logisch-grammatische Wortphilologie und die mit dieser verbundene peinliche Schärfe und Akribie des Denkens war ein der dialektischen Geistesrichtung der Griechen und der strengen logischen Präcision der Römer durchaus verwandter Zug in der neueren Wissenschaft; die ganze von der neueren Philologie oft mit Glück betriebene Reproduction der alten Sprachen zum Ausdruck des eigenen Denkens konnte nur auf Grund einer inneren Congenialität ihres eigenen Geistes mit demjenigen ihres wissenschaftlichen Stoffes gelingen; — auch in der ganzen neueren Philologie läßt sich ebenso wie überall sonst, eine classische und eine romantische Geistesrichtung unterscheiden, nicht blos in dem Sinne, daß die eine von ihnen an den alten, die andere an den neueren und sonst den übrigen Sprachen ihr Object hätte, sondern auch insofern als die eine von ihnen in ihrer ganzen Methodik dem Geiste des Alterthumes, die andere dem des Mittelalters oder überhaupt des specifisch modernen Lebens analog oder verwandt ist; der Klarheit und Schärfe des antiken Geistes aber ist die analytische Verfolgung der logisch-grammatischen Denkform vorzugsweise gemäß, während die mehr träumerische Innerlichkeit des neueren Geistes sich vorwiegend in der sinnigen Beobachtung des natürlich organischen Wachsens der Sprache gefällt; die ganze antike oder classische Anschauung von der Sprache ist eine andere als die neuere oder romantische; für jene ist die Sprache wesentlich λόγος, für diese dagegen γλῶσσα; dort ist sie die Ausdrucksform des logischen Denkens, hier gilt sie als ein aus der Tiefe der menschlichen Seele emporsteigendes leiblich geistiges Gewächs. Auch unter uns aber schließt sich die classische Richtung der Philologie durchaus an die erstere, die romantische an die letztere Auffassung von der Sprache an.

Es ist überhaupt das ein bezeichnender Umstand, wie durch die Grimm'sche Grammatik mit einem Male die teutsche Sprache in Rücksicht der allgemeinen Vollendung ihrer wissenschaftlichen Erkenntniß alle anderen Sprachen, insbesondere aber die bis dahin beinahe ausschließend im Vordergrunde aller grammatisch-philologischen Bestrebungen gestandenen Sprachen des Alterthumes überholt. Kein Volk kann sich bis jetzt noch einer so ausführlichen und vollkommenen historisch-grammatischen Darlegung der ganzen Gesetze seiner Sprache berühmen, als wie sie gegenwärtig das teutsche in der Grimm'schen Grammatik besitzt; für jede weitere Aufstellung der historischen Grammatik einer einzelnen Sprache ist das Werk J. Grimm's der alleinige mustergültige Typus; wenn also bisher für die philosophische oder rationale Seite der Sprachwissenschaft die Grammatik der beiden alten Sprachen im Wesentlichen das Paradigma bildete, an das sich diejenige einer jeden anderen Sprache anzuschließen oder nach dem sie sich zu orientiren hatte, so ist dagegen, was die historische Seite der Betrachtung der Sprache anlangt, die Grammatik des Teutschen in eine ganz ähnliche Stellung eingeführt worden. Alle Bearbeitung der Syntax hat an der Grammatik des Lateinischen und Griechischen, alle Erforschung der Etymologie hat an der des Teutschen ihr höchstes Muster. In der That aber ist diese ganze hervorragende Stellung des Teutschen auf dem Gebiete

der neueren Grammatik, auch abgesehen von dem inneren Adel und der hohen kunstmäßigen Ausbildung und Bedeutung der Sprache, schon an sich durchaus keine unverdiente; denn ganz ebenso wie die beiden antiken Sprachen vor allen anderen durch die Feinheit, Klarheit und logische Consequenz ihres Denkens ausgezeichnet sind, so besteht gerade für das Teutsche der eigenthümliche Vorzug in rein grammatischer Hinsicht darin, daß das ganze Princip ihrer historischen Entwickelung ein mit ungleich größerer Schärfe, innerlich schöpferischer Energie und plastischer Durchsichtigkeit sich abzeichnendes ist als leicht das irgend einer anderen Sprache. Das Griechische namentlich und das Teutsche können jedes nach einer verschiedenen Richtung hin als zwei allgemeine typische Mustersprachen angesehen werden, oder es hat sich in einer jeden von ihnen der wahre und echte Sprachgeist nach einer anderen Seite hin in der reinsten und vollkommensten Weise entfaltet. Eben deswegen aber sind auch gerade diese beiden Sprachen die für die allgemeine Grammatik selbst wichtigsten und bedeutungsvollsten geworden.

Philosophie der Sprache und Geschichte der Sprache, dieses sind an sich diejenigen beiden Wege, in welche sich alles wissenschaftliche Erkennen über dieselbe gliedert. Das geschichtliche Begreifen der Sprache aber ist deswegen nicht etwa dem philosophischen in der Weise entgegengesetzt, daß es ein in sich selbst unphilosophisches, d. i. schlechthin empirisches oder außerhalb der Grenze der allgemeinen wissenschaftlichen Vernünftigkeit stehendes Verfahren wäre; vielmehr ist die wahre philosophische Gesammtansicht von der Sprache eben diese, daß dieselbe wesentlich ein geschichtliches Product ist und daß sie eben deswegen nur unter dem Gesichtspunkte des ihr inwohnenden natürlich-historischen Werdens vollkommen und in Wahrheit begriffen werden könne. Nur insofern aber begrenzen sich philosophische und historische Sprachforschung als zwei getrennte Abtheilungen oder Richtungen unter einander als die erstere unter ihnen vom Standpunkte der allgemeinen logischen Denkform aus die ganzen Erscheinungen einer bestimmten gegebenen Sprachgestalt in Rücksicht ihrer geistigen Bedeutsamkeit zu erklären und festzustellen versucht, während die letztere die gesammten Veränderungen einer Sprache in der Zeit nach ihren allgemeinen gesetzlichen Kategorien und bedingenden Ursachen zu ermitteln und wissenschaftlich zu verfolgen bestrebt ist. Für die philosophische Sprachforschung aber ist eben deswegen das sinnliche Lautelement der Sprache die bloße an sich werthlose körperliche Hülle oder das gegebene conventionelle Zeichen eines bestimmten logischen Begriffsinhaltes, während die historische Sprachforschung sich eben ganz vorzugsweise und zunächst an die Beobachtung der organischen Veränderungen dieses Lautelementes in der Geschichte anschließt. Die Syntax aber ist an sich der philosophische, die Etymologie der historische Theil aller Sprachforschung; für die philosophische Sprachbetrachtung ferner erscheint die Sprache als ein gegebenes logisch gegliedertes Sein, für die historische als ein fließendes und sich in der Zeit veränderndes physisches Werden. Auch dieses physische Werden der Sprache selbst aber, d. h. die organischen Veränderungen, welche in regelmäßigen und festbegrenzten Stufen in Folge der allgemeinen Gesetze der Lautverschiebung mit dem Wortmaterial der Sprache vor sich gehen, auch alles dieses aber ist doch keineswegs blos ein rein sinnlicher oder äußerlich mechanischer Act, sondern es hängen auch alle diese Erscheinungen mit dem Gesammtfortschritte des geistigen oder intellectuellen Lebens der Sprache in der genauesten Weise zusammen. Geistig ist die Sprache nicht blos insofern, als sie die Ausdrucksform des logischen Gedankens ist, sondern auch insofern als sich in allen ihren sinnlichen Phänomenen und deren Veränderungen innere oder ideale Vorgänge des Lebens der Völker abspiegeln; theils ist die Sprache ein Gefäß für den Gedanken, theils ist dieses Gefäß selbst eine sinnvoll bezeichnende Schale für das unmittelbare oder anschaulich instinctive Leben des menschlichen Geistes. Ebenso wird auch das Wesen eines Menschen von uns erkannt theils nach seinem bewußten Leben, Reden und Wirken, theils aus der unmittelbaren bildlichen Ausprägung desselben in seiner ganzen äußeren sinnlichen Natur.

Durch die historische Grammatik ist diese ganze Seite des unmittelbaren bewußtlosen oder instinctiven Lebens der Sprache überhaupt zuerst an das Licht gezogen und einer wissenschaftlichen Bearbeitung unterworfen worden. Gerade hierbei aber zeigt sich jene eigenthümliche gemüth- und phantasievolle Tiefe, Feinheit und Innigkeit der Beobachtung, wie sie im Wesen der Romantik und der specifisch neueren oder germanischen Lebensanschauung liegt; im Wesen der Classicität war es gegeben, die Sprache zu begreifen als Ausdrucksform des Bewußtseins, ihre Naturseite aber war es, deren wissenschaftliches Begreifen in den Bereich der romantischen Geistesrichtung fiel. Allerdings aber stehen wir jetzt wol erst am Anfange dieser neueren wissenschaftlichen Erkenntniß von der Sprache; indessen ist doch nun die Bahn für eine tiefere und allseitigere Erforschung derselben geebnet; immerhin aber besteht in der neuen Sprachwissenschaft eine Mehrheit verschiedener Richtungen neben einander, deren jede von einer anderen Seite aus an der Vervollständigung unserer Gesammterkenntniß von denselben arbeitet.

Für die ganze Gliederung der wissenschaftlichen Thätigkeit in Bezug auf die Sprache ist in der Gegenwart der Unterschied der beiden Gebiete der Philologie als der Bearbeitung der geistigen Gedankenform der Rede oder des λόγος, und der Sprachwissenschaft im engeren Sinne als der Bearbeitung der Zunge oder der γλῶσσα, entscheidend geworden. Philologie und Glossologie, dieses sind an sich die beiden Hauptgebiete, in welche alles Wissen von der Sprache zerfällt; der Begriff der Sprache an sich vereinigt eben dieses beides, die Eigenschaft des λόγος und die der γλῶσσα, zugleich mit einander; alle Glossologie aber ist an sich eine bloße Erweiterung des Principes der Grammatik, insofern unter Grammatik der ganze Inbegriff der theoretischen

Naturlehre von der Sprache verstanden wird. Als Bearbeitung der γλῶσσα ist die Grammatik in der That eine reine Naturwissenschaft von der Sprache; eben dieses aber war diejenige wichtige und allgemeine Veränderung, welche in der neueren Zeit mit ihr vorgegangen ist; während die reine Philologie selbst wesentlich immer den Charakter einer Kunstthätigkeit in Bezug auf die Sprache behält, so ist dagegen für das Wesen der Glossologie durchaus die Analogie einer Naturwissenschaft entscheidend.

Die Grammatik aber, obgleich sie an und für sich ein rein theoretisches oder wissenschaftliches Institut ist, steht doch in ihrer geschichtlichen Entwickelung ebenso wie in ihrer ganzen äußeren Stellung mit einem bestimmten praktischen Gebiete des Lebens in der innigsten Verbindung, nämlich mit dem der Schule. Die Universität und die Schule sind die beiden Orte, wo das grammatische Studium vorzugsweise betrieben wird; es ist jedoch fast vorzugsweise die letztere, in welcher die Grammatik ihre eigentliche Heimath hat, während sie auf ersterer in der ihr eigenthümlichen Function eines disciplinarischen Bildungsmittels des Denkens durch die philosophische Wissenschaft der Logik abgelöst wird. Die Geschichte der Grammatik steht daher in der ganzen neueren Zeit in der genauesten Verbindung mit der Entwickelung des Wesens der Schule; die Grammatik als solche hat eine tiefe und mächtig eingreifende pädagogische Bedeutung: an ihr lernt der jugendliche Geist gleichsam zuerst die Muskulatur des denkenden Bewußtseins begreifen; die Grammatik ist die natürliche Gymnastik des menschlichen Geistes als Vorbereitung für jede höhere rein wissenschaftliche Beschäftigung oder Thätigkeit; die ganze wissenschaftliche Pflege der Grammatik ist daher auch einem wesentlichen Theile nach mit ausgegangen von den Männern der Schule; neben dem allgemeinen Fortschritt des wissenschaftlichen und des philosophischen Denkens hat auch das praktische Bedürfniß der Schule immer den bedingenden Anstoß für die Weiterbildung der Grammatik gegeben; die höchsten Spitzen der Geschichte der neueren Grammatik liegen in dem Fortschritte der allgemeinen Philosophie über die Sprache, während die untersten Wurzeln derselben aus dem Boden der Schule ihre Nahrung ziehen.

Alle Grammatik der neuen Zeit war von Anfang an ausschließend die lateinische. Der ganze Begriff der neueren classischen Philologie aber beruht wesentlich auf der Combination und der wechselseitigen Ergänzung des Studiums beider antiken Sprachen, der griechischen und der lateinischen; eine jede von beiden ist für den Begriff und die ganze Weiterentwickelung der neueren Philologie in einer anderen und eigenthümlichen Weise wichtig geworden; die lateinische Sprache aber steht der ganzen neueren Zeit an und für sich genommen näher als die griechische, schon darum weil dieselbe noch eine lange Zeit hindurch die Ausdrucksform des eigenen gebildeten und wissenschaftlichen Denkens der neueren Zeit selbst bleibt; das Lateinische ist in einem gewissen Sinne noch bis jetzt eine fortlebende Sprache gewesen; eine selbständige Reproduction des Griechischen aber ist niemals mit wirklichem Erfolg versucht worden; nichtsdestoweniger ist der eigentliche Schwerpunkt und Kern der classischen Bildung vorzugsweise immer in der griechischen Sprache enthalten; die specifische Verschiedenheit des Griechischen von der Art unseres eigenen Geistes aber ist immer eine so große, daß dieselbe nie vollständig überwunden werden kann und daß uns daher das Griechische überall blos als ein fremdes Object der erkennenden und bewundernden Betrachtung gegenübersteht, während der Geist des Lateinischen von uns selbst nachgeahmt oder reproducirt werden kann; immerhin aber setzt auch der ganze Gebrauch des Lateinischen als einer technischen oder gelehrten Sprache der Philologie eigentlich das Aufgeben der ganzen modernen Geistesindividualität voraus und es knüpft sich wesentlich an diesen Punkt mit die ganze innere Congenialität des Geistes der classischen Philologie mit demjenigen des Alterthumes selbst an: für die ganze Erziehung und Ausbildung des neueren Denkens aber zu seiner gegenwärtigen Freiheit, Klarheit und Schärfe ist jene Schule, die es durch die Vermittelung der classischen Philologie bei dem Geiste des Alterthumes durchgemacht hat, von entscheidendem Einflusse gewesen; in verschiedener Weise aber haben sich beide antike Sprachen in diesen Einfluß getheilt. — War aber von Anfang an die lateinische Grammatik diejenige, welche das ganze Princip der gemeinen rationalen oder Schulgrammatik vorzugsweise in sich vertrat, so ist dagegen derselben namentlich im 18. Jahrhundert die griechische Grammatik in derselben Eigenschaft mit einer verhältnißmäßig größeren Bedeutung an die Seite getreten; überhaupt kann wol gesagt werden, daß die ganze Tiefe und Eigenthümlichkeit des griechischen Geistes erst in der jüngsten unserer eigenen Zeit mit angehörender Epoche der Geschichte der Philologie, und zwar wiederum ganz insbesondere durch den Fleiß und die dem Griechischen in ihrem innersten Charakter bei aller sonstigen Verschiedenheit specifisch verwandte Geistesart der Teutschen erkannt und aufgeschlossen worden ist; das Bestreben der Repristination des Alterthumes erstreckt sich durch die ganze neuere Zeit bis in die jüngste Gegenwart herab fort; lehnten sich schon früher die italienische Philologie des Reformationszeitalters und die ihnen nachfolgende der teutschen und anderer Völker an das Muster des Antiken an, so schöpften in unserer Epoche zuerst Lessing, Winkelmann und noch Andere in noch gereifterem Bewußtsein und mit tieferem Griff aus der Schönheitsquelle der Griechen; in jener früheren Zeit war vielleicht das instinctive Verständniß der Alten ein mannichfach lebendigeres, während in unserer eigenen Zeit sich der bewußte Gedanke des ganzen antiken Lebens in weiterem Umfange zu bemächtigen verstanden hat; dieses ganze tiefere und allseitigere Eindringen in das Leben und den Geist der Griechen aber ist vorzugsweise ein Werk und ein Verdienst teutscher Wissenschaft gewesen; die gleichzeitige Blüthe germanistischer und hellenistischer Philologie unter uns schließt keinen inneren Widerspruch in sich ein; der Idealismus

der Griechen war allerdings ein anderer als der der Germanen, aber beide Stämme sind doch überhaupt in der Geschichte vor allen anderen die Träger des reinen auf allseitige und universelle menschliche Geistesbildung gerichteten Idealismus; als drittes Analogon in dieser Beziehung tritt ihnen nur aus der menschlichen Urgeschichte das Sanskritvolk an die Seite; indische, griechische und teutsche Geistescultur sind die Quellen fast alles übrigen historischen Bildungslebens geworden; alle Philologie daher gliedert sich in die drei ihrem geistigen Gehalte nach wichtigsten Abtheilungen der indischen, der griechischen und der teutschen; das Eigenartige des teutschen Geistes aber ist eben nur aus seiner Begrenzung mit diesen anderen ihm verwandten Lebenserscheinungen in der Geschichte von uns erkannt worden; — die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache und dem Alterthume der Griechen aber ist ein in mannichfacher Beziehung reinigendes, veredelndes und weiterbildendes Element in der neueren Zeit gewesen; am Griechischen insbesondere hat sich der Sinn für Freiheit und Natürlichkeit in der Auffassung der sprachlichen Erscheinungen geschärft; die griechische Syntax ist an sich eine ungleich beweglichere, natürlichere und freiere als die lateinische; durch das Lateinische wird in der ganzen neueren classischen Bildung überhaupt vorzugsweise das pädagogische Element der Zucht, durch das Griechische dagegen dasjenige der Freiheit und Natürlichkeit des Denkens vertreten.

Ein eigentlich wissenschaftliches Leben fängt in der Grammatik des Griechischen und Lateinischen erst mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu erwachen an. Bis dahin war alle Grammatik wesentlich noch Nichts als ein dürres System von Regeln und Formen, meist in einer geistlos pedantischen und hauptsächlich für den Zweck des mechanischen Auswendiglernens und der rein handwerksmäßigen Application berechneten Weise der Durchführung. Ueberhaupt war bis dahin die Grammatik noch im ganz specifischen Sinne ein bloßes Institut der Schule und sie stand mit der eigentlich wissenschaftlichen Thätigkeit der Philologie noch in keinem engeren und nothwendigen Zusammenhange; der gelehrte Philolog sah die Grammatik im Allgemeinen als etwas zu dem bloßen Elementarstudium der Schule Gehörendes an, während er selbst sich bei seiner höheren Auffassung der Sprache weniger auf die Grammatik als auf die fortwährende lebendige Empirie und das unmittelbare Gefühl für das Richtige in der Rede verließ; das Sprachstudium auf der Schule war steife und trockene grammatische Pedanterie, der höhere gelehrte Betrieb desselben aber war freie und regellose oder von keinem tieferen gesetzlichen Bewußtsein geleitete Kunst; das wissenschaftliche und das künstlerische Element der Philologie, die Grammatik auf der einen Seite und die Erklärung und Kritik auf der anderen, standen in noch keinem innerlichen oder organischen Zusammenhange unter einander; der ganze moderne Begriff der Philologie als eines geordneten Systems einzelner Zweige und wissenschaftlicher Functionen war noch gar nicht vorhanden und es knüpft sich derselbe wesentlich an die Stellung und Thätigkeit Wolf's an; die wissenschaftliche Reform aber auf dem Gebiete der Grammatik insbesondere wurde namentlich eingeleitet durch die Schrift Gottfried Hermann's De emendanda ratione grammaticae graecae, so wie überhaupt das Eigenthümliche dieser ganzen neueren Hermann'schen humanistischen Schule in der genauen Verbindung des grammatischen und des kritischen, des wissenschaftlichen und des künstlerischen Elementes der Philologie bestand. Auch dieser Fortschritt aber hing wenigstens indirect zusammen mit der allgemeinen geistigen Gedankenbewegung auf dem Gebiete der Philosophie, indem es durchaus der Geist und die Principien des Kantischen Systems waren, die durch Hermann auf das Gebiet der Grammatik ihre Uebertragung fanden. Durch den Geist dieser Philosophie aber war zunächst ein vollständiger Bruch mit der älteren pedantischen Tradition oder mit dem blinden Autoritätsglauben an die Sätze der früheren Grammatiker bedingt; nur die gesunde Vernunft allein wurde als der Führer bei der Erklärung der sprachlichen Erscheinungen anerkannt; aus dem lebendigen Genius der Sprache heraus und nicht wie früher nach einer steifen und eckigen Regel der Logik wurde jetzt überall das Richtige zu finden versucht; dasselbe Princip, was Herder in Bezug auf die Sprache im Ganzen zur Geltung gebracht hatte, daß sie nicht ein bloßer Mechanismus von Denkformen, sondern ein organischer Inbegriff lebendiger Anschauungen der Seele sei, wurde jetzt auch auf die Behandlung des Einzelnen in ihr angewandt; die Sprache wurde begriffen aus der Natur ihres eigenen inneren Anschauens und nicht nach dem Schematismus des äußerlichen verstandesmäßigen Denkens; das Gedankenmäßige insofern, als es ein von der Sprache selbst lebendig Empfundenes war, dieses war hier dasjenige, um dessen Feststellung es sich handelte; alle Erklärung der grammatischen Formen wurde hier eine natürliche, während sie früher eine künstliche und gewaltsam geschraubte gewesen war; dieses war im Allgemeinen der Standpunkt und Charakter der Hermann'schen Schule; es war hier dieselbe Grundauffassung von der Sprache, die in der angewandten Grammatik und Philologie lebte, als wie sie in der abstracten Sprachphilosophie ihren Ausdruck gefunden hatte; in der Sprache statt eines bloßen Abdruckes der Logik ein eigenes inneres Naturprincip zu begreifen, ist die gemeinsame Tendenz aller neueren Erkenntniß von derselben. Unter eben diesem Gesichtspunkte aber schließt sich auch die ganze neuere eigentliche oder in der Bearbeitung der sprachlichen Denkform bestehende Philologie in verwandtschaftlicher Uebereinstimmung an das Princip der reinen Sprachwissenschaft oder der wirklichen physischen Naturlehre von derselben an; auch das Denken der Sprache selbst ist ein natürliches und darf nicht mehr mit dem bloßen abstracten Maßstabe der Logik gemessen werden; die vollständige Emancipation des sprachlichen Wissens von dem Zusammenhange mit der Logik ist die charakteristische Tendenz der ganzen gegenwärtigen Epoche. Ist aber die Grammatik in der

ganzen neueren Zeit zugleich wesentlich ein Institut und ein Bildungsmittel der Schule, so hängt diese ihre neuere wissenschaftliche Reform auch auf das Genaueste zusammen mit der Umbildung der Schule und mit dem ganzen Fortschritte der Pädagogik überhaupt; der strenge und finstere Geist des älteren Schulwesens, wo die Individualität und Freiheit der menschlichen Natur noch durchaus nicht in ihrer eigenthümlichen Berechtigung anerkannt war, war durchaus dem pedantischen und einseitig logischen Charakter der früheren Grammatik gemäß; die Anerkenntniß der natürlichen Berechtigung der Sprache erfolgte gleichzeitig mit der in Bezug auf den Menschen; die Umbildung in der Auffassung des Lehrstoffes in der Grammatik beruhte auf demselben Principe wie die Umbildung in der pädagogischen Lehrform und in der Zucht; man lernte nach beiden Richtungen hin begreifen, wie sowol die Sprache als der Mensch eine eigenthümliche Natur seien, die eben nur aus sich heraus erkannt und gebildet werden können. Der pädagogische Philanthropinismus trat dem neueren auf der richtigen Ansicht von der Sprache fußenden Humanismus als eine verwandte Erscheinung zur Seite. Auch hierin aber bestätigte sich der Satz, daß alles Begreifen der Sprache wesentlich gleichbedeutend ist mit einem Begreifen des Menschen selbst und daß aller Fortschritt in der Erkenntniß der Sprache begleitet wird von einem Fortschritt in der allgemeinen Bildung oder in der wahren Humanität des menschlichen Lebens.

Die eigentlich gelehrte lateinische und griechische Grammatik bildet im Allgemeinen den Typus für die grammatisch-philologische Behandlung aller anderen einzelnen Sprachen. An die Grammatik der classischen Sprachen schließt sich zunächst als ein besonderer Nebenzweig die des Hebräischen, und im weiteren Umfange diejenige der semitischen Sprachen überhaupt, hierunter insbesondere wiederum des Arabischen an. Das Alterthum, der Orient und das Mittelalter mit der neuen Zeit sind überhaupt die drei allgemeinen Gebiete der Sprache und Cultur, in welche sich alle philologische Wissensthätigkeit gliedert; alle anderen Sprachen der Erde aber haben wesentlich nicht ein philologisches, sondern nur ein linguistisches Interesse; für die grammatische Behandlung der neueren gebildeten und lebenden Sprachen aber sind zum Theil noch gewisse andere Gesichtspunkte maßgebend gewesen als für diejenige der eigentlich gelehrten oder todten; theils hatte die Grammatik der ersteren doch an sich immer nur mehr einen praktischen als einen rein wissenschaftlichen oder theoretischen Zweck im Auge, theils war eben die Feststellung des specifisch Correcten bei ihnen durch die unausgesetzt fortschreitende Veränderung der Rede in wesentlicher Weise erschwert; was beim Griechischen, beim Lateinischen oder bei irgend einer anderen sogenannten todten Sprache das eigentlich Correcte war, konnte aus den literarischen Documenten derselben, und zwar aus diesen allein, in einer durchaus festen und unzweifelhaften Weise ermittelt werden; überhaupt war hier der ganze Typus der Sprache ein in sich abgeschlossener und mit monumentaler Bestimmtheit und Schärfe in allen Einzelnen ausgeprägter; wie Cicero gesprochen hatte, so war es erlaubt, im Lateinischen zu reden; alles aber, was nicht bei Cicero stand, galt als falsch oder mindestens als verdächtig; in Bezug auf diese Sprachen bestand alle Aufgabe der Grammatik nur darin, das Correcte der Rede aus der Erforschung ihrer classischen oder mustergültigen Literatur zu abstrahiren; daher stand auch hier die Grammatik im genauesten Zusammenhange mit der angewandten Philologie oder der Erklärung und der Kritik; — die neueren Sprachen dagegen hatten theils zu Anfang überhaupt noch gar keine als classisch oder mustergültig anerkannte Literatur, theils war eben in dieser noch keineswegs der ganze Inbegriff oder der volle Ausdruck des Correcten der Rede enthalten; deswegen aber gerieth hier die ganze Grammatik dieser Sprachen gleich von Anfang an in die eigentlich falsche und schiefe Stellung hinein, das Correcte der Rede nicht sowol durch eine bloße aufnehmende Beobachtung erkennen als vielmehr von sich aus dasselbe nach einer mehr oder weniger richtigen vorgefaßten Meinung ableiten und feststellen zu wollen; diesem ganzen Unwesen der einseitigen und schulmeisterlich pedantischen Maßregelung der wirklichen Sprache durch die Grammatik ist, was das Teutsche betrifft, erst durch die Grimm'sche Grammatik oder durch die einzig richtige historische Auffassungsweise der Sprache ein Ziel gesteckt worden; jener Einfluß der früheren auf einer falschen wissenschaftlichen Basis stehenden Grammatik aber hat nichtsdestoweniger in der Sprache oder doch mindestens in der Schrift gewisse Spuren zurückgelassen und es ist eben hierdurch die in der wirklichen Rede ohnedies schon bestehende Anarchie und Verwirrung nur noch vermehrt worden; in keiner neueren Sprache aber sind die Principien der Orthoepie, der Ortholerie und der Orthographie und selbst der Syntax so schwankende und vielgestaltige als im Teutschen; theils prägt sich auch hier das echt germanische Princip der Stammesbesonderheit und der persönlichen Individualität aus, theils ist auch die Neigung zum gelehrten und schulmeisterlichen Pedantismus bei uns ein nationaler Zug. — Der wichtigste unter den neueren teutschen Grammatikern aber nächst J. Grimm ist Karl Ferdinand Becker in seinem Organism der Sprache. Frankfurt a. M. 1827. 2. Ausg. 1841; obgleich aber Becker sich im Wesentlichen auf dem Standpunkte der neueren, namentlich der Humboldt'schen, Anschauungen von der Sprache befindet, so liegt doch seiner wissenschaftlichen Behandlung der teutschen Sprache insofern ein gewisser Irrthum zum Grunde, als es eben nur das einseitige Ideal der specifisch gebildeten oder Schriftsprache, die sich nach ihm mit dem richtigen Denken des menschlichen Geistes vollkommen deckt, ist, welche er hierbei vor Augen hat; durch die kunstmäßige Erlernung der Schriftsprache soll nach ihm der Schüler zugleich zum richtigen Denken und zum Bewußtsein über die logisch-grammatischen Formen hingeführt werden; dieser ganze Unterschied zwischen einer höheren, gebildeten oder Schriftsprache und der niederen ungebildeten Rede des Volkes

aber ist in der Wirklichkeit nie mit vollkommener Schärfe durchzuführen und es ist auch überhaupt keineswegs blos der Gedanke, sondern zugleich auch die Lebendigkeit des Sprachgefühles, von welcher die Richtigkeit der Handhabung einer jeden Rede abhängig ist. Die Aufstellung einer praktischen Grammatik für eine jede lebende und gebildete Sprache leidet an gewissen nothwendigen Inconvenienzen, weil eben diese nicht etwas an sich Feststehendes, sondern vielmehr ein in fortwährendem fließenden Werden Begriffenes ist. S. das Nähere über Becker und die früheren teutschen Grammatiker bei Raumer, Geschichte der Pädagogik. III. Theil.

Zwischen der reinen oder abstracten Sprachphilosophie und der empirischen Grammatik der einzelnen Sprachen steht in der Mitte das Gebiet der allgemeinen oder philosophischen Grammatik, obgleich sich dasselbe mit der einen wie mit der anderen dieser beiden Regionen immer auf das Genaueste berührt. Eine wirklich allgemeine Grammatik der Sprache aber ist eben nur möglich auf Grund eines genauen Anschlusses der Bearbeitung der Sprache an das Princip der Logik oder an die nothwendige Gesetzmäßigkeit alles menschlichen Denkens. Jede einzelne Sprache aber ist an sich in der Gesammtheit ihres Organismus eine bestimmte Modification dieses Gesetzes und es ist deswegen auch vom Standpunkte und der Aufgabe der allgemeinen Grammatik die Verfolgung des Baues der einzelnen Sprachgestalten nach ihren wichtigsten generellen und aus dem Begriffe der Sprache selbst hervorgehenden Modificationen in keiner Weise zu trennen. Obgleich es aber an und für sich nicht eine bestimmte reine oder absolute Idealsprache gibt, welche das Princip des logischen Denkgesetzes in der vollkommensten, schlechthin durchsichtigen und gleichsam farblosesten Weise in sich realisirte, — eine solche Sprache würde, wenn sie möglich wäre, ebenfalls auch unvollkommener weil lebloser sein als irgend eine andere — so findet doch offenbar auch zwischen den gegebenen allgemeinen Sprachgestalten der Erde oder zwischen den überhaupt möglichen Typen des Baues der Sprachen ein gewisser Unterschied des Grades statt, insofern in der einen von ihnen die allgemeinen Zwecke des logischen Denkens durchschnittlich nicht blos in einer anderen, sondern auch in einer an sich besseren, edleren, lebendigeren, durchsichtigeren und vollständigeren Weise realisirt werden als in der anderen. Alle diese allgemeinen charakteristischen geistigen Differenzen des Baues der Sprachen hat die allgemeine oder philosophische Grammatik zu ermitteln; das ganze Gebiet dieser Art und Weise der Betrachtung der Sprachen aber wird jetzt insbesondere vertreten durch die Thätigkeit von Hermann Steinthal — bekannt durch die Herausgabe des vorzüglichen sprachphilosophischen Werkes von K. W. L. Heyse, System der Sprachwissenschaft. Berlin 1856, sowie durch eine Reihe eigener Schriften, deren jüngste die Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, Berlin 1860, und die Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Berlin 1862, sind. Hieran schließt sich die von Steinthal und Lazarus herausgegebene Zeitschrift für Völkerpsychologie und vergleichende Sprachwissenschaft an. Beide Herausgeber stehen rücksichtlich ihrer philosophischen Auffassung wesentlich auf dem Standpunkte der Lehre Herbart's, indem sich ihr Bestreben namentlich auf die Ergründung des tieferen Zusammenhanges der Sprache mit dem Leben der Seele des Einzelnen, so wie der Völker richtet und es findet demnach auch der Standpunkt dieses philosophischen Systems in der neueren Sprachphilosophie seine Vertretung. Auch ich selbst aber habe in meiner 1858 erschienenen philosophischen Grammatik die ganzen Verhältnisse und Einrichtungen der Sprache unabhängig von jedem bestimmten System nach ihrer inneren Regel zu überblicken und wissenschaftlich anzuordnen versucht.

Unsere eigene Gegenwart ist reich an den mannichfachsten Richtungen und Bewegungen auf dem Gebiete der Sprache. Das wissenschaftliche Leben dieses ganzen Gebietes wird insbesondere vertreten durch eine Reihe von Zeitschriften, welche theils mehr philologischen, theils mehr linguistischen Inhaltes sind. Ein bestimmtes Streben gibt sich auch jetzt zu erkennen nach einer Popularisirung der Resultate der neueren Sprachwissenschaft; hierhin gehören insbesondere das Buch von Schleicher: Die deutsche Sprache. Stuttgart 1860, und das von dem Teutschen Max Müller in England erschienene Buch: Lectures on the science of language. London 1862. Auf dem Gebiete der classischen Philologie aber ist insbesondere noch anerkennend zu gedenken der Thätigkeit Lobeck's und seiner Schule, deren besondere Eigenthümlichkeit in der genauen und mühsamen Durchforschung des Gebrauches der einzelnen Worte und Formen bei jedem einzelnen Schriftsteller des Alterthumes besteht und die insofern eine unschätzbare Vorbereitung für eine umfassende Lexikographie des Griechischen bildet. Auf dem Gebiete der vergleichenden Etymologie aber wird durch Pott in seinen etymologischen Forschungen und sonstigen Schriften insbesondere eine kühnere und genialere Weise der Combination vertreten; auf dem Gebiete der griechischen Grammatik wird durch G. Curtius eine Vereinigung des philologischen und des linguistischen Elementes angebahnt; auch in die gewöhnliche Schulgrammatik aber haben zum Theil schon die Resultate der neueren Sprachvergleichung Eingang gefunden, obgleich hier wol die unbedingte Aufnahme derselben oder die vollständige Umgestaltung der gewöhnlichen Etymologie nach den reinen Grundsätzen der Wissenschaft gewissen natürlichen praktischen Bedenken unterliegt. Denn überhaupt ist die wissenschaftliche Art oder Gestalt der Grammatik immer sehr bestimmt zu unterscheiden von der für den praktischen Gebrauch des Lebens und der Schule bestimmten; denn eine selbstverständliche Consequenz der ganzen neueren wissenschaftlichen Anschauung von der Sprache ist eigentlich diese, daß es etwas schlechthin Incorrectes in dem allgemeinen oder volksthümlichen Gebrauche der Rede überall nicht geben könne, da jene ganze Anschauung eben darauf beruht, daß die Sprache ein sich im Leben des Volkes in einer rein naturgesetzlichen Weise weiter entwickelnder Organismus

aller ihrer Erscheinungen sei; — eine Consequenz, die nicht einmal von der Grimm'schen Schule immer mit vollkommener Consequenz eingehalten worden ist, da auch diese auf Grund früherer Sprachgesetze manche gebräuchlich gewordene Formen, insbesondere in der Orthographie, verwirft und überhaupt eine gewisse Vorliebe für einen bestimmten archaistischen Charakter der neuhochteutschen Sprache zu erkennen gibt; das Wesen der Sprache ist eben Nichts als ein unausgesetztes Werden, welches in einer fortwährenden Decomposition, Erweiterung und Beschränkung einzelner älterer Gesetze durch neu sich eindrängende Ausnahmen, falsche Analogien u. s. w. besteht, die dann aber selbst immer auf anderen tieferen und erst noch in der Ausbildung begriffenen Gesetzen der Sprache beruhen. Von einer vollkommenen Regelmäßigkeit in einer lebenden und wie die teutsche sich noch in fortwährender innerer und äußerer Weiterentwickelung befindenden Sprache kann ohnedies nie die Rede sein; hier ist es wesentlich nur der Gebrauch, welcher das Gesetz über die Sprache feststellt und nächst welchem der Einzelne blos an seinem unmittelbaren Sprachgefühle den Führer für die Auffindung des Richtigen, sachgemäß Passenden und künstlerisch Schönen in der Sprache besitzt. Die Aufgabe des Sprachforschers aber ist überall nicht diese, Gesetze zu geben, sondern nur solche zu erkennen; alles, was in der Sprache als etwas Gegebenes oder allgemein Angenommenes und von dem lebendigen Genius derselben als richtig Anerkanntes vorliegt, hat daher für ihn zunächst die Präsumtion, ein Gesetzmäßiges zu sein, wenn es auch vielleicht zunächst einem bis jetzt geltenden Gesetze widersprechen mag. Wie die Gesetze der Staaten aber, so sind auch diejenigen der Sprachen in einer nie vollkommen ruhenden Umbildung begriffen. Jene alte Streitfrage aber, ob in der Sprache die Analogie oder die Anomalie, die Gesetzmäßigkeit oder die Ungesetzmäßigkeit walte, ist doch auch in der Gegenwart noch nicht mit voller Bestimmtheit entschieden; Vieles tritt in der Sprache allerdings nur wie in einer rein unorganischen oder mechanischen Weise hervor, oder es setzt sich doch an den eigentlich organischen Bau derselben mancherlei Staub und sonstiges parasitisches Gewächs an und es zerstört wol auch oft der Zufall Manches, was eigentlich organisch und regelmäßig an ihr war; die ganze Aehnlichkeit der historischen Sprachwissenschaft mit der eracten Naturwissenschaft hat immer eine bestimmte Grenze; denn die Sprache ist eben nicht etwas durchaus und vollkommen Natürliches, sondern sie geht immer durch die Hände des menschlichen Bewußtseins und seiner Geschichte hindurch und sie trägt insofern noch oft die Spuren der Rohheit und der Unarten des Menschen an sich; — wenn irgend etwas, so will die Sprache frei und allseitig oder unabhängig von jeder bestimmten Schablone und Kategorie aufgefaßt und verfolgt sein; ihre Natürlichkeit ist eben diese, daß es nichts Einzelnes gibt, mit dem sie allein und in vollkommener Wahrheit verglichen werden könnte; nur der Mensch selbst als ein theils natürliches, theils seiner selbst bewußtes Wesen ist es, dem sie mit Recht an die Seite gestellt werden kann; in der Sprache aber begreift eben der Mensch mehr als in etwas Anderem sich selbst und seine volle geistige Natur; das allgemeine Resultat aller Geschichte des Wissens von der Sprache ist dieses, daß sie der menschliche Geist als die eigene natürliche Offenbarung seiner selbst erfaßt und sie auf Grund hiervon nach allen ihren einzelnen Seiten und Erscheinungen in ihrem innigen Zusammenhange mit ihm selbst weiter zu verfolgen versucht. (*Conrad. Hermann.*)

GRAMMATIT. Ein zum Geschlecht der Hornblende gehöriges Mineral, welches seinen Namen von γράμμα, Buchstabe (in Bezug auf die mitunter an Schriftzüge erinnernde Zusammenstellung seiner nadelförmigen Krystalle), erhalten hat. Es findet sich meistens eingewachsen in körnigem Kalk und Dolomit. Die Krystalle sind selten ausgebildet, blaßvioletblau.

(*C. Reinwarth.*)

GRAMMATIUS, Bischof von Metz im 6. Jahrh., welcher den Heiligen beigezählt wird, ohne daß uns die Ursache dieses Vorzuges bekannt ist. Nach dem von André du Saussay, Bischof von Toul, herausgegebenen gallischen Märtyrerbuche (Martyrologium Gallicanum. Parisiis 1638. fol. 2 Voll.), einem freilich sehr geschmacklosen und fast ebenso viele Fabeln als Erzählungen enthaltenden Auszuge aus alten Legenden, soll er diese Ehre durch eine 23jährige musterhafte Verwaltung seiner Diöcese und durch ein tugendhaftes Leben genugsam verdient haben. Nach Martin Maurisse, einem gelehrten Franziskanermönche, welcher eine gute Kirchengeschichte von Metz (Histoire des Evêques de l'église de Metz. Metz 1634. fol.) schrieb, soll Grammatius der Nachfolger des heil. Firminus und der Vorgänger des heil. Agatimbrus gewesen sein und vom 18. Aug. 496 bis zum 11. Mai 520 auf dem bischöflichen Stuhle von Metz gesessen haben. Manche halten ihn nach dem Klange des Namens für einen Griechen; die Bollandisten betrachten jedoch diese Ansicht für eine sehr müßige Vermuthung und wollen in dem Namen Grammatius lieber einen Taufnamen sehen. Der Bischof Grammatius wird übrigens von der Diöcese von Metz am 25. April verehrt[1]). — Einen andern heiligen Bischof, welcher ebenfalls den Namen Grammatius führt, finden wir zu Salerno im Königreiche Neapel. Von ihm erzählt die Legende, daß er aus einem angesehenen vornehmen Geschlechte stammt, daß er aber sich schon in früher Jugend einem frommen beschaulichen Leben gewidmet und sein ganzes Besitzthum den Armen geschenkt habe. Nach dem Tode des Bonosius, des ersten Bischofs von Salerno, wurde er zu dessen Nachfolger gewählt, nahm aber nur gezwungen (wie dies fast immer bei den älteren heiligen Bischöfen der Fall ist) diese Würde an. Er versah sein Amt mit großer Gewissenhaftigkeit und suchte besonders durch seine eindringlichen Predigten auf die Bewohner seines Sprengels zu wirken, gab aber seinen Reden auch durch sein Beispiel den nöthigen Nachdruck. Nach seinem Tode sollen nach der Sage an seinem

1) Act. SS. Antverp. Aprilis. Tom. III. p. 369.

Grabe viele Wunder geschehen sein. Er starb am 11. Oct., wie die Legende sagt, und wurde in der Kathedrale begraben. Er soll dort noch am Ende des 16. Jahrh. gelegen haben und liegt vielleicht noch dort. Sein Andenken wird von der Kirche von Salerno am 11. Oct. gefeiert; die Hauptfrage, zu welcher Zeit Grammatius gelebt habe, ist noch immer unentschieden und die gelehrtesten Untersuchungen haben nicht zum Ziele geführt. Die früheren Hagiographen nehmen an, daß er um das Jahr 400 den Bischofsstab führte; die Bollandisten, welche eine scharfe Kritik üben und gewöhnlich wenigstens einige sichere Anhaltspunkte zu gewinnen wissen, wagen ihn nicht über das 8. Jahrh. hinaufzuschieben [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAMMATOCARPUS, eine von Presl aufgestellte, zu den Loaseen gehörige Pflanzengattung mit folgenden Merkmalen: Der Kelch hat eine linealische, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und gleiche Saumzipfel. Von den zehn, dem obern Ende der Kelchröhre eingefügten Kronblättern wechseln die fünf größeren, kapuzenförmigen, am Grunde sackartigen mit den Kelchzipfeln ab, während die fünf weit kleineren, an der Spitze mit zwei Schwielen und drei Grannen versehenen ihnen gegenüberstehen. Von den zahlreichen, gleich den Kronblättern der Spitze der Kelchröhre eingefügten Staubgefäßen haben die äußeren zugespitzt-kegelförmigen gekörnelten keine Staubbeutel und stehen den kleinern Kronblättern paarweise gegenüber, die innern stehen in fünf Bündeln den größeren Kronblättern gegenüber; die Staubfäden sind fadenförmig; die zweifächerigen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der Fruchtknoten ist unterständig, einfächerig; die drei Wandplacenten gleichen Nerven. Die zahlreichen hängenden Eichen sind gegenläufig. Der Griffel ist einfach, die Narbe spitz. Die Kapsel ist linealisch, gedreht, von den Ueberbleibseln des Kelchsaumes gekrönt, einfächerig und ihrer ganzen Länge nach dreiklappig; die Klappen tragen am Rande die Samen. Die zahlreichen, kugeligen Samen sind von einer faserigen, netzaderigen Schale umgeben. Der Samenkeim ist in der Axe des fleischigen Eiweißes geradläufig, das Würzelchen dem Nabel zugekehrt.

Aus dieser Gattung sind nur zwei in Chili einheimische Arten bekannt.

1) G. volubilis *Presl.* Der Stengel ist 2 Fuß hoch, stielrund, gewunden, beblättert und hat gegenüberstehende oder durch Fehlschlagen zerstreute, mit abstehenden, einfachen, weichen Haaren bekleidete Aeste. Die Blätter sind zolllang, gegenüberstehend, kurz gestielt, fast bis zur Mitte fiederschnittig, ihre Zipfel sind gegenüberstehend, lanzettlich, stumpf, sehr häufig dreilappig, die Lappen sind lanzettlich, ganzrandig, stumpf, die Blattstiele 1—2 Linien lang, ziemlich flach; die ungestielten, aufrechten, mäßig großen Blüthen stehen einzeln in den Achseln oder an der Spitze der Aeste; die linealisch-länglichen, stumpfen, flachen, weichhaarigen Kelchzipfel sind 4 Linien lang und stehen während der Blüthezeit wagrecht ab; die Kronblätter sind gelb, doppelt länger als der Kelch, außen rauhhaarig; die gelben Schuppen sind dreimal kürzer als die Kronblätter, die sterilen Staubfäden sind orangefarbig; der Fruchtknoten ist 7 Linien lang, eine halbe Linie breit, ungestielt, stielrund, weichhaarig; der kahle Griffel ist um das Doppelte kürzer als die Kelchzipfel und fällt vor der Reife der Frucht ab; die Kapsel ist 1½ Linie lang, eine Linie dick, von erhabenen Längslinien durchzogen, am Grunde spiralig gewunden; die Kapselklappen sind lederartig, flach, innen glänzend gelb, außen behaart, zuletzt verschieden gewunden, an der Spitze spatelförmig, spitz und etwas dicker. Hierher gehören als Synonyme Scyphanthus elegans *D. Don* und Loasa striata *Meyen.*

2) G. Cumingii *Presl.* Die Art unterscheidet sich von der vorhergehenden durch verkehrt-eiförmig-längliche stumpfe Blattlappen, gestielte Blüthen und durch einen Kelch, welcher dreimal kürzer als die Kronblätter ist.

(*Garcke.*)

GRAMMATONEMA, eine von Agardh aufgestellte Diatomaceengattung mit folgenden Merkmalen: Körperchen bandförmig, vielgliederig, auf beiden Seiten flach und eben, die Glieder sehr schmal und vierseitig, alle gleich und dicht verbunden.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, nämlich

Gr. striatulum *Agardh.* Breite der Bänder 1/90—1/60 Linie. Hierher gehören als Synonyme Conferva striatula *Jürgens*, Grammonema Jürgensii *Agardh* und Fragilaria Jürgensii *Kützing.*

Sie ändert ab:

β. diatomoides *Kützing* mit grünem oder olivenfarbigem Rasen und etwas breiteren Bändern. Zu dieser Varietät gehören Fragilaria diatomoides *Greville*, Fr. striatula *Lyngbye*, Grammonema striatula *Agardh*, Arthrodesmus striatulus *Ehrenberg* und Nematoplata caudata *Bory.*

Sie findet sich in der Nordsee und im atlantischen Ocean.

(*Garcke.*)

GRAMMATOPHORA, eine von Ehrenberg aufgestellte Diatomaceengattung mit folgenden Merkmalen: Frusteln gerade, in Zickzackketten, mit nur zwei Scheidewänden in einer Frustel, Scheidewände mit einer centralen Oeffnung, meist wellenförmig gebogen, Klappen streifig-punktirt, die Rippen fehlen. — Alle Arten kommen im Meere vor. Die stärkere oder schwächere Streifung, welche von den früheren botanischen Schriftstellern als ein Hauptunterscheidungsmerkmal der Arten angesehen wurde, ist nach Grunow, dessen Arbeit wir hier zu Grunde legen, zur Eintheilung mit großer Vorsicht zu benutzen.

Uebersicht der Arten.

A. Scheidewände in der Hauptansicht gerade oder seltener leicht gewunden, nur an den Enden mit einer stärkeren oder schwächeren Ausbiegung.

2) Vergl. *Ferd. Ughelli*, Italia sacra. Tom. VII. p. 345. Act. SS. Antverp. Octobris Tom. V. p. 671 seq.

a) Schalen stark gestreift (30—36 Streifen in 0,001″).

1) Gr. gibberula *Kützing*. Schalen stumpf lanzettlich, mäßig stark gewölbt, sodaß die Streifung in der Hauptansicht ziemlich kurz erscheint.

Diese Art kommt an Polysiphonien von der Küste Dalmatiens und im Golf von Neapel vor.

2) Gr. tropica *Kützing*. Schalen breit linealisch-länglich; Frusteln groß.

Eine zweifelhafte, am Cap der guten Hoffnung vorkommende Art, welche nach Grunow wahrscheinlich nur eine stark gestreifte Varietät von Gr. marina ist.

3) Gr. gibba *Ehrenberg*. Groß, Schalen breit linealisch, in der Mitte und an den Enden schwach verdickt.

b) Schalen mittelstark gestreift (42—48 Streifen in 0,001″).

4) Gr. marina *Kützing*. Mittelgroß, Schalen stumpf lanzettlich oder breit linealisch-länglich. Hierher gehören Gr. mexicana *Ehrenberg* und wahrscheinlich Conferva teniaeformis Engl. bot. tab. 1833 und Diatoma marinum *Lyngbye*.

Diese Art findet sich zwischen Algen im adriatischen Meere, an den Küsten Corsica's, am Cap der guten Hoffnung und im rothen Meere.

5) Gr. undulata *Ehrenberg*. Schalen linealisch-länglich mit 3—7 Anschwellungen.

Im adriatischen und mittelländischen Meere, häufiger im rothen Meere und auf verschiedenen Algen von der Küste Brasiliens.

In der Hauptansicht gleicht diese Art vollkommen der vorigen, auch die Punktreihen stimmen mit jener überein und sind nur etwas überwiegender in Streifen unter 60° geordnet. Den einzigen Unterschied bilden die übrigens nicht gleich stark entwickelten Anschwellungen der Schale.

c) Schalen sehr fein gestreift (über 60 Streifen in 0,001″).

6) Gr. maxima *Grunow*. Sehr groß, mit sehr dicken Schalenwandungen. Hauptansicht ähnlich der von Gr. marina, nur viel größer und viel zarter gestreift.

Im Meere bei Kamtschatka.

7) Gr. parallela *Ehrenberg*. Groß, Schalen breit, linealisch-länglich mit abgerundeten Enden oder stumpf-lanzettlich; die Enden der Scheidewände in der Hauptansicht wenig ausgebogen.

Im adriatischen Meere.

8) Gr. stricta *Ehrenberg*. Diese Art ist von der vorigen nur durch die spitz-lanzettlichen Schalen verschieden und daher wol nur als Varietät derselben zu betrachten.

An den Küsten von Nord- und Central-Amerika.

9) Gr. oceanica *Ehrenberg*. Aehnlich der Gr. marina, aber schmäler und zarter, mit schmal-linealisch-länglichen oder lanzettlichen, meist an den Enden und in der Mitte schwach verdickten Schalen.

Diese in verschiedenen Varietäten vorkommende Art findet sich im mittelländischen Meere, sowie im atlantischen und stillen Ocean.

10) Gr. minima *Grunow*. Sehr klein und mit ganz geraden Scheidewänden.

Diese nur ungenügend bekannte und vielleicht einer andern Gattung angehörige Art findet sich im Grunde des adriatischen Meeres.

B. Scheidewände in der Hauptansicht stark zwei- bis vielwellig.

a) Schalen stark gestreift (27—30 Streifen in 0,001″).

11) Gr. islandica *Ehrenberg*. Schalen linealisch-länglich mit abgerundeten Enden; Scheidewände in der Hauptansicht zwei- bis vielwellig.

Diese von allen Grammatophora-Arten am stärksten gestreifte Species variirt vielfach:

- *α*) hamulifera. Scheidewandhälften nur mit einer hakenförmigen Biegung; Hauptansicht fast doppelt so breit als lang bis wenig länger als breit.
- *β*) biundulata. Scheidewandhälften mit zweiwelligen Biegungen; Hauptansicht doppelt bis dreimal so lang als breit.
- *γ*) genuina. Scheidewandhälften dreiwellig.
- *δ*) major. Scheidewandhälften vierwellig. Hierher gehört Gr. serpentina *Kützing* (nicht *Ehrenberg*).

Diese Art scheint nur in den nordischen Meeren vorzukommen.

b) Schalen mittelfein gestreift (36—48, selten bis 60 Streifen in 0,001″).

12) Gr. angulosa *Ehrenberg*. Scheidewände zweiwellig, jede Hälfte derselben bildet in der Hauptansicht einen Haken; Schalen länglich.

Aendert ab:

- *α*) major. Frusteln länglich.
- *β*) hamulifera *Kützing* (als Art). Frusteln fast quadratisch oder viel kürzer als breit. Beide Varietäten kommen fast immer gemengt vor; die kleinsten Exemplare sind etwa doppelt so breit als lang und die größten ungefähr dreimal so lang als breit.

Selten im adriatischen Meere, häufiger an Algen der corsicanischen Küste und an Algen der Nordsee, sehr häufig im stillen Ocean, sowie an Algen vom Cap der guten Hoffnung und von den Antillen.

13) Gr. serpentina *Ehrenberg*. Scheidewände mehrwellig; Schalen breit linealisch oder stumpf lanzettlich; Streifen 44 bis gegen 60 in 0,001″.

Der Gr. islandica ähnlich, ist sie immer viel zarter gestreift und hat drei deutliche Streifungsrichtungen; kurze Formen nähern sich sehr der Gr. angulosa.

Sie ändert ab:

- *α*) hamulifera. Kurz und mit nur einer hakenförmigen Biegung der Scheidewandhälften, die aber meistens einen schwach zweibuckligen Rücken hat.
- *β*) biundulata. Länger mit zweiwelligen Scheidewandhälften. Hierher gehört Grammatophora africana *Ehrenberg*.

γ) **genuina.** Meist sehr robust, mit 3—5welligen Scheidewandhälften. Hierher gehört auch Grammatophora anguina *Kützing*.

δ) **macilenta.** Schmal und zart, mit bis 10welligen Scheidewandhälften und viel zarterer Streifung als die ersten Varietäten.

Im adriatischen Meere und häufiger an der europäischen Küste des atlantischen Oceans und der Nordsee, selten in der Südsee und dem südlichen atlantischen Ocean.

14) **Gr. arcuata** *Ehrenberg*. Scheidewände mehrwellig; Schalen schwach sichelförmig gebogen; Streifen ziemlich stark 36—42 in 0,001″. Hierzu gehört auch **Gr. curvata** *Ehrenberg*.

An Stypolaucon hordeaceum von Neuseeland. (*Garcke.*)

GRAMMATOPHYLLUM, eine zu den Orchideen gehörige Pflanzengattung, welche Blume aufgestellt und durch nachfolgende Merkmale von den verwandten Gattungen unterschieden hat. Die äußeren und inneren Blättchen der ausgebreiteten, abstehenden Blüthenhülle sind einander ziemlich gleich. Die kleine, dreilappige, mützenförmige Lippe ist mit der bogenförmig-aufrechten, halbstielrunden, am Grunde schwieligen Säule gegliedert. Der Staubbeutel ist undeutlich-zweifächerig. Die beiden kugeligen, am Grunde gefurchten Staubmassen sitzen an den Spitzen der mondförmigen Drüse.

Zu dieser Gattung gehören krautartige, auf verschiedenen Gewächsen vorkommende, in Ostindien und auf den Inseln des indischen Archipels einheimische Pflanzen mit verdickten, einfachen Stengeln, linealischen, zweizeiligen, gestreiften Blättern, langen, vielblüthigen, grundständigen Blüthenstielen und großen Blüthen.

Zwei Arten gehören zu dieser von Cymbidium durch Pollen und Drüse verschiedenen Gattung, nämlich

1) **G. speciosum** *Blume*. Der Stengel ist aufrecht, einfach, fleischig, beblättert; die Blätter sind schwertförmig, spitz, gefaltet, zweizeilig, abstehend, 9—15streifig, flach, häutig, die Schäfte grundständig, aufrecht, sehr lang, vielblüthig, die Blüthen gelb-grünlich, braun gefleckt, ihre Zipfel verkehrt-eiförmig; die Frucht ist fleischig.

Diese Art wächst in Java, Amboina und auf den Molukken.

2) **G. Finlaysonianum** *Lindley*. Der Stengel ist cylindrisch, gestreift; die Blätter sind zweizeilig, ausgerandet, am Grunde breiter, 4 Zoll lang; die Blüthentrauben sind endständig, lang gestielt, 2½ Zoll lang; die Deckblätter sind zweizeilig, gehäuft, eiförmig, concav, spitz und starr.

Diese nur unvollständig bekannte, in Singapore einheimische Pflanze gleicht in der Tracht dem Epidendron elongatum. (*Garcke.*)

GRAMMATOTHECA, der Name einer von Presl aufgestellten Gattung der Lobeliaceen mit langer, linealischer, dreiseitiger Kelchröhre und ungleichen, abstehenden Saumzipfeln. Die Blumenkrone hat eine der Länge nach getheilte Röhre und einen zweilippigen Saum, dessen zwei obere Lappen linealisch und aufrecht sind, während die größere Unterlippe dreilappig ist und niederhängt. Die Staubbeutel sind sämmtlich an der Spitze bärtig. Die Narbe ist zweilappig. Die Kapsel ist linealisch, dreiseitig, einfächerig und springt seitlich auf; die drei Klappen hängen am Grunde und an der Spitze zusammen. Die Samen sind eiförmig, die beiden Placenten linealisch und beiderseits der Kapsel angeheftet; die beiden Klappen tragen in der Mitte die Placenten.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten wachsen am Cap der guten Hoffnung und in Neu-Holland im Wasser oder im feuchten Sande und haben schmale, sitzende Blätter und achselständige, meist himmelblaue Blüthen.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) **G. Eckloniana** *Presl*. Die Stengel sind ästig, ausgebreitet, die Blätter linealisch, ziemlich spitz, entfernt- und stumpf-gesägt, an der Spitze schwielig, die sitzenden Blüthen dreimal länger als das Blatt, die Kelchzipfel dreieckig, zugespitzt, zurückgeschlagen und weit kürzer als die Blumenkrone, die Kapsel ist gerade.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

2) **G. Dregeana** *Presl*. Die ganze Pflanze ist kahl; die Stengel sind ästig, aufrecht, kantig, die Blätter linealisch, spitz, entfernt- und klein-gezähnelt, an der Spitze schwielig; die ungestielten, am Grunde von Deckblättchen begleiteten Blüthen haben mit dem Blatte fast gleiche Länge, die dreieckigen, spitzen Kelchzipfel stehen wagrecht ab; die Blumenkrone ist viermal länger als die Kelchzipfel; der Mittellappen der Unterlippe ist am Grunde sammetartig. — Der Stengel ist fußhoch. Die Blätter sind 1—2 Zoll lang und kaum eine Linie breit. Die Kelchröhre ist beim Beginn der Blüthezeit kürzer als das Deckblatt, später ebenso lang. Die Kronröhre ist cylindrisch, auf dem Rücken bis zum Grunde geschlitzt, ihre oberen Zipfel sind linealisch.

Dies ist die einzige Art dieser Gattung, welche sowol am Cap der guten Hoffnung als auch in Neu-Holland vorkommt.

3) **G. Meyerana** *Presl*. Die Stengel sind ästig, ausgebreitet, fadenförmig, kahl, die Blätter linealisch, spitz, kahl, sehr klein und entfernt gesägt, an der Spitze schwielig, die sehr kurz gestielten, am Grunde von Deckblättern begleiteten Blüthen sind um die Hälfte länger als das Blatt, die Kelchröhre ist linealisch, kahl, die Kelchzipfel sind lanzettlich, zugespitzt, abstehend, weichhaarig, die Blumenkrone ist viermal länger als die Kelchzipfel, ihre Unterlippe ist oberseits sammetartig. Zur Blüthezeit ist der Blüthenstiel von der Kelchröhre kaum unterschieden.

Diese Art wächst wie die beiden folgenden am Cap der guten Hoffnung.

4) **G. Bergiana** *Presl*. Die ganze Pflanze ist kahl, die Stengel sind aufrecht und niederliegend, ästig, an der Spitze dreikantig, die Blätter linealisch-lanzettlich, spitz, fein- und entfernt-gezähnelt, die untersten eiförmig, die ungestielten Blüthen kürzer als das Blatt, die Kelchröhre ist linealisch, zusammengedrückt, gerade, die abstehenden, spitzen, fleischigen, gezähnelten Kelchzipfel sind

um die Hälfte kürzer als die Kronröhre, die Staubbeutel sind auf dem Rücken nach der Spitze zu behaart, an der Spitze selbst bärtig. Hierher gehören als Synonyme Lobelia Bergiana *Chamisso* und Clintonia Bergiana *G. Don.*

5) G. Mundtiana *Presl.* Die niederliegenden, schlaffen Stengel sind kantig, die Blätter linealisch, undeutlich gezähnelt, spitz und an der Spitze schwielig, die der blüthenlosen Zweige linealisch-länglich, die sitzenden Blüthen sind kürzer als das Blatt, die Kelchröhre ist von zwei Deckblättchen begleitet, die linealischen, spitzen, am Grunde gewimperten Kelchzipfel stehen gerade ab, die Blumenkrone ist am Schlunde sammetartig, die Kapsel aufrecht. (*Garcke.*)

GRAMMATUS (Vincentius Antonius), italienischer Grammatiker, von dessen Lebensverhältnissen uns aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. zu Neapel, wo er auch geboren war, die lateinische Sprache lehrte. Sein Lehrbuch der lateinischen Grammatik (De Grammatica libri II. Neapoli 1646. 8.) wurde von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMENDORF (Lorenz), religiöser Schwärmer aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., über dessen Lebensverhältnisse aber Nichts weiter mitgetheilt wird, als daß er sich der Rechtswissenschaft gewidmet hatte und Kammergerichtsadvocat zu Berlin war. Er setzte sich in Opposition mit der Lutherischen Geistlichkeit und schloß sich an den Fanatiker Ludwig Friedrich Giftheil an, welcher sich König David II. nannte und das Reich Christi aufrichten wollte; auch unterstützte er denselben nicht nur in manchen Verfolgungen und Widerwärtigkeiten, sondern ergriff auch die Feder zu dessen Vertheidigung, denn Giftheil, welcher aus Würtemberg stammte, war nach seiner und anderer Anhänger Ansicht „von Gott mit dem Cometen anno 1618 aufgewecket, um in ganz Europa die Zeit und Ankunft der Gerichte Gottes sammt dem einigen Evangelio zur Erlösung Zions und aller rechtgläubigen Kämpfer Erhöhung mit Christo in seiner Ruhe und triumpfreich aller Welt anzukündigen." Giftheil starb im J. 1661 zu Amsterdam; die von ihm angekündigten Gerichte sollten jedoch erst vom Jahre 1700 an eintreffen und Grammendorf erwartete dieselben mit fester Zuversicht, die Lehren der protestantischen Prediger aber bezeichnete er als „abgöttisches Heuchel- und Lügenwerk der falschen Propheten, Miethlinge und Bauchdiener, so dem Zeugniß Gottes nach der Kraft und Wahrheit seines lebendigen Worts widerstehen und ihren Baal oder zauberisch Babelwesen vertheidigt haben wollen, davon anfänglich alles auswendig Unwesen und Verderben in der Welt nach der lügenhaften Kraft und Wirkung des Satans in ihm entsprungen, auswendig aber seinen Fortgang haben und behalten muß." Durch diese Angriffe, welche er in mehren jetzt selten gewordenen Schriften („Daß die Prediger mit ihren Predigen und Bücherschreiben so wenig Frucht schaffen." o. O. 1649. 12. „Ernstliche Wehklage über die Hirten der Heerde Gottes, mit seiner Apologie." Amsterdam 1690. 4. Ebend. 1693. 8. „Hellpolierter Sachspiegel mit Democriti [Joh. Conr. Dippel's] Vorrede." Amsterdam 1719. 4. Ebend. 1735. 4.) niederlegte, brachte er die Lutherische Geistlichkeit immer mehr und so arg gegen sich auf, daß sie Klage über sein Benehmen erhob und ihn mancher Ungebührlichkeiten und Verstöße gegen die Religion beschuldigte. „Die Ankläger," meinte er aber, „möchten immer zu Hause bleiben und Niemand mit ihrer vermeinten Gewalt an sich zwingen; er stehe in seiner geistlichen Freiheit und lasse sich sein Gewissen von Niemand binden." Die Lutheraner verweigerten ihm wegen dieser Widersetzlichkeit nach seinem Tode das Begräbniß auf ihrem Kirchhofe; der Kurfürst von Braudenburg nahm sich aber seiner an und ließ ihn, sowie auch später seine Frau, auf dem Kirchhofe der Reformirten zur Erde bestatten *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMICA, ein Pflanzenname, welcher von Loureiro in seiner Flora von Cochinchina für eine Gattung aufgestellt wurde, welche aber nach dem übereinstimmenden Urtheile späterer Systematiker von Cuscuta nicht generisch getrennt, höchstens als Abtheilungsname derselben beibehalten werden kann. In der neuesten Monographie der Gattung Cuscuta von Engelmann werden die hierher gehörigen Arten in folgende drei Abtheilungen gebracht:

1) Cuscuta (im engeren Sinne) mit zwei gleich langen Griffeln und verlängerten Narben. Die Arten dieser Abtheilung kommen nur in der alten Welt vor und sind nur bisweilen mit fremden Sämereien in Amerika eingeführt, wie Cuscuta Epilinum mit dem Lein. Diese Abtheilung umfaßt die Gattungen Cuscuta und Epilinella von Pfeiffer und Cuscuta, Epilinella und Succuta von Des Moulins.

2) Grammica mit zwei ungleichlangen Griffeln und kurzen, meist kopfförmigen Narben. Die hierher gehörigen Arten kommen in Amerika und auf den Inseln der Südsee, sowie in einigen Ländern Asiens vor und gehen, wiewol in nur wenigen Repräsentanten, bis nach Südeuropa, eine einzige findet sich auch im südlichen Afrika. Wie in der vorigen Abtheilung einzelne Arten angetroffen wurden, welche mit Culturpflanzen aus der alten in die neue Welt hinübergeführt worden sind, so ist hier umgekehrt Cuscuta racemosa, oder wie sie gewöhnlich heißt C. suaveolens aus Chili nach Europa auf diese Weise gekommen. Diese zweite Abtheilung umfaßt die Gattungen Engelmannia von Pfeiffer, Buchingera von F. Schultz, Pfeifferia von Buchinger, Cassutha und Grammica von Des Moulins.

3) Monogyna mit ganz oder doch zum Theil vereinigten Griffeln und kopf-, ei- oder kegelförmigen Nar-

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 539.

*) Gottfr. Arnold, Kirchen- und Ketzer-Historie. Bd. 2. S. 466 u. 899. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1571.

ben. Die hierher gehörigen Arten, die größten der Gattung, wachsen vorzugsweise in Asien, nur zwei sind im südlichen und östlichen Europa verbreitet, eine einzige findet sich in den südlichen Ländern Nordamerika's, sowie eine in Südafrika.

Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder in Unterabtheilungen, und zwar die erste in vier, die zweite in drei, die dritte in zwei.

A. *Cuscuta.*

a) Eucuscuta. Die Griffel haben mit den fadenförmigen Narben ungefähr gleiche Länge oder sind noch länger und ebenso dick oder dicker als diese; die Kapsel springt ringsum regelmäßig auf.

b) Epistigma. Die Narben sind pfriemlich, fast sitzend; die Kapsel reißt unregelmäßig quer auf.

c) Clistococca. Die pfriemlichen Griffel sind länger als die kurz-pfriemlichen Narben; die Frucht ist beerenartig.

d) Pachystigma. Die cylindrischen oder länglichen Narben sind dicker als die fadenförmigen Griffel; die Kapsel reißt in der Quere auf.

B. *Grammica.*

e) Eugrammica. Die Narben sind kopfförmig; die Kapsel springt mehr oder weniger unregelmäßig ringsum ab. Hierher gehören Cuscuta grandiflora *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, C. odorata *Ruiz* und *Pavon*, C. globiflora *Engelmann*, C. jalapensis *Schlechtendal*, C. chilensis *Ker*, C. foetida *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, C. acutiloba *Engelmann*, C. applanata *Engelmann*, C. chinensis *Lamarck*, zu welcher die Art gehört, nach welcher die Gattung von Loureiro zuerst benannt wurde, nämlich Grammica aphylla, C. tinctoria *Martius*, C. floribunda *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, C. americana *Linné*, C. corymbosa *Ruiz* und *Pavon*, C. prismatica *Pavon*, C. odontolepis *Engelmann*, C. xanthochortos *Martius*, C. partita *Choisy*, C. umbellata *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, C. gracillima *Engelmann*, C. leptantha *Engelmann* und C. hyalina *Roth.*

f) Clistogrammica. Die Narben sind kopfförmig; die Frucht ist beerenartig. Hierher gehören Cuscuta obtusiflora *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, C. chlorocarpa *Engelmann*, C. arvensis *Beyrich*, C. trichostyla *Engelmann*, C. gymnocarpa *Engelmann*, C. sandwichiana *Choisy*, C. acuta *Engelmann*, C. tenuiflora *Engelmann*, C. californica *Choisy*, C. subinclusa *Durand* und *Hilgard*, C. micrantha *Choisy*, C. decora *Engelmann*, C. inflexa *Engelmann*, C. appendiculata *Engelmann*, C. stenolepis *Engelmann*, C. corniculata *Engelmann*, C. racemosa *Martius*, C. parviflora *Engelmann*, C. densiflora *Hooker fil.*, C. microstyla *Engelmann*, C. cristata *Engelmann*, C. Gronovii *Willdenow*, C. rostrata *Shuttleworth*, C. cuspidata *Engelmann*, C. bracteata *Engelmann*, C. squamata *Engelmann*, C. glomerata *Choisy* und C. compacta *Jussieu.*

g) Lobostigma. Die Griffel sind fast gleich lang, an der mit der Narbe versehenen flachen, in einige ungleiche, kreisrunde Lappen getheilten, in der Mitte eingedrückten Spitze keulenförmig; die Frucht ist beerenartig. Zu dieser Unterabtheilung gehört nur Cuscuta tasmanica *Engelmann.*

C. *Monogyna.*

h) Monogynella. Die Narben sind kopf- oder eiförmig, verwachsen oder getrennt.

i) Callianche. Die Narben sind kegelförmig oder fast pfriemlich; die große Blumenkrone fällt nach der Blüthezeit ab. (*Garcke.*)

GRAMMICUS nennt Reichenbach eine Gattung Hornvögel, Bucerotidae, welche schon viel früher Hemprich und Ehrenberg als Lophoceros aufgestellt und später noch Bonaparte als Rhynchoceros aufführt. Es sind einige Arten der ältern Gattung Buceros, über welche Vieillot, Rüppell, Gray besondere Auskunft gegeben haben, ohne jedoch die innere Organisation dabei zu berücksichtigen. (*Giebel.*)

GRAMMISTES, von Cuvier aufgestellte Gattung der Barsche, charakterisirt durch Stacheln am Deckel und Vorderdeckel des Kiemenapparates, durch zwei einander genäherte Rückenflossen, kleine Schuppen und ohne merkbaren Stachel in der Afterflosse. Die kleinen, meist auf schwärzlichem Grunde weiß längsstreifigen Arten leben im indischen Ocean und waren zum Theil schon den frühern Ichthyologen bekannt. Sie sind sämmtlich beschrieben im 2. Bande der Histoire naturelle des poissons von Cuvier und Valenciennes. (*Giebel.*)

GRAMMITA, eine von Bonnemaison aufgestellte Algengattung, welche mit Polysiphonia *Greville* identisch ist. (*Garcke.*)

GRAMMITIS, eine von Swartz aufgestellte Farngattung, welche in neuerer Zeit verschieden begrenzt ist. Obwol Swartz den Gattungscharakter in derselben Weise angibt als später Willdenow und Sprengel, so sind doch schon von diesen einige vom Autor zu der Gattung gezogene Arten ausgeschlossen. Swartz stellte nämlich Asplenium angustifolium als Grammitis linensis, Polypodium marginellum als Grammitis marginella, Grammitis lanceolata, Acrostichum serrulatum als Grammitis serrulata, Acrostichum graminoides als Grammitis graminoides und Polypodium myosuroides als Grammitis myosuroides zu dieser Gattung, von denen bei Sprengel nur die drei zuerst genannten beibehalten sind. Als Unterscheidungsmerkmal dieser Gattung hebt Swartz hervor, daß die zerstreuten Fruchthäufchen länglich, fast linealisch, gerade sind und die Schleierchen fehlen, und diese Charaktere sind von Willdenow und Sprengel angenommen. Letzterer führt zehn Arten dieser Gattung an, von denen nur die letzte ungenügend bekannte nicht mit Sicherheit dazu gestellt ist.

A. Der Wedel ist einfach.

1) G. tenella *Kaulfuss.* Der Wedel ist linealisch, stumpf, kahl, geschweift; die Fruchthäufchen sind länglich, sehr zerstreut; der Stamm ist fadenförmig und mit Spreublättchen besetzt.

Diese Art wächst auf den Sandwichsinseln.

2) G. obtusa *Willdenow.* Der Wedel ist linealisch, stumpf und nebst dem Stiele am Rande borstigezähnt; die Fruchthäufchen sind länglich; der Stamm ist fadenförmig.

Diese Art ist auf den Mascarenhas-Inseln einheimisch.

3) G. linearis *Swartz.* Der Wedel ist linealisch, zugespitzt, nicht eingeschnitten; die Fruchthäufchen sind elliptisch, eingedrückt; der Stiel ist am Grunde behaart. Hierher gehört Asplenium angustifolium *Jacquin* und Polypodium gramineum *Swartz.*

Jamaica ist die Heimath dieser Art.

4) G. Billardierii *Willdenow.* Der Wedel ist linealisch, zugespitzt, ganzrandig; die Fruchthäufchen sind flach, linealisch; der Stiel ist behaart. Hierher gehört Grammitis australis *R. Brown.*

Das Vaterland dieser Art ist Neu-Holland.

5) G. magellanica *Desvaux.* Der Wedel ist linealisch-lanzettlich, stumpf, ziemlich dick, fast aderlos, am Grunde herablaufend; die Fruchthäufchen sind verkehrteiförmig, flach; der Stiel ist sehr kurz und kahl. Hierher gehört Polypodium gramineum *Poiret.*

Diese Art wächst an der Magelhaens-Straße.

6) G. Marginella *Swartz.* Der Wedel ist spatelig, stumpf, braun-berandet, gewimpert; die Fruchthäufchen sind elliptisch; der Stiel ist sehr kurz. Swartz nannte diese Art früher Polypodium marginellum.

Das Vaterland derselben ist St. Helena.

7) G. involuta *Don.* Der Wedel ist lanzettlich, zugespitzt, ganzrandig, lederartig, am Rande eingerollt; die Fruchthäufchen sind aufgedunsen.

Die Heimath dieser Art ist Nepal.

8) G. coriacea *Kaulfuss.* Der Wedel ist lanzettlich, zugespitzt, lederartig, aderlos, ganzrandig, am Rande flach; die Fruchthäufchen sind linealisch, lang.

Diese Art ist auf den Mascarenhas-Inseln einheimisch.

9) G. lanceolata *Swartz.* Der Wedel ist lanzettlich, zugespitzt, am Grunde verschmälert, ganzrandig; die Fruchthäufchen sind etwas schief und hängen mit der Rippe zusammen.

Diese Art wächst auch auf den Mascarenhas-Inseln.

10) G. elongata *Swartz.* Der Wedel ist lanzettlich, lang, beiderseits verschmälert, ganzrandig und fast stiellos; die Fruchthäufchen sind linealisch und gehen mit der Rippe parallel.

Diese Art wächst in Jamaica.

B. Der Wedel ist zusammengesetzt.

11) G. rutaefolia *R. Brown.* Der Wedel ist gefiedert, weichhaarig, die Fiederblättchen sind keilförmig, ganzrandig oder eingeschnitten.

Die Heimath dieser Art ist Vandiemens-Land.

(*Garcke.*)

GRAMMLICH (Johann Andreas), teutscher Theolog, am 1. Juli 1689 zu Stuttgart geboren, machte, nachdem er in dem Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, seine Fachstudien in den evangelischen Seminarien zu Blaubeuren und Bebenhausen und dann auf der Universität zu Tübingen, an welchem letzteren Orte er auch (1711) die Magisterwürde erlangte. Er widmete sich der Wissenschaft mit ununterbrochenem Fleiße, obschon er fortwährend mit argen körperlichen Leiden zu kämpfen hatte. Schon beim Beginn seiner theologischen Studien zu Blaubeuren bildete sich in seinem Munde ein Gewächs, welches so schnell zunahm, daß ihm jeden Augenblick der Erstickungstod drohte. Er ließ es sich aber standhaft über ein Vierteljahr jeden Tag zweimal mit einem glühenden Eisen ausbrennen und beseitigte es auf diese Weise zum Erstaunen aller Aerzte glücklich. Während dieser jammervollen Zeit that er das Gelübde, nach der Genesung mit seinem Munde Gott aus allen seinen Kräften zu heiligen und erfüllte es gewissenhaft. Nachdem er bis zum Jahre 1713 das Präceptorat in dem Seminar zu Bebenhausen als Vicar versehen hatte, machte er auf Kosten des Herzogs von Würtemberg eine Reise durch Sachsen und die Niederlande, auf welcher er alle Universitäten besuchte und mit vielen gelehrten Männern Verbindungen anknüpfte, und ging dann im Gefolge des Erbprinzen nach Frankreich. Im J. 1716 kehrte er nach der Heimath zurück, um die ihm übertragene Stelle eines Hofkaplans zu übernehmen; bald darauf wurde er zum Hofprediger ernannt. Seine körperlichen Leiden vergönnten ihm jedoch fast keine angenehme Stunde und er erlag seinen Leiden schon in seinem 37. Jahre am 7. April 1728. Der Fleiß, welchen er in einer so kurzen Lebenszeit und unter so kläglichen Gesundheitsverhältnissen entwickelte, erregt Bewunderung. Obschon äußerst friedfertiger Natur, wurde er doch in seiner durch die unerquicklichste Polemik sich kennzeichnenden Zeit in literarische Fehden mit einigen der angesehensten Theologen (insbesondere mit Thomasius und Buddäus) verwickelt, welche er in seinen Schriften ehrenvoll ausfocht. Diese betrafen hauptsächlich seine Ansichten über die Lehre von dem Bunde Gottes mit den Menschen, welche er in den Abhandlungen: Pactum Patris ac Filii aeternum, tanquam fundamentum gratiae (Tubing. 1713. 4.) und Tractatus theoretico-practicus de foederibus divinis in genere (Lugd. Batav. 1715. 8.) mittheilte und in den weiteren Ausführungen (Vindiciae Legum divinarum positivarum universalium oppositae Chr. Thomasio et Fr. Buddaeo. Francof. et Lips. 1716. 4. und Jo. Foederophili Novum et invictissimum contra potissimas Calvinianorum hypotheses argumentum. Lugd. Batav.

1717. 8.) vertheidigte. Er hatte auch die Absicht, zwei erschöpfende Werke über die Föderaltheologie (Systema theologiae foederalis und Historia theologiae foederalis litteraria) zu schreiben, woran ihn aber der Tod hinderte. Sehr wohl aufgenommen wurden seine zur Moraltheologie gehörenden Gelegenheitsschriften über das Concubinat (Examen Disputationis Thomasii de concubinatu. Tubing. 1713. 4. und Defensio dissertationis suae de illicito concubinatu opposita M. Pauli Antonii confutationi. Halae Magd. 1714. 4. Zusammengedruckt unter dem Titel: Tractatus philosophico-theologicus de moralitate concubinatus. Francof. et Lips. 1716. 4.); ebenso gern las man seine ascetischen Schriften und Predigten in teutscher Sprache: „Vierzig Betrachtungen über Leiden und Tod" (Stuttgart 1722. Ebendas. 1727. 8.); „Einladung zur Hochzeit des Königs" (Ebendas. 1722. 12.) und „Betrachtungen auf alle Tage des ganzen Jahres" (Ebendas. 1724. 8.). Seine exegetischen Schriften („Zufällige und erbauliche Anmerkungen über die apostolische Geschichte." Leipzig 1721. 4. und „Gründliche Anmerkungen über jeden Vers der Episteln Petri, Joannis, Jacobi und Judä." Stuttgart 1721. 8.) haben ebenfalls einen mehr moralisch-ascetischen Zweck. Seine Einleitung zur teutschen Uebersetzung der Betrachtungen Pasquier Quesnel's über das neue Testament (Frankfurt 1718. 4.) ließ der Cardinal v. Rohan ins Lateinische übersetzen*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMOCARPUS, der Name einer Abtheilung der Pflanzengattung Trigonella, deren Mitglieder kopfförmige oder dolbige Blüthen und eiförmige, der Länge nach nervige, lang geschnäbelte Hülsen haben. Seringe bringt in diese Abtheilung Trigonella coerulea, Besseriana, maritima, uncinata, littoralis und calliceras. (*Garcke.*)

GRAM-MOGOL, eine von Nordosten nach Südwesten streichende Gebirgskette Brasiliens in der Provinz Minas-Geraes, Bezirk Cerro do Frio. Sie bildet einen Theil der Serra do Espinhaço und erstreckt sich von der Quelle des Tabatinga, eines Zuflusses zum Jitiquinhonha, bis zum Ursprunge des Preto, wo sie sich der Serra-Branca anschließt. Auf der Ostseite ergießen sich der Itucambyrassu und der Vaccaria in den Rio de Belmonte und mit diesem in den atlantischen Ocean; die auf der Westseite entspringenden Rio Verde, Guaratuba und der Pacuhy ergießen sich in den Rio San Francisco. (*H. E. Hössler.*)

Grammonema, s. Grammatonema.

GRAMMONT, 1) Berg auf der Westgrenze des schweizer Cantons Wallis gegen Sardinien unter 46° 21′ 29″ nördl. Br., 4° 29′ 8″ östl. L. — 2) Grammont (flämisch Geeraerdsbergen, niederländisch Geersbergen oder Geertsbergen), Stadt in der belgischen Provinz Ost-Flandern, District Oudenarde, an der Dender südsüdöstlich von Gent (Gand) mit ungefähr 8000 Einwohnern, einem Collège, Baumwollspinnerei, Bleichen, Spitzenfabrication, Oelmühlen, Fabriken für Tabak, Papier, Leinwand ꝛc. und Eisengießereien. Sie wurde im J. 1068 von dem Grafen Baudouin-de-Mons gegründet, der das Gebiet von einem gewissen Gerard erkauft hatte. (*H. E. Hössler.*)

GRAMMONT, großes Haus in Hochburgund, welches ein Zweig jenes von Granges war. Wilhelm, des Guyot von Granges Sohn, vertauschte im 13. Jahrh. seiner Frau Isabella Eingebrachtes, die Herrschaft Urelles, gegen der Mönche von Maras Gut zu Grammont, das südwestlich von Granges, von Villerserel 1½, von Vesoul 4 Stunden südöstlich gelegen. Vermuthlich wurde er der Erbauer des Bergschlosses, welches über Grammont sich erhebt. Die Burg trug Guyot II. im J. 1311 dem Grafen von Mömpelgard, Reinald von Burgund, zu Lehen auf. Guyot wurde Vater Wilhelm's II.; dessen und der Guillemette de la Guiche Sohn, Wilhelm III., nahm den Namen von Grammont an und erheirathete mit Hugo's von Fallon Tochter Margaretha die Herrschaften Fallon und la Roche-sur-Linotte. Sein Sohn, Jacob Anton, Herr auf Grammont, Fallon und Antheil Granges, heirathete 1402 Johanna von Coligny-Andelot, von welcher mehre Kinder, darunter Guyot III., Philipp's des Gütigen Kämmerer, der 1435 des Johann von Arbon Tochter und Erbin Maria heirathete und Vater Stephan's von Grammont wurde, welchem Maria von Saint-Aubin die Herrschaft Conflandey zubrachte. Sein Sohn, Johann I. auf Grammont und Conflandey, heirathete 1491 die Erbin von Fétigny, deren fünfter Sohn, Johann der Jüngere, Châtillon, Roche-sur-Linotte und Conflandey besaß. Aus seiner Ehe mit Anna von Plaines, seit 1532, kam Kaspar, dem 1561 Adriane von Jour, Frau auf Vellefaur, angetraut wurde, der auch am 13. Sept. 1589 die Ritterwürde erhielt. Er hinterließ die Söhne Jacob Anton und Anton. Jenen, als den älteren, hat die Mutter 1607 zu dem Namen und Wappen von Jour, sowie zu der Herrschaft Vellefaur substituirt; es wurde auch zu seinen Gunsten von K. Philipp IV. Châtillon zu dem Range einer Baronie erhoben (den 29. Nov. 1620). Seit 1593 mit Johanna von Grammont-Vefet verheirathet, erhielt er den Sohn Johann Franz von Jour, genannt von Grammont, dessen Sohn aus der zweiten Ehe mit Adriana Teresa von Binans, Frau auf Chambéria, Gabriel Philibert von Jour-de-Binans, genannt von Grammont, Baron von Châtillon, als seine alleinige Erbin die Tochter seiner zweiten Ehe mit Johanna Philippine von Poitiers, die Gabriele Charlotte von Jourde-Binans, genannt von Grammont, hinterließ. Des Jacob Anton jüngerer Bruder Anton, auf Grammont, Conflandey und Frostelez-Vesoul, seit 1598 mit Adriane von Andelot verheirathet, wurde Vater von Claudius Franz, auf Conflandey, Fallon ꝛc., der 1651 Chevalier d'honneur bei dem Parlament von Dole geworden ist, auch den 5. Mai 1656 Grammont zu einer Grafschaft erheben ließ. Gouverneur von Artois 1667, Oberst von der Cavalerie im Mailändischen, Gesandter an dem Hofe zu

*) Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1120. Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 539.

München, vermählte er sich laut Ehevertrag vom 28. Sept. 1628 mit Dorothea Henriette von Châtelet, die 45,000 Franken in die Ehe brachte und zu Witthum die Herrschaft Frotte erhielt. Der Sohn dieser Ehe, Johann Gabriel Graf von Grammont, Chevalier d'honneur bei dem Parlament von Dole, starb auf dem Bette der Ehre, in Kaiser Leopold's I. Dienste. Die Tochter seiner Ehe mit Helena von Montaigu de Boutavans, Maria Beatrix Octavia von Grammont, succedirte nach ihres Bruders Tode in Grammont, Conflandey und Frotte und heirathete den 13. Juli 1698 den General-Lieutenant Reinhold Karl von Rosen, Marquis von Bollweiler. Einer andern Linie gehörte an Lorenz Theodul von Grammont, Baron von Melisey, in seiner Ehe mit Franziska von Poitiers Vater von drei Söhnen, Franz Joseph, Ferdinand und Michael Dorotheus. Franz Joseph ward als Domdechant zu Besançon seines Oheims, des dasigen Erzbischofs Anton Peter von Grammont, Coadjutor. Zum Besitz des Erzbisthums gelangt, erbaute er den erzbischöflichen Palast nach seiner heutigen Gestalt, er besorgte auch eine neue Ausgabe des Breviers und des Rituals und veranstaltete die Sammlung von Synodalstatuten. Er starb den 20. Aug. 1715, nachdem er sein ganzes Vermögen dem Seminarium vermacht hatte. Dieses Vermögen muß bedeutend gewesen sein, da er, neben dem Erzbisthume die Abteien Mont-Benoit (von 18,000 Livres Ertrag) und Bitaine (4500 Livres), die Priorate Champlitte, Beaupré, Jussei und Morteau besaß; er war daneben Maître des Requêtes in dem Parlament von Besançon. Sein Oheim, Anton Peter von Grammont, geb. 1615, erhielt frühzeitig mehre bedeutende Pfründen. Papst Alexander VII. ernannte ihn 1662 zum Domdechanten in Besançon, eine Würde, die anzunehmen er sich weigerte, weil sie von Alters her durch das Capitel vergeben wurde. In der Dankbarkeit für solche ihrem Rechte bezeigte Ehrfurcht wählten ihn die Domherren zum Erzbischof, ohne daß der heilige Stuhl dieses Wahlrecht anerkennen wollte. Nach langwierigen Verhandlungen wurden jedoch dem Erwählten seine Bullen verheißen, falls er sich submittiren würde; dieses geschah, und obgleich eine Fraction des Capitels protestirte, wurde er von dem Bischofe von Andreville, Dom Johann Saulnier, als dem Weihbischofe, in der Crypta der Abtei Saint-Vincent zu Besançon consecrirt. Als Erzbischof hatte er großen Einfluß auf die Regierung der Provinz zu üben. Dieser wurde zumal bemerkbar, als Ludwig XIV. im J. 1668 die Grafschaft Burgund überzog. So unvorgesehen kam der Einfall, daß nur die Städte Widerstand zu leisten vermochten. Der Erzbischof hatte seine Kirche nicht verlassen und verlängerte bedeutend die Gegenwehr der schlecht befestigten Stadt, deren Besatzung noch dazu viel zu schwach war. Nach seiner Vorschrift mußten die Geistlichen gleich andern Bürgern Dienst thun, und ihn selbst sah man häufig auf den Wällen, durch seinen Zuspruch die Vertheidiger ermunternd. Auch die zweite Invasion, 1674, traf ihn auf seinem Posten, obgleich ihm klar sein mußte, daß die Freigrafschaft für ihren rechtmäßigen Herrn verloren sei. Das spricht sich aus in den Worten, womit er am Portale des Doms den Eroberer empfing: „Nous allons rendre grâces à Dieu de ce que, si sa providence nous a destinés à vivre sous la domination de V. M., elle nous a donnés au plus grand des rois." Anton Peter bemühte sich, den Hang zu Studien, der beinahe in seinem durch funfzigjährigen Krieg verheerten Sprengel untergegangen war, wieder zu beleben. Die theologischen Schulen wurden aufs Neue eröffnet. Er besorgte correctere Ausgaben von Missale und Brevier. Als der erste hat er die Chorbücher, das Ritual für Ertheilung der Sacramente und einen Katechismus drucken lassen, dieser letztere von allen seinen Nachfolgern bis auf den heutigen Tag beibehalten und als musterhaft gepriesen. Er begründete das Seminarium, dem Baue nach eines der schönsten und weitläufigsten in Frankreich, und das Missionshaus, dessen Priester angewiesen waren, den Pfarrern im Lehramte behilflich zu sein; er betheiligte sich mit einer starken Summe bei dem Wiederaufbau des großen Hospitals zu Saint-Jacques und rechnete es sich zur Ehre, dessen erster Director geworden zu sein. Er starb den 1. Mai 1698, sein Andenken aber ist fortwährend in Segen. Michael Dorotheus Graf von Grammont, General-Lieutenant, ließ seine Herrschaft Villersexel im December 1718 zu einem Marquisat, des Namens von Grammont, erheben, und wurde in der Ehe mit Barbara Mauritia von Berbis, Gräfin von Dracy, Vater von fünf Kindern, darunter die Söhne Peter und Ferdinand Peter, Marquis von Grammont-Fallon, wurde den 20. Febr. 1743 Brigadier, den 1. Mai 1745 Maréchal de camp und im December 1748 General-Lieutenant. Mit N. de Vaudrey-de-Beveuge 1745 verheirathet, erhielt er einen Sohn und eine Tochter. Sein Bruder Ferdinand Graf von Grammont, Maréchal de camp 1759, früher Brigadier und Inhaber eines Cavallerieregiments seines Namens, hatte sich den 7. Oct. 1749 mit Maria Flora Aglae de Fresnoy verheirathet, die jedoch den 17. Sept. 1755 in den Bädern des Mont-d'Or in Auvergne gestorben ist. Sie war 29 Jahre alt. Des Erzbischofs Franz Joseph Bruder Ferdinand Graf von Grammont, Baron von Faucogney, General-Lieutenant und commandirender General in der Franche-Comté, starb 1728, Vater von Anton Peter II., Erzbischof von Besançon. Dieser, geb. 1685, absolvirte seine Studien zu Paris in dem Collège de Louis-le-Grand und wurde in dem Alter von 17 Jahren Aide-de-camp seines Oheims, des Marquis von Grammont, der am Rhein commandirte. Den Feldzug von 1702 machte er als Capitain von der Cavalerie mit, bei mehren Gelegenheiten sich auszeichnend, bis er bei Speier schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth. Nach seiner Auswechselung erhielt er ein Regiment Dragoner, das seinen Namen empfing, gleichwie er selbst bei mehren Gelegenheiten seine Unerschrockenheit bekundete. In der Schlacht bei Malplaquet 1709 wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen. Mit dem Frieden wurde das Regiment aufgelöst; Anton Peter kehrte in die Heimath zurück und vertauschte den Degen mit dem Chorrock

Der Oheim verlieh ihm eine Dompräbende, er stieg auf zu verschiedenen Dignitäten und wurde in Folge der Resignation von Franz Honorat Grimaldi von Monaco zum Erzbischof von Besançon ernannt, 1735. Er regierte seinen Sprengel mit Weisheit, zugleich die Wissenschaften fördernd. Anton Peter II., Erzbischof von Besançon, des heil. römischen Reichs Fürst, Abt von Valwuisant, Director der im Juni 1752 patentirten Acedémie des sciences, belles-lettres et arts zu Besançon, starb den 7. Sept. 1754. Den 11. Sept. 1735 hatte er die erzbischöfliche Weihe empfangen. Im J. 1707 war Franz Kaspar von Grammont als Erzdiakon der Kirche von Besançon, Abt von Saint-Vincent, Prior von Notre-Dame de Bellefontaine, von Baur und Chantonnay, als Bischof von Arethusa und Suffraganbischof zu Besançon geweiht worden. Die Familie blüht noch heute. (*v. Stramberg.*)

Grammont (Mönchsorden von), s. Grandmont.

GRAMMONT, einer der berüchtigsten Flibustier, um das Jahr 1650 zu Paris geboren, stammte aus einem sehr angesehenen Geschlechte, welches dem ältesten französischen Adel angehörte, verlor aber sehr frühe seinen Vater und wurde durch eine zweite Heirath seiner Mutter in seiner Erziehung einigermaßen vernachlässigt, sodaß er trotz seiner vorzüglichen Anlagen nicht die richtige Laufbahn, die ihn zu hohen Würden im Staate geführt hätte, einzuschlagen verstand. Schon als Knabe zwang er einen Officier, welcher sich um die Liebe seiner Schwester bewarb und den Bruder bei irgend einer Gelegenheit als einen unbedeutenden Jungen behandelte, zum Zweikampf und brachte ihm drei gefährliche Wunden bei, woran dieser starb. Grammont, welcher auf Ansuchen des unglücklichen Liebhabers begnadigt worden war, trat bald darauf in den französischen Seedienst und bewies bei mehren Gefechten eine so glänzende Tapferkeit, daß man ihm den Oberbefehl über eine als Kaperschiff ausgerüstete Fregatte unter Zusicherung eines Fünftels des Gewinnes anvertraute. Er nahm bei Martinique ein holländisches Transportschiff, dessen Werth etwa viermal hunderttausend Livres betrug, vergeudete aber durch Spiel und Prasserei jeder Art nicht nur seinen Antheil, sondern auch die vier andern den Ausrüstern gebührenden Fünftel. Da er nun nicht mehr wagen konnte, nach Frankreich zurückzukehren, so entfloh er nach San Domingo und schloß sich den Freibeutern an, welche unter dem Namen Flibustier allgemein gefürchtet waren und zu dieser Zeit den Gipfel ihres Ruhmes erreicht hatten. Er wurde bereitwillig aufgenommen und unternahm im J. 1678 seine erste Raubfahrt, indem er mit 700 Mann nach Maracaibo im spanischen Südamerika segelte und diese bedeutende, gutbevölkerte Stadt eroberte, dann landeinwärts über einen sehr reißenden Strom vorrückte und die ihm entgegenziehenden Spanier schlug und, nachdem er noch den Ort Torilha genommen hatte, wieder ungehindert nach der Küste zog. Der Gewinn, welchen er nach Tortuga brachte, entsprach freilich nicht der Größe des Wagnisses, da die Beute hauptsächlich in nicht schnell zu verwerthenden Waaren bestand, welche deshalb zerstört wurden; die verwegene That brachte ihn aber bei den Flibustiern zu dem höchsten Ansehen, denn er hatte während der ganzen Dauer der Expedition nur 20 Leute und dies größtentheils durch Krankheiten verloren. Im folgenden Jahre segelte er nach der Küste von Venezuela, wo er mit 180 Mann die Stadt Puerto Cavallo erstürmte, und zwei Forts, deren Kanonen er vernagelte, unbrauchbar machte. Die Bewohner der Umgegend versammelten sich und zogen 2000 an der Zahl gegen das kleine Häuflein der frechen Freibeuter. Grammont, welcher sich mit 47 Mann in der Stadt befand, wurde unvermuthet von 300 wohlbewaffneten Spaniern angegriffen und sah die Nothwendigkeit ein, sich auf eine kluge Weise aus der Schlinge zu ziehen. Er befahl sogleich seinen Leuten, ihre Posten zu verlassen und sich am Strande zu sammeln, wo er mit wenigen seiner verwegensten Flibustier den andrängenden Feind zwei Stunden lang zurückhielt, bis sich nicht nur seine ganze Mannschaft eingeschifft hatte, sondern auch 150 Gefangene, unter denen sich der Gouverneur befand, an Bord geschafft waren. Die Tapferkeit dieser Freibeuter brachte die Spanier gänzlich außer Fassung und es ist fast unbegreiflich, wie sie den Anführer derselben, der überdies gefährlich am Halse verwundet war, entkommen lassen konnten. Auch dieses Unternehmen warf unter solchen Verhältnissen nur geringe Beute ab und die einzige Aussicht auf Gewinn blieb die Auslösung der mitgeschleppten Gefangenen; das Glück schien ihnen jedoch den Rücken gekehrt zu haben, denn das kleine Geschwader wurde von der Rhede von Guava, wo der Befehlshaber an seiner Wunde lebensgefährlich darniederlag, von einem Sturme fortgerissen und an der Küste zertrümmert. Grammont wurde zwar glücklich geheilt, da aber auch das Hauptschiff von 52 Kanonen, worauf sich seine ganze Habe befunden hatte, verloren ging, so war er jetzt sehr arm, weshalb er sich erbot, die von den Flibustieranführern van Hoorn und Laurent de Graaf verabredete Expedition nach der reichen Handelsstadt Veracruz als Gemeiner mitzumachen; diese nahmen jedoch das Anerbieten nicht an, sondern zogen den kecken Abenteurer, welcher auch den Ort und das Land kannte und eifrig zur Ausführung des verwegenen Unternehmens rieth, als dritten in ihren Bund. Die Plünderung der erwähnten Stadt gelang vollkommen [1]), während derselben entzweiten sich aber van Hoorn und Laurent de Graaf und es kam nach der Wiedereinschiffung zu einem Zweikampfe, in welchem van Hoorn eine gefährliche Wunde erhielt, woran er nach wenigen Tagen starb. Grammont ward Erbe seines Schiffes und trennte sich von Graaf, mit dem er nach dem Tode seines Freundes nicht mehr in Eintracht leben konnte. Bald darauf berief er die Flibustier zu einer Versammlung nach der Insel Vacca, um über eine großartige Unternehmung zu berathschlagen. Es erschienen ihrer 1200 und es wurde eine Fahrt nach Campeche auf der Halbinsel Jucatan in

1) Vergl. über diese im J. 1683 ausgeführte That den Artikel Laur. de Graaf.

Merico beschlossen, welche zwar schwierig war und auch nicht sehr großen Gewinn versprach, aber nöthig erschien, da es den meisten Flibustiern, welche ihre Beute schnell zu verprassen pflegten, an Existenzmitteln fehlte. Der Plan wurde geheim gehalten und selbst Cussy dem Gouverneur von San Domingo, von welchem man einen Kaperbrief verlangte, verschwiegen. Cussy, welcher schon längst den Plan gefaßt hatte, die Flibustier festzuhalten und zu nützlichen Ansiedlern zu machen, verweigerte seine Einwilligung und drohte sogar mit dem Zorn des Königs von Frankreich, welcher ohnehin gegen sie wegen der Misachtung seiner Befehle sehr erzürnt sei und in wenigen Tagen ein Geschwader schicken werde, um sie zum Gehorsam zu zwingen. Grammont bemerkte zwar, es sei ihm unbegreiflich, wie Ludwig XIV. einen Plan, der erst vor einigen Tagen verabredet worden und ihm also unbekannt sei, misbilligen könne, war aber bereit, von dem Unternehmen abzustehen, wenn seine Leute beistimmten. Diese schrieen aber einstimmig, daß die Sache bereits zu weit gediehen sei, als daß man sie aufgeben könne, und daß die Fahrt auch ohne die Erlaubniß des Gouverneurs unternommen werden müsse. Das Geschwader stach also in See und erreichte am 5. Juli 1685 Champeton, einen etwa 14 Meilen von Campeche liegenden Ort. Hier stiegen 900 Mann aus ihren Schiffen in 22 kleine Boote, ruderten vorsichtig den ganzen Tag an der Küste hin und gingen, als es Nacht geworden war, in der Entfernung eines Kanonenschusses von der Stadt vor Anker, mit dem festen Vorsatze, am folgenden Tage darin ein gutes Mahl zu halten, da sie aus Mangel an Lebensmitteln schon längere Zeit hatten darben müssen. Am nächsten Morgen landeten sie in geringer Entfernung von der Stadt, deren Bewohner sich nicht träumen ließen, daß die Gelandeten, welche sogleich vorrückten, eine befestigte Stadt mit so geringen Streitkräften und bei hellem Tage angreifen würden, da überdies noch eine spanische Fregatte unter den Kanonen der Festung lag. Diese hätte allerdings die Flibustier ins Verderben bringen können, da aber das Glück gewöhnlich den Kühnen begünstigt, so flog das Kriegsschiff, dessen Pulverkammer schon bei den ersten Schüssen Feuer fing, mit der ganzen Mannschaft in die Luft. Unterdessen hatten sich auch 800 Spanier nicht weit von der Stadt in einen Hinterhalt gelegt und griffen die Freibeuter unvermuthet an; diese aber fielen wie Wüthende über ihre Gegner her, schlugen sie mit geringem Verluste in die Flucht und drangen mit den Flüchtigen in die Stadt. Hier hatten sich die Bewohner in den Straßen verschanzt und unterhielten aus ihren vortheilhaft aufgepflanzten Geschützen ein starkes Feuer. Grammont, welcher nie seine Geistesgegenwart verlor, ließ sogleich von seinen besten Schützen die Dächer der zunächst liegenden Häuser besetzen, um die Mannschaft, welche die Kanonen bediente, hinwegzuschießen, darauf wurden die erbeuteten Geschütze gegen die Bewohner gerichtet, welche nun nicht mehr zögern durften, sich zu ergeben, wenn sie ihr Leben retten wollten. Nur das Fort leistete noch Widerstand; Grammont, welcher einsah, daß es nur durch eine regelmäßige Belagerung genommen werden konnte, ließ seine Leute drei Tage ausruhen und ihren Hunger stillen und während dieser Zeit Pulver und Kugeln aus den Schiffen herbeischaffen. Man versuchte darauf Bresche zu schießen, da dies aber nicht gelingen wollte, so beschloß man, am folgenden Tage die Erstürmung zu wagen. Während der Nacht ergriffen jedoch die Spanier die Flucht und man fand in dem Fort nur einen englischen Artilleristen und einen jungen spanischen Officier, welche sich lieber jeder Mishandlung aussetzen als ihren Posten ehrlos verlassen wollten. Sie wurden mit der größten Achtung behandelt, reichlich beschenkt und sogleich in Freiheit gesetzt. Die Flibustier durchsuchten nun, nachdem sie die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln getroffen hatten, sämmtliche Häuser der Stadt, fanden aber nur geringe Beute, denn der eigentliche Reichthum des Ortes, das Campecheholz, hatte für sie keinen Werth. Auch die nach der Umgegend geschickten Beutejäger stießen auf nichts Werthvolles; außerdem geriethen 130 von ihnen in einen Hinterhalt und verloren auf ihrem Rückzuge nach der Stadt 20 Todte; auch fielen, was für sie das Schlimmste war, zwei von ihnen in Gefangenschaft. Um sie zu befreien, ließ Grammont dem Gouverneur von Merida, welcher mit seinen Truppen in der Nähe stand und den Hinterhalt gelegt hatte, den Antrag machen, sie gegen sämmtliche gefangene Spanier, den Befehlshaber von Campeche nicht ausgenommen, auszuwechseln, und drohte im Weigerungsfalle, die Gefangenen niederhauen und die Stadt in Brand stecken zu lassen. Der Gouverneur antwortete mit spanischer Großsprecherei: er sei nur gekommen, das Raubgesindel zu züchtigen, auch habe er Geld, die Stadt wieder aufzubauen, und Leute, um sie von Neuem zu bevölkern. Grammont, durch die abschlägige Antwort gereizt, ließ in Gegenwart des Boten einen Theil der Stadt anzünden und einige Spanier hinrichten, und befahl ihm, seinem Gebieter zu melden, daß es den übrigen Gefangenen nicht besser ergehen würde, wenn die beiden Flibustier nicht ihre Freiheit erhielten. Obgleich eine eben so stolze Antwort, wie auf das erste Begehren erfolgte, so führte doch Grammont, welcher keineswegs in so hohem Grade boshaft und grausam war, die Drohung nicht aus, sondern schenkte, als er sich zur Abreise rüstete, sämmtlichen Gefangenen die Freiheit. Nachdem er das Namensfest des Königs von Frankreich durch ein Freudenfeuer, wobei er für 200,000 Piaster Campecheholz verbrennen ließ, gefeiert und das Fort eingeäschert hatte, schiffte er sich am 29. Aug. mit seinen Leuten wieder ein und kehrte nach San Domingo zurück. Der Gouverneur Cussy, welcher in der Zwischenzeit durch Feindseligkeiten, welche die Spanier an den französischen Küsten verübt hatten, milder gegen die Flibustier gestimmt worden war, empfing sie nicht nur freundlicher, als sie erwarten durften, sondern schlug sogar ihren Anführer der französischen Regierung als Lieutenant des Königs in dem südlichen Theile von San Domingo vor. Der Vorschlag wurde auch genehmigt, aber noch

vor der Ankunft des Patents hatte sich Grammont, um noch eine kecke That auszuführen, mit 180 Mann eingeschifft. Niemand wußte, wohin die Fahrt ging, und nie hat man wieder etwas von Grammont und seinen Gefährten gehört. Wahrscheinlich ging das Schiff mit der ganzen Mannschaft zu Grunde. Grammont war grausam, lüderlich und gottlos, wie alle Flibustier, aber auch unerschrocken in jeder Gefahr und ein umsichtiger Führer bei den schwierigsten Unternehmungen; im königlichen Dienste wäre er vielleicht zu hohen Ehrenstellen gelangt [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMORSEO [1]) (Pietro), Maler der piemontesischen Schule in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., war im Herzogthume Montferrato geboren, von seinen Lebensverhältnissen ist aber nichts Näheres bekannt. Wir wissen nur, daß er im J. 1523 ein schönes Altarblatt für die Kirche des Minoritenklosters zu Casale malte, welches sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts daselbst befand [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMMOSCIADIUM, eine von De Candolle aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Umbelliferen mit folgenden Merkmalen: Die fünf starren Kelchzähne bleiben stehen. Die Kronblätter sind verkehrt-herzförmig ausgerandet mit einem Zipfelchen eingebogen, die äußeren ein wenig strahlenförmig. Die cylindrische, linialische, schnabellose Frucht ist von den Kelchzähnen und den kegelförmigen Griffelfüßen gekrönt. Die Halbfrüchte haben fünf abgerundete Rippen, welche sämmtlich gleich oder die seitlichen randbildend oder etwas hervorspringend oder sogar in sehr kurze Flügel erweitert sind, die Thälchen sind schmal breit einstriemig, die Fugenfläche ist zweistriemig, das Eiweiß ist auf der inneren Seite etwas ausgehöhlt, der Fruchtträger ist zweitheilig.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten wachsen im Orient, sind ganz kahl und haben im Umfange lanzettliche, 1—2 mal fiederschnittige Blätter mit gegenüberstehenden, sitzenden, kleinen, vorn vieltheiligen Zipfeln, borstenförmige, vielspaltige Hüll- und Hüllchenblätter und verdickte Fruchtstiele.

De Candolle kannte aus dieser Gattung nur zwei Arten, G. daucoides und G. meoides, zu denen in neuerer Zeit durch Boissier noch fünf andere gekommen sind.

1) G. daucoides *De Candolle.* Die ganze Pflanze ist kahl, aufrecht, der Stengel gefurcht-kantig, fußhoch, der Blattstiel am Grunde erweitert, die Hüllblättchen sind vielspaltig, in jeder der Dölchen stehen mehre fruchtbare Blüthen, die Hauptdolde ist 15—16 strahlig, die Nebendolden sind 10—12 strahlig; die stielrunde Frucht ist von langen kegelförmigen Zähnen gekrönt. Die Blätter gleichen denen von Daucus setifolius, weshalb der Autor nach dieser Pflanze den Speciesnamen wählte.

Die Heimath dieser Art ist Armenien.

2) G. meoides *De Candolle.* Der Stengel ist ästig, stielrund; die Hüllblättchen sind kaum eingeschnitten, in dem Dölchen steht nur eine einzige fruchtbare Mittelblüthe und 7—8 sterile Seitenblüthen, die Hauptdolde ist 5—7 strahlig; die Frucht ist fast keulenförmig, die Kelchzähne sind klein. Hierher gehören als Synonyme Scandix macrosperma *Willdenow* und S. clavata *Sprengel.*

Sie wächst in Armenien.

3) G. scabridum *Boissier.* Der Stengel ist aufrecht, kantig, etwas gestreift; die Zipfel der beinahe doppelt-fiederspaltigen Blätter und der Hüllblätter sind haarförmig und etwas rauh, die Stengelblätter sehr kurz; die Frucht ist fast viermal länger als das Stielchen; die dreieckigen kurzen Kelchzähne sind fast so lang als der Griffelfuß; die Griffel sind aufrecht, fast parallel, die seitlichen Rippen der Halbfrüchte springen ein wenig hervor.

Diese Art wächst in Armenien.

4) G. Szowitsii *Boissier.* Der Stengel ist aufrecht, hoch, stielrund; die Aeste sind steif; die Zipfel der fast zweimal fiederspaltigen Zipfel sind borstig und glatt; die Frucht ist dreimal länger als das Fruchtstielchen, die Rippen sind sämmtlich einander gleich; die Kelchzipfel sind ein wenig länger als der Griffelfuß; die auseinanderstehenden Griffel überragen die Kelchzähne um das Sechsfache.

Diese Art wächst auf hochgelegenen Wiesen der Provinz Karabagh in Persien.

5) G. Aucheri *Boissier.* Der Stengel ist hin- und hergebogen, niedrig, stielrund; die Aeste stehen gespreizt, die Zipfel der am Grunde doppelt-gefiederten Blätter sind borstenförmig und ganz glatt; die Frucht ist dreimal länger als das Fruchtstielchen, ihre Fugenrippen ragen ein wenig hervor; die Griffel stehen ab.

Von der vorigen durch die gewundenen Stengel, die fast eine Linie langen Kelchzähne und die weniger dünnen Kelchzipfel unterschieden.

Die Heimath dieser Art ist Armenien.

6) G. macrodon *Boissier.* Der Stengel ist gewunden, niedrig, streifig-kantig, sehr ästig; die Zipfel der doppelt gefiederten Blätter sind borstenförmig und ziemlich glatt; die fast sitzende Frucht ist mehr als sechsmal länger als das Stielchen, ihre Rippen sind einander gleich; die linealischen Kelchzipfel haben mit den abstehenden Griffeln gleiche Länge.

Diese Art kommt in Armenien vor.

7) G. pterocarpum *Boissier.* Die Stengel sind rasenförmig, niedrig, kantig, aufrecht und kaum ein wenig gewunden; die Abschnitte der linealischen, fiederschnittigen Blätter sind einander sehr genähert, die

---

2) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau dictionnaire historique. Tom. V. p. 543. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 301. *G. Th. Raynal*, Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes l. X. c. 10. (Genève 1780. 8.) Tom. V. p. 303. J. W. v. Archenholz, Geschichte der Flibustier (Tübingen 1803. 8.) S. 181 fg.

1) Nicht Grammarseo, wie er in der Biographie générale (Tom. XXI. p. 614) genannt wird. 2) Lud. Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien, übersetzt von J. G. v. Quandt. Bd. 3. S. 308.

Zipfel borstig, kurz, weißlich-stachelspitzig; die Frucht ist fünfmal länger als das Stielchen, die Randrippen sind in am Grunde und an der Spitze abgestutzte Flügel erweitert; die auseinanderstehenden Griffel haben mit den Kelchzähnen fast gleiche Länge.

Die Heimath dieser Art ist Kappadocien. *(Garcke.)*

GRAMOND [1]) (Gabriel Barthélemy, Herr von), französischer Staatsbeamter und Geschichtschreiber, um das Jahr 1590 zu Toulouse geboren, stammte aus einer alten Familie der Mark Rouergue (im jetzigen Departement des Tarn und der Garonne), welche dem Parlamente von Toulouse eine Reihe von Räthen geliefert hatte, und widmete sich ebenfalls der Rechtswissenschaft. Nach der Beendigung seiner Studien wirkte er zuerst einige Zeit als Mitglied des großen Rathes, erhielt dann die durch den Tod seines Vaters erledigte Stelle eines Präsidenten der Untersuchungskammer an dem Parlamente zu Toulouse und wurde zuletzt zur Würde eines Staatsrathes erhoben. Er starb im J. 1654 zu Toulouse und wird von seinen Zeitgenossen als ein guter, aber schwacher und in religiösen Vorurtheilen befangener Mann geschildert. Von seinen Amtshandlungen erwähnt man insbesondere den Urtheilsspruch gegen den berühmten Freigeist Lucilio Vanini, welcher im J. 1619 zu Toulouse auf dem Scheiterhaufen sterben mußte, aber mit Unrecht, denn in dem erwähnten Jahre war nicht er, sondern sein Vater Präsident der Untersuchungskammer. Daß er aber keine mildere Gesinnung gegen Bekenner nicht katholischer Confessionen hegte, beweist seine Geschichte der Unterdrückung des Protestantismus in Frankreich (Historia prostratae a Ludovico XIII. Sectariorum in Gallia rebellionis. Tolosae 1625. 4.), worin er die pariser Bluthochzeit ausführlich schildert und sein Wohlgefallen an diesem grausamen Staatsstreiche keineswegs verbirgt, da er ihn als nothwendig für das Glück und die Ruhe seines Vaterlandes betrachtet [2]). Von demselben Standpunkte aus schrieb er auch seine Geschichte Frankreichs unter Ludwig XIII., welche in der ersten Ausgabe (Ludovicus XIII. sive Annales Galliae ab excessu Henrici IV. Liber quo rerum in Gallia, Germania, Italia, Belgia, Lotharingia per Gallos hoc tempore gestarum [usque ad annum 1617] accurata narratio continetur et quidem uberior, quam in aliis hactenus editis libris. Parisiis 1641. fol.) sehr selten geworden ist. Die zweite, bis zum Jahre 1629 fortgeführte, Ausgabe (Historiarum Galliae ab excessu Henrici IV. libri XVIII, quibus rerum per Gallos tota Europa gestarum accurata narratio continetur. Tolosae 1643. fol. Nachgedruckt Amstelodami 1653. 8. und 1699. 8. Moguntiae 1673. 8. und Francofurti et Lipsiae 1674. 8.) hat bedeutende Aenderungen erlitten und ist, da der Verfasser noch viele ihm früher unzugängliche Hilfsmittel benutzen konnte, der ersten weit vorzuziehen. Er stellte sich die Aufgabe, das berühmte historische Werk des Parlamentspräsidenten Jacques Auguste de Thou fortzusetzen und diesem in der Darstellung nachzueifern, blieb aber in jeder Beziehung weit hinter demselben zurück. Er sagt zwar [3]), er habe eine Menge von Quellen benutzt, um die Thatsachen der Wahrheit entsprechend und ohne Haß und Vorliebe darzustellen, und lobe das Gute und tadle das Schlechte überall, wo er es finde, er vermag jedoch seine Parteilichkeit nicht immer zu unterdrücken und seine Schmeichelei gegen Richelieu überschreitet zuweilen so weit alle Grenzen, daß sie Ekel erregt, und doch spricht er auch nicht selten offen seine Misbilligung über manche Handlungen der Regierung aus, sodaß seine Art und Weise keineswegs dem Hofe gefiel und die von ihm beabsichtigte Fortsetzung seiner Geschichte, welche bis zum Tode Ludwig's XIII. reichen sollte, unterblieb, weil der Cardinal Mazarin sich entschieden gegen dieselbe erklärte. Der Haß Gramond's gegen die Protestanten tritt zwar überall grell hervor, aber so ehrlich und offen, daß Niemand dadurch irre geführt werden kann, und selbst protestantische Schriftsteller, welche auch die entgegengesetzte Ansicht zu hören nicht verschmähen, gern eingestehen, daß man aus seiner Geschichte, welche treffliche Beiträge zur Kenntniß der traurigen Zustände jener Zeit enthält, manchen Anhaltspunkt zur Erkenntniß der Wahrheit gewinnen könne [4]). Der Styl Gramond's, welcher den unglücklichen Gedanken hatte, Tacitus nachahmen zu wollen, ist dagegen durch seine Schwulst und Geziertheit fast unerträglich, und diesem Fehler muß es wol hauptsächlich zugeschrieben werden, daß seine Geschichtswerke, welche eher Beachtung verdienen als viele jetzt noch gepriesene Machwerke jener Zeit, nicht mehr gelesen werden und fast gänzlich vergessen sind [5]). *(Ph. H. Külb.)*

GRAMONT, in der Landschaft Bigorre, dem heutigen Departement der Hautes-Pyrenées, war das Stamm-

1) Der Name wird auch Grammont geschrieben, latinisirt Gramundus oder Gramoundus. Barthélemy ist nicht Taufname, sondern gehört zum Familiennamen, weshalb dieser auch nach Manchen Gabr. de Barthélemy, Sieur de Gramond heißt.

2) Zum Beweise mag nur eine Stelle (Cap. I. p. 8) dienen, wo er von der Ermordung der Protestanten spricht: „Cum dato signo in Regia primum, in Urbe dehinc, in reliqua postmodum Gallia, eadem tamen die necantur non omnes; habebant enim tuta aliquot in urbibus suis effugia, sed quotquot in populi manus incidêre, *ille tot illatas regibus suis ab infida gente vindicaturus injurias deliciose ubique natabat in sanguine.*“

3) „Mihi studium ingens compilandis memorabilibus libris, quo res pure traderem, ut consultae, ut gestae. Ceterum nihil odio, nihil per gratiam scribo; una omnium mihi causa est, neminemque habeo procul, dum omnibus bona fide insisto. Laudo, vitupero, irascor, ut virtus, ut vitia cogunt. Nec mihi judicium arrogo; opera et stylus mea sunt, caetera actorum.“ Hist. l. I. p. 2.

4) So sagt der bekannte Literarhistorifer Joh. G. Meusel: „Nam licet non omnibus se approbaverit, quędam tamen eximia habet, quae si cum judicio legantur, historiam saeculi superioris gallicanam mirifice illustrant. In rebus adeo ad religionem spectantibus minime penitus abjiciendus nobis videtur; audiatur nempe et in his pars altera!“ Bibliotheca historica. Vol. VIII. P. I. p. 261.

5) Vergl. *P. Bayle*, Dictionnaire historique et critique, Art. Gramond (Gabriel Barthélemy de). Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 279. Biographie universelle. Tom. XXI. p. 619.

haus jener Gramont, Agramunt den Spaniern, welche so lange, besonders durch ihre Zwistigkeiten mit den Beaumont Grafen von Lerin, das Königreich Navarra in Unruhe erhielten. In dem Kriege des Prinzen Karl von Viana mit seinem Vater, dem K. Johann von Navarra, waren die Beaumont für den Prinzen, was den Gramont hinreichender Grund war, für den Vater zu sein. Diesem halfen sie, bei Aybar, den 23. Oct. 1452 siegen. K. Franz Phöbus glaubte den Unordnungen, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, indem er unmittelbar nach seiner Krönung, den 6. Nov. 1482, durch ein scharfes Edict untersagte, die Beaumont und Agramunt zu nennen, allein die Animosität der beiden rivalisirenden Häuser blieb dieselbe, wie denn 1512, während der Graf von Lerin in aller Weise die Eroberung des Königreichs durch die Castilianer förderte, die Gramont die Sache der Königin Katharina muthig verfochten und bis zum Aeußersten Estella und Tudela behaupteten. Als Alles verloren war, suchten sie Zuflucht in dem Heimathlande jenseits der Pyrenäen. Dort lebte Franz von Gramont, als des Stammhauses Besitzer, und ihm wurden in der Ehe mit Katharina von Andouins zwei Kinder geboren. Den Sohn Johann beerbte seine Schwester Clara, die laut Ehecontract vom 23. Nov. 1525 mit Menaud von Aure, Vicomte von Aster, vermählt war. Sie hat, d. d. Bidache den 31. Oct. 1552, zu Handen des Receveur ordinaire pour le Roi au pays des Landes, Quittung ausgestellt über 2140 Livres, als vollständige Bezahlung „de la ferme de la moitié de la grant coûtume de Bayonne, à elle appartenant par don et octroi du Roi, à elle fait en récompense de la principauté de Blaye, et ce pour une année entière commencée le 1. Oct. 1551.“ Das Fürstenthum Blaye sollte vermuthlich eine Entschädigung sein für die durch Anhänglichkeit zu Frankreich verwirkten Güter in Navarra. Der Vicomte von Aster, Menaud von Aure, nachdem er an der Spitze der am 3. März 1528 ihm verliehenen Compagnie von 50 Lanzen in den italienischen Feldzügen gedient, auch zu Neapel in der Gefangenschaft sich befunden hatte, war den 5. Juni 1534 gestorben und wurde zu Bagnères-de-Bigorre, in dem herrlichen Thale Campan, in der Kirche des von seinen Ahnen gestifteten Dominikanerklosters beerdigt. Sancho Garcia von Aure, Vicomte von Arboust, auf Montalban, Salles, Cardaillac, Sarrameran und la Roque, wurde am 26. Aug. 1381 von dem Grafen von Foix mit den Gütern in der Vicomté Debouzan belehnt und stritt 1405 in Guyenne an der Spitze von 19 Knappen für K. Karl's VI. Dienst. Sein ältester Sohn, Menaud I. d'Aure, führte die Hauptlinie in Arboust fort, der jüngste, Geraud, war Bischof zu Lombez 1459, der mittlere, Sancho Garcia auf Hautiget, Seneschalk von Bigorre, fiel 1458 bei der Belagerung der Burg Garris in Navarra. Den 23. April 1417 hatte er sich mit des Vicomte von Aster, Johann's III., einzigen Tochter und Erbin Anna verheirathet. Sancho von Aster erscheint um das Jahr 1500 als der Grafschaft Bigorre Vicomte und seine Nachkommen haben die Thäler von Bagnères und Campan besessen. Der Erbin von Aster jüngerer Sohn, Tristan, Bischof von Aire und früher von Conserans, starb in hohem Alter, den 31. Oct. 1509, sein Bruder, Johann d'Aure Vicomte von Aster, im J. 1496, während er in Nieder-Navarra für den König gegen den Grafen von Lerin stritt. Sein Sohn Menaud heirathete die Erbin von Gramont, daher sein Sohn Anton I., 19. Vicomte von Bigorre, den Namen und das Wappen von Gramont annahm, ihn auch mit Ehren trug in den Kriegen gegen Kaiser Karl V. und die Engländer. Als der Hugenotten mannhafter Verfechter gewann er die Gunst der Königin von Navarra, wiewol er doch später zur katholischen Kirche zurückkehrte. Mit Helena von Clermont d'Anjou verheirathet, den 29. Sept. 1549, hat er die Baronien Toulonjon und Traves in Hochburgund an sein Haus gebracht. Sein Erstgeborener, Philibert von Gramont und Toulonjon, Graf von Gramont und Guiche, Vicomte von Aster, Hauptmann über 50 Lanzen, Gouverneur und Maire von Bayonne, Seneschalk von Béarn, verlor einen Arm bei der Belagerung von la Fère, August 1580, und starb an den Folgen dieser Verwundung in dem Alter von 28 Jahren. Er hatte sich mit Paul's von Andouins, des Vicomte von Louvigny und Herrn von Lescun, einziger Tochter Diana vermählt (den 7. Aug. 1567). „C'est la belle Corisande dont Henri IV. en sa jeunesse fut si amoureux, qu'il disparut aussitôt après sa victoire de Coutras, et, suivi d'un seul page, alla lui présenter son épée, ce qui lui fit perdre tous les avantages qu'il pouvait tirer de ce grand succès, où le duc de Joyeuse, général de l'armée catholique, et tant d'autres gens de marque avaient été tués, qui avait défait cette armée et en avait mis les restes en désarroi. Celle des huguenots, quoique victorieuse, demeura sans rien faire, dans l'étonnement de la disparition du roi de Navarre aussitôt après le combat, ne sachant s'il était tué, pris, ou ce qu'il était devenu pendant six ou sept jours qu'il mit à revenir après ce fatal tour de jeunesse. Cet amour valut au mari de la belle le gouvernement de Bayonne et la charge de sénéchal de Béarn. Sa femme le survécut longtemps et rendit des services considérables à son royal amant, pendant les guerres de religion.“ Ihr Sohn, Anton II., Graf von Gramont, Guiche und Louvigny, Vicomte von Aster, Vicekönig von Navarra, Gouverneur und erblicher Maire von Bayonne, stritt mit Auszeichnung bei Fontaine-Française und nöthigte 1636 den Almirante von Castilien, die Belagerung von Bayonne aufzuheben. Am 13. Dec. 1643 erhielt er das Patent eines duc et pair; er starb im August 1644. In der ersten Ehe mit Louise von Roquelaure, vermählt den 1. Sept. 1601, gestorben 1610, hatte er die Söhne Anton III. und Roger, in anderer Ehe mit Claudia von Montmorency-Bouteville, vermählt den 29. März 1618, nebst vier Töchtern die Söhne Heinrich und Philibert gezeugt. Roger Graf von Louvigny fiel im Duell bei

Brüſſel, den 18. März 1629. Er war des Grafen von Willerval Secundant gewesen gegen den Grafen von S. Amour und deſſen Secundant S. Loup. Dieſer ſtarb in den nächſten Tagen in Folge der von Louvigny empfangenen Wunden. Louvigny, der noch Zeit gehabt hatte zu beichten, wurde in der Kirche U. L. Frauen zu Laëken beerdigt. Heinrich Graf von Toulonjon, Maréchal-de-camp, Lieutenant au gouvernement de Navarre, ſtarb unvermählt, den 1. Sept. 1679. Philibert Graf von Gramont, Gouverneur des Landes Aunis, wird mit Auszeichnung genannt bei der Belagerung von Trino 1643, bei Gelegenheit des Gefechtes bei Freiburg, der Schlachten von Nördlingen 1645, Lens 1648 und des Entſatzes von Arras 1654. Er betheiligte ſich bei den Feldzügen in Hochburgund 1668, in Holland 1672 und wohnte den Belagerungen von Maaſtricht 1673, Cambray 1677 und Namur 1678 bei. Seines Bruders, des Grafen von Toulonjon, Teſtamentserbe, überließ er die Lieutenance-générale im Gouvernement von Béarn ſeinem Schweſterſohne, dem Marquis von Feuquières. Er ſtarb zu Paris, wo er doch nur ſelten zu treffen war, in dem Alter von mehr als 86 Jahren, den 30. Jan. 1707, „ayant toujours eu, jusqu'à 85 ans, une santé parfaite et la tête entière, et encore depuis. Il s'était attaché à M. le Prince qu'il suivit en Flandre, s'alla promener après en Angleterre, où il épousa mademoiselle Hamilton, dont il était amoureux avec quelque éclat, et que ses frères, qui en furent scandalisés, forcèrent d'en faire sa femme, malgré qu'il en eût. C'était un homme de beaucoup d'esprit, mais de ces esprits de plaisanterie, de reparties, de finesse et de justesse à trouver le mauvais, le ridicule, le faible de chacun, de le peindre en deux coups de langue irréparables et ineffaçables, d'une hardiesse à le faire en public, en présence et plutôt devant le roi qu'ailleurs, sans que mérite, grandeur, faveur et places en pussent garantir hommes ni femmes quelconques. A ce métier il amusait et instruisait le roi de mille choses cruelles, avec lequel il s'était acquis la liberté de tout dire jusque de ses ministres. C'était un chien enragé à qui rien n'échappait. Sa poltronnerie connue le mettait au dessous de toutes suites de ses morsures; avec cela escroc avec impudence, et fripon au jeu à visage découvert, et jouant gros toute sa vie. D'ailleurs, prenant à toutes mains et toujours gueux, sans que les bienfaits du roi, dont il tira toujours beaucoup d'argent, aient pu le mettre tant soit peu à son aise. Il en avait eu pour rien le gouvernement de la Rochelle et du pays d'Aunis à la mort de M. de Navailles, et l'avait vendu depuis fort cher à Gacé, depuis maréchal de Mattignon. Il avait les premières entrées et ne bougeait de la cour. Nulle bassesse ne lui coûtait auprès des gens qu'il avait le plus déchirés lorsqu'il avait besoin d'eux, prêt à recommencer dès qu'il en aurait eu ce qu'il en voulait. Ni parole, ni honneur, ni quoique ce fut, jusque-là qu'il faisait mille contes plaisants de lui-même et qu'il tirait gloire de sa turpitude, si bien qu'il l'a laissée à la postérité par des Mémoires sur sa vie, qui sont entre les mains de tout le monde, et que ses plus grands ennemis n'auraient osé publier. Tout enfin lui était permis et il se permettait tout. Il a vieilli sur ce pied-là. Etant fort mal à 85 ans, un an devant sa mort, sa femme lui parlait de Dieu. L'oubli entier dans lequel il en avait été toute sa vie le jeta dans une étrange surprise des mystères. A la fin, se tournant vers elle: „„Mais, comtesse, me dis-tu là bien vrai?““ Puis, lui entendant réciter le Pater: „„Comtesse, lui dit-il, cette prière est belle, qui est-ce qui a fait cela.““ Il n'avait pas la moindre teinture d'aucune religion. De ses dits et de ses faits on en ferait des volumes, mais qui seraient déplorables si on en retranchait l'effronterie, les saillies et souvent la noirceur. Avec tous ces vices sans mélange d'aucun vestige de vertu, il avait débellé la cour et la tenait en respect et en crainte. Aussi se sentit-elle délivrée d'un fléau que le roi favorisa et distingua toute sa vie. Il était chevalier de l'ordre de la promotion de 1688.“ Von den Memoiren urtheilt Voltaire: „Les mémoires du comte de Gramont sont de tous les livres celui où le fonds le plus mince est paré du stile le plus gai, le plus vif, et le plus agréable. Son héros n'a guères d'autre rôle dans ses mémoires que celui de friponner ses amis au jeu, d'être volé par son valet de chambre, et de dire quelques prétendus bons mots sur les aventures des autres.“ Als deren Verfaſſer gilt Anton Hamilton, der theils aus eigener Erinnerung, theils aus den Angaben ſeines Schwagers ſchrieb, jedenfalls muß aber Gramont einen Hauptantheil bei dem Werke gehabt haben, wie ſich aus ſeinen Bemühungen, das Imprimatur zu erhalten, ergibt. Dieſes hatte Fontenelle verſagt wegen der Art, in welcher Gramont beſprochen wird, daher dieſer perſönlich ſich verwendete, den Cenſor umzuſtimmen. Das Honorar wird ihm wichtiger geweſen ſein als ſein Ruf. Gramont's Hand iſt auch in dem Buche unverkennbar. Die geringfügigſten Dinge ſind mit Anmuth und Grazie unter tauſend überraſchenden Wendungen beſprochen und in der unbarmherzigſten Weiſe werden Lächerlichkeiten gegeißelt. Die Erzählung von Gramont's erſtem Ausflug in die Welt, ſeinem Unglück im Spiel und Matta's Naivetäten gelten mit Recht als Meiſterſtücke; wenn aber hier der Stoff ſelbſt das Ergötzliche bot, ſo zeigt ſich die Kunſt der Darſtellung vielleicht noch mehr in den Schilderungen von dem lüderlichen Hofe Karl's II. Gramont's Gemahlin Eliſabeth Hamilton war eine Tochter des Baronet Georg Hamilton auf Donalong in der irländiſchen Grafſchaft Tyrone und der Maria Butler, der Schweſter des Herzogs von Ormond. „Le père et la mère de la comtesse de Gramont étaient catholiques, ils vinrent passer quelque temps en France avec leurs enfants; ils mirent la comtesse de Gra-

mont, toute jeune, à Port-Royal-des-Champs, où elle fut élevée, et elle en avait conservé tout le goût et le bon, à travers les égarements de la jeunesse, de la beauté, du grand monde et de quelques galanteries, sans que la faveur ni le danger de la perdre l'aient jamais pu détacher de l'attachement intime à Port-Royal. C'était une grande femme qui avait encore une beauté naturelle sans aucun ajustement, qui avait l'air d'une reine, et dont la présence imposait le plus. Elle avait été dame du palais de la reine. Le roi, qui passait toujours à Versailles l'octave du Saint-Sacrement, à cause des deux processions et des saluts, allait aussi toujours à Marly après le salut de l'octave. Il découvrit cette année (1699) que la comtesse de Gramont avait été passer quelques jours de cette octave à Port-Royal-des-Champs. C'était un crime qui pour tout autre aurait été irrémissible; mais le roi avait personnellement pour elle une vraie considération, et une amitié qui déplaisait fort à madame de Maintenon, mais qu'elle n'avait jamais pu rompre, et qu'elle souffrait parce qu'elle ne pouvait faire autrement. Elle ne laissait pas de lui montrer souvent sa jalousie par des traits d'humeur quoique mesurés, et la comtesse, qui était fort haute, ne se donnait pas la peine de les ramasser, et montrait de son côté à madame de Maintenon, par son peu d'empressement pour elle, qu'elle ne lui rendait le peu qu'elle faisait que par respect pour le goût du roi. Ce voyage donc, que madame de Maintenon tâcha de mettre à profit, ne mit la comtesse qu'en pénitence, non en disgrâce. Elle qui était toujours de tous les voyages de Marly, et partout où le roi allait, n'en fut point de celui-ci. Ce fut une nouvelle. Elle en rit tout bas avec ses amis; mais d'ailleurs elle garda le silence et s'en alla à Paris. Deux jours après, elle écrivit au roi par son mari qui avait la liberté d'aller à Marly, mais elle n'écrivit ni ne fit rien dire à madame de Maintenon. Le roi dit au comte de Gramont qui cherchait à justifier sa femme, qu'elle n'avait pu ignorer ce qu'il pensait d'une maison toute janséniste, qui est une secte qu'il avait en horreur. Fort peu après le retour à Versailles, le comtesse de Gramont y arriva, et vit le roi en particulier chez madame de Maintenon. Il la gronda, elle promit qu'elle n'irait plus à Port-Royal, sans toute-fois l'abjurer le moins du monde; ils se raccommodèrent, et, au grand déplaisir de madame de Maintenon, il n'y parut plus. Madame de Gramont était une personne haute, glorieuse, mais sans prétention et sans entreprise; qui se sentait fort, mais qui savait rendre, avec beaucoup d'esprit, un tour charmant, beaucoup de sel, et qui choisissait fort ses compagnies, encore plus ses amis. Elle avait eu ses galanteries, mais qui n'avait pas laissé de se respecter, et qui, ayant dec et ongles, l'était fort à la cour et jusque par les ministres, qu'elle cultivait même très-peu. Personne ne connaissait mieux qu'elle son mari; elle vécut avec lui à merveille. Mais, ce qui est prodigieux, c'est qu'il est vrai qu'elle ne put s'en consoler et qu'elle-même en était honteuse. Ses dernières années furent uniquement pour Dieu. Elle comptait bien, dès qu'elle serait veuve, se retirer entièrement, mais le roi s'y opposa si fortement qu'il fallut demeurer. Ce ne fut pas pour longtemps; de grandes infirmités la tirèrent de la cour, dont elle fit le plus saint usage et le plus solitaire, et mourut ainsi avant ses deux années de deuil." Die Gräfin starb den 3. Juni 1708 in dem Alter von 67 Jahren. „Elle n'avait que deux filles: tout deux de beaucoup d'esprit fort dangereuses, fort du grand monde, fort galantes, qui avaient été filles d'honneur de madame la dauphine de Bavière. Comme elles n'avaient rien, leur mère écrivit en mourant au roi et à madame de Maintenon pour leur demander pour elles sa pension du roi. De ces deux lettres, l'une fut dédaignée, l'autre négligée. Tel est le crédit des mourants les plus aimés et les plus distingués durant leur vie. Il n'y eut ni réponse ni pension." Claudia Charlotte heirathete den 6. April 1694 den Viscount Stafford, Heinrich Howard, den Sohn jenes Viscount Stafford, der am 29. Dec. 1690 auf dem Blutgerüste sterben mußte, weil die sogenannte Volkspartei eines Opfers bedurfte. „C'était un vilain milord Stafford, qui passait sa vie à Paris aux Tuileries et aux spectacles, et que personne ne voulait voir, avec qui elle se brouilla bientôt et s'en sépara. Depuis sa mort elle alla vivre en Angleterre de ce qu'il lui avait donné en l'épousant, et n'en eut point d'enfants." Ihre Schwester Maria Elisabeth, geboren den 27. Dec. 1667, wurde Stiftsdame, dann Aebtissin zu Poussay in Lothringen unweit Mirecourt, „où elle s'est convertie et a vécu dans une grande pénitence et bien soutenue." Sie starb im J. 1706. Des zweiten Anton ältester Sohn, Anton III., Herzog von Gramont, Marschall von Frankreich, Souverain von Bidache, Graf von Guiche und Louvigny, Vicekönig von Navarra und Béarn, erblicher Maire von Bayonne, war geboren 1604 zu Hagetmau in Chalosse. In dem Alter von 14 Jahren wurde er nach Paris geschickt, sich in den Uebungen der Akademie zu vervollkommnen. „Quoique le comte de Gramont fût un des plus grands seigneurs de France, et qui se portât le plus haut, l'équipage du jeune comte de Guiche n'en fut pas moins très mince, la somme d'argent comptant pour le voyage très faible et la pension si modique, qu'il lui fallut vivre d'économie; ce qui ne l'empêcha pas d'être quelquefois réduit à une véritable indigence. Alors il soupait avec un morceau de pain et se couchait à la lueur d'une lampe parce que la chandelle était trop chère." Beigegeben war ihm ein möglichst gering honorirter Hofmeister, Croisilles, „prêtre, moitié poète et moitié

fou," ein Kammerdiener und ein alter Basse als Lakei. Das Geld, welches des Vaters Sparsamkeit versagte, suchte der junge Herr durch Industrie sich zu verschaffen. „Comme le comte de Guiche étoit d'une figure aimable, qu'il avoit de l'esprit infiniment, et de cette sorte d'esprit qui plait par sa douceur et son insinuation, que d'ailleurs le nom qu'il portoit ne lui faisoit pas déshonneur, il ne tarda guères à se faire connoître. Il rechercha avec soin la bonne compagnie, et la bonne compagnie ne l'évita pas. Il se fit des amis du premier ordre qui le prônèrent: les dames à la mode à qui il ne déplaisoit pas (car il étoit jeune, vigoureux, enjoué et poli autant qu'on peut l'être), le prirent sous leur protection; quelques-unes eurent soin de l'habiller; d'autres lui donnèrent de l'argent; il joua, il fut heureux. L'abondance régnoit parmi les courtisans; les financiers aimoient le jeu passionnément et jouoient en dupes. Il n'en fallut pas davantage pour qu'un Gascon aussi délié que le comte de Guiche, profitât des occasions favorables que lui présentât la fortune et pour devenir opulent par son seul savoir-faire sans aucuns secours quelconques de sa maison. Il se fit un petit équipage; quelques Béarnois, pleins de courage, qui surent qu'il avoit de l'argent, s'attachèrent à lui et composèrent une maison qui commença à avoir l'air de celle d'un seigneur." Nach einer solchen keineswegs ehrenhaften Vorschule versuchte sich der 17jährige Jüngling in den Feldzügen von 1621 und 1622 gegen die Hugenotten, und er soll bei den Belagerungen von Saint-Antonin und Montpellier sich ausgezeichnet haben. Als Freiwilliger befand er sich in den Reihen der Vertheidiger von Breda 1623. Ein Duell mit Hocquincourt nöthigte ihn, zum zweiten Mal das Königreich zu verlassen, und er suchte ein Unterkommen bei der kaiserlichen Armee in Niedersachsen. Tilly soll ihn mit hoher Auszeichnung empfangen, sogar nach seiner Verwundung vor Pinneberg daran gedacht haben, dem 24jährigen Fremdling das Commando seiner Armee zu übertragen. Teutschland verließ Gramont Anfangs 1629, um des Herzogs von Nevers Recht zu dem Erbe von Mantua zu verfechten. Der Herzog ernannte ihn zu seinem General-Lieutenant für die Provinz Montferrat, verlieh ihm auch seine Compagnie Lanzen. Ganzer 21 Tage vertheidigte er das nur durch Feldverschanzungen geschützte Nizza della Paglia gegen Serbelloni's Armee, er schlug zwei Stürme ab und erhielt zuletzt die ehrenvollste Capitulation. Er eilte nach Mantua, wo ihn der Freudenruf der Bevölkerung empfing, denn Bürger und Soldaten liebten ihn gleich sehr und der Herzog schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Aber der Anzug der Kaiserlichen unter Collalto 1630 verschlimmerte gar sehr dieses Fürsten Lage. Sehr bald war er auf den Besitz seiner Hauptstadt beschränkt und in einem Ausfalle gerieth der Graf von Guiche, schwer verwundet, in Gefangenschaft. Einzig des Prinzen von Pozzolo liebevolle Sorgfalt rettete ihm das Leben. Als Reconvalescent mußte er jedoch dem Hauptmanne Peter Ferrari, einem Corsen von Geburt, dessen Compagnie ihn zum Gefangenen gemacht hatte, nach Gaëta folgen. Mit großer Härte wurde er da behandelt, sodaß selbst Ferrari's Officiere sich seiner annahmen. Dieser lachte ihrer Vorstellungen und erwiderte scherzend: „Signori, vò dire, è morto il mio padre, me ne son consolato; è morta la mia madre, me ne son consolato: morirà e creperà cuesto becco cornuto, me ne consolerò." Eines Tages jedoch, in ungewöhnlich heiterer Laune, ließ der Tyrann den Gefangenen in den Garten rufen, zum ersten Mal ihm den Genuß der freien Luft vergönnend und sagte ihm zugleich einige Artigkeiten, doch mit dem Zusatze, daß er eng verwahrt bleiben würde, bis man das für ihn angesetzte Lösegeld von 10,000 Kronen erlegt habe. Es folgten einige andere Redensarten, als Ferrari, von einem Schlagfluß getroffen, auf Guiche fiel und den Geist aufgab. Da sprach der Graf: „Signore Pietro Ferrari, è morto il mio padre, me ne son consolato; è morta la mia madre, me ne son consolato: il grandissimo forfante, coyon è becco cornuto, creperà e serà presto al diabolo, me ne consolo." Der Friede von Cherasco gab dem Grafen, wie allen übrigen Gefangenen, die Freiheit, „sans qu'il lui en coûtât rien," und es wurden ihm auch, in Betracht seiner kriegerischen Thaten, die Thore Frankreichs geöffnet. „Comme il avoit l'esprit du monde le plus insinuant et le plus aimable, qu'il revenoit d'une guerre étrangère où il s'étoit acquis une grande réputation, il plut à cet illustre cardinal de Richelieu, qui faisoit grand cas des honnêtes gens qui avoient un nom et un certain mérite. Le comte de Guiche lui faisant la cour avec assiduité, il ne tarda guère à avoir toute sa confiance; et pour lui donner une preuve certaine de son estime et de son amitié, il voulut le mettre dans son alliance, et pour cet effet fit dans le même jour, les mariages des ducs Epernon, de Puylaurens et de lui avec ses trois nièces." Guiche wurde den 28. Nov. 1634 mit Franziska Margaretha von Chivré getraut. Kurz vorher soll der Cardinal gegen ihn geäußert haben: „Je vous avois promis mademoiselle Pontchâteau, la cadette: je suis bien fâché de ne vous la pouvoir donner; et je vous prie de prendre en sa place mademoiselle du Plessis-Chivré," worauf der vollendete Hofmann entgegnete: „que c'étoit son Eminence qu'il épouserait et non ses parentes, et qu'il prendroit celle qu'on lui donneroit." In dem Feldzuge von 1635 sollte er als maréchal-de-camp unter dem Cardinal von la Valette in Teutschland dienen. Höchst beschwerlich war der Marsch nach Mainz: „c'étoit le commencement de la guerre: tout paroissoit difficile aux soldats, même aux officiers; la cavalérie étoit désaccoûtumée de camper et le faisoit avec embarras et avec peine, et, en un mot, l'armée regardoit comme un prodige de se pouvoir passer quatre ou cinq jours de pain, et de souffrir un peu de disette: ce qui faillit à causer un grand désordre et une

sédition presque générale, dans laquelle il fallut que le comte de Guiche se servit de beaucoup d'adresse et d'une rhétorique douce et persuasive, pour remettre dans leur devoir les esprits, qui étoient très-échauffés.“ Vor Bingen bei Gelegenheit einer Recognoscirung leicht verwundet, soll der Graf die Armee gerettet haben, indem er die Brücke über den Rhein, das einzige Communicationsmittel mit Frankreich, gegen des Gallas wiederholte Angriffe behauptete: „aussi reçut-il bien des louanges de toute l'armée.“ Bei der Einnahme von Zabern soll er abermals Wunder gethan haben, 1636, worauf der Herzog von Weimar ihn und 3000 seiner besten Reiter aussendete, um ein Regiment Kroaten für einige verwegene Streiche zu züchtigen. Der Auftrag wurde pünktlich erfüllt, die Kroaten erlitten bedeutende Einbuße, ihre Zelte wurden in Brand gesteckt, „perte considérable pour des gens qui ne couchent jamais dans des maisons,“ und beinahe wäre selbst des Obersten Frau gefangen worden. „Mais la plus belle capture, et celle qui fit le plus de plaisir au comte de Guiche, fut le singe favori de madame la colonelle, grand comme un homme et vêtu comme un hussard. Il revint, chargé de cette dépouille, retrouver le duc de Weimar, et lui dit qu'il lui avoit donné pleine et entière satisfaction; et que non-seulement il avoit magnifiquement battu tout le corps des Cravates, mais qu'il amenoit encore de quoi se venger de l'insolence de leur colonel, en égard à ses domestiques; et que c'étoit le galant de madame sa femme qu'il avoit pris fort près d'elle, et qu'il lui amenoit pieds et mains liés. A l'apparition du gros singe vêtu en hussard, le duc de Weimar faillit à mourir de rire, et après avoir bien tendrement embrassé le comte de Guiche du service important qu'il venoit de lui rendre, il fut question de savoir ce qu'on feroit du singe: on alla aux opinions. Après que tout le monde eût parlé, le comte de Guiche prit la parole et dit à M. le duc de Weimar: Monseigneur, le colonel des Cravates est très-vieux, et ne peut faire les fonctions matrimoniales; il a pris un substitut pour madame la colonelle: faisons le châtrer tout à l'heure par votre chirurgien, et renvoyons — le promptement dans un petit brancard par un trompette à madame la colonelle. Elle ne se consolera jamais de voir son amant si maltraité, et Votre Altesse sera pleinement vengée du mari et de la femme. L'avis fut trouvé admirable, et le singe renvoyé de la sorte au camp des Cravates.“ Am Schlusse des Feldzugs von 1637 wurde Guiche zum Lieutenant-général für die Normandie und zum Gouverneur des Schlosses in Rouen ernannt. Im folgenden Jahre diente er in Italien als maréchal de camp und General der Cavalerie, womit er sich das Gouvernement von Lothringen und bald darauf die Stelle eines mestre de camp bei den Gardes françoises verdiente. Der Feldzug von 1639 hatte für ihn nicht viel Bedeutendes, hingegen hat er bei der Belagerung von Arras, 1640, sich ausgezeichnet, nicht minder in dem Reitergefechte bei Bapaume. Seine Verdienste um die Einnahme von Aire, la Bassée und Bapaume, 1641, wurden mit dem Marschallstabe belohnt. Am 26. Mai 1642 sollte er, ein unabhängiges Corps commandirend, den Generalgouverneur der Niederlande, Don Francisco de Melo, oder vielmehr den tapfern Beck bestreiten. Dieser aber war dem luftigen Franzmann allzu überlegen und Guiche erlitt bei Honnecourt die vollständigste Niederlage, die jedoch nach der Spanier Sitte unbenutzt blieb. Um so viel mehr machten die Spötter dem geschlagenen Marschall zu thun. In mehren Vaudevilles wurde er gegeißelt. In dem einen jammert er:

Je suis Lampon qui vient faire retraite
Je suis Lampon,
Abaissez votre pont.
Quand il fut dans Saint-Quentin,
On lui présenta du vin.
Monseigneur, prenez courage,
Il vous reste encore un page.
Lampon etc.

Im gemeinen Leben hieß Guiche eine Zeit lang le maréchal Lampon, gleichwie man auch Sporen à la Guiche trug. „Le comte de Guiche,“ schreibt Tallemant des Réaux, „n'a jamais pu passer pour brave quoiqu'en quelques endroits il ait payé de sa personne.“ Diesem Verdrusse über das Misgeschick im Felde gesellte sich Kummer höherer Art: Guiche fand seinen Freund, seinen einzigen Beschützer, den Cardinal Richelieu, sterbend; „il faillit en mourir de douleur.“ Dabei vergaß er doch keineswegs die Förderung seiner Interessen. Mazarin's Bekanntschaft hatte er in Italien gemacht. Jetzt suchte er dessen Freundschaft und dieses ist gelungen durch Anwendung derselben Mittel, welche ihm die Gunst des vorigen Ministers verschafft hatten. Die erste, wenn auch zweideutige, Frucht war das 1643 ihm verliehene Commando in den Niederlanden, wo er zwar für diesen wie für die folgenden Feldzüge dem Herzoge von Enghien untergeben war. „Les maréchaux de France ont de tout temps obéi aux princes du sang, le respect qu'ils leur ont porté étant fondé sur ce qu'ils peuvent devenir leurs maîtres. Le duc d'Enghien témoigna une extrême joie de ce que l'on lui avoit donné le maréchal de Guiche, duquel le caractère d'esprit et l'humeur enjouée, ainsi que la haute réputation qu'il s'étoit acquise, lui convenoient tout-à-fait. L'intelligence et l'union entre eux fut parfaite d'abord qu'ils se connurent, et durant pendant le cours de toutes les campagnes qu'ils servirent ensemble; le duc d'Enghien ayant toujours recherché son amitié avec empressement dès qu'il vint à la cour, et dans les campagnes d'Arras et d'Aire, de même qu'à Paris durant l'hiver, où il ne bougeoit de chez lui tous les jours à dîner et à souper.“ Vor Freiburg, 1644, soll Gramont abermals Wunder gethan haben, worauf

er bei der Belagerung von Philippsburg eine Attake führte. Die Besatzung capitulirte und der Marschall empfing die Nachricht von dem Ableben seines Vaters, dessen Gouvernements ihm zugleich verliehen wurden. In dem Treffen bei Allersheim, den 3. Aug. 1645, befehligte der Marschall den rechten Flügel, welchem die Baiern gegenüberstanden. Die Regimenter Fabert und Wal empfingen die feindliche Reiterei mit einem mörderischen Feuer, unter dessen Schutz sich ein Reitergefecht entwickelte. „Ce qui ne servit pas grande chose au maréchal, se trouvant enveloppé de toutes parts, et quatre cavaliers sur le corps qui l'alloient tuer, en disputant ensemble à qui l'auroit. Son capitaine des gardes en tua un, et Hemon, son aide-de-camp, un autre: ce qui lui ayant donné un peu de relâche, il survint, par bonne fortune pour lui dans le moment, un capitaine du régiment de La Pierre, nommé Sponheim, lequel, entendant nommer le maréchal de Gramont, rallia deux ou trois officiers de ses amis, qui ayant écarté la compagnie le tirèrent d'intrigue et lui sauvèrent la vie. Le capitaine de ses gardes resta mort sur la place, le lieutenant blessé et prisonnier avec lui, le cornette et le maréchal-des-logis tués, et toute la compagnie de ses gardes, qui étoit de cent maîtres, à la réserve de douze qui furent aussi pris; quatre aides-de-camp tués, trois de ses pages, et généralement tous ses domestiques qui l'avoient suivi, furent pareillement tués à ses côtés. C'est ce que produit l'affection pour un maître qu'on aime. Il lui arriva encore un accident assez extraordinaire: car le capitaine qui le conduisoit le voulant toujours mener au général Mercy, duquel il ignoroit le destinée, trouva un petit page lorrain du baron de Mercy, âgé de quinze ans, lequel entendant dire qu'on menoit le général des François, voulut venger sur lui la mort de son maître: et comme il n'avoit point de pistolets, et qu'on menoit le maréchal de Gramont les rênes de son cheval rabattues, il sauta sur un des siens et lui tira dans la tête; mais par bonne fortune ayant été déchargé dans le combat, il ne lui put faire de mal. Les Allemands voulurent châtier sevèrement une action aussi noire; mais le maréchal de Gramont dit que c'étoit un enfant à qui il vouloit qu'on pardonnât, et empêcha qu'il ne fût pistolé sur-le-champ, les Allemands étant sans miséricorde pour pareils attentats.“ Während Johann von Werth mit der weichenden Armee die Position auf dem Schellenberg bezog, wurde Gramont nach Donauwerth gebracht, zugleich mit Mercy's Leiche, deren Anblick ihm neue Gefahren bereitete. Die Bevölkerung hatte nicht übel Lust, den Marschall als ein Leichenopfer zu schlachten. Glücklicherweise kam Befehl, ihn nach Ingolstadt zu übertragen. „Il arriva le même jour à Ingolstadt, d'où tous les habitans vinrent au devant lui et du corps mort de Mercy, qui avoit été gouverneur de la place, et fort aimé; les uns touchés de pitié et de compassion d'avoir perdu un homme du mérite de Mercy, et les autres de curiosité de voir une personne de la qualité du maréchal de Gramont, dont la réputation étoit si connue en Allemagne. Mais il en arriva différement de ce qu'il appréhendoit, craignant toujours que la triste vision du corps de Mercy, qui marchoit à ses côtés, ne causât quelque émeute parmi le peuple qui retombât ensuite sur lui, et jamais il ne fut plus étonné ni plus aise que lorsqu'il vit ce même peuple l'entourer de toutes parts, lui jeter des fleurs et lui faire mille caresses, de même que s'il eût été le général de l'Empereur qui revînt victorieux. Le soir, le commandant de la ville le mit dans une hôtellerie avec une garde, où il donna à souper à tous les magistrats; et, après avoir bu avec eux toute la nuit, il devint leur meilleur ami, et fut comblé de présens de leur part.“ Den andern Tag wurde er nach dem Schlosse gebracht, in Gesellschaft des Obersten Schmidtberg, des von Bruderblut triefenden Mamluken, des Obersten Rosen und zweier andern Gefangenen. Den dritten Tag fand sich bei ihm ein der kurfürstliche Rath Kittner, Ueberbringer eines Befehls an den Commandanten, laut dessen Gramont und seine Schicksalsgenossen der vollen Freiheit im Umfange der Stadt genießen sollten. Es erhielt der Marschall auch ein Geschenk von Seiten der Kurfürstin, Schwester des Kaisers, neben vielen silbervergoldeten Büchsen, die mit Eingemachtem angefüllt waren, eine weiße, in Gold gestickte Feldbinde. Kittner eröffnete ihm zugleich, daß er nur kurze Zeit ein Gefangener bleiben werde, indem seine Auswechselung gegen den Feldmarschall von Ghelen (Bd. 4. S. 499—502) im Werke sei, gleichwie er einige Tage später die Nachricht von der vollzogenen Auswechselung brachte. Damit war die Einladung zu einer Reise nach München verbunden. Diese ließ sich Gramont nicht wiederholen: „le jour que le maréchal arriva à Munich, le comte de Curtz, ministre et favori de l'électeur, vint au devant de lui et le logea dans sa maison, qui étoit superbement meublée, où les officiers de l'électeur le traitèrent splendidement. Le souper fut long et gaillard, et on y but tant de santés que tous les convives et le maître des cérémonies restèrent tous sous la table ivres morts. C'est la mode et la galanterie d'Allemagne, qu'il faut prendre en bonne part quand on est avec des Allemands, et qu'on a à traiter avec eux.“ Am andern Morgen folgte die Audienz, der einzig Graf Kurz beiwohnte. Viel sprach der Kurfürst von seiner Neigung zum Frieden, worin Gramont ihn bestärkt haben will, und darum einen guten Antheil von den Resultaten der französischen Diplomatie in dem Reichsfriedensgeschäfte sich zuschreibt. Des Herzogs von Enghien Begleiter in der schmählichen Flucht nach Philippsburg stand er ihm auch zur Seite bei der Einnahme von Courtray, 1646, welche durch die elende Führung der spanischen Armee so sehr erleichtert wurde. Sodann führte er dem Prinzen von Oranien

ein Truppencorps zu, welches bestimmt war, bei der Belagerung von Antwerpen zu dienen. „Mais Dieu en ordonna autrement, et fit qu'en un instant la tête tourna au plus sage de tous les hommes et à un des plus expérimentés capitaines du siècle; car ce prince d'Orange (Friedrich Heinrich) l'emportoit encore sur tous ses ancêtres. Le maréchal de Gramont l'alla trouver dans son camp, pour conférer avec lui de tout ce qu'il y avoit à faire pour une entreprise de cette importance; mais il ne fut jamais si surpris que, lorsque voulant entrer en matière et recevoir ses ordres, il le prit par la main, et après avoir fait deux tours de chambre assez vite sans proférer une parole, il lui demanda s'il vouloit danser une courante à l'allemande avec lui, et que c'étoit le temps de le faire ou jamais. Le maréchal de Gramont s'aperçut bientôt, de quoi il étoit question, dansa la courante du mieux qu'il put, puis fit promptement la révérence et alla trouver le prince son fils, pour lui dire qu'il ne s'attendît plus à rien de solide et de sensé de la part de son père, parce qu'il étoit devenu radicalement fou: ce qui ne se trouva que trop vrai dans la suite.“ Antwerpen blieb demnach unangefochten, und der Prinz, auf die verabredeten weitern Unternehmungen verzichtend, beschäftigte sich mit der Belagerung des Schlosses Temsche, „qui avoit plus de l'air d'un pigeonnier que d'une place remparée. Et c'est à cette belle expédition qu'il proposa encore dans sa chambre une seconde courante allemande au maréchal de Gramont.“ Zuletzt einigte man sich doch über die Belagerung von Liere, wofür in Berg-op-Zoom alle Anstalten getroffen wurden. „C'est là où la princesse d'Orange (Amalia, geborene Gräfin von Solms) vint trouver son mari, et en fort peu de temps lui renversa le peu de cervelle qui lui restoit, et lui fit changer la résolution d'attaquer Liere. Jamais on ne vit une meilleure Espagnole, ni une personne plus contraire à la France, ne s'étant relâchée ni de son amitié pour l'une ni de sa haine invétérée pour l'autre, jusques à ce que ce beau traité de paix entre l'Espagne et la Hollande ait été conclu.“ Im Frühjahre 1647 folgte Gramont dem Herzoge von Enghien, seit Kurzem Prinz von Condé, nach Catalonien, wo sie zwar mit der Belagerung von Lerida verunglückten. Dagegen nahmen sie im folgenden Jahre Dpern, siegten auch bei Lens, den 20. Aug. 1648, aber der Sieg blieb ohne weitere Folgen wegen der Unruhen zu Paris. Condé eilte dahin und Gramont wurde zurückgerufen, hatte noch die Gardes françoises und suisses, dann auch die Gendarmen und die Chevaulégers von der Garde dem Hofe zuzuführen. Seine kriegerische Laufbahn war hiermit geschlossen; ungewiß bleibt, ob er oder der Minister erkannt hat, daß der Krieg nicht sein Element sei. Dafür nahm er lebhaften Antheil bei allen durch die kritische Lage nothwendig gewordenen Berathungen und Entschließungen. In seinem Hôtel speisten am Tage vor Drei Königen 1649 der Herzog von Orléans, der Prinz von Condé, der Cardinal; nach eingenommener Mahlzeit eilten sie auf verschiedenen Wegen dem Cours zu, wo sie die Königin mit ihren Kindern trafen, und fort ging es nach Saint-Germain, ohne daß die Pariser eine Ahnung von dieser Entführung gehabt hätten. Es wurde beschlossen, die rebellische Stadt mit den Waffen und zugleich mit Abschneidung der Lebensmittel zu bedrängen. Gramont führte das Commando auf dem linken Ufer der Seine, denn er zumal war dem Cardinal der Mann des Vertrauens. „Le cardinal voulut qu'il restât continuellement auprès de Leurs Majestés comme le seul homme de confiance pour elles et incapable de rien faire contre son honneur et le service du Roi; ce qu'il fit assez connoître dans la suite de sa conduite avec le prince de Condé, avec lequel il rompit tout commerce dès qu'il le vit engagé malheureusement dans un parti contraire à son devoir et retiré en Guienne avec l'armée d'Espagne, commandée par Waterville.“ Der Zustand von Guienne, wo Condé den Meister spielte, war es eben, wodurch Mazarin genöthigt wurde, den Marschall in sein Gouvernement von Bayonne und Béarn zu schicken. Großes soll auch Gramont für die Beruhigung der wichtigen Provinz gethan haben. Nachdem Bordeaux den 31. Juli 1654 sich unterworfen, brachte er einige Jahre am Hofe zu, bis es dem Cardinal gefiel, ihn an die Spitze der Gesandtschaft zu stellen, durch welche nach K. Ferdinand's III. Tode (2. April 1657) Teutschland vollends zu knechten sei. Die ihm zugedachte Ehre meinte Gramont ablehnen zu können und gab dem Minister zu bedenken, „que ses affaires n'étant pas bien aisées, ce seroit le secret d'aller le grand galop à l'hôpital, et de culbuter sa maison de fond en comble,“ aber der Minister bestand darauf und die Fahrt mußte angetreten werden. Die Ueberlieferungen der jüngsten Vergangenheit wiesen auf den pfälzischen Hof hin, als den Punkt, wo die Unterhandlungen zu eröffnen seien. „Gravel (der französische Resident zu Frankfurt) avoit eu plusieurs conversations avec l'électeur, dans lesquelles il s'étoit fait plusieurs propositions sans rien conclure: et comme il étoit impossible de faire quelque chose d'avantageux en Allemagne sans être assuré de sa personne, le maréchal de Gramont et M. de Lyonne résolurent, à quelque prix que ce fût, de traiter avec lui avant d'entamer aucune autre affaire; et pour avoir un commencement bien favorable et espérer une bonne issue de cette négociation, il étoit nécessaire d'une défiance réciproque. Ils se persuadoient qu'il vouloit seulement leur argent et qu'il ne leur tiendroit point sa parole; et lui de son côté ne doutoit nullement qu'ils n'eussent grande envie de l'escroquer. Enfin, après deux jours de conférence, d'allées et de venues d'un appartement à l'autre, ils conclurent et signèrent un traité par lequel ils lui promirent 60,000 écus arrivant à Francfort, et 50,000 le premier jour de l'an (n'estimant pas que la diète pût aller plus

loin); puis trois années de suite 40,000 écus. Mais, pour guérir les défiances mutuelles, les ambassadeurs du Roi consignèrent l'argent entre les mains du plénipotentiaire suédois, duquel ils retirèrent un écrit par lequel il leur promettoit de ne le délivrer que de leur consentement: et quant à leur sûreté, l'électeur leur donna un papier signé de sa main et scellé de ses armes, par lequel il promettoit dans toutes les affaires de la diète de faire tout ce que les dits ambassadeurs demandoient de lui au nom du Roi. Il n'en falloit pas davantage ni moins aussi pour s'assurer d'un homme duquel la parole parfois n'étoit pas sûre. De leur côté, il désira aussi un écrit par lequel ils s'engageoient, la diète finie, et ayant pleinement satisfait à sa parole, de lui rendre le sien; ce qui fut fait avec exactitude: et après l'élection, l'argent du Roi, et l'écrit de l'électeur furent échangés avec toutes les précautions qu'on peut prendre entre gens persuadés que chacun d'eux seroit bien aise d'en donner à tâter à son compagnon." Von Heidelberg zogen die Gesandten nach Frankfurt und sie berichteten an ihren König „pour lui rendre compte de cet heureux commencement, qui faisoit concevoir de grandes espérances de l'avenir. La depêche étoit fort simple, et touchoit nombre de personnes qu'ils estimoient gagnées ou qu'ils avoient raison de tenir pour suspectes: ce tout en chiffres, comme on le peut croire. Mais ils pouvoient se passer de prendre cette peine: car un parti du prince de Condé ayant pris le courrier, un de ses secrétaires déchiffra la depêche d'un bout à l'autre; et l'ayant mise en fort bon et intelligible françois, elle fut envoyée dans l'instant aux ambassadeurs d'Espagne, qui ne manquèrent pas d'en faire part à toutes les personnes intéressées." Für einen Augenblick machte diese Angelegenheit großes Aufsehen. „Enfin la franchise du maréchal de Gramont, celle de M. de Lyonne, leur bonheur, ou l'envie que les parties intéressées avoient d'avoir leur argent, qui étoit considérable, firent que ce que les ennemis croyoient pour la France un coup mortel ne fut pas seulement une légère blessure." Mit Lobsprüchen wird wegen seiner Weisheit und Friedensliebe der Kurfürst von Mainz überhäuft, um so schlimmer jener von Trier abgefertigt. „Les espérances que le maréchal de Gramont et M. de Lyonne conçurent de pouvoir gagner l'électeur de Trèves étoient légères. Son frère, qu'il avoit fait son ambassadeur avant son arrivée, avoit pris de l'argent du Roi ce qui par parenthèse n'est pas fort extraordinaire parmi ceux de cette nation, puisque, de quelque côté qu'il leur puisse venir, il est toujours très-bien reçu, et il les assuroit qu'à l'arrivée de l'électeur son frère, ils auroient pleine satisfaction. Mais comme c'étoit un véritable innocent, sur les discours duquel l'on ne pouvoit tabler, et que d'ailleurs le baron de Metternich et le chancelier de l'électeur, ses collègues, étoient connus pour être tout-à-fait autrichiens, il n'y avoit pas trop lieu de s'y confier: mais l'arrivée de l'électeur tira bientôt de doute, et l'on vit clairement que le temps et l'argent employés pour le mettre dans le parti du Roi seraient également perdus, bien que, par toutes sortes de raisons, de tous les électeurs c'étoit celui qui avoit le plus d'interêt de s'attacher à ceux de la France. L'électeur de Trèves étoit cousin germain de l'électeur de Mayence, qui le servit plus que nul autre à l'élever à la dignité électorale: mais sa rhétorique ne fit pas plus d'effet auprès de lui que celle du maréchal de Gramont, et, comme la suite l'a fait voir, il fut en tout et partout partial de la maison d'Autriche. Le maréchal et lui ne se virent que deux fois les uns chez les autres; mais comme les choses inutiles deviennent ennuyeuses par la suite, et que d'ailleurs la conversation de cet électeur étoit des plus sèches et des plus fatigantes, cela fut cause que le maréchal de Gramont le cultiva très-peu. L'électeur de Mayence fit tous ses efforts pour engager le maréchal de Gramont à manger avec l'électeur de Trèves; mais il lui fut impossible d'y réussir, parce que dans les répas où se trouvoit l'électeur il falloit toujours boire jusqu'à l'excès, seule et unique chose en quoi il excelloit; au contraire, le maréchal de Gramont étoit ennemi de ces sortes de plaisir: ce la fit qu'il ne le connut que fort médiocrement. Tout ce que l'on en peut dire, suivant l'idée qu'il en a donnée, et le rapport de ses meilleurs amis et des personnes désintéressées, c'est que c'étoit un homme qui, par rapport à l'esprit, étoit brouillé avec le sens commun, sans érudition, point d'étude, et avoit une aussi foible connoissance des affaires de l'Empire que des siennes propres. Quant au corps il étoit grand et fort camarad. Il excelloit dans la connoissance du bon vin, dont il prenoit une si grande quantité et pendant tant de temps, qu'il faisoit avouer à ceux qui buvoient avec lui, qu'il étoit très-difficile de lui tenir tête. On eut la satisfaction de faire rendre à son frère l'argent qu'on lui avoit donné de la part du Roi, et il eut la douleur de le restituer avec amertûme: ce qui ne se fit pas sans beaucoup de résistance, car c'étoit un cavalier des plus tenaces." Auch der Kurfürst von Sachsen zeigte sich minder geschmeidig, als man gehofft hatte. Der gegenseitige Kaltsinn konnte zu offenem Bruche führen, als die Kurfürsten von Mainz und Cöln vermittelnd einschritten. Ein großes Mahl, durch den Grafen Ego von Fürstenberg veranstaltet, besiegelte die Versöhnung. „Le dîner dura depuis midi jusques à neuf heures du soir, au bruit des trompettes et des timbales qu'on eut toujours dans les oreilles: on y but bien deux ou trois mille santés; la table fut étayée, tous les électeurs dansèrent dessus; le maréchal, qui étoit boiteux, y menoit le branle: tous les convives s'enivrèrent. L'électeur

de Saxe et le maréchal de Gramont restèrent toujours depuis les meilleurs amis du monde.“ Der eigentliche Zweck der Gesandtschaft war, zu verhindern, daß Erzherzog Leopold den Kaiserthron besteige. Nachdem man sich hatte überzeugen müssen, daß die Candidatur Ludwig's XIV. nicht durchzusetzen sei, vereinigten sich Franzosen und afrancesados zu Gunsten des jugendlichen Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern. Die in dieser Absicht zu München betriebenen Unterhandlungen wurden von der Kurfürstin Adelheid Henriette von Savoyen lebhaft gefördert, fanden jedoch gewichtige Einrede von Seiten der verwitweten Kurfürstin, geborene Erzherzogin von Oesterreich, und des einflußreichen Ministers Grafen Kurz. In der Hoffnung, durch persönliche Einwirkung auf den Kurfürsten die Entscheidung zu beschleunigen, reiste Gramont selbst nach München, und es ist nicht zu leugnen, daß er in Meisterschaft die Leidenschaften des jungen Herrn zu behandeln verstand. „Il lui dit qu'il espéroit être le premier qui le traiteroit de sacrée Majesté Impériale; que rien ne lui faisoit tant de peine que d'être obligé de donner à un prince tel que lui le titre d'altesse, qui étoit devenu si commun partout et à si bon marché, et qu'il lui sembloit que sa tête pouvoit aisément soutenir la pésanteur d'une couronne; qu'il ne lui croyoit pas moins de coeur et de grandeur d'âme qu'au feu roi de Suède, qui avoit traversé tant de pays, essuyé tant de périls, donné tant de batailles, et enfin perdu la vie, pour usurper l'Empire, lequel S. A. Electorale pouvoit avoir sans hasard et sans crime, et se voir légitimement sur un trône, soutenu de toutes les forces d'Allemagne et des couronnes de France et de Suède; qu'après cela il ne pouvoit s'imaginer que la puissance de la maison d'Autriche lui pût ni dût être formidable; qu'il n'étoit pas besoin de lui représenter l'état présent où elle se trouvoit, et qu'il devoit aisément comprendre que les armées mises sur pied en Allemagne par les finances d'Espagne ne seroient pas trop nombreuses; et qu'enfin l'armée seule de l'électeur, son père, avoit toujours été plus considérable que celle de l'Empereur.“ Mit sichtlichem Vergnügen schien der Kurfürst der Rede zu lauschen, aber gleich wurde der Eindruck verwischt durch seiner Mutter und durch des Grafen Kurz Zureden. Diesen wenigstens zu beseitigen, sprach Gramont zu ihm von der bedenklichen Lage, in die er gerathen könnte, falls der Kurfürst Reue empfinden sollte, den ersten Thron der Christenheit ausgeschlagen zu haben; es werde sicherlich nicht an Leuten fehlen, ihn aufzumuntern zur Rache gegen diejenigen, welche ihn davon abhielten. Allein Kurz blieb bei seiner Ansicht, daß ein mächtiger Kurfürst von Baiern jederzeit mehr bedeuten werde als ein schwacher Kaiser. Allen fernern Zudringlichkeiten auszuweichen, versuchte Gramont ein verzweifeltes Mittel. „Sans qu'il fut nécessaire, ni même que le discours le demandât, le comte de Curtz commença tout d'un coup à lui dire que pour lui, il ne vouloit tromper personne; qu'il n'avoit point conseillé à son maître d'accepter l'Empire, qu'il ne lui conseilleroit jamais; et que ses raisons étoient si fortes et si bonnes sur ce sujet, que s'il les pouvoit confier à quelqu'un, il étoit bien assuré que ce quelqu'un-là s'en paieroit et trouveroit qu'il avait grande raison de penser de la sorte. Il n'eut pas lâché la parole, que le maréchal de Gramont, prenant un visage fort gai, lui rendit mille grâces de l'épanchement de coeur qu'il avoit avec lui, lequel le confirmoit entièrement dans l'opinion qu'il avoit toujours eue de sa droiture et de son intégrité; et qu'en le désabusant tellement, il lui faisoit avoir une des fins qu'il s'étoit proposées dans son voyage, qui étoit en voyant clair dans la conduite de l'électeur, de pouvoir au moins désabuser le Roi, son maître n'étant point venu à Munich pour persuader, mais uniquement pour être éclairci; et que ne le pouvant être de meilleure bouche ni plus sûre, il demandoit dans l'instant son audience de congé.“ Zu Frankfurt wieder angelangt, fand Gramont beinahe offenen Bruch zwischen seinem Collegen und dem Kurfürsten von Mainz. Zeitig erfolgte jedoch eine Versöhnung. „Un grand repas qu'on fit ensuite chez l'électeur, qui dura depuis midi jusques à neuf heures du soir (car rien ne se rapatrie bien et solidement avec les Allemands que dans la chaleur du vin, où ils appellent les convives qui boivent le mieux et le plus long-temps leurs chères frères), renouvela toute l'ancienne tendresse de l'électeur et des ambassadeurs de France. Ce ne furent que protestations d'une amitié véritable, et détestations de tout ce qui avoit pu causer la moindre défiance de part et d'autre. Et le maréchal de Gramont prit à fort bon augure lorsqu'au premier verre de vin l'électeur lui dit, avec une mine ouverte et gaillarde: Non sit jurgium inter fratres. Le maréchal lui rendit un compte fort exact de toute sa négociation de Bavière, et il fut transporté de joie que le maréchal eût connu par lui-même qu'il ne s'étoit jamais mécompté sur ce qu'on avoit dû attendre de la foiblesse et du peu de solidité de cet électeur, que ses ministres tenoient en brassière, ainsi qu'il l'avoit toujours dit.“ In dem Maße die Aussichten schwanden, dem Erzhause den Kaiserthron zu entfremden, beschäftigte sich die Gesandtschaft um so angelegentlicher mit dem Project, den künftigen Kaiser durch die Wahlcapitulation und durch einen Fürstenbund, gegen die österreichische Universalmonarchie gerichtet, zu annuliren. Daneben wurde alles Mögliche aufgeboten, um die französische Partei, Mainz, Cöln und Pfalz, durch den Zutritt von Brandenburg zu verstärken. „Ce n'étoit pas une entreprise peu difficile, et je puis dire même qu'elle surpassoit l'attente publique, la légereté de l'esprit de cet électeur le faisant changer à tout moment de résolution, et l'alliance qu'il avoit avec le roi de Hongrie, la jonction de leurs armées, et plusieurs autres con-

sidérations ne laissant aucun lieu de douter de son attachement à la maison d'Autriche, laquelle il ne pouvoit jamais servir si utilement que dans cette occasion. Néanmoins le maréchal de Gramont et M. de Lyonne ne perdirent point courage et suivirent toujours leur chemin, quoique épineux et malaisé à tenir. Enfin ils attaquèrent cette place par l'endroit où il leur parut y avoir le plus d'accès: et pour le faire court, ils donnèrent beaucoup d'argent à Canstein et à Jena, ses ambassadeurs; car pour le prince Maurice de Nassau, ils ne lui en offrirent jamais, sachant que le crédit qu'il avoit auprès de son maître étoit fort médiocre, et qu'on ne l'avoit mis à la tête de cette ambassade que pour le faste et la seule représentation: ce qu'il faisoit fort honorablement, et par parenthèse, très-commodément, n'y mettant pas un sou du sien, l'électeur se chargeant de toute la dépense. Après tout, le prince étoit fort homme d'honneur: mais pour savoir s'il eût été à l'épreuve de recevoir de l'argent, c'est ce que je ne veux pas décider; car c'étoit un rhétoricien qui persuadoit bien mieux à Francfort que Cicéron ne fit autrefois à Rome, ni Démosthène à Athènes." Den Kurfürsten selbst einzuschüchtern, wurde ihm zu verstehen gegeben, es würde der König von Frankreich mit seiner ganzen Macht dem Hause Neuburg beistehen, ihm das Clevische zu entreißen; dann könne er sehen, was das ohnehin so geschwächte Haus Oesterreich thun werde, ihn gegen den Sturm zu schützen. Diese Mittel zusammengenommen thaten ihre Wirkung, „et, au grand étonnement de toute la noble compagnie, l'électeur de Brandebourg fut de même avis que ceux de Mayence, de Cologne et le palatin." Die Memoiren, nachdem sie einige zu Ehren des Königs von Ungarn angestellte Festlichkeiten besprochen, fügen hinzu: „Le maréchal de Gramont tâcha aussi de son côté à régaler par quelque chose d'extraordinaire tous les partisans du Roi. Pour cet effet, il fit bâtir une grande salle dans le jardin de son logis, où il donna à dîner à messieurs les électeurs et à plusieurs princes et comtes de l'Empire, tous de la faction de France. Il avoit fait faire un théâtre qui ne se voyoit point de la salle où l'on mangeoit; l'on ouvrit pendant le repas la toile et l'on y dansa un ballet avec des intermèdes de musique. La fête fut somptueuse et galante au possible; et plut tout-à-fait aux Allemands, et dura depuis midi jusques à dix heures du soir. La maison du maréchal étoit ouverte à toute la bourgeoisie; tous les domestiques du roi de Hongrie et des ambassadeurs d'Espagne s'y trouvèrent, malgré les ordres qu'ils avoient de leurs maîtres de n'y point aller; et généralement tout ce qu'il y avoit dans Francfort y assista. Les foudres de vin étoient partout enfoncés, et il y avoit des gens préposés pour faire boire tout le monde; ce qui se passa avec beaucoup d'allegresse et une approbation générale. Les trompettes et les timballes retentissoient de tous côtés, et l'on n'entendoit que des voix tumultueuses qui crioient de toutes leurs forces: Vivent le roi de France et son ambassadeur le maréchal de Gramont, qui nous régale si bien avec tant de profusion et magnificence! Il ne faut bouger de chez lui et ne jamais aller chez les autres, où il n'y a ni plaisirs, ni largesses, ni grâces à obtenir. Ce sont les discours que le peuple tenoit à quarante pas du logis du roi de Hongrie et de l'archiduc; ce qui ne laisse pas d'avoir sa singularité, surtout dans une ville où six mois avant tous les François étoient en horreur, et où on les eût volontiers brulés." Bei allem dem wurde Erzherzog Leopold am 18. Juli 1658 zum Kaiser erwählt, nachdem er durch die ihm auferlegte Wahlcapitulation sich verpflichtet hatte, dem sinkenden Spanien ferner keine Hilfe gegen der Franzosen Eroberungsgelüste zu leisten. Vollends sollte der rheinische Bund vom 4. Aug. 1658 den Wahnsinn teutscher Nation bekunden. Triumphirend eilten Gramont und Lyonne nach Hause. Jener wurde von dem Könige empfangen „comme l'homme du monde qui venoit de le servir le plus utilement," und von Mazarin „comme son homme de confiance et son ami intime." Den Landtag von Béarn abhaltend, wurde Gramont nach der Fasaneninsel gefordert, wo Mazarin ihm eröffnete, daß er nach Madrid als des Königs Brautwerber bei der Infantin abzugehen habe. Er brach von Irun den 4. Oct. 1659 auf und erreichte den 16. das von Madrid eine Viertelstunde entlegene Dörfchen Mauden, „où il avoit fait préparer les habillemens et les autres choses nécessaires pour son entrée, que la poudre eût gâtés et mis en grand désordre partant de plus loin. Il y trouva un lieutenant-général des postes, un lieutenant particulier, six maîtres courriers et huit postillons, tous habillés de taffetas incarnadin de rose, et montés sur des chevaux admirables que le roi d'Espagne lui avoit envoyés avec soixante autres chevaux superbement harnachés pour autant de gentilshommes qui devoient l'accompagner à son entrée. Et comme elle se devoit faire comme si c'eût été avec des chevaux de poste, le maréchal ayant estimé qu'étant envoyé par un roi jeune galant et amoureux, il n'étoit pas à propos qu'il entrât à Madrid d'autre façon que comme un courrier qui venoit par la voie la plus prompte témoigner à l'Infante l'impatience et la passion de son maître (ce qui plut infiniment aux Espagnols, qui n'avoient point encore perdu l'idée de l'ancienne galanterie des Abencerrages), ainsi il fit au galop tout le chemin qu'il y a depuis la porte de la ville jusques au palais. Comme il falloit se conformer à l'équipage auquel il se trouvoit et à l'affaire qu'il venoit traiter, le maréchal disposa lui-même toute sa troupe, afin qu'il n'y eût aucune confusion, et fit marcher à la tête le lieutenant des postes, et les six autres courriers suivis

de huit postillons, qui faisoient un bruit de tous les diables avec leurs cornets, qui annonçoient la venue des courriers. Après venoit le lieutenant-général, derrière lequel le maréchal alloit tout seul; six pas après marchoit toute la quadrille françoise, qui certainement ne faisoit pas de honte à l'ambassadeur, car ceux qui la composoient étoient faits à peindre et vêtus d'une magnificence surprénante. Le maréchal entra par la porte du Prado, qu'il traversa d'un bout à l'autre, et passa de là dans la Calle Mayor. Il y avoit partout un si grand nombre de carrosses, disposées pourtant avec un tel ordre qu'ils n'empêchoient pas sa course, et une quantité de monde si prodigieuse, que les rues, qui sont très-larges, et les balcons, qui sont à toutes les maisons jusques au quatrième étage, ne la pouvoient contenir. Il est impossible de concevoir et encore moins d'exprimer la joie et le ravissement de tout ce peuple. L'on n'entendoit de tous côtes que crier: Viva el marescal de Agramont, que es de nuestro sangre, y que nos trahe la paz y las bodas de nuestra serenissima Infanta con el rey Christianissimo, tan bravo, tan lindo y tan mozo! Dios los bendiga a todos. Il est vrai que la manière dont l'entrée se fit parut charmante à tout le monde; et l'on peut dire aussi sans flatterie qu'elle eut toutes les grâces de la nouveauté. Le maréchal de Gramont étoit toujours tête nue, pour répondre à toutes les civilités qu'il recevoit des dames et des cavaliers. Enfin il arriva au palais, et entra à cheval dans une manière de vestibule qui est au pied du grand escalier, où il rencontra l'amirante de Castille, que le roi d'Espagne avoit destiné pour le recevoir, accompagné de tous les grands qui étoient pour lors à la cour. Le maréchal ne pouvoit presque monter l'escalier, par la grande foule qu'il y avoit: tout le monde le couroit; ceux qui l'avoient vu le vouloient encore voir; et bien qu'il fût entouré de toutes parts, hommes et femmes le tiroient par le justeaucorps pour le faire tourner de leur côté, et lui bouchoient le passage pour l'obliger de s'arrêter. Quant à moi (des Marschalls Sohn), qui étoit fort beau, fort jeune et fort paré, et qui marchois à ses côtés, je fus enlevé comme un corps saint par les tapades, qui sont les femmes de joie de Madrid, lesquelles me prenant à force, après m'avoir pillé tous mes rubans, peu s'en fallut encore qu'elles ne me violassent publiquément: ce qui seroit indubitablement arrivé, si l'amirante de Castille et deux ou trois autres grands, s'apercevant du risque que je courois, ne m'eussent arraché avec violence d'entre les bras de ces cognes effrénées." Erreicht war endlich der Audienzsaal, der König erhob sich von seinem Sessel, grüßte mit dem Hut, der Marschall machte seine drei Reverenzen, hat seinen Spruch und vernahm die Antwort. „Après moi le maréchal de Gramont se retira un peu au côté droit de la chaise du Roi, et fit signe à toutes les personnes de condition qui étoient avec lui de s'approcher pour le venir saluer, l'ayant supplié auparavant d'agréer qu'ils eussent cet honneur. Le comte de Guiche fut le premier qui vint lui faire la révérence; mais comme c'étoit l'homme du monde le plus agréable, et de la figure la plus noble, le Roi le regarda avec attention; puis adressant la parole au maréchal, il lui dit: Buen mozo es. Je vins ensuite; et le Roi me trouvant encore plus à son gré, et quelque chose de plus gracieux que le comte de Guiche, voici par où il finit avec le maréchal sur le compte des deux frères: Teneis muy buenos y lindos hijos, y loien se hecha de ver que los Agramontes essalen de la sangre de España." Das Ehebündniß, für Spanien und Teutschland gleich verderblich, wurde geschlossen, und noch vor Ablauf des Jahres trat der Marschall den Heimweg an. Er blieb dem Cardinal Mazarin unverbrüchlich treu ergeben. „Il l'assista jusques à son dernier soupir, et il perdit en lui un protecteur et un ami tel qu'on n'en trouve guère dans la vie: aussi n'a-t-il jamais perdu la mémoire de toutes les obligations qu'il lui avoit, et l'on peut dire que sa réconnoissance pour le cardinal n'a fini qu'avec lui." Der vollendete Hofmann wußte aber bald einen noch mächtigeren Gönner zu finden. „Bien qu'il fût d'un âge de beaucoup plus avancé que celui du Roi, et qu'un homme qui frise déjà la soixantaine n'est guère à la mode ni de mise auprès de celui qui n'en a que vingt-trois, cependant le maréchal de Gramont, qui avoit un esprit jeune et de tous les temps, ne laissa pas que de plaire infiniment au Roi, et il se rendit si assidu et si agréable auprès de sa personne qu'il ne pouvoit plus se passer de lui, et il falloit que le maréchal fût de tous ses plaisirs. La manière honorable et distinguée dont il vivoit à la cour lui donnoit un grand relief; et il n'étoit question, tant pour le courtisan que pour les étrangers, que de sa maison, que de sa bonne chère et de tout l'honneur qu'il faisoit à son maître." Der Herzog von Epernon starb den 25. Juli 1661 und gleich am andern Tage hob der König das ihm bedenklich scheinende Amt eines Colonel-général de l'infanterie françoise auf, wogegen er den Marschall von Gramont zum Obersten des Gardes françoises ernannte. Am 15. Dec. 1663 wurde im Parlament die Creation des Herzogthums Gramont, beruhend auf den Kirchspielen Bergoney und Escos und der Baronie Villeneuve oder Erresty in Nieder-Navarra, auf der Grafschaft Guiche und den Baronien Saines, Lixon, Saint-Parados in Guyenne und auf der Baronie Caine, theilweise in Navarra, theilweise in Guyenne gelegen, was bisher, wegen der Minderjährigkeit des Königs, nicht geschehen konnte. Die Constituirung des Herzogthums war vom November 1648. Dem Feldzuge in den Niederlanden, 1667, hat der Marschall beigewohnt, in dessen Laufe er doch nur den Dienst eines Obersten des Gardes fran-

çoises verſehen. Nach dem Frieden begab er ſich in ſein Gouvernement Béarn und von dort aus erwirkte er die Begnadigung ſeines Sohnes, des Grafen von Guiche, 1671, der jedoch der Anwartſchaft auf die Gardes françoises verzichten mußte, dem Vater zu herbem Verdruß, der endlich ihn beſtimmte, das Regiment, deſſen Inhaber er zwölf Jahre lang geweſen, zu verkaufen. Die Beſorgniß um das von den Holländern mit einer Belagerung bedrohte Bayonne führte ihn nochmals, wie ſehr er auch von der Gicht zu leiden hatte, zur Stelle, und die feindliche Flotte verſchwand. Dort iſt er auch den 12. Juli 1678 geſtorben, denn das Hofleben hatte für ihn ſeine Annehmlichkeit verloren. „Comme il commençoit à être sur l'âge, que la cour étoit tout-à-fait différente de ce qu'il l'avoit vue, que le comte de Guiche, son fils aîné, étoit mort, qu'il se trouvoit sans charge et que je n'en avois point; que les vieillards sujets à des incommodités, de quelque bon esprit qu'ils puissent être, deviennent souvent incommodes aux jeunes gens, et qu'au lieu de les rechercher, on les évite; que cette affluence de monde, qui autrefois ne bougeoit de chez-lui, n'y venoit plus que par un reste de bienséance, et que parfois il se trouvoit seul et réduit à la méditation, chose qui lui noircissoit l'humeur: tout cela le frappa et fit une telle impression sur lui, qu'il résolut, en homme sage qu'il étoit, de mettre un intervalle entre la vie et la mort, et de quitter la cour, bien qu'il ne fût point scrupuleusement dévot, pour achever le reste de sa carrière chez lui avec tranquillité et douceur.“ Seine Witwe überlebte ihn um eilf Jahre und ſtarb im April 1689. Sie war Mutter von vier Kindern geworden. Der ältere Sohn, Armand von Gramont und Toulonjou, Graf von Guiche, diente bei den Belagerungen von Landrecies 1655 und Valenciennes 1656, erhielt im Februar 1658 die Anwartſchaft auf das Regiment Gardes françoises und das Gouvernement von Navarra und Béarn, legte auch hohe Ehre ein am 11. Juni 1666 in dem Seegefechte beim Terel. Aber ein Knabenſtreich, der falſche, der Königin zugedachte Brief, brachte ihn bei Ludwig XIV. in Ungnade. „Rien n'est pareil à la splendeur de la comtesse de Soissons, de chez qui le roi ne bougeait avant et après son mariage, et qui étoit la maîtresse de la cour, des fêtes et des grâces, jusqu'à ce que la crainte d'en partager l'empire avec les maîtresses la jéta dans une folie qui la fit chasser avec Vardes et le comte de Guiche. C'étoit toujours le cercle de madame et de la comtesse de Soissons, composé de ce qu'il y avoit de plus galant à la cour. On remarquoit entre les hommes le comte de Guiche et du Bu-Crépin marquis de Vardes: le premier attaché à Madame, le second à la comtesse de Soissons, qui toutes deux, disoient-on, les payoient de retour. Louis se plaisoit toujours dans cette compagnie; mais il y venoit plus rarement, depuis que la Vallière, qui fuyoit le grand monde, le retenoit à ses côtés. Ces dames se fâchèrent de ce qu'elle leur déroboit ainsi le roi, et résolurent de le lui enlever à leur tour. Pour y réussir, elles imaginèrent de donner à la jeune reine connoissance des infidélités de son époux. Elle ne manquera pas, supposoient-elles, d'aller faire ses plaintes à la reine-mère; toutes deux réunies harceleront le roi: ou il renverra la Vallière pour avoir la paix, ou cette fille, honteuse de mettre la désunion dans la famille royale, impatientée des mortifications qu'on lui fera essuyer, se retirera d'elle-même, et le roi nous reviendra. Ce beau dessein conçu, Vardes compose une lettre comme écrite par le roi d'Espagne à sa fille. Le comte de Guiche la traduit en Espagnol. La comtesse de Soissons fournit l'enveloppe d'une véritable lettre venue d'Espagne, qu'elle avoit ramassée exprès dans la chambre de la reine, et se charge de la placer de manière qu'elle tombe nécessairement sous la main de cette princesse; mais soit que les mésures fussent mal prises, ou par un hasard inévitable, le paquet est trouvé par la Molina, première femme de chambre de la reine. Surprise d'une pareille rencontre, elle l'examine, croit apercevoir que l'adresse et le cachet sont contrefaits, et soupçonnant qu'il pouvoit receler quelque mystère dangereux, elle le porte au roi sans le montrer à sa maîtresse. On peut juger de l'étonnement du roi; il passe en revue toute sa cour, et cherche dans sa tête quels sont les téméraires. Ne pouvant se fixer à personne, il appelle Vardes, homme d'esprit qui avoit sa confiance, et se met de nouveau à examiner avec lui. L'amant de la comtesse de Soissons, suivant qu'ils en étoient convenus, hésite d'abord, et enfin jète les soupçons sur madame de Navailles, dame d'honneur de la reine, à qui la surintendante en vouloit toujours. Le roi, qui conservoit un fond de ressentiment contre la dame d'honneur, ne fut pas difficile à persuader, ni lent à châtier. Sans écouter les prières de sa mère, qu'il croyoit trompée ou de connivence, il priva le duc et la duchesse de Navailles de toutes leurs charges, et les relégua dans leurs terres. Mais la perfidie ne resta pas longtemps impunie. Rarement la bonne intelligence dure entre les méchants. Il se forma une multitude d'intrigues dans cette société. Madame montra trop de bonté pour le comte de Guiche. On en rendit Monsieur jaloux, car il ne l'auroit pas été de lui-même. Il exigea que ce prétendu rival sortît du royaume. Pendant son absence, Vardes, qu'il avoit laissé dépositaire de ses intérêts auprès de Madame, voulut aller sur ses brisées; elle ne l'écouta pas. Piqué de ce mépris, il manqua insolemment à la princesse; elle s'en plaignit au roi, qui le fit mettre à la Bastille. La comtesse de Soissons fut très-piquée contre Madame, de ce qu'elle la privoit d'un homme dont la présence lu

étoit chère, et quand il fut sorti de prison, elle l'enhardit à braver encore la princesse. Il se mêla dans tout cela des rapports faux ou exagérés, qui donnaient de nouveaux soupçons à Monsieur, et firent une seconde fois exiler le comte de Guiche, à la prière de Philippe. Le chevalier de Lorraine, audacieux favori de ce prince, fut exilé à son tour, à la prière d'Henriette, et enfin l'époux consentit à laisser revenir le comte, pour que l'épouse ne s'opposât pas au retour du chevalier. Madame ne pouvant plus souffrir les discours malins de Vardes et de la comtesse, qui la brouilloient perpétuellement avec son mari, et furieuse de leurs manières outrageantes, au hasard de ce qui pouvoit lui en arriver, alla révéler au roi tout le manège de la lettre. Louis lui pardonna en faveur de sa franchise. Le comte de Guiche, qui s'étoit laissé entraîner par l'empire que Madame avoit sur lui en fut quitte pour un exil de quelques années, peine à laquelle il étoit accoutumé: la comtesse de Soissons, malgré l'ancienne amitié du roi, eut ordre de ne plus paroître à la cour, punition grave pour une surintendante de la maison de la reine. Mais Vardes, le perfide Vardes, qui avoit plus d'âge et d'esprit que ses complices, qui avoit été le principal artisan de la fourberie, qui avoit abusé de la confiance de son maître et fait tomber sur des innocents le châtiment qu'il méritoit, fut envoyé dans un cachot de la citadelle de Montpellier, d'où il ne sortit longtemps après que pour passer le reste de sa vie en exil." Des Grafen von Guiche erste Verbannung führte ihn im Mai 1665 nach Holland. Viel hat er dort gesehen, wie er denn in den Mémoires du comte de Guiche, concernant les provinces unies des Pays-Bas als unterrichteter scharfsinniger Beobachter sich zeigt. Vorzüglich zu beloben, weil dies an einem Memoirenschreiber so selten ist, ist seine Enthaltsamkeit von sich selbst zu sprechen, obgleich er bei mehren Expeditionen der Holländer sich betheiligte. Umständlich behandelt er nur die Gefahren, welche er und sein Schwager, der Prinz von Monaco, Gemahl seiner Schwester Katharina Charlotte, in der Seeschlacht vom 11. Juni 1666 bestanden. Nach dem Absterben der Herzogin von Orléans durfte er an den Hof zurückkommen, wurde aber von dem Könige mit einer Kälte behandelt, welche nachzuahmen die Höflinge nicht verfehlten. Der Krieg mit den Holländern, der Rheinübergang 1672, verschaffte ihm Gelegenheit, des Monarchen Gunst wiederzugewinnen. An der Spitze der Cuirassiere stürzte er sich in den Strom, schwimmend gelangte er zum andern Ufer, die schwachen Aufstellungen der Feinde mußten weichen und die Armee fand eine offene Straße. K. Ludwig spendete dem Verwegenen hohes Lob, umarmte ihn Angesichts der jubelnden Scharen und sprach: „qu'il oublioit sa conduite passée dont il avoit eu lieu d'être mécontent et lui redonnoit toute son ancienne amitié." Nach seinem Befehle hatte der Graf das Commando des Vortrabs zu übernehmen und die glänzendste Zukunft schien ihm aufgeschlossen, aber es klagt sein Bruder: „Il avoit trouvé le secret de gâter toutes ses grandes qualités par une présomption qui n'étoit ni permise ni dans sa place; car il vouloit maîtriser toujours et décider souverainement de tout lorsqu'il convenoit uniquement d'écouter et d'être souple; ce qui lui attira une envie générale et enfin une sorte d'éloignement de la part du Roi, qui lui tourna la tête et ensuite lui donna la mort; car il ne put tenir à tant de dégoûts réitérés." Indem er beflissen war, in dem Feldzuge von 1673 seinen Fehler gut zu machen, erlitt er Einbuße, die seine Krankheit dergestalt verschlimmerte, daß er, nur 35 Jahre alt, zu Kreuznach den 29. Nov. 1673 verschied. Seine kinderlose Witwe, Margaretha Louise Susanna, des Herzogs von Sully Tochter, heirathete den Herzog von Lude. Die La Fayette schreibt: „C'étoit le jeune homme le plus beau et le mieux fait; aimable de sa personne, galant, hardi, brave, rempli de grandeur et d'élévation; mais la vanité que tant de bonnes qualités lui donnoient, et un air méprisant répandu dans toutes ses actions, ternissoient un peu tout ce mérite." Der Sévigné zufolge: „le Comte de Guiche est à la cour tout seul de son air et de sa manière, un héros de roman qui ne ressemble point au reste des hommes." Hinsichtlich seiner Liebschaft mit der Herzogin von Brissac äußert sie: „Ils sont tellement sophistiques tous deux qu'on ne croit rien de grossier à leur amour. — Si je pouvois entendre ce qu'il m'écrit," meint die Scudéry, „je crois que je saurois qu'il est mécontent de toute la cour. Mais comme il est fort obscur dans ses lettres, je n'ose assurer ce qu'il veut dire." Dagegen ist der Styl seiner Memoiren möglichst einfach und kunstlos. In dem Herzogthume succedirte der jüngere Sohn, Anton IV. Karl, bei des Vaters Lebzeiten Graf von Louvigny genannt. Dieser hatte sich ebenfalls im Felde versucht und bei dem Rheinübergange 1672 Erwähnung verdient, nichtsdestoweniger ist Saint-Simon sehr übel auf ihn zu sprechen. „Avec de l'esprit, le plus beau visage qu'on pût voir, et le plus mâle, la considération de son père le mit de tous les plaisirs de la jeunesse du roi et lui en acquit la familiarité pour toujours. Il épousa le 15. mai 1668 Marie Charlotte de Castelnau, fille du maréchal de Castelnau, avec qui il avait poussé la galanterie un peu loin. Son frère, qui mourut depuis et qui la laissa fort riche, n'entendit pas raillerie, et fit faire le mariage. L'épouseur n'avoit point acquis bon bruit sur le courage; il ne l'avait pas meilleur au jeu ni sur les choses d'intérêt, où dans son gouvernement de Bayonne, Béarn etc. on avait soin de tenir de près sa bourse. Ses moeurs n'étaient pas meilleures, et sa bassesse passait tous ses défauts. Après les grands plaisirs du premier âge et le jeu du second, où le duc de Gramont suivit toujours les parties du roi, le sérieux qui succéda ne lais-

sant plus d'accès particuliers et journaliers au duc de Gramont, il imagina de s'en conserver quelque chose par la flatterie et par le faible du roi pour les louanges, et se proposa à lui pour écrire son histoire. En effet, un écrivain si marqué plut au roi, et lui procura des particuliers pour le consulter sur des faits et lui montrer quelques essais de son ouvrage. Il en fit part dans la suite, comme en grande confidence, à des gens dont il espérait que l'approbation en reviendrait au roi, et de cette manière il se soutint auprès de lui. Sa plume toutefois n'était pas taillée pour une si vaste matière, et qu'il n'entreprenait que pour faire sa cour; aussi fut-elle peu suivie. Lié aux Noailles par le mariage de son fils, et beau-père du maréchal de Boufflers, il se mit en tête plus que jamais d'être de quelque chose. Il brigua les ambassades, même jusqu'à celle de Hollande. C'est à quoi il était aussi peu propre qu'à composer des histoires; mais à force de persévérance, il attrapa celle d'Espagne dans une conjoncture où peu de gens eurent envie d'aller essuyer la mauvaise humeur de la catastrophe de madame des Ursins. La surprise néanmoins en fut grande. On le connaissait dans le monde, et de plus il venait d'achever de se déshonorer en usant une vieille gueuse qui s'appelait la Cour. Elle avait été femme de chambre de la femme du premier médecin d'Aquin, puis de madame de Livry. Des Ormes contrôleur général de la maison du roi, dont la charge a des rapports continuels avec celle de premier maître d'hôtel du roi qu'avait Livry, jouait chez lui toute la journée. Il trouva cette créature à son gré, et l'entretint publiquement plusieurs années. Le duc de Gramont jouait aussi fort chez Livry, il était ami de des Ormes; et tant qu'il entretint cette fille, c'est-à-dire le reste de sa vie, le duc de Gramont soupait continuellement entiers ou en quart avec eux, ainsi il n'ignorait pas leur façon d'être. A la mort de des Ormes, il la prit et l'entretint, et l'épousa enfin quoique devenue vieille, laide et borgnesse. Le mariage fait en secret (vor dem 18. April 1710), puis déclaré par le duc de Gramont, il se mit dans la tête d'en faire sa cour au roi par la plus délicate de toutes les approbations qui est l'imitation, et plus encore à madame de Maintenon, puisque lui-même avait déclaré son mariage. Il employa des barbes sales de Saint-Sulpice et de ces cagots abrutis de barbicher des Missions qui ont la cure de Versailles, pour faire goûter ce grand acte de religion et le tourner en exemple. On peut juger si le roi et madame de Maintenon s'en trouvèrent flattés. Le moment choisi pour cela, qui fut celui de sa mission en Espagne, et le prétexte, celui d'y mener cette gentille duchesse, parut mettre le comble à cette folie, qui réussit tout au contraire de ce qu'il en avait espéré. La comparaison prétendue mit en fureur madame de Maintenon, et le roi si en colère, que le duc de Gramont fut plusieurs jours sans oser se présenter devant lui. Il lui envoya défendre de laisser porter ni prétendre à sa femme aucune marque ni aucun rang de duchesse en quelque lieu que ce fût, ni d'approcher jamais la cour, surtout de ne s'aviser pas de lui laisser mettre le pied en Espagne. L'ambassade était déclarée depuis le mariage: ce ne fut que depuis l'ambassade que cette folie de comparaison et d'en faire sa cour avait eu lieu, sous prétexte de faire prendre son tabouret à cette créature, et de la mener après en Espagne; quelque dépit qu'en eussent conçu le roi et madame de Maintenon, il n'y eut pas moyen d'ôter l'ambassade, cela eût trop montré la corde; mais l'indignation n'y perdit rien. Il n'y avait que le duc de Gramont au monde capable d'imaginer de plaire par une si odieuse comparaison. Il était infatué de cette créature qui le mena par le nez tant qu'il vécut; il était naturel qu'elle pensât en servante de son état, qu'elle voulût faire la duchesse, et que tout lui parût merveilleux pour y parvenir. Elle mit donc cette belle invention dans la tête de son mari, qui s'en coiffa aussitôt comme de tout ce qui venait d'elle, et qui même après le succès ne put se déprendre de la croire aveuglement sur tout." Für die Kosten seiner Equipirung erhielt der Gesandte 60,000 Livres, dann 12,000 Livres als Entschädigung für die Freiheiten, deren die Gesandten für die Anschaffung ihres Hausbedarfs zu genießen pflegten, der aber jetzt wegen des damit getriebenen Misbrauchs meistentheils abgeschafft worden war, und endlich wurde ihm ein monatliches Tractement von 5000 Livres bewilligt. In den ersten Tagen des Juni 1704 an dem Orte seiner Bestimmung eingetroffen, fand er sich sofort von Schwierigkeiten umgeben, die, fortwährend im Zunehmen begriffen, ihn bestimmten, seine Abforderung zu verlangen. Unmittelbar vor seinem Aufbruche erhielt er den Orden des goldenen Vließes, 1705. Wenn aber von seinen diplomatischen Erfolgen wenig oder Nichts zu berichten ist, so hat er bedeutendes Verdienst sich erworben durch Aufstellung und Herausgabe der Memoiren seines Vaters: „Sur des lettres et des fragmens de Mémoires qu'il avait trouvé sépars et fort mal en ordre." Sie erschienen 1716 bei Michel David in Paris, 2 Bde. in 12. Der Herzog starb den 25. Oct. 1720, aus der ersten Ehe einen Sohn und eine Tochter hinterlassend. Der Sohn, Anton V. Graf von Guiche, wie er bei des Vaters Lebzeiten hieß, diente als des Dauphin aide-de-camp bei der Belagerung von Philippsburg 1688 und wurde 1694 Brigadier, Mestre-de-camp général des dragons 1698, maréchal-de-camp im Januar 1702, Colonel général des dragons 1703; bei Eckeren hatte er sich ausgezeichnet. Die Stelle eines Colonel général erkaufte er von Tessé zu dem Preise von 480,000 Livres, wogegen er den Mestre-de-camp an Hautefeuille verkaufte. Kurz vorher hatte

der König ihm aus der über das holländische Eigenthum in Poitou verhängten Confiscation eine Rente von 20,000 Livres jährlich geschenkt. „Lui et sa femme, qui étaient mal dans leurs affaires, étaient continuellement à l'affect d'en faire, et les contrôleurs généraux avaient ordre de ne leur en refuser aucune possible, ni à la maréchale de Noailles. Il est incroyable tout ce qu'ils en firent.“ Der Herzog von Duras, Marschall von Frankreich und Capitain bei den Gardes du corps, starb in dem Alter von 84 Jahren, den 12. Oct. 1704. „La longueur de la maladie de M. de Duras avait donné le temps aux machines. Le duc de Guiche, revenu fort mal de l'armée du maréchal de Villeroy, se portait mieux et il était à Fontainebleau, depuis longtemps mal avec le roi par sa conduite, et ayant reçu plusieurs dégoûts. Malgré cela, les Noailles se mirent dans la tête de lui faire tomber le régiment des gardes qu'avait son beau-frère le maréchal de Boufflers, qui était aussi à Fontainebleau, et de le faire capitaine des gardes. Quelque belle que fût cette dernière charge, celle de colonel était sans comparaison. Il n'y avait donc pas moyen de faire entrer Boufflers dans cette affaire. Il vivait intimement avec le duc et la duchesse de Guiche sa belle-soeur, et avec tous les Noailles; ils étaient lors au comble de la faveur, et le maréchal n'avait garde de se défier d'eux. Le mariage du duc de Noailles, qui avait environné madame de Maintenon des siens, en avait plus approché sa soeur aînée, la duchesse de Guiche, que pas une. Son âge fort supérieur à celui de ses soeurs y contribuait. Quoiqu'elle eût quitté le rouge, sa figure était encore charmante. Elle avait infiniment d'esprit, du souple, du complaisant, de l'amusant, du plaisant, du bouffon même; mais tout cela sans se prodiguer du sérieux, du solide; raffolée de M. de Cambray, de madame Guyon, de leur doctrine et de tout le petit troupeau, et dévote comme un ange. Séparée d'eux par autorité, et fidèle à l'obéissance, tout cela était devenu des degrés de mérite auprès de madame de Maintenon, supérieurs à celui qu'elle tirait de l'alliance de son frère. Sa retraite la faisait rechercher; elle n'accordait pas toujours d'aller aux voyages de Marly, et madame de Maintenon croyait recevoir une faveur toutes les fois qu'elle venait chez elle. Il pouvait y avoir du vrai, mais ce n'était pas sans art. Sa dévotion, montée sur le ton de ce petit troupeau à part, qui avait ses lois et ses règles particulières, était comme la leur compatible avec la plus haute et la plus vive ambition et avec tous les moyens de la satisfaire. Quoique son mari n'eût rien d'aimable, même pour elle, elle en fut folle d'amour toute sa vie. Pour lui plaire, et se plaire à elle-même, elle ne songeait qu'à sa fortune. Sa famille, si maîtresse en cet art, n'en avait pas moins de passion; ils s'entr'aidèrent. Rien n'est pareil au trébuchet qu'ils imaginèrent de tendre au maréchal de Boufflers et dans lequel ils le prirent; aussi tout était-il bien préparé à temps, et il n'y fut pas perdu une minute. M. de Duras mourut à Paris le dimanche matin 12. octobre, et l'après-dîner le roi le sut au sortir du salut. Le lendemain matin, comme le roi, au sortir de son lever, eut donné l'ordre, il appela le maréchal de Boufflers, le surprit par un compliment d'estime, de confiance et jusqu'à la tendresse, lui dit qu'il ne pouvait pas lui en donner une plus sensible marque qu'en l'approchant au plus près de sa personne, et la lui remettant entre les mains; que c'était ce qui l'engageait à le préférer à qui que ce fût pour lui donner la charge de M. de Duras, persuadé qu'il l'acceptait avec autant de joie et de sentiment qu'il la lui donnait avec complaisance. Il n'en fallait pas tant pour étourdir un homme qui ne s'attendait à rien moins, qui n'avait aucun lieu de s'y attendre, qui avait peu d'esprit, d'imagination, de répartie, pour qui le roi était un dieu, et qui, depuis qu'il l'approchait et qu'il était parvenu aux grandeurs, n'avait pu s'accoutumer à ne pas trembler en sa présence. Le roi, bien préparé, se contente de sa révérence, et sans lui laisser le moment de dire une parole, dispose tout de suite de la charge de colonel du régiment des gardes, et lui dit qu'il compte lui faire une double grâce de la donner au duc de Guiche, autre surprise, autre révérence pendant laquelle le roi tourne le dos, se retire, et laisse le maréchal stupéfait, qui se crut frappé de la foudre. Il sortit donc du cabinet sans avoir pu proférer un seul mot, et chacun lui vit les larmes aux yeux. Il s'en alla chez lui où sa femme ne pouvait comprendre ce qui venait d'arriver, et qui s'en prit abondamment à ses yeux. Les bons Noailles et la douce, humble et sainte duchesse de Guiche, leur bonne et chère soeur, avec qui ils vivaient comme telle, non contents de lui avoir arraché sa charge, eurent le front de le prier de demander au roi pour le duc de Guiche le même brevet de 500,000 liv. qu'il avait sur le régiment des gardes qui allait payer le pareil de M. de Duras. Boufflers, hors de lui de douleur et de dépit, mais trop sage pour donner des scènes, avala ce dernier calice, et obtint ce brevet de retenue au premier mot qu'il en dit au roi, toujours sur le ton de lui faire des grâces pour son beau-frère. Jamais Boufflers ni sa femme se sont consolés du régiment des gardes, jamais ils n'en ont pardonné le rapt au duc, et moins encore à la duchesse de Guiche; mais en gens qui ne veulent point d'éclats et d'éclats inutiles, ils gardèrent les mêmes dehors avec eux et avec tous les Noailles. Ils essayèrent de consoler le maréchal comme un enfant avec un hochet. Le roi lui dit de conserver partout le logement de colonel des gardes, et de con-

tinuer d'en mettre les drapeaux à ses armes.“ An der Spitze des in solcher Weise erschlichenen Regiments that Guiche Wunder an dem unglücklichen Tage von Ramillies, vier Stunden lang behauptete er, da bereits Alles verloren war, das Dorf dieses Namens. Die Stelle eines Colonel général des dragons hatte er verkauft. Am Vorabende der Schlacht von Malplaquet schwer verwundet, erhielt er die Anwartschaft auf das Gouvernement der Nieder-Normandie, von Navarra, Béarn, Bigorre, Bayonne und Saint-Jean-Pied-de-Port, Alles zusammen jährlich gegen 150,000 Livres ertragend. Inhaber des Garderegiments war er für des Herzogs von Orléans Absichten auf die Regentschaft eine Person von hoher Wichtigkeit. Man hatte bei Zeiten sich seiner versichert, auf daß er bei Eröffnung des Testaments des verstorbenen Königs die starke Hand blicken lasse. „Le régiment des gardes occupait sourdement toutes les avenues, et tous les officiers avec des soldats d'élite dispersés dans l'intérieur du Palais. Le duc de Guiche, démis à son fils, était dans la lanterne basse de la cheminée. Il avait capitulé avec M. le duc d'Orléans, et en avait tiré 600,000 livres pour ce service qu'il avait eu le talent de lui faire valoir. Il s'était donné pendant la vie du roi pour un homme attaché aux bâtards. Ils y avaient compté, et comme on le voit, ne tardèrent pas à se mécompter. La précaution ne fut utile qu'au duc de Guiche; tout se passa, il est vrai, peu doucement, mais sans la plus légère apparence de donner la moindre atteinte à la tranquillité parfaite.“ Bei der Bildung der sieben Conseils, im Beginn der Regentschaft 1715, wurde er Präsident des Conseil de Guerre, „parce qu'il était beau-frère du duc de Noailles, et beaucoup plus parce qu'il était colonel du régiment des gardes, et que le régent compta se le dévouer. Avec moins d'esprit qu'il n'est possible de l'imaginer, fort peu de sens, une parfaite ignorance, une longue et cruelle indigence, de grands airs et un grand usage du monde lui avaient appris à se retourner. Valet des bâtards avec la dernière bassesse, qui comptaient sur lui, et de toute faveur, comme les Noailles ses beau-père et beau-frère, il sut, dans les dernières semaines de la vie du roi, faire accroire à M. le duc d'Orléans qu'il se tenait caché pour éviter de recevoir des ordres qui lui fussent contraires, comme si un homme comme lui eût pu être difficile à trouver. Il sut si bien faire valoir ce service et ceux qu'il était en situation de pouvoir rendre, qu'il tira pour soi et pour les siens tout ce qu'il voulait en tout genre, et pour de l'argent, on ne serait pas cru si on articulait le quart de ce qu'il en eut du régent, puis de Law, lorsque celui-ci exista. Du reste inepte à tout, payant de grandes manières et de sottise, il n'eut de dupe que le régent du royaume, et si ce n'était pas manque d'esprit ni de connaissance. Mais la parentelle et le régiment des gardes tinrent lieu de tout.“ Hiernach wird es Niemanden auffallen, daß er für seinen noch sehr jungen Sohn die Anwartschaft auf seine Aemter, das Garderegiment einbegriffen, erhielt. Im J. 1718 wurde er in das Conseil de régence eingeführt. „M. le duc d'Orléans pria le duc de Guiche de vouloir bien être de la régence, lui demanda si cela ne l'incommoderait point, lui dit que l'aviduité n'était que de deux fois la semaine, et encore que ce ne serait pour lui qu'autant qu'il le voudrait; que cela ne le contraindrait point pour sa maison de Puteaux; qu'il vit franchement si cela lui convenait, qu'il ne lui demandait cela qu'autant que la chose ne l'embarrasserait pas et ne le détournerait point du conseil de la guerre. A toutes ces supplications si étrangement placées, le duc de Guiche éperdu, non de la grâce, mais de la manière, se submergeait en bredouillages et en plongeons jusqu'à terre. Je ne vis jamais tant de compliments d'une part ni de révérences de l'autre. A la fin M. le duc d'Orléans révérencia aussi, et tous deux, à bout de se dire, se complimentèrent de gestes à fournir une scène au théâtre; enfin, las de rire à part moi, et impatienté à l'excès, je les séparai par complimenter le duc de Guiche.“ Herzog von Gramont seit 1720 erhielt Anton V., nachdem er seit 1704 General-Lieutenant gewesen, am 2. Febr. 1724 den Marschallsstab. Er starb den 16. Sept. 1725 in dem Alter von 53 Jahren 8 Monaten. Ihn überlebten aus seiner Ehe mit Maria Christina von Noailles, vermählt den 13. März 1687, zwei Söhne und zwei Töchter. Der ältere Sohn, Anton Ludwig Armand, Herzog von Gramont, Pair von Frankreich, Ritter der königlichen Orden, General-Lieutenant in der Armee und Oberst des Regiments Gardes françaises, war den 20. März 1688 geboren. Bei des Großvaters Lebzeiten hieß er duc de Louvigny, nach dessen Ableben nahm er den seither von dem Vater geführten Titel Guiche an. „Er ward Oberster des Regiments Piemont. Sein Vater trat ihm auch die Pairschaft ab, davon er den 6. April 1713 im Parlament Besitz nahm, worauf er im Dec. 1716 die Anwartschaft auf die Oberstenstelle des französischen Garderegiments und im Nov. 1720 gleiche Anwartschaft auf das Gouvernement von Bayonne und Saint-Jean-Pied-de-Port erhielt, welche Aemter er insgesammt nach des Vaters Tode, 1725, bis auf die Oberstenstelle bei der französischen Garde, die er schon den 17. Jan. 1717 angetreten hatte, in Besitz genommen. Den 1. Oct. 1718 ward er Brigadier von der Infanterie und einige Jahre hernach Maréchal-de-camp. A. 1728 wurde er zum Ritter der königl. Orden und den 1. Aug. 1734 zum General-Lieutenant erklärt, in welcher Qualität er in dem folgenden Jahre dem Feldzuge am Rheinstrome beigewohnt.“ Er starb den 16. Mai 1741. Mit Louise Franziska, des Herzogs Ludwig d'Aumont de Crevant-d'Humières Tochter, vermählt den 3. März 1710, hat er das Herzogthum Humières, einen sehr bedeutenden Besitz, erheirathet. Es war dasselbe auf den Gütern

Mouchy, Coudun, Bauchy, Brenne, Villers, Vignemont, Vandelicourt, Marigny, Giraumont, Beaumanoir, die Vicomté Choisy bei Compiègne, endlich auf die terre et seigneurie de Humières bei Hesdin in Artois radicirt. Das Hauptgut, Mouchy-le-Châtel, hat ein stattliches Schloß, „dans l'enceinte duquel est une église-collégiale avec un chapitre des plus anciens du diocèse de Beauvais, fondé par les seigneurs, qui pourvoyent de plein-droit à tous les canonicats et à tous les autres bénéfices qui en dépendent. Il y a aussi un hôtel-Dieu et une maladrerie, l'un et l'autre de la même fondation des seigneurs; avec droit de foires et de marchés, et tous les autres droits les plus propres à caractériser une grande et ancienne seigneurie qui a dans sa dependance seize à dix-huit paroisses. La terre et seigneurie de Mouchy-le-Châtel est une des premières et des plus anciennes baronnies de la province où elle est située, et même des provinces voisines. Elle occupe un terrain d'environ quatre lieues de longueur sur deux de largeur. Elle est régie par la coûtume de Senlis et par une coûtume locale qui lui est propre. Elle a sous sa mouvance plusieurs autres terres considérables, qui toutes y ressortissent par appel." Die verwitwete Herzogin von Gramont starb den 9. Sept. 1742. Von ihren Kindern lebte nur noch die ältere Tochter, Maria Louise Victoria, geboren den 26. Juli 1733 und seit 1739 mit ihrem Vetter Ludwig von Gramont, Graf von l'Esparre, dem jüngern Sohne des Herzogs Anton V., verheirathet. Den 29. Mai 1689 geboren, ward er Oberst des Infanterieregiments Bourbonnais. „Den 1. Febr. 1719 ward er Brigadier und als sein Großvater 1720 starb, nahm er den Titel eines Grafen von Gramont an. Ao. 1721 ward er Gouverneur von Ham und Ritter des heil. Ludovici. Ao. 1728 den 2. Febr. erhielt er die königl. Orden und den 20. Febr. 1734 ward er Maréchal-de-camp, in welcher Qualität er in diesem Jahre unter dem Marschall von Berwick dem Feldzuge in Teutschland und der Belagerung von Philippsburg beigewohnt. Ao. 1735 ward er General-Director der Infanterie und kam unter seinem Onkel, dem Marschall von Noailles, in der Lombardei zu stehen. Zu Ende des Feldzugs hatte er das Unglück, den Herrn de la Feuillade wegen einer Liebes-Aventure in einem Duell zu entleiben. Ao. 1738 den 1. März ward er General-Lieutenant und den 16. Mai 1741 succedirte er seinem Bruder nicht nur als Herzog und Pair von Frankreich, sondern auch als Gouverneur von Nieder-Navarra und Béarn, wie auch als Oberster der französischen Garde. Ao. 1742 erhielt er das Gouvernement von Lille oder Ryssel und wohnte dem Feldlager in Flandern unter dem Marschall von Noailles bei. Ao. 1743 kam er unter eben diesem Marschall in Teutschland zu stehen, befand sich mit in der Schlacht bei Dettingen und wurde unter die Blessirten gezählt. Man legte ihm und dem Herzoge von Harcourt die Schuld bei, daß die Franzosen so viel gelitten, weil sie der Ordre zuwider ihre unter sich gehabten Truppen nicht hätten einen kleinern Bach passiren lassen, hinter welchem es den Feinden nicht möglich gewesen wäre, sie zu forciren." Hingegen heißt es in den Mémoires von Noailles: „Au lieu d'occuper Dettingen, le duc de Gramont, entraîné par son ardeur, peut-être aussi trompé par la foiblesse de sa vue, et croyant n'avoir affaire qu'à l'arrière garde, franchit un ravin que l'on avait devant soi, sur lequel il n'y avoit qu'un seul pont. Nulle représentation ne peut l'arrêter, il engage une partie des troupes dans le péril. . . . Le duc de Gramont, un peu trop inconsidéré dans ses premières dispositions, quoiqu'il ne commandât pas et qu'il eût des anciens, a fait des prodiges de valeur et cet évènement doit le corriger de la seule chose qui auroit été capable de l'empêcher de devenir un bon général." Diesem wird als Anerkennung hinzugefügt: „Gramont devoit son avancement aux éloges que son oncle avoit toujours faits de lui: le chagrin de l'un et de l'autre en dut être plus cuisant." — „Ao. 1744 wohnte der Herzog dem Feldzuge in Flandern bei, in welchem der König selbst sich zugegen befand. Der Marschall von Noailles führte abermals das Commando. Er ging mit demselben im August nach dem Elsaß, wobei er die zweite Colonne der dahin detachirten Truppen führte. Ao. 1745 wurde er abermals zu dem Feldzuge in Flandern ernannt, wo wiederum der König nebst dem Dauphin in allerhöchster Person zugegen war. Der Marschall von Sachsen führte jetzt das Obercommando. Als die Feinde das belagerte Tournay entsetzen wollten, kam es den 11. Mai bei Fontenoi zu einem blutigen Treffen, darin unser Herzog, der die königl. Haustruppen commandirte, gleich Anfangs von einer Kanonenkugel so gefährlich getroffen wurde, daß er noch vor Ausgang der Schlacht seinen Geist aufgeben mußte. Da ihm der König noch etliche Stunden vor seinem Ende den Marschallsstab zuschickte, so hat er die Ehre erlangt, wenigstens im Tode unter die Marschälle von Frankreich gezählt zu werden." Den 11. März 1720 hatte er sich mit der Tochter des Herzogs Karl Armand von Biron, Genofeva von Gontault, verheirathet, welche der Regent mit einer Pension von 8000 Livres ausstattete. Sie starb den 7. Jan. 1755, nachdem sie zweier Söhne, Anton Antonin und Anton Adrian Karl, Mutter geworden war. Der jüngere, Anton Adrian Karl, Graf von Gramont, Vicomte von Aster, Menin des Dauphin, Maréchal-de-camp, commandirender General in Navarra und Béarn, war den 22. Juli 1726 geboren und debutirte als Hauptmann in den Gardes françaises. Den 11. Mai 1745 erhielt er das Regiment Hainaut, Infanterie. Den 1. Jan. 1748 wurde er commandirender Oberst von Dauphin, Infanterie, den 2. März 1757 Brigadier, den 1. Mai 1758 Maréchal-de-camp. Seit 1748 mit Marie Louise Sophie de Faoucq de Garnetoft, Palastdame der Königin, verheirathet, starb er zu Bayonne den 23. Sept. 1762. Sein älterer Bruder, Anton Antonin, Herzog von Gramont, Souverain von Bidache, 27. Vicomte

von Bigorre und Aſter, Graf von Guiche und Louvigny, Baron von l'Esparre, auch Herr des Herzogthums Humières, welcher ſeiner den 11. Jan. 1755 verſtorbenen Mutter, Maria Louiſa Victoria von Gramont, Erbe war, war den 19. April 1722 geboren. „Er iſt Brigadier der Infanterie und General-Lieutenant für Navarra und Béarn, führt aber einen ſo unordentlichen und verſchwenderiſchen Wandel, daß ſeine Familie bei dem Könige es dahin gebracht, daß er jährlich nicht mehr als 4000 Livres Einkünfte zu genießen haben und keines von den Gütern ſeines Hauſes veräußern ſoll; wie er denn auch auf des Königs Befehl nach Mouchy auf ſein Landgut verwieſen worden." Die Herzogin ſtarb den 11. Jan. 1755 im 32. Jahre ihres Alters. Wie verſchrieen der Witwer auch war, Herzog blieb er und für manches große Haus ein erwünſchter Schwiegerſohn. „M. le duc de Choiseul," ſchreibt Lauzun, „avait une soeur, canoinesse de Remiremont (ſie war auch Coadjutorin der Aebtiſſin von Bourières in Lothringen), qui n'avait pour toute fortune que sa prébende, mais qui joignait à tous les agrémens de son sexe le caractère d'un homme propre aux grandes choses et aux grandes intrigues; il la prit chez lui. Mme de Choiseul était laide, mais de ces laideurs qui plaisent généralement: on pouvait avec raison l'appeler une femme désirable. Elle ne fut pas longtemps sans vouloir gouverner son frère, et vit bien que le plus sûr moyen de prendre de l'empire et d'empêcher celui d'une maîtresse était d'en faire son amant. Mais, pour soutenir ce rôle sans danger, il fallait une consistance, un état, et elle n'en avait point. Il fallut donc chercher un mariage et un mari qui convinssent également à son amour-propre et à sa sûreté. Elle jeta les yeux sur M. le duc de Gramont, homme sans caractère, sans moyen de rien faire, interdit depuis quelques années, et passant sa vie dans une petite maison près de Paris, avec des musiciens et des filles publiques les moins recherchées. Rien ne pouvait mieux convenir à Mme de Choiseul puisque rien ne serait plus aisé que de remettre M. le duc de Gramont où elle l'avait pris dès qu'elle en serait embarrassée. Mon père s'en mêla; on leva l'interdiction," und Beatrix von Choiſeul wurde des Herzogs von Gramont zweite Gemahlin, den 19. Aug. 1759. „J'avais quatorze ans alors; j'étais un assez joli enfant. Mme la duchesse de Gramont me prit dans la plus grande amitié, dans l'intention, je crois, de se former tout doucement un petit amant, qui fût bien à elle et sans inconvéniens: son crédit, ou plutôt son empire sur M. le duc de Choiseul augmentait tous les jours. Mme la duchesse de Choiseul, qui aimait éperdument son mari, fut jalouse de cette excessive tendresse, et en quelques mois les deux belles-soeurs furent entièrement brouillées." Dieſe dem Rufe der Herzogin von Gramont nicht günſtigen Andeutungen werden lebhaft beſtritten in den ſogenannten Souvenirs de la marquise de Créquy, wo u. a. geſagt wird: „La chose la plus véritable, et celle dont on se doutait le moins, c'est que la duchesse de Gramont était la plus malheureuse personne de la terre; et la chose du monde la plus curieuse à bien observer, c'était l'incapacité, l'inutilité, le néant de cette sorte de vertu quelle avait, vertu païenne, et dont la bonne compagnie de son temps ne lui voulait tenir aucun compte, à raison de ce qu'elle ne présentait aucune garantie, parce qu'elle n'était établie ni appuyée sur aucun principe religieux. Je vous assure que ce débat perpétuel entre son orgueil et son humiliation, entre son innocence et son malheur, on pourrait dire, était une étrange révélation de la perversité du siècle et de l'insanité des jugemens humains. Personne ne voyait et n'avait aperçu le duc de Gramont depuis son mariage, et surtout depuis sa rupture avec sa femme; ils s'attribuaient des torts mutuels et se faisaient des reproches que l'on disait assez mérités de part et d'autre; mais il faut avouer que les griefs de la duchesse de Gramont contre son mari étaient de la nature la plus grave, ce qui n'empêchait pas que toute la cour ne prît parti pour M. de Gramont contre sa femme, attendu qu'elle était la soeur du duc de Choiseul." Von jenem Herzoge erzählt man auf Rechnung des Dauphin, Vater Ludwig's XVI., eine wunderliche Hiſtorie. „M. le dauphin était allé chasser au vautrait dans la forêt de Compiègne, et en étant sorti pour forcer la bête, il se trouva tout seul, et s'égara dans les environs du château de Mouchy. M. le dauphin n'aimait et n'estimait guère le seigneur châtelain de Mouchy chez lequel il s'était fait annoncer comme un chasseur égaré dans la campagne et attiré par la lumière qui jaillissait par toutes les ouvertures du château, où l'on faisait une orgie qui durait depuis quarante-huit heures. M. de Gramont l'envoya recevoir par un maître-d'hôtel, qui le conduisit dans un appartement écarté, mais le duc de Gramont ne sortit pas de la salle de banquet, et ne s'en dérangea pas autrement. Survint un valet de chambre, en compagnie d'un laquai, qui portait solennellement une belle robe de chambre, avec un bonnet de nuit à dentelles et des pantoufles à talons rouges; ensuite de quoi le maître d'hôtel se mit à dresser un couvert pour le souper de M. le dauphin, qui ne voulut manger que des fruits avec son pain, parceque c'était un soir des quatre-temps, et que la petite table avait été servie toute en gras. M. le dauphin se fit débotter et fut s'établir après sa collation dans un coin de cette chambre, au plus loin d'un grand feu dont il ne manqua pas de se trouver incommodé, suivant sa disposition naturelle et son amour pour le grand air. Il avait appointé le valet de chambre à deux heures plus tard, afin de procéder à son coucher; il avait fait éteindre la plupart des bougies, qui réchauffaient encore l'atmosphère, et finalement il

se mit à réciter son office de l'ordre du Saint-Esprit qu'il savait par coeur. Il entendit d'abord un craquement dans la boiserie, dont il aperçut un panneau qui se mouvait lentement et qui s'ouvrit mystérieusement à la hauteur de quelques degrés au-dessus du parquet. Ensuite il en vit descendre une figure de vieillard accoutré d'une pelisse de fourrure toute blanche, aussi bien que sa longue barbe et ses longs cheveux, sans compter de gros sourcils blancs qui lui retombaient sur les yeux. Le vieillard avait l'air de grelotter. Il se dirigea lentement du côté de la cheminée, devant laquelle il ouvrit ses deux mains diaphanes et glacées, en disant d'une voix frissonnante: — O-o-o! Ou-ou-ou-ou! qu'il y a longtemps que je ne me suis chauffé! .. Après s'être agenouillé devant le feu en vuvrant sa pelisse afin d'en profiter mieux, ce vieillard entreprit de faire avancer un grand fauteuil auprès de la cheminée pour s'y échauffer plus à son aise, et M. le dauphin, prenant en pitié le travail et la fatigue que ceci lui pouvait donner, s'empressa de lui apporter un siége au coin du feu. Mais, Monsieur, s'écria le vieux homme, je ne vous connais point. — Je ne vous connais pas non plus, répondit le prince, et je n'en ai pas moins le désir de vous assister. — Mais qui êtes vous donc, mon charitable Monsieur? — Je suis gentilhomme; ainsi vous pouvez compter sur ma loyauté. — Ne restons pas ici, reprit le vieillard, et si vous en voulez savoir davantage, et que vous n'ayez pas peur du froid, venez dans ma chambre. — M. le dauphin prit un flambeau qui brûlait sur une table, et se mit à marcher à la suite du vieillard, qui le conduisit, par une multitude de petits couloirs et d'étroits passages, jusque dans une grande salle dont les deux fenêtres étaient masquées par des abat-jours de planches en forme de parquet. — Voici mon appartement, dit-il au prince, et voici mon portrait, poursuivit-il en lui montrant un grand tableau qui représentait un personnage du 16 siècle, armé de pied en cap et décoré du collier de St. Michel. — Je suppose, Monsieur, lui dit le dauphin, que vous ne devez pas être bien jeune, et je dois penser qu'on vous retient en captivité contre les lois du royaume et le droit du roi. J'aurai le pouvoir de vous servir, j'espère, et j'attends que vous me disiez comment il se fait que M. le duc de Gramont s'arroge le droit de vous retenir en charte privée. — La charte privée ne serait de rien pour moi si l'on me donnait du bois et si je pouvais allumer du feu, répliqua l'autre, mais depuis quatorze ou quinze ans ... Ici le pauvre frileux fut interrompu par la brusque apparition des valets qui devaient servir au coucher du prince, et qui, ne l'ayant pas trouvé dans sa chambre, étaient montés par l'ouverture du panneau, que M. le dauphin n'avait pas eu la précaution de refermer derrière lui. Voilà des gens qui se mettent à l'injurier sur l'indiscrétion téméraire et l'insolence de sa conduite, en le menaçant de la colère de M. de Gramont. — Allez chercher votre maître, à qui vous direz que le dauphin demande à lui parler, ici même et sur-le-champ. .. Je n'ai pas besoin de vous parler de la prodigieuse surprise et de la terreur de ces valets. M. le duc ne s'empressa pourtant pas d'obtempérer à l'injonction de Monseigneur: il se fit attendre au moins vingt minutes ensuite desquelles il apparut avec un air d'autant plus décontenancé qu'il avait la vue des plus troubles et les deux jambes avinées. M. le dauphin le toisa d'un regard sevère, et l'apostropha sur le fait du vieux prisonnier, qui déclarait être le trisaïeul de M. de Gramont, ce que celui-ci démentit de toutes ses forces en disant que c'était le comte de Gramont-Louvigny, son arrière-grand-oncle, lequel avait la manie de se croire et de se dire le maréchal de Mouchy-d'Hocquincourt, sans compter qu'il avait l'inconvénient d'allumer des incendies pour peu qu'il eût à sa disposition du feu, des combustibles, ou seulement de la lumière. — Au moins, devriez vous l'abriter dans une pièce chauffée par un poêle, répliqua M. le dauphin. — Monseigneur, c'est qu'il n'y a de poêle ici que dans la salle à manger. — Vous pourrez dîner et souper dans une autre chambre, en attendant que vous ayez fait ajuster un ou deux conduits de chaleur à son appartement. Il est centenaire, il est millionnaire, et vous êtes son curateur et son héritier: tâchez de vous arranger de manière à ce qu'il ne meure pas de froid. .. M. de Louvigny, reprit S. A. R., nous allons descendre ensemble, afin de vous installer dans la salle à manger du château. — Mais, lui répliqua notre maniaque, si vous ne voulez pas convenir que je sois le maréchal d'Hocquincourt, et si vous ne m'appelez pas mon Cousin, je ne vous reconnaîtrai pas non plus pour être le dauphin de Viennois, duc de Champsaur et comte d'Albon. Je ne veux sortir d'ici qu'à la suite de mon portrait, parce que mon petit-fils de Gramont, qui est un dénaturé, ne manquerait pas d'y faire effacer mon bâton de maréchal de France et mon collier de l'ordre du roi, ce qui fait que je ne veux pas le perdre de vue. M. le dauphin lui dit: L'aissez-moi faire, et grimpa sur une console afin d'aider les valets, qui décrochèrent et descendirent ce grand tableau, tandis que M. leur maître était dans l'inertie de la stupéfaction, avec la bouche béante, et se frottant les yeux comme si tout ce qu'il croyait entendre et voir avait été l'effet d'une hallucination bachique. Allons, mon bon Cousin, disait le jeune prince à ce vieux Louvigny, descendons ensemble, et soyons bons amis. Je vous reconnais d'autant mieux pour notre parent, que vous êtes issu de la charmante et célèbre Corisande d'Andouins, à ce qu'il me

semble; j'enverrai souvent votre neveu le vicomte d'Aster, qui est à moi, pour être enquis si le duc de Gramont pourvoit à vous faire chauffer convenablement. Comme de raison, ou plutôt comme de coûtume, il se trouva nombre de gens qui dirent que c'était le père du duc de Gramont, que son fils avait fait passer pour mort afin d'usurper son héritage. C'étaient, comme vous pensez bien, des ennemis des Choiseul et des amis de Mme Dubarry." Von dem Herzoge von Gramont muß ich noch erinnern, daß er, der 80jährige Mann, um das Jahr 1801 die dritte Frau genommen hat. Ihre Vorgängerin starb auf der Guillotine. Beatrix von Choiseul-Stainville wurde in den Fall ihres Bruders, des Herzogs von Choiseul, verwickelt (24. Dec. 1770). Sie ebenfalls mußte sich binnen 24 Stunden von Paris entfernen, „und als sie zu ihrem Bruder nach Chanteloup reisen wollte, bekam sie unterwegs Befehl, ihren Aufenthalt zu Cambray zu nehmen, und zwar, wie es hieß, aus Achtung für die Herzogin von Choiseul, welcher ihre Gegenwart leicht verdrüßlich fallen könnte." Später wurde ihr jedoch erlaubt, des Bruders Exil zu theilen und in seiner Gesellschaft nach Paris zurückzukehren. Hier theilt ihr la Harpe die erste Rolle zu in dem auf Cazotte's Rechnung geschriebenen Drama. In einem glänzenden Cirkel hatte der Thaumaturg mehren der Anwesenden ihre grauenhafte Zukunft verkündigt. Die düstere Stimmung, welche auf die Versammlung sich legen wollte, zu verscheuchen, begehrte die Herzogin von Gramont ihr Schicksal zu vernehmen. Ihr, die eitel Süßigkeiten zu vernehmen erwartete, sagte der Seher: Auf einem Karren, die Hände auf den Rücken gebunden, werden Sie zur Richtstätte geführt, wo Ihr Blut fließen soll. Ich werde doch einen Geistlichen neben mir haben auf meinem letzten Gange? Ein Geistlicher wird keinem vergönnt sein, nachdem das theuerste Haupt in Frankreich gefallen ist. In der allgemeinen Bestürzung fragte doch la Harpe über das ihm zugedachte Loos. Sie werden sich bekehren, und also hat es sich befunden. In der neuesten Zeit hat man vielfältig die Glaubwürdigkeit dieser Relation angefochten, indessen wiegt eine allgemein gehaltene Negation das bestimmte Zeugniß von la Harpe keineswegs auf. Die Herzogin von Gramont, Beatrix von Choiseul-Stainville, vor die sogenannten Richter gestellt, versuchte zu Gunsten der Herzogin von Châtelet zu sprechen, verweigerte aber jede Beantwortung der in Betreff ihrer selbst aufgestellten Fragen. Sie erklärte den Herren, ihre Justiz sei lediglich das Trugbild einer Furie, ein von ihnen ausgehendes Urtheil sei eine Posse, und sie müsse sich wundern, daß man in Gegenwart solcher Richter sich herablasse, Anderes als die vier Worte vorzubringen: Ich bin's, tödtet mich.

(*v. Stramberg.*)

GRAMONT [1]) (Antoine Louis Marie, Herzog von), General-Lieutenant und Pair von Frankreich, am 17. Aug. 1755 geboren führte vor dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Guiche und gehörte zu den angesehensten Edelleuten des französischen Hofes. Er war Hauptmann einer Compagnie der Leibgarde, welche deshalb Gramont's Compagnie hieß, und Eidam der Herzogin von Polignac. Beim Ausbruch der Revolution wanderte er aus und er gehörte zu der nicht übermäßig großen Schar getreuer Diener, welche in der Verbannung darin ihren Trost fanden, daß sie ihren rechtmäßigen Beherrscher mit ihrer Ehrfurcht und ihrem gemeinschaftlichen Elend im Unglück umgaben. Er hielt sich fortwährend in der Umgebung Ludwig's XVIII. und befand sich nebst dem Herzoge von Fleury an der Seite dieses Fürsten, als am Abend des 19. Juni 1796 ein wohlgerichteter Schuß diesen, als er zu Dillingen in Schwaben ausschauend am Fenster stand, an der Schläfe streifte. Es läßt sich aus diesem nahen Verhältnisse des Herzogs zu der königlichen Familie leicht abnehmen, daß er mit derselben nach dem Sturze Napoleon's sogleich nach Paris zurückkehrte und eine seiner Treue entsprechende Belohnung nicht ausbleiben konnte; auch wurde er schon am 30. Sept. 1814 zum Gouverneur der eilften Militairdivision ernannt. Im J. 1815 mußte er in dem Processe des Marschalls Ney als Zeuge erscheinen und wurde aufgefordert zu erklären, ob der Marschall zu der Ehre, dem Könige Ludwig XVIII. die Hand zu küssen, zugelassen worden sei und diesem versprochen habe, ihm Buonaparte in einem eisernen Käfich zu bringen. Der Herzog von Gramont antwortete: „Ich war bei der letzten Audienz, welche der Marschall von dem Könige vor seiner Abreise, um sich in sein Gouvernement zu begeben, nicht gegenwärtig, wie ich schon in meinem Verhöre vor dem Polizeipräfect bemerkt habe, und ich kann weiter Nichts über diese Thatsache sagen." Nach der Julirevolution leistete er der neuen Dynastie den Eid der Treue und behielt auch fortan seinen Sitz in der Pairskammer. Er starb am 28. Aug. 1836 zu Paris [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAMONT (Antoine Geneviève Heraclius Agenor, Herzog von), der Sohn des Vorhergehenden, französischer General, am 7. Juni 1789 im Schlosse zu Versailles geboren, wurde kaum drei Wochen alt von seinen auswandernden Aeltern nach dem Auslande gebracht und mußte mit ihnen nach und nach fast alle Länder Europa's durchwandern. Während des Aufenthaltes derselben in Rußland ernannte der Kaiser Paul I., welcher auf diese großmüthige und zarte Weise die emigrirten französischen Familien zu unterstützen pflegte, den neunjährigen Knaben am 31. Dec. 1798 zum Unterlieutenant in dem zum Armeecorps des Marschalls Suwaroff gehörenden tauriſchen Regimente. Bald darauf ging jedoch der junge Officier nach Mitau in Kurland, wo sich sein Vater im Gefolge des rechtmäßigen

1) Man schreibt auch zuweilen, aber fälschlich, Grammont, denn er gehört zu der französischen Familie, deren Name nur mit einem m geschrieben wird, und zwar zu dem älteren Zweige derselben, den Gramont d'Aure.

2) Biographie des hommes vivants. Vol. III. p. 306. Biographie générale. Vol. XXI. p. 627.

Thronerben von Frankreich befand. Die ärmlichen Verhältnisse, worin sich Gramont befand, und der Mangel an Gelegenheit und den nöthigen Anstalten in diesem Lande, um für die Erziehung und Ausbildung seines Sohnes zu sorgen, veranlaßten den Entschluß, ihn nach England zu bringen, wo er am 25. Dec. 1802 als Unterlieutenant in ein im Dienste dieses Staates stehendes Fremdenregiment trat. Die Besoldung, welche er hier erhielt, reichte wenigstens zur Betreibung seiner Studien hin und er bewirkte jetzt seine Aufnahme in ein englisches Colleg. Hier fühlte er unter den andern auf ihre Nation stolzen Schülern zum ersten Mal, wie er selbst gesteht, das Unglück, aus seinem Vaterlande verbannt zu sein. Im Januar 1805 reihte ihn der Prinz von Wales, welcher ihm ganz besonders seine Gunst zuzuwenden schien, als Cornet in das ihm angehörende Dragonerregiment ein und ernannte ihn einige Monate später zum Lieutenant. Als solcher machte er in den Jahren 1808 und 1809 die Feldzüge in Spanien und Portugal mit und rückte zum Capitain vor. Nach der Zurückkunft nach England wurde er zuerst mit der Besorgung der Dienstpferde und dann mit der Organisation und Instruction der verschiedenen Waffengattungen beauftragt. Von Neuem nach Spanien geschickt, diente er abwechselnd in dem Generalstabe und in dem Corps, wozu er gehörte, und kam nach dem Siege der britischen Armee bei Vittoria bis zur französischen Grenze. Er drang von hier keck in das Innere seines Vaterlandes vor und knüpfte Verbindungen mit den aristokratischen Familien und den untergeordneten Beamten an; auf diese Weise durchreiste er die südlichen Provinzen ohne Scheu, indem er weder seinen Namen, noch den Zweck seiner Anwesenheit verleugnete, bis gemessene Weisungen von Paris anlangten, welche sein Signalement den Behörden von Bayonne mittheilten und einen Preis auf seinen Kopf setzten. Gramont stand in unmittelbarer Verbindung mit den aristokratischen Vereinen und hatte auch mehre Unterredungen mit den Emissairen der Royalisten von Bordeaux, welche ihn beauftragten, zu Ludwig XVIII. nach England zu gehen und ihn zu bitten, ihnen einen Prinzen des königlichen Hauses zu bezeichnen, welchen man an die Spitze der Bewegung, die man vorbereitete, stellen könnte. Vom Wetter begünstigt, gelangte der Bevollmächtigte in fünf Tagen zu dem Haupte der Bourbonen in England, welcher nach lebhaftem Bedauern, daß er, durch sein Unwohlsein gehindert, nicht selbst den Wünschen der Royalisten von Bordeaux entsprechen könne, ihm seinen Neffen, den Herzog von Angoulême, der sein ganzes Vertrauen besitze, bezeichnete [1]). Von diesem Tage an scheint sich Gramont mit ganz besonderem Eifer dem Dienste dieses Prinzen gewidmet zu haben. Um die Aufmerksamkeit der englischen Regierung, welche sich der Abreise des Herzogs von Angoulême widersetzte, zu täuschen, schiffte sich Gramont zu Plymouth ein, während der Prinz verkleidet nach dem Hafen von Falmouth eilte und hier ein ihn erwartendes Fahrzeug bestieg, auf welchem er nach dem spanischen Hafen Passage segelte, von wo er über die Pyrenäen nach Frankreich ging, wo Gramont schon einige Tage vor ihm eingetroffen war. Dieser vertauschte jetzt auf Befehl Ludwig's XVIII. den Namen eines Grafen von Gramont, den er bis jetzt geführt hatte, mit dem Titel eines Herzogs von Guiche, welchen sonst die erstgeborenen Söhne dieser Familie geführt hatten. In den letzten Tagen des Februars 1814 gab der Herzog von Angoulême dem Herzoge von Guiche den Auftrag, ihm nach Bordeaux vorauszueilen, um seine nahe Ankunft zu verkünden und die Geister für die Bewegung vorzubereiten, welche auf den 12. März festgesetzt war, an welchem Tage zuerst in ganz Frankreich die weiße Fahne wieder von den Thürmen von Bordeaux wehte. An demselben Tage verlieh der Prinz dem Herzoge den Rang eines Hauptmannes und wählte ihn zu seinem ersten Adjutanten. Später nach der Ankunft zu Paris wurde der Herzog von dem Könige zum ersten Stallmeister des Prinzen, zum Ritter des heil. Ludwig und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Er machte während der 100 Tage unter den Befehlen des Herzogs von Angoulême den Feldzug nach dem südlichen Frankreich mit, erhielt am 4. April beim Uebergang über die Drome den Rang eines Feldmarschalls, theilte die Gefangenschaft des Prinzen zu Pont-Saint-Esprit, bei welcher Gelegenheit er ihm die augenscheinlichsten Beweise einer unbegrenzten Ergebenheit bewies [2]), und folgte diesem ins Exil, als dieser sich nach Spanien einschiffte. Nach den 100 Tagen kehrte er mit dem Prinzen nach seinem Vaterlande zurück und wurde nach Bordeaux geschickt, um das provisorische Commando der eilften Militairdivision zu übernehmen. Es gelang ihm zwar den heftigen Ausschreitungen der Reaction Einhalt zu thun, er konnte aber nicht verhindern, daß ihr mehre Angeklagte zum Opfer fielen, weshalb ihm die Aenderung, wodurch er das Commando der eilften Militairdivision mit dem der zweiten leichten Cavaleriebrigade der königlichen Garde vertauschte, sehr angenehm war. Er behielt diese Stelle acht Jahre hindurch. Im J. 1823 begleitete er wieder den Herzog von Angoulême als erster Adjutant und erster Stallmeister nach Spanien; nach Beendigung des Feldzuges wurde er zum Generallieutenant und zum Großofficier der Ehrenlegion und im J. 1828 zum Inspector der Cavalerie und zum

1) Ludwig XVIII. sagte: „Je vous confie mon neveu, le duc d'Angoulême, que j'aime comme un fils, qui a toute ma confiance."

2) Zu dieser Zeit soll er auch folgenden, von den Agenten Napoleon's aufgefangenen Brief geschrieben haben: „Pleurons d'être Français; nous sommes le dernier de tous les peuples; un barbare arrive sur notre France avec une poignée d'hommes, et voilà qu'une nation entière frappée de stupeur, le laisse passer dans des gorges de montagnes, sous des murs de places fortes, au milieu de ses villes et de ses campagnes; l'on dirait qu'il s'avance dans un pays ami et il arrive sans obstacles à la demeure sacrée de nos rois." Der Herzog von Gramont hat übrigens öffentlich die Autorschaft dieses Briefes in Abrede gestellt.

Commandanten der zweiten Division im Uebungslager zu Luneville ernannt. Als die Revolution im Juli 1830 ausbrach, befand er sich nicht bei dem Herzoge von Angoulême, auf die erste Nachricht von dem Ereignisse eilte er aber nach Saint-Cloud und begleitete die verbannte Königsfamilie auf ihrer langen Reise von Rambouillet nach Cherbourg, wo er den Auftrag erhielt, nach Paris zurückzukehren, um daselbst die Privatangelegenheiten des Herzogs von Angoulême zu ordnen. Nach der Erledigung dieses Geschäfts verfügte er sich sogleich nach Edinburgh zu dem Prinzen und folgte demselben bald darauf nach Prag. Aber des freiwilligen Exils müde, kehrte er im J. 1833 nach Frankreich zurück und nahm seinen Wohnsitz zu Versailles, wo er die beste Gelegenheit fand, für die Ausbildung und die Zukunft seiner Söhne zu sorgen. Er hatte im J. 1818 die Tochter des Grafen d'Orsey, eines Generals, dessen Name sich an die siegreichen Thaten des Kaiserreichs knüpft, geheirathet. Er schien, nachdem er nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Gramont angenommen hatte, nicht mehr ausschließend für die Legitimität zu schwärmen und auch seine des Lohnes entbehrenden Grundsätze in dieser Beziehung seiner Nachkommenschaft nicht überliefern zu wollen. In den letzten Jahren der Regierung Louis Philippe's, sagt ein ebenso geistreicher als giftiger französischer Schriftsteller, erregte die officielle Vorstellung des Herzogs von Guiche, seines ältesten Sohnes, an dem Hofe des königlichen Eindringlings bei den Getreuen des legitimen Königthums Aergerniß und zwar um so größeres Aergerniß, da zugleich stark die Rede war von einer durch Louis Philippe persönlich vermittelten Geldheirath dieses jungen Mannes mit der Tochter eines der einflußreichsten jüdischen Bankiers. Aber schon lange vor der Julirevolution wurde nicht mehr von diesem Heirathsproject gesprochen, dessen Verwirklichung sicher nicht wenig dazu beigetragen hätte, den Glanz des Hauses Gramont durch den Mist, womit seine Ländereien gedüngt worden wären, zu erhöhen [3]). Der Herzog Antoine Genevieve Heraclius Agenor von Gramont, welcher lange Zeit an dem legitimen Hofe der Tuilerien das Muster der Eleganz und des Geschmackes gewesen war, starb im März 1855 zu Versailles. Er hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Antoine Alfred Agenor, Herzog von Guiche, später Herzog von Gramont, geboren am 23. Aug. 1819 zu Paris, seine Ausbildung in der polytechnischen Schule zu Paris erhielt. Er folgte nach der Februar-Revolution Louis Philippe nach England und wohnte noch dessen Begräbniß zu Claremont bei. Im J. 1852 wurde er zum französischen Gesandten in Stuttgart ernannt und im J. 1853 wurde er in derselben Eigenschaft nach Turin versetzt. Sein zweiter Sohn, Antoine Leon Philibert Auguste von Gramont, Herzog von Lescharre, erzogen in der Schule von Saint-Cyr, diente als höherer Officier in der Cavalerie, und sein jüngster, Antoine Alfred Onerius Theophile von Gramont hat als Infanterieofficier den Feldzug der französischen Armee nach dem Orient mitgemacht *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAMONT (Beatrix von Choiseul-Stainville, Herzogin von), eines der vielen unschuldigen Opfer der Revolution, im J. 1730 zu Luneville geboren, eine Schwester des Herzogs von Choiseul, Minister unter Ludwig XV., und des Marschalls von Stainville, war zuerst Stiftsfräulein in der Abtei Remiremont in Lothringen, heirathete aber später (1759) den Herzog von Gramont, Herrn zu Bidache in Nieder-Navarra, Statthalter von Ober- und Nieder-Navarra und von Béarn. Durch die Stellung ihres Bruders, des Ministers von Choiseul, auf welchen sie einen gewissen Einfluß übte, war sie eine in der hohen Gesellschaft gesuchte und wichtige Dame, aber ebenso stolz auf ihre Würde und das Ansehen ihrer Verwandten, doch auch voll Edelmuth, unerschütterlich in ihrer Freundschaft und uneigennützig in allen Verhältnissen bis zu einem hohen Grade. Auf ihren Rath soll es der Herzog von Choiseul verschmäht haben, zu den Intriguen der Frau du Barry die Hand zu bieten, wodurch dieser sich die Feindschaft dieser Maitresse zuzog und seinen Sturz herbeiführte. Während der Schreckensherrschaft Robespierre's wurde sie ohne gegründete Ursache und unter dem Vorwande, daß sie gegen die Freiheit des Volkes Ränke schmiede, festgenommen und mit ihrer Freundin, der Herzogin du Chatelet, vor das Revolutionstribunal gestellt. Von dem grimmigen Fouquier-Tinville ins Verhör genommen, erwiderte sie muthig: „Mein Tod mag entschieden sein, darüber bin ich nicht erstaunt; ich habe einigermaßen die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich gezogen, und obschon ich mich seit dem Beginn der Revolution nie in eine öffentliche Angelegenheit gemischt habe, so sind doch meine Grundsätze und meine Denkweise bekannt genug; aber wodurch hat euch, fuhr sie fort, auf ihre Freundin deutend, dieser Engel beleidigt, sie, die niemals Jemand Unrecht that und deren ganzes Leben nur ein Spiegel der Tugend und der Wohlthätigkeit ist?" Diese Rede vermochte indessen weder sie noch die Herzogin du Chatelet zu retten. Beide wurden von dem Gerichte des ihnen zur Last gelegten Verbrechens, Anstifterinnen und Unterstützerinnen aller Verschwörungen seit dem Jahre 1789 gegen die Freiheit, Sicherheit und Souverainität des Volkes zu sein, schuldig gefunden, zum Tode verurtheilt und mit Duval d'Espremenil, Thouret, Le Chapelier, Lamoignon-Malesherbes, dem Marquis von Chateaubriand und Anderen zum Blutgerüst geführt, auf welchem sie im Bewußtsein ihrer Unschuld mit stolzem Muthe und mit ruhiger Ergebenheit starben *). (*Ph. H. Külb.*)

3) Projet matrimonial dont la réalisation n'eût sans doute pas peu contribué, par le fumier dont il eût engraissé ses terres, à relever l'éclat de la maison de Gramont.

4) Biographie des hommes du joux par G. Sarrut et B. Saint-Edme. Tom. IV. P. I. p. 115. Biographie des hommes vivants. Tom. III. p. 338. Biographie générale. Tom. XXI. p. 628.

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 283. Biographie générale. Tom. XXI. p. 627.

GRAMONT [1]) (Scipion de, Herr von Saint-Germain), französischer Schriftsteller des 17. Jahrh., um das Jahr 1570 in der Provence geboren, scheint eine vorzügliche Erziehung genossen und gründliche Studien gemacht zu haben, da er die Stelle eines Cabinetsecretairs am Hofe Ludwig's XIII. erhielt und bei dem Cardinal von Richelieu in so großer Gunst stand, daß dieser ihm auftrug, ein Geschichte der Unternehmungen der Franzosen zur See (Histoire des expéditions qui se sont faites sur mer) zu schreiben, welche aber entweder gar nicht beendigt wurde oder ungedruckt blieb. Später unternahm Gramont mehre Reisen nach Italien, der Mangel näherer Angaben über seine Lebensverhältnisse läßt jedoch nicht ermitteln, ob er sich in eigenen Angelegenheiten oder im Auftrage der Regierung nach diesem Lande begab, wir wissen nur, daß er sich im J. 1612 zu Venedig und im J. 1637 zu Rom befand, wo er den Feierlichkeiten, welche bei dem Tode seines berühmten Landsmannes Nic. Cl. Fabri de Peiresc auf Befehl des Papstes Urban VIII. veranstaltet wurden, beiwohnte, und daß er nach denselben sogleich wieder nach Venedig ging, wo er, wie man glaubt, um das Jahr 1638 starb. Gramont versuchte sich in verschiedenen Zweigen der Literatur, eine seiner vorzüglichsten Leistungen ist jedoch seine auch jetzt noch lesenswerthe Schrift über die Finanzen, die Steuern und das Geldwesen Frankreichs zu seiner Zeit (Le Denier royal, traité curieux de l'or et de l'argent. Paris 1620. 8.), worin er gegen die Behauptung Malestroit's und anderer gleichzeitigen Schriftsteller im staatswirthschaftlichen Fache auf eine eben so anziehende als belehrende Weise darzuthun sucht, daß der Preis des Getreides unter der Regierung Ludwig's XIII. nicht höher war als in irgend einer anderen Epoche der Monarchie, und der scheinbare Unterschied nur in dem größeren Ueberfluß an baarem Gelde lag. Was die Abgaben betrifft, so zeigt er, daß diese, obgleich sie seit Karl V. allmälig von 300,000 auf 32 Millionen Francs gestiegen seien, sich im Grunde doch eher vermindert als vermehrt hätten, da man abgesehen von der Zunahme der Gewerbthätigkeit und des Handels, welche die Bezahlung der öffentlichen Abgaben erleichtere, zugestehen müsse, daß im 14. Jahrh. 300,000 Francs eine größere Summe waren als 32 Millionen im 17. Jahrh. Beachtung verdienen ferner seine philosophisch-mathematischen Schriften: La Rationelle ou l'art des conséquences (Paris 1614. 8.) und Traité de la nature, des qualités et prérogatives des points où se voient plusieurs belles et admirables curiosités (Paris 1819. 8.) und seine Anleitung, jede Sprache in kurzer Zeit zu erlernen (L'abrégé des Artifices, traictant des plusieurs inventions nouvelles et surtout d'un secret et moien exquis pour entendre et comprendre quelle langue que ce soit dans un an, même la latine et la grecque, qui sont les plus nécessaires. Aix 1606. 12.), welche zwar durch ihre Weitläufigkeit sehr ermüdend und nicht frei von marktschreierischen und leichtgläubigen Behauptungen ist, aber auch treffliche Ansichten über den Sprachunterricht und manche brauchbare Einzelheiten enthält. Seine Berichte über die Aufführung einiger Ballets (Relation du grand ballet du roi dansé en la salle de Louvre le 22 février 1619 sur l'aventure de Tancrède dans la forêt enchantée. Paris 1619. 8. und Discours du ballet de la reine, tiré de la fable de Psyché. Paris 1619. 8.) charakterisiren das Leben und Treiben an den Höfen jener Zeit und liefern außerdem Beiträge zur Geschichte des französischen Theaters. Gramont versuchte sich auch in der Poesie, seine sich an einzelne Begebenheiten knüpfenden Versuche in lateinischer Sprache (Rupella capta. Parisiis 1628. 4. Ser. Princ. Marco Ant. Memmo pro felici ejus in Venetiarum ducem inauguratione Carmen. Venetiis 1612. 4. und Epithalamium in nuptiis Caesaris de Cambout de Coislin et Mariae Gegueriae. Parisiis 1634. 4.) sind jetzt vergessene Seltenheiten und haben ebenso geringen poetischen Werth als seine kleineren Gelegenheitsgedichte in französischer Sprache, welche man in Fr. de Boisrobert's Parnasse royal et le Sacrifice des Muses ou Poésies diverses à la louange de Louis XIII et du Cardinal de Richelieu (Paris 1635. 4. 2 Voll.) findet; auch gab er selbst zwei Sammlungen lateinischer Gedichte verschiedener Schriftsteller (Palmae regiae invictissimo Ludovico XIII. Parisiis 1634. 4. und Epinicia Musarum Emin. Cardinali. Ibid. 1634. 4.) heraus, welche nur Lobhudeleien auf den König und auf Richelieu enthalten [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAMPIANGEBIRGE oder die Grampians nennt man den südlichen Abschnitt des Gebirges von Nordschottland oder des schottischen Hochlandgebirges. Es wird von dem nördlichen Abschnitt, den man das kaledonische Gebirge zu nennen pflegt, durch ein tiefes langgestrecktes Thal geschieden, in welchem sich eine Reihe von Seen und der kaledonische Kanal befinden. Die Grampians ziehen sich in der Richtung von Südwesten nach Nordosten von der Westküste zu der Ostküste, vom Mull-Cantyre (unter 55° 18′ nördl. Breite, 8° 4′ westl. Länge) bis zum Cap Kinnaird (57° 42′ nördl. Breite, 4° 23′ westl. Länge) aus der Grafschaft Argyle gegen den Loch Lomond und die Quellflüsse des Tay bis zur Quelle des Dee. Hier theilen sie sich in zwei Arme, von denen der südliche am rechten Ufer des Flusses gegen Osten nach Stonehaven, der nördliche gegen Osten nach dem Vorgebirge Kinnaird hinzieht. Hier geht das Gebirge in Hügelform über, während es im Westen mit steilen Felsmassen anhebt. Im Süden fällt es rasch und jäh ab und erscheint aus dem Niederlande wie eine steile, undurchdringliche Mauer, wird aber nordwärts im Innern durch tiefe Längespalten zerrissen,

1) Der Name wird auch Grandmont und Grammont geschrieben, latinisirt lautet er de Grandi Monte.

2) *P. Bayle*, Dictionnaire historique et critique, Art. Gramont (Scipion de). Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 280. Biographie générale. Tom. XXI. p. 630.

in denen langgedehnte Seen mit oft um 100 Fuß absoluter Höhe sich erstrecken. Trotz der nicht bedeutenden Kammhöhe von 2500 Fuß und Gipfelhöhe von 5000 Fuß imponirt das Gebirge gewaltig und erscheint höher als andere auf Hochebenen aufsteigende beträchtlich höhere. Im Allgemeinen ist das Gebirge wild erhaben und malerisch mit zackigen Spitzen, nackt und unbewaldet; die Wälder sind längst gelichtet, die Höhen meist mit kurzem Gras, Moos, Heidekraut und Gestrüpp bedeckt, die Thäler mit Torfmooren oder mit Seen erfüllt, die höchsten Gipfel nur kurze Zeit schneefrei. Herrliche Aussichten belohnen den Wanderer besonders auf den westlichen Höhen, von denen er die Felsen jäh aus den Wellen aufsteigen sieht und das Meer mit den vielen Inseln erblickt. Die höchsten Gipfel sind der Ben Nevis 4086 Fuß (4416 Fuß?) beim Fort William am kaledonischen Kanal; der Mac Dui (4418 Fuß) und der Cairngorm (4050 Fuß) an der Quelle des Dee, Cairntoul 4245 Fuß und Ben Avon 3967 Fuß über dem Meere. Die Wasserscheide zwischen beiden Meeren befindet sich im westlichen Theile; die größten Flüsse gehen zur Nordsee und sind der Tay, der nach Perth fließt, und bei Dundee in den großen Taybusen mündet, der Dee, der bei Aberdeen mündet und der Spey, der nach Nordost läuft und östlich vom Murraybusen sich ins Meer ergießt. Die bemerkenswerthesten Seen sind Loch Lomond (23 englische Meilen lang, im Süden 5 Meilen breit, 60—100 Klaftern tief, 32 Fuß über dem Meere) bei Dunbarton; westlich davon der Awe (24 Meilen lang, 1—1½ Meile breit mit 24 Inseln) in Argyle; die Lochs Katerine (10 Meilen lang, 2 Meilen breit), Erne, Tay und Rannoch in Perth, und die Seen Lochy, Oich und Neß am nördlichen Abhange.

(*H. E. Hössler.*)

GRAMPIANS, die, auf Neuholland, eine westlich von den australischen Pyrenäen von Ost nach Nord streichende Bergkette, welche etwa im Meridian der Portlandsbai das südwestliche Ende des ost- und südostaustralischen Berglandes bezeichnet. Das Gebirge ist merkwürdig durch die Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit in dem erloschenen Krater des Berges Napier. Am westlichen Fuße der Grampians streckt sich das Nangilathal aus, welches vom Glenelgflusse bewässert wird, der zwischen den Vorgebirgen Bridgewater und Northhumberland sich ins Meer ergießt. (*H. E. Hössler.*)

GRAMPIUS, ein Gebirge im alten Britannia, bekannt durch eine Schlacht, welche hier der römische Feldherr Agricola im J. 84 n. Chr. (u. c. 837) über ein 30,000 Mann starkes Heer der Kaledonier gewann (*Tacitus*, Agricola c. 29: ad montem Grampium pervenit, quem jam hostis insederat). Da Agricola bereits vor dieser Schlacht weiter in Britannia vorgedrungen war, als alle Feldherren vor ihm, so muß dieser Berg in Schottland gelegen haben. Und hier wird noch gegenwärtig ein Berg Grampian genannt. Auch bemerkt man in dieser Region noch Spuren von zwei römischen Lagern und einer römischen Straße (nach Mannert Th. II, 2. S. 63 im gegenwärtigen Perth, etwas südlich und östlich unter Crieff, bei Ardoch und Innerpeffery). (*Krause.*)

GRAMPUSINSELN (Monin-sima), eine aus drei Inselhaufen bestehende vom Capitain Meares am 4. April 1788 entdeckte Inselgruppe im großen Ocean, die nach Krusenstern's Bestimmung unter 25° 40′ nördl. Breite, 146° 40′ östlich von Greenwich liegt.

(*H. E. Hössler.*)

GRAMS (Anton), Violinvirtuos, am 29. Oct. 1752 zu Markersdorf im leitmeritzer Kreise Böhmens geboren, kam, nachdem er den ersten Musikunterricht im älterlichen Hause erhalten hatte, nach Breslau, wo er als Singknabe des Seminars im Gesang und Violinspiel bedeutende Fortschritte machte und zugleich den Schulwissenschaften oblag. Nachdem er nach einem achtjährigen Aufenthalte in dieser Anstalt Magister der Philosophie geworden war, ging er nach Prag, wo er sich unter der Leitung des berühmten Natter noch weiter ausbildete und sich bald als Violinspieler einen solchen Ruf erwarb, daß man ihm bei Kammermusiken die schwierigsten Solopartien seines Instruments übertrug und seine Mitwirkung bei allen Kapellen der musikliebenden Stadt gesucht und gebührend gewürdigt wurde. Zugleich begann er eine Musikalienhandlung zu begründen, welche ihm einen erklecklichen Gewinn brachte. Die Luft, anderwärts sein Glück zu versuchen, führte ihn im J. 1784 nach Salzburg, wo er am Hofe des Erzbischofs eine Stelle als Violinist erhielt, aber so wenig mit den dortigen Verhältnissen zufrieden war, daß er in demselben Jahre nach Prag zurückkehrte, wo er im J. 1785 an der strahover Stiftskirche als Violinist angestellt wurde. Sein unruhiger Geist verleitete ihn, im J. 1795 die Direction des Schweerty'schen Theaters zu übernehmen, wodurch er das kleine Vermögen, welches er früher durch den Musikalienhandel gewonnen hatte, wieder einbüßte. Er ging nun voll Aerger nach Wien und diente als Violinist in der Hauskapelle des Fürsten Lobkowitz und im Orchester des von Schikaneder geleiteten Theaters. Bald darauf trieb ihn die Luft zur Veränderung nach Ungarn, wo er einige Zeit in der berühmten Kapelle des Fürsten Paul Esterhazy zu Eisenburg mitwirkte, und später treffen wir ihn wieder zu Wien, wo er am 18. Mai 1823 starb. Durch die Reinheit und Deutlichkeit des Vortrags und besonders durch den stets vollen und stets sonoren Ton, den er seinem Instrumente zu entlocken wußte, erwarb er sich überall großen Beifall. Als Componist hat er sich nicht versucht*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAN (die), ein auf dem Kralowagebirge in Ungarn, und zwar auf dem Kralowa Hola (5870 Fuß hoch) oder Königsberg (so genannt nach dem Könige Matthias Corvinus, der 1474 bei seinen Jagden auf dem Berge zu Mittag aß) entspringender Fluß, der mit

*) Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 221. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 306.

der Waag, die auf demselben Berge entspringt, parallel fließt, Neusohl berührt, Kremnitz rechts und Schemnitz links liegen läßt und der Stadt Gran gegenüber in die Donau mündet. Im Gebiete der mittleren Gran liegt der nieder-ungarische Bergdistrict, welcher die 7 freien königlichen Bergstädte Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Dillu, Pukantz, Königsberg und Libethen und die Bergwerke zu Herrengrund enthält. (*H. E. Hössler.*)

GRAN (ungarisch Esztergom Varmegye), ungarische Gespannschaft auf der rechten Seite der Donau, 36 □Meilen groß mit 91,000 Einwohnern, durch die pilíser und verteser Bergkette gebirgig, von der Donau durchflossen, welche zwischen Gran und Tath die Insel Körtweles bildet. Der großentheils dürre Boden läßt gleichwol Obst- und Weinbau gedeihen, wogegen die Viehzucht bei dem Mangel guter Weide gering ist. Die Gebirgswälder hegen Wölfe, Füchse, wilde Katzen, wilde Schweine, Rothwild und Dammwild; außerdem fehlt es nicht an Hasen, Rebhühnern, wilden Enten und Gänsen, Fischen und Krebsen. Die Bewohner gehören größtentheils der katholischen Kirche an; unter den Protestanten sind die Reformirten zahlreicher vertreten als die Lutheraner; die Zahl der Juden beträgt einige Hundert, die Zahl der Griechen vielleicht 70. Das Comitat zerfällt in die drei Stuhlbezirke Gran, Csep und Totis. (*H. E. Hössler.*)

GRAN, die Hauptstadt des graner Comitats im Königreiche Ungarn, im Kreise diesseits der Donau, der Mündung des Flusses Gran gegenüber am rechten Ufer der Donau in der oberungarischen Ebene mit 1400 Häusern und 12,000 Einwohnern. Sie besteht aus der erzbischöflichen oder Wasserstadt (9000 Einwohner) und den Marktflecken Thomasberg und St. Georg (Szent Tamas und Szent Gyorgy). Die Kirchen und sonstigen Gebäude sind nicht besonders groß oder schön; aber auf dem Felsenberge am Strome, auf welchem früher die Festung lag, steht jetzt eins der großartigsten Gebäude, die vom Fürsten Primas Alexander von Rudnay 1821 begonnene Domkirche und Residenz des Erzbischofs Primas von Ungarn mit einem Altarbilde des ungarischen Malers Heß. Sie mißt 326 Fuß in der Länge und 143 Fuß in der Breite. Ihre Front ist gegen die Donau gerichtet; auf beiden Seiten stoßen daran die Residenzgebäude, welche mit der Kirche 650 Fuß Breite haben. Man kommt zuerst in den Capitelhof, welcher in einem Halbkreise die 24 Häuser der Domherren enthält, an die sich zu beiden Seiten die zwei Seminarien anschließen. Die Vorderseite der Kirche ziert ein Propyläum von 38 Säulen und 24 Pilastern. Das Innere der Kirche, aus deren Mitte sich die Kuppel 250 Fuß erhebt, ist bis an das Gesims mit polirtem rothem Marmor bekleidet und ruht auf 54 Säulen. Die Länge des Capitelplatzes beträgt 2000 Fuß. Die Kirche wurde hier angelegt, weil das im J. 1001 vom heiligen Stephan gestiftete Domcapitel im J. 1820 von Tyrnau nach Gran verlegt wurde. — Am Fuße des Schloßberges sind warme Bäder. Die Stadt hat ein Benedictinergymnasium, ein Lyceum, ein Priesterseminarium; die Bewohner treiben starken Mais- und Weinbau und beschäftigen sich mit Tuchweberei und Färberei.

Gran war schon früher Sitz des Erzbischofs und Primas des Reichs und Domcapitels, welches 1543 nach Tyrnau verlegt wurde; der Erzbischof residirt zu Presburg. König Stephan ist in Gran geboren und in der von ihm erbauten Domkirche begraben. Im J. 1543 wurde die Stadt zum ersten Mal von den Osmanen erobert und ihnen erst 1595 wieder entrissen. Im J. 1604 von den Türken vergeblich belagert, 1605 wieder genommen; 1683 kam sie durch Vertrag in die Hände der Kaiserlichen. (*H. E. Hössler.*)

GRAN (Mineralwasser). Das mineralische Wasser zu Gran in Ungarn, welches farb- und geruchlos ist, einen salzig-bitterlichen Geschmack und 9° R. Temperatur besitzt, enthält als vorwaltenden Bestandtheil schwefelsaure Talkerde (700—718 Gran in 16 Unzen) und daneben kohlensaure Talkerde. Nach einigen Analysen kommt auch salzsaure Talkerde und schwefelsaure Kalkerde darin vor. Das Wasser wird zum Trinken benutzt gleich dem saidschützer Bitterwasser und es wird Bittersalz aus demselben dargestellt. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRAN (Grane, Karin, Korein oder Koit), ein Gebiet im nördlichsten Theile der Ostküste Arabiens, südlich bei der Boobianinsel an der Südseite der Mündung des Euphrat. Die Küste bildet hier eine 8—11 Faden tiefe Bucht von 12 geogr. Meilen Umfang. Durch die vorgelagerte, niedrige, 6 Stunden im Umkreise haltende Insel Feludje oder Pherlechee vor dem Wogenandrange geschützt, bildet die Bucht einen guten Hafen. Auf der Südseite der Bucht unter 29° 22′ nördl. Breite die ansehnliche Stadt Grane, welche auf eigenen Schiffen bedeutenden Handel nach dem rothen Meere, nach Malabar und Gudjerate und zu Lande nach dem Innern Arabiens treibt. (*H. E. Hössler.*)

GRAN, GRÄN, GREN, ein Apothekergewicht. Ein Apothekerpfund wird überall gleichmäßig eingetheilt in 5760 Gran, die absolute Größe des Apothekerpfundes ist aber in den verschiedenen Ländern nicht genau dieselbe. So enthält das Medicinalpfund in

Preußen	350,783	Gramme,	1	Gramm	beträgt 16,422 Gran.
Oesterreich . .	420,009	"	1	"	" 13,714 "
Frankreich . .	375,000	"	1	"	" 15,360 "
England Troypfund	373,246	"	1	"	" 15,431 "

Als Probirgewicht wurde die cölnische Mark (= 233,862 Gramm) beim Silber in 16 Loth und 288 Gran, sodaß ein Loth = 18 Gran, die Mark Gold aber in 24 Karat und 288 Gran, sodaß ein Karat = 12 Gran, eingetheilt. In Oesterreich dient für Goldarbeiten der Dukaten = 3,4905 Gramm als Gewichtseinheit; er wird eingetheilt in 60 Dukatengrane, von denen jeder 0,05717 Gramm wiegt. In England gilt das Troy- oder Apothekerpfund auch als Münzgewicht, wird aber in 24 Karat, der Karat in 4 Grain getheilt. Beim Juwelengewicht gilt fast allgemein der Karat, der 4 Grain enthält. Ein Juwelenkarat ist = 0,20586 Gramm.

(*C. Reinwarth.*)

GRAN (Daniel), berühmter teutscher Maler, geboren im J. 1694 zu Wien (nach Andern in Mähren), ein Verwandter des berühmten Predigers Ulrich Megerle (Abraham a Sancta Clara), welcher sich des talentvollen Knaben nach dem frühen Tode seiner Aeltern annahm und ihn die Malerei, wozu er große Neigung zeigte, erlernen ließ. Seine Lehrer, Ferg und Wernle, erkannten sogleich die ungewöhnlichen Anlagen ihres Schülers und der letztere, ein geschickter Architekturmaler, empfahl ihn dem freigebigen Fürsten von Schwarzenberg, welcher ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach Italien schickte, wo er sich längere Zeit bei Ricci in Venedig und bei Solimena in Neapel aufhielt und unter der Leitung derselben arbeitete. Nach ihrem Beispiele und auf ihren Rath studirte er eifrig die Antike, wodurch sein Genie, verbunden mit einer seltenen Originalität, seinen Arbeiten einen von denen seiner Zeitgenossen sich merklich unterscheidenden und schon an die Principien des großen Meisters Anton Rafael Mengs erinnernden Charakter aufdrückte. Als er im J. 1725 aus der Fremde heimkehrte, war ihm bereits ein empfehlender Ruf vorausgegangen, weshalb er zu Wien vielfache Beschäftigung fand und bald von dem kunstliebenden Kaiser Karl VI. zum Hofmaler ernannt wurde. Seine Arbeiten sind größtentheils Frescogemälde und sehr zahlreich; für seinen Gönner, den Fürsten von Schwarzenberg, malte er in dessen Gartenpalaste zu Wien den großen Saal und viele Gemächer auf dessen Schlössern in Böhmen, wo er sich oft längere Zeit aufhielt und ein sehr behagliches Leben führte, und für den Kaiser war er fortwährend beschäftigt. Von seiner Hand sind die herrlichen Fresken des Plafonds mit allegorischen Figuren im ehemaligen ständischen Landhause (späteren Militair-Montur-Oekonomiegebäude) zu Wien, das Deckengemälde in der Schloßkirche zu Schönbrunn, die Deckengemälde im kaiserlichen Lustschlosse zu Hetzendorf von nicht leicht erreichbarer Schönheit, und die Deckenstücke in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, welche von J. J. Sedlmayr in Kupfer gestochen und unter dem Titel: Dilucida repraesentatio Bibliothecae Cesareae (Viennae 1737. fol.) herausgegeben wurden. Alle diese Arbeiten wurden kaiserlich belohnt und während er mit den Fresken in Hetzendorf, vielleicht den vorzüglichsten seiner Leistungen, beschäftigt war, erhielt er täglich 100 Dukaten und eine vierspännige Hofequipage brachte ihn stets hin und zurück. Seine Oelgemälde sind weniger bekannt, doch dürften in diesem Fache besonders ein die heil. Elisabeth darstellendes Altarblatt in der Karlkirche zu Wien und eine heil. Familie in der kaiserlichen Bildergalerie in Belvedere hervorzuheben sein. Eigenthümlich, sagt der Kunsthistoriker G. K. Nagler, ist diesem Meister eine gewisse Lebendigkeit des Geistes, die sich in seinen stark bewegten Figuren und in dem Hange, großartig und originell in der Composition zu erscheinen, beurkundet. Wie die Meister jener Zeit, beabsichtigte auch er sinneschmeichelnde Wirkung, die er mit seinen schönen, kühn aufgetragenen, harmonischen Farben auch immer erreichte. In der Zeichnung hielt er sich streng an die akademischen Regeln und verstand es sehr wohl, eine menschliche Figur genau nach allen Verhältnissen darzustellen. Licht und Schatten sind bei ihm in großen Massen vertheilt und auch in der Gewandung liebte er das Massenhafte; dabei verstand er die Gesetze der Optik und Perspective genau. Obschon Gran für seine Arbeiten reichlich belohnt ward und von allen Seiten bedeutende Summen einnahm, so ersparte er dennoch bei seiner höchst leichtsinnigen und verschwenderischen Lebensweise nicht das Geringste, sodaß er, als seine zitternde Hand Nichts mehr zu verdienen vermochte, darben mußte und im äußersten Elende im J. 1757 zu St. Pölten starb; der Jammer seiner letzten Jahre soll so beispiellos gewesen sein, daß man Anstand nahm, ihn gänzlich zu enthüllen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAN oder **GRANIUS** (Nicolaus Andreas), dänischer Gelehrter des 16. Jahrh., um das Jahr 1560 zu Strengnäs am Mälarm im Nyköping Län geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien, welche er größtentheils auf teutschen Universitäten gemacht zu haben scheint, Professor der Physik zu Helmstädt. Er war ein sehr gelehrter und in vielen Fächern bewanderter Mann, kam aber bei seinen Collegen in den Verdacht einer allzugroßen Hinneigung zur katholischen Confession. Im J. 1611 erhielt er einen Ruf als Professor der Mathematik an der Universität zu Upsala, lehnte ihn aber ab, da er Teutschland nicht mehr verlassen wollte. Er starb um das Jahr 1620 zu Helmstädt und hinterließ eine bedeutende Bibliothek, welche er der Universität, an welcher er so lange gewirkt hatte, vermachte. Er versuchte sich auch als Schriftsteller, beschränkte aber seine Leistungen auf akademische Reden und kleinere Abhandlungen über Gegenstände der Moral, Politik, Rhetorik, Physik, Mathematik und Kosmographie, unter welchen seine Rede über den kriegerischen Geist der nördlichen Völker (Oratio de causis roboris ac indolis bellicosae gentium borealium. Helmstad. 1615. 4.), seine Lobrede auf Simon Svercher (bei Herm. Kircher's Vita Svercheri Simonis. Marburg. 1592. 4.) und eine Erörtesung der einen Staat hebenden und verderbenden Ursachen (De causis quibusdam respublicas conservantibus et evertentibus. Helmstad. 1615. 4.) die bedeutendsten sind †). (*Ph. H. Külb.*)

GRAN oder **GRAAN** (Olaus Stephan), schwedischer Prediger und Schriftsteller, in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. geboren, widmete sich der Theologie und ging nach der Beendigung seiner Studien als Missionar nach Lappland, wo er längere Zeit als Hilfsprediger wirkte; darauf wurde er Lehrer der lapplän-

*) Fr. C. Gottl. Hirsching, Historisch-literarisches Handbuch berühmter Personen des 18. Jahrhunderts. Bd. 2. Th. 2. S. 139. G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 324. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 307.

†) *J. Scheffer*, Succia literata p. 134 et 390. *G. Gezel* Försök till ett biographiskt Lexikon öfver namnkundige och lärda Svenska Män. Vol. IV. p. 197. Biographie générale Tom. XXI. p. 631.

dischen Sprache an der Schule zu Lyckſale in Umeå Lappmark, dann Prediger zu Piteå, der Hauptſtadt im nördlichen Weſtbottn, und im J. 1690 Probſt dieſer Provinz, ſtarb aber nicht lange nachher. Er machte ſich beſonders um die Verbreitung des Chriſtenthums unter den Lappländern, durch die Ueberſetzung mehrer Lehrbücher der Religion in ihre Sprache verdient. Alle dieſe Schriften (Ein ABCbuch nebſt Gebeten in lappiſcher Sprache nebſt ſchwediſcher Interlinearüberſetzung. Stockh. 1667. 8. Der größere Katechismus Luther's, lappiſch mit ſchwediſcher Ueberſetzung. Ebend. 1667. 8. Fragen und Antworten aus dem Katechismus in kürzerer Faſſung, lappiſch und ſchwediſch. Ebend. 1667. 8. Fragen und Antworten aus dem großen Katechismus des ſchwediſchen Theologen Laur. Paullinus, lappiſch und ſchwediſch. Ebend. 1668. 8. Kurzer Religionsunterricht in lappiſcher Sprache. Ebend. 1669. 8. und die Perikopen aus den Evangelien und Epiſteln in lappiſcher Sprache. Ebend. 1669. 8.) ſind für den Sprachforſcher, da Gran der lappiſchen Sprache völlig mächtig war und den grammatiſchen Bau derſelben genau kannte, von großer Wichtigkeit, aber ſehr ſelten. Auch hinterließ er in der Handſchrift eine Schilderung der Lappen und ihres Landes, welche leider nicht gedruckt, aber von Joh. Scheffer in ſeiner Beſchreibung Lapplands (Lapponia, seu gentis regionisque Lapponicae descriptio accurata. Francof. 1673. 4.) fleißig benutzt wurde [1]). Ein Sohn dieſes rührigen Predigers iſt wahrſcheinlich Peter Olai Gran, welcher ſich durch eine unter dem Vorſitze Jul. Micrander's vertheidigte gute Inauguralabhandlung über das Rennthier (Dissertatio delineationem Rangiferi exhibens. Upsalae 1685. 4. c. figg.) in der naturwiſſenſchaftlichen Literatur bekannt gemacht hat [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANA oder Körner iſt eine mehrfach gebräuchliche pharmakognoſtiſche Bezeichnung für pflanzliche oder ſelbſt thieriſche Theile, die ſich neben der rundlichen Form durch eine gewiſſe Kleinheit charakteriſiren. Dahin gehören: Grana Actes, die getrockneten Beeren von Sambucus nigra; Grana Chermes, die geſammelten Häute der Weibchen von Coccus ilicis, welche auf Quercus coccifera leben; Grana gallica s. lycia s. Avenionensia (grains d'Avignon), die getrockneten unreifen Beeren der im ſüdlichen Europa einheimiſchen Rhamnus infectoria, welche zum Gelbfärben benutzt werden, dabei aber in ähnlicher Weiſe, wie die Beeren von Rhamnus cathartica, abführend wirken; Grana gnidia s. coccognidii, die früherhin offizinellen Früchte von Daphne gnidium und Daphne Mezereum; Grana moschata, die wohlriechenden Samen von Hibiscus abelmoschus; Grana Paradisi s. Malaguetta, die gewürzigen Samen von einigen Amomumarten, namentlich von Amomum grana Paradisi; Grana regia majora, die Samen von Ricinus communis; Grana regia minora, die Samen von Euphorbia Lathyris; Grana Sago, eine Sorte des natürlichen Sago; Grana Sapotillae, die Samen von Achras Sapota; Grana tiglia, die Samen von Croton tiglium, woraus man ſogar ohne Weiteres ein Wort Granatill gebildet hat.

Das Wort Grana dient aber auch zur Bezeichnung beſtimmter Handelsſorten einzelner Arzneimittel. So redet man von Ammonium in granis, von Galbanum in granis, von Opopanax in granis. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRANACCI (Franceseo), italieniſcher Maler der florentiner Schule, im J. 1477 zu Florenz geboren, erlernte bis zu ſeinem 18. Jahre die Kunſt unter der Leitung Domenico Ghirlandajo's gemeinſchaftlich mit Michelangelo Buonarotti und bildete ſich mit dieſem in dem Garten von San Marco, welchen die Prachtliebe Lorenzo dei Medici's mit Meiſterwerken der Plaſtik geſchmückt hatte, weiter aus. Seine Tüchtigkeit verdankte er aber hauptſächlich dem Umgange mit ſeinem genialen Freunde Michelangelo und dem Studium der Cartons, welche ihm dieſer gern mittheilte, insbeſondere des Cartons des piſaner Krieges. Er gewann dadurch eine freiere Behandlung und näherte ſich mehr dem neueren Styl, obſchon er ſich in ſeinen Werken nie ganz von dem alten loszuſagen vermochte. Nach dem Tode Domenico Ghirlandajo's blieb er bei deſſen Brüdern David und Benedetto, um einige angefangene Gemälde ſeines Meiſters zu vollenden. Eines dieſer Werke, eine Verklärung der heil. Jungfrau, befindet ſich in der Pinakothek zu München. Auch viele ſeiner eigenen Arbeiten ſind denen ſeines Lehrers ſo ähnlich, daß ſie nicht ſelten mit denſelben verwechſelt werden. Eine Probe ſeines neuen, nicht ganz der alten Einfalt entrückten, aber doch in der Zeichnung fleißigeren und im Colorit ſtärkeren Styls iſt eine heil. Jungfrau, nach einer damals gewöhnlichen Vorſtellung aller Schulen auf einer hohen Bühne ſitzend, mit den Heiligen Zanobi und Francesco und zwei Engeln, in der Kirche San Jacopo tra foſſi zu Florenz; noch reicher und ausgebildeter zeigt ſich ſeine Behandlung in einer Himmelfahrt der heil. Jungfrau, beſonders iſt der unter den Figuren befindliche heil. Thomas, welchem Maria den Gürtel reicht, ganz in der Manier Michelangelo's gehalten. Das Gemälde gehörte der längſt eingegangenen Kirche San Pier Maggiore und befindet ſich jetzt in der öffentlichen Galerie zu Florenz. Es iſt auch durch einen vortrefflichen Kupferſtich bekannt. Granacci ſtarb im J. 1544. Seine Werke, ohne Ausnahme heilige Gegenſtände, ſind nicht häufig, da er in ſehr glücklichen Verhältniſſen lebte und weniger des Erwerbs wegen als aus edler Liebe zur Kunſt malte. Außer den ſchon angegebenen Gemälden ſind noch bekannt eine Madonna in einer Glorie und ſechs kleine Darſtellungen aus der Geſchichte der heil. Apollonia in der Akademie der ſchönen Künſte zu Florenz, ein heil. Hieronymus, eine heil. Apollonia, ein heil. Johannes der Täufer und eine Magdalena in der Pinakothek zu München. Alle Arbeiten dieſes Meiſters zeigen

1) Vergl. *J. Schefferi* Suecia literata (Hamburgi 1698. 8.) p. 246 et 401. *J. Alb. Fabricii* Salutaris Lux Evangelii (Hamburgi 1731. 4.) p. 598. 2) Jo. Chr. Adelung, Fortſetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1557 fg. Biographie générale. Tom. XXI. p. 631.

bei hoher Vollendung ein glänzendes Colorit und eine ausgiebige kräftige Manier. Granacci galt auch bei seinen Zeitgenossen als der geschmackvollste Anordner öffentlicher Aufzüge und Maskeraden; er zeichnete die Verzierungen, welche die Stadt Rom bei dem Einzuge des Papstes Leo X. mit großen Kosten anfertigen ließ, und ordnete auf Befehl Lorenzo dei Medici's die Maskeraden an, welche zu Florenz aufgeführt wurden und zum Theil geschichtliche Ereignisse darstellten *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANADA. 1) Beschreibung der Stadt und der Alhambra. Die Stadt, welche jetzt den Namen Granada führt, gehörte früher zu dem Sprengel des Bischofs von Eliberis, und während der drei ersten Jahrhunderte der arabischen Herrschaft war das alte, jetzt verschwundene Eliberis, welches nordwestlich von Granada am Fuße des noch heute den Namen Sierra de Elvira führenden Gebirges lag, die Hauptstadt der ebengenannten Provinz. Granada ist nach den übereinstimmenden Berichten der arabischen Geographen (Marâçid-al-itthilâ', herausgeg. von Juynboll II, 308. Qazvînî, herausgeg. von Wüstenfeld II. S. 367. Abûlfedâ, herausgeg. von Slane I, 177) eine sehr alte Stadt. Bei der Unzulänglichkeit der Nachrichten, welche wir über den Theil Spaniens, in welchem Granada liegt, bei griechischen und römischen Schriftstellern finden, ist es unmöglich anzugeben, welchen Namen die Stadt zur Zeit der Römerherrschaft geführt hat. Aus den Untersuchungen Dozy's (vgl. dessen Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne. II. éd. [Leyde 1860.) Bd. 1. S. 333 fg.) ergibt sich, daß man die ganze Stadt oder wenigstens einen Theil derselben unter den Westgothen „Nativola" nannte. Nach dem Berichte des Râzî (vgl. Dozy a. a. O.) hieß Granada die Stadt der Juden. Die Juden bewohnten indessen nur einen Theil der Stadt, einen anderen hatten die Christen inne, in deren Stadttheil drei christliche Kirchen sich befanden, welche ein gewisser Gudila gebaut hatte, wie dies aus einer auf einer Marmortafel eingegrabenen Inschrift der Marienkirche hervorgeht. Dieselbe lautet

IN. NOIE. DNI. NSI. IHV. XRI. CONSACRATA
EST. ECCLESIA. SCI. STEFANI. PRIMI. MARTYRIS.
IN. LOCVM. NATIVOLA. A. SCO. PAVLO. ACCITANO. PONFC
. . . . AN. . DNI. NSI. VVITTIRICI. REGS.
ER. DCXLV. ITEM. CONSACRATA. EST. ECCLESIA.
SCI. IOHANI. MARTYRIS. TE . . . . .
. . . . . .
ITEM. CONSACRATA. EST. ECLESIA. SCI. VINCENTII.
MARTYRIS. VALENTINI. A. SCO. LILLIOLO. ACCITANO. PONFC.
XI. KAL. FEBR. AN. . GL. DNI. RECCAREDI. REGS. ER. DC. XXXII.
HEC. SCA. TRIA. TABERNACULA. IN. GLORIAM. TRINIT ....
... HOPERANTE. SCIS. EDIFICATA. SUNT. AB. INL. GUDILA. . .
... VM. OPERARIOS. VERNOLOS. ET. SUMPTU. PROPRIO.

Nach dem Inhalt der Inschrift ließ also Gudila auf seine Kosten und durch seine Sklaven drei Kirchen bauen, von denen die eine im J. 594 unter der Regierung des Reccared und die andere im J. 607 unter der Regierung des Witteric vollendet wurde.

Ueber die Geschichte der Stadt bis zum 9. christl. Jahrhundert läßt sich bei der großen Mangelhaftigkeit der Quellen durchaus Nichts sagen. Sie erlangt ihre Berühmtheit erst später. Ihren Namen Granada (arab. Gharnâtha oder Agharnâtha) erhielt sie aller Wahrscheinlichkeit nach, wie dies Dozy (a. a. O. S. 336) bereits dargethan hat, von einer der verschiedenen Citadellen, welche zusammen die Alhambra ausmachen. Diese Citadelle war im 9. Jahrhundert unstreitig mehr von Arabern bewohnt als die Stadt selbst. Eine dieser Burgen, welche jetzt noch Alqazaba (das Schloß) heißt, wurde früher Hiçn-al-rummân, das Schloß der Granatenbäume, genannt. Wie nun die Araber gern Eigennamen von Fruchtbäumen entlehnen — so hieß z. B. ein Castell nördlich von Granada Hiçn-al-lauz, das jetzige Iznalloz (bei Luis de Marmol Hiznaleuz), d. i. das Schloß der Mandelbäume, vgl. Dozy a. a. O. S. 336 —, so gaben sie der Stadt auch den Namen Gharnâtha (Granate), denn gharnâtha, sagt Qazvînî (a. a. O. II, 317, vgl. mit *al-Maccari*, Analectes sur l'histoire et la littérature des Arabes d'Espagne p. p. Dozy, Dugat, Krehl et Wright. Leyde 1855. I. S. 93), bedeutet im Spanischen so viel als rummâna. Nach einer anderen Version soll die Stadt ihren Namen davon erhalten haben, daß ihr Grundriß die Gestalt eines aufgesprungenen Granatapfels habe, deren Mittelpunkt die Alhambra bilde [1]).

*) Lud. Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien, übersetzt von J. G. von Quandt. Bd. 1. S. 131. G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 325.

1) Der Umstand, daß das Stadtwappen von Granada ein halboffener Granatapfel im silbernen Felde ist, wird immer als Beweis für die Richtigkeit dieser Etymologie angeführt. — Noch sei hier erwähnt, daß eine über den Namen der Stadt handelnde Stelle des Ibn-al-Khathîb bei Casiri (II. S. 247) von diesem letzteren (Granada urbs, quam exteri (Hebraei scilicet, seu

Granada liegt (37° 22′ nördl. Breite) in der 2200 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen, überaus fruchtbaren Ebene, welche la Vega de Granada [2]) genannt und im Norden von der wild zerrissenen Sierra de Jaen, im Süden von der Sierra Nevada begrenzt wird. Hier ergießt sich der von den schneebedeckten Gipfeln der Sierra Nevada herabkommende Darro [3]), nachdem er einen Theil der Stadt durchflossen, in den Strom Xenil [4]), der in der Vega alle von den nahen Gebirgen herabkommenden Gewässer aufnimmt. „Die Umgebungen der Stadt," sagt Ibn-Batuta (éd. Défrémery et Sanguinetti IV, 368), „haben nicht ihres Gleichen auf der ganzen Erde. Sie umfassen einen Raum von 40 Millien (3 Leguas oder 4 Stunden), begrenzt von dem bekannten Flusse Schannîl und anderen zahlreichen Flüssen. Die Gärten, Obstanpflanzungen, Wiesen und Gemüsegärten, Schlösser und Weinberge umgeben Granada von allen Seiten. Einer der schönsten Punkte ist der, welchen man „„Thränenquelle"" nennt, ein Berg, wo man Gemüse- und Blumengärten erblickt, ein Ort, der nirgends seines Gleichen hat." Die arabischen Schriftsteller (vgl. *al-Maccarî* a. a. O. *Abúlfedâ* a. a. O. *Qazvînî* a. a. O. *Casiri*, Bibliotheca Arabico-Hispana II, 247) werden nicht müde, die Schönheit der Stadt und ihrer Lage, wie die Fruchtbarkeit und Reize ihrer Umgebungen zu schildern. Sie nennen Granada Dimischq (Damascus) oder Schâm (Syrien) zur Erinnerung an die Schönheiten dieser Stadt und dieses Landes, oder wie al-Maccarî (S. 94) sagt, weil bei der Eroberung Spaniens hier die damascenische Abtheilung des Heeres sich niederließ [5]).

Das Klima wird als sehr gesund geschildert — man sagt sprüchwörtlich açahh min havâî gharnâtha (gesünder als das Klima von Granada) von einer Sache, die unmöglich erscheint — und die heiße Luft wird durch die eisigen Winde, welche von der fast den ganzen Sommer mit Schnee bedeckten Sierra Nevada [6]) und ihrem letzten Ausläufer, der Sierra del Sol [7]), an deren Fuße Granada liegt, her wehen, beständig abgekühlt.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist erstaunenswerth. Er bringt Wein, Oliven, Feigen, Granaden, eßbare Eicheln, Kork, Anis, Saffran, Flachs, Hanf, Baumwolle, Terebinthen, Maulbeerbäume, Datteln, Orangen, Citronen, Mandeln, Melonen und andere Südfrüchte hervor. Die nahen Berge liefern Silber, Eisen und Quecksilber, sehr viel Blei, Reißblei, ausgezeichneten Marmor, Edelsteine und Salz. Kurz die fruchtbare, von Ulmen-, Citronen- und Myrthenbäumen beschattete und mit dem reichsten Blumenflor geschmückte Vega von Granada erscheint dem Araber als ein irdisches Paradies.

Die Stadt mit ihren vier Quartieren Albaycin, Alcazaba, Elvira und Antequeruela hatte nach der Angabe arabischer Schriftsteller zur Zeit ihrer Blüthe 70,000 Häuser und 200,000 Einwohner, welche Zahl im Laufe der Zeit bis zu 400,000 anwuchs. In 50 Akademien und höheren Schulen wurden die ernsteren Wissenschaften betrieben und in 70 Bibliotheken Schätze von Büchern aufbewahrt, welche zum größten Theil der

---

Phoenices) *Garanatam*, id [est Peregrinorum Coloniam ... dixere) nicht richtig übersetzt ist. Ibn-al-Khathîb sagt nur: „*Gharnatha* ist ein aus einer fremden Sprache aufgenommenes Nomen," von Hebräern oder Phöniziern ist durchaus nicht die Rede.

2) Diese blühende Ebene von Granada pflegen die arabischen Dichter mit der Oase (ghûtha) von Damascus, mit welcher sie Aehnlichkeit haben soll, zu vergleichen. 3) Die arabischen Schriftsteller nennen den Darro Hadarro (die Lesarten variiren zwischen حدرو, حدارّه und حدرة), vgl. *al-Maccarî* (letzterer Ausgabe) I, 109. Wenn Qazvînî (II, 367) und die Marâçid al-itthilâ' ausdrücklich berichten, daß Granada von einem Flusse, den man qalûm (Maraçid: قلزم) nenne, durchschnitten wurde, und daß dieser Fluß Gold mit sich führe, so liegt es nahe, hierbei an den Darro zu denken, von dem ja bekannt ist, daß er Gold führt. Dagegen berichtet eine alte spanische Uebersetzung des Râzî (vgl. Memoria sobre la autenticidad de la crónica denominada del moro Rasis — por d. Pascual de Gayangos in Memorias de la real academia de la historia t. VIII. p. 37): Et por medio de la villa de Granada va un rio que avia nombre *Salom* et agora es llamado Guadaxenil; et nasçe de un monte que ha en termino de Elbira que ha nombre *Dayna*. Et en este rio cojen los alimaduras del oro fino et entra en el rio que sale del monte de la Elada. Dozy (vgl. Recherches. 2. Ausg. I. S. 337) combinirt die Angabe des Râzî mit der Angabe des Qazvînî und erklärt *Salom* für einen Copistenfehler, statt dessen Calom zu lesen sei, und hält diesen für den Darro. Joseph Müller (Die letzten Zeiten von Granada S. 148) stellt dagegen die Vermuthung auf, Râzî spreche hier nicht von dem Darro, sondern von dem Flusse Flum (افلوم oder فلوم), und meint, man müsse annehmen, daß in der alten Zeit Granada sich weiter nach Westen erstreckt habe. So scharfsinnig auch diese Combination ist, so wird man sie doch so lange beanstanden müssen, bis wirklich bewiesen ist, daß früher Granada bis zum Flusse Flum sich erstreckt habe. 4) Die Araber nennen ihn *Schannîl* (شَنِيل). Es ist der Guada Xenil der spanischen Chroniken. Vgl. *Simonet*, Descripcion del reino de Granada. Madrid 1861. S. 43. In dem Maraçid al-itthilâ' II, 308 heißt er *Sandschal*, entsprechend dem N. Singilis, während Ibn-Batuta (a. a. O.) das gewöhnliche *Schannîl* hat.

5) Die Heeresabtheilung, welche Granada einnahm, stand unter Zaid b. Qâçid al-saksaki. Ueber die Stammangehörigkeit der Araber, welche sich hier niederließen, vgl. *al-Maccarî* a. a. O. I. S. 185. 6) Nach der Angabe Mor. Willkomm's (Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Bd. 2. S. 70) beträgt die mittlere Höhe ihres Hauptkammes 9000 Fuß, während ihre Gipfel eine Höhe von 11,200 Fuß erreichen. — Daß die Sierra Nevada mit ewigem Schnee bedeckt sei, verneint Willkomm a. a. O. II, 75, während al-Maccarî (I, 109) dies von dem Berge Schulair bestimmt behauptet. 7) Die Araber nennen sie *Schulair* (شُلَيْر). Nach Simonet's (a. a. O. S. 43) Vermuthung ist dieser Name aus dem lateinischen *Solorius* oder *Solaris* verderbt (*Gebal Xolair*, nombre, segun parece, corrompido del latino *Solorius* ó acasa de *Solaris* (mons) ó monte del Sol, porque este brilla hasta des lumbrar la vista, reflejado por las perpétuas nieves, que, como dice uno de aquellos escritores, se cuajan sobre los cumbres hasta convertirse e una piedra dura, por lo cual los árabes mencionan tambien aquellas montañas con el nombre de *Xolair al-zolch*, ó de la helada como las llama Mármol). Diese von Simonet vorgeschlagene Ableitung des Namens *Schulair* von Solaris hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Vernichtung anheimgefallen sind, da im J. 1498 der Cardinal Ximenez auf der Vivarrambla, der jetzigen Plaza de la Constitucion, einen großen Theil der arabischen Bücher, welche er in den Bibliotheken und in den Wohnhäusern der Einwohner von Granada fand, verbrennen ließ. Ueber den Inhalt der alten Bibliotheken der Stadt finden sich nur dürftige Notizen bei Casiri (a. a. O. I. S. 465. Cod. MCXXV, vgl. mit I. S. 5. 37. u. ö. Casiri berichtet II. S. 80 von einem Muhammad bin Ahmad bin Faradsch bin Schukral Abu Abdallah aus Tarsus, der sich in den Wissenschaften der Philosophie, Medicin und Rechtsgelehrsamkeit ausgezeichnet habe und Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek in Granada gewesen sei. Der Entwendung eines königlichen Diplomes angeklagt und für schuldig erachtet, sei er später nach Buna verwiesen worden).

Die Gründung der Hauptakademie der Wissenschaften in Granada fällt aller Wahrscheinlichkeit nach in das 9. Jahrhundert. Ein genaueres Datum läßt sich nicht angeben, da sichere Nachrichten hierüber fehlen. Die Akademie, welche lange Zeit hindurch geblüht hat, hat eine lange Reihe berühmter Lehrer wie Schüler aufzuweisen (vgl. *Heinr. Middeldorpf*, Commentatio de institutis literariis in Hispania quae Arabes auctores habuerunt. Gottingae 1810. S. 23 fg.).

Je größer der Wohlstand war, in welchem sich die Bevölkerung der Stadt befand, je reicher die Nahrungsquellen flossen, welche Handel und Gewerbe, Weinbau und Ackerbau ihr erschlossen, desto schneller mußte auch die Stadt emporblühen. Die einsichtsvollen und patriotischen Fürsten trugen mächtig zu dieser Blüthe der Stadt bei. Sie sorgten für Wasserleitungen, durch welche unfruchtbare und öde Sandstrecken fruchtbar gemacht wurden, sie unterstützten die Gewerbthätigkeit ihrer Unterthanen, welche in der Anfertigung von Seiden- und Gluswaaren, wie von Goldarbeiten Meister waren. Mit allen diesen Erzeugnissen des Gewerbsfleißes wurde ein schwunghafter Handel getrieben, für dessen Hebung die Fürsten Sorge trugen, indem sie durch Anlegung von guten Landstraßen die Verbindung mit dem Meere erleichterten. Sie förderten den Bergbau, für welchen die Sierra Nevada mit ihren reichen Mineralien das günstigste Terrain darbot. In Folge dieser sehr günstigen äußeren Bedingungen erlangte Granada nach dem Falle von Cordova, Sevilla, Niebla, Valencia und Murcia eine entschieden hervorragende Bedeutung sowol in industrieller als commercieller Beziehung und dies vornehmlich durch die reichen Maßregeln ihres ersten Fürsten, Muhammad I. Ibn al-Ahmar, der hier die vertriebene Bevölkerung jener Städte aufnahm, unter die neuen Ankömmlinge das so außerordentlich fruchtbare Gebiet der Stadt vertheilte, den fleißigen Arbeitern oder Bauern, Hirten und Künstlern reiche Belohnungen oder besondere Erleichterungen und Privilegien gewährte, zahlreiche Manufacturen, vornehmlich für Anfertigung von Seidenwaaren, errichtete, öffentliche Hospitäler für Kranke und Greise gründete, öffentliche Schulen stiftete, die Citadellen der Stadt ausbaute und erweiterte, die Stadt mit einer Mauer umgab, welche den Berichten nach 1030 Thürme und 14 Thore hatte. So wurde Granada rasch eine der blühendsten und mächtigsten Städte des ganzen Landes. Sein Umfang wird zu 4 Stunden (Ibn-Batûtâ a. a. O.) angegeben. Die Straßen waren und sind jetzt noch eng. Die Häuser, zum großen Theil mehre Etagen hoch, waren so eng an einander gebaut [8]), daß in mehren Stadttheilen Reiter mit ihren Lanzen nur schwer dieselben passiren konnten. Die Reichen bauten sich prächtige Paläste, sagt Conde (Hist. de la dominacion de los Arabes T. 3. p. 146) und in der Stadt erhoben sich bald mächtige Häuser, in elegantem Styl gebaut, mit zahlreichen Thürmen aus Lerchenholz, mit künstlichen Schnitzereien, oder aus Stein und verziert mit schönen Kapitälen aus Metall. Im Innern dieser Paläste befanden sich große Hallen, in denen Fontainen zur Abkühlung der Luft unterhalten wurden, daneben kleinere Zimmer ausgezeichnet durch die Schönheit des Schmuckes, mit welchem die Wände verziert waren und durch die Malereien in Gold und Azur, welche an den Decken angebracht waren; der Fußboden dieser Hallen bestand aus kleinen Fayencestücken, welche nach Art der Mosaik zusammengesetzt waren: kurz überall entfaltete sich eine so reiche und geschmackvolle Kunst in der Architektur, daß Granada einem Becher glich angefüllt mit Hyacinthen und Smaragden.

Die Mauer, welche die Stadt umgab und nächst der Citadelle vor feindlichen Angriffen schützte, hatte 14 Thore, deren alte Namen sich, wenn auch zum Theil in verderbter Gestalt, bis auf die Gegenwart erhalten haben. Die Namen sind folgende (vgl. Simonet a. a. O. S. 55): 1) *Bib Elbeira* (arab. Bâb albîra), Thor von Elvira. 2) *Bib Boneita* (Bâb Onaidir [9]), d. i. der kleinen Tenne, jetzt San Jerónimo). 3) *Bib el-Marstan*, d. h. Bâb al-mâristân, das Hospitalthor, von den Christen Bib Almazan genannt.

8) So war es noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts (1565). Vgl. *Geo. Braun* et *Fr. Hogenberg*, Civitates orbis terrarum (Urbium praecipuarum mundi theatrum quintum s. v. *Granada*): „Viri illustres, mercatores etc. tanto numero inhabitant, ut vici, qui plurimi sunt, ob incredibilem aedificiorum frequentiam plerique sint angusti; et item plateae foraque venalia. Quae tamen a Christianis, post expugnationem, ampliora facta sunt et illustriora.“ 9) Simonet a. a. O. erklärt es durch Bab Bonaida ó de la Barderola, während es Mármol durch Puerta de las Eras (das Aehrenthor) erklärt, was Simonet für falsch hält. Er sagt: „Mármol dice que significa puerta de las Eras, lo cual es error.“ Ein *Bâb Unaidir* wird in einer arabisch geschriebenen Geschichte der letzten Zeiten von Granada, herausgegeben von Marc. Jos. Müller. München 1863. S. 24 erwähnt. Der Herausgeber sagt darüber S. 130: „Onaidir heißt die kleine Tenne; ich erlaube mir dieses Thor mit dem von Marmol p. 131 angeführten Bib el bonaita zu identificiren (que quiere decir *puerta de las Eras*). Es ist leicht zu begreifen, wie aus *baboneidir* baboneida oder gar bab el boneita wurde. Hr. Simonet (Reino de Granada p. 55) macht kurzweg daraus bab bonnida ó de la banderola und erklärt die Angabe Marmol's für Irrthum. So viel Arabisch verstand sicherlich Marmol, der bonnt durch estandartes erklärt, daß *bonaid* banderola heißen muß.“

4) *Bib arrambla*, d. h. Bâb al-ramla das Sandthor (Puerta del Arenál). 5) *Bib Taubin*, d. h. Bâb eltawwâbîn, das Thor der Reuigen; zur Zeit Marmol's hieß es Puerta de los Curtidores. 6) *Bib Lacha*, d. h. Bâb al-ladscha, das Thor des Asyls (Luis del Marmol, dem Simonet folgt, erklärt Bib lacha unrichtig durch puerta del pescado). 7) *Bib Albunest*. Die Etymologie des Namens dieses Thores, welches später Puerta de la Magdalena genannt wurde, ist zweifelhaft. Auch Simonet weiß keinen rechten Ausweg, er sagt: „Ignoro cuál sea la verdadera ortografía de este nombre; pero yo sospecho que déba leerse *almunes*, que significa familiar, compañero que nos procura solaz ó deleite." Sollte etwa an Bâb al-bunt zu denken sein? Ueber al-Bunt (Alpuente) vgl. Marâçid al-ittilâ' I. S. 181. *Dozy*, De Abbad. II. p. 212. *Dozy*, Recherches sur l'histoire etc. de l'Espagne (1. Ausg.) I. S. 65 u. 499. *al-Maccarî* I. p. 91. 8) *Bib el Lauxar*, d. h. Bâb al-uschar, es ist ein Thor der Alhambra, welches zu dem Calle de los Gomeres führt. 9) *Bib Güed Aix*, d. h. Bâb Vadi Asch, an der Straße, welche nach dieser Stadt (Cadix) führt. 10) *Bib Adam* (del Osario), verstümmelt aus dem arabischen Bâb 'Izhâm (eigentlich das Thor der Gebeine), d. h. das Thor, welches zur Begräbnißstätte führt. 11) *Bib el Bonut*, d. h. Bâb al-bunûd, das Flaggenthor („llamada así, segun Mármol, porque en la torre que la coronaba se enarbolaba el primer estandarte cuando habia en Granada proclamacion de nuevo rey ú otra cosa señalada"). 12) *Bib el Beiz*. Simonet erklärt dies durch: „Bab albais ó Albis, que quiere decir *del Trabajo ó del Heroismo*." 13) *Bib Cieda*, d. h. Bâb sijâda, das Thor der Herrschaft (Señoría). 14) *Bib el Alacaba*, d. h. Bâb al-'aqaba, das Thor des steilen Berges („llamada así porque sale á la cuesta que baja por defuera del muro de la Alcazaba, encima de la puerta de Elbira").

So bedeutend auch viele der maurischen Bauten in Granada sein mochten, so nimmt doch die weltberühmte Alhambra entschieden den ersten Rang unter ihnen ein.

Die Araber nannten sie al-hamrâ (die Rothe, das rothe Haus) oder hamrâu Gharnâtha (vgl. *al-Maccarî* I. S. 7. 109 u. ö.), die Bedeutung dieses Namens kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Nichtsdestoweniger hat man dies Wort auf die verschiedenste Weise erklären wollen. Eine der verunglücktesten Erklärungen gibt Weston (in seinen Remains of Arabic in the Spanish and Portuguese languages. London 1810), indem er das Wort von hamm (Sorge) und baráa (frei, ledig sein) ableitet und durch Sanssouci erklärt. Das ganze Conglomerat von Gebäuden und Festungen wurde „das Rothe" von der Farbe der rothgebrannten Steine, mit welchen die Gebäude überdeckt sind, benannt [10]).

10) Nach der Meinung des Ibn-al-Khatîb (bei *Casiri* II. p. 114. col. 2) hat das Gebäude daher seinen Namen erhalten, daß die Baulente, welche es erbauten, nur bei Nacht und bei dem rothen Schein der Fackeln arbeiteten. Gewiß eine sehr künstliche und unwahrscheinliche Erklärung.

Rich. Gosche (Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien. Berlin 1854. S. 91) hat bereits ganz richtig nachgewiesen, daß dies al-hamrâ öfter als Beiname von Städten oder Gebäuden vorkommt. (Man vergleiche außerdem den Artikel hamrâ al-Asad in den Marâçid al-ittilâ' I. S. 319 und al-hamrâ in dem Moschtarik des Jâqût, herausgegeben von Wüstenfeld S. 144.)

Die Alhambra, eines der schönsten und edelsten Bauwerke, welches die Araber in Spanien errichtet haben, war ursprünglich die Festung von Granada und wird daher jetzt noch Real Fortaleza (königliche Festung) genannt. In der Zeit, in welcher sie erbaut wurde, war die spanisch-arabische Architektur bereits zu ihrer letzten, üppigsten Entfaltung gediehen. Auch hier, sagt Lübke (Geschichte der Architektur. 2. Aufl. Cöln 1858. S. 231), tritt uns das Grundgesetz maurischer Architektur, vermöge dessen das Aeußere ernst und schmucklos gehalten, das Innere dagegen in reichster Prachtentfaltung durchgeführt wurde, deutlich entgegen. Diese starren mächtigen Mauermassen mit den kräftigen Thürmen haben einen kriegerischen, abwehrenden Charakter. Aber hineingetreten, ist man plötzlich wie von einem Zauberbann umfangen, geblendet fast von der ungeahnten Herrlichkeit. Wie überall in den Bauten des Orients, gruppirt sich hier die ganze architektonische Anlage um offene, von Säulenhallen umgebene, mit Wasserbassins und Springbrunnen ausgestattete Höfe, an welche sich eine Menge kleinerer Räume, Zimmer, Corridore und Säle in bunter Anordnung reihen. Ueber all diese Prachträume hat nun die erfinderische Phantasie einen solchen Reichthum der Decoration ausgegossen, daß an Glanz, Zierlichkeit, Farbenpracht und harmonischer Gesammteinwirkung vielleicht Nichts sich mit der Alhambra vergleichen darf. Von architektonischen Gliedern ist kaum mehr die Rede: Alles hat sich in das verschlungene Spiel der Arabesken aufgelöst, die sich selbst um Schaft und Kapitäl der Säulen winden. Diese erreichen in ihrer Bildung den höchsten Grad von Schlankheit, ihre Schäfte sind meistens aus glänzend weißem Marmor, oft mit bunten Ornamentmustern bedeckt. Die höchste Bedeutung dieser bezaubernden Architektur ruht aber in der Ornamentik. Alle Flächen, selbst die Säulen, Bogen und Gewölbe, sind mit Arabesken in reicher Farbenpracht bedeckt. Die Anordnung der Flächen ist übereinstimmend so, daß ein großes Hauptfeld rings von breiten, mit goldenen Inschriften auf azurblauem Grunde bedeckten Bändern eingefaßt wird. Die Inschriften sind theils in kufischer, theils in leicht verschlungenen Charakteren der späteren Cursiv- (Neskhi-) schrift ausgeführt. Ein 3—4 Fuß hoher, ebenfalls mit Arabesken bedeckter Streifen bildet den durchlaufenden Sockel der Wand, durch diese glückliche Theilung der Flächen, durch den Wechsel der Farben, welche in aufsteigender Richtung vom Einfacheren, Milderen zum Reicheren, Brillanteren fortschreiten, sowie durch den unübertrefflich feinen Sinn

für Harmonie ist eine rhythmische Bewegung, ein schönes Gleichgewicht in diese Architektur gekommen, sodaß sie bei der üppigsten Pracht doch niemals den Eindruck des Schweren, Unharmonischen, Ueberladenen gibt. Gesteigert wird der mährchenhafte Reiz dieser Säle durch die weiten Perspectiven, welche auch ehemals nicht durch Thüren gehindert, höchstens durch Vorhänge unterbrochen waren, sodaß das Ganze als ein einziger zusammenhängender Raum erscheint. Alles athmet hier den heitersten Genuß eines träumerisch-poetischen Daseins, wie es nur unter südlicher Sonne sich gestaltet; hier wird labender Schatten, erquickende Kühlung in phantastisch geschmückten Räumen geboten, und beim Plätschern der Brunnen, beim Spielen des Sonnenlichtes durch die Muster der durchbrochenen Bogengarnituren, beim Hauche köstlicher Wohlgerüche, mußte wol die Seele eingewiegt werden in romantisches Traumdämmern. Damit stimmt dann auch, was noch sonst von baulicher Einrichtung vorhanden ist. So erhalten die Marmorbäder mit ihren Wannen aus weißem Marmor ein mattes Halblicht durch die zellenartig durchbrochenen Kuppeln. So vereinigt namentlich das Mirador, das Toilettenzimmer der maurischen Fürstinnen, die höchste Pracht, den glänzendsten Luxus der Ausstattung mit der herrlichsten Lage und Aussicht auf das blühende Thal.

Die Alhambra ist wiederholt beschrieben und bis in die einzelnsten Details abgebildet worden. Das Vorzüglichste haben Jam. Cav. Murphy (in dem mit großer Pracht ausgestatteten Werke: The Arabian Antiquities of Spain. London 1813. Pl. X u. fg.) und Jules Goury und Owen Jones (in dem Werke: Plans, elevations and details of the Alhambra: from drawings taken on the spot in 1834 by the late *M. Jules Goury* and in 1834 and 1837 by *Owen Jones*. Archt. With a complete translation of the Arabic inscriptions, and an historical notice of the Kings of Granada, from the conquest of that city by the Arabs to the expulsion of the Moors by Mr. Pascual de Gayangos. London 1842—45. 2 Bde. gr. Fol. mit 101 Taff. zum Theil in Farbendruck) geleistet, doch sind noch mit Nutzen folgende Werke zu vergleichen: Alex. de Laborde, Itinéraire descriptif de l'Espagne. T. II. Paris 1808. *Girault de Prangey*, Essai sur l'Architecture des Arabes et des Mores, en Espagne, en Sicilie et en Barbarie. Paris 1841. Desselben: Monumens arabes et moresques d'Espagne contenant souvenirs de Grenade et de l'Alhambra, Mosquée de Cordoue, Alcazar et Giralda de Séville, vues générales, intérieurs détails, coupes et plans dessinés et mesurés en 1832 et en 1833 ... lithographiés par divers artistes. Paris 1839. gr. fol. und Choix d'ornements moresques de l'Alhambra, ouvrage faisant suite à l'Atlas: Monumens arabes etc. Paris (s. a). Geilhaband's Denkmäler der Baukunst, herausgegeben von Lohde. Bd. 2. Lieferung 137. Rich. Gosche, Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien. Ein Vortrag u. s. w. Berlin 1854.

Die Inschriften der Alhambra sind mitgetheilt in: Inscripciones Arabes de Granada, precedidas de una reseña histórica ... de los reyes Alahmares por D. Emilio Lafuente y Alcántara. Madrid 1860.

Die Geschichte der Alhambra ist in Kurzem folgende. Als der eigentliche Gründer derselben wird Muhammad I. (b. Jûsuf b. Naçr) Ibn-al-ahmar (reg. von 629 d. H. [Chr. 1232] — 671 [Sept. 1272], vgl. die Liste der Könige von Granada bei *Pasc. de Gayangos*, The history of the Mohammedan dynasties in Spain. II. p. XCI) genannt. Dieser beschloß im Jahre (646) 1248 den Bau (vgl. *Casiri* a. a. O. II. p. 260). Der ursprüngliche Zweck war der, auf der Sierra del Sol nicht nur eine Festung zum Schutz der im Thale liegenden Stadt, für welchen Zweck die Citadelle Alqaçaba nicht ausreichend erschien, sondern auch für die neue Regentendynastie ein ihrer würdiges Fürstenschloß zu errichten. Sein Nachfolger Muhammad II. (reg. von 671 [Sept. 1272] — 701 [1302]) setzte im Jahre 1279 den von seinem Vorgänger bereits angefangenen Bau der Festungen und des Palastes der Alhambra fort und dessen Sohn Muhammad III. Abû 'Abd-allah (reg. 701 [1302] — 708 [April 1309]) errichtete eine große Moschee von eleganter Form, verziert mit reicher Mosaik, deren Dach auf hohen Säulen mit prächtigen Kapitälen und von silberner Basis ruhte (*Casiri* II, 272: Muhamad III. alias Abu Abdala, templum maximum, pereleganti formâ exstruxit, in regia urbe [vulgo Alhambra] musivo opere pictum, columnisque magnis mira quidem arte elaboratis, capitulo insuper et basi argentea insignibus suffultum ... Opus quidem singulare et eximium, ac principe illo incomparabili prorsus dignum). Während der Regierung des Naçr (Abû'l-dschujûsch) scheint der Bau keine wesentlichen Fortschritte gemacht zu haben. Großes leisteten dagegen dessen Nachfolger: Ismâ'îl I. Abû-l-Walîd (reg. von 713 = Febr. 1314 bis 725 = Juli 1325), Jûsuf I. Abû'l-haddschâdsch (reg. von 733 = Aug. 1333 bis 755 = Oct. 1354) und vorzüglich Muhammad V. al-Ghanî billah (reg. von 755 = Oct. 1354 bis 760 = Aug. 1359 und zum zweiten Mal von 763 = 1362 bis 793 = 1391). Während der Regierung dieser Fürsten ist an die innere Ausschmückung des Palastes der Alhambra die letzte Hand angelegt worden; der Beiname Muhammad's V. „al-Ghanî billah" findet sich vorzüglich in den Inschriften des Löwenhofes (Patio de los Leones) und in dem Saale der Gesandten (Sala de los Embaxadores). Ebenso findet sich der Name Jûsuf Abû'l-Haddschâdsch, welcher den mächtigen Bogen der Gerechtigkeit (Arco de justicia) vor dem Haupthore, dem Thor der Gerechtigkeit (Puerta Principale ó de justicia) im Jahre 1348 errichtete, im Saale der Gesandten, den er vollendet haben soll. „An allen Seiten," sagt Girault de Prangey (Essai sur l'architecture des Arabes et des Mores p. 125), „von jähen Abgründen umgeben (nur an der östlichen Seite hängt die Sierra del Sol mit der Hauptgebirgskette zusammen, darum wurde

hier, um die Festung uneinnehmbar zu machen, ein tiefer breiter Graben angelegt), war die Festungsmauer gegen jeden Angriff vollkommen sicher. Da die Festung mit zahlreichen unterirdischen Gewölben, mit Magazinen aller Art, mit zahlreichen, zur Aufnahme des frischen Quellwassers, welches von der Sierra herabfließt, bestimmten, noch jetzt wohl erhaltenen Kanälen versehen war, so entsprach sie in herrlichster Weise allen den Anforderungen der üppigen Lebensweise der maurischen Fürsten, und man begreift leicht, daß die Nachfolger Muhammad's I. mit solcher Hingebung und Energie Alles beitrugen, um ihren Fürstensitz zu verschönern und mit einer Pracht auszustatten, mit der man in jener Zeit nichts Aehnliches vergleichen kann."

Die Gestalt der Festungsanlage ist durch locale Verhältnisse bedingt. Nach englischen Messungen beträgt die Ausdehnung derselben in der größten Länge von Ost nach West 2500, in der größten Breite 750 Fuß. Die Mauer, welche die Festung umgibt, ist mit 13 sehr festen Thürmen versehen. Die ganze Festung liegt auf dem Hügel, welcher das Thal des Darro von dem des Xenil trennt, und an der Nordseite steil und felsig über den Darro aufragt, während er nach Süden zu sanft in das weite Thal des Xenil sich herabsenkt.

Der Palast der Alhambra befindet sich im Mittelpunkte der Festung (vgl. *Girault de Prangey*, Essai p. 130 seq.). Im Westen wird er durch den weiten Platz der Cisternen (Plaza de los Algibes), dessen Bassins tief in den Felsen gehauen sind, von der Citadelle Al Qaçaba, welche die Stadt beherrschte, getrennt. Er erstreckt sich nördlich bis zur Ringmauer der Festung, auf welcher sich der überaus starke und feste Comaresthurm (angeblich nach dem Namen des Erbauers so genannt) [11]) am äußersten nördlichen Abhange gegen den Darro hin erhebt. Rings um das Palais befanden sich vorzüglich auf der Ost- und Südseite die Wohnungen der Hofbeamten und des Mufti wie der an der Hauptmoschee angestellten Imâme. In dieser Disposition blieben die Gebäude bis zur Zeit Karl's V., der, als er die Burg besuchte, so entzückt von der Gegend war, daß er beschloß auf der Alhambra zu residiren. Im J. 1526 beauftragte er den Architekten Pedro von Machuca mit der Ausführung der Baupläne und so entstand denn das Gebäude, welches, ohne die herrlichen Bauten mit den graciösen Galerien und den so reich geschmückten Hallen zu schonen, hier neben und zum Theil auf den Ruinen errichtet wurde, welches mit den dasselbe umgebenden Palästen sehr unschön disharmonirte. Man verschonte indessen glücklicher Weise einige der Hauptsäle und die berühmten Vorhöfe (Patio) des Palastes und bemühte sich das neue Gebäude in Symmetrie mit dem Comaresthurme zu bringen, der an der Südseite des Hofes des Fischteiches Patio de la Alberca, welcher beide von einander trennt, sich befindet. Dieser Hof und das neue Gebäude sollte ein langer Gang, der wie dieses letztere unvollendet geblieben ist, verbinden. Hier stand allen Spuren nach ein mehrgeschossiges Gebäude, dessen Parterre, nach der wohlbegründeten Vermuthung Girault de Prangey's, eine für die Wachen bestimmte breite Halle bildete, ähnlich wie im Schloß von Sevilla, rechts und links einige Wartesäle. Tritt man durch die Halle an die jetzt verschlossene Pforte des Hofes des Fischteiches (Patio de la Alberca), so hatte man den nach Norden zu gelegenen kolossalen Comaresthurm und die Galerien, welche den Hof an dieser Seite begrenzten, vor sich. Dies war eine der imposantesten Partien des ganzen Palastes. Der Hof des Fischteiches (vgl. die Darstellungen bei *Girault de Prangey*, Essai p. 132. Atlas, Grenade, pl. 21. 29. 30. *Murphy* T. 21—31. *Owen Jones* I. Taf. 4—6. 9. II. Taf. 8. 11. 33. 42. 46. 49. — *Alberca* entspricht dem arab. *birka* Teich. Der Hof wird auch Patio del gran Vivero oder del gran Estanque genannt, ist gegen 126 Fuß lang und etwa 70 Fuß breit (an den Langseiten waren zweigeschossige Gemächer und an den Schmalseiten (Nord und Süd) Arkadengalerien von 10 Fuß Tiefe), in der Mitte desselben befand sich ein herrliches Wasserbecken, durch zwei Fontainen gespeist, umgeben von Rosen-, Oleander- und Myrthenbüschen, von denen der Hof auch Patio de los Arrayanes, der Myrthenhof (vgl. das arab. alraihân. *Engelmann*, Glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'arabe p. 63) genannt wurde, die Gänge zwischen diesen duftenden Alleen waren mit breiten weißen Marmortafeln gepflastert. An den Enden der beiden Galerien waren reich mit Stuccatur und Mosaik verzierte Nischen angebracht, in welche man ohne Zweifel Divans zu stellen pflegte. Die etwa 12 Ellen hohen Galerien endigen in eine aus Sternenformen, Polygonen und anderen regelmäßig wiederholten geometrischen Figuren gebildete Decke, die aus eingelegtem Holz besteht: Alles in reichstem Farbenschmucke, Gold, Weiß, Zinnoberroth und Azurblau. In der Mitte des Plafonds und in bestimmten Zwischenräumen waren kleine Kuppeln von eingelegtem Holz mit angebracht, deren Gestalt an die eigenthümlichen Tropfsteinbildungen erinnert. Die Säulen, welche die luftigen und leichten Galerien tragen, sind von weißem Marmor und mit ihren Garnituren von Stuckarbeit sehr wohl erhalten. Weniger ist dies mit den reichen Ornamenten von Blatt- und Blumenverschlingungen und den arabischen Inschriften der Fall, welche bald die Mittelfelder, bald einzelne Theile der zwischen den Orna-

11) Willkomm a. a. O. II. S. 16: „Die ganze Alhambra, sowol der Palast als die Festungsmauern, wie überhaupt alle Werke der Mauren, bestehen aus horizontalen Schichten von Ziegeln und runden Bruchsteinen, die mit einander abwechseln und in einen eisenfesten Mörtel eingebettet sind. Auch der Bewurf ist so hart, daß man die Spitzhacke nehmen muß, um ihn von den Mauern zu lösen. Die Stuccaturarbeiten bestehen aus einer feinen Gypsmischung, die trotz ihrer Weichheit der Witterung widersteht; daher alle maurischen Verzierungen, die nicht mit rohen Händen betastet worden sind, noch so scharf und frisch aussehen, als wären sie eben erst aus der Werkstätte des Bildners hervorgegangen. Bis jetzt hat man sich vergeblich bemüht, über die Zusammensetzung dieser eigenthümlichen Mischung ins Klare zu kommen."

menten befindlichen Medaillons oder Sterne, aus denen die Ornamentik besteht, bedeckten. Im Ganzen ist auch hier das Gesetz der decorativen Malerei der Mauren streng beobachtet, daß in den unteren, dem Auge des Beschauers näheren, Theilen der Gemächer die matteren Farben angewendet sind, während die oberen Partien in lebhaftestem Roth, Blau und Gold schimmern. Ueber der an der Nordseite unter der Galerie dahinlaufenden Mosaik zieht sich in zwölf Versen eine arabische Inschrift hin, deren Text Girault de Prangey (Essai Opp. p. V) mittheilt. Welches Fürsten Lob sie verkündet, ist ungewiß. Sie lautet so:

Gelobt sei (Gott), der dir den Befehl über seine Diener anvertraut und durch dich den Islam geehrt und mit Wohlthaten überschüttet hat.

Wie vielen Christenstädten bist du am Morgen genaht [12]) und warst am Abend Herr über das Leben ihrer Bewohner!

Du legtest ihnen die Fesseln der Gefangenschaft an, und am andern Morgen leisteten sie beim Bau deiner Schlösser Frohndienste.

Mit Gewalt hast du die Halbinsel durch das Schwert erobert und geöffnet eine Pforte, die dem Sieg verschlossen war.

Vorher hast du zwanzig Festungen zur Uebergabe genöthigt und was du in ihnen gefunden dem Heer als Beute überlassen.

Hätte der Islam zu wählen, was er am meisten wünschen sollte, so würde er nur wünschen, daß du lebest und glücklich seist.

Schon glänzen die Lichter der Majestät an deiner Pforte, und die Freigebigkeit lächelt freundlich und huldvoll an ihr,

In jeder Wohlthat zeigen sich ihre Spuren, die nachhaltiger wirken und schöner glänzen als Perlen, wenn sie aufgereiht sind [13]).

O du Sohn der Majestät, Milde, Tapferkeit und Freigebigkeit, der du dich noch über die Sternenregionen erhebst, wenn du die Flügel schwingst,

Aus Erbarmen (für deine Unterthanen) bist du aufgegangen (wie eine Sonne) am Horizonte des Königreiches, um zu erleuchten, was bisher in tiefe Finsterniß getaucht war.

Sogar den Zweig schützest du vor dem rauhen Nordwind, und flößest Ehrfurcht selbst dem Stern am Himmelszelt ein,

Und wenn die Strahlen des Gestirnes erglänzen, so geschieht es nur aus Furcht (vor dir), und wenn der Zweig des al Bânbaumes träufelt, so geschieht es nur, um dir ewig zu danken.

Die den Hof an zwei Seiten einschließenden Galerien stehen mit diesem durch je sieben, der Spitzbogenform nur wenig sich nähernde Arkaden in Verbindung; der mittelste Bogen ist breiter und höher als die anderen; die Säulen, welche die Bogen tragen, sind von weißem Marmor, außerordentlich schlank, meist paarweise gestellt, und stehen auf niedrigen kreisrunden Sockeln. Ihre Kapitäle sind mit Arabesken, und die Schwibbbogen mit den geschmackvollsten Stuccaturverzierungen, Blumengnirlanden und Inschriften geschmückt.

Zahlreiche, jetzt ganz verödete Zimmer, stehen mit dem Hofe des Fischteiches in Verbindung. Neben der auf der nördlichen Seite gelegenen Galerie befindet sich ein Vorsaal, durch welchen man in den Saal der Gesandten tritt.

Dieser Vorsaal, Sala de la Barka (d. i. Halle der Segnung) genannt, ist eines der luxuriösesten und am besten erhaltenen Gemächer des Palastes (vgl. die ausführlichere Beschreibung bei *Girault de Prangey*, Essai etc. p. 136 seq.). Die Kante, welche unten an den Wänden des Saales hingeht, aus Fayencemosaik, die Wandmalereien in Gold, Zinnoberroth und Ultramarinblau haben zum Theil die Frische der Farben sich noch erhalten. Die Säulen, welche an den Seiten stehen, sind wie die Kanten mit Mosaik überkleidet. Ueberall sieht man zahlreiche Inschriften, deren eine (Sur. 3, 13. „Von Gott kommt Hilfe und naher Sieg, verkündige diese frohe Botschaft den Gläubigen") oberhalb des Mosaikgetäfels und um den großen Bogen am Eingange sehr häufig wiederholt ist. Ein prächtiger Holzplafond überdeckt das Ganze (vgl. die bildlichen Darstellungen bei Owen Jones I. Taf. 10—12. II. Taf. 43—45).

Diese Halle der Segnung steht durch einen früher sehr reichgeschmückten, jetzt ganz veränderten Vorsaal mit dem weltberühmten Sala de los Embaxadores (dem Saal oder der Halle der Gesandten) in Verbindung (vgl. die Darstellungen bei *Girault de Prangey*, Essai etc. p. 138 seq. Monuments arabes. Grenade. Plan. Pl. 29. 30. Owen Jones II. Taf. 16. 21. 23. 25. 26. 28. 31. 32. 36. Mor. Willkomm a. a. O. II. S. 16 fg.), welche die ganze Breite und fast die ganze Höhe des Comaresthurmes [14]) (vgl. die Abbildung dieses Thurmes bei *Girault de Prangey*, Monuments arabes. Grenade. Pl. 21 und 24) einnimmt.

Diese prächtige mit hoher Kuppel bedeckte Halle, welche, wie ihr Name dies schon besagt, zum Empfang der Gesandten bestimmt war, ist gegen 34 Fuß lang und breit, bis zum Gipfel der Kuppel über 58 Fuß hoch und an der Ost-, Nord- und Westseite mit je drei Fensternischen von mehr als 9 Fuß Tiefe und 15 Fuß Höhe versehen. Die Stärke der Mauern des Thurmes ist so groß, daß jede dieser Nischen wie ein besonderes kleines Gemach aussieht. Die drei Mittelfenster bestehen aus je zwei zierlichen, innen gerippten Schwibbbogen, auf schlanken Säulen ruhend: man hat von hier die Aussicht auf Granada und die Vega; im Vordergrunde Albayzin mit der neuen Alcazaba; im Osten den Darro, an dessen Ufer sich die Terrassen und Gärten des Generalife erheben. Rings um die Halle und an den Fenstersimsen geht eine prächtige Mosaikkante, darüber zwischen jedem Fenster regelmäßig wiederholt eine Inschrift umgeben und durchflochten von Blumen- und

12) In dem ersten Halbverse des zweiten Verses muß es statt fakam baldati-'l kufri çabahta ahlahâ heißen: fakam baldati-'l kuffâri açbahta ahlahâ. 13) Auch hier bedarf der zweite Halbvers einer Nachhilfe. Anstatt der Worte: va audhahu min addurri idza'ntazhama ist wol zu lesen: va audhahu min durrin idza qad tanazhzhama.

14) Der arabische Name ist Qumârisch. So hieß auch eine befestigte Stadt in der Nähe von Malaga. Vgl. *al-Maccari*, Analectes (leydener Ausgabe) I. S. 282.

Laubgewinden. Von der Kante bis zum Beginn der Kuppel hat hier die maurische Kunst den ganzen Reichthum ihrer launenhaften Ornamentik entfaltet: verschobene Vierecke wechseln mit netzartigen Geweben, Sternen, Achtecken und anderen geometrischen Figuren ab. Die ganze Anordnung zeugt von einem sehr künstlerischen Geschmack und von feinem Formgefühl. Die Friese sind mit zahlreichen Inschriften, bald in Kufi-, bald in Neskhischrift, überall mit Blumen und zarten Laubgewinden durchzogen.

An den breiten Fenstersimsen liest man hier die Inschrift: Triumph, Macht und glänzender Sieg unserem Herrn Abûl-Haddschâdsch, dem Gott hilfreich beistehen möge (vgl. *Girault de Prangey*, Essai Pl. 21. no. 2). — Im Centrum der Ornamente, welche die Wände des Saales bedecken, steht vielfach wiederholt: Gott helfe ihm! — An anderen Stellen liest man: Der Ruhm gehört Gott! — „Was Ihr von Gütern besitzet, kommt von Gott." — „Die Macht gehört Gott!" — „Die Herrschaft gehört Gott." — „Segen" — „Ehre unserem Herrn Abûl-Haddschâdsch. „Mächtig ist seine (Gottes) Hilfe!" — „O Gott, Dir sei ewig Lob und beständig Dank!"

Zu beiden Seiten (gegen Osten und Westen) des Hofes des Fischteiches standen in ganz symmetrischer Anordnung die beiden Hauptgebäude des Palastes der Alhambra. Das eine derselben ist wohl erhalten und ohne wesentliche Reconstructionen auf uns gekommen. In demselben befinden sich der Löwenhof, der Saal der zwei Schwestern, der Saal des Gerichtes und der Saal der Abencerragen, in dessen Nähe man noch den Vorhof erkennt, welcher an das für das Begräbniß der Könige von Granada bestimmte Gebäude stieß. Das an der westlichen Seite des Hofes des Fischteiches gelegene Gebäude ist theils so schlecht erhalten, theils durch zahllose Ueber- und Verbauungen verunstaltet, daß es schwer wird, zu erkennen, welches die ursprüngliche Gestalt und Bestimmung der einzelnen Theile desselben gewesen sein mag. Es sind davon nur die für die Archive bestimmten Säle und die Nebengänge, welche zu dem Patio de la Mezquita, Hof der Moschee, führen, erhalten. Dieser letztere, am westlichen Ende des Hofes des Fischteiches gelegen, entspricht nach Form und Anlage fast ganz dem Hofe, welcher den nach Osten hin gelegenen Bädern voranging (vgl. die Beschreibung bei *Girault de Prangey*, Essai p. 144 seq.). An der Westseite des Patio führte früher eine, jetzt zugemauerte, Thür zur Moschee, welche in der Zeit Karl's V. völlig restaurirt wurde. Ueberall findet man den Wahlspruch dieses Fürsten: Nec plus ultra! neben dem des Muhammad I.: „Es gibt keinen anderen Sieger als Gott!" Man hat den Tempel in maurischem Geschmacke restaurirt und zwar mit dem Material, den Säulen, den Holzdecken, welche man von den abgebrochenen Theilen des Palastes der maurischen hierzu verwendete. Die Bäder (Baños) liegen etwa 12 Fuß unter dem Niveau des Hofes der Löwen und des Fischteiches. Ihre ganze Construction erinnert an die Bäder der Alten. Sie liegen zwischen der Nordseite des Patio de la Alberca, dem Saale der beiden Schwestern und dem reizenden Garten der Lindaraja. Die Bäder selbst sind leider sehr schlecht erhalten auf uns gekommen. Der Erholungssaal, der sich vor den eigentlichen Badestuben befindet und mit dem Badesaale in Verbindung steht, ist der einzige, in dem noch bedeutende Reste der ursprünglichen Verzierungen vorhanden sind: etwa 1 Fuß über dem Fußboden befinden sich auf der rechten und linken Seite des Gemaches neben dem Eingange die Alkoven, welche noch mit eleganter Fayencemosaik überkleidet sind. Ein Becken von weißem Marmor steht in der Mitte des Saales, in den vier Ecken des letztern erheben sich je vier Säulen mit maurischen Kapitälen und Sockeln, sie tragen das hölzerne Sims, über welchen sich die Galerien der zweiten Etage erheben, die an den vier Seiten wie der untere Saal von Arkaden durchbrochen und, wie man berichtet, für die Musiker bestimmt waren. Hölzernes Gitterwerk, welches der Luft freien Durchzug gewährt, vollendet den Schmuck des obern Theiles, über dem sich eine Decke von eingelegtem Holz mit sternförmigen Oeffnungen befindet, durch welche das Licht mit zauberhafter Wirkung fällt.

Hinter diesem Hauptsaale, nach Osten zu, befindet sich ein kleines Cabinet, eine Art Apodyterion (Auskleidezimmer). Von hier gelangt man durch einen engen Gang in ein Abkühlungszimmer und von diesem in den Badesaal.

Den Hof des Fischteiches umgeben, wie bereits gesagt, der Hof der Löwen, der Saal der beiden Schwestern, der Saal der Abencerragen und der Saal des Gerichtes, die kostbarsten und glücklicher Weise am besten erhaltenen Theile des Palastes. In den Hof der Löwen gelangt man vom Hofe des Fischteiches, indem man zwei Vorzimmer durchschreitet, deren zweites, zur Zeit Philipp's II. restaurirt, durch drei große Arkaden mit dem Löwenhofe in Verbindung steht. Der mittelste dieser Bogen ist breiter und höher als die beiden anderen und ruht auf weißen Marmorsäulen. Girault de Prangey erklärt sie für das Vollendetste, was die maurische Architektur überhaupt aufzuweisen hat. Der Eindruck, welchen man beim Eintritt in den Löwenhof empfängt, wird als ein überwältigender geschildert. — Dieser Patio de los Leones (vgl. die Darstellung bei *Girault de Prangey*, Essai etc. p. 149 und die Abbildung in den Monuments arabes. Grenade Pl. 26. 29. 30. 4. Choix d'ornements moresques. Pl. 27 und in den Werken von Murphy und Jones) ist 61½ Fuß breit und gegen 108 Fuß lang, ringsum mit Arkadengalerien umgeben, die an der Nord- und Südseite 6 Fuß, an der West- und Ostseite 9 Fuß tief sind, während zugleich in der Mitte der letzteren Säulenpavillons von 12 Fuß im Quadrat, mit besonderen kleinen Springbrunnen, nach der Innenseite des Hofes vortreten. In der Mitte desselben erhebt sich die berühmte Löwenfontaine (Fuente de los Leones), zu welcher das Wasser in marmornen Rinnen aus den

Fontainen des Saales der zwei Schwestern und des Saales der Abencerragen hingeleitet wird. Die berühmte Fontaine ist das bedeutendste und vollkommenste Meisterstück der maurischen Skulptur, das man überhaupt kennt. Sie besteht aus einer zwölfeckigen mit Arabesken und einer Inschrift in bas relief gezierten Marmorschale getragen von zwölf Löwen aus Marmor. In der Mitte befindet sich ein hohler Marmorcylinder von gegen 2 Fuß Höhe, welcher eine kleinere runde Schale trägt, in deren Mitte sich eine runde Pyramide befindet, aus deren Spitze das Wasser emporspritzt, das von einer Schale in die andere fallend endlich wieder aus den Rachen der zwölf Löwen hervorströmt. Die wenn auch groteske und an altägyptischen Styl erinnernde Kunst dieses Werkes macht dennoch einen gewaltigen Effect. Die Inschrift, welche rings um den Fries der unteren Marmorschale in bas relief geht, lautet folgendermaßen (vgl. den arabischen Text [15]) bei *Girault de Prangey*, Essai. Append. p. XVI und dazu die Abbildung der Fontaine ebend. pl. 17.):

Gelobt sei der, welcher dem Imâm Muhammed Wohnungen gab, welche durch ihre Pracht die (anderen) Wohnungen schmücken.

Bietet dieses Bassin nicht Herrlichkeiten dar (die so groß sind), daß Gott keine ihnen ähnlichen finden läßt?

Und (bietet es nicht) eine Skulptur von Perlen, deren Licht glänzt und den Rand desselben mit einem breiten Perlensaum schmückt.

Geläutertes Silber fließt da zwischen Edelsteinen und unvergleichlich reinem und weißem Glanz.

Was fließt, scheint dem Auge gleich dem zu sein, was fest ist, und man weiß beides nicht von einander zu unterscheiden.

Siehst du nicht, daß das Wasser in das Becken fällt, daß es aber dann in den (im Innern der Löwen angebrachten) Kanälen verschwindet?

Aehnlich wie bei dem Liebenden, welcher sein Augenlid mit Thränen netzt, diese aber zurückhält, da er den (Blick des neugierigen) Vorübergehenden scheut.

Geschieht dies wirklich ohne Zuthun der Wolken, die auf die Löwen herabregnen und die (in ihnen verborgenen) Bäche mit Wasser versehen?

Und ist es die Hand des Khalifen, welche (den Wolken) gleicht, in dem sie am frühen Morgen ihre Wohlthaten über die steinernen Löwen ergießt?

O du, der du die Löwen ruhig daliegend schaust, fürwahr nur die Scheu (vor unserem Herrn) verhindert sie (dich) anzugreifen.

O Erbe in directer Linie, der Nacriten, erhabenes Erbe, das an Erhabenheit die höchsten Berge überragt!

Ewig sei Gottes Segen mit dir! Immer mögest du neue Feste anstellen und deinen Feinden Kummer bereiten.

Südlich vom Hofe der Löwen befindet sich die Halle der Abencerragen (Sala de los Abencerrages). Dieselbe ist an Größe und Gestalt dem Saale der beiden Schwestern (28 Fuß lang und 23 Fuß breit) vollkommen gleich. In Folge der Explosion einer Pulvermühle wurde sie in vielen Theilen zerstört, doch lassen die Reste ihrer Skulpturen auf die ehemalige große Schönheit schließen (vgl. Girault de Prangey a. a. O. S. 156). In der Mitte der Halle befindet sich ein Marmorbecken mit einer Fontaine, an der Ost- und Westseite eine tiefe Nische, welche, wie es scheint, zur Aufnahme von Divans oder Betten bestimmt war, denn allen Spuren nach pflegten hier die Fürsten im Winter zu wohnen. Der Saal gewährt ein besonderes historisches Interesse, weil er als der Schauplatz der Ermordung der Banû Siradsch (Abencerragen) angesehen wird, welche um 1480 Alî Abû'l Hasan der Sage nach hier vornehmen ließ. Das Factum ist übrigens historisch durchaus noch nicht erwiesen (vgl. *al-Maccarî* by Gayangos II, 370).

An der Ostseite des Löwenhofes befindet sich der Saal des Gerichtes, Sala del Tribunal, 95½ Fuß lang und 12½ breit (mit drei großen Nischen von 9 Fuß Tiefe) und über 30 Fuß hoch. Die drei an der Ostseite dieses Gemaches befindlichen Nischen zeichnen sich besonders durch die an ihren aus Holz gebauten Decken angebrachten Malereien aus: das eine dieser Gemälde stellt einen Divan oder eine Versammlung von Greisen vor; das zweite stellt eine Doppeljagd dar — Christen jagen einen Eber und auf der andern Seite jagen Araber einen Löwen —, auf dem dritten Gemälde tödtet ein Maure einen Christen. An dem maurischen Ursprunge der Gemälde ist wol nicht zu zweifeln (vgl. über dieselben Gosche a. a. O. S. 67. Darstellungen derselben s. in den bereits angeführten Werken von Goury und Owen Jones, sowie bei *Murphy*, Arabian antiquities).

In diesem Raume sollen Ferdinand und Isabella die erste Messe haben lesen lassen. Leider ist er durch zahlreiche zu verschiedenen Zeiten vorgenommene Restaurationen vielfach entstellt worden.

Von dem Löwensaale gelangt man über einige Stufen zu dem Saale der beiden Schwestern (Sala de los dos Hermanas), so genannt von zwei weißen Marmorplatten von ungeheuren Dimensionen, welche zu beiden Seiten der im Mittelpunkte befindlichen Fontaine in das Getäfel des Fußbodens eingefügt sind. Nach allen Beschreibungen (vgl. besonders *Girault de Prangey*, Essai etc. p. 161, dessen Choix d'ornements pl. 13.) ist dieser Saal, was die Pracht des Baues und die Schönheit der Wanddecorationen anlangt, entschieden das Juwel des ganzen Palastes. Der untere Theil des Saales ist viereckig, die Wände sind zum größten Theil mit der reichsten Mosaik bedeckt; der obere, achteckige Theil, auf dessen rothen Friesen die in goldenen Buchstaben geschriebenen Inschriften, von azurblauen Blumen und Laubgewinden umgeben, hinlaufen, endigt in eine herrliche Kuppel, welche gleichsam aus Bienenzellen zusammengesetzt zu sein scheint. Die leichte Ornamentik hängt wie ein Spitzenschleier über dem Ganzen und gibt

15) Die drei letzten Verse sind einer längeren Qaçîda des Dichters Abû 'Abd-allah Muhammad b. Jûsuf, bekannt unter dem Namen Ibn-Zumruk (geb. in Granada 733, gest. 790 d. Fl.), welche derselbe zum Lobe des Muhammad V. verfaßte, entnommen. Dernburg hat den vollständigen Text der Qaçîda in einer Handschrift der k. Bibliothek zu Paris aufgefunden. Von demselben Dichter sollen verschiedene andere in der Alhambra an die Wände geschriebene Gedichte herrühren. — Eine Abbildung der Inschrift vgl. bei O. Jones I. Taf. 17.

dem Saale einen Reiz, von dem Alle, die ihn gesehen haben, wie bezaubert sind. Alle hervorspringenden Leisten sind reich vergoldet, auf weiß, roth und blau gemaltem Grunde (vgl. Willkomm a. a. O. II. S. 20). Das Licht fällt zauberisch durch die acht Fenster der Kuppel. Rings um den Saal geht eine Säulenhalle, über der sich eine in der halben Höhe angebrachte Galerie befindet, welche mit dem Harem, der sich an der östlichen Seite des Palastes befand, in Verbindung stand. Die aus durchbrochenem Blumenwerk bestehenden Jalousien, welche jetzt noch wohl erhalten sind (Willkomm a. a. O.), erlaubten den Frauen eine wenigstens beobachtende Theilnahme an den Festen, welche in diesem Saale veranstaltet wurden. Neben demselben befindet sich, nördlich in einem der kleineren Thürme, der sogenannte Tocador (oder Peinador) de la Reyna (das Putzzimmer der Königin), von dessen Fenstern aus man eine herrliche Aussicht auf den reizenden Patio de Lindarara, einen Garten mit Myrthen-, Citronen- und Orangenbäumen genießt. In diesem kleinen, nach allen Seiten hin offenen Salon finden sich an den Wänden Abbildungen tunesischer Landschaften, welche allen Spuren nach nicht aus der maurischen Zeit, sondern aus der Zeit Karl's V. herrühren, der den Tocador restauriren ließ. Der unterhalb des Tocador gelegene Saal ist fast ganz vernichtet, nur wenige Reste der maurischen Verzierungen sind noch erhalten. Er steht durch lange enge Corridors mit den Souterrains der Halle der Abencerragen in Verbindung.

Oestlich von dem Palaste außerhalb der jetzigen Ringmauer stehen noch jetzt mehre Gebäude, welche ohne Zweifel zu demselben gehörten. Das bedeutendste darunter ist ein zierlicher Pavillon, der Mirador de buena vista, oder der Palast des Prinzen, wahrscheinlich die Wohnung eines Prinzen der königlichen Familie. (Vgl. die detaillirte Beschreibung bei *Girault de Prangey*, Essai etc. p. 171 seq.)

Ganz in der Nähe des Palastes der Alhambra, nach Nordosten zu gelegen, von der Festung nur durch die Ringmauer und den Graben getrennt, befindet sich der berühmte Sommerpalast Generalif auf dem Abhange der Sierra del Moro. Der ziemlich verschieden gedeutete Name (*Marmol*, Hist. del rebelion de los Moriscos p. 28 nennt ihn Ginalarife und übersetzt es durch Garten des Tänzers „Zambrero;" Andere erklären es durch Garten des Prinzen) bedeutet Garten des Oberbaumeisters (der Name ist verderbt aus dem arabischen Dschannat-al-'arif. Ueber die Bedeutung von Alarif: juez albañir, juez de edificios, vgl. *W. H. Engelmann*, Glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'Arabe. Leyde 1861. p. 11 und Jos. Müller, Die letzten Zeiten von Granada (München 1863.) S. 150 fg.). Er wurde vom Könige Naçr Abû'l dschujûsch im Styl der Alhambra erbaut (vgl. die Darstellungen bei *Murphy*, Arabian antiquities Taf. 88—95. *Girault de Prangey*, Essai p. 173 seq. Willkomm a. a. O. II. S. 26 fg.). Wenig entfernt von dem großen Palais, auf der Spitze eines Berges, welcher gegenüber der Alhambra über dem Darro sich erhebt, ist der Generalif eine der reizendsten Sommerwohnungen, die man sich denken kann. Zur Zeit der Araber, wie noch heute, war es schon der Garten, dessen Reize „wegen der Fülle des Thaus, der Durchsichtigkeit seiner Gewässer, der frischen Brisen der duftenden Winde" sprüchwörtlich waren. Nach der Angabe eines arabischen (vgl. *Girault de Prangey* p. 174) Schriftstellers ist das Schloß kurz vor einer Pest, welche in Granada schreckliche Verwüstungen anrichtete und während welcher der Sultan Jûsuf sich hierher mit seiner Familie zurückzog, erbaut worden.

Als Bauwerk hat der Generalif durchaus nichts Eigenthümliches; durch ein Wohngebäude kommt man in einen weiten Patio, der nicht, wie dies in der Alhambra gewöhnlich ist, in der Mitte ein großes Bassin hat, sondern von einem klaren Wasserbache durchschnitten wird (vgl. Monuments arabes. Grenade. Vue générale du Generalife und Pl. 12). Rings herum laufen Bogengalerien von Bogen getragen in zarter Skulpturarbeit. Sodann tritt man in einen Vorsaal, dann in den Hauptsaal, der an den Seiten von kleineren Gemächern umgeben ist. Auch die Inschriften, von denen ein Theil sich noch erhalten hat, bieten durchaus nichts Bemerkenswerthes.

Desto interessanter und schöner sind die das Palais umgebenden Gärten. Herrliche Baumanpflanzungen wechseln mit geheimnißvollen Bosquets ab, zwischen denen man schöne Wasserbassins, Cascaden und Fontainen erblickt.

Das Hauptthor, welches zur Alhambra führt, ist das Thor des Gesetzes (Bâb al-scharî'a) oder, wie es jetzt genannt wird, das Thor der Gerechtigkeit (Puerta Principale ó de justicia). Den Eingang dazu bildet eine Halle, welche von einem hochgeschwungenen Bogen, dem Bogen der Gerechtigkeit (Arco de justicia), welcher bis zur halben Höhe des Thurmes reicht, überspannt ist.

Das Thor der Gerechtigkeit (vgl. die Darstellungen bei Murphy Taf. 15—17. O. Jones Taf. 2. *Girault de Prangey*, Monuments arabes. Grenade. Pl. 3. 29. 30.) wird durch zwei viereckige, am Südabhange des Berges gelegene, Thürme gebildet, welche ein kühn gewölbter Hufeisenbogen verbindet. Diese beiden so zu einem Ganzen vereinigten Thürme sollen der älteste Theil der Alhambra und nach einer alten Volkssage von einem arabischen Astrologen erbaut sein, der, wie dieselbe Sage berichtet, die Steine dazu von den Pyramiden Aegyptens habe herbeiholen lassen.

Der Hufeisenbogen, welcher das Thor bildet, ist etwa 33 Fuß hoch. Der Zwischenraum zwischen den beiden Thürmen bildet eine Art Halle, an deren beiden Seiten Vorsprünge angebracht sind, welche als Sitze für die auf den Richterspruch Wartenden dienten. Denn hier wurde Recht gesprochen, wie folgende über dem Thore angebrachte Inschrift besagt: „Den Befehl zur Erbauung dieses „Thor des Gesetzes" genannten Thores

(möge Gott durch dasselbe Gedeihen geben dem Gesetze des Islâm, wie er es schon gethan hat zu einem ewigen Ruhm, der die Zeiten überdauert) hat gegeben unser Herr, der Beherrscher der Moslim, der kampfgeübte und gerechte Sultan, Abû'l-Haddschâdsch Jûsuf der Sohn unseres Herren, des kampfgeübten und heiligen Sultans Abû'l-Wâlid bin Naçr (Gott vergelte ihm die reinen Thaten, welche er im Interesse des Islâm gethan und nehme gnädig an die Großthaten, die er im Kampfe gegen die Ungläubigen vollbracht!). So wurde denn dies Thor erbaut im preiswürdigen Monat der Geburt des Propheten im J. 749 (1348 Chr.). Möge Gott es machen zu einem schützenden Bollwerk und es rechnen unter die Zahl der frommen und lange dauernden Werke!" An dem weißen Marmorstein, welcher den Schlußstein des Bogens (el Arco de Justicia) bildet, gewahrt man eine offene Hand, welche nach dem Schlüssel zu greifen scheint, der über der inneren Pforte der reich mit Arabeskenwerk aus Stuck geschmückten Halle angebracht ist. Dies stumme Räthsel wird verschieden gedeutet. Die Einen sagen, die Hand sei das Symbol der Lehre, der Schlüssel aber das des Glaubens, Andere behaupten Schlüssel und Hand seien die Sinnbilder des Gesetzes und seiner Handhabung, während die Volkssage eine andere, poetische Deutung bietet. Nach ihr soll der arabische Astrolog die Alhambra unter die Macht eines Zauberspruches gestellt haben, nach welchem dieselbe so lange stehen bleiben werde, bis die Hand nach dem Schlüssel greife. Dann werde sich der Hügel der Alhambra spalten, die Festung versinken und die reichen Schätze, die unter ihr vergraben liegen und von Ungeheuern bewacht werden, würden dann ans Tageslicht kommen (vgl. Willkomm a. a. O. II. S. 14).

Das andere Eingangsthor, welches, der Sage nach, seit der Einnahme Granada's durch die Christen geschlossen ist und welches noch früher als die Pforte des Gesetzes gebaut sein soll, unterscheidet sich sehr wenig von der letztern. Eine halbbogenförmige Bastion, welche Karl V. errichten ließ, verdeckt diesen Eingang.

Die ursprüngliche Festung Alcazaba, welche Granada beherrschte, bestand aus verschiedenen, hohen, finstern Thürmen, welche zum Theil jetzt noch stehen (vgl. die Abbildungen in den Monuments arabes. Grenade pl. 23. 29). Der höchste derselben heißt Torre de la Vela und steht mit dem Torre Quebrada und Torre Homenajo in Verbindung. Durch ihre Lage correspondiren diese Thürme mit den rothen Thürmen (Torres vermejos), deren Ursprung selbst bis in vorrömische Zeit zurückgehen soll. Eine mit Thürmen versehene Mauer vereinigte diese kleinen Festungen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach unter sich vermittels der unterirdischen Bauten, welche nach allen Richtungen unterhalb Granada hingeleitet sind, in Verbindung standen. Kein befestigter Punkt soll ohne eine Verbindung dieser Art mit der Alhambra gewesen sein. Ein breiter unterirdischer Bau ging von der Alcazaba zum Bette des Darro hinab und hatte die Bestimmung, den Platz mit Wasser zu versorgen für den Fall, daß das in den großen Cisternen reservirte Wasser nicht ausreichen sollte.

Die verschiedenen Thürme, welche hauptsächlich der siegreichen Abwehr der Feinde dienen sollten, wurden aber zugleich als Wohnungen benutzt. So war zum Beispiel der Thurm der Infantinen eine elegante, vollständige Wohnung, ebenso der Thurm der Königin, der Thurm der Pforte des Gesetzes u. a. (*L. Krehl.*)

2) Geschichte von Granada während der Herrschaft der Araber. Nachdem der berberische Heerführer Târic den letzten westgothischen König Roderich in der Schlacht bei Wâdi-Becca geschlagen hatte (711), sandte er Abtheilungen seines Heeres nach den Provinzen und darunter eine nach Eliberis. Die Hauptstadt wurde eingenommen und theilweise verwüstet; die übrigen Städte unterwarfen sich und wurden von den äußerst zahlreichen Juden, die durch die Westgothen sehr gedrückt worden waren und daher die Moslimen bei der Eroberung eifrig unterstützten, im Zaum gehalten. Die Bevölkerung des damaligen Granada bestand hauptsächlich aus Juden, woher sie denn auch die Judenstadt genannt wurde.

Im 9. Jahrhundert, als ganz Spanien das arabische Joch abschütteln wollte, wurde auch Eliberis, oder Ilbira, wie die Araber die Provinz nannten, der Schauplatz eines fürchterlichen Krieges zwischen den Arabern und der spanischen, theils moslimischen, theils noch christlichen Bevölkerung. Die letztere gewann die Oberhand; der arabische Häuptling Jahjâ ibn-Sfocâla wurde gezwungen mit ihr einen Vertrag zu schließen, aber bald nachher wurde er von den Spaniern ermordet (889). Sein Nachfolger Sauwâr übte dafür eine schreckliche Rache; so oft er eine Festung einnahm, ließ er alle Spanier hinrichten. Er besiegte seine Gegner in einer großen Schlacht in der Nähe der Hauptstadt, wodurch er sie so sehr schwächte, daß sie die Vermittelung des Sultan Abdallâh anriefen. Der Friede kam zu Stande und Sauwâr wurde das Oberhaupt der Provinz; allein bald erneuerte sich der Krieg und jetzt waren die Spanier glücklicher. Die Araber, überall geschlagen und vertrieben, wurden genöthigt in der schon halb verwüsteten Alhambra eine Zuflucht zu suchen. Die Feldherrnkunst Sauwâr's rettete sie, als sie schon an Rettung verzweifelten, und wiederum wurden die Spanier geschlagen; aber nachher ließ Sauwâr sich in einen Hinterhalt locken und wurde von den Einwohnern von Eliberis getödtet (890). Sein Nachfolger Sa'id ibn-Dschudî war das Muster eines arabischen Ritters, besaß aber die Talente Sauwâr's nicht, sodaß im Ganzen genommen die Spanier im Vortheil waren und blieben [16]). Der Zweck des Krieges, die Schwächung der übermüthigen arabischen Aristokratie — denn gegen diese waren die Spanier weit mehr erbittert als gegen die arabische Regierung — wurde erreicht, um so mehr, da unter den Arabern selbst ein Bürgerkrieg ausbrach; er war es, als

16) Ausführlich in meiner Histoire des musulmans d'Espagne. Th. II. Cap. 12.

Abdarrahmân III. an die Regierung kam (912) und durch zu gleicher Zeit vorsichtige und kräftige Maßregeln überall Ruhe und Ordnung herzustellen strebte. Die Gesinnung der Einwohner der Provinz Eliberis kam ihm dabei zu statten; sie waren des langen Krieges, der alle Wohlfahrt zerstörte, überdrüssig und sehnten sich nach geordneten Zuständen. Nur die christlichen Spanier wünschten den Krieg fortzusetzen; die moslimischen hingegen schlossen sich allmälig dem Sultan an. Die ersten wurden bezwungen und jetzt wurde die ganze Bevölkerung des moslimischen Spaniens zu einer einzigen Nation, unter der unbeschränkten Oberherrschaft des Khalifen (denn diesen Titel nahm Abdarrahmân III. an), umgeschmolzen.

Das 10. Jahrhundert, die Blüthezeit der arabischen Macht in Spanien, ging für die Provinz ruhig vorüber; im 11. aber, als die Familie Almanzor's gestürzt war (1009) und die fremden Truppen (Berber und Slaven) einander die Herrschaft streitig machten, wurde während des Krieges die Hauptstadt Eliberis so sehr verwüstet, daß ihre Einwohner (nach dem Jahre 1010) nach Granada auswanderten, und von da an wurde Granada nicht blos die Hauptstadt der Provinz, sondern auch die Residenz eines jener Geschlechter, die auf den Trümmern des Omaijadenreiches neue Königreiche errichteten. Der Stifter dieser Dynastie war der Berber Zâwî, aus dem königlichen Geschlechte der Cinhadschiten, das in Kairuwân (in Afrika) herrschte. Vier Könige aus diesem Geschlechte (welches Beni-Ziri genannt wird) haben über Granada regiert, nämlich: Zâwî ibn-Ziri bis 1019, in welchem Jahre er nach Afrika zurückkehrte, Habbus 1019—1038, Bâdis 1038—1073, und Abdallâh 1073—1090. Unter der Regierung des zweiten und dritten waren die Geschäfte größtentheils einem sehr talentvollen Juden, Samuel ha-Levi, überlassen, der, ursprünglich Spezereihändler, sich durch seine Geschicklichkeit zum ersten Minister emporgeschwungen hatte. Er war ein äußerst gelehrter Mann, in allen Wissenschaften, Mathematik, Logik, Astronomie u. s. w., wohl bewandert; er verstand sieben Sprachen, und schrieb im Hebräischen eine Menge Werke, worunter eine Einleitung in den Talmud, 22 Werke über Grammatik, Nachahmung der Psalmen, der Sprüchwörter und des Predigers. Er besaß auch, was selbst die Araber anerkennen, alle Talente eines Staatsmannes und schrieb das Arabische mit ausgezeichneter Eleganz. Sein Einfluß war sehr heilsam, besonders unter der Regierung des Bâdis, der ein Trunkenbold und ein abscheulicher Tyrann war. So hatte einmal Bâdis, als er hörte, daß die arabische Bevölkerung Ronda's ihre berberischen Unterdrücker niedergemetzelt hatte, den Plan gefaßt, die ganze arabische Bevölkerung Granada's an einem Freitage, wenn sie in der Moschee versammelt sein würde, zu ermorden; allein Samuel ha-Levi wußte diesen abscheulichen Vorsatz dadurch zu vereiteln, daß er unter der Hand die Araber warnte, am Freitage in die Moschee zu kommen und nachher wußte er, von einem berberischen Schaikh unterstützt, den König dahin zu bringen, daß er seinen Plan ganz aufgab. Nach Samuel's Tode folgte ihm sein Sohn Joseph als erster Minister, der auch ein unterrichteter Mann war, sich aber durch seinen unerträglichen Stolz und durch seine freche öffentliche Verspottung der muhammedanischen Religion sehr Viele zu Feinden machte. Unter den letzteren befand sich ein arabischer Theolog, Abu-Ishak al-Ilbiri, dessen ehrsüchtige Hoffnungen er vereitelt hatte und der sich nun durch ein heftiges (übrigens aber kräftiges und schönes) Schmähgedicht [17]) gegen Joseph und die anderen mächtigen Juden Granada's rächte, welches den Fanatismus der Berber so heftig erregte, daß sie zusammenliefen, den königlichen Palast, worin Joseph eine Zuflucht gesucht hatte, bestürmten und den Minister und mit ihm 4000 andere Juden, deren Häuser sie plünderten, tödteten (1066). Uebrigens erweiterte Bâdis sein Gebiet, da er vom Königreiche Malaga Besitz nahm (1055). Nach seinem Tode aber wurden diese beiden Staaten wieder geschieden, denn Bâdis' ältester Enkel (Abdallâh) erhielt Granada und ein anderer Enkel (Temîm) Malaga.

Die Eroberungen Ferdinand's I. und Alfons' VI. drohten der moslimischen Herrschaft auf der Halbinsel ein Ende zu machen, als die spanisch-moslimischen Fürsten sich entschlossen, den Fürsten der afrikanischen Almoraviden, Jûsuf ibn-Teschufîn um Hilfe zu bitten. Jûsuf setzte nach Spanien über und schlug Alfons VI. in der Schlacht von Zallâca (bei den Christen Sacralias) in der Nähe von Badajoz (1086). Bald genug aber ließ er den spanisch-moslimischen Fürsten merken, daß er nicht gesonnen sei, ihnen Spanien zu überlassen, und Abdallâh von Granada war der erste, der seines Thrones beraubt wurde. Er, so wie seine Vorgänger, wurden, weil sie Berber waren, von der arabischen und spanischen Bevölkerung tief gehaßt, und der Kâdht seiner eigenen Hauptstadt, der Araber Abû-Dschafar al-Kolaii, trug am meisten zu seinem Falle bei, indem er Jûsuf's Ehrgeiz stachelte und ihm die Einnahme Granada's als eine erlaubte und lobenswürdige That vorstellte. Als sich dann Jûsuf mit vier Heeren Granada näherte, ließ sich Abdallâh, ein schwacher Fürst und der überdies nur wenige Truppen hatte, von seiner Mutter überreden, dem Jûsuf entgegen zu gehen. Er hätte, meinte sie, von dem Fürsten der Almoraviden Nichts zu fürchten, und Jûsuf empfing ihn denn auch freundlich, bat ihn aber, sich nach einem Zelte zu begeben, wo er ihn bewirthen wollte, und als Abdallâh in dem Zelte angekommen war, wurde er verhaftet. Die Bewohner Granada's nahmen freudig die Herrschaft der Almoraviden an (1090), welche bald nachher das ganze übrige moslimische Spanien unterwarfen [18]).

Für die Christen der Provinz (und gerade in Granada waren sie damals noch am zahlreichsten) war die Herrschaft der beschränkten und fanatischen Almora-

17) Vgl. den Text und die Uebersetzung im ersten Theile meiner Recherches. 18) Ausführlich in meiner Histoire Th. IV. Cap. 2, 7 und 13.

viden äußerst drückend. Auf Jûsuf's Befehl wurden ihre Kirchen verwüstet und unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers 'Alî wurde ihr Zustand so hoffnungslos, daß sie endlich, im J. 1125, die Hilfe des Königs von Aragon, Alfons des Schlachtenliefereers, anzurufen sich entschlossen, indem sie ihm versicherten, daß er in der Provinz Granada selbst auf mehr als 12,000 streitfertige Leute zählen könnte. Alfons versprach zu kommen und fing dann auch im September den Feldzug an. Er ging an Valencia, Alcira, Denia und Murcia vorüber, versuchte vergebens sich der Städte Guadix und Granada selbst zu bemächtigen, drang dann bis Arnisol (bei Lucena) vor, wo er von den Almoraviden geschlagen wurde; nachher wendete er sich der Küste zu, kam bis Velez-Malaga, kehrte dann nach Granada, aber wiederum ohne Erfolg, zurück, bis er nach 15 Monaten in seine Staaten zurückkam. Zehntausend granadinische Christen (Mozaraber), welche wohl wußten, daß sie von den Moslimen keine Gnade zu hoffen hatten, hatten ihn um die Erlaubniß gebeten, ihn begleiten zu dürfen und ließen sich in Aragon nieder; für die übrigen aber hatte diese schlecht überlegte Unternehmung die schlimmsten Folgen. Der Kâdhî Abû-'l-Walîd ibn-Roschd (der Großvater des berühmten Averroes) begab sich nach Marocco an den Hof 'Alî's, um die Christen des Verrathes anzuklagen und dem Monarchen ihre Verbannung anzurathen. Sein Rath wurde natürlicherweise mit Beifall aufgenommen, und so wurde denn (1126) eine sehr große Anzahl Christen nach Afrika, besonders nach Salé und Miquenes, transportirt [19]).

Um dieselbe Zeit, in welcher die Almoraviden in Afrika durch eine andere Dynastie, die der Almohaden, verdrängt wurden, schien das moslimische Spanien seine Unabhängigkeit wieder erobern zu wollen. Allein es fehlte an Einheit; es entstanden nach und nach eben so viele kleine Staaten als es Städte gab, und daher fiel es den Almohaden leicht, auch Spanien zu erobern. Einen Augenblick, im J. 1161, wurde ihnen Granada wieder entrissen durch den andalusischen Häuptling Ibrâhîm ibn-Homoschk, der sich durch einen nächtlichen Handstreich der Stadt bemächtigte, und nachher schlug er sogar die Almohaden im Felde; allein in der Folge wurde er selbst geschlagen und schloß sich darauf den Almohaden an.

Als die Macht der Almohaden im Sinken war, erhob sich im Osten Spaniens ein Sprößling aus dem Geschlechte der alten Könige von Saragossa, Mohammad ibn-Hûd. Erst Anführer einer Räuberbande wußte er so viele Anhänger um sich zu sammeln, daß er den Königstitel annehmen konnte. Er herrschte in Murcia, Denia u. s. w., und auch Granada, Malaga und Almeria erkannten ihn als ihren Oberherrn an. Er suchte sich dadurch zu befestigen, daß er bei dem Abbasidenkhalifen al-Mustançir sich um die Investitur bewarb; diese wurde ihm gewährt und im J. 1234 in der großen Moschee von Granada dem Volke vorgelesen. Verschiedene Mitbewohner machten jedoch dem Mohammad ibn-Hûd die Macht streitig. Der glücklichste unter ihnen war Mohammad ibn-al-Ahmar, der sich 1232 in Arjona, wo er wohnte und große Güter besaß, erhob und allmälig Jaen, Granada, Malaga und selbst Cordova und Sevilla unterwarf. Er gehörte dem alten medinensischen Adel an, und einer seiner Vorfahren, Sa'd ibn-'Obâda, war im 7. Jahrhundert nahe daran gewesen, der Nachfolger Mohammad's zu werden. Er wurde der Stifter einer Dynastie, der Beni-'l-Ahmar oder Beni-Naçr, welche beinahe drei Jahrhunderte über Granada und das noch nicht von den Christen wiedereroberte Andalusien geherrscht hat, und welche folgende 21 Könige zählt:

1) Mohammad I. (al-ghâlib billâh) 1232—1272.
2) Mohammad II. 1272—1302.
3) Mohammad III. 1302—1309.
4) Naçr (Abû-'l-dschujûsch) 1309—1314.
5) Ismâîl I. (Abû-'l-Walîd) 1314—1325.
6) Mohammad IV. 1325—1333.
7) Jûsuf I. (Abû-'l-Haddschâdsch) 1333—1354.
8) Mohammad V. (al-ghanî billâh) 1354—1359.
9) Ismâ'îl II. 1359—1360.
10) Mohammad VI. (Abû-'Abdallâh) 1360—1362.
Mohammad V. zum zweiten Mal 1362—1391.
11) Jûsuf II. 1391—1395.
12) Mohammad VII. [20]).
13) Jûsuf III.
14) Mohammad VIII. (Abû 'Abdallâh al-aisar).
15) Mohammad IX. (aç-çaghîr).
Mohammad VIII.
16) Jûsuf IV.
Mohammad VIII. zum dritten Mal bis 1445.
17) Mohammad X. (Ibn-'Othmân al-Ahnaf) 1445—1454.
18) Mohammad XI. (Ibn-Ismâ'îl).
19) Alî (Abû-'l-Hasan) bis 1482.
20) Mohammad XII. (Abû-'Abdallâh, Boabdil) 1482—1483.
'Alî (Abû-'l-Hasan) zum zweiten Mal 1483.
21) Mohammad XIII. (az-zaghal) 1483—1487.
Mohammad XII. zum zweiten Mal 1487—1492.

Durch die großen Eroberungen der Christen wurde schon unter dem ersten Könige das Gebiet, welches unter der Herrschaft dieser Dynastie stand, sehr klein; es umfaßte nur die Küste zwischen Ronda im Westen und Almeria im Osten. Dazu kamen denn häufige Kriege über den Besitz des Thrones, welche die Moslimen immer mehr schwächten. Besonders unglücklich

19) Vgl. meine Recherches Th. I. S. 343—360 und den Text des gleichzeitigen Geschichtschreibers Ibn-aç-Çairafi im Anhange no. XXIV.

20) Die Jahrzahlen können bei diesem und den folgenden Königen nicht angegeben werden, weil die spanischen Chronikenschreiber zu unzuverlässig sind und wir über diesen Zeitraum keine arabischen Berichte haben. Vgl. *de Gayangos*, History of the Mohammedan dynasties in Spain II. S. 540.

war in dieser Hinsicht die Regierung Mohammad's V., der den gelehrten und berühmten Schriftsteller Lisân-al-din Ibn-al-Khatîb zum Vezir hatte. Als er zur Regierung gekommen war, hatte Mohammad V. seinen Stiefbruder Ismâil, sowie dessen Mutter Fâtima, einen Palast am Darro zum Aufenthalt angewiesen, der für ihn gewissermaßen ein Gefängniß war. Es gelang aber Fâtima durch die Schätze, welche ihr verstorbener Gemahl ihr hinterlassen hatte, eine Partei für ihren Sohn zu bilden, an welche sich alle Misvergnügten anschlossen. Diese Leute machten in einer Nacht von der Abwesenheit Mohammad's V., der sich auf seinem Lusthause im Ganna al-arif (Generalife) befand, Gebrauch, um die Alhambra zu überrumpeln, den Hâdjib Ridhwân zu tödten, Ismâil in Freiheit zu setzen und ihn zum Sultan auszurufen. Darauf stürmten sie noch das Schloß, in welchem sich Mohammad V. befand; dieser aber, obschon er noch schlief, als die Aufrührer ankamen, hatte die Zeit sich auf ein Pferd zu schwingen, das immer für ihn gesattelt stand, und eilte nach Guadix, wo er am Morgen ankam. Die Besatzung und die Einwohner schwuren ihm Treue und bald stießen seine Anhänger aus andern Orten (August 1359) zu ihm.

Ismâil II. regierte nicht lange in Granada. Sein Verwandter Abû-Abdallâh Mohammad, der am meisten zu seiner Erhebung beigetragen hatte, denn er war es, der die Rebellen, welche die Alhambra bestürmten, angeführt hatte, empörte sich gegen ihn, belagerte ihn in der Alhambra, nahm ihn gefangen, ließ ihn hinrichten (Juni 1360) und ließ sich nun selbst zum Sultan ausrufen (Mohammad VI.). Auch er regierte noch nicht zwei Jahre. Durch Mohammad V. und den König Don Pedro von Castilien bedrängt, faßte er den gewagten Entschluß, die Gnade des letztern anzuflehen und ihm die Entscheidung über seine eigenen Ansprüche auf den Thron und die seines Gegners zu überlassen. Mit seinen Schätzen und einer kleinen Begleitung begab er sich also nach Sevilla, wo Don Pedro sich damals befand, und trug ihm seinen Wunsch vor. Don Pedro antwortete ihm, daß er klug gehandelt habe, und versprach ihm, daß er die Ansprüche der beiden Mitbewerber genau untersuchen wolle. Einige Tage nachher wurden Mohammad VI. und seine vornehmsten Officiere zu einem Gastmahle bei dem Großmeister des St. Jago-Ordens eingeladen. Sie saßen noch am Tische, als Martin Lopez, Kammerherr des Königs und gewöhnlich der Ausführer seiner grausamsten Befehle, mit den Armbrustschützen der Leibwache in den Saal trat und die Granadiner verhaftete. Sie wurden nach dem Gefängnisse des Zeughauses geführt, nachdem man sie der Edelsteine beraubt hatte, die sie zum Schmuck trugen oder die sie unter ihren Kleidern verborgen hatten. Zwei Tage später wurden sie hingerichtet als Verräther und Mörder Ismâil's II. (April 1362). Ihre Köpfe wurden Mohammad V. zugeschickt [21]), der, nachdem er inzwischen 21 Monate in Fez, am Hofe des Meriniden-sultans, zugebracht hatte, den Thron Granada's zum zweiten Mal bestieg und Ibn-al-Khatîb wieder zu seinem Vezir ernannte.

Unter den zahlreichen Schriften des letztern kommt unstreitig dem Buche al-Ihâta fi tarikh Garnâta (Vollständige Geschichte Granada's) der erste Rang zu. Es ist ein biographisches Wörterbuch aller, nur irgendwie berühmten Männer und Frauen, die entweder in Granada geboren sind oder sich einige Zeit da aufgehalten haben, mit einer sehr werthvollen Einleitung über die Geschichte der Stadt, die Einrichtung des Staatswesens, die Sitte der Einwohner u. s. w. Die Auszüge (in Berlin und Paris) nicht mitgerechnet, ist davon in Europa nur eine einzige (sehr fehlerhafte) Handschrift in zwei Theilen vorhanden; der zweite Theil im Escurial, der erste im Besitze des Hrn. Prof. de Gayangos in Madrid. Da ich den letzteren größtentheils abgeschrieben habe, so will ich hier aus der Einleitung das Wichtigste mittheilen.

Die jährlichen Einnahmen betrugen 62,000 Dinare (der Dinar ist ungefähr zehn Franken) baar, das heißt die Einkünfte der königlichen und kirchlichen Güter, sowie auch die Leistungen in natura nicht mitgerechnet. Rechnet man diese mit, so betrugen die Einnahmen 560,000 Dinare. Das Heer bestand aus zwei Theilen, dem andalusischen und dem berberischen (afrikanischen). Ueber die Andalusier führte ein Mitglied der königlichen Familie oder doch ein ansehnlicher Eingeborener den Befehl. Sie waren früher gekleidet und bewaffnet wie die Ritter des christlichen Spaniens, aber zu Ibn-al-Khatîb's Zeit mehr auf orientalische und afrikanische Art. Das berberische Heer stand unter einem Verwandten der Meriniden, die in Fez regierten, und der den Namen Schaikh al-ghuzât führte. Die Einwohner bekannten sich alle zur Sekte Mâlik's, einer der vier orthodoxen im Islâm, welche schon lange in Spanien die herrschende war. „Sie bringen die Steuer," sagt Ibn-al-Khatîb, „mit lobenswerther Bereitwilligkeit auf; ihre äußere Erscheinung ist schön, ihr Haar schwarz auf die Schulter niederhängend, ihre Gestalt von mittler Größe, jedoch eher klein als groß, ihre Farbe röthlich-gelb, ihre Sprache rein Arabisch, nur daß sie von der imâla viel Gebrauch machen [22]), ihre Denkart hochsinnig. Sie sind arabischer Herkunft, jedoch befinden sich unter ihnen viele Berbern und Mohâdschira" [23]).

Das Ende dieses Schriftstellers und Staatsmannes war unglücklich. Um den Nachstellungen seiner Feinde in Granada, die mehr und mehr Einfluß bei Mohammad V. gewannen, zu entgehen, floh er nach Fez. Der Sultan Granada's forderte seine Auslieferung; er

21) Ueber die Beweggründe, wodurch sich Don Pedro bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich hat bestimmen lassen, vgl. *Mérimée*, Histoire de Don Pèdre S. 346. 347.

22) Das heißt: das lange à als é oder i aussprechen. — Uebrigens habe ich diese Stelle etwas abgekürzt und nur das Wichtigste daraus mitgetheilt.

23) Spanier, die den Islâm angenommen hatten.

wurde aber in Fez selbst vor Gericht gestellt, jedoch nicht gleich verurtheilt, und da sein persönlicher Feind, Sulaimân ibn-Dâwud, fürchtete, daß er freigesprochen werden möchte, trieb er seine Diener dazu an, ihn im Gefängnisse zu ermorden, was denn auch geschah (1374).

In der Zeit, als Ferdinand und Isabella die Ordnung und Ruhe in ihren Staaten hergestellt hatten, war das Reich Granada, das an Castilien einen jährlichen Tribut zahlte, schon allmälig so schwach geworden, daß es leicht zu erobern schien. Dies wollten denn auch Ferdinand und Isabella und die Moslimen selbst gaben ihnen einen gewünschten Vorwand zum Kriege, da der 19. König Granada's, Abû-'l-Hasan 'Alî, den Tribut verweigerte und im December des Jahres 1481 die Festung Zahara überrumpelte. Die Spanier wußten sich dafür zu rächen. Rodrigo Ponce de Leon, Markgraf von Cadix, empfing die Nachricht, daß die Citadelle Alhama's nachlässig bewacht werde. Er beschloß, sich ihrer durch einen Handstreich zu bemächtigen, obschon es eine gewagte Unternehmung war, denn die Citadelle und die Stadt waren auf einen Felsen gebaut. Er brachte Truppen zusammen, marschirte nur des Nachts durch das wüste Gebirge und erst, als er nur noch eine halbe Meile von Alhama entfernt war, machte er seine Soldaten mit seinem Plane bekannt. Sie vernahmen es mit Freude, denn Alhama, wo sich das Depôt der Grundsteuer befand und welches außerdem noch ansehnliche Fabriken besaß, versprach ihnen eine reiche Beute. Während einer stürmischen Nacht (Februar 1482) wurde die Citadelle Alhama's auf die nämliche Art überrumpelt, wie zwei Monate vorher Zahara und nach einer kurzen Ruhe beschloß der Markgraf auch sogleich die Stadt anzugreifen. Die Einwohner leisteten einen verzweifelten Widerstand; sie jagten sogar die Spanier nach der Citadelle zurück; aber der Angriff wurde mit Heftigkeit erneuert und endlich, nachdem das Gefecht den ganzen Tag gedauert hatte und etwa der vierte Theil der Einwohner gefallen war, blieben die Spanier im Besitze der Stadt, welche fürchterlich geplündert wurde. Vergebens suchte der Sultan sie wieder zu erobern und bald nachher wurde er aus seiner Hauptstadt vertrieben. Durch seine Liebe zu einer spanischen Beischläferin, Thoraija genannt, hatte er die Eifersucht der Sultanin, welche zugleich seine Nichte war, erregt. Diese fürchtete nämlich, daß die Söhne der Spanierin den ihrigen die Thronfolge streitig machen würden. Es hatten sich nun am Hofe zwei Parteien gebildet, die eine für die Söhne Thoraija's, die andere für die Söhne der Sultanin und in der Stadt war die Zahl der Misvergnügten sehr groß, da Abû-'l-Hasan ein dem Vergnügen ergebener Mann war, der seinen Unterthanen schwere Steuer auflegte. Thoraija scheint ihn gewarnt zu haben und so kam es denn, daß die beiden Söhne der Sultanin, Abû-Abdallâh (von den Christen verkürzt Boabdil genannt) Mohammad und Abû-'l-Haddschâdsch Jûsuf, da sie fürchteten, daß ihr Vater Thoraija's Rath befolgen und sie hinrichten lassen würde, aus Granada nach Guadix entflohen (Juli 1482). Guadix erklärte sich für sie, sowie auch Almeria, Baza und Granada selbst, sodaß ihr Vater Abû-'l-Hasan sich nach Malaga zurückzog [24]). Zur großen Freude Ferdinand's und Isabella's war also das Reich Granada in zwei einander feindliche Theile gespalten.

Es fiel jedoch schwer, selbst das in sich getheilte Reich zu überwältigen. Im Frühling des Jahres 1483 unternahmen Don Alfonso de Cardenas, Großmeister von St. Jago, der Markgraf von Cadix und Andere einen Streifzug gegen Malaga. Nach einem sehr beschwerlichen Marsche durch das Gebirge kamen sie bei der Stadt an. Der alte Sultan Abû-'l-Hasan war abwesend; er war in der Gegend Almuñecars; allein er hatte den Befehl seinem jüngeren Bruder Abû-Abdallâh, mit dem Beinamen al-Zaghal, überlassen, und dieser schlug die Spanier vollkommen. Dieser große Sieg bewog den Sultan Granada's Boabdil (der indessen gegen seinen Vater eine Schlacht verloren hatte), auch seinerseits etwas gegen die Christen zu unternehmen. Im April des nämlichen Jahres zog er daher gegen Lucena, wo Don Diego Fernandez de Cordova den Befehl führte, der seinen Oheim, den Grafen von Cabra, zu Hilfe rief. Die Granadiner waren unglücklich; sie wurden im Gebirge von den Christen eingeschlossen, zusammengehauen und gefangen genommen. Boabdil selbst mußte sich einem Soldaten, Martin Hurtado, der ihn nicht kannte, ergeben. Don Diego Fernando de Cordova erkannte den König; aber sein Oheim, der Graf von Cabra, entführte ihm diesen Gefangenen, den er zu Ferdinand brachte.

Die Großen Granada's beschlossen jetzt dem Abû-'l-Hasan wieder den Thron anzubieten. Er kam zurück; aber da er epileptische Zufälle hatte und blind ward, so fiel ihm das Regieren beschwerlich und er abdicirte freiwillig zu Gunsten seines Bruders Abû-'Abd allâh az-zaghal. Darauf ging er nach Almuñecar, welches er bis zu seinem Tode bewohnte.

Nachdem die Spanier im J. 1484 einige Schlösser eingenommen hatten, griffen sie im Frühlinge des folgenden Jahres erst Coin, dann Ronda an, welche beide Städte sich ihnen ergaben. In der Gegend von Malaga, welche Stadt Ferdinand zu erobern suchte, wurde

24) Ich bin hier al-Maccari (Th. II. S. 800 fg. der leydener Ausgabe) gefolgt, dessen Berichte gewiß die zuverlässigsten sind. Prescott (History of Ferdinand and Isabella I. ch. 10) erzählt diese Revolution ganz anders und gewiß unrichtig. Er nennt die Sultanin Thoraija; allein al-Maccari (S. 802. Z. 17) sagt ganz deutlich, daß nicht sie, sondern die Beischläferin so hieß. Letztere nennt Prescott eine Griechin; bei al-Maccari ar-rumija, bei den spanisch-arabischen Schriftstellern der gewöhnliche Name für eine im christlichen Spanien geborene Frau. Prescott irrt auch, wenn er meint, daß Guadix und Baza sich für den Vater erklärten; al-Maccari sagt gerade das Gegentheil. — Ueberhaupt werde ich mich, was diese Periode betrifft, so viel möglich an al-Maccari halten, da Prescott und andere Schriftsteller, was die inneren Angelegenheiten Granada's betrifft, nicht zuverlässig sind. Ueber den Ursprung ihrer Erzählungen siehe unten am Ende dieses Artikels.

dann der Krieg mit abwechselndem Glück geführt; aber Ferdinand griff auch zu andern Mitteln, um seinen Zweck zu erreichen: er bediente sich des gefangenen Boabdil, um Zwietracht in Granada zu stiften. Er gab ihm nämlich die Freiheit zurück, nachdem er einen Vertrag mit ihm geschlossen hatte, dessen Inhalt dieser war: Waffenstillstand für zwei Jahre mit Boabdil und allen Orten, die ihn als König anerkennen würden; dafür sollte Boabdil 400 christliche Gefangene in Freiheit setzen, jährlich 12,000 goldene Doblas an Spanien bezahlen, den spanischen Truppen, welche den Krieg gegen seinen Oheim fortsetzen würden, freien Durchzug gestatten und sie mit Lebensmitteln versehen. Boabdil versprach weiter seinen eigenen Sohn und die Söhne seiner Großen als Geisel zu stellen. Boabdil ließ nun überall bekannt machen, daß diejenigen, die sich seiner Herrschaft unterwerfen wollten, nichts mehr von den Christen zu fürchten haben würden. Die Folge davon war, daß die Bevölkerung der großen Vorstadt Granada's, welche das Albayzin (eigentlich **rabadh al-baijâzin**, nach der Aussprache der spanischen Araber **rabadh al-baijizin**, d. h. die Vorstadt der Leute von Baeza) [25]) genannt wurde, am 9. März 1486 aufstand und Boabdil als Sultan ausrief. Der Bürgerkrieg wüthete jetzt in Granada, bis man im Mai hörte, daß Boabdil nach Loja gekommen war, und daß er von da aus seinem Oheim az-Zaghal den Frieden habe anbieten lassen. Der Oheim, so hieß es, sollte den Thron behalten; der Neffe sollte, in Loja oder in irgend einem andern Orte, sein Vasall sein, und dann würden sie mit vereinter Macht gegen die Christen kämpfen. Bald darauf rückte Ferdinand heran, um Loja mit einem großen Heere zu belagern. Die Einwohner des Albayzin kamen herbei, um ihren Sultan zu vertheidigen; aber die anderen Granadiner, die dem ganzen Spiele nicht trauten, blieben zurück. Loja ergab sich den letzten Mai 1486; aber da Boabdil in der Stadt blieb und auch seinen Sohn, den er als Geisel gestellt hatte, zurückerhielt, so sagte man in Granada, daß es ein zwischen Boabdil und Ferdinand abgemachter Plan gewesen und daß ersterer nur deshalb nach Loja gegangen sei, um diese Stadt Ferdinand in die Hände zu spielen. Jedoch wollten die Einwohner des Albayzin nicht daran glauben; Boabdil kam in Albayzin an (15. Oct. 1486), wurde mit Freuden aufgenommen und setzte den Krieg gegen seinen Oheim fort. Auch in der Gegend von Malaga herrschte Hader und Zwietracht. Die Stadt Malaga selbst, von Ferdinand bedroht, erkannte Boabdil an; Velez-Malaga hingegen hielt es mit dem Oheim. Letztere Stadt wurde nun im April 1487 von Ferdinand belagert. Az-Zaghal versuchte sie zu entsetzen, wurde aber, als ihm eben die Nachricht zugekommen war, daß Granada sich für seinen Mitbewerber erklärt hatte, geschlagen und zum Rückzuge nach Guadix genöthigt. Velez ergab sich jetzt, da der Zustand hoffnungslos war. Die Einwohner Malaga's hingegen glaubten nichts zu fürchten zu haben, da sie ja Boabdil anerkannt hatten und mit den Christen, die ihnen sogar Lebensmittel zuführten, in Frieden waren. Sie ließen daher auch Ferdinand, als er Velez eingenommen hatte, ein Geschenk anbieten und sandten ihm einen gefangenen castilianischen Ritter zurück. Allein Ferdinand enttäuschte sie bald genug. Da, sagte er, Gebalfaro (die Citadelle Malaga's) noch az-Zaghal (der jetzt in Guadix residirte) anerkenne, so würde er auch die Stadt selbst als Feindin ansehen. Also begann die Belagerung Malaga's zu Land und zu Wasser. Die Besatzung und die Einwohner vertheidigten sich mit der größten Tapferkeit und der Sultan az-Zaghal sandte von Guadix aus eine Abtheilung Reiterei, um die Besatzung zu verstärken. Diese aber wurde von Boabdil geschlagen, der überdies niedrig genug war, an Ferdinand ein prächtiges Geschenk zu schicken und ihm zu seinen Eroberungen Glück zu wünschen. Ein gefangener Maure machte auch den Versuch, Ferdinand und Isabella (denn auch diese war im Lager angekommen) zu ermorden; er kannte sie aber nicht, verwundete zwei andere Personen, die er für den König und die Königin ansah, und wurde von den anwesenden Spaniern niedergehauen.

Indessen hofften die Belagerten vergebens auf Hilfe entweder aus Andalusien oder aus Afrika, wohin sie Gesandte geschickt hatten. Alles, was die Afrikaner thaten, bestand darin, daß der König von Tlemsen eine Gesandtschaft an Ferdinand schickte und seine Gnade für die Belagerten anflehte. Fürchterliche Hungersnoth zwang endlich die Unglücklichen, an Uebergabe zu denken. Einen Vertrag wollte jedoch Ferdinand nicht mit ihnen eingehen, und so mußten sie sich denn auf Gnade und Ungnade ergeben (August 1487), nachdem die Belagerung etwas länger als drei Monate gedauert hatte. Alle wurden zu Sklaven gemacht.

Im J. 1489 belagerte Ferdinand das sehr starke und gut vertheidigte Baza. Die Belagerung dauerte sehr lange, bis es endlich den Spaniern gelang (was sie lange vergebens versucht hatten), die Stadt ganz einzuschließen und ihr die Zufuhr abzuschneiden. Nun ließ die Hungersnoth sich fühlen. Die Belagerten hofften noch, daß der Winter den Feind zum Aufbruch bewegen würde; aber als sie sahen, daß diese Hoffnung fehlschlug, fingen sie an zu unterhandeln. Die Spanier, in der Meinung, der Vorrath sei ganz verzehrt, sandten Einen in die Stadt, weniger um Bedingungen anzubieten, als um zu erforschen, wie viel Vorrath noch vorhanden sei. Die Einwohner wußten diesen Mann zu täuschen, indem sie alle Vorräthe, die sie noch hatten, auf die Märkte zusammenbrachten, und so schlug man ihnen dann einen Vertrag vor, worin aber ihre Hilfsgenossen aus Guadix, Almuñecar, Almeria und den Alpujarras nicht eingeschlossen sein würden. Die Einwohner verweigerten dies und endlich kam es so weit, daß nicht blos Baza, sondern auch Guadix, Almuñecar, Almeria und die Alpujarras, das heißt das ganze Reich az-Zaghal's, sich den Christen vertragsmäßig unterwarf.

25) Als nämlich Baeza durch Ferdinand III. eingenommen war, hatten sich die Einwohner nach Granada zurückgezogen.

Az-Zaghal wurde mit Andarax, dem Thale Alhaurin, der Hälfte der Salzgruben Malehas und einem jährlichen Einkommen abgefunden. Er führte den Titel eines Königs von Andarax, aber als Vasall der spanischen Krone.

So blieben nur noch Granada und einige umliegende Schlösser zu erobern übrig; aber mit Boabdil glaubte Ferdinand ebenso leicht oder noch leichter fertig zu werden. Früheren Verabredungen zufolge ließ er ihn auffordern, ihm die Alhambra abzutreten; dafür sollte Boabdil eine große Summe und irgend ein Land, das er selbst wählen dürfte, als von der Krone Castiliens abhängiges Lehen erhalten. Nachdem er heimlich eingewilligt hatte, rief er die Vornehmsten der Stadt zusammen, und nachdem er sie mit der Forderung Ferdinand's bekannt gemacht hatte, fügte er hinzu, daß nur zwei Wege offen ständen: entweder müsse man sich Ferdinand auf Gnade und Ungnade unterwerfen oder den letzten Kampf wagen. Die Antwort der Großen war, sie wollten die jetzt ihnen vorgeschlagenen Bedingungen eingehen; fordere aber Ferdinand mehr, so seien sie entschlossen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Im Juni 1490 kam dann Ferdinand mit seinem Heere in die Vega Granada's, forderte die Bewohner der Stadt auf, seine Oberherrschaft anzuerkennen, und bedrohte sie, falls sie es nicht thäten, mit der Verwüstung ihrer Aecker in der Vega. Da sie sich weigerten, wurde die Drohung vollzogen. Ferdinand zog jedoch wieder ab und jetzt eroberte Boabdil viele Schlösser wieder, deren christliche Besatzung und Bewohner er über die Klinge springen ließ; auch Andarax nahm er und das ganze Gebirge der Alpurarras schüttelte das Joch der Christen ab; Andarax indessen wurde von az-Zaghal, der den Christen getreu blieb, wieder erobert (Juli und August 1490). Weiter nahm Boabdil noch Alhendin und die Stadt Salobreña, mit Ausnahme des Schlosses. Während er mit dessen Belagerung noch beschäftigt war, erhielt er die Nachricht, daß das feindliche Heer wieder gegen die Vega anrücke. Er kehrte daher nach Granada zurück, wo er am 20. Aug. ankam. Diesmal aber blieben die Spanier nur acht Tage in der Vega und gingen dann nach Guadix, woraus sie alle Moslims, denen sie seit den letzten Vorgängen nicht mehr trauten, vertrieben. Auch das Schloß von Andarax zerstörten sie, und jetzt endlich entschloß sich az-Zaghal, das unglückliche Land zu verlassen. Er ging nach Oran und von da nach Tlemsen, wo er sich niederließ und wo, wie ein afrikanischer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts sagt, „seine Nachkommen, die die Söhne des Sultans von Andalusien genannt werden, noch jetzt wohnen."

Im Frühjahr 1491 kehrte Ferdinand mit einem Heere von 50,000 Mann in die Vega zurück. Es war der letzte Feldzug. Die Belagerung dauerte sieben Monate. So lange die Communication mit Alpurarras noch möglich war und die Granadiner von da aus Vorrath erhielten (denn die Spanier hielten sich in ziemlich großer Entfernung), verzweifelten sie noch nicht. Ueberdies hofften und erwarteten sie, daß der Feind bei der Annäherung des Winters abziehen würde. Aber als der Schnee die Verbindung mit Alpurarras unmöglich machte und sie aus der Errichtung der Stadt Santa Fe auf der Stelle des Lagers, welches durch eine Unvorsichtigkeit theilweise verbrannt war, schließen mußten, daß die Belagerung nur mit der Einnahme der Stadt endigen solle, beschlossen sie, sich auf billige Bedingungen zu ergeben, aber unter der ausdrücklichen Bestimmung, daß der Papst den Vertrag gewährleisten würde. Der Vertrag, der geschlossen wurde, bestand aus 67 Artikeln [26]) und war für die Moslims äußerst günstig [27]).

Am 2. Jan. 1492 hielten Ferdinand und Isabella ihren prachtvollen Einzug in die Stadt.

Ueber Boabdil sagt der arabische Bericht, dem wir vorzüglich gefolgt sind, dieses: „Der Sultan der Moslims erhielt den Befehl, sich nach Alpurarras zu begeben und in Andarax zu wohnen. Dahin ging er denn auch und Ferdinand zog seine Soldaten zurück. Nachher aber suchte er ihn durch List nach Afrika zu führen. Er gab vor, daß der genannte (Boabdil) ihn darum gebeten habe, und schrieb an den Befehlshaber in Almeria folgenden Brief: Sobald dieser mein Brief angekommen ist, darf keiner Muley Abú-Abdallâh verhindern, nach irgend einem Orte in Afrika überzusegeln. Ein Jeder, der diesen Brief liest, befördere seine Reise und behandle ihn, wie es der mit ihm geschlossene Vertrag erheischt. — Diesem Briefe gemäß wurde sogleich für seine Abreise geforgt; er ging unter Segel, kam in Melilla an und ließ sich in Fez nieder. Vorher hatte er um die Erlaubniß nachgesucht, sich nach der Gegend von Marocco begeben zu dürfen, aber sie nicht erhalten. In der Zeit, als er in Afrika ankam, herrschten da Hungersnoth und Pest." Später fügt al-Maccarî noch hinzu: „Nachdem der genannte Sultan in Melilla das Schiff verlassen hatte, kam er mit seinen Frauen und Kindern nach der Stadt Fez, sich entschuldigend über das, was er gethan, trauernd über das, was er verlassen hatte. Er baute in Fez einige Paläste auf andalusische Art, die ich gesehen und besucht habe, und starb allda im J. 940 (1533—1534). Gott sei seiner Seele gnädig! Er hinterließ zwei Söhne, Jûsuf und Ahmed. Die Nachkommen dieses

26) Bei al-Maccarî II. S. 812. 27) Unter den Capitulationsbedingungen, welche die Granadiner von dem Könige zugesichert erhielten, sind die folgenden besonders zu erwähnen: „Der König verspricht ihnen volle Sicherheit für ihre eigene Person, für Weiber, Kinder, Thiere, Grundstücke, Gärten, Aecker und Alles, was in ihren Händen sich befindet; sie sollten zu keiner anderen Steuer verpflichtet sein als zu dem Zakât (im Allgemeinen 2½ Procent von den Mobilien) und zu der Ablieferung des Zehntens von dem Ertrage der Pflanzungen; dies sollte gelten für die, welche noch fernerhin in Granada wohnen zu bleiben wünschten. Wer dagegen gesonnen sei, die Stadt zu verlassen, sollte seinen Grundbesitz um den ihm genehmen Preis verkaufen an Christen oder Moslims, wie er wollte, ohne Uebervortheilung. Wer nach Afrika auswandern wollte, sollte seinen Grundbesitz verkaufen können und seine Habseligkeiten mit sich führen und in die Schiffe laden nach jedem beliebigen Punkte des dem Islâm unterworfenen Gebietes, ohne Frachtgeld oder irgend etwas Anderes zu bezahlen, während eines Zeitraumes von drei Jahren." Vgl. Die letzten Zeiten von Granada, herausgegeben von M. J. Müller. S. 49 fg.

Sultans leben noch jetzt in Fez. Ich habe sie im J. 1037 (1627—1628) da gesehen; sie wurden aus den frommen Stiftungen für die Armen unterhalten und unter die Bettler gezählt."

Die weitere Geschichte der Moriscos, die Treulosigkeit, womit sie von den Spaniern behandelt wurden, und ihre endliche Vertreibung aus Spanien liegen außerhalb der Grenzen dieses Artikels.

Eine brauchbare Geschichte Granada's unter der moslimischen Herrschaft gehört noch zu den Desideratis. Die englischen Prachtwerke über die Alhambra sind für die Geschichte von geringem Nutzen. Das Buch, das Don Miguel Lafuente y Alcántara herausgegeben hat (Historia de Granada, comprendiendo la de sus cuatro provincias Almería, Jaen, Granada y Malaga, desde remotos tiempos hasta nuestros dias. Granada 1843. 8. 4 Theile), ist nicht zu empfehlen, da der Autor das wissenschaftlich vollkommen ungenügende Werk Conde's — eine Vereinigung von irrig verstandenen arabischen Stücken und phantastischen Erfindungen — als eine zuverlässige Quelle angesehen hat. Für die letzten 150 Jahre hatte Conde, wie schon de Gayangos richtig bemerkt hat, gar keine arabischen Materialien, da die Bibliothek des Escurials kein neueres Werk besitzt als das Ibn-al-Khatib's (st. 1374). Er hat also die christlichen Schriftsteller benutzt und ihnen ein arabisches Ansehen gegeben, da er den Leser glauben machen wollte, daß er auch für diesen Theil der Geschichte arabische Quellen benutzt habe. Der letzte Krieg gegen die Spanier ist oft genug beschrieben worden, aber mit sehr wenig Kritik. Der weitläufige Bericht al-Maccari's (II, 799 fg.), welcher nur aus kritiklos und wörtlich abgeschriebenen Stellen älterer Schriftsteller besteht, ist zuerst von Cardonne, aber sehr ungenau, übersetzt im dritten Theile seiner Histoire d'Afrique et d'Espagne. Conde, der die Originale nicht vergleichen konnte, hat nur Cardonne's Uebersetzung benutzt, sie aber mit Hilfe der christlichen Chronikenschreiber und seiner lebhaften Phantasie erweitert und verbrämt. Leider ist es ihm gelungen, spätere Schriftsteller, wie Prescott (ein unterhaltender Erzähler, aber kein Kritiker), zu täuschen, da sie meinten, in Conde's Darstellung eine neue Quelle zu besitzen. (*R. Dozy.*)

Granada, Staat und Conföderation in Südamerika, s. Neu-Granada.

GRANADA (Juan de), spanischer Theolog und Schriftsteller des 16. Jahrh., um das Jahr 1530 geboren, trat sehr früh in den Orden der Dominikaner und zeichnete sich ebenso durch sein frommes Leben als seine gründliche Gelehrsamkeit und ein ungewöhnliches Rednertalent aus. Er bekleidete verschiedene Ehrenämter seines Ordens, war Prior in mehren Klöstern und lehrte zuletzt längere Zeit die Theologie in dem Collegium zu Saragossa, wo er am 2. Nov. 1592 starb. Er versuchte sich auch als Schriftsteller und seine Parabolae evangelicae moralibus discursibus explicatae (Caesaraugustae 1585—1587. 4. 2 Voll.), von denen die erste Abtheilung Predigten für die Sonn- und Festtage, die zweite Predigten für die Feste der Heiligen enthält, waren bei seinen Ordensgenossen ein sehr geschätztes und bei den gleichzeitigen Predigern überhaupt ein beliebtes Buch; viel gelesen wurden auch von den Laien seine gut geschriebenen Betrachtungen über den 50. Psalm (Discursus sopra el Psalmo: miserere mei deus. Saragoza 1594. 8.). Daß er auch einige Zeit in Italien gelebt hatte oder wenigstens des Italienischen mächtig war, beweisen seine in dieser Sprache verfaßten ascetischen Werke: Sette affettuose salutazioni alla B. Vergine (Venezia 1645. 32.) und Sette affettuose ringratiamenti a Giesu Cristo (Ibid. 1645. 24.) zur Genüge *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANADA (Frai Luis de) [1]), berühmter spanischer Theolog und Predigermönch, im J. 1505 zu Granada in Oberandalusien geboren, war der Sohn armer Aeltern von geringer Herkunft, zeigte aber von früher Jugend so vorzügliche Anlagen, daß der Graf von Tendilla bei seiner Erziehung die nöthige Beihilfe leistete und für seinen Unterricht in der Schule Sorge trug [2]). Nachdem sich Luis die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, trat er am 15. Juni 1524 in den Dominikanerorden und kam in das demselben angehörende und erst vor kurzer Zeit von dem Könige Ferdinand von Aragonien erbaute Kloster zu Granada, in welchem er auch im folgenden Jahre nach rühmlich überstandener Probezeit sein Gelübde ablegte. Er widmete nun seine ganze Zeit abwechselnd der Uebung der Frömmigkeit und dem Studium der Theologie und der zur Stütze derselben dienenden Wissenschaften. Ein Freund des Schweigens und stets beschäftigt, sprach er sehr wenig, dachte aber desto mehr nach und arbeitete unablässig an seiner Vervollkommnung. Seine angenehmste Unterhaltung waren gute Bücher, und da er, wie einer seiner Biographen bemerkt, nur las, um besser zu werden, so mehrte er dadurch nicht nur seine Kenntnisse, sondern wurde auch tugendhafter. Die trefflichen Eigenschaften seines Herzens erwarben ihm die Liebe und seine hohen Geistesgaben die Achtung seiner Ordensgenossen, welche er bereits weit überragte, ohne es in seiner Bescheidenheit zu wissen. Die Schulübungen schwächten übrigens keineswegs seine Neigung zur Frömmigkeit und zum Gebet, denn er studirte, als christlicher Philosoph, nicht, um den Kopf mit eiteln Spitzfindigkeiten anzufüllen und im Wortstreite zu glänzen, sondern um sich einen Schatz des Besten, Gediegensten und Nützlichsten, was die vor-

*) *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Tom. II. p. 307 et 754. Universal-Lexikon der Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 558.

1) Ludwig von Granada, Ludovicus Granatensis, Louis de Grenade. 2) Der Graf wurde durch einen Zufall auf Luis aufmerksam, indem er denselben in einem heftigen, mit Thätlichkeiten verbundenen Zwiste mit einem Spielgenossen antraf und die Streitenden trennte. Luis trat sogleich auf den Vermittler zu und vertheidigte sich mit so lebendiger Beredsamkeit und mit so starken und wohlgeordneten Beweisen, daß Tendilla in Staunen gerieth und den Knaben so lieb gewann, daß er ihn in sein Haus aufnahm und mit seinen Söhnen erziehen ließ.

züglichsten Schriftsteller in ihren Werken niedergelegt haben, zur späteren Verwerthung zu sammeln. Um die Richtung seines Geistes, welche er schon zu dieser Zeit erhielt und sein ganzes Leben hindurch bewahrte, und den Einfluß, welchen sein Wirken auf die Zeitgenossen übte, genau zu bezeichnen, dient am besten eine Stelle aus seinem berühmten Werke über das Gebet [3]), in welcher er sich klar über den Werth der weltlichen Studien ausspricht und die ascetische Einseitigkeit, wodurch jeder Fortschritt in der Wissenschaft unmöglich gemacht werden dürfte, kund gibt. „Die Weisheit der Welt," sagt er, „bläht das Herz auf mit Eitelkeit, die Weisheit Gottes entflammt es mit Liebe zu ihm. Sie macht den Menschen nicht stolz und zum Schwätzer, sondern demüthig und zum Freunde der Thränen und des Schweigens. Füge ich also, wenn ich mich von Gott, der selbst mich durch sein Wort unterrichtet, abwende und den Lehrern der Welt folge, diesem göttlichen Meister nicht großes Unrecht zu? Verachte ich nicht seine Lehre, wenn ich dieselbe ebenso betrachte, wie die der Menschen, oder gar diese der seinigen vorziehe? Wäre die Zahl derjenigen, welche diesem Irrthume verfallen, nicht gar zu groß, so hätte man weniger Ursache, Klage zu führen, aber, um es unverhohlen herauszusagen, fast die ganze Welt huldigt diesem Misbrauche. In Magellan's Meerenge geht, wie man behauptet, von drei Schiffen eins zu Grunde, aus der Meerenge, von welcher wir sprechen, wird kaum einer gerettet. Wie viele Studirende zählt jetzt die Welt und wie wenige Schüler Jesus Christus? Am meisten zu bedauern ist aber, daß selbst solche, welche der Welt entsagen und in einen geistlichen Orden treten, nicht immer diese Klippen vermeiden; denn zu derselben Zeit, in welcher sie lernen sollen, den alten Menschen aus- und den neuen anzuziehen, und wenn sie kaum angefangen haben, die Augen zur Erkenntniß Gottes zu öffnen, werden sie auch schon von der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und von dem Studium der heidnischen Philosophie gänzlich in Anspruch genommen, und man hört mehre Jahre lang von ihnen weder den Namen Jesus Christus, noch ein Wort seines Evangeliums. Obschon diese Studien der Zeitverhältnisse und der Ketzereien wegen einigermaßen nöthig sind, so müssen wir sie dennoch als einen großen Nachtheil für unser Leben betrachten, weil sie uns um einen so beträchtlichen Theil unserer Zeit bringen und uns veranlassen, so viele Jahre als Fremdlinge in der Gemeinde des Herrn umherzuirren. Der heil. Gregorius hat vollkommen recht, wenn er behauptet, daß alle Gelehrsamkeit und alle Vernunftschlüsse der Heiden den Plagen Aegyptens gleichen, und daß alle weltlichen Wissenschaften sich nur zur Strafe unserer Sünden in die Kirche eingeschlichen haben. Sind wir nun aber auch durch unsere jammervollen Lebensverhältnisse zu diesem Uebel verdammt, so sollte man es wenigstens bis zu einem Alter verschieben, welches ihm gewachsen ist; wie kann man aber ohne den tiefsten Schmerz sehen, daß ein junger Mensch, dessen Seele noch zart ist und der kaum anfängt, die Süßigkeit der Milch Jesu Christi zu schmecken, von der Brust desselben hinweggerissen und an die der heidnischen Philosophen geworfen wird, wo er keine andere Nahrung findet als Vernunftschlüsse und Sophismen. Verfährt man auf diese Weise anders als Pharao? Als dieser grausame Fürst das Volk Gottes vertilgen wollte, befahl er, jedes neugeborene männliche Kind sogleich in den Fluthen des Nils zu ertränken; sehen wir nicht dasselbe in unserer Zeit, denn kaum hat eine Seele ihre Wiedergeburt in Christus begonnen, so taucht man sie, ehe sie noch einige Kraft in diesem neuen Dasein erlangen konnte, in ein Gewässer, worin der Geist der Andacht gänzlich erstirbt." Luis entging, wie er bemerkt, dadurch dieser Gefahr, daß er nur aus Gehorsam diesen Studien oblag und neben den heidnischen Schriftstellern auch fleißig die Bücher der heil. Schrift las. Nachdem er seinen philosophischen Cursus in dem Kloster zu Granada beendigt hatte, wurde er von seinen Obern nach Valladolid geschickt, um in dem Collegium des heil. Gregorius die Theologie zu studiren, eine Bevorzugung, die nur den jungen Mönchen, an welchen ein ausgezeichnetes Talent zu rühmen war, zu Theil wurde. Er übertraf noch bei weitem die von ihm gehegten Erwartungen und ragte über alle Studiengenossen durch Eifer und Fleiß hervor; denn nicht zufrieden mit der täglich in den Collegien gehörten Weisheit, benutzte er gewissenhaft jede freie Stunde, um die Werke der griechischen und lateinischen Väter, sowie die besten Geschichtschreiber und Redner des Alterthums zu lesen. Obschon er sich eines vortrefflichen Gedächtnisses erfreute, so fing er doch schon jetzt an, Alles emsig niederzuschreiben und zu sammeln, was er als gründlich, schön und nützlich erkannte, um davon zur Ausschmückung seiner Predigten und seiner ascetischen Werke, deren Plan er bereits entworfen hatte, Gebrauch zu machen. Nachdem er in den verschiedenen Fächern der Theologie eine ausreichende Festigkeit gewonnen hatte, ging er im J. 1534 zur Seelsorge über, deren Pflichten er über 50 Jahre mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit erfüllte. Verzagt trat er zuerst in seiner Vaterstadt als Prediger auf, seine hinreißende Beredsamkeit erntete aber bald die herrlichsten Früchte. In der ganzen, erst vor wenigen Jahren den Mauren entrissenen Provinz Granada befanden sich unter einer großen Menge schlechter Christen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Ungläubigen, welche sich äußerlich als Christen geberdeten und die Taufe empfangen hatten, aber im Innern noch Juden oder Muhammedaner waren und an den Vorschriften ihrer Sekte festhielten. Der unermüdliche Prediger stellte es sich während eines Zeitraumes von zehn Jahren zur Aufgabe, die Irrenden von den Wahrheiten, die sie hartnäckig von sich stießen, zu überzeugen und die Nachlässigen in ihrem Glauben zu befestigen, und seine Bemühungen hatten einen über alle Erwartung günstigen Erfolg. Er faßte nun den Entschluß, das Wort Gottes anderwärts zu verkünden, und begab sich zuerst nach der Stadt Cordova, wohin ihm der Ruf seiner Leistungen bereits vorausgeeilt war. Ob-

3) Libro de la oracion y meditacion. P. II. §. 8. c. 4.

schon er die damals häufigen Laster, insbesondere die Lüderlichkeit, die Ueppigkeit, den Wucher, den Betrug, die Unzucht und die Ungerechtigkeit heftig angriff, so beleidigte er doch Niemanden, und man liebte und achtete ihn, weil man recht wohl einsah, daß sein Zorn nur der Sünde galt, und daß er stets bereit war, Allen Gutes zu thun. Ungefähr zwei Meilen von Cordova im Gebirge lag ein etwa 100 Jahre früher gegründetes Kloster, genannt Himmelsleiter (Scala Coeli), welches aber die Mönche angeblich der ungesunden Luft wegen verlassen hatten; er unterzog sich bereitwillig dem Auftrage, es wiederherzustellen, und sein Unternehmen gelang vollkommen, da er selbst seinen Aufenthalt dort nahm und mehre gleichgesinnte Genossen, welche die ruhige Betrachtung an einem stillen Orte liebten, um sich sammelte. In dieser Einsamkeit schrieb er auch sein Buch über das Gebet (Libro de la oracion y meditacion), das erste seiner Werke und eines seiner vorzüglichsten, dem kein anderes, welches diesen Gegenstand behandelt, an Gehalt und Nützlichkeit gleich kommt; denn kein Gemüth, sagt ein gleichzeitiger Bischof (Bernhard von Fresneda), ist so verstockt, das nicht von dem Sinne und der Andacht desselben angezogen, bedeutend sich bessert und zur Uebung frommer Werke entflammt wird. Es enthält einen so unerschöpflichen Schatz von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, so reine Grundsätze und erhabene Gedanken, daß kein Prediger und kein Seelsorger es ungelesen lassen sollte. Es ist in vielen älteren und neueren Ausgaben verbreitet, von welchen aber nur zwei der ältesten (Salamanca 1567. 8. und Medina del Campo 1578. 8.) wegen ihres antiquarischen Werthes und eine der neueren (Paris 1822. 12.) ihrer Erreichbarkeit und Bequemlichkeit wegen angeführt werden sollen. Eine gute lateinische Uebersetzung (De oratione et meditatione. Coloniae 1592. 12. u. öfter) mußte den Theologen, welche des Spanischen nicht mächtig waren, ausreichen, bis man auch in neueren Sprachen Nachbildungen versuchte. Die französischen Uebersetzungen von François de Belleforest (Dévotes Contemplations et spirituelles Instructions sur la vie, passion, mort, résurrection et glorieuse ascension de N. S. Jésus-Christ. Paris 1572. 16. Auch unter dem Titel: Le vrai Chemin et Adresse pour acquérir et parvenir à la grâce de Dieu. Paris 1576. 8.) und von einem Ungenannten (Traité de l'oraison. Paris 1685. 8. N. éd. Ibid. 1702. 8. 2 Voll.) geben das Original nicht getreu genug wieder, weit eher kann man dieses Verdienst der teutschen Uebersetzung („Vom Gebete und von der Betrachtung; aus dem Spanischen übersetzt." Regensburg 1841. 12.) nachrühmen. Das Buch soll, wie Manche behaupten, nur die weitere Ausführung einer kleineren Schrift Pedro's von Alcantara über das innerliche Gebet, nach Andern aber diese nur ein Auszug aus dem ersteren sein. Die Meinung der letzteren ist wol die richtige, jedenfalls betrachteten die Zeitgenossen Frai Luis als den wirklichen Verfasser, dessen Ruhm sich auch durch dasselbe schnell nach allen Seiten hin verbreitete, wie denn selbst die Araber sich sein Buch durch eine Uebersetzung zugänglich gemacht haben sollen. Aus allen Provinzen Spaniens kamen jetzt dem stillen, bescheidenen Mönche sowol von den Bischöfen und den Großen, als auch von dem Volke Einladungen zu, und jede Gemeinde wünschte den berühmten Prediger in ihrer Mitte zu sehen und sein lebendiges Wort zu vernehmen; er scheint jedoch erst um das Jahr 1552 von den Bergen bei Cordova herabgestiegen zu sein, um zu Badajoz, der Hauptstadt der Provinz Estremadura an der Grenze von Portugal, die Leitung einer Gesellschaft von Ordensgeistlichen, welche ihn zum Prior gewählt hatte, zu übernehmen. Er baute daselbst ein neues Kloster, ohne sich jedoch durch dieses Amt und die damit verbundenen Geschäfte von seinem eifrigen Wirken auf der Kanzel, von den gewohnten Uebungen der Frömmigkeit und von der Fortsetzung seiner gelehrten Arbeiten ablenken zu lassen. Er vollendete um diese Zeit die „Führerin der Sünder" (La guia de pecadores), welche zuerst im J. 1555 zu Badajoz ohne Angabe des Ortes und des Jahres und dann in einer verbesserten Ausgabe (Salamanca 1570. 8.) erschien. Sie nimmt unstreitig den ersten Rang unter seinen Schriften ein und hat, wie ein Bewunderer derselben sich ausdrückt (im Originale und in den Bearbeitungen und Uebersetzungen in griechischer, lateinischer, italienischer, französischer, teutscher und polnischer Sprache), mehr Irrende auf den Weg des Heils zurückgeführt, als sie Buchstaben enthält. Der Verfasser selbst betrachtete sie als seine vorzüglichste Arbeit und las sie später nie durch, ohne zu erstaunen, wie ihm ein solches Werk gelingen konnte [4]). Die lateinische Uebersetzung (Dux peccatorum. Coloniae 1619. 12. und öfter) ist den gelehrten Theologen am bekanntesten; am fleißigsten wurde das Buch ins Französische übersetzt, zuerst von Paul du Mont (Douay 1574. 8. Ibid. 1577. 8. Lyon 1585. 12. Paris 1594. 8.), sodann von Nicole Colin (Reims 1577. 16. Paris 1583. 12.), von Cyprien de Saint-Angelique (Lyon 1674. 8.) und am besten von Guil. Girard (Paris 1658. 8. Ibid. 1669. 8. und öfter), dessen den Geist des Originals athmende Nachbildung auch in neuerer Zeit wiederholte Auflagen (Paris 1711. 8. Avignon 1823. 12. 2 Voll. Paris 1824. 12. 2 Voll. Saint-Brieuc. 1837. 12. 2 Voll.) erlebte und sogar von Abbé Crouzet's sorgfältiger Uebersetzung (Paris 1842. 12. Lyon 1836. 12. 2 Voll. Avignon 1837. 12. 2 Voll.), welche großen Beifall fand, nicht übertroffen wurde, nur die neueste teutsche Uebersetzung eines Ungenannten, welche unter dem Titel: „Die Lenkerin der Sünder" (Aachen 1832. 12. 4. Aufl. Ebend. 1847. 12.) erschien, dürfte ihr gleichzustellen sein; eine ältere teutsche Bearbeitung („Deß Sünders Geleitsmann." Cöln 1623. 12. Dillingen 1583. 12.) ist jetzt ungenießbar. — Obgleich Frai Luis jedes Aufsehen fast ängstlich vermied, so verbreitete sich doch der Ruf seiner Tugenden

4) Er soll noch in dem letzten Jahre seines Lebens gesagt haben: „An me hoc opus Pace Augusta composuisse potest? Quam puro, quam salubri civitas ista fruitur coelo, sub quo talia nascuntur!" *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores ordinis Praedicatorum. Tom. II. p. 287.

und der Früchte seines Eifers immer mehr und erregte insbesondere die Aufmerksamkeit des Infanten Enrique von Portugal, eines Sohnes des Königs Emmanuel, welcher als Cardinal und Erzbischof von Evora mit apostolischem Eifer seinem Sprengel vorstand. Er entsendete oft Boten zu dem nicht weit entfernten Mönche, um seinen Rath über wichtige Amtsangelegenheiten oder schwierige Gewissensfragen einzuholen, und hätte gern den ebenso gelehrten als frommen Mann in seiner unmittelbaren Nähe gehabt; da er aber nicht hoffen durfte, ihn durch Aemter oder sonstige Belohnungen zu gewinnen, so bewirkte er bei dem Ordensgeneral, daß dieser ihn auf einige Zeit in seine Diöcese versetzte. Er wurde zu Evora gleichsam im Triumph aufgenommen und betrat hier sogleich wieder das Feld seines unermüdlichen Eifers. Zwei Jahre später (1557) wurde er zum Provinzial seines Ordens in Portugal gewählt, und obgleich er dieses Amt nur ungern und nur auf Bitten des portugiesischen Hofes und seiner Ordensgenossen annahm, so führte er es doch mit Liebe, Klugheit und Mäßigung. Er besuchte alle in den verschiedenen Provinzen des Königreichs zerstreuten Klöster seines Ordens, versah zugleich überall die Seelsorge und half, wo es nöthig erschien, mit Ermahnung und Rath. Er arbeitete überhaupt jetzt angestrengter als je zuvor, und ließ sich, um bei seinen vielen und mühsamen Reisen keinen Augenblick zu verlieren, einen Sattel fertigen, auf welchem er reitend lesen konnte. Die Königin Katharina, Regentin von Portugal, welche alsbald den Provinzial kennen und schätzen lernte, wählte ihn zu ihrem Beichtvater und berieth sich mit ihm über die wichtigsten Regierungsangelegenheiten, besonders aber über die Besetzung kirchlicher Stellen. Sie hatte nie Ursache, die Wahl der von ihm vorgeschlagenen würdigen Männer zu bereuen, bemühte sich aber vergebens, ihn selbst zur Annahme irgend eines Amtes zu bewegen. Schon hatte er das Bisthum Viseu ausgeschlagen, als sie in ihn drang, sich der Verwaltung des im J. 1558 erledigten Erzbisthums Braga, welches sich in einem sehr verwahrlosten Zustande befand, zu unterziehen. Alle Bemühungen scheiterten aber an seiner Festigkeit, und sie mußte sich mit seiner Bereitwilligkeit begnügen, einen würdigen Mann zu dieser Stelle, dem wichtigsten und einflußreichsten kirchlichen Amte in Portugal, zu suchen. Er schlug nach reiflicher Ueberlegung Bartholomäus von den Martyrern (a Martyribus), einen durch gründliches Wissen und Frömmigkeit ausgezeichneten Ordensgenossen, vor, und die Königin durfte die Ernennung desselben, obschon die Großen des Reiches mit der Wahl eines Mönches nicht zufrieden waren, in jeder Beziehung als eine glückliche betrachten. Als sie im J. 1561 den Entschluß faßte, sich ganz dem beschaulichen Leben zu widmen, die Regierung niederlegte und die Leitung der Geschäfte nebst der Obsorge über ihren noch minderjährigen Sohn Sebastian ihrem Schwager, dem Cardinal Enrique, übergab, nahm dieser den ihm unentbehrlich gewordenen Ordensmann, von welchem in demselben Jahre das Amt des Provinzials bereits an einen andern übergegangen war, mit sich nach Lissabon. Dieser behielt auch hier großen Einfluß auf die Handlungsweise der königlichen Familie, leider vermochte sein kluger Rath aber nicht, Sebastian von der Expedition nach Afrika abzuhalten, welche den jungen König um sein Leben und seine Krone brachte und sein Haus ins Verderben stürzte. Dieses Ereigniß erfüllte auch Frai Luis, den treuen Freund desselben, mit großer Betrübniß, welche nur durch den unermüdlichen Eifer, womit er den Pflichten seines neuen Wirkungskreises oblag, nur durch die fortwährende Beschäftigung mit literarischen Arbeiten gemildert werden konnte. In die Zeit seines langen Aufenthaltes in Lissabon fallen die meisten seiner Schriften; vor allen ist zu nennen das Gedenkbuch des christlichen Lebens (El Memorial de la vida christiana. Lisboa 1565. fol. Salamanca 1566. fol.), worin der Christ eine vollständige Anleitung findet, wie er von den ersten Anfängen der Bekehrung an zur höchsten Vollkommenheit gelangen kann. Den Franzosen ist es durch die Uebersetzungen von J. de Foigny (Le Mémorial de la vie chrétienne. Reims 1578. 12. Paris 1587. 8. Lyon 1590. 12. Paris 1701. 8. 2 Voll.) und von dem Abbé P*** (Mémorial de la vie chrétienne. Lyon 1837. 8. 2 Voll.) und den Teutschen durch eine treue Nachbildung („Gedenkbuch des christlichen Lebens." Aachen 1834. 12. 4 Bde.) [5]) zugänglich gemacht; die älteren Uebersetzungen (München 1575. 12. und Würzburg 1604. 12. Ebend. 1614. 12.) sind jetzt nur noch der Seltenheit wegen zu bemerken. Nach dem Gedenkbuche erschien die Einleitung in das Glaubensbekenntniß (Introduccion al simbolo de la Fé. Salamanca 1582. fol.) in fünf Abtheilungen, worin er die Schöpfung, die Erlösung und andere Hauptpunkte der christlichen Religion erörtert und insbesondere in dem letzten Theile den Missionaren, welche zu den Indianern geschickt wurden, vorschreibt, wie sie den christlichen Wahrheiten am sichersten Eingang in den Geist dieser Ungläubigen verschaffen können, und verlangt, daß man ihnen zuerst die Sittengesetze entwickle und dann die Beweggründe der Glaubwürdigkeit in lichter Ordnung darlege. Eine französische Uebersetzung lieferte Nicol. Colin unter dem Titel: Catéchisme ou Introduction au symbole de la foi (Nouv. édit. Paris 1709. 8. 4 Voll.), welche der lateinischen (Introductio ad symbolum. Coloniae 1602. 4. oder Institutiones theologicae. Ibid. 1608. 4.) vorzuziehen ist. Auf diese hauptsächlich auf die Bekehrung der Heiden und die Behandlung der Neubekehrten berechnete und sogar ins Persische übersetzte Schrift folgten rasch nach einander verschiedene kleinere Abhandlungen [6]) über die Andacht (De devo-

5) Einen Theil desselben übersetzte Silbert unter dem Titel: „Ueber die Liebe Gottes oder von der Vervollkommnung des christlichen Lebens." Wien 1821. 8. 6) Sie befinden sich alle in den Gesammtausgaben seiner Werke; hier sollen nur einige der zugänglichsten Einzelausgaben angeführt werden. Mehre dieser kleinen Schriften sind ins Französische übersetzt unter dem Titel: Traité d'oraisons et considérations sur les principaux mystères; suivi de trois petits traités sur l'excellence de la prière etc., trad. nouvelle par M. l'Abbé P***. Lyon 1843. 8. 2 Voll.

tione. Coloniae 1600. 12.), über die Liebe Gottes, über die hauptsächlichsten Geheimnisse des Lebens unseres Herrn (Vita Christi. Coloniae 1607. 12.), über die Lebensweise und die Pflichten der Bischöfe, ein vortrefflicher kleinerer Katechismus (Catechismus minor. Coloniae 1624. 12.), von den Denksprüchen der Moralphilosophen (Collectanea moralis philosophiae tomis tribus, quorum primus selectissimas sententias ex omnibus Senecae operibus, secundus ex moralibus opusculis Plutarchi, tertius clarissimorum principum et philosophorum insigniorum apophthegmata complectitur. Olissiponae 1571. 8.), eine spanische Uebersetzung des Büchleins von der Nachfolge Christi (El Contemptus mundi, o menosprecio del mondo y imitacion de Christo. Madrid 1567. 12. Amberes 1572. 12.), eine Biographie Juan's von Ayala, eine spanische Uebersetzung der geistlichen Leiter des Johannes Climacus (Libro de sant Juan Climaco, llmado escala spiritual nuevamente romançado. Salamanca 1571. 8. Valladolid 1583. 8. Madrid 1612. 12.), eine Sammlung von Sentenzen und Aphorismen für Prediger (Silva locorum communium omnibus verbi concinatoribus necessaria, in qua tam veterum Ecclesiae Patrum, tum philosophorum, oratorum et poetarum egregie dicta leguntur. Lugduni 1582. 8. Coloniae 1650. 8. Französisch unter dem Titel: Lieux communs et discours spirituels en forme de méditations. Paris 1587 und öfter, fol. oder 4 Voll. 8.) und Betrachtungen für jeden Tag der Woche (Meditaciones para todos los dias de la semana. Paris 1841. 18.). Außer diesen kleineren Schriften [7]) fällt in den letzten Abschnitt seines Lebens noch sein bedeutendes Werk über die geistliche Beredsamkeit (Rhetoricae ecclesiasticae sive de ratione concionandi libri sex. Olissipon. 1576. 4. Parisiis 1635. 8.), von welchem ein berühmter Kanzelredner sagt, es verdiene mit goldenen Buchstaben gedruckt zu werden. „Ich hatte," bemerkt der Verfasser selbst in der Einleitung zu seinem Werke, „meinen ganzen Fleiß und einen großen Theil meiner Nächte darauf verwendet, Predigten über alle Gegenstände, welche während des ganzen Jahres in der Kirche vorkommen können, zu schreiben, und beinahe war ich bereits mit dieser großen Arbeit zu Ende, als ich ernstlich zu überlegen anfing, ob sie auch den beabsichtigten Nutzen bringen werde, und nach langem Nachdenken zu der Ueberzeugung gelangte, daß dieser kaum ohne eine vorhergehende Anweisung zu erreichen sein dürfte. Unter den einem Prediger des Evangeliums nöthigen Eigenschaften treten besonders drei als unbedingt nöthig hervor, nämlich die Erfindung, die Beredsamkeit und der Vortrag. Er muß verstehen, die würdigen und seinem Gegenstande entsprechenden Gedanken zu finden, denn davon hängen Richtigkeit und Gediegenheit der Rede ab; er muß verstehen, die ganze Kraft seiner Beweise auf eine entsprechende und leichte Weise zu entwickeln, das heißt, seine Gedanken so auszusprechen, daß Alles, was er in seinem Geiste ausgedacht hat, durch die Kraft seiner Worte auf den Geist der Zuhörer übergeht und einen bleibenden Eindruck macht. Endlich muß der christliche Redner verstehen, seine Stimme, seine Geberden und sein Benehmen auf die möglichst getreue und gefällige Weise mit dem, was er sagt, in Einklang zu bringen. Die Erfindung oder die Gabe, die würdigen, richtigen oder kräftigen Gedanken zu fassen, ist ohne Zweifel die vornehmste Eigenschaft des vollkommenen Predigers; er muß darauf alle mögliche Sorgfalt und den Fleiß seines ganzen Lebens verwenden, damit er dem gefundenen Stoffe immer aus dem Schatze seines Wissens etwas Neues hinzufügen kann. Vergegenwärtigt man sich aber die Lage der Zuhörer und die Tragweite des Verstandes der Mehrzahl des Volkes, welches die Dinge weniger nach ihrer Würde, als nach der Art und Weise, wie sie ihm vorgeführt werden, auffaßt, so wird man zugeben müssen, daß die Beredsamkeit und der Vortrag noch nöthiger sind, als selbst die Erfindung. Daher kommt es, daß viele durch Gelehrsamkeit und Gedankenreichthum ausgezeichnete Redner, welchen die Gabe des Vortrages fehlt, nicht nur keinen Eindruck auf die Zuhörer machen, sondern sogar dieselben langweilen. Da ich nun einsah, daß der etwa mögliche Erfolg der von mir mit so großer Mühe ausgearbeiteten Predigten nur der Erfindung gebühre, aber ohne die Richtigkeit und Würze des Vortrages wenig Nutzen stiften könne, so entschloß ich mich, nach meinen schwachen Kräften eine Anleitung zum Vortrage dieser Predigten zu schreiben, um die ganze Arbeit nicht umsonst unternommen zu haben." Der Zweck des Verfassers wurde vollständig erreicht, und das Werk hat nicht nur im Original, sondern auch und vielleicht noch mehr in der vortrefflichen französischen Uebersetzung von Nic. Jos. Binet (La Rhétorique de l'Eglise, ou l'Eloquence des prédicateurs. Lyon 1673. 8. Avignon 1743. 12. Lyon 1830. 8. 2 Voll.) großen Nutzen gestiftet. Die von Frai Luis ausgearbeiteten zahlreichen Predigten zerfallen nach der Eintheilung des Kirchenjahres in mehre Sammlungen; die erste reicht von dem Anfange des Advents bis zur Fastenzeit (Conciones de tempore a Dominica Adventus ad Quadragesimam. Olissip. 1575. 8. Antverp. 1577. 8. Ibid. 1594. 12.), die zweite von der Fastenzeit bis zu Ostern (De quartis et sextis feriis et dominicis Quadragesimae ad Pascham. Olissip. 1575. 8. Salamanca 1577. 4. Antverpiae 1581. 8.), ins Teutsche übersetzt von Joh. Rullius („Quadragesimale, das ist, Außlegung der Evangelien, so durch die Fasten am Mittwoch und Freytag in der Kirchen geprediget werden, sampt fünf Predigten von der Buß." Cölln 1620. Fol.) und von J. P. Silbert („Homiletische Fastenpredigten, nebst fünf Predigten über das Sacrament der Buße." Wien 1830. 8.), die

7) Von den Uebersetzungen mehrer dieser kleineren Schriften sind noch zu erwähnen: „Das sinnreich Buch der geistlichen Uebung" (München 1576. 12.); „Einkehr in Gott auf den Wegen des geistlichen Lebens, übersetzt von J. P. Silbert" (Regensburg 1838. 12.) und „Die guten Werke der katholischen Kirche: Beten, Fasten und Almosengeben, als Beförderungsmittel des zeitlichen und ewigen Heiles der Menschen." (Landshut 1839. 12.)

dritte von Ostern bis zum Frohnleichnamsfeste (Conciones a Pascha ad festum corporis Christi. Olissip. 1575. 8. Antverp. 1579. 8.), die vierte von diesem Feste bis zum Advent (Conciones de Dominicis in Adventum. Olissip. 1578. 8. Antverp. 1582. 8.) und die fünfte umfaßt die Feste der Heiligen (Conciones de Sanctis. Romae 1557. 4. Antverp. 1580. 8. Ibid. 1600. 8.). Diese einzelnen Abtheilungen wurden auch unter dem Titel: Conciones de tempore et de Sanctis, oder Conciones in Evangelia oder Postilla Evangelica zusammengedruckt (Coloniae 1593. fol. Ibid. 1598. 8. Ibid. 1600. 8. Antverp. 1610. 8.). Sämmtlich wurden sie ins Französische übersetzt von Jean Charon (Sermons. Paris 1585—1602. 8. 6 Voll.) und von Nic. Jos. Binet (Sermons pour l'avent, le carême, l'octave du Saint-Sacrement. Paris 1698. 8. 3 Voll.) und ins Teutsche von J. P. Silbert („Homiletische Predigten auf das ganze Kirchenjahr." Regensburg 1834—1836. 8. 5 Bde.), eine ältere Uebersetzung („Außlegung der Sonntäglichen auch anderer Evangelien durch das gantze Jahr, darinnen auff jedes Evangelium zwo, drey oder etwa mehr Predigten begriffen." Cölln 1588. Fol.) verdient der Sprache wegen Beachtung. In allen diesen Predigten sind die Regeln, welche Frai Luis in seiner Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit gibt, sorgsam beobachtet, und sie theilen dem Leser wirklich das Feuer mit, welches den Redner und die Zuhörer begeisterte; überhaupt ist der Einfluß, den die Schriften dieses Kirchenlehrers sowol auf die Geistlichen als auch auf die Laien des 15. und 16. Jahrh. übte, unberechenbar, und der Papst Gregorius schrieb ihm am 21. Juli 1582 mit Recht: „Vielgeliebter Sohn! Deine tägliche und unabläßige Bemühung, die Menschen sowol von Lastern abzuschrecken, als auch zur Vollkommenheit des Lebens zu führen, war uns immer höchst angenehm und Allen, welche die Ehre Gottes und ihr und Anderer Heil eifrig suchen, sehr erwünscht und erfreulich. Viele Predigten hast du gehalten und viele Bücher voll der vorzüglichsten Lehren und der reinsten Frömmigkeit herausgegeben; du thust dies auch noch täglich und hörst nie auf, sowol in deiner Umgebung als auch in der Ferne Christus möglichst viele Seelen zu gewinnen. Innigst erfreuen uns die vorzüglich guten Früchte, die du aus deiner Arbeit ziehst, und die großen Vortheile, die Andern daraus erwachsen, denn so viele Gläubige aus deinen Predigten und Schriften Nutzen schöpfen, so viele Söhne hast du Christus erzeugt und sie mit weit höheren Wohlthaten begabt, als wenn du Blinden das Gesicht und Todten das Leben vom Herrn erfleht hättest. ... Fahre denn fort, wie du bis jetzt gethan, gib dich diesem Wirken aus vollem Herzen hin, vollende die Werke, welche du angefangen hast, und fördere sie ans Licht zum Heil der Kranken, zur Kräftigung der Schwachen, zur Freude der Gesunden und Starken und zur Glorie sowol der streitenden als der triumphirenden Kirche." Aber nicht nur durch Worte sprach der Papst seine Zufriedenheit mit dem Wirken des ausgezeichneten Kirchenlehrers aus, er ließ ihm auch den Cardinalshut anbieten, aber der schlichte Mönch erwiderte mit der inständigsten Bitte, man möge ihn mit dieser Gnade verschonen. Sein Leben entsprach vollkommen dieser Gesinnung, welche alle Eitelkeit der Welt verachtete; er ging stets in einem ärmlichen, abgetragenen Gewande, schenkte den Dürftigen die Gaben, womit man ihn überschüttete, und ließ selbst in seinem höchsten Alter so wenig ab von seinem bußfertigen Leben, daß er nicht einmal gestattete, sein Kämmerlein im Winter zu wärmen. Bei allen Entbehrungen erfreute er sich stets einer vorzüglichen Gesundheit und arbeitete mit rastloser Thätigkeit bis in sein 84. Jahr, in welchem ihn eine kurze, aber schwere und schmerzliche Krankheit am 31. Dec. 1588 hinwegraffte. Seine Werke in spanischer und lateinischer Sprache wurden nach seinem Tode in verschiedenen Gesammtausgaben verbreitet und bilden einen Hauptschatz der theologischen Literatur im Allgemeinen und der spanischen Nationalliteratur insbesondere. Die spanischen Ausgaben (Obras. Madrid 1679. fol. 3 Voll. und Barcellona 1701. fol. 6 Voll.) haben immer noch Werth [8]), obschon die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen und durch die meisterhafte Biographie des Frai Luis von Luis Munos eingeleitete (Obras con su vida. Madrid 1786—1789. 8. 19 Voll. und Madrid 1800. fol. 6 Voll.) als die vollständigste betrachtet und am meisten gesucht wird. Ihr folgt auch der neueste Abdruck (Obras. Madrid 1849—1850. gr. 8. 3 Voll.) nebst einer Biographie von Joseph Joachim Mora, welcher eine Abtheilung (Bd. VI, VIII und IX) der Biblioteca de autores españoles bildet. Die beste Ausgabe der lateinisch geschriebenen Werke lieferte Andr. Schott (Coloniae 1628. fol. 3 Voll.), eine lateinische Bearbeitung der spanischen Schriften Mich. van Isselt (Opera theologica. Coloniae 1626. fol. 3 Voll.); eine gute französische sämmtlicher Werke, welche sich immer noch lesen läßt, Guil. Girard (Oeuvres complètes. Paris 1658. 8. 10 Voll. Ibid. 1662. 8. 10 Voll. Ibid. 1667. 8. 10 Voll. und öfter. Paris 1668. fol. 2 Voll. Ibid. 1690. fol. 2 Voll.) [9]). Eine teutsche Uebersetzung sämmtlicher Schriften ist nicht vorhanden und wird wol auch nicht leicht gewagt werden, da sie nicht alle dem teutschen Charakter so sehr entsprechen wie dem französischen. Uebrigens zeichnen sie sich ohne Unterschied aus durch südliche Lebendigkeit und nicht selten durch dichterischen Schwung, immer aber durch echt christliche Wärme, und man sieht, daß er selbst von dem, was er lehrte und schrieb, innigst erfüllt und durchdrungen war. An Leichtigkeit, Klarheit, Reichthum und Fülle der Darstellung ist er vielleicht am besten mit dem Kirchenlehrer Chrysostomus zu vergleichen. Das eifrige Studium Cicero's bildete ihn zum großen Redner, das tiefe Studium der heil. Schrift und der Kirchenväter zum großen Asceten, weshalb seine Schriften besonders von Priestern gelesen zu werden verdienen. „Verschaffe sie dir," sagt

8) Die erste Ausgabe (Antverp. 1572. 8. 9 Voll.) ist sehr mangelhaft. 9) Die geistlichen Schriften übersetzten Seb. Hardy (Rouen 1634. fol.) und Sim. Martin (Paris 1643. fol.).

Franz von Sales in einem Briefe an einen seiner Freunde [10]), „sämmtlich und betrachte sie als dein zweites Brevier. Der Cardinal Borromeo wählte keinen andern Stoff zu seinen Predigten und er predigte sehr gut. Dies ist aber nicht der einzige Vortheil, den du daraus ziehen kannst, sie werden auch deinen Geist zur Liebe der wahren Andacht und zu allen geistlichen Uebungen, welche dir nöthig sind, hinleiten. Nach meiner Ansicht beginnst du am besten mit der „Lenkerin der Sünder," dann gehe zum „Denkbuch" über und lies dann sämmtliche Schriften nach der Reihe. Um sie aber mit nützlichem Erfolg zu lesen, darfst du sie nicht eilig durchlaufen; du mußt sie wiederholt lesen und emsig darüber nachdenken, du mußt sie mit Ehrfurcht und Andacht lesen, wie ein Buch, das die ersprießlichsten Eingebungen enthält, welche uns von Oben kommen können." Außer dem schon erwähnten Leben des Frai Luis von Granada von Munos (La vida y virtudes de Luis de Granada. Madrid 1639. 4.) besitzen wir noch gute Biographien von Francisco Diago (Ludovici Granatensis vita. Coloniae 1614. 8.) und von André Félibien (Vie du P. Louis de Grenade, de l'ordre des Prêcheurs. Paris 1668. 12.) [11]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANADILLA, eine von Tournefort aufgestellte Gattung, welche aber von Linné und allen späteren Systematikern mit Parviflora vereinigt wurde. Diese brachte De Candolle in folgende acht gleichwerthige Abtheilungen:

1) **Astrophea.** Den Mitgliedern dieser kleinen Abtheilung, welche sämmtlich baumartig sind, fehlen die Ranken und die Blüthenhüllen, haben aber einen fünflappigen Kelch.

2) **Polyanthea.** Die vielblüthigen Blüthenstiele sind mit Ranken versehen; die Blüthenhülle fehlt oder ist doch nur sehr klein; der Kelch ist zehnlappig; die Stengel ranken.

3) **Tetrapathea.** Mit vierlappigem Kelche, vier Staubgefäßen, fehlender oder sehr kleiner Blüthenhülle, dreiblüthigen, ästigen Blüthenstielen und einfachen Ranken, welche nicht aus denselben Blattachseln als die Blüthenstiele entspringen.

4) **Cieca.** Der Kelch ist fünflappig; die Hülle fehlt oder ist sehr klein; die Blüthenstiele sind vielblüthig und nebst den häufig aus den Blattachseln entspringenden Ranken einfach.

5) **Decaloba.** Der Kelch ist zehnlappig; die Hülle fehlt oder ist sehr klein und von der Blüthe gesondert; die Blüthenstiele sind einblüthig und nebst den aus denselben Achseln entspringenden Ranken einfach.

6) **Granadilla.** Die dreiblätterige Hülle hat ganzrandige oder gezähnte, aber nicht gelappte Blättchen; der Kelch ist zehnlappig; die Blüthenstiele sind einblüthig und nebst den aus denselben Achseln entspringenden Ranken einfach.

7) **Tacsonioides.** Die Kelchröhre ist zwar etwas länger als bei den Mitgliedern der vorigen Abtheilung, mit welcher diese sonst übereinstimmt, aber doch weit kürzer als der Saum.

8) **Dysosmia.** Die Blättchen der dreiblätterigen Hülle sind in borstige, an der Spitze drüsige Zipfel getheilt; der Kelch ist zehnlappig; die Blüthenstiele stehen einzeln; die Frucht ist kapselartig.

Dieselben Namen und Abtheilungen nimmt zwar auch Endlicher an, legt ihnen aber verschiedenen Werth bei, indem er nur die fünf Abtheilungen: **Tetrapathea, Cieca, Decaloba, Dysosmia** und **Astrophea** anerkennt, **Decaloba** aber wieder in vier Unterabtheilungen (**Endecaloba, Granadilla, Tacsonioides** und **Polyanthea**) bringt.

Die Abtheilung **Granadilla**, mit welcher **Anthactinia** *Bory* identisch ist, umfaßt bei De Candolle 45 Arten, zu denen in neuerer Zeit noch einige hinzugekommen sind. (*Garcke.*)

GRANADO (Diego), spanischer Theolog, im J. 1574 zu Cadiz geboren, trat in seinem 14. Jahre in die Gesellschaft Jesu und lehrte nach der Beendigung seiner Studien 30 Jahre hindurch in den Collegien seines Ordens zu Sevilla und Granada die Philosophie und Theologie. Er besaß eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit, womit er aber nie prunkte, welche er im Gegentheil bei jeder Gelegenheit bescheiden zu verbergen suchte. Seine Frömmigkeit diente allen seinen Ordensgenossen und Schülern zu einem schwer zu erreichenden Muster, da sie mit schweren körperlichen Abtödtungen verbunden war. Er starb am 5. Jan. 1632 zu Granada. Den großen Schatz seines scholastischen Wissens legte er in einem ausführlichen Commentare über die Summa des Thomas von Aquin (**Commentarii in Summam Theologiae S. Thomae. Hispali et Granatae 1623—1633.** fol. 8 Voll.) nieder. Ein gleichzeitiger Nachdruck des jetzt selten gewordenen, aber wenig gesuchten Werkes (**Mussiponti 1624. 4.**) enthält nur die drei ersten Bände. Eine Abtheilung des Ganzen (**De immaculata conceptione Mariae Virginis**) erschien schon früher als Probe, wurde aber dem Werke wieder einverleibt [1]). — Verschieden von diesem Jesuiten ist ein gleichzeitiger **Diego Granado**, welcher ein Buch über die Kochkunst (**Del arte de cocina. Madrid 1599. 8. Lerida 1614. 8.**) schrieb [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANAFEO (Giovanni), Erzbischof von Bari, um das Jahr 1620 zu Brindisi geboren, stammte aus dem Geschlechte der Marchesen von Carovigno; er widmete sich der Theologie und insbesondere dem kanonischen

10) Lettres spirituelles. Liv. I. Lettre 34. 11) Vergl. *A. Touron*, Histoire des hommes illustres de l'ordre de Saint Dominique. (Paris 1747. 4.) Tom. IV. p. 558—592. Biographie universelle. Tom. XIX. p. 442 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 908 seq.

1) *Ph. Alegambe*, Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, ed. *Nath. Sotwell.* (Romae 1676. fol.) p. 366 seq. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. II. (Liège 1854. 8.) p. 260. 2) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1572.

Rechte und stieg nach Beendigung seiner Studien in den kirchlichen Würden von Stufe zu Stufe, bis er zum Bischof von Nardo und im J. 1660 zum Erzbischof von Bari geweiht wurde. Er verwaltete seine Diöcese mit Ernst und bemühte sich, mancherlei Misbräuche, die sich in der Verwaltung derselben eingeschlichen hatten, zu beseitigen. Bei der Visitation der Klöster seines Sprengels überzeugte er sich, daß das Finanzwesen der Nonnenklöster sich sehr im Argen befand, weshalb er verordnete, daß die Kasse eines jeden Klosters mit drei verschiedenen Schlüsseln verschlossen werden müsse, von denen den einen der Bischof, den andern die Aebtissin und den dritten ein von dem Bischofe zu bestimmender Geistlicher in Händen haben solle, welche Bestimmung bei den Klosterleuten großes Misfallen erregte, aber allgemein als sehr nützlich und nothwendig betrachtet wurde. Er sorgte übrigens eifrig für die Erhaltung und Verschönerung der Kirchen und Klöster, hielt jedoch dabei auf strenge Beobachtung der Kirchenzucht und berief deshalb im J. 1675 ein Diöcesanconcilium, dessen Beschlüsse er nebst allen Beschlüssen seiner Vorgänger in einer bereits selten gewordenen Sammlung (Constitutiones Synodi diocesanae Barensis. Venetiis 1676. fol.) herausgab. Durch seine strenge Ordnungsliebe machte er sich bei einem großen Theile des Klerus seiner Diöcese so misliebig, daß dieser eine Anklage gegen ihn bei dem Papste erhob. Er wurde nach Rom beschieden, wo seinen Feinden es gelang, mehre Jahre seine Rechtfertigung zu verhindern. Nachdem sich endlich seine Unschuld glänzend herausgestellt hatte, kehrte er niedergedrückt und krank nach Bari zurück, wo er bald darauf am 18. März 1683 starb *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANALIEN, GRANULIREN. Ein Metall in kleine Körner oder Stücke zu bringen, in mehr oder weniger grobes Pulver zu verwandeln, nennt man granuliren oder körnen und die so zu Körnern reducirten Metalle werden Granalien genannt. Man pflegt sie im geschmolzenen Zustande durch ein siebartiges Blech oder durch einen mit Löchern versehenen eisernen Löffel zu gießen und unter beständig schüttelnder Bewegung desselben in kaltes Wasser fallen zu lassen. In Ermangelung einer solchen siebartigen Vorrichtung ist es hinreichend, das flüssige Metall in dünnem Strahle in ein tiefes mit kaltem Wasser gefülltes Gefäß aus einiger Höhe herabzugießen. Auf einigen Hüttenwerken wird eine besondere Granulirmaschine, eine kleine mit Wasser angefüllte Wanne, auf welcher eine 3 Zoll dicke Walze mit einer Kurbel umgedreht werden kann, angewendet. Die Walze ist mit Reifern umgeben. Bei der Operation wird das flüssige Metall über die Walze ins Wasser gegossen und während dessen die Walze beständig umgedreht. Bei der englischen Granulirmaschine wird das geschmolzene Metall in einen glühenden mit Thon ausgeschlagenen Trichter gefüllt, der einen siebförmigen Boden hat. In den Kufen befindet sich ein beweglicher Boden, welcher verhindert, daß die Metalltropfen nicht zu tief durch das Wasser fallen, wodurch sie sonst zu mehr langen Stücken als zu Körnern gebildet würden. Das Granuliren der leichtflüssigen Metalle, z. B. des Bleies oder des Zinnes, erfolgt am besten dadurch, daß man dieselben schmilzt, ohne sie glühend zu machen, sie dann auf einen hölzernen, mit Kreide ausgestrichenen Trog oder in eine Büchse schüttet und so lange in Bewegung erhält, bis sie erstarren. Strengflüssige Metalle, wie z. B. Kupfer, läßt man im geschmolzenen Zustande und in einem sehr dünnen Strome in stark bewegtes Wasser fließen, oder auch, wie schon oben angedeutet, auf eine mit Reifern umwundene, im Wasser sich drehende Walze fallen. Zink, Kupfer, namentlich Schwarzkupfer, lassen sich auch zerkleinern, wenn man dieselben im Schmelzmomente zerstößt, die erhaltenen Granalien oder granulirten Metalle werden dann abgesiebt und die zurückbleibenden größeren Stücke einer wiederholten gleichen Behandlung unterzogen. Zur Verwendung für die Messingfabrication fallen die Kupfergranalien rundlich aus, wenn das Metall in ruhiges heißes Wasser gegossen wird. Gießt man es in fließendes kaltes Wasser, so sind die Granalien federähnlich. Das Granuliren des goldhaltigen Silbers, welches vorzüglich wegen der leichteren Behandlung desselben und um die Scheidung zu beschleunigen vorgenommen wird, geschieht durch langsames Eingießen des geschmolzenen Metalles in einen mit Wasser gefüllten kupfernen Kessel; je kleiner und hohler die erzeugten Granalien ausfallen, desto leichter erfolgt ihre Scheidung. Am einfachsten wird dieses dadurch bewirkt, daß man das goldhaltige Silber durch einen heiß gemachten, zart durchlöcherten Löffel in das Wasser strömen läßt.

Um Phosphor zu granuliren, läßt man ihn unter Wasser schmelzen, schüttelt denselben mit diesem in einer verschlossenen Flasche, bis die Temperatur des Wassers so weit gesunken ist, daß die kleinen Phosphorkörnchen fest werden. (*C. Reinwarth.*)

GRANARA (Giacinto Maria), italienischer Theolog, am Anfange des 17. Jahrh. zu Genua geboren, trat in den Dominikanerorden und erwarb sich nach der Beendigung seiner theologischen Studien als Kanzelredner einen weit verbreiteten Ruf und großes Ansehen bei den Oberen seines Ordens, welche ihn zu mehren Ehrenämtern in demselben beförderten. Er war zuletzt Generalinquisitor und starb um das Jahr 1670. Er versuchte sich auch als Schriftsteller in dem moralischen Fache und seine Schule der wahren Weisheit (La scuola della vera sapienza. Venezia 1665. 4.) war lange ein beliebtes Buch. Er soll auch der Verfasser mehrer ascetischer Schriften (De modo acquirendae perfectionis religiosae; De oratione mentali und Liber piarum meditationum) sein; ob sie gedruckt sind, wird nicht bemerkt [1]). — Giuseppe Granara, ebenfalls ein Genueser, welcher in der Seefahrtskunde sehr erfahren gewesen sein soll, gab eine nicht näher bekannte Beschreibung des

*) *Ferd. Ughelli*, Italia sacra. Tom. VII. p. 669.

1) *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Vol. II. p. 658.

mittelländischen Meeres und der in demselben liegenden Inseln in italienischer Sprache heraus [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANAT (Grenat — Garnet). Mit dem Namen Granat bezeichnete man früher ein durch seine schöne blutrothe, der Blüthe des Granatbaums ähnliche Farbe ausgezeichnetes Mineral, welches jetzt in zahlreichen Varietäten als edler Granat, Almandin, sirianischer Granat, Pyrop, Melanit, Grossular, Allochroit, gemeiner Granat u. s. w. mit dem allgemeinen Namen Granat genannt wird. Seine Krystalle gehören den Formen des regulairen Systems an, unter welchen das Rhombendodekaëder (deshalb auch Granatoëder genannt) das gewöhnlichste ist. Demnächst kommen das Ikosaëder (Crucitoid), das Tetrakisheraëder (Pyramidenwürfel) und das Heraëder vor. Die Krystalle sind parallel den Dodekaëderflächen spaltbar, aber sehr gering, oft undeutlich. In Härte ist der Granat dem Quarze gleich, mitunter auch übertreffend, in einigen Varietäten auch weicher. Das spec. Gewicht schwankt zwischen 3,6 und 4,3, was in der großen Mannichfaltigkeit der chemischen Bestandtheile begründet ist. Vor dem Löthrohre schmelzen alle Granaten ziemlich leicht, die eisenreichen zu einem grauen oder schwarzen, die anderen zu einem grünlichen oder braunen Glase, die Eisenkalkgranaten gehören aber zu den schwerschmelzbarsten.

Die Granaten gehören zu den häufig vorkommenden Mineralien und die zahlreichen Abänderungen derselben lassen sich in Bezug auf die chemischen Verhältnisse nach ihren Basen, in geologischer Beziehung dagegen zweckmäßiger nach ihren Farben ordnen.

Obgleich verschiedene Basen die Granaten zusammensetzen, so lassen sich diese Mineralien doch im Allgemeinen ansehen als 1) Verbindungen aus 2 At. Kieselsäure, 1 At. Thonerde und 3 At. Kalkerde, oder Magnesia, oder Eisenoxydul, oder Manganoxydul; oder 2) als Verbindungen aus 2 At. Kieselsäure, 1 At. Eisenoxyd oder Chromoxyd und 3 At. Kalkerde. Man unterscheidet daher: Thonkalkgranat (Grossular, Hessonit und Romanzovit), Thoneisengranat (Almandin), Thongranat, Eisenkalkgranat (grüner, brauner und gelber Granat, Melanit, Rothoffit) und endlich Chromkalkgranat (Umarovit. Auch der Pyrop hält etwas Chromoxyd). Alle diese Basen sind in den Granaten vorhanden, und man kann dieselben im Allgemeinen als zweifach basische Silicate von zwei Reihen isomorphen Basen betrachten, wenn die eine Reihe Kalkerde, Magnesia, Eisenoxydul, Manganoxydul, die andere Thonerde, Eisenoxyd, Manganoxyd enthält und unter welche die Kieselsäure gleich vertheilt ist. Ist der Granat hiernach eine Verbindung von kieselsaurem Kalk und kieselsaurer Thonerde allein, so ist er ganz farblos. Nun kann er aber statt des Kalkes sowol als auch statt der Thonerde andere Basen enthalten, und zwar sind hier die wichtigsten die Oxyde des Eisens: Eisenoxydul und Eisenoxyd. Ersteres kann nur die Stelle des Kalkes vertreten, letzteres nur die der Thonerde. Beide unterscheiden sich durch die Menge Sauerstoff, welche sie enthalten; das Eisenoxyd hat dann die Hälfte mehr als das Eisenoxydul. Dasselbe Verhältniß findet auch zwischen dem Kalk und der Thonerde statt. Ein solcher Ersatz der basischen Bestandtheile unterstützt daher den wichtigen Satz, daß Mineralien, welche als verschiedene Sättigungsstufen eines und desselben Radicals betrachtet werden können, in gewissen Fällen gleiche oder doch sehr nahestehende Krystallformen (die Färbung ist nicht wesentlich) besitzen. Ist hiernach aller Kalk durch Eisenoxydul vertreten, während die Thonerde bleibt, so haben wir es mit dem edlen Granat zu thun, welcher vorzugsweise in schön gefärbten klaren Krystallen als Schmuckstein benutzt wird. Hierher gehören der Grossular, Almandin, Kaneelstein oder Hessonit, die sirianischen Granaten (von Sirian, einer Stadt in Pegu, wohin sie zu Markte gebracht werden). Auch der Pyrop (von πῦρ, Feuer, und ὄψ, Schein, Ansehen) wird häufig hierher gezählt, da er ein geschätzter Schmuckstein ist, wenngleich er die Bestandtheile des gemeinen Granats enthält und von diesem nur durch einen Gehalt von Chrom verschieden ist. Befindet sich dagegen an Stelle der Thonerde Eisenoxyd unter Beibehaltung des Kalkes in dem anderen kieselsauren Salze, so haben wir den gemeinen Granat vor uns, der auch roth oder gelb gefärbt ist, indessen nie durchsichtig genug auftritt, um einen geschätzten Edelstein abzugeben. Er umfaßt die mannichfaltigen schmutzigrothen, braunen und grünen Varietäten und bricht häufig mit Magneteisenstein.

Die große Mehrzahl der Granaten ist aus Vereinigung der oben angegebenen Fälle entstanden, eine strenge Scheidung der Species findet in der Natur nicht statt, und die obigen Eintheilungsarten dienen hauptsächlich zur Orientirung für den Chemiker, ohne daß die ihr zu Grunde liegenden Kriterien von der Natur scharf hervorgehoben werden. So kann ein kleiner Theil des Kalkes durch Eisenoxydul oder diesem ähnliche Basen, wie Manganoxydul und Magnesia ersetzt sein, oder alle diese Basen sind auf einmal im Mineral enthalten. Dadurch entstehen auch der Färbung und Klarheit nach verschiedene Abarten, deren brauchbarste unter den Namen Kaneelstein oder Hessonit, Grossular und Succinit bekannt sind. Ebenso kann die Thonerde durch Eisenoxyd in verschiedenen Mengen vertreten sein, und es läßt sich hieraus abnehmen, welche Verschiedenheiten dadurch in dem einen Mineral „Granat" hervorgebracht werden. Diese zahlreichen Abänderungen haben zu vielen Analysen Veranlassung gegeben, von denen jedoch die niederen, welche namentlich Klaproth, Bucholz, Simon und Murray geliefert haben, nicht ausreichend sind, um die chemischen Verhältnisse des Granatgeschlechtes klar durchschauen zu lassen. Erst durch die späteren, von Hisinger, Trolle-Wachtmeister, Karsten, Kobell und Rammelsberg angestellten zahlreichen und genauen Analysen sind Resultate gewonnen, welche ergeben, daß alle Granaten ⅓ kieselsaure Salze sind,

2) Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1123.

wie bereits oben angegeben. Hinsichtlich der numerischen Ergebnisse der Analysen wird hier, da eine specielle Aufführung bei der großen Anzahl derselben zu viel Raum erfordern und ein Auszug immer etwas Lückenhaftes sein würde, auf die Abhandlungen verwiesen, welche in Berzelius' Jahresber. II, 101; III, 150; XIII, 171; Poggendorff's Annal. II, 126; XXII, 391; Sweigger's Journ. LXV, 320. 343. Annalen der Pharm. VII, 269 abgedruckt sind.

Von geologischer Bedeutung sind: der rothe, grüne, braune und schwarze Granat; der weiße und gelbe haben mehr ein mineralogisches Interesse.

Der rothe Granat ist ein wesentlicher Gemengtheil des Eklogits. In außerordentlicher Menge findet er sich in krystallinisch-schieferigen Gebirgsarten: im Gneiße, Glimmerschiefer, Hornblende-, Talk- und Chloritschiefer, ferner im Granulit, Granit, Syenit, Diorit, Hornblendegestein, Serpentin, Feldsteinporphyr, Trachyt und in älteren Laven des Vesuvs. Auch im Thonschiefer, im körnigen Kalk, auf Erzgängen, im aufgeschwemmten Lande, lose in Krystallen und Körnern kommt er vor.

Der grüne Granat findet sich im Glimmerschiefer, im körnigen Kalk und sehr häufig auf Erzlagerstätten, besonders von Magneteisen, und Sachsen, Böhmen, der Harz, Ungarn, Schweden und Norwegen bieten für das letztere Vorkommen viele Beispiele dar.

Der braune Granat kommt häufig mit rothem oder grünem an vielen Orten zusammen vor.

Der schwarze Granat findet sich im Glimmerschiefer, im Thonschiefer und im körnigen Kalk, im Dolerit, Diorit und Syenit, im vulkanischen Gestein und auf Erzlagerstätten.

Wie schon erwähnt, finden wir im Glimmer-, Chlorit-, Hornblende- und Talkschiefer den Granat sehr häufig in Begleitung mit Magneteisen, und jene Begleitung von Magneteisen ist insofern eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, da schon ältere Mineralogen (*Brugmann*, Lithologia Groningana etc. 1781. p. 50) die Wirkung der Granaten auf die Magnetnadel bemerkten. Saussure (Voyage dans les Alpes I, 60) erwähnt eines schönen, reinen, syrischen Granats, welcher noch in der Entfernung von zwei Linien die Magnetnadel merklich in Bewegung setzte; v. Kobell (Schweigger's Journ. LXIV, 285) fand gleichfalls, daß Granatkrystalle eine empfindliche Nadel an einigen Stellen mehr, an anderen weniger beunruhigten. Als er einen großen Krystall zerschlug und Stücke, welche zum Theil durchscheinend und von schön rother Farbe waren, der Magnetnadel näherte, wurde sie sehr auffallend in Bewegung gesetzt. Bei genauerer Beobachtung erkannte er kleine, sehr deutlich ausgebildete Octaëder von Magneteisen, welche mitten im vollkommen frischen Granat eingewachsen waren. Auch G. A. Kennjott (Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanst. 1851. c. 46) macht auf ein Vorkommen des Granats im Granit bei Presburg aufmerksam, der als Krystall von der Form des Leucitoëders auf die Magnetnadel einwirke.

Einige Granaten, namentlich die braunen und grünen, kommen so häufig vor, daß sie dem Eisenhüttenmann als Eisenerze, oder wenigstens als Zuschläge sowol wegen der Leichtflüssigkeit als des Eisengehaltes wegen sehr schätzbar sind. So ist z. B. der Granat ein steter Begleiter der Eisenerze von Moravitza im Banat. Er tritt hier in so überwiegendem Verhältniß auf, daß dessen Mächtigkeit über 100 Klafter beträgt; er ist meistens derb, selten krystallisirt und beherbergt die Eisenerze, die sich durch ihr regelloses Vorkommen darin auszeichnen, sodaß der Granat in den Eisenstein, und umgekehrt, wie in einander zerflossen, von dem ganz reinen Zustande bis in das völlig Taube übergehen.

Vorzüglich reich an Granaten ist Böhmen. Hier im Eger-Kreise, im Glimmerschiefer des Tillen- und Lindenberges kommen die Granaten in so großer Anzahl und darin stellenweise so massenhaft angehäuft vor, daß man sie vor Zeiten, wie unter anderen am sogenannten Granatenbrünnlein am Tillen, schachtmäßig zu gewinnen sich veranlaßt fand. Sie sind jedoch von geringerem Werthe, sowie überhaupt die böhmischen Granaten oder Pyrope den syrischen oder sirianischen Granaten von der schönen dunkelvioletblauen Farbe, den feuerrothen und zimmetbraunfarbenen von Ceylon im Werthe sehr nachstehen. Die Pyrop führenden Ablagerungen im böhmischen Mittelgebirge, schon von älteren Schriftstellern als „Granatenland" bezeichnet, sind Producte der gewaltigen Revolutionen und Zertrümmerungen, von welchen bei dem Ausbruche der Basaltmassen das Mittelgebirge, ebenso das krystallinische Grundgebirge wie die darüber abgelagerten Quader- und Plänerschichten betroffen wurden. Das Muttergestein aller Pyrope des Mittelgebirges ist Serpentin. Einem bei der Basalt-Eruption zertrümmerten und zerstückten Serpentingebirge verdanken sie ihr Vorkommen in den jüngeren Schichten. Das Pyrop führende Conglomerat von Meronitz, obwol ohne erkennbare Basalttrümmer, dennoch geologisch gleichzeitig und gleichbedeutend mit den Basalt-Conglomeratbildungen des Mittelgebirges, ist ein unter Beihilfe von Wasserfluthen zusammengehäuftes Trümmergestein von Granit-, Gneiß-, Granulit-, Serpentin-, Plänersandstein-, Plänerkalk- und Plänermergelstücken mit thonig-kalkigem Bindemittel. In diesen Conglomeraten haben sich dolomitische Kalkmassen ausgeschieden und als Product zersetzter Serpentintrümmer eigenthümliche grüne Halbopale, reich an eingewachsenen Pyropkörnern gebildet. Die auf diesen Conglomeraten bergmännisch betriebenen Gruben liefern jährlich 22—24 Ctr. Pyrop. Zugleich mit Pyrop werden aus der Masse des „Granatenlagers" mancherlei Mineralien und kleine verkiefte Petrefacten des Plänermergels ausgewaschen. — Ganz analog ist das Pyrop führende Basaltconglomerat der Lissa Hora zwischen Starai und Leskai, nördlich von Trziblitz. Zahlreiche Serpentinbruchstücke mit eingewachsenen Pyro-

ven in diesem Trümmergesteine von Basalt und Pläner beweisen auch hier hinlänglich die Herkunft der Pyrope. In unmittelbarem Zusammenhange mit diesem Punkte steht das Pyrop führende Diluvialgerölle von Trziblitz und Podselitz. Dieses Gerölle, 1—3 Klafter mächtig, besteht vorherrschend aus Basaltgeschieben. Zur Pyropgewinnung wird das Gröbere durch Siebe ausgeschieden, das Kleinere dann ausgewaschen. Interessant sind die mancherlei Edelsteine, welche beim Waschen des Granatensandes zum Vorschein kommen: Hyacinth, Zirkon, Saphir, Spinell, Cyanit, Turmalin, Chrysolith u. a. Das Gerölle breitet sich von jenem Hügel, bei Starai und Leskai angefangen, in zwei Arme in südöstlicher Richtung aus. Der eine Arm geht über Trzemschitz, Chnastian, Podselitz und Olaschkowitz bis Sedletz, der andere läßt sich über die Granatenschenke über Trziblitz, Wekan bis ins Egerthal bei Libochowitz verfolgen, wenn auch die Pyropenführung des Gerölles sich nur auf ein bis zwei Stunden Entfernung von jenem Hügel erstreckt.

Die Pyropen gerade dieser Lagerstätten haben zu einer eigenthümlichen Industrie des Schwarzwaldes Veranlassung gegeben. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bezogen einige unternehmende Kaufleute zu Freiburg die rothen Granaten aus Böhmen und versuchten die Bearbeitung derselben. Sie etablirten Krystallschleifereien und der Schwarzwälder brachte seine Granatenindustrie zu einer Zeit in Flor, in welcher der Böhme selbst noch gar nicht an die Bearbeitung seines heimathlichen Schmucksteines dachte. Erst später lernte er durch eingewanderte Schwarzwälder diese Arbeit kennen, allein noch heute steht die Ausdehnung des Granatengeschäftes in Böhmen in keinem Verhältniß zur Größe der Granatenindustrie des Schwarzwaldes. Die zu Freiburg begonnene Granatenarbeit wanderte bald zu den Landleuten, und es blieb dabei, wie bei der Uhrenindustrie, das Hauswesen des Arbeiters auf den Grundbesitz gestützt. Von Freiburg pflanzte sich die neue Industrie weiter in die Stadt Waldkirch im Elzthal, wo noch heute geltende Zunftstatuten existiren, und wo gegenwärtig 27 Meister mit 12 zunftmäßigen Gehilfen und 12 Lehrlingen und mit einer weit größeren Anzahl Arbeiterinnen das Granatengeschäft betreiben. Auch in das Thal Harmersbach, bei der Stadt Zell, verpflanzte sich das Geschäft weiter und beschäftigt darin mehr als 100 Familien. Wie schon gesagt, werden die rohen Granaten aus Böhmen bezogen, aber im Thal Harmersbach verarbeitet. Die Granaten werden durch Schlämmen gereinigt, durch Siebe sortirt und in Nummern abgetheilt. Durch das Anbohren mittels einer durch einen Bogen mit Saite in Bewegung gesetzten hölzernen Spindel erhält der Granat eine flache Vertiefung, indem die oben und unten mit einem starken Eisendraht versehene Spindel (Bohrer) in senkrechter Stellung auf den Granat gestellt wird. Von dieser flachen Vertiefung aus werden sie durch Diamantsplitter durchbohrt, und zwar geschieht diese Durchbohrung je nach der Größe der Granaten entweder in der Richtung der kürzeren oder der längeren Are. Alle kleineren Granaten werden in der Richtung der kürzeren Are, durch die sogenannte Flächenare durchbohrt, von denen das 1000 $2\frac{1}{2}$—5 Loth wiegt. Es gibt aber auch größere Granaten, deren Form es nöthig macht, sie nicht nach der Höhenare, sondern ebenfalls nach der Flächenare zu durchbohren, während in der Regel alle größeren Steine in der Richtung der längeren Are durchbohrt werden. Durch das Schleifen erhält nun der Granat die gewünschte Form. Die durch Waschen und schwaches Glühen von anhängendem Oel und angesetztem Schmutz gereinigten Granaten, welche durch solche Behandlung auch eine größere Härte erlangen, werden nämlich entweder mittels Sandsteine, die gewöhnlich durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt werden, oder auch auf Bleischeiben unter Anwendung von Schmirgel geschliffen. Die kleinen, durch die Flächenare gebohrten Granaten erhalten beim Schleifen unregelmäßige Flächen, werden Glänzer genannt und sind die wohlfeilsten. Die größeren durch die Höhenare gebohrten Granaten werden entweder in der Form der sogenannten Oliven oder brillantirt geschliffen. Bei beiden stehen die Schliffflächen aufrecht; bei den Oliven haben die Steine nur zwei Reihen Facetten, wovon die eine die obere Hälfte umgibt, die andere die untere Hälfte. Die brillantirt geschliffenen Granaten dagegen haben vier Reihen Facetten, die man Ranten nennt und nie weniger als 24 Flächen. Ueberhaupt bestimmt die Beschaffenheit des Granats die Art des Schliffs, und nur bei den größeren richtet sie sich nach der gegebenen Bestellung. Hierauf erfolgt das Poliren auf einer horizontallaufenden Scheibe, die aus $\frac{3}{4}$ Zinn und $\frac{1}{4}$ Blei zusammengesetzt ist, unter Anwendung von Trippel. Die durch das Schleifen hervorgebrachten Flächen erhalten durch diese Manipulation den gehörigen Glanz.

Alle durchbohrten Granaten werden für den Verkauf aufgefaßt und heißen Schnurgranaten. Davon werden diejenigen unterschieden, welche zum Fassen bestimmt sind. Man gibt diesen eine flache Grundfläche und eine gewölbte, brillant geschliffene Oberfläche. Nach dem Poliren werden die Granaten nochmals durch sorgfältiges Waschen gereinigt. Sollen sie von einer sehr dunkeln Farbe sein, so werden die an und für sich dunkelsten Steine ausgelesen und in der Wärme mit Fett in Berührung gebracht. Mitunter wird das Färben durch Kochen mit Spänen von Brasilienholz bewirkt. Nach geschehener Reinigung werden die Granaten an rothe Seidenschnüre aufgefaßt. Man gebraucht dazu eine lange, dünne, biegsame Nadel. Gewöhnlich werden 1000 Stück auf eine bestimmte Zahl Schnüre gefaßt. Die zur Fassung bestimmten Granaten werden dutzendweise zusammengethan. Als eine Verzierung der Enden der Granatenschnüre werden dieselben mit Silberfäden durchflochten, wodurch das Roth der Granaten gehoben wird.

Gegenwärtig werden auch in Troppau und Teplitz Granatenarbeiten gefertigt, aber nur die größeren Steine und auch die orientalischen Granaten, die Almandine,

bearbeitet. Sie werden als Arm- oder Halsschmuck getragen. Der Betrieb im Großen macht sehr niedrige Preise möglich. Die kleinen Granaten werden gewöhnlich lothweise für desto geringeren Preis verkauft, je mehr auf ein Loth gehen; solche aber, von denen 24—30 Stück auf das Loth kommen, verkauft man stückweise. Sehr kostbar sind die schönen strianischen Granaten, von denen häufig ein Stein, achteckig, 8½ und 6½ Linien groß, mit 3500 Franken bezahlt wurde. Ein feuerrother Granat aus Ceylon, oval und 11 und 7 Linien groß, wurde mit 1000 Franken bezahlt. Aber auch von den böhmischen Granaten, wenn die Farben rein sind und sie obige Größen haben, ist das Stück mit 150—250 Franken bezahlt worden. Misfarbige und rissige Granaten werden gepulvert, geschlämmt und als Schleifmittel für andere Steine benutzt. Aus größeren tyroler und steiermärkischen Granaten werden Tabatieren und andere Luxusgegenstände geschliffen.

(*C. Reinwarth.*)

GRANATA (Francesco), italienischer Historiker, am 5. Febr. 1701 zu Capua geboren, widmete sich der Theologie und Jurisprudenz und erlangte nach der Beendigung seiner Studien in beiden Fächern die Doctorwürde. Er bekleidete verschiedene kirchliche Würden und wurde im J. 1757 von dem Papste Benedict XIV. zum Bischof von Sessa ernannt, wo er im J. 1771 starb. Er benutzte die Muße, welche ihm nach der Erfüllung seiner Amtspflichten blieb, zu gründlichen Forschungen über die politische und kirchliche Geschichte der Städte Capua und Sessa, und die Ergebnisse seines Fleißes (Storia civile della fedelissima Città di Capua. Napoli 1750—1756. 4. 3 Voll. Ragguaglio istorico della Città di Sessa. Napoli 1763. 4. und Storia sacra della Chiesa metropolitana di Capua. Napoli 1766. 4. 2 Voll., in welcher letzteren Schrift auch die vorhergehende aufgenommen ist) sind als Materialiensammlungen für die Geschichte Italiens von entschiedenem Werthe *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANATA (Giovanni Battista), berühmter italienischer Guitarrespieler und Componist für dieses undankbare Instrument, am Anfange des 17. Jahrh. zu Bologna geboren, gab eine Sammlung von Sonaten heraus (Soavi concenti di Sonate musicale per la chitarra spagnuola, livri diversi. Bologna 1659. 4.), welche lange Zeit sehr gesucht und beliebt war, jetzt aber selten geworden ist †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANATÄPFELSCHALEN enthalten neben adstringirendem und vielem Extractivstoffe auch viel gelbfärbendes Pigment. Sie ertheilen in Folge des letztern dem baumwollenen Gewebe mit der essigsauren Thonerde vorbereitet eine gelbe, ins Grünliche sich neigende Farbe, werden aber in der Zeugdruckerei selten allein verwendet, weil das Weiß im Granatapfelbade durch den Extractivstoff stark alterirt wird.

In Frankreich werden sie meistens als Zusatz beim Färben mit der Quercitronrinde gebraucht, um nicht blos Oliven, sondern auch intensive und glänzende Orange-, Kaneel- und chocolatenfarbige Abstufungen in Mitwirkung von Krapp zu erzeugen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß, wenn dem Krappbade mit Quercitronrindeabsud versetzt, die Temperatur beim Färben nicht hoch gegeben werden darf, weil sonst der Krapp das bereits entwickelte und aufgefärbte Quercitronpigment, sobald das Bad 32 Grad R. überschreitet, wieder austreibt, welches nicht geschieht, wenn man Quercitronrinde mit Granatäpfelschalen vermengt hat. Es empfiehlt sich daher ein solches Verfahren, um jene Farbenschattirungen in ihrem höchsten Glanze zu erhalten.

Die grauen Farbenabstufungen, welche durch verschwächte Eisenbeizen mit den Granatäpfelschalen erhalten werden, zeichnen sich abweichend von den Nuancen, die der Sumach, die weiße Seerosenwurzel, das Bablah und die Galläpfel liefern, aus. Sie erscheinen immer mit einem Stich ins Gelbliche, wie dieses bei allen fahlfärbenden Pflanzenstoffen der Fall ist, deren Pigment sich mehr dem gelbfärbenden nähert.

Mit chromsaurem Kali geben die Granatäpfelschalen auf Baumwollgewebe echtes bräunliches Gelb. Wenn 2 Theile Granatäpfelschalen mit 8 Theilen Wasser und 1 Theil Kupfervitriol kalt ausgezogen, mit dem Auszuge Kattune getränkt, einige Tage der Luft exponirt und nachher ausgewaschen werden, wird nach Runge ein dauerhaftes Bräunlichgelb erhalten. (*v. Kurrer.*)

GRANATBAUM (Punica granatum), ein Ziergewächs, heimisch in Südeuropa, Nordafrika und Mittelasien. Im südlichen Teutschland dauert er im Freien aus; in nördlichen Gegenden muß er den Winter über in das Glashaus oder in den Keller gestellt werden. Man unterscheidet den einfachen oder zahmen Granatbaum, den Granatbaum mit gefüllter rother Blüthe, den Granatbaum mit einfacher gelber Blüthe, den Granatbaum mit einfacher großer Blüthe und den Zwerggranatbaum. Die Fortpflanzung geschieht durch Nebensprossen, Stecklinge, Ableger und Pfropfen. Das Ausstoßen der mit eigenen Wurzeln versehenen Nebenschößlinge sucht man dadurch zu befördern, daß man die Wurzeln des alten Baumes nur mit wenig Erde bedeckt. Stecklinge macht man entweder von überjährigen Zweigen, die man im Februar ins Mistbeet steckt, oder von Zweigen getriebener Bäume. Man pflanzt die Stecklinge, sobald sie gehörig bewurzelt sind, bringt sie in ein warmes Beet, beschattet sie bei Sonnenschein, härtet sie nach und nach ab und stellt sie dann ganz frei. Zu Ablegern nimmt man junge, kräftige, vorjährige Triebe. Das Pfropfen geschieht Mitte Februar in den Spalt; man setzt die veredelten Stämmchen in ein mäßig warmes Haus, wo man sie Anfangs beschattet. Der Granatbaum liebt eine Erde, welche aus 3 Theilen gut verrottetem Kuh- oder Pferdemist, 2 Theilen Lauberde und 1 Theil Flußsand besteht. Anfangs

*) *Tipaldo*, Biografia degli Italiani illustri. Tom. VII. p. 462. Biographie générale. Tom. XXI. p. 632.

†) *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 81.

April wird der Baum aus dem Winterquartier genommen und ins Freie an einen warmen, gegen rauhe Winde geschützten Ort gestellt. Das Begießen im Frühjahre darf nicht eher geschehen, bis der Wurzelballen ausgetrocknet ist. Wenn aber der Baum im größten Wachsthume ist, muß er so oft begossen werden, als die Oberfläche der Erde trocken ist. Ende Frühjahr wird der Granatbaum an den Ort gestellt, welchen er den Sommer über einnehmen soll. Das Verpflanzen geschieht entweder zeitig im Frühjahre, ehe der Baum treibt, oder Anfangs Juni. Man verschneidet dabei den Wurzelballen und nimmt die Wurzeln, welche sich an den Topf oder Kübel angelegt haben, weg. Alljährlich im Frühjahre muß der Baum beschnitten werden, theils zur Reinigung von den ungesunden und dürren Theilen, theils um ihm eine schöne Form zu geben. Zum Treiben eignen sich am besten alte, nicht zu hohe Bäume der großen gefüllten Art, die den Sommer vorher reichlich geblüht haben und verpflanzt worden sind. Man stellt die Bäume in ein Haus, das eine Temperatur von + 15—20° R. hat, nahe an den Ofen auf eine Stellage, erhält die Wärme möglichst gleichmäßig, gießt oft und bespritzt zuweilen. Der Zwergbaum verlangt eine etwas abweichende Cultur. Derselbe liebt eine leichte, mit etwas Sand vermischte Haideerde und mäßige Feuchtigkeit. Sobald sich im Herbst die Knospen zeigen, verlangt er mehr Wärme und ist dann in ein mäßig warmes Haus oder in ein Mistbeet zu stellen. Im Winter verlangt er mehr Wärme als die andern Arten. Hält man die Zwerggranate im Zimmer, so muß man ihr alle Jahre im Februar frische Erde, halb Laub- und halb fette Gartenerde, geben. Sie verlangt viel frische Luft und im Sommer viel, im Winter dagegen wenig Wasser. Um alljährlich viel Blumen zu erzielen, versetzt man die alten Bäume nur alle drei Jahre in größere Töpfe, versieht diese mit Kuhdünger und beschneidet die Bäume im Herbst, indem man das vorjährige Holz zurückschneidet. Die Stecklinge macht man von im Frühjahre getriebenen Exemplaren. Die jungen Pflanzen müssen im ersten Jahre stets unter Fenster bleiben. Die außen rothen, innen gelben, mit einem lederartigen rothen Kelch gekrönten, bei der Reife aufspringenden, ein angenehm säuerlich schmeckendes Mark mit vielen purpurblauen Kernen enthaltenden Früchte (Granatäpfel) sind ebenso wie die Wurzel officinell. Beide dienen als Mittel gegen den Bandwurm. (Dr. *William Löbe.*)

GRANATBAUM (Mat. med.). Von dem im nördlichen Afrika einheimischen, jetzt aber auch im ganzen südlichen Europa und im Orient bis nach Ostindien vorkommenden Granatbaume (Punica granatum) sind verschiedene Theile in medicinischen Gebrauch gekommen.

a) Die Granatwurzelrinde (Cortex radicis Granati) war schon Dioscorides als wurmtreibendes Mittel bekannt und behauptet neben allen neueren Wurmmitteln noch immer ihr wohlverdientes Ansehen. Die Rinde muß von wildwachsenden Bäumen gesammelt werden, wenn sie gehörig wirken soll. Die getrocknete Rinde, außen gelblichbraun und runzlich, innen gelblich, etwa 1 Linie dick, ist geruchlos und schmeckt zusammenziehend. Sie enthält Harz (Punicin), Gerbsäure und Gallussäure, Zucker (Mannit), eine wachsartige Substanz. Von mittleren Gaben dieser Wurzel entsteht Kolik, Brechneigung, vermehrter Stuhl; große Dosen bewirken eine stärkere Reizung des Darmes (heftigere Leibschmerzen, Durchfall und Erbrechen, Schwindel, Zittern) und dabei werden etwa vorhandene Bandwürmer meistens ertödtet und abgeführt. Man benutzt deshalb diese Rinde zur Abtreibung des Bandwurms. Am besten gibt man ein Decoct von 1—2 Unzen Rinde innerhalb 2 bis 3 Stunden; weniger geeignet ist die Pulverform, ½—1 Drachme in rasch auf einander folgenden Gaben. Um die Einführung des kräftigen Mittels zu erleichtern, hat man auch wol ein Extractum Punicae granati (mit Weingeist und Wasser bereitet) und ein Extractum aethereum Punicae granati dargestellt.

b) Die Granatblüthen (Flores Granatorum, Flores Balaustiorum), im frischen Zustande hochroth, getrocknet dunkelroth, geruchlos und von herb zusammenziehendem Geschmacke, sind wegen ihrer adstringirenden Wirkung gegen Diarrhöen empfohlen worden, aber auch selbst gegen Wechselfieber zu 20—30 Gran pro dosi.

c) Von den Früchten des Granatbaums werden da, wo die Pflanze einheimisch ist, die Samen (Semina granati), die mit einem sauren styptischen Safte erfüllt sind, als kühlendes und zusammenziehendes Mittel bei Fieber benutzt, besonders bei sogenannten biliösen Fiebern. Außerdem hat man die lederartige Schale (Cortex Granatorum, Malicorium) der reifen Früchte, die in der Heimath des Granatbaums bisweilen als Gerbstoff dienen, als Adstringens bei atonischen Halsgeschwüren und bei Fluor albus äußerlich angewendet, ja man hat sie auch innerlich zu ½ Drachme pro dosi bei chronischen Durchfällen und Dysenterien gegeben. Rehmann bemühte sich sogar, der Granatschale als Surrogat der Chinarinde eine Stelle zu gewinnen.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GRANATBAUM (der), in der Bibel. — Dieser mäßig hohe Baum, hebräisch רִמּוֹן, portugiesisch, vielleicht davon abgeleitet, Romaas, griechisch ῥοιὰ (böotisch μίδη) [1], lateinisch Punica arbor [2], nach Linné Punica granatum, wuchs ziemlich häufig in Kanaan [3], wo er vielleicht mehren mit רִמּוֹן zusammengesetzten Ortschaften den Namen gegeben hat, wenn man, wie viele Ausleger meinen, diesen Zusatz nicht anders deuten will. Auch im Talmud oft erwähnt [4], wurde der Baum wegen seiner Frucht sehr hoch geschätzt. Indessen scheint er wie gegenwärtig, so auch in der biblischen Zeit innerhalb Palästina's nicht so häufig gewesen zu sein wie etwa der Weinstock und der Feigenbaum, mit welchen er meist zusammengenannt wird. Außerdem fand und findet er

1) *Athen.* XIV, 650. 2) *Plin.* Nat. Hist. XIII, 38 a. 3) 4 Mos. 13, 24; 5 Mos. 8, 8; 1 Sam. 14, 2; Joel 1, 12; Hagg. 2, 10; vergl. Hoheslied 4, 3. 13; 7, 12. Scholz, Reise S. 140. 4) Berachoth 6, 8.

sich auch nicht selten in Syrien, Arabien [5]), Aegypten [6]), im übrigen Nordafrika, besonders bei Karthago, in Ost- und Westindien, sowie an mehren Stellen von Südeuropa, z. B. in Italien bei Monte Cassino und anderwärts [7]). Sowol zahm als auch wild wachsend, gehört er unter die strauchartigen Bäume, da er eine Höhe von nur 8—10 Fuß erreicht. Sein Stamm ist gerade und hat viele Seitensprossen, eine röthliche Rinde; seine gestielten Blätter sind lanzettförmig, hellgrün, seine Blüthen einzelstehend, groß, sternförmig, geruchlos, von hochrother Farbe, seine Früchte rund, auswendig roth, inwendig gelb [8]). Bei den Römern hieß die Frucht malum Punicum oder malum granatum [9]); sie hat die Größe einer Orange, nämlich 3—4 Zoll im Durchmesser. Sie enthält in zwei Kammern viele, selbst neun und mehr Fächer, von denen jedes mehre Kerne oder Samen einschließt, ist sehr fleischig und saftig [10]). Im Orient während des Augustmonates zur Reife gelangend, wird sie dort noch jetzt sehr gern genossen, theils in ihrer natürlichen Gestalt, theils indem man einen Saft daraus preßt, welchen man gähren läßt und so in eine Art von Wein verwandelt [11]). Sie diente im Alterthume vielfach als Vorbild zu Schmucksachen, indem man z. B. den Knäufen oder Kapitälen der Säulen im Salomonischen Tempel künstliche Granatäpfel anbildete [12]) und solche auch als Stickerei an den hohenpriesterlichen Gewändern anbrachte [13]). Ueber diese Verwendung vergl. Bähr, Symbolik II, 122 fg.; Meyer, Blätter für höhere Wahrheit X, 83. Philo gibt dieser Symbolik eine mystische Deutung [14]). Bei den späteren Juden benutzte man die Größe des Granatapfels als Maß [15]). — Für die Literatur sind außer den größeren botanischen Werken der neueren Naturforscher zu benutzen: *J. J. Scheuchzer*, Physica sacra (Augsburg 1731—1735. 5 Bde.; die Kupfer dazu 1727—1728); *T. M. Harris*, Natural History of the bible (London 1824); S. Oedmann, Strödda Samlingar utur Naturkunnigheten til den hel. Skrifts uplysning (Upsala 1785 fg.); *M. Hiller*, Hierophysicon sive commentarius in loca s. s., quae plantarum faciunt mentionem (Utrecht 1725); *O. Celsius*, Hierobotanicon sive de plantis s. s. disertt. (Upsala 1745 und 1747); G. B. Winer, Biblisches Realwörterbuch. 1. Bd. 3. Ausgabe. (Leipzig 1847.) S. 445. 446. (*J. Hasemann.*)

GRANATE, GARNELE, ein Schalenthier, das zu Millionen an der oldenburgschen und hanöverschen Küste während des ganzen Sommers gefangen wird. Gekocht sind sie eine sehr beliebte Delicatesse; was in der Ausscheidung der zur Verzehrung unbrauchbaren größern Stücke im Siebe durchfällt, dient als vortreffliches Düngmittel. In der neuesten Zeit bereitet man die Garnelen als Düngmittel förmlich zu, indem man sie auf einer Darre trocknet, pulvert und als Düngmehl in den Handel bringt, welches sehr stickstoffhaltig ist, rasch wirkt und dem Guano kaum nachsteht.

(Dr. *William Löbe.*)

GRANATE, GRENADE, ist eine gußeiserne Hohlkugel, ein Hohlgeschoß, welches im Allgemeinen die Bestimmung hat, mittels des in seinem inneren Raume, in die Höhlung gebrachten Pulvers — die Sprengladung — am Ziele zu zerspringen, zu crepiren und durch die umherfliegenden Stücke zu wirken. Die Entzündung der Sprengladung geschieht mittels eines in dem Mundloche der Granate befindlichen Zünders, der beim Abfeuern des Schusses durch die Schußladung entzündet wird und während der Flugbahn des Geschosses langsam fortbrennt. Das Mundloch ist eine kleine aus der Höhlung nach der Oberfläche des Geschosses gehende konische Oeffnung, der Zünder aber ist eine aus sehr trockenem Buchen-, Eschen-, Linden- oder Birkenholz gefertigte, inwendig glatt ausgebohrte Röhre, ohne Aeste und Risse, die den Durchmesser der Hohlkugel zur Länge, den Durchmesser des Mundloches zur Stärke hat. Sie wird an ihrem unteren Ende schräg abgeschnitten und mit dem Zündersatze — einer Mischung aus Kohlen, Schwefel, Salpeter und Mehlpulver — ausgeschlagen. Auch werden die Zünder von Doppelpapier gefertigt und gleich anderen Hülsen geschlagen, dann aber in die hölzerne Röhre — Brandröhre — geschoben, um auf diese Weise die Nachtheile des Auffspringens der letzteren oder des Losbrennens des Satzes in derselben zu vermeiden. Oben wird etwas Zündschnure — drei- bis vierfach zusammengedrehtes baumwollenes Garn in Anfeuerung (Branntweinteig) getränkt und mit Mehlpulver bestreut — kreuzweise in dem Zünderkopfe — befestigt. Ehe die Zünder in die Hohlkugel eingesetzt werden, müssen die Sprengladungen derselben eingeschüttet werden, damit diese Körper nicht allein als gewöhnliche Projectilen, sondern auch durch ihr Zerspringen wirken. Neben dem Pulver zur Sprengladung kommt gewöhnlich noch etwas Geschmolzenzeug — eine Mengung von gebrochenem Salpeter, ganzem Schwefel und Mehlpulver — in den Hohlkörper, um bei dem Beschießen der Wohnplätze auch die etwa vorhandenen brennbaren Gegenstände anzuzünden. Die Menge des zu jener erforderlichen Pulvers hängt von der Stärke und Beschaffenheit des Eisens ab, woraus die Granaten gegossen sind, weil ein zäheres Eisen mehr Pulver erfordert als ein spröderes. Gewöhnlich wird die Sprengladung mit einem Trichter, darauf das Geschmolzenzeug eingebracht und zuletzt der Zünder in jede Granate eingetrieben, sodaß er mit dem Kopfe dicht auf die Granate aufstößt. Der Zünder wird nun noch mit einer Wachsleinwandplatte bedeckt, welche mit Leim bestrichen, unter dem Kopfe mit Bindfaden festgebunden und an die Granate geklebt wird. Zur leichteren Handhabung beim Laden werden in jede Granate, von der

5) Niebuhr, Beschreibung S. 148. 6) 4 Mos. 20, 5; vergl. Pococke, Morgenland I. S. 319. 7) Ueber seine jetzige Verbreitung vergl. z. B. Ritter, Erdkunde XI. S. 549 fg. 8) Hoheslied 4, 3; vergl. *Celsius* I, 175. 9) *Plin.* Nat. Hist. XIII, 34; XVI, 36; *Marcell.* Med. c. 27. 10) *Plin.* Nat. Hist. XIII, 34. 11) *Dioscor.* V, 34; *Plin.* Nat. Hist. XIV, 19; Hoheslied 8, 2. 12) 1 Kön. 7, 18; 20, 42; 2 Kön. 25, 17. 13) 2 Mos. 28, 33. 34; Jerem. 52, 22. 23; 1 Kön. 7, 8. 14) Opp. II, 153. 226. 15) Masor. Chelim. 17, 1. 4.

siebenpfündigen aufwärts, sowie in jede Brandgranate zwei eiserne Oesen mit eingegossen. Die zum Feldgebrauch bestimmten Granaten werden verpicht, bei allen übrigen geschieht dies nicht, weil sie erst kurz vor dem Gebrauch geladen werden. Bei der Verwendung der Granaten zum Gebrauch wird auf die vorschriftsmäßige Größe und auf sphärische Rundung gesehen. Die Oberfläche des Eisens muß überall dicht und eben sein und das Gewicht der Kugel in den vorschriftsmäßigen Grenzen liegen. Sie dürfen keine Sprünge haben, was man durch Anschlagen mit dem Hammer an ein aufgehängtes Geschoß aus dem Klange erfährt. Der Guß der Granaten geschieht in Sand, indem ein aus Lehm gemachter und gebrannter Kern in die Form eingesetzt und alsdann die Hohlkugel über demselben concentrisch in Sand gegossen wird.

Wenn die Granate alles Vorstehende mit der Bombe gemein hat, so unterscheidet sie sich von derselben dadurch, daß sie nur bei Haubitzen, theilweise auch bei Kanonen, die Bombe aber nur bei Mörsern zur Anwendung kommt und dem entsprechend namentlich die Zündereinrichtung verschieden ist.

Die nach dem Kaliber der betreffenden Geschütze verschiedene Größe der Granate wird entweder in Zollen der Länge des Durchmessers angegeben, oder nach dem freilich mehr oder weniger eingebildeten Gewicht einer steinernen Vollkugel, die mit dem Geschoß von gleicher Dicke ist, und letztere Benennungsart ist, obwol ungenauer, die gebräuchlichere. So hat man Granaten, deren Durchmesser zwischen 4 und 9 Zoll liegen, die einem Gewichte von 12—60 Pfund entsprechen. Im Feldkriege kommen nur die kleineren, bis zu den sechszölligen, im Festungskriege dagegen sämmtliche Arten zur Anwendung. Bei Schießübungen erhalten die Granaten in der Regel nur eine Ausstoßladung zum Herauswerfen des Zünders. An diesen wird dann ein Stück Zündschnur gebunden und außer der Ladung etwas Zündpapier in das Hohlgeschoß eingelegt. Das Mundloch solcher Granaten, die keinen Zünder erhalten sollen, wird mit einem Holzpfropfen geschlossen.

Das wesentlichste Motiv für den Gebrauch der Granaten ist ihre Sprengwirkung. Diese macht sich vorzugsweise gegen Truppen geltend, die in Masse stehen. Auch werden sie gegen geschlossene Cavalerie angewendet, wo die unter den Pferden hervorgebrachte Verwirrung den Effect noch erhöht. Obgleich die Sprengstücke mehre hundert Schritt weit umherfliegen, so hat das Crepiren der Granate doch nur dann vollständigen Erfolg, wenn es in nächster Nähe der feindlichen Truppen stattfindet. Gegen Erdwerke wirkt die um einige Zoll über ihre ganze Dicke tief eingedrungene Granate durch ihr Crepiren minenartig und dient namentlich zur Zerstörung der Schartenbekleidungen. Gegen Schiffe kann die treffende Granate nach dem Durchschlagen der Wand oder des Decks im Innern crepiren, oder sie crepirt dicht über dem Schiffe, um die Mannschaft und die Takelage zu beschädigen. Die Mittelzahl der Sprengstücke ist etwa 16; das Gewicht derselben liegt bei den kleineren Granaten zwischen 3 Loth und 3 Pfund, bei den größeren zwischen ½ und 10 Pfund.

Beim Entladen der Granaten ist die größte Vorsicht anzuwenden. Der Zünder wird mittels der Zündermaschine herausgehoben; Ladung und Geschmolzenzeug werden behutsam ausgeschüttet und demnächst ausgesiebt. Ist der Zünderkopf abgebrochen, so wird der Zünder mit Wasser benetzt, der Satz etwas über die Eisenstärke ausgebohrt, der Zünder in das Hohlgeschoß gestoßen, aus demselben die Ladung u. s. w. herausgeschafft, Wasser hineingegossen, wenn dasselbe nach Verlauf einer Viertelstunde wieder ausgegossen, der Zünder mit einem eisernen Meißel zersplittert.

Ein besonderer Zweck des Granatfeuers ist das Inbrandstecken von Dörfern und Gehöften, die der Feind besetzt hat, und von Magazinen. Wenn dies schon mit den gewöhnlichen Granaten möglich ist, so hat man speciell für gedachten Zweck noch eine besondere Art: die Brandgranate. Sie hat nur schwache Eisenstärke und außer dem Mundloche mehre Brandlöcher um dasselbe. Ihre größere Höhlung nimmt außer der verhältnißmäßig geringen Sprengladung, die hier durch einen besonderen, in seiner Mitte mit einem Loch für den Zünder versehenen Boden abgeschlossen ist, noch eine intensiv brennende Mischung, den Brandsatz, auf. Dieser Brandsatz besteht aus 75 Theilen gekleintem Salpeter, 25 Theilen pulverisirtem Schwefel, 7 Theilen Mehlpulver und auf jedes Pfund dieser Mischung 10 Loth Kolophonium, die ersteren Bestandtheile werden bis zu 12 Pfund mit Metallkugeln 2 Stunden lang in der Mengtrommel bearbeitet. Das Kolophonium wird in einem Grapen geschmolzen, der Satz schaufelweise eingeschüttet und unter das Kolophonium gerührt. Mit Blechkellen wird der heiße Satz aus dem Grapen genommen, mit hölzernen Spateln in das Geschoß gebracht, mit dem Stopfholze darin vertheilt und festgestopft. Die Brandlöcher erhalten dabei hölzerne Stöpsel (Brandlochfutter), welche in der Mitte ein ½ Zoll weites Loch haben, zuletzt auch das Mundloch. Sämmtliche Futter werden nun etwas unter die Oberfläche des Geschosses versenkt und durch die Ausbohrung jedes derselben wird ein Satzröhrchen in den noch heißen Satz eingetrieben. Man feuert dieselben an, streut Mehlpulver darauf, deckt eine passende Papierplatte darüber und klebt über diese noch eine zweite an dem Geschosse fest. Bei diesen Granaten entzündet sich der Brandsatz durch das Abfeuern sofort, brennt während des Fluges des Geschosses und nach dem Niederfallen desselben noch mehre Minuten, indem heftige Flammen aus dem Mundloche und den Seitenbrandlöchern strömen, um schließlich, nachdem der im Brandboden befindliche kleine Zünder Feuer gefangen hat und durchgebrannt ist, zu crepiren und den noch nicht verzehrten Brandsatz umherzuschleudern.

Außer den oben genannten hat man noch Spiegelgranaten. Sie haben etwa 3 Zoll Durchmesser und sind bestimmt, in Mengen von je 25—30 Stück aus großen Mörsern geworfen zu werden. Der Ge-

brauch derselben kommt nur im Festungskriege auf kleinen Entfernungen bis etwa 150 Schritt vor. Zum Werfen der Spiegelgranaten bedient man sich eines hölzernen Hebespiegels, welcher diesen Geschossen einen gleichmäßigen Stoß und mehr Triebkraft geben soll. Der Hebespiegel hat in der Mitte ein rundes Loch zum Durchschlagen des Feuers. Ein Wurf Spiegelgranaten enthält aus dem 50pfündigen Mörser 25, aus einem Steinmörser 30 Stück. Dergleichen Granaten können auch einzeln mit der Hand geworfen werden, nachdem der Zünder mittels einer Lunde in Brand gesetzt worden, was ebenfalls nur im Festungskriege auf ganz nahe Entfernung vorkommt. In früherer Zeit wurden hierzu Infanteristen verwendet, daher noch der Name Grenadiere, der jetzt lediglich als Ehrenbezeichnung einzelner Regimenter fortbesteht. Die Granaten wurden deshalb auch Handgranaten genannt. Der Grenadier, der sie werfen sollte, steckte die Brandröhre vermittels einer Lunte an und warf die Granate unter die Feinde. Allein da die Granaten auf solche Weise eben nicht sehr weit mit der Hand geworfen werden konnten, die Methode überhaupt eine Menge Unbequemlichkeiten und persönliche Gefahren mit sich brachte, so ist sie ganz abgeschafft worden.

Neuerdings sind Shrapnelgranaten (nach ihrem Erfinder benannt), eigentlich Kartätschgranaten, eingeführt worden. Dieselben nehmen eine große Anzahl Bleikugeln auf, erhalten loses Pulver zum Sprengen, Zünder zum Entzünden. Wenn die Granate zur gehörigen Zeit crepirt, fliegen die Bleikugeln alle vorwärts und schlagen in das Ziel ein.

Die noch gangbarn Handmörsergranaten haben etwa 4 Zoll Durchmesser. Es sind Bomben, die aus kleinen tragbaren Mörsern geworfen werden.

Die älteste Spur von Bomben befindet sich bei Elmacius, welcher erzählt, daß Hagiagäus im J. 690 Mekka belagert und vermittels des Naphtha und des Feuers Geschosse auf die Caba geworfen habe, welche ihre Dächer zerschmetterten, anzündeten und in Asche legten. Auch sollen die Türken im J. 1522 sich der Bomben bei der Belagerung von Rhodus bedient haben. In Frankreich sind die Bomben um das Jahr 1634 durch englische Ingenieurs bekannt geworden. Man leitet den Namen Bombe von dem italienischen bombo, ribombo, ribombare, krachen, knallen, ertönen ab. Der Granaten erwähnt zuerst Vannuccio Biringoccio in seiner 1558 herausgegebenen Pyrotechnia.

(*C. Reinwarth.*)

GRANATEEN, eine von De Candolle aufgestellte Pflanzenfamilie, welche von andern Systematikern mit den Myrtaceen vereinigt wird. Sie haben 5—7 lederartige, klappige, am Grunde, in eine dem Fruchtknoten angewachsene, oberhalb verengerte Röhre verwachsene Kelchblätter. Die 5—7 dachziegelig sich deckenden Kronblätter sind dem Schlunde des Kelchs eingefügt. Die zahlreichen, vielreihigen Staubgefäße sind der Kelchröhre eingefügt und eingeschlossen, die Fäden sind frei, die Beutel liegen auf. Fruchtknoten aus mehren, in zwei Reihen über einander stehenden Früchtchen, in der untern Reihe 5—9 im Quirl, mit centralen, in der oberen 3 mit fast wandständigen Placenten. Fächer vieleiig, Eichen aufsteigend. Griffel fadenförmig, einfach. Narbe kopfförmig. Samen zahlreich, mit saftiger Hülle. Samenkeim ohne Eiweiß, gerade; Keimblätter blattartig, spiralig aufgerollt.

Lindley ist dagegen der Ansicht, daß die Granateen als keine besondere Familie anzusehen seien, sondern zu den Myrtaceen gehören und von diesen nicht einmal als Abtheilung unterschieden zu werden brauchen. Er sagt darüber: die Frucht des Granatbaums wird von Gärtner und De Candolle beschrieben als durch eine horizontale Querwand in zwei ungleiche Abschnitte getheilt, von denen der obere aus 5—9, der untere aus 3 Fächern besteht, als seien die Fächer beider durch häutige Scheidewände getrennt und als wenn die Placenten der obern Hälfte von dem Rücken nach dem Mittelpunkte und die von der untern unregelmäßig von ihrem Boden verlaufen und von Don als ein fleischiger, von der Kelchröhre in einer einfächerigen Beere gebildeter Boden, mit einer schwammigen Placente angefüllt, welche in eine Anzahl unregelmäßiger Fächer ausgehöhlt ist. In der That findet man bei der Untersuchung eines Granatapfels, daß er mehr oder weniger mit diesen beiden Beschreibungen übereinstimmt. Aber es ist klar, daß eine auf diese Art beschriebene Frucht mit allen bekannten Gesetzen, nach welchen sich zusammengesetzte Früchte bilden, im Widerspruche steht. Es ist jedoch Nichts gewöhnlicher, als daß die ursprüngliche Bildung der Früchte durch Vergrößerungen oder Verminderungen oder Veränderungen, welche ihre Theile während ihres Fortschreitens zur Reife erfahren, undeutlich wird. Es ist daher immer wünschenswerth, von der Bildung des Fruchtknotens aller Früchte, welche nicht offenbar mit den gewöhnlichen Gesetzen der Fruchtbildung übereinkommen, einen deutlichen Begriff zu erlangen. Nun zeigt aber ein Durchschnitt des Fruchtknotens des Granatbaums in verschiedenen Richtungen, wenn er um die Zeit der Entfaltung der Blüthen, ehe noch die Befruchtung stattgefunden, ausgeführt wird, daß derselbe in der That aus zwei Reihen Früchtchen besteht, von denen drei oder vier die Are umgeben und in dem Boden der Kelchröhre liegen und daß eine Anzahl von 5—10 diese umgeben und an dem oberen Theile der Kelchröhre anhängen. Die Placenten dieser Früchtchen hängen unregelmäßig an dem Rücken und an der Vorderseite ihrer Fächer und so gibt die zuletzt von den Samen erlangte Stellnng ihm das anomale Ansehen, welches es in der reifen Frucht annimmt. Wenn diese Ansicht von der Bildung der Granate richtig ist, so besteht ihre Eigenthümlichkeit darin, daß sie in einer Ordnung, deren Früchtchen nur eine einfache Reihe um die Are einnehmen, Früchtchen in zwei Reihen, eine über der andern besitzt, in Folge der Zusammenziehung der Kelchröhre, von welcher sie entspringen. Es gibt nun aber mehre Beispiele einer ähnlichen Anomalie unter Gattungen derselben Ordnung und man findet sie auch unter

Arten derselben Gattung. Beispiele der letztern sind Nicotiana multivalvis und Nolana paradoxa und von der erstern Malope unter den Malvaceen; vielfrüchtige Ranunculaceen, wie mit Nigella verglichen und vielfrüchtige Rosaceen mit Spiraea verglichen. Bei Prunus wurde eine monströse Blüthe beobachtet, wo eine Anzahl Früchtchen um eins in der Mitte und auch in Folge der Lage auf dem Kelche über demselben saßen und endlich wird eine dauernde Varietät des Apfels beschrieben, welche genau das für die Pomaceen ist, was Punica bei den Myrtaceen. Diese Pflanze besitzt nach der Regel 14 Griffel und 14 Fächer, in zwei horizontalen, parallelen Ebenen geordnet, nämlich fünf in der Mitte und neun an der Außenseite, kleiner und näher an der Spitze, ein Umstand, welcher sicher aus dem Vorhandensein einer äußeren Reihe von Früchtchen erklärt werden muß. Wenn man die Anomalie in der Bildung der Frucht von Punica auf diese Weise erklärt, so bleibt Nichts, wodurch sie sich von den Myrtaceen unterscheidet, als ihre Blätter ohne Randader, die zusammengerollten Keimblätter und die in einer saftigen, breiartigen Hülle liegenden Samen. Es finden sich jedoch deutliche Spuren von Punkten in den Blättern und die Vereinigung der gebogenen Adern, welche bei den Myrtaceen das Ansehen von einer Randader erzeugt, hat, obgleich weniger regelmäßig, bei Punica statt; die zusammengerollten Keimblätter bei Punica sind nur in den Myrtaceen das, was die von Chamaemeles bei den Pomaceen, eine merkwürdige, aber unwichtige Ausnahme von der allgemeinen Bildung und das einzige Merkmal der breiartigen Umhüllung der Samen kann zur Aufstellung einer Familie der Granateen nicht für hinreichend gehalten werden.

Zu dieser Familie rechnete De Candolle nur die eine Gattung Punica, deren Charakteristik natürlicher Weise mit jener der Familie identisch ist. Die Gattung selbst ist nur durch zwei Arten vertreten, welche schon Linné kannte.

1) Punica Granatum *Linné.* Ein kleiner, sehr ästiger Baum oder ein Strauch von 6—9 Fuß Höhe, dessen Aestchen in Dornen ausgehen und mit grauer, an den jungen Trieben rother Rinde. Die Blätter sind länglich-lanzettlich, nach dem Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, ganzrandig, kahl, glänzend, die unteren stumpf, die oberen spitz, die der Aeste büschelig, die der jungen Triebe wechselständig. Die fast stiellosen, sehr ansehnlichen, schönen Blüthen stehen einzeln oder zu 2—3 beisammen. Der Kelch ist fleischig, korallenroth, glänzend. Die scharlachrothen Blumenblätter sind noch einmal so lang als die Kelchzipfel. Die Staubfäden sind ebenfalls roth, die Beutel gelblich. Die plattkugelige, röthlichbraune Frucht hat die Größe eines Apfels, das rothe Mark derselben ist erfrischend.

Der Granatbaum stammt aus Mauritanien, von wo er nach Südeuropa eingewandert und dort vollständig eingebürgert ist. In Gärten ändert er mit weißgefleckten oder ganz weißen und gefüllten Blumen ab. Bekannt und geschätzt ist die Wirksamkeit der Wurzelrinde des Granatbaums als Mittel gegen Bandwurm.

2) Punica nana *Linné.* Ein Strauch mit linealischen Blättern.

Auf den Caribäen und in Südamerika einheimisch. (*Garcke.*)

GRANATIN, GRANADIN, GRENADIN, eine in der Wurzelrinde des Granatbaums gefundene krystallinische süße Substanz, welche mit dem Mannit (Mannazucker) identisch ist.

Granatin ist ferner ein von Länderer so bezeichneter, aus den unreifen Granatfrüchten mit Alkohol ausgezogener krystallinischer bitterer Stoff, welcher sich in Säuren löst, aber durch Salpetersäure blutroth gefärbt und in eine wachsartige Substanz verwandelt wird. (*C. Reinwarth.*)

GRANBERG (Per Adolf), schwedischer Dichter und Historiker, im J. 1770 zu Götheborg geboren, widmete sich Anfangs dem Geschäftsleben und war einige Zeit Inhaber einer Buchdruckerei zu Stockholm. Im J. 1825 wurde er zum Secretair der schwedischen Akademie der Agricultur gewählt. Er entwickelte in dieser Stellung einen rühmlichen Eifer, zeigte aber eine besondere Vorliebe für historische Studien, wie er denn auch einer der ersten Stifter der Gesellschaft zur Veröffentlichung der auf die schwedische Geschichte bezüglichen Urkunden war und sich durch eine Reihe historischer Schriften großen Ruhm erwarb. Als die vorzüglichste derselben betrachten, wie es scheint, seine Landsleute die Geschichte der kalmarischen Union (Kalmare Unionens Historia. Stockh. 1807—1811. 8. 2 Voll.), an welche sich die Kriegsgeschichte Skandinaviens von dem Bruche der Union von Kalmar bis zu dem Frieden nach dem Tode Karl's XII. (Skandinaviens krigs Historia ifrån Kalmare föreningens upphäfande till freden efter Carl XIIs död. Ibid. 1821. 8.) anschließt. Seine Lobreden auf Sten Sture (1804) und auf Arel Oxenstjerna (1809) wurden von der schwedischen Akademie eines Preises würdig befunden; auch seine übrigen historischen Schriften werden, da sie sich auf die besten Quellen stützen und manche derselben zuerst mittheilen, ihren Werth nicht verlieren. Hierher gehören seine Schilderung des letzten Regierungsjahres des Königs Gustav Adolf (Historisk tafla af konung Gustaf-Adolphs sednare regeringsår. Stockh. 1810—1811. 8. 3 Voll.), welche zur Rechtfertigung der Revolution von 1809 dienen soll; die Geschichte Skandinaviens unter den Königen aus dem Geschlechte der Folkunger (Skandinaviens Historia under konungarne of Folkunga ätten. Ibid. 1819. 8. 2 Voll.) und die Geschichte und Beschreibung der Stadt Götheborg (Staden Götheborgs historia och beskrifning. Ibid. 1814—1815. 8. 2 Voll.). Zur Erläuterung des Zustandes des Verkehrs, der Industrie und der Finanzen in Schweden sowol in älterer als auch in neuerer Zeit dienen die Geschichte der Schiffahrt auf dem Trollhättakanal (Trolhätta Kanalfartens historia); die beiden

Abhandlungen über die Finanzen Schwedens im Mittelalter und unter der Regierung Gustav Wasa's (Om Svenska Kammarverket under Medelalderen; Om Svenska Kammarverket under K. Gustaf Is. regering), welche von der schwedischen Akademie gekrönt wurden; die Uebersicht des finanziellen Zustandes Schwedens während des gegenwärtigen Jahrhunderts bis auf unsere Tage (Öfversigt af Sveriges penninge väsende under förra seklet till närvärande tid) und Jahresberichte der Gesellschaft zur Beförderung der inländischen Seidenzucht (Arsberättelser af sällskapet för inhemsk Silkesodling). Eine ganz vorzügliche Beachtung verdient noch sein Versuch einer schwedischen Statistik (Utkast till en svensk statistik. Stockh. 1816. 8.), das erste Werk, welches die schwedische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Granberg lieferte außerdem noch zahlreiche historische und statistische Abhandlungen und Aufsätze in verschiedene Sammlungen und Zeitschriften; auch erwarb er sich einen ausgebreiteten Ruf als Dichter, obschon er mehr an der alten Schule festhielt und den Neuerungen der Romantiker abhold war. Er befaßte sich hauptsächlich mit dem Drama und im J. 1812 gewann er den von der Akademie für das beste lyrische Trauerspiel ausgesetzten Preis durch seinen „Jörund" (abgedruckt in den Sv. Akad. Handl. 1796. Del VI), welcher aber auf der Bühne ebenso wenig Glück machte, als die Mehrzahl seiner übrigen Stücke; den meisten Beifall fanden sein „Svante Sture," der fast ein halb Hundert Vorstellungen erfuhr, und „Karl Knutson's Tod" (Karl Knutsons död. Trag. Stockh. 1823. 8.). Der Dichter verräth in allen seinen Schauspielen, welche auch gesammelt erschienen (Dramatiska Skrifter. Stockh. 1811. 8. und Nyare dramatiska Skrifter. Ibid. 1826. 8.), tiefes Gefühl, aber wenig Einbildungskraft und noch weniger dramatisches Talent. Außer den Dramen gab er noch ein Bändchen kleinerer Poesien (Skaldestycken. Stockh. 1813. 8.) und eine gelungene Nachahmung des didaktischen Gedichtes „Die Unsterblichkeit" von Delille heraus. Er starb im J. 1841 zu Stockholm *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANBY (John Manners), Marquis von, englischer General und Staatsmann, am 2. Jan. 1721 geboren, war der älteste Sohn des Herzogs von Rutland, betrat sehr jung die politische Laufbahn und wurde, als er kaum das gesetzliche Alter erreicht hatte, zum Mitglied des Unterhauses gewählt, in welchem er dreimal die Stadt Grantham vertrat. Als der Prätendent Karl Eduard, der letzte Fürst des vertriebenen Hauses Stuart, im J. 1745 einen Einfall in Schottland wagte, warb Granby, ein eifriger Anhänger des Hauses Hanover, auf seine eigenen Kosten ein Infanterieregiment, an dessen Spitze er in der Schlacht von Culloden (27. April 1746), welche das Schicksal Eduard's entschied, tapfer focht. Die Freude über diesen glücklichen Erfolg erweckte in ihm die Lust zum Kriegsdienste und er ließ sich in das königliche Heer einreihen. Nachdem er schnell die unteren Grade durchlaufen hatte, wurde er im J. 1755 zum Major und im J. 1758 zum Obersten der Leibgarde zu Pferde ernannt. Im folgenden Jahre rückte er zu dem Grade eines Generallieutenants vor und in dieser Eigenschaft machte er die zweite Hälfte des siebenjährigen Krieges unter dem Feldherrn Ferdinand von Braunschweig, welchem er zugleich als Bevollmächtigter des Königs Georg II. den Hosenbandorden überbrachte, und unter dem besonderen Befehle des Lords George Sackville, des Generals der englisch-hanöverischen Cavalerie, mit. Als der letztere in der Schlacht bei Minden (1. Aug. 1759) den Befehlen des Feldherrn keine Folge leistete und seine Reiterei unbeweglich stehen ließ, stürzte sich Granby mit seinen Schwadronen auf den Feind und entschied dadurch den Sieg. Ein Tagesbefehl des Herzogs Ferdinand spendete ihm dafür das gebührende Lob und sprach dadurch seinen Tadel gegen Lord Sackville aus, welcher nach England abgerufen und vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Granby, welcher ihm im Commando der Cavalerie folgte, wurde ebenfalls beschieden, um Zeugniß abzulegen, er that dies aber mit der größten Rücksicht und verschwieg sogar manche Umstände, welche die Schuld des Generals hätte vergrößern und seine Lage verschlimmern können. Er kehrte darauf wieder zu dem Heere zurück und zeichnete sich in dem Treffen bei Marburg (31. Juli 1760) und in den Gefechten von Kirchhain, Grebenstein und Homburg (1762) durch Tapferkeit und Umsicht aus. Bei den Truppen stand er in großem Ansehen und in seltener Gunst, da er wahrhaft väterlich für die Bedürfnisse seiner Leute sorgte und in der Zeit der Noth nicht selten auf eigene Kosten Lebensmittel für sie herbeischaffen ließ; für die englischen Officiere war seine Tafel ohnehin stets gedeckt. Nach dem Friedensschlusse im J. 1763 nahm er wieder als Abgeordneter der Grafschaft Cambridge, welche ihn dreimal (1754, 1761 und 1768) wählte, seinen Sitz im Parlamente ein. Sein Verdienst und die erstaunliche Popularität, deren er in England genoß, konnte bei Vergebung einflußreicher Stellen nicht unberücksichtigt bleiben und seine Ernennung zum Mitglied des geheimen Rathes (1764) und zum Lordlieutenant der Grafschaft Derby ward von dem Volke mit großer Befriedigung vernommen. Später wurde er Kriegsminister und im J. 1766 Obergeneral. Trotz seiner Popularität ward er übrigens gleich den andern Ministern von dem Verfasser der Juniusbriefe heftig angegriffen und zum Gegenstande des Witzes und der Satyre gewählt, indem man ihm vorwarf, daß er zu verschwenderisch Stellen an seine Verwandten und Freunde vergebe. Obschon dieser Tadel nicht einmal begründet gewesen zu sein scheint, so zog sich Granby doch am Anfange des Jahres 1770 noch vor dem Sturze des Ministeriums aus demselben zurück und starb am 19. Oct. desselben Jahres plötzlich. Er war mit einer Tochter des Herzogs von Somerset verheirathet und hatte von ihr drei Söhne und drei Töchter. Sein

*) Biographiskt Lexicon öfver namnkunnige Swenska Män. Tom. V. p. 181 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 632 seq.

ältester Sohn starb jung und sein zweiter Sohn kam im Jahre 1779 in den Besitz der Würden und Güter des Herzogs von Rutland. Der Marquis von Granby war jedenfalls ein tüchtiger Soldat, tapfer, thätig und großmüthig; daß er aber die Talente eines guten Feldherrn besaß, läßt sich weder behaupten noch verneinen, da er keine Gelegenheit fand, dieselben zu zeigen *). (*Pk. H. Külb.*)

GRANCEY-LE-CHÂTEL, Städchen in dem Theile der Champagne, der von Alters her den Namen Bussigny trägt, für jetzt aber dem Bezirke von Dijon, Département Côte d'or, zugetheilt, ist der Hauptort eines Cantons, wird auch, bei einer Bevölkerung von 670 Köpfen, als „jolie petite ville" bezeichnet. Sie liegt an der Sille, 5 Stunden von Langres, und hatte vordem ein von den Herren von Grancey 1361 gegründetes Collegiatstift, woran ein Dechant, neun Chorherren und vier Halbpfründner, alle sehr mäßig dotirt; ein Kanonicus bezog jährlich 200 Livres. Die Sires de Grancey, die gleich ihrer Baronie von den Herzogen von Burgund abhängig waren, zählten unter die mächtigsten Geschlechter dieser Provinz, wo sie 24 Herrschaften besaßen, namentlich Gemeaux, Selongey, Meursault, Chacenai, einen Theil der Grafschaft Bar-sur-Seine u. s. w. Gerhard von Grancey lebte 1078. Odo von Grancey nimmt 1127 die Tempelherren zu Bure-les-Templiers, später die erste Chambre priorale des Großpriors der Champagne, Malteserordens, in seinen Schutz. Reinald von Grancey stiftet gemeinschaftlich mit Villeneus von Aigremont, dem Bischofe von Langres, die Abtei Auberive, Cistercienserordens, 1135. Pontus von Grancey schenkt 1150 Pralay an die besagte Abtei. Justin von Grancey, Abt zu Fontenet, Cistercienserordens, 1186. Pontus von Grancey, Connétable von Burgund, erbaute 1193 das Hôtel Grancey zu Dijon, lebte auch noch 1212. Eudo von Grancey heirathete 1214 die Erbin der Herrschaft Larey in Châtillonais, die Constantia von Larey, und verkaufte 1219 S. Loup an die Abtei Auberive. Sein Sohn Reinald, gest. 1236, hatte sein Grabmal zu Clairvaux in der Kapelle von Larey. Unter Eudo's Lehensleuten wird 1208 Hugo von Pichange, casertus (Burgmann), genannt. Zu Larey hat Clementia von Grancey 1223 einen Kaplan, Wilhelm von Grancey die Kapelle zum heil. Rochus gestiftet; in der Pfarrkirche sind die Eheleute Milo von Grancey und Maria von Anglure beerdigt. Eudo II. von Grancey, 1301, vergabt das Lehen Ronprey an die Templer, doch die hohe Gerichtsbarkeit sich vorbehaltend, 1303. An dieselben hat Guido's II. von Grancey Witwe Isabella Conclois bei Bure verschenkt, 1299. Eudo von Grancey rettete die Stadt Chalons-sur-Marne. Diese hatte Peter von Audley, einer der Feldherren der Engländer, heimgesucht. Die Stadt wurde in der Nacht überfallen und fortwährend bis zum vollen Mittag bestürmt, „et vouloient dire les aucuns que Châlons eût été alors briévement gagnée, si n'eût été messire Eudes sire de Grancey, qui avoit été inspiré et certifié le jour devant de la chevauchée desdits Anglois, dont en grand'hâte, pour ceux de Châlons conforter, il avoit pris et cueilli des compagnons, chevaliers et écuyers, autour de lui et de son hôtel; car il savoit que dedans Châlons n'avoit nuls gentils hommes. Si monta à cheval, et en sa route environ soixante lances de bonnes gens, chevaliers et écuyers. Et exploitèrent tant de jour et de nuit, que ils vinrent à Châlons à la propre heure que ces Anglois et Navarrois se combattoient, dessous messire Pierre d'Audelée, audit pont; et mettoient grand'entente au pont conquerre. Sitôt que ils furent entrés en la ville, ils mirent pied à terre et s'ordonnèrent ainsi que pour combattre, et vinrent au pont. Là fit le sire de Grancey développer sa bannière et mettre devant lui, en approchant les Anglois de grand'volonté. De la venue de seigneur de Grancey furent ceux de Châlons moult réjouis, et ils eurent droit; car sans lui et son confort eussent-ils en fort temps; et ce rafraîchit et rencouragea durement ceux de la ville." Die Feinde mußten abziehen. „De leur département furent ceux de Châlons moult joyeux; et louèrent Dieu, quand à si bonnes gens d'armes ils étoient échappés; et remercièrent grandement le seigneur de Grancey du sécours et de la courtoisie qu'il leur avoit fait, et lui donnèrent cinq cents francs pour lui et pour ses gens" (1369). Der Andrang der Feinde schien sich gegen das Herzogthum Burgund zu wenden; um der bedrohten Provinz zu Hilfe zu kommen, ernannte der Herzog den Sire de Grancey zu seinem Statthalter für dieselbe, und die Gefahr schwand. Bald darauf vollzog der Ritter seine Ehe mit Beatrix, des Herzogs Ludwig I. von Bourbon Tochter. Sie war seit 1346 des Königs Johann von Böhmen Witwe, welchem sie im December 1334 angetraut worden. Ihren königlichen Staat zu unterhalten, hatte K. Johann, d. d. Prag den 21. Mai 1337, ihr wöchentlich 15 Mark Silber angewiesen. „Le roi de France, Charles V. donna à sa très-chère et très-amée tante, la reine de Bohême, et à son amé et féal chevalier le sire de Grancey, son mari, le châtel et la châtellenie de la ville de Bar-sur-Aube, estimée 1600 livres de rente, en échange de la ville et châtellenie de Creil-sur-Oise," 7. Aug. 1374. Frau Beatrix starb den 25. Dec. 1383 und wurde in der Kirche der Dominikaner (Jacobiner) in der Straße Saint-Jacques zu Paris beerdigt. Sie hatte ihr Grabmonument zur Linken des Hochaltars, wo sie an einem Pfeiler abgebildet ist, mit einer Inschrift darüber; das eigentliche Grabmal befand sich im Schiff und der Marmor trug die gleiche Inschrift, worin so wenig wie in der ersten ihr zweiter Gemahl genannt wird. Ihr einziges Kind war Herzog Wenceslaus von Luxemburg, gest. den 7. Dec. 1383. Eudo von Grancey, der Stifter der Collegialkirche zu Grancey, 1361, besaß u. a. die Herrschaft Pisy, Amt

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 283. Biographie générale. Tom. XXI. p. 633.

Avalon, und war in erster Ehe mit Mathilde von Noyers verheirathet. Ferri von Grancey, Bischof von Autun, stand an der Spitze der von dem Concilium zu Basel 1432 entsendeten Gesandtschaft, welche den Herzog Philipp von Burgund erinnern sollte, daß er ein Christ und französischer Prinz sei. Ferri hat auch 1427 die St. Georgenkapelle in der Collegialkirche zu Saulieu, worin sein Grabmal, gestiftet. Maria von Grancey schenkte 1470 ihrem Herrn, Claudius von Toulongeon, die Herrschaft Larey. Eudo von Grancey, der Mathilde von Noyers Sohn, erhielt in der Ehe mit Yolantha von Bar die Tochter Johanna von Grancey, die, als des Vaters Haupterbin, Grancey, Louvois und Pierrepont ihrem Gemahl Johann von Thil zubrachte. Dieser hatte, als der Johanna von Châteauvilain Sohn, Namen und Wappen der großen Herren von Châteauvilain angenommen. Seine Tochter Maria trug Louvois in das Haus Saarbrücken-Commercy. Seines Urenkels Tochter Anna brachte Châteauvilain, Arc-en-Barois, Grancey und Selongey in ihre zweite Ehe mit Marcus de la Baume, Graf von Montrevel, 1508. Ihre zweite Tochter, Anna de la Baume, Frau auf la Cour d'Arcenay, heirathete als Peter's von Aumont Witwe den Johann V. von Hautemer und erbte, auf ihrer Nichte Antoinette de la Baume, verehelichte von Annebaut, kinderlosen Abgang die Grafschaft Grancey. Johann V. von Hautemer, auf Fervaques unweit Lisieux in der Normandie, auf Fournet, Estampuy, la Croupte und Boisdroulin, hat als Lieutenant in des Marschalls von S. André Compagnie in der Schlacht von Cerisole, 14. April 1544, höchlich sich ausgezeichnet, mußte aber den erworbenen Ruhm mit seinem Leben bezahlen. Sein Sohn Wilhelm IV., Graf von Grancey, Baron von Mauny und Fervaques, wird in ehrenhafter Weise genannt bei Gelegenheit der Schlachten von Renty, S. Quentin, Gravelines, Dreux, S. Denys und Moncontour. Capitain einer Ordonnanzcompagnie, hat er vornehmlich den König von Navarra bestimmt, den Hof zu verlassen, gleichwie er die Mittel zur Flucht verschaffte. Den hiermit von Fervaques ihm geleisteten Dienst hat indessen der König sehr bald vergessen und noch in demselben Jahre, 1576, den unbequem gewordenen Rathgeber entlassen. Er widmete sich darauf dem Dienste des Herzogs von Alençon, wurde dessen premier gentilhomme de la chambre, Obersthofmeister, Chef de ses finances de son conseil und General-Lieutenant der Armee von Straßenräubern, welche der Prinz nach den Niederlanden führte. Er vornehmlich hat seinen kindischen Gebieter zu dem Unternehmen auf Antwerpen, 17. Jan. 1583, verleitet. „De Hertog van Montpensier, die van alle desen handel niet en wist, siende den aënslag, die den Hertog van Alençon ging ondernemen, en ontdeckende, wat' er geschiede, wiert bekommert voor het leven ofte voor de vryheit van de Prins van Oranje, syn Schoonsoon, en derhalven ging hy naë den Hertog van Alençon, om hem te bidden dat de Prins dog geen leet mogt wedervaëren, waër op de Hertog hem beloofde daër voor sorg te zullen draëgen, maër hy sond den Heer de Fervaques met een hoop van hondert paërden naër het Casteel, soo hy seide, om de Prins te behouden, maër waër schynelyk, om sig van hem te verseekeren. De Heer de Fervaques vervolgens met syn bende ruyters in de Stad gedrongen zynde, trok langs de wallen naër het Casteel, daër de Prins syn verblyf was houdende, maër hy wiert door vyf hondert burgers, by de St. Jorispoort, die sig aldaër verschanst hadden, gestuyt. Ondertussen wiert hy nog door twee benden voetvolk ondersteunt, die de burgers van daër sogten te verdryven, maër selfs te ruggedreven wierden: terwyle sy aldus handgemeen waëren, quam de Prins met een hoop volks op het gerucht toëschieten, hy deed hem van achteren aëngrypen, verstroyde syn volk, nam Fervaques selfs gevangen, en deed hem, met de armen achter de rugge gevleugelt, naë de gevankenis leiden." Als der eigentliche Urheber der fransche furie bezeichnet, lief Fervaques ernstliche Gefahr; um dieser zu entgehen, gab er sich für den Grafen von Laval aus und nannte als den Urheber des Unternehmens den Grafen von la Rochepot, „qui de fait," sagt Duplessis-Mornay, „sous ombre d'acheter des pierreries pour Monsieur, avoit fait voir les jours précédens les plus belles pièces qui étoient chez les orfévres, pour les piller ce jour-là." Bald genug in Freiheit gesetzt, den 7. Jan. 1595 zum Marschall von Frankreich ernannt, ist Grancey im J. 1613 mit Tode abgegangen. Seine Grafschaft Grancey sammt den einverleibten Herrschaften Selongey, Cussy, Villiers, Mourier, Coulomiers-le-haut et -le-bas, Saintenogie, Pouisson, Poinsenot, Villemoron, Vilmerum, Chalmesson, Prasloy, Messus, Vernoy, Foussegrine, Marey, Jurtille, Busserotte, Neufville und la Margelle wurde im December 1611 zum Herzogthum erhoben, das aber sehr bald mit dem Tode des neuen Herzogs erloschen ist; denn er hinterließ nur Töchter, alle drei verheirathet, die in das väterliche Erbe sich theilten; die älteste, Louise, nahm Fervaques und Plannes, die jüngste, Johanna, Mauny, der mittleren, Charlotte, seit dem 22. Mai 1588 an Peter Rourel, Baron von Medavi, verheirathet, blieb die Grafschaft Grancey sammt Selongey u. s. w. Medavi, in der Normandie zwischen Argentan und Séez gelegen, war das Besitzthum von Hugo von Medavi, den Orderich Vitalis als einen der vornehmsten Vasallen des Grafen Roger II. von Montgommery bezeichnet. Wilhelm's l'Arçonneur, des Herrn von Medavi, Roisville, Aubry-le-Pantou und Bretel, einzige Tochter und Erbin heirathete um das Jahr 1428 den Johann Rourel auf Plessis-Morvant in Bretagne. Ihr Sohn, Georg Rourel, Herr von Medavi, fiel bei Guinegate 1479. Dessen Urenkel, Jacob II. Rourel von Medavi, wurde der Vater von Peter, Franz und Jacob, dieser gestorben 1647 als des Malteserordens Großprior von Aquitanien. Franz, Bischof zu Lisieux 1598, starb 1617. Peter endlich, bekannt durch mehre Zweikämpfe, heirathete die Erbin von Grancey und starb, von 17 Kindern Vater,

den 31. Dec. 1617. Ein Sohn, Franz Rourel, geb. den 8. Aug. 1604, wurde Abt zu Cormeilles 1617 und zu S. André-en-Gouffer 1630, Bischof von Séez 1651, zu Autun 1664, zu Langres 1670, Erzbischof zu Rouen 1671 und starb zu Macon den 29. Jan. 1691. Sein älterer Bruder Jacob III., Graf von Grancey und Medavi, verdiente sich in einer langen Reihe von Feldzügen den Rang eines Maréchal-de-camp 1636. Im J. 1644 erhielt er das Gouvernement von Gravelines sammt dem Range eines General-Lieutenants und im J. 1651 den Marschallsstab. Commandirender General in Italien, besiegte er den Marques von Caracena in dem Gefechte bei la Rochetta, den 23. Sept. 1653, und im J. 1654 erzwang er den Uebergang der Bormida. Er starb den 20. Nov. 1680, nachdem er einige Jahre vorher das Gouvernement von Thionville erhalten hatte. Der ersten Ehe, mit Katharina de Mouchy, gehören an die Söhne Peter II. und Franz Benedict, marquis de Grancey, Gouverneur von Argentan und Chef d'escadre, welcher Erbauer des Dominikanerklosters im Flecken S. Pierre au quartier du Mouillage auf Martinique geworden ist und zu Argentan den 9. Sept. 1679 sein Leben beschloß. Der zweiten Ehe mit Charlotte de Mornay gehörte an der sogenannte Abbé de Grancey, nachdem ihm die Abteien Relec, Bois-Gency, Preuilly und S. Benoit-sur-Loire verliehen worden. „L'abbé de Grancey, premier aumônier de M. le duc d'Orléans, médiocre prêtre, mais fort brave et fort bon homme, fut tué à deux pas derrière lui (in dem Entsatz von Turin 1706), sur quoi le comte de Roucy disait que ce pauvre abbé mourrait de joie s'il pouvait savoir qu'il avait été tué." Seiner vollbürtigen Schwestern waren acht, darunter Marie Louise und Louise Elisabeth Rourel, die beiden Schönheiten, die man in den Zeiten ihres Glanzes les Anges genannt hat. Marie Louise, geb. 1648, heirathete 1665 ihren Vetter, Joseph Rourel, Graf von Marey und Clermont, Wilhelm's Sohn, der Mestre de camp bei der Cavalerie und Sergeant major für die nach Candia geschickten Hilfstruppen als Commandant der Außenwerke dieser Festung getödtet wurde, 1668. Die kinderlose Witwe folgte ihrer Mutter in dem Amte einer Gouvernante der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orléans, nachmalige Herzogin von Lothringen, und bekleidete das gleiche Amt bei den Kindern ihres Bruders. Von ihr handelt Saint-Simon, 1710: „Ce voyage de Marly fut l'époque du retour des deux soeurs de madame la duchesse de Berry à Chelles, et de la liberté de madame de Maré. Elle avait été gouvernante des enfans de Monsieur en survivance de la maréchale de Grancey sa mère, puis en chef après elle, et l'était demeurée de ceux de M. le duc d'Orléans avec beaucoup de considération. Le roi et madame de Maintenon comptaient qu'elle serait dame d'atours de madame la duchesse de Berry qu'elle avait élevée, et à qui elle paraissait fort attachée, et Mademoiselle à elle. Madame et M. le duc et madame la duchesse d'Orléans le voulaient. Jamais on ne l'y put résoudre, quelques pressantes et longues que fussent les instances que tous, jusqu'à madame de Maintenon, lui en firent. Il faut savoir que la maréchale de Grancey était soeur de Villarceaux, chez qui madame de Maintenon avait tant pissé d'étés, et puis à Montchevreuil avec lui, et qui toute sa vie en conserva un souvenir si cher, comme je l'ai dit ailleurs. Ce ne fut qu'aux refus opiniâtres et réitérés de madame de Maré qu'on nomma une dame d'atours. Elle prétexta son âge, sa santé, son repos, sa liberté. Elle se retira donc avec les regrets de tout le monde, les nôtres surtout. Elle était ma parente, de tout temps intimement mon amie. Elle avait beaucoup d'amis considérables, et plus de sens et de conduite encore que d'esprit. Elle eut des présents, 2000 écus de pension du roi, un logement au Luxembourg, et conserva le sien au Palais-Royal, ses établissements de Saint-Cloud et les 12,000 livres d'appointements de M. le duc d'Orléans, avec le titre de gouvernante de ses filles sans plus s'embarrasser des fonctions. Nous ne fûmes pas longtemps sans découvrir la cause de son opiniâtre résistance à demeurer auprès de madame la duchesse de Berry. Plus cette princesse se laissa connaître, et elle ne s'en contraignit guère, plus nous trouvâmes que madame de Maré avait raison; plus nous admirâmes par quel miracle de soins et de prudence rien n'avait percé." Nicht mit der gleichen Ehrfurcht spricht die Sévigné von den Tugenden der Gräfin von Marey. „M. le duc donna samidi," schreibt sie den 6. April 1672, „une chasse aux Anges (die Marey und ihre Schwester Louise Elisabeth) et un souper à Saint-Maur, des plus beaux poissons de la mer. Ils revinrent à une petite maison près de l'hôtel de Condé, où, après minuit sonné, plus scrupuleusement que nous ne faisions en Bretagne, on servit le plus grand medianoche du monde en viandes très exquises: cette petite licence n'a pas été bien reçue, et a fait admirer la charmante bonté de la maréchale de Grancey. Il y avoit la comtesse de Soissons, mes dames de Coëtquin et de Bordeaux, plusieurs hommes et le chevalier de Lorraine; des hautbois, des musettes, des violons; et de madame la duchesse, ni du carême, pas un mot; l'une étoit dans son appartement, et l'autre dans les cloîtres. Toutes ces dames sont brunes, nous trouvons qu'il falloit bien du jaune pour les parer." In der Epistel vom 21. Oct. 1673 sagt die berühmte Briefschreiberin: „Pour madame de Marei, elle quitta Paris par pure sagesse, quand on commença toutes ces collations de cet été, et s'en vint en Bourgogne, on la reçut à Dijon au bruit du canon. Vous pouvez penser comme cela faisoit dire de belles choses, et comme ce voyage paroissoit au public: la vérité c'est qu'elle avoit un procès à Dijon, qu'elle vouloit faire juger; mais cette rencontre est toujours plai-

sante“ *). Die Gräfin von Marcy starb den 9. Mai 1728, ihre Schwester, Louise Elisabeth, dite madame de Grancey, den 26. Nov. 1711, in dem Alter von 58 Jahren. „En même temps,“ hat Saint-Simon angemerkt, „mourut encore madame de Grancey, fille du maréchal de Grancey, qui n'avait jamais été mariée, et qui était l'ainée de madame de Maré. Elle avait été belle; et à son âge, elle le croyait encore, moyennant force rouge et blanc et les parures de la jeunesse. Elle avait été extrêmement du grand monde fort galante, et avait longtemps gouverné le Palais-Royal sous le stérile personnage de maîtresse de Monsieur, qui avait d'autres goûts qu'il crut un temps masquer par là, et en effet par le pouvoir entier qu'elle eut toujours sur le chevalier de Lorraine. Elle ne paraissait guère à la cour qui n'était pas son terrain. Monsieur, pour la faire appeler Madame, l'avait faite dame d'atours de la reine d'Espagne, sa fille, qu'elle accompagna en cette qualité jusqu'à la frontière.“ Auch von ihr weiß die Sévigné Manches zu erzählen, z. B. den 19. Juli 1671: „Il a vagué chez Monsieur une charge de vingt mille écus; Monsieur l'a donnée *à l'ange*, au grand déplaisir de toute sa maison.“ Den 16. Aug. 1671 von des Herzogs von Orléans Vermählung mit der Pfalzgräfin sprechend: „On dit que quand le mariage fut déclaré, *les anges* disparurent pour huit jours, ne pouvenant soutenir les premiers jours de cette nouvelle.“ Den 23. Dec. 1671: „Villarceaux, en parlant au roi d'une charge pour son fils, prit habilement l'occasion de lui dire qu'il y avoit des gens qui se mêloient de dire à sa nièce que S. M. avoit quelque dessein pour elle; que si cela étoit, il le supplioit de se servir de lui; que l'affaire seroit mieux entre ses mains que dans aller des autres, et qu'il s'y emploieroit avec succès. Le roi se mit à rire, et dit: „„Villarceaux, nous sommes trop vieux, vous et moi, pour attaquer des démoiselles de quinze ans,““ et, comme un galant homme se moque de lui, et contre ce discours chez les dames. *Les anges* sont enragées, et ne veulent plus voir leur oncle, qui, de son côte, est un peu honteux.“ Den 21. Oct. 1673: „Guitaud me conta comme Monsieur veut faire mademoiselle de Grancey dame d'atour de Madame, à la place de la Gordon, à qui il faut donner cinquante mille écus: voilà qui est un peu difficile, car le maréchal de Grancey ne veut donner cette somme que pour marier sa fille; et comme il craindroit, qu'il n'en fallût donner encore autant pour la marier, il veut que Monsieur fasse tout.“ Den 27. Oct. 1673: „La comtesse (de Fiesque) m'a dit des choses admirables de l'hôtel de Grancey; le plan de cette maison est une chose curieuse. Mais, je vous supplie, que toutes les jalousies du monde se taisent devant à quelle de l'homme (M. le duc) qui est acteur dans cette scène; c'est la jalousie même.“ Peter II. Rourel, Graf von Grancey, geb. den 27. Febr. 1626, trat als ein Jüngling von 18 Jahren seine militairische Laufbahn an, wurde maréchal-de-camp den 7. Nov. 1651, führte als mestre-de-camp in dem Gefechte bei la Rochetta das Regiment Grancey und starb zu Argentan in seinem Gouvernement den 20. Mai 1704. „Le vieux Grancey mourut, marié pour la quatrième fois depuis six semaines. Il était lieutenant général avant la paix des Pyrenées. En ces temps-là on allait vite, puis choisi on laissé, et c'est ainsi qu'on fait des généraux utiles, et non pas des gens usés dont le corps ne peut plus aller. Celui-ci était demeuré depuis obscur et dans la débauche toujours chez lui en Normandie, et sans avoir rien de recommandable que d'être le fils et le père de deux maréchaux de France.“ Die Grafschaft erbte der Sohn erster Ehe, Jacob Leonor Rourel, der nachmalige Marschall. Der zweiten Ehe gehörten an Franz Marquis von Grancey, von diesem nach seinem ältern Bruder, und Ludwig Franz Graf von Grancey, geb. den 10. Sept. 1667, chef d'escadre den 1. Nov. 1720, gest. den 20. Aug. 1728, kinderlos in der Ehe mit Maria Katharina Aubert, Tochter von Urban Aubert, dit le marquis de Tourny. Jacob Leonor Rourel, Graf von Medavi und Grancey, war zu Chalençay in Burgund den 31. Mai 1655 geboren. Als Cadet bei den Gardes du Corps eingetreten, hatte er sofort der Belagerung von Maastricht beigewohnt. Zum Obersten des Regiments Grancey ernannt, 1675, befand er sich an dessen Spitze in der Schlacht an der Conzerbrücke und gerieth verwundet in Gefangenschaft. Brigadier 1688, war er 1689 einer der Vertheidiger von Bonn. Er focht bei Staffarda 1690, erhielt den 1. Oct. 1692 das Gouvernement von Dünkirchen und wurde 1693 maréchal-de-camp. In der Schlacht bei Marsaglia trug er eine schwere Wunde davon, sodaß er kaum dem Tode entrann. General-Lieutenant seit dem 29. Jan. 1702, diente er als solcher in der Schlacht von Luzzara. Im J. 1703 folgte er dem Herzoge von Vendôme in den Zug nach Tyrol, blieb auch, nachdem die Armee den Rückzug angetreten, mit 12 Bataillonen zurück, die, nach Arco, Riva, Naco und Torbole vertheilt, Miene machten, diese Posten zu behaupten. Allein auch sie mußten bald weichen und am 16. Sept. war die ganze französische Armee wieder zu San Benedetto vereinigt. „Le grand prieur attaqua le 2. février 1705 les postes que le général Patay gardait entre le mont Baldo et l'Adige, avec mille chevaux et trois bataillons, en divers endroits; les troupes firent une assez molle défense et furent chassés de partout. On leur prit six drapeaux et quatre cents prisonniers, et cette expédition leur ôta la communication avec

*) „Tout ce passage est ironique; madame de Sévigné, dans sa lettre, du 6. avril 1672, no. 239, a parlé d'un grand souper donné à Saint-Maur aux *anges* par M. le duc; on soupçonnait que, loin de fuir ces parties, madame de Marei n'avoit d'autre but, en faisant ce voyage, que de venir rejoindre le prince.“

le Véronnais, d'où ils tiraient leurs vivres. Médavi avait, le même jour, assemblé ses troupes de l'Oglio pour inquiéter les ennemis de ce côté-là, et les empêcher de secourir leur major général Patay. Le comte de Linange, qui commandait l'armée depuis que le prince Eugène n'était plus en Italie, se sentant beaucoup supérieur à Médavi, leva tous ses quartiers pour le venir combattre, sur quoi Médavi se retira sur l'Oglio, en un poste où il ne pouvait pas l'être." Im Februar 1706 zog Medavi dem Oglio entlang, von Calepio bis Soncino, eine Linie, befestigte auch Soncino. Er focht bei Calcinato, 19. April, wurde aber bei Salo mit Verlust von 200 Mann von dem tapfern Zumjungen zurückgeschlagen. Während Eugenius den kühnen Marsch nach Turin vollbrachte, behauptete Medavi sich zwischen Oglio und Mincio. Den 17. Aug. griff der Erbprinz von Hessen-Cassel Goito an und ließ folgenden Tags dem Commandanten Accord anbieten, welchen derselbe am 19. annahm und den 20. mit seinen 300 Mann nach Cremona abzog, wo Medavi, in Betracht er den ihm anvertrauten Ort sammt dem großen Magazine zu bald übergeben, ihm den Kopf abschlagen ließ. Bereits hatte der Erbprinz von Hessen-Cassel die Belagerung von Castiglione delle Stiviere unternommen. Die Stadt zu entsetzen, zog Medavi eine den Hessen weit überlegene Macht, 25 Bataillone und 25 Escadrone zusammen, und beschleunigte seinen Marsch so, daß er am 9. Sept. Miene machte, die Hessen von dem Mincio abzuschneiden, daher diese gezwungen waren, trotz der Ungleichheit der Zahl — sie waren nur 8000 Mann stark — das Treffen anzunehmen. Im Beginn warfen sie die Franzosen über den Haufen und beschossen sie mit ihren eigenen Kanonen. Weil aber die Franzosen bei ihrer materiellen Ueberlegenheit dem rechten Flügel der Teutschen in den Rücken kamen, was man wegen des Gesträuchs nicht sogleich wahrnahm, gerieth dieser in Verwirrung, und der Prinz zog sich in guter Ordnung auf Valeggio zurück. Die Teutschen hatten gegen 1500 und die Franzosen gegen 1000 Mann Verlust. Anders berichtet Saint-Simon: „le 9. septembre, c'est-à-dire le surlendemain de la bataille de Turin, Médavi marcha avec neuf mille hommes au secours de Castiglione, que le prince héréditaire de Hesse-Cassel assiégeait avec douze mille hommes. Il laissa huit cents hommes dans la ville qu'il avait prise, leva ses quartiers de devant le château, et vint au-devant de Médavi dans une belle plaine, qui de son côté marcha aussi à lui. Notre cavalerie, débordée par celle des ennemis, fut d'abord un peu en désordre, il fut augmenté par la fuite que prirent quatre régiments d'infanterie de Milanais et de Napolitains; Sebret, qui commandait une brigade en seconde ligne, alla les remplacer sans attendre d'ordre. Médavi fit mettre l'épée à la main à toute son infanterie; elle essuya toute la décharge de l'infanterie ennemie, la chargea ensuite et la défit entièrement. La cavalerie ennemie, voyant l'infanterie défaite, s'en fuit. On leur tua deux mille hommes, on leur en prit quinze cents, tous leurs canons et beaucoup d'étendards et de drapeaux. Médavi y perdit aussi du monde, le chevalier de Verac, Grammont de Franche-Comté, Renepont, du Cheilar, tous quatre mestres de camp, et d'Herouville, colonel d'infanterie, blessé à mort. Outre ces prisonniers, on eut les huit cents hommes laissés dans la ville. Médavi fit passer le Mincio au prince de Hessé, et le poursuivit jusq'à l'Adige; il lui tua encore du monde, prit les traineurs dans cette poursuite, et reprit Goito. Ce fut un étrange contraste avec Turin, et un grand renouvellement de douleur sur la retraite en France au lieu de l'avoir faite en Italie. Médavi en fut fait sur-le-champ chevalier de l'ordre, Saint-Pater et Dilon, ses deux maréchaux de camp, lieutenants généraux; Grancey son frère, qui avait apporté la nouvelle, maréchal de camp, et Sebret, qui apporta le détail, brigadier." Diesem folgen, nach Landesbrauch, lange Tiraden über die Wunder, welche Orléans, das Heldenkind, vor Turin wirkte oder gewirkt haben würde, hätte ihn nicht Marchin's Starrsinn und la Feuillade's Dünkel gezügelt; anders aber hat Medavi die Lage der Dinge beurtheilt. Ohne Säumen zog er sich hinter die Adda. „Der alte Prinz von Vaudemont, als er von der Bewegung des Prinzen Eugen hörte, begab sich alsbald, den 18. Sept. in der Nacht, mit dem ganzen Hofe, nebst dem Herzoge von Sesto, General Colmenero und andern Bedienten aus der Stadt. Als den andern Tag der General Medavi nach Mailand kam, Vaudemont als mailändischen Gouverneur zu sprechen und er solchen nicht antraf, eilte er ihm nach und brachte ihn wieder in die Stadt. Sie begaben sich aber beide den folgenden Tag wieder hinweg nach Pizzighettone." Auch diese Stadt mußte sich den 25. Oct. 1706 an die Kaiserlichen ergeben, wiewol französischerseits behauptet wird, Medavi, jetzt commandirender General in Italien, habe sich fortwährend auf dem Kriegsschauplatze behauptet, „sans que les ennemis osassent l'attaquer; il tenait Mantoue et quantité d'autres places." In der Wirklichkeit konnte man sich in Frankreich Glück wünschen, als Medavi's General-Lieutenant Saint-Pater am 13. März 1707 die General-Capitulation für Italien unterzeichnete. „Denn Frankreich hatte dadurch den Vortheil, seine Mannschaft, die in Italien keinen weitern Nutzen mehr schaffen und mit der Zeit gar zu Schanden hätte gehen oder zu Kriegsgefangenen gemacht werden können, solchergestalt zu salviren und anderwärts mit besserem Nutzen anzuwenden." Uebergeben wurden dem zufolge Finale, das Castell zu Mailand, Mirandola, Mantua, Sabionetta und Cremona. „Tout fut donc arrêté de la sorte, et le général Patay fut livré pour cotage à Médavi pour marcher avec lui jusqu'à ce que toutes nos troupes et leur suite fussent arrivées en Savoie. Sur la fin d'avril, Vaudemont et Médavi arrivèrent à Suze avec près de vingt mille hommes tant des troupes du roi que de celles du roi d'Espagne

(ungefähr 7000 Franzosen, Spanier und Italiener in größerer Anzahl). Le 9. mai, c'est-à-dire le lendemain du détail de la bataille d'Aimanza apporté par Bockley, Médavi arriva à Marly et vint saluer le roi dans ses jardins, dont il fut très-bien reçu, après quoi il le suivit chez madame de Maintenon, où il demeura une heure à lui rendre compte d'un pays et d'un retour qu'il devait entendre avec une grande peine. Le gouvernement de Nivernais venait de vaquer tout à propos; le roi le lui donna sans qu'il le demandât, quoiqu'il eût celui de Dunquerque, mais il l'avait acheté. On le fit repartir au bout d'un mois pour aller commander en chef en Savoie et en Dauphiné, avec deux lieutenants généraux et deux maréchaux de camp sous lui, et le traitement de général d'armée, quoique aux ordres du maréchal de Tessé qui y était déjà. Il eut de plus 12,000 liv. de pension. Le roi lui dit que c'était en attendant mieux, parce qu'il avait cru le gouvernement de Nivernais de 30,000 livres de rente, et qu'il se trouvait n'en valoir que 12,000. Ces grâces, contre l'ordinaire, ne furent enviées de personne, et chacun y applaudit avec grande raison." Nach dem utrechter Frieden wurde Medavi zum commandirenden General für Dauphiné und Provence ernannt und man rühmt seine Anstalten um die weitere Ausbreitung der im J. 1720 zu Marseille ausgebrochenen Pest zu verhindern. „L'on peut dire qu'il a donné de preuves en cette occasion de l'exactitude qui lui était ordinaire dans les expéditions militaires." Im J. 1720 erhielt er das Gouvernement von Stadt und Fürstenthum Sedan und im J. 1722 schenkte ihm der König sechs von den 40 vor Castiglione eroberten Kanonen, damit er mit diesen Trophäen das Schloß in Grancey schmücke. Durch Patent vom 2. Febr. 1724 erhielt er den Marschallsstab und seitdem heißt er le maréchal de Grancey. Die Grafschaft dieses Namens hatte ihm sein Großoheim, der Erzbischof von Rouen, dessen Universalerbe er auch geworden ist, gegeben. Der Vater trat ihm die Baronie Médavi, sein Oheim, der Marquis Franz Benedict von Grancey, das Schloß Almenesche-Painthièvre sammt den Gütern la Quatorzaine, Boissey, Marigny und le Bois-Maheult ab. Die Kosten der Anlage von den Champs-Elisées zu Grenoble hat er getragen, auch den Riß dazu gegeben, gleichwie er der Erbauer des Schlosses zu Grancey in römischem Style geworden ist. Daselbst stand seine Reiterstatue, die jedoch in der Revolution verschwand. Der Marschall starb plötzlich zu Paris, den 6. Nov. 1728, in dem Alter von 70 Jahren, sodaß er demnach die einzige Tochter seiner Ehe mit Maria Teresa Colbert de Maulevrier überlebt hat. Diese Tochter, Elisabeth Victoria, geb. den 27. März 1686, wurde im J. 1713 an ihren Vatersbruder, Franz Rourel, Marquis von Grancey, verheirathet und starb den 16. Jan. 1716 im Wochenbett. Das Söhnchen, von dem sie entbunden worden, überlebte sie nur kurze Zeit. Der Marquis von Grancey, 1692 Capitain, 1693 Oberst im Regimente Grancey, 1702 Brigadier von der Infanterie, Maréchal-de-camp 1706, erhielt 1714 die Anwartschaft auf das Gouvernement von Dünkirchen, „son frère s'en réservant les appointements. C'est ainsi qu'on escobardait les survivances depuis que le roi n'en voulait plus donner que des charges de secrétaire d'état. General-Lieutenant den 8. März 1718, Gouverneur von Argentan 1720, ist der Marquis von Grancey den 30. Juli 1729 gestorben, unbeerbt auch in seiner zweiten Ehe mit Maria Casimira Teresa Genofeva Emanuele de Bethune-Selles, die als Witwe den verrufenen Marschall von Bellisle heirathete. Die Familie Medavi war hiermit ausgestorben und Grancey wurde den 12. Mai 1730 gleichwie Marey und Selongey verkauft. (*v. Stramberg.*)

GRANCHI oder GRACCHIA (Rainieri), italienischer Historiker des 14. Jahrh., um das Jahr 1290 zu Pisa geboren, über dessen Lebensverhältnisse man jedoch mit Bestimmtheit Nichts weiter weiß, als daß er dem Dominikanerorden angehörte. Lud. Muratori, welcher das poetisch-historische Machwerk desselben (De Praeliis Tusciae) zuerst bekannt machte, ist geneigt, ihn für eine und dieselbe Person mit dem Mönche Rainieri von Pisa, dem berühmten Theologen und Verfasser der bekannten Pantheologie zu halten. Beide gehörten freilich demselben Orden an und lebten zu derselben Zeit, aber genauere Nachforschungen belehren uns, daß der Verfasser der Pantheologie Fra Rainieri von Rivalto (einem kleinen Castelle in der Umgegend von Pisa) genannt wurde, der Historiker aber der pisanischen Familie der Granchi (zuweilen auch, aber fälschlich, Gracchi oder Gracchia genannt) angehörte, denn dieser selbst nennt am Ende des vierten Buches seines Gedichtes [1]) Giovanni und Bartolommeo Granchi, welche auf dem Feldzuge der Pisaner gegen die Catalonier, die sich auf der Insel Sardinien festgesetzt hätten, umkamen, seine Blutsverwandten und am Schlusse der Schrift [2]) sich selbst den letzten der Granchi. Diese Angabe dürfte wol besser den Unterschied der beiden Rainieri beweisen, als Muratori's Vermuthung, daß beide schon deshalb als verschieden zu betrachten sein dürften, weil der Theolog gut, der Historiker aber sehr schlecht schrieb, obschon er selbst zugesteht, daß derselbe Schriftsteller ein guter Prosaist und ein schlechter Dichter zugleich sein könne. Ein erbärmlicher Dichter ist ohne Zweifel der Verfasser der poetischen Geschichte der toscanischen Kriege in acht Büchern, denn sie ist so unklar geschrieben, daß ihr kaum ein Sinn zu entlocken ist; der Dichter hat keinen

1) Bei Muratori (Script. Ital. Tom. XI. p. 325):

Pluribus amissis redeunt, nec corpore sani
Victibus ab illis, a cladibus, aëre. Post haec
Quod superesse fuit de civibus attumulatur.
Quare alios sileam: non est mihi causa ferendi,
Dicere de propriis licet. Hoc fuit ipse Johannis
Natus et huic similis de Grancis Bartholomaeus.

2) Ibid. p. 356:

Ergo sitis uno, cives, cum corde regentes
In commune; simul gaudebit Ranerianus
Ultimus a stirpe de Grancis frater et heres.

Begriff von dem Wesen der Poesie, kennt nicht die gewöhnlichen Vorschriften der Metrik und vernachlässigt sogar die Regeln der lateinischen Sprache, sodaß er also weder als Historiker, noch als Dichter auch nur auf mäßiges Lob Anspruch machen kann [3]). Und doch darf er nicht ganz vernachlässigt werden, da sich seiner räthselhaften Erzählung einige sonst nirgends zu findende Angaben entlehnen lassen und uns bei dem Mangel besserer historischer Quellen genügen müssen. Das Gedicht, welches mit dem Abschlusse des Friedens zwischen den Florentinern und Pisanern im J. 1342 endigt, hat sich in einer gleichzeitigen, schön ausgestatteten und wahrscheinlich zum Geschenk bestimmten Handschrift erhalten, welche sich im vorigen Jahrhundert in der Bibliothek des Klosters der Camaldunenser zu Classe bei Ravenna befand. Aus diesem Manuscript, dessen Schreiber sehr schön, aber nachlässig arbeitete, gab Lud. Ant. Muratori das aus acht Büchern bestehende Gedicht in seiner Sammlung italienischer Historiker (Italicarum rerum Scriptores. Tom. XI. p. 284—356) zuerst heraus, entsagte aber gern dem Versuche, es in allen seinen Theilen zu erläutern. Zu den wichtigen Angaben, welche es enthält, gehört auch die Nachricht, daß die lange in Amalfi verborgene einzige Handschrift der Pandecten bei der Erstürmung dieser Stadt durch die Pisaner (im J. 1135) erbeutet und nach Pisa gebracht worden sei [4]), welche deshalb besondere Beachtung verdient, weil man gewöhnlich angenommen hat, daß das römische Recht das ganze Mittelalter hindurch vergessen und verloren gewesen und erst durch das Auffinden dieser Handschrift bekannt geworden und bald allgemein verbreitet worden sei. Obschon diese Nachricht auch noch durch eine andere ähnliche Erzählung unterstützt wird, so ist der Thatsache doch vielfach widersprochen worden, da beide Zeugnisse um zwei Jahrhunderte neuer sind, als die Begebenheit, welche sie erzählen, und auch andere frühere Nachrichten von noch älteren Handschriften der Pandecten, welche im Mittelalter benutzt worden sind, sprechen, wie Fr. C. von Savigny [5]) mit großer Gelehrsamkeit und ausführlich dargethan hat [6]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANCINI (Michel Angelo), italienischer Componist des 17. Jahrh., um das Jahr 1620 zu Mailand geboren, zeigte von früher Jugend an entschiedene Neigung und große Anlage zur Musik und ward schon in seinem 17. Jahre in seiner Vaterstadt Organist an der Kirche del Paradiso, auch gab er in dieser Zeit bereits Madrigale und andere Compositionen heraus. Später ward er Organist am Dome zu Mailand und endlich sogar Kapellmeister an dieser Kathedrale, obgleich der Cardinal und Erzbischof von Mailand, Carlo Borromeo, im J. 1566 durch ein besonderes Decret verboten hatte, daß die letztere Stelle von einem verheiratheten Manne bekleidet werde; man glaubte aber mit dem kenntnißreichen und genialen Manne, dessen Ruf schon über ganz Italien verbreitet war, eine Ausnahme machen zu dürfen. Seine Meinung in musikalischen Dingen galt als so zuverlässig, daß man ihn bei Streitigkeiten stets zum Schiedsrichter ernannte und sich seiner Entscheidung gern fügte. Er soll 28 Werke (Messen, Psalmen, Motetten, Madrigale und Canzonetten) herausgegeben haben, man kennt aber von denselben nur zuverlässig: Novelli Fiori ecclesiastici nel organo all' uso moderno, divisi in messe, salmi, motetti, magnificat e litanie della Madonna a quattro voci (Milano 1643. 4.); Corona ecclesiastica divisa in parte, dove sono motetti, messe, salmi, litanie a due, tre, quattro e cinque voci (Ibid. 1649. 4.); Il settimo libro di sacri concerti a due, tre e quattro voci (Ibid. 1649. 4.); Vari concerti a otto voci: messe, motetti, magnificat e litanie della Beata Vergine (Ibid. 1652. 4.) und Giardino spirituale di vari fiori musicali a quattro voci concertati di messe, salmi, motetti, antifone e litanie della Beata Vergine (Ibid. 1655. 4.). Das Todesjahr dieses Componisten ist unbekannt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Alexandre, Sieur d'Argycourt), ein französischer Dichter aus der letzten Hälfte des 17. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen und Leistungen sich jedoch keine weitere Nachricht erhalten hat, als daß seine Begriffe von dramatischer Kunst sehr unvollkommen gewesen sein müssen, denn seine Tragödie: Le Triomphe de l'amour divin de Sainte Reine, martyre, tragédie en machines (Paris 1671. 8.) erinnert nach Inhalt und Form lebhaft an die geistlichen Schauspiele (Mysterien) des Mittelalters. Französische Kritiker urtheilen übrigens fast einstimmig über die dramatischen Erzeugnisse des 17. Jahrh. ungünstig für die Entwickelung der dramatischen Kunst überhaupt. Es dürfen übrigens diese wenigstens theilweise verdienstlichen Versuche als nicht ganz unwichtig betrachtet werden; sie sind aber zu unvollkommen bekannt, da die ältere Geschichte des französischen Theaters immer noch keinen dem Gegenstande gewachsenen Bearbeiter gefunden hat †). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Gerard Gregoire), französischer Theolog in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. zu Rheims geboren,

3) „Quare dum soluta oratione neglecta latinis versibus sua sensa vult expromere, nihil aliud quam inepti Poetae simulque infelicissimi historici titulum sibi comparavit." *Muratori* Praef. 4) Bei *Muratori* l. c. p. 314:

Malfia Parthenopes datur et quando omne per aequor,
Unde fuit Liber Pisanis gestus ab illis
Juris, et est Pisis Pandecta Caesaris alti,
Civibus adjunctis animo mente atque fideli.

5) Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. 2. Auflage. Bd. 3. S. 94 fg. 6) Vergl. Muratori's Einleitung vor seiner Ausgabe in der erwähnten Sammlung. *Girolamo Tiraboschi*, Storia della Litteratura italiana. (Rom. 1783. 4.) T. V. p. 357. *Dom. Morens*, Bibliografia regionata della Toscana. (Firenze 1805. 4.) T. I. p. 437.

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 9. S. 572. Universal-Lexikon der Tonkunst von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 221. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. T. IV. p. 81.

†) Vergl. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Bd. 2. S. 1573.

trat nach der Beendigung seiner Studien in den Benedictinerorden von der Congregation des heil. Maurus. Er lebte in der Abtei seines Ordens zu Rheims, wo ihm in der Schule der Unterricht in der lateinischen Sprache und in der Rhetorik übertragen war. Er benutzte seine Mußestunden zur Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt und fand Vergnügen daran, die Denkmäler und Gebäude in lateinischen Versen zu beschreiben. Ein solches Gedicht auf die Kirche des heil. Nicasius (Perelegantis Basilicae Jorinae Nicasianae apud Remos exstructae encomium Adonicum) in mehr als 300 adonischen Versen, welches Guillaume Marlot in seiner Historia Metropolis Remensis Tom. I. (Insulis 1662. fol.) p. 663 seq. mitgetheilt, ist kein poetisches Meisterstück, enthält aber brauchbare historische und architektonische Notizen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Pierre), französischer Jurist, geboren am 22. Nov. 1802 zu Paris, war der Sohn eines der Adjutanten des Generals Barras, des bekannten Mitgliedes des Directoriums, und ließ sich, kaum 18 Jahre alt, in eine Loge der Carbonari aufnehmen, deren thätigstes Mitglied er alsbald wurde. Als er im folgenden Jahre (1821) wegen einer politischen Flugschrift (Le cri de la France. Paris 1821. 8.) verfolgt wurde, entfloh er nach Belgien und ward durch ein Contumazurtheil zu zwei Jahren Gefängniß und zu einer Geldbuße von 2000 Francs verurtheilt. Wenige Tage nach seiner Verurtheilung kehrte er aber nach Frankreich zurück, wo er am 15. Nov. vor den Schranken des Assisenhofes erschien und freigesprochen wurde. Trotz dieser Freisprechung erklärte aber die juristische Facultät seine Ausschließung auf zwei Jahre aus den Facultäten und aus der Akademie zu Paris; Grand appellirte an den Rath des öffentlichen Unterrichts, welcher aber den Ausspruch des Disciplinarrathes der Rechtsfacultät bestätigte, welcher Ausspruch selbst nach der Sitzung der Deputirtenkammer vom 22. Juni 1822, worin B. Constant, Girardin und Chauvelin die Vertheidigung des verfolgten Studenten, welcher sie in einer Bittschrift (Pétition sur une décision arbitraire de l'université à MM. de la Chambre des deputés. Paris 1822. 4.) um Beistand angerufen hatte, mit vieler Wärme führten, nicht zurückgenommen wurde. Pierre Grand, welcher sich nun genöthigt sah, seine juristischen Studien zu Rennes zu beendigen, kam erst im J. 1824 nach Paris zurück und ließ sich zu dieser Zeit unter die Advocaten an dem Gerichte zu Paris aufnehmen. Er veröffentlichte bald darauf wieder eine Flugschrift (Coup d'oeil impartial sur l'organisation politique en France. Paris 1825. 8.), wodurch er sich den Beifall der Oppositionsjournale erwarb. Durch dieses Lob veranlaßt, ward er ein fleißiger Mitarbeiter an der Zeitschrift Année française, mémorial politique, scientifique et littéraire, worin er auf mancherlei eingewurzelte Misbräuche aufmerksam machte und die Behörden zur Abschaffung derselben aufforderte. Einen solchen argen Misbrauch, die noch aus barbarischer Zeit in der Nieder-Bretagne übliche Brandmarkung, rügte er in einer besondern Flugschrift (De la marque ou flétrissure. Paris 1826. 8. und Pétitions de graves interêts, présentées à la Chambre des députés, l'une sur la nécessité et les moyens de répandre les lumières dans la Basse-Bretagne, d'interdire aux curés de brûler le prince d'Orange, in effigie, et l'autre sur la nécessité d'abolir la marque ou flétrissure. Paris 1828. 8.), welche die öffentliche Aufmerksamkeit erregten und in der Sitzung der Kammer vom 17. Mai 1828 Veranlassung zu einem lebhaften Meinungsaustausche zwischen den ministeriellen Deputirten der Nieder-Bretagne und den Oppositionsmitgliedern Keratry, B. Constant und Charles Dupin gaben. Ebenso eifrig nahm er Privatleute gegen die Uebergriffe der Regierungsgewalt in Schutz, wie seine Flugschrift Consultation pour Pierre-Victor, artiste du Théâtre-Français, contre M. le Baron Taylor, commissaire royal près le même théâtre (Paris 1828. 8.) beweist. Der Tod des berühmten Mitgliedes des Nationalconvents und des Directoriums Barras (20. Jan. 1829) brachte ihn von Neuem in Streit mit der Regierung, denn er hielt nicht nur eine feurige Leichenrede an dem Grabe desselben, sondern erhob sich auch mit aller Macht gegen die in Folge einer alten Verordnung Peyronnet's vollzogene Anlegung der Siegel an den Papieren des Verstorbenen und führte diese in das Privatrecht tief eingreifende Sache, welche er in der Flugschrift Tentative d'enlévement de papiers politiques de l'ex-directeur Paul Barras. Consultation à cet sujet (Paris 1829. 8.) erörterte, in der ersten Instanz und am königlichen Gerichtshofe. Am 24. Juli desselben Jahres sprach er eine Leichenrede an dem Grabe des früheren Conventsmitgliedes Laignelot, welche eine Vorladung vor den Disciplinarrath des Advocatenstandes und Suspension für ein Jahr zur Folge hatte. Er appellirte gegen diesen Ausspruch, dieser ward aber bestätigt. Die Ungesetzlichkeit der Juliordonnanzen gab Grand eine erwünschte Gelegenheit zur energischen Opposition. Er vertheidigte seinen Stand nicht nur in der mit Duverne gemeinschaftlich herausgegebenen Flugschrift Pétition à la Chambre des députés sur l'illégalité du décret du 14. Decembre 1810 et d'inconstitutionalité de l'ordonnance du 20. Novembre 1822, concernant l'exercice de la profession d'avocat (Paris 1830. 8.), sondern wohnte auch einer Versammlung von Schriftstellern bei, welche ihre Protestation mit den Waffen zu unterstützen beschlossen; er war einer der eifrigsten Theilnehmer und hielt sich zu denjenigen Rednern, welche nicht nur den Thron Karl's X., sondern überhaupt alle Throne umgestürzt wissen wollten. Stets hatte er sich bei allen solchen revolutionairen Bestrebungen an der Spitze befunden, als sein Eifer allmälig aus unbekannten Ursachen zu erkalten anfing und er bald darauf als ruhiger und sanfter Substitut des Staatsprocurators zu Charleville seine frühere Opposition gegen die Regierung zu

*) Vergl. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1573.

sühnen suchte. Er mußte viele Vorwürfe wegen der Aenderung seiner Gesinnung erdulden und er versuchte vergebens, sich gegen dieselben zu vertheidigen und sein Benehmen zu rechtfertigen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Albert le), gelehrter französischer Mönch des 17. Jahrh., um das Jahr 1580 zu Brest oder vielleicht auch zu Morlair [1]) in der Diöcese von Tregnier geboren, stammte aus einer dem alten Adel angehörenden Familie der Bretagne [2]), widmete sich, da seine ungewöhnlich kleine und nicht weniger als zierliche Gestalt ihm in jeder andern Laufbahn keine glänzenden Aussichten versprach, dem geistlichen Stande und trat in den reformirten Orden der Dominikaner, welcher im J. 1619 in dem Kloster Notre Dame de Bonne Nouvelle zu Rennes seinen Anfang genommen hatte. Er befand sich zuerst in dieser Stadt, hielt sich dann aber in verschiedenen Klöstern seines Ordens zu Nantes, zu Morlair und an andern Orten auf und zeichnete sich durch seine Kenntnisse und durch sein Rednertalent aus. Während seines Aufenthaltes zu Morlair kam Noel Deslandes, damals Generalvicar der gallicanischen Congregation des Ordens und später Bischof von Treguier, auf einer Visitationsreise im J. 1626 auch in sein Kloster, war überrascht von seiner Gelehrsamkeit und ertheilte ihm den schriftlichen Auftrag, das Leben der Heiligen der Bretagne zu bearbeiten. Der fleißige Mönch durchwanderte nun, von seinen Oberen und von den Bischöfen der Diöcese mit der ausgedehntesten Vollmacht versehen, alle Theile der Bretagne und besuchte hauptsächlich die Kirchen und Klöster, um die Handschriften, die Urkunden und die alten Denkmäler zu Rathe zu ziehen, wobei ihn freilich nicht immer kritischer Scharfsinn geleitet haben mag. Die Frucht zehnjähriger Arbeit erschien endlich unter dem Titel: **Vie, gestes, mort et miracles des Saints de la Bretagne armorique; ensemble un ample catalogue chronologique et historique des évêques des neufs évêchés d'icelle, accompagnée d'un bref récit des plus remarquables événements arrivés de leur temps** (Nantes 1636. 4), ein für jene Zeit großartiges und jetzt noch werthvolles und nützliches Werk, dessen Inhalt aus handschriftlichen und gedruckten Quellen und besonders aus den Memoiren, welche einer seiner Oheime, Yves Le Grand, Kanonicus der Kathedrale von Saint-Pol-de-Leon und Beichtvaters des Herzogs François II. von Bretagne, hinterlassen hatte, mit großem Fleiße zusammengestellt ist. Die bretagnischen Namen sind größtentheils nach der ursprünglichen Etymologie geschrieben, ein Verfahren, welches bei dem ersten Anblicke lächerlich und abstoßend erscheint, aber dem Historiker und Sprachforscher sehr erwünscht ist und ihnen reiche Ausbeute gewährt. Die Bewohner der Bretagne ergötzen sich noch immer an dieser Legende, welche die originelle Phantasie ihrer Vorältern und die den Bretagnern eigenthümlichen Träumereien getreu wiedergibt und die uralten Gebräuche des Landes mittheilt. Sie ward auch von seinen Zeitgenossen mit ungetheiltem Beifall aufgenommen und einer seiner Ordensbrüder vergleicht sie in einem ihr vorgedruckten Gedichte mit dem berühmten Werke Ribadeneira's und meint, wenn dieses allgemeiner sei, so müsse die Legende Le Grand's lieblicher genannt werden [3]). Freilich ist der Aberglaube, welchen der Verfasser zur Schau trägt, eben so groß, als seine Gelehrsamkeit, der jetzige Leser darf sich aber dadurch nicht zurückschrecken lassen, wenn er die anziehenden Einzelnheiten der alten bretagnischen Geschichte erfahren will. Diesen Vortheil bietet ihm das spätere gründliche Werk Guy Alleris Lobineau's (**Vie des saints de la province de Bretagne. Rennes 1724. fol.**) bei weitem nicht. Eine zweite verbesserte Auflage der Legende lieferte Autret de Missirien, ein Freund des Verfassers (Rennes 1659. 4.), welche später mit einigen Verbesserungen wieder aufgelegt wurde (Rennes 1680. 4.). Die neueste, von dem Rechtsanwalte Daniel Louis Miorcec de Kerdanet besorgte Ausgabe (**Brest 1838. 4**) ist mit vielen historischen Anmerkungen bereichert, ersetzt aber, da der Bearbeiter viele Stellen hinweggeschnitten hat, die alten Ausgaben nicht. Legrand starb um das Jahr 1640. Außer der bretagnischen Legende hat er eine **Vita Sancti Hervaei** (in den **Act. SS. Antverp. Junii Tom. III. p. 305 seq.**), **Vita Sancti Majani** (**Ibid. Tom. IV. p. 100 seq.**) und das Leben des heil. Budoc, Erzbischofs von Dol, mit einigen erbaulichen Anhängen (**La Providence de Dieu sur les justes ou l'histoire admirable de S. Budoc, archevêque de Dol, et de la princesse Azenor de Leon sa mere, et admirable de Dieu sur un pauvre homme miraculeusement delivré du naufrage. Rennes 1640. 4**) herausgegeben [4]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Antoine le), französischer Philosoph, um das Jahr 1620 zu Douai im wallonischen Flandern (jetzigem Norddepartement) geboren, widmete sich der Theologie und lehrte nach der Beendigung seiner Studien längere Zeit mehre Fächer der philosophischen und theologischen Wissenschaften an der Universität seiner Vaterstadt. Er bekannte sich Anfangs in seinen Ansichten zu den Grundsätzen der Stoiker und vertheidigte dieselben in seinem philosophischen Versuche: **Le Sage des Stoiques, ou l'homme sans passions, selon les sentiments de Senèque** (La Haye 1662. 12.), welcher Karl II., König von England, gewidmet ist und womit er zuerst

*) Vergl. Biographie des hommes du jour, par G. Sarrut et B. Saint-Edme. Tom. II. P. 2. p. 10, wo er wegen seines Abfalles von der früheren Partei arg verspottet wird. Er vertheidigte sich gegen diesen Hohn in seiner Réponse à MM. G. Sarrut et B. Saint-Edme (Paris 1838. 8.) mit nicht besonderem Glück.

1) Er unterzeichnet sich wenigstens selbst Bruder Albert Le Grand von Morlair; dies kann jedoch auch deswegen geschehen sein, weil er einen großen Theil seines Lebens zu Morlair zubrachte.
2) Er war ein Neffe Eruyer Vincent Le Grand's, Herrn von Kersgao-Kerigowal, königlichen Rathes und Seneschalls von Carhair.

3) Je sçay que ce dernier a traitté de plusieurs,
Et vous tant seulement des saints de la Bretagne,
Mais je sçay qu'on cueillit de plus exquises fleurs
Dans un petit jardin que dans une campagne.

4) Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 199.

als Schriftsteller auftrat. Diese Schrift, welche in der zweiten verbesserten Auflage unter dem Titel: Les caractères de l'homme sans passions (Paris 1663. 12.) erschien, ward mit großem Beifall aufgenommen, wie die beiden späteren schnell auf einander folgenden Ausgaben (Lyon 1665. 12. und Paris 1682. 12.) beweisen. Derselben philosophischen Anschauung folgt er in seiner Physik (Physica. Amstelodami 1664. 4.) und in seinem Epicure spirituel ou l'empire de la volupté sur les vertus (Douai 1669. 8.). Später verließ er jedoch diese Richtung und Descartes fand an ihm einen seiner eifrigsten Anhänger und Vertheidiger. Er suchte dessen Lehre hauptsächlich in England zu verbreiten, wohin er von dem englischen College der Franziskaner zu Douai, welchem er angehörte, als Missionar geschickt worden war. Sein nach scholastischer Art und Weise eingerichtetes Lehrbuch des von Descartes aufgestellten philosophischen Systems (Philosophia Veterum e mente Renati Descartes more scholastico breviter digesta. Londini 1671. 12.), worin er dieses in gedrängter und leicht faßlicher Uebersicht Jedem zugänglich zu machen suchte, erreichte vollkommen seinen Zweck und fand besonders in der vermehrten und oft gedruckten Umarbeitung (Institutio Philosophiae secundum principia Renati Descartes, nova methodo adornata et explicata ad usum juventutis academicae. Londini 1672. 8. Ibid. 1675. 1678. 1680. 1683. 4. Norimbergae 1679. 1683. 1695. 4.) überall, in England hauptsächlich durch eine Uebersetzung in die Landessprache (An entire Body of Philosophy, according to the Principles of the famous Renati Des Cartes. London 1694. fol. c. figg.) Eingang, ja man darf behaupten, daß Le Grand, der „Abkürzer" des Descartes, wie man ihn gewöhnlich nannte, bekannter wurde, als der Philosoph selbst. Fast ebenso allgemeinen Anklang fand seine Historia naturae, variis experimentis et ratiociniis elucidata (Londini 1673. 8. Norimbergae 1678 und 1680. 8. Londini 1680. 4. Norimbergae 1702. 4.), worin er die Ansichten dieses Philosophen über die Natur und ihre Erscheinungen entwickelt. Zur Erläuterung und Vertheidigung einzelner Theile des Systems desselben dienen auch die von Le Grand in kurzen Zwischenräumen herausgegebenen Schriften: De carentia sensus et cognitionis in brutis (Londini 1675. 8. Norimbergae 1679. 8.), welche Abhandlung Manche mit Unrecht dem Theologen Robert Jenken zuschreiben; De ratione cognoscendi et appendix de mutatione formali, contra J. S. methodum sciendi (Londini s. a. 8.), gegen den zu der katholischen Kirche übergegangenen Protestanten John Sergeant gerichtet; Apologia pro Renato Descartes contra Samuelem Parkerum (Londini 1679. 8. Norimbergae 1681. 12. Londini 1682. 12.) und Animadversiones ad Jacobi Rohaultii Tractatum physicum (Londini 1682. 8.), Bemerkungen über eine lateinische Uebersetzung der Physik Rohault's von Theophile Bonnet. Zu seinen beliebtesten Schriften gehört ferner der Curiosus rerum abditarum naturaeque arcanorum Perscrutator (Francofurti et Norimbergae 1681. 12.), auch von einem Unbekannten in das Teutsche übersetzt unter dem Titel: „Curieuser Erforscher der Geheimnisse der Natur." (Nürnberg 1686. 12. Ebend. 1715. 12.); politischen Inhaltes ist die Scydromedia, seu sermo, quem Alphonsus de La Vida habuit coram comite de Falmouth, de monarchia libri II. (Norimbergae 1680. 8.) Seine philosophischen Ansichten über die Natur wurden zum Theil von der Geistlichkeit nicht gebilligt und insbesondere erregte die Behauptung, Gott habe die Welt in einem Augenblicke erschaffen, Moses aber nachher die Schöpfung der Ordnung wegen in sechs Tagewerke eingetheilt, bei den Orthodoxen großen Anstoß. Von vielen seiner Zeitgenossen wurde seine biblische Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zur Zeit Constantin's des Großen (Historia sacra, a mundi exordio ad Constantini Magni imperium deducta (Londini 1685. 8. Herborn 1686. 8. Norimbergae 1686. 8.) als die vorzüglichste aller seiner Leistungen betrachtet, dieses Urtheil kann aber bei dem jetzigen Standpunkte der historischen Forschung nicht mehr maßgebend sein und nur seine philosophischen Schriften haben als erläuternder Commentar des nach Descartes genannten Systems einigen Werth behalten. Zu erwähnen ist noch seine wenig beachtete Erklärung des Meßopfers (Missae Sacrificium neomystis succincte expositum (Londini 1695. 12.). Legrand starb gegen das Ende des 17. Jahrh. in England, wahrscheinlich in Orfordshire, wo er sich niedergelassen hatte und wo er längere Zeit in lebhafte Streitigkeiten mit dem bereits oben erwähnten John Sergeant über die Natur der Ideen und über andere metaphysische Fragen verwickelt war [1]). Er ist nicht zu verwechseln mit dem gleichzeitigen französischen Dominikanermönche Antoine Le Grand von Epargne in der Diöcese von Verdun, welcher eine ungedruckt gebliebene Chronik des dem Predigerorden angehörenden Convents zum heil. Johannes dem Täufer in Verdun in französischer Sprache schrieb und am 24. Nov. 1670 starb [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Baptiste Alexis Victor Le), verdienstvoller französischer Ingenieur, am 20. Jan. 1791 zu Paris geboren, verlor sehr frühe seinen Vater, erhielt aber von seiner Mutter, einer sehr klugen und liebenswürdigen Frau, eine sehr vorzügliche, auf Geist und Gemüth wohlthätig einwirkende Erziehung und trat, nachdem er in dem kaiserlichen Lycée, einer damals ausgezeichneten Lehranstalt, eine gründliche Vorbildung erhalten hatte, im September 1809 in die polytechnische Schule, aus welcher er zwei Jahre später in die Schule für den Bau der Brücken und Landstraßen überging. Im J. 1812 begann er im Departement der östlichen Pyrenäen seine Laufbahn im Staatsdienste und wurde

1) *Dan. Georg. Morhofii* Polyhistor. (Lubecae 1747. 4.) Tom. II. p. 114. *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 532. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 202. Biographie générale. Tom. XXX. p. 422. 2) *J. Echard* et *J. Quetif*, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Tom. II. p. 819.

im J. 1814 als Ingenieur nach dem Departement des Ombrone, einem zu dieser Zeit Frankreich annectirten Stücke Italiens, geschickt, wo er neben der gewissenhaftesten Erfüllung seines Amtes sich eifrigst mit dem Studium der italienischen Sprache und Literatur befaßte. Nach dem Sturze Napoleon's und nach der Herstellung der früheren Grenzen seines Vaterlandes kehrte er nach Paris zurück und beschäftigte sich hier mit wissenschaftlichen Arbeiten, bis er die Stelle eines Secretairs bei dem Rathe des Brücken- und Landstraßenbaues erhielt. In derselben Eigenschaft wurde er, nachdem er zum Ingenieur zweiter Classe ernannt worden war, von Becquey, dem Generaldirector der öffentlichen Arbeiten, an welchem er durch seinen unermüdlichen Fleiß und durch seine Bescheidenheit einen einflußreichen Gönner gefunden hatte, der Specialcommission der Kanäle zugetheilt. In dieser Stellung trug er nicht wenig zur Annahme und zur Ausführung des weitreichenden Planes bei, welcher den Zweck hatte, die Reichthümer des französischen Ackerbaues und Handels durch die Erleichterung des Verkehrs und des Transports zu vermehren und zu vervielfältigen, insbesondere hatte er einen entschiedenen, wenn auch nur mittelbaren Antheil an den Gesetzen von 1821 und 1822, welche das Budget für Brücken und Landstraßen wenigstens um das Vierfache erhöhten, aber eine vorher nicht geahnte Regsamkeit im Verkehr bewirkten und die Speculation, welche sich fast nur auf das gefährliche Börsenspiel beschränkte, zu industriellen Unternehmungen ermunterte. Unermüdlich in seinem Berufe, uneigennützig in jeder Beziehung und sich fern haltend von jedem politischen Treiben, erwarb sich Le Grand die Achtung aller Parteien und fand auf seiner Laufbahn, die er mit Eifer und Umsicht verfolgte, rasche Beförderung, wie seine Ernennung zum Requetenmeister im Staatsrathe, zum Oberingenieur erster Classe und zum Generalsecretair des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten beweist. Die Revolution im Juli 1830 beeinträchtigte keineswegs seine Stellung, da er nicht wohl zu entbehren war; man übertrug ihm vielmehr die provisorische Verwaltung des Brücken- und Straßenbaues und verlieh ihm den Titel Staatsrath. Ein unangenehmer Theil seiner Amtspflichten war für ihn der Auftrag, das Budget der Brücken und Straßen vor der Deputirtenkammer zu entwickeln und zu rechtfertigen; er vermochte nur sehr schwer seine politische Schüchternheit zu überwinden, mit dem ersten gelungenen Versuche wuchs aber seine Zuversicht. Seine Erklärungen und Erwiderungen, welche sich auf die vollkommenste Sachkenntniß stützten und zugleich durch eine zierliche Sprache auszeichneten, wurden von der Kammer, für welche sie sehr belehrend waren, mit Aufmerksamkeit angehört und hauptsächlich seiner klaren und durchdachten Darlegung des Sachverhältnisses verdankt man in Frankreich die Einführung eines vernünftigen Expropriationsgesetzes und einer besondern Jury zur Aburtheilung schwieriger Fälle und zur Verhütung leicht möglicher Misbräuche und Bedrückungen bei dieser nothwendigen Maßregel. Als Thiers, welcher wirkliche Verdienste zu würdigen verstand, im April 1834 das Ministerium des Innern übernahm, beförderte er Le Grand zum Generaldirector der Brücken, Straßen und Bergwerke und vermittelte seine Ernennung zum Commandeur der Ehrenlegion. Von nun an war dieser unter den einander folgenden Ministerien der öffentlichen Arbeiten die Seele aller Unternehmungen und Verbesserungen im innern Verkehr und in der Industrie und Frankreich fühlte bald die wohlthätige Wirkung seiner Bemühungen. Als er auch zum Deputirten gewählt wurde, konnte seine Stellung gegenüber dem Specialrathe, dessen Präsident er war, und dem Ministerium, von welchem er abhing, leicht schwierig und mislich werden, aber seine anerkannte Biederkeit, die Sanftheit und Würde seines Charakters und seine Mäßigung, verbunden mit seinen gründlichen Kenntnissen und seiner Liebe zum Guten, trugen über alle Hindernisse den Sieg davon und je aufgeklärter der Minister der öffentlichen Arbeiten war, desto größer war das Ansehen des Generaldirectors, ganz besonders aber genoß dieser das Vertrauen des Ministers Dufaure, eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten, welcher sich die Förderung der Industrie zur würdigen Aufgabe seiner Bestrebungen gemacht hatte und seine Untergebenen auf eine ebenso verständige als energische Weise in ihren Dienstverhältnissen unterstützte. Einen neuen Gegenstand des Nachdenkens bildete für Le Grand die bereits in England begonnene Anwendung des Dampfes auf den Verkehr zu Lande, und konnten auch seine großartigen Pläne bei der Neuheit der Sache nicht sogleich den gehofften Beifall finden, so suchte er doch durch kleinere Versuche die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit des neuen Beförderungsmittels zu lenken und bereits im August 1837 konnte die Eisenbahn von Paris nach Saint-Germain, die erste in Frankreich, eröffnet werden. Der Generaldirector entzog aber deshalb keineswegs seine Aufmerksamkeit den übrigen Zweigen der Industrie und des Verkehrs. Er wiederholte fortwährend seine Inspectionsreisen durch alle Departemente Frankreichs, unterstützte allenthalben nützliche Localunternehmungen, machte bedeutende Verbesserungen in der Einrichtung der Seehäfen und Leuchtthürme und fehlte mit Rath und That nirgends, wo es galt, den Wetteifer Frankreichs mit andern Ländern in der Industrie, im Handel und in der Schiffahrt anzufeuern. Die allgemeine Achtung, welche ihm in vollem Maße zu Theil ward, war seine höchste Belohnung, denn Eigennutz und Gewinnsucht waren ihm gänzlich fremde Leidenschaften und so nahe ihm die Gelegenheit gerückt war, sich an lohnenden industriellen Unternehmungen zu betheiligen, oder durch die ungeheueren Geldmittel des Staates, über die er zu verfügen hatte, Gewinn zu erzielen, so vermehrte sich doch in einem Zeitraume von 20 Jahren, während dessen er an der Verwaltung Theil nahm, sein väterliches Vermögen um keinen Heller; ja er duldete nicht einmal, daß auch nur ein Theil der sehr bedeutenden Mitgabe seiner Frau bei industriellen Unternehmungen angelegt wurde. Le Grand wurde fünfmal von dem

Bezirke von Mortain zum Deputirten gewählt und er wahrte bei jedem vorkommenden Falle getreulich die Vortheile seiner Wähler, bis im J. 1847 die politischen Leidenschaften sich auf eine ihm unangenehme Weise immer rücksichtsloser kund gaben und ihn so sehr beunruhigten, daß er an den Verhandlungen nur noch selten Theil nahm. Ein treuer Anhänger des regierenden Hauses, durch welches er stets in seinen Bestrebungen gefördert worden war, hatte er kein Verlangen nach einer Veränderung und er sah deshalb den Sturz desselben im J. 1848 mit aufrichtigem Schmerze, doch war er gesonnen, da er bei jeder Regierungsform in seinem Fache für sein Vaterland mit Erfolg wirken zu können glaubte, sich der Nothwendigkeit zu fügen. Auch die neuen Gewalthaber konnten einen so verdienstvollen und allen politischen Umtrieben fern stehenden Mann unmöglich zurückstoßen; er blieb Vicepräsident eines Ausschusses des Staatsrathes, die unerwarteten Ereignisse hatten aber auf ihn einen so heftigen Eindruck gemacht, daß seine ohnehin schwächliche Gesundheit schnell abnahm und er sich genöthigt sah, auf den Rath der Aerzte das Bad von Urriage bei Grenoble zu besuchen, um sie wieder herzustellen; er starb aber bald nach seiner Ankunft im Juni 1848 an einer Hirnentzündung. Zu bedauern ist, daß sich Le Grand nicht als Schriftsteller in seinem Fache versucht hat*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Claude Juste Alexandre Le), französischer General und Pair von Frankreich, am 23. Febr. 1762 zu Plessieur-sur-Saint-Just (im jetzigen Departement der Oise) geboren, trat, da er schon in dem 15. Lebensjahre seine Aeltern verloren hatte, am 16. März 1777 als gemeiner Soldat in das Infanterieregiment Dauphin, wurde am 3. Febr. 1781 Corporal, am 1. Jan. 1782 Sergeant und war bereits am 1. Juni 1786 zum Range eines Sergeant-Majors vorgerückt, als er seinen Abschied nahm, um sich zu verheirathen. Er ließ sich zu Metz häuslich nieder und erwarb durch seine Biederkeit und Freimüthigkeit die Liebe und Achtung seiner Mitbürger. Als bei dem Ausbruche der Revolution sämmtliche Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgefordert wurden, nahm er am 1. Mai 1790 wieder Dienst bei der Nationalgarde von Metz und wurde am 1. Mai 1791 zum Chef eines Freiwilligenbataillons des Departements der Mosel gewählt. Im J. 1792 mit der Inspection eines Theiles der Moselarmee und andern wichtigen Aufträgen betraut, erwarb er sich durch die Geschicklichkeit und die Umsicht, welche er bei der Erledigung dieser Geschäfte bewies, die Zufriedenheit der Regierung in so hohem Grade, daß diese ihn am 20. Sept. 1793 zum Brigadegeneral ernannte. In dieser Eigenschaft zog er mit einer der Colonnen der Besatzung von Mainz, welche nach den Bedingungen der Uebergabe in Jahresfrist nicht gegen die Teutschen dienen durfte, nach der Vendée, vereinigte sich mit der Sambre- und Maasarmee und bemächtigte sich in dem Treffen von Nancy einer mit Kartätschen geladenen Kanone in dem Augenblicke, wo der Kanonier sie abbrennen wollte. Er erhielt in diesem Kampfe, in welchem sämmtliche Leute seines Detaschements entweder getödtet oder beschädigt wurden, vier leichte Wunden; auch zu Arlon rechtfertigte er das Vertrauen, welches man in seine Tapferkeit setzte und in der Schlacht von Fleurus (26. Juni 1793) schlug er sich mit großer Auszeichnung. Als die Flügel der Armee zum Weichen gezwungen wurden und zum Theil schon über die Sambre zurückgewichen waren, vertheidigte er im Centrum mit vier Bataillonen und einer Compagnie leichter Artillerie das Dorf Epigny, welches dreimal an diesem Tage von überlegenen Streitkräften des Feindes angegriffen wurde. Er behauptete diesen wichtigen Posten, brachte dem Gegner einen beträchtlichen Verlust bei, verschaffte der französischen Armee Zeit, um wieder die Offensive zu ergreifen und trug auf diese Weise zum siegreichen Ausgange des Treffens bei, welches bis sechs Uhr des Abends unentschieden geblieben war. Von dieser Zeit an war sein Leben eine ununterbrochene Reihe von Anstrengungen, Kämpfen und glänzenden Erfolgen. Als der Feldzug des dritten Jahres der Republik (1795) mit dem Uebergange über den Rhein eröffnet wurde, erhielt Le Grand den Auftrag, mit einer Abtheilung der Grenadiere der siebenten Division oberhalb Düsseldorf über den Rhein zu setzen. Er hatte sich kaum in der Nacht vom 17. auf den 18. Fructidor (4. auf 5. Sept.) mit seinen Grenadieren eingeschifft, als der Mond aufging und den Feind in den Stand setzte, jede Bewegung der Franzosen zu beobachten. Die Oesterreicher richteten sogleich das Feuer ihrer sämmtlichen Batterien auf die Flotille. Der Rhein schien glühende Fluthen daherzuwälzen und die Ueberraschung und die Wuth der Kämpfenden, die Gefahr des Angriffes auf einem reißenden Strome, 150 ununterbrochen donnernde Geschütze und die in der Luft sich kreuzenden Bomben lieferten ein ebenso schreckliches als erhebendes Bild der Greuel des Krieges. Der General, von Ungeduld brennend, mit dem Feinde handgemein zu werden, springt mit dem Rufe: „Folgt mir, Kameraden," in die Fluthen, die Grenadiere, von seinem Beispiele begeistert, eilen ihm nach und rücken muthig gegen die durch eine solche Verwegenheit überraschten Oesterreicher an. Sie werfen ein hinter der Bucht von Hamm lagerndes Corps von 2000 Mann über den Haufen, bemächtigen sich einer Batterie von sieben Kanonen und werfen sich schnell auf die Stadt Düsseldorf, deren aus 2000 Pfälzern bestehende Garnison sie zu Gefangenen machen. Dieser kühne Streich wurde in weniger als sieben Stunden ausgeführt und der commandirende General Jourdan erwähnt desselben in seinem Berichte an den Convent über den Rheinübergang mit den Worten: „Das Benehmen des Generals Le Grand und seine Unerschrockenheit sind über alles Lob erhaben." Der Feldzug des folgenden Jahres (1796) in Teutschland bot ihm neue Gelegenheiten, sich auszuzeichnen. Von dem General Championnet am 30. Thermidor (17. Aug.) beordert, mit zwei Bataillonen der 92. Halbbrigade sich in die

*) Biographie générale. Tom. XXX. p. 432 seq.

Schluchten von See zu schleichen, um einen Versuch zu machen, den linken Flügel der Oesterreicher zu umgehen, befand er sich am Ausgange der Schlucht unvermuthet im Angesichte eines überlegenen und durch eine furchtbare Artillerie gedeckten Feindes; er hemmte deshalb, als er die Gefahr seiner Lage wahrnahm, vorsichtig seinen Marsch in einem kleinen Gehölze, wo die Oesterreicher ihn einzuschließen gedachten, er aber tapfer ihre Angriffe abwehrte und sich hielt, bis Championnet ihn frei zu machen vermochte. Neue Beweise der Tapferkeit gab er bei der Erstürmung der Höhen von Poppberg und Heinfeld, wodurch der Feind bis Amberg zurückgeworfen und die Einnahme von Kastell durch den General Bonnaud erleichtert wurde. Während desselben Feldzugs ging Le Grand an der Spitze von zwölf Compagnien Infanterie zum zweiten Mal bei Weißenthurm über den Rhein, trieb die Oesterreicher aus ihren Verschanzungen, brachte ihnen einen nicht unbedeutenden Verlust bei und beschäftigte sie so lange, bis man eine Brücke über den Fluß geschlagen hatte. Als nach der Schlacht bei Würzburg am 17. Fructidor (3. Sept. 1796), in welcher die Franzosen durch Erzherzog Karl eine Niederlage erlitten, seine auf eine Strecke von beinahe zwei Meilen zerstreute Brigade von 10,000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavalerie eingeschlossen wurde, zeigte er, sobald er die Möglichkeit seiner Lage erkannt hatte, eine unerschütterliche Kaltblütigkeit, bahnte sich durch einen entschlossenen Angriff einen Weg durch die feindlichen Colonnen und vollbrachte nicht nur ohne großen Verlust sein Wagniß, sondern deckte auch den Rückzug der Reiterei, welche sich in nicht geringer Verlegenheit befand. Bei der letzten bedeutenden Unternehmung am Rhein im Feldzugsjahre 1796 wird er ebenfalls mit Auszeichnung genannt. Als nämlich in der Nacht vom 21. auf 22. Oct. die Oesterreicher 1200 Mann stark über den Rhein gingen, um die von der Mündung der Lahn bis nach Neuwied hin zerstreuten Franzosen zu überfallen, sammelte Le Grand in der größten Eile zwei Compagnien Grenadiere und 25 Dragoner, warf sich dem Feinde entgegen und drängte ihn mit großem Verluste zurück. Nicht weniger Muth und Geschicklichkeit bewies er in dem Treffen von Liptingen (25. März 1798), in welchem sein Bruder, welcher die Dienste eines Adjutanten bei ihm versah, blieb und zwei Pferde unter ihm fielen. Der Krieg, welcher durch die Verhandlungen zu Rastatt kurze Zeit geruht hatte, entbrannte nach dem Gesandtenmorde alsbald mit erneuter Wuth. Le Grand, durch ein Decret vom 1. Floreal (20. April) zum Divisionsgeneral ernannt, übernahm das Commando der auf dem rechten Rheinufer stationirten Truppen und schlug sein Hauptquartier zu Kork bei Kehl auf, mußte aber für den augenblick Urlaub nehmen und sich nach Strasburg begeben, um seine durch die Strapatzen des Krieges untergrabene Gesundheit wieder herzustellen. Kaum von einer schweren Krankheit genesen, wurde er von dem General Kassena, welcher sich gern mit ausgezeichneten Officieren umgeben wollte, nach der Schweiz berufen, doch übernahm er alsbald wieder seine Stellung auf dem rechten Rheinufer und zwar gerade in dem Augenblicke, als der im Kinzigthale lagernde Feind Verstärkungen an sich gezogen hatte. Am 18. Messidor (6. Juli) wurde er von den überlegenen Streitkräften desselben auf seiner ganzen Linie angegriffen. Sie rückten aus dem Kinzigthale und aus dem Thale von Ebersbach hervor und richteten ihren Marsch auf Offenburg, Oberkirch und Ettenheim. Die französischen Vorposten, unvermuthet überrascht, waren gezwungen Offenburg zu räumen und sich nach dem Walde von Neumühl, etwa eine Stunde von Kehl, zurückzuziehen. Le Grand, durch frische Truppen verstärkt, ergriff aber alsbald wieder die Offensive, drängte die Oesterreicher nach einem hartnäckigen Kampfe bis Offenburg zurück und brachte sie wieder um die Vortheile, die sie durch Ueberraschung errungen hatten, wodurch auch ihr Plan, Massena zu bewegen, Truppen aus der Schweiz nach dem Elsaß zu schicken, vereitelt wurde. In dem folgenden Feldzuge focht er unter Moreau's Führung und trug nicht wenig zum siegreichen Ausgange der Schlacht von Hohenlinden (3. Dec. 1800) bei, indem er die Absicht des Prinzen Ferdinand, welcher die Position der Franzosen zu umgehen und ihnen die Verbindung von München abzuschneiden suchte, noch zur rechten Zeit wahrnahm und ihn mit großem Verluste zurückschlug. Nach dem Frieden von Luneville (9. Febr. 1801) von der Regierung (19. Juli 1801) zum Commandanten von Piemont, welches jetzt die 27. Militairdivision bildete, ernannt, bewies er, daß er mit den Leistungen eines Generals auch das zur Verwaltung nöthige Talent zu verbinden verstand. Bei seiner Ankunft in Turin fand er Alles in der größten Verwirrung und die öffentliche Meinung den Franzosen wenig günstig; die Beamten hatten vergessen, ihre Pflichten zu erfüllen und die Straßen wurden durch Räuberbanden unsicher gemacht, eine fast unausbleibliche Folge der Kriege, deren Schauplatz das Land gewesen war; er stellte durch seine Festigkeit in wenigen Monaten die Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung her und wußte dem französischen Namen nach allen Richtungen hin Achtung zu verschaffen, wenn es ihm auch nicht gelang, die Herrschaft der Fremden angenehm zu machen und die Piemontesen von den Vorzügen des französischen Lebens und Treibens zu überzeugen. Am 8. Ventôse des Jahres X (28. Febr. 1802) auf kurze Zeit zur Disposition gestellt, erhielt er unter dem Consulate am 5. Germinal des Jahres XI (27. März 1803) die Generalinspection über eine Truppenabtheilung im Süden und am 12. Fructidor desselben Jahres (30. Aug.) den Oberbefehl über die dritte Division im Lager zu Saint-Omer. Am 19. Frimaire des Jahres XII (10. Dec. 1803) wurde er zum Mitglied der Ehrenlegion und am folgenden 25. Prairial (14. Juni 1804) zum Großofficier derselben ernannt. In dem Feldzuge gegen Oesterreich und seine Verbündeten (1805) befehligte er eine Infanteriedivision unter dem Marschall Soult und hatte großen Antheil an der siegreichen Entscheidung der Treffen bei Wertingen (8. Oct.) und Hollabrunn oder Gundersdorf (16. und 17. Nov.). In der Schlacht von Austerlitz

leistete er mit einer seiner Brigaden in den Engpässen von Lettowitz und Sokolnitz beinahe zehn Stunden lang allen Anstrengungen des linken Flügels der russischen Armee nicht nur Widerstand, sondern machte auch 3000 Gefangene und eroberte 12 Kanonen. Die Belohnung seiner Waffenthat an diesem denkwürdigen Tage war die Ernennung zum Commandanten der Ehrenlegion. Während des Krieges gegen Preußen und Rußland (1806) focht er in den Schlachten von Jena, Lübeck, Eylau und Heilsberg in den vordersten Reihen und bei dem Angriffe auf Königsberg nahm er an der Spitze seiner Division die Vorstädte. Nach dem Frieden von Tilsit (7. Juli 1807) belohnte Napoleon die Verdienste eines seiner vorzüglichsten Generäle durch die Erhebung zum Reichsgrafen mit einer Dotation von 30,000 Francs Rente. In dem Kriege gegen Oesterreich (1809) bewährte Le Grand von Neuem seine anerkannte Umsicht und Thätigkeit. Er trug mit seiner Division zur Einnahme des Schlosses und der Stadt Ebersberg (7. Mai) bei und bewies in der Schlacht bei Eßling einen an Verwegenheit grenzenden Muth. In dem Dorfe Großaspern, dessen Vertheidigung ihm von Massena anvertraut war, schlug er drei heftige Angriffe des österreichischen Generals Hiller glücklich zurück, wobei ein Pferd unter ihm getödtet wurde. Bei Wagram riß ihm eine Bombe den Hut vom Kopfe. Die schönsten Lorbeern erwarb er sich jedoch in dem Feldzuge gegen Rußland, indem er bei der unglücklichen Wendung desselben keinen Augenblick seine Thatkraft und seine Besonnenheit verlor und wiederholt durch energische Angriffe den verfolgenden Feind zurückzuweisen suchte. Als Befehlshaber des zweiten Armeecorps, welches ihm nach der Verwundung des Marschalls Gouvion-Saint-Cyr anvertraut war, erzwang er am 28. Nov. 1812 den Uebergang über die Beresina und rettete dadurch die Trümmer des Heeres und den Kaiser selbst, erhielt aber in diesem Kampfe eine gefährliche Wunde und würde nicht mehr seine Heimath gesehen haben, wenn ihn nicht seine Grenadiere, welche eine große Zuneigung zu ihm hegten, lange Zeit sorgfältig auf einer Tragbahre weiter gebracht hätten. Kaum wieder nothdürftig hergestellt, leitete er im J. 1814 die Vertheidigungsarbeiten zu Châlons-sur-Saone, war aber einer der ersten Generäle, welche sich nach der Abdankung Napoleon's den Bourbonen unterwarfen und wurde von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Seine Gesundheit war jedoch gänzlich zerrüttet und er starb bereits am 8. Jan. 1815 an den Folgen der Wunde, die er an der Beresina erhalten hatte. Seine sterblichen Ueberreste wurden in dem Pantheon beigesetzt und sein Name prangt auf der östlichen Seite des Triumphbogens de l'Etoile an der Barriere von Neuilly zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Etienne le), französischer Jesuit, im J. 1600 zu Chatillon-sur-Saone geboren, trat schon in seinem 18. Jahre in die Gesellschaft Jesu und lehrte nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit lang in mehren Collegien seines Ordens die Philosophie und Rhetorik. Darauf faßte er den Entschluß, auf der Kanzel zu wirken und predigte 25 Jahre hindurch an verschiedenen Orten mit sehr großem Beifall, auch war er mehre Male Rector der Collegien zu Autun, Metz und Langres. Im J. 1669 sandte ihn die Jesuitenprovinz der Champagne als Procurator nach Rom, wo er die Interessen seines Ordens auf das Eifrigste wahrte. Er starb am 26. Febr. 1681 zu Dijon. Seine Kirchengeschichte der Stadt Chatillon (Histoire sainte de la ville de Châtillon-sur-Saone, au Duché de Bourgogne, contenant la vie et les miracles de St. Vorle, Patron du lieu, l'Enfance et l'Education de S. Bernard au même lieu, les Miracles de l'Image de la Sainte Vierge, qui s'y conserve de tems immemorial et plusieurs autres remarques curieuses. Autun 1681. 8.), wozu ihm gute Quellen zu Gebote standen, ist ohne Werth, da die Leichtgläubigkeit bei jeder Gelegenheit den Sieg über die Kritik davon trägt oder vielmehr diese gar nicht zuläßt. Kein günstigeres Urtheil ist über seine Biographie des heil. Thiebald (La vie de St. Thiébaud, prêtre et confesseur, hermite de l'Ordre de Camaldoli. Autun 1664.) zu fällen *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Etienne Antoine Mathieu le), französischer Orientalist, im J. 1724 zu Versailles geboren, kam sehr jung mit einer Gesandtschaft nach der Levante und leistete, nachdem er der arabischen Sprache mächtig geworden war, seinem Vaterlande zuerst als zweiter und dann als erster Dolmetscher zu Constantinopel, zu Kanea auf der Insel Candia, zu Alexandrien, zu Kahira, zu Tripoli in Syrien und zu Haleb wichtige Dienste. Nach einem Aufenthalte von 38 Jahren im Orient kehrte er nach Frankreich zurück und wurde zum dolmetschenden Secretair des Königs ernannt. Er war ganz zum Morgenländer geworden und blieb sogar von den Krankheiten verschont, von welchen die Fremden gewöhnlich in den Küstenstädten Asiens und Afrika's befallen werden. Er sprach und schrieb so geläufig die türkische, arabische und persische Sprache, daß der gelehrte Orientalist Cardonne ihn dem Minister mit den Worten vorstellte: „Ich bringe Ihnen den Europäer, der am besten die orientalischen Sprachen versteht." Als der König von Marocco die von Le Grand geschriebene Urkunde über den mit Frankreich im J. 1768 abgeschlossenen Handelsvertrag erhielt und sie in einem sehr reinen und schönen Arabisch geschrieben fand, äußerte er erstaunt: er habe nie geahnt daß man an einem europäischen Hofe die arabische Sprache zu solcher Vollkommenheit gebracht habe. Le Grand's Tugenden waren nicht minder groß als sein Wissen; Einfachheit, Bescheidenheit und Zuvorkommenheit hatten ihn überall beliebt gemacht. Wer sich in Paris mit den orientalischen Sprachen beschäftigte, be

*) Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy et Norvins. Tom. XI. p. 271. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 205. Fastes de la Legion d'Honneur. Tom. III. p. 342.

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. III. p. 444.

mühte sich um seine Bekanntschaft, und die durchreisenden Gelehrten dieses Faches versäumten nie, ihn zu besuchen. Die Mühseligkeiten eines so langen Aufenthaltes in der Levante hatten übrigens seine Gesundheit sehr geschwächt und das Schreiben verursachte ihm große Anstrengung; doch besorgte er gewissenhaft die zu seinem Amte gehörenden Aufträge des Hofes. Er hatte mehre arabische Schriften ins Französische übersetzt, veröffentlichte aber nur eine einzige, welche seinem Geschmacke besonders entsprach, nämlich eine Streitschrift über die christliche und Muhammedanische Religion (Controverse sur la religion chrétienne et celle des mahométans. Paris 1766. 12.), welche den Maroniten Giorgi, Mönch des Klosters Mar Simean el Bahri, zum Verfasser hat und im J. 612 der Hedschra (1215 n. Chr.) geschrieben ist. Le Grand starb im August 1784 und vermachte der königlichen Bibliothek fünf seltene arabische Handschriften *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (François René Frédéric le), französischer Dichter und Literat, um das Jahr 1794 zu Orléans geboren, widmete sich keinem besonderen Fache und bekleidete auch nie ein öffentliches Amt, sondern lebte von den Renten eines bescheidenen Vermögens auf seine eigenthümliche Weise, ohne sich um das Treiben der Welt viel zu kümmern. Daß er übrigens in mancher Beziehung ein etwas überspannter Sonderling war, beweist schon der Titel: Zögling der Natur (Élève de la nature), den er sich auf seinen zahlreichen Versuchen in Versen und in Prosa, die jedoch meist nur aus einigen Blättern bestehen, beilegte. Seine Stances à l'Éternel sur les principaux devoirs de l'homme, suivies de quelques pensées, maximes et sentences philosophiques et morales (Paris 1829. 12.) gaben Gelegenheit zu einer höhnischen, an persönliche Beleidigung grenzenden Kritik in dem Journale Le Voleur, wodurch er sich sehr gekränkt fühlte und zu einer Entgegnung (Au journal intitulé: le Voleur. Paris 1829. 8.) bewogen wurde, obschon ihm im Allgemeinen die Nichtbeachtung seiner Meinungen und Behauptungen sehr gleichgültig war. Von seinen übrigen Schriften dürften noch L'homme tel qu'il doit être, ou Pensées philosophiques et morales d'un élève de la nature. (Paris 1828. 12.); Le portrait de ma femme, ou le moyen d'être heureux, en vers libres (Paris 1828. 18.); Le Troubadour volage, ou l'art de plaire aux femmes et de se venger des ingrates et des infidèles (Paris 1829. 32.); Les journalistes intrigants et calomniateurs démasqués, suivis du journaliste tel qu'il devrait être (Paris 1829. 12.); La Philippiade, fragments en vers sur la vie de Louis Philippe Ier, roi des Français (Paris 1830. 8.) und Les opinions politiques de la France dévoilées, ou Quel est le désir des républicains, napoléonistes, carlistes et orléanistes. Pourquoi le commerce ne va pas, et le moyen de le faire refleurir. Dialogue en prose (Paris 1831. 8.) zu erwähnen sein. Le Grand starb im J. 1832 zu Paris *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Henri le), berühmter französischer Schauspieler des 17. Jahrh., gewöhnlich Belleville oder Turlepin genannt, begann seine Laufbahn als Spaßmacher auf den Jahrmärkten und auf den Marktschreierbühnen, fand aber hier immer so ungetheilten Beifall durch seinen treffenden Witz, daß die Unternehmer des Theaters du Marais ihn anwarben, um auf ihrer Bühne vor einem schon auf bessere Bildung Anspruch machenden Publicum aufzutreten. Ihre Speculation ergab sich als eine sehr gelungene, denn Le Grand's Spiel übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Zuhörer. Die Schriftsteller jener Zeit spenden ihm als Turlepin unbedingtes Lob und rühmen nicht nur seinen Geist und sein lebhaftes Spiel, sondern auch sein richtiges Urtheil, wesentliche Eigenschaften eines Schauspielers, der genöthigt ist, in seinen Rollen häufig aus dem Stegreife zu sprechen. Dieselben Vorzüge zeigte er auch in der gewöhnlichen Unterhaltung, da man ihn nicht gern bei irgend einer fröhlichen Gesellschaft vermißte. Er wird als ein schöner Mann, aber mit grell rothen Haaren geschildert und sein Aeußeres und seine Späße verursachten eine unwillkürliche Bewegung der Lachmuskeln. Selbst der Cardinal von Richelieu ließ sich oft von dem Spiele Le Grand's und seiner Genossen Gros-Guillaume und Gautier-Garguille, ebenso berühmter Meister in der niedrigen Komik, erheitern und war von ihren Leistungen so vollständig befriedigt, daß er den Vorstehern des Theaters des Hotel de Bourgogne befahl, sie als Mitglieder ihres Personals aufzunehmen. Le Grand starb im J. 1634 aus Verdruß über den Tod seines Freundes Gros-Guillaume, welcher wegen allzu freier Aeußerungen in das Gefängniß gebracht worden war und aus Bestürzung über seine unvermuthete Festnehmung darin endete. Schon das Portrait Le Grand's, welches öfter von guten Meistern gestochen ist, bringt zum Lachen. Man hat ihn auch in neuerer Zeit in mehren Possen auf die Bühne gebracht, die Späße, welche zu seiner Zeit mit allgemeinem Beifall beklatscht wurden, haben jedoch größtentheils ihr Verständniß und ihre Bedeutung verloren †).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND oder GRANT (Jacques le), bekannter unter dem latinisirten Namen Jacobus Magni [1]), ein Augustinereremit, unter der Regierung Karl's V. um das Jahr 1340 zu Toulouse und nicht, wie von Manchen irrig angegeben wird [2]), zu Toledo geboren, wid-

*) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 584. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 578. Biographie générale. Tom. XXX. p. 428.

*) *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 109. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 204. Biographie générale. Tom. XXX. p. 439.

†) Biographie universelle. Tom. IV. p. 112.

1) Nicht Magnus. Jacobus Magni (non Magnus) ex cognomine cujusdam Gallicae familiae, sagt Ph. Elssius in dem Encomiasticon Augustinianum (Bruxellis 1654. fol.) p. 312. 2) Die Angabe scheint nur auf einer Verwechselung der Namen Toulouse und Toledo zu beruhen und man muß hier Elssius, dem

mete sich mit ungewöhnlich großem Fleiße dem Studium der Wissenschaften, deren Kenntniß man zu jener Zeit von einem tüchtigen Gelehrten verlangte, und wählte, nachdem er in den Orden des heil. Augustinus getreten war und seine Prüfungsjahre bestanden hatte, das Unterrichtsfach. Er lehrte längere Zeit zu Padua die Philosophie und Theologie und scheint sich hier auch zuerst als Schriftsteller versucht zu haben, diese Schriften sind aber sämmtlich ungedruckt geblieben. In diese Zeit fallen seine Bemerkungen zu fast allen Theilen des alten und neuen Testaments (Commentarii in utriusque Testamenti libros), zu den vier Büchern der Sentenzen (Commentarius in libros quatuor sententiarum) und zu dem Werke des Aristoteles über die Seele (Quaestiones in libros Aristotelis de anima), welche sich alle früher in der Bibliothek des St. Victorstiftes zu Paris befanden. Während der Zeit seines Lehramtes verfaßte er wol auch seine Auslegung des ersten Buches Mosis (Expositio literalis et mystica in Genesin), von welcher die Augustinerklöster zu Rom und zu Regensburg Handschriften besaßen, und das Handbuch der Philosophie (Compendium utriusque Philosophiae tam naturalis quam supernaturalis), welches das Augustinerkloster zu Bintimiglia handschriftlich aufbewahrte [3]). Dieses Werk kann jedoch Le Grand auch erst nach seiner Zurückkunft nach Frankreich geschrieben haben, da es Michael, Bischof von Aurerre, gewidmet ist. Er scheint jedenfalls um das Jahr 1370, als er sich schon einen weit verbreiteten Ruf erworben hatte, nach seiner Heimath zurückgekehrt zu sein und sich zu Paris niedergelassen zu haben, denn er schrieb um diese Zeit für den Herzog Johann von Berry sein Livre des bonnes meurs. Ein Bild der ältesten in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrten Handschrift dieses Buches und wahrscheinlich des dem Herzoge von Berry überreichten Originals [4]) zeigt diesen sowol als auch den Mönch mit jugendlichem Gesichte und den ersteren, dessen Geburt in das Jahr 1340 fällt, etwa im 30. Jahre seines Alters, aus welchen Andeutungen sich auf die Zeit der Beendigung dieses Werkes (1370) schließen läßt. Die bildliche Darstellung, welche sich auf dem ersten Blatte der Handschrift befindet, stellt den Herzog sitzend dar, wie er das Buch aus den Händen des vor ihm knieenden Mönches nimmt. Der Verfasser sagt in der Zueignung, jeder Christ solle sich bemühen, während seiner Lebenszeit einen heiligen Wandel zu führen, um das ersehnte Ziel zu erreichen, und er habe deshalb für gut gehalten, dem Herzoge einige Lehren in der gewöhnlichen Landessprache mitzutheilen [5]). Das Buch kann also nicht, wie Manche geglaubt haben, eine Uebersetzung des von Le Grand in lateinischer Sprache geschriebenen Sophologiums, von dem weiter unten die Rede sein wird und welches völlig verschiedenen Inhaltes ist, sein und noch weniger die Uebersetzung von Christine de Pisan herrühren, wie man ohne allen Grund angenommen hat. Das Sophologium zerfällt in zehn Bücher, das Buch der guten Sitten besteht aus fünf Theilen und soll Mittel gegen die sieben Todsünden und Regeln für die drei Stände angeben, welche jeder in dem Stande, welchen er wählt, befolgen soll. Die kaiserliche Bibliothek besitzt viele Handschriften dieses, wie es scheint, zu seiner Zeit sehr beliebten Werkes. Die älteste gedruckte Ausgabe desselben (Le liure des bonnes meurs, fait et compose par frère Jacques Legrant. — Explicit le liure de bonnes meurs fait et impresse a Chablies par moy Pierre Lerouge, le premier jour dauril lan de grace mil cccc L xx viij. fol.) ist sehr selten geworden, doch gibt es weit mehr Ausgaben, als man früher geglaubt hat und man kennt jetzt bereits außer der ersten schon sechs andere (Paris 1486. 4. Ibid. 1487. 4. Genève 1490. 4. S. l. et a. [Lyon, c. 1490.] fol. Paris 1499. 4. und Paris 1519. 4.); auch ist das Buch öfter unter dem veränderten Titel: Le Trésor de sapience et fleur de toute bonté, rempli de plusieurs bonnes autorités (Paris 1531. 8. Ibid. 1539. 8. Lyon 1542. 12.) gedruckt [6]). Die englische Uebersetzung (The book of good maners. Westminster 1487. fol.) ist ebenfalls sehr selten, die lateinische Uebersetzung (Liber bonorum morum, in quo de remedio contra septem peccata mortalia, de statu ecclesiae, de statu principum, de morte et de judicio. Paris 1507. fol.) scheint aber wenig Anklang gefunden zu haben. Das andere moralische Werk Le Grand's, welches den Titel Sophologium führt, ist in lateinischer Sprache geschrieben und eine Art Encyklopädie oder Sentenzensammlung in zehn Büchern und wird wegen der angeführten Stellen aus römischen Classikern, welche es als kritisches Hilfsmittel brauchbar machen, von den Philologen sehr geschätzt. Aus ganz andern Gründen war es im 14. und 15. Jahrh. beliebt, indem es die in jener Zeit für den Gebildeten hinreichende Summe der Gelehrsamkeit enthielt. Es spricht zuerst von der Liebe zu der Wissenschaft und der Pflege derselben überhaupt, dann von den sieben freien Künsten (der Grammatik, Logik, Rhetorik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astrologie), von der Physik, der Metaphysik, der Medicin, der Ethik, der Politik, der Oeconomie, der Theologie und von dem bürgerlichen und kanonischen Rechte. Man erkennt daraus genau die Anschauungsweise der Gelehrten jener Zeit und die Fortschritte der Wissenschaften. Le Grand zeigt eine

---

Historiker des Augustinerordens, welcher nach guten Quellen arbeitete, unbedingt Glauben schenken.

3) Alle diese Schriften werden angeführt in *Elssii* Encomiasticon Augustinianum l. c. und in *Jos. Pamphili* Chronica ordinis fratrum Eremitarum Sancti Augustini (Romae 1581. 4.) fol. 72 b. 4) In das Manuscript sind von der Hand des Herzogs die Worte: Ce livre est au Duc de Berry Jehan, eingeschrieben. 5) Chacun se doit en son vivant péner de vivre saintement pour parvenir à la fin desirée, et à par moy cé meisme avisant, jugay que bon seroit d'écrire en langage commun aucuns enseignements.

6) Eine genaue Beschreibung aller dieser Ausgaben gibt J. Chr. Brunet in dem Manuel du libraire. (Paris 1862. 8.) Tom. III. p. 1299 seq.

auffallende Kenntniß der vorzüglichsten Werke der alten Schriftsteller und macht seine Auszüge nicht ohne Umsicht und Geschmack. Die Anfangsgründe der Logik und der Arithmetik werden auf dieselbe Weise entwickelt, wie sie jetzt noch in den gewöhnlichen Lehrbüchern gebräuchlich ist. Auffallend erscheint es, daß Le Grand nicht eine einzige Sentenz aus dem berühmten Buche von der Nachfolge Christi anführt, woraus man den Schluß ziehen will, daß dieses jünger sei, als man gewöhnlich annimmt; die positiven Beweise für ein höheres Alter sind aber so zahlreich und schlagend, daß man auf einen solchen negativen Beweis kein Gewicht legen kann. Das Sophologium (Opus de sermone et inquisitione divinae sapientiae, seu Sophologium ex antiquorum poetarum, oratorum atque philosophorum gravibus sententiis praecipue collectum, cujus principalis intentio est inducere animum legentis ad sapientiae amorem) ist dem Bischofe Michael von Aurerre, dem Beichtvater des Königs, dessen unterthänigen Kaplan sich Le Grand nennt, gewidmet und wurde in zahlreichen Ausgaben verbreitet. Die ältesten erschienen ohne Angabe des Druckortes und des Druckjahres zu Cöln und Paris um das Jahr 1470, man beachtet aber nur die datirten, welche noch in das 15. Jahrh. fallen (Parisiis 1475. fol. Ibid. 1477. 4. Lugduni 1495. fol. und Parisiis 1498. 4.), obschon mehre der undatirten, welche aus Handschriften abgedruckt sind, ebenso großen und noch größeren kritischen Werth haben [7]). Le Grand übersetzte selbst einen Theil des Sophologiums unter dem Titel: Archiloge-Sophie in das Französische und widmete diese Uebersetzung dem Herzoge Ludwig von Orléans. Sie wurde nicht gedruckt, gute Handschriften befinden sich aber in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. In der in Versen geschriebenen Einleitung, welche in dem Originale fehlt, läßt der Verfasser die in Athen geborene Dame Sophia nach Rom wandern, zuletzt aber in Paris ankommen, wo Le Grand aus ihrem Munde die schönen Sprüche hört, welche er in seinem Werke mittheilt [8]). Die Zeit der Widmung desselben fällt jedenfalls in die Jahre, in welchen Ludwig von Orléans noch in großem Ansehen stand, denn später hätte der Uebersetzer sie wol nicht versucht. Nach dem Tode des Herzogs Philipp von Burgund, des Oheims Karl's VI., gedachte Johann, der älteste Sohn des Herzogs, das Ansehen, welches sein Vater in dem Rathe des Königs und bei der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten genossen hatte, zu behalten und noch zu vermehren, aber der Herzog Ludwig von Orléans, der Bruder des Königs, lenkte während der Krankheit desselben im Einverständnisse mit der Königin, Isabella von Baiern, allein den Staat und ließ die übrigen Prinzen keinen Theil an der Regierung nehmen. Die ihm ertheilte Würde eines Generallieutenants des Königreichs erweckte die Eifersucht der Großen und die Unterdrückung des Volkes rief ein allgemeines Misvergnügen hervor. Der Herzog von Burgund, ehrgeizig, hochmüthig und stolz, wußte den Aerger der Großen und den Haß des Volkes zu seinen Zwecken auszubeuten und scheute kein Mittel seinen Gegner zu stürzen. Man fing schon um das Jahr 1403 an, ehrenrührige Reden gegen die Königin und den Herzog von Orléans zu verbreiten und dadurch das Volk gegen die Regierung aufzubringen. Auch Le Grand, welcher durch seine Rednergabe großen Einfluß auf die Menge übte, ließ sich, da er ein entschiedener Feind jeder Unterdrückung war, gewinnen und wagte es in einer Predigt am Himmelfahrtstage des Jahres 1405 die in der Kirche anwesende Königin öffentlich zu tadeln. Er warf ihr ohne Schonung die Ausgelassenheit ihrer Sitten, ihren Hang zur Verschwendung und zur Ueppigkeit vor und beklagte, wie dadurch ihrem Hofe ein böses Beispiel gegeben werde und die sonst so tapfer für das Vaterland kämpfenden Krieger durch Ausschweifungen jeder Art bereits so entnervt und feig geworden seien, daß sie sich scheuten in den Krieg zu ziehen, um nicht durch irgend eine Verletzung irgend einen Schaden an ihrer Gestalt und Schönheit zu leiden [9]). Er schloß seine Mahnung mit der Versicherung, daß die Königin alle diese und noch andere Dinge von dem Volke mit eigenen Ohren hören könne, wenn sie es wagen wolle, verkleidet sich unter ihre Unterthanen zu mischen. Diese Predigt verfehlte so wenig die beabsichtigte Wirkung, daß die Königin auf dem Heimwege kaum Beschimpfungen entging, und als einige Hofdamen dem Prediger ihr Erstaunen über seine freche Rede kund gaben, erwiderte er, daß er noch weit mehr über ihre frechen Handlungen erstaunt sei und daß er die Königin, so oft es ihr gefalle, noch Aergeres weit deutlicher enthüllen wolle. Einem Höflinge, welcher meinte, man solle den unverschämten Mönch ins Wasser werfen, sagte er, daß nur noch ein ihm ähnlicher Tyrann dazu gehöre, um eine so schändliche That auszuführen. Der König, welchen man durch Mittheilung des der Königin

7) Man findet die älteren Ausgaben verzeichnet in Fr. Ad. Ebert's Bibliographischem Lexikon. Bd. 2. S. 16 und in Ludw. Hain's Repertorium bibliographicum. Vol. II. P. 1. p. 321 seq.; eine genauere Untersuchung über den kritischen Werth der einzelnen Ausgaben fehlt aber noch.

8) En la Cité d'Athénes se disoit estre née;
Et puis après à Rome fut grandement prisée,
Néantmoins à la fin arriva à Paris . . . .
Je fus comme rasi en ceste amour tant douce
En écoutant les dits de sa très-plaisante bouche
Lesquels sont cy écrips en prose et en vers
Par forme de proverbes à propos moult divers
Et pourtant je requier en l'honneur de ma mye
Que ce livre soit dit l'Archiloge-Sophie.

9) Ad particularia quidem veniens, inquit, Vellem equidem tibi placere, generosa Regina, sed multo malens te salvam; qualicunque erga me animo futura sis, in Curia tua domina Venus solium occupans, ipsi etiam obsequuntur ebrietas et comessationes quae noctes vertunt in diem, continuantes choreas dissolutas; hae maledictae et infernales pedissequae Curiae assidue ambientes, mores viresque enervant plurium et impediunt saepius ne milites vel scutiferi delicati adeant expeditiones bellicas, ne in aliqua parte corporis deformentur. Stelle eines ungenannten gleichzeitigen Historikers, aus der Handschrift mitgetheilt in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions. Tom. XV. p. 803.

widerfahrenen Schimpfes zum Zorn zu reizen suchte, zeigte großes Verlangen selbst den Prediger zu hören, und begab sich an dem nächsten Pfingstfeste in die Kirche. Le Grand, davon unterrichtet, nahm die Worte (Joh. 16, 13): „Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren," zum Texte seiner Predigt, und entwarf, nachdem er dargethan hatte, daß den Königen, welche stets von lügenhaften Schmeichlern umgeben seien, nur von den Dienern der Religion die Wahrheit beigebracht werde, eine ebenso wahre als traurige Schilderung der Unordnungen am Hofe, welche mit einer Anrede an seinen erlauchten Zuhörer schloß, worin dieser ersucht wurde, den Leiden, welche auf seinem Volke lasteten, ein Ende zu machen. Der König, welcher in diesem Augenblicke gerade bei gesundem Verstande gewesen zu sein scheint, war weit entfernt, die an ihn gerichtete Mahnung übel zu deuten, sondern ließ dem Prediger seine Zufriedenheit bezeugen und übersendete ihm ein ansehnliches Geschenk. Er soll ihm sogar das Erzbisthum Bordeaux angeboten haben, der Mönch es aber aus reiner Bescheidenheit ausgeschlagen haben. Nach Andern machte ihm erst Karl VII. dieses Anerbieten, was aber noch unwahrscheinlicher ist. Einige Zeit nachher (1407) wurde der Herzog von Orléans ermordet und der Herzog von Burgund, der Haupturheber dieser Gewaltthat, trat an seine Stelle. Der neue Günstling schaltete aber nicht weniger rücksichtslos und eigenmächtig, wie sein Vorgänger, und hatte bald ebenso viele Feinde, wie dieser. Die aus der Staatsverwaltung verdrängten Prinzen schlossen ein Bündniß unter sich, um mit Waffengewalt ihre Rechte geltend zu machen; da aber ihre Unternehmungen keinen glücklichen Erfolg hatten, so nahmen sie heimlich ihre Zuflucht zu dem Könige Heinrich V. von England und luden ihn ein, den französischen Thron in Besitz zu nehmen. Da die Verhandlungen mit großer Umsicht geführt werden mußten, so wählte man den durch seine Klugheit bekannten Mönch Le Grand, welcher übrigens als Parteimann eine Rolle spielte, welche sich wenig mit seiner Ordensregel und noch weniger mit den Pflichten, die er gegen seinen rechtmäßigen König zu beobachten hatte, vertrug. Seine Handlungsweise scheint sich übrigens mehr nach den sich ihm darbietenden Vortheilen, als nach seiner Ueberzeugung gerichtet zu haben, denn so sehr er gegen den Herzog Ludwig von Orléans gearbeitet hatte, so war er doch jetzt ebenso eifrig für dessen Sohn Karl, einen der Hauptführer der Partei, welche die Engländer in das Land zu rufen gedachte. Le Grand übernahm deshalb bereitwillig den ihm gewordenen Auftrag, schiffte sich aber zu Boulogne mit solcher Eile ein, daß ein Theil seines Gepäcks, worin sich wichtige Papiere über die Pläne seiner Partei befanden, zurückblieb, wodurch der König Kenntniß von dem staatsgefährlichen Geheimniß erhielt. Der Mönch, welcher mit einem von dem Herzoge Johann von Berry, dem Herzoge Karl von Orléans, dem Herzoge Johann von Bourbon und dem Grafen Johann von Alençon unterzeichneten Beglaubigungsschreiben versehen war, wurde in England ebenso glänzend empfangen, als ob er ein Gesandter des Königs von Frankreich gewesen wäre, und erhielt das bestimmte Versprechen, daß man in kurzer Zeit Hilfstruppen zur Unterstützung der Partei, deren Geschäftsträger er war, schicken werde. Karl VI. that zwar Gegenschritte und machte Heinrich V. sehr vortheilhafte Anerbietungen, die Engländer benutzten aber doch zuletzt den Zwiespalt der Parteien, um in Frankreich einzudringen und sich der schönsten Provinzen zu bemächtigen. Es ist nicht bekannt, ob und welchen Antheil Le Grand an dem Bürgerkriege nahm; von dem Vorwurfe, denselben zum Theil durch seine Bemühungen veranlaßt und ein feindliches Volk in sein Vaterland gerufen zu haben, ist er in keinem Falle frei zu sprechen, wodurch sein in der Gelehrsamkeit erlangter und verdienter Ruf nicht wenig verdunkelt wird. Man weiß die Zeit seines Todes nicht, glaubt jedoch, daß er im J. 1422 bei dem Regierungsantritte Karl's VII. noch lebte. Die Geschichtschreiber seines Ordens behaupten, daß er noch Beichtvater dieses Königs gewesen, aber alsbald nach der Thronbesteigung desselben zu Paris gestorben und daselbst in dem Kloster der Augustinereremiten begraben sei, ohne jedoch irgend eine erwiesene Thatsache für ihre Behauptung beibringen zu können. Während der letzten Zeit seines Lebens, in welcher er in politische Händel verwickelt und von denselben in Anspruch genommen war, scheint er sich nur wenig oder gar nicht mit literarischen Arbeiten beschäftigt zu haben, denn die von ihm begonnene abgekürzte Bearbeitung des von Peter Berchovius ausgearbeiteten moralisch-biblischen Lexikons (Dictionarium morale biblicum), welche sich in der Bibliothek des St. Victorstiftes zu Paris befand und die drei ersten Buchstaben des Alphabets umfaßte [10]), kann auch einer früheren Zeit angehören, jedenfalls ist es kein Verlust für die Wissenschaft, daß er sie nicht beendigte, weit näher liegt der Wunsch, daß er vorgezogen hätte statt mit politischen Umtrieben seinem Stande Unehre zu machen, noch mehre encyklopädische Arbeiten, wie das Sophologium, der Nachwelt zu hinterlassen [11]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Jacques Guillaume le), französischer Architekt, am 9. Mai 1743 zu Paris geboren, kam, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, in die Schule für den Brücken- und Straßenbau und war nach der Beendigung seiner Studien in seinem Fache bereits praktisch beschäftigt, als er den Entschluß faßte, es aufzugeben und sich der Architektur zu widmen. Er nahm deshalb Unterricht bei Charles Louis Clerisseau, einem der damals berühmtesten Lehrer in diesem Fache,

10) *Cas. Oudin.* Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. III. p. 2293. 11) Vergl. des Abbé Sallier Mémoire sur quelques particularités de l'histoire des Ducs d'Orléans descendus de Charles V. et sur quelques écrits d'auteurs français, qui ont fleuri dans le XIVe siècle in den Mémoires de littérature tirés des registres de l'Académie royale des inscriptions et belles lettres. Tom. XV. (Paris 1743. 4.) p. 795 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 286. Biographie générale. Tom. XXX. p. 419.

welchem er stets dankbar zugethan blieb und dessen Tochter er heirathete. Er schloß während dieser Lehrzeit auch eine innige Freundschaft mit Jean Molinos, einem seiner Mitschüler, an welchem er bis an seinen Tod so unwandelbar festhielt, daß er alle bedeutenden Arbeiten mit ihm theilte und gemeinschaftlich mit ihm ausführte. Zu seiner weiteren Ausbildung machte er einige Reisen nach Italien und Griechenland, wo er durch die Anschauung und Abbildung der alten Denkmäler seinen Geschmack läuterte und seine Kenntnisse bereicherte, aber auch das Studium der Natur nicht vernachlässigte und eine werthvolle Sammlung von Abklatschen schöner Pflanzen, Blumen und Muscheln zusammenbrachte, die er später mit großem Vortheil zur Verzierung der von ihm aufgeführten Gebäude benutzte. Nach seiner Heimkehr ließ er sich als Baumeister zu Paris nieder und erwarb sich in Kurzem durch seine Leistungen großes Ansehen. Da die von dem berühmten Architekten Nicolas Le Camus von Mezières im J. 1765 erbaute Fruchthalle für das Bedürfniß zu klein geworden war, so suchte man diesem Uebelstande durch die Bedachung des sie rundum umgebenden Hofes abzuhelfen. Le Camus selbst machte den Plan zu einer Kuppel, welcher aber des vorgeschlagenen theuren Materials wegen nicht angenommen wurde. Le Grand und sein Freund Molinos erboten sich, diese Kuppel in Holz aufzuführen und sie aus Curven von $0^m,038$ dicken und auf die schmale Seite gestellten tannenen Dielen zusammenzusetzen, sodaß die je zwei und zwei verbundenen Curven die $0^m,244$ von einander entfernten Träger bildeten. Dieses von dem geschickten Architekten Philibert Delorme bei dem alten Schlosse La Muette zu Saint-Germain-en-Laye in Anwendung gebrachte System, von welchem man seit der Mitte des 16. Jahrh. keinen Gebrauch gemacht hatte, fand Beifall; die Arbeit, womit man am 10. Sept. 1782 begann, war am 31. Jan. 1783 beendigt und die von 25 großen Fenstern durchbrochene Kuppel, welche einen Umfang von $122^m,46$ hatte und vom Straßenpflaster an gerechnet $32^m,483$ hoch war, erregte damals allgemeine Bewunderung. Dieses Meisterstück von Zimmerwerk hatte nur den Hauptfehler, welchen Le Camus vermeiden wollte; es war von Holz und brannte durch die Unvorsichtigkeit eines Bleigießers im J. 1802 in zwei Stunden ab. Im J. 1811 wurde die Kuppel von Bellanger aus Kupfer und Eisen wieder hergestellt. Im J. 1786 erhielten Le Grand und Molinos den Auftrag, eine Tuch- und Leinwandhalle zu erbauen; das Gebäude hat eine Länge von 130^m und ist sehr einfach, entspricht aber vollkommen ihrem Zwecke; als der merkwürdigste Theil desselben muß die Treppe mit doppeltem Absatze am Haupteingange betrachtet werden. Man überließ den beiden bewährten Baumeistern auch die Restauration der von Jean Goujon, dem berühmtesten französischen Bildhauer des 16. Jahrh., aufgeführten Fontaine der Nymphen. Diese Fontaine, gewöhnlich Fontaine des Innocents genannt, lag ursprünglich an der Ecke, welche die Rue Saint-Denis und die Rue aux fers bilden, und war von Gebäuden eingeengt, sodaß sie zwei Seiten nach der ersten und nur eine Seite nach der andern Straße zeigte; sie sollte jetzt in die Mitte des Marktes des Innocents versetzt und durch eine vierte Seite, durch Bassins und durch andere Zugaben vervollständigt werden. Die Restauration wurde im J. 1788 mit so besonnener Geschicklichkeit und so geschmackvoll ausgeführt, daß diese Fontaine jetzt noch mit Recht als eines der Wunder von Paris betrachtet wird und viele neuere gepriesene Kunstwerke überlebt hat. In den nächsten Jahren (1789 und 1790) erbauten die unzertrennlichen Architekten das Théâtre Feydeau, welches, obgleich es auf einem beschränkten und unregelmäßigen Raume stand, doch durch die vortreffliche Benutzung und Eintheilung desselben als eines der bequemsten in Paris galt; auch die Façade zeichnete sich trotz ihrer unvortheilhaften Lage durch einen originellen Charakter aus. Es ist leider jetzt gleich vielen andern historisch merkwürdigen Bauten der Verschönerung der Hauptstadt geopfert. Um dieselbe Zeit führten die unermüdlichen Freunde das Hotel Marbeuf auf, welches besonders seiner geschmackvollen Verzierungen wegen merkwürdig war. Wie sehr Le Grand sich mit der Architektur des Alterthums vertraut gemacht hatte, beweist die von ihm entworfene Restauration des reizenden choragischen Denkmals des Lysikrates zu Athen, gewöhnlich Laterne des Demosthenes genannt. Der Italiener Tralucchi stellte es nach Le Grand's Zeichnungen aus gebranntem Thon auf einem viereckigen Thurme im Parke von Saint-Cloud wieder her, wo es als eine der merkwürdigsten Zierden desselben bewundert wird. Da während der Revolution an großartige Neubauten nicht zu denken war, so fing Le Grand an, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, um sich als Schriftsteller in seinem Fache zu versuchen. Seine ersten gelehrten Arbeiten waren der Text zu des Architekten Jean Nic. Louis Durand Parallèle de l'Architecture ancienne et moderne (Paris 1799. 4.), einem sehr lehrreichen Kupferwerke [1]), einige gemeinschaftlich mit Molinos verfaßte Abhandlungen über die Grabstätten (Mémoires sur les Sépultures. Paris 1800. 8.) und ein die Baudenkmäler betreffender, von eigenen Bemerkungen begleiteter Auszug aus Denon's Reise nach Aegypten (Analyse et Extrait du Voyage dans la basse et haute Égypte, pendant les campagnes du général Bonaparte, par Denon, lus à l'Athenée de Paris. Paris 1802. 8.). Diesen folgten die Uebersetzung der griechischen und römischen Baudenkmäler und Alterthümer der Piranesi (Oeuvres de Jean-Baptiste et François Piranesi sur l'architecture et les antiquités grecques et romaines, le texte italien revu et augmenté de notes par Visconti et la traduction française faite par Legrand. Paris 1800 — 1802.

1) Seine Beiträge zu den von Laporte du Theil gelieferten Erläuterungen der Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Égypte (Paris 1798. fol.) nach den Zeichnungen des Landschaftsmalers und Architekten L. F. Cassas wurden nicht gedruckt, da nur der erste Band ohne Text erschien.

fol. 20 Voll.) [2]), die Notice sur le Voyage pittoresque d'Istrie et de Dalmatie publié par M. Cassas [3]) (Paris 1803. 8.), eine Uebersetzung des sonderbaren Phantasiegebildes Polyphile von Francesco Colonna (Le Songe de Polyphile, traduit de l'italien [4]). Paris 1804. 12. 2 Voll. N. Ed. Parma 1811. 4.), der Text zu seines Lehrers Clerisseau Alterthümern Frankreichs (Antiquités de la France. Monuments de Nîmes, publiés par Clérisseau, avec un texte historique et descriptif par Legrand [5]). Paris 1804. fol. 2 Voll.) und die Meisterwerke der Baukunst (Collection des chefs-d'oeuvre de l'architecture des différents peuples, executés en modèles sous la direction de L. F. Cassas et décrite par Legrand. Paris 1806. 8.). Mit dem Architekten Louis Baltard gab er heraus eine Abhandlung über die Aehnlichkeit der menschlichen Gesichtsbildung mit jener der Thiere (Dissertation sur un traité de Ch. Lebrun, concernant le rapport de la physionomie humaine avec celle des animaux. Paris 1806. fol. av. pl.), mit dem Maler und Kupferstecher Charles Paul Landon die Beschreibung der Stadt Paris und ihrer Gebäude (Description de Paris et de ses édifices, avec un Précis historique et des Observations sur le caractère de leur architecture et sur les principaux objets d'art et de curiosité, qu'ils renferment. Ouvrage divisé en quatre parties, savoir: la première, Églises et Monuments religieux; la seconde, Palais; la troisième, Places, Fontaines, Marchés, Théâtres, Hôpitaux et autres édifices d'utilité publique; la quatrième partie, Hôtels et Édifices particuliers. Paris 1809. 8. Seconde édition, corrigée avec soin dans toutes ses parties et considérablement augmentée en texte et en planches. Paris 1818. 8. 2 Voll.). Die Verfasser gehen von der richtigen Ansicht aus, daß Pläne und geometrische Aufrisse, welche zugleich den Umfang, die Eintheilung und die richtigen Verhältnisse der Gebäude bis ins Einzelne und genau angeben, perspectivischen Ansichten, welche nur einen allgemeinen Ueberblick gewähren und bei denen man oft die schönsten Theile des Ganzen dem malerischen Effecte opfern muß, vorzuziehen seien und das auf diese Weise ausgeführte Werk ist deshalb ein sehr brauchbarer und geschätzter Führer für Fachleute, für Kunstfreunde und überhaupt für alle Fremde, welche sich nicht mit dem oberflächlichen Anblicke der herrlichen Kunstwerke, welche Paris in so reicher Fülle darbietet, begnügen, sondern sich genauer unterrichten wollen. Geringeren Beifall fand Le Grand's Sammlung von Meisterstücken der Architektur, der Bildhauerkunst und der Malerei aus der alten Zeit (Galérie antique, ou Collection des chefs-d'oeuvre d'architecture, de sculpture et de peinture antique, gravés par Boutrois, avec texte historique par J. L. Legrand. Première division. La Grèce. Paris 1807. fol.). Da dieser erste Band des zum Unterricht der Architekten, Bildhauer, Maler und Kunstfreunde bestimmten Werkes nicht die nöthige Unterstützung fand, so gab man ihn, da er die vorzüglichsten Baudenkmäler Athens enthält, zum zweiten Mal unter dem Titel: Monuments de la Grèce (Paris 1808. fol.) heraus. Unter dem Kaiserreiche wurde Le Grand zum Architekten der öffentlichen Denkmäler ernannt und mit der Ueberwachung und Restauration derselben beauftragt. Er hatte bereits mit der Wiederherstellung der während der Revolution verwüsteten Kirche zu Saint-Denis und der darin befindlichen Grabmäler der französischen Könige begonnen, als der Tod ihn unvermuthet hinwegraffte. Er starb am 18. Nov. [6]) 1807 zu Saint-Denis. Le Grand war Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften und der philotechnischen Gesellschaft. Eine Umarbeitung seines Abrisses der Geschichte der Baukunst, welcher zuerst in Durand's schon oben erwähnter Parallèle de l'Architecture ancienne et moderne erschienen war und an dessen Verbesserung er fortwährend gearbeitet hatte, wurde nach seinem Tode von Molinos unter dem Titel: Essai sur l'histoire générale de l'architecture. Seconde édition, corrigée et augmentée d'une Notice sur la vie et les ouvrages de l'auteur (Paris 1810. 8.) herausgegeben; auch soll er noch eine in der Handschrift fertige vergleichende Geschichte der Baukunst (Histoire générale de l'architecture, ou comparaison des monuments de tous les âges chez les différents peuples) hinterlassen haben [7]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Jean Baptiste le), französischer Theolog um das Jahr 1640 geboren, von dessen Lebensverhältnissen aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er nach der Beendigung seiner Studien sich als unabhängiger Abbé mit dem von Descartes in Aufnahme gebrachten und zu seiner Zeit sehr beliebten philosophischen Systeme eifrig beschäftigte und den Vorsatz hegte, eine Ausgabe der sämmtlichen Werke dieses Philosophen zu besorgen. Claude Clerselier, einer der vertrautesten Freunde des Philosophen, hatte ihm kurz vor seinem Tode (1684) mehre in seinem Besitze befindliche handschriftliche Werke desselben nebst einer Summe von 500 Livres übergeben, um diese Papiere zu ordnen und sie zum Druck zu befördern. Grand's Bemühungen war es auch gelungen, einen Theil der Correspondenz bekannter Zeitgenossen mit Descartes wieder aufzufinden und sich zu verschaffen. Besonders wichtig waren die Briefe des Professors Heinr. Regius aus Utrecht an Descartes, die Briefe dieses Philosophen an den Abbé J. Picot, an seinen Freund Clerselier, an Tobie d'André und an Andere und die

2) Die Bände VI und X erschienen nicht. 3) Man hat den Text zu diesem Kupferwerke, welcher Joseph Lavallée angehört, mit Unrecht Le Grand zugeschrieben. 4) Der dazu versprochene Kupferband kam nicht heraus. 5) Die Tafel, welche die Restauration der Bäder von Nimes darstellt, ist nach Le Grand's Zeichnungen gestochen.

6) Andere geben den 9. oder 14. November als Sterbetag an. 7) Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 578. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 106. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 327. Biographie générale. Tom. XXX. p. 430.

Briefe der französischen Gesandten in Schweden, Chevalier de Terlon und Pierre Chanut. Außerdem sammelte er noch sorgfältig alle Nachrichten, welche er durch mündliche Unterredung mit den Angehörigen und Freunden des Philosophen in Frankreich und durch Correspondenz mit seinen Bekannten und Anhängern in Teutschland, Holland und Schweden erlangen konnte. Er starb indessen, ehe er noch seine Vorarbeiten beendigen konnte, um das Jahr 1704 im Seminar Saint Magloire zu Paris und vermachte das gesammelte Material nebst der ihm von Clerselier übergebenen Summe Marmion, Professor der Philosophie am College des Graffins zu Paris; aber auch dieser starb ein Jahr darauf und hinterließ die Verfügung, Le Grand's Mutter das Geld und die Papiere wieder zuzustellen. Diese handschriftlichen Schätze sind seitdem verschwunden und wären gänzlich für die Wissenschaft verloren, wenn nicht Le Grand die meisten derselben dem bekannten Vielschreiber A. Baillet, als er den Stoff zu seiner Biographie des von ihm nicht vollständig begriffenen Philosophen Descartes sammelte, mitgetheilt hätte. Inwiefern Baillet die ihm zum unbedingten Gebrauche überlassenen Schätze und die ihm von Le Grand mündlich mitgetheilten Nachrichten benutzte, läßt sich nicht nachweisen, da er nicht an einzelnen Stellen, sondern nur im Allgemeinen in der Vorrede zu der erwähnten Biographie von dieser wichtigen Quelle spricht*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Jean Baptiste le), französischer Seemann, im J. 1750 zu Paris geboren, widmete sich, nachdem er eine gründliche Schulbildung erhalten hatte, der Schiffahrtskunde und erwarb sich in allen Fächern derselben hinreichende Kenntnisse, nahm jedoch weder auf der Flotte, noch in der Verwaltung irgend eine Stelle an, sondern befaßte sich ausschließend mit der Theorie seines Faches und suchte sich durch verschiedene Abhandlungen und Denkschriften, welche er im Auftrage des Marineministers de Sartines arbeitete, nützlich zu machen. Nur eine dieser Denkschriften und vielleicht die seltsamste, worin er die Hebung der Marine von der Beobachtung der Vorschriften der katholischen Kirche abhängig macht, wurde gedruckt. Sie führt den Titel: Le rétablissement de la marine française dans la pratique du catholicisme (Paris 1802. 8.) und Le Grand sucht die von ihm aufgestellte Behauptung auf folgende Weise darzuthun. „Ohne Matrosen," sagt er, „keine Marine, ohne Fischereien keine Matrosen, ohne Fischesser keine Fischereien, ohne die von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Fasten keine Fischesser, also ohne Katholicismus keine Marine." Abgesehen von der Seltsamkeit der übrigens nicht gänzlich falschen und für die früheren Jahrhunderte geltend zu machenden Ansicht ist diese nicht ungeschickt durchgeführt und an die Durchführung knüpfen sich so treffliche Bemerkungen über das Seewesen, daß man die Unmöglichkeit, auch die übrigen Denkschriften des Verfassers kennen zu lernen, bedauern muß. Le Grand starb im J. 1802 zu Paris*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Jean Mathieu le), französischer Rechtsgelehrter, um das Jahr 1558 zu Gaillardon bei Chartres (im jetzigen Departement der Eure und Loire) geboren, war der Sohn des Generallieutenants des Amtsgerichts Chateau-neuf-en-Thimerais in der (jetzt zu demselben Departement gehörenden) Landschaft Perche-Gouet und widmete sich, nachdem er seine Vorstudien zu Paris gemacht und daselbst bei seinem Oheim, einem geachteten Professor, die Philosophie studirt hatte, zu Orléans unter Robert und zu Bourges unter dem berühmten Cujas der Jurisprudenz. Er wurde in der letzteren Stadt um das Jahr 1582 Licentiat in seinem Fache und kehrte dann nach Paris zurück, wo er das Parlament besuchte und öffentliche Vorträge über die Justitutionen Justinian's hielt. In der Hauptstadt scheinen sich indessen keine ihm genügenden Aussichten eröffnet zu haben, denn er begab sich alsbald nach Angers, wo er die Doctorwürde erlangte. Er erhielt einen Ruf nach Bordeaux, zog aber vor, in Angers zu bleiben, wo die Universität ihn zur Belohnung seines Eifers und seiner Verdienste unter die sechs von ihr gewählten Doctoren aufnahm, in welche Würde er aber erst im J. 1592 eintrat. Darauf ging er wieder nach Orléans, um zur Erlangung eines Lehrstuhles der Jurisprudenz zu disputiren, und trug den Sieg davon. Er starb in dieser Stadt um das Jahr 1622. Seine beiden Abhandlungen: Tractatus de actionibus arbitrariis (Anjou 1602. 8. Paris 1605. 8. Orléans 1607. 12.) und Tractatus de eo quod interest (welcher sich bei der pariser Ausgabe der vorhergehenden befindet) gelten in der juristischen Literatur als ausgezeichnet. Sie sind auch unter dem

*) La plûpart de ces secours me sont venus par le moyen de Monsieur Legrand, dont le mérite se fera beaucoup mieux connoître par la belle édition qu'il médite de toutes les oeuvres de Monsieur Descartes, que par tout ce que j'en pourrois dire ici. Il ne s'est pas contenté de me mettre entre les mains les Manuscrits de nôtre Philosophe et les Mémoires de M. Clerselier: il s'est encore chargé de voir dans Paris toutes les personnes de qui il y avait lieu de recevoir quelques lumières. Il a pris la peine d'écrire en Bretagne, en Touraine, en Languedoc, en Hollande, en Suède et en Allemagne, pour intéresser les parens, les alliez et les amis du Philosophe dans ce dessin. Il a recouvré non seulement les lettres manuscrites de M. Regius, Professeur d'Utrecht, à M. Descartes, mais encore la plûpart de celles de M. Descartes à M. l'Abbé Picot, à M. Clerselier, au sieur Tobie d'André et à d'autres, celles de M. le Chevalier de Terlon Ambassadeur de France en Suède, quelques unes de celle de la Princesse Palatine Elizabeth de Bohême, de M. Chanut Ambassadeur de France en Suède et de divers Particuliers. Ce n'est pas encore tout le service que j'ay reçû de Monsieur Legrand ..... Si l'on ajoute à toutes ces considérations que M. Legrand a été le plus ardent et le plus inflexible de ceux qui m'ont engagé à ce travail, on ne trouvera point étrange que je le regarde comme celuy à qui le Public en aura l'obligation et comme un homme qui feroit honneur à mon ouvrage, s'il vouloit le gratifier de son adoption. La vie de M. Descartes. (Paris 1691. 4.) Tom. I. Préface p. XXII. Vergl. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 203.

*) Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy et Norvins. Tom. XI. p. 275.

Titel: Libri II rationum et differentiarum besonders (Paris 1606. 12.) gedruckt und fanden Aufnahme in dem dritten Bande des Thesaurus juris von Meermann. Seine Anmerkungen zu dem sechsten Buche der Decretalen (Annotationes ad librum sextum Decretalium) befinden sich handschriftlich in der öffentlichen Bibliothek zu Orléans*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Joachim le), französischer Historiker, am 6. Febr. 1653 zu Saint-Lo[1]) in der Normandie (jetzigem Departement der Manche) geboren, ging nach der Beendigung der gewöhnlichen Vorbereitungsstudien nach Caen, um sich unter der Leitung Pierre Cally's, eines damals in großem Ansehen stehenden Lehrers an dem College dieser Stadt, der Philosophie zu widmen. Er fühlte sich hier zu Pierre François de la Tour, einem seiner Mitschüler, welcher gleich ihm ein zurückgezogenes und fleißiges Leben liebte, ganz besonders hingezogen und trat im J. 1671 nach dem Beispiele desselben in die Congregation der Väter vom Oratorium, deren Generalsuperior später de la Tour wurde. In dem College derselben trieb er mit unermüdlichem Eifer das Studium der Theologie, der Philologie und der Literatur, trat aber, da diese Congregation durch keine Ordensregeln gebunden war, nach sechs Jahren wieder aus und nahm seinen Aufenthalt zu Paris, um sich mit dem Unterrichte zu befassen. Er übernahm bald nach seiner Ankunft die Erziehung des Marquis von Vins, später aber die des Herzogs von Estrées und warf sich zu gleicher Zeit mit entschiedener Vorliebe auf das Studium der historischen Wissenschaften. Charles Le Cointe, ebenfalls Priester des Oratoriums und Bibliothekar der Congregation zu Paris, welcher damals an seiner Kirchengeschichte Frankreichs arbeitete und ihm die Neigung zur Geschichte eingeflößt hatte, unterrichtete ihn in der Paläographie und in dem Urkundenwesen und erzog an ihm einen tüchtigen Schüler. Als Le Cointe im J. 1681 starb, lieferte Le Grand eine Biographie dieses verdienstvollen Gelehrten in das Journal des Savants (1681, Februar), welcher er eine Lobrede auf Michel de Marolles, Abt von Villeloin, einen geachteten Schriftsteller, in demselben Journale (1681, April) folgen ließ. Als der bekannte englische Kirchenhistoriker Gilbert Burnet, später Bischof von Salisbury, bei dem Regierungsantritte Jacob's II. (1685), in dessen Ungnade er gefallen war, nach Paris kam, machte Le Grand seine Bekanntschaft, gerieth häufig mit dem gegen den Katholicismus höchst feindlich gesinnten Geschichtschreiber der englischen Reformation in gelehrten Wortwechsel und trug ihm seine Bedenken über mehre Punkte der Religion vor; da aber Burnet aus diesen Mittheilungen Vortheil zu ziehen suchte, so glaubte Le Grand nachdrücklichen Widerspruch erheben zu müssen und es entstand zwischen beiden Gelehrten ein heftiger literarischer Streit. Le Grand trat zuerst mit seiner Schrift: Histoire du divorce de Henri III., roi d'Angleterre, et de Catherine d'Aragon. La Défense de Sanderus. La Réfutation des deux premiers livres de l'Histoire de la révolution de Burnet, et les preuves (Paris 1688. 12. 3 Voll.), welche fast nach einem Jahrhundert noch eine Auflage erlebte (Amsterdam 1763. 12.), hervor, welche Burnet in einem gedruckten Briefe einer heftigen und scharfen Kritik unterwarf, worauf aber der Angegriffene in seinem Avertissement et Remarques sur la lettre de Burnet à M. Thevenot, contenant une courte critique de l'Histoire du divorce de Henri III. (Paris 1688. 12.) nach Gebühr antwortete und später in den Lettres à Burnet touchant l'Histoire des variations [de Bossuet], l'Histoire de réformation [de Burnet] et l'Histoire du divorce de Henri III. [de Joach. Legrand] (Paris 1691. 12.) seine Gründe weiter ausführte. Im Februar 1692 nahm der Abbé d'Estrées, welcher zum Botschafter in Portugal ernannt worden war, seinen Lehrer Le Grand als Gesandtschaftssecretair mit sich und dieser benutzte seinen fünfjährigen Aufenthalt daselbst, um über die Entdeckungen der Portugiesen und ihren Verkehr mit den Colonien Untersuchungen anzustellen. Die Früchte dieser Forschungen waren die Uebersetzung der von dem portugiesischen Hauptmanne Joao de Ribeyro verfaßten Geschichte der Insel Ceylan (Histoire de l'isle de Ceylan, présentée au roi de Portugal en 1685 par le capitaine Jean de Ribeyro, traduite du portugais, augmentée de nombreuses additions. Trévoux et Paris 1701. 12. Amsterdam 1719. 12.) und die Bearbeitung der Geschichte der zweiten Mission der Jesuiten nach Habessinien von Jeronymo Lobo (Rélation historique d'Abyssinie du R. P. Jérôme Lobo S. J., traduite du portugais, continuée et augmentée de plusieurs dissertations, lettres et mémoires. Paris 1728. 4. oder 2 Voll. 12.), wozu er das Originalmanuscript des Verfassers benutzte. Nach seiner Zurückkunft nach Frankreich (1697) machte er eine Reise durch Burgund und Dauphiné, um weiteren Stoff zu einer längst begonnenen Geschichte Ludwig's XI. zu sammeln. Im J. 1702 ging er mit dem Abbé d'Estrées nach Spanien und versah die Geschäfte eines Gesandtschaftssecretairs bei dem französischen Botschafter, dem Cardinale d'Estrées. Als der Abbé d'Estrées im J. 1703 an die Stelle seines Oheims trat, blieb Le Grand in seinem Amte. Beide bekleideten im J. 1704 den König von Spanien bis an die Grenzen von Portugal und kehrten dann nach ihrer Heimath zurück, wo die Herzoge und Pairs des Königreichs ihn sogleich zu ihrem ersten Secretair wählten, eine Stelle, welche seit dem Tode Jean Le Laboureur's (1675) nicht besetzt worden war, und der Marquis von Torcy ihn mit einer anständigen Besoldung in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zog, um von seinen historischen Kenntnissen und von seiner Gewandtheit in mis-

*) J. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1573. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 198. Biographie générale. Tom. XXX. p. 421.

1) Nach Andern zu Thorigny in derselben Provinz; diese Angabe wird jedoch von den meisten Literarhistorikern als unrichtig betrachtet.

lichen Geschäften Gebrauch zu machen; er selbst benutzte die günstige Gelegenheit, aus den ersten Quellen sichere Nachrichten über die neuesten Zeitereignisse schöpfen zu können, um mehre Schriften über die wichtigsten und brennendsten politischen Fragen, welche damals die Welt in Bewegung setzten, zum Theil unter seinem Namen, zum Theil auch, ohne denselben zu nennen, zu veröffentlichen. Dahin gehören: Mémoire touchant la couronne d'Espagne (Paris 1710. 8.); Discours sur ce qui s'est passé dans l'Empire au sujet de la succession à la couronne d'Espagne (Paris 1711. 4.); Mémoire touchant la succession à la couronne d'Espagne, traduit de l'espagnol [2]) (Paris 1711. 8.); Réflexions sur la lettre à un Milord sur la nécessité et la justice de l'entière restitution de la monarchie d'Espagne (Paris 1711. 8.); L'Allemagne ménacée d'être bientôt réduite en monarchie absolue (Paris 1711. 4.) und Lettre de M. D.... à M. le docteur M.... touchant le royaume de Bohême (S. l. et a. 4.) [3]). Als der Kanzler von Aguesseau im J. 1717 mit dem Vorhaben umging, eine Sammlung der älteren Geschichtschreiber Frankreichs zu veranstalten, ließ er sich von Le Grand einen Plan ausarbeiten, die Ausführung des großartigen Unternehmens scheiterte aber an den Zeitumständen und man konnte erst lange nachher das jetzt noch nicht beendigte Werk beginnen. Einige Jahre später erhielt der in der Paläographie bewanderte Historiker den Auftrag, ein Verzeichniß der im Staatsarchive vorhandenen alten Urkunden anzufertigen [4]); diese Arbeit führte ihn zu seinen früheren Studien zurück und er faßte den Vorsatz, seine Geschichte Ludwig's XI. zu beendigen. Er durchsuchte zu diesem Zweck die Archive des Staates, der Städte, der Schlösser, der Rechnungskammer und des Parlaments, forschte in den Bibliotheken und las fast alle Schriften über die Zeit, welche er zum Gegenstande seiner Darstellung machen wollte. Im J. 1726 sollte der Druck des Werkes, welches dem Kanzler bereits zur Prüfung vorgelegt war, beginnen, er unterblieb aber, da der Verfasser zwei Jahre darauf seinen Entschluß änderte. Charles Pineau Duclos, der spätere Geschichtschreiber, kannte die Handschrift Le Grand's und sie stand ihm als königlichen Historiographen zur Verfügung, er hat aber von diesem überreichen Stoffe, den er nur zu vergeistigen und zu beleben hatte, keinen Gebrauch gemacht und in seiner Geschichte Nichts mehr als eine kalte und trockene Erzählung aller einzelnen Thatsachen, der Verschwörungen, Kriege, Waffenstillstände und Verträge geliefert. Le Grand schloß seine literarische Thätigkeit mit einer politischen Schrift über die Nachfolge der Blutsverwandten in Frankreich (De la Succession à la couronne de France pour les agnats. Paris 1728. 12.) und einer Lobrede auf den Marquis de Vins [5]), den Vater seines Zöglings, welcher im Februar 1732 starb. Le Grand pflegte einen Theil des Jahres zu Savigny bei dem Marquis zuzubringen und fühlte sich nach dessen Tode sehr vereinsamt. Er starb auch bald nach ihm am 1. Mai 1733 zu Paris. Le Grand galt bei seinen Zeitgenossen als ein sehr biederer, frommer und gelehrter Mann, und zugleich als einer der gewandtesten und scharfsinnigsten Diplomaten seiner Zeit, dem die Lösung der verwickeltsten Fragen nicht schwer fiel [6]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Joseph le), französischer Chirurg, im J. 1713 zu Val de Lievres in Lothringen geboren, übte nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit die Wundarzneikunst zuerst in seinem Geburtsorte und dessen Umgebung und dann zu Metz und ward seiner Geschicklichkeit wegen zum Rath und zum Chirurgen des Herzogs Karl von Lothringen ernannt, den er auch auf allen Feldzügen begleitete. Diese boten ihm Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, und man veranlaßte ihn, nachdem er ein vielbewegtes Leben mit der Ruhe in der Heimath vertauschte, die Ergebnisse seiner reichen Erfahrungen in einem Handbuche der Feldchirurgie (Le Chirurgien d'Armée. Metz s. a. 8.) niederzulegen. Im J. 1751 ernannte ihn die Akademie der Chirurgie zu Paris zu ihrem Mitgliede und als solches lieferte er auch einige Bemerkungen über besonders auffallende chirurgische Fälle in die Sammlung der Denkschriften dieser Gesellschaft. Er scheint um das Jahr 1770 gestorben zu sein [7]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Louis le), französischer Rechtsgelehrter, im J. 1588 zu Troyes geboren, stammte aus einer angesehenen Familie von altem Adel, welche die bedeutendsten Aemter in der Magistratur dieser Stadt bekleidete, und wurde, nachdem er den ersten gelehrten Unterricht in dem Collegium seiner Vaterstadt genossen und seine Vorstudien zu Paris beendigt hatte, nach Bourges geschickt, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Er machte daselbst glänzende Fortschritte, ließ sich nach der Beendigung seiner Studien in seiner Heimath als Anwalt nieder und wirkte als solcher mit großem Erfolg, bis er im J. 1625 nach dem Tode eines seiner Oheime in

2) Das Buch ist keineswegs aus dem Spanischen übersetzt, sondern eine vorzügliche Originalarbeit La Grand's. 3) Einige andere politische Schriften Le Grand's aus dieser Zeit (Les Assemblées des États généraux, des Regences, L'habilité à succéder à la couronne) kamen nur handschriftlich in die Hände Weniger. 4) Le Grand war auch Mitglied der Commission, welche Louis Dufour de Longuerue's Beschreibung Frankreichs (Description historique et géographique de la France ancienne et moderne. Paris 1722. fol.), welche bereits im J. 1719 gedruckt war, auf Befehl der Regierung revidiren mußte, ehe sie ausgegeben werden durfte.

5) In dem Märzhefte des Mercure de France 1732. 6) *Bougerel*, Éloge historique de l'Abbé Joach. le Grand, in dem Mercure de France 1734, Février p. 908. *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres. Tom. XXVI. p. 123. Acta Eruditorum ann. 1735. p. 44. *L. M. Chaudon* et *Delandine*, Nouvelle Dictionnaire historique. Tom. V. p. 538. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 574. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 103. Biographie générale. Tom. XXX. p. 428.

7) Joh. Chr. Adelung, Nachträge und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1573.

dessen Stelle als Rath am Amts- und Landgerichte eintrat. Er legte jedoch später diese Stelle nieder, um sich ungestört mit einer wichtigen Arbeit beschäftigen zu können, und starb am 10. Jan. 1664 in seiner Vaterstadt. Die Abhandlung über die Wiedererstattungen (Traité des restitutions. Troyes 1655. 8.), womit er als Schriftsteller auftrat, war nur die erste Grundlage zu einem Werke von größerem Umfange, welches er später unter dem Titel: Coûtume du baillage de Troyes, avec des commentaires (Paris 1661. fol.) herausgab und welches bald nach seinem Tode eine neue Auflage (Paris 1681. fol.) erlebte. Der berühmte Pithou hatte schon ein Buch über denselben Gegenstand geschrieben, aber der Stoff war darin nicht so vollständig und gründlich entwickelt als in dem Werke Le Grand's, woran man jedoch tadelt, daß es nicht genau und formell genug in seinen Entscheidungen sei und zuweilen den Leser im Zweifel lasse. Es ist jedoch immer noch geachtet und wird besonders in der dritten und letzten Ausgabe (Paris 1737. fol.) gesucht*). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Louis le), französischer Theolog, am 12. Juni 1711 zu Lusigny in Burgund (im jetzigen Departement der Saone und Loire) geboren, machte seine Vorstudien zu Autun und zu Paris und wurde, da er noch zu jung war, um weiter zu schreiten, nach Clermont geschickt, um daselbst die Philosophie zu lehren; man rief ihn jedoch bald wieder zurück, um ihn in den theologischen Cursus aufzunehmen. Seine Kenntnisse, sein richtiges Urtheil, sein Gedächtniß und sein Fleiß lenkten zwar die Aufmerksamkeit auf ihn; da er aber die Gabe der Mittheilung nur in geringem Grade besaß, so erhielt er keinen der ersten Plätze, obgleich er der beste Theolog unter allen seinen Mitschülern war. Nach Beendigung seines Cursus (1740) ließ er sich in die zur Leitung der Seminarien gestiftete Congregation der Priester von St. Sulpice aufnehmen und lehrte einige Zeit die Theologie zu Cambrai und zu Orléans. Später ging er wieder nach Paris und wurde, nachdem er die theologische Doctorwürde erlangt hatte, zum Studienmeister am Seminarium St. Sulpice ernannt. Dieses Seminarium stand damals bei der Geistlichkeit im größten Ansehen und Le Grand trug nach Kräften bei, diesen Ruf zu erhalten. Er warf sich mit seltener Beharrlichkeit auf das Studium seines Faches und hatte es bald dahin gebracht, daß man ihn als einen der gelehrtesten Theologen seiner Zeit betrachtete und von allen Seiten in schwierigen theologischen Fragen seinen Rath einholte. Die dadurch veranlaßte Correspondenz gereichte jedoch seinen größeren literarischen Arbeiten, die er begonnen hatte, zum Nachtheil, da ihm ein großer Theil der zur Beendigung derselben nöthigen Zeit durch die Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen verloren ging; außerdem war er königlicher Censor, ein Amt, welches ebenfalls Zeit in Anspruch nahm und ihm überdies viele Unannehmlichkeiten bereitete und ihn in mancherlei Streitigkeiten verwickelte, obschon er stets im Namen der theologischen Facultät sprach, deren Syndicus, Abbé Riballier, übrigens Nichts ohne ihn that. So ist Le Grand der Verfasser der Censur, welche gegen den zweiten und dritten Band der Geschichte des Volkes Gottes von Berruyer (Determinatio sacrae facultatis theologicae super libro, cui titulus: Histoire du peuple de Dieu. Parisiis 1762. 4.) erschien, und der Censur des „Emile" von Rousseau, welche vielfach, besonders aber in den Nouvelles ecclésiastiques angegriffen, aber von ihm in den Observations sur quelques articles de la censure de la faculté de théologie de Paris, contre le livre intitulé: Emile ou de l'Éducation ou Lettres de M*** (S. l. 1763. 4.) aufrecht gehalten wurde. Diese sechs Briefe, von denen der erste dem Abbé Gervaise, welcher das Buch der theologischen Facultät denuncirt hatte, der letzte einem unbekannten Verfasser und die übrigen Le Grand angehören, wurden auch unter dem Titel: Lettres intéressantes aux amis de la vérité (S. l. 1763. 12.) noch in demselben Jahre zum zweiten Mal gedruckt. Le Grand entwarf ferner die Censur gegen Marmontel's „Belisaire" (Censure de la faculté de théologie de Paris, contre le livre intitulé: Bélisaire. Paris 1767. 12.), verfuhr aber mit dem Verfasser sehr rücksichtsvoll und leistete ihm sogar in derselben Zeit wichtige Dienste. Dieselbe Mäßigung bewies er gegen Buffon, als dessen „Epochen der Natur" seiner Censur unterlagen; auch gab er den Rath, sich mit einer neuen Erklärung des berühmten Naturforschers, welche den Bischöfen mitgetheilt wurde, zu begnügen. Eine Denunciation gegen Collet's Moraltheologie, welche in dem Seminarium von St. Sulpice eingeführt war, wies er entschieden zurück, veröffentlichte aber diese Schrift nicht, da der Verfasser sich selbst mit großem Geschick und Erfolg vertheidigte. Im J. 1768 erhielt Le Grand den Auftrag, eine Sammlung von Thesen, die man an verschiedenen Orten aufgestellt hatte und den Jansenisten günstig waren, zu untersuchen; da er seinem Urtheile einige Anmerkungen hinzufügte, welche zu weit ausgedehnte Grundsätze und falsche Ausdrücke in diesen Thesen berichtigten, so wurden diese Anmerkungen heftig angegriffen, er vertheidigte sich aber durch drei Briefe (Lettres d'un docteur de la faculté de théologie au censeur royal, auteur des notes. S. l. et a. [Paris 1769.] 8.), worin er den zwischen der Lehre der Augustinianer in Italien und der Lehre der Appellanten in Frankreich obwaltenden Unterschied klar darthut. Le Grand's eigene theologische Schriften (Tractatus de Incarnatione verbi divini. Parisiis 1751. 12. 2 Voll. N. Ed. Ibid. 1774. 12. 3 Voll. De Ecclesia Christi, in usum alumnorum sacrae facultatis Parisiensis. Tomus Imus. Parisiis 1779. 8. und das erst nach seinem Tode erschienene Werk: De existentia Dei, opus posthumum. Parisiis 1812. 8., wobei sich auch eine kurze Biographie des Verfassers von J. Montaigne findet) sind nur Abschnitte eines größeren theologischen Werkes, dessen Vollendung zum Nachtheil der Wissenschaft unterblieb. In seinem Nachlaß befanden sich noch

*) Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 199. Biographie générale. Tom. XXX. p. 421.

einige dazu gehörende Abhandlungen, deren Veröffentlichung ebenfalls in Aussicht gestellt wurde, aber schwerlich noch verwirklicht werden wird. Le Grand besorgte auch eine vermehrte und verbesserte Auflage der Vorlesungen über Gott und seine Attribute (Paris 1752. 8. 2 Voll.) von Lafosse, dem früheren Studienpräfecten von St. Sulpice, und eine neue Ausgabe des Rituals der Provinz Auch (1751). Während er mit der Censur Buffon's beschäftigt war, wurde er unvermuthet von einer Krankheit überrascht; er ließ sich in das Seminar zu Issi in der Nähe von Paris bringen, in welchem er am 20. Juli 1780 starb. Ebenso bescheiden als gelehrt, allem Ehrgeize fremd und stets fleißig, war er von keiner andern Begierde beseelt, als der Kirche und der Jugend, deren Unterricht er zu leiten hatte, nützlich zu sein; unter einem einfachen und gewöhnlichen Aeußern verbarg er einen tiefen Sinn und ausgedehnte Kenntnisse und seine Frömmigkeit war aufrichtig und musterhaft*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Louis le), der älteste einer Reihe von französischen Kupferstechern, welche sich im vorigen und in diesem Jahrhundert bekannt machten, arbeitete um das Jahr 1750 zu Paris und stach verschiedene Vignetten und Blätter nach K. Eisen, Hubert Franz Gravelot und H. Watelet, sowie auch Bildnisse, Landschaften und Ansichten aus der Umgegend von Paris und mehre Darstellungen zu der neuen Ausgabe der Metamorphosen Ovid's (Paris 1767 seq. 4. 4 Voll.). Er starb im J. 1780 zu Paris. — Sein Sohn Auguste Claude Simon le Grand, geboren im J. 1765 zu Paris, hielt an derselben Manier fest, welche sein Vater beobachtet hatte, zeigte aber mehr Leichtigkeit und Eleganz. Außer einigen Vignetten, Bildnissen (Ludwig XVIII. und der Herzog von Crillon) und Pferdestudien (Étude du cheval normand und Étude du cheval arabe) stach er mehre Scenen aus der Legende der heil. Genovefa (nach Schall und Marguerite Gerard, schwarz in Punktirmanier und in Farben) und aus dem Roman Paul und Virginie (nach Jean François Schall, in Farben), die Einnahme von Port Mahon (nach Gervas Palmeus), die Nationalcocarde (nach L. Boilly, punktirt und in Farben), eine Frau, welche das Bildniß eines Mannes betrachtet (Avant la toilette, in Farben, nach des Künstlers eigener Zeichnung) und viele andere Blätter, welche alle mit seinem Namen versehen sind. Le Grand starb um das Jahr 1808. — P. F. le Grand, welcher ebenfalls in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebte und nicht nur in Punktirmanier arbeitete, sondern sich auch mit dem Farbendruck beschäftigte, stach nach Robert Dardel die Königin von Frankreich, welche den Dauphin nach seiner Geburt zeigt, die Apotheose Voltaire's und die vier Jahreszeiten, nach Fr. Girardon die Mutter Reinlichkeit (La mère propreté), nach Jean Le Roy den Amor als Kaminfeger (L'Amour Ramoneur), den Sommeramor (L'Amour d'Été) und nach Samuel Bernard das Bildniß des F. D. d'Epremenil. Die Lebensverhältnisse dieses Künstlers sind nicht näher bekannt und man weiß nur, daß er schon im J. 1780 arbeitete, also nicht mit dem Kupferstecher Paul Le Grand verwechselt werden darf, welcher in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts zu Paris arbeitete und an mehren größeren Kupferwerken, besonders an der Voyage pittoresque en Sicile (Paris 1822—1826. fol.) und an der Vue de l'île d'Elbe Theil nahm; die Kupfer des ersten Werkes sind nach Charles le Saint, die des andern nach Zeichnungen des Grafen Louis Niclas Philippe Auguste de Forbin in Aquatinta gestochen. — Von beiden zuletzt genannten Künstlern verschieden ist ein seinen Lebensverhältnissen nach völlig unbekannter Le Grand, welcher mehre Stiche zu den Tableaux topographiques de la Suisse, publiés par J. B. La Borde (Paris 1780—1788. fol.) lieferte und noch in diesem Jahrhundert arbeitete, wie sein Bildniß der Kaiserin Josephine beweist. Seine einzelnen Blätter (besonders Hamlet, Romeo und Julie, Belisar und Aesop und Rhodope) sind geschätzt. — Hyacinth Le Grand, vielleicht ein Bruder August Claude oder P. F. Le Grand's und um das Jahr 1755 in Lothringen geboren, arbeitete nach Honoré Fragonard; am bekanntesten sind seine Blätter Jupiter und Jo und die Brezel (La gimblette). — Es werden auch mehre Maler dieses Namens genannt, über welche aber so wenig Bestimmtes zu ermitteln ist, daß man sie kaum der Zeit nach unterscheiden kann. Ein Le Grand malte in der Mitte des 17. Jahrh. zu Aix in der Provence. Eines seiner Bildnisse (Boyer Aiguilles) hat Jacob Colemans im J. 1697 gestochen. — Nicht viel später dürfte der Frescomaler Legrand zu setzen sein, welcher in Amsterdam arbeitete und vielleicht einer und derselbe ist mit Pierre Le Grand, von welchem die Frescogemälde in der Kirche zu Herzogenburg in Oesterreich herrühren, unter denen das Pfingstfest als das schönste gerühmt wird. — Ueber den Blumenmaler Le Grand, welcher am Anfange dieses Jahrhunderts zu Lyon arbeitete und sich großen Beifall erwarb, ist nichts Näheres bekannt. — Auch zwei Malerinnen dieses Namens werden erwähnt Jenny Le Grand und Athelante Legrand, beide zu Paris. Die erste, eine Schülerin François Leroy's von Liancourt, bewährte sich als geschickte und fleißige Künstlerin, wie die zahlreichen Genrebilder in Oel und Aquarell, die sie bis zum Jahre 1824 zur Ausstellung brachte, beweisen. Diese stellen gewöhnlich Frauen und Mädchen in verschiedenen Beschäftigungen und andere Familienscenen dar. Die andere Künstlerin, welche ihren Unterricht bei Claude Jean Besselièvre genoß, lieferte vorzugsweise Miniaturen und Porzellangemälde und unter letzteren ist das vorzüglichste das Portrait des Papstes Pius VII. nach David. — Unter den Künstlern dieses Namens dürften auch noch zu nennen sein die Architekten Jean Le Grand und Pierre Germain Le Grand; der erste erbaute im J. 1660 die Sternwarte zu Paris nach Claude Perrault's Zeichnungen und unter dessen Auf-

*) Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 576. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 105. Biographie générale. Tom. XXX. p. 427.

ficht, der andere lieferte um das Jahr 1760 die Zeichnungen zu dem neuen Wasserfalle des Gartens zu Saint-Cloud *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Lucas le), teutscher Philolog und Philosoph, im J. 1735 zu Basel geboren, widmete sich, nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, auf mehren teutschen Universitäten mit ebenso großem Fleiß als Erfolg der Alterthumswissenschaft. Nach der Beendigung seiner Studien kehrte er nach der Heimath zurück, wo er an der Universität seiner Vaterstadt als Professor in der philosophischen Facultät angestellt ward und wo er am Anfange dieses Jahrhunderts starb. Als Schriftsteller machte er sich durch seine Observationes philosophicae miscellaneae (Basileae 1751. 8.) zuerst bekannt; weit größeren Werth hat aber seine kleine Schrift über den Agamemnon des Aeschylos (Specimen observationum in Aeschyli Agamemnonem. Basil. 1778. 8.) wegen der scharfsinnigen Verbesserungen und gelungenen Erklärungen schwieriger Stellen dieser Tragödie †).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Marc Antoine Le), französischer Schauspieler und dramatischer Dichter, am 17. Febr. 1673 (dem Todestage Molière's) zu Paris geboren, war der Sohn eines Oberchirurgen der Invaliden und widmete sich, da ihn die ernsteren Studien, wozu ihn sein Vater zu bewegen suchte, nicht anzogen, sehr früh der Bühne, obgleich seine kleine Gestalt, verbunden mit auffallender Häßlichkeit, ihm diese künstlerische Laufbahn sehr erschwerten und ihm viele Unannehmlichkeiten zuzogen. Er spielte jedoch, wie seine Zeitgenossen versichern, die Rollen sowol der Könige und Helden, als auch der Bauern gleich leidlich und wußte sich stets, wenn ihn das Publicum ärger als gewöhnlich mishandelte, durch seine Geistesgegenwart zu helfen und sogar wieder in Gunst zu setzen. So schloß er, als er nach einer Vorstellung, während welcher man ihn über Gebühr verhöhnt hatte, das am folgenden Tage zu spielende Stück ankündigte, seine Rede mit den Worten: „Meine Herren, es ist Ihnen leichter, sich an meine Gestalt zu gewöhnen, als mir, dieselbe zu ändern." Bei einer andern Gelegenheit, als man ihn als Theseus sogleich bei seinem Erscheinen mit Gelächter empfing, richtete er die ersten Worte seiner Rolle:

Wie ungewöhnlich ist doch der Empfang,
Mein Sohn, den deinem Vater man bereitet,

mit großem Pathos an das Paterre, welches durch diese wohlangebrachte Anspielung überrascht und für diesen Abend mit dem zwerghaften Helden ausgesöhnt war. So gering und selten aber stets der Beifall blieb, den Le Grand als Schauspieler erntete, so häufig und groß war der Erfolg, welcher seinen Lustspielen zu Theil wurde, die er sowol für die königliche Gesellschaft, welche ihn als eines ihrer nützlichsten Mitglieder schätzte, als auch für andere Bühnen schrieb. Da seine ersten Versuche: La femme fille et veuve, comédie en un acte et en vers (Paris 1707. 12.); L'amour diable, comédie en un acte et en vers (Paris 1708. 12. La Haye 1710. 12.); La famille extravagante, comédie en un acte et en vers (Paris 1709. 12.) und La Foire Saint-Laurent, comédie en un acte et en vers (Paris 1709. 12. La Haye 1710. 12.) allgemein gefielen und auf den meisten Bühnen wiederholt wurden, so folgten alsbald nach: L'épreuve reciproque, comédie en un acte et en prose (Paris 1711. 12; unter dem falschen Namen Alain herausgegeben; ins Teutsche übersetzt unter dem Titel: „Die beiderseitige Probe." Hamburg 1749. 8.); La métamorphose amoureuse, comédie en un acte et en prose (Paris 1712. 12.); L'uxurier gentilhomme, comédie en un acte et en prose (Paris 1713. 12.); L'aveugle clairvoyant, comédie en un acte et en vers (Paris 1716. 12. Ibid. 1718. 12. Troyes, an VII. [1799.] 8. teutsch unter dem Titel: „Der sehende Blinde." Dresden 1752. 8. Ebend. 1756. 8.); Critique de l'Oedipe de M. de Voltaire, en prose (Paris 1719. 8.); Le roi de Cocagne, comédie en trois actes et en vers (Paris 1719. 12. Ibid. 1780. 12. Reims 1800. 8.) und Plutus, comédie en trois actes et en vers (Paris 1720. 12.). Da Le Grand eine besondere Geschicklichkeit besaß, die lustigen Abenteuer der Hauptstadt und andere zur Unterhaltung dienende Begebenheiten des Tages auf die Bühne zu bringen, so versäumte er nicht den damals in der ganzen Welt durch seine unerhörte Frechheit berüchtigten Dieb Cartouche zum Gegenstand eines Lustspiels zu machen, welches den Titel führte: Cartouche, ou l'homme imprénable; die Polizei, welche trotz aller Mühe des gewandten Gauners nicht habhaft werden konnte, untersagte aber in ihrem Aerger die Aufführung des Stückes, bis dieser eingefangen sein würde. Als Cartouche im J. 1721 unvermuthet in einer Schenke ertappt wurde, besuchte ihn Le Grand im Gefängnisse, um sich mit ihm zu besprechen, änderte nach dessen Angabe den letzten Act seines Machwerks und brachte es unter dem veränderten Titel: Cartouche ou les voleurs am 21. Oct. 1721 auf die Bühne. Das Publicum ließ Edme Boursault's treffliches Lustspiel Ésope à la cour, welches zuerst gegeben wurde, aus Begierde nach den Räubern nicht zu Ende kommen. Le Grand's Stück, welches auch an und für sich nicht schlecht gerathen ist, wurde mit großem Beifall aufgenommen und der Verfasser überreichte Cartouche einen Theil des Ertrags. Dieser, Anfangs durch den Gedanken, als Held eines Drama's zu erscheinen, geschmeichelt, fühlte alsbald, daß dieser Ruhm ihm wenig nütze, und beklagte sich während seines Processes, daß das Stück einen schlimmen Eindruck hervorbringe; es durfte deshalb nach der dreizehnten Vorstellung vor der Hinrichtung des Gauners nicht mehr aufgeführt werden. Manche unflätige Späße mußten auch später hinwegfallen, doch fehlen diese keineswegs in den Ausgaben (Cartouche, ou les voleurs, comédie en trois actes et en prose. Paris 1721. 12. La Haye 1731. 12. Auch unter dem Titel: Les fourberies de Cartouche,

*) G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 325 fg.

†) *Chr. Saxii* Onomasticon literarium. Vol. VII, p. 160.

capitaine des voleurs. S. l. 1774. 12. Ins Teutsche übersetzt. Strasburg 1722. 4.). Unmittelbar nach Cartouche ließ Le Grand, dessen Geschick als Bühnendichter jetzt anerkannt war, erscheinen: Le galant coureur, ou l'ouvrage d'un moment, comédie en un acte et en prose (Paris 1722. 12.); Le ballet de vingt-quatre heures, ambigu comique en quatre parties et en prose, avec un prologue en vers libres, par M. D. L. F..... (Paris 1722. 4. Ibid. 1723. 12. Ibid. 1728. 12.); Le fleuve d'oubli, comédie en un acte et en prose (Paris 1723. 12. S. l. et a. 12.) und Belphégor, comédie-ballet en trois actes et en prose (Paris 1723. 12. Ibid. 1732. 12.), worin er nebst andern außerordentlichen Dingen die ganze Hölle vorführte. Er war fast unerschöpflich an solchen neuen Erfindungen, wodurch er der Comédie Française einen wesentlichen Dienst leistete, indem er die Zuschauer, welche sich allmälig in die mit jedem Jahre zahlreicher werdenden Theater der Hauptstadt zu vertheilen anfingen, immer wieder herbeizog. Ebenso machte er sich um das Théâtre Italien verdient, welchem er gemeinschaftlich mit dem berühmten Arlequin Domenique die Possen Agnes de Chaillot en un acte et en vers (Paris 1723. 8. Ibid. 1754. 12. Dijon 1777. 8.) und Le mauvais menage en un acte et en vers (Paris 1725. 8.), beliebte Parodien auf Lamotte's Ines de Castro und Voltaire's Mariannen, lieferte. In diese Zeit scheint auch das sehr unsaubere Lustspiel Le luxurieux, comédie en vers, en un acte, par le Sr L. G., comédien ordinaire du roi (s. l. et a. 12.) zu fallen, obschon es nach Anderer Meinung erst in seinen letzten Lebensjahren (um 1726) entstanden ist. Später brachte noch Le Grand rasch nach einander die allmälig matter werdenden Stücke: Le philanthrope, ou l'ami de tout le monde, comédie en un acte et en prose (Paris 1724. 12.); Les aventures du voyageur aérien, histoire espagnole, avec les Paniers ou la Vieille précieuse, comédie (Paris 1724. 12.; von Manchen andern Verfassern zugesprochen und jedenfalls zweifelhaft); Le triomphe du temps, divertissement en trois parties et un prologue, en prose (Paris 1725. 12. Ibid. 1761. 8. S. l. et a. 12.); L'Impromptu de la folie, ambigu comique, composé d'un prologue en prose, mêlé de vaudevilles, des Nouveaux Débarqués, comédie en un acte et en prose, et de la Française italienne, comédie en un acte et en prose (Paris 1726. 12.) und La Nouveauté, comédie en un acte et en prose (Paris 1727. 12). Le Grand's Lebenswandel soll nicht nur der gewöhnliche lockere der Schauspieler jener Zeit, sondern noch weit unmoralischer gewesen sein; so sagt man, daß er fast nie bei dem sonntägigen Religionsunterricht in der Kirche Saint-Sulpice gefehlt habe, um unter den jungen Mädchen Umschau zu halten und die fügsamen für die Bühne oder für andere noch schlimmere Zwecke zu gewinnen, je nachdem sie sich durch Talent oder nur durch Schönheit auszeichneten. In den letzten Jahren seines Lebens wurde Le Grand von Unwohlsein geplagt, welches ihn um so härter traf, da er nie an Ersparnisse gedacht hatte, obschon er als Schauspieler und als Schriftsteller nicht unbedeutende Honorare zog. Er starb am 7. Jan. 1728 zu Paris und hinterließ einen einzigen Sohn, welcher ebenfalls sein Glück auf der Bühne versuchte und im J. 1768 starb. Er war auch bei der Gesammtausgabe der dramatischen Werke seines Vaters (Théâtre de Le Grand. Paris 1731. 12. 4 Voll.; wiederholt Ibid. 1742. 12. 4 Voll.) thätig; die beste und vollständigste Ausgabe derselben besorgte aber de Laporte, Secretair der Comédie Française (Paris 1770. 12. 4 Voll); sie enthält außer den bereits genannten Stücken (mit Ausnahme des Luxurier) noch die Lustspiele: La Rue Mercière, ou les Maris dupés, en un acte et en vers, La chasse de cerf, comédie-ballet en trois actes und Les Amazones modernes, comédie en trois actes et en prose nebst einem gemeinschaftlich mit L. Fuzelier verfaßten Divertissement; eine gute Auswahl erschien unter dem Titel Chefs-d'Oeuvre dramatiques (Paris 1824. 18.). Der in diesen Ausgaben fehlende Luxurier, welcher zugleich unter der Ueberschrift: Le libertin puni (S. l. et a. 12.) besonders gedruckt wurde, fand auch Aufnahme in den Pièces libres de M. Ferrand et Poésies de quelques autres auteurs (Londres 1738. 8. und öfter) und in das berüchtigte Sammelwerk L'Abatteur de noisettes, ou Recueil de pièces nouvelles des plus gaillardes (La Haye 1741. 12.). Die meisten Lustspiele Le Grand's wurden bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in ganz Frankreich gern gesehen und einige (L'aveugle clairvoyant, Le galant coureur und Le roi de Cocagne) haben sich bis jetzt auf der Bühne erhalten. War Le Grand auch weniger Genie, als witziger Kopf, nahm er es auch mit dem Unterschiede zwischen dem Possenhaften und Edelkomischen nicht genau und war es ihm auch mehr um die Belustigung der Menge, als um den Beifall der fein gebildeten Welt zu thun, so nimmt er doch, was die komische Kraft sowol der Erfindung als auch der Durchführung der Handlung betrifft, eine der ersten Stellen unter den besseren französischen Lustspieldichtern ein. Er hatte schon eine Ahnung von der großen Kunst der jetzigen Dramendichter, sich eines jeden durch die Zeitumstände sich darbietenden Stoffes zu bemächtigen, dabei besaß er als Schauspieler eine vortreffliche Bühnenkenntniß, welche ihm bei der Herbeiführung einer Menge unterhaltender Scenen zu Hilfe kam. Nicht selten ist freilich die Handlung unwahrscheinlich und der Gegenstand derselben gemein, und Scenen von wohlthuender Zartheit, welche den besten Geschmack verrathen, folgen wahre Harlekinaden, woran nur das Publicum der Jahrmarktsbuden Geschmack finden kann; neben den drolligsten Einfällen machen sich die fadesten Gemeinheiten breit und häufig geht der sprudelnde treffliche Witz in schmutzige Späße und Anzüglichkeiten über. Die Kritik hat an ihm auch die Unregelmäßigkeit in der Anlage und Durchführung des Plans getadelt und nicht gebilligt, daß er mehre Gattungen des Lustspiels vermengte, langweilig hat sie aber keines seiner Stücke

genannt und dadurch indirect dem Dichter das größte Lob gespendet *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Nicolas le), ein französischer Arzt des 16. Jahrh. im J. 1520 geboren. Er erwarb sich, nachdem er seine Studien beendigt und mehre Länder Europa's zu seiner weiteren Ausbildung besucht hatte, durch seine glücklichen Heilungen gefährlicher Krankheiten großen Ruhm und ein sehr bedeutendes Vermögen. Er wurde seiner Verdienste wegen zum Leibarzt des Königs Heinrich II. ernannt und soll auch sein Fach durch mehre Werke bereichert haben; Näheres ist aber über dieselben nicht bekannt. Er starb am 24. Sept. 1583. — Ein anderer Nicolas le Grand aus derselben Zeit war als Theolog berühmt und gehörte dem Orden der Franziskaner an. Er lehrte die Theologie an der Universität zu Paris und fand besonders als Erklärer der heil. Schrift großen Beifall. Sein Commentar über die Briefe des Apostels Paulus an die Römer und die Hebräer (Commentarius in Epistolas S. Pauli ad Romanos et Hebraeos. Parisiis 1537. fol.), welchen er dem Könige Franz I. widmete, galt zu seiner Zeit als eine der besten Arbeiten über diesen Theil des neuen Testaments †). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Nicole Ferdinand le), Componist des vorigen Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen man aber nichts Näheres weiß. Er componirte mehre Cantaten und Arien für eine Stimme mit und ohne Violinbegleitung, welche mit Beifall aufgenommen wurden. Sein vorzüglichstes Werk ist aber eine Sammlung von Kriegs-, Liebes- und Trinkliedern, welche unter dem Titel: Triomf der Batavier, bestaande in eenigen Oorlogs-Zangen, Minne-Zangen en Drinkliederen (Amsterd. c. 1730. 4.) erschien und manche werthvolle auf Volksmelodien sich stützende Melodien enthält, aber selten geworden zu sein scheint ††). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Pierre le), Herr von Pouset, bekannter französischer Kriegsmann in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., stammte aus dem alten Adelsgeschlechte der Grands in Touraine. Er widmete sich schon in früher Jugend dem Kriegsdienste und erhielt im J. 1622 den Befehl über das Regiment de Bourdeille, welches einen Theil des Belagerungscorps vor der Festung La Force ausmachte. Bei der Vertheidigung einer Brücke wich er während sieben Stunden nicht von der Spitze seines Regiments, obgleich ihm beide Arme von Lanzenstichen durchbohrt und von Musketenkugeln zerschmettert waren. Diese Heldenthat hatte indessen die Eroberung der Festung zur Folge und erwarb ihm großen Ruhm. Im J. 1625 ward ihm von dem Könige der Auftrag, eine Musketiercompagnie zu Pferde und eine Carabiniercompagnie zu Fuße anzuwerben und einzuüben, um zu den unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls de Bourdeille stehenden Truppen zu stoßen, welcher als Gouverneur von Perigord die Aufgabe hatte, die Versammlungen der Mißvergnügten zu hindern und die Autorität des Königs aufrecht zu erhalten *). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Pierre le), einer der ersten und verwegensten Flibustier [1]), um das Jahr 1632 zu Dieppe in der Normandie geboren, versuchte sehr jung sein Glück auf dem Meere und hatte sich bereits durch seine Fahrten nach den fernsten Gegenden unter seinen Landsleuten den Namen eines tüchtigen Seemanns erworben; da ihm aber der spärliche Lohn für seinen mühsamen Dienst zu gering war, so begab er sich, um schnell zu einem erklecklichen Gewinn zu gelangen, nach der damals schon Frankreich angehörenden Insel Tortuga in Westindien, um sich unter die Flibustier [2]) oder Küstenbrüder (frères de la côte), wie sich die Piraten, welche daselbst ihren Sammelplatz hatten, nannten, aufnehmen zu lassen. Diese waren zu jener Zeit noch unbedeutende, aber kecke Abenteurer, welche auf elenden Fahrzeugen nach Brasilien und Guinea und sogar nach Ostindien segelten, um an den Küsten zu lauern und die unvorsichtigen Handelsschiffe zu überfallen; Le Grand, welcher seiner Erfahrung im Seewesen wegen zum Führer eines Fahrzeuges gewählt wurde, faßte schon kühnere Pläne und fing an selbst in Westindien auf die Schiffe der Spanier, welche er, wie alle französischen, englischen und holländischen Seeleute jener Zeit, gründlich haßte, Jagd zu machen. Im J. 1660 hatte er bereits auf seinem kleinen Fahrzeuge, welches nur vier kleine Kanonen und 28 Mann an Bord hatte, mehre Wochen ohne Erfolg gekreuzt und man hielt eben, da es bereits allenthalben leck war, Rath, was man in so schlimmen Verhältnissen thun solle, als die Wache auf dem Maste rief, daß sie ein Schiff wahrnehme, welches aber sehr groß zu sein scheine. „Desto besser," antwortete die Mannschaft, „so wird die Beute um so reicher sein." Man befand sich in der Nähe des Caps Tiburon, der westlichsten Spitze von Hispaniola, und es wurde sogleich beschlossen, auf das noch ferne Fahrzeug Jagd zu machen. Als man näher kam, überzeugte man sich, daß das Schiff, in welchem man sogleich ein spanisches erkannte, so groß und so wohl bemannt und bewaffnet war, daß der Erfolg eines Angriffes höchst zweifelhaft sein mußte. Le Grand ließ sich aber dadurch keineswegs abschrecken, sondern feuerte den Muth seiner Leute an, indem er ihnen vor-

*) Nouveau dictionnaire historique par *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*. Tom. V. p. 533. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 574. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 104. Biographie générale. Tom. XXX. p. 425.

†) Vergl. Moreri's Dictionnaire historique. Tom. IV. p. 345. Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 574.

††) Universal-Lexikon der Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 574.

*) *L. Moreri*, Dictionnaire historique. Tom. IV. p. 345.

1) Diese Benennung wird von dem englischen Worte Flyboat (Jagdschiff) abgeleitet, weil die Seeräuber, von welchen hier die Rede ist, sich gewöhnlich solcher Fahrzeuge bedienten. 2) Bei den Flibustiern befanden sich Leute von allen Völkern, die meisten waren jedoch Engländer oder Franzosen; unter den letzteren zeichneten sich besonders die Seeleute von Dieppe aus, welche gern in See stachen, um, wie sie sich auszudrücken pflegten, Spanier zu fischen.

stellte, daß man wegen der Winzigkeit ihres Schiffes keinen Verdacht hegen und es ihnen möglich machen würde, unter die Kanonen des Fahrzeuges zu kommen und es zu besteigen, ehe man ihre Absicht ahne. Seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht; die spanische Galeone, auf deren Hintercastell die Flagge eines Viceadmirals wehte, setzte in stolzer Ruhe ihren Weg fort, ohne sich um die sich ihr nähernde Barke im geringsten zu kümmern, die Freibeuter aber schwuren Mann für Mann in die Hände ihres Führers, entweder das Schiff zu nehmen oder umzukommen, und steuerten gerade darauf zu. Als der Befehlshaber der Galeone, welcher mit seinen Officieren in der Cajüte bei dem Spiele saß, durch die Wache benachrichtigt wurde, daß die Barke keine gute Absicht zu haben scheine, spottete er über ihre Angst, und als man ihn wiederholt fragte, ob man nicht wenigstens einige Kanonen in Bereitschaft setzen solle, rief er lachend: „Wozu Kanonen? Macht einen Flaschenzug zurecht, um die Nußschale an Bord zu hissen." Diese im Scherz befohlene Vorrichtung war aber unnöthig, denn die Flibustier erkletterten bereits das Schiff und hieben die wenigen Matrosen, welche die Wache hatten und in ihrer Bestürzung keinen Widerstand leisteten, nieder. Le Grand drang mit einigen seiner entschlossensten Leute in die Cajüte, setzte dem Capitain eine Pistole auf die Brust und zwang ihn, sich mit seinen Officieren zu ergeben. Nachdem die ganze Tischgesellschaft gefesselt und eingeschlossen war, wurden die übrigen Matrosen, welche zum Theil unter dem Verdeck ihr Abendbrod verzehrten, zum Theil, da es bereits dunkel war, in tiefem Schlafe lagen, leicht überwältigt, ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, denn sie hielten, da ringsum kein Schiff zu sehen war, die Seeräuber für aus der Luft gefallene böse Geister und sprachen, fortwährend das Zeichen des Kreuzes machend, ängstlich zu einander: Son demonios estos (es sind Teufel). Die Flibustier hatten nämlich, ehe sie an Bord der Galeone sprangen, dem geleisteten Schwur getreu, Löcher in die Barke gebohrt, sodaß sie mit allen ihren Habseligkeiten fast unter ihren Füßen in die Tiefe des Meeres versank. Nach Anderen wußten die Flibustier selbst Nichts von der Versenkung ihres Schiffes, einer verwegenen That, welche jeden Rückzug unmöglich machte und nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod ließ, sondern Le Grand war mit dem Chirurgen, seinem vertrauten Freunde, übereingekommen, daß er zuletzt die Barke verlassen, vorher aber ein Loch in dieselbe schlagen solle. Das gekaperte Schiff, welches zu einer nach Europa segelnden Kauffahrteiflotte gehörte, aber durch einen Sturm von derselben getrennt worden war, hatte 54 Kanonen und über 200 Leute an Bord; Le Grand behielt nur so viele, als ihm zur Führung der Galeone nöthig waren und setzte die übrigen bei dem Cap Tiburon ans Land. Er fand in dem spanischen Kauffahrer außer dem Geschütze, der Munition und einer Menge von Lebensmitteln einen großen Reichthum an Waaren und an baarem Gelde und steuerte sogleich nach Europa, wo er das Schiff verkaufte und den Ertrag nebst der Beute mit seinen Gefährten theilte. Die meisten derselben kehrten, nachdem sie ihren Antheil vergeudet und verprasst hatten, nach Westindien zurück, um ihr früheres Handwerk fortzutreiben; Le Grand aber ließ sich, mit seinem Gewinn zufrieden, als ruhiger Bürger zu Dieppe nieder, wo er im J. 1670 starb. Die Kunde von seiner kühnen That, welche sich schnell unter den Flibustiern verbreitete, übte auf dieselben einen nachhaltigen Einfluß und hatte Unternehmungen zur Folge, welche die Welt in Erstaunen setzten, denn die Piraten beschränkten später ihre Angriffe nicht auf Schiffe, sondern überrumpelten sogar an der Küste liegende reiche Handelsplätze und wohlbefestigte Städte. Fast alle spanische Schiffe, die sich in den westindischen Gewässern zeigten, wurden angefallen und, was immer gleichbedeutend war, genommen, sie mochten groß oder klein sein, Kanonen an Bord führen, oder nicht, und einzeln oder in Gesellschaft segeln. Die kleinen Jagdschiffe der Flibustier verschwanden allmälig, da diese die großen gekaperten Fahrzeuge nach ihrer Weise ausrüsteten und in furchtbare Raubschiffe umschufen. Die Spanier, welche ihren ganzen Handel nach Amerika bedroht sahen, rüsteten zwar Kriegsschiffe aus und ließen sie in den gefährdeten Gegenden kreuzen, die Piraten waren aber zu gewandt und verwegen, als daß sie sich durch solche Vorkehrungen schrecken ließen; diese trugen vielmehr dazu bei, ihre Tollkühnheit zu steigern, und erst am Anfange des 18. Jahrh. wurde durch die gemeinsame Anstrengung der seefahrenden Nationen diesem Unwesen ein Ende gemacht [3]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND (Pierre le), französischer Rechtsgelehrter und Schriftsteller, am 2. Juni 1804 zu Lille geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris der Jurisprudenz und ließ sich nach der Beendigung seiner Studien in seiner Vaterstadt als Anwalt nieder, wo er auch zum Municipalrath und zum Präfecturrath gewählt wurde, aber trotz seinem Geschäfte und seinen Ehrenstellen doch noch Muße genug fand, sich mit der Literatur zu befassen und als Schriftsteller sein Glück zu versuchen. Sein „Bürger von Lille," ein flämisches Sittengemälde (Le Bourgeois de Lille, tableaux de moeurs flamandes. Lille 1831. 8.) und die Beschreibung einer Reise nach Holland, der Schweiz und dem südlichen Frankreich (Voyages en Holland, en Suisse et dans le midi de la France. Lille 1833. 8.) blieben nicht ohne Beifall; noch größern Ruhm erwarb er sich durch seine gediegenen Schriften über Gegenstände der Gesetzgebung (Études sur la Législation militaire et sur la Jurisprudence des conseils de guerre et de révision, avec les principaux arrêts de cassation sur la matière. Paris et Lille 1835. 8. Législation des portions ménagères, où se traite la question des biens communaux dans le nord de la France.

3) *G. Th. Raynal*, Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes. l. X. c. 10. (Genève 1780. 8. Tom. V. p. 277). J. W. v. Archenholz, Geschichte der Flibustier. (Tübingen 1803. 8.) S. 120. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 201.

Lille 1850. 8. und Essai d'un Code Criminel de l'Armée. Lille 1857. 8.) und durch seine Beiträge zu den Annales de Législation et de Jurisprudence. Er war auch Mitglied der wissenschaftlichen Gesellschaft seiner Vaterstadt und lieferte seit 1847 sein Scherflein zu den Denkschriften derselben (Recueil des Mémoires de la Société des sciences de Lille). Nach dem Staatsstreiche des 2. Dec. 1851 wurde er als Candidat der Opposition von seinem Departement als Deputirter zu dem gesetzgebenden Körper gewählt und als solcher nahm er einen thätigen Antheil an den Arbeiten der Gesetzgebung. Sein Benehmen erfreute sich des Beifalls seiner Mitbürger und er wurde im J. 1857 wieder gewählt, starb aber schon am 13. April 1859 zu Lille*).

(*Ph. H. Külb.*)

GRAND D'AUSSY (Pierre Jean Baptiste Le), ein geachteter französischer Gelehrter und Schriftsteller, am 3. Juni 1737 zu Amiens geboren, war der Sohn Pierre François Le Grand's, eines ärmlich besoldeten Beamten bei der Generalpacht, welcher sich aber den größten Entbehrungen unterzog, um seinen Kindern eine gute Erziehung geben zu lassen. Nachdem der junge Le Grand [1]) seine Vorbereitungsstudien mit glänzendem Erfolg im Collegium der Jesuiten zu Amiens beendigt hatte, ließ er sich in diesen Orden aufnehmen und wurde von den Oberen, welche jedes hervorragende Talent beobachteten und ihm die entsprechende Richtung zu geben wußten, zum Unterrichtsfache bestimmt. Er hatte schon einige Zeit in dem Collegium zu Caen die Rhetorik gelehrt [2]), als seine harmlose Beschäftigung durch die Aufhebung des Jesuitenordens (1764) unterbrochen und er in seinem 26. Jahre in die ihm völlig fremde Welt geschleudert wurde. Er ließ sich zwar zu Paris nieder, blieb aber dem Leben und Treiben der Hauptstadt stets fremd, da er nur gelehrte und alte Bücher kennen lernen wollte. Er machte auf diese Weise alsbald die Bekanntschaft des bekannten Geschichtforschers J. Bat. de la Curne de Sainte-Palaye, welchem er bei der mühsamen Sammlung des Stoffes zu dem von diesem in Aussicht gestellten Glossaire français [3]) hilfreiche Hand leistete, und des Marquis Antoine René de Paulmy, welchen er bei den in einer Reihe von Bänden erscheinenden Auszügen aus seinem reichen Bücherschatze (Mélanges tirés d'une grande bibliothèque. Paris 1775 seq. 12. 109 Voll.) kräftig unterstützte. Durch die Vermittelung dieser Männer erhielt der bescheidene Gelehrte im J. 1770 die Stelle eines Secretairs der Studiendirection an der Militairschule, welche ihm jedoch Muße genug ließ, seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen; auch der lohnende Auftrag, die Erziehung des Sohnes eines reichen Generalpächters zu vollenden, konnte nur auf einige Jahre seine liebste Beschäftigung unterbrechen und wir sehen ihn bald darauf wieder als fleißigen Mitarbeiter an des Grafen L. E. de Treffan Bibliothèque des Romans (Paris 1775 seq. 12. 112 Voll.). Bei der Durchforschung des von Sainte-Palaye, Paulmy und Treffan aus Handschriften gesammelten Materials sprachen ihn die kleineren poetischen Erzählungen (Fabliaux) der alten französischen Dichter ganz besonders an. Er sammelte und übersetzte deshalb die vorzüglichsten derselben und erntete mit seinem nach dem wenig beachteten Anlaufe Etienne Barbazan's (Fabliaux et contes. Paris 1756. 12. 3 Voll.) zuerst wieder dieses Feld der französischen Literatur bebauenden Versuche (Fabliaux ou Contes des douzième et treizième siècles, traduits ou extraits d'après les manuscrits du tems; avec des notes et des imitations. Paris 1779. 8. 3 Voll.) so großen Beifall, daß er noch einen vierten Band, welcher die von Mönchen gedichteten frommen Erzählungen enthält (Contes dévots, Fables et Romans anciens. Paris 1781. 8.), folgen lassen und alsbald eine neue Auflage des Ganzen (Paris 1781. 18. 5 Voll.) veranstalten konnte, die er mit einer Abhandlung über die Troubadours, welche auch besonders (unter dem Titel: Observations sur les Troubadours. Paris 1782. 8.) erschien, vermehrte. Da er darin aber den Trouvères (den alten Dichtern der nördlich von der Loire liegenden Provinzen Frankreichs) in Bezug auf Phantasie, Geist und Talent den Vorzug vor den Troubadours (den südfranzösischen Dichtern) einräumte, so fand er entschiedenen Widerspruch und besonders suchten Laurent Pierre Berenger [4]) und der Abbé J. B. Papon [5]) die Ehre ihrer Landsleute zu retten. Le Grand's Sammlung enthält unstreitig eine große Anzahl der besten, hauptsächlich durch natürliche Unbefangenheit und Humor, öfter auch durch satyrischen Anflug ausgezeichneten Fabliaux nordfranzösischer Dichter und läßt uns genauer als irgend ein geschichtliches Werk den Geist einer Zeit erkennen, welche im Allgemeinen keineswegs die übertriebenen Lobsprüche verdient, welche man ihr zu spenden sich zuweilen veranlaßt findet. Die Sitten waren damals ebenso derb und roh, als unsläthig. Die Ausgelassenheit herrschte nicht nur unter den Rittern auf ihren festen Burgen, sondern auch in den Städten unter den Bürgern und selbst die Geistlichkeit und insbesondere das Mönchthum

*) Biographie générale. Tom. XXX. p. 439.

1) Den Beinamen d'Aussy nahm er später, um sich von den zahlreichen Le Grands zu unterscheiden, von Aussy-le-Château (im Departement Pas-de-Calais), dem Geburtsorte seines Vaters, an. 2) Unter seinen Schülern machten sich viele auf dem Gebiete der Wissenschaften bekannt, der ausgezeichnetste derselben ist aber unstreitig der berühmte Mathematiker Pierre Simon Laplace, zu welchem er später an der Militairschule, an der dieser eine Professur bekleidete, wieder in nähere Beziehung kam. 3) Vergl. Projet d'un glossaire français. Paris 1756. 4. Das aus mehr als 40 Folianten bestehende Manuscript sollte unter dem Titel: Glossaire de l'ancienne langue françoise, depuis son origine jusqu'au siècle de Louis XIV. in zehn bis zwölf Foliobänden erscheinen; es wurden aber nur 1470 Columnen des ersten Bandes gedruckt und dieses höchst seltene Fragment läßt lebhaft bedauern, daß der Plan nicht ausgeführt wurde.

4) In dem Portéfeuille d'un troubadour ou Essais poétiques suivies d'une Lettre à Grosley sur les trouvères et les troubadours. Paris et Marseille 1782. 8. 5) In seinem Voyage de Provence avec cinq lettres sur les troubadours. Paris 1780. 8. 2 Voll.

war nicht frei von Verderbniß. Einige dieser Fabliaux, welche auch spätere Dichter nachahmten, treiben ihre Freiheit in der Darstellung geschlechtlicher Verhältnisse bis zur frechen Unzüchtigkeit und selbst manche fromme Erzählungen müssen einer späteren gebildeteren Zeit geradezu gottlos erscheinen, oder wird es jetzt dem Frommen nicht anstößig sein, wenn die Jungfrau Maria für eine von ihrem Beichtvater entführte Nonne, deren Gestalt sie annimmt, so lange im Kloster bleibt, bis die Sünderin reumüthig zurückkehrt oder wenn sie gar bei einer schwangeren Aebtissin mit zwei Engeln erscheint, um ihr heimlich in Kindesnöthen Beistand zu leisten, wenn Gott Vater am Allerheiligentage im Paradiese Hof hält und wenn bei dieser Festlichkeit die Engel, die Patriarchen, die Märtyrer, die heiligen Jungfrauen und Witwen nicht sehr züchtige Liebeslieder anstimmen und Jesus mit seiner Mutter den Ball eröffnet, später aber mit Magdalena tüchtig tanzt und ihr die größten Schmeicheleien sagt? Der Geschichtsforscher wird für diese Mittheilungen, aus welchen er seine Folgerungen zieht, dem fleißigen Le Grand sehr dankbar sein, ein noch weit höheres Verdienst hätte sich dieser aber erworben, wenn er bei der Bearbeitung der alten Dichtungen sich nicht zu große Freiheiten erlaubt und nicht ausschließend nach den von Paulmy und Sainte-Palaye gesammelten Auszügen gearbeitet hätte, statt nach den ihm zugänglichen Originalen zu greifen. Dieser Nachtheil, welchen man früher nicht für bedeutend hielt, stellte sich erst nach der Bekanntmachung solcher vollständigen Fabliaux in ihrer ursprünglichen Fassung von Dominique Martin Méon [6]) und Achille Jubinal [7]) in seinem ganzen Umfange heraus. Für den gewöhnlichen Leser behielt übrigens die Bearbeitung von Le Grand fortwährend ihre Anziehungskraft, wie die neue von Ant. Aug. Renouard besorgte und mit einem Theile der Originale [8]) vermehrte Ausgabe (Fabliaux ou contes, fables et romans du XIIe et du XIIIe siècle, trad. ou extraits par Legrand; troisième édition. Paris 1829. 8. 5 Voll. avec grav.) beweist. Ob Renouard dabei ein von dem Uebersetzer hinterlassenes, mit zahlreichen Anmerkungen, Verbesserungen und Zusätzen ausgestattetes Exemplar der zweiten Ausgabe benutzte, wird nicht gesagt. Le Grand's Arbeit fand auch im Auslande Anerkennung und wurde von Gr. L. Way ins Englische [9]) und von S. Chr. A. Lütkemüller ins Teutsche [10]) übersetzt und einzelne Fabliaux riefen sogar gute Nachahmungen hervor [11]). Le Grand's Studien über die alten Dichter führten ihn zur Ausarbeitung eines andern Werkes, wozu ihm der Marquis de Paulmy den Plan angab und welches die Geschichte des Privatlebens der Franzosen, insbesondere der Wohnung, der Kleidung, der Nahrung und der Vergnügungen behandeln sollte. Die Abtheilung, welche sich mit der Nahrung beschäftigt (Histoire de la vie privée des Français depuis l'origine de la nation jusqu'à nos jours. Paris 1783. 8. 3 Voll.), erschien zuerst und hatte einen unerwartet günstigen Erfolg, da sie eine Menge trefflicher Beiträge zur Culturgeschichte enthält. Lange Zeit war nach der Darstellung des Historikers die Nahrung sehr roh; das Schwein bildete die Hauptzierde der Tafel selbst bei festlichen Gelegenheiten und man ließ den Schinken in der Messe segnen, um sich am Osterfeste für das Fasten gütlich zu thun; man kannte damals in Paris noch nicht die leckersten Fische, welche der Ocean spendet, und aß noch im 16. Jahrh. das Meerschwein, den Wal und den Haifisch; die Vögel dienten bis zum 9. Jahrh. als Fastenspeise, weil sie nach dem ersten Buche Mosis mit den Fischen an einem und demselben Tage erschaffen wurden. Die guten Mönche, welche durch ihre Regel zur beständigen Enthaltsamkeit verurtheilt waren, tödteten sich also durch ein Huhn in ihrem Kohle ab und da nach vielen und langen Streitigkeiten entschieden worden war, daß das Schmalz kein Fett sei, so benutzten sie, während sie sich Milch und Eier versagten, den Speck zur Bereitung der Speisen. Le Grand führt für alle seine Behauptungen die zuverlässigsten Beweisstellen an, hat aber den Stoff zu sehr in die Breite gezogen, da er sich nicht entschließen konnte, einen Theil des mit so großer Mühe gesammelten Materials zu opfern. Die Masse desselben war so überwältigend, daß er sich auch scheute, die Ausarbeitung der übrigen Abtheilungen zu beginnen. J. B. de Roquefort, welcher eine neue Ausgabe der erschienenen Bände mit vielen Verbesserungen, Zusätzen und Erläuterungen (Paris 1815. 8. 3 Voll.) besorgte, löste sein Versprechen, eine Fortsetzung, welche das Geschichtliche der Wohnung und Kleidung bringen sollte, herauszugeben, aus unbekannten Gründen nicht. Nachdem Le Grand viele Jahre mit rastlosem Fleiße gearbeitet hatte, glaubte er sich eine Erholung gönnen und der Einladung eines seiner Brüder nach der Auvergne folgen zu dürfen [12]). Er machte diese Reise im J. 1787 als

6) Nouveau recueil de fabliaux et contes inédits des poètes français des XIIe, XIIIe, XIVe et XVe siècles, publié par Méon. Paris 1823. 8. 2 Voll. 7) Nouveau recueil de contes, dits fabliaux, et autres pièces inédites des XIIIe, XIVe et XVe siècles, pour faire suite aux collections Legrand d'Aussy, Barbazan et Méon mis au jour pour la première fois par Achille Jubinal. Paris 1839—1842. 8. 2 Voll. 8) Diese wurden für die Besitzer der beiden ersten Ausgaben unter dem Titel: Choix et extraits d'anciens fabliaux (Paris 1829. 8.) auch besonders abgedruckt. 9) Fabliaux or Tales abridged from French Manuscripts on the XII and XIII Centuries by M. Le Grand, selected and translated into English verse, with a Preface, Notes and Appendix. Lond. 1796—1800. 8. 2 Voll. Mit Holzschnitten. Diese Ausgabe ist sehr schön und selten, ein späterer Nachdruck (London 1815. 8. 3 Voll.) ist leichter erreichbar.

10) Erzählungen aus dem 12. und 13. Jahrh. Mit historischen und kritischen Anmerkungen. Aus dem Französischen des Le Grand. Halle 1795—98. 8. 5 Bde. 11) Dazu gehört das mit Beifall aufgenommene englische Gedicht: Partenopex de Blois, a Romance in four Cantos from the French of M. Le Grand by W. S. Rose. London 1807. 4. 12) Le Grand hatte zwei jüngere Brüder, welche sich dem geistlichen Stande widmeten; der eine, Pierre Theodore Louis Augustin, trat im J. 1762 in den Prämonstratenserorden, war vor der Revolution zuerst Prior zu Licques in der Diöcese von Boulogne, ging dann in derselben Eigenschaft in die Abtei Saint-André in der Stadt Clermont und

gelehrter Beobachter und legte nach seiner Heimkehr die von ihm gesammelten Bemerkungen in einem flüchtig zusammengestellten Berichte (Voyage dans la haute et basse Auvergne. Paris 1788. 8.) nieder [12]), bald aber bereute er die Eile, womit er zu Werke gegangen war, besuchte zum zweiten Mal die Auvergne und ließ die Reisebeschreibung völlig umgearbeitet und mit vielen Zusätzen bereichert in einer zweiten Ausgabe (Voyage fait en 1787—88 dans la ci-devant haute et basse Auvergne, aujourd'hui département du Puy-de-Dôme, du Cantal et partie de celui de la Haute-Loire. Paris 1795. 8. 3 Voll.) erscheinen [13]). Der Styl in diesem Werke, dessen Stoff der Verfasser aus der unmittelbaren Anschauung der Natur schöpfte, ist weit reiner und anziehender, als in allen übrigen Schriften desselben, welche die Spuren der Auszüge aus älteren Werken zu sichtbar an sich tragen; auffallend bleibt es übrigens, daß Le Grand fast ausschließend die natürliche Beschaffenheit des Landes schildert und nur selten die Geschichte und die Alterthümer desselben berührt, weshalb auch seine Reisebeschreibung, welche doch eigentlich als seine einzige, auf eigener Anschauung beruhende und auch in Beziehung auf Styl und Sprache zu rühmende Leistung betrachtet werden muß, fast nur den Naturforschern näher bekannt ist und von ihnen nach Gebühr gewürdigt wird. Die Forschungen über die vaterländische Culturgeschichte vermochten übrigens nicht Le Grand gänzlich von dem Studium des classischen Alterthums, welches er früher als Lehrer mit großem Eifer getrieben hatte, gänzlich abzubringen und er hatte außer andern ähnlichen Arbeiten auch die Biographie des Apollonius von Tyana nach Apollodor bearbeitet, welche aber erst nach seinem Tode unter dem Titel: Vie d'Apollonius de Tyane (Paris 1807. 8. 2 Voll.) von einem seiner Freunde herausgegeben wurde. Er versuchte zwar die von Apollodor mitgetheilten Fabeln zu beseitigen und den vorhandenen Stoff kritisch zu sichten, sein philologischer Scharfsinn reichte aber keineswegs hin, um ein klares Bild von dem Leben und Treiben des griechischen Philosophen und Wundermannes zu entwerfen. Als Mitglied des Nationalinstituts der Wissenschaften und Künste war Le Grand ebenfalls nicht unthätig und die gelehrten Beiträge, welche er für dasselbe lieferte, gehören zu den nicht sehr zahlreichen Denkschriften desselben, welche stets einigen Werth behalten werden. Seine Nachricht über den Zustand der französischen Marine am Anfange des 14. Jahrh. (Notice sur l'état de la marine en France au commencement du XIVe siècle et sur la tactique navale usitée alors dans les combats de mer, in den Mémoires de l'Institut national des sciences et arts. Sciences morales et politiques. Tom. II. 1799. p. 302.) gründet sich auf seine Forschungen in den gleichzeitigen Handschriften und außer ihm wäre wol damals kein Gelehrter Frankreichs im Stande gewesen, diese historisch und technisch wichtige Mittheilung zu machen. Noch lehrreicher ist seine Abhandlung über die altfranzösischen Gräber (Mémoire sur les anciennes sépultures nationales et les ornements extérieurs qui, en divers temps, y furent employés, sur les embaumements, sur les tombeaux des rois francs dans la ci-devant église de Saint-Germain-des Près, et sur un projet de fouilles à faire dans nos départements, in den Mémoires. Tom. II. 1799. p. 411.). Die Zeit, aus welcher die Gräber herrühren, wird auf eine sehr sinnreiche Weise aus den Gegenständen, welche sich in denselben finden, gefolgert und die Untersuchung geht bis zu den Jahrhunderten zurück, in denen die wilden Bewohner Galliens sich steinerner Beile als Waffen und Werkzeuge bedienten. Auch glaubt der Verfasser, daß die Reichthümer der Gallier, Franken und Westgothen, welche nach seiner Behauptung täglich in den Gräbern verschwanden, sich noch an Ort und Stelle befinden und durch umsichtige Nachgrabungen wieder zu Tage gefördert werden können, eine Vermuthung, gegen welche gegründete Zweifel obwalten [15]). Wichtig war zu ihrer Zeit seine Erörterung über die älteste, von den teutschen Eroberern eingeführte Gesetzgebung, nämlich über die Rechtsbücher der salischen Franken, der Burgunder und der Westgothen (Mémoire sur l'ancienne législation de la France, comprenant la loi salique, la loi des Visigoths, la loi des Bourguignons, in den Mémoires. Tom. III. 1801. p. 382.), muß aber durch neuere Forschungen vielfach berichtigt und ergänzt werden. Die Uebersetzung eines alten Reisetagebuches (Voyage d'outre-mer et retour de Jerusalem en France, par voie de terre, pendant le cours des années 1432 et 1433, par Bertrandon de la Brocquière, conseiller et premier écuyer-tranchant de Philippe-le-Bon, duc de Bourgogne: ouvrage extrait d'un manuscrit de la Bibliothèque nationale, remis en français moderne, in den Mémoires. Tom. V. 1804. p. 422.), welche er auf Verlangen des Instituts bekannt machte, läßt bedauern, daß er nicht noch andere alte Reiseberichte und zwar in der Originalfassung aus den ihm zu Gebote stehenden Handschriften herausgab; sie würden nicht unwichtige Aufschlüsse über die Geographie des Mittelalters liefern und den zahl-

starb als Pfarrer zu Beauchesne bei Vendôme in der Diöcese von Amiens. Der andere Bruder, Alexandre, war Pfarrer an der Kirche Saint-Roch zu Paris.

13) Die teutsche Uebersetzung unter dem Titel: Reise durch Auvergne, ein verteutschter Auszug aus dem französischen Original des Herrn Le Grand d'Aussy, nebst einem Anhange geographisch-statistischer und vermischter Nachrichten aus Herrn du Laure's Beschreibung von Frankreich (Baireuth 1791. 8.) ist dem Originale vorzuziehen. 14) Auch diese Ausgabe wurde unter dem Titel: Le Grand's Reisen in die Auvergne, mit Zusätzen von Link (Göttingen 1797. 8.) ins Teutsche übersetzt.

15) Die Abhandlung über die Gräber wurde auch später unter dem Titel: De Sépultures nationales et particulièrement de celles des rois de France, par Legrand d'Aussy; suivi des Funerailles des rois, reines, princes et princesses de la monarchie française, depuis son origine jusques et y compris celles de Louis XVIII., par M. de Roquefort (Paris 1824. 8.) besonders und mit Zusätzen herausgegeben.

reichen Auszügen aus alten französischen Dichtern, welche er in den Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du roi (Paris 1787 seq. 4.) gab, vorzuziehen sein. Neben allen diesen bereits erwähnten Arbeiten trug sich Le Grand viele Jahre mit dem großartigen Vorhaben, eine vollständige Geschichte der französischen Poesie zu schreiben, zweifelte jedoch an der Möglichkeit der Ausführung, da ihm nicht hinreichende Quellen zur beliebigen Verfügung standen; als er aber im J. 1795 zum Conservator der Handschriften an der Nationalbibliothek ernannt wurde, griff er den früheren Plan mit frischem Eifer wieder auf und erweiterte ihn sogar, indem er die Geschichte der Sprache und der gesammten Nationalliteratur in ihn einzuschließen gedachte. Ungeheure Vorräthe von Material waren bereits aufgeschichtet und einzelne Theile des Werkes, für welches die Kräfte eines einzigen Menschen kaum auszureichen schienen, schon ausgearbeitet, als ihn unvermuthet der Tod hinwegraffte. Er starb zu Paris am 5. Dec. 1800. Als Mensch besaß Le Grand viele Vorzüge, aber auch manche Schwächen, welche größtentheils durch seine abgeschlossene Lebensweise bedingt wurden, und es fehlte ihm hauptsächlich der gefällige Anstrich, welchen der Mann den gesellschaftlichen Berührungen und dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte verdankt. Er hatte ein gutes, gefühlvolles Herz und bewies sich stets sehr wohlthätig gegen die Armen, sein Urtheil war aber oft sehr hart und von bitterer Laune eingegeben, wodurch er sich manche Unannehmlichkeiten zuzog und in den üblen Ruf eines grämlichen Gelehrten brachte. Jedenfalls muß man ihm das Lob spenden, daß er während seines thätigen Lebens so viel Nutzen stiftete, als ihm möglich war und gehört er auch nicht zu den bevorzugten Schriftstellern, welche sich trotz dem sie verfolgenden Neide und Hasse zu einer großen Berühmtheit emporarbeiten, so nimmt er doch eine hervorragende Stelle unter den Gelehrten ein, welche mit den Schätzen ihres Wissens zu wuchern verstehen [16]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAND DE LALEU (Louis Augustin le), französischer Rechtsgelehrter, am 18. Mai 1755 zu Nouvion in der Picardie (jetzigem Departement Aisne) geboren, widmete sich der Jurisprudenz und trat nach der Beendigung seiner Studien mit glücklichem Erfolg als Anwalt auf; da er aber im J. 1786 ein von ihm entworfenes Gutachten, welches drei von dem Amtsgerichte von Chaumont zum Rade verurtheilte Leute in Schutz nahm und ihre Schuld bezweifelte, nach Recht und Pflicht unterzeichnen zu müssen glaubte, so wurde er von der Liste der Anwälte gestrichen. Das Gutachten diente als Anhang zu des seiner strengen Gerechtigkeitsliebe wegen bekannten und verfolgten Generaladvocaten Jean Baptiste Mercier Dupaty Mémoire justificatif (Bordeaux 1786. 4.), welches zwar auf Befehl des Parlements zu Paris verbrannt wurde, aber doch die drei unschuldig verurtheilten Bürger von Chaumont vom Tode rettete. Le Grand, welcher sich durch sein furchtloses Verfahren als einen rechtlichen Menschen und tüchtigen Juristen bewährt hatte, wurde während der Revolution als Professor der Gesetzgebung an die zu Laon errichtete Centralschule des Departements Aisne berufen und später als correspondirendes Mitglied in das Institut, welches an die Stelle der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften getreten war, aufgenommen. Seine Verdienste als Lehrer fanden bei der Regierung die gebührende Anerkennung und verschafften ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Er starb am 13. Juni 1819 zu Laon an einer Pulsadergeschwulst. Seine in dem Institute gelesene Abhandlung über den Ostrakismos und Petalismos der Athenienser (Dissertation historique et politique sur l'ostracisme et le pétalisme. Paris 1808. 8.) zeigt den gediegenen Juristen und Alterthumsforscher und seine Untersuchungen über die alte Criminaljustiz der Franzosen (Recherches sur l'administration de la justice criminelle chez les Français avant l'institution des parlements et sur l'usage de juger les accusés par leurs pairs ou jurés tant en France, qu'en Angleterre. Paris 1823. 8.) theilte mit dem ähnlichen Werke Joseph Elznar Dominique Bertardi's den von der Akademie im J. 1789 ausgesetzten Preis, wurde aber erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt. Am Ende des Bandes sind einige ansprechende Gedichte des Verfassers beigefügt, unter denen sich besonders zwei schwungvolle Oden auf die Uebertragung der sterblichen Reste der Philosophen Descartes und J. J. Rousseau in das Pantheon auszeichnen. Der Roman Philotas (s. l. 1786. 8.), welcher ohne Le Grand's Namen erschien, sucht seine philosophischen Ansichten in das Gewand der Dichtung zu hüllen. Er hatte auch eine Uebersetzung des epischen Gedichts Araucana des Don Alonso de Ercilla in Versen begonnen und die Arbeit war bei seinem Tode bereits bis zum 16. Gesange gediehen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDAMI [1]) (Jacques), französischer Theolog und Astronom, im J. 1588 zu Nantes geboren, trat in seinem 19. Jahre (10. Nov. 1607) in die Gesellschaft Jesu und wurde, nachdem er seine Studien beendigt und seine Gelübde abgelegt hatte, von seinen Obern zum Unterrichtsfache bestimmt. Er lehrte zuerst die Rhetorik und dann sechs Jahre hindurch die Philosophie und Theologie in verschiedenen Schulen seines Ordens und war dann nach einander Rector der Collegien zu Bourges, Rennes, Tours, la Fleche und Rouen. Die Stelle

16) Notice historique sur Legrand d'Aussy, par Pierre Charles Lévesque, in den Mémoires de l'Institut national des sciences et arts. Sciences morales et politiques. Tom. IV. p. 84 (auch abgedruckt bei der Biographie des Apollonius von Tyana und in der dritten Ausgabe der Fabliaux von Renouard). Biographie universelle. Tom. XXII. p. 580. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. V. p. 109. Biographie générale. Tom. XXX. p. 429. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. V. p. 251.

*) Notice sur L. A. Le Grand de Laleu vor den Recherches. Biographie universelle. Tom. LXXI. p. 204. Biographie générale. Tom. XXX. p. 431.

1) Latinisirt lautet der Name Grandamicus.

eines Generalvisitators der sämmtlichen Jesuitenklöster in Frankreich nahm er nur sehr ungern und nur aus Gehorsam gegen seinen Ordensgeneral Francisco Piccolomini an und bewirkte alsbald die Uebertragung derselben an einen andern, um sich wieder ganz den gewohnten Studien hinzugeben. Die mathematischen Wissenschaften zogen ihn vor allen andern an und er befaßte sich mit besonderer Vorliebe mit der Astronomie und Chronologie. Sein erstes Werk über die Unbeweglichkeit der Erde (Nova Demonstratio Immobilitatis Terrae, petita ex virtute magnetica, et quaedam alia ad leges magneticas usumque longitudinum et universam geographiam spectantia. Flexiae 1644. 4. Ibid. 1645. 4. Florentiae 1645. 4. Parisiis 1665. 8.) erregte Anfangs großes Aufsehen, wurde aber später gänzlich vergessen, da die Voraussetzungen, auf welchen die Theorie des Verfassers von den magnetischen Eigenschaften der Erde beruhte, sich bald als falsch erwiesen, dagegen blieben seine vorzüglich gearbeiteten astronomischen Tafeln (Tabulae astronomicae. Parisiis 1665. 4.) lange im Gebrauch. Ebenso haben seine Schriften über die Berechnung der Sonnenfinsternisse überhaupt (Ratio supputandarum eclipsium solis. Parisiis 1668. 4.) und über einzelne Sonnenfinsternisse (Deux éclipses en l'espace de quinze jours déchiffrées. Paris 1666. 4. und Dissertatio de eclipsi solis notata a Pachymere in Historia de Michaële Paleologo et Epilogismus accuratus defectionis solis, quae contigit anno Chr. 1255 die 30. Decembris bei den Anmerkungen zur Geschichte des Pachymeres l. IV. c. 3 in der von Petr. Possin besorgten Ausgabe, 1666. fol.), sowie seine Abhandlungen über einzelne Kometen (Le cours de la comète qui a paru sur la fin de l'année 1664 et au commencement de l'année 1665. Avec un traité de sa nature, de son mouvement et de ses effets. Paris 1665. 4. und Parallèle de deux comètes qui ont paru les années 1664 et 1665. Paris 1665. 4. 2 Broschüren) jetzt ihren Werth für die Geschichte der Sternkunde noch nicht verloren. Auch in der Erörterung chronologischer Fragen leistete er Vorzügliches und seine Abhandlung: De die supremo et Natali Christi quaestio Evangelica, in qua asseritur perfecta consensio Annorum Christi et Aerae communis in Ecclesia a mille et amplius annis usu recepta (Flexiae 1661. 4.) fand so entschiedenen Beifall, daß er sie zu einer vollständigen Chronologie (Chronologia Christiana. De Christo nato et rebus gestis ante et post ejus Nativitatem. Editio secunda. Parisiis 1668. 4. 3 Voll.) ausarbeitete. Er sucht in diesem Werke, welches bis zum 16. Jahrh. reicht, mit großer Gelehrsamkeit darzuthun, daß jede Entfernung von der in der christlichen Kirche seit so vielen Jahrhunderten angenommenen Zeitrechnung ebenso unnöthig als unstatthaft sei, und stützt seine Beweise hauptsächlich auf die zuverlässigen Beobachtungen der Sonnenfinsternisse. Als Prediger und theologischer Schriftsteller machte er sich durch seine Vorträge über die Herrlichkeit Gottes in Christus (Tractatus Evangelici de summa Dei gloria in Christo Jesu Domino nostro; ad materiam et formam concionum accommodati. Parisiis 1664. 4.) bekannt. Nachdem er sein Amt als Visitator, wodurch er gezwungen war, ganz Frankreich zu durchreisen, niedergelegt hatte, trug er noch mehre Jahre in verschiedenen Profeßhäusern den in der dritten Prüfungszeit befindlichen Ordensgenossen die Theologie vor und starb am 12. Februar 1672 im Collegium zu Paris. Grandami genoß nicht nur als ein sehr gelehrter, sondern auch als ein sehr biederer Mann die allgemeine Achtung und Liebe; er war höchst gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten, streng gegen sich selbst und stets möglichst mild gegen Andere. Seine Frömmigkeit war ebenso musterhaft, wie sein Fleiß, und der Tod überraschte ihn während seines Morgengebetes [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDAMICUS (Julian), um die Mitte des 16. Jahrh. zu St. Omer geboren, scheint während des Aufstandes der Niederlande gegen die spanische Regierung, in deren Diensten er vermuthlich stand, eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und seinen Wohnsitz zu Löwen gehabt zu haben. Ueber seine Lebensverhältnisse ist nichts Näheres bekannt; auch als Schriftsteller kann er kein großes Lob beanspruchen, doch haben seine Leichenrede auf den Predigermönch Alfonso Contreras, Beichtvater des Herzogs von Alba (Oratio funebris in obitum Alfonsi Contreras, Duci Albano a confessionibus, habita Lovanii 1569. Antverp. 1570. 8.), sein Gedicht auf den Tod des bei Gröningen gefallenen Spaniers Gabriel Manrique und seine Lobrede auf Cäsar de Avalos, Vicekönig von Sicilien (Carmen in obitum Gabrielis Manrique et Encomium Caesaris de Avalos. Antverp. 1574. 8.), für den Geschichtsforscher einigen Werth, weil sie manche sonst nirgends zu findende Einzelnheiten enthalten *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDAUER (Bernhard Michael v.), teutscher Staatsmann, am 18. Dec. 1776 zu Würzburg von bürgerlichen Aeltern geboren, widmete sich, nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, der Rechtsgelehrsamkeit und beschäftigte sich nach Beendigung seiner Studien mit literarischen Arbeiten; besonders war er einer der fleißigsten Mitarbeiter der damals sehr beliebten Oberteutschen Literaturzeitung für die Fächer der Jurisprudenz, der Staatswirthschaft und der Geschichte. Als Würzburg an die baierische Krone gelangte, wurde er Landrichter zu Karlstadt unweit des Bades Brückenau, wo er sich durch Thätigkeit und unnachsichtige Ausübung seiner Pflichten so sehr auszeichnete, daß der Kronprinz Ludwig, während seines Aufenthaltes an dem Badeorte, unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf ihn lenken mußte.

---

[2]) Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, ed. *Nath. Sotwell* (Romae 1676. fol.) p. 368. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 288. Biographie générale. Tom. XXI. p. 636. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Tom. IV. p. 287.

*) *Val. Andreae Desselii* Bibliotheca Belgica (Lovanii 1643. 4.) p. 597.

Dieser gewann ihn allmälig lieb und blieb ihm auch, nachdem er den Thron bestiegen hatte, fortwährend gewogen, wie schon daraus hervorgeht, daß er ihn, als er wegen angegriffener Gesundheit um Entlassung von seinem Amte nachsuchte, im J. 1827 als Oberstudienrath nach München berief und im J. 1829 zum Kabinetssecretair ernannte. Als solcher erlangte er einen bedeutenden, nicht von Allen als heilsam bezeichneten Einfluß, denn er soll bei der Aufhebung vieler liberalen Institutionen mit seinem Rathe nicht gefehlt haben. Im December 1831 ward er wirklicher Staatsrath, behielt aber seine bisherige Wirksamkeit bei, obschon sie von der Ständeversammlung heftig angegriffen worden war. Er starb am 23. Nov. 1838 zu München. Als gelehrten Juristen bewies er sich sowol in seinen schon erwähnten Aufsätzen als auch in seinem, wie es scheint, nicht sehr bekannt gewordenen und unbeendigt gebliebenen Werke: „Die Gesetzgebung des Fürstenthums Würzburg unter kurpfälzischer Regierung. Erster Band. Verordnungen vom 1. Dec. 1802 bis den 1. Jan. 1806" (Würzburg 1806. 8.); auch andere Fächer waren ihm nicht fremd; er war ein tüchtiger Philolog und gründlicher Mathematiker, Physik und Chemie trieb er als Lieblingsstudium. Als Staatsmann hat er keine günstige Beurtheilung erfahren. Unwähr ist wol der Vorwurf, daß er einen geheimen Polizeibriefwechsel mit vertrauten Günstlingen unterhalten und auch lächerlich der Tadel, daß er an der Spitze einer jesuitischen Congregation gestanden habe; leugnen läßt sich indessen nicht seine übertriebene Hingebung an die Capuciner und alle Bettelmönche überhaupt und von ihm soll auch die Idee ausgegangen sein, in Baiern das alte Klosterwesen wieder herzustellen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDAUS ASIANUS, ein griechischer Rhetor, dessen Lebensverhältnisse aber uns völlig unbekannt sind und dessen Namen die Nachwelt nicht einmal erfahren haben würde, wenn der ältere Seneca denselben nicht erhalten hätte, was, freilich ein leicht zu ertragender Verlust wäre. Seneca macht nämlich bei der Controverse, ob eine in Gefangenschaft gerathene Priesterin, welche ohne ihren Willen durch Gewaltthätigkeit ihre Keuschheit verloren habe, ihr Amt wieder bekleiden könne, darauf aufmerksam, daß man auch unzüchtige Gegenstände auf eine anständige Weise verhandeln könne, und tadelt an den griechischen Rhetoren, daß diese solche Rücksichten ganz außer Acht gelassen und die schändlichsten Dinge geradezu bei ihrem Namen genannt hätten. Er führt unter diesen seinem Tadel unterliegenden Rhetoren auch Grandaus Asianus an und theilt auch ein Beispiel seiner unverhüllten Redensarten mit †). (*Ph. H. Külb.*)

*) Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Leipzig 1833. 8.) Bd. 2. S. 209. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1839. Bd. 1. S. 53.

†) Grandaus Asianus aeque declamator, quum diceret in eadem controversia: Num ideo occidi adulteros non paterentur, dixit: Εἰδὲ φιλάδελφα μοιχὸν ἔλαβον. Senecae Controvers. l. I. controv. 2 in fine.

GRANDCHAMP (Joseph Christophe Couin), Baron von, französischer General, am 14. Juni 1763 zu Beaumont (im jetzigen Departement der Sarthe) geboren, trat im J. 1780 als Kanonier in ein Artillerieregiment, stand in den Jahren 1780 und 1781 während des Zwiespalts mit England wegen Nordamerika bei den Truppen, welche in der Normandie und bei Brest zur Vertheidigung der Küste aufgestellt waren, und befand sich bei der Belagerung von Genf im J. 1782, besonders aber zeichnete er sich nach dem Ausbruche der Revolution in dem Vertheidigungskriege gegen die Preußen in Lothringen (1792) aus, wo er einen Schuß in die linke Hüfte erhielt, aber zur Belohnung seiner Tapferkeit zum Lieutenant in der reitenden Artillerie ernannt wurde. Als solcher diente er in der Legion des Nordens, in der Armee der Vendée und in dem Heere der Pyrenäen und machte den Feldzug nach Italien mit, auf welchem er sich wieder in dem Kampfe bei der Brücke von Arcole (17. Nov. 1796) durch seine Kühnheit hervorthat. Zum Hauptmann befördert, folgte er Bonaparte nach Aegypten und kam nach der Beendigung dieser verunglückten Expedition wieder mit der Consulargarde, in welche er mit seinem Range versetzt worden war, nach Italien, wo er sich durch seine Leistungen in der Schlacht von Marengo zum Obersten emporschwang. Im J. 1804 ward er Mitglied der Ehrenlegion und Wähler des Departements der Eure und Loire. Darauf befehligte er ein Artillerieregiment in der an der Westküste Frankreichs zusammengezogenen Armee, von wo er mit einer Abtheilung derselben nach Teutschland zog. In den Kriegen gegen Oesterreich und Preußen nahm er fast an allen bedeutenden Schlachten Theil und war am Ende des Feldzuges Brigadegeneral. Zum Reichsbaron ernannt und im J. 1808 zur spanischen Armee versetzt, entwickelte er in den Jahren 1809—1811 auf der pyrenäischen Halbinsel große Thätigkeit und Umsicht. Nach Frankreich zurückberufen, zeichnete er sich noch ganz besonders in dem letzten Feldzuge Napoleon's aus und wurde nach der Abdankung des Kaisers in den Ruhestand versetzt. Nach der Julirevolution im J. 1830 trat er mit seinem früheren Range noch einmal in Thätigkeit, nahm aber schon im J. 1832 wieder seinen Abschied. Er starb am 9. Sept. 1834 und man rühmt ihm nach, daß er einer der treuesten Diener Napoleon's war *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDCHAMP (M. de), französischer Militair und Schriftsteller, um das Jahr 1670 geboren, trat sehr früh in das Heer und hatte es nach langem Dienste erst bis zum Hauptmann in dem Regimente Lillemarais gebracht, weshalb er, um seine bedeutenden mathematischen Kenntnisse zu verwerthen, zu der Zeit, als Oesterreich, Holland und England ein Bündniß gegen Frankreich schlossen, als Ingenieur in holländische Dienste trat. Er befand sich in dieser Eigenschaft bei dem Armeecorps, welches im J. 1702 unter der Anführung des Herzogs von Marlborough Lüttich nahm und fiel bei dem

*) Biographie des hommes vivants. Tom. II. p. 247. Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 149.

ersten Angriffe auf die Citadelle dieser Stadt. Er hatte sich auch als Schriftsteller versucht, seine aus Dichtung und Wahrheit bestehende Erzählung Le Télémaque moderne, ou les Intrigues d'un grand seigneur pendant son exil (Cologne 1701. 12.) fand jedoch keinen großen Beifall, Werth hat aber die erst nach seinem Tode herausgegebene geschichtliche Arbeit: La Guerre d'Italie, ou Mémoires du comte D*** (Cologne 1702. 12.), welche in einer zweiten verbesserten Auflage mit Zusätzen von dem bekannten Schriftsteller Sandras de Courtilz (La Haye 1707. 12.) erschien. Da der Verfasser nicht auf dem Titel genannt ist, so haben manche Bibliographen dieses Werk fälschlich dem Herausgeber zugeschrieben *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANCOLAS (Jean), französischer Theolog, um das Jahr 1660 in der Nähe von Chateaudun (im Departement der Eure und Loire) geboren, wurde, nachdem er seine theologischen Studien beendigt und nach einer glänzenden Disputation am 17. März 1685 von der Sorbonne die theologische Doctorwürde erhalten hatte, Kaplan bei Ludwig's XIV. Bruder, dem Herzoge Philippe von Orléans, und hielt nach dem Tode desselben (1701) die Leichenrede, welche aber den Sohn des Herzogs, den späteren Regenten Philippe von Orléans, so wenig befriedigte, daß dieser ihm, obgleich er alle sonstigen Beamten seines Vaters behielt, den Abschied gab. Der gelehrte, aber der gewöhnlichen Lebensweisheit entbehrende Theolog wurde darauf Kaplan zu St. Benoit, welche Stelle er sein ganzes Leben hindurch behielt, ohne irgend einen Schritt zur Erlangung eines einträglicheren Amtes zu thun. Er hatte überhaupt einen finstern und unverträglichen Charakter und seinem Benehmen klebte eine gewisse Rohheit an, die selbst seine Standesgenossen von ihm entfernte. Bei den Prüfungen, welche zur Ertheilung der theologischen Doctorwürde durch die Sorbonne nothwendig waren, bewies er eine so unerbittliche Strenge, daß er alsbald der Schrecken der Candidaten wurde. Zugestehen muß man indessen, daß er die ihm von der Natur versagte Liebenswürdigkeit durch andere der Sorbonne angenehme Eigenschaften ersetzte und derselben durch seine Kenntnisse große Dienste leistete. Er war ein entschiedener Feind aller Neuerungen in der theologischen Wissenschaft, welche in seiner Zeit der Kirche große Unannehmlichkeiten und Sorgen bereiteten, und suchte sie auf jede Weise zu bekämpfen. Er soll auch, wie der witzige Abbé Barral beißend bemerkt, der einzige gewesen sein, der sich in den Versammlungen der Facultät in der lateinischen Sprache geläufig auszudrücken wußte, dagegen schrieb er in seiner Muttersprache desto schlechter. Seine wissenschaftliche Thätigkeit richtete er hauptsächlich auf die Erforschung der kirchlichen Alterthümer, insbesondere des Ursprungs und der Fortbildung der verschiedenen Liturgien und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in mehren Werken nieder, unter welchen sein Traité des Liturgies, ou la manière dont on a dit la Messe dans chaque Siècle dans les Églises d'Orient et d'Occident (Paris 1698. 12. und sein Ancien sacrementaire de l'Église où sont toutes les pratiques qui s'observaient dans l'administration des sacrements chez les Grecs et les Latins (Paris 1698 et 1699. 12.) die vorzüglichsten sind. In dem ersteren führt der Verfasser die bei der Messe übliche Liturgie auf die Einsetzung des Abendmals durch Christus durch Ausstreckung und Auflegung der Hände zurück, zeigt, daß zur Zeit der Apostel die Ceremonien und Gebete noch ebenso einfach waren, die angeblich ältesten Liturgien unecht sind, die griechische Liturgie die ältere ist und die römische ihr Vieles entlehnt und kommt zu dem Schlusse, daß die jetzige römische erst nach Gregorius I. ihre völlige Ausbildung erhielt. Er theilt dabei den Inhalt der unechten Liturgien mit und erklärt die Bedeutung der echten. Dieselbe Darstellungsweise beobachtet er in dem zweiten Werke, welches sich mit der Einrichtung der kirchlichen Locale, mit der Spendung des Abendmahles, der Buße, der Taufe und der Firmung befaßt und das Alte von dem Neueren und das Echte von dem Falschen zu scheiden sucht. Seine übrigen zahlreichen Schriften sind größtentheils verwandten Inhalts; von den Sacramenten im Allgemeinen sprechen: Traité de l'Antiquité des Cérémonies des sacrements (Paris 1692. 12.) und Le Quiétisme contraire à la doctrine des sacrements (Paris 1693. 12.). In dem zweiten Werke findet man eine Entwickelung und Widerlegung der Irrthümer des spanischen Priesters Miguel Molinos nebst anziehenden Mittheilungen über dessen Lebensverhältnisse. Die Lehre von der Erbsünde und der Taufe erörtert Tradition de l'Église sur le péché original et sur la réprobation des enfans morts sans baptême (Paris 1698. 12.) von der Beichte handeln La Science des Confesseurs ou la manière d'administrer le sacrement de Pénitence (Paris 1696. 12.); L'ancienne Discipline de l'Église sur la Confession et sur les pratiques les plus importantes de la pénitence (Paris 1697. 12. und L'ancien Pénitentiel de l'Église, ou les pénitences que l'on imposait autrefois pour chaque péché et les devoirs de tous les états et professions prescrits par les saints-pères et par les conciles (Paris 1698. 12.); von dem Abendmahle: De l'Intinction, ou de la coûtume de tremper le pain consacré dans le vin (Paris 1693. 12.) und Histoire de la Communion sous une seule espèce, avec un traité de la concomitance, ou de la Présence du corps et du sang de Jésus-Christ sous chaque espèce (Paris 1696. 12.), und von der Messe: Heures sacrées, ou exercice du chrétien pour entendre la messe et pour approcher des sacrements, tiré de l'Écriture Sainte (Paris 1697. 12.); Traité de la messe et de l'office divin (Paris 1713. 12.) und Dissertations sur les messes quotidiennes et sur la confession (Paris 1715. 12.). Ferner verdienen Beachtung sein Commentar über das römische Brevier (Commentaire historique sur le Bréviaire romain

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 10. Biographie générale. Tom. XXI. p. 637.

Paris 1715. 12. 2 Voll.) nebst dem Laienbrevier (Le Bréviaire des Laïques, ou l'office divin abrégé. Paris 1715. 12.). Der Commentar über das Brevier ist jedenfalls eines seiner vorzüglichsten Werke, welches besonders in der lateinischen Uebersetzung (Commentarius historicus in Romanum Breviarium, quo simul diarum singularium Ecclesiarum, præcipue Breviarii Parisiensis ritus explicantur. Antverpiae 1734. 4. Venetiis 1734. 4.) große Verbreitung fand. Ein brauchbares Handbuch für die Literatur der Kirchenväter lieferte er in seiner Critique abrégée des ouvrages des auteurs ecclésiastiques (Paris 1716. 12. 2 Voll.), obschon die wirkliche Kritik gerade die schwächste Seite desselben ist; daß er aber mit diesem Zweige der theologischen Literatur sehr vertraut war, beweist die Bearbeitung der Katechesen des heil. Cyrillus von Jerusalem (Les Catéchèses de saint Cyrille de Jérusalem, avec des notes et des dissertations. Paris 1715. 4.). Beachtung verdienen auch noch seine Schriften über den Religionsunterricht im Allgemeinen (Instructions sur la réligion tirées de l'Écriture Sainte. Paris 1693. 12.), über die Moral (Traité de morale en forme d'entrétien. Paris 1699. 12. 2 Voll.) und über das Jubiläum (Instruction sur le Jubilé, avec des résolutions de plusieurs cas sur cette matière. Paris 1722. 12.). Seine Uebersetzung des bekannten Buches von der Nachfolge Christi (L'Imitation de Jésus-Christ, traduction nouvelle, précédée d'une Dissertation sur l'auteur de ce livre (Paris 1729. 12.) ist nicht gelungen und nur der Einleitung wegen merkwürdig, weil er darin behauptet, dieses Erbauungsbuch rühre weder von dem heil. Bernhard, noch von dem heil. Bonaventura, noch von Thomas von Kempen, noch von Gerson her, sondern der Verfasser desselben sei höchst wahrscheinlich Hubertinus von Casali, ein Franziskanermönch des 14. Jahrh., eine Ansicht, welche auch schon von Andern aufgestellt, aber mehrfach und gründlich widerlegt wurde. Zur Kenntniß der französischen Cultur liefert dagegen seine Geschichte der Kirche und der Universität von Paris (Histoire abrégée de l'Eglise, de la Ville et de l'Université de Paris. Paris 1728. 12. 2 Voll.) manchen anziehenden Beitrag, da der Verfasser ohne Rückhalt seine Meinung oder vielmehr seinen Tadel auch über hochstehende Personen und insbesondere über den Cardinal de Noailles ausspricht, weshalb auch das Werk unterdrückt wurde und selten ist. Im Allgemeinen sind sämmtliche literarische Leistungen dieses gelehrten Theologen nur unverdaute Compilationen aus den Kirchenvätern und andern theologischen Schriftstellern aller Zeiten und Völker, wodurch er sich jedoch den Dank der Nachwelt verdient hätte, wenn nur darin wenigstens einige Ordnung und Methode beobachtet wäre. Grancolas starb am 1. Aug. 1732 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

*) *L. Ellies Dupin*, Bibliothèque des auteurs ecclésiastiques. Dix-septième siècle. Vol. V. P. 2. p. 335 seq. *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Vol. V. p. 532. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 284. Biographie générale. Tom. XXI. p. 635.

GRAND DONNON, höchste Spitze der Vogesen, auf der Grenze der französischen Departements der Vogesen, des Ober- und Nieder-Rheins, 3100 Fuß hoch. (*H.*)

GRANDE (Joannes), italienischer Rechtsgelehrter des 17. Jahrh., zu Aversa in der Provinz Terra di Lavoro im Königreiche Neapel geboren, war nach der Beendigung seiner Studien einige Zeit Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt und wurde später Beisitzer des königlichen Tribunals in der Provinz Terra di Bari. Ungewöhnliche Kenntnisse in seinem Fache und ein durchdringender Scharfsinn brachten ihn zu großem Ansehen und gaben seinen Entscheidungen ein maßgebendes Gewicht auch außerhalb seines Vaterlandes. Sein Werk über die wichtige Rechtsfrage des feindlichen Vorgehens von Verbannten gegen ihre Heimath (De Bello Exulum) wurde von dem Rechtsgelehrten Joh. Bapt. Thori (Neapoli 1654. 8.) mit Anmerkungen herausgegeben *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDE (Juan), ein spanischer Mönch aus dem Orden des heil. Johannes von Gott, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er sich während einer Pest, welche die Stadt Xeres in Andalusien verwüstete, durch seinen unermüdlichen Eifer in der Pflege und Tröstung der Kranken auszeichnete und am 3. Juni 1600 als Opfer seiner Menschenliebe starb. Er ward erst im J. 1852, freilich etwas spät, heilig gesprochen. Den Beinamen „Sünder," welchen er führt' hatte er sich selbst in seiner großen Demuth beigelegt; jedenfalls verdient er eher Erwähnung als mancher andere heiliggesprochene Mönch, da er sich einem edeln Zwecke opferte †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDEAU D'ABANCOURT (Louis Joseph), französischer General, am 5. Dec. 1761 geboren, machte die ersten Kriege der Revolution als Adjutant des Generals Lefebure mit und rückte am 11. Fructidor des Jahres XII (29. Aug. 1804) zum Brigadegeneral vor. Seine gründliche militairische Bildung war in den folgenden Feldzügen bei vielen Gelegenheiten sehr ersprießlich und wog häufig glänzende Thaten, welche die Geschichte erzählt, auf. Er wurde deshalb, da der Kaiser solche Verdienste nach Gebühr zu würdigen verstand, zum Mitglied der Ehrenlegion und im J. 1808 zum Reichsbaron ernannt. Er machte auch den Feldzug nach Rußland mit und zeichnete sich bei Smolensk, wo er verwundet wurde, und in andern Gefechten durch seinen Muth und seine Umsicht so sehr aus, daß Napoleon ihn zur Belohnung seiner Dienste zum Divisionsgeneral beförderte. Nach dem unglücklichen Ausgange der Expedition zog er sich auf Stettin zurück, wo er mit einer Garnison von 9000 Mann, die er aus den Trümmern der Armee zusammengebracht hatte, den Feind wiederholt zurückschlug. Nach der Restauration

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 576.

†) Biographie générale. Tom. XXI. p. 637.

erhielt er eine seinen Kenntnissen und Erfahrungen entsprechende Stelle bei der Generalinspection der Infanterie, welche er bis zu seinem Tode (30. März 1832) versah. Grandeau war nur Soldat, aber Soldat im ganzen Sinne des Wortes *). (*Ph. H. Külb.*)

Grande Chartreuse, s. Karthause.

GRANDES. Höchster Ehrentitel des spanischen und portugiesischen Adels, ursprünglich mit vielen Privilegien verbunden, heute kaum mehr, als ein Spiel der Eitelkeit, und fast ganz bedeutungslos geworden. Schon frühzeitig finden sich in Castilien und Aragonien, wie anderswo, verschiedene Rangstufen unter dem Adel; zunächst unterschied man zwischen dem niedern der Edelbürtigen und Ritter und dem hohen der Ricos hombres, welche letztere, Nachkommen der Gothen, welche unter Pelayo's Fahnen sich zur Befreiung des Vaterlandes von den arabischen Eindringlingen vereinten, bedeutenden Antheil an der Verwaltung aller Staatsgeschäfte erwarben. Zahllos ist noch heute die Menge der niedern Adeligen oder Hidalgos (hijos de algo = Sohn von Etwas; im Gegensatz zu den spanischen Plebejern, den hijos de nada; nicht etwa = Sohn von einem Gothen, wie man das Wort früher oft erklärte), die theilweise sich mit uralter Abstammung brüsten, theilweise erst später durch königliche Gnade nobilitirt sind. Namentlich in Biscaya, wo jeder Landmann adeligen Geblütes, ist diese Classe überwiegend; große Bildung ist gewöhnlich nicht ihr Privileg, dagegen ein maßloser Dünkel; der mannhafte Junker aus der Mancha ist das beste Abbild derselben. Zunächst muß der Adel des Vaters und Großvaters bewiesen sein; auf die mütterlichen Ahnen kommt es dabei wenig an; denn heirathet ein Hidalgo eine Plebejerin, so folgen deren Kinder dem Range des Vaters, wie umgekehrt die Kinder aus der Ehe einer Edeln mit einem Plebejer in die Classe der letztern treten. Auch unter den Hidalgos schon unterscheidet man verschiedene Stufen; solche, deren Uradel zweifellos ist, heißen Hidalgos notorios de casa y solar conocido, auch de cuatro costados (mit vier Quartieren), solche, die von edlem Geschlechte, ohne hinlängliche Mittel zum Unterhalt, königliche Pensionen beziehen, werden Hidalgos de devengar quinientos sueldos, solche, die sich ihr Adelspatent gerichtlich bestätigen ließen, Hidalgos de ejecutoria genannt. Diese alle gehören zum Uradel; alle andern sind Hidalgos de privilegio, d. h. durch ein königliches Patent geadelt; verächtliche Eindringlinge in letztere Classe sind die „de bragueta," die sich das Patent erschlichen, und „de gatera," die sich selbst zu Adeligen gestempelt, ohne Beweise vorbringen zu können; spöttisch nennt man auch wol Einen, der gern den Gentleman spielen möchte, einen Hidalguillo oder Hidalguejo. Die Form der Anrede an die Hidalgos „Usted" (= Vuestra merced, Eure Gnaden) ist dieselbe wie bei allen Beamten und par courtoisie bei jedem gebildeten Manne; ebenso das früher nur den Ricos hombres zukommende Don (catalonisch En, Mosen; in Valencia Micer), das ihren Vornamen vorgesetzt wird. Auch die Geistlichen, wenn sie nicht schon adeliger Abkunft sind oder einer höheren Rangclasse angehören — Bischöfe erhalten das Prädicat Ilustrisima (d. h. Señoria), Erzbischöfe Excelentisimo y Ilustrisimo Señor — werden als Edle „nobles" zur Hidalgueria gerechnet. Die Hidalgos bildeten in älteren Zeiten den Heerbann; sie dienten als Caballeros und Infanzones unter den Fahnen der Ricos hombres, des hohen Adels, aus dem die alten Grandes-Geschlechter hervorgegangen sind. In älteren Zeiten werden einzelne derselben auch Grafen genannt; doch gab dieser Titel kein besonderes Vorrecht, wenn er auch bei gewissen Geschlechtern Generationen hindurch erblich war; die Grafen von Burgos, Ahnen der Herrscher von Castilien, suchten, sowie sie sich unabhängig gemacht, diesen Namen möglichst zu beseitigen. Allgemein wird bald dafür die Bezeichnung der Ricos hombres (rics homens in Catalonien) oder proceres, magnates, optimates, wie sie die lateinischen Schriftsteller nennen. Das Wort „rico" bezeichnete damals nicht sowol den Reichthum, als eine große Macht und hohes Ansehen; es ist dasselbe, wie das spätere grande. Auch die Ricos hombres zerfielen in verschiedene Classen, uralt waren nur die de sangre (hochgeborenen); alle anderen verdankten ihren Rang entweder ihrem Besitze (de estado) oder den von ihnen bekleideten Würden (de dignidad) und dann der besonderen Bestätigung des Souverains. Der Grundbesitz an sich sollte nicht entscheiden, vielmehr ein hervorragendes, altererbtes Ansehen; so wurden denn durchaus nicht alle die, welche über Vasallen zu gebieten hatten, zu den Ricos hombres gerechnet. Aber sehr natürlich war es, daß bald die zweite Classe, der reiche, befestigte Grundbesitz, sich mit dem Uradel verschmolz, während die dritte, deren Mitglieder meist durch persönliches Verdienst in die Reihe der Ricos hombres aufgerückt waren, demselben lange Zeit hindurch fern stand. Schon in dem castilianischen Gesetzbuche Alfonso's X., den Siete partidas, werden die Ricos hombres mit dem gleichbedeutenden Namen Grandes hie und da bezeichnet, als dieselben, „die in andern Ländern Grafen oder Barone heißen," welche letztere Titel in Spanien nicht mehr vorkommen. Wir sehen übrigens aus demselben Gesetzbuche, wie bedeutend der Antheil des hohen Adels an der Staatsverwaltung war; der König war in seiner Machtvollkommenheit durch dieselben sehr beschränkt, da die Ricos hombres sich als geborene Rathgeber der Krone betrachteten und die höchsten Aemter beanspruchten. Als charakteristisches Kennzeichen des hohen Adels galt das Recht „der Fahne und des Kessels" (pendon y caldera); beide Attribute wurden den Ricos hombres feierlich vom Könige verliehen; die Fahne blieb die erste Nacht verhüllt in der Kirche ausgestellt, die der neue Inhaber gewöhnlich zu besuchen pflegte, meist in seiner Burgkapelle. Diese Symbole, die man oft in das Wappen der Ricos hombres aufgenommen findet, bezeichneten das Recht, Truppen zum königlichen Dienste zu werben,

*) Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 251. Biographie des hommes vivants. Tom. III. p. 306.

und die Macht, solche zu unterhalten. Außer dem Prädicate Don, das anfänglich nur dem Könige, den Infanten und höchsten kirchlichen Würdenträgern gebührte, genossen die Ricos hombres eine Menge von Exemtionen und Vorrechten. Nicht nur hatten sie als Reichsunmittelbare, als directe Vasallen des Königs, Sitz und Stimme auf allen Reichstagen, sondern sie waren auch, da sie dem obersten Kriegsherrn mit Hab und Leben dienten — was allerdings bei den Kämpfen gegen die Mauren in Betracht kam — von allen Steuern befreit. Sie besaßen Soldgüter, königliche Lehen, für deren Einkünfte sie dem Könige mit einer Anzahl Lanzen — jede aus einem Ritter nebst 4—5 Gewappneten bestehend — dienten, und die sie nur in gewissen seltenen Ausnahmefällen verlieren konnten. Ohne ausdrücklichen Befehl des Königs durften sie vor kein Civil- und Criminalgericht vorgeladen werden; ja, sie durften sogar ungehindert mit ihren Vasallen das Reich verlassen und einem andern Fürsten, selbst gegen ihren Landesherrn dienen, ohne sich deshalb der Felonie und des Hochverraths schuldig zu machen. Zu solchen wichtigen Rechten und Freiheiten gesellten sich noch besondere äußere Auszeichnungen; so durften sie bei öffentlichen Handlungen sich vor dem Könige setzen und bedecken; der König redete jeden einzelnen mit Tu, nicht mit Vos, an und nannte ihn „mein Vetter" (mi primo), während andere Adelige nur das mi pariente „mein Verwandter" von ihm empfingen; selbst das Privileg, nicht gehängt, sondern auf einem Stuhle durch den Strang gerichtet zu werden, kam ihnen zu; man nannte das „recebir el garrote noble." So bildeten die Ricos hombres eine mächtige, in sich befestigte Kaste, einen gewaltigen Lehensadel, der die königliche Machtvollkommenheit unendlich beschränkt und bis gegen Ende des 15. Jahrh. die Geschicke Spaniens lenkte. Es war da ein ähnliches Verhältniß wie im teutschen Reiche mit dem alten hohen Adel; nur daß es Karl V. in Spanien besser gelang als in Teutschland, den königlichen Absolutismus zu befestigen und die Macht der Stände wie der Reichsunmittelbaren zu brechen. Versuche, den Lehensadel zu einem bloßen Hofadel herabzustimmen, hatten bereits Ferdinand und Isabella mit Hilfe des staatsklugen Ximenes gemacht; war es ihnen nicht ganz gelungen, so hatten sie doch ihrem Enkel den Weg gewiesen. Und Karl V. fand seine Aufgabe schon dadurch erleichtert, daß unter den alten Ricos hombres, die sich nunmehr sämmtlich Granden nannten, verschiedene Rangstufen durch Ertheilung von Titeln eingetreten waren; so wurde es ihm möglich, die Grandes, die sich „edel wie der König" (noble como el Rey) nannten, von den übrigen Ricos hombres auszusondern, die fortan als Titulados eine Mittelstufe zwischen diesen und den Hidalgos einnehmen sollten.

Was nun zunächst diese Adelstitel anbelangt, so ist der Name *Principe* niemals einem Ricos-hombres-Geschlechte für Spanien verliehen worden. Wo derselbe in Spanien geführt wird, hängt derselbe an auswärtigem Besitze, besonders in Neapel und Sicilien, auf welcher letzteren Insel die einzige Stadt Palermo noch heute mehr an Fürsten und Herzogen von Spaniens Gnaden aufzuweisen hat, als Grandes-Titel in ganz Spanien zu finden sind. Der Prinzen-Titel war ausschließlich Privileg des Thronerben, des Prinzen von Asturien; Heinrich III. als Kronprinz empfing ihn zuerst 1393, als er sich mit Katharina von Lancaster vermählte. Eine einzige Ausnahme, die aber in Spanien viel Misbilligung fand, sehen wir bei dem Herzoge von Alcudia, dem der Titel eines Friedensfürsten — Principe de la Paz — von seinem Protector Karl IV. verliehen wurde; doch ward derselbe nach seinem Falle 1808 cassirt und auch von seinen Nachkommen nicht weiter beansprucht. Ein Fürst Sangro von Castelfranco, sein Zeitgenosse, führte einen neapolitanischen Titel. Der älteste Grafen-Titel in Spanien ward 1328 dem Alvaro Nuñez de Osorio als Grafen von Trastamara, Lemus und Sarria verliehen; er war ein bloßes Prädicat, ohne factische Vorrechte vor den andern Grandes. Bald folgte der höhere Titel eines Marques von Villena, den zuerst Alfonso de Aragon, Sohn des Infanten Pedro von Aragonien († 1412), 1366 empfing. Allein erst seit 1445 ward derselbe allgemeiner; Iñigo Lopez de Mendoza erhielt ihn für Santillana, der vielberufene Juan Pacheco für Villena. Dazu kam 1371 der herzogliche Name, zuerst einem Ausländer, dem bekannten Bertrand du Guesclin als Duque Molina verliehen; Fadrique von Castilien ward bald darauf Duque Benavente, Juan de Portugal 1387 Duque Valencia. In Aragonien führten zuerst die jung verstorbenen Söhne des Königs Johann I. den Herzogstitel. Neben diesen drei Rangstufen — die Namen Vizconde und Baron kamen zwar damals auch schon vor, ersterer namentlich oft in Navarra, doch nicht im übrigen Spanien, wo sie erst in neuester Zeit Eingang fanden — nahmen unter den Grandes noch zwei Großwürdenträger des Reichs eine hervorragende Stellung ein. Der eine war der Großadmiral (Almirante) von Castilien, Toledo, Leon und Galicien, der andere der Condestable von Castilien. Beide Würden waren ursprünglich nicht erblich; erstere aber ward es mit ihrem 25. Inhaber Alfonso Enriquez († 1429), Enkel des Königs Alfons XI. von Castilien und Ahnherrn der Herzoge von Medina del Rioseco, letztere, erst 1382, für jenen Alfonso von Aragon, Marques von Villena, creirt, 1473 mit dem 6. Inhaber, Pedro Fernandez de Velasco, Stammvater der Herzoge von Frias. Oft genug wurden solche Titel nach dem Tode oder bei Lebzeiten ihres Trägers wieder eingezogen; erst dann, nachdem die Grandes ihre wirkliche Macht eingebüßt, genossen deren Erben, die nun nicht mehr zu fürchten waren, ungestört die Nachfolge in dem väterlichen Majorate. — Nicht so glücklich, wie Ferdinand der Katholische, war sein Schwiegersohn Philipp von Oesterreich in seinem Bestreben, die Vorrechte des hohen Adels zu vernichten, und auch Karl I. war anfänglich genöthigt, den Grandes die alten Privilegien zu lassen, damit dieselben ihm bei der Unterdrückung der ständischen Bewegung in Catalonien wirksamen Beistand leisten. Aber in derselben Zeit führte auch Karl den ent-

scheidenden Streich gegen die Uebermacht der Grandes. Seine Kaiserkrönung zu Aachen am 23. Oct. 1520 bot ihm die beste Gelegenheit, den stolzen, unabhängigen Lehensadel in einen geschmeidigen, abhängigen Hofadel zu verwandeln. Eine Anzahl Ricos hombres hatte ihn zu dem Krönungsfeste begleitet; in gewohnter Weise beanspruchten sie das Recht, sich vor ihrem Könige zu bedecken, das den teutschen Reichsfürsten gegenüber dem Kaiser nicht zukam. Die letzteren drohten, sich zu entfernen, falls den Spaniern solches Vorrecht eingeräumt bliebe. Da wußte Karl durch seinen Hofmarschall, den Herzog Fadrique von Alva, die letzteren zu bewegen, ausnahmsweise bei dieser Gelegenheit sich ihres Privilegs zu enthalten und der teutschen Sitte zu folgen. Doch gaben die Grandes damit nicht für immer nach; vielmehr beanspruchten sie fortwährend als Reichsunmittelbare den Rang souverainer Fürsten und den Vortritt vor den Herzogen von Savoyen, wie vor den teutschen und italienischen Reichsfürsten. Als zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges die Herzoge von Escalona und Bejar unter dem Kurfürsten von Baiern dienten, wollten erstere sich nie dazu verstehen, den Kurfürsten „Hoheit" zu tituliren; da sie ihm vielmehr nur die ihnen selbst zukommende Titulatur „Excellenz" gaben, kam es dahin, daß der Kurfürst seine stolzen Waffengefährten niemals anreden mochte. Gegenüber dem weltgebietenden Kaiser Karl zogen die Ricos hombres indessen andere Saiten auf, um nicht das Loos der gebändigten Communeros und ihres unglücklichen Hauptes, ihres Standesgenossen Padilla, zu theilen, und ließen sich, als Karl 1522 nach Spanien zurückgekehrt, eine durchgreifende Reform gefallen. Die eigentlichen Grandes sollten in Zukunft nur durch kaiserlich-königliche Gnade zur Ausübung ihrer Privilegien berechtigt sein; und so zog Karl eine scharfe Scheidelinie zwischen den übrigen Ricos hombres oder Titulados und den wenigen Berechtigten, denen der Granden-Titel entweder wegen hoher Abkunft und ausgedehnten Grundbesitzes bestätigt oder wegen besonderer persönlicher Verdienste für die Zukunft in Aussicht gestellt wurde. Auch Ausländern ward jetzt der Titel mehrfach verliehen; dieselben hießen zum Unterschied von den einheimischen Grandes de Castilla Granden von Spanien. Und auch unter den Grandes sollten verschiedene Abstufungen stattfinden; eine erste Classe, welche die gleich von Karl bestätigten Titulados umfaßte, und eine zweite, die ursprünglich die von ihm, dann auch die von Philipp II. neu creirten in sich schloß; eine dritte Classe bildeten dann die, welche durch Verleihung der späteren Könige diese Würde erlangten. Doch ward davon insofern später, nachdem man die meist rein äußerlichen Prärogative aller drei Classen festgestellt hatte, abgewichen, als es dem Souverain freistand, nach Willkür die eine oder andere Classe zu verleihen. So war ein Herzog, obgleich sein Titel der höchste, nicht gleich von selbst Grand erster Classe, stand vielmehr, wenn er etwa zweiter Classe war, den zur ersten gehörigen Grafen nach. Ueber die Titulados, welche von Karl 1520 und 1522 gleich als Grandes (erster Classe) anerkannt wurden, sind die Schriftsteller verschiedener Meinung; sicher gehörten dazu die Herzoge von Medinasidonia, Alburquerque, Alva de Tormes (Alba), Escalona, Najera, Infantado, Bejar und Arcos, sowie der Almirante und Condestable von Castilien; wahrscheinlich wurden auch die Marqueses von Astorga und Aguilar, die Grafen von Benavente und Lemus, sowie die Herzoge von Segorbe und Montalto, letztere beiden wegen ihrer Abstammung aus königlich aragonischem Geblüte, mit dieser Würde begnadigt. An die Stelle der alten fürstlichen Vorrechte trat nun eine Menge nichtssagender Privilegien, die großentheils schon von Anfang an mit jenen verbunden waren; bildeten sie aber damals einen unwesentlichen Anhang, so wurden sie nun das charakteristische Abzeichen der Grandes. Dazu gehörte das Prädicat Excelencia, das sonst nur den Infanten, Ministern und Großkreuzen der Orden zukam — der Titel Alteza gebührte lediglich dem Thronerben oder Regenten, wie ihn u. a. der Stellmachersohn Espartero und der „Friedensfürst" führten —, während die Titulados nur auf das Usia (Vuestra Señoria) Anspruch hatten. Dazu ferner die bisherige Anrede seitens des Königs mit „mi primo," der auch auf die ältesten Söhne und präsumtiven Erben der Grandes, selbst wenn dieselben nur Titulados waren, ausgedehnt wurde; auf den Reichstagen saßen sie unmittelbar hinter den Prälaten und gingen überall nicht blos den Titulados, sondern auch den königlichen Bastarden vor. Sie hatten freien Zutritt in den Palast und die Gemächer des Königs; gingen sie durch den Vorsaal der Garden in dem königlichen Schlosse, so ward mit den Füßen gepocht, um den Schildwachen ein Zeichen zum Präsentiren des Gewehrs zu geben. Das bekannteste Vorrecht aber war die Cubertura, schließlich der wichtigste Rangunterschied zwischen den drei Classen. Die Grandes der ersten erschienen mit bedecktem Haupte vor dem Souverain, entblößten dasselbe beim Handkuß, bedeckten sich dann wieder und grüßten nur militairisch, während der König sie ansprach. Die der zweiten erschienen mit entblößtem Haupte, bedeckten sich nach dem Handkusse, behielten aber, so lange der Herrscher mit ihnen sprach, den Hut in der Hand; bei der dritten Classe erfolgte die Cubertura erst, nachdem der König sie entlassen, doch in Gegenwart desselben, nachdem er ihnen es zuvor geboten. — Bei der Erhebung zu der Grandes-Würde stand es übrigens, wie gesagt, dem Könige frei, jede beliebige Classe zu ertheilen; auch wurde dieselbe auf Lebenszeit verliehen, namentlich an Ausländer, z. B. an Alessandro Farnese, Herzog von Parma († 1592), an den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt († 1705), an den Herzog Joachim Ernst von Holstein-Plön († 1700), an den Grafen Rudolf Siegmund von Sinzendorff († 1747), an den friesischen Abenteurer Johann Wilhelm von Ripperda, der am 24. Juli 1725 zum spanischen Herzoge und Granden dritter Classe erhoben ward, bei seinem 1737 erfolgten Tode aber seinem Sohne († 1751) nur den väterlichen Baron-Titel hinterließ. Solche Grandeza honoraria ward auch noch in unserem Jahrhundert verliehen, meist aber über

kurz oder lang durch königlichen Befehl in erbliche verwandelt. Bei der Verleihung der Grandeza ging es folgendermaßen zu. Der Designirte begab sich, begleitet von einem „Pathen" (padriño), der natürlich ein Grande sein mußte, in den königlichen Palast, dessen Pforten bis zum Audienzsaal geöffnet waren. In letzterem fand er den König, zu dessen Linken die anwesenden Grandes standen, machte mit entblößtem Haupte seine Reverenz, worauf der König dann, je nachdem derselbe der ersten oder einer niederen Classe angehören soll, zu seiner Zeit das „Bedecken wir uns" (cubrios) sprach. Der Candidat folgte alsbald dem Befehle, nahm aber sofort den Hut (sombrero) wieder ab, folgte dem Könige zu den anderen Grandes, in deren Corps er somit introducirt ward, und bedeckte sich dann von Neuem. Sollte der Titel nun auf Lebenszeit gelten, so ward das einfache „cubrios" ausgesprochen; sollte er erblich sein, so ward nicht blos der Grundbesitz, auf dem der Titel basirt ward, hinzugefügt, sondern auch die Erblichkeit definitiv erklärt, mit der Formel: „Herzog (oder Marques oder Graf) von N. N., bedeckt Euch für Euch und die Eurigen." Die Cubertura war übrigens nicht ausschließlich Privileg der Grandes, sie kam auch dem päpstlichen Nuntius, dem Patriarchen von Indien, den Erzbischöfen, den fremden Gesandten, den Rittern vom goldenen Vließ im Ornate und den Rittern von S. Jago zu, letzteren, so oft der König als Ordensmeister Capitel hielt; die Generale der Dominikaner und Franziskaner waren dazu von selbst berechtigt, da ihnen für ewige Zeit die Grandeza verliehen war. Aber auch andere Ausnahmen fanden statt. Als Maria Anna von Oesterreich, Braut Philipp's IV., durch Mailand kam und von spanischen Granden, dem Herzoge von Najera und anderen, eingeholt ward, wollte der König nicht, daß der Gouverneur von Mailand, sein Repräsentant, der Marques Caracena (der nicht Grande war), hinter diesen zurückstehen sollte, und gestattete daher demselben das Recht der Cubertura, so lange die Braut im Territorium von Mailand weile. Unter den Grandes selbst fand übrigens bei festlichen Gelegenheiten kein eigentlicher Rangunterschied statt. Versammelten sie sich bei solchen Feierlichkeiten in der königlichen Kapelle, so ließen sich Alle bedeckt zunächst dem Altare nach der Seite hin, wo das Evangelium gelesen wurde, nieder; kamen nun die jüngsten zuerst, so pflegten sie wol aus Courtoisie den älteren, die ihnen folgten, den besseren Platz anzubieten; doch ward solches stets abgelehnt. Man näherte sich damit in etwas der portugiesischen Sitte, die keinen Unterschied zwischen Grandes und Titulados kannte; vielmehr erschienen da alle Privilegirten stets bedeckten Hauptes vor dem Könige. Die Frauen der Grandes theilten diese äußerlichen Vorzüge; erschienen sie vor der Königin, so erhob sich diese, um sie zu empfangen, von ihrem Sitze, und während andere Damen auf der Erde oder auf Teppichen sitzen mußten, erhielten sie Kissen, die auf einen erhöhten Polstersitz (estrada) gelegt wurden. Etwas fabelhaft klingt die Nachricht der Gräfin d'Aunoy, daß die hochgeborenen Damen an solchen Ceremonientagen stets von zwei cavalieri serventi begleitet gewesen, denen auch das Recht der Cubertura, selbst wenn sie nicht Grandes, zugestanden wäre, und die man embevecidos „liebestrunken" genannt, als solche, die über ihren Damen alles Andere vergessen. Wenigstens ist späterhin von solchen Cicisbeos nicht mehr die Rede. — Die Erbfolge in den Grandes-Titeln war streng an die Erstgeburt gebunden. Starben die Söhne kinderlos, so folgte die Tochter, die sich gewöhnlich, damit das Majorat nicht in fremde Hände überginge, mit ihrem nächsten Verwandten vermählte; wer durch seine Gattin einen solchen Titel erwarb, war berechtigt, denselben sofort, selbst ohne den König zu fragen, anzunehmen; er behielt ihn, auch nach dem Tode seiner Gattin, auf Lebenszeit, während der Sohn im Majorate der Mutter folgte. Sonst mußte jeder Titulado dem Souverain schriftlich den Tod seines Vorfahren melden, ohne dessen Titel anzunehmen; erst die königliche Bestätigung berechtigte dazu. Eine Ausnahme fand bei den alten Grandes erster Classe statt, die gleich nach des Vaters Tode dessen Titel annehmen durften. Selten wurde der Besitz zersplittert, sodaß der älteste Sohn nur die Grandes-Würde, die jüngeren andere Titel empfingen; in neuester Zeit hat man freilich mit diesem Grundsatze gebrochen. In ihrem Hauswesen suchten die Grandes den Rest ihrer verlorenen Souverainität zu wahren; so ließen sie sich bei Tische knieend bedienen, hielten prächtige Equipagen, bauten sich goldstrotzende Paläste und suchten durch ein gewisses Air, stelzbeinige Steifheit, Abgeschlossenheit und Hochmuth — daher der Name Grandeza — zu imponiren; man verglich vor Zeiten nicht mit Unrecht den gravitätisch einherschreitenden Storch mit den „Grandibus von Spanien." Einzelne Familien hatten dazu noch besondere Prärogative. Der Graf von Salinas speiste am Tage der heiligen drei Könige mit dem Könige an dessen Tafel und erhielt dann das Kleid, das dieser an selbigem Tage getragen, ebenso der Herzog von Escalona das Geschirr, aus dem der König getrunken; am Tage Mariä-Himmelfahrt ward das Kleid des Königs dem Herzoge von Arcos, das der Königin der Gräfin von Palma geschenkt u. s. f. Noch war bedeutender Grundbesitz in der Hand der meisten Grandesgeschlechter; in Estremadura besaß noch im 18. Jahrh. ein Marques über eine Million Schafe; ein Marques von Cerralvo bezog 62,000 Dollars für eine Sinecure aus den Minen Amerika's, ein Kanzler von Indien 100,000, ein Erzbischof von Toledo über 200,000 Dukaten. Aber was die Habsburger erstrebt, hatten sie erreicht; aus dem stolzen unbändigen Lehensadel war ein geschmeidig zahmer Hofadel geworden. Nicht bildeten die Grandes eine eigene Corporation, wie die ducs-pairs in Frankreich, nicht übten sie länger Einfluß auf die Staatsverwaltung der absoluten Monarchie aus, und erschienen auch gelegentlich einzelne derselben mit höchsten Aemtern bekleidet, so hatten sie sich doch zu denselben durch persönliches Verdienst oder einschmeichelnde Kriecherei, nicht durch den Zauber ihres Namens emporgeschwungen und mußten die königliche Gunst mit Hidalgos oder plebejischen Parvenus und

schmutzigen Pfaffen theilen. Nur die nichtssagenden obersten Hof-Chargen, die Würden eines Oberstallmeisters, Oberkammerherrn und Hauptmanns der Hellebardier-Garde blieben fast ausschließlich den Grandes reservirt, ohne daß damit die königliche Willkür im mindesten beschränkt worden wäre. Mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts gestalteten sich die Verhältnisse der Grandeza so, daß dieselbe täglich mehr von den Ueberresten ihres alten Ansehens einbüßte. Die Rivalität zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon machte die Fremden zu Herren Spaniens und die alten Geschlechter verkamen immer mehr. Echtes oder scheinbares Verdienst brach sich Bahn; dem gegenüber mußte der todte Ahnenprunk verstummen. Und als dann hernach der Principe de la Paz Jahre lang die Geschicke Spaniens lenkte, mußte der alte Adel den Parvenus und Creaturen des allmächtigen Ministers Platz machen; kein König Spaniens hat weniger die alten Grandes respectirt als Karl IV. Neue Familien tauchten auf, aber selten ward der Grandes-Titel verliehen; als Titulados blieben die Altadeligen stets in der Reihe des niederen Adels. Und nun gar die französische Herrschaft mit ihren zwar vorübergehenden, doch scharf genug in dies mittelalterliche Wesen einschneidenden Folgen. Als der Schattenkönig Josef Buonaparte den spanischen Thron bestieg, wurden die alten Grandes-Titel für ungültig erklärt, da deren Inhaber meist zu dem angestammten Herrscherhause hielten, wenn sie auch nicht die Energie besaßen, dem Fremden mit Entschiedenheit und Mannhaftigkeit entgegenzutreten und die Landesvertheidigung lieber den plebejischen Guerillas überließen. Eine neue Art Grandes, creirt von dem fremden Herrn, kam auf, die aber ebenso rasch verschwand, als die Bourbons zurückkehrten. Nun erhielten auch die alten Grandes ihre nichtssagenden Privilegien zurück; durch das königliche Statut vom 10. Mai 1834 wurden ihnen in der neuerrichteten Pairs-Kammer die ersten Plätze reservirt. Dagegen erlitten sie 1836 einen um so empfindlicheren Stoß. Alle Zehnten wurden von den Cortes ohne Ersatz aufgehoben; da verlor denn z. B. ein Marques von Santiago eine Rente von 80,000 Reales; er war damit ruinirt, da er, ohne Grundbesitz, seine sämmtlichen Einkünfte aus dem Zehnten bezog. Noch mehr verlor der Graf von Oñate, der bisher den Postzehnten, als Nachkomme der spanischen Taxis, bezogen hatte. Auch unter Ferdinand VII. und nach seinem Tode unter der Regentschaft seiner Witwe wurden verschiedene Grandes creirt, die ganz neuen Geschlechts, aber der Dynastie innig ergeben waren. Interessant ist die Schilderung, welche der wohlunterrichtete Verfasser der Revelations of Spain über den Zustand des spanischen Adels im J. 1845 gibt [1]). Er sucht nachzuweisen, daß der altrepublikanische Geist nirgendwo tiefere Wurzeln geschlagen als in Spanien, wo der Erbadel ganz heruntergekommen, und nur die Aristokratie des Geistes — und die Intrigue, möchte ich hinzusetzen — zu den höheren Staatsämtern berechtigen. Noch haben, bemerkt er, die Grandes ihre goldstrotzenden Equipagen und ihre (theils verfallenen) Paläste — fast alle wohnen in Madrid, nur sehr wenige in den Provinzen auf ihren Gütern —; doch können sie sich in keiner Weise mit der englischen Aristokratie messen; da die Mitglieder des Oberhauses wählbar sind, ist ein spanischer Herzog nicht von selbst schon Peer, wenn er auch nach den neuen Bestimmungen eo ipso Grande ist. Ueberhaupt unterscheidet sich der spanische Adel von der englischen Peerage dadurch, daß nicht alle Titel erblich sind — der Baron-Titel wird meist auf Lebenszeit verliehen, steht also dem englischen Baronet, der nicht zur Peerage gehört, noch nach —, daß nicht alle Titulados und Grandes zu einem Platze in dem gesetzgebenden Körper berechtigt sind, und daß endlich keine Majorate existiren und nur aus Rücksicht für den Familiennamen gewöhnlich die jüngern Söhne auf ihren Antheil an dem väterlichen Erbe verzichten. Mit den Ministern, die oft Hidalgos, zuweilen Plebejer sind, stehen die Grandes in gleichem Range; sie selbst bekleiden selten ansehnliche Stellungen im Staatsdienste, zu denen besondere Intelligenz erforderlich ist. Nur wo es gilt, mit einem althistorischen Namen zu imponiren oder blendenden Prunk zu entfalten, werden die wenigen reichen Grandes noch herangezogen, wie zu den Gesandtschaftsposten in Paris, London und St. Petersburg. Die höchsten Staatsämter, wirklich bedeutende Stellen, die einst ihr Privileg waren, stehen dem Talente offen. Von den Ricos hombres, die nur durch eine schwache Anzahl in der zweiten Kammer vertreten sind — in der ersten, dem Senate, der aber nur in unwichtigen Angelegenheiten ein entscheidendes Votum hat, sitzen deren mehre, einzelne als Secretaire, z. B. der Marques von Peñaflorida —, begnügen sich die meisten damit, locale Ehrenbezeugungen zu genießen; sie fungiren als Alcalden u. s. f. Nur der Kammerherrentitel, welcher den meisten Grandes verliehen ist, möchte vielleicht für den reellen Verlust an Macht einen dürftigen, aber der Capacität der betreffenden Persönlichkeiten entsprechenden Ersatz bieten! Die meisten Edeln, bemerkt der Verfasser weiter, lernen Nichts; die Hidalgos sind ohne Erziehung; die besten Staatsmänner gehen aus der plebejischen Juristenclasse hervor. Allerdings existirt ein Grandes-Colleg, um der Titelsucht zu steuern; aber auch seine Mitglieder sind meist homines novi. Selbst die sogenannte Grandezz, altspanischer Ernst und Etikette, ist verschwunden; die plebejischen Eindringlinge haben sie ganz verwischt, und wo sie uns noch bei irgend einem Repräsentanten eines alten Geschlechtes begegnet, ist sie ohne Frage erkünstelt. Besser urtheilt ein neuerer Beobachter, Herr Loning [2]), über die Hidalgos, indem er in ihnen noch Ehrgeiz und Ruhmsucht, echten Adelsstolz und patriarchalischen Geist erkennen will; seine Ansicht stützte sich wol namentlich auf die Bevölkerung Biscaya's, wo noch zur Zeit Philipp's V. sich fast jeder Landmann

1) Revelations of Spain in 1845, by an English resident. (London 1845. 8.) Vol. II. p. 67.

2) Der spanische Adel; Cölnische Zeitung vom 24. Oct. 1851 (2. Ausgabe).

rühmte, dem Könige an Adel gleichzustehen und seine Urkunde unterschrieb: „Don N. N. noble como el Rey.“ Um so schärfer lautet sein Verdammungsspruch über die altspanischen Grandes. „Sie sind,“ nach ihm, „geistig und physisch verkommen;“ das „süße Nichtsthun“ ist ihr einziger Genuß; das Ankleiden, selbst Essen und Trinken, ist für sie eine Last. Meist schlafen sie bis in den hellen Tag hinein und bewegen sich nur in den Nachmittagsstunden von 4 bis 6 in dicht verschlossenen Kutschen auf dem Prado oder an der Fuente Castillana, um dann zu speisen und hierauf wieder zu lungern. Ihre Intendanten besorgen ihnen das zum Faullenzen nöthige Geld; meist sind diese die Hauptgläubiger der arg verschuldeten Großen. Bei den letzten Parteikämpfen bewiesen sie sich feig-neutral; nur zwei machten damals dem spanischen Namen Ehre, der Graf Via Manuel, der auf Befehl des Don Carlos erschossen ward, und der Graf Campo de Alange, der beim Sturme auf Luchana fiel. Auch diejenigen, welche früher dem Prätendenten angehangen, huldigten nach dem Vertrage von Vergara ohne Umstände der jungen Königin. Noch heute betrachten sich alle Grandes als geborene Großkreuze des Ordens Karl's III. „von der unbefleckten Empfängniß,“ und die meisten sind Ritter entweder von S. Jago, oder von Alcántara, oder von Calatrava, oder von Montesa; aber diese Orden sind heutzutage nur Aushängeschilder des Adels und beim Volke wenig geehrt; nur der Militair-Verdienstorden vom heiligen Ferdinand, den wenige der alten Grandes tragen, hat einen andern Klang. Alle Herzoge sind Grandes, keine Barone; die Titulados, die selbst auf ihrem Grundbesitze leben, behaupten sich aber in besserem Ansehen und glücklicherer finanzieller Lage, als die immer mehr und mehr ihrem Ruin zueilenden „Großen.“ Die Aufhebung der Majorate trägt dazu nicht wenig bei; durch die wiederholten Theilungen oder baaren Auszahlungen gehen die Inhaber des früheren Majorats vollständig zu Grunde, und bei der mangelhaften Administration der Güter, bei den Schulden, die auf dieselben gehäuft werden, bringt selbst ein ausgedehnter Grundbesitz (wie z. B. der der Gräfin Montijo) kaum die Hälfte von dem ein, was bei rationeller und gewissenhafter Bewirthschaftung zu erzielen wäre. Stirbt ein Grande, so haben alle Söhne Antheil an seinem Erbe; aber für jeden einzelnen Titel ist eine bestimmte Abgabe an den Fiscus zu zahlen, so für den eines Herzogs 500,000, für den eines Marques mit Grandeza 300,000, ohne denselben 200,000, für den eines Grafen mit Grandeza 250,000, ohne Grandeza 150,000, für den eines Vizconde 100,000, für den eines Barons 80,000 Reales. Oft kam es vor, daß von den Söhnen kein einziger im Stande war, den Titel zu bezahlen; dann lag derselbe brach, bis sich der Käufer fand; doch ging nicht mit dem Grundbesitze zugleich der Titel an jeden Beliebigen in den Kauf, wie vordem in Neapel und Sicilien, wo genuesische Bankiers sich oft billig genug Fürstentitel erwarben, und heute noch im Kirchenstaate, wo unlängst ein französischer Marquis (Louis Désiré de Montholon-Semonville, gest. den 27. Febr. 1863) einen Grundbesitz erwarb und fast unerwartet den Titel eines Principe Umbriano del Precetto erhielt, und ein Torlonia und Grazioli für ihre neuerworbenen Güter sofort den entsprechenden Fürsten- und Herzogstitel — Sicilien hatte dem Bäcker Grazioli letztern verweigert — erlangten. Da oft eine Menge Titel in einer Hand vereinigt sind, war die Summe, die für dieselben gezahlt wurde, ganz enorm; der Herzog von Medinaceli soll 1847 für seine 36 Titel nicht weniger als 11,200,000 Reales entrichtet haben. Nun kam es auch öfters vor, daß der Vater eine Menge Titel besaß, die Söhne sich in dieselben theilten, doch meist so, daß die ansehnlicheren dem Erstgeborenen verblieben; zuweilen kaufte auch wol ein Grande erst einen Theil der väterlichen Titel zurück und hernach den Rest, je nachdem es ihm seine Gelder erlaubten. Die jüngern Söhne, die keinen Titel acquirirt, führten einfach den Familiennamen fort. Neuerdings hat man die Taxen sehr ermäßigt, auch den neucreirten Grandes den Titel meist taxfrei überlassen; aber seit der Einführung einer real carta personal hat die Grandeza auch den letzten Rest ihres Ansehens eingebüßt Der Sohn folgt nicht von selbst dem Vater in dessen Titeln, sondern diese carta allein, die nur nach geleisteter Zahlung ertheilt wird, berechtigt ihn dazu, und so wird in den spanischen Staatskalendern bei den Grandes nicht das Todesjahr des Vorfahren, sondern das Jahr der Ertheilung jener carta angesetzt, das oft von jenem durch einen längeren Zeitraum getrennt ist. Ein königliches Decret vom 28. Dec. 1846 — dem bald eine königliche Instruction vom 14. Febr. 1847 folgte — enthält in seinem siebenten Artikel folgende Bestimmung: „Die bestehenden Grandes und Titulados müssen, wenn eine Nachfolge stattfindet, die entsprechende Bestätigungs-Urkunde, und die, welche in Zukunft creirt werden, die betreffenden Befehle erlangen; ohne dieses wesentliche Erforderniß können sie weder als Grandes, noch als Titulados angesehen werden. Die, welche gegen diese Bestimmung solche Titel führen, sollen als Geldstrafe das Doppelte der Abgabe erlegen, die sie sonst zu zahlen hätten, außer der Abgabe selbst.“ (Los Grandes y Titulos existentes deberán obtener en todas las sucesiones la correspondiente carta de confirmacion, y los que en lo sucesivo se crearen, sus respectivos despachos; sin cuyo esencial requisito no podrán ser considerados como tales unos ni otros ... Los que hicieren uso de Grandezas o Titulos en contravencion á lo que se establece, sufrirán una multa equivalente al duplo del derecho que hubieren dejado de pagar, ademas del importe de este derecho.)

In neuester Zeit sind die Grandes wieder etwas mehr herangezogen worden, seitdem ein königliches Decret vom 22. April 1864 bestimmt, daß alle Grandes, die nicht Unterthanen fremder Souveraine seien, auch wenn sie nicht das Alter von 30 Jahren erreicht, Sitz im Senate haben sollen. Aber es ist damit ein Census — eine jährliche Grundrente von 200,000 Reales — verbunden, die gewiß nur eine beschränkte Anzahl aufzu-

weisen hat; und so wird schwerlich jemals das Grandes-Corps auch nur einen Schatten der Macht und Bedeutung wiedererlangen, die es einst besaß. Die Feudalität liegt in Spanien in ihrer letzten Agonie. Und überblicken wir dann die Reihe der heutigen Grandes, so suchen wir vergebens nach so vielen alten Namen, die einst die Blüthe des castilischen Adels bezeichneten. Wo sind noch die alten Guzman, Pacheco, Ponce de Leon, Cardona, la Cueva in der jetzigen Grandeza vertreten? Wo die Namen vorkommen, deuten sie nur auf mütterliche Abstammung, oder es sind früher unbekannte Nebenlinien, die plötzlich hervortreten. Die Mehrzal der Grandes-Geschlechter sind entschieden neuen Ursprungs. Freilich dürfen auch die alten Grandes-Geschlechter nicht zu sehr auf ihren unvermischten Christenadel, ihr blaues Blut (sangre azul) pochen, denn jüdische und maurische Elemente sind überall untermischt; aber der Stand der Mutter wird ja niemals maßgebend. Sehr interessante Nachrichten darüber gibt uns ein zur Zeit Philipp's II. (1560) geschriebenes Werkchen des Cardinals Don Francisco de Mendoza [3]), das erst vor wenig Jahren veröffentlicht ward. Der Ahnherr des stolzen Hauses Toledo ist darnach ein bekehrter Maure; von einem getauften Juden Ruy Capon stammen mütterlicherseits so ziemlich alle zur Zeit Philipp's II. blühenden Grandes und die angesehensten Adelsgeschlechter ab. Das Blut von plebejischen Krämern, von Sklavinnen, Mulatten hat sich mit dem der alten Grandes vermischt; kaum eine Familie, in der nicht wenigstens einmal die Succession auf den Bastard übergegangen wäre. Aber das wollte einst wenig bedeuten in einem Lande, in dem selbst Bastarde oder deren Nachkommen den Königsthron bestiegen. Doch scheint die Bourbonische Dynastie in diesem Punkte etwas bedenklicher gewesen zu sein und sich ziemlich schroff gegen die „arg gemischte" Gesellschaft der Grandes abgesperrt zu haben; wenigstens sah man es als ein ungewöhnliches Ereigniß an, als im vorigen Jahre die Königin mit ihrer Gegenwart einen Ball beehrte, den die Herzogin von Fernan-Nuñez veranstaltete; eine solche Annäherung des Souverains an den Unterthanen schien ein grober Verstoß gegen die alte Etikette, und der Majordomus, Herzog von Baylen (ein französischer Baron!), und der Oberkammerherr, Graf Altamira, sollen über solche Familiarität nicht wenig verdutzt gewesen sein. Bei den vielen neuen Elementen, die fast von Jahr zu Jahr in die Grandeza Aufnahme finden, bei der Vererbung alter Titel auf die weibliche Nachkommenschaft und bei der Fülle neucreirter Titulados wird bald der letzte Rest der alten Grandeza verwischt sein.

Was nun die einzelnen Grandes-Titel anbelangt, so hat ein verehrter Mitarbeiter, Herr von Stramberg, die Genealogien verschiedener der angesehensten Grandes-Geschlechter, wie die Cordoba, la Cueva, Pacheco, Santistéban, Velasco, Osorio und so fort, in dem vorliegenden Werke behandelt. Aber leider hat derselbe sich nur auf Imhof und dessen unten erwähnte, sehr lückenhafte Fortsetzungen stützen können, sodaß für die meisten Geschlechter die zusammenhängenden Nachrichten bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts abbrechen. Genealogische Uebersichten über die Inhaber der einzelnen Grandate zu geben, ist um so schwieriger, als eben die weibliche Erbfolge in Spanien gilt, und in Folge davon oft eine Masse Titel auf ein Geschlecht übertragen wurden, ohne daß es mit den bekannten Hilfsmitteln möglich wäre, die Berechtigung dafür zu ermitteln. Da aber die Quellen, aus denen allein sich die Succession in den verschiedenen Grandaten nachweisen läßt, bei uns kaum Jemandem vollständig zugänglich sind, hielt ich es für nothwendig, hier, wenigstens soweit es irgend möglich ist — denn Lücken werden sich immer finden —, neben der Aufzählung der Grandes-Titel zugleich die Reihenfolge ihrer Inhaber anzugeben; es wird somit dieser Artikel eine oft gewünschte Ergänzung zu den ausführlichen Familiengeschichten aus Herrn von Stramberg's Feder geben. Schlimm ist es, daß in Spanien kein Werk in der Weise der englischen Peerages existirt; sonst würde sich alle Succession daraus ohne Beschwerde reproduciren lassen. Wol gab es früher eine Guia de la Grandeza; aber dieselbe enthält nur die Namen und Geburtstage (nicht Geburtsjahre!) der ein-

3) Don Franc. de Mendoza y Bovadilla Tizon de la nobleza de España (herausgegeben von Ant. Luque y Vinceus). Madrid 1849. 12. Man vergl. über die Grandes hauptsächlich: *Ped. Salazar de Mendoza*, Origen de las dignidades seglares de Castilla y Leon. Toledo 1618. fol.; *Barn. Moreno de Vargas*, Discursos de la nobleza de España. Madrid 1659. 4.; 1795. 4.; *L. Salazar y Castro*, Advertencias historicas. Madrid 1688. 4. (derselbe schrieb: Historia general de la gran casa de Silva. Madrid 1685. fol. 2 Voll.; Catalogo de los condes de Fernan-Nuñez. Ebend. 1692. fol.; Historia genealogica de la casa de Lara. Madrid 1696—1697. fol. 4 Voll., aus welchem Werke Imhof größtentheils die von ihm gelieferten Genealogien spanischer Geschlechter ausgezogen hat); *Alf. Carrillo de Mendoza*, Origen de la dignidad de Grande de Castilla. Madrid 1657. fol.; *J. C. Becmanni* Syntagma dignitatum. Francofurti et Lipsiae 1696. 4. p. 897 seq.; Relation du voyage d'Espagne, (par la comtesse d'Aulnoy). La Haye 1705. 12. Tom. II. p. 26 seq. Ausführliche Literatur findet sich in Meusel's Bibliotheca historica. Tom. VI. P. I. p. 385, meist aus *G. E. v. Franckenau*, Bibliotheca Hispanica. Lips. 1724. 4. Am bekanntesten bei uns ist die Schrift von Jac. W. Imhof: Recherches des Grands d'Espagne. Amsterdam 1707. 8., auch teutsch: historische und genealogische Nachrichten von den Granden oder Großen in Spanien. Hamburg und Leipzig 1712. 12. Imhof gibt darin u. a. eine Uebersicht der einzelnen Grandate und ihrer Besitzer, die freilich hie und da lückenhaft ist, aber durch seine andern, meist auf Salazar y Castro, aber auch auf Privatnachrichten gestützte genealogische Schriften ergänzt werden kann. Es sind dies die Historia Italiae et Hispaniae genealogica. Norimbergae 1701. fol., das Corpus historiae genealogicae Italiae et Hispaniae. Ebend. 1702. fol. und die Genealogiae XX illustrium in Hispania familiarum. Lipsiae 1712. fol., deren Fortsetzung er uns leider schuldig geblieben ist. Imhof's Arbeiten sind die Basis für alle neuern Nachrichten über die spanischen Grandes; Hübner hat dieselben reproducirt und in seinen Tabellen und seinem Lexikon fortzusetzen versucht, doch finden sich auch bei ihm manche Irrthümer, ebenso in den zerstreuten Notizen, welche die Ramfl'schen Sammlungen, besonders „Die neuen und die fortgesetzten neuen historischen Nachrichten" enthalten; mit dem Jahre 1775, bei welchem die letztern enden, verstummt bei uns alle zusammenhängende Kunde über die Grandes und nur gelegentliche Zeitungsnachrichten bieten dafür einen dürftigen Ersatz. Die späteren spanischen Schriftsteller sind bei uns ganz verschollen oder so gut wie unbekannt geblieben.

zelnen Grandes und ihrer Familie; später ward, seitdem das Decret vom 28. Dec. 1846 wegen der Personal-Karte in Anwendung gebracht, in dem spanischen Staats-kalender, der Guia de forasteros, ein Verzeichniß aller Titulados aufgenommen, doch ohne irgendwelchen genealogischen Nachweis. Ich habe beide Guias, soweit sie mir zu Gebote standen, — letztere ohne Unterbrechung von 1851 bis 1864 — sorgfältig benutzt und neben einer Menge zerstreuten Materials (aus Specialgeschichten einzelner Familien, z. B. des Ant. de Ramos Genealogia de los Exemos. Señores Duques de Arco y Marqueses del Vado del Maestre. Malaga 1780. fol., aus juristischen Deductionen, aus den Archiv-Acten von Palermo u. s. f.) die bisher in Teutschland fast unbekannten größeren Werke benutzt, welche von der Genealogie der spanischen Adels- und Grandes-Geschlechter handeln. Dahin rechne ich namentlich die Asturias ilustradas des José Manuel Trelles-Villademoros und die Uebersicht über sämmtliche Titulados von José Berni y Catalá, Creacion, antiguedades y privilegios de los titulos de Castilla (Valencia 1769. fol.) nebst dem Aparato para la correccion y adicion dazu von Antonio de Ramos (Malaga 1777. fol.). Beide Werke enthalten auch gute Nachrichten über die Inhaber der Grandate und Titel aus der Zeit der Verfasser. Neuerdings sind dann zwei Werke über den spanischen Adel erschienen: *Aug. de Burgos* Blason de España, Libro de oro de su nobleza. Madrid 1859 seq. fol., ein sehr theures vielbändiges Werk, bei dem namentlich auf die Wappen besondere Sorgfalt verwendet ist, während der genealogische Theil lückenhaft bleibt, und *L. Vilar y Pascual*, Diccionario historico, genealogico y heraldico de los familios de la monarquia Española. Madrid 1859 seq. 8. (bis jetzt 6 Bände). Dieses Werk behandelt die spanischen Geschlechter nicht in streng alphabetischer Ordnung, vielmehr enthält jeder Band ein ganzes Alphabet; die gewöhnlichen fabelhaften Nachrichten über den Ursprung der Familien sind auch hier meist reproducirt, und oft genug wird die Genealogie da abgebrochen, wo auch uns Teutsche die gewöhnlichen Hilfsmittel verlassen, d. h. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Schließlich wird dann der jetzige Inhaber der betreffenden Titel genannt, ohne daß seine genealogischen Verhältnisse aufgeklärt wären. Doch finden sich zuweilen bessere Nachrichten vor, die anderswoher schwerlich zu erlangen wären; zumeist aber betreffen dieselben Hidalgos-Familien. Die Masse der Grandes ist, wie ich mich selbst überzeugen konnte, gleichgültig gegen die Ahnen. Aber wo findet man auch jetzt noch die Lara, Mendoza, Guzman, Guevara und Mejia, die einst zur ältesten Classe des spanischen Adels zählten, oder die Ponce de Leon, Avila, Toledo, Caceres, die in der nächstfolgenden rangirten, wieder? Und so verdient wol der volle Verzeihung, der vor den unsäglichen Schwierigkeiten, alle diese genealogischen Knäuel zu entwirren, zurückschreckte und die spanische Grandeza nach 1750 als für ihn todt betrachtete.

Ich will nun hier eine Uebersicht der Grandes geben (d. h. der noch bestehenden Titel), zunächst der von Castilien, dann der fremden „Grandes von Spanien," ohne daß ich für die letztern absolute Vollständigkeit beanspruchen möchte, doch wird jedenfalls dies Verzeichniß erschöpfender sein, als alle bisher publicirten. Was die Succession in den castilischen Grandaten betrifft, so bezeichne ich die Inhaber mit einfachen Nummern; folgt dem Vater der Sohn oder die Tochter, so füge ich Nichts hinzu; folgt ein Bruder (oder eine Schwester) dem andern oder ein Oheim dem Neffen, so bezeichne ich dies durch „Br.", „Schw." oder „O."; ist der Nachfolger ein entfernter Verwandter, so werde ich dessen Abstammung, wo möglich, detailliren, ihn sonst aber einfach mit „V." kennzeichnen; die Siglen „G., S. und T." sollen „Gemahl, resp. Gemahlin," „Sohn" und „Tochter" bedeuten. Die Jahreszahl, die ich den jetzigen Grandes beifüge, bezeichnet nicht sowol das Todesjahr des Vorgängers als die Zeit der erhaltenen Personal-Karte; das nach dem Titel zunächst bemerkte Jahr gibt die Zeit der Creirung derselben an.

Die gegenwärtig bestehenden Grandes-Titel sind folgende, wobei ich bemerke, daß, wenn Herzogs- und andere Titel an Familien kamen, die zuvor schon eine ältere Grandeza besaßen, diese die alten Titel voranstellen, so z. B. nennt sich ein Osorio Marquis von Alcañices, obgleich er auch Herzog von Alburquerque und Algete ist, ein anderer Graf Altamira (zugleich Herzog von Atrisco, Baena und Montemar) u. s. f.

Herzöge (Duques), jetzt alle Grandes.

1) Abrantes 1642; Grand 1. Cl. 1761.

1) Alfonso d'Alencastre, Sohn des Alvaro von Aveyro, aus königlich portugiesischem Stamme 1642, geistlich 1649, † 1654. 2) Agustin, dessen Sohn Fernando, Marques Valdefuentes, vor ihm starb; es folgte daher der Enkel 3) Juan Manuel de la Cruz, † 1733. 4) Juan de Carbajal, S. des Bernardino, Grafen la Enjarada und der Josefa, T. des 2. Herzogs. 5) Manuel Bernardino, geb. 1739, † 1783 (G. a. Maria Miguela Gonzaga, von der nur Töchter. b. Maria Vicenta de Cordoba). 6) Angel Francisco Maria † (G. aus dem Hause Giron). 7) Angel Maria seit 1848 (Gem. aus dem Hause Cordoba; Sohn Angel José Luis, Marques von Sardoal seit 1863).

2) Ahumada; 1. Cl. 1835.

Titel seit 1746 für 1) Francisco de Paula Ahumada y Villalon, † 1760. 2) Maria Luisa del Rosario (1770; 1779). G. ihr Oheim Agustin Ahumada, Marq. von las Amarillas, Grand (persönlich 1755, † 1764). 3) (Schwiegersohn?) Geronimo Giron 1799. (4) I. Pedro Agustino Giron, geb. 1788; 1809; Herzog 1835, † 1842 (G. ... Espeleta). II. Francisco Javier Maria seit 1842 (Gem.: Aragon; sein Sohn Javier ist Marq. Ahumada seit 1850; sein Br. Pedro Agustin Marq. von las Amarillas seit 1842).

3) Alburquerque, Graf 1373, Herzog 1464, bestätigt 1520 als Grande.

1) Beltrame I. de la Cueva 1464, † 1492. 2) Francisco I. Fernandez. 3) Beltrame II. 1534, † 1559. 4) Francisco II. Fernandez. 5) Gabriel, Br. 1564, † 1571. 6) Beltrame III., Sohn Diego's, Enkel des 2. Herzogs, † 1612. 7) Francisco III. Fernandez. 8) Francisco IV. Fernandez, † 1676. 9) Melchor, Br., † 1686. 10) Francisco V. Fernandez, † 1733. 11) Francisco VI., † 1762. 12) Pedro 1769. 13) Miguel 1777; 1784, † vor 1804 (G. Gaetana de la Cerda). 14) José 1804, † 1811. 15) Alfonso, Oheim, † 1813. An den Marques von Alcañices als Nachkommen des Ambrosio Cayetan Spinola, Marq. von los Balbases, und der Ana Catalina de la Cueva, Tochter des 10. Herzogs.

4) Alcalá de los Gazules 1558.

1) Perafan Enriquez de Ribera, Sohn Fadrique's, 2. Marq. von Tarifa 1558. 2) Fernando I., Br. (dessen Sohn Fernando, 4. Marq. Tarifa, starb vor ihm; es folgte daher der Enkel:) 3) Fernando II. † 1636 (dessen gleichnamiger Sohn, 6. Marq. Tarifa, gleichfalls vor dem Vater starb). 4) Ana Maria Luisa Portocarrero, T. Pedro's, Bruders des 3. Herzogs, vermählt mit Antonio Juan de la Cerda, 7. Herzoge von Medinaceli, dessen Nachkommen erben.

5) la Alcudia, 1. Cl. 1792.

1) Manuel Godoy Alvarez de Faria, geb. 1767, Sohn des José Godoy und der Maria Antonietta Alvarez de Faria; Herzog und Grande 1792; Principe de la Paz (wegen des basler Friedens) 1795; Almirante von Spanien und Indien mit dem Prädicat Hoheit 1807, Herzog von Sueca 1803, † 1851 (Gem. a. Carolina Josefa Antonia von Bourbon, Gräfin von Chinchon 1797, gest. 1828. b. Daneben (!), vermählt 1829, Josefa Tudo y Catalá, Gräfin Castillofiel seit 1807, Fürstin von Bassano im Kirchenstaate, lebt noch; ihre Enkelin Maria Luisa Cristina, geb. 1839, heirathete 1859 den Prinzen Ernst von Looz). 2) Adolfo Ruspoli seit 1853, geb. 1822, S. von Carlotta Luisa Manuela, Tochter des Friedensfürsten aus erster Ehe, Herzogin von Sueca seit 1820, geb. 1800, und Camillo Fürst Ruspoli, Grafen von Chinchon und Herzog von Sueca durch seine Gattin († 1864); vermählt mit Rosalia Alvarez de Toledo, Tochter des Marques von Villafranca (Sohn Carlos Luis, geb. 1858). Von den Schwestern des Friedensfürsten heirathete Maria Romana den Grafen Manuel Candido Moreno, Grafen von Fuenteblanca, Maria Antonia den berüchtigten Virey von Mejico Michele la Grua aus dem Hause der Fürsten von Carini, Marchese von Branciforte, der zugleich zum Granden von Spanien erhoben ward; ihre Erbtochter Carlotta Luisa Garcia brachte den Marchesentitel von Branciforte ihrem Gemahl Carlo Inviciato zu. Von den Brüdern starb der älteste Luis ohne Titel mit Hinterlassung einer Tochter, der andere Diego, Herzog von Almodovar del Campo, heirathete die Josefa Dominga Catalá, Marq. von Quirra, Verwandte der zweiten Gemahlin seines Bruders, und starb, seines Titels entkleidet, 1843.

6) Algete, 1. Cl. 1734.

1) Cristobal Moscoso Cordoba Montemayor, Graf Torres 1683, geb. 1656, Herzog 1728, Grande 1734, † 1749. 2) Alfonso de Zayas y Guzman, sein Enkel 1764; 1777 (Gem. Ana Catalina de Mendoza, Gräfin von Sta. Cruz de los Manueles; ihr Sohn Cristobal, geb. 1748, vermählt mit Maria Ana Bonavides, † 1768 vor ihm; es folgt daher die Enkelin:) 3) Maria de las Mercedes Aldonza 1777, † um 1849 (Gem. Manuel Miguel de Osorio, Marq. von Alcañices). An Alcañices 1849.

7) Almazan.

1) Pedro Pablo de Abarca, Graf Aranda, geb. 1718, † 1799 (vergl. Aranda).

8) Almenara alta, 1. Cl. 1852.

(Miguel José Taverner Graf Darnius seit 1692 . . . Bernardin Luis 1777; Gem. Josefa Joaquina de Andrada, Erbin ihrer Schwester Maria Teresa, Marquesa von Villel . . . Juan Antonio Taverner y Brú 1797; 1817.) 1) Juan Antonio Fivaller y Taverner, Graf Darnius und Marq. Villel, Herzog 1852.

9) Almodovar del Rio, Marques 1663, Herzog und Grande 2. Cl. 1780.

(1. Marq. Juan Gongora 1663 . . . . 5. Ana Antonia, Tochter des Pedro Suarez de Gongora, † 1776 Gem. Fernando Lujan de Lujan y Silva; ihr Sohn Ignacio Juan Antonio, geb. 1721, † 1754, ward Vater von 1. Pedro Lujan y Gongora, Herzog 1780, † 1794 2. Gem. Maria Joaquina de Monserrate y Acuña Witwe 1804). Nachdem der Titel geruht, gegeben 1851 an Joaquin Fernandez de Cordoba y Pulido, Marques von la Puebla de los Infantes, mit Grandeza honoraria (vergl. Puebla de los Infantes).

10) Alva de Tormes, Herzog 1469, bestätigt 1520.

1) Garcia Alvarez de Toledo (Sohn des Fernando, ersten Grafen 1439) 1469, † 1488. 2) Fadrique I † nach 1510 (S. Garcia † 1510; daher folgt der Enkel:) 3) Fernando I., geb. 1508, der bekannte Herzog von „Alba," † 1582. 4) Fadrique II. † (S. Fernando Herzog von Huescar, welcher Titel 1563 für seinen Vater creirt ward, starb jung). 5) Antonio I., S. des Grafen Diego von Lerin, Enkel des 3. Herzogs, † 1639. 6) Fernando II. † 1661. 7) Antonio II. † 1690. 8) Antonio III. † 1701. 9) Antonio Martino † 1711 (S. Luis † 1709). 10) Francisco, Marques del Carpio S. des 7. Herzogs, † 1739. 11) Maria Teresa, geb. 1691, † 1755, Gem. Manuel José Maria de Silva Graf Galves, S. des 9. Herzogs von Infantado, † 1728 12) Fernando Simon de Silva y Mendoza † 1776 (Gem. 1731 Maria Bernardina de Braganza, Gräfin von Oropesa; S. Francisco da Paulo, † 1770 kinderlos; seine Witwe Mariana de Silva von Santa Cruz heirathet hernach den Grafen von Fuentes). 13) Maria del Pilar Teresa Gaetana, Tochter, † vor 1804 (Gem. 1775

José Alvarez de Toledo, Marques von Villafranca, † 1796). Ihre Erben waren die Nachkommen der 1716 geb. Maria Teresa, Tochter der 11. Herzogin und ihres Gemahls, des Herzogs von Berwick; eine andere Tante Maria Ana war an den letzten Herzog von Medinasidonia vermählt (s. Berwick).

11) del Arco, 1. Cl. 1715 und 1770.

1) Alfonso Manrique (Sohn Pedro's von Arquillo), Graf Montehermoso und Herr von Galisteo, von welchem letzteren Orte sein Ahnherr Gabriel, Graf von Osorno 1451, einen Herzogstitel empfing, Grande auf Lebenszeit 1714, 1. Cl. 1715, † 1737 (Gem. Mariana de las Casas, Gräfin von Montenuevo). 2) Luis Manuel Laso de la Vega, geb. 1699, Sohn des Thomas, 4. Grafen von Puertollano, und der Maria Manrique, Schwester des ersten Herzogs, † 1768. 3) Francisco † 1804/6 (Gem. Josefa de Silva von Cifuentes). 4) Maria Andrea, Marquesa von Miranda del Auta, Herzogin 1807 †. Gem. 1773 Alfonso de Solis, Graf Saldueña, Erstgeborener des Herzogs von Montellano (s. Montellano). Bei Fernan-Nuñez.

12) Arcos 1484 (1494), bestätigt 1520.

Rodrigo Ponce de Leon, Herzog von Cadiz 1484, † 1492; seine Tochter Francisca heirathet den Luis Ponce de Leon, Marques von Zara, ihr Sohn 1) Rodrigo I., bestätigt 1498 als Herzog von Arcos. 2) Luis Cristoval. 3) Rodrigo II., dessen S. Luis, Marques von Zara, vor dem Vater starb; es folgte der Enkel 4) Rodrigo III. † 1658. 5) Francisco I. (sein älterer Bruder Luis von Zara starb jung) † 1673. 6) Manuel, Br., † 1693 (Gem. 1665 Maria de Guadelupe, Herzogin von Aveyro in Portugal, † 1673). 7) Joaquin I. da Guadelupe, auch Herzog von Baños 1699, † 1729 (sein Br. Gabriel, Grande 1698, ward Herzog von Aveyro in Portugal, von Baños in Spanien 1715, † 1745; dessen Tochter [† 1771] heirathet den unglücklichen José Mascarenhas, Herzog von Aveyro, † 1759; vergl. die Grandes von Portugal; der Titel von Baños kam 1745 auf seinen Neffen Antonio). 8) Alfonso † 1737. 9) Joaquin II., Br., † 1743. 10) Manuel, Br., † 1744. 11) Francisco II., Br., † 1763 (Gem. Maria del Rosario Fernandez de Cordoba von Medinaceli † 1773). 12) Antonio, Br., seit 1751 bestätigt als Herzog von Baños, starb nach 1777 (vor 1794) (Gem. Maria Luisa de Carbajal von Abrantes; Töchter: Maria de la Concepcion, Gattin des 14. Herzogs von Medinaceli, und Maria del Carmen, Gattin des Grafen Vincente von Trastamara). Der Titel wird jetzt vom Herzoge von Osuna geführt.

13) Arion, 1. Cl. 1725.

1) Baldasar de Zuñiga, Marques von Valera, Sohn des 9. Herzogs von Bejar 1725, † 1727. 2) Francisco Pimentel Vigil de Quiñones, Sohn des 13. Herzogs von Benavente, Enkel der Manuela de Zuñiga, Schwester des 1. Herzogs, resignirt 1752. 3) Br. Ignacio † 1767. 4) Martin Velasco, jüngerer Sohn der Manuela Pimentel, Vatersschwester des 3. Herzogs († 1759) und des 10. Herzogs von Frias, hernach seit 1771 Herzog von Frias, † 1776. An Frias-Uzeda; dann an den Marques von Malpica und Mancera Manuel Antonio Fernandez de Cordoba, Gemahl der Maria Teresa Pacheco, Schwester des 13. Herzogs von Frias; ihr Sohn Manuel Joaquin Fernandez de Cordoba y Pimentel seit 1848.

14) Atrisco 1704.

1) José Sarmiento Valladares seit 1704 (vermählt in zweiter Ehe mit der 3. Gräfin von Motezuma). 2) Bernardina; Gem. a. Felix de Velasco von Fuensalida, † 1734. b. Melchor de Solis y Gand, Sohn des 2. Herzogs von Montellano, geb. 1695, Herzog von Atrisco, † 1744. An Altamira.

Aveyro, s. Arcos und Grandes von Portugal.

15) Baena, 1. Cl. 1566.

1) Gonsalvo Fernandez de Cordoba, Herzog von Sessa und Graf von Cabra 1565 und 1566, † 1578. 2) Schw. Francisca † 1597 (Gem. Alfonso Zuñiga, Marq. Gibraleon). 3) Antonio I. de Cardona, S. des 2. Herzogs von Soma und der Beatriz, Schwester des 1. Herzogs, † 1606. 4) Luis † 1642. 5) Antonio II. † 1659. 6) Francisco † 1688 (sein Erstgeborener Francisco, Graf von Cabra, † 1685). 7) Felix † 1709. 8) Francisco Javier † 1750 (sein Sohn Francisco Javier, Graf Cabra, starb jung). 9) Ventura Francisca † vor 1771 (Gem. a. 1731 Ventura Osorio, Graf von Altamira. b. José de Guzman, Graf von Oñate, Titularherzog von Baena, † 1783). An Altamira.

Der Titel gegeben 1859 an Maria Rosalia Luisa Osorio Moscoso Carbajal Ponce de Leon y Queralt, Gemahlin des Grafen Vicente Pio Osorio von Altamira.

16) Bailén, 1. Cl. 1833.

1) Francisco Javier Castaños 1833, † 1852. 2) Luis Carondelet, Baron Carondelet, Sohn des Barons Louis Hector (geb. 1772, † 1856), und der Maria Castaños y Aragorri, seit 1852.

17) Baños 1699 und 1751.

Siehe Arcos.

18) Bejar 1485, bestätigt 1520.

1) Alvaro I. de Zuñiga 1485, † 1488 (Sohn Pedro, Graf Bañares, † 1484; es folgt der Enkel) 2) Alvaro II. † 1532. 3) Teresa, T. des Marques Francisco von Ayamonte, Bruders des 2. Herzogs, † 1565 (Gem. Francisco de Sotomayor, 5. Graf Belalcazar, † 1544). 4) Francisco Zuñiga, Sohn, † 1580. 5) Francisco Diego Lopez I. † 1601. 6) Alfonso Diego Lopez † 1619. 7) Francisco Diego Lopez II. 8) Alfonso. 9) Juan, Br. 10) Manuel Diego Lopez † 1686. 11) Juan Manuel, auch Herzog von Mandas in Sardinien, † 1701 (sein Nachkomme, der Herzog von Osuna, hatte 1790 auf Sardinien 97,623 Unterthanen). 12) Antonio Francisco † 1747 (dreimal vermählt; seine

Witwe Maria Ana Borja von Gandia † 1748). 13) Joaquin Alvaro † 1777 (Gem. Leopoldine Elisabeth Charlotte von Lothringen). Da seine Schwester Ana Maria, obgleich zweimal vermählt (mit Gines de Castro, Grafen von Lemus, und mit Nicolas Carbajal, Grafen von Sarria), kinderlos vor ihm starb, fiel das Grandat 1777 an die Nachkommen der Manuela, T. des 9. Herzogs, d. h. an die Herzoge von Benavente (s. diese).

19) Benavente, Graf-Herzog (1461), bestätigt 1520; 1. Cl. 1752.

Fadrique de Castilla, Sohn des Königs Heinrich II. 1369, † gefangen. 1) Graf Juan Alfonso Pimentel 1398, † 1420. 2) Rodrigo I. † 1440 (S. Juan † 1437). 3) Alfonso I., Br., † c. 1461. 4) Rodrigo II., Graf-Herzog 1473, † 1499. 5) Alfonso II. (sein ältester Sohn Rodrigo, Graf von Mayorga, starb vor ihm). 6) Antonio I. 7) Luis † 1576. 8) Juan, Br., † 1621. 9) Antonio II. 10) Juan Francisco (Br. Rodrigo, Marques Viana, † 1679). 11) Antonio III. Alfonso Pimentel Vigil de Quiñones † 1677 (sein Erstgeborener, Caspar, Graf Luna, starb vor ihm). 12) Francisco Casimiro Antonio † 1709 (Gem. 1677 Manuela Zuñiga, T. des 9. Herzogs von Bejar; ihr Erstgeborener, Francisco Antonio, Graf Luna, starb gleich 1677). 13) Antonio Francisco † 1752 (Gem. a. Ignacia Borja y Centelles von Gandia. b. Maria Felipa de Hoornes y Oudekerke † 1725 kinderlos. Sein Erstgeborener, Manuel, Graf Luna, starb vermählt, aber kinderlos 1735). 14) Francisco, Herzog von Arion, 1727 (welchen Titel er 1752 seinem jüngern Bruder Ignacio abtritt), † 1767 (Gem. a. Francisca Benavides y la Cueva von Santisteban † 1735. b. Maria Faustina Tellez Giron, T. des 7. Herzogs von Osuna. Ihr einziger Sohn, Antonio Francisco Faustino, geb. 1753, Graf von Mayorga, starb jung). 15) Maria Josefa Agustina, geb. 1752, Herzogin von Benavente, Bejar, Gandia und Arcos, starb nach 1808. Gem. Pedro Alcantara Tellez Giron, Marques von Peñafiel, später 9. Herzog von Osuna, † 1807. An Osuna.

20) Berwick, Grande 1. Cl. 1704; Herzog von Liria 1707.

Dies Spanien ursprünglich fremde Geschlecht hat durch Heirathen jetzt eine solche Menge spanischer Grandate vereinigt, daß es nunmehr dort zu den mächtigsten zählt; es besitzt fünf Herzogstitel (Alva de Tormes, Berwick, Liria, Montoro und Olivares), acht Marquestitel (darunter den del Carpio mit Grandeza) und neun Grafentitel (Lemus und Monterey mit Grandeza). 1) Jago (James) Fitz-James, natürlicher Sohn Jacob's II. von England und der Arabella Churchill, geb. 1671, englischer Peer als Baron Bosworth, Earl of Tinmouth und Duke of Berwick upon Tweed 1687, verbannt 1688; Grand 1. Cl. 1704, Herzog von Liria und Xerica 1707, Herzog von Fitz-James-Warty in Frankreich 1710, † 1734 (Gem. a. 1695 Honoria de Burgh von Clanricarde † 1698, Mutter des 2. Herzogs. b. Anna Bulkeley, von der u. a. Jacques Fitz-James, Erbe des französischen Titels, † 1721, François, Bischof von Soissons, Duc 1721, † 1764, und Charles, Duc 1764, † 1787, Vater von Jean Charles, Duc, Großvater von Edouard, Duc, † 1838, dessen Enkel Jacques Edouard, geb. 1827 [Sohn des Duc Jacques, geb. 1799, † 1846], gegenwärtig Duc de Fitz-James ist). 2) Jago Francisco, Herzog von Liria, † 1738 (Gem. 1717 Catalina Ventura Colon, Erbin des Herzogthums Veraguas, † 1739, Witwe des Grafen Francisco de Toledo von Villada, Mutter von Pedro, geb. 1720, Marques von S. Leonardo seit 1764—1800, starb vor 1804, ohne Kinder von Maria Benita de Rozas y Drummond; Ventura, geb. 1727, starb kinderlos, vermählt mit Maria Cagigal, und:) 3) Jago (Jaime, Santiago) Carlos Francisco, geb. 1718, † 1785 (Gem. Maria Teresa de Toledo, Tochter der 11. Herzogin von Alva de Tormes, durch welche Ehe die Berwick schließlich das Herzogthum Alva mit Zubehör erwarben). 4) Jago Carlos Bernardin (früher Marques von Jamaica, irrig Fernando genannt) † 1787 (Gem. 1771 Carolina Augusta von Stolberg-Gedern, † 1829). 5) Jago Carlos Miguel, Herzog von Alva 1804, † 1831. 6) Jago José, Br., geb. 1773, † 1847 (Gem. Rosalia de Ventimiglia y Moncada von Grammonte). 7) Jago Luis Rafael seit 1847 (Gem. Maria Francisca de Sales Palafox y Kirkpatrick, Herzogin von Peñaranda, Gräfin von Montijo, Schwester der Kaiserin der Franzosen, † 1860; Sohn Jago Enrique, Graf von Galve seit 1849).

21) Bournonville, 1. Cl. 1715.

Ursprünglich französische Duché-pairie für Alexandre I. de Bournonville, Eduard's Sohn, 1600 creirt; er starb 1656. Sein ältester Sohn, Ambroise François, erhielt 1658 den Titel bestätigt; da derselbe indessen nicht einregistrirt ward, erlosch er 1693 mit seinem Tode. Von dessen Brüdern ward 1) Alexandre II. 1658 Grande von Spanien und belgischer Fürst; ihm folgte 2) sein S. Alexandre III. Albert François Barthélémi 1682, † 1705; diesem 3) Philippe Alexandre IV. (Sohn des Alexandre Hippolyte, † 1690, und Enkel des ersten Duc), Grande 1. Cl. 1715, † 1727. 4) Michel Joseph (Sohn des Jean François Benjamin † 1718, Enkel des 1. Duc) † 1752. 5) Wolfgang Guillaume, Marquis de Sars, Br., † 1754 (resignirt wol gleich den Titel seinem Sohne; sein Neffe François Antoine Galderich, Marques Roupit, hinterließ Nachkommen, z. B. François Salvator, Vicomte Jauche, † 1769). 6) François Albert Charles Seraphicus † um 1770 (Gem. 1718 Benoite Charlotte von Ursel). 7) Maximilien Casimir, Br., Herzog 1777 † (Gem. Faustina de Lède; sein Sohn André † jung; sein Bruder, Graf Wolfgang Joseph Maurice, erhielt 1769 persönliche Grandeza und † um 1784). 8) Mariana (Gem. Pedro Pablo de Abarca, Graf von Aranda). An Aranda und von da an Hijar (s. dies.).

22) Camiña, Herzog und Grande auf Lebenszeit 1619, für ewig 1641 (bestätigt 1660).

1) Miguel I. Meneses y Noroña, 6. Marques Villareal 1619. 2) Luis, Br., resignirt seinem Sohne.

3) Miguel II. † 1641. 4) Maria Beatriz, Schw., Witwe des ersten Herzogs, heirathet dann den Pedro Portocarrero, 8. Grafen von Medellin. 5) Pedro Damiano Luitgardo Portocarrero, 9. Graf von Medellin 1662, † 1716 (Schw. Luisa Feliciana heirathet Miguel Francisco de Moncada, 5. Marq. von Aytona, † 1674). An Aytona und von da an Medinaceli (s. dies.).

23) Cardona 1491; bestätigt 1520.

Grafen: a. Hugo II. Folch de Cardona 1375, † 1400. b. Juan Ramon I. c. Juan Ramon II. † 1471. d. Juan Ramon III. † 1486. (e.) 1) Juan Ramon IV., Herzog 1491, † 1513. 2) Fernando † 1543. 3) Juana (Gem. Alfonso de Aragon, 2. Herzog von Segorbe, † 1563). An Segorbe und von da an Medinaceli.

24) Castro-Enriquez 1858.

1) Maria de la Cruz Alvarez Alonso Yañez Canton seit 1858.

25) Castroterreño, 2. Cl. 1825.

1) Prudencio de Guadalfajara y Aguilera, 2. Graf 1825, † 1857. 2) Witwe Maria Amalia de Aguirre Zuazo y Acedo, Marquesa Montehermoso seit 1818, folgt 1857.

26) la Conquista, 1. Cl. 1847.

Pedro de Castro y Figueroa, Marques Graciareal und 1710 Graf la Conquista, Herzog (Titel von Neapel) 1735, † 1741; ihm folgte sein Sohn Bernardin, † 1777, und sein Enkel Pedro, von dem weiblicherseits herstammt: 1) José Maria Villaroel, Marques Graciareal, Herzog la Conquista, bestätigt 1849, † 1855. 2) Luis Carlos, bestätigt 1858 als Herzog; sein Sohn Fernando heißt, gleichfalls seit 1858, Vizconde von la Frontera.

27) Escalona 1472 (angeblich bestätigt 1520).

1) Juan Lopez Pacheco, Marques von Villena 1472, † 1474. 2) Diego I. † 1529. 3) Diego II. † 1556. 4) Francisco † 1574. 5) Juan † 1615. 6) Felipe Juan † 1633. 7) Diego III., Br., † 1655. 8) Juan Manuel † 1725. (Sein Sohn Vincenzo, Marques von Moya, † 1687 jung, ein anderer Marciano, geb. 1688, † 1743, ward durch Heirath Marques von Bedmar, und seine Nachkommen erbten 1759 das Herzogthum Escalona.) 9) Mercurio, geb. 1679, † 1738. 10) Andrés † 1746 (Gem. a. Ana Nicolosa de Portugal von Oropesa. b. 1731 Maria Isabel Pacheco Giron von Uzeda). 11) Maria Ana † 1759 (Gem. a. Juan Lopez Pacheco, ihr Oheim, † 1751. b. Felipe Neri Silva y Mendoza, Sohn des Herzogs von Infantado, † 1758). 12) Felipe, Marques von Bedmar (s. dass.) 1759 – 1777 † vor 1804 (Gem. Maria Luisa Centurion von Estepa). 13) Ana Maria Luisa, T., Herzogin durch Resignation ihres Vaters, † vor 1777 (Gem. Manuel José Pacheco Giron, Sohn des 6. Herzogs von Uzeda; Titularherzog und Grande 1777 †).

An Frias, als Erbe des letzten Titularherzogs, wol erst nach dem Tode des 12. Herzogs; Titel seit 1858 an Francisco da Borja Tellez Giron Fernandez de Velasco, Marques von Villena, Graf Alvadeliste.

28) Feria, Graf 1460, Herzog 1567; 1. Cl. bestätigt 1655.

a. Lorenzo II. Suarez de Figueroa, Graf 1460. b. Enkel Lorenzo III. 1518, † 1528. c. Pedro † 1551. (d.) 1) Gomez I., Herzog 1567, † 1571. 2) Lorenzo (IV.) I. † 1607. 3) Gomez II. † 1634. 4) Lorenzo II. † 1634. 5) Alfonso, Marques von Priego, S. von Pedro, Enkel des Alfonso, Bruders des 1. Herzogs, † 1645. 6) Luis Ignacio, Grande 1. Cl. 1655, † 1665. 7) Luis Francisco Mauricio † 1700. 8) Nicolas, Br., Herzog von Medinaceli 1711, † 1739. An Medinaceli (s. dass.).

29) Fernan-Nuñez, Graf und Grand 1728 und 1739, Herzog 1817.

Grafen: a. Alfonso Eustacio de los Rios y Angulo, Graf 1639. b. Ana Antonia, Enkelin, Tochter der Aldonza de los Rios und des Diego Quesada, vermählt mit Diego Gutierrez de los Rios. c. Francisco. d. Pedro, Grande 1728, † 1734. (e.) 1) José, Grande 1739, † 1745 (Gem. 1739 Marie Armande von Rohan-Chabot † 1750). 2) Carlos José 1745—1796, † vor 1804 (zweite Gem. und Witwe Maria de la Esclavitud Sarmiento Caceres y Quiñones von la Higuera de Vargas; ihr jüngerer Sohn José, Graf los Rios 1814, Marques de Escalonias 1850, † 1857; ihm folgte dann sein S. Manuel). 3) Carlos, geb. 1778, Graf 1804, Herzog von Montellano und Arco 1817 durch seine Gem. Maria Vincenta Solis Laso de la Vega †. 4) Francisca de Asis † 1848 (Gem. Felipe Maria de Osorio, Marques von las Minas und Graf von Cervellon, † 1859). 5) Maria del Pilar Loreto Osorio y Gutierrez de los Rios seit 1848 (Gem. Manuel Falcó y Valcarrel, Herzog von Montellano durch seine Ehe).

30) Frias 1492, bestätigt 1520.

a. Pedro Fernandez de Velasco, Graf Haro 1430, † 1466. b. Pedro, erblicher Condestable von Castilien 1472, † 1492. (c.) 1) Bernardino I., Herzog 1492, † 1512. 2) Iñigo I., Br., † 1528. 3) Pedro † 1537. 4) Iñigo II., Sohn des Juan, Marques von Berlanga, Enkel des 2. Herzogs. 5) Juan † 1613. 6) Bernardino II. † 1652. 7) Iñigo Melchor † 1696. 8) José, S. des Luis Francisco Baltasar, Marques von Jodar, Bruders des 7. Herzogs, † 1713. 9) Bernardino Fernando † 1727. 10) Agustino, Graf del Fresno, Sohn des Pedro Fernando, Enkel des Luis, Urenkel des 5. Herzogs, bereits Grande als Graf von Peñaranda de Bracamonte, † 1741 (Gem. Manuela Pimentel von Benavente † 1754). 11) Bernardino III., geb. 1707, † 1771 (Gem. Ana Maria Tellez Giron). 12) Martin, Herzog von Arion 1767, † 1776 (Gem. Isabela Maria Spinola, Fürstin von Molfetta, Erbtochter des Herzogs Francesco Maria von S. Pietro, † 1783). 13) Diego

Fernandez de Velasco Pacheco y Giron, Sohn des Andrés Pacheco, 7. Herzogs von Uzeda und der Maria de la Concepcion Velasco, Tochter des 11. Herzogs von Frias, hernach auch Herzog von Uzeda, † 1811. (Seine Schw. Maria Teresa erbt den Titel von Arion und bringt ihn ihrem Gemahl Manuel Antonio Fernandez de Cordoba, Marques von Malpica, zu; des 13. Herzogs Gem. ist: Francisca da Paula Benavides.) 14) Bernardino IV., resignirt seine Titel 1848, † 1852 (Gem. a. Maria Ana Silva von Sta. Cruz, von der sein Nachfolger und zwei Töchter: Ana Valentina, Gräfin Luna und Peñaranda, Grande 1. Cl. 1847, † 1852, Gem. des José Antonio Aragon y Azlor, Herzogs von Villahermosa [† 1853], und Bernardina, Herzogin von Uzeda seit 1848, Gräfin von Peñaranda de Bracamonte seit 1859. b. Maria de la Piedad Roca y Togores von Pinohermoso. c. Ana Jaspe y Macios, von der Fabrique Guillermo Costantino Hernan, Graf Castilnovo seit 1848). 15) José Maria Bernardino Silverio, Marques Belmonte 1849; seit 1852 (heir. in zweiter Ehe den 12. Oct. 1864 Victoria, Tochter des Componisten William Michael Balfe, geschieden von Sir J. F. T. Crampton; aus erster Ehe mit einer Giron stammen: Francisco da Borja, Herzog von Escalona seit 1858, und Maria del Rosario, Gräfin von Luna seit 1860).

31) Gandia 1483, bestätigt 1520.

1) Pedro Luis Borja, Sohn des Papstes Alexander VI., 1483. 2) Juan I., Br., † 1497. 3) Juan II. 1510. 4) Francisco I., geb. 1510, resignirt, Jesuit 1551, † 1571. 5) Carlos I. 6) Francisco II. 7) Carlos II. 8) Francisco III. 9) Francisco Carlos. 10) Pascual Francisco † 1716 (Br. Luis, heir. Maria Antonia Pimentel, Herzogin von Ciudadreal). 11) Luis Ignacio † 1740 (Schwestern: Maria Ignacia, Gattin des Antonio Francisco Pimentel, Herzogs von Benavente, und Maria Ana, † 1748, Gattin erst des Luis von Santisteban, † 1706, dann des Antonio Francisco, Herzogs von Bejar). An Benavente und von da an Osuna.

32) Gor 1803.

a. Antonio I. Alvarez de Bohorques, Vizconde Caparacena, Marques Trujillos seit 1629. b. Alfonso I. c. Antonio II. d. Nicolas Antonio (Gem. Maria Antonia Gräfin Torrepalma). e. Alfonso II. † 1767 (Gem. Maria Fausta Velez Ladron Guevara). f. Nicolas 1777 (Gem. 1768 Teresa Barrabas). (g.) 1) Nicolas Mauricio, geb. um 1769, Herzog 1803 (Gem. Maria del Carmen Chacon Carrillo Albornoz, Witwe 1839, Mutter des 2. und 3. Herzogs, des José Nicanor, Alfonso Vito, der Maria Josefa Eugenia, Gräfin von Viamanuel, und der Maria de la Encarnacion). 2) Manuel Inocente † 1848. 3) Mauricio Cirilo, Br., † 1853 (Gem. Maria de la O'Jacoba Guiralbez y Cañas, Gräfin Valloria und Lerida seit 1856). 4) Mauricio seit 1853 (Schwester Maria del Carmen, Gräfin Sta. Isabel mit Grandeza 2. Cl. seit 1855; sein Sohn ist Nicolas Alvarez de las Asturias y Bohorques, Graf Lerida 1856).

33) Granada de Ega, 1. Cl. 1729.

1) Juan de Idiaquez y Eguia seit 1729, † 1736 (Gem. Mariana de Velasco). 2) Antonio de Idiaquez y Garnica, Sohn des Pedro, Bruders des ersten Herzogs, bestätigt 1747, † 1762 (Gem. Maria Isabel Aznarez Garro y Navarro † 1754). 3) Ignacio (sein älterer Bruder Francisco Javier resignirt und wird Jesuit) † 1769 (Gem. Maria Josefa de Palafox von Lazan; jüngere Söhne: Manuel und Ignacio). 4) Francisco da Borja 1769 — 1809 (Gem. Maria Agustina de Carbajal von Abrantes). 5) Francisco Javier I., † um 1850 (Gem. . . Azlor y Aragon). 6) Francisco Javier II. seit 1850.

Eine andere Linie der Idiaquez führte den Herzogstitel von Ciudadreal ohne Grandeza, da der Besitz im Mailändischen lag; es folgten sich darin: 1) Alfonso Idiaquez Butron y Mojica, Graf von Biandra, geb. 1565, † 1618 (Gem. Juana Robles). 2) Juan Alfonso † 1653 (Gem. Ana Maria de Alava y Guevara, Gräfin Triviana). 3) Francisco, † 1687 (Gem. Francisca de Borja, 7. Fürstin von Squillace in Neapel, Witwe des Miguel de Aragon, Grafen von Luna, † 1693). 4) Fernando Francisco, 8. Fürst von Squillace (Gem. 1682 Francisca de Guzman, Gräfin von Villa umbrosa). 5) Juana Maria, Schw. † 1712 (Gem. a. Antonio Pimentel Ibarra, 4. Marques Taracena, † 1686. b. Manuel Pimentel, 4. Marques von Malpica; aus erster Ehe stammte) 6) Maria Antonia Pimentel † 1728 (Gem. Luis Borja, Sohn des 10. Herzogs von Gandia). 7) V. Ana Maria de Orozco (Gem. Vincente Osorio, Sohn des Grafen von Villanueva de Cañedo, Graf von Mortara). 8) Joaquin Osorio y Orozco, Graf von Mortara, Grand seit 1765; 1780 (Gem. Rafaela Laso de la Vega von Arco, lebt als Witwe 1804). 9) Benito 1769; 1780, letzter Herzog von Ciudadreal, welcher Titel mit ihm erlosch, † vor 1795 (Gem. Josefa Gilaberta Carros y Centelles). Das Fürstenthum Squillace war schon zuvor von dem Hause de Gregorio in Messina erworben worden. Leopoldo de Gregorio erhielt davon 1744 den Marchese-Titel, den noch seine Nachkommen, die Fürsten von S. Elia, führen; gegenwärtig sein Urenkel Giuseppe, jüngerer Bruder des Muzio, dritten Fürsten von S. Elia.

34) Hijar 1483, 1599 (auch Graf-Herzog von Aliaga) und 1654.

1) Juan Fernandez de Hijar, Graf Aliaga 1465, Herzog von Hijar 1483 und Aliaga 1487, entsetzt 1493. 2) Luis, Graf von Belchite, Herzog 1498, † 1517 (sein Sohn Juan † vor ihm; sein Titel ward confiscirt, obgleich sein Enkel Luis ihn beanspruchte, und erst erneuert für seinen Urenkel) 3) Juan Francisco Cristobal Luis 1599, † 1614. 4) Isabel Margareta (Gem. 1622 Rodrigo Sarmiento de Silva Villadrada, Graf von Salinas). 5) Jaime Francisco Victorio † 1710 (Söhne: Jaime Fernando, Graf Belchite, † jung; Thomas, Graf Rivadeo, † jung; Francisco, Graf Rivadeo, geb. 1683, † 1697). 6) Juana Petro-

nila, geb. 1666, † 1731 (Gem. a. 1688 Fadrique de Silva, 3. Marques Orani, † 1700, b. Ferdinando Pignatelli, Fürst von S. Marco, † 1729; aus erster Ehe außer dem Nachfolger: Antonio, vermählt mit der Gräfin Carlet, und Jaime, durch seine Gattin Titularherzog von Aremberg-Barbançon; s. fremde Grandes). 7) Isidro de Silva † nach 1754 (Gem. a. Maria Luisa Moncada von Aytona; b. Prudencia Portocarrero von Montijo; sein Erstgeborener Joaquin Diego, Herzog von Aliaga, † um 1754 vor ihm, vermählt mit Maria Engracia de Abarca, präsumtiven Erbin ihres Bruders, des Herzogs von Almazan und Grafen Aranda, † 1784). 8) Pedro Alcantara, Herzog von Aliaga seit 1754, in Hijar 1769—1807 (Gem. Rafaela Palafox von Ariza; Kinder: Francisca Javeria, Gräfin von Aranda; Francisco, Herzog von Aliaga 1770, † jung; Juan, Marques Sobroso, und seine beiden Nachfolger). 9) Agustino, früher Herzog von Aliaga, † 1835 (Gem. 1792 Fernanda Maria Fitz-James von Berwick, † 1852). 10) José Rafael Fadrique I., Graf von Aranda und Herzog von Hijar 1835, † 1851 (Gem. ... Centurion). 11) José Rafael Fadrique II. † 1863. Ueber das Fortleben des Titels ist bis jetzt Nichts bekannt.

35) Huescar 1563.

1) Fadrique de Toledo, Erstgeborener des Herzogs von Alva de Tormes 1563. Der Titel, den ältesten Söhnen der Herzoge von Alva zustehend, ruht jetzt.

36) del Infantado 1475, bestätigt 1520.

1) Diego I. Hurtado de Mendoza 1475, † 1479. 2) Iñigo I. † 1500. 3) Diego II. † 1531. 4) Iñigo II. † 1566 (S. Diego, Graf Saldaña, † 1566, ein halb Jahr vor ihm, daher folgt der Enkel) 5) Iñigo III. † 1601. 6) Ana † nach 1619 (Gem. a. Rodrigo, ihr Oheim. b. Juan Hurtado de Mendoza; die einzige Tochter zweiter Ehe, Luisa, Gräfin von Saldaña, † 1619, verm. mit Diego Gomez de Sandoval, Sohn des ersten Herzogs von Lerma [† 1632]; ihr Sohn:) 7) Rodrigo Diaz de Bivar Gomez de Sandoval y Mendoza, geb. 1614, † 1657. 8) Catalina, Schw. † 1686 (Gem. Ruy de Silva, 4. Herzog von Pastrana; † 1675). 9) Gregorio Maria Domingo de Silva † 1693 (sein jüngerer Sohn Manuel Maria José, Graf von Galves, † 1728, heirathet die Erbin von Alva). 10) Juan de Dios geb. 1672, † 1737 (Gem. Maria Teresa de los Rios). 11) Maria Francisca Alfonsina † 1770 (Gem. Miguel de Toledo, Marques von Tavara und Velada; ihr Sohn Felipe Neri [† 1758] heirathet die Mariana Pacheco, 11. Herzogin von Escalona). 12) Pedro Alcantara I. de Toledo † 1790 (zweite Gem. 1758 Maria Anna Victoria von Salm-Salm; ihre Tochter Maria Leopoldina, geb. 1760, † 1792, heir. a. Francisco de Asis Silva Bazan, Marques del Viso. b. 1783 Frédéric Auguste, Herzog von Beaufort-Spontin, † 1817; aus dieser Ehe stammten: Pierre Marie Ignace, geb. 1787, † 1796, und Française Philippe Thomase, geb. 1785, † 1830, vermählt 1803 mit dem 10. Herzoge von Osuna; ihr Sohn erbte in Folge dieser Verwandtschaft 1841 das Herzogthum Infantado gegen den Protest des Bastards Manuel de Toledo). 13) Pedro Alcantara II., geb. 1771, † 1833. 14) Manuel, Br., geb. 1772, † 1841. An Osuna.

37) Lecera, 1. Cl. 1599.

Bei Hijar.

38) Lerma 1599.

1) Francisco I. Gomez de Sandoval y Rojas 1599, † 1625 (sein Erstgeborener Cristobal, Herzog von Uzeda 1620, † 1624; es folgte daher der Enkel:) 2) Francisco II. † 1635. 3) Maria Ana (ihre Schwester Felicia, † 1671, erbt Uzeda), depossedirt 1643, † 1658 (Gem. Luis de Aragon, 6. Herzog von Segorbe). 4) Ambrosio de Aragon † 1660. 5) Diego, Sohn des Diego, Grafen von Saldaña († 1632), Enkel des ersten Herzogs, † 1668. 6) Catalina, Schw., Herzogin von Infantado seit 1657, † 1686 (s. Infantado).

39) Liñares 1669.

Früher portugiesischer Titel für: 1) Fernando de Noronha † 1659. 2) Miguel, in Portugal depossedirt 1669, † 1703. 3) José Antonio, Br. 4) Juana (Gem. Agustin d'Alencastre, 2. Herzog von Abrantes). An Abrantes.

40) Liria und Exerica 1707.

Vergl. Berwick.

41) Losada 1760.

1) José Fernandez de Miranda, Sohn des 3. Grafen von Valdecarzana, 1760, † 1783. (Sein Erbe soll angeblich sein auf den Antillen lebender Verwandter Manuel de Losada geworden sein, dessen Sohn Isaak, in England lebend, vermählt mit seiner 1837 verstorbenen Cousine Lydia, 1848 als Herzog von Lousada und Grande 1. Cl. anerkannt sein will; sein ältester Sohn Manuel nennt sich Marques Lousada, der zweite Francisco, geb. 1815, vermählt mit Marianna Wolseley, hat das Indigenat von Toscana und drei Söhne: Horatio, Ernest und Francis). In Spanien gilt der Titel für erloschen, da er nur wol persönlich war, und die angeblichen Erben im Auslande leben.

42) Maqueda 1520.

1) Diego de Cárdenas 1520, † 1542. 2) Bernardin I. 1550. 3) Bernardin II., Enkel, S. des Bernardin, Marques von Elche, † 1601 (sein Erstgeborener Bernardin von Elche † 1599). 4) Jorge † 1644. 5) Jaime Manuel Manrique, Br., auch Herzog von Najera, † 1652. 6) Francisco Maria de Monserrate † 1656. 7) D. Teresa Antonietta Maria de Mendoza, Tochter des Juan Andrés, Marques von Cañete und der Maria de Cárdenas, der 1628 gestorbenen Tochter des 3. Herzogs (dreimal vermählt, doch kinderlos). Ihr Schwestersohn Antonio Manrique de Velasco, Herzog von Najera, beansprucht auch Maqueda, doch erhielt dasselbe 1668: 8) Maria de Guadelupe de Alencastre, Tochter des Herzogs Jorge von Aveyro und der Ana Maria Manrique de Cárdenas, einzigen Tochter

des 3. Herzogs, die 1660 starb, † 1673 (Gem. Manuel Ponce de Leon, 6. Herzog von Arcos, † 1693). An Arcos und Osuna.

Aus dem Hause de Cárdenas ward Alfonso 1723 von Kaiser Karl VI. zum Reichsfürsten erhoben; er lebte in Wien und starb unbeerbt 1734.

43) Medinaceli, erst Graf, Herzog 1479, bestätigt 1520.

a) Bernard de Foix (Gemahl der Isabel de la Cerda), Graf 1368. b) Gaston I. de la Cerda. c) Luis I. d) Gaston II. (e.) 1) Luis II., Herzog von Medinaceli 1479, bestätigt 1491, † 1501. 2) Juan I. † 1544 (sein Erstgeborener Luis, Marques von Cogolludo, 1535 † vor ihm); 3) Gastone. 4) Juan II., Br. 5) Juan III. 6) Juan Luis † 1607. 7) Antonio Juan Luis, auch Herzog von Alcalá de los Gazules durch seine Gattin, † 1671. 8) Juan Francisco Thomas Luis † 1691 (sein jüngerer Sohn Antonio ward Graf von Teba; seine Tochter Felicia Maria heirathete 1675 den Luis Francisco Mauricio de Cordoba, 7. Herzog von Feria und † 1690; ihr jüngerer Sohn Luis † 1771 als Cardinal, der ältere folgte als 10. Herzog von Medinaceli). 9) Luis Manuel † 1711. 10) B. Nicolas Maria Fernandez de Cordoba, 8. Herzog von Feria, † 1739 (Gem. Geronima Maria Spinola von los Balbases † 1755; von ihren Töchtern heirathete Maria Felicia den Grafen Oñate, Maria Teresa den Marques Ferrandina; von den Söhnen ward Juan de Mata durch Heirath Graf Salvatierra, Ventura starb im geistlichen Stande, und der älteste:) 11) Luis Antonio Fernando ward Herzog von Medinaceli und Feria 1739, † 1768 (Gem. 1722 Maria Teresa Moncada, Erbin des Marquesats Aytona, † 1756; von ihren Kindern starb Maria del Rosario 1773 als verwitwete Herzogin von Arcos, Maria Ana als Gräfin von Priego; der jüngere Sohn Cayetano unbeerbt). 12) Pedro d'Alcantara, bisher Marques von Cogolludo und seit 1756 von Aytona, † 1789 (Gem. 1747 Francisca Javiera Gonzaga von Solferino † 1759, von der Domingo, Maria Petronila und sein Nachfolger:) 13) Luis de la Cerda, geb. 1750, † 1839 (Gem. Joaquina Benavides, Herzogin von Santisteban, von der eine Tochter, Maria Magdalena, und:) 14) Luis Joaquin Antonio † 1847 (Gem. Maria de la Concepcion Ponce de Leon y Carbajal, ihr jüngerer Sohn Antonio Maria führte den Titel eines Herzogs von Feria seit 1847 und † 1849). 15) Luis Thomas, seit 1847. (Sein Sohn Luis Maria de Constantinopla ist seit 1852 Marques von Cogolludo, Solera und Villalva.)

44) Medina de Rioseco 1520 und 1538.

1) Fernando Enriquez 1520, 5. Almirante von Castilien, † 1550. 2) Luis I. † 1572. 3) Luis II. † 1596. 4) Luis III. † 1600. 5) Juan Alfonso † 1647. 6) Juan Gaspar † 1691. 7) Juan Thomas † 1705. 8) Luis IV., Br., Marques von Alcañices, Prätendent, † 1725 (vgl. Alcañices). Titel bei Alcañices 1725—1742; hernach an Osuna.

45) Medina Sidonia 1445, bestätigt 1520.

1) Juan Alfonso I. Perez Guzman, dritter Graf von Niebla 1445, †, entsetzt, 1460. 2) Enrique I. 3) Juan Alfonso II. † 1507. 4) Enrique II. 5) Alvaro, Br. 6) Juan Alfonso III., Br., † 1559 (S. Juan Claros, Graf von Niebla, † 1554; es folgt der Enkel:) 7) Alfonso † 1615. 8) Juan Manuel Domingo Francisco da Paula, † 1636 (sein Erstgeborener, Alfonso, Graf von Niebla, starb jung). 9) Gasparo † 1664 (sein Erstgeborener Gasparo Alfonso, Graf von Niebla, † 1661). 10) Gasparo Juan Alfonso † 1667. 11) Juan Claros † 1713. 12) Manuel Alfonso † 1721. 13) Domingo José † 1739 (Gem. 1729 Josefa Pacheco von Escalona † 1763). 14) Pedro Alcantara † 1779 (Gem. Maria Ana de Toledo).

An den Marques von Villafranca José Alvarez de Toledo, dessen Großmutter Juana de Guzman eine T. des 12. Herzogs war. Der Titel ward seinem Nachkommen Pedro Alcantara Alvarez de Toledo, Marques von Villafranca, los Velez, Martorell u. s. f. 1856 bestätigt. (Vergl. Villafranca und die Herzoge von Pastrana.)

46) Medina de las Torres 1625.

1) Gasparo Guzman, Graf von Olivares, 1625, resignirt 1625. 2) Maria † vor 1636; Gem.: 3) Ramiro Felipe Nuñez de Guzman, Graf von Toral, † 1668 (heirathete in zweiter Ehe die Anna Caraffa, Erbin von Sabbioneta, † 1644, aus welcher Ehe:) 4) Nicolas Maria, Herzog von Sabbioneta seit 1644 (das er 1684 an den Herzog Francesco Maria Spinola von S. Pietro verkauft), von Medina de las Torres 1668, † 1689. 5) Mariana Sinforosa, Schw., † kinderlos (Gem. Juan Claros Guzman, 11. Herzog von Medina Sidonia, † 1713).

An Astorga als Verwandte von Medina Sidonia und von da an Altamira. Titel verliehen 1849 der Maria Eulalia Osorio Moscoso, Marquesa Monasterio, Tochter des 13. Grafen von Altamira (s. Altamira).

47) Montellano 1705, Grande 1. Cl. 1784.

1) José I. de Solis y Valdetrabano, 9. Adelantado von Yucatan, Graf 1683, Herzog 1704—5 (Gem. Clara Osorio). 2) Alfonso I. (Gem. Louise de Gand, Tochter des Fürsten Philippe Balthasar von Isenghien; ihre jüngeren Kinder sind Melchor, Herzog von Atrisco und Clara, Gem. des José Enriquez de Navarro, Grafen von Ablitas). 3) José II. 1759—1780 (2. Gem. Marie Auguste Therese de Bignacourt, Titularherzogin von Aremberg-Barbançon; Kinder sind: Francisco, Erzbischof von Sevilla, † 1775, und José, aus erster Ehe des Vaters mit einer Folch de Cardona, Virey von Neu-Granada 1753—1761, † 1763). 4) Alfonso II. Alero, früher Graf von Aigremont und Salduena, Herzog 1804, † vor 1812 (Gem. 1773 Maria Andrea Laso de la Vega, Herzogin von Arco, † c. 1817). 5) Maria Vincenta, Herzogin von Montellano und Arco, lebt 1829 (Gem. Carlos Gutierrez de los Rios, Graf, dritter

Grande und seit 1817 Herzog von Fernan-Nuñez, Montellano und Arco). An Fernan-Nuñez (s. dass.).

48) Montemar, erst Graf, Herzog und Grande 1. Cl. 1735.

a. Graf Pedro Carrillo Esquivel y Guzman seit 1694. . .(c.) 1) José Carrillo de Albornoz Esquivel y Guzman, geb. 1664, Duca Bitonto, Herzog 1735, † 1747 (Gem. Josefa de Pomar y Senmanat † 1751; da er ohne Söhne, folgt im Grafentitel sein Vetter Diego Miguel und diesem sein Sohn Diego José 1777). 2) Maria Magdalena 1770; 1777 (Gem. José Lorenzo Davila, 3. Graf Valhermoso † 1750; ihre jüngere Tochter ist Francisca Maria, Gräfin von Trullas). 3) Maria Josefa Dávila † vor 1804 (Gem. Antonio Maria Ponce de Leon, Marques von Castromonte und Aguila, Herzog 1804—1824; heir. in zweiter Ehe Maria Luisa de Carbajal). 4) Maria Josefa Ponce de Leon † 1860 (Gem. 1846 Vincente Pio Osorio, Graf von Altamira). An Altamira (s. dass.).

49) Montoro 1660.

1) Luis Mendez de Haro 1660, Erbe von Olivares, † 1661 (s. Olivares).

50) Najera 1482, bestätigt 1520.

1) Pedro Manrique de Lara, Graf von Treviño 1482, † 1515. 2) Antonio † 1535. 3) Manrique I. † 1558. 4) Manrique II. † 1600 (überlebt seine Söhne Manrique † 1593 und Juan Manrique † 1598). 5) Aloisia † 1627 (Gem. Bernardino II. de Cárdenas, 3. Herzog von Maqueda † 1601). 6) Jorge de Cárdenas † 1644. 7) Jaime Manuel, Br., † 1652. 8) Francisco Maria de Monserrate † 1656. 9) Teresa Antonietta de Mendoza, T. des Juan Andrés, 5. Grafen von Cañete und der Maria, Schw. des 6. Herzogs, † 1657. 10) Antonio de Velasco, S. des Alfonso, 3. Grafen von Revilla († 1672) und der Nicolosa, Schwester der 9. Herzogin, † 1676. 11) Francisco Miguel † 1678. 12) Nicolosa † 1710 (Gem. 1687 Beltram Manuel de Guevara, Bruder des 10. Grafen von Oñate, Titularherzog † 1713). 13) Ana de Guevara † 1730 (Gem. a. Pedro Antonio Zuñiga; b. Gaspar Portocarrero; vielleicht auch noch vermählt mit José Osorio, Sohn des 8. Grafen von Altamira, oder Joaquin Maria Ramon Portocarrero von Palma).

An Oñate (den Titel führte Maria de la Concepcion Guzman, Tochter des 12. Grafen von Oñate, Gemahlin des Ventura Osorio, Herzogs von Sessa und Grafen von Altamira, † 1776). Jetzt Carlos Luis Guzman de la Cerda, Graf von Oñate seit 1850 (vgl. Oñate).

51) Noblejas, Graf 1693; Grande und Herzog 1820.

a. Francisco Herrera de la Concha, Graf 1689; Grande persönlich 1693 . . . . . José Chaves de Herrera 1777 — Pedro (Gem. Maria del Amparo Villaroel von Caudillon) — 1) [José] . . de Chaves y Villaroel, Marques von Casa Chaves 1815, Herzog 1820, † 1849 (Gem. a. . . Loaisa. b. . . Velasco, von der Tadeo Marques Casa Chaves, † 1857, beerbt von seinem Sohne Rafael de Chaves y Manso, Marques von Tous 1853 und von la Cueva del Rey 1857). 2) Pedro Alcantara Chaves y Loaisa seit 1850.

52) Olivares, erst Graf, Herzog (1621) 1635.

1) Gasparo I. de Guzman, Urenkel des 3. Herzogs von Medina Sidonia, 3. Graf, Grande 1621, Graf-Herzog 1625 und 1635, † 1644. 2) Luis Mendez de Haro, Sohn des Diego, Marques von Carpio, und der Francisca, Schw. des ersten Herzogs, Herzog von Montoro 1660, † 1661. 3) Gasparo II. † 1687. 4) Caterina (Gem. Francisco de Toledo, Herzog von Alva seit 1711; gegen ihn fordert den Titel José Antonio Noroña y Silva, Graf von Gouvea, † 1706). An Alva.

53) Osuna 1562.

1) Pedro I. Tellez Giron, 5. Graf von Ureña seit 1562. 2) Juan I., geb. 1554. 3) Pedro II., geb. 1574, † 1624. 4) Juan II. † 1656. 5) Gasparo † 1694. 6) Francisco Maria da Paula † 1716 (Töchter: Maria Dominga, Gattin des 6. Herzogs von Uzeda, und Maria Ignacia). 7) José Maria Joaquin † 1733 (Gem. Maria Francisca Bibiana Guzman von Medina Sidonia; Tochter: Maria Faustina, Gem. des 14. Herzogs von Benavente). 8) Pedro III. Zoilo, geb. 1728, † zwischen 1786 und 1794 (Gem. Maria Vincenta Barbara Pacheco, Tochter des 6. Herzogs von Uzeda; ihr Erstgeborener José, Marques von Peñafiel 1770, † jung). 9) Pedro IV. Alcantara † 1807 (Gem. Maria Josefa Pimentel, Herzogin von Benavente, Bejar, Gandia und Arcos, Witwe 1808; Töchter: Manuela Isidra, Gräfin von Coquinas; Josefa Manuela, Marquesa von Camarasa, und Joaquina Maria del Pilar, Marquesa von Sta. Cruz; der jüngere Sohn Pedro d'Alcantara, geb. 1786, ward Marques von Jovalquinto [s. dass.] und Fürst von Anglona). 10) Francisco da Borja † 1820 (Gem. 1803 Française Philippe Thomase von Beaufort, Präsumtiverbin des Herzogthums Infantado, † 1830). 11) Pedro V., geb. 1810, Herzog von Infantado 1841, † 1844. 12) Mariano Francisco da Borja José Justo, Br., geb. 1815; bestätigt 1845.

54) del Parque, Grandeza honoraria 1771, 1. Cl. 1792.

Ursprünglich fremder sicilianischer Titel für: 1) Giuseppe Agliata e Gravina, 2. Fürst von Villafranca und Herzog von Sala di Paruta, † 1648 (während in den andern Titeln sein Sohn, Francesco † 1697, folgt, kam der von Parco [Parque] an seine Tochter): 2) Isabella Agliata e Barrese, verm. mit Benito Trelles von Coaña. 3) Gonzalo de Trelles (Gem. a. Margareta Palafox von Ariza. b. Luisa Antonia Valdes y Trelles; jüngere T. Leonor Eulalia † 1757 als Gem. des Grafen Pedro Miranda von S. Roman). 4) Maria Isabela, verm. mit Francisco Antonio de Cañas, 6. Marques von Vallecerrato (Kinder außer dem Nachfolger: Benito, Fernando, Salvadore, Francisco, geistlich, Isabel, Gem. des José Joaquin Maldonado Ormaza,

Maria Nicolosa, Gem. des Domingo Villanueva, Grafen Albareal). 5) Manuel Joaquin de Cañas, Herzog 1763, Grand 1771, † 1792 (Gem. Agustina Portocarrero, Marquesa von Castrillo; jüngere Kinder: Maria del Pilar, Maria Francisca da Paula, Gräfin Benalua, Maria Barbara und Maria Josefa, Gräfin von Lerida). 6) Vincente Maria, geb. 1751, † nach 1822 (Gem. 1768 Maria Teresa Barradas von Peñaflor). 7) Maria Eulalia, Schw., † 1848 (Gem. Lorenzo Justino de Villavicencio, Herzog von S. Lorenzo de Valhermoso (s. dass.); Titel seit 1859 bei Luis José Tadeo de Villavicencio Corral y Cañas.

55) Pastrana 1572.

1) Ruy I. Gomez de Silva, Fürst von Eboli, Herzog von Estremera 1568—1572, von Pastrana 1572, † 1573. 2) Ruy II. † 1596. 3) Ruy III. † 1626. 4) Ruy IV. † 1675 (Gem. Catalina de Sandoval, Herzogin von Infantado, † 1686). 5) Gregorio Maria Domingo, Herzog von Infantado 1686, † 1693. An Infantado, hernach an Villafranca; den Titel führt seit 1856 Manuel Alvarez de Toledo, Bruder des Marques von Villafranca (vergl. dass.).

56) Peñaranda 1608.

1) Juan Zuñiga, 6. Graf von Miranda del Castañar 1608, † 1608. 2) Diego I. † 1626. 3) Francisco † 1662. 4) Diego II. † 1666. 5) Fernando, Br., † 1667. 6) Ana Maria, Schw., verm. mit Juan Chaves y Chacon, 2. Grafen von Calçada, † 1698. 7) Joaquin José de Chaves † 1725. (Sein jüngster Sohn, Pedro Regalado, Marques von Leyza, hinterließ den Vincente, Grafen von Miranda 1770—1784, † vor 1807.) 8) Manuel Francisco Lope † 1748. 9) Antonio, Br., † 1765 (Gem. Maria Pacheco von Uzeda † 1754; ihr Sohn Rafael, Marques de Bañeza, † 1762, ohne Kinder von Maria Ana Francisca Pacheco von Bedmar, die 1804 als Witwe lebte). 10) Maria del Carmen Josefa 1765—1804 (Gem. Pedro Alcantara de Toledo, Sohn des 10. Marques von Villafranca, †). An den Grafen Montijo, als Erben der Maria Josefa, Tochter des 8. Herzogs und des Erbgrafen Cristobal VII. de Portocarrero von Montijo.

57) Plasencia 1476.

1) Alvaro de Zuñiga 1476, ward Herzog von Bejar 1485 † 1488 (vergl. Bejar).

58) Regla, Graf 1768, Herzog 1859.

Pedro José Maria Romero de Terreros Trebueste y Davalos, 3. Graf von Regla und Jala in Mejico (Gem. Maria Josefa Villamil y Rodriguez de Velasco); Sohn: 1. Juan Romero de Terreros y Villamil Rodriguez de Pedroso y Rodriguez de Velasco, Marques Villahermoso de Alfaro 1849, Graf von Regla 1854, Herzog von Regla 1859, † 1863. Nachfolge schwebend.

59) Riánsares, 1. Cl. 1844.

1) Agustin Fernando Muñoz y Sanchez, Gemahl der Königin Maria Cristina seit 1834 (resp. 1844), auch Herzog von Montmorot in Frankreich 1846. (Kinder: Juan Bautista Maria de la Guardia José, geb. 1841, Graf del Recuerdo und Vizconde de Villarubio seit 1848, Herzog von Montmorot durch Cession des Vaters 1862, † 1863; José Maria, Graf Garcia, geb. 1846, † 1863; Agustin Maria, Vizconde Rostrollano, Herzog von Tarancon 1848, † 1855; Fernando Maria, Vizconde la Alborada und Graf Casa Muñoz seit 1849, Herzog von Tarancon seit 1855 [bestätigt 1857]; Maria Amparo, geb. 1834, Gräfin Vista-alegre 1847, † 1864 als Gattin des Prinzen Ladislaus Czartoryski; Maria Milagros, Marquesa von Castillejo seit 1847, Gemahlin des Juan Prim, Grafen von Reus und seit 1860 Marques von Castillejo, und Maria Cristina, Vizcondesa von la Dehesilla, Marquesa von Isabela seit 1848, vermählt mit dem Fürsten Giorgio del Drago.)

60) Rivas de Saavedra, Marques 1641, Herzog 1793.

a. José Saavedra y Ramirez, Marques 1637 und 1641. ... c. Lorenzo (Gem. Luisa Maria de Saavedra), d. Mariana (Gem. Martin Perez Saavedra, 2. Marques Villar). e. Antonia (Gem. Luis de Saavedra; ihre jüngeren Kinder sind Joaquin und Mariana). (f.) 1) Martin Perez de Saavedra 1777, Herzog 1793, † 1802 (Gem. Maria Domingo Ramirez Baquedano y Quiñones, Witwe 1804). 2) Juan 1804, † 1834. 3) Angel, Br., geb. 10. März 1791, Herzog 1834.

61) la Roca, Graf 1628, Grande auf Lebenszeit 1765, 2. Cl. 1771, 1. Cl. und Herzog 1793.

a. Juan Antonio Vera y Figueroa, Graf 1628. b. B. Fernando Acevedo y Vera (Gem. Aldonza Vargas). c. Tochter Mariana (Gem. Fernando Ladron de Guevara; ihr Sohn folgt:) d. Fernando (Gem. Antonia Chaves y Zapata). e. Pedro, Graf Tierrabrava 1720. f. Vincente Javier (Gem. Maria Josefa de Tapia; ihre Tochter Maria de Guadelupe 1780 heir. den Joaquin de la Cerda, Marques von la Mota). (g.) 1) Vincente Maria Vera Ladron de Guevara, Reichsgraf, Grande persönlich 1765, 2. Cl. 1771, Herzog und 1. Cl. 1793, † 1813 (Gem. Juana Francisca Bejarano, Erbtochter des Domingo, Marques Sofraga; ihr älterer Sohn Vincente Javier † wol jung vor 1804 ohne Kinder von Maria del Rosario Crespi y Valdaura). 2) Manuel Maria, † um 1847 (Gem. Maria de la Concepcion Nero y Aragon). 3) Maria Teresa, † 1858 (Gem. Vincente de Alcazar, Graf von Requena, Herzog von Sotomayor, † 1844; ihre jüngeren Kinder sind: Juan Gualbert, Marques Villaviciosa seit 1858; Santiago, Marques von Valle de la Paloma seit 1857; Serapion, Marques von Peñafuente seit 1858; Fernando, Graf von Cañete del Pilar seit 1859; Maria de las Mercedes, Marquesa von Coquilla seit 1858 und Maria de la Concepcion, Gräfin von Montalbo 1858—1861; ihr Nachfolger ist José Montalbo y Castillo seit 1861). 4) Vincente de Alcazar y Vera, Graf von Requena, Marques von Sofraga, Herzog seit 1858 (vergl. Sotomayor).

62) S. Carlos, 1. Cl. 1793.

1) José Miguel Carbajal y Vargas, Creole (Bruder der Joaquina Josefa, Baronin von Croles, und der Maria Catalina), geb. 19. März 1771, Herzog 1793, † 1834 (Gem. Maria Eulalia de Queralt Descatillar y Silva, geb. 1788, †). 2) José Miguel seit 1834 (sein Bruder Luis Joaquin ward 1849 Graf de Union).

63) S. Fernando de Quiroga, 1. Cl. 1815.

1) Pedro Antonio Fernandez Melgarejo, Herzog 1815, † (Gem. 1817 Maria Luisa de Bourbon, Tochter des Infanten Luis Antonio Jago, Grafen von Chinchon, geb. 1780, † 1846). 2) Francisco Javier Losada Melgarejo seit 1850.

64) Sta. Isabel, 1. Cl. 1846.

1) Ferdinand François Paul Philippe de Bresson, Sohn des französischen Gesandten Charles Jean de Bresson († 1847 als Gesandter in Neapel) und der Louise Charlotte von Cominges, von der Königin Isabella II. aus der Taufe gehoben, Herzog und Grande von Castilien seit dem 12. Oct. 1846, † 1863.

65) S. Lorenzo de Valhermoso, 2. Cl. 1795.

Juan Villavicencio, Marques von la Mesa de Asta seit 1698. . . . Luis Fernandez, Marques Casa Villavicencio 1712. . . . Maria Josefa Villavicencio Zaccarias † 1777. Gem. Lorenzo Antonio von Casa Villavicencio, Grande persönlich 1771, † 1773; Sohn 1) Lorenzo Justino Tadeo Fernandez, Marques, dann 1795 Herzog von S. Lorenzo de Valhermoso, † nach 1840 (Gem. a. Maria Josefa del Cañaveral. b. Maria Eulalia de Cañas, Herzogin del Parque, † 1848; Kinder: Manuel Maria, geb. 1790 †; Joaquin, geb. 1791 †; Fernando, Graf von Cañete del Pilar seit 1849; Maria del Rosario, vermählte Marquesa von Castillo de Val de Sidueñas, und:) 2) Luis Francisco, Marques Vallecerrato, Herzog von S. Lorenzo 1849, von Parque 1855, † 1858 (Gem. . . . Corral; Kinder: Luis José Tadeo, Herzog von Parque seit 1859; Manuel Joaquin, Marques Vallecerrato mit Grandeza 2. Cl. seit 1859; José Juan, Marques von Castrillo 1859; Lorenza Fany, Gräfin von Belmonte seit 1859, und:) 3) Luis José, Herzog von S. Lorenzo de Valhermoso seit 1859.

66) S. Lucar la mayor 1635.

1) Gaspard I. Guzman, Herzog von Olivares 1635. 2) Enrique Felipe (früher Juliano, sein Bastard). 3) Gaspard II. † 1648.

An Altamira; Titel seit 1848 an Maria Cristina Osorio Moscoso y Carbajal, aus dem Hause Altamira (s. dass.).

67) S. Miguel, 1. Cl. 1857.

1) Evaristo Fernandez S. Miguel y Valledor 1857, † 1862 (Br. Santos). Titel vacant.

68) Santisteban del Puerto, Graf 1473, Grande 1696, 1. Cl. und Herzog 1737.

a. Diego I. Sanchez de Benavides, Graf 1473, † 1478. b. Mendo Rodriguez † um 1492. c. Francisco I. † 1519. d. Diego II. † 1552. e. Francisco II. † 1580. f. Diego III. † 1587. g. Francisco III. † 1640. h. Francisco IV., Marques von Solera † 1666. (i.) 1) Francisco IV., Grande 1696, † 1716. (Seine älteren Söhne Diego V., Marques von Solera, † 1693, und Luis, Marques von Solera, † 1706 vor ihm.) 2) Manuel, Herzog 1735, † 1748. (Seine Tochter, Francisca, heirathete 1731 den Francisco Pimentel, 14. Herzog von Benavente, und † 1735.) 3) Antonio 1748 — 1789 † vor 1804 (Gem. a. Maria de Cordoba. b. Catalina de Toledo von Villafranca, kinderlos). 4) Joaquina 1804 (Gem. Luis de la Cerda, 13. Herzog von Medinaceli). An Medinaceli.

69) Sedavi, 2. Cl. 1802.

1) Fernando Perez de Barradas, Graf Peñaflor, Herzog 1802, † vor 1849. 2) Antonio Manuel seit 1849.

70) Segorbe 1476, bestätigt 1520.

1) Enrique de Aragon, Sohn des Enrique von Villena seit 1476. 2) Alfonso † 1563 (Gem. Juana Folch de Cardona, 3. Herzogin von Cardona). 3) Francisco † 1575. 4) Juana (Gem. Diego Fernandez de Cordoba, 3. Marques von Comares; ihr Sohn Luis † vor ihnen; es folgt der Enkel:) 5) Enrique Ramon de Cordoba, Herzog von Cardona und Segorbe. 6) Luis Ramon † 1670. An Medinaceli, Nachkommen des Juan Francisco Thomas Lorenzo, 8. Herzogs von Medinaceli († 1691), und der Catalina Antonia de Cordoba († 1667).

71) Sessa 1505.

1) Gonsalvo I. de Cordoba, der große Capitain, 1505, † 1516. 2) Elvira † 1524 (Gem. Luis de Cordoba, 4. Graf von Cabra; † 1526). 3) Gonsalvo II., Herzog von Baena 1566, † 1578.

(Vergl. Baena und Erben.) Titel seit 1849 an José Osorio Moscoso y Carbajal, Graf von Trastamara.

72) Sevillano, 1. Cl. 1854.

1) Juan de Mata Sevillano Fraile Perez y Martin, Marques von Fuentes del Duero seit 1846, Herzog 1854.

73) Solferino (1716) 1747.

1) Francesco Gonzaga 1716 (1747) † 1758 (Gem. a. Isabel Ponce de Leon, verwittwete Herzogin von Alva, † 1722. b. Giulia Eliteria Caracciolo † 1756; die Söhne starben sämmtlich jung; Töchter: Maria Antonia, Gem. des Antonio de Toledo, 10. Marques von Villafranca; Maria Javiera † 1759, verm. 1747 mit Pedro d'Alcantara, 12. Herzog von Medinaceli; Maria Miguela, Gem. des Manuel Bernardino, 5. Herzogs von Abrantes, und) 2) Maria Aloisia † 1773 (Gem. 1741 Gioachino Atanasio Pignatelli, Graf von Fuentes, † 1776, vermählt in zweiter Ehe mit Mariana de Silva, Witwe des Herzogs von Huescar; Kinder, außer den beiden Nachfolgern: Maria Manuela, Gemahlin des 12. Herzogs von Villahermosa, und Ramon,

vermählt mit einer Heredia). 3) Carlos Pignatelli † 1774. 4) Luis Maria, Br.; Herzog von Egmond durch seine Gattin Alfonsina Pignatelli von Bisaccia, † 1801. (Sein jüngerer Sohn Armando Luis † 1807.) 5) Juan Armando † 1809. 6) Juan Fernando Pignatelli y Heredia, Marques von Coscojuela, Sohn Ramon's und Enkel der 2. Herzogin, in Sicilien belehnt 1802, † 1848 (Gem. Belloni; ihr jüngeres Kind José Maria, Marques von Moya 1848, † 1863, dem sein Sohn Juan José Maria gefolgt ist). 7) Maria de la Concepcion, Gräfin von Castillo de Centelles 1837, Marquesa von Coscojuela und Herzogin von Solferino 1848, † 1861 (Gem. Benito de Llanza y Esquivel, Titularherzog von Solferino seit 1861).

74) Sotomayor, Grande 1. Cl. 1703, Herzog 1773.

a. Fernando Yañez de Sotomayor, Vizconde Crecente (Gem. 1627 Maria Abreu). b. Francisca Luisa (Gem. 1659 Juan Fernandez de Lima, Marques von Tenorio und los Arcos; Tochter Juana, Gem. des José Masones, 1. Marques von Islarora). (c.) 1) Fernando Alvarez de Sotomayor y Lima, Grande 1703 (Gem. Catalina Chaves; jüngere Kinder: José, geb. 1692, † 1745; Francisco; Maria, Gem. des Felix Nin, Graf von Castrillo, und Jayme, 3. Marques von Islarora 1777). 2) Felix Fernando Yañez, geb. 1684, † 1767 (Gem. Maria Laura de Masones, Tochter des 1. Marques von Islarora, † 1741). 3) Francisco Javier † c. 1773. 4) Ana Maria 1773; 1777 (Gem. Domingo Enriquez de Carra y Alava, Marques von Villalva). 5) Jayme, Oheim, † vor 1804 (Gem. Laura Zatrillas y Manca). 6) Ignacio 1804 (Gem. Juana de Rojas Fernandez de Miranda) †. 7) Verw. Vincente del Alcazar, Graf von Requena, † 1844 (Gem. Maria Teresa de Vera, 3. Herzogin von la Roca, † 1858). 8) Gabriela de Alcazar y Vera de Aragon seit 1844 (Gem. Carlos Martinez Irujo, geb. 1789, Marques Casa Irujo seit 1850, † 1855; Sohn: Carlos Manuel Mariano de Irujo, Marques von los Arcos 1851, von Casa Irujo seit 1856).

75) Sueca 1803.

Vergl. Alcudia.

76) Tamames, 2. Cl. 1805.

Francisco Nicolas de Castro, Marques Campollano seit 1700. . . . Maria Matilda de Barco Castro 1777, verm. mit Joaquin Amador de Sta. Teresa y Escobedo . . . . 1) Antonio Mesia Castro Rodriguez Godinez de Ponz, Herzog 1805 † (Gem. . . . Pando). 2) José Terestano Mesia Pando seit 1850.

77) Tarancon, 1. Cl. 1864.

Vergl. Riánsares.

78) Tetuan 1860.

Joseph O'Donnell aus dem Geschlechte der irischen Fürsten von Tyrconnell, Sohn des Charles von Wilford-Lodge, Bruder des Manns (dessen Nachkommen Wilford-Lodge besitzen) und des Henry, von dem die Grafen in Oesterreich stammen, kam zuerst nach Spanien, wo sein ältester Sohn José Enrique, geb. 1770, 1810 Graf von la Bisbal ward und 1834 starb. (Ihm folgten da aus seiner Ehe mit einer Claveria erst sein Sohn Leopoldo 1834, dann seine Tochter Manuela 1850, † 1860, und dieser ihr Sohn Leopoldo Valderrabano y O'Donnell 1860.) Des José Enrique Bruder war Carlos Enrique, † 1830, verm. mit einer Joris und Vater des ersten Herzogs und des José, ferner José (1820) und Alessandro, Vater des Pepe und Emilio. 1) Leopoldo Carlos O'Donnell y Joris ward Graf von Lucena 1847, Herzog von Tetuan seit 1860 (Gem. Manuela Vargas).

79) la Torre, 1. Cl. 1862.

1) Francisco Serrano y Dominguez seit 1862.

80) Tserclaes 1856 (Fürst in den Niederlanden 1693).

Niederländischer Titel für Albert Octave Tserclaes, Großneffen des Grafen Johann von Tilly, Fürst 1693, Grande 1705, † 1715, dem sein Sohn Claude, † 1723 kinderlos, folgt. Die Schwester des ersten Fürsten, Maximilienne Dorothée, heirathete den Manuel Coloma y Escolano, Marques von Canale († 1680), ihre Tochter Marie Thérèse, Witwe des Grafen Boukhoven, † als Nonne. Den Herzogstitel empfing ein Nachkomme der Tserclaes: 1) José Perez de Guzman y Liaño 1856.

81) la Union de Cuba, 1. Cl. 1847.

1) Miguel I. Tacon y Rosique 1847, † 1856. 2) Miguel II. Tacon y Garcia, Marques von Bajamo seit 1849, Herzog 1856.

82) Uzeda 1620, 1. Cl. 1751.

1) Cristobal Sandoval y Rojas, Sohn des Herzogs von Lerma 1620, † 1624. 2) Francisco Gomez, auch Herzog von Lerma 1625, † 1635. 3) Felicia † 1671 (Gem. 1645 Gasparo Tellez Giron, 5. Herzog von Osuna, † 1694). 4) Isabel Maria Giron † 1711 (Gem. 1677 Juan Francisco Pacheco Mendoza y Toledo, Graf von Montalvo, Titularherzog, † 1718; jüngere Kinder: Josefa, Marquesa von Alcañices; Antonio; Vincente, Gemahl der Vincenta Silva von Montesanto, und Pedro). 5) Manuel Gasparo Pacheco Tellez Giron † 1732 (Gem. Josefa Antonia Maria Alvarez de Portugal, Gräfin von Oropesa, † 1754; Tochter: Maria Teresa, Gattin des Manuel Zuñiga). 6) Juan Francisco Manuel 1759, † vor 1770 (Gem. 1727 Maria Domingo Giron, Tochter des 6. Herzogs von Osuna; jüngere Kinder: Joaquin, Vincente, Manuel José, durch Heirath Herzog von Escalona [s. dass.], Maria de la Porteria, Marquesa von Santisteban, und Maria Vincenta Barbara, Gemahlin des 8. Herzogs von Osuna). 7) Andrés 1770–1794 (Gem. Maria de la Concepcion Velasco, Tochter des 11. Herzogs von Frias; Tochter Maria Teresa, Herzogin von Arion [s. dass.]). 8) Diego, Herzog von Frias 1776, dann auch von Uzeda, † 1811. An Frias.

Den Titel führt seit 1848 Bernardino de Velasco Pacheco y Silva, Graf von Peñaranda de Bracamonte seit 1859 (vergl. Frias).

83) Valencia, 1. Cl. 1847.

1) Ramon Maria Narvaez, Vizconde Alhatar, geb. 1800 (Sohn des José Maria, Grafen von Cañada alta seit 1844, welchen Titel jetzt seit 1849 der Bruder des 1. Herzogs José Maria führt, und der Ramona de Campos † 1852), Herzog 1847 (Gem. Alexandrina Tascher). [Verwandte sind: Francisco de Asis Antonio Narvaez y Bordese, Graf von Yumuri seit 1847, und José Joaquin Narvaez y Guerrero, Marchese von Valdellano in Neapel seit 1848, † 1860.]

84) la Victoria, 1. Cl. 1839.

1) Baldomero Fernandez Espartero, geb. 1792, Graf von Luchana 1837, Herzog 1839, Regent in Spanien mit dem Titel Hoheit 1841—1843.

85) Villahermosa 1470, 1. Cl. 1761.

1) Alfonso I. de Aragon, natürlicher Sohn des Königs Johann II., Herzog von Villahermosa und Graf von Ripagorza 1470, † 1485. 2) Alfonso II., testirt 1513. 3) Marina, Schwester, vermählt mit Roberto II. Sanseverino, Fürsten von Salerno († 1508). 4) Ferdinando I. Sanseverino, Fürst von Salerno, entsetzt 1552, † 1572. 5) Martino de Aragon Gurrea, Sohn des Alfonso, Grafen von Ripagorza, Enkel des Juan, eines Bastards des ersten Herzogs. 6) Fernando II. 7) Maria (Gem. Carlos de Aragon y Borja, Graf von Ficallo). 8) Fernando III. Gurrea Aragon y Borja (sein Erstgeborener Manuel, Graf von Luna, † jung). 9) Carlos I. † 1692. 10) Carlos II. de Borja y Aragon, Sohn des Juan, Marques von Cabrega, Bruder des 8. Herzogs, † 1735. 11) V. José Claudio Urries Bardaji Bermudez de Castro Aragon Gurrea y Borja, Sohn des José Lorenzo de Urries, Marques von Navarros, und der Josefa Francisca Cecilia de Aragon, geb. 1698, Grand 1. Cl. 1761, † 1761. 12) V. Juan Bautista Pablo Aragon y Azlor, als Grande anerkannt 1762; 1777, † vor 1804 (Geschwister: Jorge und Maria Josefa von Rubi, Gattin des 2. Marques von Ayerve. Der 12. Herzog heirathete Maria Manuela Pignatelli, Witwe 1804; jüngerer Sohn Juan Pablo, Graf von Villamonte, † vor 1818). 13) José de Aragon y Azlor † 1818, 14) José Antonio † 1853 (Gem. Ana Valentina Fernandez de Velasco, Tochter des 14. Herzogs von Frias, Gräfin von Luna und Peñaranda de Bracamonte, Grande 1. Cl. 1847, † 1852). 15) Marcelino seit 1853. (Sein Bruder José Antonio ist Graf von el Real seit 1855, Grande 1. Cl. seit 1859; ein anderer Manuel ist Graf von Sinarcas und Vizconde von Villanova seit 1859.)

86) Zaragoza, bestätigt 1. Cl. 1848.

a. Cayetano Rebolledo Palafox y Marcilla, Marques del Cañizar und 1687 Graf von Lazan; ihm folgte da b. Manuel 1744. c. Barnabé † 1769 (verm. mit Geronima Bardaji y Bermudez de Castro von Navarrés, Vater der Maria Josefa, Gattin des 3. Herzogs von Granada, und des:) d. Luis Juan † 1811 (Gem. Giovanna Melzi d'Eril, von der Francisco, † 1810, José, der erste Herzog, und) e. Luis I., Marques von Lazan, † 1843 (Gem. Maria Gabriela del Pilar Palafox von Montijo). f. Francisco de Borja † 1848. g. Joaquin Antonio, Br., † 1863. h. Luis II. seit 1863. 1) José Rebolledo de Palafox, jüngerer Sohn des 4. Marques von Lazan, der Vertheidiger von Zaragoza, erhielt davon den Herzogstitel und † den 16. Febr. 1847. Der Titel ward bestätigt mit Grandeza 1. Cl. seinem Sohne: 2) Francisco Pilar Mariano 1848.

Aeltere, bald wieder eingezogene, nicht mehr existirende Herzogstitel, wie die von Badajoz, Galisteo, Huete und andere aus dem 15. Jahrhundert übergehe ich, ebenso den von Ripperda mit Grandeza 3. Cl. von 1725, den auf Lebenszeit 1765 verliehenen Titel (mit Grandeza) von Miranda für Cayetana de Silva, Schwester des Marques von Sta. Cruz und Witwe des neapolitanischen Herzogs von Miranda aus dem Hause Caracciolo, und den sicilianischen Titel von Ripalda, der 1860 dem Gesandten Salvador Bermudez de Castro Diaz y Imbrecht, Grafen von Lema seit 1859, verliehen ward. Erwähnung fordert hier einzig noch der jetzt ruhende Titel eines Herzogs von Veraguas und Marques von Jamayca, den das Haus Berwick lange geführt hat und beansprucht. Er ward creirt 1557 für 1) Diego Santiago de Colon, Sohn des großen Cristoforo Colombo, Almirante von Indien († 1506), und der Felipa Muniz de Mello. Ihm folgte darin 2) Luis, Herzog von la Vega de la isla de S. Domingo 1556. 3) Felipa, vermählt mit ihrem Vetter Diego Colon, Sohn des Cristobal, Enkel des ersten Herzogs. 4) Nuño de Portugal y Colon, V., S. des Alvaro, Grafen von Gelves, dessen Vater Jorge mit Isabela, Tochter des ersten Herzogs, vermählt war; sein Sohn Alvaro starb vor ihm; es folgt daher der Enkel 5) Alvaro Jacinto † 1636. 6) Pedro Nuño I. † 1673. 7) Pedro Manuel † 1710. 8) Pedro Nuño II. † 1733. 9) Catalina Ventura, Schw., † 1739, zuerst, ohne Kinder, mit Francisco de Toledo, Grafen von Villada, dann 1717 mit Jago Francisco Fitz-James, Herzog von Leria und Erben von Berwick († 1738), verheirathet. Auf den Titel prätendirte dann Carlos Mariano Colon de Lareátegui, Gemahl der Maria Guillerma de Baquedano, und nahm den Titel eines Herzogs von Veraguas an. Von seinen Kindern (José Joaquin, Pedro Antonio, geb. 1758, Maltheser seit 1790, Ipolito und Maria Josefa, Marquesa von Riocabada) führte der älteste Sohn, José Joaquin (1777—1811, vermählt mit Josefa Sierra Sarria), davon den Titel; und von dessen Söhnen Felix, Thomas und Pedro nennt sich der letztere als Erstgeborener noch heute Herzog von Veraguas; er ist seit 1846 Großkreuz des Ordens von Karl III.; doch ist sein Herzogstitel officiell nicht anerkannt.

Marqueſes.

Dieſe Claſſe von Titulados iſt in Spanien am ſtärkſten vertreten; doch kommt die Grandeza nur einem kleinen Theile zu, und einzelne Marqueſate, mit denen vordem dieſelbe verbunden war, haben ſie verloren, wahrſcheinlich, weil die Titel nur auf Lebenszeit verliehen waren. Grandes ſind heute folgende:

1) Aguilar del Campo 1480, beſtätigt 1520.

1) Garcia Fernandez Manrique, 3. Graf von Caſtañeda 1480, † 1506. 2) Luis I. 3) Juan † 1553. 4) Luis II. † 1585 (überlebte ſeinen Erſtgeborenen, Juan † 1573). 5) Bernardin I. 6) Juan Luis † 1653. 7) Bernardin II. † 1662. 8) Bernardin III. de Silva (Sohn des Ruy Gomez de Silva, Marques von Eliſeda, und der Antonia, Tochter des 5. Marques) † 1672. 9) Bernardin IV. † 1675. 10) Franciſca, Schw., † 1696 (Gem. Pedro de la Cueva, 3. Marques von Flores Davila, † 1669). 11) Antonio Manrique de la Cueva, geb. 1656, † 1709. Wer ihm folgte, iſt mir unbekannt, ob zunächſt ſein Bruder Manuel, geb. 1660, geiſtlich, oder ſein Neffe, José Antonio, Sohn des 1728 † Antonio Fernando.

Der Titel kam an die Grafen von Saſtago, dann an die von Oñate und wird ſeit 1850 von einem jüngeren Sohne des letzteren Hauſes, Iſidro Guzman y la Cerda, geführt.

2) Albaida 1605, Grandeza honoraria 1771, 2. Cl. 1780.

a. Criſtobal Milano de Aragon, Nachkomme des Jayme Milano und der Leonor von Aragon (1477) 1605. Von ſeinen Nachkommen ward Giovanni Domenico (Sohn des Jacopo, Marcheſe von S. Giorgio, † 1693) 1731 Reichsfürſt von Ardore und Herzog von S. Paolo in Neapel und ſtarb 1740; ihm folgten da Jacopo Francesco, geb. 1699, und Giovanni Maria Loreto, geb. 1738, von deſſen Söhnen der ältere, Jacopo († 1807), Fürſt von Ardore, Vater Giovanni's († nach 1843) und Großvater des jetzigen, 1811 geborenen Fürſten Jacopo Maria ward, der jüngere, Francesco Maria, Herzog von S. Paolo († nach 1833), Vater des Pietro Ferdinando (geb. 1793 †) und Großvater des Herzogs Giuſeppe Maria, geb. 1825, iſt. In Spanien ward der 5. Marques 1) Francisco da Paula Milano y Moncada Vique, 1771 Grande auf Lebenszeit, 2. Cl. 1780 (Gem. Maria Rebolledo); ihm folgte 2) José I. 1804 (Gem. Margareta Marin) und dieſem ſein Sohn: 3) José II., geb. 1789, früher Orenſe genannt, 1847. (Er hat einen Br. Juan.)

(Albudeite.)

1) Luis Teijeiro Valcarcel, vermählt mit einer Tochter des Marques Montealegre, hatte wol perſönliche Grandeza und ſtarb 1776. 2) Luis Bernardo (Gem. Rocafull). 3) Antonia 1804 (Gem. José Valda, Marques Valparaiſo). Jetzt führt den Titel ohne Grandeza ihr Urenkel Francisco da Paula Bernuy y Oſorio (Marques Valparaiſo 1857) ſeit 1855.

3) Alcañices, 1. Cl. 1626.

a. Francisco Enriquez de Almanza. b. Juan I. c. Juan II. d. Elvira (Gem. Alvaro I. de Borja). e. Antonio. (f.) 1) Alvaro II. de Borja, Grande 1626, beſtätigt 1640. 2) Juan III. † 1675. 3) Tereſa (Gem. Luis Enriquez de Cabrera, Titularherzog von Medina del Rioſeco 1705, † 1725). 4) Pascual Enriquez de Cabrera, auch Titularherzog von Medina del Rioſeco 1725, † 1740 (Gem. Joſefa Pacheco Giron von Uzeda). 5) Maria de Almudena, Schw., † 1742. 6) B. Francisco Manuel Oſorio, Sohn des Marques Francisco Javier von Villanueva del Cañedo, † 1747, und der Maria de la Concepcion Velasco, Tochter des 10. Herzogs von Frias, 1761—1777, Prätendent auf Frias 1776 (Gem. a. Maria Domingo Spinola y la Cueva, Erbin von los Balbaſes und präſumtiv von Alburquerque; Tochter: Tereſa Maria, geb. 1758, Marqueſa del Caſtellar; b. Maria de la Peña de Francia Lujan von Caſtroponce, geb. 1754, † kinderlos). 7) Miguel Manuel, geb. 1757, Herzog von Alburquerque 1813 † (Gem. Maria de las Mercedes Zayas y Benavides, Herzogin von Algete; ein Sohn José Buenaventura † jung, eine Tochter Maria Ana de Jeſu iſt Gräfin von Sta. Cruz de los Manueles ſeit 1853). 8) Nicolas de Bari, Herzog von Alburquerque und Marques von Alcañices 1847, Herzog von Algete 1849 (Gem. N. N. Silva; Sohn: José Iſidro Perez, Marques von Montaos ſeit 1848, Herzog von Sexto in Sicilien, Marques von Cuellar und Cullera ſeit 1859).

4) Ariza, 1. Cl. 1721.

a. Francisco Palafor 1611. . . . c. Juan Francisco (Gem. Maria Felipa Cordoba von Guadaleſte). . . . (e.) 1) Juan Antonio Palafor, Grande 1721 (Gem. 1695 Franciſca Centurion, Marqueſa Almunia, Tochter des 4. Marques von Eſtepa; jüngerer Sohn Juan José, geb. 1706, † 1764). 2) Joaquin Antonio, geb. 1702, geſt. 1775 (Gem. Marianne Charlotte Joſephe de Croy y Lante; jüngere Kinder: Antonio, Biſchof von Cuenca, † 1802; Felipe, Gemahl der 6. Gräfin von Montijo, und Rafaela, Gem. des 8. Herzogs von Hijar). 3) Fauſto, bisher Graf von Sta. Eufemia (Gem. Maria de Silva 1804). 4) Vincente 1794—1807 †. 5) Maria Ana, Schw., verm. mit Ignacio Ciro Arteaga Lezcano, Sohn und Präſumtiverbe des 3. Marques von Valmediano Joaquin José de Lezcano Mendoza Arteaga y Chiriboga, Grafen von Corres 1773, Herrn de la Caſa de Lezcano und als ſolcher Granden 2. Cl. 1780, und der Maria Miguela Ibiaquez. 6) Andrés Avelino Arteaga y Palafor, Marques von Valmediano u. ſ. w. ohne Grandeza, Grande als Marques von Ariza, Eſtepa und Monclova und Señor de la Caſa de Lezcano. (Sein Sohn iſt Andrés Avelino Maria Arteaga y Carbajal, Graf von Corres ſeit 1851.)

5) Astorga, 1. Cl. 1465.

1) Alvaro I. Perez Oſorio, 2. Graf von Traſtamara und perſönlich Herzog von Aguiar (Sohn des

Pedro, 1. Grafen seit 1445, † 1461) 1465, † 1471. 2) Pedro I. † 1505. 3) Alvaro II. 4) Pedro II. † 1560. 5) Alvaro III. † 1567. 6) Antonio Pedro † 1589. 7) Alfonso, Oheim, † 1592. 8) Pedro III., Sohn des Pedro, Bruders des 7. Marques, † 1613. 9) Alvaro IV. † 1659. 10) Antonio Sancho Pedro Davila, Sohn des Antonio, 3. Grafen von Velada, und der Constancia, Tochter des 8. Marques, † 1689. 11) Ana, Schw., † 1692 (Gem. Manuel Luis Guzman, 4. Marques von Villamanrique, † 1672). 12) Melchor Guzman † 1710. 13) Ana Nicolasa † 1762 (Gem. Antonio Gaspar Osorio, 9. Graf von Altamira, † 1725). An Altamira 1762.

6) Ayerve 1750, 2. Cl. 1790.

1) Pedro I. Jordan de Urries seit 1750 (Gem. Pignatelli). 2) Pedro II. 1777, Grande 2. Cl. 1790, † 1810 (Gem. a. Maria Ramona Fonbuena y Monferrate, Marquesa von Lierta. b. Maria Josefa de Aylor, Gräfin von Rubi, 1804). 3) Pedro III. † vor 1849 (Gem. Maria Juana Bucareli). 4) Juan I. Nepomuceno 1849, † 1863 (Gem. Ruiz de Arana). 5) Juan II. seit 1863.

7) Aytona, Grandeza honoraria 1670.

a. Francisco I. Moncada, Sohn des Grafen Juan, Marques, † 1594. b. Gastone † 1626. c. Francisco II. † 1635. d. Guillem Ramon I. † 1670. (e.) 1) Francisco III., Grande 1670, † 1674. 2) Guillem Ramon II. † 1727. (Seine älteste Tochter Maria Luisa, Gemahlin des 7. Herzogs von Hijar, † kinderlos, ebenso sein Sohn Pedro Ramon, dessen Witwe Rosa de Castro noch 1770 den Titel führte.) 3) Teresa, geb. 1708, † 1756 (Gem. 1722 Luis Antonio Fernando de Cordoba, 11. Herzog von Medinaceli, † 1768). An Medinaceli 1756.

(Bajamar.)

Titel creirt durch Karl IV. für Manuel Ladron de Guevara . . Antonio Porlier hatte davon seit 1791 persönliche Grandeza; sein Neffe Juan Diaz (vermählt mit Josefa Queipo de Llano von Toreno, hingerichtet 1815) war unter dem Namen el Marquesito bekannt. Jetzt führt den Titel, ohne Grandeza, seit 1859 Antonio José Porlier y Moñano als Erbe seines Bruders Donato (bestätigt 1840, † 1859).

(los Balbases, Grande 1621; jetzt ohne Grandeza.)

1) Ambrosio Spinola 1621, † 1630. 2) Felipe † 1659. 3) Pablo Vincente, auch Herzog von Sesto, † 1699. 4) Felipe Antonio † 1721. 5) Ambrosio Cayetano † 1759 (Gem. a. Ana Catalina de la Cueva, Tochter des 10. Herzogs von Alburquerque, durch welche Ehe ihre Nachkommen später im Herzogthume folgten. b. Juana de la Cerda; aus erster Ehe stammten die Töchter: Maria Dominga, Angel, Marques von Montenero und) 6) Carlos Joaquin 1759—1770 (vermählt mit Vittoria Giuseppina Colonna, † 1775, aus welcher Ehe ein Sohn, Fernando, jung starb). 7) Maria Dominga, Schw., Erbin 1777 (Gem. Francisco Manuel Osorio, 11. Marques von Alcañices). An Alcañices.

8) Bedmar, Grande 1706.

a. Alfonso de la Cueva, resignirt 1622, Cardinal 1622, † 1655. b. Juan, Br., † 1626. c. Gasparo, Br., † 1664. (d.) 1) Melchior Isidro, Grande 1702, bestätigt 1706 und 1708, † 1723 (Gem. Manuela de Acuña). 2) Maria Francisca † 1754 (Gem. Marciano Pacheco, Marques von Moya, Sohn des 8. Herzogs von Escalona, † 1743; Töchter: Maria Ana Francisca lebt 1804, Witwe von Rafael, Marques von Bañeza [† 1762], und Maria Teresa, wol Gemahlin des Manuel Lorenzo de Acuña, der in zweiter Ehe die Maria Cayetana Fernandez de Miranda Villariezo y la Cueva heirathete und, vor 1804 gestorben, wol Vater des 4. Granden ward). 3) Felipe Pacheco, Herzog von Escalona 1759—1777, † vor 1804 (vergl. Escalona). 4) B. Antonio Maria de Acuña 1804 (Gem. a. Rosa Maria Carbajal y Vargas. b. . . . Dewitte). 5) Manuel Antonio de Acuña y Dewitte seit 1855 (Gem. Lucia Palladi y Callimachi † 1860, von seinen Schwestern ist Carmen Gemahlin des Marques von Villafranca, und Maria del Consuelo seit 1852 Gräfin von Gramado).

(Belamazan 1741, jetzt ohne Grandeza.)

a. Martin Pedro Gonzalez de Castejon y Andrada, Marques 1675. b. 1) Martin Manuel, Grande persönlich 1741, † 1764. 2) Maria del Pilar 1764—1804, † kinderlos (Gem. Pedro de Castro Ibanez 1771—1784). Die Grandeza erlosch; die Güter und den Titel erbte wol Manuel Maza de Castejon, Herr von Lanzarote; jetzt ist darin 1856 José Maria de Castejon bestätigt worden.

(Belgida 1753; ohne Grandeza, hat Grandeza von Mondejar.)

Titel zuerst für Fernando Torres y Portugal . . . seit 1753 Pascual Benito Belvis de Moncada, Reichsgraf, Marques von Belgida 1753, Graf von Gomera 1768 durch seine Gattin Florencia Pizarro, Marquesa von S. Juan de Piedras albas (vergl. dass. und Mondejar). Jetzt, seit 1863 bestätigt, Iñigo de Bohorques y Bohorques, Marques von Mondejar seit 1857.

9) Benameji 1675, 1. Cl. 1815.

a. José Diego Bernuy de Mendoza 1675. d. . . Fadrique (Gem. Ramona de Heredia). f. Juan Bautista (Gem. Francisca da Paula Balda, Tochter des Marques Valparaiso [s. dass.]; jüngerer Sohn Fadrique José, Marques von Campoalegre 1847, geb. 1788, erbte Valparaiso). . . (h.) 1) Francisco da Paula Bernuy y Aguayo seit 1815. (Verwandter ist der Marques Valparaiso.)

10) Bendaña 1692, 1. Cl. 1843.

Gegenwärtig (ob zweiter Grande?) Buenaventura Piñeiro Manuel de Villena, Graf von Canillas seit 1845.

11) Benemejis de Sistallo 1762; Grandeza honoraria 1816.

a. Maria Ana de Tarrego von Malferit, Witwe des Juan Verdes de Montenegro, 1762 ..... Juan de Pedro y Llorens, Marques von S. José (wol 2. Grande) seit 1849, † 1857 (Gem. ... Nash; Tochter: Joaquina, Marquesa von S. José seit 1858); Leopoldo, Grande 1858.

12) Camarasa 1543, 1. Cl. 1626.

1) Francisca Luisa de Luna 1543 (Gem. Diego de los Cobos y Mendoza). 2) Francisco Miguel de los Cobos, Graf von Ricla 1589. 3) Diego I., Grande 1. Cl. 1626, † 1645. 4) Manuel, Sohn des Diego, Enkel des Alvaro, eines Bruders des 2. Marques, Grafen von Rivadavia, † 1668. 5) Baldasar Gomez Manrique. 6) Alvaro de los Cobos Sarmiento de Mendoza, Br. (Gem. Luisa Laso de Castilla y Zuñiga; jüngere Kinder: Maria Leonora, Gräfin von Salvatierra, † 1763; Isabel Rosa, Gemahlin des Francesco Domingo Gayoso von Amarante und Mutter des 10. Marques). 7) Miguel (Gem. Juliana Palafox). 8) Maria Miguela † vor 1777 (Gem. Ambrosio Funes de Villalpando, Titular-Marques, † 1782). 9) Diego II. Sarmiento, Oheim, Graf von Rivadavia und von Castro (letzteres durch seine Gattin Isabela de Mendoza Bermudez de Castro; ihre Tochter Maria del Pilar † jung) 1777. 10) Joaquin Maria Gayoso de los Cobos von Amarante 1804 (Gem. Josefa Manuela Tellez Giron von Osuna). 11) Joaquin, Marques von Rivadavia 1804, † c. 1850 (Schw. Encarnacion, Marquesa von S. Miguel de Penas seit 1858). 12) Francisco da Borja, Br., 1850, † 1857. 13) Jacobo Maria, Br., Graf von Rivadavia seit 1850, folgt 1857 (Gem. Ana Sevilla).

13) Camporeal 1691, Grandeza honoraria.

1) Francisco de Sada y Muntaner, Graf von Cobatillas seit 1831, † 1861 (Gem. Lispergues). 2) Eduardo seit 1862.

14) Cañete 1530, Grande 1771.

1) Diego I. Hurtado de Mendoza 1530, † 1542. 2) Andrés † 1560. 3) Diego II. 4) Garcia, Br., † 1609. 5) Juan † 1639. 6) Juana Antonia † 1640. 7) Teresa Antonia, Schw., verm. Herzogin von Maqueda, † 1657. 8) Antonio Velasco, Herzog von Najera, Neffe, † 1676. An Najera, von dem hernach abgetreten für Agostin Domingo de Bracamonte, Marques von Fuente el Sol, Grande 1771, † nach 1777. Sein Sohn Fernando hinterließ von Maria Ignacia Castro y Azlor die Maria Antonia, Gemahlin des Marques von S. Felices und dann wol auch des Marques von Vallehermoso, Juan Bautista Queralt y Bucarelli, der seit 1848 auch diesen Titel führt.

(del Carpio 1559, Grande 1631.)

1) Diego I. Lopez de Haro y Sotomayor 1559 (T. Beatriz, Gemahlin ihres Oheims Luis Mendez de Haro und Mutter von) 2) Maria (Gem. Francisco Pacheco de Cordoba). 3) Diego II. Pacheco de Cordoba †. 4) Diego III. Lopez de Haro, Sohn des Luis Mendez de Haro und der Beatriz, Schwester der 2. Marquesa. 5) Diego IV. Lopez. 6) Luis Mendez, 2. Herzog von Olivares, † 1661 (s. Olivares). Der Titel ruht.

15) Castelar 1693, 1. Cl. 1736.

1) Baldasar Patiño 1693, † 1733 (Br. José ward Grande 1. Cl. 1736, † 1736). 2) Lucas, Grande 1736 als Erbe des Oheims, † 1768. 3) Ramon I. Orosio 1768—1808 (Gem. Teresa Maria Osorio von Alcañices, geb. 1758; Kinder: José, Maria de los Dolores Celestina, Maria Ana, Maria Teresa, Gräfin von Lalaing, Nicolas und) 4) Ramon II., Graf von Belveder 1800—1820 (Gem. Maria Diega Ramirez de Arellano; Kinder: Luiz, gest. jung, und Ramona Maria de los Dolores). 5) Nicolas, Br., Marques von la Sierra und von Castelar, bestätigt 1851.

16) Castelldosrias 1696, Grande 1701 und 1703.

1) Manuel I. Dms y Santapau, olim Senmanat seit 1696 und 1703 (jüngerer Sohn José † 1776). 2) Juan (Tochter: Manuela, Gem. des Geronimo Baños, Marques von Baños in Neugranada). 3) Manuel II. 1769—1777, † vor 1804 (Gem. Maria de los Dolores Vera). 4) Francisco Javier 1804, † vor 1849. 5) Carlos † 1856 (Gem. de Saenz). 6) Ramon seit 1857.

17) Castelmoncayo 1682, 2. Cl. 1794.

Bei Fernan-Nuñez.

18) Castelrodrigo, 1. Cl. 1621, Fürst Pio de Savoya.

1) Cristobal de Moura, Graf Lumiares seit 1607; 1621. 2) Manuel † 1648. 3) Francisco † 1675. 4) Eleonora (Gem. a. Aniello Guzman, Sohn des Herzogs von Medina de las Torres, † 1677. b. 1678. Carlo Omodei, Marques von Almonacid und Grande 1679 †). 5) Juana, Schw. (Gem. a. 1668. Alberto Pio de Savoya, Fürst von S. Gregorio. b. Luigi Contarini). 6) Francesco Pio de Savoya † 1723 (Tochter Mariana Lucrezia † 1800, Gemahlin des Francisco Arias, Grafen von Puñonrostro). 7) Giberto, geb. 1717, † 1776 (Gem. a. Marianne, Gräfin von Thierheim. b. Isabel Joaquina de Benavides y la Cueva). 8) Isabella Maria, Schw., † 1799 (Gem. a. Manuel Blasco de Velasco, Graf von Fuensalida. b. Antonio Valcarcel Perez Paster † 1801; ihr Sohn:) 9) Antonio Maria Rodriguez Valcarcel † 1808 (Gem. a. Maria Tomasa Pascual de Povil y Sannazari. b. . . Tacon; jüngere Kinder: Maria Antonia, Gräfin von Pinohermoso, Juan Crisostomo und Francisco da Paula). 10) Antonio Valcarcel y Pascual de Povil † 1815 (Gem. 1804 Beatrice Orsini Roma, in der Lombardei als Fürstin anerkannt). 11) Schw. Ana Maria de la Concepcion Valcarcel y Tacon † 1846 (Gem. Pascual Falcó, Baron Benifavo; jüngere Söhne: Manuel,

durch Heirath Herzog von Fernan-Nuñez, Antonio und Francisco, Marques von Almonacid de los Oteros seit 1848). 12) Juan Falcó y Valcarcel, Fürst Pio de Savoya seit 1846 (Gem. Anna, Tochter des Marchese Febo d'Adda; Sohn Antonio, Graf Lumiares seit 1852, verm. 1853 mit der Marchesa Evelina de Trivulzio, von denen Julio, Baron Benifayo seit 1863).

19) Castromonte 1663, Grande 1. Cl. 1698 und 1771.

1) Luis Francisco de Baeza 1663, † 1674. 2) Juan, Grande 1698. 3) Luis Ignacio, Sohn seines Bruders Alfonso. 4) José, geb. 1708, † 1770. 5) Fernando †. 6) Joaquino Lorenzo Ponce de Leon, Sohn des Miguel Geronimo, 3. Grafen Garriez († 1772) und der Angela Dionisa, Tochter des 3. Marques, 1772—1777 (Gem. Maria de las Mercedes Belvis y Moncada; Tochter: Brigida Maria Magdalena, Gem. Joaquino de Cordoba von Puebla de los Infantes; der Bruder des 5. Marques Pedro, Graf von Cantillana, heirathete Maria Josefa Bucareli und ward Großvater des Juan Antonio Ponce de Leon y Caro, Grafen von Cantillana seit 1861). 7) Antonio Maria ward durch Heirath Herzog von Montemar (s. dies.).

20) del Cenete 1491.

Bei Infantado.

21) Cerralvo.

1) Rodrigo I. Pacheco 1533. 2) Juan. 3) Rodrigo II. 4) Juan Antonio † 1680. 5) Agnes, Schw. (ob verm. mit einem Motezuma?) . . . Manuela Motezuma, Marquesa von Almarza 1777 (Gem. Francisco Ventura Orense del Castillo, Vizconde von Amaya) . . Manuel I. de Aguilera 1777, Sohn und Erbe des Grafen Tomas von Casasola de Campo und einer Motezuma (Gem. Maria Cayetana Brignole y Galarzo, Witwe 1804); Sohn: Manuel II. de Aguilera Galarzo (Gem. Maria Josefa de Contreras, 8. Gräfin von Alcudia, Erbin ihrer Schwester Ana Maria 1781—1804, verwitwete Marquesa von Sta. Cruz de Mercenado); Sohn: Fernando 1819, † 1848; Enkel José seit 1848 (Br. Gaspar, Marques von Benalua 1849, † 1857, dem Domingo 1857 folgte; eine Verwandte, wol die Tochter des jetzigen Marques, ist Maria de Aguilera y Perales, Gräfin von Fuenrubia seit 1851).

(Comares 1512, jetzt ohne Grandeza.)

1) Diego I. Fernandez de Cordoba von Lucera 1512. 2) Luis. 3) Diego II. (überlebte seinen Sohn Luis, Grafen von Prades; es folgt der Enkel:) 4) Enrique Ramon, Herzog von Segorbe [s. dass. und Medinaceli]).

22) Coscojuela 1647, Grande 1727.

a. José de Moncayo 1647. b. Diego . . 1) Bartolomé de Moncayo 1708, Grande 1727 † (s. Grafen Fuentes).

(Denia 1484, bestätigt 1520, ruht.)

1) Diego Gomez de Sandoval, 3. Graf von Castrogeriz 1484. Der 5. Marques Francisco ward Herzog von Lerma (s. dens.).

(Dos Aguas 1699.)

Siehe Grafen von Plasencia.

23) del Duero, 1. Cl. 1848.

1) Manuel Gutierrez de la Concha seit 1848 (Gem. Maria Francisca da Paula Tovar, Gräfin von Canceláda seit 1849; ihr wurden 1863 aus der seit 1623 schwebenden Pizarro'schen Erbschaftssache die Güter des bekannten Francisco Pizarro zugesprochen; die des Gonzalo, seines Vaters, erhielt Jacinto Orellana y Pizarro, Marques de la Conquista seit 1848; die des Fernando, Bruders des Conquistador, wurden gegen den Herzog von Noblejas milden Stiftungen zuerkannt).

(Ensenada.)

1) Zeno de Somo de Vila, persönlich 1750, † 1781; jetzt seit 1847, doch ohne Grandeza, Juan Terrazos y la Lama.

24) Estepa 1563, Grande 1729.

1) Marco Centurione-Oltremarino 1563, † 1565. 2) Juan Bautista I., † 1625. 3) Adamo † 1658. 4) Francisco Cecilio † 1688 (Tochter: Francisca, Marquesa von Almunia, verm. zuerst an Salvador Castro Portugal von Lemos, dann an Juan Antonio Palafox, Marques von Ariza). 5) Luis, Br. 6) Manuel, geb. 1694, Grande 1729, † 1734 (Gem. Maria Leonor de Ayala von Guadalcazar). 7) Juan Bautista II. 1769—1784 (Gem. a. S. Tante Maria Luisa, Witwe des Ignacio de Guzman, 2. Marques von Almarza. b. Mariana Urries y Pignatelli, Witwe des Cristobal de Cordoba, 1804). An den Marques von Ariza, als Erben des 4. Marques.

(Fuente el Sol.)

a. Juan Bracamonte Davila (Gem. Maria Pacheco von Navalmorquende). b. Luis Mosen Rubi (Gem. Mariana, Gräfin von Torresvedras). c. Antonio. d. Luis Cordoba y Benavides, V. e. Francisca, Marquesa von Guadalcazar (s. dass. und vergl. Cañete).

25) Gramosa 1662. 1. Cl. 1741.

a. Pedro I. Ibañez de Leguizamon 1662. b. Pedro II. (Gem. Maria de Portugal) ..... An die Grafen von Sta. Coloma und Cifuentes.

26) Guadalcazar 1609, Grande 1781.

1) Diego Fernandez de Cordoba 1609. 2) Francisco Antonio † 1650. 3) Maria de la O † 1655. 4) Ana, Schw., † 1656. 5) José Diego de Cordoba, Sohn des Francisco, Grafen von Casapalma, und der Mariana Francisca, T. des 1. Marques. 6) Francisca, auch Marquesa von Fuente el Sol, † 1680 (Gem. Felix de Cordoba, 9. Herzog von Baena, † 1709). 7) Francisca Maria Manuela de Cordoba, geb. 1679 (Gem. 1693 Francisco Nicolas de Ayala, Graf von

Colmenar und Fuenfalida). 8) Felix de Ayala, geb. 1696, † 1734, Gemahl der Herzogin von Atrisco. 9) Manuel, Br., 1734, † vor 1769 (Schw. Maria Leonor, heirathete den 6. Marques von Esteva). 10) V. Juan de Souſa (Gem. Maria Tereſa Fernandez del Campo, 4. Marqueſa von Hinoyoſa). 11) Vasco Alfonſo † 1777 (Gem. Nichte Antonia Fauſta de Souſa, Witwe des Thomas de los Rios und T. des Criſtobal, Grafen von Arenales). 12) Francisca de Borja 1777—1804 (Gem. Oheim Pedro Alfonſo de Souſa † 1783); erhielt die Grandeza beſtätigt 1781 (Kinder: Maria del Carmen und) 13) Rafael Alfonſo de Souſa 1804, † 1814 (Gem. Fernandez de Cordoba; Kinder: Maria Magdalena Luiſa, Rafael, † jung, und) 14) Iſidro Alfonſo 1814.

27) Guad el Jelú, 1. Cl. 1860.

1) Antonio Ros de Olano ſeit 1860 (Gem. Quintana; Sohn Gonzalo, Vizconde Ros ſeit 1860).

28) Heredia, Grandeza honoraria 1833.

1) Narciſo I. de Heredia 1833, † 1843 (Gem. Heredia). 2) Narciſo II. 1845.

(Hinoyosa.)

a. Juan de Mendoza, Sohn des 5. Grafen von Caſtrogeriz. b. Maria † 1642 (Gem. Juan Ramirez de Arellano Graf von Aguilar, † 1647). An Aguilar.

29) Javalquinto 1617, 1. Cl. 1835, Fürſt von Anglona in Sardinien.

a. Manuel de Benavides 1617. b. Juan Francisco † 1636. c. Iſabela † 1653 (Gem. Alfonſo Antonio Pimentel, 11. Graf-Herzog von Benavente, † 1673). Aus dem Erbe von Benavente an die Herzoge von Oſuna; abgetrennt 1807 für 1) Pedro I. d'Alcantara Tellez Giron, geb. 1786, Sohn des 9. Herzogs von Oſuna, Fürſt von Anglona, Grande 1835, † 1848. 2) Pedro II. † 1851 (Gem. Fernandez Santillan). 3) Pedro III. Alcantara ſeit 1851.

(Laconi.)

Titel creirt für Juan Caſtelvi y Navarro (verm. mit Inés Catalina Chacon), durch Philipp V., wol mit ſeinem Tode erloſchen.

(Laguna 1599.)

1) Sancho de la Cerda, Sohn des 4. Herzogs von Medinaceli 1599. 2) Alfonſo Alvarado, 2. Graf von Villamar, Schwiegerſohn †. An Medinaceli. 3) Tomas, Sohn des 7. Herzogs von Medinaceli, Grande auf Lebenszeit 1689, erblich 1692, durch Heirath Graf von Paredes, † 1692. 4) Joſé Manrique de la Cerda y Guzman, auch Graf von Paredes (ſ. daſſ.).

30) la Lapilla 1610, 2. Cl. 1792.

a. Ottavio Centurione, neapolitaniſcher Herzog ſeit 1610, Marques del Monaſterio 1632 . . † 1653. b. Clara, verm. mit ihrem Vetter c. Domingo I. † 1662. d. Br. Criſtobal † 1701. e. Domingo II. † 1705. f. Adamo † 1744 (Gem. Maria de Fonſeca). (g.) 1) Joſé Joaquin, Grande 2. Cl. 1792, † vor 1804 (Gem. 1756 Antonia Maria Vera y Motezuma; Tochter: Maria Rafaela, Marqueſa Cilleruelo). 2) Nicolas, geb. 1761, † 1850 (Gem. Maria de la Soledad Orovio y Orovio). 3) Maria de la Merced ſeit 1850.

31) Leganes 1627, 1. Cl. 1640.

1) Diego Felipe Davila Meſia de Guzman 1627, Grande 1640. 2) Gaſparo Felipe † 1667. 3) Diego, Herzog von S. Lucar, entſetzt 1705, † 1711. Bei Altamira.

(Malpica 1599.)

1) Pedro Barroſo de Rivera 1599. . . . . 3) Baldaſar † 1669. 4) V. Antonio Gaſparo Pimentel de Rivera Barroſo Davila, Sohn des Joſé und der Francisca Davila von Povar, Schweſtertochter des 3. Marques, † 1699. 5) Manuel, Br. 6) Joſé 1761 (wol ein Br. von ihm iſt Francisco, Graf von Gondomar). 7) Joaquin Maria 1769—1777, erbt Mancera mit Grandeza, † vor 1804. 8) V. Manuel Antonio Fernandez de Cordoba 1804 (Gem. Maria Tereſa Pacheco, Schw. des 13. Herzogs von Frias, bringt ihm den Herzogstitel von Arion zu; jüngere Kinder: Maria de las Anguſtias, Gem. des Luis Melo, Marques von Vellisca, Maria Petronila, Pedro, Graf von Berantevilla und Marques von Miravel ſeit 1848, und Manuela de la Paciencia, Gräfin von Revillagigedo mit Grandeza ſeit 1848). 9) Manuel Joaquino, Herzog von Arion ſeit 1848.

32) Mancera 1623, Grande auf Lebenszeit 1687, dauernd 1692.

a. Pedro de Toledo y Leyva 1623, † 1654. (b.) 1) Antonio Sebaſtiano, Grande 1687 und 1692, † 1710. 2) Manuel Joſé de Silva y Mendoza, 2. Marques von Melgar, Sohn des Joſé Maria († 1682) und der Maria Luiſa, Tochter des 1. Granden, geb. 1679, † . . . . 3) Schw. Joſefa Maria, geb. 1681, heir. Domingo Portocarrero, Sohn des 4. Grafen von Montijo, † 1750. An Malpica, deſſen 6. oder 7. Marques die Erbin heirathete. Jetzt bei Arion.

33) la Mina 1681, 1. Cl. 1748.

1) Pedro Joſé Guzman y Davalos 1681 (Gem. Spinola). 2) Jayme Miguel, Grande und Herzog von Palata in Neapel 1748, † 1769 (Gem. Aguſtina de Calatayud). An Alburquerque und von da an den mit einer la Cueva vermählten Grafen Carlos Felipe Oſorio von Cervellon (ſ. daſſ.).

34) Miraflores 1817.

1) . . . . . Samaniego y Pando ſeit 1817 †. 2) Manuel ſeit 1848. (Sein Sohn Honorio iſt ſeit 1862 Graf von Villapaterna und Vizconde von Armeria.)

35) Molins 1848, 1. Cl. 1863.

1) Mariano Roca de Togores, Vizconde Rocamora, ſeit 1848 und 1863.

36) Moncloa, Grande 1706.

a. Antonio I. Portocarrero la Vega, Graf † 1649. b. Gasparo † 1693, geistlich. (c.) 1) Melchor, Br., Grande 1706. 2) Antonio II. † .... Durch Heirath an Ariza.

(Mondejar 1512 und 1529, Grande 1. Cl. 1724.)

1) Iñigo I. Lopez de Mendoza (Sohn Iñigo's † 1516), 2. Graf von Tendilla 1512, † nach 1525. 2) Luis I. 1529—1549. 3) Iñigo II. 4) Luis II. † 1604 (S. Iñigo, Graf von Tendilla, † 1592). 5) Iñigo III. (S. des Iñigo und Enkel des 3. Marques) † 1647 als Jesuit. 6) Iñigo IV. † 1656. 7) Maria, Schw. (Gem. Diego Felix Antonio de Croy y Peralta, Marques von Falces, † 1682). 8) V. Francisca Juana de Cordoba, T. des Nuño de Cordoba y Bocanegra und der Maria de Mendoza, Gräfin von Agropoli (Tochter des Grafen Jorge 1617 und Enkelin des 3. Marques), † 1677 (Gem. a. Francisco de Cordoba, Graf von Cañete. b. Diego de Silva von Galvez, † 1686). 9) Maria Gregoria, Schw. (Gem. Gasparo Ibañez de Segovia y Arevalo, Grande persönlich 1678, † 1708; jüngere Söhne: Mateo † 1737 und Vincente). 10) José Ibañez de Segovia, Grande 1724, † 1730 (Gem. 1687 Maria Victoria de Velasco von Frias; jüngere Söhne: Gasparo Tomas und Francisco Maria). 11) Nicolas Luis (Gem. Sebastiana Ruiz de Abarca y Pacheco von Castrofuerte). 12) Nicolas Maria 1759—1777 (Gem. Maria Antonia Alvarez de Toledo von Villafranca; Sohn: Marco Ignacio von Agropoli 1770—1777, † vor dem Vater.) 13) Maria de Agueda (Gem. a. Lorenzo Villarvel, Vizconde la Frontera, von denen Maria del Amparo, Gattin des Pedro de Chaves von Noblejas. b. 1775 Joaquin Maria de Cordoba y Azlor, Graf von Bornos † kinderlos). An Belgida 1857 zuerkannt. (Vergl. S. Juan de Piedras albas.)

37) Monreal 1731.

a. Gabriel I. Bernal de Quirós. b. Alvaro (Gem. Estefania de Velasco von Siruela). (c.) 1) Gabriel II. 1702, Grande 1731 (Gem. Luisa de Cancavannes). 2) Juan Maria Bautista. 3) Antonio Maria, auch Marques de Santiago de la Cimada 1804 ... 4) Pedro, bestätigt 1852, † 1861 (Gem. .. Colon). 5) Carlos seit 1861.

(Montaos 1626.)

1) Juan de Vega, 3. Graf von Grajal 1626, † 1648. 2) Francisco, Br. (Gem. Leonor Rodriguez de Villafuerte). 3) Pedro Alvarez (Gem. Teresa Benavides). 4) Gasparo. 5) Beatriz Francisca, Tante (Gem. Alvaro Perez Osorio y Fonseca, Graf von Villanueva de Cañedo.) An Alcañices (s. dass.).

38) Montealegre 1625, Grande 1697, 1. Cl. 1757.

1) Martin de Guzman 1625. 2) Luis Francisco Nuñez. 3) Pedro Nuñez, Br., † 1678. 4) Martin Domingo, Grande 1697, † 1722 (jüngere Söhne: Juan Antonio Tomas, Vincente, durch Heirath Graf von los Arcos, und José Joaquin Domingo, Marques von Sales, Herzog von Montealegre in Neapel † 1771; sein Erbe ist Joaquino de Acosta, Sohn seiner Schw. Margaretha und des Antonio de Acosta; sein Nachkomme Salvador Tavira y Acosta führt seit 1830 den Titel eines Grafen von Montealegre de Rivera, während Maria Amalia de Acosta y O'Byrne seit 1860 den neapolitanischen Marchesentitel von Sales inne hat). 5) Sebastian, resignirt 1727 (Gem. Maria Melchorra de Guevara, 12. Gräfin von Oñate; Tochter: Teresa, Gem. des Francisco de Cordoba, Grafen von Cabra). 6) José wird 1727 13. Graf von Oñate (s. dens.).

(Mortara 1765.)

a. Vincente Ruy de Orozco. b. Francisco, Marques von Olias 1652. ... d. Francisco. e. Ana Maria, 8. Herzogin von Ciudadreal (s. Granada).

39) Mos 1692, 2. Cl. 1794, 1. Cl. 1855.

a. Gabriel Sarmiento de Quirós 1692 ... Bald an die Grafen von Villanueva de S. Bernardo, wo zuerst a. Antonio Cortés de Mendoza seit 1690. b. Alfonso Correa de Mendoza. c. Benito Bernardo. d. Pelayo Antonio Correa y Sotomayor, Marques von Mos 1777. (e.) 1) Fernando 1777, Grande 2. Cl. 1794. 2) Benito 1804 (Gem. Maria Felicidad Pinto de Sousa; Tochter Luisa Felicidad, Viscondesa von Pegullar). 3) Alfonso seit 1847, Grande 1. Cl. 1855.

40) Peñaflor 1664, Grandeza honoraria 1771 (1773).

a. Juan Tomas Fernandez de Henestrosa ... Erbin heir. Juan Bautista I. de Barradas, Marques von Cortes de Graena † 1777; Sohn: 1) Antonio, Grande 1771 und 1773 (Tochter: Maria Teresa, 1768 Gem. des 6. Herzogs del Parque). 2) Carlos Antonio Manuel (Gem. Arias de Saavedra). 3) Fernando 1850, † 1856 (Gem. Bernuy). 4) Juan Bautista II. seit 1856.

41) Perales, 1. Cl. 1855.

1) Manuel Perales Duran y Pando seit 1855.

42) la Presa de las Torres (1680), 1. Cl. 1859.

1) Miguel Laso de la Vega y Madariaga, 1850 Graf von Casa Galindo, seit 1859.

43) Priego 1501, 1. Cl. 1655.

1) Pedro I. Fernandez de Cordoba von Aguilar 1501, † 1517. 2) Catalina I. 1517—1552; Gem. 1518 Lorenzo Suarez de Figueroa, 3. Graf von Feria. 3) Catalina II., Enkelin, Tochter des (1552 †) Pedro, verm. mit ihres Vaters Bruder Alfonso Fernandez de Aguila. 4) Pedro II. † 1606. 5) Alfonso, folgt 1634 als 5. Herzog von Feria, † 1645 (s. Feria).

44) la Puebla de los Infantes 1716, Grandeza honoraria 1771.

1) Francisco de Cordoba, Marques 1716 (Gem. a. Maria Catalina de Velasco. b. Bernardina Teresa

de Cabrera; jüngere Söhne: Francisco Javier, geiſtlich, und Luis). 2) Joaquin I., Grande 1771 (Gem. Ana María de Hoces; jüngere Söhne: Mariano, Lorenzo, geb. 1754, Francisco da Borja, Lope Domingo, geb. 1757, Manuel und José, geb. 1768). 3) Joaquin II. María 1804 (Gem. a. María Magdalena Ponce de Leon von Caſtromonte, von der Rafael [† jung] und Magdalena. b. María Francisca de Bohorques y Barradas; Kinder: Luiſa und:) 4) Francisco (Gem. .. Pulido). 5) Joaquin III., Herzog von Almodovar ſeit 1851. (Derſelbe heirathete eine Bohorques, und ſind ſeine Kinder: Fernando, Marques von Povar 1859; María Blanca, Marqueſa von Cubas 1862; Luiſa, Marqueſa von Zagaſti 1862; María Criſtina, Marqueſa von Griñon 1862, und María Elvira, Marqueſa von Albadoluy ſeit 1863.)

45) Puente de la Virgen 1761, 1. Cl. 1848.

a. Alfonſo Eduardo de Valenzuela 1761 .... 1) José de Valenzuela y Laſús ſeit 1848.

46) Quintanar (1630; 1714), Grande 1. Cl. 1859.

a. José Enriquez Porres 1630. Victorino Garcia de Chaves y Contreras, beanſprucht 1777 Priego .... 1) Francisco da Paula Ulpiano de Chaves y Armada Centurion y Valdés, Marques 1848, Grande 1859.

47) Rafol.

(Vergl. Vellisca.)

48) la Rambla 1682, Grandeza honoraria 1816.

a. José Sanvitore de la Portilla 1682 .. Martino Orozco y Sanvitore, beanſprucht 1777 den Grafentitel von Priego; ſein Sohn Rodrigo Pedro (verm. mit Ana Argote) hinterließ den: 1) Martin Orozco 1800, Grande 1816, † vor 1848 (Gem. Moreno). 2) Fernando ſeit 1848.

49) la Romana 1739, 1. Cl. 1817.

a. José I. Caro y Roca antés Maza de Lizana-Carrel y Luna 1739, † 1775. b. Pedro I. 1775 (Gem. Silva). c. Pedro II., geb. um 1770, † 1811. (d.) 1) José II., Br., Grand 1817, † vor 1855 (Gem. María Teresa Alvarez de Toledo von Villafranca †). 2) Pedro III. ſeit 1856 (Gem. 1848 Gräfin Eliſa Széchényi).

50) del Salar 1693, 1. Cl. 1834.

1) Fernando I. Perez del Pulgar 1834, † 1856 (Gem. Fernandez de Cordoba). 2) Fernando II. ſeit 1857.

51) S. Adrian 1729, 1. Cl. 1848.

a. José Armendariz, Marques Caſtelfuerte ſeit 1705. b. Juan Francesco, Br. c. Juan Eſteban 1777 (Gem. Manuela de Acedo; ihm folgt wol ſein Enkel) d. José María Magallon y Armendariz 1804 (Gem. María de la Soledad Iſidra Rodriguez de los Rios Jauche Laſo de la Vega, Marqueſa von Sirve und Gräfin von Megen; Tochter: María Francisca da Paula). (e.) 1) Joaquin Mariano, Grande 1848.

52) S. Felices 1693, 1. Cl. 1835.

a. Geronimo Francisco de Tordeſillas Cepede Janaquemada y Salazar 1693; 1697. .... Antonio Ramon 1777 (Gem. María Antonia de Sada, Tochter des Marques Fernando von Camporeal). ..... 1) .... Galiano (?) 1835. .... 2) Mariano Patricio de Guillamas y Galiano ſeit 1849.

53) S. Juan de Piedras alvas 1693, 1. Cl. 1739.

1) Francisco Silveſtro Pizarro de Aragon 1693 (Gem. Piccolomini). 2) Juan, geb. 1697, Grande 1739, † 1771. 3) Florencia, Herrin der canariſchen Inſel Gomera 1768 (Gem. Reichsgraf Pascual Benito Belvis de Moncada, Marques von Belgida 1753—1777). 4) Juan de la Cruz Belvis de Moncada y Pizarro, Graf von Villamonte 1770; 1804 (Gem. María de la Encarnacion Alvarez de Toledo). 5) Antonio (Gem. María de los Dolores Palafox von Montijo). 6) María de la Encarnacion ſeit 1849. Ihre Schweſter María del Carmen Joſefa erbte Belgida und Mondejar und heirathete den Iñigo de Bohorques y Bohorques, der 1857 in Mondejar, 1863 in Belgida beſtätigt ward.

54) S. Vincente 1629, Grandeza honoraria 1771, 2. Cl. 1780.

a. Fadrique de Vargas Manrique de Valencia 1629 ..... (e.) 1) Pedro Villaroel Manrique, Grande 1771; 1780 (jüngere Tochter Manuela, Gemahlin des Marques von Escalona). 2) María Antonia (Gem. José María de Cordoba, Graf von Salvatierra). An Salvatierra.

55) Sta. Cruz de Mudela 1582.

1) Alvaro I. de Bazan, Marques 1569, Grande 2. Cl. 1582, † 1588. 2) Alvaro II. † 1646. 3) Alvaro III. † 1660. 4) María Eugenia, Schw., † 1677 (Gem. Geronimo Pimentel, Marques von Bayona, † 1631; Tochter: Mencia, heir. Enrique de Benavides; ihr Sohn:) 5) Francisco Diego Benavides y Bazan † 1680. 6) José † 1693. 7) Alvaro IV., Br., † 1733. 8) Pedro Artalo de Silva Aragon y Benavides, V., geb. 1703, † 1744; Witwe † 1756; Söhne: Pedro und 9) José Joaquin 1744 † (Gem. 1781 Marianne, Gräfin von Waldſtein-Dux; Kinder: Juan Evangeliſta, geb. 1783, † 1809, Pedro Alcantara, Mariana, Gemahlin des 14. Herzogs von Frias, und) 10) José Gabriel, geb. 1782, † 1848 (Gem. Joaquina María del Pilar Giron von Oſuna). 11) Francisco de Borja ſeit 1848 (Geſchwiſter: Juan Evangeliſta, Marques von Arcicollar ſeit 1856, verm. mit einer Gräfin Borggraev d'Altena, und María Joſefa, Gräfin von Oſtlo ſei 1863).

56) Sierra Bullones, 1. Cl. 1860.

1) Juan de Zavala y la Puente ſeit 1860.

57) Sotomayor 1774, 1. Cl. 1850.

1) Juan Pedro Sanchez Pleites, Marques vo Gelo ſeit 1798, Grande 1850, † 1856 (Tochter: Mari Luiſa, Marqueſa von Perijáa 1844, † vor 1856. Gem

Luis Sebastian von Nieulant, Graf von Nieulant seit 1830). 2) Fernando de Nieulant y Pleites, Marques von Sotomayor, Gelo und Perijáa seit 1856 (Br. José, Marques von Villamayna 1856, verm. mit Maria del Pilar Rivera y Villanueva).

58) Távara 1541, 1. Cl. 1709.

1) Bernardino I. Pimentel 1541. 2) Pedro. 3) Bernardino II. 4) Antonio. 5) Enrique. 6) Ana Maria † 1686 (Gem. Francisco de Córdoba, 8. Herzog von Seffa). 7) Luisa de Córdoba, resignirt 1693, wird Nonne. (Ihre Schw. Ana Maria, † 1687, heir. den Antonio de Toledo Osorio von Villafranca, Grande 1705, † 1706; es folgt der Sohn:) 8) Francisco de Toledo, Graf von Villada, † ohne Kinder von Catalina Ventura Colin. 9) Manuel, Br., geb. 1692, bestätigt als Grande 1709, † 1768. 10) Miguel, Br., Grande 1729, Herzog von Infantado durch Heirath mit der 11. Herzogin Maria Francisca Alfonsina de Silva († 1770). An Infantado.

(Valdecarzana 1672; ruht.)

1) Sancho I. de Miranda Ponce 1672. 2) Lope. 3) Sancho II., Marques von Torralva und Fürst von Bonanaro auf Sardinien, † 1737 (Gem. Maria de Atocha Saavedra y Guevara, Gräfin von Escalante; jüngerer Sohn José, Herzog von Losada). 4) Sancho III., geb. 1701, † 1757 (Gem. Ana Catalina de Villacis, Gräfin von Peñaflor und Amayuelas, † 1776; jüngere Kinder: Maria Antonia, Gräfin von Mora, Francisca Javiera, Marquesa Almodovar, Gaetana). 5) Tadeo Simon, geb. 1739, † nach 1807 (Gem. Filippa Isabella Reggio, Fürsten von Jaci 1790, † 1808 kinderlos) . . . . Den Titel führt mit dem von Cañete seit 1848 der Marques von Vallehermoso.

59) Vallecerrato 1612, 2. Cl. 1780.

1) Juan de Acuña 1612. 2) Diego. 3) Angela (Gem. Melchor Altamirano de los Ricos). 4) Luis † 1685. 5) Schw. Juana (Gem. Luis de Cañas Silva y Castilla; Töchter: Antonia, Marquesa Benameji, und Maria Teresa, Marquesa von Villavieja, verm. mit Juan de Pazos). 6) Francisco Antonio de Cañas (Gem. Maria Isabela de Trelles, 4. Herzogin del Parque). An Parque (s. dass.).

60) Vallehermoso 1679; Grandeza honoraria 1771 und 1790.

1) Francisco Antonio Bucareli, 1679. 2) Fernando, geb. 1674, † 1741 (Gem. Erbin des Pedro de Ursua y Arismendi, Gräfin von Gerena seit 1650; jüngere Kinder: Francisco, Antonio Maria, Nicolas, Luis Miguel, geistlich, † 1756, und Cristobal). 3) José 1771. 4) Juana 1804 (Gem. Oheim Nicolas, † vor 1804). 5) Maria del Pilar † 1829 (Gem. Queralt). 6) Juan Bautista Queralt y Bucareli seit 1829, Marques von Cañete und Valdecarzana seit 1848 (Gem. Bernal de Quirós; Sohn: Hipolito, Graf von Gerena seit 1861).

(Valmediano 1692.)

(Vergl. Ariza.)

61) Valparaiso 1632, 2. Cl. 1726.

a. Francisco Andia y Arazabal 1632 . . . . . 1) Cristobal Francisco de Valda Carroz Andia y Vivero, Grande 1769—1770 (Gem. Joaquina Maldonado Boil de la Escala; Tochter: Francisca da Paula, Gem. des Juan Bautista Bernuy, Marques von Benameji; Sohn: Fadrique José, geb. 1788, Marques von Campoalegre seit 1847). 2) José † 1824 (Gem. Antonia Teijeiro, 3. Marquesa von Albudeite; jüngere Tochter Modesta). 3) Ana de la Encarnacion Agapita † 1855 (Gem. ihr Vetter Fadrique José de Bernuy von Campoalegre). 4) José Eusebio de Bernuy, auch Marques von Bucianos und Villahermosa, † 1857 (Gem. a. . . Osorio. b. Manuela de Orozco, Marquesa von Bucianos 1859, kinderlos). 5) Francisco da Paula, Marques von Albudeite 1855, seit 1857 (Schw. Maria del Carmen, Marquesa von Villahermosa seit 1858).

62) Velada 1557, Grande 1614.

1) Gomez I. Dávila 1557, † 1561 (S. Sancho † 1546, hinterläßt den:) 2) Gomez II., Grande 1614. 3) Antonio Sancho. 4) Antonio Sancho Pedro, Marques von Astorga 1659, † 1689 (s. Astorga).

(los Velez 1507.)

1) Pedro I. Fajardo, Sohn des Juan Chacon und der Luisa Fajardo. 2) Luis I. 1561, † 1575. 3) Pedro II. 4) Luis II. 5) Pedro III. 6) Fernando Joaquin † 1693. 7) Maria Teresa, Schw., verm. 1667 mit Ferdinando Moncada, 6. Fürsten von Paternò und 7. Herzoge von Bivona in Sicilien, † 1713 (s. Villafranca).

63) Vellisca 1646, 2. Cl. 1771.

1) Francisco de Melo, Graf von Assumar, 1646. 2) Gasparo Constantino † 1683. 3) José, natürlicher Sohn, † 1758. 4) Pablo, Grande 1771, † 1771. 5) Luis I. 1804 (Gem. Maria de las Angustias Fernandez de Cordoba y Pacheco; Töchter: Maria de las Mercedes, Maria Teresa und Maria Josefa). 6) Luis II. 1804 (Gem. Heredia von Rafol). 7) Vincente Maria de la O, Graf Rafol 1804, folgt, † c. 1850 (Gem. Maria de la Concepcion Gonzalez Avellaneda). 8) Carlos 1851, † 1858. 9) Luis III. seit 1858.

(Villadarias 1690, Grande 1760.)

1) Antonio Arias del Castillo 1690. 2) Francisco (Gem. Paola Ventimiglia, Erbtochter des Diego, Fürsten von S. Mauro seit 1705). 3) Antonio (Br. Francisco, Bischof von Barcelona). 4) Br. Juan Bautista, Fürst von S. Mauro, Marchese von Cropani, Grande 1760, † 1773 (Gem. Juana Petronila de Horcasitas). 5) Juan (Gem. Antonia de Heredia von Rafol; ein S. Juan Maria † jung). 6) Francisco 1804 (Gem. Maria Teresa de Cordoba y Sarmiento). 7) Francisco Maria † kinderlos. Den Titel, ohne Grandeza,

führt seit 1863 Francisco Javier de Heneſtroſa y Santisteban.

64) Villafranca del Bierzo 1486 und 1535.

1) Luis Pimentel, Sohn des 4. Grafen von Benavente 1486, † 1497. 2) Maria, verm. mit Pedro I. Alvarez de Toledo, Sohn des erſten Herzogs von Alva de Tormes, beſtätigt als Marques 1535, † 1552. 3) Fadrique I. 4) Br. Garcia I., Herzog von Ferrandina und Fürſt von Montalbano in Neapel, † 1578. 5) Pedro II. † 1627. 6) Garcia II. † 1649. 7) Fadrique II., S. des Fadrique, 1. Marques von Valdecarzana und Enkel des 5. Marques, geb. 1635, † 1705. 8) José I. Fadrique, geb. 1668, † 1728, auch Herzog von Bivona und Montalto in Sicilien durch Heirath mit Catarina Moncada, Tochter des Ferdinando, 6. Fürſten von Paterno und 7. Herzogs von Bivona und der Maria Teresa Fajardo, 7. Marqueſa von los Velez, † 1734 (jüngere Söhne: Fernando und Manuel, Vater des Manuel, Marques von Tavara). 9) Fadrique III. Vincente, geb. 1686, † 1753 (Gem. Juana de Guzman, T. des 12. Herzogs von Medinaſidonia; jüngerer Sohn Fadrique). 10) Antonio, geb. 1716, † 1773 (Gem. a. Maria Teresa de Cordoba, T. des 10. Herzogs von Medinaceli. b. Maria Antonia Gonzaga, T. des 1. Herzogs von Solferino; jüngere Kinder: Pedro, Maria Ignacia, Gräfin von Altamira, Maria de la Encarnacion, Maria Teresa, Marqueſa von la Romana, Maria Antonia, Marqueſa von Mondejar, Antonio und Ventura). 11) José II., Herzog von Medinaſidonia 1789, † 1796 (Gem. 1775 Maria Teresa del Pilar Gaetana, 13. Herzogin von Alva de Tormes, † vor 1804 kinderlos). 12) Br. Francisco da Borja, geb. 1773, † 1855 (Gem. Maria Teresa de Palafox von Montijo; jüngere Kinder: José, Herzog von Bivona, Gemahl der Carmen Acuña y de Witte, Vater des Ignacio, Marcheſe von Sclafani, und Fernando). 13) Pedro Alcántara, Marques von Villafranca und los Velez, Herzog von Medinaſidonia ſeit 1855 (gegen die Prätenſion der Herzoge von Oſuna und Medinaceli; Gem. Lesparre; Töchter: Iſabela, geb. 1823, Gem. 1843 des Giovanni Andrea Colonna, Herzogs von Paliano und Turſi, und Maria Roſalia, Gem. 1857 des Fürſten Adolfo Ruſpoli, Herzogs von Alcudia; Sohn: Manuel, Herzog von Paſtrana ſeit 1856).

(Villagarcia 1655, perſönliche Grandeza 1761.)

a. Mauro Mendoza Caamaño y Sotomayor 1655. b. Antonio Domingo (Gem. Juana Ibañez de Rivera; jüngerer Sohn Alvaro Eugenio, Cardinal 1747, † 1761). c. Antonio José (Gem. Clara Benita de Monroy, 5. Marqueſa Monroy). (d.) 1) Rodrigo, Grande (perſönlich) 1761; 1777 (Gem. 1736 Maria Luiſa Pantoja) .... Jetzt führt den Titel ſeit 1853 Maria del Carmen Mendoza Sotomayor y Lorenzana, verm. mit dem Grafen Barrantes; ihre Tochter Guſtava Maria del Carmen heirathete 1855 den Martial Joſeph Raoul Delmas de Grammont.

65) Villamayna 1624, 1. Cl. 1859.

1) José Nieulant y Sanchez Pleites, jüngerer Bruder des Marques von Sotomayor ſeit 1856, Grande 1859.

66) Villanueva de Duero 1740, 2. Cl. 1780 und 1794.

1) Pedro José de Rojas Contreras 1740. 2) Francisco Javier 1770, Grande 1780 und 1794 (Gem. ... Tello). 3) Maria de las Mercedes 1804 (Gem. Valentin de Belvis y Moncada, Graf von Villarieza, jüngerer Bruder des Marques von Belgida). 4) Maria de la Aſumcion Euſebia Belvis de Moncada y Rojas † 1840 (Gem. Antonio Ramirez de Haro, Graf von Bornos). An Bornos 1840.

67) Villapanes 1700, Grandeza honoraria 1859.

1) Juan Antonio Eſtrada y Sepulveda, Marques von Caſa Eſtrada ſeit 1841, Grande 1859.

Grafen (Condes), nur theilweiſe Grandes.

1) Aguilar de Inestrillas 1475, Grande 1640.

1) Alfonſo I. Ramirez de Arellano von los Cameros 1475. 2) Carlos † 1514. 3) Alfonſo II. † 1522. 4) Ana, verm. 1532 mit ihrem Oheim Pedro. 5) Felipe I. † 1590. 6) Pedro. 7) Felipe II., Br., † 1620. 8) Juan Bautiſta † 1647. 9) Juan Domingo † 1668. 10) Maria Antonia Balvanera † 1675 (Gem. 1670 Rodrigo Manrique de Lara, 2. Graf Frigiliana, Grande als Witwer † 171.). 11) Iñigo de la Cruz Manrique de Lara, geb. 1673, † (Gem. Rafaela Maria Pignatelli). 12) B. Valerio Antonio de Zuñiga, Graf von Aguilafuente, Sohn Valerio's, Enkel Manuel's und Urenkel des Pedro Luis und der Juana Antonia, T. des 7. Grafen, † 1751 (Gem. Maria Antonia Pacheco von Uzeda † 1743). 13) Maria Vincenta † 1777 (Gem. Vincente Oſorio, Sohn des 9. Grafen von Altamira, † 1783). 14) Maria Vincenta Oſorio (Gem. a. Francisco da Paula la Cerda von Parcent. b. Manuel Bernardino de Carbajal, 5. Herzog von Abrantes, † 1783). An Abrantes.

2) Albadeliste 1480 (1548), 1. Cl. 1691.

1) Enrique I. Enriquez, Almirante von Caſtilien 1480. 2) Alfonſo (S. Enrique † vor ihm; es folgt der Enkel:) 3) Diego I. 4) Enrique II. 5) Diego II. 6) Antonio, Br. 7) Enrique III., S. des Fadrique, Enkel des 3. Grafen, † 1617. 8) Fadrique ... 11) Francisco Miguel 1680, Grande 1691. 12) Juan 1712 ..... An Frias.

3) Altamira 1475, Grande 1614.

1) Lope I. Sanchez de Moscoſo Ulloa (1455) 1475. 2) B. Urraca, Schw. ſeiner Mutter, verm. mit Pedro Alvarez Oſorio, Sohn des Grafen von Traſtamara. 3) Ruy I. Oſorio Moscoſo † 1511. 4) Lope II. 5) Ruy II. 6) Lope III. † 1636. 7) Gas-

paro † 1672. (Sein Sohn Lope, Graf von Almazan, † 1668; dessen Sohn Gaspar † 1664; es folgt daher der Urenkel) 8) Luis † 1705. (Sein jüngerer Sohn José heirathete wol die 13. Herzogin von Najera.) 9) Antonio Gasparo † 1725 (Gem. Ana Nicolasa de Guzman, 13. Marquesa von Astorga, † 1762; jüngere Söhne: Vincente, Gemahl der 13. Gräfin von Aguilar, und Joaquin, Graf von Baños). 10) Ventura I. (Gem. Ventura Francisca de Cordoba, 9. Herzogin von Baena, † vor 1771, wiedervermählt mit José de Guzman, Grafen von Oñate). 11) Ventura II., geb. 1734, als Erbe der Mutter Herzog von Sessa und Baena, † 1776 (Gem. Maria de la Concepcion Guzman von Oñate; jüngerer Sohn Ventura). 12) Vincente I. 1776—1814 (Gem. 1774 Maria Ignacia de Toledo, Tochter des 10. Grafen von Villafranca; Kinder: Francisco Javier, Graf von Trastamara, geb. 1776, † jung; Bernardo 1804, Agustina, José Maria, Graf von Fontao 1840, † 1854, beerbt von seiner Tochter Sofia Osorio y Taboada, † 1862, und seinem Enkel Alfredo Moreno y Moscoso 1863, und:) 13) Vincente II. 1804, † 1849 (Gem. Maria del Carmen Ponce de Leon y Carbajal von Baños; Kinder: José, Herzog von Sessa und Graf Trastamara seit 1860, verm. 1847 mit Luisa Teresa Francisca Maria von Bourbon, Schwester des Königs von Spanien; Maria Cristina, Herzogin von S. Lucar la mayor seit 1848; Maria Eulalia, Marquesa von Monasterio, Herzogin von Medina de las Torres seit 1849, verm. mit ihrem Verwandten Fernando de Osorio, und:) 14) Vincente III. Pio Ferrer seit 1849, verm. 1846 mit Maria Josefa Ponce de Leon, 4. Herzogin von Montemar, † 1860; Sohn: 15) Vincente IV. Pio, Herzog von Montemar und Graf von Altamira durch Cession des Vaters 1860.

4) las Amayuelas 1658; 1726, Grande 1. Cl. 1774.

a. Bernardin Manrique de Lara 1658. . . . . c. Carlos † 1682. d. Br. José . . . . . 1) Ana Catalina de Villacis, Gräfin von Peñaflor, Witwe 1737 von Sancho III. de Miranda, 4. Grafen von Valdecarzana, Grande 1774, † 1776. An Valdecarzana.

5) Aranda 1480, Grande 1626, 1. Cl. 1724.

1) Lope Ximenes de Urrea 1480, bestätigt 1508. 2) Miguel. 3) Juan. 4) Luis † 1593. 5) Antonio, Grande 1626 †. Nach Proceß 1640 an 6) Pedro Pablo Fernandez de Heredia Urrea y Zapata, Grande. 7) Dionisio 1691, † vor 1696. 8) Antonietta Francisca, verm. mit ihrem mütterlichen Oheim Guillem de Rocafull y Rocaberti . . 9) Pedro Abarca, wol Schwiegersohn, 1761 †. 10) Pedro Pablo, geb. 1718, Herzog von Almazan, † 1799 (Gem. Mariana, 8. Herzogin von Bournonville). Seine Schwester Maria Engracia, † 1784, heirathete den Joaquin Diego de Silva, Herzog von Aliaga; ihr Sohn Pedro Alcantara de Silva ward 1799 Herzog von Almazan und Bournonville und Graf von Aranda (s. Hijar).

6) los Arcos 1617, Grande 1697 (1709).

1) Pedro I. Laso de la Vega 1617 (Br. Ruy Niño ward 2. Graf von Añover de Tormes als Erbe seines 1602 creirten mütterlichen Oheims Juan Niño und vererbt den Titel auf seinen vor dem Vater gestorbenen Neffen Luis). 2) Pedro II., Enkel, 4. Graf von Añover de Tormes, Grande 1697, † 1699. 3) Joaquin, bestätigt als Grande 1709 †. 4) Schwiegersohn Vincente I. Guzman, Br. des 5. Marques von Montealegre. 5) Joaquin 1770. 6) Vincente II. † vor 1850 (Gem. Caballero). 7) Antonia de Guzman y Caballero seit 1850. (Geschwister: Juan, Graf von Treviño 1850; Maria del Carmen, Gräfin von Villamediana 1850; Adelaide, Gräfin von Valencia de Don Juan 1850; Juliana, Gräfin von Añover de Tormes 1850; Matilda, Gräfin von Castañeda 1850.)

7) Atares 1625, 1. Cl. 1795.

a. Juan Sanz de Latras 1625. . . (e.) 1) José Pedro Alcantara Funes de Villalpando 1725. 2) Cristobal Pio 1769—1784, † vor 1807 (Sohn: Ambrosio, Graf von Ricla, † 1782, heirathete die 8. Marquesa von Camarasa, kinderlos). Der Titel ruht.

8) Balazote 1693, 1. Cl. 1861.

(Siehe Lalaing.)

9) Baños 1621, Grande 1692.

1) Sancho Martinez de Leyva 1621. 2) Maria Isabela (Gem. Juan de la Cerda, 5. Marques Ladrada, ward geistlich 1676). 3) Pedro de la Cerda, Grande 1692, † 1705. 4) Teresa (Gem. a. 1693 Manuel de Moncada, Sohn des 1. Granden-Marques von Aytona. b. Ignacio de Cordoba, Graf von Teba; Tochter: Dominga, geb. 1698, † 1748, Gem. des 5. Grafen von Montijo). 5) Domingo † (Gem. Maria Isidra Pacheco von Uzeda). 6) Maria Teresa 1752—1777, † vor 1804 (Gem. Joaquin Osorio, Sohn des 9. Grafen von Altamira 1777, kinderlos). An Montijo, resp. Teba.

(Belalcazar 1454.)

1) Alfonso I. de Sotomayor 1454, bestätigt 1466. 2) Juan. 3) Br. Gutierre † 1485. 4) Alfonso II. 5) Francisco I. † 1544 (Gem. Teresa de Zuñiga, 3. Herzogin von Bejar, † 1565). 6) Francisco II. Zuñiga, Herzog von Bejar 1565, † 1580 (s. Bejar).

10) Bornos 1644, 2. Cl. 1780.

1) Diego Ramirez de Haro 1644. 2) Francisco. 3) . . . 4) Angela, Schw., verm. mit Alfonso Losada. 5) Ines Ramirez de Losada (Gem. Antonio de Cordoba Laso de la Vega; Töchter: Ana, geistlich, und Maria de la Cabeça, Gräfin von Puebla del Maestre). 6) Ignacio de Cordoba † 1774 (Gem. a. Josefa Antonia Venegas, 4. Gräfin von Luque. b. Isabel Maria de Cordoba von Torralva. c. Francisca Maria Belvis de Moncada, Schw. des 1. Marques von Belgida). 7) Onofrio, Br., Grande 1780, † vor 1804 (Gem. a. Maria Clara Azlor. b. Antonia Francisca Sales Rodriguez Carrillo y Peralta, Marquesa von Falces, Witwe 1804;

jüngerer Sohn Antonio, geistlich). 8) Joaquin Maria 1804 (Gem. a. Maria de Agueda Ibañez de Segovia, 12. Marquesa von Mendoza, † kinderlos. b. Maria Josefa Ramirez de Arellano, 6. Gräfin von Murillo; jüngere Kinder: José Maria, Ramona, Joaquina, Josefa, Maria Luisa und Maria Teresa). 9) Antonio Ramirez de Arellano, auch Graf von Murillo, † vor 1849 (Gem. Maria de la Asumcion Belvis y Rojas von Villanueva del Duero † 1840). 10) Manuel de Jesus 1849, † 1855 (Gem. Crespi). 11) Maria de la Asumcion seit 1855.

11) Cabra 1455 (1520).

1) Diego I. Fernandez de Cordoba von Baena 1455. 2) Diego II. 1483. 3) Diego III. 4) Luis † 1526. 5) Gonsalvo, Herzog von Sessa 1524, von Baena 1566, † 1578 (s. Baena).

12) Campo de Alange 1760, 1. Gl. 1835.

1) Ambrosio José de Negrete 1760. 2) Manuel I. 1769—1804 (Gem. Adorno; jüngere Kinder: Francisco Javier 1804—1808, Maria Manuela und Agustin Maria, Archidiakon von Moya). 3) Manuel II., Grande 1835 (Gem. Calderon y Sotomayor). 4) Maria Manuela seit 1847.

13) del Castillo, Grandeza honoraria 1805.

Erneuert 1851 für Maria Francisca Nuñez del Castillo, Marquesa von S. Felipe und Santiago 1851.

14) Castrillo, Grande 1690.

1) Garcia Avellaneda y Haro, 2. Graf, S. Bernardino's, Grande 1690. Bald an Orgaz, wo zuerst 1) Alvaro I. Perez de Guzman. 2) Isabela, Schw., Nonne. 3) V. Alvaro II. Hurtado de Mendoza (dessen ältester Sohn Luis vor ihm starb). 4) Juan (überlebte seinen Sohn Esteban und ward beerbt von seinem Enkel:) 5) Esteban. 6) Baldasar. 7) José I. 8) Agustin 1696. 9) Josefa, Schw. (Gem. Pedro Tomas Osorio de Vega). 10) Josefa, Schw. (Gem. Cristobal Crespi y Brondo, S. des José, 3. Grafen von Sumacarcel, Erbe von Castrillo; jüngere Kinder: Vincente, Gem. der Manuela de Aguilar von Peñafuente, Maria Luisa und Maria Teresa). 11) José II. 1759, † vor 1769. 12) Cristobal, Br., 1769—1777 (Gem. Maria de la Porteria del Esquina Gasca y Ribadeneira). 13) Joaquin I. 1804 (Gem. Maria Francisca de Carbajal; jüngere Söhne: Agustin und Esteban Maria). 14) Joaquin II. seit 1853.

15) Cervellon 1649, Grande 1717.

a. Gerardo de Cervellon y Mercedes 1649, bestätigt 1654. . . . d. Maria Francisca, verm. mit 1) Juan Basilio de Castelvi y Coloma, S. José's, 1. Marques von Villatorcaz (seit 1699) Grande 1717; 1752. 2) Laura (Gem. Antonio Osorio, Br. des Grafen von Villanueva, Grande 1754, † 1760). 3) Carlos Felipe, Marques von la Mina (Gem. la Cueva; Töchter: Maria del Pilar und Maria Josefa). 4) Felipe Maria, Marques la Mina 1848, † 1859 (Gem. Francisca de Asis Gutierrez de los Rios, 4. Herzogin von Fernan-Nuñez, † 1848). An Fernan-Nuñez.

16) Chinchon 1754, 1. Gl. 1799.

(Alter Titel für a. Fernando Cabrera y Bovadilla seit 1520. b. Pedro 1556. c. Diego. d. Luis Geronimo 1620, verkauft 1640 den Titel an den Infanten Felipe). 1) Luis Antonio Jaime de Bourbon, jüngster Sohn Philipp's V., 1754, † 1785 (Gem. 1776 Maria Teresa de Villabriaa, Herzogin von Chinchon 1776 †). 2) Luis Maria, Cardinal, Grande 1. Gl. 1799, † 1823. 3) Carolina Josefa Antonia, Schw., † 1828, Gemahlin Godoy's. 4) Carlota Luisa de Godoy y Bourbon, Herzogin von Sueca, bestätigt 1831 (s. Alcudia).

17) Cifuentes 1456, 1. Gl. 1717.

1) Juan I. de Silva 1456, † 1464. 2) Alfonso † 1469. 3) Juan II. † 1512. 4) Fernando I. † 1545. 5) Juan III. † 1556. 6) Fernando II. † 1590. 7) Juan Baldasar de los Reyes † 1602. 8) Ana, Schw., † 1606 (Gem. Juan de Padilla, 2. Graf von Sta. Gadea). 9) Pedro de Silva Giron y Alarcon, Sohn des Alfonso Giron und der Juana, Tochter des Luis, Enkelin des 2. Grafen, 1613. 10) Alfonso José † 1644. 11) Fernando Jacinto de Silva, Sohn des Juan de Padilla und der Juana de Silva, Tochter des Luis und Enkelin des 9. Grafen, Marques von Alconchel 1632, † geistlich. 12) Pedro Felix José † 1697 (jüngere Söhne: Manuel, Jago und José, Marques von Villasor und Graf von Montesanto durch seine Gemahlin Manuela; er starb 1749 und seine Tochter Vincenta heirathete 1746 den Marques Melchor Pacheco in Oesterreich). 13) Fernando III. 1738 (Gem. a. Josefa de Velasco, Gräfin von Siruela; davon Maria Luisa, geb. 1730, Gräfin von Siruela [s. dass.]. b. Luisa, Gräfin von Rabatta. c. . . . Menezes, von der: Josefa, Gem. des 3. Herzogs von Arco, und:) 14) Juan Bautista 1761, † 1792 (Gem. Luisa Castejon). 15) Maria Luisa 1804, † 1848 (Gem. Juan de Dueralt, Graf von Sta. Coloma, † 1803). An Sta. Coloma 1848.

(Corres 1773.)

(Vergl. Marqueses von Ariza.)

(Eril.)

a. Francisco Agustino de Eril, geb. 1680, † 1732 (Gem. Maria Teresa de Moncayo † 1739; Tochter: Maria Teresa, geb. 1721, † 1782, verm. 1750 mit Graf Gasparo Melzi, Mutter des 1. Herzogs von Lodi). b. Joaquin Antonio Casimiro, geb. 1722, †. c. Maria Cayetana 1777 (Gem. Antonio Felix de Silva, Erbe seiner Gattin, heirathete in zweiter Ehe Ypolita Cebrian y Patiño von Fuenclara) (s. Fuenclara).

18) España 1819, 1. Gl. 1826.

Henri Bernard d'Espagne, aus dem Geschlechte der Grafen von Cominges, geb. 1736, † 1811 auf Mallorca, erzeugte außer Arnold Roger († 1795) den Marie

André Valentin, geb. 1774, † 1838 (verm. mit Ana Paula Taverner, Vater des Enrique Andrés Victoriano, geb. 1801, Marquis d'Espagne 1838, Baron von Ramefort in Spanien 1830), und den 1) Charles Joseph Henri d'Espagne, geb. 1775, Graf d'España 1819, Grande 1826, † 1839 (Gem. 1804 Dionisia Rossiñol de Deslos, † 1806). 2) José, geb. 1808, bestätigt als Grande 1847 (Gem. 1840 Maria Teresa de Truyols; ältester Sohn Fernando José, Vizconde von Couserans seit 1847).

19) Floridablanca, 1. Cl. 1773.

1) José Moniño, geb. 1728, Grande 1773, † 1808. . . . . José Maria de Castellejo y Moniño seit 1851.

(Fuenclara.)

a. Enrique de Alagon. b. Schw. Ana, verm. mit Julian Cebrian. c. Pedro de Cebrian (Gem. Maria Teresa de Patiño; Tochter: Ypolita, 2. Gem. des Antonio Felix de Silva, Grafen von Eril). d. Ypolito 1769, Titularherzog von Aremberg-Barbançon. e. Jayme, Titularherzog von Aremberg, † vor 1804 (Gem. Maria del Pilar Fernandez de Miranda, Witwe 1804). An Valdecarzana und Vallehermoso.

20) Fuensalida 1470, Grande 1640.

1) Pedro I. Lopez de Ayala 1470. 2) Pedro II. 3) Pedro III., Sohn des Alfonso, Enkel des 1. Grafen. 4) Pedro IV. Lopez de Ayala (Sohn des Alvaro, † 1534, Enkel des Fadrique Manrique Zuñiga und der Maria, Schwester des 3. Grafen). 5) Pedro V. 6) Pedro VI. † 1651. 7) Bernardino de Velasco y Ayala, Graf von Colmenar 1625 (S. des Antonio Velasco y Rojas und der Geronima, Schw. des 6. Grafen) † 1662. 8) Francisco. 9) Antonio, Br., † 1709. 10) Francisco Nicolás (Gem. Francisca Maria Manuela de Cordoba, 7. Marquesa Guadalcazar). An Guadalcazar, 1769 an Estepa (s. dies.).

21) Fuentes 1508, 1. Cl. 1727.

a. Juan Fernandez de Heredia y Lihori 1508. b. Juana (Gem. Pedro de Heredia). c. Luis. . . . . 1. Juan Miguel, Graf Mora 1645. . . . (p.) 1) Bartolomé de Moncayo, Marques von Coscojuela, Grande 1708 und 1728. 2) V. José Francisco de Cordoba, Marques von Talara, † 1738 (Gem. Eleonora Gonzaga de Castiglione † 1720). 3) Ana Teresa (Gem. Antonio Pignatelli). 4) Joaquino Atanasio Pignatelli, Reichsfürst, † 1776 (Gem. a. Maria Aloisia Gonzaga, 2. Herzogin von Solferino, † 1773. b. Mariana de Silva von Sta. Cruz, verwitwete Herzogin von Huescar). (Vergl. Solferino.) Den Titel und Grandeza hat Juan José de Pignatelli seit 1853.

22) Gavia 1673 (1720), 2. Cl. 1802.

a. Francisco Lope de los Rios y Cerron 1673 . . . 1) Mariano Gutierrez de los Rios Fernandez de Cordoba Laso Castilla y Aragon Vargas 1777, Grande 1802 (Gem. Maria Atanasia Godoy Ponce de Leon Charny y Lorena, Gräfin von Baldelagrama). 2) Diego, Vizconde de Castellones 1804 (Gem. Maria de los Dolores Cabrera von Villaseca; seine Tochter Rafaela, oder seine Schwester Maria del Rosario, heirathete einen Losada, von denen:) 3) Pedro Losada y Gutierrez de los Rios seit 1849 (Gem. . . Fernandez de Liencres; Sohn: Antonio, Graf von Baldelagrama seit 1862).

23) Guadiana 1711, Grandeza honoraria 1803.

a. Lope de la Cueva Chirino y Narvaez 1711. . . . 1) José I. 1777, Grande 1803 (Gem. Maria Teresa, T. des Johann August von Sweerts und der Maria Eugenia Fonseca; Tochter: Joaquina). 2) Juan † c. 1848 (Gem. Ortega). 3) José seit 1848.

24) Guaqui, 1. Cl. 1855.

1) José Manuel de Goyeneche y Garnio seit 1855.

25) Heredia-Spinola, Grandeza honoraria.

1) Maria de las Angustias Arizcun y Heredia seit 1848.

26) Humanes 1625, Grandeza (1834).

1) Fernando Eraso y Aranda seit 1834.

27) Lalaing.

. . . . Eugène François de Lalaing 1774 (Tochter: Brigida, verwitwete Marquesa von Fontana); Sohn: Bruno de Lalaing Calasanz Rios y Abarca 1804 (Gem. a. la Cerda. b. Maria Teresa Patiño y Osorio, kinderlos); T. Maria Joaquina 1804 (Gem. Joaquin Roca y Castelvi, Graf von Buñol). Jetzt Fernando Diaz de Mendoza y Balcarcel seit 1848.

28) Lemus 1457, Grande 1520.

1) Pedro Alvarez Osorio 1457. 2) Rodrigo, Bastard des Alvaro, Sohn des 1. Grafen. 3) Beatriz (Gem. Diniz de Portugal, Sohn des 2. Herzogs von Braganza). 4) Fernando I. Ruiz de Castro. 5) Pedro I. Fernandez, Graf von Sarria, Grande. 6) Fernando II. † 1601. 7) Pedro II. 1610. 8) Francisco I., Br., Herzog von Taurisano in Neapel, † 1637 geistlich. 9) Francisco II. † 1662. 10) Pedro Antonio † 1672. 11) Gines 1702 (Gem. a. Catalina Maria de Silva von Infantado. b. Mariana Osorio von Villanueva. c. Ana Maria Zuñiga von Bejar, wieder vermählt mit Nicolas Carbajal, Grafen von Sarria, Granden persönlich 1747, † nach 1778; Geschwister des 11. Grafen waren Lucrecia, Rosa, Maria Alberta, Gem. des 12. Herzogs von Bejar, und Salvador Francisco, verm. mit Francisca Centurion, Marquesa von Almunia; Töchter des 11. Grafen sind: Maria Antonia, Gem. des Fernando de la Cueva, Marques von Malagon, Rafaela und:) 12) Rosa 1770, † vor 1777 (Gem. Pedro Ramon de Moncada y Leyva, Erbe von Aytona) . . . Jetzt bei Berwick.

(Lerin 1424.)

1) Louis I. de Beaumont-le-Roger, Connétable von Navarra 1424, † 1462. 2) Louis II. † 1508. 3) Louis III. † 1530. 4) Louis IV. † 1565. 5)

Brianda † 1588 (Gem. 1565 Diego de Toledo † 1583). 6) Antonio de Toledo, 5. Herzog von Alva de Tormes † 1639. An Alva.

29) Maceda 1654, 1. Cl. 1710.

a. Alfonso de Lanzos y Andrada 1654. .... 1) José Benito, geb. 1689, Grande 1710, † 1754 (Gem. Antonietta Maria Fernandez de Velasco y Pimentel † 1751). 2) Francisco Javier † 1765. 3) V. Gonzalo Manuel de Pardo 1765—1784, † vor 1807 (verm. mit Maria Teresa von Jodar, Schw. des 2. Grafen; Kinder: Francisca Javiera, Maria, Ramona, Antonio und) 4) Baldasar I. 1804. 5) V. Pedro Gaetano de Miranda (S. des Pedro und der Maria Joaquina Gayoso, Enkelin des Pedro, Grafen von S. Roman, † 1757, und der Leonor Eulalia Trelles von Parque), Graf von S. Roman durch seine Gattin Francisca Javeria, Schw. des 4. Grafen. 6) Joaquina 1850, † 1856 (Gem. José Losada y Miranda 1848, † 1857). 7) Baldasar II., Graf von Maceda und S. Roman, auch Marques von Sta. Maria del Vilar seit 1857 (Schwestern: Francisca Javiera, Marquesa Atalaya 1858; Ramona, Marquesa Figueroa 1858, und Maria de los Dolores, Vizcondesa Fefiñanes 1858).

(Medellin 1429.)

a. Pedro Ponce de Leon 1429, entsetzt 1440, testirt 1448. (b.) 1) Juan Pacheco von Villena 1445, resignirt 1450. 2) Beatriz, natürliche T., verm. 1450 mit Rodrigo Portocarrero, Graf 1452, bestätigt 1456, † 1464. 3) Juan I. Portocarrero. 4) Juan II., Enkel, Sohn Rodrigo's. 5) Ruy Geronimo. 6) Pedro I. 7) Luis. 8) Juan III., Br. 9) Pedro II., Br. 10) Pedro Luitgardo, Herzog von Camiña 1662, † 1716 (s. Camiña).

(Miranda del Castañar 1476, 1. Cl. 1520.)

1) Diego Pedro de Zuñiga 1457 und 1476, † 1479 (Gem. Aldenza de Avellaneda). 2) Pedro I. † 1492. 3) Francisco I. † 1536. 4) Francisco II., resignirt 1556. 5) Pedro II. † 1574. 6) Maria † 1630, verm. mit ihrem Oheim Juan, 1. Herzoge von Peñaranda, † 1608 (s. Peñaranda).

(Modica.)

(Bei Alva-Berwick; Titel von Sicilien.)

30) Mollina 1679, 2. Cl. 1803.

a. Francisco I. Chacon Enriquez 1679. b. Francisco II. (Gem. Manuela Medrano). c. José † 1777 (Gem. Maria Mesia). (d.) 1) Francisco III., Grande 1803; 1807 (Schw. Isabela, verm. mit Juan Francisco Longinos de Echeverri, Grafen von Villalcazar de Sirga; Kinder: u. a. Juan und Felipe, † jung; Francisca da Paula; Josefa, verm. mit einem Piñeiro, Mutter des 3. Granden; Maria und:) 2) José II., † vor 1847. 3) Nichte Juana Piñeiro y Echeverri seit 1847.

31) Monterey 1474, auf Lebenszeit 1621, erblich 1628.

1) Sancho Sanchez de Ulloa 1474. 2) Francisca † 1526 (Gem. Diego de Acevedo). 3) Alfonso de Acevedo. 4) Geronimo 1543—1561. 5) Gasparo † 1578. 6) Manuel. 7) Schw. Isabel (heirathete in zweiter Ehe Fernando de Ayala, 2. Grafen von Ayala). 8) Agnesa Francisca de Ayala † 1710 (Gem. Juan Domingo de Haro, Marques von Carpio). An Olivares und Alva.

32) Montijo 1599, Grande 1697.

a. Cristobal I. Portocarrero. (b.) 1) Juan Osorio Portocarrero. 2) Cristobal II., Br. 3) Cristobal III. (S. Cristobal IV., Marques von Valderrabano, † 1641 vor dem Vater, verm. mit Agnes Guzman von Teba). 4) Cristobal V., Enkel, Grande 1697, † 1704; jüngere Söhne: Pedro, Erzbischof von Tyrus, und Domingo, Marques von Mancera, † 1750. 5) Cristobal VI. Gregorio, geb. 1691, † 1763 (Gem. Dominga de Cordoba, Tochter des Grafen Ignacio von Baños, Erbin von Teba, geb. 1698, † 1748; ihr Sohn Cristobal VII., geb. 1733, heir. Josefa Zuñiga y Chaves, Gräfin von Miranda und Tochter des 8. Herzogs von Peñaranda, und starb vor dem Vater; daher folgte die Enkelin:) 6) Maria Francisca de Sales 1763, Herzogin von Peñaranda nach 1804, † 1808 (Gem. Felipe de Palafox, Sohn des 2. Granden-Marques von Ariza 1777; jüngere Kinder: Maria Teresa, Gem. des 12. Marques von Villafranca; Maria de los Dolores, Marquesa von Mondejar; Maria Gabriela, Marquesa von Lazan, und Maria Ramona, Gem. des José de la Cerda, Grafen von Contamina). 7) Eugenio Eulalio de Palafox y Portocarrero † 1839. 8) Br. Cipriano Manuel, Graf von Teba, Marques von Fuente el Sol, † 1847 (Gem. 1819 Maria Manuela, Tochter des Francis Kirkpatrick of Closburn und der Française Grivigne). 9) Maria Francisca de Sales Palafox y Kirkpatrick, Herzogin von Peñaranda, geb. 1825 (nennt sich Guzman y Portocarrero wegen der Abstammung), † 1860 (Gemahlin des Jago Luis Rafael Fitz-James Stuart, 7. Herzogs von Berwick und 16. Herzogs von Alva de Tormes). Der Titel ruht seit 1860. Die Schwester des letzten Grafen, Maria Eugenia Eudoria, Gräfin von Teba, geb. 1826, ist seit 1853 als Gemahlin Napoleon's III. Kaiserin der Franzosen. (Eine nahe Verwandte mütterlicher Seite, eine leibliche Cousine, ist Paulina Cabarrús y Kirkpatrick, Gräfin von Cabarrús seit 1848; die Schwester ihres Vaters, Teresa, † 1835, war die bekannte Madame Tallien, spätere Fürstin von Chimay.)

Mit dem Grafentitel Teba (Teva) war die Grandeza nicht verbunden. Denselben führten: a. Diego Ramirez de Guzman 1522. b. Luis, Marques von Ardales 1559. c. Juan (Schw. Brianda, heir. Francisco Guzman, 1. Marques von Algarve 1565; deren Sohn folgt:) d. Luis. e. Pedro Andres I. f. Luis Francisco. g. Pedro Andres II. † 1681. h. Br. Agustin † 1681. i. V. Antonio de Cordoba, Gem. der Catalina Portocarrero, Schwestertochter des 3. Grafen. k. Ignacio, Graf von Baños, † 1748. l. Domingo, Graf von Baños.

m. Luis, Br., Cardinal, † 1771. An Montijo, da Dominga, geb. 1698, † 1748, Schw. der beiden letzten Grafen, den 5. Grafen von Montijo heirathete.

33) Mora 1613, Grande 1764.

a. Francisco de Rojas y Guevara 1613. . . . . (g.) 1) José de Rojas, Grande 1764; 1770 (Gem. Maria Antonia de Miranda von Valdecarzana). 2) Luisa 1804 †. (An Teba.)

34) Motezuma del Tultengo 1627, Grande 1765.

Nachkommen der Könige von Mejico: Motezuma II., König von Mejico, hinterließ von seiner Nichte Miahuarochitl den Yohualicatzin (getauft als Pedro Motezuma und vermählt mit seiner Nichte Catalina Quauhrochitl), Vater des Diego Luis Ihuitemoctzin Motezuma, der von Francisca de la Cueva hinterließ den: 1) Pedro Tesifon, Vizconde Ilucan, Grafen von Motezuma und Tula 1627 (Gem. Geronima Borres, von der die Tochter Teresa Francisca, Gem. des Diego Cisneros de Guzman, Mutter der Geronima, verm. mit Felix Nieto de Silva, 1. Marques von Tenebron, und Großmutter der 6. Gräfin). 2) Diego Luis (Gem. Luisa Josré de Loaisa y Carrillo). 3) Maria Geronima Motezuma Josré de Loaisa (Gem. José Sarmiento de Valladares, Herzog von Atrisco). 4) Faustina Dominga de Sarmiento † 1697 (Gem. Manuel de Cordoba y Guzman). 5) Melchorra, Schw., † 1717. 6) V. Teresa Nieto de Silva (Gem. Gasparo de Oca Sarmiento y Zuñiga). 7) Geronimo de Oca y Motezuma, Grande 1765 (1770; Gem. Maria Josefa de Mendoza; Töchter: Clara, verm. mit Antonio Marfilla de Teruel y Fajardo, Mutter des 9. Grafen und der Antonia, und Teresa). 8) Joaquin Gines 1770—1790 (Gem. Maria Ignacia Idiaquez). 9) Neffe José Antonio Marfilla de Teruel y Motezuma 1804, † 1836 (Gem. Salvadora Antonia Garcia de Alcaraz, Mutter der Maria Josefa und des:) 10) Ildefonso José † 1850 (Gem. Maria de los Dolores Claudia Alvarez de Faria Sanz Merino). 11) Antonio seit 1850. (Sein Sohn Juan führt seit 1850 den Titel eines Vizconde von Ilucan.)

35) Murillo 1692, Grandeza honoraria 1739, 2. Cl. 1780.

1) Carlos Ramirez de Arellano 1692. 2) José Carlos, Grande 1739. 3) Juan Francisco † 1763. 4) Br. Garcia † 1769. 5) Manuel Fulgencio 1777. 6) Maria Josefa 1804 (Gem. des Joaquin Maria de Cordoba, 8. Grafen von Bornos). An Bornos.

(Olivares.)

a. Pedro Guzman 1507. b. Enrique. c. Gasparo, Grande 1621, Graf-Herzog 1625 und 1635 (s. Herzoge von Olivares).

36) Oñate 1469, Grande 1640 und 1684.

1) Iñigo I. Velez de Guevara, Br. des Pedro, 1. Herrn von Oñate, Graf 1469, bestätigt 1481, † 1500. 2) Pedro I. † 1559. 3) Juan I. Ladron. 4) Pedro II. † 1593. 5) Schw. Catalina, verm. mit Iñigo Velez de Guevara y Taris von Salinillas, S. des Pedro, Enkel des Iñigo und Urenkel des Pedro, der ein jüngerer Sohn des 1. Grafen war. 6) Pedro III. 7) Br. Juan II. 8) Br. Iñigo II., Graf von Villamediana als Erbe der spanischen Taris, † 1658. 9) Catalina, Schw., † 1684 (Gem. Beltram, Marques von Camporeal, ihr Oheim, † 1655; jüngerer Sohn Beltram, durch Heirath Herzog von Najera, † 1713). 10) Iñigo Maria Velez de Guevara † 1699 (Gem. Louise Claire de Ligne). 11) Diego Gasparo † 1725 (Gem. Maria Nicolasa de Cordoba). 12) Schw. Maria Melchorra † 1727 (Gem. Sebastian de Guzman, 5. Marques von Montealegre). 13) José de Guzman y Guevara, 6. Marques von Montealegre, Titularherzog von Baena, † 1783 (Gem. Maria Felicia Fernandez de Cordoba von Medinaceli. b. Ventura Francisca de Cardona, 9. Herzogin von Baena, kinderlos; aus erster Ehe Maria de la Concepcion, Gem. des 11. Grafen von Altamira). 14) José Diego 1761—1804, † vor 1807; verm. mit Maria Isidra de la Cerda, 14. Gräfin von Paredes, † 1834 (jüngerer Sohn Cristobal, Graf von Luque seit 1834). 15) Diego, auch 15. Graf von Paredes 1804, † um 1849 (Gem. Maria Antonia de la Cerda y Marin von Parcent). 16) Carlos Luis, auch Herzog von Najera seit 1850 (Geschwister: Isidro, Marques von Aguilar del Campo 1850; José, Marques von Guevara seit 1850, und Maria del Pilar, Gräfin von Paredes seit 1850).

37) Oropesa 1477, 1. Cl. 1689.

1) Fernando I. Alvarez de Toledo, 4. Herr von Paredes 1477. 2) Fernando II. 3) Francisco. 4) Fernando III. † 1571. 5) Juan, persönlich Grande 1577, † 1621 (T. Beatriz, Gräfin von Jarandilla, † vor ihm, verm. mit Duarte de Portugal, Marquez von Flechilla; es folgt der Enkel:) 6) Fernando IV. Alvarez de Toledo y Portugal. 7) Duarte Fernando † 1671. 8) Manuel Joaquin, Grande 1689, † 1709. 9) Pedro Fernando Vincente † 1728. 10) Pedro Vincente † 1728. 11) Schw. Ana Nicolasa † 1729 (Gem. Andrés Pacheco, 10. Herzog von Escalona). 12) Schw. Maria Bernardina resignirt (Gem. des 12. Herzogs von Alva). 13) V. Josefa Antonia Maria, T. des 8. Grafen, † 1754 (Gem. Manuel Pacheco Tellez Giron, 5. Herzog von Uzeda, † 1732). An Uzeda-Frias.

38) Palma 1507, Grande 1697.

1) Luis I. Portocarrero 1507, testirt 1528. 2) Luis II. † 1574. 3) Luis Antonio Fernandez, Br., Marques von Almenara 1623, † 1639. (Jüngere Kinder: Luis Manuel, Cardinal, und Agustina, Gem. des Isidro de Silva, 2. Marques von Orani und Ahnherrn der späteren Herzoge von Hijar.) 4) Fernando Luis † 1649. 5) Luis Antonio Tomas, Grande 1697, † 1723. 6) Joaquin, resignirt 1730, Cardinal 1743, folgt wieder 1748, † 1763. 7) Br. Agustin † 1748. An Hijar 1763 als Nachkommen des 3. Grafen.

39) Parcent, Grande 1709.

a. Conſtantin Cernecio .... Joſefa de Cernecio y Guzman, verm. mit 1) Joaquino de la Cerda, zweitem Sohne des 12. Grafen von Paredes, Grande 1769—1777 (Söhne: Francisco da Paula, erſter Gemahl der 14. Gräfin von Aguilar, † vor dem Vater, und:) 2) Joſé I. 1777 (Gem. Maria Antonia Reſende, Gräfin von Bureta; Tochter: Maria Antonia, Gem. des 15. Grafen Oñate). 3) Joſé II. 1804, † 1834 (Gem. Maria Ramona Palafox von Montijo; jüngere Kinder: Francisco de Sales, Joaquin und Maria Teresa). 4) Joſé Marimo Cernecio 1834, † 1851 (Gem. a. Gand, von der der Nachfolger; b. Carbajal, von der Fernando, Graf von Contamina ſeit 1851). 5) Juan Joſé ſeit 1851.

40) Paredes de Nava 1452, Grande 1692, 1. Cl. 1757.

1) Ruy I. Manrique de Lara 1452, † 1476. 2) Pedro I. † 1481. 3) Ruy II. † 1536. 4) Pedro II. † 1539. 5) Antonio I. † 1571. 6) Agnes † 1583 (Gem. 1556 Enrique Manrique de Acuña † 1574). 7) Antonio II. † 1588. 8) Br. Pedro III., reſignirt 1620, † 1636. 9) Br. Manuel † 1636. 10) Maria Agnes † 1679 (Gem. 1646 Veſpaſiano Gonzaga aus dem Hauſe der Herzoge von Guaſtalla, † 1687). 11) Maria Luiſa Gonzaga † 1721 (Gem. 1675 Tomas de la Cerda, 3. Marques von Laguna, Grande 1689 und 1692, † 1692). 12) Joſé de la Cerda † 1728 (Gem. Manuela Giron von Oſuna; jüngerer Sohn: Joaquino, Graf von Parcent durch Heirath). 13) Iſidro † 1752 (Gem. Teresa Gregoria Guevara y Spinola). 14) Maria Iſidra † 1834 (Gem. Joſé Diego de Guzman, 14. Graf von Oñate). An Oñate. Den Titel führt ſeit 1850 Maria del Pilar Guzman, T. des 15. Grafen von Oñate (ſ. daſſ.).

41) Peñaranda de Bracamonte 1602, 1. Cl. 1703.

1) Alfonſo de Bracamonte 1602. 2) Baldaſar Manuel. 3) Maria (Gem. Oheim Gaſparo † 1689). 4) Gregorio Januario † 1689. 5) B. Antonietta, T. des 2. Grafen (Gem. Pedro Fernandez de Velaſco, 2. Marques del Fresno, Grande 1703; ſeine T. Maria, † 1684, war die Gem. des 4. Grafen). 6) Agnſtin Fernandez de Velaſco, ward 1727 10. Herzog von Frias, † 1741. An Frias.

42) Perelada, Grande 1703.

a. Francisco Dalmau I., 25. Vizconde Rocaberti, † 1592. b. Francisco Joſré 1616. c. Francisco Dalmau II. d. Ramon Dalmau, Br., 1645. e. Eliſeda, Schw., verm. mit Ramon Rocafull. (t.) 1) Guillem Manuel Rocafull y Rocaberti, Grande 1703. 7) Juana, Schw. (verm. mit einem Bojados). 8) Bernal Antonio Bojados † 1755 (Gem. Chaves). 9) Fernando Felipe Baſilio 1755 — 1804. 10) (Fernando?) † vor 1857. 11) Juana 1857, † 1862. 12) Neffe Francisco Javier Rocaberti de Dameto y Bojados ſeit 1863.

43) Pinohermoso 1790, 1. Cl. 1819.

a. (Juan) Roca de Togores y Scorcia Graf 1790, † vor 1804 (Gem. Maria Antonia Valcarcel Pio, T. des 9. Marques von Caſtelrodrigo; Kinder: Iſabel Maria, Maria Antonia, Maria de la Piedad, zweite Gem. des 14. Herzogs von Frias, Maria Ana und:) (b.) 1) Luis, Grande 1819, † 1849 (Gem. Maria Francisca da Paula Carrasco y Arce; Tochter: Maria de las Angustias). 2) Juan Nepomuceno ſeit 1849.

44) Plasencia.

a. Gaſparo Rocafull y Boil 1624. ... (Bald vereinigt mit dem Marqueſat dos Aguas, wo Joſé Ponz † 1737.) Erſter Grande ward wol Pedro Lanuza y Perellos durch Philipp V., Ahne des Gines Francisco da Paula Maria del Roſario Rabaſa de Perellos y Lanuza Rocafull, minorenn 1769; 1804. Von ihm ſtammt die jetzige Beſitzerin Maria de los Dolores de Sancliment, antes Marimon y Perellos, Marqueſa von Sardañola ſeit 1848. (Marques von dos Aguas, das ſie gleichfalls 1848 erbte, iſt ſeit 1851 Vincente Daſi y Luesma, vielleicht ihr Gatte.)

45) Priego 1465, 1. Cl. 1732.

1) Diego I. Hurtado de Mendoza 1465. 2) Pedro Carrillo. 3) Diego II. (S. Luis † 1522 vor ihm). 4) Fernando I., Br. (deſſen älteſter Sohn Pedro reſignirt und wird geiſtlich). 5) Luis I. 6) Fernando II. 7) Luis II. 8) Pedro I., Br., † 1619. 9) Juana, Schw. (Gem. a. Francisco Gaſol. b. Diego Pimentel von Gelves). 10) Antonia, Schw. (Gem. Rafael Garces von Sta. Croce). 11) Geronimo Garces (Gem. Margaretha Zapata). 12) Pedro II. 13) Maria Sidonia, Schw. (Gem. Francisco Fernandez de Cordoba, 1. Marques von Moratilla). 14) Joſé de Cordoba, Grande 1732 (Gem. Maria Teresa Pardo de la Coſta; ſeine Tochter Francisca, Gemahlin des Alexandro Lante della Rovere aus dem Hauſe der Herzoge von Bomarzo, † vor ihm; es folgt daher die Enkelin:) 15) Maria de Belem Lante Fernandez de Cordoba † 1767 (Gem. 1742 Jean Juſte Ferdinand von Croy-Havré † 1790). Nach ihrem Tode ſtritten um die Nachfolge Martino Orozco, Marques von Rambla; Francesco Maria Coppola e Caracciolo, Herzog von Canzano in Neapel; Joaquin Ponce de Leon, Marques von Caſtromonte; Victorino Garcia de Chaves y Contreras, Marques von Quintanar; Joſé Joaquin Sandoval Blasco y Orozco, Graf von la Ventoſa, und Diego Carrillo de Mendoza, Marques von Alconchel, der 1771 perſönliche Grandeza erhielt. Schließlich ward ſie zugeſprochen dem: 16) Francesco Maria Coppola, Herzog von Canzano, † vor 1807. 17) Andrea, geb. 1770, † 1834. 18) Francesco Giovanni, geb. 1803 in Paris, beſtätigt 1848.

46) Puebla del Maestre 1506, 2. Cl. 1780.

1) Alfonſo I. de Cárdenas 1506. 2) Pedro. 3) Alfonſo II. 4) Alfonſo III. 5) Luis, S. des Garcia, Enkel des 1. Grafen. 6) Alfonſo IV. † 1615. 7) Lorenzo I., S. des Alfonſo, Enkel des Lorenzo, Sohnes

des 1. Grafen. (Dessen jüngerer Sohn Diego ward 1625 Marques von Bacares; Vater der Ana, Gem. des Luis Enriquez de las Casas y Villalobos, Grafen von Montenuevo; ihre Tochter Mariana, Gattin des 1. Herzogs von Arco, † kinderlos.) 8) Lorenzo II. 9) Lorenzo III. (Schwestern: Mariana, Nonne; Maria, Gem. des Luis Segueyros y Sotomayor, und Maria Luisa, Gem. a. des Manuel José Osorio de Guzman, Grafen von Villanueva del Cañedo; b. des José Guzman von Montealegre). 10) Francisca (Gem. des Garcia Cárdenas Zuñiga y Ulloa?). 11) V. Luis Pacheco de Cordoba, 3. Marques von Torre de Sirgadas (wol Schwiegersohn). 12) Isabel Maria 1777 (Gem. Francisco da Paula I. de Cordoba Laso de la Vega, 4. Marques von Vado del Maestre, Sohn des Diego Ciriaco, Enkel des Francisco, Urenkel des 1. Marques Diego seit 1683, Grande 1780; jüngere Kinder: Maria Josefa de las Augustias, Luisa und Juan de Mata). 13) Francisco da Paula II. de Cordoba, geb. 1763, Marques von Bacares 1804 †. 14) Diego, Br., Marques von Vado del Maestre 1825, † vor 1850 (Gem. Vera, von der Fausto, Marques von Torre de Sirgadas 1858; Fernando, Marques von Vado del Maestre 1859, und:) 15) Francisco da Paula III. † 1858 (Gem. Mantas). 16) Francisco da Paula IV., Graf von Puebla del Maestre 1858, Marques von Bacares 1859.

47) Puñanrostro 1523, 1. Cl. 1726 und 1739.

1) Juan I. Arias Dávila 1523. 2) Enkel Juan II., S. Juan Bautista's. 3) Pedro, S. des Arias Gonsalvo, Enkel des Pedro Arias, eines Bruders des 1. Grafen. 4) Br. Francisco † 1601. 5) Arias Gonsalvo I. † 1661. 6) Juan III. 7) Arias Gonsalvo II., geb. 1666, Marques von Noguera und Casafola 1684, Grande 1726, † 1739 (Gem. a. Josefa Ernestina de Croix, b. Isabel Ramirez d'Arellano † 1765). 8) Domingo Lucas † 1756 (Gem. Isabel Centurion). 9) Francisco Javier I. † 1783 (Gem. Lucrezia Pio von Castelrodrigo † 1800). 10) V. Maria Luisa Centurion (Gem. des Felipe Pacheco von Villena). 11) V. Juan José Mateo Arias Davila y Matheu, S. des Manuel Matheu, Marques von Maenza, und der Josefa de Herrera y Berrio, Marquesa von Maenza † (Gem. Maria Felipa Cayetana Carondelet y Castaños). 12) Francisco Javier II. seit 1852.

48) el Real 1855, 1. Cl. 1859.

1) José Antonio Azlor de Aragon seit 1855, Grande 1859.

49) Reus 1855, Grande 1860.

1) Juan Prim seit 1855, Grande und Marques von Castillejo seit 1860 (Gem. Maria Milagros Muñoz, Marquesa von Castillejo seit 1847).

50) Revillagigedo 1749, 1. Cl. 1803.

1) Juan Francisco de Guemes y Horcasitas 1749, † 1766. 2) Juan Vincente 1766—1777. 3) . . . Gem. . . . Fernandez de Cordoba, Grande 1803; 1825, † vor 1848 . . . (4?) Manuela de la Paciencia Fernandez de Cordoba seit 1848 (Gem. Alvaro de Armada).

51) Salvatierra 1603, 1. Cl. 1718.

1) Diego I. Sarmiento de Sotomayor 1603. 2) Garcia. 3) Br. Diego II. (Sein S. José, Marques Sobroso, † vor ihm; es folgt der Enkel:) 4) José Salvador (Gem. a. Ana de Cordoba von Teva. b. 1701 Maria Elena Davila, 8. Marquesa von Baydes). 5) José Francisco, Grande 1718 (Gem. Maria Luisa Zuñiga y Guzman; Töchter: Francisca, Gem. des 2. Herzogs von Arco, und:) 6) Mariana 1770 (Gem. Juan de Mata Fernandez de Cordoba, Sohn des 10. Herzogs von Medinaceli 1761, † vor 1769; Kinder: Maria Teresa und:) 7) José Maria Fernandez de Cordoba 1777—1804 (Gem. a. Maria Eleonora de los Cobos, T. des 6. Marques von Camarasa, † 1763. b. Maria Antonia Villarroel, Marquesa von S. Vincente 1804). 8) Juana Nepomucena † 1835 (Gem. Juan de Silva, Marques von Sobroso, Sohn des 8. Herzogs von Hijar). 9) Cayetano Silva y Palafox seit 1835 (Geschwister: Alvaro, Marques del Viso seit 1849, und Joaquina, Marquesa de Isasi seit 1859).

52) Sta. Coloma 1599, 1. Cl. 1792.

a. Pedro de Queralt 1599. b. Dalmau. c. Luis, Marques von Albolote . . . Juan Bautista 1777; Sohn: 1) Juan, Grande 1792, † 1803 (Gem. Maria Luisa de Silva von Cifuentes † 1848). 2) Juan Bautista seit 1803, Graf von Cifuentes seit 1848.

(Sta. Eufemia.)

Vergl. Marques von Valmediano.

(Sta. Gadea, italienischer Titel 1587.)

1) Martino Padilla Manrique, Adelantado mayor von Castilien 1587. 2) Juan † 1606. 3) Eugenio, Br., † 1622. 4) Mariana (Gem. Cristobal Sandoval, 1. Herzog von Uzeda, † 1624). An Segorbe und Medinaceli.

53) Sta. Isabel, 2. Cl. 1855.

Siehe Herzoge von Gor.

(Santisteban del Puerto 1473.)

1) Diego Fernandez de Benavides 1473, † 1478. Siehe Herzoge von Santisteban.

54) Sastago, Grande 1726.

a. Blasco de Alagon. b. Francisco. . . . d. Gabriel. e. Lorenzo, Br. (Schw. Inés heir. Alvaro de Cordoba; davon Diego [ob 7. Graf, wie die Mutter vielleicht 6. Gräfin?] und Cristobal, dessen Sohn Miguel 1671, Vater des Gasparo, Graf von Cordova in Oesterreich, † 1756, und des:) (k.) 1) Cristobal de Cordoba y Alagon, Marques von Peñalva, Grande 1726, † 1748 (Gem. Maria Francisca de Moncayo y Palafox von Coscojuela; jüngerer Sohn: Cristobal). 2) Francisco (Gem. Marie Philippe von Glimes, Schw. des Honoré Ignace de Glimes, Grafen von Glimes; jüngere Kinder:

Miguel, geistlich; Ambrosio Ramon, Baron von Spes; Francisco, Maria Francisca, Josefa und Maria). 2) Vincente, Marques von Aguilar del Campo 1804 (Gem. Vincenta la Cerda y Cernecio von Parcent). 3) Francisco da Paula † 1847 (Gem. a. Maria Francisca de Bera, Marquesa von Espinardo, † 1818. b. Maria Antonia . . ., wieder vermählt mit Simon Wall). 4) Joaquin Maria, Marques von Espinardo 1818, Graf von Sastago 1848, † 1857 (Gem. Bernal de Quiros). 5) Maria Antonia seit 1857.

55) Siruela 1470, Grande 1726.

1) Juan I. de Velasco 1470. 2) Francisco † 1505. 3) Leonor I. (Gem. Cristobal de la Cueva von Roa). 4) Juan II. de la Cueva. 5) Gabriel I., Br. 6) Cristobal I. 7) Gabriel II. 8) Juan III. † 1650. 9) Gasparo, Br. 10) Ana Maria, Schw. (Gem. Bernardino de Velasco, Graf von Fuensalida, † 1662). 11) Leonor II., Schw. †. 12) B. Cristobal II., Sohn des Antonio, Enkel des 6. Grafen. 13) Antonio, Grande 1726, † 1729. (Seine Tochter Josefa, Gräfin von Valverde, starb vor ihm; sie hinterließ von ihrem Gemahl Fernando de Silva, 13. Grafen von Cifuentes, die:) 14) Maria Luisa de Silva, geb. 1703, bestätigt als Gräfin 1733 gegen ihren Großoheim Juan, Sohn des 12. Grafen (Gem. a. 1721 Luca Spinola, aus dem Hause der Herzoge von S. Pietro, † 1750. b. Francesco da Paula Balbi 1761—1777, von dem Dominico, † 1819, und Constantino, 17. Graf). 15) Mariana Spinola 1769—1777 (Gem. Francesco Maria Spinola, Herzog von S. Pietro, † 1754). 16) Isabella Maria Spinola † 1783 (Gem. des 12. Herzogs von Frias). 17) B. Constantino Balbi † 1823 (Tochter: Violanta, Gem. des Jacopo Spinola, und:) 18) Tommaso, † nach 1825 (Gem. Agustina de Cordova). An Cervellon.

56) Toreno 1659, 1. Cl. 1838.

a. Alvaro Queipo 1659. . . José Joaquin Queipo de Llano † c. 1805 (Gem. Ruiz de Saravia; T. Josefa, Gem. des Juan Diaz Porlier „el marquesito“ [† 1815]; Sohn:) 1) José Maria, geb. 1786, Grande 1838, † 1843. 2) Francisco da Borja, bestätigt 1847.

57) Torrejon 1602, 1. Cl. 1764.

a. Francisco Carbajal 1602. . . . e. Antonia de Carbajal y Manrique (Gem. Pedro Pantoja Portocarrero). f. Alvaro Pantoja 1676. g. Felix Francisco † 1744. (h.) 1) Antonio Maria, Grande 1764; 1770 (Gem. Manuela de Cordoba). 2) Joaquin Felix de Samaniego Pizarro y Carbajal (wol Sohn der Francisca Javiera, Schw. des 1. Granden 1804, † vor 1848; Gem. Teresa Rita Casimira de Godoy; jüngerer Sohn: José Maria Manuel Agapito). 3) Joaquin de la Cruz 1848, † 1858 (Gem. Lassús). 4) Adolfo seit 1858.

(Torrepalma 1680, Grande auf Lebenszeit 1771.)

1) Francisca Maria Davila 1771 †. Der Titel bei Gor.

(las Torres 1683.)

Bei Alcañices aus der Erbschaft von Algete.

(Ureña 1469, bestätigt 1520.)

1) Alfonso Tellez Giron 1469, † 1469. 2) Br. Juan I. † 1528. 3) Pedro I. † 1531. 4) Br. Juan II. † 1558. 5) Pedro II., Herzog von Osuna 1562. An Osuna. Der Titel ruht.

58) Via Manuel 1689, 1. Cl.

a. Cristobal Manuel Portocarrero 1689; 1698. b. Juan (Gem. Juana Sanchez de Figueroa). . . . 1) José I. Manuel de Villena, Grande 1777, † vor 1804 (Gem. Maria Francisca da Paula Guadalfajara y Aguilera 1804; Kinder: Francisco, Maria de la Encarnacion und:) 2) José II. 1804 † (Gem. Maria del Pilar Melo de Portugal; jüngere Kinder: Joaquin, Juan, Josefa Maria del Pilar und Maria de los Dolores). 3) Fernando † 1854 (Gem. Maria Josefa Eugenia de Bohorques, T. des 1. Herzogs von Gor). 4) Enrique, bestätigt 1856.

59) Villafranqueza 1618, 2. Cl. 1780.

a. Martin Valerio Franqueza, Graf Villalonga 1603; Graf Villafranqueza 1618 (Gem. Catalina de la Cerda). . . . . Jetziger Besitzer José Maria Martinez de Pison seit 1848.

60) Villa-Gonzalo 1705, Grandeza honoraria 1856.

1) Miguel Maldonado y Maldonado, Graf 1847, Grande 1856, † 1856 (Gem. Davalos). 2) Mariano Miguel, auch Marques de la Scala seit 1856.

61) Villanueva 1826, 1. Cl. 1845.

1) Claudio Martinez de Pinillos y Cevallos, Grande 1845, † 1850. 2) Claudio Alejandro † 1858. 3) B. Francisca Nemesia del Corral y Martinez de Pinillos seit 1858.

Von den Vizcondes hat keiner, der nicht einen höheren Titel führt, die Grandeza, von den Barones besitzen dieselbe deren zwei:

1) Der Señor de la Casa de Lezcano, 2. Cl. 1780.

1) Ignacio Ciro Arteaga Lezcano, Sohn des Joaquin José de Lezcano Mendoza Arteaga, 3. Marques von Valmediano, seit 1780. (Vergl. Marqueses von Ariza.)

2) Der Señor de la Casa de Rubianos, Baron 1761, Grande 1. Cl. 1851.

1) Juan Ozores y Valderrama, Grande 1851.

Daneben besaßen die Grandes-Würde:

1) der Großprior des Johanniterordens von Castilien und Leon seit Karl (V.) I., 1. Cl. seit Karl II.;
2) 3) die Generale der Dominikaner und Franziskaner (letztere durch Philipp II. und Philipp IV., erstere 1660, 1700, 1761 bestätigt);
4) die Generale der Capuciner (durch Philipp III., bestätigt 1677);

5) die Generale des Ordens Nuestra Señora de la Merced seit 1699 (so z. B. José Garcia Palormo, der sich am 16. Sept. 1817 bedeckte);

6) die Aebtissinnen des Klosters de las descalzas reales in Madrid seit 1715.

Nicht zur spanischen Grandeza gehören die Inhaber fremder Titel, die von Sardinien, Rom, Frankreich, Neapel und dem teutschen Reiche verliehen worden sind; einzelne derselben sind, da sie ohnehin spanische Grandes-Titel haben, oben aufgeführt worden, z. B. der Fürst von Anglona (sardinischer Titel für den Marques von Javalquinto), der Fürst Pio de Savoya (römischer Titel; s. Marques Castelrodrigo), der Herzog von Serto (neapolitanischer Titel für den Erstgeborenen des Marques von Alcañices), der Marques de España (französischer Titel für die ältere Linie der Grafen von España) u. s. f. Einen neapolitanischen Herzogstitel führt auch der Marques de Lema, Salvador Bermudez de Castro, seit 1861 als Duca de Ripalda; die übrigen Titel sind die von Marqueses, Grafen, päpstlichen Pfalzgrafen und Baronen.

Was nunmehr die außerhalb Spaniens existirenden Grandes — die eigentlichen Grandes de España im Gegensatz zu denen von Castilien — anbelangt, so vertheilen sich dieselben zumeist auf die altspanischen Erblande und auf das Bourbonische Frankreich. Selten ward Ausländern wegen ungewöhnlicher Verdienste um Spanien der Titel erblich verliehen; doch finden sich derartige Beispiele in Teutschland und in England. Ich will hier versuchen, ein Verzeichniß der auswärtigen Grandes-Titel aufzuführen, das freilich bei dem so lückenhaften Material auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann.

Grandes in Teutschland.

1) Grafen Althann seit 1715 (Reichsgrafen 1610); zuerst Michael Johann III. † 1722, Gem. der Maria Anna Pignatelli († 1755).

2) Grafen Daun seit 1710, zugleich neapolitanische Fürsten von Thiano; zuerst Wirich Philipp Lorenz, Vicekönig von Neapel, † 1741. Die Linie erlosch 1851, und die Titel kamen an das Haus Pálffy.

3) Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, Grafen von Castelnuevo und Villalva del Alcor (wol als Erben des Fürsten Joseph Wilhelm, † 1798, der 1750 die Maria Teresa, Tochter des Fürsten Francisco Silva Folch de Cardona [† 1750], heirathete).

4) Fürsten Khevenhiller.

5) Fürsten Lamberg.

6) Fürst Metternich; zuerst der 1859 verstorbene Staatskanzler Clemens, Herzog von Portella in Neapel 1816.

7) Fürsten von Salm-Kyrburg; als Fürsten von Hoornes und Over-Yssche, Erben des letzten Fürsten von Hoornes seit 1763.

Die Grandeza besaß auch der abenteuerliche „Prinz von Nassau-Siegen," Karl Heinrich Nicolaus Otto, geb. 1745, spanischer General-Lieutenant 1795, † 1805.

Grandes in England.

1) Herzog von Ciudad-Rodrigo (dotirt mit Siteo de Roma und Changinas im Thale von Granada): 1) Arthur Wellesley, Herzog von Wellington seit 1812, † 1852. 2) Arthur Richard, geb. 1807.

Zahlreich genug sind die Grandes-Titel, welche seit der Herrschaft des Hauses Bourbon in Spanien an französische Geschlechter, theils erblich, theils auf Lebenszeit verliehen worden sind. Dahin gehören folgende, deren Succession man in dem Annuaire de la pairie et de la noblesse de France von Borel d'Hauterive leicht verfolgen kann.

1) Graf von Armentières 1671 (wol persönlich) für Michel de Brienne, † 1717.

2) Graf Baillencourt (die Witwe Marie Josephe Julie de Chasteler lebte 1804).

3) Fürst von Beauveau 1745 (schon 1727 als Fürst von Craon).

4) Herzog von Beauvilliers (Haus St. Aignan; duc de Buzançois 1701). Das Haus erlosch im Mannsstamm 1829. Die Grandeza hat jetzt Emma, vermählte Gräfin von Choiseul d'Aillecourt, bestätigt darin 1851.

5) Herzog von Bournonville 1715 (s. Grandes von Castilien).

6) Herzog von Brancas, Marquis 1730, Herzog von Brancas-Céreste 1753. Erloschen 1851; es lebt die Witwe des letzten Herzogs Louis Albert, Pauline Monestay de Chazeron. (Die Linie Brancas-Lauraguais † 1852 mit Louis Maria Buffile.)

7) Graf Bresson (s. Herzoge von Sta. Isabel unter den Grandes von Castilien).

8) Herzoge von Caylus. 1) Claude Abraham de Tubières-Grimoard 1742, † 1760 (Gem. Bernarda de Villejas Manrique de Lara † 1742); dann für seine noch blühenden weiblichen Erben aus dem Hause Robert de Lignerac, Nachkommen seiner Schwester Maria Charlotte († 1741) und des Joseph Robert de Lignerac († 1733).

9) Herzoge von Crillon-Mahon seit 1782, † 1841; es leben die Witwen der beiden letzten Herzoge und die Erbin Marie Antoinette Gabrielle, geb. 1838.

10) Graf von Durfort-Bussières, persönlich für Alphonse 1786, geb. 1753, † nach 1815.

11) Graf von Estaing: Jean Baptiste Charles Henri Théodat, geb. 1729, Admiral, Grande 1778 und 1782, † 1794.

12) Herzog von Estrées: Victor Marie, auf Lebenszeit 1702, † 1737.

13) Fürst von Gand-Isenghien 1706. Erloschen 1818 mit Guillaume Louis Camille, der seinen Bruder

Charles François Gabriel (begütert auf Mallorca, † 1818) um wenige Monate überlebte; die Erbtochter heirathete den Herzog von Villars (s. denf.).

14) Fürst von Ghistelles (auf Lebenszeit) 1758 für Philippe Alexandre Emmanuel François de St. Floris († nach 1790), einen der Erben des Hauses Melun; auch die Marquis de Lawoestine beanspruchen die Grandeza wegen ihrer Abstammung vom Hause Melun.

15) Guérapin de Vauréal: Louis, Erzbischof von Rennes seit 1722, Grande auf Lebenszeit 1745, † 1760, und so manche andere geistlichen Würdenträger, z. B. der Bischof von Béarn seit 1745 u. s. f.

16) Graf Hautefort: Armand Charles Emmanuel de Hautefort-Villacerf († nach 1790) als Gemahl der Maria Amalia Carolina Francisca Faveria de Bavière (verm. 1761, † kinderlos), Tochter des Emmanuel Franz Josef, Grafen von Bayern, Granden 1723, † 1747, eines Bastards des Kurfürsten Maximilian Maria Emmanuel († 1726).

17) Herzog von Lévis (s. Montmorency).

18) Graf Maillebois. 1) Jean Baptiste de Marets seit 1746, † 1762. 2) Marie Yves, † 1791 kinderlos.

19) Marquis von Melun; zuerst Guillaume, Fürst von Espinoy 1640, wol auf Lebenszeit, † 1679; seine Linie erlosch mit Louis II. 1724 (vergl. Ghistelles).

20) Fürst von Montbarrey: Alexandre Marie Eléonor de St. Maurice, Fürst 1774, Grande 1780, Reichsfürst 1783, † 1796. (Sein Sohn † vor ihm.)

21) Graf Montesquiou-Fézensac: Ambroise Anatole Auguste, geb. 1788, Grande seit 1858.

22) Herzog la Mothe-Houdancourt von Cardonne: Philippe de la Mothe-Houdancourt, Sohn Philippe's († 1652), Marschall von Frankreich, ward Duc de Cardonne in Catalonien 1642, † 1657. Da der Titel nicht einregistrirt war, erbte sein Bruder Antoine I. nur den Marquis-Titel; er † 1672; ihm folgten sein Sohn Antoine II., † 1696, und sein Enkel: 1) Charles, Grande und Herzog 1722, † 1728. 2) Louis Charles † 1755. 3) Jeanne Gabrielle † 1772 (Gem. a. Charles Elisabeth de Froulay von Tessé † 1747. b. 1751 Charles Joachim Rouault de Gamaches). 4) Joachim Valéri Thérèse Louis Rouault de Gamaches, geb. 1753, bestätigt als Grande 1777, † 1819. 5) Félicité Madelaine Honorine Gabrielle † 1830 (Gem. Jacques Philippe Achille Louis Auguste Barthélémi d'Hériey). 6) Elise Honorine Marie Ulrique d'Hériey, Herzogin seit 1830 (Gem. 1824 Graf Louis Charles Robert von Walsh-Serrant † 1842; Erbtochter Alix Marie, verm. 1859 an Aimé Maurice Artus Timoléon, Marquis von Cossé-Brissac).

23) Fürst von Montmorency-Robecq (Herzog von Tancarville) seit 1713. Erloschen 1862. Jetzt der Schwestersohn des letzten Herzogs, Anne Antoine Gontram Fürst von Beauffremont, Fürst von Robecq seit 1863.

24) Fürst von Montmorency-Laval, Herzog von Fernando-Luis in Spanien. Die Linie erlosch 1851; die Grandeza erbten die Nichten des letzten Herzogs, Eugène Alexandre, Tochter des 1837 gestorbenen Herzogs Anne Adrien Pierre: Charlotte, geb. 1799 (Gem. 1817 Gustave de Lévis, Marquis von Mirepoix, † 1851), Mutter des Guy Adrien Charles Marie, jetzigen Herzogs von Fernando-Luis seit 1837, geb. 1820, und Marguerite Pauline Emmanuèle (Gem. 1828 Aimé Charles Paul, Marquis de Couronnel, † 1842), Mutter des Adrien André Louis, Granden seit 1837, geb. 1832.

25) Herzoge von Narbonne-Lara. Der Mannsstamm erlosch 1834; jetzt führt den Titel Hermesinde Octavie Hélène, Marquise von Asnières la Châteigneraye.

26) Herzoge von Nivernois, Haus Mancini, Erben Mazarin's, † 1797.

27) Herzoge von Noailles-Mouchy und Poix 1711, bestätigt 1746; jetzt Antoine, geb. 1841, seit 1854, Sohn des Charles Philippe Henri († 1854), Enkel des Fürsten Antonin Claude Dominique Just von Poix († 1846).

28) Graf Ossun: 1) Pierre Paul Hyacinthe d'Ossun, Erbe des Herzogthums la Force 1755 (ohne Titel), Grande 1765, 1790, † vor 1807. 2) Charles Hyacinthe, geb. 1750, † kinderlos. (Erben: Haus Cahusac de Caur.)

29) Herzog von Preissac-Esclignac, Erbe des Hauses Fimarcon, Duc 1788, erloschen 1853.

30) Herzog von la Rochefoucauld-Doudeauville seit 1782 für Ambroise Polycarpe († 1841) und Erben (jetzt ist Charles Marie Gabriel Sosthènes, jüngerer Sohn des 2. Herzogs, Herzog von Bisaccia in Neapel).

31) Herzog St. Priest von Almazan: Emmanuel Louis Marie Guignard, Vicomte de St. Priest, Herzog von Almazan seit 1830 (ältester Sohn François Marie Joseph, geb. 1788).

32) Herzog von St. Simon (in Spanien, Marquis in Frankreich). Französisches Duché-pairie seit 1635; die herzogliche Linie erlosch mit Louis, Granden von Spanien durch Philipp V., 1755; er überlebte seine beiden Söhne. Die Grandeza erbte die Seitenlinie von Montblérn, zunächst Louis Gabriel, † 1775; dessen ältester Sohn, Louis Claude Anna Alexandre, geb. 1734, Marquis von St. Simon-Rouvroy, 1803 als Grande bestätigt ward und 1814 auch von Spanien den Herzogstitel empfing. Er † 1819, seine einzige Tochter und Erbin Françaíse Régine Marie Balbine Joséphe, geb. 1776, Gräfin von Rasse, † 1857. Ihr Erbe ward Henri Jean Victor de St. Simon Vermandois, geb. 1782, Sohn des Louis Charles, Vicomte von St. Simon († 1796) und Enkel des Louis Gabriel; er nannte sich bereits 1819 als Erbe seines Oheims „Herzog" und ward 1857 in diesem Titel bestätigt. Seine Erbtochter Eugénie Louise Blanche ist Gemahlin des Marquis von Estourmel.

33) Fürst Talleyrand-Périgord, Fürst-Herzog von Chalais, Grande 1714; zuerst Jean Charles, † 1757, dessen Tochter Marie Françaíse 1744 ihren Vetter Gabriel Marie († 1797) heirathete.

34) Grafen Tessé: 1) René de Froulay, Grande 1704, † 1725. 2) René Mans I. † 1746 (S. René Marie † 1742; es folgte der Enkel:) 3) René Mans II. † 1793.

35) Herzog von Valentinois, d. h. Antonio Grimaldi, Fürst von Monaco, durch Philipp V. Grande, † 1731. An dessen weibliche Nachkommenschaft, die Fürstin von Monaco aus dem Hause Goyon-Matignon.

36) Herzog von Vendôme: Louis Joseph de Bourbon, Grande durch Philipp V., † 1712.

37) Herzog von Viefville: Eustache de Viefville, geb. 1686, neapolitanischer Herzog, † 1754. Louis Auguste, geb. 1723, ward spanischer Grande und † kinderlos 1794.

38) Herzog von Villars: Louis Hector de Villars, Herzog von Villars 1705, ward Grande 1723, † 1734; ihm folgte sein Sohn Honoré Armand, † 1770. Demnächst erbte den Titel Louis Leon Félicité, Herzog von Brancas, † 1824, verm. mit Elisabeth Pauline de Gand, Fürstin von Isenghien, von der nur Töchter stammten; die älteste davon heirathete den Marquis von Vogué, und ihr Sohn: Léonce Louis Melchior, Marquis von Vogué, geb. 1805, besitzt nunmehr die Grandeza des Hauses Villars; sein Sohn Charles Jean Melchior heirathete 1855 seine Cousine Adélaïde Marguerite de Vogué.

Auch die päpstlichen Fürsten wurden häufig mit der Grandeza bedacht; so die:

1) Borghese, Fürsten von Sulmona 1637.

2) Buoncompagni, Fürsten von Piombino 1702, Erben der bereits von Philipp IV. zur Grandeza erhobenen Ludovisi, Fürsten von Sulmona und Piombino.

3) Caetani, Herzoge von Sermoneta, durch Philipp IV.; aus einer Nebenlinie ward Pasquale Nicolò II., geb. 1661, Herzog von Laurenzano und Graf von Alife, 1702 Grande auf Lebenszeit; er starb 1741 kinderlos.

4) Corsini, Fürsten von Sta. Colomba 1732, bestätigt 1739.

5) Sta. Croce, Fürsten von Corchiano.

6) Sforza-Cesarini, Herzoge von Segni 1703, und wol noch andere.

Sehr zahlreich waren die Titel ferner in den ehemaligen spanischen Erblanden, in den Niederlanden, in Mailand, in Neapel und Sicilien; ich hebe von denselben die mir bekannten hervor.

Grandes in den spanischen Niederlanden.

1) Herzoge von Aremberg seit 1612; zuerst Charles, aus dem Hause Ligne, † 1616.

2) Fürsten von Berghes: Alphonse Frédéric Dominic, zweiter Fürst von Grimberghe seit 1704, Grande durch Philipp V., wol nur auf Lebenszeit, † 1724. Sein Geschlecht erlosch mit seinem Br. Henri Philippe, † 1730, der Titel mit dessen Schwiegersohne Louis Joseph d'Albert, Reichsfürst 1742, † 1758; er ward 1842 für das Haus Merode erneuert.

3) Fürsten von Chimay. Die älteren Fürsten stammten von Alexandre von Ligne († 1629), jüngerem Sohne des ersten Granden-Herzogs von Aremberg, ab; sie erloschen 1686 und wurden von dem Hause Hénin-Liétard d'Alsace beerbt, das 1707 (unter Charles Louis Antoine Galéas † 1740) die Grandeza empfing und 1804 erlosch. Den Titel und die Güter erbten nunmehr die Grafen von Caraman aus dem Hause Riquet; 1856 ward dem jetzigen Fürsten Joseph, geb. 1804, die Grandeza bestätigt. — Eine andere Nebenlinie des Hauses Aremberg führte den Fürstentitel von Barbançon, zuerst Robert, † 1614, jüngerer Bruder des ersten Herzogs-Granden von Aremberg. Der Mannsstamm erlosch 1693 mit Octave Ignace, der von Maria Teresa Manrique de Lara zwei Töchter hinterließ: a. Maria, geb. 1673, Herzogin, verm. mit 1) 1693 Isidro Tomas de Cardona von Guadaleste, † 1699. 2) 1700 Gasparo de Zuñiga, † 1714. 3) Graf Henri Auguste de Bignacourt, † 1726, von welchem letzteren die: Maria Augusta Teresa, Herzogin 1737, verm. mit José II. de Solis, 3. Herzog von Montellano; ihre Nachkommen sind die Herzoge von Fernan-Nuñez, die auch den Titel von Aremberg und Barbançon führen. b. Manuela, geb. 1675, † um 1759, beanspruchte den Herzogstitel gegen ihre Nichte, heir. 1) den Agustin de Mendoza, 8. Grafen von Orgaz, dann den Jayme de Silva, Bruder des 7. Herzogs von Hijar, von dem Antonio (verm. 1737 mit Ipolita Cebrian von Fuenclara), Vater von Jayme und Antonio. Das Herzogthum Barbançon ward schließlich (vor 1787), wol in Folge Processes zwischen den beiden Linien, an den Grafen Maximilian Emmanuel von Taufkirchen († 1799) verkauft.

4) Herzoge von Croy, Granden seit 1528; auch die Nebenlinien erhielten Grandeza und persönlich der Cardinal-Erzbischof von Rouen, Gustave Maximilien Just von Croy, † 1844.

5) Fürsten von Egmont, Grandeza verliehen durch Philipp IV. und bestätigt 1763. Das alte Geschlecht erlosch mit Philippe Marie 1707; diesem folgte seine Schwester Marie Claire Angélique, † 1714 (verm. mit Nicolò Pignatelli, Herzog von Bisaccia). Ihr folgte ihr Sohn Procopio Maria Carlo Nicolò Agostino Leopoldo, † 1743; diesem seine Söhne Guido Felice, † 1753, und Casimiro, bestätigt als Grande 1763, † 1801. Letzterer ward von seinem Enkel Giovanni Armando, Sohn seiner Tochter Alfonsina und des Luigi Pignatelli y Gonzaga, Grafen von Fuentes, beerbt, der 1809 kinderlos starb. Der Titel ward dann streitig; schließlich wurde Charles Marie Gabriel Sosthènes von la Rochefoucauld-Doudeauville Herzog von Bisaccia 1851 und somit Erbe der Grandeza. Seine Mutter Elisabeth Hélène von Montmorency Laval († 1834) war eine Tochter der Pauline d'Albert von Luynes, die eine Tochter des Herzogs Louis Joseph Charles von Luynes († 1807) und Enkelin der Enrichetta Nicolea Pignatelli (verm. 1738 mit dem Herzoge Charles Marie Louis d'Albert) war; letztere war die Tochter des ersten Pignatelli von Egmont († 1743).

6) Grafen von Glimes, Grandeza honoraria für Ignace François (verm. mit Marie Française d'Anneur) 1746; bestätigt seinen Sohn Honoré Ignace 1780 als Grandeza 2. Cl.; er † nach 1804. (Seine Schwester Maria Felipa heir. den Francisco de Cordoba, 10. Grafen von Saſtago.)

7) Fürſten von Hoornes und Over-Yssche. Grandeza durch Karl II.; das Geſchlecht erloſch mit Maximilien Emmanuel 1763; die Güter und Grandeza erbte ſein Schwiegerſohn, der Fürſt von Salm-Kyrburg.

8) Marquis von Lede: Jean François de Bert 1718 auf Lebenszeit †.

9) Fürſten von Ligne, Prinzen von Mortagne 1513, von Epinoy 1543, Reichsfürſten 1601, Fürſten von Amblise 1608, Granden 1. Cl. 1643.

10) Grafen von la Mark, Grandeza durch Philipp V., erloſchen 1773 mit Louis Engelbert; beerbt von Aremberg.

11) Grafen von Merode: Jean III. Philippe Eugène ward 1709 Grande und † 1730. Seine Nachkommen wurden 1823 Fürſten von Rubempré und 1842 Fürſten von Grimberghe.

12) Fürſten von Tserclaes-Tilly (ſ. Herzoge von Tſerclaes, Granden von Caſtilien).

Grandes im Herzogthume Mailand (vergl. Litta Famiglie celebri italiane).

1) Grafen Archinto, zuerſt 1711 Carlo, † 1732.

2) Fürſten Belgiojoso.

3) Marcheſi Bentivoglio, zuerſt Luigi 1731, † 1744.

4) Grafen Borromeo, zuerſt Carlo II. 1702, † 1734; ihm folgten Giovan Benedetto, Renato III., Giberto, beſtätigt als Grande 1779, † 1835, und Vitaliano, jetziger Grande.

5) de Capitaneis de Scalvo, zuerſt Pirro I. ſeit 1737, † 1754; dann Giambattiſta I., Pirro II. (1788—1820), Giambattiſta II. 1828, † vor 1840, der nur Töchter hinterließ: Roſa, Franceſca und Laura.

6) Marcheſi Caravaggio, aus dem Hauſe Sforza; zuerſt Giovan Paolo, Baſtard des Herzogs Lodovico il Moro, † 1535, durch Karl V.; beſtätigt 1702 der Bianca Maria († 1717, Tochter des letzten (8.) Marcheſe Franceſco III., † 1697), hernach vermählten Gräfin von Sinzendorff.

7) Grafen Castelbarco, zuerſt Scipione 1716, † 1734.

8) Grafen Clerici, zuerſt Carlo Giorgio 1716, † 1717; dann Antonio Giorgio, Vater der Claudia, die 1820 noch als Witwe des Grafen Vitaliano Biglia (verm. 1752) lebte.

9) Marcheſe Fogliani: Giovanni Fogliani de Aragon, Grande auf Lebenszeit 1764, † 1780. Seine Erben ohne Grandeza ſind die Fürſten Melilupi von Soragna.

10) Grafen Litta: 1) Pompeo II., Marcheſe von Gambolo 1709, † vor 1717. 2) Antonio I. † 1770. 3) Giulio Pompeo † 1797. 4) Antonio II. Giulio Franceſco, franzöſiſcher Graf 1809, Herzog des Königreichs Italien 1810, beſtätigt 1816, † 1820. 5) Pompeo III. (Neffe, S. ſeines Bruders Alfonſo, † 1817) † 1836. 6) Antonio III., geb. 1819 (Gem. Laura Prior!).

11) Grafen Melzi: Antonio Maria, Reichsfürſt 1713, † 1748; ſein Bruder Gaſparo † 1751 bankrott ohne männliche Erben. Aus einer Nebenlinie ſtammte Franceſco I., geb. 1750, Sohn des Gaſparo und der Gräfin Teresa d'Eril († 1782), Grande als Erbe ſeiner Mutter 1782, Herzog von Lodi 1807, † 1816. Ihm folgte ſein Neffe Franceſco II., S. ſeines Bruders Giovanni, und dieſem ſein jetzt lebender Sohn, Herzog Lodovico.

12) Fürſten Pio di Savoya (ſ. Marqueſes von Caſtelrodrigo).

13) Marcheſi Scotti. 1) Giambattiſta I. Scotti 1709, † 1729, adoptirte ſeinen Stiefſohn. 2) Giambattiſta II. Gallarati (verm. 1741 mit Maria Teresa Spinola von S. Pietro, die 1783 Molfetta und S. Pietro nach dem Tode der Iſabella Spinola, Herzogin von Frias, fordert). Er ward 1787 Marcheſe von Cereano und ihm folgte: 3) Giuſeppe, geb. 1750, † nach 1807. 4) Carlo, geb. 1775, Herzog von S. Pietro 1823, † 1840. 5) Tommaſo Anſelmo Giovanni Filippo Giuſeppe Luca Baldaſſare ſeit 1840, geb. 1819.

14) Herzoge Sorbelloni. 1) Giovanni, Herzog von S. Gabrio Cervellon ſeit 1684, Grande 1702, † 1714. 2) Gabrio I. † 1774. 3) Giovan Galeazzo † 1802. 4) Br. Aleſſandro † 1826. 5) Ferdinando †. 6) B. Gabrio II., S. des Marco, Enkel des 2. Granden, † 1858. 7) Br. Giuſeppe, geb. 1792.

15) Grafen Stampa: 1) Uberto I., Grande 1708, † 1715. 2) Neffe Guidantonio † 1730. 3) Uberto II. † 1748. 4) Carlo Franceſco, Br. des 2. Granden, † 1751. 5) B. Maſſimiliano Giovanni I., 9. Graf von Soncino, † 1769. 6) Maſſimiliano Giuſeppe † 1818. 7) Maſſimiliano Giovanni II., beſtätigt als Grande 1822, † 1824. 8) Maſſimiliano † 1834. 9) Maſſimiliano Giovanni III., geb. 1816.

16) Marcheſi Trivulzio, Fürſten von Muſocco; zuerſt Giovan Giacomo Teodoro † 1656, deſſen Linie 1678 erloſch; dann Grandeza honoraria 1702 für Antonio Gaetano Gallio, der ſich als Erbe jenes Fürſten Antonio Teodoro Trivulzio von Muſocco nannte und 1707 ſtarb; ſein Zweig erloſch 1767 mit ſeinem Sohne Antonio Tolomeo.

17) Marcheſi Visconti von Cislago: Ceſare 1702, † 1716 kinderlos. Aus einer andern Linie ſtammte Pirro, Graf von Brebbia, Grande 1700, † 1704, deſſen Tochter Margarita († 1720) ihren Oheim Giulio (gleichfalls Grande, † 1750) heirathete und Mutter der Paola († 1783), Gemahlin des Marcheſe Antonio I. Litta, ward. — Aus einer dritten Linie entſproſſen die Herzoge von Modrone, jetzt repräſentirt durch Raimondo, Sohn des 1850 verſtorbenen Herzogs Uberto.

Eigentlich nicht mailändische Große, doch aber der Provinz benachbart, wurden Grandes:

1) Herzog Grimaldi: Girolamo Francesco Grimaldi aus Genua, Sohn des Marchese Giuseppe († 1733), Herzog 1777, † 1794. Seine Tochter Teresa († 1845) heirathete den Alessandro Pallavicini und hinterließ den Ignazio Alessandro, Marques von Campotejar seit 1845.

2) Fürsten von Masserano seit 1712, zuerst Carlo Besso Ferrero di Biella, 6. Fürst, † 1720. Die Hauptlinie erlosch 1833 mit dem 9. Fürsten, worauf die Nebenlinie der Marchesen von la Marmora folgt.

Grandes in Neapel.

Dazu gehörte zunächst die Stadt Neapel, der Karl V. die Grandeza verliehen hatte; ferner u. a. folgende Titulados:

1) Fürsten von Ascoli (Leyva) 1530; erloschen.

2) Herzoge von Atri (Acquaviva) bereits 1484, erneuert durch Philipp V. 1708 und 1742, ebenso für die Nebenlinie der Marchesi Tripucci 1743.

3) Marchesi de los Balbazes (Spinola) [s. castilianische Titel].

4) Fürsten von Bisignano (Sanseverino) durch Philipp IV., erneuert 1702.

5) Fürsten von Bracciano (Orsini) durch Philipp II., hernach ausgedehnt auf die Erben des Fürstenthums, die Fürsten Odescalchi.

6) Fürsten von Canzano (Coppola) [s. Grafen von Priego in Spanien].

7) Fürsten von Cariati, Grafen von Castrovillari (Spinelli), durch Karl II.; jetzt bei dem Hause Friozzi.

8) Herzoge von Casacalenda (Sangro) durch Philipp V.; ebenso die Linie der Fürsten von Sangro und Castelfranco.

9) Fürsten von Castiglione (Aquino) 1699 und 1702; erloschen.

10) Herzoge von Castropignano (Eboli) 1737; der Erstgeborene führt den Grafentitel von Frignano.

11) Fürsten von Cellamare (del Giudice), † 1733; Erben die Caracciolo, Herzoge von Gesso.

12) Marchesi von Francavilla, Herzoge von Giuliano (Grillo de Mari) 1701.

13) Fürsten von Francavilla, Marchesi d'Oyra (Imperiali) 1702.

14) Herzoge von Maddaloni (Caraffa), Grandeza honoraria 1702; ebenso für Lelio Caraffa, Marchese von Arienzo 1731, † nach 1748.

15) Fürsten von Melfi (Doria) durch Karl V.; ebenso für die Herzoge von Tursis durch Philipp IV. und 1699.

16) Fürsten von Molfetta (Gonzaga) durch Karl V., bestätigt 1629; jetzt beansprucht von den Scotti.

17) Herzoge von Monteleone (Pignatelli) durch Karl V., bestätigt 1613.

18) Herzoge von Nocera (Caraffa) 1640.

19) Fürsten von Ottajano (Medici) durch Philipp V.

20) Herzogin von Palata. Francesca de Toraldo († 1724), T. des Fürsten Francesco von Massa und der Alvina Teresa, Herzogin von Castro, heir. den Melchor de Rocafull, Virey von Perù. Den Titel führt jetzt der Marques Mina.

21) Herzoge von Palestrina (Barberini) 1678; jetzt beim Hause Colonna di Sciarra.

22) Herzoge von Paliano (Colonna) durch Philipp II.

23) Marchesi von Pescare und del Vasto (Davalos) durch Karl V., bestätigt durch Karl III., erloschen mit Alfonso 1862.

24) Herzoge von Popoli (Cantelmo) 1706, erloschen 1749; Erben die Tocco, Fürsten von Achaia und Montemileto.

25) Fürsten von Riccia (Capua) 1708 und 1773; erloschen mit Bartolommeo 1792.

26) Fürsten la Roca (Filomarino) 1738.

27) Fürsten Sto. Buono (Caracciolo); Grandeza honoraria 1702, 1. Cl. 1711. Auch Francesco Luigi Caracciolo, Marchese von Torrecusa, erhielt persönliche Grandeza.

28) Fürsten von S. Pietro (Spinola), erloschen 1783 mit Isabella, Herzogin von Frias; beansprucht von den Grafen Scotti, duchi di S. Pietro.

29) Fürsten von Satriano (Ravaschieri, Grafen von Lavagna) durch Philipp V.; jetzt beim Hause Filangieri.

30) Fürsten von Scilla (Ruffo di Calabria).

31) Fürsten von Stigliano (Colonna), 1. Cl. 1764.

32) Fürsten von Tarsia (Spinelli).

33) Fürsten von Termoli (Cattaneo) 1742.

34) Fürsten von Torrella (Caracciolo) 1739.

35) Fürsten von Vergagna (Spinola) durch Karl II.; erloschen.

Wahrscheinlich sind noch manche andere Titel verliehen worden, die nachzuweisen ich nicht vermag; die Succession, die ich übrigens bei allen aufführen kann (theils nach dem Libro d'oro des neapolitanischen Adels), übergehe ich als nicht eigentlich zu Spanien gehörig. In Sicilien ward die Grandeza seltener ertheilt; soviel mir bekannt — und ich stütze mich dabei vornehmlich auf des Marchese Villabianca Sicilia nobile, dessen handschriftlichen Nachlaß in der Senatsbibliothek zu Palermo und die Registri delle investizioni des dortigen Archives, ohne die mir vollständig vorliegenden Successionen mitzutheilen — gab es folgende:

Grandes in Sicilien.

1) Fürsten von Belmonte (Ventimiglia) 1771, zuerst Giuseppe Emmanuele I., † 1777; erloschen 1814 mit dessen Enkel Giuseppe Emmanuele II.

2) Herzoge von Bivona (Luna), zuerſt Pietro 1554; der Titel gelangte ſchließlich an die ſpaniſchen Marqueſes von Villafranca aus dem Hauſe Toledo.

3) Fürſten von Butera und Pietraperzia (Branciforte); zuerſt 1612 Fabrizio, † 1624; jetzt Pietro Lanza e Branciforte ſeit 1844.

4) Fürſten von Camporeale (Beccadelli di Bologna); zuerſt Giuſeppe II. 1793, † vor 1813; jetzt ſein Enkel Giuſeppe II., geb. 1797.

5) Fürſten von Campofiorito und Jaci (Reggio); zuerſt Luigi 1704, † 1757. Erloſchen 1854 mit Andrea; an Butera.

6) Fürſten von Carini (la Grua); Grandeza für Michele, jüngeren Sohn des 5. Fürſten Vincenzo († 1787), Marques von Branciforte. (Vergl. Herzoge von Alcudia unter den Grandes von Caſtilien.)

7) Fürſten von Castelbuono (Ventimiglia); zuerſt Giovanni III. 1710, Reichsfürſt 1723, † 1748. Erloſchen.

8) Fürſten von Cattolica und Roccafiorita (Bonanni); zuerſt Francesco I. 1709, † 1739; jetzt Francesco II.

9) Fürſten von Lampedusa (Tommaſi); zuerſt Ferdinando Maria 1724, † 1775; jetzt Giulio Fabrizio Maria ſeit 1833.

10) Grafen von Modica. Die Grafſchaft gehörte erſt den Clermont (Chiaramonte) 1296—1392, hierauf den Cabrera 1392—1529 und kam dann an die Herzoge von Medina del Rioſeco und von dieſen 1742 an Alva (ſ. dieſ.).

11) Fürſten von Monforte (Moncada); zuerſt Emmanuele 1780, † kinderlos nach 1808.

12) Fürſten von Palagonia (Gravina); zuerſt Ferdinando II. Francesco 1710, 1. Cl. 1720, † 1736. Erloſchen mit Francesco Saverio Ferdinando Paolo 1854.

13) Fürſten von Palizzi (Arduino); zuerſt Michele, durch ſeine Gemahlin Caterina la Rocca, Fürſt von Alcontres; die Grandeza ward 1765 ſeiner Enkelin Flavia († 1790) und deren Gemahl Vincenzo Moncada, 6. Fürſten von Calvaruſo, beſtätigt. Alcontres kam 1790 an das Haus Stagno.

14) Fürſten von Resuttano (Napoli). Federigo I. erhielt Grandeza honoraria 1710, † 1735, ſein Enkel Federigo II. († 1787) erbliche Grandeza, die jetzt ſein 1783 geb. Enkel Giuſeppe führt.

15) Herzoge von S. Biagio, Fürſten von S. Antonino (Joppolo); zuerſt Luigi 1727, † 1732, verm. mit Iſabella Pescatore, T. des Marcheſe della Roſa, geb. 1709, erhielt zugleich die Grandeza für ſich, heir. hernach ihren Schwager Diego († 1763) und † 1743. Ihre Linie erloſch mit ihrem Sohne Pietro 1768. Der Erbe des Titels, Ageſilao Bonanni († 1809), ward 1769 als Grande 1. Cl. beſtätigt; ſeine Erben, die Fürſten von Solanto-Petrulla aus dem Hauſe Gioeni, ſtarben 1864 mit Giovanni aus.

16) Herzog von Sta. Elisabetta (Montaperto), perſönlich 1782 für Antonio, S. des 4. Fürſten von Raffadali, † 1782.

17) Herzoge von S. Giovanni (Moncada); zuerſt Luigi Guglielmo 1672, Fürſt von Paterno 1713, † 1747; jetzt Corrado.

18) Herzoge von S. Michele (Gravina); zuerſt Giovanni 1721, durch Heirath mit Girolama Scirotta († 1739) Fürſt von Montevago, † 1736. Erloſchen.

19) Marcheſi Spaccaforno (Statella); Francesco Saverio, perſönlich Grande 1759 und 1765, Fürſt von Sabuci-Montegrifone, † 1770.

20) Herzoge von Terranuova (Aragon); zuerſt Carlo Tagliavia e Aragon 1561, Fürſt von Caſtelvetrano 1564, † 1600. Der Mannsſtamm erloſch 1664, und Titel und Grandeza kamen an die Pignatelli von Monteleone.

21) Fürſten von Villafranca (Agliata); zuerſt Domenico I. 1765, † 1774; jetzt Domenico II.

In Portugal genoſſen urſprünglich alle Casas titulares die Grandeza. Da aber in dieſem Jahrhundert die Titel ſich ins Unendliche mehrten, ward eine Claſſe von Vizconden und Baronen creirt, die nicht jenes Vorrechts theilhaftig wurden, und die ich daher in der folgenden Ueberſicht auslaſſe, obgleich zu ihr ſelbſt ausgezeichnete Portugieſen von europäiſchem Rufe, wie der gelehrte Vizconde von Santarem, gehörten. Die portugieſiſchen Grandes-Titel und die Succeſſion in denſelben ſind bei uns faſt noch weniger bekannt, als die der ſpaniſchen, obgleich dieſelben ſich viel leichter aufſtellen laſſen, als die ſpaniſchen. Imhof hat in ſeinem Stemma regium Lusitanum (Amstelodami 1708. fol.) nur die aus königlichem Stamme entſproſſenen Geſchlechter (durchweg Nachkommen königlicher Baſtarde) behandelt; dagegen findet ſich auch in unſern Bibliotheken häufiger das Werk des 1759 verſtorbenen Antonio Caetano de Souſa vor: Memorias historicas e genealogicas dos Grandes de Portugal (Lisboa 1739. 8.; 1742. 8. und 1755. 4., welche letztere Ausgabe mir zur Hand war und hier zu Grunde liegt). Derſelbe behandelte in ſeiner Historia genealogica da casa real Portugueza (Lisboa 1735—1748. 12 Voll. 4.; dazu Provas 1739—1748. 6 Voll. 4. und Indice 1749. 4.) dieſelben Familien, denen Imhof's Werk beſtimmt iſt, natürlich viel gründlicher, da ihm ganz andere Quellen zu Gebote ſtanden. Dann ruhten auch dort die genealogiſchen Studien bis auf die neueſte Zeit. Der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek in Liſſabon, José Barboſa Canaes de Figueiredo Caſtellobranco († 1857), nahm zuerſt dieſelben wieder auf und begann eine Reihe von Publicationen, die leider alle unvollendet geblieben ſind. Dahin gehören die Costados das familias ilustres de Portugal, Algarve, Ilhas e Indias. Lisboa 1829—1831. 4. (Theil II., der die Adelsfamilien der Provinz Minho enthält, während Theil I. die casas titulares umfaßt, führt den Separattitel: Arvores de costados das fa-

milias nobres dos reinos de Portugal etc.); Titulos conferidos á nobreza do reino (Lisboa 1836; nur 1 Bogen gedruckt); Historia genealogica da nobreza do reino, fol. (nur 96 Seiten, welche die Familien Cunha, Pereira Coutinho, Henriques de Portugal, Sanches und Coberturas umfassen) und Collecçaõ de arvores de costado. Lisboa 1855. 4. (ein 1. Heft von 32 Seiten). Diese sämmtlichen Werke, auch in Portugal äußerst selten, waren mir unzugänglich; ebenso die gewiß interessante Resenha das familias titulares do reino de Portugal des Luis Travassos Valdez, zweiten Sohnes des ersten Grafen von Bomfim. So mußten denn die Staatskalender (neben vielen handschriftlichen Notizen) zur Fortsetzung der von Sousa gelieferten Nachrichten dienen, und diese sind insoweit brauchbar, als sie ein vollständiges Verzeichniß der Grandes — leider mit den Geburtstagen, nicht mit den Geburtsjahren, ähnlich wie die Guias de la grandeza Spaniens — enthalten. Solche „Almanachs de Portugal oder de Lisboa" erschienen, redigirt von der Akademie der Wissenschaften von Lissabon, erst 1782 und 1783, dann ohne Unterbrechung von 1784—1800, dann 1802, 1803, 1805, 1807, 1812, 1814, 1817, 1820, 1823, 1825, 1826. Erst seit 1837 erschienen neue, nicht von der Akademie, sondern von Privaten redigirt; der letzte mir vorliegende ist fürs Jahr 1855 bestimmt und, von dem oben genannten Luis Travassos Valdez redigirt, 1854 zu Lissabon erschienen. Er enthält eine vollständige Uebersicht der portugiesischen Grandes in der Weise der englischen Peerages, mit genauen Jahresangaben; die Titel sind darin nach den Jahren der Erhebung, nicht alphabetisch — wie ich's der Analogie wegen thun will — aufgeführt; doch macht er nur die damals lebenden Inhaber, nicht deren Vorgänger, namhaft; die Fremden verliehenen Titel sind unter den einheimischen aufgeführt, und werde ich in diesem Punkte seinem Beispiele folgen. Auch für 1856 erschien von demselben Verfasser ein gleicher Almanach. Ob nachdem noch andere Almanachs erschienen sind, ist mir unbekannt; wenigstens habe ich trotz angelegentlichster Bemühung auf buchhändlerischem Wege keine neuern erlangen können. Somit brechen meine Nachrichten, wenn sie nicht hie und da gelegentlich sich ergänzen ließen, mit dem Jahre 1854 ab; etwaige Zusätze würde ich den Nachträgen zu G vorbehalten. Uebrigens fehlen an diesem Orte bisher alle Nachrichten über die Grandes von Portugal, sodaß diese Ergänzung gewiß allen Freunden der genealogischen Forschungen willkommen sein wird.

Herzoge (Duques).

1) Alafoës (Lafoës) 1718.

1) Luisa Casimira de Sousa, T. des Charles Joseph von Ligne († 1713) und der Mariana de Sousa, d. Grafen von Miranda, 3. Marqueza von Arroches, 1718, † 1729 (Gem. 1715 Miguel de Bragança, Bastard des Königs Peter II., † 1729). 2) Pedro Henrique de Bragança † 1761. 3) Br. Joaõ Carlos, Marquez 1738, Herzog von Bragança 1757, † 1806. 4) Anna Maria José Domingas Francisca Julia Senhorinha Matheus Joaña Carlota † 1861 (Gem. 1819 Segismundo Caetano Alvares Pereira de Mello, Sohn des 5. Herzogs von Cadaval, Titularherzog, geb. 1800). 5) Maria Carlota de Mello, geb. 1820 (Gem. 1853 Pedro de Portugal e Castro, Sohn des 5. Marquez von Valença; ihre Schw. Anna de Piedade heirathete 1842 den Grafen von Ribeiragrande).

(Aveiro 1547.)

1) Joaõ de Lencastre, S. des Jorge, Herzogs von Coimbra, Enkel des Königs Johann II., 1547. (Sein S. Jorge † 1578 vor ihm; es folgt der Enkel:) 2) Diniz. 3) Schw. Juliana (Gem. Alvaro, S. des Affonso, Bruder des 1. Herzogs; von ihrem jüngeren Sohne Affonso, † 1654, stammen die spanischen Herzoge von Abrantes). 4) Jorge † 1631. 5) Raymundo † 1666. 6) Oheim Pedro, geistlich † 1673. 7) Maria de Guadelupe, Schw. des 5. Herzogs, † 1715 (Gem. Manuel Ponce de Leon, Herzog von Arcos in Spanien, † 1693). 8) Joaquin Ponce de Leon, resignirt 1715, † 1729 als Herzog von Arcos. 9) Br. Gabriel † 1745. Eingezogen bis 1749, dann an dessen Schwiegersohn: 10) José de Mascarenhas, Marquez von Gouvea, † 1759, confiscirt; sein Sohn Martinho † nach 1801.

2) Cadaval.

1) Nuño Alvares Pereira de Mello, 4. Marquez von Ferreira, 5. Graf von Tentugal seit 1648, resignirt die Titel, † 1727. 2) Luiz Ambrosio, Herzog 1695, † 1700 (Gem. Luisa, natürliche Tochter des Königs Peter II., 1695, wiedervermählt mit ihrem Schwager, dem 3. Herzoge, † 1732 kinderlos). 3) Jaime, Br., † 1749. 4) Nuño Caetano I., geb. 1741 †. 5) Miguel Caetano 1791—1805. (Sein jüngerer Sohn heirathete die 4. Herzogin von Alafoës.) 6) Nuño Caetano II., geb. 1799, † 1837 (Gem. 1820 Maria Domingas de Bragança e Ligne Sousa Tavares Mascarenhas da Silva, geb. 1801, Titularherzogin 1837, † 1855). 7) Maria da Piedade Caetana, geb. 1827 (verm. 1843 mit ihrem Oheim, dem Marquez Jaime Caetano, Grafen von Tentugal, jüngstem Sohne des 5. Herzogs, geb. 1805; S. Nuño, geb. 1844).

(Elvas.)

S. Marquez Campomaior.

3) Ficalho 1836.

1) Eugenia de Almeida, Tochter des 3. Marquez von Lavradio, geb. 1784, seit 1836 (Gem. 1803 Francisco de Mello, 3. Graf von Ficalho, Sohn Antonio's, geb. 1781, † 1812; S. Antonio, Marques von Ficalho, geb. 1806 [s. dass.]).

4) Palmella 1833.

1) Pedro de Sousa e Holstein, Graf von Sanfré in Piemont, als Erbe der Grafen Isnardi, geb. 1786, Herzog 1833, † 1850. 2) Domingos, geb. 1817, Marquez do Fayal 1834, † 1864. 3) Maria Luiza, geb.

1841. (Des erſten Herzogs Vater Alejandro war der Sohn des Manoel [† 1759] und der Maria Anna Leopoldine von Holſtein-Beck, deren Vater, Herzog Friedrich Wilhelm [† 1719], ſich 1708 mit Maria Antonia Giuſeppa [† 1762], Erbtochter des Grafen Antonio Emmanuele Isnardi von Sanfré, vermählt hatte.)

5) Saldanha 1846.

1) Joaõ Carlos Gregorio Domingos Vicente Francisco de Saldanha d'Oliveira e Daun, geb. 1790, neunter Sohn des Juan, 1. Grafen von Riomaior, und der Maria Amalia, dritten Tochter des 1. Marquez von Pombal, Bruder des 1. Grafen von Alpedrinha und des 1. Grafen von Azinhaga, Graf von Saldanha 1827, Herzog 1846, † 1861. 2) Joaõ Carlos, geb. 1825, Graf von Saldanha 1833, Herzog 1861.

6) Terceira 1832.

1) Antonio de Populo José de Souſa Manoel e Menezes Severim de Noronha, 7. Graf von Villaflor, geb. 1792 (ſ. daſſ.).

7) Victoria 1812.

1) Arthur Wellesley, Herzog von Wellington (ſ. Grandes von Spanien im Auslande).

Marquezes.

1) Abrantes 1718.

1) Rodrigo Annes de Sá e Menezes, 7. Graf von Penaguiaõ, 3. Marquez von Fontes 1688, Marquez 1718, † 1733. 2) Joaquin Francisco † 1755. (3) Tante Anna Catharina Henriqueta, I. Herzogin ſeit 1754, † 1761 (Gem. Rodrigo de Mello von Beja). II. Maria Margaretha de Mello, Herzogin, † 1764 (Gem. Joaõ de Portugal von Bempoſta). 3) Schwiegerſohn Pedro de Lencaſtre e Silveira Caſtellobranco, Graf von Villanova de Portimaõ 1764—1823. 4) José Maria I., geb. 1784, † 1827. 5) Pedro José Maria da Piedade, geb. 1816, † 1847 (Witwe: Luiſa Henriqueta Feo Guiaõ, geb. 1810). 6) Br. José Maria II., geb. 1819.

(Alegrete 1684.)

1) Manoel I. Telles de Silva, 2. Graf von Villar-mayor (Sohn des Fernaõ 1653) 1684, † 1709. 2) Fernaõ I. † 1734. 3) Manoel II. † 1736. 4) Fernaõ II. † 1759. Confiscirt; der 4. Marquez hinterließ einen Sohn Manoel, geb. 1727, und einen Enkel Fernaõ, geb. 1754. Die Erbin heirathete den 8. Grafen von Tarouca, der 1823 den Titel als 5. Marquez führte; ſie ſtarb 1845.

(Alorna 1748.)

Siehe Grafen von Aſſumar.

2) Angeja 1714.

1) Pedro Antonio de Noronha, 13. Herr von Angeja, 2. Graf von Villaverde (S. des Antonio, Graf 1654, † 1675) 1714, † 1731. 2) Antonio † 1735. 3) Pedro José I. 1735—1777. 4) Antonio José Xavier, geb. 1736, Graf von Villaverde 1750, Marquez 1791. 5) Pedro José II. † 1804. 6) Joaõ, geb. 1788, † 1827. Gem. 1815 Marianna de Caſtellobranco, T. des 1. Marquez von Bellas, geb. 1794.

3) Angra 1826.

1) Charles Stuart, geb. 1779, Baron Stuart de Rothesay 1828, Graf von Machico 1825, Marquez 1826, † 1845. 2) Charlotte, geb. 1817 (Gem. 1835 Charles John Viscount Canning).

(Bellas.)

Siehe Grafen von Pombeiro.

4) Bemposta 1835.

1) Theodor Eſtevaõ de Larue, geb. 1799, ſeit 1835 (Gem. 1831 Maria Mencia de Lemos, 2. Gräfin von Subſerra, als Witwe ſeit 1826; Tochter: Maria Iſabel d'Annunciaçaõ, geb. 1841).

(Campomaior.)

1) William Carr Beresford, Baſtard des 1. Marques of Waterford, geb. 1768, Baron 1814, Viscount Beresford 1823, Herzog von Elvas, Marquez von Campomaior und Graf von Trancoſo, † 1854 (Gem. 1832 Louiſe Beresford † 1851, Witwe des Thomas Hope, deren jüngerer Sohn erſter Ehe, Alexander James Hope, das reiche Vermögen des Stiefvaters erbte).

(Cascaës 1643.)

1) Alvaro Pires de Caſtro, Graf von Monteſanto 1643, † 1674. 2) Luis † 1720. 3) Manoel José † 1742. 4) Luis José Thomaz † 1745. 5) Witwe Juana Perpetua de Bragança, T. der 1. Herzogin von Alafoës †.

5) Castellomelhor 1766.

Joaõ Rodrigues de Souſa Ribeiro, † 1658, heir. Marianna de Lencaſtre, † 1689 (T. de Simaõ Gonçalves da Camara, 3. Grafen von Calhete und der Maria de Menezes, Erbtochter des Ruy Mendes de Vasconcellos, 1. Grafen von Caſtellomelhor 1611). Ihm folgten in directer Linie als Grafen von Calhete und Herren von Funchal: (5. Graf) Luiz de Vasconcellos e Souſa, † 1720. (6.) Affonſo I. † 1734. (7.) 1) José, Marquez 1766, † 1769. 2) Antonio José, geb. 1738, † 1791. 3) Affonſo II. 1823 †. 4) Antonio, geb. 1816 (S. Affonſo, geb. 1837).

6) Ferreira 1535.

1) Rodrigo de Mello (S. des Alvaro de Bragança, 1. Grafen von Tentugal 1504 und der Felippa de Mello, T. des Rodrigo, 1. Grafen von Olivença). 2) Francisco I. 1549. 3) Nuño Alvares I. Pereira † 1597. 4) Francisco II. † 1645. 5) Nuño Alvares II., ward 1. Herzog von Cadaval (ſ. daſſ.), † 1727.

Den Titel führt jetzt Jaime Caetano de Mello, geb. 1805, Sohn des 5. Herzogs und Gemahl der 7. Herzogin von Cadaval.

7) Ficalho 1833.

Antonio de Mello, S. der 1. Herzogin von Ficalho, geb. 1806 (Gem. 1834 Maria Luisa Braamcamp d'Almeida, T. des 1. Grafen von Sobral, geb. 1812; S. Francisco, geb. 1837).

8) Fronteira 1673.

1) Joaõ I. Mascarenhas, 2. Graf da Torre (Sohn des Fernaõ I. 1638, † 1651) 1673, † 1681. 2) Fernaõ II. † 1729. 3) Joaõ II. † 1737 (Br. Luis, Graf von Alva 1729, † 1756). 4) Fernaõ III. † 1769. 5) José Luiz 1791. 6) Fernaõ IV. † vor 1823. 7) José Trazimundo, geb. 1802, 7. Graf von Assumar und 5. Marquez von Alorna durch Cession seiner Mutter (T. Maria, geb. 1822).

(Gouvea 1625.)

1) Manrique de Silva von Portalegre 1625, † 1645. 2) Joaõ I. † nach 1649 (Schw. Juliana, † 1648, heir. Martinho de Mascarenhas, 4. Grafen von Sta. Cruz seit 1668, † 1676; ihr S. Joaõ † 1691; ihr Enkel ward 1714) 3) Marq. Martinho I. de Mascarenhas † 1723. 4) Joaõ II. resignirt 1741. 5) Br. José, Herzog von Aveyro 1749, resignirt 1752, † 1759. 6) Martinho II., entsetzt 1759, † nach 1801. Confiscirt 1759.

9) Lavradio 1753, früher Grafen von Avintes.

1) Luiz I. de Almeyda, Graf von Avintes 1664, † nach 1671. 2) Antonio I. 1705, † 1715. 3) Luiz II., Graf von Lavradio 1725 persönlich, † 1730. 4) Antonio II., geb. 1699, Marquez von Lavradio 1753, † vor 1759. 5) Luiz III., geb. 1729, Graf von Avintes 1746; II. Marquez 1759 †. 6) (III.) Antonio III. 1791—1823 (überlebte seinen Erstgeborenen Luiz IV., 7. Grafen von Avintes, und IV. Marquez; sein jüngster Sohn Francisco, geb. 1797, erhielt 1834 den Grafentitel von Lavradio als 2. Graf erneuert). 8) (V.) Antonio IV., geb. 1794 (T. Eugenia, geb. 1828, verm. 1849 mit José Correa de Sá Benavides Velasco da Camara, S. des 6. Vizconde von Asseca).

10) Loulé 1799, vorher Grafen von Valle de Reis 1628, vielleicht neuerdings Herzoge.

1) Nuño I. Furtado de Mendoça 1628, † 1632 (S. Lourenço † vor ihm; es folgte der Enkel:) 2) Nuño II. † 1692. 3) Lourenço † 1707. 4) Nuño III. † 1732. 5) Lourenço Filippe, resignirt 1750. 6) Nuño José Fulgencio, † nach 1791. 7) ..... 8) Agostinho Domingos de Mendoça Rolim de Moura von Ajamluja, Nachkomme des 4. Grafen, I. Marquez 1799, † 1824. (9) II. Nuño José Severo, geb. 1804 (verm. 1827 mit Anna da Jesus Maria, Infantin von Portugal, geb. 1806; T. des Königs Johann VI., 1857; Kinder: Anna Carlotta, geb. 1827, vermählte Gräfin Linhares; Maria, geb. 1829, verm. Gräfin Belmonte, Augusta, Amalia und Pedro Agostinho, geb. 1830, Graf von Valle de Reis, Vater der Maria Domingas José, geb. 1853).

(Louriçal 1740, vorher Grafen von Ericeira 1622.)

1) Diego de Menezes 1622, † 1635. 2) D. Fernando, resignirt, † 1699. 3) Br. Luiz † 1690. 4) Francisco Xavier † 1743. 5) Luiz I., Marquez 1740. 6) Francisco Xavier Rafael, geb. 1711 †. 7) Luiz II. †. 8) Luiz Eusebio Maria 1791—1823, † kinderlos.

(Lumiares.)

Siehe die Grafen.

(Marialva 1661.)

1) Antonio Luiz de Menezes, 3. Graf von Cantanhede, 1661, † 1675. 2) Pedro Antonio † 1711. 3) Joaquina Maria Magdalena da Conceiçaõ † 1740 (Gem. 1712 Diego de Noronha). 4) Pedro de Alcantara Noronha e Menezes, geb. 1713, † nach 1794. 5) Diego José Vito 1791—1800. 6) Pedro José Vito Joaquin 1791—1823 †. Erloschen.

11) das Minas 1670, vorher Grafen do Prado 1608.

a. Francisco I. Affonso Chichorro 1608. b. Antonio. (c.) 1) Francisco II. 1670, † 1674. 2) Antonio Luiz † 1721 (Erstgeborener Francisco, 5. Graf do Prado, † 1687). 3) Joaõ † 1727. 4) Antonio Caetano Luiz Jago Miguel † 1767 (S. Joaõ, 8. Graf, † 1745; es folgt die Enkelin:) 5) Maria Francisca Antonia da Piedade, geb. 1745, verm. mit 6) Lourenço José de Lencastre e Noronha 1791. 7) Francisco Benedicto 1791—1808, † vor 1820. 8) Juana Bernarda (11. Gräfin) 1823 † (Witwe von .. Silveira). 9) Braz Maria da Silveira Lorena, geb. 1814, bestätigt 1842 (S. Nuño, geb. 1843).

12) Niza 1646.

Nachkommen des Vasco da Gama, ersten Grafen von Vidigueira 1520. Der fünfte Graf: 1) Vasco Luiz I. da Gama, Almirante de India, ward Marquez 1646, † 1676. 2) Francisco Luiz † 1707. 3) Vasco Luiz II. † 1735. 4) Maria Joseph Francisca Xavier Balthazar † 1750 (Gem. 1729 Nuño da Silva Tellez † 1739). 5) Vasco José Jeronymo Balthazar Tellez de Silva † 1784. 6) Eugenia I. 1784—1791 (Gem. Domingo Xavier de Lima). 7) Eugenia II. de Menezes Castro, resignirt 1823 (Gem. des 7. Grafen von Unhaõ). 8) Thomaz Xavier Tellez Castro da Gama, geb. 1796, † 1820 (Gem. 1815 Thomazia Francisca de Mello Brenner von Trofa, geb. 1795). 9) Domingos Francisco Xavier, geb. 1817 (Söhne: Thomas Xavier, geb. 1839, 14. Graf von Vidigueira, und Manoel, geb. 1840).

(Olhaõ.)

2) Pedro de Mello da Cunha e Menezes, auch 2. Graf von Castromarim 1823 †.

13) Penalva 1750, vorher Grafen von Tarouca.

1) Duarte I. de Menezes, Graf, † 1588. 2) Luiz I. † 1614. 3) Duarte II., entsetzt 1640 (Marques von Penalva in Spanien; da folgt ihm Luiz II. 1665,

dann deſſen Bruder Eſtevaõ, dann deſſen T.:) 4) Joaña Roſa, reſtituirt 1677, † 1734 (Gem. 1671 Joaõ Gomez de Silva von Alegrete † 1738; ihr zweiter Sohn Manoel erhielt den Titel eines Duca Tellez 1753, † 1771; ihm folgten darin Francisco Eſtevaõ † 1797; Francisco † 1835, Graf Tarouca in Oeſterreich; Erwin Wilhelm Eduard † 1846; Br. Auguſt Alexander, geb. 1818). (5) I. Eſtevaõ Tellez de Silva, geb. 1695, Marquez Penalva 1750. II. Eugenia Marianna, geb. 1727 (Gem. Manoel Tellez de Silva, Graf von Villarmayor, † 1789). III. Fernaõ I., geb. 1754, † 1818. (Jüngerer Sohn Antonio, geb. 1790, Marquez von Reſende in Braſilien.) IV. Luis † nach 1823, 5. Marquez von Alegrete durch Heirath. V. Fernaõ II., geb. 1813 (S. Luiz, geb. 1837).

14) Pombal 1769.

1) Sebaſtiaõ José I. de Carvalho e Mello, geb. 1699, Graf von Oeyras 1755, von Redinha 1776, Marquez 1769, † 1782. 2) Henrique José † 1812 (T. Leonor Erneſtina, geb. 1786, heir. 1806 den 4. Marquez). 3) Br. José Francisco Maria Luiz, Graf von Redinha 1782, † vor 1823. (Sein jüngerer Sohn Nuño José Gasparo, geb. 1795, iſt 3. Graf von Redinha und Vater des 1822 geb. Antonio Maria.) 4) Sebaſtiaõ José II., geb. 1785, † 1834. 5) Manoel geb. 1821 (S. Sebaſtiaõ José III., geb. 1849, iſt 6. Graf von Oeyras).

15) Ponte-de-Lima 1790, vorher Vizconde Villanova de Cerveira 1476.

a. Leonel de Lima 1476 .. e. Francisco. f. Ignacio 1546. g. Lourenço I. 1623, Graf. (Sein jüngerer Sohn Luis, Graf dos Arcos, † vor ihm und hinterließ den Lourenço Filippe.) h. Diego † 1685, reſignirt ſeine Titel. i. Manoel † 1662. k. Br. Lourenço † 1666. l. Joaõ Fernandes † 1694. m. Thomaz, reſignirt, † nach 1750. n. Maria Xaviera † 1730 (Gem. 1720 Thomas de Silva von Alegrete † 1762). (o.) 1) Thomaz Xavier de Silva, Marquez 1790 †. 2) Thomaz 1791, † vor 1823. 3) José Maria Xavier, geb. 1807 (Br. Joaõ Xavier, geb. 1813).

16) Tancos 1751.

Siehe Grafen von Atalaya.

(Tavora 1669, Grafen von S. Joaõ 1611.)

a. Luis Alvares I. de Tavora 1611. b. Antonio † 1653. (c.) 1) Luis Alvares II. 1669, † 1672. 2) Antonio Luiz † 1720 (S. Luis Bernardo Alvaro † 1718 vor ihm; daher folgt die Enkelin:) 3) Leonor † 1759 (Gem. 1718 Francisco de Aſſiz Tavora, Sohn des Bernardo von Alves, † 1759, hingerichtet mit ſeinen Söhnen Luiz Bernardo und José Maria). Eingezogen 1759.

17) Terena 1848, Graf 1835.

1) Sebaſtiaõ Correa da Sá, geb. 1766, Vizconde von S. Gil de Perre 1824, Graf 1835, Marquez 1848, † 1849 (Gem. 1791 Francisca Jacome, geb. 1777, Marqueza †). 2) Maria Emilia, geb. 1793 (Gem. 1814 José Maria Brandaõ de Mello Cagominho Correa Pereira de la Cerda, geb. 1793, Graf von Terena; S. Luiz, geb. 1814).

(Vagos.)

Siehe Grafen von Saõ Tiago.

18) Valença.

Siehe Grafen von Vimioſo.

19) Vallada 1813.

1) Francisco de Menezes de Silveira e Caſtro, geb. 1754, Graf von Caparica 1793, Marquez 1813, † 1834 (Gem. 1816 Francisca d'Almeida von Lavradio, geb. 1792). 2) José, geb. 1826 (S. Francisco, geb. 1854).

20) Viaña 1823.

1) Joaõ I. Manoel de Menezes, geb. 1783, Graf 1810, Marquez 1823, † 1831 (Gem. 1809 Anna de Caſtellobranco von Bellas, geb. 1789). 2) Joaõ II., geb. 1810 (T. Anna, geb. 1829).

Grafen (Condes).

1) Alcaçovas 1834.

1) Francisco de Sales Henriques Pereira Faria Saldanha Vasconcellos de Lencaſtre, geb. 1811, † 1840 (Gem. 1838 Rita de Noronha, geb. 1824). 2) Caetano de Sales, geb. 1839.

2) Almada 1793.

1) .... d'Almada 1793. 2) Antaõ José 1823. 3) Lourenço José Maria, geb. 1818 (S. Antaõ, geb. 1845).

3) Alpedrinha 1854.

1) José Sebaſtiaõ de Saldanha Oliveira Daun, Bruder des 1. Herzogs von Saldanha, geb. 1777 (S. Criſtovaõ, geb. 1799).

4) Alva 1729.

1) Luis Mascarenhas, S. des 2. Marquez von Fronteira 1729, † 1736. Erneuert für: 2) Luiz de Souſa Coutinho Monteiro Paim 1823 †. 3) Vicente, geb. 1805 (S. Luiz, geb. 1827).

5) Alviella 1838.

1) Albert Joſeph Goblet (in Belgien), geb. 1790 (S. Louis François, geb. 1823).

6) Alvito 1653.

1) Luiz Lobo da Silveyra, 7. Baron von Alvito, Graf von Alvito und Oriola 1653. 2) Vasco † 1705. 3) José Antonio Francisco, reſignirt 1750, Marquez von Alvito perſönlich 1766, † 1773. 4) Vasco José † 1747. 5) Br. Fernaõ José 1776 †. (Sein jüngerer Sohn Joaquin José Antonio, geb. 1772, ward 7. Graf von Oriola durch Ceſſion des Bruders, preußiſcher Graf 1822, † 1846. Ihm folgten als Majoratsherren Eduard Ernſt, † 1862, und Waldemar Joachim Freimund, geb. 1854, unter Vormundſchaft ſeines Oheims Deodat Joſef,

geb. 1820.) 6) José Antonio Placido (titulirt als 3. Marquez) 1791—1823 †. 7) Henriqueta Policarpa José Antonia, geb. 1796 (Gem. Antonio Luiz de Sousa von Borba, geb. 1799; S. José Antonio, geb. 1826).

(Alvor 1683.)

1) Francisco de Tavora, S. des 2. Grafen von S. Joaõ 1683, † 1710. 2) Bernardo Filippe Neri † 1744. 3) Francisco de Assiz, verm. mit der Erbin von Tavora, † 1759. Confiscirt.

7) Anadia 1808.

1) José de Sá Pereira e Menezes, geb. 1731, Vizconde von Alverca 1805, † 1813 (Gem. Maria Joanna de Sá e Menezes, geb. 1779). 2) Maria Luiza, geb. 1801 (Gem. Manoel Paés de Sá, geb. 1781, ihr Oheim, S. des Simaõ; ihr S. José Maria, geb. 1839).

8) Antas 1838.

1) Francisco Xavier I. de Silva Pereira, geb. 1795, Baron 1835, Vizconde 1836, † 1852 (Gem. 1845 Maria Theotonia da Guerra e Sousa de Navago S. Estevaõ, geb. 1831). 2) Francisco Xavier II., geb. 1849 (Br. Fernaõ, geb. 1851).

9) Arcos 1620.

1) Luiz de Lima Brito e Nogueira 1620. 2) Lourenço Filippe. 3) Schw. Magdalena de Bourbon (Gem. Thomaz I. de Noronha). 4) Marcos I. de Noronha, geb. 1650, † 1715. 5) Thomaz II. 6) Marcos II. † 1770. 7) Thomaz III. † vor 1791. 8) Marcos III. 1791—1823. 9) Manoel, geb. 1792 (S. Nuño, geb. 1816).

10) Arganil 1472.

Titel für den Bischof Joaõ Galvaõ von Coimbra 1472, von dessen Nachfolgern geführt.

11) Arrochella 1852.

1) Nicolás d'Arrochella Vieira de Almeida Sodré Laboraõ de Moraes e Castro Pimentel, geb. 1799 (S. Heitor, geb. 1849).

(Assumar 1677.)

1) Pedro I. de Almeida 1677, † 1679. 2) Joaõ I. † 1733. 3) Pedro II., Marquez von Alorna 1748, † 1756. 4) Joaõ II. † 1802. 5) Pedro José † 1813. 6) Leonor Isabella † 1839 (Gem. 1778 Karl Auguſtin, Reichsgraf von Oeynhausen, † 1793). 7) Julia Johanna Maria Louise, Gräfin von Oeynhausen, Marqueza von Alorna, geb. 1785 (Gem. a. Fernaõ IV. Mascarenhas, 6. Marquez von Fronteira. b. 1826 Graf Gregor Alexandrowitsch Stroganoff). Der Titel an Fronteira.

12) Atalaja 1583.

1) Francisco Manoel 1583. 2) Br. Pedro I. † 1628. 3) Antonio I. 4) Luiz, geb. 1646, S. des Alvaro, Grafen von Tancos, Bruder des 2. Grafen, † 1706. 5) Pedro II. † 1722. 6) Br. Joaõ, Marquez von Tancos 1751. 7) José, geb. 1751, † vor 1790 (Gem. Constança Manoel, Herzogin von Tancos 1791). 8) Domingas, geb. 1772; 1791—1823 (Gem. Antonio Luiz de Menezes). 9) Duarte (de Menezes) Manoel de Noronha †. 10) Antonio I., geb. 1803 (S. Duarte, geb. 1827).

(Attouguia 1448.)

1) Alvaro Gonçalves de Attayde 1448. 2) . 3) Luiz. 4) B. Joaõ. 5) Luiz. 6) Jeronymo I. 1652, † 1665. 7) Manoel Luiz † 1665. 8) Luiz Peregrino I. † 1689. 9) Jeronymo Casimiro † 1712. 10) Luiz Peregrino II. resign. 1750. 11) Jeronymo II. † 1759. Confiscirt.

13) Aveiras 1640.

1) Joaõ I. da Silva Tello Menezes 1640, † 1651. 2) Luiz I. † 1672. 3) Joaõ II. † 1740. 4) Luiz II. † 1741. 5) Ignacia Joaquina Anna Antonia Domingas Isabel de Ungria † 1742 (Gem. 1720 Duarte Antonio de Camara von Ribeira). 6) Francisco, geb. 1723; 1742—1791 (sein ältester S. Duarte Anastasio, 7. Graf, starb vor ihm). 8) Nuño 1794 †. 9) José 1823 (Gem. Joanna Maria José da Silva, 3. Marqueza von Vagos). 10) Maria José da Apresentaçao Pedro Regalado Balthazar da Pé de Cruza Silva, geb. 1816, † 1854. Gem. 11) Francisco Antonio de Noronha von Valladares, geb. 1815.

14) Avillez 1838.

1) Jorge I. d'Avillez Juzarte de Sousa Tavares, geb. 1785, Vizconde do Reguengno 1834, † 1845 (Gem. Joaquina de Lencastre e Barros, geb. 1793). 2) Jorge II., geb. 1816 (S. Jorge, geb. 1842).

15) Azecha 1852.

1) Bernardo de Moraes Correa de Castro, geb. 1806, 2. Vizconde (S. Ignacio, geb. 1832).

16) Azinhaga 1849.

1) Francisco da Paula de Saldanha Oliveira e Daun, Br. des 1. Herzogs von Saldanha, geb. 1799.

(Barbacena.)

1) Luiz Antonio Furtado de Castro do Rio e Mendoça, 6. Vizconde von Barbacena 1823 †. 2) Francisco † 1854.

17) Belmonte 1805.

1) Vasco Manoel da Camara 1805; 1823. 2) José Maria de Figueiredo Camara, geb. 1800, † 1834. 3) Vasco Antonio, geb. 1829 (Söhne: José Maria, geb. 1848, und Nuño, geb. 1850).

18) Bemposta 1824.

1) Jean Guillaume Hyde de Neufville, geb. 1776, † 1857.

19) Bertiandos 1852.

1) Gonçalo Pereira da Silva Sousa e Menezes, geb. 1797, Vizconde 1840 (T. Joanna, geb. 1827, verm. 1851 mit Sebastiaõ Correa de Sá Brandaõ, Mutter des 1852 geb. Gonçalo).

20) Bobadilla 1758.

1) Gomes I. Freire d'Andrada 1758. 2) ... 3) Gomes II., geb. 1774, † 1831 (Gem. 1802 Anna Joaquina Maria do Resgate de Miranda Henrique, geb. 1786). 2) Antonia Augusta, geb. 1805, † 1852 (Gem. José Antonio Freire d'Andrada, 2. Graf von Camarida, S. des Nuño, 1. Grafen und Enkel des 1. Grafen von Bobadella, geb. 1806). 3) Maria Isabel, geb. 1836 (Gem. 1853 ihr väterlicher Oheim Bernardin Freire d'Andrada, geb. 1810).

21) Bomfim 1838.

1) José Lucio Travassos Valdez, geb. 1787, Baron 1835, † 1862. 2) José Bento, geb. 1814 (Brüder: Luiz, geb. 1816, und Antaõ, geb. 1818).

22) Cacillas 1824.

1) Edward I. Thornton 1824 †. 2) Edward II., geb. 1817 (Schw. Mary Amalia, Gem. des Francesco Tassinoni).

23) Carvalhaës 1824.

1) José Maria d'Almada Castro de Noronha Lobo, geb. 1779, † 1854 (Gem. Margaretha Domingas de Mello von Sabugosa, geb. 1782, † 1820). 2) José Joaquin, geb. 1806.

24) Carvalhal 1835.

1) ... da Camara de Carvalhal †. 2) Antaõ (Schw. Thereza, geb. 1836).

25) Casal 1847.

1) José de Barros Abreu Sousa Alvim, geb. 1793, Vizconde 1836, Graf 1847, resign. 1850. 2) Maria Luiza, geb. 1823 (Gem. 1850 Diego Maria da Silva Campo, geb. 1821; S. Alberto José Diego, geb. 1857).

(Cavalleiros.)

1) .. Ferreira d'Eça e Menezes †. 2) Gregorio 1823 †; erloschen.

26) Cea 1820.

1) Antonio I. Manoel de Menezes 1820 †. 2) Antonio II., geb. 1823.

(Coculim 1676.)

1) Francisco I. Mascarenhas 1676, † 1684. 2) Filippe † 1735. 3) Francisco II., resign. 1750, † 1758. 4) Joaquin † nach 1791.

27) Cunha 1760.

1) Antaõ Alvares da Cunha 1760 .. 4) José Maria Basques, geb. 1793, resign. 5) Guterro José Maria, geb. 1830 (Schw. Maria da Carmo, Gräfin von Viana).

28) Ega 1758.

1) Manoel de Saldanha 1758. .... 4) Antaõ José Joaquin de Saldanha Alburquerque Coutinho Mattos Noronha, geb. 1794 (Schw. Violanta Maria Anna do Resgate, verm. mit Thomas Heinrich Staltmiller; davon José Maria de Jesus Staltmiller, geb. 1823, wird den Titel erben).

29) Evoramonte 1797.

1) Josefa Tudo Catalá, Gräfin von Castillofiel in Spanien, Gemahlin Godoy's. (Siehe Herzoge von Alcudia in Spanien.)

30) Farrobo 1833.

1) Joaquin Pedro Quintella de Farobo, geb. 1801, 2. Baron von Quintella (Söhne: Joaquin Pedro, geb. 1823, 3. Baron von Quintella, und Francisco Jaime, geb. 1828).

(Feira.)

1) Miguel Ferreira Forjás Coutinho 1823 †.

31) Figueira 1810.

1) José de Castellobranco e Cunha Vasconcellos e Sousa, geb. 1788 (S. José Luiz, geb. 1828, Marques von Jarrial in Spanien).

(Funchal.)

1) Domingos de Sousa Coutinho, Bruder des 1. Grafen von Linhares, hernach auch Marquez, † 1832.

32) das Galveas 1691.

1) Diniz de Castro 1691, † 1709. 2) Pedro † 1738. 3) Antonio, geb. 1689. ..... 6) Antonio Francisco Lobo d'Almeida, geb. 1795, resign. 7) Francisco Favier, geb. 1824 (S. Pedro, geb. 1849).

33) Graciosa 1852.

1) Fernaõ Affonso Giraldes de Mello Sampaio Pereira, geb. 1809, Vizconde 1840 (S. Francisco, geb. 1837).

34) Lapa 1822.

1) Manoel I. d'Almeida e Vasconcellos, 2. Vizconde (Titel 1805 für seinen Vater Manoel), 3. Baron von Mossamedes (1779) 1822 †. 2) Manoel II., geb. 1812 (Söhne: Manoel, geb. 1833, und Fernaõ, geb. 1836).

35) Lavradio 1725.

(Siehe Marquezes.)

36) Linhares 1808.

1) Rodrigo I. de Sousa Coutinho 1808, † vor 1823. 2) Victorio Maria Francisco, geb. 1790, resign. 3) Rodrigo II., geb. 1823 (S. Fernaõ Maria, geb. 1851).

37) Louzã 1765.

1) Joaõ de Lencastre 1765, † 1766. 2) Luiz Antonio 1823 †. 3) Marianna Antonia Saldanha Cortereal da Camara, geb. 1784, † 1848 (Gem. Diego Menezes Ferreira d'Eça, geb. 1772, dessen Erbe der Sohn seines Bruders José Thomaz, der 1819 geb. Rodrigo José, ist). 4) V. Joaõ José de Lencastre Basto Baharem, geb. 1823 (wol Sohn der 3. Gräfin aus erster Ehe; sein S. Luiz Antonio, geb. 1849).

38) Lumiares 1753, vorher Ilha do Principe 1640.

Auf Antonio Carneiro († 1545), Herrn der Prinzeninseln im Golfe von Guinea, folgten in directer Linie

Francisco, Luiz, Francisco und 1) Luiz, Graf 1640. 2) Francisco I. 1672, † 1708. 3) Antonio † 1724. 4) Francisco II. † 1731. 5) Br. Carlos, geb. 1710, I. Graf von Lumiares 1753. (6) II. Marianna Balbina, geb. 1731 (Gem. ... Portugal e Gama, wol wiedervermählt mit Juliana Xavier Botelho de Lencastre, Titular-Marqueza von Lumiares, lebte 1820). III. Maria do Resgate Portugal e Gama 1823 (Gem. da Cunha Faro Menezes). IV. José Manoel I. da Cunha Faro e Menezes, geb. 1788, resign. den Titel, † 1849 (Gem. 1807 Luiza de Menezes, geb. 1789). V. José Felix, geb. 1808, † 1843 (Gem. Costança da Saldanha e Castro, geb. 1817). VI. José Manoel II., geb. 1836.

39) Mello 1835.

1) Luiz Francisco Soares de Mello da Silva Breuner Sousa Tavares e Moura, geb. 1801, 19. Herr von Mello (S. Luiz Francisco, geb. 1845).

40) Mesquitella 1818.

1) Luiz da Costa de Sousa Macedo, 3. Vizconde (Titel 1744) seit 1818 †. 2) Joaõ Affonso, geb. 1815 (Br. Luiz Antonio, geb. 1816).

41) Murça 1826.

1) Miguel Antonio de Mello Abreu Soares de Brito, geb. 1766, † 1836 (Gem. 1815 Maria José de Alburquerque, geb. 1798). 2) José Maria, geb. 1817 (Br. Joaõ Maria, geb. 1821).

42) Napier de S. Vicente 1834.

1) Charles Napier von Merchistoun-House, geb. 1786, der bekannte Kriegsheld (T. Eloise Fanny, verm. 1843 mit Revd. Henry Jodrell).

(Palma.)

1) Francisco de Assiz Mascarenhas von Sabugal 1823 †. An Sabugal.

43) Parati 1813.

1) Miguel Antonio de Noronha 1813, † nach 1823. 2) Joaõ Ignacio Francisco da Paula, geb. 1820 (S. Miguel Antonio Aleiro do Carmo, geb. 1850).

44) Peñafiel 1798.

1) Manoel José da Maternidade da Matta de Sousa Coutinho, geb. 1782 (T. Maria d'Assumpçaõ, geb. 1827).

45) Penamacor 1844.

1) Antonio de Saldanha Alburquerque Castro Ribafria, geb. 1815 (S. Joaõ Maria, geb. 1841).

46) Penhafirme 1853.

1) Jorge Rose Sartorius, geb. 1790, Vizconde da Piedade 1836 (S. Jorge Conrado, geb. 1840).

47) Peniche 1806.

1) Caetano I. de Noronha 1806, resign., † nach 1823. 2) Manoel de Almeida Noronha e Portugal † 1824 (Gem. 1816 Isabel Tellez de Silva von Penalva, geb. 1790). 3) Caetano II., geb. 1820 (S. Manoel, geb. 1845).

48) Pombeiro 1668.

1) Pedro I. de Castellobranco 1668, † 1675. 2) Antonio † 1696. 3) Pedro II. † 1733. 4) Luiz † 1749. 5) Antonio Joaquin 1749 †. 6) Maria Rita 1791—1823 (Gem. José de Vasconcellos e Sousa, geb. 1740, 1. Marquez von Bellas, † 1812). 7) Antonio Maria, 2. Marquez von Bellas, 1823 †. 8) José, geb. 1807 (S. Antonio, geb. 1842).

49) Ponte 1661.

1) Francisco de Mello e Torres 1661, Marquez von Sande 1662, † 1667. 2) Garcia † 1703. 3) Antonio José † 1754. Eingezogen, doch reclamirt, neu bestätigt für 7) Manoel de Saldanha Gama Mello Torres e Brito, geb. 1797, † 1852 (Gem. 1815 Joaquina de Castellobranco, geb. 1795). 8) Joaõ, geb. 1815 (S. Manoel, geb. 1840).

50) Ponte de Sta. Maria 1842.

1) Antonio Vicente de Queiroz, geb. 1794, Baron 1835 (Schw. Joaquina).

51) Pontenova 1851.

1) Bento da França Pinto d'Oliveira, geb. 1794, Baron 1835, Vizconde 1842, † 1852 (Gem. 1820 Maria José de Tovar e Costa, geb. 1807). 2) Luiz Paulino, geb. 1821 (Br. Salvador, geb. 1822).

52) Povoa 1823.

1) Henrique Teixeira de Sampajo, geb. 1774, Baron von Teixeira 1818, † 1833 (Gem. 1824 Luiza Maria José Rita Balthazar de Noronha, geb. 1802). 2) Maria Luiza, geb. 1827 (verm. 1839 mit dem 2. Herzoge von Palmella, † 1864).

(Povolide 1709.)

1) Tristaõ da Cunha de Ataide 1709, † 1728. 2) Luis Vasques, resign. 1750. 3) José 1750—1791. 4) Luiz José 1823 †.

53) Prado da Selva 1833.

1) Maria Thereza Emilia d'Almada Quadros Sousa Lencastre Fonseca Saldanha e Alburquerque, geb. 1852.

54) Redinha 1776.

Siehe Marquezes Pombal.

55) Redondo 1486, erneuert 1699.

1) Vasco Coutinho 1486.... 5) Joaõ. 6) Francisco. 7) Schw. Cecilia (Gem. Joaõ de Castellobranco). 8) Francisco 1673, resign. 1693. 9) Manoel Coutinho von Marialva 1693—1699. (10) I. Fernaõ I. de Sousa, S. des Thomaz († 1648) und der Francisca, Schw. des 8. Grafen; bestätigt 1699, † 1707. II. Thomaz † 1717. III. Fernaõ II., geb. 1716 †. IV. Thomaz José 1791, 1. Marquez von Borba. V. Fernaõ Maria José 1823. VI. José Luiz Gonzaga, geb. 1790 (Gem. 1829 Maria Luiza José da

Costa von Soure, Erbin, geb. 1810; S. Fernaõ Luiz, geb. 1835).

56) Rendufte 1852.

1) Simaõ da Silva Ferraz de Lima e Castro, geb. 1795 (Schw. Maria Urbana).

57) Rezende 1754.

1) Antonio José de Castro 1754—1791, geb. 1719. 2) José Luiz 1791. 3) Luiz Innocencio Benedicto 1823 †. 4) Antonio Benedicto, geb. 1821 (S. Luiz, geb. 1844).

58) Ribeiragrande 1662.

1) Manoel Balthazar Luiz Gonçalves Zarco de Camara, 8. Herr der Insel S. Miguel 1662, † 1673. 2) José Rodrigo I., resign. † 1724. 3) Luiz Manoel † 1723. 4) José 1723—1759. 5) Joanna Thomaza, geb. 1731 (Gem. 1748 ihr Oheim Guido Augusto). 6) José Rodrigo II., geb. 1750. 7) Luiz 1791. 8) Francisco de Sales Maria José Antonio de Paula Vicente, geb. 1819 (Gem. 1842 Anna da Piedade Brigida Senhorinha Francisca Marima Gonzaga de Bragança, Tochter des 3. Herzogs von Alafoes, geb. 1822; S. José Maria, geb. 1843).

59) Riomaior 1802.

1) (Joaõ I.) de Saldanha e Oliveira 1802 †. 2) Antonio I. 1823. 3) Joaõ II., geb. 1811, resign. 4) Antonio II., geb. 1836 (Br. José Luiz, geb. 1839).

(Riopardo.)

1) Diego de Sousa 1823 †.

60) Sabugal, vorher Obidos 1633.

1) Vasco de Mascarenhas 1633, † 1678. 2) Fernando Martino † 1719 (Gem. 1669 Brites Mascarenhas, Erbgräfin von Palma, † 1702, T. des 2. Grafen Joaõ, Enkelin des 1. Nuño 1582; ihr Erstgeborener, Francisco de Assiz, folgt ihr als 4. Graf von Palma, † 1718 kinderlos). 3) Manoel I. de Assiz, 1. Graf von Sabugal (1759). 4) José de Assiz, geb. 1745. (Sein jüngerer Sohn Francisco de Assiz, Graf von Palma, † kinderlos.) 5) Manoel II. de Assiz 1791—1820. 6) (4. Gräfin von Sabugal) Eugenia Maria, geb. 1813, † 1847 (Gem. 1837 Pedro de Sousa Coutinho, geb. 1808). 7) Manoel Pedro d'Alcantara, geb. 1841.

61) Saldanha 1827.

(Siehe die Herzogstitel.)

62) Samodaës 1842.

1) Francisco I. de Paula d'Azevedo Teixeira de Carvalho, geb. 1778, Vizconde 1835 †. 2) Francisco II., geb. 1828.

63) Sampajo 1764.

1) Antonio de Sampajo e Mello 1764—1791. 2) Manoel Antonio I. 1823. 3) Violanta Maria Rita, geb. 1788, resign. (Gem. 1812 ihr Oheim Antonio, geb. 1783, † 1842.) 4) Manoel Antonio II., geb. 1813 (S. Antonio Pedro, geb. 1845).

(Sandomil 1732.)

1) Pedro de Mascarenhas 1732, † 1745.

64) S. Lourenço 1640.

1) Pedro da Silva 1640, † 1656 (T. Magdalena, heir.:) 2) Martin Affonso de Mello † 1671. 3) Luiz †. 4) Martin Antonio Affonso † 1718. 5) Br. Rodrigo † 1725. 6) Anna † 1744 (Gem. Joaõ José Alberto de Noronha von Angeja, geb. 1725, † 1804). 7) Antonio Maria 1744—1791. 8) José Antonio (ward 2. Marquez von Sabugosa). 9) Antonio José, geb. 1794 (S. Antonio Maria José, geb. 1825). (Erster Graf von Sabugosa ward 1729 Vasco Fernando Cesar de Menezes † 1741; ihm folgte sein Sohn Luiz, geb. 1698 [† 1755], dessen Erbtochter den 7. Grafen von S. Lourenço heirathete.)

65) S. Miguel 1633.

1) Francisco Botelho 1633, † 1687. 2) Alvaro José † 1724. 3) Thomaz José, resign. 1750. 4) Alvaro José Xavier I., geb. 1708 †. 5) Thomaz José Xavier, geb. 1732, † vor 1791 (Wittwe: Anna Isabel de Portugal Correa e la Cerda 1791). 6) Alvaro José Xavier II., geb. 1771, † 1850 (Wittwe: Rosalia Desejada Bucot, verm. 1836).

(S. Tiago de Biduido 1667.)

1) Lourenço da Silva 1667, † 1675. 2) Aleixo † 1744. 3) Lourenço Antonio 1744—1762; I. Marquez von Vagos. 4) Nuño Aleixo 1791. 5) Joanna Maria José 1823 † (Gem. José de Noronha, 9. Graf von Aveiras). An Aveiras.

(S. Vicente 1666.)

1) Joaõ I. Nuñes da Cunha 1666, † 1668. 2) Maria Caetana, resign. † 1711 (Gem. Miguel Carlos de Tavora von S. Joaõ, † 1726). 3) Joaõ II. de Tavora † 1706. 4) Manoel Carlos I., Br., † 1743. 5) Miguel Carlos I., resign. 1750. 6) Manoel Carlos II. 1750—1791. 7) Miguel Carlos II., geb. circa 1765; 1791. Erloschen.

(Sarzedas 1630.)

1) Rodrigo I. Lobo de Silveira 1630, † 1656. 2) Luiz † 1706. 3) Rodrigo II. † 1730. 4) Thereza Marcellina † 1747 (Gem. 1721 Antonio Luiz de Tavora von Alvor † 1737; S. Luiz Bernardo † 1745). Eingezogen.

66) Silva 1852.

1) Joaõ de Mello Manoel da Camara, geb. 1800 (S. Francisco, geb. 1838).

67) Sobral 1844.

1) Gerardo Wenceslao Braamcamp d'Almeida Castellobranco, Baron 1813 †. 2) José Francisco, geb. 1768, Vizconde 1838, Graf 1844 †. 3) Adelaïda, geb. 1808, als Erbin ihrer Mutter Herzogin von Narbonne-Lara (Gem. 1834 Luiz de Mello e Breuner, Sohn des 2. Grafen von Ficalho, geb. 1807; S. Hermano, geb. 1840).

(Soure 1652.)

1) João I. da Costa 1652, † 1664. 2) Gil Cannes † 1680. 3) João José † 1706. 4) Henrique José Francisco, resign. 1750. 5) João Antonio Francisco Domingos Bento, geb. 1717. 6) João II. 1791. 7) Enrique José 1823 †. 8) Maria Luiza José, geb. 1810, verm. 1829 mit dem 6. Grafen von Redondo.

68) Subserra 1823.

1) Manoel Ignacio Martino Pamplona Corte-real, geb. 1760, † 1832 (2. Gem. Isabel de Lema e Noras, geb. 1779). 2) Maria Mencia, geb. 1805 (Gem. a. 1822 Fabrique Lopes de Sousa Alvim, geb. 1800, † 1826; b. 1834 der 1. Marquez von Bempostа).

69) Teipa 1823.

1) Gastaõ da Camara Coutinho Pereira de Sande, 12. Herr das Ilhas desertas, geb. 1794 (Br. Manoel Jeronymo, geb. 1795).

(Tarouca.)

Siehe Marquezes von Penalva.

70) Tavarede 1848.

1) Joaõ d'Almada Quadros Sousa de Lencastre, geb. 1794 (S. Francisco, geb. 1818, † 1853, hinterließ den Joaõ Carlos Emilio Vicente Francisco, geb. 1849).

71) Tentugal 1504.

Siehe Marquezes von Ferreira.

72) Terena 1835.

Siehe Marquezes.

73) Thomar 1845.

1) Antonio Bernardo de Costa Cabral, geb. 1803 (Söhne: Antonio Bernardo, geb. 1835, und Joaõ, geb. 1836).

(Unhaõ 1630.)

1) Fernaõ Telles de Menezes 1630, † 1651. 2) Ruy † 1671. 3) Fernaõ II. † 1687. 4) Rodrigo Xavier I., resign. 1750. 5) Joaõ Xavier I., geb. 1703. 6) Rodrigo Xavier II., geb. 1744. 7) Joaõ Xavier II. † vor 1823 (Gem. Eugenia, 7. Marqueza von Niza). 8) Thomas Xavier, geb. 1796, Marquez von Niza, † 1820 (s. Niza).

74) Valladares 1702.

1) Miguel Luiz I. de Noronha 1702, † 1712. 2) Carlos I. † 1731. 3) Miguel Luiz II. † 1744. (4. Carlos II., sein Erstgeborener † 1722 kinderlos.) 5) Alvaro † 1752. 6) José Luiz 1752 — 1791. 7) Alvaro Antonio 1791—1823, Marquez von Torres novas. 8) Pedro Antonio 1823 †. 9) José Antonio, geb. 1813 (Br. Francisco Antonio, geb. 1815, seit 1854 Witwer von der 10. Gräfin von Aveiras).

75) Valle de Reis 1628.

Siehe Marquezes, wol jetzt Herzoge von Loulé.

76) Vidigueira 1520.

Siehe Marquezes von Niza.

(Villaflor 1661.)

1) Sancho Manoel 1661, † 1677. 2) Christovaõ † 1704. 3) V. Martin Manoel de Sousa, S. des Luiz de Sousa e Menezes und der Marianna, T. des 1. Grafen, † 1733. 4) Luiz † 1752. 5) Antonio Francisco, geb. 1725 †. 6) Joaquin, geb. 1750, † c. 1792. 7) Antonio do Populo José, geb. 1792, Herzog von Terceira 1832 (s. daſſ.).

(Villanova de Portimaõ 1504.)

a. Martino de Castellobranco 1504. . . . c. Gregorio Thaumaturgo. (d.) 1) Maria de Vilhena (Gem. Luiz da Silva, Graf von Sortelha; Tochter: Magdalena, heir.:) 2) Pedro Luiz de Lencastre von Figueiró 1644. 3) José Luiz. 4) Luiz, Br., 1694, † 1704. 5) Pedro I. † 1752 (T. Isabel † 1742, heir. Manoel de Tavora von Alvor; ihr Sohn folgt:) 6) José Maria Gregorio Francisco Verissimo Xavier, geb. 1742. 7) Pedro II. 1791—1828, wird Marquez von Abrantes (s. daſſ.).

77) Villapouca 1848.

1) Rodrigo de Sousa Teixeira da Silva Alcoforado, geb. 1802, Vizconde 1845 (S. Rodrigo, geb. 1841).

78) Villareal 1823.

1) José Luiz de Sousa Botelho Mouraõ e Vasconcellos, geb. 1785, resign. 2) Fernando, geb. 1815 (S. José Luiz, geb. 1845).

(Vimieiro 1614.)

1) Francisco de Bragança 1614, † 1617. (Sein Sohn Sancho 1617 und sein Enkel Diego de Faro e Sousa starben 1698 ohne den Titel; derselbe ward 1709 erneuert für des letztern Sohn:) 2) Sancho I. 1709, † 1719. 3) Diego † 1741. 4) Sancho II. 1741, heir. 1767. 5) Joaõ 1791 †.

79) Vimioso 1516, Marquez von Valença 1716.

a. Affonso von Bragança, Graf von Ourem. b. Affonso von Valença † 1550 geistlich. (c.) 1) Francisco I. de Portugal 1516, † 1549. 2) Affonso I. † 1578. 3) Francisco II. † 1582. 4) Luiz I. 5) Affonso II., Marquez von Aguiar 1643, † 1649. 6) Luiz II. † 1655. 7) Br. Miguel † 1681. 8) Francisco III., I. Marquez von Valença 1716, † 1749. 9) (II.) José Miguel Joaõ, resign., † 1777. 10) (III.) Francisco José † 1775. 11) (IV.) Br. Affonso Miguel, geb. 1748; 1775—1791 (Br. Fernando José, Graf und Marquez von Aguiar, geb. 1752, † 1817 in Brasilien; Tochter: Maria Francisca da Paula, geb. 1782, † 1849). 12) (V.) José Bernardino 1791—1823. 13) (VI.) Francisco da Paula, geb. 1817 (T. Maria José, geb. 1841).

80) Vinhaes 1847.

1) Simaõ da Costa Pessoa, geb. 1790, Baron 1840, Vizconde 1842, † 1848 (Gem. 1834 Maria Felicissima de Moraes Sarmento, geb. 1789; sein Br. Manoel, geb. 1795).

Zu diesen Grafen mit Grandeza mögen in neuerer Zeit noch manche andere gekommen sein; ich erwähne nur den Titel von Alcántara 1858 für den 1804 geb. Freiherrn Rudolf Bernhard Maria von Stillfried-Rattonitz, preußischen Grafen seit 1861.

Vizcondes (die Eingeklammerten wol theilweise ohne Grandeza oder in Brasilien).

1) Alcobaça 1844.

1) Henrique de Silva da Fonseca de Cerveira Leite, geb. 1784, Baron 1834, † 1852 (Gem. 1844 Maria José de Mello Freire de Bulhoes, geb. 1805, † 1854; sein Br. Damião, geb. 1797).

2) Algés 1849.

1) José Antonio Maria de Sousa Azevedo, geb. 1790 (S. Manoel Thomaz, geb. 1826).

3) Almeida-Garrett 1851.

1) João Baptista d'Almeida Garrett, geb. 1804, † 1854.

4) Asseca 1665.

1) Martin I. Correa de Sá 1665, † 1678. 2) Salvador I. † 1678. 3) Br. Diego † 1745. 4) Martin II. † kinderlos. 5) Salvador II. 1791, Sohn des Luiz José, Bruders des 4. Vizconde. 6) Antonio Maria I., geb. 1786, † 1844 (Gem. 1818 Rita de Castellobranco, geb. 1790; ihr jüngerer Sohn José heir. 1849 Eugenia von Lavradio). 7) Salvador III., geb. 1826, † 1852 (Gem. 1845 Marianna de Sousa Botelho Mouraõ e Vasconcellos, geb. 1820). 8) Antonio Maria II., geb. 1846.

5) Athoguiã 1851.

1) Antonio Aluizio Jervis d'Athoguiã, geb. 1799 (T. Sofia, geb. 1827, verm. 1848 mit Anselme Ferreira Pinto Basto, geb. 1828, Mutter von Ruy, geb. 1849).

(Azurara.)

1) João Antonio Salter de Mendoça 1823 †.

(Bahia.)

1) Manoel Maria Coutinho Pereira de Seabra Sousa Tavares 1823. 2) João Maria 1823 †.

6) Balsemaõ 1801.

1) Luiz Pinto de Sousa Coutinho, geb. 1735, † 1804 (Gem. Caterina Miguela Sousa Cesar y Lencastre, geb. 1749, † 1824). 2) Luiz Marimo Alfredo 1804 — 1823. 3) Luiz José Alexandre, geb. 1820, † 1852 (Gem. Isabella de Sousa Bahia Rebello, geb. 1821). 4) Br. Vasco, geb. 1802 (S. Luiz Alexandre Alfredo, geb. 1839).

7) Banho 1835.

1) Alexandre Thomaz de Moraes Sarmento, geb. 1786, † 1840 (Gem. 1816 Maria dos Prazeres Giraõ Sousa e Mello, geb. 1803). 2) Thomaz Ignacio Giraõ, geb. 1819 (Br. Serafin, geb. 1822).

8) Benagazil 1846.

1) Polycarpo José Machado, geb. 1796 (S. Antonio Francisco, geb. 1835).

9) Borralha 1852.

1) Francisco Caldeira Leitaõ Pinto, geb. 1803 (S. Gonçalo, geb. 1839).

10) Bruges 1832.

1) Theotomio d'Ornellas Bruges Avila Paim da Camara e Noronha, geb. 1807 (S. Jacome, geb. 1833).

11) Campanhã 1844.

1) Balthazar d'Almeida Pimentel, geb. 1791, Baron 1833 (Br. José Luiz).

12) Castelloës 1848.

1) Florido Rodrigues Pereira Ferraz, geb. 1790 (Schw. Anna Albina).

13) Castro 1848.

1) José Joaquin Gomes de Castro, geb. 1794 (S. Joaõ Antonio, geb. 1834).

14) Ervedoza 1815.

1) Antonio Correa de Castro e Sepulveda, geb. 1790 (S. Bernardo, geb. 1820).

15) Fontearcada 1671.

1) .....; wol Grandeza creirt für 6: Antonio Jaques de Magalhaës, geb. 1790.

16) Fornes d'Algadras 1851.

1) Joaõ Maria d'Abreu Castellobranco Cardoso e Mello, geb. 1789 (Br. Alexandre, geb. 1806).

17) Francos 1854.

1) Fernando de Fonseca Mesquita e Solla, geb. 1795, Baron 1847 (Br. Feliciano, geb. 1804).

18) Granja 1847.

1) Antonio Barreto Ferraz de Vasconcellos, geb. 1789 (S. Casimiro, geb. 1816).

19) Gouvea 1848.

1) José Pimentel Freire de Mesquita e Vasconcellos, geb. 1783, † 1853 (Gem. Anna Emilia d'Oliveira Maya, geb. 1800). 2) V. José Freire de Serpa, S. des Manoel de Serpa Machado und der Anna Rita, Schw. des 1. Vizconde, geb. 1814.

(Jurumenha.)

1) Antonio de Lemos Pereira de la Cerda 1823 †. 2) Joaõ Antonio, geb. 1807; in Brasilien.

(Magé.)

1) Mathias Antonio de Sousa Lobato 1823.

(Manique do Intendente.)

1) Pedro Antonio de Pina Manique Nogueira Mattos d'Andrada 1823. 2) Diego Ignacio.

(Mirandella.)

1) Antonio Doutel d'Almeida 1823.

20) Monforte 1853.

1) Luiz Coutinho d'Albergaria Freire, geb. 1799 (T. Maria José, geb. 1844).

21) Oliveira 1842.

1) Marcellino Marimo d'Azevedo e Mello, geb. 1794, † 1853 (Gem. 1840 Marianna Henriqueta Correa de Mello, geb. 1814). 2) Bernardo José, geb. 1842.

22) Ovar 1849.

1) Antonio da Costa e Silva, geb. 1782, Baron 1840 (S. Antonio Maria, geb. 1818).

23) Paradinha de Outeiro 1848.

1) Antonio José de Miranda, geb. 1812 (Br. José).

24) Podentes 1851.

1) Jeronymo Diaz d'Azevedo Vasques d'Almeida Vasconcellos, geb. 1805 (T. Margarita Amalia, geb. 1838).

25) Praia 1845.

1) Duarte Borges da Camara Medeiros, geb. 1799 (S. Antonio, geb. 1829).

(Real agrado.)

1) .... 2) Ignacio Xavier de Seiras Leme de la Cerda Castellobranco 1823.

26) Riosecco 1818, Grande 1827.

1) Joaquin José I. d'Azevedo, geb. 1761, † 1835. 2) Joaõ Carlos, geb. 1790, Grande 1827, † 1842 (Gem. Maria Gertrudes Rosa Pereira Caldas Machado, geb. 1799). 3) Joaquin José II., geb. 1821.

27) Sá da Bandeira 1834.

1) Bernardo de Sá Nogueira de Figueiredo, geb. 1795, Baron 1833 (Br. Antonio, geb. 1799).

28) Saborim 1835.

1) José Joaquin Gerardo de Sampaio, geb. 1781 (Schw. Maria Rita, verm. 1801 mit Joaõ da Cunha Araujo Portocarrero, Witwe seit 1809).

(S. Lourenço.)

Francisco Bento Maria Targine, geb. 1756, † 1827 in Brasilien.

29) Senhora da Luz 1854.

1) Joaquin Antonio Vellez Barreiros, geb. 1803, Baron 1847 (S. Duarte, geb. 1839).

(Tagoahi.)

1) Isabel Sill Bezerra 1823.

(Torrebella.)

1) Fernando Correa Henriques de Noronha 1823.

30) Torre de Moncorro 1847.

1) Christovaõ Pedro de Moraes Sarmento, geb. 1788, Baron 1835, † 1851 (Gem. Carolina Guilhermina Jordan, geb. 1809). 2) Pedro Joaõ, geb. 1829 (Br. Alexandre Thomaz, geb. 1835).

(Veiros.)

1) Francisco de Paula Leite 1823. 2) Schwiegersohn Joaõ de Mello Souza da Cunha Sotomayor Zuñiga, geb. 1793, † 1854.

(Villanova da Rainha.)

1) Francisco Rufino de Souza Lobato, Bruder des 1. Vizconden von Magé 1823.

(Villanova de souto del Rei.)

1) ... 2) Antonio José d'Almada Mello Velha e Lencastre 1823.

31) Villarinha de S. Romaõ 1835.

1) Antonio Lobo de Barbosa Ferreira Teixeira Giraõ, geb. 1785 (Neffe Alvaro Ferreira, geb. 1822, S. seiner Schwester Maria Aurelia und des Antonio Ferreira Carneiro de Vasconcellos).

Barone (Baroẽs).

Die im Almanach für 1823 aufgeführten sind wol meist erloschen, oder nicht eigentlich Grandes, oder nach Brasilien verpflanzt worden, einzelne sind auch zu höheren Titeln aufgerückt. Damals erscheinen als solche die von Alvaiazere (1. Manoel Vieira da Silva), Anciães (1. Pedro Vieira da Silva Telles), Castellonovo (1. Joaõ Caldeira Dordaz e Queiroz, geb. 1729, † 1804. 2. José), Guaiana (1. José Correa Picanço), Itanhaem (1. Manoel Ignacio de Andrade Soutomaior, geb. 1782, in Brasilien 1819), Laguna (1. Carlos Frederico Lecor in Brasilien, 1818, † 1836), Molellos (1. Francisco de Paula Vieira da Silva da Tovar), Porto covo de Bandeira (2. Joaquin da Costa Bandeira), Quintella (s. Grafen von Farrobo), Rio-secco (s. Vizcondes), Sto. Amaro (1. José Egidio Alvares d'Almeida), S. Joaõ Marcos (1. Pedro Dias Paes Leme da Camara, 1818, Marquez in Brasilien), S. José de Porto Alegre (1. Januario Agostinho d'Almeia), S. Salvador dos Campos (1. Anna Francisca Maciel da Costa), Sobral, Tavarede und Teixeira, welche letztere jetzt unter den Grafen rangiren. Sämmtliche Barone mit Grandeza, die 1855 lebten, sind neuesten Ursprungs; es sind folgende:

1) Almeidinha 1840.

1) José Osorio do Amaral Sarmento e Vasconcellos, geb. 1786, † 1844 (Gem. 1821 Maria Benedicta de Souza Quevedo e Pizarro, geb. 1794). 2) Joaõ Carlos, geb. 1822.

2) Ancede 1842.

1) José Henriques Soares, geb. 1785, † 1853 (Gem. 1826 Anna Maxima de Lima Machado, geb. 1807). 2) Henrique, geb. 1830 (Br. Frederico, geb. 1834).

3) Arruda 1845.

1) Bartholomé de Gamboa e Liz, geb. 1778 (S. Antonio, geb. 1799). (Den Titel führte 1823 Antonio

Ramires Esquivel als 2. Baron, zugleich als 2. Vizconde von Estremoz).

4) Brissos 1843.

1) José Barreto Castellino Cotta Falcaõ, geb. 1794, † 1844 (Gem. 1825 Anna Luiza Calheira de Castello-branco, geb. 1801). 2) Schw. Maria das Graças, geb. 1790 (Gem. José Barreto da Costa Alvim, geb. 1797).

5) Chancelleiras 1840.

1) Manoel Antonio de Carvalho, geb. 1785 (S. Sebastiaõ José, geb. 1833).

6) Fonte Bella 1836.

1) Jacinto Ignacio Rodrigues da Silveira, geb. 1785 (Br. Manoel Ignacio, geb. 1801).

7) ás Larangeiras 1836.

1) Manoel de Medeiros Alburquerque 1836, Grande 1843, † 1848 (Gem. 1815 Maria Alvares Cabral). 2) Antonio Manoel, geb. 1816 (Gem. a. 1842 Anna Julia Borges da Camara. b. 1850 Marianna Augusta da Camara; S. Agostinho, geb. 1844).

8) Lazarim 1845.

1) Manoel de Vasconcellos Pereira de Mello, geb. 1786.

9) Monte Pedral 1835.

1) José Baptista da Silva Lopes, geb. 1784 (Erbe Joaõ, geb. 1819, S. seines Br. Joaõ Baptista).

10) Pernes 1843.

1) Pedro Paulo Ferreira de Sousa, geb. 1788 (S. Pedro Paulo, geb. 1829).

11) Porto de Moz 1845.

1) Venancio Pinto do Rego Cea Trigneiros, geb. 1801 (Br. Francisco Augusto).

12) S. Pedro 1845.

1) Daniel d'Ornellas e Vasconcellos, geb. 1799 (T. Josefina).

13) Vargem da Ordem 1840.

1) Gaspar Pessoa d'Amorim da Vargem, geb. 1793 (S. Luiz, geb. 1834).

Einzelne portugiesische Geschlechter führen auch fremde Titel, so die Gräfin von Sobral den einer Herzogin von Narbonne-Lara und die Gräfin von Subserra den einer Gräfin von Pamplona in Frankreich; der Herzog von Palmella ist Graf von Sanfré in Piemont u. s. f. Nicht zur Grandeza gehören folgende Inhaber fremder Titel:

Marchesi Mortara in der Lombardei seit 1765 (jetzt Maria Amalia Machado de Mendonça Eça e Castro e Vasconcellos, T. des Luiz, verwitwete Gräfin von Figueira, geb. 1805).

Marqueses von Soudos in Spanien 1785 (1. . . . Geronimo Ferreira Coutinho de Vilhena 1804. . . . . 4. Antonio Xavier Francisco, geb. 1780, † 1852 [Gem. Maria da Madre de Dios de la Cerda, geb. 1796]. 5. Antonio, geb. 1818 [S. Antonio Xavier, geb. 1845]).

Barone von Aldenberg in Oesterreich 1753 (jetzt 6. Sebastiaõ Francisco Falcaõ de Gamboa Fragozo von Zeller Sanches de Baena Henrique Trigozo, geb. 1840 [Br. Leonardo, geb. 1844]).

In Brasilien hat man das portugiesische Princip hinsichtlich der Grandeza angenommen; die Titel stammen natürlich sämmtlich aus neuester Zeit, falls nicht einzelne ältere Geschlechter, deren Repräsentanten den König nach Brasilien begleiteten, dort verblieben sind. Neben den Grandes (meist Barone) gibt es dort eine Menge neucreirter Titulados, die sämmtlich in den verschiedenen Jahrgängen des von H. Lämmert in Rio de Janeiro veröffentlichten Almanak administrativo aufgeführt sind. Mir liegt davon eine Reihe von 1850 — 1858 vor, nach denen ich hier eine Uebersicht der Grandate und deren Inhaber angeben will. Herzogstitel sind meines Wissens an die Grandes nicht verliehen worden; eine Ausnahme findet sich für die Bastarde des Kaisers Peter I. († 1834) aus seiner Verbindung mit Domitila Castro de Canto e Mello, Marqueza von Santos; der Sohn Pedro, bald gestorben, ward zum Herzoge von S. Paulo, die Tochter Isabel Maria de Alcántara Brasileira, geb. 1824, im J. 1826 zur Herzogin von Goyaz erhoben. Unter den Grandes nehmen somit in Brasilien die erste Stelle ein die

Marquezes.

1) Abrantes.

Miguel Calmon du Pin e Almeida 1854, vorher Vizconde 1849, geb. 1796.

2) Baependy.

Manuel Jacinto Nogueira da Gama, geb. 1765, † 1841; Witwe: Francisca Monica Carneiro da Costa e Gama, 1858.

3) Cantagallo.

Joaõ Maria da Gama Freitas Berquó † 1852; Witwe: Maria Thereza Pinto Guedes Smissaert Caldas.

4) Caxias.

Luiz Alves de Lima seit 1852, erst Graf.

5) da Cunha.

Francisco da Costa Sousa Macedo, geb. 1788, † 1852.

6) Jacarepaguá.

Marianna Laurentina da Silva e Sousa Gordilho, Witwe 1858.

7) Inhambupe.

Maria Joaquina da Rocha Cunha, Witwe 1858.

8) Itanhaem.

Manoel Ignacio de Andrada Soutomayor Pinto Coelho, geb. 1782, Baron in Portugal 1819 (S. Manoel Ignacio, geb. 1835).

9) Lages.

Isabel Eleonor da Matta Leite Araujo, Witwe 1858.

10) Maceyo.

Guilhermina Adelaida Carneiro Leaõ, Witwe, † vor 1858.

11) Maranhaõ.

1) Thomas John Cochrane seit 1823, 10. Graf von Dundonald 1831 † 1860. 2) Thomas Barnes, geb. 1814.

12) Mont' Alegre.

José da Costa Carvalho 1854, vorher Vizconde.

13) Olinda.

Pedro d'Araujo Lima 1854, vorher Vizconde.

14) Parana.

Honorio Hermete Carneiro Leaõ, früher Vizconde, † 1856.

15) Paranaguá.

Francisca Villela Barbosa, geb. 1769, † 1846. Maria de Nazareth de Carvalho Villela, Witwe.

16) Praiagrande.

Maria da Encarnaçaõ Carneiro de Figueiredo Sarmento, Witwe.

17) Quexeramobim.

Pedro Dias Paes de Macedo Leme, geb. 1786, † 1849; Witwe: Francisca de Paula Mascarenhas Paes Leme.

18) Recife.

Thereza Luiza Caldes Barreto, Witwe.

19) Rezende.

Antonio Tellez da Silva.

20) S. Joaõ Marcos.

Pedro Dias Paes Leme da Camara, Baron in Portugal 1818 (S. Fernando).

21) Santos.

Domitila de Castro Canto e Mello, Maitresse Peter's I. von Brasilien.

22) Valença.

Estevaõ Ribeiro de Rezende † vor 1858; Witwe: Ilidia Mafalda de Sousa Rezende.

Grafen.

1) Belmonte.

Marianne Charlotte von Werneck (Witwe des Joaquin José de Magalhaës Coutinho, † 1855) †.

2) Iguassú.

Pedro Caldeira Brant.

3) Irajá.

Manuel de Monte Rodrigues d'Araujo, Bischof von Rio de Janeiro 1839, geb. 1798, † 1863.

4) Itagapipe.

Anna Romana de Aragaõ Calmon.

5) da Piedade.

Engracia Maria da Costa Ribeiro Pereira seit 1854.

6) Riopardo.

Thomaz Joaquin Pereira Valente, geb. 1790, Baron 1825, Graf 1827, † 1849; Witwe: Maria Joanna Benedicta d'Almeida Valente.

7) Sarapuhy.

Rita Clara d'Araujo Bahia, Witwe.

8) S. Simaõ.

Paulo Fernandes Carneiro Vianna, geb. 1804, Baron in Portugal (T. Maria do Loreto, geb. 1832, verm. 1847 mit Pedro Justinian Carneiro Carvalho e Mello, Vizconde da Cachoeira).

Vizcondes.

1) Abaete.

Antonio Paulino Limpo de Abreu seit 1854.

2) Alburquerque.

Antonio Francisco de Paula Hollanda Cavalcanti d'Alburquerque seit 1854.

3) Alcantara.

Violanta Luiza da Cunha Vasconcellos, geb. 1780, Witwe † 1855.

4) Araruama.

José Carneiro de Silva.

5) Baependy.

2) Braz Carneiro Nogueira da Costa Gama.

6) Barbacena.

2) Filisberto Caldeira Brant.

7) Bomfim.

José Francisco da Mesquita 1854, vorher Baron.

8) Cachoeira.

1) ... Carneiro Carvalho Mello † 1851 (Witwe Anna Vital Carneiro da Costa). 2) Pedro Justinian (Gem. 1847 Maria do Loreto Carneiro Vianna).

9) Camamú.

1) ... Gordilho de Barbuda † (Witwe Caetana Augusta de Vasconcellos). 2) José Egidio.

10) Caravellas.

Manoel Alves Branco, geb. 1797, † 1854. Grandeza für seine Witwe Joanna Carneiro.

11) Castro.

Joaõ de Castro Canto e Mello, geb. 1778, † 1853. Witwe: Escolastica Bonifacia de Toledo.

12) Congonhas de Campos.

Lucas Antonio Monteiro de Barros, geb. 1767, † 1851.

13) os Fiaes.

Luiz Paulo de Araujo Baſtos 1854, vorher Baron.

14) Goyanna.

Bernardo José da Gama † 1854; Witwe: Iſabel Urſelina d'Alburquerque.

15) Guaratiba.

Joaquin Antonio Ferreira 1854, vorher Baron.

16) Jaguary.

Domingos de Caſtro Antiquera † 1852. Witwe: Leocadia da Silveira.

17) Jequitinhonha.

Francisco Gé Acayaba de Montezuma ſeit 1854.

18) Jerumerim.

Francisco Cordeiro da Silva Torres 1854, geb. 1775, † 1856.

19) Ipanema.

José Antonio Moreira ſeit 1854, vorher Baron.

20) Itaborahy.

Joaquin José Rodrigues Torres ſeit 1854.

21) Laguna.

Carlos Frederico Lecor, geb. 1764, Baron in Portugal 1818, † 1836. Witwe: Roſa Maria Joſefa Herrera de Baſavilbaſo.

22) Macahé.

José Carlos Pereira de Almeida Torres †. Witwe Eudoria d'Almeida † 1857.

23) Magé.

José Joaquin de Lima e Silva 1854, geb. 1787, † 1855.

24) Muranguapé.

Caetano Maria Lopes da Gama 1854.

25) Parnahyba.

Manoel de Souſa Martins † um 1857.

26) Pedra Branca.

Domingos Borges de Barros, geb. 1783, † 1855.

27) Pirajá.

Maria Luiza de Argollo Pires, Witwe.

28) Possé.

Antonio da Rocha Pita Argollo ſeit 1854.

29) Queluz.

1) Joaõ Severiano Maciel da Coſta, geb. 1769 †. 2. Joaõ de Tavares Maciel da Coſta (Gem. Candida Auguſta de S. José Werneck, geb. 1826, † 1853).

30) Rio Bonito.

Joaõ Pereira Darigue Faro ſeit 1854.

31) S. Amaro.

2) José Carlos de Almeida.

32) S. Gabriel.

Joaõ de Deos Menna Barreto † 1849.

33) S. Leopoldo.

José Feliciano Fernandes Pinheiro, geb. 1774, † 1847; Witwe: Maria Eliſa Fernandes Pinheiro.

34) S. Salvador de Campos.

José Alexandre Carneiro Leaõ.

35) Sapacahy.

Candido José de Araujo Vianna 1854.

36) Sepetibu.

Aureliano de Souſa e Oliveira Coutinho 1855, geb. 1800, † 1855; Witwe: Narciſa Emilia de Andrada Vandelli.

37) Torre de Garcia d'Avila.

Antonio Joaquin Pires de Carvalho e Alburquerque † 1852.

38) Uberaba.

José Ceſario de Miranda Ribeira 1854, † um 1857; Witwe: Anna Candida de Miranda Ribeira.

39) Uruguay.

Paulino José Soares de Souſa 1854.

40) Villaréal da Praiagrande.

2) Caetano Pinto de Miranda Montenegro † 1851; Witwe: Maria Eliſa Gurgel do Amaral Montenegro.

Barone.

1) Bagé.

Paulo José da Silva Gama.

2) Boavista.

Francisco do Rego Barros 1854.

3) Caçapava.

Francisco José de Souſa Soares de Andréa 1855.

4) Cajahyba.

Alexandre Gomes de Argollo Ferraõ.

5) Camaragibe.

Pedro Francisco de Paula Cavalcanti d'Alburquerque 1854.

6) Capivary.

Joaquin Ribeiro de Avellas.

7) Cimbres.

Domingos Malaquias Pires Ferreira 1854.

8) Cocaës.

José Feliciano Pinto Coelho da Cunha 1855.

9) Guapymerim.

Thomaz Ribeiro de Faria † 1850.

10) Jacarahy.

Bento Lucio Machado 1852, geb. 1790, † 185

11) Iguapé.

Antonio da Silva Prado 1854.

12) Itaguahy.

Antonio Dias Pavaõ 1854.

13) Itamaráca.

Thomaz Antonio Maciel Monteiro † 1847. Witwe N. N.

14) Itamaraty.

Francisco José da Rocha † 1853.

15) Itapemerim.

Joaquino Marcellino da Silva Lima 1849.

16) Itapicuruímerim.

José Felix Pereira de Burgos † 1854.

17) Lages.

Alexandre Vieira de Carvalho.

18) Maroim.

Joaõ Gomes de Mello 1854.

19) Merity.

Manoel Lopes Pereira Bahia 1854.

20) Montesanto.

Luiz José de Oliveira, geb. 1779, † 1851.

21) Muriahé.

Manoel Pinto Netto Cruz, geb. 1791, † 1855; Witwe: Rachel Francisca de Castro Netto.

22) Muritiba.

Manoel Vieira Tossa.

23) Palmeiras.

Francisco Quirino da Rocha 1850.

24) Parahyba.

Joaõ Gomes Ribeiro de Avellar.

25) Parahybuna.

Custodio Gomes Varella Lessa 1851, † 1855; Witwe: Benedicta Bicudo Salgado Lessa.

26) Paty do Alferes.

1) Francisco I. Peixoto de la Cerda 1852, † 1853 (Gem. Werneck). 2) Francisco II. 1853.

27) Pillar.

José Pedro da Motta Sayaõ 1852.

28) Pindaré.

Antonio Pedro da Costa Ferreira 1854.

29) Pirahy.

José Gonçalves de Moraës.

30) Piraquara.

Gregorio de Castro Moraes e Sousa 1855.

31) Pontal.

Manuel Ignacio de Mello Sousa 1854.

32) Porto Alegre.

Manoel Marques de Sousa 1852.

33) Quaraim.

Pedro Rodrigues Fernandes Chaves 1855.

34) Rio S. Francisco.

2) Francisco Ignacio de Sequeira Bulcaõ.

35) Sabara.

Manoel Antonio Pacheco.

36) S. Gonçalo.

Belarmino Ricardo de Sequeira 1854.

37) S. Joaõ da Barra.

José Alves Rangel 1847, geb. 1779, † 1855; Witwe: Maria Francisca Alves Rangel.

38) S. Joaõ do Principe.

Ananias de Oliveira e Sousa 1854.

39) Sorocaba.

Maria Benedicta de Castro e Mello Pereira, Witwe.

40) Suruhy.

Manoel da Fonseca Lima e Silva 1854.

41) Taquary.

Maria da Conceiçaõ Rodrigues, Witwe.

42) Tingua.

Pedro Correa de Castro.

43) Tramandahy.

Antero José Ferreira de Brito 1854.

44) Villabella.

Francisca da Paula d'Oliveira Coutinho Magassi, Witwe.

Sollten sich mit der Zeit Ergänzungen zu dieser Uebersicht, sowie zu den vorhergehenden über die Grandes von Spanien und Portugal erzielen lassen — denn Lücken bleiben immer noch, mehr in den Daten als in den Namen —, so werde ich dieselben in den Nachträgen mittheilen. Vielleicht wird da auch schon von einer Grandeza des neugeschaffenen Kaiserreichs Mexico zu berichten sein, dessen Titulados ja jüngst aufgefordert sind, ihre altspanischen Marques-, Grafen- und andere Privilegien behufs der Bestätigung und Erneuerung einzureichen. Da mögen sich wol noch manche jüngere Linien uralter spanischer Geschlechter finden, die entweder mit den ersten Conquistadores oder im Gefolge der späteren Vicekönige hinübersiedelten und, namentlich von den Bourbonen reichlich mit Titeln bedacht, weder unter den Grandes — denn es war wol kaum eine Grandeza für Amerika bestimmt —, noch unter den Titulados im spanischen Staatskalender erscheinen. (*Karl Hopf.*)

GRANDET (Joseph), französischer Theolog, am 30. Juli 1646 zu Angers geboren, erhielt, nachdem er seine Studien beendigt hatte, in dem Seminar St.

Sulpice zu Paris seine Weihen und mischte sich mit großem Eifer in die Streitigkeiten, welche zwischen den Jesuiten und den Jansenisten geführt wurden und damals ganz Frankreich in Aufregung versetzten. Er nahm zu diesem Zwecke Theil an mehren Missionen zu Angers, Saumur, Château-Gontier und Paris, wo er in der Kirche Saint-Paul neun Tage nach einander predigte. Auch war er im J. 1683 von der Regierung beauftragt, mit Fr. de Launay in dem von einer Hungersnoth heimgesuchten Lande Craon die für dasselbe bestimmten Almosen zu vertheilen. Seine hauptsächlichste Sorgfalt wandte er jedoch dem Seminar zu Angers zu, dessen Leitung ihm von dem Bischofe dieser Diöcese übertragen worden war. Er hatte deshalb eine ihm angebotene Pfarrei zu Juigné abgelehnt, nahm aber die von Saint-Croix zu Angers an, weil es ihm dabei möglich war, zugleich Superior des Seminars zu bleiben, worin er auch fortwährend seine Wohnung behielt und das ihn als seinen zweiten Stifter betrachten kann, denn er brachte es durch die Fürbitte der Frau von Maintenon dahin, daß der König Ludwig XIV. im J. 1694 dem Bischofe von Angers die Vollmacht ertheilte, einen Theil der Einkünfte und Pfründen seines Sprengels bis zu dem Betrage von 10,000 Livres dem Seminar zu überweisen und insbesondere die wegen ihrer Nähe sehr vortheilhafte Priorei Saint-Eloy, welche der Superior bereits gepachtet und zum Aufenthaltsorte armer Geistlichen bestimmt hatte, damit zu vereinigen. Gegen das Ende seines Lebens legte der fromme Mann alle Stellen nieder (1718) und behielt zu seinem Unterhalte nur eine einzige Pfründe, die Priorei Pruniers. Er starb am 1. Dec. 1724 und vermachte seine werthvolle Bibliothek dem von ihm so lange geleiteten Seminar. Als Schriftsteller bewies er eine sehr große Thätigkeit und seine Biographien durch Frömmigkeit ausgezeichneter Leute haben zwar jetzt ihre frühere Berühmtheit verloren, behalten aber fortwährend geschichtlichen Werth. Er schrieb das Leben des Maltheserritters Gabriel du Bois de la Ferté (La Vie de messire Gabriel du Bois de La Ferté, chevalier de Malthe, commandeur de Théval près Laval. Paris, 1712. 12.); des Pfarrers Cretey zu Baranthon (Vie de M. Crétey, curé de Baranthon, diocèse d'Avranches. Rouen 1722. 12.); des Missionars Grignion (La vie de M. Louis-Marie Grignion de Montfort, prêtre, missionnaire apostolique. Nantes 1724. 12.); eines unbekannten Einsiedlers, den man für den Grafen von Moret, einen natürlichen Sohn Henrich's IV. hielt (La vie d'un Solitaire inconnu, qu'on a cru être le comte de Moret, mort en odeur de sainteté dans l'hermitage des Gardelles à deux lieues de Saumur. Paris 1699. 12.) und der Dame Anna von Melun, Tochter des Fürsten von Epinay, der Stifterin der Hospitalnonnen von Baugé und Beaufort in Anjou (La vie d'Anne de Melun, fille du prince d'Epinay, fondatrice des Hospitalières de Baugé. Paris 1685. 12.), welches aber dem Fürsten von Epinay so wenig gefiel, daß der Verfasser die noch vorhandenen Exemplare durch eine zweite veränderte Auflage (Paris 1687. 8.) ersetzte, weshalb die erste sehr selten ist. Vergessen sind jetzt sein Erbauungsbuch beim Empfange des Abendmahls (Considérations et pratiques de piété tirées de l'Écriture Sainte, des conciles et des Pères d'Église, pour honorer Jésus-Christ au Saint Sacrement. Château-Gontier 1715. 12.), worin sich sogar manche Verstöße gegen die Geschichte und Chronologie finden, die wenig Scharfsinn verrathende Vertheidigung eines Wunders, welches mit einer consecrirten Hostie vorgefallen sein sollte (Dissertation apologétique sur l'apparition miraculeuse arrivée au Saint Sacrement en la paroisse des Ulmes près Saumur le 2 juin 1668, contenant les preuves de ce miracle, la réponse aux objections et plusieurs autres apparitions arrivées à la sainte Eucharistie en différents siècles. Château-Gontier 1715. 12.) und seine Flugschriften über das Kloster der Heimsuchung zu Angers, in welchem die jansenistischen Ansichten Eingang gefunden hatten (Lettre circulaire aux Mères de la Visitation, 21 Mars 1680, und Relation de l'état présent des affaires du monastère de la Visitation d'Angers, 1 Octobre 1680). Er hinterließ auch mehre handschriftliche Werke über die Geschichte von Anjou (Histoire ecclésiastique d'Anjou, — Histoire civile d'Anjou, — Notre Dame Angevin, eine Geschichte aller der heil. Jungfrau in Anjou geweihten Kirchen, Vies des saints personnages d'Anjou) und Denkwürdigkeiten aus der Geschichte seiner Zeit (Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps), welche sich jedoch hauptsächlich auf kirchliche Angelegenheiten beziehen. Alle diese Manuscripte werden noch zu Angers in den Bibliotheken der Stadt und des Seminars aufbewahrt *).

GRANDFONTAINE (René Philippe Louis Binetruy de), französischer Rechtsgelehrter, am 26. Aug. 1725 zu Besançon geboren, stammte aus einer angesehenen Familie, welcher der Staat schon viele ausgezeichnete Beamte im Fache der Jurisprudenz verdankte und widmete sich selbst ebenfalls dieser Wissenschaft. Er hatte bereits in den alten und neueren Sprachen und in der Literatur nicht unbedeutende Kenntnisse erworben und las auch, nachdem er seine Studien beendigt und die juristische Laufbahn mit Erfolg betreten hatte, noch immer die englischen und italienischen Schriftsteller mit besonderer Vorliebe. Auch war er Mitglied der Akademie zu Besançon von der Zeit ihrer Stiftung (1752) an und mehre Jahre (1762—1771) Secretair derselben. In dieser Eigenschaft hielt er eine Reihe durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit ausgezeichneter Lobreden bei dem Tode vieler Genossen, von welchen nur die bedeutenderen auf De Clevans, Titon Dutillet, den Mathematiker Yard, den Marquis Dunneshil, den Präsident de Courbouzon und den Abbé d'Olivet hervorgehoben werden sollen, auch lieferte er mehre anziehende Abhandlungen,

*) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau dictionnaire historique. Vol. V. p. 536. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 289. Biographie générale. Tom. XXI. p. 637.

insbesondere die Mémoires pour servir à l'histoire des négociations d'Ant. Brun und den Discours sur l'émulation. Alle diese Schriften befinden sich in dem Archiv der Akademie und wurden von mehren Literarhistorikern zum Vortheil der Gelehrtengeschichte benutzt. Grandfontaine, welcher sich die Achtung und Anerkennung aller Classen seiner Mitbürger erworben hatte, wurde von diesen zum Maire gewählt und bemühte sich, nachdem seine Wahl von dem Könige bestätigt war, aus allen Kräften, das Wohl der Stadt und ihrer Bewohner zu fördern, weshalb man ihn auch mit großem Bedauern scheiden sah, als die Ernennung zum Rathe bei dem Obersteuercollegium zu Paris ihn zwang, sein Amt niederzulegen. Er theilte nun in der Hauptstadt seine Zeit zwischen den Pflichten seines Amtes und der Pflege der Wissenschaften bis zum Jahre 1789. Die ersten Anzeichen der Revolution erfüllten ihn mit so großem Schrecken, daß er sich eiligst in seine Vaterstadt zurückzog, wo er im Schooße seiner Familie sicher zu sein hoffte, aber die strengen Gesetze jener Zeit gegen die flüchtigen Beamten erreichten auch ihn in seinem Versteck und man warf ihn unbarmherzig in ein ungesundes Gefängniß, worin er bis zum 9. Thermidor (28. Juli 1795), dem Ende der Schreckensherrschaft, schmachtete und den Keim einer gefährlichen Krankheit in sich aufnahm. Diese brach auch nach seiner Freilassung sogleich mit großer Heftigkeit aus und raffte ihn schon am 2. Dec. 1795 hinweg. Unter seinem handschriftlichen Nachlasse, welcher in den Besitz seines Neffen Isabey überging, befinden sich Abhandlungen über einige wichtige Punkte der Franche-Comté, Untersuchungen über die in dieser Provinz durch ihr Wirken berühmte Familie Chifflet unter dem Titel: Chiffletiana, Denkschriften über verschiedene Zweige der Verwaltung, Zergliederungen der vorzüglichsten Werke der griechischen und römischen Philosophen und poetische Versuche, welche größtentheils Nachahmungen der alten Dichter sind. Auffallend ist es, daß keine seiner Schriften durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß kam. Er stand mit vielen der gelehrtesten Männer seiner Zeit im brieflichen Verkehr und zählte namentlich Fevret de Fontette, welchem er viele werthvolle Beiträge zu der neuen Ausgabe der Bibliothèque de France lieferte, Schöpflin, Querlon, d'Olivet, den Abbé Bullet, Droz und den Abbé Talbert unter seine Freunde *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDGESTEIN heißt ein im Steinkohlengebirge von Wettin und Löbejün auftretender eigenthümlicher conglomeratischer Sandstein, welcher im Liegenden der Kohlen führenden Schichten auftritt und der Hauptmasse nach aus einem zerriebenen Porphyr besteht. Die Quarzkörner sind nämlich verkittet durch einen dichten Thonstein mit vielen Feldspathbrocken. Das Gestein ist dünngeschichtet und wird in Platten gebrochen. Die schönen und seltenen Pflanzenversteinerungen, welche darin vorkommen, hat Germar in seinem Werke: Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün (Halle 1844 folg.) beschrieben und abgebildet. (*Giebel.*)

GRANDHOMME (Friedrich Balthasar), teutscher Theolog, am 6. Jan. 1705 zu Darmstadt geboren, stammte von einer französischen reformirten Familie, welche am Ende des 16. Jahrh. aus Frankreich ausgewandert und später zur Lutherischen Kirche übergetreten war. Nachdem er an dem Pädagogium seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, widmete er sich auf der Universität zu Gießen der Theologie und erwarb sich nach der Beendigung seiner Studien die Magisterwürde. Er befaßte sich Anfangs mit dem Unterrichte und gäb philosophische Lehrstunden, da er eine Anstellung an dem Pädagogium zu Gießen zu erhalten hoffte. Außer einigen Thesen über die Pflichten des Menschen gegen Gott (Positionum philosophicarum de officiis hominis erga Deum decades tres. Gissae 1728. 4.), wodurch er sich die Erlaubniß zu philosophischen Vorträgen verschafft hatte, schrieb er auch eine Abhandlung über die Gründung der Universität Gießen (Dissertatio epistolaris, qua Academiae Gissenae fundationem describit. Gissae 1728. 4.). Eine ihm angebotene lohnende Stelle als Erzieher bei dem einzigen Enkel des Generallieutenants von Schrautenbach zu Darmstadt änderte jedoch seinen Plan; er befaßte sich fast fünf Jahre mit diesem Geschäfte und unterrichtete nachher einen jungen Herrn in der lateinischen Sprache und Mathematik, bis er im J. 1732 zum Adjuncten des Pfarrers zu Klingelbach und Katzenelnbogen ernannt wurde. Er folgte diesem auch im J. 1737 im Amte nach, ward aber im J. 1750 als Oberpfarrer nach Trebur berufen, wo er am 27. Nov. 1763 starb. Er wirkte sehr segensreich in dieser Gemeinde und sein Andenken erhielt sich daselbst noch lange. Seine „Abhandlung von den Griechen und Ungriechen Röm. 1, 14" (im Anhange zu Rambach's Erklärung der Epistel an die Römer, herausgegeben von C. F. Neubauer), sowie seine kleineren theologischen Aufsätze: „Bescheidene Untersuchung, ob die Erlegung Goliath's 1 Sam. 17 durch ein Wunderwerk geschehen," „Historische und theologische Anmerkungen zu dem rechten Gebrauche der Betglocken in der evangelisch-lutherischen Kirche," „Anmerkungen über eine variantem lectionem, welche in Luthers Uebersetzung des N. T. und zwar Gal. 3, 27 befindlich," „Neujahrsgedanken über die Unseligkeit unserer Geburt ohne die heil. Taufe, zur Rettung 1 Mos. 17, 7 und 1 Cor. 7, 14," „Erläuterung der Worte Luc. 3, 23" und „Einige Zusätze zu D. Ph. Nicolai's Historie des Reiches Christi" (sämmtlich im „Hessischen Hebopfer." St. 13—35) sind jetzt der Vergessenheit anheimgefallen, während seine historisch-literarischen Abhandlungen: „Beitrag zu dem kurzen Verzeichniß der Giessischen Theologen, sonderlich von des D. David Christiani Leben" (im „Hessischen Hebopfer." St. 13); „Einige Zusätze zu der Lebensgeschichte des Professors und Pfarrers Christoph Lud. Rüdiger's zu Gießen," wobey zugleich einige zur hessischen gelehrten Historie gehörige Umstände bemerkt werden" (in der „Frankfurter gelehrten

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 290.

Zeitung." 1742. Nr. 30 u. 31); „Supplement zu C. F. Ayrmann's Verzeichniß einiger Schriften, so die ritus antiquos academiarum Hass. erläutern" (Ebend. 1742. Nr. 62); „Etwas zur Hess. Historie der Gelehrtheit; wann nämlich das erste deutsche Programm zu Gießen sey geschrieben worden" (in dem „Hess. Hebopfer Nr. 44); „Nachricht von dem Sterbensjahre Philipp des jüng. Grafen zu Katzenelnbogen" (in der „Frankf. gel. Zeitung." 1742. S. 297); „Nachricht von den Bibliothekaren der Fürstl. Bibliothek zu Darmstadt in diesem Jahrhundert" (Ebend. 1762. S. 509) und „Eine antiquarische Nachricht von der Marienkirche zu Trebur" (in den „Kritischen Sylphen." 1756. S. 290) für den Forscher in der Localgeschichte noch immer einigen Werth haben *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDHOMME oder **GRANTHOMME** (Jacob), Zeichner und Kupferstecher aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen aber nur sehr wenige Nachrichten vorhanden sind. Er hielt sich später und am längsten zu Heidelberg auf, doch läßt sich daraus keineswegs schließen, daß er in dieser Stadt geboren war. Er scheint in seinen jüngeren Jahren Italien besucht und daselbst gearbeitet zu haben, denn eine aus 23 Blättern bestehende Schreibkunst (La Teoria e Pratica di bene scrivere, composta per Alberto Mureti. Siena 1590. fol.) ist von ihm gestochen; auch in einem nicht näher bezeichneten mythologischen Werke sollen 22 Blätter von ihm sein und ebenso schreibt man ihm vier Blätter zu, welche die Geschichte des Adonis vorstellen. Später treffen wir ihn zu Frankfurt a. M., wohin ihn wahrscheinlich Theodor de Bry berief, um an dem in seinem Verlage erscheinenden Werke J. J. Boissard's über die Alterthümer der Stadt Rom (Romanae urbis topographia et antiquitates, elegantissimis figuris illustrata. Francofurti 1597—1602. fol. 6 Voll.) zu helfen, wie mehre Blätter, welche sein Zeichen tragen und worauf sich meistens römische Statuen und Gruppen befinden, beweisen. Auf späteren Arbeiten ist Heidelberg als sein Aufenthaltsort bezeichnet. Von seinen Kupferstichen sind zu nennen die Bildnisse von Jacob I. von England, die Könige von Frankreich Heinrich III., Heinrich IV., Karl IX. und Ludwig XIII., Friedrich IV. von der Pfalz zu Pferde und in Büste, Friedrich V., Moritz von Sachsen (1608), Karl von Lothringen, Louise von Lothringen, Maria de Medici, Alessandro Farnese, eine Folge von Blättern mit Bildnissen von Ketzern (Johannes Huß, Philipp Melanchthon, Jacob Grynäus, Caspar Olevianus, Theodor Beza, Georg Buchanan, Guido Faber, Daniel Tossanus u. a. m.), von denen jedes sechs lateinische Verse hat, der Botaniker Paul Melissus, der Arzt Heinrich Smetius u. s. w. Andere Darstellungen sind: Phineas, wie er an Zimbri die mit der Madianitin Cozbi begangene Unzucht straft, auf einem großen, sehr seltenen Blatte nach J. v. Winghe mit der Jahreszahl 1607 und der Unterschrift: Jacobus Grandomaeus chalcogr. Heidelbergensis; die Folge der Apostel mit dem Heilande in halben Figuren nach H. Goltzius, von welchen Blättern mehre, die keine nähere Bezeichnung haben, oft mit den Originalen verwechselt werden, die Entführung der Helena nach Rafael, Laokoon und seine Söhne von den Schlangen ergriffen, mit Ruinen im Hintergrunde, drei Frauen im Tanze begriffen, der heil. Thomas nach Goltzius, Christus, der Magdalena als Gärtner erscheinend und die Geschichte des barmherzigen Samariters in vier Blättern nach M. de Vos. Alle diese Blätter sind sehr sauber gefertigt und tragen, wenn der Name des Künstlers nicht vollständig darauf angegeben ist, gewöhnlich die Monogramme G. J. oder J. G. H. T. Das erste Zeichen hat zur Verwechselung Grandhomme's mit dem Kupferstecher Jean de Gourmont, welcher um die Mitte des 16. Jahrh. zu Lyon thätig war und zu einer großen Verwirrung der Arbeiten beider Künstler Veranlassung gegeben, welche nur durch die genaue Ansicht und Vergleichung derselben von einem Kenner gelöst werden könnte. Aus dieser Verwechselung erklärt sich auch die irrige Behauptung, daß Grandhomme einige Zeit zu Lyon gewohnt habe, da dieser doch wahrscheinlich nie nach Frankreich kam *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Alessandro dei), einer der vorzüglichsten italienischen Kirchencomponisten des 17. Jahrh., um das Jahr 1576 zu Venedig geboren, zeigte ungewöhnliche Anlagen zur Musik und erhielt in derselben einen gründlichen Unterricht von dem berühmten Organisten Giovanni Gabrieli. Nach der Beendigung seiner Studien erhielt er im J. 1597 eine Anstellung als Kapellmeister an der Akademie della morte zu Ferrara, später aber kam er durch die Empfehlung seines Lehrers nach Venedig, wo er im J. 1617 als Sänger an der Kapelle von S. Marco mit einem Gehalte von 24 Dukaten und im folgenden Jahre als Gesanglehrer an dem herzoglichen Seminar angestellt wurde. Im J. 1620 rückte er zum zweiten Kapellmeister an der Kirche S. Marco vor und sein Gehalt steigerte sich dadurch auf 120 Dukaten. In die Zeit seiner mehr als zehnjährigen Wirksamkeit zu Venedig fallen seine meisten Compositionen. Vor allen verdienen seine Motetten, welche sechs Theile umfassen, eine genauere Erwähnung, leider sind aber Angaben über dieses seltene Werk sehr unvollständig. Der erste Theil desselben (Il primo libro de Motetti a due, tre, quattro, cinque e otto voci, con una Missa a quattro voci, accomodati per cantarsi nell'organo, clavicembalo, chitarone o altro simile stromento. Palermo 1619. 4. 2. ed. Venezia 1621. 4.) ist noch der bekannteste, der zweite, welcher 22 Motetten zu zwei bis vier Stimmen enthält, erschien im J. 1623, der dritte (Motetti e Litanie della

*) Fr. Wilh. Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Bd. 5. S. 55 fg. J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 4. S. 323 fg.

*) G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon. Bd. 5. S. 329. Derselbe, Die Monogrammisten. Bd. 2. S. 426. 1073. 1076 und 1078. Bd. 3. S. 3 und 7 fg.

Beata Vergini a cinque voci) im J. 1621 und der vierte mit 17 Motetten in demselben Jahre; von dem fünften findet man keine und von dem sechsten nur eine lateinische Ausgabe (Liber sextus motettorum duobus, tribus et quatuor vocibus cum basso continuo. Antverp. 1640. 4.) angeführt. Ferner sind zu nennen die Madrigale (Madrigali concertati. Ed. 3. Venezia 1619. 4.); die Psalmen (Salmi per i vespri di tutto l'anno con le litanie della Beata Vergine, Te Deum e Tantum ergo a quattro voci pieni. Bologna 1607. 4. und Salmi brevi a otto voci. Venezia 1623. 4.), mehre Sammlungen von ein- bis vierstimmigen Motetten (Motetti a 1—4 voci con sinfonia di due violini. Venezia 1629. 4. 3 Partt. und Motetti a 1 e 2 voci per cantare e sonare nel chitarone. Venezia 1621. 4.); verschiedene Messen (Messe concertate a otto voci, Missa e Salmi a due, tre e quattro voci, Messa e Salmi concertati a tre voci. Venezia 1630. 4.); die himmlischen Blumen (Celesti fiori a 1—4 voci) und die Cantaten und Arien (Cantate e Arie a due e tre voci con due violini (Venezia 1627. 4.). Glänzende Anerbietungen verlockten ihn im J. 1627 nach Bergamo, wo man ihm die Kapellmeisterstelle an der Kirche Santa Maria Maggiore übertrug, wo er aber schon im J. 1630 an der Pest starb. Nach seinem Tode wurden noch mehre nachgelassene Motetten (Motetti concertati a due, tre e quattro voci, con alcune cantilene nel fine. Venezia 1632. 4.) von Leonardo Simonelli, einem Musiker der Kapelle von S. Marco, herausgegeben; auch hat Domfridus mehre Messen in seine Sammlung (Corolla Missarum) aufgenommen. — Vicenzo Grandi, ein anderer Kapellmeister aus derselben Zeit [1]), wurde im J. 1682 Kapellmeister an dem Hofe von Modena, aber schon im folgenden Jahre aus unbekannten Gründen wieder entlassen. In der herzoglichen Bibliothek zu Modena wird die handschriftliche Partitur eines Oratoriums: „Der Fall Adam's" (La Caduta d'Adamo) und mehre Cantaten von Vicenzo Grandi aufbewahrt [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Antonio Maria), gelehrter italienischer Ordensmann, im J. 1761 zu Vicenza im Venetianischen geboren, machte, nachdem er in seiner Vaterstadt eine sorgfältige Erziehung und den nöthigen vorbereitenden Unterricht erhalten hatte, in dem Collegium der Barnabiten seine philosophischen und theologischen Studien und trat dann in diesen sich hauptsächlich mit der Ausbildung der Jugend befassenden Orden. Er lehrte in mehren Collegien desselben mit großem Beifall und war im J. 1802 Superior des Collegiums zu Macerata. Hier hielt er auch seine berühmte Leichenrede auf den Cardinal Hiacintho Sigismondo Gerdil, den großen Gönner der Barnabiten, ein Meisterstück der italienischen Beredsamkeit. Nachdem er in seinem Orden die meisten Würden zur Zufriedenheit sowol seiner Obern als auch seiner Untergebenen bekleidet hatte, kam er zuletzt als Generalvicar nach Rom und wurde hier zum Consultator der Inquisition und zum Mitgliede der Congregation zur Ueberwachung der Kirchengebräuche und des Bücherwesens ernannt. Bei der Stiftung der Akademie der katholischen Kirche (Accademia della Religione cattolica) war er einer der ersten Prälaten, welche ihren Beitritt erklärten, und las mehre theologische Abhandlungen in den Sitzungen der Gesellschaft, die in den Denkschriften derselben abgedruckt sind. Uebrigens konnte er sich nur in seinen wenigen freien Stunden mit der Literatur befassen und seine schriftstellerische Thätigkeit war hauptsächlich der Fortsetzung der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke des Cardinals Gerdil (Opere edite e inedite. Roma 1806—1821. 4. 20 Voll.) gewidmet, von welcher er den 16. bis 19. Band besorgte, nachdem er vorher schon die erwähnte Leichenrede auf denselben (Orazione funebre del Cardinale G. S. Gerdil. Macerata 1802. 4.) veröffentlicht hatte. Ferner floß aus seiner Feder eine kurze Biographie des Cardinals Fr. L. Fontana, welcher die Ausgabe begonnen hatte, aber an der Vollendung derselben durch den Tod verhindert worden war. Auch hatte er die Absicht, die nachgelassenen geistlichen Werke des Mathematikers Mariano Fontana, eines Bruders des Cardinals, durch den Druck bekannt zu machen; dieser Plan wurde jedoch durch mancherlei Abhaltungen vereitelt. Grandi versuchte sich auch in einer wörtlichen Uebersetzung der Psalmen und brachte sogar die beiden ersten in Verse. Er starb am 6. Nov. 1822 zu Rom *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Ascanio oder Adriano), ein italienischer Kleriker, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Neapel geboren, welcher sich nicht ohne Glück in der lateinischen Poesie versuchte und hauptsächlich durch sein größeres geistliches didaktisches Gedicht, welches die Ueberschrift Virgo desponsata führt, vielen Beifall, besonders unter seinen Standesgenossen, erntete. Dieses Gedicht sowol als seine kleineren poetischen Versuche erschienen in einer Gesammtausgabe (Verona 1620. 4.), sind aber jetzt fast gänzlich vergessen und das Buch hat nur noch als literarische Curiosität einigen Werth. Ascanio Grandi starb im Jahre 1639. — Ein anderer italienischer Dichter dieses Namens **Gianbatista Grandi**, zu Lecce im Königreiche Neapel in der Provinz Terra di Otranto geboren, lebte im 17. Jahrh.; Näheres ist jedoch über ihn nicht bekannt. Seine didaktischen Gedichte in italienischer Sprache (Il Maramonte overo della natura de' Venti Etesii), sowie andere Versuche in der didaktischen Poesie haben zu wenig inneren Gehalt, weshalb sie trotz manchen in sprachlicher und

1) Er wird gewöhnlich mit Vicenzo di Grandis (s. d. Art.) verwechselt. 2) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 578. Universal-Lexikon der Tonkunst, herausgegeben von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 222. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 81 seq.

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 10. Biographie générale. Tom. XXI. p. 643. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 308.

rhythmischer Beziehung gelungenen Stellen nur vorübergehenden Beifall finden konnten und keinen Anspruch auf Beachtung in der Geschichte der italienischen Poesie machen dürfen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Bonifazio Maria), italienischer Theolog, im J. 1624 zu Venedig geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und trat früh in den Orden der Dominikaner. Er erwarb sich ebenso ausgebreitete als gründliche Kenntnisse in der Theologie und lehrte dieselbe nach der Beendigung seiner Studien und der Ablegung der vorgeschriebenen Gelübde in den Collegien seines Ordens. Seine Gelehrsamkeit verbunden mit einer ungewöhnlichen Gewandtheit in der Führung der ihm übertragenen Geschäfte brachte ihn bei den weltlichen Fürsten und geistlichen Würdeträgern in so hohes Ansehen, daß sie sich häufig seines Rathes und seiner Vermittelung bedienten; auch der Papst Innocentius XI. wählte ihn zur Lösung der schwierigen Aufgabe der Regulirung der klösterlichen Disciplin in Bologna. Er starb am 17. Febr. 1692 zu Venedig. Sein aus seinen Vorlesungen entstandenes Lehrbuch der Theologie (Cursus theologicus. Ferrariae 1693. fol. 3 Voll. und Venetiis 1697. fol. 3 Voll.) diente lange in den Collegien des Dominikanerordens als eine der vorzüglichsten Grundlagen des theologischen Studiums †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Ercole), gewöhnlich Ercole da Ferrara genannt, italienischer Maler aus der ferrarer Schule, im J. 1491 zu Ferrara geboren, war ein Schüler Lorenzo Costa's, den er aber in vielen Beziehungen und besonders in der Zeichnung übertraf, aber aus Bescheidenheit und aus Mistrauen in seine Fähigkeiten nicht verlassen wollte; vielleicht wäre er sogar nie selbstständig aufgetreten, wenn nicht dieser, als er von Bologna, wo sie zusammen arbeiteten, nach Mantua ging, ihm zurückzubleiben befohlen hätte, um die kaum begonnenen Fresken der Kapelle der Garganelli in der Kathedrale S. Pietro zu vollenden. Doch soll dieser Auftrag nicht die einzige Ursache der Trennung gewesen sein, sondern Costa soll gefühlt haben, daß er von seinem Schüler, der von den Kennern gesucht und nach mehren Orten berufen war, bereits übertroffen sei. Auf der einen Seite der Kapelle sollte der Gang unserer lieben Frau über das Gebirge, auf der andern Seite die Kreuzigung Christi dargestellt werden. Ercole, der vor Allem die Förderung der Kunst vor Augen hatte und weder Zeit noch Kosten sparte, um sich zu genügen, brauchte sieben Jahre, um die Malerei naß auf Kalk aufzutragen und noch weitere fünf Jahre um sie trocken zu übergehen, denn er unterbrach von Zeit zu Zeit diese Arbeit, um andere ihm aufgetragene Malereien in und außerhalb Bologna auszuführen, hegte aber auch die Absicht, den Fresken immer größere Vollkommenheit zu geben, was ihm ohne Zweifel gelungen wäre, wenn ihm nicht neidische Maler des Nachts die Entwürfe und Zeichnungen entwendet hätten, worüber er sich so sehr ärgerte, daß er Bologna verließ. Doch hatte er bereits ein Werk geliefert, um dessen willen man ihn den großen Meistern Mantegna, Pietro Perugino und jedem Künstler des alterthümlich neuen Styls gleichstellte; vielleicht, bemerkt Lanzi, war nicht einmal unter ihnen ein so reicher, harmonischer und ausgezeichneter Pinsel. Unter den zahlreichen, trefflich vertheilten Figuren herrschte die größte Abwechselung und kein Kopf war dem andern ähnlich; bei dieser Mannichfaltigkeit bewunderte man die schöne Erfindung, die correcte Zeichnung, das lebhafte Colorit, das Eigenthümliche der Trachten, die genaue Kenntniß der Verkürzungen und einen Ausdruck des Schmerzes, den man sich kaum denken kann. Die Soldaten wären vortrefflich und bewegten sich natürlicher und origineller als andere bis dahin gesehene Figuren. Bei dem Neubau der Kapelle am Anfange des 17. Jahrh. wurden diese kostbaren Fresken abgenommen und in dem Palaste Tanara eingemauert; hier blieben sie vernachlässigt, bis man sie in neuerer Zeit der Akademie der schönen Künste schenkte; diese wollte sie im J. 1844 auf Leinwand aufziehen lassen, das Unternehmen mislang aber so vollständig, daß sie der Vernichtung anheim fielen und für die Nachwelt verloren sind. Man kann überhaupt nur noch wenige Gemälde dieses Meisters nachweisen, denn diese waren nicht zahlreich, da er kein hohes Alter erreichte und nicht als freier Meister, sondern mehr als zaghafter Schüler arbeitete. Man findet zu Florenz im Palaste Pitti „die Ehebrecherin," ein Geschichtsbild, welches man lange mit großem Unrechte Mantegna zuschrieb, zu Ferrara ein Altarbild in S. Paolo, welches den heil. Sebastian, den heil. Petrus und den Evangelisten Johannes nebst den Schenkern darstellt, zu Cesena im Stadthause einige kleinere Bilder, zu Rom in der Galerie Corsini den heil. Georg zu Pferde, wie er den Lindwurm besiegt, und im Museum zu London eine Bekehrung des heil. Paulus. Zwei andere ihm zugeschriebene und durch die Lithographie bekannte Bilder in der Galerie zu Dresden, die Gefangennehmung des Heilands und die Kreuztragung, an welcher man besonders eine Frauengruppe bewundert, sind zwar ausdrucksvoll und in großem Style, aber in der Ausführung unvollkommen und gehören gewiß nicht Grandi, sondern einem weit älteren Meister an. Grandi soll kein regelmäßiges Leben geführt haben und starb in seinem 40 Jahre (1531), wie man sagt, an den Folgen seiner Ausschweifungen. — Man kennt noch einige Künstler welche den Namen Grandi führen. Girolamo di Grandi, Zeichner und Maler von Ferrara, blühte in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., seine Lebensverhältnisse sind aber nicht näher bekannt. Man kennt ein „Krönung Mariä" auf einem Blatte, welches seinen Namen trägt und zu einer Folge von Holzschnitten mit Darstellungen aus der Passion gehört. Nach Grandi's Copie einer Composition von Michel Angelo in der Sertina schnitt Gaspare Ruina, ein italienischer Formschneider aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., „di

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 585.

†) *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores Ordinis Praedicatorum recensiti. Tom. II. p. 730.

Erschaffung der Eva" in Holz. — Carlo Grandi, ein mittelmäßiger Kupferstecher, lebte um 1756 zu Rom; seine besten Abeiten sind: „das Jesuskind in der Krippe," „die heil. Jungfrau sitzend, mit beiden Armen das Jesuskind haltend" und „der Karmeliter Angelo Paoli Almosen spendend." — Noch jünger ist Fernando Grandi, ein Kupferstecher, der das schöne Bild der Caritas stach, welches man Correggio zuschrieb, aber ein Werk Unterberger's sein soll. — Giovanni Girolamo Grandi, ein Bildhauer und Edelsteinschneider von Padua (1508—1560), fertigte kleine Bildwerke und getriebene Arbeiten in Gold und Silber. — Zu erwähnen ist auch noch Paulina Grandi, eine Malerin von Venedig, welche in der Mitte des 17. Jahrh. arbeitete und deren Figuren ihrer Lebhaftigkeit wegen gerühmt werden *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Francesco), italienischer Jesuit, von welchem man Nichts weiter weiß, als daß er am Anfange des 18. Jahrh. als ausgezeichneter Kanzelredner bekannt war und besonders zu Lucca und Mantua als Prediger wirkte. Zwei seiner Predigten, welche durch den Druck eine größere Verbreitung erlangten, nämlich: La politica umana senza Dio non hà fortuna (Lucca 1706. 4.; auch mitgetheilt in der Raccoltà di alcuni discorsi composti da alcuni oratori della Compagnia di Gesù. Napoli 1718. 12. Deca II. p. 274.) und L'uomo ammirabile e grande, panegirico in onore di San Felice da Cantalice Cappucino. (Mantova 1712. 4.; ebenfalls in die erwähnte Raccoltà. Deca IV. p 46. aufgenommen) gelten als Muster der geistlichen Beredsamkeit. — Ein ebenso angesehener Redner war Giuseppe Grandi, gleichfalls ein italienischer Jesuit, geboren am 17. Febr. 1727, welcher im J. 1760 in den Orden trat und nach der Unterdrückung desselben auf die Einladung des Kaisers nach Wien ging, wo er längere Zeit als Hofprediger mit großem Beifall thätig war und um das Jahr 1785 starb. Sein Handbuch der Religion (Cours abrégé de la Religion. Vienne 1780. 8. 2 Voll.) blieb, obschon es in den gebildeten Kreisen Anklang fand, unbeendigt †).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Giacomo), italienischer Arzt und Naturforscher, geboren im J. 1646 zu Gajato im Herzogthume Modena, erhielt seine Schulbildung zu Bologna und zu Venedig, wo sein mütterlicher Oheim Valente Gandolfi, Pfründner an der St. Marcuskirche, ihm Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache ertheilte, und widmete sich dann auf der Universität zu Padua der Arzneiwissenschaft. Nach der Beendigung seiner Studien und nachdem er die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, kehrte er nach Venedig zurück und wurde hier sogleich zum Prosector an dem neuen anatomischen Theater ernannt. Die Rede, welche er bei der Eröffnung desselben hielt (Orazione nel aperirsi il nuovo teatro d'anatomia in Venezia. Venezia 1671. 4.), zeugt von seiner Rednergabe und ist überdies für die Geschichte des Studiums der Anatomie in Italien nicht unwichtig. In diese erste Zeit seines Wirkens fallen auch seine Lobrede auf den berühmten italienischen Arzt Santorio (Elogio di Santorio. Venezia 1676. 4.); seine freilich nicht sehr gründliche Abhandlung, worin er die Wirklichkeit der allgemeinen Sündfluth durch das Vorhandensein der fossilen Seemuscheln an vielen vom Meere weit entfernten Orten (Sopra la verità del diluvio universale e sopra l'origine delle conchiglie que si trovano lontano dal mare. Venezia 1676. 4.) zu beweisen sucht [1]) und seine Bemerkungen über eine in einem frischen Hühnerei gefundene Schlange (Lettere nell'occasione di un serpente que fu trovato vivente entro un ovo fresco di polla. Venezia 1672. 4.). Nachdem er sechs Jahre die nicht sehr angenehme Stelle eines Prosectors versehen hatte, erhielt er seine Beförderung zum Professor der Anatomie und wurde alsbald von den Professoren seiner Facultät zum Syndicus des Collegiums der philosophischen Aerzte (Filosofi medici) und zum Rathe bei dem medicinisch-chirurgischen Collegium gewählt. Er war auch Mitglied der Akademie der Kalten (Accademia de' Gelati) zu Bologna und der Akademie der teutschen Naturforscher (Academia caesarea naturae curiosorum) unter dem Namen Seneca und einer der Stifter der Accademia Dodonea, welche in dem Hause des Procuratore Angelo Morosini ihre Sitzungen hielt. In den Denkschriften der Akademie der teutschen Naturforscher (Miscellanea curiosa) [2]) wurde auch seine Abhandlung über den Gebrauch des Spießglases in der Kosmetik der Alten, welche auch einzeln (Dissertatio epistolaris de [illegible] sive stibio ejusque usu apud antiquos in re cosmetica. Venetiis 1687. 4.) erschien, aufgenommen. Er erörtert darin die Stellen der heil. Schrift, in welchen von diesem Mineral die Rede ist, spricht von den verschiedenen Arten der Schminke und erklärt beiläufig auch die Eigenschaften des Nilwassers. Grandi war jedoch nicht nur ein guter Arzt, Anatom, Naturforscher und Mathematiker, sondern besaß auch in andern Fächern gründliche Kenntnisse. Ein Zeugniß seines antiquarischen Wissens gibt seine Antwort auf ein Schreiben Al. Pini's über Santa Maura und Prevesa, das alte Nicopolis in Albanien (Riposta ad una lettera di Aless. Pini sopra alcune richieste intorno S. Maura e La Prevesa. Venezia 1686. 12.), welche sehr brauchbare Bemerkungen über die Geschichte und die alte Geographie des Peloponnes enthält. Sein poetisches Talent bewährt er in einem Gedichte in lateinischer Sprache auf die Entsetzung

*) L. Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien, aus dem Italienischen von J. G. v. Quandt. Bd. 3. S. 200 fg. G. K. Nagler, Neues Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 330 fg. Dessen Monogrammisten. Bd. 2. S. 1014. Biographie générale. Tom. XXI. p. 639.

†) *Aug. et Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Vol. VI. (Liège 1861. 8.) p. 189.

1) Die Abhandlung findet sich in lateinischer Uebersetzung in dem Werke: Jo. Quirinus de fossilibus testaceis Musaei Septaliani et Jac. Grandius de veritate diluvii universalis. Venetiis 1691. 4.

2) Dec. II. An. 6. 1687. Append. p. 81. Einen Auszug gab Tenzel in seinen „Monatlichen Unterredungen" 1689. S. 490 fg.

Wiens und den Sieg J. Sobieski's über die Türken (Venetiis 1683. 4.). Im zweiten Bande der neuen Ausgabe von Giacomo Mazzoni's Werke Della difesa della comedia di Dante (Cesena 1688. 4. 2 Voll.) sind zwei Briefe Grandi's über die Lücken, welche sich in der Handschrift dieser Vertheidigung Dante's finden, abgedruckt, worin er sich auch als einsichtsvollen Kritiker zeigt; einer dieser Briefe behandelt auch die Stelle Homer's (XIV, 476), wo dieser Dichter von dem schneeähnlichen eisigen Reife (*χιὼν ἠΰτε παχνὴ ψυχρὴ*) spricht. Endlich haben wir dem Fleiße Grandi's eine treffliche Einleitung zu der Gesammtausgabe der sämmtlichen medicinischen Werke des berühmten Arztes Lazare Riviere (Opera omnia. Venetiis 1680. fol. u. öfter) zu verdanken. Dagegen werden ihm fälschlich zugeschrieben die unter dem Namen Aless. Tassoni von Apost. Zeno herausgegebenen Annotazioni sopra il vocabolario degli accadamici della Crusca (Venezia 1698. fol.), deren wirklicher Verfasser Giul. Ottonelli ist. Ebenso wenig gehören ihm an zwei von Satyre und Hohn strotzende lateinische Biographien Ant. Magliabecchi's und Giov. Cinelli's und eine Apologie Cecil. Fuoli's. Grandi stand mit vielen gelehrten und angesehenen Männern seiner Zeit, von denen nur Redi, Malpighi, Boyle, Ludolf, Baudrand und Volkamer genannt werden sollen, im Briefwechsel und genoß überhaupt allgemeine Achtung. An Venedig, wo seine meisten Freunde und Gönner wohnten, hielt er mit großer Vorliebe fest, obgleich man ihn durch sehr vortheilhafte Bedingungen nach Padua und Pisa zu ziehen suchte. Er starb am 11. Febr. 1691 zu Venedig. — Von einem andern Giacomo Grandi, welcher etwas später lebte, besitzen wir ein Werk über die Pferderacen (Merchi delle Razze de Cavalli. Venezia 1728. 8.). — Ein gleichzeitiger Arzt Lazzaro dei Grandi, welcher zu Mailand lebte, schrieb ein Werk über medicinische Geheimnisse (Alfabeto di Secreti medicinali e altri curiosi. Milano 1681. 8.), welches großen Beifall fand und mehre Auflagen erlebte [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDI (Guido), italienischer Mönch und Mathematiker, am 1. Oct. 1671 zu Cremona geboren, stammte aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie und erhielt eine den Verhältnissen derselben entsprechende sorgfältige Erziehung und Ausbildung. Seine Lehrer weckten in ihm früh die Liebe zu den Wissenschaften und er scheint nur den Mönchsstand gewählt zu haben, um den Studien ungestörter obliegen zu können. Er trat in seinem 16. Jahre zu Ravenna in den Orden der Camaldulenser und vertauschte bei der Ablegung des Gelübdes seinen Taufnamen Francesco Lodovico mit dem Klosternamen Guido. Die in den Collegien seines Ordens übliche Lehrweise, welche noch unbedingt den alten scholastischen Ansichten folgte, wollte ihm indessen nicht behagen und er stiftete, um derselben kräftiger entgegentreten zu können, unter den jungen Mönchen einen Verein, dem er den Namen Akademie der Streitenden (Accademia de' Certanti) beilegte, wodurch er schon die ihm angeborene und ihn während seines ganzen Lebens nie verlassende Kampflust kund gab. Er fand schon damals bei der Erforschung der Geschichte des Camaldulenserordens sehr Vieles, was ihm unsicher oder unwahr und fabelhaft erschien, hielt es aber nicht für rathsam, jetzt schon mit seiner Kritik hervorzutreten, sondern übte dieselbe lieber an der Aristotelischen Philosophie, welche damals in den italienischen Schulen noch als einziges Orakel galt. Er erregte dadurch zwar das Mißfallen der meisten am Alten hängenden Lehrer, fand aber doch auch bei Vielen, welche einsahen, daß die Fortschritte der Wissenschaften nicht unbeachtet bleiben können, so großen Anklang, daß man ihn im J. 1696 zum Professor der Theologie und Philosophie an dem Collegium der Camaldulenser zu Florenz ernannte. Unter den Philosophen entsprach keiner so vollkommen seinen Ansichten als Descartes und er ward auch hauptsächlich durch dessen Schriften veranlaßt, sich den exacten Wissenschaften zuzuwenden, durch welche er sogar das Dasein Gottes und die Wahrheit der christlichen Religion beweisen zu können glaubte. Durch unablässiges Studium der Mathematik, wozu sich ihm zu Rom, wohin er als Lehrer versetzt worden war, die erwünschte Gelegenheit bot, brachte er es in wenigen Jahren dahin, daß er eine neue Lösung des Problems Vicenzo Viviani's über die Bildung und Maßbestimmung der Gewölbe (Geometrica Demonstratio Vivianeorum Problematum circa formationem ac dimensionem cujusvis regularis architectorum fornicis, addita etiam appendice de geometrica quadratura infinitarum partium curvae superficiei conicae variorumque fornicum ex iis compositorum. Florentiae 1699. 4.) wagen konnte, welche ihm nicht nur den Beifall dieses berühmten Mathematikers erwarb, sondern ihm auch schnell einen großen Ruf verschaffte und seine Ernennung zum Professor der Philosophie zu Pisa, welche schon im J. 1700 erfolgte, vorbereitete. Grandi, welcher in diesem Versuche weit mehr gibt, als der Titel verspricht, und noch manche geometrische Curiosität mittheilt, warf sich jetzt mit erneutem Eifer auf die Mathematik und ließ mehre in dieses Fach schlagende Schriften schnell nach einander folgen. Seine Beweisführung für die Lehrsätze des Mathematikers Chr. Huygens über die logarithmischen Curven (Geometrica demonstratio theorematum circa logisticam seu logarithmicam. Florentiae 1701. 4., auch in Huygens' Opera posthuma. Amstelod. 1724. 4.), welche von diesem ohne Beweise aufgestellt waren, geben ein um so mehr anerkennungswerthes Zeugniß von seinem geometrischen Wissen, da ihm die jetzige Methode, welche diese Arbeit sehr erleichtert, noch nicht zu Gebote stand. In seinem Werke über die Quadratur des Cirkels und der Hyperbel (Quadratura circuli et hyperbolae per infinitas hyperbolas et parabolas geometrice exhibita. Pisae 1703. 8.) stellt

3) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1574 fg. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 291. Biographie générale. Tom. XXI. p. 640.

er den Satz auf, das 0 + 0 + 0 .. bis ins Unendliche eine endliche Größe gebe; der bekannte Gelehrte Alessandro Marchetti, wahrscheinlich mehr durch Eifersucht als durch einen andern Beweggrund getrieben, bezeichnete diese nur sonderbare Behauptung als der Religion und der Kirchenlehre gefährlich, während Andere darin eine Erklärung des Geheimnisses der Schöpfung zu finden glaubten. Grandi nahm diese Aeußerung Marchetti's sehr übel auf und schrieb sehr beißende Dialoge (Dialoghi circa la controversia eccitatagli contro dal sig. dot. Alessandro Marchetti. Lucca 1712. 4.) gegen ihn, worauf dieser ebenso gereizt antwortete und der gelehrte Streit hätte ohne den Tod des letzteren (1714) noch lange kein Ende genommen, da beide gleich verbissen um ein Hirngespinnst kämpften. Mit ebenso großer Heftigkeit suchte Grandi in seiner Abhandlung: De infinitis infinitorum infiniteque parvorum ordinibus (Pisae 1720. 4.) die mehr als unendlichen Größen des englischen Mathematikers John Wallis gegen den scharfsinnigen französischen Geometer Pierre Varignon zu vertheidigen, obschon er Unrecht hatte und alle Sachkundige übereinstimmen, daß die angeblich mehr als unendlichen Räume nur endliche, aber negative und im entgegengesetzten Sinne genommene Räume sind. Vortreffliche Bemerkungen enthalten dagegen seine Betrachtungen über die Bewegung schwerer Körper auf einer geneigten Ebene (Considerazioni circa il moto de' gravi per il piano inclinato. Pisa 1710. 4.) und die Abhandlung über die Natur und Eigenschaften des Schalles (De natura et proprietatibus soni, in den Philosophical Transactions 1709. p. 270), durch welche er Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London wurde [1]). Ueberhaupt nahm er Theil an der Erörterung aller wichtigen Fragen, welche in dem mathematischen Fache von seinen Zeitgenossen aufgeworfen wurden und stand mit Leibnitz, Newton, Bernoulli, Baglivi und andern berühmten Männern in fortwährendem Briefwechsel. Dabei fand er noch Zeit genug, auf seine früheren Studien über die Geschichte seines Ordens zurückzukommen, und erregte durch die Veröffentlichung seiner Forschungen (Sejani et Rufini Dialogus de laderchiana historia S. Petri Damiani. Parisiis 1705. 4. und Dissertationes Camaldulenses, in quibus agitur de institutione Ordinis Camaldulensis, de aetate S. P. Romualdi, de visione scalae et habitus mutatione praetensa et de S. Petri Damiani et Avellenitarum Instituto Camaldulensi; obiter etiam multa ecclesiasticae et profanae historiae loca illustrantur et corriguntur. Luccae 1707. 4.) großes Aufsehen. Die unehrerbietige Sprache über die Heiligen der Camaldulenser reizte insbesondere die Empfindlichkeit seiner Ordensgenossen und sie nahmen ihm nicht nur seine Stelle als Abt in dem St. Michaelskloster zu Pisa, sondern vertrieben ihn auch aus demselben; der Großherzog von Toscana, Cosmo III., sein Gönner, vermittelte jedoch den Streit und führte durch seinen Einfluß eine Aussöhnung herbei. Grandi entsagte, als er endlich im J. 1714 zum Professor der Mathematik an der Universität zu Pisa ernannt wurde, allen theologischen Streitigkeiten und befaßte sich fortan nur noch mit seinem Fache, in welchem er aber jede seinen Ansichten nicht entsprechende Aeußerung heftig bekämpfte und seinen Gegner gewöhnlich nicht los ließ, bis der Tod ihn befreite; der Streit mit dem Mathematiker Vitale Giordani über die Bewegung der Erde ließ ihn sogar nach dessen Hinscheiden (1691) noch nicht ruhen und er suchte dessen Behauptungen durch Aufstellung einer neuen Theorie (Sistema del mundo terraqueo geograficamente descritto. Venezia 1716. 4. 2 Voll.) zu widerlegen. In diese Zeit fallen auch seine Abhandlungen über den Widerstand (Trattato delle resistenze, in Galilei's Opere. Firenze 1718. 4. Tom. II., worin man auch noch einige andere Aufsätze Grandi's findet), über die Bewegung des Wassers (Del movimento delle acque, trattato geometrico, in der Raccoltà d'autori che trattano del moto dell'acque. Firenze 1723. 4. 3 Voll.) und über die Kegelschnitte des Apollonius von Perga (Compendio delle sezioni coniche d'Apollonio, con aggiunta di nuove proprietà delle medesime sezioni. Firenze 1722. 12.). Im J. 1723 überreichte Grandi der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London eine Schrift (Florum geometricorum manipulus. Florentiae 1723. 4.), worin er gewisse durch ein geometrisches Verfahren in einem Kreise oder auf einer Kugeloberfläche beschriebene Curven erörtert. Die ersten nennt er Rhodoneen, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer Rose, die andern Clelien zu Ehren der Gräfin Clelia Borromei, weil diese, wie er sagt, im Stande war, den Wohlgeruch eines geometrischen Blumenstraußes zu würdigen. In einer verbesserten und erweiterten Umarbeitung dieses Buches (Flores geometrici ex rhodonearum et claeliarum descriptione resultantes, quos una cum novi expeditissimi Mesolabii auctario. Florentiae 1728. 4.) beschreibt er eine neue Art von Mesolabium, dessen Erfindung allein ihm schon einen ehrenvollen Namen in der Wissenschaft sichern würde. Sein Ruf hatte sich indessen schon weit über die Grenzen seines Vaterlandes verbreitet und man versäumte nie, bei wichtigen, in sein Fach schlagenden Angelegenheiten seinen Rath einzuholen. So folgte man seinen Vorschlägen bei den Maßregeln, welche zur Verhütung der durch den Reno veranlaßten Ueberschwemmungen genommen werden mußten, und es gelang ihm, den zwischen den Bewohnern von Bologna und Ferrara über die nöthigen Vorkehrungen entstandenen Zwistigkeiten zu schlichten. Zur Belohnung seiner Bemühungen erhielt er die Stelle eines Oberaufsehers über das Wasserbauwesen in Toscana, auch befahl der Papst, ihm die früher entzogene Abtei St. Michael wieder zurückzugeben. Obschon sein Amt und seine Professur seine Zeit vielfach in Anspruch nahmen, so fand er doch noch Muße genug, die Ergebnisse seiner Forschungen in fleißig gearbeiteten Schriften

1) Vergl. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des musiciens. Tom. IV. p. 82.

niederzulegen. Dahin gehören seine Abhandlung über den Kegelschnitt (Sectionum conicarum synopsis. Neapoli 1737. 8.); sein Brief über den Nutzen einer Sternwarte auf Universitäten (Lettera al Sig. senatore Pier-Francesco Ricci sopra il benefizio d'una specula astronomica in una università in Ang. Calogera's Raccoltà d'opuscoli scientifici e filologici. Venezia 1728 seq. 12. Tom. XX.) und seine Lehrbücher der Mechanik, der praktischen Arithmetik und der Geometrie (Instituzioni meccaniche. Firenze 1739. 8. Instituzioni di aritmetica practica. Ibid. 1740. 8. Instituzioni geometriche. Ibid. 1741. 8. und Elementi geometrici piani e solidi. Venezia 1759. 8., welche letztere erst nach seinem Tode erschien). Neben diesen mit seinem Lehramte zusammenhängenden Arbeiten wandte Grandi seine Aufmerksamkeit auch andern Fächern zu, wie sein Schreiben über den Ursprung der italienischen Sprache (Epistola ad Virginium Valsecchium, in Muratori's Antiquitates Italicae) und seine Abhandlungen über die vielbesprochene Pandektenhandschrift zu Pisa (Epistola de Pandectis. Pisae 1724. 4. Nov. ed. ibid. 1727. 4. Vindiciae pro Epistola. Pisae 1728. 4. und Nuova disamina della storia delle Pandette Pisane e di chi prima la ramentava. Faenza 1730. 4.) zur Genüge beurkunden. In den letzteren suchte er zu beweisen, daß Pisa die bei der Eroberung von Amalfi im J. 1137 entdeckte berühmte Pandektenhandschrift besitze und daß diese die zuverlässigste der noch vorhandenen sei. Obschon Andere diesen Vorzug der florentinischen zugestehen, so hat doch Grandi, ohne Jurist zu sein, auf Vieles aufmerksam gemacht, was selbst die berühmtesten Rechtslehrer der neuesten Zeit dankend anerkannten [2]). Grandi, welcher sich stets einer guten Gesundheit erfreute, wurde in Folge seiner allzugroßen geistigen Anstrengung in den beiden letzten Jahren seines Lebens von einer solchen Körperschwäche befallen, daß er sein Gedächtniß fast vollständig verlor und zu jeder Arbeit unfähig war. Er starb am 4. Juli 1742 zu Pisa. Zwei Biographien, die eine von einem Ungenannten (Memorie per servire alla vita del abbate Grandi. Massa 1742. 4.) und die andere von seinem Schüler Giovanni Maria Ortes (Vita de Padre D. Guido Grandi, abbate Camaldolesse. Venezia 1744. 8), welche ebenfalls ohne den Namen des Verfassers erschien, rühmen seine Verdienste nach Gebühr. Eine Sammlung seiner sämmtlichen Schriften in 44 Bänden, welche sein Ordensgenosse Ambrogio Soldani zu einer nicht zu Stande gekommenen Gesammtausgabe vorbereitet hatte, befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Pisa [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIDIER (Cornelius), Arzt, geboren zu Cassel am 20. Febr. 1757, studirte Medicin in Göttingen und dann in Rinteln, wo er auch 1784 promovirte. Er ließ sich dann in Cassel nieder, wurde 1787 Landphysicus der cassel'schen Aemter, 1801 Mitglied des Collegium medicum und Hofrath, 1821 Director des Obermedicinalcollegiums, aber schon 1824 wurde er auf sein Ansuchen in Ruhestand versetzt. Grandidier hatte Antheil an dem von Piderit herausgegebenen Dispensatorium electorale Hassiacum. 1806 und war Herausgeber von: Repertorium über die kurh. Medicinalgesetze Cassel 1814. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRANDIDIER (Philippe André), französischer Historiker, am 9. Nov. 1752 zu Strasburg geboren, war der Sohn wohlhabender und angesehener Aeltern und zeichnete sich schon in früher Jugend durch rastlosen Fleiß und durch eine seltene Vorliebe für das Studium der Geschichte aus. In seinem zehnten Jahre hatte er bereits für seinen eigenen Gebrauch einen Abriß der römischen Geschichte und ein Handbuch der Mythologie verfaßt, welche Arbeiten sich des Beifalls seiner Lehrer erfreuten und ihm die ermunternde Unterstützung angesehener Gönner erwarb, unter denen sich auch der Cardinal Prinz Constantin, Fürstbischof von Strasburg, befand. Nachdem er in seinem 13. Jahre seine Gymnasialstudien beendigt hatte, entschied er sich für den geistlichen Stand, da er aber noch weit von dem zum Empfang der Weihen nöthigen Alter entfernt war, so beschloß der Bischof, welcher durch Wohlthätigkeitssinn und Wissen über viele seiner Zeitgenossen, welche kirchliche Würden bekleideten, hervorragte, den vielversprechenden jungen Mann auf eine seinen Talenten und Neigungen entsprechende Weise zu beschäftigen, was er am besten dadurch thun zu können glaubte, daß er ihn verwendete, um die in einem trostlosen Zustande befindlichen bischöflichen Archive zu ordnen. Grandidier entledigte sich dieses Auftrages mit solchem Eifer und Geschick, daß er im J. 1771 zum Archivar des Bisthums Strasburg ernannt wurde. Er hatte indessen fleißig die ihm dargebotene Gelegenheit benutzt, um die Geschichte seines Bisthums aus den Quellen zu studiren und beschloß die Ergebnisse seiner Studien in einer ausführlichen Geschichte des Bisthums darzulegen. Aber nur die beiden ersten bis zum Jahre 965 reichenden Bände dieses Werks (Histoire de l'évêché et des évêques de Strasbourg. Strasb. 1777—1778. 4. 2 Voll.), welches auf acht Bände berechnet war, wurden gedruckt, da sie einen drohenden Sturm seiner Standesgenossen in der Diöcese gegen ihn hervorriefen. Man konnte ihm nicht verzeihen, daß er die Unechtheit und Lächerlichkeit mehrer alten Legenden klar bewiesen und verschiedene päpstliche Bullen, auf welche die Geistlichkeit der Diöcese ihre Vorrechte gründete, geradezu als untergeschoben erklärt hatte. Dazu kam noch der Tod seines Gönners, des Fürstbischofs Constantin, denn dessen Nachfolger, der durch die berüchtigte Halsbandgeschichte bekannte Cardinal von Rohan, entzog dem Verfasser jede früher dem Werke geleistete Unterstützung. Am meisten kränkten ihn aber die Angriffe des Klerus, der seinem Aerger in gehässigen Flugschriften Worte verlieh und besonders seine religiöse Gesinnung zu verdächtigen suchte.

2) Vergl. Fr. C. v. Savigny, Gesch. des Römischen Rechts im Mittelalter. Bd. 3. S. 462. 3) Vergl. *Ang. Fabroni*, Vita Italorum doctrina excellentium. Vol. VIII. p. 186 seq. *J. F. Montucla*, Histoire des mathématiques. Tom. III. p. 7 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 292 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 642. *Tipaldo*, Biographia degli Italiani illustri. Tom. VII. p. 480.

Selbst der Beifall des Papstes Pius VI., welcher ihm zur Belohnung seines wissenschaftlichen Eifers das päpstliche Kreuz mit der Umschrift: Virtutis, scientiae, laboris praemium überreichen ließ, vermochte ihn nicht zu beruhigen und der Kummer zog ihm eine heftige Krankheit zu, von der er sich nur schwer erholte. Nach seiner Genesung faßte er zwar den Entschluß, sich nie mehr mit historischen Forschungen zu befassen, die ihm angeborene Neigung erhielt bald wieder die Oberhand und so erschien er alsbald wieder auf dem literarischen Kampfplatze mit dem Mémoire sur l'état ancien de la ville de Strasbourg (Strasb. 1778. 4.), dem Mémoire pour servir à l'histoire des poëtes du XIIIe siècle, connus sous le nom de Minnesinger und der Notice sur la vie et les ouvrages d'Ottfrid, poëte allemand (in der Bibliothèque du Nord, année 1778); neuen Verdruß bereiteten ihm wieder seine Essais historiques et topographiques sur l'église cathédrale de Strasbourg (Strasb. 1782. 8.). Kleinliche Verfolgungen und Verleumdungen konnten ihn aber jetzt in seinem Streben nicht mehr irre machen, da er des Beifalls und der Achtung aller gelehrten und unparteiischen Männer gewiß war. Auch seine Mitbürger gaben allmälig ihr Vorurtheil gegen ihn auf und überdies wurde er zur Anerkennung seiner Verdienste nach und nach zum Pfründner des hohen Chores am Münster, zum Obervicar des Bisthums Boulogne, zum apostolischen Protonotar und zum Historiographen von Frankreich ernannt und viele Akademien Frankreichs und Teutschlands beeilten sich, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Der von ihm zu den von Walter gestochenen Vues pittoresques de l'Alsace (Paris 1785, sept livraisons in 4.) gelieferte historische Text fand großen Anklang, wodurch er bewogen wurde, das von ihm gesammelte reiche Material zu einer Geschichte des Elsasses zu verarbeiten. Der Prospectus, welcher im J. 1785 ausgegeben wurde, erregte die größten Erwartungen, welche auch durch das Werk selbst vollständig gerechtfertigt wurden. Leider wurde aber das Werk, nachdem der erste Band (Histoire ecclésiastique, militaire, civile et littéraire de la province d'Alsace. Strasb. 1787. 4. Tom. I.) nebst einem die Urkunden enthaltenden Stücke des zweiten Bandes gedruckt war, unterbrochen, indem der Verfasser, welcher durch übertriebene Arbeit seine Gesundheit untergraben hatte, auf einer Reise am 11. Oct. 1787 in der Abtei Lucelle einer hitzigen Krankheit im 35. Lebensjahre unterlag. Das erwähnte Werk soll im Manuscripte gänzlich vollendet gewesen sein, der erschienene erste Band enthält die Geschichte des Elsasses unter den Celten und Römern bis auf Clodwig und behandelt den Stoff in gefälliger und bequemer Fassung, ohne deshalb weniger gründlich zu sein, als die früheren Schriften desselben Inhaltes, was Grandidier leicht war, da er auf den Schultern des gelehrten Schöpflin stehen konnte, obschon es ihm ebenso wenig an umfangreichem Wissen und historischem Scharfsinn fehlte. Wie unermüdlich er im Einsammeln des Materials war, welches er später noch zu bearbeiten beabsichtigte, beweist sein handschriftlicher Nachlaß, aus welchem später noch mehre Monographien herausgegeben wurden, nämlich die Geschichte des Lièvrethales (Histoire de la Vallée de Lièvre. Sainte-Marie-aux-Mines 1810. 8.) und die Uebersicht der Geschichte der Stadt Sultz (Notice historique sur l'état ancien de la ville de Sultz, département du Haut-Rhin, mise au jour par M. Méglin. Strasb. 1817. 8.). Außer den größeren Schriften lieferte Grandidier auch viele Aufsätze in verschiedene Zeitschriften Frankreichs und Teutschlands, von denen hier besonders die Notice sur Séb. Brandt (in dem Journal des Savants, Decembre 1788) und die Lettre sur l'origine des francs-maçons in des Marquis de Luchet Essai sur la secte des illuminés zu erwähnen sein dürften; auch sendete er fleißig Beiträge zu der Germania sacra und zur neuen Ausgabe des Lebens der Heiligen von Godescard. In der Handschrift hinterließ er zum Druck fertig einen Nekrolog der berühmten Männer und Gelehrten des Elsasses, ein Brevier zum Gebrauch der Diöcese Strasburg, ein Gedicht La Dohomacie und Mémoires sur l'origine et les progrès de la lépre, welche letzteren ihres wichtigen Inhaltes wegen wol veröffentlicht zu werden verdienten. Durch Grandidier's Tod verlor Frankreich jedenfalls einen seiner gründlichsten Historiker, dessen Verdienste in Teutschland bereitwilliger anerkannt wurden als in seinem Vaterlande. Ein teutscher Beurtheiler [1]) seiner Leistungen sagt von ihm: „Ein frühzeitiges Genie, ganz für Geschichte geboren, mit kritischem Forschungsgeiste, mit der trefflichsten Darstellungsgabe, mit Leichtigkeit und Klarheit im Vortrage ausgerüstet und mit einem seltenen Glück in Auffindung ungedruckter Urkunden begleitet, leistete er schon von seinem 19. Jahre an mehr als manche historische Graubärte." Daß übrigens seine Verdienste von seinen späteren Landsleuten mehr nach Gebühr gewürdigt wurden, als von den mit ihm lebenden, beweisen die nach seinem Tode erschienenen Versuche, seine einfachen Lebensschicksale und seine mannichfaltigen wissenschaftlichen Bestrebungen darzustellen, von Ph. Grappin (Éloge historique de M. l'abbé Grandidier. Strasb. 1788. 12.) und von L. Spach (Éloge historique de Grandidier. Colmar 1851. 8.) [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDIER (Urban), achtbarer, zu Sablé wohnhafter Aeltern Sohn, erwählte sich den geistlichen Stand und verdankte den Vätern der Gesellschaft Jesu die Pfarre zu S. Pierre du marché zu Loudun, neben welcher er auch ein Kanonicat an der dasigen Stiftskirche zum heil. Kreuz erhielt. Daß diese Pfründen einem Auswärtigen verliehen worden, sahen mehre Geistliche in

1) In der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung. 1788. Nr. 283.
2) Vergl. außer diesen beiden Biographien: Fr. C. G. Hirsching, Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen. Bd. 2. Abth. 2. S. 140. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 294. (Nouv. Ed. Tom. XVII. p. 333.) *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 445. Biographie générale. Tom. XXI. p. 644.

Loudun sehr ungern, und der Bevorzugte wurde ihnen sofort ein Gegenstand der Abneigung. Diese fand reichliche Nahrung in der Betrachtung von Grandier's Persönlichkeit. Einer der Charaktere, die überall, wo sie sich finden mögen, von der Natur zum Herrschen bestimmt erscheinen, verband er mit großem Talent eine seltene Willenskraft, und eine reiche Ader des Lebens hatte in ihm unverhohlen Gestalt gewonnen. Als ausgezeichneter Prediger hatte er schon um deswillen der Neider nicht wenig; vorzüglich grollte man ihm über eine Predigt, gehalten, um von dem Misbrauche eines privilegirten Altars abzumahnen. Ein fester, eindringlicher Geist gab in allen seinen Aeußerungen sich kund; ein Phänomen wurde er der kleinen Stadt. Aber ihm fehlte der religiöse und ethische Grund, über dem diese Anlagen sich entwickeln konnten. Ein starker Hang zur Wollust war ihm als Zugabe angeboren und wurde bald vollständig sein Meister. Sechzig unbescholtene Zeugen haben in seinem spätern Processe über die vielen Ehebrüche, Inceste, Sacrilegien und andere Gottlosigkeiten, die er in seiner Kirche, in der Nähe des Sacraments, ohne Unterschied der Tageszeit, zu jeder Stunde und in jedem Augenblicke verübt, rechtskräftiges Zeugniß abgelegt. Da Grandier diese Licenz vor seinem Gewissen beschönigen wollte, schrieb er eine Abhandlung gegen das Cölibat, die man neben verschiedenen obscönen Gedichten bei Untersuchung seiner Papiere fand. Die Aeltern, deren Töchter, die Männer, deren Frauen er verführte, wurden ihm zum Aeußersten gehässig. „Grandier se fit un ennemi puissant de Trinquant, procureur du roi à Loudun, dont il fut soupçonné d'avoir séduit la fille: une intime amie qui demeuroit avec elle, voulut bien cacher cette aventure, et se charger elle-même de la maternité; mais le public n'en voulut rien croire.“ Als wären der Feinde noch nicht genug, gewann er vor dem Officialat zu Poitiers gegen den Priester Mounier von Loudun einen Proceß, einen zweiten gegen sein eigenes Stiftscapitel. Eine mächtige Partei bildete sich, ihn zu verderben, oder wenigstens ihn zu nöthigen, daß er die Provinz verlasse. „Le promoteur de Poitiers donna une plainte contre lui, et l'accusa de crimes graves, vie licencieuse, impiété et profanations; l'évêque rendit une sentence qui le condamnoit à jeûner, au pain et à l'eau, tous les vendredis pendant trois mois; il l'interdit a divinir dans le diocèse de Poitiers pour cinq ans, et dans la ville de Loudun pour toujours.“ Der Haft entlassen, appellirte er an das Parlament zu Bordeaux und an den dasigen Erzbischof als den Metropoliten. „Sur l'appel, comme d'abus, le parlement renvoya l'affaire en la sénéchaussée de Poitiers, et par sentence de ce tribunal Grandier fut renvoyé absous, quant à présent (ab instantia).“ Bei Gelegenheit eines Besuches, seiner Abtei S. Jouin abgestattet, nahm der Erzbischof von Bordeaux die Sache vor; er annullirte den Spruch des Officials von Poitiers, hob die Interdiction auf und erklärte den Grandier der Anklage ledig, doch den Rath ihm ertheilend, daß er seine Beneficien vertausche. Statt dessen zog Grandier triumphirend, einen Lorbeerzweig in der Hand, zu Loudun ein. Sofort belangte er einen der reichsten Einwohner, Dutribaut, der ihn insultirt hatte, und der Mann wurde bruit Arrêt des pariser Parlaments monirt und getadelt. Grandier schickte sich auch an, die Denuncianten, sowie seine heimlichen Gegner zu verfolgen, von ihnen dommages intérêts zu fordern. So wurde er der Tyrann des Ortes, Gegenstand der Furcht und des Schreckens für die Schwachen und eines unversöhnlichen Hasses für die Starken. Während in solcher Weise die Katholiken ihm abgeneigt waren, hatten die Hugenotten für ihn Partei genommen. Loudun mit seiner Burg war in früheren Zeiten ihr Waffenplatz gewesen, und viele der dort noch seßhaften Calviniſten urtheilten nicht ohne Grund: Grandier nach seiner innersten Ueberzeugung gehöre ihnen an, und nur der unvermeidliche Verlust seiner Pfründen halte ihn ab, offen zu ihnen überzutreten. Sie nahmen daher ohne Bedenken Partei für ihn; freilich in Zeiten, wo ihrer Confession Stärke gebrochen und Richelieu den eisernen Scepter schwang, gefährliche Bundesgenossen. Von der andern Seite wuchs die Thätigkeit in dem Bestreben, den Sturz des Gehaßten herbeizuführen. Ein Kloster des damals noch neuen Ordens der Ursulinen war seit 1626 in Loudun entstanden. Vierzehn Mädchen, alle von guten Familien, adelige und unadelige, insgesammt unbescholtenen Lebens, hatten in einem Hause sich zusammengethan und fristeten, unter der Leitung eines Directors, bei ihrer Armuth den Bestand der Genossenschaft durch das von ihnen angelegte Pensionat. Die Sache war in den gewöhnlichen Geleisen in diesem beginnenden Kloster fortgegangen, da starb der Director; Grandier, im Vorschlag zur Nachfolge, wurde von der révérende mère verworfen und statt seiner Mignot, einer der Gegner Grandier's, von dem Convent gewählt. Das Kloster war etwas früher durch nächtlichen Spuk oder, wie die Gegner sagten, durch den Muthwillen einiger Pensionisten beunruhigt worden: „quelques-unes de ces jeunes filles se divertirent à contrefaire les revenans; le bruit s'en répandit bientôt dans la ville. Moussaut, confesseur de cette communauté, instruit du secret de ce badinage, ne s'y opposa point; il espéroit faire servir cet évènement à l'exécution de ses desseins. Les esprits qui avoient commencé à faire des malices sans conséquence, devinrent des diables, et s'avisèrent d'aller se nicher dans le corps des religieuses, et bientôt on annonça que ces filles étoient possédées par sortilège et maléfice, par l'opération de Grandier. Les esprits étoient disposés à y croire; d'ailleurs ceux qui gouvernoient les ursulines de Loudun leur présentoient des motifs d'intérêt et de piété, pour les faire entrer dans leurs vues; c'étoit, disoient-ils, une action méritoire auprès de Dieu, de perdre un prêtre hypocrite et débauché, l'opprobre de son état, le scandale de la religion; leur propre intérêt les y engageoit: malheureuses victimes de la scélératesse d'un homme, et de la malice des dé-

mons, elles devoient, disoit-on, s'attendre à recueillir d'abondantes aumônes.“ Es ergaben sich unter den Nonnen bedenkliche Zeichen, die man im Ursprunge für Symptome weiblicher Krankheit hielt und in der Stille zu beseitigen suchte. Die Zeichen mehrten sich und wurden auffallender; man fand sich veranlaßt, die Aerzte zu entlassen und Exorcisten zu Hilfe zu rufen. Dunkle Gerüchte durchflogen die Stadt, bald glaubte man den eigentlichen Thatbestand zu wissen; 14 Nonnen zeigten sich besessen, die Leute nahmen ihre Kinder zurück, und während Mangel und Noth bei den Klosterfrauen einkehrten, galten sie den Einen als solche, die von Gott verlassen, den Andern als Närrinnen und hysterische Visionaire. „La possession des religieuses de Loudun devint bientôt un spectacle pour toute la ville, on accouroit voir leurs convulsions: elles parloient latin, faisoient beaucoup de choses extraordinaires et dans leurs accès, elles disoient hautement que c'étoit Grandier qui étoit l'auteur de leur possession.“ Monate lang wollten die Nonnen den Fürchterlichen allnächtlich an ihren Betten gesehen haben, unaufhörlich ihnen Böses zumuthend; ihre Aussagen fanden Glauben, zumal als man sah, daß sie in der bittern Armuth unbescholten blieben und alle Pflichten ihres Standes mit Eifer und Genauigkeit erfüllten. Im Exorcismus wurde Grandier einstimmig von den Geistern als derjenige genannt, von welchem die Besessenheit ausgehe. In die Massen der Leidenschaften, von welchen die Stadt erfüllt war, war der zündende Funke geworfen. Alle nahmen für oder gegen die Obsession Partei; Grandier und seine nähern Anhänger blieben begreiflicher Weise nicht müßig und gewaltige Gährung regte sich in der kleinen Stadt. Sie wurde noch erhöht durch die Ankunft des Staatsraths Laubardemont und dessen Auftrag, die Burg in Loudun schleifen zu lassen. „Mignon et tous ceux de son parti l'allèrent voir, et lui insinuèrent que Grandier étoit l'auteur de la Cordonnière de Loudun (c'étoit une satire qui paroissoit lors contre la naissance, la famille et le ministère du Cardinal). Les capucins se joignirent à Mignon, dirent la même chose à Laubardemont, l'écrivirent au Père Josef, et que s'étoit ce même prêtre qui avoit osé autrefois lui disputer le pas, prétendant qu'en qualité de premier ecclésiastique du Loudunois il devoit précéder l'évêque de Luçon, qui n'étoit pas dans son diocèse. Sitôt que Laubardemont et le Père Josef eurent écouté les plaintes contre Grandier et parurent favoriser Mignon, tous les diables que l'archevêque de Bordeaux avoit chassés se réveillèrent et revinrent accompagnés de plusieurs autres. Le couvent même fut trop petit pour les contenir, quoique sept ou huit d'entr'eux logeassent dans le corps d'une seule religieuse. Plusieurs filles de la ville, c'est-à-dire seulement celles que Mignon confessoit, furent possédées, obsédées ou maleficiées. Les noms de ces diables et leurs qualités se trouvent dans la Démonomancie de Loudun, imprimée en ce temps-là. Laubardemont, créature du Cardinal, eut de quoi faire sa cour à merveille auprès de Son Eminence, qui ne pardonnoit pas même le soupçon d'une injure; on fut étonné de le revoir promptement à Loudun avec une ample commission portant tout pouvoir contre Grandier. Sans aucune information il l'envoya dans le château d'Angers, se saisit de tous ses papiers, où il ne trouva qu'un traité contre le célibat des prêtres. On commença les procédures du procès, on entendit sans distinction tous ceux qui voulurent parler, diables et autres; la mère et le frère de Grandier donnèrent des causes de récusation, prirent à partie Laubardemont, appelèrent au parlement. Laubardemont se moqua de tout, aussi bien que l'évêque de Poitiers et son official; ils passèrent outre, sans garder aucune forme de justice. Laubardemont retourna à Paris prendre de nouvelles mesures avec le Cardinal et le Père Josef, apporta un arrêt du conseil qui autorisa tout ce qu'il avoit fait et cassa les autres procédures. Ce commissaire voulut néanmoins donner un air de vérité à la possession; on séquestra toutes les religieuses, mais elles furent toujours mises sous la conduite de Mignon, de Barré et de leurs adhérans. L'évêque de Poitiers parut encore sur la scène; ce fut pour rejeter les exorcistes qu'avoit donnés l'archevêque de Bordeaux; il nomma à leur place des Récolets, des Carmes, des Capucins, envoyés par le Père Josef avec de grands desseins; ils avoient pour but d'établir cette proposition qui se trouve dans les livres de leur fameux Père Tranquille: „„que le diable duement exorcisé est contraint de dire la vérité,““ et par là ils prétendoient prouver incontestablement la présence corporelle de Jésus-Christ au sacrement et les autres dogmes de l'Église. Mais ils espéroient surtout que cela leur donneroit lieu d'introduire une espèce d'inquisition, et que ce seroit un moyen assuré pour faire dépendre des ecclésiastiques les biens, l'honneur et la vie des particuliers, et principalement des hérétiques. Le Père Josef se rendit à Loudun incognito, pour examiner lui-même ce que c'étoit que cette prétendue possession, afin que, s'il trouvoit qu'elle eût assez d'air et d'apparence de vérité, il pût se mettre à la tête des exorcistes, s'attribuer la plus grande partie de la gloire d'avoir expulsé les démons, et s'acquérir une haute réputation de piété et de sainteté. Mais ce moine raffiné n'eut garde d'entrer dans cette affaire; il connut bientôt qu'elle n'étoit pas d'un homme de son importance, et qu'il falloit la laisser entre les mains de ses subalternes, qui étoient gens à se contenter de l'estime des bigots et du petit peuple, moyennant quoi ils ne se mettoient pas en peine d'être exposés à la risée du grand monde et des gens d'esprit. Jamais le Père Josef ne voulut souffrir que les jésuites eussent part dans ces exorcismes avant la mort de

Grandier: il ne jugeoit pas des Pères de cette illustre société comme des moines. Ceux qui la composent étant tous très éclairés, il ne doutoit pas qu'ils ne reconnussent bientôt la fin qu'il se proposoit dans la perte de Grandier, et que leur probité ne s'opposât à une si criante injustice. Il vouloit conserver leur estime et ne se servoit d'eux que dans des occasions où il falloit beaucoup de génie et de conduite. Quand Grandier fut mort, il les laissa faire. Les exorcistes, animés par les pensions considérables que le Père Josef leur fit donner, par les grandes espérances et par la présence de Laubardemont, recommencèrent donc avec toute la vigueur imaginable à faire parler les diables contre Grandier. On promit aux spectateurs qui venoient de toutes parts que trois démons sortiroient du corps de la prieure le 20. mai. Ces trois démons étoient Asmodée, Gresil des trônes et Amand des puissances; car je ne sçai ce que devint Astarot qui avoit tant paru: il ne se nomma plus. On demanda à la prieure en quelle forme ce démon étoit entré chez elle. En chat, repliqua-t-elle, en chien, en cerf et en bouc. — Quoties? continua l'exorciste. — Je n'ai pas bien remarqué le jour, „„parce qu'elle crut que quoties vouloit dire quando, qui signifie quand.““ Ce diable eut honte de s'être trompé. Le 20. mai étant donc arrivé Duncan, homme habile, s'y trouva, croyant voir des choses extraordinaires; mais il reconnut que c'étoient de pauvres diables qui ne savoient pas tenir leur parole ni faire rien de plaisant. La relation qu'il en fit dans ce temps-là est tout-à-fait divertissante. Bien lui prit d'être sous la protection du maréchal de Brézé; sans cela Laubardemont l'auroit puni d'avoir décrié la diablerie; car malgré le mauvais succès de cet acte, le commissaire fit dresser un procès-verbal de la sortie de ces trois diables, qui servit de preuves contre Grandier. L'évêque de Poitiers et son official visèrent la pièce, et y vinrent exprès, non pour examiner si la possession étoit véritable, mais pour l'assurer telle et la faire croire. C'étoit un crime d'en douter, disoit-on alors; le Roi, le Cardinal, le Père Josef, l'évêque de Poitiers, son official, Laubardemont la croyent, cela suffit; il faut être pire qu'un hérétique ou qu'un damné pour en douter. Un des exorcistes produisit contre Grandier une copie de la cédule qu'il avoit donnée au diable lorsqu'ils traitèrent ensemble. Ce religieux eut assez de crédit pour se la faire apporter par un démon, intime ami du garde des archives de l'enfer, qui la prit secrètement dans le cabinet de Lucifer. Ce pacte fait entre le prince des diables et Grandier est si horrible que je n'ai osé le rapporter. Grandier eut beau renoncer à ce pacte, ont voulut absolument qu'il l'eût fait et déposé entre les mains de Lucifer, dans un sabat où il s'étoit trouvé avec toute sa cour infernale.“ Die Beschaffenheit dieses Citates verstattete keine Theilung; wir sehen uns daher genöthigt, auf Dinge, die demselben vorhergehen, zurückzukommen. Grandier, Angesichts der ernsten Wendung, welche sein Handel zu nehmen drohte, wendete sich bittend an den Amtmann von Loudun und verlangte, daß die angeblichen Besessenen in Privathäusern unter Sequester gegeben würden. Der Bescheid ließ längere Zeit auf sich warten, dagegen einigten sich mehre der vornehmsten Bürger der Stadt zu einer Eingabe an den General-Procurator und den Bischof von Poitiers, worin um ihre Verwendung für die Beseitigung solch gefährlicher Umtriebe gebeten wurde. Der General-Procurator entgegnete, eine rein kirchliche Angelegenheit sei seiner Competenz fremd. Der Bischof gab keine Antwort. Die Kunde von den außerordentlichen Ereignissen zu Loudun verbreitete sich durch ganz Frankreich. Die Königin entsendete einen ihrer Aumoniers, damit er mit Augen sehe, was dort im Werke sei. In dieselbe Zeit fällt des Erzbischofs von Bordeaux Besuch in der Abtei S. Jouin, und die Ankunft dieser beiden Persönlichkeiten, die jedem Parteigeiste fremd waren, legte den höllischen Geistern Schweigen auf, die Besessenen befanden sich plötzlich frei. In der Besorgniß, die Besessenheit möge nach der Abreise des Erzbischofs von Bordeaux wieder eintreten, richtete Grandier eine Bittschrift an den Prälaten, des Inhalts, daß es ihm gefallen möge, andere Exorcisten zu bestellen, statt derjenigen, die seine ausgemachten Feinde wären; zugleich beantragte er die Sequestration der Nonnen. Der Erzbischof ernannte zu Exorcisten einen Priester aus Chinon, Namens Barré, den Pater le Seau, von der Gesellschaft Jesu aus dem Collegium zu Poitiers, und den Oratorianer Pater Gau, der zu Tours wohnhaft; dann bestimmte er die Form und die Ordnung der Exorcismen. Diese sollten in Gegenwart des Amtmanns und des Lieutenant-criminel von Loudun stattfinden, und war zur Ermittelung der Wahrheit die äußerste Vorsicht anempfohlen. Den Kostenaufwand für Reisen, für Behandlung der Kranken u. s. w. übernahm der Erzbischof. Mit dieser Verfügung verschwanden alle Spuren von Besessenheit, die früheren Exorcisten blieben zu Hause, die Nonnen schienen vollständig befreit und alles Gerede in der Stadt verstummte; die Klostergemeinde, von den Pensionairen verlassen, gerieth in Dürftigkeit. Des Laubardemont Anwesenheit gab ihren Freunden Gelegenheit, sich wieder geltend zu machen. Richelieu erhielt die Ueberzeugung, daß Grandier der Verfasser der Cordonnière de Loudun sei durch die auf gefangene Correspondenz Grandier's mit einem Frauenzimmer aus Loudun, das im Dienste und in der Gunst der Königin Mutter stand. Des Rangstreites, den er einstens, damals nur Prior von Coussay, mit dem Pfarrer von Loudun gehabt, wird der Cardinal wol selbst noch sich erinnert haben. Bei seiner Rückkehr nach Paris stattete Laubardemont Bericht ab von den Vorgängen in Loudun und Ludwig XIII. ermächtigte ihn am 30. Nov. 1633, aus den Jurisdictionen der Umgegend 13 der redlichsten und geschicktesten Richter auszuwählen und mit diesen in der Sache ohne Appell zu entscheiden. Bei

merkenswerth ist, daß, wie sehr auch die unterliegende Partei das Urtheil schalt, sie nicht wagte, die Rechtlichkeit der 13 Richter zu verdächtigen; sie hat ihnen nur, freilich nicht ohne Grund, allzu große Leichtgläubigkeit vorgeworfen. Grandier wurde als Gefangener in das Schloß zu Angers gebracht und nachmals zu Loudun in einem Privathause eingesperrt. Es nahmen die Verhöre und die Exorcismen ihren Anfang. Die von dem Erzbischofe von Bordeaux ernannten Exorcisten wurden verworfen; sie zu ersetzen, schickte der Bischof von Poitiers seinen Official, eben jenen, welcher in Betreff von Grandier den durch den Erzbischof cassirten Spruch erlassen hatte, und als zweiten Exorcist den Pater Lactantius; Capuciner und Karmeliter waren ihnen zugeordnet. Grandier's Angehörige verließen ihn nicht; seine Mutter und sein Bruder bemühten sich, in Bitt- und Denkschriften die Falschheit der gegen ihn erhobenen Anklage nachzuweisen; sie beantragten die Confrontation als ein Mittel, die Schelmerei der Nonnen darzuthun; denen war Grandier niemals zu Gesicht gekommen; dem Geiste, von dem sie besessen, mußte jedoch die Macht verliehen sein, verborgene Dinge zu entdecken, und demnach hatten sie ihn bei dem ersten Anblick zu erkennen. Hierauf sich stützend, verlangten Grandier's Angehörige, daß man ihn und zugleich drei oder vier Geistliche, die ihm von Gestalt ähnlich, den Nonnen vorstelle, und sie hofften, daß, wenn auch einige von diesen nach den ihnen gemachten Mittheilungen den rechten Mann herausfinden würden, mehre der Besessenen einem Irrthum verfallen, statt Grandier einen seiner Begleiter bezeichnen könnten. Hiermit wäre aber der Sage von der Besessenheit ein tödtlicher Stoß beigebracht worden, und der Vorschlag wurde verworfen. Gleichzeitig vereinigten sich die vornehmsten Einwohner von Loudun, nach vorgängiger Berathung, zu einer Eingabe an den König, worin über die in der Commission waltenden Verkehrtheiten, über die verfänglichen, die angebliche Besessenheit betreffenden Schriften, über die skandalösen, selbst in Laubardemont's Gegenwart gehaltenen Predigten, über die gegen mehre anständige Personen verübten Gewaltthaten geklagt und supplicirt wurde, „qu'on leur ouvrit les tribunaux ordinaires de justice, et qu'il leur fût permis de se pourvoir au parlement de Paris, tant par appel comme d'abus, qu'autrement. La commission de Loudun n'eut pas plutôt appris ce qui c'étoit passé dans l'assemblée où on avoit rédigé le placet, qu'elle manda les officiers du bailliage et les échevins de la ville, et leur fit défense, ainsi qu'à tous autres, de tenir à l'avenir pareilles assemblées, ni faire aucune entreprise sur la juridiction de la commission." Laubardemont begann damit, die Depositionen der Zeugen zu vernehmen; darunter auch die, welche man vorher mit ihrem Zeugniß weggeschreckt. Die Besessenen wurden in verschiedenen Häusern abgesondert und dann in ihren ruhigen Zeiten verhört; die Reden, die sie während ihrer Paroxismen, die der Exorcismus, vom Bischof von Poitiers ausgesprochen, jedesmal herbeiführte, vorbrachten, sollten nur als Indicien für die weitere Untersuchung gelten. Ihr ganzes Leben wurde der schärfsten Untersuchung unterworfen; nie betraf man die Aussagen von 20 Individuen auf einem Widerspruche. Drittehalb Monate fortgesetzter Exorcismus hatte mit Evidenz nachgewiesen, daß sie wirklich im Zustande der Obsession sich befanden, denn sie hatten alle Zeichen, welche die Kirche fordert, um das Urtheil darüber zu bestimmen. Von den Exorcismen schreibt ein Augenzeuge, Denesde (Msc.): „Le mardi 15. d'août, jour de la glorieuse assomption de la Vierge, j'ai parti de Poitiers pour aller à Loudun, où j'arrivai le lendemain à neuf heures du matin; à l'après-dîner je fus à l'exorcisme qui se faisoit tous les jours deux fois, depuis pâques dernier, dans l'église de sainte Croix de Loudun, à l'endroit de la dame Supérieure des Ursulines du dit lieu, et la soeur Agnès, professe depuis peu, fort belle fille, et toutes deux étoient possédées de plusieurs démons. A cedit exorcisme, un soir ne fut travaillée que la dame Prieure, laquelle le fut tellement, que tout le monde s'étonnoit de voir ses étranges postures; car elle étoit couchée, mettoit ses pieds et ses mains joints sur l'échine, avec des entorses étranges, teroit la langue épaisse, enfloit le col et la gorge, se mettoit en un petit morceau, comme une boule, n'étant tout son corps supporté que de son coude, alloit en serpent, et roidit les doigts de ses mains si fort, que nul ne les put faire plier; et après tant d'efforts et de secouement de tête, elle ne fut aucunement émue, car je lui maniai la main la plus tempérée du monde; ensuite le père récollet exorciste, tenant la sainte hostie en ses mains, commanda au diable de dire ce que c'étoit, lequel après avoir vomi quantité de blasphêmes, et juré qu'il n'en feroit rien, fut enfin contraint de dire que c'étoit la chair et le sang de celui qui s'est donné pour son amour, on commanda au diable de le répéter, pour ce que quelqu'un ne l'avoit point ouï; il jura qu'il n'en feroit rien, et qu'on le devoit entendre quand il l'a dit, disant qui a des oreilles entende, qui a des yeux voye, qui a des coeurs conçoive, et qui a la foi, croye; enfin on l'obligea de répéter, tellement qu'il dit, c'est la chair de celui qui à donné sa vie pour le salut des humains, celui qui nous a ouvert le paradis, et plusieurs autres honneurs de la sorte qu'il donna au Saint-Sacrement, lequel il fut contraint d'adorer après plusieurs refus; et *je remarquai que le Père parloit tout bas, de sorte que nul des plus proches ne l'entendoit*, et le diable dans le corps de la fille, éloignée et tournant le dos, répondit en blasphémant, se tourna vers le Père et dit qu'il n'en feroit rien, se retournant encore; enfin, *le Père parlant toujours bas*, le diable vint adorer. Bref se fit plusieurs autres choses dont je ne pus me souvenir. Le lendemain jeudi au matin, je fus à saint Pierre-du-Mastray, devant les carmes, où fut exorcisée Isabeau Blanchard, séculière, par un

Père carme; elle avoit un diable fort joyeux, car elle rioit de tout. Le diable parla de ce qu'il faisoit, et du secours qu'il donnoit à Grandier, prétendu magicien: ainsi fit plusieurs contes, mais aussi de furieuses postures, d'aller en avant et en arrière, sur l'échine, en serpent, en tournant en plusieurs autres façons, se donnant du front contre l'estomac, et du derrière de la tête contre l'échine, sans cesse un bon demi-quart d'heure, et après tout cela se remettre et être gai comme devant: de plus une hostie consacrée, de laquelle on voulut communier la fille, demeura par un bout, une heure et demie durant, attachée aux lèvres de sa bouche, tantôt à l'inférieure, tantôt à la supérieure, et aussi sur une dent; mais le Saint-Sacrement y touchoit si peu, qu'on eût cru qu'elle devoit tomber souvent; néanmoins, pour toutes choses qu'elle fit en ses violentes contorsions, jamais elle ne tomba qu'une fois, qu'elle étoit en repos, et ce par une malise du diable, qui prit son temps de la faire tomber sur le mouchoir de la fille, où il le reprit avec la langue, et l'avala, et rapporta du fond de l'estomac par sept fois, et encore jamais l'hostie ne toucha contre terre, dans les contorsions que la fille eut, bien qu'elle se couchât et vautrât étrangement. Le diable dit aussi à une petite fille d'un ministre: Où est son père, que ne nous vient-il exorciser? dont on s'étonna, et dit-on qu'elle ne le connoissoit point. Je vis aussi le même jour exorciser soeur Claire dans l'église du château, par un Père capucin, où elle eut de grandes et furieuses contorsions, et des cris effroyables; elle ne dit pas grand'chose: il y avoit tant de monde, que l'exorciste fut contraint de se retirer dans la sacristie avec la fille et le lieutenant criminel d'Orléans, l'un des commissaires. Je vis aussi le vendredi matin soeur Isabelle Barot, exorcisée à la grille du parloir de saint Ursule; elle ne fit pas grand'chose, sinon aboyer comme un chien." Hören wir nun wieder die entschieden für die Besessenheit sich aussprechende Stimme. In Bezug auf das Verständniß der Sprachen stellte de Launay de Razilly, der lange in Amerika gewohnt, das Zeugniß aus: daß er mit den Besessenen in der Sprache einiger eingeborenen Stämme dieses Landes geredet; daß sie ganz angemessen darauf geantwortet, ihm auch mehre Sachen entdeckt, die sich dort begeben. Einige Edelleute aus der Normandie bezeugten, daß sie der Schwester Clara von Sazilly in türkischer, spanischer und italienischer Sprache Fragen gestellt, und daß sie ihnen befriedigend geantwortet. H. v. Nismes, Doctor der Sorbonne, einer der Aumoniers des Cardinals von Lyon, hatte seine Fragen in teutscher und griechischer Sprache gestellt; P. Vignier, Superior der Oratorianer, ebenso einen ganzen Nachmittag hindurch in der letzten Sprache; beide waren vollkommen befriedigt worden. Der Bischof von Nimes hatte der Schwester Clara auf griechisch geboten, ihren Schleier zu heben und das Gitter zu küssen; sie hatte gehorcht und noch viel Anderes gethan, sodaß sie sagte: man müsse ein Thor oder ein Atheist sein, um nicht an ihre Besessenheit zu glauben. Die Aerzte befragten sie gleichfalls über griechische, nur den Kundigen bekannte Ausdrücke ihrer Wissenschaft, und erhielten deutliche Auskunft. Ebenso befolgten die Ergriffenen Gebote, die nur innerlich ihnen aufgegeben wurden. Der Prior von Maillegais machte einen solchen Versuch; er sagte dem Kanonicus Fernaison ins Ohr: wie er wolle, daß die Besessenen im Missale, das am Gitter lag, den Finger auf den Anfang der Messe der heil. Jungfrau, und die Worte: Salve, sancta parens, lege. Der Exorcist, v. Morans, der Nichts von diesen Worten gehört, gebot nun, der Intention des Priors Folge zu leisten. Sie fiel in starke Zuckungen, sprach Blasphemien, nannte den Prior, den sie nicht kannte, bei Namen, und faßte, nach wiederholten Geboten, das Missale, sagend: ich will beten, und nun die Augen abwendend, legte sie den Finger auf das große S am Eingange dieser Messe. Man nahm ein Protokoll über diesen Vorgang auf. Als der von Millieres knieend beim Exorcism der Schwester Clara betete, fragte ihn diese, ob er ein de profundis für seine Frau bete, und so verhielt es sich. Der Schwester Louise von Nogaret bezeugte der Marquis de la Mothe, daß sie ihm den Zustand seines Herzens aufgedeckt habe. Pater Surin, dessen Wahrhaftigkeit die heftigsten Gegner nie zu verdächtigen wagten, bezeugt, wie Johanna, die Oberin, ihm viel hundertmal die geheimsten Dinge enthüllt, und wie ein Priester seines Ordens ein inneres Gebot an den Dämon gerichtet, dann es ebenso innerlich durch ein zweites widerrufen, und so bis zum siebenten hin, und nun rief er: obediat ad mentem. Die Besessene wiederholte das Erstgebotene und sagte dann: aber der Herr will nicht, und so fuhr sie fort mit allen sechsen nach einander, worauf sie dann beim siebenten endlich sagte: so laßt uns denn die ausführen, wobei er stehen geblieben! Ebenso kamen sie auf die Gebote der Exorcisten aus fernen Räumen herbei. Sie überraschten diese durch schnelle Antworten, die sie auf die schwersten theologischen Fragen über die Gnade, die Anschauung Gottes, die Engel und die Incarnation, und zwar in den Ausdrücken der Schule, gaben. Sie schauten in die Ferne, wie sie ins Innere der Seele blickten; und wenn die Oberin Johanna dem P. Surin, nach seinem Zeugniß, die Geheimnisse auch derjenigen, deren Führung er in seinem früheren Aufenthalte zu Marennes übernommen, entdeckte, machte Kerioles, Parlamentsrath zu Rennes, eine für sein Leben entscheidende Erfahrung von dieser Gabe. Versunken in alle Laster, ohne Religion und Glauben, ein wüthender Atheist, war er so rabiaten Trotzes, daß er, wenn ein Gewitter am Himmel aufstieg, seine Pistolen gegen ihn richtete, und als einst der Blitz in sein Zimmer schlug, er von Feuer und Flammen umgeben, während alle seine Leute um Barmherzigkeit schrieen, allein in Spott und Hohn sich ergoß. All sein Sinnen war nur darauf gerichtet, Böses zu thun, Böseres als alle Andern; einmal war er Willens, in der Türkei Muhammedaner zu werden

nur damit er Gelegenheit finde, den Christen allen erdenklichen Schaden zuzufügen. Wie all sein Sinnen und Trachten nur auf Greuel und Laster gerichtet war, kam er auch nach Loudun in solcher Absicht; Surin meint, daß man kaum noch einen Menschen gesehen habe verzweifelter und lasterhafter als diesen. Gleich bei seiner Ankunft ergoß er seinen Spott über die Nonnen und erklärte sie sammt und sonders für verrückt. Dies änderte sich sehr bald; bei der ersten Beschwörung, wo er zugegen war, sagten ihm die Besessenen die heimlichsten Dinge, die Niemand wissen konnte als er selbst, sodaß er zum Aeußersten betroffen schien. Er kam zum zweiten Mal und wurde nun so bewegt und umgekehrt, daß er der schwersten Buße sich unterzog und fortan ein heiliges Leben führte. Er verkaufte sein Amt, wurde später Priester und verwandelte sein Haus in ein Hospital. Mehr als 50 Aerzte nach einander erklärten in authentischen Protokollen, daß alle Kräfte der Natur das von den Besessenen leiblich Geübte übersteige. Auf der Exorcisten Gebot gingen sie sogleich, ohne die geringste Aenderung im Pulse, in die heftigsten Convulsionen über; das Gesicht war furchtbar anzuschauen, die Zunge trat schwarz, dick, hart und mit Pusteln besetzt aus dem Munde, ohne daß sie dies am deutlichen Sprechen hinderte. Sie stützten sich allein auf den Bauch, legten die Handflächen an den verdrehten Armen auf die Fußsohlen, oder warfen den Kopf an die Fersen zurück und liefen also schnell und viel umher. Sie wachten fortdauernd und fasteten manchmal ununterbrochen 5—6 Tage, ohne daß es ihrer Gesundheit nachtheilig war, vielmehr die der Schwächern befestigt schien. Sie schliefen oft plötzlich ein; in der Francisca Filastreau hörte man dann bei festgeschlossenem Munde viele Stimmen sich zanken, welche von ihnen reden solle. Die Elisabeth Blanchard sah man mehrmals in ihren Convulsionen, die Füße nach Oben, den Kopf abwärts an einem Stuhle oder Fenster ohne Stütze sich halten. Die Oberin Johanna blieb einmal, laut Protokolls, 2 Fuß über der Erde schwebend. Der Länge nach liegend, wurden sie, ohne die mindeste Bewegung von ihrer Seite, Bildsäulen gleich, aufgehoben. Viele wurden biegsam, wie ein Streifen Blei, sodaß man sie in jede Form einbiegen konnte, die ihnen dann längere Zeit blieb. Andere streckten links und rechts die Beine also aus einander, daß ihr Perineum den Boden berührte; der Körper gerade aufgerichtet, die Hände gefaltet. Bei der Oberin betrug die Entfernung des einen Fußes von dem andern in dieser Stellung 7 Fuß, obgleich sie nur 4 Fuß hoch war. Am 9. Mai 1635 kam Monsieur, des Königs Bruder, nach Loudun, um sich Vorgänge anzusehen, von denen der Ruf ganz Frankreich erfüllte. Am folgenden Tage verfügte er sich nach der Kirche der Ursulinen, wo Elisabeth Blanchard zur Communion gehen sollte. Sie war von sechs Geistern besessen, deren einer, Astaroth, bald sich regte; dem Exorcismus folgten Convulsionen, sodaß die Blanchard, zuckend und sich wälzend, zu den Füßen des Priesters kroch, der ihr das heil. Sacrament auf die Lippen legte, dem Dämon zugleich gebietend, nichts Unehrerbietiges dagegen vorzunehmen, oder auch nur die Hostie irgend zu befeuchten. Sogleich wurde die Besessene zu Boden geworfen und dreimal nach Rückwärts umgebogen, sodaß sie den Boden mit den Füßen und der Nasenspitze berührte, wobei es den Anschein hatte, als wolle sie die Hostie an der Erde reiben, indem sie ihr bis auf Papierdicke damit nahte. Als der Exorcist dieses wiederholt untersagte, richtete der Dämon das Mädchen wieder auf und blies die Hostie an, die man auf dessen Lippen erblickte, bewegt wie ein Baumblatt im Luftzuge und zwischen den Lippen oscillirend. Als der Exorcist nun den Belzebuth beschwor, ihr ins Antlitz aufzusteigen, schwoll der Hals außerordentlich, wurde hart und man fühlte darin ein Schlagen. So wurde einer ihrer Geister nach dem andern beschworen, sichtbar sich zu machen, und jeder gehorchte, das Gesicht in einer ihm eigenen Weise ins Greuliche verziehend, wobei Astaroth unter der linken Achselhöhle eine große Geschwulst mit heftigem Schlagen, zur Verwunderung des Leibarztes des Prinzen, bewirkte. Er stieg dann, von dort durch den Exorcisten vertrieben, ihr ins Gesicht und ließ die Hostie auf die Patene fallen, wo man sie, bei genauer Untersuchung durch den Finger des Exorcisten, ganz trocken fand. Die Lippen der Besessenen waren auch in der That so ausgedorrt, daß sie sich abschälten und die Haut ganz weiß erschien. Der Exorcist rieb nun ihre Zähne mit einem Tuche ab und brachte die Hostie an einen der obern Reihe, wo sie, nur mit einem Theile ihres Umkreises den Zahn berührend, wieder lange hängen blieb, trotz der heftigsten Erschütterungen des ganzen Leibes, der seltsamsten Contorsionen des Mundes und eines heftigen Blasens, das der Geist hervorrief. Es wurde ihr nun geboten, die Gestalten zu verschlucken, was sofort geschah. Der Exorcist bat nun den Leibarzt, selbst den Mund des Mädchens zu untersuchen, um nachzusehen, ob die Hostie noch vorhanden sei. Er that es, indem er mit den Fingern längs dem Zahnfleische bis zum Schlunde fuhr, und überzeugte sich also, daß im Munde Nichts vorhanden sei. Man ließ das Mädchen Wasser trinken und untersuchte dann nochmals den Mund. Auf das Gebot, das jetzt der Exorcist an Astaroth richtete, die Hostie zurückzubringen, sah man sie unmittelbar darauf an der Zungenspitze. Dieselbe Probe wurde noch zweimal wiederholt. Der Prinz, Augenzeuge der meisten eben angeführten Erscheinungen, hat darüber ein umständliches authentisches Zeugniß, mit den Worten anhebend: Nous Gaston, fils de France, duc d'Orléans, certifions etc., den 11. Mai 1635 ausfertigen lassen [1]). Unter diesen Umständen glaubten die Richter an Obsession, bereiteten sich auch kirchlich zu der Ausübung des Richteramtes vor und prüften 40 Tage lang den Proceß; Grandier wurde mit den Zeugen confrontirt und diese bestanden auf ihren Aussagen. Er seinerseits leugnete Alles, erklärte für Lüge oder Einbildung alle gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen, und daß er nie mit Zauberei sich befaßt

1) Relation de ce qui s'est passé aux exorcismes de Loudun, en présence de M. Gaston de France. A Poitiers 1637.

habe. Dabei entwickelte er die Festigkeit seines Charakters, gleichwie er im ganzen Verlaufe des Handels viele Kaltblütigkeit und nicht weniger Besonnenheit und Geistesgegenwart bewährte. Da er die Besessenheit der Nonnen leugnete, forderte man ihn auf, den Exorcismus selbst vorzunehmen. Der Bischof von Poitiers gab ihm hierzu Erlaubniß und Autorität; er legte die Stola an, die Besessenen wurden in den Chor der Kirche gebracht und es begann eine furchtbare Scene. Zuerst nahm er die Schwester Katharina vor, die unwissendste von allen, sie lateinisch beschwörend. Alsbald erhoben die andern insgesammt ein heftiges Geheul und Wuthgeschrei. Schwester Clara, von allen die lauteste, ging los auf ihn, und von der Katharina ablassend, stellte er dieser sich entgegen, die aber, ohne weiter auf ihn zu achten, verkehrtes Zeug durch einander schwatzte. Die Oberin fuhr dazwischen, Grandier richtete ihr die Rede zu; vorher hatte er geäußert, weil sie Latein verstehe, werde er griechisch zu ihr sprechen, worauf sie entgegnete: Du bist schlau, weißt doch gar wohl, daß es die erste Bedingung des Pacts ist, nicht griechisch zu reden. O pulchra illusio, egregia evasio! entgegnete er. Es wurde ihm gesagt, er möge griechisch beschwören, doch zuvor aufschreiben, was er zu sagen gedenke. Aber die Besessenen geriethen aufs Neue in Wuth, rasten und heulten, bekamen Convulsionen, beschuldigten ihn des Zaubers und erboten sich, ihm den Hals zu brechen, wenn man das gestatten wolle, was aber die Exorcisten hemmten. Er selbst, ruhig und besonnen bei all dem Lärm, sah die Tobenden ruhigen Auges an, sprach von seiner Schuldlosigkeit, bat, man möge den Dämonen gestatten, ihm den Hals zu brechen oder nur ein Zeichen an die Stirn zu machen, wenn er schuldig sei, doch dürfe keine der Besessenen ihn dabei berühren. Die Exorcisten brachten die Wüthenden wieder zur Ruhe, und nun ließ man eine Kohlpfanne bringen, um die vier von den Besessenen eingelieferten Verschreibungen Grandier's zu verbrennen. Dies geschah, und es wiederholte sich die vorige Scene in verdoppelter Heftigkeit, die Verwirrung wurde unbeschreiblich, das Geschrei so durchdringend, die Haltung so schrecklich, daß man die Versammlung einem Hexen-Sabbath hätte vergleichen können. Unerschüttert blieb einzig Grandier, obgleich die Tobenden ihm alle seine Sünden vorhielten, die er hingegen leugnete, dabei dem Satan absagend und sprechend: diesem zum Trotz sei er ein Christ und mehr noch ein Priester; wobei er zugleich mit dem anwesenden Volke Hymnen sang. Dies ging noch weiter; die Furie gegen ihn mehrte sich fortwährend, und er wäre zerrissen worden, hätten die Anwesenden es nicht verhindert und ihn aus der Kirche gebracht. Man hatte an diesem Tage alle Mühe, die Nonnen wieder zu beruhigen. Dagegen erinnert eine Flugschrift aus dem Jahre 1634: „Mais posons qu'il n'y ait point de fourbe ni de fiction en cette affaire; s'ensuit-il pour cela que ces filles soyent possédées? Ne se peut-il pas faire que par folie et erreur d'imagination, elles croyent être possédées ne l'étant point? Cela arrive facilement aux esprits disposés à la folie, s'ils sont renfermés dans un couvent et s'embarrassent dans la méditation, et ce en plusieurs manières ... Tiercement, un confesseur leur voyant dire et faire choses étranges, pourroit, par ignorance et simplicité, croire qu'elles seraient ou possédées ou ensorcelées, et ensuite le leur persuader par le pouvoir qu'il a sur les esprits. Et de fait la soeur Agnes a souvent dit, quand on l'exorcisoit, qu'elle n'étoit pas possédée, mais qu'on le lui vouloit faire croire, et qu'on la contraignoit de se laisser exorciser; et le 26. jour de juin dernier, l'exorciste ayant par megarde laissé tomber du soufre brulant sur la lèvre de la soeur Claire, elle se mit à pleurer amèrement en disant que, puisqu'on disoit qu'elle étoit possédée, elle en vouloit bien croire quelque chose, mais que pour cela elle ne méritoit pas d'être ainsi traitée." Auch der Abbé Richard, ohne sich ausdrücklich gegen den Gedanken von Besessenheit zu erheben, kann in dem Leben des P. Joseph sich einiger Mißbilligung des Verfahrens von Laubardemont nicht enthalten. „On fit paroitre Grandier dans une église: ce fut un spectacle affreux. Ces filles firent des hurlemens épouvantables, l'assaillirent de mille injures et voulurent l'étrangler. On fut si scandalisé de leur efronterie que tout le monde parla mal de la possession, et la fourberie auroit été déclarée si Laubardemont n'eût fait afficher une défense sous de grandes peines de la décrier. Cependant soeur Claire, soeur Agnes la Nogaret, vinrent publiquement demander pardon d'avoir accusé un innocent et déclarèrent que tout ce qu'on avoit fait n'étoit qu'une momerie; mais Laubardemont se moqua de leur déclaration, disant qu'elle étoit un artifice du diable pour entretenir les gens dans l'incrédulité; et afin de couper court, il fit nommer des commissaires pour juger en dernier ressort. Dès qu'on le sçut, on ne douta plus de la mort de Grandier, parce que tous ceux à qui on en avoit donné étoient morts." Tant de procédures irrégulières firent connoître à ce prêtre infortuné qu'il falloit mourir, et il n'en douta plus quand on lui signifia la sentence de l'évêque de Poitiers du 10. août 1634, en forme de décret, portant que les religieuses et les filles séculières étoient véritablement possédées. En effet les commissaires choisis par les ennemis de Grandier rendirent leur arrêt le 18. août, par lequel, sur la déposition d'Astaroth, diable de l'ordre des Sérafins et le chef des diables possédans, d'Easas, de Cham, d'Acaos, de Zabulon, de Neptalim, de Chain, d'Uriel et d'Achas, de l'ordre des Principautés, c'est-à-dire sur la déposition des religieuses qui se disoient possédées par ces démons, maître Urbain Grandier, prêtre, curé et chanoine, fut déclaré duement atteint et convaincu du crime de magie, maléfice et possession, arrivée par son fait ès personnes d'aucunes religieuses ursulines de Loudun et autres séculières

mentionnées au procès; pour la réparation desdits crimes il fut condamné à faire amende honorable et à être brûlé viface, les caractères magiques étant au greffe, ensemble le livre manuscrit par lui composé contre le célibat des prêtres, et les cendres jetées au vent. A peine l'arrêt fut-il rendu, qu'on envoya un chirurgien dans la prison de Grandier avec ordre de le raser, de lui ôter tout le poil qu'il avoit à la tête, au visage et sur toutes les parties de son corps, même de lui arracher les sourcils et les ongles. C'étoit pour savoir s'il y avoit quelques marques du diable. Le patient, résigné à la volonté de Dieu, laissa agir le chirurgien, qui ne voulut pourtant jamais lui arracher les ongles: cette cruauté lui fit horreur. On le mit en cet état, revêtu d'un méchant habit, dans un carosse qui le conduisit au palais de Loudun, où étoient tous les juges et un monde infini. Le Père Lactance et un autre récolet, revêtus d'aubes et d'étoles, qui l'avoient accompagné depuis sa prison jusqu'au palais avant que d'entrer dans la chambre, exorcisèrent l'air, la terre et les élémens, aussi bien que le patient même, et enjoignirent aux diables de quitter sa personne. Il se mit ensuite à genoux et entendit la lecture de son arrêt avec une constance qui étonna. Il reçut de même la question, qui fut si violente qu'il en eut les jambes rompues et que la moëlle des os en sortit à la vue de tout le monde. Il perdit plusieurs fois la connoissance, qui ne lui fut rendue qu'à force de coups redoublés. Il ne voulut jamais nommer personne; il protesta qu'il étoit innocent et qu'il n'avoit point de complices. Il refusa de signer un papier que Laubardemont lui présenta plusieurs fois. Il demanda pour confesseur le gardien des cordeliers de Loudun; on le lui refusa, et on lui présenta un récolet dont il ne voulut point, disant que c'étoit son ennemi et un de ceux qui avoient le plus contribué à sa perte. Ainsi il fit une confession mentale à Dieu; après quoi il alla au supplice et le souffrit très constamment. On lui avoit promis deux choses qu'on ne lui tint point: la première qu'il parleroit au peuple, la seconde qu'on l'étrangleroit: mais toutes les fois qu'il vouloit ouvrir la bouche, un exorciste lui jetoit une si grande quantité d'eau bénite sur le visage qu'il en étoit accablé. On lui permit seulement de répondre quand ces Pères lui disoient: „„Malheureux, ne veux-tu pas te reconnoître et renoncer au diable? — Hélas! répondit-il, j'y renonce et à toutes ses pompes; je ne le connois point; je prie Dieu qu'il me fasse miséricorde.““ Alors, sans attendre l'ordre du bourreau, un exorciste alluma, sous les yeux du patient, un torchon de paille, pour mettre le feu au bûcher sur lequel il étoit attaché à un cercle de fer; un autre noua la corde d'une façon qu'on ne pût la tirer pour l'étrangler: „„Ah! s'écria Grandier voyant cette barbarie et cette infidélité, Père Lactance, ce n'est pas là ce qu'on m'avoit promis. Il y a un Dieu au ciel qui sera le juge de toi et de moi; je t'assigne à comparoître devant lui dans le mois““[2]). Puis s'adressant à Dieu, il prononça ces paroles: Deus meus, ad te vigilo, miserere mei Deus! Pour l'empêcher d'en dire davantage, ils lui jetèrent au visage ce qu'ils avoient d'eau bénite dans un bénitier, et se retirèrent, parce que le feu qui le brûla vif commençoit à les incommoder. Le bourreau ne put jamais l'étrangler. Une troupe de pigeons vint voltiger sur le bûcher sans être épouvantés par les hallebardes dont on commandoit aux archers de frapper en l'air pour les faire fuir, ni par le bruit que firent les spectateurs en les voyant venir plusieurs fois. Les partisans de la possession s'écrièrent que c'étoit une troupe de démons qui venoient tâcher de secourer le magicien et qui avoient regret de l'abandonner; d'autres dirent que ces innocentes colombes venoient, au défaut des hommes, rendre témoignage à l'innocence du patient. Enfin il arriva qu'une grosse mouche, du genre de celles qu'on appele bourdons, vola en bourdonnant autour de sa tête. Un moine, qui avoit lu dans le concile de Quières que les diables se trouvoient toujours à la mort des hommes pour les tenter, et qui avoit ouï dire que Belzébuth signifioit en hébreu le Dieu des mouches, cria tout aussitôt que c'étoit le diable Belzébuth qui voloit autour de Grandier pour emporter son ame en enfer. Tant de gens ont vu tous les faits que j'avance, et les ont dits à leurs amis et à leurs enfans, qu'on ne peut les révoquer en doute.“ Deneôbe, Augenzeuge der Hinrichtung, erwähnt weder der Tauben, noch der Schmeißfliege, sondern berichtet einfach: „L'après-diné furent dressés des échafauds en toutes les parts de la place de Sainte-Croix de Loudun: on se mit tant sur lesdits échafauds que sur les maisons, aux fenêtres, à cheval, et à plate terre, plus de 6000 personnes venues de toutes parts voir cet étrange spectacle; car je crois que dans la ville de Loudun il y avoit plus de 8000 étrangers de tous les pays, particulièrement de Poitiers, Tours, Orléans et Chinon. Sur les quatre heures après midi, on sortit du palais Urbain Grandier, prêtre, accusé et convaincu de magie et sortilége, et d'avoir jeté le maléfice sur ces pauvres filles; on le mit dans un chariot, ayant eu si fort la question qu'il ne pouvoit cheminer; on le mena devant la grande porte de l'église de S. Pierre de Loudun, où il fit amende honorable, tête et pieds nus, en chemise, la torche ardente en main, la hart au cou; de là il fut conduit devant la porte de sainte Ursule, où il fit la même chose, et ensuite en la place de sainte Croix, où étoit préparé

2) Le Père Lactance mourut un mois après, jour pour jour.

un échafaud de trois pieds en carré, fait en forme de grille; au milieu étoit planté en terre un poteau de bois, et tout autour force bois dans des chevilles. On le tira du chariot où je le vis en face, tout rasé, barbe et cheveux. Le bourreau le prit à brassée, le mit sur l'échafaud, et l'assit sur un petit siége de fer attaché au poteau, auquel il fut lié. Aussi-tôt fut lu son arrêt. Il dénia toujours la magie, on ne put lui faire confesser. Il étoit homme grand et grave, assuré; il parla familièrement, sans s'étonner de voir le supplice qu'on lui préparoit. On me dit qu'il avoit baisé le crucifix par manière d'acquit, et qu'il ne fit aucun signe de croix, marque d'une grande obstination.“ Tallemant des Réaux behandelt das tragische Ereigniß nach seiner gewöhnlichen frivolen Weise: „On a cru que la diablerie de Loudun ne fût point arrivée sans le Père Joseph, car Grandier, curé, et les Capucins de Loudun, disputoient à qui auroit la direction des religieuses qui furent ou firent les possédées. Il y avoit de l'amour sur jeu, et il y eut un Capucin tué. Les Capucins, se voyant appuyés du Père Joseph, poussèrent Grandier, et comme ces religieuses étoient pauvres, ils leur persuadèrent que bientôt elles deviendroient toutes d'or. On les instruisit donc à faire les endiablées. Pour du latin, elles n'en savoient guère, et on disoit que les diables de Loudun n'avoient étudié que jusqu'en troisième. Le Couldray-Montpensier y avoit deux filles qu'il retira chez lui, les fit bien traiter et bien fouetter; le diable s'en alla tout aussitôt. Il pouvoit y en avoir qui ne savoient pas le secret, et qui par mélancolie, ou parce qu'on le leur disoit, croyoient être possédées. On leur apprit, au moins à la plupart, quelques mots de latin et bien d'ordures. Madame d'Aiguillon y fut, et mademoiselle de Rambouillet, depuis madame de Montausier. Elles virent faire quelques tours de sauteurs, qu'elles firent faire après à leurs laquais. La ville et surtout les hôteliers s'y enrichirent. On y couroit de toutes parts. Duncan, médecin huguenot, et principal du collége de Saumur y fut appelé. Il s'en moqua. Quillet y fut aussi appelé, et des religieuses de Chinon ayant voulu imiter celles de Loudun, il en fit une satire en vers latins, pour laquelle Bautru lui conseilla de s'éloigner, et le donna au maréchal d'Estrées, avec lequel il fut à Rome en son ambassade extraordinaire. Le ministre de Loudun, comme on le défioit de mettre ses doigts dans la bouche des religieuses, de même que les prêtres y mettoient ceux dont ils tiennent l'hostie, répondit „„qu'il n'avoit nulle familiarété avec le diable, et qu'il ne se vouloit point jour à lui.““ Un diable s'étoit vanté d'enlever le ministre dans sa chaire sur la tour de Loudun. Il n'en fit rien cependant. Cette badinerie, ou plutôt ce désir de vengeance des Capucins, fut cause que Grandier fut brûlé tout vif; car Laubardemont, qui étoit bon courtisan, le sacrifia au crédit du Père Joseph. Ce Grandier avoit été galant, et s'étoit fait quelques ennemis dans la ville qui lui nuisirent. Le diable dit une fois: „„M. de Laubardemont est cocu.““ Et Laubardemont, à son ordinaire, mit le soir: „„Ce que j'atteste être vrai.““ et signa. Enfin insensiblement cela se dissipa à mesure que le monde se désabusoit.“ Wichtiger für die Beurtheilung des Handels ist unzweifelhaft Laubardemont's Verordnung vom 2. Juli 1634, welche an allen Straßenecken von Loudun angeheftet wurde, folgenden Inhalts: „Il est très expressément défendu à toutes personnes, de quelque qualité et condition qu'elles soient, de médire ni autrement entreprendre de parler contre les religieuses et autres personnes de Loudun affligées de malins esprits, leurs exorcistes ni ceux qui les assistent, soit au lieu où elles sont exorcisées ou ailleurs, en quelque façon et manière que ce soit, à peine de dix mille livres d'amende, et outre plus grande somme et punition corporelle, si le cas y échoit.“ Mit dem Tode Grandier's war übrigens die Sache mit den Obsessionen im Kloster keineswegs abgethan; sie dauerten noch lange nach dieser Katastrophe fort in all ihrer Heftigkeit, und es trieb sich ein unheimlicher Geist in der Bevölkerung herum. Der Lieutenant civil, Ludwig Chauvet, hatte im Proceß, vorzüglich in den ersten Exorcismen, die Partei Grandier's ergriffen und ward später von einer Besessenen der Zauberei angeklagt. Der Schreck, den er darüber empfand, wirkte so heftig, daß man ihn seitdem nicht mehr vollkommen bei Sinnen gesehen hat. Der Chirurg Manouri, der die Stigmatisation des Angeklagten mit der Sonde untersuchte, fuhr nach Grandier's Tode auf einem nächtlichen Gange mit den Worten zurück: „Ach Grandier! was willst du von mir?“ Von Wahnsinn ergriffen, starb er nach wenigen Tagen. P. Lactantius, einer der Exorcisten, fühlte, wenn mit dem Exorcism beschäftigt, vielfache Reaction auf sich einwirken, verlor bald das Gesicht, das Gedächtniß, dann wieder die Besinnung, litt an Herzweh, an Versuchungen und dämonischen Anfechtungen und starb genau 30 Tage nach der vom Scheiterhaufen aus von Grandier an ihn gerichteten Citation. Dem gleichen Uebel erlag fünf Jahre später P. Tranquillus, ein mäßig heiliger Mann. Alles, was zwei Jahre zuvor in Loudun um ihn her vorgegangen, hatte sich an ihm wiederholt, ohne daß es ihn innerlich zu erschüttern vermochte; es ließ auch später nicht von ihm ab. Zu Pfingsten sollte er predigen, da wurde der Tumult so arg, daß er nicht wagte, vorzutreten; sein Beichtvater beschwor darum den Dämon, ihn freizulassen, und sofort bestieg Tranquillus die Kanzel und predigte zum letzten Mal, hinreißend für das gesammte Auditorium. Mit der letzten Oelung endlich wich der Dämon von dem geplagten Manne, um den anwesenden Bruder zu ergreifen. „Der Parteigeist, vergessend, daß Freunde und Feinde diese Einwirkung gleichmäßig erfahren, und daß er eben den ganzen Act

für ein Spiel menschlicher Verrücktheit erklärt, glaubte nun unbedenklich an die volle Wahrheit, um das Werk der vergeltenden Nemesis darin zu erkennen" (Görres). Vergl. Cruels Effets de la vengeance du cardinal de Richelieu, ou histoire des diables de Loudun, de la possession des religieuses Ursulines et de la condamnation d'Urbain Grandier. (A Amsterdam 1716.) Der Verfasser dieser Schrift, Aubin, schrieb 80 Jahre nach dem Ereigniß. (*v. Stramberg.*)

GRANDILLON [1]) (François), französischer Jesuit, im J. 1589 zu Orleans geboren, widmete sich der Theologie und Philosophie und lehrte nach der Beendigung seiner Studien die Philosophie öffentlich zu Paris. Von Jugend an durch Frömmigkeit ausgezeichnet, trat er im J. 1614 in die Gesellschaft Jesu und widmete sich dem Unterrichte. Zuerst trug er in den Collegien seines Ordens zu Rhodez und zu Orleans die Philosophie und dann in den Collegien zu La Flèche und zu Paris die Theologie vor. Erst in seinem vorgerückten Alter ward er Rector des Collegiums zu Alençon, wo er am 29. Oct. 1631 starb. Sein ascetisches Werk: L'ame saincte accomplie de toutes les vertus et connoissances surnaturelles. Alençon 1630. 12. Édition seconde, revue et augmentée de l'Histoire Saincte, comprenant l'Ancien et le Nouveau Testament, depuis la création du monde jusques à la mort du Sauveur. Ibid. 1632. 12. fand zu seiner Zeit bei der wissenschaftlich gebildeten Geistlichkeit großen Beifall [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIMIRUM, vom Itinerarium Antonini Grandimiro genannt, eine Stadt in Hispania Tarraconensis, welche Ptolomäus II, 6, 23 in das Gebiet der *Καλλαϊκοὶ οἱ Λουζήνσιοι* setzt und *Γλανδόμιρον* nennt. Nach Reichard das heutige Camariñas, nach Cortés das heutige Cantonier, nach Sestini Mondannedo, nach Lapie Muros. Itinerarium Antonini p. 424, dazu den Index p. 342. Der späte Geographus Ravennas p. 792 ed. *Gronov.* (ad Melam) nennt diese Stadt Glandimarium. (*Krause.*)

GRANDIN (Jacques Louis Michel), französischer Maler, um das Jahr 1780 zu Elboeuf geboren, verrieth schon frühe eine ungewöhnlich große Anlage zu den zeichnenden Künsten. Er bildete sich in der Schule Jacques Louis David's, hielt es aber nicht für gut, der Art und Weise seines berühmten Meisters zu folgen, sondern ging seinen eigenen Weg und strebte nach Originalität. Ein Gemälde, „der Preis des Gesanges" genannt, welches er im J. 1802 auf die Ausstellung brachte, erfreute sich eines sehr großen Beifalls. Man erblickt darauf einen Hirten, der die Flöte bläst, während andere Hirten singen und Nymphen das Concert anhören. In dem sehr brav gezeichneten und zugleich sehr graziösen und einfachen Bilde herrscht eine gewisse Ruhe und Weichheit; die Landschaft ist äußerst pittoresk und die Gruppirung zeigt einen Künstler, der mit den Idyllendichtern des Alterthums vertraut ist. Andere wollen dagegen Mängel in der Ausführung finden und betrachten es als einen Verstoß gegen den Anstand, daß der Künstler die Hirten nackt darstellt, während er die Nymphen bekleidet erscheinen läßt. Spätere Gemälde dieses Künstlers, unter welchen sich besonders „Daphnis mit Blindheit geschlagen," „Telemach," „Sappho" und „Zwei Nymphen im Bade" auszeichnen, und von denen die beiden letzten ihm auf der Ausstellung eine Preismedaille erwarben, sind in derselben Manier gehalten. Spätere Arbeiten Grandin's sind nicht bekannt geworden und er scheint um das Jahr 1814, in welchem die zuletzt erwähnten Bilder sich nochmals auf der Ausstellung befanden, gestorben zu sein *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIN (Martin), französischer Theolog, im J. 1604 zu Saint-Quentin (Departement Aisne) geboren, erhielt seinen ersten gelehrten Unterricht zu Noyon und Amiens und machte seine theologischen Studien zu Paris im College des Cardinals Le Moine. Nachdem er durch eine ungewöhnlich gründliche Gelehrsamkeit verrathende und deshalb großes Aufsehen erregende Disputation von der Sorbonne die theologische Doctorwürde erlangt hatte, lehrte er einige Zeit in dem College, welchem er selbst seine Ausbildung verdankte, die Philosophie und widmete sich dann eifrig der Seelsorge, bis ihm die Sorbonne im J. 1638 eine erledigte Professur anbot, welche er auch annahm und länger als 50 Jahre mit allgemeinem Beifall bekleidete. Er starb am 16. Nov. 1691, von seinen zahlreichen Schülern, unter denen sich viele durch Gelehrsamkeit auszeichneten und in hohen Würden standen, aufrichtig betrauert. Er war ein ebenso frommer, als in den Wissenschaften erfahrener Mann, dabei sehr bescheiden und mit einer natürlichen Beredsamkeit begabt, welche seine Schüler unwillkürlich zur Aufmerksamkeit zwang. Er legte sein theologisches Wissen in sorgfältig ausgearbeiteten, ihm bei seinen Vorlesungen als Anhaltspunkt dienenden Heften nieder, welche nach seinem Tode von dem Abbé Duplessis d'Argentré, später Bischof von Tulle, unter dem Titel Opera theologica, adjectis quibusdam recentioris theologi notis (Parisiis 1710—1712. 4. 6 Voll. Ibid. 1630. 4. 5 Voll.) herausgegeben wurden und jetzt noch als sehr brauchbar gelten †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIN (M.), französischer Theolog aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er sich zu Paris der Theologie widmete und, nachdem er seine Studien beendigt und das Baccalaureat erhalten hatte, an dem College Navarra die Philosophie lehrte. Er scheint sich

1) In einigen literarischen Werken unrichtig Gandillon geschrieben.

2) *Petr. Ribadeira*, Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, ed. *Nathan. Sottwell.* (Rom. 1776. fol.) p. 228. *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. III. p. 336.

*) J. D. Fiarillo, Geschichte der zeichnenden Künste. Bd. 3. S. 530. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 333.

†) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 298. Biographie générale. Tom. XXI. p. 652.

aber hauptsächlich mit der Mathematik und der Physik beschäftigt zu haben, wie seine Abhandlung über die Natur des Feuers und seine Fortpflanzung (De la nature du feu et de sa propagation. Paris 1738. 4.) beweist [1]), womit er sich um den von der französischen Akademie der Wissenschaften im J. 1718 über diesen Gegenstand ausgesetzten Preis bewarb. Er besorgte auch eine neue Ausgabe der Récréations mathématiques et physiques von Jacques Ozanam, welche mehre Auflagen (Paris 1724, 1729 und 1735. 8. 4 Voll.) erlebte und im Gebrauche blieb, bis der berühmte Mathematiker Jean Etienne Motucla eine Umarbeitung dieses beliebten Buches unternahm. Grandin hatte in seiner Ausgabe auch musikalische Probleme hinzugefügt [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIN (Henri Pierre Felix), französischer Bergmann, geboren zu Elboeuf am 17. Juli 1787, über dessen Lebensverhältnisse Nichts weiter berichtet wird, als daß er im Auftrage der französischen Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Senegambien unternahm, um insbesondere geologische Untersuchungen anzustellen, deren Ergebnisse in den Annales des Mines (Ser. I. Vol. VII.) bekannt gemacht wurden. Grandin starb am 16. Nov. 1821 zu St. Louis in Senegambien *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIN (Victor), französischer Fabrikant, am 21. Dec. 1797 zu Elboeuf geboren, gehörte, wie der vorhergehende, zu einer durch ihre Gewerbthätigkeit einflußreichen und angesehenen Familie und gründete mit seinen Brüdern in Elboeuf eine Fabrik nach großem Maßstabe, worin die Wolle von ihrem ursprünglichen Zustande bis zum feinsten Tuche bearbeitet wurde und welche aus einer Spinnerei, einer Färberei und einer Weberei bestand. Die Vollkommenheit der Fabrikate wurde auf verschiedenen Industrieausstellungen durch Preismedaillen bezeugt. Grandin's Verdienste fanden übrigens auch die gebührende Anerkennung bei seinen Mitbürgern, er wurde zum Mitglied des Generalrathes der Manufacturen und des Generalrathes des Departements der Nieder-Seine und wiederholt (1839, 1842 und 1846) zum Deputirten der Stadt Rouen gewählt. Er gehörte in der Kammer zur constitutionellen Opposition, bekämpfte die Agiotage, vertheidigte das Schutzzollsystem und verlangte den Bau und den Betrieb der Eisenbahnen auf Staatskosten. Ebenso stimmte er gegen die von dem Ministerium dem englischen Agenten Pritchard auf Taiti bewilligte Schadloshaltung und für die Verminderung der Beamten in der Kammer. Viermal ließ er die Wahl Charles Lafitte's zu Elboeuf als nichtig erklären, weil dieser sie durch das Versprechen einer Eisenbahnconcession bewirkt hatte. Nach der Februarrevolution wurde er von dem Departement der Nieder-Seine in die constituirende Versammlung geschickt und von derselben zum Mitglied des Handels- und Industrieausschusses gewählt. Er sprach viel und eifrig gegen den Socialismus, gegen das Recht auf Arbeit, für das Zweikammersystem und gegen die Clubs. In der gesetzgebenden Versammlung, an welcher er ebenfalls Theil nahm, stimmte er mit der Majorität und war eine der kräftigsten Stützen der Regierung. Er starb am 27. Aug. 1849 zu Paris an der Cholera *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIOS, großartig, würdevoll, dem Erhabenen sich nähernd, wird von Werken gebraucht, die im Gegensatze kleinlicher Nachahmerei, durch Umfang, Eigenthümlichkeit und eine gewisse Kühnheit sich auszeichnen. So wird in der Malerei der Styl grandios genannt, der die großen Hauptpartien hervorhebt, die mittlern und kleinern dagegen in den Hintergrund treten läßt. Einer der ausgezeichnetsten Maler, Mengs, äußert sich darüber mit den Worten: „Das Gesicht des Menschen besteht aus Stirn, Augen, Nase, Mund, Kinn, Wangen, Bart. Diese großen Partien schließen jedoch eine Menge kleine ein. Sucht der Maler nur die Hauptpartien darzustellen, so hat er einen grandiosen Styl. Dürftig jedoch wird sein Styl, wenn er sich in die kleinsten Details einläßt. In einen dürftigen Styl kann man jedoch auch beim Malen einer kolossalen Figur fallen, sowie man bei der Darstellung kleiner Sujets einen großen Styl haben kann." Beinahe von selbst versteht es sich, daß Mengs unter dem grandiosen Style nicht die Vernachlässigung der Regel, den Mangel nothwendiger Ausführung verstanden haben will, sondern nur die von künstlicher Ueberladung völlig freie, echt künstlerische Behandlung †). (*Heinrich Döring.*)

GRANDIS (Giovanni Batista und Girolamo) zwei Brüder und geschickte Perspectiv- und Architekturmaler, welche stets gemeinschaftlich arbeiteten, geboren um das Jahr 1640 zu Varese im Herzogthume Mailand, erlernten ihre Kunst bei dem älteren Giovanni Maria Mariani und übten sie an verschiedenen Orten in Kirchen und Palästen mit großem Beifall. Ihre Leistungen, deren Vorzüglichkeit man besonders in der S. Catarinakirche in dem Palazzo di Brera zu Mailand bewundern kann, zeichnen sich sowol in der Erfindung und im Colorit, als auch durch geistreiche Einfälle aus. Die unzertrennlichen Brüder starben fast zugleich um das Jahr 1718 zu Mailand ††). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIS (Jean François), ein französischer Philosoph, über welchen man keine weitere Nachricht findet, als daß er am Anfange des 17. Jahrh. zu Paris das Licht der Welt erblickte und den geistlichen Stand ergriff, sich später aber fast ausschließend der Philosophie widmete und in diesem Fache einen großen Ruf erlangt

---

1) Einen Auszug aus dieser Schrift findet man auch in dem Journal des Sçavants vom Jahre 1739. 2) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1575. Biographie universelle. Vol. XVIII. p. 299.

*) J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 940.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 652.

†) Siehe Jeitteles in s. Aesthetischen Lexikon. Bd. 1. S. 32.

††) Fr. C. Gottl. Hirsching, Historisch-literarisches Handbuch berühmter Personen des 18. Jahrh. Bd. 2. Abth. 2. S. 14. G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 333.

der aber schon nach einem Jahrhundert wieder verklungen war. Unter seinen kleineren Abhandlungen, welche unter dem Titel: Dissertationes philosophicae et criticae in Epicuream philosophiam Gassendi, de rerum communi vivendi ratione, de variis Dei nominibus et de solutione aenigmatum duorum Hippocratis et Capelae (Parisiis 1654. 4.) zusammengedruckt erschienen, ist jedenfalls die erste (über die Epicureische Philosophie) die gehaltvollste, indem sie die Lehre von den Atomen und dem leeren Raume gründlich erörtert. Eine Abhandlung über die Philosophie und Theologie des Orpheus (De Orphei antiquissima philosophia et theologia) und eine Schrift über die griechische Sprache (Demonstratio philosophica qua patet hellenismi et totius ferme grammaticae graecae rationem ipsamque anomaliam tam nominum quam verborum in sola litterarum sive alphabeti cognitione constare), wovon man sich sehr viel versprach und die man deshalb mit Ungeduld erwartete, blieben ungedruckt, dagegen verdankt man ihm die Bekanntmachung der Rhetorik des königlichen Rathes und Historiographen René Bary, welche er unter dem Titel: La rhétorique françoise (Amsterd. 1669. 12.) nebst einer Einleitung herausgab *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDIS (Vicenzo dei), italienischer Componist, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Monte Albotto im Kirchenstaate geboren, wurde im J. 1605 als Altist in die päpstliche Kapelle unter Paul V. aufgenommen. Seine Compositionen fanden bei seinen Zeitgenossen großen Beifall und insbesondere werden seine sechs- bis achtstimmigen Antiphonien (Antifone a sei, sette e otto voci. Roma 1601. 4.) gerühmt. Seine Partitur einer Sammlung von Psalmen wurde von Phil. Kesperl herausgegeben. Er wird häufig mit dem Componisten Vicenzo Grandi (s. d. Art.) verwechselt †).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDJACQUET (Pierre Augustin), französischer Theolog und Schriftsteller im J. 1730 zu Pontarlier im Franche-Comté (jetzigem Departement des Doubs) geboren, trat nach der Beendigung der nöthigen Vorstudien in die Gesellschaft Jesu, in welcher er durch seine Kenntnisse und durch sein ausgezeichnetes Rednertalent zu hohen Aemtern und Würden gelangt wäre, wenn nicht die Aufhebung des Ordens sein Streben vereitelt hätte. Er sah sich nun genöthigt, auf eine andere Weise für seine Existenz zu sorgen, und ließ sich in Besançon, wo er sich bereits als Kanzelredner Beifall und Ansehen erworben hatte, nieder. Die von dem Cardinal Choiseul, dem Erzbischofe von Besançon, gegründete geistliche Akademie, wodurch dieser bei dem Klerus seiner Diöcese Geschmack an literarischen Studien zu wecken suchte, nahm ihn gern in ihren Schoos auf und er war bald eines der eifrigsten Mitglieder. Er erfreute nicht nur seine Genossen durch poetische und prosaische Vorträge, sondern wies auch am entschiedensten die Verdächtigungen der allzu Frommen, welche die Pflichten des geistlichen Standes als unverträglich mit der Pflege der schönen Wissenschaften hielten, durch beißende Epigramme zurück, wodurch er sich die Feindschaft der Getroffenen zuzog, wie er bald zu seinem nicht geringen Aerger und Schaden fühlen mußte. Als er sich nämlich im J. 1770 um eine Professur in der theologischen Facultät zu Besançon bewarb, wurde ihm, obschon er unter allen Mitbewerbern die vorzüglichste Arbeit lieferte, doch die Stelle nicht zu Theil. Nach dem Tode des Cardinals Choiseul (1774) begab er sich nach seiner Geburtsstadt und beschäftigte sich hier mit literarischen Arbeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Da er kein geistliches Amt bekleidete und überhaupt steten Unwohlseins wegen zurückgezogen lebte, so glaubte er des Bürgereides, welchen man von dem Klerus verlangte, überhoben zu sein. Da aber die Behörde der Stadt Pontarlier anderer Ansicht war und den Eid von ihm forderte, so verweigerte er denselben und verbarg sich. Er wurde jedoch entdeckt und, nachdem er einige Zeit zu Besançon in dem Gefängnisse geschmachtet hatte, zur Deportation verurtheilt, erkrankte aber auf dem Transporte nach Rochefort sehr gefährlich und starb in dem Hospitale zu Angoulême, in welches er gebracht werden mußte, gegen Ende des Jahres 1795. Er war von seinen Zeitgenossen als Gelehrter geachtet und versuchte sich auch als Schriftsteller, aber nur seine für die Akademie zu Besançon ausgearbeiteten Vorlesungen, welche er unter dem Titel: La Muse d'un théologien du Mont-Jura (Lausanne 1777. 8. 2 Voll.) herausgab, sind bekannt geworden und zeigen ihn uns als einen wissenschaftlich gebildeten Mann, der aber keine poetischen Anlagen besaß und sehr schlechte Verse machte; unter seinen prosaischen Aufsätzen findet sich manches Gute und insbesondere verdient seine Abhandlung über den Zustand der Wissenschaften und schönen Künste in der Grafschaft Burgund während des 18. Jahrh. Beachtung. Er tadelt darin sehr scharf und mit seltener Freimüthigkeit die damals sehr mangelhafte Erziehung in diesem Theile Frankreichs und schreibt diesem Mißstande die Unwissenheit des größten Theiles der Bevölkerung und den Mangel an ausgezeichneten Männern zu. Er hinterließ noch viele andere Schriften, unter welchen man eine Abhandlung über Magie und Zauberei (Traité sur la magie, les maléfices, les magiciens, les sorciers vrais ou supposés) hervorhebt; sie blieben jedoch sämmtlich der mislichen Zeitverhältnisse wegen ungedruckt *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN (Balthazar), französischer General, am 26. Jan. 1760 zu Nanci (Departement der Meurthe) geboren, trat kaum 17 Jahre alt als gemeiner Soldat

*) *Dan. G. Morhofii* Polyhistor. (Lubecae 1747. 4.) Tom. I. p. 775. Tom. II. p. 27. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 299.

†) Universal-Lexikon der Tonkunst, herausgegeben von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 222. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des musiciens. Tom. IV. p. 81 seq.

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 11. Biographie générale. Tom. XXI. p. 853.

in ein Infanterieregiment, machte die französische Expedition unter dem Admiral Charles Hector d'Estaing nach Westindien zur Unterstützung der Vereinigten Staaten (1778) mit, stieß darauf (1783) mit seinem Corps zu dem vor Cadix vereinigten spanisch-französischen Heere und hatte es, als der Friede zu Versailles geschlossen wurde, zum Sergeanten gebracht. Er nahm nach der Zurückkunft in sein Vaterland, wo sich bereits die ersten Spuren der Revolution zeigten, seinen Abschied, trat aber, als nach der Erstürmung der Bastille alle Bürger zur Vertheidigung der Freiheit aufgerufen wurden, sogleich (am 22. Febr. 1790) in die Nationalgarde seines Departements und focht tapfer gegen die Preußen und Emigranten, welche von dem Herzoge von Braunschweig gegen den Nationalconvent geführt werden sollten, aber alsbald ihren Rückzug antreten mußten. Darauf eilte er mit seinem Bataillon zu der Moselarmee und zog bei Wavre und in mehren andern Gefechten so sehr die Aufmerksamkeit des Generals Jacopin auf sich, daß dieser ihn am 1. Frimaire des Jahres II (21. Nov. 1793) zu seinem Adjutanten wählte. Im folgenden Monat zeichnete er sich in dem Treffen bei Kaiserslautern, wodurch die Oesterreicher auf die Linien von Weißenburg und auf ihre Verschanzungen zu Landau zurückgedrängt wurden, aus. Am 14. Floreal des Jahres II (3. Mai 1794) zum Bataillonschef in der 110. Halbbrigade ernannt, erhielt er Befehl, sich zur Sambre- und Maas-Armee zu begeben, wo er sich durch neue Thaten den Rang eines Brigadechefs, den er am 25. Prairial des Jahres III (10. Juni 1795) erhielt, verdiente. Am 19. Fructidor (5. Sept.) fiel er bei dem Uebergange über den Rhein während der Nacht in einen Hinterhalt der Oesterreicher; es gelang ihm aber, obschon er durch eine Flintenkugel verwundet wurde, sich frei zu machen und den Feind zu werfen. Nach dem Wiederausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich (1796) ging er zu Neuwied mit einer Compagnie Grenadiere unter dem Feuer des feindlichen Geschützes über den Rhein und belagerte Ehrenbreitstein. Bei dem Rückzuge der Sambre- und Maasarmee in Franken wurde Grandjean die Aufgabe, die österreichischen Linien zu durchbrechen; er machte an der Spitze eines Bataillons und einiger Schwadronen einen lebhaften Angriff und schlug den Feind nicht nur zurück, sondern machte sogar noch viele Gefangene und eroberte mehre Gepäckwagen, ebenso hielt er nach der Schlacht bei Würzburg durch kluge Manoeuvres den verfolgenden Feind zurück und hinderte ihn, große Vortheile aus seinem Siege zu ziehen. Im J. V kämpfte er mit gewohnter Tapferkeit bei Neuwied unter dem Oberbefehl des Generals Hoche und stand vom 6. Frimaire des Jahres VI (27. Nov. 1797) an als Festungscommandant zu Aachen. Im J. 1803 wurde er zur Belohnung seiner Verdienste zum Brigadegeneral und im folgenden Jahre zum Mitglied der Ehrenlegion ernannt. Nachdem er die Feldzüge in den Jahren 1805—1807 in Teutschland mitgemacht hatte, wurde er zur Reservedivision von Orleans beordert und zog mit dieser nach Spanien, wo er sich in mehren Gefechten Ruhm erwarb, bis er sich im J. 1811 seiner Wunden wegen in Ruhestand versetzen lassen mußte. Er zog sich in das Departement des Loiret zurück und wurde im J. 1815 zum Maire von Orleans ernannt, wo er am 3. Dec. 1824 starb *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN (Charles Louis Dieudonné), Baron, französischer Divisionsgeneral, am 29. Dec. 1768 zu Nanci geboren, trat sehr jung in das Heer und wohnte im J. 1792 als Unterlieutenant dem Feldzuge am Rhein unter Custine bei. Darauf diente er als Adjutant bei der Rhein- und Moselarmee, bis er in derselben Eigenschaft zu dem italienischen Heere versetzt ward. Am 7. Prairial des Jahres VII (7. Mai 1799) bemächtigte er sich eines verschanzten Lagers, machte 1200 Gefangene und erbeutete vier Kanonen und zwei Brückenequipagen. Dieser Waffenthat, bei deren Ausführung zwei Pferde unter ihm getödtet wurden, folgte noch an demselben Tage seine Beförderung zum Brigadegeneral. Während dieses Feldzuges erhielt er in der Schlacht an der Trebia, in welcher er mit der größten Entschlossenheit kämpfte, zwei schwere Wunden. Wieder zu der Rheinarmee beordert, trug er am 13. Floreal des Jahres VIII (3. Mai 1800) nicht wenig zur glücklichen Entscheidung der Schlacht von Engen und Stockach bei, indem er acht österreichische Bataillone aus einem Gehölze vertrieb, welches die Rückseite des Plateaus von Mühlhausen deckte. Bald darauf schickte ihn Moreau mit einer Truppenabtheilung nach Vorarlberg und Graubündten, um das Corps des Generals Lecourbe zu verstärken, mit welchem er sich auch in dem Treffen bei Oberhausen (27. Juni 1800) befand. In der Schlacht bei Hohenlinden (3. Dec. 1800) schlug er den Angriff einer aus Ungarn bestehenden Colonne zurück, zwang sie zur Flucht und warf sie in ein Gehölz. Der commandirende General erwähnte dieser That in seinem Berichte an die Regierung. Bei der Zurückkunft nach Frankreich erhielt Grandjean bis zum Jahre 1805 ein Commando bei der vierten und fünften Militairdivision und wurde am 25. Prairial des Jahres XII (15. Mai 1804) zum Mitglied der Ehrenlegion ernannt, nachdem er kurz vorher zum Grade eines Divisionsgenerals vorgerückt war. Zur Armee des Marschalls Brune nach Pommern berufen, bekam er im J. 1807 den Auftrag, ein schwedisches Corps, welches sich auf den Höhen von Greifenhagen verschanzt hatte, zu vertreiben und im Monat April befehligte er die vor Stralsund zurückgelassenen Truppen, sah sich aber bald zum Rückzuge genöthigt, da er nicht über hinreichende Mannschaft zu verfügen hatte, um den Ausfällen der Garnison Widerstand zu leisten. Im August schlug er die Schweden, welche seinen Uebergang über die Peene verhindern wollten, bei Anclam. Nach dem Frieden von Tilsit nach Spanien beordert, begann er dort seine Wirksamkeit sogleich mit einer glänzenden That, indem er am 25. Oct. 1808 1200 in Lerin verschanzte Spanier zwang, die Waffen

*) Biogr. d. homm. viv. Tom. III. p. 306. Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 251.

zu strecken. Im J. 1809 befehligte er eine Division des Belagerungsheeres vor Saragossa, nach der Eroberung dieser Stadt aber kehrte er wieder nach Teutschland zurück, wo er durch die ruhmvolle Theilnahme an der Schlacht von Wagram seine Erhebung zum Reichsbaron verdiente. Nachdem er in dem Kriege gegen Rußland seine Pflicht gethan und vielfachen Gefahren auf dem Rückzuge glücklich entgangen war, nahm er im J. 1813 lebhaften Antheil an der hartnäckigen Vertheidigung der Stadt Danzig und er wird in den Berichten des commandirenden Generals Rapp vielfach und mit großem Lobe erwähnt. Nach der Capitulation zog er als Kriegsgefangener nach Frankreich und ward, da er sich sogleich der neuen Regierung zur Verfügung stellte, von dem Könige zum Ritter des heil. Ludwig ernannt. Als er aber dennoch bei der Rückkehr Napoleon's ein Commando bei dem am Rheine stehenden fünften Armeecorps annahm, wurde er nach der zweiten Restauration in den Ruhestand versetzt. Im J. 1821 von dem Bezirke Château-Salins zum Deputirten gewählt, nahm er in der Kammer seinen Sitz unter den Mitgliedern der Opposition, scheint aber den Wünschen seiner Wähler nicht entsprochen zu haben, da sie ihr Mandat nicht erneuerten. Grandjean starb am 15. Sept. 1828. Sein Name prangt auf der östlichen Seite des Triumphbogens de l'Etoile an der Barriere von Neuilly zu Paris *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN (Henri), berühmter französischer Augenarzt, zu Blégné, im ehemaligen Bisthume Lüttich, am 23. Dec. 1725 geboren, war der Sohn eines ausgezeichneten Chirurgen und ging, nachdem er von demselben den ersten Unterricht in der Wundarzneikunst erhalten hatte, in seinem 18. Jahre nach Paris, um sich auf der Universität daselbst der Medicin zu widmen. Er machte hier nach der Beendigung seiner Studien die Bekanntschaft des ausgezeichneten Augenarztes Jacques Daviel und ward dessen eifrigster und geschicktester Schüler, weshalb auch die Kundschaft desselben auf ihn überging. Er vereinfachte die Operation des Katarakts und bewirkte zuerst die Ausziehung des die Kristalllinse bedeckenden Staares, ohne diese zu beschädigen. Ludwig XV. ernannte ihn auf die Empfehlung seines ersten Chirurgen La Martinière zum Augenarzte des Königs von Frankreich und der königlichen Familie. Ludwig XVI. bestätigte ihn in derselben Stelle und bot ihm den S. Michaelorden an; Grandjean erklärte aber bescheiden, daß er diese Auszeichnung so lange ablehnen müsse, als sie nicht seinem alten Lehrer Jean Nicolas Moreau zu Theil geworden sei. Der König, von dieser zarten Aufmerksamkeit überrascht, beauftragte Grandjean, den Orden Moreau zu überreichen, und versicherte ihn, daß der zunächst zu verleihende ihm zukommen werde, was auch im J. 1782 der Fall war. Grandjean überdauerte glücklich die Revolution und starb im J. 1802 zu Paris. Sein jüngerer Bruder Guillaume Grandjean, geboren im J. 1730, welcher ihn in seiner Praxis mit großer Geschicklichkeit unterstützt hatte, war schon vor ihm am 28. Oct. 1796 gestorben *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN (Jean), holländischer Maler und Kupferätzer, im J. 1752 zu Amsterdam geboren, stammte von französischen unbemittelten Aeltern, welchen es sehr schwer fiel, ihn in den Anfangsgründen der zeichnenden Künste, wozu er entschiedenes Talent zeigte, unterrichten zu lassen. Er kam dann auf kurze Zeit in die Lehre bei dem Landschaftsmaler Jacob Verstegen, und sah sich, da er selbst für seinen Unterhalt sorgen mußte, schon frühe genöthigt, durch Anfertigung von Portraits und durch kleinere Arbeiten für den Kunsthändler Jan de Groot Geld zu verdienen, erntete aber allenthalben durch seine Leistungen so großen Beifall, daß er bei Jurian Andriessen Aufnahme fand, bei welchem er sehr schnelle Fortschritte machte. Sein Eifer wurde durch drei Preise, die er nach einander an der Zeichenakademie gewann, belohnt und er erhielt jetzt mehre Aufträge zu historischen Stücken und vorzugsweise zu Landschaften mit historischer Staffage, die ihm am besten gelangen. Da er durch diese lohnenden Versuche in Stand gesetzt wurde, auf Reisen für seine weitere Ausbildung zu sorgen, so ging er zuerst nach Düsseldorf, um die Schätze der dortigen Galerie zu betrachten, und von da nach Rom, wo er an dem Cardinal Albani und Pieter Damme einflußreiche Gönner fand. Er arbeitete hier sehr fleißig sowol für seine Freunde zu Rom, als auch für Kunstfreunde in der Heimath, starb aber schon im J. 1781 und wurde als Protestant an der Pyramide des Cajus Cassius begraben. Die Arbeiten dieses Künstlers sind jetzt allenthalben zerstreut, seitdem die Kunstsammlung Jan Versteeg's zu Amsterdam, in welcher sich die meisten befanden, im J. 1808 verkauft wurde. Außer einem radirten Blatte, welches ein Bacchanal vorstellt, dürften von seinen Gemälden zu nennen sein: zwei Ansichten des Wasserfalls bei Tivoli, der Tod der Sophonisba, Cleobis und Biton und sein eigenes Bildniß, welches zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören soll. Grau in Grau malte er auch mehre Scenen aus dem Gedichte Germanicus von Frau L. F. von Winter, von denen mehre von R. Morghen gestochen wurden und sich sowol einzeln als mit dem erwähnten Gedichte finden †).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN DE FOUCHY (Philippe), französischer Schriftgießer und Buchdrucker, im J. 1666 zu Mâcon (Departement Saône-Loire) geboren, stammte aus einer alten angesehenen Familie und war zum geistlichen Stande bestimmt. Er hatte bereits seine Studien vollendet und war im Begriff, die ersten Weihen zu empfangen, als ein Zufall ihn einer andern, seinem Geiste und seinem Talente mehr entsprechenden Laufbahn zuführte. Zu Paris, wohin er eines Rechtsstreites wegen gekommen war, ging er eines Tages aus Neu-

*) Biographie des hommes vivants. Tom. III. p. 306. Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 251.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 655.

†) *R. van Eynden*, Geschiedenis der vaderlandsche Schilderkonst. Bd. 2. S. 376 fg. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 331.

gierde in eine Buchdruckerwerkstätte und bemerkte mit Erstaunen die Unvollkommenheit der Lettern, deren man sich bediente. Er zeichnete noch am Abend desselben Tages zu seiner Unterhaltung einige Anfangsbuchstaben und suchte ihnen schönere Verhältnisse und eine geschmackvollere Gestalt zu geben, was ihm auch so vortrefflich gelang, daß einer seiner Freunde die ihm ohne Absicht mitgetheilten Zeichnungen zu dem Kanzler Pontchartrain trug. Ludwig XIV., welchem sie von diesem vorgelegt wurden, war durch die Schönheit derselben überrascht und ergriff nach seiner Weise sogleich mit Eifer diese sich ihm darbietende Gelegenheit, den Holländern, welche bis jetzt in der Buchdruckerei unübertroffen dastanden, diesen Ruhm streitig zu machen. Grandjean wurde alsbald zu dem Kanzler beschieden und erhielt ein Anstellungsdecret, wodurch der König ihn in seine Dienste nahm mit dem Auftrage, sich insbesondere mit Allem, was zur Buchdruckerei gehöre, zu befassen. Er fand an dem Geschäfte, von welchem er bis jetzt nicht die geringste Kenntniß hatte, großes Wohlgefallen und da er ein geschickter und geschmackvoller Zeichner war, so machte er in der Schriftgießerei, die er schnell erlernte, bedeutende Verbesserungen und brachte es in kurzer Zeit durch Fleiß und Geduld dahin, daß er mit Hilfe sehr einfacher, von ihm erdachter Werkzeuge die feinsten und schärfsten Matrizen schlagen und justificiren konnte. Die von ihm gegossenen Lettern wurden zuerst in der Staatsdruckerei angewendet und bald in ganz Frankreich und in andern Ländern nachgeahmt. Mit Grandjean's schönster Schrift ist die Münzgeschichte Ludwig's XIV. (Médailles sur les principaux événements du règne de Louis le Grand. Paris 1702. fol.) gedruckt. Er starb am 6. Mai 1714 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDJEAN DE FOUCHY (Jean Paul), französischer Astronom, ein Sohn des vorhergehenden Schriftgießers, am 17. März 1707 zu Paris geboren, sollte in das Geschäft seines Vaters treten und dasselbe fortführen; da er aber eine mehr für einen gelehrten Stand passende Erziehung erhielt und auch von Natur mehr Anlagen zur Wissenschaft und Kunst hatte, so konnte er sich nicht entschließen, mit dem Handwerke, obschon es ihm eine sorgenfreie Existenz gesichert hätte, zu befassen. Am entschiedensten neigte er zur Poesie hin, wie er denn fast kein Jahr seines Lebens vorübergehen ließ, ohne einige Gedichte zu versuchen, welche er aber nur verschwiegenen Freunden mittheilte, ebenso spielte er meisterhaft mehre Instrumente, jedoch nur in vertrauter Gesellschaft. Nach dem Tode seines Vaters kam er in den Besitz eines kleinen, aber für einen sparsamen und in seinen Bedürfnissen bescheidenen Menschen, wie er war, hinreichenden Vermögens; er kaufte sich die Stelle eines Rechnungsrevisors und theilte nun die Zeit zwischen die Erfüllung seiner Amtspflichten und die Pflege der Wissenschaften, unter welchen ihn die Astronomie und Meteorologie besonders anzogen. Er trat zugleich in einen Verein von Gelehrten und Künstlern, welcher sich damals zu Paris gebildet und sich die Aufgabe gestellt hatte, die Ergebnisse der theoretischen Forschungen auf das praktische Leben anzuwenden, und zu welchen auch Clairaut, La Condamine und Rameau gehörten. Er zeichnete sich darin durch seinen Eifer und seine Leistungen so sehr aus, daß ihn die Akademie der Wissenschaften im J. 1731 unter ihre Mitglieder in der Section der Astronomie aufnahm und im J. 1743 zu ihrem beständigen Secretair ernannte, eine Stelle, die kurz zuvor Fontenelle eingenommen hatte und deren Bekleidung jedem Nachfolger desselben nicht leicht gewesen wäre. Mochte auch Grandjean seinem Vorgänger an Gewandtheit in der Feder und an Schärfe der Gedanken nicht gleichkommen, so ersetzte er doch diesen Mangel reichlich durch gediegene Kenntnisse, Richtigkeit des Urtheils und durch eine harmlose, die Zuhörer und die Leser gewinnende Freimüthigkeit. Als Astronom erwarb er sich ein nicht unbedeutendes Verdienst durch die Verbesserung der gebräuchlichen Methoden zur Berechnung des Kreislaufes der Gestirne und durch die Vereinfachung der zur Beobachtung nöthigen Instrumente, deren Anschaffung und Fortbringung seither mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden war. Zu den Denkschriften der Akademie lieferte er fast jedes Jahr werthvolle Beiträge, von welchen insbesondere hervorzuheben sind: Sur la forme la plus avantageuse qu'on puisse donner aux tables astronomiques (1731); Méthode pour les longitudes (1733); Sur l'atmosphère de la lune (1734); Méthode pour déterminer par observation l'excentrité de la terre (1738 und 1740); Manière fort simple de se servir d'horloges de moyen volume au lieu de grosses horloges, dans le cas ou l'on est obligé de les faire sonner sur des timbres fort gros et fort éloignés (1740); Observation du passage de Vénus sur le soleil (1761); Observation du passage de Vénus sur le soleil le 3 juin 1769 und Récherche sur la date des applications des lunettes aux instruments (1787); ferner die Beobachtungen über die Sonnenfinsternisse am 25. Juli 1748, am 17. Oct. 1762, am 5. Aug. 1766 und am 4. Juni 1769, sowie über die Mondfinsternisse am 25. Febr. 1747, am 8. Aug. 1748, am 23. Dec. 1749, am 19. Juni 1750, am 2. Dec. 1751, am 27. März 1755, am 18. Mai 1761, am 23. Dec. 1768 und am 30. Juli 1776. Von den Beschreibungen der von ihm erdachten oder verbesserten und vereinfachten Instrumente sind zu erwähnen: Nouvel instrument pour observer les hauteurs en mer et les distances des astres (in dem Recueil de machines approuv. par l'académie des sciences. Vol. VI.); Description d'un instrument propre à mésurer la pésenteur de chaque couche de l'atmosphère (in den Mémoires de l'académie des sciences, 1780); Mémoire sur une nouvelle construction de niveau absolument exempt de vérification (Machines approuv. Tom. VI.); Tour pour faire sans arbre toutes sortes de vis (Ibid. Tom. V.); Moyen de couvertir facilement et avec assez peu de frais un quart de cercle à pied en un instru-

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 653.

ment azimutal (Mémoires 1781.) und Machine pour caler et mouvoir commodement un quart de cercle inventée par lui (Machines approuv. Tom. VII.). Als Secretair der Akademie hielt er Lobreden auf die verstorbenen Mitglieder Abbé de Bragelogne (1744), Marquis von Torcy (1746), Peyronnie (1747), Joh. Bernouilli (1748), Amelot (1749), Herzog von Aiguillon, de Crouzas, Petit und Abbé Terrasson (1750), Folkes (1754), Mairan, Morgagni, Pitot (1771), Van Swieten und Buache (1772) und Morand und Herissant (1773). Ein Theil dieser und anderer Lobreden erschien auch in einer Sammlung (Éloge des académiciens de l'Académie royale des sciences morts depuis 1744. Tom. I. Paris 1761. 12.), welche unvollendet blieb. Nachdem Grandjean die Secretairstelle 30 Jahre lang mit seltenem Eifer bekleidet hatte, legte er sie, weil ihm öfteres Unwohlsein an der Erfüllung seiner Pflichten hinderte, im J. 1773 nieder. Einige Jahre später traf ihn ein sonderbarer Zufall. Eines Tages stürzte er gänzlich besinnungslos nieder und als er wenige Stunden darauf sein Bewußtsein und den vollen Gebrauch seines Verstandes wieder erhalten hatte, bemerkte er, daß seine ebenfalls in Unordnung gerathenen und augenblicklich gelähmten Sprachorgane, obschon sie wieder fast ganz frei geworden waren, seinem Willen nicht mehr gehorchten und sein Mund nicht die Gedanken, welche er mittheilen wollte, sondern andere unzusammenhängende Worte aussprach. Er versuchte selbst eine Erklärung dieses peinlichen Zustandes (Observation anatomique, in den Mémoires de l'académie, 1784) und erörterte alle Einzelnheiten dieser auffallenden Erscheinung mit einer solchen philosophischen Ruhe, Einfachheit und Gleichgültigkeit, daß er Bewunderung verdient. Er starb am 15. April 1788 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDMÉNIL (Jean Baptiste Fauchard de), berühmter französischer Schauspieler, am 19. März 1737 zu Paris geboren, war der Sohn eines bekannten Chirurgen und Zahnarztes [1]) und widmete sich nach dem Wunsche seines Vaters der Rechtsgelehrsamkeit. Nach der Beendigung seiner Studien wurde er unter die Advocaten am Parlamente zu Paris aufgenommen. Er zeichnete sich durch seine gründlichen Kenntnisse und eine mehr als gewöhnliche Beredsamkeit aus und erntete besonders im J. 1767 durch die geistreiche Vertheidigung des berüchtigten Schenkwirthes Ramponeau gegen Gaudon, den Director einer auf Jahrmärkten umherziehenden Schauspielergesellschaft, großen Beifall [2]). Bald darauf zum Rathe bei der Admiralität ernannt und nicht nur durch sein Talent, sondern auch durch den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens in seinen Bestrebungen gefördert, würde er gewiß bald eine hervorragende Stellung im Staatsdienste gewonnen haben, wenn ihm nicht mancherlei Verhältnisse einen Widerwillen gegen das Beamtenwesen eingeflößt und den Aufenthalt in Paris unangenehm gemacht hätten. Der Staatsstreich des Kanzlers Maupeou gegen das Parlament (1771) verleitete ihn zu höchst beleidigenden Aeußerungen gegen die Regierung und er hielt es für gut, Frankreich heimlich zu verlassen, was er um so bereitwilliger that, da er auch mit seiner Familie, von der er ungerecht behandelt zu sein glaubte und mit deren übermäßig conservativen politischen Ansichten er nicht übereinstimmte, zerfallen war. Da er große Vorliebe für die Bühne besaß, auf welcher schon einer seiner Verwandten, der berühmte Schauspieler Duchemin, sich ausgezeichnet hatte, ergriff er die sich darbietende Gelegenheit, an dem Theater zu Brüssel anzukommen und versuchte sich mit entschiedenem Glück in Bedientenrollen. Nachdem er sich hier einige Jahre in seiner Kunst weiter ausgebildet hatte, kehrte er nach Frankreich zurück und spielte längere Zeit auf den größeren Bühnen zu Marseille und Bordeaux nicht nur die Diener, sondern auch die Rentner und Alten so meisterhaft, daß sein Ruf bis zur Hauptstadt drang und alsbald die Direction der Comédie française ihm eine Einladung zugehen ließ, auf dieser Bühne, welche nur ausgezeichnete Künstler in Anspruch nahm, Probevorstellungen zu geben. Er trat am 31. Aug. 1790 zum ersten Mal auf als Arnolphe in der „Ecole des Femmes" und befriedigte sowol die Kenner als auch die Menge. Als Francaleu in der „Metromanie," als Orgon im „Tartüffe," als Chrysale in den „Femmes Savantes" und als Spanarelle in der „Ecole des Maris" gefiel er ebenfalls allgemein und er erhielt eine feste Anstellung. Da aber Desessart, als dessen Ersatzmann er dienen sollte, ihm nur untergeordnete Rollen überließ und überhaupt fortwährende Ränke die Mitglieder der Comédie française entzweite, so gab Grandmenil, welcher keinen Antheil an diesem Treiben nehmen wollte, seine Stelle auf und ging zu dem rivalisirenden Theater der Straße Richelieu über, welches um diese Zeit entstanden war und am 28. April 1791 als Theater der Republik in das Palais Royal verlegt wurde, wo es bis zu seinem Schlusse im Pluviose des Jahres VI. (1792) blieb. Als im J. 1798 die Schauspieler der früheren Comédie française sich vereinigten und wieder eine Nationalbühne schufen, welche jetzt noch, unter dem Namen Théâtre Français besteht, ward Grandmenil Geschäftsführer der Gesellschaft und blieb trotz seines vorgerückten Alters bis zum Jahre 1811 ein thätiges Mitglied derselben. Man sah ihn stets mit neuem Vergnügen in den Lustspielen Molière's, dessen Geist noch Niemand so wie er erfaßt

*) *Condorcet*, Éloge de M. de Fouchy, in der Histoire de l'académie, année 1788 (auch in Condorcet's Oeuvres complètes. Tom. III. p. 311). *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 190. Biographie universelle. Tom. XIX. p. 334. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 174. Biographie générale. Tom. XXI. p. 654. J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 940.

1) Vergl. den Art. Fauchard Bd. 42. S. 73. 2) Ramponeau hatte Gaudon, welchen er auf eine bestimmte Zeit zur Ausführung von Possen in seiner Schenke engagirt hatte, wegen Contractbruches verklagt. Der Proceß diente nicht wenig zur Unterhaltung der pariser Müßiggänger, und selbst Voltaire verschmähte es nicht, ihn zum Gegenstande seines Witzes zu machen.

hatte und wiederzugeben wußte. Besonders war er als Harpagon in dem „Geizigen" unübertrefflich und so natürlich, daß Viele behaupteten, er gebe nur seine eigenen Schwächen und Gewohnheiten wieder. Diese üble Nachrede hatte aber ihren Grund nur in dem Neide und dem beleidigten Stolze seiner Standesgenossen, deren Gesellschaft er aus guten Gründen mied. Gegen seine Freunde, der er sehr viele und selbst in den höchsten Ständen zählte, war er stets sehr gastfrei und sah es mit dem größten Vergnügen, wenn sie ihn auf seinem Landgute Grandménil in dem Dorfe Bures bei Versailles, der Frucht seiner Ersparnisse, besuchten, wo er, nachdem er sich von der Bühne zurückgezogen hatte, von seinen früheren Bewunderern geachtet und von seinen näheren Bekannten geliebt in angenehmen Verhältnissen lebte. Während des Kaiserreiches wurde er zum Professor der Declamation am Conservatorium ernannt und in das Institut aufgenommen; nach der Restauration ward er Mitglied der Akademie der schönen Künste, starb aber schon einige Wochen nach dieser Auszeichnung am 24. Mai 1816, da seine Gesundheit durch den Schrecken, welchen ihm die Occupation seines Landgutes durch die feindlichen Truppen verursacht hatte, untergraben worden war. Eine komische Oper in einem Acte (Le Savetier joyeux. Paris 1759. 8.), welche er in seiner Jugend schrieb, kam nie zur Aufführung. „Nie," sagt Quatremère de Quincy, welcher als Secretair der Akademie die übliche Lobrede auf Grandménil hielt, „hat ein Mensch, der durch die Liebe zur Kunst auf die doppelt gefährliche theatralische Laufbahn gezogen wurde, sie mit größerem und längerem Erfolge durchlaufen, nie einer den Ertrag desselben besser und klüger angewendet, nie einer die Gefahren der Bühne glücklicher vermieden und nie einer diesem Stande durch sein streng sittliches Leben und durch seinen untadelhaft biedern Charakter mehr Ehre gemacht" [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDMONT (Mönchs- [und Nonnen-] Orden von). Als Orthographie dieses Namens, welcher ursprünglich die Localität eines „großen Berges" (grandis mons) im heutigen Frankreich bei der Stadt Limoges (Lemovicae, Lemovicenses, Lemovicum) bezeichnet, ist für die französische und somit auch für die teutsche Sprache, welche keinen Grund hat, ihn bei der Aufnahme in ihre Register zu verändern, die Schreibweise Grandmont vorzuziehen, sofern sich ihrer sämmtliche französische Schriftsteller beim Gebrauche ihrer Sprache bis in die neueste Zeit bedienen und das Wort in der lateinischen Sprache constant die Form Grandimons (wol auch Grandimontis und Grandimontium) hat. Erst etwa seit der großen französischen Revolution findet man den Namen in Grammont (auch Gramont, was zu verwerfen ist) umgestaltet, wie er von vielen teutschen Kirchenhistorikern, z. B. K. Hase in seinem Compendium, gebraucht wird. So lange der Orden resp. das Kloster existirt hat, sind sie nie „Grammont" geschrieben worden.

Ueber den Stifter des Ordens, den später heilig gesprochenen Stephanus (Etienne), erzählen die uns jetzt zugänglich gewordenen ältesten Documente [1]) das Nachstehende. Zu Tiernum (auch Tigernum, Thigernum, Tiernium, Ternae, im neueren Französisch Thiers geschrieben; Tigerno ist der Ablativus), einer Stadt in demjenigen Theile der französischen Provinz Auvergne (Lateinisch: Arvernia), welcher la Limage genannt wird, lebte ein Ritter und Vicomte Stephan, welchem seine Gattin Candida in Folge vieler Bitten und Gelübde zu Gott einen Sohn gebar, der in der Taufe den Namen des Vaters empfing und dem die Aeltern eine vorzügliche Bildung zu geben entschlossen waren, namentlich da er eine schöne Gestalt und einen aufgeweckten Geist besaß. Als das Kind zwölf Jahre alt war, begleitete es den Vater auf einer Reise nach Bari (Barium) in Italien, wohin sich dieser in Folge einer göttlichen Eingebung begab, um der Uebertragung der Leiche des heil. Nicolaus von Lycien dorthin beizuwohnen, eine Angabe, welche Martene und Durand [2]) als unrichtig verwerfen, da die Uebertragung des heil. Nicolaus nach anderen, mehr beglaubigten Zeugnissen erst im J. 1087 geschehen sei. Wäre der Vicomte wirklich 1087 in Italien gewesen, als diese Feierlichkeit vor sich ging, so müßte der Sohn unter der Voraussetzung eines damaligen zwölfjährigen Alters etwa im Jahre 1075 geboren sein, wo er aber bereits seinen Orden gestiftet haben soll.

Als beide von Bari zurückkehren, erkrankt der junge Stephanus in Benevent, wo ihn der Vater bei dem damaligen Erzbischofe Milo, einem Landsmanne aus der Auvergne, zurückläßt, um allein in seine Heimath zurückzukehren. Der Knabe gesundet hier sehr bald, bleibt aber bei dem Freunde seines Vaters zurück, welcher ihm eine gute wissenschaftliche Bildung geben läßt und sich an dem Unterrichte auch selbst betheiligt. Einen maßgebenden und für die ganze Zukunft entscheidenden Eindruck machten auf den jüngern Stephan diejenigen Reden Milo's, worin er gewisse, in der Nähe wohnende, in Gütergemeinschaft lebende calabrische Eremiten [3]) pries, auf welche der Erzbischof so große Stücke hielt, daß, wenn einer von ihnen mit ihm redete, er dies für Christi Rede hielt. Als nun sein Schüler Stephan einst einen solchen pius homo mit eigenen Augen sah, befestigte sich in ihm der Entschluß, nach diesem Vorbilde selbst ein Eremit oder Mönch zu werden. Das der Historia prolixior bei Martene und Durand vorgedruckte gereimte lateinische Gedicht läßt ihn zwölf Jahre lang bei Milo in Benevent verweilen, welcher ihn zum Subdiaconus

3) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 299 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 655 seq. Dictionnaire de la conversation. Tom. LXII. p. 822.

1) Dies sind hauptsächlich die Vita des Stephanus von Gerard, die längere und die kürzere Historia priorum Grandimontensium, auf deren Literatur wir unten zurückkommen. 2) Praefatio zu den von ihnen in der Amplissima Collectio T. VI. abgedruckten Quellenschriften über das Leben des heil. Stephanus. 3) Sie werden in der Vita von Gerard auch Religiosi Calabriae genannt.

und dann zum Diaconus, ja nach anderen Nachrichten sogar zum Official und Archidiaconus weihete, wie Helyot erwähnt [4]). Als Milo noch lebte [5]), ging Stephan auf Besuch zu seinen Aeltern in Frankreich, wo er sich einige Zeit aufhielt. Auf der Rückreise zu Milo erfuhr er unterwegs in Rom, daß dieser gestorben sei, sodaß er in Rom blieb und hier bei einem Cardinal vier Jahre lang verweilte [6]). Seinen Aufenthalt in der ewigen Stadt benutzte er, um sich bei dem Papste — dessen Namen die beiden Historiae nicht nennen, während Gerard von Alexander, dem Vorgänger Gregor's VII., spricht — um die Erlaubniß zur Stiftung eines Mönchsordens zu bewerben. Der Papst verweigerte dieselbe Anfangs, da Stephan von einem zu schwächlichen Körper wäre, und versprach ihm hohe Ehrenstellen, wenn er davon abstände, ertheilte sie aber doch endlich, da derselbe mit seinen Bitten nicht nachließ.

Stimmt nun schon die Angabe der alten Biographien über die italienische Reise des Vicomte nicht mit der translatio corporis S. Nicolai, so ergeben sich auch andere Bedenken von noch stärkerem Gewichte. Nach den Ermittelungen Martene's (und Durand's) [7]) widerspricht Gerard's Vita, welcher im Wesentlichen die beiden Historiae und fast alle späteren kritiklosen Erzählungen folgen, anderweiten geschichtlichen Angaben, denen zu Folge Milo nicht zwei Jahre, geschweige denn zwölf Jahre lang Erzbischof von Benevent gewesen ist. Namentlich gibt ein Chronicon Beneventanum, wie Martene sagt, das Jahr 1074 als dasjenige an, in welchem Milo an der Spitze der Kirche von Benevent stand, setzt aber seinen Tod in das Jahr 1075 und erwähnt, daß 1076 Rofredus (oder Roffredus) diesen Sitz inne gehabt habe. Demnach kann sich auch, wie Martene weiter ausführt, Stephan nach Milo's Tode nicht vier Jahre lang in Rom aufgehalten haben, da ihn Gerard bereits 1076 seinen Orden gründen läßt. Wird angenommen, daß Stephan die Gründung wirklich vier Jahre nach dem Tode Milo's, welcher mit Sicherheit in das Jahr 1075 gesetzt werden kann [8]), vollzogen habe, so muß dieselbe etwa in das Jahr 1081 fallen, da zwischen ihr und der Abreise von Rom noch ein Zeitraum als dazwischen liegend anzunehmen ist. Auch bezweifelt Martene, daß damals in Calabrien Eremiten gelebt haben sollen; zwar haben sich dort Karthäuser angesiedelt, welche man allenfalls als Eremiten in Anspruch nehmen könne, aber erst mehre Jahre nach dem angeblichen Verweilen Stephan's bei Milo. Indessen will Martene [9]) nicht bestreiten, daß der Vicomte seinen Sohn dem Landsmann Milo übergeben habe, aber zunächst in Paris, wo Milo eine Zeit lang Dekan der dortigen Kirche war, wie dies Mabillon nachweist [10]); und von hier könne Milo, als er durch Papst Gregor IX., welcher diese Würde seit 1073 bekleidete, zum Erzbischof von Benevent ernannt wurde, was entweder schon 1073 oder 1074 geschehen sein müsse, den Sohn des Freundes mit nach Italien genommen haben. Da nun, wenn das Document echt ist, Milo selbst sagt, er sei 1075 als Erzbischof nach Benevent gekommen [11]), so würde sich die Stiftung des Ordens, welche K. Hase und Andere in das Jahr 1073 verlegen, noch weiter als oben angegeben, in die 80er Jahre und sogar bis in die 90er Jahre hineinziehen, falls Gerard Recht hat, welcher den Stephanus vor der Stiftung zwölf Jahre in Benevent und dann vier Jahre in Rom verweilen läßt.

Genug, Gerard erzählt in seiner Vita, der Papst (Gregor VII.?) habe dem Stephan die Erlaubniß im J. 1073 ertheilt, und zwar durch eine vom 1. Mai datirte Bulle, deren Echtheit unter Anderen auch Helyot [12]) annimmt, ohne der dagegen gemachten Einwendungen zu gedenken. Allerdings existirt, von Papst Gregor wirklich oder angeblich unterzeichnet, eine solche vom 1. Mai 1073 datirte Concession in einem Mscr. des Franz Escouveta, eines Cölestinermönchs, welcher dieselbe aus dem Priorat von Francorium zum Zweck der Einverleibung in seine Geschichte von Grandmont erhalten haben will; allein Mabillon [13]) glaubt beweisen zu können, daß diese Bulle, welche calabrische Benedictiner als diejenigen nennt, nach deren Vorbild und Regel Stephanus den seinigen zu stiften habe (woraus der Widerspruch folgen würde, daß der Orden des Stephanus kein neuer, kein selbständiger war, wozu aber dennoch der Papst wie zu einem neuen, selbständigen die Erlaubniß gegeben hätte), unecht sein müsse; denn fürs Erste sei sie nicht im römischen Kanzleistyl geschrieben; fürs Zweite nenne sich Greger hier einen servus servorum Dei, ein Titel, welchen er sich in keinem anderen vor seiner im J. 1074 erfolgten Weihe datirten Documente beigelegt habe; Gregor habe sich vor dem 1. Juli 1074 sicherlich nicht mit diesem Namen bezeichnet; sein von ihm selbst für diese Zeit gebrauchter Titel laute vielmehr constant Gregorius in Romanorum pontificem electus; fürs Dritte seien solche Phrasen wie proprium sentire, frequentatio Benedictinensium dem Gregorianischen Zeitalter fremd. Wie Martene [14]) hervorhebt, erwähnt das Schriftstück — abgesehen von dem Jahre 1073, wo ja Milo noch gar nicht in Benevent gewesen —, daß es in Gegenwart der Kaiserin Agnes verfaßt sei; aber diese hat sich damals nicht in Rom, sondern in Casino aufgehalten [15]). Auch sein Siegel ist verdächtig; denn nach Leveque [16]) trug es „leonem a laeva, pede dextro ostendente stellam cum hac scriptura: signat ad astra viam;“ aber ein solches päpstliches Siegel ist bis jetzt nach anderen Quellen gar nicht vorhanden [17]).

Nach dem weiteren Berichte in der Vita des Gerardus, welcher die meisten, wenn nicht alle übrigen

4) Histoire des Ordres monastiques, teutsche Ueberſ., 7. Bd. S. 473. 5) Wie die Brevis Historia erzählt. 6) Vita von Gerard. 7) Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. VIII. 8) Mabillon setzt Milo's Tod in das Jahr 1078. 9) Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. X. XI. 10) Annal. Bened. T. V. p. 66.

11) In der Sammlung bei Ughellus. 12) Teutsche Uebersetzung des 7. Bandes 1756. 13) Vorrede zu seinen Acta Ord. S. S. Bened. 14) Ampliss. Collect. T. VI, praefat. p. IX. 15) Ebenda. 16) Annales Grandimontenses. 17) *Martene*, Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. IX.

alten Quellen hier folgen, ging Stephanus, die päpstliche Urkunde in der Tasche, von Rom zunächst in seine Heimath nach Tiernum zu seinen Aeltern, welche ihn von seinem Vorsatze abzubringen und für das saeculum zu erhalten suchten. Allein vergeblich; er verließ heimlich Aeltern und Freunde, um einen geeigneten Ort für sein Vorhaben aufzusuchen, am liebsten in einer so viel wie möglich wüsten und menschenleeren Gegend. Zunächst nahm er seinen Aufenthalt in Aureil bei Limoges, wo er unter der Leitung des Klostervorstehers Gaucher lebte. Als aber dieser in der Nähe ein Frauenkloster zu bauen anfing, dessen Nachbarschaft er für nachtheilig hielt, verließ er das Kloster seines Freundes und ersah sich ebenfalls nicht weit von Limoges, an dem rauhen und bewaldeten, sonst unbebauten und einsamen Berge **Muretum** (französisch Muret), zwischen Felsen und Quellen einen Ort, wo er, nur in dem Besitze eines Ringes, welchen er aus der „Welt" mitgenommen, zu bleiben beschloß. Er that es mit den Worten: „Ego Stephanus abrenuntio diabolo et omnibus pompis ejus, et offero atque trado me ipsum Deo patri et filio et spiritui sancto" u. s. w., schrieb seine Confessio nieder, legte sie sich auf den Kopf und hielt dabei einen lateinischen Monolog [18]). Dies geschah, wie z. B. die Brevis historia erzählt, im J. 1076, als Stephan 30 Jahre alt war, und die meisten Kirchenhistoriker wie Schröckh, Helyot u. A. scheinen dieses Jahr als das Stiftungsjahr anzunehmen. Indessen, wenn Martene und Andere dasselbe als ein zu frühes nachzuweisen suchen, so wird es auffallender Weise in einem kurzen Chronicon Andegavense [19]) noch früher gesetzt, nämlich 1074, wo der Orden schon vorhanden gewesen sei, und dasselbe scheint sich zu ergeben aus einer Angabe des Chronicon Turonense: im 14. Jahre des Königs Philipp von Frankreich habe ein sehr frommer Mann, mit Namen Stephanus, im „territorium Lemovicense" „apud Muretum locum," „qui nunc Grandimons dicitur," als Eremit 40 Jahre lang gelebt, was eine Vermischung ist; denn Stephan hat nur in oder bei Muret gelebt; die Localität von Grandimons ist erst nach seinem Tode Sitz des Ordens geworden. Vincentius von Bellovacum, Baronius, Johann Leveque u. A. setzen als Anfang das Jahr 1076, was, wie Martene und Durand wiederholt hervorheben, nicht wol möglich sein kann, wenn Stephanus vier Jahre lang nach Milo's Tode noch in Rom zugebracht haben soll, sodaß man frühestens das Jahr 1079 annehmen dürfe [20]).

Hier errichtete er sich eine **Hütte** von Zweigen und machte sich eine **Lagerstätte**, welche sarg- oder grabartig nur aus zwei in die Erde eingelassenen Bretern bestand und Nichts als etwas Streu enthielt, wobei er außer seiner dürftigen Kleidung Nichts zur Bedeckung des Körpers hatte. Die **Kleidung** bestand zunächst aus einem eisernen (wol Schuppen-) Panzer, welchen er auf dem bloßen Leibe trug, um die fleischlichen Versuchungen des Teufels von sich fern zu halten, wie Gerhard in allem Ernste erzählt, sodaß der Mann, welcher im Sommer wie im Winter über dieser lorica ferrea nur einen sehr leichten Ueberwurf trug, eine eiserne Gesundheit gehabt haben muß, zumal die Gegend rauh war, er vor Kälte wenig schlafen konnte und von der ärmlichsten Speise lebte. Indessen legte er, als die völlige Austrocknung seines Körpers und so die Besiegung des Satans erreicht war, den Panzer wieder ab. Seine **Speise** bestand Anfangs in Kräutern und Wurzeln; doch aß er später auch Brod und zuweilen eine Mehlsuppe, aber so abgeschmackt wie nur möglich. Diese menschlichen Speisen brachten ihm Menschen, nachdem er trotz seines Wunsches, allein zu leben, sehr bald von Hirten entdeckt worden war, und hier treffen wir so wieder auf jene eigenthümlichen Selbstwidersprüche in fast allen Heiligengeschichten oder Legenden. Stephan soll lange von jener dürftigen Naturnahrung gelebt haben, und doch kamen sehr bald viele Menschen herbei, welche aus frommer Verehrung ihm eine Menge Speisen herzutrugen, und diese sind doch wol nicht immer so ganz dürftig gewesen, wie denn auch Gerard hinzufügt: Stephan habe jedoch nie Fleisch und Blut gegessen. Auch blieb er nicht immer ein Hydropath; denn vom 30. Jahre nach seiner Bekehrung nahm er „ob stomachum, quem ciborum ariditas et penuria nimis arctaverat" [21]), etwas Wein zu sich, jedoch nur mäßig, wobei man wiederum an eins von jenen biblischen Vorbildern erinnert wird, nach welchem die Vita des Gerardus und die beiden Historiae ihr Bild großentheils componirt zu haben scheinen.

Dabei war er unabläßig mit frommen Betrachtungen und **Andachtsübungen** beschäftigt; als Diaconus verrichtete er alle die einem solchen obliegenden solennen officia, daneben aber auch noch eine große Menge anderer. Er kniete so oft auf die Erde nieder, stützte sich so oft mit den Händen (oder Ellenbogen?) auf den Boden, schlug mit seiner Nase so oft die Erde, daß er an den Knien und Armen gleich einem Kameel — wie Gerard ausdrücklich sagt und seine Abschreiber nacherzählen — Schwielen hatte und die Nase ganz krumm (oder schief oder stumpf?) geworden war. Oft war er so in seine Andachtsübungen versunken, daß er 2—3 Tage lang weder Speise noch Trank zu sich nahm. Obgleich er nun allein sein wollte, so erhielt er doch von den Umwohnenden sehr häufige Besuche, und mit ihnen unterredete er sich sehr gern, indem er sie belehrte und vor Allem zur Liebe gegen Gott ermahnte, ohne jedoch ihnen dieselbe Strenge der Frömmigkeit in Gebet und Lebensweise zuzumuthen. Er durchschaute sofort ihren inwendigen Menschen und machte sie besonders auf ihre inneren Versuchungen zum Bösen aufmerksam. Die

18) Diesen muß er ebenfalls niedergeschrieben haben, denn sonst könnte die Vita Gerard's Nichts davon wissen. 19) Z. B. in Martene's Anecdota Tom. III. abgedruckt. 20) Ampliss. Collect. T. VI. praef. p. X. XI.

21) Individuen, welche von Pflanzenkost, zumal von Kräutern, leben, pflegen einen weit mehr ausgeweiteten Magen zu haben als solche, welche Fleischkost genießen.

Biographien heben auf der einen Seite ausdrücklich hervor, daß er einen großen Theil seines Lebens, oft in dem Grade, daß er sein Essen und Trinken, sowie seine regelmäßigen Andachtsübungen vergaß, welche er dann jedesmal nachholte, in eingehenden geistlichen Unterredungen mit den herbeiströmenden Bewunderern seiner Frömmigkeit zubrachte; aber auf der anderen Seite soll er die Einsamkeit geliebt haben und so „humano carens solatio“ gewesen sein. Er wollte — nach biblischen Vorbildern — mit seinen Tugenden den Menschen verborgen bleiben, aber je mehr er es wünschte, desto bekannter wurde er in der Welt. Wieder eine von den Schablonen, nach welchen die Heiligenlegenden gearbeitet sind [22]), wobei die durch hinreichend viele Beweise erhärtete Thatsache solcher Frömmigkeit nicht geleugnet werden soll, nur daß man das Menschen-Unmögliche subtrahiren und einiges Andere addiren muß. Es war damals unter den Menschen jener Geist, welcher sie trieb, durch solche Entsagungen und Kasteiungen, welche die Gegenwart sich nicht mehr auferlegen will, eine höhere Stufe im Himmel zu verdienen, wobei jedoch diese menschliche Frömmigkeit auch mit dem einen Auge auf die Welt hinschaute.

Nachdem Stephanus ein Jahr allein zugebracht hatte, schloß sich ihm ein Gefährte an, zu welchem sich später ein dritter einfand. Diesen verbot er, ihn Vater oder Abt oder Meister zu nennen; sie sollten ihn nur correcteur nennen. So lebten die Drei viele Jahre mit einander, und erst allmälig wuchs die Zahl der beisammenwohnenden Genossen, denen sich 1111 Hugo de Lacerta anschloß. Martene muthmaßt, Stephanus habe in den ersten Jahren nicht an die Gründung einer Genossenschaft in Form eines Klosters gedacht, sei aber wol durch das Gerücht des inzwischen entstandenen Karthäuserordens veranlaßt worden, diesen in Augenschein zu nehmen, und habe wol dann erst, etwa um 1100, eine förmliche Klostergemeinde gebildet [23]). Sein und seiner Schüler Leben verlief sehr einförmig; von den Zwischenfällen heben wir daher nur den kurz vor seinem Tode erfolgten Besuch zweier Cardinäle hervor, Gregorius und Petrus de Leon, welche später unter dem Namen von Innocentius II. und Anacletus II. Päpste wurden, und dem Heiligen das Zeugniß gaben, daß durch ihn der heil. Geist redete. Als Stephanus sein Ende nahen sah, ließ er sich in das Oratorium tragen, unterhielt sich hier mit seinen Schülern in geistlichen Betrachtungen, empfing die ultima unctio nebst der heil. Communion und starb nahezu 80 Jahre alt, nachdem er etwa 50 Jahre lang in dem „eremo“ bei Muret gelebt hatte, im J. 1124 am 8. Febr., als eben eine große Synode von Bischöfen u. s. w. in Turo versammelt war. So die Vita des Gerardus und die beiden Historiae priorum Grandimontensium, während Wilhelm de Dandina [24]) ihn 46 Jahre lang als Eremit resp. Klosterbruder leben läßt.

Seine Genossen begruben ihn in der Kirche (ecclesia) [25]) von Muret, und suchten seine Grabstelle den Umwohnenden so viel wie möglich zu verheimlichen, was indessen um so weniger gelungen zu sein scheint, je mehr sie sich damit Mühe gaben, und je mehr die Leute in sie drangen, ihnen den Tod u. s. w. nicht zu verheimlichen. Und es war in der That ihr Schaden nicht; denn erst nach seinem Tode fing Stephanus recht an Wunder zu thun, und diese haben dem Kloster gewiß nicht wenig eingetragen. Es ist nicht gesagt, daß der lieblich duftende Rosengeruch an seinem lebenden jungfräulichen Körper, welchen die sich ihm Nahenden wahrnahmen, auch an dem todten fortgedauert habe; dagegen wird Manches berichtet, was ihn im Leben als Wunderthäter charakterisirt. Einst ersuchte ihn ein vornehmer Krieger, er möge bei Gott keine Fürbitte zur Bekehrung von einer Sünde einlegen, weil er diese zu lieb habe und nicht ablegen wollte; Stephan that natürlich eine Fürbitte, der Krieger kam wieder und bekehrte sich von seiner Sünde. Ein anderes Mal nahmen Räuber einen seiner Freunde, der ihn oft besuchte und ihm viele Wohlthaten erwies, auf dem Wege zu ihm gefangen und führten ihn mit Ketten gebunden in die Gebirge. Stephan hatte kaum davon gehört, als er mit seiner Fürbitte eintrat, und siehe an einem schönen Morgen klopft es an die Klosterpforte; vor ihr stehen die Räuber in Ketten und mit ihnen frei der erlöste Freund. Die meisten Wunder sind durch seinen Leichnam bewirkt worden, nicht blos eine Menge von Krankenheilungen, sondern auch viele Todtenerweckungen. Einst trug man einen gänzlich gelähmten Edlen, den Herrn de Plantadio, auf den Altar, unter welchem Stephanus begraben war, ohne daß es der Kranke wußte. Dort angekommen, wird er plötzlich gesund, steht wieder auf seinen Füßen und ruft einmal über das andere: Ich bin gesund, und je mehr ihm dies die Mönche verbieten, desto öfter und lauter sagt ers. Kranke wurden selbst dann geheilt, wenn sie Wasser tranken, in welches man etwas von dem Tische des Stephanus abgeschabtes Holz that [26]). Wenigstens die Hälfte der Vita des Gerard und der Zusätze dazu bei Martene und Durand besteht aus solchen Mirakeln, deren Uebersetzung in das Teutsche mehre Bogen der Encyklopädie füllen würde. Der Biograph Gerard sagt ausdrücklich, daß er dieselben von ganz glaubwürdigen Zeugen, zum Theil von denen habe, an welchen sie geschehen sind. Der Leichnam

22) Je mehr selbst die protestantische Theologie — die katholische hat schon längst fast alle Kritik, selbst die maßvolle der Benedictiner, aufgegeben — in ihren modernen, die meisten Kirchenregimente beherrschenden Vertretern sich Mühe gibt, solche Geschichten womöglich glaubhaft zu finden, desto mehr ist es nothwendig, dergleichen Dinge offen hervorzuheben. In jener Zeit herrschte nicht um einen Tropfen weniger Hypokrisie als in der jetzigen. 23) Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. XI.

24) In seiner Vita Hugonis de Lacerta. — Nach der Vita von Gerard sah ein taubstummer Knabe der Nachbarschaft in einer Vision den Tod des Heiligen, noch ehe er gestorben war. 25) Stephan hatte in seiner Regel, falls sie echt ist, verboten, „Kirchen“ zu haben. Hat man daher vielleicht nur eine „Kapelle“ gebaut, um das Verbot tantum quantum zu halten? 26) *Martene*, Ampliss. Collect. T. VI. p. 1081, Vita von Gerardus.

trieb es mit seinen Mirakeln so toll, daß es ihm, wie wir weiter unten sehen werden, der 2. Prior verbot.

Nach Stephanus' Tode wählten die Mönche ihren Confrater Peter von Limoges, welcher früher Weltpriester gewesen war, zum Prior; aber dieser hatte das Regiment erst vier Monate geführt, als der Gemeinde eine große Gefahr nahe trat. Die benachbarten regulirten Augustiner-Chorherren von Limoges, wie Gerard in seiner Vita sagt, oder die Benedictiner von Ambazac, wie der Abt Chatelain will, machten Ansprüche auf Muret, welches sich unter ihre Oberhoheit stellen sollte. Um dieser Unterwerfung zu entgehen, suchten die muretaner Mönche [27]) eine andere Oertlichkeit auf und fanden dieselbe in Folge einer speciellen Offenbarung Gottes. Als nämlich der Prior in der Noth mit seinen Conventualen zu diesem Zwecke eine heil. Handlung verrichtete und das Agnus Dei dreimal gesungen hatte, vernahmen Viele eine himmlische Stimme, welche dreimal rief: „In Grandimonte." Die Mönche gingen sofort nach diesem Berge, welcher in der Nähe lag, fanden ihn zu einer Ansiedelung sehr geeignet und baueten sofort eine Kirche mit den nöthigen Wohnungen. Natürlich wurde auch der Leichnam des Stephanus mit nach Grandmont genommen, wo er sofort wieder eine Menge Wunder verrichtete, indem er z. B. einen kranken Soldaten heilte, einem Blinden das Augenlicht wiedergab u. s. f. Da die Conventualen seltsamer Weise davor Furcht hatten, daß die Leute, wenn sie von solchen Mirakeln hörten, sehr zahlreich herbeiströmen würden, so begab sich eines Tages Petrus von Limoges zu seinem Grabe, bat und bedrohte ihn, keine Wunder mehr zu verrichten, weil dies die lata via zum Tode wäre; führe er dennoch mit seinen häufigen Wundern fort, so würde man seine Gebeine aus dem Grabe reißen und ihre Asche in den Fluß werfen. Sofort wurden die Wunder, namentlich am Grabe des Heiligen, bis zu seiner Kanonisation weniger zahlreich. Der Prior Petrus, zu dessen Zeiten König Heinrich den Grandimontensern ein prächtiges, mit Blei gedecktes Haus zu bauen begann, und die Zahl der Mönche sich bedeutend mehrte, segnete das Zeitliche, nachdem er dem Kloster zwölf Jahre und elf Monate vorgestanden hatte [28]), sodaß, wenn Stephan 1124 gestorben ist, sein Tod etwa in das Jahr 1137 fällt.

Ihm folgte als 3. Prior Peter de Sancto Christophoro, wie die Brevis Historia ihn nennt, oder Peter Sancti Christophori, wie ihn Andere nennen. Jene setzt seine Wahl in das Jahr 1139, als Innocentius III. auf dem päpstlichen Throne saß, während sich in anderen Angaben das Jahr 1137 findet, welches vielleicht aus dem Todesjahre seines Vorgängers berechnet ist. Die Brevis Historia läßt ihn 2½ Jahre lang im Priorate; die Historia prolixior hat als sein Todesjahr 1141.

Reichhaltiger sind die Nachrichten über den 4. Prior, Stephan de Lisiaco, dessen Wahl durch die Conventualen von den meisten Historikern in das Jahr 1141 gesetzt wird, und dessen Ordensleitung den ungewöhnlich langen Zeitraum von 23½ Jahren umfaßt. Es wird besonders hervorgehoben, daß er die bisher nur mündlich fortgepflanzte Ordensregel schriftlich fixirt, und daß der Papst Hadrian IV. sie in dieser Gestalt 1156 approbirt habe [29]). Dagegen behauptet Mabillon [30]), erst durch Gerardus, den 7. Prior, habe eine schriftliche Redaction der Statuten stattgefunden. Aus den durch Stephan oder Gerard erneuerten Regeln sind folgende Punkte hervorzuheben. Als Fundament werden vor Allem Armuth und Gehorsam eingeschärft; denn Nichts mache den Christen so sicher in der Liebe Gottes als Armuth; daher soll das Kloster keine Ländereien besitzen, kein Vieh halten und sich keine Messe bezahlen lassen [31]). Mangelts einmal an einem irdischen Bedürfniß, so soll man sich an den Bischof des Sprengels wenden; kann oder will dieser nicht helfen, so ist es nach zweitägigem Fasten erlaubt je zwei und zwei Mönche zum Almosensammeln von Haus zu Haus zu schicken. Das Essen von Fleisch und Blut wird auf das Strengste untersagt, was schon Stephan deshalb eingeschärft hatte, weil, wie eigenthümlicher Weise hinzugefügt wird, von Seiten der Griechen — welcher? — seinem Orden deshalb Vorwürfe gemacht worden waren [32]). Selbst Kranke und Schwache, also auch Genesende, müssen sich der Fleischkost enthalten, wie denn überhaupt das vorgeschriebene Fasten nach Zeit und Ort sehr streng war. Weder Männer noch Weiber [33]) aus anderen Orden dürfen in den Orden der Grandmontaner eintreten, welcher auch keinen Laien (Laienbruder, conversus) vor dem 20. Lebensjahre aufnehmen soll. Zu gewissen Zeiten haben die Klosterleute strenges Stillschweigen zu beobachten, während sie nur zu je zwei ausgehen dürfen; an Sonn- und Festtagen darf kein Laie in das Oratorium zugelassen werden. Das Abhalten von Jahrmärkten beim Kloster, der Handel, das Führen von Processen ist untersagt. Man sieht, daß die Statuten, an welchen übrigens die Päpste später Manches milderten, äußerst streng waren; und dennoch wird gemeldet, daß der Orden unter Stephan von Lisiac mehr als irgend vorher gewachsen sei; er habe in einem Zeitraume von weniger als 30 Jahren sich auf 60 Häuser (domus, wie man damals sagte) oder Klöster vermehrt, von denen die meisten in Aquitanien, besonders in dem dazu gehörigen Limousin und in Anjou, mehre aber auch in der Normandie lagen, welche damals zur Krone Englands gehörte, dessen Könige dem Orden große Wohlthaten zuwendeten. Bestimmt man den Tod Stephan's nach dem Jahre 1141 als dem Jahre seiner Wahl und nach seiner 23½jährigen Ordensleitung, so ist derselbe etwa im Jahre

27) Stephan wird gewöhnlich „Stephan von Muret" genannt. 28) Brevis Historia prior. Grandim. in Martene's Ampliss. Collect.

29) Helyot 7. Bd. S. 481. 30) Annal. Ord. S. S. Bened. T. V. p. 100. 31) Wir finden später, daß Grandmont nicht unerhebliche jährliche feste Einkünfte hat, welche doch unmöglich aus Geschenken bestehen konnten. 32) Schröckh, Christl. Kirchengeschichte. 27. Th. S. 306. 33) Es scheinen demnach schon damals Frauenklöster nach Stephan's Regel existirt zu haben, wenn nicht an die bloße Möglichkeit derselben gedacht ist.

1165 erfolgt. Darnach würde in das Ende seines Priorates der 1164 durch König Ludwig VII. von Frankreich begonnene Bau des Klosters zu Vincennes bei Paris fallen, des ersten, welches der Orden auf eigentlich französischem Boden besaß. Dieses Haus behauptete einige Jahrhunderte hindurch den nächsten Rang nach Grandmont, wurde aber nach und nach zu einer Comthurei oder Commende, d. h. zu einer Pfründe für Standespersonen und später dem Orden der Minimen übergeben, wofür der Orden von Grandmont das Collegium (Unterrichtsanstalt) Mignon zu Paris erhielt, welches derselbe unter dem Namen des Collegium Grandimontense noch zur Zeit Helyot's besaß [34]).

Stephan's Nachfolger als 5. Prior war Petrus Bernardi, welcher die kirchlich-solenne Feier der Uebertragung des Leichnams des Stifters Stephan nachholte, eine strenge Zucht hielt und nach 7½jähriger Amtsverwaltung 6 Tage vor den Iden des Juli starb [35]). Papst Clemens III. gewährte dem Orden unter seinem Priorate für die einzelnen Ordensleute wie für die einzelnen cellae (Klöster) die exemptio, ohne daß freilich gesagt wird, was unter derselben zu verstehen sei, vielleicht die Befreiung von der Jurisdiction und oberen Administration der Bischöfe. Fällt Peter's Tod, wie anzunehmen ist, in das Jahr 1172 oder 1173, so würde noch zu seiner Zeit die durch Papst Lucius III. vollzogene resp. wiederholte Bestätigung der Ordensregeln erfolgt sein [36]).

Als 6. Prior nennen die Brevis Historia und die Historia prolixior bei Martene den Guilelmus de Traynhaco; aber sie weichen sonderbarer Weise in der Erzählung der Ereignisse unter seinem Priorat stark ab. Nach der Brevis Historia, welche Wilhelm im 18. Jahre seines Priorates auf einer Rückreise von Rom sterben läßt, sodaß sein Tod etwa 1191 erfolgt wäre, erhielt Grandmont vom griechischen Kaiser ein heil. Kreuz und vom Erzbischof Philipp mehre Cadaver von Heiligen zum Geschenk [37]), sowie den Besuch des angesehenen teutschen Abtes Gerard de Sibergia (Seebergen?). Wenn Helyot [38]) erwähnt, daß Papst Alexander III. 1174 die Billigung der Ordensregeln ausgesprochen habe, so ist darunter wahrscheinlich nicht die Confirmation neuer, sondern nur diejenige Confirmation der bestehenden Statuten zu verstehen, welche von jedem Papste im Anfange seines Regimentes gegeben zu werden pflegte.

Unter dem 7. Prior, nach der Brevis Historia Girardus (Gerardus) Itherii, nach der Historia prolixior Geraldus Ytherii, entstand nach dem Berichte jener ein schwerer, verhängnißvoller Streit zwischen den Klerikern und den Laienbrüdern (conversi), welchen die Historia prolixior in das Priorat des Wilhelm von Traynhac verlegt, eine Zeitbestimmung, welcher auch neuere Kirchenhistoriker beistimmen, indem sie den Conflict im Jahre 1181 ausbrechen lassen. Andere bezeichnen 1185, das letzte Jahr des Papstes Lucius III., als den Anfang der fast dreijährigen Unruhen; aber auch dieser würde sich mit der obigen Angabe nicht reimen, daß Wilhelm von Traynhac von 1172 oder 1173 ab 18 Jahre lang das Priorat verwaltet und der Streit unter seinem Nachfolger begonnen haben soll. Es ist wahrscheinlich, daß Gerard Itherii schon vor 1191 ins Amt getreten sei. Abgesehen von der näheren Zeitbestimmung entspann sich der Streit dadurch, daß die Kleriker mit dem bisher geübten großen Einflusse der Laienbrüder bei der Verwaltung nicht einverstanden waren, diese aber sich ihren Einfluß nicht wollten schmälern lassen. Der Conflict wurde immer bösartiger; es bildeten sich zwei Parteien, deren jede sich einen Prior wählte; die regulairen Klosterfunctionen lagen darnieder; es kam zu den ärgerlichsten Scenen, indem z. B. die Laien in die Kirche von Grandmont einbrachen und in ihr die Kleriker mit dem Prior einsperrten; die Klöster geriethen in schweren Verfall [39]). Man wendete sich in der Historia prolixior, heißt es — von Seiten des Abtes Wilhelm — an den König Philipp, welcher einen Vergleich [40]) zu Stande brachte, kraft dessen die Laien von der Mitbestimmung geistlicher Angelegenheiten ausgeschlossen und die Prioren ermächtigt wurden, auch in weltlichen Dingen sich des Rathes von Klerikern zu bedienen. Entweder half diese Vermittelung Nichts oder der Papst ließ sie nicht gelten, um selbst das Richteramt auszuüben, nur daß wiederum über seine Person Differenzen obwalten. Nach der Historia prolixior nämlich war es Papst Lucius, welcher Commissare nach Grandmont absendete, und dies könnte spätestens im J. 1185 geschehen sein, wo dieser Papst starb. Auch erzählt dieser Bericht, daß der Prior Wilhelm von Traynhac persönlich nach Rom gegangen sei, um die päpstliche Vermittelung anzurufen. Dagegen sagt die Brevis Historia, welche das Zerwürfniß in die Zeit des Priors Gerard setzt, es sei Papst Clemens III. (1187—91) gewesen, welcher durch zwei Specialcommissare, den Bischof von Chartres und den Prior von St. Victor in Paris, die Sache untersucht, die beiden gegnerischen Prioren abgesetzt, Gerard (wieder oder von Neuem) eingesetzt, oder vielmehr seine Wahl genehmigt, die Regel des heil. Stephan confirmirt und so die Ordnung hergestellt habe [41]). Fast 500 fratres, heißt es hier, versprachen dem Gerard ihren Gehorsam, während, wie es wahrscheinlich ist, mehre andere sich nicht unterwarfen. Denselben Papst bat — wie es scheint, sofort nach der Schlichtung des Streites — der Prior Gerard um Kanonisation des Stifters Stephan, und Clemens III. sandte, wenn wir die, wie es scheint, etwas confuse

34) Helyot S. 414. 415. 35) Brevis Hist. 36) Helyot S. 481. 37) Nach der Historia prolixior waren es Reliquien von den heil. cölnischen Märtyrer-Jungfrauen. 38) S. 481.

39) Vergl. die Zusätze zur Vita S. Stephani von Gerardus in Martene's Ampliss. Collect. T. VI. p. 1087 seq. 40) Conventio inter clericos et conversos Grandimontenses, habita coram rege et baronibus in Martene's Thesaurus Novus Anecdotorum. 41) Helyot läßt S. 481 die Regel des Ordens 1186 durch Papst Urban III. und dann 1188 durch Papst Clemens bestätigt werden.

Darstellung in der Brevis Historia verfolgen, 1188 zur Untersuchung der Angelegenheit zwei Abgeordnete nach Grandmont, wo die Mönche ihren Prior aufforderten, er möge das Cadaver des Stephanus bitten, wieder mehr Wunder zu thun, nachdem ihm vorher ein anderer Prior dies Handwerk gelegt hatte, und sofort stellten sich wieder mehr Wunder ein [42]). Hierauf kamen die päpstlichen Legaten, viele Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Laien u. s. w. nach Grandmont, wo die Kanonisation ins Werk gesetzt ward. Man hob den Leichnam aus seinem Grabe, legte ihn auf den Altar und verrichtete die obligaten Cerimonien, wobei z. B. ein stummer Knabe von zehn Jahren die Sprache wieder erhielt und ein Anderer von einer großen Blase (Kropf?) geheilt ward. Helyot nennt als päpstlichen Commissar den Cardinal von St. Marcus, läßt 28 französische Prälaten in Grandmont anwesend sein, bezeichnet 1189 als das Jahr der Heiligsprechung und erwähnt, daß Papst Cölestin an der Ordensregel Modificationen vorgenommen habe. Der Abt Gerard, welcher nach der Historia prolixior vor seinem Tode auf das Priorat resignirte, vielleicht weil die verderblichen Spaltungen nicht aufgehört hatten, soll außer der mehr erwähnten Vita S. Stephani (des Gründers) auch ein Speculum Grandimontis verfaßt haben [43]).

Als 8. Prior nennt die Historia prolixior Aldemarus de Friaco (die Brevis Historia Ademarus de Friaco), unter welchem die Statuten des Gründers mit den Zusätzen unter seinen Nachfolgern zu einem Ganzen vereinigt worden seien und Papst Innocentius III. die Ordensregeln bestätigt habe. Aber immer noch scheint der Zwiespalt fortgedauert zu haben; denn die Historia prolixior erzählt, daß persönlich anwesende päpstliche Commissare eine andere Sitzordnung beim Essen eingeführt haben. Dieser Prior begab sich zu der 1215 in Rom abgehaltenen lateranensischen Generalsynode der Kirche, und starb auf der Rückreise von dort im 18. Jahre seines Amtes, also etwa 1215 oder 1216, sodaß er dieses ungefähr im J. 1196 oder 1197 angetreten haben müßte. Demnach fiele auch die von Papst Innocentius III. 1202 angeordnete Abänderung der Ordensregel [44]) in sein Priorat.

Unter dem 9. Prior, welchen die Brevis Historia Caturcius, die Historia prolixior Caturcinus nennt, einem sehr frommen und klerikal gesinnten Manne, brach der Streit zwischen Klerikern und Laien von Neuem heftig aus, es gelang aber, die letzteren unter die Botmäßigkeit der ersteren zu bringen, sodaß sie nicht mehr wie bisher in Gemeinschaft mit Klerikern Vorsteher (Correctores) von Häusern (Klöstern) sein durften. Beide Historiae sagen bei dieser Gelegenheit, die Laienbrüder wären bis dahin gewohnt gewesen zu herrschen, woraus hervorgehen würde, daß die früheren päpstlichen Anordnungen ohne Erfolg gewesen seien. Der Prior, unter welchem der König Heinrich von England dem Orden für die Provinz Aquitanien, welche seiner Krone unterworfen war, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit einräumte, gab nach der Historia prolixior nach zwölfjähriger Amtsverwaltung sein Amt auf und lebte bis zu seinem Tode als Klosterbruder noch zehn Jahre lang in Grandmont. Die Historia Brevis gibt ebenfalls diese zehn Jahre, läßt ihn aber schon im zweiten Jahre seines Priorates resigniren. Wie Helyot weiß [45]), nahm der Papst Honorius im J. 1218 eine Aenderung an der Ordensregel vor.

Als 10. Prior finden wir Elias (auch Helias geschrieben) [46]) Arnaldi, wie ihn die Brevis Historia, oder Arnaudi, wie ihn die Historia prolixior nennt. Im J. 1228, wie Helyot angibt, ernannt, hatte auch er mit schweren Streitigkeiten und Unordnungen in seiner Klostergemeinde zu kämpfen und wurde von einigen Mönchen wegen Ungehörigkeiten beim Papste Gregor IX. angeklagt, welcher den Streit untersuchen ließ und die Anordnung traf, daß von Zeit zu Zeit (so nach der Historia prolixior, drei Jahre lang nach der Brevis Historia) bei jedem Generalcapitel je zwei Cistercienser- und je zwei Karthäusermönche Grandmont inspiciren und alles ihnen nothwendig Erscheinende ohne Appellation von Seiten des Ordens festsetzen sollten. Ein päpstlicher Commissar erklärte den Elias für seines Priorates entsetzt; allein dieser widersetzte sich und schloß den Bischof-Commissar sammt seinen Gehilfen und 200 Grandmontaner Mönchen in einem Hause ein. Er wurde indessen aus dem Priorate entfernt, und ging, ein Excommunicirter, nach Rom, um Bann und Absetzung rückgängig zu machen, aber ohne Erfolg. Er starb zu Rom im J. 1240, wie die Historia prolixior sagt, 1248, wie die Brevis Historia angibt.

Der 11. Prior, dessen Antrittsjahr nicht angegeben ist, war Johannes de Aquila, dessen Wahl in dem Ordenshause zu Vincennes vollzogen wurde. Nachdem zu seiner Zeit die Statuten durch päpstliche Commissare wiederum verändert worden waren, wie die Historia prolixior sagt, trat er 3½ Jahre nach seiner Wahl aus dem Vorsteheramte, wobei nicht gesagt ist, ob durch den Tod oder durch freiwillige Resignation oder durch Absetzung.

Auch dem 12. Prior, nach der Brevis Historia Ademarus la Vernha, nach der Historia prolixior Aldemarus Lavercha, war es nicht vergönnt, den Orden lange zu regieren, da er sein Amt nur drei Jahre lang verwaltete. Die Zeit desselben findet sich weder für ihn, noch für seinen Vorgänger chronologisch bestimmt.

Der 13. Prior, welchen die Brevis Historia Guilelmus Dongres, die Historia prolixior Guilermus Dongres nennt, besuchte 1247 die Kirchenversammlung von Lyon, wo Innocentius IV. die Ordensregeln und Privilegien erneuerte, oder wie die Historia

42) Vielleicht meint die Brev. Hist., die Wunder seien erst nach der Kanonisation eingetreten. 43) Ebenfalls nach der Historia prolixior, welche ihn, wie gesagt, Geraldus Ytherii nennt. 44) Helyot S. 481.

45) S. 481. 46) Helyot schreibt fälschlich Helias.

prolixior angibt, reformirte [47]). Zufolge der letzteren haben sich unter diesem Prior, welcher noch vor seinem Tode, wahrscheinlich wegen der fortgehenden Wirren und Zerwürfnisse, aus dem Amte geschieden sei, die jährlichen Einkünfte des Hauses von Grandmont auf 18,000 turonesische Solidi vermehrt.

Unter dem 14. Prior, nach der Brevis Historia Itherius Meruli, nach der Historia prolixior Iterius Meruli, nach Helyot Iriers von Merle, spannen sich die früheren Spaltungen fort; ein Theil der Mönche, die fratres Gallici [48]), verlegte gegen seinen Willen den Hauptsitz nach Vincennae (Vincennes) bei Paris und verklagte ihn bei dem Könige von Frankreich, welcher ihn zur Abdankung veranlaßte. Nach Helyot, welcher 1260 als das Jahr seiner Resignation angibt, strebte die gallische Partei darnach, einen General einzusetzen, welcher den ganzen Orden regieren und in Vincennes residiren sollte.

Der 15. Prior, Guido Archerii, hatte kein besseres Loos. Die Historia prolixior läßt ihn, um die Gegenpartei zu überwinden, nach Paris zum Könige und nach Rom zum Papste reisen, und die widerspenstigen Ordensbrüder austreten; die Brevis Historia erzählt, daß er dem Priorat entsagt habe, nachdem er eine Visitationsreise gehalten und das Glück gehabt, durch den König Theobald von Navarra den Leichnam des heil. Maccarius (Macarius?) zu erhalten, welcher in Grandmont niedergelegt ward.

Endlich war es einmal einem Prior, dem 16., Fulcherius Grimoaldi (Brev. Hist.) oder Grimaldi (Hist. prol.), einem schlauen Manne, beschieden, dem Orden ohne Parteikämpfe vorzustehen. Er starb, wie beide Quellen übereinstimmend erzählen, im J. 1281, nachdem er 1278 dem Concilium Lugdunense beigewohnt hatte.

Aber schon unter dem nächsten, dem 17. Prior, welchen die Brevis Historia Petrus de Consaco [49]), die Historia prolixior Petrus de Causaco, Helyot [50]) Peter von Causac nennt, kam das Schisma wieder sehr stark zum Vorschein. Nach der Hist. prol. stellten mehre seiner Wähler an ihn Forderungen, auf welche er nicht eingehen wollte, weshalb sie sich etwa zwei Jahre nach seiner Wahl von ihm lossagten und ihn zu entsetzen suchten. Es kamen Visitatoren nach Grandmont und vor diesen wurde er von den Gegnern schwerer Verfehlungen angeklagt. Er legte — wie es scheint, gegen die Entscheidung der Visitatoren — Appellation ein und es gelang ihm, die Widersacher zu verdrängen. Diese wählten zum Gegenprior Bernard Risse (welcher gleich darauf Rissa genannt wird). Beide gingen, vom Papst Honorius IV. citirt, nach Rom, wo Peter für den rechtmäßigen Prior erklärt wurde, nachdem der Papst die Angelegenheit durch Commissare an Ort und Stelle hatte prüfen lassen. Diese stellten neue Statuten auf, welche später durch Papst Clemens V. bestätigt wurden, und Bernard Risse verzichtete freiwillig. Aber auch Peter von Causac resignirte, da er sich den erneueten Streitigkeiten nicht gewachsen glaubte, nach der Brevis Historia im J. 1290.

Zur Wahl des 18. Priors, welche auf Bernardus de Grandalmar (Brevis Historia) oder Bernardus de Gaudalmar (Historia prolixior) fiel, kamen statutenmäßig die Correctores (Vorsteher der einzelnen Filialklöster) und die Curiosi (curés, Conventualkleriker) in Grandmont zusammen; aber Bernhard starb, als er noch nicht einen Monat lang sein Amt verwaltet hatte.

Länger fungirte der 19. Prior, welchen die Brevis Historia Guido Fulgerii, die Historia prolixior Guido Fulcherii, Helyot Wido von Foucheres nennt. Zwar beliefen sich nach der Historia prolixior die provisiones, welche jährlich von den Conrectoren der einzelnen cellae (Filialklöster) an das Mutterkloster Grandmont abgeliefert werden mußten, auf 600,000 turonesische librae (livres); dennoch wurde, um Kosten zu sparen, von jetzt ab erlaubt, daß die Mönche einzeln von cella zu cella gehen durften, während sie dies früher immer paarweise hatten thun müssen. Im J. 1306, es ist nicht gesagt, aus welcher Veranlassung, man darf aber annehmen, wegen der bisherigen Spaltungen, kam Papst Clemens V. mit sechs [51]) oder sieben [52]) Cardinälen und einem zahlreichen Gefolge nach Grandmont, dem ihm unmittelbar unterstehenden Mutterkloster [53]), wo er fünf Tage verweilte, aber durch sein Verweilen so bedeutende Ausgaben verursachte, daß viele Mönche den Prior beschuldigten, die Schuld davon zu tragen. Guido sah sich außer Stande, das Deficit zu decken und legte sein Amt noch im J. 1306 nieder. Helyot sagt, wir wissen nicht, warum, da doch beide Historiae seine freiwillige Resignation erzählen, er sei 1306 abgesetzt worden [54]).

An seiner Statt wählte 1306 oder 1307 [55]) der Convent zum 20. Prior Wilhelm de Prato Morelli, wie ihn beide Historiae nennen, während Helyot den Namen Wilhelm de Prie-Morelle hat. Unter seinem Priorate machte Papst Clemens 1309 einige Aenderungen an der Ordensregel, indem er namentlich schwarze Kleidung verordnete und das Verbot des Fleischessens durch die Gestattung von Ausnahmen an zwei Tagen in der Woche milderte, weil die sterile Gegend nur olera und legumina parca lieferte [56]). Man hatte Wilhelm gewählt, weil man ihn für reich hielt und erwartete, er werde die zerrütteten Finanzen von Grandmont heben. Dies that er auch, aber nicht durch sein Privatvermögen, sondern dadurch, daß er die von den einzelnen cellae zu liefernden Beiträge ergiebiger machte. Er starb 1312, nachdem er dem Orden sechs Jahre und neun Monate vorgestanden hatte.

47) Anderwärts wird gesagt, Papst Innocentius IV. habe 1245 durch Entfernung großer Abschnitte die Regel abgeändert. 48) So die Historia prolixior. 49) Ist wol ein bloßer Druckfehler. 50) Welcher seine Wahl in das Jahr 1282 setzt.

51) So beide Historiae. 52) So Helyot S. 483. 53) Dies wird von der Historia prolixior ausdrücklich hervorgehoben. 54) S. 483. 55) So wird die Zeit von Helyot bestimmt, S. 483. 56) Hist. prolixior.

Als 21. Prior nennt die Brevis Historia Jordanus de Rupistagno, die Historia prolixior Jordanus de Rupistagno, Helyot Johann von Rapistang, wobei der Vorname sicherlich falsch ist. Seine Wahl erfolgte, wie die Brevis Historia erzählt, nicht durch den Convent, sondern durch päpstliche Commissare, und zwar, wie man aus anderweiten Angaben schließen darf, im J. 1311 oder 1312. Die Historia prolixior berichtet aus seinem Priorate folgende, hier und da wol etwas durch einander geworfene Ereignisse. Im J. 1314 wurden 25 Häuser oder Klöster, weil sie die Ordensregeln am reinsten aufrecht erhalten hatten, zu dem Zwecke ausgewählt, um unter Ausschluß der übrigen die Novizen aufzunehmen und auszubilden, während für das Hauptkloster „Grandimontis" bestimmt ward, daß es „praeter fratres clericos et novitios ac infirmos" 40 Priester und 26 Laienbrüder halten sollte, woraus geschlossen werden darf, daß es damals von bedeutendem Umfange war. Aber eben diese Neuerung scheint die Ursache zu den Streitigkeiten abgegeben zu haben, welche nach dem Berichte der Historia prolixior 1314 ausbrachen. In diesem Jahre gerieth Jordan mit mehren Definitoren und anderen Gliedern des Ordens in Conflict; die Definitoren erklärten ihn für abgesetzt, und wählten an seiner Statt Elias Aldemari zum Prior [57]), wobei als Anklagepunkt gegen Jordan auch der figurirte, daß er Ordensvermögen durchgebracht hätte. Allein Jordan, auf dessen Seite mehre Klöster und Klosterbrüder standen, behauptete seinen Posten, und so gab es eine Zeit, in welcher zwei Prioren regierten, aber auch der Orden in großen Verfall gerieth und viele Mönche aus ihm austraten, ein Zustand, über welchen die Historia prolixior in ungeheuer lange Lamentiationen ausbricht. Die Parteien wurden 1317 (es ist wenigstens schon 1316 geschehen) nach Avignon vor den Papst Johann XXII. geladen, welcher beide Prioren für ab- und *Guilelmus Pellicerii* de Albenca für eingesetzt erklärte. Diesen ernannte Johann gleichzeitig zum Abt, erhob also Grandmont zur Abtei. Den Abt soll der Convent wählen; neben der Abtei soll in den neun neu bestimmten Provinzen Burgund, Normandie, Anjou, Poitou, Saintonge, Gascogne, Provence und Auvergne 39 Klöster als Collegiatprioreien bestehen, deren Prioren der Bestätigung durch den Abt von Grandmont unterliegt; je eine Anzahl von cellae bildet eine Priorei; einzelne cellae unterstehen direct der Abtei von Grandmont; vier Visitatoren controlliren die Ordenshäuser, die Convente u. s. w. in Gemeinschaft mit dem Abte, welcher die Regierung nicht allein führen soll, Einrichtungen, durch welche den bisherigen Irrungen und Aergernissen vorgebeugt werden sollte, und welche nach der Historia prolixior im J. 1317 getroffen wurden, wo auch Wilhelm Pellicier sein Amt antrat, welcher bis 1337 Abt war, wo er wahrscheinlich starb [58]). Der Orden hatte damals c. 140 cellae (größere oder kleinere Klöster), von denen 39, wie erwähnt, Priorate waren.

Dem unmittelbaren Nachfolger Pellicier's, dem Abte Peter d'Albert, ertheilte Papst Benedict XII. mit der Bestätigung das Recht, für die vier ersten Prioreien, sobald sie erledigt sein würden, die Prioren zu ernennen, ein Recht, welches die Grandmontenser Aebte nach Helyot's Zeugniß bis auf dessen Zeit und wol auch noch später ausgeübt haben. Hierauf tritt fast ein ganzes Jahrhundert ein, aus welchem Helyot und andere Historiker Nichts zu berichten wissen, bis wir erfahren, daß 1427 der damalige Abt Peter von Grandmont in Folge der an ihn gestellten Bitten einen Theil von einem Arme des heil. Stephan nach Thiernum (Thiers), dem Geburtsorte desselben, verabfolgen ließ. Wichtiger als dieser Knochen ist in dem Schenkungsdocument ein Passus, worin es heißt: der ordo Grandimontensis sei „nullo medio pertinens ad Ecclesiam Romanam." Sollte damit, wie wahrscheinlich, die Selbständigkeit des Ordens bezeichnet werden, so ging diese, welche bald nach des Gründers Tode nicht mehr in dem Sinne anderer Orden existirte, schon 1471 wieder verloren, denn in diesem Jahre legte der Abt Wilhelm von Fumel, welcher Erzbischof (in partibus?) von Antiochien wurde, die Abtei von Grandmont in die Hände des Papstes Paul's II. nieder [59]) und da dies ohne Protest der 39 Prioren und der anderen etwa wahlberechtigten Ordensbrüder geschehen zu sein scheint, so kann man daraus schließen, daß es mit obiger Selbständigkeit nicht weit her sein mochte. Die Päpste setzten von jetzt ab eine Reihe von Commendatoräbten ein, d. h. solche, welche, hohem Stande angehörig, nur den Titel eines Abtes von Grandmont, also das Ehrenpräsidium führten, einen Theil der Einkünfte genossen, wol auch, wenn es einmal daran fehlte, darauf verzichteten oder selbst Zuschüsse machten, und nicht verbunden waren, permanent in Grandmont zu residiren. In diesem Sinne ernannte Paul II. zum Abt von Grandmont zunächst den Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Lyon. Ihm folgten nach einander vier weitere Cardinäle, nämlich Wilhelm Brizonnet, Sigismund von Gonzaga, Karl von Caretto und Nicolaus von Fieschi, nach dessen Tode wieder Gonzaga eintrat. Nachdem Franz von Neuville als letzter Commendator fungirt hatte, kamen bis auf die Zeit Helyot's und wahrscheinlich bis zum Ende des Ordens wieder regulirte Aebte an die Reihe. Später finden wir als Oberhäupter des Ordens „Generale," namentlich Georg Barni (auch Barny genannt), welcher 1635 gewählt ward [60]), und welchen Helyot den „42. General" nennt, eine Bezeichnung, welche alle Vorsteher seit dem Stifter Stephan umfaßt. Es war 130 Jahre lang kein Generalcapitel gehalten worden, ein Zeichen von dem Zerfall und Verfall des Ordens, sowie von seiner Selbständigkeit als eines Ganzen, als Barni 1643 zum ersten Mal wieder ein solches versammelte, um den Orden aus seinem tiefen Darniederliegen auf-

57) Helyot nennt ihn S. 484, wol fälschlich, Helius Ademart. 58) Helyot S. 484. Die beiden mehrgenannten Historiae reichen nur bis zum 21. Prior.

59) Helyot S. 484. 485. 60) Helyot S. 489.

zurichten. Es kam zur Abfassung neuer Statuten in 12 Capiteln, aus welchen wir folgende Punkte hervorheben. Die Priester sollen täglich die Messe lesen und die Religiosen sämmtlich der Conventualmesse beiwohnen; in allen Conventualprioreien ist täglich eine hohe Messe zu singen, wenn eine genügende Anzahl von Conventualen existirt, in Grandmont ihrer zwei; an bestimmten Tagen sollen Umgänge um das Kloster gehalten werden; man soll regelmäßig die Todtenmessen und viele andere Messen celebriren; Niemand soll sich ohne Erlaubniß des Priors aus seinem Amte entfernen; die Laienbrüder haben zur Mette 13 Paternoster zu beten, drei zu bestimmten andern Tageszeiten, fünf zur Vesper; kein Klosterbruder darf Eigenthum besitzen; für eine sehr lange Zeit des Jahres wird ein strenges, im Einzelnen genau bestimmtes Fasten angeordnet, das Fleischessen eingeschränkt. Außerdem sind eine Menge Einzelheiten vorgeschrieben, welche hier alle anzuführen zu weit führen würde. Indessen scheinen alle diese peinlich-strengen Restaurationen für die Gesammtheit ohne Erfolg gewesen zu sein, denn sonst würde der Reformator, welcher in anderer Gestalt auftreten sollte, keinen Raum gefunden haben.

Dies war der Grandmontenser Ordensbruder Fremont, dessen Reform einestheils vom Jahre 1630, anderntheils vom 4. Aug. 1642 datirt. Beide Zeitbestimmungen brauchen sich nicht zu widersprechen. Sein erster Versuch, den Orden aus dem großen Verfall der Disciplin, der Frömmigkeit und der Sitte aufzurichten, kann immerhin dem Jahre 1630 angehören, wo er, wenn auch erst als Einzelner, mit der strengeren Observanz auftrat, und den Versuch des Generals Barni, von seiner Seite die Reform in die Hand zu nehmen, veranlaßt habe. Da dies nicht gelang, so verfolgte Fremont die Tendenz auf seinem Wege, indem er die durch Papst Innocentius IV. gemilderte Regel für sich und diejenigen, welche ihm folgen wollten, innerhalb des Ordens herstellte, wobei der 4. Aug. 1643 wahrscheinlich den Tag der ersten statutenmäßigen Ausübung bezeichnet. Im J. 1610 in Tours geboren, trat er 18 Jahre alt als Novize in den Orden, wo er sich sehr bald getrieben fühlte, im Gegensatze zu der herrschenden laxen Zucht nach dem Geiste der alten strengen Regel zu leben. Er that dies zunächst im Geheimen, ertödtete durch Kasteiungen sein Fleisch, wohnte täglich 5—6 Messen bei und gab sich anderen Uebungen der Frömmigkeit hin. Zwar wollte er als ein solcher strenger Mönch den confratres verborgen bleiben (?), weshalb er Vieles nur im Geheimen that; aber man entdeckte bald seine Tendenzen und suchte ihn davon abwendig zu machen. Er erlangte die Priesterweihe und sein Ordensgeneral, Georg Barni, welcher ihm damals entschieden geneigt war, erhob ihn zum Prior der Abtei Grandmont. Da er hier mit seinem Vorhaben bei den Ordensgliedern nicht durchdringen konnte, so ging er mit Erlaubniß des Generals nach Paris, wo er sich auf dem Ordenscollegium (Mignon) in der Theologie vervollkommnen wollte. Er that dies mit solchem Erfolg, daß ihn Barni nach einiger Zeit zum Prior dieser Anstalt ernannte. Nach Verlauf etlicher Jahre bat er den General, sich in eins der Ordensklöster begeben zu dürfen, und da es dieser ihm verweigerte, so wandte er sich an den Cardinal Richelieu, welcher ihn zur Einführung der strengeren Regel ermächtigte. Auch der General gab seine Weigerung auf und ertheilte ihm in der Priorei von Epoisse bei Dijon eine Obedienz, wohin sich Fremont mit dem Ordensbruder Boboul begab, welcher als der erste Gefährte sich seinem Vorhaben angeschlossen hatte. Dieses Kloster war fast in gänzlichem Verfall, aber Fremont und seine Getreuen wußten es bald zu einem solchen Rufe zu erheben, daß die Gaben der Bewunderer und Verehrer, namentlich in Burgund, reichlich zu fließen begannen. Die schweren Anfeindungen der Brüder von der lareren Observanz ertrug Fremont mit wunderbarer Geduld, und 1650 hatte er die Freude, daß seine Reform in einem zweiten Hause eingeführt wurde, zu welchem man am 24. März desselben Jahres in Thiers den Grundstein legte und erkleckliche Beisteuern gab. König Ludwig XIV. ertheilte diesem Hause die Erlaubniß, Novizen aufzunehmen. Die reformirte Observanz ward übertragen 1668 auf das Kloster Chavanon in der Diöcese Clermont, 1679 auf das Kloster St. Michael in der Diöcese Lodeve, 1681 auf das Kloster Louie in der Diöcese Chartres, 1683 auf das Kloster Vieux Port in der Diöcese Sens, 1687 auf die Abtei Macherets in der Diöcese Trojes (Troies). Das ansehnlichste, wenn auch nicht das reichste der reformirten Klöster war noch zur Zeit Helyot's Thiers. Hier setzte Fremont seine Regel schriftlich fest: Gewissenhafteste Erfüllung der Amtsverrichtungen und insonderheit der Gebete, worauf täglich acht Stunden zu verwenden sind; gänzliche Enthaltung von Fleischspeisen innerhalb und außerhalb des Klosters, mit Ausnahme von Krankheiten; jährlich ein nahezu achtmonatliches Fasten hinter einander, dazu von Septuagesimä bis Ostern; sehr beschränktes Ausgehen der Religiosen; welche nie ihre Verwandten sprechen und nie Besuche abstatten dürfen. Fremont, welcher sich meist in Thiers aufhielt, wo er 30 Jahre lang Vorsteher war, hob dieses Kloster in Folge der strengen Disciplin, der hohen Frömmigkeit und der Sittenreinheit der Religiosen in der ganzen Provinz bald zu großem Ansehen und gab sich in den letzten Jahren immer mehr den anhaltendsten Gebetsübungen, sowie den strengsten Kasteiungen hin, um sich auf seinen Tod vorzubereiten. Er beschäftigte sich außerdem jetzt vorzugsweise damit, für seine Ordensleute ein Andachtsbuch zu schreiben, worin er vor Allem die Betrachtung der heil. Dreieinigkeit, des armen, demüthigen Lebens Christi, sowie Joseph's und Maria's empfahl. Er starb 1689, fast 79 Jahre alt.

Helyot, welchem wir in der Darstellung der Fremontschen Reform gefolgt sind, bezeugt, daß sich in denjenigen Häusern, wo sie bis dahin eingeführt war, die strenge Regel bis auf seine Zeit erhalten hat, aber er fügt hinzu, daß seitdem kein anderes Kloster sie angenommen habe. Die durch Fremont reformirten Klöster, welche übrigens nach wie vor unter dem Ordensgeneral

in Grandmont standen, waren vorher auf das Tiefste gesunken; jedes hatte nur noch einen oder zwei Religiosen, welche das ungebundenste Leben führten. Zu Helyot's Zeiten wohnten in jedem dieser reformirten Häuser 8—10 Religiosen, in einigen sogar an 20. Den Abt von Macherets, welches 1650 durch Papst Innocentius X. von einer Priorei zu einer Abtei erhoben worden war, gereuete es, 1687 reformirte Mönche in sein Kloster berufen zu haben, und er suchte sie später wieder zu entfernen, wozu er den Vorwand benutzte, sie wären ohne die Ermächtigung eines offenen königlichen Briefes gekommen; allein der König bestätigte durch einen Ausspruch im Staatsrathe vom 27. des Brachmonates im J. 1700 die Reform von Macherets, und erklärte sie für übereinstimmend mit seinem Befehle vom Jahre 1671. Die Reformaten behielten übrigens die frühere Tracht des Ordens bei: schwarzen Rock, schwarzes Scapulier mit spitzer Capuze und ledernem Gürtel. Die Kleidung der nichtreformirten Grandmontenser, deren Abt und General um 1725 Heinrich de la Marche de Pargnac war, bestand zu der Zeit Helyot's [61]) aus folgenden Stücken: einem schwarzen Rocke von Serge, einem sehr breiten Scapulier von demselben Stoffe, an welches eine Capuze oder ein ziemlich weites Käppchen angeheftet war, einem kleinen linnenen Ueberschlägelchen zwei Finger breit, im Chor außerdem aus einem Ueberwurf und einer viereckigen Mütze.

Es gab zu Helyot's [62]) Zeiten auch drei Frauenklöster nach der Grandmontenser Regel, deren Stiftungszeit ihm übrigens unbekannt ist, nämlich Drouille la Blanche, Drouille la Noire und ein drittes, über welche uns keine weiteren Nachrichten bekannt sind, als daß sie wie die Mönche schwarze Kleidung trugen. — Von den Mönchsklöstern findet man außer Grandmont am häufigsten erwähnt: die domus de Vincennis, die domus de Machereto, die domus de Deffenso, die domus de Sarmasia, die domus de Tierno (Tigerno u. s. w.), die domus de Castaneto, die domus de Pinello. Indessen vermag sich keins dieser Klöster an Größe, Glanz, Reichthum und Ansehen einem der berühmten Klöster der Cluniacenser, Montecassiner, Benedictiner, Dominikaner, Franziskaner, Karthäuser, Trappisten, Jesuiten u. s. w. ebenbürtig an die Seite zu stellen. Da wir von den Grandmontensern, welche sich nie über die Grenze des heutigen Frankreichs ausgebreitet haben, nach 1789 keine Spuren mehr finden und diese auch in den neueren katholischen Klosterstatistiken [63]) vergeblich suchen, so ist anzunehmen, daß der schon längst nicht mehr lebenskräftige Orden nach der großen französischen Revolution aus seinem Staube nicht wieder auferstanden ist.

Man hat oft darüber gestritten, ob die Grandmontenser einen eigenen, von anderen Orden gänzlich unterschiedenen Orden gebildet, oder ob sie als Nebenzweig einem solchen angehört haben. Der Regel Benedict's wird der Orden zugezählt von Johannes Trithemius, Anton Pepesius (Pepez) und Benedict Haeftenus, welche freilich als Benedictiner ein egoistisches Interesse bei diesem Urtheil haben. Auch der berühmte Benedictiner Johannes Mabillon erklärte früher [64]) die Grandmontaner für Benedictiner, und zwar in der Weise, daß Stephan Anfangs die Benedictinerregel angenommen, sie aber dann zu einer selbständigen umgewandelt hätte, eine Ansicht, welcher auch Helyot, — Schröckh (Christl. K. G. XXVII. S. 299) und Andere beizustimmen geneigt sind; später [65]) jedoch gab er diese Meinung auf und erklärte die Grandmontenser für einen ursprünglich mehr eigenthümlichen und selbständigen Orden, obgleich er eben nur sagt, sie seien der Benedictinerregel „non omnino addicti." Der Benedictiner (Mauriner) Martene (und Durand) hebt hervor [66]), daß die Dienstbücher der Grandmontenser nicht einen einzigen Tag des heil. Benedict erwähnen, geschweige denn auszeichnen, und daß der Stifter Stephan in seiner Regel kein einziges Wort über diesen Heiligen beibringt, was man wol als ein entscheidendes Moment ansehen darf [67]). Auch Helyot gesteht, daß die Grandmontenser zu seiner Zeit in keiner Weise die Regel Benedict's befolgten. Nächst den Benedictinern haben namentlich auch die Augustiner Grandmont für sich in Anspruch genommen; so namentlich die Augustinermönche Crusenius und Elstius, welche behaupten, die Grandmontenser hätten 1076 die Augustinerregel angenommen, sie aber später mit der Benedictinerregel vertauscht. Für diese Ansicht trat Anfangs auch der Grandmontenser Johann l'Evêque auf; Stephan habe sich zum Vorbilde einen in Calabrien angesiedelten Orden ersehen und dieser sei derjenige der Augustiner gewesen [68]); die Grandmontenser wären Clerici wie die Augustiner und nicht Monachi, also regulirte Augustiner Kanoniker oder dergleichen; seit Johann XXII. hätten sie sich regulirte Chorherren, Conventualen, Collegiaten oder Stabiles genannt; auf dem Concil zu Tours hätte man eins von den Grandmontaner Klöstern, weil in ihm eine lare Zucht eingeschlichen, den Reformaten des Augustiner Ordens übergeben; von 1245 bis jetzt (l'Evêque's Zeiten) trugen die Grandmontenser im Chor die Ueberwürfe und die viereckigen Mützen; eine Zeit lang hätten sie sich auch der Almutien bedient. L'Evêque widerrief später [69]) diese Ansicht und erklärte seinen Orden für einen ursprünglich eigenthümlichen. Und die für diese Ansicht beigebrachten Gründe sind in der That

61) S. 487. 62) S. 487. 488. 63) Z. B. in dem „Statistischen Jahrbuch der Kirche" vom Pater Karl. 1. Jahrgang 1860; 2. Jahrgang 1862.

64) In seinem früheren Werke über die Geschichte seines Ordens: Acta S. S. Ord. S. Bened. Sect. VI. P. II. Praef. p. L. 65) Annales Ord. S. S. Benedict. 66) Ampliss. Collect. T. VI. praefat. p. X. 67) Wenn freilich die vom 1. Mai 1073 datirte Concessionsurkunde des Papstes Gregor IX. echt ist, so wäre, wie diese sagt, der Orden nach dem „Vorbilde" und der „Regel" der Benedictiner gegründet; aber eben, daß Stephan selbst in seinen Statuten von den Benedictinern gar nicht redet, macht die Urkunde verdächtig. 68) Wofür gar kein Anhalt vorliegt, da die alten Documente nur von Eremitae oder Religiosi Calabriae reden, ohne sie näher zu bezeichnen. 69) In seinen Jahrbüchern.

ebenso schwach wie diejenigen, durch welche sie zu Benedictinern gemacht werden sollten. — Johannes Iperius, ein sehr alter Schriftsteller, sagt in dem Chronicon S. Bertini [70]): „Hi fratres per omnia fere Cisterciensis ordinis instituta sectantur; hoc tamen addito, quod nunquam carnes pro quacunque causa comedunt. Habitum gerunt brunum sive griseum, tunicam scilicet scapulare, desuperque non cucullam aut frocum, sed cappam ante scissam, et sunt quasi reclusi.“ Dieser Meinung scheint auch der Cardinal Jacob de Vitri beizupflichten, und auf diese Auctorität hin hat wol der Cistercienser Henriquez den Stephan unter die Heiligen seines Ordens aufgenommen. Dagegen ist ganz einfach einzuwenden, daß, wenn Stephan seinen Orden 1076 gestiftet hat, der Cistercienserorden mehr als 20 Jahre später gegründet worden ist. — Die Ansprüche der regulirten Kanoniker des Galcherius sind noch weniger begründet [71]). — Nach einer Angabe des Johannes Salisberiensis (Johann von Salisbury) [72]), welcher im 12. Jahrhundert schrieb und dem heiligen Stephan fast coätan war, stritt man sich schon damals darüber, ob die Grandmontenser Benedictiner, Augustiner oder Basilianer wären; er fügt hinzu, daß sie auf desfallsiges Befragen geantwortet hätten, sie folgten keiner dieser Regel, sondern der Regel Christi. Hiermit stimmt auch überein das Vorwort zu der Grandmontenser Regel, deren Aufstellung dem Stephan beigelegt wird, wo es unter Anderem heißt: „Quaerentibus, cujus professionis vel cujus regulae cujusve ordinis vos esse dicitis: Christianae religionis, primae et principalis regulae, evangelii scilicet, quod omnium regularum fons est atque principium, qualescunque vos observatores confiteri non erubescatis.“ In seinem Liber sententiarum sagt er: „Sciatis autem firmiter, aliam non esse regulam nisi Domini praecepta; a quocunque tenentur, religiosus est.“ Außerdem ist auf das bereits erwähnte Verbot in den ursprünglichen Ordensstatuten zu verweisen, wonach Angehörige anderer Orden nicht sollen aufgenommen werden.

Der allgemeine Charakter, in welchem sich der Orden während seiner Existenz zeigt, ist nach dem Vorstehenden nicht zu verkennen, und liegt wesentlich schon in dem Keime seines Stifters, eines mönchisch gesinnten, aber geistig nicht hervorragenden Mannes, welcher nicht kräftig in die Welt oder in die Kirche hinausgreift, um sie sich zu assimiliren. Auch seine Regel ist nicht originell und charakteristisch, sondern etwas sehr allgemein und verschwommen. Stellt sich sonach bei dem Mangel der elektrischen Anziehungskraft kein schnelles und üppiges Wachsthum des Ordens ein, welcher auf die Grenzen Frankreichs beschränkt blieb, so traten sehr bald, wie es scheint, in Folge der ursprünglichen Organisation, namentlich zwischen dem Element der Priester und der Laienbrüder, Spaltungen hervor, welche sich außerordentlich oft wiederholten, zu den ärgsten Scandalen führten und dem Gedeihen der Gemeinschaft den größten Schaden zufügen mußten. Sie waren der Grund, daß die Könige und besonders die Päpste wiederholt, schon im 12. Jahrh., tief eingriffen und außerordentlich oft die Statuten änderten, Bischöfe und Mönche von anderen Congregationen zu Visitatoren und außerordentlichen Commissaren ernannten und so die Selbständigkeit des Ordens vernichteten, welcher außerdem nie über bedeutende Geldmittel verfügte. Wir finden unter den Prioren, Aebten, Generalen und den übrigen Mitgliedern keinen durch Geist oder Gelehrsamkeit hoch hervorragenden Mann [73]) und Fremont's Reform starb an ihrem übermönchischen Geiste. Der Gründer Stephan wollte unmönchisch sein; er negirte das Mönchswesen in seinen besonderen Erscheinungen und daher negirte er sich selbst sammt seinem Orden, welcher die Signatur einer Reihe von Negationen an der Stirn trägt.

Aus der Literatur zur Geschichte der Grandmontenser haben wir zwar bereits in den Anmerkungen gelegentlich fast sämmtliche hierher gehörige Documente angeführt; indessen wird es zweckmäßig sein, dieselben in einer systematischen Ordnung mit einigen erklärenden Notizen zusammenzustellen. Zuerst gehören hierher die allgemeinen größeren kirchengeschichtlichen Werke, wie die Christliche Kirchengeschichte von Schröckh, von welcher besonders der 27. Theil eine Abhandlung über den Orden gibt. Die kirchengeschichtlichen Compendien können begreiflicher Weise nur einige wenige Notizen geben. Aus der Reihe der Werke über die christliche Kirchengeschichte Frankreichs nennt Helyot die Gallia Christiana, T. IV., als von ihm benutzt. Das Speculum historiale von Vincentius Bellovacentius, Lib. XXV. c. 25. c. 46 seq., verbreitet sich nur über den Stifter Stephan. Denselben Heiligen — einen anderen hat wol der Orden nicht aufzuweisen — behandelt Bolland in seinen Acta Sanctorum zum Februar, Band II., und ihm schließen sich z. B. die Vies des Saints von Baillet und Giry an. Von den Werken über die allgemeine Geschichte des Ordenswesen nennen wir vorzugsweise H. Helyot: Histoire des ordres monastiques. Paris 1714 fg. 8 Bde., dann wieder 1829 fg. 10 Bde., dann wieder 1840 fg. 6 Bde., und hiervon die teutsche Uebersetzung: „P. Hippolyt Helyot's ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden für beyderlei Geschlecht.“ 7. Band. Leipzig 1756, Arkstee und Merkus. S. 470 fg.; ferner v. Crome's Pragmatische Geschichte der Mönchsorden. Leipzig 1774 fg., 10 Bde.; ferner E. Münch's Geschichte des Mönchthums. Stuttgart 1828. 2 Bde. Die Acta und die Annales Mabillon's, die Amplissima Collectio Martene's und Durand's, sowie Martene's Anecdota mit den darin erwähnten anderweitigen Chronica u. s. w. haben wir bereits hinreichend speciali-

70) *Martène*, Ampliss. Collect. VI. praef. p. XII. 71) Dies geht besonders aus cap. V (de ecclesiis non habendis) der von Stephan herrührenden Regel hervor. 72) Polier. L. VII. c. 23.

73) Unter die Ausnahmen kann vielleicht Ph. Labbäus gerechnet werden.

firt. Der vollständige Titel des Werkes von Edm. Martene und Urſin. Durand, deſſen 6. Band hier vorzugsweiſe in Betracht kommt, iſt: Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum, moralium amplissima collectio (6. Bd. Paris 1729). Zu den näheren resp. unmittelbaren Quellen gehört vor Allem die Vita S. Stephani, des Gründers, von *Gerardus* (Gerhard), dem 7. Grandmontenſer Prior. Sie iſt öfter abgedruckt, z. B. in Martene's und Durand's Amplissima collectio. Tom. VI. p. 1043 seq., und in deren Recenſion hat ſie uns vorgelegen. Dieſe Vita des Gerardus Itherii, von welcher Martene (Ampl. coll. VI. 1043. 1044.) muthmaßt, daß ſie ein von ſpäteren Grandmontenſern gemachter Auszug aus der eigentlichen, nicht mehr vorhandenen von Gerard verfaßten Urſchrift ſei, edirte zum erſten Mal in ſeiner Bibliotheca Nova der Grandmontenſer Mönch Ph. Labbäus 1657, dann J. Bolland und G. Henſchen zum 8. Febr. in ihren Acta Sanctorum. Karl Fremont, der genannte Grandmontenſer, gab ſie 1647 in franzöſiſcher Sprache heraus, und daſſelbe that kurz vor 1729 Henry de la Marche de Pargnac, der ebenfalls ſchon genannte Abt von Grandmont, in ſeiner Vie de St. Etienne de Muret. Die Vita von Gerard, wie ſie jetzt vorliegt, iſt ganz in dem wunderſüchtigen Tone der damaligen Zeit geſchrieben, enthält eine große Menge von offenbaren Erdichtungen und Unwahrſcheinlichkeiten, iſt durch und durch mit Bibelcitaten angefüllt, welche zum Beweiſe dafür dienen ſollen, wie ſehr Stephan's Leben nach bibliſchen Vorbildern verlaufen (gemacht?) ſei, und dennoch hat ſie, wie auch Martene und Durand bemerken (Ampl. coll. VI. p. VIII.), wol faſt allen ſpäteren Hiſtorikern für die Periode der von ihr behandelten Zeit als alleinige Quelle gedient. Uebrigens muthmaßen die beiden genannten Mauriner, daß ſchon der 4. Prior, Stephan von Liſiac, eine Vita St. Stephani verfaßt habe und zwar unter dem Namen der Dicta et facta deſſelben. Einiges brauchbare Material für die erſte Zeit des Ordens iſt ferner in der Vita des Hugo de Lacerta von Wilhelm Dandinâ enthalten. Die Regula S. Stephani erſchien z. B. 1671 im Druck. Die ganze Zeit von der Stiftung des Ordens bis zum 21. Prior enthält die bei Martene und Durand (Ampl. coll. VI. p. 113 seq.) abgedruckte Brevis Historia priorum Grandimontensium. Mit ihr ſtimmt die ebenda (p. 123—148.) enthaltene Historia prolixior priorum Grandimontensium, welche denſelben Zeitraum umfaßt, oft wörtlich überein, weicht aber auch oft ganz bedeutend von ihr ab, während ſie ihre Ausdehnung beſonders durch die Einverleibung einer großen Zahl lateiniſcher Bibelſtellen, wie die Vita St. Stephani, erreicht. Keine von beiden erwähnt der anderen, und es iſt ſchwer zu ſagen, in welchem chronologiſchen oder anderweiten Verhältniß ſie zu einander ſtehen. Die prolixior erſcheint wunderſüchtiger als die brevis. Den Annales ordinis Grandimontensis von Jean l'Evêque wird in der Erwähnung bei Martene und Anderen keine maßgebende Bedeutung beigelegt, da ſie kein Originalwerk, ſondern nur eine Reproduction der Vita von Gerard, der Brevis historia und der Historia prolixior, dieſer drei einzigen Grundquellen, zu ſein ſcheinen. Auch die handſchriftliche Geſchichte von Grandmont aus der Feder des Cöleſtinermönchs Franz Escouveta fertigen Martene und Durand (Ampl. coll. VI. p. IX.) nur beiläufig ab, und die Geſchichte der Grandmontenſer Prioren von *Bernardus Guidonis*, einem Biſchofe von Lodève (abgedruckt in des Labbäus Bibliotheca Nova), wird von ihnen geradezu ein „opus leve“ (Ebenda. p. 113.) genannt. (*J. Hasemann.*)

GRANDO (Hagelkorn) iſt gleichbedeutend mit Chalazion, womit eine verhärtete Geſchwulſt am Rande eines Augenlids bezeichnet wird; ſ. Gerstenkorn. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRANDONI (Stefano), italieniſcher Chemiker, geboren am 16. Oct. 1792 zu Gonzaga im Gebiete zu Mantua, widmete ſich, nachdem er ſeine Schulbildung auf dem Gymnaſium zu Sermide und auf dem Lyceum zu Mantua erhalten hatte, auf der Univerſität zu Pavia der Chemie und Pharmacie und übernahm nach der Beendigung ſeiner Studien im J. 1823 die Leitung einer Apotheke zu Brescia. Später wurde er Apotheker an dem Ospitale Maggiore dieſer Stadt und gewann dadurch die erwünſchte Muße, die Naturwiſſenſchaften mit Eifer zu betreiben. Er fand an Luigi Balardini, einem Arzte der Delegation Brescia, einen ebenſo rührigen Geiſtesverwandten und arbeitete mit demſelben eine Denkſchrift über die Torflager der Provinz Brescia (Memoria sulla torba della provincia bresciana) aus, welche des akademiſchen Preiſes gewürdigt wurde; auch die von ihm allein verfaßte Analyſe des eiſenhaltigen Waſſers von Bovegno (Analisi delle acque marziali di Bovegno) wurde von den Sachkundigen mit großem Beifall aufgenommen. Er war auch Mitglied des Athenäums zu Brescia, für deſſen Denkſchriften (Commentari dell'Ateneo di Brescia) er mehre werthvolle Abhandlungen lieferte. Er hätte wahrſcheinlich noch Vorzüglicheres geleiſtet, wenn nicht ein frühzeitiger Tod ihn am 23. Sept. 1846 hinweggerafft hätte*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDPERRET (Claude Louis), franzöſiſcher Philolog, am 7. Sept. 1791 zu Ger im Departement Ain geboren, war zum geiſtlichen Stande beſtimmt, widmete ſich aber, da er keinen Beruf zu dieſem fühlte, dem Erziehungsfache und war bereits in ſeinem 19. Jahre Lehrer der Rhetorik am College zu Belley. Im J. 1816 kam er in derſelben Eigenſchaft nach Lyon, wo er ſich an der Redaction des politiſchen Journals dieſer Stadt betheiligte und eine literariſche Geſellſchaft gründete, welche den Namen Réunion des Amis des Muses et du Roi annahm. Zu derſelben Zeit ſchrieb er ſeinen Traité classique de Littérature, contenant les humanités et la rhétorique (Lyon et Paris 1816. 12. 2 Voll.), welcher von dem Rathe der Univerſität gebilligt und empfohlen wurde und ſeinen Ruf begründete.

*) Conſt. v. Wurzbach, Biographiſches Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich. Bd. 5. S. 308.

Das klar und ziemlich gründlich geschriebene Buch erlebte viele Auflagen; nach der 18., welche im J. 1844 herauskam, scheint jedoch keine neue nöthig geworden zu sein. Seine durch die griechische Revolution veranlaßte Schrift Les Grecs, épître à M. Alphonse de Lamartine (Lyon 1826. 8.) fand keinen Anklang. Um diese Zeit übernahm er die Leitung einer Privatunterrichtsanstalt; auch wurde er als Mitglied der Akademie zu Lyon zum Berichterstatter über die Schule La Martinière ernannt. Nach der Auflösung des von ihm geleiteten Privatinstituts in Folge der Revolution von 1830 lehrte er wieder an öffentlichen Anstalten, schrieb sein Handbuch der Geographie (Traité classique de Géographie, contenant la géographie naturelle et la géographie politique. Lyon 1833. 12. 2 Voll.) und gründete das Athenäum (L'Athénée), eine wissenschaftliche Zeitschrift, welche ihm jedoch nur geringen Gewinn abwarf. Die Ernennung zum Inspector des Primairunterrichts im Departement der Rhone kam ihm daher gelegen und er suchte sie durch eine kurze Darlegung seiner Ansichten über diesen Gegenstand (L'Instruction primaire dans le département du Rhône. S. l. et a. 8.) und durch eine Abhandlung über das beste System der Erziehung und des Unterrichts (Rapport présenté à l'Académie royale des Sciences, Belles-Lettres et Arts de Lyon, au nom de la commission chargée d'examiner les mémoires des concurrents sur la question: Quel est le meilleur système d'éducation et d'instruction publique dans la monarchie constitutionnelle? Lyon 1836. 8.) zu rechtfertigen. Er erwarb sich zu dieser Zeit auch große Verdienste um die Akademie, deren von ihm geschriebene Geschichte (Histoire de l'Académie royale des Sciences, Belleslettres et Arts de Lyon. Lyon 1845. 8.) als ein verdienstlicher Beitrag zur Geschichte der französischen Literatur gilt; auch seine Denkschriften über das Leben und das Wirken mehrer ausgezeichneten und gelehrten Männer (L'Abbé Ballet, souvenirs du pays de Gex, lettres à M. F. Girod, de l'Ain, colonel, membre de la Chambre des Députés. Lyon 1837. 8. Éloge de M. Torombert, avocat à la Cour royale de Lyon, membre de l'Académie de cette ville. Lyon 1837. 8. und Notice sur M. Claude Guillard, inspecteur émérité de l'Académie de Lyon. Lyon 1845. 8.) verdienen Beachtung. Um das Jahr 1840 ward er Archivar der Stadt Lyon und ein Ergebniß seiner Forschungen an dieser Stelle ist seine Geschichte der Stadt Lyon (Lyon: Histoire abrégée de cette ville. Paris et Lyon 1852. 12.). Er starb am 23. Oct. 1854. Unter seinen hinterlassenen Handschriften fand man eine Dissertation sur les Réligions, eine Histoire de l'Empire français, einen Traité classique de Philosophie und ein lateinisches Gedicht über die Beredsamkeit; unter seinen in verschiedenen Sammelwerken abgedruckten lateinischen Gedichten sollen einige sehr vorzügliche sein *). (*Ph. H. Külb.*)

*) *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 446.

GRANDPRÉ (César de), französischer genealogischer Schriftsteller des 17. Jahrh., geboren zu Grandpré in der Champagne, dessen Geburtsjahr sich ebenso wenig genau bestimmen läßt, als seine Sterbezeit und von welchem man nur mit Bestimmtheit weiß, daß er dem alten und angesehenen Geschlechte der Grafen von Grandpré angehörte und sich eifrig mit dem Studium der Genealogie und der Wappenkunde beschäftigte. Sein Werk über die französische Wappenkunde (Le César Armorial, ou recueil des armes et des blasons de toutes les illustres, principales et nobles Maisons de France, où les gentilshommes trouveront promptement leurs noms et leurs armes, curieusement recherchés et mis en ordre alphabétique. Paris 1645. 12. Ibid. 1649. 8. Ibid. 1650. 8. Ibid. 1654. 8.) war früher, wie schon die wiederholten Auflagen beweisen, ein sehr beliebtes Buch und hat jetzt noch seinen geschichtlichen Werth nicht verloren, da es mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet ist *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDPRÉ (François Joseph Darut de), französischer Generallieutenant in dem königlichen Heere, im J. 1728 zu Valreas (im jetzigen Departement Vaucluse) geboren, von dessen Lebensverhältnissen man aber Nichts weiter weiß, als daß er im siebenjährigen Kriege unter dem Prinzen Louis Joseph von Condé diente und bei der Regelung der Grenzen zwischen Frankreich und Spanien thätig war. Er trug sich stets mit umfassenden Vorschlägen zu einer zweckmäßigeren Einrichtung des französischen Militairwesens, welche er in dem Aufsehen erregenden und von seinen Standesgenossen mit Beifall begrüßten Werke: Mémoires sur les moyens qu'il serait facile d'employer pour parvenir sûrement, promptement, sans bouleversement et sans commotion, à toute la perfection dont le militaire de France est susceptible (Paris 1787. 8. Sec. édit., augmentée du Recit de la campagne de Louis-Joseph de Bourbon, prince de Condé en 1762. Ibid. 1789. 8. 3 Voll.) niederlegte. Zur Kenntniß der gleichzeitigen Kriegsgeschichte liefern seine zahlreichen Karten und Pläne einen brauchbaren Beitrag; dagegen ist seine etwas anstößige, in der Jugend geschriebene und ohne seinen Namen erschienene Erzählung: L'aimable petit-maître, ou Mémoires militaires et galants de M. le comte de G*** P***, capitaine au régiment de Touraine, écrits par lui même à M. de Té*** (Cythère 1750. 12.) ohne Werth. Er starb im J. 1793 zu Charleville †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDPRÉ (Frédéric Vincent Darut de), französischer gelehrter Theolog, der jüngere Bruder des vorhergehenden Generals, am 22. Jan. 1738 zu Val-

Fel. Bourquelot et *Alfr. Maury*, La littérature française contemporaine. Tom. IV. p. 149. Biographie générale. Tom. XXI. p. 657.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 658.

†) *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 447. Biographie générale. Tom. XIII. p. 143.

reas geboren, erhielt nach einer sorgfältigen Erziehung in dem älterlichen Hause, welches in sehr großem Ansehen stand, seine weitere Ausbildung in dem gewählten Fache im Seminar Saint-Sulpice zu Paris und wurde nach der Beendigung seiner Studien zum Generalvicar des Bischofs von Vaison ernannt. Da ihm die Geschäfte für seine Diöcese hinlängliche Muße ließen, um sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu befassen, so warf er sich mit großem Eifer auf die Mathematik, die Geschichte, die Geographie und die Landwirthschaft, welche Fächer ihn vorzugsweise ansprachen. Als die Revolution ausbrach und bald ihren Weg auch nach seinem Sprengel fand, nahm Grandpré, welcher als Philosoph die neue Gestaltung der Dinge als einen Fortschritt begrüßte, keinen Anstand, sich den Wünschen seiner Mitbürger zu fügen und den Vorsitz in der Versammlung der Volksvertreter von Carpentras zu übernehmen. Er hatte freilich mehr als einmal Gelegenheit, über die Verirrungen der Menge zu seufzen, war aber so klug, sich von der Bühne wieder ins Privatleben zurückzuziehen, ehe die Leidenschaften die Oberhand über weisen Rath erhielten. Mit Freuden nahm er dagegen nach dem 18. Brumaire (11. Nov. 1799) die Ernennung zum Mitglied des Generalrathes und zum Präsidenten des Cantons Valreas an, da er jetzt hoffen konnte, auf eine ersprießliche Weise zu wirken. Das Wohl seines Bezirks lag ihm ernstlich am Herzen und er verfaßte zum Besten desselben mehre die Verwaltung und die Industrie betreffende Abhandlungen, welche sich durch Tiefe der Gedanken und durch Klarheit der Darstellung auszeichnen. Man findet mehre derselben, sowie auch vortreffliche meteorologische Beobachtungen in den Denkschriften des Athenäums von Vaucluse, dessen Mitglied er war. Unabhängig durch den Besitz eines hinreichenden Vermögens, frei von überflüssigem Ehrgeize, nur vergnügt in der Beschäftigung mit den Wissenschaften und im Umgange mit seinen Freunden, hochgeachtet von Allen, die ihn näher kannten, und geliebt und verehrt von den Dürftigen, die er mit Wohlthaten überhäufte, lebte Grandpré ein glückliches Leben. Zur Schriftstellerei nicht durch die Verhältnisse gezwungen vollendete er mehre bedeutende Werke in den Fächern der Geschichte und der eracten Wissenschaften, welche bis jetzt noch ungedruckt sind, aber sicher einst durch die Vermittelung eines Sachkundigen zur Kenntniß der Welt und zur lohnenden Benutzung gelangen werden. Grandpré, allgemein unter dem Namen Abbé von Saint-Urbain bekannt, starb am 11. Dec. 1809 zu Valreas. In seinem Testamente verlangte er, unter einen Oelbaum begraben zu werden, um so auch nach seinem Tode noch nützlich zu sein, eine Bestimmung, die allzu sehr an den Landwirth erinnert*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDPRÉ (Louis Marie Joseph Ohier), Graf von, französischer Seemann und Reisender, am 7. Mai 1761 zu Saint-Mâlo geboren, widmete sich dem Seedienste und segelte im J. 1786 nach der Westküste von Afrika, um daselbst sein Glück mit dem Sklavenhandel zu versuchen, zog aber, da er nicht schlau und herzlos genug war, für sich keinen erklecklichen Vortheil daraus, desto größeren Gewinn aber brachte er der Länder- und Völkerkunde durch seine sorgfältigen Beobachtungen und Nachforschungen über die Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner. Die von ihm erst später herausgegebene Beschreibung dieser Reise, sowie einer Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung (Voyage à la côte occidentale d'Afrique, fait dans les années 1786 et 1787, contenant la description des moeurs, usages, lois, gouvernement et commerce des états du Congo, fréquentés par les Européens et un Précis de la traité des noirs, ainsi qu'elle avait lieu avant la révolution française; suivi d'un Voyage fait au cap de Bonne-Espérance, contenant la description militaire de cette colonie; les détails d'une excursion sur la fameuse montagne de la Table; l'ordre dans lequel elle doit être classée; la refutation de quelques voyageurs précédents, et une Discussion où l'on examine si les anciens avaient doublé ce promontoire avant les Portugais. Paris an IX. [1801.] 2 Voll. 8. av. pl.), welche auch in einer abgekürzten Bearbeitung in die „Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen von M. C. Sprengel" (Bd. 5) unter dem Titel: „Reise nach der westlichen Küste von Afrika in den Jahren 1786 und 1787 von L. Degrandepré. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von M. C. Sprengel" (Weimar 1801. 8.) aufgenommen worden ist, enthält vorzugsweise sehr werthvolle Bemerkungen über das wenig bekannte Land Loango, worunter man nach Grandpré's Ermittelung die ganze Küste vom Cap St. Catharina bis zum Ambrizfluße zu verstehen hat, welche also außer Loango selbst die Provinzen Majamba, Cacongo, Anjoi und Sogno, die man sonst für unabhängige Reiche hielt, in sich begreift. Man findet darin eine genaue Schilderung der natürlichen Erzeugnisse des Landes und eine Erörterung der Vortheile, welche sie dem Handel bieten könnten, wenn man die Aufmerksamkeit mehr auf sie, als auf die Ausfuhr von Sklaven richten und an einigen besonders vortheilhaft gelegenen Küstenpunkten Factoreien gründen wollte, da der Menschenhandel dem Speculanten fortan keine Aussicht auf bedeutenden Gewinn biete. Wären freilich, sagt der Verfasser in seiner gewohnten Offenheit, die europäischen Sklavenhändler mit einander einverstanden, so könnte man in Afrika sehr wohlfeil Sklaven einkaufen und sie würden nicht fortwährend im Preise steigen, aber jeder ist nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht, sucht seinen Nebenbuhler zu betrügen, schmiedet Ränke mit den schwarzen Kaufleuten, um Vorzüge vor den andern Capitainen zu erhalten, und bietet auch wol über den gewöhnlichen Preis in der Erwartung, daß seine Mitbewerber nicht so viel bezahlen werden. Ja die weißen Kaufleute gehen in ihrer Eifersucht und in ihrem Neide so weit, daß sie einander selbst zu hintergehen suchen; jedenfalls verheimlicht einer dem andern,

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 302. Biographie générale. Tom. XIII. p. 144.

wie viele Neger und zu welchem Preise er sie bekommen hat oder welcher Mäkler seine Kunden am besten bedient. Grandpré gehörte zu den barmherzigen Händlern und Schiffsherren, welche das ruhige Betragen ihrer Sklaven zuweilen mit einer Pfeife Tabak oder mit einem Stück Zwieback und etwas Branntwein belohnen, aber aus seiner gutmüthigen und aufrichtigen Darstellung dieses schmachvollen Geschäftes geht doch nur zu klar hervor, mit welcher systematischen, kalten Grausamkeit es betrieben wird, auf welche gemeine Art sich schwarze und weiße Schurken zum Verderben der unglücklichen Eingeborenen dabei wechselsweise zu betrügen suchen und wie sie gegen ihre Mitmenschen unbarmherziger und roher verfahren, als gegen das unvernünftige Vieh, so daß jeder Leser des Reiseberichtes sich vollständig überzeugen wird, daß das selbst noch in der neuesten Zeit auftauchende Bestreben, den Sklavenhandel zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, nicht die geringste Beachtung verdient. Grandpré versuchte, nachdem ihm dieser Handel misglückt war, sein Heil in dem Verkehr mit Indien, erntete aber auch auf diesem Wege keinen großen Vortheil, da er ihn während der französischen Revolution und unter großen von der britischen Seemacht bereiteten Hindernissen einschlug; übrigens liefert seine Beschreibung auf dieser Reise nach Indien und nach dem rothen Meere (Voyage dans l'Inde et au Bengale fait dans les années 1789 et 1790, contenant la description des îles Séchelles et de Trinque malay, des détails sur le caractère et les arts industriels des peuples de l'Inde, la description de quelques pratiques religieuses des habitants du Bengale; suivi d'un voyage fait dans la mer Rouge, contenant la description de Moka et du commerce des Arabes de l'Yémen, des détails sur leur caractère et leurs moeurs etc. Paris, an IX. [1801] 2 Voll. 8. av. pl.), von welcher eine ausreichende teutsche Bearbeitung („Reise nach Indien und Arabien 1789—1790" Berlin 1802. 8. m. KK.) vorhanden ist, vorzügliche Beiträge zur Kenntniß der für den asiatischen Handel wichtigen Küstenpunkte. Außer der Schilderung seiner eigenen Reisen lieferte er auch noch gute Uebersetzungen der Reise John Barrow's nach dem Innern Afrika's (Voyage dans la partie méridionale de l'Afrique, fait pendant les années 1797 et 1798, contenant des observations sur la géologie, la géographie, l'histoire naturelle de ce continent et une esquisse du caractère des habitants qui environnent le Cap de Bonne-Espérance, suivi de la description de l'état de cette colonie, traduit de l'anglais. Paris an IX. [1801], 2 Voll 8. av. pl.) und der Reise John Taylor's durch Syrien und Persien nach Indien (Voyage dans l'Inde, à travers du grand désert, par Alep, Antioche et Bassora, exécuté par le major Taylor; ouvrage où l'on trouve des observations curieuses sur l'histoire, les moeurs et le commerce des Maïnotes, des Turcs et des Arabes du désert, la description d'Alep, d'Antioche, de Bassora etc., suivi d'instruction sur le commerce, les distances etc., traduit de l'anglais, avec des notes critiques. Paris 1803. 8. 2 Voll. Nouv. Éd. Ibid. 1815. 8. 2 Voll.). Ferner gab er eine mit vieler Umsicht durchgeführte Bearbeitung einer englischen Seegeographie für die französischen Seeleute (Dictionnaire universel de Géographie maritime, ou Description exacte de tous les ports, havres, rades, baies, golfes et côtés du monde connu, des courants, fleuves, rochers, bancs de sable et de tous les dangers etc. traduit de l'anglais, refait presque entièrement, soigneusement corrigé et augmenté. Paris 1803. 4. 2 Voll. oder 8. 3 Voll.). Alle Bemühungen, sich eine unabhängige und behagliche Existenz zu verschaffen, führten jedoch nicht zum ersehnten Ziel und er entschloß sich endlich, eine Stelle in der französischen Marine anzunehmen. Er zeigte auch hier seine unermüdliche Thätigkeit und leistete besonders in dem technischen Zweige zur Förderung des Unterrichtes der jungen Seeleute und Schiffbauer Vorzügliches, wie sein Handbuch der physischen Geographie (Abrégé élémentaire de géographie physique. Paris 1825. 2 Partt. 8. av. Atl.); sein Wörterbuch der Marine (Répertoire polyglotte de la marine, à l'usage des navigateurs et des armateurs, contenant par ordre alphabétique la nomenclature des termes de la marine, leur explication raisonnée et les méthodes à employer pour résoudre les questions d'astronomie, de statique et de physique, relatives à l'art de la marine; suivi de cinq Vocabulaires des termes techniques en anglais, espagnol, allemand, italien et portugais. Paris 1829. 8. 2 Voll.) und seine Anleitung zur Schlosserkunst (Manuel théoretique et pratique de serrurier, ou Traité complet et simplifié de cet art, d'après les renseignements fournis par plusieurs serruriers de la capitale. Paris 1827. 8. Ibid. 1830. 8. u. öfter) zur Genüge beweisen. Die letzte erlebte auch in der teutschen Bearbeitung von J. G. Petri „Der Schlossermeister oder theoretisch-praktisches Handbuch der Schlosserkunst" (Weimar 1830. 8.) viele Auflagen, von denen die neueste von A. W. Hertel. Weimar 1861. 8. besorgt wurde. Grandpré war auch Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und arbeitete für die Denkschriften derselben mehre Beiträge; so für die Mémoires de la Société des Antiquaires de France (1820. Tom. II.) die Abhandlung: Carnac: Dissertation sur le camp de César et sur la bataille navale entre les Romains et les Vénètes; und für die Bulletins de la Société de Géographie die Aufsätze: Moyen de sonder l'Océan, pour reconnaître les vallées sousmarines qui déterminent la direction des courants (Bulletins, Serie 1. Tom. IV. p. 246 seq.) und Note sur l'île de Panchaïa d'Evhémère (Ibid. Serie 2. Tom. VIII. p. 125 seq.); auch las er im J. 1825 in der geographischen Gesellschaft eine Abhandlung über die Atlantis der Alten (Mémoire sur l'emplacement, que l'île Atlantide peut avoir occupé entre l'Ancien et le Nouveau Monde), worin er die Bermuden, die Azoren, die canarischen Inseln und die Inseln des grünen Vor-

gebirges als die Grenzen dieser verschwundenen Insel bestimmt und seine Beweise hauptsächlich auf die jetzigen Strömungen des atlantischen Oceans stützt. Nach einer 15jährigen Dienstzeit nahm Grandpré seinen Abschied, befand sich aber in so dürftigen Verhältnissen, daß er sich am 1. Oct. 1827 in das Invalidenhotel aufnehmen ließ, worin er am 7. Jan. 1846 starb. In seinem Nachlasse fand man noch das Manuscript einer Reise nach Rußland (Voyage en Russie), einer Schrift über die Sündfluth (Considérations sur le déluge) und eine nicht unwichtige Correspondenz*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDSON, auch Grandison oder Grauntson (Joannes), englischer Prälat und Schriftsteller des 14. Jahrh., soll aus dem Geschlechte der Herzoge von Burgund stammen und seiner Herkunft seine spätere Stellung zum Theil zu verdanken haben. Er widmete sich der Theologie und machte so glänzende Fortschritte in seinem Fache, daß er nach der Beendigung seiner Studien schnell von Stufe zu Stufe emporstieg und alsbald Caplan des Königs Eduard III. wurde. Als Redner war er sehr beliebt, obschon er mehr durch seinen feurigen Eifer, als durch Ueberzeugung hinriß, an Gelehrsamkeit kamen ihm wenige seiner Zeitgenossen gleich. Er machte auch zur Vermehrung seiner Kenntnisse eine Reise nach Italien, und als er auf derselben im J. 1327 erfuhr, daß während seiner Abwesenheit Johannes Godleius zum Bischof von Exeter erwählt worden sei, wußte er es durch seine Verbindungen und durch seine Freunde am römischen Hofe dahin zu bringen, daß von dem Papste die Wahl des Godleius als ungültig erklärt und er an dessen Stelle ernannt wurde. Er bekleidete diese Würde über 40 Jahre und wurde von Eduard III. und dem Papste zur Besorgung wichtiger Geschäfte gebraucht. Seine Sparsamkeit grenzte an Geiz und da er vom Papste erwirkt hatte, daß die Hinterlassenschaft aller Geistlichen der Diöcese Exeter seiner Verfügung überlassen werden mußte, so sammelte er ein großes Vermögen und setzte sich auf diese Weise in den Stand, bedeutende Legate zu machen. Er starb nicht, wie die meisten Literarhistoriker angeben, im J. 1369, sondern erst nach dem Jahre 1374. Er schrieb außer seinen Reden (Conciones) eine umfangreiche Legende, welche den Titel De vitis Sanctorum oder Martyrologium führt. Das Martyrologium wird oft als ein von der Legende verschiedenes Werk betrachtet, was aber nicht der Fall ist. Auch das Buch De vita et miraculis Sancti Thomae Becket Cantuariensis Archiepiscopi et martyris bildet keineswegs einen Bestandtheil desselben, sondern ist eine besondere, für die Kirchengeschichte Englands wichtige Schrift. Beide Werke werden in mehren Bibliotheken Englands handschriftlich aufbewahrt, sind aber bis jetzt nicht gedruckt; die Veröffentlichung des letzteren wäre sehr zu wünschen †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDVAL (Barthélémi de), ein als Hochverräther hingerichteter französischer Ritter, im J. 1649 zu Lieneres in der Picardie geboren, trat frühe in das französische Heer und ließ sich durch einige listige Leute der rührigen Partei, welche den vertriebenen König Jacob II. wieder auf den englischen Thron zu bringen trachtete und kein Mittel zur Erreichung dieses Zweckes scheute, zur Theilnahme an einer Verschwörung gegen das Leben des an Jacob's Stelle zum König erwählten Wilhelm III. von Oranien verleiten. Das Complot war, wie es scheint, ursprünglich im französischen Kriegsministerium und unter der Leitung des herrschsüchtigen Louvois geschmiedet, aber erst von dessen Sohne und Nachfolger Barbesieux der Verwirklichung näher gerückt und die Ausführung Grandval, einem durch seinen Fanatismus bekannten Officiere, unter großartigen Versprechungen übertragen. Dieser wählte sich als Helfer zwei Abenteurer, Antoine Dumont, einen Wallonen, und Fredrik Albert Leefdale, einen Holländer, welcher früher als Capitain in einem niederländischen Dragonerregimente gedient hatte. Beide waren indessen klüger als er und suchten aus der Verschwörung auf irgend eine Weise Vortheil zu ziehen, ohne sich selbst zu verderben. Der Plan war dahin verabredet, dem Könige Wilhelm während seiner Anwesenheit im Lager in den Niederlanden bei einer günstigen Gelegenheit, wenn er sich in die Umgegend begebe, in einem Gehölze aufzulauern und ihn zu ermorden. Dumont hatte die Aufgabe, auf ihn zu schießen oder ihm den ersten Stoß beizubringen, und war deshalb zu diesem Wagnisse gewählt worden, weil er sich selbst rühmte, er könne sich unsichtbar machen. Leefdale war beauftragt, die Nachricht von der gelungenen That sogleich dem königlichen Quartiermeister Chanlais im französischen Lager zu überbringen, damit man unverweilt die weiter nöthigen Schritte thun könne. Im April 1692 kurz nach Wilhelm's Ankunft in den Niederlanden erhielten die Mörder Befehl, sich auf ihren Posten zu begeben, nachdem Grandval kurz vorher schon eine bedeutende Geldsumme auf Abschlag ausbezahlt worden war. Er und Leefdale befanden sich zu Paris, Dumont aber war nach Westfalen verreist und wurde aufgefordert, sich nach Uden im Herzogthume Cleve zu begeben, welches Städtchen die Verschworenen zu ihrem Versammlungsorte bestimmt hatten, um sich von da in das Lager der Alliirten zu Hall unweit Brüssel zu begeben. Grandval stattete, ehe er Paris verließ, noch am 16. April 1692 einen Besuch in Saint-Germain ab und wurde Jacob und Maria von Modena vorgestellt. „Ich bin von euerem Vorhaben unterrichtet," bemerkte bei dieser Gelegenheit der verbannte König; „wenn ihr und eure Begleiter mir diesen Dienst erweist, so soll es euch nie an etwas fehlen" [1]). Grandval trat mit den besten Hoffnungen seine Reise an und hatte auch nicht

*) *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 447. Biographie générale. Tom. XXI. p. 658.

†) *J. Bale*, Scriptt. Britanniae Catalog. Lib. VI. c. 39. *J. Ger. Vossius*, De hist. lat. Lib. III. c. 2. *Cas. Oudin*, Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 1022.

1) I have been informed, said James, of the business. If you and your companions do me this service, you shall never want. Man kann nicht wol, ohne dem gesunden Menschenverstande Hohn zu sprechen, diesen Worten einen unschuldigen Sinn beilegen.

die leiseste Ahnung davon, daß er bereits sowol von dem Mitschuldigen, der ihn begleitete, als auch von dem Mitschuldigen, mit dem er zusammentreffen sollte, verrathen war. Dumont hatte das Geheimniß dem Herzoge von Zell, einem der Alliirten, entdeckt und Leefdale hatte durch seine Verwandten in Holland das Nähere des Planes den Regierungsbehörden mitgetheilt. Grandval selbst war unklug genug gewesen, in Paris prahlend von einem Ereignisse zu sprechen, welches die Welt mit Erstaunen erfüllen müsse, und mit großer Zuversicht zu prophezeien, daß der Prinz von Oranien das Ende des nächsten Monats nicht erleben werde. Dem Könige Wilhelm war auf diese Weise auf verschiedenen Wegen die Warnung zugekommen, daß seinem Leben Gefahr drohe und er glaubte auf seiner Hut sein zu müssen. Grandval wurde deshalb von dem Augenblicke an, wo er die Niederlande betrat, scharf beobachtet und da seine Bewegungen und Reden Verdacht erregten, auf dem Wege von Mons nach Uden zu Eindhoven in Brabant festgenommen. Man brachte ihn von hier nach Herzogenbusch und lieferte ihn, nachdem er mit seinen Mitschuldigen und Angebern confrontirt worden war, in das Lager der Alliirten ab. Er wurde hier vor ein Kriegsgericht gestellt, dem er aber wenig Mühe verursachte, indem er gar keinen Versuch machte, sich zu vertheidigen, sondern mit Ausdrücken der Reue die Wahrheit aller Beschuldigungen zugab. Auch erklärte er in zwei während seiner Gefangenschaft an den König Wilhelm gerichteten Denkschriften, daß er Alles, was er gefehlt, nur aus Gehorsam gegen Barbesieur und Chanlais gethan habe und daß Dumont und Leefdale nicht weniger schuldig seien als er. Er wurde von dem Kriegsgerichte schuldig erkannt und seine Strafe wurde dahin bestimmt, daß er auf einer Schleife auf den Richtplatz geschleppt und an einem Galgen aufgeknüpft, darauf halblebendig abgeschnitten, ihm dann das Herz herausgerissen und mit den übrigen Eingeweiden verbrannt, der Kopf aber von dem Rumpfe getrennt und auf einen Pfahl gesteckt und der Leib geviertheilt und jedes Viertheil an einem andern Orte aufgehängt werden solle. Er erlitt am 13. Aug. diese grausame Strafe mit großer Standhaftigkeit und mit einem Anschein von Frömmigkeit. Vor seiner Hinrichtung schrieb er noch mit Erlaubniß des Gerichts einen kurzen Brief an eine gewisse Frau Juré in Paris folgenden Inhalts: „Madame, ich ersuche Sie, mit dem Herrn Tourville zu dem Herrn Erzbischofe von Rheims zu gehen und diesem zu erkennen zu geben, daß der Gehorsam gegen den Befehl des Herrn Barbesieur mich das Leben koste. Dieses ist die einzige Gunst, um die ich Sie ersuche. De Grandval." Wilhelm III. ließ die Proceßacten in vier Sprachen übersetzen und in der ganzen Welt verbreiten. Die Mitschuldigen Leefdale, welcher sich mit Grandval hatte verhaften lassen, und Dumont blieben unbestraft, weil sie die Verschwörung verrathen hatten. Sie waren, bemerkt der bekannte Historiker Thomas Babington Macaulay, keine Fanatiker, die Restauration Jacob's, die Größe Ludwig's und das Uebergewicht der römischen Kirche waren ihnen sehr gleichgültig. Jeder Verständige mußte einsehen, daß, mochte der Plan gelingen oder nicht, der Lohn der Mörder wahrscheinlich darin bestehen werde, daß sie von den Höfen von Versailles und Saint-Germain mit erheucheltem Abscheu desavouirt und mit glühenden Zangen gezwickt, mit geschmolzenem Blei begossen und mit vier Pferden zerrissen würden. Für gewöhnliche Menschen hatte die Aussicht auf ein solches Märtyrerthum nichts Anziehendes [2]). Französische Schriftsteller haben die Wahrheit der Aussagen Grandval's in Zweifel gezogen, jedoch ohne Grund, denn er machte sie freiwillig und ohne Tortur und ohne Aussicht auf Begnadigung, woran bei Wilhelm gar nicht zu denken war. Daß die Proceßacten, welche der König bekannt machen ließ, gefälscht worden seien, ist nicht anzunehmen, denn sie sind durch die Unterschriften einiger der ausgezeichnetsten Kriegsmänner jener Zeit verbürgt; auch enthalten sie keinen innern Widerspruch und gerade der bezweifelte Theil derselben, nämlich der Bericht von der Audienz, mit der Jacob ihn in Saint-Germain beehrt hatte, trägt unverkennbar den Stempel der Wahrheit. Ebenso wenig kann man nach reiflicher Ueberlegung zweifeln, daß Ludwig XIV. Kenntniß von der Verschwörung gehabt habe, denn wäre dieses nicht der Fall gewesen, so hätte er nach dem Mislingen des Anschlags Barbesieur nicht länger im Kriegsministerium dulden dürfen, sondern mit Schimpf und Schande aus seiner Gegenwart verbannen und in die Bastille schicken müssen. Man kann sich freilich von zwei Fürsten, welche eine große Religiosität zur Schau trugen, eine solche Handlungsweise nicht erklären; daß aber die Anhänger des neuen Königshauses von der Wirklichkeit derselben überzeugt waren, unterliegt keinem Zweifel; auch verhehlten sie keineswegs ihre Ueberzeugung, welcher die wenigen Freunde Jacob's in England zu widersprechen nicht für gut hielten; auch die französische Regierung bewahrte über die ganze Sache ein tiefes Schweigen. Daß aber auch Frau von Maintenon von der Verschwörung gewußt habe, läßt sich nicht behaupten, da nur Dumont sie in seiner Aussage unter den Mitwissenden nennt, Grandval sie aber in seinem Bekenntnisse nicht erwähnt. Grandval, sagt der schon erwähnte Macaulay, war ohne Widerrede ein tapferer Officier und voll Begeisterung für sein Vaterland und seine Religion. Er war zwar ein Fanatiker und nicht ganz bei Verstande, aber deshalb nicht minder gefährlich. Ein fanatischer und halbverrückter Mensch ist in der That gerade dasjenige Werkzeug, das schlaue Politiker in der Regel vorziehen, wenn

2) Dumont and Leefdale were not enthusiasts. They cared nothing for the restoration of James, the grandeur of Lewis, or the ascendency of the Church of Rome. It was plain to every man of common sense that, whether the design succeeded or failed, the reward of the assassins would probably be to be disowned, with affected abhorrence by the courts of Versailles and Saint Germains, and to be torn with redhot pincers, smeared with melted lead and dismembered by four horses. To vulgar natures the prospect of such a martyrdom was not alluring.

etwas besonders Gefährliches auszuführen ist [3]). Das Gelingen der That hätte übrigens schwerlich bei der in England fast allgemeinen Abneigung gegen Jacob II. den erwarteten Erfolg gehabt [4]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDVAL (Nicolas Racot) [1]), französischer Dichter und Componist, im J. 1676 zu Paris geboren, war der Sohn eines königlichen Rathes, wählte aber eine andere Laufbahn und zog vor, als Director einer umherziehenden Schauspielertruppe sein Glück zu versuchen. Er dichtete für dieselbe kleine Lustspiele und Possen und componirte die Arien dazu, welche überall Beifall fanden, ward jedoch bald dieses lüderlichen Wanderlebens müde und ließ sich zu Paris nieder, wo er lange Zeit Unterricht auf dem Clavier ertheilte, bis er endlich als Organist an der Abtei Saint-Germain-des Près angestellt wurde. Er starb zu Paris am 16. Nov. 1753. Seine Tragödien zum Lachen: Agathe ou la chaste Princesse, tragédie en trois actes et un prologue, en vers (Paris s. a. 8.), Persiflès, tragédie en cinq actes et en vers (La Haye 1748. 8.), welches Stück von Manchen, aber mit Unrecht, Monteif oder dem Herzoge von La Tremouille zugetheilt wurde, und Le Pot de chambre cassé, tragédie pour rire, ou comédie pour pleurer en un acte et en vers, par Enluminé de Metaphorenville, grand confichetier de la fée Brillante (A Ridiculomanie chez Georges l'Admirateur, s. a. 8.), von Andern auch Gaubier zugeschrieben, ebenso das im J. 1696 zu Lyon zum ersten Mal aufgeführte Lustspiel: Le Quartier d'hyver, comédie en un acte et en prose (Rouen 1697. 12.) und die zwar aufgeführten, aber nicht gedruckten Stücke Le Valet astrologue (1697) und Le Camp de Porchefontaine (1722) waren bei den Zeitgenossen sehr beliebt, sind aber jetzt vergessen. Das Lustspiel Le Mariage par lettre de change, für dessen Verfasser man ihn ebenfalls hielt, ist von Poisson. Das einzige poetische Werk, welches jetzt noch zuweilen gelesen wird, ist sein komisches Heldengedicht: Cartouche, ou le vice puni, poëme héroique, comique et tragique en treize chants; suivi du Dictionnaire argot-français et français-argot; avec une Lettre critique et un examen dudit poëme par le même auteur (Paris 1723. 8. Ibid. 1726. 8. Ibid. 1760. 8.) zusammengesetzt aus unveränderten oder parodirten Versen der Henriade Voltaire's und der Tragödien Corneille's und Racine's. Es bietet für die Kenner dieser Dichter des Contrastes wegen eine angenehme Unterhaltung und man hat deshalb in der neueren Zeit für eine gute Ausgabe (Paris 1827. 8.) gesorgt; auch sein Almanach des Proverbes pour l'année 1743, par Cartouchi-Vandeek (Seconde édition, revue et corrigée. Anvers [Paris] 1745. 8.) verdient nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Als Componist hat Grandval ein noch größeres, bis jetzt nicht nach Gebühr gewürdigtes Verdienst, seine Musik für die Arie ist echt volksthümlich und würde jetzt noch in neueren, dem Zeitgeschmacke entsprechenden Vaudevilles Beifall finden; geringeren Werth haben seine Cantaten (Cantates. Paris 1728. 4.), von welchen er nur den ersten Theil herausgab. Eine vortreffliche Arie aus seiner nicht gedruckten Posse Le Séjour à Paris findet man im Mercure galant (1722. Octobre p. 68). Sein theoretisches Werk über den guten Geschmack in der Musik (Essai sur le bon goût en musique (Paris 1732. 12.) wurde von französischen Kritikern hart beurtheilt, von teutschen Musikkennern jedoch nach seinem wahren Werthe gewürdigt und durch eine Uebersetzung (in Marpurg's „Kritischem Musikus an der Spree." Berlin 1750. 8. S. 109 fg.) und durch einen Auszug (in den Niedersächsischen musikalischen Nachrichten, 1733. S. 83 fg.) verbreitet. Nach Grandval's Tode erschien noch Théâtre de campagne, ou les Debauches de l'esprit (Londres et Paris 1755. 8. Ibid. 1758. 12.); eine Auswahl des Anstößigsten, was er und sein Sohn, von welchem in dem nächsten Artikel die Rede sein wird, geliefert haben. Es fehlte diesem jetzt kaum noch genannten Dichter weder an Geist, noch an komischem Talent, aber an der nöthigen Ausbildung und an hinreichender Kenntniß des Tons der guten Gesellschaft, weshalb aber gerade seine Possen weit origineller sind als die vieler anderen gepriesenen Dichter [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANDVAL (Français-Charles Racot), einer der berühmtesten Schauspieler Frankreichs und ein mittelmäßiger Dichter, ein Sohn des Vorhergehenden, am 23. Oct. 1710 zu Paris geboren, folgte seiner Neigung zum Schauspielerstande, die er von seinem Vater geerbt hatte, und betrat in seinem 17. Jahre die Bühne. Nachdem er bereits zwei Jahre hindurch in Metz, Rouen, Lille und andern Provinzialstädten mit großem Beifall aufgetreten war, wurde er nach Paris gezogen und erschien, nachdem er vorher noch die nöthige Anweisung von dem berühmten Lecouvreur erhalten hatte, am 19. Nov. 1729 zum ersten Mal unter dem falschen Namen Duval auf dem Théâtre Français als Andronicus in der gleichnamigen Tragödie J. G. de Campistron's und als Melicertes in Lagrange-Chancel's Tragödie Ino und Melicertes. Da er aber in diesen Rollen allgemein gefiel, so spielte er fortan unter seinem wirkli-

3) Granval was undoubtedly brave and full of zeal for his country and his religion. He was indeed flighty and half witted, bot not on that account the less dangerous. Indeed a flighty and half witted man is the very instrument generally preferred by cunning politicians when very hazardous work is to be done. 4) Vergl. Mercure historique de l'an 1692. p. 228; Theatrum Europaeum. Bd. 14. S. 363 fg.; *Rapin Thoyras*, Histoire d'Angleterre, liv. 25 (Vol. XI. p. 165); *Th. Babington Macaulay*, History of England, Chap. 19. (Ed. Leipz. 1855. 12. Vol. VII. p. 97 seq.)

1) Manche schreiben fälschlich Ragot oder gar Ragot de Grandval.

2) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouvelle Dictionnaire historique. Tom. V. p. 538. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 303. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 448. Biographie générale. Tom. XXI. p. 661. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des musiciens. Tom. IV. p. 83.

chen Namen die zweiten Heldenrollen, bis er nach Dufresne's Tode die ersten tragischen und komischen Rollen übernehmen und sein seltenes Talent in seinem ganzen Umfange entfalten konnte. Noch nie hatte ein Schauspieler vor ihm mit solcher Feinheit, solchem Geiste und solchem Feuer den Ton und die verschiedenen Abstufungen des pariser Stutzers im guten Sinne des Wortes getroffen und er erwarb sich in kurzer Zeit die allgemeine Gunst in so hohem Grade, daß selbst Lebain, als er im J. 1750 auf der Bühne erschien, sie ihm wol streitig zu machen, aber nicht zu rauben vermochte. Grandval, welcher Anfangs zögerte, dem überlegenen Talente seines Nebenbuhlers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erkannte alsbald seinen Irrthum und überließ seinem Nebenbuhler die ersten tragischen Rollen, während er die ersten komischen Rollen behielt, in welchen für ihn keine Mitbewerbung um den Vorzug zu fürchten war. Er hatte eine schöne, auffallende Gestalt und seine Bewegungen waren leicht und anmuthig; er wurde jedoch allmälig zu dick und sowol seine Körperfülle, als auch Unannehmlichkeiten mit der Regierung und hohen Personen, bewogen ihn, im J. 1762 um seine Entlassung zu bitten, welche er mit einer seinem Gehalte von 1000 Livres, den er seit 1745 von dem Könige bezog, und seiner Gage von 1500 Livres von dem Théâtre Français entsprechenden Pension erhielt. Entweder genügte ihm dieser Ruhegehalt nicht, oder die Unthätigkeit war ihm unerträglich, denn er kehrte schon im J. 1764 auf die Bühne zurück und erlangte sogleich wieder in seinen gewohnten Rollen, besonders aber in den Rollen des Misanthrop und des verheiratheten Philosophen ungetheilten Beifall, aber bei seinen Kunstgenossen fand er nicht mehr die frühere Freundlichkeit und die Anfeindungen derselben brachten ihn auch allmälig um die Gunst des Publicums, indem er fast genöthigt wurde, Rollen zu übernehmen, in denen seine Körperfülle große Heiterkeit erregen mußte. Durch einen auf diese Weise absichtlich erregten Skandal ward er so sehr erbittert, daß er augenblicklich die Bühne verließ, um sie nie mehr zu betreten. Das Publicum erkannte bald seinen Misgriff und sah ein, daß es sich durch gemeine Ränke hatte verführen lassen, die vieljährigen Leistungen des ausgezeichneten Schauspielers, welcher seine Aufgabe von einem höheren künstlerischen Standpunkte erfaßte und die Bühne zu einer Schule des Lebens und des Anstandes zu machen suchte [1]), mit Undank zu belohnen. Er zog sich auf ein Landhaus bei Paris zurück und lebte im Umgange mit einer daselbst wohnenden langjährigen Freundin, der Schauspielerin Dusmenil, und mit seinen Freunden ruhig und wegen seines biedern gutmüthigen Charakters von Allen geachtet. Er hatte sich in früheren Jahren nicht ohne Glück als Dichter versucht; seine Possen: L'Eunuque, ou la Fidèle infidélité, parade en un acte, en vaudevilles mêlée de prose et de vers (Montmartre 1750. 8. Paris 1767. 8.); Les deux biscuits, tragédie en un acte, traduite de la langue que l'on parlait jadis au royaume d'Astracan et mise depuis en vers français (Astracan [Paris] 1752. 8. Ibid. 1759. 8.); La Nouvelle Messaline, tragédie en un acte et en vers (S. l. et a. 12. Ancône 1752. 4. Ibid. 1773. 8.; die beiden letzten Ausgaben mit dem Zusatze: publiée par Pyron dit Prépucius); Syrop-au-cul, au l'Heureuse délivrance, tragédie héroï-merdifique en trois actes et en vers par M***, comédien italien (Au Temple du Goût, s. a. 8.); Léandre Nanette, ou le double Quiproquo, parade en un acte, en vers et en vaudevilles (Clignancour s. a. 12. Ibid. 1756. 8.) und Le Tempérament, tragédie-parade, traduite de l'égyptien en vers français et réduite en un acte, par M. G*** (Au grand Caire 1756. 8.) sprudeln zwar von Witz über und wirken derb auf die Lachmuskeln, verletzen aber zu sehr das Schamgefühl und die Sittlichkeit, als daß man ihnen großes Lob spenden dürfte. Die Possen L'Eunuque und Syrop-au-cul wurden auch in das schon im vorhergehenden Artikel erwähnten Théâtre de campagne, worin die schmutzigsten Erzeugnisse der Phantasie des Vaters und des Sohnes vereinigt sind, aufgenommen. Der jüngere Grandval starb den 23. Sept. 1784 zu Montmartre [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANDVILLE (Jean Ignace Isidore Gérard), einer der berühmtesten französischen Zeichner und Formschneider der neuesten Zeit, am 3. Sept. 1803 zu Nancy geboren, erhielt von seinem Vater [1]), einem nicht näher bekannten Miniaturmaler, den ersten Unterricht in der Kunst. In seinem 20. Jahre wanderte er mit 300 Francs, seinem ganzen Vermögen, in der Tasche nach Paris, um, wie so viele Andere, sein Glück in der Hauptstadt zu machen, und man kann sich leicht vorstellen, zu welchen harten Prüfungen und Entbehrungen er sich bequemen mußte, ehe es ihm gelang, sich unter einer so großen Schar von Künstlern bemerkbar zu machen und seinem Talente Anerkennung zu verschaffen. Er fand zwar Unterkunft in dem Atelier des wenig bekannten Malers Lecomte; da ihm aber diese Beschäftigung Nichts eintrug, so verstand er sich, um sein Leben zu fristen, endlich dazu, Costume zu zeichnen, welche ein Speculant bei ihm bestellt hatte, auf die Bezahlung seiner Arbeit wartete er aber vergebens. Ein zweiter Versuch, Zeichnungen zu einer Reihe von Lithographien, welche unter dem Titel: Der Sonntag eines guten Bürgers oder die Widerwärtigkeiten des kleinen Eigenthums

1) Ein gleichzeitiges Epigramm sagt von ihm mit Recht:
Prince, amant, petit-maître, on a vu tour-a-tour
Grandval, des spectateurs mériter les suffrages;
Lui seul a su donner à ces trois personnages
Des leçons de grandeur, de sagesse et d'amour.

2) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 538. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 303. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 448. Biographie générale. Tom. XXI. p. 661.

1) Seine Großältern, welche an der Bühne des Königs Stanislaus I. von Polen angestellt waren, nahmen den Theaternamen Grandville an, welchen auch ihre Nachkommen beibehielten.

(Le dimanche d'un bon bourgois, ou les tribulations de la petite propriété) erschienen, brachte ihm zwar, da der Verlag des Händlers von den Gläubigern desselben mit Beschlag belegt wurde, ebenfalls nur geringen Gewinn, machte ihn aber in der Kunstwelt bekannt. Er ließ nun nach und nach die Belustigungen der Kindheit (Les Amusements de l'Enfance); die Vergnügungen der Jugend (Les Plaisirs de la Jeunesse); die Genüsse des Mannesalters (Les Jouissances de l'Age Mûr) und den Zeitvertreib des Greisenalters (Les Passe-temps de la Vieillesse) erscheinen, seine Berühmtheit gründet sich aber auf die im J. 1828 begonnenen Metamorphoses du jour, welche sich eines unerwarteten großartigen Erfolges erfreuten. Diese Zeichnungen, in welchen er die menschlichen Gestalten mit Thierköpfen darstellte, um in diese Köpfe alle Schattirungen des menschlichen Gesichtsausdrucks und Charakters zu legen, wurden, da sie allgemeinen Beifall fanden, vielfach nachgedruckt und nachgeahmt und stehen noch jetzt im Kunsthandel in nicht geringem Werthe. Besonders wurde eine dieser geistreichen Skizzen lange Zeit in Frankreich eifrig gesucht, da sie eine treffende und sehr deutliche Anspielung auf ein Coulissenabenteuer enthielt, welches damals einen gewissen Theil der pariser Gesellschaft in Bewegung setzte und den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete. Der Herzog von Chartres, später Herzog von Orleans, hatte nämlich bei einer der Bühne angehörenden Dame, welche als ein Muster unzugänglicher Tugend galt, Erhörung gefunden, zu welchem Erfolge, wie man behauptet, der Vater der Dame selbst nicht wenig beitrug. Grandville stellte auf seiner Skizze den Vater als einen sehr garstigen Fisch, dessen Fleisch nur im Mai und Juni genießbar ist, die Tochter als eine Gans, und den Prinzen als einen Uhu (grand duc) dar und läßt den Vater, welcher vor dem Herzoge auf den Knieen liegt, sagen: Gnädiger Herr, nehmen Sie meine Tochter. Die Nachsicht der Censur gegen diese hochverrätherische Lithographie erklärt sich leicht aus der Gesinnung der damaligen Machthaber, welche nicht ungern sahen, wenn von Zeit zu Zeit der Familie der Orleans, deren Ergebenheit gegen das regierende Haus sehr verdächtig war, ein derber Hieb versetzt wurde. Die Revolution im Juli 1830 lieferte dem beißenden Witze des Künstlers neuen Stoff im Ueberflusse und nach und nach erschienen in den entsprechenden Gestalten von Füchsen, Katzen, Elephanten, Hirschen, Hühnern u. s. w. die bedeutendsten Personen, welche die Bestrebungen Louis Philippe's, die Herrschaft der materiellen und egoistischen Interessen in Frankreich zu begründen, unterstützten, mit ihrem in den Thierköpfen so ähnlichen Gesichtsausdrucke, daß sie Jedem leicht erkennbar waren. Er wurde nun einer der vorzüglichsten und beliebtesten Mitarbeiter des bekannten Witzblattes La Caricature, aus welchem die Nachwelt den Geist jener Zeit besser kennen lernen wird, als aus den umfangreichsten Geschichtsbüchern; auch die Mitlebenden erinnern sich noch mit großem Vergnügen an viele dieser treffenden Caricaturen und man braucht nur die Blätter, welche die Unterschriften Le Convoi de la Liberté; La Basse-Cour und Le Mât de Cocagne tragen, zu bezeichnen, um den Einfluß, welchen dieser Spott gewann, zu begreifen. Man suchte auch alsbald diesem Bestreben Einhalt zu thun und die Septembergesetze, welche die Censur für bildliche Darstellungen einführten, machten der politischen Satyre und der Thätigkeit des geistreichen Künstlers in diesem lohnenden Fache ein schnelles Ende. Er wandte sich nun wieder seiner früheren moralisch-philosophischen Richtung zu und lieferte eine Reihe von Skizzen, aus deren Ueberschriften (Les Cannes; Les Parapluies; Les Cols; Les Pipes; Les Chapeaux) man leicht auf die dargestellten Gegenstände schließen kann. Außer diesen besonders erschienenen Arbeiten, wozu auch die Animaux parlants gehören, besorgte er die Illustrationen zu vielen allgemein bekannten Werken (La vie de Napoléon par Abel Hugo; Les cent Proverbes; Un autre monde; Les pétites misères de la vie humaine; Les aventures de Robinson Crusoé; Les voyages de Gulliver; Les charactères de La Bruyère; Don Quichotte; Scènes de la vie privée des animaux; Le Voyage, ou il vous plaira; Jerôme Paturot à la recherche d'une position sociale; Les chansons de Bérenger), besonders verdienen aber seine Zeichnungen zu den Fabeln Lafontaine's und Florian's Erwähnung, denn er konnte hier wieder auf seine frühere Darstellungsweise zurückkommen; seine Thiere geberden sich wie Menschen und zeigen an sich alle Vorzüge und Schwächen derselben. Dem Raben (Monsieur du Corbeau) fehlt nie das Kreuz der Ehrenlegion am Halse und im Hintergrunde befindet sich gewöhnlich eine kleine menschliche Scene, wodurch der Künstler die Absicht des Fabulisten noch klarer macht oder auch noch eine eigene Deutung hinzufügt. Ueberhaupt versteht Grandville besser als irgend ein gleichzeitiger Künstler, den Sinn des Schriftstellers zu fassen und bildlich darzustellen und vergebens würde der gelehrteste Ausleger sich bemühen, seinen Zuhörern den Geist einer Schilderung so klar zu machen, wie ein einziger Blick auf die betreffende Illustration. Weniger glücklich war er in seinen Zeichnungen zu dem schon an und für sich unbedeutenden Werke: Les fleurs animées (Paris 1845. 8. 2 Voll.), dessen Gegenstand auch seiner Richtung weniger als romantischen Geistesrichtung in keiner Weise entsprach. Noch geringeren Werth hat das erst nach seinem Tode herausgegebene Werk: Les Étoiles, dernières féeries de J. J. Grandville (Paris 1856. 8.), welches fast nur gesuchten Witz verräth und der an den früheren Arbeiten des Künstlers gewohnten Anmuth entbehrt. Außer allen diesen größeren Leistungen blieb er auch fortwährend für die Zeitschriften La Caricature, Figaro, L'Illustration und Magasin pittoresque thätig; besonders hat die letztere ihm viele ihrer ausgezeichnetsten Skizzen zu verdanken [2]). Grand-

2) Dazu gehören vorzugsweise: Le bal d'insectes; Les barbes à la vapeur; Les différentes formes du visage; Physionomie du chat; Le carnaval du célibataire riche et le carnaval du pauvre; Gargantua au berceau; Musique animée; La métaphore de la chrysolide; L'avocat Patelin; Trois saisons; Le Mono-

ville war ein sehr guter Gatte und Vater, hatte aber das Unglück, seine erste Frau und zwei Kinder zu verlieren; als auch nach seiner zweiten Verheirathung sein drittes Kind an einem in der Kehle feststeckenden Fleischbrocken erstickte, wurde er so sehr vom Schmerze überwältigt, daß er den Verstand verlor und kurz darauf am 17. März 1847 zu Paris starb. Er selbst hatte sich die Grabschrift verfertigt: „Hier liegt J. J. Grandville. Er beseelte Alles und machte, nach Gott, Alles leben, sprechen oder gehen, er selbst verstand aber nicht den rechten Weg zu seinem Glück einzuschlagen." Nach einer kurzen Laufbahn, sagt ein französischer Kunstrichter, hat Grandville einen Namen hinterlassen, welcher unter denen der ausgezeichneten Künstler unserer Zeit glänzt. Er ist ein Denker, ein Philosoph; er besitzt weder das volksthümliche leidenschaftliche Feuer Daumier's, noch die beredte Gutmüthigkeit Charlier's, noch die zierliche, bisamduftende Feinheit Gavarin's, er zeichnete sich aber aus durch Tiefe der Beobachtung und Kritik, durch geistreiche Wendung des Gedankens und durch treffende Wahrheit der Schilderung. Er hat die Falten des menschlichen Herzens durchforscht, er hat das Leben studirt und gibt die verschiedenen Verhältnisse desselben geistreich wieder. Er setzt selten die Lachmuskeln in Bewegung, erregt aber desto mehr das Nachdenken; seine Zeichnungen gehören der höheren Komik an. Das Feuer, die Begeisterung und der kühne Wurf fehlen ihm; er ist zu gelehrt, um eigentlich Dichter zu sein; aus jedem seiner Striche spricht die Ueberlegung, ohne die Anmuth und die Fröhlichkeit auszuschließen. Man fühlt, wenn man seine Skizzen betrachtet, den muthigen Kampf des Geistes gegen das handwerksmäßige Verfahren; man muß die Richtigkeit der Zeichnung, die Genauigkeit der Anatomie und das gewissenhafte Studium der Verkürzungen anerkennen; das Ganze ist aber zuweilen ein wenig hart und kalt und der Gedanke manchmal schwer zu entwickeln; überraschend ist aber stets die Feinheit der Andeutungen und der Reichthum an geistreichen Einzelnheiten. Die Familie Grandville's erhielt für 8—900 seiner Originalzeichnungen 12,000 Francs. Er hat auch Vieles gemeinschaftlich mit J. Barra gearbeitet und mehre der schönsten Blätter in den Vies des peintres par Ch. le Blanc (Paris 1848 seq.) sind von ihrer Hand [3]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANELLI (Carlo), österreichischer Historiker und Numismatiker, am 21. Febr. 1671 zu Mailand geboren, trat in seinem 16. Jahre zu Wien in den Jesuitenorden und wurde nach der Beendigung seiner Studien und nach der Ablegung seiner Gelübde von seinen Obern zum Unterrichtsfache bestimmt. Er lehrte in mehren Collegien abwechselnd die Theologie, die Philosophie, die Geschichte und die Mathematik und wurde, nachdem er die theologische und philosophische Doctorwürde erlangt hatte, als Professor der Geschichte nach Wien berufen. In dieser Stellung schrieb er zur Vertheidigung bei einer Doctorpromotion einen Abriß der Topographie Oesterreichs (Germania Austriaca seu Topographia omnium Germaniae Provinciarum, Augustissimae Domui Austriacae hereditario jure subjectarum. Viennae 1701. fol. mit Landkarten), welche später zu einem guten Handbuche (Viennae 1752. 4. Ibid. 1759. 4. ohne Landkarten) erweitert wurde und jetzt noch zur Kenntniß der damaligen Zustände der Provinzen Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und Schwaben sehr brauchbar ist. Die daraus entnommene und von dem Jesuiten Ant. Erber verbesserte Topographie Steiermarks wurde auch besonders (Graecii 1727. 12.) gedruckt, ebenso die Topographie Kärnthens und Krains (Topographia Carinthiae et Carniolae. Viennae 1728. 12.). Zum Zweck einer andern Promotion besorgte Granelli eine neue Ausgabe der von dem Jesuiten Ph. Couplet verfaßten Chronologie der chinesischen Geschichte (Tabula Chronologica Monarchiae Sinicae. Viennae 1703. 12.), welche jetzt veraltet und durch weit bessere Arbeiten ersetzt ist. Seine Schilderung des glücklichen Zustandes Spaniens unter den Regenten aus dem Hause Oesterreich (Hispania ter quaterque beata in septem Austriacis Regibus. Viennae 1704. 8.) ist zu panegyrisch, als daß sie Anspruch auf geschichtlichen Werth machen könnte. Weit größere Verdienste erwarb sich Granelli im Fache der Numismatik und das von ihm angelegte Münzcabinet galt, was die Seltenheit und die Auswahl der einzelnen Stücke betrifft, als eine der vorzüglichsten Privatsammlungen in Teutschland. Sie gab dem bekannten Numismatiker Erasm. Frölich, Granelli's Schüler, Veranlassung zu mehren vortrefflichen Abhandlungen. Da Granelli über 30 Jahre zugleich Beichtvater der Kaiserin Wilhelmine Amalie, Joseph's I. Gemahlin, war, so benutzte er den Einfluß, welchen er dadurch gewann, um die Erlaubniß und die Kosten zu Ausgrabungen in allen Theilen der Monarchie zu erhalten, wodurch es ihm gelang, in den Besitz der seltensten und vieler vorher völlig unbekannten Münzen zu kommen. Die kostbare Sammlung wurde nach seinem Tode nebst dem von ihm verfaßten genauen Cataloge in dem Jesuitenkloster zu Wien aufbewahrt und nach der Aufhebung des Ordens mit dem kaiserlichen Münzcabinet vereinigt, wodurch sie für die Wissenschaft erhalten wurde, und stets dem Forscher als Anhaltspunkt dienen kann, da Granelli's Ergänzungen zu den Werken des berühmten Numismatikers Vaillant (Appendicula ad numos coloniarum per A. Vaillantium editos und Appendicula ad numos Augustorum et Caesarum ab urbibus graece loquen-

logue de Baptiste; Fadeurs; L'homme descend vers la brute, l'animal monte vers l'homme; Têtes d'hommes et d'animaux comparées; Le pauvre villageois; L'automne; Découpures ou ombres éclairées. Auch nach dem Tode des Künstlers hat das Magasin noch zwei seiner Skizzen, die er Träume (rêves) nannte, nämlich Visions et transformations nocturnes und Promenade dans le ciel, bekannt gemacht.

3) G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 333. Dictionnaire de la conversation et de la Lecture. Tom. LXII. p. 329. La Littérature française contemporaine par *F. Bourquelot* et *A. Maury*. Tom. IV. p. 150. Biographie générale. Tom. XXI. p. 663. G. K. Nagler, Die Monogrammisten. Bd. 2. S. 954.

tibus cusos, quos A. Vaillantius collegerat, concinnata e cimelio Vindebonensi cujusdam e Societate Jesu. Viennae 1734. 8. Ibid. 1745. 4.), welche von Andern seinem Ordensgenossen Frölich zugeschrieben werden, sich darauf stützen. Granelli starb am 3. März 1739 zu Wien *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANELLI (Giovanni), italienischer Theolog und Dichter, im J. 1703 zu Genua geboren, erhielt seinen ersten Unterricht zu Venedig, wohin seine Aeltern übergesiedelt waren, und trat daselbst in seinem 15. Jahre (1717) in den Jesuitenorden. Er erwarb sich in den Schulwissenschaften so ausgezeichnete Kenntnisse, daß er den Auftrag erhielt, zu Padua die Poesie und Rhetorik zu lehren und erlangte daselbst durch seine Beredsamkeit einen solchen Ruf, daß nicht nur die Professoren der andern Facultäten, sondern auch die angesehensten Bürger keinen seiner Vorträge, die er bei feierlichen Gelegenheiten zu halten pflegte, versäumten. In dieser Weise wirkte er einige Zeit zu Bologna mit glänzendem Erfolg, bis er von seinen Oberen nach Bologna geschickt wurde, um sich in dem theologischen Fache zu vervollkommnen; da aber sein lebhafter Geist in den ernsten gelehrten Arbeiten keine volle Befriedigung fand, so suchte er sich in seinen Nebenstunden durch poetische Versuche zu erholen und zu erheitern und dichtete Tragödien, welche bei den öffentlichen Prüfungen im Jesuitencollegium aufgeführt wurden und ungewöhnlichen Anklang fanden. Nach der Beendigung seiner theologischen Studien im J. 1736 wurde er zum Predigtamte bestimmt und damit auf eine seinen Talenten und seinen Neigungen am meisten entsprechende Thätigkeit hingewiesen. Er predigte in den bedeutendsten Städten Italiens mit so außerordentlichem Beifall, daß die Kaiserin Maria Theresia, welche eine alte Sitte, nach welcher in der Hofkirche auch in italienischer Sprache gepredigt wurde und welche seit einiger Zeit vernachlässigt worden war, wieder in Aufnahme bringen wollte, ihn nach Wien berief. Er genügte auch hinlänglich den von ihm gehegten Erwartungen, besonders bewundert wurde seine überraschende Kunst, auf den Gegenstand seiner Rede, von welchem er durch den Eintritt einer hochstehenden zu begrüßenden Person abgelenkt worden war, wieder zurückzukommen, was stets auf eine so natürliche und feine Art geschah, daß er sich auf den vorliegenden Fall vorbereitet zu haben schien. Später vertauschte er die Kanzel wieder mit dem Katheder und lehrte zu Modena, wo er Rector des Collegiums war, die Theologie. Der Herzog Franz III. ernannte ihn auch zu seinem Bibliothekar und theologischen Rathgeber und fand großes Vergnügen an seiner Unterhaltung. Granelli lebte deshalb in sehr angenehmen Verhältnissen, welchen ihn ein zu früher Tod nach einer kurzen Krankheit am 3. März 1770 entriß. Er dankte vor seinem Hinscheiden inbrünstig Gott, daß es ihm vergönnt war, noch in dem Kleide des seiner Aufhebung nahen Jesuitenordens zu sterben. Die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Theologie legte er in einem umfangreichen kritisch-geschichtlich-moralischen Commentare über das alte Testament (Storia Santa dell'Antico Testamento spiegata in lezioni morali istoriche, critiche e cronologiche. Parma 1766. 4. Modena 1768—1769. 4. 15 Voll. Venezia 1768—1773. 4. 6 Voll.) nieder. Er hatte denselben, als ihn der Tod überraschte, bereits bis zum letzten Buche der Könige geführt, eine spätere Ausgabe (Venezia 1780. 4. 7 Voll.) enthält die Fortsetzung des Commentars über Jonas und Tobias von Giuf. Maria Bettinelli und die neueste (Brescia 1832—1834. 8. 10 Voll.) die Ergänzung desselben über Tobias von Giuseppe Luigi Pellegrini; über Judith von Lorenzo Barotti; über Esther von Quirico Rossi und über die Maccabäer von Lorenzo Barotti; Fortsetzung und Ergänzung kommen aber dem Hauptwerke nicht gleich. Eine kleinere Ausgabe (L'Istoria Santa dell'Antico Testamento spiegata in lezioni, con le Orazioni, Panegirici e Ragionamenti sacri e profani. Venezia 1792. 12. 12 Voll.) gibt zwar den Commentar nicht vollständig, aber doch das Vorzüglichste und eine gute Auswahl der Reden und Predigten Granelli's. Unter seinen Gelegenheitsreden werden die Leichenreden auf den Herzog Rinaldo I. von Modena (Orazione in morte di Rinaldo primo Duca di Modena, Reggio, Mirandola etc. Modena 1738. 4. Auch in der Beschreibung der Esequie des Herzogs. Modena 1738. 4.); die Erbauungsrede in dem Sitzungssaale des Senats von Lucca (Orazione sacra detta nella Sala del Senato della Serenissima Repubblica di Lucca, nel Sabbato precedente alla terza Domenica di Quaresima l'anno 1743. Lucca 1743. 4.); die Rede bei der Krönung des Dogen von Genua, Lorenzo di Mari (Orazione nella solenne coronazione del Sereniss. Lorenzo di Mari Doge della Serenissima Repubblica di Genova. Genova 1744. 4.); die Lobrede auf den Grafen Fr. Xav. Marulli (Orazione in lode del morto Conte Francesco Saverio Marulli, in der Beschreibung der Leichenfeierlichkeiten für denselben. Venezia 1752. 4.) und die Rede bei der Einkleidung einer Nonne (Orazione recitata nel giorno solenne, che vesti l'abito religioso nel Monastero della Croce di Lucca la Signora D. Maria Cornelia figlia de Sig. D. Francesco Caraccioli Principe di Melissano. Napoli 1754. 4.) als die vorzüglichsten betrachtet. Die beiden ersten befinden sich auch in der Auswahl von Granelli's Reden und Vorträgen (Orazioni e Ragionamenti scelti. Modena 1772. 4.). Noch größeren Beifall und weitere Verbreitung fanden seine Fastenpredigten und Lobreden (Prediche Quaresimali e Panegirici. Modena 1771. 4. 2 Voll. Venezia 1772. 4. Ibid. 1775. 4. Ibid. 1797. 4. Livorno 1837. 8.), welche zum Theil als Meisterstücke der Beredsamkeit betrachtet werden müssen. Seine Tragödien Sederias (Sedecia ultimo rè di Giuda. Bologna 1731. 12.); Manasse (Manasse rè di Giuda. Bologna 1732. 8.);

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 304. Biographie générale. Tom. XXI. p. 665. *Aug. et Alois de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. V. p. 253. Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 5. S. 309.

Dio von Syrakus (Dione Siracusano. Bologna 1734. 8.), welche er als Mitglied der Accademia dei Arcadi unter dem Schäfernamen Anfriso Androsiaco herausgab, und Seila (Seila, figlia di Jefte. Bologna 1761. 8.); das Singspiel Adam (Adamo, Componimento sacro per Musica) und „die Erziehung," ein Schäferspiel (L'Educazione Azione Pastorale per la piccola famiglia della Duchessa di Cassano) nebst seinen kleineren Gedichten (Poesie varie) sind unter dem Titel Poesie Scelte (Modena 1772. 8.) zusammengedruckt; auch von den Tragödien allein erschien eine Ausgabe (Carpi 1760. 8.). Die Tragödie Sedecias ist auch in das Lateinische übersetzt (Sedecias Tragoedia, authore Thyrro Creopolita. Romae 1738. 12.) und die beiden Tragödien Adonias und Mathathias (Adonias Tragoedia authore Thyrro Creopolita. Romae 1737. 12. Mathathias Tragoedia authore Thyrro Creopolita. Romae 1740. 12.) scheinen nur in lateinischer Sprache bekannt zu sein. Obschon Granelli aus seinen Stücken nach der Sitte seines Ordens die Frauenrollen gänzlich ausschloß und sich dadurch eines der wirksamsten Mittel, dramatische Wirkung zu erzielen, beraubte, so wußte er doch diesen Mangel durch andere Vorzüge möglichst zu ersetzen; die Scenen sind gut eingeleitet, die Charaktere vortrefflich gehalten und die Vorschriften der Bühne klug beobachtet; dabei entfaltet der Dichter eine so tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und läßt seine Personen in einer so zierlichen, von Schwulst und Gemeinheit gleich weit entfernten Sprache sprechen, daß italienische Kunstrichter [1]) kein Bedenken getragen haben, seine Tragödien den besten Erzeugnissen, welche die dramatische Poesie der Italiener aufzuweisen vermag, an die Seite zu stellen, eine Behauptung, die jedoch vor der schärferen Kritik des Auslandes nicht leicht bestehen dürfte [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANELLO (Giovanni), italienischer Rechtsgelehrter des 15. Jahrh., über dessen Lebensverhältnisse man aber nichts Näheres weiß, als daß er in Cremona geboren war und aus einem alten Adelsgeschlechte dieser Stadt stammte. Er hielt daselbst Vorträge über die Gesetzbücher, war aber zugleich auch praktischer Jurist und Schriftsteller. Ob aber seine Schriften (Consultationes und Comment. super pandectas) gedruckt sind oder noch als Manuscripte in Bibliotheken vergraben liegen, wird nirgends gesagt. — Ein anderer Italiener dieses Namens, Ambrogio Granello, auch Spighetto genannt, ist ebenfalls nicht näher bekannt, man weiß nur, daß er aus Genua stammte und gleichzeitig in Versen den Krieg beschrieb, welchen die Venetianer mit den Brüdern Alberto II. und Mastino II. della Scala, den Beherrschern von Verona, um die Mitte des 14. Jahrh. um den Besitz der Stadt Trevigo führten. Das Gedicht, dessen poetischer Werth nicht hoch angeschlagen werden darf, welches aber genauere Angaben über diesen Krieg liefert und die Specialgeschichte Venedigs erläutert, hat noch keinen Herausgeber gefunden. Die Handschrift, welche sich früher im Besitze des Dichters Petrarca befand, wird jetzt in der Marcusbibliothek zu Venedig aufbewahrt *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANELLO (Nicolosio), italienischer Maler aus der genueser Schule, genannt Figonetto, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. in der Umgegend von Genua geboren, lernte seine Kunst bei Ottavio Semini, welchem er auch stets in aufrichtiger Liebe zugethan blieb und bei allen Arbeiten getreulich half. Er malte besonders gut in Fresco und hätte sicher in dieser Gattung der Malerei sich großen Ruhm erworben, wenn er nicht durch einen allzu frühen Tod der Kunst entrissen worden wäre. Er starb um das Jahr 1565 und scheint sich durch abergläubische Angst das Leben verkürzt zu haben. Als er nämlich eines Abends einen Todtenkopf nebst andern Gebeinen abzeichnete, schlichen einige seiner Freunde unbemerkt in sein Zimmer, löschten das Licht aus und prügelten ihn aus Muthwillen derb durch. Da sie sich lautlos wieder entfernten, so glaubte Granello, der Geist des Verstorbenen habe sich an ihm wegen der Entweihung seiner Gebeine gerächt und dieser Gedanke verfolgte ihn so unablässig, daß er seine Gesundheit alsbald untergrub. Seine junge Witwe heirathete den berühmten Frescomaler Giovanni Battista Castello, welcher zur Unterscheidung von dem Maler Bernardo Castello den Beinamen der Bergamenser (il Bergamasco) führt, und brachte ihm ihren Sohn Nicola Granello aus erster Ehe zu, welcher später den Namen Granello Castello annahm. Sie folgte ihrem Gemahl, welcher nach einem kurzen Besuche in der Heimath wieder nach Spanien zurückkehrte, wohin er schon im J. 1567 von Philipp II. berufen worden war, um mit andern Künstlern zur Verschönerung des königlichen Palastes zu Madrid beizutragen, und Nicola konnte bald seinen Stiefvater, an dem er einen vortrefflichen Lehrmeister gefunden hatte, bei seinen Arbeiten unterstützen. Er vollendete nach dessen Tode die von ihm begonnenen Werke und wurde im J. 1571 zum Hofmaler Philipp's II. ernannt. Als solcher malte er in dem Escurial viele Bilder und vorzugsweise Darstellungen merkwürdiger Schlachten. Gerühmt werden besonders das Treffen, welches der Herzog Philibert dem Connetable von Frankreich lieferte und die Schlacht des Königs Juan II. gegen die Araber, gewöhnlich die Schlacht von Higueruela genannt. Auf diesem Gemälde entsprechen die Costume der Araber, ihre Schilde, Lanzen und Helme genau der Wirklichkeit. An diesen Fresken half ihm sein Stiefbruder Fabricio Castello, mit welchem er nach der Vollendung dieser Arbeiten nach

1) Besonders P. Nap. Signorelli in seiner Storia critica de' Teatri antiche e moderni. (Nap. 1813. 8.) Tom. V. p. 152. 2) *Giuseppe Maria Bettinelli*, Elogio del P. Giovanni Granelli della Compagnia di Giesu. Modena 1770. 4. (Auch in Bettinelli's Opere edite e inedite. Venezia 1799. 12. Vol. 20. p. 247 seq.) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 303. *Aug. et Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. II. p. 261. Biographie générale. Tom. XXI. p. 666.

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 585. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 739.

Alba de Tormes übersiedelte, wo sie im Rüstsaale des Palastes drei Schlachten malten, aus welchen der Herzog von Alba, Don Fernando Alvarez de Toledo, als Sieger hervorging. Nicolasio starb im J. 1593. Die Nachrichten über die beiden Maler Granello sind übrigens sehr verwirrt und unzuverlässig *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANES (Niclas), ein teutscher Architekt und Maler des 15. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er dem geistlichen Stande angehörte und Propst am Dome zu Breslau war. Unter der Leitung dieses geschickten Architekten wurden viele Gebäude in Schlesien aufgeführt; als Glasmaler erwarb er sich ebenfalls einen wohlbegründeten Ruf und im J. 1437 malte er das Fenster über dem Hochaltar im Dome zu Breslau. Er hatte von den Hussiten viele Verfolgungen auszustehen †).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANET (Troubadour), über dessen Verhältnisse aber keine bestimmten Nachrichten vorhanden sind, man kann jedoch als gewiß annehmen, daß er um die Mitte des 13. Jahrh. lebte und zwar zu Aix oder zu Marseille. Diese Annahmen gehen aus seinen Gedichten hervor, in welchen er von den Troubadours Sordel und Bertran von Alançon und dem Grafen Karl von Anjou, welche in diese Zeit fallen, als ihm näher bekannten Mitlebenden spricht; daß er sich in einer der erwähnten Städte aufhielt, läßt sich ebenfalls aus seiner Aeußerung schließen, daß er nahe bei seinem Gebieter, Karl von Anjou, wohne. Wir besitzen von ihm noch vier Gedichte, nämlich ein erotisches Lied (welches mit dem Verse: Fin pretz e vera beutatz beginnt); ein Spottgedicht auf Sordel und Bertran (mit der Ueberschrift Les Couplets de Granet); einen Wettgesang mit Bertran und ein Sirventes an Karl von Anjou. Sordel und Bertran hatten in einem Wettgesange die Streitfrage behandelt, ob der Sieg auf dem Schlachtfelde oder der Triumph in der Liebe vorzuziehen sei, Bertran sprach sich für den Waffenruhm, Sordel für die Eroberungen in der Liebe aus; Granet spottet in seinen Couplets über beide. „Sie sind beide Narren," sagt er, „denn Sordel vermochte nie etwas in der Liebe, man kennt seine Gewohnheit, zu lieben, ohne zu genießen. Sollte er seine Ansprüche weiter treiben, so wolle Gott seine Dame vor dem Entschlusse bewahren, ihn zu erhören, denn sie würde nur Schmach davon haben [1]). Und was meinen Gevatter Bertran betrifft, so kann gewiß kein Mensch weniger Geschick zum Kriege haben, als er, er mit seinem ungeschlachten, verweichlichten, schlaffen und trägen Körper, er, der im Kampfe nie eine Masche seines Panzers verlor." Merkwürdig ist, daß Karl von Anjou, wie aus dem Gedichte hervorgeht, selbst Granet bewog, seine Genossen mit Spott zu überschütten und es will fast scheinen, als ob der Graf in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der Provence, um den Vorwurf, daß er die geistigen Vergnügen verachte, von sich abzuwälzen, die Troubadours zu Angriffen auf einander angereizt habe, weil er dadurch ihre Aufmerksamkeit und ihren Tadel von sich abzulenken gedachte. Er entging aber doch ihrer Satyre nicht und Granet selbst richtete ein für die Kenntniß der damaligen Zustände der Provence höchst merkwürdiges Sirventes an ihn. Nachdem er die Bemerkung vorausgeschickt hat, daß er den Beruf habe, die Edlen zu loben und die Schlechten redlich zu tadeln, und daß es die Pflicht des Grafen sei, ihn in diesem Rechte zu schützen, fährt er fort: „Ich singe zuerst von euch, da ihr vom höchsten Stamme seid, den es gegeben, und in allen Dingen vollkommen sein würdet, wenn ihr nur freigebig wäret. Allein dazu habt ihr wenig Lust, und doch besitzt ihr Land und Macht genug und seid voll von fröhlichem Scherz und Kurzweil, zutraulich von freundlichen Worten und einnehmend" [2]). Darauf mahnt er ihn, das Besitzthum (die Grafschaften Gap und Embrun), welches ihm der Dauphin (Guigo VII. von Viennois) entrissen habe, wieder zu erobern und die Rüstungen, die er zu diesem Zwecke mache, mit Eifer zu betreiben. „Und wollt ihr," singt er weiter, „daß auch die Provenzalen redlich dienen, Herr Graf, so schützt sie vor der Gewalt eurer Voigte, die unrechtlich schwere Herrschaft üben; aber Alles ist ihnen recht, sofern sie nur Geld erpressen [3]). ... Jetzt werden sich treffliche Ritter zeigen und Söldner voll Muth und Kühnheit, Helme und Schwerter, Zelte und Hütten, Schilde, Harnische und gute schnelle Rosse; es wird ein Brechen und Fallen starker Burgen geben; ein Jubeln und Winseln mit Schrecken gemischt, ein Fallen, Verwunden und Aufstehen im Kampfe. Das ist mein Wunsch und mein Behagen, wenn ich nicht dabei zu sein brauche" [4]). Karl von Anjou stand im Begriff, gegen den Dauphin

*) J. P. Füßly, Allgemeines Künstler-Lexikon (Zürich 1763. 4.) S. 236. J. D. Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste. Bd. 4. S. 100. L. Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien, übersetzt von J. G. v. Quandt. Bd. 3. S. 262. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 2. S. 425. Bd. 5. S. 333.

†) Seb. Brunner, Die Kunstgenossen der Klosterzelle. (Wien 1863. 8.) Th. 2. S. 576.

1) Ni ja non voill qu'il n'aya d'agradatge
Q'el colg ab se, car vergogna 'l prendria.

2) Ar chantarai de vos primeiramen
Cum del plus aut linhatge que anc fos.
Etz, e foratz en totz faitz cabalos,
Si fossetz larcx, don avetz pauc talan;
Que be n'avetz la terra e 'l poder,
Et en vos es guays solatz et deportz,
E troba us hom adreyt e gen parlan
En avinen, ab qu'om res no us deman.

3) E si voletz que us siervon leyalmen
Los Proensals, senher coms, gardatz los
De la forza de totz vostres bailos
Que fan a tort molt greu comandamen,
Mas tot es dreg sol qu'ilh n'ayon l'argen.

4) Ar auran luec pro cavalier valen
E soudadier arditz e coratjos,
Elmes e brans, tendas et papallos,
Escutz, ausberx, e bon cavalh corren,
E fortz castelhs desrocar e cazer,
E gaug e plor mesclat ab desconortz,
En batailla cazen, feren, levan;
E vuelh o ben, em ploy, sol qu'ieu no y an.

ins Feld zu rücken, als im J. 1257 ein Vergleich zu Stande kam. Das Gedicht muß also, während der Graf sich rüstete, entstanden sein; es ist nicht ohne Poesie und nicht ohne kecke Wendungen, wenn auch einige Verse weniger nachlässig hingeworfen sein dürften. In dem Wettgesange mit Bertran fordert Granet diesen auf, sich von seiner Dame, die ihm doch nie eine Gunst gewähre, zu trennen, und räth ihm, der Liebe ganz zu entsagen. „Ihr seid schon alt," sagt er ihm, „denkt an euer Seelenheil, zieht nach dem heiligen Lande, wo der Antichrist, wie man sagt, im Begriff steht, Alles wieder zu nehmen, was ihm von den Christen entrissen worden ist." Bertran erwidert ihm, daß er sich wenig um den Antichrist kümmere und sogar bereit sei, an diesen zu glauben, wenn er ihm verspreche, das Herz seiner Dame zu erweichen. Granet meint, es sei gottlos, auf diesem Wege seinen Zweck erreichen zu wollen, und sein kurzes Glück wäre mit der ewigen Verdammniß viel zu theuer erkauft. „Alles," erwidert der verliebte Troubadour, „ist erlaubt, um mein Leben zu retten, denn ich sterbe aus Sehnsucht nach der liebenswürdigsten der Frauen, und sündige ich dadurch, daß ich mich, weil ich den Verstand verloren habe, in die Arme des Antichrists werfe, so wird Gott es mir verzeihen." Dieser Vorsatz war jedoch nicht ernstlich gemeint, denn Bertran ließ sich von Karl von Anjou bereden, ihn auf dem Kreuzzuge des Jahres 1248 zu begleiten, von welchem er nicht mehr zurückkam. Granet soll um das Jahr 1266 gestorben sein [5]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANET (François), französischer Literat, im J. 1692 zu Brignoles in der Provence geboren, war der Sohn eines nicht sehr wohlhabenden Geschäftsmannes und widmete sich der Theologie. Nachdem er seine Studien beendigt und das Diakonat erlangt hatte, ging er wie viele andere Theologen jener Zeit nach Paris, um hier als Abbé durch Schriftstellerei seinen Unterhalt zu verdienen. Er trat zuerst als Mitarbeiter an den Nouvelles littéraires (Paris 1723—24. 8.), welche sich keines besonderen Erfolges erfreuten, und der hauptsächlich von Denis François Camusat geleiteten Bibliothèque française ou histoire littéraire de la France (Amsterd. 1723 seq. 12.) auf, lieferte zugleich Aufsätze für die beiden von P. Fr. Guyot Desfontaines herausgegebenen Zeitschriften Le Nouvelliste du Parnasse (Paris 1732. 12. 3 Voll.) und Observations sur les écrits modernes (Paris 1735—43. 12. 34 Voll.) und nahm sogar Theil an der Redaction der letzteren. Diese Arbeiten trugen ihm jedoch weder ein lecklices Honorar ein, noch verschafften sie ihm den beabsichtigten literarischen Ruf und er fühlte bald bittere Reue, daß er so lange Zeit und Arbeit vergeudet hatte. Er fing nun an, mehr selbständig aufzutreten und setzte die von La Blontiere und Bointel, zwei unbedeutenden Schriftstellern, begonnenen Réflexions sur les ouvrages de littérature (Paris 1736—1740. 12. 12 Voll.) vom zweiten Bande an mit besserem Glück fort; auch läßt es sich nicht leugnen, daß er dieses kritische Werk mit großer Umsicht schrieb und man kann sich aus diesem am besten ein zuverlässiges Urtheil über seine Gelehrsamkeit, seinen Geschmack und seinen Styl bilden. Als einen scharfen Kritiker bewies er sich auch in dem Spectateur inconnu (Paris 1724. 12.), worin man anziehende Bemerkungen über Voltaire's Henriade findet, und in den Vérités littéraires sur la tragédie d'Hérode et de Marianne de M. de Voltaire (Paris 1725. 8.). Ein verdienstliches und für die Geschichte der französischen dramatischen Literatur brauchbares Werk ist seine Sammlung guter Abhandlungen über die Tragödien Corneille's und Racine's (Recueil de Dissertations sur plusieurs tragédies de Corneille et de Racine, avec des réflexions pour et contre la critique des ouvrages d'esprit et des jugemens sur ces dissertations. Paris 1740. 12. 2 Voll). Er hatte darin Edme Boursault's wichtige Beurtheilung des „Britannicus" von Racine vergessen, suchte aber dieses scharf getadelte, aber ohne Absicht begangene Versehen dadurch wieder gut zu machen, daß er sie in den eilften Band seiner Réflexions sur les ouvrages de littérature aufnahm. Mit dem Abbé P. Fr. Guyot Desfontaines gab er heraus die Entrétiens sur les „Voyages de Cyrus" (Nancy 1728. 12.) und mit Pierre Nicolas Desmolets den Recueil de pièces d'histoire et de littérature (Paris 1731. 12. 4 Voll.) und die Continuation des Mémoires de littérature et d'histoire de Salengre (Paris 1723—1731. 12. 11 Voll.). Aus dem Englischen übersetzte er Newton's Chronologie der alten Reiche (La chronologie des anciens royaumes, corrigée. Paris 1728. 4.), wobei ihm der Engländer Markan half, und Voltaire's Versuch über die Bürgerkriege Frankreichs (Essai sur les guerres civiles de la France, tiré de plusieurs manuscrits curieux, trad. de l'angl. La Haye 1729. 8.). Granet mußte sich, um sich seine Existenz zu sichern, zu der angestrengtesten Arbeit bequemen und beschäftigte sich deshalb im Dienste der Buchhändler mit der Besorgung des Wiederabdrucks älterer Schriften, welche er mit vortrefflichen Einleitungen versah; so besorgte er neue Ausgaben der Sitten und Gebräuche der Römer von Lefevre de Morsan (Les moeurs et usages des Romains. Paris 1739. 12.); der Geschichte der Geißelmönche von J. Boileau (Histoire des flagellants, trad. en français. Amsterd. 1732. 12.); der vermischten Werke von P. Corneille (Oeuvres diverses. Paris 1738. 12.); der Abhandlungen von Pierre Lebrun über das Lustspiel und die abergläubischen Gebräuche (Discours sur la comédie ou Traité historique et dogmatique des jeux de théâtre. Paris 1731. 12. Histoire critique des pratiques superstitieuses qui ont séduit les peuples et embarassé les savants. Paris 1732. 12. 3 Voll.) und der Werke Joh. Launoi's (Opera omnia. Colon. Allobr. 1731—32. fol. 10 Voll.). Die von ihm vorbereitete Ausgabe der sämmtlichen Werke des be-

5) Histoire littéraire de la France. Tom. XIX. p. 517 seq.
6) *L. Ginguené*, Histoire littéraire d'Italie. Tom. I. p. 311.
7) Fr. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 582.

kannten Theologen J. B. Thiers scheiterte an unüberſteiglichen Hinderniſſen. Der furchtbaren Anſtrengung müde ſuchte Granet endlich ein Amt, ſtarb aber am 2. April 1741, ohne ein ſolches erhalten zu haben, denn er hatte ſich durch ſeine bittere Kritik viele Feinde gemacht, welche ihm trotz ſeiner anerkannten Gelehrſamkeit manchen Plan vereitelten*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANET (François Marius), einer der berühmteſten franzöſiſchen Maler des 19. Jahrh., am 17. Sept. 1775 zu Aix in der Provence geboren, war der Sohn eines Maurers und half als Knabe ſeinem Vater bei der Arbeit, vergnügte ſich aber in ſeinen freien Stunden damit, daß er alle Bilder, deren er habhaft werden konnte, an die Wände der älterlichen Wohnſtube klebte und copirte; auch in der Schule, wohin er ſpäter geſchickt wurde, um leſen und ſchreiben zu lernen, beſchäftigte er ſich hauptſächlich damit, eine alte Tapete, womit das Local ausgeſchmückt war, auf die Decken ſeiner Bücher und Schreibhefte abzuzeichnen. Kenner, welche dieſe Zeichnungen zufällig ſahen, waren nicht wenig darüber erſtaunt und der Vater brachte den, wie ihm geſagt wurde, talentvollen und vielverſprechenden Sohn zu einem italieniſchen Maler, welcher ſich gerade zu Aix aufhielt und ſchon nach einigen Tagen dem eifrig zeichnenden Schüler verſicherte, daß er ſicher, wenn er auf dieſe Weiſe fortfahre, einſt viel Geld verdienen werde. Nach der Abreiſe des Italieners kam Granet in die um dieſe Zeit durch einen glücklichen Zufall von dem Landſchaftsmaler Conſtantin [1]) zu Aix errichteten Zeichnenſchule und gewann die Achtung und Liebe ſeines Lehrers in ſo hohem Grade, daß dieſer ihn unter ſeine beſondere Obhut nahm und allmälig in alle Geheimniſſe ſeiner Kunſt einweihte. An einigen Kupferſtichen von David Teniers und Hadrian van Oſtade, welche ihm hier in die Hände fielen, erſah er nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe „die Art und Weiſe, wie man die Natur beobachtet." Die erſten Ergebniſſe dieſer Beobachtungen war ein Gemälde, welches das von dem Feuer eines Ofens erleuchtete Innere einer Oelmühle darſtellte und die Wirkung des von dem Feuer ausſtrahlenden Lichtes in der Schattenmaſſe ſo täuſchend wiedergab, daß es die Bewunderung ſeiner Mitbürger erregte und ihm von einem Kunſtliebhaber für einige Aſſignaten von 100 Sous abgekauft wurde. Durch Conſtantin lernte Granet den jungen Marquis von Forbin, welcher ebenfalls mit großem Eifer zeichnete und malte und ſich ſpäter als Inſpector aller Kunſtſammlungen Frankreichs große Verdienſte erwarb, kennen und ſchloß mit ihm eine innige Freundſchaft, welche beide ihr ganzes Leben hindurch einander aufrichtig bewahrten. Als bei der Belagerung von Toulon die Geſellſchaft der Volksfreunde zu Aix insgeſammt auszog, um zur Wiedereroberung dieſer Stadt beizutragen, nahm ſie Granet als Zeichner und Maler mit und hier fand der 18jährige Jüngling die erwünſchte Gelegenheit, die Wirkungen des Lichtes während der Nacht zu beobachten und zu ſtudiren; er ſah die brennende Flotte im Hafen, die in die Luft fliegenden Schiffe und auf der Höhe des Meeres die Laternen des feindlichen Geſchwaders. Nach der Eroberung der Stadt blieb er noch einige Zeit im Arſenale, um die noch übrigen Fahrzeuge des Staates mit den beliebten drei Farben und den Emblemen der Freiheit zu bemalen, und ſchickte ſein geringes Verdienſt und einen Theil ſeiner täglichen Ration an Lebensmitteln ſeinen in jener Zeit der Noth darbenden Aeltern. Nach ſeiner Zurückkunft nach Aix malte er mit ſeinem Freunde Forbin Landſchaften nach der Natur und beide trugen ſich mit dem Plane, Paris zu beſuchen und dort an ihrer weiteren Ausbildung zu arbeiten. Forbin ging, da ihm die nöthigen Mittel zu Gebote ſtanden, voraus, ſeinem armen Freunde aber koſtete es große Mühe, nachzukommen, die ihm von der Marquiſe von Forbin und einigen Gönnern geſpendete Beiſteuer war nicht genügend und er konnte ſeinen Zweck nur durch die Gefälligkeit eines Kriegscommiſſairs erreichen, welcher ihm eine Marſchroute über ließ, womit er als zurückkehrender Begleiter eines Tranſportes von Galeerenſklaven nach Toulon aufbrach und zu Fuße und mit dem Torniſter auf dem Rücken den Wagen folgte, welcher die jüngſte Tochter der Marquiſe nach einem Penſionate der Hauptſtadt brachte. Bei ſeiner Ankunft nach einer beſchwerlichen Reiſe von 14 Tagen fand er bereitwillige Aufnahme bei ſeinem Freunde Forbin, welcher ihn, nachdem er ihm anſtändige Kleider beſorgt hatte, in das Louvre führte, wo Granet von Erſtaunen ſtarr war bei dem Anblicke einer ſo großen Menge von Meiſterwerken, von deren Vorhandenſein er nicht die geringſte Ahnung hatte. David Teniers gefiel ihm vor allen und er begann ſogleich den „verlorenen Sohn" deſſelben zu copiren; ein Liebhaber kaufte die Copie für 36 Francs. Durch Forbin's Bemühung und auf Rechnung deſſelben kam er auch ſpäter, nachdem er unterdeſſen wieder ſeine Heimath beſucht und auf den Schlöſſern der reichen Familie ſeines Freundes manche Malereien zur Ausſchmückung derſelben ausgeführt hatte, in das Atelier des berühmten Malers Jacques Louis David, wo er unter den Anfängern, welche nach Gyps modellen zeichneten, einen Platz erhielt. Als David einige Tage ſpäter ſein Atelier beſuchte, warf er auch einen Blick auf die Arbeit des neuen Schülers, fand ſie aber ſo wenig lobenswerth, daß er ihm befahl, ſie von Vorne anzufangen, worüber dieſer ſo untröſtlich war, daß ihm die Thränen nicht zurückhalten konnte, aber dieſelbe Zeichnung ſo oft wiederholte, bis ſie den Meiſter mehr befriedigte; ſpäter wurde eine ſeiner Arbeiten ſogar von dieſem ausgezeichnet. Bald darauf verließ Granet jedoch

*) *Chr. Fr. Garnier*, Elogium Fr. Graneti. (Parisiis 1742. 12.) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 306. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 449. Biographie générale. Tom. XXI. p. 667.

1) Conſtantin, zu Aix geboren, hatte in Italien unter großen Entbehrungen ſeine Studien vollendet und ſah ſich nach der Heimkehr durch die Revolution genöthigt, ſein Leben durch Zeichnenunterricht zu friſten, da er ſich nicht entſchließen konnte, nach Paris zu gehen und dort ſein Glück zu ſuchen. Er trug das Zeug zu einem großen Maler in ſich, beſaß aber nicht die Gewandtheit, ſein Talent geltend zu machen.

die Schule, weil er seinen Freund nicht länger mit der Bezahlung für ihn belästigen wollte, und setzte seine Studien im Louvre fort, wo sie billiger und angenehmer waren. Als er eines Tages zufällig in das kleine Kloster der Feuillantiner in der Straße Saint-Honoré trat, stieg in ihm augenblicklich der Gedanke auf, das Innere desselben zu malen. Er führte wirklich den Gedanken aus und überließ einigen Freunden gleichgültig das kleine Gemälde, welches von diesen in die gerade beginnende Ausstellung gegeben wurde, während er selbst eine Reise nach der Heimath antrat. Auf dem Wege las er zu seinem nicht geringen Erstaunen in einer Zeitung einen Artikel, worin sein Bild mit großer Auszeichnung erwähnt und besonders der Wahrheit, seines Colorits und der Beleuchtung wegen gerühmt wurde. Er eilte sogleich nach Paris zurück und in die Ausstellung, wo er sein Gemälde von einer Schar Bewunderer umgeben fand. Schon am folgenden Tage verkaufte er es einem Unbekannten für 600 Francs zu seinem großen Schaden, denn weit höhere Gebote ließen nicht lange auf sich warten. Durch diesen Erfolg aufgemuntert malte er noch für dieselbe Ausstellung „das Beinhaus von Saint-Etienne-du-Mont," wofür er, obschon es nicht den Beifall der Besucher in so hohem Grade, wie das Kloster, erntete, den doppelten Preis erhielt. Sein lebhafter Wunsch, nach Italien zu gehen, ward endlich durch die Großmuth seines Freundes erfüllt, da dieser das Reisegeld, welches er von seiner Mutter zu demselben Zwecke bekommen hatte, mit ihm theilte. Granet wollte nach seiner Ankunft in Rom, durch den Anblick so vieler Meisterwerke verwirrt, zuerst bald dieses und bald jenes und überhaupt zu viel unternehmen, weshalb er Nichts zu Stande brachte. Er begann eine Studie nach dem Colisseum, da er aber Nichts vergessen wollte, so überlud er sein Gemälde so sehr mit Einzelnheiten, daß es keinen angenehmen Eindruck zu machen vermochte, und ein niederländischer Maler sagte ihm mit Recht, daß er an seinem kleinen Versuche den Stoff zu vier großen Gemälden verschwendet habe. Durch diese Mahnung klüger geworden, vollendete er mit großem Fleiße zwei andere Gemälde, das unterirdische Gewölbe von San Martino a Monti, welches zum Begräbnißorte der Mönche dient, und eine Grotte am Fuße des Klosters Tra Cöli, und da diese zu Rom Beifall fanden, schickte er sie nach Paris zur Ausstellung und eilte selbst dahin, aber die Bilder waren durch die Mauthbeamten durchstochen und verdorben worden und ihre Aufnahme konnte in keiner Weise bewirkt werden; sein Zweck war verfehlt, seine Kasse erschöpft und er durfte sich Glück wünschen, daß auf die Empfehlung eines Gönners ihn der Cardinal Fesch, welcher gerade seine Reise nach Rom antrat, unter seinem Hausgesinde mitnahm. Granet, innig erfreut, sich wieder an dem Orte seiner Sehnsucht zu sehen, entwickelte jetzt einen unermüdlichen Fleiß und lieferte für die Ausstellung zu Paris im J. 1806 „das Innere des Colisseums;" „das Innere des Hauses Michel Angelo's bei dem Capitol zu Rom;" „das Innere der unterirdischen Kirche San Martino in Monte;" „die Ansicht eines Gefängnisses zu Rom;" „Heinrich IV., welcher verirrt in eine Schmiede kommt und von dem Meister einen Trunk erhält" und „die Küche eines Malers;" und da die Kritik sich im Allgemeinen günstig über diese Arbeiten aussprach, für die Ausstellung im J. 1808 die „Ansicht von Santo Stefano Rotondo;" „das Kloster von Jesus und Maria zu Rom;" „den Apostel Petrus, welcher in der unterirdischen Kapelle von Santa Maria in Via Lata, seinem Gefängnisse, die ersten Christen tauft" und „Poussin, wie er auf einem Speicher die berühmte Communion des heil. Hieronymus entdeckt," ein vortrefflich gelungenes Bild, welches vielleicht zu seinen ausgezeichnetsten Leistungen gehört, aber lange keinen Käufer fand und von ihm um einen geringen Preis abgegeben werden mußte. Im J. 1809 vollendete er „das Innere des Kerkers, in welchem der Maler Stella als Gefangener die Madonna mit dem Kinde an die Mauer zeichnet," ein Bild, welches in Rom ungewöhnliches Aufsehen erregte, von Canova bewundert und dem Cardinal Fesch überreicht wurde, der es zu der im J. 1810 im Louvre eröffneten Ausstellung schickte, wo es auch den Beifall David's erhielt. Es diente einige Jahre als Schmuck des Schlosses von Malmaison, später ließ es der Prinz Eugen von Beauharnais nach München bringen, wo es sich noch jetzt befindet. Granet hatte sich jetzt eine ehrenvolle Stelle unter den Malern der modernen Schule errungen und manche Verehrer des Helldunkels gingen sogar in ihrem Enthusiasmus so weit, daß sie ihm den Namen des französischen Rembrandt beilegten, ein jedenfalls zu weit gehendes Lob, welches von dem Künstler allzu bereitwillig angenommen wurde. Zu derselben Ausstellung gab dieser auch „die unterirdische Kapelle des Capitols," den angeblichen Kerker, worin der heil. Paulus seinen Mitgefangenen das Evangelium predigte. Durch zu angestrengte Arbeit zog sich Granet ein Fieber zu und er nahm gern den Vorschlag des bekannten Dichters Jos. Alf. Esmenard an, ihn zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Neapel zu begleiten. Auf der Rückfahrt gingen die Pferde mit dem Wagen durch und Esmenard starb an den Folgen eines unvorsichtigen Sprunges aus demselben, der Künstler aber kam ohne irgend eine Verletzung glücklich davon. Zu Rom, wo jetzt der Kaiser der Franzosen herrschte, waren die Mönche verschwunden und die Klöster standen verödet. Eines Tages trat Granet in das nicht weit von seiner Wohnung am Platze Barberini liegende Capucinerkloster und ward von dem Innern so sehr überrascht, daß er sogleich ein großes Bild, welches das Chor mit den darin betenden Mönchen darstellen sollte, zu entwerfen beschloß. „Das Chor der Capuciner" gelang über alle Erwartung und das Volk drängte sich in dem Atelier des Künstlers, um das Meisterwerk zu bewundern. Die Wirkung des Lichtes war so täuschend, daß ein Cardinal bei seinem Besuche behauptete, sie sei durch einen Spiegel hervorgebracht, und nur durch die Berührung des Bildes von seinem Irrthume überzeugt werden konnte. Es war für die Königin Carolina von Neapel bestimmt, welche es aber

Louis Buonaparte, dem gewesenen Könige von Holland, abtrat. Der Künstler malte es zum zweiten Mal und stellte es im Salon der französischen Gesandten zu Rom aus; da aber der Papst es zu sehen wünschte, so ließ er es in eine Galerie des Palastes von Monte Cavallo bringen. Pius VII. sprach, nachdem er es lange aufmerksam betrachtet hatte, mit einem tiefen Seufzer: „Arme Capuciner, ihr Bart ist jetzt kurz, doch er wird wachsen, er wird wachsen [2])." Das zweite Bild hatte einen ebenso großen Erfolg, als das erste, und Granet mußte es bis zum Jahre 1822 noch funfzehn Mal wiederholen, da es von allen Seiten her verlangt wurde. Der König von England kaufte ein solches um 20,000 Francs. Die dritte Wiederholung, welche sich in der Ausstellung zu Paris im J. 1819 befand, war täglich von Beschauern belagert; Ludwig XVIII. ließ sich im Lehnstuhle vor dasselbe tragen und verlieh dem anwesenden Künstler in der Ausstellung das Kreuz der Ehrenlegion [3]). Alle diese Wiederholungen waren übrigens keine Copien, sondern der Maler, welcher sein Atelier in dem Kloster aufgeschlagen hatte, arbeitete stets nach der Natur, weshalb jede Wiederholung etwas Eigenthümliches hat, und man kennt in der Geschichte der Kunst kein zweites Beispiel, daß ein Maler eines seiner Werke so oft wiederholte, ohne sich zu erschöpfen oder das beschauende Publicum zu ermüden. Das Chor der Capuciner wurde für Granet die Quelle des Ruhmes und des Glücks; er erwarb ihm einen europäischen Ruf und eine unabhängige Stellung, eine im Leben der Maler nicht gewöhnliche Erscheinung. Granet lebte jetzt in Rom ganz nach seiner Behaglichkeit und lieferte bis zum Jahre 1830 eine Reihe von Gemälden, welche stets mit Beifall aufgenommen wurden, besonders wurden aber seine inneren Ansichten (Interieren) wegen der magischen Wirkung der angebrachten Beleuchtung bewundert. In diese Zeit gehören „das Innere der Kirche im Kloster San Benedetto bei Subiaco;" „das Innere der untern Kirche des heil. Franciscus von Assisi bei Perugia," ein zehn Fuß hohes meisterhaftes Bild, welches sich im Luxembourg befindet; „der Dominikaner Pierre Bosquier im Gefängniß," ein Bild, welches dem Künstler im J. 1822 den Michaelsorden eintrug; „das Innere einer Bäckerei" (1824); „die Einkleidung eines jungen Mädchens von Albano im Kloster Santa Clara zu Rom;" „der Chor des Karthäuserklosters zu Rom;" „die Aufnahme Dominichino's in der offenen Bogenhalle der Villa Aldo Brandini zu Frascati," mit zierlichen, schön gezeichneten und ausdrucksvollen Gruppen staffirt; „Tasso in seinem Gefängnisse von Michel de Montaigne besucht;" „Scene aus einem Findelhause in Italien;" „die gezwungene Heirath" (1826); „der heil. Ludwig in Damiette die französischen Gefangenen befreiend;" „Ansicht des St. Trophimusklosters zu Arles;" „die Segnung der Feldfrüchte in Italien;" „der Mönch und Maler Strozzi von Genua, das Portrait seines Ordensgenerals malend," für den Herzog von Orleans ausgeführt (1827); „das Innere des Ateliers Granet's," im J. 1829 für die Gesellschaft der Kunstfreunde zu Paris gemalt; „der vor dem Altare betende Franziskaner;" „das Innere des Klosters Saint-Sauveur zu Aix;" „die Novizen vor dem Altare des heil. Benedictus in Sacro Speco zu Subiaco;" „die Todtenfeier in der Unterkirche von Santa Trinità dei Monti" und „das Inquisitionsgefängniß." Aus dem Verzeichniß der namhaft gemachten Bilder sieht man, daß Granet Anfangs vorzugsweise Interieren malte, später verließ er jedoch diese Art der Darstellung und verwendete seine künstlerische Sorgfalt nicht mehr ausschließend auf den Ort der Handlung, sondern auch auf die Handlung selbst. Er schilderte sowol ruhige als auch bewegte Scenen mit überraschender Wahrheit und wußte dabei seinen Gegenstand stets von einer originellen und charakteristischen Seite aufzufassen; auch erntete er auf dieser neuen Laufbahn immer größeren Ruhm und die Akademie der Künste zu Paris konnte nicht umhin, ihr Augenmerk auf einen Künstler zu richten, den man bereits in ganz Europa als einen der ausgezeichnetsten Maler betrachtete; sie ernannte ihn im J. 1830 an die Stelle des verstorbenen Taunay zu ihrem Mitgliede und bald darauf erfolgte seine Erhebung zum Officier der Ehrenlegion. Granet, welcher sich bis jetzt größtentheils zu Rom aufgehalten hatte, kehrte nach Paris zurück und fand dort seinen alten Freund Forbin als Inspector sämmtlicher französischer Museen. Durch dessen Vermittelung wurde er Conservator der Gemäldegalerie im Louvre und später gab ihm der König Louis Philippe eine Wohnung im Schlosse zu Versailles, um die Aufsicht über die prachtvolle Kunstsammlung, welche daselbst geschaffen wurde, zu führen. Granet ließ sich jedoch dadurch keineswegs abhalten, fortwährend die herrlichsten Werke zu schaffen, welche jetzt noch die Zierde der vorzüglichsten Galerien sind. In dieser zweiten Periode seines Lebens wurden von ihm gemalt im J. 1833: „Beatrice Cenci, in der Nacht durch die dunkeln Gewölbe des Forts St. Angelo zur Hinrichtung geführt;" „der Maler Sodoma ins Hospital gebracht;" „die Loskaufung der Christensklaven zu Tunis durch die Redemptoristen;" „das Refectorium der Redemptoristen;" „das Benedicte des heil. Dominicus mit den Franziskanermönchen," und „das Innere einer alten Kirche in der Provence;" im J. 1834: „Pouſſin auf dem Sterbebette von dem Cardinal Massimo mit den Tröstungen der Religion versehen," für den Grafen Anatol Demidoff bestimmt; „eine Nonne, Ver-Vert bewachend" und „Ver-Vert's Gefangenschaft nach seiner Zurückkehr in das Kloster;" nach dem bekannten Gedichte J. B. L. Gresset's im J. 1835: „der Dominikanermönch Girolamo Savonarola zum Strange und zum Scheiterhaufen verurtheilt und vor der Hinrichtung von einem Cardinal zur Buße ermahnt;" im J. 1836: „die ersten Christen in den Catacomben;" „der Cardinal die Karthause in

2) Poveri capuccini, adesso hanno la barba corte; ma crescera, crescera. 3) Der eine der Capuciner ist so täuschend dargestellt, wie er sich schneuzt, daß man den Ton seiner Nase zu hören glaubt, weshalb der König bei der Ueberreichung des Kreuzes sagte: „Monsieur Granet, on m'a rapporté qu'on venait d'entendre le bruit du capucin qui se mouche."

Rom beschützend und sie in Besitz nehmend;" im J. 1838 „Hernani, wie er von Karl V. den Orden des goldenen Vließes und die Hand der Donna Sol empfängt," nach Victor Hugo's bekanntem Drama [4]); „der Pastoralbesuch im Nonnenkloster Santo Dominico und Sisto in Rom" und „Abailard, sich von den Mönchen entfernend, um einen Brief Heloisens zu lesen;" im J. 1839 „Todtenfeier in der Invalidenkirche für die Opfer des Attentates Fieschi's am 28. Juli 1835;" „Collation büßender Laien bei dem Tode eines Cardinals;" „der Bruder Kellermeister in einem italienischen Kloster" und „der Pater Pozzo von der Gesellschaft Jesu malend und von Brüdern seines Ordens umgeben;" im J. 1840 „Gottfried von Bouillon, die Trophäen von Ascalon in der Kirche des heil. Grabes aufhängend" und „Benedictinermönche, den Ring ihres Abtes küssend;" im J. 1841 „der Papst, die Regel des Templerordens segnend;" „der Mönch San Felice Lebensmittel ins Kloster tragend," „der Vater Grillo, Tasso's Freund, in der Mitte gelehrter Mönche, den Dichter um seine Meinung über ein von ihm verfertigtes Sonett fragend" und „die Wache bei einer Leiche;" im J. 1843 „die Taufe des Herzogs von Chartres in der Kapelle der Tuilerien;" „die Aufnahme Jacob's von Molay in den Templerorden;" „der Namenstag der Mutter Aebtissin in dem Kloster Santa Clara zu Rom;" „der Special oder Apotheker des Klosters" und „Einsiedler, eine kleine Kapelle bauend;" im J. 1845 „das Kapitel des Templerordens gehalten unter dem Vorsitze des Großmeisters Robert von Burgund;" im J. 1846 „das Verhör Girolamo Savonarola's;" „die Messe am Altare in Notre Dame de Bon Secours;" „der heil. Franciscus, den Freuden der Welt entsagend;" „die Beichte;" „eine Nonne, junge Mädchen unterrichtend;" „St. Lucas, die heil. Jungfrau malend;" „der malende Mönch" und „der studirende Ordensgeistliche" und im J. 1847 „Eudorus in den Katakomben zu Rom;" „Michel Nostradamus in seinem Hause zu Salon Kranken Rath ertheilend;" „Christen während der Verfolgungen die Leiche eines Märtyrers aus einer Kloake zu Rom ziehend" und „die Vorbereitung der Mönche zur Vesper." Während dieser Zeit kehrte Granet mehrmals nach Rom zurück und dort entstanden auch die meisten der angeführten Werke. Erst als er sah, daß es Zeit sei, der Ausübung der Kunst zu entsagen, nahm er auf immer Abschied von der ewigen Stadt und beschloß, jetzt zu Paris auf seinen Lorbeern zu ruhen, ohne zu ahnen, daß ihm hier nur Betrübendes begegnen sollte. Bei der Revolution im Februar 1848 gingen eilf seiner Gemälde im Palais-Royal und im Schlosse zu Neuilly zu Grunde [5]), er selbst wurde seiner Stelle entsetzt; kurz darauf verlor er auch seine Frau, welche ihm 40 Jahre hindurch eine treue Gefährtin gewesen war. Unter dem Eindrucke dieses Schmerzes malte er noch „die Todtenmesse," seine letzte Arbeit, welche seinen früheren Werken nicht nachsteht. Da ihm Paris unleidlich geworden war, so zog er sich auf sein Landgut Malvallat bei Aix zurück, wo er am 21. Nov. 1849 starb. Er hatte sich diesen Ruhesitz, welcher nicht weit von dem älterlichen Hause lag, schon längst erworben, ihn herrlich ausgeschmückt und zur Wohnung seiner Schwestern, einfacher Bäuerinnen, welche ihm ihren Wohlstand und ihre Behaglichkeit verdankten, eingerichtet. Hier war auch das Handwerkszeug seines Vaters und andere Geräthe, an die sich seine Jugenderinnerungen knüpften, sorgfältig aufbewahrt. Er hinterließ ein nicht unbedeutendes Vermögen, welches er größtentheils zu wohlthätigen Zwecken bestimmte, dabei befand sich auch ein Legat für talentvolle Schüler der Zeichenanstalt zu Aix zu ihrer weiteren Ausbildung zu Paris oder zu Rom, seine kostbare Sammlung von Gemälden, Zeichnungen und Kunstgegenständen vermachte er nebst einer ansehnlichen Geldsumme seiner Vaterstadt zur Gründung eines Museums. Für seinen trefflichen Charakter zeugt auch seine das väterliche Handwerk ehrende Stiftung von mehren Freiplätzen für Maurer im Hospitale für Unheilbare. Der Tochter seines Freundes Forbin vermachte er einen kostbaren Ring, den er von dem Kaiser von Rußland erhalten hatte, dem Museum im Louvre aber, dessen Conservator er gewesen war, nur 200 ausgewählte Handzeichnungen. Granet ist ohne Zweifel einer der vorzüglichsten französischen Maler der neueren Zeit und keine Kritik wird ihm diesen Ruhm leicht streitig machen. Ein ausgiebiger, natürlicher, ausdrucksvoller Farbenauftrag, ein Colorit reich ohne Anspruch und durchsichtig ohne Anstrengung, eine große Reinheit und vollkommene Klarheit in den Tinten, Ungezwungenheit der Reflexe, Wahrheit und Treue des Lichtes in allen seinen Nuancen bis zu seinem vollsten Glanze sind die Hauptvorzüge dieses Künstlers. Man könnte ihn vorzugsweise den Maler des Lichtes nennen, denn in allen seinen stets effectvollen und in schönster Harmonie gehaltenen Bildern wußte er besonders glücklich und auf eine wahrhaft bezaubernde Weise das Licht

4) Den Gegenstand des Gemäldes bilden folgende Verse der sechsten Scene des vierten Actes:

Carlos (mit einem tiefen Seufzer).
So steht denn auf, Segorbe's Herzogin
Und Gräfin von Monroy und Albatera . . .
(Zu Hernani.)
Nun, deine andern Titel, Don Juan?
Hernani.
Wer redet so? der König?
Carlos.
Nein, der Kaiser.
Sol (aufstehend).
O Himmel!
Carlos (sie Hernani vorstellend).
Herzog, grüße deine Gattin!

5) Im Palais-Royal wurden zerstört: „die Einsegnung der Häuser;" „der in seiner Zelle betende Mönch;" „der Maler Bernardo Strozzi;" „die Villa des Mäcenas" und „der heil. Paulus im Gefängnisse;" zu Neuilly: „Fräulein von La Valliere bei den Karmelitern;" „der Tod des Malers Jacone;" „der Tod des heil. Antonius;" „die ersten Christen zu Rom;" „der Mönchsschmaus" und „das Innere einer italienischen Kirche."

zu behandeln. Die Gesetze der Perspective verstand er, wie wenige, und daher sind seine inneren Ansichten mit einer an Täuschung grenzenden Wahrheit gegeben; so lassen „das Chor der Capuciner" und „das Innere der Kirche des heil. Franciscus von Assisi" in Hinsicht auf Wirkung und Täuschung Nichts zu wünschen übrig. Auch ist er Meister in der Technik und seine geniale Leichtigkeit ließ ihn mit wenigen Strichen sehr Vieles bewirken. Man kann ihm wol allzuhäufige Anwendung des Kunstgriffs vorwerfen, welchen man in der Malerei Pistolenschuß (coup de pistolet) nennt und welcher darin besteht, daß man eine zufällige Lichtgarbe auf einen von Schattenmassen umgebenen Punkt wirft, man kann ihm auch das ewige Einerlei der gewählten Gegenstände vorwerfen und den Wunsch nicht unterdrücken, daß es ihm gefallen haben möge, die glänzenden Eigenschaften seines Pinsels andern Localitäten als unterirdischen Gewölben, Corridoren, Refectorien und Kapellen und nicht fast ohne Ausnahme betenden und singenden Mönchen zu widmen, obschon man auf der andern Seite sich nicht verhehlen kann, daß ein gewisses religiöses Gefühl, welches den Grundzug seines Charakters bildete, ihn absichtlich solche Gegenstände wählen ließ, welche das Gemüth tröstend und beruhigend ansprechen und für das Innere der Kirchen, Kapellen und Klöster der Mönche als eine sich von selbst ergebende und nothwendige Ausstaffirung erscheinen; übrigens scheint der Künstler selbst diesen Tadel geahnt zu haben, da er auf seinen späteren Gemälden zuweilen auch andere, von den Zeitgenossen mit größerer Befriedigung betrachtete Persönlichkeiten vorführte. Uebrigens verschwindet dieser geringe Tadel vor den vielen Vorzügen des großen Meisters. „Granet," sagt Raoul-Rochette [6]), „schuf sich eine Art zu malen, worin er kein Muster vor sich hatte und worin er für immer als Vorbild dienen wird, und man kann mit vollem Rechte von ihm behaupten, daß er für sich allein eine ganze Schule bildet. Die Wahrheit des Colorits, die Schönheit des Lichts und die Macht des Effects sind die hauptsächlichsten Eigenschaften seines Talents; er verdankte diese Gaben der Natur und er hat sie in dieser Schule mit einem Geschmacke, einer Sorgfalt und einer Beharrlichkeit ausgebildet, welche nur in der leidenschaftlichen Neigung zur Kunst zu finden sind. Aber diese Liebe zur Wahrheit, diese Verehrung der Natur verbanden sich bei Granet mit einer andern nicht weniger seltenen Eigenschaft, mit einem ebenso wahren als tiefen religiösen Gefühle. Er hatte sein Wohlgefallen an den Ceremonien der Religion, an den Gebräuchen der Kirche und an dem Klosterleben und das Innere der Kirche des heil. Franciscus von Assisi, eines seiner herrlichsten Werke, wurde in einer Art von Verzückung gemalt, an welcher das Gefühl des Christen ebenso großen Antheil hatte als die Begeisterung des Künstlers" [7]).

(*Ph. H. Külb.*)

6) In der Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. Granet, lue à la séance publique de l'Académie des Beaux-Arts du 4. Octobre 1851. 7) Biographie nouvelle des Contemporains par A. V. Arnaut, A. Jay, E. Jouy et J. Norvins.

GRANET (François Omer), französischer Geschäftsmann und Deputirter, um das Jahr 1755 zu Marseille geboren, war der Sohn eines Böttchers, welcher sich durch seinen Speculationsgeist Vermögen und Ansehen erworben hatte, und nahm von früher Jugend an Theil an den Arbeiten seines Vaters, bis die Revolution ausbrach und an ihm einen der eifrigsten und entschiedensten Förderer fand. Er galt als einer der Hauptanstifter der ersten Unruhen in Marseille und wurde in die Criminaluntersuchung verwickelt, welche der Prevôt Bournissac mit großer Energie im Juli 1789 gegen dieselben einleitete. Er saß einige Zeit zuerst in dem Fort Saint-Jean und in dem Schlosse If gefangen und hätte sein revolutionaires Ungestüm hart büßen müssen, wenn die Ereignisse einen andern Gang genommen hätten. Als aber Mirabeau am 8. Dec. 1789 in der Nationalversammlung den Prevôt des Ungehorsams gegen dieselbe anklagte und die Aufhebung des Prevôtalgerichtes veranlaßte, wurde die Sache vor das Seneschallamt verwiesen, wo sie liegen blieb, bis auch dieses Tribunal unterdrückt wurde. Granet, nebst seinen Mitschuldigen unter großem Jubel des Volks aus dem Gefängnisse befreit, wurde im September 1791 von dem Departement der Rhonemündungen zum Deputirten in der gesetzgebenden Versammlung gewählt [1]), wo er am 7. April 1792 zum ersten Mal das Wort ergriff und triumphirend verkündete, daß die Versuche der Gegenrevolution zu Arles gänzlich unterdrückt seien und das Banner der Freiheit von den Wällen dieser Stadt wehe. Als im Juli einige tausend Föderirte von Marseille in der Hauptstadt ankamen, um an dem Umsturze des Thrones zu helfen, nahm Granet großen Antheil an allen ihren Ränken und an allen Gewaltthätigkeiten, welche die Revolution des 10. Aug. vorbereiteten. Nach dieser für das Königthum verhängnißvollen Katastrophe, bei welcher er selbst thätig war, denuncirte er (am 12. Aug.) seinen Collegen Blancgilly als Reactionair und als Mitschuldigen des unglücklichen Boyer, welcher in Marseille von dem Pöbel als Gegenrevolutionair ermordet worden war, über welche Gräuelthat er kurz vorher (am 7. Aug.) entschuldigend berichtet hatte. Von seinem Departement auch in den Nationalconvent gewählt, nahm er seinen Sitz auf der Höhe des Berges, wo er sich durch seine rothe Mütze und durch sein Geschrei, welches er mit den heftigsten Schwingungen eines ungeheuern Stockes begleitete, auszeichnete und durch seinen übertriebenen Sansculottismus so lächerlich machte, daß er sogar den

Tom. VIII. p. 284 seq. G. K. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 334 fg. Biographie des hommes du jour par Germ. Sarrut et B. Saint-Edme. Tom. VI. P. 2. p. 137 seq. Discours prononcés sur la tombe de M. Granet, in dem Mémorial d'Aix vom 25. Nov. 1849. Biographie générale. Tom. XXI. p. 669 seq.

1) Die Nachricht mehrer Biographen, daß Granet vorher Administrator des Departements der Rhonemündungen gewesen sei, beruht auf einer Verwechselung, denn nicht er bekleidete diese Stelle, sondern sein Bruder L. Granet, von welchem weiter unten die Rede sein wird.

Spott des pariser Pöbels erregte[2]). Er stimmte (am 17. Jan. 1793) für den Tod Ludwig's XVI. und für die Hinrichtung innerhalb 24 Stunden, noch ehe die Aufschubfrage zur Abstimmung gebracht war, verlangte (am 13. April), daß die Adresse des Jacobinerclubs an das Volk, welche den Hauptpunkt der von den Girondisten gegen Marat erhobenen Anklage bildete, nach allen Departements und zu allen Armeecorps geschickt werde, damit das Volk seine Freunde und Feinde kennen lerne, und stellte (am 12. Mai) den Antrag, daß die Untersuchung gegen die Commissaire Boisset und Moyse Bayle, welche als der Verleitung zu Raub und Mord schuldig aus Marseille vertrieben worden waren, bis zu ihrer Ankunft verschoben werde. Am 6. Sept. wurde er dem Sicherheitsausschusse adjungirt; da er aber in der That weniger grausam als lärmsüchtig war, so trat er alsbald wieder zurück, und man muß zugestehen, daß er an den schändlichen Vergehen der Schreckensmänner keinen andern Antheil nahm als durch sein Geschrei im Convent, weshalb er auch von denselben nie mit einer besondern Mission beauftragt wurde. Am 26. Dec. 1793 stellte er zwar den Antrag, alle Deputirte, welche früher Priester gewesen waren, von den ihnen übertragenen Missionen abzurufen, nahm aber selbst den Antrag wieder zurück, ebenso hatte seine Denunciation (am 23. Febr. 1794) gegen den General Lapoype und seinen Artilleriechef, welche er anklagte, daß sie im Süden Frankreichs die alten Burgen und Bastillen wieder herstellen wollten, um das Land zu knechten, keinen Erfolg. Merkwürdig ist, daß der Artilleriechef kein anderer war als Napoleon Bonaparte und daß dieser am Beginn seiner Laufbahn durch die Anklage leicht hätte sein Ende finden können, wenn der Wohlfahrtsausschuß nicht klüger und einsichtsvoller gewesen wäre als der Denunciant. Vernünftiger war die Anklage, welche derselbe (am 29. Germinal, 18. April) gegen den Kopfabschneider Jourdan, Befehlshaber der Gendarmerie zu Avignon, wegen Ueberschreitung seiner Befugnisse erhob. Trotz seiner entschieden republicanischen Gesinnung war es ihm nicht möglich, das Vertrauen Robespierre's, welcher an ihm die nöthige Schlauheit vermißte, zu gewinnen und der Aerger über diese Geringschätzung bewog ihn wahrscheinlich auch, in der Sitzung des Convents am 9. Thermidor (27. Juli), welche das Schicksal des Despoten der Republik entschied, als einer der heftigsten Gegner desselben aufzutreten und am folgenden Tage von der Versammlung der Sectionen, welche sich bei der Zertrümmerung der Schreckensherrschaft thätig bewiesen hatten, eine Belobung decretiren zu lassen. Da er aber zugleich einsah, daß die Folgen dieses Umschwunges der Dinge für ihn, wie für alle Deputirte der Bergpartei, nachtheilig sein müsse, so suchte er sich fortwährend mit großem Eifer den Fortschritten der Reaction zu widersetzen. Als Freron am 17. Thermidor (4. Aug.) den Antrag stellte, das Stadthaus, worin der Tyrann Robespierre seinen Sitz aufgeschlagen hatte, niederzureißen, rief Granet, auf Freron's Unthaten in Marseille anspielend: „die Steine in Paris sind nicht schuldiger als die Steine in Marseille; bestraft die Personen, zerstört aber Nichts," und man ging, von der Wahrheit seiner Worte betroffen, zur Tagesordnung über. Dagegen fielen auch seine eigenen Anträge am 23. und 26. Thermidor (10. und 13. Aug.), ein Verzeichniß der während der Schreckensherrschaft eingekerkerten und jetzt gegen Bürgschaft in Freiheit zu setzenden Personen zu entwerfen und alle, für welche kein Bürge einstehe, wieder in das Gefängniß zu bringen, als zu sehr an den kaum beseitigten Terrorismus erinnernd, durch. Ebenso hatte seine Anklage gegen Barras, Freron und andere ihrer Collegen, welche er beschuldigte, in den Departements des Var und der Rhonemündungen, wo sie sich in Aufträgen des Convents befanden, das Eigenthum des Staates verschleudert und Erpressungen verübt zu haben, keinen andern Erfolg, als daß diese ihn dagegen am 6. Vendemiaire (27. Sept.) als Anstifter der Unruhen im südlichen Frankreich und am 16. Germinal des dritten Jahres (5. April 1795) als Theilnehmer an dem Aufstande des Pöbels, welcher am 12. dieses Monats den Convent unter dem Vorwande, Brod zu verlangen, bedrohte, schonungslos anklagten und verfolgten. Nach der Wiederholung des Aufstandes am 1. Prairial (20. Mai) wurde er wirklich in Anklagezustand versetzt und verhaftet. Dieses Verfahren schien um so mehr gerechtfertigt, da ein Schreiben des Deputirten Poultier, Commissairs des Convents zu Marseille, seinen Collegen als ein in dieser Stadt äußerst verhaßtes Scheusal und als ein wildes Thier schilderte, dessen Festnehmung ein großes Glück für die Menschheit sei[3]). Da indessen Granet in die Amnestie vom 4. Brümaire (26. Oct. 1795), womit der Convent seine Thätigkeit schloß, einbegriffen war, so kehrte er, nachdem er seine Freiheit wieder erhalten hatte, nach Marseille zurück, wo er von dem ihm gebliebenen Reste seines Vermögens ruhig lebte. Unter dem Kaiserreiche wurde er, da er im J. 1793 die Mutter und die Schwestern Bonaparte während ihres Aufenthaltes in Marseille in großer Bedrängniß unterstützt hatte, Maire dieser Stadt und verdiente sich durch seine umsichtige Amtsführung das Kreuz der Ehrenlegion. Während der 100 Tage wählte ihn das Departement der Rhonemündungen zum Repräsentanten in der Kammer und obgleich er in derselben kein Wort sprach und die größte Mäßigkeit beobachtete, so wurde doch nach der zweiten Restauration sein Haus von den Anhängern der Bourbonen zerstört. In Folge des Gesetzes vom 12. Jan. 1816 gegen die Königsmörder mußte er Frankreich verlassen, doch erhielt er schon am 27. Dec. 1818 durch

2) Ein beliebter Gassenhauer jener Zeit endet mit den Versen:
Donnez une culotte à Granet,
Donnez une culotte.

3) In diesem Schreiben heißt es: „Granet est tellement en horreur à Marseille, il y est si détesté, qu'il n'y a pas un seul citoyen qui voulût correspondre avec lui. Il n'a jamais eu de commerce et de relations qu'avec les égorgeurs et les voleurs .... Vous avez rendu un grand service au midi, en enchaînant cette bête feroce."

eine königliche Ordonnanz die Erlaubniß zur Rückkehr nach Marseille, wo er am 10. Dec. 1821 an einem Schlaganfalle starb. — Sein älterer Bruder L. Granet war ein ebenso eifriger Freiheitsmann und während der Revolution Administrator des Departements der Rhonemündungen. Er schrieb im Juli 1793 dem Convent, daß er sich von seinen Collegen, welche Vaterlandsverräther seien, getrennt habe, und im August desselben Jahres, daß die Unruhen in Marseille ohne Blutvergießen unterdrückt seien. — Mit beiden wird zuweilen verwechselt Marc Antoine Granet von Toulon, welcher am Anfange der Revolution Präsident des Departements des Var war und von demselben im September 1791 zum Deputirten bei der gesetzgebenden Versammlung gewählt wurde. Zum Mitglied des Marineausschusses ernannt, kümmerte er sich fast nur um die demselben zugewiesenen Angelegenheiten und nahm an den Wirren, welche die gesetzgebende Versammlung und den Convent bewegten, keinen Antheil; während der Schreckenszeit wurde er eingekerkert, erhielt aber nach dem Sturze Robespierre's seine Freiheit wieder und war unter dem Directorium Bureauchef des Marineministeriums im Departement der Colonien. Das französische Seewesen verdankt ihm manche Verbesserung und manche vortreffliche Einrichtung; auch ist er Verfasser eines bekannten Berichtes über die französischen Consulate im Auslande (Rapport et projet de décret sur les consulats de France en pays étranger, présenté au nom du comité de marine. Paris 1792. 8.), welcher von den meisten, jedoch fälschlich, François Omer Granet zugeschrieben wird [4]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANET (Jean Josephe), französischer Historiker, im J. 1685 zu Aix geboren, widmete sich der Jurisprudenz und ward nach der Beendigung seiner Studien Advocat am Conseil. Später bekleidete er die Stelle eines königlichen Censors. Seine Geschichte des königlichen Invalidenhotels (Histoire de l'hôtel royal des Invalides, enrichie d'estampes. Paris 1736. fol.) fand großen Beifall und ist immer noch, besonders in der von dem Abbé Gabriel Louis Calabre Perau vermehrten Ausgabe (Paris 1756. 8.) ein ebenso brauchbares als anziehendes Buch. J. J. Granet starb am 26. Jan. 1759 zu Paris. Er wird häufig mit dem Literaten François Granet (s. d. Art.) verwechselt [*]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANET (Pierre), französischer Rechtsgelehrter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er längere Zeit als Anwalt zu Grenoble thätig war und um das Jahr 1630 zum Präsidenten zu Bresse ernannt wurde. Seine in das Fach der Staatswissenschaft gehörenden Schriften (Tractatus Pacificationum Vervini et Parisiis initi. Item Tractatus Permutationum regno noviter unitarum in vicem marchionatus Salusiarum. Bourg en Bresse 1630. 4. Auch in französischer Sprache. Ibid. 1630. 4. und Stylus regius Galliarum juridicus, olim Salmianis praescriptus. Wissenbourg 1634. 4.) erläutern einzelne Punkte der französischen Geschichte [*]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Jean-Baptiste-A.), französischer Schriftsteller, geboren am 9. Febr. 1796 zu Marseille, war der Sohn eines Notars und wählte ebenfalls das Fach der Jurisprudenz. Nach der Beendigung seiner Studien nahm er Theil an dem Geschäfte seines Vaters, widmete aber seine freien Stunden der Literatur und trat zuerst mit seiner Lobrede auf den Abbé Féraud (Éloge de M. l'abbé Féraud. Marseille 1819. 8.), welche den von der Akademie zu Marseille ausgesetzten Preis erhalten hatte, als Schriftsteller hervor. Der Anhang dieser Lobrede: L'Ombre de Cicéron, wurde ebenfalls mit Beifall aufgenommen und zog die Aufmerksamkeit auf den Verfasser, welcher sich dadurch bewogen fühlte, seine Gedichte (Élégies, épîtres, prosopopées, odes, den didaktischen Versuch la pudeur und soirées poétiques) und seine prosaischen Aufsätze (Éloges de l'abbé Féraud, de M. Poivre, de Vauvenargues, de Belsunce; Essai sur les romans; Essai sur le sonnet und Discours de réception à l'Académie de Marseille) zu sammeln und unter dem Titel: Essais littéraires (Paris 1824. 18. 2 Voll.) herauszugeben. Er war Mitglied der Akademien zu Marseille, Lyon und Aix und würde sich gewiß in der Literatur einen ausgezeichneten Namen erworben haben, wenn ihn nicht ein allzu früher Tod hinweggerafft hätte. Er starb am 25. Febr. 1826 zu Marseille †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Edmond de), französischer Kaufmann und Lehrer des kaufmännischen Rechnungswesens, von dessen Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er um das Jahr 1770 zu Bordeaux geboren wurde und bis zum Jahre 1828, um welche Zeit er wahrscheinlich starb, als Schriftsteller in seinem Fache thätig war. Die von ihm ausgearbeiteten Lehrbücher über die verschiedenen Zweige der Handlungswissenschaft, welche sich durch Gründlichkeit und Klarheit auszeichnen, erfreuten sich lange Zeit eines ungewöhnlichen Beifalls und werden jetzt noch von vielen jungen Kaufleuten und Bankiers allen übrigen Handbüchern ähnlichen Inhalts vorgezogen; besondere Beachtung verdienen seine Anleitungen zur Buchhaltung überhaupt (La Tenue des livres rendue facile, ou nouvelle Méthode d'enseignement de la tenue des livres en simple et double parties. Bordeaux 1800. 8. Paris 1818. 8. 22e édition. Paris 1843. 8.; auch in Spanien in

4) Biographie des hommes vivants. Tom. III. p. 307. Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy et Norvins. Tom. VIII. p. 283. Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 12. Biographie générale. Tom. XXI. p. 668.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1576. Biographie générale. Tom. XXI. p 668.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1577. Biographie générale. Tom. XXI. p. 667.

†) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 14. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 449.

mehren Ueberſetzungen [1]) ſehr verbreitet, und La Tenue des livres généralisée, ou Avis aux négociants et aux comptables. Paris 1809. 8.); ſeine Bemerkungen über die doppelte Buchhaltung (De l'Avantage des parties doubles sur les autres méthodes. Paris 1821. 8.) und ſeine Vorſchriften für die Buchhaltung einzelner Geſchäftszweige (La Tenue des livres en partie double, appliquée à la comptabilité d'un receveur-général. Paris 1808. 8. De la Tenue des livres des agents de change et des courtiers de commerce. Paris 1825. 8. und Tenue des livres des maîtres de forges, ou Comptabilité en parties simple et double applicable aux usines en général. Paris 1824. 8. Ibid. 1843. 8.). Ferner lieferte er gediegene Schriften über Maß und Gewicht (Vade mecum des commerçants et des voyageurs de toutes les classes. Paris 1808. 8. Neue Ausgabe unter dem Titel: Manuel du commerce, ou Vade mecum des commerçants etc. Ibid. 1826. 8.; eine ziemlich vollſtändige Reduction der Maße und Gewichte aller Länder, und Tablettes des négociants, exposant les divers systêmes monétaires actuels des peuples commerçants. Paris 1815. 12.); über die Aufſtellung der Bilanz (Balance générale simplifiée, ou Méthode pour obtenir tous les mois, ainsi que dans l'intervalle de l'un à l'autre la balance générale des comptes tenus en double partie. Paris 1808. 8.); über Wechſel und Wechſelverhältniſſe (Le Change et les Arbitrages expliqués. Paris 1808. 8. Fünfte Auflage unter dem Titel: Nouveau Traité complet du change et de la banque. Ibid. 1840. 8.) und über das Rechnungswesen (Arithmétique pratique, analysée, démontrée dans tous ses développements et dans ses différentes applications aux usages du commerce et de la banque. Paris 1808. 8. 2 Voll. Sec. édit. Ibid. 1819. 8. 2 Voll.). Die hauptſächlichſten dieſer Werke hat ſein Sohn Edmond de Grange, früher Rheder und dann Profeſſor des Rechnungswesens und Verificator der Mauth, unter dem Titel: Cours complet d'études commerciales (Paris 1840 seq. 8. 6 Voll.) zu einem Ganzen vereinigt [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE [1]) (Claude de la), franzöſiſcher Geſchichtsſchreiber des 16. Jahrh., von deſſen Lebensverhältniſſen man Nichts weiter weiß, als daß er um das Jahr 1540 zu Bourges geboren wurde und, wie es ſcheint, in dem Bürgerkriege zwiſchen den Katholiken und Calviniſten, zu welchen er gehörte, kein müßiger Zuſchauer war, da ſeine Geſchichte einer der gefährlichſten Perioden deſſelben (Libri III de secundo bello civili ab anno 1563. Montalbani 1569. 8.), welche vom Jahre 1563 bis zum Jahre 1568 reicht, beweiſt, daß er entweder als Augenzeuge erzählt oder aus ſehr zuverläſſigen Quellen ſchöpft. Seine übrigen kleineren Abhandlungen über die Sache der Calviniſten (Discours du siège de Villemar en Languedoc et de la defaicte et mort du marechal de Joyeuse [1592] im fünften Bande der Mémoires de la Ligue sous Henry III. et Henry IV. Genève 1602. 12. Réplique du Tiers-État de Dauphiné à la Défense de la Noblesse. S. l. et a. 4. La juste plainte et remonstrance faite au Roy par le pauvre peuple de Dauphiné. Lyon 1597. 8. und Réponse et Salvations des Gens du Tiers- État de Dauphiné. Paris 1599. 4.) laſſen nicht zweifeln, daß er in den letzten Jahren der Ligue bis zum Erſcheinen des Edicts von Nantes als politiſcher Rathgeber ſeiner Partei eine bedeutende Rolle ſpielte. Er ſtarb um das Jahr 1600. Seine Schriften ſind für den betreffenden Abſchnitt der franzöſiſchen Geſchichte nicht unwichtig; dagegen iſt ſeine Erzählung des fruchtloſen Angriffs des Sultans Suleiman auf die Inſel Malta (Commentarius de Bello Melitensi a Solymanno gesto. Montalbani 1582. 4.) nicht von großer Bedeutung [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Guillaume de la), franzöſiſcher Dichter des 16. Jahrh., von deſſen Lebensverhältniſſen nichts Näheres bekannt iſt, als daß er um das Jahr 1540 zu Sarlat in Perigord (jetzigem Departement Dordogne) geboren wurde und durch ſeine Poeſien mehre Preiſe bei den Jeux Floraux gewann. Sein Trauerſpiel „Dido" (Didon, tragédie en cinq actes. Lyon 1582. 16.) wurde von den Zeitgenoſſen als ein zugleich durch nützliche Moral, gewichtige Sentenzen, anziehende Darſtellung und ſchöne Verſe ausgezeichnetes Meiſterſtück geprieſen, welches Lob von den jetzigen Kritikern ſchwerlich in irgend einer Weiſe anerkannt werden dürfte, aber dem Geſchmacke jener Zeit entſpricht. Einen Maßſtab zur Beurtheilung mag die Scene geben, in welcher Dido dem Aeneas Vorwürfe über ſeine Treuloſigkeit und über ſeinen Vorſatz, heimlich zu entfliehen, macht und ſich hauptſächlich darüber beklagt, daß er ihr nicht einen kleinen Aeneas oder ſie wenigſtens ſchwanger zurückgelaſſen habe, damit ſie ſich in ſeiner Abweſenheit an dem Anblicke ſeines Ebenbildes erfreuen könne. Dieſen erhabenen Gedanken drückt ſie in folgenden Verſen aus:

Au moins puisque joué j'ai mon honneur et moy,
Si avant ton depart j'étois grosse de toy,
Ou si, ayant deja Lucine réclamée,
Tu me laissois ici quelque petit Énée,
Qui te représentast, de face seulement,
Je pourrois, plus constante, endurer ce tourment;
Et par le grand malheur de ta fuite obstinée,
Je ne semblerois point du tout abandonnée!...

Aeneas beklagt ebenfalls ſein Unglück und meint, nur die gemeinen und armen Leute ſeien glücklich, weil ihnen die Mittel fehlen, unglücklich zu ſein:

1) La Teneduria de libros simplificada, o nuevo metodo de ensenanza de la teneduria de los libros en partida sencilla y doble, trad. por D. José Maria Ruiz Perez. Burdeos 1826. 8. Por D. Joaq. Badue y Moragas. Paris 1826. 8. Por Edm. Degrange (Sohn). Paris 1856. 8. 2) Biographie des hommes vivants. Tom. II. p. 345. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. II. p. 424. Biographie générale. Tom. XIII. p. 365.

1) In lateiniſchen Schriften Grangäus.

2) J. Chr. Adelung, Nachträge und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1578. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 828.

. . . Ceux vraiment sont heureux
Qui n'ont pas le moyen d'estre fort malheureux,
Et dont la qualité, pour estre humble et commune,
Ne peut pas illustrer la rigueur de fortune.

Die kleineren Gedichte La Grange's sind ebenso geschraubt und geschmacklos *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Jean de la), französischer Staatsminister, Bischof von Amiens und Cardinal und deshalb gewöhnlich der Cardinal von Amiens genannt, in der Diöcese von Chalons in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. geboren, stammte aus einem angesehenen Geschlechte des Landes Beaujolois und wurde zum geistlichen Stande bestimmt. Er trat, nachdem er sich die nöthigen Schulkenntnisse verschafft hatte, in den Benedictinerorden und machte seine gelehrten Studien in den Collegien desselben mit glänzendem Erfolg. Mit besonderem Fleiße widmete er sich der Jurisprudenz, wie er sich denn auch bei seinen Zeitgenossen den Ruf eines der gründlichsten Kenner des Kirchenrechtes erwarb. Von seinen Oberen nicht nur seines Wissens, sondern auch seiner Gewandtheit in Geschäftssachen wegen sehr geschätzt, wurde er alsbald zum Prior von Gigny, später zu derselben Würde zu St. Denis und dann zum Abte von Fescamp in der Normandie befördert. Als solcher wurde er dem Cardinal Guy de Boulogne beigegeben, welchen der Papst Innocenz VI. als Gesandten nach Spanien schickte, um den Frieden zu vermitteln. Er unterzeichnete mit den Friedensvertrag und erhielt zur Belohnung seiner Bemühung bei den erfolgreichen Unterhandlungen den Titel eines päpstlichen Nuntius. Er erwarb sich ferner durch die bei dieser Veranlassung bewiesene Klugheit die Achtung des Königs Karl V. von Frankreich in so hohem Grade, daß dieser ihn zum Mitglied seines Rathes ernannte und ihm die Erledigung der wichtigsten Angelegenheiten übertrug. Der König glaubte auch keinen zuverlässigeren und sparsameren Hofmann zum Oberfinanzintendanten wählen zu können und er täuschte sich auch keineswegs in seiner Erwartung, wogegen er es nicht an Aufmunterung und Belohnung geleisteter Dienste fehlen ließ, denn er gab dem auch seinen eigenen Vortheil stets im Auge behaltenden Finanzmanne nicht nur im J. 1373 einen Gehalt von 12,000 Livres und vermehrte denselben im J. 1376 um 4000 Livres, sondern beförderte ihn auch zum Bischof von Amiens und bewirkte bei dem Papste Gregor XI. dessen Erhebung zum Cardinal. Weit weniger als der König war das Volk mit seiner Verwaltung zufrieden, denn es betrachtete ihn als den hauptsächlichsten Urheber aller neuen Auflagen, welche unter der Regierung Karl's V. ausgeschrieben wurden und drückend erschienen. Ebenso fand man es sonderbar, daß er nach seiner Beförderung zum Cardinal in seinen Stellen als Präsident des Obersteueramtes und Rath am Parlamente noch immer bei der Entscheidung von Rechtshändeln mitwirkte. Auch bei dem wegen seiner Strenge bekannten Papste Urban VI. scheint er keineswegs beliebt gewesen zu sein, denn als dieser nach der Besteigung des päpstlichen Stuhles in einer Anrede gegen die Könige von England und Frankreich losfuhr und auch die Lebensweise der Cardinäle tadelte, äußerte er ganz besonders seinen Unwillen gegen den Cardinal von Amiens. Er ging sogar so weit, ihn einen pflichtvergessenen Menschen zu nennen, weil dieser von dem verstorbenen Papste gesendet worden sei, den Frieden zwischen den Königen von England und Frankreich zu vermitteln, statt aber seinem Auftrage zu entsprechen, von beiden Theilen Geld genommen und den Zwist genährt habe. Der Cardinal, welcher sich unter den Zuhörern befand und den seinem Gebieter, dem Könige von Frankreich, und ihm selbst zugefügten Schimpf unerträglich fand, erhob sich und nannte diese Behauptung eine Lüge, worauf er sich sogleich aus dem Consistorium entfernte und Rom verließ, um dem Befehle des Papstes, ihn festzunehmen, durch die Flucht zuvorzukommen. Manche Historiker stellen indessen diese Thatsache, welche zur bald erfolgenden Kirchenspaltung viel beigetragen haben soll, in Abrede. Gewiß ist, daß La Grange bei der Wahl des Gegenpapstes Clemens VII. nicht unthätig war und für dessen Anerkennung durch den König von Frankreich wirkte. Anders gestaltete sich die Stellung dieses Staatsmannes nach dem Tode des Königs Karl V.; denn dessen Nachfolger Karl VI. hatte gegen ihn lange eine heimliche, sorgsam verborgene Abneigung, weil er sich bei einer gewissen Gelegenheit sehr misfällig gegen den Kronprinzen geäußert haben soll. Von zuverlässigen Zeitgenossen wird erzählt, daß Karl VI. einige Tage nach dem Tode seines Vaters gegen Pierre de Savoisi, seinen Kammerherrn, geäußert haben soll: „Nun wollen wir uns auch an dem Pfaffen rächen." Als diese Drohung dem Cardinal von Amiens hinterbracht wurde, stieg er augenblicklich zu Pferde und begab sich zu dem Generaladvocaten Jean des Marets; hier verbarg er sich und traf die nöthige Vorsorge zur Sicherung seines bedeutenden Besitzthums. Darauf entfloh er nach Avignon, wo ihm der Schutz des Gegenpapstes Clemens VII. gewiß war. Der König strich zwar den Gehalt des früheren Finanzministers, wagte aber nicht dessen Pfründen zu schmälern. Der Cardinal wandte die größte Mühe an, um bei dem französischen Hofe wieder zu Gnaden zu kommen und benutzte zu diesem Zwecke die Vermittelung des Papstes Clemens, welcher ihm schon deshalb diese nicht verweigern durfte, weil er es dem Cardinal hauptsächlich zu verdanken hatte, daß seine Anerkennung durch Frankreich so schnell erfolgt war. La Grange erhielt auch die Erlaubniß, an den Hof zu kommen; da er aber bald einsah, daß er nie wieder Einfluß erlangen würde, so ging er nach Avignon zurück, wo er bald darauf am 24. April 1402 starb. Man bestattete ihn daselbst in der Kirche S. Martial, seine Gebeine wurden aber später nach Amiens gebracht und in der Kathedrale daselbst beigesetzt. Man hat sein Andenken wenig geehrt und ihn sogar einen schmählichen Geizhalz und Erpresser genannt. Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß er große Reichthümer zusammenbrachte, wie schon aus

*) Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 828.

den ungeheuern Schenkungen, die er in seinem Testamente machte, hervorgeht, man scheint aber nicht wol seine Handlungsweise lästern zu können, ohne diese Lästerung zugleich auf Karl V. auszudehnen, welcher ihn stets als einen einsichtsvollen und treuen Beamten betrachtete. Der bedeutende Vorrath, welchen Karl V. in dem Staatsschatze hinterließ, beweist hinlänglich, daß La Grange die Verwaltung der Finanzen mit nicht geringer Umsicht und Sparsamkeit führte, das Volk, welchem jede Auflage unangenehm ist, macht seinem Aerger stets in Vorwürfen gegen die Minister Luft; die Verwirrung aber, welche unter der Regierung Karl's VI. einriß, zeigt zur Genüge, wie wenig der König dadurch gewann, daß er die Leitung der Staatsgeschäfte und insbesondere der Finanzen anderen Händen anvertraute. Besser begründet ist wol der Vorwurf, der Cardinal habe dadurch, daß er den König bestimmt habe, Clemens VII. anzuerkennen, zur Kirchenspaltung beigetragen, denn man wird es natürlich finden, daß Karl V. in dieser Angelegenheit dem Rathe eines seiner ersten Minister, welcher überdies Cardinal und ein ausgezeichneter Kenner des Kirchenrechtes war, Folge leisten zu müssen glaubte. In seinem Testamente ernannte der Cardinal seine Nichte Jaqueline de La Grange, welche Jean de Montagu, Großmeister von Frankreich, geheirathet hatte, zur Erbin. — **Etienne La Grange**, des Cardinals Bruder, widmete sich der Jurisprudenz und ward, nachdem er verschiedene Stellen bekleidet hatte, im J. 1373 zum Präsidenten des Parlaments in Paris ernannt. Karl V., bei welchem er ebenfalls in großem Ansehen stand, bestimmte ihn in seinem Testamente zum Rath der verwitweten Königin bei der Vormundschaft über die königlichen Prinzen und zu einem der Vollstrecker seines Testamentes. Auch bei Karl VI. blieb er fortwährend in Gunst, da er demselben ebenso treue Dienste leistete wie dessen Vater. Er starb im J. 1388 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Joseph Chancel de La), gewöhnlich La Grange-Chancel genannt, französischer Dichter, am 1. Jan. 1677 (nicht 1676, wie die meisten seiner Biographen angeben) auf dem seiner Familie angehörenden Schlosse Antoniat bei Perigueux in der Landschaft Perigord (jetzigem Departement der Dordogne) geboren, stammte aus einem alten Geschlechte, welches längst seiner im Kriege geleisteten Dienste wegen geadelt worden war. Auch sein Vater hatte sich dem Militairstande gewidmet, war aber, da ihm eine Stelle als Rath am Parlamente von Dijon als Erbschaft zufallen sollte, aus demselben geschieden, um sich in die Reihe der Anwälte aufnehmen zu lassen. Joseph, sein ältester Sohn, war ebenfalls zum Militairleben bestimmt, zeigte jedoch von Kindheit an weder Anlage noch Lust zu demselben, dagegen eine entschiedene Vorliebe zur Poesie, welche durch den Besuch des Colleges der Jesuiten in seiner Vaterstadt, in welchem er seine Studien begann, genährt wurde und sich ungewöhnlich schnell entwickeln mußte, da er nach seinem eigenen Geständnisse schon eher Verse machen als lesen konnte [1]). Die Meisterstücke Pierre Corneille's und die schwülstigen Romane Gautier de La Calprenede's, freilich zwei völlig entgegengesetzte Anhaltspunkte zur Nachahmung, kamen nicht aus seinen Händen, bis sein Vater, welchem diese Richtung schon längst ein großes Aergerniß war, eines Tages alle Werke der schönen Literatur, die er in seinem Hause vorfand, verbrannte, um diesem Unwesen, von welchem er die schlimmsten Folgen fürchtete, ein für allemal ein Ende zu machen. Der junge La Grange ließ sich durch dieses Auto-da-fé keineswegs abschrecken, da er an seiner Mutter, welche aus dem Hause der unter der Regierung Ludwig's XV. im Staatsdienste berühmt gewordenen Bertins stammte, eine kräftige Stütze seines Strebens fand. Als endlich der Tod seines Vaters ihn von jedem Zwange befreite, gab er sich gänzlich seinem Hange hin und übertraf bald alle seine Mitschüler nicht nur an Gewandtheit, sondern auch an boshafter Satyre in der Behandlung der meisten Gegenstände des Unterrichts. In seinem achten Jahre machte der durch die ihm von allen Seiten zufließenden Lobsprüche eitel gewordene Knabe nicht nur Verse über alle sich ihm darbietenden Stoffe, sondern wagte auch seine Lehrer, wenn sie sich im Unterrichte auf das Feld der Poesie wagten, zu verhöhnen. Um seinem Talente einen größeren und mehr lohnenden Wirkungskreis zu eröffnen, siedelte die über die ihr sicher scheinende glänzende Zukunft ihres bewunderten Sohnes freudetrunkene Mutter nach Bordeaux über und schickte ihn in das dortige berühmte Colleg der Jesuiten. Kaum hatte der Knabe hier zum ersten Mal der Aufführung eines Schauspiels beigewohnt, als er sogleich sich in der dramatischen Kunst zu versuchen anfing. Da die gefällige Mutter für die Herstellung einer Bühne in dem größten Raume ihrer Wohnung Sorge trug, so brachte der kecke Junge alsbald ein von ihm verfertigtes Stück mit Hilfe seiner Mitschüler zur Darstellung, welcher die angesehensten Bewohner der Stadt aus Neugierde beiwohnten. Da ein ärgerliches, jedem Zuschauer bekanntes Ereigniß des Tages als Stoff gewählt und mit bitterem Hohne behandelt war, so fand das Stück bei der Mehrzahl der Zuschauer großen Beifall, erregte aber den Zorn der bei dem Ereignisse betheiligten Personen in so hohem Grade, daß sich der rücksichtslose Dichter mit einer tüchtigen Tracht Schläge bedroht sah. Er kam zwar für dieses Mal mit dem Schrecken davon, mußte aber zu seinem größten Schmerze sehen, daß die Mutter in ihrer Angst das Theater eiligst abschlagen ließ und ähnliche Veranlassungen zu Mishelligkeiten mit den gegen Spott äußerst empfindlichen Bewohnern von Bordeaux streng

*) Vergl. *G. Daniel*, Histoire de France. (Paris 1755. 4.) Tom. VI. p. 135. 198 seq. 219. *L. Moreri*, Dictionnaire historique. Tom. IV. p. 348.

1) „Ceux qui ont assûré que les hommes naissent avec le talent de la poësie, ont en moi un exemple de la vérité de leur sentiment; je ne sçavais pas lire que je sçavois rimer," sagt La Grange in der Vorrede zu der Ausgabe seiner gesammelten Werke mit lächerlicher Eitelkeit.

untersagte. Nachdem La Grange, welcher übrigens eifrig seine dramatischen Versuche fortsetzte, in seinem 14. Jahre seine Schulstudien beendigt hatte, siedelte er mit seiner Mutter nach Paris über, wo diese eine bereitwilligere Anerkennung seiner Talente erwartete und überdies ihn unter die Zahl der königlichen Pagen zu bringen hoffte. Der Zufall war ihren Plänen günstig. Sie bezog ein Haus in Temple, wo auch der Gelehrte und Dichter Jean de la Chapelle, Mitglied der Akademie, wohnte. La Grange, welcher mit diesem bald in nähere Berührung zu kommen wußte, theilte ihm seine poetischen Versuche mit, unter welchen besonders das schon zu Bordeaux vollendete Trauerspiel „Jugurtha" die Aufmerksamkeit des angesehenen Schriftstellers und so große Hoffnungen für die Zukunft des jungen Dichters bei ihm erregte, daß er seine Wahrnehmung seinen Freunden Jean de Campistron und Guil. de Chaulieu mittheilte, welche ebenfalls durch die ihnen vorgelesene Tragödie überrascht waren und durch welche die Nachricht von dem auftauchenden dramatischen Genie alsbald an den Hof gelangte. Die Prinzessin von Conti, Tochter Ludwig's XIV. und des Fräuleins de la Valliere, wünschte das Wunderkind, welches, wie man ihr sagte, eine Stelle unter den königlichen Pagen suchte, zu sehen und die hocherfreute Mutter brachte ihren Sohn nach Versailles, wo man über die Leichtigkeit, womit dieser auf die verfänglichen Fragen der ihn prüfenden Hofleute antwortete, nicht wenig erstaunt war. Der Herzog von Vendôme legte ihm die Endreime eines zum Lobe der Prinzessin zu verfertigenden Sonetts vor und La Grange brachte nach Verlauf einer Viertelstunde aus dem Cabinet, worin er sich eingeschlossen hatte, sein Machwerk, welches den Beifall der Anwesenden erhielt und die Prinzessin bewog, ihn als Page in ihre Dienste zu nehmen. Auch Ludwig XIV. ließ sich den Dichter, dessen Sonett [2]) von Hand zu Hand ging, bei der Frau von Maintenon vorstellen und überhäufte ihn mit Schmeicheleien. Kurz darauf fand La Grange eine günstige Gelegenheit, seinen Geist und seine Kenntnisse auch in Gegenwart des Königs zu zeigen. Man hatte die im Oriente aufgefundene Büste eines römischen Kaisers in der Galerie zu Versailles der Ansicht und Beurtheilung der Alterthumsforscher ausgesetzt. Auf dem Waffenrocke des Kaisers waren zwei durch einen siebenarmigen Candelaber getrennte Cherubim dargestellt und die Gelehrten, welche mit dem Könige und dem Hofe den Fund besichtigten, waren über die Bedeutung dieser Darstellung verschiedener Ansicht. Während die meisten in der Büste den ersten christlichen Kaiser Constantin erkennen wollten, vermutheten andere in ihr den früheren Kaiser Philippus, welcher sich bereits zum Christenthum bekannt haben soll. La Grange fragte die Prinzessin von Conti, ob es ihm gestattet sei, auch seine Meinung mittheilen zu dürfen. „Hören wir auch die Ansicht des kleinen Pagen," erwiderte Ludwig XIV., als ihm die Prinzessin die Bitte ihres Schützlings vortrug. „Sire," sprach dieser, „ich kenne die römischen Kaiser weniger nach ihren Gesichtszügen, als aus ihren Thaten, da ich aber überzeugt bin, daß man ebenso sicher aus den letzteren, als nach den ersteren urtheilen kann, so vermuthe ich, daß der hier dargestellte Kaiser weder Constantin noch Philippus ist, sondern Titus, Vespasian's Sohn, und daß die Cheru, bim und der Candelaber auf seinem Waffenrocke keine Bekehrung zum Christenthum andeuten, sondern ein Symbol des Sieges sind, welchen er durch die Eroberung Jerusalems über die Juden davontrug." Die ganze Versammlung stimmte sogleich dieser Ansicht bei, der König strich freundlich mit der Hand den jungen Gelehrten über die Stirn und empfahl ihn angelegentlich der Prinzessin von Conti. Diese übergab auch die Tragödie „Jugurtha," welche sie sich hatte vorlesen lassen, dem berühmten Jean Racine, um seine Meinung über diesen Versuch und über die Anlagen des Verfassers zur dramatischen Poesie zu hören. Racine behielt das Stück acht Tage und erstattete der Prinzessin einen sehr günstigen Bericht; er verhehlte die Fehler nicht, welche sich darin fanden, fügte aber hinzu, daß der Versuch, wenn sie dem Verfasser gestatte, ihn mannichmal zu besuchen und seinen Rath anzuhören, in kurzer Zeit zur Darstellung reif sein könne. La Grange, welcher diese Erlaubniß erhielt, besuchte jetzt häufig den bewährten Tragiker und zog nach seinem eigenen Geständnisse aus dessen Lehren größeren Gewinn als aus allen Büchern, welche er über die Theorie des Dramas studirt hatte. Manche andere Zeitgenossen hegten freilich nicht dieselbe Ueberzeugung und er erlebte in dieser Beziehung noch vor der Aufführung seiner Tragödie ein tragikomisches Abenteuer. Während eines Aufenthaltes des ganzen Hofes zu Chantilly wurde La Grange von dem Herzoge von Bourbon zur Tafel geladen, an welcher sich auch der Graf von Fiesco, Racine und Jean de Santeul einfanden. Der letztere, durch seine gelungenen Gedichte in lateinischer Sprache bekannt, ließ, vom Weine erhitzt und von Eitelkeit gestachelt, seinem Spotte gegen den jungen Dichter freien Lauf, indem er meinte, dieser hätte, statt Racine nachzuahmen und sich mit schlechten französischen Versen abzuquälen, weit besser gethan, ihn zum Muster zu nehmen. Die Tischgesellschaft lachte über diese Anmaßung; als aber La Grange mit jugendlichem Eifer die Nationalpoesie und Racine zu vertheidigen wagte, ergriff Santeul in seinem Zorne einen

2) Zur Bezeichnung der damaligen Art und Weise der poetischen Lobhudelei mag es hier stehen; es lautet:

Chaque coeur est un temple où l'on vous dresse un *buste*,
Du plus indifférent vous fonder les *glaçons*;
De myrtes amoureux moins faisoit de *moissons*
Celle qui fit filer la main la plus *robuste*.
Tout cède, tout se rend à votre aspect *auguste*.
La raison fait au coeur d'inutiles *leçons*;
Ses avis importans passent pour des *chansons*.
Chacun connoît sa faute et chacun la croit *juste*.
L'un adore ce port rempli d'un doux *orgueil*;
L'autre ces yeux brillans et ce charmant *accueil*.
Mais toujours le respect leur oppose une *digue*;
Et ce Dieu, qui du monde agite les *ressorts*,
Et qui de ses faveurs fut pour vous si *prodigue*,
N'oseroit qu'en tremblant exprimer ses *transports*.

Teller und würde ihn dem Lobredner an den Kopf geschleudert haben, wenn nicht der Herzog den Arm des Wüthenden sogleich aefaßt hätte. Der erschrockene La [illegible] sich eiligst, bald nachher aber wurde er durch die Aufführung seiner Tragödie (8. Jan. 1694) auf dem Theater der Foffés-Saint-Germain für seinen Schrecken reichlich entschädigt. Man nannte sie jedoch bei der Ankündigung nicht „Jugurtha," sondern „Adherbal," weil eine Tragödie des Dichters Nicolas Péchantré, welche den Namen Jugurtha führte, durchgefallen war, später erhielt jedoch La Grange's Arbeit ihren ursprünglichen Titel wieder. Bei der ersten Vorstellung setzte sich der Prinz von Conti an die Seite des kaum 16jährigen Dichters, dessen Jugend schon ohnehin die Kritik entwaffnete; Racine selbst entschied durch seine Anwesenheit und seinen Beifall den Erfolg des Stücks und das Glück des Verfassers. Merkwürdig ist, daß Racine bei dieser Gelegenheit zum letzten Mal das Theater besuchte und bald darauf allen weltlichen Dingen entsagte. La Grange, dessen Trauerspiel auch zu Versailles und auf andern Bühnen nach solchen begünstigenden Vorgängen von den Zuschauern pflichtschuldig mit Beifall aufgenommen wurde, stieg immer mehr in der Gunst des Hofes; die Prinzessin von Conti verschaffte ihm eine Lieutenantsstelle in dem Regimente des Königs; da aber seine thätige Vorliebe zur Literatur und insbesondere zur dramatischen Kunst sich mit dem Müßiggange und der verschwenderischen Lüderlichkeit seiner Kameraden nicht vertrug und die Abwesenheit von der Hauptstadt, welche ihm allein die Möglichkeit des Umgangs mit den berühmtesten Schriftstellern und Dichtern und die Mittel zur weiteren Ausbildung bot, ihm mit jedem Tage fühlbarer wurde, so erbat und erhielt er die Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren und in das Corps der Musketiere zu treten; später wurde ihm durch die Fürsorge seiner Gönnerin die Stelle eines Ehrenhaushofmeisters der Herzogin von Orleans, der Mutter des späteren Regenten, zu Theil und die Gunst, welche er sich am Hofe zu erwerben gewußt hatte, erstreckte sich sogar auf seine ganze Familie. Sein jüngerer Bruder, zuerst Page bei dem Herzoge von Maine, wurde in der Marine untergebracht und erwarb sich den Ruhm eines ausgezeichneten Seemannes; sein dritter Bruder, anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt, aber demselben abhold, betrat dieselbe Laufbahn und hatte bereits den Grad eines Schiffslieutenants erlangt, als er auf der Rückkehr von einer Expedition nach Rio Janeiro während eines Sturmes mit seinem Schiffe versank. La Grange war als Musketier und in seiner noch behaglicheren Stellung als Ehrenhaushofmeister für das Theater unermüdlich thätig. In diese Zeit fallen die Tragödien „Orestes und Pylades" (1697); „Meleager" (1699); „Athenais" (1699); „Amasis" (1701); „Alceste" (1703); „Jno und Melicertes" (1713) und „die untergeschobene Tochter" (La fille supposée) in drei Acten, gemeinschaftlich mit dem Dichter Pierre Charles Roy (1713), sowie die tragischen Singspiele „Medus" (1702); „Cassandra" (1706) und „Ariane" (1717), gemeinschaftlich mit Roy [3]). Alle diese fast ohne Ausnahme der Mythologie entlehnten Stücke wurden, wenn auch nicht mit ungewöhnlichem Beifall, doch wenigstens günstig aufgenommen und man kann sich den Erfolg solcher fehlerhaften Machwerke nur erklären, wenn man bedenkt, daß zwischen dem Rückzuge Racine's und dem ersten Auftreten Prosper de Crebillon's die tragische Bühne fast 30 Jahre lang von kaum mittelmäßigen Talenten in Beschlag genommen war und also La Grange neben Campistron, Hil. Bern. de Longepierre und Antoine de Lafosse [4]) auf Beachtung Anspruch machen durfte. Er hatte jedenfalls Ursache, mit dem schnell erlangten literarischen Ruhme ebenso zufrieden zu sein, wie mit dem behaglichen Wohlstande, der ihm durch seine Heirath mit dem Fräulein du Cluzel de La Chabrerie, einer Schwester des Generalpächters dieses Namens, deren Bekanntschaft er auf einem seiner Ausflüge nach der Provinz im J. 1709 machte, zu Theil geworden war, sein ihm angeborener Hang zum Spott und zur Satyre verbitterte ihm aber die zweite Hälfte seines Lebens. Seine Ehrenstelle bei der Herzogin von Orleans brachte ihn um das Jahr 1713 in Berührung mit dem Herzoge von La Force, einem der eifrigsten Förderer des Law'schen Finanzsystems und Mitglied des Staatsrathes der Regentschaft. Er wurde allmälig dessen vertrautester Freund, Geschäftsführer und Secretair, der Herzog dagegen zeigte sich als eifrigen Mäcen des Dichters, ging aber in der Vertraulichkeit so weit, daß er sich auch als Mitbesitzer der dramatischen Erzeugnisse seines Freundes betrachten zu dürfen glaubte und sogar die Tragödie „Jno und Melicertes" zuerst unter seinem Namen aufführen ließ. La Grange nahm freilich mit Entschiedenheit sein geistiges Eigenthum in Anspruch und der Herzog sah sich genöthigt, seinen Diebstahl einzugestehen, aber das Verhältniß zwischen den beiden Freunden wurde allmälig kälter und endete durch einen Proceß über streitige Grundstücke in Perigord mit tödtlicher Feindschaft. Da La Grange den Proceß, wie er glaubte, durch den Einfluß des Regenten Philipp von Orleans, bei welchem der Herzog von La Force damals in großer Gunst stand, verlor, so dehnte sich sein unversöhnlicher Haß auch auf diesen aus. Er schloß sich, um Rache zu nehmen, den gefährlichsten Feinden desselben an und nahm nicht nur Theil an der von der Herzogin von Maine und dem spanischen Gesandten, dem Fürsten von Cellamare, angezettelten Verschwörung, welche den Sturz des Regenten bezweckte, sondern verfaßte auch gegen diesen eine an Heftigkeit und Gehässigkeit kaum zu überbietende Schmähschrift, die berüchtigten „Philippiques," welche sich bald in Abschriften in Aller Händen befanden und begierig von den mit den obwaltenden Verhältnissen Unzufriedenen aus allen Ständen verschlungen wurden. So erzählen gleichzeitige Schriftsteller die Ursache des kaum

3) Ariane, tragédie lyrique en 5 actes et un prologue, en vers libres. (Paris 1717. 4.) 4) Lafosse übertraf jedoch alle Anderen durch seine Tragödie „Manlius" und ist wol der beste dramatische Dichter dieser Zwischenzeit.

zu begreifenden Ingrimms des Dichters gegen den Regenten und sie scheint auch, obschon noch ein tiefes Dunkel über den näheren Beziehungen zwischen den drei Betheiligten liegt, die wirkliche oder hauptsächlichste zu sein, denn La Grange erwiderte einem Freunde auf die Frage, warum er so sehr gegen den Regenten aufgebracht sei, ausweichend: „warum hat er Partei für den Herzog von La Force gegen mich genommen?“ [5]) Die gegen den Regenten gerichtete Verschwörung wurde entdeckt und bestraft, obschon die härteste Strafe die am wenigsten Schuldigen traf, auch das Dasein der berüchtigten Satyren La Grange's war dem Regenten bereits bekannt geworden, obgleich Niemand in seiner Gegenwart davon zu sprechen wagte. Dieser aber, weit entfernt, sich durch solche Angriffe schrecken zu lassen, verlangte von dem Herzoge von Saint-Simon, einem seiner vertrautesten Freunde, die Mittheilung der Schmähgedichte. Die Vorlesung derselben fand in dem kleinen Wintercabinete des Regenten statt. Dieser verlor dem bestürzten Hofmanne gegenüber beim Lesen lange seine Kaltblütigkeit nicht und hatte sogar den Muth, viele der gegen ihn gerichteten Verse schön zu finden. Die Stelle jedoch, in welcher er des Mordversuchs an dem unmündigen Könige Ludwig XV. beschuldigt wird, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er die Thränen nicht zurückzudrängen vermochte [6]). Auch scheint er nach dem Urtheile unparteiischer Zeitgenossen, obgleich sonst alle Laster an ihm hafteten, dieses Verbrechens nicht fähig gewesen zu sein und selbst die öffentliche Meinung sprach sich gegen diese furchtbare Beschuldigung aus. La Grange, welcher als Verfasser der Schmähschrift genannt wurde, glaubte dem ersten Ausbruche des sich nahenden Sturmes aus dem Wege gehen zu müssen und begab sich nach Perigueur, wo er sich eifrigst mit der Stiftung einer literarischen Akademie beschäftigte. Dieser Plan fand, da auch die Provinz ihre Akademien haben wollte, nicht geringen Beifall; ehe er aber zur Ausführung kommen konnte, wurde der Urheber verhaftet. Der Regent soll zuerst die Absicht gehabt haben, ihn zu schonen, der Herzog von La Force brachte es aber durch seine Einflüsterungen dahin, daß die Bestrafung des Schuldigen beschlossen wurde; dieser war jedoch so glücklich, den Händen der Häscher des Marschalls von Berwick, Gouverneurs von Guienne, der den Auftrag, ihn festzunehmen, erhalten hatte, zu entwischen und Avignon zu erreichen, wo er unter dem Schutze der päpstlichen Unverletzlichkeit gegen jede Gewalt sicher gewesen wäre, wenn er sich nicht durch einen von seinen Feinden bestochenen französischen Officier, der wegen einer schlechten That verfolgt ebenfalls nach Avignon gekommen war, hätte verleiten lassen, über die Grenzen des päpstlichen Gebietes hinauszugehen, wo er von bereitstehenden Häschern in Empfang genommen, nach der Insel Sainte-Marguerite gebracht und in engem Gewahrsam gehalten wurde. Durch seine angenehme Unterhaltung wußte er aber alsbald den Gouverneur zu gewinnen und zu bewegen, ihm einige Freiheit zu gestatten; ein höhnisches Epigramm auf den gutmüthigen Mann veranlaßte diesen jedoch, seine Vergünstigung zurückzunehmen. Er entschloß sich nun an den Herzog von Orleans eine Ode gelangen zu lassen, worin er sein Vergehen bekannte und seine Reue schilderte, und erhielt von dem Fürsten, welchem seine ärgsten Feinde natürliche Gutmüthigkeit nicht absprechen können, die Erlaubniß, von Zeit zu Zeit Spaziergänge machen zu dürfen, welche er dazu benutzte, die ihn begleitenden Soldaten zu bestechen und sie zu bereden, ihm eine Barke zu verschaffen. Er schiffte sich mit ihnen auf derselben ein und erreichte trotz eines heftigen Sturmes glücklich den Hafen von Ville-Franche in Piemont. Da dieser, aber wegen der damals im südlichen Frankreich herrschenden Pest gesperrt war, so konnte er nur auf besonderen Befehl des Königs von Sardinien, an welchen er ein flehendliches Schreiben gerichtet hatte, zur Quarantaine zugelassen werden. Nach derselben nahm er seinen Aufenthalt in Nizza, wo ihn ein angesehener Beamter des turiner Hofes im Auftrage des Königs mit einem Besuche beehrte. Da sein Geldvorrath erschöpft war, so wollte er eine bedeutende Summe von einem Bankier leihen; er erhielt diese sogleich, der dafür ausgestellte Wechsel wurde aber abgelehnt, da die Freigebigkeit des Königs die Deckung des Darlehens übernahm, doch ließ man den Flüchtling zugleich merken, daß man seine Entfernung aus dem mit Frankreich befreundeten Staate wünsche. La Grange faßte sogleich den Entschluß, nach Spanien zu gehen, wo er wegen der zwischen dem französischen und spanischen Hofe obwaltenden Spannung nicht nur eine freundliche Aufnahme, sondern auch eine anständige Unterkunft zu finden hoffte. Er schiffte sich zu Genua, wohin ihn der König von Sardinien durch eine Ehrenwache geleiten ließ, ein, gelangte ungefährdet an die spanische Küste und nahm seinen Weg nach Madrid, wo man ihm ein Infanterieregiment anbot; er schlug jedoch, da er dem Militairleben abhold war, diese Ehre aus und bat um eine Stelle im Civildienste, welche ihm aber verweigert wurde. Man beachtete ihn nun nicht weiter und versuchte sogar wiederholt sich des Zudringlichen durch gedungene Mörder zu entledigen; er vertheidigte sich aber stets tapfer mit dem Degen, bis endlich nach dem Friedensschlusse der französische Gesandte durch fortwährende Beschwerden es dahin brachte, daß der verfolgte Dichter auch aus Spanien

5) „On lui demandoit un jour pourquoi il s'étoit déchaîné avec cette rage contre M. le Régent: Pourquoi, répondit-il, avoit-il pris le parti du Duc de la Force contre moi?“ *Fréron*, Année littéraire 1759. Tom. VIII. p. 86.

6) „Cet ouvrage,“ sagt Duclos, „où il n'y a que très-peu de strophes poétiques, est un amas d'horreurs, où la calomnie la plus effrénée s'appuie de quelques vérités. Les copies s'en répandirent par toute la France. Le Régent en entendit parler et voulut les voir. Le duc de Saint-Simon prétend que ce fut lui qui, pressé par les sollicitations du prince, lui fit lire cet effroyable libelle. Il ajoute que lorsque le Régent en fut à l'endroit, où il est représenté comme l'empoisonneur de la famille royale, il frémit, pensa s'évanouir et, ne pouvant retenir ses larmes, s'écria: „„Ah, c'en est trop! cette horreur est plus forte que moi, j'y succombe.““ Il ne revint que difficilement de son désespoir.“ Mémoires secrets. (Paris 1829. 8.) Tom. I. p. 347.

verwiesen wurde. Dieser begab sich nun nach Holland, wo er den Schutz und den Beistand der Generalstaaten anrief, welche ihm auch sogleich das Bürgerrecht zu Amsterdam ertheilten, um ihn dadurch gegen jede Anforderung des Auslandes zu sichern. La Grange gedachte nun hier ruhig eine ihm günstige Aenderung der Verhältnisse in Frankreich abzuwarten, ließ seine Tragödien aufführen und dichtete die vierte „Philippique." Der König von Polen, August II., übersendete ihm als Anerkennung seines Talents eine kostbare Uhr und bot ihm ein Asyl an seinem Hofe an; der geschmeichelte Dichter schickte sich bereits an, dieser Einladung zu folgen, als der plötzliche Tod des Regenten (1723), welchen er durch eine fünfte „Philippique" begrüßte, ihm die Rückkehr in sein Vaterland in Aussicht stellte. Diese wurde ihm auch alsbald gestattet, da der Herzog von Bourbon, welcher die Stelle eines ersten Ministers bekleidete, ihm bereits wichtige Aufschlüsse verdankte und seine Einsicht in die politischen Verhältnisse, die er in der Fremde durch den Umgang mit einflußreichen Leuten gewonnen hatte, auszubeuten gedachte. La Grange hätte sich nun eines sorgenlosen behaglichen Lebens erfreuen können, wenn er die von ihm während seiner Verbannung so sehr ersehnte Ruhe durch seinen Hang zur Satyre nicht selbst fortwährend gestört hätte. Er schonte weder Hochgestellte noch Geringe, weder Feinde noch Freunde und Wohlthäter und war nur unerschöpflich in der Anpreisung seiner eigenen Leistungen. Die Rache des Regenten mag hart für ihn gewesen sein, im Verhältnisse zur Beleidigung muß sie aber von jedem Unparteiischen gelind genannt werden. La Grange benahm sich jedoch, als sei ihm das größte Unrecht geschehen, und hatte sogar die Unverschämtheit, im J. 1728 eines Tages in den Gärten des Palais-Royal zu lustwandeln; der Herzog von Orleans, ebenso gutmüthig, wie sein Vater, begnügte sich damit, ihm den fernern Zutritt zu verbieten [7]). La Grange betrat jetzt auch wieder die lange verlassene dramatische Laufbahn; die „Olympischen Spiele" (1729), eine Tragicomedie, und die Tragödie „Erigone" (1732) wurden jedoch ziemlich kalt aufgenommen. Fast unbeachtet blieben „Pyramus und Thisbe;" „der Tod des Ulysses;" „Sophonisbe;" „das Fest der Thetis" [8]); „Joas" und „das bestrafte Laster." Da mehre dieser Stücke (Pyramus und Thisbe, Sophonisbe und das Fest der Thetis) auch nicht in die Ausgabe seiner Werke aufgenommen wurden, so hält man sie für untergeschoben. La Grange, welcher sich bis jetzt in der Wahl seiner dramatischen Stoffe Racine zum Vorbild genommen und vorzugsweise die griechische Mythologie ausgebeutet hatte, wollte im Alter diesen Dichter auch in dessen späterer religiösen Richtung nachahmen und griff zu den Helden des Christenthums; da jedoch sein erster Versuch, die Tragödie „Cassius und Victorinus" (1732), keinen glänzenden Erfolg erzielte, so kehrte er wieder zum Heidenthum zurück; da aber sein „Orpheus" ohne Beifall blieb und sein „Pygmalion" gar nicht zur Aufführung gelangen konnte, so gebot ihm die Klugheit, der Poesie gänzlich zu entsagen. Er zog nun den alten Plan, zu Perigueux eine Akademie zu gründen, wieder hervor, aber auch jetzt ohne Erfolg; da ihm aber literarische Beschäftigung, wie es scheint, Bedürfniß war, so wagte er sich auch auf das historische Feld und begann mit dem Ritter von Cablans, einem kenntnißreichen Edelmanne, den Stoff zu einer Geschichte von Perigord zu sammeln. Die Zusammenstellung desselben war bereits bis zur Zeit der erblichen Grafen dieser Provinz gediehen, als der gelehrte Mitarbeiter starb und die Arbeit liegen blieb. Das Material ging später an die regulirten Chorherren von Chancellade, einer nahe bei Perigueux liegenden Abtei des regulirten Augustinerordens, über, welche dem ursprünglichen Plane eine größere Ausdehnung zu geben und ihn auszuführen beschlossen. La Grange versuchte auch in einer Abhandlung den Beweis zu führen, daß der vielbesprochene Staatsgefangene mit der eisernen Maske der an den Unruhen der Fronde in Paris betheiligte und wegen seiner Beliebtheit bei dem Volke unter dem Namen des Königs der Hallen bekannte Herzog von Beaufort gewesen sei, lieferte aber, gleich so vielen andern Nachspürern des Geheimnisses, nur einen Roman [9]). Da es ihm nicht gelingen wollte, durch diese Thätigkeit den ersehnten Beifall zu gewinnen, so beschäftigte er sich in den letzten Jahren seines Lebens mit einer neuen Ausgabe seiner Werke, welche jedoch erst nach seinem Tode erschien, da er durch Rechtshändel und Familienzwist in dieser Arbeit öfter unterbrochen wurde. Er hatte zwei Töchter, welche sich mit angesehenen Männern verheiratheten, und zwei Söhne, von denen der jüngste als Lieutenant der Grenadiere im Regiment Chartres diente, und an den Wunden, die er in der Schlacht bei Dettingen (1743) erhielt, starb. Der ältere, H. de Nisor, erregte durch eine Heirath, welche er gegen den Willen seines Vaters schloß, den Unwillen desselben in solchem Grade, daß daraus ein heftiger Rechtsstreit entstand, welcher von beiden durch gegen einander gerichtete Druckschriften ohne alle Rücksicht öffentlich geführt wurde und schon deshalb das skandalsüchtige Publicum belustigte, weil Anklage und Vertheidigung in Versen geführt wurden. Der Sohn gewann den Proceß, wurde aber von dem Vater enterbt. Später fand jedoch eine Aussöhnung statt und der Dichter endete sein unruhiges Leben in den Armen seines Sohnes in dem Schlosse Antoniat am 27. Dec. 1758. La Grange war von kleiner Gestalt, aber sehr dick und hatte ein nicht sehr geistreiches Gesicht und eine unangenehme kreischende Stimme, er wußte aber seine Gedanken mit Feuer vorzutragen und seine Reden durch witzige Einfälle an-

7) Die Milde des Regenten und seines Sohnes gegen den rücksichtslosen Dichter ging in der That weit; denn ein Schriftsteller, welcher sich zu jener Zeit nur halb so arg gegen einen Parlamentsrath vergangen hätte, würde auf die Galeeren geschickt worden sein, wie Duclos richtig bemerkt.

8) Les Fêtes de Thétis, ballet héroique en deux actes et un prologue (1750). Paris 1750. 4.

9) Das Machwerk ist in Fréron's Année littéraire, année 1759. Tom. IV. p. 188 seq. abgedruckt.

ziehend zu machen. Er dichtete Satyren und Spottlieder gegen seine Mitbürger, seine Freunde und seine Anverwandten, fand aber trotz dieses Hanges zur Satyre, der ihn bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens nicht verließ, bei den näher Bekannten nicht nur Achtung, sondern auch Liebe, denn er war in der That ein guter Gatte, ein guter Vater, ein aufopfernder Freund und ein guter Bürger, dessen Neigung zu Hohn und Spott eher in der Bösartigkeit seines Geistes, als in der Verdorbenheit seines Herzens begründet gewesen sein muß. Uebrigens verdankt La Grange gerade dieser nie wohlgefälligen Anlage seinen poetischen Ruhm, denn seine „Philippiques“ sind trotz ihrer Unvollkommenheiten, ihres Mangels an Einheit und aufrichtiger Begeisterung und des Uebermaßes von schreiender Ungerechtigkeit und unverschämter Verleumdung eine der vorzüglichsten Leistungen der französischen Literatur im Fache der Satyre und man kann nicht begreifen, wie ein in seinen dramatischen Versuchen so wenig Phantasie und Begeisterung verrathender Reimer diese zuweilen sich dem Erhabenen nähernden satyrischen Strophen hervorbringen konnte, weshalb man auch die Ansicht aufgestellt hat, daß La Grange, obschon er sich selbst als Verfasser der „Philippiques“ bekennt, wol Theil an denselben habe, daß sie aber das gemeinschaftliche Werk einer Gesellschaft bitterer Feinde des Regenten seien [10]). Sie kamen Anfangs nur handschriftlich in Umlauf, wurden aber so eifrig vervielfältigt, daß man fast in allen öffentlichen Bibliotheken und Privatsammlungen gleichzeitige Abschriften derselben findet. Die erste Ausgabe, welche angeblich in Holland gedruckt wurde, aber in Paris erschien [11]), gibt nur drei Oden, die zweite ohne Druckort und Jahr [12]) wurde mit einer vierten vermehrt, erst die dritte [13]) liefert sie alle fünf, ist aber, da die Auflage sehr gering war, selten geworden. Bald darauf ließ der Sohn des Dichters eine vierte Ausgabe erscheinen [14]), welche, was den Text betrifft, als authentisch betrachtet wird, aber in Bezug auf die Einleitung und die Erläuterungen die schlechteste ist; als die vorzüglichste gilt die von Lescure besorgte [15]), worin alle früheren Ausgaben und die besten Handschriften verglichen sind und die sich überdies durch vortreffliche Anmerkungen und zuverlässige Nachrichten über den Verfasser auszeichnet. Die „Philippiques“ befinden sich nicht in der Ausgabe der übrigen Werke des Verfassers, noch in dessen Oeuvres mêlées (La Haye 1724. 8.). Weder diese vermischten Werke des Dichters noch die von dessen Sohne der Ausgabe der „Philippiques“ beigefügten kleineren Poesien, welche zum Theil aus Nachahmungen und Uebersetzungen der Lieder des Anakreon und der Idyllen des Theokrit bestehen, enthalten viel Beachtungswerthes, das Beste sind noch die Cantaten, welche jedoch denen Rousseau's bei weitem nicht gleich kommen, einige in einfachem, leichtem und natürlichem Style geschriebene Erzählungen und eine Ode an seine Gönnerin, die Prinzessin von Conti, welche wirklich einigen lyrischen Schwung zeigt. Als dramatischer Dichter ist La Grange der letzte der Erben Corneille's und Racine's, er steht unter Crebillon und Voltaire, selbst unter Lafosse zwischen Longepierre und Campistron; den Erwartungen, zu welchen sein früh entwickeltes Talent zu berechtigen schien, entsprach er keinenfalls, auch scheint er aus den Lehren Racine's keinen erklecklichen Vortheil gezogen zu haben. La Grange, sagt ein teutscher Geschichtschreiber der französischen Literatur [16]), theilte mit Lafosse und Crebillon eine Zeit lang den Beifall des Publicums durch eine Menge aus der griechischen Mythologie genommener Trauerspiele, in denen die Modernisirung antiker Stoffe bis auf einen unglaublichen Grad getrieben und es psychologisch merkwürdig ist, welchen schädlichen Einfluß die künstlichen Formen einer überbildeten Gesellschaft auf ein sonst nicht unbedeutendes Talent ausüben können. La Grange hatte sich Racine, wie Crebillon Corneille, als Muster vorgesetzt; sowie dieser Corneille's Kraft, so suchte jener Racine's Anmuth zu übertreffen; Crebillon wurde schwülstig und La Grange geziert. In der Nähe des Hofes, im Palaste einer Prinzessin von Conti erzogen, sah letzterer die äußere Würde, die Convenienz und Etikette fürstlicher Personen der Epoche Ludwig's XIV. für das allgemeine Modell der Rede- und Handlungsweise hervorragender Individuen in allen Zeiten und bei allen Völkern an und ließ Orestes, Pylades, Meleager, Alceste und andere Helden und Heldinnen wie versailler Hofleute und Hofdamen sprechen. An ihm kann man ganz besonders erkennen, wie viel Talent Corneille und Racine besessen haben müssen, um diese Vereinigung antiker Stoffe mit moderner Gesinnung und Sitte möglich zu machen und mitten unter dem Einflusse höfischer Vorstellungen und Gebräuche große Dichter zu bleiben, aber

10) „Je ne puis concevoir que ce Poëte qui est si dur, si lâche, si diffus, si prosaïque dans ses Tragédies et dans les autres pièces que nous avons de lui, ait pu faire des Odes aussi fortes, aussi sublimes, aussi soutenues. Je croirois volontiers qu'il y a travaillé, mais je suis persuadé que d'autres y ont mis la main, et que ce chef-d'oeuvre de poësie et de noiceur est l'ouvrage de quelques ennemis de M. le Régent qui s'étoient réunis pour le percer des traits de la calomnie la plus atroce.“ *El. Cath. Fréron*, L'année littéraire, année 1759. Tom. VIII. p. 86. 11) Les Philippiques, odes. (Hollande 1723. 12.) 12) Ein Duodezbändchen mit eingefaßten Seiten. 13) Les Philippiques, odes, avec des notes historiques, critiques et littéraires. (Paris 1795. 12.) Diese Ausgabe soll nur in 200 Exemplaren gedruckt sein. 14) Les Philippiques, odes, édition publiée par le fils de l'auteur; suivies de Poésies fugitives. (Bordeaux 1797. 8.) 15) Les Philippiques; nouvelle édition, revue sur les éditions de Hollande, sur le manuscrit de la Bibliothèque de Vesoul et sur un manuscrit aux armes du régent; precédée de Mémoires pour servir à l'histoire de la Grange-Chancel et de son temps, en partie écrits par lui-même avec des notes historiques et littéraires par M. de Lescure. (Alençon et Paris 1858. 12.) Näheres über die Handschriften der Philippiques findet man in dem an wichtigen und anziehenden Nachrichten reichen Werke: Précis historique, généalogique et littéraire de la maison d'Orléans, par un membre de l'université. (Paris 1830. 8.)

16) Ed. Arnd, Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zu der Revolution. (Berlin 1856. 8.) Bd. 2. S. 14.

auch, wie gewagt und gefährlich diese Richtung war, sobald in der Seele dessen, der ihr folgte, kein wirkliches poetisches Feuer brannte. Die Dichter, welche diesen Weg betraten, nahmen alle ihre Entwürfe aus der griechischen und römischen Welt und übertrugen in diese die Sitten und Vorstellungen ihrer Zeit, ohne sie jedoch, wie Corneille und Racine in ihren vorzüglichsten Leistungen gethan hatten, für die Poesie zu verwandeln und zu verschönern; es war ihnen nicht möglich, jene antiken Stoffe mit dem modernen Geiste zu befruchten und durch diese Unreinigung etwas Neues und Ganzes zu schaffen. Die französische Tragödie blieb, wie sie von ihnen fortgesetzt wurde, classisch im gewöhnlichen formellen Sinne des Wortes, ward aber ihrem Inhalte nach nicht modern, wie durch die erwähnten beiden großen Tragiker geschah, sondern stellte Nichts weiter als einen mehr oder weniger geschickt zusammengefügten Mechanismus von Personen, Acten, Phrasen und Tiraden dar. In den Werken der zahllosen geringeren Talente ward die französische Tragödie einem Marionettentheater ähnlich und ihre Gestalten wurden des eigenen Lebens entbehrend von den einigen großen Mustern entlehnten Formen, wie von Drahtfäden, in Bewegung gesetzt. Selbst die französischen Kritiker, welche sich bei der Beurtheilung der dramatischen Dichter ihrer Nation nicht über diesen beschränkten Standpunkt erheben, wollen sogar von diesem aus La Grange kein großes Verdienst zuerkennen; sie rühmen zwar an ihm genaue Kenntniß der Bühne, gute Erfindung des Plans, geschickte Verwickelung und Auflösung der Intrigue, verständige Anordnung der Scenen, leichte Herbeiführung überraschender Situationen und gewandten Dialog, tadeln aber die Wahl der unpassenden und zum Theil abscheulichen Stoffe, die fade und oft lächerliche Liebe der Helden und Heldinnen, die farblose Erbärmlichkeit der Charaktere, den Mangel an tiefem Gefühl, den Ueberfluß an Gemeinplätzen und die harten und incorrecten Verse, die nur zu oft Nichts weiter sind als gereimte Prosa, in welcher noch die geringen Spuren von Kraft und Anmuth in den Gedanken und Gefühlen elend verschwinden [17]). Als die vorzüglichste dramatische Leistung des Dichters betrachtet man seine Tragödie „Amasis" [18]).

Die Intrigue ist vortrefflich angelegt, die Erfindung sehr geistreich und die Durchführung kunstvoll; die Situationen, obgleich manchmal nicht sehr wahrscheinlich, sind größtentheils neu und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit herbeigeführt. Nichts bleibt unklar, jede Bewegung ist begründet, das Ganze erregt, indem es fortwährend den Geist beschäftigt, Erstaunen und bestände die höchste und schönste Aufgabe der Kunst darin, die Beweggründe der Handlungen zu verwickeln, die Zwischenfälle zu häufen und die Ueberraschungen zu vervielfältigen, so mußte „Amasis" als eine Mustertragödie gelten; sie läßt jedoch trotz aller an ihr gepriesenen Vorzüge kalt und mußte, obgleich sie Anfangs großes Aufsehen erregte und bei der Menge stürmischen Beifall fand, Voltaire's „Merope," welche sich mit demselben Stoffe beschäftigt, deren Anlage und Durchführung ungleich einfach sind, weichen und von der Bühne verschwinden. Die Ursache dieser Erscheinung ist einzig und allein in der Natur der Kunst und des menschlichen Herzens zu suchen; eine Intrigue, welche hauptsächlich nur angelegt ist, die Situationen zu vervielfältigen, stört gerade durch diese Vervielfältigung die Theilnahme, statt sie zu fördern, denn der Dichter verzichtet auf diese Weise selbst auf zwei der kostbarsten Vortheile, nämlich auf die allmälige Steigerung und die Auflösung, durch die erste muß er das Herz vorbereiten und durch die andere es befriedigen. Beides läßt sich nur durch einen sehr einfachen Plan erreichen und wird durch einen allzu verwickelten geradezu unmöglich. „Merope" mußte deswegen den Sieg davontragen, denn sie ist ein Werk der schönen Natur, „Amasis" aber ein mühsames Erzeugniß der Kunst. Die Tragödie „Ino und Melicertes" [19]) gefiel auf dem Theater fast noch mehr als „Amasis" und gehört jedenfalls zu den besseren Erzeugnissen der dramatischen Literatur der Franzosen. Sie ist übrigens in derselben Art und Weise gehalten wie „Amasis;" man rühmt die gut eingefädelte Intrigue, die kunstvolle Verwickelung, den Reichthum an Situationen und Zwischenfällen, findet aber die Handlung weniger anziehend, obschon der rührende Stoff dem Dichter hinreichende Gelegenheit bot, auf die Gefühle der Zuschauer zu wirken; er befleißigt sich aber fast absichtlich einer ledernen Trockenheit und das Mißverhältniß zwischen dem Charakter der handelnden Personen und ihren Reden, zwischen dem, was sie fühlen sollen, und dem, was sie sprechen, fällt sehr unangenehm auf, auch ist dieser mit Mangel an Einfachheit und mit mancher Unwahrscheinlichkeit verbundene Fehler wol die Hauptursache, warum das früher sehr beliebte Stück jetzt ebenfalls nicht mehr zur Aufführung kommt; freilich liegt diese Vernachlässigung auch an dem bekannten Eigensinne der Schauspieler, nur solche Dramen zu wählen, in welchen sich entschieden vorherrschende und lohnende Rollen bieten, was bei sämmtlichen Tragödien La Grange's nicht der Fall ist. Dieser Tadel trifft jedoch nur die Bühnenver-

17) „Je pense qu'on se réunira pour accorder à M. de la Grange de l'invention dans ses plans, quelquefois même un art qui tient du génie, de l'entente dans les scènes, de l'intelligence et de la justesse dans le dialogue; ce dernier talent n'est pas un petit mérite dans un auteur dramatique. Mais il a toujours bâti sur des fonds romanesques; nulle force dans ses caractères, nul coloris, une versification lâche, entortillée, de lieux communs de vers, un sentiment mou: tels sont les défauts qu'on lui trouve." *Fréron*, L'année littéraire, année 1759. Tom. IV. p. 40. „Il a excellé réellement dans une partie essentielle de l'art, qui est l'entente de la scène: ses intrigues sont à-la-fois compliquées et claires; les situations frappantes y sont prodiguées: mais un amour fade et ridicule defigure tous ses sujets, dont quelques-uns sont terribles; et sa versification dure, prosaïque et incorrecte efface en quelque sorte tout ce qu'il pourrait y avoir d'énergie, de noblesse et de grace dans les pensées et dans les sentiments." Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 155. 18) Amasis, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1701. 12. La Haye 1702. 12. Paris 1702, 1729 et 1731. 12.)

19) Ino et Mélicerte, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1713. 12. Ibid. 1715. 12. La Haye 1733. 8.)

hältnisse in Bezug auf „Amasis" und „Ino und Melicertes," die übrigen dramatischen Arbeiten des Dichters wurden schon bei ihrer ersten Aufführung sehr kalt aufgenommen und bald beseitigt, weil entweder der Stoff schlecht gewählt oder verunstaltet oder die Ausführung mislungen war. „Adherbal"[20]), der erste Versuch des kaum den Kinderjahren entwachsenen Dichters, welcher so große Hoffnungen erregte, wurde später unter dem Titel „Jugurtha" umgearbeitet; er zeichnet sich durch eine nicht schlecht angelegte Intrigue aus, die Charaktere entbehren aber aller Wahrheit und selbst Jugurtha, der wilde, listige Afrikaner, welcher, wie uns die Geschichte lehrt, nach der Herrschaft trachtet und die Römer mit dem glühendsten Hasse haßt, wird uns als ein fader, verliebter Prinz vorgeführt, welcher durchaus nicht unsere Theilnahme erregen kann. Der Dialog ist sehr frostig, die Versification schlecht und selbst die gepriesene Schilderung des römischen Senates matt[21]). In „Orestes und Pylades"[22]) haben wir gar eine doppelte Liebe und eine Entwickelung, welche einem Taschenspielerkunststücke gleicht und obschon dieses Drama sich durch eine bewegtere Handlung und durch Wärme auszeichnet, so mußte es doch vor denselben Stoff behandelnden Tragödie „Iphigenia in Tauris" von Guymond de la Touche den Platz räumen, obgleich diese ebenfalls nicht frei von bedeutenden Fehlern ist. In der Tragödie „Meleager"[23]), welche fast einem schlechten Operntexte gleicht, sind die Charaktere durchaus verfehlt und in „Alceste"[24]) hat der Dichter den rührenden und lohnenden Stoff gänzlich entstellt. Racine hatte ebenfalls die Absicht, ihn zu behandeln, kam aber wieder davon ab, jedenfalls ist die Handlung viel zu einfach, als daß La Grange sie durch fünf Acte aufrecht erhalten konnte. Der Stoff zur Tragödie „Athenais"[25]) ist größtentheils „Pharamond," einem Romane Calprenede's, für welchen Schriftsteller La Grange eine entschiedene Vorliebe hatte, entlehnt, Theodosius, der Held des Stückes, ist deshalb zu einem armseligen, von seiner Schwester Pulcheria gegängelten Romanhelden geworden und obgleich den handelnden Personen die tragische Würde fehlt, so wurde das Stück doch wiederholt mit Beifall aufgeführt. Dieses Glück ward nicht der „Erigone"[26]), welche eher einem abgeschmackten Romane als einer Tragödie gleicht und in keiner Weise die Aufmerksamkeit des Zuschauers oder Lesers in Anspruch nehmen kann, zu Theil; auch die christliche Tragödie „Cassius und Victorinus"[27]) fiel durch, da die Behandlung des allerdings schwierigen Stoffes nicht nur der historischen Wahrheit widerspricht, sondern auch das natürliche Gefühl verletzt. Cassius, der Vater des Kaisers Claudius, früher ein arger Verfolger der Christen, hat sich zum Glauben derselben bekehrt und beschützt sie unter dem falschen Namen Lycas versteckt auf jede Weise. Claudius sucht allenthalben seinen verschwundenen Sohn und gelangt endlich zur Vermuthung, daß er durch die Christen ermordet worden sei. Lycas rettet die Tochter des Götzenpriesters Victorinus, welche die Beute eines Drachen werden soll und wird als Beleidiger der heidnischen Götter zum Tode verurtheilt und dem Kaiser, der ihn sehen will, vorgeführt. Dieser zeigt großes Mitgefühl für Lycas, dieser verschweigt aber seinen Namen und gibt sich erst, als er von den wilden Thieren zerrissen wird, zu erkennen. Religion und Vaterlandsliebe können allerdings zuweilen verlangen, daß die natürlichen Gefühle der Pflicht zum Opfer gebracht werden, dürfen aber die Natur nie beleidigen und verletzen. Die Tragödie entzog sich also schon durch diesen Misgriff der Theilnahme und konnte außerdem vor Corneille's „Polieucte," einem Drama, welches ebenfalls einen christlichen Stoff meisterhaft behandelt, nicht aufkommen. Weit unbedeutender als La Grange's Tragödien sind seine Zwitterdramen; die „Olympischen Spiele" (Les Jeux Olympiques, ou le Prince malade, comédie héroïque) in drei Acten und in Versen behandeln die Liebe des Prinzen Antiochus zu seiner Stiefmutter Stratonice und suchen einem durchaus nicht komischen Stoffe eine lustige Seite abzugewinnen, verfehlen aber ihren Zweck, obgleich einige Scenen sehr geschickt durchgeführt sind. Eher erregt das Pathetische in der lyrischen Tragödie „Cassandra"[28]) Heiterkeit, da ein verliebtes altes Weib ein wirklich lächerlicher Gegenstand ist. Die lyrische Oper „Medus"[29]), eine schlechte Nachbildung der Abenteuer der Iphigenia in Tauris, läßt ebenfalls kalt, da die Leidenschaften, welche den Stoff beleben sollen, sich völlig farblos und gehaltlos darstellen und die Durchführung aller Phantasie entbehrt. Das Singspiel „Orpheus," welches zu den zahlreichen Dichtungen gehört, die bei den Vermählungsfeierlichkeiten Ludwig's XIV. auftauchten, ist ein sehr mittelmäßiges Machwerk und der Held ein so armseliger Leiermann, daß der Gott der Unterwelt, welcher sich durch seine

20) Adherbal, roi de Numidie, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1694. 12. Amsterdam 1702. 12.) 21) Sie mag als Probe der Versification des Dichters hier stehen:

Je connois mieux que vous ce Tribunal auguste,
Que vous me dépeignez si terrible et si juste.
Quand ces Dieux de la terre éclatent contre nous,
Je sçais par quelle offrande on fléchit leur courroux.
Ce n'est plus ces Romains qui contents de la gloire
N'avoient qu'un vain laurier pour prix d'une victoire,
Ou qui ne prononçant que de justes arrêts,
Jusques dans leur enfans punissoient les forfaits;
Rome suit aujourd'hui de plus douces maximes,
Et l'or dans le Sénat efface bien des crimes.

22) Oreste et Pilade, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1699. 12. Amsterdam 1707. 12. Paris 1729. 12.) 23) Méléagre, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1699. 12. Amsterdam 1702. 12.) 24) Alceste, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1704. 12. La Haye 1733. 8.) 25) Athénais, tragédie en 5 actes, en vers. (Paris 1700. 12. La Haye 1702. 12. Paris 1729. 12.)

26) Érigone, tragédie en 5 actes et en vers. (Paris 1782. 12. Utrecht 1732. 12.) 27) Cassius et Victorinus martyrs, tragédie chrétienne en 5 actes et en vers, tirée de Gregoire de Tours. (Paris 1733. 8. Bruxelles 1735. 8.) 28) Cassandre, tragédie lyrique en 5 actes et un prologue, en vers libres. (Paris 1706. 4. Amsterdam 1707. 12.) 29) Médus, roi des Mèdes, tragédie lyrique en 5 actes et un prologue, en vers libres. (Paris 1702. 4. Amsterdam 1705. 12.)

Lieder zur Nachgiebigkeit bewegen läßt, als ein sehr ohnmächtiger Beherrscher seines Gebietes und barmherziger erscheint, als der gutmüthigste Beurtheiler der elenden [illegible] und „der Tod des Ulysses" sind in Anlage und Ausführung mislungen und gelangten gar nicht zur Darstellung, ebenso wenig ward diese Ehre dem Singspiel „das bestrafte Verbrechen" (Le crime puni) zu Theil, welches man als die erbärmlichste Mishandlung der Sage von Don Juan betrachten kann. Der Prolog „Freiheit" (Liberté), worin er den Bürgermeistern von Amsterdam den gebührenden Dank für seine Aufnahme ausspricht, enthält einige gelungene Stellen, ist aber im Ganzen ebenfalls sehr unbedeutend. Die erste Ausgabe der Werke La Grange's (Oeuvres revues et corrigées par lui-même. Paris 1734—35. 12. 4 Partt. en 3 Voll.) enthält die Singspiele „Pyramus und Thisbe;" „den Tod des Ulysses;" „das bestrafte Verbrechen" und den Prolog an die Bürgermeister von Amsterdam nicht, welche sich in der vollständigen, von dem Verfasser kurz vor seinem Tode besorgten schön ausgestatteten Ausgabe (Oeuvres de M. de la Grange-Chancel, nouvelle Édition, revûe et corrigée par lui-même. Paris 1758. 12. 5 Voll.) befinden. Merkwürdig sind die Vorreden und die Einleitungen zu den einzelnen Stücken, worin der Verfasser deren Vorzüge preist und mit der unverschämtesten Eitelkeit sein eigenes Lob singt. Sämmtliche Werke des fast vergessenen Dichters wird außer dem Literarhistoriker, der diese langweilige Pflicht erfüllen muß, jetzt Niemand mehr durchlesen, jedem Andern wird die mit Verstand und Geschmack veranstaltete Auswahl seiner Tragödien und Gedichte (Oeuvres choisies, édition stéréotype. Paris 1811. 18. Ibid. 1830. 18.), worin auch die Philippiques aufgenommen sind, vollständig genügen [30]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Isaac de la), französischer Philolog, von dessen Lebensverhältnissen man aber nichts Näheres weiß, als daß er Vorsteher einer angesehenen Unterrichtsanstalt zu Vendôme war und sich sowol mit poetischen Versuchen in der Landessprache als auch mit der Erklärung der alten römischen Dichter beschäftigte. Er übersetzte ein langweiliges Schäferspiel des italienischen Dichters Francesco Bracciolini (l'Amoroso sdegno) ins Französische (Le Dédain amoureux de Bracciolini, Pastorale mise en vers français. Paris 1612. 8.) und dichtete einen Klaggesang auf den Tod Heinrich's IV. nach einem griechischen Originale (Lamentation sur la mort de Henri-le-Grand, à l'imitation paraphrastique de la Monodie grecque et latine de Frédéric Morel, interprète du Roi. Paris 1610. 8.). Ferner schrieb er Anmerkungen zu des Aurelius Prudentius Gedicht gegen Symmachus (Commentaria in Prudentii libros II. contra Symmachum per ara Victoriae. Parisiis 1614. 8.) und einen Commentar zu Juvenal's [illegible] (Commentarii in Decii Junii Juvenalis Aquinatis satiras sexdecim. Parisiis 1614. 8.), welchem jedoch die neueren Ausleger dieses Dichters fast allen Werth absprechen, obschon ihn Heinr. Christian Hennin in seine geschätzte Ausgabe des Satyrikers (Ultraj. 1685. 4.) aufgenommen hat *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Nicolas de la), französischer dramatischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, im J. 1707 zu Montpellier geboren, stammte aus einer angesehenen Familie und erhielt eine vortreffliche Erziehung, sein unruhiger und Sonderbarkeiten nachhängender Charakter ließ ihn aber nicht zur Ergreifung und Erlernung eines bestimmten Faches und zur Begründung einer sicheren Existenz gelangen. Er vergeudete leichtsinnig sein Vermögen und hatte zuletzt kein anderes Mittel zur Fristung seines Lebens als seine Feder; dieses reichte jedoch nicht hin zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und so mußte er sich endlich ins Hospital der Charité zu Paris aufnehmen lassen, worin er im J. 1767 elend starb. Seine Lustspiele, welche meist auf dem Théâtre Italien mit Beifall aufgeführt wurden, verrathen ein nicht unbedeutendes Talent für die dramatische Poesie, aber dieselben sind alle zu flüchtig gearbeitet, als daß sie auf bleibenden Werth hätten Anspruch machen dürfen, weshalb sie jetzt fast gänzlich vergessen sind, obgleich mit Unrecht, da sich manche an komischer Kraft ihnen nachstehende Stücke auf der Bühne erhalten haben. Unter seinen Lustspielen sind anzuführen: Le déguisement, comédie en vers et en un acte (Paris 1734. 8. Ibid. 1737. 8. Utrecht 1735. 12.); L'Italien marié à Paris, comédie en trois actes et en vers (Paris 1737. 8.); L'accomodement imprévu, comédie en vers et en un acte (Paris 1738. 12.); Le rajeunement inutile, comédie en vers (Paris 1738. 8.); Les contretemps, comédie en trois actes et en vers (Paris 1737. 8. Ibid. 1747. 8.); La gageure, comédie en trois actes et en vers (Paris 1752. 8.); La mort de Mandrin, tragi-comédie en 2 actes et en vers (Paris 1756. 8.) und Le bon tuteur, comédie en trois actes et en vers (Paris 1764. 8. La Haye 1770. 12.); auch brachte er die Ecossaise Voltaire's in Verse. Das komische Epos Le Phaëton renversé (Avignon et Paris 1755. 12. Ibid. 1764. 12.), welches einem teutschen Originale nachgeahmt ist, fand, da die Behandlung dem Charakter der Franzosen und ihrer Vorliebe zu leichtem Scherze entspricht, allseitigen Anklang. Weniger gefielen seine Uebersetzungen englischer und italienischer Romane (La Coche, trad. de l'anglais. Paris 1767. 8. 2 Voll.; Histoire de Miss Indiana Danby, trad. de l'anglais. Paris 1767. 8. u. Adrienne ou les aventures de la Marquise de N. N. trad. de

30) L'année littéraire, par *Fréron*. Année 1759. Tom. IV. [illegible] 1 seq. Tom. VIII. p. 73 seq. Dictionnaire historique par *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*. Tom. V. p. 540 seq. *J. F. Laharpe*, Lycée, ou cours de Littérature. (Paris, an VIII. 8.) Tom. XI. p. 170 seq. Biographie universelle. Tom. XXIII. [illegible] 153 seq. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. IV. [illegible] 428 seq. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 830 seq.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1579. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 152.

d'Italien. Paris 1768. 12. 2 Voll.): auch wurden diese nur von ihm unternommen, um das zur Stillung des Hungers nöthige Geld zu gewinnen. Seine besseren dramatischen Versuche sind unter dem Titel: Théâtre de M. de la Grange (Paris 1760. 12.) gesammelt. Ein anderer Dichter dieses Namens, d'Olgiband de la Grange, wird zu derselben Zeit öfter erwähnt, von seinen Lebensumständen wird jedoch nichts Näheres mitgetheilt. Seine dramatischen Leistungen (Arménide, ou le triomphe de la constance, poëme dramatique tragi-comique en 5 actes, en vers alexandrins. Amsterd. 1766. 8. und Donice, tragédie en 5 actes et en vers. Paris 1770. 8.) sind unbedeutend. Unter seinen lyrischen Gedichten (Odes sacrées. Paris 1788. 8. und Le Voyage aérien, ode. Paris 1784. 8.) findet sich Manches, was poetisches Talent verräth*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Pierre de la) (in lateinischen Schriften Grangianus), französischer Rechtsgelehrter, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. geboren, widmete sich der Jurisprudenz und zeichnete sich nach der Beendigung seiner Studien als Advocat in der Führung schwieriger und verwickelter Processe aus, wozu ihn seine ungewöhnlichen Kenntnisse in allen Theilen seines Faches besonders befähigten. Der ausgedehnte Ruf, den er sich alsbald auf diese Weise erwarb, bewog die Regierung, ihn zum Fiscalanwalt in der Baillage Charolles in Burgund zu ernennen. Er bekleidete dieses Amt mit der größten Energie und Gewissenhaftigkeit und starb zu Charolles gegen das Ende des 16. Jahrh. Er versuchte sich auch als Schriftsteller in seinem Fache und legte die Ergebnisse seiner Studien und seiner Erfahrungen hauptsächlich in den Paradoxa Juris civilis (Lugduni 1581. 8.) nieder, worin er besonders von jüngeren Gelehrten versuchte scharfsinnige Erörterungen und Erklärungen zweifelhafter Fragen gegen die hergebrachten Ansichten älterer Juristen vertheidigt. Seine eine umfassende Gelehrsamkeit beurkundende Abhandlung erfreute sich des gebührenden Beifalls und Everh. Otto fand Gründe genug, sie in seinen Thesaurus Juris Romani (Tom. V. Traject. ad Rh. 1735. fol. p. 615—654) aufzunehmen; eine zweite besondere Ausgabe (Lugduni 1681. 8.) beruht aber auf einem Irrthum. Erwähnung verdient auch La Grange's Disputatio in titulum Pandectarum de dividuis et individuis stipulationibus (Lugd. 1585. 8.), obwol sie seinen Paradoxen an innerem Werth und an geistreicher Behandlung nachsteht †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE DE CHECIEUX (Gilbert Arnaud François Simon de la), französischer Jurist, im J. 1710 zu La Charité an der Loire (im Departement Nièvre) geboren, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und wurde nach der Beendigung seiner Studien Advocat an dem Parlament zu Paris, dann Secretair des Königs und zuletzt königlicher Censor. Er hatte in seiner Stellung Gelegenheit, die Beweggründe der Handlungsweise seiner Regierung in Bezug auf die Streitigkeiten mit England über die Grenzen von Acadien, Canada und Neuschottland, die Colonien und besonders den Gang der Verhandlungen über den Besitz von Canada oder Neuschottland kennen zu lernen, weshalb er, ohne seinen Namen geradezu zu nennen, gegen eine die Thatsachen und die Verträge entstellende Darstellung in einer berichtigenden Schrift (La Conduite des Français justifiée ou Observations sur un écrit intitulé: Conduite des Français à l'égard de la nouvelle Écosse, par M. D. L. G. D. Ch. Utrecht et Paris 1756. 12.) zur Vertheidigung seines Vaterlandes auftrat, aber es ebenfalls nicht über seine Vorliebe für seine Landsleute gewinnen konnte, einen unparteiischen Standpunkt einzunehmen; für den Historiker enthält seine Streitschrift indessen manche nicht unwichtige und sehr brauchbare Andeutungen. La Grange de Checieux (oder Chessieux, wie Andere den Namen schreiben) starb am 18. Dec. 1774 zu Paris *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE VARLET (Charles de la), berühmter französischer Schauspieler des 17. Jahrh., um das Jahr 1640 zu Amiens geboren, war der ältere der beiden Söhne eines reichen Sachwalters, welche durch die Unredlichkeit eines Freundes ihres frühverstorbenen Vaters, dem die Vormundschaft übertragen worden war, nicht nur um ihr ganzes Vermögen gebracht, sondern auch in der Erziehung vernachlässigt wurden, sodaß ihnen kein anderer Ausweg blieb, als ihr Glück auf der Bühne zu versuchen. Sie begannen ihre Laufbahn in der Provinz; da aber ihre Bemühungen nur von sehr geringem Erfolg gekrönt wurden, so ging Charles nach Paris und hatte das Glück, im J. 1658 bei der Truppe des Palais-Royal ein Unterkommen zu finden. Molière, welcher an der Spitze derselben stand, fand ein besonderes Vergnügen daran, den talentvollen jungen Künstler weiter auszubilden und einen guten Schauspieler aus ihm zu machen. Er spricht deshalb auch in der ersten Scene des Lustspiels L'impromptu de Versailles, wo er seinen Gefährten die nöthigen Anweisungen zur Darstellung ihrer Rollen gibt, zu La Grange nur die Worte: Pour vous, je n'ai rien à vous dire. Im J. 1673 ging dieser zu der Truppe des Theaters der Straße Guenegaud über, bei welcher er auch blieb, als sie sich im J. 1680 mit der des Hotels de Bourgogne vereinigte. Er hatte bisher Rollen verschiedener Art gespielt, jetzt gab er aber die tragischen auf und hielt sich ausschließend an die der höheren Komik, welche er mit großer Gewandtheit und gefälligem Anstande gab, sodaß er sich bis in sein Alter des allgemeinen Beifalls erfreute. Molière hatte ihm im J. 1667, sechs Jahre vor seinem Tode, das Geschäft übertragen, das Publicum anzureden und La Grange blieb auch fortan der Redner der Truppen,

*) Nouveau dictionnaire historique, par *L. M. Chaudon* et *A. Delandine*. Vol. V. p. 542. *J. M. Quérard*, La France littéraire, Tom. IV. p. 429.

†) *Everh. Otto*, Praefatio ad Tom. V. Thesauri Juris Romani p. 25 seq.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1577. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. IV. p. 432.

deren Mitglied er war. Er sprach auch in der That mit solcher Anmuth und Leichtigkeit, daß man in dieser Beziehung Molière nicht vermißte, und verband mit seinen Talenten einen so unermüdlichen Eifer, eine so erstaunliche Umsicht und eine so unbestechliche Redlichkeit, daß Niemand mehr wie er verdiente, den großen Dichter in der Leitung der Truppe und in der Wahrung des Vortheils seiner Gefährten zu ersetzen. Er hatte auch Antheil an einer der ersten Ausgaben der Werke Molière's (1682), wozu er in Gemeinschaft mit Vinot, einem der vertrautesten Freunde des Verstorbenen, die Vorrede schrieb. La Grange war mit Marie Ragueneau, einer weder durch Schönheit noch durch sittliches Betragen ausgezeichneten Schauspielerin, verheirathet, welche sich auch in der Kunst keine Lorbeern erwarb und nur in Charakterrollen erträglich gefunden wurde. Er hatte von ihr eine durch Geist und weibliche Tugend hervorragende Tochter, welche die Gemahlin eines Mannes wurde, der sie unglücklich machte, worüber er sich so sehr kränkte, daß der Kummer seine Gesundheit untergrub. Er starb am 1. März 1692 zu Paris. Seine Witwe wurde in demselben Jahre von der Truppe entlassen und lebte noch bis zu dem Jahre 1727. Sein jüngerer Bruder, Achille Varlet, genannt Verneuil, welcher nur den Rücksichten, die man gegen Charles hegte, die Aufnahme in die Truppen der Straße Guenegaud und des Hotels de Bourgogne verdankte, spielte leidlich die Vertrauten in der Tragödie und die Helfershelfer in dem Lustspiele. Er zog sich im J. 1684 von der Bühne zurück und starb im J. 1707 zu Amiens *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGE D'ARQUIEN (la). Johann de la Grange ließ sich in der Landschaft Berry nieder und lebte noch 1442. Sein Sohn, Johann de la Grange, auf Montigny, Vesure, la Reculée, le bas Fouilloy, Chaumoy, les Barres und les Bercheres, starb vor dem Jahre 1491. Dessen Sohn Gottfried erheirathete mit Johanna Guytois, laut Ehevertrag vom 20. Oct. 1474, den Antheil Arquien und wurde der Großvater Karl's von la Grange, auf Montigny, Vesure, le bas Fouilloy und Antheil Arquien, St. Michaelordens Ritter, Gouverneur von la Charité und Lieutenant in des Grafen von Brienne Compagnie, der am 1. April 1485 testirte, nachdem er in der Ehe mit Louise von Rochechuart sieben, in der zweiten Ehe mit Anna von Brichanteau fünf Kinder gezeugt. Der erstgeborene Sohn, Franz, auf Montigny und Sery, gelangte als Page zu einer gewissen Intimität mit dem nachmaligen Könige Heinrich III. und wurde dessen Gentilhomme ordinaire de la chambre, Capitaine des cent gentilshommes de sa maison und des gardes de la Porte, premier maître d'hôtel. In der Schlacht bei Coutras 1587 that er an der Spitze von vier Compagnien cavalerie légère den ersten Angriff auf die leichte Reiterei der Protestanten, die, 120 Mann stark, sehr übel wegkam. Der Vicomte von Turenne eilte ihr zu Hilfe und brachte das Gefecht zum Stehen, wurde aber doch ebenfalls übermannt und genöthigt, bei der Infanterie Schutz zu suchen, während die Trümmer seiner Cavalerie bis Coutras verfolgt wurden. Hier beschäftigten sich die Stradioten nach ihrer Weise mit Plündern, als ihr Hauptmann Mercur, hinter sich den Siegesruf der Navarresen vernehmend, sich verloren wähnte und mit all seiner Mannschaft davonjagte. Der schimpflichen Flucht setzte la Grange sich entgegen. Das Pferd wurde ihm aber unter dem Leibe erstochen und er selbst genöthigt, sich gefangen zu geben. Dem Sieger, dem König von Navarra vorgeführt, hatte er jedoch Ursache, sich des Empfangs zu beloben; sogar seine Standarte wurde ihm zurückgegeben. La Grange oder Montigny war hierauf einer der sieben Vertrauten aus der Garde, die berufen waren, zu dem Morde des Herzogs von Guise zu wirken, und verdiente sich damit das Gouvernement von Bourges, welches der König in des la Châtre Händen nicht mehr sicher wähnte, „mais il fut refusé et contraint revenir avec sa courte honte.“ Dagegen zerstreute er, von Philipp von Angennes unterstützt, bei Nemours die Convoi, womit die Pariser den Nöthen der Ligisten in Orléans abzuhelfen gedachten, während sein Bruder, Anton de la Grange d'Arquien, das Schloß zu Sancerre einnahm, auch anderweit, gleichwie Montigny, den Ligisten manchen Abbruch that. Den Entsatz von Aubigny, 1591, hat Anton bewerkstelligt. Montigny focht auch bei Aumale und Fontaine-Française, befehligte bei der Belagerung von Amiens 1597 die Cavalerie légère. Mestre de camp général de la cavalerie légère, Gouverneur von Paris, Berry, Blois, Dunois, Vendôme und Gien, erhielt er auch 1593 das Gouvernement von Metz und den drei Bisthümern, während sein Bruder Arquien zum Gouverneur der Citadelle von Metz ernannt wurde. Maréchal de camp, den 14. Dec. 1615, für die von dem Herzoge von Guise befehligte Armee, wurde Montigny den 7. Sept. 1616 Marschall von Frankreich. Als solcher ist er den 9. Sept. 1617 gestorben und ihm wurde in der Domkirche zu Bourges ein Denkmal aus Marmor gesetzt. Der Sohn seiner Ehe mit Gabriele von Crevant, Heinrich Anton de la Grange auf Montigny, lieutenant-général für das Gouvernement der drei Bisthümer und Gouverneur der Stadt Verdun, hinterließ die einzige Tochter Gabriele, die, an Ludwig-Châlon du Blé Marquis d'Urelles verheirathet, ohne Kinder gestorben sein wird, denn die Güter fielen an die Grafen von S. Aignan, Nachkommen von des Marschalls von Montigny Tochter Jaqueline, die im Mai 1632 mit Tode abgegangen war. Des Marschalls Bruder und sein Mitstreiter in den Kämpfen mit der Liga besaß Arquien, Prie bei Nevers und Insy und war gentilhomme ordinaire de la chambre du roi, capitaine de cinquante hommes d'armes, lieutenant au gouvernement de la ville et citadelle de Metz, Gouverneur de Calais, de Sancerre et de Gien, lieutenant-colonel du régiment des gardes françoises et capitaine des gardes de la porte. Er starb den 9. Mai 1626, nachdem er drei Frauen gehabt. Der ersten Ehe mit Marie de Cambray,

*) Biographie universelle. Tom. XLVII. p. 517.

Frau auf Soulangis, gehört an Johann Jacob de la Grange, Vicomte von Soulangis, Herr von Arquien und Breviande, dessen Nachkommen, die Grafen von Arquien, bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. vorkommen, uns aber nicht weiter interessiren. In Anton's dritter Ehe mit Anna von Ancienville waren geboren 1611 Achilles von la Grange, Graf von Maligny, und den 8. Sept. 1613 zu Calais Heinrich de la Grange, Marquis von Arquien. Achilles, mit Germana Louise von Ancienville, Frau auf les Bordes, Tochter von Achilles d'Ancienville, Vicomte von les Bordes und Herr von Epoisses verheirathet, erbte durch seines Oheims Ludwig von Ancienville letzten Willen vom Jahre 1652 das Marquisat Epoisses, die ausgedehnte Herrschaft. Es gehörten dazu Epoissotte, Coromble, Toutry, Torcy, Pouligny, Vic-Chassenay, Meneloi, Menetreur, Atie-sous-Montréal, Genouilly, Dompierre en Morvan ꝛc. Mehr als 150 Lehen hingen davon ab, namentlich die Grafschaft Chevigny, die Baronien Bourbilly und Forléans, Tote, la Cour d'Arcenai u. s. w. Des Achilles de la Grange alleinige Erbin wurde seine Tochter Louise, vermählt 1661 mit Wilhelm Peichpeirour de Cominges, Graf von Guitault. Sie starb 1667 kinderlos und vermachte Epoisses dem Helden von Rocroy, dem Prinzen von Condé, der aber 1672 die Herrschaft dem Grafen von Guitault, seinem ersten Kammerherrn, schenkte. Das ist der Sévigné Nachbar, Freund und Lehnsherr, welche Bourbilly in dem Rechte ihrer Großmutter, der heil. Johanna Francisca von Chantal, besaß. Ein anderer Peichpeirour Cominges, auffallend durch seine ungeheure Dicke, hat wider seinen Willen in der Artillerie eine gewisse Berühmtheit erlangt. „Les courtisans, pendant les campagnes du roi, appellèrent par plaisanterie les bombes et les mortiers du plus gros calibre des Cominges, et si bien que ce nom leur est demeuré dans l'artillerie. Cominges trouvait cette plaisanterie très-mauvaise et ne s'y accoutuma jamais.“ Des Achilles Bruder, Heinrich von la Grange, Marquis von Arquien, auf Prie, Insy und Beaumont, war zu Calais den 8. Sept. 1613 geboren. „Il fut homme d'esprit, de bonne compagnie, et fort dans le monde, où il fut fort aidé par le duc de Saint-Aignan et par la comtesse de Béthune, sa soeur, dame d'atour de la reine Marie-Thérèse, de la mère de laquelle, fille du maréchal de Montigny, il était cousin germain. Il eut le régiment de cavalerie de Monsieur, et fut capitaine de ses Cent-Suisses.“ Er hatte zur Frau eine la Châtre-Brillebaut, gest. 1672, Mutter von sieben Kindern, die so folgen: 1) Anna Ludwig, Marquis von Arquien, Graf von Maligny, wendete sich, gleichwie der Vater, nach Polen, erhielt daselbst den 6. Mai 1690 das Indigenat, wurde Inhaber eines Dragonerregiments und Gardehauptmann, besaß auch eine Starostei. 2) Ludwig, chevalier d'Arquien, wurde bei der Belagerung von Orsoy 1675 getödtet. 3) Louise Maria, der Königin Maria Teresa dame d'atour, heirathete den 20. Jan. 1669 den Marquis von Chabris, Franz Gaston von Béthune. „Sa soeur étant devenue reine, son mari fut aussitôt envoyé extraordinaire en Pologne, pour complimenter le nouveau roi. Il revint immédiatement après, fut fait seul extraordinairement chevalier de l'ordre en 1675, et repartit pour Varsovie avec sa femme, chargé de porter le collier du Saint-Esprit au roi son beau-frère, qu'il lui donna à Zolkiew, en novembre suivant, où il demeura ambassadeur extraordinaire. M. et madame de Béthune curent deux fils et deux filles.“ Die ältere Tochter verheirathete K. Johann von Polen den 22. Mai 1690 mit seinem Neffen, dem Fürsten Stanislaus Kasimir Radzivil, dem Ordinat von Kleck und Großmarschall von Lithauen, der aber noch in demselben Jahre starb, worauf die Witwe die zweite Ehe einging mit dem Hofmarschall von Lithauen, Fürsten Sapieha. Die andere Tochter wurde 1693 dem Grafen Jablonowski, Woywode von Volhynien und demnächst von Reußen, angetraut, „frère de la comtesse Bnin Opalinska, mère du roi Stanislas, père de la reine épouse de Louis XV. M. de Béthune demeura toujours en Pologne jusqu'en 1691, où il était extrêmement aimé et considéré, et y acquit beaucoup de réputation. Il en partit cette année-là pour aller ambassadeur extraordinaire en Suède, et il y mourut l'anné suivante, 1692. C'était un homme d'esprit avec beaucoup d'agréments, fait pour la société, et fort capable d'affaires. Il avait conclu et signé avec l'électeur palatin le contrat de mariage de Monsieur et de Madame. Il avait aussi servi, été gouverneur de Clèves, et commandé en chef dans ce pays-la. Il vivait fort magnifiquement; sa manie était de se mettre entre deux draps à quelque heure qu'il voulait faire ses dépêches, et ne se relevait point qu'elles ne fussent achevées. Les deux fils refusèrent avec une folle opiniâtreté le cardinalat à la nomination du roi de Pologne. Il vinrent dans la suite mourir de faim en France. L'aîné fut tué sans alliance à la bataille d'Hochstet, l'autre a vécu obscur toute sa vie. Il épousa une soeur du duc d'Harcourt dont il n'est resté qu'une fille, qui veuve fort jeune sans enfants d'un frère du maréchal de Médavi, s'est remariée au maréchal de Belle-Isle. Son père s'est remarié à une soeur du duc de Tresmes, se sont séparés fort brouillés, et il est allé vivre à Lunéville, où le roi Stanislas l'a fait son grand chambellan. Madame de Béthune est morte à Paris en 1728, à quatre vingt-neuf ou dix ans.“ 4) Maria Kasimira, die Königin von Polen, von der nach dem Vater. 5) Johanna und 6) Francisca, beide Klosterfrauen. 7) Maria Anna, vermählt zu Lemberg den 19. Juni 1678 mit dem Krongroßkanzler Grafen Johann Wielopolski, der, von seiner Gemahlin begleitet, 1686 als ambassadeur extraordinaire nach Frankreich kam und in der Nacht vom 14.—15. Febr. 1688 mit Tode abging. Der vielen Kinder Vater, der noch dazu am 30. Aug. 1673 die zweite Heirath eingegangen war mit Charlotte de la

Fin-de-Salins, gestorben im April 1692, mag der Marquis d'Arquien es in der Heimath etwas unbequem gefunden haben; um so leichter ließ er sich von einem Freunde, dem polnischen Gesandten am französischen Hofe, bereden, sein oder wenigstens seiner Kinder Glück in Polen zu suchen. „Il quitta Monsieur pour faire ce voyage avec l'ambassadeur qui s'en retournait, qui peu après leur arrivée, fit si bien, qu'il en fit épouser une à Jacob Radzivil prince de Zamosc.“ Im J. 1695 erhielt der Marquis von Arquien den Cardinalshut; „auquel le roi son gendre l'avait enfin nommé au refus persevérant de ses deux petit-fils. Il avait quatre-vingt-deux ans quand il fut cardinal, ne prit jamais aucuns ordres, et n'eut jamais aucun bénéfice, en sorte qu'il ne dit jamais de bréviaire, et qu'il s'en vantait. Il fut gaillard et eut des demoiselles fort au delà de cet âge, ce que la reine sa fille trouvait fort mauvais.“ Er starb zu Rom den 24. Mai 1707, in dem Alter von 96 Jahren 11 Monaten, nach einem sehr kurzen Krankenlager, „ayant continuellement joui jusqu'alors de la plus parfaite santé de corps et d'esprit.“ Er wurde in der Kirche der Karmeliter, la Madonna della Vittoria, beerdigt. Seine Tochter Maria Kasimira, Nr. 4, geb. 1640 oder 1634, heirathete bald nach ihrer Ankunft in Polen den Woywoden von Sendomir, den Fürsten Jacob Radzivil, der sich gegen die jüngere Linie der Zamoiski den Besitz der wichtigen Ordination Zamosc mit ihren 12 Städten und 230 Dörfern erstritten. „Elle le perdit peu après sans enfants, et demeura assez riche pour que Jean Sobieski eût envie de l'épouser.“ Diese zweite Ehe wurde den 6. Juli 1665 eingesegnet. Johann Sobieski, Jacob's und der Theophila Zolkiewski, einer reichen Erbin, zweiter Sohn, geb. 1629 zu Olesko, in dem nachmaligen brodyer Kreise von Galizien, war damals bereits Krongroßmarschall. Von dessen Stammhause schreibt Ulrich von Werdum in seinem Reiseberichte: „Von Zolkiew durch einen sehr lustigen Weg zwischen Bäumen und Gesträuch nach Sobieska Wola, welches Dorf seine Häuser fast erstreckt bis an Pilaskovice, zwei Meilen. Beide Dörfer liegen in einem Thale, durch welche in die Länge ein hübscher Bach läuft; bei dem letzten liegt auf der Höhe ein neu gebauter Edelhof, auch Pilaskovice genannt, welcher das Geburtshaus und Stammhaus ist des Großfeldherrn in Polen, Johannes Sobieski, der auch Großmarschall ist.“ Hiernach scheint das väterliche Besitzthum nicht gar bedeutend gewesen zu sein. Anders verhält es sich mit dem mütterlichen Erbe, wenn ich davon auch nur die unweit Lemberg gelegenen Städte Zolkiew und Kulikow, dann Zloczow, südwestlich von Brody, zu nennen weiß. Die Zolkiewski zählten unter die mächtigsten Geschlechter Polens. Ulrich von Werdum gibt die Inschrift jener Gedächtnißsäule, welche des Großkanzlers Zolkiewski, der mit all seinem Volke unweit Mohilow von den Tataren erschlagen wurde, Gedächtniß bewahren sollte. „Diese Säule ist mitten im Felde auf einem kleinen Hügel, ins Viereck etwa 3 Maasschuh dick und 10 hoch, von Bruchsteinen aufgeführt und an der Ostseite in einer schwarzmarmornen Tafel folgendes Epitaphium gehauen: Deo Trino et Uni: Hospes, si Christianus huc accedis, pro Christi fide defuncto vota non denega. Si paganus venis, lapidi ne invide: Quisquis ades, quam dulce et decorum sit pro Patria mori, ex me disce. Stanislaus in Zolkiew, Zolkiewski, Regni Polon. Cancellarius et Exercituum Dux Supremus; Barrensis, Kaminiecensis, Faworaviensis Capitaneus, post reportatas de Kosaceis et Tartaris victorias, actosque de subjugata Moscovia triumphos, Republ. Polona qua pace qua bello praeclare gubernata, fortiter cum Tartaris dimicando hic occubuit. Vos meo sanguine conspersi campi, debitae meae in Deum pietatis, fideles, perennis memoriae, estote Testes. Auf der obern Hälfte der Tafel ist Nichts gehauen. Vielleicht ist sein Wappen, oder Geburts- und Sterbetag darauf geschrieben und gemalt gewesen, sodaß die Farben von Regen und Luft abgegangen, sonst ist kein Jahr oder Tag bei diesem Epitaphio zu finden.“ Werdum sah auch die Stelle, wo des Johann Sobieski älterer Bruder, Marcus, den Tod gefunden hatte. „Von Ladyszyn (in Niederpodolien), durch zwei hohe Flachfelder, in der Mitte mit einem breiten Thal von einander geschieden, bis ans Ufer des Bogs und die niedergefallenen Wälle eines alten polnischen Feldlagers ist nur eine Meile. In selbigem Lager hatten sich bei dem ersten Kosakenkriege 34,000 Polen verschanzt, welche der Kosakengeneral Chmielnicki darin bestürmte, durchbrach und allen, die in der ersten Furie nicht erwürgt waren, vollends die Köpfe abschlagen ließ, unter welchen der Reichsgroßfeldherr Sobieski auch seinen ältesten Bruder gehabt.“ Den Schwiegervater und den Bruder hat Johann Sobieski ehrlich an Kosaken und Tataren gerächt. Hingegen beruht die Angabe, daß er unter den Musketieren von Ludwig's XIV. Leibgarde Dienst genommen habe, lediglich auf einem Irrthum: es sind Mousquetaires gemeint. Wol aber brachte Johann eine entschiedene Vorliebe für französische Sitte, Sprache und Literatur mit nach Hause. Einer der ersten ist er der gegen K. Michael gerichteten Conföderation beigetreten. Michael sollte des Thrones beraubt und an seine Stelle ein französischer Prinz gesetzt werden. Unter den Conföderirten nennt Werdum „den Primas Prasmowski, den Kronmarschall und Feldherrn Sobieski, den Reichskanzler Lesczynski, den Reichsschatzmeister Morstin, den Reichstruchseß Wielopolski, den Bischof von Krakau, Trzebicki, die Woywoden von Kiow, Potocki, von Reußen, Jablonowski, von Plocko, Prasmowski, von Pomerellen, Bonkowski, den Reichsfähnrich Czyniawski, unzählig viele andere Prälaten, Woywoden, Castellane, Starosten, Officiere, königliche Hofbediente und sonst Vornehme vom Adel. Der lithauische Oberkanzler Pac hielt die übrigen Bedienten von Lithauen meistentheils auf des Königs Michael Seite; doch war der Unterfeldherr in Lithauen, Fürst Michael Radzivil, auch französisch; der junge Lubomirski, der Malteserritter und sein Bruder, der Starost von Sandec, sammt dem

Prinzen von Ostrog waren auch mit von den passionirtesten für die französische Faction, deren letzterer der Sohn von des Großfeldherrn Sobieski einziger Schwester und in zweiter Ehe dem lithauischen Unterfeldherrn Michael Radzivil angetraut ist. Alle diese haben den Reichsschatzmeister Morstin Vollmacht gegeben, mit einem französischen Prinzen zu unterhandeln, und dieser hat es dahin gebracht, daß der König von Frankreich unangesehen die Conjuration zeitig entdeckt und daher viel Unwesen entstanden war, öffentlich zwar dieses Werkes enthoben sein sollte, weil er dem Kaiser versprochen, sich in die polnischen Händel nicht zu mischen, doch unter der Hand alle mögliche Hilfe leisten wollte, daß der damalige Comte de St. Paul, der nachmals Duc de Longueville ward, zur polnischen Krone befördert wurde, als sich der Prinz von Condé nach vorgegangener Excluſion nicht mehr damit bemühen wollte. Darauf schickte gedachter Comte de St. Paul dieses Werk der Nothdurft nach in Gegenwart zu concertiren, als seinen Agenten incognito nach Danzig, Monſ. Akakia, der vor diesem bei den Friedenstractaten zu Oliva des französischen Ministers de Lombres Secretair gewesen und von den polnischen Händeln einige Kenntniß erlangt hatte, welcher zugleich secrete Instruction vom französischen Hofe, wie auch große Geldrimessen mit überbracht und doch seine Negotiation so geheim nicht gewußt zu führen, daß der polnische und sofort der kaiserliche Hof nicht Nachricht davon erhalten und Frankreich darüber geklagt, welches sein Versprechen zum Theil ein Genüge zu thun, Monſ. Akakia stracks revocirt, und als ob er ohne Wissen des Königs, auf Befehl des Comte de St. Paul allein hierunter gehandelt, zwei oder drei Monate ihn in der Bastille zu Paris arretiren lassen. Schon zuvor aber, ehe Akakia von Danzig wegreiste, hatte der französische Hof für gut gefunden und verwilligt, daß insgeheim ein anderer Plenipotentiarius für den Comte de Saint Paul nach Polen geschickt würde und das entworfene Project wo möglich zur Vollkommenheit ausführen sollte. Dieser war nun Monsieur Jean de Courthonne, abbé de Paulmiers et Harchagrats, Domherr zu Lisieux, aus dem bekannten Hause de Courthonne, in der Normandie geboren und unter dem Namen des abbé de Paulmiers am französischen Hofe wohl bekannt. Ein Mann, wiewol geistlichen Standes, doch von großer Courage und wunderfertigem Verstande, der sich in die unvermuthetsten Vorfälle im Augenblicke zu finden wußte und die allergefährlichsten Begegnungen ganz unerschrocken zu überwinden pflegte und zu einer so hazardeusen Negotiation, als der polnischen, vor andern bequem erachtet wurde." In dessen Dienste war Ulrich von Werdum eben getreten. Die Intrigue lief indessen fruchtlos ab. Der Graf von S. Paul oder Herzog von Longueville wurde bei dem Rheinübergange, den 12. Juni 1672, getödtet und Michael Wiesniowiecki starb als König, den 10. Nov. 1673. Johann Sobieski gelangte zur Krone und hat als König Johann III. seinen eigenen Artikel. Von dessen Gemahlin, der Marquise d'Arquien, schreibt Saint-Simon: „La reine de Pologne ne fut pas à beaucoup près si Française que le roi son mari. Transportée de se voir une couronne sur la tête, elle eut une passion ardente de la venir montrer en son pays, d'où elle était partie si petite particulière. La France avait eu tant de part à cette élection, que ce fut en reconnaissance de l'avoir procurée que le roi de Pologne donna sa nomination au cardinal de Janson qui y était ambassadeur de France. Il n'y avait donc nul obstacle à ce voyage qui fut prétexte des eaux de Bourbon. Tout annoncé, tout préparé, elle fut avertie que la reine ne lui donnerait point la main, chose qu'il était étrange qu'elle pût ignorer. M. Gonzague, marié à Paris, par procureur, en présence de toute la cour, ne l'avait ni eue ni prétendue, et plus nouvellement, le roi Casimir qui a passé les dernières années de sa singulière vie en France. Les rois ne l'avaient pas anciennement chez les nôtres, et les électifs n'y ont songé en aucun temps. Le dépit en fut néanmoins aussi grand que si elle eût reçu un affront. Elle rompit son voyage, se lia avec la cour de Vienne et tous les ennemis de la France, eut grande part à la ligue d'Augsbourg contre elle, et mit tout son crédit, qui était grand sur le roi son mari, à lui faire épouser depuis tous les intérêts contraires à la France. Le désir extrême qu'elle eut de faire son père duc et pair l'en rapprocher depuis, mais les mécontentements essentiels qu'on avait reçus d'elle l'en firent constamment refuser. Longtemps après, c'est-à-dire en 1694, elle obtint pour lui un collier de l'ordre que le roi son gendre lui donna à Zolkiew par commission du roi. Personne n'a ignoré la conduite sordide qu'elle inspira au roi son mari dans ses dernières années, qui l'empêcha d'être regretté, et qui fut un obstacle invincible à l'élection de pas un de ses enfants, non obstant l'amour des Polonais pour le sang de leurs rois, et leur coutume de leur donner leur couronne. Enfin, détestée en Pologne jusque de ses créatures et de ses propres enfants, elle emporta ses trésors et se retira à Rome avec son père, et ils y demeurèrent dans le même palais. Les mortifications l'y suivirent; elle prétendit y être traitée comme l'avait été la reine Christine de Suède. On lui répondit, comme autrefois on avait fait en France, qu'il n'y avait point de parité entre une reine héréditaire et une reine élective, et l'on en usa avec elle en conformité de cette différence. Cela contraignit toute sa manière de vie, et lui donna tant d'embarras et de dépit qu'elle n'attendait que la mort de son père pour sortir d'un lieu si désagréable. Elle arriva le 24. mai 1707. Sa fille ne tarda guère après à exécuter ce qu'elle s'était proposé. Ne sachant que devenir, elle voulut venir en France. De la façon qu'elle s'était comportée il n'est pas surprenant que la demande qu'elle en fit fût reçue froidement, et que la liberté d'y venir, se fit attendre. A la fin le roi consentit,

mais à condition qu'elle ne songerait pas à s'approcher de la cour ni de Paris, et lui donna le choix d'une des villes sur la Loire, et même des châteaux de Blois d'Amboise et de Chambord. Elle arriva, le 4. juillet 1714, à Marseille, sur les galères du pape, et y trouva pour la recevoir, de la part du roi, le marquis de Béthune, fils de sa soeur, et père de la maréchale de Bellisle, qui n'était pas encore mariée pour la première fois. Elle ne voulut point d'honneurs nulle part, de peur apparamment qu'ils ne fussent pas tels qu'elle les aurait souhaités, séjourna peu à Marseille, et s'en alla par le plus droit à Blois qu'elle avait choisi, et dont elle ne sortit plus. Elle avait avec elle la fille ainée du prince Jacques son fils, qui épousa depuis, à Rome, le roi Jacques III. d'Angleterre, que les Anglais appellent le Prétendant. Elles vécurent à Blois dans la plus grande solitude et sans nul éclat. La reine y fut laissée avec toute l'inconsidération qu'elle méritait et mourut comme une particulière. Elle fut traitée de même après sa mort, et sa petite-fille aussi." Maria Kasimira starb den 30. Jan. 1716 sehr plötzlich und der Leichnam wurde vorläufig am 2. April in der Kirche S. Sauveur, der Pfarrkirche des Schlosses von Blois, beigesetzt, späterhin nach Polen gebracht und am 28. Febr. 1717 zu Warschau in der Capucinerkirche neben der Grabstätte K. Johann's III. beerdigt. Ihre Kinder, insofern sie zu Jahren kamen, sind in dem Artikel Johann III. aufgeführt. Die Tochter, Teresa Kasimira Kunigunde, wurde zu Warschau den 15. Aug. 1694 dem Kurfürsten Maximilian von Baiern angetraut. Dessen Bevollmächtigter war dafür Prinz Jacob, Bruder der Braut. Volle vier Tage wurden in Lustbarkeiten zugebracht, worauf die 18jährige Kurfürstin im November die Reise nach Brüssel antrat. Der Kurfürst residirte als Generalgouverneur der spanischen Niederlande in der Hauptstadt, kam seiner Braut jedoch bis Wesel entgegen, wo dann am 2. Jan. 1695 die Ehe vollzogen wurde. Der Kurfürstin Lebensart bespricht der Ritter von Lang in pikanter Weise. Von dem Prinzen Alexander Sobieski heißt es bei Saint-Simon: „Alex. Sobieski, chevalier du Saint-Esprit, mourut à Rome, sans avoir été marié. Il avait mené une vie assez obscure et assez errante, par des prétentions dont il n'avait pu réaliser aucune nulle part. Le pape crut apparement l'en dédommager par de magnifiques obsèques qu'il voulut voir passer sous les fenêtres de son palais." Prinz Constantin starb den 28. Juli 1726. Prinz Jacob Ludwig, geb. zu Paris den 2. Nov. 1667 und daselbst getauft den 15. Mai 1668, stand in mehren Feldzügen, namentlich vor Wien, dem Vater zur Seite, machte sich auch Hoffnung, dessen Nachfolger auf dem Throne zu werden. Nachdem sie geschwunden war, zog er 1697 nach Schlesien, wo der Kaiser ihm zur Sicherheit eines Darlehens von 400,000 Gulden das Amt Ohlau verschrieben hatte. Auf dem dasigen Schlosse bis in das Jahr 1704 residirend, wurde er der Aufnahme der Stadt sehr förderlich. „Seine Gemahlin befand sich indessen zum Oestern in Wien, wo sie auch von unsern Prinzen je zuweilen besucht worden. Vom Jahre 1700 an ist sie bis auf die Zeit, wo ihr Gemahl von Neuem zu Ohlau seine Residenz erwählt, wenig von Wien weggekommen, hat auch ihre Kinder bis auf die älteste Prinzessin bei sich gehabt." Im Laufe der Feindseligkeiten gegen K. August erließ Karl XII. das Manifest vom 3. Jan. 1704, worin die Behauptung aufgestellt ist, daß zur Beruhigung von Polen „kein zulänglicheres Mittel vorhanden sei," als wenn die Nation den polnischen Prinzen Jacob Ludwig zu ihrem Haupte erwählte. Sofort war der Prinz entschlossen, sein Glück in Polen bei der den Schweden befreundeten Partei zu suchen. Allein ehe er solches bewerkstelligen konnte, widerfuhr ihm ein Streich, der alle seine Hoffnung auf einmal zu Schanden machte. Denn K. August befand nicht für rathsam, die Anschläge, die dieses Prinzen wegen gemacht wurden, zur Reife kommen zu lassen, daher er dem damaligen Obersten von Kospoth auftrug, demselben mit einer Anzahl beherzter Officiere auf der Landstraße aufzupassen, und wenn er von Ohlau abreisen würde, sich seiner Person zu bemächtigen. Dieses wurde auch den 28. Febr. glücklich ins Werk gesetzt, als der Prinz nebst seinem jüngsten Bruder Constantin unweit Breslau angelangt war und sich von da weiter nach Warschau zu den Conföderirten begeben, vorher aber nochmals eine Reise zurück nach Ohlau thun wollte. Man nahm ihn da gefangen, setzte ihn auf ein Pferd und führte ihn mit der größten Eilfertigkeit durch die Lausitz nach Sachsen, wo er nebst seinem gedachten Bruder, der ihn nicht verlassen wollte, nach Leipzig auf die Festung Pleißenburg in Verwahrung gebracht wurde. Immittels machte diese feindliche Aufhebung unseres Prinzen unter den schwedisch gesinnten Polen einen gewaltigen Lärm. Die beiden Gefangenen würden auch vielleicht sobald nicht auf freien Fuß gestellt worden sein, wenn nicht der König von Schweden ao. 1706 selbst nach Sachsen gekommen und sie erlöst hätte." Freigegeben durch den Art. 8 des Altranstätter Vertrags, „wurden die beiden Prinzen, die man kurz vor dem schwedischen Einfalle von Leipzig auf den Königstein gebracht hatte, zu Anfang December 1706 auf freien Fuß gesetzt. Sie fanden sich zuerst bei K. Stanislaus zu Leisnig ein, worauf sie sich den 27. Dec. nach dem schwedischen Hauptquartier Altranstätt erhoben, wohin sie Stanislaus begleitete. Sie wurden von dem Könige von Schweden, der ihnen bis Leipzig entgegenritt, sehr gnädig empfangen und recht königlich bewirthet. Es ist merkwürdig, daß sie während ihrer Gefangenschaft ihre Bärte haben wachsen und solche nicht eher als bei ihrer wiedererlangten Freiheit abnehmen lassen; ihre bärtigen Bildnisse aber haben sie hierauf nebst den abgeschnittenen Haaren der Frau Mutter zum Andenken nach Rom übersendet." Von 1712 an residirte Prinz Jacob wieder regelmäßig in Ohlau; durch den am 3. Nov. 1716 zwischen König August und den conföderirten Polen abgeschlossenen Vertrag erhielten die Sobieski ihr Eigenthum in Polen zurück, gleichwie ihre

Forderungen an die Republik anerkannt wurden. „Aö. 1713 fiel Jacob an dem kaiserlichen Hofe in Ungnade, weil er wider desselben Vorbewußt und Einwilligung seine jüngste Prinzessin Maria Clementina an den sogenannten englischen Prätendenten vermählte. In einem zurückgelassenen Billet hatte die Prinzessin erklärt, daß sie auf des Vaters Befehl und unter dessen Veranstaltung die Flucht genommen habe. Es wurde hierauf dem Vater „von dem Oberamts-Directorium zu Breslau durch den Oberamtskanzler angedeutet, die Prinzissin wieder nach Insbruck zu liefern, widrigenfalls er innerhalb acht Tagen die Erblande mit Allem, was ihm angehörig, räumen, und zugleich der Einkünfte von seinem Pfandschilling Ohlau verlustig sein sollte. Da nun dieses zu leisten nicht möglich war, mußte er dem kaiserlichen Befehle nachleben. Den 6. Juni fanden sich zu dem Ende zwei Compagnien von dem Alt-Dauniſchen Regimente ein, die sowol das Schloß als die Stadt besetzten. Der Prinz begab sich nach Polen in das Kloster Czenstochow, seiner todtkranken Gemahlin aber wurde erlaubt, in Ohlau ihre Krankheit abzuwarten." Er wurde indessen mit dem kaiserlichen Hofe ausgesöhnt; um seinen finanziellen Verlegenheiten abzuhelfen, wollte K. Karl VI. ihm seine vortreffliche Gemäldesammlung zu dem Preise von 400,000 Gulden abkaufen. Das Anerbieten verschmähend, machte der Prinz sie dem Monarchen zum Geschenk, welches sich dieser aber verbat. „Der tödtliche Hintritt des Königs August II. von Polen, den 1. Febr. 1733, flößte dem Prinzen zwar von Neuem einige königliche Gedanken ein, weil sich verschiedene von seinen alten Freunden unter den Magnaten bei ihm zu Zolkiew, wo er sich bisher meistens aufgehalten hatte, einfanden und ihm zur Besteigung des erledigten Thrones Hoffnung machten. Allein diese Anschläge und süßen Königsgedanken kamen nicht zu ihrer Reife. Der bekannte Stanislaus erhielt die meisten Stimmen, und als dieser verworfen wurde, behauptete K. August III. den Thron. Ehe noch diese Wahl zu Stande kam, hatte der Prinz die Ehre, die Leichen seiner königlichen Aeltern aus dem Capuciner-kloster aus Warschau bringen zu lassen, welche darauf nebst der Leiche des K. August II. mit großem Gepränge nach Krakau abgeführt und allda von K. August III. bei seiner Krönung, Januar 1734, solenniter zur Erde bestattet wurden." Von da an weilte der Prinz meist zu Zolkiew, wo er ein sehr eingezogenes Leben führte, auch daselbst den 19. Dec. 1737 starb. „Seine Prinzessin, die Herzogin von Bouillon, die sich kurz vorher aus Frankreich bei ihm eingefunden hatte, ist bis an sein Ende bei ihm geblieben. Sie ließ ihn den 30. Dec. in der Pfarrkirche zu Zolkiew standesmäßig beisetzen, nachdem sie seinen Leichnam in einem zinnernen Sarge auf einem köstlichen Paradebette einige Tage lang öffentlich hatte sehen lassen. Der König hat wegen seiner Verlassenschaft die Obervormundschaft über sich genommen und deshalb von seinen Gütern durch einige Commissarien Besitz nehmen lassen." Zolkiew sammt dem benachbarten Kulikow, dessen Einwohner bei den Nachbarn berühmt sind gleich dem böhmischen Doctor zu Kaplitz, gleich den Thoren von Stropko im zempliner Comitat von Ungarn (Widel Stropko, a zaplakal nad njm), erkaufte 1741 der Fürst Radzivil. Von des Prinzen Jacob Sobiesti sechs Kindern, aus der Ehe mit der Prinzessin von Pfalz-Neuburg, kamen nur drei zu Jahren, Maria Kasimira, geb. den 20. Jan. 1695; Maria Charlotte, geb. den 25. Nov. 1695, und Maria Clementina, geb. den 18. Juli 1702. Maria Kasimira starb den 18. Mai 1723 als Braut des Prinzen Gottfried Moritz von Turenne, aus dem Hause Bouillon. „Le duc de Bouillon, fort occupé d'étayer de plus en plus sa princerie par des alliances étrangères, dont les siens s'étaient si bien trouvés, avisa d'en relouir, ainsi que de ses grands établissements, le prince Jacques Sobieski, qui vivait retiré dans ses terres en Silésie; il répandit beaucoup d'argent autour de lui, et fit si bien que le mariage de l'aînée fille de ce prince fut conclu avec le prince de Turenne, son fils aîné. Ce mariage flattait extrêmement le duc de Bouillon. Le grand-père de sa future belle-fille avait occupé long-temps le trône de Pologne, et en avait illustré la couronne par ses grandes actions; sa femme était soeur de l'impératrice; épouse de l'empereur Léopold, et mère des empereurs Joseph et Charles, et soeur aussi de la reine douairière d'Espagne, de la feue reine de Portugal, des électeurs de Mayence et Palatin, et de la duchesse de Parme, mère de la reine, seconde femme du roi d'Espagne. Enfin la fille aînée du prince Sobieski avait épousé le roi d'Angleterre, retiré à Rome. Le mariage fut célébré par procureur à Neisse en Silésie, et en personne à Strasbourg, un mois après. Mais le prince de Turenne tomba malade presque aussitôt, et mourut douze jours après son mariage. Personne de la famille n'était allé à Strasbourg que son frère; la mariée y était arrivée en fort teste équipage. On comptait l'amener tout de suite à Paris, quand la maladie de son mari les arrêta. Dès que la nouvelle en vint, le duc de Bouillon pensa aussitôt au mariage de son second fils, si elle devenait veuve, et à tout événement dépêcha le comte d'Evreux à Strasbourg pour lui persuader de continuer son voyage, dans l'espérance de gagner son consentement. Ils y réussirent, et la gardèrent tantôt chez eux à Pontoise, tantôt dans un couvent du lieu, et n'en laissèrent approcher personne qui la pût imprudemment détromper des grandeurs qu'elle croyait aller épouser. Ils négocièrent en Silésie pour avoir le consentement, puis à Rome pour la dispense, où il n'est question que du plus ou du moins d'argent qu'on n'avait pas dessein d'épargner. Enfin, le mariage se fit en avril 1724, fort en particulier, à cause du récent veuvage. Quand elle commença à voir le monde et à être présentée à la cour, elle fut étrangement surprise de s'y trouver comme toutes les autres duchesses et princesses, assises, et de ne crimer nulle part

avec toute la distinction dont on l'avait persuadée, en sorte qu'il lui échappa plus d'une fois qu'elle avait compté épouser un souverain, et qu'il se trouvait que son mari et son beau-père n'étaient que deux bourgeois du quai Malaquais. Ce fut bien pis quand elle vit le roi marié. Je n'en dirai pas d'avantage. Ces regrets, qu'elle ne cachait pas, joints à d'autres mécontentements, en donnèrent beaucoup aux Bouillons. Le mariage ne fut pas heureux. La princesse, qui ne put s'accoutumer à l'unisson avec nos duchesses et princesses, encore moins à vivre avec les autres, comme il fallait qu'elle s'y assujetît, se rendit solitaire et obscure. Elle eut des enfants, et, après plusieurs années, ne pouvant plus tenir dans une situation si forcée, elle obtint aisément d'aller faire un voyage en Silésie pour ménager son père et ses intérêts auprès de lui. Son mari ne demandait pas mieux que d'en être honnêtement défait. Il ne la pressa point de revenir, et au bout de peu d'années elle mourut en Silésie, au grand soulagement de M. de Bouillon, qui ne laissa pas d'en recueillir assez gros pour ses enfants." Theilweise finden diese Angaben ihre Bestätigung in den „Genealogisch-historischen Nachrichten" 13. Th. S. 65: „Der frühzeitige Tod ihrer ältern Schwester, Maria Kasimira, gab Anlaß, daß Maria Charlotte zu einer Braut des Prinzen von Turenne, welchem jene eigentlich zur Gemahlin bestimmt war, erwählt wurde. Die Vermählung geschah den 25. Aug. 1723 per procurationem zu Neiße bei ihrem Herrn Vetter, Franciscus Ludovicus, damaligen Kurfürsten von Trier und Bischof zu Breslau, worauf den 20. Sept. zu Strasburg die Ehe vollzogen wurde. Allein das Vergnügen verwandelte sich gar bald in ein großes Herzeleid, weil der neuvermählte Prinz den 1. Oct. darauf an einem hitzigen Fieber starb. Die hinterlassene junge Witwe begab sich zwar sogleich in ein Kloster. Weil aber der Papst Innocentius XIII. dem Bruder des verstorbenen Prinzen, Namens Carolus Godofredus, den Andere Josephum Carolum nennen, Dispensation ertheilte, seines Bruders Witwe zu heirathen, so trug sie kein Bedenken, das Kloster wieder zu verlassen und sich den 1. April 1724 mit diesem Prinzen, der nach seines Vaters aõ. 1730 erfolgten Tode den Titel eines Herzogs von Bouillon annahm, zu vermählen. Als ihr Vater aõ. 1737 zu Zolkiew sehr krank lag, fand sie sich aus Frankreich bei ihm ein, verließ ihn auch nicht bis zu seinem Ende, den 19. Dec. 1737. Sie ist von dieser Zeit an beständig auf den väterlichen Gütern geblieben, bis sie endlich in dem 43. Jahre ihres Alters zu Zolkiew den 8. Mai 1740 gestorben. Des Prinzen Jacob Sobieski jüngste Tochter, Maria Clementina, wurde dem sogenannten Prätendenten K. Jacob III. von Großbritannien verlobt. „Le père donna 600,000 livres de dot, et le pape 900,000 livres avec 80,000 livres de pension et des meubles. L'épouse, mariée par procureur, partit d'Ohlau le 12. septembre, accompagnée de sa mère, pour aller à Rome; mais arrivées à Inspruck, elles furent arrêtées toutes deux par ordre de l'empereur qui, pour mieux et plus bassement faire sa cour au roi Georges, ôta en même temps au prince Jacques la pension qu'il lui donnait, lui envoya ordre de sortir de ses états, et défendit au duc de Modène d'accomplir le mariage signé entre le prince de Modène son fils et une autre fille du prince Jacques Sobieski. C'était pousser la persécution bien loin et d'une manière que toute l'Europe, même en Angleterre, trouva bien peu honorable, pour en parler modestément, et dont le pape fut indigné." Das Geheimniß der beabsichtigten Vermählung wurde verrathen und die Braut auf der Reise zu Insbruck angehalten. Die Personen, die ihr aus dem Arrest zu Insbruck geholfen haben, sind M. Gaidon, ein französischer Major, Mr. Ogan, ein englischer, und Mr. Misset, ein irländischer Edelmann, gewesen, welche zusammen, nebst des letzteren Eheweibe, sich in Insbruck eingefunden und als vornehme Standespersonen in einem vornehmen Gasthofe daselbst einige Tage lang logirt, bis sie durch eine Nonne, die sie auf ihre Seite gebracht, ein Mittel gefunden, mit der Prinzessin im Geheimen Briefe zu wechseln. Man practicirte darauf ein Frauenzimmer von gleicher Leibesgestalt in das Zimmer der gefangenen Prinzessin, mit welcher sie die Kleider wechselte, und glücklich des Nachts um 11 Uhr mitten durch die Wache, die in dem Vorgemache stand, durchging. Unten vor dem Kloster traf sie den Herrn Misset an, der sie in den obgedachten Gasthof führte. Weil es finster war, trat sie unterwegs dergestalt in den Koth, daß sie den Schuh darin stecken ließ und in bloßem Strumpfe ihren Weg fortsetzen mußte. Im Gasthofe hatte sie nicht Zeit, andere Strümpfe anzuziehen, daher sie ganz naß und kothig sich mit Herrn Gaidon und Frau Misset in die Carosse begeben mußte. Hr. Ogan ritt bei der Carosse her und Hr. Misset blieb indessen in Insbruck zurück, um zu sehen, was wegen der Flucht berathschlagt würde und seine Messures darnach zu nehmen. Die Prinzessin kam nach drei Tagen glücklich zu Bologna an (2. Mai), wo sie den Lord Dunbar fand, welcher vom Prätendenten, der sich damals noch in Spanien befand, Vollmacht hatte, sich solche in seinem Namen antrauen zu lassen, was auch ohne großes Gepränge den 18. Mai 1719 geschah. Sie begab sich darauf nach Rom, wo sie von der Gräfin von Marr in Begleitung aller andern damals in Rom anwesenden Engländer und Engländerinnen solenniter eingeholt und mit einem prächtigen Gefolge vieler Carossen in die Stadt geführt wurde. Der Prätendent fand sich nicht lange darauf in Person zu Rom ein und vollzog mit ihr die Ehe (den 3. Sept. 1719)." Sehr übel ist auf ihren Herrn Keyßler zu sprechen. „Er fährt gemeiniglich mit drei Kutschen aus und sein ganzer Hofstaat mag ungefähr in 40 Personen bestehen. Neulich nahm er sich in der Opera einige Gewalt heraus, indem er rief, es sollte eine Arie, die ihm und Andern wohlgefiel, noch einmal gesungen werden. Man besann sich zwar anfänglich ein wenig, lebte ihm aber doch

endlich zu Gefallen. Dieses ist das einzige Mal, daß er ein Zeichen einiger Autorität allhier von sich gegeben, und diese Gewalt ist noch dazu von solcher Art, daß ein halb Dutzend Zuhörer mit ihrem Händeklatschen sich auf gleiche Weise gehorchen machen können. Wenn er in eine Assemblée kommt, steht kein protestantischer Engländer vor ihm auf, und selbst die römisch-katholischen machen schlechte Complimente mit ihm. Niemand hat einige Hochachtung für ihn wegen seines niederträchtigen Gemüthes und der unordentlichen Lebensart mit Frauenspersonen, denen er sehr ergeben ist. Die Gemahlin ist nicht schön, sondern blaß und mager; ihre vielen unglücklichen Wochenbetten haben sie sehr kränklich gemacht und sie kommt wenig aus ihrem Hause, wenn sie nicht etwa ihrer Andacht wegen in Klöster zu fahren hat. Ihren Bedienten gibt sie weder Silber noch Gold auf die Livrée und dieses Alles aus sogenannter Frömmigkeit, auf welche sie theils wegen ihres kränklichen Zustandes, theils wegen des wunderlichen Kopfes, Eifersucht, Untreue und anderer übeln Aufführung ihres Mannes gegen sie gerathen ist. Die aus dieser letzten Quelle entsprungene Eifersucht machte, daß sie sich 1725 in das Kloster St. Cäcilia zu Rom begab. Madame Hay, bei deren Gelegenheit die Sache in öffentliche Uneinigkeit ausbrach, lebt jetzt in Pisa. Der Chevalier de St. George, um nach seiner Neigung desto freier zu leben, wandte sich nach Bologna. Der päpstlichen Kammer aber stand diese doppelte Haushaltung nicht an, daher sie ihn durch Zurückhaltung seiner Pension zwang, endlich wieder nach Rom zurückzukehren und sich 1727 mit der Gemahlin auszusöhnen. Dieses ist jedoch nur ein Scheinfriede, weil er bei seiner schlechten Lebensart bleibt und sie ihn allzu wohl kennt, als daß sie eine aufrichtige Freundschaft wiederum gegen ihn fassen könnte." Die Prinzessin starb den 18. Jan. 1735 und ihr spendet hohes Lob der Genealogisch-historische Archivarius. „Sie soll eine Prinzessin gewesen sein, die ihrer persönlichen Eigenschaften wegen verdient, eine wirkliche Königin zu sein. Sie stand nicht nur in dem Rufe einer großen Schönheit, sondern es hatten sich fast alle Annehmlichkeiten in ihrer Person vereinigt. Sie war dabei voller Demuth und Lindigkeit, dienstfertig, geduldig und gutthätig. Ihre Gottesfurcht war exemplarisch und ihre Lebensart nicht anders als die einer Heiligen. War sie gleich eifrig in ihrer Religion, so hegte sie doch keinen Haß gegen diejenigen, die sich nicht eben zu derselben bekannten. Sie besaß eine ungemeine Fertigkeit, etwas zu fassen, und ein Gedächtniß, das nicht vortrefflicher sein konnte. Sie sprach Polnisch, Teutsch, Französisch, Italienisch und Englisch auf eine solche Weise, daß man nicht urtheilen konnte, welches darunter ihre eigentliche Muttersprache sei." Von ihren Kindern überlebten sie nur die beiden Prinzen Karl Eduard Ludwig Philipp Kasimir, der heldenmüthige Abenteurer von 1745 (K. Karl III., geb. zu Rom den 31. Dec. 1720, gest. zu Florenz den 31. Jan. 1788) und der liebenswürdige Cardinal von York, Heinrich Benedict Maria Clemens Eduard Alfred Ludwig Thomas (Herzog von York und St. Albans, K. Jacob IV., geb. zu Rom den 6. März 1725). Zum Gedächtniß der Flucht aus Insbruck hatte Jacob III. eine Medaille prägen lassen, A. Brustbild der Prinzessin: Clementina M. Britan. Fr. et Hib. Regina. R. Die Prinzessin, auf einem Wagen sitzend, regiert die beiden ihm vorgespannten, in vollem Laufe begriffenen Pferde. Fortunam Causamque sequor. Darunter liest man: Deceptis Custodiis MDCCXIX. „Der sogenannte Chevalier de S. George bekommt des Jahrs von der päpstlichen Kammer 12,000 Scudi, und obgleich der Beitrag, den ihm sein Anhang jährlich heimlich zufließen läßt, vielleicht noch einmal so hoch steigt, so langt doch dieses Alles nicht weit für einen, der als König angesehen sein will. Er vermeinte durch die Heirath mit der Prinzessin Sobieski vieles Geld zu bekommen, weil ihr Vater, der Prinz Jacob, seiner ältesten Tochter Maria Charlotta 400,000 Gulden zum Brautschatz versprochen hatte, als man im J. 1718 auf eine Heirath zwischen ihr und dem jüngern Prinzen von Modena, Johann Friedrich (der im J. 1727 gestorben ist), bedacht war. Allein die Heirath kam zu eben dieser Zeit, da sich der Prätendent um die andere Tochter bewarb, ins Stocken, weil der Prinz Jacob das Geld nicht schaffen konnte; und ob er gleich zur Beförderung beider Heirathen einen Agenten nach Paris sandte, um einige Anweisungen, die er auf die französischen Posten und auf die Salzeinkünfte oder Gabelle hatte, zu verkaufen, so hatte doch der Herzog-Regent so viele Achtung für Georg I., König von Großbritannien, daß aus allen desfalls gemachten Anschlägen Nichts wurde. Auf diese Art kam es, daß das Heirathsgut der andern Tochter, wie man sagt, auf die Sobieski'schen Güter angewiesen wurde, welche aber sehr verschuldet sind. Der römische Hof hat diese Heirath allein gemacht, und wenn vielleicht die verwittwete Kaiserin Eleonora dazu geholfen hat, so ist doch solches ohne Wissen des Kaisers geschehen." Der Chevalier de St. George, oder K. Jacob III., geb. den 21./10. Juni 1688, Jacob Franz Eduard, starb zu Rom den 1. Jan. 1766. Noch muß ich der Medaille gedenken, die er bei der Geburt seines ältesten Prinzen prägen ließ. A. Des Königs und seiner Gemahlin Brustbild: Jacob III. Rex Clementina R. R. Eine Dame, ein Kind auf dem linken Arme tragend, stützt sich mit diesem Arme auf eine Säule, Sinnbild der Beständigkeit, mit dem andern Arme deutet sie auf die Weltkugel, in welcher England, Schottland und Irland sich zeigen. Providentia obstetrix. Darunter: Carolo Princ. Valliæ Nat. die ultima A. MDCCXX. (*v. Stramberg.*)

GRANGE (Jean Le Lièvre La, Herr von Bougival), französischer Jurist und Staatsmann, um das Jahr 1460 geboren, stammte aus einer alten, durch ihre dem Staate geleisteten Dienste berühmten und durch ihren Grundbesitz und Reichthum einflußreichen Familie [1])

1) Das älteste in der Geschichte berühmte Mitglied derselben ist Gilles La Grange, Herr von Méréville, welcher dem Könige Johann behilflich war, die Engländer aus der Normandie zu ver-

und war das erste Mitglied derselben, welches die Beamtenlaufbahn wählte und sich deshalb der Jurisprudenz widmete. Nach der Beendigung seiner Studien trat er sogleich in die Magistratur und zeichnete sich durch die gründlichen Kenntnisse in seinem Fache so sehr aus, daß Ludwig XII. ihm die Reform der Rechtsgebräuche des ganzen Königreiches anvertraute. Er entledigte sich dieses mislichen Auftrages mit unermüdlichem Eifer und schonender Umsicht. Dabei wahrte er nach allen Seiten hin mit großer Festigkeit seine Ueberzeugung, wie sein Benehmen als erster Generaladvocat des Parlaments, zu welcher Stelle er im J. 1510 gewählt worden war, beweist. Als nämlich das zwischen Leo X. und Franz I. im J. 1517 abgeschlossene Concordat dem Parlamente zur Einregistrirung vorgelegt wurde, erklärte sich La Grange nachdrücklich gegen die Aufhebung der pragmatischen Sanction Karl's VII. (1518) und gegen die Annahme des Concordats, worin er, wie er offen erklärte, nach seiner Ueberzeugung einen gefährlichen Angriff auf die anerkannten Freiheiten der gallicanischen Kirche, auf die Rechte der Krone und auf die Grundgesetze der Monarchie erblicke. Er verlangte zugleich eine urkundliche Bestätigung seiner Einrede und stellte den Antrag, daß der Gerichtshof in Rücksicht auf die Wichtigkeit des Gegenstandes eine Commission ernenne, um darüber Bericht zu erstatten. Der Antrag wurde angenommen, weil man dadurch die Einregistrirung bis zum Ablauf der Frist, welche der römische Stuhl zur Erledigung der Angelegenheit festgesetzt hatte, verschieben konnte und auch den Glauben hegte, der König würde unterdessen in seinem Eifer nachlassen und vielleicht andern Sinnes werden. Der Monarch aber, welcher die Ursache des Aufschubs wol einsah, jedoch den Nachtheilen, welche ihm der Einfluß Leo's auf mehre europäische Fürsten bringen konnte, ausweichen wollte, beschloß, von jugendlichem Ehrgeize und irdischen Interessen mehr als von dem Gefühle der Ehre und des Rechtes getrieben, die Freiheiten der gallicanischen Kirche der Freundschaft des Papstes aufzuopfern, und schickte René von Savoien, seinen Oheim, an das Parlament mit einem sein Mißfallen kundgebenden Schreiben und dem gemessenen Auftrage, die Beschleunigung der Verhandlungen zu veranlassen und denselben beizuwohnen. Diese fanden auch wirklich statt, das Ergebniß war aber der Beschluß, das Concordat nicht einzuregistriren, nicht nur, weil es nicht beiden Theilen gleiche Vortheile gewähre, denn der Papst verlange Alles und gebe Nichts, sondern auch weil es höchst ungerecht sei, denn beide Theile träten darin ab, was ihnen nicht gehöre, und verfügten über das Recht eines Dritten (der gallicanischen Kirche), ohne diesen zu fragen [2]). Die Deputirten des Parlaments, welche diese Entscheidung dem Könige, welcher sich im Schlosse von Amboise aufhielt, überbringen mußten, wurden erst, nachdem sie sechs Wochen vergebens um eine Audienz gebeten hatten, am 28. Febr. 1518 vorgelassen und höchst ungnädig empfangen. Der König wies die vom Parlamente vorgebrachten Gründe kalt zurück, und als die Deputirten Vorstellungen zu machen wagten, verabschiedete er sie barsch mit den Worten: „Morgen frühe vor Aufgang der Sonne seid ihr abgereist." Sie reichten nun, da die Wege durch den schmelzenden Schnee und die ausgetretenen Flüsse unfahrbar waren, ein Gesuch um eine Frist von einigen Tagen durch den Haushofmeister ein. „Wenn sie," antwortete diesem der König, „morgen frühe um sechs Uhr noch hier sind, werde ich zwölf Häscher schicken und sie in das tiefste Loch eines Kerkers werfen lassen; darin sollen sie sechs Monate liegen bleiben und ich will sehen, wer sie herauszuverlangen wagt" [3]). Drei Tage darauf schickte er den Oberkämmerer La Trémouille an das Parlament, um die Einregistrirung des Concordats in Güte oder mit Gewalt durchzusetzen. Der Oberkämmerer schilderte dem Parlament den gefährlichen Stand der Dinge, erschöpfte sich in Vorstellungen und in Rechtfertigungen des nicht mehr zu widerrufenden Vertrages und erklärte entschieden, daß der König die Einregistrirung unter allen Umständen verlange. „Meine Herren," schloß La Trémouille, „er ist ihr König, er befiehlt seinen Unterthanen, hüten Sie sich, ihn durch längeren Widerstand zum Aeußersten zu treiben; sollten Sie dieses aber wagen, so erklärt er Ihnen durch meinen Mund, daß er entschlossen sei, einen Schlag zu führen, der ihn vielleicht gereuen könne, den aber der Gerichtshof nie verschmerzen werde" [4]). Olivier, der erste Präsident des Parlaments, hielt es für gut, in unterthäniger Weise zu antworten, und obgleich eine Deputation der Universität das Parlament kräftig zu unterstützen versprach, so entschloß sich dieses doch dem Verlangen des Königs nachzugeben. „Handelte es sich," sprach La Grange, „nur um unsere Güter, um unsere Freiheit und um

treiben; dieser belohnte ihn dafür mit einer bedeutenden Rente auf den Forst von Orleans, welche er im J. 1358 an Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans, abtrat. Ferner sind zu erwähnen Robin I., des Vorhergehenden Bruder, im J. 1370 einer der Schildknappen des Connétable Bertrand du Guesclin; sein Sohn Aubin, Capitain von 100 Lanzen und Gouverneur der Engelsburg, welcher unter dem Papste Bonifacius IX. die Römer in Zucht hielt, und Robin II., Großbailli von Sens und Mitglied des geheimen Rathes Karl's VI.; er befehligte den Adel seines Bezirkes in der Schlacht von Azincourt (den 25. Oct. 1415), in welcher sein Vater Philippe Le Lièvre, Herr von Méréville, ein Greis von mehr als 70 Jahren, fiel. Jean Le Lièvre La Grange, der Gegenstand dieses Artikels, war ein Enkel Robin's II.

2) Le concordat peut être envisagé comme une transaction entre le roi et le pape; mais cette transaction est souverainement inégale, puisque le pape, sans rien céder du sien, acquiert presque tout ...., elle est de plus souverainement injuste, puisque le pape et le roi s'y cèdent mutuellement ce qui n'appartient ni à l'un ni à l'autre, et disposent du droit d'un tiers qui n'a point été consulté. 3) Si demain à six heures du matin ils sont encore ici, j'envoyerai douze archers qui les jetteront dans un cul de basse-fosse, où je les tiendrai six mois: je verrai qui osera les réclamer. 4) Messieurs, il est votre roi, il commande à ses sujets, gardez de le pousser à bout par une plus longue résistance: autrement il vous déclare par ma bouche qu'il va frapper un coup dont il se repentira peut-être, mais dont la cour ne se consolera jamais.

unsere Köpfe, so würden wir sie für eine so heilige und gerechte Sache bereitwillig opfern, aber die Rache dehnt sich, so viel wir in Erfahrung bringen konnten, weiter aus; es handelt sich um die Erhaltung oder den Untergang des Gerichtshofes, der Stadt Paris und vielleicht des ganzen Staates, welcher durch die Revolution, womit man uns bedroht, eine heftige Erschütterung erleiden würde. Wer wird uns also, da wir in die Nothwendigkeit versetzt sind, zwischen zwei Uebeln zu wählen, verargen können, wenn wir das Verfahren jener klugen Seelente nachahmen, welche die Waaren und selbst ihre kostbarsten Habseligkeiten über Bord werfen, um ihr Schiff und ihr Leben zu retten? Bedenken Sie, meine Herren, daß die Könige, wie groß auch ihre Macht sein mag, die Natur der Dinge nicht ändern und nicht bewirken können, daß ein Misbrauch der Gewalt zum Gesetze und daß ein Gesetz zum Misbrauche wird [5]); das Concordat, mit welchem Namen man es auch schmücken mag, wird nie etwas Anderes sein, als eine gewaltthätige Handlung, durch welche zwei Mächte sich wechselsweise abgetreten haben, was ihnen nicht gehörte; die französische Kirche, welche sie geplündert haben, ohne sie zu fragen, behält ihre Rechte und wird nicht verfehlen, sie unter günstigeren Umständen wieder geltend zu machen. Dies ist ja nicht der erste Angriff, welchen die pragmatische Sanction aushalten muß; auch unsere Väter mußten zusehen, wie sie unter der gewaltsamen Regierung Ludwig's XI. auf kurze Zeit vertilgt wurde; bald aber öffnete der Monarch die Augen und erkannte den Fehler, wozu ihn die eigennützigen Rathschläge seiner treulosen Minister verleitet hatten. Die pragmatische Sanction wurde wieder hergestellt und das angebliche Concordat, welches an deren Stelle treten sollte, fiel in ewige Vergessenheit. Warum sollen wir also nicht hoffen, daß das, was schon einmal geschehen ist, nicht wieder eintreffen wird? Nach diesen Betrachtungen wollen wir uns der Einregistrirung nicht länger widersetzen, aber unter der Bedingung, daß der Gerichtshof erkläre, es sei auf ausdrücklichen und wiederholten Befehl des Königs geschehen, daß der Ausdruck „der wahre Werth der Beneficien" als ungültig betrachtet werde [6]), daß der Gerichtshof feststelle, daß die pragmatische Sanction durch seine Nachgiebigkeit auf keine Weise beeinträchtigt werden solle und er fest entschlossen sei, sich in seinen Entscheidungen nach den in dieser heiligen Constitution ausgesprochenen Grundsätzen zu richten." Das Parlament stimmte La Grange bei, aber trotz des Vorbehaltes des Parlaments, trotz der Opposition der Universität und obgleich selbst die Priester auf den Kanzeln sich für die pragmatische Sanction aussprachen, so wurde doch das Concordat ohne wesentliche Aenderung mit Gewalt eingeführt und unter der Regierung der folgenden Könige mit Gewalt festgehalten. Viele einzelne Artikel der pragmatischen Sanction, welche an und für sich ohne Bedeutung waren, nahm man, wie zu bitterem Hohne, unverändert auf, alle aber, welche auf irgend eine Weise den päpstlichen Einfluß schmälern konnten, ließ man hinweg. Auch behielt der König das Recht der Ernennung zu allen kirchlichen Pfründen, jedoch nur unter gewissen Bedingungen, und diese mußten zuerst erfüllt sein, ehe der Papst die Bestätigung gab. La Grange hatte sich durch seinen Widerstand an dem Hofe misliebig gemacht, aber die Achtung seiner Mitbürger erworben. Er starb im J. 1525. Näheres aus seinen letzten Lebensjahren ist nicht bekannt [7]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Gilles II. Le Lièvre, Herr von Bougival), Enkel des Vorhergehenden, um das Jahr 1540 geboren, war einer der eifrigsten Anhänger und Vorfechter der Ligue und gerieth bei der Erstürmung der Stadt Corbeil (16. Oct. 1590) in die Gefangenschaft der Hugenotten, scheint aber bei der Auswechselung der Gefangenen seine Freiheit wieder erhalten zu haben, denn man findet ihn bald darauf unter den entschiedenen Liguisten, welche am 4. Juli 1592 das Manifest gegen Heinrich von Navarra unterzeichneten. Er änderte jedoch um diese Zeit, des Bürgerkrieges müde, seine Gesinnungen und schloß sich der Partei der einflußreichen Katholiken an, welche sich bereit erklärten, die Rechte Heinrich's anzuerkennen und ihm zu dem Besitze des französischen Thrones zu verhelfen, wenn er den Calvinismus abschwöre, und im J. 1593 den Beschluß veranlaßten, daß jeder fremde Fürst für immer von der Bewerbung um die französische Krone ausgeschlossen sei. Heinrich IV. scheint aber trotzdem dem früher so hartnäckigen Gegner nicht getraut zu haben, da er ihn nach der Einnahme von Paris (1594) verbannte. La Grange zog sich in die Abtei Marmoutiers in Touraine zurück, wo er im J. 1595 starb. Er galt bei seinen Zeitgenossen als ein Mann von unerschütterlicher Ehrlichkeit und als ein vortrefflicher Redner, welcher in den Versammlungen seiner Partei einen nicht unbedeutenden Einfluß übte [8]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Nicolas Le Lièvre de), Neffe des Vorhergehenden, um das Jahr 1570 geboren, war Ehrenpräsident und Aeltester der Rentmeister an der Rechnungskammer und zeichnete sich besonders durch seine Frömmigkeit und Wohlthätigkeit aus, weshalb er von dem heil. Franz von Sales, zu dessen Freunden er gehörte, sehr hoch gehalten wurde [1]). Die Almosen, welche er wäh-

5) Considérez, que quelle que soit la puissance des rois, ils ne peuvent changer la nature des choses, faire qu'un abus de pouvoir devienne une loi, qu'une loi devienne un abus.

6) Da sich die Bezahlung der Annaten an den Papst nach dem Werthe der Beneficien richten sollte, so war diese Bestimmung für die finanziellen Verhältnisse Frankreichs sehr gefährlich und nachtheilig.

7) *P. Fr. Velly*, Histoire de France, contin. par Garnier. (Paris 1774. 12.) Tom. XXIII. p. 151 seq. Vollständige Sammlungen aller Concordate von E. Münch. (Leipzig 1830. 8.) Bd. 1. S. 211 fg., wo man auch die auf das Concordat bezüglichen Actenstücke findet. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 837.

8) *Ch. Lacretelle*, Histoire de France pendant les guerres de religion. Tom. III. p. 354 seq. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 838.

1) Der 108. Brief in der bekannten Briefsammlung dieses Prälaten ist an ihn gerichtet.

rend seiner Lebenszeit an die Armen vertheilte, sollen sich auf die Summe von 200,000 Thalern belaufen haben, eine seltene Freigebigkeit, welche die ehrenvollste Anerkennung verdient und jedenfalls als ein weit größeres Verdienst zu betrachten ist, als seine Bemühungen, den Orden der Karmeliterinnen nach der verbesserten Regel der heil. Theresia in Frankreich einzuführen. Seine Verhandlungen über dieses Vorhaben mit dem Papste Clemens VIII. und dem Könige Philipp II. von Spanien dauerten mehre Jahre und wurden mit großem Eifer geführt, bis man so glücklich war, einige dieser spröden Ordensfrauen aus dem Mutterhause zu Avila zu erhalten, welche endlich im J. 1604 zu Paris eintrafen und von einer unterdrückten Priorei der Benedictiner in der Vorstadt Saint-Jacques Besitz nahmen. La Grange stiftete auch in dem Hospitale Hotel-Dieu zu Paris auf ewige Zeiten vierzig Lampen, damit die armen Kranken während der Nacht nicht durch die Dunkelheit geängstigt würden. Heinrich IV. hegte eine besondere Hochachtung für ihn und Margaretha von Valois wählte ihn bei der Scheidung von ihrem Gemahl als Schiedsrichter, welcher ihre Bittschrift dem Parlamente zu überreichen hatte. Er starb im J. 1636 zu Paris [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Thomas Le Lièvre de, Marquis von Fourilles und Baron von Huriel), Enkel des vorhergehenden Gilles II., im J. 1600 geboren, widmete sich den Staatswissenschaften und erhielt nach der Beendigung seiner Studien die Stelle eines Intendanten der Justiz, Polizei und Finanzen an der Generalität zu Paris. Seine unermüdliche Thätigkeit und seine Umsicht in allen Geschäften erwarben ihm allgemeine Achtung und großes Ansehen am Hofe und er wußte die gute Meinung, welche man von ihm hegte, als Ehrenrath am Parlamente und als Präsident des Staatsrathes und des geheimen Rathes unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. auf glänzende Weise zu rechtfertigen. Besonders aber erwarb er sich ein anerkanntes Verdienst bei den Unruhen der Fronde, während deren Dauer er die königliche Autorität mit so unwandelbarer Festigkeit, Klugheit und Ergebenheit stützte, daß die Königin Anna von Oesterreich ihm als Regentin wiederholt ihre Zufriedenheit aussprach. Er starb im J. 1669 allgemein geachtet [1]). Sein Sohn Pierre François Le Lièvre, geboren im J. 1645, trat frühe in die Dienste des königlichen Hauses und war vom Jahre 1671 an Fahnenjunker in einer Compagnie der schottischen Gendarmen mit dem Range eines Obersten. Er machte als solcher den Feldzug nach Teutschland mit und zeichnete sich in dem blutigen Treffen gegen die Reichsarmee bei Türkheim (5. Jan. 1675) durch seinen kühnen Muth aus. Ebenso große Tapferkeit bewies er in der entscheidenden Schlacht bei Mont Cassel im französischen Flandern (am 11. April 1677), wo er, obschon ihm beim ersten Angriff ein Arm zerschmettert wurde, seine auseinandergesprengte Compagnie wieder sammelte und gegen den Feind führte, aber mit Wunden bedeckt fiel [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (François Joseph Le Lièvre de, Marquis von Fourilles), Enkel des vorhergehenden Thomas, im J. 1726 geboren, widmete sich dem Kriegsdienste und begann seine Laufbahn als Adjutant des Marschalls von Sachsen in der Schlacht bei Fontenoy im Hennegau (11. Mai 1745). Darauf machte er alle Feldzüge des siebenjährigen Krieges unter dem Marschall von Soubise mit, befand sich bei dem siegreichen Treffen gegen die Engländer bei Hastenbeck in Hanover (31. Juli 1757) und entging bei der Niederlage, welche die Franzosen durch Friedrich II. bei Roßbach (5. Nov. 1757) erlitten, glücklich der Gefangenschaft. Da er sich bei jeder Gelegenheit als einen tüchtigen Soldaten bewies, so rückte er nach und nach zum Brigadier der Cavalerie, zum Feldmarschall, zum zweiten Befehlshaber der schwarzen Musketiere und zum Generallieutenant der königlichen Armeen vor und erhielt das Commandeurkreuz des Ludwigordens. Nach der Beendigung des Krieges lebte La Grange fast beständig am Hofe und war einer der bevorzugtesten Günstlinge Ludwig's XV. Der Monarch bewies ihm stets das größte Wohlwollen und gab ihm besonders einen untrüglichen Beweis desselben in einer Angelegenheit, welche bei den Sitten jener Zeit keineswegs zu den seltenen Erscheinungen gehört. La Grange hatte das Unglück, den einzigen Sohn des früheren Ministers Chauvelin, für welchen Ludwig XV. eine aufrichtige Freundschaft hegte, im Zweikampf zu tödten, und begab sich in seiner Verzweiflung augenblicklich zu dem Könige, um ihm das unheilvolle Ereigniß mitzutheilen. Dieser schien bestürzt und entließ ihn mit den Worten: „Gehen Sie heute in die Oper und versäumen Sie nicht, morgen bei der Aufwartung zu erscheinen." Am folgenden Morgen trafen auch, wie zu erwarten war, die Verwandten Chauvelin's in tiefer Trauer zu Versailles ein, um die Gerechtigkeit des Königs anzuflehen. Dieser kam ihren Klagen jedoch zuvor, indem er bei dem Empfange sogleich bemerkte, daß er mit großer Betrübniß den Verlust, welchen sie erlitten, vernommen habe. „Meine Herren," fuhr er dann, sich an seine Umgebung wendend, fort, „der Marquis von Chauvelin ist an einem Schlaganfalle gestorben. Marquis von La Grange," fügte er, sich umdrehend, sogleich hinzu, „waren Sie gestern nicht in der Oper?" — „Ja, Sire," erwiderte der Gefragte. — „Wie haben sie das Ballet gefunden?" — „Vortrefflich, Sire." Damit war die Sache abgethan und um auch für die Zukunft alles Rachegefühl gänzlich zu ersticken, mußten die Kinder der

2) Hippol. Helyot, Geschichte der Kloster- und Ritterorden; aus dem Französischen. Bd. 1. S. 447 fg. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 838.

1) Die Devise, welche bei den Trauerfeierlichkeiten in der Kirche Saint-Paul an dem Katafalk angebracht war: Gloria et divitiae in domo ejus et justitia ejus manet in saeculum saeculi, und wahrscheinlich eine Anspielung auf den Wahlspruch des Hauses Le Lièvre: Liesse à lièvre! sein sollte, wurde sehr schön und wahr gefunden und noch in demselben Jahre auch bei der Leichenfeier des Präsidenten Guillaume v. Lamoignon angewendet.

2) Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 839.

beiden Gegner mit einander erzogen und in die innigsten Verhältnisse mit einander gebracht werden. Eines Tages empfing La Grange, welcher sehr reich war, auf seinem Schlosse Beaurepaire den Prinzen von Condé und den Herzog von Orleans und als während der Unterhaltung das Gespräch auch auf die projectirte Heirath der Prinzessin von Orleans mit dem Herzoge von Bourbon kam, fragte der Herzog von Orleans im Scherze den Marquis von La Grange, ob er ihm nicht einiges baare Geld zur Ausstattung der Braut vorschießen könne. Am folgenden Morgen ließ der Marquis 400,000 Livres in klingender Münze zu dem Herzog von Orleans bringen und weigerte sich, jedes andere Unterpfand außer der Empfangsbescheinigung des Herzogs anzunehmen. Beim Ausbruch der Revolution war diese Summe noch nicht zurückbezahlt; die Kinder des Darleihers forderten sie nach der Restauration von den Erben des Herzogs von Orleans zurück, konnten aber erst nach einem langwierigen Processe die Zurückerstattung derselben erlangen. Der Marquis, welcher während der Schreckensherrschaft längere Zeit im Kerker schmachtete, aber glücklich der Guillotine entging und im J. 1808 im ruhigen Besitze seines Eigenthums starb, hinterließ vier Söhne, welche sich alle unter dem Kaiserreiche durch ihre Dienste im Kriege auszeichneten und bei Napoleon in verdientem Ansehen standen *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Adelaïde Blaise François Le Lièvre de, Marquis de Fourilles), ältester Sohn des Vorhergehenden, am 21. Dec. 1766 zu Paris geboren, betrat in seinem 15. Jahre (1781) als Freiwilliger in dem Bataillon von Artois die militairische Laufbahn und blieb nach dem Ausbruche der Revolution, deren Berechtigung er anerkannte, im Dienste. Im J. 1792 war er bereits zum Range eines Dragoneroberſten vorgerückt und als solcher machte er den ersten Krieg gegen das teutsche Reich unter dem Marschall Luckner, dessen Adjutant er war, und unter den Generälen Dumouriez und Kellermann mit. Besonders zeichnete er sich in dem Treffen bei Valmy gegen die Preußen (20. Sept. 1792) aus, indem er sich an der Spitze von drei Cavallerieregimentern der wichtigen Position der Windmühle vor dem erwähnten Orte bemächtigte und dieselbe während des ganzen Tages behauptete, obgleich er eine Schußwunde erhalten hatte und drei Pferde unter ihm getödtet worden waren. Auch bei andern Gelegenheiten bewies er einen musterhaften Muth, bis er auf Befehl der Volksrepräsentanten am 25. Oct. 1793 als dem Adel angehörig festgenommen und in die Gefängnisse von Arras gebracht wurde. Nachdem er glücklich dem Beile des Henkers entronnen war, begab er sich nach Paris und nahm Theil an dem Aufstande der royalistischen Sectionen, welche den Convent zu stürzen suchten, aber am blutigen 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795) niedergeworfen wurden. La Grange marschirte an der Spitze der Section Brutus gegen den Convent, erreichte aber fast nur allein den Platz vor der Kirche St. Roch, da seine Schar durch die an dieser Stelle von Bonaparte aufgepflanzten Geschütze beinahe gänzlich niedergeschmettert war. Er fand es indessen für gut, sich der neuen Ordnung zu fügen und trug kein Bedenken, nach dem 18. Brumaire (9. Nov. 1799) dem ersten Consul seine Dienste anzubieten. Er ward dem Stabe des Generals Murat zugetheilt und nach Rom geschickt, um daselbst einige mißliche Angelegenheiten zu besorgen. Nach der glücklichen Erledigung derselben erhielt er den Oberbefehl über die siebente Halbbrigade der Jäger zu Pferde in Holland und bildete mit derselben einen Theil der Truppen, welche an der Westküste Frankreichs scheinbar zu einer Landung in England zusammengezogen und geübt, sodann aber unvermuthet nach Teutschland geworfen wurden, und an den Feldzügen gegen Oesterreich (1805) und Preußen (1807) Theil nahmen. In der Schlacht bei Heilsberg (11. Juni 1807), in welcher ihm eine Flintenkugel durch die Hüfte fuhr, zum Brigadegeneral ernannt, zog er im J. 1808 als Anführer einer zur Division des Generals Bedel gehörenden Cuirassierbrigade nach Spanien. Da diese Division einen Theil des Armeecorps bildete, welches unter Dupont nach Andalusien vorrückte, so wurde sie, als dieser Feldherr sich von den Spaniern zu Andujar umringen ließ und sich ergeben mußte, in die Capitulation eingeschlossen, obschon sie während des Marsches von dem Hauptcorps getrennt worden war und sich außer Gefahr befand. Die an ihrer Spitze stehenden Generäle hielten, nachdem sie vergebens versucht hatten, das in der Enge steckende Corps zu befreien, Kriegsrath, um zu überlegen, ob man die ohne ihre Einwilligung abgeschlossene Capitulation anerkennen solle, oder nicht. La Grange sprach sich entschieden gegen die Annahme einer Uebereinkunft, bei der man in keiner Weise mitgewirkt habe, aus und machte den Vorschlag, sich mit dem Reste der Armee zurückzuziehen und Madrid zu decken, mußte sich aber nach den Vorschriften der Disciplin der Majorität, welche für das Gegentheil stimmte, fügen. Er gab also seinen Degen ab und wurde mit den übrigen Generälen nach Frankreich geschickt, wo sie den Zorn des Kaisers in hohem Grade fühlen mußten; nur La Grange, dessen Benehmen man billigte, machte eine Ausnahme und fand bei seiner Ankunft den Befehl vor, sogleich nach Spanien zurückzukehren und ein Commando bei dem Corps des Generals Sebastiani zu übernehmen. Einige Zeit nachher zur Armee in Teutschland versetzt, nahm er Theil an dem Treffen von Aspern (21. Mai 1809), in welchem er, als er dreimal an der Spitze eines Cavalleriecorps, welches fast gänzlich aufgerieben wurde, auf den Feind eindrang, den linken Arm verlor, und rückte unmittelbar darauf zum Divisionsgeneral vor. Noch in demselben Jahre ernannte ihn der Kaiser zum Gouverneur von Oberösterreich, wo er sich durch seine Rechtlichkeit und durch die wirksamen Maßregeln gegen die Willkür und Erpressungen der Unterbeamten die Achtung des Volkes in so hohem Grade erwarb, daß ihm die Stände

*) *Edm. Jean Fr. Barbier*, Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV. (Paris 1847. 8.) Tom. III. p. 186. Biographie générale. Tom. XXVII. p. 840.

der Provinz ein prachtvolles Schmuckkästchen mit Diamanten für seine Gemahlin überreichten; er bat sie aber dieses Geschenk mit einem durch die einheimische Industrie angefertigten Tafelgeschirr von Porzellan zu vertauschen, welches noch jetzt als kostbares Andenken in seiner Familie aufbewahrt wird. Ein weit angenehmeres Geschäft, als die Verwaltung eines eroberten Landes, war der ihm gewordene Auftrag, die von Tyrol abgerissene Innprovinz dem Könige von Baiern zu übergeben, bei welcher Gelegenheit er das Großkreuz des Militairverdienstordens Maximilian Joseph's empfing. Nach der Besetzung Hollands und dessen Vereinigung mit dem französischen Reiche (1810) übertrug ihm der Kaiser die Bewachung der Küste und der Citadelle von Antwerpen und während des Feldzuges von 1812 wurde er zum Befehlshaber der zweiten Division des zweiten Corps der großen Armee und zugleich zum Gouverneur in den beiden Mecklenburg ernannt. Nach dem Rückzuge der Armee aus Rußland bekleidete er schnell nach einander verschiedene Aemter, und Napoleon, der ein besonderes Vertrauen in ihn gesetzt zu haben scheint, bestimmte ihn in dem Zeitraume von weniger als drei Monaten zum Gouverneur von Wesel, zum Oberbefehlshaber von Metz, zum Generalinspector der Cavalerie und zum Obersten des zweiten Regiments der Ehrengarden und übertrug ihm zuletzt die Truppenaushebung in dem Departement der Seine und Marne. Diese schwierige Aufgabe, mit deren Lösung er noch am 30. März 1814 beschäftigt war, brachte ihn zu Fontainebleau mit Napoleon in persönliche Berührung und bot ihm Gelegenheit, einen glänzenden Beweis seiner Treue und Anhänglichkeit zu geben, indem er sich zu den höheren Officieren gesellte, welche den Kaiser nach seiner Abdankung nicht verließen, bis sie von demselben verabschiedet wurden. Er bot nun Ludwig XVIII. seine Dienste an und wurde von demselben zum Hauptmann der zweiten Compagnie der wiederhergestellten schwarzen Musketiere der königlichen Leibwache ernannt, welche Stelle schon sein Vater bekleidet hatte. Während der 100 Tage scheint er ein wenig unschlüssig über die Einrichtung seines Benehmens gewesen zu sein. Er marschirte jedoch nach reiflicher Ueberlegung an der Spitze seiner Compagnie mit den Prinzen von Paris ab und erhielt zu Bethune den Auftrag, in dieser Stadt während der Abwesenheit des Generals Lauriston den Oberbefehl über die Truppen, welche die Prinzen nicht weiter begleiten konnten, zu führen. Er sollte nach der Anordnung des Grafen von Artois die Stadtthore verschlossen halten, um einem Einfall der Truppen, welche zu Bonaparte übergegangen waren, vorzubeugen. Diese Vorsichtsmaßregel wurde von den treugebliebenen Soldaten als ein berechneter Verrath betrachtet, weshalb sie sich zu bedenklichen Ausschreitungen hinreißen ließen und die Thore zu erbrechen drohten, wenn man sie nicht öffne. Sie hatten sich jedoch bereits durch die Vorstellungen des Commandanten beruhigen lassen, als Lauriston mit dem Befehle eintraf, die Leibgarde aufzulösen. La Grange marschirte mit seiner Compagnie nach Croix, wo sie entlassen wurde, und begab sich dann nach Paris, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Diese Ereignisse, deren Beweggründe die meisten Anhänger der Bourbonen nicht überlegten oder absichtlich nicht wissen wollten, gaben Veranlassung zu Verdächtigungen und man warf La Grange vor, er habe ohne Vollmacht die Leibgarde aufgelöst, mehre Officiere derselben abgehalten, dem Könige zu folgen, und selbst nur deshalb den Weg nach Paris eingeschlagen, um wieder Dienst bei Bonaparte zu nehmen. Dagegen steht es nach einer später von La Grange herausgegebenen Denkschrift (Mémoire au Roi. Paris 1815. 8.) fest, daß er sich nach einem kurzen Aufenthalte in der Hauptstadt mit zwei seiner Söhne nach Moulin (Departement Allier) zurückzog, wo er indessen von beiden Parteien, weil ihm keine traute, scharf überwacht wurde. Als es ihm im Juni gelang, zu entkommen, eilte er nach Arnouville, wo sich der König aufhielt, um sich demselben vorzustellen, erlebte aber dort einen ebenso unerwarteten als schmählichen Empfang. „Ich befand mich," erzählt er in der schon erwähnten Denkschrift, „allein in einem mit Postpferden bespannten Wagen; mein Anzug war die kleine Uniform eines Generallieutenants; ich trug meinen Degen an der Seite und meine Orden auf der Brust. Beim Aussteigen aus dem Wagen fragte ich einige Leute von der Leibwache, ob der König im Schlosse anwesend sei; man antwortete nicht, sondern umringte mich und fiel mich von allen Seiten an. Mehre Hände griffen nach meinem Degen und rissen ihn mir von der Seite, eine Beschimpfung, die ich nicht abwehren konnte, weil ich nur einen Arm hatte; zugleich richteten sich mehre Bajonette wiederholt gegen meinen Kopf und meine Brust. Ich wollte sprechen und nach der Ursache dieser mir unbegreiflichen Gewaltthätigkeit fragen, man überschrie mich aber und nannte mich einen Verräther, der Bonaparte diene und von Paris komme. Ich flüchtete mich, nachdem man mir meine Orden und meine Epauletten abgerissen und mir meinen Hut vom Kopfe geworfen hatte, in ein Haus, wo mir bald darauf der Herzog von Feltre, damals Kriegsminister, einen Besuch abstattete und mir meinen Degen zurückgeben ließ. Der Unmuth über die mir zugefügte Beleidigung und über die gegen mich verübte Ungerechtigkeit erlaubte mir kaum, einige Worte an ihn zu richten und Genugthuung zu verlangen. Er versprach mir dieselbe zu verschaffen und mir zwei Officiere zu meinem Schutze zu schicken." La Grange reiste alsbald mit einem der Officiere, der den Befehl hatte, ihn zu begleiten, nach Louvres, einem Flecken bei Senlis, von wo er seinen Begleiter mit einem Schreiben zurückschickte, in welchem er die Gerechtigkeit des Königs anrief. Ludwig beeilte sich zwar, ihm dieselbe angedeihen zu lassen und gab ihm nicht nur seinen früheren Rang bei den Musketieren wieder, sondern ernannte ihn auch zum Gouverneur der 20. Militairdivision, eine Beförderung, welche von einer Versetzung in den Ruhestand nicht sehr verschieden war, obschon man die Gleichgültigkeit gegen ihn durch das Kreuz des Ludwigordens zu verdecken suchte. Als bald darauf die alte Leibgarde

aufgelöst wurde, gaben ihm die Musketiere ein Banket und machten ihm einen Degen zum Geschenk. Sein Name prangt auch auf dem im J. 1806 begonnenen Triumphbogen de l'Etoile an der Barriere von Neuilly zu Paris, wie denn überhaupt die Glanzperiode seines Lebens in die Zeit des Kaiserreichs fällt, an welches er nicht ohne Schmerz zurückdachte, weshalb ihm auch die Bourbons nie wieder gewogen wurden und Ludwig XVIII. sich entschieden weigerte, ihn in die Pairskammer aufzunehmen, ein Zeichen von Ungnade, welche den einem der ältesten Adelsgeschlechter angehörenden Marquis sehr kränkte. Er zog sich daher mismuthig auf sein Schloß Viarmes bei Paris zurück, wo er am 2. Juli 1833 an einem heftigen Gichtanfalle starb. Er hatte im Februar 1796 Adelaïde Victoria Hall, eine Tochter des berühmten schwedischen Miniaturmalers Peter Adolf Hall, zur Gemahlin genommen; diese vielgeprüfte Frau, die Erbin des Talents ihres Vaters, war früher mit dem Rechtsgelehrten François Louis Suleau verheirathet, welcher am 10. Aug. 1792 als Opfer seiner Anhänglichkeit an die königliche Sache fiel und dessen blutiges Haupt man seiner Gemahlin überbrachte, welche damals mit einem Sohne, dem jetzigen Vicomte von Suleau, Mitglied des Senates, schwanger war [1]). — Adelaïde Blaise François La Grange's und dieser Adelaïde Victoria Hall ältester Sohn, Adelaïde Eduard Le Lièvre Marquis de La Grange und de Fourilles, am 17. Dec. 1796 zu Paris geboren, wurde zur militairischen Laufbahn bestimmt und trat, nachdem er seine Studien im Lycée Napoleon mit glänzendem Erfolg beendigt hatte, in die Ehrengarde. Nach der Restauration ging er als Quartiermeister in die zweite Compagnie der Musketiere, welche sein Vater commandirte, über, rückte im J. 1815 zum Hauptmann vor und wurde als solcher dem Generalstabe der Leibgarde zugetheilt. Im J. 1821 folgte er dem zum Ministerresidenten in Spanien bestimmten Grafen de la Garde nach Madrid und versah die Geschäfte eines Gesandtschaftssecretairs, hatte aber hauptsächlich die Aufgabe, über die Verhandlungen der Cortes an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu berichten. Im Laufe des Jahres 1822 wurde er mit wichtigen Depeschen nach Paris geschickt, kam aber noch frühe genug nach Spanien zurück, um den Umschwung der Dinge im Juli dieses Jahres und den Sieg des Absolutismus über die Constitution zu sehen. Zur Belohnung seiner Thätigkeit bei diesen Ereignissen wurde er als Gesandtschaftssecretair nach Karlsruhe und im J. 1824 in derselben Eigenschaft nach Wien geschickt. Er wohnte den Conferenzen in Mailand im J. 1825 bei und kam, nachdem er noch einige Zeit den Dienst eines Geschäftsträgers an dem kaiserlichen Hofe bekleidet hatte, nach dem Haag, wo er in den Jahren 1828 und 1829 mit der Erledigung wichtiger Angelegenheiten beschäftigt war. Nach der Revolution von 1830 zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und widmete seine Muße landwirthschaftlichen Arbeiten und literarischen und archäologischen Studien. Er hatte sich vorher schon als Schriftsteller gezeigt und seine Kenntniß der teutschen Nationalliteratur und Sprache für seine Landsleute fruchtbar zu machen gesucht; so übersetzte er zwei Romane der ihm befreundeten Karoline Pichler, „die Schweden in Prag" (Les Suédois à Prague, ou une Épisode de la guerre de Trente-Ans, roman historique. Paris 1827. 12. 4 Voll.) und „die Wiedereroberung von Ofen" (La délivrance de Bude, roman historique tiré des guerres des Allemands et des Hongrois contre les Turks. Paris 1829. 12. 4 Voll.) und eine Auswahl der schönsten Stellen aus Jean Paul Fr. Richter's Werken (Pensées de Jean-Paul, extraites de tous ses ouvrages. Paris 1829. 8. Ibid. 1830. 8.). Später wandte er sich entschieden der Archäologie und französischen Geschichte und Literatur zu, wie seine Notice sur cent quatre-vingt-seize médailles romaines en or, trouvées pendant l'été de 1834 à Ambenay, canton de Rugles, département de l'Eure (Paris 1834. 8.); seine Bemerkungen über andere Münzfunde in den Mémoires de la Société des Antiquaires de Normandie und in der Revue de Numismatique und seine Beiträge zu dem Livre des Cent et un (Les traducteurs, im eilften Bande), zum Globe, zum Conservateur, zu der Revue des Deux-Mondes (besonders die Études littéraires sur l'Allemagne, 1832), zur Europe littéraire, zum Dictionnaire de la Conversation, zur Revue de Paris, zur Revue germanique und zur Revue française et étrangère beweisen. Im J. 1827 hatte er sich mit Constanze Madeleine Louise Nompar de Caumont, einer Tochter des französischen Pairs Philibert Nompar de Caumont, Herzogs von La Force, verheirathet und die Nachforschungen in dem Archive der Familie seiner Frau veranlaßten ihn zur Herausgabe der Mémoires authentiques de Jacques Nompar de Caumont, duc de la Force, maréchal de France, et de ses deux fils le marquis de Montpouillan et de Castelnaut, suivie de documens curieux; pour faire suite à toutes les collections de mémoires sur l'histoire de France (Paris 1843. 8. 4 Voll.), einer ebenso mühevollen als verdienstlichen Arbeit, welche im J. 1846 die Aufnahme in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zur Folge hatte. Später veröffentlichte er auch die bisher unbekannte Pilgerreise eines früheren Mitgliedes derselben Familie nach dem heiligen Lande (Voyage d'oultremer en Jérusalem par le seigneur de Caumont l'an MCCCCXVIII, publié pour la première fois d'après le manuscrit du Musée britannique. Paris 1858. 8.), welche aber nur sehr geringe Ausbeute für die Länder- und Völkerkunde liefert. La Grange wurde, nachdem er im J. 1834 im Bezirke von Verneuil (Departement Eure) von der liberalen Partei als Candidat für die Deputirtenkammer aufgestellt, aber durchgefallen war, im J. 1837 im Bezirke von Blaye (Departement Gironde) gewählt. Beim

1) Biographie des hommes vivants. Tom. IV. p. 51. Biographie nouvelle des Contemporains par A. V. Arnaut, A. Jay, E. Jouy et J. Norvins. Tom. X. p. 315. Biographie universelle. Tom. LXIX. p. 433. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 841.

Eintritt in die Kammer nahm er sogleich Antheil an den Verhandlungen über die algierische Frage und sprach mit Wärme und Entschiedenheit für die möglichst größte Ausdehnung der französischen Herrschaft in Afrika gegen den Antrag der Partei, welche die Occupation in die möglichst engen Grenzen einschließen wollte. In der Sitzung von 1838 äußerte er freimüthig seine Gedanken über die Vertheilung der Steuern und Auflagen, unterstützte durch seinen Einfluß den Vorschlag einer Pension für die Witwe des Königs Murat, verlangte öffentliche Abstimmung und stellte den Antrag, Feldgeistliche für die außerhalb ihres Vaterlandes zu verwendenden französischen Truppen zu ernennen. Das am 15. April 1837 unter der Leitung Molé's gebildete Ministerium fand Anfangs einen eifrigen Vertheidiger an ihm, später ging er aber allmälig zu den Gegnern über. Bei der Berathung der Stelle des von der Commission am 4. Jan. 1839 der Kammer vorgelegten Adreßentwurfs, worin die wegen Louis Napoleon mit der Schweiz entstandenen Mißhelligkeiten [2]) als der größte politische Mißgriff bezeichnet wurden, hielt La Grange mit seiner Mißbilligung der Verfahrungsweise des Ministeriums nicht zurück. „Das Cabinet," sprach er, „hat in der That Louis Napoleon eine viel zu große Wichtigkeit beigelegt und ihn dadurch, daß es die Blicke Europas auf ihn lenkte, nicht sowol als einen Prätendenten bezeichnet, denn ein solcher war er schon, sondern ihn vielleicht zu einem ernstlicheren und gefährlicheren Bewerber um die Krone für die Zukunft und durch die Gewaltmaßregeln gegen ihn wichtiger gemacht." Auch durch seine Abstimmung trug er zur Auflösung der Kammer bei, welche am 2. Febr. 1839 erfolgte. In demselben Jahre wieder gewählt, zeigte der sich dem Cabinete vom 12. Mai unter Marschall Soult ebenso wenig günstig und bekämpfte öfter die Maßregeln desselben, bis es in Folge der Verwerfung der Dotation des Herzogs von Nemours durch die Abstimmung der Kammer fiel. Noch entschiedener trat er gegen das am 1. März 1840 unter Thiers gebildete Ministerium auf und begründete später die Ursachen seiner Opposition in einer bei Gelegenheit des Vertrags, welcher zwischen den europäischen Mächten am 13. Juli 1841 zur Erhaltung des Friedens abgeschlossen worden war, erschienenen Schrift (Réponse à l'écrit de M. Duvergier de Hauranne sur la convention du 13 juillet et sur la situation actuelle de la France. Paris 1841. 8.); dagegen zeigte er sich dem Cabinete vom 29. Oct. 1840 unter Guizot, welches einen anderen Weg einzuschlagen versprach, günstiger, stellte jedoch in seiner Flugschrift (De la situation politique du pays avant les élections. Paris 1842. 8.) die Vorbehalte auf, von welchen diese Unterstützung abhing. Er sprach in der That selten gegen das Ministerium und bekämpfte ernstlich nur die Erbauung der Festungswerke um Paris, dagegen billigte er den Unmuth der Regierung gegen die legitimistische Partei, deren hervorragende Mitglieder nach England gegangen waren, um dem Grafen von Chambord zu huldigen, welcher am 27. Nov. 1843 in einem auf dem Belgrave-Square zu London gemietheten Hotel ein Hoflager hielt, bei welchem die Blüthe des französischen Adels vorgestellt wurde, woran aber La Grange keinen Theil nehmen wollte, und zwar aus Gründen, welche in der Behandlung seines Vaters durch die Bourbons lagen und die ihm, ohne daß er es ahnte, später großen Vortheil brachten. Auch in den Jahren 1842 und 1846 wieder gewählt, nahm er stets eifrigen Antheil an den Arbeiten der Kammer, besonders an den Verhandlungen über das Budget und den Supplementarcredit, wobei er im J. 1842 Berichterstatter war. Ebenso bewährte er seine politische Tüchtigkeit bei der Berathung der Gesetzentwürfe über das literarische Eigenthum, über die Expropriation zum allgemeinen Nutzen, über die Erbauung der vorgeschlagenen großen Eisenbahnstrecken, welchen er noch eine Eisenbahn vom Ocean bis zum mittelländischen Meere hinzugefügt wissen wollte, über die Zuckerfrage, über die Mauth, über das Octroi, über die Unterdrückung der Weinfabrication, in welcher wichtigen Sache er dreimal Bericht erstattete, über die Umprägung der Kupfermünzen und über die Patente für Erfindungen. In diese Zeit fallen seine Flugschriften: Considérations sur les octrois en général et dans leurs rapports avec les boissons (Paris 1843. 8.) und Paris et son octroi. Seconde partie des Considérations sur les octrois en général et dans leurs rapports avec les boissons. (Paris 1844. 8.) Am 24. Febr. 1848 ließ sich La Grange, obschon er krank war, in die Kammer führen, weil er die Wichtigkeit und die Schwierigkeit der Lage recht wohl einsah, nahm aber vom ersten Tage der Revolution an mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft den Kampf gegen die Anarchie auf. Durch die allgemeine Abstimmung in den Generalrath des Departements der Gironde berufen, arbeitete er zwei Jahre hindurch nach Kräften an der Revision der Verfassung und trug nicht wenig zum Umschwunge des Volksgeistes und zur Vorbereitung der Bewegung bei, welche das Ergebniß der Wahl am 10. Dec. zur Folge hatte. Im J. 1849 zum Mitglied der gesetzgebenden Versammlung ernannt, „trennte er sich," wie sich einer seiner Biographen sehr vorsichtig ausdrückt, „von seinen Freunden, welche ein entgegengesetztes Streben zu gefährlichen Verwickelungen trieb, und als die Nothwendigkeit gebot, zwischen einer parlamentarischen Allmacht und dem Prinzen Louis Napoleon zu wählen, zog er die Herrschaft eines Einzelnen dem Collectivdespotismus und der Unsicherheit eines Convents vor." Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. konnte die Anerkennung seines Benehmens nicht ausbleiben und seine Ernennung zum Großofficier der Ehrenlegion, zum Senator und zu andern einflußreichen und einträglichen Ehrenämtern konnte nicht überraschen. Auch seine letzte Schrift über den Adel des französischen Kaiserreichs (De la Noblesse comme institution im-

2) Weil er nach dem verunglückten Unternehmen in Strasburg aus der Schweiz, wohin er sich wieder begeben hatte, nicht ausgewiesen wurde und als thurgauer Cantonsbürger nicht ausgewiesen werden konnte.

périale. Paris 1859. 8.) beweist hinlänglich, mit welcher Entschiedenheit er den jetzigen Machthabern huldigte [3]).
(*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Ange François Le Lièvre de la), der zweite Sohn des Marquis François Joseph Le Lièvre de la Grange, geboren am 6. Juli 1778, trat im J. 1792 als Unterlieutenant in das Husarenregiment Lauzun, in welchem sein älterer Bruder Oberst war. Während der Schreckensherrschaft verabschiedet, lebte er auf einem abgelegenen Besitzthume verborgen, bis die Zeitverhältnisse erlaubten, wieder Dienst zu nehmen. Er trat in das nennte Dragonerregiment, machte die Feldzüge nach Italien und Teutschland mit und rückte allmälig zum Escadronchef vor. Nach dem Frieden von Preßburg (1805) wurde er der französischen Gesandtschaft zu Wien für die militairischen Angelegenheiten zugetheilt, bis ihn der Wiederausbruch des Krieges (im April 1809) nach Frankreich zurückführte. Als das französische Heer sich der Hauptstadt Oesterreichs näherte, wurde er vorausgeschickt, um sie zur Uebergabe aufzufordern; obschon ihm aber die Oertlichkeiten bekannt waren, so ließ er sich doch auf dem Glacis von einer Husarenpatrouille überraschen, welche ihn, da er sich mit seiner Escorte zur Wehr setzte, mit Gewalt festnahm, wobei er sechs Säbelhiebe über den Kopf erhielt und vom Pferde fiel. Der ergrimmte Pöbel bemächtigte sich seiner und hatte ihn bereits in die Straßen geschleift, ehe die in Kenntniß gesetzten Behörden ihm zu Hilfe eilen und ihn befreien konnten. Kaum wiederhergestellt, erhielt er in der Schlacht von Wagram (5. Juli 1809) eine gefährliche Wunde, welche ihn längere Zeit dienstunfähig machte. Nach seiner Genesung wurde er zum Officier der Ehrenlegion ernannt und zu leichtern militairischen Geschäften verwendet, bis der Krieg mit Rußland ausbrach. Er nahm an demselben als Adjutant des Generals Antoine Jean Auguste Henri Durosnel Theil und starb in Folge der Mühseligkeiten, die er auf dem Rückzuge zu erdulden hatte, im J. 1816 in seinem 38. Lebensjahre. — Auguste François Joseph Le Lièvre de la Grange, jüngerer Bruder des Vorhergehenden, am 2. Mai 1780 geboren, wurde schon in seinem siebenten Jahre in den Orden der Maltheserritter aufgenommen, trat im J. 1800 in das 5. Dragonerregiment, dessen Oberst damals Louis Bonaparte war, ward Adjutant Murat's und zeichnete sich in dem Feldzuge nach Italien und Teutschland aus. Er folgte auch Murat nach Spanien und entging glücklich der Revolution vom 2. Mai 1808 in Madrid, bei welcher so viele Franzosen durch die Wuth des Volkes das Leben verloren, wurde aber auf dem Wege nach Valencia, wohin er mit dem General Excelmans geschickt worden war, um dem Marschall Moncey wichtige Aufträge zu überbringen, gefangen und nach kurzer Haft in einem Gefängnisse von Majorca auf die englischen Pontons gebracht. Nachdem es ihm nebst mehren Leidensgefährten gelungen war, bei einer sich unvermuthet darbietenden Gelegenheit zu entwischen, kehrte er nach Frankreich zurück und erhielt im J. 1812 den Befehl über das 20. Regiment der Jäger zu Pferde, welches mit der Brigade Corbineau, wozu es gehörte, nach Rußland zog. Auf dem Rückzuge setzte er über die Beresina, um den Bau der Brücke möglich zu machen, welche den Kaiser und einen Theil der Armee rettete. Nach dem Sturze Napoleon's verließ er den Kriegsdienst und starb im J. 1825; sein Sohn Gustave de La Grange, geboren im J. 1821, ist jetzt Stallmeister der Kaiserin Eugenie. — Amand Charles Louis Le Lièvre de la Grange, der jüngste Bruder des Vorhergehenden, am 21. März 1783 geboren, ließ sich im J. 1800 als Freiwilliger in das von dem Obersten Sebastiani befehligte 9. Dragonerregiment einreihen, mit welchem er an dem Feldzuge nach Italien Theil nahm und sich in der Schlacht von Marengo befand. Sein Regiment, welches bei dem Staatsstreiche am 18. Brumaire eine hervorragende Rolle spielte, wurde von dem ersten Consul als ein Theil der Garnison von Paris bezeichnet, er selbst aber folgte seinem Obersten auf verschiedenen demselben von Bonaparte übertragenen wichtigen Sendungen nach Constantinopel, Aegypten und Syrien. Er blieb auch bei Sebastiani, nachdem dieser zum General vorgerückt war, als Adjutant, begleitete denselben in das Lager von Amiens und auf einer militairischen Beobachtungsreise nach Teutschland und Tyrol und begab sich dann mit ihm nach Holland, um sich zu Helder zu der projectirten Landung in England einzuschiffen. Von hier mußte er aber schnell nach Teutschland zurückeilen, wo er von dem Fürsten Berthier, dem Kriegsminister und Generalmajor der großen Armee, welcher ihn zu seinem Adjutanten ernannte, nach Würzburg zu dem Könige von Baiern geschickt wurde, um sich Gewißheit über die Gesinnungen dieses Fürsten zu verschaffen und das Ergebniß seiner Nachforschungen sogleich dem Marschall Bernadotte und dem General Marmont, von denen der erste aus Hanover, der andere aus Holland kam, mitzutheilen. Er machte nun alle Feldzüge während des Kaiserreichs theils im Generalstabe des Fürsten Berthier, theils als Adjutant bei andern Heeresabtheilungen mit, wurde im J. 1805 zu Austerlitz Hauptmann im 23. Jägerregiment und Mitglied der Ehrenlegion, zu Eylau Escadronchef im 9. Husarenregiment und zu Tilsit Adjutant bei dem Hauptquartier. In dieser Eigenschaft wurde er von dem Kaiser zu dem Marschall Brune geschickt, um die Einnahme der Festung Stralsund zu beschleunigen und ihm die Nachricht von der Verwirklichung dieses Auftrags zu überbringen. Bei seiner Ankunft zu Paris fand er seine Beförderung zum Generaladjutanten des Fürsten Berthier und zum Commandanten zu Bayonne mit dem Auftrage, die sich sammelnden Truppen zu organisiren und nach Spanien vorrücken zu lassen. Bei der Ankunft des Kaisers zum Baron mit einer Dotation von 4000 Francs ernannt, folgte er demselben nach Spanien und nachher nach Teutschland, wo er in der Schlacht bei Wagram (5. Juli 1809) schwer verwundet

3) Biographie des hommes du jour, par Germain Sarrut et B. Saint-Edme. Tom. V. P. I. p. 379. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 845. *Fel. Bourquelot* et *Alfr. Maury*, La littérature française contemporaine. Tom. IV. p. 544.

ward. Als man ihn, obgleich er erst 26 Jahre alt war, zum Brigadegeneral vorschlug, schrieb der Kaiser neben seinen Namen: „zu jung," ernannte ihn aber zum Officier der Ehrenlegion und zum Reichsgrafen mit einem Majorat von 10,000 Francs. Sein Wunsch wurde übrigens schon beim Beginn des Krieges gegen Rußland erfüllt und er führte eine Cuirassierbrigade nach Moskau. Nachdem er auf dem Rückzuge seine ganze Brigade verloren hatte, trat er zu der Schar, welche die Aufgabe hatte, die Person des Kaisers zu schützen und erhielt den Befehl über das kaiserliche Hauptquartier. Bei dem Entscheidungskampfe gegen die Verbündeten führte er die Vorhut des Marschalls Macdonald in Schlesien, bewies aber ganz besonders in dem blutigen Treffen bei Hanau (31. Oct. 1813) ebenso große Umsicht als Tapferkeit. Er wurde deshalb zum Divisionsgeneral vorgeschlagen; abermals schrieb jedoch Napoleon neben seinen Namen: „zu jung," und ernannte ihn zum Commandeur der Ehrenlegion. Während des Krieges gegen die Verbündeten in Frankreich wurde er einem österreichischen Streifcorps nachgesendet, um es zu verhindern, die Pulvermühle von Essonne in Brand zu stecken, und in dem Treffen vor Paris hielt er mit einer Brigade der jungen Garde die Höhen von Montmartre besetzt; beinahe von Blücher umringt, entging er der Gefahr durch ein geschicktes Manœuvre und es gelang ihm, sich an der Barriere von Clichy mit dem Marschall Moncey zu vereinigen. Nach der Abdankung des Kaisers zu Fontainebleau kehrte er nach Paris zurück, wurde aber sogleich von dem Kriegsministerium im Namen der Armee zu Ludwig XVIII. abgeschickt. Dieser gab ihm das Untercommando über die zweite Compagnie der schwarzen Musketiere, welche jetzt sein ältester Bruder befehligte und über welche bereits sein Vater den Oberbefehl geführt hatte; zugleich erfolgte seine Beförderung zum Divisionsgeneral, welche Napoleon bei seiner Zurückkunft von Elba bestätigte. Unter der Regierung Louis-Philippe's stand er in großem Ansehen und seine Verdienste in verschiedenen Zweigen des Militairwesens fanden durch die Ertheilung der Pairswürde (im J. 1832) und durch die Ernennung zum Oberofficier der Ehrenlegion (im J. 1837) Anerkennung*). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Joseph Graf la), französischer General, am 10. Jan. 1763 (nach Andern 1761) zu Saint-Pessere bei Auch geboren, trat am 22. Juni 1791 als Grenadierhauptmann in das zu dieser Zeit gebildete zweite Freiwilligenbataillon des Departements des Gers, wozu sein Geburtsort gehörte, und nahm mit diesem in der Armee der Ostpyrenäen unter dem Oberbefehle der Generäle Desiers, Dagobert, Davoust, Turreau, Doppet, Dugommier, Perignon und Scherer Theil an den Feldzügen der Jahre 1792 und 1793. Am 10. Aug. 1793 eroberte er bei dem Angriffe der Spanier auf das Lager zu Mas-Ros vor Perpignan an der Spitze seiner Grenadiere zwei Kanonen, welche der Feind den französischen Jägern abgenommen hatte, wieder zurück und ward auf dem Schlachtfelde zum Bataillonschef ernannt. Am 30. Aug. desselben Jahres erstürmte er bei dem Dorfe Boulou mit seinem Bataillon zwei Verschanzungen und entschied hauptsächlich dadurch das Treffen, welches mit der Niederlage und Flucht der Spanier endete. Ebenso eifrig bewies er sich bei andern durch diesen Krieg gebotenen Gelegenheiten und sein an Verwegenheit grenzender Muth erregte allgemeine Bewunderung. Obschon von den Volksrepräsentanten am 22. Prairial II (10. Juni 1794) zum Brigadegeneraladjutanten ernannt, wurde er doch bei der Verminderung des Heeres am 20. Vendemiaire IV (12. Oct. 1795) zur Disposition gestellt und erst am 22. Pluviose VI (10. Febr. 1797) wieder in den activen Dienst gezogen. Er nahm nun nach der Anordnung Bonaparte's, welcher Gelegenheit gehabt hatte, sein militairisches Talent kennen zu lernen, Theil an der Expedition nach Aegypten und zeichnete sich während der Dauer derselben bei vielen Gelegenheiten aus. So befand er sich bei der Einnahme von Alexandrien, bei der Niederlage der Mamluken in der Nähe von Damanhur, bei dem Treffen und der Einnahme von Rahmanieh und bei der Schlacht zu Chebreis (15. Juli 1798), in welcher er seine Tapferkeit und Umsicht so glänzend bewährte, daß Bonaparte ihn auf dem Schlachtfelde zum Brigadegeneral ernannte. Seltene Unerschrockenheit und Entschiedenheit bewies er bei der Unterdrückung des gefährlichen Aufstandes der Bewohner von Kahira (25. Sept.), wobei die Franzosen nach den türkischen Berichten freilich mit schonungsloser Grausamkeit verfahren sein sollen. Auf dem Marsche nach Syrien hatte er einen ehrenvollen Antheil an der Eroberung der Festung El-Arisch in der Wüste und bei der erfolglosen Belagerung von Saint-Jean-d'Acre bewies er einen unermüdlichen Eifer. Er schlug einen Ausfall der durch englische Artillerie unterstützten Besatzung zurück und überrumpelte auf dem Rückzuge das Lager der Mamluken, welche eiligst die Flucht ergriffen und ihr ganzes Gepäck nebst 700 Kameelen in den Händen des Siegers ließen. Nach der Zurückkunft nach Aegypten und nach der Abreise Bonaparte's nach Europa handelte er während der ganzen Zeit, in welcher sich das französische Occupationsheer in großer Bedrängniß befand, mit musterhafter Klugheit und Umsicht und in der Schlacht von Heliopolis (20. März 1800) führte er eines der Quarrés der Division Reynier, welche durch die Erstürmung des Dorfes Matarieh hauptsächlich zum Erfolg des Tages beitrug. Bei der Wiedereroberung der von Nassif Pascha genommenen Hauptstadt Kahira und in dem Kampfe gegen den Pascha selbst, welcher das von nur 200 Soldaten vertheidigte französische Hauptquartier an der Spitze von 2000 Reitern zu erstürmen suchte, that er Wunder der Tapferkeit; er wurde deshalb von dem Obergeneral Kleber zum Divisionsgeneral und zum Chef des Generalstabes ernannt und von Bonaparte, der indessen erster Consul geworden war, ihn aber keineswegs vergessen hatte, in diesem Range bestätigt. Auf Befehl des Generals Menou, welcher nach Kleber's Ermordung (14. Juni 1800) das Commando übernahm, zog er mit

*) Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 844.

allen zu entbehrenden Truppen den vereinigten Streitkräften der Türken und Engländer entgegen, um dem weitern Vordringen derselben Einhalt zu thun. Er nahm eine vortheilhafte Stellung bei El-Aft und wußte durch seine Gegenwart dem Feinde so große Achtung einzuflößen, daß dieser nicht über Deirut hinaus vorzudringen wagte. Erst nach einigen Tagen entschloß sich der englische General Hutchinson, nachdem er Verstärkung erhalten hatte, die Franzosen anzugreifen, La Grange aber ging, da die ihm versprochene Unterstützung ausblieb und er von dem überlegenen Gegner umgangen zu werden fürchtete, nach Rahmanieh zurück, wo es zu einem Treffen kam, welches jedoch, da er bei einem entschlossenen Cavalerieangriffe von der Infanterie nicht unterstützt wurde, unentschieden blieb; einem für den folgenden Tag von dem weit überlegenen Feinde vorbereiteten Angriffe wich er vorsichtig aus und es gelang ihm, ohne Verlust Kahira zu erreichen. Alle Anstrengungen, die er fortan machte, mußten ebenso erfolglos sein, als die der übrigen Generäle, denn Aegypten war für Frankreich verloren. Nach seiner Zurückkunft in die Heimath wurde er am 27. Frimaire des Jahres X (28. Dec. 1801) zum Befehlshaber der 14. Militairdivision (Caen), am 7. Floreal desselben Jahres (26. April 1802) zum Generalinspector der Gendarmerie, am 19. Frimaire des Jahres XII (11. Dec. 1803) zum Commandanten des Lagers zu Saintes und zum Mitglied der Ehrenlegion und bald darauf zum Großofficier derselben ernannt. Im J. 1805 erhielt er den Oberbefehl über die Landungstruppen, welche auf einer von dem Viceadmirale Missiessy geführten Flottenabtheilung nach Westindien geschickt wurde, um die englischen Colonien auf den Antillen zu erobern. Das Geschwader, welches am 11. Mai 1805 die Anker lichtete, berührte nach einer Ueberfahrt von 40 Tagen die französischen Inseln Martinique und Guadaloupe, um die Besatzungen derselben mit Lebensmitteln und Schießbedarf zu versehen, und wagte dann am 23. Febr. 1806 einen Angriff auf Roseau, den Hauptort der britischen Insel Dominica. La Grange ging mit 1500 Mann ans Land, eroberte die Stadt und verbrannte, nachdem er eine reiche Beute an Bord gebracht hatte, die Magazine und die im Hafen liegenden Schiffe, konnte jedoch den von ihm beabsichtigten Angriff auf die Festung Portsmouth, wohin sich der englische Gouverneur G. Prevost zurückgezogen hatte, nicht ausführen, da der Viceadmiral, zu sehr auf seine eigene Sicherheit bedacht, aus den amerikanischen Gewässern zu kommen sich beeilte. Er ward deshalb von Napoleon sehr ungnädig empfangen, La Grange aber am 20. Brumaire des Jahres XIV (11. Nov. 1805) zu der Nordarmee entsendet und am 14. März 1806 zum Inspector der kaiserlichen Gendarmerie der vier nördlichen Departemente ernannt. Nach dem Frieden von Presburg (26. Dec. 1805) befehligte er eine in Holland cantonirende Division, mit welcher er unter dem Oberbefehle des Marschalls Mortier an dem Feldzuge gegen Preußen im J. 1806 Theil nahm und erhielt nach der Occupation des Kurfürstenthums Hessen das Militaircommando in diesem Lande, bis es zu einer Provinz des Königreichs Westfalen bestimmt wurde. Er hatte bereits in Hessen aus den Anfangs nach Hause geschickten Soldaten des hessischen Heeres ein besser gekleidetes und bezahltes französisches gebildet, dieselbe Aufgabe wurde ihm in dem neugebildeten Königreiche und er nahm als Generalgouverneur die ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen des Landes ausschließend für die Kriegskasse in Anspruch. Auch nach dem Erscheinen der französischen Staatsräthe Jollivet, Beugnot und Simeon, welche bis zur Ankunft des Königs Jerome die Regentschaft bilden sollten, blieb er neben ihnen im Amt und von ihm ging eigentlich die Leitung der Polizei und Verwaltung aus. Er bewies sich in dieser Stellung, wie man nach den vorliegenden Thatsachen nicht leugnen kann, als einen unverschämten, räuberischen Haudegen und übte, als ihm der König Jerome, welcher am Ende Decembers 1807 eingetroffen war, das Kriegsministerium übertrug und ihn zum Chef des Generalstabes wählte, sein Raubsystem so rücksichtslos, daß er bei der gegen ihn erhobenen Anklage wegen grober Erpressungen und Unterschlagung der erpreßten Gelder schuldig befunden wurde und eiligst nach Paris abreisen mußte. Nachdem er hier wieder in den unmittelbaren französischen Dienst getreten war, wurde er ohne Rücksicht auf seine Handlungsweise in Teutschland am 19. Mai 1808 zum Reichsbaron erhoben und der Armee in Spanien zugetheilt, wo er sich bei dem Angriffe auf Cascante und in der Schlacht von Tudela unter dem Oberbefehle des Marschalls Lannes auszeichnete. Im November desselben Jahres kehrte er, da er zum Präsidenten des Wahlcollegiums von Nerac berufen war, nach Frankreich zurück und ging dann wieder nach Teutschland, um die 3. Division der Reservearmee zu commandiren. Darauf wirkte er in den Jahren 1809 und 1810 in Spanien und Portugal und im J. 1812 erhielt er bei dem russischen Feldzuge wieder das Commando über eine Reservedivision. Nach dem unglücklichen Ausgange desselben übernahm er den Befehl über eine Division der mühsam gesammelten Reste der großen Armee, schlug in den ersten Tagen des März 1813, unterstützt von dem General Montbrun, ein von dem General Dörnberg befehligtes Corps, welches über die Elbe vorgedrungen war, und nöthigte es, mit großem Verluste über diesen Fluß zurückzugehen. Am 16. desselben Monats nahm er Theil an dem Treffen von Lüneburg und zwang am folgenden Tage den Feind, diese Stadt zu verlassen; auch befand er sich in den Schlachten von Dresden und Leipzig. Während des Feldzuges der Alliirten in Frankreich leistete er mit seiner Division allenthalben tapfern, aber vergeblichen Widerstand und wurde in dem Treffen bei Champ-Aubert (am 10. Febr. 1814) gegen die Russen am Kopfe verwundet. Nach der Schlacht von Paris (30. März), an welcher er noch Theil genommen hatte, unterwarf er sich der provisorischen Regierung. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Generalinspector der Gendarmerie und später versah er nach und nach mehre Stellen in der Militairverwaltung mit seiner gewohnten Energie, bis er nach der

Julirevolution in Ruhestand versetzt wurde. Er starb am 16. Jan. 1836 als Pair von Frankreich, zu welcher Würde ihn Louis Philippe am 19. Nov. 1831 erhob. Er war der innigste Freund seines Landsmanns Lannes, spätern Herzogs von Montebello, und besaß in hohem Grade die Achtung und Liebe seiner Soldaten, obschon er im Dienste stets die größte Strenge bewies, aber er befand sich stets an der Spitze seiner Truppen und riß diese durch seinen ungestümen Muth mit sich fort. Die Nothwendigkeit eines Rückzugs konnte man ihm bei der größten Gefahr und den mislichsten Verhältnissen nur schwer begreiflich machen. Sein Name prangt auf der westlichen Seite des Triumphbogens de l'Etoile an der Barriere von Neuilly zu Paris. Sein einziger Sohn, Frederic Graf von La Grange, geboren im J. 1816, widmete sich der Industrie und ist der Besitzer ansehnlicher von seinem Vater ererbter Güter und einer Glashütte in dem Departement des Gers. Von diesem Departement am 8. Juli 1849 zum Repräsentanten bei der gesetzgebenden Versammlung gewählt, stimmte er stets mit der Majorität und ward nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 Mitglied der von dem Präsidenten der Republik geschaffenen berathenden Commission. Später trat er in den Jahren 1852 und 1857 als Deputirter des Bezirks Condom in den gesetzgebenden Körper *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (Joseph Louis la), einer der berühmtesten Mathematiker der neuern Zeit, am 25. Jan. 1736 zu Turin geboren, war der älteste Sohn des piemontesischen Kriegszahlmeisters Joseph Louis Lagrange, dessen Vorältern aus Frankreich nach Turin übergesiedelt waren [1]), und hatte noch zehn Geschwister, von denen aber neun in der frühesten Jugend starben. Sein Vater kam durch die Heirath mit Maria Theresia Gros, der einzigen Tochter eines reichen Arztes von Cambiano, in den Besitz eines bedeutenden Vermögens, verlor aber dasselbe durch allzu gewagte und unglückliche Unternehmungen, wodurch der junge Grange in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sich selbst eine unabhängige Existenz zu begründen, aber auch der Gefahr entging, ein gewöhnlicher Mensch zu werden; wenigstens pflegte er in seinem spätern Alter zu sagen, daß er die Mathematik nicht als Lebenszweck gewählt hätte, wenn er reich gewesen wäre [2]). Gewiß ist wenigstens, daß sich seine Neigung zu dieser Wissenschaft keineswegs sogleich bei dem Beginn seiner Studien in dem Collegium zu Turin zeigte, indem er weit mehr für die römischen Classiker, insbesondere für Cicero und Virgil, begeistert war; auch wohnte er ein ganzes Jahr dem philosophischen Cursus bei, ohne die geringste Vorliebe für die Gegenstände, welche darin verhandelt wurden, zu zeigen, aber im zweiten Jahre erwachte sein mathematisches Genie und entwickelte sich äußerst rasch. Anfangs war er jedoch ein eifriger Anhänger der alten Mathematiker und ihrer synthetischen Lehrweise, bis eine Abhandlung des berühmten Geometers Edm. Halley [3]), worin dieser die Vorzüge der analytischen Methode auf eine nicht zu widerlegende Weise entwickelte, ihm die Augen öffnete und seine wahre Bestimmung enthüllte. Er befand sich damals in seinem 17. Jahre und ließ von diesem Augenblicke an eine gänzliche Aenderung in der Richtung seiner Arbeiten eintreten, indem er für sich und ohne Führer, aber mit unermüdlichem Eifer das Studium der vorzüglichsten Werke über die Analysis begann. Er machte darin alsbald fast unglaubliche Fortschritte und erschöpfte in weniger als zwei Jahren diese Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange bis auf die neuesten Entdeckungen. Er machte dabei die sonderbare, aber dem Genie eigenthümliche Erfahrung, daß ihm alles Erlernte nur als Erinnerung an bereits Gewußtes erschien. Mit dem Bewußtsein seiner Kräfte wuchs auch sein Muth und er begann nun einen Briefwechsel mit einigen der bedeutendsten Mathematiker seiner Zeit. Seine erste literarische Arbeit, womit er in die Oeffentlichkeit trat, war ein in italienischer Sprache an den bereits durch mehre wissenschaftliche Arbeiten bekannten Mathematiker Giulio Carlo Fagnano gerichteter Brief vom 23. Juli 1754 (Torino 1754. 8.), worin er eine von ihm erfundene Reihe für die Differential- und Integralgrößen jeder beliebigen Ordnung, die derjenigen Newton's für die Potenzen und Wurzeln entsprach, bekannt machte. Im folgenden Jahre (1755) theilte er, nachdem er Leonh. Euler's berühmtes Werk über das isoperimetrische Problem (Methodus inveniendi lineas curvas maximi minimive proprietate gaudentes. Lausannae 1744. 4.) einem gründlichen Studium unterworfen hatte, dem Verfasser eine neue Methode für diese Untersuchungen mit und entsprach dadurch der von diesem schon vor zehn Jahren an alle Gelehrte Europa's erlassenen Aufforderung. Euler war nicht wenig erstaunt, von einem jungen, bisher völlig unbekannten Mathematiker eine in jeder Beziehung genügende Antwort zu vernehmen und die ersten Versuche einer bewunderungswürdigen Methode vor sich zu sehen; sie ist jetzt allgemein unter der Benennung Variationsrechnung bekannt und wäre allein hinreichend, den Namen des Erfinders zu verewigen. Im J. 1756 theilte La Grange eine nicht geringeres Erstaunen erregende Anwendung seiner neuen Methode seinem hocherfreuten Bewunderer Euler mit. Dieser hatte in dem Anhange zu dem erwähnten Werke auf eine von ihm entdeckte sehr merkwürdige Eigenschaft in der Bewegung isolirter Körper aufmerksam gemacht,

*) Biographie des hommes vivants. Tom. IV. p. 50. Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy et Norvins. Tom. X. p. 315. Fastes de la Légion d'honneur. Tom. III. p. 308. Biographie générale. Tom. XXVII. p. 855.

1) Sein Großvater, ein französischer Cavalerieofficier, trat im J. 1672 in die Dienste des Herzogs Karl Emanuel II. von Savoyen über und ließ sich zu Turin nieder. Er war in Paris geboren, seine Aeltern wohnten aber später in Touraine, wo sie sich angesiedelt hatten.

2) Si j'avais eu de la fortune, je n'aurais pas fait mon état des mathématiques.

3) Resolution of the problem of finding the foci of optick glasses universally (erste allgemeine Formel darüber) in den Philosophical Transactions. Vol. XVII. (1693) p. 960.

schien aber, nach vergeblicher Bemühung sie auf die Bewegung der in irgend einer Weise auf einander wirkenden Körper auszudehnen, das ihm entgangene Resultat nur von der Metaphysik zu erwarten. La Grange dehnte in seinem Schreiben diesen schönen, Lehrsatz streng auf jedes beliebige Körpersystem aus und zeigte die Art und Weise, dieses so allgemein gemachte Princip (in der Mechanik unter der uneigentlichen Benennung „Princip der geringsten Wirkung" bekannt) auf die Lösung aller Fragen der Dynamik auszudehnen. Während er so den Grund zu seiner spätern Berühmtheit legte, bekleidete er die Stelle eines Lehrers der Mathematik an der Artillerieschule zu Turin, welche ihm im 19. (nicht, wie man gewöhnlich falsch angibt, im 17.) Jahre seines Alters übertragen wurde und ihn mit den angesehensten Männern seines Vaterlandes in Verbindung brachte. Auch wußte er durch seine Kenntnisse, seine klare Lehrweise und seine Bescheidenheit sich die Achtung und Liebe seiner größtentheils ältern Schüler in so hohem Grade zu erwerben, daß diese ihr ganzes Leben hindurch ihm mit der innigsten Zuneigung zugethan blieben. Zu dieser Zeit stiftete er im Einverständnisse mit mehren gelehrten Männern, insbesondere mit dem Anatomen Giovanni Francesco Cigna und den Artillerieofficieren Giuseppe Angelo Saluces und François Daviet de Foncener, unter dem Schutze des Herzogs von Savoyen eine gelehrte Gesellschaft, welche von dem Könige die Erlaubniß erhielt, ihre Denkschriften ebenso, wie die andern Akademien Europa's, zu veröffentlichen. Der erste Band erschien unter dem Titel: Miscellanea philosophico-mathematica Societatis privatae Taurinensis (Ang. Taur. 1759. 4.) und bestand größtentheils aus Abhandlungen des unermüdlich thätigen La Grange über die wichtigsten und schwierigsten Punkte der Analysis und der Mechanik (Récherches sur la méthode de maximis et minimis; Sur l'intégration d'une équation différentielle à différences finies, qui contient la théorie des suites récurrentes und Récherches sur la propagation du son); auch die unter dem Namen seines Freundes Foncener abgedruckten Aufsätze (Sur les logarithmes des quantités imaginaires; Éclaircissemens pour ce mémoire und Sur les principes fondamentaux de la méchanique), welchen dieser die Ernennung zum Inspector der sardinischen Marine verdankte, sollen in ihren wesentlichen Theilen von La Grange herrühren und es erklärt sich auf diese Weise leicht das spätere Schweigen dieses Officiers über mathematische Fragen, deren Behandlung ihm unsterblichen Ruhm hätte bringen können. Unter den Abhandlungen, welche ausdrücklich als La Grange's Arbeit bezeichnet werden, sind vor allen die Untersuchungen über die Fortpflanzung des Schalles hervorzuheben, ein schwieriger Gegenstand, dessen Feststellung selbst Newton nicht gelungen war und für den man noch keine befriedigende Theorie erdacht hatte. La Grange löste die Frage mit Hilfe der von ihm erfundenen neuen Berechnungsmethode (Variationsrechnung) durch die directen und klaren Principien der Dynamik und alle Eigenschaften der Uebertragung sind in der allgemeinen Formel enthalten. Daraus zieht er die Hauptfolgerungen, daß die Schnelligkeit des Schalles in keiner Weise von der Schnelligkeit oder der Stärke der Erschütterung, welche der Luft mitgetheilt wird, abhängt, daß der Schall sich in gleicher Weise von allen Seiten des Körpers, der ihn hervorbringt, fortpflanzt, daß die Schnelligkeit sich in der ganzen Ausdehnung der elastischen Fiber gleich bleibt und daß diese Schnelligkeit nicht von der Länge dieser Fiber bedingt wird, das heißt, daß der Schall sich ebenso schnell in der freien als in der eingeschlossenen Luft überträgt [4]). Die meisten dieser Folgerungen waren freilich schon durch die Beobachtung bekannt, aber der Physiker ist damit nicht zufrieden, sondern verlangt, daß man diese Thatsachen aus einem feststehenden Lehrsatze folgert, und dieses Verdienst erwarb sich La Grange. Auch bei der Untersuchung über die Reflexion des Schalls oder die Bildung des Echo's brauchte er nur seine Formel in Anspruch zu nehmen. Sie zeigte ihm, daß die Schwingung der Lufttheilchen, wenn die Luftfiber an der einen oder der andern Seite durch irgend ein Hinderniß abgeschlossen wird, mit derselben Schnelligkeit rückwärts gehen muß. Das Ohr kann also den Schall, den es schon direct gehört hat, durch Reflexion zum zweiten Mal hören; ist die Luftfiber nur von einer Seite abgeschlossen, so wird das Echo nur einfach sein, ist aber die Fiber an den beiden Enden abgeschlossen, so wird es vielfach sein, denn der durch eine der Extremitäten reflectirte Schall wird durch die andere wiederholt reflectirt werden und dies fände bis ins Unendliche statt, wenn diese Bewegung nicht immer schwächer würde und zuletzt ganz aufhörte [5]). Diese Erklärung des Echo's ist jedenfalls die richtige und die Theorie dieser Erscheinung würde Nichts zu wünschen übrig lassen, wenn die Bedingungen bekannt wären, welche nöthig sind, um diese Art von Reflexion zu bewirken oder sie vernehmbar zu machen. Mit dieser Theorie hängt auch die in dem ersten Bande derselben Denkschriften mitgetheilte gelehrte Erörterung der Frage über die Schwingungen der Saiten zusammen, worin er die von einander abweichenden Ansichten der größten Mathematiker seiner Zeit (Euler, d'Alembert und Dan. Bernoulli) mit großem Scharfsinn prüfte, während er selbst die Frage durch eine ebenso neue als gründliche Analysis behandelte. Der Eindruck, welchen diese Denk-

4) Que la vitesse du son ne dépend aucunement de la vitesse ou de la force de l'ébranlement imprimé à l'air; que le son se propage également de tous les côtés du corps qui le produit; que la vitesse est la même dans toute l'étendue de la fibre élastique; que cette vitesse ne dépend point de la longueur de cette fibre, c'est-à-dire, que le son se transmet avec la même vitesse dans un air libre que dans celui qui est renfermé.

5) Si la fibre aërienne est terminée de l'un ou de l'autre côté par un obstacle quelconque, la vibration des particules de l'air doit retourner en arrière avec la même vitesse. L'oreille pourra donc entendre une seconde fois par réflexion le son qu'elle auroit déjà entendu directement. Si la fibre aërienne n'est terminée que d'un côté, l'écho sera évidement simple; mais si cette fibre est terminée par le deux bouts, elle sera multiple, car le son réfléchi par une des extrémités, le sera de nouveau par l'autre; et cela aurait lieu à l'infini, si ce mouvement ne s'affaiblissait et ne s'anéantissait à la fin.

schriften bei ihrem Erscheinen hervorbrachten, grenzte ans Wunderbare und man konnte sich kaum erklären, wie ein junger Gelehrter in einem Alter, in dem man gewöhnlich noch Schüler ist, nicht nur als ebenbürtiger Nebenbuhler der größten Meister in seiner Wissenschaft, sondern sogar als competenter Kritiker ihrer Leistungen auftreten konnte. Am meisten war jedoch Euler von der Ueberlegenheit, welche La Grange sogleich zeigte, überrascht und er beeilte sich, fern von jedem kleinlichen Neide, ein so ungewöhnliches Verdienst nach Gebühr anzuerkennen. Als Director der mathematischen Classe der Akademie zu Berlin bewirkte er die Aufnahme des bescheidenen Lehrers zu Turin in die Akademie und theilte ihm diese Nachricht in einem sehr schmeichelhaften Schreiben vom 2. Oct. 1759 mit [6]). Um dieselbe Zeit eröffnete auch wahrscheinlich d'Alembert den gelehrten Briefwechsel mit ihm, den er bis zu seinem Tode fleißig unterhielt. Im zweiten Bande der Denkschriften der Gesellschaft zu Turin, welcher (jetzt unter dem Titel: Mélanges de philosophie et de mathématiques de la société royale de Turin) im J. 1762 erschien, gab La Grange seine Untersuchungen über die Fortpflanzung des Schalles und die Schwingungen der Saiten (Nouvelles Récherches sur la propagation du son und Addition à la première partie des Récherches sur la propagation du son, imprimées dans le volume précédent) noch eine weitere Ausdehnung; er machte darin ferner seine ersten Arbeiten über die von ihm erfundene neue Berechnungsweise unter dem bescheidenen Titel: Essai d'une nouvelle méthode pour déterminer les maxima et minima des formules intégrales indéfinies bekannt und zeigte die vielfache Anwendung dieser Methode (Application de la méthode précédente à la solution de différents problèmes de dynamique). Euler legte vier Jahre später dieser neuen Methode, welche er in mehren Denkschriften mit gebührendem Lobe des Erfinders erläuterte, die Benennung Variationsrechnung bei, welche sie auch behalten hat. La Grange's Ruhm erlangte jetzt eine immer schnellere Verbreitung. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hatte die Theorie des Wankens des Mondes zu einer Preisfrage gemacht und die Beantwortung der Frage verlangt, warum dieser bei seiner Bewegung um die Erde derselben immer dieselbe Seite zuwende. Diese Aufgabe war eine Aufforderung an das Genie des großen Mathematikers und eine Gelegenheit, seine Erfindungen in der Analysis anzuwenden. Er beantwortete im J. 1764 die Frage, erlangte den Preis und erregte durch seine Darstellung allgemeine Bewunderung. Man fand in der Beantwortung der Preisfrage (Récherches sur la libration de la lune; abgedruckt in dem Recueil des pièces qui ont remporté les prix. Vol. IX. année 1764.) auch in der That nicht nur die Lösung der vorgelegten Frage, sondern auch die ersten Keime jenes großen Gedankens, welcher später als Grundlage seiner analytischen Mechanik diente, denn er zeigte in dieser Abhandlung den Mathematikern bereits das fruchtbare Princip der virtuellen Schnelligkeit in seiner ganzen Allgemeinheit und in seiner engen Verbindung mit den übrigen Principien der Dynamik; er bestimmte die Neigung des Mondäquators nach der Ekliptik und erklärte die Ursache des Zusammenfallens der Knoten des Aequators und der Mondbahn. Während dieser anstrengenden, aber lohnenden Arbeiten fing der Aufenthalt in Turin an ihm unbehaglich zu werden; er hatte daselbst keinen Geistesverwandten mehr, welcher die mathematischen Wissenschaften mit einigem Erfolg betrieb, und die Lust wandelte ihn an, die Gelehrten in Frankreich und England, mit welchen er bereits einen Briefwechsel unterhielt, zu besuchen. Da der neapolitanische Gesandte in Turin, der Marchese Dominico Carraccioli, zu welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, um diese Zeit den Befehl erhielt, in derselben Eigenschaft nach London überzusiedeln, so benutzte La Grange diese Gelegenheit, um in seiner Gesellschaft nach Paris und London zu gehen. Er ward in Paris von seinen Freunden, besonders von d'Alembert, Clairaut, Condorcet, Fontaine, Nollet und Marie, mit offenen Armen aufgenommen und nach Verdienst geehrt; das unruhige Leben in der Hauptstadt schadete jedoch seiner ohnehin sehr schwächlichen Gesundheit und er wurde nach einem Gastmahle bei Nollet von einer gefährlichen Krankheit befallen; er konnte deshalb Carraccioli, welcher abreisen mußte, nicht weiter begleiten und beeilte sich, sobald seine Kräfte es erlaubten, nach Turin zurückzukehren. Hier plagten ihn aber noch fortwährend Anfälle von Hypochondrie und es zeigten sich die Symptome des Gallenfiebers; man ließ ihm sehr häufig zur Ader, wodurch sein Körper sehr geschwächt und ihm ein gewisses ängstliches Gefühl mitgetheilt wurde, das ihn nie mehr verließ. Er beschäftigte sich während dieses Zustandes und in Folge desselben mit der Arzneiwissenschaft und mit der Untersuchung der Nahrungsstoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche und mit der Beobachtung aller der Gesundheit schädlichen Einflüsse. Körperliche Bewegung und Unterbrechung seiner allzu großen geistigen Anstrengung stellten ihn jedoch bald so weit wieder her, daß er seine frühern Arbeiten wieder aufnehmen konnte. Er setzte nun seine tiefsinnigen Untersuchungen über die Integralrechnung, über die partiellen Verschiedenheiten und die Bewegung der flüssigen Körper und über die Approximationsmethoden fort, worin er bemerkenswerthe Verbesserungen einführte. Wichtig ist auch seine Anwendung derselben auf die Bewegung des Jupiter und des Saturn, sowie die von ihm zuerst versuchte Feststellung der genauen Formeln für die Variationen der drei Planetenelemente, indem er dadurch den Grund zu seiner Theorie des Planeten-

6) Euler sagt in diesem ihn ehrenden Schreiben: „Votre solution du problème des isopérimètres ne laisse rien à desirer, et je me réjouis que ce sujet dont je m'étais presque seul occupé depuis les premières tentatives, ait été porté par vous au plus haut dégré de perfection; L'importance de la matière m'a excité à en tracer, à l'aide de vos lumières, une solution analytique à laquelle je ne donnerai aucune publicité jusqu'à ce que vous même ayez publié la suite de vos récherches, pour ne vous enlever aucune partie de la gloire qui vous est due."

systems legte, an welche stets sein Name geknüpft bleiben wird. Zugleich bewarb er sich um den Preis, welchen die französische Akademie der Wissenschaften für die Theorie der Trabanten des Jupiter ausgeschrieben hatte. Seine durch die darin angewendete Analysis sehr merkwürdige Beantwortung der aufgestellten Frage (Récherches sur les inégalités des satellites de Jupiter) erhielt im J. 1766 den Preis [7]) und umfaßte in einer größeren Allgemeinheit das berühmte Problem der drei Körper, dessen Lösung den Mathematikern Clairaut und d'Alembert so großen Ruhm gebracht hatte. Es diente dazu, die genaue Bewegung eines Planeten, wie Jupiter und Saturn, welcher beständig in seinem Laufe durch die Anziehungskraft, die seine Trabanten auf ihn äußern, gestört wird, zu bestimmen. Die Lösung dieses Problems, welche die Tafeln des Jupiter und des Saturn berichtigte und folglich die Bestimmung der Länge auf dem hohen Meere erleichtert, war von unschätzbarem Vortheil für die Schiffahrt. Eine der Anstrengungen dieses großen Mathematikers nicht weniger würdige Aufgabe war die Bestimmung der Säcularbewegungen, worunter man die Störungen versteht, welche die Planeten in sehr großen Zeiträumen auf ihrer Bahn erleiden und welche sich nur nach einer langen Reihe von Beobachtungen offenbaren. Die Lösung dieses Problems führte La Grange zu dem wichtigen Ergebniß, daß wol die Neigungen der Planetenbahnen ihre Excentricitäten, ihre Knoten und ihre Perihelien mit der Zeit einer Veränderung unterliegen, keineswegs aber die großen Aren und die mittleren Bewegungen, welche nicht der geringsten Störung unterliegen können, woraus also folgt, daß unser Planetensystem am Himmel auf unerschütterlichen Grundlagen beruht. Es dürfte schwer sein, La Grange in seinem erhabenen Streben zu folgen und es soll nur noch bemerkt werden, daß er bei drei ähnlichen Preisbewerbungen den Sieg davontrug [8]), doch würde man das Ehrenvolle dieser Triumphe nicht gebührend würdigen, wenn man nicht hinzufügte, daß man nur bei den wichtigsten Punkten der Wissenschaft die Bemühungen der Mathematiker in Anspruch nahm und daß man die großen Fortschritte der physischen Astronomie im vorigen Jahrhundert den auf diese Weise aufgestellten und gelösten Fragen verdankt. Außer diesen wichtigen Fragen beschäftigte sich La Grange mit allen Theilen der Mathematik und selbst die Algebra hat ein ganz anderes Ansehen gewonnen, seitdem man eine Menge von ihm erfundener Theorien in sie eingeführt hat. In diese letzte Zeit seiner Wirksamkeit zu Turin fallen auch die Abhandlungen: Sur différents problèmes du calcul intégral, avec des applications à l'hydrodynamique, à la dynamique, à l'astronomie physique; Formules de dioptrique nécessaires pour l'intelligence du mémoire d'Euler sur la construction des nouvelles lunettes à 5 et 6 verres und Solutions des différents problèmes du calcul intégral, welche in dem dritten Bande der Denkschriften der Akademie, zu deren Stiftern er gehört, abgedruckt sind. Als Euler nach Petersburg, von wo ihm glänzende Anerbietungen gemacht worden waren, aus Rücksichten für seine zahlreiche Familie zurückkehrte und man in Berlin darauf bedacht sein mußte, ihn zu ersetzen, d'Alembert aber, dem man die seit dem Tode des berühmten Maupertuis erledigte Stelle eines Präsidenten der Akademie angeboten hatte, aus Liebe zu seinem Vaterlande und zur Unabhängigkeit diese Ehre ablehnte, richtete Friedrich der Große auf dessen Rath und auf die Empfehlung Euler's sein Augenmerk auf La Grange, welcher aber seine Entlassung nur durch einen Zufall erhielt. Der König von Sardinien wußte sehr gut das Verdienst des Mannes zu schätzen, den man ihm entführen wollte, und hatte nicht Lust, seine Einwilligung zu der Berufung nach Berlin zu geben. Er suchte deshalb dem schlichten Gelehrten, welcher eine Audienz erbeten hatte, um sein Anliegen vorzubringen, durch schöne Worte auszuweichen und bereits schickte sich dieser an, über die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen betrübt, das Cabinet zu verlassen, als es Karl Emanuel einfiel, das Berufungsschreiben sehen zu wollen. La Grange reichte es ihm unbefangen; als dieser aber darin die Worte las: „Der größte Mathematiker Europa's muß sich bei dem größten Könige dieses Welttheils befinden," sprach er schnell: „Gehen Sie, mein Herr, zu dem größten Könige Europa's [9])." La Grange, welcher dieser augenblicklichen gereizten Stimmung seine Entlassung zu verdanken hatte, verließ alsbald Turin und trat am 6. Nov. 1766 zu Berlin seine mit einem Gehalte von 500 Thalern verbundene Stelle als Director der physikalisch-mathematischen Classe der Akademie an. Die Denkschriften derselben, welche er schon von Turin aus mit einer werthvollen Abhandlung über die Tautochronen (Sur les courbes tautochrones, Mémoires de l'Académie royale de Berlin ann. 1765) bereichert hatte, verriethen alsbald seine Anwesenheit durch die gediegenen Arbeiten über die Art und Weise, die Parallare der Sonne aus dem Durchgange der Venus durch dieselbe, welcher damals die gelehrte Welt beschäftigte, zu ermitteln (Sur le passage de Venus du 3. Juin 1769 ou sur les parallaxes, Mémoires ann. 1766); über die Auflösung der numerischen Gleichungen (Sur la resolution des équations numériques, Mémoires ann. 1767, und Additions au précédent Mémoire, Mem. ann. 1768), die Grundlage seines spätern herausgegebenen größeren Werkes über diesen Gegenstand, über die Buchstabengleichungen (Nouvelle méthode pour résoudre les équations littérales par le moyen des séries, Mém. ann. 1768), worin sich der berühmte und nützliche Lehrsatz findet, welcher seinen Namen trägt; über die algebraische Auflösung der Gleichungen (Ré-

7) Sie ist abgedruckt in dem Recueil des pièces qui on remporté les prix. Vol. IX. année 1766. 8) Zu diesen Preisschriften gehört auch der Essai d'une nouvelle méthode pour résoudre le problème des trois corps, abgedruckt in dem erwähnten Recueil. Tom. IX. année 1772.

9) Il faut que le plus grand géomètre de l'Europe se trouve auprès du plus grand de ses roi. — Allez, dit-il sur-le-champ, Monsieur, allez joindre le plus grand roi de l'Europe.

flexions sur la résolution algébraique des équations, Sect. 1 et 2, und Suite des Réflexions etc. Sect. 3 et 4. Mém. ann. 1770 et 1771), welche Betrachtungen lange Zeit den Mathematikern in dieser schwierigen Frage als Leitstern dienen werden, und über die Grundsätze der Differential- und Integralrechnung (Sur une nouvelle espèce de calcul, relatif à la différentiation et à l'intégration des quantités variables, Mém. ann. 1771), ein geistreicher Versuch, worin ihm eine ebenso kühne als glückliche Anwendung der Induction und der Analogie eine Menge neuer und wichtiger Lehrsätze zuführte und woraus später seine Theorie der analytischen Functionen entstand. In diese Zeit (bis zum Jahre 1772) fallen außerdem noch die Abhandlungen: Sur la solution des problèmes indéterminés du second degré (Mémoires de Berlin ann. 1767); Nouvelle méthode pour resoudre les problèmes indeterminés en nombres entiers (Ibid. ann. 1768); Sur la force des ressorts pliés (Ibid. ann. 1769); Sur le problème de Kepler (Ibid.); Sur l'élimination des inconnues dans les équations (Ibid.); Solution d'un problème d'arithmétique (Mélanges de philosoph. et de mathém. Tom. IV. ann. 1766—69); Sur l'intégration de quelques équations différentielles où les indéterminées sont séparées, mais dont chaque membre en particulier n'est point intégrable (Ibid.); Sur la méthode des variations (Ibid.); Sur le mouvement d'un corps attiré vers deux centres fixes (Ibid.); Démonstration d'un theorème d'arithmétique (Mémoires de Berlin ann. 1770); Démonstration d'un theorème nouveau concernant les nombres premiers (Ibid. ann. 1771); Sur la forme des racines imaginaires des équations (Ibid.); Sur les réfractions astronomiques (Ibid.); Sur l'intégration des équations à différences partielles du premier ordre (Ibid. ann. 1772); Sur la figure des colonnes (Mélanges de phil. et de mathém. Tom. V. ann. 1770—1773); Sur l'utilité de la méthode de prendre un milieu entre les observations (Ibid.). La Grange konnte mit dem Empfange, der ihm von Friedrich II. zu Theil ward, zufrieden sein und er schien sogar auf diesen einen besseren Eindruck zu machen, als Euler, der dem philosophischen Könige etwas zu fromm und unterwürfig sein mochte. Seine Stellung war jedoch Anfangs Nichts weniger als behaglich, da der Hof und die Bevölkerung sehr verschieden dachten; er vermied daher sorgfältig jede Theilnahme an den Parteibestrebungen jeder Art und „der Philosoph ohne zu schreien," wie ihn der König zu nennen pflegte, verstand wirklich sein Benehmen so klug einzurichten, daß er nirgends anstieß. Die Bewohner der Hauptstadt und überhaupt des ganzen Landes waren dem Fremden nicht hold; da der anspruchslose Mathematiker sich aber bemühte, die teutsche Sprache zu erlernen und sich willig den Sitten und Gewohnheiten seines neuen Vaterlandes zu fügen, und sich außerdem nur mit dem Studium seines Faches befaßte, so erwarb er sich bald die allgemeine Achtung. Er entschloß sich sogar, um nicht als Sonderling zu erscheinen, eine Frau zu nehmen und einen Haushalt zu gründen, und ließ sich von Turin eine Verwandte kommen, die ihm zu dieser philosophischen Verbindung am tauglichsten dünkte. Beide Eheleute waren auch in der That mit einander zufrieden, das Glück wurde aber schon nach einigen Jahren durch eine langwierige Krankheit der Gattin gestört und La Grange vergaß sogar über der äußerst gewissenhaften und sorgfältigen Pflege derselben seine mathematischen Forschungen, bis sie ihm durch den Tod entrissen wurde. Dieser Verlust traf ihn so hart, daß ihm der Aufenthalt in Berlin nicht mehr gefallen wollte, und als der Tod Friedrich's II. ihm denselben noch unangenehmer machte, fing er an, sich nach einer Erlösung aus dieser Lage zu sehnen. Der Thronwechsel hatte bereits in Preußen große Veränderungen veranlaßt und ließ noch weit größere befürchten. Den Gelehrten wurde nicht mehr dieselbe Achtung wie früher bewiesen; man erkannte bald diesen Umschlag und suchte ihn zu benutzen. Die Gesandten der Höfe von Neapel, Sardinien und Toscana stellten La Grange die vortheilhaftesten Bedingungen, um ihn für ihre Heimath zu gewinnen; der Mathematiker hegte aber eine entschiedene, wenn auch stille, Vorliebe für Frankreich und ließ sich leicht durch Mirabeau, welcher im J. 1786 Berlin besuchte und sein Vertrauen zu gewinnen wußte, bewegen, alle Anerbietungen vorerst zurückzuweisen, um den Erfolg der mit der französischen Regierung anzuknüpfenden Verhandlungen abzuwarten. Der französische Gesandte machte nun dem Staatsminister Grafen de Vergennes den Vorschlag, La Grange, welcher schon seit 1772 auswärtiges Mitglied der französischen Akademie war, nach Paris zu ziehen; zu derselben Zeit richtete der Abbé Jos. Fr. Marie, ebenfalls ein geachteter Mathematiker, an den Baron de Breteuil, den Minister des öffentlichen Unterrichts, ein ähnliches Gesuch. Dieser trug die Angelegenheit Ludwig XVI. vor, welcher sogleich und sehr gern seine Einwilligung gab. Man bot La Grange einen Gehalt von 6000 Francs, eine Wohnung im Louvre und, um ihm das Stimmrecht bei allen Berathungen der Akademie zu geben, den Titel Pensionnaire-Veteran an. Er zögerte nicht, das Anerbieten anzunehmen, und man entließ ihn in Preußen, nachdem man der Höflichkeit wegen einige Schwierigkeiten gemacht hatte, gegen das Versprechen, auch fernerhin Beiträge zu den Denkschriften der Akademie zu liefern. Vom Jahre 1772, in welchem durch die Aufnahme in die französische Akademie seine Lust zur Uebersiedelung nach Paris geweckt wurde, bis zu seinem Abgange nach Berlin schrieb er folgende Abhandlungen für verschiedene Akademien und zwar für die Denkschriften der Akademie zu Berlin im J. 1773: Nouvelle solution du problème du mouvement de rotation d'un corps de figure quelconque, qui n'est animé par aucune force acceleratrice; Sur l'attraction des sphéroïdes elliptiques; Solutions analytiques de quelques problèmes sur les pyramides triangulaires und Récherches d'arithmétique; im J. 1774: Sur les intégrales particulières des équations différentielles und Sur le

mouvement des noeuds des orbites planétaires; im J. 1775: Récherches sur les suites recurrentes dont les termes varient de plusieurs manières différentes et sur l'intégration des équations linéaires aux différences finies et partielles, et sur l'usage de ces équations dans la théorie des hazards; Additions au Mémoire sur l'attraction des sphéroides elliptiques, impr. dans le volume pour 1773; Suite des Récherches d'arithmétique, impr. dans le vol. pour 1773; Sur l'altération des moyens mouvements des planètes und Solution de quelques problèmes d'astronomie sphérique par le moyen des séries; im J. 1776: Sur l'usage des fractions continues dans le calcul intégral, im J. 1777: Récherches sur la détermination du nombre des racines imaginaires dans les équations littérales; Sur quelques problèmes de l'analyse de Diophante; Rémarques générales sur le mouvement de plusieurs corps qui s'attirent mutuellement en raison inverse des carrés des distances und Réflexions sur l'échappement; im J. 1778: Sur le problème de la détermination des orbites des comètes d'après trois observations; Sur la théorie des lunettes und Sur une manière particulière d'exprimer le temps dans les sections coniques, décrites par des forces tendantes au foyer et réciproquement proportionelles aux carrés des distances; im J. 1779: Sur différentes questions d'analyse relatives à la théorie des intégrales particulières und Sur la construction des cartes géographiques; im Jahre 1780: Théorie de la libration de la lune et des autres phenomènes qui dependent de la figure non sphérique de cette planète; im J. 1781 und 1782: Mémoire sur la théorie du mouvement des fluides; Théorie des variations séculaires des éléments des planètes; im J. 1783 und 1784: Théorie des variations périodiques des mouvements des planètes; Sur les variations séculaires des mouvements moyens des planètes; Sur la manière de rectifier les méthodes ordinaires d'approximation pour l'intégration des équations du mouvement des planètes; Sur une méthode particulière d'approximation et d'interpolation; Sur une nouvelle propriété du centre de gravité und Sur le problème de la détermination des orbites des comètes, troisième Mémoire, dans lequel on donne une solution directe et générale de ce problème; im J. 1785: Méthode générale pour intégrer les équations aux différences partielles du premier ordre, lorsque ces différences ne sont que linéaires und im J. 1786: Théorie géométrique du mouvement des aphélies des planètes, pour servir d'addition aux „Principes de Newton“ und Sur la manière de rectifier deux endroits des „Principes de Newton,“ relatifs à la propagation du son et au mouvement des ondes; für die Denkschriften der Akademie zu Turin: Sur la percussion des fluides (Mémoires de l'académie des sciences de Turin. Tom. I. 1786) und Nouvelle méthode de calcul intégral (Ibid.); für die Denkschriften der französischen Akademie: Sur la manière de former des tables des planètes d'après les observations (Histoire et mémoires de l'académie des sciences 1772); Récherches sur les équations séculaires du mouvement des noeuds et des inclinations des orbites de planètes (Ibid. 1774); Sur l'équation séculaire de la lune (Mémoire de mathém. et de phys., présentés à l'académie des sciences par divers savans étrangers. Vol. VII. 1776) und Récherches sur le dérangement d'une comète qui passe près d'une planète (Ibid. Vol. X. 1785) und für das Astronomische Jahrbuch von J. E. Bode: Ueber die Entwerfung der Sonnenfinsterniſſe und Sternbedeckungen (J. 1781); Neues Mittel, durch einfache Tafeln die geocentrische Länge des Jupiters und Saturns zu finden (Ebend.); Ueber die Berechnung der Finsterniſſe, welche der Parallare unterworfen sind (J. 1782); Ueber die Abnahme der Schiefe der Ekliptik (Ebend.); Ueber das Einschalten, nebst Tafeln (J. 1783); Neues Mittel, die Laufbahnen der Kometen aus Beobachtungen zu bestimmen (Ebend.) und Werth der jährlichen Veränderung der Elemente der Planetenbahnen (Ebend.). Außerdem sind aus dieser Zeit, des Aufenthaltes in Berlin, in welcher La Grange einen unermüdlichen Fleiß entwickelte, noch die wichtigen Zusätze, insbesondere über die unbestimmte Analysis, zu der neuen Ausgabe der von J. Bernoulli gearbeiteten Ueberſetzung der „Anleitung zur Algebra“ von L. Euler (Éléments d'algèbre, avec des notes et des additions. Lyon 1774. 8. 2 Voll.) zu erwähnen. Diese Zusätze finden sich ebenfalls in den späteren Ausgaben dieser Ueberſetzung (Lyon 1795. 8. 2 Voll. Paris 1807. 8. 2 Voll.) und gingen in die neue Auflage des Originals von J. Phil. Grüson (Berlin 1796—1797. 8. 2 Bde.) über; auch erschienen sie besonders in einer teutschen Ueberſetzung von C. F. Kausler (Frankfurt 1796. 8.). — Im J. 1787 siedelte La Grange nach Paris über, wo er von seinen Gönnern und Freunden mit großem Vergnügen aufgenommen wurde und wo man auf den Beſitz eines so ausgezeichneten Gelehrten stolz war. Selbst die Königin, welcher er zu Wien empfohlen worden war, empfing ihn sehr wohlwollend. Wie sehr angenehm seine Lage jetzt war und wie sehr er mit derselben zufrieden sein konnte, und wirklich war, so zeigte er doch diese Behaglichkeit keineswegs nach Außen; es schien im Gegentheil eine schwere Sorge auf ihm zu lasten und man sah ihn längere Zeit nicht anders als zerstreut und trübsinnig. Selbst in der Gesellschaft jener Gelehrten, nach deren persönlichen Bekanntschaft er sich so lange gesehnt hatte, in der Mitte der ausgezeichnetsten Männer, welche sich einmal in jeder Woche bei dem berühmten Chemiker Ant. Laur. Lavoiſier versammelten, stand er gewöhnlich in tiefes Nachdenken versunken an einem Fenster, wo doch von Außen Nichts seine Aufmerksamkeit erregen konnte, und blieb der lebhaftesten Unterhaltung in seiner Umgebung völlig fremd. Zuweilen gestand er selbst, daß er allen Geschmack an mathematischen Untersuchungen verloren habe. Vernahm er, daß ein Mathematiker sich mit einer Arbeit, die er

ebenfalls schon in Angriff genommen, beschäftigte, so sprach er seine Freude aus, daß er sie jetzt selbst nicht zu vollenden brauche. Solche geistige Abspannung kommt übrigens bei Gelehrten nach allzu großer Anstrengung nicht selten vor, die Liebe zur gewohnten Arbeit erwacht aber alsbald wieder mit erneuter Kraft und dies war auch bei La Grange der Fall. Noch während seines Aufenthaltes zu Berlin hatte er seine analytische Mechanik beendigt und das Werk im J. 1786 nach Paris geschickt, um es daselbst drucken zu lassen; lange Zeit bemühte sich aber sein Freund, der Abbé Marie, vergebens, einen Verleger zu finden, welcher sich damit zu befassen wagte, und er konnte es endlich nur bei einem Buchhändler gegen das schriftliche Versprechen anbringen, nach einer bestimmten Zeit den Rest der Auflage an sich zu kaufen. Als Herausgeber wurde der Fachgelehrte Adr. Mar. Legendre gewonnen, welcher sich seines Auftrags auf das Sorgfältigste erledigte und den Dank des Verfassers verdiente. Dieser sprach jedoch denselben erst später aus, denn er beachtete das Werk, welches unter dem Titel: Mécanique analytique (Paris 1788. 4.) erschienen war, während der Zeit der erwähnten Gleichgültigkeit gegen alle Mathematik gar nicht und sah es, wie er selbst später gestand, in den beiden ersten Jahren nicht einmal an. Es fand auch, da es zu weit über der damaligen Stufe der mechanischen Kenntnisse stand und keine Tafeln die geometrischen Constructionen erläuterten, nicht die verdiente Verbreitung, obgleich es unter der kleinen Anzahl von Sachkennern, welche es zu würdigen verstanden, große Bewunderung erregte und besonders in Teutschland durch die Uebersetzung von F. W. A. Murhard („Analytische Mechanik, aus dem Französischen, mit Anmerkungen." Göttingen 1793. 4.) großen Nutzen stiftete. Eine zweite verbesserte Ausgabe besorgten nach dem Tode des Verfassers Prony, Garnier und J. Binet (Paris 1811—1815. 4. 2 Voll.), beide werden aber nicht mehr gesucht, seitdem eine dritte von J. Bertrand (Mécanique analytique; troisième édition revue, corrigée et annotée. Paris 1853—1855. 4. 2 Voll.) sie übertroffen und ersetzt hat. La Grange war übrigens in der Zeit, während welcher er sich von der Mathematik abgewendet hatte, keineswegs unthätig; er beschäftigte sich abwechselnd mit der Geschichte der Religion, mit der Sprachwissenschaft, mit der alten Musik und sogar mit der Arzneikunde. Auch die großen Fortschritte der Chemie fesselten seine Aufmerksamkeit, da er denselben durch die Unterhaltung mit seinen Freunden, unter welchen sich die berühmtesten Beförderer dieser Wissenschaft befanden, folgen konnte; insbesondere zog ihn die philosophische Reform der Kunstsprache der Chemie an, wodurch die dunkeln und unzusammenhängenden Theorien zu einem klaren und zuverlässigen System umgestaltet wurden. „Die Chemie," pflegte er oft zu sagen, „ist jetzt leicht, man lernt sie wie die Algebra," ein oft wiederholter Vergleich, welcher jedenfalls geistreich ist, da er zwei sehr verschiedene, aber gleich schwere Wissenschaften nur deshalb zusammenstellt, weil beiden eine fest bestimmte, klare Sprache und ein äußerst methodischer Gang gemein sind, wodurch jedem mit richtigem Urtheile begabten und aufmerksamen Verstande der Zutritt zu ihnen nicht nur möglich, sondern sogar leicht wird. Mitten unter diesen mannichfaltigen Beschäftigungen überraschte ihn die Revolution und dieses welthistorische Ereigniß machte einen ungewöhnlichen Eindruck auf seinen lebhaften Geist. Er liebte als wahrer Philosoph aufrichtig die Freiheit, konnte sich aber nie entschließen, bei der Entwickelung dieses schrecklichen Drama's selbst eine thätige Rolle zu spielen, da ihn auf der einen Seite sein sanfter und ruhiger Charakter von lärmenden Auftritten zurückhielt und auf der andern Seite sein gewohnter Skepticismus sich nicht von der alsbaldigen Verwirklichung vieler Vortheile, welche die Menschheit unmittelbar zu erlangen gedachte, überzeugen konnte. Eifrigen Antheil nahm er jedoch an einer der ersprießlichsten Neuerungen der Revolution, an der Feststellung eines in der Natur begründeten Maß- und Gewichtsystems; er machte sich sogar in der zu diesem Zwecke ernannten und aus den angesehensten Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften bestehenden Commission vor Allem durch eine überaus gründliche Erörterung dieser wichtigen Frage bemerkbar und bewirkte dadurch die Annahme des Decimalsystems in seiner vollständigen Reinheit. Die Achtung, welche man ihm zollte, litt auch in keiner Weise durch die gewaltsame Störung fast aller Verhältnisse und die Nationalversammlung bestätigte sogar (im J. 1791) auf den Antrag des bekannten Rechtsgelehrten und Astronomen L. A. Dionis du Séjour seinen Gehalt von 6000 Francs. Um ihn für den Verlust, der ihm aus der Entwerthung des Papiergeldes erwuchs, zu entschädigen, ernannte man ihn zum Mitglied des Ausschusses, welcher über die Belohnung neuer nützlicher Erfindungen zu berichten hatte, und später (im März 1792) zu einem der drei Münzmeister. Die mit dem letzteren Amte verbundenen kleinlichen Geschäfte wurden ihm aber alsbald sehr lästig und bewogen ihn, es nach einem halben Jahre wieder niederzulegen. Um sich in der stürmisch bewegten Zeit die ihm nöthige Ruhe und ein angenehmes häusliches Leben zu verschaffen, schritt er im J. 1792 zu einer zweiten Ehe mit der ebenso gebildeten als liebenswürdigen Tochter des Akademiemitgliedes Lemonnier, welche ihm auch wirklich die noch übrigen Jahre seines Lebens durch ihre zärtliche Sorgfalt versüßte und nicht wenig dazu beitrug, ihm wieder die frühere Liebe zu seinem Fache einzuflößen. Ein Decret vom 16. Oct. 1793, welches die Ausweisung aller Fremden ohne Unterschied aus Frankreich verfügte und welchem der Gehorsam nicht zu verweigern war, würde ohne Zweifel das Glück des von allen politischen Bestrebungen weit entfernten Gelehrten gestört haben, wenn nicht einer seiner Freunde, der Chemiker Louis Bernard Guyton-Morveau, einen Ausweg gefunden und einen Beschluß des Wohlfahrtsausschusses bewirkt hätte, wodurch dieser den berühmten Mathematiker in Anspruch nahm, um „die Berechnungen über die Theorie der Geschosse" fortzusetzen. Bis jetzt hatte die Parteiwuth doch wenigstens hochstehende Männer der Wissenschaft verschont, als aber Bailly der Rache

der Anarchie erlag und Lavoisier, welcher gerade mit einer wichtigen Arbeit über die Nationalvertheidigung beschäftigt war, einer blinden und gemeinen Raubsucht geopfert wurde, konnte sich La Grange auf ein gleiches Loos gefaßt machen. Besonders erfüllte ihn der Tod seines Freundes Lavoisier, dieses unersetzlichen Chemikers, mit tiefer Trauer [10]) und einen Augenblick dachte er sogar daran, den Boden der Republik zu verlassen. Herault de Sechelles, der Präsident des Convents, erbot sich, ihm eine Stelle bei einer nach Preußen bestimmten Gesandtschaft zu erwirken und ihn auf diese Weise der Gefahr zu entziehen, im Augenblicke der Entscheidung lehnte La Grange aber den Vorschlag ab und entschloß sich aus Liebe zu seinem zweiten Vaterlande der Gefahr zu trotzen und auf bessere Tage zu hoffen. Seine Hoffnung betrog ihn nicht, denn alsbald tauchte bei den Gewalthabern die Ueberzeugung auf, daß die Herstellung des öffentlichen Unterrichtes eine nicht länger zu umgehende Nothwendigkeit sei. Die Normalschule wurde errichtet und La Grange als Professor an derselben angestellt; diese Anstalt hatte freilich keine lange Dauer, aber der Unterricht La Grange's und seiner Collegen P. S. Laplace und Gasp. Monge war von lange währendem Einflusse. Ihre Vorträge, welche sorgsam gesammelt und den Normalschulen aller Departemente mitgetheilt wurden, sind unter dem Titel: Séances des écoles normales (Paris 1794 seq. und N. Ed. Ibid. 1800 seq. 8. 15 Voll.) hinlänglich bekannt. Sie verbreiteten überall die Kenntniß vortrefflicher Lehrmethoden und die philosophischen Grundlagen der Wissenschaft. In der Geschichte der Mathematik machte besonders La Grange's Unterricht in der Arithmetik und Algebra (Leçons d'arithmétique et d'algèbre 1794—1795, auch in das Journal de l'École polytechnique, Cah. 7 et 8 aufgenommen) Epoche, mit welcher eine bemerkenswerthe Verbesserung in allen guten Handbüchern der Rechenkunst, welche nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande erschienen, eintritt. Mit der Gründung der polytechnischen Schule, an der die Männer, welche an der Normalschule thätig gewesen waren, wieder angestellt wurden, geschah ein noch größerer Schritt zur Hebung der exacten Wissenschaften. In diesem neuen Wirkungskreise erwachte in La Grange auf einmal die fast erloschene Liebe für sein Fach mit aller Stärke wieder, wie mehre seiner bedeutendsten Werke, welche in diese Zeit fallen, beweisen. Nachdem er vorher noch seine Abhandlung über die politische Rechenkunst (Essai d'arithmétique politique), auf die Bitte Pierre Louis Röderer's, seines Collegen und Professors der Staatsöconomie, geschrieben und in dessen Journal d'économie publique (Paris 1796 seq. 8.) veröffentlicht hatte, vollendete er seine Theorie der analytischen Functionen (Théorie des fonctions analytiques, contenant les principes du calcul différentiel, dégagés de toute considération d'infinement petits, d'évanouissants, de limites et de fluxions, et reduits à l'analyse algébraique des quantités finies. Paris 1797. 4.) und seine wichtigen Vorlesungen über denselben Gegenstand (Leçons sur le calcul des fonctions), welche zuerst in dem Journal der polytechnischen Schule (Journal de l'École polytechnique. Tom. V. et VII. 1804 seq.) und dann besonders unter dem Titel: Leçons sur le calcul des fonctions, ou Cours d'analyse par le calcul infinitésimal. Nouv. édit. revue, corrigée et augmentée par l'auteur (Paris 1806. 8.) erschienen. Auch von der Theorie der analytischen Functionen besorgte der Verfasser kurz vor seinem Tode noch eine zweite verbesserte Ausgabe (Paris 1813. 4.). Dieses herrliche Werk, worin er die Lehre von der Differential- und Integralrechnung auf klare, unerschütterliche Grundsätze stützt, fand auch bei den teutschen Fachgelehrten die gebührende Anerkennung und verschaffte sich besonders durch Fr. v. Grüson's Uebersetzung („Theorie der analytischen Functionen, in welcher die Grundsätze der Differentialrechnung vorgetragen werden." Berlin 1798. 8. 2 Bde.) Eingang in den Lehranstalten. La Grange's Vorträge in der polytechnischen Schule fanden ungewöhnlichen Beifall und man sah unter seinen zahlreichen Zuhörern stets viele praktische Techniker und sogar Professoren der Mathematik, welche seiner klaren Behandlung der schwierigsten Fragen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten. Zuweilen verließ er plötzlich die Tafel, an welcher er seine Lehrsätze entwickelte, und setzte sich, von irgend einer Idee überwältigt, unter die Zuhörer, ohne zu bemerken, daß diese in ehrfurchtsvollem Schweigen warteten, bis er wieder aus seinem Nachdenken erwachte. Manchmal verwickelte er sich in der einfachsten Rechnung und suchte dann mit der Unbefangenheit eines Kindes die Ursache seines Irrthums. Die Verdienste Anderer um den Fortschritt der Wissenschaft erkannte er bei jeder Gelegenheit und oft auf die originellste und liebenswürdigste Weise an. So rief er eines Tages unvermuthet aus: „Sehen sie diesen Teufel von Monge mit seiner Anwendung der Analysis auf die Entstehung der Fläche; er wird unsterblich sein, ja er wird unsterblich sein [11])." Monge ließ ihm übrigens nicht weniger Gerechtigkeit widerfahren und erwiderte auf die an ihn gestellte Frage, welcher der beiden ersten gleichzeitigen Mathematiker (Euler und La Grange) das größte Verdienst um die mathematischen Wissenschaften habe, mit Entschiedenheit: „Ich glaube, daß Newton Euler überlegen ist, ich stelle aber La Grange über Newton [12])." La Grange war übrigens einer der eifrigsten Verehrer des englischen Mathematikers und diese Verehrung streifte fast an Eifersucht; so sagte er in einem seiner Vorträge über das Weltsystem Newton's ärgerlich: „Newton konnte wirklich von Glück sagen, daß er ein solches System zu erklären hatte, ein Glück, das nicht jeden Tag kommt." Dieses Weltsystem war überhaupt fortwährend

10) Er sprach zu dieser Zeit zu seinem Freunde und späteren Biographen Delambre: „Il ne leur a fallu qu'un moment, pour faire tomber cette tête, et cent années peut-être ne suffiront pas pour en reproduire une semblable."

11) Voyez ce diable de Monge avec son application de l'analyse à la génération des surfaces; il sera immortel! il sera immortel! 12) Je regarde Newton comme supérieur à Euler, mais je place Lagrange au-dessus de Newton.

der Gegenstand seiner Bewunderung. Als er eines Tages über die Ungleichheit zwischen den constanten Größen der Planetenbahnen und den übrigen Elementen Betrachtungen anstellte, schloß er diese mit der Aeußerung: „Die Natur scheint diese Bahnen absichtlich auf diese Weise angeordnet zu haben, damit man sie berechnen kann. So ist die Excentricität der Planeten sehr gering und die der Kometen ungeheuer. Fände diese den Approximationen so günstige Ungleichheit nicht statt und wären die constanten Größen der Planetenbahnen mittlere, dann gnade Gott den Mathematikern; man würde Nichts fertig bringen können" [13]). Von dieser Natur, welche Willen hat, ist nicht weit bis zu einer Vorsehung, welche die Welt regiert oder, mit andern Worten, zu einem höchsten Wesen, auch hielt La Grange nicht für unmöglich, das Dasein Gottes zu beweisen; doch sprach er sich über solche Dinge nur sehr vorsichtig aus, wie er denn überhaupt in allen seinen Aeußerungen mit der größten Bescheidenheit verfuhr. Theilte er einem Gelehrten eine Beobachtung mit, so begann er gewöhnlich mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob...." Dieser Zweifel war aber ein sicheres Zeichen, daß sein Geist sich zum Nachdenken anschickte. „Ich weiß nicht," war auch fast immer seine Antwort, wenn man eine Frage an ihn richtete, aber allmälig folgte, während er der Frage auszuweichen schien, eine Bemerkung nach der andern, bis der Gegenstand vollständig erschöpft war. Ein gewisses Mistrauen in sich selbst hinderte ihn, sich sogleich auszusprechen, weshalb er auch verlangte, daß die an ihn als Professor an der polytechnischen Schule gerichteten Fragen schriftlich abgefaßt wurden, ehe er sich zur Beantwortung verstand. Eine merkwürdige Erscheinung bleibt es jedenfalls, daß dieser berühmte Gelehrte, welcher alle Theile einer ebenso schwierigen als umfangreichen Wissenschaft, als welche gewiß die Mathematik gelten muß, gründlich durchgearbeitet hatte und noch eine Menge anderer Kenntnisse besaß, sich keines vorzüglichen Gedächtnisses rühmen konnte und ihm die Worte oft gänzlich fehlten, weshalb er sich auch stets bei seinen Arbeiten an einen bestimmten Schriftsteller hielt. „Ich studirte," sagt er selbst, „in derselben Zeit nie mehr als ein Werk, ich las es aber, wenn es gut war, bis zum Ende. Anfangs hielt ich mich nicht bei Schwierigkeiten auf, sondern ließ sie bei Seite, um später darauf zurückzukommen, was, wenn es nöthig war, zwanzigmal geschah. Konnte ich nach allen diesen Anstrengungen etwas immer noch nicht verstehen, so suchte ich erst nach, wie ein anderer Mathematiker diesen Punkt behandelte; das Buch, welches ich einmal vorgenommen hatte, legte ich aber nicht aus der Hand, bis ich seinen Inhalt vollständig begriff; bei jeder Wiederholung überging ich aber, was mir bereits vollständig klar war. Auch machte ich gewöhnlich einen Auszug, war aber die Arbeit beendigt, so las ich das Niedergeschriebene nie wieder [14])." Und dieser Mann, welcher so gut seine Studien zu leiten wußte, bekümmerte sich nie gern darum, Anderen Anleitung zu ihren Studien zu geben, und was noch merkwürdiger ist, nie rieth er Jemand zur Wahl des mathematischen Faches, welches ihn doch auf den Gipfel des Ruhmes gehoben und ihm so viele Ehrenstellen verschafft hatte. Bei der Gründung des Justituts (Institut national), welches an die Stelle der Akademie der Wissenschaften trat, war sein Name der erste, welcher die Liste der Mitglieder eröffnete; auch war er bei der Gründung des nach dem Vorgange eines Nachbarstaates eingerichteten Längebureaus (Bureau des longitudes) der zuerst Aufgenommene. Diese Bevorzugung blieb nicht ohne Einwirkung auf ihn und spornte ihn an, der Welt durch neue Arbeiten zu beweisen, daß er dieser Auszeichnung würdig war. Er gab nun sein längst vorbereitetes Werk über die numerischen Gleichungen (Théorie de la résolution des équations numériques de tous degrès, avec des notes sur plusieurs points de la théorie des équations algébraiques. Paris 1798. 4.) heraus und vervollständigte die schon früher in den Denkschriften der Berliner Akademie veröffentlichte Grundlage durch eine bewunderungswürdige Uebersicht der tiefsinnigsten Theorien über die Auflösung der numerischen Gleichungen. Eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage wurde noch von ihm selbst (Paris 1808. 4.), eine dritte mit einer Analyse des Werkes bereicherte von Poinsot (Paris 1826. 4.) nach seinem Tode besorgt. Besonders merkwürdig sind in diesem Werke die gelehrten Analysen aller Methoden, welche der seinigen vorausgingen; man weiß, daß diese Alle, welche die Geschichte der mathematischen Wissenschaften schreiben, in Verzweiflung bringen und daß er sie nur selbst an einigen Stellen seiner Werke hat erreichen können. Die Regierung, geschmeichelt durch den Glanz, welchen diese Leistungen auf Frankreich warfen, und welcher auf die Verwaltung zurückzustrahlen schien, wollte La Grange einen besonderen Beweis ihrer Achtung geben. Als Piemont, das Vaterland des Mathematikers, in Folge des Revolutionskrieges völlig unter französischen Einfluß gerathen war, lebte La Grange's Vater, ein 90jähriger Greis, noch zu Turin; Talleyrand, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, konnte es sich nicht versagen, die Großmuth Frankreichs der Welt zu offenbaren, und schrieb an d'Cymar, den Civilcommissair des vollziehenden Directoriums: „Sie werden zu dem verehrungswürdigen

13) Il semble, que la nature ait disposé ces orbites exprès pour qu'on puisse les calculer. Ainsi l'excentricité des planètes est très-petite, et celle des comètes est énorme. Sans cette disparité si favorable aux approximations, et si ce constantes étaient d'une grandeur moyenne, adieu les géomètres: on ne pourrait rien faire.

14) Je n'étudiais jamais dans le même temps qu'un seul ouvrage; mais s'il était bon, je le lisais jusqu'à la fin. Je ne me hérissais point d'abord contre les difficultés, mais je les laissais pour y revenir ensuite vingt fois s'il le fallait; si après tous ces efforts je ne comprenais bien, je cherchais comment un autre géomètre avait traité ce point-là. Je ne quittais point le livre que j'avais choisi, sans le savoir; et je passais tout ce que savais bien quand je le recontrais de nouveau. En étudiant un auteur, j'en faisais ordinairement le resumé; mais mon travail fini, jamais je ne relisais ce que j'avais écrit.

Vater des berühmten La Grange gehen und ihm mittheilen, daß bei den so eben eingetretenen Verhältnissen die ersten Blicke der französischen Regierung auf ihn gerichtet und daß Sie von ihr beauftragt sind, ihm den Beweis der lebhaftesten Theilnahme, die sie für ihn hegt, kund zu geben." Der Commissair verfügte sich sogleich an der Spitze der Generäle der Armee und mehrer ausgezeichneten Bürger beider Nationen zu La Grange und überreichte ihm die officielle Depesche mit den Worten: „Glücklicher Vater, erfreuen Sie sich der Erkenntlichkeit aller Freunde der Wahrheit, deren Dolmetscher zu sein ich die Ehre habe; erfreuen Sie sich des Glückes, einem Manne das Leben gegeben zu haben, welcher das menschliche Geschlecht durch seinen Geist ehrt. Piemont ist stolz darauf, ihn hervorgebracht zu haben, und Frankreich rühmt sich, ihn unter seine Bürger zu zählen." „Dieser Tag," erwiderte der Greis, „ist der glücklichste meines Lebens, ich verdanke ihn meinem Sohne. Bezeugen Sie der französischen Regierung meinen innigsten Dank. Und mein Sohn! Ich habe ihn seit 32 Jahren nicht gesehen ...." Er sollte ihn auch nicht wiedersehen, obschon er noch fünf Jahre lebte. Einer der Inspectoren des öffentlichen Unterrichts sah ihn auf einer Amtsreise kurz vor seinem Tode noch sehr heiter und mit Musik beschäftigt. Als er mit ihm auch über die Berühmtheit seines Sohnes sprach, rief der sorgsame Vater: „Ja mein Sohn ist groß vor den Menschen, möge er ebenso groß vor Gott sein!" Sein Ruhm bei den Menschen, den er in vollem Maße durch seine Leistungen verdiente, war immer noch im Zunehmen begriffen und brachte ihm eine Ehrenstelle nach der andern. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte ihm Napoleon, welcher schon als General zu seinen eifrigsten Verehrern gehörte. Als sich ihm nach den Siegen in Italien die Thüren des Instituts öffneten, nahm er seinen Sitz neben La Grange und machte sich oft ein Vergnügen daraus, den schüchternen Gelehrten durch unvermuthete Fragen in augenblickliche Verlegenheit zu bringen. Auch als Consul und Kaiser änderte er nie sein achtungsvolles und freundliches Benehmen gegen ihn und ernannte ihn in kurzen Zwischenräumen zum Mitglied des Senats, zum Großofficier der Ehrenlegion, zum Reichsbaron und zum Großkreuz des Ordens der Reunion. La Grange hatte nie diese Auszeichnungen gesucht, auch störten diese nicht seine gewohnte Ruhe, sondern flößten ihm nur die größte Erkenntlichkeit gegen den Mann ein, der sein Streben zu würdigen verstand. Er benahm sich in den Beziehungen zu ihm ebenso, wie er sich am Hofe Friedrich's II. benommen hatte, und vermied den persönlichen Umgang, dem er sich nicht immer entziehen konnte, so weit ihm möglich war; doch hörte man von ihm ähnliche Aeußerungen über den Kaiser, wie über den großen Friedrich, von dem er gewöhnlich zu sagen pflegte: ich habe einen König in der Nähe gesehen. Seine jetzt nicht nur behaglichen, sondern wirklich glänzenden Verhältnisse entzogen ihn auch keineswegs der Wissenschaft, ebenso wenig war durch das vorgerückte Alter die Kraft seines Geistes geschwächt. Mit großer Freude folgte er den ersten trefflichen Arbeiten des später zu so großer Berühmtheit gelangten teutschen Mathematikers K. Fr. Gauß und besonders dessen unter anderem Neuen eine sehr originelle Methode für die Auflösung der zweigliederigen Gleichungen von einem durch eine erste Zahl ausgedrückten Grade enthaltenden arithmetischen Untersuchungen (Disquisitiones arithmeticae 1801) und machte in Bezug auf diese schöne Entdeckung sogleich eine so glückliche Anwendung der Principien, welche er früher für die allgemeine Auflösung der Gleichungen mitgetheilt hatte, daß er die eben erwähnte Theorie von den Hilfsgleichungen, welche dabei in Betracht gezogen werden, gänzlich unabhängig zu halten und sie von dem Mißstande, der durch die Zweideutigkeit der Wurzeln veranlaßt wurde, zu befreien wußte. Diese für die Fortschritte der algebraischen Analysis wichtige Arbeit bildete den Stoff zu zwei höchst gründlichen Abhandlungen, womit er die zweite Ausgabe seines Werkes über die Auflösung der numerischen Gleichungen (1808) bereicherte. In demselben Jahre gab ihm eine bemerkenswerthe Verbesserung in der Theorie des Weltsystems, welche man dem Mathematiker Simon Denis Poisson, einem seiner früheren Schüler, dessen Talent von ihm zuerst erkannt worden war, zu verdanken hatte, Gelegenheit, seinen überlegenen Geist noch einmal glänzend zu zeigen, indem sie ihn zur Aufstellung der allgemeinen Theorie über die Variation der arbitraren constanten Größen und zur Anwendung derselben auf die größten Fragen der Dynamik und der Bewegung der Himmelskörper veranlaßte. Die Entwickelung dieser Theorie bot ihm den Stoff zu drei Abhandlungen (Mémoire sur la théorie des variations des éléments des planètes et en particulier des variations des grands axes de leurs orbites; Mémoire sur la théorie générale de la variation des constantes arbitraires, dans tous les problèmes de la mécanique und Séconde Mémoire sur la théorie de la variation des constantes arbitraires dans les problèmes de mécanique, dans lequel on simplifie l'application des formules générales à ces problèmes), welche er in den Memoiren des Instituts (Mémoires de l'Institut. Classe des sciences mathématiques et physiques. Ann. 1808 et 1809) veröffentlichte und die jedenfalls zu den besten gehören, welche er schrieb. Seit seiner Uebersiedelung nach Paris hatte er eine Zeit lang sowol seiner schon erwähnten Abspannung als auch der politischen Verhältnisse wegen nur wenige Arbeiten für die Denkschriften der Akademien und andere Sammelwerke geliefert und es lassen sich nur folgende auffinden: „Gleichungen zur Bestimmung der Elemente einer Kometen- oder Planetenbahn durch drei nahe bei einanderliegende Beobachtungen" (in dem Astronomischen Jahrbuche von Bode. Jahr 1789); Récherches sur le calcul intégral à différences finies (Mémoires de l'académie royale de Turin. Tom. IV. 1790); Solution d'un problème d'arithmétique (Ibid.); Sur l'intégration de quelques équations différentielles, dont les interminées sont séparées, mais dont chaque membre en particulier

n'est point intégrale (Ibid.); Sur la méthode des variations (Ibid.); Sur le mouvement d'un corps, qui est attiré vers deux centres fixes (Ibid.); Sur la figure des colonnes (Ibid. Tom. V. 1793); Sur la percussion des fluides (Ibid. Tom. VI. 1801); Sur une nouvelle méthode de calcul intégral pour les différentielles affectées d'un radical carré, sous lequel la variable ne passe pas le quatrième degré (Ibid. Tom. VII. 1801); Sur l'utilité de la méthode de prendre le milieu entre les résultats de plusieurs observations (Ibid.); Mémoires sur une question concernant les annuités (Mémoire de l'académie de Berlin, ann. 1792—1793); Récherches sur plusieurs points d'analyse: 1) Sur l'expression du terme général des series recurrentes, lorsque l'équation génératrice a des racines égales; 2) Sur les spheroïdes elliptiques; 3) Sur la méthode d'interpolation; 4) Sur l'équation séculaire de la lune; 5) Sur une loi générale d'optique (Ibid.); Mémoire sur les premiers besoins de l'intérieur de la République (in der Collection des divers ouvrages d'arithmétique politique, par Lavoisier, 1796); Essai d'analyse numérique sur la transformation des fractions (Journal de l'École polytechnique. Tom. II. 1798); Sur le principe des vitesses virtuelles (Ibid.); Discours sur l'objet de la théorie des fonctions analitiques (Ibid.); Solution de quelques problèmes relatifs aux triangles sphériques, avec une analyse complète de ces triangles (Ibid.) und Éclaircissement d'une difficulté singulière qui se rencontre dans le calcul de l'attraction des sphéroïdes très-peu différents de la sphère (Ibid. Tom. VII. 1809). Eine Abhandlung über den Ursprung der Kometen (Sur l'origine des comètes) wurde erst nach seinem Tode (in der Connaissance des temps, 1814) gedruckt. Die letzte größere Arbeit, der er sich unterzog, war eine neue Ausgabe der analytischen Mechanik, welche er mit den seither in einzelnen Abhandlungen niedergelegten Ergebnissen seiner Forschungen zu bereichern gedachte. Der erste Band dieses großen Werkes, welcher im J. 1811 erschien, enthielt höchst bedeutende, namentlich auf die großen Erscheinungen des Weltsystems bezügliche Zusätze; vor Allem überraschte der Abschnitt, worin er die auf die Variation der arbitrairen constanten Größen gegründete allgemeine Approximationsmethode entwickelt, ebenso befriedigten die entsprechenden Untersuchungen über die Anziehungskräfte der Sphäroiden, über die aus den Gesetzen der Hydrostatik dargelegte Gestalt der Planeten und die sehr gründliche Analyse der oscillirenden Bewegungen eines Systems kleiner Körper, worin er seine früheren Auflösungen des Problems der Saitenschwingungen noch vervollkommnete. Bereits mit der Revision der Fortsetzung der analytischen Mechanik beschäftigt, faßte er den Entschluß, auch eine neue Ausgabe der Theorie der analytischen Functionen zu veranstalten und konnte sie auch im Anfange des Jahres 1813 erscheinen lassen, da er dabei mit mehr Eifer als Klugheit verfuhr; diese für sein Alter übermäßige Anstrengung erschöpfte aber seine bis jetzt ungeschwächten Kräfte und er hatte noch nicht die drei ersten Abschnitte des zweiten Bandes der analytischen Mechanik zum Abschluß gebracht, als er während der Arbeit einige Mal von Ohnmachten befallen, und als er dennoch seinen Vorsatz nicht aufgeben oder aufschieben wollte, gegen das Ende des Monats März von einem Fieber ergriffen wurde, dessen Symptome alsbald Besorgnisse einflößten. Da er gewohnt war, den Zustand seiner Gesundheit zu beobachten, so erkannte er alsbald die Gefahr, worin er schwebte, und sprach darüber offen mit einigen Freunden (Lacepède, Monge und Chaptal), welche ihn am 8. April besuchten. Er unterhielt sich mit denselben in voller Geistesgegenwart über sein Leben, seine Arbeiten und die Erfolge derselben, beklagte aber nur die nahe Trennung von seiner Frau, welche ihn bis jetzt so getreulich gepflegt und bei allen Anstrengungen erheitert habe. Schon am nächsten Tage folgte eine gänzliche Abspannung, welche bis zu seinem Tode dauerte. Er starb am 10. April 1813 und wurde drei Tage darauf im Pantheon beigesetzt, wo Lacepède und Laplace die Leichenreden hielten. Eine erschöpfende Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste La Grange's würde ein besonderes Werk und einen mit den mathematischen Wissenschaften und der Geschichte derselben hinlänglich vertrauten Biographen erfordern, es möge deshalb eine kurze Hindeutung auf seine bedeutendsten Leistungen genügen. La Grange trat schon in frühester Jugend mit den glänzendsten Entdeckungen auf und man braucht hier nur zu erinnern an seine Behandlung der mislichen und bis dahin nur wenig beachteten Theorie des Schalles und an die Variationsmethode, welche so abstract ist, daß sie nicht immer genau verstanden wurde, aber doch so sehr zur Vervollkommnung der rationellen Mechanik beitrug und auf welcher Entdeckung vielleicht das Gesammtresultat seiner Arbeiten beruht. Auf dieser einmal betretenen Bahn wanderte er mit stets sich steigerndem Ruhme fort. Die zur theoretischen Kenntniß der Bewegungen der Himmelskörper unentbehrlichen Approximationsmethoden waren in der Anwendung nicht hinlänglich gewürdigten Schwierigkeiten unterworfen; er verstand diese zu beseitigen und entdeckte eine neue vollkommenere Methode. Die Ungleichheiten der Trabanten des Jupiter waren nur durch die Erfahrung einigermaßen bekannt, da eine so weitgreifende Frage die Astronomen zurückgeschreckt hatte; er lieferte die erste mathematische Theorie. Da die Berechnung der Störungen der Kometen mit der ungeheuern Verschiedenheit ihrer Entfernungen von der Sonne und den Hauptplaneten in Einklang gebracht werden sollte, so erdachte er verschiedene Methoden, welche sich auf die Hauptlagen dieser Gestirne auf ihrem Laufe passend anwenden ließen. Ebenso zeigte er die leichtesten und sichersten Mittel, die Bewegungen der Knoten und der Neigungen der Planetenbahnen zu erhalten, und führte in die Lehre von der Bewegung der Himmelskörper die Function ein, welche unter dem Namen der störenden (fonction perturbatrice) bekannt ist und die auf eine beliebige Anzahl von Körpern bezügliche Analysis auf

eine so einfache Form zurückführte, als ob man nur einen zu betrachten hätte. Kann man diese Lehren auch als die hauptsächlichsten Ergebnisse seines angestrengten Studiums des Weltsystems betrachten, so sind doch diese damit noch bei weitem nicht erschöpft. Die so verwickelten Gesetze der Oscillationen, welche das Wanken des Mondes hervorbringen, wurden in einem merkwürdigen wissenschaftlichen Streite zwischen ihm und d'Alembert, welcher zuerst diese Erscheinung zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht hatte, gründlich erörtert; La Grange gab jedoch in seiner zweiten, schon oben erwähnten Denkschrift, welche vielleicht sein Meisterstück ist, die vollständigste Analyse dieser Bewegungen. Kurz darauf erhielt die in den Schriften Euler's kaum angedeutete Theorie der Variation der Elemente unter seinen Händen die nöthige Ausdehnung und Allgemeinheit und die Anwendung dieser Theorie auf die Bestimmung der seculairen und periodischen Ungleichheiten der Planeten veranlaßte eine ebenfalls schon erwähnte erschöpfende Arbeit über diesen Gegenstand (1784). Die bis jetzt erwähnten Leistungen wären gewiß schon hinreichend gewesen, seinem Namen Berühmtheit zu verschaffen, ein besonderes Recht auf die Hochachtung der Männer der Wissenschaft verdiente er sich aber durch eine andere Arbeit. Laplace hatte sich schon durch Beobachtungen von der Unveränderlichkeit der mittleren Bewegungen und der großen Aren des Sonnensystems überzeugt, aber die vierten Potenzen der Excentricitäten und der Neigungen, sowie das Quadrat der störenden Massen nicht beachtet; La Grange bewies ebenso einfach als gründlich, daß durch die Natur des Sonnensystems selbst und abgesehen von den mit dem Quadrate der störenden Massen verknüpften Gliedern die Variationen der großen Aren nur periodisch sein können [15]). „Die Entdeckung dieses großen Princips," sagt ein gelehrter Schotte [16]), „das man als das Bollwerk, welches die Stabilität unseres Systems sichert und aus demselben jede Verwirrung und Unordnung ausschließt, ansehen kann, muß dem Namen La Grange's nicht nur die Unsterblichkeit, sondern auch die Verehrung Aller verschaffen, welche ihre Freude an dem Großen und Erhabenen finden. Nach der von Newton gemachten Entdeckung des allgemeinen Gesetzes der Bewegungen der Himmelskörper ist die La Grange gebührende Entdeckung die schönste in der physischen Astronomie und in Beziehung auf die Endursachen kann sie als die größte von allen betrachtet werden." Nicht minder groß sind die Verdienste La Grange's um die Fortschritte der reinen Analysis, in welchem schwierigen Zweige der Mathematik vor Allem seine Arbeiten über die numerischen und Buchstaben-Gleichungen, seine Verbesserungen in der Theorie der Zahlen und in der unbestimmten Analysis zu erwähnen sind. Nicht minder glücklich war er in seinen Untersuchungen über die endlichen und partiellen Differenzen, welche ihn zur Lösung der schwierigsten Fragen der Wahrscheinlichkeitsrechnung führten, in den verschiedenen Arbeiten über die Gleichungen in partiellen Differentialgrößen, von welchen sich besonders die letzte auszeichnet, welche die vollständige Integrirung der Gleichungen der ersten Reihe und des ersten Grades umfaßt. Er fand ferner die schönsten Eigenschaften der Lineargleichungen, die merkwürdige Methode, gewisse getrennte Gleichungen zu integriren, von denen jedes Glied insbesondere das Integriren nicht zuläßt, die in andern Händen so ergiebig gewordenen Grundsätze über die Oscillationen der Curven und Flächen und die wahre Beschaffenheit der besonderen Integralen, deren vollständige Theorie er zuerst mittheilte. La Grange verdankt man endlich die in der höheren Analysis so nützlichen Lehrsätze für die Rückkehr der Reihen und die Entwickelung der Functionen, Integralen und Differenzen, Lehrsätze, welche seinen Namen tragen, deren strenge Feststellung aber Laplace angehört, die ausgiebige Theorie der Variation der arbitrairen constanten Größen, deren allmälige Entwickelungen und wichtige Anwendungen den Lauf seines ganzen Lebens bezeichnen. Bei dieser Aufzählung seiner Arbeiten müssen eine Menge anderer unerwähnt bleiben, welche allein schon den Ruhm eines Mathematikers begründen würden, und man braucht hier nur kurz auf die Denkschriften über Bestimmung der Kometenbahnen, über die Anziehungskräfte der Sphäroiden, über die Finsternisse der Planeten und die Anfertigung der betreffenden Tafeln und über die Rotationsbewegungen der festen Körper hinzuweisen. Bemerkt soll übrigens noch werden, daß man vor ihm noch gar keinen Begriff hatte von dem gründlichen analytischen Scharfsinn, der besonders in denjenigen seiner Schriften auffällt, in welchen er die mislichsten Theorien aufzustellen, Rechnungsparadoxen zu erklären und ernstliche Schwierigkeiten zu lösen hatte, wie dies in seinen Vorträgen über die Berechnung der Functionen der Fall ist; auch schrieb unter allen Nachfolgern Newton's keiner einen so rein mathematischen Styl, wie La Grange, und wir bewundern diesen Styl besonders in zwei, die Physik und Mechanik betreffenden Aufsätzen, worin er einige mangelhafte Punkte in den „Principien der Naturphilosophie" Newton's berichtigt und welche mit den schönsten Stellen dieses unsterblichen Werkes verglichen werden können. „Unter allen Erfindern," sagt Laplace, „welche die Grenzen unserer Kenntnisse am meisten erweitert haben, scheinen mir Newton und La Grange im höchsten Grade jenen glücklichen Takt zu besitzen, welcher dadurch, daß er bei den Objecten die in ihnen verborgenen allgemeinen Principien herauszufinden weiß, den wahren Geist der Wissenschaften, deren Zweck die Entdeckung dieser Principien ist, ausmacht. Dieser Takt, verbunden mit einer seltenen Zierlichkeit in der Darlegung der abstractesten Theorien, charakterisirt La Grange" [17]).

15) Que par la nature même de ce système, et abstraction faite des termes affectés du carré des masses, les variations des grands axes ne peuvent être que périodiques. 16) John Playfair in dem Edinbourgh Review. 1808. Jän. p. 264.

17) Parmi les inventeurs qui ont le plus reculé les bornes de nos connaissances, Newton et La Grange me paraissent avoir possédé au plus haut point ce tact heureux qui, faisant discerner dans les objets les principes généraux qu'ils recèlent,

Man sieht in der That, wie er in allen Fragen, welche er behandelt, sich zu der möglichst großen Allgemeinheit, deren sie fähig sind, erhebt und von dem hohen Standpunkte, auf den ihn dieses ihm zu Theil gewordene seltene Talent stellt, die sich darbietenden Schwierigkeiten beherrscht und alsbald über sie siegt. Aber die Naturgabe, welche ihn immer zu dem Reinsten und Abstractesten, was die Theorie aufzuweisen hat, hinzog, war nicht wohl verträglich mit der Geduld, die zu langen und mühsamen Berechnungen, welche die Anwendung erheischt, unumgänglich nothwendig ist. Nach tiefem Nachdenken über seinen Gegenstand schrieb er häufig auf seinem Kniee oder auf der Decke eines Buches jene symmetrischen Formeln nieder, die in seinem Kopfe völlig fertig waren, da der regelmäßige Gang seiner Gedanken ihm weitläufigere Entwickelungen und mühselige Arbeiten ersparte. Die Unabhängigkeit, worin er gern lebte, hielt ihn ab, den Beistand unterrichteter Astronomen oder geübter Rechner in Anspruch zu nehmen, wodurch er die Anwendung seiner Methoden oder die Berichtigung seiner Entwürfe erleichtert haben würde. Er zeigte stets einen seinen Freunden wohlbekannten Abscheu gegen solche Dinge und wenn die Nothwendigkeit ihn zwang, sich mit einer Arbeit dieser Art zu befassen, so geschah es mit einem Widerwillen, welcher ihn leicht jene kleinliche Aufmerksamkeit, die zur Sicherheit eines numerischen Resultats erfordert wird, vergessen ließ. Eine Nachlässigkeit dieser Art scheint ihn in einen Irrthum geführt zu haben, dessen Folgen Wichtigkeit für ihn hatten, da er, wie man annehmen darf, ihm die Ursache der Secularäquation des Mondes verbarg, welche kurz darauf von Laplace entdeckt wurde. In demselben Geiste sind übrigens selten entgegengesetzte Fähigkeiten vereinigt. La Grange will als Gründer von Theorien, als Erfinder von Methoden und als Schöpfer eines Styles, welcher in der Analysis ewig classisch bleiben wird, betrachtet sein. In Alles, wozu er schreitet, bringt er Aufklärung und überall zeigt er den sichersten Weg, um zum Ziele zu gelangen. Euler überragt La Grange vielleicht durch eine außerordentliche Fruchtbarkeit, die sich durch Nichts beschränken läßt, durch die unerschöpfliche Verschiedenheit seiner Rechnungskünste, durch zahlreiche Einzelnheiten und durch jene mannichfaltigen Beispiele, welche eine Quelle für die Belehrung der Schüler werden, aber La Grange steht über Euler durch die Allgemeinheit seiner Ansichten und bietet allein in seinen Schriften das Musterbild jener Vollkommenheit dar, welches man zu erreichen sich bestreben soll. Uebrigens bewies La Grange stets eine große Verehrung für Euler und pflegte seine Schüler, welche ihn um Rath über ihre Studien fragten, auf dessen Schriften hinzuweisen. „Studiren Sie," sagte er, „Euler, wenn Sie ein Mathematiker werden wollen, und bemühen Sie sich, selbst die Fragen aufzulösen, die er sich stellt" [18]). D'Alembert, welchen er ebenfalls hochschätzte, schien ihm als Führer oder Vorbild nicht so empfehlenswerth, obschon er ihm wegen seines originellen Talents und der Menge seiner Entdeckungen auf der andern Seite wieder den Vorrang einräumte. Noch über beide stellte er Newton, denn die Erfindungsgabe dieses Philosophen schien ihm der zuverlässigste Beweis von der Größe des menschlichen Geistes. „Wollen Sie," sagte er eines Tages, „den menschlichen Geist in seiner wahren Größe sehen, so treten Sie in Newton's Cabinet in dem Augenblicke, wo er das Licht zersetzt oder das Weltsystem enthüllt" [19]). Ueberhaupt machte Alles, was das Gepräge der Erfindung an sich trug, einen lebhaften Eindruck auf seinen Geist und seine Neugierde war hauptsächlich darauf gerichtet, die Spuren derselben zu entdecken. Seine Schriften liefern auf jeder Seite den Beweis, daß er sich stets bemühte, zu den Quellen der neuen Ideen zu gelangen und sie gewissenhaft ihren ersten Urhebern zurückzugeben, ein ehrenhaftes Verfahren, wodurch er die Geschichte seiner Wissenschaft besser kennen lernte als alle seine Vorgänger und er der gelehrteste der Mathematiker wurde, sowie er einer der größten war. Man würde indessen immer noch keinen richtigen Begriff von seinen Leistungen für die Fortschritte der Analysis haben, wenn man nicht auch den Antheil in Betracht ziehen wollte, welchen er an dem Umschwunge nahm, deren sich die mathematischen Wissenschaften in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfreuten. Mit Euler hatte dieser begonnen, durch La Grange erhielt er seinen Abschluß. Durch die Bemühungen beider kamen überall die analytischen Methoden zur Herrschaft und ließen aus dem Rüstwerke der Auflösungen jene verwickelten Constructionen verschwinden, welche ihnen Zierlichkeit und Gleichmäßigkeit benahmen. Die Kunst, die zu Grunde liegenden Gleichungen nach einer so einfachen Construction, daß man sie nicht anschaulich zu machen braucht, anzusetzen, sodann aus diesen Präliminarien mit Hilfe der Rechnungskünste Alles, was geistreiche Combinationen fast immer symmetrischer Formeln bieten können, zu deduciren und endlich in den gewonnenen Resultaten die Wirkung der Kräfte und die Eigenschaften ihres Umfanges zu lesen, ist das Verdienst der Schule Euler's und La Grange's und der unterscheidende Charakter der neuern Analysis [20]). Auf diese Weise konnte von La Grange die „analytische Mechanik" und später von Laplace die

constitue le véritable génie des sciences, dont le but est la découverte de ces principes. Ce tact, joint à une rare élégance dans l'exposition des théories les plus abstractes, caractérise La Grange.

18) Etudiez Euler, si vous voulez être géomètre, et travaillez à résoudre vous mêmes les questions qu'il se propose.

19) Voulez vous voir le véritablement grand, entrez dans le cabinet de Newton décomposant la lumière ou dévoilant le système du monde.

20) Établir les équations fondamentales d'une question sur une construction si simple qu'on est dispensé de la figurer; puis, s'abandonnant à toute la puissance du calcul, déduire de ces préliminaires ce que peuvent donner d'ingénieuses combinaisons de formules presque toujour symétriques; savoir lire enfin, dans les résultats obtenus, l'effet des forces ou les propriétés de l'étendue: voilà ce que l'école de La Grange apprit à faire sur les traces de son illustre chef, et tel est le caractère distinctif de l'analyse moderne.

„Mechanik der Himmelskörper" geschrieben werden, ohne daß die beständige Betrachtung des Einflusses der Kräfte auf das Gleichgewicht oder die Bewegung der Punkte oder Körper die Zeichnung einer einzigen Figur erheischt, eine sehr vortheilhafte Folgerung aus der großen Idee des Philosophen Descartes, deren Nutzen sich nicht, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, darauf beschränkt, daß sie die Mathematiker der Mühe überhebt, Linien zu ziehen und den Zirkel zu handhaben. Man kann sich, wenn man den Arbeiten La Grange's aufmerksam folgt, leicht überzeugen, daß das Vorhaben, die Unabhängigkeit der Analysis auf diese Weise zu begründen, ihn fortwährend beschäftigte. So gefiel er sich, um nur zwei Beispiele anzuführen, darin, eine Theorie der Pyramiden, worin er mehre neue Eigenschaften dieser Classe von Körpern zeigte, durch die Rechnung allein zu deduciren, und ein anderes Mal einen schlagenden Beweis von dem Vorzuge seiner Methode zu geben, indem er eine mathematische Frage, welche ein Mitglied der Akademie zu Berlin 25 Jahre beschäftigt hatte, in einem Tage löste. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß er geometrischen Darstellungen abhold war, er fand sie im Gegentheil ganz dazu angethan, dem Urtheile Kraft und Genauigkeit zu verleihen, und er selbst gab treffliche Proben dieser Behandlungsweise; er liebte aber nicht das Gemisch von Methoden und glaubte fest an die Ueberlegenheit der Analysis, wenn er überhaupt fest an etwas glaubte, denn bei diesem außerordentlichen Manne war der Skepticismus ziemlich zur Gewohnheit geworden und der Ausspruch seines eigenen Urtheils nahm immer die Gestalt des Zweifels an, wenn ihn nicht eine Widerrede zu einer seinem Charakter keineswegs entsprechenden Hartnäckigkeit bewog. In dieses Mistrauen auf seine Meinungen hüllte er sogar die Resultate seiner Berechnungen und er war gewissermaßen sehr überrascht, als eine genaue Erörterung der besten Beobachtungen über den Mond ein von ihm entdecktes schönes Gesetz über die schwankenden Bewegungen desselben vollständig bestätigte. Dieser Mann, welcher so viel wußte, war trotz seines Scharfsinnes bestürzt über Alles, was man nicht wußte, denn die aufmerksame Untersuchung der Meinungen der Menschen hatte ihn über eine so große Menge von Dingen im Ungewissen gelassen, daß seine Ueberzeugung auch in Bezug auf die andern sehr erschüttert war; dieser Skepticismus war jedoch ein sehr gutartiger und toleranter und Niemand fiel es weniger als ihm ein, Proselyten zu machen. Und wie wäre dies auch möglich gewesen, da er zur Noth an seinen Zweifeln selbst zweifelte; er besaß überhaupt dafür zu viel Ehrlichkeit. Diese war seine vorherrschende Eigenschaft; sie kam seinem Scharfsinne gleich und der gewöhnliche Contrast dieser beiden Hauptgrundzüge seines Charakters und seines Geistes bot ein auffallendes und sehr anziehendes Schauspiel. Da er ein Vergnügen daran fand, nur vollkommen klare Ideen auszusprechen, so sollte auch sein Vortrag ein getreues Bild derselben sein; daher kamen auch, wenn er einen angefangenen Satz klar vollenden zu können zweifelte, jene originellen Unterbrechungen, welchen gewöhnlich sein leise gesprochener Lieblingsausdruck: „ich weiß nicht, ich weiß nicht" folgte. — Trotz seiner entschiedenen Abneigung gegen jeden Zwang hielt er doch auf genaue Befolgung einer bestimmten Lebensregel und auf die Festhaltung an alten Gewohnheiten, weil er von dem Einfluß solcher Dinge auf die Gesundheit überzeugt war. Von Natur schwächlich, erhielt er nur seine Kräfte durch tägliche regelmäßige Bewegung im Freien und durch den fast ausschließlichen Genuß vegetabilischer Nahrung. Von dem Könige von Preußen nahm er die Gewohnheit an, dieselbe Beschäftigung, insoweit es möglich war, in denselben Stunden vorzunehmen, weil er fand, daß diese Regelmäßigkeit die Arbeit allmälig leichter und angenehmer macht, und obgleich von früher Jugend an Fleiß gewöhnt, stellte er sich immer schon am vorhergehenden Tage seine Aufgabe für den folgenden. „Der Geist," sagte er, „ist träge, man muß ihn dadurch in Athem erhalten, daß man seiner natürlichen Lässigkeit zuvorkommt und seine Kräfte durch die Gewohnheit entwickelt, um sie im Nothfalle in Bereitschaft zu haben" [21]). Durch die Beobachtung dieser Grundsätze war es ihm möglich, eine kaum übersehbare Menge von gelehrten Werken des mannichfaltigsten Inhalts durchzuarbeiten und den Inhalt derselben in einem gediegenen Auszuge niederzuschreiben. Er erwarb sich auf diese Weise eine gründliche Gelehrsamkeit, welche ihn in Stand setzte, den Leistungen seiner Vorgänger und Zeitgenossen vollständige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und dem wahren Talent das gebührende Lob zu spenden, womit der ebenso gerechte als bescheidene Mann nie zurückhielt. Er genoß deshalb auch eine allgemeine Verehrung; die hauptsächlichsten gelehrten Gesellschaften Europa's, die zu London ausgenommen, beeilten sich, das Verzeichniß ihrer Mitglieder mit seinem Namen zu schmücken und die Angriffe des von seiner Eitelkeit irre geleiteten Mathematikers Alexis Fontaine, welcher ein doppeltes Unrecht beging, indem er zugleich seinen Mangel an Urtheil und an Höflichkeit bewies, abgerechnet, kann man zuversichtlich behaupten, daß alle Fachgenossen seiner Zeit ihm einstimmig die größten Lobeserhebungen sowol während seines Lebens als auch nach seinem überall aufrichtig beklagten Tode spendeten. Wenn die Akademie zu Berlin, bei welcher er 20 Jahre wirkte, die übliche Lobrede auf ihn nach seinem Hinscheiden ausfallen ließ, so muß diese Unterlassung durch die Zeitverhältnisse entschuldigt und darf keineswegs in irgend einer Misachtung seiner Verdienste gesucht werden, denn nicht leicht wird ein Vernünftiger in Abrede stellen, daß La Grange zu den ausgezeichnetsten Männern nicht nur seiner Zeit, sondern aller Jahrhunderte gehörte. Ein tiefer Denker muß jedenfalls der Mann sein, welcher sich zu seiner Erholung von den abstractesten Studien mit der Geschichte der Religionen und der Arzneiwissenschaft be-

21) L'esprit est paresseux; il faut le tenir en haleine pour prévenir sa lâcheté naturelle, et en développer habituellement les forces pour les trouver prêtes au besoin.

schäftigt. Sein Geist hätte jedenfalls zum Ruhme eines Mannes hingereicht, der nicht La Grange gewesen wäre. Gewohnt, immer das Wahre und den Grund der Dinge aufzusuchen, half er sich nicht gern mit Worten und mied das Oberflächliche, sondern entkleidete die Meinungen, sowie die Wirklichkeit der sie bedeckenden Hülle; hatte er sie auf diese Weise in ihrer ursprünglichen Gestalt hingestellt, so sprach er gewöhnlich auf eine originelle und lebendige Weise seine Ansicht aus, welche sich sowol durch tiefen Sinn als durch feine Einkleidung auszeichnete. Manche seiner Aeußerungen zeugen sogar von Witz. Einer seiner Freunde zeigte sich im Gespräche ärgerlich über eine Meinung, welche von den Gelehrten bald angenommen, bald verworfen und bald modificirt, endlich zu einem Vorurtheile des Volkes geworden war, „und dies wundert Sie?" fiel La Grange ein; „Aehnliches geschieht ja doch täglich, denn die Vorurtheile sind nur der Nachlaß der geistreichen Leute, womit sich das gemeine Volk schmückt" [22]). Im gewöhnlichen Umgange war La Grange überhaupt angenehm und unterhaltend. Gern sprach er wol mit unterrichteten Männern über Gegenstände seines Faches und mit jungen Mathematikern, um ihnen über schwierige Fragen Auskunft zu geben; er war aber weit entfernt, sich nur in diesen gelehrten Unterhaltungen zu gefallen, sondern liebte sehr die Gesellschaft munterer Leute und insbesondere der Frauen. Er fand bei diesen, mochten sie jung oder älter sein, stets etwas Naives und Zartes, was mit der Einfachheit seines Geistes und mit der Liebenswürdigkeit seines Charakters im Einklange stand. „Haben Sie schon 60jährige Frauen gesehen," sagte er eines Tages in einer Gesellschaft, in welcher man von Frauen dieses Alters sprach, „mir wenigstens sind noch keine solche vorgekommen" [23]). Bei diesen liebenswürdigen Anlagen kann man kaum bezweifeln, daß er gegen den Zauber der Musik, mit deren Geschichte und Theorie er sich befaßte, unempfindlich war. Er hörte sie in der That gern, da sie seiner Neigung zum Nachdenken und Grübeln schmeichelte, und er selbst gestand, daß er während der Betrachtungen, in welche sie ihn versenkte, die Lösung mancher schwierigen Frage fand. Das Schauspiel hatte weniger Reiz für ihn und hier war seine Zerstreuung so arg, daß er häufig das Theater verließ, ohne daß er wußte, welches Stück gegeben worden war. So gänzlich zog ihn, wenn er sich selbst überlassen war, sein Geist aus dem Bereiche der Sinne und diese glückliche Eigenschaft beherrschte ihn so vollständig, daß sie ihn in jeder Beziehung über kleinliche Eitelkeit erhob. Obschon seine Gestalt regelmäßig und schön war, so wollte er doch nie zugeben, daß man ein Bildniß von ihm aufnahm [24]), indem er die Ueberzeugung hegte, daß nur die Erzeugnisse des Geistes ein Recht auf die Erinnerung haben. Bleibt aber auch das Aussehen dieses Mannes unbekannt, so wird sich doch das Andenken an seinen Geist so lange auf der Erde erhalten, als es gebildete Völker geben wird, denn sein Ruhm gründet sich, wie der Newton's und Euler's, auf unvergängliche Leistungen. Seine größeren Schriften, sowie auch seine zahlreichen Abhandlungen, welche in die Memoiren der Akademien, deren Mitglied er war, und in andere Sammelwerke aufgenommen sind, wurden bereits erwähnt und es ist zu bedauern, daß die letzteren, in denen er viele seiner wichtigsten Entdeckungen niedergelegt hat, nicht in einer Sammlung vereinigt und dadurch dem Mathematiker zugänglich sind. Eine von A. L. Crelle begonnene teutsche Ausgabe seiner mathematischen Werke (Berlin 1823—1824. 8. 3 Bde.) ist nicht weit gediehen und enthält in den beiden ersten Bänden die „Theorie der analytischen Functionen" und im dritten das Werk „Ueber die Auflösung der numerischen Gleichungen von beliebigen Graden. Nebst Bemerkungen über verschiedene, die Theorie der algebraischen Gleichungen betreffende Gegenstände." La Grange hinterließ eine große Anzahl von Handschriften, welche Laz. Nic. Marg. Carnot im J. 1815, in der kurzen Zeit, während er Minister des Innern war, durch die Regierung ankaufen ließ. Diese übergab sie dem Institut und die Akademie der Wissenschaften, welche wieder an dessen Stelle trat, beschloß auf den Bericht eines zu diesem Zwecke ernannten Ausschusses, mehre dieser Arbeiten drucken zu lassen, den andern und größern Theil derselben aber zu ordnen und in ihrer Bibliothek aufzubewahren [25]). Die Lobrede auf La Grange in dem Institute hielt der Astronom Jean Baptiste Joseph Delambre; sein Leben beschrieben Julien Joseph Virey und François André Potel (Précis historique sur la vie et la mort de J. L. La Grange. Paris 1813. 4.) und Pietro Cossali (Elogio de Gius. Luigi La Grange. Padova 1813. 8.); die letztere Schrift besteht aber fast nur aus einem Auszuge aus den Werken des berühmten Mathematikers [26]). (*Ph. H. Külb.*)

Lagrange's Lehrsatz. 1) Von Newton ist bekanntlich das erste und zugleich dem Principe nach einfachste Verfahren zur genauen Bestimmung der Wurzel einer algebraischen Gleichung $F(Z) = 0$, deren ange-

22) Eh quoi! cela vous étonne? cependant il en arrive toujours ainsi; les préjugés ne sont que la défroque des gens d'esprit qui habille la canaille. 23) Est-ce que vous avez vu des femmes de soixante ans? pour moi, je n'en ai jamais rencontré. 24) Die Pairskammer soll indessen eine zwar erst nach seinem Tode angefertigte, aber sehr ähnliche Büste von ihm besitzen.

25) Es sollen sich darunter auch Aufsätze über die Musik der Alten befinden; vergl. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musicions. (Paris 1863. 8.) Tom. V. p. 165. 26) Abgedruckt in den Mémoires de l'Institut national. Vol. XIII. (1814) und in dem Moniteur. 1814. N. 16—19, nebst Nachträgen und Berichtigungen von dem Mathematiker F. Fr. Th. Maurice. Ebendas. N. 57. Ferner sind zu vergleichen: Biographie nouvelle des Contemporains par A. V. Arnault, A. Jay, E. Jouy et J. Norvins. Tom. X. p. 305 (mit einem Umrisse seines Kopfes nach der erwähnten Büste). Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 157 seq. (sehr gute Schilderung von Maurice, welcher der gegenwärtige Artikel hauptsächlich folgt). Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 848 seq. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. IV. p. 430. J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften S. 1343 fg.

näherten Werth $Z = z$ man kennt, gegeben worden; man setzt $Z = z + y$, wo nun y als kleine Größe erscheint und entwickelt $F(Z)$ nach Potenzen derselben. Indem man dann die höheren Potenzen von y gegen y selbst vernachlässigt, erhält man eine lineare Gleichung zur angenäherten Bestimmung von y und somit als genäherten Werth der Wurzel $Z = z + y$. Wenn man den gefundenen Werth auf dieselbe Weise verbessert und diese Operation, so oft als für die verlangte Genauigkeit erforderlich ist, wiederholt, erhält man Z entwickelt nach Potenzen einer kleinen Größe, die mit y von derselben Ordnung ist. Es tritt dieser Umstand, auf dem das Verfahren wesentlich beruht, sogleich hervor, wenn man dasselbe in analytische Form bringt. Es ist nämlich unter den gemachten Voraussetzungen

$$Fz + \frac{y}{1} F'z + \frac{y^2}{2!} F''z + \ldots = 0,$$

woraus man zunächst $y = -\frac{Fz}{F'z}$ erhalten würde und nun eine neue Entwickelung vorzunehmen hätte. Es ist indessen einfacher, y aus dieser Gleichung vollständig zu entwickeln nach Potenzen der kleinen Größe Fz; setzt man nämlich:

$$y = a_1 Fz + a_2 (Fz)^2 + a_3 (Fz)^3 + a_4 (Fz)^4 + \ldots$$

so findet man durch Substitution in die gegebene Gleichung nach der Methode der unbestimmten Coefficienten:

$$a_1 = -\frac{1}{F'z}, \quad a_2 = -\frac{1}{2}\frac{F''z}{(F'z)^3},$$

$$a_3 = -\frac{1}{2}\frac{(F''z)^2}{(F'z)^5} + \frac{1}{6}\frac{F'''z}{(F'z)^4},$$

$$a_4 = -\frac{5}{8}\frac{(F''z)^3}{(F'z)^7} + \frac{5}{12}\frac{F''z\,F'''z}{(F'z)^6} - \frac{1}{24}\frac{F^{IV}z}{(F'z)^5}$$

u. s. w., welche Formeln zuerst von Euler gegeben sind, der mehrfache Versuche[1]) gemacht hat, das allgemeine Gesetz dieser Coefficienten aufzufinden. Seine Bemühungen scheiterten an dem Umstande, daß er die Entwickelung nach Potenzen von Fz vorzunehmen suchte, während Lagrange durch eine andere Anordnung der Reihe zu dem höchst eleganten Satze geführt wurde[2]), der seinen Namen trägt und die Aufgabe löst, eine Wurzel y einer in der Form

$$\alpha - y + fy = 0$$

gegebenen algebraischen oder transscendenten Gleichung durch eine Reihe vermittels der Werthe α und $f\alpha$ explicite darzustellen. Später hat Lagrange[3]) seinen Satz mittels einer, wie er selbst bemerkt, strengeren Methode im Zusammenhange mit einem anderen vielfach verwendbaren Theoreme abgeleitet, und zwar auf folgende Weise:

2) Es seien fy und ψy nach ganzen Potenzen von y in aufsteigender Reihe entwickelte Functionen und es werde

$$\frac{\varphi y}{\alpha - y + fy} = \frac{\varphi y}{\alpha - y} - \frac{\varphi y\, fy}{(\alpha - y)^2} + \frac{\varphi y\,(fy)^2}{(\alpha - y)^3} - \ldots$$

nach aufsteigenden Potenzen von y entwickelt. Der Compler der in der Entwickelung von $\frac{\varphi y\,(fy)^m}{\alpha - y}$ in y^n multiplicirten Glieder stimmt, wie man leicht übersieht, mit dem Compler der in der Entwickelung von $\frac{\varphi\alpha\,(f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}}$ mit negativen Potenzen von α behafteten Glieder überein. Da ferner:

$$(-1)^m \frac{\varphi y\,(fy)^m}{(\alpha - y)^{m+1}} = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\varphi y\,(fy)^m}{\alpha - y},$$

so ist $\frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\varphi\alpha\,(f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}}$ der Coefficient von y^n in der Entwickelung von $(-1)^m \frac{\varphi y\,(fy)^m}{(\alpha - y)^{m+1}}$ nach aufsteigenden Potenzen von y. In $\frac{\varphi\alpha\,(f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}}$ sind nur die in negative Potenzen von α multiplicirten Glieder beizubehalten und deren Aggregat zu differentiiren; es können aber auch zunächst die Differentiationen nach α vorgenommen und schließlich alle mit positiven Potenzen von α multiplicirten Glieder, ebenso wie das von α freie Glied weggelassen werden. In diesem Sinne ist die Summe:

$$\frac{\varphi\alpha}{\alpha^{n+1}} + \frac{\partial}{\partial\alpha}\frac{\varphi\alpha\, f\alpha}{\alpha^{n+1}} + \frac{1}{2}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^2 \frac{\varphi\alpha\,(f\alpha)^2}{\alpha^{n+1}} + \ldots$$

$$= \sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\varphi\alpha\,(f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}},$$

der Coefficient von y^n in der Entwickelung von

$$\frac{\varphi y}{\alpha - y + fy}$$

nach aufsteigenden Potenzen von y. Setzt man $\varphi y = (1 - f'y)\,\psi y$, wo $f'y$ die derivirte Function von fy bedeutet, so verwandelt sich jene Summe in:

$$\sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\psi\alpha\,(f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}} - \sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\psi\alpha\, f'\alpha\,(f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}}$$

$$= \frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}} + \sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{(m+1)!}\left\{\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^{m+1} \frac{\psi\alpha\,(f\alpha)^{m+1}}{\alpha^{n+1}} - (m+1)\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m \frac{\psi\alpha\, f'\alpha\,(f\alpha)^m}{\alpha^{n+1}}\right\}$$

$$= \frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}} + \sum_{m=0}^{\infty} \frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m (f\alpha)^{m+1}\left(\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}\right)' \quad (1)$$

1) Instit. Calc. diff. Pars II. E. 233. Vergl. auch: Observat. circa radices aequat. Novi Comm. Acad. Petrop. 1770. 2) Nouvelle méth. pour résoudre les équat. littér. par le moyen des séries. Mém. de l'Acad. d. Berlin 1768 und Mém. sur le problème de *Kepler*, ibid. 1769. 3) Traité de la rés. d. équat. num. Paris 1798. 11. Note: Sur les form. d'approximation pour les rac. des équat.

wo mit $\left(\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}\right)'$ die derivirte Function von $\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}$ bezeichnet wird und überall nur die negativen Potenzen von α beizubehalten sind. Diese Reihe stellt nun den Coefficienten von y^n in der Entwickelung von

$$\frac{(1-f'y)}{\alpha-y+fy}\psi y = G(y) + \frac{\psi y_1}{y_1-y} + \frac{\psi y_2}{y_2-y} + \cdots$$

dar, wo $y_1, y_2, \ldots$ die Wurzeln der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ und $G(y)$ eine ganze Function von y. Ist n größer als der Grad dieser Function $G(y)$, so ist der besagte Coefficient von y^n:

$$\frac{\psi y_1}{y_1^{n+1}} + \frac{\psi y_2}{y_2^{n+1}} + \cdots \qquad (2)$$

welcher dem in (1) verzeichneten Ausdrucke gleich sein muß.

Die so erhaltene Identität zwischen (1) und (2) hat für die Algebra eine große Bedeutung, indem sie z. B. die negativen Potenzsummen der Wurzeln $y_1, y_2, \ldots$ einer auf die Form $\alpha - y + fy = 0$ gebrachten algebraischen Gleichung explicite darstellt:

$$\frac{1}{y_1^{n+1}} + \frac{1}{y_2^{n+1}} + \cdots$$

$$= \frac{1}{\alpha^{n+1}} - (n+1)\sum_{m=0}^{\infty}\frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m\frac{(f\alpha)^{m+1}}{\alpha^{n+2}}.$$

3) Um aber aus diesem Satze die Entwickelung einer Wurzel allein zu erhalten, bedient sich Lagrange des Schlusses, daß, wenn n sehr groß, unendlich groß ist, die Glieder der Reihe (1) an und für sich keine positiven Potenzen von α enthalten, also die Gleichung zwischen (1) und (2) besteht, ohne daß man nach Bildung der Glieder in (1) in ihnen einen Theil zu supprimiren hätte. Dieser Schluß ist, wie Lagrange nicht zu bemerken scheint, nur unter gewissen Bedingungen zulässig, auf die wir in Art. 12 zurückkommen werden. Indem Lagrange ferner (1) und (2) in der Form:

$$\Psi y_1 + \Psi y_2 + \cdots$$

$$= \Psi\alpha + \sum_{m=0}^{\infty}\frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m(f\alpha)^{m+1}\Psi'\alpha \qquad (3)$$

schreibt, beweist er durch eine directe Entwickelung, daß wenn die rechte Seite dieser Gleichung mit $[\Psi\alpha]$ bezeichnet wird, $[\chi\alpha][\pi\alpha] = [\chi\alpha.\pi\alpha]$, daher $\chi\alpha = \frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}$, $\pi\alpha = \frac{1}{\alpha^r}$ gesetzt:

$$\left[\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}\right]\left[\frac{1}{\alpha^r}\right] = \left[\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+r+1}}\right],$$

und da

$$[\alpha^r]\left[\frac{1}{\alpha^r}\right] = [1] = 1,$$

so erhält man durch Division:

$$\left[\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+1}}\right] : \left[\frac{\psi\alpha}{\alpha^{n+r+1}}\right]$$

$$= [\alpha^r] = \alpha^r + r\sum_{m=0}^{\infty}\frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m(f\alpha)^{m+1}\alpha^{r-1}.$$

Vermöge der Gleichung (3) wird ferner der Quotient linker Hand durch

$$\left(\frac{\psi y_1}{y_1^{n+1}} + \frac{\psi y_2}{y_2^{n+1}} + \cdots\right) : \left(\frac{\psi y_1}{y_1^{n+r+1}} + \frac{\psi y_2}{y_2^{n+r+1}} + \cdots\right)$$

dargestellt werden können.

Ist nun y_1 die numerisch kleinste aller Wurzeln, schließt Lagrange weiter (s. Art. 12), so reducirt sich der letztere Quotient für unendliche n auf

$$\frac{\psi y_1}{y_1^{n+1}} : \frac{\psi y_1}{y_1^{n+r+1}} = y_1^r;$$

es ist also:

$$y_1^r = \alpha^r + r\sum_{m=0}^{\infty}\frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m(f\alpha)^{m+1}\alpha^{r-1} \qquad (4)$$

und für die numerisch kleinste Wurzel der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ selbst:

$$y = \alpha + \sum_{m=0}^{\infty}\frac{1}{(m+1)!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^m(f\alpha)^{m+1}. \qquad (5)$$

Diese Gleichung enthält nun das berühmte Lagrange'sche Theorem und löst die oben besprochene Aufgabe, y aus

$$Fz + yF'z + \frac{y^2}{2}F''z + \cdots = 0$$

zu entwickeln, sofort, wenn man diese Gleichung in der Form:

$$-\frac{Fz}{F'z} - y - \frac{1}{F'z}\left\{\frac{y^2}{2!}F''z + \frac{y^3}{3!}F'''z + \cdots\right\} = 0$$

schreibt, also

$$\alpha = -\frac{Fz}{F'z},\quad fy = -\frac{1}{F'z}\left\{\frac{y^2}{2}F''z + \frac{y^3}{6}F'''z + \cdots\right\}$$

setzt. Man hat dann:

$$(fy)^2 = \frac{1}{(F'z)^2}\left\{\frac{y^4}{4}(F''z)^2 + \cdots\right\},$$

$$\frac{\partial}{\partial y}(fy)^2 = \frac{1}{(F'z)^3}\left\{y^3(F''z)^3 + \cdots\right\},$$

daher:

$$f\alpha = -\frac{1}{F'z}\left\{\frac{1}{2}\frac{(Fz)^2F''z}{(F'z)^2} - \frac{1}{6}\frac{(Fz)^3F'''z}{(F'z)^3}\right\}$$

$$\frac{\partial}{\partial\alpha}(f\alpha)^2 = \frac{1}{(F'z)^2}\left\{-\frac{(Fz)^3(F''z)^2}{(F'z)^3} + \cdots\right\}$$

und somit

$$y = -\frac{Fz}{F'z} - \frac{1}{2}\frac{(Fz)^2F''z}{(F'z)^3} + \frac{1}{6}\frac{(Fz)^3F'''z}{(F'z)^4} - \frac{1}{2}\frac{(Fz)^3(F''z)^2}{(F'z)^5} + \cdots,$$

welches Resultat sich von dem Euler'schen nur durch die andere Anordnung der Glieder unterscheidet.

4) Das Verdienst, welches sich Lagrange durch die Entwickelung seiner Reihe erworben hat, liegt, wie man sieht, nicht in dem Gedanken, eine explicirte Darstellung der Wurzel einer Gleichung zu geben; denn dies Princip war vor ihm wohl bekannt, sondern in der eleganten und einfachen Form, welche er der Reihe gegeben hat und welche noch erhöht wird, wenn man dieselbe zu dem Theorem erweitert:

Ist Fy eine beliebige Function der numerisch kleinsten Wurzel der Gleichung $y = \alpha + xfy$, so ist:

$$Fy = F\alpha + \sum_{m=1}^{\infty} \frac{x^m}{m!} \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^{m-1} (f\alpha)^m F'\alpha, \quad (6)$$

welches Lagrange von der Formel (4) ausgehend erweist, indem er Fy nach Potenzen von y entwickelt annimmt.

Die Kühnheit der Schlüsse, auf die Lagrange seinen Satz baut, sowie der indirecte Weg, der ihn zu demselben führte, mußte die Analytiker veranlassen, auf eine directere Methode der Ableitung dieses schönen Theorems zu denken. Laplace[4]) war der erste, der einen directen Beweis dieser Gleichung (6) auffand, der mit der folgenden einfacheren und, wie ich hoffe, übersichtlicheren Darstellung im Wesentlichen übereinstimmt:

Nach dem Taylor'schen Satze hat man zur Entwickelung von y nach Potenzen von x:

$$Fy = \sum_{n=0}^{\infty} \frac{x^n}{n!} \left(\frac{\partial^n Fy}{\partial x^n}\right)_{x=0},$$

wo die Differentialquotienten aus der Gleichung

$$y = \alpha + xfy$$

zu entnehmen sind und schließlich in ihnen $x = 0$ zu setzen ist. Die Aufgabe besteht nun in einer Transformation dieser Differentialquotienten nach x in solche von y nach α, die nach der Substitution $x = 0$ in die Differentialquotienten explicirter Functionen von α nach α übergehen. Laplace bewerkstelligt diese Transformation mittels einer partiellen Differentialgleichung, die sich sogleich ergibt, indem man bemerkt, daß aus der Gleichung zwischen y, x, α, $\frac{\partial y}{\partial x} = fy \frac{\partial y}{\partial \alpha}$ erhalten wird. Da nun $\frac{\partial Fy}{\partial x} = F'y \frac{\partial y}{\partial x}$, $\frac{\partial Fy}{\partial \alpha} = F'y \frac{\partial y}{\partial \alpha}$, so kann man hieraus:

$$\frac{\partial Fy}{\partial x} = fy \frac{\partial Fy}{\partial \alpha}$$

ableiten, woraus der erste Coefficient von x:

$$\left(\frac{\partial Fy}{\partial x}\right)_{x=0} = f\alpha F'\alpha$$

hervorgeht. Um auch die übrigen Coefficienten in der angegebenen Weise auszudrücken, nimmt Laplace die interessante Transformationsformel (7) zu Hilfe, die aus den für jede Function φy geltenden Gleichungen:

$$\frac{\partial \varphi y}{\partial x} = fy \frac{\partial \varphi y}{\partial \alpha} = fy\varphi' y \frac{\partial y}{\partial \alpha} = \frac{\partial \int fy \varphi' y \, dy}{\partial \alpha}$$

hervorgeht, nämlich

$$\frac{\partial \varphi y}{\partial x} = \frac{\partial}{\partial \alpha} \int fy \, \varphi' y \, dy. \quad (7)$$

Hieraus findet man zunächst für $\varphi y = Fy$:

$$\frac{\partial Fy}{\partial x} = \frac{\partial}{\partial \alpha} \int fy \, F'y \, dy,$$

also

$$\frac{\partial^2 Fy}{\partial x^2} = \frac{\partial}{\partial x}\left(\frac{\partial}{\partial \alpha} \int fy \, F'y \, dy\right) = \frac{\partial}{\partial \alpha}\left(\frac{\partial}{\partial x} \int fy F'y \, dy\right),$$

und indem man jetzt $\varphi y = \int fy \, F'y \, dy$, also $\varphi' y = fy \, F'y$ setzt, nach der Transformationsformel (7)

$$\frac{\partial}{\partial x} \int fy \, F'y \, dy = \frac{\partial}{\partial \alpha} \int (fy)^2 F'y \, dy,$$

also

$$\frac{\partial^2 Fy}{\partial x^2} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^2 \int (fy)^2 F'y \, dy;$$

daraus folgt weiter:

$$\frac{\partial^3 Fy}{\partial x^3} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^2 \left(\frac{\partial}{\partial x} \int (fy)^2 F'y \, dy\right)$$

und $\varphi y = \int (fy)^2 F'y \, dy$, also $\varphi' y = (fy)^2 F'y$ gesetzt, nach der Formel (7)

$$\frac{\partial^3 Fy}{\partial x^3} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^3 \int (fy)^3 F'y \, dy.$$

Nichts ist leichter zu übersehen, als daß sich bei der Fortsetzung dieser Operationen

$$\frac{\partial^m Fy}{\partial x^m} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^m \int (fy)^m F'y \, dy$$

ergeben wird; da aber

$$\frac{\partial}{\partial \alpha} \int (fy)^m F'y \, dy = (fy)^m F'y \frac{\partial y}{\partial \alpha} = (fy)^m \frac{\partial Fy}{\partial \alpha},$$

so hat man auch

$$\frac{\partial^m Fy}{\partial x^m} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^{m-1} (fy)^m \frac{\partial Fy}{\partial \alpha}$$

und somit den zu suchenden Coefficienten:

$$\left(\frac{\partial^m Fy}{\partial x^m}\right)_{x=0} = \left(\frac{\partial}{\partial \alpha}\right)^{m-1} (f\alpha)^m F'\alpha.$$

Lagrange[5]) hat später ein ähnliches Princip benutzt, um den Satz abzuleiten; da nämlich

$$\frac{\partial y}{\partial x} = fy \frac{\partial y}{\partial \alpha} \quad \text{und} \quad \frac{\partial Fy}{\partial x} = fy \frac{\partial Fy}{\partial \alpha},$$

so ist

4) Mém. sur l'usage du calcul aux diff. part. dans la théor. d. suites. Mém. de l'Acad. 1777. Paris.

5) Théorie des fonctions (Paris 1813) p. 150.

$$\frac{\partial^2 Fy}{\partial x^2} = fy\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial a\,\partial x} + f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial a}\,\frac{\partial y}{\partial x}$$

$$= fy\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial a\,\partial x} + fy\,f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial a}\,\frac{\partial y}{\partial a}$$

und

$$\frac{\partial^2 Fy}{\partial x\,\partial a} = fy\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial a^2} + f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial a}\,\frac{\partial y}{\partial a},$$

daher durch Substitution

$$\frac{\partial^2 Fy}{\partial x^2} = (fy)^2\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial a^2} + 2fy\,f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial a}\,\frac{\partial y}{\partial a}$$

$$= \frac{\partial}{\partial a}\,(fy)^2\,\frac{\partial Fy}{\partial a}.$$

Hieraus folgt:

$$\frac{\partial^3 Fy}{\partial x^3} = \frac{\partial}{\partial a}\left(\frac{\partial}{\partial x}\,(fy)^2\,\frac{\partial Fy}{\partial a}\right),$$

und da

$$\frac{\partial}{\partial x}\,(fy)^2\,\frac{\partial Fy}{\partial a} = (fy)^2\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial a\,\partial x} + 2fy\,f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial a}\,\frac{\partial y}{\partial x}$$

$$= (fy)^3\,\frac{\partial^2 Fy}{\partial a^2} + 3(fy)^2 f'y\,\frac{\partial Fy}{\partial a}\,\frac{\partial y}{\partial a} = \frac{\partial}{\partial a}\,(fy)^3\,\frac{\partial Fy}{\partial a},$$

so erhält man

$$\frac{\partial^3 Fy}{\partial x^3} = \left(\frac{\partial}{\partial a}\right)^2 (fy)^3\,\frac{\partial Fy}{\partial a} \quad \text{u. s. f.}$$

5) Es gibt von dem Lagrange'schen Satze außer diesen noch eine große Anzahl von Beweisen, die theils auf demselben Principe beruhen und es nur in modificirter Fassung anwenden, theils von anderen Gesichtspunkten ausgehen, die sich bei diesem Theorem in großer Mannichfaltigkeit darbieten. Eben in der großen Anzahl der durch diesen Satz gelösten Aufgaben, die jedoch alle im Grunde auf eine und dieselbe hinauskommen, liegt auch die Erklärung des Umstandes, daß er noch heute zu den Mysterien der Wissenschaft gerechnet zu werden pflegt und daß seine wahre Bedeutung nur selten in allen Beziehungen gewürdigt worden ist.

Während der Satz zunächst dazu aufgestellt ist, um die vollständige Entwickelung einer Wurzel einer algebraischen oder transscendenten Gleichung zu geben, deren angenäherten Werth man kennt, so kann derselbe auch als die Umkehrung der Taylor'schen Reihe angesehen werden.

Setzt man nämlich

$$\psi x = a + a_1 x + a_2 x^2 + \ldots,$$

$$a_m = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial^m \psi x}{\partial x^m}\right)_{x=0}$$

und $\psi x = y$, bezeichnet ferner die umgekehrte Function $x = \varphi y$, so hat man:

$$y = a + a_1(\varphi y) + a_2(\varphi y)^2 + \ldots$$

Da nach dem Taylor'schen Satze die a_n als Differentialquotienten von ψ nach x dargestellt sind, so ist es wünschenswerth, in der neuen Reihe dieselben a, die zunächst in der Form $a_m = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial^m y}{\partial x^m}\right)_{x=0}$ erscheinen, als Differentialquotienten von φy nach y auszudrücken. Dies geschieht mittels der Gleichung

$$\frac{\partial x}{\partial y} = \varphi' y \quad \text{oder} \quad \frac{\partial y}{\partial x} = \frac{1}{\varphi' y},$$

indem man

$$\frac{\partial^2 y}{\partial x^2} = -\frac{\varphi'' y}{(\varphi' y)^2}\,\frac{\partial y}{\partial x} = -\frac{\varphi'' y}{(\varphi' y)^3}$$

$$\frac{\partial^3 y}{\partial x^3} = +\left\{3\frac{(\varphi'' y)^2}{(\varphi' y)^4} - \frac{\varphi''' y}{(\varphi' y)^3}\right\}\frac{\partial y}{\partial x} = 3\frac{(\varphi'' y)^2}{(\varphi' y)^5} - \frac{\varphi''' y}{(\varphi' y)^4}$$

u. s. w. bildet. Um die Coefficienten zu erhalten, ist jetzt $x = 0$, also $\varphi y = 0$ und daher $y = a$ zu setzen, wodurch man

$$a_1 = \frac{1}{\varphi' a}, \quad a_2 = -\frac{1}{2}\,\frac{\varphi'' a}{(\varphi' a)^3},$$

$$a_3 = \frac{1}{2}\,\frac{\varphi'' a}{(\varphi' a)^5} - \frac{1}{6}\,\frac{\varphi''' a}{(\varphi' a)^4}, \ \ldots$$

erhält. Diese Gleichungen zeigen in dieser Form kein übersichtliches Gesetz; ein solches wird aber sofort hergestellt, wenn man die Wurzel $y = a$, welche $\varphi y = 0$ offenbar besitzen muß, in Evidenz setzt und ferner der möglichsten Vereinfachung wegen $\varphi y = \frac{y - a}{fy}$ schreibt. Bildet man hieraus $\varphi' y$, $\varphi'' y$, ... und setzt dann $y = a$, so findet man durch eine einfache Rechnung

$$\varphi' a = \frac{1}{fa}, \quad \varphi'' a = -2\,\frac{f' a}{(fa)^3}, \ \ldots$$

also erhält man

$$a_1 = fa, \quad a_2 = fa\,f' a = \frac{1}{2}\,\frac{\partial}{\partial a}\,(fa)^2,$$

$$a_3 = fa\,(f' a)^2 + \frac{1}{2}\,(fa)^2 f'' a = \frac{1}{6}\left(\frac{\partial}{\partial a}\right)^2 (fa)^3, \ \ldots$$

die Coefficienten der Lagrange'schen Reihe, die in der That hier anwendbar ist, da es sich um die Entwickelung von y nach Potenzen von $x = \varphi y$ handelt, wo $\varphi y = \frac{y - a}{fy}$, also y eine Wurzel der Gleichung $y = a + x\,fy$ ist.

6) In anderer Hinsicht kann Lagrange's Reihe als ein Pendant zu Taylor's Reihe betrachtet werden; während letztere explicite gegebene Functionen einer Variabeln nach Potenzen derselben entwickelt, gibt die erstere die Entwickelung einer implicirten Function y von x, und zwar einer speciell in der Form $y = a + x\,fy$ gegebenen Function. Man sieht, daß dieser Satz somit die allgemeinste Aufgabe der Entwickelung einer algebraischen, implicite gegebenen Function nicht löst, da nicht jede Gleichung auf jene specielle Form reducirt werden kann.

Besonders wichtig scheint mir folgende Bemerkung: Der Taylor'sche Lehrsatz entwickelt Fy nach Potenzen

der einfachsten Function von y, nämlich $(y-\alpha)$. Wie gestaltet sich die Entwickelung von Fy nach Potenzen irgend einer anderen Function φy? Man setze, um diese Frage zu beantworten:

$$Fy = a_0 + a_1(\varphi y) + a_2(\varphi y)^2 + \cdots$$

Verschwindet φy für $y = \alpha$, ist also $\varphi\alpha = 0$, so wird $a_0 = F\alpha$ erhalten, also:

$$Fy = F\alpha + a_1(\varphi y) + a_2(\varphi y)^2 + \cdots$$

Da auf diese Weise eine Wurzel $y = \alpha$ der Gleichung $\varphi y = 0$ den ersten Coefficienten der Reihe bestimmt, so wird es wahrscheinlich, daß auch die Coefficienten $a_1, a_2, \ldots$ von den Werthen von Fy und φy für $y = \alpha$ allein abhängen werden, in ähnlicher Weise als die Coefficienten in der Taylor'schen Reihe allein abhängen von dem Werthe des Fy, für den die Function $(y-\alpha)$, nach deren Potenzen die Reihe fortschreitet, sich nullificirt. Es wird dadurch indicirt, daß man den Factor $(y-\alpha)$ von φy in Evidenz setze und $\varphi y = (y-\alpha)\psi y$ oder $\varphi y = \frac{y-\alpha}{fy}$ schreibe, wo fy eine ebenso willkürliche Function als φy bedeutet, nur mit der Bedingung, daß fy für $y = \alpha$ nicht verschwinde. Setzt man zur Abkürzung $\varphi y = \frac{y-\alpha}{fy} = x$, so hat man jetzt Fy nach Potenzen von x zu entwickeln, wo y und x durch die Gleichung $y = \alpha + xfy$ verbunden sind. Diese Aufgabe löst nun der Lagrange'sche Satz, und man sieht, wie man auf diese Weise auf einem ganz naturgemäßen Wege zu der Form $y = \alpha + xfy$ gelangt, als für welche sich die Entwickelung am einfachsten gestaltet. Es ist nämlich:

$$Fy = F\alpha + \sum_{m=1}^{\infty} a_m \left(\frac{y-\alpha}{fy}\right)^m,$$

$$a_m = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial\alpha}\right)^{m-1}(f\alpha)^m F'\alpha,$$

oder wenn man vorzieht φy beizubehalten, so hat man:

$$Fy = F\alpha + \sum_{m=1}^{\infty} a_m(\varphi y)^m,$$

$$a_m = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial y}\right)^{m-1}\left(\frac{y-\alpha}{\varphi y}\right)^m F'y \qquad (8)$$

wo nach den Differentiationen in Bezug auf y, $y = \alpha$ zu setzen ist.

Diese Aufgabe, eine Function Fy nach Potenzen einer anderen Function φy zu entwickeln, ist von Bürmann (weiland Prof. in Manheim) [6]) vielleicht zuerst in aller Bestimmtheit und Allgemeinheit ausgesprochen und mittels der angegebenen Formel (8) gelöst worden, ohne daß er die Identität seiner Formel mit Lagrange's erkannt hätte, und wie es scheint wurde Lagrange selbst erst durch Bürmann's Arbeit, über die er der pariser Akademie einen sehr anerkennenden Bericht abstattete [7]), auf diese Bedeutung seines Satzes aufmerksam. Obgleich hiernach Bürmann, dem überhaupt Originalität nicht abzusprechen ist, nicht ohne Verdienste um die Deutung des Lagrange'schen Satzes ist, so bleibt es doch jedenfalls unberechtigt, denselben nach ihm benennen zu wollen.

7) Die Lagrange'sche Reihe ist ferner die allgemeinste Umkehrungsformel. Das berühmte, zuerst von Newton gelöste und weiterhin besonders von den teutschen Combinatorikern vielfach behandelte Problem der Umkehrung der Reihen besteht in der Entwickelung von y nach Potenzen von x, wenn x in eine Reihe nach Potenzen von y entwickelt, gegeben ist. Setzt man $x = \varphi y$ und sei $x = 0$ wenn $y = \alpha$, also $\varphi\alpha = 0$ und

$$x = \varphi y = a_1(y-\alpha) + a_2(y-\alpha)^2 + a_3(y-\alpha)^3 + \ldots$$

gegeben, so sind die Coefficienten in der Reihe:

$$y = \alpha + a_1(\varphi y) + a_2(\varphi y)^2 + \cdots$$

zu bestimmen, die nach (8)

$$a_m = \frac{1}{m!}\left(\frac{\partial}{\partial y}\right)^{m-1}\left(\frac{y-\alpha}{\varphi y}\right)^m$$

sind, wo nach der Differentiation $y = \alpha$ zu setzen ist.

Folgende Methode, die ganz direct zu der Darstellung der Coefficienten führt, ist nicht ohne Interesse [8]). Differentiirt man

$$y = \alpha + a_1(\varphi y) + a_2(\varphi y)^2 + \cdots$$

nach y und dividirt mit $(\varphi y)^m$, so findet man

$$\frac{1}{(\varphi y)^m} = a_1\frac{\varphi' y}{(\varphi y)^m} + 2a_2\frac{\varphi' y}{(\varphi y)^{m-1}} + \cdots$$

$$+(m-1)a_{m-1}\frac{\varphi' y}{(\varphi y)^2} + m a_m\frac{\varphi' y}{\varphi y} + (m+1)a_{m+1}\varphi' y$$

$$+ (m+2)a_{m+2}\varphi' y\,\varphi y + \cdots$$

$$= \frac{a_1}{1-m}\frac{\partial}{\partial y}\left(\frac{1}{\varphi y}\right)^{m-1} + \frac{2a_2}{2-m}\frac{\partial}{\partial y}\left(\frac{1}{\varphi y}\right)^{m-2} + \cdots$$

$$+ \frac{m-1}{-1}a_{m-1}\frac{\partial}{\partial y}\frac{1}{\varphi y} + m a_m\frac{\partial}{\partial y}\log\varphi y$$

$$+ \frac{m+1}{1}a_{m+1}\frac{\partial}{\partial y}(\varphi y) + \frac{m+2}{2}a_{m+2}\frac{\partial}{\partial y}(\varphi y)^2 + \cdots$$

Entwickelt man jetzt alle Glieder dieser Gleichung nach aufsteigenden Potenzen von $(y-\alpha)$, indem man den Factor $a_1(y-\alpha)$ aus

$$\varphi y = a_1(y-\alpha)\left\{1 + \frac{a_2}{a_1}(y-\alpha) + \frac{a_3}{a_1}(y-\alpha)^2 + \ldots\right\}$$

6) Ueber combinatorische Analysis und Derivationscalcul, Fragmente, herausgegeben von Hindenburg (Leipzig 1803) S. 36.

7) Rapport sur deux mémoires d'analyse du prof. Burmann (Hist. de l'Institut nat. d. scienc. An VII. Bd. 2. S. 13 fgg.): „Cette formule étant très-générale et susceptible d'un grand nombre d'applications utiles dans la théorie des fonctions, nous avons cherché si elle ne s'étoit pas présentée déja aux regards des analystes. Nous avons bientôt reconnu qu'elle ne différoit pas essentiellement du théorême donné par Lagrange."

8) Vergl. *Jacobi*, De resolutione aequationum per series infinitas. Crelle's Journal. Bd. 6. 1830.

herausbebt, so findet man:

$$\left(\frac{1}{\varphi y}\right)^p = \frac{1}{a_1^p (y-\alpha)^p}\left\{A_0^p + A_1^p (y-\alpha) + A_2^p (y-\alpha)^2 + \ldots\right\},$$

und man sieht, daß der Differentialquotient dieses Ausdruckes kein Glied enthält, welches den Factor $(y-\alpha)$ im Nenner aufweist. Ein solches Glied erscheint dagegen in dem Differentialquotienten von

$$\log \varphi y = \log a_1 (y-\alpha) + \log\left\{1 + \frac{a_2}{a_1}(y-\alpha) + \ldots\right\}$$

und ist $\frac{1}{y-\alpha}$ selbst. Es ist daher der Factor dieses Gliedes $m a_m$ in der obigen Gleichung äquivalent dem Coefficienten von $\frac{1}{y-\alpha}$ in der Entwickelung von $(\varphi y)^{-m}$; also in der obigen Bezeichnung:

$$m a_m = \frac{1}{a_1^m} A_{m-1}^m$$

Nun ist aber $A_k^m : a_1^m$ der Coefficient von $(y-\alpha)^k$ in der Entwickelung von $\left(\frac{y-\alpha}{\varphi y}\right)^m$, daher:

$$\frac{A_k^m}{a_1^m} = \frac{1}{k!}\left(\frac{\partial}{\partial y}\right)^k \left(\frac{y-\alpha}{\varphi y}\right)^m,$$

wo nach der Differentiation $y = \alpha$ zu setzen ist, also für $k = m-1$

$$m a_m = \frac{1}{(m-1)!}\left(\frac{\partial}{\partial y}\right)^{m-1} \left(\frac{y-\alpha}{\varphi y}\right)^m,$$

womit der obige Ausdruck wiedergefunden ist.

8) Nimmt man einmal die Aufgabe und die Form derselben, aus $\alpha - y + x f y = 0$, y nach Potenzen von x zu entwickeln, als gegeben an, so sind die Coefficienten der Reihe

$$y = \alpha + a_1 x + a_2 x^2 + \ldots$$

auf die verschiedenartigsten Weisen mit großer Einfachheit zu bestimmen.

Stellt man etwa aus $y = \alpha + x f y$ eine partielle Differentialgleichung dar [9]), welche sich durch Elimination von fy aus der primitiven und der abgeleiteten Gleichung $\frac{\partial y}{\partial x} = f y \frac{\partial y}{\partial \alpha}$ zu

$$x \frac{\partial y}{\partial x} - (y-\alpha)\frac{\partial y}{\partial \alpha} = 0$$

ergibt, so liegt uns die Aufgabe vor, diese Differentialgleichung durch jene unendliche Reihe zu integriren. Dazu bildet man:

$$\frac{\partial y}{\partial x} = a_1 + 2a_2 x + 3a_3 x^2 + \ldots$$

$$\frac{\partial y}{\partial \alpha} = 1 + x\frac{\partial a_1}{\partial \alpha} + x^2 \frac{\partial a_2}{\partial \alpha} + \ldots$$

und erhält daher

$$x(a_1 + 2a_2 x + 3a_3 x^2 + \ldots) - (a_1 x + a_2 x^2 + a_3 x^3 + \ldots)\left(1 + x\frac{\partial a_2}{\partial \alpha} + x^2 \frac{\partial a_3}{\partial \alpha} + \ldots\right) = 0$$

und hieraus nach dem Princip der unbestimmten Coefficienten:

$$2a_2 - a_1 \frac{\partial a_1}{\partial \alpha} - a_2 = 0,$$

$$3a_3 - a_1 \frac{\partial a_2}{\partial \alpha} - a_2 \frac{\partial a_1}{\partial \alpha} - a_3 = 0, \ldots$$

woraus sich die Werthe

$$a_2 = \frac{1}{2}\frac{\partial a_1^2}{\partial \alpha}, \quad a_3 = \frac{1}{6}\frac{\partial^2 a_1^3}{\partial \alpha^2}, \ldots$$

ergeben. Zur Bestimmung von a_1 erhält man keine Relation; es ist vielmehr a_1 die unbestimmte Function von α, welche die Integration jener partiellen Differentialgleichung nothwendig einführt und die sich erst aus der primitiven Gleichung $a_1 = f\alpha$ ergibt.

Die Coefficientenbestimmung wird vielleicht auf dem natürlichsten Wege gegeben [10]), indem man jenen Werth von y in $y - \alpha = x f y$ substituirt:

$$a_1 x + a_2 x^2 + a_3 x^3 + \ldots = x f(\alpha + a_1 x + a_2 x^2 + \ldots)$$

und rechter Hand nach dem Taylor'schen Satze entwickelt, sodaß man

$$a_1 x + a_2 x + a_3 x^3 + \ldots = x f\alpha + x(a_1 x + a_2 x^2 + \ldots) f'\alpha + \frac{1}{2} x (a_1 x + \ldots)^2 f''\alpha + \ldots$$

erhält und hieraus

$$a_1 = f\alpha, \quad a_2 = a_1 f'\alpha = f\alpha f'\alpha,$$

$$a_3 = a_2 f'\alpha + \frac{1}{2} a_1^2 f''\alpha = f\alpha (f'\alpha)^2 + \frac{1}{2}(f\alpha)^2 f''\alpha,$$

woraus die bekannten Werthe gefunden werden.

9) Auf den im Vorstehenden theils ausgeführten, theils angedeuteten Principien beruhen die meisten der Ableitungen des Lagrange'schen Satzes, z. B. die von Lexell, Pfaff, Conoprai, Condorcet, Klügel [11]), Rothe [12]), Schlömilch [13]) gegebenen. Einen Beweis mit Hilfe der Variationsrechnung hat Heine [14]) geliefert und mittels der Residuenrechnung Cauchy [15]), von welch letzterem sich Jacobi's in Art. 7 gegebene Darstellung nicht wesentlich unterscheidet.

9) Vergl. *Lagrange*, Théor. d. funct. éd. 1813. p. 146.

10) Vergl. *Menabrea*, Mém. sur la série de Lagrange (Mem. della Reale Acad. delle science di Torino. II. Serie. 8. Bd. 1846). 11) Vergl. über diese Beweise Klügel's Mathem. Wörterbuch. Art. La Grange's Lehrsatz. 12) Kastner's Archiv XII, 1827. 13) Mathem. Abhandlungen (Dresden 1850). Die Bürmann'sche Reihe. 14) Crelle's Journal. Bd. 54. S. 388. 15) Mém. sur le dével. de $f(\xi)$ suivant les puissances ascendantes de h, ξ étant une racine de l'équation $z - x - h\omega(z) = 0$ (Mém. de l'Acad. d. scienc. 8. Bd. Paris 1829).

So zahlreich und verschiedenartig diese Ableitungen auch sind, so zeigen sie doch nur, wie man von den verschiedensten Seiten her zu derselben Entwickelung gelangen kann und wie mannichfach die Bedeutung des behandelten Theorems ist; das Wesen desselben, die eigenthümliche Qualität der Reihe aber klären sie nicht im geringsten auf, wie denn alle, mit Ausnahme der ursprünglichen Ableitung Lagrange's selbst, die Frage, welche Wurzel der Gleichung $y = \alpha + xfy$ durch die Reihe dargestellt werde, ganz unerörtert lassen. Alle die Ableitungen, welche von der durch partielle Differentialgleichungen darstellbaren Abhängigkeit des y von x und α ausgehen, können hierüber gar keine Entscheidung geben, da diese Dependenz für die verschiedenen Wurzeln offenbar ganz dieselbe ist; sie zeigen nur, daß der Lagrange'schen Reihe und dem Ausdrucke, welcher als ihre Summe angesehen wird, eine Differentialgleichung gemeinsam ist, ohne daß wirklich nachgewiesen wird, daß jener Ausdruck im eigentlichen Sinne des Wortes die Summe der Reihe sei. Die ursprüngliche Ableitung von Lagrange, die von Jacobi und die soeben erwähnte von Cauchy gehen allerdings von eigentlichen Gleichheiten aus und vollziehen die Entwickelung direct. Es wird also principiell möglich sein, dieselben so zu vervollständigen, daß sie eine genaue Entscheidung darüber geben, welche Wurzel der Gleichung durch die Summe der Reihe dargestellt ist. Einer Vervollständigung aber bedürfen die angeführten Beweise jedenfalls, da sie, und besonders der Lagrange'sche, sehr viele Zweifel offen lassen.

10) Die erste Frage, die bei einer genauen Untersuchung der Reihe zu beantworten sein wird, muß die nach der Convergenz derselben sein. Lagrange hat schon in seiner ersten Abhandlung vom Jahre 1768 die Bedingungen der Convergenz auf eine geniale Weise abgeleitet, die um so interessanter ist, als sie das erste Beispiel der Untersuchung der Convergenz in einem irgend complicirteren Falle zu sein scheint. Ich kann über diese, da der betreffende Band der Berliner Memoiren auf den hiesigen Bibliotheken nicht vorhanden ist, leider nur nach abgeleiteten Quellen referiren.

Man setze

$$fy = A_1 y^{a_1} + A_2 y^{a_2} + \ldots + A_\lambda y^{a_\lambda},$$

dann wird

$$(fy)^k = \Sigma \frac{k!}{m_1! \ldots m_\lambda!} (A_1 y^{a_1})^{m_1} \ldots (A_\lambda y^{a_\lambda})^{m_\lambda},$$

wo in dieser Summe, welche aus

$$\frac{(k+1)(k+2)\ldots(k+\lambda-1)}{1 \ldots 2 \ldots \lambda}$$

Gliedern besteht, $m_1 \ldots m_\lambda$ alle ganzen Zahlwerthe von 0 bis k zu durchlaufen haben, während immer

$$m_1 + m_2 + \ldots + m_\lambda = k.$$

Das allgemeine Glied der Reihe, welche eine Wurzel der Gleichung $y = \alpha + xfy$ entwickelt, ist daher:

$$v_k = \frac{1}{k!} \frac{\partial^{k-1} (f\alpha)^k}{\partial \alpha^{k-1}}$$

$$= \frac{1}{\alpha^{k-1}} \Sigma \frac{r(r-1)\ldots(r-k+2)}{m_1! \ldots m_\lambda!} A_1^{m_1} \ldots A_\lambda^{m_\lambda} \alpha^r,$$

wenn zur Abkürzung

$$a_1 m_1 + a_2 m_2 + \ldots + a_\lambda m_\lambda = r$$

gesetzt wird.

Nehmen wir zunächst an, alle Glieder der für v_k gefundenen Reihe seien von demselben Zeichen und bleiben es für größere und wachsende Werthe von k, und sei T_k das größte Glied in der Reihe für v_k, so ist:

$$\frac{(k+1)\ldots(k+\lambda-1)}{1 \ldots \lambda} T_k > v_k > T_k.$$

Es divergirt also die Reihe Σv_k, wenn die Reihe ΣT_k divergirt, also der Quotient $\frac{T_{k+1}}{T_k}$ sich einer über der Einheit liegenden Grenze nähert; sie convergirt, wenn

$$\Sigma \frac{(k+1)\ldots(k+\lambda-1)}{1 \ldots \lambda} T_k$$

eine convergente Reihe ist, also sich $\frac{T_{k+1}}{T_k} \frac{k+2}{k+\lambda-1}$ mit unendlich wachsendem k einem echten Bruche nähert, dem sich auch $\frac{T_{k+1}}{T_k}$ selbst annähern wird.

Es convergirt und divergirt daher die Reihe Σv_k gleichzeitig mit der Reihe ΣT_k, und es kommt daher bei der Entscheidung der Convergenz einzig und allein auf die Ermittelung des größten Gliedes T_k in v_k an. Um diese nach den Regeln der Differentialrechnung ausführen zu können, sind zunächst an Stelle der um endliche Größen fortschreitenden $m_1 \ldots m_\lambda$ stetig veränderliche Größen einzuführen, zu welchem Zwecke Lagrange die Facultäten durch ihre asymptotischen Werthe nach der Stirling'schen Formel

$$m! = \sqrt{2\pi}\, e^{-m} m^{m+\frac{1}{2}}$$

ersetzt. — Es ist jedoch klar, daß die Anwendung dieser Substitution deshalb nicht genau ist, weil in v_k, wie groß auch k sei, immer Glieder vorkommen werden, in denen die m die Werthe 0, 1, 2, ... annehmen und für diese kleinen Werthe von m die Stirling'sche Formel die Facultäten nicht darstellt. Es würde zur Vollständigkeit erforderlich sein, nachzuweisen, daß solche Werthe der Summationsbuchstaben m keinenfalls das größte Glied in v_k ergeben können, sondern daß T_k bei sehr großen k eines der Glieder in v_k ist, dem sehr große Werthe aller Summationsbuchstaben $m_1, m_2, \ldots m_\lambda$ gleichzeitig angehören. Diese Discussion stellt jedoch Lagrange nicht an, sondern transformirt den Ausdruck für v_k ohne Weiteres mittels jener asymptotischen Werthe,

indem er überdies, was ebenfalls einer Erläuterung bedurft hätte, die Einheit gegen das sehr große k und $(r-k)$ vernachlässigt, und erhält so:

$$v_k = \Sigma \frac{e}{a^k} \frac{r^r}{(r-k)^{r-k}} \frac{\sqrt{r}}{\sqrt{(r-k)m_1 \ldots m_\lambda 2^\lambda \pi^\lambda}} \left(\frac{A_1 a^{a_1}}{m_1}\right)^{m_1} \ldots \left(\frac{A_\lambda a^{a_\lambda}}{m_\lambda}\right)^{m_\lambda}.$$

Setzt man nun

$$\frac{m_1}{k} = \mu_1, \quad \frac{m_2}{k} = \mu_2, \quad \ldots \quad \frac{m_\lambda}{k} = \mu_\lambda, \quad \frac{r}{k} = \varrho,$$

so wird den Veränderungen der m um eine Einheit ein um so kleineres Increment der μ entsprechen, als k größer wird, und es werden für sehr große k die μ annähernd als stetig veränderliche Größen betrachtet werden können, zwischen denen die Relation:

$$\mu_1 + \mu_2 + \ldots + \mu_\lambda = 1$$

besteht; ferner ist:

$$a_1 \mu_1 + a_2 \mu_2 + \ldots + a_\lambda \mu_\lambda = \varrho.$$

Die Substitution dieser Werthe in v_k ergibt nun:

$$v_k = \Sigma \frac{e}{a^k} \frac{\sqrt{\varrho}}{\sqrt{(\varrho-1)2^\lambda \pi^\lambda k^\lambda \mu_1 \ldots \mu_\lambda}} \left[\frac{\varrho^\varrho}{(\varrho-1)^{\varrho-1}} \left(\frac{A_1 a^{a_1}}{\mu_1}\right)^{\mu_1} \ldots \left(\frac{A_\lambda a^{a_\lambda}}{\mu_\lambda}\right)^{\mu_\lambda}\right]^k.$$

Lagrange bemerkt nun ferner, daß für sehr große k der erste Factor in Bezug auf die Veränderungen des μ fast als constant angesehen werden kann und nur der zur kten Potenz erhobene zu berücksichtigen ist, wenn es sich um die Bestimmung des größten Gliedes T_k in v_k handelt, und zwar schließt er dies daraus, daß, wenn man den Logarithmus eines Gliedes in v_k betrachtet, derselbe aus einer Summe zweier Logarithmen besteht, deren zweiter mit k multiplicirt ist und daher mit wachsendem k unendlich schneller wächst als der andere. Dies angenommen, bestimmen sich die Werthe von $\mu_1 \ldots \mu_\lambda$, welche dem größten Gliede in v_k entsprechen, als diejenigen, welche

$$\frac{\varrho^\varrho}{(\varrho-1)^{\varrho-1}} \left(\frac{A_1 a^{a_1}}{\mu_1}\right)^{\mu_1} \ldots \left(\frac{A_\lambda a^{a_\lambda}}{\mu_\lambda}\right)^{\mu_\lambda}$$

zu einem Maximum R machen. Letzteres wird nun bestimmt, indem man die μ als stetig veränderliche Größen ansieht, und man erhält nach den Regeln der Differentialrechnung

$$0 = \log \frac{\varrho}{\varrho-1} \cdot d\varrho + \left(\log \frac{A_1 a^{a_1}}{\mu_1} - 1\right) d\mu_1 + \ldots + \left(\log \frac{A_\lambda a^{a_\lambda}}{\mu_\lambda} - 1\right) d\mu_\lambda,$$

und weil

$$d\mu_1 + \ldots + d\mu_\lambda = 0,$$

so findet man

$$d\varrho \cdot \log \frac{\varrho-1}{\varrho} = d\mu_1 \cdot \log \frac{A_1 a^{a_1}}{\mu_1} + \ldots + d\mu_1 \log \frac{A_\lambda a^{a_\lambda}}{\mu_\lambda}.$$

Da ferner

$$d\varrho = a_1 d\mu_1 + \ldots + a_\lambda d\mu_\lambda,$$

so kann man, wenn c eine ganz beliebige Constante bezeichnet:

$$d\varrho = (a_1 + c)\, d\mu_1 + \ldots + (a_\lambda + c)\, d\mu_\lambda$$

setzen, und die Vergleichung mit der für das Maximum R gefundenen Bedingung gibt:

$$(a_1 + c) \log \frac{\varrho-1}{\varrho} = \log \frac{A_1 a^{a_1}}{\mu_1},$$

oder

$$\left(\frac{\varrho-1}{\varrho}\right)^{c+a_1} = \frac{A_1 a^{a_1}}{\mu_1} \text{ u. s. w.;}$$

oder wenn man die willkürliche Constante $\left(\frac{\varrho-1}{\varrho}\right)^c = C$ setzt:

$$\left(\frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_1} \frac{A_1 a^{a_1}}{\mu_1} = \ldots = \left(\frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_\lambda} \frac{A_\lambda a^{a_\lambda}}{\mu_\lambda} = C.$$

Es bestimmt sich nun C aus

$$\mu_1 + \mu_2 + \ldots + \mu_\lambda = 1,$$

nämlich

$$C = A_1 \left(a \frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_1} + \ldots + A_\lambda \left(a \frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_\lambda},$$

und man erhält somit durch Substitution dieser Werthe der μ in $a_1 \mu_1 + \ldots + a_\lambda \mu_\lambda = \varrho$ die zur Bestimmung des ϱ dienende Gleichung:

$$A_1 (a_1 - \varrho) \left(a \frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_1} + \ldots + A_\lambda (a_\lambda - \varrho) \left(a \frac{\varrho}{\varrho-1}\right)^{a_\lambda} = 0.$$

Ist ϱ hieraus gefunden, so bestimmt sich C und daher die μ, und man findet auf diese Weise das größte Glied in v_k

$$T_k = \frac{e}{a^k} \frac{\sqrt{\varrho}}{\sqrt{(\varrho-1)2^\lambda \pi^\lambda k^\lambda \mu_1 \ldots \mu_\lambda}} R^k.$$

Der Werth von R ist von dem Werthe k unabhängig und nur nothwendig an die Voraussetzung geknüpft, daß k sehr groß sei. Es wird daher auch der Quotient $T_{k+1} : T_k$, der über die Convergenz der Reihe Σv_k entscheidet, sich mit wachsendem k unbegrenzt dem Werthe R nähern.

Die Lagrange'sche Reihe, in der von einem gewissen k an die in v_k enthaltenen Glieder sämmtlich einerlei Zeichens sind, convergirt oder divergirt daher, je nachdem dieses Maximum $R \lesseqgtr 1$.

Lagrange selbst hat dieses Kriterium angegeben ohne Rücksicht darauf, ob alle Glieder der Reihe, welche v_k darstellt, von einerlei Zeichen sind, oder nicht. Es ist aber sofort klar, daß, wenn diese verschiedene Zeichen besitzen, für $R < 1$ die Reihe jedenfalls convergiren wird, ohne daß sie für $R > 1$ nothwendig divergiren muß. Es müssen in dem Falle verschiedener Zeichen einzelne Glieder in v_k nicht nothwendig unendlich abnehmen, um die Convergenz der Reihe herzustellen, wenn nur v_k selbst zu Null abnimmt. Ist aber das Lagrange'sche Kriterium der Convergenz in dem Falle verschiedener Zeichen erfüllt, so sieht man, convergirt die Reihe auch, wenn man sämmtliche Glieder in v_k durch ihre absoluten Werthe ersetzt; sie convergirt dann unabhängig von der Anordnung der Glieder und dafür enthält dieses Kriterium die Bedingung.

11) Felix Chio (Prof. in Turin) [16]) hat sich viel mit dem Lagrange'schen Convergenzbeweise beschäftigt, ohne die vielen Lücken in demselben auszufüllen, ja selbst alle zu bemerken. Er gibt verschiedene Bedingungen an, unter denen die Glieder in v_k von einerlei Zeichen sind, und weist durch äußerst unvollständige Betrachtungen nach, daß, wenn die $A_1 \ldots A_\lambda$, $a_1 \ldots a_\lambda$ positive Zahlen sind, jene zur Bestimmung von ϱ dienende Gleichung eine Wurzel hat, welche zwischen den aus der Natur der Sache folgenden Grenzen a_1 und a_λ liegt und in der That einem Maximum (nicht aber einem Minimum) von R entspricht, daß ferner in diesem Falle das Lagrange'sche Kriterium mit einem ungleich einfacheren allgemeinen zusammenfällt, welches Cauchy [17]) gefunden hat, indem er das allgemeine Glied v_k in ein über einen complexen Weg auszudehnendes bestimmtes Integral transformirt und den approximativen Werth desselben bestimmt. Es ist unnöthig, den Beweisgang hier zu recapituliren, da er von Cauchy mit der französischen Mathematikern eigenen Breite auseinandergesetzt ist, sodaß Nichts hinzuzufügen wäre, als der Wunsch, an einigen Stellen eine größere Strenge beobachtet zu sehen. Das Resultat ist folgendes:

Die unendliche Entwickelung von y aus der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ nach dem Lagrange'schen Satze convergirt oder divergirt, je nachdem das maximum maximorum von

$$\mod \frac{fy}{\alpha - a} \lesseqgtr 1.$$

Da

$$\frac{\partial}{\partial y} \frac{fy}{y - \alpha} = \frac{(y - \alpha) f'y - fy}{(y - \alpha)^2},$$

so hat man hiernach die Wurzeln der Gleichung $(y - \alpha) f'y - fy = 0$ zu bestimmen und für alle diese den Modulus von $\frac{fy}{y - \alpha}$ zu berechnen. Fallen alle diese Werthe des Quotienten unter die Einheit, so convergirt die Reihe; fallen aber einige oder alle diese Werthe über die Einheit, so divergirt die Reihe.

12) Das Vorstehende ist ein, wie ich hoffe, erschöpfender Bericht über alle älteren, irgend bemerkenswerthen Untersuchungen der Lagrange'schen Reihe, aus einer Zeit, in der man in kühner Speculation sich häufig von dem sicheren Boden des wirklichen Beweises erhob und unbewußt eine Menge von Voraussetzungen und synthetischen Urtheilen a priori — wenn dieser Ausdruck aus einem anderen Gebiete entlehnt werden darf — in die Entwickelung verwob, oft sogar in der Meinung, die Strenge der antiken Geometrie einzuhalten. Diese Strenge und Präcision in die Analysis einzuführen, war eine von Lagrange's Lieblingsideen, und doch hat kein Mathematiker gleichen Ranges häufiger gewagte und in ihrer Allgemeinheit unrichtige Schlüsse gezogen, als eben Lagrange; seine vermeintlich strenge Begründung des Infinitesimalcalculs liefert für alle Zeiten den evidentesten Beweis, daß sich auch der Mathematiker nicht ungestraft von dem Natürlichen und historisch Gewordenen entfernen darf.

Erst die kritische Periode, deren erster Vertreter Gauß, in Frankreich Cauchy war, konnte Theorien, wie die der unendlichen Reihen in einer vollständig genauen, für alle Zwecke ausreichenden und dabei im höchsten Grade natürlichen Weise, zur nothwendigen Klarheit und weiteren Ausbildung bringen; so bezeichnet der Zeitpunkt, in dem Cauchy sein herrliches Theorem über die Entwickelbarkeit von Functionen nach dem Taylor'schen Lehrsatze auffand, eine Epoche in der Geschichte der Mathematik, die, wäre sie in ihrer wahren Bedeutung eher erkannt worden, schon jetzt eine fast vollständige Reform und Erneuerung der ganzen Analysis zur Folge gehabt haben würde.

Der erwähnte Satz ist in der ihm von Cauchy gegebenen Form [18]): Wenn φx eine Function einer com-

16) Recherches sur la série de Lagrange. II. Mém. (Mém. prés. p. div. savans à l'Acad. d. sc. Paris 1854. Bd. 12. S. 423). 17) Mém. sur divers points d'analyse (Mém. de l'Acad. d. sc. Paris 1829. Bd. 8).

18) Zuerst gegeben den 11. Oct. 1831 in einer der turiner Akademie vorgelegten Abhandlung: „Mém. sur la méc. cél. et sur un nouv. calcul appelé calcul des limites," die lithographirt in Turin erschienen und theilweise in den 2. Bande der Exerc. d'anal. et d. phys. math. 1841. p. 41 seq. abgedruckt ist. Eine große Anzahl von Bemerkungen über diesen Satz finden sich in späteren Schriften Cauchy's, besonders in den Compt. rend.

pleren Variabelen x darstellt, so ist dieselbe nach Potenzen von x (nach dem Taylor'schen Satze) entwickelbar, so lange der Modul von x kleiner ist als der kleinste Modul, für welchen φx oder $\varphi' x$ aufhört, stetig, endlich und eindeutig zu sein.

Auch der Lagrange'sche Satz findet auf Grund des vorstehenden Satzes eine vollständige und höchst einfache Erörterung, die Cauchy auch bald nach Aufstellung des letzteren gegeben hat[19]). Sie beruht auf Gesichtspunkten, die ich, um sie sogleich auf die allgemeine Lagrange'sche Reihe zu übertragen, in folgender Weise verallgemeinern muß:

Sieht man y als eine Function von x an, welche von x durch die Gleichung $y = \alpha + x f y$ abhängt, so gibt es jedenfalls eine Wurzel dieser Gleichung, welche sich für $x = 0$ auf $y = \alpha$ reducirt; die anderen Wurzeln derselben sind die von $fy = \infty$ oder $1 : fy = 0$, und wir setzen voraus, daß keine der letzteren Wurzeln mit $y = \alpha$ zusammenfalle, also $f\alpha$ nicht unendlich groß sei. Wir fügen ferner die Voraussetzung, die aus der Aufgabe fast selbstverständlich ist, hinzu, daß $f\alpha$ nicht gleich Null sei. In der Nähe des Werthes $x = 0$ ist die betreffende, sich mit $x = 0$ auf $y = \alpha$ reducirende Wurzel y_1 unserer Gleichung von $y = \alpha$ wenig verschieden und eine eindeutige, endliche Function von x, die sich mit x stetig ändert, wie aus einem allgemeinen, von Cauchy bewiesenen Satze[20]) hervorgeht, wenn fy in der Nähe von $y = \alpha$ keinerlei Unstetigkeiten zeigt. Dieselben Eigenschaften der Function y von x kommen auch in der Nähe von $y = \alpha$ dem Differentialquotienten von y nach x zu; für Werthe von x aber, für welche zwei sonst verschiedene Wurzeln y der Gleichung $\alpha - y + xfy = 0$ zusammenfallen, hört diese Stetigkeit auf, da in ihnen der Differentialquotient von y nach x unendlich wird. Diese Werthe ergeben sich, indem man

$$\frac{\partial y}{\partial x} - x f'y \frac{\partial y}{\partial x} - fy = 0,$$

also

$$\frac{\partial y}{\partial x} = \frac{fy}{1 - x f'y}$$

bildet, und sind die Wurzeln von $1 - x f'y = 0$, oder, da $x = \frac{y - \alpha}{fy}$, von

$$fy - (y - \alpha) f'y = 0;$$

diejenige Wurzel dieser Gleichung, welche den kleinsten Werth von

$$\operatorname{mod} x = \operatorname{mod} \frac{y - \alpha}{fy}$$

ergibt, bestimmt daher nach dem Cauchy'schen Satze von der Entwickelbarkeit der Functionen den größten Modulus von x, für welchen eine Entwickelung von y nach Potenzen von x möglich ist. Man hat daher den Satz:

Es ist die für $x = 0$ in $y = \alpha$ stetig übergehende Wurzel y_1 der Gleichung

$$\alpha - y + x fy = 0$$

nach aufsteigenden, ganzen Potenzen von x entwickelbar für alle x, deren

$$\operatorname{mod} x < \operatorname{mod} \frac{z - \alpha}{fz},$$

wo z die Wurzeln der Gleichung

$$fz - (z - \alpha) f'z = 0$$

bezeichnet.

Wird wie oben $x = 1$ gesetzt, also eine Wurzel der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ entwickelt, so gelangt man auf die einfachste und natürlichste Weise zu der in Art. 11 angegebenen, früher von Cauchy durch weitläufige Rechnungen erhaltenen Convergenzbedingung.

13) Nachdem auf diese Weise die Convergenz der Reihe endgültig und vollständig entschieden ist, bleibt noch der andere fragliche Punkt zu erörtern übrig, welche Wurzel durch jene Reihe dargestellt werde, ob immer die numerisch kleinste, wie Lagrange behauptet, oder nicht. Die eben gemachten Bemerkungen zeigen sofort, daß Lagrange's Angabe irrig ist; denn es stellt die Reihe diejenige Wurzel dar, welche sich für $x = 0$ auf $y = \alpha$ reducirt, und es wird dies nicht nothwendig die kleinste Wurzel sein müssen. Es ist nicht uninteressant, sich auf folgende einfache Weise von dem Widerspruche, zu dem Lagrange's Behauptung führt, zu überzeugen. Es sei y_1 diejenige Wurzel der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$, welche die Summe der Reihe

$$y_1 = \alpha + f\alpha + \frac{1}{2} \frac{\partial}{\partial u} (f\alpha)^2 + \dots$$

ist. Man setze $y = z - \beta + \alpha$, wodurch jene Gleichung in $\beta - z + f(z - \beta + \alpha) = 0$ übergeht, und es sei z_1 die Wurzel, welche die Entwickelung dieser Gleichung nach dem Lagrange'schen Lehrsatze liefert, so wird diese aus

$$\beta + f(z - \beta + \alpha) + \frac{1}{2} \frac{\partial}{\partial z} f(z - \beta + \alpha)^2 + \dots$$

$$= \beta + f(z - \beta + \alpha) + \frac{1}{2} \frac{\partial}{\partial \alpha} f(z - \beta + \alpha)^2 + \dots$$

gefunden, wenn $z = \beta$ gesetzt wird, und man hat:

$$z_1 = \beta + f(\alpha) + \frac{1}{2} \frac{\partial}{\partial \alpha} (f\alpha)^2 + \dots,$$

also $y_1 = z_1 - \beta + \alpha$. Bezeichnen wir die den Wurzeln $y_2, y_3, \dots$ der Gleichung in y entsprechenden Wurzeln der Gleichung in z mit $z_2, z_3, \dots$, so ist

$$y_1 - \alpha = z_1 - \beta, \quad y_2 - \alpha = z_2 - \beta,$$
$$y_3 - \alpha = z_3 - \beta, \dots$$

und daher $z_1 - \beta, \dots$ constant nach β; lassen wir β wachsen, so nehmen alle Wurzeln z zu, und man sieht,

19) Consid. nouv. sur la théor. d. suites et sur les lois de leur converg. (Exerc. d'anal. et de phys. math. 1840. 1. Bd.) Das Wesentliche findet sich auch bei Moigno (Lecons d. calc. diff. 1. Bd. S. 162). 20) Mém. sur la nat. et les propr. d. rac. d'une équat. qui renferme un paramètre variable (Exerc. d'anal. et de phys. math. 1841. 2. Bd. S. 109).

daß, indem man β von $-\infty$ bis $+\infty$ zunehmen läßt, gleichzeitig auch die Wurzeln $z_1, z_2, \ldots$ stetig zunehmen von $-\infty$ bis $+\infty$. Es wird daher β so bestimmt werden können, daß etwa z_2 der Null so nahe kommt, als man irgend will, und z_2 die numerisch kleinste Wurzel ist, nicht aber z_1, wie Lagrange angibt.

Um an einem concreten Beispiele dieselbe Thatsache zu erweisen, setzen wir $fy = (y+\lambda)^2$; entwickeln also

$$a - y + x(y+\lambda)^2 = 0$$

nach dem Lagrange'schen Satze

$$y_1 = a + x(a+\lambda) + \frac{4}{2}x^2(a+\lambda)^3 + 5x^2(a+\lambda)^4 + \ldots$$

Die unmittelbare Auflösung jener quadratischen Gleichung nach y liefert:

$$y = \frac{1 - 2\lambda x \pm \sqrt{1 - 4(a+\lambda)x}}{2x}.$$

Nimmt man alle vorkommenden Größen als reell an und $4(a+\lambda)x \leqq 1$, so darf man das Radical nach Potenzen von x entwickeln, und zwar gibt das negative Zeichen desselben obige Reihe, sodaß

$$y_1 = \frac{1 - 2\lambda x - \sqrt{1 - 4(a+\lambda)x}}{2x},$$

während ohne Zweifel die andere Wurzel derselben Gleichung:

$$y_2 = \frac{1 - 2\lambda x + \sqrt{1 - 4(a+\lambda)x}}{2x}$$

numerisch kleiner als y_1 ist, wenn $2\lambda x > 1$ [21]).

Der erste Analytiker, der auf die in der Lagrange'schen Behauptung enthaltenen Widersprüche aufmerksam machte und sie zu verbessern versuchte, war Felix Chio [22]); er unterzieht zunächst die Lagrange'sche Beweisführung einer Kritik und verweilt mit großer Ausführlichkeit bei dem im Art. 3 angeführten Schlusse, daß der Quotient

$$\left(\frac{\psi y_1}{y_1^{n+1}} + \frac{\psi y_2}{y_2^{n+1}} + \ldots\right) : \left(\frac{\psi y_1}{y_1^{n+r+1}} + \frac{\psi y_2}{y_2^{n+r+1}} + \ldots\right)$$

sich mit unendlich wachsendem n dem Werthe y_1^r nähere, sobald y_1 die numerisch kleinste Wurzel sei. Er bemerkt mit Recht, daß, da die Ableitung in Bezug auf die Wahl der Function ψ gar keine Beschränkungen auferlegt, $\psi y_1 = 0$ angenommen werden darf, sodaß der Quotient y_2^r sein würde, wenn y_2 die an Größe auf y_1 folgende Wurzel bezeichnet; daß ferner, wenn, unter der Voraussetzung reeller Coefficienten in der Gleichung $a - y + fy = 0$, zwei conjugirte complere Wurzeln (nämlich ihre Moduln) der Null näher liegen als alle anderen Wurzeln, dann jener Quotient sich gar keiner bestimmten Grenze nähert. Er hätte hinzufügen sollen, daß, weil hieraus hervorgeht, daß die Reihe alle Wurzeln gleichzeitig darstelle, was absurd ist, die Wahl von ψ gewissen Beschränkungen unterliegen muß, die aus den Convergenzkriterien der Reihen (1) und (4) in Art. 2 und 3 und aus den Bedingungen folgen müssen, unter denen die in Art. 3 angedeutete Multiplication der Reihen statthaft ist. Es muß ferner, damit es erlaubt ist, für unendliche n die mit positiven Potenzen behafteten Glieder in der Reihe (1) zu vernachlässigen, noch die Bedingung hinzutreten, daß diese Reihe (1) für alle n unabhängig von der Anordnung der Glieder convergirt oder, was hiermit zusammenfällt, zu convergiren fortfährt, wenn man allen und zwar den einzelnen in den Entwickelungen von

$$\left(\frac{\partial}{\partial a}\right)^m (fa)^{m+1} \left(\frac{\psi a}{a^{n+1}}\right)'$$

erscheinenden Gliedern das positive Zeichen beilegt. Nur in diesem Falle wird man n so groß machen können, daß die Summe der mit positiven Potenzen von a multiplicirten Glieder kleiner als eine gegebene kleine Größe wird; denn, unter der Voraussetzung, daß fa und ψa ganze algebraische Functionen von a sind, werden positive Potenzen von a zuerst in um so höheren Gliedern der Reihe (1) auftreten, je größer n angenommen wird.

Man sieht, daß, um die Lagrange'sche Ableitung zu vervollständigen, eine große Anzahl keineswegs einfacher und leichter Untersuchungen anzustellen sein würden. Da man sich in der glücklichen Lage befindet, mittels der compleren Functionentheorie einen Beweis dieses Satzes zu geben, der an Einfachheit, Eleganz und Schärfe Nichts zu wünschen übrig läßt, so wird man auf eine Ausführung jener kritischen Untersuchungen verzichten können.

14) Nachdem es feststeht, daß die Wurzel

$$y_1 = a + xfa + \frac{x^2}{2}\frac{\partial}{\partial a}(fa)^2 + \ldots,$$

welche nach dem Lagrange'schen Satze aus der Gleichung

$$a - y + xfy = 0$$

erhalten wird, nicht immer die numerisch kleinste ist, sondern diejenige, welche aus $y = a$ durch eine stetige Aenderung des x von $x = 0$ bis $x = x$ hervorgeht, so wird die weitere Discussion der Eigenschaften dieser Wurzel y_1 von Interesse sein, namentlich die sehr nahe liegende Frage einer Untersuchung bedürfen, ob die betreffende Wurzel $y = y_1$ etwa immer die $y = a$ am nächsten liegende Wurzel der Gleichung sei. Eine solche Discussion hat nun Chio in der mehrfach erwähnten Abhandlung unternommen; leider ist sie sehr unvollständig und gibt zuverlässige Resultate nur, wenn alle Wurzeln jener Gleichung reell angenommen werden. Als der einzige Versuch seiner Art wird indessen Chio's Arbeit immer eine Beachtung verdienen, die sie in höherem Grade gefunden haben würde, wenn es nicht ihrem Verfasser gefallen hätte, die wenigen wirklich brauchbaren und wesentlichen Bemerkungen in eine Abhandlung von

21) Vergl. Cauchy's Note in den Compt. rend. de l'Acad. (Paris 2. Sem. 1846. S. 490) zu dem Berichte über die Abhandlungen von Chio, die 1844 der Akademie vorgelegt sind. 22) Mém. prés. p. div. sav. à l'Acad. (Paris 1854. Bd. 12. I. Mém.)

128 Quartseiten zu involviren, in der die einfachsten Schlüsse und eine große Anzahl durchaus unvollständiger und höchst unerquicklicher Untersuchungen, mit einer zuweilen unbegreiflichen Breite auseinandergesetzt sind, sodaß wol bisher Niemand die Abhandlungen zu studiren im Stande gewesen ist. Nur das Bewußtsein meiner Pflicht, mich mit der Literatur über den zu behandelnden Gegenstand vollständig vertraut zu machen, hat es mir möglich gemacht, die Lectüre derselben durchzuführen, und ich kann in folgenden wenigen Zeilen das Wesentlichste wiedergeben:

Die Wurzel y_1 ändert sich mit x stetig. Da

$$\frac{\partial y_1}{\partial x} = \frac{f y_1}{1 - x f' y_1}$$

und $(1 - x f' y)$ innerhalb des Convergenzintervalles der Reihe nicht verschwinden kann, weil die Derivirte einer in eine Potenzreihe entwickelbaren Function innerhalb jener Grenzen endlich ist, da somit $(1 - x f' y_1)$ immer dasselbe Zeichen beibehält, und zwar das positive, welches dieser Ausdruck für $x = 0$ jedenfalls besitzt, so wird die Abnahme oder Zunahme des y_1 mit wachsendem x allein von dem Vorzeichen von $f y_1$ abhängen. Nun kann aber für keine Wurzel $y = y_1$, $f y_1$ verschwinden, weil sonst $y_1 = \alpha$ und $f\alpha = 0$ sein müßte, welcher Fall ausdrücklich ausgeschlossen worden ist; es hat also $f y_1$ dasselbe Vorzeichen als $f\alpha$, und wir haben daher den Satz: Wenn x zunimmt, so nimmt y_1 gleichzeitig zu oder ab, je nachdem $f\alpha > 0$ oder $f\alpha < 0$. Es ist dabei als selbstverständlich angenommen, daß alle vorkommenden Größen reell sind.

Es ist ferner eine charakteristische Eigenschaft der Wurzel y_1, daß sie dem Werthe α auf einer Seite desselben näher liegt als jede andere Wurzel der Gleichung.

Ist nämlich $x = 0$, so wird jedenfalls $y_1 = \alpha$; wächst x, so entfernt sich y_1 von α und gleichzeitig variiren auch die anderen Wurzeln $y_2, y_3, \ldots$, die für $x = 0$ von $y = \alpha$ verschieden sind; es ist aber nicht möglich, daß sie für irgend einen Werth von x, für welchen die Reihe convergirt, zwischen $y = \alpha$ und $y = y_1$ fallen. Denn gelangte y_2 zu einem Werthe, der zwischen α und y_1 liegt, so müßten bei der stetigen Aenderung von x (die Wurzeln immer reell vorausgesetzt) die beiden Wurzeln y_1 und y_2 einmal zusammengefallen sein, demselben Werthe von x also zwei Werthe von y entsprechen, daher $\frac{\partial y}{\partial x}$ unendlich groß sein, was aber erwähntermaßen innerhalb des Convergenzintervalles nicht stattfinden kann.

Dabei ist aber zu bemerken, daß es recht wohl möglich ist, daß die eine Wurzel y_1, welche die Summe der Reihe darstellt, von α entfernter liege als eine andere Wurzel y_2 auf der anderen Seite von α. Ein numerisches Beispiel dieser Art ist folgendes: Sei $\alpha = 3,76$ und $fy = -(0,1)\, y^2 (4,5 - y)$, die aufzulösende Gleichung, also:

$$3,76 - y - 0,1 \cdot y^2 (4,5 - y) = 0,$$

so gibt die Summe der Reihe $y_1 = 2,507\ldots$, die unterhalb α in der Entfernung $1,253\ldots$ liegt. Die anderen Wurzeln der Gleichung sind $y_2 = 4,995\ldots$ und $y_3 = -3, \ldots$, von denen y_2 oberhalb α in der Entfernung $1,235\ldots$ liegt, also α näher kommt als y_1.

Wir können diese Resultate dahin zusammenfassen: Sind alle Wurzeln der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ reell, so ist die Summe der Reihe, wenn $f\alpha > 0$ die kleinste Wurzel, welche größer als α ist; wenn $f\alpha < 0$ die größte Wurzel, welche kleiner als α ist.

Diese charakteristische Eigenschaft der Wurzel y_1 genügt, um dieselbe in der Reihe der genau oder approximativ bekannten Wurzeln jederzeit aufzufinden. Dasselbe erreicht man, wenn man die nicht uninteressante Abhängigkeit des y_1 von α untersucht. Man bemerke nämlich, daß

$$\frac{\partial y_1}{\partial \alpha} = \frac{1}{1 - f' y_1},$$

und da eben nachgewiesen ist, daß $f' y_1$ stets positiv sein muß, sobald die Reihe convergirt, so sieht man, daß die durch die Summe der Reihe dargestellte Wurzel y_1 mit α gleichzeitig wachsen muß.

Sind alle Wurzeln der Gleichung $\alpha - y + fy = 0$ reell, so sind es bekanntlich auch die der derivirten Gleichung $1 - f' y = 0$; ordnen wir $y', y'', y''' \ldots$ nach ihrer absoluten Größe von $-\infty$ bis $+\infty$ an, so liegen die Wurzeln von $1 - f' y = 0$ zwischen ihnen. Da nun für jede Wurzel

$$\frac{\partial y}{\partial \alpha} = \frac{1}{1 - f' y},$$

so sieht man, daß jede Wurzel y mit α entweder immer zunimmt oder immer abnimmt, je nachdem $1 - f' y > 0$ oder $1 - f' y < 0$. Für die Wurzel y', welche bei der angegebenen Ordnung die erste sein mag, wird $1 - f'(y') \gtrless 0$; für die nächste y'' wird $1 - f'(y'') \lessgtr 0$, für die dritte y''' wiederum $1 - f(y''') \gtrless 0$ u. s. f. Wenn nun etwa $1 - f'(y') > 0$, oder (da zwischen y' und $-\infty$ keine Wurzel von $1 - f' y = 0$ liegt, in der dieser Ausdruck $(1 - f' y)$ sein Zeichen wechseln könnte) wenn $1 - f'(-\infty) > 0$ vorausgesetzt wird, so sind alle Wurzeln ungerader Ordnung $y', y''', y^V, \ldots$ in jener Reihenfolge mit α zugleich zunehmend, alle gerader Ordnung $y'', y^{IV}, \ldots$ mit wachsendem α abnehmend. Da wir aber gesehen haben, daß die durch die Summe der Reihe dargestellte Wurzel y_1 mit α zugleich zunimmt, so ist die Wurzel y_1 von ungerader Ordnung. Da nun α zwischen einer Wurzel gerader Ordnung und einer Wurzel ungerader Ordnung liegt, von denen nach dem Vorstehenden eine die Summe der Reihe darstellt, so wird hierdurch unzweideutig entschieden, welche dieser Wurzeln y_1 ist.

Wenn dagegen $1 - f'(-\infty) < 0$, so wird auf eben dieselbe Art bewiesen, daß unter den beiden α zunächst liegenden Wurzeln y_1 die von gerader Ordnung ist.

Es ist übrigens hiernach evident, daß schon die Untersuchung, für welche der beiden Wurzeln, die α

auf verschiedenen Seiten am nächsten liegen, $1 - f'y > 0$ ist, den nothwendigen Entscheid gibt. Es ist also auch ohne Bestimmung sämmtlicher Wurzeln möglich, die betreffende Wurzel y_1 zu erkennen; nur ist die nothwendige Voraussetzung, daß alle Wurzeln reell sind, zu beachten. Die Kriterien zur Bestimmung von y_1 im Falle, daß auch imaginäre Wurzeln vorhanden sind, haben, sowie sie Chio gibt, ihrer Unvollständigkeit wegen weder theoretischen noch praktischen Werth.

15) Die Lagrange'sche Reihe hat ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß die Aufgabe zu lösen: aus einem angenäherten Werthe $y = \alpha$ einer einfachen Wurzel $y = y_1$ einer algebraischen Gleichung $Fy = 0$ dieselbe genau zu bestimmen. In der That leistet sie dies, wenn man sie in die Form

$$y = \alpha + \left\{ y - \alpha - \frac{Fy}{F'(\alpha + \varepsilon)} \right\} \qquad (9)$$

setzt, wo ε eine kleine Größe ist, sodaß zwischen $F'\alpha$ und $F'(\alpha + \varepsilon)$ keine Wurzel der Gleichung $F'y = 0$ liegt, oder auch $\varepsilon = 0$ gesetzt werden kann. Es ist also

$$fy = y - \alpha - \frac{Fy}{F'(\alpha + \varepsilon)},$$

daher

$$f\alpha = -\frac{F\alpha}{F'(\alpha + \varepsilon)}.$$

Wenn nun $y_1 > \alpha$, also $y_1 = \alpha + h$, so muß nach dem obigen Satze $f\alpha > 0$ sein; wenn $y_1 < \alpha$ also $y_1 = \alpha - h$, so muß $f\alpha < 0$ sein, also $f\alpha \gtrless 0$, je nachdem $y_1 = \alpha \pm h$. Nun ist

$$F\alpha = Fy_1 + (\alpha - y_1)F'y_1 + \frac{1}{2}(\alpha - y_1)^2 F''y_1 + \ldots,$$

also da $Fy_1 = 0$ und $\alpha - y_1 = \mp h$

$$F\alpha = \mp hF'y_1 + \frac{1}{2}h^2 F''y_1 + \ldots,$$

daher annähernd

$$f\alpha = \pm h \frac{F'(\alpha \pm h)}{F'(\alpha + \varepsilon)},$$

ein Ausdruck, welcher, da $F'y$ von $y = \alpha$ bis $y = \alpha \pm h$ und $y = \alpha + \varepsilon$ nicht verschwinden soll, also sein Zeichen nicht wechseln kann, in der That von demselben Zeichen als h ist. Es stellt also die auf die Gleichung in der obigen Form (9) angewandte Lagrange'sche Entwickelung in der That y_1 dar, sobald sie convergirt. Daß sie convergirt, sucht Chio mittels einer von ihm weitläufig entwickelten, aber weder streng erwiesenen noch zuverlässigen Convergenzbedingung allgemein zu beweisen. Es scheint mir jedoch keine andere Regel für die Convergenz dieser Reihe zulässig zu sein als die sich aus der Cauchy'schen ergebende.

Wenn es indessen darauf ankommt, sich zu überzeugen, daß für sehr kleine h, also wenn man den Werth von y_1 sehr approximativ kennt, die Reihe im Allgemeinen convergiren wird, so genügen dazu die folgenden einfachen Bemerkungen. Da man durch directe Entwickelung

$$\frac{1}{2}\frac{\partial(f\alpha)^2}{\partial\alpha} = f\alpha f'\alpha, \quad \frac{1}{6}\frac{\partial^2(f\alpha)^3}{\partial\alpha^2} = f\alpha(f'\alpha)^2 + \frac{1}{2}(f\alpha)^2 f''\alpha$$

$$\frac{1}{24}\frac{\partial^3(f\alpha)^4}{\partial\alpha^3} = f\alpha(f'\alpha)^3 + \frac{3}{2}(f\alpha)^2 f'\alpha f''\alpha + \frac{1}{6}(f\alpha)^3 f'''\alpha$$

$$\frac{1}{120}\frac{\partial^3(f\alpha)^5}{\partial\alpha^3} = f\alpha(f'\alpha)^4 + \frac{3}{2}(f\alpha)^2(f'\alpha)^2 f''\alpha + \frac{1}{2}(f\alpha)^3 f'\alpha f'''\alpha$$
$$+ \frac{1}{2}(f\alpha)^3(f''\alpha)^2 + \frac{1}{6}(f\alpha)^3 f'\alpha f^{IV}\alpha + \frac{1}{24}(f\alpha)^4 f^V\alpha$$
$$\ldots\ldots\ldots\ldots$$

findet, so wird man, wenn $f\alpha$ sehr klein ist, in allen Gliedern die höheren Potenzen von $f\alpha$ gegen die erste nahezu vernachlässigen können, die Reihe fällt daher nahezu mit einer nach Potenzen von $f'\alpha$ entwickelten geometrischen Reihe zusammen, welche convergirt, wenn $f'\alpha$ ein echter Bruch ist. In dem vorliegenden Falle ist nun in der That $f\alpha$ sehr klein, nämlich von der Ordnung des sehr kleinen h; ferner ist

$$f'y = 1 - \frac{F'y}{F'(\alpha + \varepsilon)}, \quad f'\alpha = 1 - \frac{F'\alpha}{F'(\alpha + \varepsilon)},$$

und da ε sehr klein ist, $f'\alpha$ sehr klein und daher eine große Wahrscheinlichkeit der Convergenz vorhanden.

16) Gegen die Behauptung, daß die Lagrange'sche Reihe nicht immer die numerisch kleinste Wurzel ergebe, hat Menabrea auf den oben erwähnten Bericht Cauchy's [23]) hin, noch ehe die Abhandlung seines Landsmannes erschienen war, Einwendungen gemacht [24]), die trotz der seitenlangen Rechnungen und der übermäßigen Breite der Darstellung ohne alle Bedeutung sind. Ohne eigentlich auszusprechen, daß Cauchy's Behauptung falsch sei, sucht er nachzuweisen, daß letzterer Lagrange nicht richtig verstanden habe, und daß die Reihe, wenn sie Lagrange's Convergenzbedingung erfülle, zugleich die kleinste Wurzel darstelle. Ob diese Bemerkung richtig sei, lasse ich dahin gestellt; bewiesen hat sie Menabrea keineswegs, denn in seinen Rechnungen werden die unendlichen Reihen mit einer unglaublichen Naivität behandelt. Menabrea wiederholt ferner den schon in seiner früheren Abhandlung [25]) gegebenen Satz, daß die Lagrange'sche Reihe angewandt auf

$$\alpha - y + fy = 0$$

und auf

$$\beta - y + \varphi y = 0,$$

wo $\varphi y = \alpha - \beta + fy$, identisch gleiche Resultate gibt, und glaubt hierdurch die Behauptung, daß die Reihe für verschiedene α auch verschiedene Wurzeln darstellen könne, zu widerlegen. Es bedarf indessen kaum der Erwähnung, daß Menabrea's Rechnung nur aussagt, daß eine

23) Compt. rend. de l'Acad. Paris 1846. 2. Sem. S. 490.
24) Observ. sur la véritable interprétation de la série de Lagrange. 1846 (Mem. d. real. Acad. di Torino 1849. II. Ser. 10. Bd.).
25) Mem. d. real. Acad. di Torino. II. Ser. 8. Bd.

Aenderung der Wurzel beim Uebergange von α zu β dann nicht eintritt, wenn β dem α innerhalb gewisser Grenzen nahe liegt; wenn aber β eine gewisse Grenze überschreitet, so kann die Reihe divergent oder auch bei weiterer Aenderung von β wieder convergent werden und eine andere Wurzel darstellen.

Von allem diesem weiß Menabrea Nichts, sondern begnügt sich, seinen Satz mit Hilfe unendlicher Doppelreihen zu beweisen, von deren Convergenz gar nicht die Rede ist.

17) Während alle im Vorstehenden erwähnten Untersuchungen unvollständig und mangelhaft sind, habe ich schließlich einer Arbeit von Cauchy[26]) zu gedenken, welche den Lagrange'schen Satz im Zusammenhange mit verwandten und allgemeineren Sätzen in ausgezeichneter Weise behandelt. Von durchaus natürlichen und sachgemäßen Principien ausgehend, gelangt Cauchy durch einfache Operationen, welche zugleich überall die Bedingungen, unter welchen sie vorgenommen werden dürfen, erkennen lassen, fast ohne alle Rechnung zu dem Beweise des Satzes und der Beantwortung aller einschlagenden Fragen. Ich bedauere, diese Darstellung, die mit Hilfe der neueren Auffassung der compleren Functionentheorie noch eine einfachere, klarere und strengere Gestalt erhält, hier nicht geben zu können, weil eine Auseinandersetzung jener Theorie zu weit führen würde, verweise aber in dieser Beziehung auf eine Abhandlung, die ich demnächst darüber publiciren werde. Hier habe ich nur die Absicht gehabt, das vorhandene ältere Material zu sichten und Anderen das zeitraubende und theilweise peinliche Studium der gesammten Literatur über dies vielfach behandelte Thema zu ersparen.

Anwendungen des Lagrange'schen Satzes auf die Auflösung des Keppler'schen Problems[27]) und anderer Aufgaben der theorischen Astronomie, die besonders von Laplace gemacht worden sind, müssen hier, um das Volumen des Aufsatzes nicht weiter zu vergrößern, leider unerörtert bleiben.

Laplace[28]) hat den Satz von Lagrange auf die Entwickelung implicite gegebener Function zweier und mehrer Variabelen erweitert und Jacobi[29]) diese bis jetzt noch nicht zu großer Wichtigkeit gelangten Formeln auf eine andere Weise abgeleitet. (*Hermann Hankel.*)

GRANGE (Louis La), französischer Jesuit und gelehrter Astronom, am 9. Nov. 1711 zu Mâcon geboren, trat sehr jung in die Gesellschaft Jesu und widmete sich, nachdem er seine Studien beendigt und seine Gelübde abgelegt hatte, dem Unterrichtsfache. Er lehrte zu Marseille und zu Mailand in den Collegien seines Ordens die Mathematik und die Astronomie. Später (1777) zog er sich in das Collegium seiner Vaterstadt zurück, wo er am 25. Aug. 1783 starb. Zu Mailand, wo er von 1763 bis 1777 auf der Sternwarte fleißig astronomische Beobachtungen anstellte, erwarb er sich um die Wissenschaft großes Verdienst, welchem indessen auch die Anerkennung nicht fehlte. Die Ergebnisse seiner Forschungen zu Marseille findet man in den Mémoires redigés à l'Observatoire de Marseille (Avignon 1756. 4.) und unter seinen zu Mailand gelieferten Denkschriften und Aufsätzen sind besonders hervorzuheben: Mémoire sur l'opposition de Saturne en 1773 (in den Effemeridi astronomiche per l'anno 1775 calcolate del meridiano di Milano dall' abb. Angelo de Cesaris. Milano 1774. 8.); Sopra la longitudine del Collegio di Brera (in den Ephemerides astronomicae anni intercalaris 1776 ad meridianum Mediolanensem supputatae ab Angelo de Cesaris. Mediolani 1776. 8. Vol. II.); Expériences faites à l'observatoire de Brera pour connoitre, si une lunette astronomique, montée sur un pied de bois ou de métal, demeure constamment dirigée au même point d'un objet, auquel elle l'a été une fois etc. (in den Ephemerides astronomicae anni 1779. Mediol. 1778. 8. Vol. V.) und Observations météorologiques faites à Milan (ebendaselbst, auch in J. E. Bode's „Astronomischem Jahrbuche." Jahrg. 1778 im Auszuge[1]). — Ein anderer Louis de la Grange, ebenfalls ein französischer Ordensgeistlicher, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. lebte, verfaßte mehre ascetische Werke (L'Instruction du Confesseur. Luxembourg 1616. 8. Temple mystique. Paris 1619. 8. und Octave du S. Sacrement. Paris 1629. 8.), welche von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt wurden. — Ein dritter Ordensgeistlicher, welcher ebenfalls den Namen La Grange führt und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. lebte, scheint mit den um diese Zeit auftauchenden philosophischen und naturwissenschaftlichen Theorien nicht einverstanden gewesen zu sein, wie schon aus dem Titel seines jetzt veralteten Werkes (Les Principes de la Philosophie, contre les nouveaux Philosophes; Traité des Élémens et des Météores, dans lequel on explique aussi l'origine des fontaines et des vents, le flux et reflux de la mer, et l'on y prouve par des raisons convaincantes l'immobilité de la terre. Paris 1681. 12.) hervorgeht[2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGE (M. la), französischer Philolog, im J. 1738 zu Paris geboren, zeigte schon als Knabe ungewöhnliche Anlagen und so große Vorliebe für den gelehrten Stand, daß er trotz der Armuth seiner Aeltern, welche ihn in keiner Weise genügend zu unterstützen vermochten, sich in das College Beauvais aufnehmen zu lassen wagte. Da seine älterliche Wohnung sehr weit von dem College entfernt war, so lebte er den ganzen Tag hindurch von einem Stück Brod, welches er des Morgens mit sich nahm, und brachte die zwischen die

26) Exerc. d'anal. et d. phys. math. 1841. 2. Bd. S. 41. 27) Mém. de l'Acad. 1769. Berlin. 28) Mém. de l'Acad. de sc. 1777. Paris. 29) Crelle's Journal. Bd. 6. S. 257.

1) J. C. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften (Leipzig 1859. 8.) S. 1343. *Aug. et Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. V. (Liège 1859. 8.) p. 397. 2) J. Chr. Adelung, Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1577 und 1579.

Unterrichtsstunden fallende Zeit auf einem Spaziergange oder bei schlechtem Wetter in der Vorhalle einer Kirche zu. Ein Lehrer, welcher ihn längere Zeit beobachtete, erhielt von ihm nur mit Mühe das Geständniß seiner Armuth und verschaffte ihm ein Stipendium, mit dessen Hilfe es ihm gelang, sein Ziel zu erreichen. Er galt als einer der vorzüglichsten Schüler der Anstalt und ward nach Vollendung seiner Studien auf die Empfehlungen seiner Professoren Hauslehrer bei dem bekannten teutschen Baron von Holbach, einem der eifrigsten Förderer der damals zur Herrschaft gelangenden neuen philosophischen Richtung, deren Anhänger ihre Grundsätze in der von ihnen herausgegebenen „Encyklopädie" zu verbreiten suchten und daher in der Geschichte der Philosophie unter dem Namen der Encyklopädisten bekannt sind. La Grange lernte in Holbach's Hause die berühmtesten Vertreter dieses mit der Vergangenheit brechenden Systems, Helvetius, d'Alembert, Diderot, Raynal, Grimm, Buffon, Rousseau und Marmontel, kennen und schloß sich den Ansichten derselben entschieden an. Auf Diderot's Rath unternahm er eine französische Uebersetzung des philosophischen Gedichtes des Lucretius von der Natur der Dinge, wodurch er seinen literarischen Ruf begründete. Die mit dem lateinischen Texte verbundene Uebersetzung (Lucrèce, traduction nouvelle avec des notes par L** G***. Paris 1768. 8. 2 Voll.) wurde sogleich bei ihrem Erscheinen mit großem Beifall begrüßt und sie gilt jetzt noch als die vorzüglichste in französischer Sprache, weshalb sie auch fortwährend in neuen verbesserten Auflagen (Paris 1794. 4. 2 Voll. Ibid. 1794. 8. 3 Voll. Ibid. 1799. 12. 2 Voll. Ibid. 1821. 12. 2 Voll. Ibid. 1823. 18. 2 Voll. Ibid. 1833. 12. 2 Voll. Ibid. 1861. 18.) wiederholt wurde. Die angebliche Berichtigung des lateinischen Textes kann freilich keinen Anspruch auf Beachtung der Kritik machen, die Uebertragung aber, welche leicht und fließend geschrieben ist, gibt den Geist des Originals wieder und die Anmerkungen, an welchen der bekannte Encyklopädist Jacques André Naigeon Antheil haben soll, verrathen ein richtiges Verständniß des Dichters, ein gesundes Urtheil und guten Geschmack. Gleiches Lob verdient seine Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Philosophen Seneca, an deren Vollendung ihn aber der Tod hinderte. Sie wurde von dem erwähnten Naigeon beendigt, durch Anmerkungen erläutert und unter dem Titel: Les Oeuvres de Senèque le philosophe, traduites en français par La Grange, avec des notes critiques d'histoire et de littérature (Paris 1778—1779. 12. 7 Voll.[1]), von denen der letzte ein Essai sur la vie de Senèque le Philosophe par Diderot avec des notes enthält) herausgegeben. Sie entsprach ebenfalls vollkommen dem Geschmacke seiner Landsleute, wie die neuen Auflagen (Paris 1791. 12. 7 Voll. Tours 1795. 8. 8 Voll. Paris 1819—1821. 12. 14 Voll. die letzte mit vorher noch nicht gedruckten Anmerkungen Naigeon's) beweisen. La Grange hatte die Erziehung der Söhne Holbach's zur Zufriedenheit desselben beendigt und hoffte den Lohn seiner Bemühungen zu genießen, als ihn die Schwindsucht, eine Folge seines übermäßigen Fleißes, in der Blüthe seines Alters dahinraffte. Er starb am 18. Oct. 1775 zu Paris. La Grange war ein in jeder Beziehung sehr rechtlicher, biederer Mann, welcher keine andere Leidenschaft hatte als die Liebe zu den Wissenschaften. Seine Uebersetzungen des Lucretius und des Seneca werden, obschon die letztere, weil sie sich streng an das Original anschließt, manchen französischen Kunstrichtern nicht elegant genug scheint, sein Andenken erhalten. Seine Uebertragung des Handbuchs der griechischen Alterthümer des holländischen Philologen Lambert Bos (Antiquités de la Grèce en général et d'Athènes en particulier, avec des notes par F. Leisner, trad. du latin. Paris 1769. 12.) ist jetzt mit dem Original vergessen[2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGEA, eine von Adanson aufgestellte Pflanzengattung der Compositen mit folgenden Merkmalen: Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig, die Blüthen sind sämmtlich röhrenförmig, die Strahlblüthen stehen in mehren oder auch nur in zwei Reihen, die weiblichen sind sehr dünn, dreizähnig, die Scheibenblüthen zweigeschlechtig und fünfzähnig. Die allgemeine Hülle ist zweireihig, ihre Schuppen sind länglich, stumpf. Der Blüthenboden ist halbkugelig. Die Staubbeutel sind am Grunde nicht geschwänzt. Der Griffel der Strahlblüthen ist zweitheilig, der der Scheibenblüthen ungetheilt. Die Schließfrucht ist verkehrt-eiförmig, an der Seite ein wenig zusammengedrückt, am Grunde verschmälert, an der Spitze über den Samen hinaus verlängert und fast näpfchenförmig. Der Federkelch ist sehr klein, haarförmig, fein gezähnelt.

Die hierher gehörigen, in Afrika und Asien einheimischen Arten sind mehr oder weniger wollig und haben wechselständige, halbstengelumfassende, buchtig-fiederspaltige Blätter mit stumpfen Lappen und einzelne, fast kugelförmige Blüthenköpfe und den Blättern gegenüberstehende oder endständige Blüthenstiele.

Erste Abtheilung. Crassicolla *De Candolle.*

Die Strahlblüthen stehen in mehren Reihen. Der Schnabel der Schließfrucht ragt hervor und ist weißlich und fast dicker als der Same.

1) G. maderaspatana *Poiret* mit niederliegenden oder ausgebreiteten, weichhaarigen, an der Spitze wolligen Stengeln. Hierher gehören als Synonyme Artemisia maderaspatana *Linné*, Cotula maderaspatana *Willdenow* und Grangea Adansonii *Cassini.*

Diese Art wächst in Ostindien, Java und im östlichen Theile von Afrika, insbesondere in Mosambique.

1) Besonders sucht man Exemplare dieser ersten Ausgabe, worin (Tom. VI. p. 92) die Stelle von der Erhöhung der Lüfte durch Spiegel französisch befindlich ist, da sie in die gewöhnlichen Exemplare nur lateinisch aufgenommen werden durfte.

2) *L. M. Chaudon* 'et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Tom. V. p. 542. Biographie universelle. Tom. XXIII. p. 156. Biographie générale. Tom. XXVIII. p. 847.

Zweite Abtheilung. Leptoderis *De Candolle.*

Die Strahlblüthen stehen in mehren Reihen. Die Schließfrucht ist zusammengedrückt, eiförmig, an beiden Enden verschmälert und hat einen schlanken, in ein Näpfchen erweiterten Schnabel.

2) G. aegyptiaca *De Candolle* mit niederliegendem Stengel, welcher nebst den Blättern rauhhaarig und fast grau ist. Hierher gehören als Synonyme Tanacetum aegyptiacum *Jacquin* und Tanacetum humile *Forskål.*

Die Heimath dieser Art ist Aegypten.

Dritte Abtheilung. Pyrarda *Cassini.*

Die Strahlblüthen stehen in zwei Reihen. Die Schließfrucht ist an der Spitze abgestutzt, ihr schwieliger Schnabel ist sehr kurz, bisweilen kaum bemerkbar.

3) G. ceruanoides *Cassini* mit aufrechtem, sehr ästigem Stengel, halbstengelumfassenden, stumpf-geöhrten, bald gezähnten, bald fiederspaltigen, mehr oder weniger wolligen Blättern und ebensträußigen Blüthenköpfen.

Das Vaterland dieser Art ist Senegambien.

4) G. procumbens *De Candolle* mit weit hingestreckten Stengeln, welche nebst den Blättern wollig-steifhaarig und etwas grau sind.

Diese Art wächst gleichfalls in Senegambien.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung auszuschließen:

Grangea cuneifolia *Poiret* = Myriogyne minuta.
Grangea decumbens *Desfontaines* = Myriogyne minuta.
Grangea minuta *Poiret* = Myriogyne minuta.
Grangea latifolia *Lamarck* = Dichrocephala latifolia.
Grangea lanceolata *Poiret* = Eclipta procumbens.

(*Garcke.*)

GRANGEINEEN, eine von De Candolle aufgestellte Unterabtheilung der Baccharideen, welche selbst wieder eine Abtheilung der Asteroideen und diese eine Hauptabtheilung der Compositen bildet. Die zu dieser Unterabtheilung gehörigen Gattungen haben verschiedenehige, einhäusige, nicht knäuelartig vereinigte Blüthenköpfchen und einen verwischten oder ganz fehlenden Federkelch. Außer der Hauptgattung Grangea, nach welcher diese Unterabtheilung benannt ist, sind folgende Gattungen hierher zu zählen.

1) Dichrocephala *De Candolle.* Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig; die Blüthen sind sämmtlich röhrenförmig, die randständigen stehen in vielen Reihen und sind weiblich, die wenigen Scheibenblüthen sind durch Fehlschlagen meist männlich. Die Schuppen des Hüllkelchs sind eiförmig und fast gleich groß. Der Blüthenboden ist kegelförmig, nackt. Die Blumenkronen der Randblüthen sind cylindrisch, undeutlich 3—4zähnig, die Scheibenblüthen haben einen glockenförmigen Schlund und einen vierzähnigen Saum. Die Staubbeutel sind ungeschwänzt. Der Griffel ist eingeschlossen. Die Schließfrüchte sind zusammengedrückt, schnabellos, die randständigen besitzen keinen Federkelch, die mittelständigen sind unvollständig und haben einen sehr kurzen, nur aus einer oder zwei Borsten bestehenden Federkelch.

Zu dieser Gattung gehören einjährige, im südlichen Afrika und Asien einheimische, schwach behaarte oder fast kahle, ästige, aufsteigende oder aufrechte Gewächse mit wechselständigen, gezähnten, keilförmigen oder gestielten Blättern und kleinen, kugelförmigen, in Trauben oder Rispen stehenden Blüthenköpfchen.

2) Grangea *Adanson* s. diesen Artikel.

3) Cyathocline *Cassini.* Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig; die Blüthen sind sämmtlich röhrenförmig, die randständigen stehen in vielen Reihen und sind weiblich, die zahlreichen mittelständigen sind männlich. Die Schuppen des Hauptkelchs stehen in mehren Reihen. Der Blüthenboden ist nackt, näpfchenförmig, über den Grund des Hauptkelchs erhoben. Die sehr dünnen weiblichen Blumenkronen haben einen kleinen, dreizähnigen Saum, die männlichen eine verkehrt-kegelförmige Röhre und einen fünfzähnigen Saum. Die Schließfrüchte sind kahl, länglich, an beiden Enden verschmälert, der Schnabel ist kurz, durchscheinend. Der Federkelch fehlt ganz.

Die hierher gehörigen aufrechten, ästigen, klebrig-weichhaarigen, wohlriechenden, krautartigen Gewächse sind in Ostindien einheimisch und haben wechselständige, fiederspaltige Blätter mit verkehrt-eiförmigen oder linealischen, gezähnten Zipfeln und kleine, fast kugelige, weißliche, in ebensträußigen, nackten, endständigen Trauben stehende Blüthenköpfchen.

4) Laestadia *Kunth.* Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig, die Blüthen sind sämmtlich röhrenförmig, die randständigen stehen in vielen Reihen und sind weiblich, die mittelpunktständigen männlich. Die Schuppen der Blüthenhülle decken sich dachziegelig. Der Blüthenboden ist flach, nackt. Die Blumenkronen haben einen fünfzähnigen Saum, die weiblichen sind dünner. Die Schließfrüchte sind länglich, geschnäbelt. Der Federkelch fehlt.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Südamerika einheimische Art, ein kleiner etwa vier Zoll hoher, sehr ästiger Strauch mit gehäuften, linealischen, rauhhaarigen Blättern und einzelnen, an der Spitze der Aeste stehenden Blüthenköpfchen bekannt.

5) Gymnarrhena *Desfontaines.* Das Blüthenköpfchen ist vielblüthig, verschiedenehig, die Blüthen sind sämmtlich röhrenförmig, die randständigen sind weiblich und stehen in vielen Reihen, die 10—12 mittelständigen sind durch Fehlschlagen männlich. Die wenigen Schuppen des Hauptkelchs stehen in einer Reihe oder bei ihrem Fehlen sind zwei blattartige Deckblätter vorhanden. Am Rande des gewölbten Blüthenbodens stehen Spreublättchen, welche anfänglich die weiblichen Blüthen einhüllen, später aber auswachsen, in der Mitte des Blüthenbodens befinden sich zwischen den Blüthen Fäserchen. Die Blumenkronen der weiblichen Blüthen sind am

Grunde verdickt, später sehr vergrößert, 3—4zähnig, die der männlichen Blüthen haben einen verbreiterten Schlund und einen vierzähnigen Saum. Die Staubbeutel sind ungeschwänzt. Der Griffel der weiblichen Blüthe ist zweispaltig, seine Aeste sind lang, schlank, halbstielrund, der der männlichen Blüthe einfach, fast keulenförmig, spitz, warzig. Die Schließfrüchtchen der Strahlblüthen sind wollig, länglich, jene der Scheibenblüthen stielrund, kahl, leer. Der Federkelch der ausgebildeten Schließfrüchte ist mehrreihig, borstig, rauh, jener der verkümmerten Früchte einreihig, mit 5—6 am Grunde mit einander verwachsenen Borsten.

Aus dieser Gattung kennt man bis jetzt nur eine Art, eine einjährige, niedrige, ästige Pflanze Persiens mit wenigen wechselständigen, gehäuften, länglichen, das Blüthenköpfchen einhüllenden Blättern und gelblichen Blüthen. (*Garcke.*)

GRANGEL (Cristobal), spanischer Jesuit, am 6. Sept. 1670 zu Alcora in der Diöcese von Valencia geboren, trat am 27. April 1698 in die Gesellschaft Jesu und widmete sich, nachdem er seine Studien beendigt und seine Gelübde abgelegt hatte, dem Unterrichtsfache. Er wirkte als Lehrer viele Jahre in verschiedenen Collegien seines Ordens und trug nach einander die Grammatik zu Calatayud, die Philosophie zu Gandia und die Theologie zu Valencia vor. Zuletzt war er Rector des Collegiums zu Gandia, wo er im J. 1712 starb. Er hatte begonnen ein auf gründlichen Studien beruhendes Handbuch der Geschichte und Chronologie der heiligen Schrift als Leitfaden für seine Schüler zu bearbeiten, von welchem jedoch nur der erste Band (Historia et Chronologia Sacrae Scripturae, ad Scholae usum propugnatae. Tom. I. Valentiae 1731. 4.), welcher sich über den Pentateuch erstreckt, im Drucke erschien. Der zweite völlig ausgearbeitete Band und seine von den Zeitgenossen sehr gerühmten Fastenpredigten (Quaresmas, 2 Voll. 4.) befanden sich handschriftlich in der Bibliothek des Jesuitencollegiums zu Valencia. Er hatte sich als Redner einen weitverbreiteten Ruhm erworben und wurde hauptsächlich bei besondern Gelegenheiten zur Abhaltung von Leichenpredigten oder Festreden herbeigerufen. Zwei derselben, welche nach seinem Tode herausgegeben wurden (Oracion funebre en las Exequias que celebrò en la santa Iglesia de Tortosa la Nation Francesa por la muerte de los tres Serenissimos Principes los Señores Delfines de Francia. Valencia 1712. 4. Oracion Historica Panegirica, gratulatoria de la milagrosa Imagen de Christo nuestro Redemptor Crucificado venerada en la Parroquial Iglesia de San Salvador de la Ciudad de Valencia. Valencia 1723. 4.) und von denen besonders die erstere von den Sammlern für die Specialgeschichte des französischen Königshauses gesucht wird, sollen von nicht gewöhnlichem Rednertalente zeugen, sind aber sehr selten geworden *). (*Ph. H. Külb.*)

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. IV. (Liège 1858. 8.) p. 287.

GRANGENEUVE (Jacques Antoine), französischer Rechtsgelehrter und Deputirter, im J. 1750 zu Bordeaux geboren, war Anwalt und Substitut des Procurators an dem Gerichtshofe seiner Vaterstadt, als die Revolution ausbrach und in ihren Strudel zog. Bei seinen Mitbürgern beliebt und ein eifriger Vertheidiger der politischen Reform wurde er im J. 1791 zum Deputirten des Departements der Gironde bei der gesetzgebenden Versammlung gewählt, wo er schon in einer der ersten Sitzungen (5. Oct.) den Antrag Couthon's, im geschäftlichen Verkehr der Versammlung mit dem Könige die Titel Sire und Majestät abzuschaffen, unterstützte und die Ansicht aussprach, daß der König und der gesetzgebende Körper zwei höchste, von einander unabhängige, folglich gleiche Gewalten seien. Er verlangte darauf (am 7. Nov.) die Festnehmung des Obersten Olivier, welcher zu Marseille dem Volke mit dem Einschreiten der bewaffneten Macht gedroht hatte, und genaue Auskunft über die Streichung der Pensionen der Emigranten, schlug vor diejenigen von ihnen, welche bis zum Beginn des nächsten Jahres nicht zurückgekehrt sein würden, als Verschwörer zu erklären, und versäumte überhaupt keine Gelegenheit, sowol gegen die Mitglieder der königlichen Familie, als gegen die Anhänger derselben auf die bitterste Weise seinen Unmuth kund zu geben. So sprach er in der Sitzung vom 1. Jan., in welcher er dem Ueberwachungsausschusse (Comité de surveillance) einen Bericht gegen die Emigranten überreichte und seinem Ingrimm gegen die Brüder des Königs freien Lauf ließ, die merkwürdigen Worte: „Der Zorn des Himmels kann ein freies Volk mit keinem größeren Unheil heimsuchen, als wenn ihm Liebe zu den Inhabern der Gewalt eingeflößt wird. Die Repräsentativ-Verfassung ist die einzig gute, weil sie auf das Vertrauen gegründet ist; sobald man aber von dem Vertrauen zu einer gewissen knechtischen Anhänglichkeit, welche die Höflinge dem Volke unter dem Namen Liebe einzuflößen suchen, übergeht, so zeigt man sich schon reif zur Sklaverei, denn man ist alsdann nicht mehr im Stande, das Verfahren des höchsten Magistrats zu würdigen und fällt seiner Gnade anheim [1])." Ebenso heftig waren die Angriffe, welche er (am 1. Febr.) gegen den Marineminister Bertrand de Molleville richtete. Er bezeichnete ihn als den unermüdlichsten Anstifter aller gegenrevolutionairen Verschwörungen und aller Hofränke und wies darauf hin, daß ein fortdauerndes Einverständniß des Ministers mit den Emigranten die schlimmsten Folgen haben und Volksaufstände hervorrufen werde [2]). Auch die Beschwerden Anderer gegen

1) Le plus grand malheur dont la colère céleste puisse frapper un pays le libre, c'est de lui inspirer l'amour des détenteurs de la puissance. Le gouvernement représentatif est le seul bon, par ce qu'il est basé sur la confiance; mais lorsque l'on passe de la confiance à je ne sais quel attachement servile, que de bas courtisans cherchent à inspirer au peuple sous le nom d'amour, on est bien prêt de l'esclavage, car on est hors d'état d'apprécier sainement la conduite du magistrat suprême et l'on tombe à sa merci. 2) Si cette connivence entre les rebelles et l'un des agens du pouvoir exécutif reste

die Minister unterstützte er stets mit der größten Bereitwilligkeit, insbesondere aber die Anklage Dubois-Crancé's gegen den Kriegsminister Louis de Narbonne, dagegen trat er als einer der eifrigsten Vertheidiger des Kopfabhackers Jourdan und der von ihm angeführten Todtschläger zu Avignon auf und übernahm die Vertheidigung der meuterischen Soldaten des Schweizerregiments Chateauvieux, welche zu den Galeeren verurtheilt worden waren, weil sie die Kasse ihres Corps zu Nanci geplündert und einen ihrer Officiere ermordet hatten. Um diese Zeit fingen die Jacobiner an, in ihrem Club die berüchtigte rothe Mütze zu tragen, keiner aber hatte sich noch damit öffentlich gezeigt, Grangeneuve war der erste, welcher es wagte, mit dieser Kopfbedeckung in der gesetzgebenden Versammlung zu erscheinen; er wurde zwar mit Gezisch empfangen und gezwungen, sich zurückzuziehen, er hatte aber die rothe Mütze zu Ehren gebracht und alsbald fand sein Beispiel viele Nachahmer. Trotz dieser Unverschämtheit zeigte er doch bei einer andern Gelegenheit keinen persönlichen Muth. Den Deputirten Jouaneau, welcher ihn, durch beleidigende Worte von seiner Seite gereizt, durch Ohrfeigen und Fußtritte gemishandelt hatte, verklagte er bei der Versammlung; da diese jedoch den Thäter nur zu einer Gefängnißstrafe von drei Tagen in der Abtei verurtheilte, so forderte Grangeneuve seinen Gegner, ließ aber diesen, statt sich mit ihm zu schlagen, als er auf dem Kampfplatze erschien, durch einen seiner Secundanten durchprügeln. Die Sache kam nun vor die Gerichte und endete nicht zur Ehre Grangeneuve's. Vor dem 10. Aug., dem verhängnißvollen Tage, an dem der französische Königsthron zertrümmert wurde, faßte Grangeneuve, welchem diese Katastrophe noch zu fern schien, mit zwei andern Deputirten der Linken, dem Capuciner Chabot und dem Advocaten Bazire den mehr von republikanischer Ueberspannung als von gesundem Menschenverstande zeugenden Entschluß, in der nächsten Umgebung der Tuilerien einander das Leben zu nehmen, um den Verdacht des Mordes auf die Royalisten zu wälzen und dadurch das Volk zum Aufruhr und zur Vollbringung von Gewaltthaten zu reizen. Grangeneuve soll an dem bestimmten Orte erschienen sein; als aber die beiden Andern ausblieben, so hielt er es für gut, ebenfalls sein Leben bis zu einer bessern Gelegenheit zu schonen. Er trug nun sein Möglichstes zur Herbeiführung des Aufstandes am 10. Aug. bei, wagte aber nicht, sich bei dem Angriffe auf das Schloß unter den Stürmenden bemerklich zu machen. Die Gefangenschaft der königlichen Familie scheint übrigens einen erschütternden Eindruck auf sein von Natur sanftes und furchtsames Gemüth gemacht zu haben, wenigstens merkt man von dieser Zeit an einen völligen Umschlag seiner Gesinnungen. Von seinem Departement auch zum Mitglied des Nationalconvents gewählt, zeigte er in dieser Versammlung, in welcher er einige Zeit als Secretair thätig war, eine auffallende Mäßigung. In dem Processe Ludwig's XVI. erklärte er offen, daß er dem Nationalconvent nicht das Recht der Criminaljustiz in letzter Instanz zuerkenne, da dieser nicht Ankläger, Zeuge und Richter zugleich sein könne, und stimmte deshalb nur für die Gefangenschaft des Königs bis zur Herstellung des Friedens als eine Maßregel zur Wahrung der öffentlichen Sicherheit; „die Freiheit eines Volkes," sagt er sehr richtig, „ist nie von dem Tode eines Menschen abhängig gewesen, wol aber von der öffentlichen Meinung und dem Willen, frei zu sein. Und gehörte ich," fuhr er fort, „selbst zu der Zahl derienigen, welche glauben, daß es ebenso gefährlich sei, Ludwig leben zu lassen, als ihn zum Tode zu befördern, so würde doch die Klugheit mir gebieten, jede nicht mehr zu ändernde Maßregel zu verwerfen, um unter allen Umständen den Anschlägen unserer Feinde das Leben oder den Tod des Königs entgegenzustellen [3])." Grangeneuve schlug sich jetzt entschieden zur Partei der Girondisten und nahm an den Kämpfen derselben gegen die Bergpartei eifrig Theil, weshalb die Sectionen von Paris am 15. April 1793 ihn unter den Deputirten namhaft machten, welche sie aus dem Convente ausgestoßen wissen wollten, und am 2. Juni setzte ihn die siegreiche Bergpartei auf die Liste der Girondisten, gegen welche der Verhaftsbefehl ausgesprochen wurde. Es gelang ihm zwar, nach Bordeaux zu entkommen; da ihn aber am 18. Juli der Convent als Verräther erklärte, so wurde er aufgespürt, am 21. Dec. festgenommen, noch an demselben Tage vor ein Kriegsgericht gestellt und mit der Guillotine hingerichtet. Grangeneuve war ohne Zweifel ein aufrichtiger Republikaner, aber mehr überspannt als thatkräftig fiel er leicht aus einem Uebermaße in das andere und seine Gegner konnten mit Recht von ihm sagen, daß er unter der Monarchie Republikaner und unter der Republik Royalist war. — Joseph Grangeneuve, sein jüngerer Bruder, im J. 1758 zu Bordeaux geboren, war während der Revolution Mitglied der Verwaltungsbehörde des Departements der Gironde. Am 18. April 1793 erschien er vor den Schranken des Nationalconvents, um eine Petition gegen die Agenten des Bergs zu überreichen und gegen das Treiben der Schreckensmänner zu protestiren. Er wurde deshalb gleichzeitig mit seinem Bruder festgenommen, als Föderalist verurtheilt und hingerichtet. Beide zeigten auf ihrem Wege zum Tode die größte Ruhe und eine musterhafte Festigkeit [4]). (*Ph. H. Külb.*)

3) La liberté d'un peuple n'a jamais dépendu de la mort d'un homme, mais bien de l'opinion publique et de la volonté d'être libre .... Fussé-je même du nombre de ceux qui pensent qu'il y a autant de danger à laisser vivre Louis qu'à le faire mourir, la prudence me commanderait encore de rejeter les mesures irréparables, pour qu'on puisse, dans toutes les circonstances, opposer aux projets de nos ennemis ou son existence ou sa mort. 4) Biographie nouvelle des Contemporains par A. V. Arnault, A. Jay, E. Jouy et J. Norvins. Tom. VIII. p. 286. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 307. Biographie générale. Tom. XXI. p. 679.

impunie, alors la confiance de la nation dans ses représentans élus va disparaître, le peuple se livrera à l'abattement, ou peut-être, ce qui aurait des conséquences bien plus funestes, son ressentiment le portera à des mouvements d'insurrection.

GRANGER (Sieur), französischer Chirurg und Reisender, um das Jahr 1680 zu Dijon geboren, hieß eigentlich Tourtechot, welchen Namen er aber später in Granger veränderte, und hatte sich durch ausgezeichnete Leistungen in seinem Fache an mehren Orten Frankreichs bereits großes Ansehen erworben, als man ihn im J. 1721 nach den Seestädten Marseille und Toulon, wo die Pest wüthete, berief. Der unermüdliche Eifer, womit er sich der Behandlung der Kranken widmete, war von dem besten Erfolg begleitet und verbreitete seinen Ruf so weit, daß der Orden der spanischen Trinitarier ihm den Vorschlag machte, die Stelle des Oberchirurgen an ihrem Hospitale zu Tunis zu übernehmen; er ging darauf ein, trat jedoch, da die Belohnung der anstrengenden Arbeit nicht entsprach, im J. 1724 zurück und betrieb auf die Anregung des französischen Consuls Pignon in Tunis in dieser Stadt seine Kunst noch einige Zeit auf eigene Rechnung. Die Verhältnisse oder die Einnahmen scheinen jedoch seine Erwartungen nicht befriedigt zu haben, denn er kehrte im J. 1728 nach Frankreich zurück, von wo aus man ihm versprochen hatte, ihn als Oberchirurgen bei einem Regimente anzustellen; da aber bei seiner Ankunft diese Stelle besetzt war, so warf er sich, um wieder im Auslande mit besserem Erfolg sein Glück zu versuchen, mit besonderem Eifer auf das Studium der Naturgeschichte und folgte im J. 1730 Pignon, welcher als Consul von Tunis nach Cairo versetzt worden war, nach Aegypten. Er durchreiste einen großen Theil dieses Landes, von dessen Bewohnern er seiner Geschicklichkeit wegen als Zauberer betrachtet wurde. Im J. 1732 kehrte er nach Frankreich zurück und hatte hier Gelegenheit, mit dem Grafen von Maurepas, dem damaligen Marineminister, bekannt zu werden und dessen Gunst zu erlangen. Die Regierung nahm ihn auf dessen Empfehlung in ihre Dienste und schickte ihn in die Levante, um besonders über die Ursachen und die Verbreitung der Pest und anderer dort herrschenden Krankheiten Beobachtungen anzustellen. Er trat im J. 1733 seine Reise an, durchforschte zuerst das vor ihm noch wenig besuchte Plateau von Barka (das alte Cyrenaica), ging über Kandia zum zweiten Mal nach Aegypten und von da nach Palästina und Syrien, welches er bis nach Haley durchwanderte, und begab sich dann nach Persien, wo er Ispahan besuchte und auf dem Rückwege zwei Tagereisen von Bassora im J. 1737 starb [1]), zum großen Nachtheil der Wissenschaft, wie seine der Akademie eingesendeten Beobachtungen (Observations du thermomètre faites en Syrie pendant l'année 1736, in den Mémoires de l'Académie, 1736, p. 483 und Observations faites à Bagdad en 1737 in den Mémoires, 1747, p. 479) beweisen. Er hatte auf allen seinen Reisen genaue Tagebücher geführt, welche glücklich erhalten wurden und nach Frankreich gelangten, aber nur die Beschreibung seiner Reise nach Aegypten (Relation d'un voyage fait en Égypte par le sieur Granger en 1730, où l'on vait ce qu'il y a de plus rémarquable, particulièrement sur l'histoire naturelle. Paris 1745. 12.) wurde herausgegeben. Den Werth dieses Reiseberichtes, welcher auch in einer abgekürzten teutschen Bearbeitung (in der „Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen zu Wasser und Lande." Göttingen 1750 fg. 8. Bd. III) erschien, lernte man erst bei der französischen Expedition nach Aegypten gebührend würdigen, denn die derselben beigegebenen Gelehrten waren nicht wenig über die Richtigkeit aller in derselben enthaltenen Angaben überrascht und mußten nur bedauern, daß dieser scharf beobachtende und gewissenhaft berichtende Reisende durch den Krieg verhindert wurde, auf dem Nil über Ufu hinauszukommen. Granger beschreibt nur, was er selbst gesehen hat, der Wahrheit getreu, ohne alle Rücksicht auf frühere Berichte und ohne den Erzählungen der Eingeborenen großen Glauben zu schenken und Vermuthungen zu wagen. Die Inschriften der Monumente gibt er, wie er sie las; da er aber mit der griechischen Sprache nicht genügend vertraut war, so sind sie oft durch Fehler bis zur Unverständlichkeit entstellt; dies ist jedoch auch die einzige schwache Seite des Reiseberichts, welcher in der Schilderung des Landes und der Bewohner als musterhaft gerühmt werden muß und sehr bedauern läßt, daß nicht auch die übrigen Tagebücher dieses achtungswerthen Chirurgen zur allgemeinen Kenntniß gelangt sind. Alte eingewurzelte Vorurtheile, wozu auch die über die ungeheuere Fruchtbarkeit Aegyptens gehört, suchte er durch gründliche Beweise zu zerstören und die verkehrten Ansichten über die Macht und die Politik der Türken in Aegypten zu widerlegen. Die Araber schildert er als sehr roh und abergläubisch, die christlichen Mönche als sehr unwissend und als so mistrauisch, daß sie ihm in keinem ihrer Klöster den Zutritt zu der Bibliothek gestatteten [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGER oder **GRANGIER** (Guillaume), französischer Arzt und Naturforscher, um das Jahr 1580 zu Dijon geboren, ließ sich nach der Beendigung seiner Studien in Paris nieder, wo er sich bald durch gelungene Curen bekannt machte und einen so nachhaltigen Ruf erlangte, daß er zum Leibarzte des Herzogs von Orleans und des Königs Ludwig XIV. ernannt wurde. Er starb im J. 1648. Als Naturforscher hat er in der Schrift: Paradoxe que les métaux ont vie (Paris 1640. 8.) Ideen ausgesprochen, welche von seinen Zeitgenossen wenig beachtet wurden, aber später zur Geltung gelangten [*]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGER (James), englischer Geistlicher und Schriftsteller, um das Jahr 1710 in der Grafschaft

1) Nach Andern zwei Tagereisen von Bagdad oder zu Schiras. Jedenfalls starb er nicht, wie in französischen biographischen Werken angegeben ist, im J. 1734, da er in den Jahren 1736 und 1737 noch meteorologische Beobachtungen in Syrien und zu Bagdad anstellte.

2) J. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1580. *J. G. Meusel*, Bibliotheca historica. Vol. III. P. I. p. 91. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 308.

*) J. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. 2. S. 1581.

Werks geboren, widmete sich auf der Universität zu Oxford der Theologie und wurde nach der Beendigung seiner Studien Pfarrer auf dem Dorfe Shiplake in Oxfordshire, an welcher Stelle er auch sein ganzes Leben hindurch blieb, da er, wie er selbst sagt, mit seinem geringen Einkommen zufrieden war und keinen andern Ehrgeiz hatte, als ein ehrlicher unabhängiger Mann und ein würdiger Priester zu sein. Die einzige Leidenschaft, welche er besaß, war das Aufspüren von Portraits berühmter und unberühmter Landsleute und er fand in diesem Bestreben kräftige Unterstützung durch Horace Walpole und andere kunstliebende Männer, welche bereits Sammlungen dieser Art angelegt hatten. Da er sich zugleich bemühte, Nachrichten über das Leben der Personen, deren Portraits er erwarb, aufzufinden, so entstand unter seinen Händen allmälig ein so großer Vorrath von Materialien, daß er auf den Rath seiner Freunde beschloß, die in seinem Besitze befindlichen Portraits nachstechen zu lassen und sie zu einem biographischen Werke, zu welchem hinreichender Stoff vorlag, zu benutzen. Es erschien unter dem Titel: A biographical History of England, from Egbert the Great to the Revolution, consisting of Characters disposed in different Classes and adapted to a Methodical Catalogus of Engraved British Heads. Intended as an Essay towards reducing our Biography to system and a help to the knowledge of Portraits; with a variety of Anecdotes and Memoirs of a great number of Persons, not to be found in any other Biographical Work. With a Preface, showing the utility of a collection of Engraved Portraits to supply the defect and answer the various purposes of Medals (London 1769. 4. 4 Partt. in 2 Voll.), fand aber Anfangs nur geringen Anklang und brachte dem Verfasser für die mühselige Arbeit vieler Jahre kaum 100 Pfund Sterling ein. Allmälig fing man jedoch an, die Wichtigkeit des Werkes zu begreifen und der Verfasser sah sich veranlaßt, einen Supplementband (Supplement, consisting of Corrections, large Additions etc. London 1774. 4.) erscheinen zu lassen. Diese erste aus fünf Theilen bestehende Ausgabe ist jetzt selten geworden und besonders werden Exemplare, in denen nur die eine Seite der Blätter bedruckt, die andere aber zur Beifügung von Verbesserungen und Erläuterungen freigelassen ist, gesucht und je nach den handschriftlichen Zusätzen mehr oder weniger theuer bezahlt. Ein Jahr nach der Herausgabe des Supplements war bereits das Werk vergriffen; Granger ließ noch selbst eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage (A Biographical History of England etc. Second Edition, with large Additions and Improvements. London 1775. 8. 4 Voll.) drucken und eine dritte erschien kurz nach seinem Tode (London 1776. 8. 4 Voll.). Die vierte Auflage (London 1804. 8. 4 Voll.) ist nur ein Abdruck der vorhergehenden, obgleich der Verfasser zahlreiche Zusätze in der Handschrift hinterlassen hatte, welche erst der Pfarrer Mark Noble in seiner Fortsetzung des Werkes bis zum Ende der Regierung Georg's I. (A Biographical History of England from the Revolution to the End of George I's Reign in continuation of Granger. London 1806. 8. 3 Voll.) benutzte. Die neueste von James Caulfield besorgte Ausgabe (London 1824. 8. 6 Voll. oder fol. 3 Voll.) ist mit mehr als 400 neuen Biographien vermehrt. Granger's Werk bietet im Allgemeinen durch eine Menge Anekdoten und Einzelnheiten sehr viel Anziehendes und kann vor Allem das Verdienst beanspruchen, in England den Anstoß zu wichtigen biographischen Arbeiten gegeben zu haben; da es aber ursprünglich nur bestimmt war, einer Sammlung zufällig zusammengebrachter Portraits zur Erläuterung zu dienen, so darf es, obgleich es sich auch durch Wahrheit, Genauigkeit und Unparteilichkeit auszeichnet, doch keinen Anspruch auf bedeutenden wissenschaftlichen Werth machen, indem es kein bestimmtes System befolgt, sondern nur die Biographien derjenigen Leute liefert, deren Portraits zu erreichen waren, weshalb eine Menge völlig unbedeutender Personen Aufnahme gefunden hat, während sehr viele der bedeutendsten Männer in der Politik, der Wissenschaft und der Kunst fehlen; Sammler legen daher außer Mark Noble's Fortsetzung noch als Ergänzung bei W. Miller's Biographical Sketches of British Characters deceased since the Accession of Georg IV. (London 1826. 4. 2 Voll.); Richardson's Copies of rare English Portraits to illustrate Granger's History engraved from rare prints or original Pictures (London 1824. 8.) und P. und H. Rodd's Copies of rare Granger Portraits including some the Noble's Supplement (London 1820 seq. 4.). Alle diese Arbeiten beschränken sich nur auf England; ein allgemeines, mit Umsicht angelegtes und durchgeführtes Werk dieser Art, oder auch nur ein solches für Teutschland wäre sehr zu wünschen, damit endlich einmal die Nachstiche schlechter Portraits aufhörten. Uebrigens blieb Granger's Versuch auch nicht ohne nachtheiligen Einfluß; er rief nämlich bei seinen Zeitgenossen ein bis zur Tollheit gesteigertes Bestreben, Sammlungen von Portraits anzulegen, hervor und da man selbst die abscheulichsten Exemplare theuer bezahlte, so wurden eine Unzahl werthvoller Bücher verstümmelt und ihrer Kupferstiche beraubt. Als Lord Mounstuart (später Lord Bute) in den Jahren 1773 und 1774 eine Reise durch Frankreich, Holland und Spanien des Continents unternahm, um seine Portraitsammlung zu vervollständigen, ließ er sich von Granger begleiten, um seine Nachforschungen mit besserem Erfolg durchzuführen. Dieser ließ sich indessen durch seine Liebhaberei so wenig in seinen Amtspflichten stören, daß er des Sonntags nicht einmal die Correcturbogen las, obschon sein Verleger ihn inständigst darum bat und diese Arbeit als ein Werk der Nothwendigkeit erklärte. In seinen Predigten richtete der gottesfürchtige Mann seine Aufmerksamkeit weniger auf großartige und allgemeine theologische Fragen, als auf das Wohl seiner Gemeinde, deren Ackerbau und Industrie er in jeder Weise zu fördern suchte, wie eine seiner besonders gedruckten Pre-

digten über diesen Gegenstand (London 1773. 8.) bewies. Mit großem Eifer kämpfte er auch gegen die Thierquälerei, eine seiner bei einer besonderen Veranlassung dieser Art gehaltenen Predigten (The brute creation. London 1772. 8.) wurde jedoch nicht nach Gebühr gewürdigt, erregte vielmehr Mißfallen, da man es für unanständig hielt, auf der Kanzel von Pferden und Hunden zu sprechen; der Prediger ließ sich indessen durch dieses Vorurtheil nicht abschrecken und seine Worte fanden auch wirklich Anklang, als einer der von ihm bezeichneten Thierquäler in Folge schwerer Verletzungen, die er von einem mishandelten Pferde davongetragen hatte, elend umkam und Granger diesen Unfall seiner Gemeinde als eine Strafe Gottes darstellte. Bald darauf wurde er in dem Augenblicke, als er das Abendmahl austheilte, vom Schlage getroffen und starb am 17. April 1776. Sein Neffe J. P. Malcolm veröffentlichte Granger's Correspondenz mit mehren seiner Zeitgenossen (Letters between the Rev. James Granger with many of the most eminent literary Men of his Time, with Miscellanies and Notes of Tours in France, Holland and Spain. London 1805. 8.), welche aber außer dem merkwürdigen Briefwechsel mit seinem Verleger Davies nur Unbedeutendes enthält *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGER (Jean Perrin), französischer Maler, im J. 1779 zu Paris geboren, zeigte große Anlagen zur Kunst und hatte das Glück, von den trefflichen Meistern Allais, Regnault und David unterrichtet zu werden. Er erhielt im J. 1801 in der Schule der schönen Künste für das aufgegebene Gemälde: Antiochus, der Scipio's gefangenen Sohn zurückschickt, den ersten großen Preis in der Malerei, obschon ein Theil der Kunstrichter der Arbeit seines Mitschülers Ducq, welche aber in der Zeichnung verfehlt war, den Vorzug gaben [1]). Granger war ein guter Zeichner und lieferte auch mehre Zeichnungen für das Musée français. Erst später trat er wieder als Maler hervor und erntete im J. 1812 mit seinem „Ganymed," der sich jetzt im Museum zu Bordeaux befindet, großen Beifall. Seine übrigen vorzüglichsten Arbeiten sind „Apollo und Cyparissus," 1817 ausgestellt und von dem Grafen Sommariva erworben; „der heil. Karl Borromäus" auf der Ausstellung von 1819 und jetzt in der Kirche St. Sulpice zu Paris; „Homer und der Schäfer Glaucus" im Museum zu Dijon; „Titus empfängt die Ehrenbezeugungen der Campanier," ausgestellt im J. 1822 und jetzt im Museum zu Versailles; „Phädra und Hippolytus;" „Peleus und Andromache" und „die Meernymphe Melantho" in der Ausstellung von 1827 und jetzt in der Galerie Luxembourg; „Christus heilt die Blinden," im Auftrage des Präfecten des Seine-Departements für Notre-Dame gemalt und im J. 1839 ausgestellt; „der Marschall Boucicaut zwingt Bajazet, die Belagerung von Constantinopel aufzuheben," im J. 1840 ausgestellt und jetzt im Museum zu Versailles; „die Anbetung der Magier," Wandgemälde in Oel in Notre-Dame de Lorette, und „die Verkündigung," auf Befehl des Ministeriums für die Stadt Verdun gemalt. Granger's Verdienst wurde bei verschiedenen Ausstellungen durch Medaillen und im J. 1831 durch das Kreuz der Ehrenlegion belohnt. Er starb im J. 1840 zu Paris. Er hielt lange ein Atelier für Herren und Damen, aus welchem viele vorzügliche Schüler und Schülerinnen hervorgingen [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGER (Paul Jean), französischer Jesuit, am 26. Dec. 1823 zu Bonneval in der Diöcese von Chartres geboren, trat in seinem 20. Jahre in die Gesellschaft Jesu und zeichnete sich durch ungewöhnliche Geistesgaben, zugleich aber auch durch seine musterhafte Frömmigkeit aus, starb jedoch schon in seinem 26. Jahre am 4. Juni 1850 im Collegium von Brugelette. Seine durch ungewöhnlichen Schwung der Phantasie ausgezeichneten poetischen Versuche (Poësies), unter welchen besonders die Ueberfluthung der Rhone (L'inondation du Rhône) und die Taufe und der Schutzengel (Le Baptême et l'Ange gardien) hervorgehoben werden und seine zierlich geschriebene Lobrede auf Stanislaus Kostka (Éloge de Saint Stanislas Kostka) sind in seiner von dem Ordensgenossen J. Dufour verfaßten Biographie (Vie de Paul Jean Granger, de la Compagnie de Jésus, mort à 26 ans au college de Brugelette. Paris 1851. 8.) mitgetheilt *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGER (Philippe Pierre) [1]), ausgezeichneter französischer Schauspieler, im J. 1744 zu Paris geboren, widmete sich sehr jung der Bühne und wagte schon in seinem 19. Jahre (12. Dec. 1763) auf dem Théâtre Français aufzutreten. In mehren Rollen der beliebtesten Tragödien, besonders aber als Egisthe in Voltaire's „Merope," zeigte er trotz seiner Jugend und Unerfahrenheit ein so ungewöhnliches Talent und gefiel so sehr, daß er am 1. Jan. 1764 unter die angestellten Schauspieler aufgenommen wurde. Um dieselbe Zeit trat jedoch auch der bekannte Mime Grandval auf und da sowol er als auch seine Collegen Bellecour und Molé den jungen vielversprechenden Nebenbuhler nur in untergeordneten Rollen erscheinen ließen, so verließ dieser Paris und wirkte fast 20 Jahre hindurch auf den besten Bühnen der bedeutendsten Provinzialstädte mit dem größten Erfolg. Im J. 1782 kam er nach der Hauptstadt zurück, wo er ein Engagement an dem Théâtre Italien erhielt und sich sowol im Drama als auch im Lustspiele auszeichnete, besonders spielte er die Marquis-

*) *A. Alibone*, Critical dictionary of english literature. Tom. I. p. 717 seq. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 510. Biographie générale. Tom. XXI. p. 680.

1) J. D. Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste. Bd. 3. S. 493.

2) G. K. Nagler, Neues Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 335. Biographie générale. Tom. XXI. p. 682.

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. V. (Liège 1859. 8.) p. 253.

1) Nicht Antoine, wie die meisten biographischen Werke angeben.

rollen unübertrefflich. Als sich im J. 1790 das italienische Theater fast ausschließend für die Oper bestimmte und Granger nur noch selten und nur in unbedeutenden Rollen auftreten konnte, begab er sich zum zweiten Mal nach der Provinz und übernahm im J. 1801 die Direction des Theaters zu Rouen, welche er mit großer Umsicht führte und bei welchem Geschäfte er einen erklecklichen Gewinn erzielte. Er glänzte hier nicht nur selbst als Komiker, besonders in den Meisterwerken Molière's, sondern wußte auch die Mitglieder seiner Bühne so gut zu wählen und zu schulen, daß diese bald als die erste der Provinz galt. Nach dem Sturze Robespierre's wurde er angeklagt, als Mitglied des Revolutionstribunals zu Bordeaux während der Schreckenszeit Grausamkeiten verübt zu haben, es gelang ihm aber nachzuweisen, daß er nie an ungesetzlichen Maßregeln Theil genommen, sondern stets nur zum Wohl der leidenden Menschheit gewirkt habe. Nach der Restauration wurde er im J. 1818 zum Mitglied des Prüfungsausschusses bei dem Théâtre Français und zum Professor der Declamation an dem Conservatorium der Musik ernannt. Er suchte in dieser Stellung die artistischen und ästhetischen Grundsätze der guten alten Zeit wieder zur Geltung zu bringen, fand aber nur geringen Anklang. Da er sich im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens befand, so gab er im J. 1824 diese ihm lästig gewordenen Aemter auf und zog sich nach Vernon zurück, wo er am 25. Oct. 1825 starb. Granger hatte ein gläsernes Auge, auf der Bühne war aber der Ausdruck seines Gesichtes so belebt und sein Spiel so täuschend wahr, daß man diesen Mangel nicht bemerkte [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGERIA, eine von Commerson zu Ehren des französischen Reisenden Granger aufgestellte Pflanzengattung der natürlichen Familie der Chrysobalaneen mit folgenden Merkmalen: Der Kelch ist stumpf-fünfspaltig. Die fünf Blumenkronblätter sind dem Schlunde des Kelchs eingefügt und wechseln mit dessen Zipfeln ab. Die 15 ungleich langen Staubgefäße sind dem Kelchschlunde eingefügt, die Faden sind pfriemlich, die zweifächerigen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der einfächerige Fruchtknoten ist wollig. Der Griffel ist grundständig, fadenförmig, kahl, die Narbe einfach. Die Steinfrucht ist olivenförmig, der Steinkern dreikantig, knochenhart, einsamig. Der Same ist aufrecht. Die Keimblätter des eiweißlosen, rechtläufigen Samenkeimes sind fleischig.

Zu dieser Gattung gehört nur eine auf der Insel Bourbon einheimische Art, **Grangeria borbonica** *Lamarck*, ein Baum mit wechselständigen, ganzrandigen, kahlen, von Nebenblättern begleiteten Blättern und achsel- oder endständigen, ährig-traubigen Blüthen. (*Garcke.*)

GRANGES (Jean Baptiste des), französischer Arzt, im J. 1751 zu Mâcon (im jetzigen Departement Saône-Loire) geboren, kam, nachdem er eine gründliche Schulbildung erhalten hatte, in seinem 17. Jahre zu dem Oberchirurgen des Hospitals seiner Vaterstadt in die Lehre und erwarb sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit in kurzer Zeit hinreichende Kenntnisse, um sich als Gehilfe in das Hospital von Rochelle aufnehmen zu lassen. Nach einigen Jahren bewarb er sich, um seine Ausbildung in einem größeren Wirkungskreise fortzusetzen, um die Stelle eines Hauschirurgen im Hôtel-Dieu zu Lyon und warf sich, da er dieselbe erhielt, mit besonderem Eifer auf das Studium der Anatomie, welches er durch scharfe Beobachtung der hier vorkommenden zahlreichen Krankheitsfälle jeder Art noch ersprießlicher zu machen sich bemühte; auch wurde sein Eifer von der Verwaltung nach Gebühr anerkannt und wiederholt belohnt. In seinem 25. Jahre meldete er sich bei dem königlichen Collegium der Chirurgie zu Lyon und wurde, nachdem er durch eine gelehrte Abhandlung (Dissertation inaugurale sur les tumeurs fongueuses et fongosités de la dure-mère. Lyon 1779. 8.) und durch die ebenso gründliche als gewandte Vertheidigung derselben seine Fähigkeit bewiesen hatte, als Mitglied desselben aufgenommen. Noch in demselben Jahre erwarb er sich durch seine Bemerkungen über den Scheintod neugeborener Kinder (Lettre à M. Prost-de-Royer sur les moyens de rappeler à la vie les enfants qui paraissent morts nés. Lyon 1779. 8.) großen Beifall. Auch seine Betrachtungen über die Section der verwachsenen männlichen Geschlechtstheile (Réflexions sur la section de la symphise, suivies d'Observations sur l'emploi de l'alcali volatil dans le traitement des maladies vénériennes. Lyon 1781. 8.) erregten die Aufmerksamkeit der Sachverständigen und seine Denkschrift über die Umstülpung und Zurückbringung der Gebärmutter (Mémoire et observations sur l'introversion et la rétroversion de la matrice. Paris 1783. 8.), eine sehr vorzügliche Arbeit, gewann den Preis der königlichen Akademie der Chirurgie zu Paris. Im J. 1788 verlieh ihm die Universität zu Valence die medicinische Doctorwürde. Die Gewandtheit und die umfassenden Kenntnisse, welche er sich allmälig in der medicinisch-chirurgischen Praxis erworben hatte, verschafften ihm eine sehr zahlreiche Kundschaft, wodurch er sich jedoch keineswegs abhalten ließ, seine Erfahrungen niederzuschreiben, selbst wenn er die Stunden der Nacht dazu benutzen mußte. Er pflegte die wichtigsten derselben an gelehrte Gesellschaften einzusenden, welche ihn, um die Anerkennung seiner Verdienste zu beurkunden, in ihren Schoos aufnahmen, auf welche Weise er allmälig Mitglied der Akademien der Medicin und Chirurgie zu Paris, Lyon, Montpellier, Marseille, Bordeaux, Nimes, Toulouse, Dijon, Mâcon, Zürich, Basel, Turin, Rom und Neu-York wurde. Ein Ergebniß dieser vielfältigen Erfahrungen ist auch seine Schrift über die Errichtung von Anstalten zur Rettung der im Wasser Verunglückten (Mémoire sur les moyens de perfectionner l'établissement public des personnes noyées. Lyon 1790. 4.). Als im Jahre 1793 sich Lyon gegen den Convent auflehnte und ein kleines Heer aufstellte, wurde Desgranges zum Oberchirurgen desselben gewählt.

2) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 15. Biographie générale. Tom. XXI. p. 682.

Während der Belagerung der Stadt durch die Truppen des Convents entwickelte er eine unermüdliche Thätigkeit in der Behandlung der Verwundeten, entging aber nach der Uebergabe nur mit Mühe und großen Geldopfern dem Verderben. Er flüchtete sich nach dem Canton Waad, wo er sich in dem Städtchen Morsee niederließ und in kurzer Zeit einer der gesuchtesten Aerzte und Chirurgen des ganzen Cantons wurde. In diese Zeit fällt auch seine Abhandlung über die Gesundheitspflege in der Schweizerarmee (Adresse patriotique aux officiers de sainté militaires de l'Helvétie. Lausanne 1799. 8.). Die Regierung erkannte seine Verdienste bereitwillig an und der Senat von Bern ließ sogar eine Denkmünze auf ihn schlagen. Nach dem Sturze Robespierre's kehrte er nach Lyon zurück und gründete daselbst nach dem Jahre 1802 eine medicinische Gesellschaft, deren Präsident er längere Zeit war. Besondere Anerkennung verdienen seine rastlosen Bemühungen, der Einimpfung der Kuhpocken in Frankreich Eingang zu verschaffen und die gegen dieselbe herrschenden Vorurtheile zu beseitigen, wozu er auch durch eine diesen Gegenstand betreffende gediegene Denkschrift (Mémoire et observations sur la vaccine. Lyon 1803. 8.) beizutragen suchte. Von seinen übrigen kleinen Abhandlungen, welche zum größten Theil in den Denkschriften der Akademien zerstreut sind, dürften noch anzuführen sein: Observations et remarques sur l'origine de maladie de poitrine (Montpellier 1820. 8.); Observations et remarques pratiques sur l'adiministration du seigle ergoté contre l'inertie de la matrice dans la parturition (Ibid. 1822. 8.) und Observations sur le pouvoir ou l'influence de l'imagination chez les femmes enceintes sur le fétus (Ibid. 1823. 8.). Desgranges starb am 23. Sept. 1831 zu Lyon nach einer langen und schmerzhaften Krankheit *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGES (Michel de oder des), französischer Mönch und theologischer Schriftsteller, in Frankreich am bekanntesten unter dem Namen Père Archange, am 2. März 1736 zu Lyon geboren, war der Enkel eines gewissen De Granges, genannt Eisenarm (Bras de fer), welcher über 100 Jahre alt wurde und drei Frauen, mit denen er 50 Kinder gezeugt hatte, überlebte. De Granges trat sehr jung in den Orden der Capuciner und war Prior des Klosters derselben in seiner Vaterstadt, als die ersten Anfänge der Revolution die Gemüther in Bewegung setzten und auch ihn, da er den Bestrebungen der Volkspartei in keiner Weise huldigte, veranlaßten, am 29. Dec. 1789 in einer Predigt gegen die Versammlung der Reichsstände einige beleidigende Aeußerungen zu wagen; als aber am folgenden Tage ihm mehre unbekannte Männer einen Besuch in seinem Kloster abstatten wollten, verbarg er sich und ergriff eiligst die Flucht. Nach längerem Umherirren fand er Zuflucht in dem Capucinerkloster zu Sitten im Schweizercanton Wallis, von wo er jedoch nach dem Sturze Robespierre's nach Lyon zurückkehrte. Eine Verwandte nahm ihn in ihr Haus auf, wo er eine Art Kapelle einrichtete und seinen geistlichen Pflichten oblag, bis der öffentliche Gottesdienst allgemein wieder hergestellt wurde. Er versah nun einige Zeit die Obliegenheiten eines Pfarrers an verschiedenen Kirchen, entschloß sich aber im J. 1819 wieder die Kutte seines Ordens anzuziehen und ging in das Kloster zu Chambery in Savoyen. Er war jedoch bereits zu sehr an ein thätiges Leben gewöhnt, als daß ihm die klösterliche Abgeschlossenheit lange hätte behagen können, weshalb er nach seinem Vaterlande zurückkehrte und unter dem Ministerium Villele zu Crest in Dauphiné eine Anstalt zur Bildung von Missionairen für die Levante zu gründen suchte. Sein Plan scheiterte indessen an unüberwindlichen Hindernissen und da der bereits 85jährige Greis von einem Augenübel heimgesucht wurde und in Gefahr war, zu erblinden, so ließ er sich in das Hospiz der Charité zu Lyon aufnehmen, um sich einer Operation zu unterziehen. Diese gelang aber schlecht und er starb am 13. Oct. 1822 an den Folgen derselben unter argen Schmerzen. De Granges versuchte sich auch als Schriftsteller; sein erster Versuch (Discours adressé aux Juifs et utile aux Chrétiens pour les confirmer dans leur foi. Lyon 1788. 8.) fand zwar Beifall, er scheint sich jedoch dadurch nicht bewogen gefühlt zu haben, diese Richtung weiter zu verfolgen. Erst nach der Restauration trat er wieder als Kämpfer auf dem literarischen Felde hervor und seine Gelegenheitsschriften (Aperçu nouveau d'un plan d'éducation catholique. Lyon 1814. 8.; Réflexions intéressantes sur l'ouvrage qui a pour titre „Génie du Christianisme." Turin 1815. 8., worin er Chateaubriand mehrer argen Irrthümer bezüchtigt; Précis abrégé des vérités qui distinguent le catholique de toutes les sectes chrétiennes et avouées par l'Église de France. Lyon 1817. 8.[1]) und Explication de la Lettre encyclique du pape Benoit XIV sur l'usure, suivie de quelques réflexions particulières de l'auteur. Lyon 1822. 8.) zeichnen sich durch Lebendigkeit der Darstellung, aber auch durch nicht zu überbietende Schroffheit der Ansichten und Behauptungen aus, weshalb man sie als Muster sogenannter Capucinaden aufgestellt hat. Die aus seinem Nachlasse herausgegebenen Dissertations philosophiques, historiques et théologiques sur la réligion catholique (Lyon 1836. 8. 2 Voll.) gehören ihrem Inhalte nach einer Zeit an, deren Tendenzen und Ansichten längst überwunden sind, obgleich man sie wieder mit aller Anstrengung heraufzubeschwören sucht. Der Kritiker und Biograph Mahul hat den guten und ehrlichen Capuciner in seinem Necro-

*) *J. P. Pointe*, Éloge historique de Desgranges. (Lyon 1831. 8.) Biographie universelle. Tom. LXII. p. 385. Biographie générale. Tom. XIII. p. 822.

1) Der Abbé Jacquemont, ein alter jansenistischer Pfarrer zu Lyon, suchte diese Broschüre durch die Gegenschrift: Les Maximes de l'Église gallicane victorieuses des attaques des modernes ultramontains (Lyon 1818. 8.) zu widerlegen, fand aber, da er zu einseitig den Ansichten seiner Partei huldigte, nicht den erwarteten Beifall.

log etwas zu hart beurtheilt, sein Ausspruch aber, daß er königlicher als der König und ultramontaner als der Papst gesinnt gewesen sei, ist nicht unbegründet [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGES (Tiburce du Peroux des), französischer Geistlicher, im J. 1678 in Berry geboren, stammte aus einer angesehenen Familie dieser Provinz, verließ aber schon als Knabe heimlich das älterliche Haus, um sich irgendwo Gott zu weihen, und ging ohne bestimmtes Ziel in die weite Welt. So kam er nach St. Maximin in der Provence (im jetzigen Departement Var), wo er blieb und einzig und allein durch die Unterstützung wohlthätiger Leute sein Leben fristete und seine Studien beendigte. Nachdem er zu Orange (im Departement Vaucluse) die Priesterweihe erhalten hatte, begab er sich nach seinem Geburtsorte und widmete sich der praktischen Seelsorge, bis die Nachricht, daß in der Provence die Pest ausgebrochen sei, ihn dorthin zog. Er wurde, da er sich allzu eifrig der Pflege und Tröstung der Kranken widmete, selbst von der Seuche ergriffen, entging aber glücklich dem Tode. Als der Gesundheitszustand in der Provence wieder ein regelmäßiger geworden war, kehrte er nach seiner Heimath zurück; als man ihm aber daselbst ohne sein Wissen und ohne seinen Willen eine Pfarrei übertrug, entfernte er sich, da er dieselbe nicht versehen zu können glaubte, in der größten Eile und ging nach Paris, wo er, von Niemand gekannt, sich bei den in Bicetre aufgeschichteten Armen und Sträflingen als Wärter und Tröster verbarg und ihnen durch seine Entbehrungen und Frömmigkeit als erbauendes Muster diente. Sein Mitleid wurde ganz besonders durch das herbe Loos der Unglücklichen, welche zu den Galeeren verurtheilt in den Kerkern schmachteten, bis die zu einem Transport nach dem Straforte nöthige Zahl gesammelt war, in Anspruch genommen. Er richtete deshalb an die Regierung ein Gesuch um die Erlaubniß, die Sträflinge auf dem Transport als Beichtvater begleiten zu dürfen, welche ihm auch, da keine Mitbewerber vorhanden waren und er auf jede Besoldung verzichtete, von dem Minister Maurepas durch ein in sehr ehrenvollen Ausdrücken verfaßtes Decret ertheilt wurde. Des Granges, welcher dieses selbst scherzend sein Galeerensklavendecret zu nennen pflegte, begleitete nun stets die Transporte, welche jährlich von Paris und Rennes nach dem Bagno von Marseille abgingen und schlief des Nachts in denselben Ställen, in welchen gewöhnlich die Gefangenen untergebracht wurden. Hier predigte er, auf dem Futtertroge stehend und sich mit der einen Hand an der Raufe haltend, des Abends und des Morgens den meist sehr unfläthigen Verbrechern und bereitete, da sehr viele dem Elende erlagen, die Sterbenden zum Tode. Die Mühseligkeiten dieser Lebensweise und die verpestete Luft, welche er fortwährend einathmete, untergruben allmälig seine Gesundheit und als er am 18. Nov. 1726, nachdem er seit dem 25. Aug. fast 800 Meilen zu Fuß zurückgelegt hatte, zu Castellanne (Dep. Basses-Alpes) ankam, war er nicht mehr im Stande, sich weiter fortzuschleppen. Er fand daselbst bei Jean Soanen, Bischof von Senez, dem er sich entdeckte, Aufnahme, wurde aber alsbald von einem hitzigen Fieber ergriffen, welches ihn am 29. Nov. hinwegraffte. Die geistlichen und weltlichen Behörden der Stadt erwiesen dem seltenen Menschenfreunde die letzte Ehre und aus dem Schreiben, welches der Bischof an die Gräfin von Gamaches, der Schwester des Verstorbenen, richtete, geht hervor, welche strengen Begriffe dieser von den Pflichten seines Berufes hatte und wie gewissenhaft er dieselben zu erfüllen strebte. Er besaß, als er die Gastfreundschaft des Bischofs Soanen in Anspruch nehmen mußte, Nichts als einen sehr abgenutzten Oberrock, eine Art Soutanelle, welche sich in nicht besserem Zustande befand, ein einziges halbverfaultes Hemd und einen alten Hut. Diese Kleidungsstücke kamen ihm auch des Nachts nicht vom Leibe und es ist fast unbegreiflich, wie ein Mensch rein aus Liebe zu Gott und zu seinem Nächsten ein so erbärmliches Leben zu führen vermag. Noch während der Krankheit war seine Phantasie ausschließend mit den Sträflingen beschäftigt; „Muth, meine Kinder, Alles für Gott," waren seine letzten Worte [*]).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANGIER (Balthasar), französischer Theolog und Schriftsteller, über dessen Lebensverhältnisse man jedoch nur sehr unvollkommen unterrichtet ist. Er wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. geboren und entschloß sich zum geistlichen Stande. Nachdem er seine Studien beendigt und die Priesterweihe erhalten hatte, widmete er sich einige Zeit der Seelsorge und erwarb sich sowol durch die eifrige Erfüllung seiner Amtspflichten als auch durch seine umfassenden Kenntnisse nicht nur in seinem Fache, sondern auch in andern Zweigen der Gelehrsamkeit so großes Ansehen, daß er zum Beichtvater des Königs und zum Abte von St. Barthelemy zu Noyon ernannt wurde; später erhielt er eine gute Pfründe an der Kirche Notre-Dame zu Paris und die Würde eines Staatsrathes. Grangier befaßte sich in dieser Zeit, welche ihm hinlängliche Muße zur wissenschaftlichen Beschäftigung ließ, mit dem Studium der alten und neueren Literatur. Das bedeutendste Ergebniß seiner Bemühungen war eine poetische Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" Dante's, welche unter dem Titel: La comédie de Dante, de l'enfer, du purgatoire et du paradis, mise en rime françoise et commentée (Paris 1596—1597. 12. 3 Voll.) erschien. Man findet auch Exemplare, welche nur die Jahrzahl 1597 tragen, sie unterscheiden sich aber von den übrigen nur durch ein neues Titelblatt und durch Hinzufügung einer Dedication an Heinrich IV. Diese Arbeit, welche von den französischen Literarhistorikern wenig gerühmt wird, verdient jedenfalls Beachtung, weil sie zu den wenigen französischen Uebersetzungen gehört, welche das Original getreu wiederzugeben sich bemühen. Grangier übersetzt

2) Biographie universelle. Tom. LXII. p. 225. Biographie générale. Tom. XIII. p. 366.

*) Biographie universelle. Tom. XI. p. 179.

Vers für Vers und Wort für Wort, ist aber eben deshalb dunkel, wo Dante dunkel ist, und oft noch dunkler, weil er den Sinn des Dichters nicht immer begreift. Die Uebertragung mag ihm nicht geringe Mühe verursacht haben und er hat wol vollkommen Recht, wenn er in der Widmung sagt, Jeder, der dieselbe Arbeit später zu wagen sich entschließe, werde ihm bezeugen müssen, daß sie nicht ohne sehr bedeutende Anstrengung und „ohne sich die Nägel zu zerkauen" zu Stande gebracht werden könne. Die neueren französischen Uebersetzer, welche größtentheils Dante durch ihre preciösischen Umschreibungen mishandelten, haben indessen ihren Vorgänger häufig geplündert, ohne ihm die gebührende Anerkennung zu zollen, insbesondere benutzten sie seine Anmerkungen, welche manches Brauchbare zur Erklärung des Textes enthalten. Er übertrug auch die Cäsaren des Kaisers Julian in seine Muttersprache (Discours de l'Empereur Julien sur les faits et déportemens des Césars, traduit de grec en français, avec annotations et la vie dudit Empereur. Paris 1580. 8.), und bewies dabei ebenfalls mehr Geschick und Sorgfalt als viele seiner Nachfolger. Grangier scheint gegen Ende des 16. Jahrh. oder am Anfange des folgenden gestorben zu sein *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGIER [1]) (Bonaventure), französischer Arzt, von dessen Lebensverhältnissen wir aber Nichts weiter wissen, als daß er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Paris in großem Ansehen stand und besonders in den Streitigkeiten über die Frage, ob der Aderlaß überhaupt bei der Behandlung gefährlicher Krankheiten zuträglich oder auch nur rathsam sei, eine hervorragende Rolle spielte. Bis jetzt hatten die französischen Aerzte nur äußerst selten und in bestimmten Fällen Blut gelassen, bei Verderbniß der Säfte jedoch dieses Mittel nie angewendet. Um das Jahr 1575 trat aber Leonardo Botalli aus Asti in Piemont, ein Schüler Faloppia's und Leibarzt des Herzogs von Alençon, des vierten Sohnes des Königs Heinrich II., auf und empfahl das Aderlassen in allen Fällen der Bösartigkeit, selbst bei der Gicht; er wiederholte sogar vier- bis fünfmal diese Operation, indem er den Satz aufstellte: Je mehr unreines Wasser man aus dem Brunnen zieht, desto mehr reines strömt hinzu und je mehr ein Kind an den Brüsten der Amme saugt, desto mehr Milch bekommt sie. Die pariser Facultät verdammte indessen Botalli's Methode als ketzerisch und höchst schädlich und Grangier schrieb gegen dieselbe sein gelehrtes Werk: De cautionibus in sanguinis missione adhibendis (Parisiis 1578. 8.), welches von den meisten Aerzten mit großem Beifall aufgenommen, aber von Georg Caspi, einem niederländischen Arzte aus Hennegau, in einer Gegenschrift (Ad Bonav. Grangerii admonitionem indoctam et contumeliosam de cautionibus in sanguinis missione adhibendis responsio, qua Leon. Botalli libellus de curatione et sanguinis missione defenditur. Basileae 1580. 8. Parisiis 1581. 8.) heftig angegriffen wurde. Grangier behandelte den Gegner in seiner Antwort (In defensionem libelli Leon. Botalli de curandi ratione per sanguinis missionem a Georgio Caspio susceptam animadversio. Basileae 1580. 8. Parisiis 1581. 8.) nicht sehr glimpflich und dieser ließ eine noch derbere Erwiderung (Castigatio Bonav. Grangerii seu Villici Animadversionis adversus Leon. Botallum. Basileae 1582. 8.) folgen. Botalli's Verfahren breitete sich übrigens trotz alles Widerspruchs der theoretischen Aerzte durch ganz Frankreich aus und fand auch allmälig in andern Ländern Beifall, bis man später wieder Grangier's Ansichten als die richtigeren vorzog. Auch Grangier's lateinische, durch gute Anmerkungen erläuterte Uebersetzung der kleinen Abhandlungen Theophraft's von Eresus über den Schweiß und über den Schwindel (Theophrasti Philosophi de sudoribus libellus unus, de vertigine libellus alter, a Bonav. Grangerio latine conversi et annotationibus illustrati; adjecta sunt sudorum prognostica ab eodem versibus latinis descripta ex Hippocratis et Galeni scriptis. Parisiis 1576. 8.) wurde von den Zeitgenossen geschätzt [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGIER (Jacques), ein französischer Theolog in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Moulins in der Landschaft Bourbonnais (jetzigem Departement der Allier) geboren, von welchem aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er nach Beendigung seiner Studien in ein Kloster der Dominikaner ging und in mehren Collegien dieses Ordens die Theologie mit großem Beifall lehrte. Sein von seinen Zeitgenossen gepriesenes, aber mit mönchischen Vorurtheilen angefülltes und nicht sehr tolerantes Werk (Regulae secernendi veram ecclesiam ab adulterina et catholicos ab heterodoxis. Moulini 1612. 8.) gibt ein treues Bild der einseitigen Ansichten jener Zeit und verdient nur in dieser Beziehung Erwähnung, obschon noch viele andere Werke des 17. Jahrh. diesen Dienst leisten *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGIER [1]) (Jean), französischer Gelehrter und Schriftsteller, um das Jahr 1576 zu Châlons-sur-Marne in der Champagne geboren, widmete sich, nachdem er in den Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, zu Paris der Theologie und erhielt nach der Beendigung seiner Studien und nach seiner Weihe zum Diakon als Pfründner eine Lehrerstelle an dem mit der Universität zu Paris verbundenen College Beauvais. Im J. 1605 wurde er Rector und Lehrer der Rhetorik an dem College Harcourt und im J. 1611 Rector der Universität. Da unterdessen

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 312. Biographie générale. Tom. XXI. p. 683.

1) In lateinischen Schriften Grangerius, weshalb Manche auch, aber mit Unrecht, den Namen Granger schreiben.

2) *Joan. Ant. van der Linden*, De scriptis medicis, ed. *Georg. Abr. Mercklin* (Norimbergae 1686. 4.) p. 133. 324. Kurt Sprengel, Geschichte der Arzneikunde. Bd. 3. S. 255.

*) *J. Echard* et *J. Quétif*, Scriptores ordinis praedicatorum. Vol. II. Suppl. p. 6.

1) In latinisirter Form Grangerius.

die Rectorstelle an dem College Beauvais frei geworden war, so suchte Grangier um dieselbe an und zugleich um die nöthige Dispensation, da der Vorsteher der erwähnten Anstalt nach der Vorschrift des Stifters ein Priester aus der Diöcese von Soissons sein sollte. Er erhielt im J. 1615 die Dispensation und die Stelle, da er sich schon als Lehrer an dem erwähnten College große Verdienste um dasselbe erworben hatte. Er widmete auch der Förderung dieser Anstalt noch mehre Jahre seine ganze Thätigkeit, wie seine lehrreiche Schilderung des Zustandes derselben (De l'état du Collége de Dormans, dit de Beauvais, fondé en l'Université de Paris. Paris 1628. 4.) zur Genüge beweist, verließ sie aber doch, als ihm im J. 1617 die durch den Tod des bekannten Philologen Theodore Marcile erledigte Professur der lateinischen Beredsamkeit am College de France übertragen wurde. Als er im J. 1631 (nach Andern im J. 1635) für gut hielt, zur Beruhigung seines Gewissens sich mit seiner Magd, von welcher er mehre Kinder hatte, zu verheirathen, bedurfte er als Diakon zum zweiten Mal einer Dispensation, welche ihm aber der Papst Urban VIII., der ihn persönlich kannte, gern gewährte. Gegen das Ende seines Lebens nahmen mit den körperlichen Kräften die geistigen so sehr ab, daß er seinem Lehramte nicht mehr vorstehen konnte und im J. 1642 in den Ruhestand versetzt werden mußte. Er starb bald darauf im J. 1643 zu Paris. Grangier galt als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und insbesondere als einer der vorzüglichsten Redner, wie er denn zu den wenigen Professoren der Universität gehörte, welche sich öffentlich in lateinischer Sprache geläufig und schön auszudrücken verstanden [2]). Uebrigens war er durchaus nicht frei von Pedanterie und sein Schüler Cyrano de Bergerac hat ihn zur Hauptperson seines Lustspiels Le Pédant joué gemacht. Er nennt dieselbe Granger und bezeichnet sie durch den Zusatz: Rector des College Beauvais noch deutlicher, das Stück wurde jedoch erst im J. 1654, also lange nach dem Tode Grangier's, aufgeführt. Unter den literarischen Arbeiten desselben nimmt unstreitig die Abhandlung über den Ort, wo Attila geschlagen wurde (De loco, ubi victus Attila fuit olim, Dissertatio. Parisiis 1641. 8), die erste Stelle ein, obgleich eine scharfe Kritik Manches daran tadeln muß. Er behauptet darin, daß der römische Feldherr Aëtius mit Hilfe der Franken die Hunnen in der Nähe von Châlons-sur-Marne bei dem Dorfe Caperli besiegt habe, während Andere behaupten, die entscheidende Schlacht sei in einer Ebene bei der Stadt Mery-sur-Seine vorgefallen. Da die Abhandlung selten geworden war, so wurde sie mit guten Anmerkungen eines nicht genannten teutschen Gelehrten ein Jahrhundert später wieder (Lipsiae 1746. 4.) herausgegeben. Die übrigen auf die französische Geschichte bezüglichen Schriften Grangier's (De Francia ab Henrico IV. interitu vindicata; exercitatio scholastica, carmine et soluta oratione. Parisiis 1611. 8.; Panegyricus dicatus Ludovico XIII. pro solemni praefatione praelectionum in aula Cameracensi. Ibid. 1620. 4.; Oratio de compressa pestilentia et felici reditu Justi Regis in Urbem, habita in scholis regiis a. 1623. Ibid. 1624. 8.; Oratio de Justi Regis pietate in optimam Matrem, habita in scholis regiis a. 1623. Ibid. 1624. 8.; Oratio in victoriam Ludovici XIII. de Anglo-Britannis habita in aula Cameracensi. Ibid. 1627. 4. und Oratio funebris Nic. Verduni. Ibid. 1627. 4.) sind ohne besondern Werth [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANGIER (Pierre Joseph), französischer Jurist und Staatsmann, am 12. März 1758 zu Sancerre in Berri (dem jetzigen Departement des Cher) geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris der Rechtswissenschaft und war nach der Beendigung seiner Studien zuerst Advocat und dann Unterbeamter an der Intendanz von Berri. Im J. 1789 von seiner Provinz zum Abgeordneten bei den Generalstaaten gewählt, wurde er Mitglied des Berichterstattungsausschusses und erwies sich vom ersten Tage an als Anhänger der conservativen Partei. In der Nationalversammlung stimmte er stets mit der Minorität und unterschrieb alle Erklärungen und Verwahrungen derselben, welche sie gegen die der Religion und der Monarchie gefährlich scheinenden Beschlüsse erscheinen ließ. An dem Tage, an welchem Ludwig XVI. die Constitution annahm (14. Sept. 1791), veröffentlichte er eine besondere Protestation, worin er die Nachtheile des neuen Systems sehr treffend erörtert und die Uebel andeutet, welche sie nach seiner Ansicht über Frankreich bringen müsse. Auch rieth er bei jeder Gelegenheit eine weise Sparsamkeit an und sprach sich gegen überflüssige Anstalten aus; sein letzter Antrag dieser Art war gegen die allzu zahlreichen Freischulen für den Straßen- und Brückenbau gerichtet. Nach dem Schlusse der Nationalversammlung zog er sich, da er zur gesetzgebenden Versammlung nicht wieder gewählt worden war, nach seinem Geburtsorte zurück und hielt sich von allen Geschäften entfernt, bis man ihn im J. 1796 zum Mitglied der Verwaltung des Departements des Cher ernannte. Später in den Rath der Fünfhundert gewählt, erstattete er in demselben mehre Berichte, insbesondere über die von den Jacobinern bei Gelegenheit der Wahlen im Departement der Nièvre veranlaßten Unruhen. Er ging mit den Fünfhundert in das gesetzgebende Corps über, seine Wahl wurde aber am 18. Fructidor (4. Sept. 1797), da er sich dem neuen Umschwunge der Dinge widersetzen zu müssen glaubte, annullirt. Im J. 1802 wurde er indessen wieder in den Generalrath und im J. 1804 in den Präfecturrath

2) Ein Epigramm, welches die besten Professoren in den verschiedenen Fächern hervorhebt, betrachtet ihn sogar als den hervorragendsten in der Eloquenz. Das Epigramm lautet:

Grangerius dicit, scribit Borbonius, unus
Marcilius docebat; coetera turba docet.

3) *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Tom. XXXVII. p. 260. Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 312. Biographie générale. Tom. XXI. p. 684.

des Departements des Cher gewählt. Nach der Restauration, welche er mit großer Freude begrüßte, würdigte ihn Ludwig XVIII. wegen seiner bekannten und aufrichtigen royalistischen Gesinnung einer besonderen Aufmerksamkeit und erhob ihn durch ein Decret vom 6. Sept. 1814 in den Adelstand und der Herzog von Angoulême überreichte ihm bei seiner Durchreise durch Bourges im J. 1815 das Kreuz der Ehrenlegion. Dagegen verlor er nach der Rückkehr Napoleon's von Elba seine Stelle als Präfecturrath, welche er jedoch nach der zweiten Restauration sogleich wieder erhielt. Im J. 1816 empfing er auf den Antrag des Prinzen von Condé wegen seiner während der Revolution dem königlichen Hause bewiesenen Anhänglichkeit und geleisteten treuen Dienste das Kreuz des Johanniterordens. Er starb am 25. Juni 1821 zu Bourges *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANI, das Roß, welches die nordischen Denkmäler unserer Heldensage dem Sigurd Fafnisbani zuschreiben. Kurz erzählt der prosaische Eingang zu Sigurdarkviða II: „Sigurd ging zu Hialprek's [1]) Gestüte und wählte sich daraus einen Hengst, der seitdem Grani genannt ward." Genaueres berichtet aber die Völsünga saga c. 13. Einst hielt Regin, der Pfleger Sigurd's, um denselben aufzureizen, seinen in Drachengestalt verwandelten Bruder Fafnir zu erschlagen, ihm vor, daß er der Könige (Hialprek und dessen Sohn Alf) Roßfuecht werden, oder wie ein Läufer einhergehen wolle. Sigurd erwiderte ihm, nicht sei dem also, sondern es stehe ihm Alles zur Verfügung, was er haben wolle. Regin forderte ihn daher auf, Hialprek zu bitten, ihm ein Roß zu geben. Sofort ging Sigurd zu demselben und bat ihn um ein solches. Hialprek hieß ihn hingehen, um sich selbst ein Roß von den seinigen zu wählen. Als nun Sigurd zu diesem Zweck eines Tages zu Walde fuhr, begegnete ihm ein alter Mann mit einem langen Barte, der ihm unbekannt war. Der Mann fragte Sigurd, wohin er fahren wolle. Sigurd sagte es ihm und bat ihn, ihm dabei zu rathen. Auf den Rath des Alten trieben sie nun die Rosse in den tiefen Fluß Busiltiörn, aber keines schwamm an das Land, außer einem Hengste. Sigurd nahm denselben; er war grau von Farbe und jung, groß von Wuchs und schön, und noch keiner war ihm auf den Rücken gekommen. Der bärtige Mann sagte: „Dieser Hengst stammt von Sleipnir (Odin's achtbeinigem Rosse), und er soll mit Sorgfalt auferzogen werden, denn er ist aller Hengste bester." Sigurd nannte den Hengst Grani, und es ist der beste Hengst gewesen; der Alte, der zu ihm gekommen, war Odin.

Eine Erinnerung an diese alterthümliche Erwählung des Rosses hat sich in dem faröischen Liede Regin smiðr Str. 53—55 erhalten. Als Sjurdur von seiner Mutter Hiordis die Stücke des zerbrochenen Schwertes seines Vaters Sigmund erhalten hat, um dessen Tod an den Hundingssöhnen zu rächen, weist ihn dieselbe zu Regin, damit ihm dieser aus den Schwertstücken ein Schwert schmiede, und heißt ihn zum Wasserfall zu gehen und einen Stein in den Strom zu werfen, und das Roß zu wählen, welches nicht hinwegweiche. Sjurdur that also, es war das beste von allen und wurde Grani Sjurdur's Roß geheißen. Auch in dem altdänischen Liede Sivârd snarensvend Str. 3 und in dem norwegischen Sigurð svein erhält Sigurd dasselbe von seiner Mutter, aber ohne jenen alterthümlichen Zug.

Eine andere Ueberlieferung hat uns die Thiðreks saga c. 168 aufbewahrt. Als Sigurd von der Erschlagung des Drachen Regin, der ihn auf Veranstaltung seines Pflegevaters Mimir umbringen sollte, zornig zurückgekehrt ist, und dieser, um ihn zu besänftigen, ihm Waffen anbietet, verspricht er zugleich, ihm auch einen Hengst geben zu wollen, der Grani heiße und in Brynhild's Stuterei sei. Nach Empfang der Waffen erschlägt Sigurd dennoch Mimir, geht dann zu Brynhild's Burg, stößt die verschlossene Eisenthür auf, und erschlägt die herbeieilenden Wachtmänner; aber Brynhild stiftet Frieden, offenbart ihm seinen Namen und Geschlecht, und fragt ihn nach der Absicht seines Kommens. Sigurd sagt ihr, diese sei da, von ihr den Hengst Grani zu empfangen, von dem ihm sein Pflegevater gesagt. Brynhild verspricht ihm denselben und sendet sofort Männer zu ihrem Gehöfte im Walde, wo Stuber der Alte die Rosse hütete (vgl. c. 18), den Hengst zu fangen; aber sie vermögen es nicht, obgleich sie sich den ganzen Tag damit abmühen. Den andern Tag geht nun Sigurd mit zwölf Männern selbst hin. Die Männer treiben sich lange mit dem Hengste herum, können ihn aber auch nicht fangen. Da nimmt Sigurd den Zaum, geht zu dem Hengste, und der Hengst kommt zu ihm, und er legt ihm das Gebiß an und besteigt denselben. Nach derselben Saga c. 168 war Grani der Bruder von Heimir's Hengst Rispa, Thidrek's Hengst Falka und Widga's Hengst Skemming, aber Grani war der beste unter ihnen.

Unsere teutschen Denkmäler kennen dieses sagenberühmte Roß nicht mehr; nur eine sehr allgemein gehaltene Stelle im Rosengarten A. 61, 14—17 scheint dasselbe anzudeuten. Um so auffallender muß es sein, daß die in der Mitte des 13. Jahrh. nach teutschen Ueberlieferungen abgefaßte Thiðreks saga es nicht nur dem Namen nach nennt, sondern auch noch so Genaues von demselben zu berichten weiß.

Die altsächsische Namensform würde Grano, ahd. Krano, mhd. Grane gelautet haben. Dieselbe sagt nicht aus „der Graue," daher auch nicht Grâni zu schreiben ist, obwol die Völsünga saga u. a. O., sowie Brot af Brynhildarkviða Str. 6 dem Rosse graue Farbe zuschreiben, sondern ist, da diese Form in den Handschriften keine Begründung findet und die faröischen Lieder Grani, das norwegische Grane und die dänischen und schwedischen Grane, Gram, Grammen, Gramand (Graamand ist spätere misverstandene Form) bieten, vom

*) Biographie universelle. Tom. LXVI. p. 15. Biographie générale. Tom. XXI. p. 684.

1) Bei diesem wurde nämlich nach der Völsünga saga c. 13 Sigurd geboren und erzogen.

altsächsischen Adjectivum grano (?), ahd. crana, mhd. gran, altn. gröni, das von grön (pl. granir) barbatus stammt, herzuleiten, welches sich auch als Odin's Name Grani, Siǒgrani, Hrosshârsgrani und als altnordischer Mannsname findet. Vgl. Sophus Bugge in Sv. Grundtvig's Danmarks gamle Folkeviser 2, 623.

In Grani's Gestalt und Wesen lag, wie schon dessen Abstammung von Sleipnir andeutet, etwas Uebernatürliches. Die Völsûnga saga c. 26 sagt, daß dasselbe viel größer war als andere Rosse, nach der Nornagests saga c. 8. zeigte Gast einen Haarbüschel aus dessen Schweif, der 7 Ellen lang war, und nach dem norwegischen Liede Sigurǒ svein Str. 16. 28 war dasselbe 15 Ellen lang und 12 Ellen hoch. Grani allein vermochte durch die graufige Waberlohe zu sprengen (Völsûnga saga c. 27), wie auch in dem altdänischen Liede Sivard og Brynild der Held mit ihm den Glasberg erklimmt. Als Sigurd das Roß besteigt, um zu seinem Mutterbruder (Gripir) zu reiten, leuchtete nach dem altdänischen Liede Sivard snarensvend sein Auge wie der Morgenstern und Feuer sprang aus seinem Gebiß, es setzte wie in der Thiǒreks saga c. 68 Stemming und Rispa über den Weserstrom, nach der Recension des angeführten dänischen Liedes bei der Ankunft vor der Burg über die Mauer [2]), und in dem norwegischen Liede Sigurǒ svein, welches jedoch diesen gewaltigen Sprung nicht kennt, war nach dem vollbrachten Ritt in seinem Auge ein Wurm zu schauen (s. den Artikel Grim und Hilde) und Feuer sprühte aus seiner Nase. Das faröische Lied von Brinhild Str. 233 schreibt ihm Menschenverstand zu. Der prosaische Schluß des Fafnismâl erzählt, daß Grani, nachdem Sigurd den Hort des erschlagenen Fafnir auf dessen Rücken geladen, nicht eher fortgehen wollte, als bis Sigurd ihn bestieg, und die Völsûnga saga a. a. O., daß Grani unter Gunnar nicht von der Stelle ging, als Sigurd ihm denselben geliehen, um damit durch die Waberlohe zu sprengen [3]). Nach Brot af Brynhildarkviǒa Str. 6 ließ Grani trauernd den Kopf über Sigurd hängen, als dieser erschlagen war, und nach Guǒrûnarkviǒa 2, 4. 5 ging Gudrun, als die Mörder ohne den Gatten von der Mordstätte heimkehrten, weinend hinaus, mit Grani zu reden und das Roß nach Kunde zu fragen. „Da trauerte Grani und senkte das Haupt: das Roß wußte wohl, daß sein Herr nicht mehr lebte" [4]). Daß Grani der alten Sitte gemäß zugleich mit der Leiche seines Herrn verbrannt wurde, ist sehr wahrscheinlich, da er in der Edda und Wölsungasaga nach dessen Tode nicht mehr erwähnt wird. In der Thiǒreks saga c. 358 dagegen schenkt nach Sigurd's Tode König Gunnar den Grani dem Könige Thidrek beim Abschied von Attila's Vermählungsfeier mit Grimhild; Weiteres berichtet diese Sage aber nicht davon. Nach dem faröischen Liede von Brinhild Str. 237 nimmt Gudrun nach des Gatten Tode Grani an dem Zaume und zieht damit durch die ganze Welt, und man pflegt daher noch heute auf den faröischen Inseln durch die Erinnerung an Gudrun's Pflege des Grani zur sorgsamen Pflege der Thiere zu ermuntern (P. E. Müller, Sagabibliothek 2, 414, übersetzt von Lange) [5]).

Dieses übernatürliche Roß mußte Sigurd nach Odin's Bestimmung und Wahl besitzen, um mit demselben durch die Waberlohe zu sprengen, da er durch Brynhild's Erweckung aus dem Zauberschlafe allein dem Fluche Andvari's entgehen konnte (s. meine Deutsche Heldensage 1, 24. 100. 150). Anders verhält es sich dagegen in der Thiǒreks saga, wo Sigurd das Roß erst von Brynhild erhält. Allerdings ist auch hier, wie aus mehren Umständen sehr wahrscheinlich wird, Brynhild's Burg, gleich der Waberlohe, in der die Jungfrau nach der ältern Sage ruht, die Unterwelt (s. meine Deutsche Heldensage 2, 32 fg.), allein, nachdem an die Stelle der Waberlohe eine feste Burg getreten ist, und Sigurd bereits als der riesige, in Drachenblut gehörnte Held erscheint, läßt ihn die Sage nicht, wie das Lied über die Mauer der Burg seines Oheims, noch wie die Edda den Hermodur über das Helgitter, über das Eisenthor setzen, sondern dasselbe mit Gewalt erbrechen und die herbeieilenden Wachtmänner erschlagen, und macht, ohne daß von der Erlösung der Brynhild oder seiner Verlobung mit ihr die Rede ist (obwol letztere nachträglich c. 227 berichtet wird), den Wunsch das Roß zu empfangen zum eigentlichen Zweck seines Kommens. Der Umstand, daß nun Brynhild im Besitze des Grani war, erklärt sich daraus, daß dieses Roß ein dämonisches war, und wie dasselbe einst allein in die Unterwelt (die Waberlohe) eindrang, so ließ man es jetzt, nachdem die ältere Gestalt der Sage untergegangen oder vielmehr verändert war, aus derselben (also dem Reiche der Brynhild) stammen, und die Gewinnung desselben wurde zum eigentlichen Zweck seines Kommens, da von einer Erlösung der Brynhild gar keine Rede mehr ist. Möglich ist es aber auch, daß die Sage, nachdem die alte Ueberlieferung von Sigurd's Zusammentreffen mit Brynhild erblaßt war, an dieses die Erwerbung des Rosses unwillkürlich knüpfte, zumal da sie, wie Sigurd selbst, von dessen Verwandten Nichts mehr wußte.

Gewiß ist aber Simrock im Irrthum, wenn er Mythologie S. 529 sagt: „War es der Priester des Gottes, nicht Odin selbst, der Völsûnga saga c. 13 dem Sigurd den Hengst Grani gab, auf dessen Rücken noch kein Mann gekommen war? Wie nach der Thi-

2) Wie nach Gylfaginning c. 49 Hermodur auf Sleipnir über das Helgitter setzt. 3) Dasselbe berichtet auch das faröische Lied von Brinhild a. a. O., welche Stelle aber hier irrthümlich bei Sigurd's Ermordung steht. Siehe meine Deutsche Heldensage 1, 325. — Unwahrscheinlich ist die Meldung der Völsûnga saga c. 24, daß Grani einst seinem Herrn entlaufen war. 4) Noch weiter geht die Thiǒreks saga in Betreff Falka's. C. 100 zerschlägt dieser den Rücken des Riesen Ecka und c. 104 den eines Elephanten, als er seinen Herrn hilflos unter diesem liegen sieht.

5) Das norwegische Lied Sigurǒ svein berichtet Str. 47 fg., daß Grani, nachdem Sigurd Gripir's Hof verlassen und dem Asgardritt begegnet war, an dem Rheine den Fuß zerbrach und nun von Guro (Gudrun) das Roß Skerting erhielt.

Ǫreks saga c. 18 dieses Roß in einem Walde bei einem Gehöfte erzogen ward, läßt an die heiligen Haine denken, worin den Göttern Rosse weideten." Sicherlich war das Gestüte, zu dem nach der alten Sage Hialprek den Sigurd wies, kein heiliger Hain mit den Göttern geweihten Rossen, und sodann galten diese Rosse für so heilig, daß es kein Priester wagen durfte, sie zu andern Zwecken abzugeben, wenigstens besitzen wir kein Beispiel davon, und wenn die heiligen Symbole der Götter, worauf sich Simrock beruft, von dem Priester aus dem Heiligthume genommen wurden, so kehrten sie alsbald nach Erfüllung des damit Beabsichtigten wieder dahin zurück; auch steht Odin's persönliches Eingreifen in Sigurd's Schicksale (wie ich in meiner Heldensage a. a. O. nachgewiesen) so fest, daß hier an einen Priester gar nicht zu denken ist; in unserm Alterthume endlich weideten aber nicht nur die heiligen Rosse im Haine, sondern auch die profanen (s. Vilmar, Hêliand S. 17. 19).

Ob das Roß Grani, welches die Edda Helgakviða Hundingsbana 1, 38 und Sigrdrîfumal 17 nennt, ein Götterroß oder unser Grani war, oder ob hier Grani als allgemeine Bezeichnung von Roß dient, steht nicht zu entscheiden. (*A. Raszmann.*)

GRANI (Alvise), ein geschickter italienischer Musiker des 17. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen aber Nichts weiter bekannt ist, als daß er als Kapellmeister im Dienste der Republik Venedig stand. Als Componist machte er sich durch eine zu Venedig um das Jahr 1670 gedruckte Sammlung fünfstimmiger concertirender Sonaten bekannt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIACUM, alter Name einer Landspitze von Corsica (*Γρανιακὸν ἄκρον*), von Ptolemäos III, 2, 4 nördlich von der Stadt Rubra (*Ῥούβρα πόλις*) angesetzt, folglich bei der gegenwärtigen Landspitze Punta St. Paolo, welche wahrscheinlich mit jener identisch ist. Ptolemäos hat sie unter den Localitäten der Südseite (*Μεσημβρινῆς πλευρᾶς*) aufgeführt, nach ihr die Stadt *Ἄλλατα* und den *Φιλωνίου λιμήν* genannt, worauf er zur Beschreibung der Ostküste übergeht. Vergl. Mannert Th. IX, 2. S. 516. (*Krause.*)

GRANIA GENS, eine römische Plebejerfamilie, die indessen, soviel uns bekannt, eine historisch bedeutende Rolle nicht gespielt hat. Aus den letzten Menschenaltern der Republik und aus dem ersten Jahrhundert der Cäsarenherrschaft sind einige Römer dieses Namens bekannt, die wir nachstehend aufführen. Zuerst begegnet im Zeitalter des C. Marius ein Quintus Granius, ein Mann, der allerdings nur die Stellung eines praeco einnahm, aber ein sehr begabter, geistig höchst bedeutender Mensch gewesen zu sein scheint, dessen Verkehr Männer wie die ihrer Zeit hochberühmten Redner M. Antonius und M. Crassus, und in seinen Jugendjahren dann auch M. Tullius Cicero, suchten. Granius war namentlich wegen seines scharfen, kaustischen Witzes, durch jenen echten Mutterwitz, an dem die Römer stets ihre Freude hatten, ebenso bekannt wie gefürchtet; in dieser Beziehung hatte seiner der römische Satyriker Lucilius wiederholt in seinen Gedichten gedacht. (Vergl. *Cic.* De Orat. II, 60, 244; 62, 254. Brut. 43. u. 46. pro Planco 14, 33. ad Famil. IX, 15, 2. ad Attic. VI, 3, 7.) Den Tod dieses Mannes setzt Haakh bei Pauly, Realencyklopädie d. class. Alterth. Bd. III. S. 959 (auf dessen Artikel über die gens Grania a. a. O. S. 958 — 960 vorzugsweise zu verweisen ist) in die nächste Zeit nach dem Jahre 663 d. St., 91 v. Chr.

Weiterhin finden wir zwei politische Parteigenossen des C. Marius, nämlich den Cnejus und den Quintus Granius. Diese Männer nämlich nennt Appian (B. C. I, 60) unter jenen Römern, die Sulla nach der ersten Eroberung der Hauptstadt Rom im J. 666 d. St., 88 v. Chr., zugleich mit jenem seinem großen demokratischen Gegner in die Acht erklärte. Einer dieser beiden Geächteten ist wol derselbe, dessen auch Plutarch gedenkt. Nach dessen Vit. Mar. c. 35 nämlich schiffte sich Marius auf seiner damaligen Flucht zu Ostia mit einem Granius ein. Als nachher die bei Circeji wieder gelandeten Flüchtlinge bei Minturnä in Gefahr geriethen, von Sullanischen Reitern gefangen zu werden, entkam dieser Granius noch glücklich nach einem eben vorüberseglenden Schiffe, das ihn (*Plut.* Mar. 37) nach der Insel Aenaria (Ischia) führte, wo er später, als Marius in der bekannten Weise aus der Haft in Minturnä wieder losgekommen war, mit dem alten Feldherrn bei dessen Weiterfahrt nach Afrika wieder zusammentraf (*Plut.* Mar. 40). — Den andern dieser Granier fand Marius (nach *Appian.* l. l. I, 62) im nächsten Winter in Afrika unter jenen Flüchtlingen, die sich zunächst bei dem numidischen Könige Hiempsal II. aufgehalten hatten, dann aber an der Grenze von Numidien und der römischen Provinz mit ihrem Führer sich wieder vereinigten. — Plutarch nennt jenen Granius (Mar. 35) den *πρόγονος*, also den Stiefsohn des Marius. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse sind nicht näher bekannt. (Haakh a. a. O. S. 959 macht die Hypothese, daß die Cn. und Qu. Granius des Appian Brüder waren, und zwar Söhne des zuerst besprochenen Präco Granius von einer Frau, die demnach in erster Ehe mit Granius, nachmals dann mit C. Marius vermählt gewesen. Er denkt dabei in erster Linie an des alten Marius berühmte Gemahlin Julia, die Mutter des jüngern Marius; wegen *Plut.* Caes. 1. und Mar. 6. u. 35 müßte man doch aber, wovon sonst Nichts bekannt, auch noch annehmen, daß Julia nicht erst durch Granius' Tod, sondern schon viel früher durch eine Scheidung von dem alten Präco getrennt worden.) — Außer diesen Männern nennt *Plut.* Sull. 37 noch den Quästor Granius zu Puteoli, den Sulla am Tage vor seinem eigenen Tode hinrichten ließ.

Ebenso dürftig sind unsere Nachrichten von den späteren Granern. So hören wir von dem römischen Ritter Aulus Granius aus Puteoli nur, daß er im J. 706 d. St., 48 v. Chr., vor Dyrrhachion im Dienste des großen Julius Cäsar im Kampfe blieb (*Caes.* Bell. civ. III, 71). — Ein anderer Cäsarianer, der Quästor

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 589.

Granius Petron (*Plut.* Caes. 16), findet sein Ende in dem Kampfe mit den Pompejanern in Afrika. — In der Zeit des Kaisers Tiberius erscheinen nach einander drei Granier. Granius Marcellus, Prätor von Bithynien, wurde (im J. 768 d. St., 15 n. Chr.) durch seinen eigenen Quästor Cäpio Crispinus und durch den berüchtigten Ankläger Romanus Hispo auf höchst frivole Gründe des Verbrechens der verletzten Majestät des Kaisers angeklagt; der Angeklagte erlangte aber für diesen Punkt die Freisprechung. Die gleichzeitig angebrachte Klage wegen Erpressungen, die der Prätor verübt haben sollte, wurde durch ein Schiedsgericht („durch die recuperatores") erledigt (*Tacit.* Ann. I, 74). — Quintus Granius wird im J. 777 d. St., 24 n. Chr., als Ankläger des Calpurnius Piso wegen Majestätsbeleidigung genannt (*Tacit.* Ann. IV, 21). — Und den Senator Granius Marcianus klagte im J. 788 d. St., 35 n. Chr., der Alt-Prätor Cajus Gracchus wegen Majestätsbeleidigung an; der Angeklagte gab sich, was damals in solchem Falle sehr oft geschah, selbst den Tod (*Tacit.* Ann. VI, 38).

Aus Nero's Zeit kennen wir noch den Granius Silvanus, wofür Einige bei Tacitus die Lesart Gavius Silv. vorziehen. Tribun einer Prätorianercohorte, wurde er im J. 818 d. St., 65 n. Chr., bewogen, sich der gegen Nero's Leben gerichteten Verschwörung des Cajus Calpurnius Piso anzuschließen (*Tacit.* Ann. XV, 50 u. 61). Bekanntlich wurde aber dieses Complott verrathen, doch kamen Anfangs nicht sämmtliche Namen der Verschworenen zur Kenntniß des Kaisers, und so geschah es, daß mehrfach noch nicht denuncirte Theilnehmer dieses Complotts bei der Verhaftung, Untersuchung und Hinrichtung ihrer bereits entdeckten Genossen mit verwendet wurden. Als bei dieser Gelegenheit der elende Antonius Natalis (der mit unter den Ersten entdeckt worden war, und nun, um sich selbst zu retten, nach allen Richtungen hin, wie Nero es wünschte, wahre und erfundene Enthüllungen machte) auch Nero's alten, dem Kaiser verhaßt gewordenen, Lehrer Seneca als Mitverschworenen angegeben hatte, so mußte Granius Silvanus (*Tacit.* Ann. XV, 56. 60—61) die ersten Untersuchungen gegen den greisen Philosophen leiten, dann den alten Mann nöthigen, sich selbst den Tod zu geben. Granius hatte wenigstens noch so viel Schamgefühl, daß er den Blutbefehl dem Seneca nicht persönlich überbrachte, sondern durch einen seiner Centurionen ausrichten ließ. — Nachher wurden aber auch die bei dem Complott betheiligt gewesenen Officiere dem Kaiser denuncirt und zur Untersuchung gezogen; so denn auch Granius Silvanus, der nun zwar freigesprochen, bez. begnadigt wurde, dann aber (vielleicht im brennenden Gefühl seiner zweideutigen Stellung) sich selbst den Tod gab (*Tacit.* l. l. 71; vergl. auch K. Höck, Römische Geschichte. Bd. 1. Abth. III. S. 380—385). — Endlich erscheint noch unter Kaiser Hadrian ein Granius oder Granianus Serenus als Legat in Asien, der (vergl. *Oros.* VII, 13. *Euseb.* Hist. eccles. IV, 8. 9 u. f. Haakh a. a. O. S. 960) bei dem Kaiser mit Erfolg dahin arbeitete, daß die Christen nicht ohne Urtheil und Recht, nicht ohne Anklage und gegründete Beschuldigung getödtet werden sollten. (*G. F. Hertzberg.*)

GRANIANOS, ein berühmter griechischer Wettkämpfer aus Sikyon, welcher zu Olympia zwei Siege im Fünfkampfe, einen auf der Rennbahn und im Doppellaufe zwei, den einen nackt, den andern mit dem Schilde, davon getragen hat. Man errichtete ihm ein Standbild innerhalb des Umfanges des Heiligthums des Asklepios zu Titane, einem festen Orte zwischen Sikyon und Phlius, welches zur Zeit des Geographen Pausanias (in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr.) noch vorhanden war *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIANUS (Julius), ein römischer Rhetor, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er mit Julius Frontinus und Bübius Macrinus dem Kaiser Alexander Severus Unterricht in der Beredsamkeit ertheilte. Seine Reden oder vielmehr Redeübungen (Orationes declamatae) waren noch zur Zeit des Geschichtsschreibers Aelius Lampridius (unter Constantin's I. Regierung) vorhanden [1]), sind aber jetzt bis auf die letzte Spur verschwunden [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIANUS (Serenus) [1]), Proconsul in Asien unter der Regierung des Kaisers Hadrianus, von dessen Lebensverhältnissen wir aber Nichts weiter wissen, als daß er ein gerechter Beamter war und zu der geringen Zahl der Heiden gehörte, welche das willkürliche und grausame Verfahrrn gegen die Anhänger des Christenthums durchaus misbilligten. Er überschickte sogar dem Kaiser ein Schreiben, worin er ihm Vorstellungen zu Gunsten der Christen machte und auf die schreiende Ungerechtigkeit, womit man einen Theil seiner Unterthanen behandelte, hinwies. Wir besitzen leider den für die Kirchengeschichte keinesfalls unwichtigen Brief nicht mehr selbst, der Inhalt läßt sich aber aus der noch vorhandenen Antwort, welche Hadrianus an den Nachfolger des unterdessen gestorbenen oder abgelösten Granianus richtete, errathen. Diese Antwort lautet: „Aelius Hadrianus wünscht dem Proconsul Minucius Fundanus alles Wohlergehen. Den Brief, welchen dein Vorgänger, der erlauchte Serenus Granianus an mich geschrieben, habe ich erhalten. Die Sache scheint mir nicht ununtersucht bleiben zu dürfen, damit man diese Leute [die Christen] nicht beunruhige und damit den losen Anklägern keine Gelegenheit zur Ausübung ihrer Bosheit geboten wird. Wofern die Bewohner der Provinz in solcher Anklage etwas Bestimmtes zu sagen haben, sodaß sie auch vor dem Richterstuhle es zu erhärten vermögen, so laß sie es thun, achte aber nicht auf bloßes Ansuchen und Geschrei. Dir geziemt es vielmehr zu untersuchen, ob Jemand gegründete Klage führe. Wenn einer sie anklagt und beweist, daß sie wider das Gesetz

*) *Pausaniae* Descript. Graeciae l. II. c. 11.

1) *Ael. Lampridii* Alex. Sev. c. 3. 2) Aut. Westermann, Geschichte der römischen Beredsamkeit §. 89.

1) Die Schreibarten Serenius, Serennius und Serinnius sind unrichtig.

gehandelt haben, so sprich Urtheil nach Maßgabe des Verbrechens. Sollte aber Jemand nur in verleumderischer Absicht dergleichen Dinge vorbringen, so strafe ihn, beim Hercules, unnachsichtig und nach Gebühr" [2]). Die griechischen Kirchenschriftsteller nennen einstimmig den Proconsul Serenius Granianus, bei Paulus Orosius [3]) aber heißt er Serenus Granius und vielleicht nach guten Quellen. Die Familie Grania ist ein bekanntes plebejisches Geschlecht, weshalb man die Schreibart Granius als die richtige erklärt und den Schreiber des Briefes in die Familie Grania eingereiht hat [4]), wol aber etwas zu voreilig, da auch der Name Granianus durchaus nicht unbekannt ist, man braucht nur an den Rhetor Julius Granianus, den Lehrer des Kaisers Alexander Severus, zu erinnern, über dessen Namen sich bis jetzt keine Meinungsverschiedenheit gezeigt hat. Auf Inschriften scheint der Name nicht vorzukommen oder wenigstens nicht häufig zu sein. (*Ph. H. Külb.*)

GRANICUS, ein an sich unbedeutender, aber durch den Sieg Alexander's des Großen über die Perser berühmter Fluß, dessen Quellen auf dem Berge Kotylos im Idagebirge entspringen, welcher durch das Gebiet des alten Troias in Mysien, in nördlicher Richtung durch das Gebiet der Adrastea strömend, zwischen dem alten Priapus und Kyzikum sich in die Propontis ergießt. (Vergl. *Plinius*, Hist. Nat. V, 32. Ueber *Ἀδράστεια Steph. Byz.* v. p. 28. ed. *Meineke.*) Bereits Homer (Il. XII, 21) führt den *Γρήνικος* unter den acht Flüssen auf, welche dem Ida entquellen. Vergl. *Strab.* XIII, 582. Nach Strabon (XIII, 587. *Cas.*) lag die zu seiner Zeit bereits zerstörte Stadt Sidene am Granikos. Im Homerischen Epos sowol als bei Strabon (XIII, 602) wird dieser Fluß neben dem Aisepos (*Αἴσηπος*) genannt. Pomponius Mela (I, 19, 9) bemerkt: Trans amnem (Granicum) sedet in cervice peninsulae (Propontidis) Cycicum. Auch Lucullus besiegte am Granikos den Mithridates. Vergl. *Diodor.* XVII, 19. *Arrian.* Exped. Alex. I, 13. *Plutarch.* Alex. c. 16. Derselbe Lucull. c. 11. Florus III, 5. Tabul. Peuting. (s. Ind. ed. *Mannert*). Neuere Reisende haben diesen Fluß mehrmals erwähnt. So Richter, Wallfahrten im Morgenlande S. 424. Gegenwärtig wird derselbe Kodscha-Su genannt. (*Krause.*)

GRANIÉ (Pierre), französischer Jurist und Schriftsteller, im J. 1755 zu Beziers (im jetzigen Departement des Herault) geboren, widmete sich der Rechtswissenschaft und wählte, nachdem er zu Paris seine Studien beendigt hatte, die Laufbahn eines Advocaten. Im J. 1800 wurde er unter die Anwälte am Cassationshofe aufgenommen und im J. 1814 zum Anwalt bei dem königlichen Rathe bestimmt. Am Anfange des Jahres 1819 erfolgte seine Ernennung zum Vicepräsidenten an dem Tribunale erster Instanz zu Bordeaux, er starb aber schon am 22. Juni desselben Jahres in dieser Stadt plötzlich. Granié machte sich auch als Schriftsteller im historischen, politischen und juristischen Fache bekannt. Seine Geschichte der constituirenden Versammlung (Histoire de l'assemblée constituante écrite par un citoyen des États-Unis de l'Amérique septentrionale. Paris 1799. 8.) fand, obgleich sie sich nicht mit den Tendenzen der Revolution ganz einverstanden erklärte, großen Beifall, besonders im Auslande, und wurde von Leo Huber ins Teutsche übersetzt (Leipzig 1799. 8.). Eine zweite Auflage erschien mit seinem Namen, den er früher aus mancherlei Rücksichten verschwiegen hatte, nach der Restauration unter dem Titel: Histoire des États-Généraux, ou Assemblée nationale en 1789 sous Louis XVI. (Paris 1814. 8.). Seine Geschichte Karl's des Großen (Histoire de Charle Magne, roi de France et empereur d'Occident au renouvellement de l'empire; précédée d'un Précis historique sur les Gaules. Paris 1819. 8.) ist gut gemeint, aber nicht nach den Quellen gearbeitet und den Forderungen, welche jetzt an den Historiker gestellt werden, wenig entsprechend. Seine kleineren politischen, philosophischen und literarischen Schriften (Lettre au citoyen D. * sur l'ouvrage intitulé: Mes rapports avec J. J. Rousseau par le citoyen Dusaulx. S. l. 1798. 8.; Lettre à M** sur la philosophie dans ses rapports avec notre gouvernement. Paris 1802. 8.; Petite lettre sur un grand sujet. Paris 1812. 8.) fanden zu ihrer Zeit Leser, sind aber jetzt vergessen. Auch sein juristischer Versuch (Observations sur les lois maritimes dans leurs rapports avec le Code civil. Paris 1799. 8.) wurde nur einer vorübergehenden Beachtung gewürdigt *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANIER (Jean Etienne), ein französischer Militairchirurg zur Zeit der Napoleonischen Kriege, hat sich durch einige Abhandlungen in den Annales de la Société de Médicine de Montpellier bekannt gemacht, und außerdem durch folgende geschätzte Schriften: Mémoire sur la vaccine, considérée sous son rapport prophylactique et pathologique. (Montp. 1806.) Topographie médicale de l'île de Walcheren, suivie d'une exposition clinique des principales maladies qui ont paru dans les hopitaux de Middelbourg (île de Walcheren) depuis l'automne de 1811 jusqu'au milieu de l'été de 1812. (Breda 1813.) Traité sur l'apoplexie, considérée en elle-même, d'après les vues anciennes et modernes, et relativement aux maladies qui la simulent, la precédent, l'accompagnent ou lui succédent. (Toulouse 1826.)

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GRANIER (Louis), französischer Componist, im J. 1740 zu Toulouse geboren, ging, nachdem er seine musikalischen Studien in seiner Vaterstadt beendigt hatte,

2) Der Märtyrer Justinus (Apologia I. pro Christianis c. 69) und der Kirchenhistoriker Eusebius (Hist. eccles. l. IV. c. 8. 9) theilen diesen Brief mit. 3) Hist. sacr. l. VII. c. 12. 4) Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft. Bd. 3. S. 960.

*) Biographie universelle. Tom. LXV. p. 16. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 450. Biographie générale. Tom. XXI. p. 684.

nach Bordeaux, wo er als Musikmeister an der Oper angestellt wurde. Einige Jahre später trat er in die Dienste des Herzogs Karl von Lothringen als erster Violinist an dessen Theater und setzte während seines Aufenthaltes zu Brüssel die Chöre der „Athalie" Racine's in Musik, welche Arbeit ihm so vortrefflich gelang, daß er sich dadurch nicht nur die Gunst des Herzogs, sondern auch den Beifall sowol der Kenner als auch des großen Publicums erwarb. Sein Ruf verbreitete sich durch diese Composition so schnell, daß ihn die Direction der Oper zu Paris im J. 1766 nach der Hauptstadt berief und ihn als zweiten Violinisten, nicht aber, wie manche Biographen behaupten, als Director des Orchesters oder gar als eines ihrer Mitglieder anstellte. Er componirte für diese Bühne einige Einlagen der Oper „Tancred," mehre Divertissements, Ballete und Tänze und mit Berton dem älteren die Oper „Theonis" und die neue Musik zu der Oper „Bellerophon;" außerdem lieferte er auch sehr beliebte Sonaten und Arien für die Violine. Nachdem er 20 Jahre an der Oper gewirkt hatte, zog er sich mit einer durch seine Leistungen wohlverdienten Pension nach Toulouse zurück, wo er im J. 1800 starb. — François Granier, ein gleichzeitiger Componist, gab im J. 1734 zu Paris sechs Solos für das Violoncell heraus; ein älterer Granier, welcher um das Jahr 1600 zu Paris starb, stand in den Diensten der Königin Margaretha und spielte die Baßgeige mit großer Virtuosität *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIER (Pierre), französischer Bildhauer, im J. 1635 zu Mateilles im Bezirke von Montpellier (im Departement des Herault) geboren, erlernte seine Kunst bei dem berühmten Bildhauer François Girardon zu Paris und war später für die königlichen Schlösser und Paläste thätig. Seine Arbeiten erfreuten sich eines großen Beifalles und mehre derselben, welche früher die Gärten von Versailles schmückten, sind in dem Werke Sim. Thomassin's über diesen weltbekannten Lustpark (Recueil de figures, grouppes, thermes, fontaines, vases etc., qui se voyent dans le Chateau et Parc de Versailles, gravés d'après les originaux. Paris 1694. 4. La Haye 1723. 4.) abgebildet. Er starb im J. 1716 zu Paris. Er war auch Mitglied der königlichen Akademie, welche im J. 1685 seine Verdienste durch eine ehrenvolle Aufnahme anerkannt hatte †). (*Ph. H. Külb.*)

GRANJON (Robert), berühmter Schriftgraveur und Drucker des 16. Jahrh., um das Jahr 1530 zu Paris geboren, lernte bei seinem Vater, einem Buchhändler und Buchdrucker, das Geschäft und druckte daselbst im J. 1551 François Habert's Uebersetzung der Satyren des Horaz. Bald darauf scheint er nach Lyon übergesiedelt zu sein, denn im J. 1558 ging daselbst aus seiner Officin Gaultier's Allerandreide hervor. Er beschäftigte sich jedoch jetzt vorzugsweise mit dem Notendruck und schnitt eine Art Musiknoten, welche von allen, deren man sich bis dahin in ganz Europa bediente, abwichen, indem er ihnen statt der rautenförmigen Gestalt eine mehr abgerundete gab; außerdem entfernte er die Ligaturen und Proportionszeichen, wodurch die Musik ebenso schwer zu lesen als auszuführen war, sodaß er alle Zeitmaße auf die Zweitheilung beschränkte, eine sinnreiche Vereinfachung, womit er aber nur schwer und langsam durchgedrungen zu sein scheint, denn obgleich er ein Privilegium auf seine Verbesserung erhielt, so wagte er doch erst im J. 1559 mit größeren Drucken nach dem neuen Systeme hervorzutreten. In diesem Jahre gab er zu Lyon heraus: Premier trophée de musique, composé des plus harmonieuses et excellentes chansons choisies; Second trophée de musique; Chansons nouvelles, composées par Barthélémy Beaulaigne und Mottets nouvellement mis en musique en quatre livres par Barth. Beaulaigne. Die Musiknoten in diesen Werken fallen sehr angenehm in das Auge, sind aber ein wenig zu klein. Seine Erfindung machte jedoch, wie es scheint, auch außerhalb seines Vaterlandes Aufsehen, denn der Papst berief ihn nach Rom, um die Noten zu Giovanni Guidetti's berühmtem Chordirectorium (Directorium chori ad usum sacro-sanctae basilicae Vaticanae et aliarum cathedralium et collegiatarum ecclesiarum collectum. Romae 1582. 4.) zu schneiden, welches er auch, wie aus der Unterschrift hervorgeht, selbst druckte. Um diese Zeit richtete sich jedoch sein erfinderischer Geist auf einen andern Zweig seines Geschäftes, der ihm größeren Gewinn versprach. Man wandte sich nämlich damals mit großem Eifer den orientalischen Sprachen zu und verlangte sehr, sie in ihren eigenthümlichen Buchstaben gedruckt zu sehen. Granjon arbeitete zuerst für Domenico Basa, den Besitzer einer arabischen Druckerei, und schnitt für denselben die syrischen Typen für ein Gebetbuch zum Gebrauch der Maroniten auf dem Berge Libanon (Romae 1584. 8.) und die arabischen für Alzalechel's Geographie (Romae 1584. 8.), in deren Exemplare er sogar mit eigener Hand die lateinische Uebersetzung auf jeder Seite eingeschrieben haben soll. Die Medicis, welche zu derselben Zeit ihre orientalische Druckerei gründeten und keine Kosten scheuten, um sie zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen, zogen den geschickten Schriftschneider an sich und suchten ihn durch anerkennende Belohnung zu fesseln. Der Cardinal Fernando de' Medicis zahlte ihm außer einem Monatsgehalt von zehn Thalern und freier Wohnung für die fertige Stahlpunze eines jeden Buchstaben einen Goldgulden und der Papst Gregor XIII. gab ihm für jedes Alphabet 300 Thaler, verbot jedoch streng die Ausfuhr dieser Punzen, denn er wußte, daß teutsche Fürsten Granjon glänzende Anerbietungen gemacht hatten, und fürchtete, dessen Talent möge von den Protestanten benutzt werden, um die ihren Lehren günstigen verfälschten orientalischen Uebersetzungen der heil. Schrift drucken zu lassen. Das erste

*) Universal-Lexikon der Tonkunst, herausgegeben von Jul. Schladebach und Ed. Bernsdorf. Bd. 2. S. 222. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 83.

†) *L. M. Chaudon* et *F. A. Delandine*, Nouveau Dictionnaire historique. Vol. V. p. 543. G. K. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. 5. S. 336.

Alphabet, welches dieser Künstler für die Medicis schnitt, war eine arabische Petitschrift, welche im J. 1586 fertig wurde und womit man den arabischen Text des Avicenna druckte (1593). Im J. 1589 folgte ein syrisch-chaldäisches Alphabet und die Kosten, welche die Medicis überhaupt auf diese Arbeiten verwendeten, sollen sich auf 40,000 Thaler belaufen haben. Aus ihrer Druckerei gingen zuerst die beiden prachtvollen Ausgaben der vier Evangelien in arabischer Sprache (1591) hervor, von denen die eine nur den Text, die andere aber den Text nebst einer lateinischen Interlinearübersetzung gibt. Granjon kehrte, nachdem er diese Arbeiten beendigt hatte, nach Paris zurück und beschäftigte sich daselbst eifrig mit dem Schnitte griechischer Lettern, welche ihm so trefflich gelangen, daß sie mit der Schrift griechischer Manuscripte verglichen jetzt noch als Meisterwerke gelten können; auch seine lateinische Cursivschrift verdient großes Lob. Granjon scheint einige Jahre nach seiner Heimkehr gestorben zu sein. Sein Druckerzeichen ist ein mit großen Binsen (grands joncs) umgebener Sumpf *).

(*Ph. H. Külb.*)

GRANIS (*Γράνις*), ein Fluß in Persien, welcher von Nearchos bei Arrianos (*Ἰνδικὰ* p. 39, 3, p. 49. ed. *R. Hercher*: *ἐς Ταόκην ὁρμίζονται ἐπὶ ποταμῷ Γρανίδι, καὶ ἀπὸ τοῦτον ἐς τὸ ἄνω Περσέων βασίλεια ἦν, ἀπέχοντα τοῦ ποταμοῦ τῶν ἐκβολέων σταδίους ἐς δισχιλίους*) erwähnt wird. Plinius (H. N. VI, 26) hat denselben in das Gebiet von Susiana verlegt (flumen Granis modicarum navium capax per Susianen fluit). Gegenwärtig soll er den Namen Kisch oder Schabur führen, nach Andern den Namen Darabye oder Boshavir. Vergl. Sickler Th. II. S. 477. (*Krause.*)

GRANIT (Geognosie), von granum, Korn, nannte zuerst Tournefort im J. 1698 das noch gegenwärtig unter diesem Namen in der Wissenschaft wie im gemeinen Leben bekannte, überall verbreitete krystallinisch-körnige Gestein, das mächtige Gebirgsmassen constituirend wesentlich aus krystallinischem Feldspath, Quarz und Glimmer besteht. Diese drei wesentlichen und stets krystallinischen Gemengtheile liegen, wie es scheint, regellos durch- und beieinander, auch in gesetzlos wechselndem Mengenverhältniß, nehmen aber gar nicht selten und selbst auf große Strecken noch ein oder das andere Mineral als untergeordneten oder zufälligen Bestandtheil zwischen sich auf, ja eines von ihnen läßt sich bisweilen sogar mehr oder minder, selbst vollständig von einem solchen untergeordneten Mineral verdrängen. Durch diesen Wechsel in dem Verhalten und der Anordnung der Bestandtheile ändert der Granit nicht nur mannichfaltig local ab, sondern er geht auch durch sanfte Uebergänge in die ihm verwandten Gesteine über, welche man insgesammt in die große Familie der granitischen Gesteine zusammenzufassen pflegt. Da der Granit einen sehr hervorragenden Antheil an der Gebirgsbildung nimmt und in technischer wie in wissenschaftlicher Hinsicht ein hohes Interesse gewährt, so erheischt er eine eigene Betrachtung, obwol solche mehrfache Beziehung auf die übrigen granitischen Gesteine nehmen muß. Wir betrachten hier also den Granit nach seinen petrographischen, geognostischen und geologischen Verhältnissen.

Von den wesentlichen Bestandtheilen, Feldspath, Quarz und Glimmer, pflegt der erstere an Menge die beiden andern zu überwiegen und bestimmt daher gewöhnlich auch die Farbe, Härte und das Korn des Gesteins. Dieser Feldspath ist gemeiner oder sogenannter Orthoklas, allermeist der gewöhnliche Kalifeldspath von der Formel $\ddot{A}l\,\dot{S}i^3 + K\,\dot{S}i^3$. Allein die umfassenden und eingehenden Untersuchungen der letzten 20 Jahre haben nachgewiesen, daß im Granit nicht blos der Orthoklas in verschiedenen Abänderungen constituirend auftritt, sondern daß neben demselben oder auch statt seiner noch andere Feldspatharten vorkommen. Die orthoklastischen Feldspathe ändern in ihrer Färbung von röthlichweiß in fleisch- und ziegelroth, aber auch in gelblichweiß, graulichweiß, in grünlich- und bläulichweiß, überhaupt in lichtgelb, grün und grau verschiedentlich ab und diese Farbentöne halten auf kurze oder weite Strecken im Granit an. Hinsichtlich der Form erscheinen die Orthoklase in krystallinischen Körnern und Blättchen, aber auch in mehr oder minder ausgebildeten Krystallgestalten, auf frischen Spaltungsflächen mit lebhaftem Perlmutterglanz, so lange das Gestein noch von der Verwitterung nicht angegriffen worden ist. Neben diesen Orthoklasindividuen tritt freilich allermeist untergeordnet und in bescheidenen Dimensionen sich haltend gar nicht selten eine klinoklastische, sicher sogleich an der Zwillingsstreifung ihrer Spaltungsflächen erkennbare Feldspathart auf, welche Anfangs für Albit erklärt worden, sich dann aber nach G. Rose's, Rammelsberg's [1]) und Durocher's [2]) eingehenden chemischen und krystallographischen Untersuchungen als Oligoklas ergab. Derselbe ist vorherrschend weiß in grünlich und gelblich, seltener röthlich, zeichnet sich durch geringeren, mehr fettartigen Glanz, geringere Durchscheinendheit, am untrüglichsten aber durch die Zwillingsstreifung der basischen Spaltungsflächen von dem stark glasglänzenden und durchscheinenden Orthoklas aus. Uebrigens fehlt auch der früher verkannte Albit im Granit nicht, tritt vielmehr nur local und untergeordnet auf. Wegen des Vorwiegens und die Natur des Gesteins wesentlich bestimmenden Bedeutung des Feldspaths gehört der Granit in die Gruppe der Feldspathgesteine, unter welchen er die typisch ausgebildetste Species darstellt.

Der Quarz als zweiter wesentlicher Bestandtheil des Granits tritt allermeist in eckigen krystallinischen Körnern und Partien von graulichweißer bis lichtrauchgrauer, viel seltener und beschränkter auch von bläulicher, röthlicher oder grünlicher Farbe auf und ist von den feldspathigen Gemengtheilen stets sofort an seinem

*) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 313. Biographie générale. Tom. XXI. p. 688. *F. J. Fétis*, Biographie universelle des Musiciens. Tom. IV. p. 83.

1) Poggendorff's Annalen 1842. LVI, 617. 2) Annales des mines. L. VI, 67; Comptes rendus 1847. XXV, 210.

muschligen Bruche, seinem Glas- oder Fettglanz und der völligen Unschmelzbarkeit zu unterscheiden. Viel seltener als der Feldspath erscheint er in ausgebildeten Krystallen und zwar in heragonalen Pyramiden mit untergeordneten Prismaflächen, so bei Buchholz und Bärenburg in Sachsen, Aha und Lutschenbach bei Kanden im Schwarzwalde, bei Hirschberg und Schmiedeberg in Schlesien, in der Auvergne, in großen und zahlreichen Krystallen im Juliergranit. Häufig sind diese Quarzkrystalle ganz von Feldspath umschlossen.

Der Glimmer endlich ist der am meisten veränderliche und unzuverlässige Bestandtheil des Granites und erscheint sehr gewöhnlich in Schuppen, Blättchen und Tafeln durch die Masse vertheilt. Seine mineralogische Beschaffenheit ist besonders wegen der Kleinheit der Partikelchen schwierig zu ermitteln und noch keineswegs befriedigend erforscht worden, doch steht fest, daß er theils Kaliglimmer, theils Magnesiaglimmer ist. Bald erscheint er als Muscovit von silberweißer, graulich-, gelblich- oder grünlichweißer Farbe, bald als Biotit von brauner, schwarzer, grünlichschwarzer Farbe, beide Arten nicht selten vergesellschaftet neben einander liegend. Nur selten, z. B. bei Penig in Sachsen, Rozna in Mähren, auf Elba, im Ural, tritt silberweißer, grauer oder pfirsichblüthrother Lepidolith auf. Bisweilen nehmen auch die Blättchen und Tafeln heragonale Form an, gewinnen aber nur ganz ausnahmsweise eine ansehnliche Größe, wie sie auch nur selten zu Säulen, Büscheln und andern regelmäßigen Aggregaten angehäuft sind. Höchst eigenthümlich sind die zarten Glimmermembranen im Granit bei Tabor, welche bis Zollgröße die verschiedensten Richtungen haben und der Grundmasse ein porphyrartiges Ansehen geben [3]). Uebrigens bedingt die Veränderlichkeit des Glimmers auffällige Varietäten des Granits, über deren Werth und Bedeutung die Ansichten noch weit aus einander gehen.

Das eigentlich körnige Aggregat des Granites wird gemeinschaftlich vom Feldspath und Quarz gebildet und in demselben ist der Glimmer bald sparsam, bald reichlich, immer aber in allen möglichen Richtungen vertheilt, sodaß allermeist von einer bestimmten Anordnung der drei Bestandtheile Nichts zu erkennen ist. Diese recht eigentlich körnige Structur unterscheidet den Granit hauptsächlich von dem ihm zunächst verwandten, auch geologisch oft innig verbundenen Gneiß (siehe diesen Artikel). Die Größe des Kornes bindet sich an keine Regel, spielt vielmehr ganz zufällig in allen möglichen Abstufungen des Fein-, Klein-, Grob- und Großkörnigen und in letztern können sogar die einzelnen Gemengtheile, besonders Feldspath und Quarz Fußgröße und darüber erreichen, also zu massigen Ausscheidungen werden, auf welche die Bezeichnung großkörnig nicht mehr wohl anwendbar ist. Die Körner berühren sich auch allseitig und innig, liegen ohne Lücken neben und durch einander, sodaß der Granit ein compactes Gestein ist. Nur bisweilen machen sich kleine eckige Lücken bemerklich, selten größere Hohlräume, welche mit Krystallen verschiedener Mineralien ausgekleidet sind. Solcher Granit heißt porös oder cavernös. Fournet untersuchte denselben in der Gegend von Lyon und schlug für ihn den eigenen Namen Miarolit vor, nachdem schon lange vorher L. v. Buch die gleiche schöne Abänderung von Lugano und Baveno zur Kenntniß der Geologen gebracht hatte.

Die Abänderungen in der körnigen Structur gehen übrigens keineswegs immer allmälig aus einander hervor und in einander über, sondern gar häufig schneiden sie scharf an einander ab und deuten unverkennbar auf verschiedene Bildungszeiten. Feinkörniger Granit dringt gang- und aderweise in grobkörnigen ein und umgekehrt oder beide treten in größern eigenen Massen neben einander. Eine ganz besondere und gar nicht seltene Structur des Granites, ebenfalls von hohem geologischen Interesse, ist die porphyrartige. Das gewöhnlich gleichmäßig körnige Gestein umschließt einzelne größere Feldspathkrystalle, welche nicht blos durch ihre ungewöhnliche Größe, sondern hauptsächlich durch ihre meist sehr vollkommene und regelmäßige Ausbildung von den kleinen unregelmäßigen Feldspathkörnern sich unterscheiden. Diese Feldspathkrystalle pflegen Zwillinge bis zu mehren Zollgrößen, z. B. am Kynast und Buchwald im Riesengebirge, am Delaware in Nordamerika, zu sein, sind bisweilen von Glimmer überzogen oder durchwachsen, auch wol zerbrochen und die Stücke durch eingedrungene Gesteinsmasse verkittet. Sie gehören nach G. Rose's Beobachtungen immer dem Orthoklas an, welche Feldspathart auch sonst in der Grundmasse solchen Granites herrschen mag. Je grobkörniger die Structur dieses porphyrartigen Granites ist, um so größer, je feinkörniger, um so kleiner pflegen die eingestreuten Orthoklaskrystalle zu sein. Dieselben liegen ganz regellos in der Grundmasse und nur ausnahmsweise ordnen sie sich mit ihrem größern Durchmesser ziemlich parallel, ja an weit von einander entfernten Stellen noch in derselben Richtung wie bei Forvig in Norwegen. Bei dem häufigen Auftreten des porphyrartigen Granites mögen hier nur wenige Oertlichkeiten besonders ausgezeichneten Vorkommens angeführt werden: im Fichtelgebirge am Ochsenkopf, Bernstein, Weißenstein, Kirchenlamitz, in Böhmen bei Elnbogen, Karlsbad und Marienbad und mehren Orten im Böhmerwalde, in der Oberpfalz bei Tirschenreuth, im Schwarzwalde bei Schönmünznach, Kappelrodeck, Ottenhöfen im Acherthal, bei Tabor, am Tödi im Vorderrheinthal, in den Pyrenäen, bei Durleag in der Nähe von Dublin, an vielen Orten in Nordamerika.

Das Mengenverhältniß der drei constituirenden Bestandtheile ist auffälligen und ganz gesetzlosen Schwankungen unterworfen. Am häufigsten herrscht, wie bereits erwähnt, der Feldspath vor und der Glimmer erscheint am spärlichsten. Nur zuweilen, wie auf der Kuppe des Brockens, tritt der Quarz in gleicher Menge mit dem Feldspath auf oder überwiegt diesen sogar, wie an einigen Stellen in den Pyrenäen. Aeußerst selten dagegen verschwindet der Quarz gänzlich, wie im Granit am Schwarzholz bei Christianberg im Böhmerwalde, wo weißer Feldspath und schwarzer Glimmer in gleichem Verhält-

3) Stur, Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1858. IX, 678.

niß das Gestein bilden. Nach Durocher's Untersuchungen [4]) macht der Quarz gewöhnlich 30—40 Procent in der Gesammtmasse aus, der Feldspath steigert sich bis auf 55 Procent, wogegen der Glimmer bis auf 15 Procent herabsinkt. Als normales Mengenverhältniß nimmt Durocher an 40 Feldspath, 35 Quarz und 25 Glimmer. Gar nicht selten wird aber der Glimmer streckenweise völlig verdrängt oder überzieht nur noch die zufällig eingemengten Krystalle. Solche glimmerlosen Granite sind längst als eigene Gesteinsart, jedoch ohne genügende Begründung, unter dem Namen Halbgranit, Aptit, Pegmatit aufgeführt worden. Eine eigenthümliche Abänderung des glimmerlosen Granites ist der allbekannte Schriftgranit, in welchem fleischrothe, weiße oder grüne stängelige und verzerrte Feldspathindividuen von Quarz durchwachsen den arabischen Schriftzeichen ähnliche Zeichnungen hervorbringen. Derselbe tritt überall nur untergeordnet als locale Abänderung, nirgends als selbständige Gebirgsmasse auf, besonders schön bei Schmiedeberg im Thüringerwalde, im Riesengebirge, bei Aschaffenburg, bei Auerbach und Weinheim im Odenwalde, in Schottland, im Ural u. a. O. Wiederum an ganz vereinzelten Stellen häuft sich andrerseits der Glimmer in gleichem Verhältniß mit dem Quarz und Feldspath oder überwiegt selbst beide wie bei Reichenstein in Schlesien, im Thalgrund zwischen Schenkenzell und Schiltach im Schwarzwalde.

Auch die Vertheilung und Durchmengung der drei Bestandtheile ist keineswegs überall dieselbe, vielmehr sondern sie sich bisweilen nesterweise und selbst massenhaft von einander ab, nur einer oder zwei oder alle drei, und dazu neigen besonders die großkörnigen Granite. So kommen sehr schöne Glimmernester bei Trommerfors in Finnland vor, kopfesgroße Glimmerkugeln im pilsener Kreise in Böhmen und am Ufer des Allier im Puy de Dome. Quarz und Feldspath bilden innig gemengt kugelige durch Glimmer verkittete Massen bis mehre Zoll Größe zwischen Bayonne und St. Jean Pied de Port in den Pyrenäen. Auch Feldspath, Quarz und Glimmer sondern als feinkörnige Gemenge Kugeln im Granit ab. Solche Granitkugeln enthält sehr schön der Granit zwischen Warmbrunn, Schmiedeberg und Hirschberg in Schlesien, zumal an der Südseite des Kynastes bis anderthalb Fuß im Durchmesser [5]) und der Granit im mittlern Böhmen [6]). Seltener finden sich solche Kugeln und Ellipsoide von Quarz wie bei Kaschau in Ungarn [7]). An zufälligen und untergeordneten Gemengtheilen ist der Granit nicht arm und zwar treten einige derselben auf größern Strecken so charakteristisch und auffällig hervor, daß sie die typische Beschaffenheit des Gesteins abändern, eigenthümliche Varietäten desselben bilden, deren mehre besondere Namen verdienen und längst auch erhalten haben. Solche accessorischen Bestandtheile verdrängen nun entweder einen der constituirenden gänzlich oder aber sie mengen sich in größerer oder geringerer Quantität dem Feldspath, Quarz und Glimmer bei. Dem Verdrängen ist am häufigsten der Glimmer ausgesetzt und zwar erscheinen als seine Vertreter vor Allem Talk und Chlorit. Diese talk- und chlorithaltigen Granite spielen in den Alpen eine sehr hervorragende Rolle und werden unter dem Namen Protogin aufgeführt. Seltener verdrängen theilweise oder ganz den Glimmer Blättchen von Eisenglanz, sogenannter Eisenglimmer wie bei Kirchberg und Gottesgab im Fichtelgebirge, am Col de Salenton in den savoyischen Centralmassen, oder Schüppchen von Graphit wie bei Seidenbach im Odenwalde, bei Mendiondo, Leckhurrun und Maccaye in den Pyrenäen. Tritt Hornblende an Stelle des Glimmers ein, so geht der Granit in Syenit über. So lange erstere noch untergeordnet und neben dem Glimmer in Blättchen oder in Krystallen erscheint, muß das Gestein dem Granit untergeordnet werden, aber mit dem gänzlichen Zurücktreten des Glimmers wird es Syenit. Hornblendegranit findet man im Thüringerwalde, im mittlern Böhmen, in Schlesien, Schottland, Aegypten. Auch Cordierit in blauen krystallinischen Körnern verdrängt bisweilen den Glimmer, so bei Bodenmais in Baiern, in Finnland, Norwegen und Grönland. — Als neuer Bestandtheil drängt sich bisweilen Schörl ein, um einen wahren Schörlgranit zu constituiren. Derselbe erscheint in einzelnen schwarzen Krystallen, Stängeln, Körnern oder in kleinen stängligen oder körnigen Aggregaten, wie in Sachsen bei Eibenstock und Penig, in Böhmen bei Karlsbad und Engelhaus, in Baiern bei Tirschenreuth und Zwiesel, bei Heidelberg, in Mähren bei Marschendorf und Winkelsdorf, auf Elba u. a. O.

Unter den blos zufälligen Vorkommnissen im Granit haben einige Mineralien noch große Häufigkeit, während andere an ganz vereinzelte Oertlichkeiten und Verhältnisse gebunden erscheinen. Unter erstern ist besonders ausgezeichnet der Turmalin, brauner und schwarzer, auch rother, blauer und grüner, frei auskrystallisirt, zumal auf den Drusenräumen gewisser grobkörniger Granite, bei Penig und Limbach in Sachsen, Auerbach in Hessen, Disans, Gotthardt, Montblanc, auf Elba, bei Haddam in Connecticut, Hampshire in Massachusetts, auf Ceylon, oft zerbrochen und gebogen mit Quarz im Innern im Donegal in Irland, überhaupt minder schön am heidelberger Schloßberge und vielen Orten im Schwarzwalde und Harze, bei Joachimsthal in Böhmen, auf dem Monte Moro am Monte Rosa. Mit Verdrängung des Glimmers entsteht ein wahrer Turmalingranit, so als bedeutendes Lager zwischen Martinitz und Nezditz unweit Tabor.

Nicht minder häufig stellt sich Granat ein, roth oder braun in größern und kleinern Krystallen und Körnern, wie wir ihn häufig in den nordischen Granitblöcken in der norddeutschen Ebene finden, bei Weißenbach im Murgthale, bei Pizzo in Calabrien mit Cyanit, schön rubinroth an mehren Orten im Donegal, in sehr großen Krystallen im Spessart, in mikroskopischkleinen im Karmeliter-Walde bei Heidelberg, besonders zahlreich am

4) Comptes rendus XX, 1275. 5) L. v. Buch, Geognostische Beobachtungen auf Reisen I, 16. 6) Jokely, Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt 1855. VI, 375. 7) v. Andrian, ebendaselbst 1859. X, 558.

Dniester und auf der Bangertshöhe in Hessen. Auch in Finnland, im Ural und in Nordamerika kommen granatreiche Granite vor.

Topas zugleich mit Turmalin oder mit Bergkrystall auf Drusenräumen und eingesprengt liefert am schönsten der Granit in Brasilien, Beryll sehr häufig der Pegmatit in schönen Krystallen in Begleit von Turmalin und Granat oder auch von Topas in dem Departement der Saone und Loire, der haute Vienne, der untern Loire, bei Durlcary unfern Dublin, bei Heidelberg, Zwiesel in Baiern, grünen Beryll mit weißem Glimmer der quarzreiche Granit bei Dunglow im Donegal, wasserhelle Bergkrystalle der Granit auf Elba. Pinit findet sich in langen rothbraunen Krystallen bei Heidelberg und an mehren Orten im Schwarzwalde in so überwiegend häufigen Krystallen, daß sie bestimmend werden in manchen Graniten des Vivarais. Apatit kommt in eingewachsenen Körnern in Krystallen bei Johann-Georgenstadt im Erzgebirge, bei Heidelberg, im Steinbruche Four au diable bei Nantes, in Grönland, Connecticut, im Gneißgranit am Gotthardt und Finsteraarhorn vor. Krystalle und Körner von Magneteisenerz kommen häufig vor, oft jedoch so unsichtbar klein, daß ihre Anwesenheit sich nur durch die Einwirkung auf die Magnetnadel verräth, besonders in glimmerarmen Abänderungen wie in den höchst eigenthümlichen Schnarcherfelsen bei Schierke auf dem Harze, mehrfach auch in Brasilien, Connecticut, um Kandy auf Ceylon, König-Georgssund auf Vandiemensland. Zinnerz in ausgebildeten Krystallen und in Körnern ebenfalls bis zu mikroskopischer Größe liefern zumal solche Granite, welche Zinnerzlagerstätten umschließen, wie bei Zinnwalde unfern Altenberg, bei Eibenstock, in den Departementen der haute Vienne und der untern Loire, in Spanien und Cornwall. Beschränkter erscheint Eisenkies nur eingesprengt in kleinen Körnern und Krystallen an der kleinen Schneekoppe und im Ockerthale im Harze, auf Klüften bei Freiburg in Baden, in Connecticut. Molybdänglanz in eingewachsenen Lamellen und blätterigen Aggregaten zwischen Hilbersdorf und Boberitsch, bei Oberschönmattenwag in Hessen, am Gotthardt, Finsteraarhorn und Montblanc, bei Peterhead in Schottland. Epidot in nadelförmigen und büschelweise gruppirten Krystallen am Spiziberge im Urserenthale, bei Hemsbach und Weinheim, am Ehrenberge bei Ilmenau, im Harze, Ungarn, Cumberland, Worcestershire, auf den Hebriden, Corsika, Pyrenäen, bei Amasry in Kleinasien, und den Glimmer verdrängend in oft sehr schönen Krystallen bei Kirchbeerfurt im Odenwalde. Titanit in Gesellschaft von Hornblendekrystallen, nelkenbraun sehr häufig in den Oligoklasgraniten bei Bernesbary und Anagarry im Donegal in Irland und im Granitit bei Ilmenau, auch auf der Fuchswiese und dem Langenberge im Böhmerwalde.

Als seltene und beschränkte zufällige Vorkommnisse sind bekannt der Korund in sehr quarzarmem Granit, Zirkon und zumal als Hyacinth in deutlich ausgebildeten Krystallen im Departement der haute Loire und bei Andlau und Barr im Bas Rhin, Pistazit, Gadolinit in Körnern in Schweden, Allanit im feldspathreichen Granit Grönlands und bei Schmiedefeld im Thüringerwalde, Orthit auf Gängen grobkörnigen Granites bei Weinheim meist in strahligen und derben Partien, sehr häufig zugleich mit Titanit bei Ilmenau; Cordierit von Granat und Kupferkies begleitet an der Teufelsbrücke am St. Gotthardt, Pseudomorphosen einer pinitoidischen Substanz nach Cordierit bei Heidelberg; Andalusit in Krystallen im grobkörnigen Granit von Lisons im Thale Sellrain in Tyrol und bei Herzogau in der Oberpfalz; Arsenikkies an der Karthause bei Freiburg in Baden und in Irland; Gold bei Beresow im Ural, bei Valparaiso, stets mit Eisenkies und Arsenikkies, bei Bösing im pressburger Comitate auf Quarzklüften; Wolfram in krystallinischen Massen bei Kandy auf Ceylon; Chrysoberyll in Krystallen, krystallinischen Partien und in Körnern bei Haddam in Connecticut; Prehnit in einzelnen Krystallen und garbenförmigen Anhäufungen in den Pyrenäen; Wernerit mit Feldspath verwachsen im grobkörnigen glimmerarmen Granit bei Wiborg und Helsingfors, sowie in den Drusenräumen eines feinkörnigen Granites im Bustonthale in den Pyrenäen; Columbit mit Uranglimmer, Triplit und Zwieselit bei Zwiesel und Tirschenreuth in Baiern; Arinit am Montblanc, im Urserenthale, am Scopi und in Oisans; Baryt in kleinen Tafeln auf Ganggranit im Odenwalde und in schönen Krystallen auf Klüften bei Kandern; Eisenglanz in Tafeln und rosenförmigen Aggregaten, oft mit Rutil bekleidet mit Anatas, Brookit und Sphen am Gotthardt und im Tavetschthale; Baryt bei Schriesheim unsichtbar fein dem Feldspathe beigemengt; Kalkspath im Okerthale des Harzes und in tafelförmigen Krystallen mit Chlorit bedeckt in Begleit von Bergkrystallen und Adular in Drusenräumen bei Sella auf dem Gotthardt; Flußspath rother octaëdrischer mit Bergkrystall in Drusenräumen am Finsteraarhorn, der Grimsel, im Reußthal, Chamounix, wasserheller octaëdrischer bei Peccia in den tessiner Alpen und auf dem Miageglетscher am Montblanc, hier zugleich mit Mesotyp, Stilbit und Laumontit, bei Baveno mit fleischrothen Feldspathkrystallen, Bergkrystall und Turmalin, Nester und Trümmer bildend bei Seckingen im Schwarzwalde und bei Wiesenbad im Erzgebirge; endlich auch gediegen Quecksilber eingesprengt bei Peyrat le Chateau im Departement haute Vienne.

Durch Veränderung seiner Structur und durch Verdrängung eines wesentlichen Bestandtheiles geht der Granit in den Gneiß und Glimmerschiefer über und solche Uebergänge sind bei dem häufigen Zusammenvorkommen dieser drei Gesteine und ihren allseitigen innigen Beziehungen zu einander auch an gar vielen Orten zu beobachten. Sobald sich die Glimmerblättchen im Granit parallel lagern, entsteht der Gneiß und solchen Uebergang finden wir nicht blos da, wo beide Gesteine unmittelbar an einander grenzen, sondern auch innerhalb der Granitmasse selbst entwickelt sich durch flaserige Structur Gneiß, wie von Oeynhausen am Mölibokus und Phillips an den Malvernhills in England beobachtete. Die Uebergänge gewinnen bisweilen eine große Selbst-

ständigkeit und werden dann als Gneißgranit oder Granitgneiß aufgeführt, wie in den Centralalpen, in der Vendée, in Norwegen. Stur [8]) beschreibt den Gneißgranit aus den Umgebungen von Tabor am Blanik und bei Pilgram, der dem Gneißgebiete angehört, und von andern Stellen wie bei Bellechovitz im sedlitzer Thale als aus dem Granit sich entwickelnd und an den Gesteinen des Gneißgebietes scharf absetzend. Die massigste Entwickelung des Granitgneißes bieten die Alpen [9]). Hier waltet gemeinlich weißer Orthoklas vor, der grauweiße Quarz ist in geringerer Menge, der Glimmer noch spärlicher vorhanden und doch bedingt letzterer eine veränderlich flaserige Structur, welcher oft noch eine plattenförmige Absonderung entspricht.

Nicht minder häufig erscheinen Uebergänge des Granites in den Syenit, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieselben nicht solche massige Ausdehnung und selbständige Entwickelung erreichen. Man findet sie unter Anderem in Sachsen auf dem linken Elbufer in der ganzen Linie von Gauernitz bis nach Spittewitz, am Thüringerwalde bei Suhl und Ilmenau, von wo sie Credner beschrieben hat, in Schlesien zwischen Wartha und Reichenstein, ferner bei Tirschenreuth in der Oberpfalz, in den Vogesen, Schottland, den Malvernhills, im südlichen Norwegen u. a. O. Gewöhnlich stellt sich im Granit zur Bildung solcher Uebergänge zuerst die Hornblende ein und bildet einen Hornblendegranit, in welchem dann Glimmer und Quarz allmälig so gänzlich verdrängt werden, daß das Gestein zum wahren Syenit wird.

Viel seltener zieht sich im Granit der Feldspath zurück und der Quarz wird der vorherrschende Bestandtheil, wodurch das Gestein in Greisen übergeht, wie man in Sachsen bei Lindenau, Schnarrtanne und Winselburg, in Böhmen bei Hirschenstand und mehren Orten im Böhmerwalde, auch an vielen Orten in Cornwall beobachten kann. Entweicht der Feldspath gänzlich unter gleichzeitiger lagerweiser Anordnung der Glimmerblättchen, so wird der Granit in Glimmerschiefer übergeführt, wozu der Rennstieg im Thüringerwalde, der Montblanc und der Granit im Loiredepartement instructive Beispiele liefern.

Schörlreiche Granite verwandeln sich durch allmäliges Verschwinden des Feldspathes in Schörlquarz. Die Uebergänge des Granites in Porphyr und porphyrartige Gesteine entwickeln sich in der Weise, daß das sehr feinkörnige Gestein fast dicht, der Feldspath durch Aufgabe seines Blättergefüges in Feldstein verwandelt wird und in diesem zugleich nun größere Feldspath- und Quarzkörner sich ausbilden. Solche Umwandelung kommt bisweilen da vor, wo Porphyr den Granit unmittelbar überdeckt, wie in der Gegend von Heidelberg und von Wittichen im Schwarzwalde, in anderer Weise bei Lyon, im Böhmerwalde und im Erzgebirgssysteme in Toscana. In der Centralmasse der Aiguilles Rouges gehen nach Studer die zarten Veräftelungen des Alpengranites in der Nähe des Gneißes allmälig in einen weißen, grauen oder violetten Feldsteinporphyr oder in dichten Feldstein oder Eurit über [10]). — Eine eigenthümliche Umänderung beschreibt Credner noch vom Steinberge im Schwarzathale des Thüringerwaldes. Es herrscht hier nämlich kleinkörniger Granit und dieser geht gen Westen in ein flaseriges Feldspathgestein über, das aber keineswegs Gneiß ist, da es statt des Glimmers kleine schmutzig grüne Streifen von Thonschiefer führt. Der Feldspath nimmt mehr und mehr ab und das Gestein wird zuletzt ein glimmer- oder chloritähnlicher Thonschiefer mit zarten Streifen und Körnern von Feldspath.

Alle diese Uebergänge des Granites in nahverwandte Gesteine sind wirkliche und wesentliche, weil sie in der mineralogischen Beschaffenheit und der Structur bedingt sind. Außer ihnen werden aber noch andere zufällige, blos scheinbare angeführt, welche theils durch Einwirkung der sich begrenzenden Gesteine auf einander, theils aber auch durch Zersetzung des Granites hervorgerufen sind, so die Uebergänge im Augitporphyr, in Basalt, Thonschiefer, Sandstein und sogar im Kalkstein. Die Oberfläche des Granites erscheint bisweilen bis auf ansehnliche Tiefe in einen scharfkantigen Grus aufgelöst, der nach Unten allmälig in festen Granit übergeht. Solcher Grus hat zur Bildung unmittelbar auflagernder Sandsteinschichten das Material geliefert, so zum alten rothen Sandstein an den Küsten von Caithneß in Schottland und an andern Orten zum bunten Sandstein. Aus solchen Schichten verkitteten Gruses entwickeln sich allmälig reine quarzige Sandsteine. Es gelten hier also durchaus andere Bildungsverhältnisse wie am Uebergange des Granites in Gneiß oder Syenit. Durch Verkittung des körnigen Granitgruses kann sogar wieder Granit entstehen und solch regenerirter Granit wurde in ganz irrthümlicher Auffassung zur Stütze einseitiger Hypothesen über die Entstehung des Granites überhaupt angeführt.

Bei der großen Mannichfaltigkeit der Abänderungen des Granites und deren oft sehr eigenthümlichen Verhalten ist der Monograph eines Granitgebietes nur zu oft veranlaßt, ja bisweilen selbst genöthigt, gewisse Abänderungen als besondere eigenthümliche Arten aufzuführen. So nahm, um nur ein Beispiel dieser Mannichfaltigkeit hervorzuheben, Hochstetter [11]) bei der Untersuchung der böhmischen Granite folgende Abänderungen an: 1) Hauptgranite, welche größere Gebirgstheile constituiren und zwar A. Gebirgsgranit, grobkörnig mit a. der gleichmäßig grobkörnigen Varietät im Kaiserwalde, bei Petschau, bei Lindau und Hirschfeld im Fichtelgebirge, b. die porphyrartige Varietät im karlsbader Gebirge bei Neudeck im Erzgebirge, bei Liebenstein im Fichtelgebirge; B. Zinngranite, feinkörnig, entweder a. gleichmäßig feinkörnig, wie im Zinnstockwerksgranit bei Schlaggenwald und Schönfeld, bei Platten, Seifen, Hirschenstand

8) Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt 1858. IX, 668. 675. 9) Credner im Neuen Jahrbuch f. Mineral. ꝛc. 1850. 514. 555 und von Rosthorn ebendaselbst 1841. 186.

10) Geologie der Schweiz I, 163. 11) Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt 1856. VII, 319.

im Erzgebirge, Dreikreuzberg bei Karlsbad oder b. porphyrartig wie im Teplthale bei Karlsbad, am Rodabache bei Einsiedel, bei Platten im Erzgebirge u. a. O. 2) Untergeordnete Granite, welche A. Nestergranite sind wie a. der graue Granit bei Marienbad und Elnbogen oder b. glimmerdioritartiger Granit mit Hornblende und tombackbraunem Glimmer im Kaiserwalde, oder aber B. Ganggranite theils im Granit theils in krystallinischen Schiefern sind und zwar a. kleinkörniger Ganggranit bei Marienbad im Mühlberge, im Erzgebirge bei Abertham, Platten und Johann-Georgenstadt, und b. großkörniger Ganggranit, hauptsächlich im karlsbader Gebirge. In andern Granitgebieten erscheinen wieder andere Abänderungen und nöthigen zu anderer Classification. So charakteristisch und entschieden auch hier und da einzelne Varietäten auftreten, so beanspruchen die meisten derselben doch nie mehr als ein locales Interesse und verdienen kaum die besondern Namen, welche man ihnen beizulegen sich beeilte. Drei Abänderungen sind es jedoch, welche als eigene Granitarten aufgeführt werden und daher hier noch charakterisirt werden müssen, nämlich der Pegmatit, der Granitit und der Protogin.

Der oben schon kurz erwähnte Pegmatit, welchen Namen der hochverdiente Hauy zur Bezeichnung des Schriftgranites einführte, wurde neuerdings von Delesse [12]) und von Fournet [13]) in weiterem Sinne aufgefaßt und als eigene Granitart begründet. So begreift derselbe nunmehr die großkörnigen wesentlich aus Orthoklas, Quarz und silberweißem Glimmer bestehenden Granite, welche sehr gewöhnlich in Form von unregelmäßigen kleinen Stücken und Nestern in andern granitischen Gesteinen auftreten, jedoch für sich allein nirgends selbstständige Gebiete constituiren. Die Quarz- und Orthoklasindividuen sind oft zoll-, ja selbst bis fußgroß und auch der Glimmer fällt durch die Größe seiner Blätter und Tafeln auf. Turmalin pflegt ein sehr häufiger accessorischer Bestandtheil zu sein. Die riesige Größe der einzelnen Bestandtheile gibt natürlich dem Gesteine ein vom normalen Granit ganz abweichendes Aussehen. So steht an der Sägemühle bei Tirschenreuth in der Oberpfalz [14]) ein Hügel von Pegmatit, in welchem der Orthoklas in Partien bis zu 12 Kubikfuß Größe auftritt, wogegen der Glimmer ganz untergeordnet ist, aber der Turmalin in Nestern und langgezogenen, gangförmig erscheinenden Partien im Feldspath und Quarz in Krystallen bis zu 6 Zoll Länge vorkommt. Außerdem führt dieser Pegmatit viel Beryll, Uranglimmer und Columbit. Ganz ähnlicher erscheint am Hühnerkobl bei Zwiesel im baierischen Walde, zu Tammela in Finnland, bei Haddam und an andern Orten Nordamerika's. Am Mournegebirge in Irland [15]) kommt ein zeliger, durch reichen Gehalt an Fayalit oder Eisenperidot ausgezeichneter Pegmatit vor, dessen Zellen mit Krystallen ausgekleidet, die Klüfte und Spalten mit andern Mineralien ausgefüllt sind. Wahrscheinlich wird man die meisten großkörnigen Granite mit vielen schönen accessorischen Mineralien dem Pegmatit zuweisen müssen. So die bei Penig, Kursdorf und Mühlau in der sächsischen Granulitformation auftretenden, welche sich von Delesse's Pegmatit noch durch ihren Lithionglimmer und Albit auszeichnen, auch Physalith, Amblygonit, Apatit und Andalusit führen, ferner die im gewöhnlichen Granit aufsetzenden Gänge bei Limoges, Chanteloube und andern Orten im Departement der haute Vienne, welche nach Alluaud aus Quarz, Orthoklas, Albit, schwarzem Glimmer und röthlichem Lithionglimmer in so großkörniger Ausbildung bestehen, daß die drei ersten Mineralien bisweilen kubikmetergroße Massen bilden, welche durch Glimmertafeln von ein bis zwei Decimeter Dicke abgesondert werden. Dazu gesellen sich Beryll, Apatit, Granat und andere Mineralien. Bei Marmagne und St. Symphorien im Morvan führen die Pegmatitgänge nach Dufrenoy so viel Turmalin und gemeinen Beryll, daß letzterer bisweilen als Straßenmaterial verwendet wird. Auch der berühmte in Gneiß aufsetzende Granitgang von Funbo bei Fahlun gehört hierher, welcher bei sechs Lachter Mächtigkeit zwischen seinem sehr großen Orthoklas, Quarz und Glimmer noch Albit, gemeinen Topas, Beryll, Granat, Gadolinit, Orthit und mehre tantal- und cerhaltige Mineralien führt. Ferner der durch seine Gadolinite und Yttrotantalite längst berühmt gewordene sehr großkörnige Granit von Ytterby in Upland, der großkörnige Granit von Mursinik im Ural mit Albit, Turmalin, Granat, Topas, Beryll und sehr schönen Bergkrystallen.

Als Granitit schied G. Rose [16]) von dem Granit alle diejenigen granitischen Gesteine aus, welche aus vorwaltendem rothen Orthoklas, viel Oligoklas, etwas Quarz und wenig schwärzlichgrünem Magnesiaglimmer bestehen, sich also durch den rothen Orthoklas und den gänzlichen Mangel weißen Glimmers von dem eigentlichen Granit unterscheiden. Diesem verbleiben demnach nur die Gesteine mit vorwaltendem weißen Orthoklas und Quarz nebst untergeordnetem Oligoklas und zweierlei Glimmer, nämlich weißem Kaliglimmer und dunkelfarbigem Magnesiaglimmer. Solcher Granitit nun bildet den Brocken am Harze, der sonst auch schon gelegentlich als Brockengranit ausgezeichnet worden, ferner die Hauptmasse des Riesengebirges, erscheint bei Mehlis und Ilmenau am Thüringerwalde, an mehren Orten in Böhmen, bei Schriesheim im Odenwalde, im Jägerthale in den Vogesen. Auch den allbekannten Granit von Baveno, welchen Fournet [17]) als Miarolet von dem normalen Granit trennte, rechnet G. Rose hierher. Uebrigens tritt der Granitit zum Granit in die mannichfaltigen Verhältnisse, welche auch andere Abänderungen eingehen, so schließt er Bruchstücke desselben ein, bildet gang- und stockförmige Massen in demselben u. s. w. Indessen

12) Mémoire sur la pegmatite in den Annales des mines 1849. I. XVI. 13) Bulletin de la société géologique de France b. II, 495. 14) H. Müller, Regensburger zoologisch-mineralogisches Correspondenzblatt 1852. VI, 33. 15) *Delesse*, Bulletin de la soc. géolog. de France 1853. b. X, 568—588.

16) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1849. I, 357; 1857. IX, 513. 17) Bulletin de la soc. géol. de France b. II, 495.

trat alsogleich gegen die Selbständigkeit des Granitits als einer eigenen Gebirgsart gerade der gründlichste Kenner des harzer Granites, Hausmann, auf [18]) und erklärte, daß im harzer Granit überhaupt das Verhältniß von Orthoklas und Oligoklas im höchsten Grade variabel sei und das Vorkommen des weißen Glimmers gar kein sicheres Merkmal biete. Auch andere Beobachter haben sich nicht von strenger Gesetzmäßigkeit einer granititischen Constitution überzeugen können und schreiben daher dem Granitit keinen höhern Werth zu als den andern Abänderungen des Granites. Nur die jüngern österreichischen Geologen haben es in ihren Arbeiten im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt versucht, dem Rose'schen Gestein Anerkennung zu verschaffen.

Ein ungleich höheres wissenschaftliches Interesse aber, als Pegmatit und Granitit jemals beanspruchen können, hat sich Studer's Alpengranit, auch Protogin [19]), granitartiger Protogin, Protogingranit genannt, erworben. Derselbe ist ein krystallinischkörniges Gemenge aus weißem oder röthlichem glänzenden Orthoklas, grünlichweißem matten Oligoklas, grauem oder blaß violettem Quarz, dunkelgrünem sehr eisenoxydreichen und irrthümlich für Chlorit gehaltenen Glimmer und endlich noch einem hellgrünen talkähnlichen Mineral. Der Orthoklas ist der am meisten charakteristische Bestandtheil, oft fast zwei Drittheile des Gemenges ausmachend und in Krystallen von mehren Centimetern Länge auftretend. Die an der Streifung ihrer Spaltungsflächen sicher unterscheidbaren Oligoklaskrystalle dagegen sind allermeist viel kleiner. Der Quarz bildet nur Körner von muschligem Bruche und waltet ganz ausnahmsweise vor; in schieferigen Abänderungen sandig und halb geschmolzenem Schnee ähnlich; der dunkelgrüne zweiachsige Glimmer erscheint in dicken heragonalen Tafeln von einigen Millimetern Durchmesser. Der Talk endlich ist perlmutterglänzend, lebhaft bis blaßgrün, in dünnen gekrümmten Blättchen, imprägnirt gern den Oligoklas und bedingt dann dessen oft lebhaft grüne Färbung. Naumann erklärt diesen für ein epigenetisches Gebilde, die gar häufigen gneißartigen und schieferigen Abänderungen des Protogins enthalten sehr gewöhnlich kleine und minder deutlich ausgebildete Feldspathkrystalle, mehr zurücktretenden sehr feinkörnigen und weißen Quarz, weniger hellfarbigen Glimmer, dessen kleine Schuppen sich zu Flasern vereinigen, dagegen vorherrschenden und die Ablosungen ganz überdeckenden Talk. Es bleiben also die wesentlichen Bestandtheile dieselben, nur wird mit der schieferigen Structur zugleich ihr Mengenverhältniß ein anderes. Die Feldspathkrystalle erreichen im Protogin auf den Shetlandsinseln eine noch ansehnlichere Größe als in den Alpen, nämlich 4 Zoll Länge bis 1—2 Zoll Breite und sind schön roth [20]). Auch in den Alpen kommen bisweilen schön pfirsichblüthrothe Orthoklaskrystalle vor. Uebrigens verschwindet stellenweise der Quarz gänzlich und ebenso auch der Talk. Die Centralmasse des Montblanc bietet die schönste und mannichfaltigste Entwickelung des Alpengranites. Delesse [21]) zog aus seinen Analysen des Protogins das interessante Resultat, daß der Gehalt an Kieselerde fortwährend abnimmt; je mehr der massige granitische Protogin in den schieferigen übergeht, bis letzterer etwa 10 Procent Kieselerde weniger als ersterer enthält. Die granitischen bilden zugleich die Mitte der großen Protoginablagerungen in den Alpen und die schieferigen deren Peripherie, sodaß ein inniger Zusammenhang zwischen den petrographischen, chemischen und geognostischen Verhältnissen der verschiedenen Abänderungen besteht.

Außer den oben angeführten zufälligen Mineralien und untergeordneten Bestandtheilen kommen im Granit auch noch untergeordnete Gesteine und ganz fremdartige Einschlüsse vor, welche über seine Entstehung und sein geologisches Verhalten oft sichere Aufschlüsse geben und daher unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen. Zunächst sind hier die dem Granit petrographisch nahe verwandten Gesteine zu erwähnen, in welche er die schon erwähnten allmäligen Uebergänge bildet. Insbesondere tritt der Gneiß oft in die engste Beziehung zum Granit und erscheint demselben untergeordnet, so in ganz auffallender Weise der eben besprochene Alpengranit, von welchem die schieferige Abänderung als Gneiß gar nicht zu trennen ist. Auch in Wechsellagerung tritt der Gneiß mit dem Granit und noch häufiger ist er in eckigen Bruchstücken, in Schülfern, Blöcken und selbst großen Schollen völlig in demselben eingeschlossen, der Art, daß man sich bei der Betrachtung solcher Blöcke der Annahme nicht erwehren kann, als habe hier der flüssig aus dem Erdinnern emporsteigende Granit eine feste Gneißdecke zersprengt und dessen Bruchstücke und Schollen aufgenommen und schwimmend fortgeführt. Naumann gedenkt [22]) einer ganz außerordentlichen Anhäufung von scharfkantigen Gneißfragmenten, welche in dichtem Gedränge regellos durch einander gestürzt in einem prächtigen Granitfelsen zwischen Homme und Hommelund am Einank in Norwegen liegen. Die scharfkantigen Gneißstücke sind schwärzlich, von sehr verschiedener Größe und Gestalt und dergestalt von dem hellfarbigen Granit eingeschlossen, daß die Masse dieses die Stücke allseitig wie mit trennenden Scheidewänden umgibt. Gleich oberhalb dieses interessanten Vorkommens hört der Granit auf und der Gneiß bildet die alleinige Gebirgsart. Solche Gneißstücke und größern Schollen liegen auch in dem viel untersuchten Granit von Marienbad, in dem bei Rumburg und Hainspach nach Jokely [23]), an mehren Orten im Schwarzwalde und besonders auch in den Pyrenäen. Ganz gleiche Verhältnisse sind vom Glimmerschiefer be-

18) Göttinger gelehrte Anzeigen 1852. S. 145. 19) Der Name Protogin wurde von Jurine eingeführt und das Gestein am gründlichsten in seinem geologischen Verhalten behandelt von Studer in der Geologie der Schweiz. (Bern 1851.) Bd. I. 20) *Necker*, Bibliothèque universelle de Genève, nouv. ser. XXVII, 373.

21) Annales de Chimie et physique 1849. XXV, 114—127; Bulletin de la soc. géol. de France b. IX, 464. 22) Lehrbuch der Geognosie II, 225. 23) Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt X, 392.

kannt, aber kommen minder häufig vor. Credner [24]) erwähnt solche Glimmerschieferschalen im Granit von Schmalkalden, welche zum Theil noch vom Granit durchschnitten sind. Bisweilen ordnen sich die eingeschlossenen Schollen und dünnen Platten in regelmäßige dem Parallelismus ihrer Structurflächen entsprechende Richtung. So beobachtete Hitchcock bei Chesterfield viele Glimmerschieferschollen bis 6 Zoll Dicke in einer dem äußern Glimmerschiefer völlig parallelen Lage vom Granit umschlossen. In den Pyrenäen sind derartige Erscheinungen häufiger. Syenitfragmente wurden erst an sehr wenigen Orten im Granit gefunden, öfter wieder Stücke von Hornblendeschiefer, z. B. am Mühlberge bei Marienbad und zwar ganz scharfkantige, Fragmente von Diorit in den Pyrenäen, an andern Orten von Thonschiefer.

Bei näherer Vergleichung findet man diese eingeschlossenen Fragmente von den verschiedensten Dimensionen in Form von kleinen Splittern und Brocken kaum zollgroß, in fuß- und lachtergroßen Blöcken bis zu solch kolossalen Massen, daß wir sie nicht mehr als Fragmente, sondern als Lagermassen, als selbständige Gebirgsglieder betrachten müssen. So sind z. B. in den Greisensteinen bei Geyer die Glimmerschieferblöcke fuß- bis lachtergroß, die Gneißblöcke im Granit von Mitweida haben mehre Lachter Durchmesser, ebenso die am Einschnitte der sächsisch-schlesischen Eisenbahn bei Langebrück; die Gneißmasse bei der mohsdorfer Mühle im Chemnitzthale mißt mehre hundert Fuß im Durchmesser, die Schiefermasse am hintern Fastenberge im karlsbad-eibenstocker Granit 3000 Fuß, die zwischen Oberblauenthal und Muldenhammer 4000 Fuß, bei Eibenstok 16,000 Fuß Länge bei 4000 Fuß Breite und nicht minder große bei Rumburg und Hainspach im Riesengebirge [25]). Am südlichen Ende des luganer Sees bei Brinzio liegt nach L. v. Buch eine Glimmerschiefermasse ganz wie eine Insel im Granit, nach Russegger am Sinai 60 Fuß starke Chloritschiefermassen im grobkörnigen Granit, nach Charpentier in den Pyrenäen scharfkantige Fragmente eines sehr glimmerreichen Gneißes von hundert und mehr Kubikfoiseninhalt, die also wahre Felsen im Granit darstellen. Allermeist sind diese großen und kleinen Fragmente von sehr unregelmäßiger und scharfkantiger Form, bei schieferigem Gesteine oft platt, schollenartig, gebogen, am Rande gestaucht, aufgeblättert, auch wol theilweise zerspalten und aus einander getrieben und in den Zwischenräumen von Granit erfüllt. Abgerundete Fragmente dagegen, Gerölle und Geschiebe sind viel seltener und gewöhnlich sehr klein, faust- und kopfgroß und dann auch nicht sicher von bloßen Absonderungen und Ausscheidungen, von Concretionen zu unterscheiden, also nicht eigentlich mehr eingeschlossene Fragmente. Wirklich abgerundete Gneißgerölle beschreibt Rozet [26]) von Tholy in den Vogesen und Virlet d'Aoust [27]) beobachtete im Granit der Normandie, welcher die Trottoirs für Paris liefert, neben scharfkantigen Fragmenten auch Geschiebe von schieferigen Gesteinen, von Quarzit und Lydit. Auch die bei Langebrück unweit Dresden im Granit enthaltenen Gneiß- und Glimmerschieferfragmente sind nach B. Cotta [28]) meist geschiebeartig abgerundet und fast kugelförmig. Großes Aufsehen für die Theorie der Granitbildung erregte ein von Hippe im Granit gefundenes abgerundetes Quarzgeröll und eben solche haselnußgroße, welche sich ganz gut und glattflächig herauslösen ließen, erwähnt Paulus aus dem karlsbad-eibenstocker Granit zwischen Lindig und Marklesgrün. Die Bruchstücke kommen bald nur vereinzelt, bald sehr zahlreich beisammen vor, ja bisweilen so gehäuft und dicht gedrängt, daß sie förmliche Breccien und Conglomerate mit Bindemittel von krystallinischem Granit darstellen. Insbesondere reich sind daran die Granitgänge und die Grenze typhonischer Granitstöcke, während sie in der Mitte solcher Stöcke und in großen Granitmassiven und Decken zu den seltensten Erscheinungen gehören. Förmliche Breccien aus Graniten und Thonschieferstücken mit Granit verkittet beobachtete schon Hoffmann [29]) bei Reizenstein und Oberklingensporn im Fichtelgebirge, kleine den Thonschiefer durchsetzende Granitmassen umgebend; Charpentier mehrfach in den Pyrenäen, besonders ausgezeichnet im Thale de Cauterets in einem grobkörnigen glimmerarmen Granit zahlreiche eckige und abgerundete Stücke eines sehr feinkörnigen theils glimmerreichen theils hornblendehaltigen Granites. Dubois erwähnt solch conglomeratartigen Granit aus der Ukraine, Lloyd beschreibt sie von der kingstower Eisenbahn bei Blackrock in Irland, Erman von Irkuzk, G. Leonard von Schlierbach. So lange die Verwitterung das Gestein noch nicht angegriffen hat, pflegen die Fragmente mit dem sie einschließenden Granit außerordentlich fest verbunden, ganz fest verwachsen zu sein, oft sogar so innig verschmolzen und verflößt, daß ihre Umrisse nicht mehr scharf hervortreten, und in diesem Falle ist man nur zu sehr geneigt, sie für bloße Concretionen zu erklären. Bisweilen ändert auch der sie unmittelbar berührende Granit von der allgemeinen Granitmasse mehr oder minder erheblich ab, erscheint grobkörniger in sonst feinkörnigem Granit, woraus man auf einen Einfluß der Fragmente auf die Krystallisation des erstarrenden Granites schließt. Mohs [30]) beobachtete solches Verhältniß an den größern Glimmerschieferblöcken im Granit der Greifensteine, früher noch Freiesleben an den Granulitfragmenten im Granit bei Ehrenberg. Naumann [31]) fand im Justethale in Norwegen beim Gehöfte Hornberg einen meist kleinkörnigen Granit, welcher weithin eine große Menge regellos gestalteter, fragmentähnlicher Gneißpartien umschließt und diese Gneißklöße sind sehr häufig von einem großkörnigen Gemenge aus weißem Feldspath und graulichweißem Quarz eingefaßt, welches auch vielfach sie selbst und den Granit in mehr oder minder mächtigen Trümmern durchzieht. Die eingeschlossenen

24) Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1841. 399. 25) Jokely, Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt 1859. X, 391. 26) Bulletin de la soc. géolog. de France III, 131. 27) Ebendas. 2. série III, 94, 276; IV, 144. 28) Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1848. 130. 29) Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse 432. 30) v. Moll's Annalen III, 340. 31) Lehrbuch der Geognosie II, 217.

Bruchstücke gleichen häufig noch völlig dem Gestein, von welchem sie in der Umgebung des Granites abstammen, zeigen an andern Orten aber auch eine unverkennbare Umwandelung; so erscheint der Thonschiefer in Glimmerschiefer, die Bruchstücke dieses in Gneiß verwandelt. Oft erscheinen die großen Fragmente unverändert und die mit ihnen vergesellschafteten kleinen metamorphosirt, so stimmen die großen Blöcke im Granit der Greifensteine noch fast ganz überein mit dem benachbarten Glimmerschiefer, während die kleinen Stücke gneißartige Beschaffenheit haben. Hinsichtlich ihrer Lagerungsweise erscheinen die kleinen Bruchstücke stets völlig von Granit umschlossen, ganz in ihm eingebettet zu sein, kolossale Blöcke dagegen und große stockähnliche Massen sind bisweilen dem Granit nur oberflächlich aufgesetzt, theilweise in ihn eingesenkt und ragen mehr oder minder gleichsam wie freie Inseln aus dem Granitmeere hervor. Solche hervorragende Schollen sind z. B. die von Hoffmann und Hausmann beschriebene, aus Hornfels bestehende Achtermannshöhe und die Kieselschieferkuppe des Wormberges im Harze, ferner die großen Schieferinseln im eibenstocker Granit, deren eine im Gipfel des Auersberges den höchsten Punkt des dortigen Gebirges bildet. Nach Weaver trägt der Lugnaquilla, der höchste Berg in der von Dublin nach Waterford laufenden Granitkette, auf seinem Gipfel eine von aufsteigenden Granitgängen durchflochtene Mütze von Glimmerschiefer. Auch auf der centralen Granitmasse der Cevennen nordwestlich von Genolhac am Roc Malpertus schwimmt eine kolossale Schieferscholle mit drei merkwürdigen Kuppen, deren höchste in 1625 Meter gipfelt. In der Whitsandbay unweit Landsend fand Forbes eine isolirte Partie schieferigen Gesteines auf dem Granit, welcher dieselbe gleichfalls nach allen Richtungen in Gängen und Adern durchsetzt.

Eine ganz besondere Beachtung verdienen die im Granit hin und wieder vorkommenden Einschlüsse von größern Kalksteinmassen in Form von Klötzen und Stöcken, bisweilen auch als ziemlich regelmäßige Parallelmassen eines krystallinisch körnigen Kalksteines, welche gemeinlich als Gänge oder Lager aufgeführt werden, nach Naumann jedoch nur als losgesprengte, eingeknetete und metamorphosirte Fragmente von Kalksteinablagerungen gedeutet werden können. v. Charpentier [32]) bezeichnete schon das häufige Vorkommen von Kalklagern in dem pyrenäischen Granit als eine merkwürdige Eigenthümlichkeit. Er fand dieselben an mehren Stellen wechselnd mit feinkörnigem und großkörnigem Granit, zum Theil von schieferiger Structur, von sehr verschiedenem Korn und wechselnder Farbe, 3—90 Fuß mächtig und stellenweise reich an zufällig eingemengten Mineralien, im Streichen aber dem der übrigen pyrenäischen Felsarten entsprechend und spätere Untersuchungen haben dann auch nachgewiesen, daß die meisten dieser Lager vom Granit metamorphosirte secundaire Kalksteine sind. Als solche lassen sich die von Emmons [33]) geschilderten Kalksteine im Granit des Staates Newyork nicht deuten. Dieselben sind theils kleine, ganz unregelmäßig conturirte, ringsum von Granit umschlossene Kalksteinstöcke, theils keilförmige Apophysen, welche der unter dem Syenit und Granit anstehende Kalkstein in diese treibt, wie bei Halesborough und Lyndhurst, theils auch noch einfache, parallele und regelmäßige oder auch verzweigte, gewundene und unregelmäßige Kalksteingänge, endlich auch Kalksteinlager mit scharfkantigen Bruchstücken verschiedener primitiver Gesteinsarten. Bei der Berührung erscheinen Granit und Kalkstein meist scharfgetrennt, nur bisweilen sehr innig gemengt und verflößt. Diese und andere eigenthümliche Verhältnisse lassen Emmons nicht zweifeln, daß der Kalkstein hier derselben eruptiven Natur ist wie der Granit und Syenit. Und dieselbe Entstehung beansprucht E. Dumas [34]) für die Kalksteinvorkommnisse in dem Granit der Cevennen, welche er als Gänge beschreibt. Der Kalkstein ist schön weiß und krystallinisch körnig und bildet fast verticale Parallelmassen von 2—10 Meter Mächtigkeit, deren fünf in der Gegend von Le Vignan und eine bei Cabrillac. An letzterem Orte führt der Gang Quarz, Blende, Bleiglanz und Bleikarbonat, läßt eine regelmäßige Schichtung erkennen und wird aufwärts vom Granit abgeschnitten, sodaß an eine Bildung von Oben nach Unten durchaus nicht zu denken ist. Nach Clarke [35]) setzt am Wollondilly in Argyle County in Neusüdwales im grobkörnigen Syenitgranit ein 47 Yards mächtiger und unter 50 Grad südwestlich fallender Gang auf, welcher aus abwechselnden Lagern von Quarzit und von Marmor besteht; nachdem derselbe bis in das Flußbett hinabgegangen, biegt er sich schnell aufwärts und steigt wiederum als ein zweiter Gang in den Granit hinein. Es verdienen alle derartigen Vorkommnisse noch der nähern sorgfältigen Untersuchung und allseitigen Prüfung, bevor über die Entstehung der Kalksteine und ihre ursprüngliche Beziehung zum Granit eine sicher begründete Ansicht geltend gemacht werden kann.

Zu den untergeordneten und fremdartigen Vorkommnissen im Granit gehören auch die in ihm aufsetzenden anderen Gesteinsarten, die Erzgänge und Erzlagerstätten. Hier ist zunächst der Greisen zu erwähnen, ein aus vorwaltendem sehr grobkörnigem hellgrünem Quarz und wenig grünem, gelbem oder ölgrünem Glimmer bestehendes Gestein, das durch Aufnahme von Feldspath in Granit übergeht und durch seine Zinnerzführung ein allgemeines Interesse hat. Es tritt bei Schlaggenwalde im Gneiße, bei Altenberg im Porphyr, doch meist auf eine so innige Weise mit dem Granit verbunden auf, daß man es aus diesem entstanden durch Verschwinden des Feldspathes auffassen muß. So ragt bei Zinnwalde mitten aus dem Porphyr eine elliptische von Nord nach Süd etwa eine Viertelmeile lange Kuppe von Greisen hervor, welche häufig in Granit übergeht und an vielen Stellen ganz regellos gestaltete Granitpartien umschließt.

32) Journal des Mines XXXIII, 120. 33) Report on the geological Survey of the State of New-York 1838. I, 198

34) Bulletin de la soc. géologique de France 1846. 2. série III, 573. 35) Quaterly journal of the geological society of London 1845. I, 342.

Ebenso deutlich geht am Kielberge an der westlichen Grenze der großen karlsbad-eibenstocker Granitpartie der Granit in Greisen über. Bei Baurly im Departement der obern Vienne bildet der Greisen mitten im Granit ganz unregelmäßige Stöcke. Aehnliche Erscheinungen werden aus Ungarn und aus Cornwall berichtet.

Wir haben bereits oben der schörlreichen Granite und ihrer Uebergänge in Schörlfels gedacht, welche durch allmäliges Verschwinden des Glimmers und Feldspathes entstehen. Der Schörlfels tritt nun innerhalb des Granites selbst oft in gangähnlichen Parallelmassen oder Zonen auf, bildet an der Grenze von Granitmassen Gänge, welche den Granit und den angrenzenden Schiefer gleich unabhängig durchsetzen, oder sendet von größern Massen im Schiefergebirge Gänge und Apophysen in den Granit. Bei Rosemodris in Cornwall wird nach Forbes [36]) der Granit an seiner westlichen Grenze von sehr vielen ½—2 Fuß mächtigen Schörlfelsgängen durchsetzt, welche nicht in die aufliegenden Schiefer sich verfolgen lassen, und am Polmeareliff theilen eben solche zahlreiche Gänge den Granit in lauter regelmäßige Parallelmassen. Nach Sedgwick besteht der Granit von St. Austell Moor ganz und gar aus abwechselnden Parallelmassen von Granit und Schörlfels; hier ist es Granit mit Streifen von Schörlfels, dort Streifen von Granit im Schörlfels, alle Streifen mit ostwestlichem Streichen und sehr starkem Fallen; die Schörlfelsstreifen aber lassen oft in der Mitte eine schmale durch Zinnerz bezeichnete Absonderung erkennen, wie denn auch beiden Gesteinen dasselbe Erz eingesprengt ist. Bei Carn-Boscawen setzt nach Carne im Granit ein bis 8 Fuß mächtiger Gang von Schörlfels auf, welcher in einer fast verticalen Felswand vom Wasserspiegel bis zu etwa 60 Fuß Höhe sichtbar ist, aber sowol nach Oben wie nach Unten sein Ende erreicht; oben zerschlägt er sich in mehre Trümmer, die allmälig schmäler werdend sich endlich auskeilen; nach Unten verliert er sich gänzlich im Granit und bildet nur einen Körper mit demselben. Seltener erscheinen diese Schörlfelsgänge im Schiefer und durchsetzen dann zugleich die diesen durchschwärmenden Granitgänge. Diorit und Grünstein treten an verschiedenen Orten im Granit auf; so Grünsteingänge bei Rumburg und zahlreiche in Calabrien [37]), Dioritgänge mit Zinkblende bei Merklin im Böhmerwalde [38]), zahlreiche im Dniesterthale [39]) und nach v. Charpentier häufig im Granit der Pyrenäen. Häufiger noch setzen Porphyrgänge im Granit auf, so die viel besprochenen im karlsbader Granit und bei Schmiedefeld im Thüringerwalde, die meilenlangen Porphyrgänge im Granit des Riesengebirges, welche sich gabeln und wieder schaaren [40]), und im Granit zwischen der Loire, Rhone und Saone [41]). Quarz durchschwärmt in schwachen Gängen und Adern sehr viele Granitmassen und tritt auch lagerartig in demselben auf. Hornsteingänge kommen im grobkörnigen Granit bei Marienbad vor und enthalten rhomboedrische Eindrücke von Bitterspathkrystallen.

Die Erzgänge und Erzlagerstätten erscheinen theils im Granit als von ihm ganz unabhängige Bildungen, theils aber auch in entschiedener Abhängigkeit von ihm. Die berühmten Zinnerzlagerstätten von Zinnwalde im Erzgebirge gehören dem Granit an, ebenso die Eisenerzlagerstätten von Suhl am Thüringerwalde, die großen Eisenerzgangzüge der eibenstock-neudecker Gegend, deren Gänge aus Quarz, Thonstein und Letten bestehen und außer den Eisenerzen noch Kobalt, Wismuth, Kupfererze, Fluß- und Schwerspath, Bitter- und Kalkspath führen, die zahlreichen Eisenerzgänge im Granit Böhmens, von Traversella in Piemont; die Kupfererzlagerstätten von Sätersdalen in Norwegen und die sehr reichen in Chili, über welche neuerdings wieder Crosnier [42]) berichtete. Unter den Erzgängen im Granit des Schwarzwaldes verdienen vor Allem die Kobalt- und Silbergänge im wittichen Revier, sowie die in der Reinerzau und bei Alpirsbach Erwähnung. Ferner kommt in der Schlucht des Steinabachs bei St. Blasien ein mächtiger Bleiglanzgang vor, ein ähnlicher im Mettmathal zwischen Brenden und Buggenried, andere bei Wies, Marzell, Endlenburg, am Spitzenberg bei Oberkirch, bei Renweier unfern Baden. Gänge von Rotheisenstein finden sich im eisenbacher Thal, bei Urach, Scholach, Forbach, Braunsteingänge im eisenbacher Thale, in Unterkirnach und bei Spitzwald, Brauneisensteingänge bei Durbach, im Sulzbach bei Oberkirch und am Fuße des ebersteiner Schloßberges. Nicht minder berühmt als die Erzführung des erzgebirgischen Granites ist die des Granites in Cornwall, wo besonders Kupfererze und Zinnstein einbricht. Graphit kommt in Nestern und kleinen Stöcken vor, öfter in den Pyrenäen und bei Greenwood in Maine.

Organische Einschlüsse, Ueberreste von Pflanzen und Thieren sind noch nirgends im Granit gefunden worden.

Der Granit ist ein massiges, ungeschichtetes Gestein ohne Parallelstructur, wodurch allein er sich vom Gneiß unterscheidet. Stellenweise ordnen sich jedoch innerhalb des Granites oder gegen seine Grenzen hin die Glimmerschuppen parallel und erzeugen dann die bereits besprochenen Uebergänge in Gneiß, den Granitgneiß und Gneißgranit. Auch körnig-streifige oder gebänderte Structur wird durch zonenhafte Anhäufung der Glimmerschuppen veranlaßt und solche Streifen wechseln dann mit glimmerarmen ab. Wenn nun auch stellenweise die Parallelstructur deutlich entwickelt auftritt, oder die bankförmige Absonderung zusammenhängende Platten erzeugt [43]): so

36) Transactions of the geological Society of Cornwall 1822. II, 57. 253. 262. 37) Philippi, Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1840. 436. 38) Hochstetter, Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt VI, 777. 39) G. v. Bloede, Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1841. 508. 40) G. Rose ebendas. 1844. 446.

41) *Rozet*, Mémoires de la Société géologique de France 1840. IV, 53. 42) Annales des mines 1851. XIX, 185. 43) Nach v. Andrian, Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1859. X, 538, zeigt der Granit der Branisfokette in Ungarn sehr schiefrige Textur.

sind dieselben doch keine eigentlichen Schichten in dem Sinne, in welchem wir die Schichtung von den sedimentairen oder Flötzgesteinen nehmen. Sie ist übrigens bei der früher sehr lebhaft behandelten Frage über die Neptunische oder Plutonische Entstehung des Granites in der ausführlichsten Weise erörtert worden und man kann sich über die Schichtung des Granites in den bezüglichen Arbeiten von Pötzsch, Playfair, Greenough, Breislak u. A. ausführlicher belehren, als es gegenwärtig noch von wissenschaftlichem Interesse ist. Die angebliche Schichtung läßt sich nur als plattenförmige Absonderung und als Parallelstructur auffassen. Eine sehr häufige und bisweilen auch auf weite Strecken mit großer Regelmäßigkeit auftretende Structur ist die bankförmige Absonderung. Dieselbe wurde in ihrer ausgezeichneten Entwickelung im Granit von Cornwall und Devonshire von Sedgwick, Boase, Enys und de la Beche sehr eingehend untersucht, dann von Hausmann im Granit des Harzes nachgewiesen. In letzterem zeigen sich drei Systeme von Absonderungsklüften, von welchen zwei eine senkrechte oder doch steile und gegen einander fast rechtwinkelige Lage haben, während das dritte System oft horizontal oder doch nur wenig geneigt ist. Das eine der beiden ersten Systeme streicht der Hauptrichtung der Granitmassen ziemlich parallel. Leibnitz erklärte in seiner Protogäa §. 4 die Bänke als Schalen, welche bei Erkaltung der aufsteigenden heißflüssigen Granitblasen entstanden seien und eben diese Theorie hat L. v. Buch in seiner schönen Abhandlung über die Formen, mit welchen der Granit und Gneiß an der Erdoberfläche erscheinen, ausführlicher dargelegt. Nach ihm erscheint der Granit fast überall in ellipsoidischen Stöcken mit gewölbter Oberfläche, gleichsam in Form weich aufgequollener Blasen, welche im Innern aus concentrischen Schalen bestehen, die durch die Zusammenziehung und daher Zertheilung der erkaltenden Massen erzeugt wurden. Eine besondere Stütze erhält diese Theorie noch durch die auf der Oberfläche mancher Granitmassen vorkommenden Anhäufungen von Blöcken, von wahren Blockmeeren, wie auf dem Brocken, deren Entstehung eine andere Erklärungsweise nicht leicht annehmbar macht. In enger Beziehung mit der bankförmigen Absonderung steht die quader- und pfeilerförmige, welche wie die unregelmäßig polyedrische nur in der Richtung der Absonderungsklüfte verschieden sind und auch bei andern massigen Gebirgsarten mehr oder minder häufig vorkommen. Viel seltener dagegen kommt gerade beim Granit die säulenförmige Absonderung vor. Sehr schöne und großartige Säulen beschreibt Carne [44]) vom Granit am Cap Landsend in Cornwall, sowie südlich davon am Tol-Pede-Pemrith und nördlich am Huel-Oak-Point in St. Just; am Bordenack-Point haben die Prismen eine überraschende Aehnlichkeit mit Basaltsäulen. Eben diese täuschende Aehnlichkeit bemerkte Fournet [45]) an den Granitsäulen des Vorgebirges Collo in der Provinz Constantine in Algerien. Minder schön kommen sie am Mühlberg unfern Tzeidler in Böhmen und an andern Orten vor. — Der Kugelbildung im Granit haben wir schon oben bei Anordnung der wesentlichen Gemengtheile gedacht. Granitkugeln mit concentrisch schaliger Verwitterung und innerem frischen Kern 2—5 Fuß im Durchmesser beschreiben Goldfuß und Bischof von der seißener Mühle bei Arzberg im Fichtelgebirge, Stur vom taborer Granit besonders schön bei Drazitz. G. Rose fand in den kleinern Kugeln von Schwarzbach im Riesengebirge in der Mitte einen Orthoklaskrystall, welcher zunächst von Albit und Glimmer eingefaßt wird und dann von grobkörnigem Orthoklas und Quarz umhüllt ist. Diese Kugeln liegen dicht über einander und bilden einen 20 Fuß mächtigen Gang am sogenannten Krötenloche. Die von Charpentier am Berge Moine Mendia bei Hallette in den Pyrenäen im feinkörnigen Granit beobachteten unregelmäßigen Kugeln von 2 Zoll bis 2 Fuß im Durchmesser ließen keine concentrisch schalige Structur erkennen, wogegen deutlich concentrisch schalige Granitkugeln nach Weaver in den Steinbrüchen von Knockdeberry in Irland, nach Dufrenoy bei Argentat im Departement de la Correze, nach Jokely im Granit des mittlern Böhmen vorkommen. Ganz eigenthümlich sind die von Eschwege am Küstenpunkte Praia Grande in Brasilien untersuchten Kugeln. Dieselben sind mehre Fuß groß, länglich, zum Theil mit der Längsaxe aufrecht stehend und an der Spitze aufgebrochen wie eine halb geöffnete Rose und mit ausgezeichnet concentrisch schaliger Structur; innerhalb der vielen und oft kaum eine Linie dicken Schalen umschließen diese Steinknospen einen beweglichen länglichen Kern. Auch bei Porto in Portugal fand von Eschwege Granitkugeln, deren Durchmesser von 10—50 Fuß beträgt. Andere eigenthümliche Granitkugeln beschreibt Alluaud [46]) aus dem Pegmatit von La Vilate im Departement der obern Vienne. Diese bis zwei Meter großen Kugeln haben einen Kern von Orthoklas umgeben von feinkörnigem Feldspath, welcher in mehren concentrischen Zonen graue Quarzkörner umschließt; diese Körner werden von Innen nach Außen immer kleiner, sinken von Nuß- auf Stecknadelknopfsgröße herab. Andere Kugeln besitzen einen Kern von Granat, Apatit, Arsenkies, Wolfram, worauf Albit mit Columbit folgt. In manchen Graniten tritt die kugelige Absonderung erst mit beginnender Verwitterung erkennbar hervor.

Die Formen, mit welchen der Granit über die Oberfläche hervortritt, sind verschiedenartige und zum Theil höchst eigenthümliche zumal in einzelnen Felswänden, Thälern und Gipfelungen. Ausgedehnte Granitmassen constituiren bergiges und hügeliges Land mit sanft gewölbten Kuppen, bauchigen Abhängen, mit einzelnen wollsackähnlichen Hügeln, wie v. Buch sich ausdrückt, und mit mehr oder minder tief eingeschnittenen Thälern, die sich streckenweise verengen und weiten. Im

44) Transactions of the geological society of Cornwall III, 208. 45) Comptes rendus 1848. XXVI, 76.

46) Bulletin de la société géologique de France 1850. VII, 230.

Hochgebirge steigt der Granit oft in hochgewölbten Domen auf und öffnet zwischen seinen jähen Abhängen nur engsohlige, zum Theil wild zerrissene Thäler, die in kleinem Maßstabe auch in minder großen Granitregionen vorkommen. Dabei ragen bald isolirte bald gruppirte Felsen in den absonderlichsten, wunderbarsten Formen frei aus dem Massiv oder auf hohen Thalwänden und im Gewipfel empor und Spalten und Schründe durchschluchten das Felsengebäude, dessen höchste Gipfel mit nadelförmigen Felshörnern und spitzigen Pyramiden sich in den Himmel hinaufrecken. Die abgerundeten Berge bedecken sich sehr häufig mit Blöcken, größern und kleinern, die sich auch an den Gehängen in den Thälern anhäufen, während deren Sohle und das Land steinig, grusig und sandig ist. In den Alpen, Pyrenäen und andern großartigen Granitmassen treten die imposanten Scenerien mit den wildesten und schreckhaftesten Felsformen, abgerundeten Domen und Bergen in vollendetster Entwickelung auf. Die senkrechten Zacken, Nadeln und Hörner gruppiren sich nach Russegger's und Wellsted's Schilderungen auch Granit des Sinaigebirges in Arabien zu einem wundervollen Waldesdicht, dessen Schluchten, Wände und Spitzen kahl und öde, ohne Baum, ohne Sturzbach, ohne See, ohne Ruinen und Häuser, also in Todtenstille dastehen, eine düstere und dunkle Felsenwildniß. Ebenso schildert Russegger den Gneißgranit der Lofoten in Norwegen als wunderbar gestaltete Felskolosse, tausendzackig und zerrissen, mit zahllosen Hörnern und Zinken meist hoch über die Schneegrenze hervorragend, zum Theil bedeckt mit Gletschern und ewigen Schneefeldern, gleichsam als mächtige Säulen jenes Riesentempels, in welchem sich die Natur in ihrer Größe auch jenseits des Polarkreises dem Menschen offenbart. Ein Blick von dem Col de Balme auf die den Montblanc umstehenden Vasallen erfüllt mit staunender Bewunderung und prägt ein unverwischbares Bild dieses Riesengebäudes ein. Ganz andere Bilder sind die isolirten Klippen und frei aufragenden Felsen. Allbekannt sind von denselben im Harze die Schnarcher zwischen Schirke und Elend, die Feuersteinsklippen südwestlich von der Heinrichshöhe, der Ilsenstein bei Ilsenburg, ferner die merkwürdigen wie künstlich aufgerichteten Monumente in der Lausitz bei Königshain und der Hochstein südlich von Elstra, die abenteuerlichen Greifensteine bei Geyer, welche der Volksglaube zu Trümmern eines verwünschten Schlosses macht. Die Ablosungsformen zeigen sich an vielen dieser isolirten Felsen sehr deutlich und geben denselben das Aussehen künstlicher Riesenblockbauten. Auch in den Granitdistricten von Cornwall und Devonshire kommen ähnliche Felsgestalten vor, so die unter dem Namen von Tars und Cares vielbesprochenen phantastischen Formen im Landsenddistricte, welche auch den Alterthumsforschern Material zu wiederholten Betrachtungen lieferten und wiederholt von Dichtern besungen worden sind. Die auffallendsten Granitformen aber scheinen in einigen Gegenden Sibiriens aufzutreten, auf welche schon Pallas, Renovanz und Ledebour, dann G. Rose und v. Humboldt die Aufmerksamkeit lenkten. Letzterer sagt darüber: „Wenn man aus der Steppe von Platowsk zu den felsigen Ufern des kolywandschen Sees aufsteigt, so wird man von diesen Graniteruptionen, welche auf einem Raume von mehren Quadratmeilen aus einem ganz ebenen Boden hervortreten, überrascht. Bald liegen die Felsen in geraden Reihen hinter einander, bald hinter einander, bald zerstreut in der Ebene und dabei besitzen sie die sonderbarsten Gestalten. Hier sieht man schmale Mauern, dort kleine Thürme oder Polygone; die niedrigsten Mauern ähneln Tribünen, Sesseln oder Grabdenkmalen; manche haben eine Höhe von 400 und 500 Fuß, andere erreichen kaum 7—8 Fuß. Andere noch ungewöhnlichere Formen fand Pallas bei Andontscholon in Daurien, nämlich Ruinen, Portale, Grotten, über einander gestürzte Platten, kleine Zackengipfel und viele andere seltsame Gestalten, sodaß man von Weitem eine Heerde von Kameelen, Pferden, Kühen zu sehen glaubt, was auch der mongolische Name Andontscholo, Viehheerdenfelsen, ausdrückt. Längs des südlichen Altaiabhanges zwischen Buchtarminsk, dem Uarym und dem chinesischen Posten Baty erhebt sich der Granit in Glocken, plattgedrückten Halbkugeln und Kegeln mitten aus der Ebene."

Den mechanischen und chemischen Einwirkungen der Atmosphärilien widersteht der Granit je nach seiner mineralogischen Beschaffenheit längere oder kürzere Zeit. Wir finden daher Granitfelsen, welche Jahrtausende hindurch bereits der Verwitterung trotzen und nur erst eine leichte Verfärbung zeigen, während andere in Grus und Sand zerfallen und noch andere auf größere oder geringere Tiefe bereits vollständig chemisch zersetzt sind. Die häufigste Zerstörung, die wir an den Gehängen in den Thälern, in alten Steinbrüchen, auch auf der Oberfläche der Felsen beobachten, besteht in einer Auflockerung des Zusammenhanges der einzelnen Bestandtheile, welche bis zur Zerblätterung des Feldspathes fortschreitet und so den Granitgrus und Granitsand erzeugt. Diese Zerstörung ergreift das Gestein nicht gleichmäßig in seiner ganzen Ausdehnung, sondern zunächst an einzelnen Stellen, und streifenweise dringt daher auch hier nur einige Linien und Zolle tief ein, dort schon viele Fuß tief vor. Die Ablosungsklüfte unterstützen ganz besonders diesen Auflösungsproceß und treten darum auch an nackten Wänden und isolirten Felsen gewöhnlich recht deutlich hervor. Es entstehen auf diese Weise aus horizontalen Bänken die abgerundeten matrazen- und wollsackähnlichen Blöcke, aus Pfeilern und Quadern die säulenförmigen und kugeligen Gestalten, bei unregelmäßig polyedrischer Absonderung große und kleine rundliche Blöcke, welche durch grusige Schalen von einander gesondert erscheinen. Endlich zerfällt das Gestein in Grus und Sand, dessen Körner eckig und scharfkantig sind und die einzelnen Mineralien meist noch recht deutlich unterscheiden lassen. Dieses Gebilde nennen die Bewohner des Harzes Haidesand, die im mittlern Frankreich arène und darauf bezieht sich ohne Zweifel auch der Name Sandgänge, mit welchem der Bergmann im obern Erzgebirge gewisse

Granitgänge bezeichnet. In den Bergen der Bourgogne, des Limousin und Perigord hat sich der Granitsand mächtig angehäuft und wird als vortreffliches Material zu hydraulischem Mörtel verwendet. Dringt eine kieselerdhaltige Auflösung in den Granitgrus: so werden die Körner von Neuem zu festem Gestein verkittet und wir haben den bereits erwähnten regenerirten Granit, der stellenweise bei flüchtiger Betrachtung mit dem primitiven Granit zu verwechseln ist.

In Folge der eben besprochenen Zerwitterung bedecken sich die Gipfel der meisten Granitberge mit großen Blöcken, welche oft zu Tausenden regellos über einander gestürzt ein wildes und wüstes Felsenmeer, die sogenannten Teufelsmühlen, bilden. Der sich ablösende Grus wird von Regen und Rinnwassern fortgeführt, die festern Massen widerstehen der weitern Zerwitterung, sinken der Zwischenmittel beraubt zusammen, bleiben in sehr verschiedenen, nicht selten den wunderlichsten Stellungen auf einander liegend, drohend und verwegen, scheinbar nicht mehr unter dem richtigen Schwerpunkte gestützt, bisweilen sogar schaukelnd und wackelnd, aber noch Jahrhunderte in dieser unsichern Lage verharrend. Solche durch Form und Lage ausgezeichneten Blöcke kommen in fast allen Teufelsmühlen vor und sind vom Volke mit besondern Namen wie Herenaltar, Herenkanzel u. dergl. belegt worden. Ja der Brocken, auf welchem die Felsenmeere recht auffällig hervortreten, soll seinen Namen von diesen Gesteinsbrocken haben, oder wie Schröder meint, weil sein Gipfel gebrochen, im harzer Dialekt brocken ist. Den Felsenmeeren des Riesengebirges schenkt L. v. Buch in seinen geognostischen Beobachtungen auf Reisen durch Teutschland und Italien I, 18 eine besondere Aufmerksamkeit. Zwischen den ungeheuern Anhäufungen abgerundeter Granitblöcke ziehen sich Höhlen und Gänge hin, während Thürme und Pyramiden hoch emporragen; die große Sturmhaube ist völlig mit solchen Blöcken bedeckt und deshalb sehr mühsam zu ersteigen; zwischen den Elbquellen und den Schneegruben sieht man weite Flächen mit ihnen besäet. Diese sonderbaren Felder, ein Bild der Verwüstung, aber nicht der plötzlichen und gewaltsamen, sondern der langsamen und still erfolgenden, sind überzeugende Beweise von der unaufhörlich fortschreitenden Abnahme des Gebirges. Wie viel höher waren die Kuppen und Berge, als die Millionen von Blöcken noch nicht durch einander gestürzt und zusammengesunken waren! Im naundorfer Granitdistrict bei Freiberg in Sachsen ist fast jede Kuppe mit einer kleinen Blockablagerung gekrönt. Im Fichtelgebirge fesseln dieselben wie auf dem Brocken die Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden, namentlich das bei dem Alexandersbade liegende höchst imposante Felsenmeer der Luisenburg oder Lurburg. Auch im Böhmerwalde kommen dieselben an mehren Orten vor nach Hochstetter's Schilderungen. Bei dem Anblicke dieser wilden wüsten Blockmassen drängt sich sogleich die Frage nach ihrer Entstehung auf. Man nahm öfter an, der ursprünglich hoch aufragende zackige Granitgipfel sei durch Erdbeben und vulkanische Explosionen zersprengt worden, aber wie durch solche Katastrophen ein weit abgerundeter, gleichmäßig mit Blöcken übersäeter Gipfel entstehen soll, ist nicht recht einzusehen, auch lassen sich die Spuren vulkanischer Explosionen nirgends an diesen Felsenmeeren erkennen. Noch weniger werden Fluthen und Strömungen die Blöcke herbeigeführt haben können und auf der Höhe der Granitberge abgesetzt haben. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die Blockmeere das unmittelbare Product der Zersetzung der zerklüfteten Gesteine sind, eingeleitet durch die Zusammenziehung bei der Erkaltung des in flüssigem Zustande aus dem Erdinnern aufsteigenden Granites. Das vielfach zerrissene und zerborstene Gestein bot den Atmosphärilien zahlreiche Angriffsflächen außen und innen und die ungleiche Dichtigkeit bei der großen Veränderlichkeit in der Beschaffenheit und dem Mengungsverhältniß der constituirenden Mineralien veranlaßte hier eine schnellere Zerstörung, Abrundung der Formen und Zusammenstürzen, während dort die scharfen Kanten und Ecken der Zerwitterung trotzten und einzelne Blöcke in den wunderlichsten und verwegensten Stellungen sich erhielten. Wir haben diese sehr verschiedenen Grade der Zertrümmerung und Auflösung, der Block- und Grusbildung in tief eingeschnittenen Granitthälern frei und offen neben einander und finden hier den Schlüssel zu den Erscheinungen auf den Gipfeln.

Die chemische Auflösung der Granite, welche man gemeinlich als Kaolinisirung bezeichnet, ist keine so allgemeine Erscheinung wie die eben besprochene mechanische Zerstörung oder Zerwitterung und scheint nur bei gewissen Granitabänderungen häufig zu sein. Sie beruht auf der Zersetzung der Feldspathe und verhält sich je nach deren chemischer Constitution sehr verschieden. Der aus dem Orthoklas hervorgehende reine Kaolin ist als zweiwasserhaltige zweifach kieselsaure Thonerde zu betrachten, dadurch gebildet, daß dem Orthoklas vierfach kieselsaures Kali entzogen wird, statt dessen die rückständige zweifach kieselsaure Thonerde zwei Atome Wasser aufnimmt. Andere Feldspathe verhalten sich natürlich anders. Bischof, Fournet, Fuchs und andere Chemiker erklären diese Umwandelung der Feldspathe in Kaolin durch Einwirkung von Wasser und Kohlensäure und Forchhammer hat gezeigt, daß Wasser und hohe Temperatur schon zur vollständigen Zersetzung des Orthoklases genügen. Diese Agentien sind überall vorhanden und es kann uns nicht auffallen in den verschiedensten Granitgebieten mehr oder minder große Kaolinlager zu finden. Bekannt und ergiebig sind dieselben bei Karlsbad, bei Saint Yrieux unweit Limoges in Frankreich, bei St. Stephans und St. Auston in Cornwall, bei Cornwood in Devonshire. In allen diesen Lagern lassen sich noch die verschiedenen Stufen der Zersetzung erkennen und die Zusammensetzung der ursprünglichen Granitvarietät nachweisen. In der Umgegend von Macao sind nach Callery alle Granitberge dermaßen zerstört, daß ihre Gipfel wie mit Schnee bedeckt erscheinen.

Der Granitsand, welcher sich zwischen den Blöcken, an den Gehängen und in der Sohle der Thäler anhäuft, bildet durch die weitere Zersetzung des Feldspathes einen

der Vegetation sehr günstigen Boden und wo diese Verhältnisse eingetreten sind, trägt der Granit schöne Laub- und Nadelhölzer und üppigen Wiesenwuchs, während er von der chemischen Auflösung des Feldspathes kahl und nackt bleibt und nur dürftigen Flechten Ansatz gewährt.

Die Lagerungsformen der Granite hat Naumann in seinem Lehrbuche der Geognosie zuerst einer sehr eingehenden Erörterung unterworfen. Am häufigsten kommt die stockförmige und gangförmige Lagerung vor, nur selten die deckenförmige und noch weit seltener ist das Auftreten in wirklichen Lagern. Die vielen kleinen, länglichen und abgerundeten Granitpartien bis zu einigen Meilen Durchmesser lagern in der Form von typhonischen Stöcken und werden gemeinlich als Granitellipsen oder wegen ihrer kugelförmigen Oberfläche als Granitellipsoide aufgeführt. Sie tauchen als wahre Granitinseln aus dem umgebenden Gneiß- und Schieferlande, dem krystallinischen Schiefer- und dem Uebergangsgebirge hervor und zwar nur selten vereinzelt, meist vielmehr zu mehren neben oder hinter einander reihenförmig angeordnet. So lassen sie sich mit den heutigen Vulkanreihen vergleichen und verweisen diesen analog auf granitische Eruptionen längs einer und derselben Spalte. Im Erzgebirge tauchen bei Schwarzenberg in der Linie von Klösterlein bis Crandorf von Nordwest nach Südost fünf solcher Granitinseln aus dem Glimmerschiefer auf, nämlich die fast kreisrunde Granitpartie von Aue, die langgestreckte und etwas gekrümmte Partie von Lauter, die ganz kleine von Neue Welt, die langgestreckte und geradlinige von Schwarzenberg und endlich die kleine im Schwarzwasserthale durchbrochene Granitpartie von Erlhammer. Die Längsdurchmesser aller dieser Graniteinseln fallen in die Richtung ihrer Verbindungslinie. Westlich von Aue liegen in einer Parallellinie der vorigen die beiden langgestreckten Granitpartien von Oberschlema und Auenhammer, dagegen lassen die drei bei Geyer auftragenden Inseln keine geradlinige Anordnung erkennen, obwol die beiden südlichen des Zinnberges und des Stockwerkes in die Linie der weiter nach Südost zwischen Buchholz und Schlettau liegenden Granitpartie fallen. Die Graniteinseln des Erzgebirges schneiden die Längsausdehnung dieses Gebirges fast unter rechten Winkeln, haben also auf die allgemeinen Formverhältnisse desselben keinen bestimmenden Einfluß. Der großen centralen Granitmasse des Fichtelgebirges liegen in einer von Nordost nach Südwest gestreckten Linie die drei Graniteinseln des großen Kornberges, des Waldsteines und die von Korndorf vor, die Längsdimension der erstern fällt wieder in die Längsare der Centralgranitmasse, welche der des Fichtelgebirges parallel ist. Minder auffällig ordnen sich die Graniteinseln des Harzes linear, doch fällt auch ihr Auftreten in die Längenausdehnung des Gebirges. Ganz gleiches Auftreten bekunden die Granitpartien in vielen andern Gebirgen. In Cornwall und Devonshire ziehen sich fünf große und mehre kleine Partien von Bovey über Bodmin bis zum Cap Landsend in einer etwas gekrümmten Linie fort, ungefähr dem allgemeinen Verlaufe der südlichen Küste beider Grafschaften parallel. In Schottland erheben sich 25 Graniteinseln aus dem Gneißgebiete und 14 aus dem Glimmerschiefer und Thonschiefer, ebenso in Irland 18. Die drei Granitpartien in den Cevennen liegen ostwestlich hinter einander und schneiden also die Richtung des Gebirges unter 40 Grad. In der Normandie und Bretagne, in den Pyrenäen und andern Gebirgen erheben sich große und kleine Granitstöcke in reihenweiser Anordnung. Selbst die kolossalen Granitmassen wie die von Kupferberg bis nach Reichenberg in 9 Meilen Erstreckung, die 6 Meilen lange Centralmasse des Fichtelgebirges, die nicht minder kleine karlsbad-eibenstocker Partie des Erzgebirges sind nach Naumann eher als typhonische Stöcke wie als deckenartige Ausbreitungen zu betrachten. Mit den umgebenden Schichtgesteinen pflegen diese Stöcke in keiner abhängigen Beziehung zu stehen und gar nicht selten erscheint die Schichtung so ungestört in ihrem Fallen und Streichen, als ob gar keine Granitinseln da wären. Nur an der Grenze und in der unmittelbaren Berührung kommen öfter locale Störungen, Hebungen, Verwerfungen, metamorphosirender Einfluß, Erz- und Mineralführung u. dergl. vor. In gar manchen Fällen bekundet allerdings der Granit seinen ganzen Einfluß auf die Lagerung des umgebenden Schichtgesteins, indem dessen Schichten ringsum von ihm abfallen, dieselben den Granit also ganz entschieden mantelförmig umlagern, an andern Orten, wie bei Wiesenbad in Sachsen, dagegen ihn kuppelförmig bedecken. Wie anders will man diese Lagerungsverhältnisse erklären, als daß die Schichten ursprünglich horizontal und in ununterbrochenem Zusammenhange von dem aus der Tiefe empordringenden Granit gehoben und durchbrochen worden sind. Hier und da kam es nicht bis zum Durchbruche und der untergreifende Granit ist erst in Folge späterer Zerstörung, durch Thalbildung, Abspülung an der Meeresküste von den bedeckenden Schriftsteinen entblößt worden. Wie sich die Granitstöcke in der Tiefe verhalten, ob sie hier in ihren horizontalen Dimensionen zu- oder aber abnehmen, ob die reihenweise geordneten Stöcke in unmittelbarem Zusammenhange stehen oder getrennt in die ewige Teufe, d. h. bis an den unbekannten Heerd des Granites hinabsetzen, darüber gibt die directe Beobachtung erst in den allerwenigsten Fällen nur spärlichen Aufschluß und läßt den Vermuthungen und blos hypothetischen Annahmen freies Spiel. Der aus tiefen Spalten der festen Erdkruste aufgestiegene Granit hat bald einen größern bald einen geringern Einfluß auf die Lagerung der oberflächlichen Schichtgesteine ausgeübt. Im Harze, im Fichtelgebirge, in Cornwall bildet der Granit die höchsten Gipfel und überragt das umgebende Schichtgestein bedeutend. Umgekehrt steigt z. B. an der 5000 Fuß hohen Schneekoppe der Glimmerschiefer viel höher hinauf als der Granit, ebenso der Gneiß von Niederbobritzsch bei Freiberg. Bei Kirchberg in Sachsen wird der Granit fast ringsum von höhern Schiefergebirgsmassen umwallt. Als besonders ausgezeichneten Circus beschreibt Elie de Beaumont die wesentlich aus Gneiß bestehenden Oisans mit dem

12,600 Fuß hohen Mont Pelvoux [47]). Dieselben bilden einen Circus von 8 geographischen Meilen Umfang mit Wänden von 9000—12,000 Fuß absoluter Höhe, nach Innen sehr steil, nach Außen sanft abfallend, im Innern aber tritt der Granit hervor. Nach Hitchcock [48]) haben alle Granitmassen in Massachusetts ein merkwürdig tiefes Niveau im Vergleich zu andern Gesteinen.

Einzelne Granitstöcke haben eine linsen- oder keilförmige Gestalt, indem sie sich in der Richtung ihres Streichens beiderseits keilförmig verschmälern und auspitzen, während sie sich nach Oben entweder gleichfalls keilförmig zuschärfen oder aber ausbreiten. Sie erscheinen dann bei geringer Ausdehnung als kurze stockförmige Gänge, welche bei gleichem Streichen mit den Schichten des Nebengesteines leicht für Lagerstöcke gehalten werden können. Die Granitmassen von größter horizontaler Ausbreitung müssen dagegen allgemein für deckartige Gebirgsglieder, d. h. für mächtige nach allen Richtungen hin aufgelagerte Bildungen genommen werden, selbst wenn an den Rändern ähnliche Begrenzungsverhältnisse beobachtet werden wie an den typhonischen Stöcken die riesigste Granitmasse in Europa, welche ein Areal von fast 4000 □Meilen bedeckt, liegt im südlichen Rußland in 130 Meilen Erstreckung von WNW nach OSO von Brody zwischen dem Bug und dem Dniepr bis gegen Taganrog [49]). Auch in Spanien im Gebirgszuge zwischen dem Tajo und der Guadiana und in Galizien gewinnt der Granit eine ungewöhnlich ausgedehnte Verbreitung, an der Sierra Morena gewaltige, mit enormen Blöcken besäete Plateaus bildend und die ungeheure Masse der Serra d'Estrella, welche mit der von Galizien sich vereinigt [50]). In Vorderindien zwischen den Flüssen Godavery und Kistnah dehnt sich gleichfalls ein weites Granitplateau aus, in dessen Mitte Hyderabad liegt. Die in Sachsen zwischen Görlitz, Camenz, Großenhain, Leuben, Dohna und Georgenthal in Böhmen über mehr als 50 □Meilen ausgedehnte Granitablagerung darf nach Naumann ebenfalls nur für eine deckenartige Ausbreitung gehalten werden, welche jedoch strichweise und besonders an ihren Grenzen gegen das Schiefergebirge den Charakter typhonischer Stöcke besitzen mag, wie das wol bei allen Granitdecken vorausgesetzt werden mag, da jede ihre theils an den Grenzen hinlaufenden, theils in der Tiefe verborgenen Eruptionslinien hat. Die wirkliche Auflagerung durch ein stellenweises Ueberfließen der Granitmasse ist längst bei kleinern Partien beobachtet worden und darf daher bei größern Ablagerungen ohne Bedenken angenommen werden. Die älteste derartige Beobachtung hat L. v. Buch in seiner ersten monographischen Arbeit [51]) veröffentlicht, in welcher er sagt, der Granit liegt auf dem Glimmerschiefer bei Reichenstein, Vollmersdorf, Ober- und Niedersaasdorf und bildet die Oberfläche beider Abhänge wie ein über sie hinweggebreitetes Tuch. Die ähnliche Auflagerung des Granites des Ziegenrückens am Harze auf den dortigen Schiefern beschreibt Keferstein in seinem geognostisch geologisch dargestellten Teutschland [52]); sie ist am schönsten aufgeschlossen auf der rechten Seite des Ockerthales und wol zwei Stunden weit setzen die Granitklippen auf den Schiefern fort. Auch im Erzgebirge östlich von Graslitz an der westlichen Grenze der karlsbad-eibenstocker Granitpartie findet eine entschiedene Auflagerung des Granites auf dem Glimmerschiefer statt, zum Beweise, daß sich dieselbe, obwol sie anderwärts die Begrenzung eines typhonischen Stockes zeigt, doch in dieser Gegend über die Oberfläche des Schiefers ausgebreitet haben muß. Der Glimmerschiefer tritt dort nämlich mit einem spitzen Winkel sehr weit in das Granitgebiet ein, indem die von Giasberg nach Silberberg nordwärts verlaufende Grenze bei letzterem Orte nach Osten umbiegt und in dieser Richtung bis zu den Mühlhäusern fortzieht, von wo sie plötzlich nach Westen zurückläuft. Längs dieser über eine Meile langen Grenze zieht sich der Granit beständig auf der Höhe des Gehänges hin, während in der Tiefe der Glimmerschiefer mit mehren tiefen Schluchten ansteht. Auf der Insel Mihau an der Küste des Departements Cotes du Nord bildet der Granit eine Decke auf dem Thonschiefer, dessen Schichten sehr steil aufgerichtet sind und von Granitadern und Gängen durchsetzt werden [53]). Auf der Insel Elba breitet sich nach Krantz [54]) am Capo Difonza östlich vom Golfo di Campo der Granit auf der unebenen Oberfläche der Schichten der Apenninenformation aus. Eine großartige horizontale Ausbreitung des Granites beobachtete Alex. v. Humboldt [55]) in Sibirien an den Ufern des Irtisch zwischen Buchtarminsk und Ustkamenogorsk, wo der Uebergangsthonschiefer seine Schichten unter 60—80 Grad neigt und der Granit deren Unregelmäßigkeiten auf ¾ Meilen mit fast horizontalen Bänken bedeckt. Besonders interessant ist die Auflagerung am Hallingskarven in Norwegen nach Keilhau's Mittheilung [56]). Dieser auf dem Gebirgsrücken zwischen Hardanger und Hallingdal bis zu 6000 Fuß aufragende, einige Meilen lange und bedeutend breite Koloß besteht unten aus Thonschiefer mit unter 60 Grad geneigten Schichten und auf diesem lagert 1200 Fuß mächtiger Granit. An vielen solchen horizontalen Auflagerungen, welche durch ein förmliches Ueberfließen des ganz weich hervorgequollenen Granites erklärt werden müssen, schließt derselbe nur selten Bruchstücke des Nebengesteines ein und bildet nur ausnahmsweise Gänge und Adern.

Ein besonderes Interesse beanspruchen die im Granit auftretenden Stöcke eines anderen Granites, welche in größern Granitgebieten gerade keine seltene Erscheinung sind. Meist sind es grobkörnige, porphyrartige Granite, in welchen feinkörnige wie Inseln oder Kuppen hervor-

47) Mémoire pour servire à une description géologique de la France II, 339. 48) Report on the Geology of Massachusetts 472. 49) Karsten's und v. Dechen's Archiv 1840. XV, 70. 50) Willkomm, Strandgebiete der iberischen Halbinsel S. 59. 51) Versuch einer mineralogischen Beschreibung von Landeck 1797. S. 16.

52) 1830. Bd. VI. S. 375. 456. 53) Bulletin de la société géologique de France IV, 201. 54) Karsten's und v. Dechen's Archiv 1841. XV, 383. 55) Reise nach dem Ural I, 610 und Centralasien I, 195. 56) Gäa norwegica I, 390.

ragen, seltener das umgekehrte Verhältniß: grobkörnige Stöcke in feinkörnigem Granit. Diese Stöcke müssen als selbständige untergeordnete Gebirgsglieder betrachtet werden, denn sie verhalten sich ganz ebenso wie die Stöcke anderer eruptiven Gesteine. Sehr gewöhnlich kommen mit ihnen noch Gänge derselben Granitabänderung vor. Bei Zehren unweit Meißen liegen im grobkörnigen Granit kleine Stöcke eines feinkörnigen fast glimmerfreien Granites, welcher zugleich außerordentlich häufige Gänge in jenem und im Syenit bildet. In der kirchberger Granitpartie, welche vorwaltend aus grobem, porphyrartigem Granit besteht, ragt bei der Stadt Kirchberg der Bohrberg mit einem feinkörnigen sandsteinähnlichen Granit auf und in der Granitinsel von Niederbobritsch bei Freiberg gibt es mehre Kuppen, welche sich durch die Feinkörnigkeit des Gesteins ebenso auffallend von dem herrschenden Granit unterscheiden, als sie sich durch dieselbe Beschaffenheit an den in Gängen und Adern auftretenden Granit anschließen. Dieselben Erscheinungen wiederholen sich nach Warnsdorff [57]) bei Karlsbad, Elnbogen und Marienbad, wo im Töpltthale, am Arberge, Dreikreuzberge und andern Punkten der feinkörnige Granit aus dem grobkörnigen hervortritt. Auf der Grenze dieser beiden Granite steigen in Karlsbad selbst die weltberühmten Quellen hervor. Auch aus dem Riesengebirge berichtet G. Rose, daß z. B. im Scholzenberge und Hopfenberge bei Warmbrunn Kuppen feinkörnigen Granites im herrschenden grobkörnigen, im Stangenberge bei Stonsdorf und im Ameisenberge bei Erdmannsdorf langgestreckte Rücken des erstern in letzterem auftragen. v. Oeynhausen und v. Dechen [58]) sahen am Vorgebirge Tol Pedu Perwiſh in Cornwall eine feinkörnige Granitmasse in 200 Fuß hohen Felsen, welche gleichsam als fremdartiger in den grobkörnigen Granit hineingeschobener Gebirgsklotz erscheint. Mit Recht betrachtet Walchner die Stöcke als verkürzte und verdickte Gänge und findet das Vorkommen ersterer eben nicht eigenthümlicher als das der Granitgänge im Granit. Er fand im Schwarzwalde in dem langen Granitzuge längs der Südgrenze des Gebirges bei Albbruck bis herab nach Gernsbach im Murgthal und Wildbad im Engthal viele solche Stöcke, von welchen der große metallreiche Granitstock des wittichener Reviers der wichtigste ist.

Sehr häufig erscheint der Granit in wirklicher Gangform und zwar unter den verschiedenartigsten und mannichfaltigsten Verhältnissen. Diese Gänge bilden bald mächtige Züge bald schmale Streifen, Adern oder Trümmer, sind bei sehr bedeutender Mächtigkeit ohne erhebliche Längenausdehnung, sodaß sie schon als Stöcke betrachtet werden können, oder setzen mit geringer Stärke auf weite Strecken fort; oft sind sie regelmäßige, ebenflächige Parallelmassen mit unveränderlichem weithin anhaltendem Streichen und Fallen oder aber sie winden und krümmen sich, verzweigen und zerschlagen sich, schicken Seitenausläufer ab und schaaren sich wieder. In letzterem Falle erscheinen sie bisweilen gleichsam als die Wurzeln stock- oder klotzförmiger Massen, wie Carne [59]) von den schönsten Granitgängen in Cornwall östlich von Trewavashead berichtet, deren einige nach Oben sich vereinigen und eine den Schiefer horizontal überlagernde Granitmasse tragen. Gewöhnlich durchschneiden solche Granitgänge die Schichten der Gebirgsglieder, in welchen sie aufsetzen, nur bisweilen laufen sie als Lagergänge auf größere oder kürzere Strecken parallel zwischen den Schichten fort, letzteres zumal bei sehr steiler Schichtenstellung. Der Ganggranit pflegt durchaus gleichkörnig zu sein, aber in einzelnen Gängen erscheint er an den Salbändern feinkörnig und in der Mitte des Ganges grobkörnig, seltener umgekehrt, ja manchmal nimmt er an der Grenze und in den Ausläufern eine dichte, felsitische Beschaffenheit an. Auch Bruchstücke des Nebengesteines finden sich gar nicht selten in den Granitgängen. Für alle diese Verhältnisse liegen Thatsachen aus den verschiedensten Granitgebieten vor, deren wir einige anführen.

Einen der bedeutendsten Gänge von 3 Meilen Erstreckung bildet der kleinkörnige Granit in der sächsischen Granulitformation, welcher sich fast in der Mitte dieser von der Kirche in Rossau über Mitweida, Röllingshain, Dietendorf nach Burgstädt und weiterhin erstreckt und bei Mitweida seine größte Breite erreicht. In der Gegend von Waldheim, Kriebstein und Ehrenberg durchsetzt der Granulit eine ganze Niederlage von Granitgängen und viele derselben schließen auch scharfkantige Bruchstücke des Granulits ein. Fr. Hoffmann nennt diese Gänge hinsichtlich des Aufschlusses über ihre Entstehung über Alles ausgezeichnete Erscheinungen der Art. Einen andern sehr mächtigen und etwa eine Meile langen Granitgang beschreibt Naumann in der Geognostischen Beschreibung des Königreichs Sachsen V, 88. Es ist der Syenitgranitzug auf dem linken Elbufer, wo er aus dem Lockwitzthale über Tronitz bis in das Müglitzthal oberhalb Wesenstein fortsetzt, in seiner nördlichen Hälfte aus Syenit, in der südlichen Hälfte aus Granit bestehend, der zuletzt fast gneißartig wird. Sein Streichen folgt den Schichten der Urschieferformation so nahe parallel, daß er fast als Lagergang betrachtet werden kann. Von vielen mächtigen nahe bei einander in paralleler Richtung aufsetzenden Granitgängen berichtet G. Rose [60]). Selbige setzen mit 18—20 Lachter Mächtigkeit und senkrechtem Streichen von Norden nach Süden durch das Schiefergebirge bei Berefowsk. Großartiger noch sind die 2—10 Werst breiten Gangzüge des uralischen Hauptgranites in der Urschieferformation in Katharinenburg. Merkwürdige mächtige Lagergänge im Thonschiefer beschreibt Weaver [61]) aus der Gegend von Arklow in Irland. Hier lehnen sich die Schichten der Schieferformation mit 70—80 Grad Neigung an die

57) Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1846. S. 396.
58) Karsten's Archiv für Bergbau XVII. Heft 1.
59) Transactions of the Geology Soc. of Cornwall II, 66.
60) Reise nach dem Ural I, 186; II, 555. 61) Transactions of the Geology Soc. London V, 171.

Granitkette und umschließen unmittelbar an ihrer Grenze vier Lagergänge von Granit, von welchen der erste 11, der zweite 16, der dritte 160, der vierte 21 Faden mächtig ist. Der erste wird von der Hauptmasse des Granites durch eine 8 Faden mächtige Thonschieferzone abgesondert, während zwischen ihm und dem zweiten Granitgange der Thonschiefer 149 Faden mächtig ansteht, dieser zweite und der vierte Gang aber ganz nahe im Liegenden und Hangenden des mächtigsten dritten Lagerganges auftreten. Geringmächtige Granitgänge sind im Gebiete der Ur- und Uebergangsformation ganz gewöhnliche Erscheinungen, und zwar abhängig von den in der Nähe auftretenden größern Granitablagerungen. Bald sind sie wirkliche bald Lagergänge, und bisweilen so zahlreich und so dicht gedrängt, daß sie förmliche Geflechte und Netzwerke im Nebengestein bilden. So im Gneiß und Glimmerschiefer des Fichtelgebirges bei Kornbach und Gottmannsdorf unweit Gefrees nach Cotta [62]), im Gneiß bei Dub im pilsener Kreise Böhmens und noch häufiger bei Strakonitz im südlichen Böhmen, wo der Gneiß gleichsam nur wie Bruchstücke im Granitgeäder erscheint [63]), ähnlich auch im egerer Kreise; ferner im Uebergangsschiefer in den Pyrenäen, im versteinerungsführenden Kalkstein des Christianiaterritoriums [64]), in den devonischen und Steinkohlenschichten in Cornwall und Devonshire [65]), in der Schieferformation zwischen der Loire, Rhone und Saone [66]), und im Arolauthale, am Fuße des Ungerberges und andern Orten im Departement Bas Rhin, im Uebergangskalk im Tort- und Techthale in den Pyrenäen [67]), im bunten Sandstein und den Schichten der Kreideformation an den Katarakten von Assuan und von Waddi Halfa [68]), im Liaskalk zahlreich zwischen Vic Dessos und Aulus bei dem Port de Salleir in den Pyrenäen [69]), im Kreidekalk zu St. Martin im Glythale in den Pyrenäen nach Rozet, endlich auch noch zahlreiche Gänge des sogenannten neuen oder Turmalingranites im Eocängebirge am Monte Campana auf Elba [70]).

Zu den seltsamen Formen, in welchen diese Granitgänge ausgebildet sind, beschreibt Boue aus der Gegend von Loucrup in den Pyrenäen ein Beispiel. Hier keilen sich nämlich im Thonschiefer einige Granitgänge nach Oben und Unten aus, andere schwellen plötzlich um das Doppelte und Dreifache ihrer Mächtigkeit an und ziehen sich bald ebenso stark wieder zusammen. Bei Glenismaule in Irland setzt nach Weaver [71]) ein 15 Fuß langer Lagergang im Thonschiefer auf, welcher an einem Ende sich auskeilt, am andern dagegen bei ein Paar Fuß Stärke quer abgeschnitten erscheint, und einen zweiten ähnlichen, der sich plötzlich umbiegt und nach der entgegengesetzten Seite rückläufig wird, bis er sich endlich in zwei Trümmer zerschlägt und zu Ende geht. Im Thale von Valorsine setzen nach Necker de Saussure zwei mächtige Granitgänge in den senkrechten Gneißschichten auf, neigen sich aufwärts gegen einander und vereinigen sich oben in einer 100 Fuß breiten und 60 Fuß hohen, ganz unregelmäßig gestalteten Granitmasse. Auch auf Dovrefield in Norwegen, bei Näverdal und Quickne tritt der Granit in ganz merkwürdigen Formen im Thonschiefer auf: bald lagerartig, bald gangartig, bald biegt auch ein Lager plötzlich um und durchschneidet nun als wirklicher Gang die Schichten.

Eine sehr häufige Erscheinung sind Gänge einer Granitvarietät in einem andern Granit und besonders ist es der feinkörnige Granit, welcher den grobkörnigen gangartig durchsetzt, seltener dieser jenen. Außer durch die Größe des Kornes unterscheiden sich solche Ganggranite sehr gewöhnlich noch durch verschiedene Mengung und Färbung, geringere Zerstörbarkeit, besondere zufällige Bestandtheile, überhaupt durch sehr auffällige und charakteristische Eigenthümlichkeiten, sodaß sie schon lange und an den verschiedensten Orten eingehend untersucht worden sind. Sehr gewöhnlich sind sie mit ihrem Nebengestein ganz innig verwachsen, gleichsam verflößt und verschmolzen, doch bisweilen kommt auch eine förmliche Ablosung vor. Uebrigens bieten sie die ganze Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, unter welchen andere Gesteinsgänge auftreten. Am häufigsten ist wie erwähnt der feinkörnige Ganggranit. So erwähnt schon Voigt einen solchen im grobkörnigen an der Schalleithe bei Altenstein im Thüringerwalde und Heim gedenkt anderer, obwol er sie nicht für Gänge halten will. Pötsch beschreibt feinkörnige Granitgänge im Riesengebirge bei Petersdorf in der Nähe des schönen Wasserfalles, mit welchem die Kochel in den Zacken stürzt. Dieselben sind nur eine Linie bis 12 Zoll mächtig, durchschneiden sich in allen Winkeln, verwerfen einander, gabeln sich zum Theil und verlieren sich an ihren Enden mit immer abnehmender Breite unvermerkt im grobkörnigen Granit. Auch G. Rose bestätigt, daß im Riesengebirge der feinkörnige Granit die häufigen Gänge im Granit bildet. Ebenso ist es in Sachsen an beiden Elbufern, in der Granitpartie von Niederbobritsch bei Freiberg, ferner bei der karlsbad-eibenstocker Granitpartie. Letztere sind seit der ersten Beobachtung durch L. v. Buch schon im J. 1792 am häufigsten untersucht und bis in die neueste Zeit Gegenstand der widersprechendsten Ansichten gewesen [72]). Der feinkörnige Granit mit schwarzem Glimmer durchsetzt in vielen, oft in hohen Kämmen hervorragenden Gängen den grobkörnigen mit tombackbraunem Glimmer. Ganz ähnliche Verhältnisse werden im Egerthale zwischen Falkenau und Altsattel, wo sogar zweierlei Granite

62) Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1843. S. 173. 63) v. Zepharowich, Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt V, 276. 64) Scheerer, Deutsche geolog. Zeitschrift 1851. S. 31. 65) *de la Bèche*, Memoirs geol. Survey of Great Britain 1846. p. 228. 66) *Rozet*, Mémoires de la Soc. géolog. de France 1840. IV, 53. 67) Derselbe, Comptes rendus 1850. XXXI, 884. 68) Russegger, Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1830. S. 6. 69) *Duroche*, Annales des mines 1844. VI, 15. 70) *Cocchi*, Bulletin de la Société géologique de France 1856. XIII, 226. 71) Transactions of the geological society of London V, 158.

72) v. Warnsdorff im Neuen Jahrbuch für Mineralogie 1844. S. 411 und 1846. S. 355; Kapp ebendas. 1840. S. 397 und Reuß 1844. S. 129 und die bezüglichen Abhandlungen im Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt.

gangförmig in einem dritten Granit aufsetzen, ferner im südwestlichen Böhmen, bei Tabor, im Schwarzwalde, um Lyon, in den Pyrenäen, in Cornwall, Chili u. s. w. beobachtet. Indessen tritt auch an den verschiedensten Orten der grobkörnige Granit und besonders Pegmatit gangförmig im feinkörnigen auf. Durocher [73]) erwähnt dieselben in der Bretagne und in den Pyrenäen, Kenngott [74]) aus der Gegend von Presburg und schon der alte Saussure [75]) bezeichnet sie in der Gegend von Samur als eine sehr merkwürdige Erscheinung. Der Granit bei Heidelberg wird nach G. Leonhard [76]) von Gängen eines feinkörnigen und eines großkörnigen durchsetzt, letztere die ersten durchschneidend und also späterer Entstehung. In einer am böhmischen Sitze bei Karlsbad aufragenden Felswand ruht der grobkörnige Granit auf feinkörnigem, welch letzterer fast parallel der schiefen Grenzfläche von einer bis 2 Fuß starken Lage großkörnigen Granites durchsetzt wird, die einen Ausläufer quer durch den feinkörnigen bis in den grobkörnigen Granit hinauftreibt, sodaß wir hier nach v. Warnsdorff Granit dreifachen Alters haben, während Reuß den feinkörnigen in Adern und Gängen durchschwärmenden grobkörnigen Granit, da beide ganz allmälig in einander verfließen, als durchaus gleichzeitige Bildungen nachweist. Die Größe des Kornes ist übrigens kein wesentlicher und nicht der alleinige Unterschied beiderlei Granite und kann keineswegs das verschiedene Alter bestimmen, denn es kommen in Gängen feinkörnigen Granites gar nicht selten in der Mitte Ausscheidungen grobkörnigen Granites vor. Andererseits zeigen, wiewol selten, die Granitgänge mit ihrem Nebengestein eine so gleichartige petrographische Beschaffenheit, daß sie erst in Folge der Verwitterung des umschließenden Granites sichtbar werden, indem sie dann noch wie Leisten auf dessen Oberfläche hervorragen. Solche kleinen Granitgänge hat schon Ramond [77]) aus der Gegend von Neouvielle in den Pyrenäen, später Charpentier, Angelot und Allnaud [78]) aus der Gegend von Cauterets beschrieben. Dieselben sind meist nur 4—5 Meter lang, 6—7 Centimeter stark und stehen 4 Centimeter hoch hervor und bilden schiefwinkelig sich schneidende Gangsysteme.

Gar manche Granitgänge sind bloße Ausläufer, sogenannte Apophysen von einer größern Granitmasse und obwol dieses Verhältniß schon längst bekannt und oft beobachtet, hat doch erst Naumann in seinem Lehrbuche der Geognosie die Granitapophysen einer allseitigen und eingehenden Beleuchtung unterworfen. Er vergleicht dieselben mit den Wurzeln eines Baumes, welche mit unwiderstehlicher Kraft von dem Granitstamme in das Nebengestein eingetrieben und mit dem Stamme nur einen einzigen zusammenhängenden Körper bilden. Saussure [79]) beschrieb zuerst im J. 1776 solche wurzelartigen Ausläufer aus der Gegend von Lyon, dann im Hornfels aus der Gegend von Valorsine und später noch von der Sennhütte de la Para unweit der Aiguille di Midi. Bald darauf erkannte Hutton nach seinen Beobachtungen auf der Insel Arran und in Galloway die hohe Bedeutung dieser Apophysen für die Theorie der Granitbildung und seitdem sind sie an den verschiedensten Granitmassen beobachtet worden. Sie erscheinen bald als mehr oder minder langgestreckte Keile, bald als gerade oder gewundene Parallelmassen, bald als dergleichen Trümmer. Wo der Granitstamm, von welchem sie auslaufen, der Beobachtung entzogen ist, werden sie eben nur als Gänge betrachtet, da sie diesen gleich wie in der Form so auch in der Größe sich verhalten. Einige greifen nur wenige Fuß, andere viele hundert Fuß weit in das Nebengestein hinein und ebenso sehr schwankt ihre Mächtigkeit. Ganz wundersam gestaltete Granitapophysen sah Macculloch im Kalkstein von Glentilt in Schottland und Hitchcock [80]) im glimmerreichen Kalksteine von Colrain in Massachusetts, wo die zollstarken Granitadern wie mannichfach geschlängelte Bänder verlaufen. Bisweilen verästeln und zerschlagen sich die Apophysen, kreuzen und verwerfen sich und anastomisiren durch seitliche Verbindungszweige, erscheinen auch durch andere spätere Gänge, z. B. durch Quarzgänge, verworfen. Allermeist verschmälern sie sich mehr oder minder allmälig von dem Granitstamme ab und gehen durch Auskeilung zu Ende, wenn sie plattenförmig dünn sind, mit papierfeinen Lamellen. Nur selten schwellen sie an ihren Enden wieder an oder vereinigen sich zu größern nest- oder klotzförmigen Massen. Ihr Vorkommen überhaupt erfolgt nach keinem strengen Gesetze, nur im Allgemeinen fehlen sie oft an größern frei hervorragenden Granitstöcken, wo sie jedoch an den versteckten Theilen noch vorhanden sein können, und erscheinen häufiger an Granitstöcken mit untergreifender Lagerung. In letzterem Falle dringen sie bisweilen wie Geflechte und Adern in das Nebengestein und bekunden die Gewalt, mit welcher der Granit das ihm Widerstand leistende Nebengestein angriff. Beispiele solcher Netzwerke erwähnen Hutton vom Goatfield auf der Insel Arran und Macculloch aus dem Glentilt an der Grenze des Thonschiefers und Kalksteins gegen den unterliegenden Granit, der jene in den wundersamsten Formen durchflochten hat; ferner am Cape Wrath, auf den Inseln Tirey und Coll im Gneiß, am Berge Cruachan in Argyleshire. Am Pollmear-Cliff in Cornwall wird nach Forbes der Schiefer von zahllosen Granitgängen durchsetzt, unter denen sich zwei von 12 und 20 Zoll Mächtigkeit kreuzen und scheinbar um 4 Fuß verwerfen. Derartige Erscheinungen wiederholen sich an vielen Orten in Cornwall. Auch auf Elba sah Hoffmann [81]) dergleichen Geflechte von Granitgängen, besonders längs der Küste von Porto Lungone bis zum Capo Calamita, ganz vorzügliche aber am Monte di

73) Annales des mines 1844. VI, 15. 74) Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt III, 42. 75) Voyage dans les Alpes §. 602. 76) Beiträge zur Geologie von Heidelberg S. 4. 77) Voyage au Mont Perdu 1801. p. 24. 78) Bulletin de la Société géologique de France 1844. I, 378. 79) Voyage dans les Alpes II. §. 601. 599; III. §. 676.

80) Report on the Geology of Massachusetts p. 501. 81) Geognostische Beobachtungen auf einer Reise durch Italien S. 37. 351.

Riparte, wo ein wahres Gewimmel von Granitgängen entblößt ist, die sich schleppen, schaaren, kreuzen und verwerfen; ähnliche Verhältnisse noch auf Sicilien im Glimmerschiefer an der Punta della Figurella und Naumann im Kalkstein bei Gjellebäck und Tufle zwischen Christiania und Drammen. Die Richtungen der Granitapophysen hängt ebenso wol von der Lagerung des Nebengesteines wie von der Stellung der granitischen Grenzflächen ab. Wenn letztere steil in die Tiefe hinabsetzen und der Granit überhaupt mehr neben als unter dem angrenzenden Schiefergebirge liegt, so dringen seine Gänge und Ausläufer seitwärts in dasselbe; wo dagegen das Schiefergebirge auf dem Granit liegt, steigen dessen Ausläufer senkrecht oder steil auf und keilen sich nach Oben aus. Sie durchschneiden entweder die Schichten des umgebenden Gesteines oder dringen auf ansehnliche Erstreckung parallel als Lagergänge in dieselben ein, bisweilen in mehrfacher Wiederholung mit den Schichten wechselnd, welche Erscheinung bei versteckterm Granitstocke als wirkliche Schichtung des Granites gedeutet worden ist. Aufsteigende und nach Oben sich auskeilende Granitgänge, die nur an günstig entblößten Felswänden der Beobachtung zugänglich sind, werden aus Schottland und Cornwall an mehren Orten erwähnt, so z. B. sehr schön in Carnsilver Cove bei Rosemondris, wo an einer 250 Fuß hohen Schieferwand mehre 2—6 Zoll mächtige Granitgänge aus dem tiefer liegenden Granit heraufdringen und fast sämmtlich sich auskeilen, bevor sie die Höhe der Felswand erreichen. In kleinerem Maßstabe aber zugleich mit größerer Regelmäßigkeit treten dergleichen Apophysen bei Auerhammer unweit Schwarzenberg in Sachsen auf. Hier besteht die Felswand aus einem Mittelgesteine zwischen Gneiß und Glimmerschiefer mit 20—25 Grad westlich einfallenden Schichten; die senkrechten Granitgänge scheinen meist einander parallel zu streichen, nehmen nach Oben an Mächtigkeit ab und spitzen sich endlich aus. Lagerähnliche Granitbänder in Wiederholung mit Schiefer, Quarzit und Kalkstein beschrieb Macculloch aus Glentilt in Schottland und nach Hawkins [82]) wechsellagern bei Porthleven an der Küste von Cornwall viele Granitlagen von 1 Zoll bis 10 Fuß Mächtigkeit regelmäßig mit Schieferschichten. Aehnliche Erscheinungen berichtet Gumprecht [83]) von der Granitgrenze bei Eule in Böhmen, wo am rechten Ufer der Sazawa Granit und Thonschiefer mehrfach in 20 und mehr Fuß mächtigen Massen mit einander abwechseln, sowie von Rzinkau, wo der Schiefer neben der steilen Granitgrenze 9—10 schmale Granitstreifen entblößt zeigt.

Die Apophysen des Granites erscheinen bald sehr innig mit dem Nebengestein verschmolzen und verflößt, bald bei fester Verwachsung scharf an demselben abgeschnitten, bisweilen selbst mit einem Besteg versehen. Das Nebengestein zeigt sich oft gestört, gewaltsam umgebogen, gestaucht oder aufgeklafft. Auch kommen wie in den eigentlichen Gängen nicht selten Bruchstücke des Nebengesteines in den Apophysen vor und zuweilen auffallende Metamorphosen. Die innigste Verschmelzung wird am häufigsten mit den dem Granit am nächsten verwandten feldspathreichen Gesteinen wie dem Granit, Gneiß, Granulit und dergl. beobachtet, während die Schiefer sich häufig durch einen Hammerschlag scharf von dem Granit ablösen. Bisweilen, wie bei Auerhammer unweit Schwarzenberg, sondert Quarz beide Salbänder vom Nebengestein ab. Die bei Gojosa in Sicilien den im Gneiß eingelagerten Kalkstein durchsetzenden Granitgänge haben nach W. Hoffmann die Kalkschichten verschoben und zerknickt und häufig ein Salband von stumpfeckigen über einander gerollten Kalksteinbrocken, sowie Fragmente ganz unveränderten Kalksteines. Hinsichtlich der Gesteinsbeschaffenheit stimmen die Apophysen sehr allgemein mit der Granitmasse überein, von welcher sie ausgehen, nur herrscht wie bei den Gängen häufig in der Mitte ein gröberes Korn wie an den Salbändern und zumal kleinere Apophysen lassen, jemehr sie sich vom Granitstocke entfernen, eine stetige Verfeinerung des Kornes erkennen, welche so weit sich steigert, daß das Gestein ein dichtes felsitartiges Gefüge erhält. Mit letzterer Veränderung geht eine andere im Mengungsverhältniß parallel, indem zuerst der Glimmer, später auch der Feldspath mehr und mehr zurücktritt und das Gestein durch Felsit in Quarz oder Hornstein ausläuft. So berichtet Macculloch von dem Granit im Glentilt, daß dessen Adern im Schiefer und Kalkstein bis zu einigen Zoll Dicke herab als echter Granit ausgebildet sind, bei weiterer Verdünnung aber in ein feinkörniges und endlich in ein ganz dichtes Gemenge von Quarz und Feldspath übergehen, worin selbst mit der Loupe sich die einzelnen Gemengtheile nicht mehr unterscheiden lassen. Auf der Insel Arran tritt nach Necker de Saussure [84]) südöstlich von Loch Ranga aus dem Thonschiefer eine Granitkuppe hervor, deren Gestein mit dem von Goatfield ganz identisch ist. Von ihr dringen zahlreiche Apophysen in die aufliegenden Schiefer, Anfangs grobkörnig und ganz der Hauptmasse gleich, dann immer feinkörniger und zuletzt fast dicht; gleichzeitig verliert sich der Glimmer, dann der Feldspath und das äußerste Ende jeder Ader besteht aus Quarz. Dieselbe Erscheinung berichtet Boue von den Granitadern im Glimmerschiefer im Thale von Drummond und Hoffmann vom rehberger Graben südlich vom Brocken, sowie aus dem Gneiße von Messina.

Die Bildungsweise dieser Granitapophysen wird ebenso wol nach der Neptunischen wie nach der Plutonischen Entstehung des Granites erklärt. Wo aber ihr Verhalten klar aufgeschlossen ist, erscheinen sie offenbar nur als Einpressung des noch flüssigen Granites in die Spalten und Risse des Nebengesteines, welche bei der gewaltsamen Emportreibung der Granitmasse entstanden. Daher sind sie denn auch am zahlreichsten in denjenigen Gneiß- und Schiefermassen, welche vom Granit in

82) Transactions of the geological Society of Cornwall II, 380. 83) Karsten's Archiv 1837. X, 510. 533.

84) Voyage en Ecosse II, 49.

untergreifender Lagerung getragen und gestützt werden. Immer müssen sie späterer Entstehung sein als das Nebengestein, aber gleichzeitig mit dem Granitstocke, von welchem sie ausgehen. Doch hat ihre Gleichzeitigkeit mit dem Nebengestein von mehren Geologen Vertheidigung gefunden, welche sich aber nur auf vereinzelte Erscheinungen stützt und für die häufigsten und auffälligsten Thatsachen keine befriedigende Erklärung bringen kann. Sie macht es unbegreiflich, wie auch Macculloch hervorhebt, daß eine und dieselbe Granitader, welche durch Gneiß, Thonschiefer und Kalkstein hindurchsetzt, innerhalb dieser ganz verschiedenen Gesteine bei gleichzeitiger Entstehung mit denselben genau dieselbe mineralische Zusammensetzung, Textur und Beschaffenheit erhalten konnte. Das widerlegt auch Keilhau's und G. Bischof's Ansicht, daß nämlich die Granitadern durch eine längs gewisser Flächen eingetretene Umwandelung ihres Nebengesteines gebildet worden seien, denn die verschiedenartigen Nebengesteine können unmöglich ganz dasselbe Umwandelungsproduct liefern.

Zu einer richtigen Erkenntniß der Bildungs- und Entstehungsweise des Granites gehört im Besondern noch die Prüfung seines Einflusses auf das Nebengestein und dieser Einfluß zeigt sich theils als ein blos mechanischer, theils oder zugleich als ein chemischer. Ersterer wird bekundet durch die vielfachen und oft großartigen Zertrümmerungen und Zerstückelungen, durch die Aufrichtung ganzer Schichtensysteme von vielen 1000 Fuß Mächtigkeit, die Hebung gewaltiger Gebirgsmassen über ihr früheres ursprüngliches Niveau, die Biegungen und Knickungen der Schichten des umgebenden Gesteines, die in die Spalten und Risse dieses gewaltsam injicirten Granitadern. Man darf aber mit der Annahme eines gewaltsam aus der Tiefe emporgetriebenen flüssigen oder mindestens doch weichen Granites keineswegs voraussetzen und behaupten, daß solche mechanischen Einwirkungen auf das Nebengestein an jedem Granitstocke vorkommen und nachweisbar sein müssen, denn der Granit kann durch bereits offene Spalten ohne Hinderniß emporgestiegen sein und sich auf der Oberfläche ergossen und ausgebreitet haben. Solche ungestörte Ablagerungen zeigen höchstens nur abwärtslaufende Apophysen, keine Zertrümmerung und Schichtenstörung. So wird im mährisch-schlesischen Gebirge der Glimmerschiefer in der Linie von Groß-Tschisnay über Lischnay nach Jauernik vom Granit bedeckt und zwar trägt im Kalkbruche von Groß-Tschisnay der Glimmerschiefer zunächst ein 20 Fuß mächtiges Kalksteinlager und über diesem den Granit, dessen Auflagerungsfläche gleichmäßig mit den Schichten des angrenzenden Gesteines unter 70 Grad nordwestlich einfallen; im Kalkbruche bei Jauernik dringen Granitapophysen in den Kalkstein. Auch auf den Schiefern im Müglitzthale zwischen Dresden und Pirna lagert Granit ohne mechanischen Einfluß auf die senkrechten Schichtenköpfe.

Fast ebenso häufig, wie die gewaltsamen mechanischen Angriffe des Granites auf sein Grenzgestein hervortreten, werden auch die chemischen Einwirkungen auf dasselbe beobachtet. Diese metamorphosirenden Einflüsse zeigen sich in sehr verschiedenem Grade der Intensität und Ausdehnung auf die Structur und mineralische Beschaffenheit. Je nach der Constitution des Grenzgesteines äußert sich die Metamorphose eigenthümlich: graue dichte Kalksteine verschiedener Formationen sind in weißen körnigen Marmor oder auch in Allochroit, gewöhnliche Thonschiefer in Fleckschiefer, Knotenschiefer, Chiastolithschiefer und Cornubianit, ferner Glimmerschiefer in Gneiß, Grauwackenschiefer in Hornfels u. s. w. umgewandelt worden; Mineralien und Erze erscheinen als Producte des Contactes und fehlen fern von demselben ganz und gar.

Die auffälligsten und interessantesten Metamorphosen sind die des Kalksteines. Der Syenitgranit von Predazzo hat die angrenzenden dichten und geschichteten Kalksteine auf viele 100—1000 Fuß Abstand in einen krystallinisch körnigen schneeweißen Marmor verwandelt, welche zuletzt oft keine Spur von Schichtung mehr erkennen läßt und nahe des Contactes viel Vesuvian, Gehlenit und Hornblende führt. Rogers [85]) sah südwestlich von Sparta im Staate New-Jersey einen silurischen bläulichgrauen erdigen Kalkstein bis auf 50 Fuß von der Granitmasse ab mit allen möglichen Uebergängen in weißen Kalkspath verwandelt. Zuerst ist er semikrystallinisch, dann lichtet sich seine Farbe und zugleich scheiden sich kleine Graphitschuppen aus, bald erscheinen dann Partien von weißem körnigem Kalkstein mit größern Graphitschuppen und endlich bietet das Gestein ein Aggregat von weißen Kalkspathkörnern dar, welches stellenweise mit dem Granit so innig verflochten und verschmolzen ist, daß eine scharfe Grenzlinie nicht erkannt werden kann. Bei Drammen in Norwegen hat der Granit den angrenzenden silurischen Kalkstein ebenfalls auf große Strecken in weißen Marmor verwandelt und nahe im Contacte mit Granat, Wollastonit und andern Silicaten reich erfüllt [86]). Andere interessante Beispiele führen Dufrenoy und Coquand aus den Pyrenäen an: bei Bicdessos und Aulus bei dem Port de Salleir ist der graue dichte Liaskalkstein am Granit weiß und krystallinisch körnig, und am See Lherz zeigt eine vom Granit eingefaßte Kalksteinzone beiderseits die vollständigsten Uebergänge aus dem dichten bis in den krystallinisch grobkörnigen Kalkstein, welcher dicht vor dem Granit Krystalle von Granat, Grammatit und Couzeranit einschließt. Bei Lacus im obern Thale des Ger wird ein schwarzer dichter fossilreicher Kalkstein im Contacte mit Granit marmorähnlich und ganz mit Couzeranitkrystallen gespickt, zwischen denen die Petrefacten kaum nahe zu erkennen sind. An andern Orten ist nach Durocher [87]) der Kalk in Dolomit verwandelt und führt in den Pyrenäen wie in der Bretagne Eisenerze in streifenweisen Ablagerungen, in gleicher Weise der Uebergangs-, Jura- und Kreidekalk. Im banater Gebirgszuge fand Kudernatsch [88]) bei Steierdorf

85) Report on the Geology of New-Jersey p. 73. 86) Scheerer, Deutsche geolog. Zeitschrift 1851. S. 31. 87) Annales des mines 1844. VI, 15. 88) Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt VI, 228.

den höhlenreichen untern Kreidekalk bis auf 150 Schritt Entfernung vom Granit ganz krystallinisch, fein zuckerkörnig, häufig auch rauhwackenartig voller Cavitäten und mit vielen Drusen von schönen Kalkspathrhomboëdern ausgekleidet, an der Oberfläche oft mit vielen Quarzkörnern, auch kleinen silberweißen Glimmerschüppchen und noch mit den unverkennbaren Spuren organischer Ueberreste. Manche durch ihre schönen Mineralvorkommnisse berühmten Kalksteine in den Alpen verdanken gleichfalls dem Einflusse granitischer Gesteine ihre gegenwärtige Beschaffenheit. In neuester Zeit hat Delesse [89]) die Metamorphose des Kalksteines durch Granit wie überhaupt die Granitification eingehend erörtert. Er kennt Beispiele, in welchen der Granit keinen Einfluß auf den von ihm überlagerten Kalkstein ausgeübt hat, am häufigsten jedoch ist letzterer durch den Contact gebleicht und zuckerkörnig geworden und wenn er thonhaltig war, sehr dicht und steinartig geworden, doch nicht verkieselt, in andern Fällen dolomitisirt, wobei er ganz in der Nähe des Granites oft weniger Talkerde enthält als weiterhin.

In ganz anderer Weise faßt jedoch G. Bischof [90]) die Contactverhältnisse des Granites mit dem Kalksteine auf, worüber er sich bei den von Cotta geschilderten Verhältnissen von Predazzo ausspricht. Hier verzweigt sich der Granit gangförmig in den Kalkstein und die am Ursprunge aus der Hauptmasse deutlichen Granitgänge werden mit ihrem tiefern Eindringen in den Kalkstein immer talkiger und gehen sehr deutlich in Serpentingänge über, von denen der Marmor auch mehrfach durchschnitten ist. An der Granitgrenze ist der Kalkstein deutlich in weißen ganz krystallinischen Marmor mit 32 Procent kohlensaurer Magnesia und etwas Wasser umgewandelt. Diese 7 Procent Wasser aber nebst dem hohen Gehalte an kohlensaurer Magnesia hindern Bischof, ein Aufsteigen des Granites in heißflüssigem Zustande anzunehmen und nöthigen ihn vielmehr, jene Gänge lediglich als auf nassem Wege entstanden zu erklären. Ueberdies sind Granit und Serpentin so völlig verschiedene Gesteine, daß es unmöglich ist, die Umwandelung des Granites in Serpentin auf Plutonischem Wege zu erklären. Dem Granit ohne Magnesiaglimmer fehlt nämlich der Hauptbestandtheil des Serpentins, die Magnesia; dagegen enthält der Serpentin als wesentlicher Bestandtheil Wasser, das im Granit nur spurenhaft vorkommt; man könnte daher den Proceß nur in die Kategorie der Umwandelungen oder Verdrängungen durch Speckstein bringen.

Ueber die Metamorphose thoniger Gesteine durch Granit bemerkt Delesse, daß die Structur derselben schieferig, steinartig, zuweilen auch jaspisähnlich, aber niemals glasig geworden ist, bei etwas Kalkgehalt auch zellig und mandelsteinartig. Zugleich entwickelten sich die verschiedenartigsten Mineralien: Glimmer, Chiastolith, Staurolith, Disthen, Dipyr, Granat, Hornblende, Graphit, Spinell. Der gewöhnliche Thonschiefer pflegt zunächst eine feinschuppige krystallinische Textur anzunehmen, bei welcher die Glimmerschuppen schon deutlich zu erkennen sind; gleichzeitig finden sich rundliche oder längliche, dunkelbraune bis grünlich schwarze Flecke ein, welche das Gestein sprenkeln; diese verdicken sich zu kleinen Concretionen einer fast unähnlichen Substanz oder nehmen auch zuweilen eine garbenförmige Gestalt an. So entstehen die Fleckschiefer, Knotenschiefer, Fruchtschiefer, Spilosite. Noch näher an den Granit heran wird der Glimmer immer deutlicher, große Schuppen drängen sich in einer auf der Structurebene des Gesteines fast rechtwinkeligen Lage ein, die Flecke lösen sich zu körnigschuppigen Partien auf und das Gestein erhält eine sehr krystallinische, oft gestreifte oder gebänderte Structur. Endlich stellen sich kleine Feldspathkörner ein, der krystallinische Habitus steigert sich mehr und mehr, die Schieferstructur wird undeutlicher und es entwickeln sich die äußerst festen und schwer zersprengbaren, krystallinisch körnigen, düster gefärbten gneißartigen Gesteine, welche als Cornubianit aufgeführt werden. An andern Stellen treten mit der Ausbildung einer feinschuppigen krystallinischen Textur des besonders dunkelbläulichgrauen und bläulichschwarzen Thonschiefers zugleich zahlreiche Krystalle von Chiastolith auf und es entsteht der Chiastolithschiefer. So an verschiedenen Orten in den Pyrenäen nach Durocher, im Fichtelgebirge nach Cotta, in Sachsen bei Strehla, Leuben und Mechelsgrün nach Naumann. Seltener, wie z. B. bei Mauleon in den Pyrenäen, erfüllt sich der Thonschiefer mit sehr vielen kleinen Dipyrkrystallen und geht in Dipyrschiefer über. Wiederum sehr häufig dagegen hat der aufsteigende Granit den Thonschiefer in wirklichen Glimmerschiefer umgewandelt, wobei er theils durch Fleckschiefer hindurchgeht, theils auch Chiastolith, Andalusit oder Staurolith führt, deren Krystalle dann auch im Glimmerschiefer noch vorkommen. Gar nicht selten stellen sich in der unmittelbaren Nähe des Granites noch zahlreiche Feldspathkrystalle ein, sodaß der Glimmerschiefer zu vollkommenem Gneiß ausgebildet wird, wie das auch häufig durch den im Glimmerschiefer auftretenden Granit geschehen ist. Sehr schöne Fälle dieser Umwandelungen schildert Naumann aus Sachsen [91]). Nördlich von Oschatz ist der Thonschiefer von Wellerswalde in seiner östlichen Fortsetzung bei Rubschitz und Clanzschwitz dicht vor dem Granit in einen ausgezeichneten oft andalusitreichen Glimmerschiefer metamorphosirt. Die Umwandelung des Glimmerschiefers in einen sehr feldspathreichen Gneiß sieht man sehr schön in der Gegend von Schwarzenberg am Wege von Antonshütte nach Erlhammer. Durocher führt in seiner mehrfach erwähnten Abhandlung über die Pyrenäen viele Punkte solcher Metamorphose in diesem Gebirge an. Dieselben Umwandelungen zeigen selbstverständlich auch die in die Granitmasse eingeschlossenen Bruchstücke und Schollen von Thonschiefer und Glimmerschiefer; sie erscheinen mit

89) Comptes rendus 1858. XLVII, 219. 90) Lehrbuch der Geologie III, 1014.

91) Geognostische Beschreibung des Königreichs Sachsen II, 194.

Feldspath imprägnirt und bis zu Gneiß metamorphosirt, bei ansehnlicher Größe bisweilen an den Rändern mehr als in der Mitte verändert, doch manchmal auch gänzlich umgewandelt, während an einzelnen Orten dagegen sämmtliche eingeschlossene Bruchstücke von den kleinsten bis zu den größten keine nachweisliche Veränderung durch den Granit erlitten haben. Dies letztere beschreibt z. B. Jackson [92]) vom Berge Pequawket in New-Hampshire, wo glimmerfreier Granit den Thonschiefer durchbrochen hat und ganz mit Schieferfragmenten erfüllt ist, die in den untern Partien sehr groß, nach Oben kleiner und auf dem Gipfel des Berges nur noch als Splitter erscheinen, alle aber scharfkantig sind und durchaus keine Umänderung durch Hitze erkennen lassen. Jackson schließt daraus, daß der Granit bei seinem Durchbruche nicht glühend heiß gewesen sein könne, aber doch in einem zähflüssigen Zustande sich befunden haben müsse. Wie Feldspath und Quarz selbst in zähflüssigem Zustande nicht einmal auf Splitter von Thonschiefer eine Wärmeeinwirkung äußern, ist freilich schwer einzusehen, wie denn überhaupt die sehr verschiedene Ausdehnung dieser Umwandelung keineswegs durch die Annahme eines größern oder geringern Hitzegrades des aufsteigenden Granites allein befriedigend erklärt wird. So pflegt in Sachsen der Thonschiefer auf höchstens 6000 Fuß vom Granit ab umgewandelt zu sein, oft aber nur auf wenige 100 Fuß weit und in einzelnen Fällen selbst nur auf wenige Fuß an der unmittelbaren Berührung. Die Chiastolithschiefer der Bretagne haben nach Durocher eine Ausdehnung von 4000—5000 Fuß, sogar bis 9000 Fuß von der Grenze des Granites ab; die Fleckschiefer bis 6000 Fuß und die Staurolithschiefer bei Coray bis auf 12,000 Fuß [93]).

Nicht minder interessant und auffällig als die Umwandelungen des Thon- und Glimmerschiefers sind die des Grauwackenschiefers durch den Granit, welche die Bildung des sogenannten Hornfels veranlaßt haben. Dieser meist graue, braune bis schwarze Hornfels ist fest und schwer zersprengbar, splitterig oder feinkörnig im Bruch, mehr oder minder deutlich geschichtet, ein Gemenge von Quarz, wenig Feldspath und etwas Schörl und führt oft tombackbraunen Glimmer, Schörl, Chlorit und selten noch kleine Krystalle von Granat. Sein ausgezeichnetes Vorkommen im Harze an der Granitmasse des Brockens und der Roßtrappe ist lange bekannt und von scharfsichtigen Beobachtern, wie Hausmann [94]), Zinken [95]), Keferstein [96]) und Andern, beschrieben worden. Analysen seiner verschiedenen Abänderungen lieferte ganz neuerdings C. W. Fuchs [97]) zugleich von den Nebengesteinen. Ganz denselben Hornfels erkannte Hausmann aus den Umgebungen des Granites vom Tafelberge am Cap der guten Hoffnung [98]), wo er von Granitadern durchsetzt wird; etwas andern erwähnt Studer am Alpengranit der Aiguilles rouges, wo er stellenweise in Gneiß übergeht [99]) und von Granitgängen durchsetzt wird.

Schwierig zu deuten sind gewisse Conglomerate in der Umgebung des Granites und zwar solche, deren Bindemittel Glimmerschiefer ist; wahrscheinlich durch Einwirkung des heiß emporsteigenden Granites aus Thonschiefer oder Grauwackenschiefer entstanden. Das gilt von dem schon durch Saussure's Beobachtungen bekannten Conglomerate von Valorsine. Das Bindemittel desselben ist ein rother, violeter, stellenweise auch grüner und grauer, vorherrschend aus Glimmer bestehender Schiefer und die darin eingebetteten sandkorn- bis kopfesgroßen Geschiebe sind theils scharfkantig, theils abgerundet und bestehen aus Gneiß, Glimmerschiefer, Quarz, grauem Schiefer und Kalk, aber nicht aus Granit. Ueber ihm folgen schwarze und graue Schiefer, Sandsteine und Kalksteine, welche dem Anthracitschiefer des Col de Balme angehören [1]). Auch in Massachusetts kommt nach Lyell [2]) ein Glimmerschiefer mit Geschieben von Granit und Quarz vor, welcher als solche metamorphosische Bildung betrachtet wird, ferner am Berge Shehallien in Schottland nach Macculloch [3]). Auch gewöhnliche Sandsteine erscheinen gar nicht selten im Contact mit dem Granit durch diesen in Quarzite metamorphosirt.

Aus den mehrfach angeführten Thatsachen geht unzweifelhaft hervor, daß die Granite sehr verschiedenen Formationen angehören und sehr verschiedenen Alters sind. Eine genaue Bestimmung der Zeit, in welcher jegliche Granitpartie an die Oberfläche getreten, läßt sich freilich nicht ermöglichen, da wir nicht an jeder die ganze Reihe der sedimentairen Formationen abgelagert finden. Wir können z. B. nicht behaupten, daß ein Granitstock im Uebergangsgebirge gleich nach Ablagerung desselben und vor der des Steinkohlengebirges hervorgetreten sei, wenn letzteres und alle spätern Formationen hier fehlen; fest steht in diesem Falle nur, daß er jünger als das Uebergangsgebirge ist. Solche relative Altersbestimmung und annähernde Abschätzung der Zeit des Hervortretens konnte aber überall gegeben werden, wo die Lagerungsverhältnisse des Granites zu den umgebenden krystallinischen oder geschichteten Gesteinsformationen der Beobachtung sich zugänglich zeigten. Und nach diesen steht es nunmehr fest, daß der Granit keineswegs, wie die ältern Geognosten anzunehmen sich berechtigt glaubten, die älteste Bildung, das Urgebirge und als solches die Grundlage aller andern Gebirgsformationen ist, daß er vielmehr durchweg jünger als die Urgneiß- und Urschieferformation und zum größern Theil auch jünger als die Grauwackenformation ist. Viele im Gebiete der Ur-

92) *Silliman*, Americ. Journ. of sciences 1843. XLV, 145. 93) Man vergleiche über diesen Metamorphismus G. Bischof in seinem Lehrbuche der phys. und chem. Geologie II, 348, der dieselbe als unmöglich durch Hitze, also heißflüssigen Granit, entstanden erklärt. 94) Hercynisches Archiv für Bergbau und Hüttenkunde 1805. S. 653 und Norddeutsche Beiträge 1807. II, 65. 95) Karsten's Archiv 1832. V, 347. 96) Teutschland geognostisch-geologisch dargestellt 1830. VI, 378. 97) Neues Jahrbuch für Mineralogie 1862. S. 803.

98) Göttinger gelehrte Anzeigen 1837. S. 1449. 99) Geologie der Schweiz I, 161.

1) Studer, Geologie der Schweiz I, 414. 2) Quarterly Journal of the geological Society 1845. I, 200. 3) Transactions of the geological Society III, 280.

schieferformationen auftretenden Granitmassen lassen ihren Einfluß noch auf die nächst angrenzenden ältern Sedimentformationen erkennen, sodaß die Zeit ihres Hervortretens nach der Ablagerung des letzteren angenommen werden muß. Es ist hier nicht der Ort, das Alter jeder einzelnen Granitpartie nachzuweisen, es genügt zu den bisher nur kurz angedeuteten Beispielen verschiedenalteriger Granite noch einige der bekannteren näher zu bezeichnen.

Die Granite des Harzes und des sächsischen Voigtlandes sind offenbar jünger als die sie umgebende Uebergangsformation, aber doch war in diesen Gebieten bereits Granit vor Ablagerung dieser letzteren vorhanden. Bei Altenau im Harze finden sich nämlich nach W. Hoffmann [4]) in der Grauwacke häufige Granitgeschiebe, welche petrographisch von dem harzer Granit verschieden sind, also schon vor der Bildung der Grauwacke existirt haben müssen. Ebenso kommen zwischen Voigtsberg und Hartmannsgrün in der groben conglomeratartigen Grauwacke faust- bis kopfgroße Granitgerölle vor, welche petrographisch ganz verschieden sind von dem nächstanstehenden lauterbacher Granit, dessen Entstehung einer späteren Zeit angehört. Auch in den Vogesen fanden Daubree und Collomb Granitgerölle im Thonschiefer, welche nicht von der Hauptmasse des dortigen Granites abstammen können. Daß die Granitmassen des Brockens und Ramberges im Harze nicht älter als die dortige Uebergangsformation seien, wurde bereits im J. 1811 von Karl v. Raumer [5]) behauptet und ist seitdem durch Germar, Hausmann, Zinken und andere Beobachter wiederholt und überzeugend nachgewiesen worden. Die Art und Weise, wie beide Stöcke in die Uebergangsformation eingeschaltet sind, die Ueberlagerung der devonischen Schichten durch den Granit des Ziegenrückens, die am rehberger Graben entblößten Ramificationen des Granites in der Grauwacke, die Umwandelung des Grauwackenschiefers in Hornfels, das Vorkommen von wirklichen Grauwackenfragmenten im Brockengranit, alle diese Verhältnisse machen es ganz unzweifelhaft, daß diese Granite nach Ablagerung der devonischen Schichten hervorgetreten sind. Ebenso überzeugend hat Naumann nachgewiesen, daß die meisten Granite des sächsischen Erzgebirges und des Voigtlandes jünger als die dortige Urschieferformation sind, welche von ihnen durchbrochen und aufgerichtet worden ist, sodaß das erzgebirgische Schiefergebirge seine gegenwärtige Architektur großentheils der Einwirkung der Granite zu verdanken hat. Auch ist der Thonschiefer in der Umgebung der kirchberger und lauterbacher Granitpartie bis auf ½ Meile weit in Fleckschiefer und unmittelbar im Contacte in Cornubianit umgewandelt worden, während der Granit Fragmente desselben umschließt und hier und da Keile in ihn hinausgetrieben hat. Daß die große Granitdecke im östlichen Theile des Königreichs Sachsen jünger als das Schiefergebirge des linken Elbufers ist, sprach ebenfalls schon Karl v. Raumer aus und Naumann wies nach, daß die Auflagerung dieses Granites auf dem Schiefer eine sehr unregelmäßige und mit solchen Verhältnissen ausgebildete Lagerung sei, durch welche die eruptive Natur dieser Granitbildung erwiesen wird; auch erscheinen die Schiefer längs der ganzen Grenze derselben von Leuben bis Wesenstein mehr oder minder auffallend in Fleckschiefer und Knotenschiefer umgewandelt. Der Granit des Dürrenberges bei Strehla hat die südlich vorliegende Grauwackenformation, zu welcher auch der Collmberg bei Oschatz gehört, fast senkrecht aufgerichtet, zugleich den Thonschiefer von Wellerswalde, in seiner östlichen Fortsetzung bei Clanzschwitz in Glimmerschiefer umgewandelt und einige daselbst vorkommende Conglomeratschichten so bearbeitet, daß es scheint, als ob die Geschiebe dieses Conglomerates erreicht, plattgedrückt und sämmtlich nach einer und derselben Richtung gestreckt worden seien [6]). Mit gleicher Bestimmtheit ist das Alter des Granites in der Gegend von Christiania, Drammen und Brevig in Norwegen von L. v. Buch, Hausmann, Naumann, Keilhau, Scheerer u. A. als nachsilurisch erkannt worden. Derselbe überlagert nämlich die silurischen Schichten, hat sie stellenweise aufgerichtet und setzt mit Apophysen in sie hinein, wirkte gewaltig umändernd auf ihre verschiedenen Gesteine.

Die Granite von Cornwall und Devonshire waren längst als jünger denn die umgebende Schiefer- und Grauwackenformation nachgewiesen worden, als erst später Murchison und Sedgwick [7]) den Beweis lieferten, daß das obere kohlenführende System des devonshirer Schiefergebirges als das wirkliche Aequivalent der Steinkohlenformation zu betrachten ist und diese gleichfalls durch die Granite gehoben und dislocirt sind, daß ihr südlicher Theil durch den Granit von Dartmoor nordwärts bis nach Oockhampton hinausgedrängt, bei Bridford und Cristow vom Granit durchschnitten und im Thale des Dart von Granitadern durchsetzt worden ist. Hiernach fällt also die Hervortreibung dieser Granite nach Ablagerung der Steinkohlenformation. Derselben Zeit scheint auch der Granit der Insel Arran anzugehören, welcher die umgebenden Conglomerat- und Sandsteinschichten aufgerichtet, gebogen und dislocirt hat. Diese letzten gehören entschieden der Steinkohlenformation an [8]).

Die Beispiele von noch jüngerem Granit sind seltener, zum Theil jedoch ebenso zuverlässig begründet wie die angeführten. So tritt nach Schmidt [9]) im Zechsteine unweit Schmalkalden ein wahrer Granitgang auf, der also erst nach Ablagerung jener Formation entstanden sein kann. — Der Alpenkalkstein von Predazzo in Tyrol, in neuerer Zeit als der Triasformation angehörig erkannt, wird deutlich von Granit und Syenit überlagert

4) Karsten's Archiv 1829. I, 129. Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse des NW. Deutschlands S. 380. 5) Geognostische Fragmente S. 36.

6) Naumann, Lehrbuch der Geognosie II, 274. 7) Transactions of the geological Society 1840. V, 669 und *H. de la Bèche*, Memoirs geological Survey of Great Britain 1846. p. 228—232. 8) Karsten's Archiv 1829. I, 331. 9) Ebendaselbst 1821. IV, 28.

und ist die Grenze beider Gesteine auf eine weite Strecke bloß gelegt. Der Kalkstein ist weiß, krystallinisch und in der Höhe oft ein grobkörniger Marmor, weiterhin in dichten geschichteten Kalkstein übergehend. Die Umänderung durch den Granit, sowie dessen Ueberlagerung, läßt sich eben nur durch sein spätes, also nachtriasisches Hervortreten erklären.

Die mehrfach erwähnten Granite der Pyrenäen gehören zum Theil der späteren und spätesten Zeit der secundairen Periode an, doch nur zum Theil, denn nach Rozet [10]) gibt es daselbst auch sehr alten Granit, da die in der Mitte des Gebirges dem Granit aufliegende Uebergangsformation zahlreiche Granitgeschiebe führt. Aber dieser Beobachter und die nicht minder zuverlässigen Dufrenoy [11]) und Coquand [12]) bringen genügende Beweise für die jüngeren pyrenäischen Granite bei. Dufrenoy berichtet, daß der Granit von Vicdessos bis Lherz den mit Liaspetrefacten erfüllten Kalkstein mehrfach in einen krystallinisch körnigen Marmor umgewandelt und an seiner Grenze mit Couzeranit, Granit, Grammatit und Eisenkies versorgt hat. Und ebenso fand Coquand bei Lacus einen dichten schwarzen petrefactenreichen Kalkstein der Juraformation nahe am Granit im körnigen Kalkstein mit noch erkennbaren Korallen, dann in Calciphyr mit ganz undeutlichen Petrefacten zwischen den Couzeranitkrystallen übergehend. Aber außer diesen nachjurassischen Graniten kommen nun noch besonders im Thale der Gly solche vor, welche erst nach der Kreideformation hervorgetreten sein können, denn die Schichten dieser sind unverkennbar vom Granit gehoben und es dringt sogar ein 37 Meter mächtiger Lagergang in die Kreideschichten ein. Auch der echte Hippuriten und Diceraten der Kreideepoche führende körnige bläulichgraue Kalkstein am Fuße des Pic de Bugarach ist von mächtigen Granitgängen durchsetzt, und im Thale der Ariège oberhalb Aurignac zwischen Foix und Tarascon kommen in den Schichten der Kreideformation viele Lagergänge von Granit vor, welche deutlich die seitlichen Ausläufer einer großen den Kalkstein durchsetzenden Granitmasse sind. Alle diese Verhältnisse sind von Durocher [13]) bestätigt worden und wir erinnern nochmals an die schon erwähnten im banater Gebirgszuge bei Steiersdorf, wo nach Kudernatsch der höhlenreiche untere Kreidekalk bis auf 150 Schritt vom Granit ganz krystallinisch, fein zuckerkörnig und stellenweise cavernös geworden ist, und an Russegger's [14]) Mittheilung, daß der Granitstock der Kataraften von Assuan und derer von Waddi Halfa den bunten Sandstein und die Kreideschichten durchsetzt.

Endlich sind noch die jüngsten Granite auf Elba zu erwähnen, welche nach Cocchi [15]) dem eocänen Tertiairgebirge angehören. Es ist ein wahrhafter Granit aus weißem, röthlichem oder gelblichem Orthosefeldspath, zuweilen auch Lithinfeldspath, Glimmer und weißem oder Rauchquarz mit viel Turmalin bestehend, dessen ästige Gänge auf Elba wie auf dem benachbarten Festlande den Fukoiden-Macigno und Serpentin durchsetzen und Trümmer von letzterem einschließen. Derselbe geht auch in einen noch neueren quarzführenden Porphyr über, welcher die Subapenninenmergel durch einander geworfen und hoch emporgehoben hat, aber immer eng mit dem Eisen und Amphibolit verbunden bleibt, sodaß Eisenoxyd und Orthoklas zusammenlagern und krystallisiren. Der Granit bildet ungeheure Gebirgsmassen und sendet Gänge von allen Dimensionen, aber oft nur einige Centimeter mächtig, auf der ganzen Ost- und Südküste Elba's durch das Eocängebirge aus und eben diese Gänge durchsetzen daselbst auch den alten Granit von Monte Campanna. Auf dem Festlande bildet er zu Gavorrano die beträchtlichste Masse mit den bekannten schönen Krystallen von Feldspath, Turmalin und anderen Mineralien. Gewöhnlich verändert er die durchbrochene Gesteinsart nicht wesentlich und man findet wol erkennbare Fukoiden ganz in seiner Nähe. Aber am Posto dei Cavoli hat er den Albereſe in zuckerkörnigen Kalk und an der Cufola einige Schieferschichten in Phthanite verwandelt. Im Allgemeinen wirkten die schiefaufsteigenden Granitgänge mehr auf das hangende als auf das liegende Gebirge und mehr auf Thon als auf Sand- und Kalkstein.

Eine zweite tertiaire Granitbildung aus der Mitte Teutschlands wird mit Recht als sehr fraglicher Natur von den meisten Beobachtern betrachtet oder geradezu in Abrede gestellt. Wir meinen die Warnsdorff'sche Deutung am Gasthause zur Stadt Schneeberg im karlsbader Granit, wo man die Schichten des Braunkohlensandsteines mit deutlichen Rutschflächen am grobkörnigen Granit aufgerichtet findet. v. Warnsdorff glaubt die Schichtenstellung nur durch eine Hebung seitens des Granites erklären zu können, während andere Beobachter eine bloße Anlagerung an den Granit annehmen. Der Granit ist an der Berührungsstelle lose und aufgelockert.

Auch die allbekannten Verhältnisse von Hohnstein in Sachsen verdienen bei einer Untersuchung der jüngeren Granite Berücksichtigung. Zwischen Meißen und Zittau und in einem Theile Böhmens werden die Gesteine der Kreideformation durch Granit und Syenit scharf abgeschnitten und bei genauerer Untersuchung dieser langen aus WNW nach OSO gerichteten, also dem Laufe der Elbe und dem Systeme des Riesengebirges ziemlich parallelen Grenzlinie ergibt sich, daß der Granit an vielen Orten schräg über der Kreide, an andern wenigstens senkrecht neben ihr liegt. Dazu kommt aber noch, daß über der Kreide und unter dem Granit an mehren Stellen kalkige Juraschichten eingeschoben sind. Man sieht den Granit deutlich über dem Pläner in dem Hohlwege bei Oberau und die Plänerschichten senkrecht am Granit aufgerichtet bei Niederwartha am linken Elbufer. Ferner ruht der Granit theils neben, theils auf dem Quadersandsteine von Dittersbach bei Hohnstein, wo er die Sandsteinschichten aufrichtete. Aber in den Juraschichten kommen Geschiebe und Bruchstücke eben

10) Comptes rendus 1850. XXXI, 885. 11) Mémoire pour servire à une description géol. de la France 1834. II, 433. 12) Bulletin de la société géologique 1841. XII, 322. 13) Annales des mines 1844. VI, 15. 14) Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1840. S. 6. 15) Bulletin de la société géologique 1856. XIII, 226—301.

dieses Granites eingeschlossen vor und beweisen, daß derselbe schon vor Ablagerung der Juraschichten ausgebildet vorlag, seine Ueberlagerung über Jura und Kreide also nur Folge einer späteren Hebung sein kann [16]).

Nach diesen Betrachtungen der Lagerungsverhältnisse des Granites wenden wir uns wieder zu seiner mineralogischen Beschaffenheit zurück, um dieselbe noch nach ihrer chemischen Seite hin darzulegen, da ohne diese ein Urtheil über die Genesis des Granites nicht zu gewinnen ist. Die chemische Zusammensetzung der wesentlichen, den Granit constituirenden Mineralien ist genügend bekannt und würde hier nicht zur Sprache gebracht werden, wenn nicht die Mineralien überhaupt, sobald sie zur Bildung krystallinischer Gebirgsmassen vereint sind, ihre chemische Constitution mehr oder minder abändern. Es handelt sich hier also nicht um die elementaren Bestandtheile des Glimmers, Quarzes und Feldspathes an sich, sondern wie dieselben im Granit sich verhalten. Erst in neuerer Zeit hat man den sogenannten Bauschanalysen zusammengesetzter Gesteine eine besondere Wichtigkeit beigelegt und so denn auch vom Granit dieselben mehrfach ausgeführt, ohne daß jedoch schon befriedigende allgemeine Resultate aus denselben gewonnen werden könnten. Wir stellen mehre derselben hier zusammen.

C. Röthe [17]) analysirte den rosenrothen (a), braunen (b) und grünen (c) Granit im Ries, deren Verschiedenheit er nur als Folge der Verwitterung erklärt. Das Verhältniß ist, wenn die Kieselsäure gleich 100 gesetzt wird:

	a	b	c
Kieselsäure	100,00	100,00	100,00
Kali	6,17	2,63	6,28
Natron	4,34	3,26	9,08
Bittererde	0,87	5,34	8,55
Thonerde	20,90	22,14	28,19
Eisenoxyd	2,69	3,80	6,55
Wasser	—	4,06	1,80

Die in mehrfacher Hinsicht höchst interessanten, geschichteten und vielfach zerklüfteten Granite der Grafschaft Donegal in Irland hat neuerlichst Haughton [18]) analysirt und folgende Zusammensetzungen gefunden:

	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o
Kieselsäure	70,00	65,80	68,96	58,44	69,36	68,00	68,20	70,64	72,24	73,60	68,81	69,20	55,20	75,24
Thonerde	16,36	12,80	17,40	20,00	16,00	16,80	15,96	15,64	14,92	13,80	16,40	16,40	19,28	13,36
Eisenoxyd	2,80	6,64	2,52	6,44	3,03	3,68	3,69	2,64	1,63	2,00	2,60	2,09	6,08	0,60
Eisenoxydul	0,08	0,18	—	2,05	0,30	0,65	1,00	—	0,23	—	0,65	1,00	0,46	—
Kalkerde	1,12	2,92	2,80	4,72	2,29	4,05	2,92	2,74	1,68	0,79	1,75	1,03	5,08	2,25
Magnesia	0,71	1,78	0,41	1,57	0,54	0,95	0,78	0,15	0,35	0,50	0,85	0,85	3,66	0,14
Natron	4,13	4,16	3,03	3,81	4,17	4,32	3,75	3,81	3,51	4,29	3,78	4,20	4,63	4,86
Kali	4,66	4,40	5,25	2,82	4,47	2,04	4,14	4,53	5,10	5,22	5,31	5,22	3,07	3,27
Manganoxydul	—	—	—	—	—	—	—	—	0,32	—	—	—	0,96	—

Haughton führt noch die mineralogische Zusammensetzung der einzelnen Stücke an, zieht aber keine allgemeinen Resultate aus seinen Analysen.

Die harzer Granite hat C. W. Fuchs [19]) wieder einer eingehenden chemischen Untersuchung unterworfen und dabei gefunden für den Granit vom Gipfel des Brockens a mit 2,62 spec. Gew., vom Rehberge b mit 2,60 spec. Gew., vom Meineckenberge im Ilsethale c und d mit 2,58 spec. Gew., vom Gruhebock ebenda e mit 2,67 spec. Gew., für den zersetzten von ebenda f, von der Pleßburg g, vom Holzemmethale h, für den schwarzen Granit vom Meineckenberge i, vom Ziegenrücken im Ockerthale k, für den feinkörnigen aus einem Gange des Gabbro im Eckerthale l, aus dem Radauthale m, vom Ettersberge n und vom Rammberge o und p:

	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p
SiO^2	73,71	75,06	66,81	75,10	72,21	72,19	73,41	71,93	58,98	75,46	73,00	63,66	76,97	76,81	73,81
Al^2O^3	13,46	13,00	19,05	13,05	15,61	15,25	14,87	12,89	12,38	11,89	15,03	9,85	13,40	10,95	14,33
Fe^2O^3	2,20	3,54	5,02	3,23	3,45	3,62	1,73	5,56	9,45	3,52	3,71	7,77	1,66	2,19	2,63
CaO	1,15	0,88	3,26	1,27	1,76	0,53	1,79	1,81	7,57	1,25	1,75	6,56	6,42	0,83	0,44
MgO	1,93	0,01	0,31	0,01	0,43	0,40	0,34	0,47	4,37	0,08	0,10	2,23	—	0,02	0,02
KO	4,59	4,16	2,78	3,80	4,14	3,04	4,33	4,88	5,52	4,40	3,81	7,12	7,09	5,26	8,15
NaO	2,60	3,06	2,85	3,92	2,80	3,27	2,58	1,86	0,84	2,56	3,60	2,76	0,22	3,10	0,04
HO	1,12	1,06	1,30	0,62	0,84	1,80	0,57	0,49	1,83	1,12	0,67	0,53	0,76	0,85	1,19
Sauerstoffverhältniß	0,242	0,223	0,345	0,221	0,265	0,249	0,240	0,241	0,456	0,203	0,258	0,325	0,193	0,185	0,229

Trotz der scheinbar großen Verschiedenheit in der Ausbildung der einzelnen constituirenden Mineralien schwankt die chemische Zusammensetzung dieser Granite doch nur innerhalb geringer Grenzen, denn der weit abweichende aus

16) Cotta, Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1857. S. 1—9. 17) Neues Jahrbuch für Mineralogie 1865. S. 172.
18) Quarterly Journal of the geological Society XVIII, 403. 19) Neues Jahrbuch für Mineralogie 1862. S. 769.

dem Radauthale enthält statt des Glimmers ein augitähnliches Mineral. Am meisten variiren die Kieselsäure und die Alkalien in ihrem Gehalte aber auch nur im Brockengranit, viel weniger in denen des Ockerthales. Nur in zwei Analysen übersteigt der Natrongehalt den Kaligehalt, was auch an andern Orten beobachtet worden, daher man diesen Graniten den Namen Sodagranit gegeben hat. Auffallend ist der Kalkgehalt, wechselnd nach der Beschaffenheit des Feldspathes. Im Mittel stellt sich bei diesen Analysen das Verhältniß von $RO : R^2O^3 : SiO^2$ wie $12\,RO : 13\,R^2O^3 : 75\,SiO^2$. Alle Granite ergaben einen Glühverlust, wol bedingt durch eine beginnende Zersetzung, aber nicht allein vom Wasser herrührend. Fuchs analysirte den Feldspath der verschiedenen Granite besonders und erkannte daraus, daß eine Berechnung der Mineralien aus den Bauschanalysen nur irrige Resultate ergebe.

Behufs der Vergleichung der norwegischen Feldspathgesteine analysirte Kjerulf [20]) den rothen Granit mit Orthoklas und Turmalin von Predazzo und fand in demselben

SiO^2	70,725
Al^2O^3	14,161
FeO	3,225
CaO	1,026
MgO	0,659
KaO	5,366
NaO	2,544
HO	1,100

J. Durocher [21]) gibt bei seinen umfassenden Untersuchungen über die Entstehung der Feuergesteine, nach welchen der Granit aus der obern Schicht der beiden von ihm angenommenen Urgesteinsflüssigkeit krystallisirt ist und worauf er eine neue Classification der eruptiven Gesteine begründet, als typische Zusammensetzung des Granites folgende Zahlen an: 72,8 Kiesel- mit etwas Titansäure, 15,3 Thonerde, 6,4 Kali, 1,4 Natron, 0,7 Kalkerde, 0,9 Talkerde, 1,7 Eisen- und Manganoxyd und 0,8 Wasser, Fluor-, Chlor- und Kohlensäure, und für den Syenitgranit 69,0 Kieselsäure, 15,0 Thonerde, 4,2 Kali, 2,8 Natron, 2,2 Kalkerde, 3,0 Talkerde, 3,2 Eisen- und Manganoxyd und 1,0 Wasser.

Die eingehendsten Erörterungen an die Granitanalysen hat G. Bischof im Schlußbande seines Lehrbuches der chemischen und physikalischen Geologie angeknüpft, die bei einer Beurtheilung der bezüglichen Verhältnisse vor Allem berücksichtigt werden müssen. Er theilt zunächst die Analysen von Delesse mit, welche den Granit der Ballons und der Vogesen zum Gegenstande haben. Unter a steht der Granit von Plombières, unter b die großen weißen Feldspathkrystalle aus demselben, unter c die graulichweißen, schon etwas zersetzten Feldspathkrystalle desselben, unter d der Granit vom Fuße des Drumont, unter e der der Presse, f ein Feldspath aus demselben, g der Granit von Saint-Marie en Chamois im Departement Haute Saone, h ein röthlichweißer Feldspath daraus, i der sehr zersetzte Granit von Bresson und k der dunkelgrüne Aphanit an dessen Berührung:

	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k
Kieselsäure	70,8	64,91	64,16	67,3	64,8	58,55	63,3	63,00	63,8	46,83
Thonerde	15,3	19,16	19,16	16,1	20,0	25,26	26,2	20,55	18,7	30,33
Eisenoxyd		Spur	Spur	1,9		0,30				
Kalkerde	0,5	0,87	0,56	0,6	1,1	5,03	1,8	0,68	2,3	9,55
Magnesia	12,4	0,65	0,55	13,3	12,7	1,30	11,8			6,86
Kali		11,07	14,97			1,50		13,49	13,8	0,81
Natron		2,49				6,44				3 57
Glühverlust	1,0	0,30	0,60	0,8	1,4	0,91	2,9	1,28	1,4	1,99
	100,0	99,36	100,00	100,0	100,0	99,29	100,0	100,00	100,0	99,94

Die nun folgenden Granite der Vogesen sind älter als diese der Ballons, da sie dieselben durchsetzen. Es sind unter l Granit von Mehachamp, m von den Feignes de Volognes, n von Mehachamp aus der Berührung mit einem Granit der Ballons, o grünlichweißer Feldspath von Wildenstein und p weißer feinblätteriger Feldspath von Remiremont, q der Protogyn des Montblanc

	l	m	n	o	p	q
Kieselsäure	76,3	73,8	72,0	64,66	66,08	74,25
Thonerde	12,8	15,8	15,33	19,58	18,70	11,58
Eisenoxyd	1,5		0,4	Spur	Spur	2,41
Manganoxyd	—	Spur	Spur	—	—	—
Kalkerde	0,8	0,9	0,98	0,70	0,93	1,08
Magnesia	Spur	0,9	0,60		0,45	
Kali	8,6	7,8	7,70	15,18	9,4	10,01
Natron			2,00		3,77	
Glühverlust		0,8	0,40	0,58	—	0,67
	100,0	100,0	99,41	100,78	99,04	100,00

20) Neues Jahrbuch für Mineralogie 1854. S. 299. 21) Comptes rendus 1857. XLIV, 325. 459. 605.

Aus dem Riesengebirge wurde analysirt der Granit von Striegau bei r, der Ganggranit aus diesem bei s, der Granit von der kleinen Stirnhaube bei t, ferner von den Centralkarpathen bei u vom Meerauge im Fischerthale, bei v aus dem kleinen Kohlbachthale, bei w aus dem Völkerthale, x vom Harze aus dem Holzemmethale, y vom Ilsenstein, z Ganggranit von Heidelberg, aa Oligoklas aus dem Granit von Warmbrunn, bb Granit von Prudelberg in Böhmen:

	r	s	t	u	v	w	x	y	z	aa	bb
Kieselsäure	73,13	71,20	76,02	69,31	63,38	71,46	71,93	73,41	72,11	63,94	65,74
Thonerde	12,49	12,81	12,71	16,40	17,87	15,57	12,89	14,87	15,60	23,71	18,28
Eisenoxydul	2,58	4,54	1,25	4,30	2,40	1,81	5,56	1,73	1,53	Spur	1,32
Manganoxydul	0,57	0,39	0,31	0,03	0,85	0,09	0,10	0,20	0,26	—	0,13
Kalkerde	2,40	2,02	1,20	3,06	3,12	1,45	1,81	1,79	1,26	2,52	1,26
Magnesia	0,27	0,35	0,14	0,83	0,85	0,58	0,47	0,34	0,34	Spur	0,20
Kali	4,13	4,76	4,90	2,87	2,99	6,39	4,88	4,33	5,00	2,17	9,25
Natron	2,61	2,86	2,44	3,29	3,58	2,03	1,86	2,58	2,57	7,66	4,20
Wasser	0,53	0,43	0,48	0,84	0,80	0,76	0,49	0,57	0,83	—	—
	98,71	99,36	99,45	100,93	100,84	100,12	99,99	99,82	99,20	100,00	100,38

Nach all diesen Analysen ist nicht einmal eine annähernde Bestimmung der Quantitäten der Mineralien in den Graniten möglich, denn allermeist finden sich darin zwei Feldspathe, zwei Glimmer und Quarz, also fünf unbekannte Größen und darunter die in ihrer Zusammensetzung außerordentlich schwankenden Glimmer, welche die verschiedensten Combinationen der Bestandtheile nach den Analysen gestatten. Es läßt sich nur das Maximum der beiden Feldspathe, das Minimum des Quarzes und beide Extreme des Magnesiaglimmers ermitteln, wozu die gefundenen Mengen der Alkalien, der Kalkerde und der Magnesia die Anleitung geben, denn erstere gehört nur den Feldspathen und letztere nur den Glimmern an. Berechnet man nun einige der letzten angeführten Analysen hiernach, so erhält man als

Maximum der Feldspathe	72,65	69,69	72,05	61,57	74,14	77,86	69,16	62,25	64,86
Minimum des Quarzes	23,51	25,75	22,37	34,53	18,51	15,05	25,05	29,91	29,45
Maximum des Magnesiaglimmers	5,84	2,63	3,41	1,36	8,08	8,28	5,65	4,57	3,31
Minimum desselben	2,36	1,06	1,38	0,56	3,27	3,35	2,28	1,85	1,33
Thonerdedifferenz	+ 1,56	— 0,68	— 0,71	+ 1,17	+ 2,28	+ 3,00	+ 2,67	+ 1,21	+ 2,67

Die Zahlen der Thonerdedifferenz geben die Unterschiede zwischen der gefundenen und berechneten Thonerde, bei — den berechneten Werth größer als die gefundenen, bei + den gefundenen größer als den berechneten. Es ist in jenen Graniten, wie auch die mineralogische Beschreibung ergibt, der Feldspath stets vorwaltend und der Magnesiaglimmer sehr untergeordnet. Zur Abschätzung des Oligoklases bieten die Analysen nur einen ungefähren Anhalt, da bedeutender Kalkgehalt und vorwaltendes Natron untrügliche Kennzeichen für einen bedeutenden Oligoklasgehalt sind. Im Oligoklas überwiegt das Natron bedeutend das Kali und im Orthoklas das Kali das Natron, und diese Annahme nach den Analysen entspricht allermeist auch der mineralogischen Beschreibung. Der Wassergehalt in den obigen Analysen deutet darauf hin, daß ein Theil der Feldspathe schon mehr oder weniger kaolinisirt war. Ein Wassergehalt von 0,84 Procent setzt 4,6 Procent Kaolin voraus und in diesem Zersetzungsproduct ist die Menge der Thonerde im Verhältniß zur Kieselsäure bei weitem größer als in den Feldspathen. Wir wissen jedoch, daß Wasser noch auf ganz andere Weise in den Graniten eingeschlossen ist.

Ebenso wichtig wie die chemische Analyse zu einem Urtheil über die Bildungsgeschichte des Granites ist die mikroskopische Untersuchung seiner Zusammensetzung, welche jedoch leider gänzlich vernachlässigt worden ist, indem erst ganz neuerlichst Zirkel [22]) ein Paar bezüglicher Beobachtungen mittheilt. Derselbe fand zunächst den Quarz im Granit von Gunnislake in Cornwall von eigenthümlicher Beschaffenheit. Schon Sorby hatte nämlich nachgewiesen, daß die Granitquarze zahlreiche Höhlungen enthalten und Zirkel bestätigt deren Vorkommen an vielen Graniten. Diese mikroskopisch kleinen Höhlungen sind mit Flüssigkeit erfüllt und können daher geradezu Wasserporen genannt werden. Nach Sorby enthält die Flüssigkeit Chlorkalium, Chlornatrium, Kali-, Natron-, Kalksulphat, sowie Spuren freier Salzsäure und schwefeliger Säure. Ferner cornwaller Granit wimmelt von kleinen rundlichen und großen verschieden geformten Quarzporen. Die größeren zeigen ein deutlich erkennbares Bläschen, das sich beim Drehen des Präparates hin- und herbewegt. Die größten Poren messen 0,006 Millimeter Länge und 0,012 Millimeter Breite und die kleinsten erscheinen bei 2000maliger Vergrößerung nur punktförmig. Sie liegen einzeln unregelmäßig durch einander gestreut wie Regentröpfchen auf

22) Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1863. XLVII, 231.

Glas oder in vielfach sich verzweigenden und wieder vereinigenden Reihen und Streifen, auch in dichten Haufen mit ausstrahlenden Reihen. Im Quarz der grobkörnigen Granite sind sie im Allgemeinen häufiger als in dem der feinkörnigen und einige Granite sind so mit Flüssigkeit erfüllt, daß dieselbe den zwanzigsten Theil des krystallisirten Quarzes ausmacht. Im Mittelpunkt der Quarzkörner pflegen die Wasserporen zahlreicher zu sein als nach der Oberfläche hin. Außerdem beherbergen nun die Quarze aller Granite noch Glas- und Steinporen. Erstere gleichen ganz denen in Schlacken und Obsidianen und Laven, sind kleine Antheile des geschmolzenen Gesteines, aus welchem der Quarz ausgeschieden ward und wurden von dem wachsenden Quarzkrystalle in seine Masse eingeschlossen. Bei ihrer Entstehung waren die Glasporen ebenfalls Flüssigkeitshöhlungen, aber angefüllt mit einem Fluidum, welches bei gewöhnlicher Temperatur nicht flüssig blieb. Oft schließen die Glasporen mehre Bläschen ein und die Glasmasse ist häufig ganz oder zum Theil krystallinisch geworden und dann also eine Steinpore. Ihr größter Durchmesser ist 0,03 Millimeter, ihr kleinster 0,024 Millimeter. Auch kommen im Quarz noch leere Poren vor, von Dampf gebildet ganz wie in den Mineralien unserer Vulkane. Ferner noch sehr viele mikroskopische wasserklare Krystalle: manche kurz und breit mit vollkommen deutlicher monoklinoëdrischer oder triklinoëdrischer Durchschnitt, zahlreiche andere langspießig, säulenförmig und dünn, bis 0,15 Millimeter lang und nur 0,008 Millimeter dick, ja nur 0,001 Millimeter stark. Bald liegen sie einzeln bald gehäuft, stets regellos durch einander. Sie gehören zu den Feldspathen. Die Orthoklase des Granites bilden unter dem Mikroskop eine trübweiße Masse und lassen keine Poren erkennen oder nur äußerst wenige. Dagegen zeigen sie viele kleine schwarze Punkte und eckige Körnchen, wahrscheinlich von Magneteisen. Die Oligoklase sind leicht an ihrer Streifung von den Orthoklasen zu unterscheiden. Der Glimmer stellt eine durchscheinende graue Masse dar. Die Quarzkrystalle zeigen in Folge ihrer verschiedenen Stellung die mannichfaltigsten und schönsten Polarisationsfarben. All diese Erscheinungen wurden auch an dem Granit von Litiz in Böhmen beobachtet und an dem andern Fundorte bestätigt und erkennt Zirkel in ihnen eine Bekräftigung der hydropyrogenen Bildungsweise: die Granite entstanden durch die vereinte Thätigkeit von geschmolzenem Gestein, Wasser, Gasen und Dämpfen, von welchen jeder Factor an den wachsenden Krystallen die deutlich nachweisbaren Spuren seiner Gegenwart zurückließ.

Bei dem großen Antheil, welchen der Granit an der Gebirgsbildung der Erdoberfläche nimmt, ist seine Entstehung von jeher lebhaft erörtert worden, ja um ihn hauptsächlich dreht sich der alte und bis heute noch nicht ausgeglichene Kampf der Neptunisten und Plutonisten, zu welchen in neuerer Zeit noch eine dritte vermittelnde Partei als Hydroplutonisten hinzugetreten ist. Die früheren Beweise für die wässerige und für die feurige Entstehung des Granites haben durch die neueren Forschungen der Chemie und Geologie größtentheils ihre wissenschaftliche Bedeutung verloren und gehören nunmehr der Geschichte der Geologie an. Wir legen daher nur den gegenwärtigen Stand der Ansichten über die Entstehung des Granites kurz dar.

Die Neptunische Entstehungsweise des Granites oder die Krystallisirung desselben aus seiner wässerigen Lösung hat in neuester Zeit G. Bischof in seinem „Lehrbuche der chemischen und physikalischen Geologie," von welcher soeben die zweite Auflage begonnen worden, am nachdrücklichsten vertheidigt. Er erklärt es für unmöglich, daß die feinen Adern und Gänge von Granit im Thonschiefer, die an diesem scharf abschneiden, von einer feuerflüssigen Granitmasse gebildet sein können, läßt alle Granitgänge aus einer wässerigen Auflösung des Nebengesteines oder einer herbeigeführten granitischen Lösung entstehen, weist die Umwandelung des Thonschiefers in Granit auf wässerigem Wege nach, stellt die Bildung gewisser Mineralien im Thonschiefer an der Grenze des Granites wie des Chiastolithes als unmöglich durch Hitze verursacht dar, beleuchtet die wässerige Entstehung der einzelnen wesentlichen Bestandtheile und der zufälligen Beimengungen, kurz vom chemischen Standpunkte aus kann der Granit nur aus einer wässerigen Lösung entstanden sein und seine chemischen Bestandtheile lassen sich auch im Thonschiefer und in anderen sedimentairen Gesteinen nachweisen. Allein den Beweisen Bischof's werden ebenso gewichtige für die Entstehung auf feurig flüssigem Wege entgegengesetzt und diese außerdem noch durch die von Bischof weniger berücksichtigten geotectonischen Verhältnisse unterstützt. Es steht fest, daß die den Granit constituirenden Mineralien ebenso wol aus wässerigen Lösungen wie aus feurig flüssigen herauskrystallisiren können und andere das Auftreten und Verhalten des Granites begleitende Erscheinungen müssen erweisen, welche von den beiden Entstehungsweisen für das betreffende Vorkommen am annehmbarsten ist.

Dieser Widerspruch in den Theorien vom Ursprunge des Granites führte R. S. Haughton [23]) zur Annahme eines hydrometamorphischen Ursprunges. Darunter versteht er die allmälige Veränderung ursprünglich geschmolzener, feuerflüssiger Gesteine, welche sich als Adern und Gänge in schon vorhandene Gesteine eingedrängt hatten und die durch heißes Wasser eine Erhöhung ihres specifischen Gewichtes und eine andere Anordnung ihrer Gemengtheile erfahren haben. Umgekehrt ist Pyrometamorphismus eine Reihe von Umwandelungen, welche ein durch mechanische Ablagerung aus den Gewässern ursprünglich geschichtetes Gestein allmälig durch Hitze erfahren hat. In letzterer Weise ist nun nach Haughton der Granit im Donegal, in Norwegen und vielleicht auch in den schweizer Alpen entstanden.

Bryson [24]) hat die Neptunische Theorie noch in anderer Weise als Bischof nachzuweisen gesucht und

23) Adress delivered before the Geological Society of Dublin 1862. 24) Edinburgh new philos. Journal 1861. XIV, 144.

zwar durch das Vorkommen von Flüssigkeiten in den Krystallen des Granites. Sehr auffallend ist nämlich die Uebereinstimmung, welche mikroskopische Bilder von zahlreichen Pechsteinen, Obsidianen und glasigen Schlacken zeigen und deren gänzliche Verschiedenheit von den gleichen Bildern des Granites. Alle vulkanischen Gläser besitzen nämlich eine eigenthümlich strahlig sternförmige Structur, die für sie im höchsten Grade charakteristisch ist. Davon zeigen nun die Granite keine Spur, wol aber eine außerordentliche Häufigkeit von Höhlungen mit Flüssigkeiten, wie wir oben schon nach Zirkel's Untersuchungen anführten. Diese Flüssigkeiten erscheinen in allen Gemengtheilen des Granites unter denselben Verhältnissen. Die Höhlungen sind selten ganz mit Flüssigkeit angefüllt, gemeinlich nimmt eine kleinere oder größere Luftblase daneben Raum. Bei einer Temperatur von 94 Grad Fahrenheit verschwindet die Luftblase und die Höhlung erscheint nun ganz mit Flüssigkeit erfüllt, während bei 84 Grad die Luftblase aufs Neue mit einem einzigen Aufwallen erscheint. Die Höhlungen können also weder bei einer Temperatur über 84, noch weniger aber bei 94 Grad Fahrenh. gefüllt worden sein, auch nicht als die Temperatur des umgebenden Gesteines höher war als die genannte, weil nämlich die Blase stets einen weit geringern Raum einnimmt als das Fluidum, was wol nicht hätte geschehen können, wenn die Flüssigkeit unter starkem Druck und bei großer Hitze eingeschlossen worden wäre. Ferner zeigt das Vorkommen des Turmalins in den Graniten von Aberdeen, daß dieses bei einer höheren Temperatur rissig werdende und zerspringende Mineral nicht vorhanden sein konnte bei einem Schmelzzustande des Quarzes; es war früher krystallisirt, bevor der Quarz fest wurde. Dieser dehnt sich bei seinem Krystallisationsprocesse um ein Vierundzwanzigstel seiner Maße aus und durch solche Gewalt wurden alle die Störungen hervorgerufen, welche sonst dem Plutonischen Einflusse zugeschrieben werden.

Auf eine andere seither bei der Plutonischen Entstehung des Granites ganz übersehene Thatsache hat neuerdings noch R. Bunsen [25]) hingewiesen. Der Quarz erstarrt nämlich bei einer höhern Temperatur als der Orthoklas, der Orthoklas bei einer höhern als der Glimmer. In dieser Reihenfolge mußten also auch die Bestandtheile aus dem feurig flüssigen Magma krystallisiren. Aber die Structur der Granite zeigt eine andere Reihenfolge der Mineralien. Allein niemals ist die Temperatur, bei welcher ein Körper für sich erstarrt, diejenige, bei welcher er aus seinen Lösungen in anderen Körpern fest wird. Der Erstarrungspunkt einer chemisch reinen Verbindung hängt allein von ihrer stofflichen Natur und dem Drucke ab, wogegen der Erstarrungspunkt eines mit anderen Substanzen zu einer Lösung verbundenen Körpers außerdem noch und zwar hauptsächlich von dem relativen Verhältniß der sich gelöst haltenden Substanzen bedingt wird. Was für Lösungen in niedern Temperaturen gilt, muß nothwendig auch für solche in höhern Temperaturen gültig sein. Betrachtet man z. B. eine Lösung von Eis und krystallisirtem Chlorcalcium in Beziehung auf die Vorgänge bei dem Festwerden, so zeigt sich Folgendes. Bei einem gewissen Gehalt an krystallisirtem Chlorcalcium wird die Flüssigkeit erst bei — 10 Grad anfangen fest zu werden, dann bei nur wenig sinkender Temperatur bis zum letzten Tropfen zu mehr oder weniger reinem Eis erstarren, in welchem Chlorcalciumkrystalle eingebettet sind. Vermehrt man nun allmälig den Chlorcalciumgehalt einer solchen Lösung, so kann man sie beliebig bis — 20, ja bis 50 Grad und höher flüssig erhalten oder erstarren lassen, wo sich dann bei diesen Temperaturen jene Vorgänge des Erstarrens in ähnlicher Weise wiederholen. Es wechselt also die Temperatur, bei welcher das Wasser und das Chlorcalcium fest wird, je nach den Mischungsverhältnissen, und der Erstarrungspunkt des Wassers kann hier um mehr als 59 Grad C. unter seinen Gefrierpunkt sinken und der des Chlorcalciums sogar um nahezu 100 Grad erniedrigt werden. Schwefelsaures Kali und Salpeter können aus ihren Lösungen bei Temperaturen fest werden, welche 600—800 Grad unter ihrem Schmelzpunkte liegen. Ferner ist allbekannt, daß aus Lösungen je nach deren Concentration zuerst Wasser und dann Salz oder zuerst Salz und später Wasser krystallisirt zu erhalten ist. Hiernach ist also die Voraussetzung, daß Quarz und Feldspath aus der feurig flüssigen Lösung bei ihren respectiven Schmelzpunkten fest werden müßten, ganz unzulässig. Es ist vielmehr ganz klar, daß in dem an Feldspath reichen Schriftgranit der Quarz vor dem Feldspath, in andern Graniten gleichzeitig mit demselben und wieder in anderen nach demselben ausgeschieden wurde. Wenn nun der Quarz nach Rose nicht einmal weit von seinem Schmelzpunkte in die amorphe lösliche Modification von der Dichtigkeit 2,2 übergeht und wenn dies Mineral aus dem geschmolzenen Granitgemenge bei der allerverschiedensten Temperatur auskrystallisiren konnte und zwar stets nur unter seinem Schmelzpunkte, so wird man daraus wieder in völliger Uebereinstimmung mit der Erfahrung nur schließen können, daß der unterhalb seines Schmelzpunktes aus dem feurig flüssigen Granitgemenge krystallisirende Quarz gerade so, wie der noch weiter unterhalb dieses Schmelzpunktes aus wässerigen Lösungen krystallisirende, aller Voraussicht nach nicht das specifische Gewicht 2,2, sondern die Dichtigkeit 2,6 und die damit verbundenen Eigenschaften zeigen werde.

Durch diesen Nachweis des hochverdienten und gründlich unterrichteten Chemikers ist eine der Hauptstützen für die Neptunische Theorie des Granites beseitigt worden. Zuerst hob dieselbe Breislack [26]) nachdrücklich hervor, daß nämlich das Verhalten der Gemengtheile im Granit ihren Erstarrungspunkten widerspräche. Fuchs, de Boucheron und Andere, besonders aber Bischof [27])

25) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1861. XIII, 61.

26) Lehrbuch der Geologie 1819. I, 527.

27) Lehrbuch der chem. phys. Geologie III, 1294.

vertheidigten mit der abnehmenden Strengflüssigkeit der drei Granitmineralien deren Krystallisation aus einer wässerigen Lösung. Die Reihenfolge, in welcher die Mineralien im Granit krystallisirt oder erstarrt sein mögen, ist keineswegs in den hellen Graniten dieselbe. Sie wurde gelegentlich von einzelnen Localitäten speciell nachgewiesen und ist neuerdings von G. Tschermak [28]) an Vorkommnissen der verschiedensten Granite untersucht worden. Derselbe fand in einem Granit von Rio de Janeiro die Reihenfolge Albit, Apatit, Orthoklas, Glimmer, Quarz, dagegen in dem Granit von Campo Santa Anna die Folge: Glimmer, Albit, Orthoklas, Quarz und wieder andere Folgen in anderen Graniten.

Die Nachweise für die Entstehung der Granite aus einem heißflüssigen Gemenge und für ihre eruptive Natur vom chemischen Standpunkte aus hat J. Durocher [29]) gegen die Bischof'schen entgegengesetzten Untersuchungen dargelegt, während die geologischen Thatsachen von Naumann, Studer, Cotta u. A. für dieselbe erörtert worden sind. So stehen sich noch immer die beiden Theorien sehr schroff gegenüber und die vermittelnden Untersuchungen insbesondere von Scheerer [30]) und Fournet [31]) haben noch keine Annäherung erzielt.

Es wäre schließlich noch die Verbreitung des Granites über die Erdoberfläche zu verfolgen, allein da wir unsere Belege aus den Granitvorkommnissen der verschiedensten Gegenden und Welttheile gewählt haben, so möchte eine nochmalige Aufzählung der einzelnen Localitäten überflüssig erscheinen. Ebenso werthlos dürfte eine Zusammenstellung der Literatur sein, da wir die bezüglichen Arbeiten gelegentlich citirt haben. Eine selbstständige Monographie des Granites, welche denselben nach all seinen Beziehungen eingehend beleuchtet, fehlt leider noch, am ausführlichsten und gründlichsten hat ihn Naumann in seinem „Lehrbuche der Geognosie" behandelt und dessen Darstellung mußten wir uns denn auch in einzelnen Abschnitten eng anschließen. (*Giebel.*)

GRANITUS (Constantin), ein italienischer Arzt des 17. Jahrh. zu Cassano im Königreiche Neapel in der Provinz Calabria citeriore geboren, war durch seine gelungenen Curen gefährlicher und langwieriger Krankheiten weit und breit berühmt und sein Rath wurde in schwierigen Fällen aus allen Theilen seines Vaterlandes eingeholt. Seine Mittheilungen auf die an ihn gerichteten wichtigsten Fragen sind in den von ihm herausgegebenen Epistolae et consultationes medicae (Neapoli 1650. 4.) gesammelt *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIUS, der Name mehrer römischer Schriftsteller, über deren Leben und Werke noch mancherlei Zweifel obwalten und von denen die beiden bedeutendsten von Einigen auch zu einer Person zusammengeschmolzen werden. Der bekannteste von ihnen ist Granius Flaccus, ein berühmter Rechtsgelehrter aus der Zeit des Dictators Cäsar. Er schrieb ein erklärendes Werk über die von C. Papirius veranstaltete Sammlung der Gesetze aus der Zeit der römischen Könige (Jus civile Papirianum) [1]), in welchem er, wie es scheint, auf das bisher weniger beachtete Recht der Pontifices oder das kirchliche und kanonische Recht des alten Roms Rücksicht nahm. Er verfaßte auch eine Schrift über die Ritual- und Auguralbücher (De Indigitamentis) [2]), deren Verlust für die Alterthumswissenschaft sehr fühlbar ist, da sie gewiß eine wesentliche Lücke in unserer Kunde des römischen Cultus ausfüllen würde. Er widmete dieses Werk Cäsar (ad Caesarem scriptum), und da er als Schriftsteller von Macrobius [3]) neben Varro genannt wird, so ist wol kein Grund zu zweifeln, daß unter Cäsar der Dictator Cäsar gemeint ist [4]). Macrobius [5]) nennt auch einen Granius Licinianus und führt das zweite Buch eines geschichtlichen Werkes desselben an; man hat aber erst in der neuesten Zeit über diesen Schriftsteller und sein Werk nähere Kenntniß erlangt. Als nämlich der bekannte Historiker G. H. Pertz im J. 1853 das britische Museum besuchte, um unbekannten Handschriften der Quellen teutscher Geschichte des Mittelalters nachzuspüren, wurde er auch auf einen dreimal überschriebenen syrischen Codex des 11. Jahrh. aufmerksam gemacht, und da er sogleich in der ursprünglichen Schrift das Werk eines römischen Geschichtsschreibers zu finden glaubte, so machte er während seines späteren Aufenthaltes in London im J. 1855 die erwähnte Handschrift zum Gegenstande einer sorgfältigeren Untersuchung und fand, daß der Codex, welcher aus dem Kloster der heil. Maria in der Wüste Nitria in Niederägypten im J. 1847 nebst anderen Handschriften in das britische Museum gebracht worden war, unter dem syrischen Texte einiger Homilien des Kirchenvaters Chrysostomus eine grammatische Schrift über die lateinische Sprache und unter diesem Stücke eines größeren römischen Geschichtswerkes enthielt, welches, wie die Ueberschrift zeigte, einen Granius Licinius zum Verfasser hatte. Da ihm die zur Auffrischung der alten Schrift nöthige Zeit fehlte, so schrieb er einige lesbare Zeilen ab, um der berliner Akademie Bericht über den Fund zu erstatten, und schickte im nächsten Jahre seinen Sohn Karl August Friedrich nach London, welcher alle Mittel, die ihm von den Bibliothekaren des Museums erlaubt wurden, anwendete, um die ältesten Buchstaben wieder erscheinen zu lassen, das Lesbare mit aller ihm möglichen Genauigkeit abschrieb und den Fund unter dem Titel: Gai Grani Liciniani Annalium quae supersunt ex codice ter scripto musei Britannici Londinensis (Berolini

28) Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1863. XLVII, 207. 29) Comptes rendus 1857. XLIV, 776. 839. 30) Bulletin de la Société géologique 1847. IV, 468. 31) L'Institut 1843. XI, 447.

*) Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 11. S. 590.

1) Vergl. Paulus lib. X. ad leg. Jul. Pap. digest. L. 16, 144: de verborum significatione. 2) *Censorinus*, De die natali c. 3. 3) Sat. I, 18, 3. 4) Joh. Chr. Fel. Bähr, Geschichte der Römischen Literatur, 3. Aufl. (Karlsruhe 1845. 8.) §. 407 (Bd. 2. S. 640). Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft von A. Pauly. Bd. 3. S. 960. 5) Sat. I, 16, 28.

1857. 4.) mit einem Facsimile der Schrift herausgab. Da er aber den ursprünglichen Codex, welcher nach den von der Diplomatik dargebotenen Erkennungszeichen nicht älter als das 5., und nicht jünger als das 8. Jahrh. sein kann, in das 2. Jahrh. setzt, auch sonst manche Versehen beging und Manches unrichtig las, so unterwarfen die Philologen zu Bonn seine Arbeit einer scharfen Kritik, besorgten eine genauere Ausgabe (Grani Licinianiquae supersunt emendatiora edidit Philologorum Bonnensium heptas. Lipsiae 1858. 8.) und stellten in der Einleitung das Wahrscheinlichste über das Geschichtswerk und dessen Verfasser fest. Aus dieser genauen und scharfsinnigen Untersuchung ergibt sich ungefähr Folgendes. Die Ueberbleibsel, welche in der Handschrift, die wahrscheinlich aus dem 7. Jahrh. stammt, aufgefunden wurden, gehören dem 28. und 36. Buche des Geschichtswerkes an, welches vermuthlich den Titel Annalen trug. Die Ereignisse, von denen in den erhaltenen Fragmenten die Rede ist, fallen in die Jahre 581 und 676 der Stadt Rom, jedes zwischen den erwähnten Büchern liegende Buch muß also die Geschichte von etwa neun oder zehn Jahren enthalten haben. Wenn man nun den Stoff der römischen Geschichte in gleicher Weise auf die übrigen Bücher vertheilt, so gelangt man zu der Vermuthung, daß das Werk nicht mit der Erbauung der Stadt, sondern mit der Vertreibung der Könige begonnen habe. Schwieriger ist zu ermitteln, wie weit es reichte; eine Bemerkung in dem 26. Buche aber über Sallust [6]) läßt uns vermuthen, daß der Verfasser gleichzeitig mit diesem Geschichtsschreiber lebte und daß er nicht lange nach der Beendigung des Werkes Sallust's (welche ungefähr in das Jahr 719 zu setzen ist) seine Annalen schrieb und etwa bis zum Tode Cäsar's führte. Was nun zuletzt den Namen des Historikers betrifft, so unterliegt die Benennung Licinianus in der Handschrift keinem Zweifel, ungewisser ist das andere Wort; Pertz der Vater las es Granius, der Sohn Gaius; die Lesart des Vaters dürfte jedoch die richtige sein, da ein Granius Licinianus von alten Schriftstellern [7]) genannt wird. Wir haben indessen nach dem Urtheile der Philologen zu Bonn keineswegs Fragmente des vollständigen Originals des Granius Licinianus, sondern nur, wie sie durch nicht unwichtige Gründe zu beweisen suchen, einen zur Zeit der Antonine von einem nicht sehr gründlichen Geschichtsforscher gemachten Auszug vor uns [8]). Es handelt sich jetzt nur noch um die Frage, ob Granius Licinianus und Granius Flaccus, von welchem weiter oben die Rede war, zwei verschiedene Schriftsteller sind, oder ob unter beiden eine und dieselbe Person zu verstehen ist. Aeltere und neuere Literarhistoriker [9]) stellen die Identität in Abrede, besonders weil der in solchen Angaben genaue Macrobius [10]) beide unterscheide; die Philologen zu Bonn aber finden schon deshalb, weil beide Schriftsteller zu derselben Zeit lebten, nicht unwahrscheinlich, daß der Jurist Granius Flaccus und der Historiker Granius Licinianus eine und dieselbe Person seien und der vollständige Name derselben vielleicht Granius Flaccus Licinianus gelautet habe [11]). Bei ruhiger Ueberlegung wird man jedoch nicht umhin können, der Ansicht, daß Granius Flaccus und Granius Licinianus zwei verschiedene Autoren seien, beizustimmen. Gewiß ist, daß aus den geretteten Resten des Werkes des letzteren manche Lichtpunkte auf bisher dunkle Theile der Alterthumswissenschaft fallen, welche auch schon mehrfach benutzt worden sind [12]). — Ein Arzt Granius wird von C. Plinius Secundus unter den bei dem 28. Buche seiner Naturgeschichte benutzten Schriftstellern genannt, ohne nähere Bezeichnung jedoch; daß er aber von den beiden oben genannten Granius verschieden sei, läßt sich annehmen, auch ist er wahrscheinlich jünger. Sein nicht mehr vorhandenes medicinisches Werk mag viele abenteuerliche und abergläubische Dinge enthalten haben, denn Plinius (B. XXVIII. Cap. 9. §. 2) entlehnt ihm die Behauptung, daß ein einem Steinkranken mit einem eisernen Werkzeuge herausgenommenes Steinchen sehr wirksame Kraft auf andere Steinkranke habe, wenn sie es anbinden. — Ferner wird ein römischer Dramatiker genannt, welcher den Namen Cajus Granius führt [13]), von dem man aber nichts Näheres weiß, als daß er eine Tragödie dichtete, welche die Ueberschrift „Die Peliaden" führte. Die Zeit, in welcher er lebte, läßt sich auch nicht einmal annähernd bestimmen oder errathen. (*Ph. H. Külb.*)

GRANIUS MARCELLUS, Prätor oder Proconsul in Bithynien unter Tiberius, von welchem aber Nichts weiter berichtet wird, als daß er einer der zahlreichen Opfer falscher Anklagen unter der Regierung dieses grausamen Kaisers wurde. Der Ankläger war

6) Fol. IIIIr. (p. 43. ed. Bonn.): „Sallusti opus nobis occurrit, sed nos ut instituimus moras et non urgentia omittemus (nam Sallustium non ut historicum scribunt, sed ut oratorem legendum), nam et tempora reprehendit sua et delicta carpit et convitia ingerit et dat in censum loca, montes, flumina et hoc genus alia et culpat et comparat disserendo." 7) Von Macrobius (Sat. I, 16, 30) und von Servius (Schol. in Virgilii Aen. I, 737). 8) „Summa igitur disputationis nostrae haec est: quos scripserat Licinianus Sallustio aequalis ab urbe condita annales, ex eis Antoninorum aetate virum mediocriter doctum suis admixtis adnotationibus ea excerpisse quorum has nunc tenemus reliquias." Praef. p. 19.

9) Wie Vossius (Opp. T. IV. p. 261) und Haakh (in der Encyklopädie der Alterthumswissenschaft. Bd. III, 960). 10) Sat. I, 16, 28 und I, 18, 3. 11) Das bisher Mitgetheilte ist aus dem Vorworte zur bonner Ausgabe des Granius Licinianus gezogen; vergl. *Dom. Comparetti*, De Liciniani annalium scriptoris aetate epistola, im Rheinischen Museum für Philologie, Jahrgang 1858. S. 457 fg. und C. G. Schmidt, Zu Granius Licinianus, im Philologus, Jahrgang 1857. S. 590 fg. *Herm. Heerwagen*, De Grani Liciniani fragmento annal. lib. XXVI. (Norimb. 1858. 4.) Die wenigen Fragmente der beiden angeführten Granius, welche von den alten Schriftstellern erhalten wurden, finden sich in der bonner Ausgabe des Granius Licinianus gesammelt. 13) *Nonius Marcellus* c. III, 75: Cardo generis *masc.* *Virgil.* Aeneid. l. 2: Et emoto procumbunt cardine postes, *feminini*, Grains Peliadibus: Sonat impulsa regia cardo. Vgl. Poetae scenici Latinorum ed. *F. H. Bothe.* (Lips. 1834. 8.) Vol. V. p. 271.

Cäpio Crispinus, sein eigener Quäſtor, ein dürftiger und unruhiger, aber ſonſt unbekannter Menſch, einer der erſten, welcher eine Laufbahn betrat, die ſpäter durch das Elend der Zeiten und die Frechheit der Leute Wichtigkeit bekam. Er hatte ſich durch heimliche Klagſchriften bei dem mistrauiſchen Fürſten einzuſchleichen gewußt und arbeitete nun an dem Verderben der vortrefflichſten Männer. Von dem Kaiſer hervorgezogen und reichlich belohnt, aber von allen Andern gehaßt, kann er als ein Beiſpiel jener ſchrecklichen und abſcheulichen Menſchen gelten, welche durch Schmeichelei und Lüge von Armuth zu Reichthum gelangen, erſt verachtet, dann gefürchtet werden und, nachdem ſie ihre Mitbürger ins Verderben gebracht, ſich zuletzt in ihren eigenen Schlingen fangen und zu Grunde gehen. Criſpinus beſchuldigte Granius Marcellus, er habe ärgerliche Reden über Tiberius geführt und maß ihm überhaupt Dinge bei, welche ihm nothwendig ſchaden mußten, denn er hob gerade ſolche hervor, welche in dem Benehmen des Tiberius den ärgerlichſten Anſtoß erregten und weil dieſe alle der Wahrheit entſprachen, ſo zweifelte man nicht, daß der Angeklagte ſie wirklich geſagt habe. Da dieſe Beſchuldigungen nur den Charakter des Fürſten betrafen und dieſen als Richter nicht wol zuließen, ſo fügte Hiſpo, ein zweiter Ankläger, liſtig hinzu, Granius habe ſein Bildniß höher geſtellt, als die Bildniſſe der Cäſaren, und an einer Statue habe er den Kopf des Auguſtus abgenommen und den Kopf des Tiberius darauf geſetzt. Obſchon der Kaiſer über den gegen ſeine Perſon ausgeſprochenen Tadel gewiß ſehr empfindlich und unmuthig war, ſo hielt er ſich doch klug in den Schranken der Mäßigung; als aber die Beleidigung ſich zugleich als ein Vergehen gegen die geheiligte Perſon des Auguſtus betrachten ließ, ſo hielt er ſeinen Zorn nicht länger zurück, ſondern rief, ſein Stillſchweigen brechend, aus, auch er wolle in dieſer Sache öffentlich und eidlich mit ſtimmen, was er aber jedenfalls nur that, um auch den übrigen Stimmenden Zwang aufzulegen. Es waren indeſſen damals noch einige Spuren der ſterbenden Freiheit übrig, deshalb erhob ſich Cn. Piſo und ſprach entſchloſſen zu dem Kaiſer: „In welcher Reihenfolge, Cäſar, willſt du ſtimmen? Willſt du dies zuerſt thun, ſo weiß ich, wem ich zu folgen habe, willſt du aber der letzte ſein, ſo könnte ich leider unwiſſend anders ſtimmen als du.“ Dieſe Einrede brachte den betroffenen Kaiſer zur Beſinnung und je unüberlegter er herausgefahren war, deſto gelaſſener wurde er jetzt. Er duldete nun, daß der Beklagte von dem Verbrechen der beleidigten Majeſtät freigeſprochen wurde. Da dieſer aber zugleich der Gelderpreſſung in ſeiner Provinz angeklagt war, ſo wurde dieſe Beſchuldigung an den gehörigen Richter verwieſen und über das Vergehen nach dem Geſetze entſchieden [1]). — **Granius Martianus**, ein Zeitgenoſſe des Vorhergehenden und römiſcher Senator, fiel ebenfalls als Opfer einer ſolchen Anklage. Er wurde im J. d. St. 788 (35 nach Chr.) von Cajus Gracchus des Verbrechens der Majeſtätsbeleidigung beſchuldigt, zog aber vor, ſich ſelber den Tod zu geben, als unter den Händen der Schergen zu enden [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIUS (Petro), ein römiſcher Soldat von der Partei Cäſar's und von dieſem zum Quäſtor in einer der Provinzen des Orients beſtimmt, fiel, als er ſich an den Ort ſeiner Beſtimmung begeben wollte, an der Küſte von Afrika in die Hände der Leute Scipio's. Die ſämmtliche Mannſchaft des genommenen Schiffs und alle Reiſegefährten des Granius wurden als Kriegsgefangene erklärt und als Sklaven verkauft, nur den Quäſtor wollte man ausnehmen und es ſollte ihm Nichts zu Leide geſchehen; er ſelbſt aber, dieſe Bevorzugung verſchmähend, erwiderte: „Die Soldaten Cäſar's ſeien nur gewohnt, Gnade zu geben, nicht aber, ſolche anzunehmen.“ Nach dieſen Worten durchſtach er ſich ſelbſt mit ſeinem Schwerte und reihte ſich ſo würdig Cäſar's Kriegern an, welche jeder Gefahr und Verſuchung gegenüber für die Ehre ihres Feldherrn unüberwindlich und unwiderſtehlich waren *). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIUS (Quintus), ein durch ſeinen ſchlagenden Witz und ſeine ſcharfen ſatyriſchen Bemerkungen berühmter Römer, welcher in der erſten Hälfte des 2. Jahrh. vor Chr. lebte und das Amt eines öffentlichen Ausrufers bekleidete. Obgleich ihm dieſe Stellung an und für ſich kein ſehr großes Anſehen in der bürgerlichen Geſellſchaft verlieh, ſo zählte er doch die ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit, wie die Redner M. Antonius, M. Craſſus und ſelbſt Cicero unter ſeine Freunde, welche jedoch bei ſich darbietenden Gelegenheiten ebenſo wenig Schonung erwarten durften als ſeine Feinde. Sein Geiſtesverwandter, der Satyriker Lucilius, erwähnte ihn und ſeine Witzreden öfter in ſeinen Gedichten und ſein Name wurde allmälig gleichbedeutend mit einem geiſtreichen Menſchen. Einige witzige Bemerkungen, die ſich von ihm erhalten haben, ſind übrigens nur Wortſpiele, die, um verſtanden werden zu können, eines Commentars bedürfen und uns keinen maßgebenden Begriff von dem Geiſte dieſes von ſeinen Zeitgenoſſen ſo ſehr geprieſenen Mannes zu geben vermögen. Cicero lobt an Granius, welcher weit jünger war, als der zur Beurtheilung ſeines Talentes gewiß fähige Staatsmann, das echt römiſche und beſonders den Eingeborenen der Stadt eigenthümliche Salz [1]). Catulus, Craſſus, Antonius und alle Parteihäupter dieſer vielbewegten Zeit waren Gegenſtand der beißenden Bemerkungen des Granius und verdankten dieſen einen Theil ihrer Berühmtheit. Cicero meint ſogar, das einzige Merkwürdige, was Licinius Craſſus während ſeines Conſulates gethan, beſchränke ſich darauf, daß er bei dem Ausrufer Granius geſpeiſt habe und dieſe Sache zweimal von dem Satyriker Lucilius erzählt worden ſei. Er hatte zwei

1) *Tacit.* Annal. l. I. c. 74.

2) *Tacit.* Annal. l. VI. c. 38.

*) *Plutarch.* Caes. c. 16.

1) *Cicero*, Brut. c. 43. 46. De oratore l. II. c. 60. 62. Ad famil. IX, 15.

Söhne Cnejus und Quintus Granius, welche zugleich Stiefsöhne des bekannten Marius wurden, indem die Witwe des Granius den alten Marius heirathete. Die Witwe des Marius, welche diesen um 18 Jahre überlebte, war aber Julia, die Vaterschwester des Dictators Cäsar; diese wäre demnach auch die Gemahlin des Granius gewesen. Man könnte zwar einwenden, daß nicht leicht eine solche Verbindung zwischen dem Julischen Geschlechte und einem Ausrufer anzunehmen sei, sie mag aber dennoch wegen des ungewöhnlichen Ansehens des letzteren und wegen des Einflusses, den er durch seine zahlreichen und mächtigen Freunde besaß, statt gefunden haben. Gewiß ist, daß die beiden Söhne des Granius und Stiefsöhne des Marius zugleich mit diesem im J. 666 der Stadt (88 vor Chr.) von Sulla als Feinde des Vaterlandes erklärt und geächtet wurden [2]). Einer derselben begleitete seinen Stiefvater auf der Flucht nach Ostia und schiffte sich mit ihm und anderen Geächteten ein. Die Flüchtigen wurden aber durch einen Sturm gezwungen, zu Minturnä zu landen, wo sie aber entdeckt und von einem Reitergeschwader verfolgt wurden, welchem sie nur dadurch entgingen, daß sie ins Meer sprangen und nach zwei vorüberseglenden Frachtschiffen schwammen. Granius erreichte mit den meisten seiner Gefährten das eine derselben und gelangte auf ihm nach der gegenüberliegenden Insel Aenaria (Ischia), wo Marius nach mancherlei Abenteuern ihn und seine Freunde wiederfand und mit ihnen nach Afrika segelte, aber, weil ihm das Landen untersagt wurde, an den Grenzen der Numidier den Winter auf dem Meere zubringen mußte [3]). Hier kam auch sein anderer Stiefsohn, welcher sich mit mehren anderen Geächteten von Rom aus zu Hiempsal, König der Numidier, geflüchtet, aber aus Furcht, ausgeliefert zu werden, dessen Haus verlassen hatte, wieder zu ihm und die ganze Partei sann nun darauf, Gewalt gegen das Vaterland zu brauchen [4]). — Bestimmen läßt sich nicht, in welcher Beziehung zu diesem Granius ein anderer Granius zu Puteoli stand, welcher zufällig den Tod Sulla's veranlaßte. Sulla hatte sich nämlich vorgenommen, das während des Bürgerkrieges abgebrannte Capitol wieder herzustellen und zur Deckung der Kosten den italischen Städten eine Steuer auflegelegt. Granius, Vorsteher (Decurio) von Puteoli, hatte die Steuer an diesem Orte eingetrieben, aber sie nicht abgeliefert, weil er den Tod des kranken Sulla nahe glaubte und denselben abwarten wollte, um über die in seinen Händen befindliche Summe nach Belieben verfügen zu können. Sulla, welcher sich damals auf seinem Landhause bei Puteoli aufhielt, gerieth darüber in den wüthendsten Zorn und ließ Granius in sein Schlafgemach rufen, wo er seine Sklaven um ihn herumstellte und ihn zu erdrosseln befahl; die wüthende Leidenschaft, das Schreien und die heftige Körperbewegung brachten ihn aber in so gewaltige Aufregung, daß sein Geschwür auf der Brust aufbrach und ein arger Blutauswurf erfolgte, wodurch seine Kräfte so sehr erschöpft wurden, daß er die Nacht sehr schlimm zubrachte und am Morgen unter Verwünschungen seinen Geist aufgab [5]). Damit scheint freilich die gewöhnliche Angabe, daß Sulla an einer ekelhaften Krankheit starb, im Widerspruche zu stehen. — Ein Quintus Granius erscheint unter der Regierung des Tiberius (im J. 777 der Stadt, 24 nach Chr.) als Ankläger des durch seine freimüthigen Aeußerungen und seiner hochsinnigen Handlungsweise gepriesenen L. Calpurnius Piso. Tiberius hatte ihm mehre gerechte, aber ihn beleidigende Handlungen, wie es schien, verziehen, aber in dem Gemüthe des Kaisers, das den Haß nachtrug, auch wo die Hitze des Zornes abgekühlt war, haftete die Erinnerung. Calpurnius Piso wurde also von Quintus Granius, wahrscheinlich auf Veranlassung des Tiberius oder seiner Schmeichler beschuldigt, in einen Privatgespräche Majestätsbeleidigungen ausgesprochen zu haben, mit dem Beifügen, daß Piso Gift in seinem Hause aufbewahre und mit einem Schwerte umgürtet in die Versammlungen des Senats gehe. Das Letztere beachtete man als Uebertreibung nicht weiter, wegen der übrigen vielfach gehäuften Klagen aber ward Piso gerichtlich belangt, jedoch wegen zeitig eingetretenen Todes nicht abgeurtheilt. Das Urtheil wäre ohne Zweifel gegen ihn ausgefallen und der Zweck der Anklage ward auch durch den natürlichen Gang der Dinge erreicht [6]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANIUS SILVANUS ist nach der gewöhnlichen Annahme [1]) der Name des Tribuns einer prätorianischen Cohorte, welcher bei dem Tode des Philosophen Seneca erwähnt wird. Als nämlich nach der Entdeckung der Pisonianischen Verschwörung gegen Nero (im J. 818 d. St., 65 n. Chr.) auch Annäus Seneca in Verdacht kam, von der Absicht Piso's gewußt und mit demselben in Verbindung gestanden zu haben und die Anklage sich gegen ihn besonders auf zweideutige Aeußerungen in einem Zwiegespräche mit Piso stützte, wurde der Tribun Granius Silvanus, welcher übrigens selbst in die Verschwörung verwickelt war, beschligt, die Beschuldigung an Seneca zu überbringen und ihn zu fragen, ob er die ihm zur Last gelegten Aeußerungen anerkenne. Der Tribun umstellte das Landhaus, worin sich der Philosoph gerade befand, mit einer Wache und theilte diesem seinen Auftrag mit. Als der Tribun mit der Antwort Seneca's, welche einen Theil der Anklagen furchtlos zugab, den andern aber leugnete, zurückkam, fragte Nero, ob Seneca sich zum freiwilligen Tode rüste. Auf die Erwiderung des Tribuns, kein Zeichen von Zaghaftigkeit, nichts Trauriges in Worten oder Mienen sei zu bemerken, erhielt er von dem blutgierigen Fürsten den Befehl, sogleich umzukehren, um Seneca den Tod anzusagen. Granius begab sich jedoch zuerst zu Fenius

2) *Appian.* Bell. Civ. I, 60. 3) *Plutarch.* Mar. c. 37. 40. *Appian.* Bell. Civ. I, 62. 4) Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft, herausgegeben von A. Pauly. Bd. 3. S. 959.

5) *Plutarch.* Sulla c. 37. *Valerius Maxim.* l. IX. c. 3. §. 8. 6) *Tacit.* Annal. II, 34; IV, 21.

1) Andere lesen Gavius Silvanus.

Rufus, dem Präfecten der Leibwache, theilte ihm den Befehl mit und fragte ihn, ob er Folge leisten solle, und als dieser ihn zur Vollziehung mahnte, schickte er einen der Centurionen zu Seneca, um ihm den unausweichlichen Tod anzukündigen. So herrschte unselige Feigheit überall, selbst bei den Verschworenen. Der eines Philosophen würdige Tod Seneca's ist bekannt; Granius Silvanus konnte übrigens dem Verdachte der Theilnahme an der Verschwörung nicht entgehen. Er wurde zwar bei der gegen ihn verhängten Untersuchung freigesprochen, gab sich aber, da er wiederholte Anklagen und Verfolgungen fürchtete, mit eigener Hand den Tod [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANNEN sind die stacheligen, oft sehr langen und harten Fäden, mit welchen die Aehren mancher Getreidearten bewaffnet sind. Man nennt Getreide, welches sehr lange und starke Grannen hat, Bartgetreide (Bartgerste, Bartweizen). Die Grannen schützen das Getreidekorn gegen zu große Feuchtigkeit. Dieses ist ihre wichtigste Bestimmung. So lange die Aehren noch aufrecht stehen, so lange also das Körnchen noch im Wachsthum begriffen ist, rinnen die Thau- und Regentropfen an den Grannen herab und tränken das Korn hinter den Spelzen. Damit aber Thau und Regen nicht zu schnell, sondern nur langsam zu den Körnern dringen, sind die Grannen mit aufwärts gerichteten Zähnchen versehen, welche das zu schnelle Herabrinnen der Tropfen verhindern. Auch wird dadurch die Menge der Flüssigkeit vermindert, indem sich das Tropfen von einem Zähnchen zum andern verkleinert. Kämen alle diese Tropfen in ihrer ursprünglichen Größe zu dem Samenkorne, so müßte dieses verderben, wenigstens würde die Zeit bis zu ihrer vollständigen Reife bedeutend länger sein. Versuche von Köhler angestellt haben darüber völlige Gewißheit verschafft, daß Aehren ohne Grannen mehr Nässe einsaugen als Aehren mit Grannen. Besonders merkwürdig sind die Grannen der zweizeiligen Gerste. Diese überragen bedeutend die Aehre und bilden über dieser eine dachartige Bedeckung. Da die Körner weitläufig und nur in zwei Reihen stehen, so bedürfen sie gegen Regen und andere Witterungseinflüsse größeren Schutz als diejenigen Aehren, deren Körner nahe beisammenstehen. Diesen möglichen Nachtheilen ist nun durch die längeren Grannen, welche so stehen, daß sie die beiden Körnerreihen bedecken, vorgebeugt. Die Grannen dienen aber auch dazu, flüssige Nahrung zu den Körnern zu leiten. Bei der Gerste lassen aber die Grannen vermöge ihrer Länge und vielen Zähnchen bei weitem nicht die Menge Feuchtigkeit zu den Körnern als die Grannen des Roggens. Daher mag es auch kommen, daß die Gerstenkörner trockner und mehliger sind als die Roggenkörner. Bei dem Winterweizen sind die Körner, ungeachtet sie eine stärkere Schale haben, noch mit mehrfachen Hüllen umgeben. Daher kommt es auch, daß man bei diesem Weizen nur selten Grannen findet, weil sie hier nicht nöthig sind, denn durch die mehrfachen Hüllen wird die Feuchtigkeit schon genug von dem Korn abgehalten, als daß dazu noch Grannen nöthig wären. Ganz anders ist es bei dem Sommerweizen, der meist mit Grannen versehen ist, denn bei diesem ist die Umhüllung des Kornes nicht so stark als beim Winterweizen. Das Korn würde daher von der Feuchtigkeit leiden, wenn sich die Spelzen nicht zu Grannen verlängerten und auf diese Weise eine Menge überflüssigen Thau und Regen ableiteten. Daraus erklärt sich auch, weshalb Sommerweizen besser als Winterweizen in gebirgigen, nebeligen Gegenden fortkommt. Das von der Bestimmung der Grannen Angeführte, die Nässe nach den Körnern zu leiten und auch von denselben abzuleiten, wird aber nur bestätigt, wenn die Körner noch nicht gereift sind. Je mehr das Korn reift, desto mehr neigt sich auch die Aehre herab und desto mehr rinnt der Thau und der Regen an den Grannen herab. Das Korn bedarf nun der Nässe zu seinem Wachsthum nicht mehr, die Feuchtigkeit muß vielmehr jetzt nach und nach abnehmen, weil das Korn, auf der höchsten Stufe seines Wachsthums angelangt, der Reife entgegengeht. Da bei dem Hafer die Verzweigung der Rispe herabhängt, so bedarf derselbe auch keine Grannen. Dieselben würden nur noch mehr Flüssigkeiten, als nöthig sind, herabrinnen lassen. Die Grannen dienen aber auch zum Schutz gegen Insekten. Sie bilden gleichsam ein natürliches Dach, das sich über den Körnern wölbt, und verhüten auf diese Weise das Eindringen der Insekten von Oben. Ehe sich noch das Korn bildet, schützen oft schon die Grannen mit ihren Zähnchen die Blüthen, besonders die des Roggens, vor dem Eindringen der Thrips Physapus. Hat sich das Körnchen gebildet, so kommt im Ichneumon culpatorius ein neuer Feind, aber auch dieser würde häufiger sein, wäre das Getreide nicht so häufig mit scharfhakigen Grannen versehen.

(Dr. *William Löbe.*)

GRANOLLACHS [1]) (Bernardo de), ein spanischer Arzt und Astronom, welcher in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zu Barcelona, seinem Geburtsorte, thätig war, über dessen Lebensverhältnisse wir aber keine näheren Nachrichten besitzen. Er ist der Verfasser eines sehr beliebten und vielgebrauchten astronomischen Jahrbuches, welches die Phasen des Mondes, die Sonnen- und Mondfinsternisse und die beweglichen Feste vom Jahre 1485 bis zum Jahre 1500 angibt. Der lateinische Text (Tractatus multum utilis ex nobilissima arte astrologiae extractus, in quo conjunctiones et oppositiones lunae cujuslibet mensis in quolibet anno facillime reperiri possunt), wahrscheinlich das Original, wurde in mehren, jedoch jetzt gleich seltenen Auflagen, von denen die beiden ältesten undatirten in 4. in den Jahren 1488 und 1490 aus den Pressen Steph. Plannck's zu Rom hervorgingen und die drei späteren [2]) ebenfalls undatirten in 8. in den Jahren 1494 und 1500 in

2) *Tacit.* Annal. l. XV. c. 60. 61. 71.

1) Nicht Granellach, wie der Name in der Biographie générale (Tom. XXI. p. 665) geschrieben wird. 2) Von denen zwei mit dem etwas veränderten Titel: Lunarium, in quo reperiuntur conjunctiones etc. erschienen.

einer unbekannten Officin gedruckt sind, in ganz Europa verbreitet. Eine spanische Uebersetzung (Sumario, en el qual se contienen las conjunciones y oposiciones, los eclypses de Sol y Luna, fiestas mobiles deste el anno MCCCCLXXXVIII hasta MDL. S. l. et a. 4.) erschien jedenfalls zugleich mit dem lateinischen Texte, weshalb sie von Manchen als das Original betrachtet wird, obschon mit Unrecht, da auch die erste Ausgabe der italienischen Bearbeitung (El Summario de la luna, in lo quale sono li conjunctioni e oppositioni de la luna per ciaschun anno dal anno presente 1489 sino al 1550. S. l. et a. 4.) nur ein Jahr später (1489) herauskam. Eine zweite Ausgabe unter dem Titel: Lunare cioe la ragione della Luna o vero Tacuino perfecto in lingua fiorentina (Firenze 1496. 4.) ist nicht weniger selten als die erste. Wahrscheinlich bergen die Bibliotheken auch noch andere Ausgaben des Originals und der Uebersetzungen, welche bis jetzt unbekannt geblieben sind [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GRAÑON (Pedro de), spanischer Theolog und Jurist des Mittelalters, welcher um das Jahr 1000 als Mönch in dem Kloster des heil. Aemilian lebte. Er beschäftigte sich mit der Jurisprudenz und zwar mit dem Studium des römischen Rechts, obschon der gerichtliche Gebrauch desselben um diese Zeit sogar bei Todesstrafe verboten gewesen sein soll. Er brachte den Inhalt der Gesetze der zwölf Tafeln in Verse, welche er seiner Sammlung der späteren Gesetze der römischen Kaiser und gothischen Könige vorausschickte. Er überschrieb die beiden Bände, welche er hinterließ, Leges Gothorum et Regum und diese Handschrift scheint sogar noch auf neuere Zeiten gekommen zu sein und ist vielleicht dieselbe mit dem Codex Aemilianus der westgothischen Gesetze, welche sich jetzt im Escurial befindet und bei der madrider Ausgabe dieser Gesetze (Fuero Juzgo en latin y castellano, contejado con los mas antiguos y preciosos codices por la real academia Española. Madr. 1815. fol.) benutzt worden ist [1]). Vielleicht ist, wenn nicht die ganze Nachricht auf Verwechselungen und Misverständnissen beruht, nur das Gedicht über die zwölf Tafeln eine eigene Arbeit des Pedro de Grañon, während die übrige Handschrift nur aus einem Breviarium und aus einem westgothischen Gesetzbuche besteht [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GRANNONA oder GRANNONUM, Stadt oder Ort im nördlichen Gallien im Gebiete von Armorica an dem littus Saxonicum. In der Notitia Dignitatum imperii wird ein praefectus militum Grannonensium erwähnt (p. 106. 107). Vergl. die Annott. ad Notitiam Dignitatum et Administrationum von Ed. Böcking p. 823 seq. (*Krause.*)

GRAN SASSO D'ITALIA, der höchste Berg der Apenninen, in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore, 8882 Fuß hoch. (*H.*)

GRANSON, kleine Stadt des Schweizercantons Waadt, unweit des Sees von Neufchâtel, war das Eigenthum großer Freiherren, deren Herkommen sich in den ältesten Zeiten von Burgundien verliert. Lambert von Granson, ein Abkömmling jenes Albrecht von Granson, „princeps," wie eine Urkunde von 1040 bei Guillaume (Histoire de Salins) ihn nennt, war nicht auf kanonischem Wege der Nachfolger des in der Schlacht bei den Gleichen in Thüringen gefallenen Bischofs Burkard von Lausanne geworden; „male invasit, peius obtinuit," was ein Neuerer deutlicher ausdrückt in den Worten: „il fut intrus par l'antipape Clemens III. on Guibert. Il renonça enfin à l'évêché, après qu'il en avoit dissipé les biens." Dieser Bischof machte unter dem Schein der Nothdurft kaiserlichen Dienstes verwandte Freiherren groß; dem von Blonay, seiner Schwester Sohn, gab er die Rechte des Hochstifts über Vevay, auch die curia Cossiq. Die dem Hause Blonay von vielen Vorältern angestammte Burg liegt ob Vevay auf einem Felsen, mit weiter Aussicht auf den lemanischen See, unzählige Burgen und bewohnte Oerter bis an das ewige Eis der Gletscher. Ebal von Granson, Herr von Lasarra, vermuthlich Hugo's von Granson Sohn, Walcher's Neffe, stiftete vor 1149 an dem See von Jour ein Prämonstratenserkloster. Otto von Granson und Meister Hans von Derby, Dechant zu Lichfield, waren K. Eduard's von England Bevollmächtigte für die Beilegung der zwischen K. Rudolf und dem Grafen von Savoyen waltenden Fehde. Otto von Granson war auch unter den Herren, welche 1297 sich verbündeten, um den Grafen Ludwig von Savoyen zu befehden. Aimo von Granson war Bischof von Genf 1219—1254. Otto von Granson wurde 1306 von Papst Clemens V. zum Nachfolger des berühmten Peter von Aspelt auf dem bischöflichen Stuhle von Basel ernannt. Es verweigerte ihm aber K. Albrecht die Lehensertheilung. Bitter das empfindend, dachte Otto an den König, der eben Basel besuchte, eine frevelnde Hand zu legen und ihn zu tödten. Ein Edelbürger, Hugo zur Sonne, mußte in dem gewagten Gange ihn begleiten. Dem Könige war durchaus unbekannt Otto, der nicht sowol einen Kleriker als einen lustigen Studenten vorstellte. Er befragte den zur Sonne um seines Begleiters Namen, was dieser, der teutschen Sprache unkundig, nicht verstand, der zur Sonne geflissentlich ihm nicht erklärte, sondern vorgab, der König, vielfach beschäftigt, wünsche ihn den andern Morgen zu empfangen. Der Mörder ging seines Wegs, K. Albrecht aber, in Kenntniß gesetzt von der Gefahr, die ihn bedroht hatte, verließ am Morgen die Stadt und ließ, um sich zu rächen, des Bischofs Feste Fürstenstein belagern. Dies brachte den zürnenden Bischof zur Besinnung, „et lui fit penser aux moyens de rentrer en grâce. Il crut en trou-

3) *N. Antonio*, Bibliotheca Hispana. Tom. I. p. 175. *Lud. Hain*, Repertorium bibliographicum. Vol. I. P. 2. p. 493 seq. *J. C. Brunet*, Manuel du Libraire. (Paris 1861. 8.) Tom. II. p. 1705.

1) K. Türk, Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte. (Rostock 1829. 8.) Heft 1. S. 13 fg. 2) *Nic. Antonii* Bibl. Hispana vetus l. VI. c. 14. §. 350. (Ed. Madrid. 1788. fol. Tom. I. p. 518.) Fr. C. v. Savigny, Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. (Heidelb. 1834. 8.) Bd. 2. S. 81 fg.

ver le moyen lorsque l'impératrice Elisabeth passa sous les murs du petit Bâle pour se rendre à Rheinfeld. Il courut à elle, dans l'intention de la prier d'intercéder pour lui auprès de son mari; mais Conrad Münch, qui étoit avis à côté d'elle, apercevant l'évêque, dont il étoit l'ennemi, et soupçonnant son dessein, fit piquer les chevaux. Othon fut obligé de retourner chez lui tout éclaboussé, et très-fâché de n'avoir pu réussir." Den Fürstenstein hat Werner von Rothberg tapfer vertheidigt, so lange die Mittel dies erlaubten. Endlich mußte er capituliren; den Tag vor der Uebergabe, in der abendlichen Dunkelheit, verkündigte eine Stimme, von dem Fuße des Schloßberges herkommend, daß der König unter Mörderhänden bei Windisch gefallen sei. Um Mitternacht gelangte die Meldung von dem Ereignisse an die Belagerer und sie sind in Eile abgezogen. Bischof Otto hat hierauf um die Wahl K. Heinrich's VII. sich verdient gemacht, indem er den Hof von Avignon bestimmte, diesmal den Ehrgeiz des Königs von Frankreich nicht zu unterstützen, wie er denn auch noch ferner für den teutschen König zu Avignon wirkte. Er starb 1312. Er war, bevor er zu dem baseler Stuhl gelangte, Bischof von Toul gewesen, hatte die seit längerer Zeit rebellische Stadt zu Paaren getrieben und sie mit einer schweren Geldbuße bestraft. Ein anderer Otto von Granson unterstützte die Berner in ihrer Fehde gegen Kyburg mit einer Bundeshilfe von 40 Helmen, 1394. Mit Humbert's von Alaman Tochter Johanna erheirathete er Aubonne, wie er denn als Besitzer der Stammherrschaft und so mancher Güter im Jura einer der mächtigsten Herren in der Waadt durch Mannschaft und Verbindungen war, daß kaum der Graf von Mömpelgard, des Geschlechtes Montfaucon, ihm zu vergleichen. Sechstausend Gulden gab er von seinem Reichthum zum Bau der Karthause in Sancto Loco (la Lance), 1320. Er gab auch quoddam pratum suum, iure dominii imperialis clausum, Weiderecht in singulis Juriis et montibus suis, mehre terragia, verzichtet endlich iuri ingratitudinis. Sein Neffe, Peter von Granson, Herr zu Belmont, besaß 1319 auch Ste. Croix. Willermette von Granson, Witwe des ältern Grafen Peter von Greyerz, stiftete 1307 die Karthause la Pact-Dieu. Otto von Granson hatte 1310 die Voigtei zu Laupen als eine Reichspfandschaft erworben zu dem Preise von 1500 Mark, überließ sie aber nachmals an Peter von Thurn. Wilhelm von Granson, Ritter, Herr von Ste. Croix und Cudrefin, schloß 1356 einen Bund mit Biel und Neustadt, gleichwie er auch mit Bern im Bündniß stand. Diese Stadt half ihm nur in Kriegen, welche er nicht ohne ihren Rath unternahm, in einem Bezirke, welcher sich von Olpen bis Ste. Croix, oberhalb Granson, erstreckte, und zwar auf des Freiherrn Kosten. Wenn er auszog, geschah das bis Biel ohne Sold, jenseits der Stadt nahm er Geld für seine Hilfe. Er wird wol jener Guillaume de Granson sein, welchen K. Eduard III. von England in der Ratification des Friedensvertrags mit Frankreich, den 24. Oct. 1360, als einen seiner Bürgen nennt. Einer der von dem grünen Grafen ernannten Testaments-Executoren focht er dem rothen Grafen Amadeus VII. zur Seite in dem Zuge gegen die rebellischen Wallisen, ertheilte ihm auch den Ritterschlag, 1384. Ueberhaupt war er unzertrennlich von dem einen wie von dem andern Grafen als des Annunciatenordens Ritter 1362 ruhmvoll in Waffen, wie er denn Mesembria am schwarzen Meere erstieg zur Zeit, als der grüne Graf den wankenden Thron Kaiser Johann's VI. von Constantinopel befestigen wollte, geschickt in Vertheidigungen; in der Waadt ein sorgfältiger, billiger Verwalter seines Erbguts, war er ansehnlich bei den mächtigsten Königen, sodaß, obwol durch Savoyen und sonst mit Frankreich verbunden, Thomas von Granson in England hoch geehrt wurde. Neben ihm, der dem Könige von Frankreich für den Krieg mit England 1352 mehr denn 20 Helme zuführte, verdienen noch zwei Vettern, Hugo von Granson und Johann von Granson zu Pesme, ehrenhafte Erwähnung. Otto von Granson hinterließ der Söhne zwei, Wilhelm und Otto, dieser zumal ein gefeierter Ritter, nicht nur wegen glänzender Waffenthaten, sondern auch wegen der wohllautenden Erhabenheit seiner Lieder und wegen seiner Meisterschaft in edler Frauen Dienst. Heißt es doch in dem Livre des faits du maréchal Boucicaut: „Et mesmement de notre vive assez de nobles hommes de France et d'autre part en voyons et avons veu si comme on dict de messire Othe de Granson, du bon connestable de Sancerre, et d'autres assez, qui long seroit à dire, lesquels le service d'amour a faict devenir vaillans et bien morigenés. O noble chose est que d'amour, qui bien en sçait user." Nicht immer hat indessen Hr. Otto von Granson der feinen Sitte gehuldigt. Wie Granson am westlichen Ufer des Sees von Neufchâtel gelegen, so liegt am östlichen Ufer Estavayel oder Stäffis, berühmter Freiherren Stammhaus. Es begab sich, daß Otto von Granson, ein tapferer Ritter und wohlversucht in vielen großen Waffenthaten der Könige von Frankreich und von England, der Herzoge von Burgund und Grafen von Savoyen, in unselige Liebe verfiel zu Frau Katharina von Belp, Gemahlin Gerhard's von Estavayel, und seiner Begierde mit oder ohne ihren Willen Genüge that. Es blieb dieses dem Eheherrn nicht unverborgen. Er aber mochte ungern die Schande seines Hauses offenbaren oder seine Gemahlin, Erbtochter von Belp, nicht gern verstoßen; er schwieg und trug den Groll in seinem Herzen. Bald nach diesem starb Amadeus VII., Graf zu Savoyen, in dem 31. Jahre seines Alters auf der Jagd plötzlichen und verdächtigen Todes, 1391. Alsbald erhob sich das Gerücht, er sei vergiftet worden. Es kam die Meinung auf, der innere Graf Amadeus, Fürst zu Piemont, ein unternehmender Herr, müsse die Verwirrung im Lande und den Ausgang der Linie der äußern Grafen wünschen, darum habe er dem verstorbenen Fürsten Gift reichen lassen. Doch da der Herr von Piemont hochgeboren und ein sieghafter Kriegsmann war, bedurfte die Verleumdung eines anderweitigen Sündenbocks. Es fand

sich, daß Herr Otto von Granson den Grafen oder seinen Rath hätte hassen können; von da an zweifelten an seiner Schuld weder die, welche glaubten, die Entdeckung ehre ihren Scharfsinn, noch die, welche ihn gern vom Hofe entfernten, am wenigsten wer Vortheil hoffte aus Vertheilung des aufgehäuften Reichthums der Baronien seiner Väter. Er, welcher wußte, wie schnell unaufgehaltenes Gerücht wächst und sich stärkt, freute sich, daß der König von Frankreich, Philipp, Herzog zu Burgund, Ludwig von Orleans, die Herzoge von Berry und Bourbon, des verstorbenen Fürsten Oheime, und nahe Verwandte den Todesfall untersuchten. Es wurde an ihm Nichts erfunden, das wider seine Treue und Ehre sein konnte. Daß er, wie Johannes Müller will, Jahre lang seinen Dienst verrichtet habe mit stolzer Verachtung der Fabeln seiner Widersacher, wird widerlegt durch eine Stelle bei Froissart, 1391: „Ainsi furent les deux filles du duc de Berry, Bonne et Marie, en cel an veuves. Bonne, l'ains-née, étoit comtesse de Savoie; mais son mari, le jeune comte de Savoie que on clamoit ains-né, mourut en cel an assez merveilleusement, dont depuis il fut grand' question; et en vouloit-on amettre messire Othe de Granson; et en fut suspeçonné; et l'en convint partir et vider la comté de Savoie, le royaume de France et l'empire d'Allemagne et aller demeurer en Angleterre.“ Volle sechs Jahre brachte er für jetzt dort zu. Von seiner Jugend her war er in England wohlbekannt und beliebt, indem er 1372 auf der von dem Grafen von Pembroke befehligten Flotte sich eingeschifft und in der Schlacht mit den Castilianern heldenmüthig, wenn auch ohne Glück, gestritten hatte. Ueberflüssig war es daher, daß der Herzog von Burgund vor K. Richard erklärte, von Granson's Unschuld sei er überzeugt. Aber in der Heimath verstummte das Gerede nicht, Neid und Rachsucht arbeiteten im Dunkeln, bis Gerhard Estavajel einst auftrat, unter großem Beifall der Waadt, vor dem Landvoigte Ludwig von Joinville den von Granson anzuklagen, „qu'il faussement et mauvaisement a été consentant de la mort de mon redoutable seigneur, monsieur de Savoye dernièrement mort, et de messire Hugues de Granson, son seigneur,“ und erbot sich, in Ermangelung anderer Beweise, zu ritterlichem Zweikampf, „et je maintiendrai mon corps envers le sien à Modon, où raison se doit faire de toutes les causes touchant les bannerets.“ Der Junggraf Amadeus setzte ihnen einen Tag nach Bourg im Lande Bresse. Es erregte das Ungewöhnliche der That sowol als der große Name der alten Granson und Herr Otto selbst, welcher vom Hofe und Kriege Vielen wohlbekannt war, und bei dem ganzen Adel außerordentliche Aufmerksamkeit; es erschienen zu Bourg von allen savoyischen Herren und Rittern die größten und besten. Zuerst wiederholte Gerhard von Estavajel die Anklage und Herausforderung, bat aber, daß der Kampf nicht an diesem Orte, sondern gemäß dem alten Herkommen des Adels von der Waadt im Lande selbst vor sich gehe. Hierauf redete Herr Otto von Granson, Ritter, sich mit dem Kreuz bezeichnend, folgendermaßen: „Bei dem dreifaltigen Gott, bei St. Anna und ihrer gesegneten Nachkommenschaft, den hier anwesenden Mann, Gerhard von Estavajel, nenne ich Lügner. Edle Herren, es ist mir nicht unbekannt, unter welchen Gründen ich des Kampfs, worin ich dieses gegen ihn bestehen will, Aufschub wohl begehren könnte, damit wir vor Gott unsere Seelen reinigen, und auf daß wir die Rosse zum Kampf und allen Harnisch gebührend rüsten. Dergleichen Verzug begehre, wer entweder nicht weiß, welch bittere Parteiung durch solche Händel entsteht, oder dem gleichgültig ist, unsers jungen Fürsten Land und Volk zu zerrütten. Ich suche, daß aus unserer Feindschaft möglichst wenig Unglück folge, fürchte Niemand und bin bereit, auf Morgen oder in diesem Augenblick, vor Euch nur, edle Ritter, nicht in der Waadt, wo sie mich unschuldig hassen, mich zu vertheidigen. Also wiederhole ich ohne Scheu, daß jener von mir lügt. Ist nicht von dem größten und edelsten König in der Christenheit, von dem König zu Frankreich, von dem Herzoge zu Burgund und von allen Prinzen des königlichen Hauses nach ernster Untersuchung meine Unschuld erprobt und erklärt? Ich stehe heute in dem sechzigsten Jahre meines Alters; Ihr, die Freunde meiner Jugend, Ihr, die Geführten meiner Waffenthaten, die Ihr mich bei Hofe, die Ihr mich auf dem Lande und noch in diesen letzten Jahren zu Dijon, zu Lyon, zu Chambéry gesehen, die Ihr mit mir gelebt, zu Euch rede ich; zeuget: was habt Ihr an Otto von Granson je erfunden, das unwürdig seines Namens, und wonach man dergleichen Dinge von ihm glauben möchte? Zu Euch rede ich, Ihr Edlen von Savoyen, Blutsverwandte des Grafenhauses, oder Dienstmannen, von den alten Grafen durch Geschenke und Aemter geziert und erhöhet, wie kommt es, wenn dergleichen Unthat geschehen, daß Ihr diesem Estavajel die Sorge lasset, Euern Grafen zu rächen? Allein ich weiß, ich kenne die, welche ihn angespornt haben, diese Anklage aufzubringen, die feigen Memmen; wenn die Sache gerecht ist, warum verfechten sie sie nicht selbst? Sie wußten, daß dieser arm ist und geldgierig und geringen Verstandes (necessiteux et plein de convoitise, et faiblement avisé); so haben sie ihm ein Stück Geld versprochen und blindlings thut er ihnen den Willen; desto schlimmer für ihn, desto besser für mich.“ Sodann nahm Graf Amadeus über die Rechte des Zweikampfs den Rath weiser und erfahrener Herren vom Adel, der Staatsräthe und Rechtsverständigen. Dann wurde besonders Granson's Aeußerung vorgetragen: „que les faits de messieurs les princes n'admettent pas délai, et pour ce ne tient pas à l'appelant de prendre nulle dilation, mais tient au juge, et pour ce j'ai que là où le juge et le défendant seroit d'accord etc.“ Aber die Ritter sprachen, „que le défendant par nécessité requiert quarante jours de dilation,“ und es wurde der Aufschub verordnet. Schließlich erhob sich der Graf von seinem Sitze, neigte sich vor Gott, kreuzte sich und sprach „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Wir wollen und

urtheilen durch diesen unsern Spruch (Gott anrufend, Er wolle den Rechten helfen), daß das Gesetz des Zweikampfs ergehe, „que gage de bataille soit et se fasse," zwischen Kläger und Vertheidiger; jeder thue seine Pflicht, Gott mache die lautere Wahrheit klar!" Der Tag des Gottesgerichtes wurde (nach ausgestelltem Revers an die Waadt) zu Bourg en Bresse angesetzt, auf den 7. Aug. vor Amadeus in seinem Hofe binnen der Schranken zu erscheinen, beide auf gerüsteten Rossen und mit gerechten Waffen, „armes plaines sans avoir aucunes pointes offendables," Lanze, zwei Schwerter und Dolch (dague). Diesem folgte der Eid, und verbürgten beide Herren ihr Erscheinen durch 22 vornehme Ritter, jeden auf 1000 Mark. Daneben entsagten sie „au droit qui dit que le principal devoit être convenu premièrement que la fiance, à l'épistole de Dive Adrien, et au droit qui dit la générale renonciation non valoir, si la spéciale ne précédé." Burgund, Savoyen, am lebhaftesten die Waadt, in allgemeiner heftiger Parteiung erwartete ungeduldig den großen Tag, und zwar unterschieden sich, die zu Granson hielten, durch auf den Schuhen angebrachte Schnüre, aiguilletes, und die Anhänger von Estavajel durch einen Karst, rateau, auf den Achseln getragen. Der Tag erschien, die Kampfrichter nahmen ihre Sitze ein. Leicht hätte Herr Otto, der betagte Mann, sich entschuldigen mögen; an Leibeskräften geschwächt, fühlte er sich schier krank; ritterlicher Sinn erlaubte ihm das nicht. Sie ritten in die Schranken, das Zeichen wurde gegeben, sie fällten die Lanzen, sie rannten gegen einander, Herr Otto von Granson, so wollte es Gott, nahm den Tod. Alsbald setzte der Graf von Savoyen sich gewaltsam, mittels Mord und Brand, in den Besitz von Granson, Montagny-le-Corbe, Belmont und Ste. Croix im Jura, ohne einige Rücksicht für Wilhelm von Granson, Ritter, Otto's Bruder, welchem dieser, auf den Fall seines und seiner Kinder Tod, all sein Gut übergeben hatte, 1397, kurz vor dem Zweikampfe, wol aber haben die Franziskaner zu Granson 1399 von diesem Wilhelm die Rente von 20 Pfund begehrt, welche Otto zu einer Messe für die Ruhe seiner Seele gestiftet hatte. Otto von Granson hinterließ eine natürliche Tochter, Margaretha, welche 1399 als Witwe des Johann von Montenach, Castellan zu Granson, vorkommt. Die Freiherrschaft Aubonne wurde dem Grafen Rudolf V. von Greyerz in dem Rechte seiner Mutter, Margaretha von Granson, zugetheilt. Granson hat nachmals Herzog Amadeus von Savoyen, sammt Orbe, Montagny-le-Corbe, Echallens und Erlach dem Prinzen Ludwig von Oranien abgetreten, 1424, doch die Lehensherrschaft sich vorbehaltend.

Noch blühten in Hochburgund verschiedene Linien des Stammes von Granson. Pesmes, eine der größten Baronien des Landes, südlich von Gray, am Flüßchen Ougnon, erheirathete Ottenin von Granson mit Wilhelm's IV. von Pesmes Erbtochter Johanna. Sein Sohn, Wilhelm von Granson auf Pesmes, leistete 1338 dem Herzoge Eudo von Burgund als Chevalier Banneret die Heeresfolge und wurde 1355 bei der Stiftung des Ordens de l'Annonciate mit dem Ordenszeichen beehrt. Er war Vater von Jacob von Granson, vermählt mit Margaretha von Vergi, die in ihrem Testamente von 1396 ihre vier Kinder nennt, den verstorbenen Wilhelm, den Johann und die Töchter Alix und Huguette, diese an Heinrich von Salins auf Poupet, jene an Wilhelm von Pontaillié verheirathet. „En cette même carême 1438," schreibt Olivier de la Marche, „le duc de Bourbon dessurdit vint à Chalon voir et visiter le duc de Bourgogne, et vint avec lui un chevalier de très grand façon, son sujet: et se nommoit messire Jaques de Chabannes (vergl. den Artikel la Palisse), lequel de Chabannes étoit en débat à l'encontre de messire de Granson seigneur de Pesmes, lequel étoit parent des plus grands seigneurs de Bourgogne, et de ces sujets du duc à qui il écrivoit cousin. Vaillant chevalier étoit, et bien renommé, et aimé entre les gens-d'armes de Bourgogne, et fit en son temps de grands services au duc et à ses pays. Mais pour revenir à la question et au débat des deux chevaliers dessurdits, la cause fut pour ce que ledit seigneur de Pesmes avoit pris d'échelle une des maisons dudit de Chabannes, l'avoit pillée, et pris son fils aîné prisonnier, sous ombre et couleur l'aucunes querelles que ledit de Pesmes disoit avoir sur ledit de Chabannes: et de cette matière fut une journée publiquement tenue en la sale du palais de l'évêque, et furent assis les deux ducs de Bourgogne et de Bourbon, comme frères et bons amis, sur un banc, et l'un emprès l'autre: et certes, combien que le duc de Bourgogne fût le premier pair de France, et si puissant qu'il est assez scu et notoire, toute fois il fit en son hôtel et en ses pays, au duc de Bourbon son beau-frère, autant et plus d'honneur qu'il n'en voulut prendre ni recevoir. A celle journée fut le seigneur de Pesmes grandement accompagné des seigneurs de Bourgogne, ses parens (comme de ceux de Chalon, de ceux de Vienne, de ceux de Neufchâtel et de Vergi), et portoit la parole pour leur seigneur de Pesmes, messire Thibaut, bastard de Neufchâtel, un moult sage chevalier, et tendoit plus cette question à gage de bataille qu'à forme d'autre plaid ou procès. Or avint que ledit de Chabannes (quand on lui demanda, au commencement du procès, s'il vouloit tenir les deux ducs dessus-nommés pour ses juges en cette partie) répondit qu'il avoit choisi pour son juge le duc de Bourbon son seigneur, et non autre; et prestement que le duc de Bourgogne entendit qu'il ne devoit pas être juge en cette matière, se leva et dit au duc de Bourbon: „„Mon frère, puisque je ne suis pas accepté pour juge par messire Jaques de Chabannes, je ne me puis excuser d'être partir avec le seigneur de Pesmes; car il est mon parent, et m'ont lui et ses prédécesseurs si bien servi, et la maison de Bourgogne, que je lui dois et lui veux faire honneur, et porte

à son besoin.“‘‘ Et prestement se tira le bon duc devers le seigneur de Pesmes, et se joignit à lui comme parent et non pas comme seigneur, prince ou souverain qu'il étoit, et devez savoir que ledit seigneur de Pesmes et les seigneurs qui l'accompagnoient, le reçurent humblement et de grand courage, comme ceux qui bien le devoient faire; et quand partie adverse vit le duc, qui s'étoit adjoint avec son contraire, il dit tout haut, par très-bonne façon. A cette fois ai je partie trop forte et trop pesante. Pour rétourner à ma matière commencée, messire Jaques faisoit plainte du seigneur de Pesmes, et disoit qu'après le traité de la paix de France, faite entre le roi et le duc, le seigneur de Pesmes avoit pris et dérobé d'échelle et par nuit, sans titre, querelle ou défiance, une des maisons dudit de Chabannes nommée Montagu-le-Blanc, située au pays de Bourbonnois, et avoit pillé et pris les biens meubles dudit Chabannes, et emmené son fils aîné prisonnier (qui n'avoit pas dix ans d'âge) et plusieurs autres jeunes nobles hommes qui accompagnoient son dit fils; et demandoit sur ce réparation d'honneur, de sa maison, de son fils et de son avoir. Et de la part du seigneur de Pesmes fut répondu, par la bouche de messire Thibaud, bastard de Neufchâtel, que voirement avoit pris le seigneur de Pesmes le château de Montagu-le-Blanc par aide et subtilité de guerre, et pris les biens et le fils dudit Chabannes; et ce à la querelle et contrevange de plusieurs griefs, pilleries et prises faites sur ledit seigneur de Pesmes et sur ses amis, parens et alliés, par Antoine de Chabannes comte de Dammartin, frère dudit messire Jaques; et dont les prises avoient été menées et retraites, tant en icelle place de Montagu, comme autres places et maisons appartenans et étant sous le pouvoir dudit messire Jaques, et que telles choses et telles oeuvres de fait se doivent et peuvent rendre par tous droits de guerre, par le semblable; et concluoit, sur grandes réparations, que demandoit ledit de Pesmes d'être chargé de son honneur sans desserte par ledit de Chabannes, en la présence tant de son prince et du duc de Bourbon, que de telle noblesse qui là étoit présente, en faisant offre de son corps pour son honneur défendre, si ledit de Chabannes le vouloit charger d'avoir fait en ce aucune faute digne de répréhension. Plusieurs réponses et répliques furent faites de chacune partie; mais pour ce qu'il étoit tard, la journée fut rémise à une autre fois; et assez-tost après mon dit seigneur de Bourbon se partit de monseigneur de Bourgogne, et s'en rétourna avec lui ledit de Chabannes, et depuis madame Isabeau de Portugal, duchesse de Bourgogne, vint au pays, qui apaisa icelui débat, et rendit le fils dudit de Chabannes à son père; et ensemble les autres enfans et nobles hommes qui furent pris avec lui.“ Unbezweifelt ist Herr Johann von Granson einer der heldenmüthigsten Ritter gewesen, doch irrt Johannes Müller in der Behauptung, daß er in dem Pas d'armes devant la Fontaine des Pleurs, auprès de Saint-Laurent, lez Châlons sur Saone, vortrefflich sich gezeigt habe. Lediglich unter den Zuschauern wird er in des George Chastelain Chronique de Jacques de Lalaing aufgeführt mit dem Zusatze: „Quand le premier jour d'Octobre fut benu, vierent auprès de la Fontaine des Pleurs et touchèrent aux targes les sept qui s'ensuivent: premièrement un écuyer nommé Claude Pitois, seigneur de Saint-Bonnet, et par le poursuivant d'armes du seigneur de Pesmes nommé Vallay, fit touchar à la targe blanche.“ Hierzu bemerkt Dunod: „Vallay est le nom d'un village de la baronie de Pesmes. Ce fait prouve la grandeur de Jean de Granson: car il n'y avoit que les seigneurs de la plus haute distinction, qui eussent des pour suivans d'armes.“ In seinen spätern Jahren verfiel Johann von Granson der Ungnade des guten Herzogs. Philipp war in der That vor allen andern seiner Zeit ein kluger Fürst, groß und gut, einer von denen, durch deren große Eigenschaften bewogen, Jedermann die Monarchie andern Verfassungen überhaupt vorziehen würde, wenn sie nicht sterblich wären. Herr Johann von Granson wollte nicht leiden, daß dem Adel die hergebrachten Freiheiten geschmälert würden; der Herzog wollte Freiherren, welche sonst nur vor ihres Gleichen standen, dem gemeinen Rechtsgang unterwerfen. Eine zur Vereinfachung der Landesverwaltung bequeme, aber zu bürgerlicher Ordnung unnöthige Veränderung; es ist genug, daß man weiß, wer eines jeden Richter ist, und nach den alten Formen fallen gern auch die vorigen Rechte. Ehrt ein Fürst nicht mehr Privilegien der geistlichen und weltlichen Herren, so spottet sein Sohn der Freiheiten des Volks, seinem Enkel ist von den Rechten der Menschheit heilig, so viel er will. Der Herr von Granson bediente sich der allgemeinen Liebe, die der Adel zu ihm trug, um durch eine Verbindung die Sache der Herren wider den Herzog zu stärken; in der nicht ungerechten Absicht geschehen wol unerlaubte Dinge. Ehe diese Bewegungen zum Ausbruch reif waren, wurde er gefangen. Der Herzog hatte einen Staatskanzler, Namens Nicolaus Raulin (Rollin), der wegen seiner besondern Geschicklichkeit und langen Erfahrung der Geschäfte in großem Ansehen bei ihm stand. Dieser Mann, welcher seiner Geburt Nichts, welcher sein ganzes Glück dem Fürsten schuldig war, hatte den größten Eifer für dessen Macht, als auf der seine eigene beruhte; den hohen Adel haßte er. Er brachte dem Herzoge bei, in diesem Falle sei Strenge das Geheimniß der obersten Gewalt und wahre Güte, weil sie Andere von dergleichen Dingen abschrecke. Darum wurde Johann von Granson, Ritter, Herr zu Pesmes, ohne alle Achtung auf angestammten und erworbenen Glanz, in der Stadt Poligny, des Kanzlers Vaterstadt, im Gefängniß erwürgt. Nicolaus Raulin, wenn er seinem Herrn mehr als einmal dergleichen Rath gegeben hätte, würde Philipp um den

Beinamen des Guten gebracht haben. Der Marschall von Burgund und Karl, der Erbprinz, wurden von da an seine Feinde. Der hohe Adel, erschrocken, zürnte; viele Jünglinge unterließen zu heirathen; sie betrachteten diesen Zufall als Epoche der untergehenden Adelsrechte und verschmähten, betitelte Sklaven zu zeugen. So erzählt Johannes Müller. Joh. v. Granson litt im J. 1456 und seine Baronie Pesmes wurde confiscirt. Seine Tochter Henriette wurde an Philipp von Vienne verheirathet und testirte 1489 zu Gunsten ihres Sohnes Gerhard von Vienne. Noch war das Haus Granson nicht erloschen. „Dans la chapelle seigneuriale de la Marche-sur-Saone est le mausolée en marbre d'Helion de Grantson, seigneur de la Marche, mort en 1505. Il y a six pleureurs autour d'un très-bon goût. Les armoiries des Grantson sont au dessus de la voute. Sa femme Catherine de Beaufremont, inhumée à Mirebeau. Dom Planchet a gravé son tombeau: celui d'Helion son mari le méritoit mieux encore, étant très-beau.“ Frau Katharina, die Erbin von Mirebeau, die in erster Ehe den Peter von Longvi gehabt, starb 1507. Ihre Tochter, Benigna von Granson, brachte die Baronie la Marche, zu welcher la Marche, la Marchotte, Mercey, Montarlot, Champfort und das Lehen la vieille Verrerie gehörten, auf ihren Gemahl, Franz von Vienne, 1514. Anton von Choiseul-Doncourt, der 1551 als verstorben bezeichnet wird, hatte die Erbin von le Pui, Margaretha von Granson, zur Frau. Einige ältere Granson weiß ich nicht unterzubringen, als Wilhelm, Herr von Sainte-Croix, der 1360 zu dem Preise von 500 Goldgulden von dem Herzoge die Feste Frêne-Saint-Même erhielt. Hugo von Granson erstieg und plünderte 1379 die Burg Champvent in Charolois, weil der Burgherr, J. de la Guiche, „avoit pris le parti de Jacques de Vergy et de Guillaume de Covignon ses ennemis, et qu'ainsi Grantson „„lui avoit fait justement la guerre, suivant la coutume du Charolois.““ Le procès fut porté devant le duc, qui „„ordonna provision à la Guiche et défendit à Grantson de sortir de Dijon jusqu'à ce qu'il eût satisfait l'offensé.““ Le chancelier Nicolas de Tolon condamna l'agresseur à 1500 liv. de restitution et à 1000 liv. de dépens; ce qui fut confirmé par arrêt du Parlement de Paris, qui condamna Grantson à 1000 liv. d'amende au roi, en 1381.“ Wilhelm von Granson, dessen Dorf Saint-Julien-du-Val unweit Dijon in Folge der Fehden und Seuchen beinahe menschenleer geworden, sprach 1424 die Insassen frei, in der Absicht, neue Ansiedler herbeizuziehen. In die Baronie gehörten, außer Saint-Julien, Digny, Clenay, Bretigny, Norges le bas. Simon von Granson wurde am 24. April 1472 mit eilf andern Edelleuten in die ritterliche Brüderschaft von St. Georgen, seit 1430 zu Seurre bestehend, aufgenommen. „Ils firent un acte d'agrégation à la confrairie de Chalon, „„tous pêle-mêle.““ Après la division des deux Bourgognes, cette noble confrairie s'est confinée dans le Comté à Rougemont, où la noblesse s'assemble tous les ans le jour de St. Georges. Jean de Vergy en étoit chef ou gouverneur en 1614. Elle tient aujourd'hui ses assemblées dans l'église des Carmes de Besançon.“ Die Grandison in England mögen von Thomas von Granson, der sich in den Kriegen des 14. Jahrh. berühmt gemacht hat, abstammen. „Zu Bishops Teignton hat Joannes Grandison aus Burgundien, Bischof zu Exeter, der gleichsam das Zukünftige geweissagt, ein schön Haus erbaut, ut haberent successores (ich rede, wie es in seinem Testamente steht), ubi caput suum reclinarent, si forte in manum regis eorum temporalia caperentur. Aber so ist es gekommen, daß sein Rath nicht allein nie erfüllt wurde, sondern auch seinen Nachfolgern das Haus, ja auch sonst fast alle andern Güter abgenommen wurden. S. Maries Ottery in Devonshire, so genannt von dem Collegio S. Mariae, welches Joannes Grandison, Bischof zu Exeter, dort gestiftet, der aller geistlichen Personen Güter, die unter seiner Jurisdiction waren, an sich gebracht. Denn er hatte sie überredet, daß sie ihm ihre Güter durch Testament vermachen sollten, zumal er sie zu gottseligem Nutzen, als Stiftung der Kirchen, Spitäler und Collegien, anwendete, welches er auch, wie man sagt, in Wahrheit gethan haben soll.“ So Camdenus. Unter Mehrerem haben die Grandison Lediard Tregoze in Wiltshire und Ewias Castle in Herefordshire besessen. Die Granson führten im Wappen sechs Pfähle, abwechselnd Silber und Blau, darüber ein silbernes Halsband, auf welchem drei goldene Muscheln. Devise: Petite Cloche, Grandson. Kein volles Jahrhundert ist die Herrschaft Granson den Prinzen von Chalons geblieben, wol aber ist sie unter den Verwickelungen zu nennen, welche Karl's des Kühnen Krieg mit den Schweizern herbeiführten, gleichwie bei Granson die erste Schlacht dieses Krieges geliefert werden sollte.

Das rasche Wachsthum der burgundischen Macht unter Philipp dem Guten wurde in Teutschland kaum bemerkt, Niemand dachte ihr die Erwerbung von Namur, Brabant, Limburg, Antwerpen, Hennegau, Holland, Zeeland, Friesland, Luxemburg zu beneiden. Ungestört von den Nachbarn mochte Philipp's Sohn Karl sich auch das ihm so wohl gelegene Geldern zulegen; gab ihm doch die endlose Fehde mit dem ränkesüchtigen, an Macht ihm weit überlegenen Ludwig XI. der Beschäftigung so viel, daß der jetzt zu einiger Rundung gelangte burgundische Staat den Nachbarn am Rhein keinerlei Besorgniß erwecken konnte. Wol aber bestanden schon damals lebhafte Unterhandlungen zwischen dem kaiserlichen und dem herzoglichen Hofe von Burgund; es war K. Friedrich's IV. sehnlichster Wunsch geworden, die reiche Erbin von Burgund seinem Sohne zu freien. Der Wunsch traf jedoch auf mancherlei Hinderniße, diese sammt und sonders entspringend aus Karl's Politik, deren Schwerpunkt gleichsam die Heirath seiner Tochter sein sollte. Das unvermuthete Ableben des Herzogs Nicolaus von Calabrien, dem die Prinzessin ein förmliches Eheversprechen ausgestellt hatte, vereinfachte indessen die Frage, und es wurde Verabredung getroffen

für eine Zusammenkunft des Kaisers mit Herzog Karl. In den ersten Tagen des September 1473 traf der Kaiser zu Basel mit einem Gefolge von ungefähr 600 Pferden ein. Er wurde, dem Herkommen gemäß, mit 1000 Goldgulden in vergoldetem Becher, 100 Sack Hafer und 15 Fäßchen Wein beschenkt. Bald fand sich auch Peter von Hagenbach ein, der burgundische Landvoigt für die österreichischen Herrschaften im Elsaß, die vier Waldstädte, den Hauenstein und die Voigtei auf dem Schwarzwalde, seit Erzherzog Siegmund von Tyrol, „quia indigentiae nostrae non aliter subveniri possumus; propter insolentiam et rebellionem Svitzerorum," d. d. Saint-Omer den 9. Mai 1469, diese Landschaften dem Herzoge Karl zu Pfand gegeben hatte. Peter von Hagenbach hatte zu seiner Begleitung 80 Reisige, in Weiß und Grau gekleidet, auf den Aermeln Würfel und die Worte: „Ich paß" gestickt. Zürnend, daß die Schweizer in seinen Händeln mit der Stadt Mühlhausen ihm entgegen waren, gleich der gesammten Ritterschaft von Haß gegen diese übermüthigen Bauern erfüllt, ließ Hagenbach sich in Drohworten in Bezug auf Bern vernehmen, man müsse dem Bären die Haut abziehen, sie werde einen guten Pelz geben; zu Aidau, Lenzburg, Burgdorf, Thun werde er bald gebieten, bald Voigte bestellen für Kyburg und Basel. Theuer sollten diese Worte, vielleicht in der Gedankenlosigkeit des Trunks gesprochen, ihm zu stehen kommen. Einstweilen hatte er den Kaiser bis zur Mosel zu geleiten, denn Friedrich's Gedanken standen nach Trier, wo die Zusammenkunft mit dem Herzoge von Burgund stattfinden sollte. Schon befand sich dieser, heimkehrend von dem Siegeszuge nach Geldern, zu Arlon auf der Straße nach Luxemburg. „Le 17. août il dîna à Nimmègue et soupa à Goch; le 18. il dîna et soupa à Stralen; le 19. il dîna à Stralen et coucha à Dulken où il reçut et défraya l'ambassadeur de l'empereur avec sa suite, au nombre de 36 personnes; le 20. il soupa au château de Breitenbend, appartenant au damoiseau Louis de Palland, et situé près de la ville de Linnich; le 21. il coucha à Rode en Brabant (terre d'Outre-Meuse); le 22. il arriva à Aix, ayant avec lui les ambassadeurs du S. Père, de l'empereur, de Pologne, de Lorraine et autres. Il y séjourna jusqu'au 26. qu'il en partit après dîner et alla coucher à Kettenis, au duché de Limbourg; le 27. il coucha au Sart; le 28. il alla à Harleu-Saint-Laurent en la comté de Salm, et y régala l'ambassadeur de l'empereur; le 29. il coucha à Limorly, où il régala cet ambassadeur et ceux de Pologne et de Lorraine; le 30. il coucha à Bastogne et le 31. à Martelange. Le mercredi 1. jour de septembre le duc de Bourgogne partit de Martelange et alla coucher à Arlon, ayant avec lui les ambassadeurs du S. Père, de l'empereur et autres, et les enfans de Gueldres, qui furent défrayés à ses dépens; il partit d'Arlon le 6. et alla souper à Luxembourg, où ces ambassadeurs se rendirent, et ensuite ceux de Metz, de Venise, de Trèves, de Lorraine et du Comte Palatin: il envoya à Anvers chercher toute sa vaisselle d'argent et doré qui y étoit, pour la faire transporter à Metz ou ailleurs, et s'en servir à la fête qu'il vouloit donner à l'empereur; il fit aussi pour ce sujet chasser dans le pays de Luxembourg et aux environs. Le 29. il partit de Luxembourg après déjeuner, et vint coucher à Macheren (Grevenmacheren); le 30. il en partit après dîner accompagné de plusieurs nobles de ses pays, pour venir à Trèves, où l'empereur vint au-devant de lui en grand triomphe, jusques à une demie lieue hors de cette ville, où ils entrèrent ensemble, et s'étant séparés, le duc vint souper et coucher en l'abbaye de Saint-Maximin-lez-Trèves." Vernehmend, daß der Kaiser zu Metz verweilen werde, hatte Karl, um das zeitliche Oberhaupt der Christenheit zu begrüßen, eine pompöse Gesandtschaft dahin abgefertigt, seinen Halbbruder, den Bischof David von Utrecht, die Grafen Johann von Marle, des Geschlechts von Luxemburg, und Engelbert von Nassau und den Kanzler Wilhelm Hugonet, und diese Gesandten waren zugleich angewiesen, von den Metzern zu verlangen, daß sie dem Herzoge behufs freien Ein- und Ausgangs eines ihrer Thore eingeben. Mit allen ihnen zukommenden Ehrenbezeigungen wurden sie empfangen, ohne jedoch von ihren Anträgen das Mindeste durchsetzen zu können, denn zu Metz fürchtete man über Alles des Herzogs Macht und unternehmenden Geist. Um aber den abschlägigen Bescheid zu entschuldigen, wurde dem trotzigen Nachbar ein die Kräfte der Stadt beinahe übersteigendes Geschenk dargebracht, ein goldner Pokal mit Goldstücken angefüllt, 200 Zulast Rheinwein, 50 Ochsen, 400 Hammel. Die Gaben annehmend, ließ Karl gleichwol die bedenklichsten Aeußerungen fallen, bedenklich zumal, da wol die Hälfte der Kriegsmacht, die er zu der Eroberung von Geldern geführt, 6000 Pferde und 8000 Fußknechte ihm auf der Ferse folgten. Glücklicherweise mußte er für den Augenblick seine ganze Aufmerksamkeit dem bevorstehenden Congreß in Trier zuwenden. Der Kaiser, von seinem 18jährigen Sohne, dem Erzherzoge Maximilian, begleitet, war daselbst den 28. Sept. eingetroffen. Ihm zu einem provisorischen Unterkommen zu verhelfen, hatte der Stadtrath das Bassin in der Mitte des Marktes ausfüllen lassen und darauf eine Art Krystallpalast, vermuthlich aus Brettern zusammengeschlagen, gesetzt. In der gleichen Sorgfalt war für fernere Gäste Quartier gemacht, auch jegliche Anstalt getroffen, Ordnung und Sicherheit zu erhalten. Der Herzog von Burgund hatte, wie oben erzählt, den 30. September zu Grevenmacheren gespeist; nach aufgehobener Tafel erhob er sich, um die vier Stunden, die es bis Trier war, zurückzulegen. Sein zahlreiches Gefolge erlaubte nur langsame Bewegung, und es wollte fast Abend werden, als in dem kaiserlichen Brcterpalaste die Annäherung des Herzogs gemeldet wurde; sofort stieg der Kaiser zu Pferde, um mit seinem ganzen Hofstaate über eine halbe Stunde weit dem ersehnten Gaste entgegenzureiten. Des Kaisers nur eben ansichtig werdend, saß Karl ab, um zum Boden

das eine Knie zu beugen. Freundlich reichte der Monarch ihm die Hand, um ihm das Aufstehen zu erleichtern, und es folgte eine Umarmung. Darauf wendete Karl sich der fürstlichen Begleitung des Kaisers zu, um einen der Herren nach dem andern zu bewillkommnen; darüber verging eine geraume Zeit, bevor der Zug sich wieder ordnen und in Bewegung setzen konnte, und die Dunkelheit brach ein, bevor die langen Reihen der Fürstlichkeiten, der Ritter und Reisigen die Stadt erreichten. In des Kaisers Gefolge befanden sich Kurfürst Adolf von Mainz, die Bischöfe Georg von Metz (aus dem Hause Baden) und von Eichstädt, Wilhelm von Reichenau, Erzherzog Maximilian, die Herzoge Ludwig und Stephan von Baiern, Markgraf Karl von Baden, Graf Eberhard von Würtemberg, Graf Philipp von Katzenellenbogen, Graf Georg von Virnenburg, Calixtus Ottoman, des türkischen Sultans Mahomet Bruder. Eine nicht minder stattliche Umgebung hatte der Herzog von Burgund sich zugelegt. Aus derselben werden genannt Ludwig von Bourbon, Bischof zu Lüttich, und Bischof David von Utrecht, der unechte Sohn von Burgund, Herzog Johann von Cleve, Anton, „le grand bâtard," ebenfalls einer der 16 anerkannten Bastarde des guten Herzogs von Burgund, Ludwig von Chalons, Herr von Châteauguyon, Graf Engelbert von Nassau, Peter von Luxemburg, Graf von Marle, Guido von Humbercourt, Olivier de la Marche, Capitain der Arcièrengarde und anmuthiger Erzähler und viele Andere. Als die Spitze des Zugs der Stadt nahe war, eilte, um die hohen Gäste zu empfangen, Kurfürst Johann von Trier, begleitet von seinem Neffen, dem Markgrafen Christoph von Baden, umgeben von einem prachtvollen Reitergeschwader von beinahe 600 Mann, alle in Scharlach oder Purpur gekleidet und die Blüthe der trierischen Ritterschaft darstellend, ihm entgegen. Auch die Stadt hatte für den großen Tag ihr Contingent gestellt, dem kurfürstlichen Zuge ein herrlicher Vortrab, hundert mit Sorgfalt gewählte Jünglinge, herrliche Gestalten, die gekräuselten goldenen Locken frei über die Schultern wallend (kaum sollte in dem heutigen Trier ein Dutzend solcher Blondköpfe zu finden sein). Hinter der berittenen Schar zog der Rath auf und was von Beamten in der Stadt war. Als die Begrüßungen vorüber waren, nahm Kurfürst Johann seinen Platz neben dem Collegen von Mainz ein. Nach langem Harren und Drängen des unzähligen Volks von Zuschauern, die selbst der einfallende heftige Regen nicht zu zerstreuen vermochte, wurden endlich die vordersten Reihen des langsam sich bewegenden Zuges sichtbar und das feierliche Geläute der Glocken verkündigte die unmittelbare Nähe der hohen und höchsten Personen. Die Nacht war durch zahlreiche Pechfackeln und Wachslichter erhellt, sodaß um so auffallender die Pracht des herzoglichen Gefolges und die Verschwendung von Silber und Gold wurde. Die ersten ritten zum Thore ein, sechs burgundische Arcièren, Vorläufer derjenigen, die noch heute den kaiserlichen Hof in Wien zieren. Ihnen folgten zunächst von des Herzogs Leuten 25 Trompeter, Pfeifer und Posaunenbläser; der Kaiser hatte nämlich, dem Herzoge zu besondern Ehren, gestattet, daß dessen vor andern gepriesenen Musiker seinem eigenen Gefolge vorgingen und ihre eigenen Weisen bliesen. Ihnen schlossen sich 13 Wappenkönige und Herolde des Herzogs an, jeder in der cotte d'armes der Provinz, von welcher er benannt, wie Lothier und Brabant, Flandern, Luxemburg u. s. w. Es folgten der Kaiser und ihm zur Seite der geehrte Gast. Friedrich IV., im J. 1415 geboren und Zeitlebens von schwerer Sorge verfolgt, bewahrte gleichwol ein frisches Ansehen, das eine lange Fortsetzung seines Regiments zu verheißen schien. Sein Kleid von Goldstoff, um den Hals zurückgeschlagen und nach türkischem Brauch über die Schultern herabhängend, berührte die Knöchel; kostbare Spitzentressen, mit Perlen und Edelsteinen besetzt, umschlossen Hände und Füße. Einen starren Gegensatz bildete der Herzog von Burgund, unschön, aber in der Vollkraft des Mannesalters, in Zügen und Haltung den unerschütterlichen Willen verkündend, welcher den Menschen nicht, einzig der Weltordnung unterliegen sollte. Vollständig geharnischt, hatte er über die Wehr einen Waffenrock von Goldstoff geworfen, der mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, als mit Sternen übersät, auf 80,000 oder gar 200,000 Dukaten geschätzt wurde. Sein stolzes, trefflich zugerittenes Roß unter der Schabracke von Goldstoff schien die hohe Bedeutung seines Reiters zu empfinden. Den beiden Herrschern zunächst ritten der Erzherzog Maximilian und der Osmane Calixtus. Jener blendete Aller Augen durch seine Schönheit. Die edlen Züge, das blonde wallende Haar, der kräftige Körperbau, gehoben durch den silberverbrämten Purpurmantel, ein wahrhaft königlicher Anstand, mit Milde und Freundlichkeit gepaart, wurden freudig als ein Hoffnungsstrahl für die Zukunft begrüßt. In schneidendem Contrast zu ihm erschien der Osmane. In ein geblümtes Gewand von Goldstoff, nach türkischer Weise bis zu der Fußspitze reichend, in den Kaftan gekleidet und den Yatagan an der Seite, mit ernsten finstern Zügen, das struppige Haar auf dem Nacken zu einem Knoten geschürzt, wurde des Sultans Sohn ebenfalls ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewunderung. Nach ihnen nahmen den ersten Rang ein die beiden geistlichen Kurfürsten, Anführer gleichsam eines aus Fürsten und Grafen zusammengesetzten Geschwaders, hinter dem sich des Herzogs Gefolge ausbreitete, an der Spitze vier Wäppelinge in goldstoffener Livrée, dann 3000 Geharnischte, hommes d'armes, in schöner, glänzender Rüstung. Die herrlichen Rosse mit stählernem Geschirr trugen aus Gold gewirkte, durchsichtige Decken, diese, gleichwie die Zügel, mit silbernen Glöckchen behängt. Den Gegenparten folgten 5000 Reisige und 6000 Schützen zu Fuß, alle in Sammet, Damast und Seide, in Edelsteinen und Perlen prangend. Natürlich konnte das viele Volk in der Stadt nicht untergebracht werden, die Armee war zahlreich genug, um in einem Halbzirkel von zwei Stunden Ausdehnung und drei Stunden Tiefe alle Dörfer zu füllen. Zum Innern der Stadt gelangt, saßen Kaiser und Herzog ab, um im hohen Dome ihre Andacht zu verrichten, auf dem Markte sollten sie sich trennen, und es erhob sich unter ihnen

ein Wettstreit, welcher den andern in sein Quartier zu begleiten habe; dem Kaiser war für jetzt der Palast, dem Herzoge die Abtei St. Maximin außerhalb der Stadt angewiesen. Vor derselben waren für seine Leute 100 Zelte aufgeschlagen, der Herzog aber bewohnte das hölzerne Haus, welches auf allen seinen Feldzügen ihm folgen mußte. Dessen innere Einrichtung, von der Jedermann vor des Fürsten Ankunft Einsicht nehmen durfte, war ungemein kostbar. Das Schlafgemach zierten Tapeten von Goldstoff oder die Meisterwerke niederländischer Weberkunst, ausländische Blumen darstellend. Der Bettthimmel und der Teppich davor wurden allein auf 4000 Gulden geschätzt. Nicht weniger reich war mit Goldstoff und Kunstwebereien der geräumige Vorsaal ausstaffirt. Der tägliche Aufwand für die Tafel wird zu 800 Gulden berechnet, obgleich der Herzog, der meist allein speiste und nur kurze Zeit bei Tische verweilte, für seine Person sehr mäßig war, wie das häufig bemerkt wurde, denn Jedermann konnte ihn nach französischer Hofsitte speisen sehen. Nach abgethanen Geschäften mußten die Kammerjunker ihn belustigen „à chanter, baler (Balletänze), discourir, lire, gaudir," wie er auch im Felde manchmal den angestrengten Geist durch die Einfälle seines Standartenträgers, „qui dèvoit être personnage d'esprit et jovial pour inventer quelque chose gaillarde," erheitern ließ. Strenge Mannszucht hielt er unter seinem Volke; lange gedachte man in der Moselana des Nußbaums in der Nähe von St. Maximin, den er von einem armen Manne erkaufte, um Delinquenten ohne Umstände hängen zu lassen, wie namentlich einem Schützen geschah, weil er einer alten Frau ein Huhn gestohlen. „Vendredi, 1. octobre, le duc étant en la dite abbaye de S. Maximin, y reçut la visite de l'archevêque de Trèves, du comte de Catzenelboge, du marquis de Baden, et d'autres princes et grands seigneurs de l'Empire; le 2. étant accompagnée des évêques de Liège et d'Utrecht, et d'autres princes et seigneurs, il alla rendre visite à l'empereur en son palais en la cité de Trèves." Nachdem der Donnerstag der Ruhe gewidmet gewesen, ließ der Kaiser am Samstag in der Frühe die Fürsten, namentlich durch vier Abgeordnete den Herzog von Burgund zu einer Besprechung einladen. Demnach begab sich nach eingenommenem Frühstück der Herzog auf den Weg zur Stadt. Sein Gefolge bildeten 300 Reiter, alle zu zwei und zwei geordnet und in Seide und Damast gekleidet. Vor seinem Pferde gingen 20 Wäppelinge, drei in Livrée von Goldstoff; ihn umgaben zu beiden Seiten 50 hochgewachsene Arcièren in Röcken von Gold- und Silberstoff, hoch die Hellebarden tragend. Hinter dem Herzoge kamen seine Räthe. Zu dem Palaste gelangt, fand er den Kaiser in Nachdenken verloren, gestützt auf einen Prunktisch des festlich geschmückten Saales. Friedrich hatte kaum den Herzog wahrgenommen, als er, um den Besuch zu empfangen, freundlich grüßend, in den Vorsaal eilte. Zweimal ließ Karl sich auf ein Knie nieder, aber der Kaiser erfaßte dessen Hand, hob ihn auf und führte ihn nach dem Saale. Dort besprachen sie sich in Gegenwart des herzoglichen geheimen Referendarius, jenes Wilhelm Hugonet, Ritter, „Vicomte d'Ypres, seigneur de Saillant in Charolois, du Lys, d'Epoissel et de Middelbourg très-notable personnage et sage," welchen der Herzog am 3. Jan. 1473 zu seinem Kanzler bestellte, die genter Demagogen aber am grünen Donnerstage, den 3. April 1476, schlachten ließen. Was die beiden Herrscher in jener Zusammenkunft lange und umständlich verhandelten, ist nicht ermittelt worden, wol aber wurden nach beendigter Unterredung Wein und Erfrischungen gereicht. Den scheidenden Herzog wollte der Kaiser begleiten, was jener auf keine Weise zuließ. Als er sich endlich losgerissen und bereits die Hälfte der Treppe erreicht hatte, kehrte er rasch um, brachte den Kaiser, der im Begriff war, ihm zu folgen, in die Mitte des Saales zurück und entfernte sich sammt den übrigen Fürsten, die ihm das Geleit gaben. „Le 3. octobre l'empereur, accompagné des archevêques de Mayence et de Trèves, de son fils Maximilien, des ducs Louis de Bavière, Albert de Munich et autres ducs, comtes et princes, vint voir le logis du duc de Bourgogne en l'abbaye de S. Maximin." Es ist etwas mehr an der Sache. Vernehmend, daß der Kaiser Willens sei, ihm einen Besuch abzustatten, eilte er nach dem Palast, den Monarchen abzuholen und ihn nach St. Maximin zu führen. Friedrich trug einen mit Gold verbrämten Talar, der Erzherzog Maximilian ein grün damastenes Kleid, Herzog Karl, zum Höchsten aufgeputzt, hatte an seinem Hute drei große Diamanten, Rubinen und Perlen. Der Kaiser, der Kurfürst von Mainz, Herzog Karl und Hugonet hielten in dem Seitengemache eine vertrauliche Besprechung, welche der Kurfürst, in des Kaisers Namen, mit einer Uebersicht der Angelegenheiten der Christenheit eröffnete. Er schilderte ihre Lage in den düstersten Farben, handelte sodann in kurzen Worten von des Herzogs glorreichen Vorfahren, von dessen eigenem Ruhme und ausgezeichneten Kriegsthaten. „Es sei," fuhr er fort, „ein solcher Kraft und solcher geistigen Vorzüge durchaus würdiges Werk, in Gemeinschaft mit Andern für den heiligen christlichen Namen Sorge zu tragen und durch gemeinsames Handeln sich gleichzeitig um Gott und Menschen verdient zu machen. Ebenso schön als gefahrlos sei das Unternehmen über die Ungewißheit des Zufalls, gleichwie über die verkleinernde Scheelsucht Uebelwollender erhaben. Denn das Unglück habe hier keinen Tadel, das Glück keinen Neid zu erfahren." Mancherlei noch sprach der Kurfürst in diesem Sinne und der Herzog äußerte den Wunsch, daß von einer größern Versammlung seine Antwort vernommen werde. Also gingen die Herren hinab zum Refectorium und der Kaiser nahm Platz auf dem erhöhten Sitze, zu seiner Rechten die geistlichen Fürsten von Mainz, Trier und Metz, sein Sohn, der Erzherzog, der Markgraf von Baden, die Herzoge Ludwig und Albrecht von Baiern, die Grafen von Würtemberg und von Mömpelgard, des Sultans Sohn und viele andere erlauchte Personen, soweit der Raum sie fassen konnte, zur Linken der Herzog von Burgund, die Bischöfe von Lüttich und

Utrecht und die Großen in Karl's Gefolge. Dem Herzoge zunächst stand sein Kanzler Hugonet in mit Pelz verbrämten Purpurrock. Dieser nahm das Wort, beleuchtete zunächst die Rede des Kurfürsten von Mainz, äußerte sich sodann weitläufig über den König von Frankreich, über die Wohlthaten, diesem von Philipp dem Guten erwiesen; wie er, den Zorn des Vaters fliehend, in Burgund gastliche Aufnahme gefunden habe, auch von da in sein Reich zurückgeführt worden sei, wie darauf der Fehden nicht wenig sich ergaben. Weiter handelte der Redner von K. Ludwig's Tücke, die nimmer raste, im Frieden wie im Kriege, von dem Brudermorde, den er an dem Herzoge von Guyenne verübte. Dergleichen giftiger, unermüdlicher Feindschaft enthoben, würde sein Herr der vorderste sein, um sich gegen die Ungläubigen zu erheben und Rache zu suchen für die fortwährend der Christenheit zugefügten Beleidigungen. Denn es beklage derselbe so sehr als einer das gemeinsame Loos der Christen und das Unglück, welches in der jüngsten Zeit sie betroffen habe. Obgleich nun aber, einer so großen Anzahl mächtiger Könige und Fürsten gegenüber, der Herzog bekennen müsse, daß er nicht eben derjenige sei, welcher durch seinen Zutritt die Kräfte Anderer zu stärken oder durch sein Ansehen derselben Gesinnungen zu lenken vermöge, so wolle er doch die ihm zu Gebote stehenden Mittel in dem Maße aufbieten, daß man mit Recht, sofern das Glück günstig sei, davon einen guten Ausgang erwarten dürfe; sie alle wüßten ja, daß ihm dafür als Mann nie der Muth, noch als Fürst die Mittel, noch als Christ der gute Wille gefehlt habe. Man wollte in des Kanzlers lateinischem Vortrage mehr Zungenfertigkeit als eigentlichen Gehalt finden, ein Vorwurf, den man französischen Rednern zu machen gewohnt war. Schreibt doch von diesem Vortrage der Probst zu U. Lieben Frauen in Brügge, Arnold von Lalaing: „vir (ut apud Gallos) eloquens et promptior quam facundior is latine orsus dicere.“ Die Sitzung wurde aufgehoben und der Herzog brachte den Kaiser nach seinem Palast zurück.

„Le 4. octobre les archevêques de Mayence et de Trèves, le marquis de Baden, le comte de Catzenelboge, le frère du Turc, et plusieurs grands seigneurs d'Allemagne, vinrent voir le duc; ils y retournèrent encore le lendemain avec le comte de Wirtemberg. Le 6. le duc de Bourgogne accompagné des évêques de Liège et d'Utrecht, alla voir l'empereur. Le 7. oct. ce même duc, accompagné de ces deux évêques, des enfans de Cleves, des comtes de Marle, de Nassau-Vianden, de Meghen, de Hornes, de Salm, de Reiferscheid, de Darem ou Dararem (Romont?), de Thierstein, et de plusieurs autres évêques, princes et nobles de ses pays, alla au-devant de l'empereur, qui, accompagné des archévêques de Mayence et de Trèves, de son fils, des ducs Etienne de Bavière, Albert de Munich, Louis de Bavière, du marquis de Baden et de son fils, du patriarche d'Antioche*), de l'évêque de Metz, des comtes de Catzenelboge, de Wirtemberg, et de plusieurs autres évêques, ducs, comtes, princes et grands barons de l'Empire, vint ouïr Messe et dîner avec le duc de Bourgogne, qui tint cour ouverte, pourquoi y eut grande crue par tous les offices, et la dépense de bouche de ce jour fut de 1117 florins 14 s. 7 den.“ Den 7. Oct. Vormittags gegen 9 Uhr erhob sich der Kaiser, der an ihn gelangten Einladung folgend, nach St. Maximin. Ihm ritten vor Graf Eberhard von Würtemberg, Veit von Rechberg, Johann Speth und Wilhelm von Wernau, Alle in voller Rüstung. Denen schlossen sich an zwei österreichische Ritter, die Arme unbewaffnet, Schilde führend, wie sie im Kampfspiele üblich sind. Der Kaiser trug ein kostbares Purpurkleid, mit Gold durchwirkt, die Brust mit einem Kreuze von Gold und Diamant geziert, das man allein einem Fürstenthume gleich erachtete. Der Herzog, „in köstlichen Kleidern mit großen, edelen Gesteinen, Rubin, Demant und große Perlin, das man die Cleinot schaatz auff hunderttausend Gulden, kam ihm entgegen bis vor die Klosterpfort, indessen die sechs Gewaffneten im Lanzenspiel sich zeigten. Ohne Säumen saßen die beiden Herrscher ab, Arm in Arm gingen sie zur Kirche, wo von einem Bischof ein gesungenes Hochamt abgehalten wurde, in Gegenwart aller der Fürstlichkeiten und sämmtlicher Ritter des burgundischen Vließordens, diese nicht etwa in glänzender Vergoldung leuchtend, sondern als eitel Gold oder Silber anzuschauen, dann auch des gesammten herzoglichen Hofgesindes, 600 Köpfe, in Goldstoff, Sammet oder Damast gekleidet.“ Kaum mochte die große prächtige Kirche alle die Menschen fassen. Sie war auf das Köstlichste verziert, zumal der Herzog darin alle Schätze seiner Kapelle hatte anbringen lassen. „Do hett de Herczog ein Altar zugericht mit Cleinoten, der hett funff Staffel, die waren alle mit Heiltumb besezt. Do hat er 18 silber vergulte Bilder, die da hoher waren denn ein Elle.“ Die Staffeln waren sammt und sonders mit Goldstoff überzogen, auf den ersten vier sechs Bilder, jedes von eines und eines halben Armes Höhe. Die fünfte Staffel trug die zwölf Apostel in vergoldetem Silber, die sechste zehn Heilige „yder Gold, zu den Seiten sechs Bilde Silvers overghuldet Elen lank.“ Dazwischen bewunderte man zehn Crucifixe mit mancherlei Verzierungen, die sechs goldenen mit Edelsteinen besetzt, die vier andern von Silber und vergoldet, vier Candelaber, zwei vergoldet, zwei von Silber, vier Engel in lauterem Gold, jeder in Armeshöhe. Ein goldener Schrein, mit Diamanten besetzt,

*) L'ambassade d'Outremer, dont étoit chef un cordelier patriarche d'Antioche, vint devers le roi de France, et puis devers le duc de Bourgogne requerir leur aide et sécours contre le Turc. Le duc la reçut à Saint-Omer le 28. mai 1461 et la défraya pendant le temps qu'elle fut auprès de lui; il y avoit des ambassadeurs de Trebisonde, du roi de Perse, du duc de Géorgie, du seigneur d'Arménie et du soudan roi de Mésopotamie. Le cordelier, nommé Louis de Boulogne, étoit un maître fourbe qui, après avoir trompé bien des gens, fut encore assez heureux pour trouver une retraite auprès du duc de Bourgogne, qui l'employa à quelques négociations: il vivoit encore en 1473.

enthielt die Reliquien der beiden ersten Einsiedler, der Heil. Paulus und Antonius. Den goldenen Tabernakel, mit Skulpturen von demselben Metall und Edelsteinen verziert, überragte eine goldene, mit Perlen besetzte Lilie, darin einer von den Nägeln Christi und eine Partikel vom wahren Kreuze, oben darauf ein Diamant von zwei Finger Dicke. „Und se (die Lilie) vs beter denn dreimael hondert dusent Gulden." Mit unschätzbaren Tapezereien waren die Wände der Kirche bekleidet; an der einen die Abbildung von des Heilandes Leben und Tod eingewirkt, an den andern schaute man den Untergang von Troja, Jason's Vließfahrt, Alexander's Siegeslauf, sämmtlich Meisterwerke flamändischer Kunstfertigkeit. Von den erhöhten, in Goldstoff ausgeschlagenen Betstühlen war der eine dem Kaiser bestimmt, der andere dem Herzoge, den jedoch des Wirthes Sorgen fern hielten. Nach dem Hochamte wurden die Fürsten in das Refectorium eingeführt, das für jetzt in der prachtvollen, wahrhaft königlichen Ausschmückung mit der Kirche zu wetteifern schien. Da sah man eine Credenz von zehn Staffeln, die bis zur Decke reichten, jede 18 Hände breit. Die unterste Reihe bildeten 33 meist goldene, in der Minderzahl silberne Gefäße; es folgten 70 Krüge, groß und klein, 100 Humpen, mit Edelsteinen und Perlen verziert, 150 silberne Becher, 6 Schiffchen, 12 Lampeten (Waschkrüge sammt Becken), theils Gold, theils Silber, 6 Einhörner, von denen zwei die Länge von drei Armen hatten, Körbe zu Brod oder Früchten, 6 Kühleimer, jeder 12 Sester fassend, ein großer Korb, um den Abhub der Tafel aufzunehmen. Außerdem waren drei Tische mit Gold- und Silbergeschirr überdeckt, sodaß je zwei Gäste einen Krug erhielten und jeder seinen Becher hatte. Die Wände waren mit Darstellung der Thaten Alexander's in Asien bekleidet, ein Kunstwerk, welches vor andern der Herzog von Burgund werth hielt. Die Stufen, zu dem erhöhten Sitze in des Saales Mitte führend, auch die niedern Subsellien, waren mit Goldstoff überzogen. Den Ehrenplatz an dem einen Tische nahm der Kaiser ein und hatte zur Rechten die Kurfürsten von Mainz und Trier, die Bischöfe von Lüttich und Utrecht, zur Linken den Herzog von Burgund, den Erzherzog Maximilian, die Herzoge Stephan und Ludwig von Baiern. An dem zweiten Tische saßen rechts der Bischof von Eichstädt, die Markgrafen Karl und Christoph von Baden, der kurbrandenburgische Gesandte, „der Turckisch Kaiser, und als man nun sitzen wolt, da truck der Turckisch Kaiser das Wasser unserm Herren Kayser. Die Churfürsten hilten das Hanttuch und das Beckin." Da saßen ferner Graf Hugo von Montfort, Graf Kraft von Hohenlohe, Graf Jacob von Hohenzollern, Graf Ulrich von Montfort, die Grafen Adolf und Philipp von Nassau, des Erzherzogs Maximilian Hofmeister, der Herr von Ylen (Ulm?). An dem dritten Tische saßen der Bischof von Metz, Everhardus comes de Schonenberch (Graf Bernhard von Schaumberg?), Markgraf Albrecht von Baden, Jacob Trapp, Ritter, als des Erzherzogs Sigismund von Tyrol Abgesandter, die Grafen Ulrich von Sulz, Schaffart von Leiningen, Otto von Henneberg, Alwich von Sulz, Friedrich von Lust oder Lost (mir unbekannt), der trierische Domprobst Philipp von Sirk, die Grafen Georg von Leiningen und Eberhard von Sonnenberg. Aufgesetzt wurden zum ersten Gang 13 Gerichte, unter dem Vortritt von zwölf Herolden und zwölf gräflichen Junkern, als Johann, des Herzogs von Cleve, Philipp, Herrn Adolf's von Ravenstein Sohn, Johann von der Mark zu Aremberg, Engelbert von Nassau, der Marquis von Renty, ein Graf von Salm, Graf Guido von Megen, Johann von Egmond, Jacob von la Hamayde, der Herr von Rodemacheren, Anton der Bastard von Burgund. Aufspielten dazu 12 Trompeter, 4 Flöten und 2 Posaunen. Zum zweiten Gang wurden 12, zum dritten 10 Schüsseln, zum Nachtisch auf goldenen oder silbernen Tellern Süßigkeiten aller Art gereicht. Den Werth der dem Kaiser vorgesetzten Schüssel schätzte man auf 60,000 Goldgulden. Die Mahlzeit wurde mit dem Tischgebet beschlossen, diesem folgte ein nochmaliger Kirchgang, um die Vesper zu hören, und der Kaiser beurlaubte sich, mußte jedoch geschehen lassen, daß ihm bei unzähliger Fackeln Schein der Herzog bis zum Palast das Geleit gab. „Le 8. et 9. octobre après-dîner, l'empereur, accompagné comme il a été dit, vint encore voir le duc de Bourgogne: le dimanche 10. ce duc alla voir l'empereur; les 11., 12. et 13. il reçut les visites des archevêques de Mayence et de Trèves, et de plusieurs autres grands seigneurs d'Allemagne; le 14. il alla voir l'empereur, qui le vint voir le 15. et le 16. Le 17. il reçut la visite du duc Étienne de Bavière; le 18. l'empereur vint en grande compagnie voir le tournoi que le duc de Bourgogne fit faire à plusieurs chevaliers et écuyers de son hôtel, au plus près de son logis; le 19. et jours suivans ce duc reçut les visites des princes et seigneurs d'Allemagne. Le 31. l'empereur, accompagné de son fils, des archevêques de Mayence et de Trèves, du marquis de Baden, de deux de ses enfans et d'autres princes et grands seigneurs, vint voir le duc de Bourgogne. Le lundi 1. novembre et les deux jours suivans le duc reçut les visites de plusieurs princes d'Allemagne. Le 4. le duc de Bourgogne alla voir l'empereur, qui lui accorda l'investiture des duché de Gueldres et comté de Zutphen; la cérémonie s'en fit sur un hourt, sur le marché de la ville de Trèves; les lettres en furent expédiées deux jours après, l'archevêque de Mayence eut 1200 florins pour son droit de sceau. Les 7., 9., 10. et 12. novembre le duc de Bourgogne alla voir l'empereur; le 14. il reçut le fils de l'empereur, qui vint voir tirer le papegay, et il fit festoyer les ambassadeurs du duc de Lorraine; les 19., 20., 21., 22. et 23. il fit festoyer plusieurs princes, les élus d'Allemagne (wahrscheinlich Abgeordnete von Reichsstädten), et les ambassadeurs de Dannemarck et de Bretagne." Neben dem vielen ceremoniellen Pomp wurden aber in der Stille ganz andere Dinge betrieben. Bereits bei Gelegenheit des ersten Besuchs, welchen der Herzog von Burgund am 1. Oct. abstattete, den aber

der burgundische Bericht verschweigt, um dem Herrn Nichts zu vergeben, ward von dem Geschäft, welches mehr denn jedes andere dem Kaiser am Herzen lag, gehandelt. Seit Jahren wünschte der Kaiser durch Bande der Verwandtschaft den mächtigen Herzog sich zu verknüpfen. Bereits im J. 1463 hatte er gegen Papst Pius im Vertrauen geäußert, er wolle den Herzog Philipp von Burgund zum König machen, mit ihm durch ihre beiderseitigen Kinder Verwandtschaft eingehen, auch demselben das Reichsvicariat für die Provinzen westlich des Rheins übertragen, wobei wol seine nächste Absicht war, daß Philipp, also erhöht, den von dem Kaiser zum Aeußersten gehaßten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz demüthigen und zwingen sollte, die Befehle des Reichsoberhauptes zu vollstrecken. Der Papst mußte auch in dieser Angelegenheit an den Herzog schreiben, man weiß aber nicht, wohin es mit den Unterhandlungen gediehen. Da aber des Herzogs Sohn unlängst an den Kaiser sich gewendet, um von dem Herrn der Welt, dem nach den Ansichten der Zeit, wo nicht ausschließlich, doch vorzugsweise das Recht, Königreiche zu errichten, zustand, eine Königskrone zu empfangen, ergab sich wie von selbst für den Kaiser die erwünschte Gelegenheit, ein Lieblingsproject, das dem österreichischen Hause die lockendste Aussicht auf Vergrößerung eröffnete, wieder aufzunehmen. Indem man also von beiden Seiten sich begegnete, wurde die Zusammenkunft in Trier beliebt. Des Kaisers Politik war hierbei höchst einfach: er suchte für seinen Sohn die Hand der burgundischen Erbin, wogegen der Herzog eine Reihe von Forderungen aufstellte, neben der Königskrone und dem Reichsvicariat bedeutende Länderabtretungen, namentlich die Bisthümer Lüttich, Utrecht, Cambray und Tournay, begehrte. Er mußte doch wissen, daß der Kaiser in Tournay Nichts zu vergeben habe. Selbst von Lothringen, dessen Besitz zumal dem Herzoge erwünscht war, könnte die Rede gewesen sein. Es schreibt Jean des Troyes: „Au dit mois de juillet 1473 le duc de Calabre mourut de pestilence à Nancy, et incontinent après son trépas fut nouvelles que un Allemand, qui avant son trépas avoit la conduite de l'armée dudit de Calabre, prit à prisonnier le comte de Vaudemont, héritier de la duché de Lorraine, à l'aveu et faveur du duc de Bourgogne, pour la quelle cause et afin de ravoir ledit comte de Vaudemont, fut pris pour marque en la ville de Paris un jeune fils écolier, neveu de l'empereur d'Allemagne.“ Jener Neffe des Kaisers war der Prinz Friedrich von Baden, des Markgrafen Karl und der österreichischen Prinzessin Katharina jüngster Sohn, der, dem geistlichen Stande bestimmt, zu Paris den Studien oblag und einen berühmten Lehrer an der Sorbonne, Heinlin vom Stein, zum Präceptor hatte. Forderungen, wie der Herzog von Burgund sie aufstellte, mögen den Kaiser, dessen herrschender Zug Vorsicht war, erschreckt haben. Er fand Ursache zu zweifeln, ob, wenn Karl seinen Zweck erreicht habe, auch die Heirath folgen würde, fühlte, daß solcher Glanz diese Macht und Anordnung dem Ehrgeizigen ein das Erzhaus drückendes Uebergewicht verschaffen würden, „wie lieb ihm Gut ist, so wollt er dennoch des heiligen Rychs Ehre und Würde nit verkouffen“ (Schilling). Zu diesem gesellten sich die Künste des französischen Hofes, deren Vorläufer vermuthlich der Bischof von Lisieur gewesen, vielleicht auch die Rathschläge des königlich französischen Raths und des Kurfürsten von Trier. Es wurde dem Kaiser vorgestellt, wie gefährlich die Erhöhung eines Stolzen von maßlosem Ehrgeize, eines Vasallen, der unverweilt über den Lehensherrn sich stellen würde, ausfallen könne, wie er damit dem Erzherzoge Maximilian einen Nebenbuhler um die Kaiserkrone gebe, vorausgesetzt, daß dieser sich bestimmen lasse, des Vaters Abgang zu erwarten, und zwar in der Person eines Fürsten, welchem Ruhe unverträglich, welcher den Lehren der Weisheit unzugänglich, Teutschland in unaufhörliche Kriege verwickeln würde, einzig um seine Eroberungen auszudehnen. Daneben mochte der Glanz des burgundischen Hofes den Kaiser mitunter verletzen, wie dies noch vielmehr der Fall bei seinen Umgebungen war. Den teutschen Großen war die Pracht, die freie Haltung der Burgunder ein Gegenstand des Neides. „Les Allemands méprisaient la pompe et parole dudit duc, l'attribuant à orgueil. Les Bourguignons méprisaient la petite compagnie de l'empereur et les pauvres habillements.“ Dasselbe hatte sich bereits 1466 bei des Pfalzgrafen Philipp Anwesenheit zu Brüssel ergeben. „Il fut plusieurs jours à Bruxelles, fort festoyé, recueilli, honoré, et logé en chambres richement tendues. Les gens dudit duc disoient que ces Allemands étoient ords, et qu'ils jettoient leurs housseaux sur ces lits si richement parés, et qu'ils n'étoient point honnêtes comme nous, et l'estimèrent moins qu'avant le connoître: et les Allemands, comme envieux, parloient et médisoient de cette grande pompe.“ Also gestimmt und influenzirt, konnte der bedächtige Kaiser — de très-petit coeur et enduroit toutes choses pour ne dépensier rien, äußert abermals Commines, wiewol er an anderer Stelle zugibt, „combien que cet empereur eût été toute sa vie homme de très-peu de vertu, si étoit-il bien entendu, et pour le long-temps qu'il avoit vécu, il avoit beaucoup d'expérience“ — nicht verkennen, wie sehr in persönlicher Unterredung der Herzog ihm überlegen war. Bereits mochte er wahrnehmen, daß er weiter sich hatte fortreißen lassen, als er jemals gewollt. Schon war in der Domkirche die Anordnung der Krönungsfeier getroffen, in der Nähe des Hochaltars der dem Kaiser bestimmte Thron errichtet, daneben ein zweiter, um wenige Staffeln verkürzter Königsthron, in Goldstoff und Seide beide herrlich verziert. Krone, Scepter, Fahne und Königsmantel hatte Karl mitgebracht, wie dies jener Bischof von Lisieur, Thomas Basin, berichtet. Festgesetzt war der Tag der Krönung, welche der Bischof von Metz verrichten sollte, und in der Morgendämmerung des dritten Tages vor dem für die Krönung bestimmten Tage, oder vielleicht am Dienstag davor, saß der Kaiser „nur selb zehender“ zu Schiffe und fuhr Mosel und Rhein hinab nach Cöln, ohne von dem Herzoge

Abschied genommen zu haben, nur daß er durch den Grafen von Montfort sich entschuldigen ließ, vorschützend die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Cöln wegen der zwischen dem Erzbischofe und seinem Domcapitel waltenden Uneinigkeit. Was zwischen ihnen verabredet worden, fügte Montfort hinzu, solle zu einer andern Zeit ins Werk gesetzt werden. Nun war „der Herzog von Burgund glych dem Künig, von dem man in Esopo liefet, wie der Nigramaticus sinen Gesellen mit sinem Gesponst zü eim Künig machte" (Schilling). Wie sehr Karl diese Behandlung, die Vernichtung seiner schönsten Hoffnung empfand, dessen hatte er kein Hehl, und namentlich verfolgte er von da an die trierische Kirche mit bitterem Hasse, indem er dem Kurfürsten großentheils die Vereitelung seiner Wünsche zuschrieb. „Derselbig Hertzog über Erzbischoff Johannsen, der die Zyt zu Trier by dem Kaiser war, unlustig worden," bemerkt Peter Meyer. Schwere Lieferungen wurden den mit dem Luxemburgischen grenzenden Aemtern auferlegt, durch häufige Ueberfälle die trierischen Gebiete beunruhigt, in vollkommene Vergessenheit schienen die alten Bundesbriefe gerathen zu sein.

Ueber fernern Racheplänen brütend, verließ Karl die ihm verhaßt gewordene Stadt. „Le 25. octobre il partit après-dîner de Saint-Maximin-lez-Trèves, et alla coucher à Mackeren (Grevenmacheren) en Luxembourg; le 26. il alla par la rivière de Moselle en petite compagnie à Thionville, où les ambassadeurs de Rome, Hongrie, Pologne, Venise, Naples, du Comte Palatin, d'Angleterre, de Dannemarck, Bretagne, Cologne et Ferrare se rendirent; il en partit le 11. décembre après-dîner, et alla coucher à Sainte-Marie-aux-Chênes, au-delà de Briey; le 12. il coucha à Chambley, le 13. au château de Pierrefort, où il resta le 14.; le 15. il coucha à Frouard; le 16. il arriva à Nancy, le duc de Lorraine étant venu au-devant de lui avec les nobles de ses pays; le 18. il coucha à Saint-Nicolas, où le duc de Lorraine l'accompagna; le 19. il partit de Saint-Nicolas après-dîner, accompagné du duc de Lorraine et vint coucher à Lunéville; le 20. il dîna à Baccarat aux dépens de l'évêque de Metz, et coucha en l'abbaye de Moyenmoûtier; le 21. il coucha à Villers (Weiler im Weilerthale); le 22. à Berkem (Bergheim in der Herrschaft Rappoltstein), le 23. à la Heuze (Hausen bei Colmar), le 24. à Brisac au comté de Ferrette, où les évêques de Spire et de Bâle, le marquis de Baden, et autres princes et grands seigneurs d'Allemagne vinrent le voir, et où les ambassadeurs du Saint-Père, de Venise et autres se rendirent; il y resta jusques au 31, qu'il en partit après-dîner, et alla coucher à Ensisheim, où il s'arrêta. Le samedi 8. janvier 1474 le duc de Bourgogne partit d'Ensisheim après-dîner, et alla coucher à Tann, où les ambassadeurs de Rome, du Comte Palatin, des Suisses, de Berne et autres se rendirent; il en partit le 11. dîna à Béfort, et coucha à Montbéliard, où il dîna le lendemain aux dépens du seigneur du lieu, puis alla souper à Baume-les-Nones au comté de Bourgogne aux dépens de l'abbesse du lieu; il en partit le 13. après-dîner, et alla coucher à Besançon, où le doyen du chapitre lui présenta deux poinçons de vin, et le chapitre lui en présenta huit muids: il en partit le lundi 17. après-dîner, et alla coucher à Marnay; le 18. il coucha à Auxonne, le 19. en son château de Rouvre, d'où il partit le 21. après-dîner, et alla coucher à Perrigny-lez-Dijon, à une lieue de Dijon, où il alla le 23. et où le cardinal d'Autun (Jean Rollin), les archevêques de Cologne et de Besançon, les ambassadeurs de Rome, du Comte Palatin, d'Aragon, de Bretagne, de Venise, des Suisses et autres se rendirent: le 25. il y tint état de duc et cour ouverte. Le 19. février il partit de Dijon après-dîner," um auf weitem Umwege nach Brüssel zurückzukehren. Dort ist er den 27. Juni 1474 eingetroffen. Als angesagt worden, wie Karl mit 5000 Pferden, 1500 Landsknechten, 250 Wagen und großem Zeug aus den Vogesen, das Weilerthal hinab auf Colmar ziehe, erschrak alles Volk, Viele flüchteten, der Landmann sah auf die Städte, die Städte hielten zu den Schweizern. Colmar, welches auch im 30jährigen Kriege durch wurzelechte teutsche Gesinnung sich auszeichnen sollte, als die Welschen zu allen Thoren hereinritten und noch andere im Gebüsch sich blicken ließen, schloß in ängstlicher Eile seine Pforten. Sechs Tage drückte die von Breisach des Fürsten Gegenwart, härter drückten die zurückgebliebenen Flamänder und Picarden. Der Herzog, dem Kaiser zürnend, befand sich in solcher Stimmung, daß er weder um die Freundschaft der Fürsten, noch um das Volk sich kümmerte. Der Schrecken im Lande hatte aber noch andere gewichtige Gründe. Unter der fernen Herrschaft von Oesterreich und zumal unter dem trägen Herzoge Sigismund hatte beinahe unheilbare Verwirrung sich eingefunden. Die Städter hielten sich den Schweizern, die Edlen der Ritterschaft im Niederelsaß gleich. Mit Pfandschaften ohne Zahl, häufig mit den verdächtigsten Verschreibungen waren die Kammergüter belastet. Befehlen wollte jeder, gehorchen keiner. Bekannt aber war es, daß Herzog Karl streng auf Ordnung und Recht halte, daß, soweit er herrschte, alle Privatfehden, alle Eigengewalt der Vornehmen gegen Geringere aufgehört haben, daß er gemisbrauchte Gewalt an den Beamten ohne Gnade zu bestrafen gewohnt war. Von dessen fernern Entwürfen konnte man freilich Nichts wissen. Diese galten ohne Zweifel, nachdem einmal dem übermächtigen Frankreich Nichts abzugewinnen war, einer Vergrößerung nach Osten hin. Daß er dafür bei dem zerrissenen elenden Zustande von Teutschland der Beihilfe des Kaisers nicht bedürfe, hatte er bei Gelegenheit der Zusammenkunft in Trier sich überzeugen können, und daß für solche Absicht der Besitz der Grafschaft Pfirt und des Breisgaues, gleichwie die Verbindung mit dem Kurfürsten von Cöln erwünscht sei, indem er, vom Ober- und Niederrhein zugleich ausgehend, das westliche Teutschland in die Mitte nehmen würde, mag dem in den

wichtigsten Welthändeln aufgewachsenen Herzoge nicht entgangen sein. Es mußte aber die österreichische Pfandschaft, bevor sie diesen Zweck erfülle, in Ordnung gebracht sein. Dafür glaubte der Herzog an Peter von Hagenbach, dem erprobten Diener, den rechten Mann gefunden zu haben. Wunder hatte dieser unter des Herzogs Augen bei der Belagerung von Dinant 1465 vollbracht. „Et ainsi fut Dinant assiégé de tous côtés; et combien que j'eusse vu plusieurs sièges de prince, toutefois fut il là faite une chose que je n'avois oncques vue; car messire Pierre de Hacquembac, lors maître de l'artillerie, amena les bombardes devant les portes de Dinant à heure de plein midi; et vous déclarerai comment. Il avoit afusté sa menue artillerie, dont il avoit grand' planté, devant les portes et la muraille de Dinant; et quand il approcha à tous ses bombardes, le trait à poudre voloit si dru, que ceux de la ville n'osoient mettre la tête hors des portes ni des murailles; et ainsi approcha ses bombardes, et mena le premier cheval par la bride; et, les bombardes assises, la ville de Dinant ne dura longuement, ainsi se rendit à volonté.“ So Olivier de la Marche. Für Hagenbach's anderweitigen Werth spricht auch der Umstand, daß des reichen Grafen Ulrich von Würtemberg-Mömpelgard Sohn Heinrich ihm zur Erziehung anvertraut worden. Dagegen weiß man von seiner Amtsführung in den österreichischen Vorlanden nur das Schlimmste zu erzählen, daß er nämlich in seiner Jugend schlechter Streiche wegen habe die Heimath fliehen müssen und daher sich nach Burgund gewendet habe. Groß war darüber der Schrecken in den Vorlanden, daß ihm die Statthalterschaft geworden. Nur der Adel frohlockte, denn er glaubte einen Rächer zu finden für die vielen von den Schweizern erlittenen Unbilden und Gewaltthaten. Die Freude war aber von kurzer Dauer. Der kühne Karl, die Wichtigkeit des Pfandlandes gar wohl erkennend, dachte so wenig an Krieg mit den Schweizern, als daß jemals der Verschwender Sigismund das Pfand würde einlösen können. Um jedoch des Landes sich bedienen zu können, wollte er vor Allem burgundische Verfassung darin einführen. Zu Ensisheim bestellte er einen Gerichtshof, 1469, unter dessen zwölf Beisitzern sich auch Peter's Bruder, Stephan von Hagenbach, befand. Dergleichen an sich bedenkliche Neuerung mißfiel am meisten den Mächtigen im Lande, die ohnehin schon mit Mißvergnügen des Herzogs friedliche Haltung zu den gehaßten Nachbarn ertrugen. Einzelne Edelleute, der Graf von Lupfen, Eptingen, Heudorf, suchten bereits durch Plackereien die Schweizer herauszufordern, dergleichen z. B. das Niederwerfen von Kaufleuten; dazu kam, daß Hagenbach durch Dietrich von Hasbain, den Voigt zu Laufenburg in der Herrschaft Schenkenberg, die unbezweifelt österreichisches Eigenthum und nur durch Usurpation an Bern gekommen war, burgundische Fahnen aufstecken ließ. So war denn die Einleitung getroffen zu offenem Bruch mit den mächtigen Nachbarn; zu Tann, den 3. Jan. 1474, traf Herzog Karl Abgeordnete der Stadt Bern, die ihm klagten, es habe Bilgeri von Heudorf in seinem Dienste und auf seinem Boden beigelegte Feindseligkeiten erneuert. Es habe der Landvoigt von Hagenbach die Mühlhäuser einerseits aller Gefälle und einzunehmenden Zinsen, ja des freien Handels beraubt, und andererseits ihre Passivschulden mit unerbittlicher Strenge eingefordert. Sie, gewiß, daß über der Schweizer Vorstellungen der Herzog nur ungünstig berichtet worden, empfehlen seiner Billigkeit eine Stadt, welche, ihnen bundesverwandt, unter seines Freundes, des Pfalzgrafen, Schirm stehe; sie bedürfe nur einiger Frist. Endlich bitten sie, daß dem Landvoigt seine schmachvollen Drohungen wider die Schweiz untersagt werden. Karl empfing die Gesandten mit Kälte; das Niederknien wurde nicht nachgesehen, nicht abgekürzt; sie sollten ihm nachreiten, meinte der Herzog. Von Dijon zogen sie ohne Antwort heim. Den einen Punkt betreffend, heißt es in dem constanzer Abschied 1473: „Hagenbach wöllt nit um 1000 Guldin, daß Herr Bilgeri die Knecht in sines Herrn Land gevangen hett. Er habe überall befohlen, den Eidgenossen khein bös Wort zu geben; sin Herr werd dazu tun, daß die Sach guetlich abweg kämen.“ In der Landvoigtei selbst ergab sich bereits eine bedrohliche Gährung, zumal nachdem Hagenbach hinsichtlich der verpfändeten Kammergüter die Briefe hatte untersuchen lassen, und er drohte, die unbefugten Besitzer aus ihren Schlössern zu vertreiben. — Hagenbach, das Dorf mit dem zerstörten Schlosse, liegt bei Damerkirch an der in die Ill sich ergießenden Larg, die für eine kurze Strecke, doch nicht genau, die Grenze zwischen der Grafschaft Pfirt und dem Hochstifte Basel zeichnet. Das davon benannte Geschlecht bestand seit dem Anfange des 15. Jahrh. in zwei Linien. Der einen, nachdem sie der neuen Lehre sich zugewendet, hat derselben in der Person von Johann Leopold einen standhaften Bekenner gegeben. Es ist derselbe als des Zweigs letzter Mann im J. 1705 gestorben. Die andere Linie stammt ab von Hagenbach, dem Vater Stephan's, dessen Söhne der berufene Peter und Stephan von Hagenbach waren. Johann Christoph war 1584 der Erzherzoge Landvoigt zu Castelberg, Schwarzenberg und Kürnberg und es hat ein Gutsnachbar, der von Mörsberg, ihm 1580 Bawiler und Nieder-Sept, Dorf und Schloß, sämmtlich in der Herrschaft Befort gelegen, überlassen. Sept fiel nachmals in Folge der Lehengemeinschaft an die von Landenberg. Jacob Joseph Ignaz Freiherr von Hagenbach, Teutschordens Ritter und in Kaiser Karl's VI. Dienst Oberstlieutenant bei Harrach Infanterie, schlug 1739 die Türken von der festen Schanze Perischau in der Walachei. Desselben Regiments (Nr. 47) Oberst, bei Mollwitz und bei Chotusicz verwundet, wurde er den 6. Juni 1742 Generalmajor. Im April 1744 zum Untercommandanten in Freiburg ernannt, führte er noch zu rechter Zeit, Ausgang August, der von den Franzosen bedrohten Festung einige tausend Mann, darunter 50 Artilleristen, zu, wie denn auch ihm vornehmlich die

Ehre von der tapfern Vertheidigung gebührt. Nach dem von dem commandirenden General von Damnitz geschlossenen Accord sollte die Garnison mit allen Ehrenzeichen ausziehen, wenn nach verflossenem 15tägigen Stillstande die Schlösser sich ebenfalls ergeben würden. Wo aber diese ihre Gegenwehr fortsetzten, sollte die Besatzung der Stadt sich gefangen geben. In der Zeit aber, wo diese Capitulation zu Stande gebracht wurde, fanden die Franzosen Mittel und Wege, Meister von dem Predigerthore zu werden. Der Vicecommandant von Hagenbach, als er dieses merkte, schickte drei Bataillons von der Stadtgarnison in die Schlösser. Die Franzosen erfuhren dieses, beschuldigten die Teutschen einer Untreue und wollten nachher, da sie schon Meister von einem Thore waren, an keine Capitulation mehr gebunden sein; bestanden also darauf, daß sie alle zu Kriegsgefangenen sich ergeben sollten, ungeachtet die Königin, der Stadt zu schonen, die Uebergabe der Schlösser bewilligte. Den 28., 29. und 30. Nov. 1744 ist demnach der Auszug und die Transportirung der Teutschen in das Elsaß geschehen. Wie es für solche Fälle hergebracht, wurde das Verdienst dieser sechswöchentlichen Vertheidigung gegen eine Artillerie, dergleichen man noch nicht gesehen, dem commandirenden General zugeschrieben, „da doch die tapfere Vertheidigung," heißt es in den Dresdener gelehrten Anzeigen 1756. S. 549, „vom General von Hagenbach lediglich herrührte. Dieser trieb seine Sorgfalt so weit, daß, als der König von Frankreich die Festung zur Uebergabe ermahnen ließ, er die ältesten gemeinen Soldaten von jeder Compagnie zusammenberief und sie anredete: Meine lieben Söhne! höret den Antrag eines großen Königs, unseres Feindes. Wollet ihr das Gewehr strecken und mich im Stiche lassen, oder euch mit mir wehren? Darauf erfolgte die Antwort: Wir wollen mit unserm Vater Hagenbach leben und sterben. Dem König wurde darauf zur Antwort gegeben: Er bedaure sehr, daß der Willensmeinung eines so großen Königs er zu gehorsamen sich außer Stand befände! Se. Maj. würden erleuchtest ermessen, daß er dasjenige, was seine allergnädigste Königin ihm mit anvertrauet hätte, nicht weggeben könne! Der Virgilius klagte: **Hos ego versiculos feci, tulit alter honores.**" Im Januar 1745 erhielt Hagenbach, obschon es sich mit seiner Auswechselung bis in den Mai n. J. verzog, das Regiment, welches der Feldmarschall Olivier Wallis gehabt. Er focht bei Hohen-Friedberg, wurde bei Soor verwundet, kam hierauf in Sachsen und 1746 am Oberrhein zu stehen. Seit 1748 Inhaber des vormaligen Regiments Roth, Infanterie Nr. 22, erhielt er 1752 die Teutschordens-Comthurei Meinau im Bodensee. Den 29. Juni 1754 wurde er Feldmarschall-Lieutenant. Er starb im December 1756, unbezweifelt der letzte Mann seines Geschlechts. — Peter von Hagenbach, in der Todesnoth, hoffte auf den Herzog von Burgund als seinen Rächer. **Nolite sperare in principibus, in filiis hominum, in quibus non est salus,** spricht der Psalmist. Wie sehr auch Karl den Tod Hagenbach's, den er geliebt, welcher allein ihm gelebt, lebend und sterbend auf ihn sich verlassend, beklagte, die Rache für so unerhörte Beleidigung mußte verschoben werden. Er hatte zu tief in die cölnische Stiftsfehde sich eingelassen, mittels deren er den Kaiser vom Throne zu stoßen hoffen mochte, deren Wichtigkeit auch für den Beherrscher der Niederlande nicht zu verkennen. Er begnügte sich, ein starkes Reitergeschwader und einiges Fußvolk aus Hochburgund den Befehlen Stephan's von Hagenbach zu untergeben, auf daß dieser an den Mördern seines Bruders Blutrache suche. Dies führte im halben August zu einem verheerenden Einfalle in den Sundgau. Damerkirch und gegen 50 Dörfer wurden ausgeraubt und verbrannt, der kriegslustigen, an Frankreich verkauften Partei in Bern das erwünschteste Ereigniß, von dessen Folgen weiter unten, gleich nach dem cölnischen Kriege, gehandelt wird.

Erzbischof Dietrich II. von Cöln, des Stammes der Grafen von Mörs, starb zu Zons auf der Burg den 13. Febr. 1463 und die mühsam verhaltene Unzufriedenheit wegen der unglücklichen Lage des Landes kam sofort zum Ausbruch. Eine unerhörte Schuldenlast, großentheils Folge des verderblichen soester Krieges, hatte Veräußerungen und Pfandschaften ohne Maß und Ziel zur Folge gehabt; nicht nur die werthvollsten Domainen, auch die Regalien, die wichtigsten Städte und Burgen, Bonn mit dem Zoll, Neuß, Lechenich, Zülpich, Brühl, Nürburg, Altenahr, Andernach, Zons mit dem Zoll, Linz mit dem Zoll, Kempen, Kaiserswerth mit dem Zoll, befanden sich in den Händen wucherischer Gläubiger, alle Quellen des öffentlichen Einkommens waren versiegt. Die Heilung solcher Schäden zu suchen, ihre Erneuerung für die Zukunft zu verhüten, errichteten gleich nach Dietrich's Ableben Domcapitel, Grafen, Ritterschaft und Städte die Landesunion oder Vereinigung vom 26. März 1463 und haben dieselbe besiegelt Domdechant und Domcapitel, Graf Hermann von Sayn, Graf Wilhelm von Virnenburg, der Herr von Reifferscheid, Graf Friedrich von Wied, Gerlach von Isenburg, Hermann von Rennenberg, die Burggrafen Dietrich und Peter von Rheineck, Johann von Gymnich, Lutter Quad zu Landskron, Heinrich von Drachenfels, Edmund Beissel von Gymnich, Wilhelm von Orsbeck zu Olbrück, Gerlach von Braunsberg, Friedrich von Röndorf, Karl von Metternich, die Deputirten der Städte Bonn, Andernach, Neuß, Ahrweiler, Linz, Kaiserswerth, Zons, Uerdingen, Kempen, Rheinbach, Zülpich und Lechenich.

Laut den Bestimmungen dieser Union soll ein künftiger Erzbischof zuvörderst dieselbe beschwören und dann erst die Huldigung empfangen. Dem Erzbischof wird auferlegt, ein geistliches Gericht zu bestellen, wo es fromm und gerecht zugeht, ehrbare Officiale, Advocaten u. s. w. walten, damit Armen und Reichen unverzüglich Recht angedeihe. Processe darf der Landesherr weder evociren noch aufschieben. Auch die weltlichen Gerichte sollen so bestellt werden, daß Arme und Reiche ihr Recht finden, und soll fürder weder der Herr noch sein Amtmann eine Verlängerung stattfinden lassen. Es soll eine Revision der bestehenden Rechte vorgenommen und das als zweckmäßig Anerkannte verzeichnet werden. In An-

sehung der westfälischen Gerichte soll kein erzstiftiger Untersasse den anderen dahin laden, es sei denn, daß ihm von dem Herrn oder Gericht, darunter er gesessen, das Recht verzögert oder verweigert werde. Bei seinem Regierungsantritte soll der jedesmalige Erzbischof geloben, daß er Grafen, Freiherren, Ritterschaft, Städte und gemeine Landschaft bei ihren Freiheiten, Rechten, Privilegien und altem Herkommen halten und lassen werde. Ein zukünftiger Herr soll keinen Krieg beschließen oder anfangen dürfen ohne Wissen und Willen des Capitels und gesammter Landschaft. Auch soll es ihm nicht zustehen, Hab, Gut und Leib der Untersassen des Stiftes zu verschreiben, weil durch solche Verschreibungen demselben häufig schwerer Schaden erwachse. Er soll die Ritterschaft und Edelleute bei ihrer alten Zollfreiheit erhalten, und ihre Güter zu Wasser und zu Lande zollfrei und ungehindert gegen Vorzeigung von Brief und Siegel folgen und fahren lassen. Kaiserswerth, Fredeburg und Bilstein sollen bei dem Erzstift erhalten und besagte Schlösser stets mit guten cölnischen Leuten besetzt werden. Ein zukünftiger Herr soll keine Landesschulden machen ohne Wissen und Willen des Capitels. Wenn das Capitel oder die Majorität einen Herrn gewählt hat und Jemand innerhalb oder außerhalb des Erzstiftes Zwietracht in der Kur oder Uneinigkeit in dem Stifte erregen wollte, sollen Herren, Ritterschaft, Städte und die ganze Landschaft dem gewählten Herrn Gehorsam leisten, und jeder nach seiner Pflicht denselben bei dem Stifte zu erhalten suchen. Wenn der Gewählte ein weltlicher Herr ist, soll er von der Stunde der Confirmation an Priester werden und sich consecriren lassen. Wenn das Capitel in geistlichen oder weltlichen Dingen es nöthig oder nützlich findet, Herren, Ritterschaft und Städte zu sich zu bescheiden, mag es dieses ohne Einspruch des Landesherrn thun, und soll die Landschaft ihm gehorchen. Dagegen wenn Herren, Ritterschaft und Städte sämmtlich oder insonderheit von dem Capitel um redlicher Ursachen willen eine Zusammenkunft mit ihm begehren, so soll das Capitel dieselbe nicht verweigern; im Fall es dieselbe dennoch verweigerte, so soll der Erbmarschall Macht haben, eine Zusammenkunft zu veranstalten, er sich auch dessen nicht weigern noch zögern. Der Erzbischof soll einen statthaften Rath von geistlichen und weltlichen Personen um sich haben, doch so, daß keiner der geistlichen Herren ein Dechant sei, den Domdechant allein ausgenommen. Bei diesem Rathe müssen stets zwei Herren vom Capitel sitzen. Kein Edelmann oder stiftiger Untersasse soll dem anderen durch Fehde, Raub, Brand oder Gewalt Schaden zufügen. Weder ein künftiger Herr noch seine Amtleute, keiner überhaupt, sollen das Stift oder seine Untersassen befehden, berauben, brennen oder mit Gewalt beschädigen, und dem, der den Frieden nicht hielte, sollen der Herr oder die Amtleute im Stifte kein Geleit geben, vielmehr das gegebene aufkündigen. Ein zukünftiger Herr soll alle Briefe und Siegel zu halten verpflichtet sein, die seine Vorfahren und das Capitel zusammen gegeben und besiegelt haben, und die ein zukünftiger Herr und sein Capitel geben werden, oder die unser seliger Herr dem Capitel gegeben hat und die ein zukünftiger Herr dem Capitel geben wird. Und wenn Jemand des Erzstiftes Bürge geworden ist für unsere seligen Herren, oder der Herr ihm selbst schuldig wäre, so soll der Herr solche Schuld anerkennen und die Bürgen der Bürgschaft entheben, doch also, daß solches ferner nicht ohne Wissen und Willen des Capitels geschehe. Sollte ein zukünftiger Herr, oder die Seinigen, gegen diese Punkte handeln, und sein Capitel ihn und die Seinigen vergebens um Abstellung ersucht haben, so mag das Capitel Herren, Ritterschaft, Städte und gemeine Landschaft zusammen oder insbesondere bescheiden und sollen diese denn auch dem Capitel folgen. Und wenn dann der Herr jenes nicht abstellte und dasjenige hielt, was er gelobt und geschworen, so sollen Herren, Ritterschaft, Städte, Amtleute und gemeine Landschaft bei dem Capitel bleiben und diesem gehorsamen, und nicht dem Herrn noch den Seinigen, bis der Herr hält und thut, was er gelobt, geschworen und unterschrieben hat. Auf diese Bedingung sollen auch die Amtleute sowol als die Landschaft huldigen und geloben, und anders nicht. Zur Aufrechthaltung des Ganzen und zur Wahrnehmung der Rechte jedes Einzelnen sollen bestimmte Landtage und Städteversammlungen, wozu jede Stadt ihre Deputirten zu schicken hat, angesetzt werden. Allen diesen berathenden Versammlungen soll ein Syndicus beiwohnen, der die Rechte und Privilegien jeder einzelnen Stadt und jedes einzelnen Ritters wahrzunehmen hat. Im Ganzen eine Nachbildung des trierischen Vereins von 1456, ist gleich diesem solche Union merkwürdig durch die in allen ihren Bestimmungen sich aussprechenden Unabhängigkeitsgelüste. Einem künftigen Regenten mußte sie eine unerschöpfliche Quelle von Streithändeln und Widerwärtigkeiten werden.

Deshalb scheint auch für diesmal die cölnische Inful keineswegs wie in vorigen Zeiten der Gegenstand eifriger Bewerbung geworden zu sein. Als der einzige Candidat wird genannt ein jüngerer Sohn des Pfalzgrafen Ludwig III.; Prinz Ruprecht, zeither Dompropst zu Würzburg, ward einträchtig zum Erzbischof erwählt „mit großer Ehre und Würdigkeit den Donnerstag vor Palmarum den 30. März. Und ward gegen 10 Uhr in dem Dom auf den hohen Altar gesetzt. Item das Capitel hat den Rath von Cöln bitten lassen, daß sie gemeinlich um 7 Uhr in den Dom kämen und die Messe hörten von dem heiligen Geist; diese sang der Weihbischof. Und die Bürger standen in ihrem Harnisch, deren waren wol sechshundert und wahrten den Dom, daß da kein Unglück entstehe. Und da war mancher Graf und Edelmann und Stadt aus dem Stifte von Cöln in dem Dome, und Bischof Rupert ward ehrlich von der Ritterschaft empfangen. Und der Bischof nahm den meisten Theil der Ritterschaft, die ihm folgen wollte, in die Trankgasse mit sich in den Hof und that ihnen sehr gütlich.“ Hingegen ergaben sich in Bezug auf die Bestätigung des Erwählten bedeutende Hindernisse. Papst Pius II. fand einiges Bedenken, zu der Erhöhung

eines Bruders des Pfalzgrafen Friedrich, den er als den entschiedenen Gegner der römischen Kirche und des Kaisers Friedrich IV. betrachtete, zu wirken. Er verweigerte die Bestätigung und das Pallium, welche zu verdienen Ruprecht sich bemühen müsse, indem er den Zwist um die mainzer Inful, dem heiligen Vater ein Gegenstand bittern Kummers, ausgleichen helfe. Das oder Aehnliches scheint den cölnischen Deputirten beigebracht worden zu sein, denn durch Urkunde vom Donnerstag nach Quasimodogeniti 1463 verpflichtet sich Ruprecht gegen Adolf von Nassau, ihm die Ausfertigung eines vorläufigen Vergleichs und dessen Ratification durch den Pfalzgrafen zu überliefern bei Verlust seines Unrechtes zu dem Erzstift Cöln, und es wird in der Urkunde ausdrücklich gemeldet, daß der Pfalzgraf die Vermittelung seines Bruders angenommen habe, „auf daß unser heiligster Vater der Papst desto geneigter werde, den genannten unsern Bruder von Cöln zu bestätigen." Die erste Frucht von Ruprecht's Bemühungen war ein Waffenstillstand vom Sonntag Misericordia bis Martini 1463. Dem folgte die Rechtung zwischen den beiden Erzbischöfen von Mainz, geschehen auf Simonis und Judä 1463, und dem erfolgreichen Streben des Friedensstifters hat Papst Pius seine Anerkennung nicht versagen können. „In dem J. 1464 auf Unser Lieben Frauen Tag Asumptionis wurde erst dem Bischof Ruprecht seine Confirmation und sein Pallium gebracht. Und wurde auf denselben Tag in den Dom getragen und ehrlich empfangen von den Domherren und allen Collegien in Cöln, und die Confirmation ward gelesen, und das Pallium legt man auf den hohen Altar, da es ein jeglicher sehen mocht und küssen. Und die Herren sangen die hohe Messe und dankten Gott, daß man es so friedlich erhalten hatte."

Minder friedlich gestalteten sich die Dinge in den Gebieten des Erzstiftes. Ruprecht fand, wie schon angedeutet, ein in der Auflösung begriffenes Land und auch nicht die geringsten Mittel, dem Uebel abzuhelfen. Von dem ganzen Reichthum des Stiftes war ihm, nebst dem Schlosse Poppelsdorf, ein Einkommen von 2000 Goldgulden geblieben, sodaß er, der junge, durch seine vornehme Herkunft an eine glänzende Lebensart gewöhnte Fürst kaum für seine Person bestehen konnte, zumal er, wenn anders begründet die Behauptung des Magnum Chronicon Belgicum, leichtsinnig, der Jagd und dem Vogelfang übermäßig ergeben, überhaupt nicht geeignet für die hohe kirchliche Würde. In seinen wachsenden Verlegenheiten suchte der Fürst Hilfe bei dem Domcapitel, bei den Landständen; er wurde lediglich auf die Bestimmungen der Union, wie er sie am 31. März 1463 beschworen hatte, verwiesen. Auch dem Bruder, dem streitbaren und siegreichen Friedrich, klagte Ruprecht seine Noth, und derselbe kam im J. 1466 nach Cöln, um eine Verständigung zu suchen, die des Erzbischofs Lage wenigstens erträglich mache. Sie war nicht zu erreichen, aber Friedrich, der die Dinge in der Nähe gesehen hatte, appellirte an die ultima ratio regum, und schickte, sie durchzusetzen und die Pfandherren zur Rechenschaft zu nöthigen, seinem Bruder eines der Reitergeschwader, die er sich erzogen, die sogenannten Böcke, von dem von Ruissenbach (Reuschenberg?) befehligt. „In derselben Zeit tagten Bischof Rupert und die Pfandherren unter einander, aber die Pfandherren wollten dem Bischof Nichts geben. Der Bischof hat auch nicht viel Willens und zu verzehren von dem Stift. Da sandte ihm der Pfalzgraf Herzog Friedrich Victualien und Reiter, die hießen die Böcke und Steigers, und dieselben gewannen Kaiserswerth, Linn, Nürburg, Rheinbach und andere Städte und Schlösser. Und diese löste der Bischof wiederum mit wenig Geld, die sein Vorfahr und ein Capitel von dem Dom versetzt und Siegel und Briefe darüber gegeben hatten. Und dieselben Böcke hätten gern mehr Wundernswerthes betrieben. Aber da bereiteten sich die anderen Pfandherren und kleideten sich und ihre Knechte mit gestickten Wölfen auf den Mauwen (Aermeln), und also begannen die Böcke und die Wölfe sich wohl zu stoßen. In dem J. 1469 auf den dreizehnten Abends begegneten sich Bischof Ruprecht's Freunde und der Herr von Virnenburg und Junker Wilhelm Graf von Blankenheim mit andern von der Pfandherren Partei. Und wann des Bischofs Leute nicht Bescheid und Kundschaft von dem Widerpart erhalten konnten, gaben sie sich mit ihnen in eine Mengung (mêlée), und des Bischofs Diener erstachen den Grafen mit einem Schwerte durch seinen Hals, mit seiner Diener drei oder vier, und dies geschah bei Wichtnich, und da ging den Pfandherren ein groß Haupt ab. Da verbanden sich die Pfandherren mit dem Herzog von Cleve, und der Bischof ward Helfer des Herzogs von Geldern wider den von Cleve. In demselben Jahre war einer von den Pfandherren, genannt Junker Johann von Palant, der hatte einen zu Pfand von dem Domcapitel und von dem Bischof den Brühl, das Schloß und die Stadt, und er bekam fast zu streiten, und Hilfe über die Domherren und den Bischof, und ritten aus dem Brühl und ein, und brannten und raubten das Stift von Cöln daraus an vielen Enden. In demselben Jahre in aller Heiligen Monat kam Bischof Rupert in das Städtchen Brühl mit seinen Helfern, mit Namen Junker Friedrich von Sombreffe und anderen. Und gewannen das Städtchen ohne das Schloß, und fingen Junker Johann von Palant, dem das Schloß und die Stadt versetzt war, und andere mehr, und führten die gefänglich zu Poppelsdorf, zu Godesberg und zu Rolandseck. Und zu derselben Zeit waren noch binnen dem Brühl Hr. Clas von Drachenfels, Hr. Gerlach von Breidbach mit ihren Dienern, und kamen auf die Burg daselbst, und behielten das Schloß bis in die Fasten. In der Fasten erhält Bischof Ruprecht von Baiern den Brühl von Johann von Palant, den der Bischof gefangen hatte. Und der Bischof hatte davor gelegen mit seinen Freunden und Landschaft von St. Martins-Tag bis auf den Sonntag Invocavit in der Fasten, und ward da aufgegeben." Noch war der Erzbischof vor Brühl beschäftigt, und es traf um die Fastnacht 1469 sein

Bruder, der Pfalzgraf, bei ihm ein. „Der Pfalzgraf zerstörte zwei Schlösser, Bedburg und Hackenbruch bei Zons, die des von Neuenar waren, der dem Bischof widerwärtig, und ging so glücklich, daß solche Eroberung mehr Gott, denn der menschlichen Hilfe zu danken ist; der Pfalzgraf führte viel mächtiges Geschütz in das Land, das wenig gebraucht ward, und er fiel in die Wucherer und gewann so mit Nöthen, so mit Drohen und gütlichem Drohen vor und nach zu des Bischofs Händen und Gewalt, Bonn die Stadt und Zoll, Neuß, Lechenich, Stadt und Schloß, Zülpich, Brühl, Nürburg, das Schloß, Altenar, das Schloß, Rheinbach, Schloß und Zoll, die Hart, das Schloß, Andernach, Rolandseck, das Schloß, Gudenau, das Schloß, Zons, Schloß, Stadt, Zoll, Linn, Schloß und Stadt, Kempen, Stadt und Schloß, Erprath, das Schloß, Godesberg, das Schloß, Kaiserswerth, Stadt, Schloß, Zoll, Neersen, das Schloß, Padberg, das Schloß, Hirschberg, das Schloß, und andere mehr, die er auf diese Zeit in Händen hat. Und dem Pfalzgrafen ward eingegeben und verschrieben Kaiserswerth für seine Kriegskosten im Belauf von 35,000 Gulden, welche aber nach etlichen Jahren wieder abgetragen wurden." Vollständig beruhigt schienen die Kurlande, nachdem auch Alfter, die Burg, durch die Kurfürstlichen eingeäschert wurde.

Aber die depossedirten Pfandherren zählten im Domcapitel, unter Grafen und Rittern, der Vettern, der Freunde nicht wenig, und diese erzeigten sich ungemein geschäftig, Feindschaft zu erwecken dem Unterdrücker ihrer Freunde. Im Domcapitel bildete sich eine dem Kurfürsten höchst auffässige Opposition, der auch mehre Städte sich anschlossen. „In den Jahren unseres Herrn 1472 ward Bischof Rupert mit seinem Domcapitel sehr uneins, und der Bischof ließ den Domherren alle ihre Güter außerhalb Cöln meistentheils nehmen, sodaß sie wenig genießen mochten. Und der Bischof nahm den Domherren zu Unkel, zu Breidbach, zu Walberberg all ihren Wein, des fast viel war, und führte den in sein Schloß. In demselben Jahr gebot Bischof Rupert der Pfaffschaft in dem Stifte und Kreise von Cöln, daß sie zu Bonn sollten kommen des Montags nach Invocavit, um den Send allda zu halten und zu verkündigen, das noch nicht viel gesehen noch gehört war, der allwege zu Cöln eine sehr lange Zeit von Jahren gehalten wurde. In denselben Jahren waren drei Mann dazu gemacht, daß sie die Stadt Neuß verrathen und liefern sollten an Bischof Rupert. Einer war genannt Wessell von Düren, der andere Friedrich Schouff und der dritte Erhard Bock, und hatten fast Geld und Verschreibungen von dem Bischof darauf empfangen. Und deren einer, genannt Wessell, kam zu Neuß und offenbarte das dem Rath und warnte sie, nahm auch Geld von denen von Neuß, und verrieth die andern zwei, und sagte ihnen, daß sie Acht darauf hätten, sie sollten solches wahr finden. Dies war verhaßt zu Cöln, sodaß die zwei in den neußer Nachen gegangen waren, und wollten nach Neuß zu fahren. Und als das Schiff unter Zons war kommen, da hatten die von Neuß ihre Bürger bestellt auf dem Lande des Rheins zu beiden Seiten, daß der zwei keiner ihnen entkommen möchte oder lassen aussetzen. Diese Schickung und Ordnung der Bürger von Neuß verwunderte die zwei in dem Schiffe sehr. Und als das Schiff zu Neuß ankam und die zwei auf das Land kamen, da fingen die von Neuß sie, und führten sie gefänglich nach Neuß. Und sie bekannten, daß der Aufsatz also wäre, als ihnen Wessell gesagt hatte, und wurde auf den dritten Tag darnach den beiden, Erhard Bock und Friedrich Schouff, zu Neuß auf dem Markte die Köpfe abgeschlagen und darnach geviertheilt, darum der Bischof sich sehr erzürnte."

Die Neußer hatten ihre dem Erzbischofe feindliche Stimmung zuerst gelegentlich des Bündnisses mit Geldern offenbart. Andernach, Bonn, Linz, Rheinberg, Kempen und Ahrweiler unterschrieben, Neuß war dafür nicht zu gewinnen, versagte sogar dem Volke, womit Ruprecht denen von Geldern bei der Belagerung von Wachtendonk Beistand zu leisten gesonnen, den Durchzug. Kurfürst Friedrich von der Pfalz, inmitten der vielfältigen Händel der Noth seines Bruders keineswegs vergessend, wurde zumal besorgt, als er die Städte Cöln, Bonn und Neuß von der Bewegung ergriffen sah. Der Gefahr eines allgemeinen Aufstandes vorzubeugen, ließ er auf Unterhandlungen sich ein. „In demselben Jahre 1472 um St. Johanns-Tag Baptisten ward ein Bischof von Worms, Herr Wolff von Dalberg, nach Cöln geschickt wegen des Pfalzgrafen, um zwischen Domcapitel und Bischof zu unterhandeln, und da sie wiederum abfahren sollten, und kamen auf die Gegenseite von Rodenkirchen an die Weiden, da hatten etliche einen Aufsatz gemacht auf Ingeburg derjenigen, die dem Bischof ungünstig waren, und kamen mit einem Schiff herabgetrieben an dieser Herren Schiff, mit Armbrüsten und andern Gewehren, und fingen den Bischof von Worms, Herrn Wolff von Dalberg und des Bischofs von Cöln Siegler und führten sie ans Land, und fanden viel Guts bei ihnen, und hatten da ihre Pferde, und führten die Herren gefänglich hinweg. Sie fingen auch in demselbrn Schiff den Weihbischof von Cöln, den Abt von Deuz und noch sonst Andere, denen gaben sie Tag."

Bevor noch in dieser Weise die Unterhandlungen sich zerschlugen, hatten die von Neuß nach Rom und Wien berichtet, des Kaisers und des Papstes Wappen den Stadtthoren angeheftet, und sich unter den unmittelbaren Schutz der beiden Häupter der Christenheit begeben. Auf des Domcapitels Betrieb aber wurde am Montag nach Laetare 1473 eine Landesvereinigung errichtet, worin, auf den Grund, daß die Stände des Erzstiftes seit langer Zeit von Ruprecht vielfältig belästigt, gewaltsam überfallen und übermäßig beschwert worden, dem Erzbischof der Gehorsam aufgekündigt und als alleinige Obrigkeit das Domcapitel anerkannt wurde. Hierauf hat das Domcapitel sich ganz und gar von Ruprecht losgesagt, demselben jedoch eine anständige Pension verheißend, und zu seinem Hauptmann, Beschirmer und des Stiftes Verweser einen der Capitularen, den Land-

grafen Hermann von Hessen, Propst zu U. Lieben Frauen in Aachen und zu St. Gereon, erwählt. Hermann empfing zu Hildesheim die Botschaft von der auf ihn gefallenen Wahl, denn wiewol er von Anfang an das Haupt, die Seele der Opposition gewesen, hatte er stets Sorge getragen, ein gewisses Halbdunkel um sich zu erhalten, und daher, als die Stunde der Entscheidung sich näherte, einen Abstecher nach den braunschweigischen Landen gemacht. In der Ferne aber unterließ er keineswegs die Bewegungen zu fördern, und den Eindruck, den seine Künste, seine Herablassung und Thätigkeit auf des Stiftes Insassen gemacht, zu benutzen.

Sofort auf die Nachricht von seiner Wahl wurde ihm von den Bürgern zu Bonn und Andernach gehuldigt. „Item nicht lange darnach thät Landgraf Hermann Donnerbüchsen und ander Geräthschaft aus seinem Lande kommen lassen, und zog mit seinen und des Stiftes Freunden vor Poppelsdorf. Bischof Ruprecht's Freunde waren auf der Burg und wehrten sich sehr, aber zuletzt gaben sie die Burg auf, behältlich Leibs und Guts. Und auf der Burg war viel Bereitschaft von Proviant, Büchsen und anders. In demselben Jahre 1473 hatten die von Linz neue Gelöbniß und Huldigung gethan, den Domherren und ihren Freunden bei ihnen in der Vereinigung zu bleiben. Aber sehr bald darnach fielen sie ab, und ließen Bischof Rupert's Freunde wiederum ein, und Bischof Rupert behielt Linz, und ließ da seinem Zöllner sagen, und gebot, daß alle Schiffleute, die dahin kämen, mußten doppelten Zoll geben, nämlich den Zoll von Bonn und auch von Linz, und dennoch mußte man zu Bonn verzollen. Im November brachte Landgraf Heinrich von Hessen, Hermann's Bruder, ein groß Volk mit Geräthschaft und wollte Linz belagern um des doppelten Zolles willen. So hatten die von Linz einen Wald verhauen und Landwehrungen gemacht, sodaß sie sonder Schaden nicht überkommen konnten. Und Kaiser Friedrich, der um diese Zeit herabkam und auch nach Cöln wollte, der stellte das ab, indem er die Sache an sich nehmen wollte zu verrichten, und die Hessen zogen wieder hinter sich mit kleinem Gewinn."

„Auf St. Andreas-Tag 1473 kam Kaiser Friedrich mit seinem Sohne Maximilianus und anderen Fürsten und Herren nach Cöln zu Schiff, und ward ehrlich empfangen von der Geistlichkeit, beide von Pfaffen und von Mönchen als mit Kreuzen und Fahnen, desgleichen von dem Rathe und den Bürgern, und ward geleitet in den Dom. Da ließ man ihn sehen die heiligen drei Könige, und ging fort in den Chor, und lag da so lange auf seinen Knien, als man sang Te Deum laudamus, und darauf sang der Weihbischof eine Collecte, und ward darnach von unsern Herren in des Bischofs Hof in der Trankgasse geleitet. It. des ersten Tags darnach war prima Decembris, schenkte die Stadt Cöln dem Kaiser 10 Stück Weins, 10 schöne Ochsen, 10 Wagen mit Hafer, und auf jedem Wagen 10 Malter und das macht 100 Malter, 6 Tonnen mit Fischen, schöne Karpfen und andere Fische. Und waren alle die Geschenke bezeichnet mit der Stadt Wappen, als der Wein vor den Böden, die Ochsen vor den Häuptern, der Hafer vor den Säcken, die Fische vor den Tonnen. It. Landgraf Hermann kam zu dem Kaiser sehr kurz und hatte gegen 600 wohlgewappneter Mann zu Pferde und er blieb vom Lager aus bei dem Kaiser, die Reisigen zogen nach Bonn. It. auf Sonntag nach St. Lucien-Tag schenkte die Stadt Cöln dem Kaiser ein schön Trinkfaß, wiegend mehr denn 20 Mark Silbers, innen und außen vergoldet, und darin zweitausend Gulden. It. des Kaisers Sohn Maximilianus ein Paar schöner Kannen und darin sechshundert Gulden. It. dem Bischof von Mainz einen vergoldeten Becher und hundert Gulden darin. It. in des Kaisers Kanzlei hundert Gulden. It. anderen Herren jeglichem ein Kleinod und Geld, jeglichem nach Werth. It. in dem Lager, da der Kaiser zu Cöln mit anderen Herren und seinen Freunden war, schenkte ein Rath von Cöln dem Kaiser, allen andern Fürsten, Herren, Grafen und Rittern alle Tage den Wein mit des Raths Kannen, sodaß es an Rathskannen gebrach, und sie mußten diese wiederum borgen in den Herbergen, und geben für hundert Kannen 16 Albus, und alle Tage verschenkte man nicht minder denn fünf Ohmen Weins."

„It. auf Dienstag nach Lucien schickte der Kaiser einen Legaten mit dem Bischof von Eichstätt zu dem Brühl zu Bischof Rupert, um die Sache zu schlichten zwischen ihm und dem Capitel. Aber der Bischof gab ihnen keine Antwort, denn er sendete seine Räthe des Freitags darauf nach Cöln zu dem Kaiser mit dieser Antwort, also lautend: das Capitel hätte einen Momper gekoren, so hätte er auch, und wann die an einander kämen, ließ er sie gewähren, und sein Momper sollte der Herrzog von Burgundien sein. It. des Sonntags vor Dreizehntag 1474 ließ der Rath von Cöln dem Kaiser und seinem Sohne zu Ehren einen Tanz machen auf Gürzenich, als auch der Kaiser begehrt, um die schönen Frauen zu Cöln zu besehen. Und des Kaisers Sohn, Herzog Maximilianus, hatte den ersten Tanz mit einer Jungfer von Sant Torrilhilligen (St. Ursula), und war eine von Vinstingen, und hatte vor sich tanzen nach fürstlicher Weise zwei Edelinge von seinem Hofe. Und darnach fügte der Bischof von Mainz und der Bischof von Trier, daß sich die Frauen und Jungfern mit Händen nahmen mit Paaren, wol zu 36 Paaren, und tanzten also, sonder Mann, vor dem Kaiser auf und nieder. Und man gab da Kraut (Zuckerwerk) und Wein, neu und fein. Des andern Tages nach St. Antonien-Tag zog der Kaiser von Cöln den Rhein hinauf und fuhr gen Trier."

„Des Sonntags vor Lichtmessen ward Bischof Rupert's Weihbischof, ein Doctor in der heiligen Schrift, ein Mönch vom Predigerorden, schändlich und lästerlich behandelt vor Bonn, als er dahin kam gefahren, und ward gröblich entehrt von denen, die da hielten gegen Bischof Ruprecht. Sie thäten ihm an schmählich und

beſpöttlich die Weiſe, als man pflegt die heiligen Sacramente zu geben; ſie ſchlugen ihn an ſeinen Backen, als man pflegt zu thun den Menſchen, die man firmet. Sie goſſen ihm Waſſer über ſein Haupt vor den Biſchofshut ꝛc. Und nahmen ihn mit ſeinen Beinen und zogen ihn über den Sand und Stein an dem Ufer, und ſtachen ihn in ſeinen Leib ꝛc., und ward hinweggeführt, doch ward er wieder frei gegeben, und das ward ihm Graf Philipp von Virnenburg. Des erſten Tags in der Faſten ward Biſchof Rupert vor dem Dom aufgeſchlagen und in den Bann gethan der Rentner wegen zu Cöln. Und es kam nach Cöln ein Herold des Herzogs wegen von Burgundien, der gebot, bei dem Gebot des Herrn von Burgundien, dem ganzen Stift, Städten und Dörfern, Ritterſchaft, Zöllen, die vorzeiten zu dem Stift gehört hatten und abgetreten waren, daß ſie ſich wieder dem Stift geben, und ſonderlich Biſchof Rupert untergeben. Und der Herzog nannte ſich einen Voigt des Stifts von Cöln. Und der Herold ſchlug Wappen auf binnen Cöln vor dem Saal auf dem Domhof, in der Trankgaſſe vor dem Hof, vor dem Burghof und anderswo, und begehrte den Herzog zu empfangen und zu halten für einen Erbvoigt zu Cöln, und gebot auch da ſeines Herrn wegen, daß man Biſchof Rupert gehorſam ſein ſollte. Das man doch in keiner Weiſe thun wollte, was der Herzog ſehr verſchmähete. Und die Stadt von Cöln ward bald darnach des Herzogs Feind, und auch Biſchof Rupert's, und da wurden des Herzogs Wappen mit Koth geworfen und abgeriſſen. Darnach begann die Stadt Söldner aufzunehmen und ſchrieb aus, die Sold wollten verdienen ꝛc. Alſo kamen aus Oberland und Weſtfalen ein groß Volk zu Fuße und zu Pferde, der Stadt Cöln zu dienen um ihren Sold. Ahrweiler ward belagert von Biſchof Ruprecht und ſeinen Freunden, und lagen davor gegen drei Wochen, und mußten da mit Schanden aufbrechen. In derſelben Zeit ward Königswinter auf einen Tag zweimal genommen, von denen von Bonn und Landgräfiſchen, von Herrn Eberhard von Aremberg, der Biſchofs Rupert Capitain war, und ſein Lager hatte binnen Linz mit viel Picarden, die der Herzog von Burgundien dahin geſandt hatte." Von deſſen Intervention zu ſprechen wird an der Zeit ſein, und mag das ſtatt meiner thun der Indiciaire des Herzogs von Burgund in dem vollen Pomp ſeiner Rhetorik.

„Gloire éternelle se doit vendre au souverain roi des rois, qui par singulière bonté répara l'humain lignage. Lods immortel se doit attribuer à Marcus Curtius qui, pour salvation du peuple romain, saillit au très-crude abîme. Nom de perpétuelle mémoire doit demeurer au très-noble duc Geoffroi, qui se dévêtit de son propre héritage, pour conquérir la sainte terre. Et guerdon salutaire doit obtenir pour rétribution le très-haut et très-puissant prince le duc Charles, qui différant de ses propres querelles pour augmentation du bien public, et subvenir à ses très-nobles parents, amis et alliés, souverainement au bien de paix ecclésiastique, expose aux fortunes de guerre son corps, ses sujets, et sa substance, comme il appert clairement."

„L'archevêque de Cologne, qui fut de Bavière, son cousin et allié, et frère au comte palatin, débouté de sa chaire épiscopale et cité métropolitaine, lui remontra sa doléance, et comment ceux du chapitre de Cologne vouloient avoir archevêque Herman, landgrave de Hesse, frère à Henri landgrave de Hesse, auquel favorisoient l'empereur, les archevêques de Mayence et de Trèves, Albert, marquis de Brandebourg, le duc de Saxe, le dit Henri landgrave, Evrard, comte de Wirtemberg et de Montbéliard, avec autres plusieurs grands princes et barons, et ensemble les cités impériales, villes et communautés d'Allemagne."

„Le duc Charles très-clément et pitéable, ouïe la querimonieuse complainte de son parent, voyant que contre droit et raison, et oultre le gré de notre saint père le pape, qui l'avoit confirmé, il étoit désappointé de la dignité qu'il avoit long-temps possédé, soi confiant en Notre Seigneur et en sainte église, dont il étoit vrai champion et protecteur chevalereux, entreprit la querelle du dit archevêque son allié à l'encontre du frère du landgrave, soi disant archevêque pareillement, et à l'encontre de l'empereur, ses adhérens et favoriseurs."

„Neuss donc, ville de frontière, terre d'archevêché, refuge de malheureux, orgueil d'Allemagne, et qui plus se confioit en sa force que nulle autre, parce que jamais n'avoit été vaincue par siége, soutenoit en son clos la partie adverse de l'archevêque, car elle étoit forte à merveille, tant d'eau comme de murailles, longue de deux bons traits d'arc, mais elle est étroite à l'avenant plus à un côté qu'à l'autre, à manière d'un huysiel, adossée d'un lez d'un bras du Rhin, qui battoit aux murs, et d'une autre rivière nommée Erfft, qui passe par le duché de Juliers, avec une autre naissant de fontaine, dont mouloient deux moulins, laquelle environnoit autre partie de la ville; et toutes ensemble se rentroient au grand Rhin, courant assez loin. Pareillement étoit Neuss notablement tourrée de pierre de grès, puissamment murée de riche fermeté, haute, epaisse et renforcée de fortes braies subtilement composées de pierre et de brique, et en aucuns lieux toutes de terre, tournées à défense par mirable artifice pour repeller les assaillants; entre lesquelles et les murs y avoit certains fossés assez profonds; et de rechef étoient devant les dites braies autres grands fossés d'extrême profondeur, eimés les aucuns, et pleins d'eau à grande largesse lesquels amplectoient la ville et ses forts jusques aux rivières courantes. Quatre portes principales de pareille sorte ensemble, et aucunes poternes et saillies embellissoient et fortifioient grandement la dite clôture; car chacune

d'elles avoit en front son boulevard à manière de bastillon, grand, fort et défensable, garni de tout instrument de guerre, et souverainement de traits à poudre à planté."

„Dedans Neuss, oultre les autres édifices, étoit une très-belle église de dames, haute, élevée et de grand montre, où reposoit le corps saint Quirin, leur patron, auquel les nobles, bourgeois et manans avoient très-singulière et fervente dévotion espérans salut en son suffrage et garantie de tous meschefs. Et avec leur nouvel archevêque compétiteur au vrai pasteur, s'étoient premunis de gens très-expérimentés de la guerre, et avoient la fleur, le bruit et le choix de la chevalerie d'Allemagne, ensemble et les gentils et fins routiers concueillis en diverses marches, non pas seulement pour la tuition de leur ville, mais aussi pour donner repoulse et rompre la pointe au duc Charles, qui atournoit la bride vers Cologne pour montrez visage à l'empire."

„De cette âpre et mal amoureuse compagnie étoit principal et conducteur un très-vaillant capitaine, subtil et entreprenant, nommé Musebacque (Meisebug), qui tout engrossé de horions, et de soutenir siéges endurci, plus se délectoit en tonnerres de dures bombardes que en chansons de doues paroles, et plus prenoit appétit en cuisses de vieux chevaux, qu'en pâtés de jeunes poulets; et désiroit toujours de soi aherdre et heurtre à l'ost du duc de Bourgogne, pour tâter la pesanteur du faix dont tout le monde faisoit si grande estime. Jean de Herprode, Rembout Heyebisce, hommes de grande conduite, astucieux et cautebeux, alors bourgmestres, avoient le régime et police de la ville, et regard attentif sur le peuple, qui étoit comme demi gendarme, nourri en feu, en fer, en sang, en souffre et en salpêtre, bercé au cri des armes et endormi au son impétueux de serpentines, coulevrines et arquebuses, dont il étoit si juste et amesuré, qu'à deux doigts de découvert il rendoit mortelle atteinte."

„Grand amas de vivres avec la annuelle provision se faisoit dedans Neuss, laquelle de sa propre nature étoit hutineuse, arrogante, épineuse et adonnée à la guerre; et parce qu'elle aimoit le métier, elle avoit d'ancienneté deux moulins à chevaux forts et raides, pour soi aider en pestilence de siége, et diversité de bâtons défensoires et d'artillerie, pour saluer les passants et bien vegnier ses voisins, desquels elle attendoit la très-épouvantable et soudaine venue."

„Charles, très-auguste de Bourgogne, à qui nuls hideux efforts ne donnoient admiration, sentant l'adversaire capital de son cousin enveloppé en la sortie de Neuss sous les ailes de Germanie et de son aigle impérial, qui le défendoit au pied et à l'ongle, se délibéra, pour cette cause et autres qui à ce le mouvoient, d'assiéger la dite ville merveilleusement forte et inexpugnable. Si ordonna ses batailles, fit approcher ses engins; et environ l'issue du mois de juillet 1474, comme le plus preux des preux et le superexcellent de tous autres, ficha son étendard et planta puisamment son siége droit au front des Allemands, qui le pruent en grand argu; et de prime face, à un trait d'arc près de Neuss et devant la maîtresse porte, saisit une grande abbaye de chanoines réglés de l'ordre saint Augustin où il trouva partie des religieux abandonnés des autres, qui s'étoient retraits en la ville. A cette approche, ceux de Neuss ne mirent quelque obstacle le défense ni de saillir, jà-soit ce qu'ils pensoient bien que le duc y prendroit logis; car à cette cause, trois jours par avant sa venue, l'avoient voulu brûler, et le feu ne s'y voulut prendre. Si demeura saine et entière, et furent ces religieux très-joyeux d'avoir un si bon hôte, car ils y profitèrent assez."

Ueber den Marſch der Burgunder beſitze ich keine Nachrichten, nur von des Herzogs Reiſe iſt die Rede. „Le 11. juillet 1474 le duc, après avoir dîné à Malines, croyoit aller à Louvain, où la duchesse s'étoit rendue, et où il avoit ordonné son souper, mais il resta à Malines, d'où il partit le lendemain après dîner, et alla coucher à Louvain; le 13. il dîna à Louvain, et avoit ordonné son souper à Saint-Trond, mais il soupa et coucha à Tirlemont, la duchesse dîna à Tongres et soupa à Maestricht; le 14. il dîna à Tirlemont et coucha à Saint-Trond; le 15. il avoit résolu d'aller à Liège, et le dîner y avoit été apprêté, mais il en fit apprêter un autre à Saint-Trond, où il ne dîna pourtant pas, étant allé dîner, souper et coucher à Tongres; il en partit le 16. et alla à Maestricht, où la duchesse étoit depuis quatre jours; le 21. il partit de Maestricht après déjeuner, et alla avec son ost coucher en son camp près le cloître de saint Gerlac (unweit Valkenburg), où les ambassadeurs de Naples, Venise, Juliers Dannemark et autres se rendirent; il resta dans ce camp jusqu'au 25. qu'il alla coucher en son camp près Terveren: il en partit le 26. et alla camper près Linnich: il marcha avec son armée les 27., 28. et 29. et le 30. il campa près l'abbaye de Notre-dame, près la porte devant la ville de Neuss." Der Einſchließung ging folgende Aufforderung vorher:

Im yerſten had der Furſt beſtalt
Dat vur yem qwam eyn wijſſz heralt,
An Nuyſſz bracht der myt ſynnen kalt
Des Fyrſten ſtrack geſynnen:
„Yr Burger uch ſy allen kundt,
Der Prinz geſynt van uch zor ſtundt,
As myr bevoil ſyns ſelves mundt,
Dat yr yn laiſt herbynnen."
„In der geſtalt mach dat niet ſyn!"
Sprayhen ſtracks die Nuyſſer ſyn,
„Helpen ſall uns der gud ſent Quiryn,
Behalden unſen wyllen.

Her Heraldt uch sy vry bekant
Wyr stayn an Paes ind Keysers hant,
Dat's offenbayr borch all dyess Lant,
Wylt uch der reden stillen!"

Von der Stärke der Armee, welche der Herzog zu der Belagerung verwendete, hat man die übertriebensten Vorstellungen sich gemacht, von 60,000, ja von 80,000 Mann gesprochen; die Ordonnanz des Belegs der Stadt von Nuyß, wie die cölnische Chronik sie mittheilt, weiß nur von 13,200 Mann. „Der Herzog selbst lag in dem Oberkloster und hatte bei ihm diese Herren: den Herrn von Chimay, den Herrn von Humbercourt, den Hrn. von Vermaile (Peter von Luxemburg, Graf von Marle), Hrn. Jacob von Luxemburg, Hrn. Engelbrecht von Nassau, den jungen Herrn von Cleve, Junker Friedrich von Egmond. Diese Herren lagen bei dem Herzog in dem Baumgarten hinter dem Kloster, und die mit denen, die auch bei ihnen waren, waren zusammen gegen 4000, und unter denen waren 3000 zu Pferde und 1000 zu Fuß. It. an der Hamportzen lag Hr. Balduin von Lannoy, Capitain zu Zütphen, und der hatte gegen 800 Pferde und 600 zu Fuß, und waren meistentheils alle Lütticher. It. an der Zollportzen lag Hr. Reymer von Broichhusen und hatte bei sich 700 zu Pferde und 300 zu Fuß. It. vor der Niederportz an dem Rhein lagen die Lombarder, und der waren gegen 3000 zu Pferde und zu Fuß zusammen, und waren schnöde Gesellen. It. auf dem Werth lag der Hr. von Montfort und Hr. Jost von Hallovyn, und die hatten gegen 1200 Pferde und 600 zu Fuß. It. auf dem Hamm lagen die Engelschen und waren gegen 2000 stark zu Pferde und zu Fuß. Summa 13,200 Mann. It. noch waren in dem Heer Büchsenmeister mit ihren Knechten gegen 200. It. waren da Gräber, gegen 2000 armer bloßer Wichte. It. waren in dem Heer an Frauenspersonen bei 1500. It. noch waren da Pfaffen, Schreiber und bloßer Kämmerling gegen 400. It. auch hatte der Herzog geboten in allen seinen Landen männiglich bereit zu sein zu folgen mit aller Macht vor Neuß, und gab er dabei zu verstehen, daß er um des Kaisers und vieler anderen Fürsten willen besorgt wäre."

Genauer sind wol die Angaben bei Molinet, die zugleich eine Ueberschrift der verschiedenen Quartiere der Belagerer gewähren. „Le comte de Campobasso, chevalier napolitain, très-aimé du duc, fut envoyé avec plusieurs hauts barons, prudents, ingénieux, et de vif pénétrant entendement, pour impertoner les forts, et imaginer par quel moyen, à moins de perte et plus de gain, le siége pourroit prendre pied ferme et fondement durable. Et par l'ordonnance du duc, le comte, accompagné de 400 lances italiennes bien en point, à chevaux bardés, ensemble et leurs gens de pied, assiéga une porte auprès d'une chapelle de sainte Barbe, tirant au long du Rhin pour aller en Gueldre, devant laquelle étoit un boulevard grand et puissant; et là furent assises deux grosses bombardes, une bombardelle et plusieurs courtaux et serpentines. Devant l'autre porte en suivant qui donne chemin pour aller à Notre-Dame d'Aix, où étoit un merveilleux boulevard, se logea avec 200 lances italiennes et leurs gens de pied, Jacques Galiot, un très-renommé et prudent conducteur de gens d'armes, accompagné de 200 archers d'Angleterre, et joignant ce quartier fut logé un noble écuyer piémontois, nommé Jacques de Valperga, ayant charge de 50 hommes d'armes piémontois, lesquels étoient de la société du dit comte."

„A l'endroit de ladite porte, y avoit bombarde et bombardelles, accompagnée de courtaux et serpentines. Profonds tranchis et spacieux furent faits devant la muraille, afin que ceux d'un quartier pussent secourir l'autre. Et en suivant cette clôture fut logé sire Bernard de Ravenstein, capitaine de 100 lances, de 300 archers et de 300 piétons. Si l'accompagnoit un chevalier nommé Brocquehuse lequel avoit assemblé environ 200 coulévriniers du pays de Gueldre. Et en front de la porte où se prend le chemin pour aller au pays de Juliers, tint son siége sire Baudouin de Lannoy, chef et conducteur honorable de 300 lances ordinaires, de 300 archers et de 300 hommes de pied; et contenoit son entreprise du logis du seigneur Bernard jusques au chemin de ladite porte. Et Lancelot de Berlaymont, noble écuyer du pays de Hainaut, ayant charge de 50 lances et de 200 archers, parclouoit le demeurant jusques au logis du duc, parmi le bailli du roman Brabant, et d'un écuyer nommé Marbais, qui ensemble lui furent baillés pour renfort, et avoient 400 piétons, piquenaires, coulevriniers et arbalêtriers du pays de Brabant, de Namur et de Liège, lesquels à un petit pont de pierre coupèrent une rivière, où ils trouvèrent largesse de poissons, et la tournèrent vers le bois. Conséquemment, devant une grosse porte à façon de château, qui directement tire vers Cologne, furent logés un très-chevalereux et expert conducteur, messire Philippe de Poitiers seigneur de la Ferté, et Ferry de Cusance seigneur de Beauvoir; et avoient chacun 200 lances des ordonnances et 300 archers; et étoient leurs hommes d'armes de Bourgogne, et leurs archers de Picardie et de Hainaut. Là fut assise une grosse bombarde, ensemble plusieurs suites de courtaux et de serpentines. Et s'étendoit ce quartier jusques à la rivière dessusdite, venant de la duché de Juliers, passant devant l'abbaye, emprès laquelle le duc fit lever sa maison portative, et tendre ès jardins à l'environ ses pavillons, très-fraichement armoyés de ses armes, où il se logea de sa personne, et ceux de son hôtel, lequel contenoit grand nombre de nobles gens, qui se logèrent entre le grand chemin et la rivière. Il y a coutumièrement en la maison et famille du duc de Bourgogne 40 chevaliers toujours comptés et 40 hommes d'armes conduits par quatre nobles chevaliers, sans autres

chevaliers en grande quantité, comptés par tenue d'ancienne ordonnance, et vingt écuyers de chambre. Il y a aussi 50 panetiers, 50 échansons, 50 officiers tranchants, 50 écuyers d'écurie, et chacun a son coutelier; et sont conduits par quatre chefs d'escadre. Et puis y a 50 archers de corps et deux chevaliers leurs conducteurs."

„D'autre part fut logée son artillerie et sa garde, laquelle contient 130 hommes d'armes et autant de couteliers armés, et 130 archers, qui tous ensemble sont conduits par un chevalier très-preux et exercé en armes et par quatre écuyers chefs d'escadre. Pareillement furent logés au quartier du duc princes, barons et honorables serviteurs, ses pensionnaires, qui lors l'accompagnèrent à grande multitude de serviteurs, est assavoir, monseigneur Jehan, aîné fils du duc de Clèves; le comte de Marle, chevalier de la toison d'or; le comte de Megen (Humbercourt), chevalier de la toison d'or; le comte de Joigny; le fils du comte de Rotelin (Philipp Markgraf von Hochberg, Graf von Neufchâtel, Herr von Röteln, Badenweiler, St. Georges und Ste. Croix); le neveu du duc de Gueldre; le comte d'Arran, écossois, et messire Jehan Milton, chevalier de l'hôtel du roi d'Angleterre; dont partie d'iceux qui survinrent, et autres, se logèrent aux dortoirs des moines, lesquels firent place aux religieux de Mars, qui sont d'autre profession; car par l'abus du monde et mutation de fortune de guerre, les chambres de dévotion furent changées en dérision; là où on souloit étudier enseignemens, beaux et notables, on tenoit école de jeux de dés et de table; où les repentants pleuroient grosses larmes, les hardis combattants crioient à l'assaut: aux armes! là où l'on souloit prendre aumusses et chapes blanches, pendoient salades et blancs harnois et fers de lances; et ceux qui se levoient au son de la cloche du moûtier, furent reveillés au son de la bombarde et du mortier. Ainsi fut la ville de Neuss puissamment assiégée par terre; et fut le siége clos de tranchis les engins assis, et les approches faites bien et chevalereusement, auxquelles il y eut perte d'Italiens et d'autres, morts ou navrés du trait à poudre, qui étoit durement âpre et continu."

Vollständig berennt war die Stadt seit dem 30. Juli, wie des Herzogs Diarium angibt, der Anfang der Umschließung war jedoch, nach dem Poeten Wierstraat, am Freitag nach Jacobi, oder, wie es in der cölnischen Chronik heißt, den Tag nach Pantaleonis gemacht worden. Am Montag, 1. Aug., speiste Erzbischof Ruprecht bei dem Herzoge im Lager, „pourquoi on fit deux plats de crue; il y dîna encore le 7. Pour ce que la grande rivière du Rhin couroit assez loin de Neuss, et que un membre d'icelle se présentoit devant la muraille, avec autres ruisseaux et fontaines, qui ensemble se rentroient au grand cours, il y avoit une île, d'environ une lieue flançoise en rondeur, qui fortifioit la ville merveilleusement. Et pour ce que dudit membre découroit une veine qui tantôt se réintégroit avec le tout, une autre île se engendroit, non pas si plentiveuse que l'autre d'un tiers. En ces îles, environnées des fleuves courants, gisoit l'espoir total des assiégés, la racine de leur corne orgueilleuse, la potence de leurs bras furieux, et le bâton de leur fière mémoire; car en treize siéges qu'ils avoient soutenus anciennement, prince nul, tant fut-il doué d'extrême hardiesse, ne se ingéra d'en tâter les fonds. Même, comme ils disoient, Charles-le-Grand n'y sout mettre le pied; mais son moindre de nom, non pas en qualité de moeurs, de prouesse, ni de glorieuse emprise, mais en quantité de corps et de puissance seulement, l'osa bien attenter et envahir; et par subtilité et vaillance chevalereuse la conquit vigoureusement, non pas sans mechef ni dommage."

„Dedans ces îles et en aucuns tranchis faits au long de la rivière, se tenoient des rustres de Neuss, et certains coulevriniers, qui portoient grand préjudice à l'ost, souverainement à ceux qui puisoient l'eau et qui abreuvoient leurs chevaux."

Die Belästigung zu entfernen, hieß der Graf von Campobasso einen entschlossenen Mann bei nächtlicher Weile einen Nachen besteigen und hinüberfahren nach dem großen Werth. Als es kaum tagen wollte, 6. Aug. zog das Enfant perdu mit einem Tau mehre Schifflein mit Italienern und Picarden, „Arbalêtriers et coulevriniers" besetzt, hinüber, und die rustres liefen davon. Ungefähr 150 Italiener und Picarden waren übergesetzt, und es riß das Seil, und in Neuß

Der Wechter truw do nyet ensliyeff,
Dem was nyet uw, heer bald he rieff:
„Dye vyant fell synt up der Wayde!
Malch reid sich snell, nempt fort berait,
Dat sy sich dar niet vesten!"

Und nicht vergeblich hat der Warner gerufen; 150 Mann nach Wierstraat, 300 nach Molinet fielen aus der kleinen Pforte, die vom Markt zum Wasser führend der Judensteeg hieß, stürzten sich in den schmalen Wasserfaden, wodurch die beiden Inseln geschieden wurden, und erreichten das größere Werth, wo die Feinde aufgestellt und den hartnäckigsten Widerstand boten. Es erzählt Magn. chron. belg. von einem lombardischen Fähnrich, der, nachdem beide Hände ihm abgehauen worden, mit den blutigen Stümmeln noch die Fahne hielt, bis der rustre ihm das Leben nahm. Es soll auch, der Seinen Bedrängniß gewahrend, der Herzog von zwei Quartieren, dem lombardischen und dem englischen aus, zwischen welchen die Wahlstatt gelegen, das heftigste Geschützfeuer gegen das Werth haben richten lassen, sodaß vom Donner der Kanonen die ganze Stadt erbebte. „Finalement Italiens et Picards furent enanglés en un détroit de l'île, où ils furent cruellement rompus et déconfits. Les uns, pour eux sauver, saillirent au Rhin, où ils se noyoient, et les

autres échappoient. Les rustres en rappelèrent aucuns, et leur promirent sûreté de vie; et iceux parvenu à port, espérans trouver fidelité en Allemands, churent en la face de leurs glaives. Si furent détranchés et occis piteusement. Par cette voie pernicieuse et oblique, déviant au vrai sentier de nobilité vertueuse, montrèrent Germaniens qu'il n'y avoit guère d'assurance ni de loyauté en eux."

„A cette oultrageuse occision un grand monienne, nommé Cristophe, très-vaillant homme d'armes de la société des Italiens, fut ce jour plusieurs fois abattu sur le champ, et toujours se remettoit sur pieds, et renversoit par terre tout ce qu'il pouvoit atteindre. Il fut pris par les satrapes, qui le menèrent par la ville, où chacun le regardoit, tant pour la crudelité du personnage, comme pour l'admiration de ses oeuvres. Si disoient entre eux que c'étoit l'ennemi d'enfer, et de fait le voulurent assommer; et combien qu'il fut navré, il se défendit puisamment et fut bonté prisonnier en la tour du moulin à vent sur les murs (wo nachmals Fetzer saß); puis trouva façon, par mines que lui et autres firent, qu'il vida, lui onzième; et en saillant oultre les fossés, il lui souvint que l'un de ses compagnons étoit demeuré derrière, si retourna franchement et le ramena sain et sauf comme les autres, de quoi ceux de Neuss furent grandement ébahis." Der Gefangenen und Ertrunkenen sollen überhaupt 200 gewesen sein, der erbeuteten Fahnen waren drei, „die vut sent Quiryn nu hangen." Der Sieg, gefeiert mit Glockengeläute und einem Te Deum, wurde durch Landgraf Hermann der Stadt Cöln bekannt gemacht, zugleich um die schleunige Zusendung von Verstärkungen gebeten. Er hatte nämlich bei Zeiten in die bedrohte Stadt sich geworfen, entschlossen, in Gefahren ein Beispiel von Todesverachtung ihr zu geben, freudig alle Entbehrungen und Leiden einer langwierigen Belagerung mit den Bürgern zu theilen. „Ein wenig vor der Zeit, daß der Herzog vor Neuß kam, begab sich männlich und kühn dazu Landgraf Hermann, der Gubernator des Stifts von Cöln, und ging in Neuß mit etlichen von den Seinen, als von des Stifts wegen, und hielt sich binnen dem Lager also klüglich, vorsichtig und tröstlich zu den Bürgern von Neuß und den Söldnern, und ermahnte die Söldner wiederholt, daß sie sich getreulich hielten, sie sollten noch getröstet werden von Gott und seiner Mutter, und von dem lieben Marschalk sent Quiryn, ja also viel und freundlich, daß diejenigen sagen, die in der Belagerung gewesen sind, wäre er nicht gewesen bei der Aventure, so wäre es sehr zu vermuthen, die Stadt Neuß hätte sich nicht so lange gehalten."

Die Cölner schickten 500 Mann, die Bonner auch einiges Volk, welche alle unangefochten, den Neußern zu freudigem Erstaunen, über die Weide in die Stadt gelangten, und daselbst solche Zuversicht verbreiteten, daß am 9. Aug. ein Ausfall gewagt wurde. Von der Zollpforte ausgehend brachen die Neußer in das feindliche Lager ein,

Ind sloigen manchen Man
In vryen moid zom doede,
Ouch wunten sy der vyll,
Dye Vyant haddens noede
Idt was gheyn kynder spyll.
Luyd rieffen sy: allarm! allarm!
Ind vluwen myt dem houff.
Die Ruyffer rieffen: Her Johan darm!
Ind schuffen dat idt stouff.

Zuletzt wurde aber doch der Ausfall blutig abgewiesen, drei Todte ließen die Neußer auf dem Platze, ihr Rückzug mag auch etwas unordentlich ausgefallen sein, denn mit ihnen zugleich in die Stadt einzudringen, versuchten die Feinde, was indessen die Thätigkeit der auf Mauern und Thürmen vertheilten Geschütze hintertrieb. Dagegen erneuerte der Herzog den Versuch, der Weide sich zu bemächtigen. Eine Anzahl Schiffe wurde vom Niederrhein heraufgeführt, „esquels il fit entrer," 11. Aug. „trois conducteurs notables des ordonnances, chacun de 100 lances et 300 archers. L'un fut sire Josse de Lalaing, souverain de Flandres, en qui prouesse fleurissoit hautement, et honoroit la chevalereuse maison dont il avoit pris sa naissance. Le second fut Louis vicomte de Soissons, homme de très-noble et vertueux courage; et le tiers fut un très-vaillant chef de guerre, sire Jacques de Rebrennes, seigneur de Montfort. Ces trois menèrent 500 piétons desdites ordonnances, desquels étoient capitaines Rousetart, Pierre Périlleux et autres de haut valoir. Par grande hardiesse et en très-bel arroi passèrent un bras du Rhin, en spectacle de leurs ennemis, et à la pointe de l'épée, comme jadis Brutus et lorniens conquirent l'île d'Albion sur les géans, ils gagnèrent l'île de Neuss sur les Allemands; et n'y eut si hardi, qui se osât montrer en barbe pour donner résistance à leur très fier et redouté effort, sinon de trait à poudre assez hideux et âpre."

„Ainsi se logèrent ces trois valeureux champions et toute leur sequelle; c'est assavoir sire Josse et le vicomte en la grande île, et sire Jacques en la petite île. Et là fut fait un grand tranchis; l'on y assit une grosse bombarde, plusieurs courtaux, serpentines et autres grosses pièces d'artillerie, laquelle endommageoit très-fort la ville, car elle tiroit au long des murs, et brisoit les arcures de la porte sur la rivière, dessous lesquels se tenoient secrètement les assiégés, qui, voyans ce périlleux foudre, se sauvèrent en leur fort, par moinets et certains, pertuis percés en la muraille, et élevèrent hautes terrées pour contregarde."

„Entre les îles et ladite abbaye avoit un grand parc à manière de pastis; et assez près d'une fournaise prirent logis cent lances et seize archers d'Angleterre, desquels étoit capitaine sire Jehan

Milton dessusdit. Et afin que l'un siége pût secourir à l'autre, le duc fit faire deux merveilleux ponts de tonneaux et de asselles, dont l'un traversoit le bras du Rhin pour aller vers son quartier, où passoient chariots, gens et chevaliers, auquel il ordonna 300 piétons qui le gardoient jour et nuit; et l'autre traversoit ledit bras pour aller des îles au quartier des Italiens; et fit venir de ses pays de Gueldre et de Hollande environ cinquante navires que conduisoit Martin Fouque, sur la grande rivière du Rhin, afin d'en obtenir la maîtrise et possesse. Ainsi fut Neuss assiégée par terre et par eau, de si près close et serrée, que ame n'y pouvoit avoir entrée ni issue, sinon à grand péril et dangereux encombre. Germaniens sachans par leurs explorateurs que Neuss étoit assiégée de tous points, et que les îles étoient gagnées par forte main chevalereuse, peur et crainte les assaillirent; Cologne frémit, Mayence s'ébahit, Trèves trembla, Saxe s'émut, courant aux armes et n'y a moindre tumulte en Allemagne qu'il y avoit dans Rome, quand Hannibal avoit passé les Alpes."

Der Versuch, mittels eines zu Cöln ausgerüsteten Branders die eine Brücke zu zerstören, um demnächst eine reichliche Zufuhr von Lebensmitteln in die belagerte Stadt zu bringen, wurde durch die Wachsamkeit der Hüter vereitelt, aber des Herzogs riesenhafte Arbeiten, um die Erft sowol als die Krur zu schließen, diese in die neußer Broiche, nördlich von der Stadt, jene bei Guinom (weiland bei Grimlinghausen gelegen) in den Rhein zu leiten, verfehlten ihres Zweckes, weil die Quellen in und dicht an der Stadt einen zureichenden Wasservorrath lieferten. Die Arbeiten zu fördern waren die verschiedenen Heeresabtheilungen angewiesen worden. „Un jour labouroient pionniers et vivandiers, un autre gentilshommes et pages, et un autre lavandières, gougies et autres femmes suivant la cour. Une digue, de 30 pieds de large, fut paraccomplie au jour, car les femmes, environ de 16 à 18, y labouroient, dont la gloire se devoit attribuer au sexe féminin. Et certes ce fut une somptueuse emprise et de haut efficace, et de qui le conte sera de dure créance en temps futur."

Neben den Erdarbeiten wurde auch die Stadt fortwährend beschossen, mit besonderem Nachdruck an den Festtagen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt. Bald lagen das Niederthor und die Wassermühle bei demselben, das Rheinthor und der Taubenthurm daneben in Trümmern, wiewol sie in der größten Geschwindigkeit durch einen Aufwurf von Erde oder Dünger ersetzt wurden. Es veranstaltete auch Landgraf Hermann, in der Voraussicht eines nahen Sturmes, um den himmlischen Schutz für Neuß zu erflehen, eine große Procession, an deren Schluß er dem heil. Quirinus eine Wachskerze von 100 Pfund opferte. Ein erster Sturm war am 3. Sept. versucht worden, „et y furent blessés noble homme Thomas Stanley, Thomas Ebringham et Talbot, gentilshommes, capitaines, 13 hommes d'armes et 54 archers, tous Anglois; il (le duc) fit donner 36 florins au Sr. Stanley, 20 florins à chacun des capitaines, 4 florins 16 sols à chacun des hommes d'armes, et 2 florins 8 sols à chacun des archers." Für einen Hauptsturm auf das Bollwerk am Rheinthor war der 10. Sept. bestimmt. „De l'avis du comte de Campobasso le duc fit faire de grands chênes un gros bastillon à demirond, environ de 30 pieds de haut, où il y avoit certains étages pour découvrir sur les ennemis; et le fit dresser au quartier des Italiens, à 25 pieds près du grand boulevard de la ville, et le garnit de coulevriniers et arbalêtriers qui tiroient incessamment. Et pour donner l'assaut audit boulevard, il commanda que chacun conducteur de son armée lui envoyât certaine quantité de gens, et comparussent audit quartier après dîner, à deux heures. Lors diverses cohortes et compagnies de diverses chamsies et domiciles, a tout divers guidons et enseignes, se montrèrent sur les rangs; et par voies souterraines, concaves et profondes, et tranchis artificiels, approchèrent le bastillon dudit comte, où se faisoit l'assemblée; et comme les géants accumulèrent jadis, grandes montagnes les unes sur les autres, pour envahir les dieux du ciel, les assaillants assemblèrent échelles, pavois et grand nombre d'instruments propres à ce, pour parachever leur emprise."

„Le duc, pour animer et rafraîchir les compagnons, abandonna deux queues de vin qu'il fit enfondrer, puis fit sonner l'assaut, qui dura deux grosses heures. Les gens du comte de Campobasso, desquels un prud'homme d'armes, nommé Barnabo, portoit son enseigne, assaillirent premiers, les Anglois en suivant, et les autres hardis champions, chacun selon son degré et vocation, et montrèrent leur prouesse et vaillance. L'assaut fut âpre et merveilleux, mais peu y profitèrent les assaillants; leurs échelles furent trop courtes de dix pieds, et ceux de la ville se défendoient vaillamment et puisamment, qui jetoient sur eux huile bouillante, eau chaude et fagots allumés, et en occirent et navrèrent grande plenté de trait à poudre, parce que leurs canonnières étoient de toute hauteur, jusques à demi-aune près de terre."

„Quand ceux de la ville qui gardoient la muraille, ouirent l'effroi et connurent que l'assaut étoit donné au grand boulevard, ils tirèrent leur force celle part, comme pour renfort; et ceux du siége tiroient sur ceux serpentines, courtaux et autres manières d'engins, entre lesquels une grosse bombarde, affustée en l'île, faisoit tant bon devoir, qu'elle fit voler en l'air, comme on pêrcevoit clairement, les têtes, bras, mains et autres membres des défendans, autant qu'elle en pouvoit atteindre, qui étoit horrible chose à voir. Et y demeurèrent morts environ trois cents ou plus, et autant aux

assaillants; entre lesquels y fut occis le comte Urse d'Anguillara, romain, très-noble et bien recommandé en armes; un très-vaillant capitaine des Anglois, Jacques d'Avencourt, et plusieurs autres dont les noms me sont inconnus." Den heißen Tag beſprechend, verfehlt Wierſtraat nicht zu handeln „Van dem getruwlichen ind vruntlichen Byſtant des vreulichen Geſlechts bynnen Nuys zo yrren vrunden ind wie ritterlich ſy yn hulpen."

Sueſſe moder Goꝛ Maria hymmelſch keyſerynne,
Du biſt, lieff fraw, ſunderlich, as ich mich recht beſynne,
Eyn vurſtant alles frauwen geſlechts die ich preiſſen moit,
Du heeffs bynnen Nuys ſterckt, verteent den jonffren ind vrauwen goit!
Van yrrem moid bynnen Nuys iſt wunder naa zo ſagen,
Want ſo bald van noeden groit die ſtormclock wart geſlagen,
Sach man die vrauwen ind jonffren ſich zor noitwer ſtellen,
Sy drogen an calck waſſer ind ſteyn up Bolwerk ind up wellen
Ind alſo ſteulglich garen ſy den froemen hogemoyt.
Die in der weer da ſtunden ind guſſen yr getruwe bloyt,
Den aemechtigen van arbeyt ſwair brachten ſy kruyt ind wyn
Ind die dair laegen erſchoſſen den beden ſy truwen ſchyn.
Freulich rieſſen ſy: „ſtait vaſt yr fromen ritter ind knecht!"
Dattet manchem ſtoultzen bloyt eyn nuw gemoede brecht.
Were dat moegelich ind hebt mant ye meer gedayn,
So ſuld man byllych bynnen Nuys manche frauw ritter ſlayn.

Von der Rheinpforte abgeſchlagen, beſtürmten die Burgunder noch an demſelben 10. Sept. die Oberpforte, aber auch auf dieſem Punkte mußten ſie zuletzt weichen und die Katze, die ſie vor ſich hergeſchoben, im Stich laſſen. Eine ſolche Beſchreibung gibt Molinet: „Végèce et autres vénérables auteurs très-recommandés et autorisés en art militant, traitant de prouesses chevalereuses, mettent avant aucuns engins, machines et instruments, comme tours de bois, vignes sambucques, bricolles, espringolles, martinets, moutons, loups, chats, truies et grues, desquels on usoit anciennement pour rompre et abattre murailles, pour envahir ses ennemis et les combattre main à main. Dont en suivant la mode ancienne, la doctrine des docteurs, le vrai patron et vif exemplaire desdits instruments, un noble chevalier espagnol du royaume de Castille, lequel on estimoit être de très-subtile et claire invention, s'approcha du duc et lui montra en un papier la figure et semblance d'un grand engin, haut et élevé, appelé une grue, lequel il vouloit composer, en intention de la rouler jusques aux murs, de parler à ceux de Neuss barbe à barbe, et de les accoler du tranchant de leurs épées. L'exemplaire, ensemble tous garnis de belles paroles, complurent au duc; lequel incontinent commanda que toutes matières nécessaires et tous ouvriers mécaniques très-experts et ingénieux lui fussent baillés à sa plaisance pour achever cette besogne. Long-temps labourèrent à parfaire cet engin, lequel finalement fut dressé au quartier des Italiens sur quatre roues. Il étoit de 20 pieds de long et de 20 pieds de large, et pouvoit bien loger trois cents hommes dedans. Il y avoit une échelle à demi droite de 60 pieds de haut, laquelle s'avalloit comme un pont-levis, et étoit ordonnée pour monter sur la muraille. Force de gens entrèrent ens, qui la boutèrent avant et l'approchèrent de la ville environ d'un trait d'arc; mais si grand abondance d'eau survint, qu'il ne sortit nul effet. Pareillement fut fait au quartier Jacques Galiot, par les charpentiers de l'ost, un engin à manière d'un chastel de bois, qui portoit sur vingtquatre roues, et l'apploient un chat; mais quand on le cuida conduire pour mettre en exécution finale, l'une des roues rompit, et fut de nulle valeur. Ainsi ni la grue ni le chat, qui furent faits par grands et somptueux dépens, ne portèrent quelque grief aux adversaires, ainsi leur donnèrent, pour la faute, grande risée."

Einen Waffenſtillſtand, um welchen die Lombarden baten, damit ſie ihre an der Rheinpforte gelagerten Todten begraben könnten, bewilligte Landgraf Hermann, und am Tage Kreuzerhöhung, den 14. Sept., ſcharte ſich abermals die geſammte Bevölkerung von Neuß zu einer Proceſſion:

Eyn ſtyllongh alre clocken was geordent bynnen Nuyſſ
Bys zom feſt der verhevongh des hylgen vronen cruyß.
Als dye werd proceſſij mit ynnichevt dar geſchach
Da hoirt man alle clocken ſeer luden den ſelven dach
Ind huß in den hogen Feſten he luud man oever all,
Anders hat man von geꝛ:ſden noch uren geyn getall,
Dann aſt zor noyt geburden hoyrt man die ſtormclock dort
Van dem getruwen wechter ſeer cloppen op dat bort.

Dagegen wurde von den Burgundern viel Erde und Dünger zu den beiden Brücken geſchafft und eifrig an den Deichen gearbeitet. Sie bauten ferner ein Mühlwerk, mittels deſſelben die Erft in den Rhein zu pumpen und ſo das Waſſer zwiſchen der Stadt und dem Werth abzuleiten, aber das Schöpfwerk kam nicht zu Stande und verloren war die viele Arbeit.

„Quand ceux de Neuss eurent soutenu le très-âpre et vigoureux assaut qui leur fut donné au boulevard, ils le fortifièrent puissamment de grands et profonds fossés. Le comte de Campobasso, d'autre côté, aperçevant cette fortification défensive, ne tint pas les pionniers en oiseuse, mais pourvut à nouvelle emprise invasive, et fit faire grandes rues, hurées couvertes et merveilleuses mines donnans approche aux susdits fossés, et pour obtenir par labeur et art ce qu'on ne pouvoit acquérir par vaillance et à force de bras. Ces mines, grandes et profondes, et de cher coût, furent révélées à ceux de la ville par un Liégeois fugitif qui subtilement y entra. Si contreminèrent à l'encontre, et donnèrent remède à leur soudain meschef apparent; et ainsi se causoient par dedans terre de dures et horribles rencontres d'une partie et d'autre, où périssoient foits et puissants hommes, dont c'étoit pitié et dommage. Nonobstant ce, le comte fit faire encore deux bastillons, en approchant ses ennemis de plus en plus."

„Ce temps pendant, un chef de guerre de la ville se montra aux défenses, et dit en allemand,

qu'il vouloit parlementer aux capitaines des Italiens. Barnabo, lieutenant du comte, qui n'étoit guères loin de lui, répondit qu'il ne pouvoit parler à lui sans transgresser le commandement du duc, mais espérant que ce fût pour quelque grand bien pacifique ou salubre appointement, il lui promit qu'il iroit vers son prince, et lui sauroit à dire son bon plaisir. Lendemain à neuf heures Barnabo, non voulant être fracteur de l'édit du souverain, notifia verbalement la requête du chevalier de Neuss au duc; et le duc délégua certains barons et hauts seigneurs très-experts du langage, ensemble et le comte de Campobasso, lesquels parvenus à lieu à l'heure assignée, trouvèrent ledit chevalier, qui de prime face leur pria très-instamment de dilation jusques à lendemain à une heure après dîner, certifiant que la matière étoit de grand poids; et que pour le bien discerner et murement contourner à efficace, le conseil de la ville en étoit lors bien empêché. Le délai accepté, assurances furent promises, et furent trèves accordées pour le jour séquent durant une heure, lorsque le parlement se devoit faire. Cette heure étoit fort-désirée de plusieurs compagnons volages, trop-fatigués de porter armes, attiédis de longue session, qui proposoient en fin de parlament avoir soudain département. L'heure venue, abstinence de trait, d'assaut, de saillie, d'envahie et de voie de fait tinrent un petit serré. Les députés commencèrent à entrer en devises auprès du grand boulevard, mais à coup ceux de la ville secrètement, par quelques pertuis, vidèrent hors en très-grand nombre et grosse puissance; et comme gent barbare, tigres animés ou loups faméliques quérans leur proie, sans observer paction, assurance ni compromis, chargèrent sur leurs adversaires, qui de rien ne se doutoient, les abattoient à tous lez, pilloient, roboient et embrasoient plusieurs logis de l'armée."

„Le comte même fut saisi de main mise, et soudainement rescous par deux de ses gens, dont l'un fut pris et l'autre occis sur la place. Le cri impétueux s'éleva parmi l'ost, et le feu très-horrible, qui tout consumoit, portoit témoignage de cette criminelle emprise. Adonc chacun mit main aux armes, Bourguignons, Anglois, Brabançons, Flamands, Picards, Hanuyers, Lombardes, Namurois et Liégeois; lesquels en très-noble arroi, forts et fiers comme petits lions, donnèrent répugnance à cette sévérité, et par grand courage et hardement reboutèrent ennemis dedans la ville, qui emmenoient serpentines et gros engins. Et lors une grosse bombarde chargée et affutée contre eux, sentant la chaleur des prochains logis qui brûloient, s'échauffa tellement, que seule et sans aide de quelques ames, tira à l'aventure et fit un grand abatis sur les assiégés, donnant hideux épouvantement à leurs complices, qui furent tous joyeux de rentrer en leur fort."

„Le noble duc, oyant ce terrible effroi, y arriva incontinent et connut le barat précogité de ceux de Neuss, qui sous ombre le parlement, et en l'attente de concorde, émurent cauteleusement dissension, guerre et discorde. Le dommage fut piteux et lamentable, car plusieurs vaillants hommes, par inadvertance de leur pernicieuse et proterve férocité, furent surpris et y perdirent la vie; entre lesquels y demeura un noble italien, nommé Roysinsacq. Cette oultrageuse et terrifique crudelité déplut grandement au duc, qui fit défendre sur la hart, que nul ne donnât écout à leurs paroles, mais les réputât comme déloyaux et maculés de trahison." Den Ausfall vom Michelstag, den 29. Sept., besprechend, weiß Wierstraat, der Patriot, Nichts von Treubruch, nur von Waffenthaten.

Die unverßayghden Nuyſſer man,
As ich die wairheit melde,
Sy machten eynen vryen louff
Van beyden portzen in den houff
All zo den hogetzelde.
Mit armburſten ind mit buſſen
Mit ſwerden ſcharp ind ſchuſſen
Erweckten ſy die vyand,
Der do dair vill erſlagen wart.
Man ſach ſy louffen up der vart
Ind roiffen luyd: davant! davant!
Doch ſchickten ſy ſich zo der weir.
Dye Nuyſſer hatten yr gher
Ind neeckten ſich yn zo hant.
Plunderye van manchen ſtucken,
As yn dat do ſould gelucken,
Namen ſy dair mit gewalt;
Byll hayckbuſſen indtzmen ſlangen,
Eyn royt wympell up eym ſtangen,
Dat zor hoegden was geſtalt
Ind up der vyand bolwerk ſtund,
So Got der aventuren gund
Den Nuyſſeren manichvalt.
Luſtlich was die aventuyre,
As die tenten in eym vuyre
Dayr lichter ſlammen branten
Ind der vyand vlucht zo ſchauwen,
Dye dye Nuyſſer gyngen tauwen
Zo rouven manck den clanten.
Donrekruyt in tween tonnen
Hant ſy ouch zor tzijt gewonnen,
As zor ſtat wart wanten.

Fernere Ausfälle zu verhüten, zogen die Burgunder einen Graben vor dem Rheinthore, einen anderen vor dem Oberthore, in welcher Arbeit ſie zu ſtören die Neußer den äußerſten Fleiß anwendeten. „Plusieurs saillies faisoient en divers lieux et quartiers le plus à leur avantage. Chose merveilleuse! long-temps se continuèrent ces chevalereuses escarmouches, où hauts et glorieux faits d'armes se perpétroient d'une part et d'autre; mais oncques homme de l'ost ne sut imaginer de prendre un homme de la ville vif. Le duc, très-désirant de savoir de leur état et conduite, fit dénoncer avant l'armée que quiconque pourroit prendre prisonnier ce jour partant de Neuss, il lui donneroit riche guerdon. Ne demeura guères qu'ils vinrent à grand effort, selon leur

mode accoutumée, et saillirent sur l'artillerie, où ils navirent un gros engin à poudre, qu'ils emenèrent sur un chariot. Adoncques chacun se mit en peine d'accomplir le bon vouloir de son prince, si que les Namurois rescouirent, le dit engin, et entre les autres prirent un très-bel et très-gracieux écuyer, gentil entre mille, que l'on disoit être fils du bourgmestre; et fut livré au prévôt des maréchaux pour diligemment l'examiner, mais il échappa de ses mains ne saison quand et comment."

„Un jour séquent, un grand vent et horrible tempête s'éleva, durant lequel un febvre de l'ost s'avança du ruer aucunes fusées dedans la ville, qui tantôt allumèrent plusieurs maisons et granges garnies de fourages. Lors s'effrayèrent outre mesure les femmes et les petits enfants et gens de mulièbre courage, faisans angoisseux cris, piteux regrets et quérimonieuses lamentations, comme ceux qui cuidoient être conciés par combustion et livrés à leurs derniers supplices. Le feu toutefois, par gens non efféminés, mais de viril et assuré courage, fut rescous à grande diligence; et encore n'étoit-il point paréteint, quand eux-mêmes boutèrent le feu au plus bel quartier des Italiens, et brûlèrent, à moins d'une heure, plus de cinq cents logis; chevaux, harnois, bâtons, armures, vivres, provisions et ustensiles à guerre furent commués en cendro. Adonc un très-grand alarme s'épandit par les carrefours, qui émut tout l'exercite; chacun se retira en son guet; Lombards abandonnèrent domiciles et biens au feu, qui faisoit grand devoir; les tranchis furent gardés; l'artillerie fut préservée; nouveaux logis furent refaits, et les approches tant voisines, que l'on pouvoit jeter une homme tout à l'aise dedans la ville." Wie man sieht, bewunderten selbst die Feinde die Haltung der Reußer in dieser Calamität, die zwar nur die Einleitung eines neuen Sturmes sein sollte; er unterblieb aber über dem Brande in dem eigenen Lager, den 3. Oct.; dieses Lager zu beschreiben wird an der Zeit sein.

„Bewunderungswürdig, prächtig über Alles, was man in unsern Tagen gesehen, war die Einrichtung, die der Herzog seinem Heere gegeben. Schärfe des Verstandes, reich ausgestattete Erfahrung und tiefe Betrachtung hatten sich vereinigt, diese bewunderungswürdige Ordnung einzuführen, gegen welche weder die alten Meister der Kriegskunst, noch die heutigen Lehrer in dem edlen Waffenwerk begründeten Tadel erheben und eine fehlerhafte Auffassung nachweisen konnten. In genauer Beurtheilung der Oertlichkeit, der Jahreszeit, der Haltung der Vertheidiger, der Stärke des Angriffs, waren die Quartiere, die Tranchéen, die Arbeiten, die Wohnstätten so vortheilhaft angelegt, in so richtigem Verhältniß zu der Bequemlichkeit, der Unterstützung und Sicherheit der Belagerer, den Belagerten zu großem Schaden, Nachtheil und Abwehr vertheilt, daß Besseres nur zu wünschen eine Unmöglichkeit wäre. Mächtig geschlossen war das Heer durch schöne, weite und tiefe Tranchéen, durch Zugbrücken und starke Barrièren, die den Bauern Eingang verstatteten, gegen unehrliche und vergiftete Feindseligkeit hingegen bei Tag wie bei Nacht durch sorgfältige Wache gehütet waren. Die schönste Seite, die Glanzstelle der Armee, der Stadt Cöln zugerichtet, ging von dem herzoglichen Quartier aus, in der Weise der Wandelsterne, die sich gegen die Flammensonne richten, um von ihr helles Licht zu empfangen. Zwischen den Hauptstraßen und den vielen Zwerggassen, die sämmtlich nach den Vorschriften der Geometrie gezogen, war ein großer weiter Markt angebracht, dem alle Arten von Waaren und Lebensmitteln zuströmten. Ein Apotheker fuhr da vor eines Tages mit fünf schweren Frachtwagen und schlug seine Bude auf, reichlich ausgestattet, wie es für Brügge oder Gent hergebracht. Da fanden sich zusammen die mannichfaltigsten Gewerbsleute, Grossirer, Tuchhändler, Fischkrämer, Spezereihändler, Posamentirer, Strumpfwirker, Schuster, Hutmacher, Barbiere, Zimmerleute, Messerschmiede, Pionniere, Faßbinder, Marketender, Taglöhner, Lampenputzer, Lichtzieher, Fuhrleute."

„Da waren alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens um vernünftigen Preis und im Ueberfluß wie in der besten Stadt des Landes zu haben. Da hielt seine Sitzungen der Großprofoß, um Recht zu sprechen und nach Gebühr und Ordnung die Polizei des Heeres zu erhalten. Auf dem Markte, der am Rhein, dem Deich zunächst, angebracht, ließ der Herzog im Mittelpunkte des Platzes ein hohes Kreuz errichten mit einem Blechhandschuh und einem blanken Schwert daran, um anzudeuten, daß, wer sich unterfange, den Marktleuten ein beleidigendes, ein schimpfliches Wort zu sagen, die Hand, wenn er aber übel berathen genug, um an einen Verkäufer diese Hand zu legen, den Hals verwirkt habe. Dergleichen Strenge war veranlaßt zunächst durch die Klagen der Leute aus dem Bergischen, die zwar Anfangs, bei allem Ueberfluß an Lebensmitteln, nicht zu bewegen, das Entbehrliche dem nothleidenden Soldaten zukommen zu lassen. Darüber wurde der Herzog zornig, ließ sie wissen, daß, wenn sie nicht gutwillig um einen billigen Preis Lebensmittel und Futter liefern würden, es ihm ein Leichtes sein sollte, das Nöthige mit Gewalt und unentgeltlich sich zu verschaffen. Die Drohung war nicht verloren, nur baten die Leute, sie gegen Raub und Plünderung zu schützen, wenn sie anders zu Markte gehen sollten, und in ihrem Interesse traf der Herzog jene Vorkehrungen, welche die verwegensten Marodeurs mit Schrecken erfüllten und das Lager im Ueberfluß versorgten."

„Ein zweiter Markt, wo es ebenfalls an Nichts gebrach, war in dem Quartier der Italiener eröffnet; er war, gleichwie der Hauptmarkt, von einem Schlachthause und einem Markte für Heu und Hafer begleitet. Die Wohnstätten, die Gebäulichkeiten überboten sich unter einander in Reichthum und Zierlichkeit. Jeder hatte sich nach Stand und Vermögen eingerichtet in schönen Zelten und kostbaren Pavillons, die theils in zusammenhängende Reihen vertheilt, theils auch einzeln vorkamen und das Lager unendlich verschönerten; 900 dieser Wohnungen hatte der Herzog auf eigene Kosten anfahren

lassen. Verschieden in ihren Formen und nach ihren Zwecken, zeigten sie alle die künstlichste und solideste Construction, als habe der Besitzer für die Ewigkeit sich da niederlassen wollen; die einen erhoben sich als Luftgebäude zu der Höhe eines Donjon, der von Galerien umschlungen war, die anderen schienen zur Vertheidigung bestimmt, hatten um sich tiefe Gräben mit Zugbrücken; die einen fielen auf durch Schnitzwerk und Malerei, durch die zierlichen Glasfenster; die unansehnlichsten waren höhlenartig in die Erde gebohrt, ruhten auf großen Gabeln, hatten Säle, Küchen, Kamine aus Ziegelstein gemauert. Da sah man Backöfen, Wasser-, Wind- und Handmühlen, Ballspiele, Lauben, zur Aufnahme von Gästen geeignet, einen großen mächtigen Galgen, der Uebelthäter Schrecken; da gab es Schmieden, Weinhäuser, Schenken, Bäder, Gasthäuser, Bierbrauereien."

„Die Sacramente der Kirche wurden Allen, die deren benöthigt, gespendet. Kinder empfingen die heilige Taufe, Eheverträge wurden aufgenommen und gefeiert mit allem Pomp einer ummauerten Stadt; die einen folgten der Braut in Freudigkeit und ließen ihrer Lust freien Lauf; das Erwachen der Neuvermählten wurde mit einer sanften Harmonie, mit süßen Liedern begrüßt; andere begleiteten den Sarg eines verstorbenen Freundes in tiefer Betrübniß, umgeben von Leidtragenden, die ihre Thränen nicht meistern konnten und mit ihrem Jammer die Luft erfüllten. Die einen, schmerzhaften Uebeln erliegend, beklagten eine Zeitlichkeit, die ihnen zu entschlüpfen begann, und wehklagten in Erwartung der Stunde des Herrn. Der eine schrie, im Uebermaß der Lust: le roi boit, der andere flüsterte dem Sterbenden zu: möge Jesus deine Seele geleiten. Jener wähnte sich nirgends sicherer als im Kreise seiner Freunde und fiel den nächsten Augenblick in die Schlingen seiner Feinde. Da erschien im hellsten Lichte der Welt eitler Wahn, da zeigte sich, wie die vielen Körper in einem und demselben Heere vereinigt, den verschiedenartigsten Leidenschaften unterworfen bleiben, wie Trost dem einen, Traurigkeit dem andern beschieden. Ueberhaupt war es ein unerträgliches Gewirr, ein Misvergnügen, von Lust begleitet, eine Wehklage, in Gelächter umgesetzt, ein höchst schmerzliches Gelächter und ein freudiges Elend; es war, wie ein 1792 in Coblenz verstorbener Capitain von Witzleben von dem Regimente Schladen das Campement bei Rübenach nannte, ein glänzendes Elend. Melodische Töne, von Tuben, Trommeln, Trompeten, Clarinetten, Flöten, Dudelsäcken, Schalmeien ausgehend, erfüllten die Lüfte und erzeugten eine dergestalt süße Harmonie, daß jegliche Melancholie schwand, neue Freude sich einstellte, die niedergeschlagenen Herzen zu dem Throne der vollkommensten Lust sich erhoben. Zumal in dem Quartier des Herzogs war zu bestimmten Stunden ein Concert der süßesten Töne zu vernehmen, sodaß man in einem irdischen Paradies sich zu befinden und die Musik der Sphären zu vernehmen glaubte; gleichwie Orpheus mit den Accorden seiner Harfe die Pforten der Hölle gebrochen hat, so schmolz dahin, unter den Modulationen jener Musiker, die Bitterkeit der dreifach gestählten felsenharten Herzen, während sie zugleich durch ihre anmuthige Concordanz die Feinde einschläferten."

„Der Herzog, die Ehre des Abendlandes, der Gefürchtetste unter den Fürsten, hielt sich musterhaft während der ganzen Dauer der Belagerung. Ueber Alles stellend das Heil seiner Seele, jede weltliche Sorge beseitigend, hörte er tagtäglich, als der wahre Kämpe der Kirche, gleich nach dem Aufstehen die Messe; und der Hand Gottes, die allein den Sieg verleiht, vertrauend, wollte er ungestört seine Andacht verrichten, was auch für Zwischenfälle sich ereignen mochten. Hatte er sich und sein Werk dem Herrn der Herren empfohlen, dann nahm er die Angelegenheiten zur Hand, um die Früchte der unausgesetzten Anstrengung zu ernten. Beschäftigter, besorgter wie er, bewegte sich niemals ein Sterblicher unter des Himmels Decke, keiner hatte ein glorwürdigeres Ziel vor Augen, keiner war gewissenhafter in seinen Handlungen, keiner emsiger im Felde. Er vereinigte Cäsar's Klugheit mit dem hohen Sinne Alexander's, in ihm erneuerte sich die Rastlosigkeit einer Semiramis; wie im Fluge gelangte er von einem Quartier zum andern. Er spornte jetzt die Deichgräber an und visitirte in der nächsten Stunde die Minen, er überwachte das Einrammen der Pfähle, förderte die Grundarbeiten in den Tranchéen, setzte die Holländer in Thätigkeit, spendete Rathschläge den Lombarden, ermuthigte die Engländer, drängte vorwärts mit seinen Picarden, befehligte die Ordonnanzen, stellte die Garde auf, überwachte die Ritter und die Lehenpferde und weckte so häufig seine Dienerschaft, daß ihr zum Schlummern nur wenig Zeit übrig blieb; er selbst schlief immer nur halb, meist mit offenen Augen, hierin folgend der hohen Auszeichnung des Löwen, welchem ihn zu vergleichen die ganze Welt einig war."

„Was soll ich überhaupt von ihm rühmen? Er hat einen reißenden Strom von 600 Fuß Breite und 1½ Lanze tief gedämmt, er hat die hochmüthigen Rebellen ausgerottet, die Elemente besiegt, die höchsten Berge abgetragen, Thäler ausgefüllt, den Blitz sich angeeignet, den Gewässern geboten, in verborgenen Minengängen die Eingeweide der Erde durchwühlt, in diese Gänge sich vertiefend über seinem Haupte die Fußtritte der Feinde vernommen. Und wenn das mühsame Tagewerk vollbracht, dann suchte Karl Erholung nicht bei thörichter Eitelkeit und weltlicher Lust, sondern in den heiligen Schriften, in auserwählten Geschichtswerken, vor Allem in den Schöpfungen der Musik, für welche er eine Liebhaberei sonder Gleichen empfand, und nicht ohne Grund, denn Musik ist der Wiederhall des Himmels, die Stimme der Engel, die Freude des Paradieses, die Hoffnung der Lüfte, das Organ der Kirche, der Gesang der Vögelein, ein Balsam für alle traurigen und bekümmerten Herzen, die Abwehr und das Verließ der Teufel, wie sich aus den Geschichten David's ergibt, der vor König Saul, dem Besessenen, die Harfe spielte. Und gleichwie der große König Karl einstens diese Wissenschaft ehrte, indem er aus Rom erfahrene Musiker sich verschrieb, damit sie die Sänger des Frankenreichs in die Geheimnisse der Tonkunst einweihen möchten, so zog Herzog Karl die

berühmteſten Sänger an ſeinen Hof und ſchuf ſich eine Kapelle, die ausgeſtattet mit dermaßen harmoniſchen und unvergleichlichen Stimmen, daß ihr, außer der himmliſchen Glorie, keine andere Herrlichkeit zu vergleichen war. „Que voulez-vous plus? Au siége de Neuss la magnificence en étoit de si haute estime, que ma rude plume ne pourroit suffire à décrire la rutilente splendeur. Supplications y furent ouïes, bénéfices y furent impétrés, et par le rayon de la précieuse gemme ducale qui s'apparoit par tous climats, clair comme étoile de l'Epiphanie, les glorieux princes de la terre s'y rendoient personellement, ou envoyoient ambassades honorables, lui offrir cour, corps et chevances.“

An St. Calixten-Tag, 14. Oct., und am 3. Nov. fielen die Neußer wiederum aus; das erſte Mal aus der Hammpforte in der Geldriſchen Lager, das andere Mal, 300 Mann ſtark, aus dem Niederthor und der Hammpforte in der Genter Quartier. Jedesmal erſtritten ſie einige Beute, Wimpel, Hakenbüchſen, Mäntel, und an St. Martins-Abend und Tag gewannen ſie nach langwierigem Fechten den von dem Feinde vor dem Oberthore ausgeworfenen Graben. Aber große allgemeine Betrübniß ergab ſich über der vorgenommenen Reviſion der Ammunition; eine halbe Tonne Pulver war nur noch übrig und ſammt und ſonders verbraucht das Pfeilgeſchoß. Solche Noth der Stadt Cöln zu klagen, wurden zwei Getreue ausgeſendet, und es iſt dieſen gelungen, unter dem Schutze der Finſterniß ſich durchzuſchleichen und den Ort ihrer Beſtimmung zu erreichen. „Donc, pour mettre ce fait à finale exécution, Jean de Herperode, astut et très-habile routier de guerre, choisit une nuit nébuleuse et très-obscure, entre la Toussaint et la Saint-Martin, et tout secrètement s'avala ens ès fossés; et par le quartier où moins y avoit de regard les assiégeans, où les mal soigneux étoient, échappa de ce dangereux péril. Si parvint en la duché de Juliers et limites circonjacentes, où il cueillit cinq cents hommes de fait, forts et roides et bien en point, auxquels ceux de Cologne distribuèrent à chacun d'eux une maille de Rhin, et les fournirent de sacqueaux pleins de salpêtre et de certaines mixtions propices au trait des harquebuses, dont la nécessité étoit grande.“

Hardwyllich hant die Cölner ſtoult,
Ungeſpayrt yr ſylver ind goult,
Seſtehalffhondert ſeck gemackt,
In yederen ſack hayn ſy gedayn
Tyen punt ſalpeters ſonder wayn
Ind den zeuldneren angepackt
Alſo hynnen Nuyff zo brengen.

Johann Hollenbroich und Heinrich von Lünen befehligten dieſe Söldner und ſie haben an St. Eliſabethen-Tag ungehindert die Stadt erreicht. „Et s'assemblèrent à une lieue près de l'ost, au chastel de Liedberg, où ils séjournèrent prestolant l'obscurité de la nuit. Puis quand ténèbres furent épandues sur la surface de la terre, ils se fourrèrent en l'ost et approchèrent une place vide, où les fiefés (die Lehenpferde) furent depuis logés. Les signes donnés aux assiégés par grandes neiges, tacitement rentrèrent en leurs forts. Et à celle heure les rustres de la ville firent diverses saillies et en divers quartiers, pour empêcher l'armée, afin que les nouveaux souldars parvinsent plus sainement à chef de leur emprise. L'un d'eux toutefois, qui ne sut tenir route, se fourvoya par mal aventure, tellement qu'il chut ès mains de ses adversaires. Si fut pris, saisi de poudre et de salpêtre; et après qu'il eut développé tout le sécret, il reçut mortel paiement selon sa desserte. Grands festoiements, grande chère et grands signes montrèrent ceux de Neuss à la réception de ces nouveaux entrants; car comme tous renouvelés et radoubés de féable assurance, batteloient leurs cloches, sonnoient instruments musicaux et louoient Dieu et les saints de leur félicité et bienheureuse aventure.“

In heftigem Zorne entbrannte der Herzog wegen der Unachtſamkeit der Seinen und große Beſchämung ergab ſich im Lager. „Pour contre-venger de cette meschéance, Bourguignons, Picards, Anglois et autres compagnons se aroutèrent vers le château de Liedberg, ou ledit Herperode avoit fait son amas, et trouvèrent une grosse barrière fortifiée de grands et profonds fossés pleins d'eau, et multitude de paysans qui le défendirent puissamment. Si occirent et navrèrent de prime venue plusieurs desdits compagnons, lesquels voyans ce dur rencontre, prirent leur chemin plus loin, et passèrent à grand travail parmi tranchis, fossés et les haies; si gagnèrent ladite barrière par force d'armes, et mirent à déconfiture trois cents desdits paysans qui demeurèrent morts sur la place, et les autres tournèrent le dos, qui firent pavais de leur forteresse, pour sûreté de leurs corps. Les victeurs pillèrent plusieurs villages à l'environ, lesquels il mirent aux sacquemans, et retournèrent en l'ost assez joyeux de leurs proies.“

„Le duc voyant que la ville n'étoit pas du tout assiégée à sa volonté, et que plusieurs saillies occultes et manifestes se faisoient de nuit et de jour, au très-grand préjudice et dommage de son pourchas chevaleureux et glorieuse présence, appela par commandement exprès les nobles fiefés de ses pays de Brabant, Flandres, Artois et Hainaut; et si assembla en plusieurs de ses bonnes villes certaine quantité de gens mécaniques, dont il fut honorablement servi. Monseigneur de Fiennes fut conducteur supérieur des nobles fiefés, ensemble monseigneur de Roeux et le bailli de Brabant, et autres capitaines eurent préceptes et précipux regard sur le demeurant. Ensemble présentèrent les gens en très-bel et notable arroi à leur très-excellent prince et seigneur naturel, qui les reçut agréablement et les mena sur le bord des fossés, en certains lieux où la nécessité expétoit le plus,

tant au quartier des Lombards comme alleurs, où ils firent tranchis et logis convenables à leur salubre protection; et le seigneur de Fiennes, accompagné des nobles fiefés, tint siége en la place vague par où les vaillants hommes dessus mentionnés s'étoient excousés en la ville, laquelle fut lors entièrement parclose et environnée de toutes parts. Les bons pélérins allemands, nouvellement, arrivés à Saint-Quirin, pour montrer la fervente dévotion qu'ils avoient à Mars, le dieu des batailles, livroient plusieurs castilles à leurs voisins nouveaux venus, et les servoient de fruit à pierre et de plusieurs étranges mets, dont le goût étoit mortel; et iceux voisins nouveaux venus des bonnes villes et pays du duc leur rendoient des amères poires d'angoisses, confites en poudre de canon; entre lesquels ceux de Malines obtinrent le prix de la renommée, car ils étoient six vingts très-vaillants hommes, bien en point, prompts aux armes, premiers aux défenses, prochains aux horrions, prêts et appareillés à faire grande chère. Ils avoient chacun six patards par jour, aux dépens de la ville et des métiers, lesquels ils dépensoient gracieusement avec gens qui le valoient, et tinrent cour ouverte et état très-honnête, selon leur possibilité libérale."

Auch auf anderen Punkten des Erzstiftes wurde fortwährend mit großer Erbitterung gestritten, besonders bedrängte die mächtige Stadt Cöln vielfältig des Erzbischofs Ruprecht Anhänger. „Up sent Gercons-Tag ward Bachem gebrannt und gewonnen von den Söldnern von Cöln. Den ersten Tag Septembris zogen die von Cöln aus und brannten den Forst ab (in der Nähe von Weiden), und hieben vom Holz den meisten Theil ab, und nahmen Bell ein und besetzten das, und brachten Heinrich von dem Forst mit seiner Hausfrau zu Cöln ein." In Neuß war man eifrig beschäftigt, das aus Cöln gesendete Material in der vortheilhaftesten Weise zu verwenden.

Dayr was ouch eyn rayt gevonden,
Dat men steetz zo allen stunden
Pijllstycker hadde zo werck sitzen
Dye man manchen pijl sach ritzen
Uyss vyll duven van den vassen.
Ouch sach man dair vlijslich passen
Smeed der ijser zo den pijlen,
So dat bynnen dair myt ijlen
Syevenzich dusent ungelackt
Zo guder mayssen syn gemakt,
Ouch hat man dar boven eyn wijll,
Vyll meer dan dryssich dusent pijll,
Jnd so hayn ich oererslagen
Dat sich zo sament sullen dragen,
As ich mich recht haye besonnen,
Dye pijl oever hondert tonnen
Uyss der Stat Nuyssz in dem beleegh
Dair geschossen syn mancher weegh.
Jdt syet ouch so as ich verstayn
By hondert tonnen kruytz verdayn.

„Le 17. novembre, le duc, après avoir dîné au siége de Neuss, alla en compagnie de princes, barons, grands seigneurs, et en grand triomphe, en bateau à l'opposite de la ville de Dusseldorf, à une lieue du siége, où il avoit fait dresser plusieurs tentes et pavillons, et fait porter un grand banquet pour recervoir et festoyer le roi de Danemarck, Gerard comte d'Oldenbourg, son frère, leur neveu, les ducs de Saxe, de Brunswich, de Meckelbourg et autres princes et grands seigneurs de leur compagnie, lesquels étoient à Dusseldorf, et après la fête retourna audit siége, où les ambassadeurs de Naples, Venise et autres se trouvèrent." König Christian I. von Dänemark war von dem Kaiser und dem Herzoge von Burgund zugleich ersucht worden, das Mittleramt in der cölnischen Stiftsfehde zu übernehmen. „Er brach aus Holstein auf mit einem Gefolge von 120 Pferden; mit ihm zogen drei Herzoge und viele andere ansehnliche Herren. Er näherte sich der Stadt Soest, als ihm Kunde ward von einigen hundert cölnischen und westfälischen Reisigen, die, ihn aufzuheben, ausgesendet waren. Ihnen zu entgehen, schlug der König den andern Weg über Lippstadt ein und er ist daselbst am Martinsabend eingeritten. Vor ferneren Gefahren gesichert zu sein, ließ er sich eine Bedeckung von mehren hundert Reisigen und den Umweg durch Hessenland gefallen. Mehrmals nach den zu berührenden Gebieten das Geleite wechselnd, erreichte er Düsseldorf" oder Stilbrit, wie Buchon, der Herausgeber von Molinet's Chronik, den Ort nennt.

„Der König ließ seine Ankunft dem Herzoge in Burgund sogleich zu wissen thun; aber es währte doch wol noch acht Tage, ehe sie zusammenkamen. Inzwischen ließ der Herzog dem Könige zu Ehren ein Zelt aufschlagen, ritt mit 1000 wohlmontirten Reitern aus seinem Lager aus und ließ zwölf Jachtschiffe den Rhein hinunter rudern, um den König einzuholen, welcher in einem Schiffe vor Anker lag, das dem Herzoge von Jülich und Berg gehörte. Der Herzog selbst fuhr dem Könige mit einer prächtigen Jacht und in einer Ausrüstung, welche den übermäßigen Staat dieses Herrn zu erkennen gab, entgegen. Sein Harnisch war überall mit Perlen besetzt und ward über 100,000 Goldgülden geschätzt; der Kranz an seinem Helme war mehr als 100,000 rheinische Gulden werth. Weil der König etwas spät gegen den Abend ankam, so ward die Unterredung bis auf den folgenden Tag ausgesetzt, da dann der Herzog den König in seinem Zelte herrlich bewirthete und nach der Mahlzeit sich mit ihm wegen des Friedens zwischen dem Erzbischofe von Cöln und dem Capitel besprach, wiewol nichts Gewisses beschlossen wurde. Es ging eine lange Zeit mit unnützen Unterhandlungen weg; doch brachte es der König endlich so weit, daß ein Waffenstillstand beliebt wurde. Der König ging darauf von da nach Cöln und hielt sich daselbst bis den achten Tag nach dem heiligen Dreikönigsfeste 1475 auf und verehrte der Kirche der heiligen drei Könige ein vergüldetes Handbecken." Es bemerkt hierbei die Chronica van der hilligen Stat von Cöln: „In demselben Jahr 1474 up sent Lucien-Tag quam ein König von Dännemarcken zo

Cöllen, und was nit seer willkommen, weil he unsen Burgeren vurmals fast Schadens zugefugt hatte. Und mit dem König quamen der Herzog von Brunswich, der Herzog von Mecklenburg und Graf Gerhard von Oldenburg, des Königs Bruder, doch schenkt ihm den Wein die Stat van Cölne."

Es sind auch noch einige Annotationen, die Verhandlungen mit dem König von Dänemark betreffend, nachzuholen: „Le 18. Novembre le duc de Saxe et autres princes et grands seigneurs de l'hôtel du roi de Danemarck, vinrent visiter le duc de Bourgogne en son camp de Neuss, où il les régala; ils y retournèrent encore le lendemain avec le duc de Brunswich et le comte de Brandebourg (?), et y furent encore régalés. Le 20. le duc de Bourgogne, accompagné de plusieurs princes, comtes, barons et autres grands seigneurs, alla à un quart de lieue dudit siége, près d'un levis où il avoit fait dresser plusieurs tentes et pavillons bien riches, et fait porter un grand dîner pour le roi de Danemarck, qui s'y rendit avec son frère, son neveu, les ducs de Saxe, de Brunswich et de Meckelbourg, et autres comtes et barons, et après les épices, il retourna souper et coucher audit siége. Le 21. le frère du roi de Danemarck vint voir le duc de Bourgogne, qui le défraya. Le 26. l'électeur de Saxe et autres grands seigneurs de l'hôtel du roi de Danemarck vinrent voir le duc de Bourgogne, qui les régala. Le 29. le frère du roi de Danemarck, le duc de Saxe et autres seigneurs vinrent encore voir le duc de Bourgogne, qui les défraya."

„Le jeudi 1. Décembre l'archevêque de Cologne, le frère et le chancelier du roi de Danemarck vinrent visiter le duc de Bourgogne au siége devant Neuss, où il les régala; ils y retournèrent encore les quatre jours suivants. Le 6. ce duc partit après dîner, et alla en grand triomphe à un bois, à une demi-lieue du siége, auquel lieu il avoit fait dresser plusieurs tentes et pavillons, et fait porter un grand banquet, pour festoyer le roi de Danemarck, ses frère et neveu, les ducs de Saxe, de Brunswich et de Meckelbourg, et autres princes et seigneurs de leur compagnie; et après le banquet et les épices, il retourna au siége: il se consomma à ce banquet six foudres de vin du Rhin, blanc et bien bon, revenans à trente-quatre muids, gauge françoise, le tout pour la valeur de 250 florins, et le 17. il fit encore un grand banquet au même lieu, après quoi il retourna au siége. Le 22. le duc de Bourgogne régala l'archevêque de Cologne; le 25. il fit livrer pain, vin et viandes aux ambassadeurs de Hongrie et de Naples, et au prélat qui avoit fait l'office du jour. Le 11. et le 12. janvier 1475 le frère du roi de Danemarck vint voir le duc de Bourgogne, qui le régala, ainsi que les ambassadeurs d'Angleterre et de Hongrie, qui étoient vers lui. Le 30. ce duc régala quelques gens du roi de Danemarck, qui devoient aller avec lui au lieu, où ce roi devoit s'assembler avec mondit seigneur; et le 31. ce duc, après avoir dîné au siége devant Neuss, en partit à privée compagnie, et alla près d'un bois, à demi-lieue du siége, où il avoit fait dresser des tentes et pavillons, communiquer avec le roi de Danemarck, qui y étoit venu, accompagné du duc de Meckelbourg, et de quelques gens de son hôtel; pour le banquet desquels le duc de Bourgogne avoit fait porter quatre plats de viande, et après les épices, il retourna souper et coucher au siége de Neuss; et pendant le séjour que ce roi fit à Dusseldorf et aux environs, ce duc lui envoya en trois fois 4340 florins 1 sol pour sa dépense. Les 3. et 6. février le duc de Bourgogne régala le frère du roi de Danemarck; les 11. et 17. il régala ce roi, qui l'étoit venu voir; les 18. 20. 22. 25. et 26. il régala son frère, quelquesuns de ses conseillers et autres personnes de son hôtel, et l'ambassadeur de Naples."

Von Cöln aus hatte in der ersten Hälfte des Januars 1475 der König von Dänemark einen Abstecher nach Andernach gemacht, „wo ihm der Kaiser mit verschiedenen Fürsten entgegen kam, und da ward aufs Neue an einem Frieden zwischen den streitenden Parteien gearbeitet. Als er wieder von hier nach Cöln reiste, um von dem, was abgehandelt worden, Bericht abzustatten, so wurden auf dem Wege von dem Schloßthurme drei Kanonen auf ihn abgefeuert. Da aber der vierte Schuß geschah, gerieth der Thurm in Brand, wodurch drei Leute ums Leben kamen. Allein der König kam ohne Schaden davon; den Commandanten aber auf demselben Schlosse ließ der Herzog von Burgund gleich aufhängen," daß es demnach scheint, Holberg habe sich über den Ort geirrt, und nach Andernach verlegt, was sich auf Rolandseck ereignete. Zu Andernach konnte der Herzog von Burgund Niemanden hängen lassen. „Alle diese Verfolgungen rührten von dem Erzbischofe von Cöln her, der sich zu keinem billigen Vergleiche bequemen wollte und daher den König als einen Feind ansah. Da nun endlich der König Christian merkte, daß es nicht möglich wäre, einen Vergleich zu Wege zu bringen, so machte er sich wieder auf den Rückweg, nachdem er große Mühe und Lebensgefahr ausgestanden, um einen Frieden zwischen zwei fremden Völkern zu stiften. Diese Reise ist ein Beweis von dieses großen Königs Tugenden. Indessen gab diese Zusammenkunft mit dem Herzoge von Burgund Anlaß zu einem Gerücht, als wenn der Herzog dem Könige die wendischen Städte wollte bezwingen helfen. Auf dieser Reise schlug der Herzog von Burgund des Königs Bruder, Gerhard, Grafen von Oldenburg, zum Ritter, und wollte ihn in seinen Diensten behalten; aber der König rieth ihm davon ab, weil der Herzog ein unruhiger und stolzer Herr wäre, dem er auch vorher sagte, daß er sich ehestens ins Unglück stürzen würde. Auf dieser Reise verzehrte der König 15,000 Gulden. Die Ursache, warum diese kleine Reise mehr als die große (nach Rom) kostete, war diese, weil er auf

der ersten fast allenthalben frei gehalten wurde, diese letzte aber allein auf seine eigenen Kosten geschah."

Ein Ausfall der Neußer am 24. Nov. 1474 kostete ihnen an Todten und Verwundeten 60 Mann. Am 27. Nov. bestürmten die Burgunder das Bollwerk am Oberthor sammt dem anliegenden Graben; die Katze, unter deren Schutze sie vordrangen, wurde in Brand gesteckt,

Die Bvant mit groissen smertzen
Heylten sich froemlich dar under
Der Katzen, ind dat was wunder,
Sy stunden evnen swaere stant,
In dem dye katze veyrlich brant.

Mit einem Schuß wurden von den neußer Knechten sieben erschlagen, aber doch behielten sie das Feld nach Wierstraat's Bericht, den im Wesentlichen Molinet bestätigt: „Ceux de Neuss se tenoient moult orgeuilleux et fiers de leur gros et puissant bastillon fortifié de tranchis à la porte de l'abbaye, duquel ils portoient si grand dommage aux assiégeants que rien plus, tant par leur envahies et curieux aguets, comme par l'horrible épouvantable trait de poudre, dont ils reveilloient leurs voisins. Mais messire Philippe de Poitiers, seigneur de la Ferté, noble de sang et de prouesse, très-vaillant conducteur de guerre, accompagné de plusieurs forts et hardis chevaliers, leur donna l'assaut tant âpre, hideux et terrible, que par force et puissance ils en furent expulsés vigoureusement de leur fort et de leur tranchis; si furent leurs moulins à eau déchirés de tous points et rués par terre."

„L'assaut fut âpre et merveilleux; plusieurs glorieux faits d'armes resplendirent en cet estour. Le seigneur de la Ferté le conduisit honorablement, et firent tant ses gens et si bon devoir, qu'ils gagnèrent les dits tranchis autour du bastillon. Mais tant multiplia le trait des assiégés, que les assaillants perdirent lesdits tranchis, et y finirent leurs jours chevalereusement plusieurs nobles hommes, qui désirans honneur conquérir, furent pris au lacets de la guerre. Ceux de Neuss avoient un autre bastillon grand et fort au quartier des Lombards, comme leur refuge singulier, espoir total et garant salutaire; car ils faisoient leurs armes et montroient leur puissance trop plus que autre part, tant pour résister aux assauts traversaires, que pour assaillir les vassaux adversaires; mais il fut enversé en bas, abattu par terre en terre, en fonds fondefié et porté jus par main robuste. Le duc de Bourgogne avoit de coutume toujours au nouvel an de renouveler les capitaines de ses ordonnances. Si advint que Amé de Valperga, un très-expert conducteur, eut la charge de 500 lances, qu'avoit par avant messire Josse de Lalaing, lesquels furent translatés de la grande île audit quartier. Lui, accompagné de plusieurs nobles entreprenants bacheliers, couverts de pavais, planches, instrumens invasifs, approchèrent ledit bastillon, par telle audace et férocité et hardiesse, en coupant les gros rudes chênes dont il étoit composé, que nonobstant les terres grandes et épaisses, ils le démembrèrent, rompirent et debrisèrent si au vif, qu'ils trouvèrent les portes de la ville enfouies dedans, qui tantôt furent découvertes, non pas sans grand labeur et perte. Maître Simon, un bombardier, Pierrot et autres y furent tués de leurs bombardes mêmes, et Amé de Valperga, qui notablement se maintint, y fut blessé en la joue d'un billon du courtau."

„Ceux de Neuss, trop-durement aiguillonnés, voyans ce hideux reboutement, mortel péril et cruel renverse, firent un autre bastillon plus arrière en reculant dans la ville, plaqué par admirable artifice de terre et d'estraing, tant proprement qu'il sembloit chose faite par plaisance et non par contrainte, car un festu ne passoit l'autre, et étoit étoffé de canonnières belles et gentiles et autres défenses terribles. Le duc regardant ce nouvel bastillon si promptement édifié, proposa de le détruire comme il avoit fait l'autre, non pas par hâtif assaut, mais par secret continu labeur, et commanda à faire deux mines, l'une au guet des Lombards, à la directe main, emprès l'eau des fossés, et l'autre au quartier des Picards, sur la rivière au toucquet de la ville, où les murs étoient abattus de bombardes et de canons. La Vergière fut approchée et subtilement ajustée, laquelle avoit suite de plusieurs courtaux. Pions pionnoient, manouvriers ouoroient, fossiers fossoyoient, et mineurs minèrent par telle diligence, en approchant la ville, que ceux de dedans furent en adventure de perde leurs braies, et firent un contrefort de travers pour les préserver."

Ueber der langwierigen Belagerung war beiden Theilen das Holz beinahe ausgegangen. „Vers la chapelle saint Ladre, sur la grosse rivière du Rhin, étoit une très-belle et grosse forêt, toute de allemarche, qui venoit bien à point à faire logis, boulevards et bastillons, avec ce que l'on pouvoit ravir ès villes champêtres, bourgades et hameaux; car toutes manaderies, arbres, haies et buissons prochains étoient dépouillés et mis au net, réservés les jardinages d'une abbaye de dames fondée de la glorieuse vierge. Petits compagnons, travaillés de longues veilles, mal stipendiés, assaillis de la bise, dépourvus d'habits, de vivres et d'argent, alloient et venoient cinq ou six fois le jour à ladite forêt à tous abandonnée, et se chargeoient de faisceaux de bois, lesquels ils vendoient les uns aux autres pour subvenir à leurs nécessités, et avoir honnête entretenement. Ainsi cette belle et riche forêt, de long-temps entretenue et précieusement gardée, fut en briefs jours, par fortune de guerre, totalement gâtée." In der Stadt hatte man hunderte von Häusern und Scheuern abbrechen müssen, um das zur Feuerung und zur Errichtung neuer Bollwerke nöthige

Material zu gewinnen, und es ergab sich an andern Nothwendigkeiten ein nicht minder drückender Mangel. Es ließ der Magistrat von Haus zu Haus Untersuchung anstellen und das vorgefundene Fleisch und Vieh in ein Magazin bringen, woraus die Söldner ihre dürftigen Portionen erhalten sollten.

Dat wart so zom end gebreven,
Dat bover drij koe niet bleven
Im leven vur dye kynder cleyn
Ind ouch dye krancken nit gemeyn.
Dair lieden die gesunde hertzen
Groisses hungers manchen smertzen.
Cristach dat werde hogetzijt,
Dat manchen guden menschen verblijt,
Wart in rechter ordenongen
Der gemeynre lieverongen
Dorch Godz genaed die gud gesellen
Seer erfreuwen in den wellen.
Want mae do noch nae malchs geheisch
Eyns lieverden naruyrlich vleysch
Bae swynen, koeen ind ossen.
Man sachyt malch zor letzen trossen.
Noe hoenich ind ertzen tzoppen
Dair mit moysten vortan stoppen
Die gud gesellen yren maigh.
Idt was vurmair, as ich uch saigh,
Vort die lyeverong nit gemeyne
Bys zu Paysschen dat hoyghtzijt reye.
Doch heb man, as ich weys vurwayr,
In der vasten olij alldair.
Get had ouch dair, mit genaeden
Zo reden, wijns genoich beraeden.
Idt had sich ouch dayr verlouffen,
Dat dair byunen nyet zo kouffen
Ee was haver noch gersten malt.
Dar dranck man byr dat enwas niet alt,
Dat van roggen gebruwen wart.
Ouch enkan ichs nyet verswijgen,
Eyer vyell idt swair zo kriegen,
Dat hoird man dair manchen clagen,
Umb dat wurden doit geslagen
Die burger hoenre int gemeyn
Dat beden dye frembden alleyn,
Doch niet all dan verwende knecht.

Fortwährend wurde auf allen Punkten des Erzstiftes gestritten, „wann Bischof Ruprecht hatte noch in dem Bisthum viel Schloß, Städt und Dörfer, die ihn für einen Herrn hielten.“ Ihn mehr und mehr zu beschränken, legte sich der Kaiser vor Linz, indessen der Kurfürst von Braudenburg Remagen nehmen würde. „In Remagen war Herr Eberhard von Aremberg und einer von Manderscheid, und ward acht Tage darnach aufgegeben, behaltlich Leibs und Guts.“ Langwieriger war die Belagerung von Linz, dessen Entsatz durch Olivier de la Marche, Abth. III. Bd. 1. S. 695—698, berichtet. „It. des andern Tags nach Antonii in der Belagerung von Linz wurden Kaiser Friedrich und die Fürsten des heiligen Reichs Feinde des Herzogs von Burgund. In demselben Jahre, um Halbfasten auf St. Thomas-Tag von Aquinen, ward Linz gewonnen, behaltlich Leibs und Guts, wiewol die Braudenburgischen das nicht hielten, sondern plünderten die Stadt und erhielten dazu viel Hilfe. Das Schloß zu Linz ward von den Picarden abgebrannt, das gebaut war Anno 1369 von Bischof Engelbert von der Mark.“

Zu den mancherlei Nöthen der Neußer gesellte sich der Einsturz der äußersten Mauer am Rheinthore an dem heiligen Dreizehn-Tag 1475; kümmerlich wurde die Lücke mit Körben, Weinfässern und Aehnlichem verstopft. Bedeutenden Vortheil brachte dagegen der Stadt die Ueberschwemmung am 20. Jan., wodurch der Feind genöthigt war, das Werth dem Judensteeg gegenüber in Eile zu räumen. Einige Waghälse fuhren hinüber, verbrannten die verlassenen Zelte und brachten einige Beute mit. Um so inniger war die Andacht, in welcher die dankbaren Bürger die Lichtmesse begingen. Indessen setzten die Lombarden ihre Arbeit vor dem Rheinthore unermüdlich fort; sie errichteten ein Bollwerk um das andere, gewannen den Graben vor dem Bollwerk an der Rheinpforte und am 16. Febr. auch das ungemein hartnäckig vertheidigte Bollwerk selbst. Man ersetzte den Verlust durch drei neue Aufwürfe. Nicht lange und das andere große Bollwerk am Oberthore sammt Graben gerieth ebenfalls in des Feindes Gewalt.

Dair verloren gud gesellen
Ind jonckheren yrre stoultze lijff
Die dair stunden ind hielten stijff.
Et was dair eyn seer scharpe lucht,
Wenich vreuden wart dar gesucht,
Doch der fromer jonckheren vyll
Machten dar eyn vastaventz spyll
Mit stechen ind vroelygen schall,
Dat die van buyssen hoirden all
Krijschen, roiffen ind kreyeren
Vancher wissen ind manieren
Vroelich sy reden zo perde
Ind machten also manch geverde.
Ast zom avent ther selver stunt
Sich alboe zo neecken begunt,
Gynck eyn yeder nae gesetze
Zor hueden ind up sye letze.
Do rieff dair eyn gudt engelsch man:
„Watouw segt naber! hoyrt my an,
Ick byd wylt my doch bedyeden
Dat gerucht under u lyeden.
Uns hefft all, Got went, besonder
Van dem gerucht seer groyt wonder!“
Tzorstunt wart yem dair uyssz der stat
Gudertijslich geantwordt dat:
„Die jonkheren van her bynnen
Hant gestechen umb zo wynnen.
Loff ind prijssz vur unsem Heren
Den burgeren ind zeulbeneren.
Sy moyssen sich wat ergetzen
Des erbeytz swayr up den letzten.
Ind machen dem furst freuwden schyn,
Man mach alltzijt niet drorvich syn!“ —
„I naber wat ick hab gehoirt,“
sprach alboe der engelsch man vort,
„Hebdy dayr noch lust zo stricken
Mach u det belegh niet breicken
Steckspoell ind freuwde to maycken,
Seker dat synt frembde saycken!
Enthyedy naber oick niet meer
Van Burgonyen den groeten heer,
Benedigst wat sall ick seggen
Gady dair noch steckspoell leggen!“
Mit Hoeffscheit wart geantwort dar

Uys der ſtat in dat offenbair:
„Naeber, offt noch zwey jair ſuld buren,
Nochtant moyſt men ſorgh ind truren
Dair mit freuwden underſtechen
Ind alſo den ſweermoyt brechen!
Mit truren ind ouch myt ſorgen
Enhielten wyr niet bys morgen
Dyeſſz gude ſtat ind ſchonen playn,
Dat eyn moys by dem andren ſtayn!“ —
„Addeuw naeber, ghy duet yem recht!“
Sprach der getruwer engelſch knecht,
Dair mit was dair die ſpraech gelacht.

Gleichwol wurde die Lage der Stadt immer trauriger, der Mangel drückender. Von Chriſttag bis zur Faſtnacht war kein Fleiſch ausgetheilt worden und für die Faſtnachttage wurden die erſten Pferde geſchlachtet; mit Honig, Oel und Erbſen behalf man ſich die Faſtenzeit hindurch, Viele ſuchten auch in den Stadtgräben nach Muſcheln, deren wol drei Tonnen voll verzehrt worden ſind. Im Ganzen wurden, neben den vielen Ackerpferden der Bürger, von den Pferden der Söldner 350 geſchlachtet. Um ſo willkommener war die gute Botſchaft, in St. Valentins-Nacht gebracht von 24 frommen Kriegsknechten, die glücklich durch der Feinde Lager gekommen waren und bei der Zollpforte den Wall erſtiegen hatten. Sie hatten von dem Kaiſer rechte Briefe, wie die Majeſtät Neuß entſetzen wolle und die Belagerung von Linz zu Ende gehe. Zwei Angriffe, zu Petri Stuhlfeier und auf Matthiastag, wurden ohne ſonderliche Anſtrengung zurückgewieſen. Unverhofft, am Samſtag nach Invocavit, zur Meßzeit um 9 Uhr, erklang freudig des Wächters Trompete:

„Nu wilt niet truren,“ rieff he vort,
„Ich ſyen all up des Rijnes bort
Im Bergſchen land vyll ſtoultzen man
Dye ſchyrm ind buſſen voeren an!
Waill ſteyt dat in myn behagen!
Pauwluyn werden upgeſlagen,
Die buſſen liggen up dem Ilyff
Zo ſchieſſen in der vyand ſchiff!
Dan dan willen ſy niet brechen,
Ich ſyen dair manch wympell ſtechen!“

Es hatte da Fuß gefaßt ein bedeutendes Volk, durch die Stadt Cöln ausgeſchickt den bedrängten Nachbarn zum Beiſtand. „Up Freitag nach Invocavit zogen die Bürger von Cöln aus mit viel Volks vor Neuß auf jenſeit Rheins, auf den Stein. Sie hatten einen Capitain in ihrem Sold, Hrn. Wilhelm von Aremberg, der ſich männlich und getreulich bei ihnen beweiſt. Und vergraben ſich allda gegenüber dem burgundiſchen Heer, und ſchoſſen dem von Burgund faſt Schiffe in den Grund, und thaten ihm großen Schaden an in ſeinem Heer, das ihn ſehr ärgert. Zt. in derſelben Zeit nahmen die Bürger von Cöln dem Herzoge fünf Schiffe mit Proviant, die viel Guts werth waren, und nahmen das Gut heraus und ſenkten die Schiffe in den Grund.“ Umſtändlicher beſpricht Molinet das Ereigniß: „Allemagne sentant Neuss captive et triste, languir en grande complexité, persécutée de pestilence grave, aggravée de cruelle famine et flagellée de guerre périlleuse, prit pitié de son affliction dolente, proposant la délivrer de ce dangereux danger et meschef. Dont il advint que ceux de Cologne, environ le 26. février, s'amontrèrent en très-grand nombre outre le Rhin, à l'endroit de Neuss, l'île et la rivière entre deux, où ils plantèrent un fort et puissant siége, fermé de palis, orné de tentes et environné de tranchis, par manière de contresiége, cuidant décocher de son haut être le triomphant siége ducal; et de fait tiroient à l'aventure en divers quartiers de son ost serpentines et gros engins, dont les pierres d'étranges modes étoient a demi coques. Mais peu leur profita ce trait. Ils y mirent chère constance, et ne portèrent guères de dommages à leurs adversaires; leurs coups retournoient souvent à leur préjudice. Si leur mésavint une fois de tirer en une tourelle de la ville où ils tuèrent beaucoup de gens. Un jour amenèrent dix ou douze bateaux chargés de nouvelles gens et de vivres, sous espérance de rafraîchir Neuss; mais ils furent durement renvoyés par ceux de l'armée du duc. Si retournèrent amont le Rhin, frustrés de leur intention Regnauldin de Melun, un très-gentil écryer, lieutenante de Monseigneur Olivier de la Marche, accompagné de quarante chevaliers, les poursuivit et entrechevaucha jusques auprès de Cologne.“

„Quand Coloniens aperçurent que par force d'armes ne pouvoient pas atteindre leurs conceptions, ni avoir entrée dedans Neuss, aspirant après leur opulent subside, ils démenèrent grand deuil, et proposèrent leur donner confort de rescriptions, en lieu de renfort de garnison, et la servirent de promesses, en lieu de hautaines prouesses, de messagers et de petits compagnons, en lieu de chevaliers et hardis champions. Ainsi donc l'empereur et les princes d'Allemagne, ensemble les Coloniens, les consoloient de persuasions adulatoires, pleines de jactance et de grandes flatteries, par aucuns rustres adventureux, porteurs d'icelles entre deux eaux, et ceux de Neuss pareillement leur signifioient, par aucuns malheureux nageurs, le grand détroit de pauvreté et déluge misérable où ils se trouvoient trébuchés par armigère disfortune.“

„Un jour advint que une buveresse de l'ost trouva, sous un pont fait de queuves, un homme noyé, chaussé et vêtu, lequel avoit en sa bourse 12 mourequins, et portoit dix ou douze lettres enveloppées en poix et en cire, écrites le mercredi après la mi-carême, envoyées par Herman de Hesse et la commune chevalerie de Neuss, sous espoir de l'adresser au landgrave Henri de Hesse, aux bourgmestres, conseil et échevins de la cité de Cologne, et à aucuns gens de guerre étant de là de Rhin, lesquelles contenoient en partie ce qu'il s'ensuit: Nous vous tenons assez advertis par plusieurs et diverses fois, tant de bouche comme par écrit, de l'angoisseuse et pitoyable indigence à laquelle nous sommes adstreints par nos ennemis.

L'eau nous est otée; les douves se perdent; tous nos boulevards vers la porte du Rhin sont pris jusques aux derniers; nous amvindrissons tous les jours, et perdons un fort après l'autre; et n'avons pouvoir défensoir de nousmêmes, qui jamais y puisse donner recouvrance. Et comme il soit ainsi que long-temps nous soyons en la vertu de vos belles paroles confites en liqueur d'éloquence, lesquelles, comme confortation de notre coeur, nous ont soutenus et répus d'espérance que nous avons possessée jusques à maintenant, toutefois, rien n'en est ensuivi pour effet, dont nous sommes grandement ébahis. Pourquoi, nous vous prions et requérons très-affectueusement que au lieu de promesses jà pieçà fleuries, colorées de adulations, et tournées, non pas à mûrisson fructueuse, mais en la fange de foi faillie par votre longue endormie paresse, si nous envoyez hatif secours, par la plus grande puissance qu'il vous sera possible; car autrement nous et notre ville sommes détruits à toujours, mis et livrés à confuse despection et opprobre perpétuel; et si vous ne pouvez parvenir à chef de votre désiré confort, par tant de fois et voix promis, trouvez quelque gracieux appointement, afin que ne perdions honneur, corps et chevance; car plus n'avons de confiance, sinon en la divine miséricorde, à laquelle nous nous recommandons.“ In einem anderen Schreiben, an die Stadt Bonn gerichtet, wird vornehmlich die Theuerung, der Mangel an Lebensmitteln, beklagt, „parquoi plusieurs compagnons, oppressés de famine, incités à courroux, émouvoient journellement noises et contention entre eux, si que par telles ruineuses divisions ne pouvoient tenir bonnement pied ferme.“

Der Verunglückte, bei welchem man die Schreiben gefunden, war der eine der frommen Knechte, welche die Belagerten am Dienstag nach Laetare ausgesendet hatten, um in der Cölner Lager Nachricht von ihrem trostlosen Zustande zu bringen; sein Kamerad ist in demselben Versuche gleichfalls ertrunken. Dagegen brachte acht Tage später ein Knecht die Botschaft von der Einnahme der Stadt Linz und daß der Kaiser zu Cöln liege mit ganzer Macht.

Darnae zu Palmen in der Nacht
Voiren nuye uyff Nuyff over Rije
In eynen cleynen nechelye.
Got halff ye troeflich over wech.
Sy malten dair dat groisse gebrech.

Mancherlei Mittel hatten die Neußer erdacht, sich Nachrichten zu verschaffen. „Certaines instructions baillèrent ceux de Neuss à ces messagers, pour leur donner à connoître comment sans péril ils étoient abordés en terre amiable, ensemble pour informer ceux outre le Rhin, en quel train ils devoient continuer le trait de leurs engins à poudre, tellement que eux, échappés de dangereux encombre, devoient monter sur chevaux grisons, prendre lances en leurs mams, au bout desquelles, avec aucune matière combustile, devoient bouter le feu; et les assiégés, qui les apperçevroient, mettroient une bannière blanche sur le boulevard situé à la porte du Rhin, montrant la différence entre leurs bastillons et les forts du duc, lesquels ils contendoient agrever totalement; et si la bannière étoit assise au plus haut, c'étoit signe que leur trait tenoit trop sur le haut, si elle étoit bas, tiroit trop sur la bas, et si elle s'arrêtoit en impermutable stature, c'étoit signe qu'ils devoient continuer en pareille mesure. Et parce que ceux de la ville étoient en continu labeur, perpétuel soin, intolérable veille, ils prioient aux contreassiégeans de souvent embesogner l'ost du duc par plusieurs travaux et diverses emprises, tant par eau comme par terre, afin d'obtenir un petit de repos en leur dure calamité.“

Von ausgezeichneter Wichtigkeit war für die Belagerer das aufgefangene Schreiben Peter's von der Klocke, Bürgermeister zu Cöln seit 1469. „Pareillement sire Pierre de la Cloce, alors bourgmestre de Cologne, et deux gentilshommes de Hesse rescrivirent aux bourgmestres de Neuss, comment ils étoient tous informés du pauvre état et disposition de leur ville par aucuns de leurs amis, qui dernièrement en étoient partis; et narroient comment le marquis de Brandebourg, le landgrave de Hesse et le comte de Wirtemberg étoient naguères venus personellement à la Pierre, étant à l'opposite de la grande île, à intention de ravitailler Neuss, mais ils ne purent parachever leur intention et imagination, par faute de navires. Néanmoins l'empereur et les princes d'Allemagne étoient en continuelle poursuite de amasser gens pour les secourir tantôt après Pâques; et fussent certains que le roi de France, en sa personne, étoit en chemin pour donner secours à l'empereur, et amenoit toute la puissance de son royaume.“

„L'instruction de celui qui portoit ces lettres étoit telle, que lui venu à Neuss, il devoit incontinent faire bouter le feu en deux lieux hors de la tour de Cliconchon, afin que ceux de delà le Rhin connussent clairement qu'il étoit arrivé sans inconvénient; et si ceux de la ville persévéroient en volonté d'eux tenir, ils devoient sonner deux fois la cloche du beffroi devant midi; et s'ils vouloient avoir gens et poudre, ils devoient sonner ladite cloche après dîner. Item, et s'il fut advenu que ceux qui avoient la charge de conduire lesdites gens et poudre, eussent été rués jus, ou menés à quelque fin malheureuse par leurs ennemis, leur députés étant à la Pierre, devoient faire la nuit ensuivant aucun certain signe d'un fallot ardent, et autant de fois qu'ils le montreroient, et autant de jours après ils devoient être rafraîchis. Et s'ils vouloient avoir traité, ils devoient mettre entre le jour et la nuit, un fallot ardent sur la tour Saint-Quirin; et ce temps pendant, les princes

en leur absence devoient entendre à leur appointement. — Par la réception desdites lettres fut développé le secret de Neuss, et su l'expectation de délivrance qu'ils avoient en leurs alliés, ensemble leur chétive indigence et désertion misérable, plus au vrai que par ceux qui volontairement se embloient de la ville, et se rendoient en la merci du duc; car il y avoit si mirable et prudent régime entre les grands, touchant la conservation salutaire, que le menu peuple, frêle de patience, tendre de la langue, et qui rien ne sait céler, ignoroit du tout la certaine disposition et police de léans, comme il appert clairement, quand aucuns d'eux, par meschéance ou autrement, se trouvoient ès mains des Bourguignons, partis de leur fort en un même jour, diligemment examinés et cauteleusement questionnés par torture ou aigre menace, bien peu conformoient en un propos, mais se contredisoient en plusieurs manières."

Am nächſten ſchien die Rheinpforte bedroht, dort hatten die Lombarden ſich bis zu dem dritten, zu dem innerſten Aufwurfe durchgearbeitet; daß er bis zum Palmſonntag behauptet werden könne, wagte beinahe keiner zu hoffen. In der tiefſten Niedergeſchlagenheit

Drogen ſy beſſelven dages vort
An dye ellendige Rijnport
Sent Quiryns hylghdom wyrdincklich.
Dayr baidt man ſeer ind ynnentlich:
O Himmelfurſt! Heer ſent Quiryn
Wyls uns bedruckten genedich ſyn!
Nu wyls du Godz hoegh merteler
Sye eyn genedich beſchyrmer
Der dynre! an Got allmechtich
Wils Heer unſer ſyn gedechtich!
Wyr troyſten uns vroych ind ſpaede
Zo dyner hilffen ind gnaeden!
Wyr Nuyſſer all gemeyne
Geloeven dyr merteler reyne
Van nu zo ewygen zijden,
Dattu uns willes verblyden,
Eerligen zwae waſſertzen ſchoin
Dye vur dym hylghdom up dem troin
All daegh byrnen ſullen gewyſſz
Under des Kyrſpels ind hoemyſſz!
O hylgh Patroin, dyeſſz Rijnport
Sall dyr zo eren nu me vort
Sent Quiryns port ſyn genant
Ind ſo van allmalch ſyn bekant!
Nu nym die port in dyn behoit
Ind uns allen, o merteler goit!

„Ja-soit-ce que le siége de Neuss fut tant proprement situé que rien plus, toutefois on ne l'assit pas selon la doctrine de Végèce, qui enseigne à colloquer les tentes ou forts en tel lieu que nulle soudaine inondation n'y puisse donner empêchement; car entre mi-carême et Pâques, les eaux furent si grandes sur le Rhin, qu'elle surmontèrent tout dicquage, et furent la petite île et la plus grande partie de la grande si couvertes, que par les grandes ondes et nuages qui de gros vent se causoient, se sembloit à voir une petite mer. Et lors trois bourgeois de Neuss se mirent en un petit batel sur la rivière, et par le bon vent qu'ils eurent, cinglèrent amont le Rhin. Et nonobstant toute garde, défense, aguet et provision d'artillerie qu'ils firent à l'encontre, ils échappèrent ce danger, et arrivèrent de plein jour en l'ost des Coloniens."

„Environ trois jours après (Dienstag nach den Palmen, 4. April) ceux de la ville entrèrent de nuit en trois bodequins, et descendirent au point du jour en l'île, sur intention de brûler les logis des assiégeants et de mettre tout aux épées. Anglais, qui ce quartier avoient en garde, aperçurent leur venue; et comme tout avisés de leur fait, les laissèrent descendre paisiblement sans émouvoir quelque effroi; puis, quand bon leur sembla, ils élevèrent un si âpre et cruel alarme, que ceux de Neuss, tous épouvantés, cuidans que toute l'armée se tirât celle part, ne cuidèrent jamais trouver leurs boelequins à temps. Les uns au rentrer ens se sauvoient, et les autres se noyoient. Les Anglois, qui y perdirent deux hommes, chargèrent sur eux si rudement, que environ trente demeurèrent sur la place, et douze autres furent prisonniers, qui récitèrent les dispositions de la ville, et connurent que les trois bourgeois dessudits s'étoient tirés à Bonn vers l'empereur, pour avoir sécours de vivres. Et tantôt ceux de Cologne mirent sur le Rhin grands bateaux garnis de tous biens, pour ravitailler Neuss. Le duc, de ce adverti, fut en armes deux ou trois jours de la semaine peneuse, et il mit si grand obstacle, que les Coloniens furent frustrés de leur emprise." Nach Wierſtraat hatten 200 Neußer das Wagſtück beſtanden. „Ryet langh die Engelſchen ſlyeffen," und wurden

Gehauwen manche wunden wijt
Van beyden beylen zu der doit.
Dye Nuyſſer hatten cleyn gewyn,
Sy voyrten mit ſich wunden groit.

Zwölf Todte ließen ſie zurück. Auch die Engländer mögen nicht unerheblichen Schaden gelitten haben.

Vur wair et waren froeme degen
Dye Engelſchen ind ſtoultze man,
Yr werck ſy ſtalten glouſſlich an.
Dye Nuyſſer brachten drij ſlangen,
Mit gelt eyn ſecklyn hangen,
Ind ſus mancherleyen rouff,
Doch habden ſy des buyren kouff.
Up ſtillen vrydach waren
Die Lumbarden by gevaren
An ſent Quiryns port zo brechen,
Dat man ſach mit ſpieſſen ſtechen,
Der eynre dae der ander her
Ind ouch up der Nuyſſer burſtwer.

Desgleichen wurde in der Oſterwoche den Belagerten aus dem äußerſten Graben beim Oberthor an der Schleuße zwiſchen der Ober- und Zollpforte das Waſſer abgeſtochen, nach dem Rathe, wie man in Neuß glaubte, des der Gefangenſchaft entronnenen Mohren, oder eines ſeiner Gefährten. Bei jener Schleuße hatten die Burgunder ein feſtes Bollwerk, aus welchem ſie den Wall

beſchoſſen, dann den äußern Theil des Walls, der „was von den dae bynnen zowers geſpalden mit ſynnen" einnahm. Viel Bedrohlicheres noch hatten die Feinde im Schooße der Erde vorbereitet. „En l'espace de deux mois, à très-cher coût, par grande subtilité d'engins et extrême labeur, les mines que le duc, très-souvent en grand péril de sa personne, avoit sollicité être faites, furent honorablement approchées et achevées; mais les assiégés aperçevans cette merveilleuse oeuvre, trop périlleuse et mortelle pour eux, par peur et crainte qui les incita, firent mine contre mine, et prirent courageuse prétente contre malheureuse attente; tellement que par un samedi, huitième jour d'avril, environ deux heures après dîner, iceux voyants que trop faible et méchant guet se faisoit au quartier des Lombards, rompirent secrètement une rive de terre, et comme tous assurés en leur espérée bonne fortune, pourvus de coulevrines, haquebutes, arbalêtes, gros bancs, forts huis et larges planches, saillirent par grand hardement en la mine desdits Lombards, où ils trouvèrent seulement quatre ou cinq hommes italiens, de peu de fait et de lâches courages; lesquels voyants cette impétueuse envahie, s'enfuirent de tire et abandonnèrent les mines qui puissamment furent gagnées, ensemble deux ribaudequins affuttés; et les défendirent si chevalereusement, que oncques puis ne furent conquises."

„Le seigneur de Fiennes et autres nobles chevaliers, oyants ce hideux effroi, y coururent à toute diligence, et se mirent grandement en peine de recouvrer ladite perte; mais guères n'y profitèrent, Jehan de Mastaing, un très-vaillant écuyer, y demeura mort en la place, ensemble plusieurs autres tués et blessés. Le duc voyant ce dommage irréparable, frustré de sa haute emprise, magnifiquement conduite jusques à ce jour, et misérablement finie par la paresse de coeurs faillis, vint au logis du comte de Campobasso, qui lors, travaillé de maladie, se tenoit à Malines, et en commun spectacle fit venir les Lombards en sa présence, et les saluant d'un regard fier et léonique," ſprach er zu ihnen ernſte Worte, die wiederzugeben ich mich doch enthalten mag.

„Ces mots finis, six Italiens qui ce jour faisoient le guet à la mine, pensans mitiger l'ire du duc se ruèrent à genoux devant sa face, implorans grâce et clémence de leur oultrageux opprobre, mesheance et confusion, dont, pour colorer leur excusance fardée, donnoient à entendre qu'ils n'en avoient reçu un denier depuis l'espace de sept mois, parquoi nécessité de vivre les avoit contraint de engager leurs armures. Le duc, trop émerveillé de cette besogne, leur répondit qu'il ne devoit rien du comte de Campobasso, leur capitaine, et que même le comte lui devoit du retour sur les trois mois qui lors couroient. Cette chose bien scrutinée par les commis, fut trouvée véritable, et lesdits Italiens, vaincus de leur propres bourdes, confus et ahontés, pour contenter le duc promirent recouvrer ladite perte. Et de fait, la nuit séquente se mirent en leurs devoirs, et déployant iceux force et puissance, saillirent par grand effort en la mine, espérans de la reconquérir. Mais ceux de la ville qui s'en doutoient, prompts et rangés à leurs défenses, les reçurent vigoureusement, tellement que par grande subtilité et par le trait à poudre dont ils étoient garnis à grande plenté, ils les expulsèrent, et en furent occis grand nombre des Italiens, et n'échappa un seul de ceux qui s'étoient vantés de la regagner."

Auch Wierſtraat verfehlt nicht, das Ereigniß zu beſprechen. Schrecken ohne Gleichen, berichtet er, bemächtigte ſich der Neußer, als ſie endlich die Gefahr inne geworden. Kriegsrath wurde gehalten über die Frage, was unter ſolchen Umſtänden zu beginnen ſei, und es ergab ſich ein lebhafter Kampf der Meinungen und Anſichten:

Deyls hetten ſich erghéven waill
Zu hoeren nae der vyand tayll,
Ind ſpraych zo halden up genayd.
Doch wart int leſt myt gudem rayt
Dorch Godes ſchyckong eyndracht goit,
Dair by ſo bleyff man vaſt gemoyt.

Beherzte Männer wurden auserſehen, mit Sturm in „das Loch" zu kommen.

Gar wyllich waren dye fromen
Dat zo doyer, ind dye Luytger man
Groven yn eynen ganck dar an
Mit behentlygen geleydе.
Seer bald hetten ſy dat reydе
Ind's ſatterſdayns, nu hoyrt mich vrij,
Nae quasi modo geniti
Gynghen albayr den ſelven dach
Dye fromen ſtoutz in eye verdrach,
Dat loch dair zu ſturmen koenlich.

Sie empfehlen ſich in Gottes und Marien der Kaiſerin Schutz durch ein kurzes Gebet, dem fünf Pater noster und fünf Ave Maria folgten, gelobten, den nächſten Samſtag bei Bier und Brod zu faſten, warfen ſich auf den Feind „als unverzagte Löwen hart," wurden ohne ſonderliche Anſtrengung des Loches Meiſter und behaupteten daſſelbe auch gegen der Feinde dreimaligen Anlauf.

„Après cette dommageuse et lamentable perte, aucuns petits compagnons d'Italie, voulant donner récupération honorable à leur nation, alors despecte et vilipendée par leur méchant régime, commencèrent à faire une autre mine au travers des fossés de la ville, et accumulèrent terre sèche, gravier et certains matériaux, lesquels ils ruoient à la couverte en traversant ledit fossé; et illec firent une belle digue, laquelle ils fendirent en deux; et appuyèrent de grosses asselles à chacun côté, afin que la terre ne chût en la fente; et pardessus mettoient claies chargées de terre pour la tuition de leurs corps. Et lors fut gagnée l'entrée de l'eau des fossés à la mine des Picards, et commença

très-fort à couler à la rivière, nonobstant qu'elle demeurât profonde d'une demi-lance."

„Ceux de Neuss connoissans aucunement cette secrète continue labeur, ignorans la conséquence, durement aiguillonnés d'épouvantable terreur, pesoient beaucoup le fait. Toutefois ils firent à l'adventure une contremine, laquelle ils pilotoient rez à rez, et au bord de l'eau; et lors fut adnihilée l'emprise des Italiens, qui perdirent tout espoir de recouvrance. Ce temps pendant saillit hors de Neuss un hacquebutier, lequel oppressé et interrogé de l'état d'icelle, donna à entendre au duc que le plus faible quartier de la ville étoit auprès du moulin à vent. Le duc, sur sa parole, fit affuter celle part une grosse bombarde, qui renversa ledit moulin par terre, et conquirent les Bourguignons le premier fossé, et l'eau mise jus, gagnèrent la crête de entre deux fossés, où ils plantèrent un gros bastillon, qui découvroit dedans le premier fort de la ville, et approchèrent si près que pour entrer dans le second. Ceux de Neuss, très-diligents à leurs défenses, fortifièrent à l'encontre. Le duc de rechef fit affuter une serpentine de l'abbaye où il étoit logé, pour tirer au long dudit fort, et ceux de Neuss emplirent de terre grosses pipes de vin. Puis quand les Bourguignons escarmouchèrent, sous espérance de tout gagner, ils se donnèrent grande merveille de la fortification de ceux de la ville, achevée subtilement en si peu de jours, ensemble et la soudaine répugnance qu'ils leur baillèrent; et abandonnèrent leur emprise pour l'horrible foudre de traits qu'ils trouvèrent, et pour le feu, huile, vive chaux, gerbes et fagots allumés dont ils furent trop-durement servis. En ces jours fut occis un très-vaillant écuyer, nommé Pierre de Longueval."

Wenig fehlte und dem auswärtigen Feinde hätte sich ein Krieg im Innern gesellt. Am Sonntag Misericordia kamen unter sich die Söldner in Streit; ihrer 600, alle unter den Waffen, liefen auf dem Markte zusammen, arges Blutvergießen und der Fall der Stadt standen in Aussicht; vergeblich waren alle Bemühungen des Administrators; um die Wüthenden zu besänftigen, ließ er die Sturmglocke rühren und instinctmäßig liefen die Zänker den verschiedenen Posten zu, „fus wart der Uplouff geschieden," wo hingegen der Feind seine Anstrengungen an der Oberpforte bei dem gespaltenen Wall verdoppelte. Die Brustwehr sank nieder, wurde zwar durch einen Aufwurf von Erde und Mist ersetzt, konnte aber nicht weiter die Burgunder abhalten, den Vertheidigern ganz in der Nähe mit Pike und Schwert zuzusetzen. „Es was da vortme selden dach, man hoirt steetlich der clocken slach." Ein Bollwerk stark von großem Holz, am Montag nach Jubilate durch die Belagerer aufgeschlagen, wurde nach zweistündiger saurer Arbeit zerstört,

Wunder schach dair ungeheyre
Och allet en halff dair dit noch dat!

Gleich setzten die Feinde ein ähnliches Bollwerk an die Stelle.

Hed man do davekruyt gehat
Wer geferet mit schyessen dat.
Pulvers was do dayr groys gebrech.

Das neue Bollwerk, den Wall beherrschend, machte diesen den Vertheidigern beinahe unzugänglich; dem Sturze des Mühlenthurmes folgte jener der Brustwehren am Diebsthurme, aber es gelang, das der Stadt so verderbliche Bollwerk zu untergraben und hierauf den Feind von dem Wall zu vertreiben. Verzweifelt blieb gleichwol die Lage der geängstigten Vertheidiger.

Kleynmoedich wurden yrer vill.
Herzenlich do Lantgreeff Herman was
In sym gemoed nyet waill zo pas.
Die froem joncheren getruwe
Waren all in groisser ruwe.
Der Nuysser rayt ind burger vast
Stunden weerlich in groissem last.

Wiederum wurde des Himmels Vermittelung angerufen und am Freitag nach Jubilate, der Mutter Gottes zu Ehren, eine Procession zur Oberpforte geführt.

Ynnentlich die man ind die frauwen
Mariam baeden in truwen,

und einer der Bürgermeister sprach in aller Namen das Gelübde, daß zu ewigen Zeiten an jedem Samstag eine hell. Messe in der Kapelle am Oberthor gelesen und dieses Thor und der anstoßende Wall fortan Unser Lieben Frauen Thor und Wall genannt werden solle.

As men noch stund in Godes vort
Ar Unser Liever Brauwen port,
Dye Coelsche frund van den Steynen
Zor stett schussen, as ich meynen,
Drij cloyt eynen nae dem andren.
Die bynnen Nuyss gyngen wandren
An der Rijnletz saegen alle
Dye cloyt komen zo dem walle.

Zwei Kugeln fielen ins Wasser, die dritte auf das kleine Werth. Sie dort zu suchen, wurden einige Waghälse durch den Administrator ausgesendet, sofort aber von dem Feinde verjagt. Dagegen gelang es, eine der Kugeln aus dem Wasser herauszuheben und dem Landgrafen zuzutragen.

As man doe den cloet sach brechen,
Brieve vant man dair in stechen,
Dye hyelten: Nuyss bys waill getroyst,
Kortz saltu vroelich syn erloyst.

Gleich einem Lauffeuer verbreitete sich die fröhliche Botschaft durch die Stadt und zu neuen Anstrengungen und zur Ausdauer fanden sich ermuthigt, die eben noch verzweifeln wollten. Zu den Waffen fordert sie am Freitag nach Cantate die Sturmglocke und des Wächters Ruf:

Wayffen over wayffen!
Hye is vill zo lang geslayffen!
Op yr froemen all zor weer,
Yr burger ind yr zeuldneer!
Vyll vyand synt bynnen muren!
Naerre was nye verlorn die stat
Doch Godes moder, unse vrouw,
Heefft yre port ind wall behoit,
Die utsserkoren maget goit.

Nach einem verzweifelten Gefechte wurden die Burgunder von dem Walle vertrieben. An demselben Tage versuchten die Belagerten aus einer Feldschlange nach dem Stein zu schießen, aber die Kugel sammt dem darin geborgenen Schreiben schlug in den Rhein und zwei andere Nothschüsse verfehlten ebenfalls das Ziel, dafür aber erreichten mehre Kugeln, vom Stein ausgeschickt, die Stadt und brachten ihr wegen der darin eingeschlossenen Correspondenz mancherlei Trost. Endlich gelang es auch, den Neußern am Montag nach Exaudi eine Kugel sammt Brief in der cölnischen Freunde Lager zu werfen. Am Donnerstag kam die Antwort herüber gesaust, mancher Traurigkeit Ende:

So vyll meer want man up den dach
Des Keysers heir by Zoentze sach
Sich hoechlich zo velde legen
Myt vyll manchen stoultzen degen.
Tortschen, herpannen ind tortijssen
In hogher furstlyger wijssen
Sach man am keyserlygen her
Hoe flackeren ind bynnen ver.

Ergriffen von den lebhaftesten Dankgefühlen stellten die Belagerten am folgenden Tage Freitag vor Pfingsten eine sacramentalische Procession an; am Abend erblickte man bei Düsseldorf starken Rauch: es waren der Bischof von Münster und die Söldner der osterländischen Städte herangezogen, um des Kaisers Heer zu verstärken. Aber nicht minder wurde der Gaffer Aufmerksamkeit gefesselt durch Bewegungen im burgundischen Heere. „Grands murmures, secrètes hongueries et dures machinations s'élevèrent sur les Italiens, tant pour l'irrécupérable perte des mines, que pour l'absence de leur chef, le comte de Campobasso, qui lors soi desans être agressé de maladie, se tenoit à Malines chaud et moite. Donc pour les bons encourager et les mauvais corriger, le duc bailla la charge des Italiens à son très-cher et bien aimé cousin conseiller et chambrelan monseigneur le comte de Chimay, lequel logé auprès de lui au dortoir de l'abbaye, emprit le fait avec messire Josse de Lalaing, souverain de Flandres, et pour y prendre curieux regard, se logèrent de puis au quartier des Lombards. Si les entretinrent en union sous verge vigoureuse et élevèrent une justice, où ils firent exécuter les delinquants. Le duc qui lors n'avoit pas trop-bien en grâce les Italiens, sur intention de leur faire aucunes remonstrances, par un dimanche, neuvième d'Avril, fit exprès commendement à ceux de sa garde et de son hôtel, qu'ils se trouvassent le mieux en point que faire se pourroit, au quartier des Lombards, à deux heures au jour. Et ainsi que chacun se préparoit pour convenir à heure assignée, les avant-coureurs des Coloniens, environ soixante chevaliers, approchèrent l'arbre du guet; lesquels de prime venue rechassèrent le guet des Bourguignons jusques à l'artillerie de l'ost, et occirent le berger de monseigneur de Humbercourt. L'effroi venu à connaissance, grande alarme s'émut de toutes parts; gentils compagnons bien montés, qui pour autre exploit mettre à fin s'étoient mis sur les rangs, se trouvèrent en un moment environ soixante lances et reboutèrent de grand courage les avant-coureurs allemands oultre l'arbre du guet, lesquels donnèrent grande merveille d'être si soudainement recueillis. Le rencontre fut cruel et âpre; le duc, vêtu d'une longue robe y survint des premiers."

„Le vicomte de Soissons et Antoine de la Houarderie y besognèrent hautement, et y eurent leurs cheveaux effondrés. Il y avoit selon une petite rivière une grosse embuche d'Allemands, d'environ de quatre à cinq cent cheveaux et autant de piétons. Le duc, qui les aperçut, fit ces gens mettre pied à terre, et par le renfort qu'il eut des survenants, chargea si victorieusement sur lesdits piétons, qu'il ne purent soutenir le faix, et furent rompus, et entra dedans lesdits Allemands qui furent déconfits et morts sur la place environ soixante chevaliers, nobles hommes, et deux cents piétons. Les Bourguignons y demeurèrent en petit nombre. N'y eut nuls de nom, sinon Antoine de Poix, qui fut atteint d'un vireton parmi le bras; ils détinrent soixante prisonniers."

„Les autres, voyants cette piteuse adventure, le gagnèrent à la course; et le duc, accompagné de deux cent lances bien prisées, les chassa jusques à la nuit, et furent poursuivis par aucuns gentilhommes, compagnons de la garde, jusques à lieue demie près de Cologne, mais puis tous ensemble retournèrent au siége, et examinèrent leurs prisonniers, lesquels ils trouvèrent de diverses opinions. Toutefois les plusieurs maintenoient que ce jour s'étoient partis de Cologne environ sept heures au matin, et avoient amenés les piétons d'un petit château pour empêcher ceux de l'ost, pendant le tems que Coloniens devoient ravitailler ceux de Neuss."

Ueber diesem Gefechte gerieth Grimmlinghausen in Brand. Man sah von Neuß aus die Pfarrkirche einstürzen und Haus um Haus in den Flammen aufgehen. „Trois jours après, la garde, cinquante lances italiennes ensemble et deux cents achers d'Angleterre, se mirent sus de nuit, en intention d'echeller une petite ville entre Neuss et Cologne (ohne Zweifel Zons); et menèrent un échelleur des gens de monseigneur de Humbercourt, qui subtilement dressa une échelle contre la muraille; et montèrent en sus seize achers de la garde, qui tantôt furent perçus et frustrés de leur fait. Advint, ainsi qu'ils retournoient au siége, que leurs avant-coureurs, sur le point du jour, trouvèrent douze ou vingt rustres, puissants hommes, de haute corpulence, lesquels ils ruèrent jus tout net sans quelque perte de leurs gens, sinon que Jehan de Neufchâtel, un très-vaillant homme d'armes, eût le poing coupé tout jus, dont le duc fut très-dolent; si furent tous

ceux qui le connoissoient, car il étoit hardi et vertueux, et de grande entreprise.“ Trost für ähnliche Unfälle brachte den Belagerten am Montag nach Trinitatis eine Kugel, worin die Versicherung enthalten war, „wie man die Woch sollt entsetzt sein.“

Viele Zeit hatte, um sein Heer zu vervollständigen und die Lauheit einzelner Reichsstände zu besiegen, der Kaiser gebraucht. „Es schickte derselbe Boten zum Herzog von Jülich, zu ihm zu kommen nach Cöln und ihm Beistand zu leisten. Er kehrte sich nicht daran und kam nicht. Da lud ihn der Kaiser nach Cöln. Da schickte er seine Räthe nach Cöln. Und der Kaiser saß zu Gericht auf dem Gürzenich gegen den Herzog und wollte ihn absetzen und berauben seines Landes. Und seine Räthe verantworteten ihn vor dem Kaiser und Fürsten aufs Beste, wie sie vermochten, und er mußte selbst persönlich nach Cöln kommen nach etlichen Tagen, als er auch that. Der Herzog von Jülich speiste den Herzog von Burgundien aus seinen Landen nach allem seinem Willen, als er auch thun mußte, denn wäre ihm das verweigert worden, so wäre er auch überfallen worden.“

„En l'an 1475, environ Pâques, l'empereur Frédéric, déjà avant en son tems, humble, pacifique et de singulière patience par l'incitation des plus grands de son empire, et pour subvenir à la douloureuse captivité de Neuss, se convertit à la guerre, appelle les princes d'Allemagne en son aide et fit commandement au duc de Juliers, lors favorable aux Bourguignons, qu'il le vint servir. Le duc de Juliers comparut devant la majesté impériale, et du service s'excusa très-sagement (wiewol er in Geistesschwachheit verfallen), soi déclarant parent, voisin, pensionnaire et allié au duc de Bourgogne, auquel il se rendoit obéissant serviteur, et ne vouloit, ni pouvoit bonnement servir à deux seigneurs, et retourna en sa duché. Néanmoins l'empereur fit l'auras de son armée à Bonn, et cueillit infinie puissance, entre lesquels étoient l'archevêque de Trèves, l'archevêque de Mayence, l'evêque de Munster, le duc de Saxe, le duc d'Autriche (Erzherzog Max vermuthlich), le comte de Quervestein, le marquis de Brandebourg, Henry Landgrave de Hesse, Evrard comte de Wirtemberg et de Montbéliard et plusieurs autres grands princes, barons, chevaliers, écuyers et communautés des cités et villes de Germanie; et en très-grande magnificence, très-honorablement accompagné vint l'empereur en la cité de Cologne où il fut reçu à grande joie. Et arriva son ost par eau et par terre en très-grand nombre de navires, chargés de gensd'armes et de tous instruments de guerre, et de vivres innumérables, tant pour soutenir l'armée que pour subvenir à Neuss. Après qu'il eût illec séjourné une espace et disposé de ses affaires, il se mit au champ en notable arroi, sur intention de combattre le duc et de délivrer son peuple de mortelle pestilence; et tint son premier camp à une bonne lieue près Cologne en tirant vers Neuss, cheminant de nuit selon le Rhin; puis s'enclouoit en son fort.“

„In demselben Jahre, des andern Tags nach Ascensionis, zog der Kaiser mit seinen Fürsten des Reichs und Reichsstädten aus Cöln zu Felde gegen den Herzog von Burgund mit einem großen Heere von vielen großen mächtigen Herren und Städten, mit Namen Bischof Adolf von Mainz, Johann von Trier und Markgraf Albrecht von Brandenburg. Der Pfalzgraf kam mit, wenn die Sache gegen seinen Bruder, Bischof Ruprecht, war, der mit dem Herzoge von Burgund vor Neuß lag. Item noch andere viele Herren zogen mit dem Kaiser aus. Der Graf von Würtemberg, Graf von Sayn, zwei Grafen von Virnenburg, ein Graf von Wertheim, ein Bischof von Würzburg, ein Bischof von Eichstädt. Item die Stadt von Cöln mit ihrem Volke und Heerwagen, dabei 1500 Mann in einer Kleidung von weiß und roth. Item desgleichen andere Reichsstädte, mit Namen die von Nürnberg, Augsburg, Ulm, Nördlingen, Kempten, Gemünd, Hall, Heilbronn, Basel, Schlettstadt, Strasburg und andere kleine Reichsstädte in Schwaben, in Baiern und im Elsaß, die von Constanz, von Schaffhausen, von Frankfurt und kürzlich alle Städte des Reichs, und kamen dem Kaiser zu Dienst mit großen Kosten.“

Die Stadt Augsburg schickte gleich zu Anfang des Jahres 500 Fußknechte und 100 wohlgerüstete Reiter, nebst 20 Hakenschützen und 3 Stücken unter Anführung Stephan Hungenor's, Hans Vittel's und Jacob Sigmaringer's, welche sich, als die Burgunder die Stadt Sinzig überrumpeln wollten, so tapfer gehalten, daß Kaiser Friedrich den drei Hauptleuten öffentlich deswegen gedankt. In diesem Kriege führten der Städte Cöln, Strasburg, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg und Ulm Hauptleute des Reichs Renn- oder Lauffahne. Die ganze Kriegsverfassung soll der Stadt Augsburg 18,000 Goldgulden gekostet haben. In Bezug auf Aachen schreibt Meyer: „Ungeachtet die Stadt mit dem Herzoge von Burgund fünf Jahre zuvor eine so bündige Freundschaft geschlossen hatte, so wagte sie doch, dem kaiserlichen Lager 200 Mann zu Fuß und 50 zu Pferde, nebst 25 Heerwagen zuzuschicken, die alle mit Gewehr, Zelten und Proviant beladen waren; bei jedem Wagen befanden sich noch drei Mann zur Bedeckung. Der Ausmarsch geschah am hohen Pfingsttage; einige Magistratspersonen saßen am cölner Thor zwischen den Pforten und reichten einem jeden Fußgänger 4, jedem Reiter aber 8 rheinische Gulden zur Besoldung; auch hatte ein jeder Soldat eine neue rothe und blaue Montur von der Stadt erhalten.“

„Mit dem also vereinigten Heere legte sich der Kaiser des ersten Tages gegenüber Mülheim und sie schlugen auf allda ihre Wagenburg und Gezelte oder Pauluye (Pavillons) und lagen da auf den vierten Tag. Item des Montags darnach brach der Kaiser auf mit seinem Heere und zog fortan eine halbe Meile zwischen Niel und Merheim, und ist der Platz bei den Anwohnern genannt zu Bulen up dem Sande, und er blieb da

liegen zwei Tage, und da inzwischen kam Bischof Heinrich von Münster, einer von Schwarzburg und mit ihm die Städte aus Thüringen und Sachsen, und brachten ein großes Heer zu dem Kaiser, wol 16,000 wehrhaftiger Mann und 1700 Heerwagen. Der Stadt Lübeck Freunde kamen sehr köstlich, desgleichen Braunschweig, Hamburg, Lüneburg und die Stadt von Dortmund. Item kamen auch desselben Tages der junge Markgraf von Baden mit seinen Freunden. Item des zweiten Tages darauf kam Landgraf Heinrich von Hessen, Landgraf Hermann's Bruder, mit seinem Volke über den Rhein bei Worringen. Item zu derselben Zeit zwischen Freitag und Samstag vor Pfingsten des Nachts 2 Uhr kamen Herr Eberhard von Aremberg und Junker Johann von Reiffenscheid und hatten gegen 800 reisige Pferde und dabei 1000 zu Fuße vor Bonn und meinten die Stadt zu besteigen und zu erschleichen, und versuchten das an vier Enden. Und waren in der Stadt Gräben kommen mit Fässern und anderer Geräthschaft, um über das Wasser zu kommen. Und die Wächter wurden dieses gewahr, also daß sie Nichts schaffen konnten, und wurden flüchtig. Item zu derselben Zeit, acht Tage nach Pfingsten, schickte die Stadt Cöln dem Kaiser noch 1500 Mann in einer Kleidung als zuvorgesagt. Item darnach des Dienstags vor Sacraments-Tag brach der Kaiser auf mit seinem Heere und zog fort zu des Herzogs von Burgundien Heer auf dieser Seite der Erft."

„Tant approcha, qu'il se logea à Zons, et lendemain fit un parc (Wagenburg) le plus fort des autres, à une lieue près du siége. Il avoit en front une grosse montagne (wird wol die Erhöhung zwischen Norfft und Rosellen sein) le fleuve du Rhin d'un côté, larges et profonds tranchis de l'autre, au pendant de la montagne jusques au Rhin; même en tout le clos étoient logis somptueux, situés en très-belle ordonnance, non pas de terre et d'estrain, mais de riches tentes et plaisants pavillons, en telle quantité et de si excellente montre, que se sembloit au voir une grosse cité construite de palais, de temples et de glorieux édifices. Les princes, chacun son degré, avoient leurs demeures de mirable artifice, fortifiées de fossés à l'environ, comme en ville fermée, entre lesquelles celle de l'empereur étoit la non pareille, et resplendissoit sur les autres par extrême beauté. Joyeuse en fut la vision, précieuse en fut la facture; et n'est oeil ni coeur, tant convoiteux d'honneur ni de curiosité, qu'il ne se dût contenter de voir ce hautin triomphe. Le grand nombre des navires doubles et triples sur le Rhin ensemble enchainées, clouoit un grand quartier de l'ost, sans plenté d'autres navires, excluses de l'ordonnance, garnies de tous biens, auxquelles continuellement appleuvoient les maîtres d'hôtel des princes avec leurs serviteurs qui en tiroient les vivres dont l'armée étoit soutenue; la police très-sagement conduite et à peu de confusion, selon la grande multitude, car il y avoit gens de diverses nations et régions étranges, habitués à la mode de Turquie, les un sortis de dards t les autres de gros fléaux de fer."

Am Dienstag den 6. Juni schlug das kaiserliche Heer seine Zelte bei Quinon auf. Freudig rief von seinem Thurme der unverdrossene Wächter in Neuß:

Erfreuwd uch furst uyffz Hesserlant!
Erfreuwd uch all dye syn tohant
In Nuyff belacht mit swaerem Moed,
Erfreuwd uch yr Junkheren goit!
Erfreuwd uch Burger ind Knecht!
Zo groisser freuwd sy uch gesecht
Sijt uvers Mordes all gar vriy
Uns Erloesong is nae hye by!
In tezihen der Freuwd oeverlop
Blyes hye sin horn: All hoep! All hoep!
So he vur dem Belege plach
Wann he ni den velden rutter sach.
Dair war Leihds ind noit vergessen
Waill groys kummer dair van essen
Ind van drynken zo der Zyyt was
Dye francken wurden halff zo pas.

Wie nahe indessen der Entsatz war, so durften gleichwol die Vertheidiger nicht ermüden in Vorsichtsmaßregeln und in Arbeiten, die geeignet waren, der gebrochenen Wälle Stelle zu ersetzen. Tag und Nacht wurde gesorgt und gegraben, daneben ein Schutzmittel der eigenthümlichsten Art zur Anwendung gebracht.

Mit verloff moys ich gewagen
Mallich will mich schymys erdragen
Wie die arme haveloese Nuysser
Sich enthielden mit Muster weer.
Lanx die Muren vergadert wart
Manch unslaet et was woych off hart
Dat die suwe zu suechen plegen
As sy lanx die Muyr gayn vegen.
Des Unslaetz hat man groissen houff
Want do der suwe was durren kouff.
Dart wart vergadert in vasser
Wayll gemengt mit heyssen Wasser,
Sy wueslen daer die rechte soerd
Ind gussent durch der vyant hoert
Boven neder sunder suymen
Dat dye vyand moysten ruymen
Yrre Geschantz ind Yre locher.
„Brengt uns nu dusent davell her!"
Riessen die vyant in der Stunt,
„Thij naber! mit den vuylen strunt
Willt uns doch niet mehr untreynen
Schiet ind slaet ind werpet myt steynen
Laet den vuylen strunt hyr buyten
Dan grotem stank geet man sluyten
As buytten der heren kamer.
Seer gemundt weer uns bequamer
Ind war wy houlden eyn gezenk
Malch ruympt sich van uns dorch gestenk!
Uns Wagen cleyt ind uns habijt
Wirt uns entreent to groiten syijt
Mit den stynkenden vuylen schijt."
Sus riegen die vyand dorch die zijt
Begerden seer myt allem plijt
Sich sulcher wer zo machen qwijt
Die Nuysser waren des gar froe
Dats die Vyandt verdroit also.
Sy beherdent vort bys zor zijt
Dat muns beleegs is wurden qwijt.

„Le duc adverti du grand appareil et merveilleux ost que l'empereur avoit assemblé pour

le combattre, pensa d'y mettre résistance, et pour ce que plusieurs chevaliers et ses gens séjournèrent à Rheinberg, Wachtendonk, Venlo et autres villes voisines, tant pour la rareté des fourages, que pour autres nécessités dont l'armée étoit mendiante il fit exprès commendement que chacun fut pourvu de ses chevaliers. Et quand il entendit qu'ils tenoient à chaînes d'argent, il envoya par les hôtelleries clercs de dépense et autres officiers, atout grande finance, pour les défrayer; mais ils y trouvèrent plusieurs hôtels du pays tant rebelles, que à peine les pouvoient ravoir pour bien payer ni pour bel langage. Quand chacun fut monté au mieux mal qu'il se pût faire, et que l'empereur s'efforçoit journellement de faire ses approches, le duc visita les quartiers de son siège, et appela les conducteurs et capitaines de cesdits gensdarmes et endossa langage, humble et aimable, leur dit ainsi: „„Mes très-chers frères et amis, qui jusqu'à cres avez en ma faveur porté avec moi les durs travaux de la guerre, passé les dangereux détroits sans grippe de fortune, et acquis honneur perpétuel, je suis votre chef et prince, je m'appuie sur la force de vos bras vertueux, et me confie et assure en vos nobles et léaulx courages. Véez-ci l'empereur et toute sa puissance qui se présente devant vos yeux pour vous assembler en bataille; c'est le plus fort de notre quête. Disposez vous chacun selon son appartenir; prenez en vous coeurs de lions et s'il plait à Notre Seigneur, en gardant le droit de l'église, ensemble la querelle de notre cousin, nous obtiendrons glorieuse victoire.““ Quand les hauts barons chevalereux vassaux et leurs sujets entendirent la très-douce et cordiale persuasion de leur duc et seigneur naturel, pitié les surmonta, il se prirent à larmoyer, et par singulier amour et cordiale affection dont il les avoit embrasés, ils étoient contents de adventurer leur vie en sa bonne et juste poursuite. Le duc en rien ne changea, ni oncques ne se dérocha de son hautau vouloir, et toujours persista en son magnanime courage. L'approchement de l'impérial arroi, ensemble l'estombittement et reveil de ces armes le rejouissoient assez, et ne s'épouvantoit non plus que fait la dame des noces, qui ouit le bruit des ménétriers, et font approcher son époux le jour de sa fête.“

„O très-puissant duc, vertueux coeur léonique, valeur Scipionique, bras Herculien, poing macédonien, corps acéré quasi impossible, à qui rien ne semble impossible, auras-tu toujours l'épée au poing dextre? Tu réveilles Europe, tu perturbes Allemagne et épouvantes les nations rihoteuses; tu as en les jeunes ans, étant simple comte de Charolois, pénétré France, fiche ton étendard au milieu de son ventre, et obtenu champ de bataille contre le plus grand roi des Chrétiens. Toi maintenant, redouté duc, comment purras-tu évader de cet impétueux déluge? auras-tu hardement d'envahir le plus grand du monde, l'héritier du mondain fabricant, l'image du céleste gubernateur, le seul impérateur du genre humain, sous qui ploie et incline toute force terrienne? Toute Germanie, son germe et sa maisnie se présente devant les yeux, elle appelle en aide le ciel, la terre, le feu et l'eau; et lui semble bien que tu sera bersail à ses sagettes. Mestige ton ardent désir refréne ton haut emprendre, déprime ta haute prétente; couvertis ton gloire en instrument de labeur, ta lance en racine d'olivier, et tourne le Timon de la guerre arrière du train de paix. Il est écrit: qui se délecte aux périls, aux périls se périt. Chemines donc avec ton bienheureux père en l'ombre de concorde, content de ton propre, sans aspirer aux sommières dignités, et tu seras logé avec lui au glorieux trône d'honneur. Ton père, que Dieu absolve! étoit bien aimé pour débonnaireté et tu es bien servi pour être redouté.“

„L'empereur, triomphant en son fort, environné de sa puissance, étoit souvent réveillé des compagnons de la garde, qui lui livroient terribles escarmouches, auxquelles il avoit plus de perte que de gain. Le duc accompagné de cinq cents lances, désirant de connaître le maintien et courage de ses adversaires, ensemble l'ordonnance de leurs batailles, se mit un jour à la couverte d'un bois, et donna la charge à messire. Pierre de Miraumont de conduire cinquante lances des avantcoureurs pour élever l'escarmouche aux Allemands, qui les aperçurent, sans tirer engin et sans avancer. Quelques piétons se mirent sus, environ trois cents Chevaliers sous la conduite du Marquis de Brandebourg. L'escarmouche commencée, fière et cruelle, sire Pierre de Miraumont qui la soutenoit atout trente lances, se porta honorablement, que ledit marquis et ses Allemands furent tout foyeux d'eux retraire en leur fort où ils furent rebutés confusément par plusieurs fois. Ils y perdirent cinq hommes, les trois morts sur la place et les deux pris qui développèrent l'intention de l'empereur.“

Nicht undeutlich ergibt sich aus diesem Berichte, daß die beiden Heere mehre Tage einander gegenüber lagen und daß erheblichen Einwendungen ausgesetzt der von Mehren angenommene Schlachttag, der 6. Juni, für welchen keineswegs Wierstraat's Zeugniß angerufen werden kann, wie denn dieser überhaupt den Entsatz nur oberflächlich behandelt. Molinet läßt das Treffen am 23. Mai 1475 vorfallen. „Par un mardi, 23. mai 1475, l'empereur se délogea de son camp, passa un bois qui lui étoit prochain, en approchant le siége de Neuss, et fit son logis à un et de serpentine près de l'ost du duc. Le duc, adverti de son délogement, environ dix heures du matin, fit tirer aux champs ceux de son hôtel et les compagnies de son ordonnance, en délaissant son siége puissamment gardé et fourni de gens en compétent

nombre, tant pour résister aux saillies de ceux de la ville, que pour empêcher que ceux de delà le Rhin, qui étoient en grande puissance, ne donnassent secours de gens et de vivres à ladite ville. Le duc donc, deçà la rivière coupée entre l'empereur et lui, ordonna ses gens de guerre en deux batailles, en pareille forme et manière qu'il vouloit que se maintinssent, quand viendroit au besogner. En la première bataille étoient toutes gens de pied, piquenaires de ses ordonnances, et les archers anglois, tant de la compagnie messire Jehan de Middleton, de son hôtel et de la garde, que ceux des seigneurs de Fiennes, Roux, Créquy, Hammes, Piennes et autres seigneurs fieffés. Tous lesquels piquenaires furent entrelacés parmi lesdits archers, tellement que entre les deux de eux il y avoit un piquenaire. Et sur l'aile droite d'iceux gens de pied ordonna en un escadron les hommes d'armes de cheval dudit messire Jehan de Middleton, et ceux de la compagnie de Jacques Galiot; et pour le renfort de cette aile le comte de Campobasso et sa compagnie. Et sur l'aile sénestre desdits gens de pied ordonna en un escadron lesdits seigneurs de Fiennes et leurs hommes d'armes, et le comte de Celano, ensemble sa compagnie: et pour leur renfort les hommes d'armes des deux compagnies de messire Antoine et Pierre de Lignano, aussi en un escadron. Et ordonna chef de cette première bataille monseigneur le comte de Chimay, son cousin, conseiller et chambrelan; et pour le milieu de la seconde bataille ordonna un escadron des chambrelans et des gentilshommes de sa chambre; et pour leur renfort ceux de la garde, que conduisoit aussi en un escadron, assez loin derrière eux messire Olivier de la Marche, son maître d'hôtel et capitaine de ladite garde. Et à la dextre dudit escadron des chambrelans et des gentilshommes de sa chambre ordonna tous les archers de sa garde, ensemble tous les archers des compagnies de messire Regnier de Brochuysen, du seigneur de Chanteraine, George de Menton, Jehan de Longueval et Regnier de Valperga; et pour l'aile de ses chambrelans et gentilshommes de sa chambre ordonna ses archers de corps et ceux des compagnies de Philippe de Berghes et de Philippe Loyette; et sur l'aile dextre desdits archers tous les hommes d'armes desdits Philippe de Berghes et de Philippe Loyette en un escadron, et pour leur renfort, les gentilshommes de quatre états de son hôtel, aussi en un escadron conduits par messire Guillard de Saint-Seine, son maître d'hôtel, et par les chefs desdits quatre états; laquelle bataille fut conduite par le seigneur de Humbercourt, son conseiller et chambrelan, comme chef, tenant le lieu du comte de Joigny, et par le seigneur de Bièvre. Ces batailles subtilement ordonnées, passèrent la rivière à un étroit guet, assez dur et de bon fond. Pareillement son artillerie, serpentines, courtaux et bombardes, en nombre de cinquante, passèrent après lesdites batailles par-dessus un pont, assez près dudit guet. Et pour ce que le bout du camp de l'empereur, endossé du Rhin, s'étendoit devers le duc et lui étoit prochain, cuidans qu'il dût venir par cè lez les Allemands y avoient assis la plupart de leur artillerie; et même ceux de oultre le Rhin y avoient affuté leurs engins pour battre ce quartier. Mais pour échever la batture desdits engins, le duc fit tirer ses batailles en passant ladite rivière à main sénestre, en tirant vers ledit bois que l'empereur avoit passé ce jour, et fit ranger ses batailles et leurs renforts en tout tel ordre qu'ils étoient deçà ladite rivière; et gagna le soleil et le vent, qui faisoit grande poudrière forte et épaisse. L'empereur voyant approcher la puissance ducale, tant notablement ordonnée que rien plus, qui étoit chose terrible et fière à regarder, mit hors de son camp de quatre à cinq mille chevaliers, ensemble gens de pied en grande multitude. Ses engins affutés en nombre inestimable, avec l'artillerie oultre le Rhin, qui pas ne se faindoit, fit battre et ruer tant horriblement sur l'ost des Bourguignons, qu'oncques de vivant d'homme ne fût ouïe chose semblable. Nonobstant ce mortel foudre et criminel tonnerre, le duc, qui guères ne le ressoignoit, fit avancer son artillerie en la compagnie de l'infanterie italienne, qui étoient piétons hors de nombre, sans être ordonnés en nulle des batailles lesquels tirèrent tellement dedans le camp de l'empereur, qu'il n'y demeura tente ni pavillon entiers, et y firent si grand fenestrage, que l'on véoit le jour parmi. Et lors le duc, pour augmenter l'ordre de chevalerie, dont il étoit le glorieux patron, comme il appert par la Toison d'Or qu'il a magnifiquement entretenue, afin aussi que les nobles et vaillans courages, embrasés de l'esprit de Mars, eussent titre d'honneur pour acquérir prouesse, il voulut faire aucuns nouveaux chevaliers; et le devinrent ce jour monseigneur le comte de Romont, monseigneur de Baudeville, messire Frédéric d'Egmond, messire Philippe de Berghes, le petit-fils du comte de Campobasso, le petit-fils de Troylus, messire Augustin de Campofregoso, Henri de Valperga, Jehan de Lalaing, Jehan de Longueval, Jacques de Bossu, Loys vicomte de Soissons, George de Menton, Charles de Haplincourt, Guillaume de Goux, Jacques de Malain, monseigneur de Coursain, Jehan de Créquy, Antoine de Noyelle, Philippe de Raville, messire Compère des marches d'Allemagne, Maillart du Bacq, seigneur de Relinghes, prévôt des maréchaux, Simon seigneur de Longhes, Don Ladron de Guévara, Jean Dickfudis, Anglois, monseigneur de Disquemme, Charles Chuguet, Jehan Lamelin seigneur de Hamars, et messire Wautier des Fossés. Après la création de ces nouveaux chevaliers, et que le duc par douces

consolatives paroles eût encouragé ses gens, et les eût admonestés de bien besogner en nom de Dieu et de Nôtre-Dame, et de monseigneur Saint George, il donna signe d'approcher ses batailles, et toutes gens marchèrent joyeusement, faisants le signe de la croix. Dont les Anglois, à leur manière de faire, baisèrent la terre, et tous ensemble jetèrent le cri Nôtre-Dame! Saint George! Bourgogne! Et pour ce que les Allemands tenoient une petite montagne, le duc fit marcher cette part Jacques Galiot, qui faisoit l'aile dextre de la première bataille, et le comte de Campobasso son renfort; lesquels gagnèrent ladite montagne. Et furent contraints les Allemands de démarcher, et, en démarchant, d'eux mettre en fuite en une plaine qui est entre ladite montagne et leur camp, dont engagnant cette montagne, plusieurs Allemands furent occis. Et lors, voyant qu'il étoit nécessité, pour la sûreté de leur camp, de garder ladite plaine, ils issirent en grand nombre, tant de pied que de cheval, et charchèrent sur ledit Jacques tellement, qu'il fût contraint de soi retraire vers le comte, son renfort, duquel à la première charge il s'étoit un petit élongé. Et lors ledit comte s'avança, et voyant ledit Jacques approcher son renfort, rechargèrent ensemble; si les rompirent et mirent en fuite jusques au camp, là où y eut plusieurs ennemis occis et mis à déconfiture. Et pour ce que ledit comte et ledit Jacques n'eurent quelque suite des archers de la première bataille, qui trop étoient démarchés à la main sénestre, rien plus avant ne fut empris pour cette heure sur ledit camp. Mais pour éviter le trait à poudre, se retrairent en une vallée; et lors derechef saillirent du camp de l'empereur plus grand nombre de gens de pied et de cheval que devant, sur intention de charger sur ledit comte et Jacques Galiot. Le duc, de ce adverti, y envoya le renfort de l'aile droite de sa seconde bataille, que faisoient messire George de Menton, Jehan de Longueval et Regnier de Valperga, et incontinent après y envoya le renfort de l'escadron de ses chambrelans, qui étoit la garde conduite par messire Olivier de la Marche; ensemble toute l'aile droite des archers de la seconde bataille. Mais les hommes d'armes d'icelle aile, que conduisoit messire Regnier de Brochuysen et le seigneur de Chanteraine marchèrent plustôt que leurs archers; lesquels à cause qu'ils étoient de pied, ne les purent suivre. Et toutes ces compagnies, jointes audit comte et Jacques, sans attendre lesdits archers, chargèrent sur cette puissance ainsi saillie, entre lesquels étoient le duc de Saxe, et autres grands princes d'Allemagne. Si les rompirent et recoururent jusques en leur camp; mais pour ce que lesdites compagnies n'avoient encore nuls archers, force leur fut, pour le trait à poudre, de retraire en ladite vallée. Après cette retraite, le duc de Saxe, qui portoit la bannière de l'empereur, accompagné de nobles princes et de grande multitude de gens de cheval et de pied, chargea vigoureusement sur les Bourguignons, et rebouta l'aile droite de la première bataille et son renfort; et revinrent tous ensemble jusques à la garde, qui soutenoit merveilleusement. Le duc, ce voyant, pût un escadron à la droite main de lui pour envahir ses ennemis, et fit tirer avant jusques à sa garde les archiers de l'aile droite; chargea à sa main sénestre, et vint en sa personne rallier les escadrons grandement troublés et mis en désordre; et ce fait, chargea sur lesdits princes étans en grande puissance, comme dit est, lesquels furent tout incontinent rompus et couvertes en fuite; dont plusieurs, jusques à six ou huit cents chevaliers, s'en retournèrent vers Cologne; et le résidu fut en grand desroi audit camp, parce que l'artillerie du duc fit grand devoir de continuer son trait, tellement que partie des piétons, jusques à deux ou trois mille, se cuidant sauver ès bateaux, se noyèrent au Rhin, où ils jetèrent leurs armes et bagues, en si grand désordre, que grande quantité de gens, péris et noyés, flottoient sur l'eau, lesquels arrivèrent en l'isle devant Neuss. Et, à la vérité, l'aile sénestre et le renfort de la première bataille, que conduisoit monseigneur le comte de Chimay reboutèrent vigoureusement les Allemands en leur camp. Lors délibéra le duc de faire tirer avant toutes ses batailles, et faire joindre au charroi de l'empereur pour l'assaillir de bon courage; et fit mettre son artillerie ès lieux où plus les pouvoit offendre. Mais le jour trop se déclina, et la nuit avança ses ténèbres, ainsi que ce fut accompli; pourquoi ne pût plus avant procéder pour cette fois; si retourna à loisir sans quelqu'empêchement, en son siége; et fit raméner toutes choses saines et entières. Et jà-soit-ce que le trait des Allemands fût impétueux, continu, et de merveilleuse quantité, toutefois il n'y eut de son parti, qu'il semble chose miraculeuse, que trois hommes morts et six blessés. Néanmoins le contresiége de la rivière leur livroit terribles battures. Ceux de la ville aussi durant la bataille ne dormoient pas, car ils saillirent sur le quartier messire George de Menton, et furent puisamment rembarsés dedans leur fort. Le lendemain au matin, qui fut la nuit du sacre, le duc assembla ses batailles, et se prépara pour marcher comme dessus; mais l'empereur, pour radouber les romptures, fit requerre trois jours trève par le légat, et lui furent accordés sur certaines conditions. Où est la plume maintenant qui pourra suffire à mettre par écrit la glorieuse victoire que ce puissant prince très-clair et resplendissant duc à aujourd'hui embrassée? Vous, les explorateurs des excellentes anciennes besognes, qui lisez les histoires d'Hercules et de Jason, d'Alexandre et de Samson, avez-vous lu chose plus admirable? avez-vous vu chose

pareille? Un duc de Bourgogne en terre d'ennemis, devant l'une des fortes villes d'Allemagne, son siège gardé, contre-siège rembarré, sans crainte de traits, de courtaux ni de fonte, a combattu le plus grand de ce monde. O triomphant duc bienheureux! rends grâces à Dieu si tu es victeur, et le loue souvent qu'il t'a donné cet heur; il t'a montré le bel accueil de sa douce face pour cette fois, et est assis au plus haut de son trône. Garde-Toi bien de sa fallace, car la terrible maratre renverse souvent, et subit en la fange les plus haut montés.“ Auch Wierstraat beklagt die von dem Reichsheere bei dieser Gelegenheit erlittene Einbuße:

Nae sent Bonifacius Daegh
Brach up vur Nuyssz up Satersdaegh
Der mechtige Furst van Brabant
Jnd lacht sich up die Arp zo Hant.
Seer fortz hernae, byn ich bedacht,
Geschach ein swayr bedroessde Slacht
Up den Brijsbach seer spaede,
Sprechen moyß icht up genaede,
Tuschen des roemschen Keysers Her
Jnd des Hertzongen mit scharper Wer.
Die Frunde quamen zo der Noit
Vill verdroncken im Wasser doit,
Meer mach ich niet dair aff sagen.
Man hoirt dair vyll Jamers clagen,
Exhlygh Parthij was beladen
Dorch Doden mit groissen Schaden.
Got wyll dye gud Frund geleyden
Die so dair hant moyssen scheyden!

Dagegen lassen der Stadt Cöln entstammende Berichte den Kaiser, dessen Heer durch den Anzug der münsterischen Völker beinahe verdoppelt worden, Miene machen, der Feinde Lager anzutasten. Er habe aber kaum, um die Bewegung zu decken, seine Wagenburg auffahren lassen, als die Burgunder zum Angriff kamen und in überraschender Schnelligkeit die Wagenburg umfaßten. Dieses ihnen zu wehren, zeigten sich die sächsischen Reisigen am hartnäckigsten; denen schloß sich an der Bischof von Münster, Heinrich von Schwarzburg, sammt den Cölnern, und es wurde in großer Furie gestritten. Besonders warf der Bischof, ein Kriegsmann sonder Gleichen, nieder, was ihm vorkam, zumal er persönliches Zusammentreffen mit dem Herzoge von Burgund suchte, um mit einem Male den Streit zu entscheiden. Dieses zwar hat das Schicksal ihm versagt, aber die Burgunder wurden auf ihr Lager zurückgeworfen mit Verlust von 250 Pferden und 400 Fußknechten. Gewiß ist, daß am folgenden Tage, den 6. Juni, das Reichsheer die Erft überschritt und sich bei Quinom lagerte. Es wird wol die von dem päpstlichen Legaten vermittelte vorläufige Sühne auch eine Folge jenes Zusammentreffens sein. Zweifelhaft in seinem Ausgange hat das Gefecht den Gang der seit längeren Zeiten gepflogenen Friedensunterhandlungen unbezweifelt beschleunigt, in welchen ein päpstlicher Legat, Bischof Alexander von Curdale di Friuli, als Vermittler auftrat. Mühsam genug ergab sich des Mittlers Geschäft, „qui par raisonnables voies, douces et salutaires persuasions mises avant, les admonestoit au bien de paix, médioit entre les parties, couroit souvent d'un côté à l'autre, et les trouvoit si durs en pointe, que pour quelque travail, peine ou labeur qu'il emprit, ne pouvoit fléchir la fierté de leurs hauts courages. Et jàsoit-ce que pour ouvrer certaines matières et parvenir à traité amiable aucuns répits et abstinence de guerre fussent accordées entre les parties, toutefois les Allemands n'en tinrent rien. Même en la présence du légat, qui à grande sollicitude les avoit pourchassés, le maréchal de l'empereur détroussa aucuns Bourguignons. Dont le légat, les incrépant de telle infraction, fut très-male content d'eux, et leur disoit: „„J'aime mieux que me tollez la vie, que perpétrez telle insolence.““ Le duc aussi tout ennuyé fut plus aigre que devant. Quand le dimanche vint 21 de may, son siège suffisamment gardé, il tira ses gens au champ, et emprès une abbaye de Notre-Dame, ordonna ses batailles par échelles, et les escadres et escadrons. Diverses nations jadis diversement appelèrent leurs armées: Macédoniens, Grégeois et Dardaniens les nomèrent falanges, et lors une falange contenoit sept mille hommes. Gaulois, Celtibériens et autres nations barbares usèrent de caternes, dont chacune caterne contenoit six cents hommes. Romains qui subjugèrent l'orbiculaire monarchie à leur condition, par la discipline et artificielle habitude qu'iis avoient aux armes, nombrèrent leurs exercites par légions et cohortes; et chacune légion, qui comprenoit dix cohortes, contenoit six mille et plus tant de pied que de cheval; et y avoit plusieurs dignités, comme centurions, tribuns, préfets, doyens, ordinariens, ciquilifères, imaginifères, tésoriens, métateurs, tubicineurs et cornicineurs, qui avoient, comme doit avoir tout bon chevalier, les orcilles prêtes au commendement du prince, les yeux au signes, et les mains à l'oeuvre. François, qui depuis eurent le bruit des armes, nombrèrent leur ost par armures de fer, par heaumes, par bassinets, par cuirasses et par lances. Et maintenant, depuis que les Italiens se sont bontés en la maison de Bourgogne, ils sont nombrés par escadres et escadrons, et contient un escadron environ vingt cinq lances. De cette nouvelle mode ordonna le duc ses batailles le jour, qui étoit la plus singulière chose de jamais à régarder. Ce temps pendant, l'empereur envoya le légat de notre saintpère avec son ambassade, ensemble ceux de Cologne, vers le duc qui marchoit avant, afin de trouver quelque bon accord entre eux, sans heurter l'un à l'autre; et le duc, à l'intercession du légat et des suppliants ambassadeurs, éteignit son ire pour cette fois, et se retira à son siège. Néanmoins l'etincelle de Mars, par les souldars de Pluto qui le souffloient, se ralluma chaudement, et multiplia sa flamme au centième,“ nämlich in der Schlacht vom 23. Mai.

Davon berichtet die cölnische Chronik: „Item darnach des Dienstags vor Sacraments-Tag brach der Kaiser mit seinem Heere auf und zog fort bei des Herzogs Heer von Burgundien auf diese Seite der Erft (bei Quinom demnach). Und ehe sich der Kaiser mit seinem Heere gelagert hatte, kam des Herzogs von Burgundien Zeug andringend mit einem großen reisigen Gezeug zu Pferde, mit etlichen Büchsen und Schlangen, wol zu 900 Mann, und schossen sehr in des Kaisers Heer und machten Schaden. Der Bischof von Münster mit seinen Freunden stellte sich erst zur Wehr und die Bürger von Cöln mit ihren Freunden, also daß sie den Herzog mit Gewalt hinterrücks drangen, und schossen dem Herzoge viel Volks ab und Pferde, wol 250 Pferde und 400 Todte, und behielten auch einen Theil seiner Büchsen, und die Burgundischen räumten und der Kaiser mit seinen Freunden behielten das Feld und nahmen das Lager. Item des andern Tages darnach gewann des Kaisers Volk ein Bollwerk auf der Erft, das die Burgundischen dargelegt hatten, und brachen das ab und warfen es in den Rhein. Item darnach des Sonntags nach Sacraments-Tag ward ein Tag geschafft vermittels eines Legaten, der von Rom herausgesandt war, die Sache zu schlichten und zu vertheidigen, und war in des Kaisers Heer, und kam derselbe Legat mit des Kaisers Heer zu Felde wegen der Theidung mit dem Kaiser und dem Herzoge. Und ward vier Tage ein Friede getroffen, darin besahen des Kaisers Volk das burgundische Heer und die Burgundischen besahen des Kaisers Heer.

Nae uns heren Lijchnams daygh
Des sondaygs, ich die Wairheit saygh
Wart offentlich vor Nuyssz gesant
Des hogen Kaisers Persevant (Pour suivant d'armes)
Der van synen ho majestayt
Zween brieff dar presentyret hait
Und Unser Liever Brauven port
Die wurden dair untfangen vort
Recht mit obediencin
Ind zemlyger Reverencien,
Van Landgreeff Herman doegentlich
Ind den van Nuyssz dessgelijch
In welchen brieven der Keyser groyt
Offentlich eyn bestant geboit
Zo halden mit stracken verfangh
Bis 'smaendaigs zu sun undergangh.
Up dyntdaygh hernae, hoirt all zoe,
Umbtrint drij uren 'smorgens vroe
Quam der wirdigh payssliсh begayt
As yem bezembd in hogher stait
Vur Unser Lieven Frauven Port.
Sin wyrdicheit gesan asvort
Dair zo sprechen Landgreeff herman
Syn Ritterschaft ind gude man
Ouch van Nuiß den Getruwen rayt
Den man van stunt verkundicht hait
Ind sy synt komen wyllynklich
Dair Landgreeff herrman doegentlich
Mit stayt zusampt den andern trat
Dorch die Kruytmoell buyssen die stat
Zo dem Legat demoedentlich.
Darby waren des Kaisers rijch
Edell greven ind wijsse rait
Ouch waeren dair mit groisser stait
Wijssz reed ind frunde doeg entlich
Van Burgonyen des fursten Rijch
Nu ist froelich ind offenbayr
Eyn ganze vrede verkundicht dayr.
O wat freuwden was in der stat.

Und gingen beide Parteien gen Neuß und ward viel Guts geopfert Sant Quirin von den Walen und von andern Leuten. Und unsere Freunde brachten viel Tonnen Kraut (Pulver) und Anderes heimlich mit. Und zur Stunde ward Neuß offenbar gespeiset und die Burgundischen zogen von Neuß bis auf die Erft. Und die niederländischen Schiffe fuhren auf und ab, wie sie zu thun pflegten. Dieser Friede in vorbesagter Maßen stand bis Viti und Modesti."

„Durant le tems desdites trèves, qui furent de trois jours, traité fut par le légat trouvé au contentement des parties, par lequel la ville de Neuss devoit demeurer ès mains du légat, sans prendre préjudice des droits impériaux, et le différent d'icelle devoit être réservé en l'ordonnance de notre Saint père. Et par ce moyen, après avoir souffert intolérable pestilence de guerre, tenant toujours pied ferme, et résistant à tous assauts, fut dessiégé à son grand lods, honneur et gloire, le plus recommandé de jamais, par le conseil prudent et sage de ceux qui avoient l'administration de sa police. Ils avoient au jour de cet appointement assez de bled pour un an, vin de Rhin, malvoisie et bierre largement; nulle chair n'avoient, sinon de cheval, desquels il en y avoit douze, et encore les quatre étoient empêcher à tourner les moulins; (défaut de) toute douceur de laitages, beurre, frommages, ocup et fruits. Sitôt que quelqu'un étoit navré, il périssoit par faute de médecine. Les rustres prenoient leurs vivres chacun jour à l'hôtel de l'archevêque, et le menu peuple à deux bourgeois de la ville, qui journellement leur faisoient administrer leurs nécessités."

„De 1400 à 1500 hommes de défense, rustres et autres qui étoient en Neuss au jour qu'elle fût assiégée, n'y étoient demeurés que cinq cents au environ; et étoient morts durant le siége, que de gens de guerre, que de bourgeois et autre menu peuple, femmes et enfants, environ trois mille. De ce jour en avant, par cet appointement, se trouvoient ceux de la ville en l'ost du duc, pour achette ce que mieux leur duisoit. Et de fait trouvèrent subtile voie d'amasser poudre de canon, sur espoir de rebeller, comme dessus, mais tout fut radoubé; car pareillement ceux de l'ost entroient en Neuss feignant d'aller en pélerinage à Saint Quirin pour régarder la disposition de la ville, et se donnoient grande merveille que si longtemps s'étoient tenus contre la fière puissance."

Des gudesdaigs ind douresdaigs
Des frijdaigs ind des satersdaigs
Dernae sint nyss des Keysers heir
Ind des hertzongen komen her

Frund ind vyand binnen Nuysse,
Malch gepeychnet mit syme cruysse
Ind der wart eyn groiss geleusse,
Wur sent Quiryn myrklyge heusse
Kwamen mit yrem offer groit.
In Wairheit dye Burgonschen bloit
Mynlich yr beedvart daeden
Wur sent Quiryn will Genaeden
Ind up maenddaegh nae octavas
Sacramenti, hoert mich vortbas
Owam der erwyrdige legait
Binnen Nuyssz ind des Keysers rait
Wur sent Quiryn wart he geleidt
Mit groysser eerwyrdicheit
Ind man sanck dair vroeclichen uyss
Gotz loff te deum laudamus.
So wurden vort die Burger all
Geboit zo komen by den sall
In den Bungart, umb dair zo hant
Zu sweren an Paws ind Keysers hant
Daran sy soulden blyven stayn
Bys des Stiffts zweydracht wer gedayn
Mit raed landtgreeff hermans hant sy
So gehuld ind gesworen fry.

„Item in dem vorbesagten Frieden erstachen die Burgundschen zehn oder zwölf. Da zogen unsere Freunde von dem Stein ab vor Neuß und nahmen dem Herzoge zehn Schiffe mit seiner Artillerie, mit sechs großen Hauptbüchsen, viel Schlangenbüchsen, Hakenbüchsen, Schirmen und viel wunderlicher Geräthschaft und viel anderem Gut, das so hoch geachtet ward, daß es hunderttausend Gulden werth wäre, als man da sagt, und brachten die Schiffe des Freitags nach Cöln. Item darnach des Freitags am Abend hatten die Münsterschen und unsere Freunde von Cöln eine Mengung mit den Picarden, und dies geschah auf des Kaisers Geheiß, indem ein Gebot gegeben war, daß sich Niemand aus der Wagenburg begeben sollte. Und in dem Verbote geschah die Mengung. Und darum wollte der Markgraf von Brandenburg die andern aus der Wagenburg mit lassen, um unsere Freunde zu erretten und zu beschützen, also, daß unsere Freunde und der Münsterschen todt blieben siebenhundert, die sind meist alle ertrunken in dem Rhein." Umständlicher berichtet hiervon Molinet. „Jà-soit-ce que le traité et appointement d'entre l'empereur, les électeurs et princes d'Allemagne d'une part et le duc Charles d'autre, fût honorablement fait et conclu, et juré à tenir ferme et stable, sur peine d'excommunication, et que l'empereur et le duc, ensemble leur ost se devoient partir tout à une heure, toutefois grand parlement se tint pour le département de chacun ost; car chacun d'eux selon sa dignité et vocation ou action, vouloit tenir sa gravité, souverainement le duc Charles, qui étoit fort magnanime. Advint durant ce parlement, que les Allemands outre le Rhin prirent, détinrent et robèrent aucuns bateaux, èsquels le duc, pour complaire à l'empereur, avoit fait charger partie de sa grosse artillerie pour retirer en pays. Pareillement aucuns autres bateaux lui furent pillés et brûlés, qui étoient à terre; pourquoi le duc fort mal content de ces mesus, délibéra non lever ses batailles jusques il avoit restitution et réparation condigne. Pour laquelle faire, le légat employa toutes ses puissances; si n'y profita guères. Le duc, qui toujours étoit sur sa garde, se élongeant, s'arrêta sur une petite motte, de laquelle il voyoit l'ost de l'empereur; et en personne assit son guet de jour, le 26. juin trop près du camp des Allemands, à l'appetise d'aucuns de l'ost, comme ils montrèrent depuis; car ce jour même environ 6 heures ou 7 du vêpre, se partirent aucuns de l'ost de l'empereur et de son camp, en assez bonne puissance, feignants d'aller ébattre; mais de propos délibéré et précogité commencèrent à tirer très-fort de leur artillerie sur ledit guet; même plusieurs gens de cheval s'efforcèrent de charger sus; lequel guet, combien qu'il fut en petit nombre, soutenoit à son possible. Le duc adverti de cette manière de faire, voyant la puissance des Allemands multiplier ce grand effort et approcher fil à fil, tant de cheval comme de pied, proposa de tirer cette part, et envoya ceux de sa garde qui trescoppèrent une rivierette, laquelle, à la première bataille de l'empereur, avoit été passée; et voyant les Allemands se disposer du tout de ruer sur ses Bourguignons, fit tirer après ceux de sa garde les gentilshommes de son hôtel, et partie des compagnées de ses ordonnances; et le surplus d'icelles, avec ses gens de pied, tirèrent en un camp vers la ville de Neuss, afin que les ennemis de ce quartier ne fissent quelque emprise sur eux."

„Le duc voyant grosses escarmouches convertir en petites batailles, lesquelles se enfoncèrent d'un côté et d'autre, passa en sa personne une petite rivière, pour hâter sa venue; duquel ses gens furent surpris d'un si courageux ardement, qu'ils en enclouèrent entre lui et le camp de l'empereur la somme de trois à quatre mille, tant de pied comme de cheval; et furent si rudement poursuivis des Bourguignons, tant par devant que de côté, a cause du Rhin qu'ils avoient endossé, qu'ils demeurèrent morts, tant sur terre que sur eau, environ trois mille. Aucuns montèrent en bateaux pour eux sauver, en telle multitude, qu'ils enfoncèrent et furent noyés; les autres furent chassés jusques à leur camp, au fer de lances et aux pointes d'épées, où plusieurs gentils rustres d'Allemagne furent rompus et défaits; entre lesquels fut recueilli, occis et tué de coup de main le noble comte de Quierburch."

„Cette besogne fut conduite de la part du duc sans quelque artillerie et sans guères de perte, sinon de cinq ou six morts, et autant de blessés, entre lesquels fut le Vicomte de Soissons, le neuveu de monseigneur Chantereine et un archer de corps. Le duc sentant l'obscurité de la nuit approcher, voyant la lune toute levée, et que les Allemands vidèrent hors de leur dotûre, où ils se tenoient très-serrés, fit à son bel aise retirer ses

batailles, lesquelles avoient plus grand vouloir d'assaillir que de dormir. Une heure après, l'empereur, ensemble les princes électeurs, envoyèrent vers le duc obtenir licence de recueillir leur morts, requérants d'envoyer certains députés pour ordonner le séparement des deux puissances et pour traiter de la restitution de son artillerie, ce que le duc accorda libéralement, par tel si que ses engins, què les rustres de guerre lui avoient robés et pillés, lui séroient restitués; et pour les racheter, les princes d'Allemagne se taillèrent, et ce tout par achevé, s'en retournèrent en leur marche."

Noch sind aus dem Extrait d'une ancienne chronique commençant en 1400 et finissant en 1476, imprimée dans les histoires des rois Charles VI. et Charles VII. einige Nachrichten nachzuholen. „Le 3., 4. et 5. mars le duc régala les ambassadeurs de Naples et du connétable de France, le 11. il régala l'ambassadeur de Venise; le 12. l'ambassadeur du duc de Milan arriva vers lui, il le fit régaler, ainsi que les jours suivants, avec les ambassadeurs de Hongrie et de Lorraine. Le 26. mars, jour de pâques, il régala ces ambassadeurs avec le premier chambellan et le prélat officiant, pourquoi y eut quatre plats de crue; le 30. et 31. il régala l'ambassadeur du comte Palatin. Pendant le mois d'avril, le duc de Bourgogne étant au siége de Neuss, régala en différents jours les ambassadeurs de Naples, Milan, Venice, Hongrie, Bretagne, du comte Palatin, de Juliers, Cologne et d'Aragon, et le 29. de ce mois le sire de Rivers, ambassadeur du roi d'Angleterre, arriva vers ce duc, et en fut régalé. Le 1., 2. et 3. may jours de Revoison ou des Rogations, ce duc fit régaler le légat du Saint-Siége, les ambassadeurs d'Angleterre, de Sicile, Aragon, Naples, Milan, Venise, Palatin et autres, et y eut chacun de ces jours huit plats de crue pour les ambassadeurs, qui furent encore régalés plusieurs jours suivants. Le jeudi 1. juin le légat vint revers Mgr. le duc, avec aucuns princes et barons d'Allemagne, qui furent tous régalés, ainsi que les jours suivants, avec les ambassadeurs de Sicile, Aragon, Naples, Milan, Venise, Juliers, Palatin, Cologne et autres. Le 4. et 5. juin et autres jours suivants, quelques princes d'Allemagne et gens de l'empereur vinrent vers le duc, et en furent régalés avec lesdits ambassadeurs. Le mardi 13. juin ce duc après avoir dîné au siége devant Neuss, où il étoit depuis le 30. juillet de l'année précédente, leva et partit à tout son ost, approcha de l'ost de l'empereur, et alla souper et coucher au camp de l'abbaye du Val Notre-Dame qui pleure, près Neuss, ayant auprès de lui les ambassadeurs de Sicile, Aragon, Naples, Milan et Venise, lesquels il fit régaler, et les jours suivants, pourquoi y eut trois plats de crue chaque jour. Le dimanche 18. et jours suivants, étant au même camp, il fit régaler le légat, ces ambassadeurs, le duc de Saxe, marquis de Brandebourg et autres grands princes de l'ost de l'empereur, qui vinrent prendre congé de lui le 26.; le 27. il partit de ce camp après dîner, et alla coucher avec son ost au camp près le château de Hulcherath; il y resta avec les ambassadeurs de Sicile, Aragon, Naples, Milan, Venise, et autres jusques au 30. qu'il en partit après dîner, et alla camper près Linnich. Le samedi 1. juillet il dîna au camp près Linnich et alla camper à Rode-le-Duc (Herzogenrath) ayant ces ambassadeurs avec lui, lesquels il fit régalés de trois plats; le 4. partit de ce camp après dîner," um sich der Maas und den Grenzen von Brabant zuzuwenden.

„Vorher ward beschlossen," sagt die cölnische Chronik, „daß die Stadt Cöln sollte dem Herzoge sein Schiff und Büchsen wiedergeben, indem das in dem Frieden geschehen wäre. Das geschah auch also. Und man gab ihm wieder um Bitten des Kaisers, des Bischofs von Trier und anderer Herren, doch blieb Manches kleben. Item zur Stunde ward eine heimliche Sühne gesprochen, die sehr wenig Leute vernehmen konnten, wie die sein sollte. Aber man sagte, daß des Herzogs Löwen (Geldspenden) hätten sehr geschossen und wären sehr gespreit worden in des Kaisers Heer, er müßte anders Leib und Gut da gelassen haben. Der Kaiser hätte gern wohl gethan, hätten etliche Fürsten ꝛc. wollen folgen. Item der Kaiser und die Fürsten und die Städte sind nach Cöln gezogen und der Markgraf von Brandenburg zog still zu Deutz über den Rhein und machte sich heim, ehe es Jemand wußte. Und die Herren von Cöln zogen ihm nach über den Rhein und schenkten ihm Kleinodien und Anderes mehr. Wie Viele meinten, so war das Geschenk besser, das ihm der Herzog von Burgund geschenkt hatte vor Neuß. Im Ganzen hat der Stadt Cöln die Fehde 8 Tonnen Goldes gekostet. Der Herzog von Burgundien brach auf vor Tage und zog von Neuß mit kleinem Gewinn und Ehren, und hatte davor gelegen ein ganz Jahr minder fünftehalb Wochen, und kräftig Gut verthan, und hatte manchen ewigen Mann davor todt gelassen. Und man sagte, daß er wol 15,000 Mann hinten ließ, sondern die Pferde, die viel waren, so sehr hatte er das Jahr Neuß versucht mit Stürmen und Schießen. Und zog in sein Land, denn der König von Frankreich lag in Picardien und gewann ihm ab Städte und Schlösser und die Schweizer verdarben ihm Hochburgundien. Auf St. Gereons-Abend zog der Kaiser von Cöln wiederum heim und Niemand konnte wissen, wie das gesühnt war, jeder mußte sich hüten vor dem Andern." Vorher

Der glorioessz roemsche Keyser
Unser aller gnedichste her
Von Aachen quam up saterstaygh
Zo Nuyssz an sent Egidien-Daygh
Ind mit synre homajestait
Quam der eerwirdige prelait
Des Styffts Coelne goubernatoir
Landgreeff herman, as dat geboir

Ouch quam an des fursten syten
Mit seer groisser eren rijden
Van Guylgh ind Bergh der fursten rijch
Hertzongh Wylhelm seer ordentlich.
Dair wart der cristen Keiser vrij
Mit eyrwirdiger Processij
Seer froelich zu Nuyssz untfangen
Des die Nuyssser grois Verlangen
Hadden gehadt, man ind frauwen
Yren verloesser dae zo schauwen.
Syn hoegh keyserliche macht
Wart eerlich vur St. Quiryn gebracht
Dair up synen Knyen sas
Bys dair vroelich gesungen was
Gods loff „Te deum laudamus.“
Des sondaygs hernae, syts gewissz,
Bur sent Quiryn nae der homyssz
Die hokeyserlich Majestait
Eilff fromen dair geslagen hait
Wyrdynklich zu der Ritter stait
Geboit durch synen hogen rayt
Den froemen so ritter geslagen
Den Ritter Orden so zo dragen
So sy dat in den belegen
Verdient hebden as steultze degen.

Der Stadt Neuß im Allgemeinen hat Gnaden, Privilegien und eine Wappenverbesserung der Kaiser verliehen und Alles theuer genug erkauft laut der von dem Dichter aufgestellten Rechnung.

Ouch lidden ich dat malch den schaid ind groyssen last
Bloitstortzongh, sorgh, aurt, noit, lyden ind unrast
Der ellendiger verderssoder stat Nuyssz erbarm
Dair in synt vyll rycher froemer luyd wurden arm,
Die vur dem Belegh genoich hatten ind saissen warm.
Seestzein der froemer junckheren uyss hessen stoult,
Ind anderen die dair waeren umb yrren Zoult,
Synt dae in ritterlich doit bleyen, Got sy yn hoult.

Die tapfern Fremdlinge, die ihr Blut zu vergießen nach Neuß gekommen sind, hat Wierstraat nicht für gut gefunden namhaft zu machen, wie er denn überhaupt in der Kunst, eine namenlose Geschichte zu schreiben, den tiefen Denkern des philosophischen Jahrhunderts zum Vorbild gedient haben könnte. Glücklicherweise setzt ein späterer Poet mich in den Stand, in seiner undankbaren Vergeßlichkeit ihn zu ersetzen.

Und weil die Belagerung gewehrt,
Bleiben todt siebenhundert Mann,
Die in der Stadt gestritten han.
Darunter waren der Hessen viel,
Die auch uf satzten in dem Spiel.
Zuvor die edlen Helden gut,
Die man wie folgt nennen thut.
Der edle Thil von Falckenberg,
Henrich von Urf liessen ihre Stärck,
Dietrich von Elben, und Claus Trott,
Auch Georg von Grifft blieben todt,
Dietrich und Friedrich Schenerschloß,
Gevettern, betraf auch das Loos.
Johann Bleiber, der starke Held,
Dazu Adolf von Biedenfeldt,
Von Eschwegen Junckherr Johann,
Ein Spiegel mußt dergleichen dran.
Dazu kommen auch andre mehr,
Das gezehlt worden ohngefehr
Wohl zwölff oder wie etliche meinen,
Sollen auch wohl sechzehn sein
Der edlen Hessen, die man hat
Zu Neuß begraben in der Statt.

Unter den genannten ist von eigenthümlicher Bedeutung für die Fehde und für die Erbitterung, in welcher die hessische Ritterschaft den Kurfürsten Ruprecht bestritt, Johann Bleiber. Es erzählt von ihm der Hessen Dichter:

Zu Cöln der Bischoff Ruprecht
Pfaltzgraf bei Rhein hielt sich unrecht,
Das Land und Stift übel regiert,
Und manchen unbillig verirt,
Beym Edlen sich wohl lud zu Gast,
Morgens früh wollt er kommen fast
Mit ihn ein gute Suppen zehrn,
Wann sie dann ihn aufnahmen gern,
So stieß er sie unfreundlich aus,
Nahm alls ein und behielt ihr Haus.
Ein Marschalk man auch bei ihm fandt,
Herr Götz von Algesheim genannt,
Der war zu dieser Sachen gut
Und schickt sich in seines Herrn Muth.
Ein Edler in Westphalen saß,
Curt von Padtberg genennet was,
Der war sehr groß, stattlich und reich,
Gehalten einem Grafen gleich,
Seine Frau war eine von Westphaln,
Fromm war sie, aber nicht zu mahln,
Und ein Verdacht der Unzucht trug.
Herr Götz bei ihr verschafft mit Fug,
Daß sie seim Herrn dem Bischoff
Verrieth, und selbst thät geben auf
Ihres Junkherrn Schloß aus böser Art,
Und ihr Junkherr gefangen ward,
Ihr Kinder auch gestoßen aus,
Und beraubt ihres Vaters Haus.
Zu Regensburg in der Reichsstatt
Landgraf Ludwig ein Diener hatt,
Der war sehr stark, mutig und groß,
Der Ehrn Abbruch ihn verdroß,
Johann Bleiber hiesse sein Nahm,
Und war von gutem edlem Stamm.
Umbsonst er nicht den Nahmen führt,
Er bleib wie sichs mit Ern gebührt,
Da ein redlich Mann bleiben sollt,
Die That dem Nahmen folgen wollt.
Wann man nun geritten zu Rath
Oder davon geritten hat.
Das Pferd er seim Herrn bracht zur Stätt,
Darauf er dann Bestellung hätt.
Einsmal sich nun hatte gemacht,
Als er den Hengst seinem Herren bracht,
Des Ertzbischofs zu Cöln Marschall,
Herr Götz von Algesheim dasmal
Hielte mit seines Herrn des Bischoffs Pferdt
Uf der Stätt, die Bleiber begehrt.
Bleiber sprach: Reit du bald hindan,
Meins Herrn Pferd gebührt hier zu stahn.
Der Ritter sprach mit stoltzem Muth:
Mein Herr ist Churfürst und so gut
Als dein Herr und auch ich als du.
Bleiber mit Zorn beweget nu,
Sprach: Das leugstu, fromm ist mein Herr,
Und worden nie kein Verräther
Gleich als der dein, und du Böswicht
Verrathen hast und zugericht
Curt von Padtberg sein Ungesell,
Wo dieses weiß manch gut Gesell,
Um das bin ich besser dann du,
Reitstu auch nicht von dannen nu,

So will ich dich wegtreiben wohl,
Der Hals dir davon krachen soll.
Mit Schimpf der Ritter weichen mußt.
Daraus wär worden groß Unlust,
Wo nicht der Fürst befreundt so hoch
So freimüthig gewesen auch,
Der Bischoff aber so verhaßt
Und unwerth ward gehalten fast.

Diese Zänkerei, zu der sich bald der Hessen Niederlage vor Brilon gesellte, ward Veranlassung tödtlicher Feindschaft zwischen Hessen und Pfälzern, die, bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich vererbend, nur allmälig unter dem Einflusse der neuen, durch die Reformation veranlaßten Interessen sich verlor. Es mag uns aber Wierstraat vollends belehren über den Schaden, welchen die Belagerung von Neuß genommen.

Darzu syevenhondert man so Burger ind knecht,
Syeventzien burger van Bun dorch schyessens mecht,
Ouch eylff frauwen persoenen, verstait mich recht,
Got wyll den Selen in Ewicheit Rast gheven
Mit allem hymelsch Her in Freuden zo sweven,
Ind vreed uns armen, die noch in ellend leven!
Syeventzyen toern synt zu Nuysse geschossen ave,
Drijhondert Huyser ind schuyren oder vill mé
Synt dair bynnen affgebrochen, as ich recht verste,
Syevenhondert voeder wijns synt dair bynnen verdayn
Tzientdusent cremen byrs, geleuffts myr sunder waen,
Zwelff dusent malder roggen, wylt mich recht verstayn,
Dunff hundert Vaffz Hoenichs synt zo Lieverongh gegaen,
Vierundzwentzig dusent Gulden hat Nuyssz verzoulbt.
Nyet enhaynt sy gespairt yr sylver noch yr Goult,
Ind staynt noch dair van, geleuffts myr, in groisser schoulbt.
Idt is in der Wairheit cleirlich oeverslagen
Dat sich der Nuysszer Kost, zoult ind schaid sall dragen
Des beleegs halven, as ich die Wairheit sagen,
Aderhalffhundert dusent gulden off darby.
All Christen steed dye hoerent under Gotz tempell
Nempt an der Guder stat van Nuyssz eyn Crempell,
Wye sy ungespart gudz ind aen allen Krempell,
Dorch Gotz hylff ind Marien der maget syn,
Dorch verdyenst des hylligen Marschalcks sent Quirijn,
Ind dorch fromheyt dair bynnen was behalden syn.

Der Entsatz war nicht sobald erfolgt, als Landgraf Hermann mit sammt seinen Hessen die Stadt verließ, welche mit Stolz als ihren Erretter ihn begrüßen mochte.

Auch Landgraf Herrmann und die sein
Nemblich Conrad von Wallenstein,
Neidthardt von Buchnau, Ludwig Diedt,
Appel von Giessen war auch mit,
Darzu Johann und Eckhard Hag,
Die ich hier nicht verschweigen mag,
Geist Hund und Herrn Bielefeldt,
Bei dem ich auch zwei Brüder meldt,
Von Eschwegen, Heintz und Conratt,
Curt Nöding und Herr von Schönstadt,
Thomam, Philipps man auch da fandt,
Brüder von Wildungen genannt,
Hen Wiedtholdt, Herrmann von Manrodt,
Bei dem Haus man auch funden hat
Velten von Dornbach da auch war,
Und Hordtratt von Alhausen zwar,
Von Hunoldshausen auch Herrmann
Hat sich bei diesen finden lan,
Beydt von Adel und tapfer Knecht,
Die sich gehalten wohl und recht.
Neben gemelten dar auch mehr
Zogen aus Neuß mit großer Ehr,
Mit ihnen Landgraf Herrmann,
Der auch bracht Lob und Preis davon.

Den Verlauf der weiteren Kriegsthaten des Herzogs von Burgund und die Geschichte seiner Kämpfe mit der Schweiz bis zu den entscheidenden Schlachten von Granson und Murten siehe in dem Artikel Karl der Kühne, Herzog von Burgund. (*v. Stramberg.*)

Ende des neunundsiebzigsten Theiles der ersten Section.

Zur Nachricht. Die in der streng alphabetischen Reihe sich an Granson anschließenden Artikel folgen unmittelbar nach dem Schlusse derjenigen Artikel, welche Griechenland behandeln. Ueber letztere vergl. die Vorbemerkung zum 80. Bande. Die Redaction.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AE
27
E7
Sect.1
Bd.78-
79

Ersch, Johann Samuel
Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 02 09 02 004 8